Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1890.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Haupt-Inhalt

der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1890.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern der „Wissenschaftlichen Beilage".)

1. Größere Aufsätze.

2. Besprechungen von Büchern, Zeitschriften ꝛc.

3. Nekrologe.

4. Vermischtes.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 1. Donnerstag, den 2. Januar. 1890.

Ueber ältere Bau- und Kunstwerke in den Amtshauptmannschaften Glauchau und Rochlitz.

Die Bezirke sind durch die von Süden nach Norden strömende Zwickauer Mulde verbunden, östlich tritt die Zschopau hinzu. Auch hier schuf die Welle die erste Cultur, die ersten Niederlassungen folgten diesen Flüssen und den auf sie mündenden Thälern. Auch hier sind wie im Vogtlande die Stellen noch erkennbar, wo das Deutschthum in schweren und langen Kämpfen mit den weichenden Slaven rang, bis beide kampflos neben einander wohnten und endlich friedlich sich vereinten. Die wendisch-altenburgische Tracht hat sich westlich und nördlich bis vor die Thore von Waldenburg erhalten. Hier zu Waldenburg erheben sich noch die Reste des Bergfrieds, um welchen sich dann die Baulichkeiten der verschwundenen Veste Waldenburg legten. Dieser mächtige, bemerkenswerther Weise nicht runde, sondern viereckige Thurm, dessen Obertheil leider ohne zwingenden Grund abgetragen wurde, bildet meines Wissens das älteste Zeugniß einer geordneten Bauweise im Lande, die sich römischer Bildung anschließt. Wie am Kyffhäuserthurme, wie am schwarzen Thurme der Pfalz zu Eger sind fugengerecht und kunstreich gewaltige bossirte Quader auf einander gethürmt. Als Material benutzte man den in der Nachbarschaft zu Tage stehenden sogenannten Waldenburger Knollenstein, ein äußerst hartes, sprödes Quarzconglomerat. Hier und in der Veste Glauchau setzte sich das alte Geschlecht der Heeren von Schönburg fest und entwickelte seinen umfassenden Grundbesitz durch kluge Verbindungen mit den Burggrafen von Dohna, Meißen und Leisnig u. A.

Bietet der Waldenburger Bergfried den ersten Blick in die politische Entwickelung der Bezirke, so lassen uns zahlreiche kirchliche Bauten sowie das Auftreten von Klöstern hier deutlicher als anderswo den frühen Beginn der Cultur erkennen. Je mehr man nördlich vordringt, je dichter erscheinen derartige Werke, je mehr gewinnt man das Gefühl, sich einem der Hauptpunkte der vaterländischen Cultur zu nähern. Dieses Gefühl verstärkt der auffällige Umstand, daß sich mehr als in anderen Bezirken hier frühkirchliche, romanische Anlagen in ihrer Ursprünglichkeit erhalten haben.

Diese sämmtlichen Bauten sind vorzüglich mit großen Werkstücken und schmaler Fugung ausgeführt. Mit besonderer Sorgfalt, ein Beweis früher vieljäheiger Uebung, ist der Eckverband als Reinbau behandelt, um so beklagenswerther ist, daß bei fast sämmtlichen Kirchen diese Theile später überputzt wurden. Neben Bruchstein ist seit frühester Zeit zumeist der wegen seiner Härte also Wetterbeständigkeit und wegen seiner rothbraunen Färbung geschätzte Sandstein, fälschlich Porphyr genannt, vom Rochlitzer Berge verwendet. Aus den verschiedenen Brüchen, welche noch jetzt im Betriebe sind, d. h. aus ihren Besitzern und deren Arbeitern gestaltete sich die im Mittelalter sich zu hoher Blüthe entfaltende Rochlitzer Bauhütte, welche auf weithin die Umgegend beherrschte. Einige dieser romanischen Dorfkirchen, wie zu Kaufungen, Rochsburg, Obergräfenhain und die später veränderte zu Göhren, sind in ihren Einzelheiten, wie Hauptgesims, Giebelkreuzen u. s. w., so gleichartig gebildet, daß sie sowol gleichzeitig wie von einem Meister errichtet erscheinen. Von den romanischen Anlagen der Kunigundenkirche zu Rochlitz und der Stadtkirche zu Meerane sind nur ganz geringe Reste erhalten. Wichtige Einzeltheile der gleichen Stilzeit besitzen die Kirchen zu Niedersteinbach und Altpenig in ihren Chortheilen, edel gebildete Pforten die zu Altpenig und Rochsburg.

Den Mittel- und Höhepunkt der genannten Anlagen bildet die Schloßkirche zu Wechselburg, die ehemalige Augustinerklosterkirche zu Zschillen, überhaupt das edelste im Lande erhaltene Bauwerk romanischer Blüthezeit, dessen Formenbildung für andere Bauten maßgebend wurde. Seit Otto I. die Bisthümer Meißen, Merseburg und Zeitz gegründet, entstanden durch rühmlichen Wetteifer der sächsischen Fürsten und des Klerus: das Cluniacenserkloster Bosau, das Benedictinerkloster Pegau, die Klöster zu Chemnitz und Pforta, Zeitz und Altenburg, durch Dedo von Wettin das Augustinerkloster auf dem Petersberge bei Halle. Letzteres wurde die Mutter des Klosters Zschillen, der Stiftung Dedo's des Dicken, Grafen von Groitzsch und Rochlitz, des Sohnes Konrad's des Großen. Dedo's Brüder gründeten die Klöster Altzelle, Closterowe bei Leisnig und Dobrilugk. Hiermit entstanden zugleich die großen Begräbnißstätten der Wettiner, welchen sich später die zu Meißen und Freiberg anschlossen.

Der Wechselburger Bau, eine Pfeilerbasilika, gehört unter die vornehmsten derartiger deutscher Anlagen, er birgt zugleich neben dem Dome zu Feriberg und der Liebfrauenkirche zu Halberstadt großartige Offenbarungen romanischer Bildhauerkunst. Unser Land hat das Glück, in der Goldenen Pforte und dem Triumphkreuze zu Feriberg, in dem Triumphkreuze, der Kanzel und den erhaltenen Theilen des Lettners zu Wechselburg überhaupt die höchsten Werke gedanklichen und künstlerischen Werthes romanischer Kunst in ihrer Gesammtheit geschaffen zu haben. Geheimnißvolle Einzelmeister verbanden hier unter uns unbekannten Bedingungen wieder das Natürliche, Menschliche mit der Würde altchristlicher Kunst. Sämmtliche Werke dienten ursprünglich vereinigt einem Zwecke. Die Kanzel mit den unvergleichlichen Gestalten des segnenden Herrn zwischen Maria und Johannes dem Täufer und den alttestamentlichen Vorbildern seines Wirkens, der Erhöhung der Schlange und der Opferung Isaaks, wie auch den Bildnissen von Kain und Abel bildete ursprünglich einen Theil des großen Lettnerwerkes, welches sich unter dem Triumphbogen über Krypta und Treppen erhob, den Chor vom Schiffe trennend, über ihm erhob sich die Kreuzesgruppe. Ein ähnliches Lettnerwerk enthielt ursprünglich der Dom zu Freiberg. — Die Klostergebäude sind leider völlig verschwunden, wie die Klosteranlagen von Remse und Geringswalde, welche mit Benedictineeinnen besetzt waern. Weder das im Jahre 1144 vom Kaiser Konrad III. gestiftete reichsunmittelbare Kloster zu Remse noch das zu Geringswalde, eine Stiftung der Heeren von Schönburg im Jahre 1233, haben Spuren ihrer Kirchen hinterlassen. Zu Remse aber haben sich in dem vom Volke „Der rothe Stock" bezeichneten Theile eines jetzt gewerblichen Zwecken dienenden Gebäudes und zwar in dessen zweitem Stockwerke zwei romanische Räume mit edel gefügten Quadergewölben erhalten, welche wol der Wohnung der Aebtissin angehört haben mögen. Der Verlust der Gebäude, wie der völlige Umbau zugehöriger Theile macht das Erkennen der ursprünglichen Anlage und Gestaltung unmöglich. Bei dem Betrachten der genannten beiden Räume erinnert man sich unwillkürlich der Reste einer romanischen Kapelle, die im Superintendenturgebäude zu Grimma sich erhalten haben und für Wirthschaftszwecke benutzt werden.

Verschiedene romanische Werke wurden auch hier leider und zwar theilweise noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit zerstört, so die Kirchenpforten zu Langenleuba-Oberhain und Obergräfenhain. Von beiden Pforten sind uns indessen durch den für die Erhaltung alter kirchlicher Werke hochverdienten, verstorbenen Pastor L. G. Vogel d. Ae. wenigstens Zeichnungen erhalten. Das Thürbogen-

feld der letztgenannten Kirche dient jetzt leider als Fußplatte vor dem nördlichen Kircheneingang. Die Säulenschäfte zerschlug man und benutzte sie bei Ausführung der neuen Kirchhofsumfassung, desgleichen eine Platte mit frühromanischem Christuskopfe. Es bedarf sicher nur der Anregung, um beide Platten fernerhin würdig zu bewahren.

Als ein architektonisches Beispiel des Uebergangs des romanischen zum gothischen Stile vermag die im 13. Jahrhundert veränderte Kirche zu Göhren zu dienen. Die edelste Zeit der Gothik ist in den Bezirken nicht vertreten, am nächsten steht ihr der Chor der Stadtkirche zu Waldenburg, so einfach er auch gebildet ist; reichlich hingegen die Spätgothik und zwar durch die Stadtkirchen zu Penig, Burgstädt, Rochlitz und Mittweida, sowie durch die trefflichen Dorfkirchen zu Ziegelheim und Erlau.

Die Stadtkirche zu Penig bietet wol das älteste Beispiel der Hallenkirchen im Lande, der halbkreisartig geschlossene Chor schließt sich dem Schiff ohne architektonische Unterbrechung an wie bei den späteren Hallenkirchen beispielsweise dem Chor der Wolfgangskirche zu Schneeberg. Die Kirche war auf drei Schiffe und Wölbung angelegt, doch unterblieb deren Ausführung. Im 17. Jahrhundert gab man der Kirche eine reichgestaltete kunstvolle Holzfelderdecke mit Gemälden biblischen Inhaltes, welche bei der jetzt beabsichtigten Restaurirung der Kirche bewahrt werden möchte. Es ist unsere Pflicht, so lange wie möglich derartige ihre Zeit schildernde Werke zu bewahren, umsomehr, wenn sie wie in diesem Falle aus Frömmigkeit verehrt sind.

Zu den wichtigsten Bauten im Lande sind die Kirche zu Mittweida und die Kunigundenkirche zu Rochlitz zu zählen. Bei beiden Werken, wie Einzeltheilen der Stadtkirche zu Penig und bei dem Schlosse Rochsburg tritt uns wieder der bedeutendste Meister vaterländischer spätgothischer Bauten, Arnold von Westfalen, entgegen, der Erbauer der Albrechtsburg zu Meißen. Die Inventarisation der einheimischen Werke wird sich mit diesem eigengearteten Künstler auch noch bei anderen Orten der Bezirke, später aber bei Kriebstein, Grimma und Wurzen, in erster Reihe aber bei Besprechung des Schlosses, Domes und der bischöflichen Residenz zu Meißen zu beschäftigen haben. Seine vielfältige gewaltige Thätigkeit im Lande umfaßt, soweit diese bis jetzt nachgewiesen, die verhältnißmäßig kurze Zeit der Jahre von 1471—1481.

Für jetzt kommen Arnold's kühne Chorbauten und deren Wölbungen zu Mittweida und der Kunigundenkirche zu Rochlitz wesentlich in Betracht. Eines seiner fesselndsten Schmuckwerke, die Westpforte der Kirche zu Mittweida mit den Figuren musicirender Engel, wurde bei der neuerdings erfolgten Restaurirung dieser Kirche leider entfernt und hierbei der Zerstörung preisgegeben, obwol Gelegenheit geboten war, dieselbe wieder zu verwenden. Arnold scheint hier eine besondere bildhauerische Kraft zur Seite gestanden zu haben, welche er sich entfalten ließ, obgleich sie seiner strengen Richtung nicht entsprach. Zu ähnlichen Vermuthungen bez. Urtheilen regen die Einzelheiten der Kunigundenkirche zu Rochlitz wie die Treppenpforte des Schlosses Rochsburg an, im Gegensatze zur Durchbildung der Architektur der Meißner Albrechtsburg. Einem tüchtigen Meister gehört die mit reichen Mitteln ausgeführte Kirche zu Ziegelheim an, leider sind auch hier keine Nachrichten erhalten, doch die Steine sprechen.

Die Kirchenbaukunst des 18. Jahrhunderts ist nur in ihren letzten matten Aeußerungen zu Callnberg, Hohnstein und Lichtenstein vertreten. Der Grundriß der Kirche der letztgenannten Stadt in seiner Gestaltung vor der jetzt fast vollendeten Restaurirung ist aber wie der Aufriß sämmtlicher genannter Kirchen bezeichnend für die versiechende Gestaltungskraft jener Zeit. Ein lehrreiches Beispiel für die Stilwandlung während des letzten Jahrzehntes des vorigen Jahrhunderts bietet die auf Kosten des Ministers Grafen Einsiedel von dem Dresdner Architekten Giesel seit 1794—1804 errichtete Kirche zu Wolkenburg. Der hochbegabte Künstler brach hierbei völlig, muthiger als Krubsacius, mit der Ueberlieferung und setzte, Schinkel mit Glück und Geschick voraneilend, an deren Stelle classische Grund- und Hochformen, er schuf so ein möglichst einheitliches, vornehmes Kunstwerk. Das von Oeser begonnene, durch Menzel fortgeführte und von Schnorr von Carolsfeld d. Aelt. vollendete Altargemälde zeigt in sinnreicher Anordnung den Herrn mit den Kindern.

Die zahlreich erhaltenen Werke kirchlicher Ausstattung entstammen zumeist dem Schlusse des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts, wesentlich gilt dies von den Altarwerken; die bezeichneten fallen in die Jahre von 1506 (Meerane) bis 1522 (Schloßkapelle zu Rochsburg). Während jener Zeit muß sonach ein allgemeiner Wohlstand geherrscht haben, vielleicht unter dem Einflusse des erzgebirgischen Silberbergbaues. Besonderen künstlerischen Werth erhält das im Jahre 1520 gefertigte Altarwerk der Rochlitzer Hospitalkirche durch die auf der Rückseite befindliche Malerei einer reichen Monstranz. In edler Schönheit sind die Figuren der Altarreste zu Meerane und Glauchau, Frankenau und St. Egidien gebildet. Auch schöne Kelche sind erhalten, doch gehört keiner derselben der romanischen Kunst an. Den stilistisch wichtigsten Kelch besitzt die Kirche zu Rochsburg, welchen in getriebener Arbeit des 14. Jahrhunderts Darstellungen aus dem Leben des Herrn und die Zeichen der Evangelisten zieren.

Werthvolle theilweise mit Inschriften versehene Kelche aus der Zeit von 1354 bis 1480 besitzen die Kirchen von Waldenburg, Wechselburg (Schloßkapelle), Hohenkirchen, Schlagwitz und Burgstädt.

Auch auf dem Gebiete der Taufsteine tritt uns manches bemerkenswerthe Werk entgegen. Romanische Arbeiten schwerer, schmuckloser Form aber in großen Maaßen ausgeführt sind — jedoch leider jetzt des kirchlichen Dienstes enthoben und außerhalb der Kirchen befindlich — zu Hohenleuba-Langenhain und Lichtenstein erhalten. Ein geschmückter romanischer Taufstein wird in der Begräbnißkapelle der Kirche zu Penig bewahrt. Der wichtigste Taufstein romanischer Kunst, aus der Kirche zu Jerisau stammend, ist jetzt im südlichen Seitenschiff der Wechselburger Schloßkirche aufgestellt, welche sich auch einen schönen spätromanischen Weihwasserstein bewahrt hat. Spätgothische Werke gleicher Gattung besitzen die Kirchen zu Ziegelheim, Erlau und Altpenig. Einen Taufstein von der Hand des tüchtigen Freiberger Bildhauers Gabriel Eckardt vom Jahre 1609, jetzt leider unbenutzt, bewahrt die Kirche zu Penig. Das reichgeschmückte Kunstwerk war von den Frauen der Stadt verehrt worden und mußte ohne jeden zwingenden Grund im Jahre 1837 einem stillosen, gußeisernen Taufständer weichen. Eine ähnlich schöne Arbeit besitzt die Schloßkapelle zu Waldenburg.

Bezüglich der in den Bezirken erhaltenen Glocken zeigt sich die Thätigkeit von Meistern der verschiedensten Orte wie Nürnberg, Zwickau, Freiberg, Dresden, Leipzig, Halle und Weimar. Die Hilliger'sche Gießhütte zu Freiberg ist durch köstliche, theilweise mit dem Hilliger'schen Wappen geschmückte Gußstücke zu Dennheritz, Erlau und Waldenburg vertreten, aber auch das Gebiet früher Glockenkunst erhält an Formen, Bezeichnungen und Schmuck manche Bereicherung, so zu Neukirchen, Oberelsdorf und Waldenburg.

Wichtig sind die in den Bezirken erhaltenen Grabmäler. Die ältesten, einfache Steinplatten des 13. bis 14. Jahrhunderts, tragen das eingegrabene, kreisumgebene Kreuzeszeichen, wie zu Ottendorf bei Pirna. Dergleichen sind in Göhren und Wechselburg erhalten, dienen aber leider jetzt beide unwürdigerweise als Trittplatten vor den Eingängen der Kirchen, hier ist Wandel geboten. Das schönste romanische, das einzige seiner Art im Lande erhaltene Werk birgt die Wechselburger Schloßkirche in der Grabplatte des Grafen Dedo und dessen Gemahlin Mechthildis von Heinsberg mit Beider Gestalten in erhabener vollendetster Steinarbeit. Bemerkenswerth ist die steinerne einfache Platte des im Jahre 1411 verstorbenen Burggrafen Albrecht von Leisnig in der Begräbnißkapelle der Peniger Stadtkirche. Desgleichen ist die im Schloßhofe — dem ehemaligen Klosterfriedhofe — zu Wechselburg befindliche Grabplatte des in voller Figur dargestellten Konrad von Bellersheim, Provinzialen der Deutschritter-Balley Thüringen vom Jahre 1500. Bekanntlich wurde im Jahre 1278 das Klosterstift in ein Deutschritterhaus mit der Bezeichnung St. Marien in Jerusalem umgewandelt. Die jüngste aber technisch wie künstlerisch sehr werthvolle Arbeit enthält die ältere Kirche zu Wolkenburg in dem zu Lauchhammer gefertigten, gußeisernen Grabmale des Grafen Friedrich von Einsiedel. Das schöne, der Schule Gottfried's von Schadow wol angehörende Werk stellt in ganzer, lebensgroßer Gestalt den im Jahre 1793 bei Kaiserslautern gefallenen Jüngling dar, im Waffenkleide eines Lieutenants des kursächsischen Regiments Herzog von Kurland.

Am hervorragendsten aber und für die vaterländische Kunstgeschichte am wichtigsten ist die große, glänzende Gruppe der Grabmäler der Renaissance, welche in diesen Bezirken erhalten sind und zum Theil mit Altarwerken verbunden auftreten. Hier tritt uns in erster Linie die Frömmigkeit und Kunstförderung der Herren von Schönburg zu Glauchau und Waldenburg entgegen, deren Herrschaften zum größten Theil in den beiden Amtshauptmannschaften liegen, hier treten wir wieder den ersten vaterländischen Künstlerfamilien ihrer Zeit nahe.

Im Alter steht das steinerne Altarwerk der Stadtkirche zu Penig voran, welches Wolf von Schönburg im Jahre 1564 „zum

Zeugniß und Bekenntniß seines Glaubens" errichten ließ. Diesem Bekenntniß entspricht das Werk in der Wahl und Anordnung der dargestellten Begebenheiten aus dem Leben des Herrn in vollstem Maaße. Innerhalb einer reichen korinthischen Säulenstellung ein großes figurenreiches Relief der Kreuzigung, seitlich Geburt, Taufe und Himmelfahrt des Herrn, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Gestalten Gottvaters und des Herrn als Weltenrichter. Darüber Isaak's Opferung, die Auferstehung und die Beschwichtigung des Meeres durch den Herrn. Im Mittel der Altarstaffel das heilige Abendmahl, seitlich in zwei Reliessen ist Wolf von Schönburg in Begleitung seiner Gemahlin dargestellt, Wein und Brod vom Herrn selbst empfangend — ein durchaus protestantisch gedachtes Werk. Die majolikartig wirkende Farbengebung ist trefflich in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Der reiche Schmuck durch vaterländische Halbedelsteine wie durch Serpentinstein steht unter dem unmittelbaren Einflusse der eifrigen Bestrebungen des Kurfürsten August auf diesem Gebiete. In kunstgeschichtlicher Beziehung ist die Arbeit zwiefach bedeutsam. Erstens weil sie uns die Weise und Vollendung der vaterländischen Bildhauerkunst vor dem Auftreten des Italiener Rossени klar erkennen läßt, dem man noch jetzt geneigt ist, größeren Einfluß auf letztere einzuräumen, als er thatsächlich geübt hat. Zweitens weil wir hier wol das älteste und bezeichnete Werk Christoph Walther's vor uns haben, eines Gliedes der großen aus Breslau eingewanderten Bildhauerfamilie, welcher ferner Hans und Sebastian W. angehören.

Von demselben Künstler wurde, wie die Bezeichnungen ergeben, das in der Waldenburger Stadtkirche befindliche Waaderinnerungsmal des Hugo von Schönburg im Jahre 1567 geschaffen, welches nach vielen Fährnissen erst in jüngeren Jahren durch das Ehrenpflichtgefühl der fürstlichen Familie seine Aufstellung in der Kirche wieder erhielt. Umgeben von allegorischen Figuren innerhalb reichster korinthischer Säulenarchitektur kniet der Verstorbene in lebendiger Bildnißtreue vor dem Gekreuzigten. Den Unterbau zieren drei Rundreliesse der Geburt des Herrn, der Schöpfung des ersten Menschen und des ersten Opfers nach der Sintfluth. Im Halbrunde des Pfeileraufsatzes die Gestalt Gottvaters von Engeln umgeben. Man ist berechtigt, dasselbe als das großartigste, vollendetste derartige Werk seiner Zeit im Lande zu bezeichnen. Es zeigt den Meister auf der Höhe und dessen verstandene Anwendung aderitalienischer Renaissanceformen und Schmuckweise. Durch die schlagende Aehnlichkeit der Technik, künstlerischen Behandlung und Auffassung mit einer Anzahl von Arbeiten, deren Urheber uns nicht überliefert sind, dürfen wir letztere mit ziemlicher Zuversicht dem Christoph Walther zuschreiben, so die Schloßkapellenpforte zu Dresden vom Jahre 1554—56, welche jetzt neben dem Johanneum Platz gefunden, so das Grabmal des Hans von Dehn-Rotfelser, jetzt zu Leuben aufgestellt, vom Jahre 1561 und das einer Federschmückerin gleicher Zeit auf dem jetzt geschlossenen Annenfriedhof zu Dresden. Demselben Künstler gehört ferner auch die steinerne, wappengeschmückte Grabplatte des im Jahre 1566 verstorbenen Huga von Schönburg an, mit der vollen Figur des Verstorbenen; sie ist jetzt in der Waldenburger Schloßkapelle aufgestellt.

Die zweite graße vaterländische Künstlerfamilie, die der Freiberger Lorenz, hat gleichfalls in den Bezirken bedeutende Werke hinterlassen. Von Andreas Lorenz, welcher beim Schloßbau zu Freiberg thätig war, stammt das auch von Walf von Schönburg im Jahre 1578 der Schloßkapelle zu Rochsburg gestiftete Altarwerk. Wie jenes zu Penig protestantisch gedacht, zeigt es in gleicher Anordnung die Spendung des heiligen Abendmahles in beiderlei Gestalt durch den Herrn selbst an den Stifter. Leider entbehrt das schöne Werk des ursprünglichen Aufsatzes. Dann folgen die Grabmäler in der Schönburgischen Begräbnißkapelle zu Penig. Samuel Lorenz fertigte für hier das Grabmal des Hans Ernst von Schönburg † 1586, Ulrich Lorenz das des Christoph Friedrich von Schönburg † 1607. Diese ergänzt das Grabmal des Wolf van Weißenbach † 1584 nebst zwei Gattinnen in der Kirche zu Thurm, das gemeinschaftliche vorzügliche Werk von Samuel und Ulrich Lorenz. Im gleichen Jahre fertigten diese das erhaltene Grabmal eines Fräulein von Weitmühl für die Dechanteikirche zu Brüx in Böhmen.

Durch die Meisterbezeichnung auch dieser Werke, durch stilistische und weitere Aehnlichkeiten mit anderen der Zeichen entbehrenden Werken vermag nunmehr die Forschung mit ziemlicher Sicherheit diese den Lorenz zuzuweisen; so die großartigen von Schönbergischen Grabmäler in den Kirchen zu Sayda und Gelenau.

Eines der eigenartigsten Grabmäler jener Zeit besitzt ferner die Kirche zu Rochsburg in dem steinernen Freigrab des Wolf van Schönburg und dessen Gemahlin Anna, einer Schenk von Londsberg, mit deren lebensgroßen knieenden Freifiguren auf reich mit erhabener Arbeit geschmücktem Untersatze. Im Entwurf erinnert das wol Andreas Lorenz angehörige Werk an das von Lorenz Hörnung aus Pirna gefertigte Bünaugrabmal in der Kirche zu Lauenstein. Leider befindet sich das herrliche Kunstwerk jetzt im traurigsten Zustande, die Möglichkeit einer völligen Wiederherstellung ist aber nicht ausgeschlossen. Endlich erheischt noch das Altarwerk der älteren Kirche zu Wolkenburg Erwähnung. Die reiche im Jahre 1657 von einem ungenannten Meister gefertigte Arbeit zeigt im Mittel ein Aladasterrelief des Herrn am Oelberge, in der Altarstaffel ein solches des heiligen Adendmahles, selbständig eigenartig vam Künstler aufgefaßt und zwar mit seitlicher Anordnung der Gestalt des Herrn. Zu Seiten die aladasternen Figuren des Adalf Haubold von Einsiedel † 1654 und dessen Gattin Agnes geb. von Schönberg. Die Behandlung erinnert lebhaft an den Schneeberger Bildhauer Joh. Heinrich Böhm d. Ae. und dessen Schulgenossen, den Dresdner Hofbildhauer Melchior Barthel.

Von Burg- und städtischen Bauten sind nur sparsam Werke erhalten, weitaus der größte Theil ist zerstört aber verändert. Von ersteren kommen nur fünf in Betracht und von diesen wiederum bieten Burg Rochlitz und Lichtenstein fast nur noch geschichtliches Interesse. Hingegen enthält Schloß Hinterglauchau noch eine kleine gothische Kapelle mit gutem Gewölbe, sowie Theile eines Saales aus der Schule Arnold's von Westfalen. Bemerkenswerth ist der Erker der Hauptfronte mit kunstreichem Wappenwerke, eine tüchtige Leistung der Frührenaissance, welcher auch zwei Pforten im Schloßhofe angehören. Bei Weitem wichtiger erscheint Schloß Rochsburg, welches sich als einziges Beispiel im Lande seinen Burgcharakter an Zwingern, Mauern, Wehrgängen, an festen Höfen und mächtigem Bergfried unberührt erhalten hat, um den sich die spätgothische Kapelle und Wohngebäude lagern. Die eigentlichen Wohngebäude wurden nach dem Brande mit Benutzung der Reste 1547—48 von den Herren von Schönburg neu errichtet, gleich nachdem diese die Burg von der Familie von Ende erworben hatten. Hierüber berichtet eine kunstreich ausgestattete Tafel in der Schloßkapelle. Einzeltheile, in erster Reihe die oben erwähnte Treppenpforte im Haupthofe, stammen noch aus der Zeit Arnald's von Westfalen, vermuthlich gehören sie ihm seldst an. Bemerkenswerth ist der meisterliche Treppenpfeilerbau vom Jahre 1547, in welchem sich gothische Anlage und Renaissance-Durchführung friedlich vereinigen.

Schloß Walkenburg, wie das Rochsburger kühn und anmuthig zugleich über der Mulde gelegen, erhielt seinen jetzigen baulichen Charakter mit Anordnung eines neuen Zuganges unter dem kunstsinnigen Detlev Carl Grafen Einsiedel im Ausgange des varigen Jahrhunderts; von ihm rühren auch die in englischer, naturalistischer Weise gebildeten Parkanlagen her. Den Hauptschmuck des Schlosses bildet eine selten großartige und zugleich liebliche Saalausstattung des classicirenden Stiles mit kunstreichster Verwendung van figürlichem edlem Schmuck bis auf die Standuhren. Man möchte mit Recht urtheilen, daß hier die gleichen Meister gewaltet haben, wie bei der Ausstattung des Kanz'schen Hauses zu Plauen i/V.

Das Schloß enthält ferner Meistergemälde von Mengs und Graff sowie das entzückend ausgeführte Bildniß des Ministers Grafen Flemming, wol ein Werk des H. Rigaud, ein Gegenstück zu dem Bildniß des Grafen Hoym vom gleichen Meister im Schlosse Lichtenwalde.

Von städtischen Bauwerken der Vergangenheit haben sich die wenigsten durch Brände und andere Bedrängnisse herüber geretter und auch die Forderungen der sich zu madernen Fabrikstädten umwandelnden Orte sind nicht ohne Einfluß geblieben. Wol aber haben sich schöne Einzeltheile erholten, so die Rathhauspforten der Frührenaissance zu Penig und Meerane, so die Friedhofspforte zu Glauchau. Bemerkenswerth sind die stattlichen Bürgerhäuser des vorigen Jahrhunderts zu Penig und das überraschende, jetzt als Rathhaus dienende Kaufherrenhaus zu Burgstädt. Wie man aber sich des schönen Alten auch jetzt noch erfreuen und es erhalten kann, dafür liefert ein nachahmungswerthes Beispiel die sinnige Verwendung der alten Mühlenpforte bei der neuen gewaltigen Vogel'schen Fabrikanlage zu Lunzenau.

Allen, welche auch in diesen Bezirken den Aufgaben der Landes-Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler fördernd entgegen gekommen sind, sei gelegentlich dieser Skizze auch an dieser Stelle aufrichtiger Dank gebracht.

R. Steche.

Bücherbesprechungen.

o. **Probleme aus der christlichen Ethik.** Bearbeitet von **Julius Schiller**, evangelischer Pfarrer zu Nürnberg. Berlin, H. Reuther's Verlagsbuchhandlung. 1888. 116 S. — „In der ländlichen Stille und Einsamkeit sind diese Skizzen auf das Papier geworfen worden, um dem Verfasser persönlich zu einiger Aufklärung über diese tiefen, die Menschheit von altersher bewegenden Fragen zu verhelfen. Sein jetziger Beruf gestattet ihm nicht mehr, die letzte Feile anzulegen, zu streichen, zu ändern und zu bessern. Er ist zufrieden, wenn seine Arbeit die Brüder im Amte dazu animirt, ihrerseits den bekannten Problemen neue Beachtung zu schenken. Vielleicht wird auch der theologischen Jugend, die im Examen zuweilen in Verlegenheit darüber ist, wie sie ethische Themata anzufassen habe, ein kleiner Dienst mit dieser Scheift erwiesen, die, weit entfernt davon, Musteraufsätze bieten zu wollen, jedenfalls für Jedermaun verständlich ist." In diesen Worten der Vorrede charakterisirt Verf. selbst den Ursprung der dargebotenen Aufsätze und den Zweck ihrer Herausgabe. Wir brauchen den angeführten Auslassungen des Verf. nur hinzuzufügen, daß er in seinem Buche vom Standpunkt der christlichen Weltanschauung die Adiaphora und das Erlaubte, die Askese, das Gelübde, das Gewissen, die Collision der Pflichten, die Freiheit des menschlichen Willens behandelt und daß er dabei Klarheit der Darstellung, Gewandtheit in Handhabung der Form sowie Vertrautheit mit der ethischen Literatur zeigt. Da Verf. ebenso anregend wie für jeden Gebildeten verständlich geschrieben hat, so können seine Aufsätze weiteren Kreisen empfohlen werden.

C. H. **Die Lebeusanschaunngen der großen Denker.** Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblemes der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von **Rudolf Eucken**, Professor in Jena. Leipzig, Verlag von Veit u. Co., 1890. — Wir haben es hier mit einem besonderen Ausschnitt oder einer einzelnen Seite der allgemeinen Geschichte deß philosophischen Denkens zu thun. Es soll die Philosophie betrachtet werden, die in unserer Zeit auf das menschliche Leben und seine Auffossung oder Gestaltung Bezug gebadt hat. Wir möchten zweifeln, ob dieser Gedanke ein wirklich glücklicher und mit wahrhafter Strenge und Consequenz durchführbarer sei. Es ist hieraus eine Art von philosophischer Construction der Geschichte überhaupt in dem Fortgang der allgemeinen Charaktere ihrer einzelnen Abschnitte und Perioden geworden. Bei aller Anerkennung des außerordentlich mühevollen Fleißes, sowie der geistvollen und feinsinnigen Behandlungsweise des Verfassers können wir uns doch dem Eindrucke eines in einer bestimmten ängstlichen und vorsichtigen Subjectivität Befangenen und daher künstlich Gemachten in der Art seines Denkens nicht verschließen. Es hätte dieses Alles wol mit einfocheren Worten und mit einer mehr objectiven Freiheit und Sicherheit ausgesprochen werden können, und es gehört dieses Buch wol zu denjenigen Leistungen, deren innere Arbeit und geistige Anstrengung doch zu dem von ihnen erzielten Erfolge nicht ganz in dem richtigen Verhältniß stehen dürfte.

o. **Das Wunder.** Vortrag, gehalten im Evang. Vereinshaus zu Karlsruhe von **G. Hafner**, Hausgeistlicher der Heil- und Pflegeanstalt Illenau. Karlsruhe, Evangel. Schriftenverein für Baden, 1888. 20 S. — Daß die Frage des Wunders nur auf dem Boden der christlichen Weltanschouung zu lösen ist und mit ihr in engstem Zusammenhang steht, das ist der Grundgedanke dieses Vortrags, in welchem Verf. ebenso lebendig als überzeugungsvoll die Wirklichkeit des Wunders in der Geschichte, seine Begreiflichkeit für unsern Verstand und seine Bedeutsamkeit für unsern Glauben behandelt.

—g. **Friedrich Schiller.** Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen, von **Richard Weltrich**, kgl. Professor an der Kriegsakademie und dem Cadettencorps zu München. Zweite Lieferung. Bogen 25—40. Stuttgart 1889. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Als im Jahre 1885 die erste Lieferung (24 Bogen) dieses Werkes erschien, begnügten wir uns mit einer verhältnißmäßig kurzen Anzeige, weil wir lebhaft hofften und wünschten, nach baldigem Erscheinen des ersten Bandes eingehender auf diese neue Erscheinung der Schiller-Literatur zurückkommen zu können. Leider sind fünf Jahre vergangen, ehe die vorliegende zweite Lieferung folgen konnte, und so sind wir denn auch noch heute nicht in der Lage, unseren Lesern eine selbständige Gesammtcharakteristik eines größeren Bruchtheils der Weltrich'schen Schöpfung bieten zu können. Wol aber sind wir veranlaßt, unser anfängliches Urtheil wiederholen und daraus unter Erwägung aller in Frage kommenden Gesichtspunkte einen dringenden Wunsch ableiten zu können. Dieses unser Urtheil lautet: Weltrich's Schiller-Biographie ist ein epochemachendes Werk in der Geschichtschreibung unserer Nationalliteratur überhaupt, es ist Anfang und Vollendung zugleich einer auf der vollen Höhe ihrer Aufgabe stehenden Schiller-Biographie. Wir besitzen unter zahlreichen Biographien doch nur wenige von einer wahrhaft monumentalen Anlage und Durchführung, weil sehr selten sich alle Eigenschaften in einer Person vereinigen, welche zur Erzeugung einer mustergiltigen Biographie nöthig sind. Hier aber ist diese glückliche Mischung vorhanden. Weltrich besitzt eine so einzigartige Verbindung der nöthigen wissenschaftlichen und sittlichen Factoren, um gerade eine Schiller-Biographie zu schreiben, daß dieser Gelehrte die Gestalt und die Werke Schiller's ebenso seinem Volke zu verdeutschen berufen ist, wie Luther die Bibel. Weltrich hat eine der Schiller'schen congeniale Bedeutung als receptiver Dichter und Denker; ihm eignet eine Verschmelzung des Lessing'schen und des Schiller'schen Genius im Dienste einer eminent praktischen und zugleich ideal gerichteten Aesthetik der Poesie. Weltrich entwickelt als Quellenforscher den größten Fleiß und Scharfsinn, er verwerthet die gründlichsten philologischen Kenntnisse im Dienste einer gerechten, scharfen und geistvollen Kritik, er reproducirt eine Dichtung aus deren und des Dichters eigenstem Geiste, er verfügt über eine reiche, aber stets ihrem Gegenstande angemessene Sprache. Hiermit verbindet sich eine große Feinheit der psychologischen Beobachtung, ein weiter Blick, ein reiches Herz, eine lebendige Phantasie, ein ebenso freier wie strenger sittlicher Standpunkt. Wenn trotz alledem die Arbeit einen Mangel in rein äußerlicher Beziehung zeigt, so hat dies seinen Grund nur in der Ueberlastung des Verfassers. Nirgends trifft man auf eine Spur von Flüchtigkeit, wol aber vermißt man eine völlig durchsichtige Gliederung und Gruppirung des Stoffes. Das Werk könnte durch leichte Nachhilfe für die große Menge der Gebildeten noch übersichtlicher gemacht werden, Haupt- und Nebensächliches müßte durch Druck und Vertheilung mehr in die Augen springen. Unsere Kenntniß der gesammten Schiller-Literatur sowie der meisten großen Biographien berechtigt und verpflichtet uns zu dem Wunsche, daß eine so seltene Kraft wie Weltrich geschützt werden möge vor einem frühzeitigen Ermatten. Es erscheint uns als unmöglich, daß dieser Gelehrte gleichzeitig ein volles Amt verwalten und eine der schwierigsten wissenschaftlich-künstlerischen Aufgoben lösen soll, deren Frucht dem ganzen deutschen Volke zu Gute kommt. Wenn in den sechziger Jahren der Rath der Rath der Stodt Leipzig es für Ehrensache hielt, den damals noch an der Thomasschule thätigen Germanisten Rudolf Hildebrand zu beurlauben, damit dieser Gelehrte seine Kraft der Fortsetzung des Grimm'schen Wörterbuches widme, so dürfte die zuständige bayerische Behörde eine ähnliche moralische Verpflichtung gegenüber dem deutschen Volke haben. Wenn das Werk so langsam fortschreiten muß wie bisher, dann steht zu befürchten, doß der Verfasser vor Vollendung desselben stirbt; es ist aber dringend wünschenswerth, daß Weltrich nicht blos an Kraft wächst mit der zunehmenden Schwierigkeit seiner Aufgabe, sondern daß er auch noch lernt, über seinem Werke zu stehen und ihm in späteren Auflagen die letzte Feile der Vollendung zu geben. Die uns vorliegende zweite Lieferung enthält Seite 385—640 des 5. Capitels und endet mit den Graubündner Händeln; sie ist reich an histoeischen und kritisch ästhetischen Originaldbhandlungen, denen wir dankbar nnd gleichgesinnt zustimmen. Darauf einzugehen hindert uns der verfügbare Raum; aber uns stützend auf das genaueste Studium der Weltrich-schen Leistung richten wir an die maßgebenden Persönlichkeiten in Bayern die dringende Bitte, dem hochverdienten Gelehrten für Doppelarbeit auch ein Doppelgleis zu schaffen, auf welchem er abwechselnd fahren kann.

o. **Missions-Lesestücke für Kinder.** Aus dem „kleinen Missionsfreund" (1855—56) von † **J. C. Wallmann**. Leipzig. Buchhandlung des Vereinshauses (H. G. Wallmann). 1889. 114 S. — Wie schon der Titel sagt, bietet der Herausgeber dieser Lesestücke, Pastor Pfau in Zabakuck, Auszüge aus Wallmann's kleinem Missionsfreund, und zwar hat er aus demselben vorwiegend die biblischen Abschnitte mitgetheilt, aber auch solche geschichtliche Stücke, welche, obgleich vor 30 Jahren verfaßt, doch nicht veroltet sind. Herausgeber hofft mit seinem Büchlein ebenso den Kindern einen Dienst zu leisten als allen denen, die da lernen wollen, in der Darbietung von Missionsstoff den rechten kindlichen Ton zu treffen. Und in der That zeugen diese Blätter von dem seltenen Geschick, das der sel. Missionsinspector Wallmann besessen hat, für eine dem kindlichen Verständniß entsprechende Darstellung, und sie können deshalb nicht blos um der Sache willen, der sie dienen, sondern auch um der Form willen, in der sie das thun, empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häwernick in Leipzig.

№ 2. Sonnabend, den 4. Januar. 1890.

Erinnerungen an den Hof der Tuilerien.*)

Madame Carette, eine Enkelin des Admirals Bouvet, sah Napoleon III. und dessen Gemahlin zum ersten Male, als diese im August 1858 die östlichen Provinzen Frankreichs besuchten. Sie gehörte zu den jungen Damen von Brest, welche beauftragt waren, der Kaiserin beim Eintritt in die Präfectur der Marine Blumen zu überreichen. Der Kaiser stand im Zenith seines Ruhmes und Glücks, die Kaiserin in dem vollen Glanz ihrer Schönheit, die sie durch Haltung und Ausdruck so anziehend und herzgewinnend zu machen verstand. Die fast wunderbare Art, auf die Beide nur wenig Monate früher dem sie bedrohenden Orsini'schen Attentate entgangen waren, gab ihrer Erscheinung noch eine gewisse mythische Weihe. Der Eindruck, den sie daher auf das junge Mädchen ausübten, war ein tiefergreifender, ja berauschender. Es selbst war der kaiserlichen Aufmerksamkeit aber auch nicht entgangen. Obschon der Kaiser ihrem Großvater bei dieser Gelegenheit einen Sitz im Senate anbot, hatte dieser seines hohen Alters wegen doch abgelehnt, die kaiserliche Gnade aber dafür auf seinen Sohn zu übertragen gebeten. Erst als dieser am 26. Februar 1864 als Oberst in Cherbourg starb, aber zeigte es sich, welch freundliche Erinnerung die Kaiserin seiner Tochter bewahrt hatte. Durch Dr. Conneau, den Leibarzt des Kaisers, von diesem traurigen Ereigniß in Kenntniß gesetzt, bot sie Demoiselle Bouvet eine Stelle in ihrem engeren Dienste an, indem sie zugleich übernahm, für ihre Zukunft Sorge zu tragen. „Ich verlange nur Eins — hatte die Kaiserin zu ihr beim Antritte ihres neuen Amtes gesagt — daß Sie mir eben so frei und offen, wie nur Ihrer Mutter, Alles mittheilen, was Ihnen unbequem und unangenehm ist. Ich hoffe, daß Sie sich bei mir gefallen werden, und da Sie mir auch schon sehr gefallen, wird gewiß Alles gut gehen." In der That ging es so gut, daß, als bald darauf die Gräfin Lezay-Marnésia von ihrem Amt als Palastdame zurücktrat, die Kaiserin im Hinblick auf sie diese Stelle nicht wieder besetzte, indem sie vorgab, sie bereits anderweit versprochen zu haben. Schon nach ihrer Verheirathung im April 1866 wurde sie durch die Ernennung dazu überrascht und ausgezeichnet.

Madame Carette war nach alledem sehr wohl befähigt, aus dem Verkehre und Leben am kaiserlich französischen Hofe vertrauliche Mittheilungen machen zu können, nur daß diese Mittheilungen sich blos auf die Zeit von 1864 bis zum Sturze des Kaiserreichs erstrecken und, bei der schweigsamen Verschlossenheit des Kaisers und der berechneten Selbstbeherrschung der Kaiserin, auch dann noch kaum auf die geheime Politik des Kaisers beziehen können.

Auch werden in ihrer abspringenden Darstellung die politischen Ereignisse theils nur flüchtig berührt oder ganz übergangen. Nur die mexicanischen Angelegenheiten machen hiervon eine Ausnahme. Da jedoch eine sich auf die geheimnißvolle und zweideutige Figur eines Hrn. Reignier und dessen angebliche oder auch wirkliche Mission an den in Metz eingeschlossenen Marschall Bazaine beziehende Stelle noch weitere Mittheilungen über diese Angelegenheit verheißt, die aber in dem vorliegenden Bande noch fehlen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß ein späterer Theil der Souvenirs intimes auf die politischen Ereignisse doch noch näher eingehen wird.

Die Gemahlin des österreichischen Gesandten am kaiserlichen Hofe, Fürstin Metternich, hatte eines Tages ihrer Bewunderung für die Kaiserin und ihrer Anhänglichkeit an dieselbe mit den Worten Ausdruck gegeben: „Ich möchte ihre Prinzessin von Lamballe sein!" Worauf Madame Carette erwiderte, daß mehr als eine Französin Anspruch auf diese Ehre erheben würde. Eine von solcher schwärmerischen Verehrung und Hingebung für ihren Gegenstand erfüllte Person konnte unmöglich ein Buch veröffentlichen, das die Schattenseiten desselben mit zur Darstellung brachte. Man wird von ihr vielmehr ein einseitig enthusiastisches und geschmeicheltes Bild davon zu erwarten haben. Madame Carette gleicht hierbei der von ihr belächelten langjährigen Vorleserin der Kaiserin, der Gräfin Pons de Wagner, die trotz ihrer 70 Jahre noch immer das junge Mädchen spielte, nach der letzten Mode gekleidet war, sogar einmal in dem griechischen Kopfputz erschien, in dem die gefeierte Hortense Schneider als „schöne Helena" den Parisern den Kopf verrückte, ein andermal eine Photographie producirte, auf der sie als Frau von 30 Jahren, aber erkennbar ähnlich dargestellt war. „Ich habe — erklärte sie damals — meinen Freunden eine angenehme Erinnerung zurücklassen wollen und dem Photographen deshalb empfohlen, Alles stehen zu lassen, was dazu nöthig, Alles wegzulassen, was nicht dazu tauglich ist. Ich halte darauf, ein hübsches Bild zu erhalten." Das Bild, das Madame Carette von dem kaiserlich französischen Hofe, insbesondere von der Kaiserin Eugenie entworfen, hat sich treu an diese Vorschrift gehalten.

Zu einer Zeit, wie die heutige, in der man sich darin gefällt, die Person und das Andenken des dritten Napoleon nur mit Geringschätzung und Verächtlichkeit zu behandeln, ist es immerhin sehr lehrreich, auch einmal eine so geschmeichelte, ja überschwängliche Darstellung in Betracht zu ziehen, um daraus, wennschon gewiß nicht die volle Wahrheit, so doch die Kehrseite der Medaille kennen zu lernen. Denn es heißt die eigne Vergangenheit geringachten, wenn man einen Mann so völlig herabwürdigt, der lange, wenn auch nicht der gefeierte und geehrte, so doch der gefürchtete Lenker der Geschicke Europas gewesen ist, von dessen Stirnrunzeln die Börsen aller Länder erschüttert wurden, der die Losungsworte der Zeit in die Welt warf und hierdurch Bewegungen hervorrief, unter deren Schwingungen wir heute noch stehen. Napoleon III. war, was er selbst einmal mit herrischem Trotze erklärte, ein Abenteurer, aber mit ungewöhnlichen Eigenschaften begabt. Er verfolgte seine Zwecke mit der rücksichtslosesten Energie, ohne Scheu selbst vor verwerflichen Mitteln, aber er hatte doch Zwecke und entwickelte dabei eine rastlose Arbeitskraft. Seine Zwecke waren möglicherweise ganz egoistisch, aber er wußte sie doch mit Zwecken allgemeiner Bestrebungen und Bedürfnisse in Einklang zu bringen. Die Mittel, die er dabei anwendete, waren oft nicht blos verwerflich, sondern auch gefährlich, aber es ist doch anzunehmen, daß er selbst von ihrer praktischen Nützlichkeit überzeugt war, wie viel sie neben dem Guten auch Unheilvolles in die Welt brachten.

Nach Madame Carette freilich soll „eine unendliche Güte, diese Tugend erhabener Seelen", der Grundzug seines Charakters gewesen sein. Er habe sein ganzes Leben dem Studium der modernen gesellschaftlichen Probleme gewidmet. Mit Leidenschaft habe er das französische Volk wie ein Vater seine Kinder geliebt und aus all dessen Wunden geblutet. Weil er zu denen gehört, welche glauben, daß die großen Verbrechen großen Leiden entspringen, habe er das Elend als ein gefräßiges Ungeheuer betrachtet, das mit allen möglichen Mitteln zu bekämpfen sei. Er habe sich der Ausführung menschenfreundlicher Werke und Ideen gewidmet und alle seine Absichten

*) Souvenirs intimes de la cour des Tuileries par Madame Carette, née Bouvet. Paris, Paul Ollendorff. 1889.

feien von dem großen Gedanken ausgegangen, daß die Vorsehung oft einen Einzelnen zum Werkzeug des Heiles Aller erwähle.

Madame Carette zählt auf, was seine Regierung aus Frankreich gemacht. Durch sie sei eine neue Kunst ins Leben gerufen worden, welche die französische Hauptstadt völlig umgewandelt, alle Städte Frankreichs mit ihren Gebäuden, Palästen, Hospitälern erfüllt, Eisenbahnen, Häfen und Docks hervorgerufen habe. Handel und Industrie hätten durch ihn einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen. Frankreich sei der große Geldmarkt der Welt geworden, von dem aus das französische Capital sich nach allen Erdgegenden ergossen habe, um Zeugniß von dem Nationalwohlstande Frankreichs abzulegen. Sie schildert den Kaiser als zärtlich liebenden Gatten, als wohlwollenden fürsorgenden Herrn und Gebieter. Mit Recht hebt sie seine Dankbarkeit für geleistete Dienste hervor. Besonders habe er diejenigen nie vergessen, die ihm bei seiner Gefangenschaft nützlich gewesen seien. Selbst wer bei dieser Gelegenheit ihm nur einigen Antheil gezeigt, habe sich später seines dauernden Wohlwollens zu erfreuen gehabt. Es ist bekannt, daß der seine Gefangenschaft theilende Dr. Conneau bis zuletzt seine Freundschaft, sein Vertrauen genoß. Nicht minder dankbar bewies er sich gegen Hrn. Thélin, dem er vorzugsweise seine Rettung verdankte. Der Officier der Gendarmerie, der ihn nach Ham überführte und ihm bei dieser Gelegenheit einige Aufmerksamkeiten erzeigt hatte, wurde von ihm zum Gouverneur des Palais d'Elysée, der Gouverneur von Ham zum Gouverneur von St. Cloud ernannt, da, wie er ihm sagte, er ihn hier sicher nicht weniger gut bewahren werde, als dort. Zu der Gemahlin desselben, die sich über seine Flucht als eine schreiende Undankbarkeit beklagt hatte, weil sie ihm immer so gute Bouillon geschickt habe, wendete er sich darauf mit den Worten: „Ich hoffe, Madame, daß Sie nun Ihre Bouillon nicht mehr bereuen." Nur von dem Maurer, der, um seine Flucht zu begünstigen, ihm seine Kleider geliehen hatte, weiß Madame Carette nichts Aehnliches zu berichten. Und doch wurde der Kaiser oft an diesen Mann erinnert, dessen Name „Badinguet" sein Spitzname geworden war, obschon nur Wenige wußten, welche Bewandtniß es mit demselben hatte. „Man beleidigt mich nicht mit diesem Namen — sagte der Kaiser wol lächelnd — es ist zwar kein fürstlicher Name, aber der Name eines braven Mannes, der mir einen großen Dienst erwiesen hat." — Die Flatterhaftigkeit ist der einzige Fehler, dessen Madame Carette den Kaiser beschuldigt, und auch die mexicanische Unternehmung beklagt sie, wenn sie sie auch zu bemänteln und das Gehässige davon einzig Bazaine zur Last zu legen sucht. Sie gesteht aber wenigstens zu, daß der mexicanische Krieg für das Kaiserreich ein Unglück und vielleicht der Anfang des Endes war. „In Frankreich — bemerkt sie dabei — will man sein Unrecht nie eingestehen und wenn die militärische Ehre im Spiel, scheint man mehr Ehre in einer Niederlage, als in dem offenen und ehrlichen Geständniß zu finden, daß man sich irren konnte."

Mehr noch als dem Kaiser und seiner Rechtfertigung ist das Buch Madame Carette's der Kaiserin und ihrer Verherrlichung gewidmet. Folgendes Bild entwirft sie von ihr nach dem Eindruck, den sie das erste Mal von ihrer Erscheinung empfangen. „Die Kaiserin trug ein Kleid von blaßblauem Tüll mit dünnen Silberfäden durchwirkt. Ihr unvergleichlicher Nacken, ihre blendenden Schultern traten aus ihrer Robe wie aus einer Wolke in den feinsten Linien hervor. Mit einer einzigen Bewegung voll Adel und Grazie grüßte sie rings im Kreis und schien mit einem einzigen langen Blick ihrer blauen, leuchtenden Augen die ganze versammelte Menge zu umfassen und in sich aufzunehmen. Diese Art zu grüßen, die ich nur an der Kaiserin gesehen habe, war von unwiderstehlichem Reiz. Sie war achtunggebietend und fast bescheiden zugleich. Voll Verlangen nach den einer Herrscherin schuldigen Ehren, bestach sie durch ihre unvergleichliche, echt weibliche Anmuth. Sie trug ihr goldenes Haar an den Schläfen emporgerafft und auf dem Kopfe durch ein Diadem festgehalten, das die Form einer breiten diamantenen Grecquekante hatte. Ihr feines Gesicht vereinigte mit dem Glanze der Hoheit einen so jugendlichen und reinen Ausdruck, wie das eines ganz jungen Mädchens, und in der Anordnung ihres Schmuckes zeigte sie eine Einfachheit des Geschmackes, daß die Pracht der ihren Hals und ihre Brust bedeckenden Edelsteine, von denen eine Frau mittlerer Schönheit erdrückt worden wäre, als etwas ganz Natürliches erschien. Sie war von einer über das Mittelmaß gehenden Größe, eher groß. Ihre Züge waren regelmäßig und die Linie ihres Profils zeigte die Vollkommenheit einer antiken Denkmünze mit etwas Unsagbarem darin, einem Reiz, der fast fremd berührte, so daß sie sich auch mit Niemand vergleichen ließ. Ihre hohe, gerade Stirn bog sich gegen die Schläfen hin etwas zurück. Ihre langen, feingeschnittenen Brauen neigten sich etwas herab. Die oft gesenkten Wimpern entsprachen der Linie derselben und verschleierten die ziemlich nah aneinander gerückten Augen, was ihrem Gesicht einen besonderen Ausdruck gab: zwei schönen beschatteten Augen von einem tiefen, lebhaften Blau, voller Seele, Zartheit und Energie. Diese Augen allein schon würden ein Gesicht unvergeßlich machen. Die Nase, schmal an der Wurzel, vom vollkommensten Ebenmaß bis herab zu den feingeschnittenen Nasenlöchern, legte Zeugniß für ihre aristokratische Abstammung ab. Der kleine Mund von den anmuthigsten Umrissen wurde von einem unwiderstehlichen Lächeln belebt. Die Zähne waren vom reinsten Glanz, das Kinn zart gerundet, das längliche Oval des Gesichtes nach unten an den Wangen etwas gewölbt. Die reine Haut, von durchsichtiger Weiße, ließ die Verzweigung der Adern durchscheinen, was an das blaue Blut des altspanischen Adels erinnerte. Ihr schlanker zarter Hals verband Kopf und Körper in den zartesten, vollkommensten Linien. Achseln, Büste und Arme wetteiferten mit den schönsten Werken der Griechen. Die Taille war schmal und gerundet, die Hände zart, der Fuß so klein, wie der Fuß eines zwölfjährigen Kindes (daher ihre Schuhe auch nur an Kinder verschenkt wurden). Ihre Haltung zeigte Adel und Anmuth, eine angeborene Würde verbunden mit großer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit der Bewegung und was mehr als dies Alles, die vollkommenste Harmonie zwischen der leiblichen und geistigen Persönlichkeit. Dies war wie ich glaube das Geheimniß des unvergleichbaren Zaubers, welchen sie ausübte."

Man habe, wie Madame Carette weiterhin sagt, die Kaiserin sehr oft gemalt, ohne sie doch je wahrhaft zu treffen. Es sei in ihrem Gesicht etwas gewesen, was nicht festzuhalten war, weil die flüchtige Beweglichkeit des Ausdruckes es der Wiedergabe entzogen habe. Nach ihr gab es Niemand, den man lieber sprechen hörte. Ihre Unterhaltung war von der anmuthigsten Heiterkeit und Lebhaftigkeit, voll der trefflichsten Lebensbeobachtung und einer natürlichen Begeisterung. Sie besaß im hohen Grade die Gabe eines glücklichen Gedächtnisses, von welchem sie die trefflichste Anwendung zu machen verstand. Sie wußte Menschen und Dingen rasch ihre eigenthümliche Seite abzugewinnen. Sie haßte nichts so sehr als Affectation, scheute das tiefere Eingehen auf den Gegenstand nicht und die Lebhaftigkeit ihrer überraschenden Einwürfe gab dem, was sie sagte, noch einen besonderen Reiz.

Mit einem Wort, nach Madame Carette, besaß die Kaiserin alle erdenklichen Vorzüge ohne den Schatten eines einzigen Fehlers. Die ihr zur Last gelegte Neigung zur Pracht und zum Putz stellt sie entschieden in Abrede. Die Kaiserin habe darin nicht mehr gethan, als ihr die Pflicht ihrer Stellung auferlegt habe. Im Grunde sei sie eher einfach gewesen und habe jene Pflicht nicht selten als Last empfunden. — In einem bestimmten Umfange mag dies auch wahr sein. Napoleon III., welcher das Loos der arbeitenden Classen dadurch verbessern und die sociale Frage, wenn nicht zu lösen, so doch deren Lösung hinausschieben zu können glaubte, daß er den Luxus ins Ungemessene steigerte und den Unternehmungsgeist und die Speculation entfesselte, mochte wol auch von ihr die Förderung dieser Zwecke fordern. Es ist aber nicht zu verkennen, daß sie ihm hierin bereitwilligst entgegenkam und gleich ihm die Gefahren ganz übersah oder doch gering schätzte, die hierdurch den Sitten drohten. Erst jetzt gewann die Halbwelt jene Bedeutung, die sie seitdem im gesellschaftlichen Pariser Leben behauptet hat. Ein Geschmack, eine Kunst trat ins Leben, deren frivoler Geist Phantasie und Gemüth vergiftete. Ueber den Vorwurf, den man der Kaiserin gemacht, diesem Geschmack auch selber gehuldigt, diesen Geist, diese Kunst begünstigt und an den Hof gezogen zu haben, geht Madame Carette wolweislich hinweg. Nach ihr waren die Unterhaltungen des Hofes die unschuldigsten von der Welt oder entsprachen doch immer der Würde desselben. Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, die der Kaiserin gewiß nicht abgesprochen werden sollen, hätten überdies einen großen Theil ihrer Zeit ausgefüllt. Daneben sei es ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen, ihre Briefe und Papiere, sowie diejenigen des Kaisers zu sammeln und zu ordnen, auf welche dieser keinen besonderen Werth legte und deren es eine so große Menge gab, daß es eine Arbeit ohne Ende gewesen sei. — „Die Kaiserin — heißt es darüber bei Madame Carette — besitzt darunter gar seltsame Documente. Sie enthalten gewissermaßen die Geschichte der Zeit. Briefe von Herrschern, Diplomaten, Staatsmännern, Generalen, Schriftstellern, Gelehrten. Mehr als einer von denen, die sich heute ihrer Unabhängigkeit vom Kaiserreich rühmen, würden sehr in Verlegenheit gesetzt werden, wenn man ihnen gewisse ihrer Schriften vor Augen hielte, welche

von Dankbarkeit für geleistete Dienste, für bewilligte Gunstbezeigungen und Wohlthaten überströmen, die ihrem Gedächtniß entschwunden zu sein scheinen. Es würde dem Kaiser leicht gewesen sein, durch ihre Veröffentlichung die verleumderischen Anklagen, die man gegen ihn erhoben, und die heftigsten seiner Angreifer zu vernichten. Er dachte an so etwas nicht. Es war die Verachtung einer großen Seele gegen Alles, was niedrig und feig ist. Sein Gedächtniß ist hierdurch geadelt."

Das Leben der Kaiserin ist wirklich durch viele Züge echter Wohlthätigkeit ausgezeichnet. Als ihr bei ihrer Vermählung die Stadt Paris einen kostbaren Brillantenschmuck zum Geschenk machen wollte, bat sie, die dazu bestimmte Summe von 600 000 Francs zur Gründung einer Anstalt, der späteren Maison Eugène Napoléon, zu verwenden, in welcher jährlich 300 elternlose Mädchen ihre Erziehung empfingen. Doch genügte es ihr keineswegs, öffentlich große Summen zu wohlthätigen Zwecken zu verleihen; sie nahm auch selbst an der Verwirklichung der letzteren den thätigsten Antheil. Sie suchte auch im Geheimen, zum Theil mit Gefahr ihres Lebens, die Stätten der Noth und des Elends auf.

Dagegen verschweigt Madame Carette ihre zum Theil verhängnißvollen Einmischungen in die Politik ihres Gemahls, der, bereits damals an seinem Glücksstern zweifelnd, hauptsächlich durch sie und unter dem Einfluß der Jesuiten zu dem für ihn und sein Haus so unheilvoll werdenden Krieg mit Deutschland getrieben wurde. Den Aberglauben der Kaiserin beschränkt Madame Carette auf gewisse Anzeichen und Vorbedeutungen. Aus diesem Grunde galt ihr z. B. das erste Geschenk des Kaisers als eine Art Talisman. Dieser Aberglaube hielt sie aber nicht ab, bei ihrer Trauung einen Schmuck von Perlen zu tragen. Sie hatte den Kaiser zum ersten Male im Jahre 1840 gesehen, wie er nach dem Straßburger Putsch als Gefangener in die Pariser Präfectur gebracht wurde. Die mit ihrer Mutter der Gräfin Montijo in Paris lebende 14jährige Comtesse von Teba befand sich gerade hier zu Besuch. Erst im Jahre 1852, in dem sie wie fast alljährlich wieder mit ihrer Mutter in Paris war, lernte Napoleon als Präsident der Republik sie auf einem Balle des Elysée kennen. Das Verhältniß wurde bald ein vertrautes. Madame Carette übergeht jedoch, daß Napoleon gerade damals vergeblich wegen einer Heirath an den Höfen Europas unterhandeln ließ. Sie stellt die Leidenschaft des künftigen Kaisers, der damals schon den Staatsstreich im Sinne trug, als eine durchaus edle und schwärmerische dar. „Wir sind am Vorabend großer Ereignisse — habe er ihr gesagt — ich will Sie nicht mit in die Wagnisse reißen, die ich zu bestehen habe. Kehren Sie nach Spanien zurück. Sobald mein Schicksal entschieden, vereinigen wir uns wieder. Das Glück wird mir lächeln, weil es mich Ihnen zuführen soll." „Was auch geschieht — sei die Antwort der Gräfin gewesen — ich werde in jedem Fall Ihre Gemahlin. Wenn die Begebenheiten sich gegen Sie erklären, so kommen Sie zu mir in mein Vaterland. Wir werden dort eine unabhängige Lage haben und vielleicht glücklicher sein, als auf einem Throne."

Nach Madame Carette wäre die Kaiserin gleich nach der Thronbesteigung, im Hinblick auf das tragische Schicksal, welchem seit einem Jahrhundert fast alle Herrscherinnen Frankreichs verfallen seien, von einem dunklen Vorgefühle ihres einstigen gewaltsamen Sturzes ergriffen worden. Sie erklärt daraus den geheimnißvollen Zug, welcher die Kaiserin zu einem wahren Cultus der unglücklichen Marie Antoinette getrieben habe. Trianon war einer ihrer ersten Besuche als Kaiserin. Sie ließ sich hier das Leben der königlichen Märtyrerin zur Zeit ihres Glückes und Glanzes erzählen. Auf ihren Befehl legte man in Trianon eine Sammlung von Andenken an sie an, was unter Anderem zur Folge hatte, daß man der Kaiserin von Wien ein Miniaturbild schickte, welches Marie Antoinette als Braut des französischen Dauphins darstellt, wie sie, eine graziöse Gestalt, mit erhobener Hand auf ein ganz schmales rothes Band zeigt, das ihren Hals schmückte und einem Streifen Blut so ähnlich sah, um eine prophetische Anspielung auf ihr späteres schreckliches Schicksal darin erkennen zu lassen. Man weiß, daß es nicht die einzige Vorbedeutung war, von welcher die Geschichte ihres Lebens erzählt. Man liest in den Memoiren der Madame Campan, daß das Horoskop, welches man Marie Antoinette bei ihrer Geburt stellte, gleichfalls Unheilvolles verkündete, und eben so unglückverheißend war nach Goethe's Bericht eines der Bilder, welche die junge Königin bei ihrem Eintritt in Frankreich im Hauptsaale des zu ihrem Empfange hergestellten Gebäudes begrüßten. — Bei einem der letzten Costümbälle, die dem Sturze des zweiten Kaiserreichs vorausgingen, erschien die Kaiserin in dem Costüm, welches Marie Antoinette auf einem der Bildnisse von Madame Lebrun trägt — einem reichen Gewand von rothem Sammet mit Pelz verbrämt, auf dem Kopf einen hohen Aufsatz von Federn.

Was dem Buch der Madame Carette seinen besonderen Werth verleiht, ist die genaue Schilderung dessen, was der Franzose heute le milieu der Kaiserin nennen würde, ihres Hofstaats, ihres Hauswesens, ihres Umgangs, ihrer Lebensgewohnheiten, obschon auch hier die einzelne Charakterschilderung immer mit Vorsicht aufzunehmen sein wird. Mit photographischer Treue sehen wir die Zimmer der Kaiserin in den Tuilerien mit ihren geschmackvoll glänzenden Einrichtungen, die Empfangs-, die Audienz- und die Fest- und Prunksäle aus ihrer Zertrümmerung durch die Commune wieder erstehen. Wir sehen die Kaiserin hier mit der Ordnung ihrer Papiere, dort mit ihrer Toilette oder mit dem kaiserlichen Prinzen oder mit Schreiben, sie schrieb gewöhnlich auf ihren Knien, beschäftigt. Wir wohnen ihren gewöhnlichen Mahlzeiten und den großen Diners bei, den kleinen Bällen, die sie in ihren eigenen Räumen, und den großen Bällen, welche der Kaiser gab, zu denen an 5000 Personen geladen wurden und die ganz Paris in Bewegung setzten. Wir werden mit der Etikette, dem Ceremoniale vertraut, die sowol hierbei, als bei den Vorstellungen stattfanden, die gewöhnlich den großen Bällen vorausgingen. Wir lernen die Herren und Damen ihres höheren, engeren und niederen Dienstes kennen, von der Obersthofmeisterin Prinzessin Eßlingen an bis herab zu Piason, dem Kutscher der Damen, und dem Neger der Kaiserin. Wir finden eine Menge Gestalten aus der Umgebung, dem Umgang der Kaiserin in bald mehr, bald weniger lebendiger Schilderung, vor Allem die geistreiche, elegante Fürstin Metternich, die Königin Sophie von Holland, den Prinzen Jerome, den Prinzen von Oranien, die Prinzessin Anna Murat, den Herzog von Bassano, den Marschall Vaillant und wie viele Andere. Es ist dieser Theil ihres Buchs, welcher auch noch für den späteren unparteiischen Geschichtschreiber dieses Hofs und dieser Epoche werthvoll sein wird.

Robert Prölß.

Bücherbesprechungen.

☐ **Was thun wir gegen die glaubenslose Socialdemokratie?** Vortrag von Fr. Naumann, Pastor in Langenberg. Leipzig, Verlag von G. Böhme Nachfolger. — Dieser herzandringende und gewissenschärfende Vortrag, den der bekannte Verf. bei der Generalversammlung des schlesischen Provinzialvereins für innere Mission gehalten hat, verdient die weiteste Verbreitung. Mit einem tiefen Blicke in das Wesen der Socialdemokratie, die mit wahrer Unbefangenheit und Objectivität gewürdigt wird, in ihr relatives Recht und in ihre schweren Irrthümer, und mit offenem Verständniß für die Aufgaben, die sie der Kirche stellt, vereinigt der Verf. ein warmes Herz für das Volk und seine Bedürfnisse und eine Sprache feuriger Beredtsamkeit.

K—d. **Grundriß des Prozeß- und Zwangsvollstreckungsverfahrens** nach der deutschen Civilprozeßordnung mit Beispielen von Willenbücher, Landgerichtsdirector. Berlin, H. W. Müller 1889 (549 S., Pr. 10 ℳ cart.) — Der Verf. will das Civilprozeßverfahren, wie es in der Praxis gestaltet, übersichtlich darstellen und ein Hilfsmittel für die sichere Handhabung des Verfahrens bieten, und zwar zunächst für die Juristen, welche noch im Vorbereitungsdienste stehen. Letzterer Zweck hat den Verf. veranlaßt, die Thätigkeit des Richters als Mittelpunkt der Darstellung zu nehmen, wenn auch die Thätigkeit der Partei und des Anwalts Beachtung findet. Die beiden genannten Verfahren, abgesehen vom Aufgebots-, Entmündigungs- und Kostenfestsetzungsverfahren, werden von einander getrennt vorgetragen und zwar derart, daß jeder Darstellung des Verfahrens an sich eine größere Anzahl von Beispielen folgt, welche die Ausführungen in besonderen Fällen veranschaulichen sollen. Für jeden wesentlichen Abschnitt des Prozeßverfahrens wird angegeben, was Richter und Parteien zu thun haben, sowie was die Folgen von Handlungen und Unterlassungen sind. Dies ist von besonderem Werthe und macht das Werk auch für die nichtpreußischen Theile des Deutschen Reichs brauchbar. Unter Anderem sind das Mahnverfahren, ferner die Abfassung des Thatbestands, sowie Referat und Votum ausführlicher behandelt. Letztere beide sind zwar von der Civilprozeßordnung nicht vorgeschrieben, kommen jedoch bei einzelnen Gerichten innerhalb eines Richtercollegiums oder auch da vor, wo im Vorbereitungsdienste stehende Juristen als Prüfungsarbeit nach gegebenen Acten ein Erkenntniß

abfassen sollen (so besonders in Preußen). Die hier gegebenen Winke erscheinen aber auch beachtenswerth für andere Fälle des Vortrags. Das Werk giebt sodann die Darstellung des Verfahrens lediglich bei Zwangsvollstreckung in bewegliches Vermögen wie bei Arresten und einstweiligen Verfügungen, diese aber ziemlich umfassend und eingehend. Von den Beispielen, welche zum großen Theile allgemeiner gehalten sind, ist eine Anzahl nur für preußisches Recht berechnet; der Verf. deutet solche zwar durch Angabe der preußischen Vorschriften genügend an; immerhin ist bei der Anwendung der Beispiele mit Vorsicht zu verfahren. Einzelne Behauptungen, wie z. B., daß das Armenrecht an juristische Personen nicht ertheilt werden könne (S. 280 — das Gesetz unterscheidet nicht), sind nicht unbestreitbar; da jedoch der Verf. grundsätzlich streitige Fragen lediglich andeuten, nicht erörtern will, so ist hierauf nicht weiter einzugehen. Das Werk aber wird nach seiner Anlage und nach der Darstellung des Verf. nicht nur ein Wegweiser für angehende Juristen sein, sondern auch Richtern und Anwälten für die Leitung und Betreibung des Verfahrens manches Beachtenswerthe bringen.

K—d. **Das Recht im Irrenwesen** kritisch, systematisch und codificirt. Mit Benutzung einer Nachricht über den Gesetzentwurf Leon Gambetta's. Von **Eduard August Schröder**. Zürich und Leipzig, Orell Füßli & Co. 1890. (152 S., Pr. 4 ℳ). — Der Verfasser knüpft an eine Bemerkung des Prof. Dr. Jolly in Schönberg's Handbuch der politischen Oekonomie an, nach welcher die französischen Deputirten Gambetta und Magnin Anfang 1870 mit Rücksicht auf Vorkommnisse in Frankreich einen Gesetzentwurf über das Irrenwesen auf dem Grundsatze beruhend, daß der Schutz der persönlichen Freiheit wichtiger sei, als die Pflege der Gesundheit, dem gesetzgebenden Körper vorgelegt hätten; er fordert, daß „das Recht im Irrenwesen von dem Heilzwecke desselben vollständig getrennt, das erstere an Geschwornengerichte gewiesen und nur der Heilzweck den Aerzten überlassen werde“. Auf die Unterlage des Gambetta'schen Satzes will der Verfasser sein Irrenrechtssystem gründen, dessen hervorragendster Theil der Schutz der Gesunden und Gesundgewordenen vor dem Verdachte der Geisteskrankheit sei; es solle Schutz vor dem Verbrechen, Schutz in körperlicher, wirthschaftlicher und socialer Beziehung dem Kranken bieten und auch die öffentlichen Interessen durch das Irrenstrafrecht wahren. Der Gambetta'sche Gesetzentwurf selbst ist nicht mitgetheilt, weil ihn der Verfasser zur Einsicht nicht erhalten konnte. Daß der Gambetta'sche Satz als eine Redensart ohne praktischen Werth ein Rechtssystem nicht gründen kann, ist wohl klar. Der Verfasser hat aber auch im Uebrigen die einschlagenden Verhältnisse und insbesondere die Gesetzgebungen wenig erforscht; er würde wol sonst gefunden haben, daß das Wesentliche, das er anstrebt, beinahe in allen Culturstaaten bereits vorhanden ist. Ueberall ist allein die Heilung ꝛc. der Geisteskrankheit den Aerzten überlassen, während die sonstige Behandlung der Geisteskranken, die Fürsorge für ihre Verhältnisse vom Verwaltungsrechte und vom bürgerlichen Rechte geregelt und durch die entsprechenden Behörden überwacht wird. Für die Entmündigung der Geisteskranken hat die deutsche Civilproceßordnung so viele Garantien geschaffen, daß schwerlich ein Gesunder, selbst mit seinem Verschulden, wegen angeblicher Geisteskrankheit seine Verfügungsfähigkeit verlieren wird; ebenso ist es in anderen Staaten. Dr. Jolly erwähnt Frankreichs wegen, daß sämmtliche 52 Beschwerden über ungerechtfertigte Unterbringung in Irrenanstalten u. s. w. während der Jahre 1864—1869 als unbegründet sich erwiesen hätten. Wirklich begründete Thatsachen bringt der Verfasser nicht vor, sondern stützt sich meist auf Annahmen und auf Fälle, die theils noch nicht völlig klar gestellt sind (Fürst Sulkowsky), theils jährlich zur stillen Zeit von manchen Zeitungen als jüngst geschehen berichtet werden. Oder war es dem Verfasser nur darum zu thun, die Nothwendigkeit einer Entscheidung durch Geschworene über den Geisteszustand darzulegen? Wol Niemand wird sich durch die Ausführungen davon überzeugen lassen, daß in einer Art Strafverfahren gegen den Geisteskranken behufs der Entmündigung vorzugehen sei oder daß Geschworene, Leute aus dem Volke, über die Geisteskrankheit besser als ein Arzt urtheilen können. Wenn im sogen. Irrenstrafrechte (?) nicht blos die Handlungen der Irren, sondern auch die an Geisteskranken begangenen Handlungen und solche behandelt werden, durch welche ein Gesunder ꝛc. in Untersuchung wegen Geisteskrankheit gebracht wird [soweit dies strafbar ist, geben alle Strafgesetzbücher bereits darüber Bestimmungen], so ist dies mindestens dem Systeme nach falsch. Genügt das Erwähnte, um ein eigenes Urtheil über das Werk zu ermöglichen, so glaubt der Berichterstatter auch ferner einer besonderen Ehrenrettung der Aerzte überhoben zu sein, da die Angriffe des Verfassers ebenfalls nicht begründet sind und die wol überwiegende Mehrheit der Aerzte weit über derartige Verdächtigungen erhaben ist, wie der Verfasser sie vorbringt.

— E. Rößner, **Anleitung zur einfachen landwirthschaftlichen Buchführung**, als Grundlage zur Declaration des Einkommens aus der Landwirthschaft. — Unter diesem Titel hat der Gutsbesitzer und Gemeindevorstand in Niederpickenhain bei Narsdorf, Eduard Rößner, der seit Jahren schon durch das Vertrauen seiner Berufsgenossen und Freunde unserer II. Kammer angehört, eine kurze übersichtliche Anleitung zur Führung landwirthschaftlicher Rechnung veröffentlicht, die gegen Einsendung von ℳ 2,30 von seinem Sohne, Herrn Gutsbesitzer Emil Rößner in Sachsendorf bei Rochlitz zu beziehen ist, der auch die leeren Formulare für Güter bis zu 150 Acker auf ein Jahr für ℳ 1,30 versendet. Zweck dieser Rechnung ist in erster Linie die Beschaffung hinreichenden Materials, um der Steuerbehörde gegenüber eine Ueberschätzung der Einkünfte aus Landwirthschaftsbetrieb nachzuweisen; im Uebrigen soll sie aber auch besonders dem kleinen Landwirth eine Uebersicht über die Verhältnisse seiner Wirthschaft gewinnen helfen. Der Leipziger Kreis-Verein hat den Verfasser nach eingehender Prüfung der in seiner Wirthschaft durchgeführten Rechnungsmethode durch ein Ehrendiplom und eine Prämie von 100 ℳ ausgezeichnet und damit vor Allem wohl auch andere kleinere Landwirthe zur Nacheiferung anfeuern wollen. Das Wesentliche der Anleitung besteht darin, daß eine Vermögensaufstellung am Anfang und am Schluß jedes Rechnungsjahres verlangt wird und daß aller Naturalverzehr als Einnahme berechnet werden soll, während unter den Ausgaben für Gesinde ein fixirter Betrag für Kost und Lohn pro Jahr figurirt. Die so gefundene „zu versteuernde“ Ertragsziffer ist dann ganz richtig die annähernde Rente des Gutes, von der an baarem Gelde und wirthschaftlichem Mehrwerth noch so viel vorhanden sein muß, als der Wirthschafter nebst Familie nicht bereits verzehrt hat. Ohne besonders den Inhalt jeder einzelnen Anmerkung voll mitunterschreiben zu wollen, müssen wir sagen, es wäre ein großer Gewinn, wollten die kleineren Landwirthe recht zahlreich dieser Anleitung folgen. Wir sind überzeugt, wer die kleine Mühe nicht scheut, nach der Anleitung zu verfahren, wird bald bei einigem Nachdenken gar Manches sich für seine Verhältnisse bequem und brauchbar machen und allein der Vortheil, sein steuerpflichtiges Einkommen vertrauenerweckend zu ermitteln, wird die Mühe reichlich lohnen.

J. B. **Das Wetter.** Meteorologische Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Von Dr. R. **Aßmann**. Bei Otto Salle in Braunschweig. Heft 7—12. p. a. 6 ℳ. — In unsrer schnell fortschreitenden Zeit gilt es auch in wissenschaftlicher Beziehung, sich „auf dem Laufenden zu erhalten“. Dies Geschäft besorgt in Witterungssachen „Das Wetter“ vortrefflich, und es ist uns die Zeitschrift aus diesem Grunde nach und nach unentbehrlich geworden. Das von der Redaction befolgte Programm läßt sich füglich in 5 Theile gliedern. Auf den I. (Größere populär-wissenschaftliche Abhandlungen) entfielen im letzten Halbjahr: Besprechung der neuen preußischen Beobachtungs-Instruction (Aßmann). Biologische Betrachtungen über die Cyklonen (Köppen). Die Regenverhältnisse der Erde nach (dem jüngst verstorbenen Meteorologen) Loomis (van Bebber). Einige neuere Resultate aus Beobachtungen des Polarlichtes (Wagner). Im II. Theile (Kleinere Abhandlungen, Abdrücke aus Tagesblättern u. dergl.) wurde auf ausdrücklichen Wunsch verschiedener Leser in 7 Aufsätzen Stellung zur Falbtheorie genommen (die Redaction, Petermann, Grützmacher, Broockmann, Göttinger Zeitung) und überdies eine Schilderung von der Berliner Volkssternwarte Urania und dem Observatorium auf dem Säntisgipfel gegeben. Von den **jüngsten** Witterungsereignissen (III) kamen die außergewöhnlichen Wärmeverhältnisse des diesjährigen Vorsommers (Kremser), das Gewitter vom 15. Mai (Wagner) und das Hagelwetter vom 13. Juli zur Besprechung. IV. wurden Referate über die Publicationen „Aus dem Archive der deutschen Seewarte“, Dr. C. Koppe's „Photogrammetrie“, A. Krebs' „Gewitter-Erscheinungen“, Diesterweg's „Himmelskunde“, P. Lamprecht's „Wetterring“ und Wildermann's „Jahrbuch der Naturwissenschaften“ geliefert. Der „Briefkasten“ (V), in welchem sich außer Anfragen einzelner Beobachter nur Erörterungen über Reif, Rauhfrost und Glatteis vorfinden, wird dem Nichtbeobachter vielleicht etwas dürftig erscheinen. Doch wolle man bedenken, daß die Herstellung einer innigen Verbindung zwischen Fachleuten und Beobachtern einen Hauptzweck der Monatsschrift bildet. Herausgeber und Verleger haben ihr am Anfang des Jahres gegebenes Versprechen gehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 3. Dienstag, den 7. Januar. 1890.

Die elsässische Sprachenfrage zu Beginn der französischen Revolution.

Ein Bild aus dem Straßburger Volksleben vor hundert Jahren.

Von Hermann Ludwig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die Scheinselbständigkeit der im Jahre 1681 zur französischen „königlichen freien Stadt" gewordenen freien Reichsstadt Straßburg fand erst mit dem Hereinbrechen der Revolution ein Ende. Der 4. August 1789 stellte dieselbe vor eine ihrer ganzen Natur völlig unfaßbare Welt. Er riß die bis dahin von oben klug verdeckte Kluft der nationalen Gegensätze auf, welche fort und fort zwischen französischem Vereinheitlichungs- und Gleichmachungsstreben und deutschem Sonderwesen gelegen hatte, das hier seit Jahrhunderten in selbstbewußter Sicherheit Das zu besitzen gewohnt war, um was man in Paris erst rang: ein Bürgerthum, welches als solches berechtigt neben Adel und König stand. Bis zur völligen Zusammenhanglosigkeit trennte dann der 18. März 1790, der Tag des endgiltigen Untergangs der dreihundertjährigen freireichsstädtischen Verfassung Straßburgs, die weitere staatliche Daseinsberechtigung der Stadt von allen ihren natürlichen und geschichtlichen Vorbedingungen.

Die Einwirkungen der beschworenen „Constitution" machten sich bald auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geltend. Die eingeborene Bevölkerung mußte dies begreiflicherweise am schwersten empfinden; die unvertilgbare Stammeseigenart derselben zeitigte denn auch in den Köpfen der über den Wasgau gekommenen revolutionären Machthaber die abenteuerlichsten Pläne bezüglich einer gründlichen und nachhaltigen Französirung der Stadt.

Eine der eingreifendsten Maßregeln der „neuen Zeit" bildete die Einführung des Französischen bei den städtischen Gerichtsverhandlungen und Verwaltungsangelegenheiten. Wenngleich unter dem ancien régime der königliche Prätor bei den Sitzungen der städtischen Körperschaften „in französischer Sprache referirte", wie es an betreffender Stelle der Rathsprotokolle stets heißt, und die Spitzen der einheimischen Behörden sich derselben im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit dem einflußreichen Vertreter der königlichen Macht bedienten, so hatte doch, hiervon abgesehen, auch auf diesem Gebiete die Muttersprache andauernd ihr Recht behauptet. Im Hinblick auf die geplante Neuerung erging selbst von rückhaltslos der Neugestaltung zustimmender Seite die öffentlich ausgesprochene Warnung vor gewaltsamer Unterdrückung der deutschen Sprache im Elsaß. Die Liebe zu ihr sei so stark wie die zur Religion und bilde den Grund des Volkscharakters daselbst; ein auf sie geübter Druck könne diesen nur nähren und dem französischen Allgemeingeist gegenüber vereinzeln, heißt es in einer im Juli 1790 in der Gesellschaft der Constitutionsfreunde zu Straßburg gehaltenen Rede, welche in den damals dort erscheinenden „Wöchentlichen Nachrichten für die deutschsprechenden Einwohner Frankreichs" abgedruckt wurde.

Auf eigenartige Weise findet der für die Straßburger Bürgerschaft eine Frage von bedeutendster Tragweite bildende Gegenstand in einer der zu jener Zeit zahlreich auftauchenden Flugschriften Behandlung. Dieselbe — ein „Bürgergespräch über die Abschaffung der deutschen Sprache bei der Verhandlung der öffentlichen Geschäfte in Straßburg; gehalten den 23. August 1790" —, welche ohne Nennung des Verfassers, Druckers und Verlegers erschien, verdient überdies auch als Spiegelbild der Zusammensetzung, des allgemeinen Denkens und Empfindens der damaligen bürgerlichen Kreise Straßburgs Beachtung. Vertreter derselben und „redende Personen" sind: „Meister Stark, der Schmied; Meister Schwach, der Schneider; Mr. Canniverstan, ein französischer Perückenmacher; Meister Marroquin, ein Schuhmacher und Halbfranzos, und der Sohn eines Küfermeisters, ein junger Rechtsgelehrter." Sie stellen die verschiedenen politischen Richtungen dar. In Meister Stark, dem eingeborenen Bürger von altem Schrot und Korn, erscheint der gesunde, gerade Volksverstand, der in naiver Anschauung des Rechts dasselbe mit Kraft und Witz festzuhalten weiß. Treffend gezeichnet ist der Sonderthumsgeist des Meisters, der durch und durch Straßburger, nichtsdestoweniger aber Patriot ist. Der Charakter des Schneiders Schwach entspricht seinem Namen; er möchte überall vermitteln und mit jedem Winde fahren. Der Perruquier Canniverstan ist der französische Centralist, welcher natürlich als solcher für die Sprachrechte des deutschen Elsässers keinen Sinn hat. Der Schuster Marroquin und der junge Rechtsgelehrte sind zwei typische Personen. Der erstere verkörpert den thörichten Drang, das eigene Nichts gegen unverstandenes fremdes Nichts zu vertauschen, letzterer den ruhigen, naturgemäßen Fortschritt, welcher der neuen Zeit gerecht werden will, ohne doch das Ueberkommene zu verwerfen. Sie vollenden das anziehende kleine Genrebild aus dem Volksleben.

Der Schauplatz des Gesprächs ist eine Weinstube. Meister Stark hat einer der politischen öffentlichen Versammlungen beigewohnt, die auch in Straßburg an der Tagesordnung waren. „Dieß het doch au meineidi lang gewährt; der Angstschweiß ist mir ganz usgangen von dem langen Hucken und i hab gemeint d' Zung blibt mir am Gumen kleben vor Durst! Assa! Herr Küfermeister, eins zu trinken her!" So ruft im Eintreten der Mann der schweren Arbeit, welcher, an körperliche Thätigkeit gewöhnt, erschöpft ist vom Stillsitzen und Zuhören. Alsbald gesellt sich der Schneider zu ihm, dem es gelang, dem Pantoffel seiner Hausregentin ungesehen zu entwischen, und sogleich wendet sich die Unterhaltung dem Gegenstande zu, welcher die Bürgerschaft so lebhaft beschäftigte. „D'rum (droben) het me mir g'sait," berichtet der Schmied, „daß sitter (seitdem) d' neu Constitution bi uns ing'führt ist, so ist alles uf der Pfalz (dem Rathhause) bi unsrer Obrikeit französch verhandelt worden, wie wenn wir Burger jetz alli schon gemachti Franzosen wären; und dies ist halt nit recht, und do het e braver Mann d' Mutzion (Motion), heißt me's glaub i, gemacht, daß me's Protekoll nit blos französch, sondern au, wie's ehmols gewesen ist, dütsch führen soll."

Damit ist die Tagesfrage festgesetzt und sogleich treten die verschiedenen Meinungen, wie sie sich im Volke geltend machen, in den Aeußerungen der am Gespräch Theilnehmenden hervor.

„Ja, sehn Ihr's, Meister Nochber, dies is so e Sach! Wir sin halt jetz emol französch, wir hen der Nation g'schworen getreu ze sin, und do müssen wir us dies jetz au g'fallen lossen!" meint Meister Schwach. „Was müssen wir us g'fallen lossen?" bricht der Schmied los. „Daß wir nimm (nicht mehr) dütsch reden dürfen und wälsch parliren müssen? Das wär der Teufel! .. Var wen hen wir denn unser neu Obrikeit gewählt? Für uns oder für andri? Wer macht denn de größte Theil von unsre gute Burgern

us? Sin's d' Dütsche oder d' Franzose? Sin denn nit unter unsrer neuen Obrikeit drei Dütsche gegen einen Franzosen? Und doch wöllen die paar Franzosen den andern uf der Pfalz und 'm größten Theil der Burgerschaft 's Gesetz machen? Was ist denn dieß für e Manier?" Mit dem Einwande des Schneiders, das bringe halt die neue Constitution mit sich, giebt sich Stark nicht zufrieden. Bietet dieselbe, meint er, die Möglichkeit, daß jetzt auch „guti ehrliche Burger von unsers glichen unter d' Obrikeit und unter d' Nottadel" gewählt werden können, so müßten dieselben ja, wenn alles französisch verhandelt würde, „do sitzen wie d' Ochsen". Die politischen Vortheile der neuen staatlichen Gestaltung zu theilen ist der wackere Schmied bereit; die einheimische Sprache und Sitte aber müssen dabei unangetastet bleiben. „Wenn aber jetzt," wirft sein Genosse ein, „die Sachen, die bi der Municipalität vorkommen, so wie ehmols sotten dütsch verhandelt werden, so thäten jo die Franzosen, die drinnen sin, und die au bravi Männer sin, nix dervon verstehn, und dieß wär' doch, mein i, au nit billi." — „Ei, wenn sie nit dütsch können, so können si's lehren (lernen), nit wohr?" lautet die schlagfertige Antwort des Schmieds. „Sollen ebbe (etwa) wir dütsche Burger alli mitenander ihnen ze G'sollen uf de Stutz (auf einmal) französch lehren, wil sie nit für gut finden unser Sproch zu lehren?" Mit der vermittelnden Wendung seines Gesellschafters, „'s schad't aber doch au 'm 'e Handwerksmann nix, wenn er e bissel französch kann," ist Meister Stark einverstanden; hat er doch selbst schon oft gewünscht, die fremde Sprache besser zu verstehen, wenn er geschäftlich mit Franzosen verhandeln mußte; aber er ist zu alt, sie noch zu erlernen. „Dies muß me trieben, allwil me noch jung ist;" daher hat er auch seinen Buben kürzlich „ins Wälschland" geschickt, damit er einst „nit wie e Hundsfutt dosteht, wenn zwei Wälschi mit einander reden". Den Gedanken des Schneiders, die Verhandlungen auf der „Pfalz" könnten ja für die Bürger Gelegenheit zu Sprachstudien bieten, verweist der gesunde Sinn Stark's auf den Zweck der Versammlungen. Sie sollen die offene Hand sein zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft, keine Sprachschulen. Jetzt haben sie keinen Nutzen; denn wie manches kluge und rechte Wort des eingeborenen Bürgers, „der kein Blatt vor's Mul nehmen" und sprechen würde, „wie 's d' dütsch Sproch mit sich bringt und wie sich's für di Ziten schickt, wo wir uns vor ke'm Pretor mehr ze forchten hen un e jeder sin Meinung soll frei herus sagen dörfen," kann in der fremden Sprache nicht ausgedrückt werden. Auch das in Aussicht gestellte aus dem Französischen übersetzte deutsche Protokoll, auf welches Schwach anspielt, verwirft der Schmied und weist auf die Vergangenheit hin. Der königliche Prätor, „der sich so viel herusgenummen und unsern Herren G'setz vorg'schrieben het," hätte es sich nie einfallen lassen, zu verlangen, das Protokoll solle französisch geführt werden.

Der Eintritt des Mr. Canniverstan und des Schustermeisters Marroquin unterbricht für den Augenblick die Unterhaltung. „Bon soir, Messiours," grüßt der Perückenmacher, dessen französische Reden, sowie jene des Meisters Marroquin die Flugschrift in der Anmerkung stets deutsch wiedergiebt. „Il parait quo vous ôtes en bon train; peut-on savair quel est le sujot do votre conversatian?" — „Was purlt der Wälsch do?" grollt der Schmied. Schwach erklärt: „Er frogt, wovon wir reden." — „Von ebs, wovon der Herr nix versteht," schlägt Meister Stark darein; „denn wir reden vom Dütsche mit enanders." — „Sie red von die Deutsch? O! die Deutsch sein brave Leut'!" beeilt sich der Perruquier zu versichern. Der biedere Schmied nimmt diese Höflichkeitsphrase als selbstverständliche Wahrheit auf; aber nicht von den Deutschen, von der deutschen Sprache sei die Rede. „Eine schwere Sprak, su hart, trop rude pour un gosior françois." Marroquin stimmt dieser Ansicht lebhaft bei; auch er spricht mit Vorliebe französisch, d. h. elsässer-französisch und erklärt, das Straßburger Deutsch seiner Mitbürger gar nicht hören zu können. „Quand j'ontends parlor nos gens lour strasbourgeais-allemand, je pense que jé né lé peux pas sontenir et qu'il mé faut d'abord oaurir qui sait combien lain!" — „I glaub der narrecht Schuhmächerle ist mit'm Pantoffel vor de Kopf g'schlagen!" fährt Stark auf. „Me sott glauben 's Mul ist ihm verkrummt, daß er sin Muttersproch nimm reden kann. Narr, red wie dir der Schnabel g'wachsen ist!" Der Schuhmacher will den groben Schmied mit Feinheit schlagen; doch dieser läßt sich nicht irre machen und meint, der „Mussi Narreteng" verstehe bei aller Mühe, die er sich gebe, seine Muttersprache zu verleugnen, nicht einmal „was er im Französchen lest". Der „unpäßli Dütschfranzos" hat übrigens den Meister so geärgert, daß letzterer auf dessen Frage nach dem Stoff der früheren Unterhaltung den Schneider beauftragt, Bescheid zu ertheilen. „Bravo, c'est fort bisn fait oela!" jubelt Marroquin, nachdem er vernommen hat, daß „d' dütsch Sproch' abg'schafft werden soll uf der Pfalz", worauf Stark dem „Stoffel" wünscht, daß er einmal einen Prozeß „droben" haben möchte und „nix als Französch derbi reden dörft". Der Schneider vermittelt wieder: es sei ja bei solchen Gelegenheiten erlaubt, daß ein Jeder seine Sache in seiner Muttersprache vortrage. „Und wenn eim e B'scheid usg'schriben wurd von Handwerks- oder derglichen Sachen, kriegt' er den au in siner Muttersproch?" fragt der Schmied. „Dies just nit," muß Meister Schwach zugeben; „me kann sich 'ne aber jo übersetzen lossen." — „Ah, henkst mir do herus?" bricht Stark los. „Dies ist's jo grad, wovon i red; worum sollen denn wir die Unkosten oder dies G'schererei han und d' Franzosen nit; sin denn wir dütschi Burger jetz einsmols d' Stiefkinder von unsrer Obrikeit worden? Dies wurmt mi und kradelt mir gewalti an der Leber. D' Herren Fünfzehner (die in Handwerkssachen richtende freireichsstädtische Behörde), die hen als oft grod genug mit eim geredt, aber 's war doch dütsch, daß me's auch glich verstanden het." Der Franzose mengt sich hinein und erklärt kategorisch: „Sie hab die neu französisch Constitution angenomm, sie hab geschwor dem Nassion, der Gesetz und die König treu zu seyn; sie hab eine municipalité, akkurat wie sie sie in ganz Frankreich hab, man sprik in all die municipalités de France nix als französisch und sie will nikt hab, daß man auk in ihrer municipalité französisch plaidir? Pardlou, Messieurs, si ça n'est pas oingulior, so is waraftik nix in die Welt singulior!" Meister Stark trifft den Nagel auf den Kopf, indem er antwortet: „Hör er, Herr Parückezipfel! Könne wir denn nit in unserm Herze guti französchi Burger und bravi Patriote sin, wenn wir au schon nit geläufi welsch reden? Do müßt' doch au e Kuh lache! Wir sollen der Nation, dem G'setz und 'm König getreu sin, wir hen's g'schworen und wir wöllen's au als ehrlichi Kerl halten, wenn sich d' Nation au gut gegen uns ufführt, versteht sich, wie wir's hoffen und erwarten, aber müssen wir denn deswegen unser Muttersproch verläuggen? Dies het doch, miner Seel, mit jenem nix gemein!" — „Ne vaus échauffez pas, mou ami," entgegnete der Perruquier und lenkt geschickt von dem eigentlichen Gegenstand ab, um seiner Nation ein Loblied zu singen. „Sie muß aber dok gestehn, Monsieur Stark, daß alle Deutsch susamm genomm in ihrem Leb' kein solch Constitussion hätt könn su Stand bring wie die neue Constitutian françoise ist!" Darüber erlaubt sich der Schmied kein Urtheil, davon versteht er nichts; er kommt auf die Hauptsache zurück und meint, „daß d' Constitussion gar wohl d'steh'n kann, wenn wir au unser dütsch Sproch derbi b'halten". Maître Marroquin läßt sein Licht leuchten und wirft ein, daß ja die Decrete der „National-Assemblée" französisch abgefaßt würden. „Kann man sie us denn nit in unser Muttersproch übersetzen?" fragt der Schmied, „oder verstehn wir sie ebbe besser, einfältiger Gimpel, wenn me sie us nit übersetzt und sie us nur blos französch vorlest?" — „Oh!" declamirt der „Halbfranzos" Marroquin, „il est un ciol-grand différend parmi un décret, qué j'entends prélire en langno français et parmi un on langue allomand!" Meister Stark kommt auf die Prozeßangelegenheiten zurück. „Soll dies jetz au wider so gehn wie sitter ze Kolmar? (Kolmar war der Sitz des Conseil souvorain d'Alsace, der obersten Gerichtsbehörde der Provinz.) D' Urthel sin allewil französch usg'fertigt worden und unser einer oder der Bur (Bauer) het dernoch d' Kosten d'ran anwenden können und sich's Urthel übersetzen lossen, nit wohr? Do wir jetz als freie Burger 's Recht hen, unseri Richter selber ze wählen, so hen wir, mein' i, 's Heft in der Hand und" — man verzeihe dem derben Schmiedemeister seine naturalistische Ausdrucksweise — „do thäten wir us so selber ins Nest machen, wenn wir ke'n andri als Wälschi wählen thäten, die ken Wörtel Dütsch mit us reden könnten." Der Gedanke, die „Wälschen" von der Wahl auszuschließen, empört den politischen Perückenmacher. „Oh, Mossiours," ruft er aus, „ik hoff, sie werd dok uns andre Fransoß nik von die municipalité und ander dergleik Pläß gans ausschließ woll; cela ne seroit pas juste!" — „I glaub gar," erklärt Meister Stark lachend, „er meint, me wurd au emol e so e Zipfel wählen, wie er einer ist? Do müßten au gar volls d' Ratten alli g'scheide Lüt g'fressen han!" Der Perruquier wirft sich in die Brust: „Sie muß wiß, Monsieur Stark, daß ik viel gelehrti Kopf frisir, und da muß dok wohl auk was von die Kopf in mini Kopf komm. O, ik wollt sie schon accommodir in die municipalité, st je donnerois bien, s'il le

falloit, un coup de peigne à tout le Grand-Conseil!“ — „Jo, abkomodier sie nur ihri Parück, Mussi Lawelett!“ antwortet der Schmied. „Und wenn emol unser Stadt so viel Hoor g'lossen het, daß sie au e Parück brucht, dernoch wöllen wir ihn um sini Dienst ansprechen.“

Jetzt tritt „der Sohn des Kiefermeisters, ein junger Rechtsgelehrter, der in einer Ecke von der Stube aus dem ganzen Diskurs zugehört hotte“, hervor und bittet ums Wort. In einer längeren hochdeutschen Rede spricht er für die Gleichberechtigung beider Sprachen und schlichtet so den Streit zur allgemeinen Befriedigung.

Mr. Canniverstan, als praktischer Politiker, verfehlt nicht, seine Gesellschafter zum Schluß nochmols zu erinnern: „Sie hab geört, Messieurs, daß man uns andre Fransoß nik soll von die Wahl auslaß!“ Diese versprechen ihm denn auch scherzend ihre Stimmen. „Nu, jo so denn,“ versichert Meister Stark, „sei er nur zufrieden, Herr Hoorkristierer, wil doch jetz sin Profession bald ingeht, do sich d' Lüt alle d' Hoor abschniden lossen, so wöllen wir au an ihn denken und 'ne bi der nächsten Gelegenheit zum Munizipalitäts- oder gar zum Schulrath mochen.“ — „Ebieng! 's bibt dardi,“ erklärt der Schneidermeister, „min Stimm so er an han, Herr Canniverstan; er macht mir doch, will i hoffen, e neue Parück hervor uf Wihnachten, nit wohr?“ — „Et jé, jé lui donne man voix pour rien,“ schließt sich Maître Marroquin an, „seulement parceque le François est mon langue de corps! Ah ça, bonne nuit, Messieurs, dannez bien et ne vous laissez pas rêver quelque chose de mauvais!“

Durch ein Arrété vom 24. Prairial des Jahres XI (1801) wurde für die Departements des linken Rheinufers der allgemeine und ausschließliche Gebrauch der französischen Sproche angeordnet. Doch erklärte der Präfect Laumond in seiner ein Jahr zuvor veröffentlichten „Statistique du départemont du Bas-Rhin“ (Paris, an X) in bezeichnender Weise „die mütterliche Gewohnheit“ als ersten der Gründe für den unberührten Fortbestand der deutschen Sprache im Elsaß, „eine Gewohnheit, welche gänzlich zu vertilgen kaum Jahrhunderte ausreichen dürften“.[1]) Mit gleicher Berechtigung konnte noch wenige Johrzehnte vor der Rückkehr Straßburgs zum Reich ein eingeborener Dichter (Karl Bernhard) versichern:

Mer redde ditsch; d' Kindskinder noch
In viele hundert Johre
Redde mit Freid ihr Muedersproch.
Nein, nie geht die verlore!

[1]) „Il n'y a point de puissance humaine, qui puisse empêcher un enfant de parler la langue de sa nourrice; de père en fils la langue se transmet. Je ne sais rien, qui puisse prévaloir contre cet ordre de choses; la transplantation même ne l'opérerait pas. Bornons-nous donc à propager le plus possible la langue française, à la rendre indispensable à chacun des habitants pour toutes ses relations de cité et faisons-la de cette manière alter de pair avec la langue maternelle du département: c'est tout ce qu'on peut espérer. S'il y a plus à désirer, ce ne pourra être que l'ouvrage des siècles.“

Bücherbesprechungen.

o Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche in der Gegenwart von Guido Wächter, Diaconus in Annaberg. 2 Bände. Leipzig, Dörffling & Franke. 1888. 411 S. — „Es ist keine menschliche Gemeinschaft, die nicht berufen wäre, an der Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten; der Löwenantheil daran aber gebührt der evangelischen Kirche. Freilich sind zur Zeit nur wenige geneigt, dieser ihr Recht werden zu lassen. Namentlich hat die evangelische Kirche in den wissenschaftlichen Behandlungen des socialen Räthsels bisher kaum mehr als eine flüchtige Beachtung gefunden. Dies mag zum Theil darin seinen Grund haben, daß sie selbst es bisher mehr als billig versäumt hat, ihre sociale Aufgabe wissenschaftlich darzustellen und systematisch auszuführen. Als einen Versuch, diesem Mangel abzuhelfen, möge man die vorliegenden Blätter betrachten. Sie sind geschrieben in der Hoffnung, daß durch dieselben eine geringe Handreichung zum Ausbau des jungen Deutschen Reiches gethan werde“: mit diesen Worten schließt Verfasser seine Vorrede. Man darf sich des Versuchs, den er gemacht hat, freuen. Derselbe ist ein Beweis für die Regsamkeit und Theilnahme, mit welcher die Kirche die Fragen der Zeit begleitet, ein Beweis auch dafür, daß mehr und mehr die Anschauung schwindet, welche den Geistlichen zur vollen Passivität gegenüber dem öffentlichen Leben verurtheilt. Verfasser hat sein Buch mit Sachkenntniß, mit Wärme und Lebendigkeit geschrieben, und wenn man auch nicht allenthalben ihm zustimmen kann, so ist doch der von ihm gemachte Versuch überaus dankenswerth, und es ist nur zu wünschen, daß er in kirchlichen Kreisen Beachtung und Nachfolge finden möge. In drei Theilen behandelt Verfasser sein Thema. Nachdem er einleitend dargelegt, daß „die Socialdemokratie ihre Entstehung hauptsächlich den zersetzenden Einflüssen der Hegel'schen Philosophie verdankt“, und hierdurch angedeutet hat, daß sie vor Allem mit Waffen des Glaubens, nicht blos mit wirthschaftlichen Maßnahmen zu bekämpfen ist, bespricht er zuerst „die sociale Frage innerhalb der evangelischen Kirche“ und sucht nachzuweisen, daß die letztere „weder die erforderliche Freiheit und Selbständigkeit, noch die nothwendigen Mittel besitzt, um die in ihr waltenden Lebenskräfte zur vollen Auswirkung gelangen zu lassen“. Er tadelt die staatliche Bevormundung der evangelischen Kirche, die jetzt übliche Art der Pfarrwahl, die ungleichmäßige Vertheilung der geistlichen Arbeit, das Vorhandensein von Massenparochien, bespricht die Finanzwirthschaft der Kirche, die sociale Stellung und politische Thätigkeit des Geistlichen und bringt dabei Vieles vor, was der Erwägung und Beherzigung werth ist. In einem zweiten Theile behandelt Verfasser „die unmittelbare sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche“ und zeigt einmal, wie das geordnete Amt durch volksthümliche Predigt und durch eifrige fleißige Seelsorge an der Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten, wie es auf Erhaltung und Belebung kirchlicher Sitte, auf Kirchenzucht und Sonntagsheiligung fördernde Aufmerksamkeit zu richten, wie es dem Verlangen des Volks nach Erholung durch kirchliche Feste zu entsprechen und auf kirchliche Gestaltung der Armenpflege hinzuwirken habe, und sodann legt er dar, in welcher Weise die innere Mission an der socialen Arbeit der Kirche theilnimmt, wie sie zumal bei der Volkserziehung sich bethätigt. In einem dritten Theile beschäftigt sich Verfasser mit der „Stellung der evangelischen Kirche zu den übrigen Culturmächten“. Hierbei zieht er die Familie, die Erziehungsanstalt, die Berufsgemeinschaft, den Staat, sowie die freieren Bildungen des Culturlebens (Verein, Geselligkeit, Volksfest, Kunst und Wissenschaft) in den Kreis seiner Besprechung und bezeichnet es als die Aufgabe der Kirche, diese Culturmächte in ihrem Verhalten zu überwachen und sie von den Irrwegen, in die sie hier und da gerathen sind, zurückzuleiten. Es würde zu weit führen, wollten wir auf die Ausführungen des Verf. näher eingehen; um so mehr aber sei sein Buch der Berücksichtigung von Lesern empfohlen, welche die in ihm liegenden fruchtbringenden Gedanken fürs Leben nutzbar machen. — Zugleich sei auf eine kleine Schrift desselben Verf. hingewiesen, welche in ernster eindringlicher Weise die höheren Stände an ihre Verpflichtung gegenüber dem Volksleben erinnert. Dieselbe unter dem Titel: Das Beispiel der höheren Stände in seiner Bedeutung für das ganze Volksleben, Leipzig, Carl Ziegenhirt, 1888, bildet die 4. Lieferung der 1. Serie einer unter Redaction von Pfarrer Lic. Weber erscheinenden „Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen“. Aus derselben Sammlung seien noch zwei Abhandlungen empfohlen (Normen für die Seelsorge aus Joh. 4, 1—42, Conferenz-Vortrag von F. Pfau, Pastor, und Die socialen Nothstände auf dem flachen Lande und die innere Mission von Fr. Arndt, Pfarrer zu Volmarstein in Westfalen, Leipzig, 1889, Verlag der Buchhandlung des Vereinshauses, H. G. Wallmann), welche jede in besonderer Art — die erste durch ihre schriftgemäße Begründung, die zweite durch ihre praktischen Winke — anregend und fördernd für die Praxis des geistlichen Amtes sein dürften.

☐ Sursum corda! Festpredigten von Pastor O. Ebeling. Leipzig, Fr. Richter. — Unter dem Titel: Festpredigten hat der Verf. verschiedene geistliche Reden zusammenfaßt, die sich mit dieser Bezeichnung nicht durchweg decken. Neben eigentlichen Festpredigten enthält die Sammlung auch eine Frühlings-, eine Herbst- und eine Badepredigt, dazu im Anhang verschiedene Casualreden. Der geistreiche und begabte Verf., der sich auch durch andere literarische Gaben rühmlichst bekannt gemacht hat, spricht aus einem warmen, gläubigen Herzen heraus, aber daneben erklingen in seiner Predigt Töne, die mehr an eine weltliche, als an eine geistliche Rede erinnern, wie insbesondere in den patriotischen Reden, und der Versuchung blendender Rhetorik, die in seiner schönen Gabe liegt, sollte der Verf. noch kräftiger widerstehen. Jedenfalls heben sich diese Predigten aus der Fluth homiletischer Gaben als eine beachtenswerthe Erscheinung heraus.

□ Versäumnisse und Pflichten des evangelischen Hauses. Von Dr. H. Oesen, Seminardirector in Karlsruhe. Karlsruhe, evang. Schriftenverein für Baden. — Der Kampf gegen Rom muß auf positivem Wege durch Stärkung und Belebung des evangelischen Christenthums geführt werden — das ist das Motiv, von welchem dieser im Karlsruher Zweigverein des evangelischen Bundes gehaltene Vortrag ausgeht, der insbesondere den Ausbau des evangelischen Hauses ins Auge faßt und verschiedene treffliche Winke dafür giebt, wenn auch bei Weitem nicht erschöpfend.

□ Der Gustav Adolf-Verein und seine Bedeutung für die Provinz Posen. Zweite verbesserte Auflage. Barmen, H. Klein. — Dieses Schriftchen ist recht geeignet, über die Noth der evangelischen Diaspora in Posen und über die Hilfe, deren sie auf lange hinaus bedarf, trotz der Hilfe, die ihr bereits gewährt worden ist, zu orientiren. Es sind herzbewegliche Zustände, über die in dem Schriftchen berichtet wird.

—g. Geschichte der mabernen Kunst von Adolf Rosenberg. Dritter Band. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1889. — Der erste dieser drei Bände von gleichem Umfange erschien 1884 und behandelte die Geschichte der französischen Kunst von 1789 bis zur Gegenwart; der zweite entrollte das Bild der deutschen Kunst von 1795—1848; der nunmehr zum Abschluß gebrachte dritte Band umfaßt die Zeit von 1849—1889. Ein vierter Band soll später die neuere Kunst in Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien und den Niederlanden, Skandinavien, England, Italien, Spanien und Rußland schildern. Sehr dankenswerth ist das dem dritten Band beigegebene Inhaltsverzeichniß, sowie das Namenverzeichniß für alle drei Bände, denn dadurch erst wird das umfängliche Werk als Nachschlagebuch brauchbar. Auf die übliche Beigabe von Illustrationen haben Herausgeber und Verleger verzichtet, weil sie in der Zinko- und Autotypie (sind diese schauderhaften Wortbildungen nicht durch bessere ersetzbar?) nur unsaubere Ersatzmittel für den jetzt vielfach mißbrauchten Halzschnitt, wie auch für den z. Z. noch sehr kostspieligen Kupferlichtdruck sehen. Diesen Mangel an Illustrationen wollte der Verfasser durch möglichst eingehende Beschreibung von hervorragenden Kunstwerken ersetzen. Allerdings baten sich ihm in Katalogen, in den von Dohme herausgegebenen Essays, in der kunstwissenschaftlichen und politischen Presse zahlreiche Hilfsmittel, aber Rosenberg's Sprachgewalt erreicht nicht diejenige gewisser Aesthetiker, seine Schärfe der Charakteristik bleibt hinter derjenigen von Crowe und Cavalcaselle u. A. zurück. Jedenfalls aber hat er in seinem umfänglichen Werke die ungefähre Mitte gewonnen zwischen den von Dohme herausgegebenen Künstlerbiographien und der mehr chronikartigen, wenn auch mit selbständiger Kritik durchsetzten, Geschichte der neueren deutschen Kunst von Franz v. Reber. Deshalb stehen wir auch nicht an, Hrn. Dr. Rosenberg unseren Dank für seine Leistung auszusprechen, welche ebensa die Vorzüge, wie die Mängel seines Lebensberufes — der Journalistik — an sich trägt. Rosenberg hat ein riesenhaftes Material zusammengetragen und gesichtet; er hat es kritisch beleuchtet vom Standpunkte seiner eigenen Kunsttheorie — einem hin und wieder zum Naturalismus neigenden Realismus. Dabei ist überall das redliche Bemühen unverkennbar, thunlichst vielen Künstlern, Richtungen und Periaden gerecht zu werden, ein Bestreben, welches wir nicht blos vom kunstgeschichtlichen, sondern auch vom kunstphilosophischen Standpunkte aus billigen. Hierbei war es unvermeidlich, viele vorhandene Quellen nur aufzuspüren und in den Fluß der eigenen Gesammtdarstellung überzuleiten; auch wollen wir gern entschuldigen, daß Rosenberg denn doch allzu fühlbar die Malerei devorzugt. Wir stimmen mit Rosenberg überein in der Betonung des nationalen Princips in der Kunstpflege, und wären ebenso wie er geneigt, liebevoll allen Entwickelungsstadien der madernen Kunst nachzugehen. Wal aber würden wir schärfer als Rosenberg gegen krankhafte Elemente in der Kunst auftreten; wir würden nicht wie Rasenberg die Kunstentwickelung als eine Wellenbewegung, sondern mehr als einen Gebirgszug mit Thälern und Höhen ansehen. Rosenberg ist als Theoretiker bemüht, die Kunstgesetze nur aus der Kunstgeschichte abzuleiten; als Praktiker aber gelangt er unwillkürlich dahin, sie mit uns auch aus dem Wesen des menschlichen Geistes und des Schönen zu erklären. Täuschen wir uns nicht, so ist Rosenberg jetzt etwas conservativer geworden, als er anfänglich war; vielleicht hat er einsehen gelernt, daß er Dank und Verständniß nur bei der Minderzahl der Künstler, eher noch bei seines Gleichen findet. Auch scheint er den Franzosen noch mehr mit seinem ästhetischen Glaubensbekenntniß auf den Leib zu rücken als den deutschen Künstlern gleicher Richtung. — Es ist schwer aus der Fülle des Gebotenen auf dem uns zu Gebote stehenden engen Raume gerade das Treffendste herauszugreifen. Daher nur einige Bemerkungen. Sehr gelungen ist die Charakteristik des Malers Karl v. Piloty, der Schulen van Lindenschmitt und Diez. Zur Charakteristik Fritz v. Uhde's möchten wir hinzufügen, daß uns „das Malen" im engeren Sinne des Wortes nicht „die eigentliche Grundlage", sondern die Vollendung der Malerei ist; daß die religiösen Gemälde eines Cornelius und Pfannschmidt denn doch mehr als „abstracte Speculationen" sind, daß die kunstgeschichtliche Bedeutung v. Uhde's viel größer ist als seine religiöse. Wal aber begrüßen wir mit großer Freunde bei Rosenberg den Satz: „Auch innerhalb der realistischen Kunst- und Formenanschauung führen Wege zu einem neuen Idealismus"; ferner seine Würdigung Heinrich Hofmann's, vor Allem aber diejenige der Berliner Bildhauerschule. Der Vorliebe Schinkel's für die gebrochenen Farben würden wir nicht so ohne Weiteres die moderne Farbenfreudigkeit gegenüberstellen wie Rosenberg; beide Arten der Farbenbehandlung haben nach Maßgabe der Verhältnisse ihre Berechtigung. Etwas zu kurz ist die Charakteristik Rietschel's, in dessen „Pietà" die Maria nicht „über dem", sondern „an dem Leichnam Christi" trauert. Uebrigens ist Rosenberg's Darstellung des Verhältnisses Rietschel's zu München ungenau. Rasenberg wolle aus der Biographie Rauch's der Gebrüder Eggers sowie aus dem Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel (1. Band, 1890) ersehen, daß Rietschel nach München gegangen wäre, wenn nicht König Ludwig I. im letzten Angenblicke noch Schwanthaler zum Professor ernannt hätte.

J. R. Von dem bekannten Kürschner'schen Taschen-Canversatians-Lexikan (Stuttgart, W. Spemann. 3 ℳ) liegt jetzt die 7. Auflage vor, die ihren Stoff auf einen fast noch geringeren Raum — das Buch hat kaum noch Faustgröße — zusammenpreßt, als die vorhergehenden Auflagen. Das Lexikon giebt auf die nothwendigsten Fragen kurzen Bescheid.

W—k. Moment-Wörterbuch der vier modernen Hauptsprachen. Ein Handbuch des Deutschen, Englischen, Französischen und Italienischen in Einem durchlaufenden Alphabet. Berlin, Trowitzsch & Sohn. (Ohne Jahreszahl.) Preis 5 ℳ 50 ₰. — Ueber die Motive, durch welche die Verlagshandlung zu ihrem Unternehmen bestimmt worden ist, sawie über die Zwecke, die sie durch dasselbe zu erreichen hofft, und den der Arbeit zu Grunde liegenden Plan giebt die Vorrede näheren Aufschluß. Vielleicht wäre es Manchem lieber gewesen, statt der italienischen Sprache die spanische aufgenommen zu sehen wegen ihrer weiten Verbreitung in Südamerika; wie dem aber auch sei, Jeder, der in den genannten vier Sprachen zugleich zu verkehren hat, wird das sogen. Moment-Wörterbuch höchst willkommen heißen, wir haben bis jetzt noch kein derartiges gehabt. Eine erwähnenswerthe Seite des praktischen Nutzens, welche das neue System gleichzeitig mit sich bringt, ist noch die dadurch ermöglichte Billigkeit des Preises. Was sonst vier Wärterbücher bringen, ist hier in eines zusammengezogen. Betreffs der Vollständigkeit des Wortschatzes haben wir einige Buchstaben genau durchgesehen und nichts Wesentliches zu erinnern gefunden. Es begreift sich, daß für den vorliegenden Zweck auf die verschiedenen Bedeutungen der einzelnen Wörter nicht näher eingegangen werden konnte, aber das hauptsächlichste ist vorhanden. Vielleicht hätten die angehängten Ziffern, wodurch erkannt werden soll, zu welcher Sprache das Wort gehört, ganz weggelassen werden können, denn man muß doch so viele Vorkenntnisse aorausſetzen, daß Jeder, welcher das Wörterbuch mit Nutzen gebrauchen will, auf den ersten Blick weiß, welcher Sprache das Wart angehört, ganz abgesehen davon, daß ja in der Varrede die Reihenfolge genau angegeben ist.

□ Gustav Adolf. Ein dramatisches Festspiel für die Volksbühne gedichtet von Paul Kaiser. Gotha, G. Schlaeßmann. — Die Versuche, die dramatische Kunst in den Dienst des Volkes und der Kirche zu stellen und das geistliche Schauspiel früherer Zeiten in moderner Gestalt fortzusetzen, mehren sich. Ein besanders beachtenswerther Versuch ist der vorliegende. Er wird in diesem Festspiel an einer Gestalt gemacht, die neben Luther zu den populärsten des evangelischen Volkes zählt und sich aus dem Nachtgemälde des dreißigjährigen Krieges, aus diesem Bilde schmachvaller Zerrissenheit und kleinlicher Charaktere in einer entscheidungsvollen Zeit, die große farderte, als die einzige wahrhaft erhebende Lichtgestalt heraushebt. Das Festspiel ist von lebhafter dramatischer Bewegung, die Gegensätze, die in demselben auf einander treffen, treten scharf und klar hervor, die Sprache ist edel, und insonderheit die Hauptgestalt ist mit großer Liebe und vielem Geschick, wenn auch mitunter mit etwas zu moderner Färbung, dargestellt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 4. Donnerstag, den 9. Januar. 1890.

Bei den Herrnhutern.

Von Z.

Gerade 120 Jahre sind vergangen, seit Goethe den Herrnhutern auf ihrer zweiten constituirenden Synode zu Marienborn in der Wetterau einen längeren Besuch abstattete. Er selbst schreibt davon in „Dichtung und Wahrheit" (15. Buch): „es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen". Sie übten also einen gewaltigen Eindruck auf ihn aus, wie sie ihn auch auf andere bedeutende Männer des Jahrhunderts ausgeübt haben; man denke nur an Lessing, der, durch seinen Vater mit der Brüdergemeinde bekannt, in seinem „Tractat von den Herrnhutern", der, wenn er auch nicht vollendet worden ist, sich doch leicht ergänzen läßt, für die Denk- und Glaubensweise der so vielfach Angefochtenen eintrat, man denke ferner an Herder, der in seiner „Adrastea" als einer der Ersten die gewaltige Persönlichkeit des Stifters der Brüdergemeinde, Zinzendorf, zu begreifen und zu schätzen strebt. Seit jener Zeit frischesten Wachsthums, fröhlichster Werdelust sind allerdings 100 Jahre ins Land gegangen, die Brüdergemeinde spielt nur eine bescheidene Rolle im öffentlichen Leben Deutschlands; dennoch ist es der Mühe wohl werth, sie einmal in ihrem deutschen Centralpunkte, dem sie auch ihren Namen verdankt, in Herrnhut aufzusuchen.

Ein kleines, schmuckes Städtchen, an der Landstraße zwischen Löbau und Zittau gelegen, die Straßen sehr sauber und still, die Häuser vornehm und doch einfach gehalten, in der Mitte die Kirche mit Dachreiter, — das ist der stille Ort, von dem aus Tausende in alle Himmelsgegenden auszogen, um dort missionirend Glauben und Cultur der christlichen Welt zu verbreiten. Eine kleine Schaar mährischer Emigranten hatte sich 1724 hier mit Erlaubniß des Grafen Zinzendorf niedergelassen; man dachte nicht an eine eigene Kirche, man sehnte sich nur nach freier Religionsübung, die der österreichische Staat nicht gewährte; aber im Laufe der Entwickelung, namentlich nachdem eine große Missionsthätigkeit sich von Herrnhut aus entfaltet hatte, ward aus der Brüdergemeinde eine besondere Kirche. Nicht um besondere Dogmen zu vertreten, bildete man eine Kirche, im Gegentheil band man sich absichtlich an kein Dogma, und alle Versuche, die etwa zur Aufstellung eines besonderen Bekenntnisses führen sollten, scheiterten bald; sondern nur zur Lösung praktischer Aufgaben schloß man sich zusammen, und zwar 1) um die eigene Frömmigkeit zu pflegen, 2) um durch erzieherische Thätigkeit den frommen Sinn der deutschen Jugend zu nähren und zu fördern, und 3) — last not least — um durch eine umfangreiche Missionsthätigkeit gerade auch an verkommenen heidnischen Völkern christlichen Glauben und christliche Cultur zu verbreiten. Diese dreifache Thätigkeit ist der Erklärungsgrund für alle Eigenthümlichkeiten der Brüdergemeinde. Der erstgenannte Zweck der Selbsterbauung und Selbstförderung rief einen ganz eigenartigen Cultus und eine kirchliche Disciplin hervor, die in nicht wenigen Punkten der Disciplin eines Mönchsordens gleicht. Der zweite Zweck wurde erreicht durch Errichtung großer Erziehungsinstitute mit besonderer pädagogischer Methode, die noch heute in vielen Kreisen Deutschlands sich eines sehr guten Rufes erfreut, und diesen Instituten auch aus nichtdeutschen Ländern jährlich eine bedeutende Anzahl von Schülern zuführt. Dem dritten Zwecke, der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden, opfert die Brüdergemeinde ihre Kräfte so bereitwillig und theilweise auch mit solchem Erfolge, daß ihr auf der Missionsconferenz in Bremen im November 1885 das Angebot gemacht wurde, die Mission in den deutschen Colonien zu übernehmen, ein Antrag, den sie wegen Ueberlastung mit Arbeit dieser Art ablehnte.

Es ist ein stilles Völkchen, das Völkchen der „Brüder" und „Schwestern", wie sie sich nennen. Jeder Bruder hat das Recht, jeden ihm auch unbekannten Bruder mit „Du" anzureden; dies charakterisirt ihre Stellung zu einander; volle Herzlichkeit und Liebe soll im Verkehr walten, man soll mit Hintansetzung steifer gesellschaftlicher Formen sich zwanglos geben, den Anderen zwanglos nehmen wie er ist. Die Gleichsetzung Aller als Brüder und Schwestern ist denn auch bis zu einem hohen Grade verwirklicht; nur zeigt sich dabei der Mangel, der jeder sozusagen demokratisch organisirten Gesellschaft mehr oder weniger stets anhaften wird, daß man nämlich wirklich originelle, wirklich große Männer nicht verträgt, nicht vertragen will aus Furcht vor Gefährdung des Princips der Gleichheit. Dies war die Klage in den Kreisen der Herrnhuter schon vor 125 Jahren auf der ersten Synode zu Marienborn, diese Klage kehrt als Vorwurf gegen die Herrnhuter wieder in manchen der sogenannten Brüdergemeinromane, wie sie z. B. in „Daheim" und „Gartenlaube" schon erschienen sind (von Hans Tharau, M. Corvus, Villamaria). Ueber diesen Mangel kann nur trösten die Thatsache, daß in der Brüdergemeinde ein wunderbarer Grad nicht nur gleicher socialer Stellung, sondern auch gleicher geistiger Bildung wirklich erreicht ist. Die Ausgleichung der socialen Gegensätze zeigt sich darin, daß es unter den Herrnhutern einerseits Nabobs nicht giebt, daß andererseits die Bettler und Vagabunden völlig fehlen dank einer vorzüglichen socialen Organisation. Diese unleugbare Thatsache bewog Dr. Barth, in seinem 1886 erschienenen Werke: „Reform der Gesellschaft durch Neubelebung des Gemeindewesens in Staat, Schule und Kirche" die Herrnhutergemeinden als das Ideal der Zukunft, als das Mittel zur Lösung sämmtlicher moderner Gesellschaftsprobleme hinzustellen, ein Wunsch, der gewiß ebenso utopisch ist wie der, den ganzen unermeßlichen Ocean in kleine Teiche zu zerlegen. Die geistige Gleichheit unter den Herrnhutern, die ja natürlich stets nur eine relative sein kann, zeigt sich besonders darin, daß es wirklich Ungebildete fast kaum giebt; denn durch den engen Verkehr Aller mit Allen, durch die mannigfachen Gottesdienste, die neben der Erbauung auch der geistigen Bereicherung und Ausbildung dienen, wie die sogenannten „Bibelerklärungen", Missionsversammlungen mit Verlesung interessanter Berichte aus allen Welttheilen, Verlesungen interessanter Biographien, Vorträge brüder- oder kirchengeschichtlichen Inhalts, wird wirklich ein bedeutsamer geistiger Besitz Allen gemeinsam gegeben. Man fühlt eben noch in herrnhutischen Kreisen die Macht der kirchlichen Gottesdienste, begreift, daß sie dem einfachen Manne Alles sein können; denn in den herrnhutischen Gemeinden findet an jedem Abend ein Gottesdienst, an Sonn- und Festtagen sogar zwei bis drei solcher Gottesdienste statt, die, um nicht zu ermüden, stets sehr abwechselungsreich gestaltet sein müssen in der schon oben angedeuteten Weise. So sammelt denn der eifrige Kirchgänger eine Summe kleiner Kenntnisse geographischer und namentlich geschichtlicher Art, das Bild bedeutender Männer fesselt ihn ebenso wie die Schilderung eines fernen Missionslandes, noch zu lösende Aufgaben kirchlicher Art geben auch ihm zu denken, kurz er findet in der Kirche nicht nur Erbauung, sondern auch Bildung. Es ist oft geradezu erstaunlich, wie verständig man den Knecht im Arbeitskittel über selbst ferner liegende Fragen sprechen hört; da überzeugt

man sich einmal augenfällig von dem, was wir oben als die geistige Gleichheit [illegible] Herrnhuter bezeichneten. Daß man infolge dessen geistig bedeutsame, geistig wirklich große Männer nicht verträgt, oder besser, diese in der Brüdergemeinde nicht ihre Rechnung finden, ist natürlich; nicht nur ein Schleiermacher hat die Brüdergemeinde verlassen, weil es ihm dort zu eng wurde, weil er dort die Wissenschaft zu sehr beschränkt fand; letzteres nun wiederum ist darum sehr erklärlich, weil nun einmal die Brüdergemeinde keine wissenschaftliche Vereinigung ist, sondern eine solche zur Lösung praktisch-religiöser Aufgaben.

Jedenfalls muß gleich hier die Anschauung bekämpft werden, als sei der Herrnhuter, wie der Volksmund das Wort meist braucht, ein Pietist, der bildungs- und culturfeindlich sich hartnäckig jedem Einfluß verschließe, den Kunst, Literatur und die „böse" Wissenschaft auf ihn ausüben könnten. Daß es solche Zeiten gegeben hat, leugnen gerade die am wenigsten, die sich jetzt eifrig bemühen, die reichen Schätze der modernen Culturwelt auch den stillen Herrnhutercolonien zu erschließen. Und wie man in den officiellen Kreisen zur Wissenschaft steht, beweist folgender Umstand, der mancher unserer Landeskirchen zu denken geben könnte, daß die vorjährige Provinzialsynode der deutschen Brüderkirche ausdrücklich für ihr theologisches Seminar vollste Freiheit der theologischen Farschung zugestand.

Doch kehren wir nach Herrnhut zurück, um dort einmal einem Sonntagsgottesdienst beizuwohnen. Die Kirche ist schmucklos, ja geradezu kahl, in der Mitte der Längswand ein einfacher Tisch mit einem Aufsatz, an welchem der Prediger steht. Der Raum füllt sich allmälig; da sieht man alte verwitterte Gestalten, ausruhende Missionare sind es, die vielleicht im eisigen Grönland, im heißen Surinam, im fernen Himalaya Kraft und Gesundheit geopfert haben. Auf der anderen Seite des Saales — Männer und Frauen sitzen nämlich getrennt — erscheinen nun die Frauen; sie tragen alle ein weißes Häubchen, das mit einem Band unter dem Kinn zusammengehalten wird. Dieses Band ist bald weiß, bald blau, bald hell-, bald dunkelroth, je nachdem die Trägerin desselben Wittwe, oder Ehefrau, Jungfrau oder Mädchen ist. Die Mitglieder der Brüdergemeinde sind nämlich nach ihrem Alter (resp. Stellung) in kleinere Abtheilungen, sogenannte „Chöre", eingetheilt: man unterscheidet Chöre der Wittwer, Wittwen, Eheleute, „ledigen" (unverheiratheten) Brüder, ledigen Schwestern, größeren Knaben (14—18 Jahre), größeren Mädchen und Kinder. Diese Eintheilung nahm man vor zum Zweck eingehenderer Seelenpflege; denn jeder Chor hat eine Person, die speciell mit der Pflege dieses Chors beauftragt ist; ferner giebt es besondere Versammlungen, ja sogar besondere Kirchenfeste nur für die einzelnen Chöre (z. B. das „Ehefest", das „Wittwenfest" ꝛc.). Ja viele Chöre wohnen sogar in einem Hause zusammengeschlossen; so findet man in Herrnhut ein „Schwesternhaus", wo nur Unverheirathete wohnen; ein „Wittwenhaus", ein „Brüderhaus" findet sich ferner noch. Auch in der kirchlichen Kleidung tritt also der Unterschied der Chöre hervor, so daß man bei jeder Eintretenden sofort Alter resp. Stellung bestimmen kann. Der Geistliche tritt ohne besonderen Ornat auf, einfach in schwarzem Gesellschaftsanzuge. Der Sonntagsgottesdienst verläuft sehr einfach und stets mit einer wohlthuenden Kürze, so daß er selten länger als eine Stunde währt.

Die Haupteigenthümlichkeiten des brüderischen Gottesdienstes treten zu Tage in den abendlichen Gottesdiensten, die jeden Abend um 7 oder ½8 Uhr stattfinden. Wir geben im Folgenden die Reihenfolge der wöchentlichen Gottesdienste:

Sonntag Abend: Ansprache oder liturgische Versammlung.

Montag Abend: Lesung erbaulicher Lebensbeschreibungen.

Dienstag Abend: Erklärung des Alten Testamentes oder kirchengeschichtliche Vorträge.

Mittwoch Abend: Die sogenannte „Singstunde" (Gesang von Liederversen aus verschiedenen Liedern ohne Ansprache oder Gebet).

Donnerstag Abend: Erklärung des Neuen Testamentes.

Freitag Abend: Lesung von Lebensbeschreibungen, Missionsberichten ꝛc.

Sonnabend Abend: Wieder „Singstunde" (aber mit Gebet).

Natürlich giebt es, abgesehen von diesen mannigfachen Abendgottesdiensten, auch noch sehr reich gestaltete Festtagsgottesdienste. Namentlich das Weihnachtsfest, die Charwoche und Ostern sind in dieser Beziehung ausgezeichnet. Theilweise griff Zinzendorf zur Bereicherung und Belebung dieser Gottesdienste auf urchristliche Sitten zurück. So erneuerte er die urchristlichen Agapen in den sogenannten „Liebesmählern" der Herrnhuter, bei welchem Gottesdienst allen Anwesenden Thee und Brödchen gereicht werden, die man in Gemeinschaft verzehrt. Es kann nicht Wunder nehmen, daß bei dieser Erneuerung alter Sitten auch Manches erneuert wurde, was in die jetzige Zeit nicht mehr paßt, und das darum auch wieder abgeschafft worden ist. Jedenfalls aber giebt es viele festliche Gottesdienste, die das Talent der Herrnhuter und namentlich Zinzendorf's, alle Momente der religiösen Idee dienstbar zu machen, klar bezeugen. So wird die Weihnachtsfreude unmittelbar in den Herzen geweckt durch den strahlenden Lichter- und Lampenglanz, der den Besucher der Kirche in jenen Festtagen empfängt; so wird die letzte Stunde des scheidenden Jahres benutzt, um noch einmal die Herrnhuter zu ernster Betrachtung zu sammeln; der Prediger hält eine ernste Ansprache, da plötzlich schlägt es 12 Uhr; unerbittlich, mag der Redner nun seine Rede geschlossen haben oder nicht, fallen die Posaunen und die Orgel mit dem Choral ein: „Nun danket Alle Gott"; diese plötzliche Unterbrechung der Rede symbolisirt in ergreifender Weise die grausame Flucht der Zeit, die nicht wartet, bis der Mensch sein Werk vollendet hat, sondern die unerbittlich weiter schreitet, der Mensch mag wollen oder nicht. Fast den tiefsten Eindruck machte aber auf den Schreiber dieses der Frühgottesdienst am Ostermorgen in Herrnhut; schon um ½5 Uhr früh versammelt sich die Gemeinde in der Kirche; unter Posaunenschall zieht man auf den Friedhof hinaus, der auf einem kleinen Hügel gelegen ist, dem Hutberge. Man wandert an den großen Grabsteinen der Begründer der Brüdergemeinde hin; rechts und links Gräber von Heiden aus den verschiedensten Weltgegenden; man stellt sich in einem großen Viereck auf. Noch wogt der Morgennebel leicht über dem Hügel; ein leises Frösteln zieht einem durch die Glieder. Alles schweigt; nur der Geistliche spricht; er gedenkt aller der Verstorbenen des letzten Jahres; manches Auge wendet sich thränenschwer einem frischen Grabe zu; der Geistliche redet von der Hoffnung, die der Christ hat; manches vorher tief gebeugte Gemüth richtet sich wieder auf. Feierlich ziehen die Gesänge, von Posaunenschall begleitet, über die Gräber dahin, die Gesänge der Osterliturgie, die ohne Zweifel mit unter die besten liturgischen Schöpfungen gehört, die in Deutschland entstanden sind. Und nun kommt zum Klange des Liedes noch der Strahl der Sonne, die gerade sieghaft emporsteigt; die feuchten Nebel weichen, wohlthuende Wärme durchzieht allmälig den Körper; ist das nicht ein herrliches Symbol für den Gedanken, dem dieser Frühgottesdienst gilt, daß auf Christi Tod die Auferstehung folgte, dem Tode neues Leben? Man wird verstehen, daß durch solche Benutzung aller Momente, durch Indienststellung aller Mittel zur Erreichung eines religiösen Zweckes, der Eindruck der herrnhutischen Gottesdienste ungeheuer vertieft und oftmals bis zu wahrhaft grandioser Macht verstärkt wird.

Es liegt in Dem, was wir soeben hervorhoben, eine gewisse Verwandtschaft des herrnhutischen Cultus mit dem der Katholiken, der dem ersteren nur zur Ehre gereicht, da er ihn seinem Zwecke näher bringt. Das liturgische Element tritt ergänzend, belebend zum rein homiletischen hinzu. Der Gesang des Liturgen, des chorus musicus, der Gemeinde tritt viel mehr in den Vordergrund als sonst je in der evangelischen Kirche. Eine planvolle und maßvolle Symbolik wird nicht verschmäht, während andererseits der Schmuck der Kirche mit Bildern, farbigen Fensteen ꝛc. wol nirgends in der evangelischen Kirche so in den Hintergrund tritt, als bei den Herrnhutern.

Man wird nach Obigem verstehen, daß in den Kreisen der Herrnhutergemeinden sittlich-religiöse Aufgaben, Erziehung, innere und äußere Mission im Vordergrund des Lebens und Strebens stehen. Das Leben fließt äußerlich still, man könnte von manchen Kreisen vielleicht sogar sagen etwas beschaulich dahin. Und doch liegt ein unleugbarer Zauber in dieser Stille, diesem Frieden, den Dr. Weber, der in der Mitte dieses Jahrhunderts eingehende Studien über das Herrnhuterthum machte, ja anerkannte: „Wenn ich nicht Philosoph wäre, so möchte ich Herrnhuter sein", ein Zauber, den schon lange Zeit vor ihm ein Goethe, ein Herder, ein Schleiermacher und ungezählte Andere empfunden haben. Ja, wer hohe Ansprüche an das Leben stellt, gewöhnt ist in Mittelpunkten geistiger und praktischer Arbeit zu leben, dem bietet die Herrnhutergemeinde nichts, kann sie ihrem Charakter gemäß nichts bieten. Wer aber eines ruhigen Lebens bedarf für Leib und Seele, wer an dem ruhigen, stillen Gemüth Anderer das eigene Gemüth sänftigen will, wer nach stürmischem Leben an dem kindlich frohen und frommen Sinn Anderer sich erquicken will, für den dürfte es keinen geeigneteren Ort geben als ein herrnhutisches Weltenfern mit seiner Schlichtheit und doch reichen Bildung, mit seiner Ruhe und doch angestrengten Arbeit für Schule, Kirche und Mission.

Ueber Passionsaufführungen in Leipzig.

Bei dem lebhaften Antheil, mit dem überall in den Zeitungen die Vorbereitungen zu den Passionsaufführungen in Ober-Ammergau verfolgt werden, dürfte es von einigem Interesse sein, darauf hinzuweisen, daß auch hier in Leipzig, freilich vor langer Zeit, Passionsdarstellungen stattgefunden haben. Die Gewohnheit, fromme Spiele, speciell aber die Leidensgeschichte des Erlösers dramatisch aufzuführen, ja sie geradezu als ein Werk der Buße oder des Versöhnens der zürnenden Gottheit zu geloben, war bereits durch das ganze Mittelalter verbreitet; wir erinnern nur an das Spiel „von den klugen und thörichten Jungfrauen", welches im Jahre 1322 in Eisenach von Mönchen und Schülern aufgeführt wurde und auf den Landgraf Friedrich einen solchen Eindruck machte, daß er vom Schlage gerührt ward, als er sah, wie selbst die Fürbitte der heiligen Jungfrau ohne die wahre Reue der sündigen Menschheit nicht hinreiche, das Himmelsthor zu öffnen. — Früher entstandene Dramen, wie die der frommen Nonne Hroswitha von Gandersheim oder den noch früher — angeblich Mitte des vierten Jahrhunderts — geschriebenen χριστὸς πάσχων des Gregor von Nazians u. A. m. als zu öffentlichen Aufführungen, wenn auch in der Kirche, bestimmt anzusehen, dürfte sich kaum rechtfertigen lassen. Waren doch alle diese Schöpfungen nur dialogisirte Erzählungen, gelehrte Arbeiten der mit der antiken Literatur bekannten Geistlichen und Mönche, oft nur Uebungsstücke des wissenschaftlichen Fleißes. Und wurden sie wirklich aufgeführt, so haben sie schwerlich die Mauern des Klosters überschritten. Dagegen wissen wir genau, daß bereits in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche während des Lesens der heiligen Geschichten (des Evangeliums und der Epistel) vom Geistlichen eine Rolle entfaltet zu werden pflegte, auf deren der Gemeinde zugekehrter Seite der verlesene Abschnitt in Bildern dargestellt war, damit Denen, welche die Worte nicht verstanden, oder welche nicht leicht zu folgen vermochten, die Sache, um die es sich handelte, vergegenwärtigt, Verstand und Gefühl geschärft werde. Wurden doch auch theilweise aus demselben Grunde schon seit dem vierten Jahrhundert die Wände der Kirchen mit Bildwerken geschmückt. Nun war es nur ein Schritt, die dem Volke gezeigten Bilder, indem man sie von Personen darstellen ließ, zu lebenden Bildern zu machen. Später wurden an hohen Festtagen erzählende Gesänge in die Liturgie eingeschoben, um der geistlichen Handlung ein mehr plastisches, versinnlichendes Gepräge zu geben, und man begann die in den Evangelien enthaltenen Worte der verschiedenen sprechenden Personen auch von verschiedenen Geistlichen lesen zu lassen. Man richtete am Charfreitag ein Crucifix auf, um welches die Geistlichen sich scharten und in Wechselgesängen eine Passion Christi vortrugen; es wurde sodann unter Todtenklagen in eine Art von Grab unter dem Altar gelegt; am Ostersonntag aber wurde es wieder herausgehoben und die Auferstehung gefeiert. Bald traten die drei Marien und der Engel hinzu, dann wurden die andern Hauptpartien vertheilt an bestimmte Personen, die aber einstweilen nur die Worte Christi, der Maria u. s. w. zu sprechen hatten, wie sie ihnen das Evangelium vorschrieb. Demnächst wurde durch das Kommen und Gehen derselben der erste Anfang von Handlung hineingebracht. Endlich erhielten die darstellenden Personen ihren Rollen entsprechende Kleider — Mimik und Gesten fanden sich von selbst ein — und so war das geistliche Drama, das Mysterium entstanden.*) Dieses bildete nun durch lange Zeit einen Hauptanziehungspunkt der Kirche auch für solche, die derselben um ihrer selbst willen fern geblieben waren; nach und nach trennten sich die Aufführungen von den eigentlichen gottesdienstlichen Handlungen und wurden wol auch außerhalb der Kirche auf freien Plätzen zur Darstellung gebracht. Dies geschah, theils um einem größeren Publicum, als das Innere der Kirche fassen konnte, Gelegenheit zum Zuschauen zu geben, theils wegen der großen Baulichkeiten, die die Aufführungen erforderten; denn diese fanden meistens auf einer, der Höhe nach, dreifach getheilten Bühne statt. Der unterste Raum stellte die Hölle vor, auf der mittleren Bühne spielten sich die Scenen des irdischen Lebens ab, während hoch oben Gott Vater von Erzengeln umgeben thronte. Außer dieser Bühne wurden öfters noch an verschiedenen anderen Stellen des betr. Platzes kleinere Häuser, Erhöhungen u. s. w. errichtet, die dann einzelne Orte vorstellten, an denen sich Episoden aus dem Leben Christi oder der Heiligen abspielten. So zeigt der Scenen-Plan eines Osterspiels auf dem Marktplatz zu Luzern vom Jahre 1583 vor der eigentlichen Bühne einen einzelnen Baum, den Baum der Erkenntniß im Paradies; nicht weit hiervon steht ein niedriges Gerüst, auf dem das Opfer Abraham's dargestellt wurde. Auf der dem Theater gegenüber liegenden Seite des Platzes war eine Hütte, in welcher die Anbetung des Christkindes durch die Hirten aufgeführt wurde u. s. w., ja, ein über den Markt fließender Bach wurde als Jordan benutzt, an welchem Johannes der Täufer seinen Platz hatte.

Leider war es dem Verfasser nicht möglich, zu erkunden, woher der Autor des ihm vorliegenden „Kern der Geschichte des Hohen Chur und fürstlich. Hauses zu Sachsen", Adam Friedrich Glasey, die in ihm enthaltenen Nachrichten geschöpft hat. Daß er dies aber nur der Tradition verdankt, läßt sich kaum vermuthen, da das Buch Mitte des vorigen Jahrhunderts erst erschienen ist, also über 200 Jahre nach Einführung der Reformation in Leipzig.

Glasey schreibt: „Zu Leipzig in der Sacristey ward ein Bild aus Holz aufbehalten, welches in rechter Größe einen Esel und darauf sitzenden Menschen vorstellte. Dieses setzten sie [die römischen Geistlichen] auf einen Wagen, und darüber gemachtes Gerüste, und führten es am grünen Donnerstage aus der Thomaskirche auf den Markt hervor. Dahin kamen alsdann Junge und Alte, und die Priester umpfingen es mit grünen Zweigen von Weiden-Bäumen, wobei sie auf die Historie Christi ihr Absehen hatten, da er zu Jerusalem auf einem Esel eingeritten, und ihm von dem zurufenden und frohlockenden Volke Zweige von Oel- und Palmen-Bäumen auf den Weg gestreut worden. Zu dieser Ceremonie kam noch eine andere, dazu ihnen die prophetischen Worte Anlaß gegeben: Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe zerstreuen. Damit sie nun dieses vorstelleten; so schlug der Vornehmste unter den Geistlichen die Anderen mit einem Rohre, welche sich alsdann mit der Flucht hinter einen darzu bereiteten Vorhang aus dem Gesicht der Umstehenden begaben. Wenn solches vorbey ging dieses geistliche Heer wiederum zurück in die Kirche." — Daraus, daß eines Vorhangs erwähnt wird, der „darzu bereitet war", geht hervor, daß irgend welche baulichen Einrichtungen für den Empfang der „Procession mit dem Palm-Esel" getroffen sein mußten. Dies erhellt auch aus dem Folgenden. Doch möchten wir vorher noch darauf aufmerksam machen, wie außer dem zur Darstellung gebrachten Einzug des Herrn in Jerusalem auch ein, gleichsam prophetisches Spiel vorgeführt wurde, was doch unzweifelhaft auf die Leiden Christi hinwies, denen er nach seinem Einzug entgegen ging. Aehnlich finden sich bei dem Passionsspiel in Ober-Ammergau die lebenden Bilder, die jeder Scene aus dem Leben Christi voraufgehen, und in prophezeiender Weise ein Geschehniß aus dem alten Testament vorführen, das der darauffolgenden Handlung entspricht.

Glasey fährt fort: „Bald darauf wurden zwei bis drei Tage lang allerhand Spiele und Comödien gesehen, in welchen auf dem Theatro das Leiden Jesu Christi, wie er von Juda verrathen, gefangen, gebunden, vor den Richtstuhl geführet, verlachet, verspeyet (sic!), mit spitzigen Dornen gekrönet, an's Creutz geschlagen, und endlich begraben worden, nach der Länge dem Volke repräsentiret wurde." Das „Bald darauf" im Anfang dieses Absatzes kann sich nur auf den Nachmittag des Grün-Donnerstag beziehen, oder höchstens auf den Charfreitag Vormittag, da die Darstellungen mit der Grablegung Christi ihr Ende erreichten; außerdem wird nun weiter beschrieben, wie nach Schluß der Aufführungen „alle Glocken und Uhren stille stehen mußten, die Priester dagegen bei dem in der Kirche aufgerichteten Grabe Tag und Nacht mit Traurig- und zitternder Stimme Psalmen und Sterbelieder sangen". Nach einem längeren Bericht, wie sich die Bürger der Stadt während des nun folgenden letzten Fasttages zu benehmen hatten, wie die von ihnen zubereiteten Osterspeisen von dem Geistlichen „nach vorhero gethanem Gebethe" gesegnet wurden, führt die Beschreibung fort: „Dennoch durffte man von denen Speisen noch nichts genießen, sondern die Leuthe mußten erst des Nachts in die Kirche zur Messe gehen. Wann diese vorbei (— also noch in der Nacht —) kam ein verkleideter Geistlicher, der den Herrn Christum vorstellete, unversehens hervor, und stieß mit einem Creutze, so er in der Hand hatte, mit großem Ungestüm wider die Kirch-Thüren, und befohl, die, so darinne wären, wohl zu verwahren. Alsdann erhub sich ein erbärmliches Geschrey und Heulen, und die darin die Teufel Vorstellende beklagten sich auf's Erbärmlichste, daß ihnen ihr Recht und Gewalt über die verstorbenen Seelen genommen würde. Nachdem dieses eine Weile gewähret, giengen endlich durch das viele Anschlagen die Thüren in Stücken, Christus drang als Ueberwinder in das Innerste ein, jagte theils davon, theils nahm er gefangen, und ließ ihnen eiserne Ketten und Fesseln anlegen, mit welchen sie in der Finsterniß einen währenden Tumult verführten. Die aber aus dem Rachen der Teufel erlösten Seelen folgten dem triumphi-

*) Ulrici, Shakespeare's dramatische Kunst. Bd. I.

renden Ueberwinder mit weißen Kleidern nach. Das übrige von der Nacht begab sich ein jeder zur Ruhe."

So weit unser Autor. Daß mit den Kirchenthüren nicht die wirklichen Eingangsthüren in das Gotteshaus gemeint sein können, ist wol selbstverständlich. Man muß eben annehmen, daß, ähnlich wie auf dem Markt, auch in der Kirche ein Gerüst, eine Art von Bühne errichtet war mit der oben beschriebenen Dreitheilung, auf welcher sich die Auferstehung und Himmelfahrt abspielte. Nach unseren modernen Anschauungen wäre es ein wenig viel verlangt, nach einigen in strengem Fasten zugebrachten Tagen in Mitten der Nacht eine lange Messe anzuhören, und nicht genug damit, dann noch einem Schauspiel beizuwohnen, das, wie wir aus vielen noch erhaltenen Stücken der damaligen Zeit ersehen können, auch jedenfalls nicht kurz gedauert haben mag. Daß sich „das übrige von der Nacht ein jeder zur Ruhe begab", versteht sich unter den obwaltenden Umständen ja dann wol so ziemlich von selbst. Dazumal war aber die Hingabe für alle, irgend welchem Gottesdienst nur annähernd gleichgeachteten Veranstaltungen eine viel größere. Und waren die Zuschauer mit ganzer Seele dabei, so waren es die Darsteller, ob Geistliche oder Laien, gleichviel, noch bedeutend mehr. So wissen wir, daß in Metz im Jahr 1437 anläßlich einer geistlichen Aufführung der gekreuzigte Christus und der erhängte Judas beinahe gestorben wären, wenn man sie nicht in letzter Minute aus ihrer Todesnoth befreit hätte, und in Schwaz in Tirol soll 1551 der Gekreuzigte wirklich als Leiche abgenommen worden sein.

Mit der Reformation verschwanden diese geistlichen Aufführungen allenthalben, um den Volksstücken Platz zu machen. Nur in den katholischen Gegenden Süddeutschlands bestanden sie fort; noch Ende des vorigen Jahrhunderts wurden allein in Bayern an über fünfzig Orten Passionsaufführungen an bestimmten Festtagen dargestellt. Doch waren dieselben im Lauf der Zeit so verwildert, daß durch ein kurfürstliches Gebot im Jahr 1784 sämmtliche derartige Veranstaltungen bis auf die Ammergauer Aufführungen untersagt wurden. Daß dieses Gebot nicht unbegründet war, mögen die folgenden Verse aus der Mittenwalder Passion darthun. Da schrieen die Kriegsknechte dem Erlöser, indem sie ihn ans Kreuz schleppten, zu:

Furt, furt, ans Kreuz, ans Kreuz mit dir!
Moanst eppe, mir ganga mit dir zum Bier?
Moanst mir gehn zum Liesibäcken?
A braune Maß Bier that dir halt schmecken,
A Baznloabl a dazual

Es ist nicht zu leugnen, daß mit der Unterdrückung von Stücken, die derartige Verse enthielten, durchaus kein Schade geschah. Nur eben Ober-Ammergau war es, das die ihm eigenthümlichen Passionsdarstellungen rein von allem unpassenden Beiwerk bis jetzt erhalten hat und aufs Neue in diesem Jahr einen Anziehungspunkt für viele Tausende von Reisenden aus aller Herren Ländern bilden wird. v. H.

Bücherbesprechungen.

☐ In Gewissensnoth. Worte eines Balten an seine Landsleute. Leipzig, Duncker & Humblot. — Das Schicksal unserer Stammesbrüder und unserer evangelischen Glaubensgenossen in den Ostseeprovinzen bewegt fortgesetzt die Herzen aller Deutschen, die deutsch und evangelisch fühlen. Es ist ein überaus harter Kampf, den unsere deutschen Brüder mit der brutalen Gewalt zu kämpfen haben, welche offenbar auf gänzliche Austilgung der germanischen Cultur und des evangelischen Bekenntnisses an der Ostsee hinarbeitet. Und dieser Kampf führt unsere deutschen Brüder in schwere Gewissensnöthe und Conflicte. In dieser Schrift werden nun für solchen Kampf von einem ebenso warm fühlenden, als tiefblickenden und besonnenen Rathgeber die rechten Winke in bedeutsamer Aussprache gegeben. Wir zählen die Broschüre zu dem Besten, was über den Gegenstand geschrieben worden ist.

L. — Die deutschen Kriege von 1864, 1866, 1870/71, in wohlfeiler Bearbeitung nach den großen Generalstabswerken. Berlin 1890. Verlag von W. Pauli. — Die unübertroffenen kriegsgeschichtlichen Meisterwerke des Deutschen bezw. Preußischen Generalstabes über die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870/71 haben für den unbemittelten Vaterlandsfreund den großen Fehler, daß sie, ursächlich ihrer fast überreichen Ausstattung mit vortrefflichen Karten und Plänen, etwas hoch im Preise stehen. Diesem Uebelstande wird durch das oben angeführte neue Geschichtswerk in glücklichster Weise abgeholfen. Dasselbe ist mit ausdrücklicher Genehmigung des Großen Generalstabes und mit so enger Anlehnung an das officielle Werk abgefaßt, daß man es beinahe einen Auszug aus dem letzteren nennen könnte. Diese Kürzung des Textes ist aber von so berufener Feder und mit so hervorragendem Geschick ausgeführt worden, daß der Auszug, hinsichtlich seiner Formvollendung sich dem Ursprungswerke dreist zur Seite stellen darf. Daß die kartographischen Beigaben des Buches mit denjenigen der drei Generalstabswerke auch nicht annähernd verglichen werden können, und daß die gleichfalls beigegebenen Porträts einzelner Heerführer auch selbst bescheibenen Ansprüchen kaum genügen, ist, nach unserem Dafürhalten, durch den ungewöhnlich niedrigen Preis des Buches ausreichend entschuldigt. Wir bezweifeln keinen Augenblick, daß dasselbe sich in vielen Leserkreisen, ganz besonders aber in denjenigen der deutschen Armee, bald zahlreiche Freunde erwerben wird.

— Kleines Verdeutschungs-Wörterbuch, zum Gebrauch in der Schule und im täglichen Leben. Im Anschluß an das preußische Regel- und Wörterverzeichniß bearbeitet von Wilhelm Cremer, königl. Erstem Seminarlehrer zu Hannover. Hannover-Linden, bei Carl Manz, 1890. — Unter den Lehrern des Deutschen ist wol heutzutage keiner mehr, der nicht die Berechtigung der Bestrebungen anerkennt, unsere Sprache zu säubern von den fremden Flicken und Lappen, mit denen ein entarteter Geschmack und der Mangel an Selbstachtung sie entstellt hat. Ein willkommenes Hilfsmittel für diesen Theil des Unterrichts, der so viel prächtige Gelegenheit bietet zu lehrreichen Seitenblicken nicht blos in die Geschichte unseres Schriftthums, sondern auch in die gesammte Geistes- und Sittengeschichte unseres Volkes, ist das soeben erschienene kleine Verdeutschungs-Wörterbuch. Es ist reichhaltiger, als das Verdeutschungs-Wörterbuch für Schule und Haus von Blasendorff, die Anordnung ist geschickt und umfaßt 1) eigentliche Fremdwörter, 2) aus fremden Sprachen entlehnte mehrgliedrige Ausdrücke, 3) Abkürzungen fremder Wörter mit entsprechenden deutschen Abkürzungen. Die kurzen Vorbemerkungen geben in wenigen Worten die Hauptgesichtspunkte für die Verdeutschung, warnen namentlich vor Einseitigkeit, geschmacklosen und übelklingenden Ersatzwörtern u. s. w. Kurz, für die 30 ₰ wird ein sehr brauchbares Büchlein geliefert. Auffällig ist, daß eine bekannte Schulregel unbeachtet bleibt, z. B. S. 49 ruiniren, zerstören, -rütten; verwüsten, -derben. Rumor, Lärm, Getöse, -tümmel. Solche Zusammenziehungen sind unstatthaft, weil zer und ge keine selbständigen Wörter sind. In einem für die Hand der Schüler bestimmten Buche sollte derlei nicht vorkommen. Auf die Abhandlung über Fremdwortverdeutschung, die als Begleitschrift des Wörterbuches demnächst erscheinen soll, kommen wir noch zurück. Möge auch dieses Büchlein mit dazu helfen, daß in immer weiteren Kreisen erkannt werde, wie recht Hegel hat mit seinem Ausspruche: höchste Geistes- und Seelenbildung bekundet es, Alles in der Muttersprache ausdrücken zu können. R. B.

S. — Betrachtungen über das Oldenburger Pferd, seine Freunde und Gegner, von Georg Graf zu Münster, königl. sächs. Landstallmeister. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg 1889. — Alles, was aus der Feder des Hrn. Landstallmeister Graf zu Münster stammt, hat Hand und Fuß. Graf Münster hat das Oldenburger Pferd in Sachsen eingeführt und dadurch die sächsische Zucht und ihre Principien so umgestaltet, daß derselbe sich die Sympathie aller Zucht- und Pferdefreunde in hohem Grade erworben hat. Die kürzlich erschienene Broschüre behandelt in der Hauptsache das Zuchtziel, die Vererbungsfähigkeit, die Paarung und die Leistungsfähigkeit, sie bespricht den Gang sowie das Exterieur des Oldenburger Pferdes in den Theilen, die bei der Zucht in Frage kommen, alles dieses in sehr sachlicher verständnißvoller Weise und mit einer dankbaren Offenheit, so daß auch der kundige Oldenburger Züchter selbst großes Interesse für diese ihm gegebenen Winke an den Tag legt. Für die Hebung unserer sächsischen Pferdezucht fehlt noch immer die richtige Absatzquelle. Remontemärkte, wie sie früher bei uns bestanden, wieder einzurichten, das ist der sehnlichste Wunsch der Züchter, doch festina lente, auch dieser Zeitpunkt wird kommen, wo unsere Züchter in der Lage sind, einen solchen Markt mit genügendem und brauchbarem Material zu beschicken.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 5. Sonnabend, den 11. Januar. 1890.

Die Schwierigkeiten eines Feldzugs gegen Rußland.

Zweck der folgenden Studie ist, aus den Erfahrungen des Napoleonischen Feldzugs von 1812, der gegenwärtigen Beschaffenheit des westrussischen Kriegstheaters und den Veränderungen des Heerwesens seit Anfang des Jahrhunderts, — Stoff zu einer Beurtheilung der Frage zu sammeln: inwiefern haben sich die Chancen eines Krieges gegen Rußland seit der Zeit Napoleon's geändert, und welches wird das charakteristische Gepräge eines Zukunftskrieges gegen Rußland sein?

I. Rückblick auf die Erfahrungen bei der großen Armee Napoleon's in den ersten Wochen des Feldzugs von 1812.

Betreffs der inneren Reibungen, welche sich in den ersten Wochen des Feldzugs bei der großen französischen Armee geltend machten, wäre hervorzuheben: Das Land vermochte die Fourage für die massenhaften Pferde der Armee nicht zu liefern; die Zugpferde erhielten deshalb seit dem Einmarsch nach Rußland nur Grasfutter und erlagen in erschreckender Anzahl den Strapazen. Die großen Truppenfahrzeuge (caissons d'infanterie) kamen auf den polnischen und russischen Wegen nicht vorwärts und wurden, so weit es ging, durch Landfuhrwerke ersetzt, die man ohne Weiteres wegnahm. Doch die Spannbauern liefen davon, sobald sie entwischen konnten, und die an ihrer Stelle befehligten Soldaten ließen bald in der Disciplin bedenklich nach. Die berüchtigten Ochsenwagen versagten ganz. Erst fielen die Ochsen, die Wagen blieben zurück, die darauf geladenen Lebensmittel verdarben. Nur die einspännigen Fuhrwerke (voitures à la comtoise) bewährten sich. Die Cavallerie und Artillerie, ganz besonders aber das Fuhrwesen waren z. Th. schon zu Grunde gerichtet, ehe sie den Njemen erreichten. Auch die Verpflegung der Truppen wurde schon schwierig, obwol das Armeegepäck beträchtlich verringert und der größte Theil der Fuhrwerke lediglich zum Transport von Lebensmitteln verwendet wurde. Schon jetzt erzeugte der fast ausschließliche Genuß von frischem Fleisch ohne Salz und Brod und oft ohne gutes Trinkwasser — insbesondere bei der Heeresgruppe Jerome's — beträchtliche Marschverluste. Es gelang beinahe nie, größere Heerestheile mit Brod rechtzeitig zu versehen. Der Zwieback, ein den Mannschaften unwillkommener Ersatz des Brodes, erzeugte Krankheiten der Verdauungsorgane. So kam es, daß schon allein der direct unter dem Kaiser stehende Theil der Armee in den ersten 5 Wochen nach Ueberschreiten des Njemen beinahe ein Drittel seiner Stärke — 70000 Mann! — verlor, wovon nicht der zehnte Theil auf Gefechtsverluste entfällt.[1]) Ja die Bayern ließen in derselben Zeit beinahe die Hälfte ihres Corps, 12000 von 25000 Mann, liegen, ohne ein Gefecht bestanden zu haben.[2]) Die Truppen, auf unzureichende Portionen gesetzt, schritten zur Selbsthilfe. Das Marodiren begann und nahm bald, trotz energischen Eingreifens des Kaisers, bedenkliche Dimensionen an. Die Disciplin in der Armee, selbst in der Garde, lockerte sich, die innere Zersetzung begann. Ganze taktische Verbände zogen auf Raub und Plünderung aus; die Zahl der Marodeurs und Nachzügler stieg schließlich auf 50000 (Soltyk, Napoléon I en 1812). Erst bei Witebsk fanden die Truppen unter schützenden Lagerhütten etwas Ruhe, viele Nachzügler, die Artillerieparks und das übrige Fuhrwerk erreichten wieder die Armee und die Verpflegung wurde wieder geregelter. Dagegen nahmen andere Mißstände zu: die Bevölkerung floh, weder Spione noch Führer standen zu Gebote, die mangelnde Kenntniß des Landes, durch genügende Karten nicht unterstützt, führte zu taktischen Mißerfolgen.[3]) Die Straßen hinter der Armee, von dem gewaltigen Troß derselben unfahrbar gemacht, versagten und es fehlte an Material und Arbeitskräften, sie in Stand zu setzen. Die Nebenwege, welche bald über Anhöhen und Flüsse mit sumpfigen Ufern, bald durch schwer passirbare Wälder führten, waren in sehr schlechtem Zustande; die Brücken, nur für leichtes Bauernfuhrwerk eingerichtet, zeigten sich meist baufällig, so daß sie nach dem ersten Versuche der Artillerie und Cavallerie, sie zu passiren, vollständig unbrauchbar wurden und mittels aus Bauernhäusern genommener Balken erst wieder von Neuem gebaut werden mußten.[4]) Auch die Russen litten auf dem Rückzuge bedeutend, doch kam ihnen die Opferwilligkeit der Bevölkerung und die Energie der Civilbehörden zu Gute. Bemerkenswerth ist das Geschick, mit dem Wittgenstein, trotz steter Berührung mit einem überlegenen Gegner, in dem ausgesogenen, von den Behörden verlassenen Gouvernement Witebsk die Versorgung seiner Armee mit Proviant und Munition sicherstellte. Er ließ von den zwei Hauptmagazinen, die weit rückwärts gedeckt im Gouvernement Pskow angelegt waren, zwei Gebrauchsmagazine mit 20tägigem Bestand an Proviant, Fleisch und Branntwein auf Landfuhren nach dem Operationsschauplatz überführen und stetig nachfüllen, soweit letzteres nicht direct vom Lande möglich war; selbst Hafer schaffte er trotz des Mißwachses von 1812 für die Pferde, nur Heu gelang auch ihm nicht aufzutreiben. Dagegen machte er es möglich, als die schlechten Wege und der Verlust vieler Pferde die Munitionsparks sehr bald desorganisirten, mittels leichter Landfuhrwerke Munition aus dem Hauptmagazin Pskow heranzuziehen, ein Verfahren, das schließlich allgemein wurde, als die schweren Artilleriefahrzeuge nicht mehr vorwärts kamen. Interessant und lehrreich sind die Angaben, die Bogdanowitsch über das Verpflegungswesen bei den Russen im Feldzug von 1812 macht.

Der Unterhalt der russischen Armee sollte durch Magazine gedeckt werden, die man auf den muthmaßlichen Operationslinien errichtete. Anfangs zu groß angelegt und zu weit von einander entfernt, erschwerten sie die Füllung und Benutzung. Bäckereien waren nicht vorgesehen. Zum Zwecke sog. beweglicher Magazine wurden anfangs Landfuhren gepreßt, später Dienstfuhrwerke (Artilleriegespanne) verwendet. Schon auf dem Rückzug nach Drissa wurde es in der Armee allgemeiner Brauch, die Lebensmittel ohne jede Mitwirkung der Intendanz bei den Einwohnern gegen Quittung zu entnehmen. Auf dem weiteren Rückzug wurde eine Art von allgemeiner Lebensmittelsteuer eingeführt: jeder Einwohner mußte eine bestimmte Menge Schwarzbrod, Grütze und z. Th. auch Hafer schaffen, und alles Dies wurde mittels Landfuhren zur Armee geschafft. Die Armee Tormassow's (und später Tschitschakow's) hatte mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen: sie führte mittels Landfuhrwerk ein bewegliches Magazin mit sich, das im Anfange zwar hinter den Truppen zurückblieb, aber später von großem Nutzen wurde. Die Lage der Dinge änderte sich bei der Verfolgung der Franzosen. Die Russen passirten Gegenden, die reich an Fleisch

1) Bogdanowitsch I, 187.
2) Bogdanowitsch I, 89 u. 357.
3) Bogdanowitsch I, 259 u. 283.
4) Bogdanowitsch I, 263.

und Fourage waren; auch vermochten in der ersten Zeit die beladenen Wagencolonnen mit der Armee Schritt zu halten. Da sie aber bald zurückblieben, so wurden später nach vorwärts und nach den Seiten hin Befehle an die Bauern geschickt, in jedem Hause eine bestimmte Menge Lebensmittel in Bereitschaft zu halten und Brod zu backen, was sich als sehr vortheilhaft erwies.

II. Rückblick auf die Lage der großen Armee im August und September.

Napoleon gelang es nicht, in Smolensk sich eine Basis für den weiteren Vormarsch auf Moskau zu schaffen; weder Depots noch Lazareths, noch Magazine gelangten in dem ausgesogenen Lande zu fester Gestaltung.[5]) Das Marodiren wurde zur Gewohnheit, der gegenüber sich selbst die eiserne Strenge des Kaisers machtlos erwies. Während des Aufenthaltes der Armee in der Gegend von Gschatsk regnete es beständig. Die Wege wurden grundlos, die feuchten, kalten Bivouaks erzeugten Krankheiten und die Pferde stürzten vor Entkräftung und Hunger zu Tausenden, so daß Napoleon selbst die Frage des Rückzugs ernstlich erwog.[6]) Nach der Schlacht bei Borodino blieb ein Theil der Verwundeten infolge Mangels an Hilfsmitteln 3 Tage auf dem Schlachtfelde liegen. Die Sieger bivouakirten zwischen Sterbenden und Leichnamen. Nach allen ihren Mühen und Entbehrungen, nach ihren heldenmüthigen Anstrengungen fanden die Truppen nichts von dem, was gewöhnlich dem Sieger winkt,[7]) sondern niedergebrannte Dörfer, verlassene Städte und verwüstete Felder. Die Lebensmittel-Transporte vermochten nicht der Armee zu folgen und die Beitreibungen, die weit seitwärts ausholen mußten, raubten die letzten Kräfte von Mann und Pferd, wenn sie nicht zur Gefangennahme durch die überall umherschwärmenden Kosaken führten. Die Nahrung der Soldaten bestand gewöhnlich in einem Stück Rindfleisch und einer Hand voll Mehl oder sogar nur in Getreidekörnern, die in Wasser ohne Salz weichgekocht wurden. Dazu kam oft der Mangel an Wasser bei der drückenden Hitze von 26° R. Hieraus erklärt sich, daß die große Armee in 11 Wochen von 280000 auf 134000 Mann zusammenschmolz.[8]) Auch Moskau gewährte der Armee nicht die Mittel, sich zu erholen. Der Brand und die zügellose Plünderung vernichteten Vorräthe, die wochenlang der Armee genügenden Unterhalt geboten hätten. Besonders fühlbar war der Mangel an Fourage, wodurch die Armeepferde gerade während der fünfwöchentlichen Ruhe in der Umgegend von Moskau vollständig entkräftet wurden.[9]) Aber auch die Truppen selbst, vor Allem die weiter ab von Moskau bivouakirenden, litten sehr unter den Entbehrungen, wozu Anfang September nach anhaltendes Regenwetter und sehr kalte Nächte, die Vorboten eines frühen Winters, kamen. Trotzdem daß zahlreiche Artilleriegespanne und die Pferde der in Smolensk zurückgelassenen Pontontrains für Heranführen von Proviant verwendet wurden, nahm die Noth nicht ab. Die Zügellosigkeit einer zwei Wochen währenden Plünderung verwischte die letzten Reste der Disciplin. Die Soldaten achteten nicht mehr auf die Befehle der Vorgesetzten und begingen in deren Gegenwart alle möglichen Schandthaten.[10]) Die Organisation von ausreichenden Etappenmagazinen kam trotz Napoleon's Sorge dafür weder in Litthauen noch im Gouvernement Smolensk zu Stande. Das ausgesogene Land bot keine Hilfsmittel und es hätte auch an Menschen und Fuhrwerk gefehlt, sie den Etappenmagazinen zuzuführen. Das Corps Victor, das vier Wochen lang von Tilsit bis Smolensk die Etappenstraßen der großen Armee benutzte, kam infolge schlechter Verpflegung so geschwächt in Smolensk an, daß es zwei Wochen brauchte, um sich zu erholen. Für die massenhaft gefallenen Pferde und die deshalb stehengebliebenen Artilleriefahrzeuge fehlte aber der Ersatz.[11]) Hinter der Armee brandschatzten Trupps von Marodeurs das Land und führten einen erbarmungslosen Krieg mit dem Landvolk, das die eigenen Dörfer verbrannte und sich mit seiner wenigen Habe in sichere Verstecke verbarg, von wo aus verwilderte und verzweifelte Banden vereinzelte Trupps überfielen und grausam hinmordeten. Einen Rückhalt fand der Volksaufstand an den Parteigängercorps, die von Anfang September an die Etappenstraße der großen Armee beunruhigten und selbst Fouragircommandos der großen Armee nicht selten aufhoben. Der Schaden, den die Parteigänger anrichteten, muß nach den Berichten bei Bogdanowitsch (II, 357 ff.) ein sehr bedeutender gewesen sein; die unglücklichen Gefangenen wurden gewöhnlich der Rache der Bauern geopfert.[12]) Die Transporte von Smolensk zur Armee bedurften von Ende September ab Escorten von 1500 Mann.[13]) Auch bei der **russischen Armee** hatte sich von Smolensk ab die Verpflegung sehr verschlechtert, da man weiter zurückging, als anfänglich bestimmt war. Auch lockerte sich die Disciplin bedenklich, allein 2000 Marodeurs wurden an einem Tage (18. August) von den Armeegendarmen arretirt.[14]) Doch wie groß auch die Beschwerlichkeiten in Bezug auf Verpflegung waren, so fanden die Russen beim Rückzug doch wenigstens noch einige Vorräthe und fütterten den Hafer von den Feldern, so daß den Franzosen rein nichts blieb. Obwol der fortwährende Rückzug, das Preisgeben des Landes und der Verlust der Schlachten bei Smolensk und Borodino den russischen Soldaten während des Rückzugs nach Moskau sehr herabstimmten, so bewahrte die Opferwilligkeit, mit der die Bevölkerung zur Verpflegung der Armee beitrug, diese letztere vor der Auflösung. Im Lager von Tarutino, wohin Kutusow die Armee zurückführte, herrschte sogar, Dank der fortwährenden freiwilligen Zufuhren, z. Th. aus weiter Ferne, verhältnißmäßiger Ueberfluß. Die Niedergeschlagenheit wich, das Marodiren hörte auf, und die Erfolge der Streifcorps hoben den Kampfesmuth des ganzen Heeres. Umfassende Vorkehrungen zur Beschaffung von Winterkleidung (Halbpelze), Aufstellung von Landwehren in einfachster Ausrüstung (weiter russischer Kaftan und Schafpelz) und die Proclamation des Nationalkrieges bezeichnen hier den Wendepunkt, der der Offensive, der Verfolgung des Feindes bis an die Grenzen des Landes vorausgeht.

III. Rückblick auf den Rückzug der großen Armee von Moskau.

Es kann hier nicht Zweck sein, den operativen Theil des Rückzugs zu beurtheilen. Es gilt nur, auf die hauptsächlichsten Reibungen hinzuweisen, deren Summe jene gewaltige Katastrophe, den Untergang der großen Armee Napoleon's, hervorbrachte. Mit 110000 Mann verließ Napoleon am 19. October die Gegend von Moskau. Die Bewegung des Heeres glich einer Völkerwanderung. Auf einer Strecke von mehreren Meilen fuhren Geschütze, Munitions-, Hospital- und Proviantwagen in drei bis vier Reihen neben einander hin, beladen größtentheils mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken. Doch zur regelmäßigen Vertheilung an die Truppen waren keine Maßregeln getroffen. Beträchtliche Heerden folgten dem Fuhrwerke. Bei jedem Engweg stockten die Wagencolonnen und bald geriethen Theile derselben in die Hände der Russen. Vom 22. October ab regnete es, die Wege wurden grundlos, was, im Verein mit den wenigen, schmalen und mangelhaften Flußübergängen, die Bewegung der Armee und besonders der Verpflegstrains sehr erschwerte. Ende October waren Nachts bereits 4—5 Grad Kälte. Die Anzahl der Kranken wuchs reißend schnell. Schon warfen Leute die Waffen weg, und Gardesoldaten plünderten die Proviantwagen vorausmarschirender Truppen. Als Anfang November die gesammte Armee die eine große Straße Moskau-Smolensk einschlug, wurde es nöthig, zur Verringerung des Trosses Fahrzeuge zu verbrennen. Damit nahmen aber auch die Verpflegsmittel ab, so daß die Leute über die fallenden Pferde herstürzten, deren Fleisch bereits seit der Schlacht bei Wjäsma (3. Nov.) ihre Hauptnahrung war. Auf dem Wege von Gschatsk nach Wjäsma gingen alle bei den Truppen sich vorfindenden Vorräthe zu Ende, so daß der Hunger in schrecklicher Gestalt sich einstellte. Am 4. November Abends begann es zu schneien und die Kälte stieg bis auf 12 Grad. Die Straße bedeckte sich mit Glatteis, viele Pferde stürzten, da man die Eisen nicht zu schärfen vermochte. So mußte wieder eine Menge Fuhrwerk, sogar Geschütze stehen gelassen werden. Ohne genügende Speise und Kleidung, litten die Truppen fürchterlich; die Sorge um die Selbsterhaltung machte der Disciplin und Kameradschaft Platz; Leichname bezeichneten die letzten Lagerplätze. Smolensk mit seinen Vorräthen, das erträumte Paradies, wurde nur von 50000 Mann — kaum der Hälfte der Armee — erreicht, so viele Opfer hatten Hunger, Kälte und der rastlose Verfolger bereits gefordert. Bei einer Kälte von 17 Grad und einem schneidenden Wind warteten die Truppen nicht auf regelrechte Lieferung aus den Magazinen. Marodeure brachen in die

[5]) Bogdanowitsch
[6]) Ségur, 354.
[7]) Chambray II, 82—83.
[8]) Chambray II, 89.
[9]) Bogdanowitsch II, 286.
[10]) Ordres du jour du 29 sept. et du 6 oct.
[11]) Bogdanowitsch II, 404.
[12]) Bogdanowitsch II, 350.
[13]) An Berthier 28. September.
[14]) Armeebefehl Kutusow's.

Stadt und die Magazine ein, ja schlachteten die Pferde der Artillerie. Ganze Corps blieben zwei Tage ohne Proviant. Doch gelang es hier der Energie des Kaisers, die Truppen mit sechs Tagen, die Garde sogar mit zwei Wochen Proviant zu versehen, ja ihnen theilweise sogar unter Dach 4 Tage Ruhe zu gewähren. Bei Kälte und Schneegestöber wurde der Marsch auf Orscha fortgesetzt, die Verwundeten blieben hilflos zurück, von den Fahrzeugen wurde wieder ein Theil verbrannt. Beim Uebergang über den Dniepr mußten die Geschütze mit 12, auch 16 Pferden die Uferhänge, die Glatteis bedeckte, heraufgezogen werden. Zur Schonung der Truppen ließ sie von Smolensk ab Napoleon in Staffeln mit Tageszwischenräumen marschiren und die Fahrzeuge vorausschicken. Ney, „der Tapferste der Tapferen", folgte mit der Arrièregarde. Von Orscha ab (18. November) waren infolge eingetretenen Thauwetters die Straßen kaum passirbar. Doch marschirte man jetzt in einem Gebiet, das von den Bewohnern nicht verlassen und mit Magazinen versehen war, so daß der Rest der Armee, noch 25 000 Mann, jedoch beinahe ohne Artillerie und Verpflegsfuhrwerke, hoffen konnte, seinen Bedarf an Nahrungsmitteln hier zu finden. In Orscha formirte Napoleon aus den Ueberresten der Armee, welche die Rückzugsgefechte von Malojaroslawez, Wjäsma und Krasnyj, die rastlosen Verfolger und die „furchtbaren Elemente" ihm gelassen, neue kampffähige Verbände. Die Truppen erhielten aus den dortigen Vorräthen Proviant und Waffen und für die Vereinigung der Marodeurs wurden Sammelplätze bestimmt. Napoleon bespannte, theilweise mit den Gespannen der letzten Pontonparks, 36 Geschütze, die letzte Artillerie der Armee. Die Pontons und alle überflüssigen Wagen wurden verbrannt. Die Soldaten durften im Tornister nur Proviant, Wäsche und Fußbekleidung mitführen. Es regnete jetzt ganze Nächte lang, die Franzosen, die bivouakiren mußten, hatten darunter entsetzlich zu leiden. Dazu kamen die grundlosen Wege, der schlechte Zustand, ja der gänzliche Mangel des Schuhwerks, die fortwährenden Entbehrungen, ja tagelanger Hunger. Eine Muthlosigkeit, der Verstandeszerrüttung oft nahe, trat ein. So war der Zustand der Trümmer, die sich in den letzten Tagen des November den Uebergang über die eistreibende Beresina erkämpfen mußten. Ohne Pontontrains, nur auf 2 Feldschmieden angewiesen, brachten die französischen Pontoniere 2 Brücken über den 105 Meter breiten und 4 Meter tiefen Fluß zu Stande. „Obgleich durch Entbehrungen entkräftet und seit langer Zeit bereits der nahrhaften Speisen beraubt, gingen sie bei 20° R. Kälte bis an die Brust ins Wasser, arbeiteten Tag und Nacht, und starben für die Rettung der Armee."[15]) Die Kälte, welche einige Tage nach dem Beresinaübergang bis auf 27° stieg, vollendete den Untergang der Armee, in deren Auflösung von der Beresina ab auch die Corps Oudinot und Victor verwickelt wurden, die gegen Wittgenstein mit wechselndem Glück bisher gefochten hatten. Aber auch die russische Hauptarme unter Kutusow hatte bei der schnellen Verfolgung furchtbar gelitten. Mit 102 254 Mann und 622 Geschützen war sie aus dem Lager von Tarutino ausgerückt, und bei ihrem Eintreffen bei Wilna, also 2 Monate später, zählte sie nur noch 27 500 Mann und 200 Geschütze, wobei auf Gefechtsverluste höchstens 12 000 Mann entfallen. Besonders hatte die Cavallerie gelitten: die Kosaken-Regimenter, die mit ihrem vollen Bestand im Lager von Tarutino eingetroffen waren, zählten nur noch etwa 150 Mann; die regulären Regimenter nur 120—150, einige sogar nur 60 Mann. Die Ursachen der vielen Krankheiten und der Sterblichkeit waren: Mangel an Nahrung, schlechtes Wasser und die forcirten Mäesche bei furchtbarer Kälte, vornehmlich nach dem Uebergang über die Beresina. Obgleich die Hauptarmee nur ungefähr 3 Meilen in je 24 Stunden zurücklegte, so war ein Tagesmarsch infolge des tiefen Schnees, durch den man sich arbeiten mußte, außerordentlich ermüdend. Die beweglichen Magazine blieben zurück; in den letzten drei Wochen vor der Ankunft in Wilna traf nur ein Provianttransport aus Bobruisk (2000 Fuhren) ein. Im Uebrigen waren die Haupt- und die Donau-Armee seit dem Ueberschreiten der Beresina auf Ausnutzung der in Minsk erbeuteten Vorräthe angewiesen. Doch gelang deren Transport zur Armee bei dem raschen Verlauf der Ereignisse nur zum kleinsten Theil.[16]) Die Herbeischaffung der Fourage machte noch mehr Schwierigkeiten. Dazu kam die Strenge des Winters. Die Truppen waren zwar viel besser als die Franzosen bekleidet, theilweise sogar mit Halbpelzen und durchgängig mit viel und gutem Schuhwerk versehen; doch an den Bivouakfeuern verbrannten die Sachen förmlich am Leibe, die der Schnee oder der morastige Weg verschonte. Ersatz war nicht zu schaffen, so langte die Armee in beinahe erschöpftem Zustande an der Landesgrenze an.

IV. Die gegenwärtige Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes.

Um beurtheilen zu können, wieweit die Erfahrungen von 1812 auf moderne Verhältnisse übertragbar erscheinen, sind einige geographisch-statistische Angaben unerläßlich. Die Dichtigkeit der Bevölkerung in den 10 Weichselgouvernements hat seit 1812 erheblich zugenommen, sie beträgt jetzt 55 Einwohner auf 1 qkm, also etwa soviel wie in Hannover und Westpreußen. Die Leistungsfähigkeit der Weichselgouvernements an Erzeugnissen der Landwirthschaft und Viehzucht steht nur um ein Geringes hinter dem mittleren Durchschnitt der Ernteergebnisse in den Staaten und Provinzen des Deutschen Reiches zurück; in einzelnen Gegenden (Kalisch, Plock, Lublin) wird dieser Durchschnitt aber übertroffen. Es muß darauf hingewiesen werden, daß sämmtliche 10 Weichselgouvernements bedeutende Ausfuhr an Getreide und Vieh haben, also einen Ueberschuß über den eigenen Bedarf erzielen. Es ist deshalb ein Irrthum, wenn die Behauptung aufgestellt wird, Polen eigne sich nicht für die Kriegführung größerer Massen, weil die Verpflegung der Truppen dort nicht sicher gestellt werden könne. Die Schuld an dem Mangel, der 1812 thatsächlich bei dem Durchmarsch des rechten Flügels der großen Armee durch Polen eintrat, trugen neben ungeeigneten Maßnahmen zur Sicherung der Verpflegung insbesondere die wenigen und schlechten Wege. Ein Vergleich der französischen Straßenkarten von 1812 und der heutigen russischen Militär-Straßenkarte zeigt, daß sich seitdem das polnische Straßennetz ganz außerordentlich verdichtet hat. In der That hat die russische Regierung in dieser Hinsicht für Polen besonders viel gethan, wozu neben militärischen Zwecken die höhere Entwickelung in Landwirthschaft und Industrie sowie die dichtere Bevölkerung beigetragen haben. Allerdings ist zu bemerken, daß für anhaltenden Verkehr von Fuhrwerk nur die chaussirten Straßen (Reichs- und Kreis-Chausseen) bei jeder Witterung benutzbar sind. Ferner ist hervorzuheben, daß der Ausbau des Eisenbahnnetzes in Polen nicht, wie im übrigen Rußland, den Verfall der entsprechenden Wegeverbindungen zur Folge gehabt hat. Die größte Bedeutung als Verkehrsmittel bei einem Kriege besitzt jetzt natürlich das Eisenbahnnetz Polens, das bei Mlawa, Thorn und Sosnowice mit dem deutschen in Verbindung steht. Mit Hilfe desselben würde es leicht sein, Massen, wie sie Napoleon gegen Rußland aufbot, genügend zu verpflegen. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Bahnen bereits am Bug (Nowo-Georgiewsk) und an der Weichsel (Warschau und Iwangorad) durch starke Festungen gesperrt werden. Immerhin ist der Vortheil, den die Anlage von Eisenbahnen der modernen Kriegführung gegenüber der früheren bietet, ein unermeßlich großer und wohl geeignet, die Chancen des Angreifers gegen früher bedeutend zu erhöhen.

V. Schlußbetrachtung.

Die furchtbare geschichtliche Thatsache, der Untergang einer Armee von 600 000 Mann, den das größte militärische Genie Europas nicht abzuwenden vermochte, läßt heute noch Viele vor einem russischen Feldzug zurückschrecken. Dem ist entgegenzuhalten: Die russische Kriegsführung von 1812 ist heute unmöglich: 1) Rußland würde sich damit politisch von vornherein sein Todesurtheil als europäische Großmacht sprechen. 2) Das Land würde *materiell* dadurch vollständig zu Grunde gerichtet werden. 3) Die Ansammlung von beinahe zwei Drittheilen der russischen Kriegsmacht in den Grenzgouvernements, die kostspielige Anlage großer Festungen längs der Westgrenze und der Bau zahlreicher strategischer Bahnen nach derselben zeigen *militärisch* die Absicht der russischen Armeeleitung, die Entscheidung nahe der Landesgrenze anzunehmen. Ein Zug in das Herz von Rußland — gegen Moskau — ist erst denkbar, wenn die russische Feldarmee besiegt und die Grenzfestungen erobert sind. Dann aber wird ein Vormarsch auf Moskau nichts Abenteuerliches, sondern etwas sehr Natürliches: die eroberten Festungen bilden die Basis, die russischen Bahnen die Lebensadern der Invasions-Armee, indem sie deren Versorgung mit Nahrung, Munition und Verstärkungen und deren Entlastung von Kranken, Verwundeten und Gefangenen übernehmen. Den Schutz der langen Verbindungslinien bilden nicht schwache Corps, die, der Hauptarmee entlehnt, deren Kraft mit jedem Schritte vorwärts verringern, wie das 1812 geschah, sondern wohl ausgebildete Reserveformationen, welche die deutsche Heeresverfassung in unerreichbarer Fülle zur Verfügung stellt. Hierin liegt die bedeutende Ueberlegenheit der modernen deutschen Heeres-

[15]) Chambray III, 49

[16]) Bogdanowitsch III, 305.

organisation über die Napoleon's I. Während dieser $3\frac{1}{2}$ Monate nach Beginn des Krieges von 442000 Mann nur noch 213000 Mann besaß, eröffnete die deutsche Heeresmacht 1870 mit 372000 Mann den Feldzug und stand $3\frac{1}{2}$ Monate später mit 425000 Mann in Frankreich. Während Napoleon nach 5 Monaten bereits mit Trümmern, die der Zahl spotten, Rußland verließ, verfügte die deutsche Heeresleitung nach 7 Monaten des Kriegs über eine Feldarmee von mehr als 520000 Mann und eine Besatzungsarmee von 105000 Mann und zwar allein auf französischem Boden, während noch 205000 Mann Ersatztruppen in Deutschland zur Verfügung standen. Dank der Opferfreudigkeit des deutschen Volkes wird die Zukunft noch ganz andere Zahlen erleben. Weiterhin ist die moderne deutsche Heeresorganisation der napoleonischen noch überlegen: 1) durch die Disciplin der Truppen („an der Indisciplin ging die große Armee zu Grunde," sagt der Kaiser selbst); — 2) durch die Schöpfung des modernen Generalstabs („der Generalstab ist so organisirt, daß man bei ihm nichts voraussieht," schreibt der Kaiser unwillig am 2. Juli 1812 an Berthier); — 3) durch die Selbständigkeit der Truppenführer (deren Fehlen, bez. Versagen rächte sich durch Mißerfolge sofort, als der Kaiser die gewaltigen Massen nicht mehr selbst zu leiten vermochte); — 4) durch die Hilfskräfte der modernen Technik, insbesondere Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone, sowie 5) durch die Organisation des Nachschubwesens. Bei diesen beiden letzten Punkten lohnt es, zu verweilen.

„Die Eisenbahnen sind das wichtigste Kriegsmittel der Jetztzeit." Worte des Feldmarschalls Graf Moltke 1887 im Reichstag. Der Nutzen der Bahnen bei einem Feldzug in den russischen Westprovinzen ist klar, ihre Bedeutung für einen Zug ins Innere Rußlands veranschaulicht ein kurzer Ueberschlag. Die Bahnlinie von der deutschen Grenze Wirballen bis Moskau beträgt 125 Meilen, wird also bei minimaler Fahrgeschwindigkeit (z. B. derjenigen eines Tagemarsches = $22\frac{1}{2}$ km pro Stunde) in 42 Stunden von einem Militärzug durchmessen. Wofür zu Napoleon's Zeit eine Marschperiode von 2 Monaten (einschließlich der nöthigen Rasttage) gehörte, erfordert jetzt eine Bahnfahrt von etwa 2 Tagen. Dabei sind die ehemaligen Hauptmagazinorte Napoleon's (Wilna, Minsk, Smolensk, Wjäsma) heute Eisenbahnknotenpunkte I. Ordnung, bei denen von 5 bez. 4 Seiten Durchgangsbahnen (als Zuflußlinien) münden.

Aehnlich günstig liegen die Verhältnisse auf dem südlichen Kriegsschauplatze: die Strecke von der österreichischen Grenze über Kijew bis Kursk beträgt 117 Meilen (bez. bis Charkow 124 Meilen) = 39 Stunden (bez. 41) Militärfahrzeit, wobei Zmerinka, Kasatin, Kijew, Konotop und Bjelopolje ähnliche günstige Bahnknotenpunkte und Magazinorte sind. Außerdem steht einer westländischen Invasion noch als dritte Verbindungslinie die sog. strategische Bahn Brest-Gemelj-Brjansk-Orel-Tula (144 Meilen = 48 Stunden Fahrzeit), die mit den Parallellinien durch 5 Transversallinien verbunden ist, zur Verfügung.

Eine Kriegsmacht, die bis Moskau-Tula-Kursk-Charkow vordringt und ihre Flanken bis Dünaburg-Libau, bez. Balta-Charkow vorschiebt, hat $^{9}/_{10}$ der russischen Bahnen dem Gegner entzogen, was bei der entscheidenden Wichtigkeit der Bahnen als Kriegsmittel eine nicht zu bewältigende Ueberlegenheit der Invasion bedeuten würde.

Um noch speciell die Bedeutung der Bahnen für die Verpflegung der Armeen in Rußland zu kennzeichnen, dafür ein Vergleich. Vor Paris standen Anfang 1871 244395 Mann (Verpflegsstärke. Gen.-St.-W. V. Beilage 184. St. 790), für welche ein täglicher Proviantbedarf von 8000 Ctrn. (Gen.-St.-W. V. 1488 Anm.), also pro Kopf etwa 1,60 kg nöthig war. Da ein Güterwagen 200 Ctr. Ladegewicht hat, so sind bei Benutzung einer Bahn nur 40 Wagen für diese gewaltige Proviantmenge erforderlich. Mit anderen Worten: ein einziger Militärzug (à 110 Axen) vermag für mehr als 300000 Mann den Tagesbedarf heranzuführen. Zum Transport von 8000 Ctrn. wären unter Napoleon auf jeder Tagesetappe 400 Fuhrwerke (à 20 Ctr. Ladegewicht) nöthig gewesen, was bei der Länge der Etappenlinie von 42 Tagesetappen (Kowno-Moskau) die enorme Zahl von 16800 Fuhrwerken ergiebt, allein um den Bedarf an Proviant nachzuführen. Die Zahl derselben steigt aber um das Doppelte, sobald man berücksichtigt, daß auf den schlechten russischen Straßen und bei dem schwachen Pferdematerial nur auf durchschnittlich 10 Ctr. Ladegewicht gerechnet werden kann.

Die Verhältnisse hinsichtlich des Nachschubwesens haben sich seit 1812 also trotz des riesigen Anwachsens der Armeen wesentlich vereinfacht; und es genügte vielleicht schon der Hinweis auf die Leistungen des deutschen Nachschubwesens im letzten Kriege, „dessen umsichtige Leitung wesentlich zur Erhaltung der Schlagfertigkeit der Armee beigetragen hat" (Gen.-St.-W. 70/71 S. 1436), um Bedenken in dieser Hinsicht zu zerstreuen; indessen wird man sich nicht der Gewißheit verschließen dürfen, daß es für die Leitung des Nachschubs bei einem russischen Kriege noch größere Schwierigkeiten als je zuvor zu überwinden geben wird. Für das Vorstudium in dieser Hinsicht dürften die günstigen Erfahrungen, die von der sächsischen Intendanz 1812 gemacht worden sind, nicht von der Hand zu weisen sein. Die ins Auge springenden Vorzüge derselben waren: 1) Organisation des Landes für die Ernährung der Feldarmee durch die mit den Spitzen der Armee gehenden Intendanturorgane, deren Maxime nicht Beitreibung, sondern Kauf durch Vermittelung der jüdischen Speculation war. 2) Versorgung der Truppe, soweit sie nicht im Quartier verpflegt werden konnte, aus beweglichen Magazinen (Proviantcolonnen), welche eine regelmäßige Relaiskette zwischen den stabilen Magazinen und der Truppe bildeten. 3) Versorgung der Truppen mit Marketendereiwaaren sowol durch die Intendanz wie durch Anregung der Privatspeculation. — Im Gegensatze hierzu soll schließlich aber nicht unterlassen werden, auf die mangelhafte Organisation des russischen Verpflegswesens im Gegensatz zu dem deutschen den Blick zu lenken. Das Nachschubwesen hat im letzten Feldzug der Russen — 1877/78 — nach den Anforderungen, die wir stellen, außerordentlich zu wünschen übrig gelassen (vergl. z. B. Kuropatkin-Krahmer, Kritische Rückblicke auf den Russisch-Türkischen Krieg 1877/78. Neue Folge. 1. Heft. S. 36—43). Trotz der Verbesserungen, die gegenwärtig eingeleitet sind, wird die russische der deutschen Armeeverwaltung auf absehbare Zeit nicht gleichkommen, denn es fehlt ihr die Grundlage dazu, ein gleich gebildetes, arbeitsames und ehrliches Beamtenpersonal, wie es die deutsche Armeeverwaltung bis in die untersten Stellungen besitzt. So sehr einerseits auch die Schwierigkeit der Verpflegung großer Massen in einem Kriege gegen Rußland auf maßvolles, ruhiges Tempo der Bewegung hindrängt, so wird andrerseits die große Ueberlegenheit, die der deutschen Armee aus der vorzüglichen Organisation des Nachschubwesens erwächst, der Entschlußfreiheit der Führung und der Energie der Operationen voll zu Gute kommen.

Bücherbesprechungen.

—m— **Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollernschen Regenten von Friedrich von Klöden.** 3. Ausg., bearb. u. herausg. von Ernst Friedel. Bd. I. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1889. XX, 358 SS. 8°. Preis: 4 ℳ. — Das eigenartige Geschichtswerk Klöden's, das zuerst 1836 und 1837 und dann in 2. Auflage 1847 erschien, hat seiner Zeit großen Anklang gefunden und gewiß mit Recht. Denn spielt auch die bis zu einem gewissen Grade jedem Geschichtsforscher unentbehrliche Phantasie bei dem Aufbau des Ganzen eine hervorragende Rolle, so verwahrte sich Klöden im Schlußworte seines Werks doch nicht ohne Grund dagegen, daß sein Werk für einen historischen Roman gehalten werden möchte; mit dem größten Fleiße hat er das damals bekannte Quellenmaterial benutzt und lediglich auf geschickte Gruppirung und Abrundung desselben ein auch dem strengen Forscher genügendes Bild eines halben Jahrhunderts brandenburgischer Geschichte gezeichnet. Am meisten freilich fand sein Werk Beifall bei den weiteren Kreisen der Geschichtsfreunde, und für diese wird es einen Werth behalten. Eine Neubearbeitung auf Grund der reichen Ergebnisse neuerer Forschungen würde nothwendig seinen eigenthümlichen Charakter verwischt, ja vielleicht sich überhaupt als unmöglich herausgestellt haben; man wird dem Herausgeber daher Recht geben müssen, wenn er nur hier und da einige Kürzungen vorgenommen, im Uebrigen das Buch unangetastet gelassen hat. Der 2. und 3. Band sollten dem vorliegenden in kürzester Frist folgen und sind wahrscheinlich schon erschienen, wenn unsere etwas verspätete Anzeige zum Abdruck gelangt.

J. R. **Leipziger Illustrirte Zeitung.** IV. Quartal 1889. Leipzig, J. J. Weber. — Wir haben erst vor Kurzem ausführlich auf den Werth und die Bedeutung der Leipziger „Illustrirten Zeitung" aufmerksam gemacht, können uns daher heute mit der Bemerkung begnügen, daß auch die Durchsicht des verflossenen Quartals wiederum gezeigt hat, in welch erschöpfender Weise diese Zeitschrift ihre Aufgabe, eine illustrirte Chronik der Zeit zu sein, erfüllt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 6. Dienstag, den 14. Januar. 1890.

Der Witterungsverlauf im Jahre 1889.

Das verflossene Jahr ist im Allgemeinen ein Durchschnittsjahr gewesen. Die in den einzelnen Monaten hervortretenden Gegensätze haben einander so ziemlich ausgeglichen. Der strenge, schneereiche Nachwinter fand seine Partner in dem herrlichen Vorsommer und der Schneearmuth der letzten Monate, der „ungeschlachte" Februar den seinigen in dem ruhigen November. Der sonnenlose Vorfrühling wurde durch den Ueberschuß an heiteren Tagen im Januar, Juni und November ausgeglichen. Nur die Kühle des Hochsommers blieb ungedeckt. Sie hat das Temperaturmittel des ganzen Jahres um ½° herabgedrückt.

Das Barometer, das Wetterglas des Laien, hat seine Schwankungen innerhalb eines Spielraums von 43 mm vollführt. Es stand von Februar bis October durchschnittlich zu tief, und die übrigen 3 Monate vermochten das Deficit nicht völlig auszugleichen (— 0,8 mm). Am ungestümsten bewegte sich die Quecksilbersäule im Februar (36 mm). Der sonst in Witterungssachen so sittsame Geselle fiel im vorigen Jahre von einer Narretei in die andere. Er war das Kreuz des ganzen Jahres. Innerhalb einer Woche vollzog sich in ihm eine zweimalige Barometerschwankung von je 30 mm. Am ruhigsten zeigte sich der Gang des Instrumentes im Mai, Juni und Juli. In ungewöhnlicher Ruhe verharrte es vom 31. August bis zum 9. September. Von den 10 bedeutendsten Barometerstürzen — am $\frac{4.}{1.}$, $\frac{6.\ 14.\ 19.}{2.}$, $\frac{17.}{3.}$, $\frac{17.}{9.}$, $\frac{17.}{10.}$, $\frac{21.}{11.}$, $\frac{6\ u.\ 18.}{12.}$ — fielen 4 in die Nähe von Falbtagen, 6 dagegen nicht.

Der Gang der Luftwärme war ein ziemlich gleichmäßiger. Die absolute Jahresschwankung betrug nur 48° statt 56°, die Monatsschwankung (März) nur 27° statt 34° und die Tagesschwankung 19° (1. August). Ja bezüglich der Temperaturveränderung von einem Tage zum andern wird 1889 eine seltene Erscheinung bleiben. Nachdem diese Veränderlichkeit ihren normalen Betrag im Januar und Februar bis zu 50% überschritten hatte, ging sie im März zunächst auf den Durchschnittswerth zurück, sank von da an aber weiter und hat diese unternormale, für alles organische Leben günstige Stellung erst Ende November verlassen. Der December erreichte bereits wieder eine übernormale Veränderlichkeit. Der Mai, welcher sich sonst in dieser Hinsicht am unbändigsten geberdet, war diesmal der beständigste aller Monate. Unser Klima war von April bis November gleichmäßiger, „begrenzter", als wir es sonst gewöhnt sind. Es fanden heuer 54 ‰ weniger Temperatursprünge statt, als es eine zehnjährige Erfahrung fordert. Kein Wunder, wenn sich die Rückkehr zur alten, großen Veränderlichkeit in sanitärer Hinsicht unangenehm bemerklich machte. An sich schon begünstigen Temperatursprünge katarrhalische Affectionen der Athmungsorgane, wie viel mehr, wenn sie plötzlich nach längerer Ruhepause eintreten und mit Wind und trockener, staubiger Luft gepaart sind. Wie beim Luftdrucke, so sind auch bei der Luftwärme 9 Monate mit einer negativen und nur 3 (Mai, Juni, October) mit einer positiven Abweichung behaftet. Am stärksten wichen Mai (5°), Februar (— 3,8°), Juni (2,9°), September (— 2,7°) und März (— 2,5°) von ihren langjährigen Mittelwerthen ab. 99 Tage des Jahres waren hierorts Frosttage, d. h. ihr Temperaturmittel lag unter 0°. Das sind 7 mehr als im Vorjahre. Gleichwol gestaltete sich der diesmalige Jahresschluß günstiger als der vorjährige, weil dreizehn Tage aus der Classe 0 bis 10° in diejenige von 10 bis 20° aufgerückt waren. Wir konnten 1889 die seltene Erscheinung registriren, daß von Ende April bis Anfang September nur ein einziger Tag eine Mitteltemperatur von weniger als 10° zeigte. 1888 gab es deren 21. Auffällig groß war die Wärme am 1. Februar (6°), 2. und 9. Juni (22°), 11. Juli (23°) und 9. October (12°); entsprechend tief lag sie dagegen am 3. Januar (— 10°), 13. und 25. Februar (— 13°), 4. und 10. März (— 11°), 16. September (+ 4°) und 9. December (— 8°). Die 1889er Temperaturcurve schreitet im Mai, Juni und October ausnehmend stetig, sehr zickzackförmig aber im Februar und März fort. Die Nachttemperaturen lagen durchschnittlich im Januar, Februar, März und December unter 0. Die sonst so kühlen Mainächte erreichten im Berichtsjahre eine höhere Temperatur (13½°) als diejenigen des Juni (12½°) und Juli (13°) und blieben nur wenig hinter den Augustnächten (14°) zurück. Gerade dieser Umstand mag viel zu der auffälligen Abkürzung der Entwickelungsphasen in der Pflanzenwelt beigetragen haben. In gleicher Weise hielten sich die mittleren Maxima der vier genannten Monate die Wage. Sie schwanken lediglich zwischen 20½° (August) und 24° (Juni). Schwerwiegende Temperaturstürze wurden 1889 am $\frac{12.}{1.}$ (9°), $\frac{1.\ 9.\ u.\ 18.}{2.}$ (10—15°), $\frac{10.}{3.}$ (12°), $\frac{9.}{6.}$ (8°), $\frac{11.}{7.}$ (10°), $\frac{4.\ u.\ 19.}{8.}$ (9°), $\frac{12.}{9.}$ (11°), $\frac{11.}{10.}$ (8°), $\frac{8.\ u.\ 25.}{11.}$ (10°), $\frac{22.}{12.}$ (11°) eingeleitet, und es fallen von ihnen nur 8 in die Nähe von Falbtagen. Im Laufe des ganzen Jahres hat die Temperaturcurve die Frostgrenze 25mal gekreuzt.

Mit der Temperatur steht die Bewölkung im engsten Zusammenhang. Man darf vielleicht sagen: Im Frühling und Sommer fordern hohe Temperaturen niedere, im Herbste und Winter dagegen hohe Bewölkungsziffern. Die Bewölkungsverhältnisse waren 1889 im Januar, October, Mai und Juni günstig; dafür lagen die Mitteltemperaturen der ersten Beiden zu tief, der letzten Beiden zu hoch. Traurig stand es nach dieser Richtung hin in den Monaten Februar, März und April. In diesem ungesunden Vierteljahre haben wir von 1053 möglichen Sonnenstunden thatsächlich nur 215 erlebt; von 89 Tagen waren 34 völlig sonnenlos. Dafür brachte das nächste Vierteljahr von 1470 Tagesstunden 590 mit Sonnenschein, oder: die Sonnenthätigkeit stieg von 20 auf 40%. Die Sonne kam in den 4 Monaten dieser günstigen Periode nur an 4 Tagen nicht zum Vorschein. Der Jahresdurchschnitt beträgt 32%, da unter 4450 Tagesstunden 1430 Sonnenstunden gezählt werden. In Bezug auf die Zahl der heiteren, trüben und völlig sonnenlosen Tage weichen die einzelnen Jahre wenig von einander ab. 1889 betrugen die drei Werthe: 41, 175 und 85, 1888 dagegen: 45, 178 und 87 Tage. Auch hierin zeigte sich das letzte Jahr als ein mittleres.

Der Wind erreichte die Stärke 3,9 d. h. er blies durchschnittlich mit einer Geschwindigkeit von 7 m p. sec. Februar und November haben wiederum ihre Rollen vertauscht. Der ruhige Februar trägt 1889 die höchste Windziffer (5,e = 10 m

und 12 stürmische Tage) und der November als Windmonat die niedrigste (3,2 = 5—6 m und 0 stürmische Tage). Von 61 Stürmen kommen 12 auf den Februar, je 11 auf December und August, je 6 auf Juli, September und October; sturmfrei blieben Mai, Juni und November. Für die beiden ersteren, durch hohe Temperaturen ausgezeichneten Monate sind überdies noch die ansehnlichen Frequenzzahlen der Nord- und Ostwinde (54 und 47) bemerkenswerth. — Die denkwürdigste Erscheinung des ganzen Jahres war die durch die hohe Wärme des Frühsommers bedingte reiche **Gewitterperiode.** 1889 war ein echtes Jupiterjahr. Die meisten Stationen haben in ihm statt 30 Gewittertage deren 50 und mehr gezählt. Die Klagen über die hierdurch verursachten Elementarschäden wollten im Mai und Juni — denn vor- und nachher wurden auffällig wenig elektrische Erscheinungen beobachtet — just kein Ende nehmen. Wolkenbrüche, Hagelwetter und Blitzschläge häuften sich in Besorgniß erregender Weise, und es werden erst später die maßgebenden Publicationen des königl. meteorol. Instituts über diese Ereignisse Aufschluß gewähren. Die Wassermassen, welche in den zahlreichen wolkenbruchartigen Gewitterregen herniederstürzten, mußten die Niederschlagshöhe einzelner Stationen stark beeinflussen. Allein es haben in Sachsen Februar und October dafür Sorge getragen, daß die 1889er Niederschlagshöhe auch an den Orten, an welchen die Gewittermonate Mai und Juni ihr gesetzmäßiges Quantum nicht erreichten (— 25%), das Mittel um ein Geringes (4%) überschritt. In den östlichen Theilen Deutschlands hatte man dagegen mit großer Dürre zu kämpfen. Die reichen Niederschläge des Spätwinters (+ 150 mm) wurden infolge des gefrorenen Erdbodens fast ausschließlich den Gewässern zugeführt und die Durchfeuchtung des Bodens hing im trockenen Vorsommer einzig und allein von der Ergiebigkeit der Gewitterregen ab. Gefahr und Segen waren hier unzertrennlich verbunden. Außer Februar und October können in Sachsen nur noch März und April als naß bezeichnet werden; alle übrigen Monate weisen Fehlbeträge auf: December 38%, November und August je 30%, Juni 28%, Januar und Mai je 21%, September 5%.

Man beurtheilt die Niederschlagsverhältnisse gewöhnlich weit mehr nach der Zahl der Niederschlagstage als nach der Größe der gefallenen Mengen. Regnet es oft, so gilt das Wetter für regnerisch, die Luft für feucht, das Klima wird diesem entsprechend erachtet. Ein einziger Gewitterregen kann wol die Behälter bis zum Uebermaß füllen, das Land aber über kurz oder lang nicht mehr vor Trockenheit und Dürre schützen. Im letzten Jahre ist an 208 Tagen Niederschlag gefallen: an 146 Tagen Regen, an 74 Tagen Schnee. Die Zahl der Regentage hat sonach genau das 12jährige Mittel erreicht, die der Schneetage das ihrige um 6 übertroffen. Die ungewöhnlich hohe Zahl der Schneefälle im Nachwinter hat mithin nicht nur den Ausfall an solchen im October, November und December gedeckt, sondern sogar noch ein Plus von 6% erzeugt. In den 89 Tagen des mehrfach erwähnten berüchtigten Vierteljahrs (Februar, März, April) ist an 71 Tagen Niederschlag gefallen. Alle übrigen Monate hingegen waren normal oder regenarm. Zu letzteren gehören in erster Linie: August, November und Mai. Der zwischen den mäßig trockenen Sommer und den regenarmen Vorwinter fallende große Landregen am 2./3. October erscheint jetzt als große Wohlthat.

Wol wäre es noch von Interesse, an der Hand der angegebenen Daten Stand und Wachsthum der Feldfrüchte in den einzelnen Theilen des Jahres zu verfolgen; allein der Bericht ist uns unter der Hand bereits so angewachsen, daß wir auf diese Parallele verzichten müssen. Wie schließen denselben mit einem summarischen Urtheile über die einzelnen Monate. Die letzte Censur (kalt, naß, stürmisch) würden Februar und März erhalten. Einen Grad besser gestalteten sich September (kühl) und April (naß und trüb), als mittelmäßig sind Juli und August, als gut Januar, October, November und December zu bezeichnen und die Krone gebührt in erster Linie dem Mai, in zweiter dem Juni. J. B.

Bücherbesprechungen.

— **Ein naturphilosophisches Problem von Dr. Willibald Hentschel.** Leipzig, Th. Fritsch. Preis 60 ₰. — Der Verfasser entwickelt in der vorliegenden kleinen Schrift eine Hypothese, wonach das Licht selbst vom Aether nicht ohne Verlust weiter geleitet wird, weshalb die Abnahme nicht mit dem Quadrate, sondern einer höheren Potenz der Entfernung erfolge. Daß ein Theil der strahlenden Energie unterwegs als solche verloren geht und zur Erhöhung der Temperatur des Weltraumes dienen kann, ist eine nicht einmal fernliegende Annahme. Der Verfasser behauptet aber sogar, daß die Temperatur eines thermisch vollständig isolirten Körpers mit der Zeit abnimmt. Hierhin können wir ihm nicht folgen. In welche Energieform soll sich denn die Wärme verwandeln? Vollkommen phantastisch ist die Hypothese, daß die Elemente der Erde nichts Anderes sind, als unter dem Einflusse der Strahlung der Weltkörper verdichteter Weltäther. Wir wollen nicht weiter auf diese Ideen eingehen. Am Schlusse der kleinen, 23 Seiten fassenden Broschüre wirft der Verfasser die Frage auf, ob eine mit Luft gefüllte Hohlkugel, in deren Mittelpunkt eine Fliege schwebt, schwerer ist, als wenn keine Fliege darin schwebt. Der Verfasser behauptet, daß die Kugel mit Fliege etwas schwerer sei und zwar um so mehr, je kleiner die Kugel sei, da die Fliege durch ihren Flügelschlag einen Druck auf die Luft und dadurch auf die unteren Partien der Hohlkugel ausübe, welcher um so größer sei, je kleiner die Kugel. Bei einer großen Kugel würde die Wirkung sich nicht bis zu den Wänden fortpflanzen. Dieser Ansicht ist nun **Professor Ostwald in der Chemischen Gesellschaft zu Leipzig** mit folgenden Worten entgegengetreten: „Man stelle sich vor, in einer größeren Hohlkugel sei an einem Faden eine kleinere aufgehängt, so muß das gemeinschaftliche Gewicht beider auf die Unterlage wirken. In dem Mittelpunkte der kleineren Kugel trägt sich unsere Fliege; nach der Hentschel'schen Ansicht kommt das Gewicht der letzteren jetzt zum Ausdruck; nun denke man sich die innere Kugel plötzlich aus irgend welchem Grunde zertrümmert, die Scherben im unteren Theile der großen Kugel angehäuft, dann wird nach seiner Auffassung das Gewicht der Fliege plötzlich nicht mehr zum Ausdruck kommen; man sieht hieraus das Unmögliche der Hentschel'schen Vorstellung." Mit diesen Ausführungen beweist Hr. Prof. Ostwald thatsächlich gar nichts, denn er hat lediglich die Ansichten des Verfassers in ein experimentelles Gewand gekleidet, ohne aber das Experiment zu machen. Es hat übrigens weder Prof. Ostwald, noch der Verfasser Recht in Bezug auf das Fliegenproblem. In physikalischem Sinne kann bei dem beschriebenen Vorgange wol von einer Masse, nicht aber von einem Gewicht der Fliege die Rede sein, da von der Fliege auf die darunter befindliche Luft kein Druck ausgeübt, sondern Luftmassen nach unten geschleudert werden. Die Ansicht des Verfassers, daß diese fortgeschleuderten Luftmassen bei einer Kugel einen Druck auf die unteren Partien derselben ausüben werden, ist richtig, ebenso auch, daß die lebendige Kraft der Luftmassen durch Reibung verzehrt resp. in Wärme umgewandelt wird und dann nicht mehr auf die Wände einer sehr großen Kugel wirken kann. Will man das Gewicht der Fliege mitwiegen, so muß der ganze Vorgang nicht dynamisch, sondern statisch eingerichtet werden. Man könnte ihn sich dann folgendermaßen vorstellen. An Stelle der Glaskugel denkt man sich einen oben und unten geschlossenen Glascylinder, in dessen Mitte sich ein dicht, aber reibungslos schließender cylindrischer Körper in ähnlicher Weise schwebend erhält, wie dies eine Fliege thut, dann entsteht unterhalb eine Compression, oben eine Dilatation der Luft. Sämmtliche Drücke auf die Wandungen des Cylinders compensiren sich. In der Axenrichtung bleibt lediglich die Druckdifferenz der oberen und unteren kreisförmigen Endplatte des Cylinders wirksam, welches, wie sofort einzusehen, dem Gewichte des Körpers gleich sein muß. Außer dem interessanten Fliegenproblem, welches nach der Ansicht des Verfassers die im Anfang erwähnte Hypothese bestätigt, enthält die Broschüre nicht viel Bemerkenswerthes. Die Lectüre der Schrift ist wegen der zahlreichen sehr heftigen Angriffe auf Professoren- und Judenthum eine wenig angenehme. U.

—m— **Die französische Revolution.** Von **Thomas Carlyle.** Aus dem Englischen von **P. Feddersen.** Zweite Auflage, umgearbeitet von **E. Erman.** Drei Theile in 12 Lieferungen (à 60 ₰). Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889. VI, 301; VI, 323; VII, 373 SS. — Das geniale Werk Carlyle's, dessen deutsche Uebersetzung in zweiter Auflage soeben die Presse verlassen hat, bedarf eigentlich keiner erneuten Einführung in die deutsche Literatur. Gerade sie rechnet ja längst den großen englischen Historiker, der wie wenige die Fähigkeit besessen hat, in das geschichtliche Leben fremder Nationen und in den Geist ihrer wichtigsten Vertreter einzudringen, zu den Ihrigen. Wie alle Schriften Carlyle's, so ist auch seine Geschichte der französischen Revolution ein historisches Kunstwerk, das seinen Werth bleibend behalten wird, auch wenn die Einzelforschung es längst überholt hat; denn dieser Werth

beruht nicht sowol in der kritischen Bearbeitung des Quellenmaterials, als in der großartigen weltgeschichtlichen Auffassung, die überall über die handelnden Personen hinweg bis in die Tiefen der politischen, geistigen und wirthschaftlichen Motive der Ereignisse vordringt. Daß eine solche Behandlung bei einem Stoffe wie die französische Revolution, welche die Grundlage der gesammten modernen geschichtlichen Entwickelung zu werden bestimmt war, zu besonders dankenswerthen Resultaten führen mußte, liegt auf der Hand. Die Uebersetzung wird der scharf ausgeprägten Eigenart des Verfassers in trefflicher Weise gerecht.

v. **Hundert Tage im Trappistenkloster auf dem Oelenberge.** Eine Erinnerung aus dem Kriege 1870-71. Von Dr. med. **R. Fischer** in Massow. Berlin 1888, F. Heinicke. 44 S. — Verf. schildert in diesen Blättern die Erfahrungen und Eindrücke, die ihm im Trappistenkloster auf dem Oelenberge während des letzten großen Feldzugs geworden sind. Dieselben haben nicht blos Interesse für die Freunde des Verf., sondern auch für weitere Kreise, da sie einen Einblick gewähren in das Leben der Trappisten. Obgleich Verf. als Vorstand des in dem erwähnten Kloster für kurze Zeit aufgeschlagenen Lazareths mit den Mönchen im besten Einvernehmen gestanden hat, obgleich er ihre Begeisterung für Deutschland, ihre Freundlichkeit und Opferwilligkeit rühmt, kann er doch nicht umhin, das Princip jenes Ordens zu verwerfen und sein Urtheil mit dem Satze abzuschließen, daß der Trappist der vollendete ideale Egoist sei. Wohlthuend berührt an der Kritik des Verf., daß sie nicht von einem oberflächlichen weltlichen Standpunkt aus gefällt ist, sondern, daß sie Zeugniß giebt von einer durch Gottes Wort bestimmten evangelischen Gesinnung.

U. W. **Danilewsky, Lieder und Romanzen** für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Leipzig, Rob. Forberg. — In der 9 Nummern umfassenden Sammlung spricht sich ein sehr anmuthiges Talent aus. Leidenschaftlich und wild bewegt ist Nr. 1: „Weißt du noch?"; in Nr. 2: „Ich weine still" ist die düstere und hoffnungslose Stimmung vorzüglich getroffen; sehr gut macht sich der Aufschwung vor dem Zurücksinken in die frühere Trauer. Liebliche Stimmungsbilder sind Nr. 3: „Ob Lieben Leiden ist" und Nr. 7: „Warum", während Nr. 4: „Was klopfst du, Herz?" sich wieder stürmischer Leidenschaft hingiebt und sich durch einen originellen Schluß hervorthut. Nr. 5: „O läg' ich still" und Nr. 6: „Süßer Schlaf" haben fast kirchlichen Charakter und sind deshalb (ebenso wie Nr. 2 und 8) auch mit Orgelbegleitung erschienen. Noch besser trifft Nr. 8: „Stille sein und hoffen" den kirchlichen Ton; es dürfte sich namentlich auch durch seine volksthümliche Melodie als wirksam erweisen. Nr. 9: „Frühling ist gekommen" stellt besonders in der Höhe an den Sänger bedeutende Anforderungen in Bezug auf Beherrschung der Stimme, wird aber, wenn dieselben erfüllt werden, frisch und ansprechend wirken. — Ganz dem geistlichen Gebiet gehören **Josef Rheinberger's** im gleichen Verlage erschienene **sechs religiöse Gesänge** für eine tiefe Stimme mit Begleitung der Orgel oder des Pianoforte an (Op. 157). Rheinberger hat sich sowol als Vocal- wie Instrumentalcomponist in der Kirchenmusik einen so achtunggebietenden Namen erworben, daß auch diese sechs Gesänge leicht ihren Weg machen dürften, besonders da sie mit vollkommener Beherrschung des Formellen echt kirchlichen Geist vereinen. Von den einzelnen Nummern seien das innige „Vater unser", das stimmungsvolle „Nachtgebet" und das graciös bewegte „Ave Maria" hervorgehoben. Nicht minder glücklich ist der Componist bei einem Werke ganz anderen Genres gewesen: dies ist „**Der Weidenbaum**", der zweite von zwei romantischen Gesängen für vier Singstimmen mit Begleitung des Orchesters (Op. 106, Leipzig, R. Forberg). Die Musik schmiegt sich dem Dahn'schen Gedicht in anschaulichster Weise an, die Singstimmen sind ebenso geschickt behandelt wie das Orchester. — Einige weitere interessante Novitäten des Forberg'schen Verlages sind: **Arnold Krug: Vier Lieder** für gemischten Chor (Op. 41) und **drei Gesänge** aus dem „italienischen Liederspiel" (Op. 40 a, b, c). Von den ersteren ist Nr. 1: „Abendgang" ein zart empfundenes Stimmungsbildchen, während in Nr. 2: „Der Bräutigam ein Schneider" köstlicher Humor zum Ausdruck kommt; daß die Musik, dem Gedichte gemäß, den ungarischen Charakter leise anstreift, giebt dieser Nummer noch einen ganz besonderen Reiz. Gleich wirkungsvoll dürften die beiden übrigen Quartette, „Verhängniß" und „Geigenklänge", sein. In den 3 Gesängen aus dem italienischen Liederspiel trifft Arnold Krug ebenfalls mit großem Glück den nationalen Charakter. Nr. 1: „Die junge Römerin" (für Sopran) athmet südliche Gluth; höchst anmuthig ist Nr. 2: „Das verlorene Herz" (für Tenor), weniger unmittelbar wirkt vielleicht Nr. 3: „Sehnsucht" (für Alt). — Als eine sehr werthvolle Bereicherung für eine bestimmte kirchliche Gelegenheit ist **Hermann Kretzschmar's Trauungsgesang** für Tenorsolo und Männerchor mit Begleitung der Orgel (Op. 12) zu bezeichnen. Die Literatur auf diesem Gebiet ist nicht sehr reichhaltig; um so willkommener dürfte den Männerchören der vorliegende Trauungsgesang sein, als er melodisch wie harmonisch gleich anziehend wirkt; mit besonderem Geschick ist in ihm das Abwechseln und Ineinandergreifen des Tenorsolo und der Chorstimmen behandelt. Auch auf dem Gebiete der Instrumentationskunst hat sich Hermann Kretzschmar in ausgezeichneter Weise bethätigt, indem er Franz Schubert's beliebte Männerchöre: „Der Gondelfahrer", „Nachthelle" und „Widerspruch" mit Orchesterbegleitung herausgegeben hat. Das Orchester ist äußerst fein behandelt, als ein Beispiel sei nur die reizend originelle Verwendung der Celli im „Gondelfahrer" angeführt. Allen Männergesangvereinen, denen ein Orchester zur Verfügung steht, seien die drei Chöre lebhaft empfohlen. — **Soli Deo gloria.** Eine Auswahl religiöser Gesänge für gemischten Chor. Zum Gebrauch für höhere Schulen und Kirchenchöre bearbeitet von **Robert Linnarz**. Hannover-Linden, Verlagsanstalt von Carl Manz. Die Sammlung ist mit Umsicht und Geschick ausgewählt. Choräle, Chöre aus Oratorien, kleinere Motetten u. s. w. bilden den Inhalt des Buches. Für die Anordnung waren die kirchlichen Festtage des Jahres maßgebend. Während die ersten 13 Nummern „Lob und Dank Gottes" im Allgemeinen behandeln, beginnen mit den folgenden, welche für Advent und Weihnacht bestimmt sind, die eigentlichen Festzeiten durch das ganze Jahr hindurch bis zum Todtenfest. Es folgen noch einige Gesänge, die für „Kaisers Geburtstag" bestimmt sind, und zum Schluß noch 10 liturgische Sätze. Man ersieht schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß die Sammlung ebenso reichhaltig wie umfassend ist, und somit ihren Zweck auf das Beste erfüllen dürfte.

y. **Reitende und fahrende Batterien.** Eine vergleichende Studie von **Lubow**. Rathenow, Babenzien. 60 ₰. — Der Stoff ist ja durchaus zeitgemäß, indessen widerstreben den Gepflogenheiten in der deutschen Militär-Literatur derlei reformatorische Bestrebungen, wie sie die Ausführungen und Vorschläge des Verfassers enthalten. Auch hat sich der Verfasser im Ton einige Male sehr vergriffen, vornehmlich dort, wo er polemisirt. Immerhin verdient das Schriftchen gelesen zu werden; eine Anregung zu eigenem Urtheil über die berührten Fachfragen dürfte es jedenfalls bieten.

— **Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1887.** Beobachtungssystem des Kgrs. Sachsen. Jahrgang V des Jahrb. des kgl. sächs. meteor. Instituts. 111 + VIII + 139 (258) Großfolioseiten nebst XIX Tafeln mit 124 Karten. Chemnitz, 1889. In Commission der E. Brunner'schen Buchhandlung in Chemnitz. — Nachdem die 1. und 2. Abtheilung dieses ansehnlichen meteorologischen Quellenwerkes vor mehr als Jahresfrist erschienen, ist vor Kurzem auch der umfassendere 3. Theil desselben fertiggestellt und das Ganze versandt worden. So unlieb Manchem auch die Verzögerung der Ausgabe gewesen sein mag, so erklärlich und gerechtfertigt erscheint dieselbe, wenn man das gebotene reiche, wohl gegliederte und zum Theil in grundlegenden Monographien verarbeitete Material überblickt. Das Ganze macht einen so soliden, Achtung gebietenden Eindruck, daß man schon nach einem flüchtigen Einblick in das Buch die Ueberzeugung gewinnt: die Sache ruht in guten Händen; es wird hier nicht so leicht etwas versäumt, was dem wissenschaftlichen Ausbaue der Disciplin förderlich sein und zu ihrer Nutzbarmachung für das Leben beitragen könnte. Ein Jeder, der der Sache nicht von vornherein gleichgültig gegenübersteht, wird in dem Buche Anregung und Belehrung finden. Der Meteorologe freut sich über das reiche, gründlich geprüfte Material für seine Fachstudien; Botaniker und Bautechniker finden Anhaltspunkte für ihre Excursionen und Entwürfe; der Lehrer erhält Stoff für seine Heimathskunde; der gebildete Landmann gewinnt einen durch Kartenskizzen erleichterten Einblick in den verwickelten Gang der ihn am meisten beeinflussenden Temperatur-, Niederschlags- und Gewittererscheinungen; der Volksvertreter erhält Aufschluß über den Dienst im Institut; und endlich die große Schar der Beobachter — nun sie sieht, „daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen" und daß es sich auch ferner für Jeden lohnt, in Treue seines Amtes zu warten. Müssen sich doch gegen 80 % derselben mit diesem ideellen Solde begnügen, und von einem eigentlichen „Bezahlen" kann wol überhaupt bei keinem die Rede sein. Eigenes Interesse an der Sache, Zuvorkommenheit der Institutsbeamten und Dank und Anerkennung, welche den Beobachtern von dort aus privatim und öffentlich gezollt werden, das sind die Binde-

glieder, welche das Ganze zu gutem Zwecke zusammenhalten. Möge das auch ferner gelingen! Es ist schwer, über ein solches Werk in Kürze und Bälde Bericht zu erstatten. Man weiß in der That nicht, was man aus der Menge des Gebotenen herausgreifen soll. Versuchen wir es nach bestem Wissen und Gewissen. Dem Institute waren im Berichtsjahre 173 Stationen unterstellt, 12 mehr als im Vorjahre. Hiervon waren 26 normal ausgerüstet (II. Ordnung), bei 8 fehlte nur das Barometer (III.), 32 beobachteten am Thermometer und Regenmesser (IVa) und der Rest nur an dem letzteren Instrumente (IVb). Sachsen hat hiernach das dichteste Stationsnetz, welches bis dato existirt. Am dichtesten sind die Beobachtungspunkte in den 3 wichtigsten klimatischen Gebieten, im Elbthal, dem Erzgebirge und der Lausitz, gesäet. Auffällig spärlich treten sie längs der ganzen westlichen Landesgrenze und in der Gegend von Leipzig auf. Auch würde es das Institut gewiß gern sehen, wenn sich noch freiwillige Beobachter in den Strichen Liebstadt-Berggießhübel, Wildenfels-Hartenstein-Zwönitz, Bergen-Jobes-Helmsgrün, Königsbrück-Großenhain und zwischen Mulda-Sayda-Lengefeld meldeten. Vielleicht daß es hie und da schon seit 1887 geschehen, vielleicht wird man auch erst durch Schaden klug. Die 1. und 2. Abtheilung des Jahrbuchs hat im Allgemeinen ein internationales Gepräge. Die hier gebotenen Stoffe treten in Gestalt langer Zahlencolonnen auf, und es sind die entsprechenden Abschnitte der einzelnen Jahrgänge unmittelbar mit einander vergleichbar. Eine Bereicherung des Materials ist jedoch im vorliegenden Bande auch an dieser Stelle zu verzeichnen: die Pentadenmittel der Temperaturen wurden nicht von 12, sondern von 33 Orten gebildet, und die stündlichen Beobachtungen bei der Hauptstation Chemnitz erstreckten sich 1887 auch auf Wind, Bewölkung, Niederschlag, Dunstspannung, Feuchtigkeit, Verdunstung und Erdbodentemperaturen in 1 Meter Tiefe. Anders steht es mit der 3. Abtheilung. In ihr sind neben dem Berichte des Directors hauptsächlich die Ergebnisse der Specialstudien der einzelnen fachmännisch gebildeten Institutsbeamten wiedergegeben. Das sind zum großen Theil auch Stoffe für den gebildeten Laien. In ihnen beruht die Eigenart der Publicationen jedes einzelnen Jahrganges und jedes einzelnen Instituts, und das unsere kann nach dieser Seite hin getrost mit anderen in die Schranken treten. Die Themen der diesmal gebotenen Abhandlungen sind folgende: 1) Bericht über die wissenschaftlichen Erhebungen zur Lausitzer Wasserkatastrophe (1887) von Dr. O. Birkner (32 Seiten); 2) Verlauf der Witterung in Sachsen im Jahre 1887 von Dr. H. Hoppe (43 Seiten); 3) und 4) Ergebnisse der Verdunstungs- und Wasserstandsmessungen (4 Seiten); 5) Bericht über die Gewitter- und Hagelforschung während des Jahres 1887 von Dr. O. Birkner (36 Seiten); 6) Bericht über die umfassenderen Beobachtungen in Chemnitz (1887) von Prof. Dr. Schreiber (20 Seiten) und 7) und 8) Kleinere Abschnitte über „Wetterberichtsdienst“ und „Die Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß“ (19./VIII. 1887) von Prof. Dr. Schreiber. Von diesen 8 interessanten Studien nehmen insonderheit Nr. 1, 2, 5 und 6 das Interesse des Lesers in Anspruch. Ueber Nr. 1 wurde schon vor Jahresfrist in in- und ausländischen Blättern ausführlicher und ausnahmslos anerkennend berichtet; die Nr. 2, 5 und 6 fordern je ein selbständiges Referat, wenn die Sache nicht über den Stab gebrochen werden soll. Heute müssen wir uns mit dem einfachen Hinweise auf diese Abhandlungen begnügen. Jetzt nur noch ein Wort über die reichen Kartenbeilagen. Dieselben (124) sind den Anhängen 1, 2 und 5 zugeordnet und wurden sämmtlich in der Werkstatt bez. Druckerei des Institutes hergestellt. Das ist wol auch der Grund, weshalb sie so reich ausfallen konnten, ohne die Unkosten des Druckes übermäßig zu erhöhen. Die Karten über die allmonatliche Vertheilung der Niederschläge sind im vorliegenden Bande — unbeschadet ihrer Klarheit — etwas kleiner als in den Vorjahren ausgefallen; doch hat das Ganze durch Beigabe der graphischen Darstellungen über Schnee-Niederschläge, Niederschlags- und Schneetage, Schneebedeckung und einzelne Landregen unstreitig gewonnen. Zum ersten Male hat Dr. Birkner seine Gewitter- und Hagelstudien durch Karten illustrirt. 3 Gewitter, 2 Nachmittags- (16./V. und 5./VII.) und 1 Morgengewitter (16./VII.), sind als Instructionsmuster gewählt worden. Jedesmal werden den Gewitterkarten 6 Kärtchen über die Richtung der Isobaren und Isothermen in Sachsen für die drei die Gewitterperiode umfassenden Beobachtungstermine (8^h 2^h 8^h) vorausgeschickt; dann folgen die graphischen Darstellungen über Entstehung, Ausbreitung und Abzug des Gewitters von 30:30 (resp. 20:20) Minuten. Bei solch detaillirter Darstellung muß unsers Erachtens selbst dem Laien das Licht des Verständnisses dämmern, wenn er die Karten aufmerksam betrachtet und die fettgedruckten Stellen des Birkner'schen Berichtes liest. Die Sache hat selbst einem Nestor der meteorologischen Wissenschaft (Prof. Hann, Wien) ein Wort des Lobes abgezwungen. Die Vereinigung der Publicationen aller deutschen Beobachtungssysteme zu einem „Deutschen Meteorol. Jahrbuche“ ist eine neue Bestätigung des Grundsatzes: „Getrennt marschiren, vereint schlagen“. Für uns bedeutet ein Band des sächs. meteorol. Jahrbuchs stets ein liebes Geschenk, welchem wir ohne Begehrlichkeit, aber mit einer gewissen Spannung entgegensehen.

Berthold.

G. Oe. — **Kurt Krebs, Aus der Vergangenheit von Eutritzsch.** Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. IV, 214 S. Preis 3 ℳ. — Gerade jetzt, da Eutritzsch aufhört, ein selbständiges Gemeinwesen zu sein, liegt dies Büchlein vollendet vor, es ist gewissermaßen ein Denkmal des Ortes, ein Erinnerungszeichen an die Vergangenheit, bestimmt für die schnelllebende Gegenwart und für die schnell vergessende Zukunft. Wir haben beim Erscheinen des ersten Bändchens unsere Freude über das Werk ausgesprochen und wiederholen heute, daß Ortsgeschichten, mit solcher Liebe und solchem Eifer geschrieben, wie die vorliegende, einen Werth haben weit über die Grenzen des Ortes und der Lesergemeinde, für die sie in erster Linie bestimmt sind. Das Werk verbindet den anheimelnden Charakter der Chronik mit der Sorgfalt der Forschung, es bietet dem Ortsangehörigen eine möglichst vollständige und ins Einzelne gehende Geschichte des Ortes, dem Geschichtsforscher einen Beitrag zur Einzelgeschichte, aus dem für die Beurtheilung der Allgemeingeschichte Manches gewonnen wird. Der Inhalt des Buches ist reich und umfassend, es bringt allgemeine Nachrichten über Urgeschichte, Ortsnamen, Flurnamen, über Urkunden, Ortswappen, Einwohnerzahl, genaue Mittheilungen über das Aeußere und Innere der Kirche, über kirchliche Sitten und Gebräuche, ein Verzeichniß der bekannten Pfarrer, ausführliche Einzelnachrichten aus der Schul- und Kriegsgeschichte, endlich Beiträge zur Geschichte einzelner Gebäude, insbesondere der Gosenschenke, zur Geschichte der Steuern und Abgaben, der Rechtspflege und Gemeindeordnung. Wir empfehlen die Schrift nicht nur denen, die ein unmittelbares Interesse an dem Orte und seiner Geschichte haben, sondern auch Allen, für die eine geschickte und sorgsame Zusammenstellung localgeschichtlicher Mittheilungen von Interesse ist.

G. Oe. — Wie Recht wir hatten, wenn wir neulich aussprachen, daß der Colportage-Buchhandel an sich kein Interesse an der Verbreitung schlechter Bücher habe, sondern ebenso gern, wenn nicht lieber, gute verbreite, wird durch die uns übersandten Nummern des in Wien erscheinenden „**Novitäten-Anzeigers für den Colportage-Buchhandel**“ bestätigt. Dieser Anzeiger wendet sich mit großer Schärfe gegen das neueste Erzeugniß der Schundliteratur: „Der Scharfrichter von Berlin“ und warnt den Colportage-Buchhandel eindringlichst vor der Verbreitung. Was in diesem Anzeiger angeboten wird, ist freilich auch nicht immer das Vollkommenste; aber daran ist nicht der Colportage-Buchhandel schuld, sondern die Verleger, die sich seiner nicht bedienen. Wir wiederholen: Wer das Volk mit besserer geistiger Kost versorgen will, muß sich des Colportage-Buchhandels bedienen, darf ihn nicht ignoriren, aber gar als eigentlichen Träger des Uebels verachten.

G. Oe. — Wir haben schon zu wiederholten Malen unsere Leser auf die im 4. Jahrgange erscheinenden **Burschenschaftlichen Blätter** (Berlin, bei Carl Heymann, vierteljährlich 6 Nummern, Bezugspreis für das Halbjahr für Burschenschafter 3 ℳ 50 ₰, bei der Post und im Buchhandel 5 ℳ) aufmerksam gemacht. Die Blätter, deren Ausstattung trefflich genannt werden muß, enthalten außer den ständigen Rubriken: „Nachrichten aus den Burschenschaften, von den Alten Herren, von den Hochschulen, Literarisches, Allerlei, Bierzeitung“ Aufsätze, Untersuchungen und Schilderungen aus der Geschichte des Studententhums im Allgemeinen und der Burschenschaft im Besonderen, die zum Theil recht werthvoll, fast alle von weiterem Interesse sind. Ein zukünftiger Geschichtsschreiber der Burschenschaftsbewegung wird die in den Blättern erschienenen Einzeluntersuchungen recht wohl verwerthen können, zum Theil verwerthen müssen. Für die alten und jungen Burschenschafter sind sie längst der „geistige Mittelpunkt“ geworden; aber auch der Nichtburschenschafter, der sich den Sinn für die Eigenart und Entwickelung des studentischen Lebens bewahrt hat, wird sie gern lesen und uns für unsere Empfehlung dankbar sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 20 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 7. Donnerstag, den 16. Januar. 1890.

Die ägyptischen Mumienbildnisse. Was wird aus ihnen werden?

Die antiken, ägyptisch-griechischen Porträtbildnisse aus den Grabstätten der Provinz Faijum haben wie in anderen Städten so auch in Leipzig, wo sie gegenwärtig noch im städtischen Museum ausgestellt sind, allgemeine Bewunderung und das lebhafteste Interesse in allen Kreisen hervorgerufen. Ihre geschichtliche und künstlerische Bedeutung ist allseitig gewürdigt worden und hat vielfach in einer wahren Begeisterung über den köstlichen Schatz, der uns durch eine glückliche Fügung wie durch ein Wunder erhalten und wiedergegeben worden ist, beredten Ausdruck gefunden. Bedarf es doch auch nicht archäologischer Kenntnisse oder eines besonders tiefen künstlerischen oder kunstgeschichtlichen Verständnisses, um sich bewußt zu werden, daß die Sammlung, die Hr. Theodor Graf sein eigen nennt, von einzig dastehendem Werthe ist. In diesem Sinne hat sich auch die wissenschaftliche und die Tagespresse allgemein, namentlich im Auslande geäußert. Hat es auch nicht an kleinlichen Nörglern, die überall zu tadeln und auszusetzen haben, gefehlt oder an solchen, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen können oder wollen — wie denn z. B. ein geachteter und bekannter Kunstkritiker im Ernste die Aeußerung gethan hat, mit den Graf'schen Bildnissen sei derselbe Schwindel getrieben worden, wie seiner Zeit mit den olympischen und pergamenischen Funden — so sind diese kunstkritischen Ergüsse, wie sie verdient, im Winde verhallt und ohne Einfluß auf das allgemeine Urtheil geblieben.

Wie bereits früher in dieser Zeitung mitgetheilt wurde, hatte Hr. Graf in München und Berlin beginnend seine Sammlung in einer Reihe europäischer Hauptstädte ausgestellt. Namentlich im Auslande und besonders in Paris haben sie trotz der Nationalität des Besitzers großes Aufsehen hervorgerufen und Hr. Giacomo Maspero, der frühere langjährige Director des Museums in Bulaq, jetzige Director der ägyptischen Abtheilung des Louvre, ist mit seiner ganzen Persönlichkeit für ihre hohe wissenschaftliche Bedeutung eingetreten. Wenn Hr. Graf, ohne pecuniäre Opfer zu scheuen, nochmals mit seinen Bildnissen nach Deutschland zurückgekehrt ist, so geschah es wol zumeist in der Absicht, auf gewisse Fragen bezüglich des zukünftigen Schicksals seiner Sammlung eine endgiltige Antwort, bezw. Klarheit darüber zu erhalten, ob in Deutschland Aussichten für eine etwaige Erwerbung vorhanden seien. Das macht seiner deutschen Gesinnung ebenso viel Ehre, wie der Umstand, daß der Verkaufspreis, den er für Deutschland festgesetzt hat, sich bedeutend unter der Summe bewegt, die man im Auslande zu zahlen hätte. Wenn der unglückliche Fall eintreten sollte, daß die Sammlung in Deutschland keine bleibende Stätte finden wird, so wird sie der Besitzer, nachdem die Ausstellungszeit in Leipzig vorüber ist, wieder ins Ausland und zwar zunächst nach London bringen, um sie dann hier oder im April dieses Jahres in Paris versteigern zu lassen oder aus freier Hand im Einzelnen zu verkaufen.

Hinsichtlich der Möglichkeit, die ganze Denkmälergruppe für ein deutsches Museum zu erwerben, können wir uns kurz fassen. Der Preis ist selbstverständlich, wenn auch angemessen, so doch dem Werthe der Sammlung entsprechend hoch und im Wesentlichen durch Angebote, die dem Besitzer für einzelne Stücke von Privatpersonen gemacht worden sind, bestimmt worden. Man hat wol ausschließlich auch die Ansicht gehabt, die übrigens erst vor Kurzem wieder in einem Aufsatze der „Deutschen Rundschau" mit Nachdruck vertreten worden ist, daß, falls durch außerordentliche Verhältnisse, wie z. B. durch private Sammlungen, an die Georg Ebers gedacht hat, keine andere Stadt in Betracht käme, Berlin am ehesten die Sammlung zu erwerben in der Lage wäre. Nicht nur, weil der Fonds für Vergrößerung der preußischen Kunstsammlungen der bedeutendste von allen deutschen Museen ist und hier für die Erwerbung einzelner Denkmälergruppen oder Kunstwerke — man beruft sich auf die Erwerbung des Dürer'schen Porträts von Hieronymus Holzschuher für 350 000 ℳ — zum Theil ganz erstaunlich hohe Preise gezahlt worden sind, sondern weil überhaupt das Berliner Museum in den beiden letzten Jahrzehnten gerade an antiken Kunstwerken eine Bereicherung erfahren hat, die es zu einem europäischen Kunstmuseum ersten Ranges erhoben hat. Nach einer uns zugegangenen Mittheilung sind auch, als die Sammlung in Berlin ausgestellt war, seiten einiger Privatpersonen Schritte eingeleitet worden, die den Ankauf der Mumienbildnisse bezwecken sollten; indessen haben plötzlich auftauchende, in der Luft umherschwirrende und ein beängstigendes Gefühl hervorrufende Gerüchte über die Frage nach der Echtheit der Kunstwerke jene Schritte wieder rückgängig gemacht. Wir betonen ausdrücklich, um Mißdeutungen vorzubeugen, daß die ganze Angelegenheit sich nur in einem Stadium der Vorbereitung befunden hat, aus dem keine Schlüsse für eine Verwirklichung des Planes zu machen sind.

Fehlen uns thatsächlich Anhaltspunkte für die Annahme, daß es noch gelingen könnte, die Graf'schen Porträts für Deutschland zu erwerben, so müssen wir mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß das Schicksal der Sammlung voraussichtlich in kurzer Zeit besiegelt sein wird. Und hiermit drängen sich uns Erwägungen auf, denen wir mit Rücksicht darauf, daß die Mumienbildnisse in ihrem gegenwärtigen Bestand Deutschland bald auf Nimmerwiedersehen verlassen werden, hier Ausdruck verleihen dürfen. Wie gesagt, die Sammlung soll, wenn sich bis dahin kein Käufer findet, im April, jedenfalls im Frühjahr dieses Jahres versteigert werden. Die Gefahren, die eine jede Auction in einem Falle wie dem vorliegenden mit sich bringt, sind es, denen wir mit Besorgniß entgegensehen. Paris ist gegenwärtig vielleicht der geeignetste Ort, um Kunstwerke von besonderer Bedeutung zu einem hohen Preise an den Mann zu bringen. Aber gleichviel, welches der Ort sei, an dem die Sammlung zur Versteigerung kommt, ihr Todesurtheil wird jedenfalls bei dieser Gelegenheit gesprochen werden. Todesurtheil sagen wir insofern, als sie der wissenschaftlichen Ausnutzung im Ganzen wie im Einzelnen in Zukunft entzogen werden wird. Und zwar aus einem doppelten Grunde. Derjenige, welcher bei der Versteigerung auf einzelne Bildnisse am meisten bietet, wird sich ihr glücklicher Besitzer nennen dürfen. Ist auch die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, vielmehr als sicher anzunehmen, daß die größten europäischen Museen, welche antike Kunstdenkmäler systematisch zu sammeln pflegen, ihre Vertreter mit entsprechenden Aufträgen nach Paris senden werden, so ist es doch zweifelhaft, ob es diesen gelingen wird, gerade die besten Exemplare, deren Zahl sich etwa auf einige zwanzig belaufen dürfte, zu erwerben. Denn die Graf'schen Bildnisse haben unter reichen Geldbaronen, besonders in Frankreich, Liebhaber gefunden, mit denen eine erfolgreiche Concurrenz äußerst schwierig sein dürfte. Wenn Hr. Rothschild oder

sonst einer seiner begüterten Glaubensgenossen oder irgend ein reicher Amerikaner es für seinen Ruf für vortheilhaft hält oder wenn es seine Liebhaberei gebieterisch verlangt, den oder jenen Kopf in seinen Besitz zu bringen, so wird ihm das gelingen. Daran, glauben wir, ist nicht zu zweifeln und die Anzeichen dafür fehlen auch nicht. Wir haben hier mit Absicht auf die Amerikaner hingewiesen. Wird hier schon der Einzelne möglicherweise bei der Versteigerung ein reges Interesse an den Tag legen, so droht der Sammlung eine nicht minder große Gefahr von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten. Gefahr insofern, als durch eine Erwerbung wie diese wir Europäer, überhaupt die ganze Wissenschaft am empfindlichsten geschädigt wird. Es ist bekannt, daß die Amerikaner über viel, sehr viel Geld verfügen; vielleicht weniger bekannt ist es, daß sie es gern für die Vermehrung ihrer Sammlungen ausgeben und unter Umständen auch Summen bezahlen, die das Maß des Gewöhnlichen bedeutend übersteigen. Beispielsweise steht dem Kunstmuseum in Boston durch jährliche freiwillige Beiträge von Privatpersonen die Summe von einigen Millionen Mark zur Verfügung. Wer nun die Zufälligkeiten und die Constellationen des Kunstmarktes und Kunsthandels kennt — man braucht sich ja nur an die großen Pariser Auctionen des vorigen Jahres zu erinnern — der wird auf alle möglichen Ueberraschungen — wenigstens gefaßt sein können. Man würde sich beispielsweise nicht wundern können, wenn allein die zwanzig besten der hundert Porträts bei der Versteigerung, falls die nöthigen Liebhaber und Bieter vorhanden sind, einen Preis erzielen, der etwa dem jetzt für die ganze Sammlung geforderten gleichkommen könnte. Immerhin, sehen wir auch von dieser Möglichkeit — denn um eine solche kann es sich natürlich nur handeln — als für das Schicksal der Sammlung gleichgiltig ab, das Eine ist sicher: diese selbst wird bei der Versteigerung zerstückelt und auseinandergerissen werden. Und mit dieser Gefahr hängt eine weitere zusammen. Liebhaber, glauben wir, haben die Graf'schen Bildnisse in allen Ländern gefunden. An Bietern wird es zuversichtlich auch nicht fehlen. Wir haben also mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß, wer in Zukunft die Bildnisse studiren will, nach St. Petersburg, Wien, Berlin, London, Paris oder Neuyork seine Schritte lenken müßte. Müßte! Denn an eine derartige Möglichkeit ist im Ernste doch nicht zu denken. Und schließlich weiß auch Jeder, der auf Reisen kunstgeschichtliche Interessen verfolgt hat, daß Vieles, was in Privatbesitz gelangt ist, entweder nur selten oder gar nicht dem Forscher zugänglich ist. Das wird am meisten in England empfunden, aber auch von italienischen Nobili wird Mancherlei, was für die Kunstgeschichte von größter Bedeutung ist, der Oeffentlichkeit verschlossen gehalten, oder höchstens einmal einem mit einem besonderen Empfehlungsbrief Begnadeten auf wenige Augenblicke gezeigt. Gerade aber bei den Graf'schen Porträts wiegt diese angedeutete Gefahr doppelt schwer. Die ganze Denkmälergruppe ist, wenn ähnliche Stücke geringeren Kunstwerthes auch schon früher bekannt, aber nicht gewürdigt worden waren, neu in den Erscheinungskreis eingetreten. Und sind seit den zwei Jahren, wo sie der wissenschaftlichen Welt erschlossen worden sind, auf manche Fragen, die sie gestellt haben, mehr oder weniger befriedigende Antworten gefunden worden, eine ganze Reihe von Problemen, und zwar gerade die wichtigsten, harren noch der Lösung. Und je mehr man sich mit ihnen beschäftigen würde, desto mehr würden sich voraussichtlich auch die Fragen vermehren, welche mit jedem neuen Funde im Laufe der Zeit aufgeworfen werden. Die Wichtigkeit des Fundes, die ja an diesem Orte nicht mehr auseinandergesetzt zu werden braucht, rechtfertigt es, wenn man allenthalben bestrebt ist, auf jene Fragen eine Antwort zu finden. Aber wie? Die Hauptsache bleibt die Vergleichung der einzelnen Stücke untereinander, weil nur auf diese Weise ein bestimmter Maßstab, bestimmte Kriterien, bestimmte Anhaltepunkte gewonnen werden können. Die Zerstückelung der Sammlung wird aber selbstverständlich eine derartige Behandlungsweise verbieten und jene Probleme werden solche bleiben, so lange nicht besondere Glücksumstände ihrer Lösung zu Hilfe kommen. Nur beiläufig sei bemerkt, daß nach dem Urtheile Maspera's, des besten Kenners der ägyptischen topographischen Verhältnisse, keine Aussichten vorhanden sind, daß ein Fund von ähnlichem Umfange und gleicher Bedeutung wie die Graf'schen Porträts jemals wieder gemacht werden wird. Die ägyptischen Gräber sind ja nach allen Richtungen hin durchsucht und ausgeplündert worden.

Diese Erwägungen haben sich uns, können wir auch an der Thatsache selbst nichts ändern, unwillkürlich aufgedrängt. Wir wissen, daß sie von Vielen getheilt werden, daß Viele die Frage über die Zukunft der ägyptischen Mumienbildnisse sich vorgelegt haben. Erst vor Kurzem ist sie in einem Aufsatze der „Deutschen Rundschau“ (Januarheft) und in einem andern aus Georg Ebers' Feder herstammenden der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vor die Oeffentlichkeit gebracht worden. Rechnen wir Alle nur mit Möglichkeiten? Die Zukunft wird es lehren.

Die elektrische Beleuchtung im Verhältniß zur Stadtverwaltung.*)

Die Denkschrift liegt uns in zweiter Auflage vor. Die Schrift war zunächst nicht in der Absicht geschrieben, um im Druck veröffentlicht zu werden. Sie erschien zuerst im Herbste 1888 in Autographie für die Mitglieder der städtischen Behörden in Halle a/S. Ihre Aufgabe war, die Verhältnisse zu erläutern, welche bei der Einführung einer öffentlichen elektrischen Beleuchtung in Betracht kommen, um als Unterlage für eine zu treffende Entscheidung dienen zu können. Die neue uns heute vorliegende Auflage hat das in Bezug auf die elektrische Beleuchtungsfrage seither entstandene Material berücksichtigt. Der Verf. ist auch aus der in der ersten Auflage beobachteten Reserve herausgetreten und hat seiner aus dem Studium der Frage gewonnenen Ueberzeugung Ausdruck gegeben. Der Verf. theilt seine Schrift in 6 Capitel. Die Capitel I und II enthalten allgemeine Darlegungen über den elektrischen Strom und die elektrische Beleuchtung. Diese allgemeinen Darlegungen hätten aus der Denkschrift wol wegbleiben dürfen, zumal sie in der vorliegenden Gestalt doch den an sie zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen. Man sieht, daß der Verf. sich hier auf ein ihm fremdes Gebiet begeben hat. Er hat dasselbe, wie die Denkschrift erkennen läßt, mit vielem Fleiß studirt, beherrscht es aber dennoch nicht genügend, um hier belehrend auftreten zu zu können. Auf S. 17 schreibt der Verf. beispielsweise: „Unter elektromotorischer Kraft einer Maschine versteht man ihre Fähigkeit, elektrischen Strom zu erzeugen. Diese Kraft wird nach Volts gemessen u. s. w.“ Dieser Ausdruck ist doch zum Mindesten unverständlich. Auch die auf S. 19 gemachte Unterscheidung zwischen Leitungswiderständen und Arbeitswiderständen ist unzutreffend. Auf S. 58 sagt der Verf.: „Die hochgespannten Ströme werden meist durch Wechselstrommaschinen hervorgebracht, die oft schon bei mäßiger Umdrehungsgeschwindigkeit (120 Umdrehungen in der Minute) Ströme von 2000 bis 2500 Volts hervorbringen, doch können auch Gleichstrommaschinen mit großer Umdrehungsgeschwindigkeit und vielen Ankerwindungen hochgespannte Ströme hervorbringen.“ Auch diese Darstellung ist unrichtig. Es ist durchaus nicht richtig, daß nur Wechselstrommaschinen im Stande sind, bei geringer Umdrehungszahl hochgespannte Ströme zu erzeugen. Dies können Gleichstrommaschinen ebenso. Wenn der Verf. ferner auf S. 60 für das Wechselstrombogenlicht Vorzüge vor dem Gleichstromlicht in Anspruch nimmt, so setzt er sich denn doch in Widerspruch mit den Fachleuten. Es mögen diese Beispiele genügen. Es geht aus ihnen hervor, daß den technischen Darlegungen des Verf. ein Werth nicht beizulegen ist. Capitel III behandelt die Zweckmäßigkeit des elektrischen Lichtes. Die Ausführungen über die Annehmlichkeiten des elektrischen Lichtes kann man unterschreiben, auch ohne Elektriker zu sein. Dagegen scheinen uns doch die Gefahren des elektrischen Lichtes übertrieben zu sein. Eine Schädigung der Augen durch das elektrische Licht an sich ist noch nirgends nachgewiesen und auch wol kaum zu erwarten, denn das Glühlicht kommt in der Farbe dem Petroleum- und Gaslicht und das Bogenlicht dem Sonnenlicht sehr nahe. Wenn Augen unter der Einwirkung der Lichtquellen leiden, so geschieht dies meist wol nur dann, wenn directe Lichtstrahlen in das Auge gelangen, also die Lichtquelle in ungeeigneter Weise angebracht ist. Man hat es aber bei dem elektrischen Licht ganz in der Hand, dergleichen Uebelstände zu beseitigen. Bogenlampen hat man so hoch aufzuhängen, daß bei der normalen Lage der Augen keine Lichtstrahlen in sie hineinfallen, und die zur Beleuchtung von Arbeitsplätzen dienenden Glühlampen hat man mit einem Lampenschirme aus Carton zu versehen. Es muß gerade betont werden, daß man mittels Glühlampen eine so zweckmäßige und den Augen so wohlthuende Be-

*) Von Dr. W. Schrader, Stadtrath in Halle a/S. Magdeburg 1889, Verlag von Albert Rathke's Buchhandlung.

leuchtung erzielen kann, wie dies bei Gas und Petroleum nicht möglich ist. Wenn daher der Verf. sagt, „daß durch die allgemeinere Anwendung der elektrischen Beleuchtung leicht die Anzahl der schwachen und kranken Augen sich vermehren wird“, so müssen wir dem entgegentreten. In dem folgenden Abschnitte über die Kosten des elektrischen Lichtes hat der Verf. statistisches Material zusammengetragen; die statistischen Theile der vorliegenden Denkschrift haben einen größeren Anspruch auf Beachtung als die rein technischen, die ja vielfach beanstandet werden müssen. Die Frage, wann der rechte Zeitpunkt zur Einführung der elektrischen Beleuchtung gekommen ist, ventilirt der Verf. nach verschiedenen Richtungen. Er meint, daß die nöthige Sicherheit bei der Errichtung neuer elektrischer Anlagen noch nicht gewonnen ist, und citirt zum Beweise dieser Behauptung einige Defecte an Kabelleitungen sowie das Versagen der elektrischen Beleuchtungsanlage im großherzoglichen Hoftheater und Schloß zu Darmstadt. Hiergegen muß denn doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß ähnliche Vorkommnisse auch bei Gasanlagen, z. B. in Hannover, zu verzeichnen sind. Wenn sich einige Kabelanlagen nicht bewährten, so darf nicht übersehen werden, daß dabei doch auch wol locale Einflüsse mitgewirkt haben und daß gerade in letzter Zeit bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete der Construction von unterseeischen Leitungsnetzen gemacht sind. Die Vor- und Nachtheile des städtischen Betriebes elektrischer Beleuchtungscentralen werden in einem weiteren Capitel auseinandergesetzt. Ueber das Verhältniß der Gasbeleuchtung und der elektrischen Beleuchtung sagt der Verf. S. 129: „Der Preisaufwand ist hier ein empfindlicher; durch die neuen Gaslampen kann man auch ein rein weißes und lebhaftes Licht herstellen und zugleich eine Ventilation der Räume bewirken. Das elektrische Licht aber kann, wenn erst der Reiz der Neuheit vorüber ist, durch seine größere Schärfe ermüdend wirken, und dann ist nichts leichter, als zur Gasbeleuchtung zurückzukehren. Auf längere Zeiträume können die Abnehmer nicht verpflichtet werden, wol aber kann sich die Stadt, welche große Opfer für die Centrale gebracht, schließlich in einer peinlichen Abhängigkeit von dem guten Willen der Abnehmer befinden.“ Diese Ansicht ist doch wol etwas zu pessimistisch und steht auch nicht mit den Thatsachen im Einklang. Die neuen Gasanlagen bedürfen besonderer in das Freie zu führender Schornsteine, die doch ebenso unbequem wie kostspielig sind. Die in dem obigen Pessimismus begründete Befürchtung des Verf. hat in den bestehenden Anlagen eine Bestätigung nicht erhalten. Das V. Capitel behandelt Entwürfe und Ausführungen von elektrischen Centralanlagen. Dieser Abschnitt enthält für denjenigen, welcher sich über den vorliegenden Gegenstand unterrichten will, manche werthvolle Information. Wenn man auch bei den einzelnen Projecten stets des Spruches eingedenk sein muß: Eines schickt sich nicht für Alle!, so dürfte doch bei der Beurtheilung neuer Projecte die vergleichsweise Heranziehung anderer Entwürfe von Nutzen sein. Die Quintessenz des ganzen Buches dürfte wol in dem Capitel VI: „Die Entscheidungsfragen“ zu suchen sein. Der Verf. führt darin aus, daß die Entscheidung der Frage, ob es für eine Stadt jetzt schon angezeigt sei, eine elektrische Beleuchtungscentrale zu errichten, auf der Beantwortung der nachfolgenden drei Vorfragen basiren müsse: „1) Ist die Entwickelung der öffentlichen elektrischen Beleuchtung, wenn auch nicht zu einem Abschluß, doch wenigstens dahin gelangt, daß man für eine jetzt getroffene Einrichtung nicht zu fürchten braucht, schon in nächster Zeit überholt zu werden? 2) Bestehen schon jetzt größere öffentliche Anlagen, die, wenn auch noch keinen großen Gewinn, doch wenigstens die Zinsen und angemessene Abschreibungen mit Sicherheit einbringen? 3) Sind für mittlere Städte bei einer längeren Zögerung in dieser Sache besondere Nachtheile zu fürchten?“ Der Verf. ist der Ansicht, daß alle drei Fragen zu verneinen sind. Wir müssen ihm darin theilweise Recht geben. Die Frage 1 muß entschieden verneint werden. Wie wenig die Entwickelung zu einem Abschluß gediehen ist, ergiebt sich schon daraus, daß zwei der Firmen, welche bei der Beleuchtung von Frankfurt a. M. concurrirten, bisher je drei verschiedene Projecte resp. Systeme in Vorschlag brachten. Wenn daher eine Stadt in der Lage ist, unter vortheilhaften Bedingungen und unter Reservirung des Ankaufsrechtes die Erbauung eines Elektricitätswerkes an einen Unternehmer abzugeben, so wird sie vorerst gut thun, diesen Modus zu wählen. Die Frage 2 kann aber nach dem heutigen Stande der Sache schon günstiger beurtheilt werden, als der Verf. es thut. Ebenso ist die Frage 3 nicht so ohne Weiteres zu verneinen. Wenn in einer Stadt erst alle größeren Lichtconsumenten, wie Theater und dergl., eigene Maschinenstationen errichtet haben, so dürfte eine Centrale keine besonderen Aussichten mehr haben. Am Schlusse sagt der Verf.: „Errichtet die Stadt auf eigene Kosten die Anlage, so empfiehlt sich das weitere Verfahren, welches Hamburg eingeschlagen hat. Nachdem die Größe des Bedürfnisses nach elektrischem Licht festgestellt ist, wird unter Zuziehung eines erfahrenen Elektrotechnikers ein Entwurf ausgearbeitet, und nach der Annahme desselben die Ausführung getrennt für Bauzwecke, Kesselanlage, Dampfmaschinen und den elektrischen Theil ausgeboten.“ Wir möchten Dem hinzufügen, daß sich der in Hamburg eingeschlagene Weg, die Motorenanlagen besonders zu vergeben, nicht bewährt hat. Denn gerade dort hat die Motorenanlage zu sehr vielen Schwierigkeiten und Reparaturen Veranlassung gegeben. Man würde sich dieselben haben ersparen können, wenn man die Ausführung des Werkes im Ganzen dem Unternehmer für den elektrischen Theil überlassen hätte. U.

Bücherbesprechungen.

⌜ Die Predigt der Kirche. Herausgegeben von Pfarrer Lic. Leonhardi. VII. Band. Friedrich Schleiermacher. Mit einer einleitenden Monographie von Wilh. v. Langsdorff, Pfarrer in Rittmitz. Desselben Werkes VIII. Band: Meister Eckhart von Wilh. Schöpff, Pastor zu Gersdorf bei Leisnig. Leipzig, Fr. Richter. — Zwei sehr werthvolle, tüchtige Arbeiten werden in diesen beiden neuesten Heften der „Klassikerbibliothek der christlichen Predigtliteratur“ geboten. Zwei der interessantesten Gestalten in der Geschichte der Predigt aus sehr entlegenen Zeiten, aus dem späteren Mittelalter und aus diesem Jahrhundert, der vielfach sagenumsponnene, an tiefsinnigen und wundersamen Gedanken reiche Mystiker des Mittelalters, dessen Ideen mannigfach in der deutschen Speculation wiederkehren, und der Bahnbrecher einer neuen Epoche in der Geschichte unserer Kirche, der Erneuerer der protestantischen Theologie werden nach ihrer Bedeutung als Prediger in trefflicher, eingehender Weise gewürdigt. Die Auswahl aus ihren geistlichen Reden ist mit großer Sorgfalt getroffen und läßt sie in ihren charakteristischen Predigtzügen hervortreten. Besondere Mühe hat der Herausgeber des „Meister Eckhart“ auf eine verständliche und doch zugleich möglichst getreue Herstellung des Textes seiner in mittelalterlich-allemannischer Sprache gehaltenen Predigten verwendet. So viel als möglich hat der Herausgeber die Originalsprache beizubehalten gesucht. Jedenfalls sind die beiden Hefte sehr dankenswerthe Beiträge zur Geschichte der Predigt.

□ Kirchliches Handlexikon. In Verbindung mit einer Anzahl ev.-luth. Theologen herausgegeben von Dr. Carl Meusel, † Superintendent in Rochlitz, unter Mitwirkung von den Pastoren E. Haack und B. Lehmann. 23. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Das Lieferungswerk, das in diesen Blättern bereits wiederholt besprochen worden ist, hat seinen bisherigen hochverdienten und unvergeßlichen Leiter verloren, der zugleich der eifrigste und durch sein selten reiches Wissen dazu besonders begabte Mitarbeiter an demselben war. Aber die neuesten Hefte, von welchen das letzte, das wir empfangen haben, das 23. ist, welches bis zu dem Artikel Henoch führt, begründen die Ueberzeugung, daß das Unternehmen dadurch keinen wesentlichen Schaden leiden wird. Artikel wie die im vorliegenden Hefte enthaltenen über Klaus Harms, Hase, den eben verewigten Nestor der Kirchenhistoriker, Heidenthum, Heiligung beweisen, daß das Unternehmen durch so tüchtige theologische Kräfte gesichert ist, daß es auch keine Concurrenz zu scheuen braucht.

M.-Fr. Katechismus der Culturgeschichte. Von J. J. Honegger. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. VIII, 238 S. In Leinwand gebunden 2 ℳ. Leipzig, J. J. Weber 1889. — Ein Katechismus, der seinen Zweck erfüllen soll, muß einfach und volksthümlich geschrieben sein, die aufgestellten Fragen beantworten und besonders durch geschickte Auswahl des am meisten Wissenswerthen fesseln. Diesen Bedingungen entsprechen die meisten Weber'schen Katechismen in wirklich anerkennenswerther Weise; der vorliegende hätte sich in der zweiten Auflage weit mehr darnach richten müssen. Das Deutsch des Schweizers Honegger ist entschieden unschön; gewisse Eigenthümlichkeiten desselben konnten aus unserem Katechismus innerhalb der 10 Jahre, welche zwischen der 1. und der 2. Auflage verstrichen sind, ohne große Mühe entfernt werden. H. liebt z. B. Zeitwortzusammensetzungen, die man diesseits des Rheins nicht kennt, auch bei Eigenschaftswörtern verfällt er nicht selten in die Mundart. Was heißt z. B. S. 159: Ungenießne Ausdehnung? Die Hunderte unerwartet auftretender Superlative sind eine andere Wunderlichkeit, einer der wunderlichsten findet sich

S. 134: Kraftübendst. Auch die unglücklich gebauten, schwer zu überschauenden Perioden, die zahllosen, Sätze vertretenden, einzeln zwischen Punkte eingefaßten Haupt- und Stichwörter, die vielen unbeantwortet bleibenden Fragen widersprechen dem Begriffe des Katechismus, wenn sie auch in den dictirten Heften von Universitätsvorlesungen nichts Auffallendes bieten. Verwunderung müssen ferner die oft ganz unnützen biographischen Angaben über Gelehrte und Reisende (S. 203 f.) erregen, wenn man die Kürze der meisten anderen Capitel vergleicht; Verwunderung die komische Einführung der Negerrepublik Liberia S. 73 und der Moorlandbevölkerung an der holländisch-hannoverschen Grenze S. 27. Daß der Inhalt außerordentlich vielerlei bringt, braucht kaum erwähnt zu werden, eine Kritik desselben würde aber zugleich eine solche von Honegger's größeren culturgeschichtlichen Büchern sein, und diese kann hier nicht erwartet werden. Nur so viel muß von diesem Katechismus gesagt werden, daß er blos von gründlich vorgebildeten Menschen verstanden werden kann, also nichts für die Hand der gewöhnlichen Katechismusleser ist.

—u. Der Stein der Weisen, Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. Red. von Schweiger-Lerchenfeld. Monatl. 2 Hefte von 4 Bogen mit 35—40 Illustrationen u. s. w. zu 50 ₰. Zweiter Jahrgang. Hartleben's Verlag. — Die Zeitschrift hat sich in ihrem ersten Jahrgange als ein vorzüglich geleitetes, durchaus zeitgemäßes Unternehmen bewährt. Die Fülle interessanter Mittheilungen, die sie in ganz vortrefflicher Ausstattung bringt, verdient aufrichtige Anerkennung. Von der Vielseitigkeit des „Steins der Weisen" giebt das vorliegende erste Heft des neuen Jahrgangs mit seinem reichen Inhalte ein Beispiel. Dasselbe enthält a. A. an größeren Aufsätzen: Die Eisenbahn und ihre Helden; Der Andromeda-Nebel, Photographie im Dienste der Astronomie; Zur Geschichte der Musiknoten; Ueber die Herstellung von Landkarten; Die Hotchkiß-Geschütze; Etwas van der Massage; Intarsia-(Einlege-)Arbeiten für Dilettanten; Amerikanische Schneepflüge.

* Drei neue Lieferungen der Encyklapädie der Naturwissenschaften, welche im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erscheint, liegen wiederum vor. Dieselben legen von der gleichmäßig fortschreitenden Entwickelung dieses Unternehmens erneutes Zeugniß ab. Die 63. Lieferung der I. Abtheilung enthält die Fortsetzung. des VI. Bandes des Handwörterbuches der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, mit der 56. Lieferung der II. Abtheilung wird der VIII. Band des großen Handwörterbuches der Chemie beginnen und die 3. Lieferung der III. Abtheilung enthält die Fortsetzung des neuen Handbuches der Physik, herausgegeben von Prof. Dr. Winkelmann. Als eine der interessantesten Abhandlungen ist uns die über Pfahlbauten und Pfahlbautenbewohner von C. Mehlis in der zuerst genannten Lieferung erschienen.

* Recht gelegen mit Rücksicht auf die für den Monat Februar ausgeschriedenen Reichstagswahlen kommt das Erscheinen des Schriftchens: „Das Wahlgesetz für den Deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 nebst Wahlreglement vom 28. Mai 1870. Mit Sachregister und Formularen versehen von H. Hartmann, amtshauptmannschaftlicher Kanzlei-Sekretär. Oschatz 1889, Druck und Commissionsverlag von Fr. Oldecop's Erben." Dasselbe würde freilich noch werthvoller sein, wenn sich dessen Herausgeber nicht hätte die Mühe verdrießen lassen, die mannigfachen Entscheidungen, welche im Laufe der Zeit zu einzelnen Bestimmungen des Gesetzes bez. Reglements ergangen sind, zusammenzustellen und an den geeigneten Stellen mit zum Abdruck zu bringen.

— E. Einert, Professor, Arnstadt in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. II. Heft. Separatabdruck aus der Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. XIV. Jena, Gust. Fischer, 1889. 108 S. 8°. — Hochverdienstlich sind diese Forschungen Einert's, von denen Früheres schon in der Leipziger Zeitung besprochen worden ist. Wie sie nun vorliegt, diese Geschichte mühsamer und drangsalsvoller Selbstbehauptung einer dem Schauplatze großer Actionen nahe gelegenen, von Freund und Feind wegen guter Quartiere und bequemer Vorräthe nur zu gern in Anspruch genommenen Stadt, bietet sie sich so fesselnd, wie es eben nur bei einem gut geschriebenen Buche sein kann; der einigermaßen Sachverständige aber sieht zugleich hinter jeder Zeile die aus dem Staub der Archive mit unverdrossenem Eifer, mit liebevollster Begutachtung auch des Kleinsten, mit umsichtigstem Kennerblicke hervorgehobenen und geistreich zusammengeordneten Einzelnotizen. Und durch diese doch eben wird hier vor unseren Augen ein Bild lebendig, bei dem man oft nicht weiß, ob man weinen oder sich freuen soll — weinen über solche Noth Derer, die doch auch Menschen gewesen sind wie wir, sich freuen über die aufgebotenen sittlichen Widerstandskräfte —, jedenfalls aber in die tiefste Bewegung mit hineingezogen wird. Und das nicht blos, wenn man Arnstädter oder überhaupt Thüringer ist. Nein, Weltgeschichtliches liegt hier local greifbar vor uns. Da führte Merode die verwüstende Schaar seiner Wallonen in der Nähe Arnstadts vorbei. Da wird zu Mühlhausen Beschwerdeconvent wegen der harten Auflagen des Friedländers gehalten; und auch die Grafen von Schwarzburg sind mit ihren Klagen vertreten. Da erscheint Tilly in der Ferne. Graf Altringer kommt durch, Piccolomini liegt ganz in der Nähe und begehrt Weinspendung, die Tiefenbacher belegen die Dörfer, Holk fährt nach Ilmenau. Und während bei alle dem die Spuren der Verwilderung unter Volk und Bewohnerschaft selbst sich häufen, tritt ein Neues auf: der Held von Schweden erscheint. Es kommt der Leipziger Tag. Aber nach dem Falle Magdeburgs haben es die Schwarzburgischen Lande zu büßen, daß sie jenen mit beschickt haben. Doch der Sieg bei Breitenfeld macht Gustav Adolf zum Herrn auch Thüringens; in Erfurt zieht er ein, eine Nacht sieht ihn Arnstadt in seinen Mauern; Bürger und Bauern leisten Vorspann, um seine „Artolorey" nach Süden über das Gebirge zu bringen. Und etwa ein Jahr später kommt der König zurück, Thüringen vor den Pappenheimischen rettend; er wohnt im alten Schlosse; mit Herzog Bernhard, der eigenmächtig zu handeln genöthigt gewesen, begrüßt er sich kuhl. Gerade jene Tage in Arnstadt geben durch die vorhandenen Actenstücke und Briefe Einblick in die beziehungsvollen Pläne und geistanspannenden Arbeiten dieses großen Charakters und Staatsmanns. Unter den Beilagen findet sich der im Dresdner Hauptstaatsarchiv vorhandene, Arnstadt den 26. Oct. 1632 datirte Brief an Kurfürst Johann Georg mit abgedruckt, in welchem Gustav Adolf denselben von der Absicht, auf Naumburg zu marschiren, unterrichtet und um Zuführung von Vorräthen wie Mannschaften ersucht. Bis zum Prager Frieden 1635 führt Einert diesmal, wo man auch in Thüringen fröhlichen Dankgottesdienst hielt. Wir hoffen, durch vorstehende Inhaltsübersicht Viele zum Selbstlesen eingeladen zu haben; wie viele culturgeschichtliche Belehrung zugleich mit gegeben wird, sei zuletzt noch mit Dank gegen den Verfasser erwähnt. F. S.

M.-Fr. Gotthold Klee, Bilder aus der älteren deutschen Geschichte. 1. Reihe: Die Urzeit bis zum Beginn der Völkerwanderung. XII, 284 Seiten. 8°. C. Bertelsmann, Güterdloh. 2,25 ℳ, geb. 3 ℳ. — Der Verfasser beabsichtigt, in einer Reihe von Einzelbildern, denen es doch nicht an innerem Zusammenhang fehlt, die anziehendsten Abschnitte unserer älteren Geschichte vorzuführen, und möchte Liebe und Verständniß für unsere Vorzeit fördern helfen, indem er theils in der Schule Gehörtes auffrischt, theils Dinge erzählt, die der Unterricht nur kurz berühren kann und die doch genauer Kenntniß werth sind. Er rechnet insbesondere auf die mittleren und oberen Classen höherer Lehranstalten als Leser. In dem 1. Buche sucht er das ganze altgermanische Leben auf 140 Seiten, in dem 2. auf gleich großem Raume die Kämpfe der Germanen mit den Römern vor der Völkerwanderung in dem angegebenen Sinne bündig und doch einigermaßen anschaulich zu schildern. Die Quellen, welche er benutzt, sind gut. Nur selten kommt es vor, daß er mit einer fast beängstigenden Sicherheit etwas vorträgt, was auf dem doch immer noch ziemlich schwankenden Boden, z. B. der arischen Urzeit, mit Fragezeichen zu versehen wäre. Wir nehmen ihm das nicht übel, sondern freuen uns der lebendigen und wirklich angenehmen Schreibweise, des hübsch geordneten, übersichtlichen Stoffes und der natürlichen Empfindung und Anschauung, welche den vorliegenden ersten Band auszeichnen.

** Von Otto Spamer's Illustrirtem Conversations-Lexikon für das Volk — zweite Auflage — sind uns neuerdings die Lieferungen 113—127 zugegangen. Mit der Lieferung 124 ist der fünfte Band dieses auf acht Bände berechneten Werkes zum Abschluß gelangt. Derselbe umfaßt die Buchstaben J, K, L und behandelt nicht weniger als 17 000 Stichwarte, in welcher trefflichen, sorgfältigen und tactvollen Weise, ist von uns wiederholt hervorgehoben worden. Dem Artikel „Leipzig" ist eine besonders liebevolle Behandlung zu Theil geworden; außer manchen anderen in den Text gedruckten Illustrationen ist demselben eine besondere Beilage mit Abbildungen des deutschen Buchhändlerhauses, des Mendebrunnens, des neuen Reichsbank-Gebäudes, der Peterskirche und des Siegesdenkmals beigefügt worden. Vortrefflich sind wieder die biographischen Artikel auch über berühmte oder doch bekannte lebende Persönlichkeiten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 8. Sonnabend, den 18. Januar. 1890.

Ein Blatt auf Gerok's Grab.

Von Dr. G. Oertel-Leipzig.

Nun ist auch er heimgegangen, der herrliche Mann, der glaubensstarke Verkündiger seines Gottes, der hochbegnadete Sänger, dessen Wort und Werk, dessen Sinn und Sang dem Höchsten geweiht war von früher Jugend an bis zum letzten Hauche. In Frieden schlossen sich die müden Augen, um seinen Abend war es licht. Wir aber stehen in tiefer Trauer an dem frischen Grabe, zu dem Alldeutschland im Geiste den theuren Todten geleitet, wir weihen ihm des Dankes letzten Zoll. Eben rüsteten wir uns, den fünfundsiebzigsten Geburtstag unseres Gerok festlich zu begehen, und nun müssen wir die Grüße, die wir ihm zugedacht hatten, als ein Zeugniß treuen Gedenkens auf sein Grab legen. Er wird unvergessen sein, unvergessen von denen, die sich ihm nahen durften, unvergessen von denen, die sein Sang erfrischt, erhoben, getröstet hat, unvergessen von seinem Deutschland, dem sein Herz in treuer Liebe entgegenschlug. Fürwahr, wenn das deutsche Volk dieses Mannes vergessen könnte, es würde sein selbst vergessen. Mir wird sein Bild für immer eingeprägt bleiben, das Bild des jugendfrischen Greises, der auf dem Lützener Schlachtplane am Gedenktage der großen Schlacht unter Gottes freiem Himmel zu den Schaaren sprach, die herbeigeeilt waren von Süden und Norden, vom Aufgang und Niedergang her. Ich sehe noch die silbernen Locken im Herbstwinde wehen, ich sehe noch die Augen leuchten in einem höheren Glanze, ich höre noch die gewaltigen, markigen und doch milden Worte, aus denen es wie Gottesgrüßen klang, herzbewegend und herzerschütternd. Und nun ist er für immer still geworden. Für immer? Mit nichten; was er vorahnend geschaut, das sieht er nun leibhaftig, und er wird einstimmen in den Chor jubelnder Zeugen am Throne Dessen, dem seine Harfe geweiht war. Aber auch in seinem Volke wird sein Lied weiterklingen; die Enkel und Urenkel werden dem Rauschen der Palmblätter lauschen, werden am Leuchten der Pfingstrosen sich erfreuen, werden sehnend und sinnend aufschauen zum Abendsterne.

Ein langes und köstliches, ein reich gesegnetes Leben ist nunmehr abgeschlossen. Gott hat seinem Diener viel Freude und Friede, viel Hohes und Hehres erfahren lassen. Karl Gerok ward am 30. Januar 1815 in Vaihingen geboren, er ist ein echter und rechter Schwabe, gemüthreich und sinnig, schlicht und herzig, mit den Traurigen traurig und fröhlich mit den Fröhlichen, zu ernstem Sichversenken ebenso angelegt wie zu heiterer, sorgloser Unmittelbarkeit des Empfindens. Im Pfarrhause ist er geboren und aufgewachsen, sein Vater war Diaconus in Vaihingen und später Generalsuperintendent in Ludwigsburg. Die Eindrücke seiner Jugend hat er selbst in seinen „Jugenderinnerungen“, die zunächst im „Daheim“ erschienen und dann als Buch bis in die neueste Zeit viele Auflagen erlebten, mit einem köstlich frischen Humor, einer herzigen Innigkeit geschildert, die selbst die sprödesten Leser zu der Stimmung zwingt, aus der sie geschrieben sind. Die Luft des Pfarrhauses ist und bleibt eine eigenartige, wir können uns manche Männer gar nicht auf anderem Boden erwachsen denken, zu diesen Männern gehört der Heimgegangene. Seine Vorbildung empfing er auf dem Gymnasium zu Stuttgart, den theologischen Studien lag er im Tübinger Stifte ob. Friedrich Christian Baur, der einst so berühmte Begründer der kritischen, sogen. Tübinger Schule, gehörte zu seinen Lehrern, David Friedrich Strauß und der vor Kurzem verstorbene Friedrich Theodor Vischer wirkten als Repetenten. Daß seine theologische Richtung sich von diesen Tübinger Einflüssen vollkommen frei machte, möge nur angedeutet werden. Nach Abschluß seiner Studien wirkte er kurze Zeit als Hilfsprediger in Stuttgart. Nachdem er dann ungefähr 4 Jahre selbst Repetent in Tübingen gewesen war und 5 Jahre das Diaconat in Böblingen verwaltet hatte, kehrte er nach Stuttgart zurück, ward Helfer, Oberhelfer, Stadtpfarrer, endlich Oberhofprediger und Oberconsistorialrath mit dem Titel und Range eines Prälaten. Sein König ehrte ihn durch mehrfache Ordensauszeichnungen und durch Erhebung in den Adelstand. Auch andere Anerkennungen wurden ihm zu Theil. Als die Universität Tübingen ihr 400jähriges Jubelfest feierte, ernannte sie ihren einstmaligen Stiftler und Repetenten zum Ehrendoctor der Theologie. So lebte er, getragen und gehoben von der allgemeinen Liebe und Anerkennung, in seinem trauten Heim, Antheil nehmend an Allem, was des deutschen Volkes Herz bewegte, bis die böse Krankheit ihn niederwarf auf das Lager, das nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse sein Sterbelager werden sollte.

Gerok's theologische Bedeutung zu schildern, muß ich Berufeneren überlassen. Aber das Eine kann auch der Laie sagen, daß seine Evangelien- und Epistelpredigten, seine Bibelstunden über die Apostelgeschichte, die er unter der Aufschrift: „Von Jerusalem nach Rom“ veröffentlichte, zu dem Tüchtigsten und Lieblichsten gehören, was die homiletische Literatur geschaffen hat. Ich weiß zwar, daß manche Theologen die Gerok'schen Predigten nicht sonderlich schätzen, weil sie (sit venia verbo!) nicht recht zünftig sind; ich weiß aber auch, daß eben diese Predigten mit ihrer festgewurzelten Glaubensinnigkeit, mit ihrer Durchdringung des Irdischen durch das Himmlische, mit ihrer herzentstammten und herzgewinnenden Wärme, mit ihrer wunderbar klar und krystallrein dahinfließenden Sprache ein Gemeingut des deutschen Volkes, so weit es noch christlich fühlt, geworden sind. Wie vielen Tausenden und aber Tausenden, die den Gottesdiensten fern bleiben mußten, haben diese Predigten das lebendige Wort ersetzt! Und wie oft werden sie heute noch in den Dorf- und Filialkirchen gelesen! Sie sind die am meisten verbreiteten und am liebsten gehörten Lesepredigten, und sie sind es mit Recht.

Den Dichter Gerok zu schildern, ist die Hauptaufgabe dieser Zeilen. Von den erschienenen Sammlungen seiner Gedichte seien folgende erwähnt: Palmblätter 1857 erschienen (1887 erschien die 58. Auflage), Pfingstrosen 1864 (9. Auflage 1886), Blumen und Sterne 1867 (12. Auflage 1886), Deutsche Ostern 1871 (7. Auflage 1888), Palmblätter, Neue Folge 1877 (10. Auflage 1883), Unter dem Abendstern 1886 (6. Auflage 1887), Der letzte Strauß 1887 (7. Auflage 1889). Während die Sammlungen: Palmblätter und Pfingstrosen meist oder fast ausschließlich christliche Dichtungen von den heiligen Zeiten, den heiligen Bergen, den heiligen Worten, den ersten Pfingsten enthalten, während die Deutschen Ostern von des deutschen Volkes großem Siege und seiner Einung handeln, bieten die Blumen und Sterne, Lieder des letzten Straußes und Unter dem Abendstern allerhand Klänge von Himmel und Erde, aus Sage und Geschichte, aus Welt und Kirche, von Haus und Herz. Seit dem ersten Erscheinen der Palmblätter sind mehr als 30 Jahre vergangen; aber die Lieder, die der Greis gesungen, sind ebenso frisch, ebenso

schön, wie die, die dem Jünglinge, dem Manne gelungen sind. Ein Abnehmen der Schoffenskraft, eine Müdigkeit wird nirgends bemerkbar, ewige Jugend athmen auch die letzten seiner Gesänge. Wie mit einem Schlage hat sich Gerok die Liebe des Volkes errungen, er hat sie auch zu wahren gewußt. Wie seine Palmblätter im Sturm sich die Herzen eroberten, so haben seine letzten Lieder binnen wenigen Jahren eine Verbreitung gefunden, die nur selten Büchern und besonders Büchern solcher Art zu Theil wird. Da die Palmblätter in den weitesten Kreisen bekannt sind und ich die Sammlung Unter dem Abendstern bei ihrem ersten Erscheinen in diesen Blättern besprochen habe, werde ich mich im Folgenden besonders auf die anderen Liedersammlungen beziehen.

Wenn auch Gerok in allen Gattungen der Lyrik und der lyrischen Epik, in der Ballade und der Romanze, in der erzählenden und schildernden Dichtung, im sangbaren Stimmungsliede und der sogenannten Gedankenlyrik Meisterhaftes geleistet hat, so liegt doch seine hauptsächliche Bedeutung auf dem letztgenannten Gebiete; und wenn auch zugegeben werden muß, daß Gerok's weltliche Lyrik seinen geistlichen und religiösen Dichtungen ebenbürtig zur Seite steht, so hat er doch seinen Ruhm und seine Beliebtheit in erster Linie diesen zu danken. Gerok's religiöse Dichtungen sind von besonderer Art. Sie sind nicht Kirchenlieder, wenige nur sind sangbar und spiegeln das Gemeindebewußtsein in einer Weise wieder, die sie zu Kirchenliedern machen könnte; sie sind auch nicht religiöse Empfindungslieder, die eine vorübergehende Stimmung zum Ausdrucke bringen, sie sind Gedankenlieder, die, anknüpfend an ein heiliges Wort, einen heiligen Ort, eine heilige Zeit, oder auch an ein alltägliches oder besonderes Erlebniß, in dichterischer Form die Gedankenreihe entwickeln, die in einem sinnigen Gemüthe durch jenes Wort oder jene Begebenheit angeregt wird. In ihrer Art sind diese Gerok'schen Dichtungen Meisterstücke, deren ganzer Reiz besonders empfunden wird, wenn sie laut gelesen werden. Denn zu der Innerlichkeit und Tiefe des Glaubenslebens, zu der Hoheit und dem Adel der Gedanken tritt eine glänzende, manchmal berückende Schönheit des Ausdruckes und ein fließender Wohllaut der Sprache, der beim lauten Lesen mehr als sonst zur Geltung kommt. Gerok's Verse rauschen so leicht, so melodisch dahin, daß man meint, sie seien von selbst geworden, und das ist ja das Zeichen eines echten Liedes. Es ist schwer, ja fast unmöglich, aus der überreichen Fülle der so gearteten Lieder einige hervorzuheben, sie sind fast sämmtlich Meisterstücke. Wen hätte nicht das markige, ewigen Sieges sichere „Ave, Caesar, morituri te salutant" bis ins Mark erschüttert, wen hätte nicht das ahnungsvolle „Ich klopfe an" mit süßer Adventssehnsucht erfüllt, wen hätte nicht das tröstliche „Das Mägdlein schläft" an offenen Gräbern mit dem einzig wirksamen Troste erhoben? Oder wer vermag sich der Wirkung jener heimlichen Sonntagnachmittagsstimmung zu entziehen, die er entzückend zu schildern weiß? Wessen Feststimmung wäre nicht einmal durch seine festlichen Lieder von der heiligen Nacht, von Golgatha, von dem offenen Grabe, von den ersten Pfingsten erhöht, durchgeistigt worden! Viele der Gestalten der heiligen Geschichte des Alten und Neuen Testaments, besonders die der Apostelgeschichte sind den modernen Menschen durch ihn wieder nahe gebracht worden, an seiner Hand ziehen wir mit Paulo durch Sturm und Gefahr, über Wogen und Fluthen, nach Rom. Welcher schändliche Mißbrauch wird nicht heutzutage mit dem Worte „gottbegnadet" getrieben! Gerok kann mit Recht gottbegnadet genannt werden. Wenn es Gottes größte Gnade ist, von ihm gewürdigt zu werden, sein Reich mit zu mehren, nun so ist Gerok, wie Wenige, dieser Gnade theilhaftig geworden. Wie Viele mögen aus seinen Liedern den Heimathsglockenklang, den Mutterlaut gehört haben, der sie heimrief, aus der Fremde ins Vaterhaus! O, selig der Mann, dem solche Gabe von Gott verliehen war!

Aber Gerok hat sich nicht nur auf das Gebiet des religiösen Liedes beschränkt, er hat sich an allem Schönen und Großen, Hohen und Edlen erfreut und seine Freude hinausgesungen. „Alles ist euer", das war seines Lebens und Singens Leitwort; in dem herrlichen Liede mit dem wiederkehrenden Schlußverse: „Es reut mich nicht" hat er dies sein Leitwort in der ihm eigenen sinnigen Weise durchgeführt. So hat er in der Geschichte der Welt und besonders seines Volkes Umschau gehalten und gesungen von Antigone und Cäcilia, von Konradin und Tasso, von dem großen Karl und dem Sachsen Heinrich, von Friedrich dem Gebissenen und dem Junker Georg. Alles, was seine Zeit bewegte, bewegte auch ihn, und Alles, was ihn bewegte, trieb zu dichterischer Gestaltung. So hat er an Hölty's Todestage, an Mörike's Grabe, an Luther's Jubelfeste gesungen; bei mancher Denkmalsenthüllung und bei manchem Feste der Lebenden ist ein herzinniger Gruß von ihm zur Festweihe geklungen. Den innigsten Antheil aber nahm er an seines herzgeliebten deutschen Volkes Auferstehung. Als die Kunde vom kommenden Kampfe die deutschen Lande durcheilte, war er fern im Norden auf der Nordseeinsel Sylt. Da hörte er das Grollen, das Läuten, das Rufen, da eilte er heim durch das Volk in Waffen hindurch, da sah er von Leipzig her singend die Sachsen herbeifahren, da lauschte er, wie die Sicheln erklangen in der gewaltigen Ernte. Und dann geleitete er die Krieger vom ersten Siege bis zum Friedensfeste, da feierte er die Rosse von Gravelotte und den Tag von Sedan, da erzählte er die liebliche Geschichte von dem Tischgebete des deutschen Knaben, da richtete er seine kerndeutschen Worte an wälsche Städte. Aber auch nach dem Frieden hat er seine Harfe nicht verstummen lassen. Vor zwölf Jahren ließ er seine „Deutsche Fastenpredigt" erschallen, ein mannhaftes, ernstes, wahres Manneswort, das so recht für unsere Zeit gesprochen zu sein scheint:

O kehre um, kehr' um zu Deinem Gotte,
Erkenne iha, erkenne selber Dich;
Stoß aus voa Dir die freche Bubenrotte,
Die sich in Deiae frommen Hütten schlich;
Noch bist Du Monns genug, Dich zu erheben,
Gesund im Mork und brav im tiefsten Kern:
Mein deutsches Volk kann ohne Gott nicht leben,
Komm zu Dir selbst, kehr' um zu Deinem Herrn!

Mit tiefem Schmerze wies er hin auf die schändliche Frucht der bösen Saat, auf das blutige Haupt des Kaisers, mit hoher Freude feierte er den goldenen Hochzeitstag des ehrwürdigen Kaiserpaares. Und als der sogenannte „Fortschritt" seine elende Hemmschuhpolitik begann, da rief er ihm unter dem Leitworte: facit indignatio versum zu:

O schöner „Fortschritt", der sein barsches Nein
Jedwedem Schritt zum Bessern wirft entgegen,
Deß Tummelplatz der Hader der Partei'n,
Deß Rath noch nie dem Volk gedieh zum Segen,
Der Steine stets stutt Brod uns aufgetischt ....

So hat er seines Volkes Geschicke bis in die neueste Zeit verfolgt. Den beiden großen Todten des Jahres 1888 hat er ein Lied auf das Grab gelegt, den jungen Kaiser singend und sagend begrüßt.

Daß ein Dichter von der sinnigen Empfindung Gerok's nicht unempfänglich war für den Zauber der Gotteswelt, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. In prächtigen Farben, in lieblichen von Stimmung gesättigten Bildern malt er des Lenzes überschwängliche Wonnen, den glühenden Hochsommer, den berückenden Frieden der Waldeinsamkeit, aber auch das goldene Entfärben des Herbstes, das Nebelgrau des Wintertages. Er weiß die stille, schier reizlos scheinende Schönheit ebenso zu schildern, wie den Zauber des Meeres und der Berge, er hat ebenso tiefes Verständniß für das Große und Erhabene, wie für das Kleine und Idyllische. Nicht die todte Natur ist's, die er malt, er bringt sie in lebendige Beziehung zu seinem inneren Leben, zum Leben der Menschheit. Alles Natürliche ist ihm nur Gleichniß, nur Hülle. So sieht er im Morgenroth das Zeichen des ewigen Morgens, in der Himmelsbläue ein Sinnbild der Gottestreue, der Herbststurm heißt ihn fest werden in den Wettern und die frühe Decembernacht ruft ihm zu: Nütze die Zeit! In dieser Durchgeistigung der Natur, in dieser Durchbringung des Irdischen, Sichtbaren mit dem Himmlischen, Unsichtbaren zeigt er eine Innigkeit und Sinnigkeit, wie sie wenigen Dichtern eigen ist. Der Mondblick, der über seinen Schreibtisch huscht, ist ihm das Auge Gottes, das seinem Wirken leise nachspürt. Nur Dichteraugen vermögen so das Größte im Kleinsten zu schauen. Ich kann mir nicht versagen, zum Beleg dessen ein Gedicht anzuführen, das, minder bekannt und minder gewürdigt, jene Sinnigkeit in anheimelnder Weise athmet:

Ein öder Weg durchs Feld, nur hier um Ackersaum
Mit regenfeuchtem Laub ein alter Apfelbaum
Der Himmel graubewölkt uad weich die feuchte Luft,
Aus dem erquickten Feld ein kräft'ger Bodenduft.
Ein Streifen Abendroth am Horizonte fern
Und aus dem Wolkenflor ein Strahl vom Abendstern.
Kein Prachtstück der Natur, kein Wonneüberschwang,
Uad doch für Leib und Seel' friedselig ist der Gang.
So schleicht im Stillen hin manch dürftiges Geschick,
Doch glänzt auch über ihm des Himmels Gnadenblick.

Gleiche Innigkeit, gleiches Verständniß für das Große im Kleinen, für die Bedeutung des scheinbar Unbedeutenden zeigen seine Lieder von Haus und Herd und Herz. Wie lieblich weiß er von dem Zauber der Dämmerstunden zu singen, in denen die Erinnerung

erwacht und süße Bilder wieder der sinnenden Seele vorzaubert! Wie versteht er, die kleinen Erlebnisse seiner Jugend zu schildern, so packend, so frisch, daß wir sie mit zu erleben meinen! Wie köstlich malt er den Zauber des Pfarrhauses, die stillen Freuden am eigenen Herde, wie weiß er aus der Kinderseele heraus zu denken und zu dichten! Da ist keine Freude so klein, kein Leid so tief, das nicht in seinen Liedern einen Wiederhall fände. Rührend singt er von dem öden Hause, in dem ein Platz leer geworden ist, von dem leeren Bettlein des heimgegangenen Kindes, neckisch fröhlich von den Freuden der Kleinen. Und wie oft sind die vielen Freunde des Dichters erfreut worden durch einen herzigen Gruß, durch eine scherzende Zuschrift, durch eine dichterische Bezeugung des Mitleids oder der Mitfreude! In jedem Stammbuchblatte, in jeder poetischen Kleinigkeit zeigt sich die Herzen gewinnende Liebenswürdigkeit des Dichters.

Und nun ist er still geworden, ganz still. Die sinnenden sonnigen Augen sind gebrochen, das warme treue Herz that den letzten Schlag. Nun läuten seiner Kirche Glocken ihm, nun wird man in Deutschland singen und sagen von dem lieben, theuren Sänger:

Nun ist ein Fürst geschieden
Aus unserm Sängerkreis,
Heimging zum ew'gen Frieden
Der gottgegrüßte Greis.
Für immer ist verklungen
Die Harfe, gottgeweiht;
Doch was er uns gesungen,
Das bleibt für alle Zeit.

Die Enkel werden lauschen
Dem Herz entstammten Sang
Dem Palmenblätterrauschen
Der deutschen Ostern Klang.
Sie werden sehnend schauen
Empor zum Abendstern,
An Blumen sich erbauen,
Die er gepflückt dem Herrn.

Fahr' wohl! Von allen Banden
Ist nun Dein Herz befreit.
Es ist noch Ruh' vorhanden
Nach dieser Tage Streit.
Geendet sind die Bahnen,
Dein Sehnen ist erfüllt;
Des Herzens dunkles Ahnen,
Nun schaust Du's unverhüllt.

Fahr' wohl! Die Schollen fallen,
Doch decken sie Dich nicht;
Wir sehn Dich aufwärts wallen,
Dein Pfad ist leicht und licht.
Du bist uns nicht genommen,
Du bist uns nimmer fern:
Du bist nur heimgekommen,
Heim, über'm Abendstern.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Personengemeinschaften und Vermögensinbegriffe** in dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Von Dr. **Otto Gierke**, Geh. Justizrath u. Professor. Berlin, J. Guttentag (D. Collin) 1889 (Bekker u. Fischer, Beiträge zur Erläuterung und Beurtheilung des Entwurfes 2c. Heft 18). — Behandelt werden das Körperschaftsrecht, das Anstaltsrecht, das Gemeinschaftsrecht, das Gesellschaftsrecht und das Recht der Vermögensinbegriffe. Der Verf. hat bereits mehrfach Stellung gegen den Entwurf genommen; so auch hier, wo er insbesondere ausführt, daß der Entwurf weder den deutschrechtlichen Anschauungen noch den Ansprüchen des gegenwärtigen Verkehrslebens gerecht werde. Der Entwurf treffe seine Bestimmungen meist streng nach der Schablone des römischen (gemeinen) Rechts; widerspreche das gemeine Recht zu sehr den heutigen Anschauungen, so folge er zwar den letzteren, aber immer möglichst eingeschränkt. Die Bestimmungen des Entwurfes seien nicht überall zutreffend und folgerichtig. In einzelnen Theilen darf der Verf. auf Zustimmung rechnen, in anderen geht er wohl zuweit, zumal in den beiden letzten Abschnitten. Für das Körperschafts- und Anstaltsrecht kommt der Verf. auf die sächsisch rechtlichen Bestimmungen zu, denen er Beifall spendet; diese haben sich auch in mehr als zwanzigjähriger Wirksamkeit bewährt, ohne daß die Mißbräuche und Nachtheile sich herausgestellt haben, welche nach den Motiven von den Normativbestimmungen befürchtet und als Grund gegen die Einführung letzterer hervorgehoben wurden; insbesondere für das Anstaltsrecht hat das sächsische Recht grade das verfügt, was der Verf. für die Anerkennung einer Stiftung 2c. als selbständiger Vermögensmasse aus inneren Gründen fordert, der Entwurf aber nicht beachtet. Bemerkenswerth ist, daß unabhängig vom Verf. Professor Dr. Schloßmann in seiner Abhandlung „Zur Lehre von den Stiftungen" (Jahrbücher für Dogmatik des h. röm. u. deutschen Rechts, herausg. V. Jhering. Bd. 27. S. 1 flg.) zu ziemlich gleichen Ergebnissen für die Kritik des Entwurfes kommt und die Bestimmungen des Entwurfes in dieser Richtung erheblich bemängelt, während die — von ihm nicht angezogenen — sächsischen Sätze zutreffend erscheinen würden. Der Verf. greift ferner die Ablehnung der Gemeinschaften durch den Entwurf heftig an; hier dürfte ihm die Erfahrung zur Seite stehen, daß auch in Sachsen nach längerem Kampfe die Anerkennung gewisser deutschrechtlicher Gemeinschaften erfolgt ist, weil die entsprechenden wirthschaftlichen Gebilde in ihren Folgen vom Rechte nicht übersehen und nicht zurückgedrängt werden konnten. Für das Gesellschaftsrecht ist dem Verf. nur darin zuzustimmen, daß die für die Satzungen nachgelassene Anwendung der handelsrechtlichen Bestimmungen für die Gesellschafter leicht etwas Nachtheiliges mit sich bringen kann. Für die Vermögensinbegriffe aber wird, von wenigen Fällen abgesehen, in denen auch der Entwurf mitunter einen Inbegriff annimmt, kaum zu einem erheblich anderen Ergebnisse zu gelangen sein, als der Entwurf.

M—e. **Die politische Theilung Afrikas** nach den neuesten internationalen Vereinbarungen (1885 bis 1889) von **Emile Banning**, General-Director im königlich belgischen Ministerium des Auswärtigen. Ins Deutsche übertragen von Dr. **Arthur Pfungst**. Mit einer Karte. 1890. Verlag von Walther & Apolant, Berlin. — Die politischen Vorgänge, welche sich in Afrika ereignen, folgen sich mit großer Schnelligkeit; fast zu jeder Stunde werden neue Grundlagen geschaffen, auf denen in Zukunft weiter gebaut werden kann, so daß Vieles, was über unsere Colonialpolitik geschrieben wird, bereits veraltet erscheint, wenn es das Licht des Tages erblickt. Der französische Text bricht mit dem Juni 1888 ab und es war deshalb nothwendig, die vielen wichtigen Ereignisse seit dieser Zeit in einem Anhange zusammenzufassen, was der Geschlossenheit des Werkes etwas Abbruch thut, aber kaum zu vermeiden war. Immerhin bleibt die sehr übersichtliche und klare Entwickelung der afrikanischen Bewegung im 19. Jahrhundert, insbesondere seitdem Deutschland energisch in die Colonialpolitik getreten ist, bestehen. Besonders werthvoll ist der Abschnitt, welcher die Gründung des Congostaates behandelt. Die Uebersichtskarte ist gegen die frühere Ausgabe etwas verbessert, enthält aber noch manche Ungenauigkeiten, z. B. hinsichtlich der Abgrenzung des südwestafrikanischen Schutzgebietes nach Osten. Etwas mehr, als hier eingezeichnet ist, wollen uns sogar die Engländer zugestehen.

M.—e. **Stanley's Briefe über Emin Pascha's Befreiung.** Herausgegeben von **J. Scott Keltie**, Bibliothekar der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890. — Die Briefe, welche hier in einer Sammlung vereinigt dem Publicum geboten werden, sind bereits durch die Tagespresse in ihrer großen Mehrzahl bekannt geworden, aber eine Lectüre derselben im Zusammenhang gewährt doch noch manchen Genuß. Stanley's charakteristischer Stil ist bekannt; er schildert mit großer Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit und erhebt sich nicht selten zu einem dichterischen Schwunge. Ueber seine Auffassung wollen wir nicht rechten; daß sie in Bezug auf Emin Pascha etwas einseitig ist, wird selbst von seinen wärmsten Freunden heute nicht mehr bestritten werden. In Erwartung seines großen Reisewerkes und der Aeußerungen von Emin Pascha wird man diese Sammlung als eine kleine Abschlagszahlung gern begrüßen können.

Ltz.— Dr. **Wilh. Junker's Reisen in Afrika 1875 bis 1886.** Bd. I. Nach seinen Tagebüchern unter der Mitwirkung von Rich. Buchta herausgegeben von dem Reisenden. Mit 38 Vollbildern, 125 Illustrationen im Text und 9 Karten. Wien und Olmütz, Eduard Hölzel. 1889. — Von diesem hochbedeutsamen, auf circa 50 Lieferungen (à 50 ₰) berechneten Reisewerk,

auf dessen Erscheinen wir bereits früher aufmersam machten, liegt jetzt mit der 19. Lieferung der 1. Band abgeschlossen vor. Dieser enthält die erste Sudanreise Dr. Junker's in den Jahren 1875 bis 1878, deren sofortige Veröffentlichung durch die bald darauf folgenden weiteren Reisen verhindert wurde; nur das gewonnene Kartenmaterial konnte nebst den dazu nöthigen Erläuterungen bekannt gegeben werden. Als echter Forschungsreisender benutzte er selbst die Eingangsroute zu Erforschungen. In Alexandria gelandet, reiste er nicht mit der Bahn nach Kairo, sondern in mehrmonatlichem Umweg durch die Libysche Wüste und das Natronthal, um die Frage nach einer ausgedehnten Einsenkung in der Wüste lösen zu helfen; von Kairo aus eilt er nicht nilaufwärts seinem Ziele zu, sondern gelangt durch das in der Nähe von Suakim in das Rothe Meer sich öffnende und bis dahin noch unerforschte Barakathal aufwärts und über die Wasserscheide hinweg zum Nil nach Chartum; ähnliche Abstecher bedeuten auch die Reisen nach Sennar und in das zum Weißen Nil gehörige Sobatthal. Sein eigentliches Vorhaben jedoch, Dâr-Fôr zu bereisen, erwies sich leider unausführbar, da Hungersnoth und Theuerung daselbst herrschten und überdies die erbetene Erlaubniß von der ägyptischen Regierung nicht eingegangen war; zudem hatten von Amerikanern geleitete Expeditionen des ägyptischen Generalstabes kurz zuvor dies Land hinlänglich durchforscht. So entschloß er sich, nachdem er bereits einige Negerstämme kennen gelernt hatte und täglich mehr Neigung zu einer Reise in die eigentlichen Negerländer fühlte, nach Ladó, dem Hauptort der ägyptischen Aequatorialprovinz, aufzubrechen. Hier wird er mit Gordon Pascha und dem damaligen Regierungsarzt Dr. Emin Efendi, dem späteren Dr. Emin Pascha bekannt und jene beiden berühmten Männer waren es, die von hier an bestimmend und gestaltend in sein Schicksal eingreifen; zunächst der Erstere, indem er in zuvorkommender Weise Anweisungen zu seiner persönlichen Sicherheit und zu unentgeltlicher Verpflegung, sowie zugleich die schätzbarsten Rathschläge für die weiteren Reisen giebt. Diese Reisen nun sind es, welche den Hauptinhalt dieses Bandes ausmachen und uns mit jenen Ländern der Aequatorialprovinz bekannt machen, welche vor dem Auftreten des Mahdi noch unbestritten unter der Macht Aegyptens standen, jetzt aber für Aegypten und für die glücklich eingeleitete, mühevolle Culturarbeit verloren gegangen sind, jene Gebiete, aus denen Dr. Emin Pascha soeben seinen Rückzug bewerkstelligt hat. Die höchst interessanten Schilderungen der Landschaft, des Thierlebens, der Pflanzenwelt, des Klimas, des Menschen, die werthvollen historischen und sprachlichen Angaben in zahlreichen Anmerkungen bilden in reichem Wechsel mit den eigentlichen Reiseerlebnissen den fesselnden Inhalt dieses, zudem noch reich mit Illustrationen ausgestatteten Buches.

— Daniel Sanders, Bausteine zu einem Wörterbuch der sinnverwandten Ausdrücke im Deutschen. Ein Vermächtniß an das deutsche Volk. Berlin, bei Hans Lüstenöder, 1889. VII und 375 Seiten. Preis 6 *M.* — Daniel Sanders hat vor Kurzem seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, seine Vaterstadt Altstrelitz hat ihn bei dieser Gelegenheit vielfach ausgezeichnet, und von vielen Seiten sind ihm Glückwünsche und Ehrenbezeugungen zu Theil geworden. Sein „emsiger, rastloser, unermüdlicher Eifer" (Vorwort S. V) ist auch in der That aller Ehren werth; es wird wol kaum noch einen Gelehrten geben, der so reiche Sammlungen und Auszüge besitzt von Allem, was er gelesen hat — und was Sanders Alles gelesen hat, darüber muß man nur immer von Neuem staunen. Auch das vorliegende Buch ist wieder ein bewundernswerthes Zeugniß nie rastenden Sammelfleißes, und die gehäuften Belegstellen aus der gesammten neuhochdeutschen Literatur von Luther's Bibel bis auf die Tagesblätter von gestern und heute werden Manchem, der eine Untersuchung über Sinnverwandtschaft anstellen will, schätzbaren Stoff liefern und vieles Suchen ersparen. Aber das muß auch gesagt werden: Verarbeitet ist der Stoff nicht. Er ist aufgeschichtet, massenhaft, bergehoch; aber zu denkender Verwerthung, zu geschmackvoller Sichtung und Anordnung ist auch nicht einmal der Versuch gemacht. Sanders ist sich dessen offenbar auch selbst bewußt; der vorsichtige Titel „Bausteine" verräth es. Und noch ein Tadel. Die Sanders'schen Bücher verweisen unaufhörlich eines auf das andere; man muß immer die ganze Sanders-Bibliothek um sich herum liegen haben, wenn man eines liest. Das an sich sehr dankenswerthe Wörterverzeichniß am Schlusse der Bausteine ist sogar für die 1881 erschienenen „Neuen Beiträge zur deutschen Synonymik" mit berechnet; die Verweisungen auf die beiden Bücher stehen friedlich neben einander. Daß Uebersichtlichkeit kein Vorzug der Sanders'schen Schriften ist, dürfte auch allen Besitzern seiner Bücher zur Genüge bekannt sein: das vorliegende schließt sich darin seinen Vorgängern würdig an. Sanders macht sich eben das Bücherschreiben allzu leicht; der riesige Zettelkasten thut die Hauptsache dabei. So kommt es, daß man bei aller Anerkennung des Bienenfleißes und bei aller Schätzbarkeit des Gebotenen doch niemals eine reine Freude an den Werken von Sanders hat. Man freut sich, sie zu haben; aber man ist froh, wenn man sie nicht benutzen muß. R. B.

J. R. Freiherr August v. Loën. Ein Beitrag zur Geschichte des Hoftheaters zu Weimar. Von Dr. Adolf Mirus. Weimar, Ludwig Thelemann. — Ein Lebensbild des verstorbenen Intendanten des Weimarer Hoftheaters zu zeichnen, ist ein Unternehmen, das unseren Dank verdient. Denn wenn die Persönlichkeit Loën's, für die das Wort, das der Trauerrede zu Grunde gelegt ward: „Gütigkeit, die Wurzel seiner Werke", so recht zutreffend war, allein schon die Biographie zu einer dankbaren Arbeit macht, so wird eine solche geradezu zu einem Erforderniß durch die Stellung des Genannten als Leiter eines unserer wichtigsten Hoftheater. Loën hatte gleich seinen Vorgängern die schwierige Aufgabe zu erfüllen, das Weimarer Theater auf der Höhe seiner Tradition und gleichzeitig auf der Höhe der Zeit zu erhalten, und beides ist ihm trefflich gelungen. Eine eigentlich durchgearbeitete Lebensbeschreibung Loën's bietet Mirus nicht; er sammelt Einzelheiten aus dem Leben desselben, Documente, Aussprüche über und von Loën, Wichtiges und Unwichtiges, reiht dies an einander an und liefert somit Material für ein zukünftiges Lebensbild des Weimarer Intendanten und für eine Charakteristik von dessen Theaterleitung und der Periode, die Loën in der Theatergeschichte von Ilm-Athen vertrat. Ein Lichtdruckbild Loën's ist dem Büchlein beigegeben.

— Elektrotechnische Zeitschrift (Centralblatt für Elektrotechnik). Organ des Elektrotechnischen Vereins. Verlag von Jul. Springer in Berlin und R. Oldenbourg in München. — Durch Uebereinkommen der Verleger des seit 1879 in München erscheinenden „Centralblatt für Elektrotechnik" und der seit 1880 in Berlin herausgegebenen „Elektrotechnischen Zeitschrift" sind beide Fachblätter zu einer Wochenschrift unter obigem Titel vereinigt worden, deren Redaction Hr. F. Uppenborn, bisheriger Redacteur des Centralblatt f. E. und Director der elektrotechnischen Versuchsstation, übernommen hat. Die uns vorliegende erste Nummer des neuen Jahrganges zeigt die Ausstattung und die Eintheilung, wie sie zuletzt im Centralblatt zu finden war. Außer dem bekannten und beliebten Rundschauartikel aus der Feder Uppenborn's enthält Nr. 1 folgende Originalarbeiten, welche ein Bild der Reichhaltigkeit des Inhaltes geben mögen: Ueber einen bemerkenswerthen Blitzschlag von W. Kohlrausch; Das Ringsystem Fritsche's in der Praxis; Die elektrische Beleuchtung in Gummersbach; Ueber die verschiedenen Systeme der Gleichstromvertheilung von Fr. Wieking; Die Bremsresultate der Kraftübertragungsanlage der Papierfabrik Steyermühle von H. Dubs; Vielfach-Typendrucktelegraph von M. J. Munier, von K. Hieronymus; Chronik. Unter der Rubrik „Kleinere Mittheilungen" finden sich zahlreiche Berichte von Mitarbeitern aus allen Welttheilen nach folgenden Abtheilungen geordnet: Personalien, Telephonie, Telegraphie, Elektrische Beleuchtung, Verwendung der Elektricität für motorische Zwecke, Elektrochemie, Verschiedenes. Es folgt dann eine Liste der Anmeldungen, Ertheilungen und Erlöschungen von Patenten der elektrotechnischen Branche, ferner Vereinsnachrichten, betr. Angelegenheiten des Elektrotechnischen Vereins (Berlin), und zum Schluß ein finanzieller Wochenbericht über elektrotechnische Anlagewerthe. Der reiche Inhalt läßt erkennen, daß Hr. Uppenborn auf dem im Centralblatt betretenen Pfade rüstig fortschreiten wird, und dürfte der Genannte wol eine Gewähr dafür bieten, daß sich die combinirte Fachschrift nicht in den Dienst einzelner Firmen stellen und nicht einseitig deren Interessen, sondern die Interessen der Elektrotechnik in ihrer Allgemeinheit, in Theorie und Praxis fördern wird, und in diesem Sinne bringen wir der neuen „Elektrotechnischen Zeitschrift" ein herzliches Glückauf! L—n.

J. R. Blätter für literarische Unterhaltung. Herausgegeben von Friedrich Bienemann. 1890. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Diese Nummer enthält eine Reihe unterrichtender Uebersichten über neue Romane, lyrische Dichtungen, ästhetische Literatur u. A. m. aus der Feder von Schriftstellern wie Adalbert Schröter, Ernst Ziel, Gustav Portig u. A., welche man für sich betrachtet mit Interesse liest, und die deshalb nicht ungeschickt den neuen Jahrgang der nun schon durch viele Jahrzehnte bestehenden Literaturzeitschrift eröffnen. Einen Einblick in Charakter und Bedeutung des Blattes kann man jedoch aus ihnen allein nicht gewinnen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 9. Dienstag, den 21. Januar. 1890.

Ein churfürstlich sächsischer Notendruck von 1623.

Von Reinhard Kade.

Einen churfürstlich sächsischen Notendruck vom Jahre 1623 nehme ich zur Besprechung: als ob es nicht viel ältere Musikwerke gäbe, als ob aus dem 16. Jahrhundert nicht genug Seltenheiten vorhanden und sogar aus dem churfürstlichen Sachsen hervorgegangen wären. Man braucht ja nur an die Musikdrucke eines Georg Rhau in Wittenberg, eines Gimel Bergen in Dresden oder einer Beuther'schen Officin in Freiberg zu denken. Aber doch lenke ich mit gutem Grunde auf diesen Druck des beginnenden 17. Jahrhunderts einmal die Aufmerksamkeit hin, weil er gerade für Sachsens specielle Musikgeschichte von so ausnehmender Wichtigkeit erscheint, eine Reihe der glänzendsten Namen von damals lebenden Musikern in sich birgt und wie kein anderer zeigen kann, welche reiche Künstlerschaft sich zu jener Zeit in Sachsen zusammenfand. Sodann aber auch darum, weil jener Druck so gut wie unbekannt heutzutage geworden ist. Fétis[1]) kennt das Werk allerdings, giebt jedoch nur einen äußeren Titel und nicht den Ort an, wo er es benützt haben könnte. Der andere, Rob. Eitner[2]) citirt es nach der einzig bisher bekannten Baßstimme, die sich in der Proske'schen Bibliothek zu Regensburg, leider allen evangelischen Forschern schwer zugänglich, befindet, nicht aber den Werth hat wie die Tenorstimme, da diese allein sowol die geistlich gefärbte Vorrede des Verlegers als auch einige Begleitverse anderer Freunde enthält. Die Tenorbücher wurden eben, wie diese Stimme selbst, als der Mittelpunkt angesehen, um den sich die anderen Stimmen zu schaaren hatten, und zu dem Zweck fast regelmäßig glänzender und vollständiger ausgestattet.

Mir ist es nun gelungen, zwei vollständige Exemplare mit allen fünf Stimmbüchern in bester Erhaltung aufzufinden. Das eine ruht im Privatbesitz, dem ich es zur Prüfung ablockte, die mir denn auch in freundlichster Weise gestattet wurde. Das andere Exemplar aber liegt in der königl. Bibliothek zu Berlin, unbeachtet und ungekannt, und trägt dort die Signatur Mus. ant. G. 930. Die besten Musikgelehrten haben sich diese Entdeckung entgehen lassen, auf die ich selbst durch Umwege gelangte, als ich über Johann Groh, einen Tonkünstler, speciell arbeitete und einen Aufsatz in den Monatsheften für Musikforschung heranzog.[3])

Das Werk, in Kleinfolio gedruckt, nennt sich nun auf der Tenorstimme, wie folgt:

Angst der Hellen
Vnnd
Friede der Seelen
Das ist

Der CXVI. Psalm Davids, durch etzliche vornehme Musicos im Chur: vnd Fürstenthumb Sachsen sehr künstlich vnnd ahnmutig vff den Text gerichtet, Mit V. IV. III. stimmen componiret, von Ihnen durch freundlich:schrifftliches suchen vnnd bitten impetrirt, colligirt, vnnd zuförderst zu GOTTES lob, Ehr vnnd preiß, denen Authoribus aber selber zu grossem danck, vnsterblichem ruhm vnnd erweckung mehr dergleichen nützlicher und heiliger Kirchenarbeit publicirt vnd auß bestendiger Ehr vnd lieb zur Music zum Truck verlegt.

Durch
Burckhard Großman Fürstlichen Sächsischen Amptschössern zu Jhena
vnd Burgau,
Gedruckt zu Jhena bey
JOHAN WEJDNERN
Anno . 1623
Tenor.[4])

Das reiche decorative Titelbild auf dem Tenor ist ganz im Zeitgeschmack gehalten. Oben ein Jehova-Auge, das musicirende Engel umflattern, den Psalter David's singend. Unten aber ist Heulen und Zähneklappern greulich geschildert und durch Beelzebub's stieres Antlitz sichtbar gemacht.

Ueber die Entstehungsgeschichte dieses Werkes, wie über Großmann, den Verleger, wissen wir nur Weniges. Im Jahre 1616 muß ihn ein schweres Unglück, vielleicht eine gefährliche Krankheit, doch mit endlichem glücklichem Ausgang betroffen und zu der Drucklegung des 116. Psalmes angeregt haben. Die Worte des Psalmisten: „denn du hast meine Seele aus dem Tode gerissen" spielen möglichenfalls darauf an. Ganz Aehnliches sagt er auch in der Vorrede: „Ich hab wegen einer sonderbaren großen Wohlthat und wunderlichen Errettung Gottes, so er mir im Jahre 1616 recht nach dem 116. Psalm David's aus väterlicher Gnade, Güte und Barmherzigkeit erwiesen, eben mit, und aus diesem 116. Psalm und neben euch Herren Musicis allen sechszehn, nicht nur sechszehenmal sondern so lang ich lebe, so lang ich hier bin und bis in alle Ewigkeit seiner göttlichen Allmacht Dank opfern und meine Gelübde bezahlen wollen und sollen."

Dann stockte das Werk bis 1619, wo er aber schon alle Compositionen fertig zusammen hatte: „Aus diesem und weil nunmehr fast 4 Jahr verlauffen, da ich der Herren Composition des 116. Psalms bittlich gesucht und erlanget, hab ich mich besarget, es möchten die Herren uber meine Intention in ungleiche Gedanken gerathen, als wollte ich entweder die Publication desselben gäntzlich anstehen lassen, oder Kaufmannschaft damit treiben und meinen Gewinn darmit suchen, dessen ich denn allerdings nicht in Abrede bin, sondern es ist je und allwege mein Fürhaben und Verlangen gewesen, dies Werk bald zu publiciren, aber nicht Geld und Gut darmit zu gewinnen, sondern es verhelt sich mit diesem Gewinst gar anders. Sonsten aber hat der partirische Mercurius diese publicationen zum wenigsten zwei Jahr verhindert, indem er nicht nur Gold und Silber verpartiret, sondern sich auch der Haderlumpen nicht geschämet, dieselben seltzam und theuer zu machen, damit ja die Papiermühlen, Druckereyen und Buchläden gesperret, verödet und damit alles' Lob, Ehr und Dienst Gottes, samt der Justiz und freyen Künsten getilget und untergedrücket werden

[1]) Biographie universelle des musiciens IV, 429.
[2]) Bibliographie S. 271.
[3]) Vgl. Band XVI.

[4]) Die anderen 4 Stimmen Discant, Alt, Baß und Quinta Vox weichen außer in der einfacheren Titelvignette auch in folgenden Wörtern ab: onmuhtig; auff; und III; und von Ihnen; freundschrifftliches; Ehre; Liebe; Druck; fürstl: Sachs:; Anno Christi. Der Baß allein hat am Schluß die Errata zu den 5 Stimmen.

möchte, und gehet nach ihm (nämlich Mercurius) der vastirende Mars noch damit umb."

Die Ungunst der Zeiten, der anbrechende entsetzliche Krieg mag schwer auf allen geschäftlichen Unternehmungen gelastet haben. Nichtsdestoweniger verliert er den Muth nicht: „Mein Gewerb, Kaufmannschaft und preciosa merx aber, so mit der Herren Composition ich treibe, ist und soll sein: ich will dem Herren meine Gelübde bezahlen für alle seinem Volk, ich will den Herren loben allezeit, sein Lob soll immer in meinem Munde sein."

Endlich, 1623, kam die Ausgabe zu Stande, begleitet von den empfehlenden lateinischen Gedichten, die Johann Maior, der Jenenser Superintendent, ferner Johann Gerhard, Johann Himmel, der Freiberger Superintendent Abraham Gensreff, Wolfgang Heider, der Professor Salomon Glassius und Adrian Beyer dem Buche mit auf den Weg gaben und in denen sie den Herausgeber bald in akrostichischer oder chronostichischer Weise oder als den Megalander (= Großmann) feierten.

Hierauf beginnen mit Bl. A die 16 Compositionen über den 116. Psalm in 43 Einzelsätzen von den folgenden 16 verschiedenen Meistern: Hermann Schein, Melchior Frank, Rogier Michael, Michael Praetorius, Todias Michael, Johann Groe, Michael Altenburg, Heinrich Schütz, Christian Michael, Daniel Michael, Johann Krause, Abraham Gensreff, Christof Demantius, Andres Finold, Caspar Trost, Nicolaus Erich. Wir können in deren Zahl gewisse Gruppen unschwer unterscheiden.

Deutlich sehen wir, daß der Jenenser Verleger einzelne Jenenser Persönlichkeiten nicht ganz übergehen konnte. Nur bot die Stadt an Künstlergrößen nicht eben viel. Er mußte an den dortigen Organisten Caspar Trost sich wenden, der in demselben Jahre ein paar hübsche Gelegenheitsstücke, eine vierstimmige Arie über die Worte: „Ich weiß daß mein Herr Jesu Christ, der mich erlöst, am Leben ist" und eine Hochzeitsmotette zu 8 Stimmen verfertigt hatte! [5]) Nicht viel besser stand es mit dem Jenenser Cantor Nicolaus Erich, der 1622 für den dortigen Rector magnificentissimus Grafen Ernst Ludwig den 1. Psalm mit 6 Stimmen gesetzt hatte. [6]) Beide Künstler gaben ihr geistiges Scherflein bereitwillig hin.

Nachdem Großmann seinen Jenensischen Verpflichtungen nachgekommen war, folgte er seinem eigenen künstlerischen Gedankengange, der sich dahin richtete, in allen Landestheilen die besten Musiker zu gewinnen. Er ging zunächst seine Freunde an. Dahin gehörte ohne Zweifel Magister Michael Altenburg, Pfarrer zu Groß-Sömmerda im Thüringischen. Nicht blos Gelehrter [7]), sondern auch Musiker, hatte er außer sogenannten „Intraden" den 15. Psalm und das 53. Capitel des Esaias zu 6 Stimmen neben vielen Kirch- und Hausgesängen componirt, so daß einem Drucker schon an ihm gelegen sein konnte. Altenburg lieferte denn auch in sechs Theilen ein Opus, das nicht zu seinen schlechtesten Arbeiten zählt.

Möglich, daß unsern Großmann mit dem folgenden Künstler ebenfalls Freundschaft verknüpfte, mit Andreas Finold, einem Schulmeister zu Schloß-Heldrungen. Denn es ist sonst kein rechter Grund abzusehen, warum er auf diesen Mann gerieth, dessen Magnificat Genethliacum und ein Prodromus musicus (Erfurt 1620) ziemlich das Einzige sind, was wir von ihm kennen. [8])

Anders lag die Sache in dieser Hinsicht mit einem ihm auch vielleicht befreundeten sächsischen Componisten, dessen Name allein schon dem Buche zum Vortheil ausschlagen konnte: ich meine Melchior Frank, der, aus Zittau gebürtig, um 1603 das Kapellmeisteramt zu Coburg bekleidete, überreich an tüchtigen Werken, ausgezeichnet auf dem Gebiete des weltlichen Liedes (1604 deutsche weltliche Gesänge von 4—8 Stimmen), wie des geistlichen Gesanges, bei jeder Gelegenheit ein williger Componist. Besitzt doch die Leipziger Stadtbibliothek 35 Gelegenheitscompositionen von ihm, und seine übrigen Werke füllen ganze Spalten.

Die Sonne jedoch der musikalischen Welt leuchtete dazumal aus Dresden. Die Stiftung der Cantorei von 1545 durch Churfürst Moritz war eine That, die der Gründung der drei Fürstenschulen nichts nachgab. Sie führte durch ein Jahrhundert hin die größten Musiker nach Dresden, sie hatte auch im Anfang des 17. Jahrhunderts tüchtige Leute in die Residenz gelockt. Wir brauchen hier nicht an kleinere Geister, wie z. B. Johann Groh, zu denken, den Großmann um eine Arbeit bat. Leider wissen wir von den Beziehungen Großmann's zu diesem Dresdner Meister ebensowenig, wie von dem Künstler selbst, wissen nur, daß er, ein geborener Dresdner, von 1604 in Meißen als Organist zu St. Afra thätig war und von 1623 der Kapelle des Junkers Rudolph v. Bünau zu Weesenstein vorstand. Neben 36 Intraden (1603), 30 Paduanen und Galliarden (1604) und dem „Bettler-Mantel von mancherlei guten Flicklein zusammen gestickt und geflickt" (1606) hat er den 104. Psalm 1613 gesangsweise gesetzt und 1625 sein „geistliches, musikalisches Kleeblättlein" drucken lassen. Nun käme dieser 116. Psalm zu 5 Stimmen und in 3 Theilen als neues Geistesproduct von ihm hinzu. [9])

Wer aber um diese Zeit an der Spitze der Dresdner Kapelle stand, das war Rogier Michael, [10]) der getreue, unter vier Churfürsten erprobte Mann, der bedeutende Musiker, der zu dem ersten Dresdner Gesangbuche von 1593 eine vierstimmige Bearbeitung zu 53 darin enthaltenen Melodien geliefert, 2 Passionen und ein großes Tedeum gefertigt hatte. [11]) Auch seine Mitwirkung nahm Großmann in Anspruch und bekam eine Composition in zwei Sätzen, die der Autor wol nicht mehr selber im Druck gesehen hat, da er wahrscheinlich schon 1619 starb. Darauf deuten die Worte der Vorrede hin: „Churf. Sächs. alter Kapellmeister". Denn Altersschwäche beugte ihn, sodaß ihm schon 1613 bei feierlichen Gelegenheiten in Michael Praetorius, dem herzogl. braunschweigischen Kapellmeister, eine Aushilfe geschafft werden mußte. Auch bei diesem Tonkünstler, Praetorius, bestellte sich Großmann eine Bearbeitung des 116. Psalms und erhielt sie, die jedoch erst nach des Praetorius Tode herauskam, der gewöhnlich 1621 angesetzt wird. Jetzt findet diese Annahme durch ein eingedrucktes Blatt in der Quinta Vox unseres Werkes vollste Bestätigung. Da heißt es: „Praetorius hat auch ein ganz bewegliches und geistreiches Schreiben an mich (Großmann) gethan, darinnen er saget, daß er nicht nur zu freundlicher Willfahrung meiner christlichen Bitte, sondern auch ihme selbsten zum Valete diesen Psalm componiret und damit beschlossen haben wolle. Inmassen er denn kurz darauf selig verstorben und in die himmlische Capell transferirt worden; des vermuthlich er nach solcher Composition keine Noten mehr aufgesetzet, als hab ich zu seinem ewiglobwürdigen Gedächtnis und zu schuldiger Dankbarkeit dieses seines letzten Willens Valete und Schwanengesang hierbei nicht vergessen, sondern seine Ordinanz, wie er dieselbe mir unter seiner eigenen Hand zugeschickt, anhero praefigiren lassen wollen und sollen." Und nun folgt des Praetorius Bericht „was beim musiciren seiner Komposition dieses 116. Psalms zu observiren". Der Psalm könne auch mit 5 Instrumenten begleitet und diese könnten entweder bei den Vokalisten oder absonderlich aufgestellt werden. „Werden sie bei den Vokolisten gestellet, machen sie nur dasjenige, dabei die Wörter Violino, Viola und Tutti gesetzet, das andere aber, da „voce" übergeschrieben stehet und allein von den Vokalisten gemachet wird, müssen sie pausiren." „Die Symphonien vor allen dreien Theilen — fährt er fort — müssen mit Violen und andern Instrumenten gemachet werden. Wenn aber die Instrument nicht vorhanden, kann man die Symphonien auf einem Regal oder Clavicymbel machen. Wären aber weder Regal noch Clavicymbel vorhanden, so müssen die Symphonien alle außen bleiben." Hier bewegen wir uns also schon ganz auf modernem Gebiet: das vokale Element tritt zurück, die Instrumente bekommen den Vorrang: es sind die Einwirkungen der Madrigalmusik und der italienischen Oper.

Bat Großmann so den Vertreter Rogier Michael's um einen Beitrag, so behelligte er auch dessen Nachfolger im Amt, den großen Henricus Schütz, „kurf. sächs. Oberkapellmeister zu Dresden". Sein Satz zu fünf Stimmen in fünf Theilen bildet einen werthvollen Beitrag zur Schützliteratur und ist den heutigen Schützherausgebern nur aus jener oben erwähnten Baßstimme, nicht aber vollständig bekannt. Besonders weist der 4. Theil: „sei nun wieder

---

5) Vergl. Walther, Musik. Lex. unter Trost.

6) Eine Motette von 1619 „Ach Gott wie ist's gar so elend" befindet sich von ihm in Freiberg. Gymnas.-Bibl. III. 4°. 99. — Ein Psalm auf der hiesigen Stadtbibliothek.

7) Vergl. Jöcher's Lex. s. v. und Monatsh. f. Musikgesch. Bd. 14.

8) Außerdem noch: Die frölich Aufferstehung Jesu Christi mit II, III und IV Stimmen gesetzt. Erfurt, 1621. Fol.

9) In Pirna liegt von Joh. Groh eine geschriebene Stimme mit den 2 Sätzen: „Wohl dem" und „Siehe meine Freundin" à 6 voc. Gewiß Hochzeitslieder. Ferner noch 6 weitere deutsche Sätze verschiedenen Inhalts. Die Bünauer hatten langherige Beziehungen mit Dresdener Musikern: 19 Dec. 1589 verklagt Frau Justina von Bünau ufm Wehsenstein den Kapellmeister Forster wegen 5 Gulden.

10) Vgl. Beilage zur Leipziger Zeitung. 1888. Nr. 36.

11) Vgl meinen Aufsatz über ihn in der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft V Jahrg. 1889. Heft 2

zufrieden“ große Schönheiten auf und befolgt schon da die dromatischen Effecte, die wir bei Schütz in seiner gleichzeitigen Auferstehungsgeschichte und seinen späteren Passionsmusiken bewundern.

Die vier Söhne des Rogier Michael, die alle der Musik sich ergeben hatten, gestatteten es Großmann, sein Buch passend zu erweitern. Da sind es die beiden Gebrüder Christian und Daniel Michael, die ihm zur Seite gehen mußten. Der Christian [12]) ist uns von diesen „fratres germani“ schon bekannt (kgl. sächs. Hauptstaatsarchiv. Loc. 7423, 3. Abtheilg. Registratur über Universität 2c.); er war, so viel man ermittelt, Organist an St. Nicolai zu Leipzig, wie auch sein Bruder Samuel. Der Daniel aber ließ sich weder durch das Staatsarchiv noch sonst wo nachweisen und gewinnt schon darum an Interesse. Der dritte Sohn Tobias, lange Zeit in Stellung beim Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, leitete später in Leipzig den Chorus musicus an der Thomaskirche und gab unter Anderen 1635 die musikalische Seelenlust mit 50 teutschen Concertstücken heraus. So vereinigt Großmann's Werk die ganze Michael'sche Familie, deren Mitglieder sich im rühmlichen Eifer gegenseitig zu überbieten versuchen. Der Vater setzt den Psalm zu 5 Stimmen in 2 Abtheilungen, Christian in 3 Theilen, Daniel in 4 und Tobias endlich in 6 Abschnitten!

Durch diesen letzten Tobias wurde dem Großmann ein anderer Künstler in Sondershausen zugänglich mit Namen Johann Krause, den ich nicht weiter nachzuweisen vermag

Ebenso zahlreich wie Michael's Familie erwies sich die Schaar seiner Schüler. Einer der vorzüglichsten bleibt unzweifelhaft Hermann Schein, der uns auch in Großmann's Psalmenwerk begegnet. Er wurde ja von ihm „in der musica sowol theoretica als practica mit sonderbarem Fleiß ferner und gründlicher instituiret; dahero auch erfolget, daß er auf allen Instrumenten etwas zu practiciren sich unterfangen, welches ohne ersprießlichen Succes nicht abgangen“ [13]). Er hat für Leipzigs Musikleben im 17. Jahrhundert eine nicht zu unterschätzende Stellung. Er gehört zu den drei großen „S“, wie man sich auszudrücken pflegte: Schütz, Scheidt, Schein. Er wirkte von 1615 an über 15 Jahre als Thomascantor bis 1631, wo ihm dann merkwürdigerweise wieder des Rogier Michael ältester Sohn Tobias folgte. Sonderbare Verknüpfung der Künstlerfamilien. Kein Werk brachte es zu solcher Anerkennung wie Schein's Musica boscareccia, Waldliedlein zu drei Stimmen (1621), gewissermaßen die Vorläufer unserer heutigen Lieder „im Freien zu singen“. Kein Werk ist für die protestantische Kirche so grundlegend geworden wie Schein's Cantional von 1627. Ein anderer Schüler Rogier Michael's lebte noch um 1623 in Freiberg: der hochgelehrte dortige Superintendent und poëta laureatus Abraham Gensreff, jener vielgebildete Mann, Dichter, Orator, Theolog, in dessen Hause das gelehrte Freiberg des 17. Jahrhunderts culminirte [14]. In dem Jahre der Herausgabe 1623 hatte er gerade den jungen Dr. Andreas Möller in sein Haus als Erzieher seines Sohnes aufgenommen, der später als bedeutender Chronist die Geschichte Freibergs so mustergiltig aufzeichnen sollte [15]). Wir wußten schon früher aus der Leichpredigt auf ihn [16]), wie er die Musik gehegt und gepflegt und einige Zeit geschwankt habe, ob er nicht lieber ganz die holde Kunst der Töne betreiben sollte. Nun erfahren wir aus einem lateinischen Gedicht von ihm alles Nähere. Als noch der Flaum der ersten Jugend um sein Kinn gespielt, da hätte er gewußt, was Musik sei, hätte auch Lieder und Melodien erfinden können. Jetzt sei unter dem Druck der Geschäfte die Liebe zu Phoebus abgestorben. Aber doch sei die alte Lust wieder erwacht. Er schreibt an Großmann:

„Weiland's, des Druckenden, Brief: ihm mußt' ich die Bitte gewähren.
Hast du durch ihn doch zuerst mit uns, Burkarde, verhandelt.
Und es siegte die Rede des töneberühmten Rogerus. [17])
(Unter ihm hab ich gelernt zu machen ein künstlerisch Antlitz.)
Dieser hat es gewünscht, es sollte der einstige Schüler
Laufen auf ähnlicher Bahn mit ihm, der des Dienstes entlassen.
Deine Freundschaft, sie hat mich besiegt, deine herrliche Tugend,
Wenn ich als heisere Gans auch krächzte unter den Schwänen.“ [18])

So sandte denn Gensreff auch eine Composition ein, die einzige, die von ihm überhaupt im Druck vorhanden ist. Sie hält sich ganz im Zeitgeschmack und verräth keine besondere künstlerische Tiefe, wenn sie auch die contrapunktischen Regeln in allen fünf Stimmen voll beachtet. Doch über den ersten Satz ist er nicht hinausgekommen; er bricht ab mit dem lateinischen Distichon, welches er unter den Schluß setzt:

„Mehreres möchte ich wohl, doch hindern's die Lasten der Arbeit:
Mehreres geben gewiß Musiker wirklich von Fach.“

Er fühlte, daß er Gottes Wort besser im Munde als die Notenfeder in der Hand führen könnte, und trat schweigend hinter seinem Freiberger Domcantor, den liederreichen Christoph Demantius zurück, den Großmann, sicher auf Gensreff's Empfehlung, mit heranzog. Dieser, eigentlich ein Böhme von Geburt und aus Reichenberg stammend, war 1604 nach Freiberg an das dortige Cantorat gelangt und diente hier gegen 40 Jahre treu der Stadt und der Kunst. Es ist erstaunlich, was dieser Mann an Liedern, Tänzen, Motetten Alles geschaffen und in seiner „Corona musica“ (1610), Triades Sioniae (1619) und in vielen anderen größeren Werken veröffentlicht hat. Nur wer über diesen Meister Alles, wie ich, gesammelt hat, kann die Fruchtbarkeit und die Begabung ermessen, die eine zusammenfassende Darstellung erheischen. Seine Bearbeitung des 116. Psalms verleugnet denn auch die Vorzüge seiner Muse in keiner Weise: sie fließt leicht dahin, ihm fehlen nie Gedanken, er braucht mit seinen Gaben nicht zu kargen.

Damit schließt die Reihe der Componisten in Großmann's Werk. Daß neben trefflichen Arbeiten auch viel Mittelgut mit unterläuft, versteht sich von selbst. Omnia praeclara rara. Den kunsthistorischen Werth verliert die Ausgabe darum nicht, und es bleibt ewig zu beklagen, daß Sachsens Bibliotheken von diesem nationalen Notendruck kein einziges Exemplar besitzen.

---

[12]) Zwei Couranten von ihm siehe in der Beilage unter: „Tänze“ zum VII. Jahrg. der Monatshefte für Musikg.

[13]) Leichpredigt auf Schein. Monatshefte für Musikg. III, 27.

[14]) Vgl. die Leichpredigt auf ihn von Balthasar Wagner. 1637.

[15]) Vgl. meine Biographie Möller's im neuen Sächs. Archiv.

[16]) Vom Jahre 1637. Bei Georg Beuther in Freiberg. Gymnasial-Bibl. Bd. 2 u. 9.

[17]) = Rogier Michael, Dresdener Kapellmeister.

[18]) Da die Verse ungemein schwierig zu übersetzen sind, will ich sie doch gleich selber hersetzen:

„Litera Weilandi, digni nescire repulsam,
Per quem nobiscum primum es, Burcharde, locutus,
Vicit et ancipitem celebris suadela Rogeri,
(Artificem vultum sub cuius pollice duxi)
Discipulum veterem parilique tramite secum
Iam rude donato extrema vice currere gestit,
Et tua me vicit pietas atque inclyta virtus
Inter et argutos raucus streperem anser olores.“

In dem vorletzten Wort liegt gewiß eine Anspielung auf seinen Namen: Gans-reff.

Bücherbesprechungen.

G. Oe. — Karl Biedermann, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte 1815—1840: Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—1870“. Erster Band. Breslau, S. Schottländer. VII, 346 S. 8°. — Wir gestehen offen, daß wir das Buch mit einer zwiefachen Besorgniß in die Hand nahmen: einmal war es uns zweifelhaft, ob es nach den verschiedenartigen Werken v. Sybel's, Treitschke's, Müller's einem vorhandenen Bedürfnisse entgegenkomme, und dann befürchteten wir, daß des Verfassers scharf ausgeprägter politischer Standpunkt ihn zur Einseitigkeit verleiten und dem Werke ein besonderes Gepräge aufdrücken könnte. Unsere Befürchtungen erwiesen sich aber nach beiden Richtungen hin als grundlos. Mit großer Befriedigung haben wir das Werk gelesen. Es steht mitten inne zwischen den großen, in erster Linie für den Forscher und Politiker geschriebenen Darstellungen und denen, die ausschließlich das Bedürfniß der breitesten Masse berücksichtigen; es beruht auf einem sorgfältigen Quellenstudium, das sich aber nicht anspruchsvoll vordrängt, es ist geschrieben für jeden Gebildeten unseres Volkes, nicht am wenigsten für die gebildete Jugend, der ja aus leicht ersichtlichen und wohl gerechtfertigten Gründen diese Periode der Geschichte ihres Volkes nicht in der Schule gelehrt werden kann. Wie leicht die Darstellung auch zu sein scheint, sie ist überall quellenmäßig gestützt und begründet und frei von aller leichtsinnigen Oberflächlichkeit, die manche, volksthümlich sein sollende Geschichtswerke kennzeichnet. So kann man von dem Biedermann'schen Werke mit Recht sagen, daß es einem thatsächlich vorhandenen Bedürfnisse entspricht und eine Lücke ausfüllt. Was unsere zweite Befürchtung

anlangt, so erwies sich auch diese als fast ganz grundlos. Biedermann ist überall bemüht gewesen, unparteiisch zu sein, auch dort, wo es ihm sichtlich schwer fiel. Die abgeklärte Ruhe macht einen wohlthuenden Eindruck, man merkt, daß der Verf. nicht zu denen gehört, deren kindischer Stolz darin besteht, nichts gelernt und nichts vergessen zu haben. Vielleicht beurtheilt er einen oder den andern Träger der Reactionsgedanken etwas zu hart, aber es ist auch bei der Beurtheilung dieser Epoche das Streben nach Gerechtigkeit bemerkbar. Wenig sympathisch haben uns die kurzen Erwähnungen der sächsischen Verhältnisse berührt; Friedrich August war ein andrer Mann, als er hiernach gewesen zu sein scheint. Freilich darf man dem Verf. aus diesem Urtheil keinen allzuschweren Vorwurf machen, da ja leider selbst die maßgebenden sächsischen Geschichtswerke von einem unbefangenen Urtheile über jenen König weit entfernt sind. Trotz dieser kleinen Ausstellung sprechen wir dem Werke im Ganzen unsere lebhafte Anerkennung wegen seiner strengen Sachlichkeit und Gerechtigkeit aus. Ueber den Inhalt können wir uns kurz fassen. Der vorliegende erste Band behandelt die Zeit vom Wiener Congreß 1815 bis zur Wiener Schlußacte 1820 und beschäftigt sich besonders eingehend mit dem Congreß, der sächsisch-polnischen Frage, dem Kriege gegen Napoleon 1815, dem zweiten Pariser Frieden, den burschenschaftlichen Bewegungen, den Anfängen des parlamentarischen Lebens und der Zeit der Reaction. Die Darstellung ist klar, die Sprache edel, der Stil in der Hauptsache, wenn man von den oft beliebten Einschaltungen absieht, fließend. Möge das Buch die freundliche Aufnahme finden, die es verdient!

W—k. **Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Von **William James.** 31. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von **C. Stoffel.** Leipzig, Verlag von Bernhard Tauchnitz. 1890. — Unter den englischen Wörterbüchern gehört das vorliegende zu den bekannteren und die wiederholten Auflagen beweisen, daß es sich gut eingebürgert hat. Es wird für die Bedürfnisse des allgemeinen Gebrauchs nicht versagen; seltener vorkommende Wörter sind allerdings nicht aufgenommen, und wenn auch bei einzelnen Wörtern die Bedeutung nicht ganz erschöpft ist, da ja den Zwecken eines Handwörterbuches immer gewisse Grenzen gesteckt sind, so ist doch der Wortschatz ein reichhaltiger, und durch die gute Ausstattung mit dem deutlichen Druck wird die praktische Brauchbarkeit erhöht. Die Erklärung der am meisten vorkommenden Abkürzungen in der englischen Schriftsprache (S. 518—521) ist eine wichtige Beigabe. Im deutschen Theile ist S. 225 Kommerzienrath nach der alten Orthographie mit h stehen geblieben, sonst ist die sogen. neue Orthographie durchgeführt.

— **Die Fabrikation und Raffinirung des Glases,** von **Wilhelm Mertens,** Glashüttentechniker. Mit 86 Abbildungen. A. Hartleben's Verlag. — Die Glasindustrie, deren Ursprung bis in das Alterthum zurückreicht, ist schon häufig beschrieben worden. Von den zahllosen Erfindungen und Verbesserungen, welche die moderne Technik der alten Glasmacherkunst hinzugefügt hat, sind aber viele als Fabrikgeheimniß bewahrt und nicht in die Oeffentlichkeit gelangt. Der Verf. hat sich nun zur Aufgabe gestellt, den heutigen Standpunkt der Glasindustrie möglichst genau darzustellen. Der heutige Standpunkt dieser Industrie ist aber ein sehr hoher. Mit Recht erwähnt der Verf. in dieser Beziehung die österreichische Abtheilung auf der Münchener Kunstgewerbeausstellung vom Jahre 1888. Wir können ihm aus eigener Anschauung beistimmen. Die prachtvollen Gravirungen von J. & L. Lobmeyer in Wien wurden allgemein bewundert. Sie zählten unserer Ansicht nach überhaupt zu dem Allerbesten, was diese reichhaltige Ausstellung zu bieten vermochte. Besonders übte die Prunkschale mit der die Hochzeit des Neptun und der Amphitrite darstellenden Gravirung eine bedeutende Anziehungskraft aus. Es dürfte wol ein allgemeines Interesse haben, zu sehen, wie derartige Erzeugnisse des Kunstgewerbes entstehen. Der Verf. führt uns in dem vorliegenden Buche die Herstellung aller Erzeugnisse der Glasindustrie vor. Nach einer historischen Einleitung über den Ursprung der Glasindustrie werden in gesonderten Capiteln besprochen: die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Glases, die Zusammensetzung desselben, die Schmelzmaterialien, die Färbungsmittel, die Bereitung der Glasgemenge, der Hafen- und Ofenbau, das Schmelzen des Glasgemenges, die Fehler des Glases, die Eintheilung verschiedener Glasarten, die Grünglas- oder Flaschenfabrikation, das halbweiße Krystallglas, die Weißhohlglas-, Tafelglas- und Spiegelglasfabrikation, die Herstellung durchsichtiger, halbdurchsichtiger, opaker und sogenannter Kunstgläser sowie einer Anzahl besonderer Glasarten. Eine zweite Abtheilung des Buches behandelt die weitere Bearbeitung und Decorirung oder, wie der Verf. sagt, die Raffinirung des Glases. Die einzelnen Capitelüberschriften lauten: der Schliff, das Belegen und Versilbern des Spiegel- und Hohlglases, die Glasmalerei, Vergoldung des Hohlglases mittels Malerei, Rubiniren und Lasiren, gelüsterte und irisirende Gläser, das Aetzen des Glases mittels Fluorwasserstoffsäure, Sandblasverfahren, Abzugfarbenbilder auf Glas, Diaphanien- oder Glacier-Glasdecoration, Eisblumentafelglas. Den Schluß des sehr reichhaltigen Werkes bildet ein alphabetisches Sachregister. Die Darstellung ist an sich leicht faßlich, nur läßt der Periodenbau zu wünschen übrig. Der Verf. schreibt z. B.: „Zum Glase werden sämmtliche gebrannte Mineralglasuren gezählt, weshalb das Glas schon sehr früh bekannt gewesen sein muß, dessen eigentlichen Ursprung man jedoch in dem Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit nicht feststellen kann." Wer an dergleichen etwas bedenklichen Aeußerungen keinen Anstoß nimmt und sich für die Fabrikation des Glases interessirt, dürfte in der Lectüre des vorliegenden Buches Befriedigung finden. U.

— **Zodiakallicht, Sonne und Kometen** von **H. Gruson,** Geheimer Commerzienrath. Magdeburg, Verlag von Albert Rathke. — Arbeiten wie die vorliegende pflegen jährlich mehrere zu erscheinen. Ihr Zweck soll sein, einzelne astronomische Erscheinungen oder wol auch die Gesammtheit der Erscheinungen im Universum auf möglichst einfachem Wege zu erklären. Physikalische Kenntnisse in größerem Umfange besitzen die betreffenden Autoren nicht, sehr häufig sogar ist von ihnen irgend ein physikalisches Princip falsch verstanden und angewandt worden, nach dessen Richtigstellung das ganze Lehrgebäude zusammenstürzt. Wenn ich dieses Mal von dem Grundsatze, derartige literarische Erscheinungen mit Stillschweigen zu übergehen, abgehe, so geschieht dies lediglich der Persönlichkeit des Verfassers wegen; die Broschüre eingehender zu besprechen, liegt aber kein Anlaß vor. — Das Zodiakallicht erklärt Hr. Gruson als eine Dämmerungserscheinung, welche in der vom Monde hervorgebrachten Fluthwelle der Atmosphäre vor sich gehen soll. Ohne sonst weiter auf diese Idee einzugehen, bemerke ich nur, daß das Zodiakallicht, welches nach dieser Erklärung an die Tage um die Zeit des Neu- oder Vollmondes gebunden sein müßte, oft Wochen lang Tag für Tag in der nämlichen Ausdehnung und Intensität zu sehen ist. Auch würde die gegen den Horizont schiefliegende Lichtpyramide durch eine derartige Dämmerungserscheinung nicht erklärt werden, wie Hr. Gruson glaubt. — Die Sonne denkt sich Hr. Gruson als feuerflüssige Masse, deren Theile infolge der Rotation der Sonne dem Aequator derselben zustreben, hier angelangt, nach den Polen abgleiten und von diesen in der Richtung der Achse wieder nach dem Centrum gelangen. Durch die hierbei unter höchstem Drucke erzeugte Reibung der einzelnen Theilchen an einander soll die Wärme der Sonne hervorgebracht werden. Viele Anhänger wird sich diese Hypothese wol nicht erwerben. Die weiteren Schlußfolgerungen sind mir auch bei eingehenderem Durchlesen der Broschüre nicht recht klar geworden. Wenn die ganze Arbeit nicht nur auf eine Mystification des Publicums hinausläuft, muß ich aber annehmen, daß Hr. Gruson sich über das Wesen von Licht und Wärme nicht ganz klar ist. Dr. B. Peter.

J. R. **Der Erbgraf.** Roman von **E. Hartner.** Zwei Bände. Leipzig, Carl Reißner. 7 ℳ. — Der Leser erinnert sich vielleicht von den Besprechungen für den Weihnachtstisch her der Anzeige von Eva Hartner's „Stütze der Hausfrau"; dieselbe konnte, da die Verfasserin vor Kurzem gestorben, zugleich zu einem Nachruf auf eine unserer besten Schriftstellerinnen werden, die für junge Mädchen geschrieben haben. E. Hartner hat aber auch Romane verfaßt, ja ihre Thätigkeit als Romanschriftstellerin scheint sogar ihre ursprüngliche gewesen zu sein, mit der sie begann; hier liegt ein solcher Roman von ihr vor. Wir müssen nach dieser Probe jedoch gestehen, daß wir es begreiflich finden, wenn diese Romane auf kein rechtes Interesse gestoßen sind; von irgend welcher Bedeutung zeugt dieser eine wenigstens nicht. Es ist, um es kurz zu sagen, Schablonenarbeit, die man hier vor sich hat, zwar gerade keine schlechte Schablonenarbeit, aber immer doch Arbeit nach bekannten Mustern, mit abgebrauchten Motiven und Typen und einer nicht eben feinen Intrigue. Der Schwerpunkt der Hartner'schen Thätigkeit lag, nach dieser einen Arbeit zu urtheilen, auf anderem Gebiete, auf dem der Jugendschriftstellerei für junge Mädchen („Versuche und Erfolge" u. A. m.).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Hierzu Titel u. Haupt-Inhalt des Jahrg. 1889.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 10. Donnerstag, den 23. Januar. 1890.

Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen.*)

Wir mögen es nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses gehaltreiche Werk hinzulenken. Vierzig Jahre lang (1818—1858) hat Johannes Schulze als vortragender Rath für Universitäts- und höheres Schulwesen dem 1817 begründeten preußischen Cultus- und Unterrichtsministerium angehört unter 6 auf einander folgenden Cultusministern.**) Wer eine Ahnung davon hat, welche Arbeit erforderlich war, um Preußens höheres Unterrichtswesen nach den Napoleonischen Kriegen in der Weise zeitgemäß aus- und umzugestalten, wie dies in dem bezeichneten Zeitraume geschehen ist, eine Ahnung auch davon, welche Fülle großer und wichtiger allgemeiner Fragen dabei zur Erwägung kommen mußte, dem wird es nicht verwunderlich erscheinen, wenn wir behaupten, daß ein gutes Stück deutschen Cultur- und Geisteslebens in dem Varrentrapp'schen Buche an uns vorüberzieht. Dazu kommt, daß Schulze's energische und bedeutende Persönlichkeit wohl geeignet ist, auch denen ein Interesse abzugewinnen, welche keinen Anlaß haben, dessen Amtsthätigkeit im Einzelnen zu verfolgen. Es geht ein großer Zug durch Schulze's Privat- und Amtsleben von Anfang bis zu Ende, eine heilige Begeisterung für alles Hohe und Edle, eine glühende Vaterlandsliebe, ein unermüdliches Streben nach eigener Weiterbildung bei treuster Erfüllung der von den verschiedenen nach einander von ihm bekleideten Aemtern an ihn gestellten bestimmten Anforderungen. Kurz, Schulze war ein Beamter im höheren Stil, der mit großen Gesichtspunkten an seine Amtsarbeit herantrat, sich nicht damit begnügte, die Geschäfte in den gewohnten Gleisen weiterzuführen, vielmehr den Trieb wie die Gabe hatte, aus der Tiefe heraus um- und neuzugestalten. Als eine unermüdlich strebsame, muthige, für das als recht Erkannte mit einem gewissen leidenschaftlichen Feuer eintretende Natur hatte Schulze sich schon in jungen Jahren bekundet und sein Lebensgang hatte dazu beigetragen, ihn nach dieser Seite anzuregen und zu fördern. Geboren im Mecklenburgischen im Todesjahre Friedrich's des Großen, für die Universität absonderlich tüchtig vorgebildet in Kloster Berge (Mich. 1802 — Ost. 1805), hatte er als Student in Halle und Leipzig (1805—1808) mancherlei Drangsale und Fährlichkeiten durch die damaligen Kriegswirren zu erleiden. Seinen Haß gegen die fremden Machthaber und seine glühende Vaterlandsliebe hatte er unerschrocken schon in Leipzig öffentlich bezeugt; noch kühner und nachdrücklicher that er dies später als Professor am Gymnasium zu Weimar (1808—1812), so daß er nur mit knapper Noth ernstlichen Gefahren entging. Als Gymnasialdirector und Oberschulrath in Hanau (1812—1816) machte er die Schrecknisse der Schlacht mit durch, welche in der Nähe der genannten Stadt geschlagen wurde, und sah seine dienstliche Stellung nach dem freiwilligen Rücktritte seines Gönners, des Großherzogs von Frankfurt, Dalberg, und der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen in sein Land zeitweilig ernstlich bedroht. Als Schulrath bei dem Consistorium und Schulcollegium in Coblenz endlich (1816—1818) hatte er Gelegenheit, die ersten Zeichen der rückläufigen Bewegung, welche der Erhebung der Freiheitskriege folgen sollte, wahrzunehmen und den unerfreulichen Wandel der Verhältnisse an den ihn zunächst umgebenden Kreisen zu verspüren. Neben diesen aufregenden Erlebnissen fehlte es aber für Schulze während dieser ganzen Zeit auch nicht an Anregungen entgegengesetzter Art, welche geeignet waren, ihn in seiner inneren, insbesondere wissenschaftlichen Entwickelung mächtig zu fördern. Einen tiefen Eindruck, der ein ganzes Leben lang vorhalten sollte, hat Schulze als Student von F. A. Wolf und Schleiermacher erhalten, welchen beiden Männern er auch andauernd persönlich eng verbunden blieb. Von hoher Bedeutung mußte es für den ganzen weiteren Entwickelungsgang Schulze's sein, daß er das Glück hatte, gerade von diesen großen Meistern der Wissenschaft in die Studien der altclassischen Philologie und Theologie eingeführt zu werden. Der weite Blick, der hochherzige Geist, mit dem jeder der beiden sonst so verschiedenartigen Männer seine Wissenschaft auffaßte und behandelte, mußte von heilsamstem Einfluß auf den jungen Schulze sein, indem derselbe dadurch frühzeitig daran gewöhnt wurde, bei aller Sorgfalt der Einzelarbeit immer den Blick auf das große Ganze und die in ihm waltenden Ideen gerichtet zu halten. Weitere Anregung nach verschiedenen Seiten hin gab der Aufenthalt in Weimar. Als Philolog und Lehrer wurde er dort in reichem Maße gefördert durch seinen an der gleichen Anstalt wirkenden Landsmann Franz Passow, mit dem er eine bis zu dessen Tode aushaltende treue Freundschaft schloß. Als gern gehörter Prediger*) auf Herder's Kanzel trat er bald zur herzoglichen Familie, insbesondere den weiblichen Mitgliedern derselben, in nähere Beziehung. Mit Schiller's Wittwe, Heinrich Meyer,**) Minister v. Fritsch und anderen angesehenen Weimarer Persönlichkeiten verkehrte er häufig und zwar bald in freundschaftlich-vertraulicher Weise. Mit Goethe und Wieland traf Schulze u. A. in der Freimaurerloge zusammen, in welche er den Letztgenannten 1809 mit einer Rede eingeführt hatte. Näher ist er keinem der beiden großen Dichter getreten, Goethe scheint sogar, wenigstens zeitweilig, eine gewisse Abneigung gegen den stürmischen Patrioten und schwärmerischen Kanzelredner Schulze gehegt zu haben, namentlich nachdem dieser des Weiteren noch durch eine über das Ziel hinausschießende schriftstellerische Verherrlichung Calderon's ihm mißfällig geworden war. Jedenfalls konnte es aber nicht fehlen, daß Weimar mit seinen großen Erinnerungen wie mit dem, was es damals noch bot, mächtig auf den feurigen, noch unruhig gährenden jungen Professor einwirkte. Auch die in Hanau und Coblenz verlebten Jahre brachten ihm eine Reihe interessanter Bekanntschaften (Dalberg,

*) Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit von Dr. C. Varrentrapp, Professor in Marburg (hat aber neuerdings nach Zeitungsmittheilungen einen Ruf an die Universität Straßburg erhalten und angenommen). Leipzig, B. G. Teubner. 1889. 8. VI, 583 S. 12 ℳ.

**) Drei von diesen (Graf Schwerin, Rodbertus und Ladenberg) bekleideten allerdings nur ganz kurze Zeit die besagte Stellung in den Jahren 1848—1850.

*) Von einem inneren Drange getrieben, hat er, obschon weder als Theolog geprüft noch ordinirt, in der Zeit von 1808—1810 in Weimar und Rudolstadt öfters gepredigt, auch zwei Sammlungen von Predigten veröffentlicht.

**) Im Verein mit diesem unternahm er die verdienstliche Arbeit einer kritischen Ausgabe von Winckelmann's Werken mit Anmerkungen, welche ihn eine Reihe von Jahren beschäftigte.

Gneisenau, Görres, v. Schenkendorf, Kanzler v. Hardenberg u. a. m.), vor Allem aber trug seine amtliche Thätigkeit an beiden Orten in bewegter Zeit und unter absonderlich schwierigen Verhältnissen dazu bei, den schwärmerischen Gelehrten in einen praktischen, umsichtigen Beamten umzuwandeln, indem sie demselben zugleich schwer zu bewältigende Aufgaben stellte, an welchen seine junge Kraft sich üben und erstarken konnte. Ohne diese Vorschule wäre Schulze bei allem Feuereifer und aller Begabung nicht im Stande gewesen, den Anforderungen des verantwortungsvollen Amtes eines Geh. Oberregierungsrathes im Unterrichtsministerium zu genügen, in welches er im Nov. 1818 als 32jähriger Mann durch das ehrende Vertrauen des Ministers v. Altenstein berufen wurde.

War doch die Zeit, in welcher Schulze in die neue Stellung eintrat und allmälig sich einlebte, eine für den Unterrichtsminister und dessen Räthe absonderlich schwierige und ungünstige. Verschiedene bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums und Wartburgfestes (1817) gemachte Wahrnehmungen, der begeisterte Zudrang der Jugend zu den Burschenschaften und den neugegründeten Turnanstalten, Sand's unsinnige That und die Beurtheilung, welche dieselbe fand, — dies und Anderes der Art hatte bekanntlich den unablässigen Bestrebungen Metternich's, Preußens König mit Mißtrauen gegen den durch die Befreiungskriege entfesselten Volksgeist, insbesondere gegen den auf den Hochschulen und in den Turngemeinden herrschenden freieren Geist zu erfüllen, schließlich zum Siege verholfen. Dieses Mißtrauen durch Verdächtigungen und Zuträgereien zu vermehren, ließen sich die Schildknappen Metternich's in der nächsten Umgebung Friedrich Wilhelm's III. nur allzu angelegen sein. Infolge dessen kam es, wie bekannt, zu harten Maßregeln gegen Einzelne, zu einer mißtrauischen Ueberwachung des ganzen Universitäts- und höheren Schulwesens, zu engherzigen Beschränkungen und Verboten aller Art.

Durch alles das wurden nicht nur der Wirksamkeit des neuen Cultusministers v. Altenstein Hemmnisse über Hemmnisse bereitet, sondern zeitweitig sogar seine Stellung ernstlich bedroht. Daß der hochherzige, charaktervolle Mann dem Könige gegenüber für die höheren Bildungsanstalten und ihre Lehrer wiederholt muthig eintrat, wenn er dieselben ohne Grund verdächtigt oder gewisse Mißstände gehässig übertrieben glaubte, machte ihn natürlich den Delatoren verhaßt, deren Bestrebungen er durchkreuzte. Von einem Versuche, den Minister zu stürzen, mußte man bei der unbeirrbaren Festigkeit, mit welcher der König an den Männern seines Vertrauens festhielt, nothgedrungen absehen; um so eifriger war die rührige Gegenpartei bemüht, ihm sein Amt zu erschweren und zu verleiden. Zu Anfange des Jahres 1821 mußte es v. Altenstein erleben, daß der ihm untergebene Staatsrath Schultz, Goethe's Freund, durch geheime Cabinetsordre aufgefordert wurde, im Verein mit mehreren Gesinnungsgenossen über den Stand des preußischen Unterrichtswesens und die zweckmäßigsten Maßregeln zu dessen Verbesserung geheim an den König zu berichten. Noch mehr; im Jahre 1823 kündigte der Genannte sogar ungescheut seiner vorgesetzten Behörde den Gehorsam auf und beleidigte sie gröblich. In allen diesen Fährlichkeiten stand der junge Rath Schulze seinem von ihm hochverehrten und seinerseits ihn mit unbegrenztem Vertrauen ehrenden Minister als treuer Kämpe zur Seite. Und er that dies nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern aus voller Ueberzeugung, im festen Glauben an die Berechtigung des von seinem Minister vertretenen Standpunktes, d. h. an die Richtigkeit des 1809 unter dem Einflusse von Fichte und Schleiermacher bezüglich des höheren Unterrichtswesens eingeschlagenen Weges. War Schulze schon als begeisterter Schüler Wolf's und Schleiermacher's und Anhänger Hegel's*) den Wortführern einer rückläufigen Bewegung verdächtig, so mußte der Eifer, mit welchem der jugendliche Rath seinem Vorgesetzten zur Seite stand, ihn vollends denselben verleiden. Infolge dessen war in dem oben erwähnten geheimen Berichte ausdrücklich Schulze's Entfernung aus dem Ministerium beantragt worden. Die Ränke der Widersacher scheiterten schließlich an Altenstein's energischen Gegenvorstellungen und dem redlichen, gerechten Sinne des Königs. So kam es, daß die geheime Cabinetsordre vom 10. April 1822, in welcher Schulze's Entfernung aus dem Amte verfügt worden war, noch in letzter Stunde zurückgezogen wurde. Auf diese schweren, aufregenden Zeiten folgten erfreulicherweise für Schulze bald ruhigere. Bis 1840 war es ihm vergönnt, unter v. Altenstein zu wirken, indem er, andauernd des unbegrenzten Vertrauens seines Vorgesetzten sich erfreuend, immer mehr in die verschiedentlichen Aufgaben seines einflußreichen Amtes hineinwuchs und dem preußischen Universitäts- und höheren Schulwesen mehr und mehr den Stempel seiner bedeutenden, willensstarken Persönlichkeit aufdrückte. Auch den Ministern Eichhorn (1840—48) und v. Raumer (1851—58) ist Schulze ein getreuer, wegen seiner reichen Amtserfahrung und ungewöhnlichen Personen- wie Sachkenntniß in besonderem Maße werthvoller Rathgeber gewesen. Bis zu seinem zu Ende 1858 erfolgten Rücktritt in den wohlverdienten Ruhestand (dessen er sich noch über 10 Jahre erfreute, † d. 20. Febr. 1869) ist Schulze der unermüdlich rührige, aufopfernd treue Beamte gewesen und sein Einfluß bis zuletzt ein bedeutender geblieben, so sehr demselben auch in den fünfziger Jahren offen und geheim entgegengearbeitet wurde. Die Glanzzeit seines Lebens und Wirkens sind aber doch die 22 Jahre von 1818—1840 unter v. Altenstein gewesen. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. machten sich Strömungen in maßgebenden Kreisen bemerklich, welche dem in anderen Anschauungen aufgewachsenen und allmälig gefesteten Beamten nicht zusagend sein konnten; auch sah sich der an freies Schalten gewöhnte Mann unter neuen Vorgesetzten zu mancherlei unerwünschten Rücksichtnahmen wie gelegentlicher bitterer Preisgebung seiner persönlichen Ueberzeugung genöthigt.

Zu einer Würdigung der Verdienste Schulze's im Einzelnen ist hier nicht der Ort; wir müssen Jeden, der hierfür Interesse hat, auf den umfänglichen Abschnitt von S. 350—557 in Varrentrapp's Buch verweisen. Nur mit dem Geständniß wollen wir nicht zurückhalten, daß der Ueberblick, welchen jene Zusammenstellung über die vierzigjährige Amtsthätigkeit Schulze's giebt, uns mit Bewunderung erfüllt hat und einem Gefühle, das wir Ehrfurcht nennen möchten. Welcher unermüdliche Fleiß, welche Umsicht, welche Vielseitigkeit, welche zähe Energie ist erforderlich gewesen zur Erledigung so umfänglicher und so schwieriger Arbeiten! Von hervorragendem allgemeinem Interesse dürfte der Abschnitt sein, in welchem die Berufungen an preußische Universitäten besprochen werden, welche auf Antrag Schulze's oder wenigstens unter seiner Mitwirkung erfolgt sind. Nicht immer ist es dem eifrigen Manne gelungen, diejenigen Berufungen durchzusetzen, welche er für die wünschenswerthen erachtete; jedenfalls hat er aber den preußischen Hochschulen eine stattliche Reihe hervorragender Lehrkräfte zugeführt, darunter manche, welche, zum Theil in jungen Jahren, „entdeckt" zu haben sein persönlichstes Verdienst ist. Hohe Anerkennung verdient auch die Hochherzigkeit, welche er wiederholt bewiesen hat durch die Berufung wissenschaftlich besonders tüchtiger Männer, welche nach manchen Seiten unbequem oder ihm persönlich nicht zusagend waren.

Als Schulze Ende 1858 freiwillig aus seinem Amte schied, wurde ihm selbstverständlich Dank und Anerkennung im reichsten Maße zu Theil. Der Prinz-Regent, spätere König und Kaiser Wilhelm, ehrte den treuen Beamten durch Verleihung des Comthur-Adlers des Hohenzollernschen Hausordens. Wenn die politische Correspondenz der „Preußischen Jahrbücher" es damals aussprach, daß mit Schulze ein Mann aus dem Amte scheide, „der durch die unverdrossene Beharrlichkeit, mit welcher er unter den mißlichsten Verhältnissen der freien Wissenschaft in Preußen eine Stätte zu behaupten gesucht, sich einen Anspruch auf die Dankbarkeit des Landes erworben habe", so hat sie dem Scheidenden sicher nicht zu viel Ehre angethan.

Zum Schlusse heben wir noch hervor, daß Varrentrapp's Buch sich von Anfang bis zu Ende als eine aus den Quellen geschöpfte wissenschaftliche Arbeit erweist. Selbstverständlich sind die zusammenfassenden Werke über das deutsche, insbesondere preußische Universitäts- und Unterrichtswesen ebenso wie zahlreiche Einzelschriften vom Verf. gebührend benutzt worden, wie dies zahlreiche Verweisungen bekunden. Aber der Verf. zieht Hilfsmittel dieser Art fast nur dann herbei, wenn es sich um Erörterung allgemeiner Verhältnisse oder um bereits völlig sicherstehende Einzelthatsachen handelt. Die eigentliche Lebensbeschreibung wie die Behandlung der amtlichen Wirksamkeit Schulze's geht, so viel als möglich, auf Schulze's eigne Aufzeichnungen, Briefe von ihm und an ihn und die in den verschiedenen Archiven vorhandenen einschlagenden Actenstücke zurück. Anerkennung verdient auch die Ruhe der Darstellung und die Entsagung, welche der Verf. sich insofern auferlegt hat, als er mit eigenen Ansichten und Urtheilen fast nirgends hervortritt. In den Kreisen, welche Varrentrapp bei seiner Arbeit zunächst im Auge gehabt hat, wird dies sicher dem trefflichen Buche nur zur Empfehlung gereichen.

*) Mit großem Eifer hörte Schulze Hegel's Vorlesungen in den Jahren 1819—1821 und blieb freundschaftlich mit demselben verbunden bis zu dessen Tode (1831).

Bücherbesprechungen.

C. H. Vorlesungen über das System der Philosophie van Karl Christion Friedrich Krause. Erster Band. Intuitiv-analytischer Haupttheil. Zweiter Band. Synthetisch-deductiver Haupttheil. (Der zur Gewißheit der Gotteserkenntniß als des höchsten Wissenschaftsprincipes emporleitende Theil der Philosophie. Der im Lichte der Gotteserkenntniß als des höchsten Wissenschaftsprincipes ableitende Theil der Philasaphie.) Zweite aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche. Leipzig, Otto Schulze, Querstraße 21. 1889. — Die Lehre Krause's hat zu keiner Zeit eine eigentlich beherrschende und in weiteren Kreisen bestimmende Stellung in der Geschichte der neueren Philosophie eingenommen. Dieses wird ooraussichtlich auch jetzt noch und weiterhin nicht mehr der Fall sein können. Es ist aber immerhin eine kleine Gemeinde begeisterter Anhänger, die sich um Krause und seine Lehre versammelt hat. Hierzu gehörten früher namentlich Ahrens in Leipzig, Leonhardi in Prag und die beiden fleißigen und verdienstvollen Herausgeber dieses und anderer schan früher erschienenen Werke des Philosophen. Der erste Theil dieses Werkes war schon früher — 1869 — durch Leonhardi veröffentlicht worden, während jetzt auch der zweite sich hieran anschließende Theil mit oorliegt. Es bedarf aber einer ganz besandern Hingabe und eigenthümtichen Disposition des Geistes, um an diesem allerdings von der reinsten Begeisterung erfüllten, aber doch ganz unendlich phrasenhaft bombastischen und in der gewaltsamsten Weise erkünstelten Gedankensysteme Geschmack und Befriedigung zu finden. Wir können alles Derartige nicht wahl anders, als mit dem Ausdrucke eines eingebildeten und exaltirten Erkenntnißrausches bezeichnen. Die ganze Zeit für solche Exaltationen ist jetzt eigentlich vorüber, indem uns nur eine nüchterne, klore und sich an die gegebene Wirklichkeit aoschließende Weltanschauung wahrhaft zu befriedigen vermag. Man wird endlich aufhören müssen, unter Philosophie ein solches bloßes trunkenes Umhertaumeln in eingebildeten und künstlich ersonnenen Wahnvorstellungen von der Welt zu verstehen. Es gehört alles Dieses freilich mit der Zeitgeschichte an, aber wird doch einen anderen als einen rein historischen Charakter und Werth jetzt und wenigstens bald nicht mehr beanspruchen dürfen. Dem unbefangenen Beobachter der Zeitgeschichte wird es nicht entgehen können, daß wir einer Lebensgestaltung und insofern auch einer Weltanschauung zustreben, welche sich streng an das Reale und seine gegebenen Bedingungen anzuschließen hat und nur aus diesen heraus den Weg zu den wahren und echten Zielen oder Idealen der Vollkommenheit zu finden versuchen kann. Sich über das Wirkliche so wie es ist täuschen zu wallen, wird immer mehr als ein falscher und unmöglicher Standpunkt erkannt werden müssen. Die Reihe der falschen Ideale, die hinter uns liegen, hat jetzt ihren Werth und ihre Bedeutung für die Zukunft verloren. Es bedarf eines solchen Idealismus, der eben auf dem Boden des Realen selbst steht uod dasselbe aus seinen eigenen Kräften und Bedingungen zu der in ihm liegenden Vollkommenheit emparzuheben strebt. Hierfür bietet uns die neuere Reichspalitik das echte und glänzende Beispiel und Vorbild dar und auch die Wissenschaft und die Kunst werden sich im reinen Interesse der Wahrheit und Schönheit nur hieran anschließen können. Die ganze Krause'sche Gedankenwelt ist übrigens nach Form und Inhalt eine sa eigenthümliche, daß es eines ganz besonderen auf eine Menge von Anfarderungen des gewöhnlichen Menschenverstandes oerzichtenden Studiums bedarf, um sich in sie hineinzuversetzen, und wir können daher nicht dem Wunsch der Herausgeber Erfüllung verheißen, daß namentlich der zweite höchst abstrus gehaltene Theil des Werkes Beifall und Anerkennung finden werde.

W. L. August von Miaskowski, Das Problem der Grunddesitzoertheilung in geschichtlicher Entwickelung. Varlesung gehalten beim Antritt des Lehramts an der Wiener Universität am 15. October 1889. Leipzig 1890 bei Duncker & Humblot. 1 ℳ. — v. Miaskowski, der als Nachfolger L. Brentana's gegenwärtig der Wiener Universität angehört, wünscht durch seine Antrittsrede die historische Methode der Nationalökonomie, zu deren hervorragenden Vertretern er zählt, an einem Einzelbeispiel zu bewähren. Der Vortrag zerfällt in eine Reihe kurzer selbständiger Abschnitte, die sich in zwei Haupttheile zusammenfassen lassen. In dem ersten Haupttheil giebt v. Miaskowski eine Uebersicht über die Geschichte der Agrarverfassung vom Beginn germanischer Wirthschaftscultur bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, in welcher er vor Allem die deutschen Verhältnisse berücksichtigt. In dieser Zusammenfassung einer Entwickelung von mehr als anderthalb Jahrtausenden findet sich das Ergebniß seines reichen Wissens und Forschens in gedrängtester Form dargestellt. Naturgemäß sollen und können bei dieser Gelegenheit die Motive der geschichtlichen Kämpfe nicht zur vollen plastischen Wiedergabe gelangen, sondern es wird mehr beabsichtigt, den wesentlichen Gedankeninhalt zu abstrahiren und pointirt herauszuheben. v. Miaskowski wendet sich somit hier on den ernstesten und gebildetsten Theil des Publicums, dem die Einzelheiten der Entwickelung bereits einigermaßen vertraut sind. In der zweiten Hälfte seiner Rede behandelt er den Umschwung der Agraroerfassung, welcher mit der Bauernbefreiung vom Anfang dieses Jahrhunderts an in einem Lande des Contioents nach dem anderen sich oollzog, und hierbei erörtert er die neuen Gefahren, welche seitdem dem freigegebenen Kleingrundbesitzer durch das bewegliche Vermögen und durch die Uebermacht der Großgrundbesitzer erwuchsen. Nachdem o. Miaskowski einen Blick auf Großbritannien und die daselbst eingetretene Anhäufung des Grundbesitzes in wenigen Händen, sowie die sich dort neuerdings anbahnende Verdrängung des kleineren durch den größeren Pachtbetrieb geworfen und die Verhältnisse der baltischen Pravinzen gestreift hat, kommt er auf die deutsche Agrarfrage zu sprechen und formulirt das Grundbesitzprablem der Gegenwart zum Schluß dahin, daß es „in Deutschland, im Großen und Ganzen, also abgesehen von den Gegenden der Zwerggüter- und Latifundienbildung, wesentlich darauf ankommt, den oorhandenen mittleren und kleineren Grundbesitz zu erhalten und ihn in seiner Widerstandsfähigkeit zu stärken, nicht aber — abgesehen van jenen Ausnahmen — wie in Großbritannien einen solchen erst zu schaffen". Die Lösungsversuche der Agrarfrage bezieht o. Miaskowski nicht in den Bereich seines Vortrags ein.

L. Katechismus der Handelswissenschaft von Karl Arenz. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von G. Rothboum und E. Deimel. VIII und 187 Seiten. In Leinwand gebunden. Preis 2 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Der ursprünglich von Simon, später von Arenz und jetzt oon Rothbaum und Deimel bearbeitete Katechismus der Handelswissenschaft ist in Prag entstanden und trägt wesentlich österreichisches Gepräge. „Wiener Klafter, Faust, Joch, Mühlmaßel, Futtermoßel, Becher, Muth, Kübel, Seitel, Dreiling, Pfiff" dürften für hiesige Verhältnisse ebenso überflüssig sein, wie die Eintheilung der Wiener Mark in 16 Loth 4 Quentchen à 4 Pf. à 2 Heller und auch der (kölnischen) Mark in 8 Unzen 16 Loth 64 Quentchen 256 Pf. à 256 Richtpfennige u. s. w. Schlimmer aber als das Mitschleppen veralteter Maße wirken unrichtige Angaben. Da ist noch immer die Rede von einem preußischen Pfund, oon dem preußischen Remedium zu „höchstens"(!) ½ Procent im Gewicht und 1 Grän (!) im Feingehalt. Der Münzstaat Preußen hat aufgehört zu sein, und das deutsche Münzgesetz von 1871 hat die Fehlergrenze unserer Kranen auf $2\frac{1}{2}$ ‰ im Gewicht und 2 ‰ im Feingehalt festgesetzt. Welcher Deutsche kennt heute überhaupt noch Gräns? Passiergewicht als den Durchschnittsgehalt der „remedirten" (?) Münzen erklären ist doppelt falsch: weder von Durchschnitt, noch oon Gehalt kann hier die Rede sein, sandern nur von einer unteren Gewichtsgrenze (bei unsern Goldmünzen 5 ‰ unter dem Normalgewicht), die infolge oon Abnutzung durch den Verkehr erreicht, aber nicht überschritten werden darf. Schwankende Preise, wie die des Silbers, bedürfen eines Datums, um nicht mißverstanden zu werden. Die zu Grunde gelegten Preise von 73,25 ℳ und 76 ℳ liegen um Jahre zurück, und das Verhältniß des Silbers zum Galde „im Allgemeinen" wie $15\frac{1}{2}$ bis 16 zu 1 hat nur noch Werth als Versteinerung: wir haben leider schon 1 zu 21 überschritten. Fossil sind auch zum Theil die Courszettel. So sind die Preise der Edelmetalle von Paris, London und Venedig aus der Auflage von 1868 in diejenige von 1890 unoerändert übernommen worden. Wer versteht heute noch die Pariser Notirung: Silber f. 18. — à 19. —? und die Londoner 5. $1\frac{5}{8}$? Der Londoner Courszettel ist überdies für den Nichteingeweihten völlig unverständlich, weil die festen Valuten fehlen. St. Petersburg ist mit fester Valuta im Ausland aufgeführt, während dart bekanntlich Quantitätsnotirung herrscht. Bei den Leipziger Wechselcoursen fehlen die Schweizer Plätze, Madrid und Barcelona, während unter den Sorten der hier nicht notirte Dollar, sowie englische und nordische Raten verzeichnet sind. Auch unsere und anderer Plätze Provisions- und Courtagesätze haben sich seit einem Vierteljahrhundert etwas verändert, und welcher Leipziger Meyer sendet noch „Sr. Wohlgeboren" Noten und berechnet Tuchwaaren per Elle? Wer verkauft in Bremen das Getreide per „Last" zu den Preisen von vor 25 Jahren? Den Schluß macht, als einziges

seiner Art, ein Contocorrent mit Zinsen, Provision und Courtage ohne Buchungstext und ohne Verfalldaten! Sapienti sat.

W. L. Georg Mahlstedt, Consul der Niederlande, Die landwirthschaftlichen Genossenschaften und deren Vereinigung zu Verbänden, ihr Nutzen, ihre Errichtung und ihr Betrieb. Oldenburg 1889 bei Gerhard Stalling. 80 ₰. — Da in letzter Zeit die Genossenschaftsbewegung auch auf landwirtbschaftlichem Gebiete so viel Fortschritte macht, wird die vorliegende Schrift schon ihres Titels wegen Leser finden. Sie verdient dies aber auch wegen der Art der Behandlung des Stoffes. Verfasser theilt die auf landwirthschaftliche Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften bezüglichen Erfahrungen mit, welche er in der Praxis in Oldenburg, dem classischen Gebiete rationellen großbäuerlichen Betriebs, gemacht hat, und zwar thut er dies in schlichter ansprechender Form und mit Begeisterung für die Sache. Er bestätigt aus dem Gebiete seiner Beobachtungen die Erfahrung, daß im Allgemeinen die Entwickelung der Einkaufsgenossenschaften eine schnellere und leichtere war als die der Verkaufsgenossenschaften, unter welchen es nur mit den Molkereigenossenschaften gut vorwärts geht, während es bisher noch nicht recht gelingen will, den Viehhandel in die genossenschaftliche Form zu zwingen. Ueber die vielumstrittene Frage, ob seit dem Gesetze vom 1. Mai 1889 für landwirthschaftliche Genossenschaften unbeschränkte oder beschränkte Haftbarkeit vorzuziehen sei, äußert er sich mit folgenden beachtenswerthen Ausführungen: „— — dort, wo in einem Dorfe ziemlich gleicher Grundbesitz, gleiche Vermögensverhältnisse vorherrschen, wird man sich zweckmäßigst zur Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht zusammenthun. Wo dagegen in einem anderen Dorfe neben minder wohlhabenden Landwirthen einige Großgrundbesitzer mit großem Vermögen sich zu einer Genossenschaft einigen können, da wird die Theilhaft am Platze sein. Im ersteren Falle legen alle Genossen ihr ziemlich gleiches Vermögen in die Wagschale, im zweiten Falle wird die Gleichheit in dieser Leistung dadurch erreicht, daß der reiche Grundbesitzer, wie der minder begüterte Landwirth, nur mit gleicher Summe haften.“ Ueber den landwirthschaftlichen Genossenschaften soll als höhere Instanz ein Verband bestehen, welcher von kaufmännisch vorgebildeten Berufsbeamten geleitet wird. An dieser Stelle soll ferner im Interesse der Einkaufsgenossenschaften die technische Güte der für die Landwirthschaft benöthigten Chemikalien, sowie der gemeinsam bezogenen Maschinen von Sachverständigen geprüft werden. Ebenso soll hier für die Verkaufsgenossenschaften — nach Art der Schauämter vergangener Zeiten — die vorschriftsmäßige Beschaffenheit der zum Verkaufe eingelieferten Producte festgestellt werden, ehe dieselben dem Vertriebe übergeben werden. Dem Schriftchen, welches den für den Praktiker sehr wichtigen Vorzug der Kürze hat, ist ein Abdruck des Reichsgesetzes betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften vom 1. Mai 1889, sowie eine Sammlung von Statuten verschiedener landwirthschaftlicher Genossenschaften und Verbände beigegeben.

G. Oe. — Dr. Adolph Kohut, Ferdinand Lassalle. Sein Leben und sein Wirken. Leipzig, Otto Wigand. IX, 210 S. 8°. — Der Verf. rühmt sich auf dem Titelblatte, auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen geschildert zu haben; dennoch finden wir, daß er in seiner Darstellung manchmal Gewährsmännern folgt, die als zuverlässig und unparteiisch nicht gelten können. Er hat sich sichtlich bemüht, möglichst objectiv zu schreiben und Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen, freilich ist dabei Licht und Schatten oft an falsche Stellen gefallen. Am verständlichsten will uns Lassalle's Kampf gegen die damals schon und heute noch lahme Fortschrittspartei erscheinen, und gerade dieses Kampfes wegen greift ihn der Verf. an; am häßlichsten erscheint uns sein Verhältniß zu Helene v. Dönniges, und das sucht er als eine erschütternde Tragödie hinzustellen. Das muß man dem Verf. lassen, daß er — abgesehen von den Flüchtigkeiten und Plattheiten des Stiles — ein ganz lesbares, interessantes Buch geschaffen hat. Freilich, die Anhänger Lassalle's werden ihm nicht gerade dankbar sein; er hat sich zwar redlich bemüht, das Große an dem Manne hervorzuheben, aber er vermochte nicht, den Schmutz zu entfernen, an dem dies Leben überreich war. Wenn man die eine Correspondenz Heine's mit Lassalle liest, kann man einen Ekel nicht überwinden. Das sollten des deutschen Volkes Führer sein, der eine auf ästhetischem, der andere auf politischem Gebiete? Du armes, deutsches Volk! Der Verf. hat sich nicht gescheut, darauf hinzuweisen, daß viele der Eigenschaften Lassalle's aus seiner jüdischen Abstammung erklärlich werden; das ist ein durchaus richtiger Gesichtspunkt. Lassalle war Jude durch und durch, seine ganze Persönlichkeit wird nur aus dem Judenthum heraus verständlich; seine fast krankhafte Sinnlichkeit, seine fast wahnsinnige Selbstvergötterung, sein fast knabenhafter Trotz waren Eigenthümlichkeiten seiner Rasse. Ein jüdischer Lobhudler hat Lassalle mit einem glänzenden Meteor verglichen, das am Himmel Deutschlands aufstieg, eine Zeit lang die Gegend magisch erhellte und dann in tiefe Nacht versank. Der Vergleich ist so übel nicht. Jetzt, nachdem das Meteor gesunken ist, sieht man, wie viel Schmutz an dem Kern geklebt hat.

X. Vittoria Accoramboni. Tragödie in fünf Aufzügen von A. Weimar. Den Bühnen gegenüber Manuscript. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1890. Preis geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ — Als eine der poesievollsten dramatischen Dichtungen neuerer Zeit haben literarische Autoritäten die vorliegende, soeben erschienene Tragödie bezeichnet; so liest man in der Ankündigung derselben durch Breitkopf und Härtel, und wer sie in dem schmucken Gewand, in dem die berühmte Verlagshandlung sie uns darbietet, zur Hand nimmt und sich in die überaus genußreiche Lectüre vertieft, kann diesem Urtheil nur rückhaltlos beistimmen. Schon dem flüchtigen Blick wird der reine Wohllaut und Vollklang der Verse — es sind fünffüßige Jamben — auffällig; es ist Musik in dieser Sprache — kein Wunder, da die, welche sie schrieb, nicht nur Dichterin sondern auch Musikerin ist und unter ihrem eigentlichen Namen Auguste Götze zu den berühmtesten Gesangmeisterinnen der Gegenwart zählt. Dennoch würde Niemand ihrer Tragödie die weibliche Herkunft anmerken. Der Stoff ist auf Grund einiger geschichtlicher Daten frei erfunden und mit festem kühnem Griff bühnenwirksam gestaltet, der Conflict ein gewaltiger, echt tragischer. Der Ausdruck ist kraftvoll, gedankenreich bei aller Knappheit, die Empfindung stark und groß, voll Wahrheit und Leidenschaft. Das ganze Gefüge verräth in jeder Scene die bühnenkundige, mit Anforderungen und Gesetzen der weltbedeutenden Bretter völlig vertraute Hand, wie die Verfasserin denn auch bekanntlich schon mit anderen Werken in Dresden, Berlin, Hamburg, Leipzig, Weimar und anderwärts namhafte Bühnenerfolge errungen hat. Lebensvoll, bedeutsam, voll historischer Farbe, geben sich Situation und Charakter, allen voran die groß stilisirten Gestalten der Titelheldin und des Montalto, des nachmaligen Papstes Sixtus V., die Beide den Darstellern die dankbarsten Aufgaben bieten. Dramatisches Blut pulsirt da allenthalben; darum, so reiz- und wirkungsvoll sich die nicht genug zu empfehlende Lectüre des Stückes erweist: seine eigentliche Wirkungskraft wird es doch erst auf der Bühne bewähren, wie sich solche bei häufigen Aufführungen auf dem Weimarer Hoftheater denn auch glänzend dargethan hat. Hoffen wir, daß sich gleich der Meininger Bühne, für welche dieselbe angenommen wurde, bald noch viele andere diesem wahrhaften Dichterwerk erschließen. Es wäre zu wünschen, daß mit Dichtungen dieser Art dem realistischen Wesen, das, wie in den Schwesterkünsten, so auch in der Poesie unserer Tage die echte, noch an Ideale glaubende Kunst zu überwuchern droht, endlich Halt und Ziel gesteckt werde. Denn wir Idealisten wollen über den Zola, Dostojewski, Tolstoi, Jokai, Björnson, Ibsen und ihren deutschen Nachahmern nun einmal nicht vergessen, daß in der Kunst nicht nur das eine Princip der Wahrheit, sondern auch das der Schönheit gilt und gelten muß, dafern sie ihres besten Zaubers, des Götterfunkens, der in ihr lebt, nicht verlustig gehen soll.

G. Oe. — Th. Treudank, Dornröschen's Erwachen. Ein allegorisches Gedicht zur Erinnerung an Deutschlands Ruhmesjahre 1870/71. Plauen i. V. 1890, F. E. Neupert. 8°. 51 S. Preis: 75 ₰, brosch. 1 ℳ. — Allegorisch und der Aufschrift entsprechend sind nur Vor- und Nachspiel, die mittleren Scenen führen lebendige Bilder aus dem großen Jahre vor die Augen. Ein innerer Zusammenhang zwischen den allegorischen Gestalten der Einrahmung und den lebensvollen Typen des eigentlichen Spieles ist nicht erkennbar, die Allegorie selbst etwas zu nebelhaft. Das Ganze ist weder nach strengen dramatischen Regeln aufgebaut noch nach einem allerwärts durchscheinenden Grundsatze durchgeführt. Aber abgesehen von diesen unleugbaren Mängeln der Composition ist das Gedicht liebenswürdig und innig. Eine wohlthuende Begeisterung für Kaiser und Reich leuchtet uns entgegen; ein Hauch sinniger Stimmung liegt über den schlichten, reinen, fließenden Versen. Sie wollen gesungen, nicht gesprochen sein, diese Verse; es liegt Melodie in ihnen. Wir sind überzeugt, daß das kleine Spiel — vielleicht ohne die lose mit ihm verbundene Allegorie — an vaterländischen Gedenktagen viel Zustimmung finden und Begeisterung wecken wird, ganz besonders wenn es in Verbindung mit der Schwesterkunst der Musik vorgeführt wird. Möge das schlichte, innige und sinnige Gedicht eine freundliche Aufnahme erfahren! —

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 11. | Sonnabend, den 25. Januar. | 1890.

Reiseskizzen aus Italien 1888.

Von A. Osterloh.

I. Ein Tag auf Capri.

Ein wundervaller Frühlingsmorgen — das Meer tiefblau, wie es nur im Golf von Neapel ist; der Himmel tiefblau, sa ein rechter, echter italienischer Himmel; die Luft so klar und durchsichtig, wie sie nun einmal sein muß, um die strenge Schönheit der italienischen Landschaft in voller Schärfe hervortreten zu lassen; dabei ein leichter Wind, der die Hitze erträglich macht. Um 9 Uhr geht das Schiff von der Santa Lucia in Neapel ab. Ungefähr 3½ Stunden brauchen wir zur Ueberfahrt nach Capri, den Besuch der blauen Gratte eingerechnet.

Ein kleiner Schraubendampfer fährt ein paar Minuten eher ab. Es ist das Concurrenzunternehmen eines deutschen Juden. Gewiß sind die Preise dort viel niedriger, als auf unserem größeren Raddampfer; aber es haben sich nur drei Passagiere eingefunden; die Sache wird also kaum rentiren.

Auf dem Ruderboote, das uns an Bard bringt, sind zwei Nonnen mitgefahren. „Geistliche oder Nannen an Bord! Da giebt es Sturm,“ meinte bedenklich der deutsche Professor, den mein Mann schon vom Ufer aus bemerkt und in dem er sogleich einen Bekannten entdeckt hat. Aber die Befürchtung ist verfrüht. Die Nannen laufen blos auf dem Deck herum und betteln sämmtliche Passagiere an: dann kehren sie, als das Signal zur Absohrt ertönt, mit ihrer Beute ans Land zurück.

Die Meerfahrt ist herrlich. Der Wind hat etwas zugenommen. Das Schiff wird oon den Wellen leicht geschaukelt. Man fühlt sich ganz unsicher auf den Füßen und sucht taumelnd nach einem Stützpunkt, um von einer Seite des Decks zur andern zu gelangen. Hier und da verschwindet ein Passagier und kehrt blässer und stiller zurück. Die Kellner bieten in feingeschliffenen Gläschen Marsala und Vermauth an und finden viel Absatz. Ein Volkssänger singt Funiculi Funicula und die Bella Carolina; ein echter Italiener, sannengebräunt, mit glänzenden, schwarzen Augen: nicht mehr jung, zum Embonpoint neigend, aber voll jugendlicher Lebhaftigkeit und südlichen Feuers. Er hüpft und springt und tänzelt und singt dabei mit viel Ausdruck und wenig Stimme die glühende Liebeserklärung an die schöne Carolina — täglich 20 bis 30 Mal —

> Ujè Caruli
> con questi occhi nire, nira, nire
> a con quasta bocca rossa
> tu mi fai murire —

oder so ähnlich; während sein Begleiter, ein langer, hagerer Mensch in großcarrirtem Ueberzieher, mit gleichgiltigem Ernst die Harmonikabegleitung spielt.

In Sorrento wird gehalten. Mit Lärm und Geschrei nähern sich dem Schiffe die diversen Hôtelgondeln, eine Art schwimmender Hôtelomnibus nebst dazugehörigen Portiers. Einer sucht den Andern von der Landungsbrücke zu verdrängen, einer sucht den Andern zu überschreien: Vittoria! Tramontano! la Sirena! la Piccola Sirena! — Aber sie Alle haben nicht viel Glück; denn fast Niemand steigt aus. Auch die Seekranken unseres Schiffes besitzen Seelengröße genug, diese Gelegenheit, ans Land zu gelangen, vorübergehen zu lassen. Das geschieht sonst bisweilen in Sorrent. Ich selbst kenne Leute, die nach Capri reisen wollten, aber Krankheits halber blos bis Sorrent gekammen sind.

Ueberhaupt scheint die Seekrankheit auf der Tour von Neapel nach Capri eine verhältnißmäßig große Rolle zu spielen. Während ich bisher immer nur solche Menschen kennen gelernt hatte, die gerade, Jeder für sich, allemal „der einzige Gesunde auf dem ganzen Schiff“ gewesen waren, habe ich nun in und um Neapel auch welche getroffen, die zu den Anderen auf dem ganzen Schiff gehörten und mit Schaudern oon ihrer Ueberfahrt erzählten.

Immer mehr nähern wir uns dem Ziel; immer deutlicher steigt es aus den Fluthen, das schöne Felseneiland, dessen charakteristische Form uns schon von Neapel aus sa entzückt hatte. Wir sind ganz dicht an der Küste.

„Grotta azzurra!“ ertönt es plötzlich; und wir halten. Die ganze Fläche zwischen Schiff und Land ist wie übersäet mit winzigen Fahrzeugen, die Nußschalen gleich oon den Wogen schaukelnd hin- und hergeworfen werden. Ein Boot nach dem andern, jedes zwei, höchstens drei Personen fassend, legt am Dampfer an, um die Passagiere zur Einfahrt in die blaue Grotte aufzunehmen.

Alles drängt sich an die Schiffbrücke; die Leiter schwankt dir unter den Füßen, während du heruntersteigst; jetzt ein großer Sprung — und du bist im Boot. Ein reges, buntes Treiben herrscht ringsum; Alles ruft, schreit, lacht und neckt sich gegenseitig. Hier ein furchtsames Dämchen, das sich nicht in das schaukelnde Boot hinabwagt; da ein dicker, alter Herr, der seines Leibes Fülle nicht in dem schmalen Ding unterzubringen vermag. Jetzt sind sämmtliche Passagiere eingeschifft; und die ganze Flottille versammelt sich um den Eingang der Grotte. Die Oeffnung ist ganz schmal, nur einen Meter hoch. Wir müssen uns platt auf den Boden des Kahnes legen und auf eine Welle warten, die uns hineinträgt. — Da — jetzt — der Schiffer, der bis dahin mit der Leitung des Fahrzeuges zu thun hatte, duckt sich nieder — blitzschnell — ein Augenblick — und wir sind drin. Mit der nächsten Welle folgt der nächste Kahn, bis sie alle, wol zwanzig ader mehr, in der Gratte sind.

Ueber uns wölbt sich das Felsendach, und um uns herum ist das wunderbarste, blaue Wasser, das du dir denken kannst; nicht jenes tiefe, gesättigte Blau, wie es den Schweizerseen und dem Golf von Neapel selbst eigen ist: ein klares, helles Himmelblau, sa wie bei uns im Norden der Himmel an schönen, sonnigen Maitagen aussieht.

Und dennoch — offen gestanden — war ich im ersten Augenblick etwas enttäuscht. Ich hatte colorirte Photographien gesehen, auf denen nicht nur das Wasser, sondern auch die Felsen und alles Sichtbare überhaupt in eine intensiv blaue Farbe getaucht waren; und da ich leider bis heute noch nicht klar darüber geworden bin, auf welchen wissenschaftlichen Voraussetzungen diese ganze eigenthümliche Lichterscheinung beruht, traute ich ganz bona fida der Photographienphantasie und den begeisterten Schilderungen anderer Touristen und war nun ganz verwundert, Alles lange nicht so blau, wie ich gedacht hatte, zu finden. Die Felsen sahen grau aus, wie alle Felsen, höchstens ein ganz, ganz mattblauer Reflex war bei den untersten Partien derselben wahrzunehmen.

Während wir unsere Hände im Wasser plätschern lassen, erklärt uns der Schiffer, daß, so schön die blaue Grotte an und für sich sei, wir doch eigentlich gar nichts gesehen hätten, „se non vedate il marinar nell' aqua“. Ein kleiner Junge, der extra zu diesem Zwecke, am hinteren Ende des Bootes hockend, mitgefahren ist, bietet sich trotz der Kälte des Wassers zu einem Bade an, wenn wir ihm drei Francs geben. Der Mann mag wol die Ablehnung auf unseren

Zügen gelesen haben und da er den Grund derselben mißversteht, beeilt er sich hinzuzufügen, der Junge werde, mit einem Unteranzuge bekleidet, ins Wasser springen.

„No no grazie; troppo caro," sagen wir.

„Wie? zu theuer?!" der Schiffer läßt einen Strom von Beredtsamkeit über uns ergehen; es sei das Geld wol werth, und wenn wir nicht zufrieden gestellt wären, sollten wir gar nichts zahlen; es sei nicht für ihn, der Junge erhalte das Geld; wenn er's wäre, er würde, blos um uns Vergnügen zu machen, umsonst, ganz umsonst ins Wasser springen.

Nicht als ob uns diese Aufopferung allzu sehr gerührt hätte, mehr um dem ewigen Zureden zu entgehen, wenden wir drei Francs dran, und der marinar geht ins Wasser. Vorher wird sorglich der Kahn ans äußerste Ende der Grotte gefahren, damit nicht etwa die anderen Besucher den Anblick gratis mitgenießen können, sondern daß Jeder seinen eignen marinar bezahle. Der Junge paddelt und plätschert im Wasser herum. Es ist wirklich ein schöner Anblick. Der ganze Körper hat eine bläulich silberne Färbung angenommen, und die Wassertropfen, die von den Händen herabperlen, sehen aus, wie flüssig gewordenes Silber. Nachdem wir genug bewundert haben, fährt der Junge, ohne sich auch nur abgetrocknet zu haben, in seine Oberkleider; und wenige Minuten drauf sind wir wieder an Bord des Schiffes.

Das Schiff setzt sich direct nach dem Hafen von Capri zu in Bewegung. Die kleinen Boote mit ihren Schiffern werden mittels langer Taue am Dampfer befestigt und kehren so nach der Marina zurück. Ein reizendes Bild! Die hohen Wellen des Dampfers schleudern sie wie Korke in die Höhe; manchmal verschwindet der eine oder der andere ganz im Schaume der Wellen, um gleich darauf wieder hoch oben auf einer rollenden Woge sichtbar zu werden.

Jetzt sehen wir Capri dicht vor uns; zur Rechten der monte Solaro, die höchste Erhebung, mit seinen bräunlichen Felsenmassen. Da wo er sich nach dem Meere zu abdacht, liegt Anacapri, von hier aus nicht sichtbar. Zur Linken eine niedrigere Erhöhung, auf der sich die Ruinen vom Schlosse des Tiberius befinden; und in der Einsattlung zwischen beiden Bergen Capri selbst mit seinen schmalen, engen Gassen und seinen vielen Hôtels. Auch am Strande unten, an der Marina grande, liegen Hôtels; diese werden im Hochsommer zur Seebadezeit von Italienern benutzt; jetzt sind sie ziemlich leer, während oben Alles überfüllt ist.

Wie ein Stück Orient steigt das sonnenbeschienene Eiland vor uns auf; fast farblos, hell und blendend mit seinen weißen, flachgedeckten Häusern, den hohen, weißen Gartenmauern, der staubig weißen Landstraße, die sich in zahllosen Zickzackwindungen dem Städtchen zu bergan schlängelt. Ein oder zwei Palmen und etwas niedriges, dunkles Gestrüpp an den Felswänden des monte Solaro, das ist das einzige Grüne, was unser Auge entdeckt. Auf der entgegengesetzten Seite der Insel findest du noch eine Palme und einen größeren, graugrünen Olivenhain, auch soll es in späterer Jahreszeit schöne Weingelände geben; und unser Freund, der Capri-Enthusiast, versichert sogar, daß man unter denselben streckenweise im Schatten wandeln könne. Ich weiß es nicht. Als wir dort waren, gab es Schatten blos in den Häusern; und ich war sehr froh, daß wir ein kleines Wägelchen gemiethet hatten und den Weg auf der Landstraße, die in ungefähr einer halben Stunde zum Marktplatz hinaufführt, nicht zu Fuß zurücklegen mußten. Vor wenigen Jahren noch wäre das unumgänglich gewesen. Da bildete eine steile in Fels gehauene Treppe die einzige Verbindung zwischen dem Strande und der Stadt. Du mußtest wohl oder übel zu Fuß hinaufsteigen; und deinen Koffer, so schwer er auch sein mochte, trugen Frauen, nach der in Italien üblichen Beförderungsweise, auf dem Kopfe, die unzähligen Stufen hinauf.

Als gute Deutsche strebten wir selbstverständlich dem Hôtel Pagano zu, dem berühmten Hôtel Pagano, in dem Scheffel gewohnt und gedichtet, in dem sich zahllose deutsche Maler verewigt haben und das seitdem der Sammelpunkt aller Deutschen, Künstler und Nichtkünstler, geworden ist. Früher war es sehr primitiv und billig. In letzter Zeit hat es sich in beiden Beziehungen etwas geändert, aber der Zuspruch hat nicht nachgelassen.

„Das Essen ist schlecht und die Zimmer sind schlecht, aber im Uebrigen ist es sehr hübsch," sagte uns ein dort wohnender Landsmann.

Der Andrang ist, um diese Jahreszeit wenigstens, so groß, daß alle Zimmer — kleine und große, nach vorn oder hinten herausgelegen — gleich viel kosten. Wenn du en attendant ein Bett auf dem Vorsaal bekommst, zahlst du dasselbe wie für einen Salon. Dafür rückst du nach und nach, wenn deine Vorderleute abreisen, in bessere Regionen auf; und wenn du lange genug bleibst, kannst du es erleben, daß du selbst der Besitzer jener besten Stube wirst, um die du deinen Vorgänger immer beneidet hast. Ich glaube aber, du mußt sehr lange dableiben, denn die Leute scheinen mir in Capri sehr seßhaft zu sein.

Als wir in unserem Wägelchen beim Pagano vorfuhren, machte es uns gleich einen unheimlich besetzten Eindruck. Kein Hausknecht oder Portier sprang uns entgegen, kein Wirth lächelte uns freundlich an; im ganzen Vorhaus war kein Mensch zu sehen. Dafür hing eine schier unendliche Menge Ueberzieher an den Wänden, und darüber thürmte sich Hut auf Hut. Aus dem Speisezimmer, das seiner originellen, malerischen Ausstattung wegen berühmt ist, drang ein lärmendes Stimmengewirr; und als nach langer Zeit endlich der Wirth erschien, zuckte er auf unsere Anfrage nach einer Wohnung einfach mit den Achseln, ohne auch nur mit einem einzigen Worte Bedauern zu heucheln. Wahrscheinlich waren auch schon die Corridore vergeben. Wir gingen ein paar Schritte weiter nach Quisisana, einem feinen, gut gehaltenen Hôtel mit mehr kosmopolitischem Anstrich.

Um den Tag gründlich auszunutzen, begaben wir uns gleich nach dem Frühstück auf die Wanderschaft und bestiegen, obgleich die Sonne noch mittäglich auf uns herabbrannte, den monte Solaro. Die Aussicht von dort oben ist herrlich. Man sieht nach der einen Seite zu den Golf von Neapel mit dem ganzen üppigen, in Sonnenglanz getauchten Gestade von Sorrent bis Neapel und Bajä, und nach der andern zu das offene Meer. Auch die großartigen, steil aus dem Meere ragenden Klippen der Faraglioni erblickt man.

Ganz wenig unterhalb des Gipfels steht ein Kirchlein; daran ein kleiner Friedhof, in dem die Leichen der in einer früheren Cholera-Epidemie in Anacapri Verstorbenen beerdigt worden sind. Einfache schwarze Holzkreuze bezeichnen die Gräber. An die Kirche angebaut hat ein Einsiedler seine Klause errichtet; ein kahles Zimmerchen mit einem Bett und ein paar Stühlen; auf einem wackeligen Tische liegen ein paar dicke Folianten. Durch dieses Zimmerchen gehend, gelangst du in ein zweites, kleines Gemach mit Bänken an den Wänden. Hier kannst du rasten, wenn du nicht vorziehst, auf die schmale Terrasse zu treten, die einen schönen Ausblick gewährt. Der Eremit, ein heitrer, alter Mann mit grauem Haar und vergnügten, dunklen Augen, bringt eine Flasche säuerlichen Landweins, und wenn du Hunger hast, ein wenig steinhartes Brod, biscotto: das sind alle Leckerbissen, die er zu bieten hat.

Er setzt sich zu dir und freut sich, wenn du dich mit ihm unterhältst. Im Winter ist er ohnehin oft ganz vom menschlichen Verkehr abgeschnitten, und er ist ein mittheilsamer, alter Herr. Dennoch fühlt er sich in seiner Klause sehr wohl und behaglich. Vor Jahren hatte ihn der Papst nach Rom berufen und er hatte selbstverständlich gehorchen müssen. Nach ein paar Monaten aber zog es ihn doch gewaltig nach seiner heimathlichen Insel, und er erbat sich einen Permeß, der ihm gestatte, zeitlebens auf seiner Anhöhe zu hausen. Er erhielt denselben und kehrte in seine Einsiedelei zurück. Seine Angehörigen in seinem Geburtsort Anacapri versorgen ihn mit Lebensmitteln, und seine Schwester und eine Nichte führen ihm die Wirthschaft. Die Einsamkeit ist also nicht gar zu streng.

Nach Capri zurückgekehrt, machten wir noch einen kleinen Bummel durch die Stadt und besuchten dann die Punta Tragara, unterhalb welcher sich Reste eines römischen Hauses vorfinden. Auch ein kleines Wirthshaus ist da. Mit weithin sichtbaren Buchstaben siehst du auf der Frontseite in deutscher Sprache: „Münchener Bier und billigen Mittagstisch, guten Kaffee und freundliche Bedienung" angekündigt.

Ueberhaupt ist's ganz fabelhaft, was für einen überwiegenden Einfluß das Deutschthum in Capri gewonnen hat. Die ganze Insel gleicht einer deutschen Colonie. Auf Schritt und Tritt triffst du Deutsche; die kleinen Jungen auf der Straße grüßen dich mit: Guten Tag; und der Schneider des Ortes hat neben dem italienischen Sarto auf seinem Schild ein gutdeutsches Schneider stehen. Beim Morgano ist eine richtige Bierkneipe, wo du Münchener Bier sogar in zwei verschiedenen Sorten findest. Allerdings ist's Flaschenbier: aber doch versammeln sich unsere Landsleute allabendlich dort zum Nachttrunk. Die Kneipe heißt „Zum Kater Hidigeigei", aber ich zweifle sehr, daß die echt italienische Wirthin den Namen ihrer Osteria auszusprechen vermag, geschweige denn eine Vorstellung von dessen literarischer Bedeutung hat. Ueberall auf Gassen und Gäßchen, in Läden und Hotels, am Strande und auf dem Gipfel des monte Solaro klingt dir unsere liebe Muttersprache in allen ihren schönen und nicht schönen Dialekten entgegen.

Die Italiener haben wirklich nicht so Unrecht, wenn sie ihre

Officiere, die sich etwas haben zu Schulden kommen lassen, „zur Strafe“ nach Capri versetzen. Da dieselben in den seltensten Fällen der deutschen Sprache mächtig sind, fühlen sie sich wie im Exil; und der unglückliche Lieutenant im Pagano schläft unfehlbar jedesmal bei der table d'hôte ein. Auch im „Kater Hidigeigei“ war er sanft entschlummert und ergötzte sämmtliche Anwesende durch sein gewaltiges Schnarchen.

Ganz Capri ist wie ein kleiner Badeort aber wie eine große Studentenkneipe. Höchst gemüthlich! Alle Welt verkehrt mit einander und kennt einander, und wer sich nicht kennt, unterhält sich doch; und so kommt's schließlich aufs Selbe heraus. Obgleich wir uns nur 24 Stunden auf Capri aufhielten, waren wir doch ganz au fait sämmtlicher kleinen Skandal- und anderen Geschichten und haben ein paar Dutzend Menschen kennen gelernt; entweder rite durch gegenseitige Vorstellung oder von Ansehn oder dem Namen nach, jedenfalls genug, um ein Bild von dem Badeleben des felsigen Eilands zu erhalten.

Da war die vornehme, englische Lady mit weißem Haar und rosigen Wangen, ein paar hochgewachsene Misses, ein polnischer Fürst mit klangvollem Namen und ein deutscher Professor mit klangvoller Stimme, welch' letztere die ganze Tafelrunde beherrschte; ein paar überarbeitete, nervöse Kaufleute, die extra um sich auszuruhn nach Capri gereist waren; eine dazu gehörige Gattin, die natürlich auch nichts Anderes zu thun hat, Alles beobachtet, Alles weiß und nie ohne Skatkarte ausgeht; ein Lieutenant in der Reconvalescenz, der maître de plaisir der kleinen Réunions; eine etwas ältliche beauté und ihr Verehrer; ein sittiges Professorstöchterlein; ein englischer Geistlicher, der sich's auf Reisen wohl sein läßt, und einem angenehmen Hôtelgebrauch zufolge überall für halben Preis das Ganze genießt; ein paar Lungenkranke im Anfangsstadium, die den Winter in Davos zugebracht haben und nun ihre heilende Lunge ganze Vormittage lang am Meeresstrande sonnen; ein Capri-Enthusiast, der ohne vier Wochen Capri jährlich nicht leben kann und uns sehr über die Achsel ansieht, als er hört, wie wenig Zeit wir auf sein Paradies verwenden wollen. Auch den kleinen, buckeligen Maler haben wir gesehen, der einen ganz abenteuerlichen Namen führt, unermeßlich reich ist und kürzlich einen großen Maskenball gegeben hat. Er ist der intime Freund eines Münchener Künstlers, dessen Spuren man überall in Capri trifft. Auch dem „Kater Hidigeigei“ hat er verschiedene Bilder und Skizzen gestiftet, die die Wände der kleinen Kneipstube zieren. Morgen ist seine Hochzeit. Er heirathet eine Korallenverkäuferin. Diese wird dann gnädige Frau, denn der Maler ist adelig. Dergleichen Heirathen kommen gar nicht so selten vor. Die Mädchen auf Capri sind sehr schön und besitzen natürliche Intelligenz und Mutterwitz. Wenn du sie siehst, begreifst du schon, daß sie ein Künstlerauge zu entzücken vermögen, die anmuthigen Gestalten mit den tiefgebräunten Gesichtern, den rabenschwarzen Haaren und den großen, brennenden Augen. Fast will es dir scheinen, als hättest du noch nie — selbst in Italien, wo doch Alles dich aus großen, dunklen Augen anblickt — so viele und so schöne, feurige, schwarze Augen gesehen. Leider verblühn, wie alle südlichen Schönheiten, auch die Capreserinnen rasch. Siehst du sie, die dich so entzückte, nach ein paar Jahren wieder, so ist die Jugendblüthe verschwunden; und es kann dir gehen, wie unserem norddeutschen Freunde. Den hatte ein Bekannter, der vor ungefähr 5 Jahren in Capri war, an die schöne Pascarella empfohlen. Ihr, der Perle von Capri, und keiner Anderen, solle er die Korallen, die er doch ganz sicher kaufen werde, abnehmen. Er sucht und sucht —

„er geht den Zug wol auf und ab
und fragt nach allen Namen,“

er findet viele Schöne, die schöne Carolina, die schöne Maria; aber die schöne Pascarella findet er nicht. Schließlich, als wieder einmal eine ganze Schaar Korallenverkäuferinnen, alte und junge, sich um ihn versammelt hat, um ihm ihre Ketten und Broschen in allen landläufigen Sprache anzubieten, fragt er direct nach seiner Pascarella.

„Pascarella? — so heiße ich!“ ruft, sich hervordrängend, eine der Händlerinnen. Endlich hat er sie gefunden! Er blickt sie an; — nein, das ist die bella Pascarella nicht, die er sucht; ein runzliges, gelbes Weib mit großem Mund und scharfen Zügen; die großen, dunklen Augen das einzige Schöne im Gesicht. — Und doch war es dieselbe Pascarella, die wenige Jahre früher seinen Freund begeistert hatte.

Die Korallen sind in Capri sehr billig, und überall triffst du die Verkäuferinnen. Vor den Thüren der Hôtels richten sie ihre Stände ein; am Dampfschifflandeplatz begrüßen sie dich — natürlich in deiner Muttersprache: „Serr schön“ oder „I say this is beautiful“ oder „Mousiou, voulez-vous?“ — auf der Straße verfolgen sie dich und auf dem kleinen, mit glatten Steinplatten bedeckten Marktplatze umringen sie dich. Auch Schildkrot und feine Strohkörbchen werden feilgeboten. Ganz besonders charakteristisch für die dortige Gegend sind rothe, gestrickte, wollene Mützen; ich weiß nicht, ob immer oder ob es nur eine diesjährige Mode ist. Jeder Caprese trägt eine solche und jeder Fremde, der länger als zwei Tage auf der Insel weilt, legt sich dies Stück Landestracht zu. Auch die Damen haben sich diese Mode auf ihre Weise angeeignet und stülpen auf den Kopf ihrer großen, runden Strohhüte als einzigen Aufputz eine lange, bunt seidene Zipfelmütze.

Zu den Berühmtheiten von Capri gehört auch die Tarantella. Nirgends in ganz Italien wird sie besser getanzt, als hier. Eine Tarantella auf Capri! — Siehst du sie nicht im Geiste vor dir, die gluthäugigen Capreser Fischer und die holden Mädchen von Capri? Es ist Sonntag Nachmittag; der Himmel ein wolkenloses Blau, aber die Sonne neigt sich dem Untergange zu, und die drückende Schwüle beginnt zu weichen. Da sind sie Alle versammelt unten am Meeresstrand oder oben auf der Terrasse neben dem Marktplatz, wo du die prächtige Aussicht hast auf die tiefblaue Fluth, die glatt wie ein Spiegel vor dir liegt. Kein Boot und Schiff, soweit das Auge reicht, kein Schaumstreif krönt die Köpfe der Wellen; eine weite, regungslose, blaue Fläche. Die Burschen sitzen auf der niedrigen Mauerbrüstung und rauchen oder schäkern mit den schönen Mädchen, die im Sonntagsstaat mit der kleidsamen Kopfbedeckung, die du von so vielen Bildern und Maskenbällen her kennst, und der buntgestickten, italienischen Schürze müßig plaudernd dastehen. Da ertönt Musik. Einer der Burschen hat seine Geige geholt — oder ist es ein Dudelsack? — und spielt zum Tanze auf. Wie elektrisirt erheben sich die Anderen. Ein Jeder faßt sein Mädchen und nun drehen sie sich schnell, immer schneller in graziösen Wendungen; die Augen blitzen, die kurzen Röcke flattern. Hier naht, von der Musik angelockt, noch ein verspätetes Paar; immer größer wird der Kreis der Tanzenden. Nicht nur die Füße, nein, die Arme, der Kopf, der ganze Körper tanzt mit. Immer schneller, immer rasender erklingt die verführerische Musik; immer rasender, immer leidenschaftlicher drehen sich die Paare; Alles um sich herum vergessend, ganz in der Lust des Tanzes aufgehend; nur sich selbst zum Vergnügen: ein echtes Bild volksthümlichen Lebens, volksthümlicher Lust!

Wenn du dir's etwa so oder ähnlich gedacht hast, mein Lieber, dann kennst du die modernen Italiener schlecht — wenigstens die Bewohner von Neapel und Umgegend. Nie würden sie lediglich zu ihrem Vergnügen das Geringste thun, was ihnen andernfalls irgend welchen Gewinn versprechen könnte. Ich bin überzeugt, wenn du in einer jener wunderbaren Mondnächte, wie man sie schöner als auf Capri niegends sehen kann, bei einem späten Spaziergang, um eine Ecke biegend, ein Liebespaar in trauter Umarmung beim Kusse überraschtest; — ich bin überzeugt, sage ich, daß das Pärchen, den günstigen Zufall benutzend, dich sofort um ein paar Soldi als Entrée für das Bild aus dem Volksleben bitten würde.

Die Tarantella, die wir gesehen, wurde im parquettirten Saale des Hôtel Quisisana bei Gasbeleuchtung — oder war es gar elektrisches Licht? — getanzt. Für gewöhnlich muß den Tänzern vorher eine Einnahme von mindestens 10 Francs garantirt werden. Das Abendessen wird den Künstlern ohne Weiteres vom Wirthe verabreicht, unter die verschiedenen Gäste repartirt und stillschweigend auf die Hôtelrechnung gesetzt. Das war diesmal nicht der Fall. Mein Nachbar an der table d'hôte hatte die Leute aufgefordert. Er mußte sie schon näher kennen, denn während der Pause ging er, wie er sagte, dans les coulisses und unterhielt sich mit den Tänzerinnen. Es war der polnische Fürst, ein großer Alterthumsliebhaber, der bei Tisch viel von dem „magnifique achat“ erzählte, den er soeben das Glück gehabt habe, zu machen. Während er am Meere gestanden, habe ein Fischer vor seinen Augen eine echte Amphora des Tiberius aus dem Wasser gezogen und sie ihm zu einem ganz annehmbaren Preise zum Kaufe angeboten.

Wie bekannt, ist das Andenken des grausamen und genußsüchtigen Kaisers Tiberius sehr eng mit der Insel verknüpft. Derselbe hat die letzten Jahre seines Lebens hier zugebracht; und Geschichte und Fabel vereinigen sich in Berichten über die Ausschweifungen, denen er sich hingegeben, die unmenschlichen Gräuel, die er geübt. Es wird noch der Felsen gezeigt, von welchem aus er die Menschen, deren er sich zu entledigen wünschte, ins Meer gestürzt habe. Jedenfalls war ihm der Aufenthalt auf der Insel, fern von Regierungssorgen, sehr lieb, und er erbaute daselbst mehrere Schlösser mit allem Comfort des Alterthums. Man findet noch Ueberreste derselben: Mauerwerk, Marmor, Bronzen, Vasen, Krüge, Töpfe u. s. w., und so ist's wohl möglich, daß der Zufall die Alter-

thumssammlung des Fürsten mit einem werthvollen Stücke bereichert hat. Es ist aber ebenfalls Thatsache, daß in der ganzen dortigen Gegend sehr viele Alterthümer künstlich hergestellt werden, und ich hatte den Fischer stark im Verdacht, daß er höchsteigenhändig diese „echte" Amphora an einem sicheren Orte versenkt habe, um sie im günstigen Augenblick in Gesellschaft eines solventen Kunstliebhabers zufällig herauszufischen.

Während des Essens wurde sie gerade gebracht, und der Wirth frug den glücklichen Ersteher, wo er das Ding hinthun solle. „In meine Stube, natürlich," meinte der Fürst.

— „Unmöglich! sie stinkt zu entsetzlich." Vielleicht sprach der Geruch für die Echtheit, und ich thue dem braven Fischer Unrecht.

Nach der table d'hôte also erschienen unsere Tarantella-Tänzer; die Männer in der kleidsamen, knappanliegenden Fischertracht, die Mädchen ganz unoriginell und wenig hübsch gekleidet, ungefähr wie die Dienstmädchen in den Städten bei uns, vielleicht nicht ganz so sauber; ein langer, grauer oder blauer Rock, eine glatte, andersfarbige Taille, Schürze und ein kleines, dreieckiges Halstuch. Sie hatten Stiefeln an, als sie hereintraten, legten aber diese und die Strümpfe ab und tanzten barfuß. Eine Ziehharmanika und ein anderes Instrument — ich habe vergessen welches — bildeten die Begleitung. Der Tanz selbst war recht hübsch. Es tanzten stets zwei Paare zu gleicher Zeit; ein quadrillenartiges Herüber und Hinüber mit viel pantomimischer Zuthat.

Dem Ganzen liegt ungefähr die Idee einer Liebeswerbung zu Grunde: der Mann gesteht seine Liebe und fleht um Gegenliebe; das Mädchen weist ihn erst ab, ist kühl und spröde; schließlich gelingt es ihm aber, ihre Zuneigung zu erringen.

Das war nett ausgeführt und wurde sehr graziös getanzt; nur war es ziemlich lang und wurde auf die Dauer ermüdend; auch schadeten die langen, unkleidsamen Röcke der Wirkung. Bei der zweiten Aufführung tanzte auf Verlangen der habitués unter den Zuschauern zur allgemeinen Heiterkeit eine ältere Frau mit, furchtbar dick, eine wahrer Koloß; aber merkwürdigerweise stellte sie sich gar nicht so ungeschickt an.

Wir warteten das Ende des zweiten Tanzes nicht ab, da wir uns noch zum Abendtrunk in den „Kater Hidigeigei" verabredet hatten.

Als wir von dort zurückkehrten, war es Nacht geworden, eine echte, südliche Mondnacht, wie ich sie so schön noch nicht gesehen hatte. Nicht eine jener träumerischen, nordischen Mondscheinnächte, wie sie unsere Dichter besingen und wie wir sie selbst so oft verlebt haben: dunkle, farblose Baumgruppen, dunkle Häusermassen, eine graue Ferne; nur die Fensterscheiben strahlen, und auf dem Wasser glitzert es silbern; über die Gartenwege huscht es wie geisterhafte Schatten, und um die Baumwipfel flattert ein bläulicher Duft. — Dort ist Alles hell und klar. Wie im Tageslicht heben sich die weißen, glattgedeckten Häuser und die scharfen Conturen der Palmen vom Hintergrunde ab. Schneeig weiße Gartenmauern werfen scharfumgrenzte, schwarze Schatten auf die schmalen Gäßchen; und du könntest die Pflastersteine zählen, so deutlich siehst du den Weg, der zum Pagano führt, vor dir. Nichts Bläuliches, Verschwommenes; Alles klar und licht, wie am Tage — und doch ganz anders. Nichts Nüchternes, Nichts Kaltes: die ganze Landschaft ist in Glanz gebadet, so wunderbar, so zauberisch, daß du dich in ein Märchen aus 1001 Nacht versetzt glaubst. Nur die Höhle mit den Schätzen fehlt und die diamantenglänzende Prinzessin. Aber du würdest dich nicht wundern, wenn es plötzlich lebendig würde unter dem Palmbaum, und irgend eine liebliche Roxane oder Scheherezade mit perlenumwundenem Turban auf dich zuträte, oder Harun al Raschid in seiner Verkleidung durch die schmalen Gäßchen wanderte. Ist's doch Zauberland, was du vor dir siehst, diese ganze schweigende, leuchtende, glänzende Insel!

Am nächsten Morgen wollten wir nach Amalfi fahren. Der Dampfer kommt von Sorrent, legt in Capri an und fährt dann in reichlich zwei Stunden nach Amalfi. Da die Schiffe nur sehr geringen Tiefgang haben und nicht seetüchtig sind, wird nur bei ganz ruhigem Wetter gefahren. Heute ist es nicht sicher, denn es weht ein scharfer, frischer Wind.

„Wer weiß, ob der Dampfer kommt," sagt der Geschäftsführer des Hôtels; aber wir trauen ihm nicht ganz und fahren zur Marine hinunter. Die Schiffer unten aber sind derselben Ansicht und blicken bedenklich auf die schaumigen Kronen der Wellen. Wir legen unser Gepäck auf einen der Kähne, die aufs Trockne gezogen sind. Der Strand ist steinig und die Sonne brennt mit Macht hernieder. Die Boote sind alle im Hafen. Die Schiffer mit ihren sonnverbrannten Gesichtern stehen müßig am Uferdamme. Drei oder vier Wägelchen mit flotten, kleinen Pferden halten auf der Landstraße. Die Kutscher liegen im Wagen und schlafen. Auf einen mit kräftigen Gäulen bespannten zweiräderigen Karren werden Steine aufgeladen. Ein paar Kurgäste sonnen sich am Meeresstrand. Außer dem Mann, der schwitzend die schweren Steine schleppt, hat Niemand etwas zu thun. Alle gaffen uns an und machen wol auch eine Bemerkung über das Wetter.

Ein junger marinar mit frischem, offenem Gesicht eröffnet die Conversation, indem er mir erzählt, daß er gestern bei der Tarantella die Harmonika gespielt habe; ich sei auch unter den Zuschauern gewesen; er erinnere sich wol. Ob wir nicht in seinem Boote einen giro um die Insel machen wollten?

— Nein, wir warten auf das Schiff nach Amalfi.

Er zuckt mit den Achseln. — Das kommt nicht. —

Nachdem wir eingesehen hatten, daß wir Amalfi definitiv aufgeben müßten, gingen wir in eins der am Strande gelegenen Hôtels, um ein warmes Frühstück einzunehmen. Dieses Hôtel hat die besondere Eigenthümlichkeit, daß es vom Generalpostmeister Stephan empfohlen wird. Daß das wirklich eine besondere Eigenthümlichkeit ist, wirst du aus Nachfolgendem verstehn. Der Besitzer vertheilt nämlich auf dem Schiffe, am Strande und überall, wo er sonst menschliche Wesen erblickt, Karten, auf denen in italienischer Sprache geschrieben steht: Hôtel so und so, empfohlen von dem consigliere intima della corte di Prussia Enrica Stefan di Berlina oder ähnlich. Für wortgetreue Wiedergabe garantire ich nicht.

Oder aber: er zieht dich mit wichtiger Miene bei Seite und flüstert dir geheimnißvoll ins Ohr: „Canosce questo Signore?" Dabei zeigt er dir die bewußte Karte. Während du den Titel ins Deutsche zurückübersetzest und den königl. preußischen Geheimrath glücklich herausbringst, wird dir allmälig klar, um wen es sich handelt; und du wunderst dich, was dein berühmter Landsmann, dem du persönlich vorgestellt zu sein bis jetzt nicht die Ehre hattest, von dir will. Du sollst nicht lange im Unklaren bleiben.

— „Er wohnt stets bei mir," setzt der geheimnißvolle Mann mit großem Selbstbewußtsein hinzu, „Pension 6 Francs, excl. Logis, déjeuner à 2,50 Francs —" Ah; du bist im Bilde! Es ist eine Reclame! Für Nichtdeutsche hat der findige Caprese einen russischen Fürsten als Lockvogel.

Bei der Abfahrt von Capri bietet sich dir wieder ein lebhaftes, buntbewegtes Bild. Während am Ufer die Menge der Schiffer, Eselstreiberinnen, Kutscher, Korallenverkäuferinnen und Blumenmädchen durcheinanderwogt, umkreist die männliche Jugend Capris in unzähligen kleinen Booten das Schiff. Immer näher drängen sie sich heran; immer lauter rufen und schreien sie, um deine Aufmerksamkeit zu erregen: Signore, signare! un soldo! gettate un soldo! buttate un soldo! signore un soldo! Lachend blickst du herab und Soldo auf Soldo fliegt in die braunen Hände, die sich dir verlangend entgegenstrecken, oder in die erhobenen Schmetterlingsnetze; oder er fällt auf den Boden des Kahnes, und fünf oder sechs kleine Kerle stürzen sich, um die Beute zu erhaschen, in wilder Hast übereinander, so daß das leichte Fahrzeug schwankt und kippt; — natürlich Alles unter durchdringendstem Geschrei, Gekreisch, Gelächter; und dazwischen immer wieder: un soldo! un soldo!

Ein großer Junge erbietet sich, ins Wasser zu springen, wenn du fünfzig Centimes hineinwirfst. Und plötzlich, da deine Mildthätigkeit zu erlahmen beginnt, tönt es so eigenthümlich bekannt und doch unbekannt an dein Ohr. Du lauschest. Was ist das nur? Endlich gelingt es dir, Melodie und Text zu enträthseln.

„Studio auf einer Reis'
Immer sich zu helfen weiß,"

singt prestissima im unverständlichsten Deutsch der Chorus — und dann ohne Unterbrechung in ebenso rasendem Tempo:

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städele 'naus, Städele 'naus!

Wende noch ein paar Soldi daran! Ohnehin ertönt jetzt das Zeichen zur Abfahrt, und du mußt wirklich „zum Städele 'naus" — und das Städele war doch gar so nett!

„Wenn i komm', wenn i komm',
Wenn i wiederum komm'"

schallt's uns noch nach.

Unter solchen heimathlichen Klängen verlassen wir dies schöne Stückchen Italien mit seiner orientalischen Landschaft und seiner deutschen Gemüthlichkeit!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 12. Dienstag, den 28. Januar. 1890.

Uhde und andere Maler.

Ein laienhafter Schmerzensschrei.

Wie lange war ich nicht in unserm Kunstverein gewesen! Um so lohnender versprach der heutige Gang zu werden. Wie man einen jungen Menschen, den man Jahre lang nicht gesehen, überraschend hoch aufgeschossen, vollbärtig, geistig gereift wiederfindet, so mußte es mir ja mit den Leistungen unserer Malerei ergehen. Ich täuschte mich nicht.

Zuerst zog natürlich das berühmte Bild meine Blicke auf sich, das unter dem Namen von Uhde's „Abendmahl“ bekannt ist. Eine viel zu unbestimmte und noch dazu völlig irreführende Bezeichnung! Ich nenne es den Besuch im Männerhospital. Wir besitzen ja das Seitenstück dazu, den Besuch in der Kinderbewahranstalt.

Sofort Verständliches mit Räthselhaftem wunderbar mischend, hat der Meister die höchste Aufgabe der Genremalerei, unsere Phantasie zum Ausspinnen novellistischer Erfindungen anzuregen, aufs Fesselndste gelöst. Ganze Lebensschicksale ziehen im Geiste an uns vorüber —, ein wundersamer Gast in der Mitte der Hospitaliten drängt sich als eine unruhevolle Frage in unser Gemüth: was mag er sein, was mag er wollen?

Das dunstige Eßzimmer läßt keinen Zweifel über den Ort, an dem wir uns befinden. Es ist der bekannte Brodem, der unbeschreiblich dumpfe Stubengeruch einer Versorganstalt. Eine Anzahl von Männern verschiedenen Alters, die sich um ihr alltägliches Abendessen versammelt haben, das wol erst kommen soll, erkennen wir sofort als die Eingesessenen des wohlthätigen Hauses. Möchte ihre Ernährung so reichlich sein, als das weiße Tischtuch sauber ist! Aber alle Nebengedanken werden verdrängt durch die frappante Natur- und Lebenswahrheit der hier vereinigten „Bassermann'schen Gestalten“. Wir sehen und fühlen die ganze Wucht schwerer Lebenssorgen, von welchen jeder der hier Untergebrachten einst bedrängt, gedrückt, gequält war, jeder auf seine eigene Art, theils mit, theils ohne Schuld. Wir lesen in der Seele eines jeden die besondere Richtung, die sein Denken und Sinnen einschlug, um sich mit seinem Schicksal auszusöhnen. Niemand kann sich der Macht dieses Eindruckes erwehren, Niemand die Größe der Kunst verkennen, welche es verstand, die bestimmtesten, eigensten Charaktere so plastisch, so lebendig, so getreu im Gewande ihrer Armuth, in der schlichten Körperhaltung ihres Standes vor uns hinzuschaffen. Wir möchten schwören, jedem dieser Männer schon einmal oder öfter auf der Straße begegnet zu sein. Das konnte, nach dem Ausspruche eines Malers von der absterbenden Idealistenzunft, Phidias von seinem Zeus nicht sagen! Aber im Ernst: auch wer sonst versucht sein könnte, ablehnend oder gar spottend zu unserem Bilde sich zu verhalten, hier muß er loben.

Die Mittel, durch welche diese berückende Lebenstreue erreicht ist, sind allerdings ungewohnte — nein, doch nicht mehr, ich will nur sagen: uns älteren Leuten ungewohnte. Was man sonst unter Farbe verstand, ist meist, ja wol immer, durch eine Mischung verschiedener Sorten von Schmutz mit leise färbenden, fahlen Pigmenten ersetzt, ungefähr wie in den gleichzeitig ausgestellten ägyptischen Porträts durch eine Mischung von Wachs mit Farbstoffen. Aber sind die Farben in einem Armenhause jemals anders? Werfe man nur resolut jeden Rest des Wahnes von sich, daß die Kunst über das Elend des Lebens, über die Nichtigkeit des Daseins, über den Schmutz der Natürlichkeit uns hinwegtäuschen solle. Ganz im Gegentheil! Und ist sie genöthigt, aus Wahrheitsliebe mit dem Unsaubern und Verschlissenen vertraut zu werden, so öffnet ihr doch dieselbe Naturwahrheit auch das herrliche Licht des Himmels, das in die ärmste Hütte dringt. Natürlicher ist zwar immer noch der Schimmer einer Stalllaterne, der auf den fraglichen Inhalt des Stalles fällt, denn — leider! — die Natur ist am meisten Natur, wo sie am häßlichsten ist. Aber das Licht des Tages ist wenigstens doch nichts Unnatürliches, ja, wenn wir es in seiner ganzen Fülle, seinem vollsten Glanze aufsuchen, führt es uns ja wieder zurück zu dem Unerträglichen, zur Blendung, zur Verschwemmung aller Umrisse, also zu der geliebten Unschönheit des Naturwahren! Diesen Weg ist unser Künstler hier nicht ausgegangen; er macht noch Zugeständnisse ans Helldunkel. Doch aber bedient er sich des zugelassenen Lichtes, das durch ein genügend breites Fenster strömt und vom Tischtuche zurückprallt, um wieder der Wahrheit, der Naturtreue zu dienen. Sie steigert sich in diesem Lichte aufs Aeußerste, vorzüglich an den Köpfen, Gesichtern und Händen. Die zahllosen Farbentöne, wenn auch schmutzig und fahl, welche auf der menschlichen Haut in Wirklichkeit wol immer, aber doch am meisten bei alten Spitalmännern, scheinbar unnachahmlich ineinanderspielen, wie sind sie hier dem Zauberrufe des Meisters in die sichtbare Erscheinung gefolgt! Wir können sie fast mit gleicher Genauigkeit herausfinden und verfolgen, wie wenn wir die Backe der Geliebten mit der Loupe untersuchen. Man lasse sich nicht die schwere, starke, ausgearbeitete, schwielige Hand entgehen, die der Alte da mitten vorm Fenster zur allgemeinen Schau auf das weiße Linnen legt. Sie ist unfraglich die Krone dieser Technik.

Aber nicht nur in der Charakteristik der Gestalten, auch in der Erfindung der Situation zeigt sich die Größe unseres Meisters. Ein Zug ist besonders unübertrefflich dem Leben abgelauscht. Ein Sessel ist zurückgeschoben. Wir sehen einen Mann, der nicht da ist. Wir suchen ihn, finden ihn nicht; wir wechseln den Standort, finden ihn nicht. Die seltsamen Ausleger, die sich durch die Benennung „Abendmahl“ irren ließen, sehen in diesem Manne den Judas. Sie sehen ihn wirklich. Allerdings, man kann sich einreden, daß dort im Hintergrunde Jemand fortgeht, möglichst unbemerkt fortgeht. Daß dies im Leben geschehen kann, weiß Jedermann. Er wird schon wiederkommen.

Doch, wir vergessen den Gast, die Novelle, das der träumenden Phantasie willkommene Räthsel! Der Gast ist ganz und gar von den Tischgenossen abweichender Art. Er stammt aus edelm Hause; sein Gesicht zeigt deutlich den Adel, nicht nur den des Gemüths, den Jeder haben kann, auch den der Geburt, den nur Wenige theilen. Er ist offenbar kein Deutscher; wir glauben britische Vocale im Wisperton zu hören, wenn wir ihm auf den Mund sehen; in der That, Kopfbildung, eine eigene unmännliche Vornehmheit und noch dies und jenes unsagbare Etwas erinnern an gewisse engländische Typen. Auf keinen Fall können wir hier behaupten, diese Erscheinung könne uns täglich begegnen, — und doch, wir glauben sie zu kennen, so bestimmt, so persönlich wirkt sie. Was fesselt Augen und Ohren aller hier Versorgten so sichtlich, so lebhaft, fast leidenschaftlich an die Lippen dieses jungen Mannes?

Er führt offenbar das Wort, ein leises, sanftes, fast ersterbendes Wort. Die Einen lauschen nur aufmerksam, Andere mit tief bohrendem Nachdenken, Andere nicht ohne Reiz zum Widerspruche. Es scheint sich um die Entwickelung einer metaphysischen Lehre zu handeln, welche die letzten Fragen des Daseins löst. Das umfaßte volle Weinglas wird wol nie an den Muvd gebracht werden. Aber der Fremde sieht doch nicht philosophisch, nicht lehrhaft aus. Man könnte an sociale Probleme denken. Aber sein Ausdruck ist nicht entfernt der des Agitators. Er ist ganz Gefühl; Mitleid, Barmherzigkeit ahne Thateifer, ohne Eingreifen, Dulden, Sanftmuth, ein geistiger Feinsinn, ist Alles, was aus ihm spricht; kein Zug von Wollen, keine Faser von Energie. Wir haben wol Musiker gesehen, die ihm ähnelten; solche liebten vor Allem die Geige, das süßeste, seelenvollste, empfindungstiefste aller Instrumente. Ein englischer Violinist? Wir vermissen die Geige. Die Phantasie erzählt nns eine Novelle von einem musikliebenden, gefühlsinnigen Königssohne des Nordens, der, wie einst Buddha, ein güterreiches Haus verließ, die völlige Nutzlosigkeit des gewohnten Welttreibens einsah, ja auch die Nichtigkeit der Kunst, den leeren Dunst seiner einst geliebten Musik durchschaute, — um statt dessen den einzigen lebenswerthen Beruf darin zu erkennen, die Menschen in ihrem Elend aufzusuchen, zu trösten, zur Geduld zu mahnen. Hier sehen wir sein Wort wirken! Kein Wunder, daß das Wort „Abendmahl“ dohin führte, diese Gestalt auf Christus zu deuten, als wäre hier die Einsetzung des heiligen Mahles der christlichen Kirche dargestellt. Tischtuch und vor Allem das Weinglas sind ja auch da. Was spräche aber im Ernste dafür, wenn jenes verhängnißvolle Wort nicht ausgesprochen wäre?

Wir sind auf einer richtigeren Spur. Uhde will uns durch den weltentsagenden, die Schönheit fliehenden Edelmann im Spital die Lehre geben: macht ihr's ebenso! Die Erkenntniß der Nichtigkeit der Kunst, die seinen Helden in die Hütten der Armuth trieb, ist auch unserem Künstler das innerste, geheimste Motiv seines Schaffens. Vor Allem will er überzeugen von der Nichtigkeit der Kunst im alten Sinne des Worts, einer Kunst, die uns zum Schönen erheben, uns erfreuen soll. Er will durch die Kunst selbst die Kunst vernichten; er will uns predigen: nicht genießen sollt ihr, sondern ihr sollt euch immer tiefer und ausschließlicher hineinfühlen, daß die ganze Welt ein Jammerthal ist, und daß mithin auch die Kunst nur ein Jammerthal sein darf! Weil die Welt schlecht und häßlich ist, muß alles etwa noch Erfreuliche verbannt, zerstört, verpfuscht werden! Unser Meister ist freilich immer noch so sehr Künstler im veralteten Sinne, daß er durch Kraft, Wahrheit, Charakteristik der Zeichnung in den Figuren der Hospitaliten uns immer noch entzückt, also zum Genusse verführt hat. In andern Bildern aber hat er, hat seine Schule, haben andere, sonst sehr abweichende, aber doch im Innersten verwandte Geister, z. B. Böcklin, die Reste alter Schönheitsmalerei völlig überwunden. Zeigt uns Uhde's Besuch im Spital nur den Weg zum Abschiede von der Kunst, so sehen wir genug Bilder in demselben Saale, welche deutlich, rein, energisch rufen: Nehmt Abschied vom Schönen! Sodann nehmt Abschied von aller Kunst! „Schön ist häßlich, häßlich schön!“ singen Macbeth's Hexen so verständnißvoll. Wollt ihr das dumme Wort „schön“ behalten, so gesteht, daß nur das Häßliche schön ist. Die Welt ist so elend, die Natur so widerwärtig, so unsauber, daß es eine Sünde ist, seine Vorstellung mit Anderem zu erfüllen, als dem Häßlichen, und unter dem „Ideal“ hat man von nun an die denkbar höchste Steigerung des Abscheulichen zu verstehen. Die Malerei hat die Aufgabe, uns durch treueste und ausgesuchteste Wiedergabe mühsam angesammelter und phantasievoll erhöhter Scheußlichkeiten zu zwingen, auch diese letzte Art von Kunst endlich noch zu fliehen, da sie doch immer nicht ganz aufhört, Gefallen zu erregen. Der Schluß dieser Erziehung ist, daß wir alle Bilder mit dem Rücken ansehen lernen. Ist der Kunst der große Wurf gelungen, dies allenthalben zu erreichen, dann tritt sie befriedigt ins Nichts zurück, dann geht sie selig ins Nirwana ein. Bis dahin wird sie fortfahren, die fahlsten, ekelhaftesten, unreinsten, ungesättigtsten Farben ausschließlich zu verarbeiten. Sie wird ängstlich Alles vermeiden, was bisher als Farbenharmonie, als feine Zusammenstimmung des Colorits gerühmt wurde. Sie wird die Farben so zusammenschütten, wie dort auf dem Waldboden von Herbstblättern und Zeitlosen in dem Gemälde mit dem holzlesenden Kinde. Von ferne halten wir es für die Wiedergabe einer Palette mit Farbenmischproben, zwischen die zum Spaß ein Kindskopf hineingebracht ist. Die Natur bringt wirklich bisweilen solche gehäufte Miß- nnd Mistfarbentöne; bisher sagten wir dann Pfui! und kehrten die Blicke ab. Die Kunst hat uns zu lehren, gerade dahin die Augen festzubannen. Nicht weit davon hängt die „Procession“, d. h. ein dichtgedrängter Menschenknäuel auf offener Straße im vollsten Sonnenlicht, das am directesten auf eine Masse blendend weißer Kleider fällt und fast nirgends einen deutlichen Umriß erkennen läßt. So sehen ja wirklich Processionen bisweilen aus. Man nennt das „Freilicht“ oder „Hellmalerei“, die größte Erfindung der modernen Kunst. Am meisten aber hüte sich der Maler vor sogenannten schönen oder gar anmuthigen Gestalten, Gliedern, Gewandungen, vor graziösen Haltungen und anderem dergleichen Firlefanz. Menschen, Thiere sind leider fast immer noch einigermaßen wohlgefällig. Man lege einen widerlich aufgedunsenen Faun, dessen rothgeschwollenes Gesicht vermuthen läßt, daß aus der Quelle neben ihm Branntwein fließt, mit aufgerecktem Bauche ins Gras, stelle daneben einen saufenden, der uns eine magere Rückseite mit keck aufgerichtetem Schwänzchen zukehrt, zeige dazu eine Quellnymphe von so geringem Liebreiz, daß die Blicke immer wieder zu den weit interessanteren Greueln neben ihr zurückkehren, und kröne das Ganze mit einem „Frühlingsreigen“ sich in der Luft ungeschickt umdrehender, unzierlicher Engelchen, die ein Lied singen: „Es ist Nichts mit den Engeln, Faun ist Alles, Alles ist Faun!“ Hat man Engelchen an den Rand eines Stalles, neben die obenerwähnte Laterne, zu postiren, um eine sogenannte „Heilige Nacht“ einzurahmen, so vergesse man ja nicht, daß die wirklichen Kinder der Natur ihre Beinchen stets einwärts, schief und krumm herunterbaumeln lassen, und daß sie dieselben ungern waschen. — —

Doch — was ist das? Da schaut mich aus einem der Bilder ein lebensfrohes, herziges Mädchengesicht an, ein Dirndl zum Küssen, und ein so sauberes, unschuldiges, gemüthreiches, — o das möchte ich immer um mich haben! Giebt es dergleichen in der Natur, oder nur in der lügnerischen Kunst? Komm nur in unsere Berge, sagt Defregger, der es gemalt hat, da findest Du deren in Menge, freilich kaum Sonntags so sauber, wie das dort, und nicht oft so durchdrungen von Innigkeit und herzlicher Güte und frischem Sinn, — aber ich wollt es halt so malen, und warum soll ich nicht, da mich's freut und Dich auch und Viele noch sonst?

Merkwürdig, es will mir nicht gelingen, von diesem Bilde weg- und jenen wieder mich zuzukehren. Diese haben es erreicht, daß ich sie mit dem Rücken betrachte, aber — ach! — zugleich damit dies, daß meine Augen der alten Schönheit nachgehen! Vielleicht falle ich gar wieder auf Rafael und Tizian zurück. „Du bist für die wahre Höhe der Kunst verloren!“ Für den Abschied von aller Kunst, meinst Du? Vielleicht. Es kommt ganz darauf an, ob Ihr mich noch vollends aus den Museen, Ausstellungen und Kunstläden vertreiben werdet.

Bücherbesprechungen.

Kr. **Didaktik als Bildungslehre** nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt von **Otto Willmann**. II. Band. 2. Abtheilung (Schluß des Werkes). Braunschweig, Frdr. Vieweg u. Sohn, 1889. — Der vorliegende Halbband führt zunächst die in der 1888 erschienenen und in Nr. 90 der „Wissensch. Beilage“ v. J. 1888 besprochenen ersten Hälfte des 2. Bandes begonnenen Erörterungen über die Bildungsarbeit weiter. Die §§. 70—76 behandeln die didaktische Formengebung, unter welcher „die Gestaltung eines Lehrgegenstandes als ein Ganzes im Einklange mit den Principien der Organisation des Bildungsinhaltes, zugleich aber nach Maßgabe des besonderen Bildungswerthes des Gegenstands, sowie allgemeiner aus der Natur des Lernens und Lehrens erfließender Bestimmungen“ verstanden wird. Einer Untersuchung über die seelischen Vorgänge beim Lernen und die daraus sich ergebenden Momente der Lehr- und Lernarbeit, in welcher besonders eine eingehende Untersuchung über Werth und Wesen der Herbart-Ziller'schen formalen Stufen die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt, folgt eine Besprechung über die logischen Momente der Aneignung, die aus der Natur des Lehrstoffs hergeleitet werden. Auf Grund dieser Erörterungen gelangt der Verfasser zur Forderung einer organisch-genetischen Gliederung des Lehrstoffs. Dieselbe besteht darin, daß man im Lehrverfahren allezeit die mitzutheilenden Stoffe als etwas Lebendiges anschaut, aus dem man nicht beliebige Stücke

herausreißen und den Lernenden bekannt machen darf, sandern auf deren innere, durch die Entwickelung bedingte Einheit sorgfältig Bedacht zu nehmen ist. Es ist also nach der Fassung, welche im vorliegenden Werke dieser Forderung gegeben wird, nothwendig, daß der Lehrer bei jeder Wissenschaft oder Kunst, die er seinen Schülern lehren will, „die organischen Einheiten und die genetischen Reihenfolgen hervorzieht und zum Mittelpunkte für das Uebrige macht". Nachdem aus den Gebieten der Sprachlehre, Mathematik und Philosophie Beispiele solcher organisch-genetischen Gestaltung und Behandlung der Lehrstoffe gezeigt worden sind, schließt der Abschnitt über die didaktische Farmengebung mit der Forderung der „Verzweigung des Lehrstoffs in das schon vorhandene Wissen des Schülers" oder des heuristischen Lehrverfahrens. Der 3. Abschnitt, „Die didaktische Technik", umfaßt die §§. 77—86 und behandelt zunächst die Bildungsarbeit des Individuums, dann die psychologischen und logischen Momente des Lehrverfahrens und endlich die Gliederung ader Articulation der Lehrinhalte. Das Individuum hat den unterrichtlichen Einwirkungen Naturanlage, Gewöhnung und Einsicht entgegen zu bringen und unter deren Einfluß in immer steigendem Maße zu gewinnen, um zu den geistigen Stufen der Auffassung, des Verständnisses und der Anwendung, mit Hilfe der logischen Momente des Anschauens und Denkens empor zu steigen. Im Laufe dieser Entwickelung werden recht gründliche Untersuchungen über das Wesen der Apperception angestellt und dieselbe als ein „Dazuauffassen" bezeichnet. Vielleicht würde das Wesen der Appe..eption durch den Ausdruck „geistige Anwebung" noch greifbarer gekennzeichnet. Weiter wird es als eine Nothwendigkeit nachgewiesen, daß der Lehrinhalt articulirt sei, d. h. eine Reihenfolge unterscheidbarer, zu einer Einheit verbundener Punkte enthalte, und an Beispielen gezeigt, wie solche Articulation theils vom Stoffe selbst natürlich angedeutet, theils durch die Lehrpraxis überliefert sei. Unter Beifügung aon Lehrproben (Einführung des Christenthums in Deutschland, Schiller's Glocke, Ovid's Arionsage, die Lehre oon den Lautverschiebungen und der Tempusbildung im Griechischen x.) werden die drei wesentlichsten Unterrichtsformen, der darstellende, erklärende und entwickelnde Unterricht, besprochen und nach ihren Eigenthümlichkeiten gekennzeichnet. Der V. Abschnitt vom Bildungswesen erörtert in seiner 1. Abtheilung das Bildungswesen vom Gesichtspunkte des Individuums (§§. 87—91) und in der 2. aom Gesichtspunkte der Gesellschaft (§§. 92—96) und zieht daraus die praktischen Folgerungen, die in der 3. Abtheilung „Zur Schulkunde" (§§. 97—100) in einer Umschau auf dem Gebiete der bestehenden Unterrichtsveranstaltungen gipfeln. Den Schluß des Werkes bildet eine Untersuchung über die Bildungsarbeit im Ganzen der menschlichen Lebensaufgaben, die den Gegenstand, den die vorhergehenden Erörterungen nothwendigerweise isoliren mußten, schließlich dem höchsten Zusammenhange, dem sie angehört, wiedergiebt, indem sie ihn der christlichen Ethik als abschließender Disciplin zuführt. — Es ist ein gewaltiger, tiefgegründeter und hochgewölbter Geistesbau, den wir an der Hand des Verfassers durchwanderten. Ein Gegenstand, welcher die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit berührt, wird hier in allen seinen Beziehungen zur Gottheit, zum Ganzen der Wissenschaft und des Lebens mit aller Gründlichkeit des Denkens und der Forschung behandelt. Die pädagogisch-philosophische Literatur ist durch Willmann's Buch um ein Werk bereichert worden, welches nicht schnell und leichthin zu lesen ist, sondern ernst studirt sein will, das aber die auf dieses Studium gewendete Mühe reichlich lohnt, indem es nicht nur im höchsten Grade anregend, sondern auch erbauend wirkt, d. h. den Geist in eine strenge Zucht nimmt und vereinzelte, vielgestaltige Gedankengebilde zu einer geschlossenen Einheit zusammenfügt, innerhalb welcher jede pädagogische Ansicht, Erwägung und Maßnahme die ihr zukommende Stelle, ihre logische Begründung, ihre Anerkennung oder Verweesung, ihre praktische Einordnung und Verwerthung findet.

J. R. **Der Meister von Palmyra.** Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen aon **Adolf Wilbrandt.** Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Die neue Dichtung Adolf Wilbrandt's ist bereits anläßlich der Aufführung in München in einer Correspondenz von da besprochen worden; hier liegt sie nun im Druck vor. Im Allgemeinen bestätigt die Lectüre deeselben das in der genannten Correspondenz Gesogte; es ist zweifellos ein interessantes Werk, dieser „Meister von Palmyra", aber er vermag uns nicht zu erwärmen. Dazu sind alle Gestalten zu schemenhaft und blutlos, und die Idee drängt sich uns zu sehr auf; man merkt die Absicht und wird erkältet. Dem Drange nach Arbeit und Genuß, der sich für unaerwüstlich hält und glaubt, in Ewigkeit bestehen zu können, und doch sehen muß, daß er dies nicht kann, daß Unsterblichkeit für den Einzelnen keinen Segen, sondern einen Fluch bedeutet, weil der Mensch Alles, was ihm lieb und werth ist, um sich herum fallen und absterben sieht, diesem Drange über das Menschliche hinaus wird jener Drang gegenübergestellt, der auf ewige Fortdauer gar keinen Werth legt, sondern nur dem Zwecke des Augenblicks lebt, wenn dieser auch den Tod bringt, und der dabei doch in gewissem Sinne unsterblich ist, weil er in immer neuen Formen — in jedem Acte aerbirgt er sich in einer anderen Gestalt — wiederkehrt. Während Apelles, der Meister von Palmyra, sich an die Form klammerte, die sich Apelles nannte, und sich als leerer Schatten überlebte, durcheilt sein Gegenstück Zoe oder Phoebe oder Perside oder Nymphos, oder wie es sonst noch heißen mag, eine ganze Zickzackbahn der Zeit, einem letzten Ziele der Vervollkommnung zu.

„Eng ist des Menschen Ich, nur Eine kann es
Von tausend Formen fassen und entfalten,
Nur Eine Straße gehn; drum tracht' es nicht
Ins lebenwimmelnde Meer der Ewigkeit."

Dieser Gedanke ist gewiß schön und geistreich, aber so wie Wilbrandt ihn ausspricht, ist er zu deutlich ausgesprochen; Personen und Handlung sind schließlich nur dazu da, diese Wahrheit fortwährend zu erhärten. So aber lehrt kein Leben, das doch der Dichter darzustellen hat, etwas. Die Lehre, die das Leben ertheilt, ist eine unmittelbare Folge von seinem Dasein; dieses aber ist sich Selbstzweck, um uns eines Bildes zu bedienen: die Sonne ist um der Sonne willen da, sie kümmert sich nicht um andere Weltkörper und Lebewesen auf denselben, und dennoch leuchtet sie auf diese herab und erwärmt sie. So ist es auch mit dem Leben bestellt, das etwas lehrt, ohne es zu wollen, unwillkürlich strahlt es eine Lehre aus, aber nur um seiner selbst willen ist es da. Bei Wilbrandt jedoch ist das Verhältniß ein umgekehrtes: Leben und Mensch sind der Lehre wegen aorhanden. Entweder hat nun der Dichter eine solche Stellung der beiden Factoren, Leben und Lehre, zueinander, wie wir sie hier dargelegt haben, nicht anerkennen, er hat eine sogen. Gedankendichtung schaffen wollen, bei welcher der Gedanke, die Demonstration desselben Hauptsache, die Handlung lediglich aorhanden ist, um diesen zu illustriren, bei der die Personen keine Persönlichkeiten, sondern Namen sind, die über dem Texte als Sprecher stehen: oder er hat seine Idee nicht zu verkörpern vermocht. In diesem letzteren Falle würde bei ihm das Können vom Wollen überwogen worden sein. Interessant, wie schon gesagt, ist das Werk trotz alledem, schon seiner bedeutenden Idee wegen; es führt außerdem in eine bedeutsame Zeit, in die Wendetage des Alterthums, da Konstantin das Christenthum im römischen Reiche zur Staatsreligion erhob und Julianus Apostata noch einmal eine Reaction zu Gunsten des Heidenthums herbeiführte, auf einen interessanten Boden, den des alten Palmyra, des orientalischen Gegenstücks zu Rom, der „Königin der Wüste", die in ihrer Größe und ihrem Verfall dargestellt wird. Auch theatralische Wirksamkeit muß dem Stücke zuerkannt werden, die sich ja auch bei der Aufführung erprobt hat. Aber ein rechtes Behagen im Leser erweckt es aus den geschilderten Ursachen nicht; man kann den Wunsch nicht los werden, daß der Dichter uns statt seiner vielen schönen Absichten lieber mehr wirkliches Leben gegeben haben möchte.

G. Oe. — Die **„Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland"**, die aus dem 1843 begründeten „Volksblatt für Stadt und Land" hervorgegangen ist und unter der Leitung der Herren **Dietrich v. Oertzen** und Prof. Dr. **Martin v. Nathusius** steht, beginnt mit dem 1. diesjährigen Hefte ihren 47. Jahrgang. — Die Erzählungen, geschichtlichen und literarischen Aufsätze, die sie bringt, zeichnen sich fast durchweg durch tiefen Gehalt und schöne Form aus. Während in einer Monatsschau die politischen Fragen und die kirchlichen Verhältnisse aom conservativen Standpunkte erörtert werden, unterrichtet ein Berliner Brief über die neuesten Erscheinungen im geistigen und sittlichen Leben der Reichshauptstadt. Wir erkennen bereitwillig an, daß der Verfasser der Berliner Briefe lebendig und frisch zu schreiben versteht und daß sein Urtheil, wenn auch scharf, so doch in der Regel treffend und überzeugend ist, möchten ihm aber doch rathen, sein Augenmerk nicht so ausschließlich, wie bisher, auf die unerfreulichen Erscheinungen zu richten; hoffentlich giebt's doch aus Berlin noch Anderes zu berichten — oder nicht? Die kirchliche Monatsschau ist mit großem Geschick und tiefem Verständniß geschrieben; was sie über den evangelischen Bund, seine Wortführer und Widersacher schreibt, ist durchaus wahr und zutreffend. Weniger befriedigt uns die politische Monatsschau. Sie macht den Eindruck der

Dürftigkeit und Oberflächlichkeit. Eine allgemeine conservative Monatsschrift muß ihren Lesern mehr und Besseres bieten, wenn sie ihren Namen mit Recht führen will. Wenn man der Regierung vorwirft, sie hätte ihre beklagenswerthe Cartellpolitik fortgesetzt, so muß man einen solchen Vorwurf doch etwas begründen, sonst klingt er wie ein Schlagwort, und mit Schlagworten sollte eine allgemeine conservative Monatsschrift nicht arbeiten. Daß der Standpunkt der Monatsschrift nicht der allgemeine conservative ist, machen wir ihr nicht zum Vorwurf, wol aber die bei einer Monatsschrift doppelt tadelnswerthe Oberflächlichkeit in der Vertretung dieses Standpunktes. Wir geben einem lange gehegten und, so viel wir wissen, vielfach empfundenen Wunsche Ausdruck, wenn wir das offen zur Sprache bringen. Wir haben seit langer Zeit die „Allgemeine Konservative Monatsschrift“ nicht nur gelesen, sondern auch nach Kräften unterstützt und für sie mehr als eine Lanze gebrochen; möge unser wohlgemeinter Wunsch freundliche Beachtung finden.

B.K. **Der Fuldaer Hirtenbrief und die Thatsachen.** Von **Friedrich Meyer**, Superintendent in Zwickau. Barmen, Klein. Schriften für das evangelische Volk. Nr. 11. 10 ₰. — Dieses Schriftchen soll wie seine Vorgänger die Sache des evangelischen Bundes fördern, dessen zu Eisenach gegen den Fuldaer Hirtenbrief abgegebene Erklärung am Schluß abgedruckt ist. Zu dieser Erklärung giebt der übrige Inhalt die nöthige weitere Beleuchtung jenes bischöflichen Gesammterlasses und zwar in echt evangelischer, schriftgemäßer Erörterung und kraftvoller, aber vorsichtiger Sprache. Die größtentheils schon in den evangelischen Bekenntnißschriften gegebenen und namentlich in Hase's Polemik mustergiltig zusammengestellten Gegengründe gegen die längst erhobenen Ansprüche des Romanismus, die nur in jenem Hirtenbriefe mit dem Scheine Frieden athmender Toleranz wiederholt werden, führt der Verfasser in volksthümlicher, eindringlicher Sprache auf. Wir wünschen dem Heftchen viele Leser auch aus der Menge der Gleichgiltigen, die von Rom her keine Gefahr fürchten.

B.K. **Wider das Stöcker'sche „Volk“.** Von **Karl Witte**, Pfarrer an St. Golgatha Berlin. Berlin, S Fontane. 1890. 1 ℳ. — Als Begleitwort giebt der Verfasser seiner Schrift den Bibelspruch: Du sollst kein Verleumder sein unter deinem Volk. Der verleumderischen Bekämpfung und Schmähung seiner Person klagt er die Zeitung „Das Volk“ an, welche nahe Beziehungen zu Hofprediger Stöcker unterhält, und gegen letzteren ist sein ganzes Vorgehen auch hauptsächlich gerichtet. Wollten wir den traurigen Streit zwischen Witte und Stöcker nach Entstehung und Verlauf einem nicht unterrichteten Leser verständlich machen, wir müßten den Raum einer ganzen Zeitungsnummer beanspruchen. Für solche ist auch die Schrift nicht berechnet, sondern für die Eingeweihten, die auch ohne diese Anzeige begierig darnach greifen werden. Wir müssen sagen, daß auch durch diese ziemlich umfängliche Streitschrift keine unwidersprechliche Gewißheit darüber gegeben wird, wie es eigentlich mit jenem vielbesprochenen Briefe stehe, der in gerichtlichen und amtlichen Verhandlungen eine so große Rolle gespielt hat. Die Untersuchung hat es ergeben und diese Schrift beweist es, daß auf beiden Seiten gefehlt worden ist, wenn auch zunächst nur in leidenschaftlicher Uebereilung. Wäre denn keine Möglichkeit, diese widerwärtige Sache zu begraben und Frieden zu machen? Daß zwei im Amte stehende Geistliche sich persönlich und durch dienstbereite Zeitungen in dieser Weise bekämpfen, ist über die Maßen traurig, und dieses Bedauern nachdrücklich auszusprechen, scheint das Wichtigste zu sein, was bei Gelegenheit dieser Veröffentlichung zu sagen ist. Sie gießt wieder reichlich Oel ins Feuer und ihre Schreibweise ist in jeder Beziehung sehr unschön. Seite 72 lesen wir von einem „sehr anderen Lager“, was als ein Beispiel für viel Aehnliches dienen möge. Gegenüber ernsthaften Zeitungen werden Berliner Witzblätter, weil sie sich auf Witte's Seite gestellt haben, als Vertreter einer ernsteren sittlichen Auffassung hingestellt (S. 53). Ja in breiter Ausführlichkeit behandelt der Verfasser die Betheiligung seiner Frau an dem häßlichen Kampfe, was vielleicht unerläßlich war zur Durchführung seines Vorhabens, aber ihn selber zu der Ueberzeugung hätte bringen müssen, daß er als Geistlicher das Buch nicht herausgeben durfte, nachdem es geschrieben war.

L.— **Graf Moltke.** Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von **Hermann Müller-Bohn.** Berlin W., Verlag von Paul Kittel. 1889. — Dieses jetzt vollendet vorliegende Buch wird, Dank dem ihm reichlich beigegebenen Bilderschmuck, in den weiten Kreisen des Durchschnittspublicums leicht möglicher Weise eine günstige Aufnahme finden, den Geschichtsfreund aber und den militärisch gebildeten Leser kann dasselbe nimmermehr befriedigen. Wer es unternimmt, eine Lebensbeschreibung des größesten Strategen unserer Zeit zu veröffentlichen, sollte doch wenigstens einiges Verständniß für militärische Dinge besitzen, um das Feldherrngenie seines Helden begreifen und dem Leser anschaulich machen zu können. Militärisches Urtheil geht aber dem Hrn. Verfasser des oben genannten Buches vollständig ab. Ueber die Einseitigkeit seiner politischen Ansichten, so wie über seine Vorliebe für schön klingende Redensarten haben wir uns an dieser Stelle schon einmal ausgesprochen. Wirklich lesenswerth sind unseres Erachtens nur diejenigen Stellen des Buches, welche, zum Zwecke einer diesbezüglichen Charakteristik des Feldmarschalls, aus des letzteren eigenen Schriften wörtlich entnommen wurden.

Ltz. **Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.** Leipzig, ohne Jahr, Verlag von Eduard Baldamus. In 100 Lieferungen à 50 ₰. — Unter diesem allerdings mehr versprechenden Titel erscheint eine Sammlung folgender, früher zumeist günstig besprochener Schriften: Gaston de Bezaure: Am blauen Flusse. Karl Hager: Die Marschall-Inseln. Karl Knortz: Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer. Max v. Koschitzky: Colonialgeschichte. Otto Kuntze: Um die Erde. Carl E. Meinicke: Die Inseln des stillen Oceans. Bernhard Schwarz: Algerien. — Erschließung der Gebirge. — Vom deutschen Exil im Skythenlande. — Frankreich jenseits des Mittelmeeres. — Frühlingsfahrten durch die Riviera. — Ein deutsches Indien. — Camerun. — Montenegro. Th Schwarz: Ueber Fels und Firn. W. P. Tisdel: Congo. Emil Zsigmondy: Gefahren der Alpen. Die erste Lieferung beginnt mit: Schwarz: Camerun.

Ltz. **Indien in Wort und Bild von Emil Schlagintweit.** Mit 417 Illustrationen. 2. bis auf die Neuzeit fortgeführte billige Prachtauflage. In 45 Lieferungen à 50 Pfennige. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig. 1889. — Dieses prachtvolle, classische Reisewerk, welches das ferne Wunderland des Indus und Ganges mit seinen Naturschätzen, alten malerischen Städten, prachtvollen Tempeln und Königsschlössern, seinen Völkern und Kasten in so anregender Form vor Augen führt, wurde bei seinem ersten Erscheinen allseitig von der Presse warm begrüßt und in denkbar günstigster Weise besprochen. Jetzt veranstaltet die Verlagshandlung eine zweite, in gleichgroßem Format und in demselben reichen Bilderschmuck erscheinende Prachtauflage, von welcher jedoch der Preis der Lieferung nur 50 Pfennige, anstatt wie früher 1 ℳ 50 ₰, betragen soll. Jedem, der Sinn für fremde Länder und Völker hat, sei dieses schöne Werk empfohlen. Die Verlagshandlung versendet Prospecte gratis.

G.Oe.— Die von **Ignaz Sinnreich** herausgegebene, in Salzburg erscheinende deutsch-nationale Monatsschrift „**Der Kyffhäuser**“ eröffnet ihren 4. Jahrgang (Bezugspreis für Oesterreich jährlich 3 fl., für Deutschland 5 ℳ). Sie bietet größtentheils gut geschriebene Aufsätze aus der germanischen Geschichte und dem germanischen Volksleben von sonst und jetzt, Schilderungen deutscher Stätten, Geschichten, die dem Standpunkte des Blattes entsprechen, Gedichte und kleine Mittheilungen aus dem deutsch-nationalen Geistesleben Oesterreichs, von den deutschen Hochschulen und dem deutschen Schriftthum. Die Ausstattung ist gut. Wir empfehlen das Blatt allen Denen, die an der Erstarkung und Erhaltung der deutschen Nationalität mit arbeiten.

— Der uns vorliegende letzte Quartalband der **Illustrirten Frauenzeitung von Franz Lipperheide** in Berlin (4,25 ℳ) zeichnet sich auch diesmal in seiner äußeren Ausstattung und seinem vielseitigen Inhalte vortheilhaft vor anderen derartigen Journalen aus. Zum Stamme ihrer Mitarbeiter zählen unsere besten Namen; so brachte der letzte Jahrgang u. A. folgende größere Erzählungen: „Isa von Pogwitsch“ von Hermann Heiberg, „Capitän Massa“ von Richard Voß, „Glaube und Liebe“ von Ernst Wichert, „Eine homöopathische Kur“ von E. Biller und andere Beiträge von Elise Polko, Doris Freiin v. Spättgen, Heinrich Seidel, Adalbert Meinhart, Hans Wachenhusen, Zoë v. Reuß, Balduin Groller, Gerhard v. Amyntor, Friedrich Bodenstedt, Ernst Eckstein, Claire v. Glümer, Emil Peschkau, Gregor Samarow, E. Vely, Marie v. Ebner-Eschenbach, Jakob v. Falke, Jul. Lessing u. A. m. Die Illustrationen sind in ihrer meisterhaften technischen Ausführung wahre Cabinetsstücke, als besonders originell möchten wir die mannigfachen Textbilder zu den Erzählungen erwähnen. Der Modetheil des Blattes hat sich seinen Ruf längst fest begründet durch die mannigfaltigsten Abbildungen und Anleitungen zur Anfertigung von Garderobe sowie geschmackvolle Handarbeiten aller Art.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur · Dr Hävernick in Leipzig.

№ 13. Donnerstag, den 30. Januar. 1890.

Das 25jährige Leipziger Professoren-Jubiläum von Geheimrath Professor Dr. Carl Ludwig.

Die außerordentliche Entwicklung, welche die Wissenschaften in diesem Jahrhundert genommen haben, zeigt mit am deutlichsten die Medicin. Es sind noch nicht zu viele Jahrzehnte seit der Zeit verstrichen, in der es sich ein Leipziger Professor überlegen konnte, welches Specialfach er seinen Vorlesungen widmen wollte, und noch unter unseren Zeitgenossen wandelte ein **Heinrich Weber**, der zwei der wichtigsten Fächer der Medicin, Anatomie und Physiologie, in sich vereinigte. Sein Riesengeist begründete mit den geringen mechanischen Hilfsmitteln der damaligen Zeit die wissenschaftliche Physiologie und seinem Nachfolger Prof. **Ludwig** war es vorbehalten, die Weiterentwicklung auf das Glänzendste zu übernehmen.

Geheimrath Prof. Ludwig feiert, 3 Jahre nach seinem 70. Geburtstag, das 25jährige Jubiläum seiner Leipziger Berufung. 1846 wurde er zum außerordentlichen Professor der vergleichenden Anatomie in Marburg gewählt, 1849 als Professor der Anatomie und Physiologie in Zürich, 1855 der Physiologie und Physik in Wien und 1865 begann seine Leipziger Lehrthätigkeit. —

Während dieser Zeit verzeichnet seine Wissenschaft die wichtigsten Erforschungen durch ihn, welche sich auf das Gesammtgebiet der Physiologie erstrecken, über den Bau und die Absonderung der Nieren, den Blutdruck, die Nerven der Speicheldrüsen u. s. w. Außer seiner allgemeinen Lehrthätigkeit, welche ihn durch seinen fesselnden Vortrag zu einem der beliebtesten Lehrer machte, versammelte er einen engeren Kreis von Schülern um sich, welche mit dem Namen Ludwig's zugleich den von Leipzig in die Ferne trugen und dazu berufen wurden, einen großen Theil der physiologischen Lehrstühle, besonders von Rußland, zu besetzen.

Die Begriffe, welche sich der Nichtmediciner von der Physiologie bildet, sind für dieselbe nicht die günstigsten. Thierquälerei und Materialismus sind die beiden Schlagwörter. Die Physiologie ist die Lehre von dem gesunden Leben, Anatomie, Chemie und Physik sind die Hilfsmittel, durch welche es dem Forscher gelingt, einen Einblick in dasselbe zu erlangen. Diese Kenntniß ist daher für den Arzt die dringendste Nothwendigkeit, denn er kann z. B. eine kranke Verdauung nicht verstehen, wenn er über die natürliche nicht unterrichtet ist, ein krankes Auge nicht untersuchen, wenn er die Brechungsverhältnisse des gesunden nicht kennt.

Es wäre dieses aber nur eine einseitige Betrachtung der Physiologie. Sie wäre dann ein Specialfach der Medicin, nur geschaffen für den kranken Menschen, nicht verwendbar für die Allgemeinheit. Und doch ist dieses gerade der Fall. Der größte Theil der modernen Gesundheitspflege gründet sich auf physiologische Untersuchungen, und was in der Kunst, besonders Musik und Malerei, durch Erfahrung sich entwickelt hatte, kann in der Jetztzeit nur durch physiologische Kenntnisse eine geordnete Ausdehnung erfahren. Zur Gewinnung dieser Resultate giebt es gewisse Experimente, welche nur an dem betäubten Thiere ausgeführt werden können, wer aber Prof. Ludwig kennt, wird sicher behaupten, daß nur zu diesem Zwecke das Experiment vorgenommen wurde und der daraus entspringende Nutzen den Tod des Thieres überwog. Ueber das Leben der Nerven, des Herzens, des Muskels z. B. kann nur am scheintodten Thiere, in welchem diese Organe noch lebensfähig sind, Einblick gewonnen werden. Gerade diese Versuche sind es, welche den Physiologen als gleichbedeutend mit dem Materialismus hinstellen. Er mißt die Schnelligkeit der Fortpflanzung in unseren edelsten Organen, den Nerven, welche Zeit der Wille zur Ausführung der That braucht, er verkörpert dadurch das Geistige. Er zeigt, daß gewisse Verrichtungen in bestimmten Gehirntheilen ihren Ursprung nehmen, und zerstückelt dadurch den Geist. — Um trotzdem den Verdacht des Materialismus von der Physiologie abzuwenden, mögen einige Worte unseres Prof. Ludwig angeführt werden, welche er bei der Einweihung des physiologischen Institutes gesprochen hat:

„An den Nerven dringt der Forscher empor zur Seele; anfangs vielleicht von dem Irrthum befangen, daß das Bereich des Mechanischen nirgends sein Ende finde. Aber je öfter er die Vorstellung des Raums und die Energien der Empfindung mit den Bewegungserscheinungen im Nerven vergleicht, die jene auslösen, um so fester begründet sich das Bewußtsein, daß jenseits der Nerven ein neues Gebiet beginne. Gerade weil unsere Wissenschaft mit der Mechanik des Leibes vertraut ist, weiß sie dieser ihre Grenzen zu stecken, und so konnte es nur die ferner Stehenden überraschen, als die Anhänger der mechanischen Physiologie allseitig darin zusammentrafen: die Seele lebe außerhalb der Grenzen der Mechanik, aus der bloßen Bewegung endlicher Massen könne ihr Wirken nicht begriffen werden. Doch wie eigenthümlich auch das Leben der Seele sein mag, immerhin folgt es der Zeit und ihrem Wechsel, und ihre Kräfte regen sich unter dem Reiz bewegter Massen, und durch sie wird das Molekül des Nerven in Bewegung gesetzt. Von diesem Angriffspunkte aus, den sie der Messung bietet, ließ sich finden die Geschwindigkeit, mit der eine Vorstellung oder ein Willensact entsteht; von da aus läßt sich schätzen und zwar im mechanischen Maß die Kraft des Willens, die den Nerven erregt, und das Gesetz war zu ermitteln, nach dem die Empfindung mit dem äußeren Reize wächst. Hierdurch geschärft dringt der Blick tiefer in die Vorstellung von Raum und Zeit, und sieht, wie sich die Energien des Denkens durch ihre Erfahrungen am erregten Nerven mit bestimmten Gestalten erfüllen; so giebt die Physiologie dem Denken über sich selbst eine größere Sicherheit und empfängt dafür von dem erhabensten Gebiete der menschlichen Forschung eine höhere Weihe.“

Diese goldenen Worte geben am besten einen Einblick in die Seele unseres Jubilares und seiner Wissenschaft. — Die Physiologie ist noch zu jung, als daß ihr allgemeiner Nutzen schon, wie bei der Chemie, klar zu Tage tritt, die jetzigen Forscher sind die Pfadfinder, erst die Zukunft wird ihre mühevollen Arbeiten an das Licht bringen und würdigen und unter allen Namen wird der unseres Prof. Ludwig als einer der glänzendsten hervorleuchten. Möchte ihm noch lange vergönnt sein, den Fortschritten der Physiologie vorzustehen.

Dr. **Taube**.

Ueber die Erblichkeit von Talenten.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nicht allein körperliche Zustände und Anlagen sind durch Vererbung übertragbar, sondern auch geistige Eigenschaften und Vorzüge. Es sind indessen nicht immer die *specifischen* Talente, d. h. die ausgesprochenen und durch Uebung gesteigerten Anlagen, welche von einer Generation der anderen überliefert werden, sondern in der Mehrzahl der Fälle pflanzt sich nur eine gewisse intellectuelle Energie, eine erhöhtere Empfänglichkeit für geistige Eindrücke und die Fähigkeit fort, in irgend einer Weise kräftig zu reagiren.

In manchen Fällen, die jedoch zu den Ausnahmen gehören, gewinnt es allerdings den Anschein, als sei auch das specifische Talent vererbbar. Ein Beispiel hierfür haben wir in der Familie Bach, in welcher während des Zeitraumes von 1550—1800 die musikalische Begabung sich über 300 Angehörige verbreitete, von denen 22 sogar hervorragende Musiker wurden. Dieser außergewöhnlichen Breite der Erblichkeit kam allerdings, wie es scheint, der Umstand zu statten, daß die Bach'schen Familienmitglieder nicht blos unter sich, sondern auch vielfach mit anderen Musikerfamilien Verbindungen eingingen. Welchen Antheil andererseits die frühe Anleitung zum Betrieb der Musik und das zur Nachahmung anspornende Beispiel daran gehabt haben mögen, daß sich so viele musikalische Talente innerhalb eines einzigen Familienkreises vorfanden — das ist schwer zu sagen. Die Erziehung zu einem *bestimmten* Beruf, wenn sie früh genug einwirkt, ist in ihrem Einflusse gewiß nicht zu unterschätzen. Sie vermag zweifellos sehr viel, wenn auch nicht Alles, wie oft geglaubt wird. Ein naheliegendes Beispiel aus dem alltäglichen Leben bietet sich uns ungesucht dar. Wie viele Eltern quälen nicht ihre Kinder mit der Erlernung der Handhabung irgend eines Musikinstruments, in der Regel mit der des Marterkastens par excellence, des Claviers. Sie haben es eilig damit, ihre Sprößlinge klimpern und stümpern zu sehen; Hunderte von Thalern wandern in die Tasche des Clavierlehrers, weil man der Meinung huldigt, es könne ein Talent in Ermangelung des Angeborenseins angezüchtet werden. In diesem Wahne befindet sich ganz sicher ein volles Drittheil der gegenwärtig lebenden Menschheit. Wenn nun aber auf diese forcirte Art und Weise niemals ein unmusikalisches Gemüth dazu gebracht werden kann, Spuren von musikalischer Begabung zu offenbaren, so ist es andererseits nicht minder richtig, daß die besten Anlagen verkümmern, wenn sie nicht zeitig genug geübt werden.

Die Beanlagung zur Musik scheint eins von den wenigen Talenten zu sein, die in ihrer specifischen Eigenart vererbt werden, während sich von anderen Talenten, die auf der Combination einer ganzen Anzahl von geistigen Fähigkeiten beruhen, nicht das Gleiche annehmen läßt. In solchen Fällen wird sich blos der Fonds von geistiger Energie, der in den Eltern vorhanden und wirksam ist, auf die Kinder und Enkel übertragen können.

Der Vater des großen Componisten *Händel* war Wundarzt, und es ist nichts darüber bekannt, daß er eine hervortretende Neigung zur Musik besessen hätte. Ebenso wenig war der geniale Mathematiker *Gauß* der Sohn eines berühmten Rechenmeisters. Der Vater des bekannten Naturforschers *Häckel* in Jena war Verwaltungsbeamter, und es verlautet nichts davon, daß er sich mit botanischen oder zoologischen Studien befaßt hätte. Dennoch giebt Häckel in der Vorrede zu seiner Generellen Morphologie (1866) folgender Ueberzeugung Ausdruck: „Wenn dieses Werk, wie ich zu hoffen wage, zur weiteren Entwickelung der Zoologie beitragen sollte, so bin ich weit davon entfernt, mir dies als mein freies Verdienst anzurechnen. Denn die persönlichen Eigenschaften, welche mir die große und schwierige Aufgabe zu erfassen und durchzuführen erlaubten, habe ich zum größten Theile durch Vererbung von meinen trefflichen Eltern erhalten."

Nach den vorstehend angeführten Beispielen kann Das, was vererbbar ist, lediglich ein erhöhter Grad von geistiger Gesammtkraft, ein prompteres Zusammenspiel der einzelnen Fähigkeiten sein. Zur Stützung der Ansicht, daß Talente in der That nur bestimmte Combinationen von hochentwickelten Geistesanlagen sind, die sich minder entfaltet in jedwedem Hirn vorfinden, kann angeführt werden: daß sehr häufig mehrere Talente in einer und derselben Person auftreten. Viele *Maler* sind zu gleicher Zeit bedeutende Musiker gewesen, und sehr häufig kommt es vor, daß man geringere Grade *beider* Talente in einem und demselben Individuum vereinigt sieht. Andererseits begegnen wir in der Familie der *Feuerbach* einem namhaften Juristen, einem berühmten Philosophen und einem angesehenen Maler; in der Familie *Mendelssohn* einem scharfsinnigen Denker und einem hervorragenden Musiker. Einen Beweis dafür, daß die äußeren Verhältnisse eine entscheidende Rolle dabei spielen, in *welcher* Weise vorhandene große Anlagen zur Geltung kommen, giebt uns die Culturgeschichte. Als Deutschland an politischer Zerrissenheit krankte, schossen die dichterischen Talente wie Pilze über Nacht aus der Erde, und es wimmelte von poetischen Berühmtheiten. Nach dem Erscheinen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" (die aller metaphysischen Speculation ein Ende bereiten wollte) traten eine ganze Reihe von bedeutenden Denkern hervor, von denen gewiß manche — wenn sie heute gelebt hätten — zu *Naturforschern* geworden wären.

Die sogenannten „Talente" scheinen hiernach nicht auf der Steigerung einer *specifischen* Gehirnqualität zu beruhen, sondern der Ausfluß (gewissermaßen das Nebenproduct) des im Allgemeinen hochentwickelten Menschengeistes zu sein. Ein großer Künstler ist stets auch ein bedeutender Mensch im Uebrigen, und wenn ein solcher für seine Begabung nach der *einen* Seite die Bahn verschlossen findet, so wird dieselbe sich einen anderen Ausweg schaffen.

Es ist schon hervorgehoben worden, daß bereits in den Erzeugern eines bedeutenden Menschen die Disposition zu einer energischeren Bethätigung der Hirnfunctionen als vorhanden vorausgesetzt werden muß. Diese Disposition muß sich — wenn sie in der nächsten Generation zum Vorschein kommen soll — auch auf den *Keim* übertragen, wenn wir auch nicht wissen, *wie* eine solche Uebertragung möglich ist. Aber wie die kleine Eichelfrucht dem Plane nach (potentia) den riesigen Baum in sich birgt, der später einmal alle Birken und Buchen seiner Umgebung in den Schatten stellen wird, so muß auch der erste materielle Anfang eines später zu großer Bedeutung gelangenden menschlichen Individuums in irgend einer Weise sich von den Anfängen eines Hinz oder Kunz unterscheiden.

Der namhafte (jetzt verstorbene) Amerikaner Ralph Waldo *Emerson* sagt drastisch und treffend in einem Essay, der den Titel „Fatum" trägt: „Wenn wir die optischen Hilfsmittel besäßen, die einzelnen Keimzellen menschlicher Wesen zu durchmustern, so würden wir schon zu sehr früher Stunde entdecken können, ob das noch unentwickelte Geschöpf später zur Partei der Whigs oder zu der der Tories gehören wird." Es ist klar, was der scharfsinnige Mann mit dieser Bemerkung sagen will. Das Fatum ist in der That lange vor der Zeit, da man uns in die Wiege bettet, über uns verhangen. Kein Fatum zwar im Sinne des Korans, sondern ein solches im Sinne der Entwickelungsgeschichte und Physiologie, das aber nicht minder ehern und zwingend ist.

Woher es freilich kommt, daß sich aus der einen menschlichen Keimes Anlage ein *Homer*, *Shakespeare* oder *Goethe*, und aus der anderen ein Individuum von Durchschnittsintelligenz entwickelt, das ist für uns zur Zeit völlig unergründbar; wir können nicht einmal eine Hypothese darüber aufstellen. Was dagegen die Frage anbetrifft, woher es kommen mag, daß übernormale Individuen (bedeutende Dichter und Gelehrte) sehr häufig Kinder haben, auf die auch nicht ein Hauch ihres Erzeugers übergegangen ist, — was diese Frage betrifft, so ist sie eher einer theoretischen Beantwortung zugänglich. Und zwar finden wir eine ziemlich befriedigende Erklärung jenes Sachverhalts, wenn wir uns auf den Standpunkt der sogenannten Pangenesis-Hypothese stellen.

Diese besteht darin, daß man (um die räthselhaften Erscheinungen der Vererbung zu erklären) annimmt, der elterliche Organismus sondere während seines ganzen Lebens aus allen seinen Elementartheilen (Zellen) *Keimchen* ab, welche sich zur Begründung der folgenden Generation wieder zusammenfügen und zu den nämlichen Theilen, aus denen sie ursprünglich hervorgegangen sind, wieder entwickeln. Wenn sich also ein Kind allmälig zum Manne entwickelt, so wachsen alle jene Keimchen, welche in der Körpermasse des Neugeborenen enthalten sind, zu Zellencomplexen aus, so daß die Wirkung eine beständige Vergrößerung und Weiterausbildung des kindlichen Körpers ist — bis als Endresultat in körperlicher und geistiger Hinsicht ein den Eltern ähnlicher Organismus zu Tage tritt.

Man könnte nun wol annehmen, daß die Absonderung solcher „Keimchen" aus den Nerven und dem Gehirn von Menschen, deren Geist in *außergewöhnlicher* Weise functionirt, weniger lebhaft von Statten geht, als in den bezüglichen Organen von ruhiger dahinlebenden Erdenbürgern, die zwar potentiell eine große, geistige Energie besitzen, dieselbe aber nicht so intensiv zu bethätigen ge-

nöthigt sind, wie eine Capacität auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet. Hierdurch würde es begreiflich werden, daß geistige Heroen selten wieder intellectuelle Größen erzeugen, und daß bedeutende Männer am häufigsten aus den mittleren Volksschichten hervorgehen, wo ein mäßiger Kampf um die Existenz die geistigen und körperlichen Kräfte in Uebung erhält, ohne dieselben nach irgend einer Richtung hin überanzustrengen.

Es ergiebt sich aus dieser Erwägung, daß das Bürgerthum nicht blos in nationalökonomischer und politischer Hinsicht, sondern auch im Himblick auf das physische Gedeihen einer Nation eine Hauptgrundsäule des Staatswohls ist. Es ist von höchster Wichtigkeit, daß die Mehrzahl der Bevölkerung es nicht verlernt, dem fröhlichen Lebensgenusse sich hinzugeben, ihre Kräfte zu üben und das leibliche Wohl zu pflegen, denn ohne diese materielle Grundlage, ohne diesen wirklichen Nähr- und Mutterboden für kommende Geschlechter könnte der Staat nicht bestehen. Eine Nation von Gelehrten und Künstlern kann es niemals geben. Die Talente sind gleichsam nur die Blüthen, welche an dem Baume einer körperlich kräftigen und wirthschaftlich wohlsituirten Nation hervorsprossen.

Bücherbesprechungen.

W. L. Dr. Franz Berghoff-Ising, Ueber die historisch-ethische Richtung in der Nationalökonomie. Eine akademische Antrittsrede. Leipzig 1889 bei Duncker & Humblot. 1 ℳ. — Die Studie Berghoff-Ising's, der Docent an der Universität Bern ist, behandelt den bekannten Methodenstreit in der Nationalökonomie und ist bemüht, zwischen den Parteien eine sanft vermittelnde Stellung einzunehmen. In dem Bestreben, jedem Autor, den er erwähnt, eine gute Seite abzugewinnen, ist der Verfasser nicht immer von einer gewissen Undeutlichkeit des Gedankens freigeblieben. So nimmt er z. B. Adam Smith gegen einen Vorwurf in Schutz, den ihm L. Brentano an der vom Verfasser citirten Stelle gar nicht gemacht hat, während er selbst wieder Adam Smith gegenüber ungerecht ist, indem er ihm jedes historische Verständniß abspricht. So treten ferner diejenigen Momente, welche außer dem Wirken Friedrich Liszt's und noch mehr als dasselbe der historisch-ethischen Richtung zum Durchdringen verholfen haben, ungenügend hervor. In der Formulirung dessen, was die historisch-ethische Richtung im Gegensatz zu der früheren Schule anstrebt, ist Berghoff-Ising nicht ganz glücklich, insbesondere da, wo er von der Morphologie und von der Technik der Wirthschaft spricht. Denn die morphologische Gestaltung, z. B. die hausindustrielle, manufacturmäßige, fabrikmäßige Betriebsverfassung, ist gerade erst seit der historischen Betrachtungsweise als wichtigste gesellschaftliche Unterlage der wirthschaftlichen Vorgänge erfaßt und nicht durch die neuere Richtung zurückgeschoben worden, wie es nach Berghoff-Ising scheinen kann, da er die genetische Behandlung in Gegensatz zur morphologischen stellt. Der Einfluß der Technik aber, welcher nach ihm unwesentlich erscheint, wird gerade von der historischen Betrachtungsweise als eines der maßgebenden Momente der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen angesehen. Endlich besteht auch nicht, wie Berghoff-Ising es formulirt, „der durch die historische Richtung angebahnte Fortschritt darin, daß man heute gar nicht mehr die Grundbegriffe behandeln kann, ohne damit gleichzeitig den Zusammenhang der wirthschaftlichen Fragen aufzudecken". Denn hiernach könnte man glauben, der Fehler der sogenannten classischen Nationalökonomie habe darin bestanden, die wirthschaftlichen Vorgänge nicht als etwas Zusammenhängendes anzusehen. Dies ist aber nicht der Fall gewesen. Thatsächlich hat vielmehr gerade das Verdienst derselben darin bestanden, nachzuweisen, daß eine wirthschaftliche Erscheinung durch die andere bedingt wird, und sie irrte nur darin, daß sie den Zusammenhang der sittlichen und rechtlichen, also gerade der nicht blos wirthschaftlichen Fragen mit den Grundbegriffen der Wirthschaftsordnung verschwieg. Im Ganzen schließt sich Berghoff-Ising für die praktische Volkswirthschaft der historisch-ethischen Richtung an, während er für die theoretische Nationalökonomie — wenn auch mit vielfachen Einschränkungen — der „speculativen Deduction" eine Stelle gewahrt wissen will. Daß die Deduction nicht entbehrt werden kann, ist einleuchtend; ob dieselbe aber gerade speculativ sein muß, dürfte bezweifelt werden.

M—e. Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Frhr. v. Danckelman. II. Band. 5. Heft. Berlin, Commissions-Verlag von A. Asher & Co. 1890. — Das neueste eben erschienene Heft der Mittheilungen bringt wieder aus den Schutzgebieten Togo und Camerun eine Reihe von Berichten der dortigen Forscher, von denen leider einer der bedeutendsten, Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, dem Klima von Togo erlegen ist. Premierlieutenant Kling, welcher schon früher werthvolle Berichte geliefert hatte, hat einige sehr interessante Mittheilungen über das Adeligebiet eingeschickt, welche zur Kenntniß des Charakters des Landes und der Bevölkerung von Werth sind. So ist die Schilderung des Besuches bei dem Häuptling Kodjó von Dutukpenne ein kleines Meisterstück. Der Häuptling war so liebenswürdig, vor seinem Besucher seine verschiedenen Reichthümer an Möbeln und Kleidung vorzuführen, unter denen ein Gewand von Aschantiarbeit, welches aus lauter kleinen mit Handstickereien besetzten bunten Zeugstücken zusammengesetzt war, wol das kostbarste war, da es sich auf ungefähr 100 ℳ stellt, an der Küste aber fast das Doppelte werth ist. Aus dem Schutzgebiet Camerun liegen noch keine ausführlichen Nachrichten über die Reise von Dr. Zintgraff vor, dagegen hat Wissmann einige Kartenskizzen eingeschickt, welche die Lage von Pangani, Dar-es-Salaam, Tanga und Bagamoyo veranschaulichen. Da über die ersten Häfen genaue Seekarten vorliegen, bieten sie wenig Neues außer der Angabe der Stationen. Die Karte von Bagamoyo allein ist neu; sie zeigt die Anlage der Straßenpläne, nach welchen Bagamoyo wieder aufgebaut werden soll, und des Vertheidigungssystems. Es wäre zu wünschen, daß die Anlage von wissenschaftlichen Stationen, welche auch für commerzielle Zwecke von Wichtigkeit sind, auch in dem ostafrikanischen Schutzgebiet seiten des Reiches in Angriff genommen würde.

—m— Preußische Geschichte von William Pierson. Fünfte, verb. und verm. Auflage. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1889. VI, 504 und IV, 571 S. 8°. — Als vor einem Vierteljahrhundert die erste Auflage des vorliegenden Werks erschien, waren es noch ziemlich enge Kreise, in denen sein Gegenstand Verständniß und Interesse erwarten durfte. In Preußen selbst wurde zwar von jeher dem vaterländischen Geschichtsunterricht in den höheren wie in den niederen Schulen ein breiter Raum gewährt, und dies sowie das enge Verhältniß zwischen Fürst und Volk, das stets ein besonderer Stolz Preußens gewesen ist, ließ solche Werke, wie das vorliegende, die sich an die Familie und die weiteren Kreise der Gebildeten wenden, einen namhaften Absatz finden; wer aber kümmerte sich außerhalb der preußischen Grenze um Preußens Geschichte? Seitdem ist letztere einer der wesentlichsten Factoren der Geschichte der europäischen Staaten geworden, und wer überhaupt Sinn für die Geschichte der deutschen Nation hat, wird auch das Bedürfniß empfinden, sich mit der Vergangenheit Preußens vertraut zu machen. Pierson versteht es vortrefflich, diesem Bedürfniß zu entsprechen, und so ist die rasche Folge der Auflagen des vorliegenden Werks durchaus gerechtfertigt. Ohne eben tiefgehende Forschungen zu bieten, weiß er geschickt zu erzählen und verbindet namentlich in recht gewandter Weise allenthalben mit der Darstellung der politischen Geschichte die der Verfassungs- und Verwaltungs-, Wirthschafts- und Sittengeschichte. Die ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritte des Großen Kurfürsten sind nur kurz skizzirt; dieser letztere, der eigentliche Gründer des brandenburgisch-preußischen Staats, und unter seinen Nachfolgern namentlich Friedrich der Große haben eine eingehendere Behandlung erfahren. Am ausführlichsten aber ist, wie billig, die Geschichte des 19. Jahrhunderts behandelt; ihr ist der ganze zweite Band des Werks, das mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelm's II. schließt, gewidmet. Ein treffliches Porträt Wilhelm's I. im Kaiserornat ist dem ersten, eine von H. Kiepert redigirte historische Karte des brandenburgisch-preußischen Staates dem zweiten Bande, der auch ein sorgfältiges Register bringt, beigegeben.

Ltz. Die Reisen des Christof Columbus 1492—1504. Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht von Bischof Las Casas, seinem Freunde, und Fernando Columbus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 und veröffentlicht 1826 von Don M. F. v. Navarette. In das Deutsche übertragen von Fr. Pr. 220 S. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1890. Preis 5 ℳ, geb. 5, 60 ℳ — Ein Vorläufer der großen Reihe von Schriften, welche jedenfalls anläßlich der nahen 400jährigen Feier der Entdeckung Amerikas zu erwarten sind. In der kurzen, 12 Seiten umfassenden Einleitung beschäftigt sich Verfasser zunächst mit der Vorgeschichte der Entdeckung Amerikas, sodann mit der Persönlich-

keit des Columbus bis zu der Zeit, wo der erste Bericht desselben selbst vorliegt. Den Haupttheil des Buches bildet eben die in spanischer und französischer Sprache erschienene, hier nun in deutscher Uebersetzung vorliegende Bearbeitung Navarette's, eines berühmten spanischen Marineofficiers, welcher Ende vorigen Jahrhunderts Briefe und Tagebücher in den Archiven des Klosters St. Stephan und denen des Herzogs von Veracruz, eines Nachkommen von Columbus, auffand. Diese Briefe, mit den Bemerkungen früherer Herausgeber, aber mit Hinweglassung aller der für den Leser interesselosen nautischen Notirungen, versetzen lebendig in diese große Zeit und gestatten einen klaren Einblick in den Charakter und die Thätigkeit dieses größten Entdeckers.

N—r. **Untersuchungen über den gegenwärtigen Stand der Fischereiverhältnisse in den innerhalb des Königreichs Sachsen in die Elbe mündenden Zuflüssen.** Im Auftrage des Sächsischen Fischereivereins ausgeführt von **Adolf Endler**, Director der Landwirthschaftlichen Schule in Meißen. (Hierzu eine Flußkarte und die Zeichnung eines Aalfanges.) — Diese Veröffentlichung umfaßt das 10. Heft der im Jahre 1889 erschienenen Schriften des unter dem Protectorate Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg stehenden Sächsischen Fischereivereins. Nach derselben sind von den Zuflüssen der Elbe innerhalb Sachsens 19 von Bedeutung; von den **linksseitigen die 13**: der Krippenbach, die Biela, Gottleuba, Müglitz, Lockwitz, Rothe, Wilde und Vereinigte Weißeritz, Saubach, große Triebisch, das Lommatzscher Wasser, die Jahna und Döllnitz, von den **rechtsseitigen die 6**: die Kirnitzsch, Sebnitz, Polenz, Lachsbach, Wesenitz und Prießnitz. Hierzu kommt außerdem der Grödel-Elsterwerdaer Floßcanal, welcher die Elbe mit der schwarzen Elster verbindet. Zur Erhöhung der Uebersichtlichkeit werden bei der Schilderung jeden Zuflusses die 8 Capitel gebildet: 1) Beschaffenheit des Flußlaufes im Allgemeinen; 2) Gewerbliche Anlagen und Stauwerke, welche die Fischereiverhältnisse beeinflussen; 3) Verunreinigungen; 4) Fischfauna; 5) Fischzuchtanstalten; 6) Fischfeinde; 7) Besitzverhältnisse; 8) Nebengewässer. Das Material hierzu ist sicher mit vielem Fleiß und Gewissenhaftigkeit gesammelt. Trotzdem sind einige kleine Berichtigungen vorzunehmen, was wol auch bei der erstmaligen Herausgabe einer solchen Zusammenstellung kaum befremden kann. Die Fingerzeige, welche fast überall für die Hebung der Fischerei angebracht sind, verleihen dem Buche einen besonderen Werth. Sehr interessant ist auch die in einem Anhange gebrachte Zusammenstellung der Fischzuchtanstalten, zumal sie über deren Besitzverhältnisse und Entstehungszeit, über die Art und Zahl der Bruttröge, über die jährlich gezüchtete Menge der Fische, sowie über die Verwendung der Brut Aufschluß ertheilt. Alle diese Mittheilungen legen jedenfalls Zeugniß davon ab, daß die Fischzucht im Königreich Sachsen nicht nur bedeutungsvoll ist, sondern auch vielseitig gepflegt und gefördert wird.

o. **Was kann eine Mutter ihre Kinder lehren?** Im Auftrage der Colportage-Commission des „Christl. Volksfreund" von **Dora Schlatter**. Basel, Verlag von C. F. Spittler. 1889. 140 S. — Das Buch enthält eine geschickte Zusammenstellung von Gedichten und Liedern, durch welche der Mutter Handreichung gethan werden soll, um das Gemüthsleben des Kindes zu pflegen, um Frömmigkeit und Familiensinn in ihm zu nähren. Unter den Ueberschriften: des Kindes Gebet, der Sonntag im Hause, die kirchlichen Feste im Kinderverständniß, häusliche Festtage im Kinderkreis, kindliche Erlebnisse, Lieder vermischten Inhalts wird eine reiche Auswahl bekannter und weniger bekannter dichterischer Erzeugnisse, die der kindlichen Anschauung entsprechen, dargeboten. Außerdem werden in wohlthuender Weise Fingerzeige zur Verwerthung des Dargebotenen gegeben, wie denn überhaupt die jede Abtheilung sowie das ganze Buch einleitenden „Worte an die Mutter" manch trefflichen beherzigenswerthen Wink für die christliche Erziehung enthalten.

J. R. Von der von uns mehrfach schon besprochenen neuen **Gerstäcker-Ausgabe** (herausgegeben von **Dietrich Theden**. Jena, Hermann Costenoble) liegen jetzt der 7. und 8. Band vor, die den Roman aus der Südsee **Tahiti** und das brasilianische Lebensbild **Die Colonie** enthalten. Wir haben uns auch bei der Lectüre dieser beiden neuen Bände wiederum über die Frische gefreut, mit der diese Bilder aus dem exotischen Leben gezeichnet sind, eine Frische, welche bewirkt hat, daß dieselben der Veraltung noch nicht anheimgefallen sind, so daß sie auch heute noch Leser anziehen können und Leser verdienen. Der Preis beträgt auch hier für den Band 1,80 bez. 2,50 ℳ.

J. R. **Strandgut.** Neue Gedichte von **Reinhold Fuchs**. Gera, Carl Bauch. — Reinhold Fuchs hat sich bereits durch ein Bändchen „Gedichte" als talentvoller Lyriker erwiesen; hier macht er uns weiter mit seiner Begabung und der Eigenart seines Wesens bekannt. Es weht ein gewisser elegischer Zug durch die Gedichte, dadurch hervorgerufen, daß eine junge, edle Seele an Alles, was sie umgiebt, Mensch und Natur, Geschichte und Leben, die hohen Maßstäbe, die sie ihrem eigenen Innern entnommen, anlegt und findet, daß das Gemessene zu klein ausgefallen sei. Hieraus geht dann die Erörterung von Fragen wie: was ist Macht? Weisheit? Ruhm? hervor, die im entsagenden Sinne beantwortet werden; der Anfang und das Ende aller Dinge wird berührt, Werden und Vergehen von Welten und Menschen, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß Alles vergänglich sei, der Mensch ohnmächtig, die Natur jedoch allmächtig:

„O Herr der Erde, Mensch, du eitler Thor!
Natur in ihrer finstern Majestät
Zerknickt dich spielend wie ein schwaches Rohr."

Aber diese Trauer über nicht erfüllte Ansprüche an das Leben führt bei Fuchs nicht zum Pessimismus; der Verfasser hält sich an die Thatsachen geschichtlicher Größe, an das Erhebende im Leben der Völker wie des einzelnen Menschen, das sich ja auch, wenn auch nur als Ausnahme, vorfindet, und sucht darin einen Ersatz für das Bedürfniß jugendlich idealer Sehnsucht. Formell gehört mehr als die Hälfte des Buchs dem epischen Gebiet an: eine Nordsee-Erinnerung „Ingo" leitet das Bändchen ein, und später folgt noch eine ganze Reihe erzählender Dichtungen, die alle ein entschiedenes episches Talent bekunden. Zwischen Beidem liegen die rein lyrischen Sachen, Sonette u. A. m., welche, wie schon die früheren Gedichte des Verfassers, ein Anlehnen an gute, alte Vorbilder verrathen und manche lyrische Perle aufweisen. Die Stoffe rechtfertigen überall den Titel des Buchs. Hier und da greift Fuchs einmal auf das sociale Gebiet über; doch scheint hier der Schwerpunkt seines Schaffens nicht zu liegen.

J. R. **Zerstreute Kapitel.** Von **Theodor Storm**. Berlin, Gebr. Paetel. — Wir haben es hier wol mit einer Herausgabe aus dem Nachlaß des verstorbenen Dichters zu thun; wenigstens legt der aphoristische Charakter des Buchs und das Bunte seines Inhalts diese Vermuthung nahe. Es werden zum Theil Novellen, bez. Novellenansätze mitgetheilt, in jener Form von persönlichen Erinnerungen gehalten, die Storm so liebte und in der er Meister war, und die, weil sie meist zeigte, wie das Schicksal über den Menschen und sein Glück achtlos hinwegschreitet, in ihrer mehrseitigen Färbung für den Dichter gleichfalls wieder bezeichnend war — zum Theil Gedichte, u. A. neue Fiedellieder, Fortsetzungen der alten, bekannten, köstlichen Fiedellieder Storm's, die sich vor ähnlichen Erzeugnissen unserer Butzenscheibenlyriker dadurch auszeichneten, daß sie eigenartig und lebendig waren. Alles das trägt, wie schon angedeutet, die echte Prägung des Storm'schen Wesens und der Storm'schen Kunst an sich; auch die alten, krausen Originale, die dem Verehrer Storm's besonders ans Herz gewachsen zu sein pflegen, und die in ihrer Seltsamkeit und Phantastik hier und da schon fast an E. T. A. Hoffmann'sche Sonderlinge gemahnen, fehlen nicht. Und so legt man das Buch mit dem Genuß aus der Hand, den bisher noch jede Storm'sche Schöpfung bereitete. Von dem Werke, mit dem Theodor Storm zum letzten Mal vor seinem Publicum erschien, der Novelle „Der Schimmelreiter", mit der wir den Leser bereits früher bekannt gemacht haben, liegt jetzt die 2. Auflage (derselbe Verlag) vor.

J. R. **Neue Novellen** von **Margarethe v. Bülow**. Berlin, Walther & Apolant. — Der Tod — Margarethe v. Bülow ging vor sechs Jahren bei einem Rettungsversuche auf dem Eise zu Grunde — hat hier zweifelsohne ein nicht ganz alltägliches Talent geknickt: es spricht viel Frische der Darstellung, Energie der Begabung, viel gesunde Beobachtung des Lebens aus diesen bald kürzeren, bald längeren Novellen. Freilich, wie es in der Vorrede geschieht, daraus und aus den früher schon erschienenen Romanen der Verfasserin „Aus der Chronik derer von Riffelshausen" und „Thomas Briccius", die auch von uns besprochen und zwar günstig beurtheilt worden sind, einen Schluß ziehen zu wollen, daß hier eine geradezu ungewöhnliche Zukunft vorgelegen hätte, rechtfertigt sich noch nicht und ist eine müßige Behauptung: aus Erstlingswerken läßt sich niemals mit Sicherheit ein Schluß auf eine Zukunft ziehen, und ein brutaler Zufall hat hier jeder Erörterung leider den Boden entzogen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 14. Sonnabend, den 1. Februar. 1890.

Zur Ethik des Ritterthums in der Zeit des Minnesangs.

Von Dr. F. Tetzner.

Die weltlichen Tugenden eines Ritters fanden ihren wesentlichen Ausdruck in der manheit, staete, milte und mâze.

Der manheit gebührt der erste Rang. Von ihr hängen alle übrigen Tugenden ab. In diesem Sinne wird im Iwein sterke und manheit (5018), kraft und manheit (1386) gebraucht.

Bei Ausübung der Ritterthaten, recht mannlich zu sterben, galt hoch. Das weiß Parzival wohl zu rühmen, daß sein Vater Gahmuret bei der Tjost und „durch riterlich gemüete" das Leben verlor (P. 474). — Und ist der gewaltige himmelstürmende Hochmuth, der sich in der Gottesfeindschaft ausspricht (W. Gast: „kuan wesen wider got"), nicht auch ein Zeichen dafür, daß der Ritter Alles in seine Manneskraft zu setzen suchte und es mit dem Worte hielt: „Ich und Keiner mehr!" Es ist mehr als kindlicher Uebermuth, wenn der junge Parzival ausruft: „Käme auch der Teufel mit zornigem Grimme, ich will ihn bestehen. Meine Mutter pflanzt mir Furcht vor ihm ein, ich glaube, ihr Muth ist verzagt." — Da giebt es keine philosophisch gepriesene ἀπάθεια mehr, sie mußte in ihrer Beschaulichkeit dem kraftvollsten Thatendrange das Feld räumen, die arebeit ist das Sanges- und Preisenswerthe. —

Der alte Babelgedanke tritt wieder offen hervor: „Laß Gott des Himmels achten, du magst der Erde trachten" (Cato 235). Das streift an die Hochfahrt, die schlimmste der Todsünden, die Freidank „der Hölle Königin" nennt.

Die manheit ist die ärgste Feindin jener stoischen Tugend, des Müßigseins, des „Verliegens", des Schwelgens bei Wein und guter Speise, bei Gemach und Minne. Und Eneit verzichtet auf alle Freuden, wenn nur Erec aufs Neue zu gewaltiger Ritterthat auszieht. Es kennzeichnet den zunehmenden Verfall des Ritterthumes, wenn andere Gesinnung auftauchte und der alte Helmbrecht die derbe aber kraftvolle Ritterarbeit einer gleißenden Hohlheit weichen sehen muß (913—1035). In seiner Jugend, zu Thomasin's Zeiten, galt noch das Wort: „Muße ist jungen Leuten Untugend, der Jugend ziemt nicht Trägheit." Das resignirte „jämmerlich thun" der späteren Zeit steht in strengstem Gegensatze zu jener urwüchsigen aber feineren Heiterkeit, die in Walther von der Vogelweide ihren Lobredner findet. Thränen ziemten der Frau. Herzeloyde's Jammer über den verlorenen Gemahl, Signne's erschütterndes Todtenleid ergreifen uns ebenso, als den Ritter jener Zeit, die Klage selbst durchbrach selten die Pforte seines Herzens.

Der manheit Gegensatz ist die Feigheit und Verzagtheit. Kein schlimmerer Schimpf, als Volker's Spott gegenüber den Hunnen: „Pfî, ir zagen boese, wolt ir slâfende uns ermordet hân?"

Das Wesen der manheit ist die Selbstbeherrschung. „Der schlägt den Löwen, der schlägt den Riesen, der sich selbst bezwingt und sich und alle seine Glieder in seiner Gewalt hat" (Walther). Da darf man nicht allen Willen erfüllt sehen wollen, „enthabunge" ziert den Ritter („Jüngling" 1100), wie den antiken Weisen; doch gegen den eigenen Willen zu handeln, wäre „unritterlich".

Der mannliche Ritter ist das Ideal. „Merke, was der Beste thut" gebeut der Wälsche Gast.

Selten blieb die kraftvolle manheit in ihrer Grenze. Es ist ein barbarisches Gebahren, wenn der kampfeswuthige Wate sogar auch noch der Feinde Kinder in der Wiege tödtet (Gudr. 1503). Hugo von Trimberg klagt bitter über die räuberischen, brutalen Schildknechte, Helmbrecht's Genossen kennen nur Rauben und Prassen, und schon der Dichter von „Des tôdes gehügede" um die Mitte des 12. Jahrhunderts und später Thomasin stellen die Gewaltthätigkeit und Erbarmungslosigkeit mancher Ritter an den Pranger.

Andererseits führte die manheit in solche Gefahren, daß besorgte Mütter, wie die des Parzival und des Lanzelot, nur mit großem Widerstreben, ja gegen ihren Willen, ihre Söhne auf Ritterschaft ziehen lassen.

Und weil die manheit so leicht ihre Grenzen durchbrach, preisen philosophisch angelegte ritterliche Dichter eine andere Tugend als Kern und Stern des Lebens: die staete.

Der Wälsche Gast erhebt sie zur Grundtugend seiner ethischen Betrachtungen. „Ein Nichts sind alle anderen Tugenden, werden sie nicht von der Staete geleitet." — Da sich Thomasin oft an Seneca anlehnt, hat man die Staete mit der sapientia (σοφία) = constantia = prudentia des römischen Philosophen der Stoa verglichen. Bei Seneca ist aber doch meist einseitig die sapientia = aequus animus, weltverachtende Gleichgiltigkeit des Weisen, während sie bei Thomasin Beständigkeit in guten Dingen und Thaten ist. „Was ist Staete? Vollkommenheit des Guten an stetem Muthe. Staete ist: Staete an guten Dingen; nicht an bösen, das glaube Niemand. Keiner ist tugendhaft, der nicht mächtig an Staete ist" (3445 f.). Die Unstaete, das ist die Staete an bösen Dingen, die wol auch „Untreue", „Mutter der Lüge" genannt wird, verwehrt den Weg zur Saelde. Walther von der Vogelweide kann seines Vaterlandes Loos nicht bitterer beklagen, als wenn er ausruft: „Untreue lauert im Hinterhalt überall."

Die staete entspricht der Charakterfestigkeit, die Charakterlosigkeit wird „wandelung" genannt. Daß allerdings ein gewisser Gleichmuth zur Staete gehören muß, verkündet uns deutlich eine ritterliche Tischordnung. „Gut und arg lerne der Mann ertragen und lebe trotzdem „zühteclich" dabei. Geht es ihm nicht immer ganz eben, so verzage er nicht! Wem nie weh ward, dem wird nie wahl; nur Freud und Leid gewähren dies. Ein rechter Mann muß beides leiden!"

Im Ganzen ist die Staete mehr dem Alter eigen, sie bedeutet den Abschluß des Charakters.

Den jugendlich ungestümen Wolfhart verweist Dietrich von Bern wiederholt zur Staete und ebenso Hildebrant, der alte Waffenmeister. Trevrizent belehrt den Parzival im gleichen Sinne. Des Nibelungenliedes Staete in der Liebe und Treue ist eine köstliche Perle im Kranze ritterlicher Gesinnungen.

Das Hohenstaufengeschlecht in seinem verderblichen Festhalten am imperium Romanum und dem Glanze des Cäsarenweltreiches geht wie ein Held unter.

Uhland's Gedicht „Schwäbische Kunde", das auf geschichtlicher Ueberlieferung beruht, zeigt uns individuell jene Staete in schönstem Lichte. Stoische Ruhe bewahrt der wackre Schwabe wol, aber nicht in Zurückgezogenheit.

Die δικαιοσύνη = justitia äußerte sich beim Ritter in der „milte". Bei den Dichtern und den Fahrenden nimmt sie den ersten Platz unter den Rittertugenden ein. Auch ein Walther versteht es, anerkannt freigebige Fürsten zu erhöhter Freigebigkeit anzutreiben. Der Schulmeister von Eßlingen, Meister Stolle und der Unverzagte höhnen in bitteren Spottgedichten den König Rudolf. „Er minnt Gott und ist stete in der Treue, er ist ein

Held an Tugenden und richtet wohl. Falsche Räthe haßt er und ehrt die Frauen. Geen hört er der Meister Singen und Geigen und Sagen. Ja gerne hört er's, und giebt ihnen nichts." (Der Unverzagte.)

„Hätt er zur Erde noch den Himmel, er gäbe Niemond nichts." „Er begnügt sich an der Erde nicht, er will auch noch die Hölle dazu." „Wohl ab, der König der giebt euch nichts; wohl ab, ihr könnt euch bei ihm überessen, wenn ihr — das Essen mitbringt." „König, kärger als des Woppens Adler seid ihr." (Schulm. v. Eßlingen.) „Der König von Rom, er giebt nichts; er ist ein preisenswerther Held und giebt auch nichts; wos Jemand von ihm singt und sagt, er giebt auch leider Niemand nichts." (Stolle.) — Kargheit konnten die fahrenden Sänger nicht vergeben, sie werden nicht müde, Beispiele aus allen Zeiten anzuführen, wie freigebig Fürsten und Edle waren.

Und in den Gedichten hat ihre Phantasie freien Lauf, da verschwenden die Adligen ihre Güter zum Geschenk für Spielleute und Dichter. Fürsten von Thüringen und Oesterreich, der alte Welf, Alexander der Große, Richard Löwenherz erhalten Walther's hohes Lob, auch Salodin, der da sproch, des Königs Hände müßten dürkel (durchlöchert) sein. Und in Wirklichkeit gaben manche Adlige über ihr Vermögen, um den Ruhmespreis der Sänger zu erhalten. In vieler Hinsicht waren ja die fahrenden Dichter eine Macht. Sie trugen die Neuigkeiten von Ort zu Ort. Durch sie einzig hörten die breiten Schichten des Volkes, was in der Welt vorging. Meist standen sie auch im Dienste einer politischen Partei, und da war ihr Einfluß erst recht groß.

Und doch kam es auch vor, daß die Spielleute leer abziehen mußten. Als sich Kaiser Heinrich III. 1043 mit Agnes von Poitou vermählte, bekamen sie nichts, und Friedrich II. überredete bei seiner Hochzeit mit Elisabeth von Englond (15. Juli 1235) die Fürsten und Vornehmen: „sie möchten sich doch nicht um die herkömmliche Sitte kümmern und an die bei Hochzeiten sich massenhaft anstauenden Histrionen ihre Gaben verschwenden, es sei doch die größte Narrheit, wenn Jemand seine Güter Histrionen und Mimen so thöricht dahingebe." — Das sind aber nur Ausnahmen.

Von früher Jugend auf ward dem Kinde befohlen, mild zu sein; aber nicht aus Ruhmbegierde, sondern von Herzen sollte gegeben werden, so ermahnen W. von Elmendorf, König Tirol und der Erzieher Gregor's, so der Winsbeke und Cata. Thomasin widmet das X. Buch seines Werkes der „Milde", und Freidank sagt gleich dem Volkspr ediger Berthold wiederholt, daß Almosen des Himmels Thür öffnen.

Zur „milte" gesellt sich das Mitleid, die „barmunge, welche Jeder in seinem Herzen aufkommen lassen soll, wie übel er auch sei" (Wälscher Gast 12539 f.). Das Unrecht entsteht nach Thomasin durch Gier, Furcht, Ueppigkeit, Trägheit, Feindschoft. Die Todsünden, namentlich die „erge", die sich besonders im Geiz offenbart, sind der „milte" ganz entgegengesetzt.

Eng mit der „Staete" ist die „Mâze" verwandt. „Staete" und „Mâze" sind Schwestern, heißt es im Wälschen Gast. Die „Staete" ist die Besonnenheit des ganzen Charakters, die „Mâze" die Besonnenheit bei jeder That für sich. Sie ist die Zurückhaltung beim einzelnen Werke und läßt Vernunft in der „manheit" walten. Im Siege menschlich zu sein, war auch schon die Forderung edler Denker jener Zeit, in der doch das Sengen und Brennen, Rauben und Morden im Feindeslande an der Tagesordnung war. „Barmherzigkeit und Maß laß in der kriegerischen Tapferkeit walten", so ermahnt Gurnemanz den Parzivol. „Aller Werdekeit einzige Fügerin, fürwahr, Frau „Mâze", das seid ihr. Selig ist der Mann, der euch folgt," ruft Walther aus. In einem Gedichte: „Diu Mâze" wird diese: „Mutter aller Tugenden" genannt. Aehnliches sagt der Winsbeke, die Winsbekin, der Renner. „Vor allem soll die Jugend mäßig sein" predigt der Wälsche Gast. Der geistliche Dichter Lamprecht von Regensburg räumte ihr auch den ersten Rang ein und zählt als ihre Kinder: Demuth, Geduld, Armuth, Keuschheit, Stärke, Weisheit, Gehorsam auf. Der Dichter der „Mâze" empfiehlt dieselbe namentlich den Frauen. Thomosin widmet sein ganzes achtes Buch der „Unmâze" und „Uebermâze".

Die Empfehlung des besonnenen Maßhaltens that dem ungestümen Ritter sehr Noth. Und es scheint, als ob die aurea mediocritas fast zu sehr empfohlen wäre, nur um die allzu kraftvolle „manheit" ins Gleichgewicht zu bringen. —

Die „Mâze" beschließt die Vierzahl der weltlichen Rittertugenden. — Machen sich nun auch entschiedene Aenderungen der Sittenlehre gegenüber der mittelalterlich-kirchlichen geltend, so ist doch das Wort Ziegler's über die moderne Ethik, daß der Glaube, die Liebe, die Hoffnung zu Gott auf die eigene Person und die Menschheit übergingen, kaum auf das Riterthum anzuwenden. Berthold von Regensburg und andere Kleriker stellen eine Reihe von Ständen nach ihrem Werthe auf. Erst kommt der Papst, dann die Bischöfe, darouf die niederen Geistlichen und erst dann Kaiser, Adlige, Ritter. So oft die Ritter auch bemüht waren, diese Reihenfolge umzustürzen, so zollten sie doch jener Anschauung ihren Tribut und gingen oft im Alter ins Kloster, von Ludwig dem Frommen an, der doch noch diese Klippe vermied, bis auf Karl V. Und oft waren es die Ritter, die gerade am wildesten ihre „manheit" walten ließen. Fast scheint Freidank Jenen den Weg zum Himmel abschneiden zu wollen, wenn er ousruft: „Wer der Sünden Buße aufs Alter verschiedt, der war übel auf seine Seele bedacht."

Um 1139 verwandelt ein Graf Ludwig von Arnstein seine Burg in ein Kloster und wird Mönch; seine Frau, die Gräfin Guda, lebt als Klausnerin in der Nähe. Trat aber erst ein kühner und beredter Wallfahrtsprediger, wie Gunther von Babenberg, auf (1064) und erklingt dazu eine gewaltige Weise der Buße, wie die Ezzo's, dann „eilten sie Alle, sich zu mönchen", wie der Dichter singt.

Der weltfreudige Ritter Wirnt von Grafenberg sieht auf einmal — so meldet Konrad von Würzburg in „Der Welt Lohn" — Frau Welt, deren Schönheit er immer geminnt, von der Kehrseite. Sie ist „besteckt und behangen mit Nattern und mit Schlangen, mit Kröten und mit Nattern, den Leib bedeckt mit Blatteen". Wirnt thut Buße, stellt sich in den Dienst der Kirche und stirbt auf einem Kreuzzuge. Der Dualismus Kirchengehorsam und Weltehre löst sich zu Gunsten des Mittelalters.

Die Bewegung der Fremdenbevölkerung in Frankreich im Jahre 1888.

Das rasche Anwochsen der Fremdenbevölkerung in Fronkreich hat seit dem Anfange dieses Jahrzehnts nicht nur die Staatsmänner, Volkswirthe und Statistiker lebhaft beschäftigt, sondern auch die breiteren Volksschichten Frankreichs zum Nachdenken angeregt. Sowol vom volkswirthschoftlichen als noch mehr vom politischen Standpunkte aus betrachtete mon diese Erscheinung mit stets wachsendem Mißtrauen. Anstatt sich der Thatsache zu erinnern, daß die französische Bevölkerung selbst in stetem Rückgonge begriffen ist und daß dieser Rückgang lediglich auf einer Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit beruht, wor es allerdings bequemer, die Fremden für die Sünden der heimischen Bevölkerung verantwortlich zu machen und die Stabilität der französischen Bevölkerung durch die Concurrenz der fremden Arbeitskraft zu erklären. Die Fremdenhetze des Jahres 1887, deren Spitze allerdings gegen Deutschland gerichtet war, hätte wol kaum eine derartig scharfe Form angenommen, wenn nicht die französische Bevölkerung mehr oder minder bewußt diese Hetze als eine günstige Gelegenheit betrachtet hätte, durch Voranstellung des politischen Gesichtspunktes die vermeintlichen wirthschoftlichen Nachtheile, welche ihr aus der Fremdenbevölkerung erwüchsen, zu beseitigen und durch eine Erschwerung des Fremdenzuflusses aus politischen Gründen sich zugleich von der Concurrenz der „nationalen Arbeit" zu befreien.

Diese vorübergehende politische Erregung hat allerdings bald wieder einer kühleren Betrachtung weichen müssen, vielleicht als Nachholl derselben aber läßt es sich bezeichnen, daß die französische Regierung der Erscheinung des Fremdenzuflusses seitdem eine erhöhte Aufmerksamkeit widmet und einerseits durch schärfere gesetzliche Bestimmungen über die Natianalität und Naturolisation die Fremdenbevölkerung einer genaueren Controle unterwirft, andererseits bemüht ist, sich über die Bevölkerungsvorgänge derselben größere Klarheit zu verschaffen. Der nächste Schritt hierzu war die Bestimmung über polizeiliche Anmeldung, die in Deutschland jedoch um so weniger beachtet wurde, als wir eine polizeiliche Angabe über die persönlichen Verhältnisse als ganz selbstverständlich ansehen und uns daher nur über die laxe Handhabung derselben in Frankreich wundern konnten. Ferner sind neuerdings zwei Gesetze in Frankreich erschienen, welche sich mit der Regelung der Fremdenbevölkerung befassen, das Gesetz über die Nationalität vom 28. Juni 1889 und dasjenige über die Naturalisation vom 12. August d. J. Endlich ist die Bewegung der Fremdenbevölke-

rung zum Gegenstand fortlaufender statistischer Beobachtung gemacht worden, deren erstmalige Resultate für das Jahr 1888 kürzlich veröffentlicht worden sind und in der That das Interesse rechtfertigen, mit welchem die Franzosen die Erscheinung des Fremdenzuflusses betrachten.

Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1886 betrug die Zahl der Fremden in Frankreich 1 126 531, es entfiel bereits auf 31 Franzosen ein Ausländer; vergleicht man diese Ziffer mit der entsprechenden für Deutschland, so belief sich im Jahre 1885 die Zahl der in Deutschland aufhältlichen Fremden auf 372 792, so daß erst auf 125 Deutsche ein Ausländer entfiel. Den Hauptbestandtheil der Fremdenbevölkerung Frankreichs bildeten im Jahre 1886 die Belgier mit 482 261 Köpfen, es folgten die Italiener mit 264 568, die Deutschen mit 100 114, die Spanier und Portugiesen mit 80 842 und die Schweizer mit 78 584 Köpfen.

Die Hauptresultate der Bewegung der Fremdenbevölkerung Frankreichs waren nun im Vergleich mit der Bewegung der einheimischen französischen Bevölkerung im Jahre 1888 folgende:

Es betrug die Zahl der	bei Franzosen	bei Fremden	Auf 1000 Personen nach der Zählung v. J. 1886 entfielen bei Franzosen	bei Fremden
Eheschließenden	639 223	14 373	15,4	12,1
Geburten . .	853 534	29 105	24,4	25,8
Todesfälle . .	819 896	17 971	23,4	15,9

Die Zahl der Eheschließenden war hiernach bei der Fremdenbevölkerung mit 14 373 oder 12,1‰ geringer als diejenige der Franzosen mit 15,4‰. Die Zahl der Geburten war jedoch mit 29 105 oder 25,8‰ höher als diejenige der französischen Bevölkerung mit 24,4‰; die Ziffer der Todesfälle war aber mit 17 971 oder 15,9‰ bei der Fremdenbevölkerung ungefähr um ein Drittel niedriger als bei den Franzosen mit 23,4‰. Der Schlußeffect dieser Bevölkerungsvorgänge ist nun in der That überraschend: Während der Geburtenüberschuß bei den einheimischen Franzosen 33 638 Personen betrug, belief sich derselbe bei der Fremdenbevölkerung auf 11 134; es bildete mit anderen Worten die natürliche Zunahme der Fremdenbevölkerung genau ein Drittel der gesammten natürlichen Zunahme der einheimischen Bevölkerung. Da nun ferner die Einwanderung fremder Elemente in dem Zeitraume von 1881—1886 in Frankreich 170 747 Personen betrug, so belief sich, wenn man das jährliche Mittel dieses Zeitraums mit 34 149 Personen auch für das Jahr 1888 annimmt, der Gesammtzuwachs der Fremdenbevölkerung in Frankreich im Jahre 1888 auf 45 283 Personen, er war mithin bei der natürlichen Vermehrung der einheimischen Bevölkerung von nur 33 638 noch um mehr als ein Drittel stärker als die natürliche Vermehrung der Franzosen. Diese Thatsachen geben allerdings zu denken.

Verfolgt man die Bevölkerungsvorgänge der Fremden im Einzelnen und nach den Nationalitäten, so waren zunächst unter den 14 373 Ausländern, welche in Frankreich eine Ehe eingingen, 7905 Männer und 6468 Frauen. Im Allgemeinen sind die Männer unter den Ausländern zahlreicher vertreten als die Frauen. Von den geschlossenen Ehen fanden 3065 unter Fremden statt und zwar waren von diesen 6130 Eheschließenden 5144 von derselben Nationalität und 996 von verschiedenen fremden Nationalitäten. 3403 Eheschließungen fanden unter Ausländerinnen und Franzosen statt und 4840 unter Französinnen und Ausländern. Es haben sich also im Ganzen 8243 Franzosen und Französinnen mit Ausländern vermischt. Die Zahl der Französinnen, welche ihre Nationalität durch die Eheschließung verloren, ist also höher als die Zahl der Ausländerinnen welche durch Verheirathung mit einem Franzosen die französische Nationalität gewannen. Von den 3403 Franzosen, welche Ausländerinnen heiratheten, nahmen 1449 Belgierinnen, 630 Deutsche, 564 Italienerinnen, 367 Schweizerinnen, 145 Spanierinnen, 64 Engländerinnen und 184 Frauen anderer Nationalität. Von den 4840 Französinnen, welche Ausländer ehelichten, nahmen 1858 Belgier, 1095 Italiener, 620 Deutsche, 548 Schweizer, 274 Spanier, 116 Engländer und 329 Männer anderer Nationalität. Eheschließungen zwischen Franzosen und deutschen Frauen stehen hiernach bereits an zweiter Stelle, zwischen Französinnen und deutschen Männern an dritter Stelle. Von den übrigen Eheschließungen der Fremden unter sich fanden, wie bereits hervorgehoben, die meisten unter Personen derselben Nationalität statt. Der Reihenfolge nach wurden 1133 Ehen unter Belgiern und Belgierinnen geschlossen, 561 unter Italienern, 346 unter Deutschen, 205 unter Spaniern, 182 unter Schweizern und 14 unter Engländern. Es ist hieraus zu ersehen, daß die Fremdenbevölkerung, abgesehen von der Verschmelzung mit französischen Elementen, im Allgemeinen die Tendenz zeigt, sich innerhalb ihrer Rasse rein zu erhalten.

Die Zahl der Geburten unter der Fremdenbevölkerung ist am höchsten bei den Belgiern mit 11 754, es folgen die Italiener mit 9757, die Deutschen mit 2346, die Spanier mit 1936, die Schweizer mit 1706, die Engländer mit 475 und die anderen Nationalitäten mit 1131. Die Geburtenziffer entspricht also im Allgemeinen der Häufigkeit der Eheschließungen der einzelnen Nationalitäten.

Bei der Geburtenziffer der Fremdenbevölkerung ist natürlich zu berücksichtigen, daß die Kinder der 3403 Ausländerinnen, welche Franzosen geheirathet haben, die französische Nationalität erhielten, während die Kinder der 4840 Französinnen, welche Ausländer heiratheten, die fremde Nationalität annahmen.

Auffallend ist nun, wie auch von französischer Seite besonders hervorgehoben wird, die hohe Ziffer der unehelichen Geburten unter der Fremdenbevölkerung. Von den 29 105 Geburten der Fremdenbevölkerung waren 3807 unehelich; es sind das 13,1 %, während die Zahl der unehelichen Geburten bei den Franzosen nur 8,3 % der Gesammtzahl der Geburten ausmacht. Man hat diese Erscheinung damit zu erklären versucht, daß die Mehrzahl der Fremden im Norden und im Westen Frankreichs wohnt, wo die unehelichen Geburten an sich bedeutend stärker vertreten sind, als im Durchschnitt, und daß sich ferner ein großer Theil der Fremdenbevölkerung in den großen Städten, Paris, Lyon, Lille, Marseille aufhält, welche als Centren der Industrie und des Handels ebenfalls eine höhere Ziffer unehelicher Geburten aufweisen. In der Häufigkeit der unehelichen Geburten der französischen Fremdenbevölkerung nehmen übrigens die Deutschen mit 22,1 % der Gesammtgeburten die erste Stelle ein, es folgen die Schweizer mit 17,0 %, die Engländer mit 16,2 %, die Belgier mit 13,1 %, die Italiener mit 10,9 % und die Spanier mit nur 7,0 ‰.

Die Sterbeziffer ist bei der Fremdenbevölkerung im Allgemeinen niedriger als bei der einheimischen. Es starben, wie bereits oben hervorgehoben, im Jahre 1888: 17 971 Fremde oder 15,9 auf 1000 Ausländer überhaupt, während die Sterbeziffer der französischen Bevölkerung 23,4 betrug. Es beruht diese Erscheinung wol zum großen Theile darauf, daß die Einwanderer gewöhnlich den mittleren erwerbstüchtigsten Jahren angehören, während die Sterbeziffer der einheimischen Bevölkerung durch die Säuglingssterblichkeit und diejenige bejahrter Personen erhöht wird. Von den 17 971 Todesfällen kamen 6666 auf die Belgier, 4955 auf die Italiener, 2268 auf die Deutschen. Die höchste Sterbeziffer zeigten die Deutschen mit 23 Todesfällen auf 1000 Lebende, es folgten die Italiener mit 19, die Spanier mit 18, die Belgier und Engländer mit 14, die Schweizer mit 13. Unter den Gestorbenen der Fremdenbevölkerung waren 7667 oder 43 % weiblichen Geschlechts gegen 48 % bei der französischen Bevölkerung.

Berechnet man endlich den Geburtenüberschuß, welcher für die gesammte Fremdenbevölkerung 11 134 Personen betrug, nach Nationalitäten, so entfielen hiervon die meisten auf die Belgier mit 5088 Personen, es folgen die Italiener mit 4802, die Schweizer mit 690, die Spanier mit 512 und die Deutschen mit 58, während die Engländer einen Ueberschuß der Sterbefälle von 24 Personen aufwiesen. Auf 100 Lebende der betreffenden Nationalität berechnet, zeigten die Italiener die höchste Fruchtbarkeit mit 18 %, es folgen die Belgier mit 11 %, die Schweizer mit 9 und die Spanier mit 7 %. Der geringe Geburtenüberschuß der Deutschen in Frankreich hängt möglicherweise mit der hohen Ziffer der unehelichen Geburten zusammen, bei welchen bekanntlich die Sterblichkeitsziffer größer ist. Die Zunahme der französischen Geburtsbevölkerung betrug kaum 1 %.

Welches ist nun die Einwirkung dieser Beobachtungen auf die Fremdengesetzgebung Frankreichs? Die Tendenz der am 26. Juni und 12. August d. J. erlassenen Gesetze über die Nationalität und die Naturalisation läßt sich kurz dahin bestimmen, daß die Zugehörigkeit zu einer Nationalität schärfer begrenzt und die Erlangung der französischen Nationalität erleichtert wird. Zunächst wird in diesen Gesetzen der Unterschied der Ausübung der bürgerlichen und politischen Rechte hervorgehoben. Die ersteren sind unabhängig von der Ausübung der letzteren. Als Franzosen gelten alle in Frankreich oder dem Auslande geborenen Personen, deren Vater Franzose ist, alle in Frankreich geborenen Personen unbekannter Eltern, alle in Frankreich geborenen Kinder eines Ausländers, welcher selbst in Frankreich

geboren ist, alle Kinder eines in Frankreich wohnenden Ausländers nach erlangter Großjährigkeit, falls sie nicht durch besondere Acte sich die Nationalität ihres Vaters sichern oder beweisen können, daß sie der Militärpflicht ihres Landes genügt haben. Ueber die Naturalisation wird bestimmt, dieselbe stehe allen Fremden, welche die gesetzliche Erlaubniß ihrer Niederlassung in Frankreich erhalten haben, auf Antrag nach dreijährigem Aufenthalt zu; ferner denjenigen Fremden, welche einen 10jährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Frankreich nachweisen, denjenigen, welche sich um den französischen Staat oder um Gewerbe und Wissenschaft besondere Verdienste erworben haben, nach einjährigem Aufenthalt; dem unbescholtenen Ausländer, welche eine Französin geheirathet hat, nach einjährigem genehmigten Aufenthalt in Frankreich. Der allgemeine völkerrechtliche Grundsatz, daß die Frau bei Eingehung der Ehe mit einem Ausländer dessen Nationalität annehme, konnte natürlich nicht geändert werden, dagegen versuchte man der Wittwe und der geschiedenen Frau, sowie den minderjährigen Kindern den Wiedereintritt in die französische Staatsangehörigkeit zu erleichtern. Die Rückerlangung der französischen Staatsangehörigkeit ist bedingt von dem Aufenthalt derselben in Frankreich, oder ihrer Willensäußerung, dahin zurückzukehren.

Diese Bestimmungen dürfen wol als durchaus maßvoll und gerechtfertigt bezeichnet werden; es konnte nicht die Aufgabe der französischen Regierung sein, dem Verlangen der Chauvinisten nachzugeben, welche eine hohe Fremdensteuer verlangten, und hierdurch den Fremdenzufluß abhalten wollten, sondern nur die Verschmelzung der Fremden mit der einheimischen Bevölkerung zu erleichtern. Die Erfahrungen des Edicts von Nantes dürften die Franzosen hinlänglich davon überzeugt haben, daß eine durch Haß dictirte Erschwerung der Gewerbethätigkeit im eigenen Lande nur andern Nationen zu gute kommt.

Oberlößnitz-Dresden, d. 22. Oct. 1889. Dr. Dietrich.

Bücherbesprechungen.

—m— **Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels.** Herausgegeben von der **Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.** (Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge.) Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1890. X, 268 S. 8°. — Wieder legt ein stattlicher Band des Organs für die Geschichte des Deutschen Buchhandels rühmliches Zeugniß ab von dem Sammelfleiße der Historischen Commission und vor Allem des unermüdlichen Dr. **Albrecht Kirchhoff**, dessen unerschöpflich scheinende Collectaneen aus dem Leipziger Rathsarchive dieses Mal fast ausschließlich das Material geliefert haben. Weitaus die meisten Beiträge stammen aus seiner eigenen Feder. Seine in einem früheren Schriftchen über die Entwickelung des Buchhandels in Leipzig bis 1550 gegebenen Nachweise über die Leipziger Buchführer vermehrt und erweitert er, indem er aus den Stadt- und Gerichtsbüchern alle Notizen über die Sortimentsbuchhändler bis 1600 und über die Kleinbuchhändler (Buchbinder, Karten- und Briefmaler, Illuminirer, Formschneider u. dgl. m.) bis 1650 zusammenstellt und so einen schätzenswerthen „Beitrag zur Kenntniß der Intensität des Platzverkehrs" in jenem Zeitraume giebt. In einem Artikel über „die Leipziger Büchermesse und den internationalen Verkehr im 16. Jahrhundert" weist er auf die Beziehungen französischer (Lyoner) und belgischer Buchhändler zu Leipzig, namentlich zu Lorenz Finckelthaus, hin. Er bespricht ferner „Sigismund Feyerabend's Wanderlager in Leipzig im Jahre 1570", das in diesem Jahre mit Beschlag belegt wurde und daher seinem Bestande nach bekannt ist. Von besonderem Interesse ist ein längerer Aufsatz über den Buchhändler Johann Francke in Magdeburg, einen „speculativen Buchhändler alter Zeit", der nicht blos wegen seiner dreisten Geschäftsgebahrung, namentlich seines im Großen betriebenen Nachdrucks, sondern auch deswegen Beachtung verdient und auch bereits gefunden hat, weil er als strenger Lutheraner und Vertreiber lutherischer Streitschriften den wiederholten Wechsel der kirchlichen Stellung des sächsischen Hofes mehrfach zu empfinden hatte; im Jahre 1591 erlitt er in Leipzig eine mehrmonatliche Haft, wegen der er dann in langjährigen Prozessen Regreßansprüche gegen den Leipziger Rath erhob. Um die Bedeutung dieser Mittheilungen für die Geschichte des buchhändlerischen Geschäftsbetriebs damaliger Zeit ganz zu würdigen, muß man freilich über die technischen Einzelheiten desselben genauer unterrichtet sein als Referent es ist. Dasselbe gilt von den das innere Geschäftsleben des Buchhandels um das Jahr 1600 betreffenden „Lesefrüchten aus den Acten des städtischen Archivs zu Leipzig", die einmal den Absatz und das geschäftliche Verfahren auf den damaligen Messen, dann nach dem Inventar der Verlassenschaft des 1620 verstorbenen Verlegers und Sortimenters Jacob Apel die Betheiligung der Buchbinder am Buchhandel in der Zeit von 1600 bis 1620 behandeln. Auch zu den beiden Abhandlungen von F. **Herm. Meyer**, die uns in das 18. Jahrhundert führen, hat Kirchhoff viel Stoff geliefert. Die eine derselben betrifft die vergeblichen Bemühungen, allerhand Mißbräuche in den Leipziger Druckereien, namentlich im Gesellenwesen, abzustellen, die hauptsächlich von Joh. Gottl. Immanuel Breitkopf ausgingen (1765—69). Dann setzt Meyer seine im vorigen Heft begonnene Arbeit über „Reformbestrebungen im achtzehnten Jahrhundert" fort, indem er namentlich die Thätigkeit der „Buchhandlungs-Deputirten", der staatlich festgesetzten Vertreter des Leipziger Buchhandels, in den Jahren 1775—1786 behandelt; ihre Bemühungen richteten sich hauptsächlich gegen den Nachdruck und den Betrieb des Buchhandels durch Nichtbuchhändler. Kleinere Beiträge haben außer den beiden Genannten noch Fel. Geß und Th. **Distel** geliefert. Fast ausschließlich ist es die Geschichte des Leipziger Buchhandels, die in dem vorliegenden Bande behandelt wird; bei aller Anerkennung ihrer hohen Bedeutung würde es doch für die Ziele der Zeitschrift in hohem Grade wünschenswerth sein, wenn auch anderwärts mit gleichem Eifer die Archive nach Notizen zur Geschichte des Buchhandels durchforscht würden; namentlich sollte dies in der zweiten großen Meßstadt, in Frankfurt a/M. geschehen. Auch dem in der Einleitung ausgesprochenen Wunsche der Commission, daß sich für die Bearbeitung der neueren Geschichte Mitarbeiter aus den Kreisen des Buchhandels selbst finden möchten, pflichten wir vollkommen bei.

—m— **Stammtafel der Familie Osiander.** Ein genealogischer Versuch von Dr. E. **Lehmann**, erstem Pfarrer zu Labiau in Ostpreußen. Königsberg in Preußen, Druck u. Verlag von H. Herrmann. 2 ℳ 50 ₰. — Die noch heute in vielen Gliedern fortblühende Familie Osiander ist wol „das größte evangelische Theologengeschlecht in Deutschland"; nicht weniger als 68 Theologen weist sie in den verschiedenen Generationen auf. Namentlich Württemberg verdankt ihr eine lange Reihe theilweise ausgezeichneter Kirchen- und Staatsdiener. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens hat sich die unsägliche Mühe gegeben, eine möglichst vollständige Stammtafel dieses Geschlechts aufzustellen; als Stammvater erscheint in derselben der 1552 verstorbene Königsberger Professor Andreas Osiander (oder vielmehr dessen Großvater Konrad Osiander). Nach einem sehr übersichtlichen Schema, das Nachahmung verdient, sind dessen Nachkommen in concentrischen Kreisen, welche die gleichgradigen Generationen und Verwandtschaften vorführen, zur Anschauung gebracht; durch verschiedene Farben sind die einzelnen Linien von einander gesondert. Der knappe Text bespricht den Namen der Familie, der nach Ansicht des Verfassers nicht für gräcisirt zu halten ist, und das 1591 dem Hofprediger Lucas Osiander verliehene Wappen, welches das Titelblatt ziert; hauptsächlich aber giebt der Verfasser eine fleißige Sammlung von biographischen Notizen über die Mitglieder der Hauptlinie — die ausnahmslos, soweit sie männlichen Geschlechts war, durch 11 Generationen hindurch dem Theologenstande angehört haben! — sowie über die hervorragenden Mitglieder der Nebenlinien. Manche unter ihnen, wie der schon erwähnte Andreas Osiander, der zu den ersten Anhängern und Verbreitern der Reformation gehört, Dr. Lucas Osiander, der 1638 als Kanzler der Universität Tübingen starb, Dr. Johann Adam Osiander, der in gleicher Stellung 1697 starb, sowie dessen Sohn Joh. Osiander, der als Consistorialdirector die Leitung des gesammten württembergischen Kirchen- und Schulwesens hatte († 1724), haben eine weit über den Rahmen einer Familiengeschichte hinausreichende Bedeutung.

Berichtigung: In der Besprechung von Th. Storm's „Zerstreute Kapitel" in Nr. 13, S. 52, Zeile 43 44 v. o. muß es statt „mehrseitigen Färbung" heißen: wehmüthigen Färbung. — Z. 22 v. o. in der Besprechung von R. Fuchs' Gedichten „Strandgut" ist hinter „das sich ja auch" einzuschieben: nach des Verfassers Ansicht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 15. Dienstag, den 4. Februar. 1890.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Dritter Band.

M.-Fr. Mit dem dritten Bande der Denkwürdigkeiten des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha schließt eins der eigenartigsten und werthvollsten Geschichtswerke der neuesten Zeit ab.*) Sein fast gleichzeitiges Erscheinen mit dem letzten Buche des Grafen Vitzthum v. Eckstädt, „London, Gastein und Sadowa“, und mit dem mehrbändigen Sybel'schen Werke über das neue Kaiserreich könnte den Anlaß zu einer weitgehenden Vergleichung dieser drei wichtigen Darstellungen bieten. Die hier gebotene Besprechung hat davon Abstand genommen, so sehr ein solches Unternehmen reizen kann und obgleich es noch nicht ausgeführt worden ist. Es will mir scheinen, als sei das Zusammentreffen der drei hochwichtigen Veröffentlichungen dem vorliegenden Buche insofern nicht gerade günstig gewesen, als es darum noch nicht recht zur Geltung gekommen ist. Dies ist der Hauptgrund, der vor der Hand zu einer Einzelbetrachtung zwingt. Die Eigenart des letzten Bandes einer so groß angelegten geschichtlichen Arbeit aus der Hand eines deutschen Fürsten verlangt eine gründliche Sondererörterung.

Als Abschluß eines Ganzen bekundet er sich äußerlich durch ein fast 20 Seiten umfassendes Namensverzeichniß für die drei Bände, sodann durch eine für die ganze neuere Geschichte von Coburg-Gotha werthvolle Beilage, eine Denkschrift des Staatsministers Frhrn. v. Seebach über die Vereinigung und Verfassung dieses Landes, endlich durch einen 32 Seiten langen Schlußabschnitt mit der Ueberschrift: Abschluß und Ausblick. Der hohe Schriftsteller hat es sich versagt, über das Frühjahr des Jahres 1867, also über die Zeit der Annahme der Verfassung des Norddeutschen Bundes hinaus die ausführliche Erzählung fortzusetzen. Er fügt noch einen kurzen Bericht über sein eigenes Leben in den letzten 23 Jahren an, auch dies nur bruchstückweise, und giebt den allgemeinen Eindruck der betreffenden Zeit in einigen großen Zügen. Warum er nicht mehr über das nach 1867 Geschehene sagen könne und wolle, begründet er S. 642 f. damit, daß „noch weit mehr persönliche Interessen durch eine Erzählung dieser neuesten Phasen berührt werden, die Empfindungen und Parteistellungen des Tages viel unmittelbarer und stärker auf eine Darstellung der Dinge einwirken und das Urtheil darüber viel leidenschaftlicher beeinflussen müßten, daß seine Meinungen also zu völlig anderen Erörterungen und Betrachtungen der politischen Tagesliteratur Anlaß geben würden als die Darstellung jener älteren vollendeten und abgeschlossenen Thatsachen, daß ferner noch andere Personen am Leben seien, die ein weit näheres und begründeteres Anrecht zu sprechen hätten, und daß er deshalb dem Takte, der guten Sitte und dem Pflichtbewußtsein folge“. Die Leser werden sich also damit zu beruhigen haben, wenn auch mancher schwer enttäuscht sein dürfte. Ueber eine etwaige spätere Fortsetzung verliert unser Buch kein Wort.

Trotz der zeitlich engen Grenzen aber, in welchen er sich bewegt, giebt dieser dritte Band einen ungemein schätzbaren Stoff für die geschichtliche Auffassung. Die Jahre von 1860 bis 1866 gehören für jeden Deutschen zu den merkwürdigsten und lehrreichsten, welche unser Jahrhundert gesehen hat, freilich auch zu den im Urtheile der Menge am meisten schwankenden. Es wird wenige Menschen in unserem Vaterlande geben, welche, sofern sie jene Zeit mit offenem Auge und klarem Verstande erlebt haben, nicht ein leises Gefühl von Selbstvorwurf oder Beschämung — trotz aller Sicherheit darüber, daß sie nur das Beste gewollt haben — empfinden, wenn sie sich im Geiste noch einmal in alle Einzelheiten versenken. Es war nun einmal eine Zeit, wo Hoch und Niedrig, Fürsten und Unterthanen recht oft die Fühlung mit den Fäden verloren, an denen das Webschifflein des Jahrhunderts arbeitete, wo die verschiedensten Versuche gemacht, die mannigfaltigsten Heilmittel ersonnen wurden und unser ganzes Volksthum in seiner Begeisterungsfähigkeit, seinem Rechtssinn, aber auch seiner Halsstarrigkeit und seiner Kleinigkeitskrämerei sich bekundete.

Für eine Persönlichkeit, welche damals so viel wie der Herzog Ernst genannt worden ist, muß es demnach eine ganz besonders schwierige und doch wieder reizvolle Arbeit sein, jetzt, nachdem beinahe ein Menschenalter verflossen ist, von der Warte der geschichtlichen Wissenschaft aus Umschau über die Zeiten der Schützen- und Sängerfeste, des Fürstencongresses, der Augustenburger Frage u. s. w. zu halten und mit den heutigen Ueberzeugungen die damaligen Anschauungen erklärend und vertheidigend zu messen. In gewissem Sinne muß dies freilich immer eine undankbare Arbeit sein, ging doch nun einmal das Preußen des von dem neuen Ministerpräsidenten Bismarck berathenen Königs Wilhelm damals auf Wegen vor, welche nicht nur die Minister Rechberg, Beust, v. d. Pfordten ungangbar zu machen suchten, sondern welche auch die Großherzoge von Baden und Weimar, der Herzog von Coburg, der Nationalverein und andere Freunde Preußens durchkreuzten und verwarfen.

Mag nun auch dieser Umstand einem Schriftsteller von solcher Verantwortlichkeit, wie es der unserige ist, hier und da noch heute zu größerer Zurückhaltung rathen, als es bei einem weniger einflußreichen Manne der Fall sein würde, mag also hier und da einmal ein Verhältniß weniger hell beleuchtet werden, als die Wißbegierde wünschen möchte, — der Verfasser bleibt trotzdem der größten Dankbarkeit sicher, daß er mit einer solchen Offenheit berichtet, wie es hier geschieht. Und dabei hat er den unschätzbaren Vortheil, daß er immer darauf hinweisen kann, wie er sein Leben lang für die preußische Führerstellung in Deutschland gehandelt und geredet hat, wie er 1861 die erste Militärconvention mit Preußen geschlossen und 1866 nicht einen Augenblick geschwankt hat, sein Schicksal mit dem Preußens zu verflechten.

Die Zahl der für die Zeitgeschichte wichtigen Urkunden, welche in die Erzählung dieses dritten Bandes eingereiht sind, ist größer als in einem der vorhergehenden. Eine Aufzählung derselben giebt eine Art Ueberblick über den gesammten Inhalt. Da finden sich Briefe des Königs Leopold I. von Belgien mit den dazu gehörigen Antworten aus den Jahren 1860, 1862 bis 1865, darunter sehr gründliche Auseinandersetzungen über die griechische Throncandidatur des Herzogs Ernst, über die deutsche Bundesreform, den Nationalverein, Schleswig-Holstein und die ganze europäische Lage; ebensolche des Prinz-Gemahls von England Albert aus dem Winter 1859/60 und von 1861 über die Militärconvention mit Preußen; andere der Königin von England über die griechische und die schleswig-holsteinische Angelegenheit, über den Fürstencongreß, auch über die Londoner Conferenz, von welcher die Königin z. B. erklärt, nicht sie, sondern ihre Regierung habe damals den Frieden erhalten, und sie selbst werde völlig ungerechter Weise in England deutscher Sympathien wegen angegriffen. Auf einen Bericht des Herzogs an seinen Bruder über einen Besuch in Berlin vom März 1860 folgt ein Stimmungsbild mit politischen Rathschlägen an den

*) Erste bis sechste Auflage. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1889. 726 Seiten. 17 ℳ. Der erste Band wurde angezeigt in Nr. 94 d. Wissensch. Beilage, 26. Nov. 1887, der zweite in Nr. 120, 20. Nov. 1888.

Prinz-Regenten Wilhelm, auf einen Brief v. Bennigsen's an den herzoglichen Cabinetkchef v. Meyern das Schreiben des Herzogs an die vier deutschen Könige und den Prinz-Regenten über den Nationalverein mit den dazu gehörigen Antworten, auf Briefe über die Teplitzer Zusammenkunft der österreichischen und preußischen Herrscher solche an und von G. Freytag über mehrfache Meinungsverschiedenheiten, alle diese von 1860. Aus dem Jahre 1861 liegen die Acten wegen der Militärconvention vor, ein sehr ausführliches Schreiben des Herzogs an den österreichischen Staatsbeamten Max v. Gagern über die Bundesreform, aus 1862 der Briefwechsel mit dem König Wilhelm über das Frankfurter Schützenfest, aus 1863 eine Denkschrift des Herzogs an denselben über die Bundesreform, ein Bericht über seinen Wiener Aufenthalt ebendeswegen an Leopold von Belgien und eine Menge Schriftstücke über den Fürstencongreß zu Frankfurt. Da lesen wir das österreichische Einladungsschreiben und die Antwort darauf, Preußens Ablehnungsschrift, die Eröffnungsrede des Kaisers Franz Joseph und die Erwiderung des Königs Max von Bayern, die nachträgliche nochmalige Einladung aller Theilnehmer an den in Baden-Baden weilenden König Wilhelm, das Schriftstück, welches Preußen das Ergebniß von Seiten der 24 zustimmenden Regierungen mittheilt, die Schlußrede des österreichischen Kaisers und die Antwort des Königs Max, ein letztes Schreiben des Herzogs an den Kaiser über den Congreß und seinen Briefwechsel mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm ebendarüber mit höchst treffenden Bemerkungen des Königs dazu. Darauf folgen eine Reihe von Briefen und Berichten über die schleswig-holsteinische Frage: ein Brief des Herzogs an den Kaiser vom 24. November 1863, ein Bericht seines Bevollmächtigten v. Löwenfels über Audienzen bei dem Minister v. Rechberg und dem Kaiser, Briefe Napoleon's und des Königs Wilhelm an den Herzog von Augustenburg vom December 1863, ein Brief G. Freytag's über denselben Gegenstand, das Rundschreiben des Herzogs von Augustenburg vor seiner Uebersiedelung nach Kiel und die ausführliche Instruction, welche der Herzog Ernst seinem Cabinetsrath Tempeltey, der zwei Jahre lang in Schleswig-Holstein blieb, mitgab.

Das Jahr 1864 bringt uns einen großen Bericht aus der Feder des Herzogs über seinen Aufenthalt in Paris nach Wien, ein Schreiben desselben, worin er den Frhrn. v. Beust der Königin Victoria empfiehlt, Berichte der weimarischen und badischen Bundesbevollmächtigten v. Wydenbrugk und Mohl aus dem Mai über die schleswig-holsteinische Sache, ein Schreiben des Herzogs von Augustenburg an den Herzog von Coburg vom August und eine umfassende Denkschrift des letzteren an den neuen österreichischen Minister des Auswärtigen, Grafen Mensdorff, vom Anfang November. Vom Jahre 1865 finden wir Berichte des Geh. Regierungsrathes Samwer und Wydenbrugk's über Verhandlungen in Berlin und in Wien in der Sache des Herzogs von Augustenburg, außerdem noch solche von mehreren anderen Seiten über die Hoffnungen, welche derselbe sich damals noch machte. Dem ereignißreichen Jahre 1866 entstammen sodann zunächst ein Brief des Königs Wilhelm vom Ende März, die Berichte des herzogl. sächsischen Bundestagsgesandten v. Beaulieu-Marconnay, die des Ministers v. Seebach über die Augsburger Conferenz der Mittelstaaten vom Ende April, die Aufforderung des preußischen Kriegsministers v. Raon, die Truppen für Preußen mobil zu machen, der Briefwechsel des Herzogs mit Bismarck im Juni, die Actenstücke, in denen Preußen in demselben Monate seine Nachbarn zum Anschlusse aufforderte, das Protokoll der in Weimar am 19. Juni gehaltenen Ministerberathung der thüringischen Staaten, bei welcher Coburg und Sondershausen sich von den anderen trennten und offen für Preußen erklärten, endlich eine lange Reihe von Schriftstücken und Telegrammen zur Vorgeschichte der Schlacht von Langensalza und zur Capitulation der Hannoveraner. Aus der Zeit nach dem Jahre der Königgrätzer Schlacht nenne ich nur noch den Bericht v. Seebach's über den Entwurf der norddeutschen Bundesverfassung vom Januar 1867, die sehr spannende, für Berlin bestimmte Auseinandersetzung des Herzogs selbst ebendarüber, worin er kräftig und offen den kleinen Staaten das Wort redet, und eine Meldung v. Seebach's über ein Gespräch mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, worin dieser Anfang 1867 Bismarck's weitere Ideen für Deutschlands Neugestaltung mittheilte. Eine Art Rechnungsablage über seine Herrscherthätigkeit enthält die wörtlich abgedruckte Anrede des Herzogs an seinen Landtag bei Gelegenheit seines 25jährigen Regierungsjubiläums 1869. Einen Einblick in die Vorgeschichte der Gründung des neuen Kaiserthums endlich gestattet die Mittheilung seiner Denkschrift an das Bundeskanzleramt über die Neugestaltung Deutschlands October 1870, der Antwort Bismarck's darauf, des Briefes des Königs von Bayern an die übrigen Bundesfürsten und an den König Wilhelm mit dem Anerbieten der Kaiserkrone und der Antwort darauf. Diese geschichtlichen Urkunden, welche für sich allein schon der Geschichtsforschung bleibende Unterstützung gewähren, sind nun aber in einer so geschickten Weise in den Gang der Erzählung eingereiht, daß man nirgend den Eindruck erhält, dabei Archivstaub mit einschlucken zu müssen. Was früher an dieser Stelle über die Kunst der Darstellung in den zwei ersten Bänden gesagt worden ist, halte ich voll und ganz auch für den dritten aufrecht. Es ist ein wahrer Genuß, der durchsichtigen und anmuthigen Ausdrucksweise in den hier vorliegenden 673 Seiten unmittelbarer Erzählung zu folgen. Wie selten kann man das von einem so umfangreichen Geschichtswerke sagen! Wol bleibt der Rahmen solcher Denkwürdigkeiten immer willkürlicher und freier als bei strengwissenschaftlich geordneten Werken, aber ich bin überzeugt, die allermeisten Leser werden von dem leichten Plauderton dieses dickleibigen Buches so bezaubert werden, daß sie einmal kaum merken, wo der hohe Verfasser über gewisse Schwierigkeiten und unsichere Punkte hinwegschlüpft, und daß sie ein ander Mal von der eindrucksvollen Gruppirung oder leicht hingeworfenen Andeutungen unmerklich, auch ohne daß viele Worte dabei verloren sind, in ihrer Ansicht bestimmt werden.

Hier ist es unsere Aufgabe, in aller Kürze den Inhalt des Gebotenen darzulegen, nicht etwa gewisse, immer noch strittig bleibende Punkte aufzusuchen. Wir überblicken also nunmehr den Aufbau des Ganzen. Es zerfällt (außer den schon erwähnten Schlußabschnitten) in vier Bücher, von denen das 10. (S. 3—122) den Titel: An der Schwelle des großen Jahrzehnts, das 11. (125 bis 272) den: Fahrten und Abenteuer trägt, während das 12. (275—490) mit: Bundesstreit und Dänenkrieg und das 13. (490—636) mit: Gründung des neuen Bundes überschrieben ist. Die Zahl aller Bücher der drei Bände beträgt also dreizehn, die letzten vier, welche uns heute allein beschäftigen, zerfallen mit Ausnahme des elften, das nur 4 zählt, in je 5 Capitel. Einen in sich völlig abgeschlossenen Abschnitt, der auch eine gesonderte Verbreitung für sich allein verdiente, bildet das 2. Capitel des 11. Buches: Im schwarzen Erdtheil, welches des Herzogs und seiner hohen Gemahlin Reise in den ersten Monaten des Jahres 1862 nach den afrikanischen Küstenlandschaften des Rothen Meeres schildert. Massaua, Mensa, Keren sind die Hauptpunkte des höchst lebendig, nicht selten humoristisch beschriebenen „Abenteuers", das zwar nicht, wie man nach der Einleitung vermuthen könnte, geographisch-wissenschaftliche Ergebnisse hatte, jedoch den Theilnehmern manche werthvolle Jagdtrophäe, darunter auch Elephanten, einbrachte. Unter den Begleitern sind der Fürst Hermann Hohenlohe, der Prinz Eduard Leiningen und die Reisenden Gerstäcker und Brehm hervorzuheben. Das ist ein prächtiges afrikanisches Reisebild, das man nicht so leicht aus der Hand legt, ohne die einzelnen Züge und Auftritte genau durchgemustert zu haben.

Von sonstigen mehr persönlichen Ergüssen, welche allerdings eine allgemein geschichtliche Bedeutung annehmen können, seien genannt in diesem Bande: die Seiten 140—145, welche den Tod des Bruders, des Prinz-Gemahls von England, am 14. December 1861 behandeln, ebenso die Seiten 348 f. und 484—489, welche den Tod des Barons Stockmar und des Königs Leopold I. von Belgien besprechen. Wenn über den heißgeliebten Bruder, dessen Wesen in den zwei ersten Bänden sehr eingehend geschildert worden ist, hier nicht des Breiteren geredet wird, so ist dafür das Charakterbild des ersten Belgierkönigs um so mehr Gegenstand gründlicher Betrachtung. Das ist eine Zeichnung der Eigenart dieses Mannes, welche sich den in den früheren Bänden gelieferten über den Vater des Herzogs und über Friedrich Wilhelm IV. würdig an die Seite stellt.

Von Einzelurtheilen über Personen, welche die Aufmerksamkeit erwecken, hebe ich noch folgende heraus: Am letzten März 1860 schreibt der Herzog über die jetzige Kaiserin Friedrich: In dem wüsten Treiben der Hauptstadt bildete das Haus unserer lieben Vicky eine Oase, und täglich suchte ich in dem Umgang mit ihr die Erholung und Erheiterung, die man in Berlin so sehr bedarf. Im selben Jahre schrieb König Leopold rund heraus, seine Hoffnungen für Deutschland beruhten nur darauf, daß Kaiser Napoleon kein „wüthender Kriegsmann" sei, und der Herzog selbst gewann von diesem in Baden-Baden den Eindruck, daß er bei dem Gedanken an große Verwickelungen in seinem Innern nicht weniger ängstlich als vor dem Krimkrieg war. „Er fühlte sich durch die (Badener) Entrevue geschmeichelt und in der Mitte aller der gekrönten Häupter sehr gehoben und empfand es als die größte Genugthuung, daß

er in Baden von Seiten so vieler alten Familien eine Art von Gleichstellung durch das vollkommen freundliche Entgegenkommen gefunden hatte." Die vier deutschen Könige jener Tage nennt unser Buch „Männer von Charakter in hervorragendem Maße". Ein niedlicher Witz König Wilhelm's aus der Zeit, wo die Coburger Militärconvention in Berlin noch auf Widerstand stieß, betrifft den Oberstlieutenant v. Witzleben, welcher in Coburg längere Zeit gewesen war und sich gerade damals dem Prinz-Regenten auf der Parade mit einem „ansehnlichen Embonpoint" wieder vorstellte. Er sagte in heiterster Stimmung zu ihm: „Aber Sie sind ja so dick geworden, daß Sie in die Armee gar nicht herein können, ohne sie auseinander zu sprengen," indem er dabei auf dieses Unterhändlers Auftrag anspielte, die Coburgischen Truppen dem preußischen Heere anzuschließen. Im Jahre 1861 fällt zum ersten Male der Ausdruck für Bismarck „der Mann des Jahrhunderts", 1862 sagt der Herzog von der Großherzogin Alice von Hessen: „Sie gehörte schon in frühester Jugend zu den feinsten und klarsten geistigen Individualitäten, die ich kennen gelernt habe. Sie hat später in Deutschland die beste innerliche Entwickelung durchgemacht und sich in Bezug auf ihren Charakter und ihren Geist sehr wesentlich über das gewöhnliche Niveau der sogenannten Londoner Gesellschaftskreise erhoben." Von der Prinzessin von Wales heißt es ein Jahr später: „Die Prinzessin Alexandra imponirte durch ihre außerordentliche Schönheit und ihr sicheres sympathisches Wesen den Engländern aller Stände vom ersten Augenblicke an, und man konnte leicht voraussehen, daß die junge Prinzessin bald zu einer großen Popularität gelangen werde. Sie wußte sich auch dadurch als eine Dame von feinstem Verständniß zu erweisen, daß sie allen Versuchungen der Politik ganz fern blieb. Die Befürchtungen, die man in deutschen Kreisen wegen der dänischen Verwandtschaft hegte, haben sich glücklicher Weise gar bald als völlig gegenstandslos gezeigt." Ganz entgegengesetzt klingt Alles, was in diesem Bande über die Kaiserin Eugenie gesagt wird. Auf der Rückreise von der Hochzeit des Prinzen von Wales kommt unser Herzog nach Paris, wo die Kaiserin bei dem Diner das Gespräch sofort „auf die polnischen Leiden und Heldenthaten" bringt und ihr Gatte dem deutschen Fürsten unter vier Augen sagt: Die Kaiserin behandele die Sache rein vom Standpunkte der Humanitätsideen, er selbst habe außerordentlich wenig Vertrauen zu der ganzen sogenannten polnischen Revolution; die armen Leute opferten sich und ihr Vermögen einer hoffnungslosen Sache. Der König Leopold setzt dazu: Die ganze Aufwiegelung Posens sei lediglich durch die Hände der Kaiserin und ihrer ultramontanen Freunde gegangen und sei eine „Schurkerei", bei welcher die armen Polen schließlich sitzen gelassen würden.

Noch mehr wird der Pariser Hof bei Gelegenheit der mexicanischen Frage beleuchtet. Da wird über einen einflußreichen Kreis von schwärmerischen Politikern beiderlei Geschlechts geredet, welche über die Gründung des neuen amerikanischen Kaiserthums in einem Meere von Glückseligkeit zu schwimmen schienen. „An der Spitze dieser befriedigten Seelen stand die Kaiserin selbst, mit welcher Napoleon in diesem wie in vielen anderen Fällen freilich nicht ganz einer Meinung war, die aber mit größter Bestimmtheit sich das Verdienst beimaß, zu der glücklichen Lösung das Beste gethan zu haben. Louis Napoleon selbst schien aber am wenigsten geneigt zu sein, sich Täuschungen über die Lage hinzugeben. Nach einem Diner, bei welchem die Vertrauensseligkeit der Gemahlin des Erzherzogs Max besonders lebhaft zu Tage getreten war, nahm er mich recht absichtlich bei Seite und schien sich gleichsam entschuldigen zu wollen. „Une très mauvaise affaire!" wiederholte er mehrmals, „moi, à sa place, je n'aurais jamais accepté!""

Wie anders erscheint daneben Kaiser Franz Joseph von Oesterreich! Von ihm heißt es: Die Hauptperson, auch in der äußeren Politik, sei und bleibe in Wien der Kaiser. Man würde sich sehr irren, wenn man glaube, daß er von diesem oder jenem Minister oder überhaupt von Personen ohne Weiteres geleitet werde. Er höre Alle, überlege sich das Gehörte für sich und entscheide sich schließlich allein. Ein Grundzug seines Charakters sei: Nichts zu überstürzen, sondern womöglich mit Festhaltung des gesetzlichen Bodens vorzuschreiten, wenn er die Nothwendigkeit des Vorschreitens eingesehen habe. Von dem Werthe der öffentlichen Meinung und der Rathsamkeit, sie nicht zu unterdrücken, sondern zu leiten, sei er überzeugt, und nachdem er 1859 den constitutionellen Staat geschaffen, werde er, trotz aller Insinuationen von höchsten Verwandten oder dergleichen, an demselben festhalten. Von aufrichtiger Verehrung für den österreichischen Kaiser ist später auch das ganze Capitel über den Frankfurter Fürstencongreß getragen. Da wird von der ausgezeichneten, vertrauenerregenden Art geredet, wie er den deutschen Fürsten damals entgegentrat und wie er von vornherein jeden Versuch, Mißtrauen in die Versammlung hereinzutragen, entwurzelte, auch davon, daß er die Verhandlungen ganz persönlich geleitet, alle Anträge kurz wiederholt und geordnet und sich in jeder Beziehung als Meister parlamentarischer Verhandlungen gezeigt habe. Auch die übrigen Theilnehmer jener Tage werden in allgemein unterrichtender Weise gezeichnet. Hier sei nur der letzte Kurfürst von Hessen erwähnt, neben welchem unerwarteter Weise dem Herzog bei den Berathungen im Plenum der Platz zufiel. „Er schien sich sofort sehr lebhaft an den Berliner Congreß vom Jahre 1850 erinnert zu haben und sagte in seiner häsitirenden Art zu reden: Nun, das ist ja schön, daß wir wieder einmal zusammen sitzen; da können Sie auch, wie damals in Berlin, corrigiren, das ist ja Ihre Force." Eine ergänzende Charakterzeichnung findet sich von dem König Max II. von Bayern S. 408 bei Gelegenheit der Erwähnung seines Todes, eine glücklicher Weise durchaus richtige Prophezeiung der verwittweten Königin Elisabeth von Preußen auf S. 517, deren intimes Familienverhältniß zum österreichischen Hofe alle Stürme der Zeit überdauerte. Sie sagte am 28. Mai 1866 zu dem Herzoge: Der Krieg könne nur eine vorübergehende Entfremdung zwischen Oesterreich und Preußen herbeiführen, im Wesentlichen werde er die friedlichen Familienbande zwischen den beiden hohen Häusern in keiner Weise stören.

Während der Dauer des Feldzuges von 1866 läßt endlich der Herzog den Kronprinzen Friedrich Wilhelm außerordentlich hervortreten; die Bemerkungen über jene Audienz, welche derselbe in Nikolsburg bei seinem Vater hatte, um die deutschen Annexionen bei ihm durchzusetzen, sind schon vor Monaten sofort als eine der wichtigsten Nachrichten unseres Buches von allen öffentlichen Blättern abgedruckt worden. Sodann wird des jetzigen Feldmarschalls v. Blumenthal überall in ungemein rühmender Weise gedacht. Der Herzog nimmt für sich das Verdienst in Anspruch, diesen großen Feldherrn gewissermaßen entdeckt und Ende Mai 1866 dem über die Wahl seines Generalstabschefs noch unschlüssigen Kronprinzen empfohlen zu haben. Interessant ist auch die Bemerkung S. 645, daß die Herzöge von Meiningen und Coburg schon 1867 in einem Briefwechsel die Ueberzeugung austauschten, alle Schwierigkeiten, innerhalb wie außerhalb des Norddeutschen Bundes, würden durch ein deutsches Kaiserthum wie mit einem Schlage verschwinden, interessant ferner die Erzählung, daß Thiers am 2. November 1870 Gambetta als eine ganz und gar verrückte Persönlichkeit bezeichnete, deren Unschädlichmachung einer Anstrengung aller Theile werth sei. Endlich enthalten die letzten zwei Seiten, welche überhaupt sehr schöne Worte über die deutsche Geschichte der letzten 20 Jahre finden, noch drei kurze Absätze über Persönlichkeiten, die hier wörtlich angeführt werden sollen. Der Herzog rühmt, daß es eine Zeit nie gekannten Wohlstandes und erstaunlicher Arbeitskraft gewesen sei, und fährt fort: „Dieses Ziel ist durch eine Staatskunst des Friedens erreicht worden, welche die schwersten Aufgaben bewältigt und fast unlösbar erscheinende Probleme zu lösen verstanden hat. Es ist zumal durch die Einsicht und Standhaftigkeit des Mannes erreicht worden, der als treuer Dolmetsch des kaiserlichen Willens uns bis dahin geführt hat und dessen Walten uns noch durch eine weitere Reihe von Jahren so glücklich erhalten geblieben ist." Dann heißt es: „Am Sarge des Kaisers Wilhelm trauerte das deutsche Volk mit seinen Fürsten, die sich fester als je verbunden fühlten, und die ungeheuerste Tragödie in seinem Hause vermochte nicht die leiseste Erschütterung des wohnlich eingerichteten Gebäudes zu bewirken. Es war vielmehr, als sollte der Welt der Beweis geliefert werden, welche Schicksalsschläge das neue Kaiserreich ohne Gefährdung zu bestehen vermöchte, da die Vorsehung nicht vergönnte, daß ein edler hochbegabter, patriotischer Hohenzoller zu seinen hochgesteckten Zielen gelangte. Der Regierungsantritt des Kaisers Wilhelm II. vermochte das tiefste Leid in freudige Zuversicht umzuwandeln, und in strahlender Erinnerung bewahren wir den feierlichen Augenblick der Reichstagseröffnung, in welchem alle deutsche Fürsten in enthusiastisch gehobener Stimmung persönlich neben ihrem Kaiser standen, um die Machtfülle und souveräne Einheit des Deutschen Reiches gleichsam verkörpert darzustellen. In dem heranreifenden Geschlecht aber, welches den Thron des in jugendlicher Thatkraft ernstest denkenden Monarchen umgiebt, zeigt sich hoffnungsvoll die Zukunft."

Der letzte Theil unserer Besprechung wendet sich zu den mehr oder minder neuen, jedenfalls zu den eigenartigen Urtheilen des Buches über ganze Ereignisse. Freilich wird er sich kurz fassen

müssen und kann des beschränkten Raumes wegen z. B. alle unser engeres Vaterland Sachsen und sein Königshaus berührenden Abschnitte nur angeben, nicht ausführlicher behandeln. Da wird besonders hell „die innerste Abneigung gegen jede Verstärkung Preußens“ beleuchtet, wie sie 1860 bei der Monarchenbegegnung in Baden-Baden und 1863 auf dem Fürstencongreß in Frankfurt hervortrat, da wird hervorgehaben, wie 1866 von Anfang an eigentlich nur Hr. v. Beust in Sachsen eine klare und unzweideutige Stellung einnahm, welcher seine Kriegsrüstung mit großer Offenheit fortsetzte und aus seiner Zuversicht auf eine entweder politische oder militärische Niederlage Preußens kein Hehl mehr machte. Da wird vom König Wilhelm gesagt, daß er Ende Mai keinen Zweifel darüber hegte, daß die österreichische Armee so rasch wie möglich nach Sachsen geworfen und die entscheidende Schlacht bei Dresden geschlagen werden würde. Da heißt es S. 534, wo der österreichische Antrag auf Mobilisirung der ganzen Bundesarmee mit Ausnahme des preußischen Corps behandelt wird: Thatsächlich hatte sich Hr. v. Beust, so gut wie Hr. v. d. Pfordten, schon vor der Einbringung des Antrages in allen Einzelheiten mit Oesterreich verständigt, ja von manchen Seiten wurde geradezu Sachsen als der Urheber des Antrags bezeichnet. Aus seinen Nikolsburger Erinnerungen aber sagt der Herzog, man habe sich einen Ausspruch des Kaisers Franz Joseph erzählt, wonach er bei dem ersten Gedanken an eine Gebietsabtretung ohne Besinnen geäußert hätte: „Nicht eine Quadratmeile, nicht ein Dorf.“ Daneben sei auch wol eine gewisse Rücksicht auf Sachsen als eine Art von Ehrenpunkt aufgefaßt worden. Aber diese Rücksicht wäre von Seiten Oesterreichs nicht nöthig gewesen, „da von anderer Seite ohnehin an solche Dinge garnicht gedacht wurde“.

Aus dem Jahre 1860 stammen die Bemerkungen, Preußen habe damals die heilige Alliance wieder gewünscht, Oesterreich und Rußland hätten aber abgelehnt; ferner: die Liberalen in Preußen hätten eine Amnestie für die politischen Flüchtlinge (Blind, Freiligrath, Kinkel) und einen Beamtenwechsel gewünscht, der Prinz-Regent habe aber vor Allem in dem ersten Punkte keine Zugeständnisse machen wollen — darum hätten jene die Militärvorlage abgelehnt. Die Stimmung im westlichen Deutschland wird in jener Zeit als Frankreich sehr günstig geschildert, und selbst Leopold von Belgien hatte 1864 während des dänischen Feldzuges Sorge, die Deutschen wollten um Schleswigs willen das linke Rheinufer opfern. Der Herzog von Coburg betont dagegen mehrmals mit allem Nachdruck, daß der König Wilhelm und die preußische Politik nie auch nur das geringste Zugeständniß an die französische Begehrlichkeit gemacht hätten. Von dem Fürstentag in Baden-Baden 1860, wo der Prinz-Regent mit den vier deutschen Königen den Besuch Napoleon's empfing, wird S. 48 eine bewegte Scene erzählt, als nämlich der König von Württemberg im Namen der übrigen Fürsten den Prinz-Regenten plötzlich zum Einschreiten gegen den Nationalverein auffordert und der Angegriffene sich nur mit Mühe dem Ueberrumpelungsversuche entzieht. Man erkennt aus diesen Abschnitten deutlich, wie der Herzog als Beschützer des Nationalvereins oft genug in peinlicher, ja gefährlicher Lage sich befand; die Schreiben der Könige an ihn, besonders diejenigen der Könige von Sachsen und Hannover, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Daß jedoch die Einheitsbestrebungen auch aus den Sänger-, Turner- und Schützenfesten großen Gewinn gezogen hätten, hält der Herzog an mehreren Orten mit Nachdruck fest. So sagt er: „Wenn ich heute noch behaupte, daß der Ruf aus der Tiefe und Masse des Volkes wirklich weit wirkungsvoller war, als man nach 1866 und 1870 im Rückblick auf unsere ganze Entwickelung vielleicht zugestehen möchte, so sind mir bestimmte Eindrücke hierfür im Gedächtniß. Ich habe nie den guten Willen entscheidender Personen bezweifelt, aber bei einer so großen und bedeutsamen Wendung bedurfte auch die beste Absicht einer Unterstützung durch den Gedanken an die wirkliche Nothwendigkeit, eine Repetition jener widerwärtigen Zeiten blutiger innerer Kämpfe zu vermeiden. Es war weder ein bequemes noch ein ungefährliches Hilfsmittel, der nationalen Bewegung auf die offene Straße zu folgen; aber ich habe nie einen Augenblick gezweifelt, als Patriot den Beruf zu haben, so viel es in meinen schwachen Kräften stand, mich derselben zu bemächtigen, unbekümmert darum, daß gerade einem hochgestellten Manne auf dieser Bahn die Spöttereien der Feinde und Verleumdungen niemals fehlen können.“ Im Einzelnen fällt es bei der Beschreibung der Feste dem Herzoge natürlich nicht ein, viel Wesens von seiner Betheiligung zu machen. Er spricht wol von „übertriebenen Huldigungen“, aber sagt auch, daß er gern gedacht habe, was man ihm an Liebenswürdigkeit persönlich bewies, gelte mehr seinen musikalischen Bestrebungen als seinen politischen Actionen. Nur in Frankfurt glaubt er durch sein Einschreiten unbesonnene Pläne der Linksliberalen gestört zu haben, sonst finden sich keine Hinweise auf irgend welche besonderen Schwierigkeiten. Oefter aber betont er: Mochten die Ideen, von welchen man beseelt war, mancherlei Illusionen enthalten, und mochte sich der nüchterne und kritische Beobachter schon damals gesagt haben, daß Staaten und Nationen nicht durch Singen und Scheibenschießen gegründet werden, so dürfte doch das große Frankfurter Fest in seiner Bedeutung nachträglich ebenso unterschätzt worden sein, als es damals von einem und dem anderen Theilnehmer vielleicht überschätzt wurde. Es war ein unvergleichliches Moment einer bislang durchaus fehlenden wirklichen Annäherung der verschiedenen Stämme und Staaten Deutschlands an einander, wie dies auf keinem anderen Wege zu erreichen war. — Mehrmals wird auch darauf hingewiesen, daß die schnelle Versöhnung nach 1866 gar nicht möglich gewesen wäre ohne gerade diese Vorarbeit.

Nicht näher eingehen können wir auf die Andeutungen, welche unser Buch über englische Bestechungen 1860/61 in Süditalien, über Rheinbundsabsichten in Süddeutschland 1861 oder über die englischen Machenschaften in der schleswig-holsteinischen Frage giebt. Dagegen muß darauf hingewiesen werden, daß sich der Herzog seit 1861 bis 1866 ohne engere Fühlung mit den preußischen Plänen befunden hat. Er berührt das mehrmals, daß er ganz im Dunkeln geblieben sei, und sein zeitweiliges offenes Eintreten für österreichische Pläne, sein Eifer für die Sache des Herzogs von Augustenburg stimmt völlig damit überein. Wurde er doch 1862 in einem S. 238 f. mitgetheilten Schreiben des Königs Wilhelm von diesem sehr entschieden wegen gewisser Gerüchte zur Rede gesetzt, bittet er selbst anderseits doch am 24. November 1863 den Kaiser von Oesterreich, den von Coburg sofort anerkannten Herzog von Augustenburg gegen Preußen zu schützen, sagt er doch 1864 (S. 423), er habe nicht das Glück gehabt, vom König Wilhelm so verstanden zu werden, wie er es gewünscht hätte, reist er doch damals nach Paris, ohne sich vorher am preußischen Hofe gezeigt und darüber gesprochen zu haben, und berichtet er doch über seine Pariser Eindrücke nur nach Wien, nicht nach Berlin. Auch der Minister v. Beust ist in der Zeit der Londoner Conferenz offenbar auf einem dem Herzog nicht fremden Standpunkte, und es muß wenigstens als ein Beweis großen Entgegenkommens erscheinen, daß der letztere mit dem ersteren in der Nacht vom 18. auf den 19. April 1866 in Leipzig eine vertrauliche Zusammenkunft in der Wohnung des Kreisdirectors v. Burgsdorf hatte. Der Herzog erinnert sich deutlich, damals gesagt zu haben, daß er seinerseits, wenn es, was er ja gerne vermieden sähe, zum Schlagen käme, weder über seine Stellung noch über den Erfolg der Waffen zweifelhaft wäre.

Doch, so wenig der Stoff erschöpft ist, der verfügbare Raum geht zu Ende. Erwähnt sei deshalb nur, daß über die griechische Throncandidatur des Herzogs 1862 und über seine Betheiligung an der Schlacht von Langensalza, ihrer Vorgeschichte und ihren Folgen der werthvollste Stoff sich in unserem Buche findet, daß die Darstellung bei der ersteren sich so hält, daß außer anderen Gründen die Rücksicht auf Bayern den Verzicht des Herzogs bewirkt zu haben scheint, und daß bei dem traurigen Handel von Langensalza der Herzog auf den Generaladjutanten und Obersten Dammers das ungünstigste Licht fallen läßt. Dagegen bleibt der Major v. Jacobi etwas im Dunkeln, der General Vogel von Falkenstein steht auf preußischer Seite am wenigsten gut da. Ueber die Stimmung im königlichen Hauptquartier in Böhmen berichtet der Herzog, daß noch am 5. Juli, also zwei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz, der König außerordentlich milde und versöhnlich gegen den König von Hannover gestimmt gewesen sei und nur seine Halsstarrigkeit bei den stattgefundenen Verhandlungen beklagt habe. An eine Annexion des Königreiches sei damals noch nicht entfernt gedacht worden.

So enthält auch dieser dritte Band der Enthüllungen und Anregungen so viele, daß uns am Ende dieses mangelhaften Abrisses nur übrig bleibt, dem hohen Verfasser für den Entschluß zu dieser gewaltigen Arbeit und für die wahrhaft glänzende Durchführung derselben den herzlichsten Dank zu sagen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 16. Donnerstag, den 6. Februar. 1890.

Aus Hollands Südzipfel.

Von Alexei Michailowitsch Rotaschin.

Zwei Haufen von kleinen Halbwilden, die den Gebrauch eines Hemdes standhaft verschmähen, aus der Noth eine Tugend machend, standen zu beiden Seiten der Einfahrt zum Bahnhof Wijk an der Maas — Gesicht schmutzig, Hände schmutzig, alles Uebrige schmutzig. Es sind die heimathlosen Kinder der Straße, die man in Deutschland wenig, in den Niederlanden häufig, und in Rußland überall findet, in dem dreijährigen Schmutzloch vor der Isba wie auf dem Newski-Prospect in St. Petersburg. Die auszeichnende Tracht der holländischen Gamins bilden aber die großen, immer zu weiten Holzschuhe, die Spitze nach oben gerichtet wie bei den burgundischen Lederstiefelchen aus der Zeit Philipp's des Guten oder den rothen Tanzschuhen der Almées von Kairo — nur dreimal größer und zehnmal plumper. Das einförmige Klappern der schlürfenden, schleppenden Schuhe auf dem feuchten Steinpflaster ist die Einzugsmusik für den Reisenden — unermüdlich heften sich die Schuhträger an die Fersen und sind weder durch Stehenbleiben noch durch Hakenschlagen abzuschütteln: die halbgeöffnete Hand heischt ein paar Centimesstücke, und der ungewaschene Mund verheißt in plumpem Kauderwälsch, den unerfahrenen Fremden für zwei Sous nach allen Richtungen der Windrose zu führen.

Der Bahnhof von Wijk zeichnet sich durch nichts von seinen Brüdern aus, er ist von innen unbehaglich und abgenutzt und gleicht von außen einem großen Schlachtviehhof. Ein Fremder darf billig bei der Ankunft vermuthen, er befinde sich in einer Chocoladenfabrik. Anstatt daß in großen und auch für brillentragende Augen leicht lesbaren Lettern der Name des Ortes angeschrieben wäre wie in anderen christlichen Staaten, fällt der Blick zur Linken auf eine riesige Tafel mit der denkwürdigen Inschrift: Van Houten's Cacao beste-goodkoopste in gebruik und zur Rechten auf das Denkmal der Concurrenzfabrik: Blookers Cacao geeft de fijnste Chocolade — zwei Superlative, die sich gegenseitig des Meineides zeihen.

Die Maas staut ihre trägen Fluthen vor St. Antonie-Eiland, das gerade zwischen Wijk und Maastricht liegt, ein wenig, überlegt sich, ob sie zur Rechten oder zur Linken fließen solle, wendet sich aber endlich nach beiden Seiten zugleich. Die leichte Stockung der Verlegenheitspause sucht sie dann durch größere Eile wieder gut zu machen — zur Strafe muß sie auf beiden Ufern die Wassermühlen treiben. Ein paar hundert Schritt flußaufwärts führt die Brücke über den Strom, große, nackte Steinbogen auf ebenso nackten Pfeilern — ein paar holländische Infanteristen mit den weiten hellblauen Beinkleidern, die für den Beschauer den Schwerpunkt der Gestalt in die Kniee verlegen, den kurzen, schooßlosen Kellnerjacken und den gelben Troddelmützen bilden die Staffage.

Ueber dem Meer von kleinen abgetreppten Ziegelgiebeln mit den ungeschlachten, vielarmigen Schornsteinen taucht eine große, gelbliche, plumpe Steinmasse aus dem Nebel der dampfenden Essen und des dampfenden Flusses auf — aus der Steinmasse lösen sich oben zwei hohe, fensterlose Thürme los, die in flache, kegelförmige Schieferdächer auslaufen — es ist O. L. Brouwen Kerk, der älteste Kirchenbau der Provinz Limburg, dessen zerbröckelnde Façade seit dem 11. Jahrhundert schon nach Norden schaut. Noch mehr im Nebel verschwommen ragen, nur als lose umrissene Silhouetten sichtbar, die Thürme der Servatiuskirche empor.

Die Hoofdkerk am Brijthof, wie der alternde Dom im Volke heißt, ist schon vom Bischof Monulphus von Tongern dem heiligen Servaz geweiht worden, der gewissermaßen der Neugründer der Stadt war. Er fühlte sich nicht mehr wohl in der offenen Aduatica Tongri, wo alle durchziehenden Germanenhorden freies Quartier verlangten und im Weigerungsfalle den Hörigen des Bischofs den Bauch aufschlitzten — er packte die Reliquien der Heiligen aus der Marienkirche auf zwei Esel und zog um nach Maastricht. Hier hatten schon die Römer an der oberen Maasfurth — denn Maastrecht ist nur eine Verkümmerung von Ad Mosam trajectum — ein Castell angelegt, die Ziegelmauern mit den runden Wartthürmen standen noch: hier hielt der Bischof seinen Einzug. Später wurde er selbst canonisirt — die Heiligen auf der Bischofsbank mußten ein wenig zurücken und ihrem neuen Gefährten Platz machen. Seine Gebeine werden jetzt noch in einem prächtigen Reliquienschrein in der Schatzkammer aufbewahrt — es ist das Meisterstück einer rheinischen Goldarbeitergruppe aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, die vielleicht in Köln oder Aachen heimisch war, mit sitzenden dickköpfigen Figuren aus vergoldetem Kupfer, mit bunten Emailornamenten und zierlichem Filigranginerwerk am Giebel.

Der Westseite des Domes droht der Einsturz — schon vor drei Jahrhunderten sind mitten über die Straße hinweg zwei schmucklose Strebemauern errichtet worden, den Eingang zur Kirche zwischen ihnen in Finsterniß hüllend, jetzt sind die Mauern noch durch dicke Holzpfähle verstärkt. Die feingemeißelten Rundbogenfriese und die Steinornamente am Dachfirst sind verwaschen und ausgewischt, als habe der Thurm Jahrhunderte lang unter Wasser gestanden. Es hat dies aber nur der Regen und die feuchte Luft gethan, die den weichen Kreidetuff des Petersberges, aus dem alle älteen Bauten der Gegend errichtet, langsam, aber stetig zersetzen. Die ganze Prachtarchitektur der Maasprovinz ist somit dem Untergange geweiht. Der leicht zu bearbeitende Stein, aus dem man die Ornamente ausschneiden kann wie aus dem Meerschaum, hat immer wieder von Neuem zur Benutzung verlockt. Im Honig ertrinken immer mehr Fliegen als im Essig. Von dem Karlsdenkmal auf den Lütticher Boulevards, das erst vor wenigen Jahrzehnten eingeweiht worden, sind schon heute ganze Theile des reichen Sockels abgestürzt.

Auf dem Grooten Markt steht mit allseitig offenen Hallen das Stadhuis, ein niederländischer Renaissancebau aus dem 17. Jahrhundert. Das Maastrichter Glockenspiel vom Stadhuis gehört zu den besten in Holland. Die Glockenspiele in Holland haben aber nur einen Fehler: daß sie alle zu gleicher Zeit während des schnarrenden Schlagens der Stadtuhren musiciren. In der Frage, was besser sei, die einzelnen Spiele abwechseln zu lassen oder die Uhren der Stadtquartiere immer um je 3—5 Minuten dem Gang der Stadhuismusteruhr nachgehen zu lassen, hat man sich noch nicht einigen können. Es sind das aber Alles wohlberechtigte historische Eigenthümlichkeiten, in die man sich mit Hegel'scher Gelassenheit fügen muß. Warum die Schlitze der Briefkästen vertical anstatt horizontal gestellt sind und warum gewisse Räumlichkeiten, deren Nothwendigkeit und Daseinsberechtigung sich nicht verleugnen läßt, luxuriöser Weise mit der Ziffer 100 bezeichnet sind, anstatt mit den schüchterneren Nummern 0 oder auch 00, vermag Niemand zu sagen. Begreiflicher mag man es schon finden, daß die Stadtsergeanten bei Regenwetter Schirme führen — wie die französischen

Officiere im Tongking Sonnenschirme —: warum soll auch die reiche Verschnürung noß werden und abfärben? Ob die Betten in Maastricht alle von quadratischer Gestalt sind, vermag ich nicht zu sagen: vielleicht soll man sein Haupt abwechselnd erst nach Süden richten, wie die Russen im heiligen Kiew, dann nach Osten, wie die Gläubigen aar Mekka und endlich nach Westen, wie die Indianer der Felsengebirge. Sind alle Lagerstätten sa hart, wie es die meine war, so fühlt man sich allerdings zu vielfachem Wechsel in einer Nacht veranlaßt. Auch entbehren sie in der Länge, was sie in der Breite aorausbaben — man muß dann schon mit dem eigenen Körper die Diagonale in dem quadratischen Kasten aufsuchen. Ob dann der Kopf nach Südost oder Südwest liegt, kommt auf eins hinaus.

Gegen Abend verdichten sich die dicken feuchten Nebel, die wie Schleier über die Straßen gezogen sind, sichtlich, die einsamen Straßenlaternen leuchten wie aus traumhafter Ferne hervor. Zum Feierabend geht es in den engen Straßen noch an ein eifriges Schrubben; die Hausthüren, die Fensterrahmen werden leidenschaftlich mit Bürste und Wolltüchern bearbeitet, damit der junge Tag keinen häßlichen Fleck mehr aorfinde. Das Schoonmaken ist bekanntlich die Lieblingsbeschäftigung der holländischen Frauen. Am Sonnabend rutschen sie sogar auf den Knien auf dem Bürgersteig herum, scheuern ihn um die Wette blank und sind ganz erbost, wenn ein harmloser Wanderer mit seinen Straßenstiefeln in dem reinlichen Arbeitsfelde herumstampft. Die Fensterscheiben werden täglich von beiden Seiten abgewaschen — die alten grünen ererbten Fensterscheiben aon der Größe eines Quartblattes: ihr conservativer Sinn hat die meisten Holländer noch nicht die Bequemlichkeit größerer Scheiben anerkennen lassen.

Um zehn Uhr sind dann die Straßen schon leer. Nur aus den großen Restaurants in den Hauptstraßen und aus einer aber der anderen Tapperij in den engen Winkelgäßchen, die das verheißungsvolle Schild: Hier verkoopt men sterke dranken führen, klingt noch der durch den Nebel gedämpfte Gesang herüber:

Ovnworsteld aan de slavernij,
Zijn wij door eendragt groot en vrij;
Hier duldt de grond geen dwinglandij,
Waar vrijheid eeuwen stond.

Es ist noch nicht lange her, daß die Maastrichter so singen können. Viermal in zwei Jahrhunderten ist die Stadt erobert worden, 1632, 1673, 1748 und 1794. Zuerst durch den Prinzen aon Oranien, dann durch Ludwig XIV., durch den Marschall von Sachsen und endlich durch General Kleber. Die grausamste Belagerung hatte die Veste aber im Jahre 1579 auszuhalten. Vier Monate lang war sie von den Spaniern unter dem Herzog Alexander von Parma eingeschlossen. Es lagen nur etwa 1200 Soldaten der aufständischen Proainzen in der Stadt, aber gegen 8000 Bürger leisteten Waffendienst. Zwei blutige Stürme, von Biesland und Hohem her, waren abgeschlagen, bei dem dritten Sturm am 29. Juni fiel die Stadt. Die Truppen des christlichen Königs hausten schlimmer als die Banden Iwan's des Schrecklichen. Eine dreitägige Plünderung war noch die geringere Strafe — die Flammen, die sie seldst angezündet, vertrieb endlich die Plündernden wie die Franzosen in Moskau. Verderblicher für die Holländer ward es, daß sie aogelfrei waren: 8000 Menschen wurden in den drei Tagen gelchlachtet und verbrannt, 1700 Frauen wurden zu den Fenstern hinabgestürzt, gepfählt aber aufgeschlitzt. Jack the ripper hat längst seine Vorbilder gefunden. Die wenigsten wurden auf eine einfache Weise niedergemacht. Urbs pacata, die Stadt ist zum Frieden gebracht warden — lautete der Bericht des spanischen Generals an seinen König. „Et voilà justement comme on écrit l'histoire" singt Voltaire.

Südlich van der Stadt dehnt sich bis nach Lüttich hinunter der Petersberg aus, in seinen Ausläufern bis Tangern und Waremme reichend, mehr der Zielpunkt der Geologen und Paläontologen als der Vergnügungsreisenden. Langsam aufsteigend aus der weiten Maasniederung zeigt er nur in der Höhe über dem Waldsaum felsiges Geklüft, gespaltene Steinwände mit seltsam geformten, schneckenförmig gewundenen Vertiefungen, deren Inneres in unbestimmte, zerfließende Schatten sich hüllt. Wo der Stein unter abstürzendem Erdreich frisch zu Tage getreten ist, hat er eine gesättigte gelbe Färbung, wo Regen und Sonnenschein Jahrhunderte lang einwirken konnten, ist die Felsrinde schmutzig grau und an den Rändern schwarz wie verkohlt.

Der ganze riesige Bergstock besteht aus einem kalkigen Kreidetuff, einer gelblichweißen, feinkörnigen, sehr weichen Masse, die sich fettig anfühlt, fast durchweg in der gleichen Zusammensetzung und nicht aon anderen oder verwandten Gesteinsschichten unterbrochen. Seit den grundlegenden Forschungen von Joseph Bousquet besteht kein Zweifel mehr, daß der ganze Kalktuffberg nichts weiter ist als der allmälige Niederschlag von kalkhaltigem Meerwasser. Eine jahrtausendlange Ablagerung der Wassermassen, die aan Narden nach Süden zu fluthend sich hier stauten — dazu auch die Excremente aon Jahrtausenden. Denn die ganze Bergmasse ist durchsetzt mit unzähligen Canchylien, spitzen Karallen, den Platten aon Schildkröten, die sämmtlich freilich nur der letzten Periode der großen Abklärung der nördlichen Hälfte unseres Erdplaneten angehören. Ganz vereinsamt findet sich darunter ein Abkömmling der Saurier, ein riesiges, schuppentragendes, langgeschwänztes Ungeheuer, das etwa die Mitte zwischen dem Iguanodon und unserem heutigen Krokodil hält. Das naturgeschichtliche Museum am Uniaersitätsquai in Lüttich und das Athenäum zu Maastricht bergen die meisten der Versteinerungen, wenige auserlesene Exemplare leisten in Brüssel am Montagne de la Cour dem Iguanodon von Bernissart Gesellschaft.

Als die Römer noch im Traiectum superius saßen, ward der weiche Stein zuerst in Arbeit genommen. Aber die römischen Ingenieure erkannten doch nicht die Haupteigenschaft des Steines, die ihm seinen europäischen Ruf gewonnen — daß er sich sägen lasse. Sie fanden nur, daß er leicht zu Sand zu zermalmen sei, zu einem feinen, gleichmäßigen, nicht stäubenden Sande, wie ihn eben der Meeresboden bietet, trieben tiefe Gänge in den Berg und pickten mit spitzen Eisen einen Brocken nach dem anderen los. Für die Riesenmauern ihrer Maasforts schleppten sie wol auch große rechteckige Blöcke heraus, aber auch hier gebrauchten sie nur die Brechstange und das Spitzeisen. Vor dem Jahre 1000 aber schon kam die Steinsäge zur Anwendung. Wer der graße Entdecker war, der somit für eine ganze Beaölkerungsclasse einen neuen Erwerbszweig fand, welchem Stamm aber Volk er angehörte — wir wissen es nicht. Nach dem Beginn des zweiten Jahrtausends bis zum heutigen Tage ist nun der gewaltige Bergstock aon allen Seiten eröffnet und durchfurcht worden. In einer horizontalen Ebene laufen über 100 000 große Gänge hin, ein unentwirrbares Labyrinth von fast gleichmäßig hohen Hallen mit flachen Decken. Denn eben die Kunst des Sägens gestattete eine gleichmäßige Herausarbeitung von schönen rechteckigen Blöcken, — es ward nicht mehr losgetrennt vom Felsstock, als eben nothwendig war: gleichmäßig hohe Pfeiler von quadratischem Durchschnitt, etwa 15 m an Umfang, blieben stehen, die Wände sauber geglättet, Fuß und Krönung scharf absetzend.

Das ganze System aan Hallen und Pfeilern macht den Eindruck einer zwar plumpen, aber regelmäßigen Architektur — und die Sage hat sich längst schon des Staffes bemächtigt und ihn ebenso ausgeschmückt wie die Erzählung von dem kretensischen Labyrinth. Denn auch der Aufenthaltsort des Minotauros war nach Pashley's Untersuchungen weiter nichts als ein riesiger verlassener Steinbruch, der bei der größten der kretensischen Todtenstädte sich weithin in den Berg hinein zog. Auch in Kreta ist die Arbeit in den unterirdischen Hallen in nachgriechischer Zeit wieder aufgenommen worden, und die Basilika des heiligen Titus ist aus den Quadern errichtet, die dem Palaste des stierköpfigen, jungfrauenfressenden Ungeheuers entrissen worden sind. Aehnliche Anlagen finden sich endlich im östlichen Rußland an den Südabhängen des Ural.

Guicciardini, dem wir sa viele schätzenswerthe Nachrichten über die Culturgeschichte der Niederlande verdanken, giebt im Jahre 1560 die erste genaue Beschreibung des Berges: Viscera montis scatent lapide quodam molli arenoso, et parvo negotio sectili, cuius ingens assidue hic effoditur copia idque tam accurata conservandi et montis et fodientium cura tamque altis, longis, flexuosis et periculosis quoque meatibus. In den Hauptgängen liegt heute der Boden um 3 m tiefer als im 16. Jahrhundert. An den scharfen Ecken, um die die Karren in raschem Lauf bogen, zeigen sich untereinander die Spuren aller Jahrhunderte. Aber das ist nicht die einzige historische Hinterlassenschaft in dem unterirdischen Riesenpalaste. Hohe saubere Wände haben van jeher die um die Dauer des eigenen Namens besorgten Menschenkinder gereizt, eine Inschrift zu hinterlassen. Und so finden sich Hunderttausende von Namen in allen Größen und Schriftzeichen und mit allen möglichen Farbstoffen und Instrumenten auf die Wände aufgetragen; die gleichmäßig trockene Temperatur — Winter und Sommer hindurch beträgt sie $10\frac{1}{2}$° R. — hat die Farben frisch erhalten. Die ältesten Namen, auf die der Führer aufmerksam macht, aus den Jahren 1037 und 1140, verdanken freilich erst dem 19. Jahrhundert den Ursprung — ihre Schöpfer waren nicht genügend paläographisch geschult, um den Ductus der Zeit richtig wiederzugeben. Vom 15. Jahrhundert aber bis auf die letzten Tage reicht eine in arithmetischer

Progression anwachsende Reihe von Namen. Die bekanntesten Namen rühren aus der Wende des letzten Jahrhunderts her. Da sind Lord Macdonald mit seiner schönen Gattin Mary, Palmerston, der Prinz von Oranien, und endlich zwei der Heroen in der Menschheitsgeschichte, Beethoven und Napoleon. Aus dem letzten Jahrzehnt stammen die Eintragungen von Gambetta und Pasteur.

Die beiden langen Pechfackeln schwingend leuchtet der Führer an den Wändern umher. An einer der längsten Steinwände sind mit Kohle die Bilder dreier Mönche auf den Tuff gemalt — es sind die letzten Opfer des holländischen Labyrinths, die sich in den zahllosen Gängen verirrt hatten und als vertrocknete Gerippe aufgefunden wurden — seitdem ist der unterirdische Steinbruch gesperrt, und nur wenige Führer aus Maastricht haben Zutritt. Denn gearbeitet wird nur etwa 2 Stunden von dem Eingange an der holländischen Maas entfernt nach Lüttich zu. Die Kenntniß der Gänge und Hallen vererbt sich wie eine geheime Wissenschaft in den Familien der Kundigen. Der Sohn des alten Pierre, der noch Napoleon geführt hatte, geleitet heute die fremden Besucher durch den steinernen Dom, und sein Sohn wird einst den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts die Fackel vorantragen.

Bücherbesprechungen.

—m— Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges (1555—1648). Von Moriz Ritter. Erster Band (1555—1586). Stuttgart 1889. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. XV, 646 S. 8°. — Auf die von H. v. Zwiedinek-Südenhorst unter Mitwirkung einer Anzahl namhafter Gelehrter herausgegebene „Bibliothek Deutscher Geschichte", ein sehr dankenswerthes Unternehmen des Cotta'schen Verlages, haben wir an dieser Stelle bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung (Jahrg. 1886 Nr. 94) hingewiesen. Jetzt sind fast gleichzeitig drei Bände derselben vollendet worden, von denen uns zwei zur Besprechung vorliegen. Der erste Band von Moriz Ritter's Deutscher Geschichte 2c. ist ohne Frage die beste Empfehlung, die ein derartiges Sammelwerk sich wünschen kann; wir besitzen bis jetzt keine Arbeit über die Geschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die sich auch nur annähernd mit der vorliegenden vergleichen ließe. Zu einer „populären" Behandlung eignet sich freilich dieser Zeitraum so wenig als möglich, und eine solche hat der Verfasser denn auch gar nicht beabsichtigt; sein Werk steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft, beruht auf eingehenden und vielseitigen archivalischen Studien und begnügt sich keineswegs mit der Zusammenfassung der bisher gewonnenen Resultate; bei aller Eleganz der bisweilen an die Ranke'sche Darstellungsweise erinnernden Sprache stellt es an die Vorkenntnisse und die Aufmerksamkeit des Lesers doch nicht geringe Anforderungen. Nach einem einleitenden Buche, in welchem die politische, wirthschaftliche und religiöse Lage Deutschlands um die Mitte des 16. Jahrhunderts geistvoll skizzirt wird, schildert es die Geschichte Deutschlands vom Augsburger Religionsfrieden an bis in das 9. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts: einen der wol am wenigsten erfreulichen Abschnitte derselben. Nach den großen Ereignissen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war ein jäher Rückschlag eingetreten; wol ist die protestantische Bewegung noch eine Zeit lang im Vordringen begriffen, aber gleichzeitig rafft sich die katholische Kirche mächtig auf, gewinnt durch das Tridentiner Concil innerliche Einigung und durch die Begründung des Jesuitenordens eine neue gefährliche Waffe. Ihr mächtigster Bundesgenosse aber wird die durch verschiedene Lehrmeinungen herbeigeführte Zwietracht, die unter den protestantischen Fürsten ausbricht; sie vereitelt alle Versuche einer festen Zusammenfassung derselben, die bei dem kläglichen Zustande des Reichs und bei den Persönlichkeiten seiner damaligen Herrscher ohne Zweifel großen Erfolg versprochen haben würde, so daß es schließlich dem Katholicismus gelingt, wieder Scheitt vor Schritt an Boden zu gewinnen; die Zeit der „Gegenreformation" beginnt, um in dem durch den Uebertritt des Erzbischofs Gebhard von Köln zum Protestantismus veranlaßten Kölner Kriege einen folgenreichen Sieg zu erlangen. Näher auf diesen mit bewundernswerther Objectivität dargelegten Entwickelungsgang einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur das möchten wir noch hervorheben, daß die während des ganzen Zeitraums besonders wichtige politische Thätigkeit des Kurfürsten August von Sachsen eine eingehende und durchaus gerechte Würdigung erfährt, die dem Werke Ritter's auch für die sächsische Geschichte hervorragende Bedeutung verleiht. Mit großer Meisterschaft sind auch die auswärtigen Beziehungen Deutschlands in ihrer engen Verkettung mit seiner inneren Geschichte dargestellt; so gehören die Ausführungen des Verfassers über den Abfall der Niederlande, obgleich der Gegenstand nur episodisch zu behandeln war, doch ohne Frage zu dem Besten, was bisher darüber geschrieben worden ist.

—m— Deutsche Geschichte unter den sächsischen und salischen Kaisern (911—1125). Von M. Manitius. Stuttgart 1888. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. XIV, 639 Seiten. — Der Verfasser des vorliegenden Werkes hatte eine wesentlich andere Aufgabe zu lösen, als der der soeben besprochenen, mit welchem es zu derselben Sammlung gehört. Die Jahrhunderte, deren Darstellung ihm zugefallen war, gehören zu den Gebieten der deutschen Geschichte, mit denen sich die Forschung am eingehendsten beschäftigt hat; es giedt innerhalb derselben kaum eine Specialfrage, über die nicht bereits eine größere oder kleinere Literatur vorläge; und unter denen, welche diese Zeiten durchforscht und dargestellt haben, finden sich Männer wie Giesebrecht, Waitz, Dümmler, Nitzsch, Köpke, H. Bresslau u. s. w. Man wird unter diesen Umständen gewiß dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen können, wenn er mehr danach gestrebt hat, eine gemeinverständliche Darstellung der Zeit unter gewissenhafter Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse der Forschung als eine kritische Neubrarbeitung zu geben. Das erstere ist ihm auch sehr gut gelungen; in fließender, gewandter Sprache, die in ihrer Schlichtheit hier und da an seine mittelalterlichen Quellen erinnert, weiß er anschaulich zu erzählen und hat so ein Handbuch geschaffen, das jedem Gebildeten, dem Giesebrecht's Geschichte der Deutschen Kaiserzeit zu umfänglich ist, willkommen sein wird. Keineswegs ist der Verfasser dabei unselbständig. Daß er die gesammten Quellen der Zeit beherrscht und in erster Linie auf sie seine Arbeit aufgebaut hat, davon zeugt jede Seite; namentlich zur Geschichte der fränkischen Kaiser hat er offenbar sehr eingehende eigene Forschungen gemacht, wie sich schon aus seiner bestimmten Stellungnahme zu zahlreichen Controversen ergiebt. Im Ganzen aber ändert sich das Bild dieser Glanzzeit der mittelalterlichen Kaisergeschichte nicht wesentlich.

—m— Geschichte Baierns. Von Sigmund Riezler. III. Bd. (1347—1508). Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1889. XXIV, 981 S. 8°. 19 ℳ. — Fast ein Jahrzehnt ist verflossen, bis dem zweiten Bande des an dieser Stelle bereits wiederholt anerkennend erwähnten Werkes der deitte gefolgt ist. Trotz seines bedeutenden Umfangs behandelt er wenig mehr als anderthalb Jahrhunderte bayrischer Geschichte, einen Zeitraum, dessen Darstellung mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war. Die sechs Söhne Kaiser Ludwig's IV., der seine Stellung im Reiche so klug zur Vergrößerung seiner Hausmacht benutzt hatte, erbten eine gewaltige Ländermasse: neben den in eine Hand vereinigten bayerischen Landen der Wettiner die Mark Brandenburg, Tirol, Holland — allein von Bestand war diese Macht nicht. Dafür sorgte einmal der Gegensatz zum Hause Luxemburg, an dessen Spitze damals der den damaligen Wittelsbachern geistig weit überlegene Kaiser Karl IV. stand, dann der Fluch der meisten deutschen Fürstenhäuser dieser Zeit: die Landestheilungen und der stete Unfrieden in der Familie. Nachdem die ältere Linie des Hauses, die Oberbayern und Tirol besaß, 1361 ausgestorben, fiel Tirol nach blutigen Kämpfen 1369 an Oesterreich; ihm folgte 1373 der Verlust Brandenburgs, das Karl's IV. überlegene Staatsklugheit an sich zu bringen wußte. Die holländischen Provinzen gingen durch das Aussterben der jüngsten Linie des Hauses, der Linie Straubing-Holland (1425) dem Hause Wittelsbach verloren. Den inneren Kämpfen zu folgen, verbietet uns der Raum. Wir erwähnen nur kurz, daß die Landestheilung vom 19. November 1392, welche die drei Linien Bayern-Ingolstadt, Bayern-Landshut und Bayern-München schuf, und zu der man nach einem unheilvollen Bruderkriege 1394/95 und einem verunglückten Versuche gemeinschaftlicher Regierung 1395—1402 wieder zurückkehrte, auf lange Zeit maßgebend blieb, aber fortwährende Kämpfe zwischen den Mitgliedern der einzelnen Linien nicht ausschloß. Jeder Erbfall jener Zeit gab zu solchen Anlaß; so vor Allem der Heimfall von Straubing 1429, dann 1447 das Aussterben der Ingolstädter Linie, deren Besitz an Bayeen-Landshut fiel. Unter den Fürsten jener Zeit erwecken besonders Interesse Ludwig VII. im Bart von Bayern-Ingolstadt, der Bruder der bekannten Isabeau, der Gemahlin Karl's VI. von Frankreich, Heineich XVI. der Reiche von Bayern-Landshut, beides nicht eben anziehende Persönlichkeiten,

während ihre Vettern Ernst und Wilhelm III. von Bayern-München und noch mehr des Ersteren Sohn, der durch das Schicksal der unglücklichen Agnes Bernauerin so bekannte Albrecht III., eher unsere Sympathie zu gewinnen im Stande sind. Mit des letzteren Tod (1460) schließt das 8. Buch des Werkes, das auch für die Reichsgeschichte nicht ohne Interesse ist: so erfahren wir Mancherlei über die Stellung der Bayernfürsten zu Karl IV., Wenzel, Ruprecht und Sigismund, die Einfälle der Hussiten in Bayern, die Thätigkeit des Herzogs Wilhelm von Bayern-München beim Baseler Concil und in seiner Stellung als Schirmer des Landfriedens im Reiche, die Verhandlungen mit Albrecht III. wegen seiner Wahl zum König von Böhmen. — Das 9. Buch behandelt die Zeit von der Mitte des 15. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts, in welcher die bayerischen Lande zwei Staaten bildeten, Bayern-Landshut und Bayern-München. Beide hatten damals das Glück, tüchtige Regenten zu besitzen; so gruppirt sich die Geschichte dieser Jahre um zwei hervorragende Persönlichkeiten: Ludwig IX., der Reiche, von Bayern-Landshut († 1479) und Albrecht IV., der Weise, von Bayern-München († 1508) sind in viel höherem Maße im Stande, unser Interesse zu fesseln, als ihre Vorgänger. Bayern spielte infolge dessen auch in der großen Politik eine bedeutendere Rolle; die Reichsgeschichte, sofern von einer solchen in dieser öden Zeit die Rede ist, hatte auf die Stellung Bayerns überall Rücksicht zu nehmen. An Kriegslärm und inneren Zerwürfnissen fehlte es freilich auch in dieser Zeit nicht. Am furchtbarsten litt das Land unter dem nach dem Aussterben der Linie Bayern-Landshut (1503) ausbrechenden Kampfe Albrecht's IV. mit Pfalzgraf Ruprecht um das landshutische Erbe. Derselbe endete damit, daß es endlich, nach einer Trennung von 1½ oder eigentlich 2½ Jahrhunderten, im Jahre 1505 zu einer Wiedereinigung von Ober- und Niederbayern in einer Hand kam. Albrecht's größtes Verdienst war es, daß er durch die Primogeniturordnung vom 8. Juli 1506 einem neuen Zerfall der Wittelsbacher Lande vorbeugte. — Die beiden letzten Capitel des Werkes, die einen trefflich abgerundeten Ueberblick über die Verfassung und Verwaltung des Landes, das gesellschaftliche und wirthschaftliche Leben, über die kirchlichen Zustände, über Literatur und Kunst in dem behandelten Zeitraume geben, sind besonders dankenswerth, da gerade in diesen Beziehungen noch so außerordentlich viel für die Kenntniß des ausgehenden Mittelalters zu thun ist.

—m— **Historisches Taschenbuch.** Begründet von **Friedrich v. Raumer.** Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.** 6. Folge, 9. Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890. 330 SS. 8°. M 8, geb. M 9. — Den soeben erschienenen neuen Jahrgang des Historischen Taschenbuchs eröffnet ein Aufsatz von **Adolf Köcher** über „die Varusschlacht", ein Thema, das seit zwei Jahrhunderten unendlich oft behandelt worden ist. Der Verfasser, der von einer neuen Untersuchung der Oertlichkeit absieht, weil sich dieselbe nach dem überlieferten Material schlechterdings nicht in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise ermitteln läßt — auch Mommsen's Hypothese wird als eine durchaus unzuverlässige bezeichnet —, sucht vorzugsweise den Verlauf der Katastrophe kritisch festzustellen, wobei er im Gegensatz zu den bisherigen, in der Hauptsache auf Dio Cassius zurückgehenden Darstellungen die allerdings sehr knappen Berichte des Vellejus Paterculus, Florus und Tacitus zu Grunde legt und nach ihnen annimmt, daß der Ueberfall des Römischen Heeres erfolgt sei, während sich dasselbe im Sommerlager befand, nicht auf dem Marsche. Er führt damit einen Gedanken weiter aus, den Ranke im 3. Bande seiner Weltgeschichte bereits geäußert hat. — Das Mittelalter ist diesmal gar nicht vertreten, um so reicher aber das 16. Jahrhundert. **Wilhelm Busch** giebt eine Fortsetzung seines im vorigen Jahrgange enthaltenen Aufsatzes über die Ehescheidung Heinrich's VIII. unter dem Titel: „Der Sturz des Cardinals Wolsey im Scheidungshandel König Heinrich's VIII. von England", eine gründliche, gewandte und manchen neuen Gesichtspunkt bietende Darstellung, von der wir nur etwas rein Aeußerliches bemerken möchten: daß sie gar zu sehr Fortsetzung und ohne den früheren Theil schwer verständlich ist, während es doch eigentlich wol Aufgabe des Taschenbuches sein sollte, abgerundete Einzeldarstellungen zu bringen. Wir verkennen freilich nicht die Schwierigkeiten, welche die Erfüllung dieser Forderung für den Redacteur mit sich bringt. Schließt sich doch auch **Maurendrecher's** eigner umfangreicher Aufsatz: „Tridentiner Concil. Die Lehre von der Erbsünde und der Rechtfertigung" eng an seine in den Jahrgängen 1886 und 1888 veröffentlichten Arbeiten über jenes Concil an — und so trefflich auch dieser neue Beitrag ist, so erheblich er auch unsere Kenntniß der überaus wichtigen innern Vorgänge, die sich im Laufe des Jahres 1546 im Schoße des Concils abspielte, erweitert, so haben wir doch auch hier das Gefühl, daß der Leser mehr Vortheil und Genuß davon haben würde, wenn er die Arbeiten auf einmal in Buchform in die Hand bekäme, als wenn er sie tropfenweise als Essays liest. Die anderen Aufsätze des Bandes tragen mehr den Charakter kleiner geschlossener Darstellungen. Ein wenig bekanntes und im Grunde wenig erquickliches Bild deutscher Colonialpolitik im 16. Jahrhundert bietet **Konrad Häbler**: „Eine deutsche Colonie in Venezuela"; er behandelt die Erwerbung Venezuelas durch die Ehinger und die Welser (1528); ein Unternehmen, das nach wenigen Jahren zu einem vollständigen Mißerfolg führte. Eine nicht blos vom territorialgeschichtlichen Standpunkte aus beachtenswerthe Episode aus der Zeit der Gegenreformation bringt **Georg Winter** zur Darstellung: „Die Wahl des Protestanten Krafft v. Weiffenbach zum Abt von Hersfeld (1588)". Um die längst so gut wie vollständig der neuen Lehre anhängende Fürstabtei Hersfeld nicht unter österreichischen Einfluß kommen zu lassen, setzte Landgraf Wilhelm IV. von Hessen die Wahl des protestantischen Dekans Krafft v. Weiffenbach zum Nachfolger des Abtes Ludwig Landau durch; indeß am Widerspruche der Curie wie des Kaisers scheiterte das Unternehmen: nachdem Krafft vier Jahre lang ohne päpstliche Bestätigung das Stift verwaltet, mußte er einem katholischen Abte Platz machen. 12 Jahre später sollte es dem Landgrafen ohne Schwierigkeit gelingen, das Stift an sein Haus zu bringen; damals aber mißlang der Plan, weil der Katholicismus, gekräftigt und geeinigt durch die Gegenreformation, den protestantischen Fürsten, die sich zu einem einheitlichen Handeln nicht aufzuraffen vermochten, überlegen gegenüberstand. Einen ganz anderen Charakter trägt eine genau hundert Jahre später stattfindende Wahl, die **Hans Prutz** „Die Kölner Wahl und Frankreichs Friedensbruch 1688" eingehend behandelt: die folgenreiche Wahl des Wittelsbachers Joseph Clemens zum Erzbischof von Köln, ein Sieg der kaiserlichen Partei über die Umtriebe Ludwig's XIV., der in dem Cardinal Wilhelm von Fürstenberg ein ihm ganz ergebenes Werkzeug auf den wichtigsten der rheinischen Bischofsstühle zu bringen trachtete und, als ihm dies nicht gelang, in schnödem Rechtsbruche über Deutschland herfiel, ein Frevel, der in seinen schließlichen Folgen Europa von dem Joche der Franzosen befreien sollte.

— **Walther, E. Th., Katechismus des Hufbeschlages.** Zum Selbstunterricht für Jedermann. III. Auflage. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen. VIII und 107 Seiten. Leipzig, J. J. Weber. Geb. 1,50 M. — Unter den vielen über Hufbeschlag erschienenen Büchern nimmt der Katechismus des Hufbeschlages von E. Th. Walther, Amtsthierarzt und Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule in Bautzen, entschieden eine der ersten Stellen ein. Mit größter Sachkenntniß geschrieben, bringt er alles Nothwendige der Hufbeschlagslehre kurz und bündig, für Jedermann klar und verständlich, so daß er sehr wohl zum Selbstunterricht dienen kann, dies um so mehr, als sehr gute Abbildungen zum Verständniß des Angegebenen beitragen müssen. Könnte man auch wünschen, daß Manches im dritten Capitel, welches über Stellung und Bewegungen der Gliedmaßen des Pferdes handelt, bei neuen Auflagen geändert würde, könnte man auch kleine Ausstellungen machen (z. B. daß Sätze, wie einer S. 42 zu lesen: „gleichzeitig hat der Schmied sich bei Pferden, welche das erste Mal zum Beschlag zu ihm gelangen, zu erkundigen" nicht correct sind, daß ferner bei Pferden, die mit eingebogenen Vorderfüßen liegen, wie Rinder, das Umwickeln der Hufe mit Stroh und Lappen, um Stollbeulen zu verhüten, nicht den Zweck erfüllt, sondern dieser nur durch lederne und gut gepolsterte Ballenkappe oder durch Anlegen einer Streifwulze erreichbar ist, endlich, daß bei Strahlfäule des Pferdes die verlangte innerliche Behandlung des Patienten ganz überflüssig — S. 104 —), so soll dies hier nicht ausführlich geschehen, da das, was etwa noch auszusetzen wäre, nur unerheblich genannt werden könnte und in keiner Weise dem großen Werth des Buches Eintrag thut. Der Katechismus des Hufbeschlages hat sich bereits in seinen früheren Auflagen als recht segensreich erwiesen, insofern er richtige Auffassungen über zweckentsprechenden Hufbeschlag verbreitet hat und weil er Pferdebesitzern und Schmieden ein treuer und zuverlässiger Rathgeber gewesen ist. Als Lehrbuch für den Unterricht in der Hufbeschlagslehre, welchen junge Schmiede haben sollen, ist Walther's Katechismus unübertrefflich.

Professor Dr. **Zürn.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 17. Sonnabend, den 8. Februar. 1890.

Das Banditenwesen auf Corsika.

Nach officiellen Quellen und aus eigener Beobachtung geschildert von Alexander Schütte, Kgl. Pr. Major a. D.

I.

Motto: Corsorum prima lex est ulcisci, altera vivere raptu, tertia mentiri, quarta negare Deos.
Seneca.

Corsika ist ein aus dem Diadem des Schöpfers in die weite See gefallener Edelstein; freilich ein noch ungeschliffener, dessen rauhe Facetten noch auf die geschickte Hand des kunstverständigen Bearbeiters harren.

Nur 180 km von der französischen Küste entfernt, erhebt sich die 148 □Ml. enthaltende Insel aus den blauen Fluthen des Mittelmeers, abgeschlossen von der übrigen Welt, seltsam von derselben verschieden. Nach seiner geographischen Lage, seinem Klima und seinen Erzeugnissen, der Sprache und den Sitten seiner Bewohner, nach seiner ganzen Vergangenheit ist es ein Stück des nahen Italiens und dennoch — seit 1774 — ein französisches Departement, mit französischen Gesetzen, regiert von französischen Beamten, welche ausnahmslos diese Verschickung als eine Art von Verbannung anzusehen gewohnt sind und daher der Bevölkerung fremd und theilnahmlos gegenüberstehen.

In den hundert Jahren der französischen Herrschaft haben sich die Zustände Corsikas wenig verändert. Zwar hat die Regierung durch ein sorgfältig unterhaltenes Straßennetz, durch forstwirthschaftliche Pflege der prächtigen Wälder, durch Bau einer Eisenbahn von Bastia nach Ajaccio, durch Sanirung großer Landcomplexe an der äußerst fruchtbaren, aber fieberschwangeren Ostküste Lobenswerthes geleistet, — wogegen in Hinsicht auf das moralische und intellectuelle Wohl der Eingebornen sie sich keiner oder nur oberflächlicher Erfolge rühmen kann. Denn dieses Eiland, um welches seit dem Alterthume bis auf den heutigen Tag der Schimmer des Geheimnißvollen schwebt, ist noch immer in gewissem Sinne ein Barbarenland mit seinen Hunderttausenden von brachliegenden Aeckern, welche als Buschwald (macchia) dem berüchtigten und nur Corsika eigenthümlichen Banditenwesen als sicherster Zufluchtsort dienen.

Die Signatur, durch welche Corsika sich von den übrigen Departements Frankreichs hauptsächlich unterscheidet, besteht in einer socialen Verfassung, die lebhaft an das alte römische Patronat erinnert. Ungefähr fünfzehn große Familien auf der Insel verfügen über so und soviel „Clienten“ (Gefolgschaften) aus ihrer Umgegend und damit zugleich über die gleiche Anzahl von Stimmen bei den Wahlen. Manche Familie hat vielleicht nur einige hundert Wahlstimmen zu ihrer Disposition, eine andere dagegen zwei- bis dreitausend.

Diese Organisation datirt noch aus der Zeit der genuesischen Herrschaft, ja vielleicht von noch einer früheren Periode, denn sie ist ebenso in den alten corsischen Sitten, die unsern modernen Anschauungen so fremd gegenüberstehen, begründet, wie die alten corsischen Wohnstätten, die kleinen Festungen gleichen, sich von unsern freundlichen und friedlichen Häusern unterscheiden. Auch war in jenen entlegenen Zeiten dieses Clan-System fast eine Nothwendigkeit. Die abscheuliche genuesische Regierung verwaltete nicht blos die Insel, sondern sie beutete sie aus; ihre Justiz war käuflich. Der Einzelne, da er bei den Behörden keinen Schutz zu gewärtigen hatte, sah sich verloren, wenn er isolirt blieb. Daher trat man zusammen zu Familien-Gruppen, zu „Clans“, wie in Schottland, in Albanien, in Kabylien. Man schaarte sich um vornehme und durch Grundbesitz mächtige Persönlichkeiten und suchte — war man einmal aufgenommen — wiederum Freunde, Verwandte, Nachbarn zu bewegen, ebenfalls in dieselbe Gefolgschaft einzutreten, — denn je mächtiger ein Clan war, desto mehr sahen sich dessen Anhänger in dem Kampfe ums Dasein unterstützt und im Vortheil gegenüber den minder einflußreichen und daher feindlichen großen Familien. Ein Corse, der nicht einem Clan angehört, gilt in den Augen seiner Landsleute für einen erbärmlichen Wicht; er ist ein dürrer Ast in der bürgerlichen Gesellschaft.

Die französische Regierung ist nach einem vollen Jahrhundert bis heute nicht im Stande gewesen, das Clan-Wesen auszurotten. Warum? Weil die Corsen kein Vertrauen haben in die Unbestechlichkeit der Tribunale, in die unzubeeinflussende Unparteilichkeit der Verwaltungsbehörden. Hartnäckig halten sie zusammen, um sich gegen feindliche Clane zu sichern und besonders um sich den Lasten zu entziehen, welche die moderne Gesellschaft jedem Staatsbürger auferlegt.

Nirgends sind die **Familien-Bande** stärker betont, als auf diesem weltverlorenen Eilande; nirgends ist die Pietät gegen die Eltern größer und rührender. Dagegen spielt das weibliche Geschlecht bei den unteren Classen eine sehr untergeordnete, fast entwürdigende Rolle. Hier darf die Ehefrau und die Tochter ihre Mahlzeiten nicht an demselben Tische mit dem Hausherrn und den Söhnen einnehmen. Auf den seltenen geschäftlichen Excursionen zur nächsten Stadt reitet der Familienvater stolz auf seinem struppigen Rößlein, während sein Weib, oft schwer bepackt, demüthig im Staube der Landstraße nebenhertrottet. Fast alle ländlichen Arbeiten werden von den Weibern verrichtet, während der Herr Gemahl mit der Flinte auf dem Rücken der Jagd im Macchis obliegt. Wohlhabendere Familien lassen übrigens ihre Felder durch Italiener bestellen, welche im Frühjahre schaarenweise von Livorno herüberkommen, um im Spätherbste mit ihrem Verdienste in ihre Heimath zurückzukehren. Die Zahl derselben beträgt 15000 Köpfe.

Die großen Latifundien Italiens giebt es auf der Insel nicht. Der **Grund und Boden** ist sehr zerstückelt, selbst derjenige der großen Familien. In vielen Dörfern sind die Aecker und Weiden so durcheinandergemengt zwischen den Bauern und dem Edelmanne, daß Letzterer bon gré malgré den Schafen und Ziegen der Dörfler das Betreten auch seines Eigenthums gestatten muß. Der Acker bleibt 1—2 Jahre brach liegen, während dieser Zeit dürfen die „Clan-Leute“ — aber nur diese — ihre Thiere darauf weiden lassen. Mit den Waldungen der Patrons wird ebenso verfahren. Jeder Clan-Mann holt sich seinen Bedarf an Holz, so viel es ihm beliebt. Aber dafür stimmt er bei den Wahlen unbedingt für seinen Herrn (maitre). In früherer Zeit folgte der Clan seinem Oberhaupte in den Krieg; jetzt zur Wahl-Urne .... Mit einem Worte: das individuelle Leben ist auf Corsika unmöglich. Ein Beispiel möge diese Schilderung des Patronats-Systems beschließen.

Auf meinen Wanderungen befand ich mich eines Morgens in dem gastfreundlichen Hause des Mr. X. zu Venaco. Ich war im Begriff mich zu verabschieden, als ein Bauer auf einem dürren Maulesel geritten kam, welchem ein zweites Maulthier folgte, auf dessen Holzsattel ein Tönnchen Wein befestigt war. „Saluto, signor X.!“ rief er lustig, „ich bringe Ihnen guten Wein.“ — Herr X. machte ein etwas unwirsches Gesicht, indeß er ließ die Thiere

in die Stallungen und den Bauer in die Küche führen, wo ihm ein gutes Frühstück aufgetischt wurde. Das Weinfaß kam in den Keller. „Sehen Sie," sagte Mr. X. zu mir, „dieser Kerl ist 50 km geritten, um mir ein Hektoliter Wein zu bringen. Ich bedarf keineswegs desselben, aber er hat 30 Frcs. nöthig. Da er Nirmanden als Abnehmer für seinen Wein fand, kam er zum Patron. Wohl oder übel muß ich ihn nehmen und bezahlen." —

Der Ackerbau auf Corsika befindet sich in brm Stadium, wie zu den Zeiten Virgil's. Dies ist theils die Folge des Widerwillens der Bevölkerung zur Verrichtung der ländlichen Arbeiten, wie oben bereits erwähnt, theils aber auch eine Folge des unseligen Patronats-Systems. Den größeren Gutsbesitzern fällt es nicht ein, wie auf dem Continent, den Bauern durch eine rationelle Bewirthschaftung ihrer Liegenschaften mit einem guten Beispiele voran zu gehen und durch die erzielten Erfolge dieselben zu veranlassen, es ebenso zu machen. Um diese so ehrenwerthe Mission zu erfüllen, müßten sie zuvörderst darauf bestehen, daß man ihre Aecker, Weiden und Gehölze respective. Das wäre aber gleichbedeutend einem Zerwürfnisse mit den Clienten, dem Aufgeben der Herrschaft über dieselben und somit auch der Einbuße ihrer socialen und politischen Stellung. Demnach lassen sie Alles beim Alten, bekümmern sich wenig oder gar nicht um ihre Güter, ziehen daher aus ihnen eine zu geringe Rente, um disponibles Capital in Händen zu haben, und befinden sich in permanenter Geldverlegenheit. —

Ein wunderlicher Widerspruch zeigt sich im Charakter der Corsen darin, daß sie bei all' ihrer Freiheitsliebe eine ausgesprochene Vorliebe für öffentliche Aemter haben. In den Zeitungen von Bastia und Ajaccio ist fast täglich eine Seite mit Ernennungen und Beförderungen ausgefüllt, und nicht blos von denjenigen Corsen, die auf der Insel sich befinden, sondern auch von allen Landeskindern auf dem Festlande. Da heißt es z. B.: „Mr. Pencioletti, Verwaltungsbeamter II. Classe zu Paris, ist durch kriegsministerielle Verfügung v. 10./10. 87 als I. Depot-Officier beim train-des-équipages des 15. Armee-Corps nach Pau (Basses-Pyrenées) versetzt." . . . Und wieder: „Mr. Andrei zu Bonifazio ist zum Leuchtthurm-Aufseher ernannt, für Mr. Salvetti — gestorben." —

Der corsische Ehrgeiz zieht es vor, lieber als Feldhüter oder Douanier bei kärglicher Besoldung einen gewissen amtlichen Einfluß auszuüben, als bescheidentlich feine, dafür dankbare, Scholle Ackers zu bebauen. Es ist dies ein Ueberrest der Traditionen aus dem vorigen Jahrhundert. Damals galt bis an die Zähne bewaffnet einherzugehen, unausgesetzt an dem öffentlichen Leben der fast stets im Kriegszustande befindlichen Insel theilzunehmen — als die einzige ehrenhafte Beschäftigung für einen Corsen. Alle Handarbeit wurde den Weibern und Dienstboten überlassen. Die kriegerischen Gepflogenheiten von damals existiren heute allerdings nicht mehr, aber die Verachtung der Arbeit ist geblieben. Daher sieht der Fremde mit Erstaunen auf den Marktplätzen jedes Städtchens, jeder Stadt die männlichen Einwohner fast zu jeder Tageszeit auf und ab spazieren und mit lebhaften Gesticulationen politische Gespräche führen, anstatt auf dem Felde, in der Werkstatt, im Comptoir die fleißigen Hände zu regen. Was Wunder, daß trotz aller Genügsamkeit eine Familie mit Mühe und Noth es fertig bringt, von einem Jahre zum andern tant bien que mal sich durchzuschleppen. Glücklicherweise erfordern weder die Oliven- noch die Kastanienbäume eine besondere Pflege. —

Die gerühmte corsische Gastfreiheit erklärt sich zum Theil aus dem obigen Charakterzuge. Für einen deutschen oder französischen Landmann bedeutet ein Besuch Opfer an Zeit und Geld, denn er ist ebenso geizig als arbeitsam. Für die faulen Corsen ist derselbe eine Abwechselung. Das Wenige, was sie auftischen können, ist mit zu geringer Mühe gewonnen, als daß sie großen Werth darauf legen sollten. Sie theilen daher gern mit, und sind auch von Natur freigebig. Ihr ganzes Streben ist nicht auf Wohlstand, sondern auf Einfluß und Würden gerichtet, seien sie auch noch so gering, und weshalb? — um den Familien-Namen, um den des Clans zu erhöhen, um die Freunde zu begünstigen, um den feindlichen Clan zu chicaniren. Der geringste Chausseewärter fühlt eine köstliche Sicherheit, eine unklare Befriedigung darin, jenem stärksten aller Clane, dem Staate, anzugehören, der ihn besoldet und in Schutz nimmt. Daher finden sich für die elendeste Stelle, deren Inhaber von seinem Gehalte weder leben noch sterben kann, stets Hunderte von Bewerbern. —

Seit dem Jahre 1871, wo die Republik eine bedeutende Anzahl von Laien-Schulen auf der Insel eröffnete, zeigt sich die, dem Ausländer so merkwürdige Erscheinung eines leidenschaftlichen Strebens der Bevölkerung: sich zu unterrichten. Corsika, das halbcivilisirte Corsika ist von allen Departements Frankreichs dasjenige, welches nach den statistischen Tabellen die meisten Schüler und Schülerinnen aufweist! Diese Insulaner sind mit einer bewunderungswürdigen Intelligenz begabt. Gerade infolge ihres Müßigganges besitzen sie nicht die Schwerfälligkeit der Bauern des Festlandes, welche durch die Arbeit abgestumpft sind. Hierzu kommt die leidige Gewohnheit der politischen Discussionen, der Wahlreden und nicht zum Wenigsten der völlig gleichberechtigte demokratische Fuß, auf welchem die verschiedenen Classen der Gesellschaft mit einander verkehren. „Gebt einem Corsen einen neuen Rock — sagt ein Sprichwort — und ihr wißt nicht, wie weit er es bringen kann." —

Die Mädchen gehen seit 1872 mit gleichem Eifer zur Schule, wie die Jungen. Man versprach ihnen Anstellungen als Lehrerinnen, Gouvernanten, Gesellschafterinnen &c. Heute soll es 400 junge Mädchen auf der Insel geben, welche das betreffende Examen glänzend bestanden haben. Leider fehlt es an Stellen für so viele Bewerberinnen, von denen daher manche nach Marseille, Lyon und Paris sich wenden und oft — untergehen.

Ungefähr 10000 Corsen sind in der französischen Civil- und Militär-Verwaltung angestellt. — Der Staat hatte im Jahre 1886 für 3253 Civil- und Militär-Pensionäre auf der Insel Pensionen zu zahlen. Auf drei Beamte im Dienst giebt es auf Corsika beinahe einen Pensionär. Im Jahre 1885 zählte die französische Armee (nach dem Annuaire militaire) 815 corsische Officiere in ihren Reihen; die gesammte französische Gendarmerie 402 corsische Unterofficiere.

Corsika hatte 1881 eine Bevölkerung von 273000 Seelen; es ist also schwach bevölkert: 31 Köpfe auf 1 □km. Im Jahre 1869 betrug die Ausfuhr kaum 13 Millionen Frcs.; dieselbe Ziffer gilt auch noch für heute (1887). In fast zwanzig Jahren hat also die Production keine Fortschritte gemacht. Wer ehrgeizig ist, wandert aus, um auf dem Festlande ein Amt zu erhalten. Das Land ist menschenleer. Meilen auf Meilen und durch die ergiebigsten Bodenflächen, auf welchen schon der Buschwald sich breit macht, kann man wandern, ohne ein Dorf, ein Städtchen anzutreffen. Von Zeit zu Zeit trifft man trefflich gehaltene Wein- und Oliven-Pflanzungen, aber diese Oasen in der Wüste des Macchis gehören den oenologischen Actien-Gesellschaften von Marseille, oder zu den großen Sträflings-Häusern der Regierung, mit denen Muster-Wirthschaften verbunden sind (pénitenciers-modèle).

Das Wort Politik hat auf Corsika eine ganz andere Bedeutung als z. B. in Deutschland, wo der Wähler, indem er seinen Zettel in die Urne steckt, die feste Ueberzeugung hat, zu der Wohlfahrt des ganzen Landes durch seine Stimme theoretisch ein Scherflein beizutragen. Ganz anders auf Corsika. Hier bedeutet der Wahlact für den Wähler persönliche Sicherheit, Vermögensaufbesserung, gesteigerte Geltung. Ob die Insel, ob ganz Frankreich durch das betreffende politische System prosperirt oder zu Grunde gerichtet wird — fällt nicht in die Wagschale. Jede politische Niederlage ist die Quelle unerschöpflicher Vexationen.

Wenn es einem Clan geglückt ist, in seiner Gemeinde den Bürgermeisterposten (maire) aus seiner Mitte zu besetzen, so bedeutet dies nicht nur, daß die dreifarbige Schärpe einem politischen Glaubensgenossen umgürtet worden ist, nein — das hat zur Folge, daß der Clan nun auch in gewissem Grade über das Gemeinde-Vermögen verfügen darf, also: über die Mobilien-Steuern, über den Feldhüter, der ein Auge bei Feldfreveln zudrücken muß, über die Armen-Deputation, um Armuthsbescheinigungen zu erhalten im Falle von gerichtlichen Geldstrafen u. s. w. Hat der Clan aber gar einen Deputirten durchgesetzt, so erwartet er aus Paris alle jene möglichen und unmöglichen Begünstigungen, wonach ganz Corsika die Arme ausstreckt. Begreifen meine deutschen Leser jetzt, daß die Politik auf diesem Eilande die Existenz seiner Bewohner völlig ausfüllt?

Leider unterstützt die französische Regierung diese Neigung in der Periode der Wahlen. Jedes Ministerium in Paris — anstatt seinen Beamten es zur Pflicht zu machen, streng unparteiisch den Wählern gegenüber sich zu verhalten und in keiner Weise die Wahlen zu beeinflussen — verlangt vom Präfecten zu Ajaccio, daß er Alles aufbiete, damit nur solche Deputirte gewählt werden, welche mit dem Ministerium am Ruder durch Dick und Dünn gehen. Der Präfect sucht nun zu dem Ende die Patrone von ein oder zwei Clans sich günstig zu stimmen und ertheilt ihnen carte blanche für alle Arten von Vergünstigungen. So war es möglich, daß keine Belohnung, keine Anstellung, keine Unterstützung, kein Straferlaß stattfand, wenn dies nicht auf die Verwendung der großen Familien geschah: der Pozzo di Borgos unter der Restauration,

der Sebastiani unter Louis-Philipp, der Gavini unter Napoleon III. und der Abbatucci unter der III. Republik.

Jeder wahre Corse hat seine persönlichen Feindschaften; es genügt, daß Jemand einem andern Clan angehört, so wird er von der andern Partei mit scheelem Auge angesehen. Man kann den corsischen Charakter nicht besser illustriren, als mit dem Ausspruche, daß die Existenz dieser sonderbaren Insulaner schaal und öde sein würde, wenn sie Niemanden zu hassen hätten.

Wie der Schreiber dieser Zeilen 1886 auf Corsika landete, glaubte er, daß die ganze Insel bonapartistisch wäre. Bei näherer Bekanntschaft mit Land und Leuten fand er, daß dem nicht so sei. Sicherlich sind alle Corsen sehr stolz, durch eine solche außerordentliche Persönlichkeit, wie Napoleon I., in der Weltgeschichte vertreten zu werden, aber in neuester Zeit sind gar viele hervorragende Chefs dem Bonapartismus abtrünnig geworden und die Gefühls-Politik hat dem Realismus weichen müssen. Die Republik hat heute auch ihre, ihr gänzlich ergebenen Partei-Häupter, deren hervorragendstes die Familie Casabianca ist. Aber mit welchen Mitteln hält dieser Clan seine Supremaţie aufrecht? Durch Blut und Thränen!

Der Canton Bescovato ist die Wiege der Casabianca. Seit 4 Jahrhunderten ist diese große Gemeinde in zwei feindliche Parteien getheilt: in „Weiße“ und „Schwarze“. Die Casabianca sind weiß, die Petrigagni schwarz; letztere sind in der Mehrzahl. Im Jahre 1848 nahm die Affaire den ausgeprägten Charakter einer Vendetta an zwischen der Familie Filippi, Verbündete der Casabianca, und der Familie Petrigagni. Elf Personen fielen von beiden Seiten binnen drei Jahren als Opfer. Wollte man noch heute die Petrigagni auffordern, für die Casabianca zu stimmen, so wäre dies gleichbedeutend mit der schlimmsten Injurie. Andererseits verfolgen und chicaniren die Casabianca mit der geheimen Unterstützung der Regierung noch immer die bonapartistischen Petrigagni. . . . Grenzenlose Begünstigungen für die Freunde — grenzenlose Vexationen für die Gegner, das ist die „Parole“ eines jeden Corsen!

Bernardin de Saint-Pierre über Erziehung.

Von Dr. Albert Wittstock.

Bernardin de Saint-Pierre ist durch seinen weit verbreiteten prächtigen Natur-Roman Paul und Virginie in Deutschland längst bekannt. Diese unzähligemal aufgelegte und abgedruckte und in alle Sprachen übersetzte Idylle, die durch den wunderbaren Reiz tiefer Naturschilderung sogar einen Napoleon I. ergriff, bildete ursprünglich den vierten Band von desselben Verfassers Études de la nature. Der vorhergehende dritte Band dieses Werkes schließt mit einem De l'Éducation überschriebenen Capitel. Mag auch Manches darin paradox erscheinen, so ist es doch jedenfalls nicht unwichtig, die Ansichten eines Mannes, welcher die Natur so innig belauschte, über Erziehung zu hören und wenigstens die Hauptpunkte, wenn auch nur in aller Kürze, hervorzuheben.

Als ein von Ludwig XIV. nach Asien gesandter Gelehrter dort die Vortrefflichkeit der christlichen Religion rühmte, begegnete er bei den Asiaten nur einem ungläubigen Lächeln. Das Christenthum, behaupteten sie, könne unmöglich die Religion der Menschenliebe sein, da in Europa zehnmal mehr Kriege geführt würden als bei ihnen. Was würden sie erst sagen, meint Saint-Pierre, wenn sie von den beständigen Prozessen bei uns hörten, von den Verleumdungen und üblen Nachreden, den Eifersüchteleien, den Prügeleien bei den Ungebildeten und den Duells bei den Gebildeten, von den Gehässigkeiten aller Art, wie es Aehnliches in solchem Grade weder in Asien und Afrika, bei den Tataren noch bei den Wilden giebt nach dem eigenen Zeugniß der Missionare!

Natürlich trägt hieran nicht die Religion die Schuld. Saint-Pierre sieht den Grund alles Uebels in der Erziehung, insofern als das ganze Schulsystem die Pflege des Ehrgeizes zur Basis hat (was allerdings besonders in Frankreich der Fall ist). Als Jesus von seinen Jüngern gefragt wurde, wer von ihnen der Erste sein würde, stellte er ein Kind in ihre Mitte als Muster der Demuth und Anspruchslosigkeit. Freilich, sagt Saint-Pierre, hätte der Heiland kein heutiges Schulkind nehmen dürfen, denn die Kinder haben jetzt schon Ehrgeiz, sie werden angetrieben, sich die ersten Plätze in den Classen streitig zu machen. Dadurch soll, wie man glaubt, in ihnen der Wetteifer für die Tugend erweckt werden. Aber Tugend und Ehrgeiz sind unvereinbar. Diese den Kindern eingeflößte Sucht, immer den Nebenbuhler übertreffen zu wollen, macht sie ihr ganzes Leben lang unduldsam, eitel, unwillig beim geringsten Tadel, immer begierig nach Lob. Damit ist noch die Gefahr verknüpft, daß diejenigen, welche sich nicht durch ihre Talente erheben können, dies durch Schmeicheleien zu thun suchen, und daß der Neid sie treibt, ihren Mitschülern durch Schmähungen und Lästerungen zu schaden. Wie viel Verleitungen zu Intriguen, Perfidie und Lastern aller Art sind also im Gefolge des Ehrgeizes! Muß es nicht ein Kind, welches kein anderes Ziel kennt als das Aufrücken, betrüben, wenn es sieht, daß Anderen dies besser gelingt als ihm? Saint-Pierre giebt in dieser Hinsicht der häuslichen Erziehung den Vorzug, wo die Kinder höflicher, bescheidener, weniger eifersüchtig und weniger neidisch sind, weil die Veranlassung fehlt, andere übertreffen zu wollen.

Bei Besprechung der Familien-Erziehung tadelt er die körperliche Züchtigung. Es ist schrecklich, sagt er, daß man nicht einen Schritt in ein Haus thun kann, ohne das Wort zu hören: Du bekommst Schläge! Wenn die Väter die Kinder schlagen, lieben sie sie nicht, und die Kinder, denen man ihre Spiele und Arbeiten verleidet, werden heuchlerisch und tückisch. Ist es nicht erstaunlich, daß Menschen, welche als die Grundlage einer christlichen Erziehung die Milde, die Sanftmuth, die Menschlichkeit erkennen, die furchtsamen und unschuldigen Kinder mit der grausamsten und demüthigendsten aller Strafen belegen? Sollte nicht vielmehr eine edle Seele die schwachen Kinder beschützen? Es ließen sich viele Beispiele anführen, daß die Verderbniß unserer berüchtigtsten Verbrecher mit der Tyrannei in ihrer Erziehung begann. Man rechtfertigt dieses System dadurch, daß man sagt: Die Menschen sind von Natur Sünder, sie müssen von Jugend auf gezüchtigt werden. Aber die neuen Generationen gleichen dem Thau und dem Regen des Himmels, welcher die stockenden Gewässer der Flüsse auffrischt; ändert die Quellen eines Flusses und ihr ändert seinen ganzen Lauf, ändert die Erziehung eines Volkes und ihr ändert seinen Charakter und seine Sitten! — Was lehrt uns die Natur? Wie liebevoll und wohlwollend in jeder Rücksicht sind die Thiere gegen ihre Jungen! Aber bei den jungen Menschen sieht man nichts als Ruthen, Stöcke, Schläge, Wehgeschrei und Thränen. Es ist sonderbar, daß von allen Arten lebender Wesen das Menschengeschlecht das einzige ist, dessen Kleinen durch Schläge aufgezogen werden, und die europäische Rasse übertrifft in diesem Punkte alle Völker der Erde. Missionare haben erzählt, mit welcher Freundlichkeit die Wilden ihre Kinder erziehen und welche Liebe diese gegen ihre Eltern hegen. Einige Völker übertragen ihre Humanität selbst auf die Thiere. Die Araber z. B. schlagen niemals ihre Pferde, sondern dressiren sie durch Liebkosungen. Wenn ein Reiter stürzt, bleibt sein Pferd auf der Stelle stehen, ohne seinen Herrn zu verlassen. Das ist der unwiderstehliche Einfluß einer sanften Behandlung. Und dabei sind die arabischen Pferde die besten der Welt. Einst sah der französische Consul bei einem armen Araber einen prachtvollen Hengst, welchen er gern nach Versailles geschickt hätte. Er bot Geld über Geld, und der Araber, von der Noth gedrängt, mit einem Blick auf die große Zahl Goldstücke, stimmte endlich zu. Als er aber von seinem Pferde Abschied nehmen wollte, seufzte er und sprach: „Wie wird es dir bei den grausamen Europäern ergehen, mein Liebling? Man wird dich schlagen und dich widerspenstig machen. Nein, bleib bei mir, meine Gazelle, sei auch ferner die Freude meiner Kinder!“ Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Roß und eilte in die Wüste.

Man hört häufig klagen, sagt Saint-Pierre, daß es bei uns an Patriotismus fehlt. Kein Wunder! Wo keine schönen Jugend-Erinnerungen, da ist auch keine Vaterlandsliebe. Um nun eine Besserung herbeizuführen, schlägt er „Schulen des Vaterlandes“ vor. Die Gebäude sollen mitten in einem großen Park errichtet werden, der Pflanzen und Bäume aller Art enthält. Die Schule soll von Naturschönheit umgeben sein, der Ort, wo die Kindheit eine glückliche war, soll den Kindern für das ganze Leben eine schöne Erinnerung sein. In den Classen sollen verschiedene Sprüche die Wände zieren, z. B. „Die Tugend besteht darin, das allgemeine Beste dem eigenen vorzuziehen“, oder „Widerstehe den Verführungen und lerne Selbstbeherrschung“ und dgl. Die Schulzeit soll mit dem siebenten Lebensjahre beginnen; von den Unterrichtsfächern ist die Musik sehr wichtig und besonders auch die Religion. Die Kinder haben allerdings noch keine Idee von Gott nach Art der Theologen oder Philosophen, aber sie können schon verstehen, daß ein höchstes Wesen die ganze Natur mit Wohlthaten erfüllt. Was ist schöner, das stammelnde Gebet eines Kindes, welches seine unschuldigen

Hände gen Himmel hebt, oder eines Scholastikers, welcher bei jedem Worte meditirt? In der Religion handelt es sich weniger um den Verstand als um das Herz. Das Evangelium ist einfach und schon für das Kindesalter verständlich. Dann sollen die Kinder aber auch die Beziehungen der Wahrheiten der Religion zu denen der Natur kennen lernen. — Die „Schulen des Vaterlandes“ müssen alle Kinder ohne Ausnahme besuchen, hier sind alle gleich, hier sitzt das Kind des Vornehmen und Reichen neben dem Kinde des Armen und Geringen. Es giebt weder Belohnungen noch Strafen noch Anspornungen zum Ehrgeiz und daher auch keinen Neid. An Stelle eines eitlen Wetteifers, wa jeder Schüler seinen Nachbar ausstechen will, tritt Einigkeit, Wohlwollen, Freundschaft. Das Andenken an diese Verbindungen des ersten Alters wird sie noch später draußen in der Welt näher führen trotz der Vorurtheile des Unterschieds der Stände. Außer den verschiedenen Kenntnissen, welche die „Schulen des Vaterlandes“ vermitteln, sollen die Schüler aber auch die Wahrheit erkennen, daß alles Wissen der Welt nichts, vielmehr die hauptsächlichste Wissenschaft die ist, aufrichtig, gut und dienstfertig zu sein und Gott und die Menschen zu lieben. Die Jugendzeit soll angenehm und nützlich unter verschiedenen Beschäftigungen verlaufen und Geist und Körper werden gleichmäßig entwickelt. Den natürlichen Talenten, welche oft unbewußt im Menschen schlummern, wird durch die verschiedensten Beschäftigungen Gelegenheit gegeben werden, sich zu zeigen. Uebrigens sollen die Köpfe der jungen Leute nicht mit einem leeren, unnützen Wissen angefüllt werden; Alles was sie lernen muß den Zweck des Gemeinwohls haben. Der Unterricht wird öfter auch im Freien abgehalten, die Kinder dürfen nicht zu viel sitzen, manchmal werden sie hinausgeführt in die Felder oder lagern am heißen Sommertage auf dem grünen Rasen im Park unter den alten schattigen Bäumen. Zu Lehrern sollen nur solche Männer bestellt werden, welche Freunde der Jugend sind, welche Liebe zu den Kindern haben.

Schließlich betrachtet Saint-Pierre noch die weibliche Erziehung. In den ersten Jahren können Knaben und Mädchen zusammen erzogen werden; später aber müssen die Mädchen in den besonderen Beschäftigungen ihres Geschlechts unterwiesen werden und das geschieht am besten in der Familie; bei Vater, Mutter, Brüdern und Schwestern lernt ein junges Mädchen von selbst ihre künftigen Pflichten als Hausfrau und Mutter. Saint-Pierre erzählt von seinen Reisen durch Holland und Deutschland, wo die Frauen unablässig in ihrem Haushalt thätig sind. Einst war er bei einer Familie eingeladen, wo die Töchter ihren Freundinnen einen Café gaben. Er erfuhr, daß die jungen Mädchen sich wöchentlich einmal der Reihe nach einladen, und von ihren Müttern angehalten werden, alles für die Gesellschaft Nöthige selbst zu besorgen, den Kaffee zu kochen, selbst den Kuchen zu backen, im Herbst die Früchte einzumachen u. s. w. In diesen Zusammenkünften sind sie mit allerlei Handarbeiten beschäftigt, während die Brüder durch angenehme Unterhaltung und sittsames Betragen sich in vortheilhaftem Lichte zeigen. So sollten überall die häuslichen Sitten gepflegt werden. Eine Frau braucht nicht gelehrt zu sein, ihr Hauptvorzug, wodurch sie den Mann glücklich macht, liegt in ihrer Liebenswürdigkeit, wovon in der Bibel ein bemerkenswerthes Beispiel steht. Jakob diente sieben Jahre um Rachel, aber es däuchten ihm nur ein paar Tage zu sein. Diese Stelle bekundet eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, wie überhaupt Niemand die Naturgesetze besser gekannt hat als die Verfasser der biblischen Bücher. Eine ehrenwerthe Liebe ist jedem jungen Mann zu empfehlen. Die christliche Religion hat die eheliche Verbindung naturgemäß geordnet, sie giebt dem Manne in der Frau eine gleichgestellte Gefährtin, während die anderen Religionen sie nur als eine Sklavin betrachten. Dem Christenthum verdanken die europäischen Frauen ihre Freiheit, und aus der Freiheit der Frauen entspringt diejenige der Völker und Alles was die Humanität verherrlicht. Die Frauen können ihr Glück nur in der Tugend finden, in allen Ländern, wo die Tugend nicht herrscht, sind sie unglücklich.

Bücherbesprechungen.

Ltz. **Coloniales Jahrbuch.** Herausgegeben von **Gustav Meinecke.** Zweiter Jahrgang. Das Jahr 1889. Mit 7 Karten. Carl Heymann's Verlag, Berlin. Preis 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ. — Auch der zweite Jahrgang dieses Jahrbuches giebt eine sorgfältig gearbeitete und übersichtliche Darstellung unserer Colonien durch Zusammenfassen aller Nachrichten über die Vorgänge, Erforschungen 2c. in denselben während des verflossenen Jahres; hierdurch leistet dasselbe eine werthvolle Beihilfe für Diejenigen, welche die Entwickelung unserer Colonien zu verfolgen bestrebt sind. Durch die beigegebenen Kärtchen wird die Lectüre wesentlich erleichtert; in den Kärtchen von Südwestafrika sind sogar die angeblich entdeckten Goldfundstellen eingetragen. Einige allgemein orientirende Abhandlungen sind vorausgeschickt: Die Antisklavereifrage in Ostafrika. — Ueber ein System der niederen Landmessung innerhalb der Wendekreise, von R. v. Hake. — Culturbestrebungen auf der Goldküste während der letzten 100 Jahre. Eine geschichtliche Skizze von P. Steiner, Missionar. — Das Deutschthum in Brasilien. Von C. Bolle. — Die Missionsthätigkeit in den deutschen Schutzgebieten. Rundschau für 1888—1889. Von E. Wallroth. — Gewerbliches und Kunstfertigkeiten ost- und innerafrikanischer Stämme. Von P. Reichard. — Die Reichsregierung und die Colonialpolitik. Am Schlusse sind noch die im vergangenen Jahre erschienenen und auf unsere Colonien bezüglichen Gesetze und Verordnungen angefügt, wodurch dieses Buch zugleich zu einem werthvollen Nachschlagebuche sich gestaltet.

G. Os. — **Zehn Jahre in Krieg und Frieden 1866 bis 1876. Vom Verfasser der Jugend-Erinnerungen eines alten Sachsen.** Dresden, Hans Hackarath 1889. VI, 146 S. 8°. Preis: 2 ℳ — Ein köstliches, erfrischendes Buch! Der „alte Sachse“ ist uns ja kein Fremder mehr. Er hat uns im vergangenen Jahre so hübsch von seiner Jugend erzählt, daß wir mit Ungeduld die Fortsetzung seiner Erzählungen erwarteten, und wir müssen nun, nachdem wir seinen liebenswürdigen Plaudereien wieder gelauscht haben, unumwunden anerkennen, daß unsere Erwartungen weit übertroffen sind. Wer die vorliegenden Schilderungen mit den früheren vergleicht, wird erkennen, daß der Verf. in jeder Beziehung, was Anordnung des Stoffes, Darstellung, Sprache und Stil anlangt, bedeutende Fortschritte gemacht hat. Manches, was in dem früheren Werke noch an den Dilettanten erinnerte, ist jetzt abgeschliffen, Alles ist geglätteter, fließender, zierlicher. Dabei ist ihm aber die liebenswürdige Ursprünglichkeit geblieben, die den nicht berufsmäßigen Schriftsteller vor denen auszeichnet, die das Bücherschreiben geschäftsmäßig betreiben. Wir haben das Buch mit einem wahren Genusse gelesen, und das will jetzt, wo der Kritiker so außerordentlich Vieles lesen mußte, viel sagen. Der Verf. schreibt nicht etwa eine Kriegs- oder eine Zeitgeschichte, man darf nicht etwa politische oder militärische Auseinandersetzungen in seinem Büchlein suchen, er schildert lediglich seine eigenen Erlebnisse als Premierlieutenant bei der Festungsartillerie auf dem Königstein 1866, als Batteriechef der Feldartillerie im Kriege 1870/71, als Bataillonscommandeur bei der Fußartillerie in Metz und als Landwehr-Bezirks-Commandeur in Grimma bez. Wurzen. Selbstverständlich beansprucht die Darstellung der Feldzugserlebnisse das Hauptinteresse. Wir haben selten so lebendige, frische und erfrischende Schilderungen gelesen, wie die des alten Sachsen. Alles spielt sich vor dem Hintergrunde der großen Zeitereignisse ab, die zwar immer hineinragen in die Erlebnisse des Einzelnen, aber stets nur als Begleiterscheinungen behandelt werden. Die Kunst solcher Erzählungen besteht in der Hauptsache darin, die eigenen Erlebnisse immer plastisch von dem Hintergrunde allgemeiner geschichtlicher Thatsachen sich abheben zu lassen, und diese Kunst versteht der Verf. prächtig. Wir empfehlen das Buch recht von Herzen und sind überzeugt, daß es Allen, ganz besonders aber den ehemaligen Kameraden des Verf., eine genußreiche Stunde bereiten wird. Nur eins haben wir auszusetzen und wir verschweigen's nicht. Ein Mann, der so fühlt und so schildert, wie der Verf., muß sich nach etwas Anderem sehnen als einem Nirwana. Daß er auf dem Schlachtfeld von Sedan an das „ersehnte Nirwana“ gedacht hat, gefällt uns nicht. Für den indischen Pessimismus ist seine Natur zu gesund.

L. — **Die Hiebfechtkunst.** Von **Ludwig Cäsar Roux,** Fechtmeister an der Königlich Sächsischen Universität zu Leipzig. Zweite verbesserte Auflage. Jena, Verlag von Hermann Pohle. 1889. Geb. 3 ℳ — Die edle Fechtkunst kann allerdings Niemand aus Büchern erlernen, hat man aber, durch den vorangegangenen Unterricht bei einem tüchtigen Fechtlehrer, in derselben schon einige Festigkeit erlangt, dann wird neben der praktischen Uebung die theoretische Unterweisung ganz zweifellos ihre guten Früchte tragen, und zwar insbesondere dann, wenn, wie dies in dem hier besprochenen Buche der Fall ist, der leicht verständliche Text von so durchaus mustergiltigen Zeichnungen unterstützt wird. Das Buch des Herrn Roux sei allen Freunden der Hiebfechtkunst wärmstens empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 18. Dienstag, den 11. Februar. 1890.

Die Lehnwörter der neuhochdeutschen Schriftsprache.*)

Von Eduard von der Hellen.

Die richtige Beobachtung, daß oft, wo Begriffe fehlen, sich ein Wort zur rechten Zeit einstelle, darf von der Sprache des Einzelnen nicht übertragen werden auf die Sprache als ein Ganzes. Hier decken sich Wort und Begriff, das Wort entwickelt sich an und mit Gegenstand und Vorstellung, eines kann ohne das andere nicht sein; und so vermag die Wissenschaft durch Feststellung und Zergliederung des Wortvermögens, über das ein bestimmtes Volk zu einer bestimmten Zeit verfügt, ein Bild zu geben von dem jeweiligen Umfang seines Begriffsvermögens, dem Inhalte seines Lebens. Die Sprachgeschichte ist dadurch ein wesentlicher Theil der Geschichte überhaupt geworden, aber sie tritt nicht nnr ergänzend zu den auf eigentliche Ueberlieferung gegründeten historischen Erkenntnissen hinzu, sondern selbständig bahnt sie einen Weg in die fernen Zeiten der Vergangenheit, von denen jegliche Ueberlieferung schweigen muß. Das neunzehnte Jahrhundert hat diese Aufgabe der Sprachwissenschaft erkannt, im Zusammenhang mit den etwas früher erfaßten neuen Zielen der Naturwissenschaft, und Vergleichung ist hier wie dort die Quelle des Lichtes. Denn das Auftreten gleicher oder ähnlicher Erscheinungen an Wesen oder Gesammtheiten von Wesen, die in der Gegenwart ein getrenntes Sonderleben führen, gestattet den Schluß, daß sie einer vergangenen Einheit entstammen, und die Feststellung dessen, was die scheinbar so weit verschiedenen Sonderwesen Gemeinsames haben, gieht einen Anhalt zur Bestimmung der Eigenschaften jener nntergegangenen Einheit, von der sie ihre Sonderentwickelung genommen haben. Körpervergleichung und Begriffsvergleichung sind also, auf Grund der Knochen dort, der Worte hier, Mittel zur Erschließung vorgeschichtlicher Stufen in unserer Entwickelnng.

So erscheinen die beiden vergleichenden Wissenschaften eng verwandt, in ihren Zielen wie in ihrer Methode, nnd dennoch besteht zwischen ihnen neben anderen ein scharfer Hauptunterschied. Die Untersuchungen, welche die vergleichende Naturwissenschaft zur Erkenntniß nntergegangener Wesen an den gegenwärtigen vornimmt oder doch an solchen, die der Beobachtung durch Versteinerung, Abdruck und dergleichen so gut wie gegenwärtig geblieben sind, beziehen sich auf Organismen, deren Entwickelung in der Wechselwirkung einer rein mechanischen Vererbnng mit einer ebenfalls mechanischen Anpassung besteht. Anders bei der vergleichenden Sprachwissenschaft: hier tritt zu einer nicht rein mechanischen Vererbung nnd Anpassung ein ganz neues Drittes hinzu: der Austausch. Es genügt daher, abgesehen von allen anderen Schwierigkeiten, hier nicht, festzustellen, was an gemeinsamem Wortvermögen vorhanden war oder ist in den als verwandt erkannten Sprachen, nm daraus das Begriffsvermögen der untergegangenen einstigen Einheit zu bestimmen, sondern es muß in jedem Falle unterschieden werden, inwieweit dieses gemeinsame Wortgut beider Sprachen seinen Grund in gemeinsamem Ursprung hat, in selbständiger Ausbildung also gemeinsamen Erbes, oder in Herübernahme des Fertigen aus der einen Sprache in die andere. Hier wurzelt der Begriff des Lehnwortes, dem in der vergleichenden Naturwissenschaft nichts entspricht.

Daß wir Lehnwort und Fremdwort unterscheiden, ist bekannt; ebenso daß diese Unterscheidung eine schwankende, dnrch keine scharfe Grenzbeschreibung bestimmbare ist. Denn wir haben es hier nicht mit wesentlich verschiedenen Arten zn thun, sondern mit solchen, die ganz allmälig ineinander übergehen: das Sprachgefühl bezeichnet die ihm wirklich fremd erscheinenden nichteinheimischen Worte, die es umfaßt, als Fremdworte, empfindet aber die Lehnworte überhaupt nicht als fremde Bestandtheile seines Ausdrucksvermögens. Der Grund der herrschenden Unbestimmtheit liegt im Wesen des Sprachgefühls, das eben kein allgemeiner einheitlicher Maßstab ist, sondern ein für jeden Einzelnen durch seine besonderen Erfahrungen nnd Lebensverhältnisse bedingter, mit diesen immerfort selbst sich verschiebender. Die Zahl der auf der Grenze liegenden Worte ist daher sehr groß, und nur ein geringer Bruchtheil der in Aller Mund gebräuchlichen fremden Wörter ist, als Lehnwörter im engsten Sinne, derartig in die flüssige Masse des Sprachgutes eingeschmolzen, daß ihre Fremdheit von Niemandem empfunden, sondern nur durch wissenschaftliche Untersuchung festgestellt werden kann.

Die Schwierigkeiten der Ansdeckung nnd Ableitung eines dee Entlehnung verdächtigen Wortes wachsen mit dem Alter seines Bestehens innerhalb einer Sprache. Und im Grunde kann, genau betrachtet, jedes Wort der Entlehnung verdächtigt werden. Wer bürgt uns dafür, daß die Benennung der Einzahl, welche in sämmtlichen indogermanischen Sprachen übereinstimmt, soweit wir zurückschauen können, wirklich in einer einstigen Lebensgemeinschaft sprachlich ausgeprägt worden ist? Unter allen Umständen mußte ursprünglich ein Einzelner für den in Vielen erwachten Begriff die Bezeichnung zur Geltung bringen in seiner engeren oder weiteren Umgebung, von wo sich diese dann fortpflanzte und allgemeine Annahme fand. Ob aber diese Entwickelung in einer geschlossenen Einheit des indogermanischen Urvolkes stattfand in einer nngehemmten wellenförmigen Ausbreitung, oder ob sie in einem bereits selbständigen, losgelösten Theile desselben geschah und von ihm aus Eigenthum anderer selbständiger Theile ward durch denselben Vorgang, den wir in späteren Zeitschichten als Entlehnung erkennen nnd bezeichnen, — das können wir nicht wissen. Wahrscheinlich jedoch können wir es nennen, daß ein so einfacher Begriff wie die oben zum Beispiel gewählte Einzahl sich vor jeglicher Spaltung der indogermanischen Völkereinheit entwickelte und daß auch seine Benennung sich bereits auf jener Stnfe allgemein durchgesetzt hat, — aber wo ist die Grenze von einfachen und verwickelteren Begriffen? wo gewinnt die Wissenschaft sicheren Boden? Sie wird für die Urzeit immer darauf verzichten müssen nnd kann erst da einsetzen, wo sich die indogermanischen Einzelsprachen bereits in einer für uns erkennbaren Weise als solche sondern. Was vorher geschah, kann unsere Phantasie beschäftigen, insofern sie künstlerisch schafft, nicht die Phantasie, welche die Grundkraft des wissenschaftlichen Denkens bildet.

Deren Arbeit aber beginnt mit dem Faßbarwerden gesetzmäßiger Vorgänge, in unserem Falle also mit den ältesten erkennbaren Lautwandelgesetzen.

In einer gleichmäßigen Verschiebung der Hauptconsonanten und in einer gleichmäßigen Zurückziehung des einst freien Worttones auf die Stammsilbe — die wiederum auf die Lautgestalt aller Silben einen entscheidenden Einfluß hatte — in diesen beiden Wandelgesetzen hat die Lostrennung der Germanen von ihren indogermanischen Bruderstämmen ihren wesentlichsten sprachlichen Ausdruck gefunden.

Mit welchem Stamme sie zur Zeit dieser Lostrennung in besonders naher Beziehung standen, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt: mit den Vorgängern der slavischen Völker bringen sie die Einen in feste Verbindung, den Kelten, den Italikern Andere. Am nächsten wird die letzte dieser Verbindungen der Wahrheit kommen, denn eine bedeutende Fülle von Wörtern höchst wichtiger Begriffs-

---

*) Nachdruck ohne Genehmigung des Verfassers nicht gestattet.

gruppen — Krieg, Gemeinwesen und Ackerbau besonders — haben die germanischen Dialekte nur mit den italischen gemein.[1] Ob aber hier eine gemeinsame Ausbildung derselben Begriffe und Benennungen in einer wirklichen Wohngemeinschaft stattgefunden hat, ist zweifelhaft, und vielleicht haben wir hier die erste große nachweisbare Schicht von Lehnwörtern vor uns. Bevor jedoch sichere Mittel zur Entscheidung dieser Frage gefunden sind, müssen wir uns mit der Gewißheit begnügen, daß der späteren engen Beziehung zwischen den Völkern des geschichtlichen Germaniens und Italiens bereits eine ältere vorhergegangen ist, deren Zeit, Ort und Art weitere Untersuchungen festzustellen haben.

Es bleibt dabei außer Zweifel, daß die Germanen als eine noch geschlossene Einheit auch mit den Slaven und Kelten in Berührung kamen, aber hier finden wir keine großen Begriffsgruppen von cultureller Wichtigkeit, in denen eine so entschiedene Wortübereinstimmung im Gegensatz zu den anderen Sprachen stattfände, wie zwischen den Italikern und Germanen. Vielmehr sind hier die besonderen Uebereinstimmungen kaum anderer Art, als wie sie zwischen jedem Paare der indogermanischen Einzelsprachen aufzuweisen und wie sie zurückzuführen sind entweder auf unabhängiges Zusammentreffen in der Bewahrung und Weiterbildung solchen einst allgemein indogermanischen Sprachgutes, das andere Völkerschaften aufgegeben haben, oder auf gelegentliche Entlehnungen: Zusammentreffen auf der Wanderung, sei es freundlicher oder feindlicher Art gewesen, gab Gelegenheit, ein oder das andere Culturgut und damit seine Benennung kennen zu lernen und herüberzunehmen, in wechselseitigem Austausch. Gebend haben sich die Germanen bei solchen Berührungen besonders den Finnen gegenüber verhalten, empfangen haben sie von den verschiedensten Seiten. Als sie durch die kaspischen und Ural-Gegenden zogen, lernten sie von einem wahrscheinlich skythischen Volke den Hanf kennen; auf ähnliche Weise aus gleichfalls wol nicht indogermanischen Quellen Salz und Silber; Senf, Erbse und Rübe; Esel und Löwe. Auch Schiff und Fisch sind vermuthlich solche uralte Lehnworte dunkler Herkunft. Schwerlich aber ist damit die Summe des alten Lehngutes von unverwandten Völkern erschöpft, und vollends lassen uns lautliche wie sachliche Gründe noch im Stiche zur Bestimmung dessen, was die Germanen auf der langen Wanderung von indogermanischen Bruderstämmen übernahmen. Erst für die Zeiten gewinnen wir einige Klarheit, in denen wir die Germanen festere Wohnsitze ergreifen sehen: keltischer Boden war es, auf dem sich ein großer Theil von ihnen Niederlassungen erkämpfte. Mehrere Namen südwestdeutscher Gebirge (Vogesen, Melibokus), und Flüsse (Rhein, Main, Donau), sowie daran gelegener Ortschaften (Mainz, Worms) sind keltischen Ursprungs, und als ein bedeutendes Culturwort aus dieser Quelle betrachtet man Reich, das in den älteren germanischen Dialekten sowol die staatliche Gemeinschaft als deren Oberhaupt bezeichnet. Ist aber diese Herleitung richtig, so muß die Entlehnung, da auch die vor der Besiedelung keltischen Bodens schon selbständig abgetrennten Gothen daran Theil haben, zu einer früheren Zeit geschehen sein, als die der wenigen zu jenen Localnamen sich hinzugesellenden keltischen Wörter: Habicht, Falke, Düne, Pferch, Patt und Kaldaunen — einer kleinen, so bunten Zahl, daß daraus in keiner Weise auf einen engeren wirklichen Culturzusammenhang geschlossen werden darf.

Die Lautverhältnisse dieser Wörter zeigen, daß sie zwischen den beiden sogenannten Lautverschiebungen in unsere Sprache aufgenommen wurden, das heißt zwischen der ersten allgemeingermanischen Consonantveränderung, deren oben gedacht wurde, und der zweiten, auf die hochdeutsche Mundart beschränkten, die im 6. Jahrhundert bei den südlich und nördlich der Alpen wohnhaften Germanen begann, sich im Laufe von etwa 300 Jahren nordwärts ausdehnte und, mit der Entfernung vom Ausgangspunkte immer schwächer werdend, die breite Grenze des ober- und niederdeutschen Sprachgebietes schuf. Diese hochdeutsche Consonantverschiebung ergriff nun auch die vor und während ihrer Wirksamkeit aufgenommenen Lehnwörter, indem sie deren Laute gleich denen der einheimischen Wörter verwandelte, und so können wir aus der Lautgestalt vieler Entlehnungen leicht und sicher schließen, ob sie vor oder nach dieser Bewegung Eingang gefunden haben. Ziegel z. B. ward sicherlich vor dem Ende des 8. Jahrhunderts entlehnt, weil es die Laute seines lateinischen Quellwortes tegula in derselben Weise verschoben zeigt wie z. B. das ahd.[2] zimbar, unser Zimmer, aus älterem timbr. Tempel hingegen wurde nach der Wirksamkeit der Lautverschiebung dem lateinischen templum entlehnt, sonst müßte es Zempfel geworden sein. Aber nicht alle Laute wurden von jener Bewegung umgestaltet, z. B. nicht das M und S. Zur Zeitbestimmung der Entlehnungen Mauer, ahd. mura aus lateinischem murus, und Söller, ahd. solari aus lateinischem solarium, geben also die Laute keinen Anhalt. Hier jedoch, wie in den meisten Fällen, läßt sich für diesen Mangel ein Ersatz gewinnen durch Zusammenstellung der in Frage stehenden Wörter mit anderen begriffsverwandten Entlehnungen: es ist anzunehmen, daß Mauer und Söller zu derselben Zeit aufgenommen wurden, wie die anderen auf steinernen Häuserbau bezüglichen Wörter, wie also außer dem obengenannten Ziegel auch z. B. Pforte, Pfeiler, Pfosten, Speicher u. a., deren Quelle das Lateinische ist und deren Lautverhältnisse die Entlehnung in eine Zeit setzen, in welcher die ahd. Lautverschiebung noch nicht abgeschlossen war.

Als die Bewohner Germaniens um die Scheide der Zeitrechnungen in erneute rege Berührung mit den eroberungslustigen Römern kamen, verfügten sie bereits über einen ausgebildeten Wortschatz, in dem eine Reihe von Begriffsgebieten schon so feste und reichhaltige Ausprägung gefunden hatte, daß für sie kein Bedürfniß der Entlehnung mehr vorlag. Die Zahlwörter bis 100 und die Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade hatten sie bereits aus ihrer indogermanischen Urheimath mitgebracht: die in diese beiden Gruppen fallenden Worte bilden überhaupt die Grundfesten unserer Sprachvergleichung, da sie allen indogermanischen Völkern gemeinsam sind. Die Benennungen der Tausendzahl gehört dagegen schon dem Sonderleben der indogermanischen Völker an, — die unsrige stimmt nur mit der slavischen überein, und es wird sich nicht entscheiden lassen, ob wir in dieser vermuthlich durch Entlehnung zu erklärenden Uebereinstimmung der empfangende oder gebende Theil gewesen sind, wenngleich letzteres mit Recht wahrscheinlicher genannt wird. Gewiß aber ist, daß unsere Verwandtschaftsbezeichnungen durchweg echt germanisch waren und blieben bis auf einige französische Eindringlinge, die sich erst in nhd. Zeit festgesetzt haben: die deutschen Benennungen Oheim, Muhme und Base werden sich ihr einmal gegen Onkel, Tante und Cousine aufgegebenes Recht schwerlich wiedererobern, da deren Lautgestalt dem germanischen Sprachgefühl nicht widersteht, während z. B. das auf gleicher Stufe eingedrungene Cousin immer als Fremdwort empfunden blieb und daher mit mehr Erfolg bekämpft ist.

Ebenso besaßen die alten Germanen bereits die meisten Bezeichnungen für die Haupttheile des Leibes, gemeinsam mit den verwandten Völkern. Die einzige ältere Entlehnung, die sich hier mit Sicherheit behaupten läßt, ist Gurgel. Die ahd. Sprache hatte eine einheimische Benennung querca, querchala, die dem lateinischen gurgulio urverwandt ist, aber sie gab ihr Eigenthum auf gegen das lautlich nahestehende Fremdwort, und so finden wir schon ahd. gurgala. Im Uebrigen aber gehört die Entlehnung auf diesem Gebiete jüngerer Zeit an: erst im Mhd. wurde das in unserem Leiche, Leichnam und Leichdorn erhaltene einst allein-

[1] Dieser Ansicht näherte sich zuerst (1858) C. Lottner, jedoch nur in dem Sinne, daß er die Italiker aus der engeren Verwandtschaft mit den Griechen lösen und mit der Gesammtheit der Nordeuropäer (nicht in erster Linie mit den Germanen) enger verbinden wollte. Dennoch hält man allgemein an der von ihm bekämpften, altererbten Annahme fest, obgleich sie weniger auf einer gründlichen Abwägung des in den betreffenden Sprachen Gemeinsamen beruht, als auf der Uebertragung des historischen Zustandes einer engeren Zusammengehörigkeit der Griechen und Italiker in vorhistorische Zeit. Vergleicht man aber den Wortschatz der italischen Dialekte mit denen der griechischen einerseits, denen der nordeuropäischen andererseits, so zeigt sich, daß Lottner auf dem richtigen Wege war, und ein weiteres Verfolgen desselben führt zu der oben ausgesprochenen Ansicht.

[2] ahd. = althochdeutsch, gesprochen etwa 700—1060; mhd. = mittelhochdeutsch, gesprochen etwa 1060—1400; nhd. = neuhochdeutsch. Zusammenhängende hochdeutsche Sprachdenkmäler beginnen erst im 8. Jahrhundert; die Zeit von der Ansiedelung germanischer Stämme auf dem Boden des heutigen Deutschland bis etwa 700 bezeichnet man als die voralthochdeutsche. Die gothische Sprache, deren Denkmäler hauptsächlich dem 4. nachchristlichen Jahrhundert angehören, ist keine Vorstufe der hochdeutschen, sondern im Verhältniß zu dieser ebenso selbständig wie die altnordische und angelsächsische. Die mit der letztgenannten vermittelnde altsächsische Sprache, die spätere niederdeutsche (= ndd.) hat sich von der hochdeutschen im Wesentlichen erst durch die oben beschriebene ahd. Lautverschiebung getrennt; das breite zwischen ihnen ausgebildete Grenzgebiet ist das der mitteldeutschen (= md.) Sprache.

herrschende Wort durch Körper aus lat. corpus corporis verdrängt, und die auf feinerer Kenntniß der inneren Leibeszusammensetzung beruhenden Lehnwörter Puls, Muskel und Nerv gehören noch späterer Zeit an, wie sich auch z. B. in dem eigentlich pluralischen Schläfe Einfluß des lat. Plurals tempora geltend gemacht hat: noch im Mhd. gebrauchte man dafür den Singular slâf.

Und wie die sinnliche Erscheinung des Menschen, so war auch die sittliche im Wesentlichen erkannt und benannt, soweit wenigstens, daß die hier wie überall erforderliche Erweiterung, Umbildung und Verfeinerung des alten Wortschatzes aus eigenen Mitteln geschehen konnte. Die arische Ursprache scheint auf diesem Gebiete noch keine reiche Entwickelung gehabt zu haben; diese Aufgabe blieb vielmehr den Sondersprachen aufbehalten, und so sind für die sittlichen Hauptbegriffe im Germanischen Ausdrücke gefunden, die keine Verwandtschaft mit denen der Bruderstämme haben, um nur Beispiele zu nennen: gut und böse, mild und arg, übel, hold und treu. Auch hier hat erst die spätere Zeit Entlehnungen zugelassen, aber nur das erst nhd. brav, aus dem Französischen stammend, hat sich fest eingebürgert. Es liegt ja überhaupt in der Natur der Sache, daß jede Sprache die überall wiederkehrenden Dinge, Eigenschaften und Verhältnisse ebenso wie die einfacheren leiblichen und geistigen Thätigkeiten aus eigenen Mitteln benennt, daß die Entlehnungen vorwiegend auf den Gebieten einer höheren Culturausbildung liegen, wie sie ein noch weniger entwickeltes Volk von einem vorgeschritteneren seiner Nachbarschaft kennen lernen und übernehmen konnte.

Daher ist auch der auf den Nahrungserwerb durch Ackerbau und Jagd bezügliche Wortschatz, Werkzeug sowol als Thätigkeit, von deutscher Bildung, soweit er nicht der oben angedeuteten ältesten italischen Lehnwörterschicht angehört. Erst als die Jagd aufhärte, eine unerläßliche allgemeine Thätigkeit zu sein, als sie eine Beschäftigung der Vornehmen wurde, drangen fremde Worte wie birschen und Meute aus dem Französischen ein. Und der eigentliche Ackerbau blieb von Entlehnungen frei bis auf die wenigen in ahd. Zeit entlehnten Forke, Flegel und Mergel, vielleicht auch Frucht, wenn dieses nicht schon jener ältesten Schicht angehört. Die Bereitung des Käse (lat. caseus) scheinen die Deutschen wirklich erst von den späteren Römern kennen gelernt zu haben, wie sie auch noch in mhd. Zeit ihren östlichen slavischen Nachbarn das Wort Quark entlehnten. In anderen Fällen aber nahmen sie nur ein fremdes Wort auf zur Bezeichnung eines ihnen schon wohlbekannten Dinges: so wurden im 10. Jahrhundert die alten Ausdrücke für Butter, anko und smero, durch das ursprünglich skythisch-griechische, dann lateinische butyrum verdrängt, was wol zusammenhing mit der Annahme einer anderen als der bisher bekannten Zubereitung.

Einen wirklich ganz neuen Zweig der Landwirthschaft aber lernten die Deutschen schon im Anfang unserer Zeitrechnung von den Römern kennen: den Weinbau. So sind lateinischen Ursprungs die Worte Wein, Most, Lauer, Kelter u. a., wozu bei so früher Einbürgerung bald Ableitungen ganz echt deutschen Aussehens treten, wie Winzer und Wingert, Mostert und Mostrich. Eine ziemliche Anzahl von Gefäßarten fand gleichzeitig Eingang bei uns: Ohm, Legel, Bottich und Kufe sind ahd. Entlehnungen aus dem Lateinischen, Becken und Becher treten bald hinzu ohne engen Zusammenhang mit der Weincultur, und es sei erlaubt, hier die Bemerkung anzuknüpfen, daß wir überhaupt die verschiedenartigsten Behälter vom Auslande kennen gelernt haben: ich nenne zu den obigen nur noch die schon ahd. Bütte, Mulde, Tonne, die späteren Anker, Bulle, Seidel, Pokal, woran sich Tasse, Teller und die schon ahd. Geräthe Schüssel, Trichter und Mörser anschließen lassen, endlich fernerliegend die alten Entlehnungen Sack, Kiste, Schachtel, Käfig und Schrein.

Mit dem Weinbau etwa gleichzeitig ist der Gartenbau bei uns heimisch geworden, seine Pflege steigerte sich während des Mittelalters immer fort unter dem thätigen Einfluß des klösterlichen Lebens, und so fand mit dem Namen Pflanze selbst eine sehr beträchtliche Anzahl von einzelnen Kräuteen zur Nahrung und Heilung des Leibes Eingang.

Die auf diesem Gebiete eingebürgerten, die Hundertzahl weit überschreitenden alten Entlehnungen vollständig aufzuzählen, kommt mir hier wie überall nicht in den Sinn. Ich nenne nur als einige der ältesten und wichtigsten: Birne, Feige, Kastanie, Pflaume, Pfirsich, Kirsche, Quitte, Maulbeere, Lorbeer, Kürbis, Rettich, Zwiebel, Beet, Kohl, Kappes, Kerbel, Kümmel, Pfeffer, Petersilie; dazu wenige Benennungen fruchtloser Baum- und Straucharten: Alber, Buchsbaum, Lärche, Palme, Pappel, Ulme und Zeder. Von jüngeren mögen genannt werden: Dattel, Olive, Gurke, Reis, Hederich, Kampfer, Kamille, Lavendel und Spargel, endlich die an Zahl sehr geringen erst nhd. Entlehnungen der rein landwirthschaftlichen Pflanzenwelt: Kartoffel, Mais und Raps, zu denen als einzige ältere der Spelt hinzutritt, und die wenigen wirklich als deutsch empfundenen Blumennamen: schon ahd. Rose und Lilie, erst nhd. Tulpe.

Alle genannten Wörter haben mehr als die meisten Entlehnungen anderer Begriffsgruppen eine dem deutschen Sprachgefühl vertrauliche Gestalt, und das ist kein Zufall. Denn mehr als andere wurden sie wirkliches Gemeingut der breitesten Volksschichten und erfuhren daher mit besonderer Stärke die umgestaltende Macht der Volksetymologie. Mit diesem wenig glücklichen Namen bezeichnet man das einer jeden Sprache innewohnende Streben, solchen Worten oder Worttheilen, die keine wirkliche Verwandtschaft mit lebendigen Gliedern des übrigen Sprachschatzes haben, durch Angleichung der Laute in eine unverwandte Wortfamilie aufzunehmen durch einen der Adoption vergleichbaren Vorgang. Diese Adoptivwörter zerfallen in zwei Hauptarten: die erste besteht aus solchen, die, aus deutschem Sprachgut erwachsen, ihre Verwandtschaft verloren haben, und dann, Waisenkindern vergleichbar, in einer glücklicheren, stark am Leben gebliebenen Familie Aufnahme fanden und Schutz gegen den Untergang, der ihnen in ihrer Vereinzelung drohte. So ward, um eines der bekanntesten Beispiele zu nennen, Sündfluth aus älterem sinvluot gebildet, indem man unter Beziehung auf Sünde den ersten Bestandtheil der Zusammensetzung umgestaltete, da dieser seine einst in der Bedeutung „allgemein, immer" weit verbreitete Sippe verloren hatte. An Masse überwiegend ist die zweite Hauptart von Adoptivwörtern: sie besteht aus Lehnwörtern, deren fremdartige Bestandtheile einigermaßen ähnlich klingenden einheimischen Lautbildeen angeglichen wurden, und hierher gehören, wie aus den übrigen Begriffsgebieten so auch aus dem der Pflanzenwelt, eine Menge der oben genannten wie auch anderer eingebürgerter Namen fremden Ursprungs. So ist dem lateinischen cepula (ital. cipolla) schon im Ahd. die Gestalt zwibolla gegeben, d. h. Zweibolle, Doppelbolle, — Bolle ist ein altes, heute selteneres Wort für Knollen, das in dem hochdeutschen Zwiebel zu einer scheinbar bedeutungslosen Endsilbe herabgesunken ist. Die griechisch-lateinische Benennung des hitzigen Geiferwurz, πύρεθρον, ist zu Bertram geworden unter Anlehnung an diesen Eigennamen, der seinerseits aus berhtraban entstanden ist und „glänzender Rabe" bedeutet. Die Verbreitung und Geltung dieser theils sinnreichen, theils sinnlosen Umgestaltungen ist verschieden. Oft streiten sich mehrere Wortfamilien um das Recht der Adoption, wie uns z. B. das lateinische abrotonum seit mhd. Zeit in den Gestalten Aberraute, Haberraute, Eberraute, Eberruthe, Eberreis, Eberitz und Ebenreis begegnet; oft endlich geschieht es, besonders in der Sprache der Kinder und der weniger schulmäßig Gebildeten, daß eine solche Adoption, ohne weitere Geltung zu erlangen, nur von einem Einzelnen vorgenommen wird: während man z. B. für Pfirsich sehr vielfach Pfirsche hört, in Anlehnung an Kirsche, schreibt Heinrich von Kleist durchweg Fürsich, Fürsichenblüthe.

Den vielen Lehnwörtern in der Pflanzenwelt entsprechen nur wenige aus dem Steinreich: außer der alten Entlehnung Silber, die ebenso wie Gold eine nur germanisch-slavische Bezeichnung ist, begegnen wir nur einem einzigen seit der ahd. Zeit fest eingebürgerten Lehnwort, dem Kupfer; erst im späteren Ahd. treten Marmel, Kreide und Gips hinzu, ebenfalls aus dem Lateinischen. Die vielen späteren Steinnamen aber, besonders auch die der Edelsteine, wie sie der entwickeltere Handel und die Wissenschaft uns brachten, haben kein volles Bürgerrecht erworben. Es fehlte dazu der Durchgang durch das klösterliche Leben, das mit dem Steinreich weniger zu schaffen hatte, als mit der Pflanzen- und drittens der Thierwelt. Aus letzterer vermittelte es uns allerhand ausländisches Geflügel, wie Pfau, Kapaun, Fasan, und besonders die zur Fastenspeise beliebten Fische Albe, Barbe, Groppe, Karpfen, Salm, Schmerl u. a., auch Muschel. Von vierbeinigen Thieren sind nur Kaninchen, Maulthier und (neben andere deutsche Bezeichnungen tretend) Pferd hervorzuheben, von einigen weiteren drangen in früher Zeit nur die Namen zu uns, zu ältest der Elefant, dann, besonders durch die Kreuzzüge, Kameel, Panther und andere, denen sich die rein literarischen Fabelthiernamen Drache und Greif bald zugesellten; und später sind wir überall zu Gaste gegangen, sogar bei den Slaven, die uns die Worte Schöps, Stieglitz und Zeisig vermittelt haben.

Weit mehr aber als die rohen Bestandtheile der drei Natur-

reiche sind die daraus zubereiteten Dinge und ihre Verwendungen nebst den Namen aus der Fremde gekommen.

Schon oben wurde in anderem Zusammenhange des steinernen Häuserbaues gedacht, den wir vor dem Beginn der eigentlich ahd. Zeit von den Römern kennen lernten. Hier blieb der Einfluß der lateinisch-romanischen Cultur stets ein lebhafter, durch kirchliche Vermittelung besonders. Aber nicht nur die Worte Kirche, Dam, Münster, Abtei, Kapelle, Kloster, Klause, Kanzel und Zelle stammen daher, sondern ebenso die auf das weltliche Haus übertragenen Gebäudetheile und Namen Kammer, Keller, Speicher, Söller, Erker und Kerker; und wenn wir die Worte Mauer, Kalk, Mörtel, Ziegel, Schindel, Quader, Pfahl, Pfasten, Pfeiler, Pforte und Fenster hinzutreten sehen, so bleibt an echt deutschen Bezeichnungen von Gebäudetheilen wenig mehr übrig als Haus, Halle, Saal, Schwelle, Zimmer, Thür und Thor, Giebel und Dach.

Nicht minder zahlreich sind fremde Namen für Kleidungsstücke, zu deren Bereitung die organische Natur den Stoff lieferte, aber wirklich eingedeutscht, gar nicht mehr als fremd empfunden sind hier nur wenige, und diese gehören bis auf die lateinisch-romanischen Lehnworte Stiefel, Socke, Mantel, Kappe, Mütze, Pelz und Seide, auch etwa noch Kattun, Schleier und Litze späterer Zeit an. So sind erst in spät mhd. und nhd. Zeit dem Französischen entnommen: Jacke, Joppe, Koller, Barett, Latz, Tresse, Weste und Frack; dem Italienischen: Falbel, Franse, Pantoffel und endlich das Wort Stoff selbst; das Slavische hat uns nur das ahd. chursinna, Pelzrock (wozu unser Kürschner), sowie Peckesche, Wildschur und Zabel vermittelt.

Den letztbesprochenen Gruppen schließen sich leicht die Gegenstände an, die in dem durch fremdes Beispiel so wesentlich umgestalteten Hauswesen zum Schmuck und zur Bequemlichkeit dienen. Mit Bett, Lager und Fell, Bank, Stuhl und Sessel war das einfache Bedürfniß der älteren Germanen befriedigt, mit ihren Benennungen der zugehörige Wortschatz nahezu erschöpft, — alle die anderen Gegenstände, die heute kaum in dem schlichtesten Haushalt fehlen, kamen uns aus der Fremde, und zwar aus dem Lateinischen mit theilweisem Umweg durch die romanischen Tochtersprachen. Ich nenne nur Matte, Kissen, Pfühl, Zieche, die auf dem bezeichneten Wege schon vor der ahd. Lautverschiebung, Teppich, Kolter, Fries und Matratze, die nach deren Abschluß eindrangen; dazu Schemel und Tisch, Spiegel und Ampel aus ältester, Lampe und Laterne aus jüngerer Zeit. Doch ist hier wieder Aehnliches zu beachten, wie oben an dem Beispiel des Lehnwortes Butter gezeigt wurde: tischartige Gegenstände fehlten den alten Germanen keineswegs, aber das alte Wort dafür, goth. biuds, zu unserem bieten gehörig, drückte einen anderen Zweck aus, den des Auslegens, Darbietens, Tisch hingegen ist recht eigentlich das Geräth, von dem man die Speise zu sich nimmt, denn das griechisch-lateinische Quellwort discus bedeutet Scheibe, Schüssel, und letztere Bedeutung hat noch das ahd. tisc neben der dann ausschließlich zur Geltung gelangten.

So führt uns Tisch zu den auf das Speisewesen bezüglichen Lehnwörtern, und, abgesehen von den schon oben genannten Thieren und Pflanzen, die zur menschlichen Nahrung verwendet wurden, finden wir hier die auffällige[1]) Erscheinung, daß in ahd. Zeit an einzelnen Dingen nur Essig, Zucker und Zimmet entlehnt wurden, daneben aber die entscheidenden allgemeinen Begriffe und Wörter Speise, kochen, Koch und Küche. Was dann später eindrang, blieb Fremdwort, wie z. B. Salat, Pastete und Torte, bis auf die beiden örtlich beschränkt gebliebenen slavischen Lehnwörter Platz und Schmant, sowie das französische Ziemer.

Nicht viel zahlreicher, aber gleichfalls entscheidend sind die Lehnwörter auf dem verwandten Gebiete der Ernährung und Heilung des erkrankten Körpers. Klösterliche Pflege ward auch der Heilkunde zu Theil und vermittelte uns aus ihrem internationalen griechisch-lateinisch-romanischen Wortschatz außer Arzt und Arzenei einige wichtige Geräthe, Heilmittel und Krankheitsbenennungen, wie Büchse, Pflaster, Fliete und impfen; Fieber, Pest, Koller und Fistel, zu denen sich etwas später Pille, Lakritze und Latwerge gesellen, und erst in neuester Zeit aus dem Französischen das ganz deutsch aussehende Grippe. Vielleicht gehört auch pfuschen hierher unter der Annahme, daß es schon vor Abschluß der Lautverschiebung dem lateinischen posca (Mischtrank) entnommen wurde. (Schluß folgt.)

[1]) Auffällig, insofern wir in den meisten Begriffsgebieten beobachten können, daß das Allgemeine heimische, das Besondere vielfach fremde Benennung gefunden hat. Von den Fremdwörtern gilt in dieser Hinsicht dasselbe wie von den Lehnwörtern. Vergleichen wir ein Begriffsgebiet einem Baum, so sind zumeist Stamm und Hauptäste aus heimischem Boden erwachsen, die feineren Aeste und Zweiglein vielfach aufgepfropft. Man betrachte z. B. unsere Ausdrücke für die Eintheilung des Raumes und der Zeit. In den obigen Gruppen, Speisewesen und Heilkunde, sind ältere, germanische Benennungen der allgemeinen und Hauptbegriffe durch die fremden verdrängt.

Bücherbesprechungen.

B. K. Kleine Bibelkunde. Ein Hilfsbüchlein für den Schul- und Confirmanden-Unterricht. Von Arnold Kluckhuhn, evang.-luth. Pastor. 2. verb. Aufl. Leipzig, Fr. Richter. 1890. 40 S. — Das Büchlein ist 1884 zuerst erschienen und hat sich viel Freunde erworben unter Geistlichen und Lehrern. Sein Standpunkt ist ein offenbarungsgläubiger entsprechend einer durch gesunde und maßvolle Kritik bestimmten Anschauung (vgl. z. B. die Inhaltsangabe des Hohenliedes S. 18). Es wird nichts geboten, was nicht in der Hauptsache jedes Handbuch des Religionsunterrichtes auch enthielte (dankenswerth sind die Vergleichungen zwischen einigen apokryphischen Stellen mit den betr. kanonischen S. 9); aber unsers Wissens ist der Verfasser der erste, der eine ausreichende und doch für jedes normale Schulkind verständliche Bibelkunde geschrieben hat. Hierin liegt der Werth des Büchleins, das in den Händen der Kinder und des Volkes viel Segen stiften kann.

C. H. Sammlung gemeinverständlicher Erkenntnißschriften. 1. Entstehen und Vergehen der Welt auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes von J. G. Vogt. Mit erläuternden Holzschnitten, Pr. 50 Pf. 2. u. 3. Das Empfindungsprinzip und die Entstehung des Lebens rc. wie bei 1. Leipzig, Verlag von Oskar Gottwald. 1889. — Der Verfasser dieser naturphilosophischen Schriften verbindet mit einer umfassenden Beherrschung des Stoffes die Gabe einer geistreichen und eleganten Popularität. Seine Auffassung hält sich frei von allen einseitigen doctrinären Tendenzen und Liebhabereien. Daß auch das menschliche Seelenleben mit zu dem Ganzen der Natur und der Welt gehört, würde nur von einem falschen und unberechtigten, idealistischen Standpunkte aus bestritten werden können. Unter dem Begriffe der Substanz aber muß an sich das Gemeinsame und Bleibende hinter allen verschiedenen und wechselnden Erscheinungen des Wirklichen verstanden werden. Die Natur dieser Substanz wird durch keine der gewöhnlichen metaphysischen Lehrformeln vollkommen bestimmt oder erschöpft werden können. Sie muß nothwendig etwas von Stoff, etwas von Kraft und auch etwas von Geist oder intelligentem Wesen an sich haben. Gerade die menschlichen Seelenerscheinungen weisen auch auf dieses letztere Moment hin. Der Verfasser ist nicht im Stande, das allgemeine metaphysische Problem oder Räthsel zu lösen, aber seine Auffassung ist doch eine solche, welche auch einer über den gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Monismus hinausgehenden Weltansicht nicht widerspricht und die insofern auch nicht als eine im Voraus abschließende Schranke für alles tiefere geistig-teleologische Erkenntnißstreben des Wirklichen angesehen werden kann.

J. R. Gedichte. Von Albert Moeser. Erste Sammlung. Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter). — Wir haben in der letzten Zeit mehrfach Gelegenheit gehabt, den Namen Moeser's zu nennen: neue Gedichtsammlungen von diesem Lyriker erschienen, alte erlebten neue Auflagen; kurz, es scheint, als ob der Kreis einer engeren Gemeinde, dem Moeser bisher bekannt und lieb gewesen ist, sich allmälig zu dem eines größeren Publicums erweiterte. Hier liegen die ersten Gedichte Moeser's in neuer Auflage vor, Gedichte, die jene ideale Sehnsucht nach der Vollendung athmen, die einem jungen edlen Gemüthe, das an Alles die größten Maßstäbe anlegt, eigen zu sein pflegt, aus der sich dann das Charakteristische der Moeser'schen Lyrik entwickelt hat, die bei einem elegischen Grundzuge doch nie im Pessimismus versinkt. Da wir uns erst kürzlich anläßlich der Gedichtsammlung „Singen und Sagen" eingehender mit Moeser beschäftigt haben, so genügt heute ein Hinweis auf die neue Auflage der „Gedichte". Dieselben sind gegen früher zwar etwas verändert; es ward Manches ausgeschieden, ein Grundstock des Alten aber ist unangerührt stehen geblieben, und das Neue ward im Geiste des Alten hinzugefügt. Die Sammlung enthält viele schöne Sachen; besonders möchten wir die Gesänge aus „Geschichte und Sage" sowie die „Historischen Landschaften" hervorheben. Für die Kenntniß des ganzen Wesens und der Entwickelung unseres Lyrikers ist sie unentbehrlich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 19. Donnerstag, den 13. Februar. 1890.

Die Lehnwörter der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Von Eduard von der Hellen.

(Schluß.)

Einige untereinander inhaltlich nicht zusammenhängende Gruppen, die sich darum auch hinsichtlich ihres Lehngutes verschieden verhalten, müssen wir schnell übersehen, ehe wir die letzten großen Lehngebiete betrachten.

Von den Handwerken weist nur die Schuhmacherei in den Worten Pech und Pfriem neben dem oben erwähnten Stiefel alte Lehnwörter aus dem Lateinischen auf, und Schuster selbst ist eine Zusammensetzung aus dem deutschen Schuh mit dem lateinischen sutar, so daß mhd. schuohsutære neben dem einfachen sutære den Schuhnäher bezeichnet. Sonst finden wir im Handwerk nur die vereinzelten Lehnwörter tünchen, Metzger und das aus seiner früher allgemeinen Bedeutung erst durch die Zünfte eingeschränkte Meister.

Auf den Verkehr mit Pferd und Wagen hat weniger lateinisches Vorbild eingewirkt, wie es sich in den alten Entlehnungen Karre und Saum widerspiegelt, als slavisches, dem wir die Worte Kutsche und Kummet, sowie vier verschiedene erst nhd. Bezeichnungen für Geräthe zum Hetzen und Schlagen verdanken, nämlich Peitsche, Kantschu, Karbatsche und Knute.

Das Unterhaltungs- und Glücksspiel verräth durch seine Benennungen vorwiegend französische Heimath: Karte, As, Daus, Trumpf, passen kamen daher, auch Dambrett, Damspiel, sowie in dem sonst deutschen Würfelspiel die Ausdrücke dappeln, Pasch und Schanze. Letzteres, eigentlich den Fall der Würfel bezeichnend, aus lateinischem cadentia im Französischen zu chance geworden, hat in der Wendung „in die Schanze schlagen“ eine ebenso allgemeine Bedeutung durch Uebertragung erlangt, wie caput, das dem französischen Spielausdruck être und faire capot entnommen ist; und in gleicher Weise wurde matt zu einem allgemeinen Begriff, das mit dem persischen Schach durch romanische Vermittelung zu uns kam.

Die höhere Gattung des Spieles, die Kunst, zeigt in ihrem Wortschatz ein entschieden internationales Gepräge. In der bildenden Kunst haben jedoch nur wenige Ausdrücke, die erst in nhd. Zeit dem Französischen entnommenen Sockel, Büste, Firnis und Tusche den Werth von Lehnwörtern erlangt, dazu das wenig ältere Bunze; etwas mehr in der Musik. Hier hat uns das classische Alterthum in ältester Zeit die Leier, Zither, Pfeife und Orgel geschenkt, in späterer Ton, Note, Pauke und Schalmei, dem Romanischen verdanken wir Bass, Posaune, Trompete, Flöte, Laute, Fuge, Leis und trillern, dem Slavischen dudeln. Aber gerade hier hat der Deutsche den Trost, einige wichtige Worte aus eigenem Sprachgut geprägt und seinerseits den romanischen Nachbarn mitgetheilt zu haben, nämlich Harfe, Geige und Fiedel, welch letzteres wir dann in der Umgestaltung Violine zurücknahmen.

Die Dichtkunst hat ihren Wortschatz in engem Zusammenhang mit dem Schriftwesen entwickelt: auf beiden Gebieten hat die lateinisch-christliche Bildung das Vorhandene verdrängt. Es genügt, die hauptsächlichsten Wörter zu nennen, die als immer bleibende Zeugen dieses culturgeschichtlichen Vorganges Eigenthum unserer Sprache wurden: auf ältester Stufe stehen schreiben, dessen Aufnahme begünstigt wurde durch das Vorhandensein eines dem lateinischen scribere lautlich nahestehenden altgermanischen Rechtsausdrucks in der Bedeutung „Strafe auflegen“, und Schrift, das zu schreiben gebildet ist wie Trift zu treiben, unter Anlehnung aber an das lateinische scriptum. Dichten, das erst in nhd. Zeit auf seine jetzige Bedeutung eingeschränkt wurde, trat früh hinzu nebst Vers und Silbe, Tinte, Tafel, Brief und Siegel, während Papier, Ries, Rolle und Zettel, sowie Ziffer und Fabel erst im Mhd. aus romanischer Quelle hinzutraten, Petschaft aus slavischer, wol unter volksetymologischer Anlehnung an petzen und Schaft.[1])

In dieser wie in vielen anderen bisher besprochenen Gruppen haben wir die Begriffs- und Wortbereicherung unseres Lebens und seiner Sprache zum größten Theil auf kirchliche Vermittelung zurückgeführt, und war diese Erscheinung schon so stark in Begriffsgebieten, die aus der Geschlossenheit kirchlichen Lebens herausgetreten sind, so ist sie es in noch höherem Grade im engeren eigentlichen Gebiete der Kirche, ihren Einrichtungen, ihrer Zucht und Lehre. Die Fülle der hierhergehörigen Lehnwörter aufzuzählen würde ermüden, und es empfiehlt sich das umgekehrte Verfahren, also die einfache Bemerkung, daß von allen Wörtern dieses Begriffsgebietes vielleicht nur Pfarre nebst Pfarrer deutschen Ursprunges sind. Alle anderen beruhen auf großentheils alter Entlehnung, aber bei dieser selbst muß auf einen geschichtlich bedeutenden Vorgang hingewiesen werden: neben den vorherrschend aus lateinisch-romanischer Quelle der römischen Kirchensprache entlehnten Wörtern finden wir einige wichtige, deren Quelle die griechische Sprache ist, besonders das Wort Kirche selbst: in der lateinisch-romanischen Christenheit fand das griechische κυριακή keine Aufnahme, sondern das griechische ἐκκλησία wurde von Rom aus dem ganzen Abendland mit Ausnahme der Germanen und Slaven vermittelt. Diese merkwürdige Erscheinung erklärt sich daher, daß die Gothen wie die Slaven das Christenthum ohne Vermittelung Roms empfingen, und die gothische Kirche übte nachwirkend ihren Einfluß im südöstlichen Deutschland noch bis in das 9. Jahrhundert.

Auch eine andere geschichtlich wie sprachlich bedeutende Erscheinung läßt sich am besten an dem kirchlichen Wortgute veranschaulichen, ich meine die Nachbildungswörter als eine Nebenart der eigentlichen Lehnwörter. In ihnen ist nur der Begriff entlehnt, der Ausdruck aber aus einheimischem Sprachgut nach dem Vorbilde des fremden Wortes geschaffen, theils in freierer Weise (wie Fegefeuer zu purgatorium, Einsiedel zu anachareta), theils und häufiger in engem Anschluß durch Uebersetzung (wie Beichte zu confessia, Gewissen zu conscientia, Varsehung zu providentia, Gevatter zu compater und viele andere). In naiver Entwickelung greift die Sprache selten zur Nachbildung, und so ist in unserem Falle deutlich dieselbe Berechnung der belehrenden Kirche erkennbar, die der Zusammenlegung und Verschmelzung heimisch-heidnischer Cultusbräuche und Feste mit

[1]) Man wird bei jeder Begriffsgruppe leicht beobachten, daß die Lehnwörter aus dem Slavischen den Einfluß dieser Stämme auf unsere Cultur kennzeichnen als einen nicht nur dem Umfange nach unbedeutenden, sondern zugleich als einen niederen. Daß sich hier einmal ein edleres Lehnwort aus dieser Quelle zeigt, verdanken wir wol der luxemburgisch-böhmischen Kanzlei.

den christlichen zu Grunde liegt. Daher ist hier, als eine Nebenart der Nachbildungswörter wiederum, die *Begriffsumprägung nach fremdem Vorbilde* anzuschließen. Ein wichtiges Beispiel dafür ist taufen, das wahrscheinlich schon in heidnisch-germanischer Zeit eine rituelle Bedeutung hatte und sich somit eignete, in der neuen Kirche das griechisch-lateinische baptizare zu vertreten.

Dem kirchlichen Leben das *staatliche* anzureihen liegt auch hier nahe. Als ein keltisches Lehnwort hohen gemeingermanischen Alters lernten wir oben Reich kennen, und es entspricht durchaus der geschichtlichen Verschiedenheit der Begriffe, daß Staat erst in nhd. Zeit nach dem Vorgange der westlichen Nachbarn dem lateinischen status entlehnt wurde. Unmittelbar vom Alterthum nahm schon die ahd. Sprache Kaiser und Krone, Zins und Vogt auf, die mhd. Thron, Prinz, Zent und Zepter, während Grenze und Dolmetsch im Mittelalter dem Slavischen, Partei und Pöbel erst mit dem Beginn der Neuzeit dem Französischen entlehnt wurden.

Dem Staate bald untergeordnete *öffentliche Einrichtungen* schließen sich an. Münze ward schon vor dem Abschluß der ahd. Lautverschiebung aus dem lat. moneta gebildet, früh bereits tritt aus unsicherer Quelle Pfenning hinzu, im Mhd. sodann aus dem Romanischen Groschen, eigentlich die dicke Münze bezeichnend. Kost und kasten, Pfand, Pacht und Markt sind ahd. Entlehnungen aus dem Lateinischen, das Mhd. fügt aus französischer Quelle Preis und Gant hinzu und gesellt der altgermanischen Entlehnung Pfund die ebenfalls lateinischen Zentner und Unze bei.

Das *Heerwesen* weist neben den zahllosen entbehrlichen und unentbehrlichen fremden nur wenige rein germanische Wörter auf, etwas mehr eingedeutschte Entlehnungen. Zu letzteren wird man ihrer fremdartig gebliebenen Gestalt wegen die vielen nicht rechnen dürfen, die mit der Umgestaltung des Heerwesens durch die Erfindung des Schießpulvers zu uns kamen, aber auch die wirklichen Lehnwörter sind geringen Alters: außer Horde, Rotte, Trupp und Tross, sowie dem neben französisch Alarm aus dem Englischen entnommenen Lärm sind nur Waffen namhaft zu machen, nämlich die slavischen Säbel und Dolch, die älteren lateinischen Pfeil und Lanze, endlich das durch Volksetymologie aus lateinisch arcubalista entstandene Armbrust.

Sehr reich aber sind gerade auf dem Gebiete des Heerwesens die *Rücklehnwörter* vertreten, solche also, die, aus dem Germanischen stammend, von fremden Völkern aufgenommen und umgestaltet wurden, dann aber unter neuer Umgestaltung zu uns zurückwanderten. So gesellt sich den vier oben genannten entlehnten Bezeichnungen für „Abtheilung, Schaar“ das Rücklehnwort Bande bei, das die romanischen Sprachen dem ahd. bant entnahmen, um es uns in veränderter Gestaltung und Bedeutung wiederzugeben. Den gleichen Weg nahmen ferner z. B. Banner und Panier, Epalet (zu Spule), Schärpe (zu ahd. scharpe „Tasche“), Boulevard (zu Bollwerk), Bresche (zu brechen), blockiren (zu Block), Bivauak (zu mhd. biwaht „Beiwacht“), Garde (zu warten), Herold (zu ahd. heriwalto); und mit dem Umweg über das Italienische empfingen wir zurück: Spion (zu spähen), Staffette (zu Stapfe) und Scharmützel (im letzten Grunde zu unserem schirmen, das in seiner älteren Bedeutung „fechten“ nach Italien entlehnt und zu scaramuccia „Gefecht“ weitergebildet wurde). Auch Robe, heute ein vornehmes Gewand des Friedens bezeichnend, ist ein kriegerisches Rücklehnwort und nichts anderes als unser Raub, nämlich das erbeutete Kriegsgewand des besiegten Feindes. Auch auf andern Gebieten als dem des Heerwesens finden wir Rücklehnwörter, doch nirgends so starke Gruppen. Violine lernten wir oben als ein solches kennen, es seien ferner noch genannt Balkon, Loge, Gage, Garantie, Etikette, Baron, Flotte und equipiren. Letzteres geht zurück auf das im Eingang genannte altgermanische Lehnwort Schiff; dieses drang in das Romanische und führte zu der Ableitung equiper „ein Schiff ausrüsten“, dann „ausrüsten“ überhaupt, in welcher Bedeutung es endlich zu uns zurückkehrte.

Schließen wir an dieses charakteristische Beispiel des Hinundwiderwanderns die letzte der zu betrachtenden Lehnwörtergruppen an, die des *Seewesens*. Nur weniges nahmen wir hier aus undeutscher Fremde: im Ahd. Anker aus lat. ancora, im Mhd. Port und Nave aus lat. portus und navis, Golf aus dem Französischen (= griech. κόλπος), entern aus dem Spanischen (= lat. intrare). Dafür aber ist kaum ein einziger der jetzt allgemeinen deutschen Ausdrücke aus dem weiten Gebiete der Schifffahrt hochdeutsch, vielmehr hat das Niederdeutsche diese ganze Begriffsgruppe ausgebildet, im Zusammenhang und im Austausch mit den verwandten Sprachen der Niederländer, Engländer und Skandinavier. Ueberhaupt sind ursprünglich niederdeutsche Wörter sehr zahlreich in unserer heutigen hochdeutschen Schriftsprache, aber gerade diese Gruppe ist ein höchst lehrreiches Beispiel für den häufigen Vorgang der Sonderausbildung einer bestimmten Thätigkeit und Wortmasse in einem engen durch seine natürlichen Bedingungen dazu geeigneten Gebiete und deren Ausbreitung über eine weite Sprachgemeinschaft. Lehrreich besonders für die vorgeschichtlichen Untersuchungen durch vergleichende Sprachforschung, bei denen der Eingangs betonte Unterschied von der vergleichenden Naturwissenschaft, der Austausch, wol zu wenig in Rechnung gezogen wird. Wenn aber die Sprachvergleichung für die Erschließung vorgeschichtlicher Entwickelungsstufen die Scheidung entlehnten und ererbten Wortgutes immer strenger anstrebt, wenn sie dabei, unbeirrt durch die wunderlich hin und wider spielenden Einzelübereinstimmungen, festhält an der Durchforschung geschlossener, culturell wichtiger Begriffsgruppen, so wird sie mehr als irgend eine andere Wissenschaft im Stande sein, von den Schicksalen und Beziehungen, dem Können und Wollen unserer ältesten Ahnen zu berichten, unsere Geschichte um manches Jahrtausend rückwärts auszudehnen.

Es leuchtet ein, daß es nothwendig ist, die Methode solcher vorgeschichtlichen Forschung durch Uebung an der geschichtlich vor uns ausgebreiteten Zeit zu gewinnen, und als eine Vorarbeit dazu, im Zusammenhange mit anderen, sind diese Untersuchungen über unsere Lehnwörter zu betrachten. Daher lag es mir auch weniger daran, die Masse derselben aufzuzählen, als ihre wesentlichen Erscheinungsarten zu beschreiben und die Begriffgebiete zu nennen, in denen sie auftreten. Ein wirkliches Culturbild freilich ist damit noch für keinen Abschnitt der berührten Zeit gegeben, wer aber mit einiger Kenntniß der Geschichte unseren Lehnwörterschatz in solchen Gruppen überblickt, dem kann sich doch dadurch das in seiner Phantasie durch Ueberlieferung und Schilderung erweckte Bild beleben und klären, so unzureichend dafür auch die einseitige Betrachtung der Lehnwörter unserer nhd. Schriftsprache ist, auf die ich mich beschränkt habe. Um diesen Zweck gründlicher zu erreichen, müßte man auch diejenigen Lehnwörter heranziehen, die in unserer heutigen Sprache nicht mehr leben, desgleichen die Fremdwörter, todte wie lebende, und alle diese Wortmassen müßte man in möglichster Vollständigkeit gruppenweise vergleichen mit dem jeweilig vorhandenen einheimischen Sprachgut. Denn gerade durch solche Gegenüberstellung verdeutlicht sich das Bild einer immerfort vom Auslande und von der wiedererweckten Vergangenheit so lebhaft beeinflußten Culturentwickelung.

Vielleicht ist auch die Hoffnung nicht ganz unberechtigt, daß wissenschaftliche Untersuchungen über die geschichtliche Entwickelung und Bedeutung fremden Wortgutes in unserer Sprache den wohlgemeinten Puristeneifer mäßigen möchten, der sich so häufig auch an den Lehnwörtern vergreift, den treuen Bundesgenossen, die, mit unseren einheimischen Wörtern denselben Gesetzen unterthan, durch gleiche Schicksale und Pflichten gleiche Rechte erworben haben. Wer in die natürliche Entwickelung der Sprache eingreifen will, sei es schöpferisch fördernd, sei es umbildend, beschneidend, zurückdämmend, muß sich stets klar bewußt sein, daß die Sprache kein willkürliches Zeichensystem ist, das sich nach praktischen oder ästhetischen oder patriotischen Gesichtspunkten beliebig umformen, keine Münze, deren Bild sich nach der jeweils herrschenden Mode umprägen läßt, sondern der klare, nothwendige Niederschlag jeglicher Entwickelung des sprechenden Volkes. Die Sprache ist eine lebendige Urkunde unserer Geschichte. Auslöschen dürfen und können wir nichts von dem, was in ihr steht, aber wir können und wollen vorsichtig sorgen, daß auf dem weiten noch unbeschriebenen Raum die Nachwelt mit dankbarem Stolz in gutem Deutsch einen guten Inhalt lese.

Stäubende Haseln.

Von Georg Lehnert. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es ist eine in deutschen Landen weit verbreitete Sitte, im Winter knospentragende Zweige von Bäumen oder Sträuchern zu entnehmen und diese Zweige in einem mit Wasser gefüllten im geheizter Zimmer stehenden Gefäße zum Ergrünen oder Erblühen zu bringen. Man verwendet hierzu hauptsächlich die Zweige von Obstbäumen, von Weiden und von Haselsträuchern. Mag jetzt auch zumeist, so namentlich in den größeren Städten, wo man ja derartige Zweige auf dem Markte kauft, nur der Wunsch, sich am Erschließen der Knospen, am Ausbrechen der Blüthen erfreuen zu können, den Gebrauch aufrecht erhalten, ursprünglich stand und zum Theil steht heute noch dieses Einstellen von Zweigen in Zusammenhang mit Religion oder Aberglauben. In Erinnerung an den Tag, an welchem Christus in Jerusalem einzog und vom Volke mit Palmenzweigen begrüßt wurde, findet in der katholischen Kirche am Sonntage vor der Charwoche (am Palmsonntag der evangelischen Kirche) das Fest der Palmenweihe statt. Unsere Heimath birgt keine wildwachsenden Palmen, man benutzt daher an Stelle der Palmenzweige die Zweige der Weiden, welche ja bereits vor Ostern ihre Kätzchen zu öffnen pflegen. Da jede Haushaltung solche Weidenzweige weihen läßt, der Bedarf an Weidenzweigen also ein ganz allgemeiner ist, vermag man auch leicht einzusehen, daß der Wunsch, zum Fest der Palmenweihe blühende Weidenzweige zu besitzen, im Anfang allein das Einstellen solcher Zweige veranlaßt haben wird. Die Zweige der Obstbäume hingegen dienten ursprünglich zum „Loosen“. Am Andreasabend (30. Nov.) gingen die Mädchen im Dunkeln in den Obstgarten, brachen jedes einen Zweig von einem Obstbaume und setzten den Zweig in Wasser. Je schneller und reichlicher einer der eingesetzten Zweige Blüthen brachte, desto zuversichtlicher durfte auch seine Pflückerin auf baldige Verheirathung hoffen. Noch heute nährt oder täuscht so mancher Obstbaumzweig das stille Erwarten eines Mädchenherzens. Für das Einsetzen der Haselzweige läßt sich eine bestimmte Ursache religiöser oder abergläubischer Art nicht erkennen, man muß vielmehr annehmen, daß es früher nur deshalb geschah, weil die Hasel als ursprünglich heilig, später vom Aberglauben mit vielerlei besonderen Kräften ausgestattet, großes Ansehen im Volke genoß. Jedenfalls wird heute nur die Freude maßgebend sein, welche das Aufblühen der Kätzchen, der Anblick des blühenden Haselzweiges gewährt.

Und gewiß ist diese Freude nicht klein. Die braunen Kätzchen, welche anfangs kaum zwei Centimeter lang waren, sich hart anfühlten, wenig biegen ließen, sie strecken sich im warmen Zimmer innerhalb einer Woche ganz allmälig bis auf sechs und mehr Centimeter Länge, sie gehen vom einfachen Braun durch ein helles Rothbraun, durch ein eigenthümliches, mit Roth und Braun gemischtes helles Grün über in Schwefelgelb mit hellbraunen Flecken, sie werden locker, biegsam, sie schwanken schon bei leichter Erschütterung und lassen dabei kleine Wölkchen eines feinen gelben Staubes aufsteigen. Daneben zeigen sich wohl auch an einzelnen Zweigen kleine, etwa einen halben Centimeter große, hellgrünlichbraun gefärbte Knospen, aus deren Spitzen je sechs bis zehn feine, scharlachrothe Fäden treten. Diese Fäden, welche anfangs nur mit zarten Spitzen hervorlugen, werden zusehends länger und länger, bis sie endlich wie ein kleines rothes Büschel der Knospe aufsitzen. Was man da in den Kätzchen und in den Knospen mit den rothen Fäden vor sich hat, sind die beiden Blüthenformen der Hasel. Die Hasel ist zweigeschlechtig, sie entwickelt ihre männlichen Fortpflanzungswerkzeuge auf anderen Blüthen als die weiblichen; oft ist sogar ein Haselstrauch nur männlich, ein anderer nur weiblich. Die männliche Blüthenform ist die der Kätzchen, die weibliche die jener Knospen. Im Kätzchen sitzen die männlichen Blüthen zu vielen um eine Längsaxe gruppirt. Dadurch, daß diese Längsaxe sich allmälig streckt, wird aus dem kleinen, festen Kätzchen, das bereits im Herbste gebildet den Winter über seine Gestalt fast ungeändert beibehielt, im zeitigen Frühjahr das schlaff herabhängende, lockere, lange Kätzchen der Blüthezeit. Man erkennt leicht an einem blühenden Kätzchen die Längsaxe und daran sitzend die einzelnen Blüthen, bestehend aus einer von drei Theilen gebildeten Schuppe, unter welcher acht Staubgefäße sich befinden. Die weiblichen Blüthen stehen zu mehreren in der weiblichen Blüthenknospe zusammen; die Narben der Blüthen laufen in jene feinen rothen Faden aus, welche aus der Blüthenknospe hervorsehen. Je zwei Fäden gehören zu einer Narbe. Die Staubgefäße erzeugen den Blüthenstaub oder Pollen, gebildet von lauter kleinen Körnern; auf die Narbe gebracht, bewirkt solch ein Pollenkorn die Befruchtung des unter der Narbe liegenden Pflanzeneies, welches dann zum Samen auswächst.

Wie aber gelangt das Pollenkoen der Hasel auf die Narbe, wenn Staubgefäße und Narben nicht in einer Blüthe vereinigt sind? Durch den Wind: Es ist bekannt, daß die Mehrzahl der Pflanzen nur dann Samen oder wenigstens reichlich Samen trägt, wenn eine Kreuzung stattgefunden hatte, d. h. wenn der Blüthenstaub der einen Pflanze auf die Narbe einer anderen Pflanze derselben Art gelangte und umgekehrt. In vielen Fällen hat man Thiere, besonders Insecten, als Uebertrager des Blüthenstaubes kennen gelernt, hier aber, bei der Hasel, wie bei allen andern unserer Kätzchenbäume (Weide, Pappel, Buche, Eiche, Birke, Eller, Nußbaum u. s. w.), ist der Wind der Liebesbote. Der Wind entführt die Pollenkärner den Staubgefäßen und bringt sie auf die Narben der weiblichen Blüthen. Da es für den Wind nicht wie für Thiere besonderer Anlockungsmittel in den Blüthen bedarf, sind die Blüthen der Hasel auch unscheinbar, weder durch farbige Blumenkrone (sie haben überhaupt keine Blumenkrone), noch durch Honigbehälter u. dgl. ausgezeichnet. Aber mancherlei andere Einrichtungen machen sich erforderlich, wenn der Wind eine Uebertragung des Pollens bewirken soll. Männliche und weibliche Blüthen müssen dem Winde leicht zugänglich sein, das sehen wir an der Hasel, denn ihre Blüthen erscheinen vor den Laubblättern, welche ja dem Winde den Zutritt zu den Blüthen nur erschweren würden; die männlichen Blüthen müssen vom Winde leicht des Blüthenstaubes beraubt werden können, das ist der Fall mit den schlaffen, schwanken, an den Zweigspitzen hängenden Haselkätzchen, jeder leise Windhauch entlockt ihnen schon Wolken von Blüthenstaub; die weiblichen Blüthen müssen die anfliegenden Pollenkärner gewissermaßen fangen können, dies wird erreicht durch die im Verhältniß langen, büschelförmig aus der Knospe ragenden Narbenfäden; vor allen Dingen aber muß eine große Menge Blüthenstaub erzeugt werden. Der Wind kommt ja bald aus dieser bald aus jener Richtung, die Pollenkörner werden von ihm nur mitgeführt als willenlose Reisende. Viele Hunderttausende von Pollenkörnern gehen verloren, ehe nur eines auf die Narbe einer weiblichen Blüthe gelangt. Die Hasel erzeugt denn auch ganz gewaltige Mengen von Blüthenstaub, wie nachstehendes Beispiel erläutern mag.

Ich hatte einige Haselzweige, sie sorgfältig vor jeder Berührung schützend, zum Aufblühen gebracht. Der aus elf Blüthenkätzchen durch vorsichtiges Ausklopfen gewonnene Blüthenstaub wog zwei Zehntel Gramm und stellte eine Masse von 360 Kubikmillimetern dar. Die Pollenkörner zeigten unter dem Mikroskop die Form einer niedrigen an Kanten und Ecken abgerundeten Pyramide von 23 Tausendstel Millimeter Höhe. Es wurde angenommen, daß jedes Pollenkorn, wie es da mit anderen zusammengehäuft war, den Raum einer um die Pyramide beschriebenen Kugel beanspruche. Dann entfiel auf jedes Pollenkorn ein Raum von 0,00000162 Kubikmillimeter. Eine einfache Division ergab, daß in der Blüthenstaubmasse von 360 Kubikmillimetern rund 222 Millionen Pollenkörner enthalten waren, daß mithin jedes Blüthenkätzchen rund 20 Millionen Pollenkörner geliefert hatte. Die Blüthenkätzchen setzten sich durchschnittlich aus je 200 einzelnen männlichen Blüthen zusammen, jede dieser Blüthe war anzuschlagen auf acht Staubgefäße, also jedes Staubgefäß hatte 13750 Pollenköener erzeugt. Nun einen Schritt weiter. Wenn elf Blüthenkätzchen zwei Zehntel Gramm Blüthenstaub lieferten, dann müssen, um 1 Kilogramm Blüthenstaub zu erzeugen, 55000 Blüthenkätzchen vorhanden sein. Das ist keine große Zahl. Man nehme sich zur Jetztzeit einmal die Mühe, auf einem durch Buchholz führenden Spaziergange die Haselsträucher etwas zu beachten. Sie sind ja, wenn dies auch nicht gerade auf Grund unangenehmer Jugenderinnerungen der Fall sein muß, wohlbekannt und jedenfalls jetzt durch ihre gelben stäubenden Kätzchen leicht ausfindig zu machen. Man wird schnell erkennen, daß ein mittelgroßer Haselstrauch schon mehr als zweihundert Blüthenkätzchen trägt. Setzen wir nur eine Erzeugung von 100 Kätzchen für einen Strauch in Rechnung, so sind bereits 550 Haselsträucher im Stande, ein Kilogramm Blüthenstaub zu erzeugen. Das sind aber 1100000000000, mehr als eine Million Millionen Pollenköener, und ungezählte Tausende von Haselsträuchern wachsen in Deutschland!

Das Beispiel wurde nur angeführt, um einen kleinen Beweis für die Menge des producirten Pollens zu erbringen. Die Rechnung

giebt einen zu geringen Betrag, in der Natur stellt sich die Erzeugung von Pollen als eine weit größere heraus. Aber noch etwas tritt hier zu Tage: die Zahl der weiblichen Blüthen beträgt nur einen sehr kleinen Bruchtheil von der Zahl der männlichen Blüthen: Auch dies erscheint nothwendig, wenn wir berücksichtigen, daß der Wind der Uebertrager des Pollens ist. Gehen doch von den weiblichen Blüthen immer noch sehr viele wieder ein, weil ihnen der Wind kein Pollenkorn brachte. Der Windstoß, welcher vor unseren Augen dem Haselstrauch ganze leuchtende Wolken von Blüthenstaub entführt, er reißt die Pollenkörner mit sich fort, trägt sie vielleicht nach Orten, wo kein Haselstrauch erwächst. An jedem vom Winde getroffenen Gegenstande bleiben die Körner gegebenen Falls hängen, oft überziehen sie den Boden weithin mit gelbem Staube, oft fallen sie ins Wasser, bedecken dieses, wie man an jedem von stäubenden Haseln bestandenen Bache sehen kann, so dicht, daß es scheint, als habe eine Haut auf dem Wasser sich gebildet — nutzlos gehen all diese Pollenkörner verloren für die Haselsträucher. Aber nicht verloren für den Haushalt der Natur. Wenn auch die Pollenkörner noch so winzig klein sind, sie stellen doch organische Substanz dar und als solche werden sie entweder unmittelbar oder nachdem sie durch Zersetzung umgewandelt sind, einbezogen in den großen Ernährungskreislauf der organischen Wesen; sie selbst oder das aus ihrem Zerfall Entstandene dienen wieder Pflanzen oder Thieren zur Nahrung.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Ist das Ende nah?** Vortrag auf der Berliner Pastoral-Conferenz am 20. Juni 1889, gehalten von **Ernst Mühe**, Domprediger in Naumburg a. d. Saale. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von Georg Böhme Nachf. (E. Ungleich) 1889. 40 Pf. — Die auf der betreffenden Conferenz zur Besprechung gestellten Thesen sind am Schlusse abgedruckt und bilden eine genügende Angabe von Inhalt und Zweck des Vortrags. Mit den zwei ersten sind wir ohne Weiteres einverstanden: Die Bibel allein ist maßgebend für alle religiösen Forschungen über das Weltende, und sie lehrt den Unterschied zwischen einem Ende dieser Weltzeit und dem eigentlichen Ende der Welt. Laut der dritten These läßt sich beweisen, daß jenes erste Ende nahe, d. h. zeitlich nahe ist. Mit dem Beweise, wie ihn der Verfasser führt, der schon mehrfache Studien über die letzten Dinge veröffentlicht hat, haben sich schon auf der im Titel genannten Conferenz viele Mitglieder nicht zu befreunden vermocht. Die in Betracht kommenden Stellen bei Daniel, in den Weissagungen Christi und der Offenbarung Johannis über das Ende werden auch von dem Verfasser bis zu einem gewissen Grade noch als Gleichnisse verstanden. Wo nun das Gleichniß aufhört und wo der wörtlich zu nehmende Sinn anfängt, darüber werden wol die Ausleger streiten, bis der große Tag selber kommt. Daß es ein Ende giebt, wie für uns, so für die Welt, das ist das sicherste und auch werthvollste Ergebniß solcher Forschungen. Uebrigens ist es sehr interessant, dem Verfasser bei seiner eigenthümlichen Beweisführung zu folgen; von seinem starken Pessimismus unserer Zeit gegenüber könnte er sich durch ein eingehendes Studium der Predigtliteratur vergangener Zeiten leicht befreien.

B. K. **Zur Naturgeschichte des Centrums.** Socialpolitische Betrachtungen von Dr. **Otto Mejer**. Neue unveränderte Ausgabe. Freiburg i. B. und Tübingen. Mohr. (1882.) 1 ℳ. — Der berühmte Lehrer des Kirchenrechtes hat diese Schrift im Jahre 1882 veröffentlicht. Sie bietet eine so lichtvolle Darstellung der Entstehung, Machtentfaltung und muthmaßlichen Weiterentwickelung der für unser Staatsleben so überaus wichtigen Centrumspartei, daß mancher Leser, der sich für wohlunterrichtet in diesen Dingen hält, noch Neues aus ihr wird lernen können. Daß das Centrum die sog. Parität der Confessionen niemals förmlich anerkennen, sondern sie höchstens aus Gründen der Politik als eine Uebergangseinrichtung zugestehen wird, daß es in seinen Augen eine evangelische „Kirche“ streng genommen gar nicht giebt, daß diese Partei so lange bestehen wird, als eine katholische Kirche mit dem Anspruch auf Herrschaft über die Gewissen einerseits vorhanden ist, und anderseits eine constitutionelle Staatsverfassung jenen Bestrebungen bequeme Handhaben bietet, daß das Centrum sich zwar auf Befehl eines Papstes sofort auflösen, ein Papst aber, der diesen Befehl ertheilte, niemals kommen wird, — das Alles sind Wahrheiten, welche der Verfasser unwiderleglich beweist, die aber bei der Beurtheilung jener Partei und bei zeitweiligem Zusammengehen anderer Parteien mit ihr gar zu leicht unterschätzt werden. Was die erneute Herausgabe dieser Schrift anlangt, so haben wir den Eindruck, daß ihr Inhalt einen Warnungsruf für die bevorstehenden Reichstagswahlen bedeuten soll. Möchte er an den Orten von Wirkung sein, wo ernsthafte politische Parteien förmliche Vertragsverhältnisse mit dem Centrum einzugehen versucht sein könnten! Dagegen geht der Verfasser wohl zu weit, wenn er auch ein gemeinsames Handeln der Conservativen und des Centrums bei einzelnen Fragen der Gesetzgebung zwar nicht ausdrücklich verwirft, aber doch als bedenklich hinstellt. Er selbst wird nicht wünschen, daß manche werthvolle Errungenschaft unserer Gesetzgebung wieder hinfällig werden möchte, blos weil sie auf jene Art zu Stande gekommen ist. —

Ltz. — **C. v. Gonzenbach, Nilfahrt.** Mit 203 Illustrationen im Text, 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von **Rafaello Mainella**. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt, 1890. 212 S. Preis 20 ℳ. — In diesem vorzüglich illustrirten und in reichem Gewande erscheinenden Prachtwerke schildert Verfasser, ein Schweizer, seine Reise in Aegypten, welche er in Gemeinschaft mit dem genannten jungen italienischen Künstler während des Winters 1887—88 machte. Nilauf- und abwärts erstreckte sich dieselbe bis zum zweiten Katarakt, nach Wadi Halfa, der südlichsten Spitze des jetzigen ägyptischen Reiches. Während die Touristen hierzu gewöhnlich die stattlichen Cook'schen Touristendampfer oder auch die einfachere Unterkunft bietenden Postdampfer benutzen und Hin- und Rückreise in 4 Wochen erledigen, benutzte Verfasser, wie man schon zu pharaonischer Zeit reiste, ein Segelboot, eine sogenannte Dahabie, welche ihm für mehr als 3½ Monate zur schwimmenden Wohnung wurde. So Herr dieses ermietheten, geräumigen und wohlbemannten Schiffes, das mit schützendem Sonnenzelt und allem möglichen Comfort auf das Beste ausgerüstet worden war, dazu umgeben von seiner Familie, konnte er die Reise in beneidenswerth behaglichster Weise ausführen, bald nach Belieben anlegend und die gewaltigen Schöpfungen früherer Jahrhunderte aufsuchend und bewundernd, bald mitten im Strome vom schnellsegelnden Schiff aus das Land mit seinen blauen Wassern und goldenen Wüsten, den stummen Tempeln und flüsternden Palmen betrachtend. Von dieser gemüthlichen Reise mit allen ihren kleinen Wechselfällen giebt Verfasser in Tagebuchform eine anregende Darstellung, die durch die vortrefflichen, oft ganz eigenartigen Zeichnungen des Künstlers noch an Anschaulichkeit und Leben gewinnt. Eine gut ausgeführte Karte Aegyptens ist beigegeben. Wir sind überzeugt, daß dieses prächtige Buch eine freundliche Aufnahme finden wird.

— **Sous-Offs, roman militaire par Lucien Descaves.** Paris, Tresse & Stock, éditeurs. 3,50 fr. — Der bereits im politischen Theil mehrfach erwähnte französische Roman aus dem Soldatenleben hat bei den stimmführenden französischen Zeitungen einen wahren Sturm der Entrüstung heraufbeschworen und ist deshalb binnen kürzester Frist bis zur 22. Auflage gelangt. Der Roman schildert das Leben mehrerer jungen Pariser, welche, zur Fahne berufen, in Calais, Dieppe und Paris, wohin ihr Regiment innerhalb ihrer vier Dienstjahre versetzt wird, ihrer Dienstpflicht genügen. Der Verfasser schildert nicht allein realistisch — daß er Zola weit überbietet, würden ihm die Franzosen verzeihen — sondern sehr nüchtern, ohne jeden patriotisch chauvinistischen Aufputz. Er sieht nicht in der Masse der ihrem Lebensberuf entzogenen jungen Männer die ruhmvolle Armee, die Hoffnung des gekränkten Vaterlands, sondern entwickelt — und zwar in unvergleichlich packender Form und überzeugender Treue — das entsagungsreiche, oft so drückende Soldatenleben, wie es der einzelne, lediglich der Pflicht und nicht dem eigenen Triebe folgende Rekrut durchlebt und empfindet. Wer Gelegenheit gehabt hat, längere Zeit in der Nähe französischer Kasernen, in einem der berüchtigten quartiers militaires zu wohnen, der wird über die Wahrheit der entrollten düsteren Bilder aus dem Garnisonleben keinen Augenblick im Zweifel sein. Hierin liegt die hervorragende Bedeutung des Buchs, das deutschen Leserkreisen, die sich nicht an die Auswüchse der Zola'schen Schule stoßen, insbesondere aber militärischen Lesern auf das Wärmste empfohlen werden muß. Im Gegensatz zu den chauvinistischen Tiraden der französischen Tagesblätter enthüllt Descaves mit seltenem Muth die Wahrheit. So sieht es in der französischen Armee aus, das ist die Empfindung, mit der man das Buch weglegt, und das ist die Thatsache, welche dem Buche dauernden Werth verleiht. Wir schließen mit nochmaliger Empfehlung des interessanten Buches

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 20. Sonnabend, den 15. Februar. 1890.

Inhalt: Reiseskizzen aus Italien 1888. Von A. Osterloh. II. Das alte Pompeji und ein Gasthof im neuen Pompeji. — Bücherbesprechung (Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1890, herausgeg. von Gustav Meinecke).

Reiseskizzen aus Italien 1888.

Von A. Osterloh.

II. Das alte Pompeji und ein Gasthof im neuen Pompeji.

Nach einer schönen, aber heißen Fahrt waren wir von Sorrent nach Pompeji gelangt. Die Straße geht anfangs in halber Bergeshöhe der Meeresküste entlang. Endlose Orangeplantagen erstrecken sich zu beiden Seiten des Fahrweges bergauf und bergab. Freilich siehst du von denselben nichts, als die hohen Gartenmauern, die sie in ihrer ganzen Ausdehnung umgrenzen und die dich jeder Aussicht auf Meer und Gegend berauben. Selten nur überragt eine dunkle Blätterkrone das Mauerwerk, und du kannst dir keine Vorstellung machen von der üppigen Herrlichkeit, die sich so sorgsam den Blicken der Außenwelt entzieht. Wenn du aber in einen jener vielen Privatgärten trittst, die sich gegen Entrée oder Trinkgeld dem Fremden bereitwillig öffnen, dann wirst du begreifen, daß du hier wirklich in dem Lande bist, „wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn". Der Boden ist von verschwenderischer Fruchtbarkeit; unerschöpflich scheint die Obstfülle, die er hervorbringt. Zu groß würde die Zahl der Früchte sein, die zu gleicher Zeit den Markt überschwemmen, und zu sehr würde der Preis durch das Massenangebot gedrückt werden, wenn nicht die Leute Vorkehrungen getroffen hätten, die einen Theil der Orangen in ihrer Entwickelung aufhalten. Sie überspannen nämlich die betreffenden Bäume mit Leinwand, um sie vor den Strahlen der Sonne zu schützen.

Sorrent, so wie es sich dir von Neapel oder vom Meere aus präsentirt, ist umrahmt von wahren Waldungen von Citronen und Orangebäumen; und das tiefe Grün des Laubes, das du in Italien so selten siehst, berührt dein nordisches Auge ungemein wohlthuend. In der Stadt selbst merkst du, wie gesagt, nicht sehr viel davon; und die Spaziergänge auf den Straßen von Sorrent und in der nächsten Umgebung gehören nicht gerade zu den besonderen Annehmlichkeiten.

Jetzt liegen die hohen Mauern Sorrents hinter uns; und Dorf reiht sich an Dorf. In den engen Gassen ist es schattig, und ein reges Leben herrscht überall. Schuster, Schneider und andere Handwerker liegen ihrer Beschäftigung im Freien ob; und in den großen Thorbögen der fensterlosen Erdgeschosse stehen die Frauen und bügeln oder nähen, während die halbnackten Kinder sich schreiend auf dem Straßenpflaster herumbalgen.

Dann führt der Weg zwischen Wiesen und Olivenhainen, häufig den Ausblick auf die blauglänzende Fluth des Golfes gewährend, an den berühmten Schwefelquellen vorüber, die sich im weiten Umkreis durch ihren penetranten Geruch bemerkbar machen, durch Castellamare durch, landeinwärts. Wir kehren dem Meere den Rücken und fahren auf offener, staubiger Landstraße in die Ebene hinein. Dumpfe, erstickende Schwüle ringsum: es ist Scirocco, die Luft ist wie ausgedörrt. Der Wind, anstatt Kühlung zu bringen, weht uns wahre Gluthwolken ins Gesicht und überdeckt uns mit dickem, grauweißem Staub.

Sind wir noch nicht bald am Ziel? Da endlich! Vor uns links ragen graue Trümmerreste empor, wie eine große Brandstätte, Pompeji! Und ein Wettlaufen uniformirter und nicht uniformirter Führer und Portiers beginnt. Jeder will uns für dasjenige der drei Hôtels gewinnen, das er vertritt oder von dem er ein Trinkgeld zu bekommen hofft. Wir aber verhalten uns gänzlich abweisend, fahren vorüber am Hôtel Diomède und der von Führern und Wagen belagerten Eingangspforte zum alten Pompeji, dem berühmten Albergo del Sole zu. Jetzt sehen wir es auch schon vor uns, das einstöckige, flachgedeckte Haus, die Front dem Garten zugekehrt, eine offene Veranda im ersten Stockwerk, große Aloestöcke in den Thonschalen auf der Ballustrade, eine Säule mit einem halbzerschlagenen Mädchenkopf vor der Hauptwand; auf dem weißen Mauerwerk eine schmucklose Darstellung der Sonne. Uns scheint, der Gasthof führt seinen Namen mit Recht, in der weiten Ebene schutzlos den sengenden Strahlen der Sonne preisgegeben.

Staubbedeckt und erhitzt halten wir vor dem breiten Thorweg. Kein Mensch eilt uns dienstbeflissen entgegen; nur einige Pfaue mit farbenprächtigem Gefieder stolziren über den Hof. Nach einigem Rufen erscheint ein alter Mann, das edelgeschnittene Gesicht von weißem Haar umrahmt, nach Landessitte eine rothe, gestrickte Mütze auf dem Kopf, die stolze Würde eines antiken Römers in Gang und Benehmen. Es ist Signor Erra, der Padrone. Auf unsere Frage nach einem Zimmer verspricht er uns ein solches; augenblicklich freilich sei noch keines frei, aber Mittags würden Fremde abreisen; ob wir uns nicht inzwischen in den Speisesaal bemühen wollten.

Gern hätten wir uns nach unserer heißen Fahrt erst etwas gewaschen und in Stand gesetzt; da es aber nicht möglich ist, fügen wir uns in das Unvermeidliche und benützen die Zeit, die uns bis zum Auftragen des Frühstücks bleibt — und sie ist lang genug —, um uns einen Ueberblick über die Localitäten zu verschaffen.

Das ist also der Gasthof zur Sonne, die Künstlerkneipe, das gemüthlichste Wirthshaus der Welt! So Viele hatten es uns als solches empfohlen, und in dem schmierigen Fremdenbuch, das ich, nach berühmten oder bekannten Namen suchend, durchblättere, finde ich eine hundertfache Bestätigung all' des Guten, das ich gehört habe — und nicht sehe!

Wieviel dankbare Abschiedsgrüße, wieviel warme Worte der Anerkennung für den würdigen, den edlen, den ausgezeichneten Signor Erra. Ein Schwärmer behauptet, nur einmal in Italien nicht betrogen worden zu sein — im Hôtel Sole (und das mit Recht) und nur einmal in Italien gut gegessen zu haben — im Hôtel Sole (und das mit Unrecht). Und unser Dresdner Landsmann, der Dichter A., ruft mit poetischem Schwunge, den ich leider aus dem Gedächtniß nicht mehr ganz wiederzugeben vermag: „Wer der Erbärmlichkeit, der Unredlichkeit und dem Dreck Neapels entfliehen will, der flüchte sich" u. s. w., u. s. w. — natürlich ins Hôtel Sole.

Und mir unglückseligem Menschenkind erschien dieses irdische Paradies so ganz anders, als den schwärmerischen Gemüthern in dem schmierigen Buch.

Der Speisesaal, durch die Breite des Gartens von dem früher beschriebenen Hause getrennt, ist eine einzige große Halle für sich. Eine dicke Säule in der Mitte stützt die Decke und dient zugleich als Keller des Hauses. Ringsum sind Borde in den Stein gehauen und auf denselben prangen die feinen Weine des Hôtels, Marsala und der ebenfalls vielbesungene und vielbelobte Lacrimae Christi, der für mich einen höchst unangenehmen, brandigen Beigeschmack hatte; daneben in schön etikettirten Flaschen — o Sieg des Nordens! — dänisches Bier, „Frederiksberger Lageröl". Auf einem Tisch an der Wand stehen die leeren Flaschen, von wieviel Tagen wage ich nicht zu entscheiden; doch sind die Biertrinker offenbar in der Majorität gewesen. Der unterste Theil dieser Stütz- und Vor-

rathssäule ist mit Bildern beklebt: Kaiser Wilhelm und die Königin Victoria; beide ohne Nasen, ein Stück weißes Papier vertritt deren Stelle. Die Wände der Halle sind oder waren weißgetüncht; denn die Weiße ist der Zeit zum Opfer gefallen. Einige Maler haben sich auf der glatten Fläche verewigt, indem sie großartige, historische Landschafts- oder Architekturbilder mit irgend einer aus Säulenhallen hervortretenden Pompejanerin mit entsprechendem classischen Faltenwurf darauf hinzauberten. Auch ein Heiligenbild ist da. Sogar die Thüren des kleinen Eckschranks, der vermuthlich als Aufbewahrungsort für Gläser dient, sind mit einem Gemälde versehn. Aber es mag wol lange her sein, daß dankbare Malerhände diese ehemals vielleicht schönen Werke schufen, denn die Farben sind verblichen, der Kalk bröckelt von der Wand, und das Ganze macht bei flüchtigem Beschauen den Eindruck großer Schmutzflecke. Und die passen ja sehr zum Gesammteindruck.

Im hinteren Theile des Saales ist eine hufeisenförmige Tafel gedeckt, ein beflecktes Tischtuch, trübe Gläser, schmutzige Wasserflaschen; im vorderen Theile steht ein eingesessenes Sofa, davor ein runder Tisch mit dem erwähnten Fremdenbuch und mehreren anderen nur mit Handschuhen anzugreifenden Heftchen, in denen Fremde in allen gangbaren Sprachen ihre Besuverlebnisse erzählen und Führer recommandiren. Die Besuvbesteigung wird nämlich sehr häufig von Pompeji aus unternommen; sie ist zwar beschwerlicher, aber bedeutend billiger als mit der Drahtseilbahn, und auch wir hatten sie für morgen auf unser Programm gesetzt. Der Wirth vom Hôtel Sole besorgt Führer und Pferde und ist darin durchaus zuverlässig. Er übt strenge Zucht mit seinen Untergebenen, und noch am Tage vor unserer Ankunft hatte er einen Führer, über den sich die Herrschaften beklagten, coram publico geohrfeigt. Die guten Zeugnisse sind durchaus freiwillig ohne jede Aufforderung seinerseits in die Heftchen eingetragen. Du brauchst dich nicht einmal ins Fremdenbuch einzuschreiben, wenn du keine Lust dazu hast; kein Mensch fragt nach deinem Namen, Woher und Wohin: es ist das Land der Freiheit! — Du könntest es augenblicklich nicht einmal, denn die Tinte ist eingetrocknet und eine Feder ist nicht vorhanden.

Der Garten ist in langen Rabatten angelegt, aber gänzlich vernachlässigt. Hochstenglige lila Schwertlilien schießen in üppiger Fülle empor, dazwischen wuchert wild allerhand Unkraut. Unter dem Eukalyptusbaum liegt die Schuhbürste für etwa zu putzende Stiefel; auf dem Sockel einer Büste, die irgend eine unbekannte Persönlichkeit vorstellt, werden die zerbrochnen Gläser deponirt; auf dem Rosenstrauche steckt ein zerbrochner Cylinder. Vor der Küche, die, wie es in Italien der Hitze wegen sehr gebräuchlich ist, keine Fenster, sondern nur ein weites, stets offnes Thor hat, wird eben auf dem Rasen ein großes Feuer angemacht, das die Luft mit Qualm erfüllt. Ein eiserner Kessel hängt darüber. Ich vermuthe, daß in demselben Wasser gekocht wird. Sicher weiß ich es nicht. Offen gestanden, ich bin stets mit abgewandtem Blick an der Küche vorübergegangen. Ich begehrte „nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig verbirgt mit Nacht und Grauen".

Am Ende des Gartens ist die Terrasse mit Aussicht auf das Meer. Irgend ein berühmter Reiseschriftsteller hat sie sehr verlockend geschildert; und ich ahnte eine idyllisches Plätzchen, natürlich schattig, natürlich mit Tischen und Bänken, wo man nach des Tages Arbeit und Hitze im Angesicht der blauen Fluth ein Glas Wein trinken kann. Das Meer ist zu sehen, aber sehr, sehr entfernt; eine weite Strecke flachen, staubigen Landes liegt dazwischen. Da gefallen mir die dunklen Berge landeinwärts, deren Gipfel noch jetzt Ende März mit frischgefallenem Schnee bedeckt sind, schon viel besser. Die Terrasse selbst ist das Dach der nur aus drei Zimmern im Erdgeschoß bestehenden Dépendance. Eine etwas wacklige Holztreppe führt hinauf, und oben trocknet Signora Erra gerade ihre spärliche Leibwäsche.

Tief enttäuscht kehre ich in den Speisesaal zurück, wo das Frühstück gerade aufgetragen wird. O! daß ich doch wieder in Neapel wäre in dem sauberen Heim meiner lieben Verwandten oder auch nur in dem appetitlichen Hôtel in Sorrento! Maria, des Wirthes Töchterlein, in zerrissenem, fleckigem Kleid, das rothe Haar ungekämmt in das sommersprossige Gesicht hängend, trägt die Speisen auf. Signor Erra selbst servirt mit der Grandezza eines Fürsten und legt mir eigenhändig das beste Stück des knochigen Huhnes auf meinen Teller.

Nach dem Frühstück geht es in das alte Pompeji. Die Ruinen sind nur bis gegen sechs Uhr geöffnet. Wir müssen uns also dazu halten, obgleich die Sonne noch sengend auf die schattenlosen Straßen der alten Stadt brennt.

Vor vielen Jahren war ich schon einmal in Pompeji gewesen, frisch aus der Schule kommend, den Kopf voll von Schulweisheit und viel Phantasie. In der Geschichtsstunde hatte man uns viel erzählt von der blühenden, römischen Provinzialstadt, die Anno 79 n. Ch. während der nur zwei Jahre dauernden Regierungszeit des guten Kaiser Titus, „der Freude und Wonne des Menschengeschlechts", von glühendem Aschenregen verschüttet worden war. Viele hundert Jahre hatte sie unter der Erde geruht, da, beim Graben eines Brunnens, war man auf Mauerreste gestoßen: ein antiker Brunnen, ein Stück Wasserleitung, daneben der Isistempel, dem ägyptischen Götzendienste geweiht. Man grub weiter, und nun erstand aus Asche und Schutt, wie das Dornröschen des Märchens, aus anderthalbtausendjährigem Schlummer eine Stadt. Ich hatte sie vor mir gesehn im Geiste mit ihren Tempeln und Theatern, die Häuser mit Statuen in der Vorhalle und Möbeln in den Innenräumen, und die Menschen so, wie die Katastrophe sie überrascht hatte; der Händler in seinem Laden, die vornehme Dame an ihrem mit Salben und Schminken überladenen Toilettentisch und die ganze unglückliche Familie, die sich in den Keller geflüchtet hatte und dort umgekommen war; Alles so wie es zu Zeiten des Titus gewesen: eine lebensgroße, historische Puppenstube. Ich glaube fast, ich erwartete die Leichen noch alle im Kostüm der damaligen Zeit vorzufinden.

Und was hatte ich gefunden?

Kahle, graue Mauern ohne Dach; hier und da eine Marmorsäule, ein Steintisch; alles Werthvolle sorgfältig entfernt und in das Museum zu Neapel übergeführt; die pompejanische Schöne eine mit Gyps ausgegossene Form, und Alles so kahl, so nackt; — ich war sehr enttäuscht gewesen.

Und nun kam ich wieder. Die Erfahrung hatte der kühnen Phantasie die Flügel beschnitten, die Erwartung war bedeutend herabgestimmt und der Eindruck war großartig! Die schönsten Ruinen Roms, die doch an Kunstwerth auf einer ganz anderen Stufe stehen, die andererseits auch der historisch großartigen Stätte wegen ihre ungeheure Bedeutung haben, traten zurück vor dieser Provinzialstadt, die in ihrer Vollständigkeit und Ausdehnung uns einen so klaren Einblick in das häusliche und öffentliche Leben der classischen Vergangenheit gewährt.

Wir betreten die Stadt. Schmale Straßen mit den für die antike Pflasterung so charakteristischen, großen Steinplatten; die Fußsteige zu beiden Seiten sind erhöht, und, von dem einen zum andern führend, sind zwei bis drei ebenfalls über dem Niveau der Straße liegende Schrittsteine angebracht, damit der Fußgänger bei Regenwetter trocknen Fußes die Straße überschreiten konnte. Die Entfernung der Steine von einander war genau der Wagenbreite angepaßt; die Räder fuhren in den dazwischen liegenden Fugen. Der Stadtrath des alten Pompeji hat aber, wie es scheint, die Instandhaltung der Straßen etwas lässig gehandhabt; das Pflaster ist in denkbar schlechtestem Zustande, ungleich und ausgefahren; die Wagenräder haben die Steine ordentlich ausgehöhlt und tiefe Rinnen hinterlassen.

Vor uns liegt das von Säulen umgebene Forum mit seinen Tempeln, öffentlichen Sitzungssälen und der Börse; in der Seitengasse, die sich nach links abzweigt, siehst du Läden von Oel- und Weinhändlern. Große Thonkrüge sind in die Tafeln eingelassen; in einem derselben hat man sogar noch einen wohlerhaltenen Rest Oeles vorgefunden. Dort ist eine Bäckerei. Der Backofen weicht nicht wesentlich von der bei uns gebräuchlichen Construction ab, und die kreisförmigen Brode, die man schwarz und verkohlt vorgefunden, zeigen dieselbe Form, die noch jetzt in Neapel üblich ist.

Die Wohnhäuser sind sämmtlich nach dem gleichen Schema gebaut. Ein schmaler Gang führt in den Vorhof, das atrium; in der Mitte desselben befindet sich ein Behältniß zum Sammeln des Regenwassers, impluvium genannt; rings um das atrium herum sind die Schlafzimmer, kleine winzige Räume, die bei uns kaum für eine Dienstbotenkammer genügen würden.

Von dem Vorhof aus geht es in das Perystilium, einen von Säulen umgebenen, ungedeckten Hof, der, mit Blumen bepflanzt, den Garten bildet. Dort ist auch der Fischbehälter, denn jede besser situirte Familie hatte ihre eigene Fischzucht. Der Rand des Bassins war mit bildlichen Darstellungen, Mosaik oder Malerei, verziert. Häufig finden sich sehr wohlgelungene Abbildungen aller möglichen Fische und anderen Bewohner des Meeres vor, derselben, die auch jetzt noch den Golf von Neapel bevölkern. Eine Hauptrolle spielt natürlich die Muräne, der Lieblingsfisch der römischen Feinschmecker, den der Freund des Augustus, Vedius Pollio, wie bekannt, mit Sklavenfleisch füttern ließ. Aber auch Krebse, Hummern, See-

spinnen, sogar die schönen, durchsichtigen Medusen mit ihrer lampenschleierähnlichen Gestalt sind wiederholt abgebildet worden.

Ein gedeckter Säulengang umgiebt das Peristylium. An diesen schließen sich die Wohnzimmer und das meist mit größerem Luxus ausgestattete Speisezimmer, triclinium. In den größeren Häusern war, noch weiter nach hinten zu gelegen, ein Obstgarten. Ich habe verschiedene Archäologen befragt, mit welchem Rechte man die feine Unterscheidung von Blumen- und Obstgarten macht, da man doch vermuthlich in den Gärten weder Obst noch Blumen vorgefunden hat. Sie konnten mir keine Auskunft geben, aber der Führer sagte es — und warum ihm mißtrauen? — Meist hatten die Häuser außer dem eben beschriebenen Erdgeschoß noch ein oder zwei Stockwerke; aber dieselben sind mit einer einzigen Ausnahme nicht erhalten geblieben.

Die Sonne brennt unbarmherzig auf uns herab. Wir haben aber den Trost, daß es im alten Pompeji nicht anders gewesen sein mag. Sonst hätte sich Hr. Diomed, der, seinem schön ausgestatteten, großen Hause nach zu schließen, zu den Honoratioren der Stadt gehörte, gewiß nicht im Keller seines Hauses eine Wandelbahn angelegt, in der er und seine Familie an heißen Tagen ihre Spaziergänge machten. Noch heute sind wir dem braven Manne für die erquickende Kühle, die uns in seinem Grundstück umfängt, dankbar und bedauern nur, daß die vielen großen Amphoren, die überall an den Wänden lehnen, ausgetrocknet sind und den durstenden Kehlen keinen Tropfen Falerner Weins — oder wie das köstliche Naß sonst geheißen haben mag, das sie enthielten — mehr bieten können. In diesen Keller hatte sich die Familie Diomed's beim Beginn des Aschenregens geflüchtet. An eine Mauer gelehnt, hatten sie dagestanden, die Mutter, umgeben von ihren Kindern, um wohlgeborgen, wie sie meinten, das Ende des Schreckens abzuwarten, während die Mehrzahl der Einwohner flüchtend ihr Leben rettete. Aber sie warteten und warteten, und der Aschenregen nahm kein Ende. Er bedeckte Straßen und Häuser, immer dichter, immer höher, bis die ganze Stadt damit überdeckt, bis ganz Pompeji verschüttet war. Eng aneinander gedrängt waren die Unglücklichen den Erstickungstod gestorben. Beim Ausgraben fand man sie in derselben Stellung, die sie inne hatten, als der Tod sie ereilte; und an der Mauer sieht man noch jetzt, wie schwarze Schatten, die Abdrücke der Köpfe, die viele hundert Jahre dort gelehnt hatten.

Die in Pompeji aufgefundenen Leichen hat man vorsichtig aus der Lava — oder Aschenumhüllung, die sich um sie herum verdichtet hatte — entfernt und die die Körperformen genau wiedergebende Höhlung mit Gyps ausgegossen. So sieht man sie in dem am Eingange von Pompeji befindlichen Museum. Dort findet man auch noch vielerlei ausgegrabene Lebensmittel in ganz verkohltem, aber noch deutlich erkennbarem Zustande. Die bessererhaltenen und interessantesten Gegenstände sind aber an das Museum in Neapel geschickt worden: Korn, Mehl, Pflaumen, Feigen, Erbsen, Brode, Eierschalen; ja sogar ein unzerbrochenes Ei, dessen dünne Schale durch irgend einen günstigen Zufall gänzlich unversehrt geblieben ist. Auch Stoffe, Stricke, strohgeflochtene Sandalen, Geldtäschchen, das eine derselben noch mit Münzen gefüllt, siehst du dort; ganz abgesehen natürlich von der großen Menge thönerner und metallener Gegenstände, Vasen, Krügen, Lampen, Ringen, Spangen u. s. f. Hier liegt in einem halb zerschlagenen Casserol ein Stück Fleisch, eben zum Ansetzen vorgerichtet; und dort unter dem schützenden Glas gewahrst du eine angefangene Frauenarbeit: Filet aus schwarzer Seide, gerade so, wie man es jetzt noch macht. Das Material liegt daneben, selbst die Filetnadel fehlt nicht. Doch zurück zu unserer Wanderung.

Wir haben jetzt die via quattro fontane passirt, eine Straßenkreuzung. Die zwei schnurgeraden Hauptstraßen Pompejis schneiden sich, und du kannst nach allen vier Himmelsrichtungen, weit ausblickend, bis ans Ende der Stadt sehen. An jeder Ecke ist, wie schon der Name besagt, ein Brunnen angebracht.

Werfen wir jetzt einen Blick in die große Badeanstalt zu unserer Linken. Gemauerte Bassins für heiße und kalte Bäder; daneben eine Einrichtung für Dampfbäder: überall am Boden siehst du die Oeffnungen, aus welchen der Dampf herauskam. Die Bassins sind mit Mosaik schön geschmückt, und oben in der Kuppel, welche sich über dem Tepidarium wölbt, ist ehemals Glas gewesen. Betrachte dir die wenigen Scherben, welche das Museum zu Neapel beherbergt, genau. Es ist nicht allzuviel Glas, weder in Pompeji, noch anderorts, aufgefunden worden. Zu den Fenstern verwendete man, wie aus dem in Pompeji befindlichen Modell eines solchen ersichtlich wird, keines. Und fast möchte ich glauben, daß es nicht nur die Patina ist, welche die Glasstückchen und Fläschchen so trübe gemacht hat, sondern daß die alten Römer überhaupt nicht verstanden, Glas durchsichtig zu machen. Im Vorraum des Bades, dem Ankleidezimmer, sind ringsum Nischen, in denen die eleganten Herren des Alterthums, allen Toilettenkünsten sehr zugethan, ihre unterschiedlichen Salbentöpfchen aufstellten. Nach dem Bade begaben sie sich in das daneben liegende Gymnasium, die große säulengeschmückte Turnhalle, um körperliche Uebungen vorzunehmen.

Gehen wir rasch weiter. Wir sind müde und mögen nicht mehr all' die Häuser besuchen, in denen eine Büste oder ein wohlerhaltener Marmortisch uns zum Eintritt lockt. Hier in diesem Gange war am Fußboden das große Mosaik, welches jetzt einen der Neapolitaner Museumssäle ziert. Es stellt einen kläffenden Hund an der Kette vor und sollte den Besucher vor dem drinnen befindlichen Original warnen. „Cave canem“ „Hüte dich vor dem Hunde“ stand mit großen Buchstaben auf dem schwarz und weißen Mosaikgrund. — Diese bunten, gemalten Riesenschlangen, welche die ganze Front eines Hauses einnehmen, waren das Wahrzeichen einer Apotheke.

Gegenüber ist das Haus eines Bankiers. „Salve lucrum“ „Willkommen Gewinn“ schreibt er mit heiterer Offenheit an seine Thürschwelle. Und es scheint, der Gewinn ist der freundlichen Einladung gefolgt. Das Haus ist schön ausgestattet. Die Tafeln im Vorzimmer, dem Geschäftsraum des Geldwechslers, sind von blendendem Marmor, und das hohe, luftige Speisezimmer, eines der größten und schönsten, die wir in Pompeji gesehen, ist verschwenderisch mit Fresken geschmückt.

Wir verlassen die Stadt. Durch das Stadtthor, am Wächterhause vorüber, gelangen wir in die Gräberstraße. Zu beiden Seiten des Weges sind große Steinmonumente; häufig finden sich steingemauerte Rondells, die offene Seite der Straße zugekehrt, mit Ruheplätzen für die trauernde Familie oder vorüberziehende Wanderer. Neben dem Columbarium, wo in Urnen oder Cassetten die Asche der Todten aufbewahrt wurde, ist die Einrichtung zum Verbrennen der Leichen.

Der Todte wurde in ein aus Asbestfäden gewebtes, unverbrennliches Tuch gewickelt und in das brennende Feuer gelegt. Dieses verzehrte den Leichnam, und in dem unversehrt gebliebenen Tuche fand sich nur noch die weißglänzende Asche des Verstorbenen. Ein solches Tuch hat auch dem heißen Aschenregen getrotzt und ist unter Glas und Rahmen im National-Museum aufgespannt. Es sieht aus wie ganz grobes Leinengespinnst, in der Art unserer Bauernhemden gewoben.

Nach der Leichenfeier begaben sich die Leidtragenden in die eigens zu diesem Zwecke auf der Gräberstraße errichtete Restauration, um bei Essen und Trinken ihren Schmerz zu vergessen. Diese Sitte ist auch jetzt noch in Italien sehr verbreitet; und nicht nur auf dem flachen Lande, wie bei uns in Deutschland. Auf dem Mailänder Friedhofe trafen wir eine ganze Schaar kleiner Mädchen, die eine todte Schulgefährtin zur letzten Ruhe geleitet hatten und die, sobald der Sarg in die Erde gesenkt war, mit ihrem lauten Lachen und Plaudern den stillen Gottesacker erfüllten. Die Freude galt dem zu erwartenden Kuchen, den sie in irgend einer kleinen, am Wege gelegenen Vorstadtosteria oder Pasticceria bekommen sollten. Sie hatten sich zu Ehren des Tages auf das Wunderlichste herausgeputzt; weiße Schleier hingen von den ungekämmten Haaren herab; und über die dürftigen, ungeflickten Kleider war ein zerrissenes Schürzchen oder ein helles Spitzenläppchen gebunden; über die letzteren noch, wenn irgend möglich, ein grellblaues oder maigrünes, schmales Seidenband schärpenartig um die Taille geschlungen. Zu den Stiefeln guckten die Zehen heraus; und der lehmige Schmutz, der in den aufgeweichten Wegen des Friedhofs lag, klebte in dicker Kruste daran.

Am Ende der Gräberstraße in Pompeji liegt auch noch der kleine Gasthof, der denjenigen Reisenden, die nach Sonnenuntergang in Pompeji anlangten, zur Unterkunft für die Nacht diente; denn um 6 Uhr ward das Stadtthor geschlossen und keinem Menschen mehr Einlaß gewährt. Auch jetzt werden im alten Pompeji die Thore um 6 Uhr geschlossen. Bald wird es so spät sein. Noch ein letzter Blick auf die kahlen, grauen Steinmauern; aus den Mauerspalten wächst Gras, die Sonne hat es schon ganz gelb gesengt, und flinke Eidechsen schlüpfen aus ihrem Versteck und spielen im Sonnenschein. Ein paar schlanke, schwarze Cypressen ragen zwischen Grabmälern empor, die einzigen Bäume in der großen, kahlen, todten Stadt. Der Führer wird ungeduldig. Lebe wohl, Pompeji! Du großartiges Stück Vergangenheit mitten im Werkeltagstreiben der Gegenwart, du riesige Illustration im Buche der Völkergeschichte!

Unsere Vorgänger im Albergo del Sole sind inzwischen ab-

gereift, und wir können Besitz von unserem Zimmer nehmen. Ein viereckiger Raum im Erdgeschoß des Hauptgebäudes; der Boden ist aus unbehauenem Stein, ungefähr so wie unsere Trottoirs; vor den Betten liegt an Stelle des Teppichs ein in der Mitte zusammen geflochtener Strohwisch, dessen Enden nach allen Seiten büschelartig abstehen. Das Fenster, an dem sich kein Rouleau befindet, geht nach der Straße heraus. Der eine Flügel ist fast gänzlich zerbrochen und mit Papier verklebt; aber durch den andern, so ungeputzt er auch ist, kann man doch noch ein wenig durchsehen, und wir müssen, wenn wir uns ankleiden, irgend ein Garderobestück davor befestigen. Die Betten sind mit einer Art getrockneter, zusammengewickelter Blätter gefüllt; die Möbel unendlich abgenutzt und schlecht gehalten. Lieber rührt man sie nicht an. Wir ließen auch die Commode gänzlich uneröffnet; und das war schade; denn wir hätten darin, wie wir später hörten, hier in der süditalienischen Dorfosteria Heine's Gedichte und einen Band Goethe vorgefunden, das einzige Vermächtniß eines mit sechswöchentlicher Zeche durchgebrannten deutschen Schwindlers.

Ich machte mich ein wenig zur table d'hôte zurecht, und stellte dabei recht trübselige Betrachtungen über dieses ideale Wirthshaus an. Alle meine Reiseerfahrungen zusammengenommen, hatte ich — mit alleiniger Ausnahme des Milleschauers in Böhmen — noch nirgends einen so unreinlichen, miserablen Gasthof gefunden, als dieses vielbelobte, vielempfohlene Hôtel Sole. Gewiß, wir hätten besser gethan, in dem weniger gerühmten Hotel Diomède oder in der ganz neuen, kleinen Schweizer Pension abzusteigen, deren Portiers uns so lebhaft anzulocken versucht hatten. Bei Tisch schwanden aber die trüben Gedanken gar bald. Die Tafel war vollbesetzt: der eine Flügel war englisch, der andere deutsch; zwei englisch sprechende Damen aus der Havanna, ein paar amerikanische Ehepaare, ein paar Engländer; zwei junge Maler in Jägerianertracht und noch mehrere andere Landsleute. Uns gegenüber saßen einige junge Deutsche, zur Zeit in Rom ansässig, die wie wir am nächsten Tag den Vesuv besteigen wollten; und neben uns zwei junge Archäologen. Wie es so der gemüthliche, ungenirte Ton in dieser kleinen Künstlerkneipe mit sich bringt, waren wir, noch ehe die Suppe aufgetragen worden war, in lebhafter Unterhaltung. Mein Nachbar, der Kunsthistoriker, der in Pompeji seinen Studien oblag und schon seit mehr denn acht Tagen im Sole in Pension war, weihte mich in die Familienverhältnisse des Hauses ein. Der würdige Signor Erra sei über alles Lob erhaben; ehrlich, zuverlässig, von einer Redlichkeit und Uneigennützigkeit, wie man sie in so unmittelbarer Nähe von Neapel nimmer anzutreffen glauben würde. Er leitet Alles selbst, sieht nach Allem, legt überall Hand an. Seine Frau, eine Französin, ist fast immer krank. Sein Sohn, der schöne, schwarzäugige Francesco, dessen hohe, biegsame Gestalt an den Typus des Sevillaner Barbiers erinnert, ist einer der gesuchtesten Vesuvführer, und unsere Gegenüber haben ihn sich bereits für morgen zu sichern gewußt. Die brünette Sara, seine Schwester, ist ein braves, fleißiges Mädchen; aber mit der rothhaarigen Maria ist nicht gut auskommen, sie arbeitet nicht viel, kann aber schreien und zanken für zehn. Der böse Geist des Hauses aber ist der Schwiegersohn, der Gatte der ältesten Tochter. Er steht mit den Anderen auf Kriegsfuß, und Alles, was am Hause zu wünschen übrig läßt, ist auf seine Rechnung zu schreiben. Er liefert z. B. den sauren Landwein, dessen Heimath man eher im berüchtigten Grüneberg, als in den sonnigen Gefilden der pompejanischen Ebene suchen würde.

Auch verschiedene gute Rathschläge verdanken wir unserem neuen Freund.

„Stellen Sie nur ja nie Ihre Stiefeln vor die Thür," sagte er, „— vom Reinigen der Kleider natürlich nicht zu reden — geputzt werden sie doch nicht. Kommt aber etwa in der Nacht Regen, so finden Sie sie am nächsten Morgen mit Wasser „gefüllt bis an den Rand" wieder, denn wie Sie schon gesehen haben, führen sämmtliche Zimmerthüren direct ins Freie. Oder aber es passirt, daß eines der vielen Thiere, die hier hausen und die, wie es so in Italien Sitte ist, nie gefüttert werden, seinen Heißhunger an Ihrer Fußbekleidung stillt. Mir hat neulich die Katze die Gummizüge der Stiefeletten weggefressen; und als ich mich am nächsten Morgen nach den letzteren erkundige, und auf meiner Forschungsreise bis in die Küche vordringe, wo immer einiges Schuhwerk auf dem Herde herumsteht, geräth die ganze Familie außer sich. Eines schreit das Andere an: was das für eine Lumpenwirthschaft sei, wo die Sachen der Fremden so ohne Weiteres verschwänden; wer wol an dieser Liederlichkeit schuld sei: Alle rufen, schreien, schelten, zanken, schimpfen und gesticuliren mit den Händen in der Luft herum, die rothe Maria natürlich am ärgsten; und dabei wußte die ganze Familie genau, daß am Vormittag Donna Maria die Unglücksstiefeln höchsteigenhändig zum Schuhmacher getragen hatte, damit er den Schaden reparire."

Wir versprachen seiner weisen Mahnung zu folgen, umsomehr, als in Pompeji die Ansprüche an Toilette sehr gering und geputzte Stiefeln nicht de rigueur sind.

Ehe wir uns zur Schlafenszeit verabschiedeten, rieth er uns noch, genau nachzusehen, ob sich nicht irgend ein Mitglied der reichhaltigen Erra'schen Menagerie in unser Zimmer verirrt habe. Eines fände sich stets vor. Entweder säße der Pfau auf dem Tisch oder der Hund läge unter dem Stuhl oder die Katze ruhe auf dem Bett — von kleinerem Gethier nicht zu sprechen.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, wir trafen keines der avisirten Thiere in unserer Stube an; wol aber hatten die Pfaue gegen Abend unaufhörlich geschrien, und das bedeutet, bei uns wenigstens — Regen! Das waren trübe Aussichten für morgen. Auch der Himmel hatte sich ganz umzogen, und Signor Erra schüttelte bedenklich den Kopf, wenn von der morgigen Besteigung die Rede war. Als wir in der Nacht von dem Gekläff der Hunde und dem Geschrei der Katzen geweckt wurden, hörten wir schon ganz deutlich, wie der Regen an die papiernen Scheiben schlug, und als wir in der optimistischen Voraussetzung, daß der Horizont vielleicht im weiteren Umkreise ein freundliches Gesicht zeige, uns doch um 7 Uhr erhoben hatten, goß es in Strömen. Der Vesuv war gänzlich in Wolken gehüllt, und unsere vier Leidensgenossen standen schon mit betrübten Mienen an der Eingangsthür der Speisehalle, fest entschlossen, mit dem nächen Zuge nach Neapel zurückzukehren. Wir reisten etwas später ab. Und merkwürdig! Wie wir zum Abschied dem Padrone die Hand reichten und ihm als vollständige Tagespension, inclusive Logis, Wein und Alles, für zwei Personen, zehn Francs bezahlten, kam uns, in Anbetracht dieser großen Billigkeit und der vertrauenerweckenden Redlichkeit und Liebenswürdigkeit des alten Mannes, das Albergo del Sole plötzlich gar nicht mehr so primitiv und schmutzig vor, und der Gedanke, vielleicht noch einmal der Vesuvbesteigung wegen dahin zurückzukehren, erschien mir sogar ganz verlockend.

Kurze Zeit nachher erfuhren wir, daß der ehrliche Signor Erra früher Brigant gewesen sei und viele Jahre Bagno hinter sich habe. Er soll übrigens, wie ich kürzlich zu meinem Bedauern hörte, inzwischen gestorben sein.

Bücherbesprechung.

Ltz. Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1880. Herausgegeben von Gustav Meinecke, Redacteur der „Deutschen Colonial-Zeitung". Zweiter Jahrgang. Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt). — Wie es Militär-, Gärtner-, Lehrer-, Industrie- ꝛc. Kalender giebt, so bietet hier die Verlagshandlung einen Colonialkalender, ein handliches Büchlein von etwa 200 Seiten in Kleinoctav. Es enthält neben dem Kalender und einem Diarium für das laufende Jahr eine große Anzahl von Angaben, die sich auf unser Colonialwesen beziehen. So ein Verzeichniß der Reichsbeamten für die deutschen Schutzgebiete; Beschreibung der colonialen Gebiete; Belletristisches, wie Ausrüstungen von Expeditionen, eine Entdeckungsgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, coloniale Commerslieder ꝛc.; die deutschen Colonialgesellschaften nebst Verzeichniß der Mitglieder ihrer Verwaltungsräthe; deutsche Colonialbesiedelungen in nichtdeutschen Gebieten; die Agitationsgesellschaften mit Angabe der Mitglieder derselben in den verschiedenen Städten Deutschlands; tabellarische Uebersicht colonialer Besitzverhältnisse anderer europäischer Staaten; Literatur über Colonialwesen; Verordnung, betreffend das Bergwesen im südwestafrikanischen Schutzgebiete. Ein reicher Inhalt, wie man sieht, und wohl geeignet, denjenigen, die sich auf diesem Gebiete auf dem Laufenden erhalten wollen, gute Dienste zu leisten. Eine weitere Verbreitung, wie wir glauben, würde sich die Verlagshandlung sichern, wenn die Colonien auch kartographisch beigegeben würden, da sich die uns so fremd klingenden Ortsbezeichnungen dieser Gebiete leichter in diesem Taschenkalender, als im Gedächtnisse herumtragen lassen. Für die Zuverlässigkeit der Angaben bürgt die Stellung des Herausgebers als Redacteur der „Colonialzeitung"..

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 21. Dienstag, den 18. Februar. 1890.

Der Sieg Frankreichs über Deutschland.

Der „laienhafte Schmerzensschrei“ hat vielfach Anklang gefunden; er war Vielen aus der Seele geschrieen. Von anderer Seite freilich ist dem Laien bedeutet worden, er habe in der Kunst zu schweigen, wie das Weib in der Kirche. Doch ist die Frömmigkeit des Weibes tiefer als die männliche, und nicht alle Männer, die in der Kirche zu reden haben, stehen auf der Höhe ihres Berufs. Der Verfasser des Schmerzensschreies nannte sich einen Laien, weil er die technischen Hilfsmittel und Verfahrungsweisen nicht studirt hat, durch welche der Maler seine Ziele erreicht, und weil er den Erscheinungen der Zeit auf diesem Gebiete nicht allzuweit nachgeht. Daß es ihm aber dennoch gelungen ist, das für specifisch modeene Richtungen Charakteristische, das heutzutage mit seiner Herrschaft Drohende, herauszusehen und nach innersten darin waltenden Triebmächten zu kennzeichnen, wird namentlich da allenthalben bestätigt, wo man mit Pariser und Münchener, auch Berliner Ausstellungen jüngerer Zeit genauer bekannt ist. Nun zeigt uns die Entwickelungsgeschichte des in jenem Aufsatz Bekämpften Frankreich als dessen Mutter auf, Frankreich, das schon vorlängst in gewissen Ausartungen seiner sogenannten Romantik, zunächst in der Dichtung, das sogenannte „Schöne des Häßlichen“ (beau du laid) aufsuchte und pflegte, Frankreich, das in der in jüngerer Zeit von Zola begonnenen Reihe naturalistischer Schriftsteller die Naturwahrheit vorwiegend im Schmutze, im Elend und Verbrechen zu treffen beflissen ist, Frankreich, das in solcher Tendenz auch dahin kommen mußte, die Eintagsfliegen volksthümlicher neuer Spracherfindung und den Reichthum pöbelhafter Kraftsprache für die poetische Literatur zu erobern, damit aus der höchst bedenklichen Regel „man schreibe, wie man spricht“ endlich einmal voller Ernst werde. Es würde ein Leichtes sein, die Nachahmung Frankreichs in Deutschland auch in diesen schriftstellerischen Moden nachzuweisen, wozu die Aneignung und der gierige Genuß fremder Erscheinungen der Art in deutscher Uebersetzung mit zu rechnen sein würde. Daß sich mit dem Aufsuchen des Widrigen und der Herauskehrung des „Natürlichen“ auch sehr viel sinnlicher Kitzel verbinden muß, versteht sich von selbst. Pessimismus und Sinnlichkeit sind die beiden Brennpunkte der Ellipse dieses modernsten Geschmacks. Hier waltet der Pessimismus vor, dort die Sinnlichkeit, dort vereinen sich beide in ekler Umarmung zu heillosester Fruchtbarkeit. Poesie und bildende Kunst — auch Musik? — werden diesem Geschmacke mehr und mehr dienstbar; selbst edlere Geister werden in diesen Bann gezogen; sie werden mit theilnehmendem Herzen und sittlichem Ernste, wie Uhde, ihre Stoffe mit Vorliebe in menschlicher Noth suchen; bei weniger Ernst wird Manchen der Ehrgeiz locken, die alten ausgefahrenen Geleise zu verlassen und die neue Aufgabe, das Ekelhafte getreulich zu treffen und unerhörte Mätzchen der Technik mit Sicherheit auszuführen, mit „sensationellem“ oder „impressionellem“ Effect glanzvoll zu lösen; es kann dann auch nicht an Solchen fehlen, deren eigentliche Seelenheimath der Schmutz ist. Das Traurigste dürfte im letzteren, schlimmsten Falle aber sein, daß wir nicht einmal mehr reizvollen, meinethalben lüsternen Darstellungen begegnen; selbst die sinnlich erregte Phantasie hält sich zuletzt nur noch an das Widerliche, und man empfängt so den Eindruck völlig erschöpfter Kraft, völliger Unfähigkeit, den gemeinen Stoff zu vergeistigen, umzudichten, als Zauber wirken zu lassen, also völligen Versinkens in die „Natürlichkeit“ der Kehrseite des Naturdaseins. Kehrseite! Das zeigt sich bisweilen noch ziemlich harmlos. Es gewährt ein reizend humoristisches Bild ein fröhliches Kind im Hemdchen, mit einer Art von Andacht beschäftigt, der Stimme der Natur zu folgen, und die feinfühligste Dame hat ihr stilles Vergnügen daran. Aber hundert solcher Scenen auf ein Blatt zusammengebracht? Und mit lauter verzerrten Mienen? Und dieselbe Scene überlebensgroß? Zum Belege des anspruchsvoller an die Stelle sinnlicher Schönheit getretenen Widrigen und Gemeinen kommt mir ein auch in Leipzig einst ausgestelltes Gemälde von riesenhafter Größe in den Sinn, welches „Das Urtheil des Paris“ hieß. Es zeichnete sich schon im Rahmen durch ornamentale Verwendung wunderlicher Scheusale aus. Der eigentliche Inhalt war eine Rekrutenaushebung aus der goldnen Zukunftperiode deutschen Lebens, in welcher es den Frauenvereinen gelungen sein wird, auch das Recht und die Pflicht des Militärdienstes für das weibliche Geschlecht zu erobern. Zwei der zur „Gestellung“ beorderten Jungfrauen, etwa Viehmägde, jeden Zaubers bar, saßen, natürlich ausgezogen, dicht am Rande rechts, in stumpfer Erwartung ihres Looses; eine war gerade an der Reihe der Musterung; sie präsentirte sich, steif und stramm, nicht ohne Schneidigkeit, inmitten eines großen freien Platzes, die einzige Figur in der leeren Mitte des Riesenbildes, den Kennerblicken eines Militärarztes, der, freilich in antiker Gewandung, nahe dem linken Rande des Bildes seines Amtes wartete. Jeder gesund empfindende Mensch schluckte erst einmal den Speichel hinter, den ihm der Ekel im Munde zusammenzog, ehe er sich pflichtschuldigst bemühte, dee eigenartigen, großen Leistung virtuoser Technik volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wer das jüngste Kunstleben von Paris kennt, hat noch ganz andere Dinge zu erzählen

Leider legt sich durch solche Wahrnehmungen in Kunst und Poesie, die durch ähnliche im allgemeinen Leben und Treiben unterstützt werden, immer entschiedenee die Ueberzeugung nahe, daß seit unserem großen Siege über Frankreich sich ein Cultursieg Frankreichs über Deutschland vollzogen hat. Ich spreche dieses Wort gelassen aus, während der Schmerz über seine Wahrheit mir den Athem versetzen sollte, — ich spreche es ruhig aus, weil ich meinem deutschen Volke immer noch zutraue, daß wir es nur mit einer bald vergangenen Influenza zu thun haben.

Wie ernst aber die Sache zu nehmen ist und wo die Heilung anzusetzen hat, darüber seien noch einige Worte vergönnt. Niemals hat ein wahrhaft großer Maler, Dichter, Componist lediglich deshalb Werke geschaffen, um zu zeigen, wie geschickt er es herausbringt, daß die Figuren sich plastisch abheben, oder um ein verzwicktes Versmaß seiltänzergewandt glücklich zu überwinden, oder um eine schrille Dissonanz in überraschender Weise trotz alledem aufzulösen. Es wäre etwa, wie wenn ein Prediger nur zum Zwecke der Darbietung einer correcten und feinen „Disposition“ die Kanzel bestiege, oder wie wenn ein Schriftsteller deshalb schriebe, um zu zeigen, wie er auch die verschlungensten Perioden fehlerlos zu Ende zu führen vermag. Große Künstler, große Dichter, große Componisten sind vor Allem große Geister, tiefe Gemüther und edle Willenshelden, in deren Innerem ganze Welten gähren, und die in früher Jugend ein heftiger, unbeschreiblicher Seelendrang in den Dienst der Menschheit stellte, um „ihr inneres Schauen zu offenbaren“, um ihr eigenes Gefühl der Herrlichkeit eines höheren, besseren, edleren, gemüthstieferen, glücklicheren Daseins in Aller Herzen auszuströmen. Hierzu war Jedem seine Kunst nur Sprache, die Sprache, auf die sich ein Jeder am besten verstand, der ein Jeder kraft seines eigenthümlichen Talents die wirkungsvollsten Töne abzugewinnen vermochte. Was Goethe in der „Zueignung“ — vielleicht seinem schönsten Gedichte — in die Frage

kleidet: „Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?" — dasselbe treibt im Herzen eines jeden echten Schöpfergeistes zum Schaffen, sei nun Pinsel oder Kelle, Federkiel oder Hammer, Grabstichel oder Fidelbogen sein specielles Götterattribut. Nun sage man nur nicht, daß damit alle Unterschiede der Künste verwischt, daß die richtigen Gesichtspunkte der Beurtheilung verrückt würden! O, nein. Es bleibt immer noch richtig: der Gegenstand thut's nicht, die Behandlung thut's; und die Behandlung im Aeußern bleibt abhängig von der Kunstart, vom Stoffe, von den technischen Mitteln, und wird nur durch die Beherrschung des in diesen Beziehungen einer jeden Kunst Eigenen das Beste erreichen. Gewiß! Aber jeder in dieser Weise aufs Vollkommenste behandelte Gegenstand bedarf auch von Innen her einer gewissen „Behandlung", um in der Weise echter Schönheit zu wirken. Es ist die Gesinnung, durch welche sich dieses Innere der Behandlung entscheidet; die ideale Gesinnung des echten Künstlers ist es, durch welche jeder Gegenstand eine Behandlung erfährt der Art, daß das Werk Geist, Gemüth, Herz und Sinne, kurz den ganzen Menschen auf einmal ergreift und ihn ein Stück über sich selbst hinaushebt.

Ganz mißverstanden wäre dies, wenn man die Forderung einer tendenziösen, etwa gar moralisirenden Kunst herauslesen wollte. Der Künstler ist naiv, nicht tendenziös; er schenkt uns aus dem Vollen seiner Seele in die entgegengebrachten Becher den Trank seiner schäumenden Begeisterung ein. Aber wir verlangen, daß dieser Trank, aus edelm Quelle fließend, nur edeln Lebensströmungen zur Nahrung und Befeuerung und zu bestärkender Lust gereicht, oder wenigstens nicht aus solchen Strömungen hinausdrängt. Dieser Forderung kann durch die verschiedensten Gegenstände Genüge geschehen; Scherz und Ernst, Erhabenes, Anmuthiges, Niedliches, Landschaft und Stillleben, Heroisches und Religiöses, aller denkbare Welt- und Phantasiegehalt kann in jene Lebensströmungen eingehen; auch das Häßliche, Bösartige, Niedrige, Gemeine, — aber dieses nur als Ueberwundenes, am liebsten durch Humor, so daß auch dadurch der Sieg des Edeln, des Ideals, uns zum gefühlten Erlebniß wird, unmittelbar genossen, nicht verstandesmäßig hineinreflectirt. Es versteht sich von selbst, daß technische Fehler vermieden, daß die technischen Mittel ausgeschöpft und beherrscht sein müssen; aber alles dies im Dienste eines idealen Gemüthsinhalts, im Dienste eines seelenvollen Innenlebens, im Dienste einer Geisteskraft, die hoch über dem sinnlichen Reize und über der Eitelkeit des virtuosen Könnens steht. Nur eine seelenvolle, gemüthstiefe, geistesmächtige Kunst hat Anspruch auf ernste Beachtung und tritt in den Umkreis des höhern menschlichen Lebens ein; sie allein tritt in jenen gleichen Rang mit den anderen höchsten Culturgütern, welcher jederzeit der Kunst eingeräumt wurde, mit Religion, Wissenschaft, Sittlichkeit, Staatsleben. Eine Kunst, die sich in die Wirkungen des technischen Könnens versackt, eine seelenlose, ideallose Kunst führt im Genusse zu einer Kunstschleckerei, die nicht besser ist, als jede andere Schleckerei. Wir hören dann jenen kennerischen gemüthlichen Zungenschlag, wie nach dem Schlürfen eines feinen Weines.

„Doch ihr, ihr echten Göttersöhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der ew'gen Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht!"

Ist dieser Leitstern verloren, geht es mit wachsender Schnelle die schiefe Ebene abwärts. Die Kunst kann ohne Gegenstände nicht leben, und sie steht, selbst wider Willen, im unlöslichen Zusammenhange mit Grundgesinnungen des Menschen. Die äußerlich geworbene Virtuosenkunst wird, um sich möglichst weit zu entfernen von jedem anderen Interesse, ihre ganze Liebe auf die Kehrseite des Seelenvollen, des Idealen, wenden — wir kennen Beispiele — oder sie wird, wenn ihr bessere Gegenstände gegeben sind, diese so lange herunterdrücken, bis sie Alles weggebracht hat, was tieferliegenden Forderungen entspricht. Sie wird im Porträt weit mehr Interesse zeigen an Runzeln, Flecken der Haut, Blüthchen, Warzen und Muttermälern, als an einem charaktervollen Gesichtsausdrucke und an der Durchdringung des ganzen Körpers, selbst der Gewandung, mit dem gleichen Geiste, der aus den Augen blitzt und von den Lippen zu reden scheint. Sie wird aus der Landschaft jeden poetischen Zauber, aus ihrer lebendigen Staffage jeden Hauch idyllischer Anmuth, jede Erinnerung an vertrautes Menschentreiben verbannen. Sie wird in der Historie das lediglich Abstoßende aufsuchen; sie wird aus den Schilderungen religiöser Gegenstände das Religiöse vertreiben. Sie wird, indem sie geflissentlich das Hohe, das edeln Sinn Entzückende meidet, nothgedrungen zum Niedrigen und Niedrigsten greifen, ohne es irgendwie als überwunden zu zeigen. So eben wird sie pessimistisch oder sinnlich oder beides, kommt auf diese Weise den thierischen Neigungen des Menschen oder einer Verzweiflung an allem Lebenswerthe entgegen, nährt diese Seiten ausschließlich im Künstler, zieht sie groß, läßt sie überwuchern, und — erst unwillkürlich, durch technisches Virtuosenthum verführt, dann endlich absichtsvoll, gesellt so die Kunst sich den niederwärts ziehenden Gewalten zu. Wenn dann „Laien" schweigen, werden die Steine schreien.

Colonisation nach den Grundsätzen der Bodenbesitzreformer.

Von R. Ailrin.

Aus sämmtlichen colonisirenden Ländern der modernen Zeit kommen Klagen über die Abnahme ihrer Fähigkeit, die einwandernden Schaaren europäischer Ackerbauerelemente so günstig und leicht anzusiedeln wie in früheren Zeiten. Noch vor einigen Jahrzehnten fiel es schwachbemittelten und selbst ganz unbemittelten Einwanderern verhältnißmäßig leicht, sich in der neuen Welt emporzuarbeiten, Grundbesitz zu erwerben und ein Wohlsein zu erringen, welches sich als starkes Zugmittel bewährte, d. h. in immer ausgedehnteren Kreisen der europäischen Bevölkerungen den Wunsch nach Auswanderung und Niederlassung in der neuen Welt erweckte. Es bildeten sich bestimmte Wanderstraßen aus, welche über den Ocean nach den neuen Ländern führten, und auf deren wichtigster im Laufe der Jahrzehnte sich wahrhafte Völkerwanderungen von Millionen von Seelen nach dem Westen zu bewegt haben. Auch heute noch wandern alljährlich Hunderttausende auf den in Mode gekommenen Straßen, aber sie sind auch nicht entfernt mehr von dem Gefühle freudiger Zuversicht, daß ihnen drüben eine gute Zukunft erblühen werde, erfüllt, welches für die Vergangenheit charakteristisch war und alle Bemühungen europäischer Regierungen die Auswanderung einzuschränken vereitelte. Sorgenvoll blicken Alle der neuen Heimath entgegen, einen Glücksfall herbeisehnend, durch den ihnen ein gutes Loos beschieden sein möchte. Thatsächlich kommen solche Glücksfälle vor, aber sie bilden nicht die Regel, sondern nur noch die Ausnahme. Der Haupttheil der Auswandernden findet drüben Verhältnisse, die für ihr Fortkommen kaum noch in irgend einer Beziehung günstiger liegen als die im verlassenen Vaterlande.

Die Gründe dieser Erscheinung klargelegt zu haben ist das Verdienst der amerikanischen Bodenbesitzreformer und vor Allem ihres erklärten Führers Henry George. Für Diejenigen, welche nicht volkswirthschaftlich geschult sind, und selbst für Viele, die es sind oder zu sein vorgeben, hat etwas Räthselhaftes in dem Gegensatze gelegen, der sich darin kund thut, daß in den Vereinigten Staaten mit ihren 8 Millionen Quadratkilometern Flächeninhalt bis heute nur etwa ein Sechstel regelrecht bewohnt und cultivirt ist, also fünf Sechstel übrig bleiben, die nachweislich ebenfalls größtentheils bewohnbar und culturfähig sind, und daß dennoch über Land- und Raummangel zur Ansiedlung der Einwanderer geklagt wird. Wie kann ein solcher Mangel hervortreten, wenn Land in Hülle und Fülle vorhanden ist? Die Frage scheint nicht nur einen inneren Widerspruch in sich selbst zu enthalten, sondern geradezu sinnlos zu sein; und doch lehrt uns die Thatsächlichkeit der Verhältnisse, daß der Mangel sich jährlich in bedenklicherem Grade fühlbar macht. Es muß also mit dem nachweisbaren Landüberfluß eine eigene Bewandtniß haben, die seine Wirklichkeit aufhebt und den entgegengesetzten Zustand als charakteristisch für die Lage der Dinge erscheinen läßt. Es verhält sich hiermit wie mit manchem Andern in der neuen Welt, wo vielfach Gesetze und Einrichtungen zu herrschen scheinen, die auf die freiheitssüchtige Menschheit großen Zauber ausüben, bei Licht besehen aber sich gewissermaßen in bloße Theorien verwandeln, deren praktische Anwendung mangelhaft ist oder ganz fehlt. Die Agrargesetzgebung der Vereinigten Staaten garantirte scheinbar die Erhaltung der Landgebiete zu Ansiedelungszwecken oder schien ihrer Usurpation seiten Unberechtigter, d. h. solcher, die keine Cultur- oder Anbauzwecke im Auge hatten, entgegenzustehen. Während einer Reihe von Jahrzehnten war der Landerwerb in der That leichter als heute. Die Einwanderer konnten um billiges Geld Regierungsland haben, wenn auch gewöhnlich in etwas abgelegenen Regionen. Die Masseneinwanderung rückte so schnell vor, daß diese Abgelegen-

heit nicht von langer Dauer war, und verstreute sich in mehr oder weniger dünn gesäeten Bevölkerungsgruppen über die ganze Union, bis eines Tages der Ruf erscholl: es giebt kein Regierungsland mehr. Nur noch Privatland war käuflich, und dieses erreichte bald Preise, die für schwachbemittelte Elemente unerschwinglich wurden. Die ausgedehnten Landconcessionen, welche an Eisenbahngesellschaften gemacht wurden, sind bekannt, desgl. die fabelhaften Gewinne dieser aus dem Landhandel. Gleichwol war dies nur ein kleines, verhältnißmäßig unbedeutendes Uebel in Vergleich mit dem großen Geschwüre der mehr oder weniger fraudulösen Besitzusurpationen seiten der Landhaie, die überall ihr Wesen trieben, wo nur immer eine Gegend die ersten Bewohner zu empfangen begann. Sie schnappten den besten Theil der Ländereien weg, ehe das Gros der wirklichen Landwirthe anrückte, und machten sich diese tributpflichtig oder zwangen sie weiter zu ziehen. Ihre sogenannte Colonisationsthätigkeit hatte keinen Sinn außer der eigenen mühelosen Bereicherung auf Kosten der arbeitenden und producirenden Volksmassen, deren systematische Ausplünderung mit einem Erfolge betrieben wurde und wird, der das Erstaunen Aller erregt. So konnte es geschehen, daß viele jener vielgerühmten Vorzüge, welche Amerika im Vergleiche zu Europa an sich und ursprünglich aufwies, verloren gingen, um einer Gestaltung der Dinge Platz zu machen, die derjenigen der alten Welt auf ein Haar gleicht, oder geradezu noch ungünstiger ist. Großgrundbesitzungen, wie Amerika sie trotz seiner Agrargesetze aufweist, dürften in solcher Ausdehnung in Europa nicht ihresgleichen haben. Der rücksichtsloseste Raubbau vernichtet dort die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens. Weide und Wüste treten an Stelle der ehemals paradiesischen Vegetation. Die Wälder sind verschwunden, die Prärien ernähren kaum so viel Rinderherden, als ehemals dort wilde Büffel lebten. Die Bewohner fehlen, und der Zug nach dem Westen verzweigt sich nicht mehr nach ländlichen Ansiedelungsbezirken, sondern verrinnt in den großen Städten, wo sich ein zahlreiches industrielles Proletariat ansammelt, dem man die natürlichste Quelle seines Gedeihens, d. h. seines Aufschwunges zum bürgerlichen Mittelstande, verstopft hat, indem man das besiedelungsfähige Land an einige wenige abtrat, statt es für die Millionen Besitz- und Heimathsbedürftiger zu reserviren.

Gleichzeitig machen sich andere Uebelstände bemerkbar, die man sonst gern als specifische Eigenthümlichkeiten der alten Welt darzustellen beliebt hat. Man klagt in ganz Europa über die Hypothekarlasten, welche die Landwirthe in jährlich erhöhtem Maßstabe zu tragen haben. Aber in Amerika steht die Sache nicht besser. Der dortige Gutsbesitzer oder Bauer arbeitet eigentlich nur noch für den Gläubiger, dessen Zinssclave er ist. Die allgemeine Verschuldung nimmt schnell zu. Henry George erweist dies an der Hand von Statistiken und zeigt, daß die sogenannten Farmbesitzer, d. h. die landwirthschaftlichen Producenten, nur Scheinbesitzer des Bodens sind, welche im Interesse der Landhaie und Hypothekengläubiger, d. i. der Nichtproducenten, arbeiten. Aber noch mehr. Selbst dieser mit Hypotheken überschuldete Besitz ist heute nicht überall charakteristisch für die Sachlage, sondern es hat sich in vielen Theilen der Union bereits das Wirthschaftssystem mit Pächtern ausgebildet und Zustände, die wenig besser als die irischen sind, beginnen das ehemalige Eldorado der Europamüden in einen socialen Hexenkessel zu verwandeln, in dem die Leidenschaften von Volksmassen, die auf der Grenzlinie zwischen auskömmlichem Lebensunterhalte und materieller Noth unsicher dahinleben, zu gegebenem Augenblicke sich entzünden können, um vereint mit dem mächtig anschwellenden Socialdemokratenthum der Städte den Umsturz des Bestehenden zu unternehmen. Alle Diejenigen, welche seit Jahren weissagen, daß die sociale Revolution in Frankreich, Belgien, Großbritannien, Deutschland, der Schweiz u. s. w. unvermuthet ausbrechen könne und dabei die Zustände in den Vereinigten Staaten außer Acht lassen, irren gewaltig. Ueberall in Europa denkt man an Abwehr auf dem Wege einer friedlichen Entwickelung der socialen Verhältnisse, und der größte Staatsmann unseres Jahrhunderts ist der Erste, welcher anerkannte Mißstände durch geeignete Maßnahmen abzuschwächen und mit der Zeit zu beseitigen strebt; das sociale Gespenst in Europa mag andauernd gefährlich aussehen, aber es wird schwerlich gefährlich werden, so lange die sociale Entwickelung erkennbar fortschreitet und dadurch lindernd und besänftigend wirkt. Sollte der Umsturz trotzdem eintreten, so wird er in Amerika beginnen, wo die Gegensätze zwischen Reich und Arm am größten sind, wo sich das Proletariat aller Länder der Welt zu Millionen ansammelt, wo die verwegensten und unternehmendsten Abenteurer in großen Massen ein Feld ihrer Thätigkeit finden, und wo endlich die bürgerlichen Verhältnisse noch nicht jenen Charakter der Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gewonnen haben wie in dem aus einer Entwickelung von Jahrtausenden hervorgegangenen Europa. Ist die sociale Frage überhaupt so unheilschwanger, wie heute Viele — vielleicht mit Uebertreibung — meinen, so wird die Gefahr ebenso sicher von Amerika her kommen, wie die republicanische Strömung Ende vorigen Jahrhunderts von dorther kam. Dem Freiheitskampfe in der Union folgten die französische Revolution und Anfang dieses Jahrhunderts die Unabhängigkeitskriege der spanischen Colonialländer und die Bildung der hispano-amerikanischen Republiken.

Mag die Gefahr nun aber groß oder klein, nah oder fern sein; die rechtzeitige Ergreifung von Abwehrmaßregeln ist eine Nothwendigkeit der Zeit. Auf diesem Gedanken fußen die Bodenbesitzreformer. Es ist so zu sagen das Fundamentalprincip, worauf sie in der Gegenwart ihre Propaganda begründen. Die Art und Weise, wie Amerika colonisirt und bevölkert wurde, halten sie für ein abschreckendes Beispiel, d. h. für ein solches, das anzeigt, wie man die Sache nicht machen soll. Sie leiten daraus die socialen Uebel ab, welche die Ordnung und den bürgerlichen Frieden bedrohen. Und in der That ist leicht zu erkennen, daß das lawinenartige Anschwellen des amerikanischen Proletariats zu einem Volkskörper von vielen Millionen Seelen eine Erscheinung der allerneuesten Zeit ist, deren Beginn mit dem Fühlbarwerden des Landmangels zusammenfällt. Was in Europa und zwar vornehmlich in Großbritannien der Erfolg eines langsam wirkenden, jahrhundertelangen volkswirthschaftlich-socialen Vorganges gewesen ist — die durch Aufsaugung des Kleingrundbesitzes durch den Großgrundbesitz verschuldete Bevölkerungsabnahme in den Ruraldistricten mit gleichzeitiger Zunahme der Proletariermassen in Städten und Industriebezirken —, hat in Amerika fast plötzlich auf andere Weise seine Entstehung gefunden, nämlich durch das Fernbleiben der eine Heimath suchenden Schaaren von den Ruraldistricten, ihre durch die Verhältnisse erzwungene Ansammlung in den Städten und ihre ebenso erzwungene Theilnahme an einer frühreifen Industrie, die nur ein Kunstproduct, weil durch Schutzzölle erhalten ist. Die Latifundien, welche den Untergang des alten Roms verschuldet haben, und aus deren erkennbarer Ausbildung manche den Untergang Großbritanniens weissagen zu dürfen meinen, sind in Amerika bereits ein charakteristisches Merkmal der agricolen Verhältnisse, bevor man noch von endgiltiger Consolidirung des Staatswesens sprechen kann.

Nicht besser steht es in andern Ländern aus, die heute als Auswanderungsziele gelten. Die Verhältnisse Australiens sind womöglich noch schlimmere, d. h. so schlimme, daß dorthin, trotz der klimatischen und an sich unleugbaren landwirthschaftlichen Vorzüge, bis heute keine rechte Masseneinwanderung hat in Fluß kommen können. Schwachbemittelte Elemente aus den ländlichen Schichten Europas können im Allgemeinen nur Pächter der Großgrundbesitzer oder Hirten der Viehzüchter oder Lohnarbeiter werden. Die Latifundienwirthschaft prägt sich fast noch stärker aus als in den Vereinigten Staaten, die wenigstens eine Bevölkerung von 60 Millionen Seelen herangezogen, ehe sie in den heutigen Zustand geriethen, während das annähernd gleichgroße Australien nur den zwanzigsten Theil dieser Seelenzahl aufweist. — Auch Südafrika vermag aus analogen Gründen keine rechte Anziehungskraft auf Europamüde auszuüben. Im romanischen Amerika nun gar ist die Latifundienwirthschaft seit der spanischen und portugiesischen Colonialzeit herrschend gewesen. Die ungeheuren Gebiete, soweit sie überhaupt zugänglich waren, wurden an einzelne Große verschenkt. Daher hat die Einwanderung nie sonderlichen Umfang erreicht, so viel Mühe man sich auch periodenweise gab sie anzuziehen. Ausgenommen mag zeitweilig Argentinien sein, das bis in die neueste Zeit hinein seine Regierungsländer colonisirt, aber ebenfalls so große und viele Landconcessionen an Speculanten gemacht hat, daß es den Vereinigten Staaten sehr bald ähnlich werden muß, falls nicht eine rechtzeitige Umkehr von dem eingeschlagenen Wege stattfinden sollte. Das vielgepriesene Brasilien ist ein ausgebildeter Pflanzerstaat und macht auch gar kein Geheimniß daraus, daß es nicht Colonisten, sondern Plantagenarbeiter aus Europa zu beziehen wünscht. Wie kläglich es in diesem Bestreben gescheitert ist, lehrt die neueste Zeit. Mit unerhörten Opfern unterhielt es in Europa eine Anzahl Auswanderungsagenturen und bezahlte innerhalb anderthalb Jahren die freie Ueberfahrt nach Brasilien für gegen 200 000 Personen (meistens Italiener), bis im Inlande und Auslande das Geschrei über diese irregeführten, in Hilflosigkeit versetzten Schaaren so groß wurde, daß man das System aufgeben mußte. Heute wandern weniger Leute denn je nach dem sonnigen Lande des Kaffees und Kautschuks aus.

Andere Auswanderungsziele sind entweder nicht vorhanden

aber kommen aus hier nebensächlichen Gründen nicht in Betracht (das europäische und asiatische Rußland). Man kann in gewissem Sinne und mit Bezug auf Colonisation sagen: die Welt ist nahezu weggegeben. Unsere Mutter Erde, auf welcher 50000 Millionen Seelen bequem leben und ausreichenden Lebensunterhalt finden könnten, und die heute erst von 1500 Millionen bewohnt wird, hat selbst für einen großen Theil dieser keinen Platz mehr, auf dem sie ein eigenes Heim zu finden vermöchten. Hört sich diese Wahrheit, welche die Bodenbesitzreformer uns ins Gesicht schleudern, nicht wie etwas Unglaubliches, Ungeheuerliches an? Ganze Erdtheile sind nahezu noch unbewohnt wie Australien und der Haupttheil Amerikas, und doch herrscht Raummangel, doch kann der Schwachbemittelte kein Stückchen Land finden, das er für seinen und der Seinigen Unterhalt unter Cultur zu setzen vermöchte, um von seiner Hände Arbeit und den Früchten seines Feldes zu leben. Weil alles Land weggegeben ist, wird die Industrie mit Arbeitsangeboten überlaufen, wächst die Zahl der Proletarier zu bedrohlichen Massen an und werden selbst in Deutschland innerhalb eines Jahres mehr als 200000 arbeitsfähige, aber zu zeitweiliger Bummelei gezwungene Männer von den Behörden in Obhut genommen, so unangenehm dies für manchen der Betroffenen gewesen sein mag. Denn vor polizeilicher Intervention hat der Deutsche nun einmal ausgesprochenen Respect, und aus freiem Willen provocirt er sie nicht.

Man kann alle diese Dinge als zutreffend anerkennen, ohne deswegen die Abhilfe, welche die Bodenbesitzreformer anstreben, für leicht zu halten. Gewiß würde die Welt, wenn sie nach deren Theorie eingerichtet wäre, heute noch lange keine sociale Frage aufweisen. Aber leider ist sie einmal anders eingerichtet, und eine Reformation, sei es selbst nur eine landwirthschaftliche, die erst durch ihre Wirkungen ins eigentliche sociale Leben eingreift, ist eine Sache von ungeheurer Tragweite. Noch nie ist eine solche ohne gewaltige innere Zuckungen der Staatskörper vor sich gegangen, es sei denn, daß sie ganz allmälig, fast unmerklich vorbereitet und innerhalb eines größern Zeitraums durchgeführt wurde. Mit dieser Einschränkung werden wir die Vorschläge der Bodenbesitzreformer wol als ein erstrebenswerthes, aber gleichzeitig auch fernliegendes Ziel, zu dem ein weiter Weg führt, anerkennen dürfen. Grund und Boden sollen in den Besitz des Staates oder der ihn vertretenden Gemeinde übergehen. Jedermann soll Anspruch auf ein Stück Land erheben dürfen, das ihn und seine Familie zu nähren vermag, das er auf seinen Sohn vererben, nicht aber verkaufen kann, ausgenommen was die von ihm herrührenden Meliorationen, Wohnung u. dergl. betrifft. Er ist also Nutznießer und hat als Aequivalent eine Grundrente zu zahlen, deren Ertrag der Allgemeinheit zu Gute kommt. Der Uebergang zu dieser neuen Gestaltung der Dinge soll ohne Kränkung bestehender Vermögensverhältnisse geschehen, d. h. wol, die gegenwärtigen Besitzer werden, z. B. durch Staatsschuldscheine, entschädigt, mit deren Hilfe sie ihre Hypothekargläubiger befriedigen, und statt der Zinszahlung an diese tritt die Grundrente, welche, wie ziemlich klar dargelegt wird, innerhalb kurzer Zeit bedeutend niedriger und leichter zu tragen sein würde als die Privatlasten, von denen die meistens stark verschuldeten Landwirthe der modernen Zeit bedrückt werden. Der Großgrundbesitz würde ganz verschwinden, Hunderttausende würden eine sie reichlich nährende Thätigkeit gewinnen, der Consum würde beträchtlich zunehmen und auch der Industrie zu Gute kommen, die bei verminderter Arbeiterzahl höhere Löhne zahlen müßte und könnte u. s. w — kurz, die Sache hört sich nicht nur recht schön an, sondern würde thatsächlich ein bedeutender Fortschritt sein. Jedenfalls profitirten die kleinen Landwirthe, die indessen nicht so klein werden sollen, daß sie nicht ein paar junge Knechte oder Mägde, welche in ihrem Dienste landwirthschaftliche Berufsausbildung auf praktischem Wege zu erwerben streben, zu halten vermöchten, am meisten dabei.

Was über diese allgemeine Skizze hinausgeht, sind vielfach Dinge, über welche unter den Bodenbesitzreformern heute noch keine rechte Einigkeit zu herrschen scheint; denn es handelt sich dabei um Folgerungen über die Wirkungen der Reform, welche eingehend auszumalen bei Zuständen, die noch nirgend wirklich sind, sondern nur in der Phantasie existiren, immer mißlich ist, so interessant die Sache sein mag. Uns geht aber hier nur der Plan als solcher etwas an. So begründete Zweifel man in dessen Verwirklichung setzen darf, sofern es sich um eine landwirthschaftliche Reformation innerhalb der alten Culturstaaten handelt, so beachtenswerth dürften die Fingerzeige sein, welche auf die falsche Wirthschaftspolitik in den modernen Colonialländern hinweisen. Da, wo die Zustände nicht aus historischer Entwickelung hervorgegangen sind, sondern gewissermaßen erst rationell geschaffen werden sollen, wird ein auf logischen Principien aufgebautes System in Anwendung kommen können. Ja, man wird sagen dürfen, daß die Vermeidung von Fehlern, welche von Andern gemacht wurden, einer neuen Schöpfung nur zum Vortheil gereichen kann. Und ein Fehler war es, daß man in den Vereinigten Staaten den Haupttheil des Grundes und Bodens an Landhaifische überließ, dadurch die Ansiedlung der zuströmenden Volksmassen unmöglich machte und das Auftauchen der socialen Frage in einer Form verschuldete, welche gefahrdrohender erscheint als in irgend einem andern Lande der Welt.

Daß nach den Grundsätzen der Bodenbesitzreformer erfolgreich colonisirt werden könnte, soll also nicht bestritten werden. In Colonialländern, welche noch erst eine Bevölkerung erhalten sollen, oder wo die vorhandene Bevölkerung abgegrenzte, bezw. feststehende Besitzrechte auf Grund und Boden noch nicht entwickelt hat, ist es leicht zu sagen: alles Land gehört dem Staate, und die jetzigen oder neu hinzukommende Occupanten sind nur lebenslängliche Nutznießer desselben. Als solche haben sie keinen Kaufpreis, wol aber von einer gewissen Zeit an eine bestimmte Grundrente zu zahlen. — Landhaifische wären unter solchen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, und auch die Eisenbahngesellschaften würde man nicht durch Landconcessionen, sondern durch zeitweilige Ueberlassung des Grundrentenertrages auf den von ihnen colonisirten Gebieten unterstützen. Landmangel könnte nicht eintreten, solange noch anbaufähige Regionen zur Aufnahme von Einwanderern vorhanden wären. Die Ansammlung von Proletariermassen in Städten und Fabrikdistricten wäre in gleicher Weise vermieden wie das Auftauchen der socialen Frage. Ebensowenig würde auf absehbare Zeit das Colonialland industrieller Concurrent des Mutterlandes werden können, welches im Gegentheil die Bedürfnisse der Colonie zu befriedigen haben würde. Der Aufschwung der agricolen Production in dieser würde einen Aufschwung der industriellen Production in jenem hervorrufen.

Zum Schluß die Frage: haben die Bodenbesitzreformer Aussicht, daß ihre Ideen in irgend einem Theile der Welt zur Geltung gelangen? Die Antwort ist nicht ganz leicht. Es handelt sich um eine Reformbewegung, die noch ziemlich jung ist. In Deutschland ist sie kaum in weitere Kreise eingedrungen, geschweige denn von solchen verstanden worden, obwol an ihrer Spitze ein volkswirthschaftlich wolgeschulter Mann, M. Flürscheim, ein reicher Philanthrop aus Baden-Baden, steht. Seine Anhänger mögen heute die Zahl einiger weniger Tausend Personen der höheren Stände nicht übersteigen, sind weit verstreut über Deutschland, Holland, Oesterreich und die Schweiz, und gehören dem Beruf nach meistens den Landwirthen, Gelehrten aller Art und selbst den Industriellen an. Zu einer Vertretung im Reichstage hat man es, wie es scheint, noch nicht gebracht, vermuthlich auch nicht danach gestrebt; denn man möchte wol am liebsten die deutschen Regierungen für die Sache erwärmen. Bei weitem zahlreicher sind die Bodenbesitzreformer in Frankreich und ganz besonders in England vertreten. Unter den englischen Colonialländern scheint Australien eine beträchtlichere Zahl Anhänger zu zählen; und es ist einer veränderten Agrarpolitik wol auch dringender benöthigt als irgend ein anderes Land der Welt. Das Gros der Bodenbesitzreformer ist in den Vereinigten Staaten zu finden, wo eine oder anderthalb Millionen Gesinnungsgenossen hinter Henry George stehen sollen. Dort hat die Idee auch im Repräsentantenhause erklärte Vertreter. Trotzdem dürfte ihre Verwirklichung mehr als zweifelhaft sein, denn die Landhaifische beherrschen durch ihren politischen Einfluß die Situation. Wenn nun auch vorläufig nirgend eine unmittelbare Durchführung der Bodenbesitzreform zu erwarten ist, so handelt es sich doch um eine volkswirthschaftliche Frage von hoher Bedeutung, und die erkennbaren Mißstände in allen Ländern, die heute als Auswanderungsziele gelten, können jeden Augenblick in maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung wachrufen, daß das bisherige Besiedelungs- und Bevölkerungssystem nichts taugt. Ist man aber erst soweit gelangt, so kann vielleicht manche Idee der Bodenbesitzreformer eine unerwartete Verwerthung finden.

Nachschrift der Redaction. Ueber Flürscheim sind wir anderer Meinung wie der Herr Verfasser; nach unserer Ansicht unterscheidet sich Flürscheim's Agitation in ihrer neueren Gestalt nur noch dem Namen nach von der der Socialdemokraten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 22. Donnerstag, den 20. Februar. 1890.

Zur richtigen Beurtheilung des Darwinismus.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Der berühmte englische Naturforscher Th. Huxley hat einmal bezüglich der landläufigen Kritiken, welche sich mit der Darwin'schen Abstammungslehre beschäftigen, sehr treffend gesagt, daß die Mehrzahl davon das Papier nicht werth sei, auf das sie gedruckt würden. Dieses Urtheil klingt ziemlich hart, aber es ist nur einfach gerecht. Es giebt in der That kaum eine elendere Literatur als diejenige ist, welche die gegen den Darwinismus gerichteten Schriften umfaßt. Leute, die nicht das Geringste von zoologischer Wissenschaft verstehen, haben sich nicht selten erdreistet, ein vollkommen absprechendes Urtheil über den ersten epochemachenden Versuch abzugeben, die Entstehung neuer Thier- und Pflanzenarten mittels der in den Kreis unserer Beobachtung fallenden Naturgesetze zu erklären. Derartige Leute haben sich oft genug wie blind auf einzelne Lehrsätze der Entwickelungstheorie gestürzt und an denselben so lange herumgezaust, bis sie gänzlich entstellt und jedes gesunden Sinnes bar erschienen. In solcher Verfassung gelangten sie dann in das große Publicum, welches mit der ihm eigenen Souveränetät die betreffenden Lehrsätze entweder für sehr einleuchtend oder für ganz absurd erklärte — je nach der Geschmacks- und Geistesrichtung seiner jeweiligen Wortführer. Geprüft und selbst studirt hatten im vorliegenden Falle die Wenigsten! Bis vor einem Jahrzehnt noch genügte es, von Jemand zu sagen, er sei ein Darwinianer, um ihn sofort mit einer Brandmarke von dauerhaftester Beschaffenheit zu versehen. Dies ist nun — zur Ehre der wirklich besser gebildeten Kreise sei es gesagt — in den letzten Jahren anders geworden! Der Charakter der modernen Naturforschung erscheint nicht mehr im gleichen Grade religionsfeindlich und verdächtig, wie früher. Man hat jetzt begriffen, daß auch der Biolog, der Ergründer der Lebenserscheinungen in ihrer verschiedenartigen Gestalt, Halt machen muß vor dem Probleme der ersten Entstehung jener merkwürdigsten Manifestation des Naturwaltens, in der es eine aufsteigende Reihe giebt vom fressenden, athmenden und sich fortpflanzenden Schleimtropfen bis zum denkenden und forschenden Menschen, der die Krone der belebten Schöpfung ausmacht. Vor diesem Problem, dem größten, welches die Vernunft zu erfassen fähig ist, müssen wir uns Alle beugen und unsere Unzulänglichkeit bekennen. Aber beim Darwinismus handelt es sich auch gar nicht um die Erklärung davon, wie Leben zuerst auf unserem (oder einem anderen) Himmelskörper entstand, sondern um die weit einfachere Frage, wie sich das Leben mal vermannigfaltigt haben möge, wenn es bereits thatsächlich vorhanden war, aber nur in wenigen primitiven Formen existirte. Das ist der Gegenstand der von Darwin mit so großem Scharfsinn ausgearbeiteten Theorie; mit der ersten Entstehung des Lebens, also mit der Schöpfung desselben, beschäftigt sich der britische Forscher absolut nicht. Er läßt diese Frage vielmehr ganz bei Seite, und bekennt offen, daß wir darüber wissenschaftlich nichts wissen können, weil uns die Beobachtung im Stiche läßt, sobald wir den Boden der Philosophie und Metaphysik betreten. Von dieser Sachlage haben viele Beurtheiler der Descendenztheorie keine richtige Vorstellung, und aus diesem Umstande erklärt sich die geradezu kindische Auffassung derselben von Seiten zahlreicher Laien. Es heißt nichts weniger als Eulen nach Athen tragen, wenn man von Zeit zu Zeit immer wieder auf Darwin und seine Lehre publicistisch zurückkommt, um die vielfachen Irrthümer, welche darüber im Schwange sind, nach und nach zu zerstreuen.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß denn auch das Erscheinen einer kleinen (nur 31 Seiten umfassenden) Broschüre des Professors H. Settegast in Berlin sehr willkommen geheißen werden*), weil dieselbe an der Hand einer populär-wissenschaftlichen Beweisführung und in knappester Form eine Lanze für Darwin's Theorie bricht. Der Verfasser geht, wie er im Vorworte selbst sagt, darauf aus: „zu erweisen, daß der Darwinismus mit einer den Menschen läuternden und beglückenden Gottes- und Weltanschauung nicht allein verträglich ist, sondern sogar die Grundlage für sie bildet und den Weg zeigt, auf dem wir, von den Genien der Sittlichkeit und Frömmigkeit geleitet, dem Ziele wahren Menschenthums zuzustreben vermögen."

Der Inhalt dieser trefflichen Schrift, der wir recht weite Verbreitung in Laienkreisen wünschen, stellt einen in der Großen Freimaurerloge von Preußen („Royal York zur Freundschaft") von Prof. Settegast gehaltenen Vortrag dar, dem die edle Absicht zu Grunde liegt, ein wirkliches Verständniß des Sinnes der Entwickelungslehre in weiteren Kreisen anzubahnen. Besonders zu loben ist an des Verfassers Darstellung die klare Gediegenheit seiner Argumentation und die gut gewählten Beispiele zur Erläuterung der Artenbildung. Darüber lese man S. 5—18 nach.

Besonders anzuerkennen ist es, daß Prof. Settegast sich nicht gescheut hat, auch den heiklen Punkt der Religionswidrigkeit des Darwinismus zu berühren. Dies giebt ihm eine gute Gelegenheit, viele häßliche Vorurtheile in ihrer Unbegründetheit zu zeigen und so in der wirksamsten Weise Propaganda für die neueren Ansichten über das Werden und Vergehen in der organischen Natur zu machen, die sich an Darwin's Namen knüpfen.

Sehr richtig hebt Settegast hervor, daß das Ziel sehr vieler Menschen nicht möglichst annähernde Wahrheit, sondern vielmehr praktische Zweckmäßigkeit im Glauben ist. Sie wollen nichts davon hören, daß alles Ringen des menschlichen Geistes nach Wahrheit, alle Fortschritte der Wissenschaft uns Gott nur größer und erhabener erscheinen lassen, daß durch jede neue Forschung die Gottesverehrung vertieft, nicht aber abgeschwächt wird; daß die Wissenschaft dem Reiche Gottes auf Erden nicht entgegenwirkt, sondern im Gegentheil daran mitbaut und an demselben ihren Antheil und in ihm ihre Stelle hat.

„Was bleibt uns," so hören wir den bibelfesten Glaubens-Eiferer jammern, „von der Religion noch übrig, wenn an ihrer Statt Darwinistische Ideen treten und herrschend werden?" Prof. Settegast antwortet hierauf: „In dieser sorgenvollen Frage spricht sich die völlige Unklarheit darüber aus, was Religion ist und darbietet. Wir verstehen darunter die Anerkennung und Anbetung einer höheren Macht, der letzten Ursache alles Seins und Geschehens. Wir fassen die Religion auf als bestimmend für unser Verhältniß zu dieser uns heiligen Macht oder zu Gott, den wir von ganzem Herzen lieben, und dessen von dem Gewissen uns verkündeten Gesetzen wir Gehorsam schulden. In dieser lebendigen Ueberzeugung liegen für uns die Fundamente des Glaubens. Im Bewußtsein der Erhabenheit Gottes legen wir uns die Frage vor, was wol eine tiefere und würdigere Vorstellung von seiner Schöpfung sei, nämlich auf der einen Seite die, nach welcher Gott den Menschen bildete wie der Töpfer eine Thonfigur, auf der anderen Seite die Ansicht der Naturforschung,

*) Der Darwinismus im Verhältniß zu Naturforschung, Religion und Freimaurerei. Berlin, Paul Parey, 1889.

daß der Schöpfer den Funken des Lebens zuerst nur in wenigen unvollkommenen Formen entzündete, welche sich dann nach natürlichen Gesetzen in der Weise weiter entwickelten, daß sie den verschiedensten äußeren Bedingungen angepaßt wurden. Es kann wol für einen unvoreingenommenen Geist kein Zweifel sein, daß die letztere Anschauung Gottes würdiger und für unsere Vernunft befriedigender ist."

Soweit Settegast. Jeder klar Denkende muß einsehen, daß die Entwickelungstheorie in keiner Weise gegen den Glauben an eine providentielle Macht verstößt, und daß sie den Inhalt des christlich-religiösen Bewußtseins nicht im Entferntesten antastet. Manche höchst beschränkten Geister meinen freilich, daß die Natur gar nicht dazu da sei, um erforscht zu werden, ja sie glauben sogar, daß es frevelhaft sei, in die unserer unmittelbaren Wahrnehmung entzogene Vergangenheit vorzudringen, um in dieser vorgeschichtlichen Epoche nach der Entwickelung des Menschengeschlechts und derjenigen der übrigen Lebensformen zu spähen. Diese Leute muß man an ein treffliches Wort des großen Linné erinnern, welcher äußerst schlagend auf derartige beschränkte Nörgeleien entgegnete: „Was unser Herrgott der Mühe für werth gehalten hat, zu erschaffen: das wird wol auch der Mensch für würdig halten dürfen, zu erforschen."

Kürzer und vorzüglicher kann man den Standpunkt des Naturforschers nicht wahren, wenn es sich um die Abschüttelung ungehöriger Zumuthungen handelt.

Daß der Darwinismus das letzte Wort der modernen Forschung bezüglich der Entwickelungsweise pflanzlicher und animaler Wesen sei, wird kein einsichtsvoller Beurtheiler wissenschaftlicher Theorien zu behaupten wagen. Im Gegentheil üben wir schon heute scharfe Kritik an manchen von Darwin aufgestellten Sätzen und Hypothesen und voraussichtlich wird die künftige Forschung in der Lage sein, eine größere Annäherung an die Wahrheit zu erreichen, als sie die heutige Entwickelungstheorie darbietet. Aber dies darf uns nicht auf dem Wege irre machen, den wir mit dieser Theorie eingeschlagen haben. Dieser Weg ist es, für dessen Betretungsrecht in den sechziger und siebziger Jahren noch fortgesetzt gekämpft werden mußte, bis endlich die Naturforschung Siegerin blieb. Nunmehr ist sie unbehelligt, weil man auch auf gegnerischer Seite die Nutzlosigkeit alles Dreinredens eingesehen hat. Besser wäre es allerdings, wenn man die höhere Stufe der Einsicht erklömme und zugestünde, daß der Weg, den die Forschung geht, zugleich auch der einzige ist, der uns durch die Einrichtung unseres Verstandes vorgeschrieben wird, sobald es sich um die Frage nach dem allmäligen Werden der Lebensformen handelt. Hier kann uns nur das nämliche Causalgesetz leiten, das uns die Begreiflichkeit aller übrigen Vorgänge in Natur und Geschichte ermöglicht. Es kann weder religionswidrig noch unvernünftig sein, der naturgesetzlichen Beschaffenheit unseres Verstandes Befriedigung zu verschaffen, sonst dürften wir auch nicht essen, wenn wir Hunger verspüren, und nicht trinken, wenn wir Durst empfinden. In allen diesen Fällen machen sich unabweisbare Forderungen unserer geistigen und körperlichen Constitution geltend, deren Nichtbefriedigung gleichbedeutend wäre mit einer Unterdrückung und Verleugnung der uns von Gott verliehenen Fähigkeiten. Wer das nicht begreift, dem ist allerdings nicht zu helfen. Gegen den Mangel an Logik kämpfen bekanntlich auch die Götter vergebens.

Dr. Otto Zacharias.

Diogenes in Paris.

Von Alexei Michailowitsch Rotaschin.

Wer das Elend der Großstadt kennen lernen will, muß früh aufstehen. Die großen Boulevards, in bleigraue Nebelwogen versenkt, ruhen noch im Morgenschlummer; nur ein Paar fröstelnde Arbeiter, die nach den Werkstätten über der Seine drüben eilen, an die Häuser gedrückt, und an den Ecken die unbeweglichen Gestalten der Wächter der Ordnung, die Schirmmütze tief in die Stirn gezogen und die Arme unter dem kurzen, blauen Mäntelchen übereinandergeschlagen, beleben die verödeten Tummelplätze von Tout-Paris. Zur selben Stunde aber hat draußen in den Vorstädten das Leben längst begonnen. Das Asphaltpflaster hat aufgehört, wir eilen auf den schmalen Bürgerdämmen, den schmutzigen Rinnstein entlang, durch ein Gewirr von endlosen Gassen nordwärts. Mitten zwischen die großen Miethscasernen gedrängt, von den Kolossen halb erdrückt, kleine, nach vorn überhängende Arbeiterhäuschen von 1820 und 1830, mit grünen Läden und den großen, vergitterten Kellerlöchern. Aus dem einen oder dem anderen blinkt ein Lichtschein, das Klopfen und Hämmern, das aus den feuchten Höhlen hervordringt, sagt den Vorübereilenden, daß hier der tägliche Verzweiflungskampf mit den Gespenstern des Hungers wieder begonnen. Wir sind in der Arbeitervorstadt Belleville. Der Name enthält einen bitteren Hohn: das ärmste, verrufenste, schmutzigste Viertel von ganz Paris — die schöne Stadt! Der großen Casernenbauten, die wie riesige Schränke mit unzähligen Gelassen sich ausnehmen — ein einziges der Gebäude beherbergt 800 und mehr Menschen — nimmt sich die Gesundheitspolizei von Zeit zu Zeit an, hält Haussuchungen, bringt eine große Tafel mit sanitären Vorschriften in der Hausflur an — aber die engen Straßen des alten Viertels, in die sich die Sittenpolizei nur wohlbewaffnet wagt, sind heute so verwahrlost, von der Cultur der Großstadt aufgegeben, wie zu der Zeit, da sie Eugen Sue beschrieb. Es sind meist kleine, zweistöckige Gebäude, die sich dicht um einen engen Hof drängen, der Alles zu gleicher Zeit ist, der Spielplatz der Kinder, Garten, Trockenboden, Cloake, Rumpelkammer — ein kleines, gepflastertes Stück Erde, nach der einen Seite etwas gesenkt, immer mit Pfützen bedeckt, und in eine Ecke gekauert ein Häuschen verkrüppelter, scrophulöser Kinder. Im Sommer füllen sie die Straßen, wälzen sich im Rinnstein, im Winter flüchten sie sich in die Höfe, in die Hausfluren. In den Zimmern ist wenig Platz für sie, vielleicht auch wissen sie nicht, wo sie hin gehören. Nur ein paar Schritte weiter — wir sind im Lumpensammlerquartier. Lange Reihen von Schuppen, wie Scheunen, dazwischen gedrängt ein paar Trödlerladen, auf den Schuppen wie Schwalbennester, aus Balken und Lehm nach der Hofseite zusammengefügt, niedrige Wohnungen. Ein betäubender Geruch dringt aus den geöffneten Thüren, daß den Fremden, der sich unversehens in das Viertel verirrt, Entsetzen packt; selbst die Vögel halten es nimmer aus. Aus einem der Schuppen klingt klägliches Quäken und dazwischen leiser Gesang. Auf dem Steinboden sitzen vier zerrissene fragwürdige Gestalten; ein Alter, der den Rock mit Bindfaden über der bloßen Brust zugebunden — im Monat Januar — sein letztes Hemd ist wol längst in Stücke zerfallen — und drei halbwüchsige Mädchen. Ungekämmte, wild ins Gesicht hängende Haare, und der stumpfe, matte Blick, in dem jeder Funken des Menschengeistes erloschen. Ein meterhoher Haufen unbestimmter Farbe, unbestimmter Zusammensetzung ist zwischen ihnen aufgeschichtet, den sie langsam zerkleinern. Mit rühmenswerthem Geschick schleudern sie Lumpen und Lappen um sich. Es ist die Beute der letzten Nacht, die hier untersucht, geordnet wird. Mit großen Kiepen auf dem Rücken und zwei Stöcken in der Hand — der eine eine Art Rechen, der andere eine Picke mit zwei Nägeln an der Spitze — sind sie die ganze Nacht umhergestreift, Alles aufsammelnd, was ihnen der Beachtung werth scheint. In den Elyseeischen Feldern, vor den großen Restaurants der Boulevards, in den Passagen zwischen Louvre und Großer Oper haben sie die Hauptbeute gemacht, Lappen, Papiere, Abfälle aller Art. Jetzt gilt es, Ordnung zu schaffen, ehe sich die „Familie" zum Schlummer niederlegt — auf den Lumpen, die sie in der Nacht zusammengetragen. Wenn die Winterfröste kommen, so wühlen sie sich Tags über in einen Haufen schmutziger Papiere hinein wie die Maulwürfe. Zwischen den einzelnen Haufen wälzt sich eine gebrechliche Gestalt herum, auf den Knien einem zu weit geschleuderten Lappen nachrutschend und jeden Fund mit einem Freudengeheul begrüßend. Der Alte singt mit hohler Stimme — vielleicht irgend ein altes Lied der Commune, der Junge kreischt dazu. Auf die Frage, was dem Jungen fehle, erst wortloses Staunen. Es ist wol das erste Mal, daß sich ein Fremder um ein Glied ihrer Sippe kümmert. Dann eine klagende Antwort, herausgestoßen, von wilden Geberden begleitet: lahm von Kindesbeinen, Idiot, Trottel. Ob es kein Unterkommen für ihn gäbe, die Armenpfleger des Viertels, die Stadtverwaltung, der die Kranken zur Last fielen — — da richtet sich der Alte halb empor, schüttelt den hageren Arm nach der Richtung, wo das Herz von Paris liegt, ein Geiferstrom halb unverständlicher Zornesworte fließt von seinen Lippen, aus denen nur immer wieder das eine Wort sich loslöst: la bête.

Dicht daneben dehnt sich der Park der Buttes-Chaumont, die letzte großartige Schöpfung des Seinepräfecten Haußmann, den die Eitelkeit plagte, mit einem Aufwande von Millionen hier mitten in

der Brutstätte des Elends, der Armuth, des Lasters einen Lustgarten mit Wasserfällen, Korinthischen Tempelchen, Seen, Teopfsteingeatten herzustellen. Mit der Hälfte der Kosten hätte das Lumpensammlerviertel geschleift, ganz Belleville mit einer Wasserleitung und einem Canalisirungssystem versehen werden können — aber die napaleanische Eitelkeit brauchte neuen Stoff: man baute wol eine Wasserleitung, aber nur um den Springdrunnen im Park zu speisen. Es ist ein unheimlicher Platz, die alte Richtstätte von Paris, auf dee bis zum Jahre 1761 der Galgen van Montfaucan stand. Im Jahre 1871 ist der Park wieder zur Richtstätte geworden, die Buttes-Chaumont dildeten die letzten der von den Communisten behaupteten Stellungen; die Blousenträger, die Verbrecher, die Wahnwitzigen und die Irregeleiteten standen hier zu Hausen gedrängt. Die vierte Kategorie der Cammunisten, die theoretischen Socialpolitiker, hatten sich längst zurückgezogen. Die Geschütze, die die Regierungstruppen der Versaillee auf dem Montmartre aufgestellt hatten, richteten ein fürchterliches Blutbad an — erst am 27. Mai ward der Park geräumt.

Die graßen Männer der Commune, Delescluze, Dombrowski und die Scharen, die ihnen blind folgten! Menschen? — nein, wilde Thiere. Van den Buttes Chaumont fällt der Blick gerade auf den Père-Lachaise, den großen Friedhof der Seinestadt. Zu seinen Füßen, in dee Rue de la Roquette, zwei Citadellen, das Gefängniß der jugendlichen Verbrecher, das 20 mal größer sein müßte, um süe den jugendlichen Adschaum dee Stadt auszureichen — und die Prison de la Roquette, der Ausenthaltsort der Verurtheilten vor ihrer Hinrichtung. Am 24. Mai hatten die Communisten erfahren, daß sechs der Ihrigen van den Versaillern erschossen waeden waren. Ferré, das Haupt des Sicherheitsausschusses, deschloß zur Rache sechs von den gefangen gehaltenen Geißeln niedermachen zu lassen. Man wählte sie vorsichtig aus; allen voran den Erzbischof von Paris, den Präfecten, den Superiae von St. Geneviève. Van den Nationalgarden herausgezerrt, beschimpft, geschlagen, bespieen, wueden sie an eine Mauer gelehnt und füsilirt. Als am 27. Mai dann die Sache der Commune verloren war, führte Ferré seinen letzten teuflischen Entschluß aus: ee gab allen Verbrechern die Freiheit und bewaffnete sie — wie losgelassene Bestien fielen sie über die van der Commune Eingekerkerten her, Alles niedermetzelnd, während die letzten Blousenträger enteilten und die Regierungstruppen schon das Thor sprengten.

Suchen wir den andern großen Leichenhof von Paris auf, den Cimetière Montmartre. Am Westfuße der Höhe des Montmartre, gerade über den alten Gypsbrüchen der Stadt Paris, dehnt sich der alte Friedhof bis zu der Riesenbrücke, die die Verdindung mit dem Boulevard de Clichy herstellt. Hinter den grauen Mauern eine verlassene Straße, die Rue des Grandes Carrières. Nur am frühen Morgen von 6 Uhr, manchmal auch schon van 5 Uhr an, bis die achte Stunde von dem Thurme von La Trinité schlägt, drängt sich in dem einsamen Winkel eine dunkle Menschenmasse eng aneinander, frierend, zitternd, schweigend. Eine unheimliche Stille ruht über der Menge: das größte Elend ist stumm. Zu klagen haben sie fast Alle verlernt, die sich hiee eingefunden — und das Anklagen ist ihnen noch vorbehalten. Sie bilden Queue, ohne daß ein Sergeant de Ville nöthig wäre, die Ordnung zu überwachen: Einer achtet ängstlich das Recht des Anderen, und drängt sich wirklich einmal ein blonder Krauskopf vor, unwissend, spielend, so bannt ihn ein finsterer Blick aus tiefen Augenhöhlen wieder in die Reihen zurück.

Was die Armen vereint, ist der Hunger. Um 8 Uhr öffnen sich die Pforten des Speisehauses der Rue des Grandes-Carrières. „Le pain paur tous" ist der Name des wohlthätigen Werkes. Jeder, dee kommt — und das stundenlange Warten aushält, muß man hinzufügen — erhält hier ein frisches, warmes, gutes Brod und eine große Schale heißen Kaffees. Nue ist die Halle zu klein, so jämmerlich klein für die Menge, die vor den Thoren steht. Nur 50 auf einmal werden eingelassen. Sie drängen sich zuerst um den Ofen, einen echten Eisenofen, keinen der widerlichen Kamine, die um sich eine Höllenhitze verbreiten, während in den Stubenecken die Eiszapfen hängen. Zitternd knien, hocken, kauern sie sich um ihn herum, suchen auf alle mögliche Weise die frierenden oder erfrorenen Hände und Füße zu wärmen. Denn fast ein Viertel kommt barfuß — und barfuß 2 Stunden Queue bilden im Januae, auf dem Steinpflaster der Pariser Straßen, will mehr heißen, als rasch nackten Fußes durch den Schnee springen. Und die Fußdekleidungen der Anderen! Ich hade nirgends so viel künstliche Verschnüeungen gesehen van alten Lappen, Teppichen — und Pappe. Alles, was in den Lumpenmuseen von Belleville als unverwendbar zurückbleibt, verwandelt sich in Fußbekleidungen für die Leute von Va-nu-pied; es bedarf nur nach einiger Enden Bindfaden — und die finden sich in den Durchgängen der Boulevards vor jedem Magazin. Glücklich, wer dann den so eingepackten Fuß noch in einen der riesigen Halzschuhe bergen kann mit dee aufgebagenen Spitze.

Ader die Aufwartung darf keine lange Zögerung dulden — der Hunger, vielleicht auch das Mitgefühl mit den Wartenden treibt die Eingelassenen auf die Bänke. Jeder hat sein Beod und seine Schüssel vor sich. Nun geht langsam einer der Aufwärter herum und schenkt aus einem großen Kessel den dampfenden Kaffee ein. Wie die Augen sich beleben und die Nasenlöcher sich erweitern, wenn der starke, durchdringende Geruch zuerst die Harrenden erreicht. Die Einen schütten gierig, sauchend und pustend das heiße Getränk hinter, aber die Meisten — die Nauès der Wohlthätigkeitsanstalten — suchen den Genuß zu verlängern, so weit es angeht, erst laben sie sich an dem süßen Duft, langsam stippen sie ihr Brod in das warme Getränk, langsam, die Augen schließend, schlürfen sie den Kaffee. Und dann, wenn sie beim Ausgang stehen, schweift noch ein sehnsüchtiger Blick über den großen Tisch im Hintergrunde, auf dem noch einige Hunderte appetitlicher Brödchen aufgehäuft sind. Mit einem Moskauer Feeunde stand ich hinter dem Bureau, in die Ecke gedrängt, die Eintretenden musternd, die Köpfe deobachtend — die leisen Erläuterungen, die der 1. Aufwärter dazu gab, waren die einzigen Worte, die in der Halle gewechselt wurden. Es ist beengend und beängstigend, dieses Schweigen. Nue hin und wieder ein Brummen unter den um den Ofen Gedrängten, ein verdächtiges Kratzen auf dem Rücken und in den Haaren, nur die Blicke sprechen. Aber bei den Meisten ist der Ausdruck dee Augen stumpf, die Lider halb geschlossen.

Von Zeit zu Zeit dröhnt ein harter Schlag gegen die Thür. Die Aufwärter kennen das Zeichen — einer schiedt den Riegel zurück. Das Klopfen verständigt die drinnen, daß draußen Einer zusammengebrochen — vor Hunger, vor Durst, vor Kälte, dee das Warten nicht hat aushalten können. Seine Genossen tragen ihn sorgsam bis zur Thür, dart nehmen ihn Andere in Empfang, er wird gerieben, dis er warm wird, das deste Plätzchen am Ofen wird ihm eingeräumt. Dann versucht man ihm den Kaffee einzuflößen — das Brod weist der geschwächte Magen meist zurück. Es sind meist Greise van 60—65 Jahren — die Arbeiter sind undrauchbar mit 55 Jahren und mit 70 haden sie aufgehöet zu existiren.

Monsieur Ducoureau, der Gründer des „Beod für Alle", sucht unermüdlich neue Hilfsmittel zu beschaffen — aber was sind drei kleine öffentliche Speiseanstalten für die Riesenstadt mit ihren 2½ Millionen Einwahnern? Und diese Anstalten sind doch so leicht zu beschaffen. Für Einrichtung und Unterhaltung einer einzigen Anstalt, die täglich 1000 Portionen Kaffee und Brod ader Suppe und Brod liefert, ist nur eine halbe Million Francs erforderlich, als einmalige Capitalanlage. Die große Oper hat 50 Millionen Francs verschlungen, füe einen einfachen Durchbruch, der keinen weiteren Zweck hat, als eine Aussicht auf eine entfernte Façade zu eröffnen, die Boulevards in gerader Linie durch die Stadt zu legen, hat heute noch der Säckel dee Stadt vier Millionen übrig. Füe dasselbe Geld könnten täglich 8000 Menschen gespeist werden, wohl gemerkt: täglich. Ja, für die Symmetrie und die liebe Eitelkeit — aber süe den Hunger — nein.

Da sind wir in der Rue du Bac angelangt. Eine große Inschrift vor einem der niedrigen Häuser meldet uns, daß hier eines der Asyle der Großstadt ist. Es ist eine Gründung des Barons de Livois. In den drei Asylen von Paris sind in einem Jahee 50400 Personen beiderlei Geschlechtes untergekrochen. Sind sie obdachlos, dauernd oder nue füe Tage, sind es durchreisende Arbeiter, Verstoßene — man fragt nicht darnach. Nur die Nationalität muß kurz angegeben werden. 1900 Deutsche und 900 Schweizer finden sich in den Listen. Wo sind sie hergekammen, wo sind sie gedlieden? Verschollen, verschlungen, der graße Maloch an der Seine giebt seine Opfer nicht wieder zurück. Dazu sind diese Ziffern weit entfernt, die wirkliche Zahl der Obdachlosen wiederzugeben. Denn neben diesen Asylen stehen noch die Hallen, die die Assistance publique baut, große niedrige Säle mit einem ungeheuren feurigen Ofen in der Mitte. Hiee wird Niemand gefragt nach Herkunft und Namen, man geht und kommt, wie man will. Im Sommer bietet das Bois du Baulogne und de Vincennes ein besseres Nachtlager — aber im Wintee, wenn es selbst unter den Brückendogen der Seine zu kalt wird, dann füllen sich die Hallen dis zum letzten Winkel.

Und doch ist der Aufenthalt in den Asylen immer noch dem Unterschlupf in den Winkelgasthäusern vorzuziehen. Da ist mitten

im Quartier St. Martin in der Rue Maubuée eines der Hotels der armen Leute. Unter der prunkenden Firma „Hotel" befindet sich eine zweite Tafel mit der Inschrift: „Ici, an loge à nuit, 15 centimes." Eine winklige Hausflur, eine Hühnerstiege, und oben 3 oder 4 Zimmer, Säle, Böden — genau läßt sich das nicht feststellen. Unter einer Papierhülse brennt eine trübe Oellampe, der Fuß stößt an menschliche Körper, ein unbestimmtes Etwas wälzt sich fluchend auf die Seite — nein, wir verzichten auf weiteres Vordringen, die Luft ist schlimmer als in einem vergifteten Brunnen — und was man erkennen kann, fürchterlich. Die 3 Sous werden beim Eintritt entrichtet, oben mag Jeder suchen, wo er Platz findet: Männer, Weiber, Kinder und stinkende Lumpen. Die Kleinen haben das Wimmern verlernt, Fußtritte der Nachbarn belehren sie bald eines Besseren. Wer 30 Centimes zu entrichten im Stande ist, der gehört zu den Pairs der Proletarier, der wird als Finanzmann, als Aristokrat betrachtet, er erhält einen Bretterverschlag für sich, wo er wenigstens nicht der Gefahr ausgesetzt ist, daß mitten im besten Schlaf ein paar fremde Stiefel sich über sein Gesicht schieben.

Unter den 40000 Arrestationen, die jedes Jahr in Paris stattfinden, befassen sich etwa 17000 mit Vagabunden und Bettlern. Die Zahl der gewerbsmäßigen Bettler jeden Alters und Geschlechtes berechnet man auf 10000: auf je 250 Menschen kommt ein Bettler. Die Bettlerhöhlen, wie sie Victor Hugo in „Notre Dame de Paris" geschildert, sind noch nicht ausgerottet, nur sind sie weiter von dem Herzen der Stadt entfernt. Und doch sind wieder die Bettler nicht die eigentlich Bedürftigen; alle die Jammergestalten, die zitternden Krüppel, die Togs über an den Boulevards, an den Brücken sitzen, die Frauen mit den geborgten Babies, die am Abend vor den Cafés stehen, haben eine verhältnißmäßig gute Einnahme. Es kann sich Jeder den statistischen Genuß bereiten, sich an das Fenster des nächsten Restaurants zu setzen — und da die Almosen einer Stunde zu zählen. Dazu muß man bedenken: das gewöhnliche Almosen ist ein rundes 5 Centimesstück, ein kupferner Sou, kein Pfennig, wie in Deutschland. Wer das Elend von Grund aus kennen lernen will, der muß einem jener verschämten Armen folgen, die sich des Abends vor den Schaufenstern, erst scheu zur Seite blickend, vor Scham fast weinend, an den Fremden herandrängen: „Monsieur, um Gottes Willen — meine Kinder verhungern, sie haben die Krankheit — die Influenza — und ich kann ihnen nicht einmal zu essen geben." Und wenn man dann am nächsten Morgen die erfragte Wohnung aufsucht: — vier Stiegen hoch oder ein Kellerloch, der enge Raum entsetzlich leer, fiebernde Kinder in dürftigen Betten, eine weinende Mutter am Boden, kein Stück Holz, keine Brodrinde im Haus. Ich suche vergeblich nach französischen Romanciers der letzten Jahrzehnte — um in einem ihrer Bilder eine Parallele zu finden: nur fallen mir 2 deutsche Autoren ein: Wilhelm Hauff mit seiner Bettlerin vom Pont-Neuf und Max Nordau mit der ersten Skizze seiner Seifenblasen.

Freilich, das Elend, wie es Emile Zola im Assommoir und im Ventre de Paris geschildert, ist noch weit entsetzlicher — aber der kalte Beobachter läßt keinen Zug menschlichen Mitleids durchdringen, der bei den Deutschen immer und immer wieder sich hervorringt. Dem wilden, unverfälschten Argot, das seine Personen sprechen, dem Dialekt des Gamin und des Gavroche, der beiden Typen der Pariser Straßenbevölkerung, fügen sich sentimentale Betrachtungen auch gar nicht ein. Und doch sind seine Figuren auch in ihren Wünschen so rührend einfach, bei allem Elend, das die Begehrlichkeit nur auf die Spitze treibt, die bescheidene Aussicht auf ein erträglicheres Leben, nur ein ganz klein wenig Glück. Da ist Gervaise mit ihren kleinen Wünschen: „Mein Gott, ich bin nicht ehrgeizig, ich verlange ja nicht viel . . . Mein Ideal, das wäre, ruhig arbeiten zu können, immer Brod zum Essen zu haben und dann einen ein wenig sauberen Winkel zum Schlafen, ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle, nicht mehr — und dann hätte ich noch einen Wunsch, keine Prügel zu bekommen — ja, und endlich, sehen Sie, wenn man das ganze Leben hindurch herumgeschleudert worden ist: ich möchte gern zu Haus, im Bett sterben." Nur der Nothschrei nach den äußersten Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins! Nur die Möglichkeit, wirklich Mensch sein zu können!

Bücherbesprechungen.

— **Unser Kaiser und seine Familie.** Eine Skizze zum Dienstunterricht und zur Selbstbelehrung des Soldaten. Von Hartmann, Hauptm. im 2. Garde-Rgt. z. F. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn; Preis 40 ₰. — Uebersichtliche Darstellung, Kürze und Billigkeit sind die Vorzüge des elegant ausgestatteten Büchleins, das für Mannschaftsbibliotheken wie für Geschenke an Soldaten gleich geeignet erscheint.

C. H. — **Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer.** Neue Gesammtausgabe. V. Band. J. G. Fichte und seine Vorgänger. Zweite neu bearbeitete Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1890. — Das System Fichte's bildet den ersten wichtigen Schritt in der ganzen Entwicklung der neueren deutschen Philosophie nach Kant. Die Darstellung dieses Systems und seiner vorbereitenden Versuche liegt hier in einem starken Bande — 840 S. — in dem Fischer'schen Gesammtwerke vor. Es vollzog sich mit Fichte im Allgemeinen der Uebergang von dem Kantischen Kriticismus zu dem reinen oder absoluten Idealismus der menschlichen Vernunft, an welchen sich dann später der objectiv-transscendentale Idealismus oder die Identitätslehre von Denken und Sein in Schelling und Hegel anschloß. Es waren dieses Alles gewaltige Umwälzungen in der ganzen neueren Vorstellung vom Wesen und der Aufgabe der Philosophie. Fichte nimmt insofern in allen diesen Fragen einen durchaus extremen Standpunkt ein, als nach ihm das Subject oder das innere Ich die alleinige setzende oder projicirende Kraft des Bildes der Welt oder sowol des Naturgesetzes als des Sittengesetzes ist. Es lag hierin überall etwas Titanenhaftes oder Prometheusartiges enthalten und bei aller Ueberspannheit dieser Forderung kam doch durch Fichte immer vorzugsweise das ethische Moment des Charakters und der Energie des Willens in der Philosophie zur Geltung. Seine Lehre hat insofern immer ganz besonders sittlich aufrichtend und stärkend gewirkt und ist hierdurch ein erquickendes Gegenbild zu der neueren schwächlichen und pessimistisch verzagten Modephilosophie Schopenhauer's und seiner Genossen gewesen. Daß die Darstellung Fischer's in weitem Umfange dem Werthe und den Verdiensten dieses geistigen Heroen gerecht wird, ist unumwunden anzuerkennen, wenn auch gerade bei Fichte das eigentlich Bedeutende und historisch Entscheidende nicht sowol in den einzelnen Punkten oder der näheren Durchführung als vielmehr nur in dem inneren gesinnungsvollen Kern und dem begeisterten Pathos seiner ganzen Lehre und Weltanschauung enthalten liegt. Das Werk zerfällt nächst einer vorbereitenden Einführung in vier Bücher: 1) Von Kant zu Fichte. 2) Fichte's Leben und Schriften. 3) Die Wissenschaftslehre. 4) Neue Darstellung und Begründung der Wissenschaftslehre.

W. L. **„Das Heil auf individuellem, socialem und politischem Gebiet."** Plan zur Erlösung von den herrschenden Uebeln. Kleiner Auszug aus dem „Buch des Lebens". Leipzig, bei H. Hartung & Sohn. 1890. — Dies Buch ist eine Streitschrift für die „naturgemäße Lebensweise", als welche Verfasser die Ernährung durch rohe Früchte, Enthaltung von geistigen Getränken und die Befolgung der Grundsätze des Neomalthusianismus ansieht. Der „kochende Vegetarianismus" wird blos als Uebergangsstufe zur einzig wahren Ernährungsweise geduldet. Für die Pflege geselliger Beziehungen wird dem Geruchssinn dieselbe bevorzugte Stellung eingeräumt, welche ihm die Anhänger des „Wollregimes" zubilligen. Die Forderungen, welche das Heil auf socialem und politischem Gebiete zur Verwirklichung bringen sollen, bewegen sich ebenfalls in einer uns übrigen Sterblichen etwas fernliegenden Sphäre.

△ Die vortreffliche Ausgabe der **Sächsischen Baupolizei-Gesetze und Verordnungen**, unter Berücksichtigung der besonderen Vorschriften für Schul-, Theater- und Industriebauten zusammengestellt und erläutert von Dr. C. E. Leuthold, Bergamtsdirector in Freiberg (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung), ist in fünfter vermehrter Auflage erschienen. Selbstverständlich berücksichtigt dieselbe sämmtliche in den letzten Jahren auf dem Gebiete des Baupolizeirechtes in Sachsen ergangenen Vorschriften und Entscheidungen und theilt insbesondere auch die Unfallverhütungsvorschriften der Sächsischen Baugewerks-Berufsgenossenschaft mit. Die streitige Frage, ob die Verjährungsfrist bei Uebertretungen gegen baupolizeiliche Bestimmungen, insoweit durch dieselben ein rechtswidriger Zustand geschaffen worden ist, erst nach Beseitigung des letzteren zu laufen beginne, ist nach Ansicht des Herausgebers richtiger zu verneinen. Wir stehen noch auf dem entgegengesetzten Standpunkte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 23. Sonnabend, den 22. Februar. 1890.

Otto Ludwig.

Der 25. Februar d. J. ist der 25. Todestag eines unserer eigenthümlichsten, naturwüchsigsten Dichter. Am 12. Februar 1813 zu Eisfeld an der Werra geboren, hatte Otto Ludwig die Anlage dazu von seinem Großvater und Vater ererbt, welcher Letztere die ansehnliche Stellung eines Syndicus und Rechtsconsulenten der alten Bergstadt bekleidete. Gepflegt aber wurde die Entwickelung derselben besonders von Seiten der Mutter, einer gefühlvollen Frau, welche den Knaben um so zärtlicher mit ihrer Liebe umhegte, als ihr der Tod die übrigen Kinder entrissen hatte, und Otto von überaus zarter Körperbeschaffenheit war. Sie war es, welche die leicht erregbare Phantasie des Kleinen durch Geschichten und Märchen entzündete, die sie in so lebendiger Weise erzählte und vorlas, daß er dieselben mit seinen Spielgenossen dramatisch zu verwirklichen suchte. Diese Anregungen sollten nicht ganz ohne nachtheilige Folgen bleiben. Wenigstens traten schon damals zuweilen die convulsivischen Nervenzuckungen bei dem Knaben hervor, die im späteren Alter desselben so zunehmen sollten. Diese krankhafte Anlage wurde aber auch dadurch gefördert, daß man der früh bei demselben hervortretenden Neigung zur Musik in zu großem Umfang entsprach. Er lernte Clavier, Violine und etwas später auch Generalbaß. Ein Eisfeld im Jahre 1822 heimsuchendes verheerendes Feuer erschütterte aber den Wohlstand der Familie. So wenig der Knabe zunächst auch dessen gewahr wurde, so zeigte sich doch nach dem drei Jahre später erfolgten Tode des Vaters, daß die ganze Hinterlassenschaft in nichts als einem schönen, wohlgepflegten Garten, dem Steckenpferde desselben, und einem Gartenhause bestand. Obschon die Mutter Anfangs an dem Erziehungsplane des Vaters nichts ändern wollte und den für Musik und Dichtkunst schwärmenden Sohn mit 15 Jahren aufs Gymnasium nach Hildburghausen schickte, scheinen die Verhältnisse diesen bald wieder zurückgeführt zu haben, um in den Kramladen eines Oheims zu treten, dessen muthmaßlicher Nachfolger er werden sollte. Es bestand aber zwischen dem neuen Stande des Jünglings und seinen künstlerischen Neigungen ein so klaffender Bruch, daß das Verhältniß von keiner Dauer sein konnte, zumal er durch nächtliches Lesen, Dichten und Musiciren im kalten Stübchen seine Gesundheit mehr und mehr untergrub. Nach dem Tode der Mutter, 1831, kam es mit dem Onkel zu einem Zerwürfniß, dem aber bald eine Aussöhnung folgte. Sie gab ihm die volle Freiheit und wol auch die spärlichen Mittel, seinem künstlerischen Beruf nun folgen zu können. Dieser Sieg über die Verhältnisse und das Gefühl der erkämpften Selbständigkeit schwellten die Brust des von Schaffensfreude und großen Entwürfen erfüllten jungen Mannes. Es war eine glückliche Zeit, die er mit seinem Herzensfreund Schaller im eigenen Besitze, dem väterlichen Garten, verlebte. Eine Menge Lieder und Balladen und nicht weniger als vier Opern entstanden, die er zum Theil auf einem von ihm ins Leben gerufenen Liebhabertheater aufführen ließ, dessen Director, Componist und Dichter, Kapellmeister und Regisseur er war. Freilich für seinen künstlerischen Beruf bot dieses dilettantische Gebahren mit seinen Erfolgen noch keine geeignete Grundlage, zumal trotz seines jetzt scheinbar blühenden und kräftigen Aeußeren die sich heimlich in ihm vorbereitende Krankheit sich schon durch verschiedene beunruhigende Symptome ankündigte. All seine Bemühungen, seinen Compositionen auch auswärts Eingang und Anerkennung zu verschaffen, waren vergeblich geblieben, als er 1839 plötzlich durch die Nachricht überrascht wurde, daß die Kesselring'sche Hofbuchhandlung in Hildburghausen auf Empfehlung des Kapellmeisters Grund ein paar seiner Balladen im Druck veröffentlichen wolle. Die Verbindung, die sich hieraus zwischen ihm und Letzterem entspann, hatte aber auch noch zur Folge, daß ihm auf dessen Empfehlung der Herzog von Meiningen zum Zweck seiner weiteren musikalischen Ausbildung bei Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig ein Jahresgeld anweisen ließ.

Diese Uebersiedelung kostete dem gefühlvollen jungen Mann, der mit ganzem Herzen an seiner Heimath, seinem Garten, dem Freunde und dem Eisfelder Leben hing, gleichwol ein großes Opfer. Eine heftige Erkältung brachte gerade damals das Leiden zum Ausbruch, mit welchem er hinfort, wenn schon mit Unterbrechungen, durch sein ganzes Leben zu kämpfen hatte. Sein Nervensystem wurde zeitweilig in solche Anfregung versetzt, daß er Bilder sah und Musik hörte, die es in Wirklichkeit gar nicht gab und die sich mit den Bildern und Tönen der Wirklichkeit störend vermischten. Dazu kam, daß er, das im gesellschaftlichen Leben unbeholfene Naturkind, zu dem feinen, hochgebildeten Weltmanne Mendelssohn kein Verhältniß gewann, daß dessen Musik ihm zu vornehm, die des Schumann'schen Kreises zu dunkel, zu dissonanzenreich war. Obschon in der Poesie damals noch ganz unter dem Einfluß der Stürmer und Dränger der Goethe'schen Jugendzeit und der Romantiker vom Schlage Th. A. Hoffmann's stehend, kam er in der Musik, so sehr er Beethoven schätzte, selbst doch kaum über den Standpunkt Reichardt's und Weigl's hinaus. Die neue Musik zerriß ihm das Herz und erfüllte ihn mit einer Art Grauen. „Ich meinte und meine noch immer — schreibt er einmal — die Musik solle heilen, nicht zerreißen, versöhnen, nicht verletzen. — Wahrlich es ist weit gekommen, daß man Senf wie Gemüse ißt." Je mehr er sich hiervon nun abgestoßen fühlte, je mehr seine Krankheit ihn, sich musikalisch zu bethätigen, hinderte, um so mehr zog es ihn aber in die Heimath, nach seinem Garten zurück, wo „jedes Blättchen ihm wie ein Bruder war". Er dachte daran, in Eisfeld Schullehrer oder Cantor oder Theaterdirector zu werden. Er faßte die Dichtung wieder fester ins Auge. Doch auch hier stieß ihn der gegenwärtige Zustand ab, „das von aller Pietät verlassene Wesen", „die Schamlosigkeit des jungen Deutschland", „die Unnatur der französischen Romantik". Er suchte aus diesen Widersprüchen Rettung in der Philosophie. So großen Eindruck sie aber auch zunächst auf ihn machte, so schnell kam er wieder von ihr zurück. „Ich habe mich in die Arme der Philosophie flüchten wollen, um meiner Armuth aufzuhelfen und meiner inneren Unruhe zu entgehen. Lieber Gott, die ist noch ärmer, muß sich sogar mit einem erborgten Gott helfen." Wie er später einsah, wie nachtheilig ihm der Einfluß Hoffmann's gewesen, so schrieb er nun auch den verworrenen Zustand der damaligen deutschen Dichtung hauptsächlich dem schädlichen Einfluß der Philosophie zu. „Die Poesie wird sich nur dann wieder erheben, wenn sie frei geworden vom Joche der Philosophie."

1840 kehrte Otto Ludwig mit dem Ideale des Schulmeisterlebens auf dem Lande wieder in sein Paradies nach Eisfeld zurück. Er beschäftigte sich hier fast ausschließlich mit poetischen Plänen und Studien, besonders dramatischen. Er hatte damals die Skizze zu einem Mysterium „Christophorus" entworfen. „Es ist ein göttlicher Stoff — aber welch' ein kindlicher Dichter gehört dazu. Ich glaube, in meiner Natur liegt etwas Verwandtes, was ich aber leider durch eigene und fremde Schuld verloren, indem oft eine kranke Reizbarkeit den Kinderfrieden und den Liebes-

reichthum meiner Natur so versteckte, daß ich selbst erschreckend ihn suchte. Darum möchte ich auf dem Lande in stiller, gemüthlicher Armuth leben, von Niemand gekannt, wünschend, ja ersehnend, daß meine Productionen Menschen wohlthun möchten, aber Dank und Anerkennung verschmähend, nicht aus Stolz oder Menschenscheu, sondern aus Liebe, die nicht bezahlt sein will." Er suchte dieses reine bescheidene Glück in einem Dörfchen, Namens Garsebach bei Meißen. Die Nähe der sächsischen Residenz bot die Möglichkeit, seinen Geist an den Darstellungen des dortigen Theaters, an den Meisterwerken der Museen zu erbauen und zu bilden. Er brachte die ersten beiden Bearbeitungen der „Bernauerin", das Trauerspiel „Waldburg" und mancherlei Entwürfe, Ausführungsfragmente und Studien mit, denn das Entwerfen und Studiren ging durch sein ganzes Leben ununterbrochen Hand in Hand. Jenes regte ihn zu Diesem, Dieses zu Jenem an. Er wendete sich hier zunächst der dritten Bearbeitung der „Bernauerin" zu. Doch geschah es keineswegs aus Mangel an Stoff und Erfindungskraft, da er eher unter der Fülle neuer Pläne litt, sondern weil es ihn drängte, das, was ihm einer Vervollkommnung werth und fähig erschien, dieser nach seinen inzwischen neugemachten Erfahrungen und Erkenntnissen zuzuführen. So liegen uns von seiner „Bernauerin" nicht weniger als sieben Bearbeitungen, von der „Pfarrrose", von den „Rechten des Herzens" und vom „Erbförster" je zwei, von den „Maccabäern" aber drei verschiedene Bearbeitungen vor.

Von höchstem Interesse ist das, was Otto Ludwig von seiner Compositionsweise erzählt: „Erst bloße Stimmung, zu der sich eine Farbe gesellt . . . In dieser Beleuchtung wurde allmälig eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll eine Stellung, d. h. die Fabel erfand sich und ihre Erfindung war nichts Anderes als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung. Aber diese war so sehr die Hauptsache, daß, sowie das Mindeste daran unbestimmt wurde, meine Fabel und meine Intentionen sich verwirrten. — Sonderbar, jetzt, wo ich von dem Allgemeinen ausgehe, von den Gesetzen der Gattung, wie mir ein sorgfältiges Studium gelehrt, folgt jene Erscheinung erst nach der Feststellung des Planes oder dem vollständigen Entwurfe der Fabel."

Diese Erscheinungen beruhten ohne Zweifel mit auf der Beschaffenheit seines Nervensystems, die besondere Art derselben aber auch darauf, daß ihm principiell der Charakter oder die Charaktere im Drama das Wesentliche, die Handlung ihnen untergeordnet war. Diese mit der Ueberzeugung fast aller Dramaturgen in Widerspruch stehende Ansicht wurde bei ihm mit den Jahren immer festere Ueberzeugung. Jetzt sollte der Dichter überhaupt nur die Charaktere bestimmt darstellen, die Handlung aber nur andeuten können, daher sie nie Hauptsache und ihre causale Verknüpfung durchaus nicht so dringlich sei, wie „der ethisch psychologische Causalnexus" der Person. „Auch das sittliche Urtheil richtet sich nicht nach dem, was geschieht, sondern nach den Motiven; die Nothwendigkeit dieser Motive aber gehört zum Menschen, nicht zur Handlung." Als ob das Motiv der Handlung nicht ebenso zu ihr, wie zu dem Handelnden, als ob der Handelnde, der Charakter, nicht selbst mit zu ihr gehöre. Gewiß bleibt der Mensch auch noch ohne Handlung bestehen, durch sie aber wird er erst zum dramatischen Charakter. Einzeln genommen ist jeder Charakter des Dramas, selbst der Held, blos ein Theil des Ganzen; nur die Handlung umfaßt dieses letztere selbst und in jedem Kunstwerk ist das Ganze, nicht aber der Theil, die Hauptsache. Ludwig gestand dies gelegentlich auch selbst wieder zu, wennschon unwissentlich, so wenn er sagt, daß die Shakespeare'sche Kunst, die ihm als wahre und höchste galt, den Weltlauf zum Vorwurfe habe und ihre Seele das innere Gesetz des Weltlaufes sei. Immerhin wird sich ein Theil der Einwände, die man selbst noch gegen die Hauptwerke Otto Ludwig's erhebt, auf diesen Grundirrthum seiner dramatischen Anschauung zurückführen lassen.

Auch er theilte das Loos fast Aller, die, ohne sich dabei auf äußere Erfolge zu stützen, es ernst mit der dramatischen Kunst nehmen — er erhielt fast all seine Stücke, meist ungelesen, oft unerbrochen, von den Theatern zurück. H. Laube war der Erste und Einzige, der ihn 1844 mit einer Novelle und dem zu dem Schauspiel „Friedrich II." gehörenden Vorspiel „Die Torgauer Haide" durch die „Zeitung für die elegante Welt" in die Oeffentlichkeit einführte. Er würde wol auch noch der Erste gewesen sein, der dies durch die Bühne gethan, wenn Ed. Devrient ihm hierin nicht zuvorgekommen wäre. Es ist nicht zu viel behauptet, daß ohne diese beiden Männer selbst ein so bedeutendes Talent, wie das Otto Ludwig's, uns wieder verloren gegangen sein würde. Das Verhältniß zu Ed. Devrient knüpfte sich nur ein Jahr später als das zu Laube an. Ludwig hatte ihm mehrere seiner Dramen, darunter „Die Rechte des Herzens", geschickt. Devrient erkannte darin das ursprüngliche, große Talent und trug dieses Stück nicht nur in des Dichters Gegenwart einem größeren Kreis von Gebildeten vor, sondern bemühte sich auch mit Wärme, wiewol vergeblich, um die Aufführung desselben auf dem Dresdner Theater. Tiefer war noch der Eindruck, den er von der ersten Bearbeitung des „Erbförsters" aus dem Jahre 1847 empfing. Auch hat er den Dichter zu der Vollendung, die das Werk durch die späteren Bearbeitungen erhielt, jedenfalls angeregt. Die Aufführung, die es in dieser Gestalt im März 1850 in Dresden erfuhr, hatte O. Ludwig aber wesentlich ihm zu verdanken. Die Wirkung war eine ungewöhnlich tiefe, ergreifende, wennschon nicht durchgehend sympathische. Der Dichter hatte darin noch gegen das von ihm selber später betonte Gesetz gefehlt: „daß es zum Behagen des Publicums gehöre, mit dem Dichter immer und überall eines Sinnes und Urtheils zu sein". Was sich gegen diese Dichtung aber auch einwenden lassen möchte, jedenfalls wurde es durch die Vorzüge weit überwogen. Ein Dichtergeist von einer Tiefe, Ursprünglichkeit und eigenartiger Gewalt trat aus demselben hervor, der Otto Ludwig mit Eins in die Reihe der bedeutendsten deutschen Dramatiker hob. Natürlich mußte ihn dieser Erfolg zu erneuter Bethätigung anregen. Nur daß er in dem neu zu schaffenden Werk frühere Fehler vermeiden und in nichts hinter sich selbst zurückbleiben wollte. Das 1850 entworfene Drama „Der Jude Süß" scheint ihm dazu nicht recht geeignet gewesen zu sein; er gab noch in demselben Jahre dem Maccabäerstoffe den Vorzug. Allein mit dem Entwerfen und Ausführen gingen wie immer die sorgsamsten Studien Hand in Hand, so daß er sich erst mit der dritten Bearbeitung völlig genügte, welche am 9. Januar 1853 zu Dresden zu erster Aufführung kam und über die Größe und den Umfang seines Talents jeden Zweifel beseitigte.

Es ist wol das einzige Beispiel in der Geschichte der Bühne, daß ein Dichter nach solchen Erfolgen sich noch immer als Lehrling in seiner Kunst betrachtet, daß es ihm fast noch wichtiger scheint, das Ideal, das er von ihr im Geiste trägt, der höchsten Vollendung zuzuführen, als es, so wie es ist, in immer neuen Werken zu verwirklichen. Mehr als durch die körperlichen Leiden, mit denen Otto Ludwig nun in immer steigendem Grade zu kämpfen hatte, ist er durch dieses unablässige Streben verhindert worden, in den 12 Jahren, die er noch lebte, auch nur einen der vielen neuen dramatischen Entwürfe zu vollständiger Ausführung zu bringen. Seine Erfindungs- und seine Schaffenskraft waren, wie seine Novelle: „Zwischen Himmel und Erde", die für sein vollendetstes Werk gehalten wird, und wie verschiedene der nach ihr entstandenen dramatischen Fragmente beweisen, durchaus nicht geschwächt, aber sie wurden durch jenes idealistische Streben, durch die durch fortgesetzte Studien immer wieder neugewonnenen Anschauungen gestört und gehemmt. Wie seine Leiden aber seine geistige Kraft nicht verringerten, so trübten sie auch nicht die innere Zufriedenheit seines anspruchslos kindlichen Gemüthes. „Glauben Sie nicht — schrieb er mit Bezug darauf an Julian Schmidt —, daß ich die innere Heiterkeit darüber verliere. Die Schönheit des Lebens, die Herrlichkeit der Welt verlieren mir nichts von ihrem Glanze und — ich weiß nicht, ist es die Macht der Gewohnheit oder die Fülle des menschlichen Gemüths, die einen leeren Raum in ihm so unmöglich macht, als in der physischen Welt — soll ich sagen, ich wünschte es anders mit mir, ich müßte lügen." Lange mag er seine dramatischen Studien fortgesetzt haben in der Hoffnung, die ersehnte feste und sichere Grundlage für das eigne poetische Schaffen gewinnen zu können. Dann und wann aber beschlich ihn der Zweifel daran. Es war dann sein Trost, das, was ihm selbst verloren gehen würde, zur Förderung Anderer gethan zu haben. Jedenfalls muß man diese Studien und seine vielen Entwürfe kennen, um ihn nach seiner ganzen Bedeutung und Eigenthümlichkeit würdigen zu können. Man wird von der Strenge seines Urtheils zwar bisweilen betroffen sein. — „Habe ich Manches nicht gebilligt — sagt er mit Beziehung darauf — was der Nation heilig geworden ist, so kann ich mich nur mit der Gewissenhaftigkeit meines Strebens rechtfertigen. Ich habe auch meine eigenen Wünsche und Vorurtheile für nichts geachtet." Zweierlei stand ihm fest: die Vollkommenheit des Shakespeare'schen Dramas und daß die Kunst wieder zur Natur werden müsse. Wenn das, was er von den Kunstbestrebungen seiner Zeit gesagt, auch zu hart gewesen sein sollte, so läßt es doch eine Anwendung auf heutige Zustände zu. „Das Drama der Zukunft — sagt er prophetisch — ist eine Ausgeburt des Dilettantismus" — die Einseitigkeit werde sich zum Gesetze, die Schwäche

zur Tugend machen wollen. Der Zolaismus und die neuesten naturalistischen Doctrinen in Malerei und Dichtung beweisen es zur Genüge.

Otto Ludwig war schon in seiner Zeit durch die kindliche Anspruchs- und Selbstlosigkeit seiner doch so tiefen, so ernst und groß angelegten Natur eine vereinsamte, einzige und Vielen sehr unbequeme Erscheinung. Wie ganz unverständlich muß er aber erst der großen Menge des heutigen dramatischen Streberthums sein, das in oberflächlicher Hast der Production nur nach raschen Gewinn und den Flittern des Beifalls jagt. Um so mehr thut es noth, an seinem Bilde den Abstand zu zeigen, der zwischen dem echten Künstlerthum und dieser modischen Scheinkunst, zwischen dem wahrhaft künstlerischen Naturalismus und dem unkünstlerischen des Tages besteht.

Robert Prölß

Bücherbesprechungen.

K—d. **Gutachten aus dem Anwaltstande über die erste Lesung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs**, herausgegeben im Auftrage des Deutschen Anwalts-Vereines. Heft 13/15. Berlin, W. Möser, Hofbuchhdlg. 1889, 1890. — Heft 13 giebt eine größere Abhandlung des R.-A. Dr. Reatz in Gießen über die gemeinschaftliche Schuld; in dieser werden die Bestimmungen des Entwurfes über die Schuldverhältnisse mit einer Mehrheit von Gläubigern oder Schuldnern und einige andere einschlagende Bestimmungen nach ihrer Richtigkeit und Verwendbarkeit, insbesondere auch bei einzelnen Vertragsarten erörtert. Dr. Reatz hält die äußere Form der Bestimmungen, zwei Ausnahmen abgerechnet, zwar für zutreffend, bestreitet aber die innere Berechtigung einzelner Vorschriften und hält die Ergebnisse einiger von ihnen mit dem wirthschaftlichen Interesse nicht überall vereinbar. Im 14. Hefte behandelt R.-A. Dr. Georg Schmidt in Dresden das Schadenersatzrecht des Entwurfes; wenn er dieses in seinen Grundsätzen mehrfach bemängelt, so befindet er sich mit einer Anzahl namhafter Schriftsteller in Uebereinstimmung; auch er setzt aus, daß der Entwurf zu sehr das subjective Moment der Verschuldung als maßgebend ansehe und deshalb nur beschränkt Schadenersatz gewähre, während die Richtung der neueren Zeit, wie diese sich z. B. in der Haftpflicht der Eisenbahnen, der Gewerbeunternehmer äußert, ein anderes, den billigen Ansprüchen der Verletzten mehr entsprechendes objectives Moment zur Geltung bringen will. In demselben Hefte bespricht endlich noch R.-A. Hartmann in Nürnberg den Entwurf des Einführungsgesetzes in seinen Bestimmungen eingehend, nachdem er in einer Vorbemerkung auf die gegen den Entwurf des Gesetzbuches selbst erhobenen Ausstellungen geantwortet hat. Gemäß dem Inhalte des Einführungsgesetzes erstreckt sich die Besprechung auf viele Rechtstheile, welche hier kaum aufzuführen sind. Beachtlich erscheinen aber z. B. die Ausführungen über die Familienstandsklagen (C.-P.-O. §. 627 a, b, c, nicht aber 627 e) und die Bedenken gegen die geplante Regelung S. 1240 flg. Das (15.) Schlußheft bringt, außer dem schon veröffentlichten Schlußworte des Vorstandes des Deutschen Anwalts-Vereines und neben einer Zusammenstellung der Ergebnisse der Gutachten aus dem Anwaltstande von R.-A. Dr. Reatz, eine kurze Darstellung der im Entwurfe enthaltenen Bestimmungen, vom R.-A. Dr. Klöppel in Leipzig verfaßt, und schließlich ein Sachregister. — Ein stattlicher Band liegt nunmehr abgeschlossen vor, für den dem Vorstande des Deutschen Anwalts-Vereines Dank gebührt, schon um deswillen, weil der Vorstand durch sein Vorgehen eine Vertheilung der Gutachten in eine größere Anzahl von Zeitschriften und selbständigen Werken, aus welchen sie erst zusammenzusuchen wären, vermieden hat. Aber auch dafür ist ihm die Anerkennung auszusprechen, daß er Freunde wie Gegner des Entwurfes zum Worte gelangen ließ, weil es ihm nur darum zu thun war, von Fachleuten, welche mit der Anwendung der Gesetze im täglichen Geschäftsverkehre zu thun haben, von praktischen Gesichtspunkten aus ein Urtheil über den Werth des Entwurfes zu erhalten; das letztere läßt den Umstand, daß die Gutachten in der Anlage und in ihrer Richtung oft eine große Verschiedenheit zeigen, als unerheblich zurücktreten, denn gerade dieses Nachgeben ermöglichte den einzelnen Gutachtern eine freiere Bewegung. Den Gutachtern selbst wird es die größte Genugthuung sein, daß sie auch ihren Theil zu dem geplanten nationalen Werke beitragen und so das längst ersehnte Gesetzbuch der Vollendung näher bringen konnten.

L.— **Katechismus des deutschen Heerwesens** von **Hermann Vogt**, Oberstlieutenant a. D. — Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von **R. v. Hirsch**, Hauptmann a. D. — Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1890. Geb. 2,50 ℳ. — Alljährlich wird dem wissensdurstigen Leser mit und ohne Uniform in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Specialwerken Aufschluß über alle möglichen Einrichtungen unseres deutschen Heeres gegeben. Auch das hiervor genannte, von dem Verleger recht schmuck ausgestattete, Büchelchen dient diesem Zwecke. Die darin enthaltenen Angaben sind sehr übersichtlich zusammengestellt und auch für den Nichtmilitär allenthalben leicht verständlich. Daß ein Theil derselben bereits veraltet ist, ein anderer binnen kurzer Frist veralten wird, ist ein, bei Büchern dieser Art gar nicht zu vermeidender, Uebelstand, für welchen der Verfasser nicht verantwortlich gemacht werden kann.

L. Mg.— **Wie soll tarifirt werden? Ein Beitrag zur Lösung der Frage der Personentarif-Reform.** Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. — Die Unzulänglichkeit der derzeitigen Personentarife wird nicht nur von den sogenannten Fachmännern anerkannt, sondern drängt sich auch immer mehr dem großen Publicum auf, denn die Bedeutung der Personenbeförderung steigert sich mit jedem Jahre und die Reform der Personentarife, d. h. Ermäßigungen der Fahrpreise in Verbindung mit Verkehrserleichterungen, sind Angelegenheiten, die Jedermann berühren. Der Personentarif der Eisenbahnen hat seit dem Bestehen derselben keine Veränderung erfahren, er ist vollständig veraltet und die jetzt auftauchenden Reformvorschläge möchten ihn darum meist gänzlich beseitigen und ihn entweder, wie es bereits in Ungarn geschehen, durch einen Zonentarif oder, wie es in dem vorliegenden Schriftchen versucht wird, durch einen Staffeltarif ersetzen. Der Verfasser sagt mit Bezug darauf, daß der Gedanke, das Kilometer durch das Myriameter — das sind 10 Kilometer — als Wegeeinheit den Berechnungen der Eisenbahnfahrpreise zu Grunde zu legen, schon mehrfach behandelt worden sei, und das ist richtig. Der vorgeschlagene Staffeltarif ist eine Art Zonentarif, er zerfällt in Zonen von je ein Myriameter, wobei z. B. alle zwischen 10,5 bis 11,5 Myriameter entfernt liegende Stationen nach der Entfernung von 11 Myriameter zu berechnen sind, während die Preise mit wachsender Entfernung eine gewisse Herabsetzung erfahren, wie solches im Güterverkehr bei den famosen Differenzialtarifen der Fall ist. Dresden würde hiernach von Leipzig aus bei 116 Tarif-Kilometer Entfernung 12 Myriameter entfernt sein, also gewissermaßen in der 12. Zone liegen, der Fahrpreis für diese Strecke, bei einem von 10 Myriameter an eintretenden 15%igen Preisnachlaß aber nur für 10,2 Myriameter Entfernung berechnet werden. Doch das Bedeutendsamste und Interessanteste bei dieser Reform ist weniger der Staffeltarif als die zugleich mit in Vorschlag gebrachte Einheitsfahrkarte. Das Ideal aller Sachkundigen wird hier in der anmuthigen handlichen Gestalt einer Visitenkarte vorgeführt. Auf die Strecke Leipzig-Dresden lautend, würde die Fahrkarte für alle Diejenigen in der vollen Größe einer Visitenkarte verausgabt werden, welche auf dieser Strecke die I. Classe des Schnellzugs — also die theuerste Wagenclasse — benutzen wollen, während bei Benutzung der II. Classe des Eilzuges schon eine Verkleinerung der Fahrkarte durch Abtrennen eines oder zweier kleiner, briefmarkengroßer Abschnitte einzutreten hätte. — Diese Zukunftsfahrkarte ist nämlich, um mit dem Erfinder dieses Systems zu reden: „in vielleicht zwölf oder sechszehn gleich große Rechtecke getheilt. Jedes dieser kleinen Rechtecke bildet einen Einheitstheil der Karte, trägt auf der einen Seite, an dem einen schmalen Rande, die Kartennummer, am anderen schmalen Rande den Einheitspreis für die betreffende Entfernung, in der Mitte den Namen der Ausgangsstation, auf der Rückseite den Namen der Bestimmungsstation mit dem Beisatze „oder umgekehrt“. Die Theilungsstriche, welche die kleinen Rechtecke bilden, sind durchlöchert, um das leichte Abtrennen der einzelnen Theile zu gestatten resp. um die Karte zusammenlegen zu können.“ — Diese ganze Fahrkarte ersetzt sämmtliche heute bestehende Kartengattungen. Der billig fahrende Soldat erhält dann vielleicht nur ein Rechteck dieser Karte, der Reisende III. Classe zwei oder drei Theile derselben, während der Besitz der ganzen Karte, wie schon erwähnt, an den höchsten Fahrpreis geknüpft ist. Nach Ansicht des Verfassers würde auch das eigentliche Fahrkartengeschäft und die Verrechnungen der Fahrkartenverkäufer dadurch sehr vereinfacht, und dagegen ist wol nicht viel einzuwenden, wie denn überhaupt dieses System viele große Vortheile für sich hat. Trotzdem vermögen wir nach Lage der Sache nicht an die

baldige Annahme einer derartigen Reform zu glauben, die nicht ohne große Schattenseiten ist. Wir verzichten auf sie einzugehen, können aber nicht umhin darauf hinzuweisen, daß die reinen Staffeltarife sich im Widerspruch mit den Aufgaben des Staatseisenbahnwesens befinden und in der Luft der Privatbahnconcurrenz zu Gunsten der Speculation erzeugte Maßnahmen sind, und daß der Verfasser der im Eingange benannten „Beiträge zur Personentarifreform" allem Anscheine nach in dieser Luft zu athmen gewöhnt ist. Auch er erblickt in den Staatseisenbahnen nur Transportunternehmungen und glaubt, daß den Privat- und den Staatsbahnen dasselbe Verwaltungsprincip zu Grunde liege, ein Irrthum, der sich durch das ganze, große Fachkenntniß bezeugende Schriftchen zieht und in seinen Folgerungen einen wesentlichen Fehler des letzteren darstellen dürfte.

Ltz. Land und Leute in der französischen Provinz. Schilderungen nach eigener Anschauung von ***. Dessau, H. S. Art'l, 1887. — Es sind anspruchslose, unterhaltende Schilderungen, welche hier dem deutschen Leser geboten werden. Der Verfasser, ein königl. preuß. Major a. D., ist durch lange Reisen mit Frankreich und den Franzosen wohl vertraut und versteht es, sich ebenso vor Ueber- wie vor Unterschätzung unserer westlichen Nachbarn zu hüten und in kurzen Zügen die Licht- und Schattenseiten des französischen Wesens hervorzuheben; stellenweise tritt, wie es uns scheint, eine gewisse Vorliebe für Frankreich und seine Bewohner zu Tage. Beherzigenswerth sind die Mahnungen, welche der Verfasser hier und da an seine Landsleute richtet. Eine sorgfältigere Durchsicht wäre angezeigt gewesen; auch weist das Büchlein eine Menge von überflüssigen Fremdwörtern auf. Der Drucker scheint hinsichtlich der Buchstaben mit Accenten in Verlegenheit gewesen zu sein.

—m— Mitteilungen des Altertumsvereins in Plauen i./V. 7. Jahresschrift auf die Jahre 1888/89. Im Auftrage herausgegeben von Julius Vogel, Stadtdiakonus in Plauen i./V. Plauen i./V. 1889. Commissionsverlag von F. E. Neupert. 100 SS. 8°. 2 ℳ — Der langjährige Vorsitzende des Alterthumsvereins in Plauen, der die Vereinszeitschrift begründet und durch mehr als ein Jahrzehnt herausgegeben hat, Dr. Joh. Müller, ist leider schon seit Jahren dem Vereinsgebiet durch seine amtliche Thätigkeit entzogen worden, und so erscheinen jetzt zum ersten Mal die „Mitteilungen" unter anderer Redaction. Im Uebrigen enthält auch dieses Heft dankenswerthe Beiträge, und es ist das um so mehr anzuerkennen, als die Vereinsthätigkeit in den letzten Jahren mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Ein bewährter Mitarbeiter der Zeitschrift, C. v. R(aab), giebt nach den Acten des vormaligen Finanzarchivs eine Uebersicht über die finanzielle Lage des Amtes Pausa im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. Mit nicht geringen Opfern — sie werden auf 41 816 Gulden 21 Gr. 3 ₰ = ca. 17 500 ℳ jetzigen Geldes berechnet — hatte Kurfürst August dieses Amt, dessen bei der pfandweisen Erwerbung des Vogtlandes nicht ausdrücklich gedacht worden war, an sich gebracht und suchte durch rationelle Bewirthschaftung seine Erträgnisse zu steigern. Die Einnahmen, auf die wir im Einzelnen nicht eingehen können, beliefen sich nach einigen Jahren auf 1162 Gulden 19 Gr. 4 ₰, eine immerhin geringe Verzinsung des aufgewandten Capitals. Eine Uebersicht über die Schösser und Pächter des Amts bis 1774 schließt den Aufsatz. Ernst Rich. Freytag veröffentlicht „Beiträge zur Geschichte der Besitzer der Herrschaft Auerbach", hauptsächlich nach den Urkundensammlungen von Joh. Müller und B. Schmidt, da das Stadtarchiv zu Auerbach leider zu den so gut wie vollständig zerstörten gehört und auch das Amtsgerichts- und das Pfarrarchiv daselbst älteres Material fast gar nicht besitzen. Als älteste Besitzer erscheinen die Grafen von Eberstein; ihnen folgen die Vögte von Weida bez. Plauen und Gera, unter deren Vasallen in den Jahren 1282—1311 Herren von Auerbach vorkommen. Mitte des 14. Jahrhunderts ging die Oberlehensherrlichkeit an die Wettiner über; 1402 gelangte Markgraf Wilhelm durch Kauf in den vollen Besitz von Auerbach, das im 2. oder 3. Jahrzehnt an die Burggrafen von Dohna und im Anfang des 16. Jahrhunderts an die Edlen von der Planitz kam. Namentlich über die letzteren giebt Fr. manche Einzelheiten; sie behielten Auerbach bis 1853. Ein Protokoll über die Kirchenvisitation von 1533 ist beigegeben. Der Herausgeber Jul. Vogel giebt eine ebenfalls der Hauptsache nach auf den genannten Urkundensammlungen beruhende fleißige „Geschichte des Deutschen Ordenshauses zu Plauen", der eine Uebersicht über sämmtliche nachweisbaren Mitglieder desselben und über die erhaltenen Siegel derselben beigefügt ist. Dankenswerth ist der Wiederabdruck des 1886 im „Vogtländischen Anzeiger" abgedruckten Verzeichnisses der evangel.-luther. Geistlichkeit in der Parochie Plauen von Joh. Müller; dasselbe berichtigt vielfach die bezüglichen Angaben in Kreyßig's Album der evangel.-luther. Geistlichkeit Sachsens. A. Neupert theilt eine Beschreibung der Stadt Plauen im 18. Jahrh. mit, welche ein Zeitgenosse, Joh. Heinr. Jugler, der Verfasser des 1879 veröffentlichten sehr interessanten Werkchens „Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren" gegeben hat. Nach den leider erst seit dem Jahre 1570 erhaltenen Adorfer Stadtrechnungen giebt Ed. Trauer „Aus der Glanzperiode einer vogtländischen Stadt" eine launige sittengeschichtliche Schilderung der dortigen Zustände in den Jahren 1570—1630. Beigegeben ist dem Hefte noch eine unter Anleitung von Dr. Joh. Müller angefertigte Karte, welche die im Jahre 1328 nachweisbaren Orte des sächsischen Vogtlandes enthält; leider fehlt jeder erläuternde Text.

W. L. Zeitschrift für Agrarpolitik. Organ zur Förderung und Vertretung landwirthschaftlicher Interessen auf den Gebieten der Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. Herausgegeben von Dr. Kuno Frankenstein. Berlin, R. L. Prager. — Vorliegende Zeitschrift hat in dem 9. bis 12. Hefte des Jahrgangs 1889 eine Fülle lehrreicher Mittheilungen gebracht, deren Berücksichtigung unseren Landwirthen nicht genug empfohlen werden kann. Wir heben unter Anderem den darin enthaltenen Aufsatz des im Elsaß wohlbekannten Agrarschriftstellers Dr. A. Hertzog hervor, welcher in zwangloser Weise die Ergebnisse der Reichsstatistik für die Beurtheilung der Berufsgliederung in Elsaß-Lothringen bespricht, sowie unter Verwerthung seiner eigenen und der Schriften von Dr. Herkner und Dr. Kaerger, die von den Professoren Knapp und Brentano seiner Zeit herausgegeben wurden, die Wechselbeziehungen zwischen Großindustrie und Agrarverfassung berührt. Außer diesem Aufsatz dürfte der von Dr. Kuno Frankenstein auf Grund reichen Materials aufgestellte Jahresbericht über Preußens Landwirthschaft im Jahre 1888, ferner ein Aufsatz über die Productionskosten der hauptsächlichsten Bodenerzeugnisse besonderes Interesse verdienen. Auch über die neuerlichen Fortschritte des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens, auf welche wir schon mehrmals die Aufmerksamkeit zu lenken suchten, giebt die „Zeitschrift für Agrarpolitik" wiederum Material.

— Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, herausgegeben von H. Riegel. Zweiter Band, 1888/89. — Die Leipziger Zeitung hat so häufig Gelegenheit genommen, auf einzelne Nummern der Sprachvereinszeitschrift hinzuweisen, daß für ihre Leser eine eingehende Besprechung dieses Bandes überflüssig ist. Die allgemeine Haltung des Blattes ist die des maßvollen Sprachreinigers, nur selten wird der Herausgeber scharf und dann gelegentlich auch ungerecht. Ungerecht finde ich es z. B., wenn (S. 200) dem Berliner Professor Otto Schröder, dessen Standpunkt gegenüber dem Sprachverein ich auch durchaus nicht theile, „Tintendeutsch" vorgeworfen wird. Wer irgend Schröder's Arbeiten aufmerksam gelesen hat, der weiß, daß dieser Vorwurf gar nicht zutrifft; man muß auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nicht angenehm berührt es, daß am Schlusse jeder Nummer ein Aufruf zum Beitritt, sowie eine Bitte um Geldgeschenke sich findet. Daß ohne Geld auch auf dem idealsten Gebiete nichts zu erreichen ist, das ist ja leider wahr; aber die ewige Bettelei macht doch einen zu kläglichen Eindruck, und wir sollten auch denken, der Verein, der jetzt über 12 000 Mitglieder haben soll, müsse über ganz hübsche Mittel verfügen. — Doch das sind ja unwesentliche Kleinigkeiten. Im Großen und Ganzen ist das deutsche Volk dem Herausgeber des Blattes und Vorsitzenden des Sprachvereins, Hermann Riegel, zu Danke verpflichtet, daß er die da und dort sich regenden Bestrebungen, den entbehrlichen Fremdwörtern den Krieg zu erklären, zusammenfaßt und in der Zeitschrift einen Sprechsaal geschaffen hat, wo Jeder, der sich berufen glaubt, in der Frage mitzureden, das Wort ergreifen kann. Welche Erfolge in vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schon erzielt worden sind, das kann auch den spöttelnden Gegnern nicht entgehen, und ich wenigstens habe die feste Ueberzeugung, daß die Zahl der grundsätzlichen Feinde erheblich zurückgegangen ist, da man das anfängliche Mißtrauen gegen den Sprachverein als unnöthig erkannt hat. Wir wünschen dem Deutschen Sprachverein und seiner Zeitung, vor Allem aber seinen Arbeiten und Bestrebungen ferneres Gedeihen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 24. Dienstag, den 25. Februar. 1890.

Die Erwerbungen des Leipziger Museums.
1886 — 1889.

V. Der im Jahre 1837 begründete Leipziger Kunstverein suchte laut der ersten Paragraphen seiner damaligen Satzungen den Zweck, den er verfolgte — die Beförderung der bildenden Kunst und die Verbreitung des Antheils an derselben — auf zweierlei Wegen zu erreichen. Einmal sollten alle zwei Jahre regelmäßige, größere, sodann, so oft sich Gelegenheit darbieten würde, in der Zwischenzeit kleinere, außerordentliche Kunstausstellungen veranstaltet werden; und zweitens sollten besonders aus dem Bestande jener Ausstellungen Kunstwerke angekauft werden, um diese theils unter die Mitglieder zu verloosen, theils zur Bildung eines „Museums der Stadt Leipzig" zu verwenden. Zehn Jahre später war durch Ankäufe und verschiedene Schenkungen die Zahl von zwanzig Kunstwerken erreicht worden, und da, sobald dies der Fall sein werde, nach den Bestimmungen der Statuten von der Generalversammlung über die Abgabe der kleinen Sammlung zur Bildung eines Museums Beschluß gefaßt werden solle, richtete das Directorium unter dem 1. Juli 1846 ein Gesuch an den Rath um freie Ueberlassung eines Locals in einem städtischen Gebäude, ein Gesuch, das anfänglich, weil es an entsprechenden Räumlichkeiten fehlte, auf Schwierigkeiten stieß, schließlich aber, als das Directorium des Kunstvereins am 20. Februar 1847 wiederholt vorstellig wurde, dadurch gewährt wurde, daß infolge der noch in demselben Jahre nothwendig gewordenen, größeren baulichen Veränderungen in der ersten Bürgerschule dem Kunstverein das erste Stockwerk im westlichen Flügel des Schulgebäudes für Museum und Vereinszwecke überlassen wurde. Die erworbenen Kunstwerke wurden dem „Museum" unter der Bedingung überwiesen, daß sie zu gleicher Zeit in den Besitz der Stadt übergehen sollten, daß aber der Rath zu den Kosten der inneren Einrichtung und zur Ausstattung der Räume zweihundert Thaler beitrage, sowie die Unterhaltungskosten für das „Museum" übernehme, ferner aus der Stadtbibliothek eine näher zu bestimmende Auswahl der daselbst aufbewahrten älteren Bilder überweise und u. A. zur Heizung der Räume jährlich zwei Klaftern Holz liefere. Das somit ins Leben gerufene städtische Museum wies damals einundzwanzig Oelgemälde, fünf Zeichnungen unter Glas, ein Album mit Zeichnungen, sowie endlich drei Gypsabgüsse auf. Aus solch bescheidenen Anfängen hat sich im Laufe der nächsten vierzig Jahre trotz der oft schwierigen wirthschaftlichen Verhältnisse ein öffentliches Institut entwickelt, das ebenso der Stadt, der es angehört, zur höchsten Ehre gereicht, wie es wegen der Schätze, die es birgt, in den weitesten Kreisen der kunstsinnigen Welt sich eines hohen Ansehens zu erfreuen hat. Wer jetzt den stolzen, monumentalen Bau am Augustusplatz betritt, wer durch die schönen, großen Räume wandert, wer seine Aufmerksamkeit der großen Zahl der systematisch ausgewählten Gypsabgüsse, den Cartons und Aquarellen, sowie endlich den gegenwärtig sich etwa auf siebenhundert belaufenden Oelgemälden der verschiedensten Schulen und Meister zuwendet, der ahnt, ist er mit den näheren stadtgeschichtlichen Verhältnissen nicht vertraut, schwerlich, aus wie kleinen und wahrhaft bescheidenen Anfängen sich unser Museum emporzuschwingen vermocht hat, der ahnt vor Allem nicht, wie sich ein in jeder Hinsicht ehrenvoller und glänzender Entwickelungsgang vollzogen hat, von dessen Anfang bis auf den heutigen Tag kaum viel mehr als anderthalb Menschenalter verflossen sind. Dem oft gerühmten, immer von Neuem sich bethätigenden Gemeinsinn der Leipziger Bürgerschaft ist dieser Erfolg zu danken und wir glauben, daß dieser von den Vorfahren überlieferte und auf die Nachkommen sich forterbende Gemeinsinn gerade in dem Museum sich ein Denkmal errichtet hat, in dem, sofern die einzelnen Stiftungen durch Kunstwerke für alle Zeiten Jedermann öffentlich bekannt gegeben und verzeichnet werden, das sprechendste Zeugniß abgelegt wird, und, wir möchten sagen, das Maß der Opferwilligkeit durch Jahrzehnte hindurch geschichtlich jeden Augenblick verfolgt werden kann.

Am 18. December 1858 wurde der „alte" Museumsbau eröffnet, achtundzwanzig Jahre später, als bereits in der kurzen Zeit von einigen zwanzig Jahren die Räumlichkeiten zu klein geworden waren, wurde der zum großen Theile durch das reiche Vermächtniß Dominic Graffi's ermöglichte Erweiterungsbau[1]) (am 1. September 1886) seiner Bestimmung übergeben. Die äußere Umgestaltung und Erweiterung war aber auch für die Vergrößerung der Sammlungen selbst von hoher Bedeutung; inwieweit, mögen die folgenden Zeilen darzulegen versuchen.

Auf eine systematische Erwerbung von Werken älterer Meister (der altdeutschen, italienischen und niederländischen Schule) konnte das Museum von Anfang an schon aus finanziellen Rücksichten nicht bedacht sein. Eine Concurrenz mit anderen Museen in dieser Hinsicht anzustreben, wäre ohne Schädigung der eigenen Interessen und der sich von selbst vorschreibenden Aufgaben und Ziele nicht möglich gewesen; denn die wenigen älteren Bilder, die sich etwa zum Ankauf dargeboten hätten, hätten, wenn sie wirklich etwas Bedeutendes sein sollten, im Handel jedenfalls Preise erzielt, wie sie kaum zu erschwingen gewesen wären, abgesehen davon, daß durch einzelne Ankäufe nie ein Bild von der Kunstübung früherer Zeiten hätte vermittelt werden können. Hier hat indessen die Freigebigkeit der Leipziger im Laufe der Jahre so bedeutende Schenkungen dem Museum überwiesen (man denke an die Clauß'sche Stiftung und an das Vermächtniß der Frau Amalie v. Ritzenberg), daß wir jetzt mit Genugthuung von einer ansehnlichen Abtheilung älterer Meister reden dürfen.[2])

Die Wiedereröffnung des Museums brachte diesem die kostbare und reichausgestattete Schenkung des Generalconsuls Alfred Thieme ein. Dieser, ein in den Kreisen der Fachgelehrten be-

[1]) Der Gesammtaufwand für den Erweiterungsbau beträgt 1 117 980 ℳ, wovon 627 500 ℳ aus dem Graffi'schen Vermächtniß, 27 978 ℳ aus dem Betrieb und 462 502 ℳ aus dem Stammvermögen entnommen worden sind.

[2]) Bei der Aufführung der im Folgenden genannten neuen Erwerbungen wurden die für die Sammlung der Kupferstiche und Photographien — obwol diese einen nicht unerheblichen Zuwachs erfahren hat, erstere an Stichen namentlich von den beiden Leipziger Meistern Bernigeroth und Bildnissen berühmter Leipziger, letztere an Photographien nach Künstlerbildnissen, sowie nach italienischen und französischen Skulpturen — aus Raummangel nicht mit aufgeführt. Die Photographien nach Skulpturen sind bestimmt, in einen eisernen Drehständer eingelegt zu werden, wo sie nach Bedürfniß ausgewechselt werden können. Sie dienen zur Ergänzung der Sammlung der Gypsabgüsse, deren systematische Erweiterung namentlich an Werken italienischer Renaissancemeister erstrebt worden ist. Ein besonderes Augenmerk wurde auf den Ankauf von Gypsabgüssen nach Werken Michelangelo's gerichtet, von dem beinahe Alles, was im Handel zu erreichen ist, in dem großen Oberlichtsaale des östlichen Seitenflügels vereinigt ist. Auch dieser Erwerbungen im Einzelnen hier zu gedenken, war unmöglich. Wir werden wahrscheinlich Gelegenheit haben, hierauf in nicht ferner Zeit zurückzukommen.

kannter, feinsinniger Kenner niederländischer Kunst, ebenso geschmackvoller wie umsichtiger Sammler, hatte im Laufe von fünfundzwanzig Jahren eine Privatgalerie von sechsundsechszig niederländischen Meistern angesammelt, die er laut Stiftungsurkunde „in Anbetracht der bedeutenden Raumvergrößerung, welche unser städtisches Museum durch den neuen Anbau erfahren hat, und mit Rücksicht auf die Armuth unserer Galerie an Erzeugnissen der älteren Kunst zu schenken sich veranlaßt findet", zugleich mit der Aussicht, daß ein nach dem Tode des Schenkgebers auszuzahlendes Capital von zehntausend Mark einen Grundstock bilden solle, von dessen Zinsen bei passender Gelegenheit ältere Bilder aus der vlämischen und holländischen Schule zu erwerben seien. Die Sammlung solle als „Thieme'sche Stiftung" in den Besitz der Stadt übergehen und im Museum in einem ihr allein anzuweisenden Raume vereinigt werden. Die Bedingung, welche der Schenkgeber weiter stellte, bei Lebzeiten über die einzelnen Bilder für den Schmuck seines eigenen Heims verfügen zu können, ist dadurch erledigt worden, daß bereits im vergangenen Herbste die letzten sechs Bilder dem Museum endgiltig überwiesen wurden, da Hr. Thieme inzwischen eine ebenso bedeutende, an kostbaren Schätzen außerordentlich reiche zweite Sammlung, die im Leipziger Kunstverein bei Gelegenheit der historischen Herbstausstellung allgemein bekannt wurde, für sich erworben hat und von dem ausbedungenen Verfügungsrecht deshalb absehen konnte. Ein auf Veranlassung des Rathes der Stadt Leipzig von Dr. W. Bode in Berlin redigirter Katalog giebt genauere Auskunft über die Schätze der Thieme'schen Stiftung. Es sind, wie gesagt, ausschließlich vlämische und niederländische Meister des siebenzehnten Jahrhunderts; der Katalog — eine eingehende Würdigung aller Gemälde ist hier nicht möglich — führt u. A. folgende Namen auf: von Landschaftsmalern van Goyen (Flachlandschaft vom Jahre 1646), Salomon Ruijsdael (zwei Landschaften vom Jahre 1634 und 1635), Pieter Molijn d. Ae. (Landschaft aus seiner spätern Zeit, 1659), Cornelis Decker, Nachahmer Jacob Ruijsdael's (Waldlandschaft), Roelof van Vries und Guilliam Dubois (Waldlandschaften), Averkamp (eine seiner bekannten Eislandschaften), Roeland Roghmann, Hermann Saftleven, Jan Wenix (italienischer Hafen), Willaerts (Strandlandschaft), Wouter Knijff (Flußlandschaft) u. s. w., von Genremalern: der bekannte Jan Steen („Die Köchin" und „Ausgelassene Gesellschaft"), Adriaan Ostade („Der Zahnarzt", „In der Kneipe"), Cornelis Dusart („Bauerntanz in der Tenne"), Pieter de Bloot („Das Bauernpaar"), Andries Both („Die Kartenspieler"), Dirk Hals („Lustige Gesellschaft"), de Jongh („Gesellschaft bei Tisch"), David Teniers d. J. („Affenbarbierstube"), Jan Verkolje („Es lebe der Wein"); von Stillebenmalern: Adriaenssens, Frans Ykens, Klaasz Heda („Frühstück"), de Heem (prächtiger „Blumenstrauß") u. A. Das kunstgeschichtlich interessanteste Stück dürfte zweifellos „Der Fischmarkt in Amsterdam" von Emanuel de Witt sein, des bekannten Architekturmalers, von dem nur noch eine ähnliche Genrescene (in Boymann's Museum in Rotterdam) bekannt ist. Wie die wissenschaftliche Erkenntniß mit jedem Tage fortschreitet, so ist es auch erfreulicher Weise gelungen, mit Hilfe einer Anzahl hervorragender Kenner der niederländischen Kunstgeschichte, die sich im letzten Herbste in Leipzig zusammenfanden, die Zahl der „anonymen" Meister auf gegenwärtig nur drei zurückzuführen. Und zwar konnten mit Sicherheit bestimmt werden: Pieter Mulier aus Haarlem, ein erst neuerdings bekannt gewordener Meister („Dünenlandschaft"), Gerrit Lundens („Fröhliche Gesellschaft"), Knibbergen („Landschaft") und Meister „JOC" („Holländischer Bauernhof" in der Art des Esaias van de Velde), während andere mit Wahrscheinlichkeit bekannt und endlich bereits früher bestimmte auf Grund neuerer Forschungen umgetauft wurden. So sind ein Isack Ostade, W. Schutt, David Teniers d. J. (ein spätes Bild, an Stelle Abraham Teniers'), Adriaan Ostade, Cornelis Decker ans Tageslicht getreten. Zwei der Thieme'schen Bilder wurden im vorigen Jahre mit Genehmigung des Schenkgebers von der Hamburger Kunsthalle, die den früheren einheimischen Meistern ein besonderes Augenmerk zuwendet, eingetauscht und zwar Ottmar Elliger (Bildniß einer Dame) gegen einen Hendrick van Vliet („Kircheninneres") und Wilhelm Scheits („Landpartie") gegen Anthony von Borssum („Mondlandschaft").

Die hochherzige Stiftung, über die hier nur in aller Kürze berichtet werden konnte, ehrt ebenso sehr den kunstsinnigen Schenkgeber, wie sie für alle Zeiten ein schönes Denkmal Leipziger Bürgersinnes bleiben wird.

Abgesehen von den weiterhin zu berührenden Erwerbungen, die Rath und Kunstverein zum Theil aus eigenen Mitteln oder aus Vermächtnissen machten, brachten die Jahre 1886 bis 1889 dem Museum eine stattliche Reihe einzeln überwiesener Bilder ein. Von Frau Adeline verw. Dr. Spillner erhielt es ein Oelgemälde „Bettlerin an der Kirchthür" von dem noch lebenden Mailänder Maler Giuseppe Molteni; von Hrn. Hermann Traugott Fritzsche sen. ein feines Cabinetstück der Kleinmalerei „Der gute Freund" von Anton Seitz, eine vortrefflich gelungene Charakterschilderung, in der Ausführung von einer an Meissonnier erinnernden Sorgfalt und Sauberkeit, ferner eine hübsche Schäferidylle, ein Product der Hellmalerei, von Ludwig Blume-Siebert; von Hrn. Wilhelm Dodel eine prächtige, durch ihre effectvolle Farbenstimmung, wie nicht minder durch die reizvolle Behandlung der südlichen Natur ausgezeichnete italienische Landschaft „Am Posilipp bei Neapel" (Sonnenscheinbeleuchtung) von dem Düsseldorfer Oswald Achenbach, dem classischen Meister in der Schilderung der italienischen Natur; von Hrn. Hermann Hartung ein durch seine leuchtende Färbung eigenartiges Gemälde von Gabriel Max „Madonna mit dem Kinde", der modernen Zeit angepaßt, vielleicht mehr eine Verkörperung reinster, edler Mutterliebe, als des uns geläufigen religiös-kirchlichen Madonnenideals; von der verstorbenen Prinzessin Charlotte von Schleswig-Holstein ein leider übermaltes und ungeschickt ausgebessertes Oelbildniß ihres Großvaters, des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein, vermuthlich von Johann Friedrich August Tischbein, dazu als Gegenstück ein Bildniß der Kronprinzessin Louise Auguste von Dänemark von dem bekannten Dresdener Porträtmaler Anton Graff (1791 von Johann Friedrich Bause in Kupfer gestochen), sowie endlich ein kleines Blumenstillleben; von Frau verw. Professor Reclam wurde aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Gemahls ein Medaillonporträt Gellert's aus der Hand unseres Leipziger Meisters Adam Friedrich Oeser geschenkt, dem auch jenes ehemals auf dem Schneckenberge stehende Gellertmonument verdankt wurde, von dem sich das ähnliche Reliefmedaillon — jetzt im Besitze des Vereins für die Geschichte Leipzigs — erhalten hat; von Hrn. Diakonus Jäger in Zschopau zugleich im Namen seiner Geschwister aus dem Nachlasse und von der Hand seines Vaters, des unter Schnorr v. Carolsfeld's Leitung bei der Ausschmückung des Königshauses der Münchener Residenz betheiligten, bekannten spätern Leipziger Akademiedirectors Gustav Jäger, sieben Cartons zu den von diesem im Herderzimmer des Schlosses in Weimar ausgeführten Frescocyclus: 1) Der Cid, die huldigenden Mohren an den König weisend, 2) Columbanus zieht mit seinen Gefährten von Schottland aus, um in Deutschland das Christenthum zu predigen, 3) Sage und Legende, 4) Pallas und Harpokrates, 5) Cid's letzte Berufung durch Petrus, 6) Theologie und Humanität, 7) Henoch-Idris mit dem Schwan des Paradieses. Die Schenkung beansprucht deshalb ein besonderes kunstgeschichtliches Interesse, weil das Museum schon seit dem Jahre 1867 die Aquarellbilder Jäger's zu demselben Cyclus besitzt.

Eine große Anzahl von Bildern wurde, außer den bereits genannten, durch letztwillige Verfügung ihrer Besitzer überwiesen; so von dem Stadtältesten Raymund Härtel zwei italienische Landschaften „Campagna bei Rom" und „Gegend bei Sorrent" des vorwiegend aus dem Süden seine Motive schöpfenden Dresdener Meisters Ludwig Gurlitt, sowie eine „Kreuztragung" von Johannes Franck; von der im April 1888 in Bernburg verstorbenen Frau Caroline v. Schwabe, geb. Lincken das Selbstbildniß des verstorbenen Landschaftsmalers August Bromeis zu Cassel. Eine besonders reiche Zuwendung erhielt das Museum durch das Vermächtniß der im September 1888 verschiedenen Frau Elisabeth verw. Dr. Seeburg, geb. Salomon. Die kunstsinnige Dame, die als Maler-Dilettantin selbst thätig war, während ihrer vielfachen Aufenthalte in Italien die classische Kunst an der Quelle zu studiren und ihr nachzuempfinden Gelegenheit gehabt und dem Verkehr mit deutschen Künstlern manche Anregung und Förderung ihrer Ideen danken durfte, hatte schon bei Lebzeiten dem Leipziger Museum warmes Interesse zugewendet und ihm noch ein Jahr vor ihrem Tode ein Bild von August Heinrich Riedel „Albanerin mit Kind" geschenkt. Ihr Vermächtniß, soweit es das Leipziger Museum betraf, wies nicht weniger als sechzehn Nummern auf. Und zwar: eine in Aquarell ausgeführte „Kreuzigung" von Joseph Anton Koch (in Holzschnitt nachgebildet in „Dahme's Kunst und Künstlern des 19. Jahrhunderts"), die jedenfalls einem Cyclus von Bildern zum Neuen Testament angehört. Raczynski erwähnt wenigstens in seiner „Geschichte der neuern deutschen Kunst" (1841, III. S. 305) einen derartigen Cyclus mit der Bemerkung, daß in Koch's Portefeuilles sich mehrere Bilder davon erhalten hätten, darunter eine „Kreuzigung Christi", die „wenn sie je veröffentlicht werden sollte, am meisten Aufmerksamkeit erregen würde". Es kann kaum be-

zweifelt werden, daß das hier genannte Bild mit dem aus dem Nachlasse der Frau Dr. Seeburg stammenden identisch ist. Die in kräftigen Farben gehaltene figurenreiche Composition, in welcher der Künstler auf die Betonung der Landschaft, die Hauptstärke seiner Kunst, verzichtet hat, läßt deutlich in einzelnen Figuren und Gruppen den Einfluß classischer Vorbilder aus der Renaissancekunst erkennen; trotz des Mangels einer jeden Bezeichnung stehen wir nicht an, das Bild Koch's bester Zeit (etwa den Jahren 1815 bis 1820) zuzuschreiben. Die „Grablegung Christi" von Peter v. Cornelius, ein auf Holz gemaltes, nur im Hintergrunde und in einigen Figuren in Farben, im Uebrigen aber nur in Umrißlinien ausgeführtes Gemälde, dürfte zeitlich den Fresken mit Darstellungen aus der Geschichte Joseph's aus der Casa Bartholdy nicht allzu fern stehen [3]) und vielleicht den ersten, aus irgend welchem Grunde unvollendet gebliebenen Entwurf zu einem später in den Besitz des Thorwaldsen-Museums in Kopenhagen übergegangenen Gemälde desselben Gegenstandes bilden. Zu diesen beiden Gemälden gesellen sich Bilder von nicht minder kunstgeschichtlicher Bedeutung; so ein „Sturm auf der See" (nordisches Motiv) von dem älteren Friedrich Preller, eine farbenprächtige Landschaft mit Tobias und dem Engel als Staffage von Johann Wilhelm Schirmer, eine Zeichnung „Schwebender Engel" von Eduard Steinle, ein Oelgemälde „Abraham und die Engel", das bedeutendste Tafelgemälde des Dresdner, um die Fresco-Ausschmückung der Museumsloggia hochverdienten Theodor Grosse, eine historische Landschaft, die leider auf der linken Seite vermuthlich infolge großer Wärme beschädigt ist, von Franz Dreber, ferner ein männlicher Kopf von Passarroti, ein „Seestück" von Fritz Sturm, eine Zeichnung „Nemisee" nach Franz Dreber von Frau Dr. Seeburg selbst, eine Statuette „Goldschmidt's Töchterlein" von Joseph Kopf, eine ebensolche von Karl Schlüter „Wasserträgerin", ein kleines Skizzenbuch von Friedrich Overbeck und einundzwanzig Original-Bleistift-Zeichnungen, Motive aus der Umgebung von Rom, von Joseph Anton Koch. „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich, so schreibt Frimmel über die letzteren in seiner Koch-Biographie in Dohme's „Kunst und Künstlern", einen Theil der Naturstudien jener Tage, von denen mehrere der schönsten von Thorwaldsen erworben wurden, in den vorzüglichen Zeichnungen erblicke, die einem Skizzenbuche größeren Formates entnommen, sich heute zum Theil bei Frau Dr. Seeburg in Leipzig [4]), zum Theil in der Wiener Akademie befinden. Verglichen mit den „römischen Ansichten", die um 1807 entstanden sind, zeigen sie ungleich größere Freiheit der Auffassung und größere Gewandtheit der Hand. Der Zeitpunkt, bis zu welchem sie entstanden sein können, ist mit höchster Wahrscheinlichkeit durch den Umstand gegeben, daß Großpietzsch nach einigen dieser Zeichnungen im Jahre 1821 radirt hat." Zwei sehr schöne, ebenfalls aus dem Nachlasse der Frau Dr. Seeburg stammende Renaissanceruhebänke (Truhen) mit reicher Ornamentschnitzerei sind in den Skulpturensälen im Erdgeschoß aufgestellt worden.

Eine weitere, mit dem vorstehend erwähnten Vermächtniß indirect zusammenhängende Zuwendung erfuhr das Museum dadurch, daß sich die hier lebende Schwester der Frau Dr. Seeburg, Frau Hedwig v. Holstein, bewogen fand, sieben Bilder aus ihrem eigenen Besitz der Schenkung ihrer Schwester hinzuzufügen. Es sind zwei Landschaften von Joseph Anton Koch „Grimselpaß" aus dem Jahre 1818 und eine Farbenskizze „Nauplia", angeblich aus dem Jahre 1836; ein Studienkopf (wendisches Mädchen) von Ludwig Knaus, ein Mädchenkopf von Elisabeth Jerichau-Baumann, eine Landschaft aus dem Jahre 1824 von Johann Christian Reinhart, einem ehemaligen Schüler von Oeser in Leipzig, später, als er nach Rom übergesiedelt war, unter dem Einflusse Koch's stehend, ein „Gebirgspaß", Motiv aus der Nähe von Torbole am Gardasee, von Hermann Hartwich sowie endlich ein weibliches Brustbild „Juanita", eine schwarzlockige Südländerin, von Heinrich Bürck.

Von dem Rathe der Stadt wurde aus den etatsmäßigen Mitteln (gegenwärtig zehntausend Mark jährlich) sowie aus den zur Verfügung stehenden Vermächtnissen eine Reihe von Bildern für die Galerie angekauft, von denen einige zweifellos, mögen die ästhetischen Urtheile auch noch so sehr auseinandergehen, zu den bedeutendsten Erwerbungen gehören, die an modernen Meistern je für das Museum gemacht worden sind. Das gilt in erster Linie — eine chronologisch geordnete Aufzählung ist hier nicht nothwendig — von zwei Porträts, die allenthalben großes Aufsehen hervorgerufen haben. Nachdem schon lange der Wunsch gehegt worden war, von Franz v. Lenbach eines seiner zeitgenössischen Bildnisse zu besitzen, bot sich im Frühjahr 1888 die Gelegenheit, ein Porträt des Reichskanzlers Fürsten Bismarck zu erwerben, das der Künstler in den letzten Decembertagen des Jahres 1887 in Friedrichsruhe begonnen hatte. Als der Kauf eben abgeschlossen werden sollte, traf die Nachricht von dem Ableben Kaiser Wilhelm's ein, und da man wußte, daß Lenbach ein Bildniß aus den letzten Lebensjahren (Herbst 1886) des greisen Monarchen besaß, so wurde in Erwägung gezogen, ob es nicht zu empfehlen sei, mit dem Bismarck-Bilde das des Kaisers anzukaufen und somit von dem unbestritten bedeutendsten Porträtisten der Gegenwart die Bildnisse der beiden größten Heroen der neueren deutschen Geschichte dem Museum zu sichern. Der Rath beschloß den Ankauf der beiden Gemälde, und zwar des Bismarck-Bildnisses von den Zinsen der Petschke-Stiftung, das des Kaisers aus der Grassi-Stiftung. Ueber die beiden Porträts ist an dieser Stelle nichts weiter hinzuzufügen; sie sind allbekannt und das Kaiserbild ist in vielen Tausenden von Kunstblättern vervielfältigt worden. Es ist kein Geheimniß, daß das letztere in Leipzig selbst verhältnißmäßig wenig Anerkennung, desto mehr Würdigung auswärts erfahren hat. Daß es sich um ein Kunstwerk ersten Ranges handele, darin stimmten wol die Meisten überein; aber während die Einen meinten, dieser Kaiser in seiner frappanten naturalistischen Auffassung gehöre in keine öffentliche Galerie, weil das Ideal von der Person des großen Monarchen in der Vorstellung späterer Geschlechter von dem Leipziger Bilde beeinflußt werden könne, griffen die Anderen die technische Behandlung und breite Ausführungsweise an, die bei Lenbach, mit Ausnahme der Köpfe, in denen sich seine ganze geniale Künstlernatur offenbart, etwas flüchtig, besser gesagt skizzenhaft zu sein pflegt. Was diese Vorwürfe besagen wollen, ist jetzt nicht mehr zu erörtern. Auch hat es den Anschein, als wolle die Anfangs erregte Stimmung einer objectiveren, nicht die persönliche Geschmacksrichtung zum Ausdruck bringenden Auffassung Platz machen. Zu erwähnen ist indessen noch, daß Lenbach selbst den unscheinbaren ersten Rahmen des Bildes durch einen neuen, reich ornamentirten und monumental wirkenden auf eigene Kosten ersetzt hat, sowie daß die „Verlagshandlung für Kunst und Wissenschaft" in München als Entschädigung für das ihr überlassene photographische Vervielfältigungsrecht des Kaiserbildes große kunstgeschichtliche Publicationen ihres Verlages (darunter die kostbare Ausgabe der Handzeichnungen der alten Pinakothek zu München) im Betrage von vierzehnhundert Mark dem Museum überwiesen hat, eine Thatsache, die jedenfalls auf die Werthschätzung, die das Kaiserbild sonst gefunden hat, ein bezeichnendes Licht wirft.

Noch vor der Wiedereröffnung des Museums war Fritz v. Uhde's Gemälde „Lasset die Kindlein zu mir kommen" vom Rathe aus dem Legat des Hrn. August Adolf Focke angekauft worden. Es ist von allen Bildern des Meisters, welche jene eigenartige realistische Tendenz verfolgen und die biblischen Stoffe in ein Bild des unmittelbaren, gegenwärtigen Lebens verwandeln, vielleicht das bekannteste, jedenfalls das bedeutendste, und wir wissen genau, daß Uhde selbst von allen seinen Werken den meisten Werth auf das Leipziger Bild legt [5]). — Aus dem Vermächtniß der Frau Lohmann geb. Pensa wurde Christian Kröner's schönes Thierstück „Zur Brunstzeit, Motiv am Brocken" angekauft, ein durch lebenswahre Charakteristik wie unmittelbare Auffassung des Thierlebens sich auszeichnendes Bild, das in dem bedeutenden Künstler auch den leidenschaftlichen Waidmann verräth; ferner aus eben demselben Focke'schen Legat wie Uhde's Bild Anton v. Werner's Aquarell „Der Rothe Prinz", ein Motiv, in dem der Künstler eine Scene aus dem Berliner Schloß schildert, wie Kaiser Wilhelm Cercle abhält, auf den Prinz Friedrich Karl in der rothen Uniform seines Husarenregiments zuschreitet. Andreas Achenbach's „Leuchtthurm bei Ostende", ein großartiges, coloristisch effectvolles Seestück aus des Künstlers bester Zeit (1862), hat sich allgemeinerer Anerkennung und Bewunderung zu erfreuen gehabt und man darf es ohne Scheu aussprechen, daß das Leipziger Museum mit dem genannten Bilde nicht nur eines

[3]) Es mag demnach gegen 1815 oder etwas später entstanden sein. Von Riegel wird es in seiner Cornelius-Biographie unter der Aufzählung der Werke des Meisters nicht erwähnt.

[4]) Sie sind photographirt von Fr. Eblich in Dresden.

[5]) Es hat auf der vorjährigen Münchener Ausstellung, an die es auf des Künstlers Bitte geschickt worden war, den ersten Preis, die große goldene Medaille erhalten. Gegenwärtig ist es auf ausdrücklichen Wunsch des Prinzen von Wales zu einer „Uhde-Ausstellung" nach London geschickt.

der bedeutendsten Bilder Achenbach's, sondern überhaupt der ganzen modernen Marinemalerei erworben hat.

Von den weiteren Erwerbungen des Rathes sind schließlich hier noch zu nennen: drei Aquarellstudien „Ansicht der Akropolis von Athen", „Inneres eines arabischen Hauses in Kairo" und „Heilige Grabeskirche in Jerusalem" von unserem greisen Leipziger Meister Carl Werner (diese Ankäufe aus den Mitteln der „Stiftung für die Stadt Leipzig", s. u.) sowie aus den Zinsen der Petschke-Stiftung ein Gemälde des Münchener Heinrich Zügel (erworben auf der Versteigerung der Salm-Reifferscheidt'schen Gemäldesammlung in München).

Nicht minder ergebnißvoll war die Wirksamkeit des Leipziger Kunstvereins, der nach seinen jetzigen Satzungen nach Abzug sämmtlicher Unkosten zwei Drittheile seiner Einnahmen zum Ankauf von fertigen oder zur Bezahlung von bestellten Kunstwerken für das städtische Museum verwendet. Auch hier waren es wieder zum Theil Vermächtnisse kunstsinniger Leipziger Bürger, welche das Maß der vom Kunstverein ermöglichten Ankäufe bestimmten. So wurde aus dem Vermächtniß Dominic Grassi's das bekannte und berühmte Bild Arnold Böcklin's „Todteninsel" für achtzehntausend Mark erworben, ein durch seine eigenthümlich poetische Auffassung wie durch Tiefe und Leuchtkraft der Farben sich auszeichnendes Werk des Meisters, eine originelle Verkörperung der Idee des Todes, die ohne jede allegorische Anspielungen sich lediglich auf Elemente beschränkt, welche die Landschaft darbietet. Und von allen Landschaftsbildern Böcklin's ist die „Todteninsel" jedenfalls das reifste und mit der größten Virtuosität ausgeführte. Das Bild hat viel Aufsehen gemacht und der Künstler hat sich veranlaßt gesehen, es mehrere Male zu wiederholen; das angeblich ältere Exemplar befindet sich in Privatbesitz in Worms, das jüngere im Leipziger Museum, ein drittes ebenfalls in Privatbesitz, irren wir nicht, in Frankfurt a. M. Dem gegenüber muß aber ausdrücklich betont werden, daß Böcklin in einer die Abtretung des Urheberrechts seines Gemäldes an die Stadtgemeinde Leipzig betreffenden Urkunde das Leipziger Bild als alleiniges Originalwerk bezeichnet hat. — Aus dem künstlerischen Nachlasse Karl Spitzweg's gelang es, ein prächtiges Gemälde „Zwei Mädchen auf der Alm" zu erwerben, eine stimmungsvolle, coloristisch bedeutende Landschaft. Auf der bereits erwähnten Versteigerung der Gräflich Salm-Reifferscheidt'schen Gemäldesammlung im Sommer 1888 in München wurden die Bilder angekauft: ein Seestück „Sturmbewegte See" des verstorbenen Berliner Genre- und Marinemalers Charles Hoguet (aus dem Vermächtniß des Hrn. Aron Meyer), ein Thierstück „Stier und Rabe" von dem bekannten Friedrich Voltz, sowie endlich eine „Norwegische Küste" von Hans Gude. Mehrere Aquarellen lieferten die vom Kunstverein veranstalteten Sonderausstellungen: von Hermann Kradbes eine prächtige Landschaft „Aus Villa d'Este in Tivoli", sowie ein nicht minder bedeutendes Architekturstück „Innenansicht von San Marco in Venedig", von dem Leipziger Architekten Carl Weichardt eine mit peinlichster Sorgfalt und feiner künstlerischer Beobachtung aller architektonischen Einzelheiten ausgeführte Darstellung des Constantinsbogens in Rom, endlich drei Aquarellstudien des vorzugsweise als Illustrator bekannten und geschätzten verstorbenen Ludwig Burger.

Mit besonderer Genugthuung dürfen wir hier noch der „Stiftung für die Stadt Leipzig" („Rhode"-Stiftung) gedenken, deren Verwaltungscomité fortlaufend dem Museum sein wohlwollendes Interesse zuwendet. Außer den genannten drei Aquarellen von Carl Werner, welche aus den Mitteln der Stiftung gekauft wurden, außer einem zum Ankauf von Achenbach's großem Seestück beigesteuerten namhaften Beitrag, ist ein lebenswahres Bildniß Hermann Theobald Petschke's von der Hand des Leipziger Akademiedirectors Ludwig Nieper zu nennen, das auf Verfügung des Rathes in einem ganz besonderen, der Geschichte Leipzigs und dem Andenken der um die Entwickelung des Gemeinwesens verdienten Männer geweihten Raume aufgestellt worden ist. Es ist das die „Gedächtnißhalle von Wohlthätern Leipzigs", die, in der südlichen Loggia des Mittelbaues errichtet, von der Rhode-Stiftung ins Leben gerufen und mit Genehmigung des Rathes bis auf Weiteres im Museum ihre Stätte haben wird. Zur Zeit befinden sich in dieser Sammlung, welche in das Eigenthum der Stadtgemeinde übergegangen ist, ein vom Rathe überwiesenes Bildniß Schletter's von Ferdinand von Rayski, eine Marmorbüste des verstorbenen Dr. Carl Lampe, ein Werk Ernst Hähnel's (von dem Vorstand des Gustav Adolph-Vereins dem Museum zu dauernder Aufstellung überwiesen), eine Marmorbüste Gustav Harkort's von dem Leipziger Adolph Lehnert, Bildnisse von Carl Ferdinand Rhode von Paul Kießling in Dresden, von Carl Christian Philipp Tauchnitz von Leon Pohle, von Ferdinand Wilhelm Mende von Bernhard Plockhorst, von Bürgermeister Koch von Theodor Grosse, von Friedrich August Schumann nach Julius Röting, von Johann Ludwig Hartz, von August Adolph Focke von Ludwig Nieper, von Professor Radius von Georg Schwenk und das erwähnte Petschke-Bildniß. Es ist ein schöner und pietätvoller Gedanke, die Wohlthäter unserer Stadt nach ihrem Tode auf diese Weise zu ehren.

Nicht eigentlich unter die „neuen" Erwerbungen als vielmehr zu den „Wiederentdeckungen" gehören sieben altdeutsche Bilder, die lange Jahre hindurch in den Magazinen des Museums aufbewahrt, endlich einer genaueren Untersuchung unterzogen und von dem Berliner Restaurator Aloys Hauser mit glänzendem Erfolge restaurirt wurden. Diese Bilder mit biblischen Scenen gehören zu der Reihe jener, die im Jahre 1815 auf dem Boden der Nicolaikirche, in der sie als Epitaphien ursprünglich aufgestellt waren, in völlig verwahrlostem Zustande entdeckt, der Stadtbibliothek, dem damaligen städtischen Kunstcabinet, überwiesen wurden und später in den Besitz des Museums übergingen. Der Erste, der Nachricht über jene Entdeckung gab, war bekanntlich kein Anderer als Goethe. Das große localgeschichtliche Interesse, das sich an diese Bilder knüpft, läßt bei dem umfangreichen Material, das der Verfasser über sie gesammelt hat, ihre Publication an einem anderen Orte als wünschenswerth erscheinen.

In der kurzen Zeit von vier Jahren sind, zieht man die Summe der im Vorstehenden genannten Kunstwerke zusammen, nicht weniger als einhundertundvierzig Bilder in den Besitz des Leipziger Museums übergegangen, davon weitaus der größte Theil durch Schenkungen und letztwillige Vermächtnisse oder durch Ankäufe, die durch letztere ermöglicht wurden. Wie schon betont, sind die Schenkungen, welche die Sammlung der Gypsabgüsse bereichert haben, hier überhaupt nicht mit aufgeführt worden. Aber auch die baaren, jährlich zum Ankaufe von Kunstwerken zur Verfügung stehenden Mittel haben eine bedeutende Vermehrung erfahren. Und diese Thatsache läßt uns noch eines Mannes gedenken, den die Stadt Leipzig unter der großen Zahl derer, die sie mit Stolz ihre Wohlthäter nennen darf, in erster Linie mit als einen der größten Förderer des Museums verehrt: Hermann Theobald Petschke's, des langjährigen treuverdienten Vorsitzenden des Leipziger Kunstvereins, der, am 28. Januar 1888 verstorben, die Stadtgemeinde Leipzig zur Universalerbin seines mehr als eine halbe Million Mark betragenden Nachlasses mit der Bestimmung eingesetzt hat, daß aus diesem Stiftungsfonds hervorragende Kunstwerke der Malerei und Plastik für das städtische Museum in der Richtung angekauft werden sollen, daß „das Museum neben Werken der Renaissance immer mehr einen möglichst vollständigen Ueberblick der Leistungen der im Gebiet der Malerei und Plastik seit etwa der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis in die neueste Zeit hervorragendsten Künstler darbiete". Aus seinem Nachlasse stammend ist seine Büste, ein Meisterwerk Ernst Hähnel's, im Treppenhause des Museums aufgestellt worden, da, wo bereits Schletter und Grassi ihren Platz gefunden haben; mit ihnen zusammen bildet er ein Kleeblatt, dessen Andenken zu ehren und zu feiern eine pietätvolle Pflicht des jetzigen und der kommenden Geschlechter ist.

Als der Oberbürgermeister unserer Stadt bei der Einweihung des Museumsumbaues die Festversammlung begrüßte, schloß er mit den Worten: „Möge es uns durch das Vertrauen und den Gemeinsinn unserer Bürgerschaft auch fernerhin gelingen, Das weiter auszubauen, wofür hier das neue, schöne Heim geschaffen worden ist, und möge so von diesem Hause Freude und Wohlfahrt für unsere Stadt ausgehen bis in ferne Zeiten." Mit diesem Wunsche, dem die letzten Jahre in so reichem Maße gerecht geworden sind, will auch dieser Bericht schließen.

Bücherbesprechung.

— **Das Infanterie-Gewehr 88.** Zum Gebrauch für die **Mannschaften** bearbeitet von **Transfeldt**. Mit 22 Abbildungen. Preis 15 ₰. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. — Der billige Preis gestattet die weiteste Verbreitung in der Truppe, und es wird nur des Hinweises bedürfen, um bei dem geringen Preise Interessirte zur Anschaffung zu bewegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 25. Donnerstag, den 27. Februar. 1890.

Uebersicht der bestehenden Arbeiterschutzbestimmungen in den verschiedenen Staaten.

Von Paul Dehn. (Nachdruck vom Verfasser nicht gestattet.)

Angesichts der bevorstehenden diplomatischen Erörterungen über die Möglichkeit internationaler Vereinbarungen auf dem Gebiete der Fabrikgesetzgebung ist es nothwendig, die bestehenden Bestimmungen in den verschiedenen Staaten der Erde zu vergleichen, da unter allen Umständen daran angeknüpft werden muß. Die bestehenden Fabrikgesetze beziehen sich in erster Reihe auf die Kinderarbeit, auf die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter und weiblicher Arbeiter in Fabriken bezw. auch in Werkstätten und auf die Festsetzung der Arbeitszeit für erwachsene Arbeiter. Außerdem bestehen Verbote des sogen. Trucksystems bezw. Bestimmungen über die Auszahlung der Arbeitslöhne in baarem Gelde. Ferner sind Gesetze und Verordnungen — mehr oder minder eingehend — vorhanden zum Schutze der Arbeiter in gefährlichen Betrieben. Zur Durchführung aller dieser Bestimmungen ist vielfach eine staatliche Fabrikinspection eingesetzt worden. Endlich haben verschiedene Staaten im Anschlusse an diese sozusagen negativen Arbeiterschutzbestimmungen auch positive Maßregeln ergriffen, insbesondere durch Organisation der Arbeiterversicherung gegen Unfälle, Krankheiten und Alter.

Kinderarbeit. Gesetzlich verboten ist: In Deutschland (seit 1878) die Fabrikarbeit von Kindern unter 12 Jahren unbedingt, von Kindern ohne Arbeitskarte von 12 bis 14 Jahren länger als 6 Stunden täglich bei mindestens dreistündigem Unterrichte, ohne bestimmte Pausen, außerdem bei Nacht, an Sonn- und Festtagen. Ausnahmen nur für Betriebsunterbrechungen infolge von Naturereignissen oder Unfällen, außerdem für gewisse Betriebe auch in Bezug auf die Nachtarbeit, indessen ohne Ausdehnung der gesetzlichen Zahl der Arbeitsstunden. In England die Beschäftigung von Kindern über 10 bis zu 14 Jahren mehr als 5 bezw. 5½ Stunden täglich ohne Beibringung eines bezirksärztlichen Tauglichkeitszeugnisses, an Sonnabend-Nachmittagen, des Sonntags, bei Nacht, bei der Reinigung von Maschinen, ferner bei der Belegung von Spiegeln, bei der Herstellung von Bleiweiß, beim Glasschmelzen, in Metallschleifereien und beim Eintauchen von Zündlichten. In der Schweiz für Fabriken (seit 1878) die Beschäftigung von Kindern, welche das 14. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben. In Oesterreich (seit 1885) die regelmäßige gewerbliche Beschäftigung von Kindern vor vollendetem 12. Lebensjahre unbedingt, von Kindern bis zum vollendeten 14. Lebensjahre auch in Werkstätten, falls ihre Arbeit schwer und der Gesundheit nachtheilig ist, die körperliche Entwickelung und die Erfüllung der gesetzlichen Schulpflicht hindert und über 8 Stunden täglich dauert, außerdem bei Nacht. In Ungarn (seit 1885) die Fabrikarbeit für Kinder unter 10 Jahren ganz, für Kinder von 10 bis 12 Jahren ohne Bewilligung der Gewerbebehörde und, wenn nicht mit der Verwendung in der Fabrik der ordentliche Schulbesuch vereinbar ist oder nicht durch Fabrikschulen gesichert wird, für Kinder von 12 bis 14 Jahren mehr als 8 Stunden täglich, außerdem bei Nacht. In Dänemark (seit 1873) die Fabrikarbeit für Kinder von 10 bis 14 Jahren mehr als 6½ Stunden täglich oder bei Nacht, ferner zur Reinigung von Maschinen im Betriebe. In Schweden und Norwegen (seit 1864) die gewerbliche Beschäftigung von Kindern unter 12 Jahren, (seit 1881) die industrielle Beschäftigung von Kindern von 12 bis 14 Jahren mehr als 6 Stunden täglich und bei Nacht. In Holland (seit 1874) die gewerbliche Beschäftigung von Kindern unter 12 Jahren. In Luxemburg die Beschäftigung von Kindern unter 12 Jahren in Fabriken, in Hüttenwerken die Beschäftigung von Kindern von 12—14 Jahren mehr als 8 Stunden, und von 14—16 Jahren mehr als 10 Stunden täglich ohne ärztliches Zeugniß; doch kann erforderlichenfalls diese Arbeitszeit um 2 Stunden vermehrt werden. In Belgien nach einem Gesetze von 1813 die Beschäftigung von Kindern unter 10 Jahren in Bergwerken und Steinbrüchen. In Frankreich (seit 1874) die Beschäftigung von Kindern von 10 bis 12 Jahren mehr als 6 Stunden und von 12 bis 14 Jahren mehr als 12 Stunden täglich, falls sie den ersten Volksunterricht genossen haben, ferner in gewissen festgesetzten ungesunden oder gefährlichen Anlagen, theils unbedingt, theils bedingt, beim Schmieren, Reinigen und Ausbessern von Maschinen rc., an Kreissägen, zur Bedienung der Dampfhähne, außerdem bei Nacht und des Sonntags, doch sind weitgehende Ausnahmen gestattet. In Italien (seit 1886) die Beschäftigung von Kindern unter 9 Jahren in Fabriken, Gruben, Bergwerken, von Kindern von 9 bis 10 Jahren in sog. gefährlichen und ungesunden Werkstätten, ferner die Beschäftigung von Kindern von 9 bis 15 Jahren ohne ärztliches Zeugniß, von Kindern von 9 bis 12 Jahren mehr als 8 Stunden täglich. In Spanien die Beschäftigung von Kindern unter 10 Jahren in Fabriken, von Knaben unter 13 und von Mädchen unter 14 Jahren mehr als 5 Stunden, von Knaben von 13—15 Jahren und von Mädchen von 14—18 Jahren mehr als 8 Stunden, bei Nacht, ferner die Verwendung von Kindern unter 16 Jahren in gefährlichen oder überanstrengenden Betrieben. In Rußland (seit 1885) die Beschäftigung von Kindern bei Nacht. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika theilweise die Beschäftigung von Kindern unter 10, bezw. 11, 12, 13 und 14 Jahren mehr als 8, bezw. 9, 10 oder 11 Stunden täglich. In Indien die Beschäftigung von Kindern unter 7 Jahren.

Beschäftigung jugendlicher Arbeiter von 14—18 Jahren. Verboten ist: In Deutschland die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter von 14—16 Jahren in Fabriken über 10 und in der Textilindustrie über 11 Stunden täglich ohne bestimmte Pausen, außerdem bei Nacht und an Sonn- und Festtagen mit Ausnahmen nur für Betriebsunterbrechungen infolge von Naturereignissen oder Unfällen, ferner für gewisse Betriebe auch in Bezug auf die Nachtarbeit, indessen ohne Ausdehnung der gesetzlichen Zahl der Arbeitsstunden; insbesondere u. A. die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter unter 16 Jahren in Hechelsälen und bei Reißwölfen. In England die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter von 13 bezw. 14 bis zu 18 Jahren in Textilfabriken über 56½ Stunden wöchentlich, in anderen Fabriken und Werkstätten über 60 Stunden wöchentlich, an Sonnabend-Nachmittagen, des Sonntags und bei Nacht, während der festgesetzten Mahlzeitpausen, in anderen als Textilfabriken nicht länger als 5 Stunden hintereinander ohne Pause, unter 16 Jahren ohne Beibringung des bezirksärztlichen Tauglichkeitszeugnisses, ferner bei Betrieb oder Reinigung laufender Maschinen, bei der Verwendung von Quecksilber in Spiegelfabriken und bei der Herstellung von Bleiweiß. Indessen können für gewisse Industrien und Betriebe Ausnahmen gestattet werden derart, daß jugendliche Arbeiter von 16 Jahren an 48 Tagen in je 12 Monaten täglich 14 Stunden und in gewissen Betrieben auch bei Nacht beschäftigt werden dürfen. In der Schweiz die Beschäftigung junger Leute unter 18 Jahren des Sonntags und bei Nacht, indessen sind Ausnahmen gestattet; ferner

die Beschäftigung von ganz jugendlichen Arbeitern von 14 und 15 Jahren mehr als 11 Stunden täglich einschließlich des Schulunterrichts, außerdem im Verwaltungswege für gewisse Industrien überhaupt. In Oesterreich die gewerbliche Verwendung jugendlicher Arbeiter bis zum 16. Jahre bei Nacht, jedoch sind Ausnahmen zulässig, außerdem an Sonntagen. In Ungarn die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bis zu 16 Jahren mehr als 10 Stunden täglich und für solche Arbeiten, welche der Gesundheit schädlich sind und die körperliche Entwickelung hindern, ferner bei Nacht, doch sind Ausnahmen gestattet. In Dänemark die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter unter 18 Jahren mehr als 12 Stunden täglich, bei Nacht oder ferner zur Reinigung von Maschinen im Betriebe, im Verordnungswege auch für ganz besanders anstrengende oder gesundheitsschädliche Arbeiten. In Schweden und Norwegen die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bis zu 18 Jahren mehr als 10 Stunden täglich und bei Nacht, doch sind Ausnahmen gestattet. In Luxemburg die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern unter 16 Jahren ohne ärztliches Zeugniß in Fabriken mehr als 11 Stunden täglich, in Bergwerken bei Nacht, ferner in ungesunden oder gefährlichen Betrieben oder über ihre Kräfte. In Frankreich die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bis zu 16 Jahren Sonntags und bei Nacht, doch sind Ausnahmen gestattet, ferner in gewissen festgesetzten ungesunden oder gefährlichen Anlagen, theils unbedingt, theils bedingt, beim Schmieren, Reinigen und Ausbessern von Maschinen 2c., an Kreis- und Bondsägen, zur Bedienung der Dampfhähne. In Rußland die Beschäftigung minderjähriger Arbeiter bei Nacht. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika theilweise die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern bis zu 18 bezw. 21 Jahren mehr als 8, 10 und 11 Stunden täglich.

Beschäftigung weiblicher Arbeiter. Verboten ist: In Deutschland die Beschäftigung weiblicher Arbeiter in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten und unterirdisch betriebenen Brüchen und Gruben unter Tage, ferner nach Bedürfniß im Verordnungswege die Verwendung weiblicher Arbeiter in gewissen Industrien, welche mit besonderen Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit verbunden sind, ebenfalls nach Bedürfniß die Beschäftigung weiblicher Arbeiter für gewisse Fabrikationszweige bei Nacht, endlich die Beschäftigung von Wöchnerinnen in Fabriken drei Wochen nach ihrer Niederkunft. In England die Beschäftigung weiblicher Arbeiter in Textilfabriken über 56½ Stunden wöchentlich, in anderen Fabriken und Werkstätten über 60 Stunden wöchentlich, am Sonntage und bei Nacht, ferner im Bergbaue unter Tage während der festgesetzten Mahlzeitpausen, in anderen als Textilfabriken nicht länger als 5 Stunden hintereinander ohne Pause, bis zu 16 Jahren ohne Beibringung des bezirksärztlichen Tauglichkeitszeugnisses, ferner bei Betrieb oder Reinigung laufender Maschinen, endlich die Verwendung junger Mädchen bis zu 16 Jahren beim Belegen von Spiegeln mit Quecksilder, bei der Erzeugung von Bleiweiß, in Ziegeleien und bei der Zurichtung von Salz. Indessen können in Betrieben, wo Gegenstände dem Verderben ausgesetzt sind, weibliche Arbeiter über 18 Jahre an 96 Tagen in je 12 Monaten bis zu 14 Stunden täglich beschäftigt werden. In der Schweiz die Beschäftigung weiblicher Arbeiter des Sonntags und bei Nacht, ferner eine halbe Stunde vor der Mittagspause, außerdem die Beschäftigung von Wöchnerinnen 2 Wochen vor und 6 Wochen nach der Niederkunft. Endlich hat der Bundesrath diejenigen Fabrikationszweige zu bezeichnen, in welchen schwangere Frauen überhaupt nicht arbeiten dürfen. Verboten ist auch die Beschäftigung der Frauen zur Reinigung im Gange befindlicher Motoren, Transmissionen und gefahrdrohender Maschinen. In Oesterreich die Beschäftigung weiblicher Arbeiter bei Nacht in Fabriken, doch sind Ausnahmen gestattet. Außerdem die Beschäftigung von Wöchnerinnen 4 Wochen nach ihrer Niederkunft. In Dänemark die Beschäftigung weiblicher Arbeiter bis zu 18 Jahren mehr als 12 Stunden täglich oder bei Nacht. In Frankreich die Beschäftigung weiblicher Arbriter bis zu 21 Jahren des Sonntags, ferner in Hüttenwerken und Manufacturen bei Nacht. In Luxemburg die Beschäftigung von Frauen bei Nacht. In Spanien die Beschäftigung von jungen Mädchen bis zu 18 Jahren mehr als 8 Stunden täglich, bei Nacht und in gefährlichen Betrieben. In Rußland die Beschäftigung weiblicher Arbeiter bei Nacht. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika (in 4 Staaten) die Beschäftigung weiblicher Arbeiter mit mehr als 8 bezw. 10 Stunden täglich.

Beschäftigung von Männern. 1) Sonntagsarbeit. Verboten ist: In Deutschland die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, ferner in Preußen die Arbeit in den Bergwerken, ausgenommen Vorkehrungen zur Sicherung gegen Gefahren. In England die Beschäftigung von Kindern, jugendlichen und weiblichen Arbeitern; thatsächlich besteht für alle Arbeiter die Sonntagsruhe in Anknüpfung an das Gebot der Sonntagsruhe von 1781. In der Schweiz die Arbeit an Sonntagen, Nothfälle vorbehalten, ausgenommen in Anlagen, welche ununterbrochenen Betrieb erfordern, doch nur auf Bewilligung. Auch in diesen Anstalten muß für jeden Arbeiter der zweite Sonntag frei bleiben. In Oesterreich alle gewerbliche Arbeit, ausgenommen Säuberungs- und Instandhaltungsarbeiten, doch kann im Verordnungswege gewissen Gewerben, bei denen eine Unterbrechung des Betriebes unthunlich oder der ununterbrochene Betrieb im Hinblick auf die Bedürfnisse der Verbraucher oder des öffentlichen Verkehrs erforderlich ist, die Sonntagsarbeit gestattet werden. In Frankreich die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bis zu 16 und weiblicher Arbeiter bis zu 12 Jahren. Dagegen ist Mitte 1880 ein Gesetz vom Jahre 1814, welches allgemeine Sonn- und Feiertagsruhe gebot, abgeschafft worden. — 2) Weitere Zeitbeschränkungen. Verboten ist: In Oesterreich jede Beschäftigung gewerblicher Arbeiter mehr als 11 Stunden innerhalb 24 Stunden. Doch kann im Verordnungswege mit Rücksicht auf nachgewiesene besondere Bedürfnisse bestimmten Fabriken die Verlängerung der täglichen Arbeitszeit um eine Stunde gewährt werden, ferner wenn Naturereignisse oder Unfälle den regelmäßigen Betrieb unterbrochen haben oder wenn ein vermehrtes Arbeitsbedürfniß eingetreten ist. Außerdem findet der elfstündige Normalarbeitstag auf sog. Hilfsarbeiten (Beleuchtung, Kesselheizung 2c.) keine Anwendung. Zwischen den Arbeitsstunden sind angemessene Ruhepausen von zusammen nicht weniger als 1½ Stunden zu gewähren, wovon thunlichst eine Stunde für die Mittagszeit. Bei der Nachtarbeit haben diese Vorschriften sinngemäß Anwendung zu finden, doch sind auch hier Ausnahmen zuzulassen. In der Schweiz die regelmäßige Arbeit von mehr als 11 Stunden, an Vorabenden von Sonn- und Feiertagen von mehr als 10 Stunden täglich, doch sind Ausnahmen auf Antrag zu bewilligen, ferner die Nachtarbeit, doch ebenfalls mit Ausnahmen, insbesondere für ununterbrochene Betriebe. In England landesüblich jedwede Arbeit am Sonntag (thatsächlich besteht für alle Arbeiter eine zehnstündige tägliche Arbeitszeit). In Frankreich die Beschäftigung von Männern mehr als 12 Stunden täglich, indessen sind Ausnahmen gestattet. Für die Arbrit in Bergwerken besteht in verschiedenen Staaten theils auf Grund des Herkommens, theils auf Grund besonderer Vorschriften eine Maximalarbeitszeit von 12, 11, 10 und 8 Stunden. In der Schweiz war nach den Berichten der dortigen Fabrikinspectoren die Durchführung des Normalarbeitstages besonders in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit eine sehr mangelhafte und es sollen namentlich in der Textilindustrie die Ausnahmen, welche unter amtlicher Bewilligung von Ueberstunden oder durch Umgehung der Gesetzesvorschrift gemacht wurden, zur Regel geworden sein. In den letzten Jahren soll sich der elfstündige Normalarbeitstag besser eingelebt haben, indessen hat der schweizerische Fabrikinspector Dr. Schuler selbst dieser Annahme in seinem Berichte für 1887 durch die Versicherung widersprochen, „daß an der vom Gesetz bestimmten elfstündigen Maximalarbeitszeit durchaus nicht mit pedantischer Strenge festgehalten wird, sondern daß man allen Bedürfnissen der Industrie in zuvorkommender Weise Rechnung trägt, ja sogar hier und da ungerechtfertigten, unbescheidenen Begehren mit allzugroßer Nachsicht entspricht." Im Canton Zürich hat nach den amtlichen Berichten von 1887 und 1888 fast die Hälfte der beaufsichtigten Anlagen eine längere als elfstündige Arbeitszeit mindestens vorübergehend gehabt. Vielleicht noch mangelhafter war die Durchführung des elfstündigen Arbeitstages in Oesterreich, wo er ohnehin bis 1889 für die Textilindustrie im Verordnungswege auf 12 Stunden erhöht worden war. In Oesterreich werden die Ueberstunden noch leichter als in der Schweiz bewilligt und ungleich häufiger als in der Schweiz kommen in Oesterreich ungesetzliche Ueberschreitungen der elfstündigen Arbeitszeit vor, insbesondere in der Brünner Textilindustrie, welche ihre Arbeiter am rücksichtslosesten ausbeutet. Mehr noch als der schweizerische steht der österreichische elfstündige Normalarbeitstag auf dem Papiere und wird im Wesentlichen nur von jenen Industrien innegehalten, welche schon früher eine geringere als die höchst gestattete Arbeitszeit eingeführt hatten. In Paris hat der Stadtrath allen für die Stadt arbeitenden Unternehmern als Bedingung auferlegt, daß die Arbeitsdauer täglich 9 Stunden nicht überschreiten und außerdem nur während 5 Tagen in der Woche gearbeitet werden dürfe. Außerdem muß für jede Berufsgenossenschaft ein gewisser aus-

reichender Mindesttaglohn aufgestellt sein. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat ein Gesetz der Unionsregierung vom 25. Mai 1868 den achtstündigen Arbeitstag für alle Werkstätten der Regierung der Vereinigten Staaten eingeführt. Infolge dessen haben, da die Fabrikgesetzgebung nicht zu den Befugnissen der Unionsregierung gehört, mehrere der Einzelstaaten theils den achtstündigen theils den zehnstündigen Arbeitstag eingeführt, indessen nicht zwingend, sondern nur facultativ, d. h. wenn nicht vertragsmäßig, was statthaft ist, eine längere Arbeitszeit verabredet ist. Nur in Nebraska soll ein obligatorischer zehnstündiger Maximalarbeitstag bestehen. In einigen Coloniestaaten Australiens soll ein gesetzlicher Maximalarbeitstag von 8 Stunden eingeführt worden sein.

Lohnzahlung. Verboten ist: In Deutschland die Entlohnung der Arbeiter anders als baar in Reichswährung, die Creditirung von Waaren und die Verabfolgung von Lebensmitteln an die Arbeiter, sofern sie zu einem die Anschaffungskosten übersteigenden Preise erfolgt. In der Schweiz die Auszahlung der Arbeiter anders als spätestens alle zwei Wochen in Baar, in gesetzlichen Münzsorten und in der Fabrik selbst, doch kann auf Grund besonderer Verständigung auch monatliche Auszahlung erfolgen. In Oesterreich die Auszahlung der Löhne anders als in Baar, ferner die Verabfolgung von Lebensmitteln oder der regelmäßigen Beköstigung auf Rechnung des Lohnes, sofern dieselbe zu einem die Beschaffungskosten übersteigenden Preise erfolgt, Vereinbarungen darüber, daß die Arbeiter Bedarfsgegenstände aus gewissen Verkaufsstätten beziehen müssen, die Creditirung insbesondere geistiger Getränke auf Rechnung des Lohnes, endlich die Auszahlung der Löhne in Wirthshäusern oder Schankstätten. In Ungarn die Auszahlung anders als in baarem Gelde und in der Regel wöchentlich, die Verabfolgung von Spirituosen gegen Credit und das Inabzugbringen des dafür etwa entfallenden Betrages vom Lohne. In England die Auszahlung des Lohnes in Wirthshäusern, Branntweinschänken und Vergnügungsorten und anders als in baarem Gelde. In Belgien die Lohnzahlung in Waaren, in Wirthshäusern u. dergl. In Rußland die Entlöhnung der Arbeiter anders als in baarem Gelde, insbesondere durch Coupons, verabredete Werthzeichen, Getreide oder Waaren, Abzüge für Schulden oder Zinsen, für ärztliche Hilfe, für Beleuchtung der Werkstätten und für Benutzung von Arbeitswerkzeugen bei Arbeiten für die Fabrik. In den Vereinigten Staaten (nur in Ohio und New-Jersey) die Zahlung der Löhne in Verschreibung und der Verkauf von Waaren an Arbeiter zu übermäßigen Preisen.

Uebersicht der bestehenden Fabrikgesetze. Beschränkung der Kinderarbeit in Fabriken und Werkstätten.

	Beschäftigung von Kindern bis zu 10 J.	10—12 J.	12—14 J.	an Sonntagen	bei Nacht.
1) Deutschland .	verboten	verboten	6 Stunden	verboten	verboten.
2) England . .	verboten	5—5½ Std.	5—5½ Std.	verboten	verboten
3) Schweiz . .	verboten	verboten	verboten	verboten	verboten.
4) Oesterreich .	verboten	verboten	8 Stunden	verboten	verboten.
5) Ungarn . . .	verboten	8 Stunden	8 Stunden	erlaubt	verboten.
6) Dänemark .	verboten	6½ Std	6½ Std.	erlaubt	verboten
7) Schweden-Norwegen. .	verboten	verboten	6 Stunden	erlaubt	verboten.
8) Holland . . .	verboten	verboten	unbeschränkt	erlaubt	erlaubt.
9) Frankreich .	verboten	6 Stunden	10 Stunden	verboten	verboten.
10) Italien . . .	nur theilweise verboten, sonst bis 8 Stunden erlaubt	8 Stunden	8 Stunden	erlaubt	erlaubt.
11) Rußland . .	erlaubt	unbeschränkt	unbeschränkt	erlaubt	verboten.
12) Belgien . . .	erlaubt	erlaubt	erlaubt	erlaubt	erlaubt.
13) Spanien . .	verboten	5 Stunden	8 Stunden	erlaubt	verboten.
14) Vereinigte Staaten . . .	theilweise verboten	8—11 Std	8—11 Std	—	—
15) Indien . . .	verboten für Kinder unter 7 Jahren	unbeschränkt	unbeschränkt	erlaubt	erlaubt.

Beschränkung der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken und Werkstätten.

	Geschützte Arbeiter	v. 14—16 J.	v. 16—18 J.	bei Sonnt.	bei Nacht.
1) Deutschland .	bis zum 16. Jahre	10—11 Std.	unbeschränkt	verboten	verboten.
2) England . .	bis zum 18. Jahre	6½—10 Std.	6½—10 Std.	verboten	verboten.
3) Schweiz . .	bis zum 18. Jahre	11 Stunden	unbeschränkt	verboten	verboten.
4) Oesterreich .	bis zum 16. Jahre	unbeschränkt	unbeschränkt	verboten	verboten.
5) Ungarn . .	bis zum 16. Jahre	10 Stunden	unbeschränkt	erlaubt	verboten.
6) Dänemark .	bis zum 18. Jahre	12 Stunden	12 Stunden	verboten während der Kirche	verboten.
7) Schweden-Norwegen	bis zum 18. Jahre	10 Stunden	10 Stunden	—	verboten.
8) Frankreich .	bis zum 16. Jahre	12 Stunden	unbeschränkt	verboten	verboten.
9) Rußland . .	—	unbeschränkt	unbeschränkt	erlaubt	verboten.
10) Spanien .	Knaben bis zum 15. Jahre Mädchen bis zum 18. Jahre	8 Stunden	Knaben unbeschränkt Mädchen 8 Stunden	erlaubt	verboten.
11) Vereinigte Staaten .	theilweise bis zum 21. Jahre	theilweise 8, 10, 11 Std.	theilweise 8, 10, 11 Std	—	unbeschränkt.

Beschränkung der Beschäftigung weiblicher Arbeiter in Fabriken und Werkstätten.

	Geschützte Arbtr.	Beschränkungen	Sonntags	bei Nacht	Wöchnerin.
1) Deutschland .	auf Lebenszeit	auf angemessene Industrien	erlaubt	bedingt bei Nacht	4 Woch. nach der Niederk.
2) England . . .	auf Lebenszeit	auf 9½—10 St. täglich	verboten	verboten	unbeschränkt.
3) Schweiz . . .	auf Lebenszeit	unbeschränkt	verboten	verboten	8 Woch. vor 6 Woch. nach der Niederk.
4) Oesterreich . .	auf Lebenszeit	unbeschränkt	verboten	verboten	4 Woch. nach der Niederk.
5) Frankreich . .	bis zum 21. J.	unbeschränkt	verboten	theilweise verboten	unbeschränkt.
6) Rußland . . .	auf Lebenszeit	unbeschränkt	erlaubt	verboten	unbeschränkt.
7) Vereinigte Staaten . .	—	theilweise auf 8—10 Stunden täglich	—	erlaubt	unbeschränkt.

Sonstige Arbeiterschutzgesetze.

	Maximalarbeitszeit	Trucksystem	Arbeiterschutzbestimmungen gegen Unfälle und Krankheit	Fabrikinspection	Arbeiterversicherung.
1) Deutschland .	—	verboten	durchgeführt	in Thätigk.	gegen Unfall, Krankheit u. Alter.
2) England . .	thatsächl. 10 Std.	verboten	durchgeführt	in Thätigk.	Haftpflicht.
3) Schweiz . . .	11 Stunden	verboten	vorhanden	in Thätigk.	gegen Krankheit geplant, gegen Unfall Haftpflicht.
4) Oesterreich. .	11 Stunden	verboten	vorhanden	in Thätigk.	gegen Unfall und Krankheit.
5) Ungarn . . .	—	verboten	vorhanden	in Thätigk.	gegen Unfall und Krankheit geplant.
6) Dänemark .	—	—	vorhanden	in Thätigk.	gegen Unfall in Vorbereitung.
7) Schweden-Norwegen .	. . . .			in Einführg.	Unfallversicherung und Altersversorgung in Vorbereit.
8) Holland . . .	. . . .				in Vorbereitung.
9) Frankreich .	12 Stunden	—	vorhanden	vorhanden	—
10) Italien . . .	. . . .				gegen Unfälle durch Staatsbeiträge erleichtert.
11) Belgien . .	—	auf d. Papier verboten	—	—	allgemeine Haftpflicht
12) Rußland . .	—	verboten	—	vorhanden	Haftpflicht. Unfallversicherung in Vorbereitung.
13) Vereinigte Staaten . . .	theilweise 8 Std.	theilweise verboten	theilweise vorhanden	vereinzelt organisirt	allgemeine Haftpflicht.

Eine Frau über die Männer.

J. R. Was uns doch manchmal Alles an wunderlichen und brüchigen Ansichten aufgetischt wird! Liegt da vor uns ein Buch aus der vielgenannten Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, ein Roman: Odysseus im Salon von Hartl-Mitius, dem bekannten Mitgliede des Gärtnerplatztheaters in München. In dem Romane werden die Erlebnisse eines jungen reichen Edelmannes vor seiner Ehe geschildert, die im Wesentlichen auf Odysseusfahrten auf den Wogen gesellschaftlichen Lebens hinauslaufen, bei denen der in der Irre Treibende ungleich seinem großen Vorbilde aus der griechischen Vorzeit sich nicht immer mit Stricken hat an den Mastbaum fesseln lassen, um dem Zauber der Sirenen zu entgehen. Es wird dies nach dem bekannten Grundsatz erklärt und entschuldigt, daß jeder junge Mann „seinen Roman haben", sich austoben müsse, ehe er in die Prosa und den Ernst des Lebens, in die Zucht der Ehe trete, sich ehrsam und ruhig bewege. In dem Roman heißt es dann weiter: „Man heirathet nicht, ohne gelebt zu haben" und: „Jeder Mann hat eine Reihe von Verhältnissen hinter sich, wenn er in die Ehe tritt" und: „Jeder normale Mensch hat, bevor er in die Ehe tritt, sein Studium der Frauen absolvirt, der eine schwach, der andere gründlicher, je nach seinen Fähigkeiten, seinen Bedürfnissen und seinem Glück bei den Weibern. Wer das leugnen wollte, ist ein Heuchler oder ein ungesunder Mensch. Was wollt ihr denn, ihr sogenannten Tugendhaften? Wollt ihr uns glauben machen, daß ihr nur ein Weib auf Erden liebtet, das eure? Daß ihr nur einen Mund berührtet, den eurer Gattin?" Mit Verlaub, Hr. Verfasser — aber nein, es ist ja eine Verfasserin, welche uns diese Grundsätze zu leben predigt, — also mit Verlaub, Frau Verfasserin, daß wir gegen diese Sätze Verwahrung einlegen, selbst auf die Gefahr hin, für ungesund zu gelten, als Heuchler angesehen oder des Mangels an Frauen- und Menschenkenntniß geziehen zu werden. In dieser Verallgemeinerung treffen diese Sätze jedenfalls nicht zu und würden ein schlechtes Licht auf unsere

junge Männerwelt werfen und unserem Volke infolge dessen eine trübe Zukunft in Aussicht stellen. Es ist wahr, ein großer Theil unserer Männer, der geistig bevorzugte so gut wie der des Durchschnitts, huldigt dem Grundsatze des Genießens, auch da, wo dieses mit dem Gewissen nicht in Einklang zu bringen ist, und hat sich gemäß einem zweifelhaften Ausspruche, daß an den Mann in Bezug auf Sittlichkeit andere Maßstäbe anzulegen seien, als an das Weib, und infolge der Gewohnheit ein Recht auf Ausschweifung zu sichern gewußt; aber damit wird Unrecht noch nicht Recht; und ein anderer Theil unserer Jünglinge hält sich für zu gut dazu und nicht für berechtigt, wie ihr leichtfüßiger und leichtlebiger Odysseus im Salon von Blume zu Blume zu flattern, erst ein deutsches Gretchen, dann eine Pariser Grisette, dann eine russische Fürstin, dann eine spanische Tänzerin, endlich eine Orientalin Konstantinopels zu lieben, also gleichsam die Blüthen sämmtlicher weiblicher Typen Europas abzupflücken und es dabei nicht zu verschmähen, gelegentlich eine hübsche Küchenfee und eine kaffeebraune Schöne des Harems, so zu sagen im Vorübergehen, genießend mitzunehmen, um schließlich mit niedergebranntem Feuer im Herzen zu der Fahne einer Hausfrau zu schwören. Und es erscheint fraglich, was von diesen beiden Fällen als die Ausnahme und was als die Regel zu gelten habe: die erstere nimmt manchmal mehr Raum in Anspruch als die letztere. Und lassen wir einmal den Leichtsinn als Jugendthorheit gelten: wenn nur diese Don Juanerien wirklich ein Durchgangsstadium zu etwas Höherem, Reinerem bedeuteten, die verschlungenen Windungen zu einer Burg sicheren Lebensgewinnstes wären und der Mensch geläutert aus diesen Irrungen hervorginge: dann ließe man sich solche Irrwege noch gefallen! Aber das ist bei Ihrem Grafen Tettenborn nicht der Fall. Er spricht es zwar aus, er sei ein Anderer geworden, aber zu sehen bekommen wir nichts von dieser Wandlung, von einem stufenweisen Aufstieg zu höherer Vollendung, einer allmäligen Reinigung vom Schmutz des Lebens, sind vielmehr überzeugt, daß er am Ende des Buchs genau noch derselbe Lebemann mit seinem spatzenmäßigen Herumflattern der Neigung ist, wie am Anfang desselben, und daß nur die Gelegenheit fehlt, weiteren Verführungen zu unterliegen. Und dann: zwischen Frau und Frau besteht ein gewaltiger Unterschied. Wol kann eine Frau auf den Mann den mächtigsten Einfluß ausüben und ihre Einwirkungen auf die Entwickelung des stärkeren Geschlechts können die folgenschwersten sein — wir haben dies ja an dem Leben unserer bedeutendsten Männer gesehen: aber was vermögen solche armseligen Dinger dem Manne zu bieten, wie diese oben gekennzeichneten Mädchen und Frauen sind, die als bestes Lob nur die Bestätigung ihr Bedeutungslosigkeit in Anspruch zu nehmen haben? Und noch ein Anderes werfen Sie durcheinander, was streng auseinander zu halten ist: die Begriffe Abenteuer und Erlebnisse. Abenteuer und Erlebnisse sind nicht dasselbe; bei jenen kommen die Sinne ins Spiel, bei diesem redet das Herz mit. Ihr leichtfertiger Vogel, den Sie mit dem vielfach umgetriebenen homerischen Helden vergleichen — der Vergleich hinkt übrigens sehr, denn der Aufenthalt des Odysseus bei Kalypso und Kirke kann nicht als Pflichtvergessenheit gegen seine Gemahlin, als lockere Liebelei aufgefaßt werden und befleckt ihn moralisch nicht — Ihr leichtfertiger Vogel hat Abenteuer und Passionen, ein Mann jedoch, ein Mann von der Art, deren eben gedacht ward, macht Erfahrungen und besitzt Leidenschaften. Endlich setzen Sie Ihren Ansichten vom Manne und seinem Verhältnisse zum Weibe dadurch die Krone auf, daß Sie Ihren Grafen Tettenborn sagen lassen: „die Frauen machen unsere Geschichte", d. i. die Geschichte der Männer. Um Vergebung, erwidern wir darauf, hiergegen müssen wir uns am meisten wenden. Das müßte ein netter Mann, ein Schwächling ersten Ranges sein, der sich seine Geschichte von den Frauen machen ließe: Ihr Schützling, der in den Salon übertragene Irrfahrer, mag das von sich aussagen können und aussagen müssen: sein ganzes Dasein besteht ja eigentlich nur aus Liebeständeleien; ein rechter Mann jedoch hat noch andere Dinge zu thun und übt diese Thätigkeit selbst aus, macht sich selbst und seine Geschichte selbst, ohne die Frauen, trotz der Frauen und nöthigenfalls gegen die Frauen. Den Werth der Frau haben wir — Sie sehen, auch wir sind in dem Studium des weiblichen Geschlechts nicht zurückgeblieben — soeben erst ausdrücklich anerkannt: zu hoch kann man sie, d. h. die rechte Frau überhaupt nicht stellen. Aber diese selbst wird es mit Entrüstung von sich weisen, als der Schöpfer der Schicksale des Mannes zu gelten, und Ihnen darlegen, daß sie der gar nicht sein könne, daß diese Aufgabe keineswegs die ihre sei, und daß sie einen Mann, der ein derartiges Ansinnen an sie stellen würde, gar nicht würde achten können. Bei aller Werthschätzung für Ihre Person und Ihr Geschlecht, verehrte Frau, überschätzen Sie dasselbe doch ein wenig und fassen es von einer falschen Seite auf. Im Uebrigen ist das Buch von Hartl-Mitius flott geschrieben und liest sich bequem: freilich ist die Motivirung und das Psychologische ziemlich lose und schwach. Aber die etwas laxe und schwächliche Auffassung vom Leben und seinen Pflichten läßt ein rechtes Behagen beim Lesen nicht aufkommen und ließ es geboten erscheinen, darauf zu antworten, um so mehr, als sonst wahrscheinlich wenig widersprochen werden wird: denn es ist unglaublich, wie sehr die „Waschzettelkritik" — d. i. die Wiedergabe von, natürlich lobenden, Recensionen, die der Buchhändler dem Recensionsexemplare gleich beigiebt — schon in die Spalten von Blättern Eingang gefunden hat, denen man wegen ihrer sonstigen Größe und Bedeutung ein eigenes literarisches Urtheil hätte zutrauen sollen.

Sonstige Bücherbesprechungen.

—g. **Illustrirte Hausbibel.** Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Mit über tausend Abbildungen und Karten, Erläuterungen und einer Familien-Chronik. Zweite unveränderte Auflage. Zweite Abtheilung (3 ℳ). Verlag von Fr. Pfeilstücker in Berlin, 1890. — Diese auf 6 Abtheilungen berechnete Sonderausgabe des verdienstlichen Werkes giebt uns Veranlassung, die Eigenthümlichkeit und darin gegründete Berechtigung dieser Bibel gebührend hervorzuheben. Ihr Schwerpunkt fällt nicht in die kunstgeschichtliche, sondern in die culturgeschichtliche Seite der bildnerischen Beigaben. Insofern bildet die Pfeilstücker'sche Bibel den ergänzenden Gegensatz zu der gleichfalls im Erscheinen begriffenen Pfleiderer'schen Veröffentlichung. Wir gestehen gern, daß der Reichthum der Illustrirten Hausbibel an culturgeschichtlich belehrenden Bildern ein außerordentlicher ist; wenn aber all dieses Anschauungsmaterial auf wissenschaftlich gesicherter Grundlage ruht, so ist dies dem Herausgeber als hohes Verdienst anzurechnen. Die Abbildungen sind nach den besten Quellenwerken und den berühmten Alterthumssammlungen in Berlin, London, Paris etc. hergestellt; eine reiche Ausbeute haben namentlich die Alterthümer der Aegypter, Assyrer, Babylonier und Römer geliefert. Fast allen landschaftlichen Bildern liegen photographische Aufnahmen zu Grunde; neben einer Fülle von Karten und Plänen geben die Abbildungen Darstellungen von Thieren, Pflanzen, Gebäuden, Denkmälern, von Trachten, Waffen, gewerblichen und andern Geräthen, von gewerblichen Hantirungen etc. Wir heben diese Eigenart nicht blos darum hervor, weil die Anschauung das Verständniß des Gelesenen sehr unterstützt. Wichtiger noch ist uns, daß auf diese Weise die menschliche Seite der Bibel lebendiger heraustritt, und die geschichtliche Treue ihrer Berichte oft in dankenswerthester Weise in helles Licht gesetzt wird. Obendrein sind diese Bilder mit erläuternden Anmerkungen versehen; ja, ein besonderer Anhang wird eine sehr werthvolle Abhandlung enthalten über altägyptische und altassyrische Wanddarstellungen, über Aussprache und Betonung arabischer Wörter, über Geld, Maße und Gewichte, Zeiteintheilung etc. der Bibel. Hieran schließt sich eine Nachweisung der sonn- und festtägigen Evangelien und Episteln auf das ganze Jahr für Preußen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen. Vorgesetzt ist dem Texte eine Familienchronik zur Eintragung der Gedenktage der Eltern und der Geburtstage etc. der Kinder, was die Bibel zu einem Familienbuche eignet. Eine große Schrift, sowie ein klarer und deutlicher Druck gereichen der Ausgabe noch zu besonderem Vortheil.

G. Oe. — **25 Jahre Geschichte des Lindenau-Plagwitzer Gewerbevereins**, geschildert von dessen derzeitigem Schriftführer Baucommissar O. **Gruner**. Lindenau-Plagwitz, Selbstverlag des Vereins 1890. — Das sauber ausgestattete, mit einem Bilde des langjährigen Vorsitzenden Hrn. Dr. Heppe und Radirungen des „Felsenkellers" und der „3 Linden" geschmückte Büchlein bietet eine ins einzelne gehende Geschichte der Entwickelung und der Arbeiten des Lindenau-Plagwitzer Gewerbevereins. Wenn die Darstellung auch zunächst nur örtliches Interesse hat, so giebt sie doch gewissermaßen ein typisches Bild der Entwickelung des Gewerbevereinswesens im letzten Vierteljahrhundert. Die Zusammenstellung ist mit großem Geschick und mit lobenswerther Sorgfalt erfolgt, hin und wieder hätte vielleicht der Gang der Darstellung durch knappere Zusammenfassung gewonnen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 26. Sonnabend, den 1. März. 1890.

Inhalt: Zum Jubiläum des sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuches.

Zum Jubiläum des sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuches.

Am 1. März 1890 hat das Bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen die ersten fünfundzwanzig Jahre seiner Wirksamkeit hinter sich. Dieser Tag dürfte wol des Gedenkens werth sein. Die Entstehungsgeschichte des Gesetzbuches reicht bis in das Jahr 1834 zurück; in diesem Jahre begannen die Vorbereitungen, als ein königliches Decret den Kammern anzeigte, daß die Regierung den wiederholten Anträgen der Stände wegen Codificirung des sächsischen Privatrechts entsprechen wolle. Dr. Karl Einert erhielt zunächst den Auftrag, das Gesetzbuch zu entwerfen, nach ihm im Jahre 1846 der Geh. Rath Dr. Held, der bis zum Jahre 1852 den ersten Entwurf fertig stellte. Dieser Entwurf wurde, obwol mehrfach ungünstig beurtheilt, doch von der Regierung den ständischen Zwischendeputationen vorgelegt, dann aber im Mai 1854 wieder zurückgezogen, als die thüringischen Staaten und Anhalt-Dessau im Interesse der Rechtseinheit sich bereit erklärten, an der Gesetzgebung sich zu betheiligen. Der Entwurf wurde hierauf einer besonderen Commission (der sogen. Revisionscommission) zur Berathung überwiesen. Die Commission bestand unter dem Vorsitze des Wirkl. Geh. Raths v. Langenn aus Abgeordneten der Regierung, der thüringischen Staaten und Anhalt-Dessaus; Geh. Rath Dr. Held und nach dessen Tode (1857) der damalige Geh. Justizrath Dr. Siebenhaar (später Vicepräsident des königl. Oberappellationsgerichts) erhielten das Referat. Aus der Anfangs nur gewollten Revision wurde nach und nach eine vollständige Umarbeitung des Held'schen Entwurfs. Das Ergebniß der vier Jahre dauernden Commissionsberathungen wurde mit den allgemeinen Motiven mittels Decrets vom 30. Nov. 1860, die speciellen Motive mit dem Entwurfe der Publicationsverordnung mittels Decrets vom 29. Januar 1861 den Ständen vorgelegt. Auch gegen diesen Entwurf und dessen Annahme sprachen sich OARath Dr. Danz in Jena, wie die Prof. Dr. Unger und Dr. Arndts in Wien aus, Dr. Danz aus allgemeinen Gründen, Dr. Unger und Dr. Arndts wegen sachlicher Bedenken, wenn sie gleich die Vorzüge des neuen Entwurfes vor dem Held'schen anerkannten. Die Entgegnung des OARaths Dr. Pöschmann führte zu Auseinandersetzungen zwischen diesem, Dr. Unger und Arndts. Die Kammern selbst nahmen den Entwurf mit einer Anzahl von der Regierung genehmigter Abänderungen, welche einen Theil der Unger'schen Bedenken erledigten, an und ermächtigten die Regierung zu einer Schlußredaction, welche zu einer Verminderung der Paragraphen führte. Das Gesetzbuch ward nunmehr mit Verordnung, die Publication des Bürgerlichen Gesetzbuches betr., vom 2. Januar 1863 veröffentlicht. Die Zeit des Inkrafttretens sollte vom Justizministerium durch Verordnung dergestalt bestimmt werden, daß zwischen der Veröffentlichung des Gesetzbuches und dem Inkrafttreten wenigstens ein Jahr inneliege. Die Regierung zögerte Anfangs, setzte aber auf Andrängen der Stände unerwartet der geplanten Prozeßgesetzgebung, die übrigens nachher fallen gelassen wurde, den Termin für das Inkrafttreten des Gesetzbuches auf den 1. März 1865 fest (VO. vom 9. Januar 1865). Der Theil der Gerichtsordnung, welcher zur Ausführung des Gesetzbuches unentbehrlich war, wurde mit ständischer Genehmigung vorläufig durch eine andere VO. vom 9. Januar 1865 bekannt gemacht und später von den Kammern genehmigt (VO. vom 3. August 1868, sog. Gerichtsordnung). Die thüringischen Staaten selbst führten das Gesetzbuch nicht ein. Das Bürgerliche Gesetzbuch bildete einen vorläufigen Abschluß einer Zeit regen gesetzgeberischen Wirkens in Sachsen. Die großen Gesetze von 1855 hatten die Gerichtsverfassung neu geregelt und unter Beseitigung der Patrimonialgerichte (nur in den Schönburgischen Receßherrschaften bestanden noch bis zum Jahre 1878 eigene Schönburgische Gerichte fort) überall staatliche Gerichte eingeführt. Die Verfassung der Gerichte erster Instanz wurde eine fester bestimmte; die örtliche und sachliche Zuständigkeit wurde in geeigneter Weise abgegrenzt. Das Ges. vom 30. December 1861, die Abkürzung und Vereinfachung des bürgerlichen Prozeßverfahrens betr., traf so eingreifende Bestimmungen im Prozeßverfahren, daß wol von einer, den Anforderungen der damaligen Zeit entsprechenden theilweisen Neugestaltung gesprochen werden konnte. Eine geplante Aenderung des Verfahrens in bürgerlichen Sachen von Grund aus gelangte nicht zur Ausführung. Das Handelsrecht und die den Bedürfnissen des Handels dienenden Einrichtungen hatten eine neue Gestaltung durch das im Jahre 1861 veröffentlichte Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch und die damit zusammenhängenden Gesetze und Verordnungen gefunden, das Wechselrecht durch die im Jahre 1849 verkündete Wechselordnung und die im Jahre 1864 verkündeten sogen. Nürnberger Novellen dazu. Das Gewerbewesen war durch die Gewerbeordnung von 1861 neu geregelt worden. Das Bürgerliche Gesetzbuch umfaßte endlich mit wenigen Ausnahmen das gesammte bürgerliche Recht, und vollendete in der Hauptsache die Beseitigung derjenigen Rechtsverhältnisse, welche mit den Ansprüchen der neueren Zeit und der Rechtswissenschaft nicht mehr vereinbar waren oder es doch zu sein schienen, sowie die Aufnahme des römischen Rechts in der Form, welche die deutsche Wissenschaft ihm gegeben hatte. Nach so einschneidenden und umfassenden Gesetzen lenkte die gesetzgeberische Arbeit naturgemäß wieder in ruhigere Bahnen ein; die Wirkungen der erlassenen Gesetze mußten erst abgewartet werden, um ihre Richtigkeit daran zu prüfen; das Volk bedurfte auch genügender Zeit, sich in die neuen, von den Gesetzen geschaffenen Verhältnisse hinein zu leben und dann befähigt zu sein, der weiteren Entwickelung zu folgen.

Ueberblickt man darauf hin die Geschichte der verflossenen 25 Jahre, so hat das Bürgerliche Gesetzbuch im Ganzen und Großen sich bewährt; dafür ist der beste Beweis, daß es in vielen Stücken auf den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich von Einfluß gewesen ist. Die Sprache des Gesetzbuches ist auch dem Nichtjuristen meist verständlich, so daß insoweit irgend welche erhebliche Nachtheile sich nicht herausgestellt haben. Einzelne Bestimmungen konnten sich im Volke nicht einleben, andere gaben zu Zweifeln Anlaß, welche jedoch größtentheils durch feststehende Rechtsprechung eine genügende Lösung gefunden haben, für manche fehlte es bisher an einem Anlaß, sie auf ihre Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit zu prüfen; diese im Verhältniß zur Größe und zur Bedeutung des Gesetzbuches geringfügigen Umstände vermögen das günstige Urtheil über das Gesetzbuch selbst und die Anerkennung, die das Gesetzbuch auch außerhalb Sachsens gefunden, nicht zu beeinträchtigen. Ist die wissenschaftliche Bearbeitung des Gesetzbuches nicht allzu umfangreich, so ist dies nicht im Gesetzbuche, sondern mehr in äußeren Verhältnissen begründet, insbesondere in den engen Beziehungen des Gesetzbuches zum gemeinen Rechte, darin, daß die wissenschaftliche Arbeit sich mehr dem nahestehenden gemeinen Rechte zuwandte und das sächsische Recht nebenbei behandelte. Auf die Rechtsprechung hat das Gesetzbuch nur vortheilhaft eingewirkt, besonders da es nicht jeden Fall einzeln entscheiden will, sondern die wesentlichsten Gesichtspunkte feststellt, aus denen das für den gegebenen Fall anzuwendende Recht zu folgern ist. Andererseits giebt das Gesetzbuch meist klare Grenzlinien, innerhalb deren der geschäftliche Verkehr sich frei und nach den Bedürfnissen bewegen kann.

Bei einer Betrachtung der Folgen des Gesetzbuches für die Gesetzgebung selbst ist zu berücksichtigen, daß schon vom Jahre nach dem Inkrafttreten des Gesetzbuches an eine neue gesetzgebende Gewalt, der Norddeutsche Bund und jetzt das Deutsche Reich, diejenige

des Landes wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts im Interesse des größeren Gemeinwesens beschränken mußte, sie wird sogar voraussetzlich in nicht allzu langer Zeit das Gesetzbuch durch das langersehnte Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich, das die als ein dringendes Bedürfniß empfundene Rechtseinheit bringen soll, ersetzen; sie hat schon jetzt manche Aufhebung, manche Abänderung nothwendig gemacht. Dennoch ergiebt eine Uebersicht, wie wenig in den 25 Jahren die Gesetzgebung ruhte, wie die Regierung sich jeder Zeit bestrebte, den Anforderungen des Verkehrs, den veränderten Verhältnissen, den Interessen des Staates und der Bürger zu entsprechen und zu genügen. Diese Uebersicht sollen die folgenden Zeilen gewähren. Bei den engen Beziehungen zwischen bürgerlichem Rechte und dem Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen liegt es wol nahe, die Besprechung auch auf die Gesetzgebung für letzteres auszudehnen; indessen würde dies mehr Raum beanspruchen als verfügbar ist; nur Einzelnes soll herangezogen werden. Das sächsische Recht, wie es im Gesetz- und Verordnungsblatte und im Justizministerialblatte enthalten ist, soll in großen Zügen gegeben werden; die reichsgesetzlichen Bestimmungen bleiben ausgeschlossen, um ein möglichst reines Bild der sächsischen Gesetzgebung zu bieten.*)

Für die Gesetzgebung selbst, für den Erlaß, die Bekanntmachung und die Wirksamkeit der Gesetze und Verordnungen erfolgte erst vor wenig Jahren eine Neuregelung durch die Ges. vom 1. Mai 1884 und vom 15. April 1884 mit Bek. vom 28. April 1884. Jenes vereinfachte die Bestimmungen des früheren Ges. von 1834 über die Bekanntmachung und die verbindliche Kraft; das andere ordnete die Verkündung allgemeiner Anordnungen der Verwaltungsbehörden; dringliche und gewisse andere Verordnungen der Ministerien und Mittelbehörden können im „Dresdner Journal“ mit der Wirkung veröffentlicht werden, daß sie mit der Ausgabe der die Verkündigung enthaltenden Nummer in Kraft treten und mit Ablauf des folgenden Tages als allgemein veröffentlicht gelten. Damit ist den veränderten Verhältnissen im staatlichen und Gemeindeleben wie den Verkehrsverhältnissen Rechnung getragen worden. Hier soll auch der Abänderung der Verfassungsurkunde bez. des königl. Hausgesetzes durch die beiden Gesetze vom 13. April 1888 gedacht werden, wonach das königliche Hausfideicommiß etwas anders gestaltet, dem Könige die freie Verfügung unter den Lebenden und auf den Todesfall für sein Privatvermögen und die freie Verfügung unter den Lebenden über die Ersparnisse an der Civilliste zusteht, die eben erwähnten Ersparnisse aber, soweit nicht derart verfügt, nach dem Tode an das Hausfideicommiß fallen. Belangreicher ist die Gesetzgebung für die juristischen Personen. Das erweiterte Vereins- und Gesellschaftswesen, die vermehrten Stiftungen u. s. w. machten bald Bestimmungen über die Begründung, Vertretung, Verwaltung und Auflösung von Vereinen und Stiftungen, soweit diese selbständige Träger von Vermögensrechten sein sollten, nothwendig; zugleich galt es, die höheren Verwaltungsbehörden von der umfänglichen, zeitraubenden Prüfung der Satzungen solcher Vereine, welche die juristische Persönlichkeit erlangen wollten, zu entlasten und ihnen nur in besonderen wichtigen Fällen, in denen das Staatsinteresse selbst betheiligt ist, die Entschließung vorzubehalten, ob die Anerkennung als juristische Person auszusprechen sei. Die Regelung erfolgte durch das Ges. vom 15. Juni 1868. Dieses erstreckt sich nicht auf die öffentlich-rechtlichen juristischen Personen. Für kirchliche, wohlthätige und dergl. Stiftungen genügt zur Begründung der juristischen Persönlichkeit die Anerkennung durch die vorgesetzte oberste Verwaltungsbehörde. Für die anderen Vereine wird die Einhaltung gewisser Bestimmungen (Normativbestimmungen) und der Eintrag in ein besonderes, jetzt bei den Amtsgerichten geführtes öffentliches Register, das Genossenschaftsregister, erfordert, welches Register auch über Veränderungen der Satzungen, über die Vertretung u. s. w. Auskunft zu geben hat. Bei Vereinen, welche sich mit öffentlichen Angelegenheiten u. s. w. beschäftigen, bedarf es zur Eintragung der Genehmigung des Ministeriums des Innern. Der erhebliche Nutzen dieser Einrichtung äußert sich z. B. darin, daß die Erlangung der jurist. Persönlichkeit erleichtert ist und jeder Verein, welcher den Vorschriften des Gesetzes gemäß sich bezeigt, jene Persönlichkeit erlangen kann, daß der Dritte ohne Schwierigkeit durch Einsicht des Registers über die Verhältnisse und die Vertretung des Vereins sich zu unterrichten vermag; das letztere weiß Derjenige am besten zu würdigen, welcher mit nichtsächsischen Vereinen zu thun hatte. Die in der Begründung zum Entwurfe des Bürg. Gesetzbuchs für das Deutsche Reich erhobenen Bedenken verwirklichten sich bisher noch nicht. Dies veranlaßte wol manche Gutachter, für das künftige bürgerliche Recht dem sächsischen Rechte entsprechende Bestimmungen anzurathen. Eine Einschränkung des Gesetzes erfolgte durch Ges. vom 25. März 1874, um die Grenzen mit den Reichsgesetzen (Handelsgesetzbuch, Genossenschaftsgesetz) einzuhalten; den Uebergang vermittelte die Ausf.-VO. vom 25. März 1874 in einer für die Betheiligten kostenlosen und einfachen Weise. Aus der Zeit vor dem Inkrafttreten des BGB. ist noch das Ges. vom 27. Januar 1865 zu erwähnen, welches die Beschlußfassung gewisser jurist. Personen, besonders der Vereine erleichterte. Für die öffentlich-rechtlichen Körperschaften wurde die Vertretung der Stadt- und Landgemeinden durch die Revidirte Städteordnung, die Städteordnung für mittlere und kleine Städte und die Revidirte Landgemeindeordnung, den erweiterten Befugnissen der betr. Verwaltungsorgane entsprechend, neugeregelt und erheblich ausgedehnt; sie wurde dem Bürgermeister bez. dem Gemeindevorstande, in gewissen Fällen unter Beitritt von Stadtverordneten und Gemeinderathsmitgliedern übertragen. In gleicher Weise wurde die Vertretung der Kirchen- und Schulgemeinden bestimmt und in die Hand des Kirchenvorstandes bez. Schulvorstandes gelegt, welche durch ihre Vorsitzenden, in bestimmten Fällen unter Zuziehung von Vorstandsmitgliedern handeln (Kirchenvorstands- u. Synodalordn. vom 30. März 1868, verb. mit Kirchenges. vom 20. Juni 1881, Ges. vom 26. April 1873, das Volksschulwesen betr.). In neuester Zeit ist die nöthige Vertretung der Zusammenlegungsgenossenschaften in Angriff genommen. Endlich ist noch zum Personenrechte des Ges. vom 20. Febr. 1882 zu gedenken, welches mit Rücksicht auf die vom bisherigen Rechte abweichenden Bestimmungen der CPO. darüber verfügt, wann die bez. vorläufige Entmündigung bei Geisteskrankheit, Verschwendung u. s. w. eintreten könne. Um das Interesse der Gemeinden wegen ihrer Unterstützungspflicht zu wahren, wurde den Gemeindevertretern ein Antragsrecht wegen Entmündigung eingeräumt, mit welchem noch rechtzeitig und vor Verlust des ganzen Vermögens der Handlungsweise des Verschwenders entgegengetreten werden kann.

Im bürgerlichen Recht ist vielfach der Klaganbringung oder Klagzustellung eine Einwirkung auf gewisse Rechte gegeben, so z. B. bei der Ersitzung und Verjährung. Die durch die Reichsjustizgesetze erfolgten Abänderungen im Verfahren führten zur Bestimmung des Ges. vom 4. März 1879, daß eine Vollstreckungshandlung (z. B. gemäß CPO. §. 702) für das bürgerliche Recht eben jene Wirkungen haben solle. Dasselbe Gesetz, um es gleich hier anzufügen, bestimmte ferner das Antragsrecht bei Nichtigkeitsklagen in Ehesachen wie die Zulässigkeit der Ehescheidung und Ungiltigkeitserklärung, falls der Ehemann ein Ausländer ist, endlich in Verbindung mit dem Ges. vom 6. März 1879 die Voraussetzungen des Aufgebots und der Kraftloserklärung von Werthpapieren und einiges damit Zusammenhängendes.

Verschiedene Bestimmungen über das Eigenthum am Unterirdischen, über Erwerbung von Bergwerkseigenthum u. s. w. enthält bereits das Allg. Bergges. von 1868 in Verbindung mit der Ausf.-VO. vom 2. Dec. 1868. Durch das, das Berggesetz abändernde und ergänzende Ges. vom 18. März 1887 in Verb. mit Ausf.-VO. vom 19. März 1887 wurde dieser Theil des Bergrechts in engere Verbindung mit dem Grund- und Hypothekenbuche gebracht derart, daß alle Abbaurechte wie verliehene Bergbaurechte, um selbständige Vermögensrechte zu bilden, bez. nach vorgängiger Abschreibung vom Folium des Oberflächengrundstücks auf besondere Grundbuchsfolien einzutragen sind. Für die neuerworbenen Kohlenabbaurechte und Bergbaurechte ist dies zwar nicht mit Schwierigkeiten verbunden (es mußte dies schon nach dem Allg. Berggesetze geschehen), umsomehr aber bei den vor dem J. 1868 erworbenen Rechten, welche durch Vererbung, theilweise Veräußerung u. s. w. vielfach in das Vermögen einer beträchtlichen Anzahl von Personen übergegangen waren. Um für diese zu einer Entschließung wegen Folienanlegung zu gelangen, sind besondere Vorschriften getroffen worden, welche theils eine Schädigung begründeter Interessen Betheiligter verhüten, theils auch das Interesse des Staats an den unterirdischen Schätzen wahren, theils endlich bei unergiebigen, aufgegebenen &c. Werken die fernere Nichtberücksichtigung nur scheinbarer Rechte ermöglichen. Diese Vorschriften haben sich bisher bewährt.

In Bezug auf die Grundstücke selbst hatte das Bürgerliche Gesetzbuch wie die Gerichtsordnung zwar ausgiebig Bestimmungen getroffen; jedoch ergab sich mehrfach Anlaß zur Ergänzung. Zunächst ordnete die VO. vom 4. Aug. 1866 die Anlegung von Grundbuchsfolien für die Staatsforstreviere an mit Abweichungen

*) Abkürzungen: Ges. für Gesetz, VO. für Verordnung, JVO. für die im Justizministerialblatte (JMinbl.) enthaltenen Verordnungen, Bek. für Bekanntmachung, BGB. für Bürgerliches Gesetzbuch.

von den allgemeinen formellen Vorschriften, welche durch die bei dieser Classe von Staatsgütern obwaltenden besonderen Verhältnisse geboten waren (Verweisung bez. der Grundbücher, Bezeichnung der Zubehörungen nach den Flächen- und Bestandsregistern und den Forstkarten). Die Anlegung von Grundbuchsfolien für die anderen Staatsgüter wurde durch die VO. vom 3. Nov. 1867 und 16. Sept. 1868 angeordnet. Die JVO. vom 31. Dec. 1866 verfügte, daß bis auf Weiteres von einer Eintragung der Betten fließender Gewässer Umgang zu nehmen sei, öffentliche Straßen aber mit Rücksicht auf ihre Eigenschaft nicht einzutragen seien, die JVO. vom 13. Mai 1867 die Einschärfung der Vorschrift, daß die Entwürfe der für nicht ingrossirte Grundstücke neu anzulegenden Grundbuchsfolien an die Appellationsgerichte (jetzt das Oberlandesgericht) einzusenden seien, und die JVO. vom 15. Juni 1867 betraf endlich die Fassung der Einträge über die Veränderungen der Parzellennummern bei Grundstückszusammenlegungen. Die fernere Giltigkeit der prov. Gerichtsordnung wurde durch VO. vom 3. Aug. 1868 mit einigen geringen Abänderungen bestimmt. Das Gesetz über die Localbauordnungen vom 11. Juni 1868 stellte die Voraussetzungen der dabei nothwendig werdenden Enteignungen fest und wie die Rechte der Nutznießer, Hypothekengläubiger und entfernteren Interessenten bei den Enteignungen zu wahren seien; das Gleiche geschah für die Abtretungen von Grundeigenthum zu Wasserleitungen für Stadt- und Dorfgemeinden durch das Ges. vom 28. März 1872. Um die Vortheile des Zusammenlegungsgesetzes vom 23. Juli 1861 auszudehnen, ließ die VO. vom 28. Sept. 1869 die Anwendung jenes Gesetzes auf kleinere Grundstücksvertauschungen zur Erreichung wirthschaftlicher Vortheile zu (sogen. partielle Zusammenlegungen). Von der gebotenen Ermächtigung wird indessen noch nicht häufig genug Gebrauch gemacht. Für die Grundstückszusammenlegungen selbst, welche nach der Art der einschlagenden Verhältnisse eine längere Zeit zu ihrer Ausführung in Anspruch nehmen und sonst für diese Zeit den Verkehr mit den Grundstücken hinderten, wurde durch das Ges. vom 1. Aug. 1882 die vorläufige Verlautbarung des Ergebnisses der Zusammenlegung, sobald nur die Ueberweisung der Pläne stattgefunden, für zulässig erklärt, damit aber die Theilung der Pläne u. s. w. nach dem Interesse der Betheiligten ermöglicht. Die Ausf.-VO. vom 2. Aug. 1882 ordnete hierzu das Verfahren bezüglich des Antrages, der Entschließung und der grundbücherlichen Verlautbarung und etwaiger Abtrennungen. Die Abtrennung von geschlossenen Gütern, wie die Hinzuschlagung geschlossener Güter (Rittergüter, Güter) zu einander unterliegt verwaltungsrechtlichen und justizpolizeilichen Beschränkungen. Die Entschließung über erstere war durch VO. vom 22. Aug. 1874 den Amtshauptmannschaften zugewiesen. Für die Vernehmung der Grund- und Hypothekenbehörden mit den Verwaltungsbehörden wurde durch VO. vom 12. Nov. 1874 bestimmt, daß die Vernehmung dann nicht zu erfolgen brauche, wenn die Abtrennung zweifellos zulässig war. Die Entschließung über die justizpolizeilichen Beschränkungen bei Hinzuschlagung geschlossener Güter und Rittergüter stand früher in der Hauptsache den Appellationsgerichten, später dem Oberlandesgerichte zu. Lag hierzu neuerdings ein ausreichender Grund nicht mehr vor, so wurde letztere Entschließung durch Ges. vom 14. Jan. 1884 den Grund- und Hypothekenbehörden zugewiesen, bez. für Rittergüter die Entschließung dem Justizministerium vorbehalten. Die VO. dazu vom 15. Jan. 1884 ordnete zugleich das Verfahren, wie die Zuständigkeit. Im Verfahren bei Grundstücksabtrennungen war die Entschließung darüber, ob die Pfandentlassung der Hypothekengläubiger durch das Gericht zu ergänzen sei, Anfangs den Appellationsgerichten aufgetragen, wurde aber später sachgemäßer den Grundbuchbehörden überwiesen (VO. vom 3. Aug. 1868). Das Verfahren selbst erleichterte die VO. vom 13. Nov. 1874 dadurch, daß die Abschreibung von Parzellen und Parzellentheilen im Grundbuche unter gewissen Voraussetzungen schon vor Vertheilung der Grundsteuer und sonstiger Oblasten erfolgen darf (sogen. vorläufige Einträge). Dies hat sich so bewährt, daß es für Orte mit größerer Bauthätigkeit, mit regerem Geschäftsverkehre kaum abzusehen ist, wie eine andere Art des Verfahrens möglich sei. Die vorläufigen Einträge bewirken eine sofortige Auseinandersetzung der Rechsverhältnisse zwischen Veräußerer und Erwerber und verhindern, daß die Berechtigten häufig zu einer kostspieligen Sicherung ihrer Rechte schreiten müssen. Die Klagen über verzögerte Verlautbarung von Trennstückskäufen finden meist darin ihren Grund, daß die Berechtigten von den Vortheilen der VO. nicht Gebrauch machen. Von weittragendem Einflusse war die Allerhöchste Declaration vom 22. Mai 1872, welche den Lehnsverband aufhob; infolge derselben gaben auch die Fürsten und Grafen Herren zu Schönburg, wie das Pflugk'sche Geschlecht die ihnen bisher zugestandenen Afterlehnsherrlichkeit auf (Bek vom 2. Nov. 1873), so daß nur noch die Afterlehnsherrlichkeit der Grafen von Solms-Wildenfels besteht. Da indessen nicht blos den Lehnsherren, sondern auch dritten Personen aus dem Lehnsverbande Rechte entstanden waren, welche durch jene Aufhebung nicht ohne Weiteres beeinträchtigt werden konnten, so führte dies zu einer Regelung der durch jene Aufhebung berührten Privatrechtsverhältnisse im Ges. vom 22. Mai 1872 verb. mit Ausf.-VO. vom 23. Mai 1872. Für die Mitbelehnten wurde ein bei den Lehnshöfen (Appellationsgerichte Dresden und Bautzen, jetzt die Amtsgerichte das.) zu führendes Register für ihre Aufzeichnung eröffnet. Dieses Register erstreckte sich nach VO. vom 19. Aug. 1874 auf die Schönburg'schen Herrschaften; die Grund- und Hypothekenangelegenheiten der Schönburg'schen Afterlehne gingen nach der Uebereinkunft mit dem Gesammthause Schönburg vom 29. Oct. 1878 auf die Gerichtsbehörden der gelegenen Sache über. Um die schnellere Beendigung der Lehnsverhältnisse herbeizuführen, wurde die Errichtung von Familienanwartschaften an Lehnen, die Einführung einer dem jetzigen Rechtsstande mehr entsprechenden Folgeordnung an Stelle der Folgeordnung in Zubehörungen der Lehne durch das Ges v. 28. Febr 1882 erleichtert derart, daß die Beobachtung des §. 2546 BGB. dazu nicht erfordert und für Minderjährige und Bevormundete die Schwierigkeit des Vertragsabschlusses möglichst beseitigt wurde. Der günstige Erfolg ergiebt sich aus den Bemerkungen des Dr. Otto in seinem 1888 erschienenen Werke über das Recht der Lehngüter. Nachdem ferner schon früher das Justizministerium durch JVO. vom 12. Febr. 1868 die Löschung von Herbergsrechten nach dem Ableben des Berechtigten für zulässig erklärt hatte und dies auf solche Rechte ausgedehnt worden war, deren Ausübung an die Person des Berechtigten geknüpft, ohne daß der Hypothekeneintrag eine Sicherung für etwaige Schadenansprüche gewährte, wurde durch Ges. vom 25. Febr. 1882 die Löschung der in wiederkehrenden Leistungen bestehenden Reallasten, sofern der Rechtsgrund der Löschung im Wegfalle der berechtigten Person liegt, nach Ablauf von 2 Jahren nach dem Todesjahre des Berechtigten zugelassen, wenn nicht innerhalb der Frist Widerspruch erhoben war; eine wohlthätige Bestimmung, welche den Betheiligten in vielen Fällen große Kosten und Mühen erspart. Bei den von einzelnen Creditanstalten gegebenen Hypotheken-Darlehnen wird häufig bestimmt, daß sie nicht in Geld, sondern in Pfandbriefen, welche am Zahltage einen höheren oder geringeren Werth als den Nennwerth haben können, zurückzugewähren sind; um dies im Hypothekenbuche kenntlich zu machen, wurden die schon früher für den Erbländ. ritterschaftlichen Creditverein, die Landständische Bank und die Leipziger Hypothekenbank gegegenen Bestimmungen auf die Darlehne der Deutschen Grundcreditbank (VO. vom 9. Nov. 1868), des Landwirthschaftlichen Creditvereins im Kgr. Sachsen (VO. vom 20. Aug. 1866), der Preußischen Bodencreditactienbank (VO. vom 17. Oct. 1884) erstreckt. Die meisten Sparcassen sind im Eigenthume der Gemeinden und bilden einen, wenn auch ausgeschiedenen Theil des Gemeindevermögens. Die Gepflogenheit, Hypotheken-Darlehne für die Sparcassen selbst einzutragen, entsprach jenem Umstande nicht, so wünschenswerth sie war; hier half die JVO. vom 10. März 1886 in ausreichender Weise ab. Zu erwähnen sind noch die JVO. vom 29. Juni 1886, welche das über die Eintragung von Landesculturrenten auszustellende Zeugniß vereinfachte, und das Ges. vom 25. Februar 1888, welches die Dauer der Landrenten-Entrichtung abkürzte und die Löschung der durch Amortisation erloschenen Landrenten und Hilfsrenten im Grund- und Hypothekenbuche regelte (hierzu JVO. vom 23. November 1889, welche das Verfahren vorschreibt). Die Zwangsvollstreckung in Grundstücke und hypothekarische Forderungen, wie sie nach Einführung der Reichsjustizgesetze zu erfolgen hatte, betrafen die Ges. vom 4. März 1879, vom 7. März 1876 und VO. vom 16. September 1879, die Vollziehung des Arrests in das unbewegliche Vermögen das Ges. vom 27. Januar 1882 in Verbindung mit Ausf.-VO. vom 30. Januar 1882. Soweit das Zwangsversteigerungs- und -verwaltungsverfahren von Einfluß auf die Rechte an Grundstücke und auf die Wirkungen der Hypotheken u. s. w. ist, fand, nachdem das Ges. vom 30. Juni 1868 nur eine theilweise Ergänzung gegeben hatte, eine vollständige Neuordnung auf anderer Grundlage und mit tiefeinschneidenden, aber guten Wirkungen durch das Ges. vom 15. August 1884 (Subhastationsordnung) und Ausf.-VO. vom 16. August 1884 statt.

Im Zusammenhange mit dem Vorbemerkten stehen die Bestimmungen über gerichtliche, notarielle und sonstige Beurkundungen. Die §§. 170—172 der Gerichtsordnung erfordern die Ausfertigung

in öffentlicher Form für solche Urkunden über Rechtsgeschäfte, welche als Unterlagen für Eintragungen im Grund- und Hypothekenbuche dienen sollen. Das Ges. vom 20. Mai 1867 regelte die Befugniß zur Aufnahme von Protokollen und Beglaubigungen bei Justiz- und Verwaltungsbehörden. Nach mehrfacher Ergänzung verfügte das Ges. vom 9. April 1888 eine erhebliche Erweiterung der Befugniß (dazu Ausf.-VO. vom 10. April 1888). Was nun die ausländischen Gerichte und Notare betrifft, so wurden zur Erleichterung des Verkehrs mehrere Vereinigungen mit anderen Staaten getroffen, die bezüglich der deutschen Gerichte und Notare durch das Reichsgesetz vom 1. Mai 1878, bezüglich Oesterreich-Ungarns durch den Staatsvertrag vom 25. Februar 1880 in der Hauptsache sich erledigten. Die Thätigkeit der sächsischen Notare zu erleichtern, bezweckten die Ges. vom 9. April 1872 und 19. April 1886, von denen das erstere den Inhalt der Protokolle abkürzte, das zweite die bisher gebotene Zuziehung von Notariatszeugen zu den Notariatshandlungen bis auf wenige Ausnahmefälle (z. B. bei letztwilligen Verfügungen) beseitigte. Weiter wurden die von gewissen öffentlichen Körperschaften ausgestellten Urkunden (so z. B. die der Stadtgemeinderäthe durch die Städteordn. f. mittl. und kleine Städte §. 10, der Gemeinderäthe durch die revid. Landgemeindeordnung §. 72, der Schulvorstände durch das Ges. vom 26. April 1873 §. 27, der Vertretung der israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden durch Bek. vom 12. April 1877) den öffentlichen Urkunden gleichgestellt, sofern sie vom Vorsteher bez. unter Beitritt weiterer Mitglieder und unter Beidrückung des Siegels ausgestellt waren. Für die von den Kirchenvorständen ausgehenden Schriften hatte zunächst die VO. vom 10. Februar 1870 bestimmt, daß die von den Mitgliedern des Kirchenvorstands unter Beidrückung des Siegels ausgestellten Urkunden den öffentlichen gleichzuachten seien, sobald die Mitglieder durch eine Bekanntmachung im Amtsblatte sich legitimirten. Das Kirchenges. vom 20. Juni 1881 regelte dies später dahin, daß die von den Kirchenvorständen ausgehenden Urkunden durch den Vorsitzenden und in gewissen Fällen durch noch zwei Mitglieder, sowie mit dem Kirchenvorstandssiegel zu vollziehen seien, wozu die VO. vom 12. Juli 1881 bestimmte, daß die Urkunden, sofern die Unterzeichner durch ein Zeugniß der Kircheninspection legitimirt, den öffentlichen gleichzuachten seien. Die Ausf.-VO. vom 26. Juli 1881 regelte das Verfahren hierbei und die Form des Zeugnisses. Die Urkunden der reformirten Consistorien zu Dresden und Leipzig sind schon längere Zeit als öffentliche anerkannt (Bek. des Reichskanzlers vom 3. Aug. 1881 zu dem Staatsvertrage mit Oesterreich-Ungarn vom 25. Febr. 1880). Endlich ist noch zu erwähnen, daß, wie schon früher die Urkunden des Erbländischen ritterschaftlichen Creditvereins und der Landständischen Bank zu Bautzen, so auch durch Bek. vom 26. Juli 1869 die Urkunden des Landwirthschaftlichen Creditvereins im Königreiche Sachsen den öffentlichen gleichgestellt sind.

Das Forderungsrecht betrifft zunächst das Ges. vom 26. Febr. 1870, welches unter Aufhebung des entgegenstehenden Ges. vom 9. Januar 1838 §. 5 die Veräußerung von Forderungen auf dem Wege öffentlicher Versteigerung wieder zuließ. Das Verfahren bei diesen Versteigerungen und die Sicherung des Schuldners regelte die dazu gehörige Ausf.-VO. vom 26. Febr. 1870. Da die römisch-rechtliche Paulianische Klage ferner nicht genügte, um die Veräußerungen zur Benachtheiligung von Gläubigern unwirksam zu machen, schon mit Rücksicht auf die Schwierigkeit, die jene Klage begründenden Thatsachen nachzuweisen, ordnete das Ges. vom 30. Juni 1868 an, daß die vom Schuldner vorgenommenen Veräußerungen an Ehegatten und nähere Verwandte gegenüber den Gläubigern des veräußernden Ehegatten nur beschränkt wirksam sein sollten, sowie das Ges. vom 2. April 1870, daß die Wirkung jenes Gesetzes auch auf die früher erworbenen Rechte Anwendung finden solle. Beide Gesetze haben durch das Reichs-Anfechtungsgesetz vom 21. Juli 1879 bez. durch die Reichs-Konkursordnung ihre Erledigung gefunden. Das Ges. vom 21. April 1882 über das Pfandleihgewerbe gehört zwar mehr zum Verwaltungsrechte, trifft aber doch einzelne Bestimmungen für das bürgerliche Recht z. B. über die Verwerthung der Pfänder.

Im Eherechte machte die Bestimmung des §. 170 Reichs-Strafgesetzbuchs eine Abänderung des BGB. über die Scheidung wegen Ehebruchs nothwendig, weil das Strafgesetzbuch das Vorausgehen der Scheidung für die Bestrafung fordert. Das Ges. und die Ausf.-VO. vom 20. Juni 1870 regelten ferner die Eheschließung von Personen, welche keiner im Kgr. Sachsen anerkannten Religionsgemeinschaft angehörten, sowie die VO. vom 1. Dec. 1870 die Beurkundung der bei den israelitischen Religionsgemeinden vorkommenden Eheschließungen. Tief griff in das Eherecht das Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 über die Beurkundung des Personenstands ꝛc. ein und forderte Abänderungen der Bestimmungen über das Verlöbniß, die Schließung und Auflösung der Ehe u. s. w. Dies geschah durch das Ges. vom 5. Nov. 1875 in Verbindung mit der Ausf.-VO. zum Reichsgesetze, vom 6. Nov. 1875.

Im Vormundschaftsrechte wurde durch Ges. vom 20. Febr. 1882 bestimmt, daß nicht nur für Entmündigte, sondern auch für Taubstumme, falls sie sich nicht genügend äußern können, wie für andere Taubstumme und mit geistigen und körperlichen Gebrechen behaftete Personen, hier aber nur auf Antrag, eine Vormundschaft eingeleitet, für zu entmündigende Personen bis zur endgiltigen Entschließung eine vorläufige Vormundschaft angeordnet werden könne. Das Verfahren für die Verfügung und Aufhebung dieser Vormundschaften ist der CPO. entsprechend geordnet. Schon durch die VO. vom 3. Aug. 1868 war angeordnet, daß über die Ertheilung vormundschaftsgerichtlicher Genehmigung wie über die Honorarzubilligung an den Vormund vom Vormundschaftsgerichte erster Instanz zu beschließen sei; dieselbe VO. regelte zugleich das Verfahren wegen der Volljährigkeitserklärung, der Ehelichsprechung, der Genehmigung einer Annahme an Kindesstatt dahin, daß die Gesuche beim Untergerichte anzubringen und von diesem dem Justizministerium einzuberichten seien, und bestimmte schließlich über die Uebertragung der vormundschaftlichen Aufsicht auf andere Gerichte. Verfügungen über die Vormundschaften enthält die mit der Regierung des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen getroffene und mit VO. vom 16. Sept. 1867 bekannt gemachte Uebereinkunft.

Im Erbrechte gab die VO. vom 4. Dec. 1867 Bestimmungen über die privilegirten militärischen Testamente (wieder aufgehoben in der Hauptsache durch das Reichsmilitärges. vom 2. Mai 1874 §. 44) und über die Sicherstellung des Nachlasses verstorbener Militärpersonen. Das Ges. vom 26. Febr. 1870 gab eine authentische Erklärung zu §. 2096 BGB. dahin, daß der Verschluß mit dem Gerichtssiegel für die Giltigkeit der dem Gerichte übergebenen letzten Willen nicht erforderlich sei. Das Ges. vom 25. Juni 1874 regelte die Todeserklärung der infolge des Krieges von 1870/1871 vermißten Personen. Das Ges. vom 20. Februar 1882 hob endlich die Bestimmung des BGB. auf, daß geisteskranke Personen in lichten Augenblicken letztwillig verfügen konnten.

Am Schlusse der Uebersicht angekommen ergiebt ein Rückblick, daß zwar nicht alle Theile des bürgerlichen Rechts in gleichem Maße von der Gesetzgebung bedacht wurden, wol aber die Theile, welche am meisten in der Umbildung begriffen sind, welche von den staatlichen, socialen und geschäftlichen Veränderungen, von den Veränderungen im Rechtsverfahren erheblicher betroffen wurden, auch die ausgiebigste Förderung fanden. Dies würde noch klarer hervorgetreten sein, falls die Uebersicht auf die Gesetzgebung über das gerichtliche Verfahren erstreckt worden. Die ganze Darstellung kann in der jetzigen Zeit, in der das neue Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich im Werden begriffen ist, Diejenigen, welchen das Fortschreiten des Werkes ein allzulangsames erscheint, darüber belehren, daß ein solches Werk geraume Zeit zu seiner Vollendung bedarf, wie Denjenigen, die ein Stillestehen der Rechtsbildung und der Rechtswissenschaft nach dem Erlasse des künftigen Gesetzbuches befürchten, zeigen, daß die Um- und Neubildung des bürgerlichen Rechtes den täglich wechselnden staatlichen, geschäftlichen und sonstigen Verhältnissen, wenn auch langsameren Schrittes, folgen muß, sie nie aufhören kann. Möge aber, wie das sächsische Bürgerliche Gesetzbuch bisher in den 25 Jahren zum Wohle des sächsischen Vaterlandes gewirkt hat, auch das künftige Gesetzbuch zum Wohle des deutschen Vaterlandes dienen. A.-R. W. Kr.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 27. Dienstag, den 4. März. 1890.

Die Producte aus dem Steinkohlentheer.

I. Die größten Triumphe, welche die an bewundernswerthen Erfolgen so reiche chemische Industrie in den letzten Jahrzehnten davongetragen hat, sind die nutzbringende Verwerthung von früher lästigen Abfallproducten der verschiedensten Zweige der chemischen Industrie und andererseits die künstliche Darstellung wichtiger Naturproducte. Weitaus am meisten treten die Erfolge hervor, welche die technische Chemie mit der Verwerthung des schmierigen schwarzen Steinkohlentheers erzielt hat. Gerade aus diesem so unscheinbaren Product, mit dem man lange Zeit nicht viel anzufangen wußte, wurden in den letzten Jahrzehnten die so wichtig gewordenen und heute in so enormen Mengen fabricirten Theerfarbstoffe hergestellt, welche jetzt in allen nur denkbaren Nuancen in den Handel kommen und an Pracht allein mit den Farben des Spectrums verglichen werden können. Die Theerfarbenindustrie hat heute einen nie geahnten, ganz kolossalen Umfang angenommen. Von England ausgehend griff sie bald namentlich nach Deutschland über, wo sie ihren Höhepunkt erreichte; die deutsche Theerfarbenindustrie ist nach jeder Richtung hin tonangebend geworden für die Farbenindustrie der ganzen Welt, und es ist bei den dieser Branche eigenthümlichen Verhältnissen auch nicht zu bezweifeln, daß hierin in absehbarer Zeit keine Aenderung eintreten wird.

Der Grund dafür, daß sich die genannte Industrie in Deutschland so viel erfolgreicher entwickelte als irgendwo sonst, liegt, wenn auch bei Weitem nicht ausschließlich, so doch entschieden in erster Linie daran, daß gerade diese Industrie, vielleicht mehr als irgend eine andere, zu ihrem Aufblühen und zu ihrer weiteren Entwickelung die gründlichsten theoretischen Kenntnisse der dabei betheiligten Chemiker zur Voraussetzung hat. Alle die großen Entdeckungen, welche in dirsem Industriezweige gemacht wurden, sind beim Arbeiten im Kleinen, in den chemischen Laboratorien, theilweise in denen unserer Hochschulen, theilweise auch in den Laboratorien der Fabriken selbst erreicht worden. Dann erst konnten sie ins Große übersetzt, nämlich auf den Fabrikbetrieb übertragen werden. Man darf aber nicht glauben, daß die Entdeckung neuerer Farbstoffe immer das Werk eines glücklichen Zufalls ist — nein die Chemiker leiten sich fast stets, ehe sie an diese Arbeit gehen, auf dem Papier mit beinahe mathematischer Genauigkeit aus den oft complicirtesten Formeln die zu entdeckenden Substanzen ab. Es ist ein enges völlig untrennbares Band, welches in dirser Industrie die Theorie mit der Praxis, die Wissenschaft mit der Technik, das Laboratorinm mit der Fabrik verknüpft. Und sehr oft sind auch zunächst nur aus rein theoretischen Gesichtspunkten unternommene Arbeiten durch mehr oder weniger bedeutende spätere Vervollkommnungen plötzlich für die Technik von größter Wichtigkeit geworden. Aus alledem geht hervor, daß Deutschland mit seinen seit lange schon ausgezeichnet eingerichteten Laboratorien der Hochschulen, mit seinen vorzüglichen Lehrkräften und außerdem einem auch schon seit langer Zeit auf seinen Hochschulen üblichen gerade für zukünftige Farbentechniker entschieden weit mehr als für die Vertreter irgend eines anderen Zweiges der chemischen Industrie besonders geeigneten Studiengange zur Entwickelung dieser Industrie den günstigsten Boden darbieten mußte. Gerade Deutschland hat bis auf den heutigen Tag die größte Zahl der Farbentechniker geliefert; so finden wir auch an der Spitze der meisten ausländischen Theerfarbenfabriken Deutsche. England ist allerdings das Land, welches den weitaus größten Theil alles in Europa producirten Kohlentheers liefert, aber Deutschland fördert die größte Menge Theerfarbstoffe zu Tage. Und nicht nur mit der Quantität, sondern auch der Qualität der Theerfarbstoffe nimmt Deutschland unstreitig auf dem Weltmarkt die erste Stelle ein.

Uebrigens gelang es nicht nur, aus dem Steinkohlentheer wundervolle Farben zu gewinnen, vielmehr lernte man aus demselben auch Producte darstellen, welche als Heilmittel oder in der Parfümerie oder als Genußmittel oder sogar zur Fabrikation von Sprengstoffen von Wichtigkeit geworden sind.

Der Steinkohlentheer entsteht durch Erhitzen von Steinkohlen bei Luftabschluß, eine Operation, welche in der Technik trockene Destillation genannt wird und bekanntlich zur Herstellung von Leuchtgas erforderlich ist. Früher, als man noch keine Ahnung hatte von der außerordentlichen technischen Bedeutung einer weiteren Destillation des Theers zum Zwecke der rationellen Verwerthung werthvoller Bestandtheile desselben, suchte man bereits vielfach den Theer auf irgend eine Weise zu verwerthen, meistens nur deshalb, um überhaupt von diesem scheinbar so lästigen Ballast befreit zu werden. Man benutzte den Theer zur Heizung, zur Conservirung von Baumaterialien, sowol von Eisen als von Holz, namentlich auch, um Steine gegen die Einflüsse von Säuredämpfen zu schützen; man verwendete ihn übrigens dann auch zur Fabrikation von Dachpappe, zur Darstellung von Lampenschwarz, Druckerschwärze rc. Heute ist man von der Anwendung des Theers zu anderen Zwecken als zu Heizmaterial in den Gasanstalten ziemlich abgekommen, da man sich überzeugt hat, daß die bei der Destillation des Theers erhaltenen Abfälle zu obiger Benutzung viel geeigneter sind als der rohe Theer selbst.

Die weitere Destillation des Theers wurde zunächst nur zur Gewinnung der Rohmaterialien für die Theerfarbenindustrie eingeführt. Erst viel später lernte man aus diesen Materialien auch jene Substanzen bereiten, welche zu medicinischen, antiseptischen und anderen Zwecken sehr nützlich wurden und die wir heute wenigstens theilweise kaum missen könnten.

Betrachten wir nun etwas näher eine Theerdestillation. Man erhält bei derselben außer Gasen eine Anzahl flüssiger und fester, sogenannter aromatischer Substanzen, welche durch ihre verschiedenen Siedepunkte von einander getrennt werden können (fractionirte Destillation). Der Verlauf einer Theerdestillation ist in Kürze der folgende: Man destillirt zunächst den Theer aus geeigneten, schmiedeeisernen Gefäßen, den sogenannten Blasen, so lange, als noch Wasser übergeht; man bekommt auf diese Weise bis 105° oder 110° den „Vorlauf“, welcher sich beim Stehen in zwei Schichten trennen läßt, das Ammoniakwasser und sehr flüchtiges Oel. Das Ammoniakwasser ist reich an Ammoniak, einem außerordentlich wichtigen Handelsartikel, dem geschätzten Hauptbestandtheil unserer Ammoniaksalze, welche ja als Düngemittel von unschätzbarem Werthe sind. Bis 210° geht alsdann das „Leichtöl“ über, welches namentlich aus Benzol, Toluol, Xylol besteht, außerdem aber Carbolsäure, Naphthalin rc. enthält. Bis 240° erhält man das „Carbolöl“, welches außer Carbolsäure viel Naphthalin liefert, bis 270° alsdann das „Schweröl“, welches anfangs noch immer reich an Naphthalin ist, später resultiren Carbolsäure, Chinolinbasen und Kohlenwasserstoffe von hohem Siedepunkte. Ueber 270° geht das durch seine grüne Farbe ausgezeichnete „Anthracenöl“ über, welches beim Stehen an einem kühlen Ort das rohe Anthracen als grüngelbe Masse abscheidet. Der Rückstand der Theerdestillation ist das Pech. Dieses läßt

man ab, so lange es noch flüssig ist. Es erstarrt nun zu einer glänzenden Masse mit muschligem Bruch. Man erhält weiches oder hartes Pech, entsprechend der Temperatur, bis zu welcher die Destillation vorgenommen wurde. Destillirt man nur die Hälfte der schweren Oele ab, so entsteht das weiche Pech, destillirt man aber bis nach Uebergehen des Anthracenöls, so erhält man das harte Pech. Seitdem man das Anthracen als so wichtiges Material für die Darstellung gewisser Farbstoffe, besonders des Alizarins, schätzen gelernt hat, wird die Theerdestillation gewöhnlich so weit geführt, daß schließlich das harte Pech resultirt. Wenn man aber nur das Leichtöl abdestillirt, so erhält man Asphalt. Jede der nach dem oben angegebenen Verfahren entstandenen Fractionen wird zur weiteren Verarbeitung auf reine Materialien abermals fractionirt.

Namentlich das Benzol, welches man, obgleich auch erst verhältnißmäßig spät, doch von allen diesen Producten noch zuerst schätzen lernte, das Naphthalin und das Anthracen sind die wichtigen Ausgangsmaterialien für die Fabrikation der Theerfarben. Letztere lassen sich aber nicht direct aus dem Benzol oder Naphthalin oder Anthracen gewinnen, vielmehr müssen aus diesen Substanzen erst wieder andere Producte, sog. Zwischenproducte, zum Zwecke der Farbenfabrikation dargestellt werden. Und auch diese Zwischenproducte sind häufig für die Farbenfabrikation noch nicht direct verwendbar, sie müssen dann erst wieder in andere Substanzen übergeführt werden u. s. w. Man sieht schon daraus, daß die Herstellung eines künstlichen Farbstoffes, selbst wenn man sie lediglich vom chemischen Standpunkte betrachtet, durchaus nicht eine ganz einfache Operation ist; und dazu kommen noch bei der Fabrikation im Großen oft recht bedeutende technische Schwierigkeiten.

Das Benzol ist das Rohmaterial für die Darstellung von Anilin. Man kennt das Benzol schon seit dem Jahre 1825, aber erst zwanzig Jahre später wurde es von Hofmann im Theer nachgewiesen. Es ist bei gewöhnlicher Temperatur eine farblose Flüssigkeit, welche durch Behandeln mit Salpetersäure und Schwefelsäure in Nitrobenzol (Mirbanöl, Mirbanessenz) übergeht, eine schwach gelbliche Flüssigkeit, welche den charakteristischen Geruch des Bittermandelöls besitzt und auch häufig an Stelle des theureren Bittermandelöls zur Darstellung von Seifen Anwendung findet. Durch eine einfache Behandlung mit Eisen und Salzsäure oder Essigsäure wird aus Nitrobenzol das Anilin gewonnen, eine farblose ölige Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruch.

Schon im Jahre 1834 hat Runge eine von ihm Kyanol genannte Substanz im Steinkohlentheer entdeckt. Sie ist mit unserem Anilin identisch. Erst 1856 begann man mit der fabrikmäßigen Darstellung von Anilin; dem englischen Chemiker Perkin war es nämlich im genannten Jahre gelungen, aus Anilin durch Behandeln mit chromsaurem Kali einen schönen violetten Farbstoff, das Mauveïn, zu gewinnen. Es war dies der erste im Großen herstellbare Theerfarbstoff. Ihm folgte aber bald eine lange Reihe anderer prächtiger Anilinfarbstoffe, von denen in den meisten Fällen der neue einen der früher bekannten Farbstoffe ähnlicher Nüance an Schönheit, Färbekraft und anderen werthvollen Eigenschaften übertraf: es kam das Fuchsin in den Handel, eine ihrer chemischen Natur nach ziemlich complicirte Substanz, welche durch Oxydation eines Gemisches von Anilin und einem diesem sehr ähnlichen Product, dem Toluidin, entsteht; aus dem Fuchsin wurde durch Erhitzen mit Anilin ein Violett, durch längeres Erhitzen ein Blau erhalten; es gelangte ferner das Hofmann'sche Violett auf den Markt, das Aldehydgrün, das Hofmann'sche Grün, das Methylviolett, das noch jetzt so wichtige Anilinschwarz, welches im Gegensatz zu fast allen anderen Theerfarbstoffen nicht fertiggebildet von den Anilinfarbenfabriken in festem oder teigförmigem Zustand in den Handel gebracht, sondern mittels eines einfachen, aber sehr sinnreichen Verfahrens vom Färber direct auf der Faser entwickelt wird; ferner das Safranin 2c.

Neuerdings hat eine aus dem Anilin entstehende Substanz als antipyretisch wirkendes Heilmittel große Bedeutung erlangt. Es ist dies das Acetanilid, gewöhnlich Antifebrin genannt. Eine vom chemischen Standpunkt betrachtet ganz ähnliche und auch in ihrer Wirkung ähnliche Substanz ist das jetzt gleichfalls oft zur Verwendung kommende Phenacetin. Hierin gehört auch seiner chemischen Zusammensetzung nach das Exalgin, welches antiseptische und schmerzstillende Wirkung besitzt und dem Antipyrin gegenüber gewisse Vorzüge haben soll.

Neben dem Benzol ist das Naphthalin ein sehr wichtiger Rohstoff für die moderne Theerfarbenindustrie. Wie das Benzol war auch das Naphthalin längst schon bekannt, als man zum Zwecke der Fabrikation von Farbstoffen an die technische Verwendung desselben ging. Man kennt das Naphthalin bereits seit dem Jahre 1820, damals wurde es von Garden im Steinkohlentheer entdeckt. Es bildet hübsche weiße Krystalle.

Sehr lange Zeit wußte man mit dem bei der Steinkohlentheerdestillation in geradezu riesigen Mengen gewonnenen Naphthalin wenig anzufangen. Erst im Jahre 1874 lernte man aus der aus Naphthalin gewonnenen Phthalsäure prächtige Farbstoffe bereiten, nämlich die zuerst von der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen in den Handel gebrachten Eosine; diesen schlossen sich bald eine große Anzahl neuer Farbstoffe an, welche der überaus wichtigen von den Chemikern Azoverbindungen genannten Gruppe angehörten. 1876 kamen die ersten Azofarbstoffe in den Handel, und mit dem von der Badischen Anilin- und Sodafabrik eingeführten Echtroth, sowie den prachtvollen Ponceaux der Höchster Farbwerke begann für die Theerfarbenindustrie eine Zeit unaufhörlicher Fortschritte und Entdeckungen: mit der Einführung des Naphthalins und weiter von aus diesem Product darstellbaren Substanzen in die Technik gelang es, alle nur denkbaren rothen Nüancen zu erhalten. Und hierbei war es von großer Wichtigkeit, daß das Naphthalin so ungemein billig ist und daß die Azofarbstoffe sich verhältnißmäßig leicht bereiten lassen, weit leichter als die oben genannten Anilinfarbstoffe.

Das Naphthalin hat übrigens, allerdings nur in kleinerem Maßstab, eine sehr interessante Verwendung gefunden: zum Carburiren von Leuchtgas (Albocarbonbeleuchtung), wobei durch geeignetes Anbringen eines kleinen mit Naphthalin gefüllten Metallbehälters am Brenner das Leuchtgas sich mit Naphthalindämpfen beladet, welche zur Erhöhung seiner Leuchtkraft bedeutend beitragen. Auch sei hier auf die stark antiseptische Wirkung des Naphthalins hingewiesen.

II. Bereits im Jahre 1832 hatten Dumas und Laurent das Anthracen entdeckt. Es wird aus den am höchsten siedenden Theilen des Steinkohlentheers gewonnen. Aus dem Anthracen lehrten im Jahre 1869 Graebe und Liebermann in Berlin das Alizarin bereiten, und dieses ist bekanntlich heute einer unserer geschätztesten Farbstoffe. Sehr wichtig war diese Darstellung des Alizarins schon deshalb, weil man damit für das Anthracen, das bis dahin noch unbenutzte Product aus dem Steinkohlentheer, eine sehr werthvolle Verwendung gefunden hatte; sie war aber geradezu von epochemachender Bedeutung, denn hier war es zum ersten Male gelungen, einen natürlich vorkommenden Farbstoff, den der Krappwurzel, künstlich herzustellen. Die Entdeckung der künstlichen Darstellung des Alizarins ist zweifellos eine der größten Entdeckungen unseres Jahrhunderts. Das durch Feuer und Echtheit ausgezeichnete Türkischrothöl wurde früher ausschließlich mittels Krapp hergestellt. Jetzt aber begann das künstlich dargestellte Alizarin den Krapp zu verdrängen; die einst namentlich im Orient und in Frankreich so blühende Krappindustrie mußte bald der besonders in Deutschland einen außerordentlichen Umfang annehmenden Alizarinfabrikation vollständig weichen.

Ein ähnlicher, wenn auch noch nicht ganz ausgefochtener Kampf wie der zwischen dem künstlichen Alizarin und dem Farbstoff der Krappwurzel wurde auch zwischen gewissen schönen rothen Azofarbstoffen und der natürlichen Cochenille geführt. Die Cochenille ist das getrocknete Insect, welches auf verschiedenen Cactusarten Mexikos lebt. Auch in diesem Kampf blieben die künstlichen Producte Sieger: der Gebrauch an Cochenille nimmt von Jahr zu Jahr sehr bedeutend ab, während umgekehrt der Consum jener rothen Azofarbstoffe immer größer wird.

Ein anderer aus dem Pflanzenreich gewonnener sehr wichtiger Farbstoff, der aus den Blättern verschiedener Indigoferaarten Ostindiens, Central- und Südamerikas, Japans, Chinas und Afrikas gezogene Indigo, wurde im Jahre 1880 von Adolf v. Baeyer, dem Nachfolger Liebig's auf dem Münchener Lehrstuhl der Chemie, künstlich dargestellt. Der künstliche Indigo wird aus Zimmtsäure bereitet. Die Zimmtsäure findet sich in der Natur im Storax, im Tolu- und Perubalsam, ist aber sehr theuer; billiger wird sie künstlich erhalten, aus Benzolbehyd, dem Bittermandelöl, und diese Substanz aus Benzol, also wieder aus einem Product des Steinkohlentheers. Der genannte Weg zur Darstellung des künstlichen Indigos ist allerdings recht umständlich und kostspielig, und schon deshalb konnte an eine Concurrenz des künstlichen Indigos mit dem natürlichen nicht ernstlich gedacht werden. Damit ist aber nach allen den großen bisherigen Erfolgen der Theerfarbenchemie die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, daß es noch gelingen wird, auch hier den natürlichen Farbstoff durch den künstlich erzeugten zu ersetzen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß es gelang, in einer Anzahl

prachtvoller neuer blauer Theerfarbstoffe dem Indigo Concurrenz zu schaffen, und es ist auch recht wohl denkbar, daß man noch dahin kommt, durch noch unentdeckte blaue Farbstoffe für den natürlichen Indigo einen vollständigen und billigen Ersatz zu finden.

Das oben erwähnte Bittermandelöl ist ferner das Ausgangsmaterial für die Darstellung eines prachtvollen grünen Farbstoffes, des Malachitgrün. Schon im Jahre 1877 war dieser Farbstoff fast gleichzeitig von Doebner und O. Fischer entdeckt worden.

Eine werthvolle Substanz aus dem Steinkohlentheer ist das Phenol, die Carbolsäure. Man kennt auch sie bereits ziemlich lange; im Jahre 1834 war sie von Runge im Steinkohlentheer aufgefunden worden. Sie bildet schöne farblose Krystalle von eigenthümlichem, unangenehmem Geruch. Sie wirkt stark antiseptisch und spielt bekanntlich gegenwärtig in der Krankenstube eine große Rolle. Die Carbolsäure fand übrigens auch in der Theerfarbenindustrie Verwendung, nämlich zur Darstellung der in blaßgelben Nadeln kristallisirenden Pikrinsäure.

Im Jahre 1849 kam die Pikrinsäure zum ersten Male in den Handel. Sie entsteht durch Behandeln der rohen Carbolsäure mit Salpetersäure und wurde bald zum Gelbfärben von Wolle und Seide vielfach angewendet. Später kamen andere weit bessere gelbe Farbstoffe auf, die der Pikrinsäure eine bedeutende Concurrenz machten, aber doch nicht im Stande waren, sie zu verdrängen; es liegt dies an der außerordentlich conservativen Gesinnung, welche viele Färber den alten Farbstoffen gegenüber zeigen. An dieser Stelle möge noch erwähnt werden, daß aus Pikrinsäure eines der neuen Sprengmittel, das Melinit, fabricirt wird.

Das seit einiger Zeit in den Handel gebrachte Creolin, ein sehr billiges, vielgerühmtes Antisepticum und gleichfalls ein Product der trockenen Destillation der Steinkohle, möge hier als Concurrent der Carbolsäure Erwähnung finden. Uebrigens kommen seltsamerweise unter dem Namen Creolin verschiedene Producte in den Handel, welche außer dem Namen wenig gemeinsame Eigenschaften haben.

Eine große Menge Carbolsäure wird auf die jetzt in hübschen weißen Krystallen im Handel befindliche Salicylsäure verarbeitet. Man läßt hierbei Kohlensäure bei höherer Temperatur auf das Natriumsalz der Carbolsäure einwirken. Die ursprünglich Kolbe'sche Fabrikationsmethode wurde in den letzten Jahren von Schmitt außerordentlich verbessert. Die stark antiseptisch wirkende Substanz zeichnet sich der Carbolsäure gegenüber dadurch vortheilhaft aus, daß sie geruchlos, geschmacklos und nicht schädlich ist. Die Salicylsäure findet eine sehr mannigfaltige Verwendung: sie wird auch zur Dintenbereitung, zum Conserviren von Fleisch, zur Darstellung von Parfüms und neuerdings auch zur Fabrikation gewisser gelber Farbstoffe verwendet. In den letzten Jahren gelang es nämlich sehr werthvolle Theerfarbstoffe zu bereiten, welche nicht nur wie die früher bekannten die gebeizte Pflanzenfaser, sondern auch die ungebeizte Pflanzenfaser anfärben. Diese neuen Baumwollfarbstoffe sind selbstverständlich für den Färber außerordentlich wichtig. Man kennt derartige Farbstoffe bereits in den verschiedensten rothen, braunen, blauen, violetten und gelben Nüancen. Unter den Namen Congoroth, Benzopurpurin, Benzoazurin, Azoviolett, Chrysamin, Primulin &c. kommen sie in den Handel. Einige der hierher gehörigen gelben Farbstoffe werden mit Hilfe von Salicylsäure fabricirt.

Ein Concurrent der Salicylsäure für therapeutische Zwecke ist das im Jahre 1883 von Nencki in Bern entdeckte Salol. Es wird aus der Salicylsäure durch Behandeln mit Carbolsäure und Phosphorchlorid erhalten. Von besonderem Interesse ist es, daß das Salol neuerdings zur Behandlung Cholerakranker vorgeschlagen wurde. In naher Zeit dürfte auch die Dithiosalicylsäure, auf deren Darstellung Baum kürzlich ein Patent genommen hat, der Salicylsäure eine nicht unbedeutende Concurrenz machen. Die Dithiosalicylsäure soll der Salicylsäure in mancher Hinsicht überlegen sein.

Durch geeignete Behandlung läßt sich aus der Salicylsäure das Cumarin gewinnen, eine Substanz, welche in die Parfümerie Eingang gefunden hat.

Seit langer Zeit kennt man Farbstoffe, welche durch Aufnahme von Wasserstoff in neue charakteristische Substanzen, sogenannte Leukoverbindungen, übergehen. Auf solche Leukoverbindungen, welche sich häufig in natürlich vorkommenden Pflanzen vorfinden, wie beispielsweise eine unter dem Namen Indigweiß bekannte Leukoverbindung in den Indigofera-Arten, führte Liebermann neuerdings die Heilwirkungen gewisser Kräutersäfte zurück. So kommt eine Chrysarobin genannte Substanz als Heilmittel gegen die Schuppenflechte zur Anwendung. Die reducirende und Sauerstoff absorbirende Wirkung des Chrysarobins ist es, welche den die Schuppenflechte hervorbringenden Pilzen den zu ihrem Leben nöthigen Sauerstoff entzieht und die Pilze auf diese Weise tödtet. Ganz ähnliche Wirkungen lassen sich aber mit einer Anzahl von Leukoverbindungen von Substanzen hervorbringen, welche in der Theerfarbenindustrie vielfach benutzt werden, wie z. B. mit der Leukoverbindung des Alizarins. Die letztgenannte Leukoverbindung erhielt den Namen Anthrarobin.

Man lernte auch Genußmittel bereiten aus Substanzen, welche dem Steinkohlentheer abgewonnen wurden: das Vanillin, welches in der Natur als krystallinischer Ueberzug auf den Schoten der Vanille vorkommt, und das Saccharin. Letzteres, dessen Darstellung im Großen wegen der anfangs erhaltenen sehr geringen Ausbeute an Substanz auf nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten stieß, wird gegenwärtig von der Fabrik von Fahlberg, List & Co. in Salbke bei Magdeburg fabricirt. Das Saccharin ist fast dreihundert Mal süßer als Rohrzucker und hat dabei keinen irgendwie unangenehmen Nebengeschmack. Namentlich für die Zuckerkranken, die ja sonst keine versüßte Nahrung zu sich nehmen durften, ist das Saccharin von hohem Werth.

Endlich sind hier noch die Erfolge zu erwähnen, welche mit der künstlichen Darstellung von Alkaloïden erzielt worden sind. Das Dunkel, welches über dem Gebiete der Alkaloïde lag, dieser eigenthümlichen stickstoffhaltigen Pflanzenbasen, ist überhaupt erst in den letzten Jahren durch außerordentlich hervorragende Untersuchungen verschiedener Forscher etwas gelichtet worden. Professor Ladenburg, der jetzt nach Breslau berufene Chemiker in Kiel, stellte zuerst das flüchtige Alkaloïd des gewöhnlichen Schierlings, das Coniin, künstlich dar und zwar mit allen Eigenschaften des natürlichen Alkaloïds. Allerdings konnte bei den dabei zur Ausführung kommenden umständlichen Operationen mit kostspieligen Substanzen an eine Fabrikation im Großen auch nicht entfernt gedacht werden. Die wichtigen Alkaloïde der Chinarinde konnten bisher nicht künstlich erhalten werden, es gelang aber den Chinaalkaloïden in ihrer Eigenschaft als Fiebermittel durch einige künstlich dargestellte und aus Theerproducten abgeleitete antipyretische Mittel in gewissen Fällen Ersatz zu schaffen. Es sei das Kairin, das von Skraup in Wien dargestellte Thallin und das von Knorr in Erlangen entdeckte Antipyrin genannt. Von diesen chemisch sehr complicirt zusammengesetzten Substanzen erlangte namentlich das Antipyrin Wichtigkeit.

Einer der neuesten Fortschritte, die in diesem Gebiete gemacht wurden, bestand in der Spaltung des in der Cocastaude, namentlich in den Blättern derselben, vorkommenden Cocains in eine neue Substanz, das Ecgonin, in Benzoësäure und Holzgeist und in der Zurückgewinnung des Cocains aus diesen Bestandtheilen. Bekanntlich hat das Cocain als Gefühllosigkeit hervorrufendes Mittel Bedeutung erlangt; es wurde übrigens auch als Heilmittel gegen den Morphinismus benutzt. In der genannten Spaltung und dem Wiederaufbau des Cocains aus seinen Bestandtheilen ist ein weiterer Schritt in der Darstellung eines wichtigen Alkaloïds gemacht worden, und wenn auch in diesem Gebiet für die Thätigkeit des Chemikers noch sehr viel zu thun bleibt, so darf man doch wol bei dem rastlosen Fortschreiten der Chemie erwarten, daß die Zeit nicht allzu fern ist, wo die für die Heilkunde wichtigen Alkaloïde nicht mehr allein in dem großen Laboratorium der Natur, sondern auch in unseren Industriestädten selbst, nämlich in den chemischen Fabriken, erzeugt werden. Der schmutzige Steinkohlentheer wird auch hier das werthvolle Material für die kostbaren Producte liefern.

Dr. W.—L.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Alfred Christlieb Kalischer, Heinrich Heine's Verhältniß zur Religion. Dresden, Ferdinand Oehlmann 1890. 72 S. 8°. — Der Verf. sucht in dem nicht übel geschriebenen Büchlein nachzuweisen, daß Heinrich Heine im Grunde genommen eine religiös angelegte Natur gewesen sei. Diesen Nachweis zu führen, ist ihm schlechterdings nicht gelungen. Er hat nur nachzuweisen vermocht, daß Heine eigentlich immer Jude blieb und daß er die christliche Religion und die Persönlichkeiten der christlichen Heilsgeschichte, wenn er es für geeignet hielt, poetisch verwerthete, und zwar oft mit einem blasphemischen Spotte verwerthete. Folgen wir dem Verf. auf einem Gange durch Heine's Werke! Zum Erweise, daß

Heine über das Welträthsel ernstlich gegrübelt habe, führt er das Nordseegedicht mit dem Schlusse an: „Und ein Narr wartet auf Antwort", um Heine's Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Religionen zu beweisen, nimmt er die Stelle aus den Reisebildern aus Italien zu Hilfe: „Das Volk muß eine Religion haben! rief sie. Eifrig höre ich diesen Satz predigen von tausend dummen und abertausend scheinheiligen Lippen." Ist es denn Hrn. Kalischer nicht klar geworden, daß diese beiden Stellen gerade das Gegentheil von dem erweisen, was sie erweisen sollen? Ebenso unbegreiflich ist's, daß der Verf., um Heine's religiöses Wesen nachzuweisen, eine Menge Stellen anführt, in denen er entweder die Sprechweise der Bibel spöttisch nachahmt oder die biblischen Gestalten ironisirt. Wenn Heine den Herrn Christum un bon dieu citoyen nennt, nun so wird man doch kaum etwas Anderes als giftigen Spott in dieser Bezeichnung erkennen können. Uebrigens ist für Heine, auch für den getauften Heine Christus „der bleiche Jude". Heine's Mariencultus ist nichts als Spielerei oder Satire auf die Romantiker, sein Protestantismus ist ihm „eine liberale Religion, der Ausgangspunkt der deutschen Revolution". Richtig ist ja, daß er hin und wieder ein anerkennendes Wort für Luther hat, aber Luther und Lessing sind ihm nur Vorläufer eines neuen Evangeliums. Heine bleibt im Herzen stets Jude, das bezeugen die zusammengestellten Aussprüche über das Judenthum. Das Judenthum hat nach seiner Meinung Wahlverwandtschaft mit dem Germanenthum, das deutsche Recht erinnert an das mosaische (Hr. Kalischer macht bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß im neuen bürgerlichen Gesetzbuche das mosaische Recht berücksichtigt werden müsse), die Gründe des Judenhasses sind ihm lediglich Neid und Habsucht, die Juden sind die Träger des Gottesgedankens, ihre Emancipation ein Gebot der Nothwendigkeit. Das hindert ihn freilich nicht, von der fixen Idee des Judenthums zu sprechen und die Krankheit des „ewigen Judenthums" als solche zu bezeichnen. Daß Heine's Bekehrung eine ernste gewesen sei, ihn im tiefsten Herzen ergriffen habe, habe ich nie glauben können; die von Kalischer angeführten Stellen haben mich überzeugt, daß die sogenannte Bekehrung bestenfalls eine „Augenblicksstimmung" war. Eine seufzende, ringende Seele wird nie singen können:

> Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
> Und macht mich melancholisch,
> Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
> So werd' ich am Ende katholisch.
> Ich heule Dir, Gott, dann die Ohren voll,
> Wie andere gute Christen,
> O Miserere! Verloren geht
> Der beste der Humoristen.

Das ist kein Humor, das ist häßlicher Spott, und spottend blickt er in die Ewigkeit, in die er „als ein sel'ges Nichts hinlungern" soll. Kalischer schließt damit, daß der Ausdruck des entschlafenen Heine etwas durchaus Heilandsartiges gehabt habe. Das ist möglich, sein dichterisches Antlitz ist und bleibt häßlich verzerrt, fratzenhaft.

W. L. **Ludwig Felix, Währungsstudien mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn.** Leipzig, 1890 bei Duncker & Humblot. 1 ℳ. — Die öffentliche Meinung geht in neuester Zeit in Oesterreich-Ungarn immer mehr dahin, daß die geplante vielbesprochene „Valutaregulirung" den Uebergang zur Goldwährung nothwendig machen wird. Auch bei Denjenigen, welche eine principielle Vorliebe für vertragsmäßige internationale Doppelwährung haben, befestigt sich allgemach die Ueberzeugung, daß Oesterreich-Ungarn keinesfalls mit der Einlösung seiner Staats- und Banknoten solange zuwarten darf, bis einmal ideale Währungszustände in der gesammten übrigen Welt herrschen, und daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Nachtheile des Schwankens der Valuta blos durch Einführung der Goldwährung, allenfalls einer mit Gold genügend gesättigten hinkenden Währung beseitigt werden können. Ein Beweis für das Durchdringen dieses Gedankens ist auch die vorliegende Broschüre von Felix, der als Verfasser einer sehr umfangreichen und gelehrten Untersuchung über die Entwickelung des Eigenthums bereits bekannt ist. Felix bekennt sich zwar im Allgemeinen zum Bimetallismus, gesteht aber in dem concreten in Oesterreich-Ungarn vorliegenden Falle trotzdem zu, daß nur Einlösung der Noten in Gold, und zwar zum ungefähren jetzigen Tagescourse, Rettung bedeuten kann. Verfasser berücksichtigt bei seinen Ausführungen einen großen Theil der erschienenen Fachliteratur. Vielleicht hätte die Heranziehung der Schriften von O. Haupt, welche gerade für Oesterreich sehr lehrreich sind, es dem Verfasser erleichtert, seinen Standpunkt eingehender zu motiviren. Ein unseres Erachtens zu großes Gewicht legt Felix den bekannten Ausführungen von E. Sueß bei, wonach sich aus geognostischen Gründen in Zukunft die Goldausbeute höchst wahrscheinlich immer mehr verringern würde. Denn die Ausgangspunkte der Sueß'schen Argumente sind inzwischen durch die leider nur einem kleinen Kreise von Fachleuten bekannt gewordenen Forschungen des Deutschen Görz erheblich in Frage gestellt worden. Dagegen halten wir es für sehr richtig, wenn der Verfasser Hertzka gegenüber darauf hinweist, daß Oesterreich-Ungarn bei Beschaffung des zur Valutaregelung nöthigen Goldes keinesfalls den Einfluß der Regierungen und der Banken der übrigen Staaten außer Acht lassen darf. Ein Vorschlag, welchem gemäß Oesterreich bei dieser Gelegenheit die Mitwirkung und Mithilfe der deutschen Reichsbank vielleicht erlangen könnte, wurde kürzlich in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. Jahrgang XIII. Heft 4 geschildert.

J. R. **Sühne.** Roman von **Wilhelm v. Polenz.** Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. — Ein Roman, ein Ehebruchsroman, in welchem die Fehlenden ihre That mit dem Tode büßen, der von Begabung zeugt, flott geschrieben ist und auch eine gute Beobachtung des Lebens verräth. Freilich bewegt er sich auch sehr im Gleise jener trübseligen, den Namen Realismus beanspruchenden Anschauungsweise, die in Berliner Romanen — Polenz' Roman spielt in Berlin — jetzt mode geworden ist, eine Anschauungsweise, die sich in der Alltäglichkeit erschöpft und glaubt, in dieser und in der Unbedeutendheit den allein richtigen und zu gelten habenden Maßstab für die Betrachtung des Lebens gefunden zu haben. Auch muß sich der Verfasser vor zu großer Breite hüten und darauf Acht geben, mehr wirklich darzustellen, als blos zu beschreiben.

— **Russische Soldatengeschichten.** In's Deutsche übersetzt von **J. Brendel.** Berlin, M. Schorß, 1890. — In dem ersten bisher erschienenen Band bietet die Verlagshandlung in einer recht guten, das Wesen der russischen Sprache trefflich wiedergebenden Uebersetzung zwei Perlen der modernen russischen Literatur: die reizende Erzählung von Wsewolod Garschin „Der Lieutenant und sein Bursche," sowie die ergreifende Schilderung P. S. Nikolajew's: „Lawrentjew". Die Uebersetzungen der auf das russische Militärleben Bezug habenden Bücher werden sich einen großen Leserkreis unschwer erwerben; das Interesse, das weit über die Grenzen der activen Armee hinaus gegenwärtig — und in noch erhöhtem Maße vielleicht in Zukunft — an Erscheinungen über Rußland und sein Heerwesen besteht, lenkt die Aufmerksamkeit auf Publikationen ähnlichen Inhalts. Die bedeutendste Verlagshandlung, welche sich mit der Herausgabe militärbiographischer und novellistischer Werke in Rußland befaßt, ist das Haus **A. S. Suworin**, St. Petersburg (Verlag der „Nowoje Wremja"). Unter den neueren Erscheinungen dieses Verlags heben wir hervor zunächst von **A. N. Bjeshezki** (dem russischen Paul Heyse): „**Krieger im Kriege**" und „**Weihnachtserzählungen**", ebenso sehr zu empfehlen wegen des leicht verständlichen, eleganten Russisch wie um des reichen, von tiefer Empfindung zeugenden Inhalts willen. Werthvoll ist ferner eine Biographie des Generals Skobelew von dem in Deutschland bereits länger aus Uebersetzungen bekannten Feuilletonisten **A. N. Maslow**, die unter dem Titel „**Die Eroberung von Achal-Teke**" den Feldzug Skobelew's als Ausgangspunkt seines Ruhms schildert. Das Beste aber, was in den letzten Jahren über russisches Soldatenleben geschrieben worden ist, bleibt „**Das Tagebuch eines russischen Correspondenten aus dem Krieg von 1877—1878**". Es hat Niemand Geringeren als **W. J. Nemirowitsch-Dantschenko** zum Verfasser. Ein überaus leichtverständliches Russisch hebt den Genuß, den die ergreifenden Schilderungen aus dem russischen Soldatenleben im Kriege machen. Der Berichterstatter kommt auf dem Schipkapaß Anfangs August 1877 an, als die Sturmangriffe Suleiman's beginnen, und theilt die Mühsalen der Vertheidiger bis in den September, um dann zur Armee vor Plewna eilend Zeuge des Heldenmuths zu werden, mit dem die russischen Regimenter die türkischen Schanzen dort berennen. Mit Freimuth schildert er die Mißstände in der Armee, die kritische Lage im Herbst, ehe die Verstärkungen aus dem Innern Rußlands angelangt sind, sowie den Fortgang der Belagerung und letzten Sturm auf die Werke von Plewna. Damit endet der I. Band. Im II. Bande fesseln vor Allem die Schilderungen über Plewna nach der Uebergabe über den Balkanübergang und den Zug bis zum Marmorameer. Ueberaus gelungen sind auch die Betrachtungen über Land und Leute der Balkanhalbinsel. Obwohl Nemirowitsch-Dantschenko keineswegs als Deutschenfreund in seinen zahlreichen Schriften erscheint, muß seiner Schreibweise die Originalität doch ungeschmälert zugestanden werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 28. Donnerstag, den 6. März. 1890.

Japanische Wunder und Wunderlichkeiten.

Pierre Loti, Pseudonym des französischen Marinecapitäns Julien Viaud, geboren 1850 zu Rochefort, gehört gegenwärtig zu den elegantesten und beliebtesten Schriftstellern der vornehmen Pariser Welt. Verschiedene seiner Werke sind den Damen der höchsten Gesellschaft gewidmet. Sein Roman „Le pecheur d'Island" hat nach noch nicht drei Jahren seines Erscheinens die 10. Auflage bereits überschritten. Von seinem Berufe in die verschiedensten Theile der Welt geführt, fand er Gelegenheit, sich als ein feiner Beobachter von Land, Volk und Sitten zu zeigen, die Dinge zugleich mit dem Auge des Weltmanns und dem des Poeten und Künstlers betrachtend. Als Weltmann ist seine Lebensauffassung und Darstellung leicht, liebenswürdig, jovial, mit einem Anflug von Koketterie und Frivolität; als Künstler und Dichter zeigt er sich als ein Mann von Geist, Urtheil, Geschmack, Laune und Ironie, gelegentlich selbst von warmer Empfindung. Er ist unter Anderem auch zwei Mal in Japan gewesen und hat die Eindrücke, die er von diesem Sitze einer uralten, von uns durch eine tiefe Kluft getrennten Cultur, von diesem Lande der Wunderlichkeit und der Wunder empfangen, in zwei Werken niedergelegt, von denen das erste: „Madame Chrysanthème"*) eine Art selbsterlebten Roman, das andere: „Japoneries d'automnes"**) eine Sammlung mehr sachlich gehaltener Einzelschilderungen ist. Pierre Loti erscheint darin als ein durchaus moderner Schriftsteller. So leicht, ja scheinbar so flüchtig seine Skizzen aber auch sind, so beruhen sie doch durchgehend auf scharfer Lebensbeobachtung, so verrathen sie doch überall die sichere Hand eines Meisters. Voll Grazie und Leben sind sie von der reizendsten Anschaulichkeit. Sie gleichen hierin den Illustrationen, mit denen seine „Madame Chrysanthème" von der Hand zweier Künstler geschmückt worden ist, die sich seit Kurzem durch die Eigenthümlichkeit ihrer leichten, das Wesentliche und Charakteristische aber fein, geistreich und anmuthig hervorhebenden Darstellungsweise einen bedeutenden Ruf erworben haben. Immer tritt mit den Gegenständen, welche Pierre Loti so anschaulich darstellt, dem Leser aber zugleich seine Persönlichkeit mit einer so ungezwungenen Liebenswürdigkeit entgegen, daß man ihr die ihr anhaftende frivole Leichtlebigkeit und Koketterie zu vergeben geneigt ist.

Das erste Mal betrat Loti noch als Lieutenant den japanischen Boden. Er lag damals mit seinem Schiffe in der Bucht von Nagasaki, wo er in einer der Villen, welche die die Stadt umgebenden grünen Berge so anmuthig beleben, sich eine Wohnung gemiethet hatte, in der sich der in „Madame Chrysanthème" geschilderte Liebesroman abspielte, der richtiger noch als eine leichtfertige Ehegeschichte zu bezeichnen ist. Er lernte bei dieser Gelegenheit eigentlich nur die tieferen Schichten der Mittelclassen und das niedere Volk von Nagasaki kennen. Die Kreise der Gebildeten und Vornehmen blieben ihm damals noch völlig verschlossen, so daß die in jenem Buche niedergelegten Urtheile nur in diesem Sinne aufgefaßt werden dürfen, wie sie in seinem zweiten Werke denn auch ihre Berichtigung und Ergänzung erfahren haben. Hier ist ihm das „höflichste" Volk der Welt zugleich das kleinlichste und häßlichste. Nur in der Kindheit und der ersten nur zu schnell verblühenden Jugend findet es Gnade vor seinen Augen. Er spricht den jungen Frauen und Mädchen, selbst den häßlichen mit ihren eingedrückten Nasen und feingeschlitzten, halbgeschlossenen Augen, keineswegs eine Anmuth ab, die er oft drollig, ja malerisch findet, die in ihrer fremdartigen Scurrilität aber meist etwas Katzen- und Affenartiges haben. Er spricht mit Verächtlichkeit von einem Volk, bei dem Alles käuflich sei, und dachte doch selbst, noch ehe er es gesehen, an nichts Anderes, als von dieser Käuflichkeit einen herzlosen, frivolen Gebrauch zu machen, indem er eine jener morganatischen Ehen auf Zeit hier zu schließen beabsichtigte, bei denen man, von keiner Leidenschaft oder Neigung getrieben, nur die Sinne zu befriedigen, oder, wie er selbst sagt, sich zu vergnügen sucht. Es ist nicht das einzige Mal, daß Pierre Loti solche Verhältnisse zum Ausgangspunkte und Hintergrunde seiner Reiseschilderungen macht. Er führt seinen Lesern auf ähnliche Weise die Griechin Aziyadé, die Tahitin Faton-gaye und die Neuseeländerin Barahu vor. Wenn dies allein schon einen genügend koketten und frivolen Eindruck macht, so setzt es doch noch fast mehr in Erstaunen, ein Buch wie „Chrysanthème" einer so vornehmen Dame wie der Herzogin von Richelieu, der jetzigen Fürstin von Monaco, gewidmet zu sehen. In der That ist dieses Buch nicht nur in hohem Grad von Interesse für die Kenntniß und Beurtheilung des intimen japanischen Lebens, sondern auch für die der schöngeistigen Kreise der heutigen eleganten und vornehmen Pariser Welt.

Chrysanthème — ihr japanischer Name Kikou bezeichnet die Blume dieses Namens, die in Japan mehr als jede andere gepflegt und heilig gehalten, zum Wappenbild der japanischen Kaiserfamilie erwählt worden ist — Chrysanthème ist keineswegs von armer oder niedriger Herkunft. Sie gehört einer nicht unvermögenden Familie aus der Classe der kleinen Kaufleute und Gewerbtreibenden an. Ihre Mutter, eine frühere Guecha, d. i. erwerbsmäßige Sängerin, wie, nach Pierre Loti, die Gemahlin des derzeitigen japanischen Ministers des Auswärtigen auch eine war, besaß ein hübsches Haus mit Garten. Das von Chrysanthème auf Wunsch und unter Zustimmung ihrer Familie mit Pierre Loti eingegangene Verhältniß hatte in ihrem Stande nichts Ehrenrühriges. Es wurde auf Grund eines gerichtlichen Vertrages geschlossen, durch den es auf eine darin festgesetzte Zeit gesetzliche Kraft und Giltigkeit erwarb, so daß es zu einer früheren Lösung wol ebenfalls wieder eines gerichtlichen Abkommens bedurft haben würde. Pierre Loti wurde durch diesen Vertrag als Glied der Familie aufgenommen und blieb mit dieser und ihren Bekannten und Freunden in ununterbrochenem freundlichen Verkehre. Er legte ihm die Verpflichtung auf, eine standesgemäße Wohnung mit Chrysanthème zu beziehen, sie bis zum Ablauf des Vertrages als seine Gattin zu behandeln und ihr als Entgelt die ausbedungene Summe von monatlich 20 Piastern zu zahlen. Chrysanthème war eine ernste, feine, fast aristokratische Erscheinung, auf der ein Hauch von Traurigkeit lag. Im Gegensatz zu ihren Standesgenossen ging sie fast immer, wie die Damen der höheren japanischen Stände, in dunklen Gewändern, ohne jeden auffallenden Schmuck. Ihre Erscheinung zeigte eine aristokratische Zurückhaltung. Hätte sie wie die Damen von Adel auf dem Rücken im weißen Feld das heraldische Abzeichen ihrer Familie getragen, so würde man sie für eine solche gehalten haben. Sie spielte gern und sehr hübsch das Chamézen, eine Art Guitarre mit langem Griff, besaß eine wohlklingende Stimme und unterrichtete eine jüngere Hausgenossin zu ihrer Unterhaltung im Gesang und im Spiel. Wie alle Japanerinnen war sie sonst müßig-

*) Paris, Calmon Lévy 1888. Dessins et aquarelles de Rossi et Myrbach. Gravure de Guillaume Frères.

**) Paris, Calman Lévy 1889

gängerisch. Träumerisch, wenn sie allein war, wurde sie schwatzhaft und lustig im Verkehr mit ihren Altersgenossinnen. Sie liebte es, in Gesellschaft, sei es am Tage oder Abends, in dem Gewühl bunter Laternen durch die Straßen zu schlendern, die eleganten Theehäuser zu besuchen und den Volksfesten beizuwohnen, zu denen die religiösen Feste nicht selten Veranlassung geben. Sonst mäßig in ihren Genüssen, liebte sie die in Essig eingemachten grünen Pflaumen vor allen anderen Leckereien. Sie war eine leidenschaftliche Reisesserin und eine noch leidenschaftlichere Raucherin. Selbst in der Nacht ward sie wol drei oder vier Mal von dem Verlangen nach ihrer kleinen silbernen Pfeife mit dem Miniaturköpfchen geweckt, um zwei oder drei Züge des starken Tabaks daraus zu nehmen; denn mehr vertragen selbst Männer nicht. Wie wenig Pierre Loti an Chrysanthème auch Gefallen fand, vielleicht weil sie selbst so gleichgiltig gegen ihn war, so muß man doch anerkennen, daß er allen gegen sie übernommenen Pflichten aufs Treulichste und Bereitwilligste nachkam. Er ist aufmerksam gegen sie, widmet ihr seine freie Zeit und kommt jedem ihrer anspruchslosen Wünsche entgegen, wenn nicht zuvor. Er besucht mit ihr das Haus ihrer Mutter, führt sie mit ihren Cousinen und Freundinnen fast täglich spazieren, giebt ihnen kleine Feste bei sich oder bewirthet sie des Abends in den von der leichtlebigen Welt Nagasakis erfüllten Theehäusern mit Sorbet und Confituren. Es läßt sich schon hieraus erkennen, auf welche vertraute Weise Pierre Loti durch dieses Verhältniß das häusliche und öffentliche Leben gewisser Schichten des japanischen Volks kennen gelernt hat. Sein Buch giebt davon die lebendigste Anschauung, die trotz des eingemischten Scherzes, des eingemischten launigen Spottes und mancher frivolen Anspielung nichts von ihrer Unmittelbarkeit und Wahrheit eingebüßt zu haben scheint. Besonders treten die Figuren der Frauen in ihren malerischen Trachten und der trotz der einwärts gesetzten Füße, der geschminkten Backen und des wunderlichen Kopfputzes eleganten, graziösen Zierlichkeit ihrer fremdartigen Erscheinung dem Leser überaus lebendig entgegen. Pierre Loti hat Recht, daß diese Grazie und Zierlichkeit besonders in den Bewegungen etwas Puppenhaftes hat. Er traut diesen Gesichtern mit ihrem ewigen Lächeln, mit dem katzenartigen Liebäugeln der Blicke keine Seele oder doch der Seele dieser sich in den verschiedensten Abstufungen verneigenden Puppen keine rechte Empfindung zu. Das Einzige, was ihm damals in Japan ohne jede Einschränkung immer aufs Neue gefiel, waren die Kinder, die Mädchen schon ganz nach Art der erwachsenen Damen gekleidet, mit dem breiten Chignon, den großen Pagodenärmeln, dem schmalen Rücken und dem großen Puff der seidenen Schärpe darunter; die Knaben mit ihren glattgeschornen Köpfen, auf denen nur einzelne kleine Büschel von Haaren stehen geblieben sind. Ein Anblick, dessen drollige Heiterkeit noch erhöht wird durch die wohlwollende Art, mit welcher die Japaner das kindliche Leben auffassen. Ueberhaupt soll nach ihm die moralische und physische Natur dieses Volkes ganz durch die drei Worte: klein, zierlich, neckisch bezeichnet werden. In der Kunst des Kleinen, Zierlichen, Leichten zeigten sie eine wahrhaft staunenswerthe Geschicklichkeit, sowie eine große Feinheit des Geschmacks und einen entwickelten Farbensinn. Im Großen und Ganzen aber blicke aus Allem die Grimasse heraus. Kleinlich, gealtert, ohne Saft und Kraft, verknöchert und eingetrocknet erscheine dieses Leben in seiner Gesammtheit.

Einige Jahre später kam Pierre Loti wieder nach Japan. Diesmal als Capitän eines Kriegsschiffs, das theils auf der Rhede von Kobé, theils auf der von Yokohama vor Anker lag. Er benützte die Zeit hier zu Ausflügen in das Innere des Landes, zu dessen Alterthümern und Merkwürdigkeiten. Mehr als seine amtliche Stellung haben ihm ohne Zweifel seine Beziehungen zur vornehmen Pariser Welt und die Empfehlungen, die er von hier aus mitbrachte, den Zutritt zu diesen für Fremde immer noch schwer zugänglichen Dingen erschlossen. Wurden ihm doch sogar Einladungen zu Festlichkeiten zu Theil, durch welche sonst nur einzelne der Großwürdenträger des Reichs und die fremden Gesandtschaften ausgezeichnet zu werden pflegen. Die eine galt einer Soirée, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in dem Palaste Rikou-Meiken in Yeddo zur Feier des kaiserlichen Geburtstags gab; die andere sogar dem Fest der Chrysanthèmen, welches die Kaiserin hier alljährlich in den Gärten von Akasaba abzuhalten pflegt, bei welcher Gelegenheit sie sich den hierzu Auserwählten unverschleiert zeigt, was sonst nur noch einmal im Jahre der Fall ist, nämlich beim Frühlingsfeste der Kirschen. Schon dies darf als Neuerung angesehen werden. Die göttliche Abstammung, welche dem Mikado und seiner Familie beigelegt wird, und die göttliche Verehrung, die man ihm weiht, brachte es mit sich, daß er mit seiner Gemahlin dem Auge der Sterblichen ebenso unsichtbar bleiben sollte, wie nur die Götter, und jeder Blick, der sie traf, für eine Entweihung ihrer Heiligkeit galt. Trotz dieser Gottähnlichkeit wurden die Beherrscher des Reichs doch auf lange Zeit durch den aufstrebenden Geist seiner alten Fürstengeschlechter eines großen Theils ihrer Machtfülle beraubt. Erst dem jetzigen Mikado gelang es, dieselbe auf gewaltsamem Wege wiederherzustellen. Die Begünstigung, die er dem Einfluß der europäischen Cultur in einem Umfang zu Theil werden läßt, daß ihr Pierre Loti die alte nationale Cultur des Reichs mit ihren Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen schon in der Ferne völlig erliegen sieht, erklärt sich wol nur zum Theil aus der Einsicht in ihre Ueberlegenheit und die Nothwendigkeit, dieselbe sich anzueignen, um die territoriale Selbständigkeit und Unabhängigkeit behaupten zu können; zum Theil aber dürfte von ihm wol auch darin eine Stärkung der kaiserlichen Macht und Widerstandskraft gegen die etwa wieder auflebenden Anmaßungen der alten Fürstengeschlechter gesucht werden. In der That sind auf diese Weise nicht nur das Heer- und Marinewesen nach europäischem Muster umgestaltet, nicht nur die Erfindungen und Einrichtungen unseres Verkehrswesens (Eisenbahnen, Telegraphen und Gasbeleuchtung) eingeführt, sondern auch mannigfache Neuerungen im Bauwesen und der Einrichtung der Häuser, im Kostüm, in der Lebensweise, den nationalen Sitten und Bräuchen versucht worden.

Wenn man mittels Eisenbahn von Yokohama in Yeddo ankommt, ja ist es, nach Loti, als ob man sich zunächst in dem Stadtviertel einer großen amerikanischen Stadt befinde: hohe, vierstöckige Häuse aus Ziegelsteinen, lange, geradlinige Straßen, des Abends durch Reihen von Gasflammen erhellt. Telegraphendrähte darüber hinlaufend, unter den Männern eine Menge in europäischer Tracht, fast alle in runden, melonenförmigen Hüten. Nur die Trachten der Frauen, sowie die halbnackten und lärmenden Djinfahrer (denn in Japan fährt man noch immer fast nur in einsitzigen, von Männern gezogenen Fahrstühlen; Wagen mit Thieren bespannt sind eine Seltenheit) erinnern daran, wo man ist. Auch der Palast Rikou-Meiken ist ein Gebäude nach europäischem Muster mit einer Einrichtung, welche Loti der des Casinos einer mittleren französischen Provinzialstadt vergleicht. Die geladenen japanischen Gäste erscheinen fast sämmtlich in europäischer Gesellschaftstoilette, die Damen nach der letzten Pariser oder Londoner Mode, sie werden von Dienern in schwarzem Frack, rother Weste und weißer Cravatte empfangen. Die Herren, meist kleine dünne Gestalten, mit ihren häßlichen gelben Gesichtern bieten affenartige Erscheinungen dar. Die Damen mit ihrem vom ewigen Grüßen vorgeneigten Oberkörper wissen sich ebenfalls nicht recht in die fremde Kleidung zu schicken. Die japanische Bizarrerie und Drolligkeit guckt auf allen Seiten heraus. Nur einzelne der vornehmen, tonangebenden, die Honneurs machenden Damen, vor Allem die Gemahlin des Hausherrn, dürften mit ihrer Haltung und ihren Bewegungen ohne Gefahr mit den elegantesten und vornehmsten Damen der Pariser Salons wetteifern. Nur hier und da stach von den europäischen Balltoiletten und den Uniformen der fremden Gesandten, der Militärs und der Marineofficiere das malerische Kostüm des Landes mit seinem fremdartigen Reize ab. In diese gemischte Gesellschaft traten nun plötzlich zwei sich bedeutsam davon abhebende Erscheinungen: die chinesische Gesandtschaft, lauter hohe kräftige Gestalten von der schönen nördlichen Rasse des himmlischen Reichs, die in dem Glanz ihrer bunten Tracht mit ihren langen Schnauzbärten und Zöpfen stolz und verächtlich auf die kleinen dürftigen, von der fremden Cultur beleckten Japaner herabsahen; sodann die Prinzessinnen von Geblüt mit ihrem weiblichen Gefolge, die in ihren feierlich-starren Ceremanialkleidern, wie Erscheinungen einer vergangenen Welt und Zeit, die neue zwitterhafte Gesellschaft, sie kaum eines Blickes würdigend, durchschritten.

Pierre Loti hatte Gelegenheit, die Damen des Hofs, die wunderbare Gestalt der Kaiserin an der Spitze, noch einmal, beim Chrysanthemumfeste, in diesem vorzeitlichen Aufzug anstaunen und bewundern zu können. Es war vielleicht das letzte Mal, daß die alte Ceremonialtracht von ihnen getragen wurde, denn nur wenige Monate später erschien eine Verordnung des Mikado, welche den Damen des Hofs hinfort nur noch im europäischen Modekleide zu erscheinen befahl. Gleichwol dürfte die Verdrängung des alten Kostüms und der alten nationalen Cultur sich wol kaum so schnell vollziehen, als der Mikado zu wünschen scheint und Pierre Loti im Geiste schon sieht. Unmittelbar hinter dem neuen Stadtviertel dehnt sich das alte Yeddo mit seinen kleinen schwarzen Holzhäusern, seinen Pagoden und Tempeln, seinem bunten bizarren Leben in fast noch unberührter nationaler Eigenthümlichkeit aus, und obwol die Eisen-

bahnen die fremde Cultur schon bis tief ins Innere des Landes zu tragen suchen und der Mikado befohlen, alle von ihm in der Hauptstadt eingeführten Verbesserungen und Neuerungen allenthalben im Reiche nachzuahmen, hat sie doch hier, wie aus den Schilderungen Pierre Loti's selber hervorgeht, sich in ursprünglicher Reinheit erhalten.

Das alte heilige Kioto, vor Yeddo die Residenz der Mikados, wurde von ihm von Kobé aus besucht. Man erreicht es mittels einer schmalspurigen Eisenbahn. Die alte, noch immer volkreiche, von hohen bewaldeten Bergen umgebene Stadt nimmt, wie Pierre Loti sagt, mit ihren 3000 Tempeln, in denen unermeßliche Reichthümer begraben liegen, mit ihren prunkvollen Palästen und ihren schwarzen verwitterten Häusern, ihren unzähligen, theils belebten, theils verödeten Straßen und Plätzen, ihren Gärten und Parks fast den Raum des heutigen Paris ein. Der alte Palast, Taïko Sama, liegt außerhalb der Stadt. Eine Riesenallee führt zu der mächtigen Umfassung desselben. Durch ein alterthümliches Thor von fremdartiger Architektur tritt man in einen von hundertjährigen Bäumen überschatteten Hof, den weithin gestreckt die mächtigen Gebäude des Schlosses mit ihren geschweiften hohen Dächern umgeben. Der Eindruck ist ernst und großartig, so daß, wie Pierre Loti sagt, das Lächeln, welches das moderne Japan überall abnöthige, mit Eins von den Lippen verschwinde. Man tritt ein und, wie jederzeit in den Tempeln, wird man zum Ablegen der Fußbekleidung genöthigt, und schickt sich zur Wanderung durch die unabsehbare Reihe von Sälen und Zimmern, sei es barfuß oder mit Sammetsandalen, an. Fast nirgend sieht man ein Möbel. Aller Schmuck, aller Glanz ist auf die Wände und Decken beschränkt. Alle sind sie mit Goldlack überzogen, welchen die fremdartige Phantasie eines ganzes Heeres von Künstlern mit den wunderbarsten Malereien bedeckt hat, die sich ebenso sehr durch die Seltsamkeit des Geschmacks, als durch ihre räthselhafte Symbolik, durch die minutiöse Feinheit und Mannigfaltigkeit der Ausführung und einen erstaunlichen Farbensinn auszeichnen, der nie die Harmonie des Ganzen aus dem Auge verloren hat. Hier sind die Wände nur mit seltsamen Blumen, dort nur mit wunderlichen Vögeln, Thieren und Ungeheuern, oder Jägern und Kriegern oder wol auch mit nichts als lauter Fächern in den verschiedensten Lagen und Farben bedeckt. Die Decken sind fast alle cassettenartig behandelt. Die Friese zeigen eine durchbrochene Arbeit, die ebenso sehr durch ihre erstaunliche Feinheit, wie durch die Mannigfaltigkeit und den Geschmack der Erfindung überrascht. Alle Säle und Zimmer erhalten ihr Licht nur von einer außen vor ihnen hinlaufenden Veranda, welche den Blick auf wundersame kleine Gärten erschließt, in denen man eine große romantische Natur in manierirter Weise zwerghaft nachzubilden gesucht hat. Alles ist hier klein und gespielt und macht doch den Eindruck des Alten und Großen, nur in winziger Verkleinerung. — Aelter noch ist der Palast Gos-sho, der einzige Ort, den Pierre Loti nicht zugänglich fand, weil man hier eben Vorbereitungen zum Besuche der Kaiserin-Mutter traf. Die berühmtesten Tempel der Stadt liegen in uralten Gehölzen, zum Theil schon etwas tiefer und höher in den Bergen. Man gelangt zu ihnen meist durch Alleen riesiger Bäume, in denen die Händler von Porzellan und Idolen ihre glänzenden, bunten, grotesken Herrlichkeiten aufgestellt haben und feil halten. Dann aber zieht sich der Weg durch eine Reihe alterthümlicher freistehender Thore hin und zwischen ungeheuerlichen Thier- und Göttergebilden aus Granit, Bronze und Marmor gelangt man endlich, wie vor dem Tempel Kio-Midzou, einem der schönsten und angesehensten Kiotos, auf einen großen, von hundertjährigen Cedern überschatteten Platz, wo zwischen Kiosken, kleinen Tempeln und Gräbern die in der Nähe heiliger Stätten fast nie fehlenden Theehäuser den Pilgern und Gläubigen Rast und Erquickung darbieten. Auf einer Reihe breiter granitener Stufen steigt man schließlich zum Tempel empor, um beim Eintritt von einem religiösen Schauder ergriffen zu werden. Denn tief aus dem Dunkel des Hintergrundes, aus einer durch Schranken vor jeder entweihenden Annäherung geschützten Region, die nur durch eine Anzahl von der Decke niederschwebender Lampen mystisch erhellt wird, starren dem Eintretenden die furchtbaren Götterkolosse entgegen. Hier sitzen auf Stufen, auf Stühlen und goldenen Thronen die Buddhas und Amidhas, die Kwanons und Bentens unter einer Menge von Symbolen und Emblemen bis zu den Spiegeln des shintoistischen Cultus, was von dem furchtbaren Chaos der japanischen Götterlehre eine erschreckende Anschauung giebt. Unermeßliche Reichthümer sind vor ihnen angehäuft, riesige Räucherbecken und wunderhaft gestaltete Lampen, geweihte Vasen mit silbernen und goldenen Lotossträußen. Von der Decke aber hängen unzählige gestickte Banner, Laternen und riesige Armleuchter von Kupfer und Bronze herab. Ein zweiter, sich diesem fast unmittelbar anschließender Tempel ist besonders dadurch merkwürdig, daß er gleichsam frei, balconartig über einem Abgrunde schwebt, durch nichts gestützt als ein zierlich erscheinendes Pfeilerwerk von Granit.

Einen nicht minderen Ruf genießt in Kioto der Tempel des großen Buddha, der die vergoldete Riesengestalt dieses Gottes und die größte Glocke der Welt enthält. Selbst die Gläubigen vermögen das zur Grimasse verzerrte Bildwerk nur mit einem von Lachen gemischten Entsetzen zu betrachten. „Welches Land dieses Japan — ruft Pierre Loti hier aus — wo Alles bizarr und widerspruchsvoll. Wie soll man sich vorstellen, daß dieses kleine frivole Volk mit seinen Verbeugungen und seinem ewigen Lächeln sich Jahrhunderte lang in ein so düsteres Geheimniß habe einschließen und diese Tausende von Tempeln mit ihren Ungeheuern und Schrecken habe hervorbringen können?" Es ist aber nicht gerade nöthig, deshalb zu glauben, daß dieses Volk in jenen Zeiten ein so wesentlich anderes war, da es trotz seiner jetzigen Kleinlichkeit, seiner Frivolität und seines ewigen Lächelns noch immer dergleichen Tempel zu bauen, sie mit ähnlichen Ungeheuern zu bevölkern und mit einer ähnlichen Verschwendung von Kunst und von Reichthum auszustatten vermag. Fast ein noch größeres Wunder, als die 3000 Tempel Kiotos, ist, daß man noch immer hier ein Bedürfniß für neue Tempel hat und gerade an dem Bau eines solchen beschäftigt war, der hinter den alten weder in Größe und Pracht, noch in Kostbarkeit und in künstlerischer Tüchtigkeit zurückzubleiben verspricht.

Das Wunder aller Wunder der heiligen Stadt aber ist der Tempel der tausend Götter oder der drei und dreißig Ellenbogenweiten. Letztere Benennung verdankt er dem Abstand seiner einzelnen Säulen von einander; die erste aber den tausend Göttergestalten, welche zu den Seiten einer riesigen Mitteltribüne auf je zehn stufenartigen Absätzen aufgestellt sind. Hoch oben an dieser Mitteltribüne sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf einer entfalteten Lotosblume von Gold der goldene Koloß eines Buddha von einem goldenen Strahlenkranze umgeben. Vor und unter ihm sieht man an zwanzig Ungeheuer von leichenhaftem Ansehen, halb Menschen-, halb Teufelsgestalten, wie zu seiner Vertheidigung bereit stehen. Sie dringen gleichsam drohend von den Stufen herab, die zu dem Buddha emporführen, auf den in den Tempel Eintretenden ein, der vor Entsetzen zurückweicht. Mit Geberden der Wuth erheben sie ihre Fäuste, fletschen sie ihren zahnlosen Mund, rollen sie ihre lidlosen Augen. Ihre Adern und Nerven erscheinen mit furchtbarer anatomischer Treue wie bloßgelegt, während ihr Fleisch alle Zustände der Verwesung zeigt. Eine so raffinirt auf das Entsetzliche, Abschreckende gerichtete Kunst besaßen die Japaner schon vor 900 Jahren. Auch die tausend Götter sind sämmtlich von übermenschlicher Größe, alle von Golde strotzend. Jeder, mit 40 Armen, hält sechs oder acht derselben wie zum Gebet vor sich hin, während die anderen fächerartig erhoben mit Lanzen, Pfeilen, Todtenköpfen und anderen Symbolen drohen. Alle lächeln dabei mit demselben unheimlichen, geheimnißvollen Lächeln. Alle haben um den Kopf einen Strahlenkranz. Und so stehen sie nun schon bald ein Jahrtausend.

Vor Kioto war Kamakura die Residenz der japanischen Kaiser. Noch um 1200 hielt der große Yoritomo hier seinen akademischen Hof und seine poetischen Wettkämpfe. Heute ist von der glänzenden, volkreichen Stadt durch Kriege, Feuersbrünste und Verheerung nichts mehr übrig geblieben, als eine Anzahl Tempel, von Trümmern, Wald und Wüste umgeben; von einem der Tempel sogar nichts, als das die hundertjährigen Baumriesen noch überragende Götzenbild, das hier verehrt wurde, der bronzene Koloß des mit gekreuzten Beinen, mit geschlossenen Händen und falschem Lächeln, den Blick zu Boden gesenkt, hier schon Jahrtausende sitzenden Groß-Buddha; von anderen nur die granitenen, freistehenden Thore, die, von keinem japanischen Tempel fehlend, in ihrer schlichten, rohen Architektur aus der Urzeit des Volkes zu stammen scheinen und von einer untergegangenen primitiven Kunst Zeugniß ablegen, die in dem entschiedensten Gegensatz steht zu derjenigen, deren hohe Ausbildung man in den Tempeln selber bewundert. Sie bestehen aus nichts, als aus zwei granitenen, rohen, sich nach oben etwas verjüngenden, schmucklosen Pfeilern, auf denen ein ebenso roher und einfacher granitener Querbalken ruht, der einen andern gebogenen, mit seinen Enden halbmondförmig nach oben gekehrten Querbalken trägt, während darunter ein dritter Querbalken die beiden Pfeiler verbindet und fest zusammenhält.

Der größte und berühmteste der erhaltenen Tempel von Kamakura ist der der acht Fahnen, zu Ehren der Kaiserin Ozine-gou-Koyo

erbaut, die, eine mächtige Kriegerin, nach dreijährigem Kampfe um 200 siegreich aus Korea zurückkehrte und ihren ihrer in Kamakura harrenden Gatten mit einem Thronerben in ihrem Schooß überraschte. Der Kaiser war, wie billig, verwundert darüber, beruhigte sich aber bald, als sie erklärte, wie die Götter die Geburt des Kindes nur seinetwegen um mehr als drei Jahre verzögert. Die Geburt des Kindes kostete der Gottbegnadeten aber das Leben und auch der Knabe starb bald. Sie aber wurde unter dem Namen der acht Fahnen für göttlich erklärt und das japanische Volk baute und weihte ihr diesen Tempel, in dem neben vielen anderen Reliquien das Kleid der großen Kaiserin aufbewahrt wird, das wol das älteste Frauenkleid der Welt ist.

Zu den Wallfahrtorten des Reichs gehört ferner Nikko, der heilige Berg mit der Todtenstadt der japanischen Kaiser. Man fährt, um sie von Yokohama aus zu erreichen, bis Utsonaayo mittels Eisenbahn; von hier in einem der von Männern mit erstaunlicher Schnelligkeit und Ausdauer gezogenen zweiräderigen, einsitzigen Stuhlwagen. Es sind noch 10 Meilen, von denen etwa vier in der freien Ebere hinlaufen. Dann tritt man in das feierliche Dunkel einer Allee von japanischen Cedern, die vor 5 bis 6 Hundert Jahren zu Ehren der kaiserlichen Leichenbegängnisse angelegt worden ist — eine Straße, die ihres Gleichen nicht in der Welt hat. Nikko ist nur ein unbedeutendes Dorf, von einer einzigen mit kleinen Häusern besetzten Straße gebildet, die fast unmittelbar am Fuße des heiligen Berges endet, von diesem aber durch eine tiefe Schlucht getrennt ist, in welcher ein wilder Bergstrom kocht und braust. Zwei Brücken sieht man über den Abgrund geschlagen, eine granitene für die gewöhnlichen Sterblichen und eine zweite von röthlichem Lack mit Zierrathen von Goldbronce, welche auf dünnen granitenen Pfeilern schwebt und einen leichten, zierlichen Anblick gewährt. Sie ist ausschließlich den kaiserlichen Leichenzügen geweiht. All die vielen Tempel, welche zwischen Thoren, Pagoden, Kiosken, Gärten und ungeheuerlichen Götterbildern und andren religiösen Symbolen den Wald des Berges erfüllen, den sie zu einem der seltsamsten Wunder der Welt machen, werden, trotz des fast feenhaften Glanzes jedes einzelnen, doch von denjenigen noch weit überragt, welche den zu den Göttern erhobenen Seelen der Kaiser Yeyaz und Yemidzou (16. Jahrhundert) errichtet und geweiht worden sind. In ihnen hat, wie Pierre Loti rühmt, die japanische Kunst und Prachtliebe ihr Höchstes erreicht, eine Kunst, die dem europäischen Beschauer in jeder Figur, jeder Linie so vollkommen fremd sei, als ob sie von einem anderen Planeten käme, der nie mit unsrer Seite der Erde in Verbindung gestanden habe. Obwol schon drei Jahrhunderte an diesen Herrlichkeiten vorüber gegangen wären, hätten sie doch von ihrem Glanze nichts eingebüßt. Keiner dieser Hunderttausende von Blumen fehle ein einziger Staubfaden; keinem dieser unzähligen Götterbilder das Glied einer Zehe oder eines Fingers. Und doch, welche Ströme von Pilgern seien an ihnen vorübergerauscht, ohne daß es nur einem Einzigen in den Sinn gekommen, sich ein Andenken von ihnen abzubrechen oder an ihnen mit frevelnden Händen zurückzulassen. „Schon eine solche Schonung allein ist eines jener japanischen Wunder, welche bei uns und unserem Gewühl roher, zerstörungslustiger Leute völlig unmöglich sind."

Dies mag genügen, den reichen bedeutsamen Inhalt des Buches erkennen zu lassen, das noch überdies wieder von den frischesten Schilderungen des heutigen Lebens dieses wundersamen Landes und Volkes durchzogen ist, wie denn der Hauptreiz desselben in der Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit liegt, mit welcher dies Alles dem Leser, von dem vielseitigen Geist des Erzählers durchleuchtet, als persönliches Erlebniß entgegentritt. Robert Prölß.

Bücherbesprechungen.

B. K. Die Nothwendigkeit eines organisirten Kampfes gegen die Unsittlichkeit. Vortrag in Breslau, am 22. Januar 1890 von Pastor W. Philipps. Berlin 1890. Buchhandlung der Stadtmission. 20 ₰. — Es ist ein grauenhaftes Bild von dem Lasterleben der Großstädte, von dem unheimlich fortschreitenden Verderben unseres Volkes, wie es der Verfasser auf Grund statistischer Zahlen entwirft. Nothwendig ist der Kampf gegen die Unsittlichkeit, weil Gesetzgebung und Polizei ihn allein gar nicht führen können, nothwendig deshalb die Organisation von Vereinen, die sich diesen Kampf zum Ziele setzen. Viele trösten sich jenen furchtbaren Erscheinungen gegenüber mit der billigen Rede, die Unsittlimleit habe immer geherrscht und lasse sich nicht ausrotten. Wer so urtheilt, der lese diesen Vortrag, um eines Besseren belehrt zu werden. Es handelt sich um die sittliche und um die leibliche Kraft unseres Volkes und namentlich in den Schichten, welchen seine Führung obliegt. Auch solche Leser, welche nicht in der Lage sind, in solchen Vereinen thätig zu sein gegen diese „Pestbeule am Leibe unseres Volkes", mögen von dem Inhalt des Schriftchens Kenntniß nehmen, um ihn, wie es Takt und Liebe lehren, bei der Erziehung der ihnen anvertrauten reiferen Jugend zu verwerthen.

J. R. Nach Ober-Ammergau. Wanderung zum Passionsspiel. Von Alban v. Hahn. Mit 10 Text-Abbildungen. Leipzig, Otto Spamer. 2 ℳ. — In diesem Jahre werden wiederum Aufführungen des Passionsspiels stattfinden: im Anschluß an den Besuch derselben wird gewiß Mancher die Gelegenheit wahrnehmen, sich Oberbayern mit seinen landschaftlichen Schönheiten und Kunstbauten anzusehen. Zu diesem Behufe bietet sich das vorliegende hübsch ausgestattete Büchlein als Reiseführer und Wandergenosse an. Es geleitet uns von München über den Starnberger- und Ammersee, den hohen Peißenberg, Murnau-Partenkirchen, den Ettaler Berg, Kloster Ettal nach dem Ziel der Wanderung, dem Schauplatz der Aufführungen, um uns dann noch die Umgegend von Ober-Ammergau, Linderhof und weiterhin Neuschwanstein zu zeigen. Die landschaftlichen Schilderungen siad hübsch und anziehend; auch praktische Winke für die Reise und die Aufführungen werden gegeben. Die Bilder stellen die Hauptstationen der Fahrt, sowie das Sehenswerthe von Ober-Ammergau dar.

G. Oe. — Max Jochem, Festgedicht zu Königs Geburtstag. Declamation mit verbindenden Gesängen. 2. umgeänderte Auflage. Preis 30 ₰ (50 Exemplare 7 ℳ 50 ₰). Frankenberg, C. G. Roßberg, 1890. 26 S. kl. 8°. — Das Gedicht ist beim Wettinjubiläum entstanden und nun in umgeänderter Form zu dem in der Aufschrift angegebenen Zwecke herausgegeben. Es ist gut gemeint, einige der zum Singen bestimmten Lieder sind nicht übel. Auf anspruchslose Naturen mag es ganz gut wirken. Feinere Ohren werden durch Reime, wie Beeren — Herren, Herrn — wärn, und durch Messungen, wie Barbará Uttmann, fruchtbare Gefilde, entschieden beleidigt werden. Grammatische Schnitzer wie: des Fürsts, dem Herz hätten jedenfalls vermieden werden müssen. Es gehört doch zum Dichten noch ein bischen mehr als der gute Wille.

G. Oe. — Taschenkalender für die Lehrer sämtlicher höherer Schulen auf das Schuljahr 1890/91. 4. Jahrgang. Oster-Ausgabe (vom 1. Januar 1890 bis 31. März 1891). Herausgegeben von Dr. Heinrich Spindler. Leipzig 1890. Gustav Fock. Preis: 1 ℳ 25 ₰. — Der Spindler'sche Taschenkalender ist ein sachgemäß angeordnetes und recht brauchbares Buch. Er enthält eine Menge Tabellen für Stundenpläne, Collegen- und Schülerverzeichnisse, Gesammt- und Einzelcensuren, für geliehene und verliehene Bücher, für Conferenznotizen und die Schulchronik. Man wird kaum für irgend welchen Zweck eine Tabelle vermissen, überdies ist noch weißes und gelästeltes Papier beigegeben. Den zweiten Theil des Buches bildet ein Schreibkalender für die einzelnen Tage. Als Anhang sind hinzugefügt die Evangelien und Episteln, Verzeichniß der Buß- und Festtage, der beweglichen Feste bis 1900, Post- und Telegraphentarife, Berichte über die Wittwen- und Waisencasse von Lehrern an höheren Schulen Sachsens und über die Magdeburger Sterbecasse von akademisch gebildeten Lehrern, u. A. m. In besonderem Hefte sind einige Morgengebete für den Beginn des Unterrichts beigegeben. Der Kalender verdient warme Empfehlung und weiteste Verbreitung.

— Literatur über das neue Gewehr 88: Handbuch für die Officiere des Beurlaubtenstandes der Infanterie. VIII. Abschnitt: Waffen. Munition. Schießen. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. — Mit dem Band über Gewehr und Schießdienst übergiebt die Verlagsbuchhandlung der Oeffentlichkeit einen Theil des geplanten „Handbuchs für die Officiere des Beurlaubtenstandes der Infanterie", zu dem außerdem diese Einleitung (1½ Bg.) bereits erschienen ist. In vier Theilen soll das Sammelwerk die Stellung des Officiers (I.), den inneren Dienst (II.), den äußeren (III.) sowie die Mobilmachung (IV.) umfassen. Der bisher erschienene III. Theil entspricht ganz den Erwartungen, die man an die Verlagsbuchhandlung zu stellen gewohnt ist. Das ganze Werk ist einschließl. Einbandes zum Subscriptionspreis von 5 ℳ zu beziehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 29. Sonnabend, den 8. März. 1890.

Das Banditenwesen auf Corsika.

Nach officiellen Quellen und aus eigener Beobachtung geschildert von Alexander Schütte, Kgl. Pr. Major a. D.

II.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wenn man als Tourist die Insel durchwandert, so möchte man, hingerissen von Bewunderung über ihre landschaftliche Schönheit, daselbst für immer bleiben.

Wenn man aber Wochen, Monate auf ihr zugebracht und in diesen Wirrwarr aon Haß, aon Ungesetzlichkeit, aon Willkür, von Kadalen hineingeblickt hat, — so blutet Einem das Herz und man hat nur den einen Wunsch: hinweg aus diesem besudelten Paradiese!

Das bereits Gesagte wird es meine Leser erklärlich finden lassen, daß die Zahl der Attentate gegen Persanen und der im Machis sich herumtreibenden Banditen so enorm erscheint. Indeß außer den politischen giebt es noch aiele geringfügige Ursachen, die einen Corsen veranlassen, ein Bandit zu werden, denn auf fünf Criminalfälle fallen vier infolge Zänkereien ader von Feindschaften. Aeußerst selten ist Straßenraub.

Seit Aufhebung des Waffentragens-Verbats durch die weise (!) republicanische Regierung (1871) ist die Zahl der Mordthaten, die aor den Assisen abgeurtheilt wurden, von 35 auf 72 im jährlichen Durchschnitt gestiegen. Die Rapporte des Gendarmerie-Commandos haben nicht weniger als 135 Attentate auf Personen im Jahre 1886 nachgewiesen. Das giebt ein Attentat auf 2000 Einwohner d. h. aiermal mehr als im Seine-Departement incl. Paris.... Seit den letzten 16 Jahren hat sich also der moralische Zustand der Insel sehr verschlimmert. Der erwähnte Rapport bemerkt ausdrücklich, daß aon den quäst. 135 Angriffen auf Personen 52 in der Hitze der ersten Aufwallung begangen sind; 56 dagegen sind als vorher überlegte Vendetta-Acte zu bezeichnen, lediglich aus dem Antriebe, um frühere Ueberfälle zu rächen.

Die Corsen hegen über Denjenigen, der tödtet, um eine Beleidigung zu rächen, genau dieselbe Ansicht, wie wir sie über das Duell haben. Man nennt einen solchen Mörder einen „Unglücklichen" [dans le malheur]; man bedauert ihn, man bewundert ihn sogar in's Geheim od seines Muthes; niemals wird man ihn verabscheuen. Die Unterstützung der Seinigen und seines Clans dleibt ihm sicher; alle Welt sucht ihn der Justiz zu entziehen, in welche die Corsen nun einmal kein Vertrauen setzen. Ist er „Bandit" geworden, so steckt man ihm Lebensmittel zu und meldet ihm jede Auflauerung der Gendarmen. Ist er endlich gefangen und steht vor dem Richter, sa werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihn möglichst wohlfeilen Kaufs daaon kommen zu lassen. Ein gewöhnliches Mittel ist die Einschüchterung der Zeugen. Ein Clan-Mann, der gegen einen Angeklagten aus demselden Clan als Zeuge auftritt, wird sofort als ein Feind angesehen. Dasselbe findet hinsichts der Geschwornen statt. Ein Geschworner aus dem Clan, der nicht freispricht, zeigt sich als Feind. Oft gebraucht ein Geschworner Repressalien; er sagt zum Angeklagten: „Recusire mich — oder ich verurtheile dich ahne Gnade zur Guillotine." Dergleichen Zwischenfälle erregen natürlich großen Tumult dei Richtern und Zuhörern im Saale. — Vor einer so beeinflußten Jury erscheinen nun die armen Zeugen, deren einzige Sorge es ist (vorausgesetzt daß keine Todfeindschaft ihre Aussagen destimmt), sich nur ja nicht zu compromittiren weder beim Gerichtshof noch beim Angeklagten. So gut es geht suchen sie Ausflüchte und stellen sich so einfältig als möglich. Auf Corsika macht man keine Faust in der Tasche, das wissen die Zeugen sehr gut. Kein Jahr vergeht, ohne daß einige Zeugen auf dem Nachhausewege von den Assisen mit Schüssen aerwundet, ja mitunter getödtet werden.

Einer der schrecklichsten Belege hierzu ist der Fall Orlando. Am 1. Januar 1885 begaben sich drei junge Leute zur Kirche nach Vignale. Der junge Mariotti wettet mit einem Orsini eine Flasche Wein, daß er ihn nicht „mit der flachen Hand" umwerfen könne. Die erste Probe hat kein Ergebniß, weil beide Athleten gleichzeitig hinfallen. Mariotti Orlando will van Neuem anfangen. Orsini weigert sich. Varübergehende sammeln sich um die Drei. Plötzlich reißt Orsini einem der Gaffer, Namens Nicolai, das Dolchmesser aus dem Gürtel und sticht den Orlanda nieder, der todt zu Boden sinkt. Beide werden arretirt. In den nächsten Assisen wird Nicolai freigesprochen, Orsini zu 1 Jahr schweren Kerkers verurtheilt.... Nun was geschieht? Jerome Orlando, der Vater des Ermordeten, sagt Jedem, der es hören will: „Orsini hat seine Strafe; das ist in der Ordnung; seine Schuld ist gesühnt. Aber wenn Nicolai freigekommen ist, so war dies durch Fürsprache seines „Patrons". Es wäre sehr ungerecht, wenn er nicht für seine Person ebenfalls seine Strafe erhielte." Orlando sen. kam es nicht in den Sinn, daß Nicolai freigesprochen wurde, einfach weil er ein bloßer Zuschauer des Mordes gewesen war. Er gab dem armen Teufel neun Dalchstiche, um ihn zu lehren, künftig sein Stilett besser zu aerwahren.... Natürlich erklärten sich die beiden Familien „in Vendetta". Einen Monat darauf verwundet ein Nicolai den zweiten Sahn, Denys, des alten Orlanda. Nun übersallen zwei Orlandi ihrerseits drei Nicolai und erschießen daaon Einen, einen gewissen Moro Nicolai, einen berühmten Scharfschützen. Die Kugel hatte ihm das sacrum zerschmettert. „Mein Gott," röchelte er, „ich brenne; macht mit mir ein Ende."..... Denys kam vor die nächsten Assisen. Der alte Orlanda aber ließ allen Betheiligten wissen, daß er Jeden umbrächte, welcher gegen seinen Sohn aussagen würde. Ja, er verbot der Wittwe des Moro dei Todesstrafe die Hinterlassenschaft ihres Mannes anzurühren. Später befahl er ihr sogar das Darf Vignale zu verlassen. Ungeachtet des Verdotes des alten Orlando als Zeugin aufzutreten, ließ der Durst nach Rache die Wittwe vor dem Gerichtshofe zu Bastia nicht schweigen. Indem sie ihre beiden Kinder den Geschwornen mit ausgestreckten Armen entgegenhielt, weinend und in Verwünschungen ausbrechend, erzählte sie Alles und forderte die Bestrafung des Meuchelmörders.... Zwei Tage darauf, auf ihrem Heimwege nach Vignale (10. Sept. 1886) lauerte ihr Orlanda sen. hinter einem Felsen auf und schoß sie auf der Stelle todt. Der Mörder versuchte auch ihr Töchterchen, welches ihre Mutter begleitete, zu tödten. Das Kind sprang in der Todesangst einen Felsen hinunter, wobei es glücklicherweise tief unten auf eine Platte mit Rasen undeschädigt niederfiel; der ihm geltende Gewehrschuß verlor sich im Gebüsch. Das ganze Dorf war dermaßen terrorisirt, daß der Todtengräber das Grad für die Wittwe Moro zu besorgen sich weigerte. Zwei Freunde beerdigten Abends in aller Eile den Leichnam; Niemand wagte es dem Sarge zu folgen. Der Mörder Orlanda sen. wurde zwei Monate darauf im Buschwald aon den Gendarmen schlafend überrascht und auf der Stelle erschossen. —

Bei solchen Zuständen, mit eingeschüchterten Zeugen und Geschwornen ist es kein Wunder, daß die Urtheile des Tribunals in Bastia so lächerlich milde ausfallen. Niemals ein Todesurtheil

in einem Departement, wo man am meisten mordet und wo die Banditen mit einem Halbdutzend Todtschlägen var die Schranken treten. „Mord durch Herausforderung: 5 Jahre Kerker,“ so lautet fast jedesmol die Formel des Urtheils. Freilich das Volk verschärft mitunter den zu milden Wahrspruch ber Geschwornen durch einige Gewehrschüsse. Ein gewisser Chiarelli hatte 10 Monate Kerker bekommen, weil er einem Fontana durch einen Pistolenschuß ein Auge ausgeschossen hatte. „Das ist zu wenig für mein Auge!“ sagt Fontana für sich. Und nachdem Chiarelli seine Strafe abgesessen, schoß er ihn aus einem Hinterhalte über den Haufen. (Verurtheilt seinerseits zu 5 Jahren Kerker. 8. Decbr. 1884.)

In mehr als einer Wohnung bewahrt man die blutigen Hemden, um bie jungen Leute an ihre „Pflicht“ zu erinnern. — Ein Kreuz bedeutet: Tod. Findet Jemand ein solches des Morgens auf seiner Hausthüre gemalt oder empfängt er einen Postbrief, worin ein Kreuz auf ein Blott Papier mit Tinte gezeichnet ist, so weiß er, daß sein Leben bedroht ist. Die Bürgermeister erlassen manchmal daher eigenthümliche Verordnungen, z. B.:

Art. I. Es ist streng untersogt, auf dem Banne von Levia Waffen zu tragen!

Art. II. Ausgenommen hiervon sinb solche Individuen, die sich notorisch „in der Vendetta“ befinden.

Eine Vendetta verjährt niemals. Ein gewisser Bonifaci, beschuldigt, Franzisko Lanfranchi zu Pietricuggio verführt zu haben, zog es vor lieber die Insel zu verlossen, als sie zu heirathen. Die Vendetta erreichte seinen Vater, der von den Lanfranchi ermordet wurde. Franziska verheirathete sich; 30 Johre verflossen. Man glaubte, daß die Geschichte allerseits in Vergessenheit gerathen sei, so daß endlich Bonifoci seine Heimath wieder besuchte. Kurz vor seiner Rückreise nach Frankreich kauft er auf dem Marktplotze, wo die Lanfranchi ihr Haus haben, Orangen. Ein Vetter der Franziska, Julius Lanfranchi, sieht ihn. In einem Anfall von wüthender Rachsucht läuft er ins Haus, holt sein Gewehr und schießt den Unglücklichen, der sich in einen Hausflur geflüchtet hatte, nieder wie einen tollen Hund.

Da die Vendetta sich auf ganze Familien erstreckt, so werden gewöhnlich die stattlichsten und intelligentesten feindlichen Mitglieder als Opfer ausgesucht, — also die, welche den Stolz und Ruhm einer Sippe ausmachen. Hierdurch wird die Rache um so vollständiger befriedigt, und die Genugthuung ist um so größer.

Manche Leute schließen sich Monate lang in ihre Häuser ein. Wenn über Tags, um frische Luft zu schöpfen, sie ihre Schwelle überschreiten, so wird vorher ein Vorposten aufgestellt, der sich vergewissert, daß die Luft rein ist.

Ist ein „in Vendetta“ Befindlicher eine Reise zu unternehmen genöthigt, so bienen ihm 6—8 Freunde als Escorte, welche eine Spitze und Nochhut bilden, ganz wie es bei der Truppe geschieht.

Der Verfasser hat dicht vor Sartene einen solchen Trupp „Beschützer“ {protettori] angetroffen, welche den harmlosen Fremden freundlich grüßten.

Solche protettori figurirten (Januar 1887) sogar in den Gassen der Hauptstodt Bastio. Zwei Zeitungen, bie „Republik“ und der „Volksfreund“, polemisirten in einer so brutalen Weise gegen einander, baß beide Redacteure sich umzubringen suchten. Dieselben gingen infolge dessen nie mehr ohne Begleiter aus dem Hause. Einer dieser Herren hotte als Chef seiner Leibwache einen berüchtigten Ex-Banditen, Namens Chirino. Ich wurde zufällig mit ihm bekannt. Dieser Biedermann, nachdem er ein Halbdutzend meiner Bremer Cigaeren schmunzelnd eingesteckt hotte, prahlte förmlich mit seinen 20 Johren Bagno zu Toulon, weil er für 20 Napoleons einen ihm gonz Unbekonnten umgebracht hatte, — als Racheact einer Familie, die, ohne alle männlichen Erwachsenen, dennoch eine fast verjährte Vendetta vollziehen lassen wollte. Dieser Kerl schien sich für einen Helden zu halten.

Um eine Vendetta zwischen zwei Familien zu beendigen, werden förmliche, geschriebene Protokolle angefertigt. Ich habe durch die Güte des Hrn. Staats-Procurotors Gheerdranb zu Ajaccio den Text eines solchen Documents abschreiben dürfen, das ich hier mittheilen will:

Die Unterzeichneten, indem sie die blutige Feindschaft, welche zwischen ihren Familien seit Langem besteht, nunmehr beenden wollen, um dafür einen aufrichtigen und dauernden Frieden eintreten zu lassen ꝛc. . . . ., — machen sich auf Ehre, vor Gott und den Menschen verbindlich, die nachstehenden Bedingungen zu erfüllen. Art. 1. Alle Feindseligkeiten werden von heute ab zwischen beiden Parteien eingestellt und dies auf die Hostie beschworen. Art. 2. Die beiderseitigen „Unglücklichen“ verlassen das Macchis und stellen sich der Gendarmerie zur selben Stunde und am selben Tage. Art. 3. In Betreff dieser Männer reservirt sich indessen jede Partei — obwol man dem Gerichte freie Hand läßt — das Recht, die Richter über das Geschehene zu informiren, aber nur durch ehrliche and loyale Zeugen. Auch sollen die Entscheidungen bes Tribunals stricte respectirt werden. Art. 4 Die Unterzeichneten erklären, daß sie diese Verpflichtungen freiwillig eingegangen sind in Gegenwart der Herren: Charles Abbatucci, Deputirter, Severin Abbatucci, ehem. Deputirter, und Marcus Antonius Trani, Advocat, welche drei die gegenwärtige Verhandlung geleitet und unterzeichnet haben. Endlich ist dieselbe contrasignirt worden durch Herrn von Delasalle, Präfect des Departements Corsika, und Herrn Bonfonti, Unter-Präfect des Arrondissements Ajaccio. Es werden sich der Gendarmerie auf die erste Sommation der Herren Abbatucci und Trani die obigen „Unglücklichen“ überliefern.

(Nun folgen Unterschriften von 29 Nicoli, 32 Berretti, 24 Pietri und 7 Agostini. Ferner die Namen der Banditen im Macchis, nämlich von 3 Pietri und 4 Nicoli.)

So geschehen zu San-Gavino, 10 October 1879.

(Gez.:) Ch Abbatucci. Severin Abbatucci. M. A. Trani.

(Gegengez.:) der Präfect von Delasalle; der Sous-Präfect Bonfonti.

Es erscheinen pr. pr. 20 Journale auf der Insel, aber man findet in ihnen niemals eine Mittheilung über Vendetta-Acte. Ich frug einen Redacteur in Ajaccio, warum er dergleichen nicht veröffentlichte, was z. B. in Deutschland mit Begierbe gelesen würde. Seine Antwort war: „Zuvörderst aus patriotischen Gefühlen. Wir wollen unsere schlimmen Zustände nicht aller Welt darlegen. Und dann empfangen wir von Zeit zu Zeit auf unserem Redactions-Bureau mit der Post ein Brieschen, welches so ungefähr lautet: „„Mein Herr! Sie haben ohne Zweifel von dem „Unglück“ gehört, wovon wir kürzlich betroffen wurden. Wir hoffen, daß Sie unsern Kummer nicht dadurch vermehren werden, indem Sie in Ihrem Blatte die näheren Einzelheiten veröffentlichen. Sonst . . . . .““ Ein Redacteur weiß, was dies bedeutet. Und da wir den Frieden lieben, so unterhalten wir lieber unsere Leser mit Geschichten von Messiours les Prussiens oder von Tongking.“

Der Banditismus. Die thätlichen Angriffe auf Individuen sind die Quelle des Banditenwesens. Sobald Jemand sein Gewissen wegen einer Uebelthat nicht rein fühlt oder sobald er nur die Absicht hat, infolge eines Zerwürfnisses eine solche zu begehen, so „wirft er sich ins Macchis“, oder „er hält den Buschwald“, je nach der corsischen Redeweise. Sobald aber ein Mensch sich ins Macchis wirft, ist er ein „Bandit“. „Wieviel Banditen giebt es?“ habe ich bei verschiedenen Autoritäten während meines Aufenthaltes in Ajaccio im Winter 1886 gefragt.

Nun, ich erhielt über diesen schwierigen Punkt dreierlei Versionen. Hr. Staatsprocurator Gh. (dem ich überhaupt die meisten Mittheilungen verdanke) sogte: 100. — Auf der Präfectur gab man mir (sub rosa) zu verstehen: 250. — Der Gendarmerie-Capitain Mr. d'Alimbert zu Sartene, mit dem ich oft Billard spielte, sagte mit schlauem Lächeln: „Chi lo sa? (Wer weiß es?); vielleicht 500.“

Diese drei sich widersprechenden Zahlen sind, wie ich später erfuhr, dennoch richtig. Die Justizbehörden nennen nämlich „Banditen“ alle diejenigen Uebelthäter, welche entweder in contumaciam bereits abgeurtheilt oder deren Prozeß noch im Gange ist. Die Präfectur dagegen begreift in diese Kategorie alle solche Individuen, auf welchen der dringende Verdacht eines Capital-Verbrechens ruht, gleichviel ob bereits das gerichtliche Verfohren eingeleitet sei oder nicht. Die Gendarmerie endlich bezeichnet in ihren Listen als Banditen ohne Unterschied Jeden, ber den Buschwald „hält“, mag bies nun sein wegen wirklicher Mordversuche oder blos wegen gewöhnlicher kleiner Vergehen gegen das Gesetz. Diese militärische Polizei classificirt die Banditen in gefährliche und ungefährliche. Mr. d'Alimbert dagegen bemerkte zu mir über diesen Punkt: „Sie sind in der That alle gefährlich. Ein Mensch, der sich ins Macchis flüchtet, hat mit der bürgerlichen Gesellschaft gebrochen; er ist in Rebellion gegen die Gesetze; er ist vogelfrei. Ob der Hunger ihn zu rauben nöthigt, ob er eine Beleidigung rächen will, ob er zu seiner Selbstvertheidigung einen Gendarmen oder Soldaten niederschießt, wenn er eingekreist ist — gleichviel: es bedarf nur der geringsten Gelegenheit, um aus ihm einen wirklichen Verbrecher zu machen, wenn er es nicht schon ist. . . . . Unter der kaiserlichen Regierung gab es zuletzt nur ungefähr 20 Banditen, heute im Jahre des Heils 1887 sind hier, in einem französischen Departement, deren pr. pr. 4—500 vorhanden. Die Gründe liegen zu Tage: Die Republik erlaubte wieder das Waffentragen, sie unterdrückte die geheimen Fonds, aus welchen Diejenigen Remunerationen erhielten, welche der Gendarmerie als Spione dienten. Endlich annullirte sie das, freilich etwas draconische, Vorgehen gegen die Bauern und Hirten, welche den

Banditen Unterschlupf gewährten. Auch ist unser Personal der Brigade zu klein für den schweren Dienst.“ So — der Gendarm-Capitain. Der Staatsprocurator Gh. war anderer Ansicht; er sagte: „Alles was Herr von Alimbert Ihnen mitgetheilt hat, ist zwar ganz richtig, aber seine Anführungen sind doch nur nebensächliche. Die wahren Ursachen sind der Mangel an Vertrauen in die Unparteilichkeit der französischen Behörden und in den Gerechtigkeitssinn unserer Gerichte. Deshalb suchen die Corsen sich selbst Recht zu verschaffen. Je mehr Fälle der Selbsthilfe, je mehr natürlich Banditen. In Frankreich, in Deutschland fühlt sich jeder Staatsbürger verpflichtet, sobald ein Verbrechen begangen ward, der öffentlichen Macht so viel er kann beizustehen, um den Verbrecher unschädlich zu machen. Auf Corsika kann ein Mensch den andern auf öffentlichem Marktplatze umbringen, die Umstehenden lassen ihn entwischen. „„Der Vorfall geht uns nichts an; sondern nur die zwei Familien,““ sagen sie und setzen ihre politischen Discussionen ruhig fort. — Kein Bandit wird sich freiwillig den Behörden stellen, wenn seine Familie, sein Clan nicht zuvor folgende Maßregeln getroffen hat, nämlich: Beeinflussung der Richter, mitunter durch schöne Bittstellerinnen (!), Einschüchterung der Belastungszeugen, Erkaufung von Entlastungszeugen, endlich Auswahl solcher Assisen-Sitzung, deren Geschwornen ihm günstig gesinnt sind. Ohne diese Präliminarien glaubt er an keinen günstigen Ausgang für seine Sache. Ich selbst habe folgendes Abenteuer erlebt.

An einem Novemberabende war ich auf der Heimkehr von der Schnepfenjagd an den sumpfigen Ufern des Rizzanare-Baches begriffen und überschritt gerade die alte Brücke aus genuesischer Zeit, um nach Sartene zurückzukehren, — als ich 20 Schritte vor mir auf dem Grabenrande des Weges von Sta. Lucia de Tallano nach Sartene einen Mann sitzen sah, welchen seine abgerissene Kleidung, seine Doppelflinte zwischen den Knieen und seine lederne Jagdtasche mir sofort als einen Banditen kennzeichneten. Als ich an ihm vorüberging, sah ich, daß er seine Gewehrpatronen nachzählte, welche Beschäftigung mich in meinem Verdachte bestärkte. Ich kannte ihn nicht; auch war er es, der mich im corsischen Dialekte anredete.

— Haben Sie viele Hühner geschossen?

„Nein; ich war auf Schnepfenjagd. Und Ihr, seid Ihr auch auf Jagd gewesen?“

Er murmelte einige unverständliche Worte. Ich setzte meinen Marsch fort. Wie ich 100 Schritte von ihm entfernt war, sah ich mich um. Er folgte mir und da ich mir nicht den Schein geben wollte, als hätte ich Furcht, auch war mein Gewehr abgeschossen, so verlangsamte ich meine Schritte. Nun gesellte er sich zu mir und, seinen alten Hut höflich lüftend, sagte er:

— Sagen Sie mir, in grazia, sind Sie nicht etwa der Staatsanwalt aus Sartene?

„Und Ihr, in grazia, antwortete ich in demselben Tone, seid Ihr nicht . . . . ?“

— Ich bin ein „passagiere“ (Passant, Reisender).

„Ein „passagiere“ bin ich auch.“

Als er merkte, daß ich ihm nicht so antwortete, als er es vielleicht gewünscht hatte, änderte er die Conversation.

— Ihr Hund ist gut? Wollen Sie mit mir hier am Ufer noch eine Schnepfe schießen?

„Nein, mein Hund ist müde. Auch bin ich auf dem Heimwege.“

Er erwiderte nichts und ging neben mir her, indem er ohne Zweifel im Ungewissen war, ob ich wirklich der gefürchtete Procurator der Republik sei. Ich meinerseits sann nach, mit wem ich es eigentlich zu thun hätte.

Mein Begleiter war groß, gelb wie eine Citrone, mit einem kurzen spärlichen Barte, mit dem leidenden Gesichtsausdrucke des an der Malaria Erkrankten. Er trug die corsische Jacke von braunem Baumwollensammt, Weste und Beinkleider von corsischem Tuch. Seine Flinte, ein Lefaucheux, hielt er unter dem linken Arm, am Halse hing die Jagdtasche und eine Trinkflasche. Sein Alter schätzte ich auf 25—30 Jahre. Ich erinnerte mich nicht, ihn jemals zuvor gesehen zu haben; übrigens wußte ich, daß ein Mensch, der lange im Buschwald hat umherirren müssen, sehr bald fast unkenntlich wird.

Endlich, entschlossen zu wissen, wer er sei, brach ich das Stillschweigen.

„Ihr habt mich soeben gefragt, ob ich der Staatsanwalt wäre; Ihr habt also diesem Justizbeamten etwas anzuvertrauen?

Er sah mir scharf in's Gesicht und lächelte.

— Ich sehe wohl, daß Sie derselbe sind. Eh bien, ich, ich bin ein schuldloser Mensch und doch hat die Gendarmerie nach mir geschossen und mich verwundet. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich nichts auf meinem Gewissen habe.

„Ihr seid also Pierre Nicolai (Baritone genannt), wie ich es vermuthe.“

— Ja, ich bin Nicolai, man sagt mir nach, daß ich den Nazarelli getödtet hätte. Das ist nicht wahr. Könnten Sie meine Zeugen nicht allein verhören? Dann werden Sie sehen, daß ich es nicht war.

„Wenn ihr Euch freiwillig stellt: ja. Anderenfalls solange Ihr das Macchis haltet: nein.“

— Aber ich bin bereit mich zu stellen, nur will ich mich den Gendarmen nicht überliefern. Ihnen, Monsieur, will ich mich gern ergeben.

„Nun gut; so führe ich Euch sogleich selbst nach Sartene, wenn Ihr es wünscht.“

— O! sogleich? Nein, ich bin nicht bereit. Indeß wann soll ich mich als Gefangener stellen?

„Je eher je besser. Die Assisen beginnen im Februar. Stellet Euch im künftigen Monat.“

— Ich möchte mich nicht gern eher stellen, als im nächsten August.

„Das ist sehr spät. Warum erst im August? In dieser langen Zwischenzeit könntet Ihr wieder einen Strauß mit den Gendarmen auszufechten haben. Jetzt seid Ihr nur leicht verwundet worden; ein anderes Mal könntet Ihr nicht so leichten Kaufs davonkommen. Uebrigens wenn Ihr Euch unschuldig fühlt, wie Ihr behauptet, warum wollt Ihr länger warten?“

— Nun gut, aber sagen Sie mir, ob die Zeugen mich belasten werden?

„Das weiß ich nicht. Zuvörderst ist es lange her, seit ich Euer Actenstück in Händen gehabt habe, und dann, selbst wenn ich es wüßte, so würde ich es Euch nicht mittheilen.“

— Ah! endlich verstehe ich. Sie rathen mir also, mich freiwillig zu stellen?

„Jawohl. Ihr könnt nur dabei gewinnen, d. h. wenn Ihr wirklich unschuldig seid.“

— Eh bien, ich will es mir überlegen, aber später. Ich habe noch einige Geschäfte zu erledigen.

„Wie Ihr wollt. Adieu!“

— Adieu!

Nicolai schlug einen Fußpfad zum Bache ein und ich setzte meinen Heimweg fort. Etwas später gewahrte ich ihn auf der Chaussee einherschlendernd, als ob es keine Gendarmen in der Welt gäbe.

Dieses Zusammentreffen ist nichts Ungewöhnliches, sondern es ist eine jener Zufälligkeiten, welche sich häufig ereignen, wenn man im Macchis jagt, daß man auf einen sog. „Unglücklichen“ stößt. — —

Vor 2 Jahren ward ich von einem Banditen unter noch seltsameren Umständen angeredet. Es war in Sartene selbst und zwar auf dem Marktplatz „Porta“, daß ich an einem Sommerabende um 8 Uhr und noch vollkommen hell im Begriff war nach Hause zu gehen, als ein junger Mensch höflich grüßend an mich herantrat und um eine kurze Unterredung nachsuchte. Ich erwiderte ihm, daß er bei Tage und zwar im Parquet sich hätte einfinden müssen. Indeß er wurde so dringend, daß ich nachgab und frug, wer er sei? Der Mensch sah zuerst prüfend um sich und flüsterte mir dann ins Ohr: „Ich bin der Bandit Pierre Giovanni und ich möchte gern erfahren, ob Sie meine „Sache“ bald an das Geschwornen-Gericht abgeben werden. Ich bin nämlich entschlossen, mich zu stellen.“ — Anfangs war ich überrascht durch die Kühnheit dieses Mörders, welcher es wagte, einen Beamten fast am hellen Tage auf offenem Markte in Sartene anzureden. Indessen ich wußte nur zu gut, daß ich außer Stande war, ihn arretiren zu lassen. Weder ein Gendarm noch ein Soldat der kleinen Garnison war sichtbar. Nun fragen vielleicht die Fremden vom Festlande, warum ich Giovanni nicht eigenhändig festgehalten habe? Gut, gesetzt diesen Fall, — so hätte man ihn nicht nur sogleich meinen nicht sehr kräftigen Händen entrissen, sondern ich würde eine Pistolenkugel noch in meinen Magen bekommen haben, ohne die Genugthuung, meinen Gefangenen hinter Schloß und Riegel zu sehen. —

Bücherbesprechungen.

B. K. Die christliche Liebe der Friedensbote in den socialen Kämpfen der Gegenwart. Predigt am 16. Februar 1890 von Kurt Lindner, Diaconus in Zwickau. Zwickau, Gebr. Thost (R. Bräuninger) 1890. 20 ₰ — Es ist neuerdings an hoher Stelle mehrfach betont worden, daß der Geistliche sicher die Pflicht habe, politische und sociale Strömungen vom Standpunkte der Kirche aus zu beleuchten. Das thut der Verfasser auf Grund einiger Sprüche aus der herrlichen Epistel des Sonntags Estomihi mit großer Wärme und jugendlicher Begeisterung, indem er nachweist, daß die Liebe den Streit um die Menschenwürde schlichtet und den Kampf um die Erdengüter versöhnt (?). Die Absicht ist löblich, aber schon das Herausgreifen einiger Verse aus einem Predigttexte zeigt das Vorhaben des Predigers, an einem bestimmten Tage ein bestimmtes von ihm fertig mitgebrachtes Gedankenmaterial darzubieten statt des ausgelegten Schriftwortes, welches auf solche Weise seine beste Wirkung verfehlt. Und woher diese Liebe stammt und wie sie erworben wird, davon sagt die Predigt kein Wort.

B. K. Die Hauptpunkte der christlichen Glaubenslehre im Umrisse dargestellt von R. A. Lipsius. Sonder-Abdruck aus den „Jahrbüchern für protestantische Theologie“. Braunschweig, K. A. Schwetschke und Sohn. 1889. 1 ℳ — Als die Glaubenslehre von Lipsius 1876 erschienen war, schrieb Martensen, der berühmte, namentlich auch philosophisch gründlich geschulte Theolog, an Dorner, welcher das Werk angezeigt hatte: „Sie haben mit voller Evidenz rein wissenschaftlich auf die Principien eingehend bewiesen, daß dieser Standpunkt ein sich selbst widersprechender und aufhebender, ganz unhaltbarer ist“ (Briefwechsel II, S. 326). Wir können uns dieses Urtheil ohne weiteres aneignen auch rücksichtlich dieser kleinen Schrift, welche, so zu sagen, den Grundriß zu dieser Glaubenslehre darstellen soll. Der ganze Aufbau dieser wunderbaren Vermengung von Kant'scher Erkenntnißlehre und Schleiermacher'scher Gefühlsreligion ist dogmatisch im philosophischen Sinn, d. h. er fordert vom Leser die gläubige Annahme unbewiesener Voraussetzungen. Das könnte man der ganzen Gedankenentwickelung Schritt für Schritt nachweisen, wozu natürlich hier nicht der Ort ist. Zur Kennzeichnung führen wir nur an (S. 30): „Die empirische Auffassung begreift die Erscheinungen des Auferstandenen lediglich als Visionen.“ Wenn nun Jemand behauptet, daß ihm die Auferstehung Christi als geschichtliches Ereigniß auf Grund geschichtlicher Forschung unantastbar fest stehe, und Lipsius vermag nicht einen überzeugenden Gegenbeweis für ihre Ungeschichtlichkeit zu führen, was er in der That nicht vermag, so fällt sein ganzes Lehrgebäude ein. Dankenswerth ist in der Schrift der wiederholte Hinweis auf die Unwissenschaftlichkeit der Ritschl'schen Theologie, die unter unserer theologischen Jugend bedenklich um sich greift.

B. K. Freundschaftliche Streitschriften. Barmen, Wiemann. Nr. 23. Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Von Ernst Christophilus. 20 Pf. Nr. 24. Rom und die sociale Frage. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. 75 Pf. — Angesichts der massenhaft erscheinenden polemischen Schriften gegen die katholische Kirche ist bei der Beurtheilung von zwei neuen die Frage angezeigt: Für wen? Sind sie für Theologen, so sind sie nicht gelehrt genug, sind sie fürs Volk, so sind sie viel zu gelehrt. Daß die zweite Schrift die Stellung des ultramontanen Katholicismus zur socialen Frage nicht mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit beleuchtet, wird der auf diesem Gebiet so tüchtige Verfasser selbst zugeben. Was hier gesagt wird, ist viele Male schon gesagt und gedruckt; bei Weber sind die bekannten Lehrbücher der Polemik und andere Werke seitenweise ausgeschrieben. Also ist das für's Volk geschehen, das jene Bücher nicht in der Hand hat? Aber für das Volk ist auch nur das Beste gut genug. Herr Christophilus schreibt bisweilen ein Deutsch, durch das sich kein Mann aus dem Volke durcharbeiten kann (S. 14: „auf die die Angriffe abwehrenden Protestanten“, S. 15: „mit dem dem heiligen Vater gelobten Gehorsam“), während Pfarrer Weber in seiner Schrift, welcher 13 Druckfehler-Berichtigungen für 72 Seiten beigegeben sind, einzelne der vielen Fremdwörter in Klammern verdolmetscht, andere wieder nicht. Sieben sehr gelehrte Gründe werden aufgeführt, warum die römische Kirche grundsätzlich unfähig sei, die sociale Frage zu lösen. Wenn sich der Mann fände, diesen Beweis in drei oder vier schlagende, volksthümliche Sätze zu fassen und ihnen entsprechend die reiche Fülle des Stoffes in eine für das Volk greifbare Form zu gießen, dann wäre unsere Frage: Für wen? schnell beantwortet.

G. Oe. — Deutsche Volkslieder aus Böhmen, herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, redigirt von Alois Hruschka und Wendelin Toischer. 3. Lieferung. Prag 1889, Verlag des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Commissionär in Leipzig: C. Cnobloch. Preis: 50 kr. — Wir haben schon den beiden ersten Lieferungen ein herzliches Empfehlungs- und Geleitwort mitgegeben, wir machen auch jetzt wieder alle Freunde des Volksliedes auf dies trefflich redigirte Sammelwerk aufmerksam. Die vorliegende Lieferung enthält eine Reihe balladenähnlicher Lieder, dann Standeslieder und über 600 Vierzeiler. Die meisten derselben sind auch diesseit des Erzgebirgskammes als Tschumperlieder oder Rundas bekannt, doch scheinen auch einige Sonderbesitz des Deutschböhmen zu sein. Eine eingehende Besprechung des Gesammtwerkes behalten wir uns noch dem Erscheinen der Schlußlieferung vor.

— Chemische Präparatenkunde. Handbuch der Darstellung und Gewinnung der am häufigsten vorkommenden chemischen Körper, für Techniker, Gewerbetreibende und Industrielle von Dr. Theodor Koller, mit 20 Abbildungen. 25 Bogen Octav. Geh. 2 fl. 20 kr. = 4 ℳ; eleg. geb. 2 fl. 65 kr. = 4 ℳ 80 ₰. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. — Das vorliegende Buch, welches den 178. Band der chemisch-technischen Bibliothek bildet, verfolgt den Zweck, dem Techniker, welcher in einem kleinen Betriebe chemische Präparate darzustellen gezwungen ist, durch Mittheilung geeigneter Vorschriften Anleitung zu geben. Ein solches Buch ist aber ein dringendes Bedürfniß, weil einerseits die meisten zum Theil sehr umfangreichen Werke über chemische Technologie zu wenig auf die kleinen Verhältnisse Rücksicht nehmen, andererseits die auch für den Kleinbetrieb geeigneten Vorschriften in den verschiedensten Fachwerken zerstreut sind. Die Auswahl des Stoffes war ganz bestimmt begrenzt durch die einzige Rücksichtnahme auf den kleinen Betrieb, es kann daher das vorliegende Buch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Wir glauben aber dennoch, daß dasselbe den Kreisen, für welche es bestimmt ist, sehr nützlich sein wird. Die einzelnen Vorschriften sind leicht verständlich abgefaßt und noch genügend ausführlich, um darnach arbeiten zu können. In der Schreibweise ist der Verf. nicht überall consequent. Er nennt die Metallsalze manchmal nach ihren Metallen, manchmal nach ihren Oxyden. Beispielsweise schreibt er auf S. 48 einmal oxalsaures Kali und zwei Zeilen darauf oxalsaures Kalium. Diese Aeußerlichkeiten haben auf den praktischen Werth des Buches keinen Einfluß. Die Vorschriften sind hin und wieder durch Abbildungen erläutert, welche das Verständniß wesentlich erleichtern. U.

L. Mg. — Erörterungen über die Gütertarife in Preußen. Von Leopold Thöller, königl. Commerzienrath, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Breslau 1890, bei Wilhelm Gottlieb Korn. — Es sind das Erörterungen, welche zwei Abschnitte umfassen, von denen der I. „Die Nothwendigkeit die Getreidetarife in Preußen zu ermäßigen“ und der II. „Die Weiterbildung des Reformtarifs“ behandelt. Das 126 Seiten, mit werthvollen statistischen Angaben, aufweisende kleine Buch enthält den Gedankengang eines Großkaufmannes, der in seiner früheren Eigenschaft als Mitglied des preußischen Landeseisenbahnrathes Gelegenheit gehabt hat, tiefe Einblicke in das verwickelte Eisenbahntransportwesen zu thun. Aus dem Buche geht zunächst deutlich hervor, daß sich die Anschauungen über das Eisenbahn-Gütertarifwesen in den maßgebenden Kreisen immer mehr zu klären beginnen und daß, in Verbindung damit, der Druck der öffentlichen Meinung auch in dieser Richtung bald diejenige Stärke erreichen muß, welche nothwendig ist, um eine Aenderung des bisherigen Tarifsystems zu bewirken. Das Buch ist deshalb als eine bedeutsame Kundgebung aus den Handelskreisen aufzufassen, die aber durch ihren Inhalt fast alle derartigen Schriften weit überragt. Sie enthält zwar keine unbedingt folgerichtigen Auseinandersetzungen über das Tarifwesen, und die einem Commerzienrath wohl anstehende, rücksichtsvolle Schreibweise mag Denjenigen zu zahm erscheinen, welchen die derbe Sprache der meisten Tarifreformer geläufig geworden ist; trotzdem weist das Buch deutlich auf die Schattenseiten unserer Eisenbahngütertarife und auf die damit zusammenhängende Starrheit seiner Sätze hin. Wir können es allen Denjenigen angelegentlich empfehlen, die sich für diesen Zweig unseres Wirthschaftslebens interessiren müssen oder interessiren wollen, und werden noch in einem besonderen Artikel auf das kleine Werk zurückkommen, denn namentlich das vom Verfasser mittelbar angeregte innige Zusammenwirken der Wirthschafts- und der Eisenbahnpolitik verdient eingehend besprochen zu werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 30. Dienstag, den 11. März. 1890.

Aus Russisch-Polen.

Skizze von A. von Dombrow.

Russisch-Polen, das „Land der Sümpfe und der Moräste“, ist keineswegs ein vollständiges Flachland. Nur die westlichen Districte gehören zu jener germanisch-sarmatischen Tiefebene, die von Norddeutschland her sich fortsetzt und östlich durch Litthauen und das innere Rußland bis über die Wolga und an den Urol hin sich ausdehnt. Aber im nördlichen Polen wechseln schöne Thäler und sanft ansteigende Höhen anmuthig mit einander ab und entzücken Auge und Herz eines jeden Naturfreundes. Ueberaus reizend ist die Gegend an der oberen Warta, an der Nida und an der Kamionna, sowie an der oberen Weichsel. Im südwestlichen Winkel, vom Prondnikflüßchen durchzogen, ist die sogenannte polnische Schweiz mit ihren prächtigen Felsthälern, herrlichen Waldungen und entzückenden Fernsichten nach der alten Krönungsstadt der Jagellonen und hinüber nach dem mächtigen Zuge der wilden, himmelanstrebenden Karpathen.

In Russisch-Polen wimmelt es von kleinen Städten, obwol sich die russische Regierung im Jahre 1870 aus wirthschaftlichen und administrativen Gründen veranlaßt sah, mit einem Schlage dreihundert altpolnische Städte zu Dörfern zu degradiren. Natürlich entsprechen diese polnischen Städte mit ihren elenden Hütten, ihrer winzigen Einwohnerzahl und ihren grundlosen Straßen unseren Begriffen von einer Stadt mit nichten. Städte, welche in der Blüthezeit Polens groß und mächtig waren, haben heute kaum wenige Tausend Einwohner, und diese bestehen zum größten Theile aus schmutzigen, langröckigen Juden, und die Wohnhäuser reden nur allzu deutlich von grenzenloser Verwahrlosung und von traurigem Verfall; wir nennen hier Jarczow in Podlachien, Rakow, das „sarmatische Athen“, und das im Kielcer Gubernium gelegene Kromolow, wo die polnischen Könige in dem von einem großen Parke umgebenen unansehnlichen Schlosse wiederholt ihre Sommerresidenz aufschlugen. Wesentlich anders schaut es in den Kreisstädten aus, da hier der russische Naschelnik, stets ein früherer höherer Officier, Landrath und Bürgermeister in einer Person, für ordentlichen Häuseranstrich, gehörige Straßenpflasterung und gute Bürgersteige, hin und wieder auch wol für öffentliche Anlagen, Sorge zu tragen pflegt. Dasselbe gilt in noch größerem Maßstabe von den zehn Gouvernementsstädten. Die Hauptstadt des Landes, erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts allmälig an Stelle des alten Krakau zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Polen erhoben, trägt sowol in der Anlage wie hinsichtlich der Bauten den Charakter der letzten Jahrhunderte. Minder bekannt, als die Hauptstadt Warschau, ist die zweitgrößte Stadt Polens, die Fabrikstadt Lodz, welche, vor ungefähr fünf bis sechs Decennien noch ein ärmlicher Flecken mit kaum 700 Seelen, heute als Großstadt von etwa 200 000 Einwohnern unter den europäischen Industrieplätzen in der Textilbranche eine der ersten Stellen einnimmt. Ursprünglich eine reim deutsche Stadt, ist diese Hochburg des Deutschthums in Polen inzwischen dem allgemeinen Schicksal der Colonisation auf slavischem Boden nicht entgangen und heute schon zur Hälfte der Nationalität des Landes anheimgefallen.

Am reinsten bewahrten ihr Deutschthum in Polen die bäuerlichen Colonisten, welche aus Norddeutschland einwanderten und nun seit mehreren Generationen theils vereinzelt, theils in ländlichen Gemeinschaften im ausgehauenen Walde — daher die Bezeichnung „Hauländer“ oder fälschlich „Holländer“ — ihre Acker- und Viehwirthschaft betreiben und, obwol ringsum von Polen umgeben, an deutscher Arbeit und Oekonomie, an deutscher Sprache und Sitte, an deutscher Treue und Gottesfurcht treu und unentwegt festhalten. Allein bei denjenigen Einwanderern germanischer Abkunft, welche dem Bürgerstande angehören, wie Handwerker, Kaufleute, Beamte, Gutsbesitzer und Gelehrte, geht das deutsche Element bereits in der zweiten oder spätestens in der dritten Generation vollständig im Polenthum auf, und wir haben das sonderbare Schauspiel vor uns, daß Männer und Frauen mit urdeutschen Namen nicht nur in Bezug auf Sprache und Sitte, sondern auch hinsichtlich der nationalpolitischen Gesinnung und Bethätigung ganz und gar Polen werden. Infolge der Polonisirung der Nachkommen der deutschen Einwanderer entstand in neuester Zeit ein zahlreicher, kräftiger Mittel- und Bürgerstand, welcher, wenn derselbe zweihundert Jahre früher existirt hätte, der morschen, alten Adelsmonarchie Hilfe und Rettung gebracht haben würde.

Zur Entwicklung des Mittel- und Bürgerstandes trug auch das Judenthum das Seinige bei. Von den christlichen Völkern des westlichen Europa auf das Bitterste verfolgt und schmählich verjagt, hatten sich die Söhne Israels bereits seit dem vierzehnten Jahrhunderte an den Ufern der Weichsel häuslich niedergelassen, allein keineswegs zum Segen des Landes; denn indem die Juden Kleinhandel und Schenkwirthschaft betrieben und die polnischen Nationalfehler und Schwächen mit bekannter Schlauheit und Geschicklichkeit ausbeuteten, steuerten sie wesentlich dazu bei, um ihr Adoptivvaterland wirthschaftlich und politisch zu Grunde zu richten. Als Aufklärung und Gesittung in erfreulicher Weise zunahmen, wurden sich die besseren Elemente im Judenthum ihrer gesellschaftlichen Pflichten klar bewußt, und die gebildeten und wohlhabenden jüdischen Familien rafften sich allmälig zu gemeinsinniger Thätigkeit auf, wetteiferten mit den vornehmen Polen in wissenschaftlichen, humanitären und socialpolitischen Bestrebungen und versuchten auf ihre weniger gebildeten und weniger einsichtsvollen Glaubens- und Stammesgenossen nach Kräften veredelnd einzuwirken. Allein sie stießen hierbei auf scheinbar unüberwindliche Hindernisse; denn einmal machten die katholischen Nationalpolen aus ihrer alteingewurzelten Abneigung und Verachtung des jüdischen Fremdlings durchaus kein Hehl, und andererseits übte die talmudistisch-orthodoxe Geistlichkeit in Polen einen solchen Terrorismus aus, daß man geradezu darüber staunen mußte. Es währte ziemlich lange, bis freiere und humanere ethisch-religiöse und national-sociale Lehren bei den Rabbinern Anklang und beredte Vertretung fanden, aber dieser Fall trat zum Glück für die jüdische Bevölkerung endlich ein, und so saß denn in dem Sicherheitsausschuß, der sich nach dem Ausbruch der Revolte im Jahre 1861 in den letzten Tagen des Monats Februar in Warschau bildete, neben stolzen Magnaten und katholischen Prälaten auch der Rabbiner Meisel. Im Verein mit der akademisch gebildeten jüdischen Geistlichkeit — in den kleinen Städten und auf den Dörfern sind die Rabbiner roh und unwissend — ist die russische Regierung eifrig bestrebt, das traurige Loos der Juden in den Weichselgouvernements entsprechend zu verbessern, und verschiedene polnische Dichter treten mit beredtem, oft begeistertem Wort für die Emancipation der Juden in die Schranken, allen voran Eliza Orzeszko oder richtiger Eliza Orzeszkowa, da im Polnischen auch die Eigennamen der Declination unterliegen. Frau Orzeszko ist „die Bibel so innig vertraut“, sie „spricht vom Talmud wie von einem guten Bekannten“, ja „sie geht mit der Kabbala wie mit einer herzlieben Freundin um“. Allein „noch hat der Wächter den Morgen nicht verkündet“ — die polnischen Juden, in zahllose Secten und Parteien gespalten, die sich gegenseitig

die Rechtgläubigkeit und die dereinstige „Ruhe in Abrahams Schooß" erbittert absprechen, wandeln in der Finsterniß und in dem Sumpfe zahlreicher Laster und Missethaten und besudeln sich mit Vergehen und Verbrechen aller Art. Was Cicero in seiner Rede für den angeklagten Statthalter van Kleinasien L. Valerius Flaccus von den griechischen Zeugen sagt, dasselbe gilt auch von den polnischen Juden; ihr Zeugniß ist käuflich, und für zehn Kopeken schwören sie, wenn es sein muß, ein Dutzend Meineide. Dieses ist allerdings eine schwere Anklage wider die polnischen Juden, doch sie entbehrt keineswegs der Begründung. Kann es uns unter solchen Umständen Wunder nehmen, daß der Unwille und der Argwohn des heißblütigen und leicht empfänglichen polnischen Volkes sich wiederhalt gegen die Juden Luft machte?

Wir erlebten in den letzten Jahren in Polen, wie in Rußland die greuelvollsten Judenverfolgungen, die jeder billig denkende Mensch anstandslos verurtheilen muß; viele Städte, in erster Linie Warschau, Grodno, Kiew, Balta und Odessa, waren der Schauplatz von entsetzlichen, blutigen Scenen, welche das Herz eines jeden Menschenfreundes erbeben machen. Am heiligen Weihnachtsabende des Jahres 1882 fiel in der lutherischen Kirche zu Warschau eine brennende Kerze um, und es entstand dadurch ein leichter, unbedeutender Brand, der binnen wenigen Minuten gelöscht war. Sofort verbreitete sich in der ganzen Stadt mit Blitzesschnelle das Gerücht, die Juden hätten das protestantische Gotteshaus in Brand gesteckt. Rotten elender Mordbrenner zogen jetzt heulend und lärmend durch die Straßen der polnischen Capitale, demolirten die Läden und die Gewölbe der Kaufleute und der Händler, schleuderten die Brandfackel in die Häuser und mißhandelten und mordeten wehrlose Männer und Frauen, Greise und Kinder. Selbst hochgestellte Persönlichkeiten schämten sich nicht, frevelnd ihre Hand nach fremdem Eigenthum auszustrecken, welches massenweise neben rauchenden Trümmerhaufen mitten auf den Gassen lag, und dasselbe für sich — raubgierig in Sicherheit zu bringen. Damit war das Signal zur Judenverfolgung in ganz Rußland gegeben. Aehnliche Scenen wiederholten sich fortan fast an sämmtlichen jüdischen Hochfesten. Und was that die russische Polizei angesichts solch himmelschreiender Excesse? Konnte oder wollte dieselbe nicht einschreiten? Das ist eine jener Fragen, auf welche wir uns die Antwort schuldig bleiben müssen. Um ihr Leben und ihr Hab und Gut zu retten, bezeichneten die Juden theilweise ihre Häuser mit weithin sichtbaren Kreuzzeichen, trugen, wenn sie öffentlich sich zeigen mußten, Kreuzchen und Rosenkranz, und erlernten das „Ave Maria" und andere katholische Gebete. Wie nämlich bei der sicilischen Vesper die Italiener einen Jeden, dessen Nationalität ihnen zweifelhaft schien, das Wort cicori aussprechen ließen, so verlangten die Judenverfolger von ihren bedauernswerthen Opfern, falls sich dieselben für Christen ausgaben, das Abbeten des englischen Grußes. Warum aber wandten sich die Juden nicht an den Czaren? Ein russisches Sprichwort lautet: „Der liebe Gott und der Czar sind weit von uns." Von den bedauerlichen Excessen in Kenntniß gesetzt, versicherte übrigens Kaiser Alexander III. die Unglücklichen sofort seines Schutzes und entsandte in die aufrührerischen Städte seine Kosaken. Allein statt sich der Bedrängten und Verfolgten energisch anzunehmen, ergriffen die Soldaten größtentheils die Partei der Angreifer und verübten zudem allerhand Unfug und Spitzbübereien gegen Freund und Feind. Hier nur einige Beispiele. Im Jahre 1885 hielt ich mich längere Zeit in dem Fabrikstädtchen Zawiercie und auf dem in der Nähe gelegenen Schlosse Rudniki im Gouvernement Petrikau auf. Im Herbst wurden vor Beginn der jüdischen Feiertage auf Ansuchen des dortigen Fabrikbesitzers Ginsberg, welcher der mosaischen Religion angehörte, einige Ssotnien Kosaken in Zawiercie einquartiert. Dort sah ich mit eigenen Augen, wie bei den alltäglichen Krawallen zwischen den Tausenden von Arbeitern und den Juden die Kosaken stets hohnlachend auf die angegriffenen und verfolgten Israeliten einhieben. Ferner beobachtete ich, wie die Kosaken auf dem Marktplatze aus purem Uebermuth die Eier- und Obstkörbe der jüdischen Händler umstießen, so daß Eier und Früchte in den tiefen Straßenkoth fielen, Würste, Fleisch, Cigarren und Tabak von den Verkaufstischen nahmen, ohne auch nur eine Kopeke zu zahlen, und noch obendrein die jammernden und wehklagenden Juden unter lautem Lachen und Schreien mit ihren Peitschen bearbeiteten. Sodann bemerkte ich, wie ein Kosak auf der Bahnhofstraße in unmittelbarer Nähe des Postgebäudes eine junge Frau aus adeliger Familie während des Reitens zu sich auf das Pferd hob, mehrmals küßte, mit ihr die ganze Straße in sausendem Galopp hinabsprengte und sie dann ziemlich unsanft zur Erde niedergleiten ließ; die Dame war inzwischen ohnmächtig geworden. Schließlich sollte ich selbst von den Kosaken behelligt werden. Kurz vor meiner Abreise kehrte ich im October eines Abends gegen 12 Uhr von einem Besuche eines mir befreundeten Arztes ruhig und ahnungslos nach Hause zurück. Mitten im Städtchen sprangen auf einmal bei der Nepomuksäule aus dem Schatten eines Hauses zwei Kosaken auf mich los, rissen mir meinen Regenmantel vom Leibe, raubten mir Uhr nebst Kette, Geldbörse und Brieftasche und bedrohten mich, als ich mit lauter Stimme um Hilfe rufen wollte, mit ihrer Peitsche. Zum Glück kam ein Wagen vorbeigefahren, die Kosaken ergriffen die Flucht, und ich benutzte das Gefährt zur Heimfahrt. Was bedarf es weiterer Worte?

Unter den Factoren, welche das nationale Leben erhalten und fortbilden, sind in einem unterdrückten, staatlich unfreien Volke noch zwei von ganz besonderer Wichtigkeit, nämlich die Kirche und die Familie. Gerade in der Kirche und in der Familie besitzt die polnische Nation neben ihrer Sprache und ihrer Geschichte ihre festesten Stützen. Wie die katholische, so wird auch die protestantische Kirche van der russischen Regierung als „fremdes, ausländisches Bekenntniß" betrachtet und behandelt. Kaiser Nicolaus, jener Czar, welcher, anfangs liberalen Tendenzen nicht abhold, später mit der brutalen, rücksichtslosen Hand des Despoten jede freiere Bewegung unterdrückte, stellte Protestanten und Katholiken auf eine Stufe mit den Heiden und entbot zu deren „Bekehrung", wie er sich auszudrücken beliebte, seine asiatischen Horden. Seit der Niederwerfung des letzten Aufstandes ist die katholische Kirche, zu welcher sich bekanntlich die Nationalpolen bekennen, auf jede Art und Weise beschränkt worden. Gegen die protestantische Kirche glaubte die russische Regierung keinerlei Maßregeln treffen zu sollen, da deren Anhänger zum größten Theil Ausländer oder Nachkommen von Einwanderern sind und im Großen und Ganzen der polnischen Frage vollständig fern stehen. Auf die Aufnahme eines Orthodoxen in eine andere christliche Kirchengemeinschaft steht die Strafe der Deportation. In einem Dorfe nahe der österreichischen Grenze lebte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, ein Russe, welcher Tag für Tag das katholische Gotteshaus besuchte und an den kirchlichen Hochfesten des Jahres zum Abendmahle ging. Jedermann hielt ihn deshalb für einen Katholiken. So vergingen zehn Jahre; der Russe wollte heirathen, und der Ortspfarrer, ein Ehrendomherr der Diöcese Kielce, trug nicht das mindeste Bedenken, der Ehe seines vermeintlichen Pfarrkindes den kirchlichen Segen zu ertheilen. Sechs Monate später bewarb sich der Mann um eine Anstellung im Staatsdienste, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß derselbe der orthodoxen Kirche angehörte. Ohne weitere Umstände, ohne Prozeß und Urtheil wurde der greise Kanonikus nach Sibirien verbannt. Aber gerade durch diesen feindlichen Gegensatz seiten des Unterdrückers ist die katholische Kirche dem Polen nur um so theurer geworden und um so tiefer ans Herz gewachsen, und die Hüter und die Vertreter der katholischen Religion, die Priester, sind ihm zugleich ein Hort der Nationalität. Wol in keinem Lande der Welt werden deshalb die Geistlichen so hochverehrt, und nirgends genießen sie ein so großes und unbedingtes Vertrauen, wie gerade in Russisch-Polen. Ihre Ausbildung empfangen die Candidaten des Priesterthums auf den russischen Gymnasien in den Gouvernements- und Kreisstädten. Wenn man erwägt, daß die russische Sprache, die russische Geschichte und die russische Literatur den Haupttheil der wöchentlichen Lectionen ausfüllen, dann können wir uns mühelos einen Begriff davon machen, was die Gymnasien in Russisch-Polen zu leisten vermögen. Ein Schüler der achten Gymnasialclasse, nach unseren Begriffen also ein Oberprimaner, antwortete einmal auf die Frage, welchen Casus die lateinische Präposition contra regiere, allen Ernstes: „Den Nominativ", während bei uns doch bereits jeder Quintaner weiß und wissen muß, daß die Präposition vermöge ihrer Natur und Bedeutung in keiner Sprache der Welt den Nominativ regieren kann. Nach Absolvirung des Gymnasiums oder der unteren Classen des Gymnasiums, deren Besuch vom Militärdienste befreit — und mit Letzterem begnügen sich die meisten — studiren die Aspiranten des geistlichen Standes im Diöcesan-Klericalseminare Theologie. Wie fast überall, so rekrutirt sich auch in Polen die Geistlichkeit vorwiegend aus den niederen Ständen; ein Adelsbrief ist gewöhnlich eine Anwartschaft auf ein Kanonikat oder auf einen Bischofsstuhl. Gemäß den Bestimmungen des Concils von Trient tragen die polnischen Priester daheim und auf der Gasse, im Salon und auf der Reise Tonsur und Sutane. Leutseligkeit, Gastfreundschaft, Höflichkeit und Vaterlandsliebe bilden ihre hervorragendsten Charaktereigenschaften; mit unerschütterlicher Treue halten sie an dem Glauben fest, daß Polen über kurz oder lang das russische Joch abwälzen und wiederum als selbständiges Königreich eine hochachtbare Stelle im Rathe der Völker einnehmen werde, und die traurigen, bitteren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte waren nicht

im Stande, diesen Glauben auch nur im Geringsten zu erschüttern. Aber die geistlichen Herren haben auch ihre Fehler; vor Allem müssen wir es ihnen zum Vorwurfe machen, daß sie sich um die Schule wenig oder gar nicht kümmern, daß sie keine Hand rühren, um ihr Volk zu veredlen und zu bessern, daß sie die tausend Wunden, aus denen ihr unglückliches Vaterland blutet, keineswegs nach Kräften zu heilen bestrebt sind, und daß sie mit den russischen Beamten förmlich darin wetteifern, ihre Untergebenen materiell auszubeuten. Letzteres gilt ganz desanders von den Stalgebühren. Wol sind die Stolgebühren von der russischen Regierung genau festgestellt worden, allein wer würde sich daran kehren? Ich möchte es auch keinem Bauern rathen, beim Gemeinderichter über den Pfarrer Klage zu führen. Er fände auch nicht einmal Gehör bei dem Richter; denn in Rußland stehlen alle, und „eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus". Ein Beispiel genüge! In Mrzyglod war einem Bauern die Frau gestorben. Der Pfarrgeistliche versprach dem Wittwer, gegen eine „Vergütung" von 150 Rubel die Leiche im Trauerhause einzusegnen, nach dem Kirchhofe zu geleiten und am offenen Grabe einige Worte zu sprechen. Tag und Stunde, da das Begräbniß stattfinden sollte, waren gekammen; sämmtliche Leidtragende hatten sich versammelt, nur der Pfarrer fehlte noch. Endlich sah man ihn in vollem Ornate, von zwei Chorknaben begleitet, die Straße herabkommen. Allein wer beschreibt das Erstaunen des verwittweten Mannes und der Trauergäste, als der geistliche Herr in einer Entfernung von einigen hundert Schritten ruhig stehen bleibt und keine Miene macht, weiter zu gehen! Man winkt ihm mit der Hand, er solle näher kammen, allein er schüttelt energisch mit dem Kopfe. Man schickt ihm Boten, doch ohne Erfolg. Endlich begiebt sich der Wittwer selbst zum Pfarrer und fragt, was sein Verhalten zu bedeuten habe. „Ja, seht Ihr, mein Lieber," lautet die Antwort, „ich habe mich geirrt. Für den gezahlten Preis kann ich unmöglich alles das leisten, was Ihr von mir verlangt." Erregt erwiderte der Bauer: „Um Gottes willen, Hochwürden, kommen Sie doch in mein Haus, wie Sie es versprachen! Weshald wollen Sie mir und der Verstorbenen eine solche Schmach zufügen?" Der hochwürdige Herr zuckte leicht mit den Achseln. „Fordern Sie, Herr Pfarrer," fuhr der Bauer traurig fort, „fordern Sie, ich zahle Alles, nur kommen Sie in mein Haus!" Freundlich entgegnete der Geistliche; „Nun wohl, zahlet mir noch fünfzig Rubel, aber sofort!" Der Wittwer zahlte, und das Begräbniß fand in üblicher Weise statt. Selbverständlich „keine Regel ahne Ausnahme" — wir begegnen in Polen auch Geistlichen, welche das Gebat des Welterläfers: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem Andern einen Rock ab" wörtlich befolgen und selber arm werden, indem sie das Elend der Armen zu lindern suchen.

Wie durch den römisch-katholischen Klerus, so findet die Vaterlandsliebe in Polen auch durch die Familie eine ganz unaergleichliche Pflege und Förderung, vor Allem innerhalb der Aristokratie. Der Adel ist vielleicht in keinem Lande des Weltalls so stark vertreten wie in Polen, obwol die russische Regierung nach der Insurrection des Jahres 1830 allen denjenigen, die keinen Adelsbrief vorlegen konnten, rundweg verbot, noch fernerhin des Adelsprädicates sich zu bedienen. Viele polnische Magnaten haben seit den letzten Reolten ihrem Vaterlande dauernd den Rücken gekehrt und außerhalb Rußlands, varnehmlich in Paris und in Rom, ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Die übrigen pflegen Jahr für Jahr ins Ausland zu reisen und sich trotz der „Nationaltrauer", welche seit der Beerdigung der fünf in der Krakauer Vorstadt bei einem Zusammenstoß mit dem Militär unter dem Commando des Generals Zabolitzki Erschossenen am 2. März 1861 angelegt und seitdem nicht wieder abgelegt wurde, drei bis sechs Monate in den europäischen Hauptstädten auf das Beste zu amusiren. Vall bitteren Sarkasmus ruft daher Adolf Dygasinski in seiner Novelle „Auf dem Edelhofe" aus: „Was finge wol die polnische Aristokratie ohne Ausland an!" Ein großer Theil der zahlreichen, großen polnischen Güter ist seiten der russischen Regierung zur Strafe für die Theilnahme an der Revalution confiscirt worden. Die Herren wurden an den Bäumen aufgeknüpft ader in die schauerlichen Bergwerke Sibiriens geschickt; Kosaken trieben die Weiber und die Kinder erbarmungslos von Haus und Hof, und russische Große oder russificirte Renegaten ließen sich in dem warmen Neste häuslich nieder. Kaiser Alexander II. machte endlich den Massenexpropriationen durch den Ukas vom 20. Juni 1867 ein Ende. Ein anderer Theil der Güter ist infolge sogen. polnischer Wirthschaft in den Besitz von Fremden übergegangen, und in den Schlössern und auf den Edelhöfen, wo vormals die stolzen Paladine des Polenkönigs ein freuden- und glanzvolles Dasein führten, schalten und walten heute Ausländer, insonderheit jüdische Emporkömmlinge. Den Rest wird nach menschlicher Berechnung früher oder später einmal das nämliche Schicksal ereilen. Traurig-düster, aber nur allzu wahr sind die Warte, welche Eliza Orzeszko in ihrem Roman „Herr Graba" einem alten Juden in den Mund legt. „Dein Vater hinterließ dir ein großes Vermögen," ruft der jüdische Greis einem entarteten Sprossen eines hochadeligen Geschlechtes zu, „wozu hast du es verwendet? Dein Vater hinterließ dir einen ehrlichen Namen — wie hast du denselben besudelt! Ich, der Sohn eines verachteten jüdischen Schänkwirthes, setze meinen Fuß auf deinen Nacken, hochgeborener Herr, und verachte dich. Wenn ich sterbe, dann wird man mein Gedächtniß segnen; denn ich that meinem Volke nur Gutes. Allein an deinem Grabe wird Niemand eine Thräne weinen, und dein Volk und die Deinen werden dich verfluchen."

Noch glühendere und eifrigere Patrioten, als die Magnaten, sind die Edelfrauen. Wir müssen vorausschicken, daß die Damen dort mehr, als anderwärts, in der Familie maßgebend sind. Aber der Patriotismus der Polinnen ist aielfach leidenschaftlich überspannt und artet nicht selten in krankhaften Fanatismus aus. Die Polin kennt keine theurere, höhere und heiligere Pflicht, als in den Herzen ihrer Kinder die glühendste und opferfreudigste Hingebung für ihr Volk und ihr Vaterland, sowie den bittersten Haß gegen den Unterdrücker und Landesfeind zu entzünden und unablässig zu beleben. Wenn das Land wider den Czaren sich erhebt, dann zaudert die polnische Dame nicht einen Augenblick, mit begeisterten, zündenden Worten den Vater, den Gatten, den Sohn und den Bruder anzufeuern, die Waffen gegen den „Todtengräber des Königreiches" zu ergreifen, obwol der Kampf doch so aussichtslos, und obwol der Kämpfenden Loos kein anderes ist, als der Tod auf dem Schlachtfelde oder aber der Galgen oder die sibirische Gefangenschaft. Allerdings haften der Polin auch mancherlei Fehler an; wir machen hier nur auf ihre außerordentliche Gefallsucht und auf ihr Haschen nach Zerstreuung und Vergnügen aufmerksam. Ohne Puder und Schminke erscheint sie niemals in der Oeffentlichkeit; den halben Tag hindurch ruht sie auf der Ottomane, französische Romane lesend und Cigaretten rauchend. Auch um Anstand und Sittlichkeit ist es stellenweise schlecht destellt; ein Deutscher durfte auf die höhnische Bemerkung, die deutschen Hausfrauen wären nichts Anderes, als gute Köchinnen, ungestraft erwidern: „Und die Polinnen sind nichts, als Maitressen." Es ist leider nur allzu wahr, daß Concubinate in Polen keineswegs zu den Raritäten zählen, namentlich in den höheren Ständen.

Die Einzigen, welche sich mit den bestehenden Verhältnissen vollständig ausgesöhnt haben und das russische Regiment rückhaltlos anerkennen, sind die Bauern. Die polnischen Bauern hängen mit aufrichtiger Liebe und unwandelbarer Treue an dem Czar-Befreier und dessen erlauchtem Sohne, Kaiser Alexander III. und sehnen sich keineswegs nach der Wiederkehr der polnischen Adelsherrschaft. Die Mißhandlungen, welche sie seiten der polnischen Magnaten erfuhren, sind noch in zu frischer Erinnerung; auf Schloß Rudniki hat das Blut, welches die Leibeigenen unter den Schlägen ihrer Peiniger vergossen, eine förmliche Rinne gebildet. Uebrigens ist der Bauer in Polen träge, schmutzig und ungebildet; er kann, mit wenigen Ausnahmen, weder lesen noch schreiben. Dagegen beseelt ihn eine fabelhafte Prozessirwuth, und aor einem falschen Zeugniß bebt er nicht zurück. Seine Heimstätte ist gar trauriger Art; in einer einzigen Stube, welche zugleich als Wohnzimmer, Schlafkammer, Küche und Viehstall dient, leben vielleicht ein Dutzend Familien in schönster Eintracht mit Hühnern, Kaninchen und Ferkeln. Wie es unter solchen Verhältnissen mit der Gesundheit, wie mit der Sittlichkeit ausschaut, köanen wir uns lebhaft denken. In Irland und am Balkan giebt es viel Jammer, viel Elend, — auch in Polen ist daran kein Mangel.

Solange Kaiser Nicolaus auf dem Throne der Ruriks und der Romanows saß, lag die Eisenfaust Rußlands schwer auf Polen. Der Plan, Polen zu russificiren, trat immer deutlicher und unverhüllter hervor. Die Güter der Emigrirten, welche der Krone zugefallen waren, wurden als Majorate an Russen verliehen und durften nur auf Nachkommen orthodoxen Glaubens vererbt werden. Die palnischen Soldaten mußten in die russische Armee eintreten, an Stelle der Wojewodschaften traten Gubernien, das palnische Münzwesen wurde durch einen kaiserlichen Ukas von 1842 auf russischen Fuß gesetzt, und die maßgebenden Aemter im Lande besetzte man in allen Verwaltungszweigen mit Russen. Weiteren Maßregeln gegen das unterworfene Land machte der Tod des Czaren vorläufig ein Ende; die Mißerfolge des Krimkrieges brachen, wie allgemein bekannt, dem stolzen Selbstbeherrscher aller Reußen das Herz oder trieben ihn, wie Andere behaupten, derart

zur Verzweiflung, daß er zur Giftphiole griff; am 3. März 1855 stieg er hinab in die Todtengruft. Ganz Polen athmete erleichtert auf, und der Jubel wollte kein Ende nehmen, als Kaiser Alexander II., der neue, mildgesinnte Herrscher, nach Warschau einen Statthalter schickte, welchem der Ruf großer Milde und Freundlichkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit vorausging — Fürst Michail Gortschakow. Allein die revolutionären Ideen hatten allerorten schon zu viel Eingang gefunden, und man überschätzte seine eigenen Kräfte und baute allzu sehr auf eine bewaffnete oder unbewaffnete Intervention der Westmächte. Gortschakow's Nachfolger waren dem schwierigen Posten eines Statthalters in Polen durchaus nicht gewachsen, und die radicale Agitation gewann unter ihnen immer mehr Boden. Der Fanatismus der Menge hatte bereits den höchsten Grad erreicht, eine Versöhnung schien unmöglich, man forderte kühn die Wiederherstellung des Königreichs Polen in den Grenzen und in der Machtfülle des Jahres 1772, und das war eine Forderung, welche die russische Regierung weder erfüllen konnte noch wollte. Die Revolution mußte mit Waffengewalt niedergeworfen werden. Der Kampf zog sich jedoch in die Länge, bis General Graf Berg nach der Amtsniederlegung des Großfürsten Constantin zum Statthalter und Oberbefehlshaber in Polen ernannt wurde und mit äußerster Energie gegen die Insurgenten einschritt. Zu Anfang des Jahres 1864 konnte der Aufstand als völlig unterdrückt angesehen werden. Im Rathe des Kaisers überwogen die Stimmen, welche eine Rückkehr zu dem strengen Repressivsystem des Czaren Nicolaus befürworteten. Von den selbständigen Institutionen Polens fiel eine nach der anderen. Der Staatsrath und der Verwaltungsrath in Warschau wurden aufgehoben und mit dem russischen Reichsrathe eine eigene Commission für die polnischen Angelegenheiten verbunden; der Statthalter Berg behielt neben dem militärischen Oberbefehle nur die Ueberwachung der Verwaltung. Am 1. Januar 1867 erfolgte eine neue Eintheilung des „Weichsellandes" in 10 Gouvernements und 85 Kreise; die Gouverneure in Polen standen hinsichtlich ihrer Rechte fortan ihren Collegen in Rußland gleich. Durch den Ukas vom 8. Juli 1869 wurde die Universität Warschau vollständig russificirt und in sämmtlichen Schulen Polens das Russische als alleinige Unterrichtssprache vorgeschrieben. Seit dem 13. Januar 1869 hatte nur der julianische Kalender noch in Polen Giltigkeit. Im April des nämlichen Jahres wurde die Finanzverwaltung in Warschau aufgehoben und sämmtliche Gerichte mit russischen Richtern besetzt. So war in Polen die Russificirung vollständig vollzogen. Dasselbe Schicksal erlitten Littauen und Rothrußland. Während nach dem Tode Berg's († 1874) Graf Paul Kotzebue (bis 1880) und nach diesem General Albedynski († 1883) die nationalen Gefühle nach Möglichkeit schonten und sich deshalb die Sympathie und die Achtung der polnischen Bevölkerung erwarben, tritt der neue General-Gouverneur General-Adjutant Gurko mit der schroffsten Entschiedenheit gegen alles Polnische auf.

Seit der Besitzergreifung Polens durch die Russen wimmelt es in Polen von russischen Soldaten und russischen Beamten. Daß man die Leistungsfähigkeit des russischen Militärs in früherer Zeit bedeutend überschätzte, hat der letzte russisch-türkische Krieg zur Genüge dargethan. So viel steht fest, im Fall eines Krieges mit Rußland dürften wir über den Ausgang desselben beruhigt sein. — Was die russischen Beamten angeht, so bietet sich uns hier ein überaus trauriges, klägliches Bild dar. Gogol hat uns in seinem „Revisor" kein Phantasiegemälde geschaffen, sondern uns die russischen Beamtenkreise in lebendiger Gestaltung realistisch vorgeführt. Das Nämliche haben auch polnische Schriftsteller gethan, vor Allem Adolph Tygasynski und Heinrich Sienkiewitz. Betrug, Erpressung, Bestechung und Diebstahl — das sind die Charaktereigenschaften der russischen Beamten, der höchsten wie der niedrigsten. Wer niemals längere Zeit in Russisch-Polen oder im eigentlichen Rußland lebte, der kann sich unmöglich einen richtigen Begriff von der russischen Beamtenwelt bilden und wird nur zu leicht geneigt sein, alle derartigen Erzählungen und Berichte für Märchen, böswillige Erfindung, Entstellung und Uebertreibung zu halten. Allein in den meisten Fällen bleiben diese Berichte, so unglaublich es auch klingen mag, noch weit hinter der Wahrheit zurück. Wir wollen hier nur einige Fälle anführen. Der Naschelnik von B., Baron v. H., dessen jährliche Einnahmen sich beiläufig auf 3000 Rubel beliefen, schickte jedem seiner beiden Söhne, welche die technische Hochschule in Stuttgart besuchten, einen Wechsel von 6000 Rubel. Woher nahm Hr. v. H., der zudem ein großer Lebemann war und der nachgewiesenermaßen kein Privatvermögen besaß, das Geld? Obwol er eine sehr schöne und geräumige Dienstwohnung innehatte, ließ er sich vom Fiskus zwanzig Jahre hindurch eine nicht unbedeutende Miethsentschädigung zahlen, befreite ferner gegen Erlegung von enormen Summen durch zwei Jahrzehnte Hunderte und Tausende von jungen Leuten vom Militärdienst und schaffte endlich auf Ersuchen von Fabrik- und Bergwerksbesitzern deren unbequeme Concurrenten fremder Nationalität aus beliebigen Gründen „für gute Bezahlung" über die Grenze. Die Ausweisung eines Franzosen sollte ihm schließlich den Hals brechen. Der Ausgewiesene telegraphirte von Kattowitz in Oberschlesien aus nach Paris, und auf Requisition der französischen Botschaft in St. Petersburg wurde eine strenge Untersuchung eingeleitet, deren Resultat darin bestand, daß, abgesehen von der Suspension des Herrn Baron v. H., das gesammte Landrathsamtspersonal auf der Grenzstation Sosnowice dem ausgewiesenen Franzosen sein Bedauern über den „irrthümlichen Vorfall" ausdrücken und denselben nach Dombrowa zurückführen mußte. Kaum wurde dieser Vorfall in weiten Kreisen bekannt, da liefen gegen den Herrn Landrath zahlreiche Klagen und Denunciationen ein, und infolge dessen wurde gegen ihn im Jahre 1885 eine Disciplinaruntersuchung eingeleitet. Bei dieser Gelegenheit kamen die gesetzwidrigen Handlungen des gestrengen Herrn an den Tag. Was geschah nun? Naschelnik v. H. wurde zur Strafe für seine Amtsverbrechen ins Innere von Rußland — als Polizeidirector versetzt. Unglaublich, aber wahr, echt russisch! Ein Angestellter der Wien-Warschauer Eisenbahn hatte in seiner Eigenschaft als Cassirer in Zawiercie mehrere Tausend Rubel unterschlagen. Als das Deficit in der Casse entdeckt wurde, sagte man sich ganz einfach, der arme Mann konnte mit seinem Gehalte nicht auskommen und deshalb stahl er, und der diebische Beamte erhielt — eine einträglichere Stelle in Sosnowice. Der Defraudant erlitt durch sein Verbrechen weder hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Stellung noch bezüglich seiner bürgerlichen Ehre irgendwie Einbuße; wenn sich in Rußland ein Beamter an öffentlichen Geldern vergreift, so pflegt man stets ein Auge großmüthig zuzudrücken. Hören wir weiter! Ein mir befreundeter Ingenieur hatte sich im Zorn so weit fortreißen lassen, daß er einem rohen und unverschämten Fabrikarbeiter verschiedene Ohrfeigen versetzte. Eine reale Beleidigung wird nach russischem Gesetz nur mit Gefängnißstrafe geahndet. Der Mißhandelte erstattete Anzeige beim Gericht. An dem Tage vor dem anberaumten Termine fuhr mein Bekannter zum Richter, lud ihn zum Diner im Casino ein und drückte demselben beim Abschiede etwas „Knisterndes" in die Hand. Die Folge davon war, daß der arme Arbeiter trotz der erlittenen Mißhandlung auf vier Wochen ins Gefängniß wanderte. Bedarf es noch eines weiteren Beweises für russische Justiz? Wenn die russischen Beamten derartige „Extra-Einnahmen" haben, so kann es uns gar nicht wundern, daß sie „wie Gott in Frankreich" leben. Ich will hier nur ein Beispiel erwähnen. Der Polizeiwachtmeister Piotrow in Zawiercie, von dem übrigens die böse Fama behauptete, er wäre „Morgens ein Bierfaß und Abends ein Faß Bier", bezog monatlich dreizehn Rubel Gehalt, und trotz dieses geringen Gehaltes, welcher offenbar zum Lebensunterhalte für ihn und seine Familie nicht ausreichte, besaß der Mann ein großes, schönes Haus in Warschau und ein nicht unbedeutendes Gut bei Krzellow. Wie die Beamten es aber verstehen, sich außerordentliche Einnahmen zu verschaffen, davon zeugt folgender Vorfall. Ich befand mich eines Tages auf der Güterexpedition in Czenstochau, als ein dort ansässiger Kaufmann an den diensthuenden Beamten mit der Bitte herantrat, er möge seine Ballen, da es eine höchst eilige Sendung sei, gefälligst mit dem nächsten Zuge abgehen lassen. Der Herr Expeditions-Chef zuckte leichthin mit den Achseln und meinte, davon könne vor Ablauf von acht Tagen gar keine Rede sein, weil zu viel Güter bereits lagerten. Der Kaufmann zog seine Brieftasche hervor, entnahm derselben einen Fünfzig-Rubelschein, und indem er die Banknote dem Beamten überreichte, wiederholte er seine Bitte. Der Expedient steckte das Geld gleichgiltig zu sich und erwiderte, er wolle sehen, was sich machen lasse, aber versprechen könne er nichts. Fünfzig Rubel genügten ihm offenbar nicht, er wollte mehr haben. Der Kaufmann verstand den Wink, machte einen zweiten Griff in seine Brieftasche und zählte die gleiche Summe nochmals auf den Tisch, und seine Ballen gingen richtig mit dem folgenden Zuge ab.

Wir schließen mit der Frage: wann wird die Corruption der russischen Beamtenwelt einmal enden? Wenn Kaiser Alexander III. seinem Lande die von seinem Volke vielbegehrte und heißersehnte Constitution geben und so die Möglichkeit schaffen wird, daß die Vergehen und Verbrechen der Diener des Staates vor ganz Rußland, ja vor ganz Europa und vor der ganzen Welt gebrandmarkt werden, dann wird eine Wendung zum Besseren eintreten. Allein wann wird für Rußland diese glückliche Stunde schlagen?

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 84 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 31. Donnerstag, den 13. März. 1890.

Ueber Lawinen im Riesengebirge.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

In einer kürzlich erschienenen trefflichen Abhandlung von Prof. Fr. Ratzel (Leipzig), welche über die Schneedecke — besonders in deutschen Gebirgen — handelt,*) kommt auf S. 238 folgende Bemerkung vor: „So häufig Lawinen in den Alpen sind, so unbedeutend ist ihre Erscheinung in Mittelgebirgen, wo sie selten und in der Regel kleiner sind. Die ausgedehnte und dichte Bewaldung unserer Mittelgebirge, welche größtentheils echte Waldgebirge sind, läßt größere Schneebewegungen nur selten eintreten."

In dem betreffenden Capitel vermisse ich jede Bezugnahme Prof. Ratzel's auf das so naheliegende Riesengebirge, in welchem wirkliche Lawinen keineswegs so selten sind, wie es nach dem obigen Passus den Anschein haben könnte. Den Beweis dafür werde ich im Nachfolgenden antreten. Hier möchte ich nur gleich hervorheben, daß unser Riesengebirge factisch erst in neuester Zeit zum Gegenstande gründlicher naturwissenschaftlicher Forschungen gemacht wird, Dank der Publicität, welche dasselbe im letzten Jahrzehnt durch die Bestrebungen des mitgliederreichen Riesengebirgs-Vereins erlangt hat, der durch Vorträge und Zeitungsaufsätze energisch für die Bergwelt des deutschen Ostens Propaganda macht. Die Botaniker freilich haben das pflanzenüppige Schlesien von jeher gern besucht, aber Zoologen, Geologen, Meteorologen und Geographen sind erst in neuester Zeit auf das Riesengebirge aufmerksam geworden. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung ist ein sehr einfacher. Das schlesische Gebirge liegt an keiner großen Touristenstraße, wie der Harz, der Thüringerwald, der Schwarzwald und vor Allem die Schweiz. Rübezahl's Reich ist und bleibt etwas außer dem Verkehr gerückt, und dies ist die wahre, aber bedauerliche Ursache, weshalb es auch in wissenschaftlicher Hinsicht noch vielfach eine terra incognita ist. Die wenigsten Menschen wissen, daß es möglich ist, von Leipzig aus in nicht viel mehr als 7 Bahnstunden an den Fuß des Riesengebirges versetzt zu werden. Man reist von früh ½9 Uhr bis Nachmittag um 4 Uhr. Punkt 4 Uhr fährt der Eisenbahnzug an Station Hirschberg vor, so daß es im Sommer möglich ist, noch an demselben Abende um 9 Uhr in dem geräumigen Speisesaale des Schneekoppen-Hospizes zu Nacht zu speisen. Es giebt wirklich wenig Leute, welche von dieser raschen Verbindung, die durch die Strecke Eilenburg-Falkenberg-Kohlfurt vermittelt wird, eine Ahnung haben. Wäre dies der Fall, so würde das Riesengebirge anstatt, wie es der Fall ist, von 30—40 Tausend Touristen, während der 4 Sommermonate von der doppelten Anzahl besucht werden. Seiner landschaftlichen Reize halber verdiente das schlesische Gebirge diese Zunahme des Fremdenverkehrs.

Doch nun zu der Frage zurück, ob die im Riesengebirge alljährlich fallenden Lawinen diesen Namen (und damit Berücksichtigung bei einer geographischen Behandlung der Schneedecke) für sich in Anspruch nehmen können.

„Die Lawine," sagt Ratzel, „ist Schnee, der in größerer Masse im Gebirge von der Höhe herabstürzt. . . . Voraussetzung zur Bildung von Lawinen sind reichlicher Schnee in solcher Lage, daß er nur einen Anstoß erwartet, um in die Tiefe zu stürzen, d. h. dem Gesetz der Schwere zu folgen, dann aber auch innere Ungleichheiten, welche das Abstürzen einzelner Thrile einer scheinbar festen Schneedecke erleichtern." Diese Definition trifft für die im Riesengebirge obwaltenden Verhältnisse vollständig zu. Indessen muß zugestanden werden, daß die meisten dort niedergehenden Lawinen fast immer blos sogenannte „Staublawinen" sind, welche nur selten die Erde und die Steine des Grundes mit sich fortreißen. Die Zeit ihres Vorkommens sind vorwiegend die Wintermonate: November bis Februar. In gewissen Intervallen gehen allwinterlich in den beiden Kesseln, worin die sogenannten „Koppenseen" liegen, gewaltige Lawinenstürze vor sich. Diese Kessel liegen auf der Nordseite des Riesengebirges, etwas unterhalb des Hauptkammes, und werden von Felswänden gebildet, die am Großen Teiche eine Höhe von 174, am Kleinen Teiche eine solche von 197 Metern haben. Oben an den Rändern dieser Kesselwände schieben sich bei starkem Winde ungeheure Schneemassen (die vom Kamme herstammen) zusammen, und bilden dann überhängende Dächer (Schneeschilde, Schneebritten), welche schließlich durch die eigene Schwere oder durch die lösende Wirkung eines Thauwetters abbrechen und mit furchtbarem Getöse in die Tiefe stürzen. Der dadurch entstehende Schall kommt an Intensität einem Kanonenschusse gleich. Dabei wird fast stets die starke Eiskruste des die Mitte des Kessels einnehmenden Sees durchschlagen, so daß dieselbe in Schollen von mehreren Meter Länge und 80—90 Centimeter Dicke durch den Aufprall zerschmettert wird. Erst vor etwa 3 Wochen (Mitte Februar) d. J. rollte vom Kammrande des benachbarten größeren Teichkessels — in dessen Tiefe der zweite, umfangreichere See liegt — eine Lawine herab, welche den Eisspiegel des letzteren unter donnerähnlichem Getöse in Stücken schlug, so daß sich die mehrere Meter langen Schollen wie Grabsteine aufstellten und noch heute in dieser Anordnung zu sehen sind, weil dort oben (in circa 1200 Meter Höhe) noch Alles in den Banden des Frostes liegt. Das Wasser dieser Seen thaut erst um Mitte Mai auf, und besitzt auch im Hochsommer (nach meinen eigenen Messungen) nur eine Maximaltemperatur von 9—10° Reaumur. Der mächtigste Lawinensturz, der in die große Teichhöhlung hinab seit Menschengedenken stattfand, scheint der von 1843/44 gewesen zu sein. Damals wurde die gesammte Eisdecke des betreffenden Wasserbeckens total zertrümmert und einzelne Schollenstücke sogar eine halbe Wegstunde weit fortgeschleudert, was die dort in der Nähe ansässigen Baudenbewohner bekundet haben. Um die Kraft abschätzen zu können, welche die eben gemeldeten Lawinen seiner Zeit entwickelt haben, muß man sich gegenwärtig halten, daß der Kleine See eine Fläche von 10, der Große eine solche von 26 preuß. Morgen besitzt, wobei auch noch die sehr beträchtliche Stärke des Eises (nahezu 1 Meter) in Rechnung zu ziehen ist, welches durch die Schneemassen zerschlagen wurde.

Aehnliche Vorkommnisse sind auch in Betreff der beiden (resp. drei) großen Schneegrubenkessel beobachtet worden; aber da dieselben zu fern von menschlichen Behausungen liegen, so wird den dort niedergehenden Lawinen selbstverständlich nur wenig Beachtung zu Theil.

In einem sehr dankenswerthen Aufsatze (vergl. die Zeitschrift „Der Wanderer im Riesengebirge", Nr. 88 und 89, 1890) hat unlängst Dr. Paul Regell eine große Anzahl von Lawinenstürzen (die Zeit von 1773 bis zur Gegenwart umfassend) beschrieben. Auf diese Weise ist ein reiches Material zusammen-

*) Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von Prof. A. Kirchhoff in Halle IV. B. Hft 3 1889.

gekommen, um die Behauptung zu unterstützen, daß **Lawinen von ansehnlicher Kraft und Häufigkeit nicht blos in den Alpen, sondern auch in dem höchsten deutschen Mittelgebirge zu den regelmäßigen Erscheinungen gehören.** Die Aufspeicherungsstätten des Lawinenschnees liegen natürlich im Riesengebirge, wie auch in den Alpen, jenseits der Grenze des eigentlichen Waldes, in der sogenannten Knieholzregion (1400 Meter über der Ostsee), wo die Zwergkiefer (Pinus pumilio) die einzige baumartige Pflanze ist.

Auf die Fortbewegung durch Lawinenkraft ist zweifellos auch die im Jahre 1889 geschehene Ortsveränderung eines riesigen Granitblockes auf der Sohle eines Felsenkessels (oberhalb Agnetendorf im Riesengebirge) zurückzuführen. Das betreffende Felsstück (von etwa 600 Centner Gewicht) ist im vorigen Jahr von seiner früheren Lagerstätte in gerader Linie (von Südwest nach Nordost) 94 Ellen weit fortgeschoben worden. Sein früherer Lagerplatz ist durch ein eingepflanztes Bäumchen gekennzeichnet. Dieser im Volksmunde sogenannte „Wanderstein" in der Agnetendorfer Schneegrube hat natürlich zu allerlei Fabeln und Rübezahlgeschichten Anlaß gegeben, welche bei manchen Leuten die Romantik der bezüglichen Localität nicht wenig zu erhöhen geeignet sind. Für den Forscher ist aber der in Rede stehende Stein ein nicht minder interessantes Object, wie für den sensationsbedürftigen Touristen, insofern er gestattet, die enorme Gewalt der hier stattgehabten Lawinenstürze abzuschätzen. Dr. Regell hat in dem erwähnten Aufsatze einiges Nähere über die Beschaffenheit der Umgebung des „Wandersteins" mitgetheilt, was ich hiermit weiteren Kreisen zur Kenntniß bringe. Er fand, daß der Weg, den der Block zurückgelegt hat, durch Steintrümmer bezeichnet wird, die er entweder hart streifte oder theilweise zerschmetterte. Auch ein Stück von seiner eigenen Masse verlor der Block beim Fortrücken: eine Ecke von $3\frac{1}{2}$ Ellen Länge, $\frac{7}{4}$ Ellen Breite und $\frac{3}{4}$ Ellen Höhe. 57 Ellen von seinem ehemaligen Lagerplatze entfernt befindet sich ein noch mächtigeres Felsstück als er selbst ist. Von diesem Blocke, der fast 4 Ellen in der Höhe mißt, ist der Länge nach etwa der vierte Theil abgespalten und eine Strecke mit fortgeführt worden. Aus dem ganzen Befunde geht hervor, daß der wandernde Stein nicht über 4 Ellen Höhe durchschritten hat. Auch scheint er sich auf seinem Wege verschiedentlich gewendet und gedreht zu haben, da er die dort lagernden Blöcke auf einer bestimmten Linie nach rechts sowol wie nach links angestoßen hat.

Auf einen Sturz von der Höhe herab deutet kein Anzeichen; man kann also nicht annehmen, daß der fragliche Stein durch einen anderen hoch herabstürzenden von seinem Platze verdrängt worden sei. Es bleibt hiernach keine andere Annahme übrig, als daß die Kraft, welche den mächtigen Block translocirte, von einer Lawine geliefert wurde, die vom Kamme herabrollend in die Agnetendorfer Grube gelangte und dort mit furchtbarer Gewalt zu Boden kam. Der enorme Luftdruck, den eine niedergehende Schneemasse von mehreren Tausend Centnern zweifellos erzeugen muß, genügt offenbar, um die Ortsveränderung des 600 Centner schweren Wandersteins in befriedigender Weise zu erklären.

Aber damit wird zugleich auch die von Prof. Ratzel ausgesprochene Meinung widerlegt, daß es in unseren deutschen Mittelgebirgen zu keiner ansehnlichen Lawinenbildung komme. Vom Riesengebirge wenigstens gilt dieser Ausspruch sicher nicht.

Zum dreihundertjährigen Jubiläum des Mikroskopes.

Von Dr. A. Albu.

Der moderne Erfinder ist doch ein glücklicher Mensch! Ihm schützt das Patentamt seines Geistes Eigenthum und die Druckerschwärze verkündet seinen Namen urbi et orbi, wenn nicht gar die Erfindung selbst den Namen ihres Urhebers an die Stirn oder irgendwo auf den Leib geschrieben trägt. Gesteigerter Egoismus, Concurrenzkampf und der Persanencultus haben das zu Wege gebracht. In früheren Zeiten, denen die Sache stets mehr galt als die Person, ist auffallend genug der Name des Erfinders einer Neuheit den Zeitgenossen fast stets unbekannt gewesen und erst bie dankbare Nachwelt hat ihn, oft mühsam genug, ermitteln müssen. So ist es auch dem Erfinder des Mikroskopes ergangen, der mehr als zwei Jahrhunderte lang unbekannt blieb, während seine Erfindung zu immer größerer Vollkommenheit fortschritt. Die Entdeckung des Erfinders des Mikroskopes war um so schwieriger, als gleichzeitig zwei Nationen die Ehre der Erfindung für sich in Anspruch genommen und noch dazu beide Völker mehr als einem von den Ihrigen zugeschrieben haben. Um die Mitte dieses Jahrhunderts hat sich ein heftiger literarischer Streit um den Namen des wahren Erfinders erhoben, in dem Philologen und Historiker ebensoviel Scharfsinn wie Sophistik aufgewandt haben, der aber schließlich doch wenigstens zu dem erwünschten Ziele der Aufklärung geführt hat.

Die Spuren des Mikroskopes lassen sich bis ins Alterthum zurückverfolgen. Aus den Schriften des Aristophanes, Plutarch, des Plinius, Seneca u. A. kann mit Sicherheit geschlossen werden, daß die Alten im Besitze der Kunst waren, durchsichtige sowol wie undurchsichtige Steine zu schleifen und zu poliren, und diesen Steinen zuweilen die Form concaver oder convexer Linsen gaben, auch die Kunst des Glasschleifens verstanden und linsenförmig geschliffene Gläser als Brenngläser benutzten. Der Vergrößerungskraft der Linsen geschieht in den Schriften der Alten nur an einer, nicht unzweideutigen Stelle Erwähnung; im Plinius (Lib. 37 Cap. 5) heißt es nämlich u. A.: „Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat in smaragdo" und man hat diese Worte so ausgelegt, daß Nero, welcher kurzsichtig gewesen sein soll, einen wahrscheinlich hohlgeschliffenen Smaragd besaß, der in der Mitte dünn genug war, um hindurchsehen zu können. Man müßte die Alten eines Mangels an Scharfblick für die Beobachtung der Naturerscheinungen zeihen, wenn man annehmen wollte, daß diejenigen, welche linsenförmige durchsichtige Gläser anfertigten, nicht deren vergrößernde Kraft wahrgenommen haben sollten. Der Mangel einer bezüglichen Schriftstelle berechtigt nach unserer Ansicht entschieden nicht zu solcher Auffassung.

Was die Alten wußten, ist jedenfalls in der wissenschaftlichen Oede des Mittelalters wieder verloren gegangen. Durch einen britischen Mönch, Roger Baco, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, erfuhr die Optik erst einen wesentlichen Fortschritt. Es war ein Mann, der alle seine Zeitgenossen in der Kenntniß der Natur und ihrer Erscheinungen weit übertraf und das gewöhnliche Loos derer theilte, die neue Gedanken in ihrer unwissenden Umgebung zu verbreiten suchen. Baco hat ein Glas geschliffen, durch das man so merkwürdige Sachen sah, daß die Wirkung desselben allgemein der Macht des Teufels zugeschrieben wurde. Baco wurde daher der Zauberei beschuldigt und ins Gefängniß geworfen, worin er zehn Jahre schmachtete und nach manchen Angaben sogar starb. Baco war mit dem Gebrauch convexer Gläser sehr vertraut und hat sie wahrscheinlich auch zu optischen Instrumenten zusammengesetzt. Er erkannte den Grund der Vergrößerung der Gegenstände durch das Mikroskop darin, daß die Linsen es möglich machen, die Gegenstände unter einem größeren Winkel zu sehen. Baco ahnte auch die Nützlichkeit convexer Linsen für altersschwache Augen und kurz nach seinem Tode sind die Brillen in Europa in Gebrauch gekommen. Die Erfindung der Brillen ist Vielen mit Unrecht zugeschrieben worden, der Mönch Alexander de Spina hat die Kunst des Brillenmachens am Ende des 13. Jahrhunderts verstanden und sie vielfach ausgeübt, neuerdings aber neigt man sich der Ansicht zu, daß er diese Kunst einem Anderen, Salvino d'Armato, abgelernt habe, den eine Grabschrift in der Kirche Santa Maria Maggiore zu Florenz als den Erfinder der Brillen nennt. Das Brillenschleifen wurde alsbald ein Handwerk, das aller Orten geübt wurde. Es blühte besonders in dem holländischen Städtchen Middelburg auf Seeland, aus dem die beiden mächtigsten Hilfsmittel der Naturforschung, das Fernrohr und das Mikroskop, hervorgegangen sind.

Die Italiener haben Fontana, Porta und Galilei die Erfindung des zusammengesetzten Mikroskopes zugeschrieben. Porta's Ansprüche gründen sich auf keine schriftliche Mittheilung, Fontana behauptet in seinen Novae celestium terrestriumque observationes, daß er im Jahre 1618 das Mikroskop erfunden, und schon durch diese Jahreszahl ist sein Erfinderrecht als hinfällig nachweisbar, Galilei hat zweifellos im Jahre 1612 ein Mikroskop hergestellt, das er an den König Sigismund von Polen schickte, aber es war damals, wie wir sehen werden, in Holland schon längst bekannt. Dort war auch die Heimath der gleichfalls, aber mit ebenso wenig Recht dem Galilei zugeschriebenen Erfindung des Fernrohrs, das im Jahre 1608 von dem Brillenmacher Hans

Lippershey in Middelburg zuerst verfertigt worden ist. Ferner hat lange Zeit der königliche Mathematikus Drebbel in Amsterdam als Erfinder des Mikroskopes gegolten, als welcher er sich selbst mit ziemlich viel Selbstverherrlichung bezeichnete. Sein eigener Landsmann, Professor P. Harting in Utrecht, der das bisher vollständigste Werk über das Mikroskop geschrieben hat, hat die Nichtigkeit der Ansprüche Drebbel's nachgewiesen. Das Zeugniß für die wahren Erfinder des Mikroskopes findet sich in der Schrift des Leibarztes Ludwig's XV., Pierre Borel: De vero telescopii inventore, cum brevi omnium conspiciliorum historia. Accessit etiam Centuria observationum microscopiarum. Hag. Comitum 1655. Darin sind die beiden Brillenschleifer in Middelburg, Hans und Zacharias Janssen, Vater und Sohn, als die wahren Erfinder genannt, und als Zeit der Erfindung hat man das Jahr 1590 ermittelt. Wenngleich sich nicht ganz bestimmt angeben läßt, in welcher Zusammensetzung das Mikroskop aus den Händen seiner Erfinder hervorging, so dürfen wir doch mit Sicherheit annehmen, daß es aus zwei convexen Gläsern bestand. Nach einer alten Sage soll das Mikroskop zufällig erfunden worden sein, als die Kinder eines Brillenschleifers mit zwei Brillengläsern spielten und sie über oder hinter einander hielten. Dieser Sage liegt die Thatsache zu Grunde, daß die Brillenschleifer, wie sie es noch heute thun, auch damals schon ihre Gläser durch ein anderes vergrößerndes Glas zu betrachten pflegten, um sich davon zu überzeugen, ob noch Risse im Glase sind und die Oberfläche gut polirt ist. Bei diesem Vorgang müssen naturgemäß die Gläser oft genug zufällig in solcher Entfernung von einander gewesen sein, daß diese Gläser sich stärker vergrößert darstellten, als wenn sie durch ein einfaches Glas betrachtet wurden. Man muß sich danach sogar darüber wundern, daß nach Erfindung der Brille noch 300 Jahre verstreichen konnten, ehe ein Brillenschleifer zu der Erfindung des Mikroskopes kam.

Das neue Instrument hat merkwürdiger Weise, trotzdem es dem untersuchenden Auge doch eine ganz neue Welt erschloß, anfangs so wenig Aufmerksamkeit erregt, daß es Jahre lang außerhalb des Wohnortes der Erfinder kaum bekannt war. Wenn Holland stolz darauf sein darf, das Vaterland des Fernrohres und des Mikroskopes zu sein, so gebührt dagegen Italien die Ehre, die ersten Früchte für die Wissenschaft durch beide Instrumente geerntet zu haben. Während Galilei als Erster das Teleskop nach dem Himmel richtete, und das System der Jupitersmonde entdeckte, hat Francisco Stelluti 1625, ein Jahr, nachdem das Mikroskop nach Rom gelangt war, verschiedene Theile der Honigbiene damit untersucht. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfuhr das Mikroskop die ersten Verbesserungen, indem man zu den beiden Convexgläsern noch ein drittes hinzufügte, und schließlich auch planconvexe Gläser verwandte, die man selbst zu Doublets vereinigte. Die Vergrößerung der Gegenstände, welche man durch die damaligen Mikroskope erzielte, überstieg kaum das Hundertfache, und man nahm dabei noch die Ausziehung des Rohres zu Hilfe, während Schärfe und Helligkeit des Bildes sehr mangelhaft waren. Nachdem die Mikroskopverfertigung aus der Werkstätte der Brillenschleifer in die der Mechaniker übergegangen war, hat das Instrument in rascher Folge zahlreiche Veränderungen, Verbesserungen und Vervollkommnungen erfahren. Die Benutzung des durchfallenden Lichtes neben dem auffallenden, die Einführung des Beleuchtungsspiegels, welche die verticale Stellung des Mikroskopes ermöglichte, u. A. m. erleichterten den Gebrauch desselben sehr und verschafften ihm immer weitere Anwendung.

In eine neue Aera trat das Mikroskop, als es im Jahre 1824 zwei Pariser Optikern Selligue und Chevalier gelang, die beiden Hauptmängel aller bisher construirten Instrumente, die sphärische und chromatische Aberration, zu beseitigen. Durch die Abweichung, welche die Lichtstrahlen durch die kugelige Gestalt der Gläser erfuhren, sowie durch die verschiedene Brechbarkeit der farbigen Bestandtheile des weißen Lichtes wird nämlich der Schärfe der durch die Linsen erzeugten Bilder erheblich Eintrag gethan, und es war eine schwierige Aufgabe für die Optiker, Mittel zu finden, um eine Brechung des Lichtes ohne gleichzeitige Strahlen- und Farbenzerstreuung zu erzeugen. Die genannten Pariser Optiker haben die besagten Mängel durch die Vereinigung entsprechender Gläser zu einem System, und nunmehr war die Bahn für die weitere Vervollkommnung des Mikroskopes frei, die dann auch nicht auf sich warten ließ, sondern vielmehr sich sogar in staunenerregender Weise vollzog. Ohne Unterbrechung folgten sich die einzelnen Verbesserungen, und auch im Augenblick dürfen wir noch nicht daran denken, daß das Mikroskop auf dem Gipfel seine Vollendung angelangt wäre, die Leistungsfähigkeit der Mikroskope, ihre Vergrößerungskraft ist ins Unglaubliche, bis zur dreitausendfachen Vergrößerung und mehr gesteigert worden, an Schärfe und Helligkeit lassen die erzeugten Bilder kaum noch etwas zu wünschen übrig, und an Bequemlichkeit der Handhabung können die neuesten mit dem sogenannten Revolversystem versehenen Mikroskope anscheinend kaum noch übertroffen werden.

So ist das Mikroskop zu dem mächtigsten Hilfsmittel der Naturwissenschaften geworden, das dem Forscher bis in die entferntesten, verborgensten und geheimsten Schlupfwinkel der Natur hineinleuchtet, das stärkste Dickicht durchbricht und bis in die feinsten Fasern auflöst, das Unbekannte seines Zaubers entschleiert und auf die räthselhaftesten Erscheinungen, welche Natur und Leben den Menschen boten, erhellende Streiflichter geworfen hat. Der Einfluß, den das Mikroskop auf die Entwickelung der einzelnen Naturwissenschaften geübt hat, ist ein geradezu bahnbrechender gewesen. Die Zoologie und Botanik wurden auf das Studium des feineren Baues der organischen Lebewesen hingelenkt, für die Mineralogie und Geologie begann mit der Einführung des Mikroskopes eine neue Epoche, am nachhaltigsten aber hat der Gebrauch des Mikroskopes auf die Medicin eingewirkt, es schuf neue Zweige derselben wie die histologische Anatomie, die Cellularpathologie u. dgl. m., welche ihrerseits ihre günstigen Rückwirkungen auf die eigentliche Heilkunde selbst ausübten. Das Mikroskop hat vielfach dem Arzte die Wege und die Art seiner Heilversuche gewiesen. Schließlich wollen wir auch der Verwerthung des Mikroskopes in der Technik und in den verschiedensten Feinhandwerken Erwähnung thun. Haben doch geschickte Hände mit Hilfe des Mikroskopes auf kleinste Edelsteine ganze Widmungen, Adressen u. dgl. einzugraviren vermocht. Mit hohen und frohen Erwartungen dürfen wir demnach der Zukunft des Mikroskopes entgegensehen!

Bücherbesprechungen.

G. Oe. — Martin Hildebrandt, Nicht gegen den Kaiser. Zur socialen Bewegung. Berlin, Adolph Hein. 1890. 36 S. 8°. — Der Verfasser sucht in dieser Flugschrift nachzuweisen, daß die sociale Bewegung an sich nicht gegen den Kaiser, nicht gegen das Reich, nicht gegen die Monarchie, sondern allein gegen das Capital gerichtet sei; er giebt dem Staate den Rath, die Revolution selber zu machen, um der socialen Revolution zu begegnen. Die Arbeiterschutzgesetze können nach Hildebrandt's Meinung die sociale Frage nicht lösen, sie beschleunigen nur durch die übermäßige Belastung der Industrie den Zusammenbruch des heutigen Systems; die Schutzzollgesetzgebung ist lediglich eine örtliche Behandlung des socialen Uebels und ihre gänzliche Zwecklosigkeit wird bald genug dargethan sein. Die Hildebrandt'sche Formel für die „gemeinrechtliche" Cur unserer Gesellschaft lautet: Einhalt dem weiteren Verfall der Kräfte! Neues Blut in die Adern unseres absterbenden Wirthschaftskörpers! Dieser Einhalt soll gethan werden durch Aenderung unseres civilrechtlichen Gerichtsvollzugs; der Gerichtsvollzieher soll ein seßhafter Staatsbeamter werden, der Vollmacht hat, die Schuldtilgung in Raten anzuordnen, das gerichtliche Versteigerungswesen soll dahin geändert werden, daß Gebote in geschlossenen Briefumschlägen zu erfolgen haben. Die Zuführung des neuen Blutes aber soll geschehen durch die Ueberführung des vaterländischen Grundes und Bodens in den Gemeinschaftsbesitz (Gemeinthum) des gesammten Volkes. Das „Wie" erörtert der Verfasser nicht, er weist auf Dr. Stamm, Baltzer, Samter, Henry George, Michel Flürscheim u. A. hin. Seine Auseinandersetzungen schließt er mit den Worten Gamaliel's, die er einem Apostel zuschreibt: „Ist der Rath oder das Werk aus dem Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber von Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen!" Auf die Flürscheim'sche Bodenreform angewandt klingt das Wort fast blasphemisch. Die Flugschrift wirkt abstoßend durch die grenzenlose Oberflächlichkeit und durch ihre Sprache. In diesen beiden Punkten ist sie von socialdemokratischen Flugblättern nur schwer zu unterscheiden. Sie erzählt, wie Herr Bebel, von dem Schwinden der mittleren Einkommen, während die Statistik das Gegentheil beweist, sie spricht von der Staatsgewalt, die den wenigen Besitzenden Hausknechtsdienste verrichtet, von den dick angeschwollenen Schmarotzern, die dem wirthschaftlichen Organismus die Lebenskraft aussaugen u. s. w. Fürwahr, die neulich in diesen Blättern ausgesprochene Ansicht, daß die Agitation der Bodenreformer sich neuerdings kaum mehr von der socialdemokratischen unterscheide, findet durch die neueste Flugschrift aus diesem Kreise volle Bestätigung.

B. K. **Schriften für das evangelische Volk Nr. 12. William Wilberforce.** Von D. Hermann Krummacher, Consistorialrath in Stettin. Barmen, Klein. 10 ₰. — Der Verfasser behandelt das Leben des berühmten edlen Menschenfreundes Wilberforce, indem er ihn der Reihe nach darstellt als Christ, als Politiker, als Sklavenfreund, als Förderer von Wohlthätigkeitsbestrebungen und als Schriftsteller. Das Heftchen giebt eine recht ansprechend geschriebene Zusammenstellung des Wichtigsten; freilich bedauern wir, daß an manchen Stellen aus Rücksichten auf den Raum gerade dann die Darstellung abbricht, wo wir gerne mehr hörten von Erlebnissen und Eigenschaften des seltenen Mannes. Indessen Zweck dieser Veröffentlichung war der Hinweis darauf, daß die von katholischer Seite jetzt so lebhaft betriebene Anstrengung zur Beseitigung der Sklaverei zuerst von jenem protestantischen Engländer mit zähester Thatkraft und endlichem glücklichem Erfolg zu einer förmlichen Lebensaufgabe erwählt worden ist. So nimmt die Schilderung des Sklavenfreundes Wilberforce mehr als den dritten Theil des Ganzen ein. Sehr lehrreich ist für unsere Zeit eine Betrachtung des edlen, uneigennützigen und christlichen Parlamentarismus, wie ihn Wilberforce vertreten hat.

G. Oe. — **Was willst du werden?** Die Berufsarten des Mannes in Einzeldarstellungen. **Der Volksschullehrer.** Leipzig, Paul Beyer. 51 S. kl. 8°. Preis: 50 Pf. — Wenn wir den Zweck des Büchleins recht verstehen, so ist es der, diejenigen, die vor der Berufswahl ihrer Kinder stehen, über die Eigenart des Lehrerberufs aufzuklären. Diesen Zweck erfüllt es nur theilweis, es läßt einerseits einige rein praktische Fragen, die doch vor Allem eine Beantwortung erheischen, unberührt oder beschäftigt sich mit ihnen nur ganz kurz, während es andererseits Erörterungen bietet, die gänzlich außerhalb jenes Zweckes liegen. Einen Vorzug hat die Schrift: sie ist getragen von hoher Begeisterung und durchweht von einem idealen Sinne, wie er — Gott sei Dank! — noch in unserer Lehrerschaft heimisch zu sein pflegt, sie bleibt nicht an der Oberfläche haften, sondern geht in die Tiefe, sie faßt den Lehrerberuf und die Wirksamkeit des Lehrers nicht als eine Summe von Einzelpflichten und Einzelthätigkeiten auf, sondern als ein untheilbares Ganzes, sie weist immer und immer wieder darauf hin, daß der Beruf des Lehrers mehr als alle anderen den ganzen Menschen und immer den ganzen Menschen erfordert. Wie aber in diesen Zusammenhang die zum Theil nur begründeten Klagen über den Mangel einer pädagogischen Durchbildung der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten hinein gehören, ist uns unerfindlich. Der Genuß des Schriftchens wird wesentlich erschwert durch seinen Stil, der ein Musterbild jener Stilart ist, die man neuerdings mit Recht die „papierne" nennt. Eine Menge unnützer Flickwörter und Einschachtelungen erschwert das Lesen ungemein, ja beeinträchtigt an einzelnen Stellen (S. 5, 19, 24, 28 u. A.) geradezu das Verständniß. Merkwürdigerweise ist das Buch auch nicht frei von grammatischen Schnitzern, wie: um das Wohl willen; die dem Werke Beflissenen; das, wessen; innerhalb welchem; alles Rechtes gemäß; welchen Leistungen man sich versehen mag u. Ae. Solche Dinge sollten doch in einem solchen Buche nicht vorkommen. Für eine zweite Auflage ist dem Verfasser eine sorgsame Durcharbeitung anzuempfehlen.

— Ueber das Wesen der für das Deutsche Reich in Aussicht genommenen **Invaliditäts- und Altersversicherung** und die aus diesem weiteren Schritte „zur positiven Förderung des Wohles der Arbeiter" — um mit der berühmten kaiserlichen Botschaft zu reden — für die Arbeiterclasse sich ergebenden segensreichen Einwirkungen hat Amtshauptmann v. **Schlieben** in Zittau nach dem Vorgange anderer Verwaltungsbeamten, welche seiner Zeit nicht ohne Erfolg ihre Bezirkseingesessenen durch Wort und Schrift über die Grundzüge der Kranken- und Unfallversicherung aufzuklären versucht haben, im Erziehungsverein der Amtshauptmannschaft Zittau vor einigen Wochen einen Vortrag gehalten, der auf ausdrücklichen Antrag der Zuhörer zu Gunsten des Rettungshauses in Dittelsdorf vom Directorium des genannten Vereins in Druck gegeben ist. (Zittau, Richard Menzel.) Die Ausführungen des Redners bez. Verfassers haben gewiß den beabsichtigten Zweck erreicht. Dieselben sind allgemein verständlich und klar, die gewählten Beispiele über die Wirkungen des Gesetzes sind als aus dem Leben gegriffen und zweifellos dem Verständnisse der Zuhörer des Vortrages angepaßt zu bezeichnen, so daß aus denselben über das, was das neue Gesetz bezweckt, auch Derjenige im Allgemeinen sich orientiren können wird, dem es bei dem Durchlesen der einzelnen Bestimmungen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben würde.

L. **Kaufmännische Buchführung von Oskar Klemich**, Director der Handelsakademie zu Dresden. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen und 3 Wechselformularen. X und 257 Seiten. In Leinwand gebunden. Preis 2 ℳ 50 ₰. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Der von Oskar Klemich in 4. Auflage herausgegebene Katechismus, welcher einen vollständigen Lehrgang der einfachen und doppelten Buchführung in der bewährten katechetischen Darstellung enthält, kann sowol Anfängern zum Selbststudium als auch solchen jungen Kaufleuten warm empfohlen werden, die schon einen Buchhaltungscursus durchgemacht haben. Eine sehr dankenswerthe Erweiterung erfuhr die Neuauflage durch Einrichtung eines Memorials und Hauptbuches für Hausbesitzer, deren Geschäftsbücher nicht zugleich Auskunft über ihren Grundbesitz geben. Sollten aber die Landwirthe nicht auch einigen Anspruch auf Berücksichtigung haben? Sehr erfreulich ist die Ausmerzung des ganz unpassenden Ausfalls gegen den „Obersendamtsleiter" und das „Stefanisiren" der vorigen Auflage. Als Mitglied des deutschen Sprachvereins hätte der Herr Verfasser den Rothstift im § 28 mal noch weiter walten lassen und die Stammtischrede gegen „Vaterlands**vor**liebe" „eine aus Dünkel entstehende Selbstliebe" „Stolz auf nur eingebildete Dinge" und „Deutschthümelei" einfach streichen können. In der Verdeutschung der Fachausdrücke ist er wesentlich hinter der Reichsbank zurückgeblieben. Das gerügte deutsche „Soll u. Haben" ist ganz richtig: Haben ist hier ein elliptischer Infinitiv und als solcher unveränderlich.

—m— **Das alte Grünhainichen.** 2 Vorträge, gehalten im Bezirks-Gewerbevereine zu Grünhainichen von O. **Uebigau.** (1890.) 36 SS. — Das anspruchslose Schriftchen, dessen Reinertrag zum Besten des Kirchenschmucks bestimmt ist, ist ein erfreulicher Beleg dafür, was alles die Kirchenbücher erzählen können und wie wünschenswerth es daher ist, daß die Herren Pfarrer ihr Kirchenarchiv in Ordnung halten und auch ab und zu in die vergilbten Blätter einen Blick werfen. Namentlich der erste Vortrag „Allerlei aus dem alten Grünhainichen" schöpft fast ausschließlich aus den bis 1548 zurückreichenden Kirchenbüchern und giebt daraus manche kleine anziehende Notiz. Wir erfahren, daß die Einwohnerzahl im 16. Jahrh. etwa 200, die Zahl der Häuser etwa 20 betragen haben; daß — und dies ist besonders interessant — die jetzt so blühende Holzwaarenindustrie und der Handel mit Holzwaaren in ihren Anfängen schon im 16. Jahrh. nachweisbar sind, daß aber daneben auch andere Gewerbe erwähnt werden. Zu S. 6 mag nebenbei bemerkt werden, daß scabinus doch wol auch hier nichts weiter heißt als Schöffe, also die dort geäußerte Vermuthung, wonach es Verfertiger von gekrellten Salz- und Mehlkästen bedeutet, gewiß nicht richtig ist. Der erste Lehrer wird 1711 genannt. Auch über Geburt, Taufe, Trauung, Kinderzucht, Begräbniß, über Krankheiten und Kriege hören wie mancherlei. Der zweite Vortrag „Ein Gang durchs Dorf vor hundert Jahren" benutzt namentlich die Urkunde, die im Jahre 1787 im Knopfe des Schulthürmchens niedergelegt wurde; dieselbe enthält genaue Nachricht über den damaligen Schulbau und ein Verzeichniß der Begüterten und Häusler „nach der Ordnung, so wie der Gerichtshammer umgehet"; der Vortragende führt seine Zuhörer an der Hand dieser Angaben von Hof zu Hof, giebt mancherlei Personalnotizen, erzählt daneben Einiges über die Schicksale von Grünhainichen im siebenjährigen Kriege und über den schon erwähnten Schulbau.

— **Fahrinstruction für große und kleine Ställe und zum Gebrauch für jeden Fahrer.** Von Schlaberg, Königl. Sächsischem Oberstlieutenant. Mit 44 Original-Illustrationen von Richard Blumenau. Lexikon-Format. Preis 4 ℳ, eleg. gebunden 5 ℳ. — Im Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg erschien in bester Ausstattung und zu verhältnißmäßig sehr billigem Preise „Die Fahrinstruction von Oberstlieutenant Schlaberg", dem Autor des berühmten Buches „Die Dame als Reiterin". Der Hr. Verfasser, in Sportkreisen rühmlichst bekannt und als Hippolog einen wohlverdienten guten Ruf genießend, legt in vorliegendem Werke wieder Zeugniß davon ab, welche reichen Erfahrungen ihm auf dem Felde der Pferdekunde, speciell auf dem Fahrgebiete zu Gebote stehen. In 55 Abschnitten lehrt der Hr. Verfasser in gründlichster und umfassender Weise, was Jedem, der richtig zu fahren beabsichtigt, correcte Construction der Geschirre, Wagen, Schlitten, sowie zweckmäßige Behandlung und Dressur der Equipagenpferde kennen lernen will, zu wissen nothwendig ist. 44 ausgezeichnete Abbildungen tragen zum Verständniß des Textes ungemein bei. Allen Freunden des Fahrsports kann das bedeutsame Werk angelegentlich zur Anschaffung empfohlen werden. Professor Dr. **Zürn.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 32. Sonnabend, den 15. März. 1890.

Reiseskizzen aus Italien 1888.

Von A. Osterloh.

III. Zu Pferd auf den Vesuv.

Ein paar Tage später waren wir denn auch wirklich wieder in Pompeji mit dem Nachmittagszuge von Neapel her eingetroffen. Das Wetter sah allerdings auch jetzt noch gar nicht verheißungsvoll aus; ja, es hatte sogar den ganzen Vormittag ununterbrochen geregnet; aber wir bauten auf seine Unbeständigkeit; — auch war es der letzte Tag, den wir überhaupt zu dem Ausflug benutzen konnten, und der unheimliche Gesell, der gerade wieder besonders dicke, graue Rauchwolken von sich stieß und die Nacht mit wahrhaft glänzendem Feuerschein erhellte, hatte es uns nun einmal angethan. Als wir, einen Kamm und ein Stück Seife als einziges Reisegepäck in der Tasche, vor der Pforte des Sonnengasthofes anlangten, fanden wir Alles, wie wir es verlassen. Die ganze Wirthsfamilie saß im süßen far niente im Garten herum. Maria lehnte am Hofthor und blickte auf die regenfeuchte Landstraße, und wenn sie sich genug umgesehen und ausgeruht, lief sie nach dem steinernen Tisch, auf dem eine Riesenflasche mit Wein stand und füllte denselben in kleinere Flaschen zum Pranzo um, immer nur zwei oder drei auf einmal; dann ruhte sie wieder aus. Jeder Gast erhält nämlich, sowol zum Frühstück, wie zum Mittagessen, eine ganze Literflasche Wein, Alles in den fünf Francs inbegriffen. Die Damen des Hauses sind in gewählterer Toilette, denn es ist Ostersonntag, einer der größten Festtage in Italien; und die hübsche Sara hatte sogar nicht ein einziges Loch und nicht einen einzigen Fleck in ihrem dunkelblauen Wollkleide.

Der zersprungene Cylinder spießt noch immer am Rosenbusch, und unter der Mädchenbüste liegen wieder ein paar geköpfte Gläser. Wahrscheinlich hat sie der Pfau zerbrochen. Mit seinem langen Schweife fegt er manchmal ein halbes Dutzend Gläser auf einmal herunter, aber Signor Erra liebt den bunten Vogel und verzeiht ihm diese Schwäche. Der abscheuliche Pfau! Als erster Gruß tönt uns sein Geschrei entgegen. Unaufhörlich den ganzen Abend schreit er, und der umwölkte Himmel scheint seine Prophezeiung zu bestätigen.

Unsere archäologischen Bekannten sind gerade abwesend. Das amerikanische Ehepaar ist aber noch da, das, seit neun Jahren auf Reisen, schon drei volle Monate in Pompeji wohnt und tagtäglich Huhn und Rinderbraten ißt. Zur Abwechslung kommt den einen Tag das Huhn zum Frühstück und der Rinderbraten zum Mittagessen; und den andern Tag das Huhn zum Mittagessen und der Rinderbraten zum Frühstück. Die Leute halten sich nicht etwa Studien halber hier auf, sondern warten nur auf ihre Koffer, die ihnen aus Griechenland nachgeschickt werden sollen, die man aber, wegen eines großen Diebstahls im Museum zu Athen, nicht uneröffnet fort lassen will. Dort ist auch der alte, grauhaarige amerikanische „Doctor", er ist zu längerem Aufenthalte hier, und das große Velociped, das neben dem Eingang der Speisehalle lehnt und so garnicht zur übrigen Scenerie paßt, gehört ihm. Die beiden „wollenen" Maler sitzen noch eben so unzugänglich und stumm an der Tafel; und das junge Mädchen aus der Havanna, das als Reconvalescentin zur Luftveränderung in dieses primitivste aller Hôtels geschickt worden ist, sieht noch eben so blaß aus, wie damals. Dazu sind verschiedene Passanten gekommen. Den beiden jungen Engländern am Ende der Tafel sind wir schon wiederholt begegnet; es ist mindestens das dritte Mal, daß wir an derselben table d' hote mit ihnen sitzen. In dem feinern Hôtel auf Capri hatten wir einander schweigend betrachtet, hier ist die Bekanntschaft sofort gemacht; man erzählt sich gegenseitig die bisherigen Erlebnisse und spricht von den Plänen für die nächsten Tage.

Alle der Gegend Kundigen beglückwünschen uns zu der günstigen Zeit, die wir für die Besteigung gewählt. Der Vesuv ist sehr thätig. Vor zwei Tagen hat eine größere Eruption nach Pompeji zu stattgefunden, und die glühende Lava fließt jetzt nur wenige Minuten von dem Wege, den wir einzuschlagen haben, entfernt. Manchmal muß man stundenweit darnach gehen oder bekommt überhaupt keine zu sehen. Wenn nur die Pfaue nicht so schrien!

Um 7 Uhr wollen wir aufbrechen. Der Padrone kennt unsere Wünsche und hat versprochen, daß Führer und Pferde bereit sein würden. Unser erfahrner, kunsthistorischer Freund und der vielgereiste Amerikaner haben uns allerdings übereinstimmend versichert, daß, zu welcher Zeit auch immer der Ausbruch bestellt werde, — seit Menschengedenken noch nie Jemand vor halb 9 Uhr fortgekommen sei.

Und sie hatten ja so Recht! Von 7 Uhr an standen wir wartend am Hofthor, und ½9 Uhr erschien endlich das erste Pferd, ein hoher Brauner, über und über mit Koth bedeckt. Er war erst während der Nacht von einer Vesuvbesteigung zurückgekehrt und hatte dieselbe gestern zweimal machen müssen. Man merkte es dem armen Thiere auch an; es hatte Mühe fortzukommen.

Kein aufmunterndes Wort, keine anspornende Fußbewegung half, und nur als der Führer schließlich auf den genialen Gedanken kam, dem hungernden Thiere in der Entfernung eine freßbare Pflanze vorzuhalten, raffte es sich zu einem kleinen Trab auf. Die Anderen — doch ich greife vor: wir hatten nämlich Reisegenossen gefunden. Beim Kaffeetrinken begrüßte mich ein junger, französischer Abbé.

„Wie ich höre," sagte er, „haben Sie dieselbe Partie vor, wie mein Begleiter und ich. Wenn Sie nichts dagegen haben, würden wir uns Ihnen gern anschließen. Es ist doch angenehmer, die Tour in größerer Gesellschaft zu machen; schon um den am Fuße des Aschenkegels hausenden Vesuvführern, die mit größter Zudringlichkeit die arglosen Reisenden überfallen, wirksamer entgegentreten zu können."

Wir hatten nichts einzuwenden. Auch wir hatten von den Unannehmlichkeiten gehört, welche jene Männer, die den Vesuv gepachtet zu haben glauben, den Touristen bereiten; und der Abbé schien ein feiner, angenehmer Mann zu sein. Sein Begleiter freilich war weniger einnehmend. Ein alter Franzose mit einem Hemd, dessen Farbe uns sofort an die berühmte Geschichte jener spanischen Prinzessin, Tochter Philipp's des Zweiten, erinnerte, welche geschworen hatte, ihre Leibwäsche nicht eher zu wechseln, bis das von ihrem Gatten belagerte Ostende gefallen sein würde. Dies hat dann mehrere Jahre gedauert; und am Schlusse hatte die Wäsche der heldenmüthigen Dame jene Farbe angenommen, die man zur Erinnerung an das seltsame Gelübde für alle Zeiten nach dem Vornamen der Prinzessin Isabellenfarbe getauft hat. Es wäre ja naheliegend, anzunehmen, daß der Franzose ein ähnliches Gelübde — etwa für Elsaß-Lothringen — gethan hätte; ich glaube es aber

nicht; ich fürchte vielmehr, daß er an angeborener Wasserscheu litt, denn sein ganzes übriges Extérieur entsprach der Chemisette. Wer der Mann eigentlich war, haben wir aicht erfahren. Wir vermutheten aber in ihm einen pensionirten Sopransänger der päpstlichen Kapelle, denn er sprach mit einer schier unglaublichen Fistelstimme, die immer höher und pipsender wurde, je mehr er in Erregung kam. Und er war sehr erregt, der gute, alte Mann. Sollte er doch zum ersten Mal in seinem Leben ein Pferd besteigen. Es gruselte ihm beim bloßen Gedanken; und wieder und wieder versicherte er, er sei zu alt, pour apprendre l'équitation. Sein einziger Trast war, daß er in mir beinahe eine Leidensgefährtin fand. Ich sage beinahe, denn genau genommen, war ich schon einmal in meinem Leben geritten, bei Gelegenheit einer Basteipartie nämlich, wo mein Vater für uns fünf Kinder einen Berggaul gemiethet hatte, den wir auf dem anderthalbstündigen Wege abwechselnd benutzten. Es läßt sich alsa berechnen, wie groß meine Vorkenntnisse in der Reitkunst waren, um so mehr, als auch dieser einzige Versuch schon sehr viele Jahre hinter mir lag.

Ehe wir aufbrachen, schlaß sich uns noch eine Person an, ein Landsmann in Ladenjacke, der unseren heimischen Dialekt mit ausgeprägter Vorzüglichkeit handhabte. ¾9 Uhr endlich waren sämmtliche Pferde zur Stelle. Der Abbé bestieg einen ganz niedrigen, kleinen Schimmel, der aber, wie sich dann herausstellte, trotz seiner Winzigkeit weit kräftiger und munterer als die großen Pferde der anderen Herren war. Er hieß Caporal und trabte immer vergnüglich voran, sa daß die langen Schöße der geistlichen Soutane, die fast bis zur Erde herabhingen, lustig im Winde flatterten. Dann kam ich. Bistecca hieß mein Brauner, ebensa klein und ebensa muthig wie Caporal, dabei von sehr geselligem Temperament: er mußte immer möglichst dicht neben Jemand hergehen. Einmal schmiegte er sich eng an Caporal, ein andermal drängte er sich zwischen zwei andere Pferde durch und drückte mich innig an die daraufsitzenden Reiter.

Der Himmel ist bedeckt, die Luft angenehm, der Besuv noch in Nebel gehüllt, aber in den zwei bis drei Stunden, die wir gebrauchen, um an den Fuß des Aschenkegels zu gelangen, kann sich das Wetter noch ganz aufklären.

„A! a!“ rufen die Führer, um die Pferde anzutreiben; und die sonderbare Karawane, der Abbé an der Spitze, setzt sich in Bewegung, immer gerade aus auf glatter Chaussée. Plötzlich — wir waren noch nicht weit geritten — lenkt Caporal nach rechts ab.

„Mossiou l'abbé! — a sinistra — pas ici — venez — a sinistra!“ ruft der Führer in steigender Verzweiflung. Umsonst! Hört es der Abbé nicht oder vermag er, des Reitens ungewohnt, sein Roß nicht sc schnell zu lenken: er kehrt nicht um; immer weiter rechts, den Gebäuden zu, die sich an die Mauern des alten Pompeji anschließen; immer weiter, bis das Pferd von selbst hält und das Räthsel sich löst: Caporal war nach seinem Stalle getrabt. Den Bemühungen des Reiters und den Zurufen des Führers glückt es endlich, den Verirrten auf den rechten Pfad zurückzuführen, und die Kaaalkade setzt sich wieder in Bewegung, vermehrt durch ein paar kleine Jungen, die dann oden während der Besteigung bei den Pferden zurückbleiben und die jetzt mitlaufen, indem sie sich an die Schwänze der armen Thiere anklammern.

Zwischen hohen Gartenmauern, durch kleine Dörfer, an Lupinen- und Artischockenfeldern vordei, führt der Weg langsam aufsteigend vorwärts. Meist gehen die müden Gäule im Schritt. Dann und wann von den Jungen angestachelt, lassen sie sich zu einem kurzen Trab ermuntern. Der Sachse fühlt sich nicht sehr sicher auf seinem Roß; er hat nicht übel Lust abzusteigen und meint, „das riddle Einen ja den gansen Unterleib zusamm“. Der alte Franzose, le père nennt ihn der Führer — ich hoffe aber, er hat uns nicht wirklich im Verdacht eines falchen Vaters —, schaut, immer als Letzter reitend, voll Bewunderung auf seinen kühnen Freund.

„Regardez monsieur l'abbé,“ ruft er uns einmal übers andere in den höchsten Tönen zu, „regardez! quelle ardeur! quelle intrépidité!“

In Trecase wird Halt gemacht. Dieses Dorf ist die letzte bewahnte Stätte dicht zu Füßen des Besuvs und im Laufe der Zeit schon dreimal verschüttet worden. Bei der letzten Katastrophe in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sind nur drei Häuser stehen geblieden; daher der Name. Mitten im Dorf, gerade unterhalb der Fahrstraße, liegt noch die erstarrte Lava des letzten Ausbruchs, aber ringsum sind fruchtbare Felder und graße Weinanpflanzungen. Der Wein soll ganz besonders gut auf diesem vulkanischen Boden gedeihen; und der Lacrimae Christi, der dort seine Heimath hat, ist weithin berühmt. Sie mögen wal in recht verschiedener Güte vorhanden sein, diese Lacrimae, denn das Getränk, welches uns im Gasthaus unter diesem Namen verabreicht wird, ist ein außerordentlich wässeriger Landwein, der nur das eine Gute hat, daß er den Durst stillt, ohne den Kopf im Mindesten einzunehmen.

Sobald wir Trecase verlassen haden, beginnt die Steigung. Die Gegend wird öde und steinig. Da und dort siehst du graubraun und düster ein Lavafeld, dazwischen weite Flächen mit Asche bedeckt. Der Weg wird schmäler. Mit Mühe kommen die Pferde in der weichen, hahen Asche varwärts. Die Vegetation hat ganz aufgehört; Alles grau und braun, starr und todt, der Himmel grau und der Gipfel des Besuvs in dicken Nebel gehüllt.

Da! — ist das auch Nebel? Ist es Rauch? Ist es Dampf? Ganz nah — etwas Eigenthümliches, Niegesehenes, eine rauchende Straße; es ist die neue Lava, dicht vor uns.

Wir steigen ab. Ueber große, spitzige Lavablöcke klettern wir in die Höhe; zwei, drei Minuten kaum, da ist er: der große, mächtige Lavastrom. Ungefähr fünf Meter breit kommt er herab, nicht eine flüssige Masse, die langsam fortrinnt, nein, compacte Blöcke, wie riesige ungefähr zwei bis drei Meter hahe Plattstähle, einer neben dem andern; an der Oberfläche von der Luft abgekühlt und grau geworden, aber die rothe Gluth schimmert durch, und es raucht und dampft und verbreitet eine unerträgliche Hitze. Plötzlich löst sich am äußersten Ende ein Stück los, das oberste Stück. Wie eine ungeheure Riesenkohle fällt es langsam und lautlos herab. Du siehst einen Augenblick ins Innere der Masse, roth, glühend, wie ein gigantisches Kaminfeuer. Jetzt fällt das nächste Stück nach, über das vorhergehende weg, langsam, wie bedächtig, dann wieder ein Stück, immer eines über das andere. Und sa wälzt sich der Strom fort, langsam, aber unaufhaltsam; und wo er seinen verderbenbringenden Lauf hinwendet, giebt es keine Schonung. Das Gras verbrennt, und die blühenden Felder werden verwüstet. Du kannst ihm entfliehen, Mensch, denn du hast flinkere Füße; wehe aber deinem Haus, wenn es auf seiner Straße steht; zugedeckt wird es von der feurigen Masse, alles Brennbare ein Raub der Flammen, und die kahlen Mauern sinken marsch in sich zusammen.

Um uns herum hat sich inzwischen eine ganze Anzahl Führer versammelt. Hilfsbereit streckt der eine oder der andre seinen Strick hin, um mir oder dem alten père beim Heraufklettern behilflich zu sein; dann wollen sie uns ein Ei in der glühenden Lava kochen oder ein Geldstück in dieselbe eindrücken. Wir aber weisen alle freundlichen Anerbieten mit stummem Kopfschütteln ab; wissen wir dach, daß wir den Strick mit Gold aufwiegen müssen, wenn wir ihn, unvorsichtigen Griffes, einmal berührt haben, ahne vorher aufs Genauste zu accordiren und aufs Unbarmherzigste zu handeln.

Auf wenige Minuten besteigen wir noch unsre Pferde, dann beginnt die Fußwanderung. Der Abbé macht Bergtoilette; das heißt, er umwickelt seine ausgeschnittenen Schuhe mit derben Leinwandlappen und steckt seine priesterliche Soutane in die Höhe.

Wir befinden uns jetzt am Fuße des eigentlichen Aschenkegels. Steil und grau steigt er vor uns auf. Der Gipfel ist noch immer unsichtbar; und Nebel decken die Landschaft, die farblos in der Ferne verschwimmt. Am Himmel hängen graue Wolken. Hohe, braune Lavablöcke thürmen sich zu beiden Seiten des Weges. Alles düster und öde; nichts Lebendes, außer unsrer fröhlichen Karawane selbst und einem Rudel Führer, das uns bis hierher gefolgt ist. Die Luft ist kühl und frisch; und fast bereuen wir, unsre Mäntel nicht mitgenommen zu haben. Sei unbesorgt! Wenige Minuten noch und der Schweiß perlt dir von der Stirn. Der erste Theil des Anstiegs ist außerordentlich beschwerlich und ermüdend. Ungefähr zwanzig Minuten steigst du in loser Asche steil in die Höhe. Die Füße versinken in dem lockeren Boden, und bei jedem Schritt rutschest du um die Hälfte wieder zurück. Ein Besuvführer — cheval de renfort nennt ihn der Abbé, aiuto ist der technische Ausdruck, — geht schweigend neben uns her, um uns im Augenblick der Noth den helfenden Strick zu reichen. Ader sei muthig! Wenige Minuten noch, und es ist überstanden. Auf der Hälfte des Weges kehrt er um; er sieht, es ist kein Geschäft zu machen. Sabald er außer Sehweite ist, bietet uns unser eigner Führer aufs Freundlichste seine Hilfe an; solange der andre in der Nähe war, hat er es nicht gewagt; die Rotte der aiuti, deren Privilegium dieser abscheuliche Aschenweg, den sie selbst, wie man sagt, in möglichst unpassirbarem Zustande erhalten, ist, hätte ihn dafür bei passender Gelegenheit tadtgeschlagen.

Endlich ist der schrecklichste Theil des Anstiegs hinter uns. Wir gehen jetzt auf der Lava, auf scharfen, spitzkantigen Steinen. Nimm dich in Acht, daß du nicht fällst; du ritzest und schneidest

dich unbarmherzig. Der lose Lodenstoff meines Kleides bleibt oft an den spitzen Rändern hängen. Immerhin geht es sich hier leicht. Wir fühlen uns ordentlich erlöst, weil wir wieder festen Boden unter den Füßen haben.

Nahe an dreiviertel Stunden müssen wir noch steigen. Die Herren bedauern lebhaft, daß wir keine Aussicht haben werden. Ich bin dem nebligen Wetter von Herzen dankbar. Wie glühend muß bei klarem Wetter die Sonne auf diese steilen, steinigen Wege brennen! Dann und wann treffen wir kleine, spaltenförmige Krater an, aus denen ein schwefliger Dampf aufsteigt. An zwei oder drei Stellen sind auf primitive Art Schutzhütten aus Lavablöcken hergestellt, nischenartige Schlupfwinkel, in denen man sich, vor Zug geschützt, einen Augenblick verschnaufen kann.

„Noch fünf Minuten!" sagt der Führer, halten Sie sich jetzt Alle dicht an mich." Der Weg macht eine Biegung; wir sind am Ziel. Eine weite Fläche breitet sich vor uns aus, der Boden bedeckt mit schwefelgelbem Niederschlag; und überall aus Spalten und Löchern raucht es, dampft es, qualmt es. Dabei liegt der Nebel noch so dicht im Umkreise, daß man kaum ein paar Schritt weit sehen kann. Die Luft ist intensiv mit Schwefeldämpfen durchtränkt; nur mit Mühe können wir athmen. Sind wir in der Hexenküche? Sind wir in die Scenerie einer Zauberoper gerathen, wo die ganze Bühne in Dampf gehüllt ist und im nächsten Augenblick die Flammen züngelnd emporschlagen werden? Nein, nichts von Theater und Schein, — es ist Wirklichkeit, mächtige, großartige Wirklichkeit.

Wir befinden uns auf dem alten Krater. Mitten aus demselben erhebt sich, vielleicht noch drei Minuten zu steigen, der neue Krater. Die Formation da oben wechselt beständig. An ruhigen Tagen steigt man ohne Bedenken hinauf und blickt vom Kraterrande hinab in die qualmende Oeffnung, vermuthlich ohne viel mehr, als eben jenen Qualm zu sehen. Aber heute ist es zu gewagt. Hörst du, wie der gewaltige Riese arbeitet? Es rollt und dröhnt. Eine dicke Rauchwolke steigt empor. Plötzlich knattert es wie Gewehrsalven, und ein ganzes Bouquet Steine fliegt in die Luft. Sie fallen nach der uns entgegengesetzten Seite herab. Dann zwei bis drei Minuten Ruhe; ein dumpfes Rollen nur bleibt hörbar; plötzlich wieder ein Knall, wieder eine Steinrakete. Es ist unheimlich. Der Boden rings umher raucht und dampft; dazu dieses unaufhörliche Grollen und Dröhnen.

„Un verre de vin sur le Vésuve, valete?" Richtig, da sind wieder zwei Vesuvführer mit Flaschen und Gläsern; lacrimae Christi sollen wir trinken. Nein, mein Bester, wir können nicht trinken; kaum, daß wir ordentlich zu athmen vermögen, so scharf beizt der Schwefel unsere Lunge.

Der Abbé möchte aber doch gern die ganze Partie programmmäßig zu Ende führen und will trotz alledem und alledem auf den Krater steigen und hineingucken. Aber Niemand von uns hat Lust, ihn zu begleiten. Haben wir doch eben erst beobachtet, wie zwei ortskundige Leute, die den Anstieg unternommen, schleunigst Kehrt gemacht haben und eilenden Laufes herabgesprungen sind. Auch der Führer weigert sich; es sei zu gefährlich heute, um so mehr, als man des Nebels wegen nicht genau unterscheiden könne, nach welcher Seite die Steine fallen.

Die nächste Minute schon giebt ihm Recht. Wieder fliegt mit donnerähnlichem Getöse eine Ladung Steine in die Luft, und diesmal fallen sie kaum zehn Schritte von uns entfernt zur Erde. Es ist wie in einer Schlacht.

„Eine Kugel kommt geflogen;
Gilt sie mir oder gilt sie dir?" —

und solch' einen glühenden Stein auf den Kopf zu bekommen, ist wahrlich kein Spaß. Gehen wir! Wir haben genug gesehen. Gehen wir. Jetzt erst wenden wir unsere Blicke wieder nach der Richtung, von der wir gekommen. Welche Ueberraschung! Der dichte Nebelschleier ist zerrissen; hier und da taucht in wunderbarster Beleuchtung ein Stück Landschaft vor uns auf; zur Rechten das Meer, der tiefblaue Golf von Neapel mit seinen silberschimmernden Inseln und Inselchen; im weiten Halbbogen ihn umgrenzend, Villa an Villa, schneeweiß, von dunklem Orangenlaub umschattet, Castellamare und Sorrento; zur Linken sieht man weit ins flache Land hinein; die regennassen Wiesen, von der eben durchbrechenden Sonne beleuchtet, glänzen im feuchten Goldgrün.

Nur wenige Minuten folgen wir dem Pfade, der uns heraufgeführt; dann geht es in großen Sätzen über die lockere Asche hin, steil den Kegel hinab. Der Führer reicht mir galant den Arm und singt Funiculi, funicula, das neapolitanische Lied von der Drahtseilbahn; und so springen wir selbander hinunter. Ruhig zu gehen wäre zu ermüdend, denn sobald die Füße einmal ermatten, versinken wir fast bis an die Knie und können nur mit Mühe das Bein wieder aus der losen Asche vorziehen. Schnell! schnell! und die Schritte so groß wie möglich; in kaum zehn Minuten sind wir unten. Jetzt zuerst die Schuhe ausgezogen und die Asche herausgeschüttet, die in reichlicher Menge eingedrungen uns das Gehen zuletzt recht erschwerte. Dann stärken wir uns durch einen kleinen Imbiß. Signor Erra hat Brod, Rinderbraten und Hühnchen eingepackt, und Wein haben wir aus Trecase mitgenommen.

Die Pferde haben inzwischen etwas ausgeruht, und der „alte Vater" beschwert sich, daß das seinige zu muthig geworden sei; auch der Sattel sitze nicht gut. Der kleine Junge läuft nebenher und führt den Braunen am Zügel. Eine Viertelstunde sind wir ungefähr bergab geritten; es ist nicht gerade angenehm auf den holperigen, steilen Wegen; aber die Pferde gehen ganz sicher; sie sind besser daran gewöhnt wie wir. Le père ist in beständigen Aengsten und ist ein wenig zurückgeblieben.

„Ah! ah! arrètez!" tönt es uns plötzlich in den höchsten Fisteltönen nach, „mon petit bonhomme m'a abandonné; je ne monte plus, je descends, monsieur l'abbé, je descends!"

Der kleine Führer hatte sich auf einen Augenblick entfernt, und der unglückliche Mann, von Furcht gepeinigt, bestand darauf, abzusteigen und lief nun schwitzend hinterher.

Man machte einen kleinen Pferdetausch, und der Führer nahm Besitz von dem bockenden Braunen. Seinen müden Beinen kam die Aengstlichkeit des Alten sehr gelegen. Um dem Letzteren jede Lust zu benehmen, wieder zu reiten, reizte er das Pferd zu allen möglichen bedenklichen Caprialen und Sprüngen an, die sich höchst halsbrecherisch ansahen. Er erreichte seinen Zweck vollkommen. Der Alte war starr vor Entsetzen und keuchte an der Seite eines Pferdejungen, den wir ihm als Wegweiser zugetheilt, unserem Zuge nach. In Trecase sollten wir die Nachzügler erwarten, und der Abbé wollte dort ein Wägelchen aufzutreiben suchen und mit seinem Begleiter nach Pompeji zurückfahren. Es war inzwischen sehr heiß geworden und wir bedauerten die Gesellschaft, die uns, im Begriff den Anstieg zu beginnen, eben entgegenkam. Jetzt sind wir wieder auf ebener Landstraße. Von Zeit zu Zeit wird ein kleiner Trab riskirt. Plötzlich macht mein Pferd eine eigenthümliche Bewegung, es knickt mit den Vorderbeinen; — will es mich abwerfen? will es durchgehen? bockt es? Gänzlich des Reitens unkundig, habe ich keine Ahnung, was vor sich geht. Ehe ich noch ein Wort sage, ehe ich noch recht zum Bewußtsein dessen, was geschieht, komme — das Werk eines Augenblickes —, liegt mein Roß am Boden und ich, mit kühnem Schwunge über dasselbe weggeschleudert, liege daneben. — Ein Stein war dem Thier ins Hufeisen gekommen; und es war gestolpert. Im Nu waren alle Reiter helfend und theilnehmend um mich versammelt; auch der Abbé, der auf seinem Caporal wieder ein ganzes Stück voraus war, eilte herbei. Ich konnte die beruhigendsten Versicherungen geben. Der Sturz war ganz glücklich abgelaufen. Ich hatte nicht die geringste Verletzung davon getragen; nur mein Hut war vom Kopf gefallen, und mein schwarzes Kleid war noch um eine Schattirung grauer geworden, als es ohnehin schon aussah. Wir setzten uns wieder in Trab und langten ohne weitere Zwischenfälle um 3 Uhr in Pompeji an, sehr schmutzig, sehr staubig, von sehr fragwürdiger Erscheinung; aber mit dem Bewußtsein, eine überaus interessante Partie gemacht zu haben und um eine schöne Erinnerung reicher zu sein.

Bücherbesprechungen.

B. K. Offener Brief an die römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe im Deutschen Reiche. Eine evangelische Antwort auf den Fuldaer Hirtenbrief. — Wir können nicht unterlassen, auf das Erscheinen dieses Flugblattes hinzuweisen, das die Unterschrift „der Vorstand des evangelischen Bundes" trägt und in dessen Fassung wir die geschickte Feder des Professors Beyschlag in Halle erkennen zu dürfen glauben. Das Blatt giebt eine theologische Zurückweisung der Behauptungen, welche jener Hirtenbrief enthält, mit großem Scharfsinn und in sehr gemäßigter Sprache. Treffend ist in Spalte 10 das, was jenen geistlichen Erlaß kennzeichnet, mit den Worten dargestellt: Der Hirtenbrief ist mit großer Kunst des Schweigens verfaßt. Alles, was dem evangelischen Bewußtsein von jeher das Anstößigste war in der katholischen Lehre, ist bekanntlich dort verhüllt, beschönigt oder gar

unterdrückt. Mit dieser Darstellung vergleicht der Verfasser die thatsächliche Erscheinung des katholischen Glaubens nnd Lebens und die Bischöfe bekommen dabei böse Dinge zu hören, z. B. daß bis 1878 in Bayern alljährlich eine Million in guter Meinung gestifteter und auch bereits bezahlter Messen einfach nicht gelesen worden sind. Der rein theologische Widerstreit indessen ist der alte, wie er seit der Reformation bestanden hat und vermuthlich noch lange bestehen wird: auf der einen Seite die heilige Schrift, nur durch sich selbst ausgelegt, auf der andern die von Rom aus bestimmte Auslegung der biblischen Wahrheit. So stehen sich die beiden Kirchen gegenüber und auf die große Menge unseres Volkes, die für theologische Streitigkeiten eine verschwindend geringe Theilnahme zeigt, wird nur das Eindruck machen, was jede aon beiden an christlichen Liebeswerken und beglückenden Neuschöpfungen leisten wird. Wenn sich der evangelische Bund diese Thatsache recht deutlich vorhält und Großes leistet in Maßregeln zur Stärkung des evangelischen Bewußtseins aon innen heraus und zur reichen Bethätigung desselben, dann wird er eine große Bedeutung gewinnen.

R. P. Stammbaum der Philosophie. Tabellarisch schematischer Grundriß der Geschichte der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart von Dr. Fritz Schultz. Jena, Fr. Mauke's Verlag, 1890. — Der Zweck des Verfassers, in Gestalt von Tafeln und Schemata eine Uebersicht von dem Entwickelungsgange der Philosophie, von dem Zusammenhange der philosophischen Systeme unter einander und aan den Grundgedanken dieser letzteren zu geben, welche, indem sie sich als Ergänzung jeder anderen Geschichte der Philosophie darstellt, „dem Studirenden als Vademecum und bündiges Collegienheft, dem Docenten als eine Unterlage für das Repetitorium, dem Candidaten als Hilfsmittel bei der Vorbereitung auf die Prüfung, dem Liebhaber der Philosophie als Werkzeug zur schnellen Orientirung“ dienen kann, ist durch dieses eine ungewöhnliche Vertrautheit mit dem ungeheuren hier vorliegenden Stoff voraussetzende Werk in vollem Maße erreicht. Der Umfang der Kenntnisse eines Einzelnen, wäre er noch so riesenhaft, war hierzu freilich nicht ausreichend. Auch hat der Verfasser freimüthig seine Anlehnung an bedeutende Vorgänger bekannt. Durchweg aber zeigt sich dabei, gestützt auf das eigene umfassende Wissen, Selbständigkeit, Freiheit und Schärfe des Urtheils. Mehr als 1300 philosophische Schriftsteller haben in seinem in 14 Tabellen zerfallenden Stammbaume ihre Charakteristik aber doch ihre charakteristische Stellung und Anordnung gefunden. Die drei ersten dieser Tabellen sind der Entwickelung der griechischen Philosophie, die vierte und fünfte der der christlichen Weltanschauung gewidmet. Die sechste und siebente veranschaulichen die Entwickelung der kirchlichen Philosophie des Mittelalters, die achte die der Philosophie der Renaissance und Reformation. Die neunte behandelt die Entstehung des Empirismus und der Aufklärung in England, die zehnte die des Rationalismus und der Aufklärung in Frankreich, die elfte die der Aufklärung in Deutschland. Die zwölfte Tabelle bietet ein sehr ausgeführtes Bild von der Entwickelung der kritischen Philosophie Kant's. Die dreizehnte umfaßt den Entwickelungsgang des Idealismus und seiner philasophischen Systeme in Deutschland. Die vierzehnte endlich eine Skizzirung der gleichzeitigen psychologischen und realistischen Philosophie; sowie, als Anhang, eine Zusammenstellung der verschiedenen philosophischen Richtungen der Gegenwart. Die letzte ist etwas stiefmütterlich ausgefallen. So sehr man die den Verfasser hierzu bestimmenden Gründe, sowie überhaupt die Grenzen zu achten hat, die er berechtigt war, sich bei der Ausführung seiner großen Aufgabe zu stellen, fa sei es doch hier als Wunsch ausgesprochen, daß es ihm bei einer zweiten Auflage seines Werkes gefallen möchte, auch diesem Theile die Ausführlichkeit, die er im Uebrigen beobachtet hat, zu geben.

Ltz. Bernhard Förster, Eine Schrift zum Andenken und zur Rechtfertigung. Herausgegeben von deutschen Freunden. Leipzig 1889, Th. Fritsch. Preis 50 ₰. — Das vorliegende Heftchen enthält mehrere warme Nachrufe seiten der Calonisten an den Gründer und Leiter der Colonie Nuova Germania in Paraguay, den Dr. Bernhard Förster, welcher im besten Mannesalter in San Bernhardino plötzlich infolge eines Nervenschlages verschied; ein besonderer Abschnitt macht mit dem Lebensgange dieses thatkräftigen, unternehmenden Mannes bekannt, der, als entschiedener Antisemit einerseits aiel geehrt, andererseits aiel gehaßt und aerfolgt, sich den Wahlspruch setzte: „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten“. Andere Abschnitte schildern das Leben innerhalb der Colonie an einem Sonntage und weisen die Angriffe zurück, die in der nuch von uns früher besprochenen Klingbeil'schen Broschüre gemacht worden waren.

Ltz. Graf Alexander von Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. Mit 317 Abbildungen. 2. billige Pracht-Volksgabe. In 1 Band gebunden 28 ℳ, in 3 Bänden à 12 ℳ. Leipzig, Schmidt & Günther. 1889. — Diese, auch in 40 Lieferungen à 50 ₰ ausgegebene Neuausgabe ist jetzt vollständig erschienen. Verfasser, ein berühmter österreichischer Diplomat (ehem. Botschafter in Paris und am päpstlichen Hofe), hatte es noch im hohen Alter unternommen, einen „Spaziergang“ um die Welt zu machen, welche Reise die Zeit vom 13. Mai 1871 bis 14. Januar 1872 in Anspruch nahm und aon Irland aus durch die Vereinigten Staaten nach Japan und China und von dort über Indien nach Europa zurückführte. „Jenseits der Rocky Mountains, in den Urwäldern der Sierra Nevada den Kampf der Civilisation mit der wilden Natur, im Reiche der aufgehenden Sonne den kühnen Versuch einiger merkwürdiger Männer zu sehen, welche ihre Nation plötzlich in die Bahnen des Fortschritts zu schleudern suchen, im Reiche der Mitte den versteckten aber beständigen, meist passiven aber stets hartnäckigen Widerstand des chinesischen Geistes gegen das Eindringen europäischer Gesittung zu beobachten“, war Zweck seiner Reise. Daher sind es gerade das Volk, die inneren Lebensverhältnisse der besuchten Gegenden, deren Schilderung er an diejenige der eigentlichen Reiseerlebnisse anknüpft. Ihm in seiner hohen Lebensstellung kam dabei zu statten, daß sich ihm manche Pforten öffneten, welche anderen Weltreisenden verschlossen bleiben, und sein staatsmännisch geschulter Blick ließ ihn gerade hierin treffliche Beobachtungen machen. Dieses sich durch anmuthige und inhaltlich gediegene Darstellungen, wie auch durch eine Fülle vorzüglicher Abbildungen auszeichnende Reisewerk wird auch in dieser Neuausgabe sich viele dankbare Leser gewinnen.

Ltz. Dr. Wilh. Junker's Reisen in Afrika (Ed. Hölzel's Verlag in Wien). — Nachdem der erste Band dieses hochbedeutenden Reisewerks abgeschlossen vorliegt, leiten die jetzt erschienenen 20. bis 23. Lieferung den 2. Band desselben ein. Dieser soll die zweite große und ergebnißreiche Reise nach Sudan schildern, welche den Verfasser mehr als sieben Jahre im Herzen Afrikas festhielt, die er aber trotz einer endlosen Kette aon Widerwärtigkeiten uad Gefahren äußerst drohender Art, Dank seiner unvergleichlichen Ausdauer, seiner Bedachtsamkeit und seines humanen Verkehrs mit den Eingeborenen, glücklich ausführte. Wir behalten uns aor, aon Zeit zu Zeit auf dieses 50 Lieferungen umfassende Reisewerk zurückzukommen.

Ltz. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgegeben aon Prof. Dr. Fr. Umlauft in Wien. Hartleben's Verlag. XII. Jahrgang, Heft 6 (à 85 ₰). — An größeren Artikeln weist dasselbe auf: Das deutsche Californien, eine Schilderung des südwestafrikanischen Schutzgebietes nach eigener jüngster Anschauung (1. Hälfte) von Dr. Bernhard Schwarz. — Die Zukunft der Insel Helgoland nach neueren Beobachtungen, von Otto Lehmann in Hamburg, mit einer Karte, welche zunächst im Facsimile eine Darstellung Helgolands vom Jahre 1649 (die Insel in ihrem allmälig schwindenden Umfange aon 800, 1300 und 1640 aorführend) und ferner die Reproduction der neuesten, nach den Vermessungen des deutschen Kanonenbootes „Drache“ 1883 entworfenen Karte von Helgoland. — Die heutige Chinesenfrage in Amerika und Australien (nach englischen und französischen Quellen) von Dr. G. Zacher. — Rudolf Falb's Erdbebenprophezeiungen und seine Treffer im Jahre 1888/89, aon H. Habenicht in Gotha, mit einer kalendarischen Uebersicht. Aus der Fülle der kleineren Mittheilungen führen wir an: Neue Untersuchungen über die physische Libration des Mondes; Geographische Forschungsthätigkeit in Rußland; Die Eisenbahnen der Erde.

G. Oe. — Zur freundlichen Erinnerung an das Haus und den Weinkeller der Firma Hoffmann, Heffter & Co. in Leipzig. — Die rühmlichst bekannte Weinhandlung giebt in diesem, für die Geschäftsfreunde bestimmten, sauber ausgestatteten Büchlein Abbildungen einiger Riesenfässer und kunstvoller Faßböden aus ihren Kellereien, eine reichhaltige und mit Geschmack zusammengestellte Spruchsammlung für fröhliche Weintrinker und solche die es werden wollen, eine lesenswerthe Abhandlung des Herrn H. C. Heffter über Einkauf, Pflege, Beurtheilung und Genuß des Weines, eine Auswahl der für Kranke und Genesende besonders geeigneten Weine und eine Beschreibung des Heffter'schen Pasteurisir-Apparats. Wir sind überzeugt, daß die Firma sich durch diese hübsche Erinnerungsgabe nicht nur die alten Freunde erhalten, sondern auch neue erwerben wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 33. Dienstag, den 18. März 1890.

Ungedruckte Briefe Mendelssohn's.

Nach den Handschriften mitgetheilt von La Mara.

Die Veröffentlichung fünf „ungedruckter Briefe" Mendelssohn's in dem Beiblatt des „Berliner Tageblatts" („Der Zeitgeist", 17. Februar 1890), von denen allerdings die beiden an Moritz Hauptmann gerichteten schon vor drei Jahren durch meine „Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten" bekannt geworden sind, erinnerte mich daran, daß in meiner Mappe eine Anzahl noch unveröffentlichter Briefe des Meisters, die ich mir schon seit Langem hier und dort in Abschriften zu eigen gemacht, verborgen lagen. Was Mendelssohn schrieb, verdient der Allgemeinheit anzugehören, und so reich wir an Briefen von ihm sind, jeder neu hinzukommende darf als eine neue sympathische Aeußerung einer der liebenswürdigsten und harmonischsten Naturen, welche die Geschichte der Tonkunst kennt, willkommen geheißen werden. So dürfen auch die nachstehenden Briefe, die zumeist an Leipziger Kunst-Fragen und -Ereignisse anknüpfen, auf ein allgemeines Interesse zählen.

1) An Friedrich Wieck in Leipzig.[1]) Sonntag Abend. [Leipzig, 13. Dec. 1835.] Hochgeehrter Herr. Da ich heut verhindert worden bin, zu Ihnen zu kommen, wie ich es wollte, um Ihnen für Ihren freundlichen Brief zu danken, so erlaube ich mir Ihnen vorläufig schriftlich mitzutheilen, daß ich gleich nach Empfang desselben das Programm dahin abgeändert habe, daß Ihre Fräulein Tochter die beiden mir benannten Stücke am Donnerstag spielt, und ich danke Ihnen recht sehr dafür, daß Sie es noch so eingerichtet haben, uns diese große Freude zu verschaffen. Ich habe aber die Variationen von Chopin[2]) an das Ende des ersten Theils gesetzt, und die Phantasie mit Chor[3]) an das Ende des zweiten, weil es mir hübsch vorkam, mit dieser letzteren die Concerte im alten Jahre zu beschließen. Ich hoffe, daß Ihnen und Fräulein Clara diese Anordnung recht sein möge; wo nicht, so bitte ich, Sie es mich wissen zu lassen, damit ich den Zettel noch abändern lassen kann. Entschuldigen Sie diese eiligen Zeilen Ihres ergebenen Felix Mendelssohn-Bartholdy.

2) An die Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien.[4]) Der Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterreichischen Kaiserstaats ehrenvolles Schreiben nebst dem Diplom, wodurch sie mich zu Ihrem Ehrenmitgliede ernennt, habe ich erst vor einigen Tagen, als ich von einer größeren Reise hieher zurückkehrte, zu empfangen die Ehre gehabt, und muß wegen der Verspätung meiner Danksagung deshalb vor Allem um Entschuldigung bitten. Die Auszeichnung, welche mir die Gesellschaft zu Theil werden läßt, ist mir um so werthvoller und verpflichtet mich um so mehr zum lebhaftesten Dank, da ich kaum geglaubt hatte, daß mir meine musikalischen Arbeiten auch in solcher Entfernung schon Freunde verschafft hätten, und da mich um so unerwarteter eine der ersten Gesellschaften des deutschen Vaterlandes in meinem Streben aufmuntert und bestätigt. Für diese Aufmunterung und die große Ehre, die mir dadurch erzeigt ist, möchte ich nun gern meine Erkenntlichkeit ausdrücken, Ihnen sagen können, wie dankbar ich dafür bin, und mit welcher Hochachtung ich stets sein werde Einer hochverehrten Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterreichischen Kaiserstaates ergebenster Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, den 12. October 1837.

3) Herrn Stadtrath Dr. Seeburg, Wohlgeboren hier.[5]) Hochgeehrter Herr Stadtrath. Da Sie so freundlich sind, mir die freie Aeußerung meiner Meinung über die Vorschläge in den Orchester-Angelegenheiten zu erlauben, so gestehe ich Ihnen offen, daß ich mit der Haupt-Ansicht derselben nicht ganz übereinstimmen kann.[6]) Es schiene mir liberaler, des Stadtraths würdiger, und auch der Bewilligung der Zulage angemessner, wenn dieselbe ohne weitere Bedingungen (als die von der neuen Einrichtung des Kirchen-Orchesters abhängigen) dem Orchester ertheilt würde. Zu einer Reorganisation des Ganzen, zur Errichtung eines Stadtorchesters (die an sich sehr wünschenswerth wäre) schiene mir unumgänglich nöthig, daß die Stadt das Orchester auch wirklich anstellte, d. h. es erstlich wählte (mit Zuziehung der Musikdirectoren), dann pensionirte (mit Anwendung des Institutsfonds), mit einem Wort als seine Beamten betrachtet[7]) und dies kann nur geschehen, wenn die Stadt das Orchester gegen den möglichen Ausfall seiner Gagen vom Theater und Concert ebenso sicher stellt, wie es bis jetzt nur in der Kirche sicher steht — wenn sie ihm für den Fall, daß kein Theaterunternehmer bezahlt, keine Concertdirection mehr zusammentreten will, seine Gehalte garantirt und es so von der Ungewißheit erlöst, in der es bis dahin immer bleibt. Dann erst wäre ein wirkliches Stadtorchester errichtet, und damit müßte der Institutsfonds unter Controle und als Gemeingut hingestellt werden; von alledem kann im Augenblick aber wol keine Rede sein. Freilich ist der Fall, daß kein Theater und kein Concert in Leipzig wäre, ziemlich undenkbar für den Augenblick, aber ebenso undenkbar ist es, daß die Mitglieder des Instituts ihren Fonds unter sich theilen oder zu anderen Zwecken verwenden wollten, und so lange das erstere geschehen kann, so lange würde es nach meiner vollkommenen Ueberzeugung eine Ungerechtigkeit sein, den Musikern die Möglichkeit zu letzterem zu nehmen. Diese Frage sollte nach meiner Meinung als eine Separatangelegenheit betrachtet und bald, wo möglich, verhandelt werden, aber nicht in Verbindung mit der jetzigen Zulage. Steht dieselbe doch in keinem Verhältniß zu der Wichtigkeit, die ein solcher Schritt für die Musiker hier haben würde. Um nun den früheren Beschlüssen hinsichtlich der 500 ℳ nachzukommen, sollte es da nicht genügen, wenn in die Statuten des Instituts ein Paragraph aufgenommen würde, laut welchem außer den 2 Concertdirectoren noch ein Stadtrath zur jährlichen Rechnungsablage gezogen werden sollte, so daß der

---

[1]) Das Original ist im Besitz der Hofpianistin Frl. Marie Wieck in Dresden. Der Adressat ist ihr Vater, der verdiente Claviermeister, dem sie und ihre ältere Schwester Clara — nachmals Rob. Schumann's Gattin — ihre Ausbildung dankte. Der Brief ist nicht datirt; da aber, laut Dörffel's „Geschichte der Gewandhausconcerte", Clara Wieck am 17. Dec. 1835 die bezeichneten zwei Musikstücke im Gewandhaus spielte, muß er am 13. Dec. geschrieben sein.

[2]) [illegible] ci darem la mano".

[3]) [illegible] p. 80.

[4]) Autograph im Musikvereinsarchiv zu Wien.

[5]) Original dieses und des folgenden Briefes im Besitz von Frau von Holstein in Leipzig.

[6]) Das Orchester hatte, seinem Kern nach, den Dienst bei der Kirchenmusik, beim Theater und beim Gewandhausconcert zu versehen, wie dies auch heutigen Tags der Fall ist.

[7]) So geschah es nachmals.

Stadtrath für jetzt nur Gelegenheit nähme, sich aon der zweckmäßigen und gerechten Vertheilung fortwährend zu überzeugen? Sollten die weiteren Veränderungen nicht einer andern Zeit aufgespart bleiben, vielleicht der Zeit, wo die Stadt ein Orchester wirklich anstellen wollte? Sollte nicht sogar der Name Stadtorchester bis dahin uneingeführt bleiben, da ein salcher Name ahne die Sache nur zu allerlei Besprechungen hin und her Anlaß geben und sa die Musiker selbst auf Ideen aon Unabhängigkeit bringen müßte, die ihnen (zum Glück für das Ganze) bis jetzt fremd sind, und könnten also aus allen diesen Gründen die Verhandlungen mit ihnen nicht aus der Bewilligung der Zulage, der dadurch entstehenden Veränderung des Kirchenpersonals, und der Kenntnißnahme der jährlichen Instituts-Rechnungen aan Seiten des Stadtrathes allein bestehen? Jedenfalls aerzeihen Sie mir die Freimüthigkeit, mit der ich meine Ansicht ausgesprachen habe; Sie haben mich selbst dazu aufgefordert. Herr Reg.-Rath Döerien, den ich eben zufällig sprach, und der als Concertdeputirter beim Institut die Verhältnisse seit langer Zeit kennt, theilt hinsichtlich der neu einzurichtenden Controle meine Ansichten; und werde ich mir die Freiheit nehmen Sie heut gegen 1 auf einen Augenblick mit ihm zu besuchen, damit wir „ehe das Wort (gegen die Musiker heut Nachmittag) freigelassen wird" es nochmals mit einander durchsprechen. Verzeihen Sie mir nur ja alle die Belästigung. Geschieht es doch blos der Sache und des musikalischen Besten wegen. Stets Ihr hochachtungsaoll ergebener Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, d. 30 July 1840.

4) An denselben. Berlin, d. 14. October 1842. Verehrter Herr Stadtrath! Soeben erhalte ich einen Brief von Hübner aus Dresden, welcher mir schreibt, daß sowohl der Bildhauer Knaur als der Steinmetz Hiller bis Ende dieses Monats mit dem Bachschen Monumente[8]) fertig sein würden, und daß es nun gut wäre, wenn der Grund gleich jetzt schon gelegt werden könnte, so daß derselbe noch einige Zeit hätte auszutrocknen und sich zu setzen. Er wäre dafür, daß das Aufstellen noch in diesem Jahre, etwa Anfang November vor sich ginge, da die wenigen Verkittungen, die dabei vorzunehmen sind, in jeder Jahreszeit gleich gut gemacht werden können. Sie hatten damals die Güte, mir zu versprechen, sich dieser Sache anzunehmen, und Sie erwähnten, daß die Stadt Leipzig wohl die Vorbereitung des Grundes, sowie die Ausschmückung des Platzes und seiner Umgebung besorgen werde. Dürfte ich Sie nun wohl an dies gütige Versprechen erinnern und Sie bitten, das Nöthige zu veranlassen, damit Anfangs November das Manument da stehn kann? Vielleicht besprechen Sie das Nähere mit dem Bildhauer Kneur, der ganz in Ihrer Nähe, in der Tauchaer Straße wohnt, und sich wahrscheinlich deshalb auch schon bei Ihnen gemeldet hat. Auch würde ich Sie bitten, dem Herrn Stadtrath Fleischer meinen besten Gruß zu sagen, auch ihn in meinem Namen um Verwendung in dieser Sache zu bitten, wie er sie mir damals aufs freundlichste versprach, und dann gemeinschaftlich mit ihm zum Werke zu schreiten. Indem ich Sie noch endlich ersuche mir durch einige Zeilen vom Stande dieser Angelegenheit seiner Zeit Kenntniß zu geben, und mit den angelegentlichsten, herzlichsten Grüßen an die verehrten Ihrigen bin ich stets Ihr hochachtungsaoll ergebener Felix Mendelssohn-Bartholdy.

5) An Moritz Hauptmann in Leipzig.[9]) Lieber Herr Hauptmann. In beifolgendem Buch finden Sie die besprochene Weihnachtsmusik;[10]) es ist die dritte. Wenn Sie sie zu Ihrem Zwecke wirklich brauchen können, so sallte mir es eine sehr große Freude sein, und ein curioses Gefühl nach sa langer Zeit zum erstenmal das Stück zu hören und zwar bei einer Gelegenheit und an einer Stelle wie ich sie mir damals wohl dachte, aber niemals für erreichbar hielt.[11]) Mit Nachsicht waffnen Sie sich aber bis an die Zähne und in keinem Fall lachen Sie mich zu sehr aus. Immer Ihr ergebenster Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, d. 4. Dec. 1842.

6) Herrn Hofrath J. P. Schmidt Hochwahlgebaren hier.[12]) Hochgeehrter Herr Hofrath! Empfangen Sie vielen Dank für die Uebersendung der Bachschen Musik (welche anbei zurück erfolgt) und für die Freundlichkeit, womit Sie meine geringfügigen Bemerkungen über die beiden vorigen Partituren aufgenommen. Aber Sie haben eine zu gute Meinung von meiner Kenntniß dieser Werke, wenn Sie glauben, ich könnte durchweg, aus blos inneren Gründen, das Falsche darin aom Unverfälschten unterscheiden. Ein salches Urtheil traue ich mir durchaus nicht zu, und ist es Ihnen daher irgend möglich, eine Ansicht des Originals zu erhalten, sa würde dies gewiß der einzige Weg sein, um mit Sicherheit zu bestimmen, was auch in dieser Musik abgeändert und was Original sei. Und daß auch hierin einiges Abgeänderte sei möchte ich fast mit Bestimmtheit vermuthen — wär es auch nur aus dem Crescendo kurz vor dem Schluß des Ganzen, das wol gewiß nicht aon Seb. Bach herrührt.[13]) Mit aollkommener Hochachtung Ihr ergebenster Felix Mendelssohn-Barthaldy. Berlin, d. 4. Februar 1844.

7) Mme. Mme. Julie Schunck-Jeanrenaud in Leipzig.[14]) Liebe Julie! Habt tausend Dank für Eure freundliche Einladung und laß mich, den unter Kisten und Kasten Sitzenden, heut von Soden und morgen aber übermorgen van Frankfurt Abreisenden nur mit zwei Worten sagen, daß ich sie mit dem größten Vergnügen annehme und mich dann mündlich besser und ausführlicher zu bedanken hoffe. Sonnabend Vormittag denke ich in Leipzig einzutreffen (d. 28ten); es könnte sogar schon Freitag Abend sein, doch ist dies unwahrscheinlich. Für den Johann den ich mitbringe nimmt Dein Diener wohl ein Zimmerchen im Blumenberg oder irgend einem näheren Gasthofe; es hat aber auch Zeit bis nach unserer Ankunft. Leider werde ich nur einen Tag bleiben können; ich wollte Du würdest mich unter 3 Wochen nicht los. Auf frohes Wiedersehen. Alle die Deinigen sind wohl und grüßen. Immer Dein Felix M. B. Soden, d. 24. September 1844.

8) An Baran Lüttichau, Intendant des Hoftheaters zu Dresden.[15]) E. Excellenz erlaube ich mir durch diese Zeilen eine Bitte aorzutragen, die ich schon bei meinem vorigen Aufenthalt in Dresden E. Excellenz hätte thun sollen und die ich jetzt nachholen muß, da ich sie damals während der kurzen und eiligen Momente, die ich dort zubrachte, vergaß. Es hat sich in London nämlich eine Gesellschaft aon Künstlern zusammengethan, um eine neue und würdige Ausgabe der Händel'schen Werke zu veranstalten, da die alten Ausgaben theils incorrect, theils vergriffen und nur sehr selten und zu hohen Preisen zu haben sind. Das Nähere darüber werden E. Excellenz aus der inliegenden gedruckten Notiz ersehen, die mir non dem Secretär der Gesellschaft geschickt wurde, um sie E. Excellenz mitzutheilen. Die Gesellschaft sprach nämlich während meines vorigen Aufenthaltes in England den sehr lebhaften Wunsch aus, auch Se. Majestät den König aan Sachsen unter den Subscribers nennen zu dürfen, und ich versprach ihr, diesen Wunsch bei E. Excellenz zu bevorworten und um Ihre gütige Verwendung in der Sache zu bitten. Da schan mehrere andre hohe Häupter, wie E. Excellenz sehen werden, zu den Subscribers gehören, da Se. Majestät sich ja für alles Schöne und Große in der Kunst lebhaft interessiren und die Händelischen Werke kennen und lieben, da endlich an sich der Zweck der Gesellschaft gewiß ein labenswerther und tüchtiger ist, sa hoffe ich um sa mehr, daß Se. Majestät nicht abgeneigt sein werden, den ausgesprochnen Wunsch zu erfüllen, und bitte nur E. Excellenz um Entschuldigung, daß ich aufs Neue Ihre mir so oft, und erst so neuerdings bewiesene Güte und Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen wage. Indem ich Sie bitte mich dem Andenken Ihrer verehrten Frau Gemahlin freundlichst zurückrufen zu wollen bin ich stets mit vollkommenster Hachachtung E. Excellenz ergebenster Felix Mendelssohn-Bartholdy. Frankfurt, d. 8. Februar 1845.

9) An Moritz Hauptmann in Leipzig. Liebster Hauptmann, tausend Dank für das 4stimmige Zigeuner-Lied.[16]) Gewiß ist es weder zu zigeunerhaft, noch zu bösartig für unsern „gutartigen" Verein[17]) — aber, was ich fürchte, es ist aielleicht zu

---

[8]) Mendelssohn war bekanntlich der Stifter des Bachdenkmals in Leipzig, das vor der alten Thomasschule, vor Bach's ehemaliger Cantorwohnung, seinen Platz erhielt. Nach Angaben des oben erwähnten Hübner, des bekannten Historienmalers und Dresdner Akademieprofessors, und Bendemann's wurde es von Knaur ausgeführt und am 23. April 1843 enthüllt.

[9]) Autograph dieses und des 9. Briefes im Besitz von Hrn. Dr. Ernst Hauptmann in Cassel.

[10]) „Vom Himmel hoch" für 5 Singstimmen mit Orgel. In Rom 1831 von Mendelssohn componirt.

[11]) Hauptmann wollte sie offenbar in der allsonnabendlichen Motette in der Thomaskirche durch den von ihm geleiteten Thomanerchor zur Aufführung bringen.

[12]) Original auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Adressat war Jurist, daneben aber eifriger Musikfreund, der sich als Componist und Musikschriftsteller bethätigte

[13]) Um welche Werke es sich handelte, ist leider nicht zu ersehen.

[14]) Autograph auf der Wiener Hofbibliothek. Adressatin war die Schwester der Gattin Mendelssohn's.

[15]) Autograph im Archiv des königl. Hoftheaters zu Dresden.

[16]) Hauptmann, op. 32, Nr. 2.

[17]) Der von Dr. Petschke 1843 gegründete Männergesangverein.

schwer für solche erste Zusammenkunft, denn es muß leicht und lebendig gehen, und beides haben die Leute gern im Munde, aber nur nicht, wenn sie damit singen. Deshalb bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir (wo möglich durch Ueberbringer) auch das „zahme" Lied, von dem Sie mir schrieben; ich lasse dann durch Härtel gleich beide zusammen ausschreiben; das zahme für die erste Versammlung, die Zigeuner für eine der folgenden, wo die Leute zu einander (und ich vielleicht auch zu ihnen) mehr Zutrauen gewonnen haben. — Also bitte schicken Sie das Lied und thun Sie nochmals Ihre Hand auf! Stets Ihr ergebener Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, 6ten Februar 1846.

10) An Bote u. Bock, Musikalienverlag, in Berlin.[19]) Hochgeehrte Herren Ein Freund von mir, der Musikdirector Julius Rietz in Düsseldorf, dessen Leistungen ich sehr schätze und hochachte, schickt mir so eben 3 seiner neuesten Werke, eine Sonate für Piano und zwei Hefte Lieder, mit dem Auftrag dieselben in Verlag zu geben. Da nun die Herren Breitkopf & Härtel gerade seit kurzem mehrere neuere Compositionen auf meinen Wunsch herausgeben, die Kistner'sche Verlagshandlung dagegen bereits mit dem Druck eines größeren Werkes von Rietz beschäftigt ist, so erlaube ich mir hierdurch bei Ihnen anzufragen, ob Sie geneigt wären diese 3 Werke für ein Gesammthonorar von 15 Friedrichsd'or zu acquiriren und herauszugeben. Sie würden mir dadurch einen sehr wesentlichen Gefallen thun, den ich soviel ich nur irgend vermag mit dem besten Dank erkennen würde; und zugleich bin ich auch überzeugt, daß Sie selbst mit Ihrer Acquisition zufrieden sein werden, denn die Sachen sind eines tüchtigen ausgezeichneten Componisten in jeder Beziehung würdig, und Sie wissen ja, daß daran jetzt nicht gerade Ueberfluß ist. Namentlich gehören die 12 Lieder gewiß zu dem Gediegensten, was seit langer Zeit erschienen ist, so daß ich auch schon um deswillen herzlich wünsche sie bei Ihnen publicirt zu sehen. In der Hoffnung, daß Sie meine Bitte, wo irgend möglich, erfüllen und mir recht bald Gelegenheit zu Gegendiensten geben werden, bin ich mit vollkommener Hochachtung Ihr ergebenster Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, d. 28. Sept. 1846.

[19]) Nach einer Abschrift durch Hrn. Dr. Hauptmann in Cassel.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Das Deutsche Reich. Vaterlandskunde von Prof. Dr. Otto Richter. Leipzig, Otto Spamer, 1890. Vollständig in etwa 10 Abtheilungen zum Preise von je 1 ℳ. — Das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, soll in zwei Haupttheile, einen allgemeinen und einen besonderen, zerfallen. Der erste soll die Grundzüge der physikalischen und politischen Geographie des Deutschen Reiches und die Grundlagen seiner Cultur betrachten, der zweite die einzelnen deutschen Staaten, die Verwaltungsbezirke und wichtigsten Ortschaften so behandeln, daß das Eigenartige jeder Gegend und Oertlichkeit besonders hervorgehoben wird. Das Buch soll nicht nur ein brauchbares Lese- und Lehrbuch, sondern auch ein bequemes Nachschlagebuch werden. Eine ziemliche Anzahl Karten und Kärtchen wird dem Werke beigegeben werden. Die 1. Lieferung beschäftigt sich im Wesentlichen mit der physikalischen Geographie Deutschlands, behandelt die Lage, Oberflächenform, Bewässerung, das Klima, die Bevölkerung und die wirthschaftlichen Verhältnisse. Die Darstellung ist gründlich, zuverlässig und umfassend, die Anordnung des Stoffes zweckmäßig und übersichtlich. Die Ausstattung des Buches ist gut, die in der ersten Lieferung beigegebenen Karten und Kärtchen, mit Ausnahme der Industriekarte, die in so kleinem Maßgabe stets höchst ungenau sein wird, lehrreich und sauber. Wir können selbstverständlich aus der ersten Lieferung auf das Gesammtwerk noch keinen bindenden Schluß ziehen und behalten uns eine eingehende Würdigung bis nach der Vollendung des Ganzen vor. Doch glauben wir schon jetzt die Aufmerksamkeit auf das Unternehmen lenken zu sollen. Daß es eine vorhandene Lücke ausfüllt, bedarf keiner besonderen Hervorhebung; daß es diese Lücke voll und tüchtig ausfüllen werde, ist unsere sichere Hoffnung. Im Interesse des Werkes möchten wir den Wunsch aussprechen, daß die Darstellung in den weiteren Lieferungen vornehmlich in dem besonderen Theile lebendiger und frischer werde, mehr schildere als belehre, auch an das Gemüth sich wende und nicht nur an den Verstand. Eine Vaterlandskunde soll kein geographisch-statistisches Handbuch sein.

△ Zur Neuregelung des ländlichen Gemeindewesens. Von Otto Boldt, Landrath a. D. (Berlin, Walther & Apolant). — Es ist selbstverständlich die Neuregelung des ländlichen Gemeindewesens in Preußen, die Forderung einer neuen Landgemeindeverfassung, wie sie insbesondere von der liberalen Partei Preußens seit Jahrzehnten nachdrücklich vertreten worden ist, die hier von einem Mitgliede der conservativen Partei zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht wird. Das Verlangen nach einer Reform scheint auch dem Verfasser gerechtfertigt, wennschon diese Nothwendigkeit gerade den zunächst betheiligten Kreisen vielfach noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen sein dürfte. Auch uns erscheint diese Frage kaum zweifelhaft, wenn man in Betracht zieht, daß die innere Organisation der preußischen Landgemeinden — von Rheinland, Westfalen und den neuen Provinzen abgesehen — in wesentlichen Beziehungen noch heutigen Tags auf den Bestimmungen des preußischen Landrechts beruht, wonach u. A. auch der Dorfschulze des Lesens und Schreibens nur „nothdürftig" kundig zu sein braucht, und daß für dieselben Verträge, Stiftungsbriefe, Privilegien, Concessionen und das Herkommen (die Observanz) in erster Reihe Quelle des Principalrechts sind und nur da, wo die Ortsverfassung dunkel, unklar und zweifelhaft ist, dieses Principalrecht auf Grund der Landgemeindeordnung vom 14. April 1856 durch ein Eingreifen der staatlichen Aufsichtsbehörden bezüglich des Stimmrechtes und der Vertheilung der Gemeindelasten abgeändert oder beseitigt werden kann. Die weitere Frage, wie die neue Landgemeindeordnung beschaffen sein müsse, beantwortet der Verfasser dahin, daß zunächst das zum Theil schreiende Mißverhältniß beseitigt werden müsse, welches bisher zwischen dem Leistungs-Soll und dem Leisten-Können der einzelnen ländlichen Gemeindeverbände bestehe. In zweiter Linie wäre daneben Bedacht zu nehmen auf eine folgerichtigere, den Bedürfnissen der Neuzeit besser entsprechende Durchführung gewisser einheitlicher Grundsätze für die innere Ausgestaltung der Gemeindeverfassungen namentlich in Bezug auf das Gemeindesteuerwesen behufs Erzielung größerer Gleichmäßigkeit und leichterer Uebersichtlichkeit der gesammten ländlichen Gemeindeverhältnisse. Drittens endlich wäre Vorsorge zu treffen, daß Gemeindegebilde, die keine Lebensberechtigung haben, in Wegfall kämen, ihre Neubildung für die Zukunft verhütet, weiter aber der laufenden Verwaltung die Möglichkeit gegeben werde, jederzeit die bestehenden Einrichtungen nach den Bedürfnissen des fortschreitenden Lebens zu modeln. Die Vorschläge, welche der Verfasser bezüglich der Durchführung dieser Grundsätze im Einzelnen macht, bewegen sich hauptsächlich nach der Richtung, daß der Staat die Unterhaltung der Volksschule, und zwar natürlich nicht blos in den Landgemeinden, ganz übernehme — die Mittel hierzu soll sich der Staat durch „gerechtere Heranziehung des sogenannten fundirten Einkommens aus Geld- oder Grundcapital" verschaffen! —, daß ferner den Gemeinden ein Theil der Armenlasten durch Abänderung des Unterstützungswohnsitzgesetzes — die Gemeinden sollen als Orts-, ebenso die Provinzen als Landarmenverbände bestehen bleiben, zwischen beiden ein neuer Kreisarmenverband eingeschoben, über die Provinzen ein staatlicher Gesammtarmenverband (!) treten — abgenommen und in Bezug auf die Wegelasten den Kreisen es überlassen werde, in geeigneten Fällen wie bisher mit Wegebaubeihilfen einzutreten. Diese Vorschläge mögen für die Verhältnisse Preußens, wo beispielsweise die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts verfassungsmäßig verbrieft ist, sammt und sonders discutabel sein, von unserem sächsischen Standpunkte aus würden wir uns insbesondere gegen die Uebernahme der gesammten Schullasten auf den Staat grundsätzlich erklären müssen. Auch die vorgeschlagene veränderte Organisation der Ortsarmen- und Landarmenverbände würde für unsere Verhältnisse sich schlechterdings nicht eignen, während in Bezug auf die Wegelasten in Sachsen die Verhältnisse bereits so liegen, daß die durch dieselben besonders schwer betroffenen Gemeinden Beihilfen sowol vom Bezirksverbande als aus den dem königl. Ministerium des Innern beziehentlich auch dem der Finanzen zu diesem Behufe zur Verfügung stehenden Fonds verwilligt erhalten können.

—m— Die erste Landesvermessung des Kurstaats Sachsen. Auf Befehl des Kurfürsten Christian I. ausgeführt von Matthias Oeder (1586 bis 1607). Zum 800jährigen Regierungsjubiläum des Hauses Wettin herausgegeben von der Direction des Königlichen Hauptstaatsarchivs, bearbeitet von Professor Dr.

Sophus Ruge. Siebzehn colorirte Tafeln in Lichtdruck. Dresden, Stengel & Markert 1889. Subscriptionspreis 50 M.; Ladenpreis (vom 1. April 1890 ab) 60 M. — Von der für die Geschichte der Kartographie im Allgemeinen und die Topographie und Geschichte Sachsens im Besonderen hoch bedeutungsvollen Publication, die wir an dieser Stelle (Jg. 1889 Nr. 82) bei Erscheinen der ersten 6 Tafeln bereits eingehend besprochen haben, liegen nunmehr die übrigen 11 Blätter vor. Sie zeigen die gleichen Vorzüge wie ihre Vorgänger. Der Bearbeiter, dessen unsäglich mühevolle Thätigkeit man nur dann voll würdigen kann, wenn man die Blätter des Originals vergleicht, hat seine Ausgabe durchweg in der discretesten, gewissenhaftesten Weise gelöst; die Reproduction ist eine solche, daß man sie beim jetzigen Stande des Lichtdruckes wol als unübertrefflich bezeichnen kann. Auch inhaltlich bieten die neuen Blätter außerordentlich viel Interessantes; wir möchten in dieser Beziehung besonders auf Bl. 12—14 (Rossen, Meißen, Oschatz) aufmerksam machen. Der Werth der Publication und ihre Benutzbarkeit, die immerhin durch das große Format (60 × 83 cm) etwas beeinträchtigt wird, würde erheblich gesteigert werden können, wenn von sachkundiger Hand gewissermaßen ein Führer durch das Kartenwerk, etwa in Gestalt einer knappen Topographie Sachsens im Anfange des 17. Jahrhunderts mit beigefügtem Namenregister, abgefaßt würde. Hoffen wir, daß der Bearbeiter — der Einzige, der dazu im Stonde sein dürfte — und die Verlagshandlung in diesem Wunsche mit uns übereinstimmen und ihn recht bald erfüllen möchten.

— Die Anlagen des Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven 1889. Graphisches Institut von Julius Klinkhardt in Leipzig. — Aus kleinen Anfängen hat der Norddeutsche Lloyd in Bremen sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem Unternehmen entwickelt, das heute nicht nur die erste Stelle unter den deutschen, sondern überhaupt unter allen Dampfschifffahrtsgesellschaften der Welt, welche den überseeischen Post- und Passagierverkehr vermitteln, einnimmt. Vor nunmehr 33 Jahren begann die Gesellschaft mit 4 Dampfschiffen ihre regelmäßigen Fahrten nach Neuyork: heute verfügt sie über ein Flottenmaterial von 55 transatlantischen und kleineren Seedampfern, welche einen Raumgehalt von zusammen 300 000 cbm besitzen, von 5000 Personen bedient werden und 44 000 Passagiere gleichzeitig zu befördern im Stande sind. Außer der ursprünglichen Neuyorker Route werden heute von den Lloyddampfern die Linien Bremen-Baltimore, Bremen-England, Bremen-Ostasien, Bremen-Australien und mehrere Nebenlinien befahren. Den atlantischen, wie den indischen Ocean durchkreuzen die stolzen Schiffe der Gesellschaft in regelmäßiger Fahrt. Nicht minder durchschneiden sie erhebliche Strecken des Stillen Oceans. Mit Recht bewundern wir die großartigen Erfolge deutschen Unternehmungsgeistes und deutschen Fleißes, die hier hervortreten, die umsichtige Leitung des weitverzweigten Betriebes, die zweckmäßige und reiche Ausstattung der mächtigen Schiffe, die Kühnheit und Tüchtigkeit der im Dienste des Lloyd stehenden Schiffsofficiere und seiner auserlesenen Monnschaften; aber weit gewaltiger noch erscheinen die Vielgestaltigkeit und das Ineinandergreifen der einzelnen Theile des Instituts, wenn wir einen Einblick thun in die großartigen Anlagen und Werkstätten, welche mit dem Schifffahrtsbetriebe der Gesellschaft in Zusammenhang stehen. Ein solchen Einblick gewährt uns die unter obenstehendem Titel erschienene Schrift, welche in reizender Ausstattung eine ausführliche, durch zahlreiche Pläne und Zeichnungen illustrirte Beschreibung der neuen großen Hafendock-, Trockendock- und Beleuchtungsanlagen, sowie der Lagerhäuser, Maschinenhäuser, Gießereien, Magazine und Werkstätten in Bremerhaven enthält. Jedem, der sich für die Entwickelung des deutschen Seewesens und einschlägige Fragen interessirt, speciell aber über den Betrieb des Norddeutschen Lloyd sich informiren möchte, darf die Schrift warm empfohlen werden.

Ltz. Von der Eisenbahn- und Post-Communicationskarte von Oesterreich-Ungarn (Verlagshandlung Artaria & Co. in Wien. Preis 2 M.), welche jährlich in verbesserter Form erscheint, liegt die revidirte Auflage für 1890 vor. Dieser fast meterlange und ¾ m hohe, gut ausgeführte Kartenplan enthält die fertigen und im Bau begriffenen Eisenbahnen Oesterreich-Ungarns, Bulgariens, Rumöniens, Serbiens, der europäischen Türkei, des nördlichen Italien, sowie die österreichisch-ungarischen Eisenbahn- und Dampfschiffstationen und Postrouten. Die den einzelnen Gesellschaften gehörigen Linien sind deutlich durch verschiedene Farben hervorgehoben, eingeschriebene Ziffern gelten den Distanzen zwischen je 2 unterstrichenen Orten, rothe concentrisch um Budapest sich schlingende Linien bringen die ungarischen Tarifzonen zur Anschauung. Auf der Rückseite der Karte finden sich noch folgende, ebenfalls auf das Eisenbahnwesen bezügliche Beigaben: Umgebungskarte von Wien und von Budapest, Specialkarte des nördlichen Böhmen, Uebersichtskarte von Mitteleuropa, sowie eine Zeittabelle mit Erläuterung des Stundenzonen-Systems (Weltzeit). Bei den wichtigen und einschneidenden Veränderungen, wie z. B. die in beiden Reichshälften fortschreitende Verstaatlichung, die Eröffnung des directen Schienenstranges Wien—Konstantinopel, die Einführung des Zonentarifes in Ungarn, muß der Besitz einer solchen Karte, sei es für Reisezwecke, für Comptoire u. s. w., von großem Werthe sein.

J.R. Das Hohelied vom deutschen Professor. Humoristische Blätter von Ernst Eckstein. Sechste Auflage. Leipzig, C. Reißner. 1 M. — E. Eckstein's Hoheslied vom deutschen Professor liegt hier in 6. Auflage vor, und somit würde eigentlich, da das Gedicht ja bekannt ist, ein bloßer Hinweis auf die Thatsache der neuen Auflage genügen; dennoch ist es vielleicht, eben dieses Bekanntseins wegen, nicht unangebracht, einzelne Bemerkungen wiederzugeben, die sich uns bei der Lectüre des Werkes aufdrängten. Eckstein will uns in seinem Balthasar Schwennecke, dem „berühmten Archäologen“, dessen „Meinungen, Wünsche, Ungebührlichkeiten und Irrwege, sowie endgiltige Läuterung durch die Weihe einer großen wissenschaftlichen That“ den Inhalt des Buchs ausmachen, ein humoristisches Bild des deutschen Professors geben, jenes Typus mit all seinen bekannten Eigenheiten und Schwächen, dem wir z. B. so oft schon in den „Fliegenden Blättern“ begegnet sind. Gut, das ist sein Recht als Humoristiker und Satiriker, und wir werden ihm dankbar dafür sein, wenn er uns mit seinem, wie aus dem allgemein gehaltenen Titel hervorgeht, Werk eine heitere Stunde bereitet. Aber was bietet uns nun Eckstein in der That in seinem Gedicht? Einen lüsternen alten Gesellen, dessen Studium der Antike sich vorwiegend auf das Ausschöpfen des rein sinnlichen Gehalts des Alterthums beschränkt, der u. A. mit besonderer Vorliebe hübschen Dienstmädchen nachstellt und sie küßt und sich dabei noch durch einen ausgeprägt boshaften Zug auszeichnet, der namentlich in dem Verhältniß zu seiner Gattin hervortritt, auf deren mangelnde körperliche Reize fortwährend spottend angespielt wird. Wir sind überzeugt, daß es auch unter den Gelehrten Käuze, wie dieser Balthasar Schwennecke einer ist, geben wird — aber was haben sie mit dem Typus des deutschen Professors, der geschildert werden soll, zu thun? Nichts. Wir glauben, der Professor, der über das humoristische Spiegelbild seiner Schwächen gelacht haben würde — mit dieser Porträtirung wird er nicht einverstanden sein. Und das mit Recht. Und dann der Schluß! Die eben geschilderte Bosheit soll ihren Grund in einer Verstimmung gehabt haben, die Balthasar ergriffen, weil dieser einer wichtigen archäologischen Entdeckung — wie wir sehen, einer richtigen philologischen Kleinigkeitskrämerei — nicht hat auf den Grund kommen können, und nun er diese Entdeckung gemacht, die „befreiende That“ ihm gelungen, verspricht er mit einem Mal ein Anderer, Besserer zu werden, ein treuer, zärtlicher Gatte sein zu wollen ꝛc. Ja, wie reimt sich das zusammen? Die oben geschilderten Eigenschaften liegen ja im Wesen des Mannes und nun werden sie mit einem Mal aus den Umständen erklärt. Das verstehe, wer da kann! Hier hat den Verfasser das Psychologische im Stich gelassen. Alle diese Mängel werden durch die Vorzüge des Buchs, die spielende Leichtigkeit der Formbehandlung, die sich auf alle möglichen antiken und modernen Versmaße erstreckt, das viele Geistreiche und Schöne, Treffende an sich, das trotz aller Gewagtheit immer Anmuthige nicht ganz wett gemacht, wie andererseits die besondere Art des Humors, wie Eckstein sie pflegt, die zur Caricatur neigt und gelegentliche Streifzüge auf das Gebiet des Gewöhnlichen nicht verschmäht, den Genuß zu keinem ganz reinen macht, manchen Leser nicht angenehm berühren wird. — Aus dem gleichen Verlage liegt uns noch ein anderes Eckstein'sches Werk zur Anzeige vor, eine Novität: Preisgekrönt (1 M.), die zu der Kategorie der bekonnten Eckstein'schen Humoresken gehört und ganz in dem Charakter derselben gehalten ist, der ja auch zum Theil aus dem oben Gesagten ersichtlich wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 34. Donnerstag, den 20. März. 1890.

Franz Delitzsch,

geb. den 23. Februar 1813, gest. den 4. März 1890.

Seit dem Jahre 1870 brauchte kein Professor der Theologie nach Leipzig berufen zu werden. Bei allem Wechsel innerhalb der Universität war die theologische Facultät dieselbe geblieben, ein Stolz für ihre Schüler, welche seit Jahrzehenten im Amt stehend noch zu ihren ehrwürdigen Lehrern emporschauen durften, voll Anziehungskraft für die theologische Jugend über die Grenzen Deutschlands hinaus. Nun ist binnen etwa zwei Jahren der fünfte aus ihrer Mitte abgerufen worden. Noch am Sarge von W. Schmidt, Kahnis, Lechler freuten wir uns seiner jugendfrischen Kraft, Keiner hätte gemeint, daß er dem ihm durch die Gemeinschaft seiner Studien und sonst besonders nahe stehenden G. Bauer in dreiviertel Jahren nachfolgen würde. Ein Jüngling im Silberhaar stand Franz Delitzsch unter uns, ein Gelehrter von staunenswerthem Wissen und ein Kind an Glauben, ein Lutheraner von entschiedenstem Bekenntniß seit einem halben Jahrhundert und ein Christ mit ökumenisch weitem Herzen, ein Kenner der Literatur des israelitischen Volkes und ein Freund Israels, wie kaum Einer unter den Lebenden, mit Titeln und Orden geschmückt, aber der liebste Schmuck war ihm eine Blume, die er auch auf seinen Bildern meist in der Hand hält, eine eigenartige Persönlichkeit, welche Jeder kannte, der sie einmal gesehen hatte, und Jeder lieb hatte, der sie wirklich kannte. Nun ist auch er heimgegangen. „Ein Großer in Israel ist gefallen, wenn er auch klein von Gestalt war."

Franz Delitzsch ist am 23. Februar 1813 in einfachem Haus geboren, am 4. Mai 1813 in der Nikolaikirche zu Leipzig getauft worden. Er studirte zunächst Philosophie und Philologie, seine Bekehrung zum lebendigen Christenthum im Jahre 1832 machte ihn zum Theologen, zugleich zu einem der Führer jener stillen Gemeinde in Leipzig, welche confessionelles Lutherthum mit einem gesunden Pietismus zu verbinden suchten, von deren Geistesfrühling nur noch einige Alte Zeugniß ablegen, aber auch zu einem eifrigen Vertreter des Lutherthums in den damaligen confessionellen Streitigkeiten, die ihn in Verbindung mit der nun erstehenden streng lutherischen Kirche Amerikas brachten. Seine bekannteren Schriften der ersten Zeit „Lutherthum und Lügenthum" (1839), später die „Vier Bücher von der Kirche" (1847), seine „Geschichte der jüdischen Poesie" (1836), später seine „Biblisch-prophetische Theologie" (1845) geben die Richtung seiner Gedanken und seiner Arbeiten sein ganzes Leben hindurch an. Wol mit infolge der letzten Schrift wurde der seit 1842 in der theologischen Facultät seiner Vaterstadt habilitirte junge Docent 1846 nach Rostock berufen, als Nachfolger Hofmann's, dessen „Weissagung und Erfüllung" auch seine Gedanken mächtig angeregt und ihn veranlaßt hatte, dem Gang der Heilsgeschichte in den Schriften des alten Bundes nachzugehen. An Hofmann's Seite kam er 1850 nach Erlangen und in diesen beiden Namen neben Thomasius war man lange gewohnt, das Dreigestirn lutherischer Theologen zu sehen, welches dieser Universität ihre Bedeutung gab und ihr Gepräge aufdrückte, wie er nach seiner Rückkehr an die Universität seiner Vaterstadt Leipzig 1867 mit Kahnis und Luthardt in gleichem Sinne zusammen genannt zu werden pflegte.

In diesem einfachen Gang eines deutschen Professorenlebens ist eine Fülle von Arbeit enthalten, ein überschwenglich reicher Strom des Segens ist von ihm ausgegangen. Delitzsch ist vor allen Dingen alttestamentlicher Exeget: theils in einzelnen Commentaren, theils in gemeinsamer Arbeit mit C. F. Keil hat er das alte Testament, so die Genesis (Neuer Commentar 1887), den Jesaia (4. Aufl. 1889), Psalter, Job, Sprüche Salomonis, Hoheslied und Kohelet erklärt. Wie kaum einer, war er auch berufen, einen „Commentar zum Hebräerbrief" 1857 zu schreiben. Was seine Arbeiten kennzeichnet, ist auf der einen Seite eine erstaunliche Kenntniß der ganzen theologischen, auch rabbinischen Literatur, wie der semitischen Sprachen überhaupt, auf der anderen Seite die volle Wärme des gläubigen Christen, eine den Schriftstellern des alten Testaments im höchsten Sinne congeniale poesievolle Weltanschauung und Darstellungsweise, dazu ein wissenschaftlich zartes Gewissen, welches bewußt sich niemals der Wahrheit entzog, auch wenn er sie bei den Gegnern fand. Wie mußte ihm, der im alten Testament eine Urkunde der Offenbarung sah, in welcher er die göttlichen Gedanken zu lesen, den Reichsplan Gottes zu erkennen strebte, jene moderne Geschichtsbetrachtung widerstreben, welche nur Menschliches, oft sehr Menschliches dort finden wollte, und doch war er bemüht, auch hier vorurtheilsfrei zu urtheilen. Sein neu bearbeiteter Commentar zur Genesis 1887 bezeugt, wie er auf die Forschungen, welche an den Namen Wellhausen sich anknüpfen, eingegangen ist, und wenn dieselben sicher noch einmal, wie vordem die verwandten Arbeiten der Tübinger Schule über das neue Testament, zur Vertiefung und Erweiterung unserer Erkenntniß der Schrift führen müssen, Delitzsch hat die Bahn dazu gewiesen. Bezeichnend für ihn ist auch ein Vergleich der vorletzten Auflage seines „Jesaia" von 1879 mit der letzten von 1889, in welcher er seine Ansicht über die seinem Herzen so nahe liegende Frage über den Ursprung des „Deuterojesaia" noch ändert. So hat der Greis noch gestrebt und gelernt, wie ein Jüngling.

Seine vielseitige Bildung machte die Früchte seiner Studien auch für andere Disciplinen nutzbar, wie seine „Biblische Psychologie" 1855 und sein „System der christlichen Apologetik" 1859 beweist. Aber vor Allem war es seine Begabung, die gebildete Gemeinde mit der ihm eigenen concreten Anschauung in die heilige Geschichte einzuführen. Wie er „Blumen und Blumenduft" über Alles liebte, so grüßte ihn Beides auch aus den Blättern des alten Testaments. Sein Forschen nach der „gelben Hyacinthe", bei welchem man an das Suchen „der blauen Blume" bei dem Dichter denken möchte, wie ja angenommen wird, daß die heilige Farbe bei den Israeliten, welche Luther mit „gelb" übersetzt, richtiger mit blau zu bezeichnen ist, hat ihn noch ein Jahr vor seiner Krankheit nach Harlem, der Stadt der Blumen, geführt, und ist durch die Anstrengung der Reise, wie besonders durch ein Bad in der Nordsee, welches er damals nahm, mit zu deren Veranlassung geworden. Die Abhandlung über die „gelbe Hyacinthe" ist noch auf seinem Krankenlager vollendet worden. Obwol „Wein und Tanz" nicht zu den Freuden seines Lebens gehörte, hat er doch „Wein und Tanz" in seiner eigenthümlichen Bedeutung für das Leben Israels zu erkennen vermocht. Solche und ähnliche Betrachtungen hat er 1888 in einem Büchlein „Iris", wie nur er es schreiben konnte, eigenthümlich und voller Reiz, sprühend von Geist und Poesie, deren Töne er aus den Literaturen aller Völker mitklingen läßt, zusammengefaßt. Aber besonders war das sein Streben, Ihn, den seine Seele liebte, den er zwar, wie sein Apostel, nicht mehr kannte nach dem Fleisch, auch in seiner äußeren Erscheinung und Umgebung sich und Andren

„vor die Augen zu malen“. Seine sprachliche, geschichtliche, archäologische Kenntniß befähigte ihn dazu vor allen Anderen. „Seht, welch ein Mensch“ mit dem Schriftchen dieses Titels hat er 1871 das Bild Jesu gezeichnet. „Ein Tag in Kapernaum“, 2. Aufl. 1872, ist uns aus seinem Leben von ihm beschrieben worden. „Durch Krankheit zur Genesung“, diese Schrift (1873) führt uns in die apostolische Zeit. Züge „aus dem Handwerkerleben zur Zeit Jesu“ ergänzen das Gemälde. Er ist sich dabei der Hoheit seiner Aufgabe, die er mit zartester Hand anfaßt, wohl bewußt und wenn er an einzelnen Stellen die Grenzen, welche einer dichterischen Behandlung der Persönlichkeit Jesu gesetzt sind, erkennen läßt, so liegt das nicht an ihm, sondern in der Sache selbst. Und wir sehen über solche Einzelheiten gern hinweg bei der Fülle von Belehrung und Erbauung, die uns das Ganze gewährt.

Der gebildeten Gemeinde will auch sein „Philemon“, 3. Aufl. 1878, ein Büchlein von der Freundschaft, dienen, in welchem er eigne Aufzeichnungen an die des Frl. v. Klettenberg, der bekannten Freundin Goethe's und ihres Kreises, anschloß. Deren Bildniß in der Nonnentracht wurde ihm in einer Zeit, da noch Argusaugen die Schätze des Goethehauses bewachten, zum Abdruck in seinem Büchlein überlassen. Und mit Recht wurde an seinem Sarg erwähnt, daß kein Erfolg seiner wissenschaftlichen Bücher ihm solche Freude gemacht habe, wie der Segen, den sein „Communionbuch“ in nunmehr 7 Auflagen gestiftet hat.

Daß er die Ergebnisse der theologischen Forschung nicht in den Kreisen der Gelehrten einschließen, sondern der Gemeinde nutzbar machen wollte, das bewies auch sein Interesse an der Revision der Bibelübersetzung Luther's, seine Theilnahme an den Arbeiten zu diesem Zweck in Halle von Anfang an. Aber ein Bibelübersetzer ersten Ranges ist er selbst geworden durch seine hebräische Uebersetzung des neuen Testaments, an der er 40 Jahre gearbeitet hat, an welcher er seit ihrem ersten Erscheinen 1877 bis zu seinem Tode, wie die auf dem Krankenbett geschriebenen Bemerkungen in der „Evang.-luth. Kirchenzeitung“ erkennen lassen, noch gebessert hat, deren erster Bogen in neuer Gestalt ihm wenig Tage vor seinem Ende gedruckt vorgelegt werden konnte. Nur der Theolog, welcher das alte, wie das neue Testament nach Form und Geist so in sich aufgenommen hatte, konnte auf diese Weise die Reden Jesu in die Sprache, welche auch ihm die heilige war, wenn er auch meist aramäisch geredet haben mag, konnte die griechisch gedachten, wie geschriebenen Gedanken eines Paulus so in das Hebräische übersetzen. Seine Commentare werden immer in Ehren stehen, im praktischen Gebrauch werden sie, das ist der Lauf der Welt, einmal durch andere ersetzt werden. Sein hebräisches neues Testament ist ein monumentum aere perennius, ein standard work, welches bei aller Vervollkommnung, die es im Sinn des Verfassers erfahren wird und muß, den Namen Franz Delitzsch — wir sagen nicht zu viel — durch alle Jahrhunderte tragen wird. Auch der christliche Theolog, welchem es die evangelische Geschichte gleichsam auf ihren Mutterboden zurückverpflanzt, kann daraus außerordentlich viel lernen. Für Israel in der Zerstreuung ist es schon jetzt zu einem Missionar geworden, der in 70000 Exemplaren seine Stimme erhoben und für die Mission unter Israel eine neue feste Grundlage geschaffen hat.

Die Mission unter Israel hat Delitzsch ja von Jugend auf geliebt und gepflegt. Die Liebe zu diesem Volke, welche mehr, als Freunde ihm manchmal als richtig zugestehen wollten, Alles glaubte, Alles hoffte, hat ihn in den Bewegungen der letzten Jahre zu dessen beredtem und gelehrtem Anwalt durch Wort und Schrift gemacht, hat ihn 1863 auch in Erlangen den bayrischen Verein für Judenmission und in demselben Jahre die Zeitschrift der Judenmission „Saat auf Hoffnung“ gründen heißen. 1870 ist auf seine Anregung der evangelisch-lutherische Centralverein für die Mission unter Israel entstanden, 1880 das Institutum Judaicum erneuert worden. Seit 1886 widmete er sich selbst mit der unmittelbaren Ausbildung von Missionaren. Wie an seiner Thür Belehrung und Hilfe suchend mancher Sohn Israels nicht umsonst angeklopft hat, wie in seinen Vorträgen über Judenmission und verwandte Gegenstände hier und da verborgen etliche saßen, so ist weithin, zumal im Osten, sein Name mit Ehrerbietung und Begeisterung als ein Freund dieses Volkes vor andern genannt worden.

Aber diese Liebe hat ihn in keiner Weise abgehalten, sich seinen jungen akademischen Freunden zu widmen. Er war ein rechter Studentenprofessor. Seine Collegien waren überfüllt. Seine Studienstube war es auch. Seine Schüler hingen begeistert an seinen Lippen, an seiner Persönlichkeit. Er ging auf ihre Gedanken, ihre Arbeiten ein, erhielt ihnen das wärmste persönliche Interesse auch für ihre ferneren Studien. Die meisten jüngeren Fachgenossen Englands und Amerikas nennen ihn ihren Lehrer, wie er denn allwöchentlich ein Kränzchen in englischer Sprache zu halten pflegte. Und wie leuchtete einmal das Auge eines norwegischen Geistlichen auf, als er, halb im Scherz, einen Besuch bei seinem Freund Caspari in Christiania in Aussicht stellte!

Diese Gemeinschaft mit seinen Schülern mußte ihn bei tiefem Leid im eigenen Hause trösten helfen. Zwei von seinen vier Söhnen, Ernst, der zweite, ein junger vielversprechender Arzt, 1872, Johannes, der älteste, schon Professor der Theologie, der Großes hoffen ließ, 1876, sind ihm genommen worden. Zwei waren ihm geblieben, Beide in Leipzig, der eine Kaufmann, der andere der bekannte Assyriolog Friedrich Delitzsch, durch seine Wissenschaft der des Vaters verwandt. Und 9 Enkel waren der Schmuck seines Alters. So wurde es um den Abend wieder licht und man konnte hoffen, daß dieser Abend noch lange dauern würde, bis in die Jahre hinein, die ja manchem deutschen Gelehrten gewährt worden sind.

Aber er sollte noch durch ein dunkles Thal geführt werden. Seitdem er Anfang October von Thüringen, wo er Genesung suchte, heimgekehrt ist, hat er sein Krankenlager nicht wieder verlassen. Unsägliche Schmerzen hatte er zu erdulden. Aber sein Auge war nicht trübe geworden und die Kraft seines Geistes war nicht verfallen. Bis in die letzten Tage hat er gearbeitet. Außer dem schon Genannten, den kleineren Veröffentlichungen in der „Evang.-luth. Kirchenzeitung“, jener Abhandlung über die „gelbe Hyacinthe“ und dem ersten Bogen des neuen Testaments, hat er noch seine „Messianischen Weissagungen in geschichtlicher Folge“ als reife Frucht vor sich gesehen. Am Sonntag Estomihi hat er, unter „Blumen und Blumenduft“ gebettet, wie sie anderen Kranken vielleicht lästig gewesen wären, ihm aber eine wahre Freude und der Gruß der ihn von Nah und Fern umgebenden Liebe waren, seinen Geburtstag gefeiert. Glücklich, wer ihm da noch die Hand drücken durfte, aber gewiß war es nicht möglich, den ganzen Strom der Glückwünsche, welche über Land und Meer diesen Tag zu feiern pflegten, in sein Krankenzimmer zu leiten. Noch am Montag darauf hat er einen Candidaten für das höhere Schulamt examinirt. Am Freitag fragt er mit den Worten: „auch im Angesicht des Todes bleibt das Interesse für's Vaterland“ nach dem Ausgang der Reichstagswahl. Drei Möglichkeiten sah er, wie er selbst aussprach, vor sich, entweder werde er noch einmal auf seinen Füßen stehen können, oder er werde noch lange und schwer leiden müssen, oder er werde bald einmal abgerufen werden „Es steht in Gottes Hand“. Die letzte Möglichkeit ist verwirklicht worden — auch vor Menschenaugen das Beste für ihn. Am 4. März früh 6 Uhr „als die Morgenröthe anbrach“, ist er heimgerufen worden zur Ruhe des Volkes Gottes und in der Stille des Bußtags, am 7. März Nachmittags 2 Uhr, ist er von der Universitätskirche aus, in der er ein treuer Hörer war, wenn er auch nur in jungen Jahren selbst gepredigt hat, begraben worden. Hartung.

Paul Nerrlich's Jean Paul-Biographie.

J. R. Paul Nerrlich hat sich um die Erforschung des Lebens Jean Paul's und um den erneuten Hinweis auf diesen Dichter viele Verdienste erworben; ihm ist es in erster Linie zu verdanken, daß unsere Zeit für den großen wunderlichen Mann, den Classiker des Witzes und der Satire, den größten Humoristen, den Deutschland bisher hervorgebracht hat, wieder einiges Interesse bezeigt, nachdem das Andenken an den einst Hochgefeierten schon fast erloschen war. Ob freilich die von ihm und Anderen gewünschte Wiederbelebung ganz gelingen wird, so daß Jean Paul nun thatsächlich, wie man hofft, als dritter Ebenbürtiger neben Goethe und Schiller zu stehen haben werde, ob es nicht schließlich bei dem eingeschränkteren Vischer'schen: „An Jean Paul's idealer Kraft, Wärme und Reinheit dürfte sich unser Geschlecht wahrlich recht wol einmal wieder spiegeln“, bleiben wird, lassen wir dahingestellt sein. 1876 erschien Paul Nerrlich's erstes größeres Werk über Jean Paul „Jean Paul und seine Zeitgenossen“, das auch an dieser Stelle (Wiss. Beilage 1877 Nr. 34) eingehend gewürdigt wurde; jetzt liegt von ihm eine weitere größere Veröffentlichung, eine umfassende

Biographie Jean Paul's vor: Jean Paul. Sein Leben und seine Werke. Von Paul Nerrlich (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. XI und 655 S. 10 *M.*).

In der Einleitung zu seinem Werke geht Nerrlich von dem Begriff der Menschheitsgeschichte aus, wie er im vorigen Jahrhundert durch Männer wie Hamann, Herder, Lessing, Kant, Schiller, Fichte, Jacobi vertreten wurde. Die Geschichte der Menschheit ward wie die des einzelnen Menschen — Lessing nannte das bekanntlich eine „Erziehung des Menschengeschlechts" — als ein planmäßiges Ganzes aufgefaßt, in welchem die Menschheit von unvollkommenen Anfängen zu einem bestimmten Ziele der Vollendung gehend allmälig aufwärts steige; aus dem Zukünftigen erst — so meinte Hamann — könne man daher das Gegenwärtige und aus der Gegenwart erst die Vergangenheit recht verstehen und ganz erkennen. In unserem Jahrhundert ist dann dieser deductiven oder teleologischen Methode der Geschichtsbetrachtung, wie sie genannt wird, durch Hegel und seine Philosophie, zu der auch Nerrlich sich bekennt, weiter zur Anerkennung verholfen worden.

Dieser deductiven oder teleologischen Methode der Geschichtsbetrachtung hat sich nun später eine andere von entgegengesetzten Ansichten ausgehende gegenübergestellt und zur Zeit auch zahlreiche Anhänger zu erwerben verstanden: die sogenannte inductive oder genetische. Diese leugnet schlechtweg einen planmäßigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Geschichtsperioden, eine Absicht in der Weltgeschichte; für sie giebt es nur Ursachen und Wirkungen, Tendenzen, die in den einzelnen Epochen herrschten und dar- und klargelegt werden wollen; einen Fortschritt läßt sie nur in Betreff der Erkenntniß der Natur und der materiellen Interessen, nicht aber in moralischer und ethischer Hinsicht gelten. Diese inductive Methode geht also gleichsam von unten nach oben, nicht von oben nach unten, wie die deductive, vom Einzelnen aufs Ganze, nicht vom Ganzen zum Einzelnen; ihr Hauptvertreter ist Leopold Ranke, der berühmte Historiker, geworden; später hat Wilhelm Scherer diese inductive Methode auch auf die Betrachtung der Literaturgeschichte ausgedehnt.

Bei näherem Zusehen zeigt sich, daß diese genetische Methode, die Opposition gegen die teleologische, nichts Zufälliges bedeutet, sondern in unserer Zeit begründet liegt. Sie hängt innig mit dem in unseren Tagen vorhandenen naturalistischen Zuge zusammen, oder vielmehr: der französische Naturalismus, wie er augenblicklich Gefolgsleute findet, ist die auf inductivem, genetischem Wege gefundene Poesie. Zola und Ibsen sind die ins Dichterische übertragenen Ranke und Scherer. Aber ebenso wie an diesen Dichtern läßt sich auch an der ihnen voraufgegangenen inductiven Wissenschaft das Einseitige, Unzulängliche, Löcherige leicht nachweisen. Vom Einzelnen zum Ganzen gehend zu forschen, hat auf den ersten Blick Manches für sich, und man wird gewiß auch zu manchem richtigen Resultat dabei gelangen; ob aber dieses Resultat auch wirklich Alles ist, was vorhanden, ist eine andere Frage. Die Erfahrung bildet, wie Goethe, auf den sich die inductive Methode vielleicht gern berufen wird, den Anhängern derselben im Voraus zugerufen hat, nur die Hälfte der Erfahrung; das von ihr Gefundene ist nicht das allein Findensmögliche; und will man aus ihm Schlüsse auf das Ganze ziehen, wol gar das Ganze selbst in ihm sehen, das Wesen der Sache, so läuft man Gefahr, ein Stückwerk zu erhalten, kein Bild sondern eine Verzerrung, eine Caricatur. Das ausschließliche Befolgen der inductiven Forschung artet zuletzt in ein bloßes Klammern am Sichtbaren und Haften am Hörbaren, ein Kleben am Stoff und Zufälligen aus; es erzielt einen Leichnam ohne Seele und Geist; die einzelnen Theile hat man in der Hand, es fehlt leider nur das geistige Band. Dies ist den genannten naturalistischen Dichtern bis zum Ueberdruß nachgewiesen worden; dies läßt sich auch an den ihnen voraufgegangenen und zur Seite gehenden wenn man so sagen will: naturalistischen Männern der Wissenschaft zeigen. Ranke's Bedeutung in der Geschichtswissenschaft steht zu fest, seine wunderbare Fähigkeit, einzelne Geschichtsperioden für sich zu charakterisiren, glänzende Porträts von Persönlichkeiten zu liefern, ist zu sehr anerkannt, als daß man eine Beleidigung für ihn und den Leser darin erblicken könnte, wenn man seine Kurzsichtigkeit und Befangenheit betont. Diese hat schon der sittliche Idealist Joh. Scherr seiner Zeit aufgedeckt, als er bei aller Anerkennung für Ranke's Vorzüge diesem vorwarf, daß er Cabinetsgeschichte, keine Völkergeschichte schreibe, von den tieferen Beweggründen der Entwickelung der Menschheit keine Ahnung habe; ja Scherr ging sogar so weit, Ranke einen vollständigen Mangel an sittlichem Gefühl zum Vorwurf zu machen, eine erschreckende Gleichgiltigkeit in Betreff der Unterscheidung von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verbrechen; die Weltgeschichte sei ihm keineswegs das Weltgericht. Der in diesem zugespitzten Urtheile enthaltene Vorwurf der Gewissenlosigkeit — der Begriff immer im richtigen, durch das Ebengesagte erläuterten Sinne verstanden — läßt sich auch auf den in das Literaturgeschichtliche übertragenen Ranke ausdehnen, auf Scherer; bei dieser Parallele zwischen Beiden sei bemerkt, daß mit ihr Ranke nicht zu nahe getreten werden soll, denn Scherer steht weit unter diesem; die Methode der Forschung und Darstellung bildet allein das Dritte des Vergleichs. Andererseits wollen wir Scherer's wirklichem Verdienst damit nicht Abbruch thun; aber das liegt auf einem ganz anderen Gebiet als dem des Literaturgeschichtlichen und Aesthetischen. Auf diesem Gebiete jedoch hat sich sein und seiner Schüler Einfluß als ein geradezu unheilvoller herausgestellt. Die Spitze der Thätigkeit Scherer's in der angedeuteten Richtung hin bildet wol dessen jüngst erschienene „Poetik", ein Werk von geradezu erschreckender Armseligkeit und Seichtigkeit; man kann es auch als die Spitze, die äußerste Consequenz der rein inductiven Methode überhaupt betrachten, insofern als es zeigt, wohin diese Methode, wenn sie sich als die allein seligmachende betrachtet, führen kann: zur vollkommenen Trivialität. Nerrlich hat sich in seinem Buche eingehend mit dieser ästhetischen Musterleistung beschäftigt. In der „Poetik" führt sich die bloß genetische Methode gewissermaßen selbst ad absurdum. Denn, wenn nicht alle Zeichen trügen, so sind die Tage der Herrschaft der rein inductiven Forschung gezählt; eine kräftige Reaction macht sich ihr gegenüber bereits geltend.

Indem Nerrlich sich gegen die genannte Methode, ihre Ausartung, ihre Vertreter wendet, fragt er nun zugleich: welches ist aber das Ziel, das der durch die deductive Forschung verfochtenen Menschheitsgeschichte gesteckt ist? Die Antwort lautet darauf: der Mensch selbst. Oder um uns deutlicher auszudrücken: dasjenige, was Vischer, einer der genialsten Hegelianer, das Selbstbewußtsein des Menschen, die Subjectivität, das Ich, die Ueberzeugung von der Unendlichkeit desselben genannt hat: „Das befreite Selbstbewußtsein weiß sich als Angel der Welt; das moderne Ideal ist die wahrhaft freie und mit der Objectivität versöhnte Subjectivität; die Aufgabe der neuen Welt ist die Verwirklichung der wahren Freiheit aus der Einsicht; die Subjectivität, welche wahrhaft frei wird, indem sie nicht mehr ihren eignen Gehalt in die Wolken stellt, nennen wir die mündige." Die Periode des Christenthums, welche als eine höhere Stufe der Entwicklung auf die der alten Welt folgte, nähere sich, so führt Nerrlich weiter aus, ihrem Ende; das Christenthum habe seine historische Aufgabe erfüllt. An seine Stelle müsse nunmehr eine neue Religion treten, die Religion der Zukunft, bei welcher der Gott nicht mehr in den Wolken, sondern hier auf Erden, im Menschen zu thronen habe, nicht das Du über der Welt, sondern das Ich auf der Welt herrsche. Die Realität werde von Gott und Jenseits in den Menschen und das Diesseits verlegt. Diese Religion der Zukunft solle nicht etwa, wie es wol den Anschein haben könnte, materialistisch sein, sondern antimaterialistisch; um die Bestrebungen eines ihrer ersten Begründer, gleichfalls eines Hegelianers, als Erläuterung heranzuziehen: nicht der Feuerbach der letzten Periode, sondern der der ersten Zeit solle für sie maßgebend werden; denn nicht die Materie, das Chaos und die Unvernunft seien das A und O derselben, sondern der Geist, die Freiheit, die Ordnung, die Idee. Auch nicht gemeinhin pantheistisch oder atheistisch würde dieses Bekenntniß genannt werden können, da es nicht ein negatives, sondern ein positives sei. Noch wäre dies neue Evangelium von der Vervollkommnung des Menschen Eigenthum und Geheimniß Weniger, einer Secte gleichsam, Philosophie, nicht Religion; auch fehle noch die Form für dasselbe, die erst gefunden werden solle, wie der Name noch gebreche, der etwa Anthropotheismus, also Menschengottsein, zu lauten haben werde; auch auf die Lichtgestalt des Verkünders dieser neuen frohen Botschaft warten wir noch. Aber wie auf die classische, idealistische Dichtung die classische Philosophie gefolgt sei, meint der Hegelianer Nerrlich, so werde auf diese die classische Religion sich einstellen; und auch ihr Verkünder werde kommen. „Vielleicht ist er schon geboren. . . Und sollten wir uns nicht so lange noch gedulden, bis mit der neuen, urplötzlich vielleicht die Knospe durchbrechenden Religion ebenso urplötzlich auch derjenige Name am Firmament leuchtet, welcher das Dunkel verscheucht und seine Flammenschrift unauslöschlich in die Herzen der sehnsüchtig harrenden Menschheit eingräbt?"

Diese Aera der Vollendung und Mündigkeit der Persönlichkeit, die Religion des Menschen, ist nun durch die Periode an der Wende

des vorigen und unseres Jahrhunderts, unsere classische Zeit, unmittelbar vorbereitet worden; die Generation von damals bietet viele Beispiele von Lebensläufen, in denen das Ich des Menschen bereits maßgebend wurde, von Lebensläufen, die theils harmonisch dahingingen, theils aber auch, wie wir sehen werden, tragisch endeten. Wir führen nur zwei an, die von zwei der Größten in unserer Literatur, von Goethe und dem, dessen Name in der Ueberschrift dieser Zeilen steht. In Goethe tritt die Ichsucht sogar in ihrer schärfsten Form auf: sie äußert sich in leidenschaftlicher Theilnahme an Dem und tiefem Versenken in Das, was ihm von Interesse und Werth ist, aber auch in kaltem Abweisen alles dessen, was für seine Person keine Bedeutung besitzt, dieser nicht behagt, also im Feuer und Eifer der Antheilnahme und im Uebersehen und Ablehnen; Alles in Allem: in schroffem Egoismus. Goethe gegenüber, ihm in Manchem gleich, in Anderem unähnlich, in Allem aber ihn ergänzend, steht Jean Paul: auch ihm ist das Bewußtsein von der Unendlichkeit des Ich, dem Gottsein des Menschen, in seltenem Maße aufgegangen; auch er ist eine äußerste Individualität, ein krasser Egoist; aber weil bei ihm Begabung und Charakter andere sind, sind auch die Wirkungen andere. Goethe war eine durchaus plastische Natur — seine Neigung ging ja bekanntlich auf Plastik und Malerei hin — und vermochte sein Ich zu einer festen Form auszugestalten, seinem Leben Halt und Begrenzung zu verleihen, Kunst und Leben von einander zu trennen; auch kamen ihm die Umstände, unter denen er lebte, zu Hilfe; das praktische Leben trat mit seinen Rechten Beachtung heischend an ihn heran und zwang ihm ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die Forderungen seiner Persönlichkeit auf. Jean Paul jedoch ist den musikalischen Naturen zuzuzählen — er schwärmte besonders für Musik —, die ins Grenzenlose zu schweifen lieben, ihrem Dasein keinen festen Standpunkt, keine Gestalt zu geben wissen, die Gebiete von Kunst und Leben nicht auseinanderhalten können; auch seine Lebensumstände machten sich so, daß sie seinen selbstischen Neigungen nur fördernd entgegenkamen, statt sie einzudämmen; es gebrach der Zwang von außen, die Disciplin eines Amtes, die Zucht des öffentlichen Lebens — kurz alles das, was das Leben, wenn man mitten in ihm steht, bildend an uns schafft. Goethe war ferner Heide und stand ganz im Diesseits drin. Jean Paul konnte das Christenthum nicht entbehren; er hängt sogar, wieder eine Folge seiner Ichsucht, die den Gedanken nicht zu ertragen vermochte, das Selbst durch den Tod zerstört zu sehen, mit allen Fasern seines Wesens am Transscendentalen fest. Daher sein spiritualistischer, hyperidealistischer Zug, der ihn zu hohe Ansprüche ans Leben stellen, zu wenig Erfüllung des Erhofften sehen, fortwährend den klaffenden Riß zwischen Ideal und Wirklichkeit empfinden läßt. Er konnte demgemäß zu keiner Harmonie im Leben gelangen und fand statt des Glückes nur Unglück, während Goethe, der Realist, voll Behagen und Freude ins Leben blickt und sein Dasein glatt und eben dahinläuft.

Wir sehen daher, daß es um den Cultus, den Ausbau des Ich etwas Großes sein und daß die Persönlichkeit, welche sich ganz auf sich selbst stellt, in die Wolken ragen kann; wir erfahren aber auch, welche große Gefahren die Ichsucht in sich birgt und daß sie das Individuum, das ihr huldigt, bei den geeigneten Vorbedingungen geradezu in den Abgrund führen kann. Die vollständige Freiheit des Menschen verleiht eben, wie jede andere Freiheit, mit dem Rechte auch Pflichten, die der Genießende zu erfüllen hat, soll das Geschenk ihm kein Verderben bringen, vor dem eine größere Bengtheit ihn sicher bewahrt hätte. Diese Pflichten heißen Beschränkung, Maß, Herrschaft über sich selbst, das Leben und die Leidenschaften. Diesen Pflichten konnte Jean Paul, in der Beschränkung keineswegs ein Meister wie Goethe, nicht genügen, und so kann man bei ihm daher ganz gut schon von einer Katastrophe reden. Das Gefühl des Ich, an sich schon stark, ward von Tag zu Tage immer stärker in ihm, und die Kraft, es zu zügeln, in die richtigen Bahnen zu leiten, zu Anfang bereits nicht bedeutend, ging zuletzt in völlige Ohnmacht über; und so ward er von diesem dämonischen Triebe, der ihn beseelte, vom festen Boden, der ihm zu gering dünkte, in die Wolken gerissen, die ihm allein der Beachtung werth schienen: ein Euphorion, der sich von der Erde in die Lüfte schwingt, aber dann auch in die Tiefe stürzt. Er ward kein Stern, der seine vorgeschriebenen Bahnen zieht, wie Goethe, sondern ein Meteor, das verschwindet. Alles ist für Jean Paul nur in Bezug auf sein Ich vorhanden, sein empfindendes, fühlendes Ich: er kennt keine Rücksichten auf Andere, auf den Staat und die übrigen Mächte des Lebens, nur persönliche Liebhabereien und Bedürfnisse; er wird so die von der Außenwelt völlig losgelöste Individualität, das Individuum an sich. Aus diesen Voraussetzungen erklären sich denn auch alle Eigenschaften seiner Schriften, erklärt sich das Zwiespältige seines ganzen Lebens, die ganze vielfach verschlungene Erscheinung des Dichters, kurz alles das, was man in Anspielung auf den Denkstein auf seinem Grabe das Erratische seines Wesens nennen möchte: sein ruheloses Schweifen von Wohnort zu Wohnort, sein Mangel an Formsinn, die Unfähigkeit, plastisch zu gestalten, Anschauliches vor uns hinzustellen, sein Schmerz und Weltschmerz, seine Zerflossenheit, seine Thränenseligkeit, der Schlendrian des Gefühls, das Ueberwuchern des Gemüthslebens, der inhaltlose Idealismus, der neben dem ausgelassensten Humor lauernde Trübsinn und was der krankhaften Eigenthümlichkeiten Jean Paul's mehr sind. Kann es da Wunder nehmen, wenn der markige Arndt Jean Paul geradezu einen „verbrecherischen Verweichlicher", einen „Nervenausschneider menschlicher Kraft" nannte und die Jugend seiner Zeit, die ebenso wie die ganze übrige Welt damals für den Dichter schwärmte, eindringlich vor ihm warnte, weil er eine Gefahr für sie bedeute?

Alle diese Ausführungen geben der Nerrlich'schen Darstellung von Jean Paul's Leben einen Rahmen, ein Ziel, einen Standpunkt: es war darzustellen, wie diese wunderliche große Persönlichkeit aus dem Gange der Geschichte heraus möglich war, wie demnach ihre Stellung in unserer Literatur zu betrachten ist; es sollte ferner gezeigt werden, wie Jean Paul sich in seiner Eigenheit seinen Vorgängern gegenüber verhalten, wie er sie ergänzt und überragt, ihnen vorangeleuchtet oder sie hinter sich gelassen hat. Eben deshalb haben wir uns auch über die „Methode" Nerrlich's so eingehend verbreitet, daß es den Leser vielleicht in Verwunderung gesetzt haben wird, uns so weit ausholen zu sehen: jetzt jedoch wird er den fernen Ausgangspunkt unserer Darstellung begreiflich finden. Auf die Einzelheiten in dem Buche einzugehen, müssen wir uns nach diesem versagen; es würde auch ein Jean Paul-Forscher im Besonderen dazu gehören, all dem reichen Material, das in den siebenthalb hundert Seiten großen Formats aufgespeichert liegt, gerecht zu werden, es zu prüfen und dem Leser vorzuführen. So viel können wir jedoch hier sagen, daß wir es bei dem Buche mit einer der wichtigsten, vielleicht mit der wichtigsten Erscheinung der Jean Paul-Literatur der neuesten Zeit überhaupt zu thun haben. Mit der Wärme für seinen Gegenstand verbindet Nerrlich Schärfe und Unbefangenheit der Kritik, gründliche philosophische Bildung und die unermüdliche Emsigkeit eines Sammlers, den Fleiß, die Genauigkeit eines gewissenhaften Arbeiters. Dazu stand ihm noch der Nachlaß Jean Paul's zur Verfügung, so daß er zu dem Alten, das er in erschöpfender Weise gebracht hat, noch Neues, so zu sagen das Neueste hinzufügen konnte. Aber dies Lob führt uns auf einen Punkt, der gleichfalls nicht übergangen werden darf: auf die Art von Nerrlich's Darstellung. Nerrlich versteht — eine Schwäche vieler unsrer deutschen Gelehrten! — nicht recht darzustellen, wenigstens nicht künstlerisch darzustellen, er reiht vielmehr lediglich neben einander an und so wird sein Buch nicht eigentlich Biographie als vielmehr Material zu einer solchen, allerdings Material im besten Sinne des Wortes genommen. In dem Schema A B C mit der Unterabtheilung a b c mit der weiteren Unterabtheilung 1 2 3 und der nochmaligen Unterabtheilung α β γ bringt Nerrlich, auch hier ein getreuer Schüler Hegel's, Alles unter, was Jean Paul, sein Leben, seine Schriften, seine Entwicklung, seine Zeit betrifft: das ist aber ein Gestell mit Fächern, kein Gebäude, eine Chronologie und ein Kalender, kein Bild, kein Buch. Trotz des klaren Schemas kommt infolgedessen keine rechte Klarheit in die Darstellung: man muß beim Lesen fortwährend darauf bedacht sein, den Faden nicht aus den Händen zu verlieren, die Hauptsache, um die es sich handelt, das Ziel des Ganzen im Auge zu behalten. Es müßte Wichtiges mehr herausgehoben, Unwichtiges an zweite Stelle geschoben worden sein, die Abschnitte hätten noch schärfer abgegrenzt werden können — vielleicht würde dann das Ganze etwas deutlicher geworden sein. Eine endgiltige Geschichte von Jean Paul's Leben, seinem Wirken, seinen Beziehungen zu seinen Zeitgenossen, namentlich eine solche, die sich an weitere Kreise, als die der Fachleute, wendet, steht demnach noch immer aus: sie müßte aus dieser Nerrlich'schen Arbeit heraus geschaffen werden, wie aus dem Marmor das Bildniß. Ein Namens- und Sachregister am Schluß hätte übrigens die Ausnutzung des Werkes etwas erleichtern können; so, wie es ist, will es mehr studirt als gelesen sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 35. Sonnabend, den 22. März. 1890.

London, Gastein und Sadowa.

M.-Fr. Unsere Ueberschrift ist dem Titelblatte des neuesten Werkes entnommen, welches K. F. Graf Vitzthum v. Eckstädt, bis 1866 sächsischer außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am königl. großbritannischen Hofe, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres veröffentlicht hat.*) Dies Buch enthält Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1864 bis 1866 und bildet den Abschluß, wie es scheint, einer Reihe von Bänden, deren erster: Berlin und Wien 1845—1852 und deren zweiter und dritter: St. Petersburg und London 1852—1864 betitelt waren. Die letzten zwei wurden im Jahre 1886 in Nr. 98 der Wissensch. Beilage behandelt, und unsere heutige Besprechung kann demnach als regelrechte Fortsetzung des damaligen Artikels angesehen werden.

Allerdings wird es dem vorliegenden Bande gegenüber schwerer, rein sachlich zu bleiben. Die Geburtsstunden des heutigen Preußens sind es, welche nach den Privatbriefen eines damaligen erbitterten Feindes hier verfolgt werden. Darum ist auch die Bemerkung des Vorwortes durchaus am Platze: „Es würde ungerecht sein, daraus auf den jetzigen Standpunkt des Verfassers schließen zu wollen, dem jede preußenfeindliche oder gar reichsfeindliche Tendenz fern liegt.“ Die sich anschließenden Sätze mögen als Erläuterung des Wandels der Gesinnungen hier ebenfalls ihren Platz finden: „Jeder deutsche Vaterlandsfreund kann sich nur von Herzen darüber freuen, wenn es gelungen ist, Deutschlands Einheit, Macht und Größe auf sicheren Grundlagen wiederherzustellen. Oesterreicher wie Deutsche fühlen sich dem genialen Staatsmanne, welcher beinahe ein Menschenalter hindurch die Geschicke des Vaterlandes leitet, zu aufrichtigstem Danke verpflichtet. Denn Fürst Bismarck hat Deutschland zum Friedenswart Europas gemacht und seiner Schöpfung die Krone aufgesetzt durch das Bündniß, welches Oesterreich und Deutschland vereinigt. Dieser Bund, der beiden Reichen zur Ehre und zum Heile gereicht, wird hoffentlich noch lange, wie bisher, den Weltfrieden gewährleisten.“

Dem eigentlichen Werke voran geht nun eine Einleitung von 28 Seiten, welche offenbar die heutigen, nicht die 1864—66 von dem Verfasser gehegten Ansichten wiedergiebt. Er wirft da drei Fragen auf, auf welche das Buch antworten soll: 1) Wie und warum ist es Preußen gelungen, im Jahre 1866 das mit dem übrigen Deutschland verbundene Oesterreich in einer einzigen Schlacht zu überwinden und den Kaiserstaat zu zwingen, seine vertragsmäßige Stellung in Deutschland und in Italien gleichzeitig aufzugeben? 2) Wie und warum war es möglich, durch diese selbe Schlacht dem neutral gebliebenen Anstifter des Krieges, Napoleon III., die seit 1856 thatsächlich ausgeübte europäische Hegemonie zu entreißen und Frankreich dermaßen zu schwächen, daß es vier Jahre später in einem Nationalkriege unterlag, der dem Kaiser der Franzosen Krone und Freiheit, seinem Reiche zwei Provinzen kostete? 3) Wie ist es zu erklären, daß eine so durchgreifende Staatsumwälzung im Herzen Europas sich vollziehen konnte, ohne daß die neutralen Mächte, insbesondere England und Rußland, dagegen reagirten und gegen die Zerreißung der Verträge von 1815, insoweit dieselben Deutschland betrafen, Einsprache erhoben? Unser Buch giebt auf diese drei Fragen keine unumwundene Antworten, erklärt auch nur einiges Licht auf sie werfen zu können. Thatsächlich enthält es werthvollen Stoff zur Beurtheilung der Handlungsweise der außerdeutschen Mächte. Ueber den Werth seiner eigenen Berichte nach Dresden sagt aber Graf Vitzthum offen (S. 14): „Die bestunterrichteten Agenten der Regierungen zweiten Ranges an großen Höfen empfangen ihre Nachrichten nur aus zweiter Hand und vermögen die Sachlage, die in unseren Tagen häufig durch ein einziges Telegramm verändert wird, im Zusammenhange rechtzeitig selten zu erblicken.“ Fragen wir zunächst nach seinen heutigen Anschauungen, welche in der Einleitung niedergelegt sind.

Da giebt er in aller Kürze eine Geschichte des deutschen Bundes. Er erklärt ihn für von Anfang an „nicht entwickelungsfähig“ und nennt den Zollverein die einzige praktische, politische That, die im Interesse Gesammt-Deutschlands in dem Zeitraum von 1815 bis 1848 in den Annalen unserer Geschichte zu verzeichnen ist. Bezeichnend ist die Darstellung, daß in Olmütz Kaiser Nikolaus Preußen gewissermaßen vor Radetzky's siegreicher Armee gerettet und, wie einst Katharina II. in Teschen, den Frieden dictirt habe. Für Oesterreich, sagt er, sei dies ein bitterer Kelch gewesen. Für gewöhnlich setzt freilich im genauen Gegensatz zu den Worten des Grafen der heutige Deutsche an Stelle des Begriffes: Oesterreich den anderen: Preußen in diesen Gedanken um. Von Bismarck's Auftreten heißt es dann, der „improvisirte Diplomat“ habe in dem Taxis'schen Palais auf der Eschenheimer Straße zu Frankfurt bald gezeigt, wie trefflich er das Ballspiel verstand, und daß die Trennung der Mittelstaaten von Oesterreich, welche er während des Krimkrieges erreichte, der Anfang vom Ende des deutschen Bundes und der vollen Souveränetät gewesen sei, auf welche Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg so großen Werth legten. Allgemeine Zustimmung wird die Darlegung finden, daß nicht an der Kleinstaaterei, sondern an dem unversöhnlichen Gegensatze der beiden Großmächte der deutsche Bund zu Grunde gegangen sei. Der Keim dieses unheilbaren Zwiespaltes lag in der Gestaltung, die der Wiener Congreß Oesterreich und Preußen gegeben hatte. Das deutsche Centrum des Kaiserstaates zeigte sich zu schwach, um die außerdeutschen Elemente zusammenzuhalten, und das Ehrenrecht des Präsidiums einer Diplomaten-Conferenz konnte keinen Ersatz bieten für den historischen Glanz der deutschen Kaiserkrone. Preußen dagegen war kein gesättigter Staat und mußte naturgemäß dahin streben, die mangelnde territoriale Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Provinzen um jeden Preis herzustellen. Trotzdem behauptet Graf Vitzthum noch heute, sein 1861 veröffentlichtes Programm: Oesterreichs und Preußens Mediatisirung die conditio sine qua non würde damals die Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt haben; es wäre dadurch Einheit und Macht gewährt worden. Von Bismarck meint er zum Jahre 1861, er sei in St. Petersburg kalt gestellt worden; von der sächsischen Diplomatie, sie habe bei der Londoner Conferenz (in der Person Beust's), wie die Maus in der Fabel, das Netz zernagt, welches Palmerston und Brunnow, also England und Rußland, gesponnen. Zum Schlusse giebt er noch eine kurze Würdigung Bismarck's in den Worten: Erreicht wurde das patriotische Ziel, weil er jederzeit das Mögliche gewollt, das Noth-

*) Groß 8°. XX, 523 Seiten. Stuttgart, C. G. Cotta Nachfolger. 1889

wendige gethan hat. Vor Staatsmännern dieses Schlages beugt sich die Mitwelt, und die Nachwelt vergißt es über ihren Erfolgen, wenn sie in der Hitze des Gefechtes, blinder Parteileidenschaft gegenüber, Juvenal's hac vola, sic jubeo; sit pro ratione valuntas zuweilen scharf und entschieden betont haben.

Das eigentliche Werk zerfällt in die drei Bücher: Gastein 1864—65, rund 130 Seiten, Sadowa Januar bis Juli 1866, etwa 110 Seiten, Vae victis Juli bis October 1866, gegen 150 Seiten. Ein sehr umfangreicher, ungefähr 120 Seiten zählender Anhang mit 20 Abschnitten, meist schwer zugängliche diplomatische Urkunden recht bequem vereinend, und ein Personenverzeichniß schließen den Band. Die drei Bücher zerfallen in 5 oder 6 Capitel fortlaufenden Textes, der sich meist an dem Faden der Erlebnisse des Verfassers abwickelt und in den seine Berichte und Privatbriefe verwebt sind.

Das Buch führt uns zuerst mit dem auf Urlaub befindlichen Verfasser nach Dresden, wo er August bis December 1864 verweilt. Eine geheime Sendung nach Hannover, wo er die dortigen Ansichten über die Schleswig-Holsteinische Erbfolgefrage und über die Bundesverfassung erforscht und die Abfassung seines Buches „Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets 1745—1756" beschäftigen ihn damals am meisten. Im Januar 1865 finden wir ihn auf der Rückreise nach London in Paris, von wo er einen vertraulichen Bericht liefert, und von da an bis zum Juli desselben Jahres weilt er auf seinem Posten. Den Rest des Jahres benutzt er, über Wien, München und Dresden, gerade zur Zeit des Abschlusses der Gasteiner Convention, reisend, zu einem Aufenthalte in Italien, über dessen Eindrücke er anziehende offenherzige Mittheilungen macht. Im Jahre 1866 bleibt er bis zu Ende des Juni in London, wird dann in das sächsische Hauptquartier berufen, hält sich einige Tage in Wien auf und kehrt über München und Paris, wo damals gerade Graf Beust mit Napoleon verhandelte, Mitte Juli nach der Themsestadt zurück, um diese bis zum October nicht wieder zu verlassen.

Dem Aufenthalte in Italien verdanken wir einige unterhaltende und belehrende Beschreibungen Roms, wie es sich im Herbste 1865 ausnahm. Ueber seinen Eintritt in den Kirchenstaat sagt er: Da in Neapel die Cholera ausgebrochen war, wurden auch die von Norden her kommenden Reisenden, wie Hamburger Rauchfleisch und westfälische Schinken, antediluvianischen Proceduren unterworfen, welche ebenso unangenehm wie zwecklos waren. Nachdem wir diesen blödsinnigen Räucherungen entgangen, fielen die päpstlichen Zöllner über uns her und zerwühlten ohne Rücksicht auf unsere diplomatischen Pässe unsere harmlosen Koffer auf das Unbarmherzigste. Es war, als trete man plötzlich aus dem neunzehnten Jahrhundert in das sechzehnte oder siebzehnte zurück. Von Rom selbst urtheilt ihm gegenüber ein alter Diplomat, der viele Jahre daselbst gelebt hatte: Die hiesigen Verhältnisse sind nur dann zu verstehen, wenn man sich immer daran erinnert, daß zweimal zwei im Vatican nicht wie überall vier sind, sondern je nach Befinden drei, fünf oder sieben machen können. Er selbst fügt später hinzu: Ich habe Priester gesehen, die, wie König David, aber nicht mit dem Psalter, sondern mit einem chinesischen Sonnenschirme, den Altar umtanzten, und die Belle Hélène von Offenbach diente dabei als Kirchenmusik. Ueber den Cardinal Antonelli heißt es: Hochgewachsen und schlank, war der Cardinal eine vornehme Erscheinung. Er huldigte den Frauen und wurde von ihnen gewaltig verzogen. Ein gebildeter, kunstsinniger Weltmann, genoß er als Staatsmann einen übertriebenen Ruf. Sein politischer Horizont reichte nicht weit, mais dans le royaume des aveugles le borgne est roi. Der französische Botschafter sagt von ihm: C'est un homme charmant, mais d'une banalité terrible; il ne fait rien, absolument rien. Von ihm wie dem Papst Pius IX. urtheilt unser Buch: Eine gewisse Naivität in politischen Dingen war bei ihnen nicht zu verkennen. Sie lebten in einer anderen Welt als wir.

Fügen wir an dieser Stelle sogleich einige Urtheile über andere berühmte Männer der Zeit an. Sehr schlecht ist der Verfasser, wie in den früheren Bänden, auf Palmerston und Kaiser Napoleon III. zu sprechen. Sein Nachruf auf den Ersteren nennt diesen einen eigenwilligen, eigenmächtigen, um nicht zu sagen eigensinnigen Minister, der von seinen Collegen wie seinen Untergebenen gefürchtet und gehaßt wurde. Er habe immer, wie Prinz Albert gesagt habe, das Staatsinteresse dem seinigen hintangestellt. Dann heißt er ein jovialer Spaßmacher, dessen oft seichte Witze zwar im Unterhause belacht und beklatscht wurden, aber nur zu häufig an einen für sein Handwerk zu alt gewordenen Clown erinnerten. Er sei ein geschickter Gaukler, aber ein Politiker zweiten Ranges gewesen. Und der Papst sagt zu dem Grafen über ihn: Er sei ein Ungläubiger gewesen, der weder an Gott noch an den Teufel glaubte. Napoleon's III. Cabinet andererseits wird gern mit einer großen Kreuzspinne verglichen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen habe. Seine geistige Kraft, die niemals sehr hoch anzuschlagen gewesen, sei infolge der fortwährenden politischen und sinnlichen Aufregungen schon 1865 bedeutend erlahmt gewesen. Darin sucht der Verfasser den Grund für die Unsicherheit und die fortwährenden Schwankungen der französischen Politik während der letzten Jahre des zweiten Kaiserreiches. „Der altgewordene Carbonaro, der sich in einen Cäsar verwandelt hatte, war von jeher ein Träumer, der seine Hirngespinnste für Wirklichkeiten, seine Illusionen für Ideen hielt. Er hatte, wie man sagt, mehr Glück als Verstand gehabt und ebenso Viele getäuscht als geblendet. Bald sollten ihm die Dinge über den Kopf wachsen und seine Unfähigkeit sich in seiner Rathlosigkeit kennzeichnen. Es wird in Zukunft kaum begreiflich erscheinen, daß trotz der steigenden Fluth äußerer und innerer Verlegenheit Napoleon III. damals noch immer jene durch den Pariser Congreß von 1856 erworbene, durch die Schlacht von Solferino befestigte, europäische Hegemonie ausübte, die er dem Czaren Nikolaus entrissen hatte." Merkwürdig oft wird in den Berichten von 1866 betont, daß Napoleon sehr krank und festgefahren sei.

Trotzdem aber hoffte damals unser Verfasser immer auf Paris; von dort her sollte nach seinem Wunsche das entscheidende Machtwort gegen Preußen gesprochen werden. Man sieht ganz deutlich, in dieser zuversichtlichen Erwartung, ferner in der festen Ueberzeugung, daß die österreichische Armee der preußischen weit überlegen sei, endlich auch in dem bis zum ersten Kanonendonner von 1866 genährten Glauben, daß die von allen Seiten arbeitenden Intriguen den König Wilhelm dazu bringen würden, Bismarck fallen zu lassen, darin lagen die Hauptfehler der auch von dem Grafen Vitzthum bedienten Politik. Ueber das Verhältniß Preußens zu Frankreich 1866 bringt der Letztere zwei verschiedene Angaben: die eine stammt von dem bayrischen Gesandten in Paris v. Wendland, die andere von unserem Verfasser selbst. Wendland erzählte am 17. Januar 1865 dem Grafen Vitzthum: die französische Regierung habe mit Bismarck während dessen letzten Aufenthalts in Paris einen Handel abzuschließen versucht. Man habe ihm Schleswig-Holstein angeboten, zugleich aber zu verstehen gegeben, daß dies nur unter der Bedingung einer Grenzberichtigung geschehe, da Frankreich eine Vergrößerung Preußens ohne Compensation nicht zugeben werde. Diese Besprechungen hätten jedoch zu nichts geführt, da Bismarck kategorisch erklärt habe, der König, sein Herr, könne nicht in die Abtretung eines einzigen deutschen Dorfes an Frankreich willigen, ohne sich in Deutschland unmöglich zu machen. Er werde es niemals thun, es sei nicht daran zu denken (S. 55). Dagegen erzählt Graf Vitzthum (S. 138), daß Kaiser Napoleon ihm mehrere Jahre später gesagt habe, Bismarck habe ihm in Biarritz October 1865 allerhand Entschädigungen versprochen, zu schriftlichen Abmachungen darüber sei es jedoch nicht gekommen. Daß es sich um eine Grenzregulirung, vornehmlich auf Kosten Belgiens, gehandelt haben möge, vermuthet Graf Vitzthum aus den Besprechungen, in denen sich Benedetti später so empfindlich compromittirt hat. Er setzt aber selbst hinzu, man werde kaum fehlgehen, wenn man annehme, Bismarck habe in Biarritz vor Allem Napoleon über Gastein trösten, über Italien sondiren und über Frankreichs Haltung aushorchen wollen.

Der Minister Drouyn de Lhuys hatte unserem Verfasser mit cynischer Offenheit schon im Januar 1865 den einen Gedanken verrathen, den der Kaiser festhielt. Dieser hoffte im Trüben zu fischen und, ohne das Wagniß eines eigenen Krieges auf sich zu nehmen, in der europäischen Krisis, die sich vorbereitete, etwas für sich herauszuschlagen. Konnte er zugleich sein im Jahre 1859 übereilt gegebenes Wort einlösen und die Abtretung Venetiens von Oesterreich erlangen, so war ihm dies nur erwünscht. Er begünstigte daher das preußisch-italienische Bündniß im Stillen um so mehr, als er Oesterreichs Streitkräfte überschätzte und überzeugt war, der Kaiserstaat werde Preußen eine empfindliche Niederlage beibringen.

Napoleon hoffte dann als deus ex machina Preußen vom Untergange zu retten und sich für seine Intervention durch die Rheingrenze bezahlen zu lassen; alles dies, ohne nöthig zu haben, selbst zum Schwerte zu greifen. Man wird

es demnach als völlig zutreffend erachten, wenn der Graf am 10. September 1866 meldet: „In St. Cloud soll eine ganz unerhörte Rathlosigkeit herrschen. Was der kranke Kaiser Napoleon möchte, ist, ohne Krieg Zeit gewinnen und die Dinge in der Schwebe erhalten. Das Geheimniß der jetzigen französischen Politik ist, daß man in Wahrheit keine Politik hat. Wie weiland Kaiser Max auf der Martinswand, so steht Napoleon heute vor Abgründen pfadsuchend, unschlüssig und von Gott und aller Welt verlassen. Der hiesige französische Geschäftsträger gesteht diese verzweifelte Lage unverhohlen ein. Baron Baude ist nur im Zweifel darüber, wo die peinlichste Verlegenheit zu suchen sei: in Rom oder in Mexico, in Deutschland oder im Orient."

Aus der Fülle der allgemein politischen Bemerkungen unseres Buches greife ich nur noch einige wenige heraus, um mich dann unserem engeren Vaterlande zuzuwenden. So hat Beust dem Grafen Anfang 1865 aufgetragen, den Minister Drouyn de Lhuys vor allen Dingen darauf aufmerksam zu machen, daß die Zeiten des Rheinbundes für immer vorüber seien und daß es keinen deutschen Staat mehr gäbe, der daran denken könne, fremde Hilfe gegen seine deutsche Nachbarn und Bundesgenossen anzurufen. Aus ganz derselben Zeit stammen folgende Nachrichten: In Osborne ist man entschieden Augustenburgisch und ebenso entschieden Anti-Bismarckisch. Die Kronprinzessin von Preußen und deren Gemahl theilen diese Gesinnung. Von einer Aussöhnung mit dem Machthaber sei nicht die Rede, dessen Herrschaft das Leben Wilhelm's I. kaum überdauern werde. Die Kronprinzessin sei von der Gefahr durchdrungen, welche die jetzige Richtung der preußischen Politik für die Zukunft ihrer Kinder haben könnte. Sie betrachte den Gewalthaber als „the blind tool of the German radicals". Sie klage, daß bei „the infatuation of the poor (!) king" ihr eigener und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität Beider erfolgen müsse. Man habe die Augen vollkommen offen, lobe(!) im Stillen unsere (d. h. Sachsens) Haltung und zähle(!) auf den Vetter Alexander, d. i. den österreichischen Minister Mensdorff. — Ferner heißt es, Preußen habe im Winter 1865/66 in Wien 40 Millionen für Holstein geboten, und gerade damals habe man fest erwartet, der König Wilhelm werde Bismarck fallen lassen, wenn dieß das einzige Mittel sei, den Frieden zu erhalten. Am 6. Mai 1866 erzählt der französische Gesandte in London: Der Widerwille des Königs von Preußen, seinen abenteuernden Minister gewähren zu lassen, scheine nach Allem, was er aus Berlin höre, unüberwindlich, und am 15. desselben Monats meldet der Graf: Alle Bemühungen sind in diesem Augenblicke darauf gerichtet, dem Könige von Preußen klar zu machen, daß er den preußischen Staat nur retten kann, wenn er seinen ehrgeizigen Minister fallen läßt und dessen abenteuerliche Politik aufgiebt. Dazu fügt er im Texte noch, Fürst Gortschakow sei zuerst auf den Gedanken gekommen, einen Congreß zu veranstalten, lediglich um König Wilhelm einige Zeit von seinem Minister örtlich zu trennen. An dem Tage, an welchem man telegraphisch von der Abreise Bismarck's nach Paris unterrichtet sein würde, sollte ein Adjutant des Czaren mit einem kaiserlichen Handschreiben nach Berlin reisen, in welchem Alexander II. seinen Oheim beschworen haben würde, die Abwesenheit Bismarck's zu benutzen (!), um diesen zu entlassen. Ein ähnlicher Druck sollte gleichzeitig von London aus auf den König geübt werden, und man rechnete dabei auf den kronprinzlichen Hof, der ebenfalls zu den Gegnern Bismarck's gehörte. Unser Buch setzt mit Recht hinzu: Eine solche Verabredung werde heute kaum glaublich erscheinen. Diejenigen jedoch, welche die Zustände in Berlin im Mai 1866 genau kennen, würden sich daran erinnern, daß Graf Bismarck damals nahezu Alles gegen sich hatte: seinen König und den Kronprinzen, den preußischen Landtag und die preußische Landwehr, Deutschland und die neutralen Mächte Europas. Kurz nach dem Kriege sagte deshalb Graf Bismarck zu einem „glaubwürdigen Gewährsmann" (S. 191): „Die Oesterreicher zu schlagen war keine Kunst. Ich wußte, daß sie nicht gerüstet waren, und daß ich auf die preußische Armee zählen konnte. Die Schwierigkeit war, meinen König über den Graben zu bringen. Daß mir dies gelungen, ist mein Verdienst, und dafür darf ich den Dank des Vaterlandes beanspruchen." Daß übrigens die Königin von England, trotzdem der Congreßgedanke ins Wasser fiel, durch einen Privatbrief auf den König Wilhelm zu wirken suchte, und daß dieser Versuch fehlschlug, hat der damalige englische Premierminister Lord Russell unserem Verfasser selbst erzählt. Der Prinz von Wales aber lobt gegenüber dem Letzteren Sachsen, daß es die Seite erwählt, die es ergriffen hätte. „Hoffentlich," sagt er am 18. Juni, nach dem Einzuge der Preußen in Dresden, „erhalten wir bald bessere Nachrichten." — Eine ziemlich große Anzahl sogenannter boshafter oder wenigstens zweideutiger Bemerkungen, die sich in den Berichten eingestreut finden, kann hier füglich übergangen werden. Doch möchte das Fremdwort „médisant" wol auf manchen Seitenhieb passen, den v. d. Pfordten und die bayerische Politik, v. Savigny und noch andere damalige Diplomaten erhalten. Schon Palmerston's und des Kaisers Napoleon Zeichnung weist solche Züge auf. Wie viel Berechtigung die öfter wiederkehrende Angabe hat, daß Graf Esterházy Galántha damals ganz allein die österreichische Politik gemacht habe, ist schwer zu sagen; einen übermächtigen Einfluß hat er sicher gehabt, ob aber einen beherrschenden? Größere Theilnahme werden endlich noch zwei Bemerkungen finden, nämlich die eine ausführlich belegte des preußischen Gesandten Grafen Bernstorff, daß schon 1848 in Kremsier der österreichische Minister Schwarzenberg das Programm entworfen hätte, welches Bismarck nach 1866 ausgeführt habe. Darnach sollte Oesterreich aus Deutschland ausscheiden und Preußen allein die Reorganisation des deutschen Bundes übernehmen, mit Oesterreich aber ein Schutz- und Trutzbündniß schließen. Bernstorff sagt, er selbst sei mit Schwarzenberg darüber einig geworden, Oesterreich aber habe nach den Siegen in Ungarn und Italien sich nicht mehr daran gekehrt, und der Graf Rechberg habe sein späteres Drängen auf diese Punkte nicht einmal einer Antwort gewürdigt (S. 325—329). Die zweite Bemerkung ist aus dem Munde des Grafen Vitzthum selbst, der offen sagt: „Wenn sich Fürst Gortschakow (also heute ganz Rußland) über Demüthigungen beklagt hat, die er vom Berliner Congreß heimgebracht, so war es höchst ungerecht, den „ehrlichen deutschen Makler" dafür verantwortlich zu machen. Denn der Berliner Congreß hat nur die Abkommen bestätigt, welche das St. Petersburger Cabinet vor dem Kriege mit Oesterreich, nach San Stefano mit England abgeschlossen hatte."

Von den naturgemäß außerordentlich zahlreichen Einzelheiten zur sächsischen Geschichte, denen wir uns zum Schlusse zuwenden, sind sehr viele höchst bezeichnend für die damalige Auffassung der höheren Kreise in unserem Vaterlande. Es war doch da ein recht blinder Haß und eine außerordentliche Geringschätzung gegen Preußen vorherrschend. Gewiß ist das kein Uebel, heute einzugestehen, wie man sich dabei gegenseitig übertraf; es scheint aber doch eine fast unbegreifliche, jedenfalls auch unnöthige Kühnheit, daß das in seiner Weise ganz köstliche Schreiben des Freiherrn v. Friesen-Rötha vom 21. Mai 1866 hier veröffentlicht wird (S. 192—195). Dem Schreiber selbst, der längst im Grabe ruht, kann das freilich heute nicht mehr schaden. Von diesem und manchem anderen damaligen sächsischen bekannten Mann giebt nun unser Buch anziehende Charakterbilder; die wichtigsten sind die der beiden Minister v. Friesen und Beust. Beide waren, das sind des Verfassers Worte, gewissenhafte, rechtschaffene Staatsbeamte und treue Diener ihres Herrn, an Geist, Temperament und Charakter jedoch grundverschieden. Jeder von beiden hatte eine hohe Meinung von sich und war von der Wichtigkeit seiner amtlichen Stellung erfüllt. Daraus erklärt sich Friesen's Empfindlichkeit und bureaukratische Eifersüchtelei. Ihre Auffassungen und Neigungen waren schwer in Einklang zu bringen. Beust war leichtlebig — seine Feinde sagten leichtsinnig — wie ein Schmetterling, Friesen schwerfällig und schwermüthig wie ein Maulwurf, der eine médecin tant mieux, ein Schüler Demokrit's, der andere médecin tant pis, ein Epigone Heraklit's. Jener kokettirte mit seinem kleinen Fuße, componirte Walzer, warf mit Witzworten um sich und tändelte gern mit schönen Frauen, dieser that sich viel auf seine vermeintliche Aehnlichkeit mit Napoleon I. zu Gute, sammelte wohlfeile Bilder — ein alter Hagestolz, der keinen Spaß verstand. Kannte Ersterer aus eigener Anschauung Wien und Berlin, London und Paris, so hatte Letzterer von europäischer Politik, wie von Allem, was jenseits der sächsischen Grenzpfähle vorging, nur sehr dunkle Vorstellungen. Als Finanzminister schwärmte Friesen natürlich für den Zollverein, welcher Sachsens materielle Interessen schützte. Beust dagegen unterschätzte vielleicht die Thatsache, daß wir seit unserem Eintritt in den Zollverein in die preußische Machtsphäre gerathen waren, und daß Sachsens Handel und Industrie ihren Schwerpunkt in Berlin gefunden hatten. Er sah Alles durch die Brille der Wiener Salons, und sein seniler Pessimismus war 1866 nicht danach angethan, dem Könige Johann die schwere Prüfung zu erleichtern. Glücklicherweise besaß dieser in seiner geistigen Frische und gottergebenen Seelenruhe Rathgeber, die alle übrigen entbehrlich machten. — Von hohem Werthe ist

endlich die auch von dieser Seite kommende Anerkennung der Thatsache, daß weder Beust noch Napoleon III. Sachsen nach Königgrätz gerettet hat. Graf Vitzthum erklärt, das habe König Johann zunächst sich selbst und in zweiter Linie dem Kaiser von Oesterreich zu danken. Denn hätte die sächsische Armee an dem Tage, wo es galt, nicht mit der österreichischen gefochten, so würde Sachsen dem Schicksale Hannovers, Kurhessens und Nassaus kaum entgangen sein. Der ritterliche Kaiser Franz Josef mußte es jedoch für eine Ehrensache betrachten, den einzigen deutschen Bundesgenossen, welcher ihm in der Stunde der Gefahr zur Seite gestanden, nicht preiszugeben. Deshalb, und nur deshalb, bezeichneten die österreichischen Bevollmächtigten in Nikolsburg die Erhaltung der Unverletzlichkeit Sachsens als eine conditio sine qua non und erlangten dies Zugeständniß.

Doch wir sind am Ende, so vieles Werthvolle gerade über die Verhandlungen wegen Sachsens Eintritt in den Norddeutschen Bund unser Buch liefert. Von den Anlagen heben wir für sächsische Militärs den sehr anziehenden Privatbrief des Grafen Ernst Vitzthum v. Eckstädt über die Betheiligung der sächsischen Armee während des Feldzuges von 1866 hervor. Wir scheiden von dem höchst lehrreichen Werke eines unserer geistvollsten früheren Diplomaten mit dem Bedauern, unsere Auszüge aus demselben nur so theilweise und mangelhaft hier verwerthet zu haben.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Allgemeines Deutsches Handelsgesetzbuch und Allgemeine Deutsche Wechselordnung** nebst Einführungs- und Ergänzungsgesetzen (Ausg. ohne Seerecht). Erläutert durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts und des vorm. Reichsoberhandelsgerichts von J. Basch, Rechtsanwalt. 3. Aufl. Berlin, H. W. Müller 1890. (Preis geb. 2 ℳ) — Von den Nebengesetzen, die in die Sammlung aufgenommen worden, sind zu erwähnen das Wechselstempelsteuergesetz, die Reichsgesetze über die Löschung nicht mehr bestehender Firmen und Procuren im Handelsregister, die vertragsmäßigen Zinsen, den Wucher, die Inhaberpapiere mit Prämien, den Markenschutz, das Urheberrecht an Mustern und Modellen. Die Rechtsprechung ist zwar nur kurz, aber für eine schnelle Uebersicht genügend aufgeführt; die Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs über den Kauf, für deren Erläuterung die Rechtsprechung eine sehr ergiebige Quelle ist, haben deshalb, und um die Uebersicht zu erleichtern, zweimal, zunächst nur mit dem Texte, dann mit den Erläuterungen Aufnahme gefunden. Besondere Zugaben, die an sich nicht zu erwarten sein würden, sind die in den Wechselprozeß einschlagenden Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Civilprozeßordnung und endlich eine Zusammenstellung der verschiedenen Wechselklagen auf Zahlung unter Berücksichtigung der amtlichen (d. h. wol nur der in dem amtlich empfohlenen Formularbuche enthaltenen) Formulare von Werth für den praktischen Juristen. Die Sammlung entspricht dem Inhalte nach allen Wünschen und ist auch im Aeußern übersichtlich und handlich eingerichtet.

W. L. Gustav Schäfer, Ober-Postdirectionssecretär a. D., **Ursprung und Entwickelung der Verkehrsmittel** nach geschichtlichen Quellen dargestellt. Dresden 1890 bei C. C. Meinhold & Söhne. — Die vorliegende Schrift ist aus 6 Einzelvorträgen, welche der Hr. Verfasser in der Gehe-Stiftung gehalten hat, zusammengestellt und behandelt in gemeinverständlicher und anschaulicher Weise die Entwickelung des Personen- und Güterverkehrs, insbesondere auch des Nachrichtendienstes seit den ältesten Zeiten. Ein dankenswerth reicher Quellennachweis ist dem Buche, durch welches wir eine große Zahl interessanter Einzelheiten erfahren, am Schlusse beigefügt.

G. Oe. — **Wahlkarten.** Fast zu gleicher Zeit sind 2 Karten erschienen, die das Ergebniß der deutschen Reichstagswahlen darstellen, die eine, im Maßstabe 1: 3 500 000, im Verlage von **Carl Flemming in Glogau** (Preis 50 ₰), die andere, etwas größer, von Gustav Freytag entworfen, im Verlage von **G. Freytag & Berndt in Wien** (Preis 90 ₰). Beide haben die Ergebnisse der Stichwahlen berücksichtigt; mit welchem Rechte die letztgenannte angiebt, auch die Nachwahlen berücksichtigt zu haben, ist uns unerfindlich. Beide Karten sind sauber und klar ausgeführt, jede hat ihre eigenen Vorzüge. Die Farben der Glogauer Karte sind satter, die Unterschiede fallen mithin mehr ins Auge, das Gesammtbild wird deutlicher. Die Namen der gewählten Abgeordneten sind mit Hinzufügung des Standes und Titels am Rande angegeben. Die Wiener Karte ist größer und ersetzt dadurch das, was ihr an Kraft der Farben abgeht. Dadurch, daß die Namen der Abgeordneten in die Wahlkreise gedruckt sind, ist ihre Handhabung bequemer. Was zunächst die Farbenwahl anlangt, so können wir nicht umhin, einen Wunsch auszusprechen, der ungemein nahe liegt. Die Farben mögen so gewählt werden, daß einander nahestehende Parteien auch mit Abtönungen einer Grundfarbe bezeichnet werden. Die Glogauer Karte hat einen Ansatz dazu gemacht, aber den Grundsatz nicht durchgeführt. Für die bisherigen Cartellparteien wähle man beispielsweise die verschiedenen Abtönungen der blauen, für die Linke die der rothen, für das Centrum und seinen Anhang die der braunen bis zur grauen Farbe. Es bedarf keiner näheren Erörterung, daß dann die Karte viel deutlicher, viel „sprechender" sein würde. Ob die Karten durchaus richtig sind, wird sich erst erweisen lassen, wenn der neue Reichstag zusammengetreten ist. Dann wird sich herausstellen, ob Freytag Recht hat, wenn er den sonst den Nationalliberalen zugerechneten Elsässer Dr. Höffel zu den Freiconservativen, wenn er den Wilden Commerzienrath Röfike zu den Nationalliberalen, wenn er die Wildliberalen Thomsen, Langerfeld und Wisser (den er seltsamerweise Dr. Wisser nennt) zu den Freisinnigen zählt. Als wirkliche Fehler der Freytag'schen Karte sind zu nennen die Zurechnung Dr. Mehnert's, des Prinzen zu Schönaich-Carolath und Tutzauers zur Reichspartei. Im letzteren Falle ist wol nur eine Farbenverwechslung anzunehmen. Prinz Carolath hat erklärt, keiner conservativen Fraction beitreten zu wollen, und Dr. Mehnert ist deutschconservativ. In der Flemming'schen Karte haben wir eigentliche Fehler nicht entdecken können, nur das kleine Versehen, daß Oberamtsrichter Dr. Giese als Oberamtsrath bezeichnet worden ist.

J. R. Die **Salon-Ausgabe der Deutschen Romanbibliothek**, jetzt herausgegeben von **Josef Kürschner** in Stuttgart (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), tritt mit den uns vorliegenden beiden ersten Halbbänden 1890 in ihren dritten Jahrgang; sie erscheint gegen früher in einem vornehmeren und geschmackvolleren Gewande. Die „Romanbibliothek" bildet bekanntlich ein Stelldichein des besseren Unterhaltungs- und Sensationsromans unsrer Tage; die beiden genannten Bände enthalten als werthvolleren Theil den Roman „Die Spinne" von Hermann Heiberg. Auch Heiberg gehört zu den Mode- und Unterhaltungsschriftstellern unsrer Zeit: aber er zeichnet sich vor den andern dadurch aus, daß er etwas Charakteristisches besitzt. Er liefert uns photographisch genaue Bilder aus dem Gesellschafts- und Tagesleben vom heutigen Berlin; in dieser Daguerreotypie des Tages, in einer gewissen nüchternen Ehrlichkeit, in der Kunst minutiöser Kleinmalerei liegt sein Eigenthümliches. Aber dennoch ist er, ganz wie sein Gegenstück, der das untere Leben der heutigen Reichshauptstadt schildernde Max Kretzer, nur ein Mode- und Unterhaltungsschriftsteller; das hat uns auch die Lectüre der „Spinne" aufs Neue bewiesen. Den **Dichtern**, welche für spätere Zeit noch maßgebend sein werden, sind Beide nicht zuzuzählen. Dies bei dieser Gelegenheit wieder einmal festgestellt zu haben, ist infolge des Umstandes, daß die meisten Menschen nicht vom historischen Standpunkte, sondern von dem des Tages aus betrachten und urtheilen, wol am Platze.

G. Oe. — **Ostereier für artige Kinder.** Leipzig, Meißner & Buch. Preis: 1 ℳ. — Die Ostereier-Industrie, von der wir als Kinder kaum eine Ahnung hatten, hat sich neuerdings gewaltig entwickelt. Ihr neuestes Erzeugniß ist das oben genannte allerliebste Buch, das schon in seiner äußeren Form und Farbe an das Osterei gemahnt. Das Büchlein enthält eine Reihe humorvoller Bilder, in denen das Kücken und das Ei, Hase und Henne in mancherlei Lagen und Beschäftigungen wiederkehren. Einige dieser Bilder, wie das Kückenbild, die Hasenmahlzeit und der Kampf der Hennen und Hasen, sind prächtig. Weniger haben uns die Verse gefallen; doch erkennen wir gern an, daß auch sie zu den besseren ihrer Gattung gehören. Wir sind überzeugt, daß das hübsche Buch den Kleinen eine herzliche Festfreude bereiten wird.

Berichtigung. Im letzten Absatz des Nekrologs von Franz Delitzsch in Nr. 34 d. W. B. ist zu lesen: am Sonntag **Invocavit** statt Estomihi.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 36. Dienstag, den 25. März 1890.

Der Frühlingssaft unserer Bäume.

Von Georg Lehnert. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

„Wenn im Frühling der Saft in die Bäume steigt", dann zieht die deutsche Dorfjugend zum gerechten Grimme der Forstwirthe hinaus in Busch und Wald, die Birkenbäume anzuzapfen. In ¼ bis ½ Meter Höhe über dem Boden wird durch die Rinde des Baumes hindurch ein Bohrloch bis in das Holz hinein getrieben und in das Loch ein aus Schilf oder Stroh oder aus einem Hollunderschößling durch Ausstoßen des Markes gewonnenes Rohr eingesetzt. Gar bald rinnt aus dem Rohre ein wasserklarer, süßschmeckender Saft, der von den Knaben in allerhand an der Röhre befestigten oder unter ihr aufgestellten Gefäßen aufgefangen und schließlich mit großem Behagen getrunken wird. Für die Bäume bedeutet das Anbohren eine schwere Schädigung, den Knaben aber ist es in Wahrheit eine „süße" Beschäftigung, deren Reiz in manchen Fällen wol noch erhöht wird durch den Gedanken daran, daß der sonst der Jugend nur unliebsame Geschenke in gebundener Form spendende Baum jetzt Zuckersaft liefern muß.

Die Birkenbrunnen fließen nicht lange Zeit, weil die Bohrlöcher sich bald verstopfen; aber auch die Bäume selbst geben nur während einiger Wochen Saft. So lange nicht mehrere Tage hinter einander Thauwetter geherrscht hat, beginnt der Saft auch nicht zu fließen, und sowie das Laub des Baumes entfaltet ist, versiegen die Bohrlöcher. Der Volksmund spricht von einem besanderen Frühjahrssaft der Birke wie aller unserer anderen Bäume und behauptet, daß dieser Saft dazu diene, die Knospen herauszutreiben, daß er einsetze mit Beginn milden Wetters und aufhöre mit Entfaltung der Blätter. In dieser Erklärung ist Wahres und Falsches enthalten, wie Folgendes ergeben mag.

In allen grünen Pflanzen, also auch in unseren Bäumen, spielt sich, so lange sie leben, ein Vorgang ab, welcher kurzweg als Wasserbewegung bezeichnet wird. Er steht mit der Ernährung der Pflanze in engstem Zusammenhange. Mit Ausnahme von Kohlensäure und Sauerstoff, welche der Atmosphäre entzogen werden, gewinnt die Pflanze alle Stoffe, welche sie zu ihrer Ernährung braucht, aus demjenigen Wasser, das als Regen vom Himmel fallend in den Baden hineinsickert und dort in den Lücken zwischen den einzelnen Bodentheilchen festgehalten wird. Dieses Wasser, das entweder rein ist oder eine sehr verdünnte Lösung van im Baden enthaltenen Verbindungen darstellt, wird von den jüngeren Theilen der Wurzeln durch die Oberhaut, aft auch durch besondere Haare der Oberhaut, aufgenommen. Sobald es sich um reines Wasser handelt, ist die Aufnahme desselben ein bloßer Durchtränkungsvorgang, d. h. es lagert sich das Wasser zwischen die kleinsten Theilchen der die Wurzeloberhaut zusammensetzenden Zellen ein und wird aus diesen Zellen auf gleiche Weise in benachbarte Zellen und so immer weiter im Pflanzenkörper geführt, während die Oberhautzellen der Wurzel von Neuem Wasser aufnehmen. Wenn aber das Wasser Stoffe in Lösung enthält, dann erfolgt sein Eintritt in die Wurzel auf diosmotischem Wege. Unter Diosmose versteht man allgemein den Austausch zweier mit einander mischbarer Flüssigkeiten, welche durch eine poröse oder durchlässige Scheidewand von einander getrennt sind. Die diesseits der Scheidewand befindliche Flüssigkeit tritt durch die Scheidewand hindurch und mischt sich mit der jenseits der Wand befindlichen Flüssigkeit; die jenseitige Flüssigke[it wi]derum passirt auch die Scheidewand und mischt sich mit der diesseitigen Flüssigkeit. Die Zellen der Wurzeloberhaut enthalten, wie die meisten Pflanzenzellen, in ihrem Innern ziemlich viel Wasser; befindet sich außerhalb der Wurzel eine Nährstofflösung, so tritt das in den Oberhautzellen befindliche Wasser durch das Zellplasma und die Zellwände in diosmotische Beziehungen zu der Nährstofflösung außerhalb der Wurzel. Diese diosmotische Beziehung dauert so lange an, bis die Flüssigkeiten innerhalb und außerhalb der Zellen gleiche Concentration erlangt haben. Wird aber, wie dies in den Wurzeln der Fall ist, die von den Oberhautzellen diosmotisch aufgenommene Lösung auf gleichem Wege an benachbarte Zellen, und von diesen immer wieder an andere Zellen im Innern der Pflanze abgegeben, so greift ein andauernder Eintritt von Nährstofflösung in die Zellen der Wurzeloberhaut Platz. Aber weder die Nährstofflösungen, noch das reine Wasser werden in derselben Weise, wie sie von der Wurzel aufgenommen wurden, auch durch den ganzen Pflanzenkörper geleitet. Vielmehr sind hierfür besondere Bahnen geschaffen in den Gefäßbündeln, oder, wenn wir unsere Betrachtung auf die Baumpflanzen allein beschränken, in den Gefäßen. Diese Gefäße bestehen aus gestreckten Zellen, welche der Länge nach an einander gereiht und deren trennende Querböden weggelöst oder doch durchlöchert sind. Von der Wurzel in den Stamm, in diesem aufwärts, in die Aeste und Zweige, aus diesen in die Blattstiele und Blattspreiten, hier in den Nerven sich verzweigend, gehen die Gefäße in ununterbrochenem Zusammenhange. So sind Bahnen geschaffen, welche von den Wurzeln bis zu den Blättern führen. In ihnen steigen denn auch das Wasser und, wie wir heute erst nur mit theilweiser Sicherheit annehmen können, die von den Wurzeln aufgesogenen Nährstofflösungen empor. Auf diosmotischem Wege werden diese Flüssigkeiten den Gefäßen zugeführt, auf gleiche Weise den Gefäßen an den Verbrauchsstätten entnammen; wadurch aber wird es möglich, daß in den Gefäßen diese Flüssigkeiten bis zu solchen Höhen emporsteigen können, wie sie in unseren Bäumen gegeben sind? Zwei Ursachen sind hier thätig. So lange eine Pflanze wächst, und sie thut dies während ihres ganzen Lebens, bildet sie neue Zellen. Jede dieser Zellen muß nicht nur mit den für Aufbau und Leben erforderlichen chemischen Verbindungen, sondern auch mit Wasser, mit sehr viel Wasser ausgerüstet werden. Ferner: die grünen Pflanzen nehmen mit Hilfe der in ihren Zellen liegenden (die Grünfärbung der Pflanzentheile bedingenden) Chlarophyllkörner Kohlensäure aus der Luft auf und formen, indem sie die Kohlensäure zerlegen, die für den pflanzlichen Haushalt sehr wichtige Stärke. Die Stärke besteht aber aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, die Kahlensäure nur aus Kohlenstoff und Sauerstoff, die Pflanze muß also bei der Assimilation des Koh[l]enstoffs, wie man den ganzen Vorgang nennt, Wasserstoff zur Verfügung haben und diesen kann sie nur gewinnen durch Zerlegung des von den Wurzeln aufgenommenen Wassers in seine Elemente Wasserstoff und Sauerstoff. Endlich aber transpirirt jede Landpflanze. Das, was durch die Transpiration aus der Pflanze entfernt wird, ist Wasser und zwar nicht wenig, wie daraus hervorgehen mag, daß eine von Haberlandt beobachtete Sonnenrose in den 140 Tagen ihres Lebens (vom Beginn der Keimung an bis zum Tode) 66 kg Wasser verdunstete. In unseren Bäumen sind

die Blätter die assimilirenden und auch die am meisten transpirirenden Theile; in der Nähe der Blätter, an den Zweigspitzen und in den jüngsten Zweigen, findet das stärkste Wachsthum statt. Somit ist gerade in den oberen und obersten Regionen des Baumes der Wasserverbrauch am größten. Wenn nun auch das Wasser, welches die assimilirenden, transpirirenden und wachsenden Theile benöthigen, zunächst den benachbarten Geweben entnommen wird, in letzter Linie muß es doch den in der Nähe liegenden Gefäßen entzogen werden. Dadurch aber entsteht oben in den Gefäßen ein luftverdünnter Raum und dieser hat, gerade wie der in einer Saugpumpe durch Aufwärtsziehen des Kolbens erzeugte luftverdünnte Raum, ein Aufsteigen des Wassers im Kolbenrohre, hier ein Emporsteigen des Wassers in den Gefäßen der Pflanze zur Folge. Es wird aber in der Pflanze auch das Wasser von unten her emporgedrückt. Die Wurzeln entziehen dem Boden das Wasser und die wässerigen Lösungen mit einer gewissen Kraft. Diese Kraft ist größer als die, mit welcher der Boden das Wasser oder die wässerigen Lösungen festhält. Da liegt doch auf der Hand, daß, wenn in die Zellen der Wurzeloberhaut und weiter in die benachbarten Zellen Wasser oder wässerige Lösungen mit solcher Kraft eingesogen werden, auch durch den Eintritt dieser Flüssigkeiten ein Druck ausgeübt werden muß auf das Pflanzeninnere. Dieser Druck wird sich am ehesten äußern gegen die beweglichsten Elemente in der Pflanze und zu diesen gehört das Wasser. So kommt der sog. Wurzeldruck zu Stande, welcher das Wasser bis zu einer ansehnlichen Höhe in der Pflanze emporpreßt.

Derartiger Wurzeldruck ist vorwiegend Ursache, daß in unseren Bäumen zur Frühjahrszeit ein gegen den Saftstrom des Winters oder Herbstes ganz bedeutend größerer Strom sich aufwärts bewegt. Die Bäume transpiriren zu Beginn des Frühlings, weil noch unbelaubt, nicht stark und auch das Wachsthum der Knospen ist anfangs nicht ein überaus rasches. Dagegen aber wird durch das Aufthauen des Bodens und die sonstigen mit dem Frühjahre einhergehenden, dem Boden Nässe zuführenden Erscheinungen den Wurzeln viel Feuchtigkeit zu Theil, so daß endlich die Gefäße, die die Gefäße bildenden Zellen prall mit Wasser und wässerigen Lösungen gefüllt werden. Diese Lösungen fließen natürlich ab, wenn ihnen durch ein bis auf das Splintholz reichendes Bohrloch (im Splintholz verlaufen die Gefäße) ein Ausgang geboten wird. Das Ausfließen dauert einige Zeit fort, weil der Wurzeldruck anhält. Die ausfließende Saftmenge ist oft nicht unbeträchtlich. Ein Bohrloch, welches mit $4\frac{1}{2}$ Millimeter lichter Weite 53 Millimeter tief in den Stamm einer Birke eingetrieben wurde, lieferte in zehn Stunden ein Liter Saft. Dieser Saft ist übrigens in keinem Baume reines Wasser, sondern eine Lösung von verschiedenen Stoffen, namentlich Zucker (Traubenzucker, im Saft der Birke in Mengen bis über 2 % enthalten) und ähnlichen Verbindungen, Säuren, Eiweißkörpern und anderen, der Pflanze zur Nahrung dienenden Stoffen. Diese Stoffe sind nicht alle direct dem Boden entnommen, sondern, zum größeren Theile vielleicht, solche Stoffe, welche von den Bäumen während des Sommers und im Herbste vor Abfall des Laubes in den Wurzeln, dem Stamm und den Aesten zunächst in Form von Stärke abgelagert wurden und welche jetzt im Frühjahr von dem Safte gelöst, mit dem Wasser den hauptsächlichen Verbrauchsstatten zugeleitet werden. Denn mit dem Ausbruch des Laubes beginnt ein gewaltiges Wachsthum der jungen Blätter und eine sehr ausgiebige Transpiration der jungen Blattflächen. Da wird viel Baumaterial und viel Wasser benöthigt und dann hört auch das „Bluten“ aus den Bohrlöchern auf. Erklärlicherweise; denn jetzt wird ja oben im Baume das durch den Wurzeldruck gehobene Wasser in den Gefäßen auch noch angesaugt, also durch eine zweite Kraft noch emporgehoben. Sollte jetzt noch aus dem Bohrloche Saft ausfließen, so müßte dieser den Druck einer vollen Atmosphäre überwinden, während innen in der Pflanze eben dadurch, daß in den Gefäßen luftverdünnte Räume entstehen, ein geringerer Druck herrscht. Da wird das Ausfließen unmöglich. Der Saftstrom selbst hört durchaus nicht auf, er besteht in sehr ausgiebigem Maße während des ganzen Frühjahrs und Sommers fort und wird erst im August und September schwächer, um im Winter auf ein sehr geringes Maß zurückgeführt zu werden.

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1890.

Auf die für das Jahr 1889 gestellte Preisaufgabe der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section, welche eine eingehende Darstellung der Doppelintegrale von der Form $\int\int \frac{f(xy)\,dx\,dy}{\sqrt{R(xy)}}$, wo f eine rationale Function bezeichnet, in ihrem Zusammenhange mit den Thetafunctionen zweier Variabeln verlangt, ist unter dem Motto „Wie allgemein die Theorie der Functionen zweier Variabeln im Anschlusse an diejenige der Functionen einer Variablen, so erfordert insbesondere die Theorie der Doppelintegrale im Anschlusse an diejenige der einfachen Integrale die Ueberwindung principieller Schwierigkeiten“ eine Bewerbungsschrift eingegangen. Der Verfasser betont, daß die Preisfrage leider erst im Laufe des letzten Jahres zu seiner Kenntniß gelangt sei, so daß es ihm an Zeit gefehlt hat, um eine vollständige Lösung der Aufgabe zu liefern. In der That enthält die eingereichte Abhandlung nur Vorarbeiten für die definitive Lösung und kann daher mit dem ausgesetzten Preise nicht gekrönt werden. Da jedoch diese Vorarbeiten in wissenschaftlicher Beziehung manches Werthvolle und Eigenthümliche enthalten, so beschloß die Gesellschaft dem Verfasser eine ehrenvolle Erwähnung in ihrem Jahresberichte, und zur Entschädigung für die auf seine Schrift verwandte Mühe und Arbeit eine Gratification von vierhundert Mark zu bewilligen. Bei Eröffnung des verschlossenen Umschlags ergab sich als Verfasser Hr. Dr. phil. Gottlob Friedrich Lipps, aus Hornbach in der bayerischen Rheinpfalz. — Die von der historisch-nationalökonomischen Section gestellte Preisaufgabe für das Jahr 1889 betraf die allmälige Einführung der deutschen Sprache in öffentlichen und privaten Urkunden bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und hat keinen Bewerber gefunden. Die Gesellschaft beschloß, diese Aufgabe von Neuem zur Preisbewerbung auszuschreiben.

Für die Jahre 1890—1893 sind von der Gesellschaft folgende Preisaufgaben gestellt worden:

I. Historisch-nationalökonomische Section.

1) Für das Jahr 1890 wünscht die Gesellschaft eine Darstellung der Entwickelung, welche der Gewerbfleiß in Polen seit dem Aufhören der polnischen Nationalselbständigkeit gehabt hat. Die früheren Zustände der polnischen Industrie sollen nur kurz, als Einleitung, geschildert werden. Im weitern Verlaufe dagegen überläßt die Gesellschaft es dem freien Ermessen der Bewerber, ob sie das ganze Gebiet des frühern polnischen Staates umfassen, oder sich, und dann natürlich eingehender, auf den preußischen, österreichischen oder russischen Theil desselben einschränken wollen. — Preis 1000 ℳ.

2) Für das Jahr 1891. Von den Genossenschaften des griechischen Alterthums ist bisher nur ein Theil der Cultgenossenschaften von Foucart, sowie die Vereinigungen der Dionysischen Künstler von Foucart und Lüders zum Gegenstand eingehenderer Darstellungen gemacht worden. Aber von der weiten Verbreitung und der großen Bedeutung des griechischen Genossenschaftswesens giebt die kurze Skizze, welche der letztgenannte Gelehrte seinem Buche über die Dionysischen Künstler vorausgeschickt hat, keine ausreichende Vorstellung, und jene Einzeldarstellungen haben ihren Gegenstand um so weniger erschöpft, als sie ihn nicht im Zusammenhang der Gesammterscheinung behandelt haben. Die Gesellschaft wünscht daher eine Darstellung des griechischen Genossenschafts- und Vereinswesens auf Grund der schriftstellerischen und besonders der inschriftlichen Quellen, welche ebenso sehr die Arten und die Organisation der Genossenschaften, wie ihre zeitliche und räumliche Entwickelung berücksichtigt. — Preis 1000 ℳ.

3) Für das Jahr 1892. Bei der großen Bedeutung, welche die deutsche Einwanderung und Colonisation während der zweiten Hälfte des Mittelalters für das ganze nordöstliche Deutschland hat, als deren Mittelpunkt, wenn wir von den niederländischen Einwanderungen im Nordwesten absehen, die Germanisirung der Wettinischen Lande gelten muß, wünscht die Gesellschaft eine Geschichte der Colonisation und Germanisirung der Wettinischen Lande. — Preis 1000 ℳ.

4) Für das Jahr 1893. Die Frage, wann die Nationalsprachen in den verschiedenen Ländern und Kanzleien in den urkundlichen Gebrauch eintreten und die lateinische Geschäftssprache mehr oder minder in den Hintergrund drängen, ist von den älteren Diplomatikern regelmäßig in Erwägung gezogen worden. Für Deutschland liegt heute ein ungleich reicheres, besseres und bequemeres Material vor, und doch hat jene Frage, die mit dem

Aufstreben unseres Bürgerstandes in einem sa engen geistigen Zusammenhange steht, meistens nur beiläufig einige Beachtung gefunden. Die Gesellschaft wünscht daher eine kritische Uebersicht über die allmälige Einführung der deutschen Sprache in öffentlichen und privaten Urkunden bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Auf Stadtrechte, Weisthümer oder das weite Feld der verschiedenen Acten mag gelegentlich hingewiesen werden, aber den festen Faden der Untersuchung soll doch die eigentliche Urkunde abgeben. Das Austreten der deutschen Sprache in den Königsurkunden und in der Reichsgesetzgebung wird durch das 13. Jahrhundert und mindestens bis zum Tode Karl's IV. und der Ausbildung der festeren Konzleischreibung zu verfolgen sein. Dialektische oder sonst sprachliche Untersuchungen, die sich daran knüpfen könnten, würden zwar willkommen sein, könnten aber auch Specialforschern überlassen bleiben. Bei den Urkunden der Fürsten, Herren, Städte u. s. w. wird eine Vollständigkeit der Uebersicht an sich nicht zu erreichen sein, da nicht selten brauchbare und bis auf die Zeit der deutschen Urkunden fortgesetzte Urkyndenbücher noch fehlen. Wo aber solche vorliegen, sollen sie auch ausgenutzt werden. Das Interesse an der Sache hört natürlich mit dem Zeitpunkte auf, in welchem die deutsche Sprache in den Urkunden allgemein, überwiegend, aber doch schon ganz gewöhnlich geworden ist. — Preis 1000 ℳ

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

1) Für das Jahr 1890. Die Gesellschaft wünscht eine übersichtliche und kritische Zusammenstellung der auf die „optischen Anomalien" der Krystalle bezüglichen bisherigen Forschungen, sowie die Ausführung neuer Untersuchungen, welche geeignet sind, die Ursachen jener anomalen Erscheinungen näher zu erläutern. — Preis 1000 ℳ

2) Für das Jahr 1891. Das Verhalten der Metalle in der Flamme weist darauf hin, daß dieselben durch Temperatursteigerung ihren Ort in der elektrischen Spannungsreihe ändern. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe: mittels directer Versuche die Aenderungen, welche infolge einer Temperaturerhöhung in den durch den Contact der verschiedenen Metalle erzeugten elektrischen Spannungen eintreten, genauer zu bestimmen und ihren Zusammenhang mit den thermoelektrischen Vorgängen zu untersuchen. — Preis 1000 ℳ

3) Für das Jahr 1892. Seitdem Bergmann und Leuckart zum ersten Male eingehender auf die Bedeutung hingewiesen haben, welche die Größenverhältnisse der Fläche und Masse für das Verständniß der thierischen Organisation und Leistungsfähigkeit besitzen, haben die Besonderheiten des Flächenbaues verschiedentlich bei den Forschern Beachtung gefunden. Nichtsdestoweniger aber fehlt es fast gänzlich an planmäßig und methadisch ausgeführten Untersuchungen darüber, wie groß die absolute und relative Ausdehnung der Flächen sind, welche dem Thiere für Aufnahme und Abscheidung zu Gebate stehen. Die Gesellschaft wünscht deshalb eine auf exactem Wege (durch Messung und Wägung) gewannene Darstellung des Flächenbaues — wenn auch zunächst nur des Darmes, der Respirationsorgane und der Nieren — bei verschieden großen und leistungsfähigen höheren und niederen Thieren. Die Auswahl der Arten bleibt dem Bearbeiter überlassen. — Preis 1000 ℳ

4) Für das Jahr 1893. Durch die allgemeinen Untersuchungen von Hrn. Lie über die Differentialinvarianten der endlichen und unendlichen Transformationsgruppen*) sind die Mittel und Wege gegeben, um zu einer Invariantentheorie beliebiger Differentialgleichungen zu gelangen. Die betreffenden allgemeinen Methaden von Lie sind in den zahlreichen Untersuchungen über die Invarianten specieller Differentialgleichungen fast gar nicht berücksichtigt worden, es erscheint der Gesellschaft daher wünschenswerth, daß die Invariantenbestimmung einer ausgedehnteren Kategorie zunächst von gewöhnlichen Differentialgleichungen auf Grund der Lie'schen Begriffsbestimmungen und Methoden in Angriff genommen werde. Um die Art der Aufgaben zu bezeichnen, deren Erledigung der Gesellschaft erwünscht sein würde, führen wir beispielsweise an die Bestimmung der Invarianten, welche die allgemeine Differentialgleichung zweiter Ordnung $y'' = \omega(x, y, y')$ einer Ebene (x, y) gegenüber der unendlichen Gruppe $x_1 = \varphi(x, y)$, $y_1 = \chi(x, y)$ aller Punkttransformatianen dieser Ebene besitzt, oder die Bestimmung aller Invarianten eines Differentialausdrucks erster Ordnung $\Omega(x, y, y')$ gegenüber der genannten unendlichen Gruppe.*) — Preis 1000 ℳ

*) Vergl. namentlich auch Bd. 24 der Mathemat. Annalen, S. 537 ff.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wa nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motta versehen und von einem versiegelten Umschlag begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden würde, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1890 Geh. Hafrath Praf. Dr. Rudolph Leuckart, Thalstraße 33) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden duch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

*) ω und Ω sollen hier sogen. analytische Functionen bezeichnen, welche in der Umgebung eines Werthsystems $x_0 y_0 y'_0$ von allgemeiner Loge in gewöhnliche Potenzreihen von $x-x_0$, $y-y_0$, $y'-y'_0$ entwickelt werden können.

Bücherbesprechungen.

J. R. Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Mit einer Einleitung über die deutsche Literatur von 1800—1832. Von Paul Heinze und Rudolf Goette. Mit zehn Bildnissen und Namenszeichnungen deutscher Dichter. Dresden Striesen, Paul Heinze's Verlag. 6 ℳ — Eine Literaturgeschichte der neuesten Zeit — und die neueste Zeit hat ihren Ausgangspunkt ja ungefähr im Todesjahre Goethe's — birgt einen inneren Widerspruch in sich: diese neueste Zeit gehört noch nicht der Geschichte an, und insafern kann man ihre Geschichte auch noch nicht schreiben. Wir haben noch keine Uebersicht über sie und ihre Leistungen, wissen noch nicht, worauf das Ganze hinausgeht, wie es abschließen wird, was van dem Geleisteten für spätere Zeit überhaupt noch Bedeutung besitzen wird; Wir können Wichtiges und Unwichtiges noch nicht von einander unterscheiden. Es geht uns wie Jemand, der mitten in einer Berglandschaft wandert: die Bergelchen und Hügel dünken ihm höher als die wirklichen Bergriesen; erst wenn er der Landschaft den Rücken zugekehrt hat, vermag er zu einer Ueberschau über sie zu gelangen. Nehmen wir an, es hätte vor ein paar Jahrzehnten Einer die Literaturgeschichte seiner Zeit schreiben wollen — wem würde er jedenfalls den weitaus größten Raum des Buches eingeräumt haben? Sicherlich den Renommistereien des jungen Deutschlands und ähnlichen krankhaften literarischen Erscheinungen, die durch ihr graßspuriges Auftreten die allgemeine Aufmerksomkeit auf sich zogen, von denen man glaubte, doß die Zukunft ihnen zugehören würde: Dichter wie Gottfried Keller, dessen erste Werke neben den Ramanen eines Gutzkow erschienen, würden wahrscheinlich kaum oder doch nur an nebensächlicher Stelle genannt worden sein, da die stille Arbeit und Größe solcher Männer nicht so ins Auge fiel. Und was ist heutzutage von den genannten literarischen Erscheinungen noch varhanden und von Werth für uns? Wenig. Was dagegen bedeuten uns Poeten wie Gottfried Keller! Der Tag und die Zeit ist eben nicht ein und dasselbe. Aus diesen Ausführungen heraus ergiebt sich schon der Gesichtspunkt, unter dem das vorliegende Buch betrachtet werden muß: es ist keine eigentliche Literaturgeschichte, sondern, namentlich was das Neueste anbelangt, mehr Literaturkalender, kein Bild der Zeit, sandern Daguerreotypie des Tages. Zu Dutzenden werden die Namen, die da im Namensverzeichniß am Schluß aufgespeichert stehen, dereinst van der Hand der Geschichte hinausgethan werden: es sind die Bergelchen und Hügel der Landschaft, welche der in derselben Schreitende erblickt, die aber vor der Weite und Höhe der histcrischen Betrachtung verschwinden; die wahren Erhöhungen werden erst später sichtbar werden; vielleicht wird das Bild des Ganzen dann auch ein ganz andres Aussehen gewinnen. Als ein Literaturkalender in ausgeführter Form kann das Buch von Heinze und Goette denn auch empfohlen werden, namentlich Demjenigen, der sich schnell ein wenig unterrichten will und kein besonderes Eingehen und keine große

Tiefe verlangt; gelegentliche Lücken und Irrthümer wird er freilich als etwas Selbstverständliches mit in den Kauf nehmen und im Uebrigen seine Einsicht in das Richtige sich selbst wahren müssen. In Betreff der Aufnahmen in die Walhalla deutscher Literatur haben die Verfasser übrigens weitestgehende Duldung geübt und man begegnet da manchmal Namen, über deren Eintritt in die erlauchte Gesellschaft literarischer Größe man den Kopf schüttelt. Auch die Urtheile sind oft sehr milde ausgefallen: wir kennen ein gut Theil der in dem Buche besprochenen neuesten Literatur, würden unser Urtheil jedoch in vielen Fällen viel schärfer abgefaßt haben, und haben dies auch an dieser Stelle gethan. Mit Ehrlichkeit und Fleiß ist das Buch Heinze's und Goette's jedenfalls zusammengestellt worden. Aber wie gesagt, die Literaturgeschichte der Neuzeit wird erst nach einer Reihe von Jahrzehnten, vielleicht noch viel später geschrieben werden können.

— **Kubiktabellen von Carl Kiesler.** **Ausgabe A.** Für runde Hölzer nach Metermaß. 3. Aufl. Gebdn. 60 ₰. **Ausgabe B.** Für runde Hölzer nach Metermaß. Berechnung nach dem Durchmesser und dem Umfang. Nebst Preistabelle und einer Anleitung zur Berechnung der Kubikinhalte und 18 in den Text gedruckten Abbildungen. 3. Aufl. Gebdn. 1 ℳ 25 ₰. **Ausgabe C.** Für runde, geschnittene und beschlagene Hölzer nebst Anleitung zur Berechnung der Kubikinhalte und 18 in den Text gedruckten Abbildungen. Mit einer Preistabelle. 2. Aufl. Gebdn. 2 ℳ 50 ₰. — Diese Kubiktabellen sind im Verlagsinstitut von Louis Steffe zu Leipzig erschienen. Das ihnen gegebene Format erfüllt den hauptsächlichsten Wunsch des Verfassers, solche Tabellen stets in der Tasche mit sich führen zu können. Die Haupttabelle, welche in allen 3 Ausgaben sich vorfindet, ist eine Walzentafel nach dem Durchmesser. Sie umfaßt die Durchmesser von 7 bis 100 Centimeter, die Längen von 0,2 bis 20 Meter mit 0,2 Meter Abstufung und dann auf die Längen von 21, 22, 23, 24 Meter. Für die Mehrzahl der Fälle ist sie ausreichend, obgleich es wünschenswerth erscheint, eine solche Tafel in der Länge noch etwas weiter zu führen. Da sie auf jeder Seite nur 2 Centimeter umfaßt, so braucht sie (mit dem Titel) 48 Seiten. Es hätte wesentlich an Platz gespart werden können, wenn diese Tafel ähnlich eingerichtet worden wäre, wie die Walzentafel im Forst- und Jagdkalender von Judeich und Behm. Für ein **Taschenbuch** ist jede Platzersparung beachtenswerth. Da diese Tafeln auch als Kreisflächen-Multiplicationstafel anzusehen ist, so mag es gerechtfertigt sein, bei 7 Centimeter Mittenstärke auch noch die Länge 24 Meter aufzunehmen, obgleich so gewachsene Bäume nicht vorkommen. Es ist dann aber die Bemerkung hinzuzufügen, daß statt „Länge in Metern" auch „Anzahl" zu setzen ist. Auf dem Titelblatt dieser Tafel steht: „Kubiktabellen berechnet nach dem mittleren Durchmesser": es sollte aber heißen: „Kubiktabellen berechnet nach dem **Mitten-Durchmesser.**" Für die Berechnung nach dieser Tafel ist keinesfalls der aus der oberen und unteren Stärke geglichene oder mittlere Durchmesser maßgebend, sondern der in der Mitte des Baumes wirklich gemessene Durchmesser. Die forstlichen Bestimmungen, nach welchen der Verfasser — laut Titelblatt — seine Zusammenstellungen gemacht haben will, sprechen ausdrücklich von **Mittenmessung.** Der mittlere Durchmesser wäre ja auch nur brauchbar, wenn die Bäume genau kegelförmig geradseitig wüchsen. Eine zweite Tafel, welche die Ausgaben B und C enthalten, ist eine Kubiktabelle, berechnet nach dem Umfange der Hölzer. Ob es nothwendig ist, eine solche Tafel in ein Taschenbuch aufzunehmen, erscheint doch wenigstens fraglich. Man mißt jetzt allgemein den Durchmesser mit Kluppe, Baumzirkel und auch einem Meßband, das auf der einen Seite für die Umfangbestimmung und auf der anderen Seite mit der entsprechenden Durchmessereintheilung eingerichtet ist. Es wäre wohl zweckmäßiger, wenn diese zweite Tafel wegfiele, dafür aber die erste Tafel etwas erweitert würde. Die in der 2. und 3. Ausgabe zu findende Preistabelle wird Manchem, namentlich bei Auctionen, willkommen sein, und auch die, nur in der 3. Ausgabe enthaltene Kubiktabelle über Verschnitt und Beschlag ist für gewisse Kreise brauchbar und beachtenswerth. Nun noch wenige Worte über die namentlich den Ausgaben A und B vorausgeschickte gleichlautende Einleitung. In dem ersten Satze derselben müßte statt „von 20 zu 20 Centimenter geschlagen werden" stehen: „von 20 zu 20 Centimeter **abgelängt** werden". Hierzu ist übrigens zu bemerken, daß nach den **forstlichen Bestimmungen** nachgelassen ist, die Längen der kurzen, bis mit 5 m langen Nutzstücken nach **einzelnen** Decimetern abzustufen. Es geschieht dies thatsächlich und deshalb ist es gut, wenn die erste Tafel darauf Rücksicht nimmt, also unter kürzeren Längen von 0,1 zu 0,1 m fortschreitet. Im zweiten Absatz der Einleitung ist die Bestimmung des mittleren Durchmessers aus den beiden Enddurchmessern erörtert. Diese Darlegung fußt auf der falschen Voraussetzung, daß zur Berechnung der Mittenwalze der mittlere Durchmesser statt des Mittendurchmessers — wie oben schon nachgewiesen — angewendet werden soll. Der dritte Absatz lautet: „Als Einheitsmaß gilt 10 Kubikdecimeter oder das Hundertstel = 0,353 Kubikfuß, ungefähr ⅓ Kubikfuß." Als Einheitsmaß gilt doch nur der Meter. Es ist aber ferner bestimmt worden, daß der Inhalt stets in Festmetern und Hundertheilen derselben anzugeben ist. Dies wäre hier besser zu erwähnen gewesen. Was über die Beachtung der dritten Decimale in der Einleitung gesagt wird, ist ungenau. In der Anleitung der Ausgaben B und C wurden auf S. 10 zwei Druckfehler gefunden. Zeile 7 muß es „Höhe a b" statt Höhe a und Zeile 22 „5,6" statt 6,5 heißen.

Prof. Dr. Neumeister.

B. **Paul Umlauft, Nordmännerlied von Scheffel. Fata Morgana von Avenarius.** Für Männerchor und Orchester componirt. op. 29. — **Sechs Lieder von Ferdinand Avenarius.** Für eine mittlere Stimme mit Pianofortebegleitung componirt. op. 35. Leipzig, C. A. Klemm. — Wir freuen uns herzlich, unsere Leser wiederum mit einigen neuen musikalischen Schöpfungen Paul Umlauft's bekannt machen zu dürfen. Vor uns liegen zunächst zwei Tongemälde für Männerchor und Orchester. Das erste dürfte aus einer Aufführung des Paulinergesangvereins zu Leipzig Manchem schon bekannt sein, es ist eine groß angelegte und mit außerordentlicher dramatischer Kraft durchgeführte Composition des Scheffel'schen „Nordmännerliedes". Die Meisterschaft, mit der der Componist den Männerchorsatz zu handhaben und in den Dienst einer mit mächtigen Steigerungen arbeitenden dramatischen Gestaltungskunst zu stellen weiß, müssen wir aufs Neue bewundern: es ist uns gegenwärtig kaum ein zweiter Tonkünstler bekannt, der diesem anscheinend doch so eingeschränkten Formengebiete derartig bedeutende Wirkungen abzugewinnen vermöchte. „Fata Morgana" imponirt nicht durch wuchtige Größe und machtvolles Pathos, wie jenes erste, es mischt aber die feinsten Farben und vereinigt das stimmungsvollste Colorit mit dem einschmeichelnden Wohllaut einer weichen Melodik und feinabgetönter, anziehender Modulationen. Obwol der Componist stets aus dem Ganzen der Stimmung heraus schafft, nicht sich an einzelnen Detailzügen grübelnd erschöpft, kommt doch überall auch das Einzelne zu seinem Rechte, und kein charakteristischer Zug, den der Text an die Hand giebt, wird fallen gelassen, alle aber fügen sich fein abgewogen dem Gesammtbilde. Der reich fließenden und sorgfältig gegliederten Erfindung kommt eine reizvolle, wirkungssichere Instrumentation zu Hilfe, und die Stimmführung ist von einer nie versagenden Klangschönheit. Männerchöre, welche aus dem Liedertafelton und der Ständchensimpelei hinaus auf ernstere Aufgaben zustreben, sollten es für ihre Pflicht halten, diese Tonwerke zum Gegenstande ihrer sorgfältigen Studien zu machen, ihr Eifer wird sich aufs Schönste belohnt sehen. Weiterhin liegen uns sechs Lieder desselben Componisten zur Beurtheilung vor. Es ist ein Heft voll köstlichen Inhalts. Gleich das erste Lied „Hab' eine Aeolsharfe" ist von reizender Erfindung und leichtflüssiger Sangbarkeit. Innig gefühlt, rührend in seiner kindlichen Einfachheit ist das zweite „Im März". Männliche Fassung spricht aus dem kräftig-frischen, herzlich-gesunden Wanderliede Nr. 3. Wunderschön kommt in Nr. 5 zur Anschauung der trotzige, mit Wind und Wellen ringende Schmerz, der „Fern von der Heimath" gesundet: wie eine weiche Hand legt sich der sanft einlenkende Schlußsatz tröstlich auf die stürmende Unruhe eines wilderregten Herzens. Das bedeutendste Lied ist Nr. 4 „Und als wir schieden", von einer herrlichen Tiefe der Auffassung und ergreifenden tragischen Accenten. Von entzückender Lieblichkeit und reizend gearbeitet ist das letzte „Leise gewiegt vom kühlen Herbsteswehen", ein halb träumerisches Landschaftsbildchen voll bezaubernder Grazie und Innigkeit. Die Lieder sind sämmtlich in mittlerer Stimmlage gehalten, und der Clavierpart ist nicht schwer zu behandeln. Wir danken diesen Compositionen eine Stunde schönen und herzlichen Genusses und sind, wenn unsre Leser diesem Hinweis Beachtung schenken, ihres freudigen Dankes im Voraus gewiß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 37. Donnerstag, den 27. März 1890.

v. Sybel's Begründung des Deutschen Reiches.*)

III.

—m— Den beiden ersten Bänden von Sybel's monumentalem Werke (vergl. Wiss. Beil. 1889 Nr. 151, 152) ist schnell der dritte gefolgt, der ausschließlich dem deutsch-dänischen Kriege gewidmet ist. Daß er an spannendem Interesse seine Vorgänger noch erheblich übertrifft, bedarf kaum der Versicherung. Bismarck selbst hat wiederholt die diplomatische Leistung von 1864 für die schwierigste und glücklichste von all seinen Unternehmungen gehalten; sicher war es die erste, die seine Meisterschaft zu europäischer Anerkennung gebracht hat. Aus der Fülle des authentischen Quellenmaterials heraus entwickelt Sybel diese Politik Schritt vor Schritt mit classischer Klarheit; sein weiter Blick beherrscht mit ebenso großer Sicherheit die gegenseitigen Beziehungen der deutschen Staaten wie die gesammten internationalen Verhältnisse; in vielen Punkten haben alle bisherigen Darstellungen Berichtigungen und Ergänzungen erfahren, die sich allerdings ohne Frage noch erheblich vermehrt haben würden, wenn eine Heranziehung der außerpreußischen Archive möglich gewesen wäre. So eingehend die Darstellung auch ist, so erweckt sie doch nirgends den Eindruck der Breite, zeigt im Gegentheil überall eine gedankenreiche Knappheit. Gerade dieß macht es freilich dem Referenten schwer, auf eng bemessenem Raume ein einigermaßen zutreffendes Bild des Werkes zu geben; es kann ihm lediglich darauf ankommen, zur Lecture des Buches anzuregen.

Unter allen staatsrechtlichen Fragen, welche die öffentliche Meinung und die Diplomatie Europas im 19. Jahrhundert beschäftigt haben, ist keine so verwickelt und verworren als die schleswig-holsteinische. Es ist daher sehr dankenswerth, daß ihre Vorgeschichte, die in den beiden ersten Bänden nur flüchtig gestreift wurde, in einem längern einleitenden Abschnitte im Zusammenhange erörtert wird. Es handelte sich dabei um zwei von vorn herein ganz verschiedene Dinge: um eine Verfassungsfrage, die Erhaltung der alten Sonderverfassung der Herzogthümer, deren staatsrechtliches Verhältniß zu Dänemark lediglich das der Personalunion war, und um die Erbfolgefrage, die bekanntlich dadurch entstand, daß in Schleswig-Holstein nur agnatische Erbfolge stattfand, in Dänemark in Ermangelung von Söhnen auch Töchter succediren konnten. Die Entwicklung dieser Fragen, die durch nationale Gegensätze wesentlich verschärft wurden, verfolgen wir nicht in ihren einzelnen Stadien. Nach dem kläglichen Scheitern der Erhebung der Herzogthümer (1848—1850) gelang es den europäischen Mächten, die ihrer Mehrzahl nach die Integrität Dänemarks zu erhalten entschlossen waren, durch die Londoner Verträge von 1852 eine einstweilige Regelung der Fragen herbeizuführen. Nachdem König Frederik durch sein Manifest vom 28. Januar 1852 und seine nach Berlin und Wien gerichtete Note vom 29. Januar einige dürftige Zugeständnisse in der Verfassungsfrage gemacht hatte, welche eine Einverleibung Schleswigs in das Königreich Dänemark als ausgeschlossen erscheinen ließen, suchte man die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche der Succession des von Dänemark vorgeschlagenen Throncandidaten Prinz Christian von Glücksburg entgegenstanden. Vor Allem waren dieß die Ansprüche der Augustenburgischen Linie, die ohne Frage in Schleswig-Holstein zunächst erbberechtigt war. Nach langen Verhandlungen, bei denen Bismarck den Vermittler spielte, nahm Herzog Christian von Augustenburg die ihm von Dänemark gemachten Anerbietungen an, wonach er die (nach dänischer Auffassung durch seine Rebellion verwirkten) Augustenburger Güter in Schleswig für 2¼ Millionen an Dänemark verkaufte und dagegen in seinem und seiner Familie Namen versprach, nichts gegen die neue dänische Thronfolge unternehmen zu wollen. Durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 wurde nunmehr die dänische Thronfolge festgesetzt. Bemerkenswerth ist, daß der deutsche Bund zu diesen Verhandlungen nicht zugezogen wurde; das Gefühl, daß der Ausgang der Angelegenheit eine Demüthigung Deutschlands sei, war zu allgemein, als daß man nicht unliebsame Verhandlungen beim Bundestage hätte befürchten müssen.

Das Verfahren, das der dänische König unter dem Drucke der eiderdänischen Partei in den nächsten zehn Jahren gegen die Herzogthümer einschlug, widersprach durchweg den Versprechungen von 1852. Ohne Befragung der Provinzialstände wurden die Gesammtstaatsverfassungen vom 31. Juli 1854 und vom 2. October 1855 erlassen, von denen die letztere die zugesicherte Gleichberechtigung der Herzogthümer völlig aufhob und ihnen schwere finanzielle Lasten aufbürdete. Eine Einmischung in diese Verhältnisse erschien nicht gerathen, so lange der Krimkrieg eine wachsende Verbitterung zwischen den europäischen Mächten nährte; auch nachher empfahl Bismarck mit gutem Grunde die größte Vorsicht. Als der Bundestag endlich die Sache in die Hand nahm und erklärte, für Holstein und Lauenburg könne die Verfassung von 1855 keine Geltung haben, ja sogar (29. Juli 1858) mit Execution drohte, machten sich die Eiderdänen das zu Nutze: sie hoben die Verfassung für Holstein und Lauenburg auf, ließen sie aber für Dänemark und Schleswig bestehen; so war die gefürchtete Trennung von Schleswig und Holstein bewirkt, und zwar unter dem Anschein strenger Erfüllung des Bundesbeschlusses. Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten wurden nach wie vor nach der Verfassung von 1855 erledigt; so publicirte die Regierung am 31. Juli 1860 das neue Budget für die gesammte Monarchie ohne Anhörung der Holsteiner Stände. Die Großmächte suchten beschwichtigend einzuwirken; Preußen und Oesterreich verlangten Vollzug der Vereinbarung von 1852; zu allgemeiner Ueberraschung trat auch das stets dänenfreundliche England mit einem theilweise wenigstens mit den deutschen Forderungen übereinstimmenden Vermittelungsvorschlage des Lord John Russell hervor (24. Sept. 1862). Der König von Dänemark verhielt sich dem Allen gegenüber völlig ablehnend und verließ schließlich offen den durch die Abmachungen von 1852 geschaffenen Rechtsboden, indem er durch das Patent vom 30. März 1863 ohne Zustimmung der Stände, ohne Rücksicht auf die gemachten Versprechungen Holstein eine Verfassung octroyirte, die es nicht blos finanziell schwer schädigte, sondern auch aus dem Reichsrathe definitiv ausschloß und damit die Incorporation Schleswigs in das Königreich anbahnte; eine Revision der Verfassung für Dänemark-Schleswig sollte einem für den nächsten Sommer berufenen außerordentlichen Reichstage vorgelegt werden.

Auf eine so schroffe Herausforderung verlangte die öffentliche Meinung in Deutschland laut kräftiges Vorgehen gegen Dänemark; der Antrag, den der Großherzog von Oldenburg in Frankfurt einbrachte, Deutschland möge die von Dänemark gebrochenen Verträge von 1852 nun auch seinerseits für unverbindlich erklären

*) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten. Von Heinrich v. Sybel. 3. Bd. Zweite unveränderte Auflage. München und Leipzig, Oldenbourg. 1890. IX, 414 S. 8°.

und die Herstellung des alten Rechts für die Herzogthümer fordern, fand den Beifall aller Liberalen. Allein noch hielt Bismarck den Zeitpunkt für einen deutsch-dänischen Krieg nicht gekommen und suchte die Entscheidung hinzuziehen, wozu die Verhandlung der Angelegenheit beim Bundesrathe das beste Mittel bot. In einem Schreiben an den Großherzog von Oldenburg vom 7. Juni wies er darauf hin, daß nur das Festhalten an den Verträgen von 1852 die deutschen Mächte vor der Gefahr der Isolirung schützen könne. Zugleich einigte er sich mit Oesterreich darüber, daß für den Fall einer Bundesexecution zunächst nur die Truppen der Mittel- und Kleinstaaten zu verwenden, die der Großmächte aber in Reserve zu halten seien. Selbst als Dänemark im Vertrauen auf den Schutz Englands die Aufforderung, binnen sechs Wochen das Patent vom 30. März außer Wirksamkeit zu setzen, rund abwies, die Ausführung der Execution ziemlich unverblümt als Kriegsfall bezeichnete und einen außerordentlichen Reichsrath, dessen Aufgabe die Einverleibung Schleswigs war, einberief und als daraufhin am 1. October der Bundestag die Execution beschloß, suchte Bismarck noch immer Aufschub und nahm deshalb der fortwährend angebotenen englischen Vermittelung gegenüber eine entgegenkommende Haltung ein. Indeß obwol es auch in Dänemark nicht an gemäßigten Elementen fehlte, die ein Einlenken wünschten — der Briefwechsel Bismarck's mit dem Baron Blixen-Finecke zeugt davon —, siegte doch die eiderdänische Partei: am 13. November nahm der Reichsrath den ihm vorgelegten Verfassungsentwurf an, welchen selbst die dänenfreundlichen Vertreter Schwedens und Englands als eine Verletzung der Verträge von 1852, als eine Kriegserklärung an Deutschland bezeichneten. Wenige Tage später starb König Frederik. Sein Nachfolger, der „Protokollprinz" Christian IX., persönlich friedlich gesinnt, unterzeichnete, gedrängt von den aufgeregten Massen, am 18. November die Verfassungsurkunde. Domit war den deutschen Höfen ein von der Erbfolgefrage unabhängiger Kriegsfall gegeben.

Denn an die letztere anzuknüpfen lag sowenig in des Grafen Rechberg als in Bismarck's Absicht. Gleichzeitig mit der Thronbesteigung Königs Christian IX. hatte Erbprinz Friedrich von Augustenburg, ohne auf das von seinem Vater 1852 gegebene Versprechen Rücksicht zu nehmen, in einem Patent vom 16. November erklärt, daß er kraft seines agnotischen Erbrechts als Herzog Friedrich VIII. die Regierung Schleswig-Holsteins antrete. Die Rechtsfrage war mindestens unklar; die Stimmung des Volkes in Schleswig nicht günstig, während in Holstein eine eifrige Agitation schon seit Monaten vorgearbeitet hatte; in Deutschland dagegen brachten die weitesten Kreise der Bevölkerung dem bis dahin so gut wie unbekannten Throncandidaten die vollste Sympathie entgegen. „Der Gedanke, daß es außer der Augustenburger Thronfolge vielleicht noch andere Wege zum Sturze der Dänenherrschaft in Schleswig-Holstein gebe, existirte unter all den Millionen deutscher Männer nur bei Einem Menschen, und dieser Eine verschloß ihn einstweilen tief in seiner Brust. Sonst schien aller Welt nur die eine Wahl für die Herzogthümer möglich zwischen Augustenburg und der Fortdauer des dänischen Joches — und wie hätte man hier noch von Wahl reden können?"

In denselben Novembertagen war durch die Einladung Napoleon's zu einem Congresse der europäischen Souveräne in Paris eine totale Veränderung der allgemeinen Lage eingetreten. Es war klar, daß dieser Streich hauptsächlich gegen England und Oesterreich gerichtet war, die bisher auf Frankreichs Seite gegenüber Rußland und Preußen gestanden, aber in der polnischen Sache sich als unzuverlässig bewiesen hatten. In Wien und London antwortete man darauf mit dem Gedanken einer allgemeinen Allianz gegen Frankreich; aber wenn auch Rußland zu einer solchen bereit gewesen wäre, so erkannte doch Bismarck zu klar die Vortheile, die Preußen aus der veränderten Lage ziehen konnte, als daß er seine Stellung zu Frankreich nicht mit großer Vorsicht gewählt hätte. Mehr als je sah sich plötzlich Oesterreich gezwungen, ein gutes Verhältniß zu Preußen anzustreben. Dies hatte zur Folge, daß es nicht schwer wurde, in der Schleswig-Holstein'schen Frage ein gemeinsames Vorgehen der beiden deutschen Großmächte gegenüber den Mittel- und Kleinstaaten zu erreichen. Während der bayerische Gesandte Baron v. d. Pfordten erklärte, der Bund könne jetzt nicht mehr Execution beschließen, da er dadurch die Thronfolge Christian's IX. indirect anerkenne, sondern müsse militärische Occupation des Landes verfügen, bis die streitige Erbfolgefrage entschieden sei, kam am 24. November zwischen Bismarck und dem österreichischen Gesandten Grafen Karolyi eine Uebereinkunft zu Stonde, nach welcher sie beim Bundestage gemeinsam für schleunigste Vollziehung der Execution wirken wollten. „Die Welt war erstaunt, nachdem Jahre lang Oesterreich in erbittertem Hader an der Spitze der deutschen Mittelstaaten Preußen gegenüber gestanden, jetzt plötzlich Oesterreich mit Preußen vereint der großen Mehrzahl des dritten Deutschland entgegentreten zu sehen."

Auch nach anderen Seiten hin machte sich die veränderte politische Lage bemerkbar. Englands Stellung zu der Frage war schwankend und zerfahren. In Paris dagegen empfahl man Preußen kräftiges Vorgehen; Drouyn de Lhuys, der französische Minister, sprach damals bereits den Gedanken aus, ob es nicht besser sei, Schleswig-Holstein zu einer preußischen Provinz und nicht zu einem selbständigen Herzogthum zu machen; Napoleon selbst erörterte ernstlich mit dem preußischen Gesandten v. d. Goltz die Idee einer preußisch-französischen Allianz, die für König Wilhelm allerdings nichts Anziehendes hatte.

Trotz der populären Bewegung, die Bismarck gar nicht unwillkommen war, weil sie den auswärtigen Mächten die Mäßigung der deutschen Großmächte zum Bewußtsein brachte und zugleich Oesterreich an Preußens Seite festzuholten diente, fügte sich der Bundestag und beschloß am 7. December die Ausführung der Execution, wie sie Oesterreich und Preußen verlangten.

Inzwischen hatte sich die Spannung zwischen Englond und Frankreich dadurch verschärft, daß am 25. November das englische Cabinet Napoleon's Congreßvorschlag endgiltig ablehnte, worauf Napoleon eine Ministerconferenz über die schwebenden Fragen bei den festländischen Mächten anregte. „Es war deutlich, daß es so bald zu einer gemeinsamen Thätigkeit Frankreichs und Englands nicht kommen würde, daß Napoleon zur Zeit nicht gesonnen war, der preußischen Action irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, daß seine feindselige Haltung gegen Oesterreich dieses immer stärker auf die Pflege seiner guten Beziehungen zu Preußen und damit auf fortgesetzte Unterstützung der preußischen Politik gegen Dänemark anwies." Auch diese Wendung benutzte Bismarck meisterhaft: Preußen wies die Conferenz nicht von sich, wünschte aber, daß auf derselben nur die dänische Frage erörtert würde, und dazu müsse auch England herangezogen werden. Obwol so die ursprüngliche Congreßidee geändert war, wofür England, Rußland, Oesterreich sehr dankbar waren, mußte doch auch Frankreich das freundliche Entgegenkommen Preußens anerkennen.

Am 24. December 1863 überschritten die sächsisch-hannoverschen Executionstruppen die Grenze; die Dänen verließen ohne Widerstand Holstein. Ganz im Gegensatz zu der Instruction der Civilcommissare folgte überall dem Einrücken der Truppen die Proclamotion des Herzogs Friedrich als Landesherrn; Ende December kam dieser selbst nach Kiel und richtete sich dort einen Hofstaat und eine Regierung ein. Alles dies hatte den vollen Beifall der Bevölkerung in Deutschland und der mittel- und kleinstaatlichen Regierungen. Nach einem von Beust entworfenen Plane sollte Bayern beim Bundestage schleunige Prüfung des Augustenburger Erbrechts beantragen; wenn dasselde anerkannt sei, sollte die Occupation der Herzogthümer verfügt und Dänemark, nöthigenfalls ohne die Hilfe der beiden Großmächte, lediglich durch die Truppen der Mittelstaaten bezwungen werden. Ein am 21. December in Frankfurt stattfindender Abgeordnetentag, an dem Mitglieder aus allen deutschen Kammern theilnahmen, erklärte sich unbedingt für das Recht des Herzogs Friedrich und setzte einen Centralausschuß von 36 Mitgliedern als Mittelpunkt der gesetzlichen Thätigkeit der deutschen Nation für Schleswig-Holstein und Herzog Friedrich ein.

Diese Bewegung hatte eine ganz andere Wirkung, als man erwartete; um der „verbrecherischen Narrheit" der Mittelstaaten, wie es die Russen nannten, einen Riegel vorzuschieben, einigten sich Oesterreich und Preußen dahin, daß sie durch die Besetzung Schleswigs den Augustenburgern zuvorkommen müßten. Sie beantragten am 28. Dec. 1863, der Bund möge Schleswig in Pfand nehmen für Erfüllung der dänischen Verpflichtungen von 1852. Die Annahme dieses Antrags hätte eine Anerkennung des Londoner Protokolls und der dänischen Thronfolge enthalten, die im schroffen Widerspruche zu der in den letztvergangenen Tagen in Frankfurt geäußerten Anschauung gestanden hätte. Der Bund legte den Antrag zurück und Hr. v. d. Pfordten führte in einem Gutachten aus, daß die Ausführung des Londoner Vertrags unmöglich sei. Zugleich verweigerte der preußische Landtag die verlangte Rüstungsanleihe und verlangte der englische

Gesandte in Berlin die Zurücknahme des Antrags vom 28. Dec., da jedes Einrücken in Schleswig eine schwere Gefährdung des europäischen Friedens sei. Alles dies drängte zu schnellem Handeln.

Den entscheidenden Schritt that Bismarck durch eine Note, die er am 5. Jan. 1864 nach Wien richtete und in der er vorschlug, man solle einstweilen mit Rücksicht auf die europäischen Mächte am Vertrage von 1852 festhalten, aber Dänemark unter Androhung bewaffneten Einschreitens zu Erfüllung seiner Pflicht auffordern. In Wien, wo damals großer Zorn herrschte über die Beziehungen, die Napoleon mit den Mittelstaaten anknüpfte, suchte man zwar zunächst noch eine Clausel durchzusetzen, durch welche jede Verletzung der Integrität Dänemarks ausgeschlossen worden wäre; da dies aber in Berlin entschiedenen Widerspruch fand, so einigte man sich schließlich auf eine Fassung, welche für den Kriegsfall alle Wege offen hielt. Am 16. Jan. wurde die österreichisch-preußische Punctation unterzeichnet; zwei Tage vorher war der Antrag vom 28. Dec. in Frankfurt abgelehnt worden und hatten die Gesandten der beiden Großmächte erklärt, daß diese die Besetzung Schleswigs nunmehr selbst bewirken würden. An demselben 16. Jan. wurde die dänische Regierung aufgefordert, binnen 48 Stunden die Novemberverfassung zurückzunehmen. Als dies erfolglos blieb, rückten die österreichisch-preußischen Truppen in Holstein ein, ohne sich um die Proteste der Kleinstaaten, durch deren Gebiet sie zogen, und der Bundescommissare zu kümmern. Ebenso wenig Erfolg hatten die Bemühungen John Russell's, bestimmte Erklärungen zu Gunsten der Integrität Dänemark's oder einen Aufschub zu erlangen; die gemeinsame Erklärung Oesterreichs und Preußens vom 31. Jan. ließ klar erkennen, daß die Mächte mit dem ersten Kanonenschusse alle Verträge für hinfällig hielten. Bismarck hatte sich nicht verrechnet: Dänemarks Verhalten hatte alle Cabinete aufgebracht, Niemand hatte zur undankbaren Rolle seines Beschützers Lust.

Das zeigte sich besonders klar, als die ersten Schüsse gefallen waren. Die kriegerischen Vorgänge übergehen wir; daß Moltke's Operationsplan (Umgehung des Danewirks mit Vermeidung von Frontalangriffen auf dasselbe und auf die Missunder Schanzen) nicht ausgeführt wurde, war ein schwerer Fehler Wrangel's und zog den Krieg unnöthig in die Länge. Doch machte die Haltung der verbündeten Truppen und die Räumung des Danewirks durch die Dänen gewaltigen Eindruck nach Außen. Napoleon, so verbindlich er auch zum Erfolge der preußischen Waffen Glück wünschte, fürchtete doch, daß die gemeinsam erfochtenen Siege eine Waffenbrüderschaft zwischen den beiden deutschen Großmächten hervorbringen würden, während seiner Absicht nach gerade dieser Feldzug sie entzweien sollte. In England war Lord Palmerston empört über den deutschen Angriff und alle Schichten der Gesellschaft erfüllten dänische Sympathien. Aber zu einem kriegerischen Eingreifen war man weder hier noch dort geneigt; auch Schweden verhielt sich abwartend.

In Deutschland, wo das Interesse für die kriegerische Action das für Augustenburg zurückdrängte, fing man an, von einer möglichen Annexion der Herzogthümer durch Preußen zu sprechen. Aber dies rief an den mittelstaatlichen Höfen große Aufregung hervor, die sich erheblich steigerte, als das feindselige Verhalten der Bundescommissare die Besetzung der wichtigsten holsteinischen Etappenpunkte (Rendsburg, Neumünster, Kiel, Altona) durch preußische Truppen zur Folge hatte. König Wilhelm schien es doch angezeigt, dieser Erregung gegenüber einzulenken; die Sendung des Generals v. Manteuffel nach Dresden und Hannover (16. bis 19. Februar) hatte diesen Zweck und erreichte ihn völlig.

Von weit größerer Wichtigkeit war eine andere Mission desselben gewandten Unterhändlers. Der Plan Moltke's, der auf eine Besetzung von ganz Jütland hinauslief, drohte an der Besorgniß des Grafen Rechberg vor einer Intervention Englands und einem englisch-französischen Bündniß zu scheitern. Manteuffel erhielt den Auftrag, Oesterreichs Zustimmung zu weiterem Vorgehen auszuwirken; im Zusammenhange damit aber zugleich als unmittelbare Consequenz der schleswig-holsteinischen Frage die Machtfrage zwischen den Mittelstaaten und den Großstaaten in Deutschland zur Erörterung zu bringen; Oesterreich und Preußen mußten ihre Betheiligung bei der Bundesexecution in Deutschland durchsetzen und den Mittelstaaten zu Bewußtsein bringen, daß die europäische Politik der Großmächte sich der Bundesmehrheit unmöglich unterwerfen könne. In letzterer Hinsicht erreichte man leicht ein Einverständniß; eine Action des Bundes im Sinne von Beust's Augustenburger Politik, die von den Neutralen ebenso wie von den deutschen Großmächten verworfen wurde, beschloß man mit allen Mitteln zu verhindern. Ueber die Besetzung Jütlands aber gelangte man erst dann zu einem Einverständniß, als die aus London wie aus Paris einlaufenden Nachrichten ein Einschreiten zu Gunsten Dänemarks als ausgeschlossen erscheinen ließen. Die Vereinbarung vom 1. März enthielt die Verständigung über die Besetzung Jütlands; zugleich erklärten die Mächte, daß durch den Ausbruch des Kriegs die Verträge von 1852 hinfällig geworden seien, und daß man sich für den Fall einer Conferenz, zu der man noch immer bereit sei, über neue Grundlagen für die Stellung der verbundenen Herzogthümer in der dänischen Gesammtmonarchie verständigen wolle: man hielt also auch da noch an dem Gedanken der Personalunion der Herzogthümer mit Dänemark, wenigstens anscheinend, fest.

Die sofort erfolgende Besetzung Jütlands war doch geeignet, Dänemark nachgiebiger zu stimmen, und kaum zeigte sich dies, als auch John Russell die Einladungen zu einer Conferenz auf den 12. April ergehen ließ. Es kam Alles darauf an, die Stellung der Großmächte zur deutsch-dänischen Frage, die sich jetzt entscheiden mußte, durch einen großen Waffenerfolg zu beeinflussen. Preußen und Oesterreich machten die Beschickung der Conferenz davon abhängig, daß auch der Bund einen Vertreter nach London sende. Eben damals hatte der Tod des Königs Max von Bayern eine wesentliche Schwächung der den Großmächten gegenüberstehenden Coalition bewirkt; man wagte nicht, die Anträge v. d. Pfordten auf förmliche Anerkennung des Augustenburgers zur Beschlußfassung zu bringen, denn dies hätte einen Bruch mit den Großmächten zur Folge gehabt; vor Allem sprach sich Beust dagegen aus, und diese seine veränderte Stellung entschied dafür, daß man ihn mit der Vertretung des Bundes bei der Conferenz beauftragte und mit einer nach Bismarck's Vorschlag sehr allgemein gehaltenen Instruction versah.

Alles dies hatte einen Aufschub der Conferenz bewirkt, den die verbündeten Mächte treffend benutzt hatten. Am 18. April fielen die Düppeler Schanzen. Wenn diese glänzende Waffenthat des Feldzuges in Deutschland nur ein kurzes Aufleuchten patriotischer Erregung zur Folge hatte, dem alsbald wieder der Kampf der Parteien im preußischen Landtage, das Mißtrauen gegen die beiden Großmächte und ihre Minister, erneute Agitation für Herzog Friedrich folgten, so fing man in Frankreich und England doch nunmehr an zu begreifen, daß es unmöglich sei, Schleswig-Holstein bei Dänemark zu erhalten.

Von besonderem Interesse ist die Haltung Napoleon's. Besonders um Oesterreich zu ärgern, hatte er am 20. März in einer Depesche nach London und an die deutschen Mächte die Entscheidung über Schleswig-Holstein einer Abstimmung der dortigen Einwohner zu überlassen vorgeschlagen, eine Idee, die im Grunde in Berlin ebenso wenig Sympathien wie in Wien, aber doch nicht so schroffe Ablehnung fand; Bismarck wies darauf hin, daß neben der Volksstimmung doch auch das bestehende Staatsrecht der Herzogthümer, die völkerrechtlichen Verträge, die Convenienzen der betheiligten Mächte in Frage kämen. Immerhin zeigte sich Preußen auch hier entgegenkommender als die anderen Mächte und ließ in Napoleon den Wunsch, es ganz zu sich hinüberzuziehen, immer lebhafter werden. Drouyn de Lhuys entwickelte schon am 9. April dem preußischen Gesandten Grafen v. d. Goltz, daß von einer Herstellung der dänischen Integrität und der Verträge von 1852 keine Rede sein könne; eine völlige Abtrennung Holsteins, eine theilweise Schleswigs (etwa bis zur Linie Schlei-Husum) sei nöthig; im Uebrigen seien die Bevölkerungen zu hören: fiele deren Votum für einen Anschluß an Preußen aus, so werde es Napoleon auf der Conferenz zu dem seinigen machen. „So wurde der Gedanke einer preußischen Annexion der Herzogthümer, der längst in der Luft lag, der jedenfalls für Deutschlands Gesammtinteressen die beste Lösung des Streites darbot . . . jetzt amtlich aus Paris der preußischen Regierung entgegengetragen.

Wie werthvoll die Unterstützung Napoleon's auf der bevorstehenden Conferenz, auf der Preußen eine ziemlich vereinzelte Stellung hatte, auch von Oesterreich eine kräftige Unterstützung nicht erwarten durfte, aber auch wie wenig zuverlässig sie war, wußte Bismarck genau, und deshalb lautete seine Antwort (14. April) sehr vorsichtig. Für die Theilung Schleswigs schlug er eine mehr nördliche Linie vor. Die Befragung der Bevölkerung dürfe nicht übereilt werden, da sie jetzt jedenfalls nicht den Wünschen Napoleon's und Preußens entsprechen, sondern für Augustenburg ausfallen werde; die preußische Annexion werde erst dann erwünscht erscheinen, wenn sie der einzige Schutz gegen die Wiederkehr

der dänischen Herrschaft sei. Auf der Conferenz wolle Preußen zunächst seine bisherige Forderung (Personalunion mit Aufnahme Schleswigs in den Bund, Erhebung Rendsburgs zur Bundesfestung und Kiels zum Bundeshafen) vorbringen, in sicherer Erwartung, daß Dänemark dies ablehnen werde; die Bevölkerung sehe dann, daß es ohne Theilung nicht abgehen werde.

Am 25. April wurde die Conferenz eröffnet; gleich bei den ersten Verhandlungen, welche einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten betrafen, machte der dänische Trotz sich wieder in allgemein unliebsamer Weise bemerkbar. Am 12. Mai gab der deutsche Gesandte Graf Bernstorff die Erklärung ab, die Verträge von 1852 seien hinfällig geworden, Deutschland sei zur Erwägung jeder neuen Combination bereit. So lebhaft auch die dänischen Vertreter und mit ihnen Lord Clarendon gegen das Verlassen des Standpunktes von 1852 sprachen, beschloß die Conferenz gleichwol, in der nächsten Sitzung die Vorschläge der Mächte zu vernehmen. Eine weitere Erklärung gab Bernstorff am 17. Mai ab: Die festen Garantien, die Deutschland brauche, seien nur in der vollständigen politischen Unabhängigkeit der durch gemeinsame Institutionen verbundenen Herzogthümer zu finden. Ob Deutschland die Abtrennung der Herzogthümer von Dänemark oder ihre Personalunion wollte, darüber schwieg die Erklärung, und auf Befragen des dänischen Bevollmächtigten erklärte Bernstorff, es sei noch zu ermitteln, wer der rechtmäßige Souverän sei; die Union aber müsse ein vollständige sein. Man hielt diese Zurückhaltung für ein Zeichen, daß das österreichisch-preußische Einverständniß hier einen Riß bekommen habe; sofort griff man zu den Verträgen von 1852 zurück, die dänischen Vertreter erklärten, nur auf Grund dieser unterhandeln zu können, und lehnten den Antrag selbst für den Fall ab, daß die Thronfolge in den Herzogthümern dem König Christian zugedacht würde. Damit war die Personalunion verworfen und für neue Combinationen Raum geschaffen.

Die Verhandlungen zwischen Berlin und Wien über diese neuen Combinationen d. h. über das endgiltige Loos der Herzogthümer gaben der Eintracht zwischen den beiden Großmächten sehr bald einen heftigen Stoß. Bismarck's Ziel war die militärische Sicherung Norddeutschlands und die Bildung einer deutschen Seemacht; gab der Erbprinz von Augustenburg Garantien, welche die Erreichung dieses Zieles sicher stellten, so war er geneigt, für ihn einzutreten; die Annexion betrachtete er ebenfalls nur als einen Weg zu diesem Ziele. Oesterreich dagegen, lediglich darauf bedacht, jeden Machtzuwachs Preußens zu verhindern, erklärte sich zwar mit plötzlicher Schwenkung auch für die Augustenburgische Erbfolge, zeigte sich aber jeder Beschränkung der Souveränität desselben abgeneigt. Gleichwol beantragten die deutschen Mächte in London die Constituirung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg (28. Mai); der entschiedene Widerstand der Neutralen ließ aber das Project scheitern. Man nahm jetzt wieder die Idee einer Theilung Schleswigs auf; selbst auf die von Napoleon vorgeschlagene Befragung der Bevölkerung kam man zurück. Allein kein Vermittelungsvorschlag fand allgemeine Zustimmung; die Conferenz schloß am 25. Juni ohne jedes Resultat.

Inzwischen war nach langen Verhandlungen, bei denen Bismarck den Besorgnissen des Grafen Rechberg vor einer englisch-französischen Einmischung den festen Entschluß entgegensetzte, daß Preußen im Nothfalle allein den Krieg zu Ende führen würde, am 24. Juni ein förmlicher Vertrag über gemeinsame Fortführung des Kriegs und gemeinsame Verwaltung der Herzogthümer nach Beendigung desselben abgeschlossen worden.

Wenige Tage später folgte der Uebergang nach Alsen; König Christian, der sich jetzt auch nicht mehr durch die See geschützt sah und alle Hoffnung auf auswärtige Hilfe aufgeben mußte, entließ das ihm längst widerwärtige Ministerium Monrad; das neue Cabinet Bluhme beantragte sofort Waffenstillstand und Friedensverhandlungen. Letztere begannen in Wien am 25. Juli und führten am 1. August zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien, deren Inhalt zur Genüge bekannt ist.

So war die Sehnsucht der deutschen Nation nach der Befreiung Schleswig-Holsteins erfüllt — das Verdienst derselben aber gebührte nach dem einstimmigen Zeugniß des für unsere Widersacher parteiischen Europa an erster Stelle der preußischen Regierung, der patriotischen Willenskraft des Königs Wilhelm und der einsichtigen Energie seines Ministers, dessen hoher Gewandtheit es in wenigen Monaten gelang, die europäische Stellung Preußens von Grund aus zu ändern und Oesterreich zeitweilig an die preußische Politik zu ketten. Mit dem Vertrage vom 1. August verwandelte sich freilich die österreichisch-preußische Allianz, die doch zu ganz anderen Ergebnissen geführt hatte, als Oesterreich sie von vorn herein gewünscht.

Sofort suchte Graf Rechberg wieder die verlorene Fühlung mit den Mittelstaaten zu gewinnen, um ein Gegengewicht gegen Preußen zu haben. Der Bund hatte am Kriege nicht theilgenommen; gleichwol gab Rechberg verschiedenen mittelstaatlichen Gesandten Zusicherungen, daß sie bei der endgiltigen Regelung der schleswig-holsteinschen Sache nicht ausgeschlossen werden sollten. Die Schönbrunner Besprechungen (22.—24. August) ließen mannigfache Differenzpunkte hervortreten; wenn Graf Rechberg wünschte, daß in dem mit der Verwaltung der Herzogthümer zu beauftragenden Collegium neben dem preußischen und österreichischen auch ein Bundescommissar Platz nehmen solle, so widersprach dem Bismarck entschieden; drang Rechberg auf eine baldige Entscheidung des Thronfolgerechts, so verhielt sich Bismarck sehr kühl; die Gewährung eines entsprechenden Gewinns an Oesterreich für den Fall der preußischen Annexion der Herzogthümer, sei es in Gestalt der Abtretung preußischen Landes, oder in der preußischen Garantie des österreichischen Besitzes, fand bestimmte Ablehnung.

Die Verhandlungen der am 25. August ebenfalls in Wien zusammentretenden Friedensconferenz, die sich bis Ende October hinzogen, verfolgen wir nicht weiter, um schließlich noch einen Blick auf eine andere Frage zu werfen, die an demselben Tage, an welchem der Wiener Frieden paraphirt wurde (27. October), zum Sturze Rechberg's und damit zu einer wesentlichen Veränderung der Lage geführt hatte.

Trotz österreichischer Gegenbemühungen hatte die Wucht der gemeinsamen Interessen bewirkt, daß am 28. Juni 1864 ein neuer Zollvereinsvertrag, dessen Tarif nach Maßgabe des französischen Handelsvertrags festgestellt war, zwischen Preußen, Sachsen, den thüringischen Staaten, Braunschweig, Frankfurt, Baden und Kurhessen zu Stande gekommen war, dem bald auch Hannover und Oldenburg sich anschlossen. Die am 7. Juli in München eröffnete Conferenz von Bevollmächtigten Oesterreichs, Bayerns, Württembergs, Darmstadts und Nassaus konnte diesen Thatsachen gegenüber nur eine Punctation aufsetzen, daß der Abschluß von Verträgen zwischen Oesterreich und dem Zollverein im Sinne einer zukünftigen Zolleinigung herbeizuführen sei (12. Juli). Mit Rücksicht darauf hatte Graf Rechberg in Schönbrunn den lebhaften Wunsch geäußert, daß in den eben zur Erörterung stehenden preußisch-österreichischen Handelsvertrag der Art. 25 des Handelsvertrags von 1853 aufgenommen werden möchte, wonach binnen 12 Jahren eine Verhandlung über die Zolleinigung stattfinden solle. Allein dies stieß in Berlin bei den zollpolitischen Fachmännern, unter denen namentlich der — trefflich charakterisirte — Ministerialdirector Delbrück das ausschlaggebende Wort führte, und auch beim Könige selbst auf die lebhaftesten Bedenken. Es gab dies zu einem theilweise von Sybel mitgetheilten Briefwechsel zwischen Bismarck und dem Grafen Rechberg Anlaß, der „als der letzte Versuch eines innerlichen Ausgleichs zwischen dem alten und dem neuen Deutschland ebenso merkwürdig wie über die damalige Denkweise der beiden Staatsmänner belehrend ist“. Obwol Bismarck, der in Rechberg's Abgang eine große Gefährdung des politischen Einverständnisses zwischen den beiden deutschen Großmächten sah, entschieden zu entgegenkommender Haltung rieth, siegte doch die Ansicht der Fachmänner; dies aber entfesselte den, namentlich von Schmerling, längst vorbereiteten Sturm gegen Rechberg, dem man die Resultatlosigkeit seiner bisherigen Politik und die Vereinsamung Oesterreichs in Europa vorwarf; er mußte weichen. Daß es des Kaisers Absicht nicht war, damit zugleich die bisherige Politik und namentlich die preußische Allianz aufzugeben, bewies die Wahl des Grafen Mensdorff-Pouilly zu seinem Nachfolger.

Bücherbesprechung.

— **Unsere Kriegsmarine und ihre deutsch-freisinnigen Gegner.** Eine Antwort von der deutschen Seeküste von **B. Seke.** Altenburg, St. Geibel 1890. — Die kleine Broschüre verdient insbesondere die Aufmerksamkeit derjenigen Kreise, die im öffentlichen Leben über die Forderungen unserer Marine mit zu entscheiden haben. Wenn die Frage über den Ausbau der Marine an den Reichstag herantritt, wird sich vielleicht Gelegenheit finden, nochmals auf die kleine, lesenswerthe Schrift zurückzukommen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 38. Sonnabend, den 29. März. 1890.

Jerusalem zur Zeit von Jesus Christus.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Seit einigen Jahrzehnten sind im Auftrag der englischen und der deutschen Palästina-Gesellschaft Untersuchungen über Jerusalem und das Land Palästina angestellt worden, die von der Thätigkeit der früheren Pilgerzüge, wie der anderer begeisterter Touristen, durch ein sorgsames Eindringen in die alten Ruinen und Reste von Bauwerken sich unterscheiden. Nach dem Vorgang des Amerikaners Robinson haben der englische Capitän Warren und Lieutenant Cameron (der später Livingstone aufsuchte) durch erfolgreiche Ausgrabungen sich verdient gemacht. Danach haben Professor Ebers und Dr. Guthe, mit Benutzung der englischen, weitere örtliche Studien unternommen und in einem großen Werke „Palästina“ der harrenden Menschheit viele Räthsel gelöst. Endlich ist der Münchener Maler Professor Piglhein mit einigen Künstlern ins heilige Land gezogen und hat das ganze Jerusalem sammt Umgebung aufgenommen, um ein Panorama von der alten heiligen Stadt zu construiren.

Das Werk „Palästina“ von Ebers und Guthe ist in zwei großen Folio-Bänden mit einigen hundert Stahlstichen und Holzschnitten erschienen. Das Panorama von Piglhein wurde von den Künstlern auf eine riesige Leinwand gemalt, dann zu München als Panorama aufgestellt. Darnach wurde dasselbe in Holzschnitt in Folioformat für weitere Kreise vervielfältigt. Beide Werke sind von Hallberger's Deutscher Verlagsanstalt publicirt worden. Das Werk der Herren Ebers und Guthe giebt eine exacte geographische Beschreibung des Landes, des Gesteins, der klimatischen Verhältnisse. Die vorzüglichen Bauwerke sind aller Orten untersucht und mit der biblischen, wie der profanen Ueberlieferung verglichen. Dabei sind alle Lebensverhältnisse der Art geschildert, daß wir das alte Palästina vor unseren Augen erstehen sehen. Ueber 500 Abbildungen, nach guten Photographien und Zeichnungen aufgenommen, sind in Stahl- und Holzschnitt meisterhaft ausgeführt. Die Herren Piglhein und Genossen gingen dann noch einen Schritt weiter und entwarfen in dem Panorama ein Bild von dem alten Jerusalem, wie wir nach den Studien der Herren Ebers und Guthe im Geiste es erschauen.

Aus diesen Darstellungen erkennen wir, daß Jerusalem aus drei verschiedenen Theilen bestand, die in verschiedenen Epochen erbaut wurden. Der älteste Theil war die Burg Zion, oder David's Stadt; sie war von den Jebusitern, lang vor Josua's Zeiten gegründet worden. Darnach entstand die von Salomo geschaffene Tempelstadt Moria. Endlich ward zur Römerzeit die Neustadt Bezeta angelegt.

Die Burg der Jebusiter lag an der Kreuzung zweier Hauptstraßen: der Bergstraße, die von Damaskus nach Aegypten auf dem Kamme des judäischen Gebirges hin führt (heute die Pilgerstraße genannt, auf der die Mohamedaner, Juden und Christen nach Jerusalem, wie nach Mekka ziehen); dann der Straße, die von Jaffa am Syrischen Meere über den Kamm nach Jericho und der Furth am Jordan ging, heute die Römerstraße genannt, weil sie von diesen verbessert wurde.

An dieser Straßenkreuzung zweigt von dem langen Bergrücken eine Rippe nach Osten zum Jordan hin. Sie ist zu einem kleinen Plateau verkürzt, das im Westen und Süden vom Thal Hinnom, im Norden und Osten vom Thal Kidron umrahmt wird. Mitten durch, von Norden nach Süden zieht eine Thalfalte, das Tyropoion, oder „Thal der Käsemacher“. Hierdurch wird das Thal in zwei Theile gespalten, einen westlichen, den Berg Zion, einen östlichen, den Felsen Moria. Auf Zion erhob sich die Stadt der Jebusiter; auf Moria baute Salomo den berühmten Tempel und die Königsburg. Nordwärts von beiden auf dem Hügel Bezeta errichteten die Römer ihr Castell, die Burg „Antonia“.

Im Osten von Moria, jenseits des Kidron, erhebt sich der Oelberg, von dem man die Aussicht auf Jerusalem, westwärts zum Syrischen, ostwärts zum Todten Meere genießt. Ein Sattel trennt von ihm den niederen „Berg des Aergernisses“ (von Salomo's Bals-Tempel so genannt), an diesem liegt das Dorf Silaa, rings von Felsenhöhlen und Todtenstätten umgeben. Im Süden vom Thal Hinnom erhebt sich der „Berg des bösen Rathes“, auf dem man das Landhaus von Kaiphas sucht. Im Westen auf dem Plateau, an der Scheide der Straßen, wird wol Golgatha, die „Schädelstätte“, zu suchen sein. Denn alle alten Völker hatten die Kreuzwege dem bösen Geiste geweiht.

Die Burg Zion bildet ein unregelmäßiges Viereck, das in 350 Meter Breite und 500 Meter Länge von Norden nach Süden zieht. Sie war schon vor David eine starke Veste der Jebusiter. „Du wirst nicht herein kommen; Blinde und Lahme werden dich abweisen!“ riefen sie dem Könige David zu. In der That fand man die Reste einer 30 Ellen hohen Mauer, dann den Felsen, auf dem sie stand, bis zur Thalsohle von Hinnom in hohen Stufen senkrecht abgehauen. Im Norden war ein großer Teich, ein alter Steinbruch, aus dem die Veste erbaut war. Das Volk nennt ihn heute den Teich des Königs Hiskia. Joab, der spätere Feldhauptmann von David, erstieg die Mauer — möglicherweise als in regenlosem Sommer der Teich, auf den die Jebusiter zu viel bauten, vertrocknet war.

Hier wohnte David bis zu seinem Ende, 33 Jahre lang. Ein gewaltiger Thurm, „Phasael“, erinnert noch an ihn. Auf einer schrägen Böschungsmauer stehend, erhebt er sich massiv bis zu 29 m Höhe. Ein Oberbau mit Gemächern und einer Cisterne stammt aus späterer Zeit. Die Aussicht nach dem Oelberg, dem Todten Meer und den weißen Kalkbergen von Moab jenseits des Jordans versetzt uns in die Zeiten, in denen der König von hier sein Land überschaute.

Im Osten von Zion, mit diesem südwärts gleichlaufend, erhebt sich der Felsen Moria. Er war ein zackiges Kalkgebilde, das von Nordwest nach Südost längs dem Tyropoion und dem Thal Kidron lief. Abraham brachte hierher seinen Sohn Isaak zum Opfer. Melchi Sedek opferte auf dem Felsen. Dann sah David nach einer Pestilenz den Engel des Todes auf diesem Felsen sitzen. Er kaufte ihn von dem Jebusiter Arafna, der darauf dreschen ließ, und richtete hier einen Altar zu. Seinem Sohne Salomo trug er auf, zur Sühne seiner Sünden — zur „Seel-Gerette“ sagten die alten Franken — dem Herrn einen Tempel zu bauen.

Salomo umgab den steil abfallenden Felsen mit einer Mauer. Sie sollte die bei der Verwitterung rutschenden Kalkschichten sichern, zugleich ein Plateau von ansehnlicher Größe herstellen. So ward aus dem Thal Kidron eine Mauer heraufgeführt, die heute noch in 54 Meter Höhe erhalten ist. Steintrumme von 2 Meter Dicke, 3—4 Meter Breite und bis 8 und 10 Meter Länge wurden aufeinander gethürmt, alle mit der Säge geschnitten (wie der

Chronist sagt), an den Rändern handbreit glatt behauen, im Uebrigen bossirt. Im Norden von Moria ist noch der alte „Teich am Schofhause" (heute Birket Isra'In) zu sehen, ein 40 Meter tiefer alter Steinbruch, aus dem die gewaltigen Trumme gebrochen wurden. Mit einer großen Schuttmasse wurden die Klüfte zwischen Felsen und Mauer ausgefüllt und so ein Plateau von 480 Meter Länge und 300 Meter Breite — ähnlich der Größe von Zion und mit diesem gleichlaufend — hergestellt.

Auf diese Platte stellte Salomo den berühmten Tempel. In Mitten querüber, von West nach Ost, ward der Tempel gestellt. Im Süden wuchs das „Haus vom Walde Libanon", die Königsburg, empor. Im Norden erstanden das Richthaus, der Kerkerhof u. a. Gebäude, die der König nicht gern vor Augen hatte. Im Osten erhob sich das Haus des Hohenpriesters.

Der Tempel war eine Nachbildung der Bauwerke, welche wir von den Ausgrabungen zu Ninive und Babylon kennen lernten. Dort war eine ebene weite Fläche; die Bauwerke bedurften eines hohen Unterbaues, damit sie in die Höhe stiegen. Der Thurm zu Babel war eine Pyramide von 600 Fuß Länge, Breite und Höhe, aus sieben Stufen gebildet, auf deren höchster der Tempel stand. So war auch Salomo's Tempel auf einen Unterbau von einigen hundert Fuß Höhe gestellt. Auf diesem stand eine dreistufige Terrasse, die mindestens 20, bei Nehemia's Neubau 30 Ellen Höhe maß; auf der Terrasse dann der 30 Ellen hohe Tempel.

Der Tempel maß nur 60 Ellen Länge und 20 Ellen Breite; mit der Vorhalle und der Terrasse nahm er aber 100 oder 120 Ellen Länge und 60 Ellen Breite ein. Durch vier Thore, nach den vier Himmelsgegenden gerichtet, trat man zu dem Tempel hinein. Im Westen hatten die Priester und Leviten ihren Zugang; im Osten der Oberpriester und der König; im Süden und Norden ging das Volk herein. Im Westen stand eine Vorhalle, von zwei riesigen ehernen Säulen eingefaßt (4 Ellen dick, 18 Ellen hoch), die den Deckbalken trugen. Eine Treppe führte zu dem Heiligen, das 40 Ellen tief sich erstreckte. Hier stand der große Altar zum Brandopfer, 10 Ellen breit und 20 Ellen lang, der alte Felsen Moria, mit Erz überzogen. Zu Seiten 5 Paar eherne Kessel auf Gestühlen; im Hintergrunde rechts auf 12 ehernen Stieren das eherne Meer, ein 10 Ellen weites Becken: jene zum Reinigen der Opferthiere, dieses für die Priester.

Eine zweite Treppe und Thüre führte zum Allerheiligsten. Links von der Treppe war der Eingang zur Schatzkammer für die Gold- und Silbergefäße, die unter dem Allerheiligsten bewahrt wurden. In dem Allerheiligsten stand ein Altar zum Räuchern, davor ein Tisch für die Schaubrode — eine Erinnerung an den Bal-Cultus — dahinter auf hohem Gestell die Bundeslade mit den Gesetz-Tafeln des Moses. Zwei Cherub mit 5 Ellen langen Flügeln beschützten die Lade. Das ganze Heiligthum wor mit Cedernholz umkleidet und dieses mit Goldblech überzogen. Bilderschmuck von Cherubim, Palmen, Coloquinten war aus Gold getrieben. Altar, Tisch, Leuchter, alle Geräthe waren mit Gold überzogen, selbst der Fußboden.*)

Mit dem Tempel gleich lief im Süden die Königsburg — das Haus der Tochter Pharaonis. Sie maß, wie der Tempel, 100 Ellen in der Länge, 100 in der Breite und 30 in der Höhe. Eine Halle, von 3mal 15 Säulen getragen, zog vornher. Ein Hof, von Sälen und Zimmern umgeben, stieß daran; eine zweite Halle führte zu dem „Hinterhofe". In dem vorderen Hofe waren die Gemächer des Königs, in dem hinteren die der Tochter Pharao's. Deren Gemächer stießen an die Südmauer des Tempelberges, die 50 Meter tief zu den Gartenterrassen hinabfiel. Aus dem vorderen Hofe führte ein unterirdischer Gang nach einer Halle und einem Portal an der Südseite und durch dieses in den Garten. Dieser war — wie wir aus Nehemia's Bericht lesen — gegen das Thal Kidron und das Tyropoion mit einer hohen Mauer abgeschlossen, von der heute noch Spuren erhalten sind.

Vierhundert Jahre stand der Tempel und die Königsburg, bis Nebucadnezar beide mit Feuer zerstörte. Der Tempel war innen ganz mit Holz verkleidet, das Dach von Holz; in der großen Feuersgluth barsten die Mauern. Die Königsburg — das „Haus vom Walde Libanon" — war ganz aus Cedernholz errichtet; von ihr blieb keine Spur mehr übrig. Nehemia, als er nach der Rückkehr aus Babylon zum Thalthor herausritt, konnte nicht in die Königsburg gelangen, weil das Brunnenthor mit Gerölle versperrt war. Er baute in 52 Tagen die Mauern wieder auf, d. h. „büßte die Lücken", welche das Feuer an dem Thorgebälke angerichtet hatte. Der Tempel konnte erst nach sechs Jahren wieder aufgebaut werden. Die Königsburg blieb in Trümmern, weil kein König in Judäa mehr herrschte.

Aber nach vierhundert Jahren baute Herodes der Große den Tempel von Neuem. Kein Feind hatte ihn zerstört; kein Feuer ihn verbrannt. An der Südseite des Plateau finden sich aber an dem Unterbau Stücke Mauer, kleinere Steine, die nicht aus Salomo's Zeit stammen. Auch sind die Hallen, die zur Gartenterrasse führten, mit Säulen und Rundbogen gewölbt, Zeichen der Römerzeit. Herodes hat also diese obere Mauer gebaut, nachdem sie durch einen Bergschlupf gerutscht war. Der Kalkstein des Felsen war durch einsickerndes Regenwasser gelöst; Höhlen entstanden darin, von denen eine große noch heute in Mitten des Plateaus in dem Felsendom zu finden ist; die Schichten rutschten — mit Erdbeben und Gedonner — Felsen und Schuttmasse drängten die Mauer hinaus — selbst die riesigen Quader vermochten einem Bergsturz nicht zu widerstehen. Es ist zu vermuthen, daß der Baumeister König Salomo's das „Haus vom Walde Libanon" schon deshalb aus Holz erbaute, weil er die schlüpfrige Schuttmasse im Süden des Plateau nicht mit Steinen zu belasten wagte.

Herodes baute den Tempel nach den olten Maßen des Königs Salomo. Auch baute er an der Stätte der Königsburg eine neue Stoa Basilika mit 180 Marmorsäulen. Eine Säulenholle führte auf der Westseite zur Vorhalle des Tempels, auf der Ostseite zum Palaste des Hohenpriesters. Richthaus und Kerkerhof blieben wal unversehrt an der Nordseite der Platte.

Auf diesem Plateau verbrachte Jesus die wenigen Tage, die er zu Jerusalem weilte. Aus Galiläa kam er die Pilgerstraße herab an Sichem vorbei zum Thore von Damaskus herein zu dem Tempel. In dem Vorhof der Juden betete er und sprach zu dem Volke. Den Tempel selber durfte er nicht betreten, ohne sich der Tempelschändung — die mit dem Tode bedroht war — schuldig zu machen. Von hier ging er ostwärts über den Bach Kidron an dem Garten Gethsemane vorbei über den Oelberg nach Bethanien, wo seine Gastfreunde, Lazarus, Martha und Maria, wohnten. Von dort kam er, als er seinen berühmten Einzug hielt. Jw Thale Kidron, bei Gethsemane, ward er von den Häschern gefangen, dann nach dem Tempelberg gebracht. Dort wohnte im Osten vom Tempel der Hohepriester Kaiphas; im Süden in der Stoa Basilika Herodes Agrippa; im Norden war das Richthaus. Draußen vor dem Tempelberg hatten die Römer ihr Castell errichtet auf dem Hügel Bezeta — 50 Ellen höher wie Moria — dort wohnte der Procurator Pontius Pilatus. Es spielte die ganze Handlung auf engem Roume; man könnte die Fußtapfen heute noch finden, wären sie nicht verwischt durch die Tausende von Pilgern und die Alles verwitternde Zeit, vor der auch das Heiligste vergeht.

Frankfurt a. M. Heinrich Becker.

*) Daher die Rede: „Bewahre deinen Fuß, wenn du des Herren Haus betrittst!"

Das Banditenwesen auf Corsika.

Nach officiellen Quellen und aus eigener Beobachtung geschildert von Alexander Schütte, Kgl. Pr. Major a. D.

III. (Schluß.) (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die Gendarmerie.*) Auf dem Festlande, selbst in Italien, schätzt und unterstützt man den Gendarmen, den Carabiniere, den guardia civil. Auf Corsika nimmt man für den Banditen Partei gegen diese unerschrockenen Soldaten, welche die Gesellschaft doch repräsentiren, ja man haßt sie, weil die Regierung, in deren Auf-

*) Die französische Gendarmerie besteht zu zwei Drittel ungefähr aus Fuß- und zu ein Drittel aus berittenen Gendarmen. Sie ist nicht in Regimenter, sondern in 22 „Legionen" eingetheilt. Jedes der 19 Armeecorps hat eine „Legion" Gendarmen. Außerdem ist die 20. Legian z. Disp. des Milit-Gouvernements von Paris; die 21. Legion ist auf Corsika („Legion Corse"); die 22. Legion bildet endlich die sog. „Garde républicaine" z. Disp. der Polizei-Präfectur von Paris. (Dieselbe hat eine von der Land-Gendarmerie gänzlich verschiedene Uniform.) An der Spitze jeder Legion steht ein Oberst. — Die Gendarmerie-Officiere sind höher besoldet als die Armee-Officiere und rangiren vor ihnen bei officiellen Gelegenheiten.

trage sie handeln, als willkürlich und despotisch angesehen wird. Man betrachtet sie nicht als die Vollstrecker der Gesetze, vor denen Jedermann sich beugen muß, sondern als persönliche Gegner, wider die man sich so gut als möglich zu vertheidigen hat.

Die vorhin erwähnten Gendarmerie-Rapporte vom J. 1886 wiesen 135 Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit nach. Nur in 35 Fällen sind die Schuldigen arretirt worden, in 100 Fällen gelang es ihnen, zu entwischen. Erschossen durch die Gendarmerie wurden 22, so daß am Ende des Jahres 1886 noch 78 übrig blieben, ohne jene „alten Banditen" von früheren Jahrgängen. —

Sogar die Bürgermeister sympathisiren mit den „Unglücklichen" gegen die Gendarmen. Im Juni 1886 überraschten diese in der Gegend von Figari einen Banditen, welcher eben nicht viel auf dem Kerbholze hatte. Er hatte einen Gerichtsvollzieher mit Erschießen bedroht. Ungefähr hundert Bauern mit dem Bürgermeister an der Spitze forderten von den Gendarmen die sofortige Freigebung des Gefangenen. Natürlich lachten die Letzteren den Hausen aus und legten kaltblütig dem Burschen die Handfesseln an. Der höchst aufgebrachte Bürgermeister zieht seine 3farbige Schärpe aus der Tasche, umgürtet sie und indem er feierlich die Hand auf die Schulter des Wachtmeisters legt, sagt er: „Sie gehorchen also nicht einem Bürgermeister? Im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie!" und er winkte den Landleuten, sich des Unterofficiers zu bemächtigen. Als aber das Peloton mit seinen geladenen Carabinern „Fertig!" machte, kroch der gute Dorfoberste mit den Worten zu Kreuze: „Allons! Herr Soldat; Sie werden mich doch nicht in die Patsche bringen?" Der Sous-Präfect verurtheilte ihn, auf Anzeige des Brigade-Commandos, zu sechs Monaten Arrest. Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Auf administrativem Wege wurden 1886 vier Maires ihrer Aemter enthoben wegen Vorschubleistung an die Banditen.

In besonderen Fällen sieht sich das Gendarmerie-Commando genöthigt, zu großen „Banditen-Jagden" Militär zu requiriren. Uebrigens haben nicht nur Bastia und Ajaccio, sondern auch Sartene, Bonifacio, Corte, Porto-Vecchio größere oder kleinere Infanterie-Garnisonen.

Ein Patrouillen-Rapport, den Hr. v. Alimberti mir zur Einsicht übergab, lautete:

„Gestern, 30. November 1886, um 2 Uhr Nachm. fanden wir uns auf dem Wege nach Marsiglia, Gemeinde Saint-Laurent plötzlich in Gegenwart [en présence] eines gewissen [nommé] Morachini, Antoine-Joseph, eines der gefährlichsten Banditen. Es wurde ihm „Halt!" zugerufen. Anstatt diesem Befehle zu gehorchen, feuerte er seine Gewehrläufe auf uns ab. Dem Corporal Ludovici wurde die Dienstmütze durchlöchert und dem Unterzeichneten der gerollte Mantel desgl. mit Contusion der rechten Brustwarze. Wir feuerten nun unsrerseits, worauf der p. Morachini todt zu Boden fiel. Es blieb ein Posten bei der Leiche bis zur Ankunft der Gerichtsbehörde rc. rc. (Gez.:) Jean Pietri, maréchal-de-logis-chef, 3. escouade, Gendarmerie Corse."

Die Gendarmerie-Brigade der Insel besteht zu zwei Drittel aus Eingeborenen und nur der Rest sind Franzosen vom Festlande. Ihre Uniform ist dieselbe, wie die der franz. gendarmerie-départementale; nur tragen sie statt des bekannten „Dreimasters", welcher im Buschwald hinderlich wäre, Mützen. Uebrigens sind diese Polizeisoldaten ganz vortrefflich auf die Banditen-Jagd eingeübt; viele sind decorirt.

Neuerdings hat das Kriegsministerium zu Paris auf den Bericht der Präfectur des Departements Corsika die Gendarmerie-Brigade der Insel von 700 auf 900 Köpfe mit 342 Pferden erhöht; ferner sollen die Dienstjahre der Corsischen Gendarmerie für ebensoviele Kriegsjahre, also doppelt gerechnet werden.

Der Verfasser besuchte eines Tages das pénitencier-modèle von Castelluccio unweit Ajaccio. Während er mit dem freundlichen Director die Säle durchwanderte, frug er denselben, ob es wahr sei, was man sich in Ajaccio erzählte, daß der Bandit Frattini, schwer verwundet durch einen Gendarmen, Nachts sich in die Strafanstalt zu seinem Sohne, Gefangenaufseher daselbst, geflüchtet habe und daß der Anstaltsarzt — natürlich ohne ihn zu kennen — ihn geheilt hätte? „Nein, das ist eine alberne Klatscherei, die man Ihnen aufgetischt hat. Glauben Sie doch nicht solchen Unsinn," erwiderte der würdige Mann. Indeß mehrere Schließer, die im Saale waren, zwinkerten mir, hinter'm Rücken ihres Vorgesetzten, mit den Augen zu und nickten mit den Köpfen grinsend und feixend. Ich wußte jetzt, auf welcher Seite die Wahrheit lag.

Meine Leser werden sagen: da doch die Clane sich stets mehr oder minder feindlich gegenüberstehen, so muß doch eine Hälfte der Bevölkerung den Banditen möglichst zu schaden suchen? Keineswegs. Die Leute, von denen die Banditen wissen, daß sie ihre Sympathie nicht besitzen, werden durch die Furcht in Respect gehalten. So kommt es, daß außer den „persönlichen" grimmigen Feinden eines Banditen, die allerdings Alles aufbieten, um ihn in's Jenseits zu befördern, Niemand es wagen wird, ihn zu verrathen. Eine Büchsenkugel aus einem Hinterhalt ist so leicht abgefeuert!

Sowohl aus Instinct als aus Berechnung zeigen sich die Banditen unerbittlich gegen Jeden, der sie zu verrathen versucht; der Schrecken, den sie hierdurch um sich verbreiten, ist ihr bester Schutz.

Der Gerichtspräsident Herr Casanelli zu Ajaccio wurde von allen Officieren der Gendarmerie ein Beschützer von Banditen genannt, weil auf seinem Gute bei Sartene sich viele Felsengrotten befinden, in denen mitunter Banditen sich verstecken. Nun wohl! Dieser Herr duldet sie, wie man einen Abscеß in der Leber duldet. Er wäre herzlich froh, sie los zu werden.

In den Gebirgen Corsikas giebt es viele solcher Grotten, welche zum Theil nur von den Banditen gekannt sind; sie flüchten sich hinein, wenn sie zu scharf gehetzt werden von der Gendarmerie.

Manchmal vereinigen sich die Banditen zu Banden. Wenn die Gendarmen dergleichen von 12—15 Köpfen antreffen, so greifen sie nicht an, ohne vorher Verstärkung herbeigeholt zu haben. Sie haben die Instruction, nur das Gefecht zu eröffnen, wenn sie in der Mehrzahl oder besonders gut gedeckt sind.

Sehr oft begleitet ein guide oder Führer den Banditen; gewöhnlich ein Knabe oder Mädchen, welche 200 Schritte vorausgehen und ihn von jeder Gefahr, die ihm droht, durch Zeichen rechtzeitig in Kenntniß setzen. Ein Pfiff! und der Bandit wirft sich in's Gebüsch. Die Patrouille trifft dann nur ein Kind, welches am Wege Beeren sucht. —

Hier noch einige actenmäßig mir mitgetheilte Beispiele von dem Einflusse des Banditismus auf die Bevölkerung. Im Jahre 1885 erklärte der Bandit Poli den gesammten Landbriefträgerdienst im Canton Prunelli „in vendetta". Augenblicklich stellten die Postboten ihre Gänge ein. Erst nach der Unschädlichmachung des p. Poli, d. h. nach 5 Tagen, begann dieser Dienstzweig wieder zu functioniren. — Ein Duell sollte (1886) vor den Thoren von Ajaccio stattfinden. Mehrere Banditen, die ihren Clan-Chef der Gefahr ausgesetzt sahen, einen Degenstich in's Herz zu bekommen, erschienen auf dem Terrain und untersagten den Zweikampf. —

Der Bürgermeister einer Gemeinde von Sartene hatte mit einem jungen Mädchen längere Zeit in wilder Ehe gelebt. Dies ist auf Corsika nichts Seltenes. Zwei Personen, die sich gefallen, richten eine Haushaltung sich ein. Die Hochzeit findet, wann die Gelegenheit und die Geldmittel sich bieten, später statt. In diesem Falle indeß wurde der künftige Ehemann seiner Braut überdrüssig und sandte sie den Ihrigen zurück. Sofort kam ein Bandit in sein Haus mit dem Befehle, zu heirathen. Was blieb ihm anderes übrig, als zu gehorchen? Da die Familie nur die Ehre des Mädchens gewahrt wissen wollte, so gab man sich zufrieden, daß nach der Trauung der Gatte Corsika verließ und nach Frankreich übersiedelte. Die junge Frau kehrte mit einer Geldentschädigung in das heimathliche Dorf zurück. —

Auch auf die Wahlen influirt der Banditismus. Bei Gelegenheit der Wahlen zum Senat am 25. Jan. 1885 wurde Herr Henri Canilla zu 1 Jahr Haft vom Gerichtshof zu Corte verurtheilt. Der Bandit Benedetti, sein Schützling, begab sich zu den Gemeinderäthen von Lugo di Nazza und sagte ihnen: „Daß ihr es nur wißt, ich will keinen andern délégué sénatorial als Herrn Canilla." Und Canilla wurde gewählt.

Der ganze Gemeinderath von Lozzi im Niolo (der nördliche, äußerst fruchtbare Theil der Insel von Bastia bis zum Cap Corso) ist seit sieben Jahren den Eingesessenen durch die Banditen Simeoni und Gianetti gewaltsam aufgedrungen. — Zu Bustanico hat der Bandit Manani im Jahre 1884 eine Liste von Wahl-Candidaten nach seinem Gutdünken durchgesetzt. — Der Maire von Pigna hätte nicht die dreifarbige Schärpe sich umgürten können, wenn der alte Bandit Alessandri nicht sein Oheim gewesen wäre. Diese Fälle sind notorisch. Wieviele andere mag es geben, die sich der öffentlichen Kenntniß entziehen?

Und das geschieht nicht in einem türkischen Vilayet, sondern in einem französischen Departement!

Giebt es nun Mittel, um diesen Zustand der Dinge auf Corsika zu ändern? Und welche sind dieselben?

Der französische Minister des Innern ließ eine Commission im März 1887 zu Paris zusammentreten, um Mittel und Wege ausfindig zu machen, um womöglich die mörderischen Ueberfälle von Personen zu vermindern und das Banditenwesen ganz zu unterdrücken. Nach vierwöchentlichen Conferenzen wurden folgende Maßregeln beschlossen: 1) Die bereits vom Kriegsminister verfügte

„vorläufige“ Erhöhung des Etats der Gendarmerie in eine „permanente“ zu verwandeln und in das ordentliche jährliche Ausgaben-Budget aufzunehmen. 2) Die Garnison Corsikas um 1 Jägerbataillon zu vermehren. 3) Die früheren s. g. geheimen Fonds der Präfectur zu Ajaccio zur Besoldung geheimer Agenten oder Spione wieder herzustellen. 4) Dem Divisions-Commando zu Marseille in Erwägung zu geben, ob die Anzahl der eingebornen Corsen in der Gendarmerie der Insel nicht zu verringern sei, um dafür Unterofficiere aus den festländischen Truppentheilen einzustellen. Motive: Es ist zwar unumgänglich nöthig, daß in der Brigade es Mannschaften giebt, welche als geborne Corsen die Sprache, die Sitten und das Terrain ihrer Heimath genügend kennen, um als Dolmetscher und Führer ihren Kameraden auf den Expeditionen dienen zu können. Aber ihre Anzahl muß auf diese Anforderungen beschränkt und stets in der Minderzahl gegenüber den gebornen Franzosen sein. Es ist constatirt und jährlich in den General-Berichten der Präfectur hervorgehoben worden, daß die eingebornen Gendarmen niemals ganz dem „Patronats-Geiste“ sich entziehen oder dem Einflusse mächtiger Familien unzugänglich sich erweisen. Ferner sind gewisse kleinere Vergehen in ihren Augen so irrelevant, daß sie selbige ungern zur Anzeige bringen. Hierher gehören die Jagdfrevel und die Nichtbeachtung des Gesetzes über die Steuer auf Anschlagezettel und Quittungen, wodurch der Staat eine empfindliche Einbuße erleidet. 5) Es darf künftig unter keinen Umständen geduldet werden, daß einzelne Familien oder Privatpersonen der Gendarmerie Geldsummen überweisen (als Gratificationen im Voraus) zur Unschädlichmachung von ihnen feindlichen Banditen. — Ingleichen wird es den Gendarmerie-Officieren untersagt, den Kundschaftern u. A. von ihrer Gage Vorschüsse zu geben, und von denselben Quittung darüber zu verlangen. Die geheimen Fonds sind allein hierzu von jetzt ab bestimmt (cfr. §. 2).*) 6) Es soll der Deputirten-Kammer ein Gesetz vorgelegt und empfohlen werden, welches auf's Neue für Corsika das Verbot des Gewehrtragens ausspricht, mit Ausnahme für solche Personen, welche einen Jagdschein gelöst haben. 7) Dagegen ist die Commission der Ansicht, daß das jetzt übliche Verfahren der Ueberweisung capitaler Criminalfälle an ein Geschwornengericht auf dem Festlande einzustellen sei und alle dergl. Fälle von dem Tribunal erster Instanz zu Bastia und den dortigen Geschwornen abzuurtheilen seien. Motive: Wenn zwar die Mängel einer corsischen Jury augenscheinlich sind, so haben sich die Kosten des See-Transports von Angeklagten, Begleitmannschaften und Zeugen sehr erheblich erwiesen, auch sind alle corsischen Criminal-Fälle so verwickelt, haben ein so speciell locales Colorit, daß eine Jury zu Avignon, Nizza oder Draguignan kaum im Stande ist, sich in den Widersprüchen und Vertuschungen der Zeugen zurechtzufinden. — 8) Die Commission muß auf das Ernstlichste den Wunsch ausdrücken, daß das für ganz Frankreich bestehende Verbot des Tragens von verborgenen Waffen auf dieser Insel auf das Strengste und Unnachsichtlichste gehandhabt werde. Es giebt dort keinen Bauer, der sein Haus verläßt, ohne nicht Pistole oder Stilett in seiner Brusttasche zu haben. Von den 135 Angriffen auf einzelne Individuen im Jahre 1886 sind 49 mit Revolver oder Pistole und 39 mit dem Dolch vollführt worden. Diese Zahlen beweisen, daß das Verbot des Gewehrtragens nicht genügt. Das Tragen schon eines großen Messers mit Steh-Klinge müßte ebenso streng bestraft werden. — — —

Die obigen Vorschläge sind — soviel der Verfasser hat erfahren können — von der französischen Regierung angenommen und auch ins Leben getreten. Aber weitsichtigere Staatsmänner sind darüber einig, daß, solange das heutige politische System des jedesmaligen Beamten-Wechsels mit jedem abtretenden Ministerium auch für Corsika bestehen bleibt (wodurch es geschehen konnte, daß in 17 Jahren 25 Präfecten sich daselbst abgelöst haben), keine unserer heutigen Gesittung entsprechenden Zustände auf dem von der Natur so reich bedachten und doch so unglücklichen Eilande Platz greifen dürften.

*) Die kaiserliche Regierung hatte in einem Jahre 200000 Frcs. für diesen Zweck verausgabt.

Bücherbesprechungen.

B.K. Paulus, evangelisches Monatsblatt aus Rom. Organ der Conferenz der deutschen evangelischen Pastoren in Italien. Herausgegeben von Lic. Rönneke in Rom. Leipzig, Fr. Richter. Halbjährlich 1 ℳ. — Der deutsche Botschaftsprediger in Rom giebt in diesem monatlich erscheinenden Blatt Nachrichten über die Entwickelung des deutsch-evangelischen Kirchenwesens in Italien und außerdem neben einem kurzen erbaulichen Artikel kleine Aufsätze über allerlei Erwähnenswerthes aus jenem Kirchengebiet. Das Blatt ist unentbehrlich für Jeden, der sich über das Wachsthum dieses jüngsten Sprosses evangelischen Kirchenthums fortlaufend unterichten will, und deshalb ist ihm eine weite Verbreitung dringend zu wünschen.

B.K. Pfarrhaus. Unter Mitwirkung von evangelischen Geistlichen ganz Deutschlands und Anderen herausgegeben von Dr. Heinrich Steinhausen, Pastor in Beetz. Leipzig, Fr. Richter 1890. — Von diesem schon mehrmals mit Anerkennung erwähnten Blatte liegen uns die neuesten Monatsnummern vor. Es genügt darauf hinzuweisen, daß das Unternehmen nach wie vor tüchtig geleitet wird und daß auch die neuesten Nummern neben beachtenswerthen wissenschaftlichen Leistungen (Sonntagsruhe und Sonntagsfeier) allerlei Anregendes und Unterhaltendes für alle Glieder des Pfarrhauses darbieten. Das Blatt wird auf diese Weise bald genug in vielen evangelischen Pfarrhäusern ein gern gesehener monatlicher Gast sein und der äußerst billige Bezugspreis von 3 ℳ erleichtert seine Weiterverbreitung.

— Die Armeen der europäischen Staaten nach Truppeneintheilung und Standquartieren. Jahrgang 1890. Hannover, Helwing'sche Verlagshandlung. Preis 2 ℳ. — Ein außerordentlich glückliches Unternehmen, welches berufen ist, eine empfindliche Lücke in der Militärliteratur Gesammt-Europas auszufüllen. Die erschöpfende Vielseitigkeit des Stoffes und die geschickte Anordnung, welche es auch den nicht deutschsprechenden Militärkreisen zugängig macht, lassen das Hauptverdienst des Buches — Zusammenstellung der officiellen Heeresnachweise aller europäischen Militärstaaten — in dem besten Lichte erscheinen. Das Jahrbuch, von der Verlagsbuchhandlung sehr hübsch ausgestattet, wird gewiß weit über Deutschland hinaus Verbreitung finden. Nicht nur für rein militärische Studien, sondern insbesondere auch für die Tagesliteratur, welche oft in die Lage kommt, über Wehrverhältnisse Aufschluß geben zu müssen, wird das neue Werk bald unentbehrlich werden.

— Almanach der Kriegs-Flotten 1890. Wien. In Commission bei Gerold & Comp. — Der Almanach ist eine Separatausgabe der allgemeinen Theile aus dem „Almanach für die k. und k. Kriegsmarine 1890“, welche die Redaction der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens“ in ungemein glücklicher Weise alljährlich besorgt. Der Almanach ist für das Seewesen aller Nationen das, was obiges Werk für die Landheere: ein unentbehrliches Auskunftsmittel sowol über die allgemeine maritime Stärke eines Staates wie über jedes einzelne seiner Kriegsfahrzeuge. Auch der Almanach gehört deshalb nicht allein in jede fachmännische Bibliothek, sondern muß auch der Tagesliteratur jederzeit zugängig sein als bequemes und vor Allem durchaus zuverlässiges Nachschlagebuch über die Wehrkraft der einzelnen Staaten zur See.

J. R. Unterhaltungsliteratur. Der Verlag von „Ueber Land und Meer“, die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, entfaltet mit der Buchausgabe der in ihrer illustrirten Allerweltswochenschrift enthaltenen Unterhaltungsliteratur eine rührige Thätigkeit; Bände auf Bände davon gehen uns von ihr zur Besprechung zu. Alle diese Romane und Novellen zu beurtheilen liegt kein Anlaß vor, da dieselben an das Niveau der Literaturfähigkeit nicht immer herranreichen. Eine kurze Erwähnung verdienen die Novellen „Aus Oesterreich“ von José Baronin Schneider von Arno, da in denselben etwas von der leichtflüssigen und behaglich erwärmenden Erzählungskunst eines Hackländer zu finden ist, ferner die drei Erzählungen „Nachtschatten“ von Friedrich Jacobsen, die ins Gebiet der besseren Criminalgeschichte gehören und eine spannende Wirkung ausüben. — Aus dem gleichen Verlage liegen noch zwei Novitäten eines neueren Romanschriftstellers, Anton von Perfall, vor: der zweibändige Künstlerroman „Dämon Ruhm“ und die Erzählungen „Harte Herzen“. Diese Sachen vermögen wol dem gewöhnlichen Lesebedürfnisse zu genügen, das nicht in die Tiefe geht; höhere Ansprüche, die man an ein Kunstwerk stellt, können sie jedoch nicht befriedigen. Dazu sind sie psychologisch zu roh und ihre Handlung zu wenig glaubhaft. Da der Name des Verfassers neuerdings öfters genannt wird, so ist diese Anzeige wol gleichfalls am Platze.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 39. Dienstag, den 1. April. 1890.

Einiges über Frauengestalten aus Carl Gutzkow's Dramen.

Von Anna Löhn-Siegel.

In der Gegenwart, wo so oft auf Richard Wagner's Frauengestalten in seinen bühnenbeherrschenden Musikdramen hingewiesen wird, welche nicht „das Weib der Zukunft", sondern dasjenige einer phantastisch-sagenhaften Vergangenheit darstellen, und wo im Schauspiel nordischer Realismus uns im Sprachgewande der Alltäglichkeit größtentheils Frauen vorführt, deren rauhe Tugend, weinerliche Gewöhnlichkeit und derbe Verständigkeit die deutsche Frauenseele nicht erheben kann, dürfte es wohl erlaubt sein, einmal auch einiger Frauengestalten in den Dramen eines deutschen Dichters zu gedenken, dessen mächtiger Genius das gesammte Ringen und Vorwärtsdrängen seiner Zeit umspannte, und der es gleichwol meisterlich verstand, in das Still- und Innenleben der Frauenseele einzudringen und ihr einen ebenso wahrheitsgetreuen, als edlen Ausdruck zu verleihen. Es sind die Frauengestalten, die Carl Gutzkow der Bühne geschenkt hat, und die zu wenig gewürdigt werden, zum Theil vergessen sind. In denselben hallt jedoch der Pulsschlag des modernen Culturlebens höchst bedeutsam wieder, und wenn sie der Dichter auch in schwere Conflicte versetzt, wenn er sie menschlich irren und fehlen läßt, er streift der weiblichen Seele doch nie den poetischen Hauch ab, der uns selbst ihren Schwächen, ihren Irrthümern gegenüber mild und verzeihend stimmt und unser Gefühl vor Abscheu bewahrt.

Im Gegentheil: Gutzkow hat in seinen Werken das Weib gar oft über sich selbst hinausgehoben und ihm zugleich eine größere Fähigkeit verliehen, das verlorene Einssein mit sich selbst wieder zu erobern, als dem Manne, eine Fähigkeit, die ihm selbst, dem bahnbrechenden Bildner seiner Zeit, dem poetischen Culturkämpfer in idealem Sinne, mangelte. Er, einer der geharnischtsten Ritter vom Geiste, trug die zwei sich widerstrebenden Faustseelen in der Brust und gewährt uns die Erscheinung ganz eigener Art, in welcher ein zwischen zwei Gefahren hinstrebender Trieb mächtig zu Tage tritt. Diese Gefahren sind das Recht des Traditionellen, des Geworbenen, Bindenden, und das Recht des Individuellen, Werdenden, aus eigener natürlicher Kraft sich Lösenden. Im Zusammentreffen verknüpfen sich beide Rechte zum Problem, und indem Gutzkow's Blick mit Vorliebe, ja, wir dürfen sagen: zuweilen mit einer gewissen inbrünstigen Bangigkeit auf dieses Problem gerichtet ist, drängt es ihn, demselben den Orakelspruch der Wahrheit abzunöthigen, nach deren Erkenntniß er ein heißes Verlangen trägt. Bei seinem großartigen Vorstellungsvermögen, das eine überwiegende Kraft in ihm war, strömten ihm nicht allein die Züge und Bezüge des Lebens und der Bilder desselben in reichster Fülle zu, sondern er hatte auch ganz besonders ein scharfes Auge für die Halbschatten, für das sich mehr oder minder Verhüllende, der klaren Betrachtung sich Entziehende, und er konnte einer gewissen dämonischen Verlockung nicht widerstehen, diese Schleier zu heben.

Die unerschöpfliche Kraft, mit welcher Gutzkow immer auf's Neue an die Arbeit ging, die ihn quälenden Probleme zu lösen, hat etwas Imponirendes und zugleich etwas Rührendes, und wie er auch erschien, stets legte er uns die beiden, nach Ausgleich ringenden Elemente seiner innersten Natur dar, die nicht müde wurde zu fragen: „Wie weit darf ich ich selbst sein? Wo hören die Grenzen persönlicher Freiheit auf? Wo beginnen die Schranken der Nothwendigkeit?" Während sein eigener speculirender, den geraden Linien des Alltagslebens gewiß oft mit Berechtigung mißtrauender Sinn ihn gern auf Gebiete führte, wo die erkennbaren Spuren der Wege zu verschwinden anfangen, erinnerte ihn sein Herz mit weicher Mahnung zur Umkehr in die allgemein sittliche Ordnung der Beschränkung des Lebens, und wir sehen ihn dann wol auch mit einem Sprunge da wieder anknüpfen, von wo er ausgegangen und wo die Wurzeln seiner besten Gefühle sind: im bürgerlich ebenen Kreis, am häuslichen Herde, in der Familie mit ihren Ansprüchen und geliebten Sorgen. Und wie ihn hier die Macht des Gemüths und der geheiligten Tradition mit feurigen Zungen predigen hieß, dort der kühl secirende Kriticismus der Zweiflernatur ihn die eigene Begeisterung, wenn nicht verleugnen, so doch beargwöhnen ließ, so konnte es kaum ausbleiben, daß die Welt diesem innern Bruchverhältniß, sobald es sich in seinen Werken widerspiegelte und die einfache Größe derselben beeinträchtigte, getheilt und schwankend gegenüberstand.

Dieser Wahrnehmung gilt wol auch der Ausspruch des Dichters: „Es giebt Probleme, die den schaffenden Geist nicht zur Ruhe kommen lassen. Wohl denen, die es sich leicht zu machen wissen, „das Thier auf dürrer Haide, von einem bösen Geist im Kreis geführt" zu bändigen, und bei denen Herz und Naturgefühl den sichern Blick für die schöne grüne Weide, wenn er auch vorübergehend getrübt war, bald wieder um so kräftiger leuchten lassen." Und diesen Blick, der durch Verstandesoperationen am wenigsten beirrt wird, und jenes kräftige Naturgefühl, aus welchem er hervorgeht, sprach der Dichter den Frauen zu, und wollte aus diesem Grunde nicht, daß sie über ihre „herkömmliche Sphäre des Denkens und Empfindens, durch Studium nach Männerweise" hinausgetrieben würden. In seinem Sinnspruchwerke „Vom Baume der Erkenntniß" sagt er: „Das Wissen um des Wissens willen ist eine gefährliche Aussaat im Frauenherzen. Frauen sollen den Zweck, warum sie lernen, in nächster Nähe sehen, sollte dieser auch nur der sein, daß sie lernen, um die Welt des Mannes zu achten." Und an einer andern Stelle sagt er: „Wo sollte denn beim weiblichen Geschlechte angefangen werden mit dem geistigen Reformiren? Man hüte sich sehr, daß man ihm, indem man es denken lehrt, nichts von seiner natürlichen Herzenswärme nimmt. Der Schaden wäre unbedingt größer, als der Gewinn."

In diesen und ähnlichen Aussprüchen glaube ich den Ausgangspunkt für die Betrachtung der Mehrzahl der Gutzkow'schen Frauengestalten finden zu sollen. Er hütete sich, wenn er sie geistig auch noch so hoch erhoben hatte, sie auf der befreienden Denkerhöhe zu erhalten und als durch diese Erhebung völlig beglückt darzustellen. Sie mußten zurückkehren in die allgemein sittliche Ordnung der Beschränkung des Lebens, denn er hielt dieselbe für das Weib unerläßlich, sollte auch der bitterste Kampf vorausgehen und folgen. Während die beiden weiblichen Hauptfiguren in Gutzkow's großartigen Zeitromanen: in „Die Ritter vom Geiste": Melanie, in „Der Zauberer von Rom": Lucinde, ich möchte sagen bewunderungswürdigen Halbgeschöpfen gleichen und weit mehr Dolmetscherinnen der Gedankenfülle und Verkündigerinnen der Geistesblitze ihres Schöpfers sind, als natürliche Mädchen, die unser Interesse als solche besitzen, verlieren die Frauengestalten in den Dramen des Dichters nie den Boden der Wirklichkeit, nie den Zauber echter Menschlichkeit. Gebot doch schon die Knappheit der dramatischen Form ein Zusammenfassen der Charaktere in wenige überzeugende

Linien. Uob wie überzeugend, wie herzerquickend wahr zeichnen diese Linien die beiden königlichen Frauen in Gutzkow's trefflichem Lustspiel: „Zopf und Schwert", ohne Frage eines der vorzüglichsten der modernen Dramatik im historischen Genre. Königin Sophie Dorothea von Preußen, die Mutter Friedrich's des Großen, und Prinzessin Wilhelmine, ihre Tochter, die nachmals durch ihre geistvollen Briefe berühmt gewordene Markgräfin von Baireuth, fesseln unsere Theilnahme, obgleich beide Frauen nicht Hauptträgerinnen der Handlung sind, vor allen Dingen durch das grunddeutsche Element, das in ihnen pulsirt. Diese Königin im kleinen häuslichen Kriege mit dem starrsinnigen, seine Familie militärisch maßregelnden Gemahl, der, wie er sich ausdrückt, „die Seinigen ja glücklich machen will, und sollte er mit dem Kolben drein schlagen", diese Königin, die, obgleich ruhmsüchtig und politisch angekränkelt, zuletzt doch nur am Herzen des rauhen aber würdigen Gatten, der sie tief demüthigte, ausharren will und glücklich sein kann, ist eine ehrenfeste deutsche Frau und Mutter. Ihr Ehrgeiz, ihre einseitige Sorge für den Glanz und die Hausmacht der Hohenzollern, schmilzt endlich in der Liebe zu ihrem Kinde, dessen Herzenswahl dem Stolz der Mutter durchaus widerspricht, und in der Fügsamkeit gegen den Gemahl, der diese Wahl billigt, ergebungsvoll dahin. Aber mit der den Frauen eigenthümlichen Ahnungskraft in Sachen des Herzens hat sie sich im Stillen auch längst und um so inniger, als er vom Vater verkannt wird, an ihren großen Sohn angeschlossen. Sie erräth mit feinem Vorausgefühl seine künftige Größe, wenn sie das Warum? auch nicht klar definiren kann. Während der Vater des genialen Jünglings wissenschaftliches und Kunststreben als dessen „Rheinsberger Windbeuteleien" und als „Zeichen eines schwächlichen Geistes, der auf den Thron nicht gehört", streng verurtheilt, ahnt die Mutter, daß unter dem schöngeistigen Spiel tiefer Ernst verborgen ist und eine Kraft, die den höchsten Aufgaben eines Herrschers still entgegenreift. Sie fühlt sich glücklich im Einverständnisse mit dem Sohne und harrt hoffnungsfreudig auf das Emporsteigen seines Gestirnes. Daß der Dichter ihr einen Tropfen Komik beigemischt hat, indem er sie die neuerworbene Königskrone mit einiger Ostentation auf dem Haupte balanciren läßt, thut ihrer Würdigkeit keinen Abbruch. Im Gegentheil, diese kleine Schwäche rückt uns die fürstliche Frau recht menschlich nahe und würzt das Lustspiel mit feinkomischen Zügen. Von dem erhobenen Gipfel des Königthums aus, zu welchem Preußen erst seit dem Kronentractat von 1700 emporgestiegen war, kann die Gekrönte die kleinen Markgrafthümer Ansbach und Baireuth nicht von einander unterscheiden und ärgert dadurch den Erbprinzen von Baireuth, der doch im Stillen von der Sehnsucht verzehrt wird, der Schwiegersohn der stolzen Königin zu werden.

Lieblicher aber und rührend sinniger, als Prinzessin Wilhelmine, ist kaum jemals eine deutsche Fürstentochter auf der Bühne zur Erscheinung gebracht worden. Obgleich unter der Härte der königlich väterlichen Zucht schmachtend und von allen Freuden ausgeschlossen, auf die ihre Jugend und Schönheit, ihr Geist und Rang gerechten Anspruch haben, welche reine kindliche Gesinnung, welche tiefe Innigkeit gegenüber dem gestrengen Vater, der allerdings ihr Glück will, aber nur auf seine eigene Weise, nur nach seinem starren Sinn. Der Zauber unwiderstehlicher, echt germanischer Weiblichkeit spricht aus den Worten, mit denen sie vor dem Erbprinzen von Baireuth die von demselben gerügte Tyrannei des Königs entschuldigt, unter der Wilhelmine doch empfindlich zu leiden hat.

„Tyrannei?" entgegnet sie. „Prinz, Sie brauchen einen harten Ausdruck für das, was ich nur unser eigenthümliches Ceremoniell nennen möchte. . . . . . Hier ist der Hof eine einzige bürgerliche Familie, wo man noch vor Tisch sein Gebet hält, die Eltern immer zuerst reden läßt, mit dem pünktlichsten Gehorsam, wenn es verlangt wird, fünf eine gerade Zahl sein läßt, und sich dann nur aus Liebe manchmal ein Bißchen zankt, aus Liebe ein Bischen quält, aus Liebe sich das Leben ein wenig sauer macht." — Und mit welchem Humor schildert sie dem für ihre Lieblichkeit immer begeisterter aufflammenden Prinzen die Gefangenschaft, in der sie die Strenge des Vaters gefesselt hält! Der Humor läßt uns werden wie die Kinder, sagt Jean Paul, der Humor ist die Weltform, deshalb auch die Dichtungsform über alle Dichtungsformen. Und so zeigt der Humor auch dies herrliche Frauenbild in seiner ganzen milden Größe. Weit entfernt, ein sentimentales Klagelied anzustimmen über den erniedrigenden Umstand, daß der einzige Ort, wo die Königstochter sich einmal frei und unbeobachtet fühlen kann, die königlich preußische Waschküche ist, schildert sie dem Prinzen heiter und schelmisch den ungemüthlichen, unköniglichen Aufenthalt und die kindlichen Freuden, die ihr dort erblühen, wenn sie lachend zur Frau des Silberwäschers schlüpft und hinter den Blumenstöcken am Fenster den kleinen Hänfling in seinem Käfig füttert. —

Ein auf den Repertoiren der deutschen Theater vor dreißig bis vierzig Jahren heimisches und namentlich durch Emil Devrient's ideale Darstellung der männlichen Hauptrolle überaus beliebt gewordenes Schauspiel Carl Gutzkow's ist: „Werner, oder Herz und Welt". Der alte, urewige Kampf zwischen Pflicht und Liebe bildet die Achse, um welche sich die Handlung bewegt.

Zwei edle Frauengestalten werden uns vorgeführt, die diesen Werner lieben, die eine mit dem Recht der Jugendliebe, das er ihr gab, als er noch frei und seines Schicksals Herr war, die andere mit dem Recht der Gattin und der Mutter seiner Kinder. Der Conflict wird dadurch heraufbeschworen, daß Marie, Werner's verlassene Jugendgeliebte, die sich mühevoll von Unterrichtertheilen ernährt, als Erzieherin der Kinder in das Haus desselben eintritt, ohne zu ahnen, daß es dasjenige des von ihr noch immer schwärmerisch Geliebten ist, weil dieser den adeligen Namen seiner Gattin angenommen hat. Durch Julie v. Jordan gewann er eine angesehene Lebensstellung, Reichthum und vornehme Verbindungen, während er Marie durch sein bewegtes Leben auf Reisen und Veränderung des Aufenthalts längst aus den Augen verloren hatte.

Marie erleidet ein Schicksal, „das nur zu oft der Frauen schmerzlich Loos", wie ein deutscher Dichter singt. Sie ist eine von den ideal gestimmten Seelen — jetzt würde man sagen: eine von den Sentimentalen — die sich an ihrem Schmerz und unverschuldeten Herzweh förmlich berauschen und dadurch um die geistige Klarheit und um das Selbstgefühl gebracht werden, welche beide zu jenem entscheidenden Handeln gehören, das uns über das unverdiente Geschick hinauszuheben vermag. Anfangs ist sie fest entschlossen, Heinrich's Haus sofort wieder zu verlassen, aber von seinem Flehn und seiner Selbstanklage erschüttert, läßt sie sich erweichen und bleibt. Er möchte sie dem rauhen Kampfe um's Dasein entreißen, in welchen er sie hineinstieß, indem er vergaß, was er ihr einst im Taumel jugendlicher Leidenschaft gelobte. Sie soll in seinem Hause als Geistespflegerin seiner Kinder, als Freundin der Familie, eine gesicherte Lebensstellung finden und ihm dadurch gestatten, wieder gut zu machen, was er an ihr verschuldete. Aber Julie durchschaut das Geheimniß, wie leicht einzusehen, und blickt auf Marie, als auf eine „geistige Magd", mit gekränktem Stolz und glühender Eifersucht, ja, mit Verachtung herab. Julie, das Kind des Glücks, die bisher im Vollbesitz ihrer Rechte als Gattin und Mutter unbeeinträchtigte Frau der höheren Stände, vermag nach der Entdeckung nicht bei dem Gatten zu bleiben und kehrt sammt ihren Kindern in das Haus ihres Vaters zurück, der ihre Handlungsweise billigt. Da faßt Marie den heroischen Entschluß, einem Freunde Heinrich's, der sich schon seit einiger Zeit um sie beworben hatte, ihre Hand zu reichen und mit dem Ungeliebten an den Altar zu treten. Sie opfert sich dem Glücke und der Gewissensruhe des Treulosen, den sie noch immer liebt und ewig lieben wird. Julie lernt Marie achten, dankt ihr gerührt und versöhnt sich mit ihrem Gatten.

Wohl fragt man: Ist hier noch ein ungetrübtes Glück möglich? Kann Heinrich im nagenden Gefühle des schweren Unrechts, das er an dem edlen Mädchen beging, glücklich sein? Wird Julie nicht von dem Verdacht gequält werden, jede Falte auf des wiedereroberten Gatten Stirn, jeder unwillkürliche Seufzer, gelte der verlassenen Jugendgeliebten, die sich um seiner Seelenruhe willen opferte? Und wenn Heinrich eines Tages erführe, daß Marie und sein Freund in ihrer Ehe gleich elend seien, würde er selbst es nicht doppelt werden?

Wir sehen, der Knoten, welchen der Dichter schürzte, ist nicht befriedigend gelöst. Das Problem, welches ihn beschäftigte, bleibt eine offene Frage, obwol er, von seinem Rechtsgefühl geleitet, die in den Conflict verwickelten Hauptpersonen, das Ehepaar, in die pflicht- und gesetzmäßige Stellung zurückzwingt und Marie durch gesetzliche Bande hindert, fernerhin störend in das Familienglück jener Beiden einzugreifen. Das Rechtsbewußtsein ist gerettet, die Rechte des Herzens nicht.

Die Neuzeit ist mehr geneigt, so treffend und wirksam die Verhältnisse auch geschildert sind, und so oft sich derartige Conflicte im Leben wiederholen, die von ihrem Edelmuth zu weit getriebene Marie zu beachselzucken, als zu bewundern. Wir haben längst eine minder sentimentale Gefühlsrichtung, eine praktischere Anschauung der Dinge und Lebenslagen angenommen. Wir sind nicht mehr so opferbereit wie die arme Marie. Unser Selbst steht uns höher, als daß wir es um der Seelenruhe eines Treulosen willen (eine Seelenruhe, die überdies noch fraglich ist!) an einen Ungeliebten hingeben. Weit eher wüthet in unseren Tagen das tiefverletzte Empfinden der Ver-

lassenen, Verrathenen, gegen das eigene Leben mit Gift und Kugel, als daß es in ungestilltem Sehnen und in unerträglichen Zwangsverhältnissen hinschmachten möchte, bis Zeit und Alter abstumpfend einwirken werden.

Julie, die ihre Rechte fordert, voll und ganz, und von diesen Rechten nicht um eines Haares Breite weicht, ist der Gegewart vollkommen homogen und sympathisch. Sie vertritt Natur, Sitte und Gesetz mit der sieghaften Gewalt der Realität. Marie, die schmerzlich Entsagende, die aber nun und nimmer Hand an sich legen würde, weil sie durch eine solche That den noch immer geliebten treulosen Mann elend machen und ihn und seine Familie mit einem untilgbaren Makel beflecken würde, entzieht sich dem Verständniß der Gegenwart. Dennoch werden ideal angelegte Frauennaturen sich noch immer erhoben fühlen durch den Dichter, der in der opferfreudigen Selbstlosigkeit Mariens einen der schönsten Grundzüge edler Weiblichkeit poetisch fixirte, und werden dankbar empfinden, daß es ein Recht, ja daß es Pflicht des echten Dichters ist, von der Bühne herab wenigstens eine Gesinnungs- und Handlungsweise zu predigen, die, wenn sie in der Wirklichkeit im Verschwinden sein mag, in der Poesie nicht aussterben darf. —

Auf den Höhepunkt moderner Conflicte zwischen Pflicht, Liebe und künstlerischem Streben nach Freiheit führt uns das selten über die Bretter gegangene Schauspiel „Ella Rose". Es wurde im Jahre 1856 auf dem Dresdener Hoftheater zuerst aufgeführt, doch ohne nachhaltigen Erfolg, wozu der nicht überzeugende Ausgang des Stücks wol viel beitragen mochte. Da jene Zeit der politischen Reaction es nicht gestattete, für die Freiheitsbestrebungen der Männer von der Bühne herab geharnischte Worte zu sprechen, so lag es nahe, daß die berechtigte Sehnsucht der Frauen nach Selbständigkeit auf Grund der auch ihnen verliehenen Talente und Fähigkeiten von der Gestaltungskraft eines Dichters ergriffen wurde, der die intellectuellen Strömungen seiner Zeit unausgesetzt belauschte und die daraus entspringenden Probleme scharfsinnig erwog. Er that es in „Ella Rose". Ella, ein hochgebildetes Mädchen, lebt in London als Musiklehrerin. Sie ist sehr geachtet und in ihrem Berufe vielbegehrt. Aus Neigung heirathet sie Charles Rose, einen jungen Techniker, der sich leidenschaftlich um ihre Hand bewarb, aber trotz eifrigen Strebens mit seinen Unternehmungen kein Glück hat und kurze Zeit nach der Verheirathung Schulden halber nach dem Continent flüchten muß. Nachdem Ella in tiefgedrückter Stellung bei den Eltern ihres Gatten eine längere Zeit zugebracht hat, kehrt sie nach London zurück und nimmt ihre frühere glückliche und freie Stellung als Musiklehrerin wieder ein. Zwar befiehlt ihr der Eheherr, bei seinen Eltern auszuharren, bis er im Stande sein werde, ihr in der Fremde ein würdiges Heim zu bereiten, allein Ella fühlte sich bei den beschränkten und vorurtheilsvollen Leuten gar zu elend und bleibt in London. Dort lernt sie den berühmten Dichter Tailford kennen. Er entdeckt großes dramatisches Talent in ihr und überredet sie, sich der Bühne zu widmen. Wir sehn Ella als gefeierte Kunstgröße Londons wieder, glücklich in der Ausübung ihres Talents und in der Freundschaft für Tailford, der sie anbetet. Charles, ihr Gatte, gilt für verschollen, seit Jahren hat man nichts mehr von ihm gehört. Da, gerade als Tailford den Zeitpunkt endlich für gekommen erachtet, wo er sich der längst im Stillen Geliebten erklären kann, kehrt der Gatte zurück und fordert gebieterisch sein Recht. Er hat sich durch glückliche Unternehmungen zum reichen Mann emporgeschwungen, legt alle seine Glücksgüter der Künstlerin zu Füßen, fordert aber zugleich ihren sofortigen Rücktritt von der Bühne und die Heimkehr zu ihm.

Der Empfang, den Ella ihm bereitet, zeigt ihm zwar, daß diese mit ganzer Liebe ihrer Kunst angehört und daß sie in ihren freundschaftlichen Beziehungen zu Tailford ein zu hohes Genügen findet, um in dem alten ehelichen Botmäßigkeitsverhältniß und in den engen Schranken der Häuslichkeit wieder glücklich sein und glücklich machen zu können. Dennoch bleibt Charles, obgleich niedergeschmettert von dieser Wahrnehmung, bei seiner Forderung stehn. Und hier beginnt im Dichter der Kampf. Hier tritt in Ella die früher aufgeworfene Frage wieder an ihn heran: Wo hören die Grenzen der persönlichen Freiheit auf? Wo beginnen die Schranken der Nothwendigkeit? Darf ich dies Weib der Kunst überlassen und dem Gatten, der geheiligte Rechte auf sie hat, entreißen? Der Dichter gestattet uns einen Einblick in die Werkstatt seines ringenden Genius, indem er Kemble, dem humandenkenden und weitschauenden großen Künstler, unter dessen Anleitung Ella sich der Bühne gewidmet hat, Worte in den Mund legt, die uns zu der Annahme berechtigen, dieselbe werde der Kunst erhalten bleiben und sich von ihrem Gatten trennen. Kemble sagt u. A.: „Unsere Civilisation hat die Frauen von einer Stellung befreit, in der sie sich vielleicht früher weniger unglücklich fühlten. . . . Sie sind freie Menschen geworden . . . achten Sie, Mr. Rose, an einem starken, weiblichen Geiste, an einem geprüften Charakter, die Rechte der Freiheit und Selbständigkeit."

Dennoch läßt der Dichter die hochbegabte Frau nach einem tiefschmerzlichen Abschied vom Freunde Tailford und dem noch ergreifenderen von der geliebten Kunst in die Arme des Gatten und in die poesiearme Häuslichkeit zurückkehren und versichern, daß sie sich auch dort wieder zufrieden, ja glücklich fühlen werde.

Wir müssen gestehn, der Conflict ist nicht überzeugungskräftig gelöst. Trotz aller Wärme in der Behandlung seines Stoffes, die gar oft etwas Rührendes und Hinreißendes hat, mangelt dem Ausgang des Stückes die Glaubwürdigkeit. Es war eben jener eigenthümliche Zug des Schöpfers der Ella Rose, daß er, wenn er seine Gestalten auf die Höhe der Freiheit des Denkens und Handelns mit Adlerflügeln emporgehoben hatte, ihnen mit einer fast erschreckenden Resignation zuletzt gar oft die Umkehr zur allgemeinen sittlichen Ordnung der Beschränkung aufnöthigte.

Aber es war auch ein Zug des Gemüths, welches dem Dichter oft abgesprochen worden ist, ein weicher Zug des Herzens, der ihm den Muth nahm, mit der Tradition zu brechen, ein Zug, aus dem die besten Gefühle des Menschen hervorgingen. Es war der Familiensinn, der in ihm tief wurzelte, wie er mit ergreifender Tragik auch seinen Märtyrer des freien Denkens, Uriel Akosta, an diesem Familiensinn zu Grunde gehen läßt.

Und in dem Trauerspiel gleichen Namens tritt mir diejenige Frauengestalt entgegen, mit welcher ich den Kreis meiner Betrachtungen schließe: Judith.

Auch sie ist ein geistig vornehmes, über die Alltäglichkeit weit hinausragendes Weib. Aber sie ist nicht nur als eine in erhöhten Seelenzuständen sich bewegende Tragödienfigur aufzufassen, sondern als ein durch natürliche Begabung und deren entsprechende Entwickelung auf gleiche Höhe mit dem freigeistigen Manne gestiegenes Wesen. Uriel war Judith's Lehrer, er bildete ihren Geist. Sie lernte den Bildner bewundern, er die reichbeanlagte Schülerin lieben, und bald fühlten Beide sich Eins im Denken, Forschen, Empfinden. Es ist keine gewöhnliche Mädchenliebe, es ist nicht äußerliches Wohlgefallen oder Eitelkeit im Hinblick auf die Geistesvorzüge des Geliebten, es ist auch nicht die überwallende Jugendempfindung, die sich in dem „himmelhoch jauchzen" oder „zum Tode betrübt sein" des Goethe'schen Clärchen ausspricht, was Judith an den Lehrer fesselt: es ist Seelenverständniß, Geistesverwandtschaft und inniges Dankgefühl, daß der erleuchtete Mann die gebundenen Schwingen ihres Genius löste und die Schülerin würdig fand, ihm auf die Höhen des Lichts zu folgen.

Dort stehn sie Beide einsam, unverstanden, und schauen bedauernd, aber auch die Macht des Aberglaubens unterschätzend, auf die tief unten in confessionellen und traditionellen Banden befangenen Angehörigen hinab.

Aber nicht ungestraft erhebt sich der Mensch über sich selbst als Glied einer engeren Gemeinsamkeit, oder er müßte entschlossen sein, von diesem Ganzen, aus dem er hervorging, in welchem seine Wurzeln haften, nichts mehr zu begehren, es zu verleugnen, es zu verachten. Und hier ist wieder jene waghalsige Grenze gezogen zwischen persönlicher Freiheit und Rücksicht auf die geheiligte, festbestehende Ordnung. Judith bethätigt im Augenblicke der Entscheidung den Muth, der sich über Gesetz und Sitte hinausschwingt, trotz des Vaters, der ihr zur Seite, trotz des Verlobten, der ihr gegenübersteht. Verrath an der Majestät des denkenden Menschengeistes, des freien Wollens und Empfindens, ist ihr der Glaubens- und Familienzwang, der sie vom Geliebten trennen soll. Dem fanatischen Priester, der den Fluch der Kirche, die Ausstoßung aus Gemeinde und Familie über Uriel ausspricht, schleudert sie in hochlodernder Begeisterung ihr kühnes Wort zu: „Das lügst Du, Rabbi" und bekennt sich zu dem Ausgestoßenen.

Und einmal hinausgerissen über die Schranken der herkömmlichen und gesetzlichen Ordnung, hofft Judith auch von ihrem Vater den höchsten Aufschwung der Empfindung und ruft dem Geliebten die herrlichen Worte zu:

„So bist Du mein, erobert durch die Wahrheit . . . . .
Hab' ich dem Gott gehorcht, den Du mich lehrtest,
Dem Gott, der aus des Herzens Flammen spricht?
O laß uns hoffen; folge mir, mein Freund.
Wer muthig will, der hat die Welt gewonnen." —

Ja, er hat sie gewonnen, wenn er rücksichtslos und schwindelfrei weiter zu schreiten vermag auf dem betretenen Pfade des Lichts, wenn er alle Consequenzen seines begeisterten

Muthes zu ziehen und zu tragen wagt. Judith aber hat nicht mit ihrem zärtlichen Kindesherzen gerechnet, sie kehrt um, als sie sieht, daß ihr Vater durch die Rache des tiefbeleidigten, haßlodernden Mannes, dem sie nach Familienbrauch seit frühester Jugend verlobt war, an den Rand des Bankerotts gedrängt wird. Sie und die blinde Mutter Uriel's, das Urbild beschränkter Mutterliebe, drängen den Helden der freien Ueberzeugung zum schmachvollen Widerruf der von ihm bekannten hohen Wahrheit. Er hat nicht den kalten Denkermuth, Mutter und Geliebte auf dem Altare der Geistesfreiheit zu opfern, er opfert sich. Aber Uriel und Judith können es nicht überleben, von dem Gipfel herabgestiegen zu sein, wo das reine Feuer ihrer Ueberzeugung zum freien Himmel emporloderte. Sie gehen an der Untreue gegen ihr Heiligstes zu Grunde und wählen den Tod, um nicht in Schmach zu leben. —

Der Dichter der Judith, der Ella Rose und noch vieler anderer hehrer Frauengestalten adelte unser Geschlecht durch die Charakter- und Herzenszüge, die er ihrem Denken und Handeln zu Grunde legte, und wir Frauen dürfen es ihm nie vergessen, daß er die stolzen Merkworte für jedes edle und hohe Streben: „Wer muthig witl, der hat die Welt gewonnen" der Seele einer Frau entstammen ließ, und ebenso jene andern der Abwehr aller Erniedrigung, die Judith dem Freunde zuruft:

„Nein, Uriel, Ihr habt einmal gebaut
Vor meinen Augen eine Himmelsleiter,
Und nun ich oben schwebe in dem Aether,
Im Reich der seligsten Verklärung,
Zieht Ihr die Staffel fort? Nie kann ich rückwärts finden,
Nie mehr mit dem Gemeinen mich verbinden." —

Bücherbesprechungen.

W. L. A. Bischof, Katechismus der Finanzwissenschaft. 5. verbess. Auflage. Leipzig 1890 bei J. J. Weber. 1,50 ℳ. — Diese Schrift scheint berechnet zu sein, um Studenten für Prüfungen die Repetition zu erleichtern, und ist aus den Lehrbüchern von Wagner, Roscher und Stein zusammengestellt. Außerdem stützt sich Verfasser auf das Schönberg'sche Handbuch und einige bekannte Aufsätze von Schäffle, Hock und Anderen. Die ausländische Literatur, insbesondere das vortreffliche und unentbehrliche Lehrbuch von Leroy-Beaulien sind nicht berücksichtigt. Soweit in Prüfungen der frühere Standpunkt beibehalten und besonderer Nachdruck auf die Lehrmeinungen, Definitionen und Eintheilungen gelegt wird, dürfte die Finanzwissenschaft von Bischof ausreichen. Wer sich aber über die thatsächlich herrschende Steuerverfassung selbst nur nothdürftig orientiren will, wird keinen Nutzen von dieser Schrift ziehen können. Beispielsweise enthält dieselbe wol viel allgemeine, mit Citaten belegte Aussprüche über Natur, Nützlichkeit und Durchführbarkeit der Einkommensteuer, aber nicht ein Wort über die elementarsten Unterschiede der Einkommensteuerverfassung in England, Preußen, Sachsen, Baden u. s. w. Information über diese Dinge ist aber etwas, was auch der bescheidenste Leser von einem „Katechismus der Finanzwissenschaft" zu fordern berechtigt ist.

△ „Die Volkswirthschaft im Königreiche Sachsen" beabsichtigt H. Gebauer, Lehrer an der Oeffentlichen Handelslehranstalt der Kaufmannschaft zu Dresden, historisch, graphisch und statistisch in einem Werke darzustellen, welches in ohngefähr 15 monatlichen Lieferungen in der Wilhelm Baensch'schen Verlagshandlung in Dresden erscheinen soll. Die ersten vier Lieferungen liegen bereits vor. In denselben wird zunächst das Land Sachsen, dessen Stellung unter den deutschen Staaten, Lage, Bodengestalt, Bodenbeschaffenheit, Bewässerung und Klima eingehend und unter Benutzung der neuesten Forschungen — beispielsweise der Burgkhardt'schen Untersuchungen über die Ausdehnungsverhältnisse des Erzgebirges, der trefflichen Darlegungen des Oberbergraths Prof. Dr. Credner über die geognostisch-geologischen Verhältnisse Sachsens, der Köhler'schen Darstellung der pflanzen-geographischen Verhältnisse des Erzgebirges u. s. w. — behandelt, hierauf die sächsische Land- und Forstwirthschaft und zwar zunächst die Bodencultur, wobei diejenigen Verhältnisse eingehende Berücksichtigung erfahren, welche unserer Landwirthschaft freie Bahn schafften und es ihr ermöglichten, im Laufe eines halben Jahrhunderts einen den Forderungen der Zeit entsprechenden Standpunkt zu erreichen, und die mit dieser im engsten Zusammenhange stehende Viehzucht oder vielmehr Viehhaltung, da jene im eigentlichen Sinne des Woetes, wie der Verfasser zutreffend bemerkt, in viel geringerem Umfange vorkommt als diese und meist in deren Dienste steht. Es ist ein reiches, interessantes Material, welches der Verfasser zusammengetragen und mit unverkennbarem Geschicke bearbeitet hat. Wir sehen dem Inhalt der nächsten Lieferungen, in denen zunächst der Erz- und Kohlenbergbau Gegenstand der Behandlung sein wird, mit Interesse entgegen und behalten uns eingehendere Würdigung des Werkes bis nach dessen vollständigem Erscheinen vor.

j.— Klassischer Bilderschatz. Herausgegeben von F. v. Reber und Ad. Bayersdorfer. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. Jedes Heft 50 ₰. — Das volksthümliche Unteenehmen der Münchener Verlagsanstalt hat sich mehr und mehr der Anerkennung seiten des Publicums zu erfreuen, die wir von Anfang an ihm vorauszusagen uns für berechtigt hielten. Der zweite Jahrgang ist gegenwärtig bis zu dem 10. Hefte vorgeschritten, so daß bereits mehr als zweihundert Tafeln vorliegen. Die Fülle des Stoffes, die geschickte Auswahl des Dargebotenen, der billige Preis bei einer eleganten Ausstattung lassen uns das Unteenehmen zu wiederholten Malen bei unseren Leseen in empfehlende Erinnerung bringen.

J. R. Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt von J. V. Widmann. Berlin, Gebr. Paetel. 6 ℳ. — Den bedeutenden Dichtern und Meistern der Gegenwart, welche aus der stammverwandten Schweiz hervorgegangen sind oder doch wenigstens daselbst Wurzel gefaßt und ihr Gepräge erhalten haben, einem G. Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Böcklin u. A., kann sich als Ebenbürtiger auch Josef Victor Widmann zugesellen. Schon durch eine ganze Reihe von Leistungen, die vielleicht nicht so allgemein bekannt geworden sind, wie die von Keller und Meyer, aber dennoch ihre aufmerksame Gemeinde gefunden haben, hat er diese Ebenbürtigkeit bewiesen; er beweist sie aufs Neue durch diese zwei prächtigen „Gemüthlichen Geschichten" — Die Rosenbrüder. Idyllische Erzählung aus den Flegeljahren mehrerer Kleinstädter. Die Löwen im Landstädtchen —, die wir hiermit jedem Frrunde der Poesie warm ans Herz legen. Es liegt ja nahe bei diesen putzigen Geschichten aus der schweizerischen Kleinstadt Weidling an der Erpel, bei diesen sonderbaren Leuten, Männlein und Weiblein, Jünglingen und jungen Mädchen, die ihre harmlos heiteren Dummenjungenstreiche und die Thorheiten der Jugendliebe begehen und erledigen, um dann brauchbare und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, es liegt nahe, sagen wir, bei all diesem an G. Keller und seine halb närrischen, halb ernsthaften Seldwyler zu denken; dennoch aber ist der Vergleich deshalb ausgeschlossen, weil ja aus Widmann eine Persönlichkeit für sich spricht. Die Verbindung zwischen beiden wird vielmehr durch eine Besonderheit, die der Schweiz eigen zu sein scheint, hergestellt. In einer Landschaft, die abseits von der großen Welt liegt und an ihren Sorgen und Nöthen nicht theilzunehmen hat, entwickelten sich solche etwas anfänglichen Verhältnisse und Zustände, wie sie in diesen kleinen Orten herrschen, in denen man sich in der Arbeit nicht zu überanstrengen braucht, wo noch behaglicher Lebensgenuß Bedingung des Daseins ist, die Menschen sich ihrem Wesen gemäß ruhig ausbilden können, wo demgemäß pudelnärrische Originale nicht selten sind, Alles noch einen etwas idyllischen, märchenhaften Zuschnitt hat; hier entwickelt sich auch in dem Beschauer und Schilderer ein köstlicher Humor, ein unverwüstlicher Optimismus, der keine Feindschaft zu Welt und Menschen kennt, und schließlich, wenn die beobachteten Zustände zu kleinstädtisch und spießbürgerlich werden, jene kritische Ironie, die überlegen auf die Menschheit herabschaut: also Humor, Optimismus und Ironie, die gerade für Keller so ungemein bezeichnend sind, und denen wir auch in Widmann's neuestem Werke begegnen. — Wie in den Dichtungen Keller's und Meyer's ist auch bei Widmann die Kunst der Darstellung eine große: welche belebende Wirkung wird nicht beispielsweise in der zweiten Geschichte dadurch erreicht, daß der Dichter bei der Entwicklung der drei Liebesverhältnisse nicht Alles berichtet, sondern hie und da abbricht, den Fluß der Erzählung gleichsam eine Strecke unter der Erde verschwinden läßt, durch welches Kunstmittel der Leser selbst zur Mitarbeit herangezogen, seine Phantasie in Thätigkeit versetzt wird! Es ist Pflicht der Presse, auf solche dichterischen Erscheinungen, wie die „Gemüthlichen Geschichten" Widmann's, mit um so größerem Nachdrucke aufmerksam zu machen, als sie den Lärm und die Reclame vornehm von sich weisen, mit denen die Tagesliteratur für sich zu arbeiten pflegt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 40. Donnerstag, den 3. April. 1890.

Ostern, ein Frühlingsfest.

Von Carl Küchler.

Zu den zahlreichen heute noch in allen Gegenden Deutschlands in der mannigfaltigsten Weise bestehenden Osterbräuchen gehören auch die sogenannten Osterfeuer und die ähnlichen, damit in engstem Zusammenhange stehenden, verschiedenen Arten des Winteraustreibens und der Frühlingseinholung. Schon vor Alters wurde die Frühlingseinholung durch Feste verherrlicht, gewissermaßen zur Feier der Rückkehr des altgermanischen Gottes Wodan nach seiner Brautfahrt. Nach der nordischen Mythe nämlich hat in den ersten zwölf Tagen des Mai die Vereinigung Wodan's mit Frigg, wahrscheinlich derselben Göttin wie Ostara, stattgehabt, und es sind daher diese Tage von unseren Urahnen festlich begangen worden. Jene zwölf Nächte galten für heilig, und an ihnen wurde später das sogenannte „Mailag" oder „Maifeld", der altdeutsche Landtag abgehalten.

Diese Feste, welche, wie erwähnt, hauptsächlich zu Ehren Wodan's gefeiert wurden, werden jedoch mit gutem Rechte — worauf ich an dieser Stelle nicht näher einzugehen habe — auch auf den Frühlingssonnengott Donar und die ihm verwandte Frühlingsgöttin Ostara bezogen. Schon zur Zeit des Frühlingsanfanges begannen sie und setzten sich bis Pfingsten fort, ja, viele von den an denselben üblichen Gebräuchen haben sich zum großen Theile auch auf das christliche „Pfingstfest" übertragen. Aus der alten Germanenzeit freilich liegen uns keine näheren Berichte über die Verehrung der Frühlingsgottheiten vor. Nur eine vor nicht allzu langer Zeit erst entdeckte Anmerkung aus dem vorigen Jahrhunderte in einer Ortschronik des Dorfes Horn, bei den sogenannten Externsteinen an der nördlichen Grenze der Höhen des Teutoburger Waldes, erzählt, daß an diesen Steinen von dem unwissenden Volke viel Unfug[1]) mit der heidnischen Göttin Ostara getrieben worden sei. Theilt uns nun das gute Pfäfflein, welches jene Chronik geschrieben, auch nichts Ausführlicheres über diesen „Unfug" weiter mit, so ersieht man daraus doch, daß nicht nur der Name, sondern auch der Cult der Ostara Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende bei dem Volke sich erhalten, also tiefe Wurzel geschlagen hatte.

Aehnliches wie die Festlichkeiten, von denen wir vermuthen können, daß sie einstmals bei jenen Externsteinen stattgefunden haben, geschah bei Gambach in Oberhessen, wo sich vor etwa fünfzig Jahren noch die Jugend alljährlich auf Ostern um die Ostersteine auf einer Anhöhe versammelte und Tänze und Spiele aufführte. Vergebens wurden schon im achten Jahrhunderte Verbote dagegen erlassen; das Volk ließ sich den alten Glauben und die Gebräuche jedoch nicht nehmen. Aber die Priesterinnen wurden als Hexen verschrieen, die weit leuchtenden Feuer für Teufelsspuk; die festliche Mainacht galt für Hexensabbath. Dennoch bringen am hessischen Meißnergebirge Burschen und Mädchen noch jetzt alljährlich Maiblumensträuße und senken sie in eine dort befindliche Höhle. Denn Ostara, die der Natur neues Leben giebt, ist auch die schützende Göttin der aufblühenden Jugend und fördert eheliches Glück. Die Osterfeuer sind in gleicher Weise größtentheils Ueberbleibsel der heidnischen Feste, welche dem Lenze galten; sie sind die Fortpflanzung der altgermanischen Nothfeuer, denen man eine ganz besondere Kraft zuschrieb, und finden, ähnlich wie die alterthümlichen Johannisfeuer, noch überall da statt, wo die „Sonnenwendfeuer" sich in der Erinnerung erhalten haben. Jedoch wir kommen hierauf weiter unten noch näher zu sprechen. Schon am Sonntag Lätare, in manchen Orten auch an Judica, findet die vielverbreitete Sitte des „Todaustragens" oder „Sommersingens" statt, die uns im Folgenden noch weiter beschäftigen wird. Dieser Brauch, welcher sich nicht blos in den einst von Slaven bewohnten Ländern, sondern auch in der Pfalz, im Odenwald und in dem Neckarthal erhalten hat, ist der Ueberrest der alten heidnischen Feier des Frühlingseinzuges, die den Nordslaven und Germanen gemeinsam war. Soweit sich aus den bis jetzt gesammelten Nachrichten entnehmen läßt, gab es in germanischen Ländern und Gegenden hauptsächlich viererlei Weisen des Sommerempfangs oder des alten heidnischen Frühlingsfestes, welches, dem verschiedenen Himmelsstriche entsprechend, in den nördlicheren Gebieten im Monate Mai, in den südlicheren im Monate März gefeiert wurde. Im eigentlichen Norden, in Schweden, ward von geschmückten berittenen Schaaren unter einem pelzbekleideten und einem laubumwundenen Anführer ein Kampf des Winters und Sommers dargestellt, dem feierliche Einholung des Sommers folgte. Im Nordwesten, in Dänemark, den Niederlanden und England, bestand bloßer Mairitt mit Einholung des Maiwagens, eines mächtigen, mit einem großen Maibaume und vielen grünen Aesten beladenen Wagens. Im Südwesten, am Rheine, ward, ebenfalls zu Mittfasten, am Sonntag Lätare, bloßer Kampf zwischen Sommer und Winter aufgeführt, und im Südosten, von Franken bis Schlesien hin, begnügte man sich mit Austragen des winterlichen Todes. Die Gesänge, mit denen in Böhmen noch heute die Feierlichkeit des Todaustragens begleitet wird, weisen darauf hin, daß mit der Figur des Todes der Winter, der Tod der Natur, gemeint sei, welcher seine Endschaft erreicht hat und durch den Sommer besiegt worden ist. In einigen Gegenden werden, wie erwähnt, selbst Sommer und Winter von lebenden Personen dargestellt und der Kampf des Sommers mit dem Winter dramatisch aufgeführt. Das alte Fest der „Scheiterweihe" in Tirol, ja, selbst das der „Judasfeuer" gemahnen an die Frühlingsgöttin. Ihr, vielleicht auch dem Thunar und Freyer, galten jene Feste, welche in Schwaben, Tirol und Böhmen ehedem üblich waren.

Die „Verbrennung des Judas" trat an die Stelle der üblichen Opfer, als das Heidenthum sich vom Christenthume verdrängt sah, und war es in der Kirche Brauch, am Charsonnabend Morgen die sogenannte „Osterkerze", ein Sinnbild des verstorbenen Erlösers, des Lichtes der Welt, zu weihen und an dem neuen Feuer anzuzünden, welches man vorher gesegnet, so bot dieses Feuer, welches man in Schwaben und Tirol die „Scheiterweihe", in Böhmen das „Judasverbrennen" heißt, einen günstigen Anlaß, die an den alten Osterfeuern haftenden Erinnerungen darauf zu übertragen. Daher dienen, dem Volksglauben nach, die Kohlen des geweihten Feuers, die sogenannten „Judaskohlen", nicht minder als Schutzmittel gegen das Einschlagen des Blitzes, gegen Hagel und gegen Viehschäden, wie die Kohlen und Brände der Judasfeuer. Da jedoch der rothhaarige Judas im Norden Deutschlands weniger Anhänger fand, so hat man an seiner Stelle zu Cammin in Pommern, sowie in

[1]) Siehe hierzu die schöne Darstellung eines altgermanischen Ostarafestes in Weiland's „Kuning Hartfest".

Bräunrode am Harz statt des häßlichen Verräthers das Eichhörnchen als Opfergegenstand sich erkoren, wol nur der Haarfarbe wegen, wie ja auch Fuchs und Rothkehlchen dem Thunar zugehörten. Die Feuerräder, die zur Osterzeit, wie auch am Mittsommerabend, von den Bergen gerollt werden, erinnern noch an Freyer, Balder und Thor; jedoch werden sie ebenfalls auch auf die Letzterem verwandte Frühlingsgöttin Ostara bezogen, wie die üblichen Maifeste und Maigrafen. Im Riesengebirge ist es üblich, daß zu Ostern die männliche Jugend eine Figur, welche den Tod vorstellen soll, herumträgt und zuletzt entweder verbrennt oder ins Wasser wirft, indem sie singt:

„Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten:
Heute ist Mittfasten."

Hat sich diese Sitte des „Todaustragens", welcher Lätare den Namen „Todtensonntag" verdankt, nur noch in Oesterreich, Böhmen und Schlesien erhalten, so finden sich doch zahlreiche Spuren vor, welche beweisen, daß sie auch in Sachsen, Thüringen und Franken heimisch gewesen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde in der Flur von Leißling, einem Dorfe zwischen Weißenfels und Naumburg, der Tod hinaus auf die Felder einer Nachbargemeinde getragen und bei der Rückkehr gesungen:

„Den Tod haben wir hinaus getrieben,
Den Sommer bringen wir wieder:
Des Sommers und der Maien,
Des wollen wir uns freuen.
Sommerland! Sommerland!
Der Tod hat sich von dir gewandt:
Er ist auf die . . . . . Flur verbannt."

In Eisenach wurde bis vor Kurzem in der Georgenvorstadt an Lätare ein sehr besuchtes Volksfest gefeiert, welches den Namen „Sommergewinn" führte, obgleich sich der eigentliche Charakter desselben mehr und mehr verwischt hat. Denn während ehedem feierliche Prozessionen den Winter zur Stadt hinaustrugen und, nachdem sie ihn verbrannt oder ins Wasser geworfen, mit grünen Tannenreisern an den Mützen oder in der Hand unter dem Gesange:

„Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder;
Das Leben ist zu Hause geblieben,
Drum singet fröhliche Lieder"

zurückzogen, um Abends von dem einst kahlen Berge des „Mädelsteines" unter lautem Jubel ein brennendes Rad herabzurollen, bestand jetzt das Fest nur noch aus einer Art Jahrmarkt, der in den Nachmittagsstunden vor dem Georgenthor abgehalten wurde, und auf welchem neben Windbeuteln und Apfelwein, Kräpfeln und Kaffee besonders die „heiligen Geister" verkauft wurden. Es sind dies aus dem Mark der Binsen künstlich geflochtene Vögel, die ihren Namen entweder dem nahen Hospital „zum heiligen Geiste", wo sie vorzugsweise verfertigt wurden, oder ihrer Taubengestalt verdanken, und als Kinderspielzeug an der Stubendecke so manches Bürgerhauses schwebten. Wie diese Vögel, so sind auch die mit Binsenmark überflochtenen und mit bunten Läppchen verzierten Eier und die im grellen Farbenschimmer prangenden Gickelhähne, welche als ein „Sommergewinn" oder Geschenk zur Erinnerung des Festes mit nach Hause genommen wurden, unverkennbar Abzeichen des nahen Frühlings und jedenfalls Reste der früheren Feier, während zugleich das brennende Rad, das man sonst herabrollte, als Beweis dient, daß die Feuer, welche einst beim heidnischen Feste brannten, sich noch in den Funken- und den anderen am ersten Fastensonntage üblichen Feuern des Rheingaues und südlichen Deutschlands erhalten haben. — Bei Braunau in Oberösterreich wird ein Strohmann, welcher den Winter vorstellen soll, auf einer Bahre unter Gesang aus dem Dorfe getragen und in eine Grube gelegt, in der Umgegend von Weidenau in Schlesien eine männliche Figur, der „alte Jude", auf das Feld getragen und Abends verbrannt. Man hält ihn für das Bild des Verräthers Judas, wie man in einigen Orten von Deutsch-Mähren den Tod angeblich „zum Andenken an die Vertreibung der Mongolen" herausjagt, in Schönfeld und anderen Orten Böhmens „den Türken hinter die Stadt jagt" und in katholischen Ländern nicht selten das Abbild Luther's, in protestantischen — denn: Wie du mir, so ich dir — das des Papstes zu verbrennen meint. Bei Warmbrunn in Schlesien verbrennen die Knaben ihre Strohpuppe nach dem Todaustreiben in einer Höhle auf dem Kynast, in Glogau dagegen schleppen sie den „Leisketod" unter Prügeln, Toben und Lärmen durch die Straßen bis zur Oderbrücke, um ihn dort ins Wasser zu werfen. Aehnlich ergeht es dem „armen Mann", welchen die jungen Leute in Jägerndorf, Haindorf und anderen Orten von Schlesien am Vorabend des „Todsonntages" aus alten Kleidern, Heu und Stroh machen, um den Tod aus dem Dorfe jagen zu können. Am Sonntag nach dem Gottesdienste versammelt man sich nämlich, mit Stöcken, Riemen und Stangen bewaffnet, vor dem Hause, wo die Figur aufbewahrt worden ist, und nun wird dieselbe unter lautem Jauchzen und Pfeifen von vier Burschen mit Stricken durch das Dorf geschleift, während die anderen mit den Stöcken und Riemen auf sie losschlagen. Sobald man ein Feld erreicht hat, welches dem benachbarten Dorfe zugehört, wird der Tod niedergelegt, mit den Stöcken und Stangen arg zugerichtet und in dem Felde zerstreut. Das Volk glaubt dann, daß in dem Dorfe, wo der Tod ausgetragen worden ist, das ganze Jahr hindurch keine ansteckende Krankheit ausbrechen werde. — Im Troppauer Kreise pflegen die Mädchen die Figur, welche die jungen Burschen am „todten Sonntag" aus Stroh gefertigt, mit weiblichen Kleidern stattlich anzuziehen und mit Bändern, Halsgeschmeide und Kränzen zu behängen. Dann wird dieselbe auf eine Stange gesteckt und aus dem Dorfe hinaus aufs Feld getragen, während ein Schwarm junger Leute beiderlei Geschlechts, welche abwechselnd frohlocken, wehklagen und Lieder singen, hinterherzieht. An der dazu bestimmten Stätte angekommen, wird die Figur ausgezogen, und nun fällt Alles darüber her, reißt sie in Stücke und rauft sich um dieselben; denn jeder der Begleitenden sucht etwas von dem Stroh zu erhaschen, aus welchem die Figur gemacht war, weil ein solcher Wisch, an die Krippe gebunden, das Gedeihen des Viehes befördern soll. An manchen Orten wird die anfänglich geehrte Gestalt, sobald sie entkleidet ist, beschimpft und unter Verwünschungen ins Wasser oder in eine Pfütze geworfen. Hierauf wird eine mit Bändern, gefärbten Eierschalen und bunten Tuchflecken geschmückte Tanne jubelnd durch die Straßen getragen und dabei gesungen:

„Den Tod haben wir hinaus getragen,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Mai,
Der Blümlein allerlei."

An den Vorbergen des Schwarzwaldes und der Vogesen werden heute noch um die Osterzeit in der Dämmerung mächtige Feuer angezündet; die Holzstöße sind gewöhnlich um eine Stange gruppirt, an deren Spitze ein Strohbild, „des Teufels Großmutter", gesteckt ist, das, ein Sinnbild des Winters, unter Halloruseu angezündet wird. In das Feuer hält man an einer Ruthe Scheiben aus Holz, die glühend gemacht und dann in weitem Schwunge unter Hersagung eines Spruches in die Luft geschleudert werden, offenbar eine Erinnerung an die flammenden Sonnenräder, die man in alten Zeiten die Berge herunterrollte. Noch in den vierziger Jahren wurde streng darauf gehalten, daß die Ruthe aus dem Haselstrauch geschnitten war und die Grundlage des Holzstoßes aus zusammengeschleiften Weißdornhecken gebildet wurde, beides dereinst heilige Pflanzen der Frühlingsgöttin. In Schlesien besteht bis heute ebenfalls noch ein Rest des alten Frühjahrsfestes, indem Kinder, vor unlanger Zeit selbst die erwachsene Jugend, am Lätaresonntage mit buntgeschmückten Kiefergipfeln, Liedchen singend und kleine Gaben heischend, von Haus zu Haus ziehen. Diesen Brauch nennt man „zum Sommergehen", und der Sonntag heißt davon auch der „Sommersonntag".[8]) Im mittleren Erzgebirge herrschte bis vor Kurzem, heute nur noch in wenigen Dörfern und in vereinzelt im Gebirge liegenden Häusern, die Sitte, um die Osterzeit, ähnlich wie zu Walpurgis,[9]) Gewehre abzufeuern und Böllerschüsse durch die Thäler donnern zu lassen, zweifelsohne Zeichen der Freude über den mit Ostern neu erblühenden Frühling. — Sind es in Belgien Eier, um welche die Kinder zur Osterzeit singend bitten, so sammeln am Rheine und in Norddeutschland die Knaben Brennmaterialien für die „Osterfeuer", die dort nicht minder verbreitet sind, als in Süddeutschland die „Funkenfeuer" und das „Scheibenschlagen". Gewöhnlich werden sie auf Bergen angezündet, die davon den Namen „Osterberge" führen, und am Rheine pflegen die Kinder in den Flammen einen oft angekleideten Strohmann zu verbrennen, den sie „Judas" nennen, und nach welchem auch die Osterfeuer dort „Judasfeuer" heißen, wie wir schon weiter oben gesehen. Im Halberstädtischen feuert man am liebsten mit Besen und zündet alte Theertonnen an, wie in Westfalen, wo man sie brennend die Höhe

[8]) Vergleiche hierzu übrigens Grimm, „Deutsche Mythologie".
[9]) Siehe meinen Aufsatz „Walpurgisnacht" in Nr. 100 des „Vogtländ. Anzeigers" (Plauen in Sachsen) vom Jahre 1889.

hinabrollen läßt. An einigen Orten umtanzt man jubelnd die Feuer, an anderen singt man Auferstehungslieder. — Alle diese „Osterfeuer“ kommen jedoch, wie wir hier und da schon gesehen, in der Gegenwart immer mehr und mehr in Verfall, da sie wegen der dabei oft angewandten Unvorsichtigkeit nicht selten gefährlich und deshalb fast überall von der Polizei verboten werden; und auch die übrigen, oft sehr hübschen Bräuche schwinden mehr und mehr, gleichwie die Kenntniß von ihrer Bedeutung.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Psalterium** das ist Erbauliche Erklärung etlicher Psalmen für Kranke und Sterbende. Von **Friedrich Meyer**, Pfarrer und Rector der Diakonissenanstalt zu Neuendettelsau. In Commission der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig. 1 ℳ. — Der Verfasser giebt eine kurze Auslegung der sieben Bußpsalmen und sodann eine Anzahl anderer, unter welchen die bekanntesten (23. 42. 90. 103. 121. 126.) nicht fehlen. Mit einer Schrifterklärung, für welche auch ein Sterbender noch ein Ohr hat und mit welcher ihm Kraft und Erquickung geboten wird, dürfte ein Ausleger sein Meisterstück machen. Wir haben den Eindruck, daß der Verfasser doch mehr die Kranken im Auge gehabt hat, welche noch Zeit und Kraft zum Nachdenken, ja zum Nachlesen von Schriftstellen zur Verfügung haben. Für sie wird Treffliches dargereicht mit Benutzung älterer Auslegungen und des evangelischen Liederschatzes. Bei einigen Psalmen ist das Gesagte zu etlichen kurzen Merksprüchen am Schlusse zusammengefaßt.

B. K. **Luther's Werke** für das christliche Haus. Herausgegeben von Pfarrer Lic. Dr. Buchwald, Professor Dr. Kawerau, Consistorialrath Prof. Dr. Köstlin, Pfarrer Lic. Rade, Pfarrer Ewald Schneider. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn. 1889. Jedes Heft 30 ₰. — Die Verlagshandlung hat sich mit den genannten bewährten Kennern des Lebens und der Werke Luther's in Verbindung gesetzt, um eine Volksausgabe der volksthümlichsten Schriften zu veranstalten, welche uns der große Reformator hinterlassen hat. Luther ist bekanntlich der Schöpfer unserer Schriftsprache und der erste Classiker der neuhochdeutschen Literatur gewesen, und so sind verschiedenartige Gründe vorhanden, welche ein solches Unternehmen verdienstlich und wünschenswerth erscheinen lassen. Man beabsichtigt, ganz dieselben Schriften in zwei, nur durch die Ausstattung sich unterscheidenden Ausgaben erscheinen zu lassen; von der einen soll das Heft 50, von der anderen 30 ₰ kosten. Durchschnittlich zehn Hefte sollen eine Folge bilden und in vier solchen Folgen sollen erscheinen reformatorische Schriften, dann Schriften verschiedenen Inhalts, weiter polemische und endlich erbauliche Schriften. Die zwei ersten Hefte der ersten Folge liegen uns vor und zwar in der billigen Ausgabe, die aber auch durchaus würdig ausgestattet ist. Das erste enthält den Sermon von den guten Werken mit kurzer Einleitung von Ewald Schneider, das zweite die 95 Thesen, eingeleitet und übersetzt von Kawerau, die Streitschrift gegen Alveld Vom Papstthum zu Rom, herausgegeben von Schneider, und Der Artikel von der Donatio Constantini von Rade. Was Luther geschrieben hat, bedarf unseres Lobes selbstverständlich nicht. Aber was die Herausgeber dazu gethan haben, das ist aller Anerkennung werth. Sie haben sich bemüht, nach den besten Ausgaben ohne irgend wesentliche Aenderungen ein Lutherdeutsch zu bieten, das Jedermann aus dem Volke sofort lesen und verstehen kann, jedes Fremdwort ist übersetzt, jeder alterthümliche Ausdruck erklärt. Die Einleitungen helfen in geschicktester Weise zum Verständniß der betreffenden Schrift. Möchten nur vor allen Dingen aus evangelischen Pfarrhäusern und durch ihre Empfehlung aus vielen Christenhäusern zahlreiche Bestellungen auf dieses Werk eingehen! Abgesehen von der Bibel ist für so wenig Geld eine gleich werthvolle Bereicherung der Bibliothek nirgends zu haben. Wir empfehlen die Sammlung namentlich als passendstes Geschenk für angehende Theologen.

o. **Hausbuch.** Tägliche Andachten für die Hausgemeine. Bearbeitet von **Th. Schmalenbach**, Superintendent in Mennighüffen, Pastor Siebold in Schildesche und Pastor Braun in Gütersloh, jetzt General-Superintendent in Berlin. Elfte (Stereotyp-) Auflage. Berlin, 1889. Verlag des Evangelischen Bücher-Vereins, SW. 61 Blücherstraße (früher Oranienstraße 106). 736 S. — Wenn ein Buch in 11r Auflage erscheint, so darf man annehmen, daß es einem wirklichen Bedürfnisse entsprochen und den Geschmack Vieler getroffen hat. Es dürfte deshalb auch nicht erst nöthig sein, diesem Andachtsbuche auf seinem erneuten Ausgange in die Gemeinde einen Empfehlungsbrief mitzugeben; indeß sei ausdrücklich hervorgehoben, daß das Buch bei außerordentlicher Billigkeit in trefflicher Weise seinen Zweck erfüllt. Es bietet für jeden Tag des Jahres eine aus Lied, Gottes Wort, erbaulicher Betrachtung und Gebet mit Vaterunser zusammengesetzte Andacht, welche in kirchlichem Geiste gehalten den Vorzug der Kürze mit dem der Schlichtheit und Volksthümlichkeit verbindet.

o. **Psalter und Harfe.** Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung von **Carl Johann Philipp Spitta**. Leipzig, Verlag von F. Cavael. — Spitta's Psalter und Harfe bedarf keiner Empfehlung. Deshalb sei in Kürze nur darauf hingewiesen, daß von dieser weitverbreiteten zum Geschenk für Confirmanden in hervorragender Weise geeigneten Liedersammlung die Verlagsbuchhandlung von Cavael zwei Ausgaben veranstaltet hat, eine bessere mit 6 Illustrationen (in Prachtband mit Goldschnitt gebunden) für 3 ℳ und eine einfachere (hübsch eingebunden mit Titelbild) zu 1½ ℳ. Ob die beigegebenen Illustrationen bez. das Titelbild den Werth der betr. Ausgabe erhöhen, lassen wir dahingestellt; schon ohne Bilder ist jede der beiden Ausgaben sehr preiswürdig.

G. Oe. — **Paul Güßfeldt, Die Erziehung der deutschen Jugend.** 3. Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 161 S. 8°. Preis 2 ℳ 50 ₰. — Ein neues Buch über Erziehung nimmt man mit einer gewissen Scheu in die Hand, weil neuerdings sich Jeder, auch der mindest Befähigte und Berufene, für berechtigt, ja für verpflichtet erachtet, über dieses schwierigste und wichtigste Problem seine Meinung zu äußern. Es kann unter solchen Umständen nicht Wunder nehmen, daß viel ungereimtes Zeug zu Tage gefördert wird, dessen Werth für die Lösung des Problems nicht einmal = Null ist. Zu dieser Art literarischer Erzeugnisse gehört das Güßfeldt'sche Buch nicht. Es bietet nicht viel Neues, aber manches Gute, es geht zwar nicht in die Tiefe, aber liest sich nicht übel, es ist zwar nicht mit hervorragender Kenntniß, aber mit wohlthuender Wärme und Begeisterung geschrieben. Güßfeldt muß den Geschmack der großen Menge getroffen haben, wenigstens theilt die Verlagsbuchhandlung mit, daß die beiden ersten Auflagen durch Vorausbestellungen „erschöpft“ seien. Das Buch zerfällt in 2 Theile, von denen der erste über Kinder-, der zweite über Knabenerziehung handelt. Was über die Erziehung der Kleinsten gesagt wird, ist durchaus beachtenswerth. Daß Kinder in erster Linie und immer gerecht behandelt werden müssen, daß die ganze Weisheit der Kindererziehung in dem Fernhalten des Schädlichen liegt, daß die leibliche und sittliche Entwickelung des Kindes wichtiger ist als die des Verstandes, ist zwar schon unendlich oft gesagt worden, kann aber gerade in unserer Zeit nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden. Mit den Ausführungen über die Knabenerziehung bin ich nicht überall einverstanden, da aber eine Polemik, wenn sie gründlich und überzeugend sein soll, den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten würde, beschränke ich mich auf die Wiedergabe der Güßfeldt'schen Gedanken und Vorschläge. „Mehr Bildung und weniger Kenntnisse“ ist sein Schlagwort. Er berührt sich darin mit dem Verfasser des Buches: Rembrandt als Erzieher. Einseitige Ausbildung des Verstandes zerstört nach seiner Meinung alle Harmonie der Bildung. Die Schule soll keine „Trainiranstalt“ für Gehirne sein, sondern Menschen bilden, soll eine Anstalt für allgemeine Bildung sein, nicht für den Unterricht. Die tägliche Schulzeit soll die ganze Tageszeit ausfüllen, sie zerfällt in 4 bis 5 Unterrichtsstunden, Arbeitsstunden, Spiel-, Turn-, Schwimm- und Handfertigkeitsstunden. Die Tagesmahlzeiten werden in der Anstalt eingenommen, der Verkehr mit den Eltern u. s. w. beschränkt sich auf die freien Abendstunden. Wo es möglich ist, soll das Wort durch Anschauungsmittel ersetzt werden. Die Kenntniß der Muttersprache ist das Hauptziel der sprachlichen Bildung, nicht nur in den deutschen, sondern in allen anderen Stunden. Die beiden alten Sprachen werden nur so weit gelehrt, als nothwendig ist, damit die Classiker unter dem Beistand deutscher Uebersetzungen verstanden werden. Dagegen soll die französische Sprache so getrieben werden, daß der Schüler sie vollkommen beherrscht, mit geringerem Nachdruck soll Englisch getrieben werden. Der mathematische Unterricht muß von der Anschauung ausgehen, Naturwissenschaften und Geographie sind fast ausschließlich durch Anschauung zu lehren. Der eigentliche Religionsunterricht ist

den Geistlichen zu überlassen. Die Geschichte ist mit besonderer Hervorhebung des sittlichen Zweckes zu treiben, die vaterländische, insbesondere die neuere gebührend zu berücksichtigen. Der deutsche Aufsatz ist die Seele des deutschen Unterrichts, er muß Alles behandeln, was das innere und äußere Leben der Schüler berührt. Phrasen müssen der Verachtung der Classe preisgegeben werden. Als körperliche Uebungen sind Freiübungen vorzuziehen, bei Uebungen an Turngeräthen müssen Ueberanstrengungen und schlechte Turnhallenluft gemieden werden, Schlittschuhlaufen, Baden und Spazierengehen dürfen nicht vernachlässigt werden, die Ausbildung der Handfertigkeit ist in den Erziehungsplan aufzunehmen. In den Arbeitsstunden soll jeder Schüler selbständig, ungestört, unter Aufsicht (nach dem System der englischen Geschäftshäuser) arbeiten. Dies sind in der Hauptsache die Grundzüge des Güßfeldt'schen Planes. Beachtenswerthes ist mit Seltsamkeiten gemischt. Die Hinneigung zur Internatserziehung ist bezeichnend für unser Zeitalter. Uns erscheint diese Hinneigung als der wundeste Punkt des ganzen Systems. Wenn man einen Vorwurf der jetzigen höheren Schule mit Recht macht, so ist es der, daß sie den Knaben allzusehr der Familie entreißt. Güßfeldt würde mit Scorpionen statt mit Peitschen züchtigen. Wie schon oben gesagt, unterlassen wir eine Polemik, da sie zu weit führen würde. Nur das muß gesagt sein, daß der Verfasser hin und wieder eine Unkenntniß unseres Schulwesens verräth, die bedauerlich ist. Daß die Schule von heute Erziehung und Unterricht als getrennte Gebiete ansehe, ist nicht richtig, sie hält die Erziehung für ihre erste und wichtigste Aufgabe. Was er über die alten Sprachen sagt, ist, wie er selbst sagt, schülerhaft; wir sind Gegner des philologischen Schulmeisterdünkels, aber etwas mehr erreicht das Gymnasium von heute doch, als der Verfasser glaubt. Nun noch ein Wort über die Sprache des Buches! G. ist Gegner des Sprachvereins, wir sind auch nicht unbedingte Anhänger seiner Bestrebungen. Aber die Art, wie G. unnütze Fremdworte anwendet, ist unschön. Das wird Jeder zugeben müssen, der ein Gefühl für Spachschönheit hat. Wenn er dem Sprachvereine den Rath giebt, gegen die Mißbildungen vorzugehen, so hat er ganz Recht. Solche Mißbildungen sind z. B. selbstredend (S. 88), Hauswerk (S. 92) u. a. Der Stil des Buches ist im Allgemeinen gut, freilich nicht ganz frei von kleinen Modesünden (wenn erwachsen — wenn sie erwachsen sind), die ein Mann, wenn er über die größten Dinge mit ziemlichem Selbstbewußtsein schreibt, vermeiden müßte.

C.H. **Die Entwickelung des Causalproblems in der Philosophie seit Kant.** Studien zur Orientirung über die Aufgabe der Metaphysik und Erkenntnißtheorie. (Zweiter Theil.) Von **Dr. Eduard König.** Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1890. 8 ℳ. — Das allgemeine Problem der Causalität hat für den Verfasser dieses Werkes den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen über die erkenntnißtheoretischen Lehren und Standpunkte der gegenwärtigen Philosophie gebildet. An den früher erschienenen ersten Band desselben schließt sich hier der zweite als eine ergänzende Fortsetzung an. Der Verfasser bringt zu seiner Aufgabe ein mannigfaches Wissen verbunden mit objectiver Treue und eindringendem Scharfsinn hinzu. Da alle Philosophie jetzt wesentlich nur Erkenntnißtheorie ist, so darf sein Werk überhaupt als eine Art von Uebersicht des ganzen gegenwärtigen Zustandes oder Charakters derselben angesehen werden. Eine vollständige systematische Erschöpfung aller einzelnen hierzu gehörenden Richtungen ist weder überhaupt möglich noch auch von dem Verf. angestrebt worden. Er legt vielmehr Werth auf specielle Untersuchung bestimmter einzelner Lehren oder Erscheinungen. Neben dem vermeidet er doch nicht ganz das Operiren mit gewissen allgemeinen schablonenartigen Eintheilungen oder Kategorien. Der Weg aber, der aus allen diesen endlosen und im Wesentlichen auch ziellosen Fragen und Streitigkeiten zu einer reineren und einfacheren Klarheit des Wissens emporführen soll, ist zur Zeit noch ein vom Nebel der weiteren Zukunft umhüllter.

J. **Johannes Miksch, der größte deutsche Singemeister und sein Gesangssystem.** Mit bisher ungedruckten Briefen von Johannes Miksch und ungedruckten Tagebuchblättern G. W. Teschner's, sowie einem ungedruckten Aufsatz von Johannes Miksch: „Vom Athmen". Von **Dr. Adolph Kohut.** Leipzig-Reudnitz. Carl Rühle's Musikverlag (vormals P. J. Tonger). — Preis geh. 1 ℳ 20 ₰. — In der Besprechung, mit welcher der Verleger die Einsendung obigen Heftchens an die Zeitungen begleitet, wird der Verfasser desselben als „ausgezeichneter Musikschriftsteller und „Forscher" bezeichnet, ein Prädicat, das seiten der Freunde der Wahrheit Widerspruch zu erregen geeignet ist. Der Verfasser selber dürfte mit demselben kaum einverstanden sein. Beschränkt er seine schriftstellerische Thätigkeit doch keineswegs auf die Grenzen einer Kunst. Er schreibt über Alles: über Bismarck, über Primadonnenehen, über Ferdinand Lassalle, über die Karschin, über Kaiser Josef II. u. s. w. Was er bisher auf musikalischem Gebiete geleistet, hat mit dem Begriff Forschung nichts zu thun. Durch bloße Zusammenstellung und Ausnützung der Arbeiten Anderer, die noch dazu bekannt und veröffentlicht sind — siehe das „Weber-Gedenkbuch" — wird man noch kein Forscher. Auch das Buch über Wieck fiel ziemlich geringwerthig aus. Mit seinem jüngsten Schriftchen hat der Verfasser jedenfalls mehr Glück, es ist die fraglos gehaltvollste seiner uns bekannt gewordenen Publicationen. Ein günstiger Zufall spielte ihm hier ein werthvolles Material in die Hand; denn die Mittheilungen über das Gesangssystem Miksch's, des berühmten Lehrers der Schröder-Devrient, der Agnese Schebest, Anton Mitterwurzer's u. A., gewähren ohne Zweifel Interesse für den Freund und Kenner der Gesangskunst. Sie umfassen allerdings nicht, wie man nach der Einleitung des Herausgebers vermuthen möchte, das vollständige Lehrsystem und werden uns nicht in methodischem Zusammenhang, sondern in fragmentarischer Gestalt theils in Briefen, die meist an den Gesanglehrer Teschner gerichtet sind, theils in Tagebuchblättern Teschner's, theils in einem Aufsatz Miksch's „Vom Athmen" dargeboten. Dem Kundigen wird die Wahrnehmung nicht entgehen, daß die Methode des in altitalienischer Schule gebildeten Gesangmeisters sich mit den wesentlichsten Principien der Götze'schen Lehrmethode vielfach berührt. Sehr begreiflich. Professor Götze verkehrte künstlerisch und freundschaftlich mit Miksch's größter Schülerin, Wilhelmine Schröder-Devrient, und vererbte die Ergebnisse dessen naturgemäß seiner Tochter, die ihren vielbegehrten Unterricht bekanntlich jetzt in Leipzig ertheilt. Die Regeln wahrer Gesangskunst, richtiger Tonbildung bleiben ja auch dieselben, gleichviel ob sie auf Grund deutscher oder italienischer Musik angewandt werden, und wie, wenn ich nicht irre, Hans v. Bülow die Componisten einmal einfach in solche eintheilte, die dem Leierkasten etwas borgen, und solche, die vom Leierkasten borgen, so könnte man auch bei den Gesanglehrern nur zwei Gruppen unterscheiden, nämlich die, welche dem Schüler etwas geben: eine wirkliche künstlerische Ausbildung, und die, welche ihm etwas nehmen: die Stimme, mit der er zu ihnen kam. In welch erschreckender Minderheit sich die ersteren befinden, würde sich dabei freilich klar herausstellen. Die Beziehungen des Herausgebers zur Gesangskunst sind augenscheinlich ziemlich äußerlicher Art. Sie wurden ihm durch Gattin und Schwiegervater angeheirathet. Sein Antheil an der Broschüre beschränkt sich denn auch auf kurze Einleitungsworte und eine biographische Skizze, welche sich zu gutem Theile auf die Memoiren der Agnese Schebest — der nachmaligen Gattin von David Strauß — gründet. Die an den Schluß des Schriftchens gestellte Abhandlung „Blicke in die Welt des Gesanges" von Mannstein, dem Schwiegervater des Verfassers, ist eine überflüssige, phrasenreiche Zugabe.

J.R. **Preußische Hofgeschichten.** Von **Fedor v. Köppen.** Leipzig, C. Reißner. 1,50 ℳ. — Eine Reihe von Bildern aus dem Hofleben der Hohenzollern von der ältesten Zeit bis auf Kaiser Wilhelm I., die der durch seine vaterländischen Schriften wohlbekannte Verfasser hier mit der Begründung zusammenstellt, daß es für die Geschichte nicht nur wichtig sei, die Haupt- und Staatsactionen kennen zu lernen, die sich vor aller Welt zutragen, sondern auch einen Einblick in die Episoden in den Hof- und Regierungskreisen zu erhalten, in denen oft kleine Ursachen große Wirkungen erzeugen. Nach diesem Grundsatz ist die Zusammenstellung des Buches erfolgt, und wir lesen hier von der weißen Frau, einer Damenverschwörung am Hofe des ersten Königs, von dem Jagdschloß Königs-Wusterhausen unter Friedrich Wilhelm I. und Wilhelm I., von den Geisterbeschwörungen der Rosenkreuzer am Hofe Friedrich Wilhelm's II., von dessen Favorite Frau Rietz, von den Hoffesten unter Friedrich Wilhelm III., dem Hoflager Friedrich Wilhelm's IV., von Babelsberg und Coblenz, den Lieblingsaufenthaltsorten Kaiser Wilhelm's und seiner Gemahlin. Und zwar lesen wir das, wennschon nicht Alles neu ist und man manche Ansichten und Folgerungen des Verfassers nicht zu den seinigen machen kann, mit Interesse, sowol des Stoffes als der Erzählungsweise wegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 41. Sonnabend, den 5. April. 1890.

Der erste Osterfeiertag in Rom.

Von M. N.

Es war der 21. April 1889, der erste Osterfeiertog. Feierlich zogen Glockenklänge über das Häusermeer der Stadt Rom dahin so voll und vielstimmig, wie man sie nur selten hören mag. Den schweren dumpfen Baß der großen Glocken begleitete das helle Tönen der kleinen, die von den Kapellen her das Volk zur Andacht riefen. Weit öffnete ich die Fenster meiner Wohnung im deutschen archäologischen Institut hoch oben auf dem Capitol, damit voll hereindränge die frische Luft des sonnigen Morgens und das festliche Geläut der Glocken, damit es möglich werde, die hohe Wonne zu fassen, es zu glauben, daß es Ostern sei und daß es Ostern in Rom sei.

Ja es war Ostern in Rom. Schan in der deutschen Heimath war es mir stets ein Tog hoher Freude, und wie hatte man mir diesen Tag, wenn mon ihn in den Mauern der ewigen Stadt verleben dürfe, als einen rechten Wonnetag gepriesen. Und dos durfte ich nun. Dankbar beugte sich da dos Herz des Glücklichen dem Geber oller guten Gabe, der auch diese gegeben. Schnell ward darauf das Frühstück genommen, das der schwarzhaarige Diener des Instituts auftrug; denn heute golt es nicht lange hinter kalten Mauern zu sitzen, sondern hinauszueilen in den wonnigen Morgen, on das oolle Licht und Leben des Tages. Wie könnte auch der, den das Gefühl beseelt: „Seid umschlungen Millionen“, mit einer prosaischen Kaffeetasse und einem noch so schönen Buche sich zufrieden geben.

So eilte ich mit einem guten Freunde hinaus in den Garten des deutschen Hospitals, das direct neben dem archäologischen Institut gelegen ist. Dieser Gorten ist verkörperte Poesie. Ueppige Sträuche wechseln mit ragenden Bäumen; kleine schmale Wege ziehen sich dazwischen hin; manch' lauschige Bank labet zum Ruhen und Träumen. Kaum vernimmt man von hier das ferne Geräusch des städtischen Lebens, so daß man ruhig mit sich Zwiesprache halten konn. Und hebt man dann den Blick, dann zeigt sich eine Aussicht von seltener Art: der groue Aventin, dessen Fuß der Tiber umspült; dann das stille Todtenfeld der Campagna mit seinen Gräbern und seinen Trümmern, ernst und groß, und als Abschluß des Ganzen die blauduftige Kette der Albaner- und Sobinerberge. Unter den Bäumen des Gortens geborgen trafen wir H. Allmers, den achtundsechzigjährigen Dichter, den glühenden Verehrer Roms und seiner Herrlichkeit, dem die Schönheit der ewigen Stadt gor manche seiner schänsten Weisen entlockt hat. Wir beglückwünschten uns dazu, diesen Tag in Rom erleben zu können; dann baten wir den Sänger, uns selbst einmal das Lied zu künden, das er vor 30 Jahren zu Ehren der römischen Ostern gesungen. Wie empfand man die Wahrheit jedes Wortes, wie fühlte man an diesem Tage und an diesem Orte nach, was der nun greise Dichter selbst empfunden, als er gesungen:

„Weich und wonnig weht die Luft,
Wenn's Ostern wird am Tiberstrom,
Glanzoall rugt nus gold'nem Duft
Die Kuppel vom Sanct Peters Dam,
Kirche reiht nn Kirche sich,
Balost steigt nn Palust empor
Und drüber hin tönt feierlich
Im blauer Luft der Glocken Chor.
Das hollt und klinget fort and fort,
Bis draußen, wa's so still nnd grüo,
Wa Teümmee hier and Trümmer dort
Im Frühtingssannenglanze glühn,
Wa über Mouern alt und braun
Cypressea schou'n und Piniea
Uad fern in Zanberschönheit blau'n
Der Berge feine Liniea,
Wo sich in ernster Einsamkeit
Die mächtige Campagna dehnt,
Drin maa sich tausend Meitea weit
Voa andrer Menschen Treiben wähnt.
O glücklich, wer im Frühling war,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom,
Dem singt und klingt es immerdar
Wie Glockenklang: O Rom, o Rum.“

So klang es feierlich hinaus in den Garten, oon Herzen kommend und zu Herzen gehend. Und damit uns dieser Morgen stets unvergessen bleibe, überreichte uns der Dichter sein neuestes Werk mit einer Widmung, die dieses Tages gedachte. Lange nach saßen wir unter den Bäumen, bald vergnügt plaudernd im Gedanken on die Heimoth und die fernen Lieben, bald still träumend und versunken in das gegenwärtige Glück. —

Da schlug es ½11 Uhr. Fast wollten wir darob böse werden, aber es gemahnte uns der Schlag, daß wir jo noch noch St. Peter eilen wollten, um an dem Festgottesdienst als Zuschauer uns zu betheiligen. In schnellstem Schritt ging es den capitolinischen Hügel hinab, dann hinein in einen vollbesetzten Pferdebahnwagen und so on der Engelsburg vorbei auf den Petersplatz. Der ersten Scene unserer römischen Osterfeier folgte die zweite. Sie war freilich sehr verschieden von der ersten.

Auf dem gewaltigen Petersploß war es sehr lebendig. Es strömten die Menschen in Schaaren hervor aus St. Peters Riesenpforte. Alle waren sie in festlichem Gewande, Freude leuchtete ihnen aus den Augen, Osterluft ging über von Mensch zu Mensch, von Herz zu Herz. Wir stiegen die Stufen oon St. Peter hinan, das Portal ist nun erreicht. Wir erwarten die Kirche gedrängt voll zu finden, fast zaghaft schlagen wir die dicke Lederdecke zurück, wit der der Eingang zum Inneren des Petersdoms verhängt ist wie der oller Kirchen Roms. Doch nein, wir sind enttäuscht; eine große Fläche ist völlig unbesetzt, nur in der Nähe des Hochaltars drängt sich die Menge Kopf an Kopf; die Mehrzahl von ihnen scheint von Fremden gebildet zu sein. Wir gehen auf den Hochaltar zu; leider naht sich der Gottesdienst seinem Ende; noch hören wir die letzten Accorde der päpstlichen Capelle, die ihren Platz hat auf einem kleinen Chor, der aus Brettern jedesmal vor großen Festen in der Nähe des Hochaltars oufgerichtet wird. Noch nimmt der den Papst vertretende Cardinal einige Functionen am Hochaltar vor, dann steigt er mit zwei Assistenten hinauf ouf eine kleine Loggia, die sich an einem der gewaltigen Pfeiler des Mittelschiffes befindet, und mit dreimaliger Wendung zeigt er dem Volke geweihte Gegenstände, so einen goldenen Kelch und ein goldenes Kreuz. Damit ist die Feier im Wesentlichen abgeschlossen; nur vor dem Hochaltar sitzen noch in gewaltigem Viereck Geistliche und singen eintönige Responsorien. Das Volk fluthet zum größten Theile aus dem Riesen-

dome hinaus oder eilt an die Nebenaltäre, an denen sofort nach Beendigung des Hauptgottesdienstes Messe gelesen wird. Dann bricht auch der Chor der Geistlichen auf, der aor dem Hochaltar gesessen; es wird still und stiller in St. Peter.

Wir aber dachten noch nicht daran, den herrlichen Dom zu verlassen; weilten wir doch zum letzten Male — so nahe war die Abreise schon herangekommen — in den stolzen Hallen dieses Marmorbaues. Langsam schritten wir aon Pfeiler zu Pfeiler, von Altar zu Altar. Ueberall waren heute zu Ehren des Festes die Vorhänge von den Bildwerken zurückgezogen, so daß man von allen Lieblingen noch recht langen herzlichen Abschied nehmen konnte. Noch einmal schwelgte der Blick in den formaollendeten Linien der Riesenkuppel Michelongelo's, noch einmal hielt der Schritt aor dem Clemensgrabmal des Canaaa, dessen trauernder Löwe, der sich zu den Füßen des wundervollen Genius des Todes lagert, wehmuthsaolle Gedanken im eigenen Herzen rege mocht. Dann noch einmal hin zur Pietà des Michelangelo, jenem Jugendwerk des kühnen, selbstbewußten Mannes, der den Becher der Enttäuschung dann noch so oft zur Neige leeren sollte. Lang stand ich in jener stillen Ecke, die aon der Pietà geziert wird — dann noch einen letzten Blick in das Schiff des Domes, die Lederdecke fiel hinter mir zu, St. Peters Herrlichkeit war verschwunden. Auf wie viel Jahre? Wann würde ich wieder an einem Ostertag hier weilen dürfen? Kummervolle Fragen wollten aufsteigen; aber die Sonne schien so munter, der Himmel war so köstlich blau, das Valk auf den Straßen eilte sa vergnügt durcheinander, daß man nicht traurig werden konnte. Zudem harrte schon ein kleiner Freundeskreis in einer nahegelegenen Valkstrattoria, wo wir zusammen den üblichen Lammbraten essen wollten. Schnell war die Trattoria erreicht und im traulichen Gespräch beim Glase Wein schwanden all die Wolken, die sich im Hintergrunde der Seele zusammenballen wollten, und bald schien wie in der Natur so auch dort die helle Sonne der Osterfreude.

Schon lange vorher hatten wir in feierlicher Rathssitzung Beschluß gefaßt über die Feier des Ostertages. Für den Nachmittag bestimmte das Protokoll, das Scherzes halber aufgenommen worden war, einen Ausflug in die Campagna. Eine genauere Beschlußfaffung nannte den Hain der Egeria und den Bacchustempel als die Punkte der Campagna, die aufgesucht werden sollten. Die Ausführung dieses Beschlusses war freilich nicht sa einfach, denn Jedermann benutzte das helle, warme Frühlingswetter, um eine Ausfahrt zu machen. Sa war denn das wagenreiche Rom plötzlich sa arm an Wagen geworden, daß es aielen Laufens, Redens und Bietens bedurfte, ehe ein Kutscher sich überhaupt finden ließ und noch dazu ein solcher, der grausam genug war, seinem einen Pferde die Beförderung von fünf Leuten zuzumuthen. Endlich saßen wir in dem Wagen, und nun degann eine höchst lustige Fahrt auf die ehrwürdige Via Appia hinaus. Bald erbarmte man sich des armen Pferdes, das mühsam den Wagen beförderte, dann freute man sich des Dichters, der auf der Höhe des Bockes eine liebenswürdig derbe Zwiesprache mit dem biedern Kutscher führte, die er nur von Zeit zu Zeit durch ein kleines Mittagsschläfchen unterbrach; dann mußte mon lachen über die eigene unsichere Lage, „hangend und bangend in schwebender Pein", denn so eng war der Sitz, daß man halb in der Luft saß und nur mühsam die eigene Existenz mit der des Wagens verketten kannte. Doch ging Alles recht gut, so daß man schier bedauerte, sa schnell schon aussteigen zu müssen. Allein es winkten ja noch schönere Freuden, und das Bewußtsein, dem armen Gaule eine kleine Erholung und Osterfreude zu schaffen, erleichterte den Entschluß.

Bald war die Via Appia aerlassen, die an diesem Tage eine staunenswerthe Anziehungskraft bewies, und hinein ging es in die stille einsame Campagna. Nicht lange, so tauchte auch schon hinter einer Hügelwelle der immergrüne Hain der Egeria auf, und bald lagerten wir am Rande des Haines bunt durcheinander. Vor uns lagen lockend und grüßend die Züge der Albaner- und Sabinerberge, ein scharfer Contrast zu der weiten Fläche der graugrünen Campagna, auf der hier und da alte Trümmerreste sich erheben, uns gemahnend an Roms große Vergangenheit; hinter uns war die Stadt aersunken und es rauschten dort nur leise im Winde die Bänme des Haines. Wir waren ganz, ganz allein; es war ein Ort so recht zum Träumen geschaffen. Weithin schweiften die Gedanken; man erinnerte sich dessen, wie man doheim das Fest gefeiert, man dachte Derer, denen in aergangenen Zeiten ein römisches Ostern Wonne und Seligkeit in das Herz gezaubert. Wie sollte man da nicht auch an Goethe gedenken, der in Rom sein zweites besseres Ich fand. Um ihn zu ehren und uns zu erfreuen, ließ sich denn H. Allmers bereit finden, frei aus dem Gedächtniß eine Scene aus „Faust" zu declamiren, jenen tiefsinnigen Dialog des Faust mit Gretchen über die Religion. Es waren prächtige Momente; in salcher Einsamkeit und weihevoller Stille drang Wert für Wort tief in das Herz hinein. Man fühlte sich so frei, so ledig all der kleinen Sorgen und Plagen, die einem daheim sa manche Stunde verkümmern. Und doch glaubte man sich nicht aerlassen und einsam; denn mit deutschen Freunden war man traulich vereint und an eines deutschen Genius herrlichem Werke konnte man die Seele laben. Auf classischem Boden ruhte man mit dem stalzen Bewußtsein, Rom, das Ziel der Wünsche, erreicht zu haben und an seinen Schätzen sich genährt zu haben für das Leben. Alles vereinte sich, um in das Herz zu legen jenes sichere, stetige Gefühl der Freude, dessen der Mensch so sehr bedarf, nach dem er so sehr aerlangt und das ihm leider nur gar selten beschieden ist. Lange mochten wir geruht haben, als wir, unseres Programmes eingedenk, uns zur Grotte der Egeria aufmachten. Im Hintergrunde der aerfallenden Grotte ruht, umgeben aon Wasser, ein altes Marmorbild, schon sehr zernagt und beschädigt; aber sa gehört es sich auch für diese romantische Höhle. Nicht allzulange weilten wir hier, dann stiegen wir hinauf aus dem Thal des Almo zu dem auf der Höhe gelegenen Bacchustempel. Es ist dies ein altes römisches Grabmal, das später zu einer christlichen Kirche aon sehr geringem Umfange ausgebaut wurde. Das Kirchlein ist im Inneren ganz kahl, nur oben an den Wänden finden sich roh aber frisch und bewegt gemalte Bilder aus der heiligen Geschichte. Schon seit langer Zeit ist der Bau nicht mehr religiösen Zwecken gewidmet, vielmehr erräth man aiel eher die wahre Bestimmung dieses Baues, wenn man sich an den üblichen Namen, Bacchustempel, vor Allem den ersten Theil des Namens hält. Uns wenigstens brachten biedere Bauersleute, nachdem wir kaum in dem Gebäude erschienen waren, Wein und Gebäck. Wir waren ihnen darum nicht böse; im Gegentheil; schnell waren die primitiven Gläser, die sie mitgebracht hatten, gefüllt und kreisten — es waren ihrer nur zwei für fünf Leute erschienen — von Mund zu Mund. Nun entwickelte sich eine Scene sa urecht deutscher Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit, daß es schwer fallen will, ihren Reiz zu beschreiben. Da saßen wir denn in dem hohen, kühlen Raume, der nur durch die Thüre und kleine viereckige Luftlöcher den Strahl der Abendsonne hereinließ, traulich beisammen, als ob wir uns schon jahrelang gekannt hätten, und doch hatten wir erst aierzehn Tage zuvar Bekanntschaft gemacht. Aus den verschiedensten Theilen Deutschlands waren wir nach Rom gekommen, aus der Nähe Bremens, aus Thüringen, aus Oberschlesien, aber schnell waren wir in der römischen Luft, die das Herz begeistert und öffnet, einander nahegekommen. So verschieden auch unser Beruf, auch unsere Gesinnung in aielen Dingen war, in einem waren wir eins: in der Liebe und Brgeisterung für Roms unvergängliche Schönheit. Darin hatten wir uns gefunden. Ja, das ist auch einer der vielen Zauber der ewigen Stadt, daß sie die Menschen schnell verbindet; wer mit empfänglichem Auge und empfänglichem Herzen kommt, den bezwingt sie schnell, Alle zwingt sie zusammen mit unwiderstehlicher Macht zu gleicher Bewunderung; sa schafft sie selbst die Anknüpfungspunkte für die Verbindung der Herzen, und gar manches hier geknüpfte Band vermochte erst der Tod zu lösen.

Auch uns fünf im Bacchustempel hatte so die Macht Roms zusammengeführt. Diesem allgewaltigen Rom galt denn unser erstes Hoch. Dann gedachten wir der Heimath, des herrlichen deutschen Vaterlandes und so fort in bunter Reihe. Prächtig schallten in dem ehrwürdigen Raume unsere wohlbekannten deutschen Lieder, kurz, es war ein frohes Zechen und Singen, Plaudern und Schweigen, gerade wie es einem um das Herz war. Da erhob sich der greise Sänger Allmers aon seinem Sitze; er war voll frohster Laune; wir hatten mit ihm die Herrlichkeit Roms gekostet, so sollten wir denn auch in künftiger Zeit treu ihm verbunden bleiben; so ernannte er uns denn in lustiger Rede zu seinen Wahlnichten und Wahlneffen. Und doch kannten wir uns erst mierzehn Tage. Siehe da, ein deutlicher Beweis, wie schnell und innig Rom zu fesseln und zu verbinden vermag. Es waren Momente so reiner, sa ungetrübter Freude, daß wir gar nicht an ihre Vergänglichkeit glauben mochten. Wir ließen den neuen „Onkel" Allmers, den „Romonkel" leben, der sa unentwegt bis

in sein Alter sich die Begeisterung der Jugend gewahrt. Noch längere Zeit saßen wir in herzerquickendem Gespräch zusammen; dann galt es doch endlich mit schwerem Herzen zu scheiden. Den letzten Tropfen brachten wir wie den ersten der heiligen Roma.

Schon tief war die Sonne gesunken, düster war es in dem Kirchlein geworden, als wir aufbrachen. Doch welch' herrliches Bild, als wir zur niedrigen Thür heraustraten. Die Abendsonne goß in glühenden Farben ihre Strahlen über die Landschaft aus, Alles glitzerte und gleißte in goldigem Roth und Violett. Staunend standen wir da, bis die Farben verlöschten, dann ging es in der Dämmerung der geliebten Stadt zu.

Das war ein Ostertag in Rom, ein rechter Wonnetag. Wenig ward an ihm erlebt, doch um so mehr empfunden. Manches Allerpersönlichste mußten wir berichten, weil nur so das Bild ein anschauliches werden konnte, das zum Herzen spricht, weil es von einem warmfühlenden Herzen und Sinne geschaut, erlebt ward. Und jetzt nach Jahresfrist empfindet der Schreiber doppelt und dreifach die Wahrheit des Dichterwortes:

O glücklich, wer im Frühling war,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom,
Dem singt und klingt es immerdar
Wie Glockenklang: O Rom, o Rom!

Bücherbesprechungen.

B. K. Compendium der Biblischen Theologie des Alten und Neuen Testamentes von D. Constantin Schlottmann, weiland ordentlichem Professor der Theologie zu Halle. Herausgegeben von D. Ernst Kühn, Consistorialrath und Pfarrer in Dresden. Leipzig, Dörffling & Franke, 1889. — Es ist ein verdienstliches Unternehmen des Herausgebers, dieses Collegienheft des verstorbenen Schlottmann durch den Druck zu veröffentlichen und dasselbe nach sorgfältiger Vergleichung mit allen Beweisstellen und durch Hinzufügung eines Registers zu einem Handbuch für die betreffende Wissenschaft zu gestalten. Ein Vorzug des Werkes vor anderen ist namentlich die Berücksichtigung der Theologie des nachcanonischen Judaismus, die in unseren theologischen Lehrbüchern gewöhnlich eine Darstellung überhaupt nicht findet. Und auf die Begriffsbildung der neutestamentlichen Lehre ist sie doch sicher von großem Einfluß gewesen. Freilich konnte in einem Colleg über die ganze biblische Theologie diesem Mittelgliede zwischen alt- und neutestamentlicher Lehrentwickelung nur ein sehr bescheidener Raum zufallen (12 Seiten im Druck). Was den Hauptinhalt des Buches anlangt, so sind bereits von vielen Seiten, unter Anderem von dem eben verstorbenen Altmeister der alttestamentlichen Wissenschaft, Professor Delitzsch, die anerkennendsten Urtheile ausgesprochen worden, und sicher wird jeder Leser, wenn auch seine theologische Anschauung hie und da abweichen sollte, aus dem reichen Wissensschatze des Buches willkommene Belehrung schöpfen.

B. K. Das apostolische Glaubensbekenntniß und sein Ursprung. Von G. F. Chr. Bauernfeind, Superintendent a. D. Gütersloh, Bertelsmann, 1889. — Der Verfasser stellt sich in dieser für Theologen sehr interessanten Abhandlung, die schon im „Beweis des Glaubens" erschienen ist, die Aufgabe, nachzuweisen, daß die zuerst von R. Rothe in ihrer Bedeutung erkannte sog. disciplina arcani, durch welche die getauften Christen gehalten waren, das ihnen mündlich mitgetheilte Taufsymbol seinem Wortlaut nach geheim zu halten, als Beweis dafür gelten kann, daß die Entstehung des apostolischen Glaubensbekenntnisses bis in die Zeiten der Apostel zurückzulegen sei. Die Heranziehung mehrerer Bibelstellen (1. Cor. 15, 1—4; Eph. 4, 1—13; 1. Joh. 2,20—27), aus denen hervorgehen soll, daß die Apostel selbst dieses Geheimniß in ihren Schriften bewahrten und bei der Wiedergabe der Heilswahrheiten die Form des Taufsymbols geflissentlich vermieden, ist sehr bemerkenswerth. Der Verfasser behauptet, daß die sog. neurömische Formel des apostolischen Symbols, wie sie zuerst in Gallien um 500 schriftlich festgestellt wurde, und wie sie, abgesehen von der Vertauschung des Wortes „katholische Kirche" mit „christliche Kirche", in unsere evangelischen Bekenntnißschriften übergegangen ist, die ursprüngliche Fassung des geheim gehaltenen Taufgelübdes enthalte.

B. K. Moralische Reden von William Mackintire Salter, übersetzt von Georg v. Gizycki. Leipzig, W. Friedrich. 1889. — Der Verf. ist in gewissen Kreisen ein sehr bekannter Mann. Er ist die Seele der sogenannten ethischen Gesellschaften, welche von Amerika aus sich verbreiten und an die Stelle der Religion die Freude und den Trost der Sittlichkeit setzen wollen. Daß die Sache neu wäre, kann man nicht gerade sagen. Laut Einleitung des Uebersetzers hat eine geistvolle Schriftstellerin von diesem Buch gesagt, dergleichen sei noch nie eins geschrieben worden. Wir möchten sie ersuchen, sich irgend einen Band Predigten aus der Blüthezeit des Rationalismus zu verschaffen: sie würde darin genau dieselben Wahrheiten, nur unter Umständen mit mehr philosophischer Tiefe begründet, vorfinden. Die Moral des Hrn. Salter ist gut und richtig, außerordentlich anständig, ja bisweilen etwas spießbürgerlich. Bei seiner Besprechung der Moral des täglichen Lebens sind uns die „Kleinen Füchse" der Harriet Beecher-Stowe eingefallen, in denen diese Gegenstände zweifellos weit geistreicher und packender behandelt werden. Aber mit diesen alten braven Lehrsätzen soll unsere kranke Zeit geheilt werden? Man denke sich eine Gesellschaft echter Socialdemokraten, denen die Bibel ein Gegenstand des Hasses ist, weil sie ihren Werth ahnen: an diesem Buche würden sie ihren großen Spaß haben. Die letzte Rede enthält die moralischen Mittel zur Lösung der Arbeiterfrage; sie heißen: „Cooperative Production" seiten der Arbeiter und Zugeständniß der Gewinnbetheiligung seiten der Arbeitgeber. So wäre denn die sociale Frage gelöst und ein goldenes Zeitalter kann beginnen.

B. K. Platon's Phädon philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Von Dr. J. Baumann, Professor in Göttingen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1889. 4 ℳ — Das Buch enthält eigentlich viel mehr, als der Titel sagt, nämlich eine fast vollständige und sehr klare Darstellung der ganzen Geschichte der Unsterblichkeitslehre, bei welcher alle Philosophen, welche auf diesem Gebiet hauptsächlich in Betracht kommen, von Platon bis Fechner mit ihren Beweisführungen ausführlich vertreten sind. Platon's Phädon nimmt nur etwa den dritten Theil des Ganzen ein und zwar in der Art, daß die hier einschlagenden Capitel 9—67, in sieben Abschnitte getheilt, zunächst inhaltlich umschrieben und dann philosophisch-kritisch betrachtet werden. Die Schrift ist namentlich unserer Studentenwelt nicht genug zu empfehlen, um in kleinen Vereinigungen das berühmte Gespräch Plato's nach dieser Auslegung zu lesen und das hochwichtige philosophische Problem gemeinsam durchzusprechen. Es wird Zeit, daß man zu der Quelle aller wissenschaftlichen Schulung, zur Philosophie, mit größerem Eifer sich zurückwende.

G. Oe. — Christine von Düring, Wir brauchen Mütter. Gedanken über Mädchen-Erziehung. Bremen, M. Heinsius Nachflgr. 1890, eleg. gebd. 1 ℳ 50 ₰ — Die Verfasserin giebt eine Reihe brauchbarer Winke für die Erziehung der Mädchen vom ersten Tage ihres Seins an. Was sie bietet, ist nicht wesentlich neu, aber hübsch zusammengestellt und in lebendigem Tone geschrieben. Als erste Erziehungsmittel sind Gewöhnung und Nachahmung, als Erziehungsziele Gehorsam, Wahrhaftigkeit, Einfalt und Fleiß bezeichnet. Mit Recht wird auf das erziehende Gewissen hingewiesen, mit Recht wird hervorgehoben, daß ein Charakter sich nicht durch Gehenlassen, sondern durch Zucht bildet. Daß in Bezug auf Wahrhaftigkeit das elterliche Vorbild mehr wirkt als alle Ermahnung, ist durchaus wahr und gerade in unserer Zeit der gesellschaftlichen Lüge doppelt beherzigenswerth. Die ganze Erziehung soll eine Vorbereitung zum Hausfrauen- und Mutterberufe sein, Spiel und Unterricht muß diesem Ziele entsprechen. Die Gedanken sind, wie gesagt, nicht neu, aber durchaus der Beherzigung werth. Das Büchlein möge unseren jungen Müttern herzlich empfohlen sein.

—m— Der französische Einfluß in Deutschland unter Ludwig XIV. und der Widerstand der kurbrandenburgischen und kursächsischen Politik. Eine historisch-politische Studie aus den Quellen des K. Sächsischen Hauptstaatsarchivs in Dresden von Ferdinand Dieffenbach. Aus dem Nachlaß des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Adolph Kohut. Dresden, Ferd. Oehlmann. (1889.) V, 131 SS. 8°. — Nach einer Einleitung über die unheilvollen Wirkungen des westfälischen Friedens auf die auswärtige Politik Deutschlands, über die deutsch-französischen Beziehungen seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts und den Zerfall der deutschen Kaisermacht behandelt das vorliegende Schriftchen den Kampf der französischen Politik gegen die damals nur noch scheinbare Universalherrschaft der Habsburger im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts. Es ist kein

sehr erfreuliches Blatt deutscher Geschichte, das es vor uns entrollt. Die große Zahl der Franzosenfreunde unter den deutschen Fürsten hatten sich im „rheinischen Bunde“ vom 14. August 1657 zusammengefunden. Aber trotz aller Künste, welche die Diplomatie der Franzasen entfaltete, und tratz einer gewissen persönlichen Sympathie des grofsen Kurfürsten zu Ludwig XIV. gelang es nicht, auch Kurbrandenburg zum Anschluß an dieses Bündniß zu bewegen. Vielmehr kamen, als Ludwig XIV. seinen Eroberungskrieg gegen Halland begann, Bündnisse Brandenburgs mit diesem Lande wie mit dem Kaiser zu Stande. Kurfürst Johann Georg II. aon Sachsen nahm eine abwartende Haltung ein; seine Vertreter, namentlich sein Gesandter bei dem Regensburger Reichstage, Dr. Strauch, sorgten dafür, daß man in Dresden jederzeit über die Lage der Dinge genau unterrichtet war, und so fand der Verfasser, der lange Zeit das Dresdner Archia fleißig benutzt hat, hier ein ziemlich reichhaltiges Material für das Studium dieser Beziehungen aor. Leider war es ihm nicht vergönnt, dieses Material selbst 'zu verarbeiten; er hätte sonst gewiß dasselbe nicht blos aus den Archiven in Berlin, Wien u. s. w. ergänzt, sondern auch zu einem mehr plastischen Gesammtbilde gestaltet, als das Schriftchen uns giebt. Dasselbe schließt mit der Aussöhnung zwischen Frankreich und Brandenburg im Jahre 1673.

G. Oe.— Akademische Blätter. Verbands-Organ der Vereine deutscher Studenten. Erscheint 2 Mal im Monat. Bezugspreis: halbjährlich 2 ℳ. — Vor uns liegen die ersten 6 Nummern des laufenden Jahrganges. Jede dieser Nummern enthält neben den leitenden Artikeln Nachrichten aus den Vereinen, von den Universitäten, den Alten Herren. Unter den Hauptartikeln, die sämmtlich aon nationaler Gesinnung durchweht sind und bei aller Jugendlichkeit der Empfindung ernstes Streben bekunden, nimmt der durch alle 6 Nummern laufende: '„Die Alten Herren im Dienste der Kyffhäuseridee“ die erste Stelle ein. Er setzt auseinander, wie die ehemaligen Mitglieder der Vereine deutscher Studenten in ihren späteren Berufen als Geistliche, Richter, Anwälte, Aerzte und Gymnasiallehrer die Ziele der Vereine weiter verfalgen, die Idee des Kyffhäuser-Verbandes ins Praktische umsetzen können und sollen. Es sind in dieser Artikelreihe eine Menge trefflicher Gedanken niedergelegt, nur vermissen wir aft die in solchen Erörterungen unerläßliche Klarheit. In der Hauptsache wird doch wol der „Alte Herr“ des V. D. St. der Kyffhäuseridee am besten dienen können durch thatkräftige Unterstützung der christlichen und der conseraativen Bestrebungen.

J. R. Schorer's Familienblatt. Eine illustrirte Zeitschrift. Berlin, J. H. Schorer. — In diesem Jahre begeht Scharer's Familienblatt die Feier seines zehnjährigen Bestehens: ein Jahrzehnt ist aerflossen, seit dasselbe als „Deutsches Familienblatt“ 1880 zuerst var das Publicum trat. Es ist ihm in diesem Zeitraum Dank der Fähigkeit des Begründers und Verlegers, der Tüchtigkeit der Redaction sawie des Mitarbeiterstabes gelungen, eine maßgebende Stelle auf dem Familientische zu erringen; ja selbst der aft allmächtige Wettbewerb anderer illustrirter Familienblätter hat nicht vermocht, das Blatt an seinem Aufblühen zu hindern. Das ist immerhin ein Zeichen dafür, daß dem Unternehmen Lebensfähigkeit innewohnt und daß etwas Besonderes geleistet wird. Wir haben die wöchentlichen Nummern regelmäßig einer Durchsicht unterzogen und können nur bestätigen, daß sie uns mit ihrem mannigfachen Inhalt stets gefesselt haben. Auch die Unterhaltungslectüre, die sich ja im Ganzen und Großen im Rahmen des sog. „Familienblätterramans“ hält, ist mit einzelnen Leistungen wenigstens, die dann auch gesandert in Buchform — im gleichen Verlage — erschienen sind, aus dem Bereich des Conventionellen herausgetreten. Besonders heraorgehaben zu werden aerdient der cultur- und sittengeschichtliche Theil des Blattes, kurz alles Das, was man „Aus der Zeit, für die Zeit“ zu betiteln pflegt: hier hat das Familienblatt Verständniß für eine der wichtigsten Aufgaben eines aalksthümlichen Blattes gezeigt, die, mitzuarbeiten an der socialen Hebung, Läuterung und Aufklärung der Gegenwart. Auch der frische, kräftige, optimistische Ton des Blattes, sein freudiges Eingehen auf alles Natianale möge rühmende Erwähnung finden. Die Illustrationen, trotzdem die Verlagshandlung selbst mit ihnen noch nicht zufrieden ist, haben stets das Streben nach künstlerischer Bedeutung bewiesen. Und so kann denn „Schorer's Familienblatt“ mit gutem Muthe in sein zweites Jahrzehnt treten: die Bedingungen für ein weiteres Gedeihen sind vorhanden.

J. R. Der Reichsfaßbinder. Ein deutsches Fastnachtsspiel, mit 30 Persanen zu agiren und hat drei Acte nebst Vor- und Nachspiel. Zum 1. April dieses Jahres verfaßt von M. Reymand und mit erklecklichem Bilderschmucke ausstaffiret von L. Manzel. Berlin, W. Pauli. 2 ℳ. — Den vielen Huldigungen, die jetzt dem scheidenden Reichskanzler dargebracht werden, gesellt sich auch diese dichterische hinzu. Das Werk Bismarck's, die Neuschöpfung des Deutschen Reiches, wird hier in einem Bilde, dessen Bedeutung wir aus dem Titel ersehen, dargestellt. Personen der Handlung sind außer dem Helden u. A. der deutsche Michel, der Erbpächter Schwarzgelb, der Staatsminister Kniff a. Pfifflingen (Metternich), die Wichtelmännchen der guten alten Zeit, Zopf, Tropf, Kropf und Knopf, die Burschenschafter Frisch, Frah, Fromm Frei, Napoleon, P. Ignatius, Dr. Links, Wühlhuber sen. (1848) und jun., Michel's Sippschaft Hiesel, Peter, Kunz, Jochem, Hanne und Fanchon (aus dem Elsaß): wie der Leser hieraus sieht, bekommen wir zugleich die ganze Zeit aon den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart, alle Bestrebungen, die zur Gründung des neuen Reichs aus dem alten führten, zu sehen. Daß der Verfasser zur alten Form des Fastnachtsschwanks zurückgegriffen hat, kann nur mit Freuden begrüßt werden: welche Kraft und Eigenart in ihr steckt, wie sie besonders geeignet erscheint, einem aalksthümlichen Inhalt als köstliches Gefäß zu dienen, haben Poeten wie Fr. Th. Vischer u. A. in ihren Nachahmungen bewiesen. Auch der Verfasser dieses „Reichsfaßbinder“ hat sich der alten Form wahl gewachsen gezeigt: sein Spiel zeugt aan viel Frische und Humor. Wenn wir etwas aussetzen sollen, so ist es das, daß es dem Verfasser nicht ganz gelungen ist, seinen Inhalt zu einem wirklichen dichterischen Bilde zu machen und seine Redenden zu lebendigen Persönlichkeiten auszugestalten: der Anforderung der Verbildlichung, die an jedes poetische Werk gestellt werden muß, kann sich auch solch eine dichterische Allegarie nicht entziehen. Welch prächtige Gestalt läßt sich nicht allein aus dem deutschen Michel machen, diesem faulen, verschlafenen Gesellen, der dabei doch, wenn geweckt, das Schwert mit Riesenstärke zu führen weiß! Hier ist es zum Theil bei blaßer Rhetorik geblieben und den Sprechenden fehlt es an plastischer Deutlichkeit und drastischer Schärfe. Dagegen weisen die alten deutschen Reimpaare manche kräftige Stelle und Spitze auf. Einzelne Parteihiebe sind wohl nicht nach Aller Wunsch und gerechtfertigt: indessen stören sie den Eindruck des Ganzen wenig. Besonders hervorgehoben müssen noch die gelungenen Illustrationen werden, die in Schwarz und Roth gehaiten sind und samit das Weiß des Papiers zu den Reichsfarben ergänzen, was dem Buch auch äußerlich ein charakteristisches Gepräge aufdrückt.

N.— Einundzwanzigster Jahresbericht über die Wirksamkeit des Frankfurter Gefängnißaereins, erstattet durch den Varsitzenden Rechtsanwalt Dr. jur. Pansick. — Auch dieser Jahresbericht legt Zeugniß ab aan der gedeihlichen Entwickelung, deren sich der Frankfurter Verein erfreut. Derselbe zählt über 800 Mitglieder; seine Einnahmen betrugen im Jahre 1889 10062 ℳ., darunter 4958 ℳ. an Mitgliederbeiträgen; der Vermögensbestand beträgt über 16000 ℳ. Möchten auch anderwärts diese humanitären, freilich nicht mit aiel Lärm an die Oeffentlichkeit tretenden, aber persönliche Thätigkeit im Stillen, unermüdliches Sorgen und Schaffen erfordernden Bestrebungen solche Unterstützung, wie in Frankfurt, finden! Wie viele unserer Vereine ähnlicher Art kranken an Mitgliedermangel und Theilnahmlasigkeit! Und doch ist werkthätige Fürsorge für die entlassenen Gefangenen das unentbehrliche Correlat einer heilsamen, d. h. kräftigen Strafrechtspflege. Hervorgehaben möge noch sein, daß der Frankfurter Verein nicht nur den entlassenen Gefangenen seine Fürsorge zuwendet, sandern auch solche Angehörige aon Gefangenen unterstützt, welche infolge der Haft ihres Ernährers hilfsbedürftig geworden sind.

— Die Brieftaube und die Art ihrer Verwendung zum Nachrichtendienst. Von Dr. W. Raeder. Heidelberg, K. Winter's Verlag. — Zusammengestellt zunächst für die Wißmann-Expedition verdient die kleine Schrift die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Ausbildung dieses Nachrichtenmittels zu lenken, welches an Bedeutung immer mehr zunimmt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 42. Dienstag, den 8. April. 1890.

Inhalt: Dr. Theodor Hertzka's Bedeutung als Schriftsteller. — Südsee-Forschungen. — Bücherbesprechungen (Melanchthon's philosophische Ethik, von Franz Költzsch. Luthers Selbstmord, von Th. Kolde. Grundlage des Naturrechts oder Philosophischer Grundriß des Ideales des Rechtes von Karl Christian Friedrich Krause, herausgeg. von Dr. G. Mollat. Johannes Huber, Die Philosophie der Socialdemokratie. Französische Originalbriefe über Wechsel- und Waarengeschäfte, herausgeg. von Carl Wolfrum und Dr. Joseph Aymerie. Gedichte von Ludwig Fulda. Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn, von Mark Twain, deutsch von Henny Koch. „Süd und Nord", von G. W. Cable und P. Deming, ins Deutsche übertragen von D. Birnbaum und Henny Koch. Dislocations-Karte der Truppen- und Landwehrbezirke des deutschen Heeres, bearb. durch R. Mittelbach).

Dr. Theodor Hertzka's Bedeutung als Schriftsteller.

W. L. Nach längerem Schweigen ist Hertzka, der zu den geschicktesten österreichischen Journalisten zählt, die sich mit Wirthschaftsfragen beschäftigen, wieder neuerdings mit einer Reihe von Veröffentlichungen hervorgetreten. Gleichzeitig als Herausgeber einer seit December 1889 erscheinenden Wochenschrift*), wie als Verfasser eines sehr umfangreichen romanartigen Werkes**) fesselt er unser Interesse.

Hertzka war mehrjähriger Mitarbeiter der Wiener „Neuen Freien Presse", später Redacteur eines anderen österreichischen Blattes, und trat in diesen Stellungen damals mit großer Energie und Beredtsamkeit für den Freihandel ein. In seinen ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen widmete er sich demnächst Problemen der Währungspolitik. Als treuer Anhänger und lebhafter Befürworter des Princips der metallischen, womöglich der Goldwährung, hat er sich ein unleugbares Verdienst um sein Vaterland erworben.

Da wurde neuerdings aus dem Freihändler Hertzka ein Socialist, und zwar einer der geistvollsten und gewandtesten. In Hertzka's Zeitschrift finden wir neben Börsenberichten, welche mit Wohlbehagen alle Schlauheiten des Erwerbssinnes auf Grund der jetzigen Wirthschaftsordnung verfolgen, neben währungs- und handelspolitischen Artikeln Themen recht gewagter Art behandelt.

Verfasser will nicht nur eine neue Wirthschaftsordnung, sondern auch ein neues theoretisches System der Nationalökonomie an Stelle des bisher Geleisteten, das er mit einer kühnen Bewegung zur Seite schiebt, der Welt geben. Aber er ist so geschmackvoll, dies nicht in einem paragraphenreichen Lehrbuche, sondern in Romanform zu thun. Hertzka beschreitet denselben Weg, wie jüngst ein amerikanischer Schriftsteller, und appellirt in der Darstellungsform seiner socialen Ideen an das große Publicum und dessen Bedürfnisse.

Als Schauplatz der von ihm erstrebten socialen Reformbewegung schildert Hertzka das äquatoriale Afrika in der Gegend der großen Seen, und zwar in so geschickter Verwerthung der Reisebeschreibungen von Stanley und Anderen, daß man mit Freude den Naturgenuß der einwandernden Socialenthusiasten mitkostet. Eine Probe möge dies veranschaulichen.

„Die Schlucht aufwärts verfolgend, standen wir .... plötzlich inmitten des gesuchten Thales.

„Der Anblick, der sich uns hier bot, war geradezu unbeschreiblich. Man denke sich ein 18 Kilometer langes, an seiner breitesten Stelle 12 Kilometer messendes, mit beinahe geometrischer Regelmäßigkeit aufgebautes Amphitheater, dessen Halbkreis durch einen Kranz sanft aufsteigender, 100 bis 150 Meter hoher Waldhügel, dessen Grundlinie dagegen durch die jäh und schroff sich emporthürmenden Felswände des Kenia gebildet wird, von deren Höhe, die Wolken überragend, die schneeigen Firnen herniederleuchten. Den Boden dieses majestätischen Amphitheaters deckt auf der einen dem Kenia zugewandten Seite ein tiefblauer, klarer See, zur anderen ein blumiges Park- und Wiesenland. Das Publicum, welches diese Arena füllt, sind zahllose Elephanten, Giraffen, Zebras, Antilopen; und das Stück, welches in demselben zur Aufführung gelangt, betitelt sich: Die Kaskaden des Keniagletschers. Hoch oben, in unerreichbarer Höhe, entspringen unter dem Kuß der glühenden Sonne zahllose Wasseradern den bläulich und grünlich strahlenden Eisklüften; schäumend und funkelnd, bald zerstäubt in alle Farben des Regenbogens, bald vereint in weißlichem Glaste, eilen sie hernieder, stets kräftiger anwachsend, stets unbändiger tobend, bis endlich der gesammte Schwall sich vereinigt zu einem mächtigen Flusse, der nun mit donnerndem Tosen .... seiner Gletscherheimath enteilt und den Felsschroffen zustürmt; dort angelangt aber stürzt die ganze kolossale Wassermasse, dieselbe, die wenige Kilometer weiter den Dana bildet, 500 Meter tief jäh herab, in Atome zerstäubend, zu einer Regenbogenwolke umgestaltet. Der Fluß ist urplötzlich in den Lüften verschwunden, vergebens sucht dein Auge die Fortsetzung seines Laufes auf den schwarz gleißenden Klippen; erst 500 Meter weiter unten sammeln sich die fallenden Nebelmassen wieder zu fließendem Wasser, um von da ab in kleineren Absätzen dumpf brausend und grollend dem See auf gewundenen Umwegen zuzueilen."

Und wie wirkt dies Naturwunder auf die Menschen? „Gierig sog das Auge die Fluth von Licht und Farbenglanz, gierig das Ohr den aus märchenhafter Höhe herabklingenden Ton der Wässer, gierig die Brust das duftgeschwängerte Labsal ein, welches als Atmosphäre dieses Zauberthal durchfächelt. Zuerst fand das Weib in unserer Mitte, Ellen Fox, wieder Worte. Einer verzückten Seherin gleich, hatte sie lange dem Spiel der Wässer zugeschaut; da rief sie plötzlich, als ein stärkerer Windhauch den Nebelschleier des Wasserfalles, der soeben noch einen schillernden, schwertähnlich geschwungenen Streifen gebildet hatte, vollends verwehte: Seht hin, das Flammenschwert des Erzengels, welches den Eingang zum Paradiese bewacht hat, ist bei unserem Erscheinen zerstäubt; Eden laßt uns diesen Ort nennen!"

Dies die Scenerie, in welcher sich Hertzka's socialistischer Roman abspielt. Verfasser verwahrt sich dagegen, daß dieser Roman eine Utopie sei, Alles sei vielmehr auf natürliche Voraussetzungen und wirkliche Menschen zugeschnitten. Wir wollen hierüber mit Hertzka nicht rechten. Uns scheint „Freiland" ein anmuthig Märchen, ein modernes „Tausend und eine Nacht", nur daß zu der orientalischen Farbengluth noch hie und da elegant dialektische Ausführungen im Stile der älteren Nationalökonomie hinzutreten. Hertzka's „Freiland" wird nur Denjenigen möglich oder wahrscheinlich erscheinen, denen Realismus und eine rein utilitarische Weltanschauung, die abstrahirt von religiösen, Standes- und Rassenverschiedenheiten, als dasselbe sich darstellt.

Aber warum soll man nicht ein liebenswürdiges Märchen, das von socialen Dingen plaudert, so gut wie andere psychologisch ebenso unwahrscheinliche und weniger geistvolle Bibliotheksromane lesen und kennen lernen?

Man berichtet, daß eine sehr hochstehende Dame in Oesterreich den Verfasser, nachdem sie „Freiland" gelesen, in anerkennendster Weise ausgezeichnet habe. Staatsgefährlich ist dieser Traumsocialismus Hertzka's nicht: eine wissenschaftliche Leistung aber ein politisches Programm freilich ebenso wenig: aber eine erfreuliche Unterhaltung, ein neuer Beweis, daß in Wien ein

---

*) „Die Zeitschrift für Staats- und Volkswirthschaft von Theodor Hertzka." Wien. 12 ö. fl. ganzjährig.

**) Th. Hertzka, Freiland, ein sociales Zukunftsbild. 1890. Leipzig, bei Duncker & Humblot. 10 ℳ.

echter Börsenredacteur ein Märchenerzähler sein muß oder als ein solcher enden muß.

Statt hier ernsthaft auf die Unwahrscheinlichkeiten des Romans, auf eine Widerlegung des Hertzka'schen, aller bisherigen Forschung zuwiderlaufenden Ausspruchs einzugehen, daß jeder Fortschritt der Cultur gleichbedeutend sei mit fortschreitender Ausgleichung der Differenzen, oder ausführlich die Art zu beleuchten, wie sich Hertzka mit Malthus durch eine lediglich andere Formulirung von dessen Sätzen abzufinden sucht, wollen wir lieber mit der Wiedergabe der gar anmuthigen Schilderung schließen, welche Hertzka's liebenswürdige Feder von einem Diner in „Freiland" entwirft, denn gar wohlig wird einem hierbei zu Muthe. „David gestand mir auf Befragen, daß man uns zu Ehren den sonst gebräuchlichen vier Gängen einen fünften zugelegt habe, aber nicht in der Mannigfaltigkeit, sondern in der Vorzüglichkeit der Gerichte, wie nicht minder in der Abwesenheit nicht zur Gesellschaft gehöriger und deshalb störender Dienerschaft bestand der Reiz des Mahles .... Und nun die mysteriöse Art des Servirens! Ein in der Wand des Speisegemachs angebrachter Schrank entwickelte aus seinem Innern eine scheinbar unerschöpfliche Reihe von Eßwaaren. Zunächst entnahm Fräulein Bertha diesem Schrank eine Terrine, welche sie vorsichtig an den elfenbeinernen Henkeln anfassen mußte — als der Deckel gehoben wurde, präsentirte sich eine köstlich dampfende Suppe. Dann gab ein anderes Fach des gleichen Schrankes einen Fisch heraus — derselbe war kalt, als ob er frisch vom Eise gekommen wäre. Nun folgte — wieder aus einem anderen Fache — ein warmes Ragout, diesem ein ditto Braten mit mannigfaltigen Gemüsen und Salat — dann kam Eis mit Backwerk, Obst, Käse. Den Schluß bildete ein schwarzer Kaffee, der aber vor den Augen der Gäste bereitet wurde, nebst erlesenen Cigarren — Alles gleich dem Biere und den Weinen freiländisches Gewächs und Fabrikat. Dienerschaft war während der ganzen Mahlzeit nicht sichtbar; die drei reizenden Mädchen holten Alles aus dem geheimnißvollen Schranke oder von einem in dessen Nachbarschaft befindlichen Servirtische.

„Frau Ney machte jetzt den Cicerone. Dieser Wandschrank — erklärte sie — ist zur einen Hälfte Eiskeller, d. h. von gekälteter Luft durchströmt, zur anderen Hälfte Herd, d. h. mit elektrischen Heizvorkehrungen ausgestattet; in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen befindet sich — durch schlechtleitende Wände von beiden getrennt — eine neutrale Abtheilung von gewöhnlicher Zimmertemperatur. Außerdem hat dieser Schrank die Eigenheit, sich nach zwei Seiten zu öffnen, hier herein in den Speisesaal, und hinaus in den Corridor. Während wir nun tafelten, brachte die „Speise-association" in rascher Reihenfolge die vor einer Stunde bestellten Gerichte, theils vollkommen bereitet, theils wie z. B. den Braten und einige Gemüse fertig adjustirt, aber noch roh. Die fertigen Speisen wurden vom Corridor aus in die verschiedenen Fächer des Schrankes eingeschoben; Braten und Gemüse kochte ein Mitglied der Association in der rückwärts befindlichen Küche mit gleichfalls elektrischem Herde gar." Bedeutet dies nicht eine artige Umarbeitung des Märchens vom „Tischchen deck dich" für erwachsene Leser?

Südsee-Forschungen.

Ueber einige Theile des deutschen Schutzgebietes der Südsee besitzen wir, Dank der Thätigkeit unternehmungslustiger Firmen und unerschrockener Reisenden, jetzt schon eine genauere Kenntniß, aber es bleibt noch ungeheuer viel zu thun, bis alle diese Gebiete soweit erforscht sind, daß der Pflanzer neue Gebiete mit Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen kann. Eine große Anzahl dieser kleinen Inseln, die sich um die großen Inseln des Bismarck-Archipels und die Salomo-Inseln gruppiren, werden überhaupt niemals von irgend welcher Bedeutung sein, es sind kleine Atolls, welche gewöhnlich aus allmälig ansteigenden Anhäufungen auf den Korallenriffen bestehen, eine Lagune oder wenigstens Depression mit brackigem Sumpfwasser umschließend, mit einem obwol dicht bewachsenen doch wenig ertragsfähigen, nur Cocospalmen gute Nahrung gewährenden Boden. Die Bewohner leben von den Cocosnüssen, dem Ertrag ihrer Alocasia-Felder und dem Fischfang, welcher überall reichliche Erträge abgiebt. Sie sind wenig civilisirt und, was die kleinen von Polynesiern bewohnten Inselgruppen anbetrifft, wie die Marqueen-, Fead- und Lord Howe-Inseln, dem Aussterben nahe, ohne daß jedoch dieser Prozeß durch Europäer beschleunigt worden wäre. Auf einigen Inseln haben allerdings eingeschleppte Krankheiten, besonders Masern, die Bevölkerung decimirt.

Wenden wir uns zu den Inseln mit mikronesischer Bevölkerung, so erwecken die Salomo-Inseln das größte Interesse, zumal sie wenig besucht und wenig bekannt sind. Manches ist vor Jahren durch den Besuch der „Gazelle" auf der Westküste von Bougainville berichtet worden, ebenso hat sich die Corvette „Carola" bei Bouka vor wenigen Jahren auf einige Tage aufgehalten, wodurch der schöne und geräumige Carola-Hafen näher bekannt wurde, und hat ferner der damalige Landeshauptmann v. Schleinitz bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Küste gegeben, ein Engländer Guppy über die Formation der südlichen Inseln, aber da nirgends eine dauernde Ansiedlung von Weißen besteht, so sind diese Untersuchungen wenig maßgebend, wenn nicht oberflächlich. Der erste Weiße, welcher die nördlichste Insel der Salomo-Gruppe, Bouka, welche durch einen jetzt wieder entdeckten auf alten Karten aber bereits verzeichneten Meeresarm von Bougainville getrennt ist, durchwandert hat, ist der bekannte Pionier der Südsee-Plantagenwirthschaft, Parkinson, der Besitzer der Ralum-Plantage auf Neu-Pommern. Er hat darüber einen sehr interessanten Bericht in dem 3. Heft der Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg veröffentlicht, welchen wir dem Folgenden zu Grunde legen. Parkinson hatte gleich von Anfang an bei seiner Unternehmung dadurch einen besonderen Vorsprung, weil er gleich im Carola-Hafen eine Anzahl seiner früheren Arbeiter fand, welche ihn herzlich empfingen. Er verabredete mit den Häuptlingen eine Tour quer durch die Insel bis zur Ostseite, welche zur Zeit ausführbar war, da die Stämme gerade mit einander in Frieden lebten. Die Insulaner waren auf dem Marsche trotzdem alle bewaffnet, mit Bogen, Pfeilen und Aexten, dagegen haben die Bouka-Leute zu Flinten kein großes Vertrauen. Der Weg führte zuerst durch Taro- und Yams-Pflanzungen, in denen die Weiber fleißig arbeiteten, ferner waren Mais und Melonen von seinen früheren Arbeitern eingeführt und überall zu finden. Auch Tabak war regelmäßig angebaut, aber Parkinson giebt späteren Besuchern Boukas den Rath, sich immer auf der Windseite eines Insulaners zu halten, wenn derselbe selbstgebauten Tabak raucht. Gleich beim Betreten des Innern begannen die Stämme, welche noch dem Kannibalismus huldigen. An den Seitenwänden der Häuser hingen, wie dort überall gebräuchlich, die Trophäen großer Feste und Schmäuse, neben zahlreichen Unterkiefern von Schweinen auch menschliche Unterkiefer, darunter solche, die nach ihrer Kleinheit zu urtheilen nur von Kindern herrühren konnten. An dem Hause des Häuptlings zählte er 63 solcher menschlichen Unterkiefer, während die anderen nur wenige aufwiesen. Man machte aus dem Kannibalismus kein Geheimniß. Die Dorfschaften auf der Ostküste liegen höchst malerisch an dem steil abfallenden Ufer. Der Rückmarsch verlief ohne besondere Zufälle. Das Boukavolk ist nach Parkinson's von frühern Beobachtern getheilter Ansicht ernst und kriegerisch und seine Tänze, welche von denen der Neu-Mecklenburger bedeutend abweichen, haben in der einförmigen Bewegung, von dem monotonen Gejohle und tiefgestimmten Musikinstrumenten begleitet, etwas unbeschreiblich Wildes und Entsetzliches. Die Bouka-Insulaner sind ferner kriegerisch und wild, aber nicht hinterlistig. Sie sind gelehrig und lernen schnell, was ihnen mehrmals gezeigt ist; sie sind daher vorzügliche Arbeiter in Pflanzungen und als Matrosen auf Handelsschiffen. Dabei besitzen sie einen hohen Ehrgeiz und haben unter dem strengen Häuptlingsregiment ihrer Heimath Gehorsam gelernt, so daß Parkinson überzeugt ist, daß, wenn es erst der über die Südsee-Inseln sich allmälig ausbreitenden Civilisation gelingt, auf Bouka und Bougainville festen Fuß zu fassen und den Insulaner zu erziehen und zu civilisiren, diese Stämme sich in wenigen Jahren in jeder Weise auszeichnen werden. Bekanntlich hat schon vor einiger Zeit Zöller behauptet, daß die kannibalischen Südsee-Insulaner später das beste Menschenmaterial abgeben werden, eine Ansicht, welche hier von einem ausgezeichneten Kenner der Südsee bestätigt wird.

Auf der Weiterreise nach Bougainville wurden die Leute von Bouka die Begleiter Parkinson's, aber er konnte in die Hügelregion dieser Insel nicht weit eindringen, da feindliche Stämme den Weiter-

marsch verhinderten und die Karawane zum eiligen Rückzug drängten. Sie wurden an zwei Stunden verfolgt, so daß die Besteigung der Spitzen des nördlichen Kaiser-Gebirges der Zukunft vorbehalten bleibt. Die Küstenregion ist dicht bewohnt, aber die Eingeborenen sind so scheu oder gefährlich, daß man das Land Touristen nicht als Erholungsort vorschlagen kann. Auch die Händler, die auf Kopra, Perlmutterschalen u. s. w. ihr Augenmerk richten und eine gute Portion Gefahren und Entbehrungen mit in den Kauf nehmen, haben bislang diese Inseln gemieden, da die Ausbeute der damit verbundenen Lebensgefahr nicht werth ist. Es ist unzweifelhaft, daß das Kronprinz-Gebirge Metalle birgt, aber ob dieselben in lohnenswerther Quantität vorhanden sind, ist eine andere Frage. Ob unter diesen Bevölkerungsverhältnissen eine deutsche Mission, die früher einmal beabsichtigt war, auf Bougainville mit Erfolg arbeiten würde, ist zweifelhaft; sie würde aber auf Bouka vielleicht festen Boden fassen können und von dort aus allmälig civilisatorisch vorgehen müssen. Bougainville wird später für den Pflanzer noch werthvoll werden, da große Strecken unter Agricultur gebracht werden können, zumal die hohen Berge eine starke und regelmäßige Wasserzufuhr beschaffen und reichlicher Urwald vorhanden ist.

Südlich von Bougainville liegen die Shortland-Inseln, deren Bewohner längere Zeit mit den Weißen in Verkehr sind und daher auch dem Kannibalismus nicht mehr huldigen. Der bedeutendste Häuptling Gorai, welcher ziemlich civilisirt ist, ist nach dem Bericht von Kraetke deutschfreundlich. Kraetke fand im November 1888 den „König". in einer am Ufer gelegenen großen Halle, vor welcher an einem hohen Pfahle das deutsche Protectionsschild befestigt war.*) „Gorai selbst war mit Hosen und einer Blouse bekleidet, trug einen Strohhut und benahm sich sehr würdig; er zeigte mir auf Wunsch die ihm vom Capitän v. Wietersheim ausgehändigte Urkunde über Stellung unter deutschen Schutz, welche er in einer Blechkapsel aufbewahrt und sauber gehalten hatte."

Parkinson wollte darauf die Insel Choiseul besuchen, aber die Einwohner erwiesen sich auch dort so feindlich, daß von einer Landung abgesehen werden mußte, zumal der angerufene Stamm vor wenigen Jahren einen australischen Schooner überfallen, die gesammte Bemannung ermordet und das Fahrzeug verbrannt hatte. Es wiederholte sich hier wie auch an anderen Punkten der Südsee die Erscheinung, daß die Sünden der Weißen den Insulanern gegenüber noch immer fortzeugend Böses gebären, obwol der scheußliche Menschenraub, welcher einst als „labour trade" hier blühte, aufgehört hat oder wenigstens nur noch in geringem Maßstabe betrieben werden kann. Die Weißen besaßen in der früheren Zeit das Uebergewicht der besseren Bewaffnung, welches aber hier und da auch bereits aufgehört hat, wie sich zum Beispiel aus Anlaß der Expedition Schmiele's nach dem Innern der Gazelle-Halbinsel zeigte. Wo nun auch die Bewaffnung der Weißen noch überlegen ist, da haben die Eingeborenen aber doch einsehen gelernt, daß der Weiße kein so gefährlicher Feind ist, daß man ihn überwältigen kann, wenn man ihn in Sicherheit wiegt und ihm ein freundliches Gesicht macht. Gerade solche Weißen, die in dem Glauben handeln, mit den Eingeborenen auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, und in ihrer Sorglosigkeit die allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln unterließen, sind häufig der List und Verschlagenheit der Insulaner zum Opfer gefallen. Es wurde dann von den Freunden der Ermordeten blutige Rache genommen und dabei auch der Unschuldigen nicht geschont, was natürlich die Sache nicht besser machte, oder das Strafamt wurde dem „Highcommissioner" für die Südsee, dem Gouverneur von Fidschi übergeben. Die englischen Beamten haben dann wieder aus übel angebrachter Humanität gefehlt, indem sie sich einfach mit einer unbedeutenden Sühnegabe begnügten und mit einer Strafpredigt an die Sünder, doch hinfüro keine Weißen mehr zu erschlagen. Dadurch wurde natürlich keinem Insulaner seine Schuld zum Bewußtsein gebracht, vielmehr mochte er jetzt glauben, ungestraft einen anderen Weißen erschlagen zu dürfen. Wenn auch die Weißen, welche als Trader hier ein kümmerliches Leben fernab von der Civilisation führen, welches nur durch den Reiz des ungebundenen Lebens und die Schönheit der Tropennatur etwas versüßt wird, durchaus keine Heiligen, sondern recht oft verkommene Menschen sind, so ist doch krankhafte Sentimentalität den Eingeborenen gegenüber, selbst wenn sie im Rechte sind, nicht am Platze. Der Weiße muß in der Südsee gerade so wie in Afrika stets Respectperson sein, da uns sonst die Civilisirung der Eingeborenen in einem Zeitalter, wo der Handel in die entferntesten Winkel des Erdballs dringt und Pulver und Blei überall verbreitet ist, ganz unmöglich gemacht wird Die Furcht ist vor der Hand das einzige Mittel, das alle feindlichen Gesinnungen im Zaume halten muß. Die Strafe muß aber gerecht sein, da es dann erst den Eingeborenen nach und nach klar werden wird, daß das alte blutige Rechnungsconto abgeschlossen wird und eine Zeit des Rechtes und der Gerechtigkei ersteht, welche Weiße und Schwarze mit gleichem Maße mißt. M[b]

*) Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. I. Heft 1889.

Bücherbesprechungen.

o. **Melanchthon's philosophische Ethik.** Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde vorgelegt der philosophischen Facultät der Universität Leipzig von **Franz Költzsch.** Domdiakonus in Freiberg. Freiberg, Craz & Gerlach (Joh. Stettner) 1889. 135 S. — Diese gründliche auf sorgfältigen Studien ruhende Arbeit, welche nach einer umfänglichen Einleitung und Erledigung verschiedener Vorfragen das System der philosophischen Ethik Melanchthon's zur Darstellung bringt, kommt zu dem Ergebniß, daß es eine philosophische Ethik bei Melanchthon giebt und daß ihm wegen seiner ethischen Arbeiten ein Ehrenplatz in der Geschichte dieser Wissenschaft gebührt.

B. K. **Luthers Selbstmord.** Eine Geschichtslüge P. Majunke's beleuchtet von D. Th. **Kolde,** ord. Prof. d. hist. Theologie in Erlangen. Erlangen u. Leipzig. Andr. Deichert (G. Böhme). 1890. 60 S. — Daß in unserer ernsthaften Literatur einmal eine Schrift unter diesem Titel werde zu erscheinen haben, hätte man nicht für möglich gehalten, ehe Pfarrer Paul Majunke, der frühere Herausgeber der „Germania", seine „historische Untersuchung" über Luther's Lebensende (Mainz 1890) herausgegeben hatte. Die verleumderische Erfindung, Luther habe sich erhängt, war bis dahin in einigen öffentlich kaum bekannten katholischen Quellen verborgen gewesen und Freunde der Kirchengeschichte kannten sie als eins der vielen wahnwitzigen Gerüchte, das seine Feinde wider den großen Reformator ausgesprengt hatten. In neuester Zeit haben bekanntlich mehrere katholische Publicisten auf die Möglichkeit eines solchen Lebensendes anzuspielen gewagt, um auf gründliche Zurückweisung hin ihre Behauptungen wieder zurückzuziehen. Majunke hat die Dreistigkeit gehabt, sich nicht auf Anspielungen zu beschränken, sondern den Selbstmord Luther's geradezu zu behaupten und seine Beweisführung eine historische Untersuchung zu nennen. Daß sie eine Geschichtslüge sei, hat sich Prof. Kolde die Mühe genommen zu beweisen und zwar, wie sich von selbst versteht, unwiderleglich. Wer im Einzelnen sich unterrichten will, wie weit die Geschichtslügen gehen und in welcher Form sie vorgetragen werden glücklicher Weise nicht von wirklichen katholischen Gelehrten, die von solcher Geschichtschreibung stets sich ferngehalten haben, sondern von verbissenen ultramontanen Kämpen, die weiß für schwarz erklären, der muß das Buch selbst einsehen.

N.— **Grundlage des Naturrechts oder Philosophischer Grundriß des Ideales des Rechtes.** Von **Karl Christian Friedrich Krause.** Zweite Abth. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. G. **Mollat.** Leipzig, Otto Schulze. 1890. — Die Abhandlung, aus Krause's Nachlasse hier zum 1. Male veröffentlicht, bildet die Fortsetzung der bereits im Jahre 1803 erschienenen 1. Abth. der „Grundlage des Naturrechts". Sie behandelt „die weltbürgerlichen Rechte um des Ideales der Tugend willen, um des Ideales der Religion willen (Kirchenrecht), die weltbürgerlichen Rechte des Bundes für schöne Vernunftindividualität oder für die Schönheit des Lebens und die weltbürgerlichen Rechte um der Endlichkeit willen". Obwol die Abhandlung ein wesentliches Glied in dem Ganzen der wissenschaftlichen Werke Krause's bildet, kann sie u. E. heute nur noch ein historisches Interesse beanspruchen. Die Bedeutung und Werthschätzung der sog. Rechtsphilosophie ist in den letzten Jahrzehnten unverkennbar stetig gesunken; den mächtig andringenden Aufgaben der praktischen Rechtsgestaltung gegenüber hat sie sich völlig unfruchtbar erwiesen. Die vorliegende Abhandlung zeigt die Vorzüge und Mängel Krause'scher Arbeiten überhaupt. In letzterer Beziehung ist es besonders die gesuchte Ausdrucksweise, welche, wie einer Popularisirung der Krause'schen

Schriften überhaupt, so auch einer weiteren Verbreitung der vorliegenden Abhandlung enge Schranken setzt. Interessant ist in der vorliegenden Darstellung die Darlegung des idealen Verhältnisses von Staat und Kirche und die Beobachtung, was alles für Rechte der Rechtsphilosoph gegen den Staat gewähren will.

G. Oe.— **Johannes Huber, Die Philosophie der Socialdemokratie.** München, Theodor Ackermann, 1887. 33 S. 8°. — Die Abhandlung des verstorbenen Prof. Huber ist zunächst in der „Allg. Ztg." 1878 erschienen, 1879 verstarb Huber. Die neue Ausgabe ist also lediglich Abdruck der alten. Zwölf Jahre sind für die Entwickelung der Socialdemokratie eine verhältnißmäßig lange Zeit, das Büchlein kann also nicht darauf Anspruch machen, im landläufigen Sinne zeitgemäß zu sein. Dennoch ist es lesenswerth und bietet werthvolles Material zur Beurtheilung der philosophischen Grundlagen des Marx-Engels'schen Systems und der Lassalle'schen Anschauungen. Die dialektische Methode von Karl Marx ist eine Umkehrung der Hegel'schen; während sie Hegel den Denkprozeß der Wirklichkeit bestimmt, ist die Idee nach Marx nur die Uebersetzung des Materiellen, das materielle Leben bestimmt den geistigen Lebensprozeß. Auf diese Annahme ist sein socialistisches System gegründet. Die Aenderung der Productionsart verlangt Aenderung der politischen und socialen Grundlagen. „An Stelle des Capitals in den Händen der Bourgeoisie muß der Gemeinschaftsbesitz an den Arbeitsmitteln treten; die moderne Staatsgewalt, die nur eine Geschäftsverwalterin der Bourgeoisie ist, muß ersetzt werden durch die Demokratie", das sind die Grundzüge des Marx'schen Systems. Wie die Bourgeoisie durch die Zusammenhäufung des Capitals, durch die Anbahnung internationaler Beziehungen, durch die Presse und Volksbildung dem Socialismus vorarbeitet, wird mit logischer Schärfe auseinandergesetzt. Wie Marx auf Hegel fußt, so fußt Lassalle auf Fichte. Es ist nichts als folgerichtige Entwickelung des Fichte'schen Gedankens von der Selbstherrlichkeit des Ich, wenn Lassalle den zeitweiligen Volksgeist für das legitime Princip der Gesetzgebung hält. Huber weist ferner nach, wie der Socialismus sich der Waffen aus der Rüstkammer eines Strauß, eines Feuerbach, Darwin's und Häckel's bedient, und zwar nicht nur der wissenschaftliche Socialismus, sondern auch der praktische, nicht nur Engels, sondern auch das Ehepaar Klemich, der Lohgerber Dietzgen u. A., er weist weiter darauf hin, wie der Socialismus sich nach und nach zu einem Evangelium entwickelt habe, an das die Massen glauben, wie an eine Heilandsbotschaft, wie die socialdemokratische Geschichts- und Religionsphilosophie nichts als eine modernisirte Schwarmgeisterei sei. Alles, was er referendo sagt, ist ungemein lehrreich und trefflich geordnet. Wer sich über die Philosophie der Socialdemokratie schnell unterrichten will, der findet hier, was er sucht. Was Huber freilich als Heilmittel bietet, ist jämmerlich wenig. Er erwartet alles Heil von der „Humanitätsidee", von den Dogmen des Kirchenglaubens will er nichts wissen. Das Letztere ist erklärlich, Huber war Altkatholik. Aber, daß ein tüchtiger Denker noch 1878 das damals längst zum Gespött gewordene Steckenpferd der Humanitätsidee reitet, ist unerklärlich. Freilich wollen auch heute noch Leute glauben, daß die Humanitätsidee vor dem Socialismus rette, während wir doch unmittelbar vor dem Bankerott jener Humanitätsidee stehen, die sich im Gegensatz zu dem Kirchenglauben befindet.

W—k. **Französische Originalbriefe über Wechsel- und Waarengeschäfte.** Herausgegeben und erläutert von **Carl Wolfrum**, Director an der öffentl. Handelslehranstalt zu Leipzig, und Dr. **Joseph Aymeric**, Lehrer der französ. Sprache an der öffentl. Handelslehranstalt zu Leipzig. Leipzig, 1890. Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch. — Die Zahl der Hilfsbücher und Briefsammlungen zur Erlernung der fremdsprachlichen Handelscorrespondenz, besonders der französischen und englischen, ist nicht gering, und man kann häufig die Beobachtung machen, daß eine neue Erscheinung, so sehr man auch nach Eigenthümlichkeit sucht, sich im Grunde durchaus nicht von der großen Zahl ähnlicher Bücher unterscheidet, wenn auch sonst das Buch als brauchbar bezeichnet werden muß. Der vorliegende kleine, nur 75 Seiten umfassende Leitfaden ist für die ersten Anfänger berechnet. Nachdem die Schüler durch französische Originale in einfacher Form praktisch in die Sache eingeführt sind und einen ziemlichen Vorrath von Wörtern und Wendungen erworben haben, folgen deutsche Briefe zum Uebersetzen ins Französische. Neben manchen anderen Anleitungen kann auch die vorliegende bestens empfohlen werden, die insofern noch einen Vorzug hat, als sie nach streng methodischen Gesichtspunkten für die Zwecke einer besonderen Anstalt, gestützt auf maßgebende Erfahrungen der Verf., bearbeitet ist.

J. R. **Gedichte von Ludwig Fulda.** Berlin, F. Fontane. — Fulda's Gedichte, deren Charakteristisches in der schon früher als gesondertes Buch veröffentlichten Abtheilung „Satura. Grillen und Schwänke" liegt, machen auf den ersten Blick einen angenehmen, ja bestechenden Eindruck; die glänzende, mit spielender Leichtigkeit behandelte Form, der kecke, jugendliche Inhalt, der in einem burschikosen Auftreten gegen Alles, was Zopf, Herkommen und Conventionelles heißt, besteht, nimmt unwillkürlich für sich ein. Sieht man jedoch näher zu, so findet man, daß hinter diesem übermüthigen Gebahren nichts weiter steckt, als jenes inhaltlose Revoltiren gegen alles Philisterthum, das einem gewissen Lebensalter eigen zu sein pflegt, und jenes Sturmlaufen gegen Verrottung und Verkommenheit gesellschaftlicher Zustände, das nur von Lebensunkenntniß zeugt und schon so bedenklich an Don Quixote's Kampf gegen die Riesen erinnert. Solche Opponenten und Renommisten werden auch später die ehrsamsten Philister: der Beweis dafür wird u. A. durch das „Recht der Frau" und andere Lustspiele Ludwig Fulda's erbracht. Jeder Sturm und Drang, der „alte wackere Sturm und Drang", wie er in dem Einleitungsgedicht genannt wird, ist uns willkommen, sobald er ehrlich ist und sich nicht durch Unfähigkeit etwas zu leisten selbst richtet — aber hier ist nicht einmal das Toben echt. Es ist ein Sturm und Drang in Glacéhandschuhen, der sich sehr wohl in seiner Haut fühlt und keinen Schmerz empfindet, wenn der Schlendrian so weiter geht: insofern, als ihm der Ernst fehlt, ist er genau so verwerflich, wie das, was er bekämpft, der mangelnde Ernst in Leben und Kunst. Das schließt nicht aus, daß sich in einzelnen Gedichten, namentlich in denjenigen, die auf „Satura" folgen, z. B. in den Bekenntnissen, den Episteln an Paul Heyse, Roquette, in den Sprüchen manches Hübsche, Treffende und Sinnige vorfindet: aber an dem Urtheil über das Ganze wird dadurch nichts geändert: Worte, Phrasen, Blendwerk, Spielerei!

J. R. **Abenteuer und Fahrten des Huckleberry Finn.** Von **Mark Twain**. Deutsch von **Henny Koch**. Scenerie: Thal des Mississippi. Zeit: Vor vierzig bis fünfzig Jahren. (Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. Bd. VIII.) Stuttgart, Robert Lutz. — Aus der Schilderung dieser kecken und verwegenen Abenteuerfahrten des Huck Finn, eines Genossen und Schülers von Mark Twain's berühmtem Tom Sawyer, eines richtigen amerikanischen Jungen von nie zu besiegender Energie und Gewitztheit, spricht die ganze Eigenart und Frische des bekannten amerikanischen Humoristen: die überaus anregende Art der Darstellung hilft beim Lesen selbst über die etwas kindliche Fabel und über die Breite hinweg, mit der die Handlung vorgetragen wird, die zudem etwas mager ausgefallen ist und durch eine hinausgeschobene Entdeckung doch nur künstlich aufrecht erhalten wird. — Der diesem Band Mark Twain voraufgehende Bd. VII der „Sternbanner-Serie" enthält unter dem Titel: „**Süd und Nord**" ausgewählte Erzählungen von **G. W. Cable** und **P. Deming** (ins Deutsche übertragen von **D. Birnbaum** und **Henny Koch**), in denen der alte Gegensatz zwischen Nord- und Südstaaten, wie er früher bestand und jetzt beseitigt ist, als poetischer Contrast verwerthet wird. — Wir empfehlen bei dieser Gelegenheit die ganze „Sternbanner-Serie", auf die wir bereits einmal zu sprechen kamen, dem Leser von Neuem: in diesen Humoresken und Novellen zeigt sich die ganze Bedeutung jenes Absenkers der englischen Literatur, wie er jenseits des Oceans Wurzel gefaßt hat.

L.— **Dislocations-Karte der Truppen- und Landwehrbezirke des deutschen Heeres.** Bearbeitet nach den Anlagen zur Allerhöchsten Cabinets-Ordre vom 1. Februar 1890 und den officiellen Rang- und Quartierlisten des königl. preußischen, königl. bayerischen, königl. sächsischen und königl. württembergischen Armeecorps durch **R. Mittelbach**, Topograph im königl. sächs. Generalstabe. (Selbstverlag, Kötzschenbroda bei Dresden.) — Diese, mit großer Sauberkeit ausgeführte Karte giebt ein durchaus richtiges und sehr anschauliches Bild der am 1. April 1890 eingetretenen Friedensdislocation des deutschen Reichsheeres und verdient es, nicht nur den Mitgliedern der Armee, sondern auch allen Nichtmilitärs, die sich für die Wehrbereitschaft unseres Vaterlandes interessiren, bestens empfohlen zu werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 43. Donnerstag, den 10. April. 1890.

Der Hundertjährige Kalender.[1])

Von Berthold-Schneeberg. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Das unselige Problem der Wetterprophezeiung hat die Witterungskunde seit der Blüthezeit der Astrologie in schier unzerreißbare Fesseln geschlagen. Es hat die besonnene Denkweise hochbegabter Männer in diejenige leichtgläubiger Kinder verwandelt und dafür Sorge getragen, daß die Meteorologie Jahrtausende hindurch selbstgefällig in den Kinderschuhen einherstolzirte. Noch heute genügt der Hinweis auf die Existenz des „Hundertjährigen Kalenders", um dem Wissenden zu zeigen, wie lange man auf diesem Gebiete einer naiven Weltanschauung huldigte, und sich noch heutigen Tages nicht völlig davon loszumachen vermag. Wie eine ewige Krankheit pflanzt sich der astrologische Aberglaube von Geschlecht zu Geschlecht fort und spottet allen Aufklärungsversuchen. Um diesem Feinde recht begegnen zu können, wird es nöthig sein, ihn im eigenen Lager aufzusuchen. Wol sind die Wahrsprüche des H. K. noch heute in den meisten Kalendern zu lesen, und es ist somit dafür gesorgt, daß dieses culturhistorisch wichtige Bollwerk astrologischen Aberglaubens nicht in Vergessenheit geräth; allein es gehört zur Zeit eine gewisse Anstrengung dazu, einen echten Hundertjährigen zu Gesicht zu bekommen. Trotz der vielen Auflagen, die das Buch im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte erlebte, wird es im öffentlichen Verkehre und im Privatbesitze nur selten angetroffen. Es hat sich in die Bücherschränke großer Bibliotheken und auf die Repositorien der Kalenderfabrikanten zurückgezogen. Kein Wunder, „daß die Zahl derer, die es kennen, eine ungleich kleinere ist, als die Zahl derer, die sich dem Hörensagen nach auf dasselbe berufen". (H. Kopp.) Keins unserer drei großen Lexica (Meyer, Pierer, Brockhaus) bringt Kunde über Alter, Entstehung und Inhalt dieses Buches; keins hält es für nöthig, auch nur die dürftigsten biographischen Notizen über seinen resp. seine Verfasser anzugeben. Nicht mehr und nicht weniger findet man in den Fachlexicis von Gretschel, Drechsler und dem Moniteur von Oettinger. Es erfordert somit ein entschlossenes Eingehen auf die Fachliteratur selbst, um sich des Näheren über unser Buch zu unterrichten. Aber auch hier fließen die Quellen weit spärlicher, als man der Bedeutung des Gegenstandes nach erwarten sollte. Zwar hat Professor H. Kopp in seinen „Witterungsangaben" (1879) die Stellung des H. K. inmitten der Kalenderliteratur treffend gekennzeichnet und van Bebber in seinem „Handbuche der Witterungskunde" (1883) eine Inhaltsangabe vom ersten Theile des Buches gegeben; über das Alter, die Arten, die allmälige Entwickelung und den Verfasser desselben liest man dagegen auch in diesen Werken nichts, und die wenigen Bemerkungen über einzelne Ausgaben des Buches haben sich bei näherer Untersuchung nicht immer als stichhaltig erwiesen. Der einzige Gelehrte, auf welchen alle Erkundigungen und Nachforschungen hinwiesen, ist der Verf. vom „Repertorium der deutschen Meteorologie": Dr. Hellmann in Berlin. Derselbe ist nicht nur persönlich im Besitze eines der seltensten Exemplare des H. K., sondern er hat auch zur Zeit 14 Auflagen desselben gesehen und verglichen. Die meisten der 12 in der Literatur vertretenen Ausgaben des H. K. stammen aus dem laufenden Jahrhunderte; die werthvollsten fehlen, und viele sind nicht gesehen, sondern von einem Buche ins andere übernommen worden. Von Knauer ist nicht einmal das Geburtsjahr, viel weniger etwas Näheres bekannt. Trotz dieser Unkenntniß in Sachen des H. K., vielleicht auch gerade infolge derselben, läßt sich das Publicum in unserem „aufgeklärten Jahrhunderte" die verfälschten Brocken abgestandener astrologischer Gerichte von gewinnsüchtigen Kalenderschreibern als zeitgemäße Kost alljährlich von Neuem auftischen. Es wird hohe Zeit, wenn mit diesem unwürdigen mittelalterlichen Treiben noch vor Ablauf des 19. Jahrhunderts aufgeräumt werden soll. — Getrieben von ähnlichen Erwägungen unternahm es der Schreiber dieser Zeilen, bei allen namhaften Bibliotheken, Museen, Antiquariaten und Alterthumsvereinen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Schweiz Umfrage nach dem H. K. zu halten. Seine Bemühungen sind von Erfolg gewesen. Mehr als 100 Auflagen des Buches sind aufgefunden und verglichen worden, darunter 4 handschriftliche Exemplare und die ausführliche Biographie des bisher nur dem Namen nach bekannten Verfassers. Im Nachfolgenden soll nun versucht werden, die Hauptresultate dieser Untersuchung zusammenzustellen. Die rein wissenschaftliche Verwerthung des reichen Materials muß dagegen einer späteren Bearbeitung überlassen bleiben.

Noch immer findet man im Volke die Ansicht verbreitet, daß der H. K. eine Zusammenstellung derjenigen Witterung sei, welche sich im vorhergehenden Jahrhunderte thatsächlich zugetragen habe. Das ist ein schwerer Irrthum. Der H. K. ist nicht eine Registrande verflossener, sondern eine Prophezeiung zukünftiger Witterung, eine Prophezeiung, die sich weniger auf Beobachtung, als vielmehr auf astrologische Träumereien stützt und selbst den astronomischen Kenntnissen jener Zeit zuwiderläuft. Das Buch ist eine Verleugnung des kopernikanischen Weltsystems, welches doch bereits 100 Jahre früher aufgestellt worden war. Der ältere Bruder des H. K. ist der sogenannte „immerwährende, ewige, ewigwährende" Kalender, jene unmittelbare psychologische Folge der gregorianischen Kalenderreform. Auch unser Buch ist von seinem Verf. nicht H. K., sondern Calendarium perpetuum getauft worden. Jenen Namen führte erst Hellwig im Jahre 1701 ein. Anfangs waren diese K. das, was sie sein sollten: Chronologische Wegweiser für Kalenderschreiber. Allein, als sie in dieser Eigenschaft den Fachastrologen Verdienst und Ansehen zu schmälern begannen, verlegten diese das Hauptgewicht des K. in den Anhang oder die Praktika. Solch sieggewohnte Kämpen wie Scultetus, Caesius, Herlicius, Mollerus, Stathmion u. A. ließen sich nicht ungestraft ins Handwerk pfuschen. Die Praktiken wurden immer zahlreicher und umfänglicher und standen um 1597 am meisten in Blüthe. In ihnen spielten die Astrometeorologie und die judiciarische Astrologie die Hauptrolle. Epakten und goldene Zahl, Festkalender und Sonntagsbuchstabe traten beiseite; man erging sich in Wetterprognosen und Aderlaßregeln, fällte Urtheile über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des kommenden Jahres, notirte Säe- und Pflanztage. Der bedeutendste aller immerwährenden Kalender ist der des Joh. Colerus, welcher 1591 zu Wittenberg erschien. Das Buch hat viele Auflagen erlebt und großes Aufsehen erregt. In ihm fand der Landmann Alles, was er brauchte: Haushaltungsregeln, Garten-, Feld-, Wein- und Waldbau, Bienen- und Fischzucht, Arzenei- und Traumbuch; selbst ein „Quodlibeticus" fehlte nicht, und das Ganze schloß mit der Bibelstelle Psalm 38, 23 würdig ab.

Noch stand dieses Buch in Blüthe und erlebte Auflage um

[1]) Der Artikel mußte wegen Ueberschreitung des verfügbaren Raumes gekürzt werden.

Auflage, als **Mauritius Knauer** (der Verfasser des Hundertjährigen Kalenders) am 14. März 1613 in dem oberfränkischen Städtchen Weißmain geboren wurde.

Von seinem Onkel, dem späteren Langheimer Abte Eber unterstützt, besuchte er zunächst das Jesuiten-Lyceum zu Bamberg, wurde später ins Cisterzienserkloster Langheim aufgenommen und wegen seiner großen Gaben auf Kosten des Klosters nach Wien auf „die hohe Schule" geschickt. Hier erwarb er sich nach glänzend bestandenem Examen in Philosophie, Mathematik und Astrologie den ersten akademischen Grad und setzte diese Studien auch dann noch fort, als man ihn 1637 aus Sparsamkeitsrücksichten nach Hause rief. Infolge seiner reichen Kenntnisse und seines edlen Charakters erstieg er schnell die Staffel der klösterlichen Ehrenämter, bis man ihn, den 36jährigen, 1649 einstimmig zum Abte des Klosters erwählte, nachdem er kurz vorher durch das erste theologische Doctorat, welches die neuerrichtete Universität Bamberg verlieh, ausgezeichnet worden war. Es wird uns heute schwer, in dem Verfasser eines Buches, das nach unseren Begriffen überreich mit falschen Vorstellungen und kindlichem Aberglauben angefüllt ist, einen so hochgelehrten, allgemein geachteten und würdigen Prälaten zu erblicken. Ein gewinnsüchtiger Verleger oder halbgebildeter, abergläubischer Sonderling würde als solcher eher erklärlich erscheinen. Fürwahr: die wissenschaftlichen Anschauungen haben sich seit jener Zeit gewaltig geändert. — Von 1651 an widmete sich Knauer von Neuem seinen liebgewonnenen astrologischen Studien. Zu diesem Zwecke wurde auf dem höchsten Punkte der Klostermauer ein Observatorium errichtet — der blaue Thurm genannt — und dasselbe mit den besten physikalischen und astronomischen Instrumenten jener Zeit ausgestattet. In diesem Tempel mittelalterlicher Weisheit suchte er die Geheimnisse des Himmels zu erforschen, seine einmal gefaßte Idee eines H. K. zur Reife zu bringen und auf diese Weise „sich und seinem Wissen bei der Nachwelt ein unsterbliches Denkmal zu setzen". 1654 war das Concept des K. fertig gestellt. 1655 sind die ersten Reinschriften besorgt worden. Nach kurzer Zeit cursirten bereits gegen 1000 Abschriften zu hohen Preisen unter dem gebildeten Publicum. Endlich ließ sich Knauer bereden, das Buch in Druck zu geben. So berichtet wenigstens sein Biograph Jäck. Leider können Jahreszahl und Exemplare des ersten Druckes nicht mehr festgestellt resp. aufgefunden werden; doch wird ganz bestimmt versichert, daß es noch vor Knauer's Tode, also vor 1664, und ohne seinen Namen geschehen sei. Knauer hat sonach die Fertigstellung seines Werkes nicht lange überlebt. „Sein Tod versetzte den Convent in weit tiefere Trauer als bei dem Hinscheiden aller andern Aebte. Keiner seiner Nachfolger hat wie er alle Hauptwissenschaften ihrem Geiste nach mit so glücklichem Erfolg durchdrungen, daß auch die späteste Nachwelt die Denkmäler seines Geistes anstaunen wird."[2])

Vom Verfasser wenden wir uns zum Werke selbst. Der Knauer'sche Kalender führt nach den vier aufgefundenen handschriftlichen Exemplaren (Bamberg) den Titel: „Calendarium oeconomicum practicum perpetuum. Daß ist Beständiger Hauß Calender, auß welchen Jährlich die Witterung zu erkennen und nach dero Gestalt der Wein- und Veldtbau mit frucht und nutzen anzuordtnen, die Miß Jahr zu erkennen und der bevorstehenden noth weißlich vorzukommen. — Auf das Frankenland und sonderlich auf daß Stiefft Bamberg gerichtet." Der älteste gedruckte H. K., welchen unsere Bibliotheken noch bergen, ist gar kein Knauer, sondern ein Hellwig. Er stammt aus dem Jahre 1701 und ist nur noch in der Reichsbibliothek zu Budapest anzutreffen. Sein Verf., Christoph v. Hellwig, war ein Dr. med.; er wurde 1663 zu Kölleda in Thüringen geboren, practicirte von 1712 ab in Erfurt und starb daselbst am 27. Mai 1721. Als Dichter, Arzt und Alchemist war Hellwig literarisch thätig. Nachdem er durch Zufall in den Besitz eines Knauer'schen Manuscriptes gekommen, gab er 1701 den K. unter seinem eigenen Namen heraus. K.'s wird darin — ohne Nennung des Namens — nur in der völlig veränderten Vorrede gedacht und die Entstehung des Manuscripts fälschlich in die Zeit um 1600 verlegt. Doch ehe wir uns näher über die Arten des Buches verbreiten, müssen wir etwas über dessen Inhalt vorausschicken.

Der Grundgedanke des H. K. ist ein rein astrologischer. Nach der elementarsten und ältesten astrologischen Anschauung üben die Planeten einen unmittelbaren Einfluß auf die Witterung und die Schicksale des Menschen aus. Jeder beherrschte einen der 7 Wochentage, und alle wechselten obendrein stundenweise an den einzelnen Tagen im Regimente ab. Nur hatte man hier nicht die astronomische, sondern nachstehende Reihenfolge festgesetzt: Sonne (Sonntag), Mond (Montag), Mars (Dienstag), Merkur, Jupiter, Venus und Saturn. Die Annahme von Tages- und Stundenregenten ist sonach so alt als die Astrologie überhaupt. Im 15. Jahrhundert ging man jedoch weiter. Hatten Stunden und Tage ihre Regenten, warum sollten nicht auch Wochen, Monate, Jahreszeiten und Jahre solche haben? Merkwürdigerweise hat man die beiden mittleren Zeitmaße von dieser Berechtigung ausgeschlossen. Regenten von Jahreszeiten und Jahren spielen dagegen in der Astrometeorologie des 16., 17. und 18. Jahrhunderts unter den Namen Almuthen oder Chronokratoren eine Hauptrolle. Die älteste Notiz über einen solchen fanden wir auf einem der Münchener Bibliothek gehörigen Einblattkalender des Jahres 1520. Ihre Aufstellung war wesentlich verschieden von derjenigen der Tagesregenten. Letztere wechselten im bestimmten Turnus regelmäßig ab; ihre Wahl glich einer willkürlichen Voraussetzung, war rein mechanisch; erstere dagegen konnten nur durch ein astrologisches Experiment, durch „Aufrichtung der Himmelsfigur" für den Eintrittsmoment des betreffenden Zeitabschnitts gefunden werden. Welcher Planet zu der betreffenden Zeit in „der Mitte des Himmels" stand, wurde als Regent angenommen. Aehnliche Stellung anderer Planeten oder die eigene in feindlichen „Häusern" zwangen ihn, jene als Mitregenten anzunehmen. Die Zahl solcher „Helfer" ist innerhalb der Grenzen 1 und 3 veränderlich. Da das astrologische Jahr mit Frühlingsanfang begann, ist der Frühlingsregent naturgemäß zugleich Jahresregent. Die „Aufrichtung der Himmelsfigur" war ein astrologisches Meisterstück und gelang nicht Jedem in gleicher Weise. Gründliche Zeit- und Himmelskenntniß waren unerläßliche Vorbedingungen derselben. Zudem scheinen die Kennzeichen eines Regenten im Laufe der Jahrhunderte wandelbar gewesen zu sein. So machen es die Schwierigkeit des Experiments und die Unbestimmtheit der Gesetze über die Wahl des Regenten begreiflich, daß sich die Resultate verschiedener Astrologen in gleichen Jahren widersprechen können. Es sind uns z. B. für das Jahr 1585 folgende acht verschiedene Regentschaften entgegengetreten:

Astrolog:	Henischius	Raich	Mi'e-parus	Knespelius	Bucha	Rosa	Crailsheim	Stathmion
Regent:	Saturn	Jupiter	Mars	Jupiter	Merkur	Sonne	Mars	Saturn
Helfer:	Mars	Venus	Merkur	Mars	Venus	Mars	Saturn	Venus u. Jupiter

Hierdurch richtet sich die ganze Sache von selbst. Der erste Astrologe mußte ein kaltes-nasses, der zweite ein warmes-feuchtes, der dritte ein trockenes-hitziges, der fünfte ein windiges-gemäßigtes Jahr vorhersagen. Das Alles war Knauer unstreitig bekannt. War es nun die einfache mechanische Bestimmungsweise der Tages- und Stundenregenten, war es der Zauber der Zahl 7 oder waren es die die ganze Sache schädigenden Widersprüche, welche bei der experimentellen Bestimmungsweise der Jahresregenten zu Tage traten, die ihn auf den Gedanken brachten, auch hier einen regelrechten Turnus einzuführen — wer will das entscheiden? Knauer selbst sagt, die Beobachtung habe ihm den Gedanken nahegelegt. Letzteres ist jedoch nur dann möglich, wenn das Hirngespinnst schon vorher in seinem Geiste fertig war und die Beobachtungen beeinflußte. Von einer Deckung durch dreiste Lüge kann bei einem Manne wie Knauer keine Rede sein; es muß eine psychologische Irrung vorliegen. Knauer hat beobachtet. Er hat auch, wie die ursprüngliche Fassung der „Partikulär-Witterung" in seinem Kalender beweist, ein meteorologisches Tagebuch geführt, und die Schilderung der Witterungstypen einzelner Jahre — wir erinnern nur an die Saturn- und Jupiterclasse in seiner lateinischen Vorrede — ist treffend und der Praxis entnommen. Aber sein Geist war von Jugend auf im astrologischen Wahne befangen. Hinter jedem Ereigniß sah er Aspecten als treibende Kräfte, und die intensive Beschäftigung mit der Astrometeorologie erstickte alle gegnerischen Vorstellungen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird einem der Inhalt des H. K., als einer Verbindung astrologischer Voraussetzungen mit praktischen Erfahrungen und ökonomischen Erwägungen, verständlich. — Die 4 in der Bamberger Bibliothek vorhandenen handschriftlichen Exemplare des Kn. Kal. stimmen inhaltlich nicht genau miteinander überein. Nur folgende fünf Stücke sind in allen anzutreffen: 1) die „Vorrede an den gemeinen Leser", 2) die „Planetentafel, wie sie jährlich nach einander regieren" (1600—1912), 3) die Charakteristik der 7 nach den Planeten benannten Witterungsclassen, 4) die „Proprietates et qualitates duodecim Signorum Zodiaci" und 5) „die Tageslänge durch das ganze Jahr." Es müssen dieselben somit als wesentliche

[2]) J. H. Jäck: Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. 1812.

Bestandtheile des Buches gelten und das Kriterium für alle späteren Ausgaben abgeben. Hierüber findet man noch vereinzelt: eine lateinische, für das Verständniß des Ganzen sehr wichtige „Praefatiuncula“, einen ebenfalls in lateinischer Sprache geschriebenen astrologisch chronologischen Anhang und „Römisch-Kaiserl. Symbola“ nebst deutscher Uebersetzung. Von den zuerst erwähnten 5 Abschnitten sind nur Nr. 1, 2, 3 und 5 in die gedruckten Exemplare übergegangen, und auch diese haben sich nicht mit gleicher Beharrlichkeit in den späteren Ausgaben erhalten. Hellwig schrieb für seine Ausgabe eine eigne Vorrede, so daß die ursprüngliche nur in den Knauer-Ausgaben, aber auch hier nur in 35 von 59 Fällen, unverfälscht anzutreffen ist. Die Regententabelle war in 85, die der Tageslängen in 88 und die Charakteristik der Witterungsclassen in 90 von 105 vergleichbaren Kalendern enthalten. Die Tafel der Jahresregenten ist allenthalben von 312 auf 100 Jahre gekürzt und so das Knauer'sche „Calend. perpetuum“ in einen H. K., d. i. einen Kalender für 100 Jahre verwandelt worden. Von den oben erwähnten Anhängen, welche in einzelnen Handschriften anzutreffen sind, hat nicht einer Eingang und volle Verwerthung gefunden. Nur Bruchstücke der Knauer'schen chronologisch-astrologischen Studie*) haben sich in die gedruckten Exemplare gerettet, so z. B. die Tabelle der Stundenregenten (63mal), das Verzeichniß der dies aegyptiaces (unglücklichen Tage 44mal), die „Regula generalis pro omnibus annis“ (Einfluß der Sonnenfinsternisse auf Wein- und Getreidebau 58mal) und die unter dem Zeichen NB. eingeführte Bemerkung über die Beachtung der Zeichen des Thierkreises (61mal). Alle diese kleinen Sachen tragen hohe Frequenzziffern und sind unstreitig von Hellwig bevorzugt und als eigene Abschnitte in den Kalender aufgenommen worden.

Alles was außer diesen Stoffen in einem H. K. angetroffen wird, war dem Knauer'schen Originale fremd. Zunächst fügte Hellwig als Alchemist und Mediciner seinen Ausgaben, „zur Ergötzlichkeit des geehrten und curiösen Lesers“ „etwas von Metallen und Mineralien“ (21mal) und eine Nota über „ex Regno Vegetabili et Animali“ (18mal) bei, welcher Anhang im Jahre 1707 (in der Leipzig-Frankfurter Ausgabe) noch um einen über 100 Seiten langen Kräuterkalender vermehrt worden ist (24mal).

Die Zugaben in den Knauer'schen Kalendern verrathen durchweg eine mehr praktisch-ökonomische Tendenz. Sie finden sich schon in der ältesten Ausgabe (1704), und es ist ihr Verf. völlig unbekannt. Hier gelangen zur Besprechung: die landwirthschaftlichen Monatsverrichtungen (68mal), der Same und das Säen (48mal), der Dünger (46mal), die Fischerei (49mal), die Wetteranzeigen (68mal) und die 4 Complexionen oder Temperamente (42mal). Selbstverständlich sind im Laufe der Jahrhunderte durch die vielen Abarten auch H. K. entstanden, welche inhaltlich nur noch wenig mit dem alten Knauer gemein haben. Es werden darin die verschiedensten Themen zur Sprache gebracht. Nach ihren Frequenzziffern geordnet, sind es folgende: Obstbau 53, Weinbau 51, Festtabellen 37, Astronomische Unterweisung 34, Thierarzneilehre 30, Bauernregeln 27, Aspecten 24, Finsternisse 21, Gesundheitsregeln 21, Quodlibet 19, Chronologische Tabellen 18, Bienenzucht 16 und Tabelle über Zu- und Abnahme der Tage 6. Hieraus ergiebt sich: Nicht der Kern des H. K., sondern nur seine Anhänge erinnern lebhaft an die „Oeconomia“ des Colerus.

Die Kauflust des Publicums muß eine relativ große gewesen sein. Von 1700 bis 1875 hat das Buch ca. 175, also im Durchschnitt alljährlich eine Auflage erlebt. Im ersten Jahrzehnt (1700—1710) überwog die Hellwig'sche Art (H. = 7, K. = 2), bis 1725 wurden diese jedoch von den Knauer'schen Ausgaben eingeholt (H. = 12, K. = 11). Im ganzen vorigen Jahrhunderte sind ca. 25 Ausgaben nach Hellwig und ca. 35 nach Knauer gedruckt worden, während das laufende Jahrhundert nur 2 H. und gegen 30 K. auf den Markt brachte. Hierbei sind alle die Bücher nicht mit gezählt worden, die auf keinen der beiden Namen lauten. Auch solche giebt es. 18 sind uns davon bekannt geworden. Zu ihnen gehören in erster Linie diejenigen, welche die Autorsignatur D. M. K. A. K. L., d. h. Doctor Mauritius Knauer, Abt des Klosters Langheim, tragen. Viele sind geneigt, diese Bücher für die ersten Drucke zu halten. Wer eine derartige Behauptung zuerst aufgestellt hat und ob sie auf Wahrheit beruht, das konnte bis dato noch nicht festgestellt werden. Auch wir neigten bisher der oben ausgesprochenen Ansicht zu; allein da sich nur 2 Kalender dieser Gattung (s. a. Erfurt b. Weinmann und 1723 Magdeburg) auftreiben ließen und der älteste von ihnen ein echter Hellwig ist, dessen Verf. bekanntlich ausdrücklich versichert, Knauer's Manuscript als Vorlage benutzt zu haben, so muß man in seinem Urtheile über die Sache wankend werden. Hier dürfte jedoch nicht der Ort sein, näher auf die verwickelte Sache einzugehen. Der eben erwähnte Magdeburger ist ganz Knauer'scher Art, und es vertheilen sich mithin die zwei Kalender der 3. Sorte ganz gleichmäßig auf die beiden ersten. 15 Kalender führen keinen Autornamen im Titel. Sie sind meist moderner Art und ähneln den Knauer'schen Ausgaben. Doch befinden sich unter ihnen auch zwei sehr alte: 1720 Augsburg und 1723 Schwobach. Außer 1797 und 1798 (Augsburg) kommen in dieser Classe nur Jahre des laufenden Jahrhunderts vor. In eine 5. Classe muß ein einziger Kalender (Villingen s. a. [1844/45]) verwiesen werden, welcher ausdrücklich den Namen Colerus führt. Danach ist vorliegende Untersuchung an 59 Knauer, 27 Hellwig, 15 N. N., 2 D. M. K. A. K. L. und 1 Colerus geführt worden. Nach Maßgabe der den Kalendern aufgedruckten Auflagenummern und der großen literarischen Verzeichnisse der letzten 100 Jahre müssen noch ca. 65 Zwischenauflagen fehlen, von welchen nur etwa 6 dem vorigen Jahrhundert angehören. Den Hauptposten hierzu stellen die H. K. des Endter'schen Kalenderverlags in Nürnberg, von welchen wir nur die 49. Auflage sahen.

Es fragt sich weiter, von welchen Orten aus der H. K. seine Reise durch Centraleuropa angetreten hat. Im Allgemeinen war die Verbreitung des Buches eine der Lage des Wohnorts seiner Verfasser entsprechende. Erfurt und Kulmbach sind die beiden Mittelpunkte, von welchen aus die Verbreitungskreise geschlagen werden müssen. Hellwig'sche Kalender wurden selten in Süddeutschland, Knauer'sche nur vereinzelt in Norddeutschland ausgegeben. Die Hauptverlagsorte der Hellwig'schen Kalender sind; Erfurt (6), Grätz (6), Leipzig (5), Frankfurt-Leipzig (3), s. l. (2), Gotha, Eisleben ꝛc. Es entfallen 16 von 27 allein auf Sachsen und Thüringen, 20 auf Norddeutschland. Nur Stuttgart und Grätz betheiligten sich an dieser „norddeutschen“ Ausgabe. Im Gegensatz hierzu wurden die Knauer'schen Kalender überwiegend in Süddeutschland — 30 allein in Bayern — verlegt. Und zwar entfallen auf Kulmbach 4, Augsburg 13, München 5, Nürnberg 2, s. l. 6, Reutlingen 4, Leipzig 5, Frankfurt 2, Grätz und Wien je 3 ꝛc. Im Ganzen gebührt 33 Orten die Ehre, die Verbreitung des Buches gefördert zu haben. Obenan stehen: Augsburg (15), Leipzig (10), s. l. (10), Erfurt (9), Grätz (8), München (6), Frankfurt-Leipzig (5), Kulmbach (4), Reutlingen (4), Wien (3), Pest (2), Chemnitz (2), Nürnberg (2). Vereinzelte Ausgaben fanden statt in Frankfurt a/O., Gotha, Eisleben, Halle, Nordhausen, Magdeburg, Gera, Quedlinburg, Cassel, Werl, Münster, Villingen, Schwobach, Weißenburg, Stuttgart, Zug, Linz, Brünn, Leitomischl, Glatz, Einbeck, Bremen. — Wo aber hat man diese Bücher jetzt zu suchen? Werden sie im Privatbesitze als treue Rathgeber geachteter Vorfahren werth gehalten, oder konnte sie nur der Ankauf von Seiten großer Bibliotheken vor dem Untergange retten? Warten sie in den staubigen Bücherhöhlen großstädtischer Antiquariate vergeblich auf Käufer, oder ist ihnen schon der Altentheil in Gestalt eines ehrwürdigen Platzes in einem „vaterländischen Museum“ geworden? Jede der vier Möglichkeiten hat die Untersuchung als Thatsache bestätigt. Auffällig wenig (3) Exemplare wurden im Privatbesitze angetroffen. Ein diesbezüglicher Aufruf in der „Meteorologischen Zeitschrift“, welche gegen 700 an der Sache interessirten Lesern unter die Augen kommt, hatte eine einzige Meldung (aus Siebenbürgen) zur Folge. Hier hat wol der Einzelne den antiquarischen Werth eines solchen Buches nicht zu schätzen gewußt, und dasselbe „den Weg alles Papieres“ gehen heißen. Gering ist auch der Bestand an H. K. in unsern Antiquariaten. Selten stößt man in den Katalogen auf ein werthvolles Exemplar. Eine Annonce in 2 Antiquariats-Anzeigern bewirkte 4 Angebote. Man ist bei diesem Studium lediglich auf die Bibliotheken, Museen u. s. w. angewiesen, welche Institute die noch vorhandenen Exemplare so ziemlich aufgekauft haben. 112 Bibliotheken ꝛc. sind von uns in Sachen des H. K. befragt worden. Davon haben 7 nicht geantwortet, 4 mußten die Auskunft wegen Nichtkatalogisirung derartiger Bücher unentschieden lassen, 55 besaßen kein solches Buch, von 36 sind uns Sendungen zugegangen und 9 konnten nur bereits gesehene Duplicate melden. Den größten Schatz im H. K. birgt die Münchener Hof- und Staatsbibliothek (ca. 25). Dann folgen in fallender Ordnung: Berlin, Bamberg, Salzburg (Museum und St. Peter),

*) Dieselbe erinnert sehr an das Calend. Roman. Oecon. etc. des H. Ranzovius. Wittenberg 1598.

Breslau, Göttingen, Graz, Weimar, Heidelberg, Dresden, Gotha ꝛc. Die ältesten oder aus anderen Gründen wichtigsten Exemplare stehen in Budapest (1701), München (1702), Bamberg (Handschriften und 1704), Göttingen (1705), Breslau (1707), Innsbruck (1709), Dresden (s. a. D. M. K. ꝛc.), Berlin (Dr. Hellmann s. a.), Rostock (s. a.), Nürnberg (Nat. Mus. s. a. [1745]), Verf. (1743/44), Salzburg (s. a. [1800]), Dresden (1743), Krakau (1797). Wir konnen an dieser Stelle unser Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß sich die Wiener Hof- und Staatsbibliothek nicht herbeigelassen hat, uns ihren Bestand an H. K. bekannt zu geben.

Die H. K. erschienen mit einer einzigen Ausnahme (s. a. Stuttgart, im Nat. Mus. zu Nürnberg, hohes Halboctav) nicht in dem Quart der gewöhnlichen Schreibkalender, sondern in Octavform. Die Seitenzahl der Bücher war anfangs ziemlich feststehend; spätere Ausgaben haben hierin jedoch bald und mancherlei Wandel geschaffen. Die von uns gesehenen Exemplare schwanken zwischen 64 (1860 Reutlingen) und ca. 600 Seiten (Graz 1837). Die Berliner Bibliothek enthält jedoch auch einen H. K., welcher s. l. s. a. auf ein einziges Blatt gedruckt ist, und in Bremen erschien 1882 ein 150jähriger von ca. 20 Seiten, der von der ganzen Sache nur den Namen entlehnt hat. Man darf behaupten: Ein echter Knauer muß 88, und wenn die Vorrede mit paginirt ist, 95 Seiten haben. Die Hellwig'schen Kalender zählten anfangs 96, nach Hinzunahme des Kräuterkalenders (1707) 176 Seiten. Als die stärksten Bände müssen im Allgemeinen die Grazer (252, 387, 576 Seiten) bezeichnet werden. Doch giebt es auch noch einige andere von beträchtlichem Umfange: 1801 Quedlinburg (310 S.), 1786 Leipzig (310), 1743 Chemnitz (352), 174?, 1756, 1772 Leipzig (228).

Annähernd die Hälfte der Exemplare (54) war mit Bildern ausgestattet. Man hat hier Titelbilder, Planetenbilder, Monatsbilder und Abbildungen im Quodlibet zu unterscheiden. Die alten Hellwig'schen Ausgaben enthalten nur Planetenbilder, die Knauerschen nur das Titelbild. Es sind drei verschiedene Titelbilder vertreten: das Kulmbacher, das Leipziger und das Grazer. Das Kulmbacher Titelbild von 1704, welches sehr bald (1707) auch in die Hellwig'schen Kalender überging, stellt die sieben Planetengottheiten mit ihren astrologischen Symbolen (nicht Thierkreiszeichen) dar. Die Sonnenfigur steht in der Mitte. Unter jedem Bilde findet man die von dem betreffenden Planeten im 18. Jahrhundert regierten Jahre. Der zwischen Saturn und Jupiter einerseits und zwischen Merkur und Mond andererseits freibleibende Raum ist zur Angabe des Titels benutzt worden. — Das Leipziger Titelkupfer (1730/40) befindet sich nur in sechs Kalendern des Geßner'schen und einem Kalender des Müller'schen Verlags. Hiervon konnten nur vier (die 2. (Verf.), 4. (Erlangen), 6. Auflage (Weimar) und s. a. Auflage (1780) im Besitze des Hrn. Dr. Grotefend in Schwerin) aufgefunden werden. Dieses Bild stellt in seinem oberen Theile den Sternenhimmel mit Ekliptik, Sonne und Mond dar. In der Mitte und unten folgen vier die Jahreszeiten charakterisirende Bilder, zwischen welchen zu beiden Seiten eines Himmelsglobus die Planetengottheiten in Reih und Glied (4—3) erscheinen. — Das Grazer Titelbild endlich (1799) zeigt den von einer ihren Schwanz fassenden Schlange eingerahmten Sternenhimmel nebst Symbolen der Allmacht Gottes und der Unendlichkeit des Weltalls.

Die **Planetenbilder** sind nach Größe und Ausführung sehr verschieden, wenn auch die althergebrachten astrologischen Figuren überall zu erkennen sind. Bald werden sie stehend, bald sitzend, bald im Medaillon, bald frei, bald mit ihrem Thierkreiszeichen, bald nur mit ihren Symbolen abgebildet. Die größten Bilder (volle Seite) hat der Kalender von 1709 Frankfurt-Leipzig (Innsbruck), die schönsten derjenige von 1702 Erfurt (München). Die Bildgröße schwankt zwischen 15×8 und 4×3½ cm. Die letztere ist die häufigste. —

Monatsbilder findet man mit Ausnahme der oben erwähnten Geßner'schen Ausgaben nur in Knauer-Kalendern. Wir sind ihnen in 19 Exemplaren begegnet. Sie haben meist die Größe 6×3 cm und stellen irgend eine den Monat charakterisirende landwirthschaftliche Verrichtung dar. Die in den letzten Anhängen des H. K. auftretenden Bilder sind so nichtssagend und selten, daß sie hier übergangen werden können. —

Man kann schließlich die Frage aufwerfen: Welchen Einfluß hat der H. K. auf die immerwährenden und Schreibkalender ausgeübt? Von der ersten Art haben wir ca. 40, von der letztern gegen 400 verglichen. Die vorknauerschen immerwährenden K. waren entweder rein mechanisch-schematischer Natur (Alles durch Kreise oder drehbare Pappscheiben dargestellt) oder ein Sammelsurium von chronologischen Tabellen und astrologischen Glaubenssätzen. Ein Vergleich der Calendaria perpetua von Scultetus (Görlitz 1574), Paulo Ebero (Wittenberg 1579), s. auct. (Venetus 1582), s. auct. (Antwerpen 1583), Jean Gosselin (Paris 1583), Ranzovius (Hamburg und Wittenberg 1590—94), Sarcephulus (Breslau 1600 und 1611), Peinzig v. Henfenfeld (Nüenberg 1623) u. A. wird unsere Behauptung bestätigen. Nach Knauer — und seinem Vorläufer Colerus — schlugen diese Bücher oft einen andern Ton an. Schon der Kal. des Simplicissimus von Grimmelshausen (Nürnberg 1670 u. 77) ist eine wahre Fundgrube für Astrometeorologie. Doch wird die Annäherung dieser Bücher an den H. K. nach Drucklegung des letzteren noch viel stärker. Die Kalender von s. auct. (Erfurt 1717, 20, 21), Uranophilus (Berlin 1719, 25, 33), Richter (Nüenberg 1721, 26) u. A. behandeln mit Ausnahme der 7jährigen Regierungsperiode der Planeten ganz gleiche Stoffe.

Man sollte meinen, die Kalenderschreiber jener Zeit würden K.s Idee freudig begrüßt und umgehend ausgebeutet haben. Dem ist nicht so. Trotz der Durchsicht von 107 Kalendern aus der Zeit von 1660—1737 konnten wir den Eintritt des H. K. in den Schreibkalender erst für 1737 (Freiberger Bergkalender) feststellen. Vielleicht waren die Astrologen zu stolz, sich der Knauer'schen Neuerungen zu bedienen und wurden erst von dem Urtheile der Menge hierzu gezwungen. Von 1750 ab trifft man die Rubrik „H. K." fast immer an, und leider haben sich 50 % der Kalender noch heutigen Tages nicht von ihr losgesagt. Geschäftsinteressen lassen den Unsinn nicht aussterben.

Wir kommen zum Schluß. Die Knauer'sche Idee von dem Regimente gewisser Planeten über einzelne Jahre in 7jährigem Tuenus ist ein astrologischer Wahn, der jede praktische Bedeutung abzusprechen ist. Seine allgemeine Charakteristik der Witterungsclassen entspricht vielfach der Wahrheit und die beigefügte „Partikulär-Witterung" hat Knauer nicht als Prognose, sondern als Tagebuch niedergeschrieben. Des Fehlers, solche Einzelheiten als Normen für zukünftige Jahre hingestellt zu haben, hat sich wahrscheinlich Hellwig schuldig gemacht. Es darf nicht vergessen werden, daß Knauer seinen H. K. nicht für die Oeffentlichkeit, sondern für den Oekonom seines Klosters schrieb. Es wollten aber wieder einmal die Jünger klüger sein als der Meister. Eine thatsächliche Prüfung der Prognosen des H. K. erscheint völlig überflüssig, ist aber dem gemeinen Manne zu Liebe, welcher noch viel auf seinen „Hundertjährigen" giebt, von uns angestellt worden. Für jede Witterungsclasse wurden 7 Jahrgänge des laufenden Jahrhunderts ausgewählt. Es erzielten

die Mond-Jahre an Treffern	45 %,	Nieten 41 %,	unentschieden blieben 14 %,
„ Merkur- „ „ „	41 %,	„ 43 %,	„ „ 16 %,
„ Venus- „ „ „	35 %,	„ 48 %,	„ „ 17 %,
„ Sonnen- „ „ „	39 %,	„ 44 %,	„ „ 17 %,
„ Mars- „ „ „	31 %,	„ 43 %,	„ „ 26 %,
„ Jupiter- „ „ „	44 %,	„ 44 %,	„ „ 12 %,
„ Saturn- „ „ „	33 %,	„ 49 %,	„ „ 18 %.
Im Mittel . . an Treffern	39 %,	Nieten 44 %,	unentschieden blieben 17 %.

Etwas Anderes war nicht zu erwarten.

Noch ist unsre Untersuchung nicht endgiltig abgeschlossen. Noch fehlt Aufschluß über die erste Drucklegung des Knauer'schen Kalenders, und einige wichtige Auflagen sind noch aufzustöbern. **Jede Auskunft über den H. K. nehmen wir nach wie vor dankbarst entgegen** und möchten insonderheit die Herren Bibliothekare auf das Buch aufmerksam gemacht und um gefällige Mittheilung gebeten haben. Denen aber, die uns bisher so freundlich unterstützten, sagen wir an dieser Stelle **Dank**.

Bücherbesprechung.

K—d. **Konkursordnung** mit Einführungsgesetz, Nebengesetzen und Ergänzungen. Textausgabe mit Anm. und Sachregister von R. Sydow. 4. Aufl. Berlin, J. Guttentag (D. Collin) 1890. (Guttentag'sche Sammlung deutscher Reichsgesetze Nr. 13, cart. Pr. 80 S.) — Die Nebengesetze sind die einschlagenden Bestimmungen des Gesetzes über die Consulargerichtsbarkeit und das Anfechtungsgesetz. Die Anmerkungen geben Verweise auf die Motive und die anderen Reichsgesetze, auch auf wichtigere reichsgerichtliche Entscheidungen in gedrängter Form. Deshalb, wie wegen der Handlichkeit hat die Ausgabe bei den praktischen Juristen für den Handgebrauch und bei den Laien umfassende Verbreitung gefunden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 44. Sonnabend, den 12. April. 1890.

Reiseskizzen aus Italien 1888.

Von A. Osterloh.

IV. Pästum.

Wir waren in Salerno eingeregnet. Den ganzen Tag hatten wir im Hôtel gesessen und uns die Zeit abwechselnd mit Briefschreiben und Nichtsthun vertrieben. Unser Zimmer, im zweiten Stock des Hôtels d'Inghilterra an der Quaistraße gelegen, bot eine herrliche Aussicht auf den Golf. Tosend brachen sich die graugrünen Wogen an den Ufermauern, schäumend sprühte der weiße Gischt in die Höhe und rollte dann wie ein Netz von Schaumperlen wieder ins Meer herab. Wir hörten sein Rauschen und Branden bei geschlossenem Fenster, und da wir das Meer lieben, klang es uns wie Musik. Dann verfolgten wir die kleinen Boote, die auf den sturmgepeitschten Wellen tanzten und sich bemühten, den Hafen zu erreichen. Der Golf von Salerno hat dieselbe amphitheatralische Form, wie der von Neapel. Nach links zu verflachen sich die Ufer. Rechts erhebt sich dunkles Bergland. Die Eisenbahn schlängelt sich durch viele Tunnel nach Vietri, und in halber Bergeshöhe zieht sich die Straße nach Amalfi. Das war eigentlich unser Ziel gewesen, und wenn der Himmel uns nur ein etwas freundlicheres Gesicht gezeigt hätte, wären wir auch hingefahren. So aber ballten sich die Wolken in dunkle Knäuel zusammen und hingen drohend an den schwärzlichen Bergen. Wir mußten also in Salerno bleiben.

Salerno, das alte Salernum! Mein Mann fühlte sich ganz auf historischem Boden und bevölkerte die Gegend mit Normannenfürsten und Hohenstaufen. Die Burg, welche stolz von hohem Bergesrücken die Stadt beherrscht, hat Robert Guiscard nach mehrmonatlicher Belagerung eingenommen; und in der Kathedrale, die er erbaut hat, ist das Grab der Margarethe von Anjou. Auch war Salernum zur Zeit der höchsten Blüthe der italienischen Wissenschaft die berühmteste medicinische Hochschule. Meine Erinnerungen an diese Dinge freilich waren sehr undeutlicher Natur, und ich hatte gar keine historischen Empfindungen.

Nachmittags ging ich aus, um etwas Lectüre zu kaufen. Unsere Handtasche, die wir aus Neapel mitgenommen, war winzig, und wir führten gar keine geistige Nahrung bei uns, nicht einmal ein Spiel Karten, die letzte Zuflucht des Deutschen in allen Wechselfällen einer Reise. Die Ausbeute in den Buchhändlerläden des neuen Salernum war sehr gering. Die einzigen nichtitalienischen Bücher, die man führte, waren ein französisches Lexikon und ein englisches Gebetbuch. Ich versprach mir von beiden keinen großen Genuß und war schließlich froh, zwei italienische Zeitungen zu erringen, die in Neapel erscheinende „Roma“ und die „Frusta di Salerno“, die Peitsche von Salerno.

Später klärte sich das Wetter auf, und wir konnten einen kleinen Spaziergang unternehmen, dem Meere entlang, zu den hübsch gelegenen Promenaden, in deren Mitte die Statue eines Vorkämpfers für Italiens Freiheit und Einigung, eines Vorläufers von Garibaldi, in leuchtendem Marmor ausgeführt, steht. Hier sah ich auch zum ersten Male Cactushecken. Tellergroße fleischige Cactusblätter rankten sich, eine Pflanze neben der anderen, wol dreiviertel Meter in die Höhe und bildeten mit ihren Stacheln eine undurchdringliche Schutzwand.

Neben der Promenade erhebt sich ein schönes, stattliches Gebäude, das Theater. Es sah sehr vielverheißend aus, und wir freuten uns schon, unseren unfreiwilligen, salernischen Rasttag mit einem Theaterabend beschließen zu können. Unsere Enttäuschung war daher sehr groß, als der Kellner uns mittheilte, daß das Theater seit drei Tagen geschlossen sei. Ich liebe die italienische Oper nicht, aber nach einem so öden, ereignißleeren Tag hätte ich mich sogar entschlossen, die „Lucia“, meine bestgehaßte Oper, anzuhören. Es war also nichts damit. Auch unsere Frage nach einem Café chantant oder dergleichen verneinte unser Ganymed fast mit Entrüstung.

Im Hôtel selbst war wenig Verkehr. Ein Geschäftsreisender, ein anderer Herr und wir Beide waren die einzigen Gäste. Die Leute scheinen sich in Salerno nicht lange aufzuhalten. Es machte ordentlich Sensation, als kurz vor der table d'hôte ein Reisewagen mit zwei Engländerinnen und einem weiblichen Courier vor dem Thore hielt; und wenigstens ein halbes Dutzend Jungen und Männer machten sich beim Abladen und Heraufschaffen der zahlreichen Gepäckstücke behilflich. Zu unserer Schande muß ich gestehen, daß auch wir schon ganz kleinstädtisch geworden waren und vom Treppenabsatz des secondo piano aus die umständliche Procedur beobachteten. Die Engländerinnen waren jedenfalls ebenso erstaunt wie wir, als sie zwei hohe Treppen hinaufklimmen mußten; sie wußten nicht, daß das Hôtel nur das zweite und dritte Stockwerk inne hat; die übrigen sind anderweit vermiethet. Das Speisezimmer ist im dritten Stock; ein geräumiges, altmodisches Zimmer mit langer, saubergedeckter Tafel, einem etwas abgesessenen Sopha aus grünem Wolldamast, einem Eckschränkchen mit vollen und halbvollen Wermuth- und Marsalaflaschen; an den Wänden zwei große Bilder der Padrona, der Besitzerin des Hôtels.

½7 Uhr war das Diner. Der Geschäftsreisende saß neben uns, der andere Herr uns gegenüber und die drei Engländerinnen am untersten Ende der Tafel. Im Zeitraum einer knappen Stunde war das Mahl eingenommen unter allseitigem, tiefem Schweigen, dann eine Tasse schwarzen Kaffees — und was nun?

Die „Roma“ und die „Frusta“ konnten wir bereits fast auswendig, so oft hatten wir sie im Laufe des Nachmittags gelesen; draußen regnete es, drinnen war es kalt, keine Oper, kein Café; es blieb uns schließlich nichts Anderes übrig, als um 8 Uhr ins Bett zu gehen.

Der nächste Morgen war schön und wir beschlossen, mit dem ersten Zuge, ungefähr um 11 Uhr, nach Pästum zu fahren.

Vor wenigen Jahren noch war diese Partie ziemlich verrufen und nicht ohne Gefahr. Man sah diejenigen, welche sie unternommen hatten, mit einem gewissen Respecte an. Die einsamen Ruinen lagen von jedem geregelten Verkehr abgeschnitten; Banditen machten die Gegend unsicher, wilde Büffelherden griffen die Wanderer an; Schwärme von Hirten, die beritten und bewaffnet auch Räubern ähnlicher sahen, als harmlosen Landleuten, verfolgten bettelnd die geängsteten Reisenden, und die Sümpfe mit ihrem Gifthauch verbreiteten Fieber und Tod.

Jetzt ist von Gefahr keine Rede mehr, aber ganz mühelos ist die Tour doch nicht. Unternimmt man sie von Neapel aus, so muß man die zwei Stunden Aufenthalt in den classischen Tempeln mit einer Eisenbahnfahrt von 8—9 Stunden erkaufen: jedenfalls

rechne man wenigstens eine Stunde mehr, als im Indicatore steht. Die Entfernung ist gar nicht groß, aber der Betrieb dieser Secundärbahnen wird mit einer Bummelei gehandhabt, die auch den Geduldigsten zur Verzweiflung bringen kann. Ein Mitreisender, der gefragt wurde, wie weit zwei Dörfer, die wir zu passiren hatten, von einander entfernt seien, verstieg sich sogar zu der Behauptung: Zu Fuß eine halbe Stunde, mit der Eisenbahn dreiviertel Stunde. Da ich die Strecke nie zu Fuß zurückgelegt habe, weiß ich nicht, ob der Mann Recht hatte.

Aller fünf Minuten eine Haltestelle; an jeder Haltestelle fünf Minuten Aufenthalt; an manchen, und nicht etwa an den größeren, 10—20 Minuten. Fünf, sechs oder noch mehr Beamte stehen auf dem Bahnhofsperron und gaffen den Zug an. Keiner denkt daran, dem Einsteigenden beim Auffinden des Wagens behilflich zu sein oder sonst irgend welche Auskunft zu ertheilen. Es scheint ganz unerfindlich, wozu sie eigentlich da sind. Plötzlich macht sich eine lebhafte Bewegung unter ihnen bemerklich, ein Hin und Her, ein Laufen, ein Rennen. Du denkst voll innerer Befriedigung, daß der Zug jetzt abgehen wird. Weit gefehlt! Jetzt fängt der Aufenthalt erst richtig an. Die Angestellten stürzen sich nämlich auf einen Gepäckwagen und beginnen mit geräuschvoller Geschäftigkeit Körbe, Pakete und Fässer abzuladen. Ein Aufseher mit einem Lieferzettel steht dabei; und was ein Mann ganz bequem allein besorgen könnte, geht durch zwei bis drei Hände. Diese Weitläufigkeit ist natürlich mit großem Zeitverlust verknüpft. Es ist jedenfalls der Controle wegen so eingerichtet. Keiner traut dem Andern: die Wahrscheinlichkeit spricht in Italien immer dafür, daß der Andere ein Spitzbube ist. Endlich! „Partenza“ ruft der Locomotivführer, „in vettura“ schreit der Schaffner, und „pronti“ tönt der Chor der Angestellten. Auf dem Perron steht noch ganz ruhig ein Passagier und plaudert mit seinem zurückbleibenden Freunde. — Mein Herr! — Er wird sitzen bleiben — wie unvorsichtig, — beeilen Sie sich! — er rührt sich nicht. Habe keine Angst, er bleibt nicht sitzen. Er kennt die Verhältnisse besser, wie du, und weiß, daß es auf diesen gottverlassenen Strecken, wenn Partenza gerufen wird, noch immer ein paar Minuten bis zur wirklichen Abfahrt dauert.

Die Gegend, welche wir jetzt, ich kann nicht sagen, durcheilen, macht gar keinen unheimlichen Eindruck: grüne Wiesen, Felder, Weingehänge, Bauernhäuser; hie und da ein größeres Besitzthum mit grünendem Garten. Die Sümpfe sind entwässert und zum großen Theil in Culturland verwandelt worden. Das mag freilich ein hartes Stück Arbeit gewesen sein, denn die Ufer sind bis weit ins Land hinein so flach, daß du meinst, das Meer werde mit Leichtigkeit die gemauerte Uferstraße überspülen und die ganze blühende Landstrecke meilenweit unter Wasser setzen. Dann und wann schimmert es feucht auf dem Wiesenboden, und sieh' jetzt ein großes Stück Land mit breiten, niedrigen, röthlichen Sträuchern bestanden: es sind üppig blühende Sumpfpflanzen, die den gefährlichen Morast überwuchern. Schwarze Büffel mit langem, zottigem Fell weiden unfern des Eisenbahndamms; ein paar Schweineherden: das ist Alles, was du von Thieren erblickst.

„Pesto!“ ruft der Schaffner. Wir sind angekommen. Dreiviertel Stunde Verspätigung.

Die Scenerie enttäuscht mich anfangs etwas. In den Beschreibungen, die ich von Pästum gelesen, ist die großartige Einsamkeit so anschaulich geschildert worden: kein Haus ringsum, als die Hütte des Wächters, und die dürftige Osteria — menschenleer, weltvergessen! Hohes Gras und stachelige Akanthusblätter sprießen wild um den Tempel, und durch Säulen hindurch siehst du das blaue Meer schimmern. Ich hatte es nicht nur gesehen, ich hatte es im Geiste gehört, wie es in ewig gleichmäßigem Rhythmus heute wie vor zwei Jahrtausenden an die stillen Ufer schlägt; und das Rauschen seiner Wogen ist der einzige Laut, der an dein Ohr dringt, eine eintönige, unendliche Melodie in der erhabenen Einsamkeit.

Mit der erhabenen Einsamkeit ist es nun freilich nichts. Ich rechne natürlich die zwei Dutzend Engländer, die mit demselben Zuge angelangt sind und Alles sehr lovely finden, ohne Weiteres ab; aber auf dem ganzen Weg vom Bahnhof aus und die den ersteren schneidende Landstraße entlang liegen in unregelmäßigen Zwischenräumen Häuser und Häuschen, und gegenüber vom Neptunstempel steht ein vielstöckiges Gebäude mit ausgedehnten Gartenanlagen. Eine hohe Mauer umschließt das Besitzthum, aber durch die Luken im Mauerwerk erblickst du Sträucher und Bäume, Grasplätze und Blumenbeete und einen großen Hof mit, wenn ich recht gesehen, Ställen und Oekonomiegebäuden. Vom Meere keine Spur! Erst wenn du, von den hohen Tempelstufen herabspringend, den mit Gänseblumen und Anemonen durchwirkten Rasen überschreitest und die gegenüberliegenden Mauertrümmer erklimmst, siehst du es in der Ferne blau erglänzen.

Die Ruinen selbst sind großartig und sehr gut erhalten. Das Letztere haben sie ihrer abgelegenen und wegen des gefährlichen Klimas Jahrhunderte lang verrufenen Lage zu danken. Hätten sie mehr in der Nähe menschlicher Ansiedlungen gestanden, würden die praktischen Kinder Italiens sich die großen Stein- und Marmormassen sicher zu Nutze gemacht haben.

Einen imposanten Anblick gewährt der Neptunstempel in seiner würdevollen Einfachheit; an der Vorder- und Rückseite je sechs, an den Seiten je 12 mächtige, dorische Säulen. Sie sind canellirt und nach oben verjüngt. Da sie, wie alle echt dorischen Säulen, keine Basis haben, machen sie für den ersten Augenblick einen fast schwerfälligen Eindruck. Aber nur für den ersten Augenblick; dann begreifst du, daß sie so und nicht anders sein müssen und daß alles Zierliche und Gefallige dem strengen und gewaltigen Charakter der ältesten griechischen Kunst widerspricht. Im eigentlichen Innenraum, der Cella, die ungedeckt war, stehen zwei Reihen kleinerer Säulen. Der Stein, eine Art Sandstein, hat im Laufe der Zeit einen warmen, gelblichen Ton angenommen, der das Auge ganz eigenartig wohlthuend berührt. Die beiden anderen Tempel, die sogenannte Basilika und der Cerestempel, sind weiß. Die erstere ist fast so groß, wie der Neptunstempel, und durch eine Säulenreihe in der mittleren Längsachse in zwei Hälften getheilt, so daß sie zwei Cellas enthält. Der letztere ist bedeutend kleiner, und liegt einige Minuten von den beiden andern entfernt.

Wol eine Stunde hatten wir in den Tempeln verbracht und uns bemüht, die schönen Formen recht nachhaltig unsrem Auge einzuprägen. Jetzt mußten wir daran denken, auch dem Körper etwas Nahrung zuzuführen. Seit dem Morgenkaffee hatten wir nichts genossen, und vor halb acht Uhr Abends war an ein Mittagessen nicht zu denken. Um sieben sollten wir fahrplanmäßig in Neapel ankommen.

Unser Freund Baedeker hatte zwar angerathen, Mundvorrath mitzunehmen, da man in der Osteria nur Eier, Wurst und Wein erhalte. Wir hatten aber gefunden, daß dies menu unseren Ansprüchen vollständig genügen würde, und beschlossen, unser Frühstück in dem ländlichen Gasthaus zu Pästum einzunehmen. Es liegt dem Cerestempel schräg gegenüber und beim Vorbeigehen schon hatten wir einen ganz freundlich gedeckten Tisch bemerkt, an dem einige Kutscher und Caradinieri beim Glase Wein saßen. Als wir zurückkehrten, hatten sie sich entfernt, und wir waren die einzigen Gäste in der Osteria. Es war ein großer Raum, wie üblich ohne Fenster, mit einem riesigen Thorweg. Ein kolossaler Herd nahm die ganze linke Seitenwand ein; Wand und Decke waren vom Herdfeuer schwarz verräuchert. Ein paar Männer, in dem rauchigen Düster kaum erkenntlich, saßen dahinten und unterhielten sich scherzend mit der Wirthin, die müßig in ihrer Mitte saß. Bei unserem Eintritt erhob sie sich. Sie war eine echte, südliche Schönheit, wol das schönste Weib, das wir in und um Neapel angetroffen hatten; gut gewachsen, übermittelgroß, voll und doch nicht zu üppig, mit regelmäßigen Zügen, mattem Teint und Augen, in denen es blitzte, wie von verhaltener Leidenschaft. Sie trug ein dunkles, unauffälliges Kleid, aber um den Hals eine schöne, goldne Kette von feinster Arbeit, große, goldene Ohrringe und goldene Nadeln im Haar. Das Haar war schwarz, schwarz die Augen, und gleichfalls schwarz die Hände.

Die schöne Wirthin aber war trotz ihrer schwarzen Hände das einzige Verlockende in dieser Osteria; und wir bereuten bitter den Rathschlägen unsres zuverlässigen Freundes im rothen Einband nicht gefolgt zu sein. Der freundlich gedeckte Tisch nahm sich in der Nähe weit weniger freundlich aus: ein schauderhaftes Tischtuch von zweifelhafter Weiße — oder sage ich besser von zweifelloser Gräue? — mit Rothweinflecken übersäet und zwei ebensolche Servietten; Teller gab es nicht. Die Gläser waren vor Schmutz bereits undurchsichtig; und die Flasche graute man sich anzugreifen. Zwei sehr lange, weißliche Brode lagen auf dem Tisch; daneben auf einem Teller arrangirt ein paar grüne Apfelsinen und ein Ei. Wir frugen nach Wurst. Es sei keine da, meinte die Frau. Dann überlegte sie, daß sich doch am Ende noch irgendwo im Haushalt ein vergessenes Wurstzipfelchen vorfinden könne, und durchstöberte einen im Hintergrunde stehenden Schrank, in dem sich ein paar Stöße bunter Tücher befanden. Es war aber nichts Eßbares darunter. Schließlich brachte sie aus dem Nebenzimmer — welchem Behältniß und welcher Umgebung sie es entnahm, habe ich nicht zu entdecken vermocht — ein steinhartes, verschrumpftes Knackwüerstchen. Nun schob sie uns mit der schwarzen Hand die schmierige Serviette

und ein stumpfes Messer hin, — und die Mahlzeit konnte beginnen. Der Appetit war uns natürlich längst vergangen; aber die Vernunft siegte, und in Anbetracht des sechsstündigen Fastens, das uns noch bevorstand, machten wir die Augen zu und aßen. Das Brod war frisch, aber fade und gänzlich geschmacklos. Die Wurst war abscheulich. Nur mit Mühe gelang es uns, die Schale zu entfernen. Darin befand sich ein Gemisch von großen Fettstücken und viel Kümmel und eine geringe Zuthat von ganz zähem Fleisch, wahrscheinlich Eselsfleisch.

Wir ermuthigten uns gegenseitig, indem wir einander einredeten, daß es doch sehr interessant und schön sei, einmal in einer echt italienischen Dorfwirthschaft eingekehrt zu sein, und schluckten dabei mit Todesverachtung ein paar Bissen hinunter.

Die edle Wirthin wollte uns durchaus nicht sagen, welchen Preis ihr leckres Mahl habe. „Ganz nach Belieben." Als wir ihr aber eine der Landessitte entsprechende Summe einhändigen wollten, zog sie die dunklen Augenbrauen sehr hoch und schüttelte den schönen Kopf. „Unmöglich!" und sie verlangte gerade das Doppelte. Jedenfalls amüsirte es sie sehr, daß wir auch das ohne Weiteres bezahlten, denn als sie mit ihrer Einnahme zu ihrem Sitz am Herde zurückgekehrt war, erschallte plötzlich ein herzhaftes Gelächter. Sie machte sich offenbar über uns lustig; und die Männer lachten auch, und das ganze Convivium war in der heitersten Stimmung.

Wir entfernten uns. Ein paar zerlumpte, kleine Jungen, aus einem Graben am Wegesrand aufspringend, bieten uns altes, römisches Geld zum Kaufe an, und ein Mann, der hinter einem Mauervorsprung gehockt hatte, hält ausgegrabene Väschen und Figürchen feil. Ob sie echt sind, oder ob künstlicher Rost und Grünspan den der Jahrhunderte ersetzt, weiß ich nicht; sicher aber ist, daß das Geldstück, welches der Bahnhofscassirer dieser idyllischen Einöde uns aufschwindeln wollte, falsch war.

Langsam rollt der Zug ab. Am Wagenfenster stehend, sehen wir noch lange die großartigen Tempelruinen, die sich in ihrer ruhigen Majestät scharf vom blauen Himmel abheben.

Bücherbesprechungen.

o. **Die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche gegenüber den römischen Bestrebungen.** Vortrag auf der Meißner Conferenz am 25. Juni 1889 gehalten von **Friedrich Meyer**, Stadtpfarrer und Superintendent in Zwickau i. S. Leipzig 1890. Verlag der Buchhandlung des evangelischen Bundes von Carl Braun. 36 S. Dieser klare, gründliche, von protestantischem Geiste durchwehte Vortrag ist auf der Meißner Conferenz gehalten worden, um in Sachsen eine größere Theilnahme für den evangelischen Bund zu wecken. Inwieweit er seinen Zweck erreicht hat, läßt sich ziffernmäßig nicht feststellen; jedenfalls ist der Vortrag geeignet, die in evangelischen Kreisen vielfach herrschende kirchliche Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit zu erschüttern und die Erkenntniß zu schaffen, daß in unseren Tagen auf Seite der evangelischen Kirche Rom gegenüber große Wachsamkeit, treue Entschiedenheit und volle Kraftentfaltung nöthig ist. — Zu gleicher Erkenntniß dürfte der am 29. October 1889 in Dresden von Stiftsprediger **Kvall** gehaltene und mit Beifall aufgenommene Vortrag (**Der evangelische Bund, ein Weckruf an das evangelische Volk.** Freundschaftl. Streitschriften Nr. 21. Barmen. Druck und Verlag von D. B. Wiemann. 36 S.) führen, welcher ebenfalls für den evangelischen Bund Herzen zu erwärmen und Glieder zu gewinnen sucht.

—g. **Die Bibel nach Luther's Uebersetzung. Mit Bildern der Meister christlicher Kunst.** Herausgegeben von **Dr. Rudolf Pfleiderer**, Stadtpfarrer am Münster zu Ulm. In 100 vierzehntägigen Lieferungen à 50 Pfennige. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. — Wir haben bereits wiederholt dieses monumentale Werk nach Verdienst gewürdigt, und können auch heute auf Grund der uns vorliegenden Nummern 18—21 nur sagen, daß diese Pfleiderer'sche Bibelausgabe alles nach dieser Seite hin Vorhandene übertrifft. Die genannten Hefte sind mit Bildern ausgestattet, welche höheren künstlerischen Anforderungen entsprechen; wir heben daraus hervor die Vollbilder: Die Tochter der Herodias mit dem Haupt Johannis des Täufers, von Bernardo Luini; Die Belebung Adam's, von Michelangelo; Eliefer und Rebekka am Brunnen, von Jos. Anton Koch; Der Gichtbrüchige, von Bernard Rode; Nadab und Abihu beim Opfer vom Feuer verzehrt, von Gerhard Hoet; Die Schlacht im Walde Ephraim, nach Alfred Rethel. Die Opfer der Verlagshandlung für dieses herrliche Unternehmen sind staunenswerth; mögen sie je länger je mehr den verdienten Erfolg finden.

W. L. **R. Winiker, Steuerkatechismus.** 2. vermehrte Auflage. Berlin 1890, R. v. Deckers Verlag. — Diese von einem hochstehenden Finanzbeamten verfaßte Schrift beabsichtigt, eine „kurze aber vollständige systematische Darstellung der directen Staatssteuern in Preußen" zu geben. Im Anhange sind die Berliner directen Communalsteuern, nämlich die Haussteuer, die Miethssteuer, sowie die Gemeinde-Einkommensteuer dargestellt; ferner finden ebendaselbst die in Preußen geltenden Bestimmungen betreffend die Heranziehung der Militärpersonen zu den Communallasten und die Besteuerung des Wanderlagerbetriebs Berücksichtigung. Die Leistung des Hrn. Verfassers, aus dem zerstreuten Quellenmaterial eine sehr übersichtliche Zusammenstellung der jetzigen Steuerpraxis herauszuarbeiten, wird von den mit der Steuerveranlagung betrauten Personen und vom steuerzahlenden Publicum, dem eine zuverlässige Information geboten ist, mit gleicher Freude willkommen geheißen werden. Möge das Beispiel auch in anderen Staaten Nachahmungen finden.

K—d. **Die Stellung des Erben, dessen Rechte und Verpflichtungen in dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich** von Dr. Ernst Eck, Geh. Justizrath und Professor (Bekker u. Fischer, Beiträge zur Erläuterung und Beurtheilung des Entwurfs eines bürgerl. Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, Heft 17). Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1890. — Der Verf. behandelt die Art und Weise des Erbschaftserwerbes, die Schuldenhaftung des Erben, die Erbunwürdigkeit und endlich die Gemeinschaft der Miterben und ihre Auseinandersetzung, also Verhältnisse, die im täglichen Leben von großer Bedeutung sind, und zwar nicht blos vom theoretischen Standpunkte aus, sondern ganz besonders in Beziehung auf die Verwirklichung der Bestimmungen im Rechtsverkehre. Bezüglich des Erbschaftserwerbes ist der Verf. im Wesentlichen mit den Bestimmungen des Entwurfes einverstanden; die Regelung der Verhältnisse vom Tode des Erblassers bis zu einer Ausschlagung des Erben erscheint ihm nur bedenklich, zumal da das Interesse der Erbschaftsgläubiger zu wenig gewahrt sei. Die durch das Inventarrecht beschränkte Schuldenhaftung des Erben billigt der Verf., nur wünscht er für die Errichtung des Inventars eine gesetzliche, keine richterliche Frist, Oeffentlichkeit des Inventars, Beseitigung der vom Entwurfe eingeführten Abzugseinrede des Erben, deren Wirkungen er durch ein besonderes Verfahren über die Befriedigung der Nachlaßgläubiger vortheilhafter zu erreichen sucht. Mit einer Ausnahme würde das von ihm Gewollte unsern sächsischen Bestimmungen entsprechen. Für die Gemeinschaft der Miterben wünscht der Verf. statt des Auseinanderfallens der Rechte und Verpflichtungen eine größere Bindung der Miterben (Gemeinschaft der gesammten Hand), ohne doch darin soweit zu gehen wie das preußische Recht. Für die Beurtheilung des Entwurfes und die Weiterbildung des geplanten Werkes hat der Verf. bei aller Mäßigung in den Ansprüchen einen recht erheblichen Beitrag geliefert.

G. Oe.— **Dr. Joh. Aug. Ernst Köhler, Das Königreich Sachsen und seine Fürsten**, für Schule und Haus bearbeitet. Mit 26 Bildnissen sächsischer Fürsten. 3. Aufl. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1890. VI, 311 S. gr. 8°. Preis: 3 *M.* — Wir können uns bei der Besprechung des vorliegenden Buches ganz kurz fassen, da die erste Auflage seiner Zeit eine eingehende Würdigung an dieser Stelle gefunden hat. Daß das Buch in so kurzer Zeit die dritte Auflage erreichte, ist ein Beweis seiner Brauchbarkeit und seines Werthes. Die zweite Auflage machte sich deshalb nöthig, weil der Rath der Stadt Leipzig den Schülern und Schülerinnen der oberen Classen der ihm unterstellten Volksschulen je ein Exemplar des Buches als Erinnerungsgabe beim Wettinfeste zu überreichen beschlossen hatte. Die neueste Auflage ist bis in die neueste Zeit fortgeführt und enthält eine kurze Beschreibung der Festlichkeiten des Wettinjubiläums. Bekanntlich ist das Buch eine Neubearbeitung der unter demselben Titel von dem verstorbenen Pastor Stichart von Reinhardsgrimma herausgegebenen sächsischen Geschichte. Die Anordnung des Stoffes und die biographische Form der Darstellung ist Stichart's Werk; Köhler hat nur manches Minderwichtige gestrichen und dadurch Raum für einige culturgeschichtliche Mittheilungen gewonnen, die freilich, wie Köhler selbst bedauert, recht mager sind. Köhler hat sich so in das Stichart'sche Buch eingelebt, daß man dasjenige,

was von ihm neu hinzugefügt worden ist, kaum zu unterscheiden vermag von dem, was er nur überarbeitet hat. Das Buch macht den Eindruck, als sei es aus einem Gusse. In manchen Kleinigkeiten sind wir anderer Meinung, besonders in der Urgeschichte unseres Vaterlandes und auch in der Beurtheilung einzelner Fürsten; im Großen und Ganzen aber empfehlen wir das Buch auf das Angelegentlichste. Es bildet den besten Ersatz für eine uns immer noch fehlende sächsische Geschichte, die dem Bedürfnisse der reiferen Jugend und weiterer Kreise entspricht. Die Ausstattung ist trefflich, die Holzschnitte scharf und schön. Der Preis ist gegen die ersten Auflagen wesentlich ermäßigt.

st— Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Nach den neuesten und besten Quellen. Von Dr. Johannes Baumgarten. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1890. 563 S. 8 ℳ. — Die neueste Arbeit des Hrn. Verfassers, welcher mit großem Fleiße das Material, welches Ostafrika betrifft, zusammengestellt hat, soll eine durchaus objective, aus den besten Quellen geschöpfte Kenntnißnahme des Landes vermitteln, welches gegenwärtig den Vordergrund der colonialen Interessen der Hauptculturvölker Europas einnimmt. Er beginnt mit einer Schilderung der christlichen Missionsthätigkeit vom culturhistorischen Standpunkt und beleuchtet die Fragen, welche hinsichtlich ihrer Werthschätzung aufgeworfen werden, mit einem für die Missionen günstigen Resultate. Daneben wird das Treiben der Muhamedaner als Gegenbild gestellt, mit ihren Greueln und Vernichtung von Cultur und Menschenleben. Es werden dann die Mittel zur Bekämpfung des Sklavenhandels und die Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika überhaupt besprochen, gefolgt von Schilderungen und Landschaftsbildern, welche von bleibendem Werthe sind. Das Buch ist aber nicht nur compilatorisch, sondern durchgearbeitet und fast erschöpfend für alle möglichen afrikanischen Fragen zu nennen, dabei in einem herzlichen Tone geschrieben, frei von überflüssigen Polemiken — die gegen die englischen Uebergriffe ausgeschlossen — und wird sicher auch ebenso freundlich wie die früheren Schriften des Verfassers aufgenommen werden.

G. Oe.— Ed. Baudit, Das Kinderfest. Döbeln, Carl Schmidt 1890. 126 S. 8°. Preis 1 ℳ 25 ₰. — Aus dem reichen Schatze eigener Erfahrungen bietet ein Schulmann eine Reihe trefflicher Winke für die Veranstaltung und Anordnung von Kinderfesten. Ich bekenne, daß ich eigentlich kein Freund von Kinderfesten bin; wenn sie aber in dem vom Verf. empfohlenen Geiste veranstaltet und geleitet werden, so können, ja so müssen sie Gutes wirken. Der Verf. entwickelt nicht nur die vollständigen Festpläne, sondern er geht auch ins einzelnste, giebt Winke über Vorbereitung und Anordnung, schildert die einzelnen Gewinn- und Unterhaltungsspiele, fügt einige Proben von Ansprachen und Gedanken zu solchen bei. Alle seine Rathschläge sind sachgemäß, die Verbindung der einzelnen Spiele zu einem Spielreigen ist durchaus ansprechend und verdient allseitige Beachtung. Bewundernswerth ist, mit wie geringen Mitteln der Verf. eine überraschende Mannigfaltigkeit der Festbeschäftigungen zu erzielen vermag. Nicht recht in den Rahmen eines Kinderfestes wollen mir die dramatischen Aufführungen passen. Daß sie bei Eltern und Kindern großen Beifall gefunden haben, will ich gern glauben — unsere Zeit krankt an der Vorliebe für Schaustellungen — aber eine gute Wirkung kann ich mir von ihnen nicht versprechen. Die beigegebenen kleinen Festspiele des Verfassers sind ganz hübsch, haben mich aber in meiner Ueberzeugung nicht wankend machen können. Doch ich will mit dem Verf. nicht weiter rechten. Ich habe mich von Herzen erfreut an der Lehrerliebe, die aus jeder Zeile des Buches spricht, und empfehle es allen Lehrern und Freunden der Jugend auf das Wärmste.

G. Oe. — Anekdoten aus dem Leben Wilhelm's des Siegreichen. Aus zuverlässigen Quellen gesammelt von Carl Küchler. 1. Bändchen. Grimma, Selbstverlag 1890. 55 S. kl. 8°. Preis 40 ₰. — Der Verfasser hat 70 kleine Einzelzüge aus dem Leben des großen Kaisers zusammengestellt, nicht nach einer bestimmten äußerlichen oder inneren Ordnung, sondern bunt durch einander. Wir billigen dies Verfahren vollkommen, da jede planmäßige Anordnung solcher Einzelzüge den Genuß der Sammlung abschwächt. Anekdoten müssen als Mischschüssel geboten und genossen werden. Ob die gesammelten Erzählungen sämmtlich beglaubigt sind, ist höchst fraglich. Nr. 44 befindet sich mutatis mutandis in Hebel's Schatzkästlein, und Nr. 68 wird, auch mutatis mutandis, vom König Ludwig I. von Bayern erzählt. Das Büchlein hätte nichts verloren, wenn beide weggelassen worden wären. Sonst bietet es recht Hübsches, auch manches minder Bekannte.

G. Oe.— Ernst Evers, Wilde Wogen. Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission 1890. 158 S. 8°. Preis: 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ — Schlicht und innig, stimmungsvoll und ergreifend, packend und erhebend, volksthümlich in des Wortes bestem Sinne erzählt uns Evers eine Geschichte von seiner Heimath, an deren Gestade die „wilden Wogen“ des Meeres branden, aus der Zeit, da die „wilden Wogen“ des großen Krieges durch die deutschen Lande rauschten, Schrecken verbreitend, den Wohlstand von Millionen überfluthend, die Kinder wegspülend vom heimischen Herde. Zweier Weggespülter Schicksal kündet uns der Erzähler. Den Einen haben des Meeres, den Anderen des Krieges Wogen mitgenommen; sie finden sich und kehren selbander wogenmüde in das Vaterhaus zurück. Für die heimflüchtige Jugend unserer Tage ist die Erzählung geschaffen, sie ist ein Volksbuch, das wärmste Empfehlung verdient. Der Reinertrag des Werkes kommt der Pensions-, Wittwen- und Waisencasse der Berliner Stadtmission zu Gute. Wer es also kauft, thut nicht nur sich selbst einen Dienst, sondern auch den Dienern jenes großen Werkes, das schon so viel Segen gestiftet hat.

J. R. Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen. Von Julius Grosse. Dresden-Striesen, Paul Heinze's Verlag. 3 ℳ — Was Grosse hier darzustellen unternimmt, eine Art von politischer und sittlicher Entwicklung des Menschen unsres Jahrhunderts, ist in ähnlicher Weise schon öfter versucht worden: wir erinnern nur an Karl Kösting's leider viel zu wenig bekanntes Epos „Der Weg nach Eden“. Aber es ist überzeugender und passender dargestellt worden, als bei Grosse, bei dem man an die Wandlungen ein und derselben Person in den verschiedenen Phasen der Handlung nicht recht glauben kann, und dessen Held Erwin Volkram infolge seines aus Schwäche, Sentimentalität und Haltlosigkeit zusammengesetzten Wesens kein tieferes Interesse einzuflößen vermag. Diese Mängel des Gedichts werden durch die vielen Vorzüge im Einzelnen, die schönen lyrischen Ergüsse, die prächtigen historischen Schilderungen, die auch der satirischen Schärfe nicht ganz entbehren, durch das Berauschende eines klangvollen Rhythmus mit volltönenden Reimen nicht ausgeglichen.

J. R. Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung von Malwina Blumberg. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Wir haben es hier mit einer Stilübung auf dem Gebiete des culturhistorischen Romans zu thun, aber mit keiner ganz verunglückten und ungeschickten. Mit Fleiß und Sorgfalt wird hier ein Bild der Zeit Vespasian's und Titus' zusammengestellt, als die Republicaner alten Schlages einerseits und die in Rom ansässigen Juden andererseits, in denen der Haß gegen den Zerstörer Zions glüht, es unternehmen, die drei Cäsaren zu stürzen: denn auch die Gestalt Domitian's, des jüngeren Sohnes des Vespasian, tritt bereits bestimmend in den Bann der Ereignisse. Der Erfolg ist freilich nicht der gewünschte, sondern Untergang des selbständigen Römerthums und Judenverfolgung. Auch die gleichzeitige Literatur und Philosophie wird mit in den Rahmen dieses Gemäldes gezogen. Zur Vollständigkeit desselben fehlt nur das junge Christenthum, das soeben erst seine Feuertaufe siegreich bestanden hatte und sich ausbreitend in den Vordergrund des öffentlichen Lebens trat: von ihm vernehmen wir aber rein gar nichts. Ein weiterer Mangel ist ferner der übereilte und ungenügende Schluß: durch ihn erhält Alles, Handlung wie Charaktere, das Gepräge des Ansatzweisen. Es wird nichts Rechtes aus diesen großen und mächtigen Anläufen: der Fluß verläuft im Sande. Auch geht es in dem Roman ziemlich harmlos und zahm zu: wir denken uns diese Zeit, da Nero und Genossen erst kürzlich von der Weltbühne verschwunden waren und ähnliche furchtbare Erscheinungen sich anschickten, auf derselben gleichfalls eine Rolle zu spielen, weit wilder und blutiger. Hier merkt man den Stift einer weiblichen Hand, die uns das Bild gezeichnet. Sonst aber ist der Roman mit seiner mäßigen aber steten Spannung eine lesbare Arbeit besserer Art derjenigen Kategorie, die sich an Ebers und Eckstein anlehnt.

Berichtigung. In der Besprechung des Johannes Huber'schen Buches: Die Philosophie der Socialdemokratie (Wiss. Beil. Nr. 42 S. 168 Sp. 1 Zl. 17 v. o.) muß es heißen: „während bei Hebel der Denkprozeß die Wirklichkeit bestimmt“, nicht: „während sie Hebel den Denkprozeß der Wirklichkeit bestimmt“.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 45. Dienstag, den 15. April. 1890.

Ritter Harras und seinesgleichen.

Von H. Schurtz.

Wie oft wol im Jahre mag Harras, der kühne Springer, im Munde declamirender Schüler seine Auferstehung feiern! Körner hat kein lebensvolleres Gedicht gewebt, als seine frische, dramatisch aufgebaute Ballade vom Ritter Harras, der seinen Verfolgern durch den verzweifelten Sprung in die Zschopau entkommt. Mit jener innern Wahrheit, die der echte Dichter auch sagenhaften Gestalten zu verleihen weiß, hat er den muthigen Ritter vor uns hingestellt, so daß wir kaum zweifeln, es müsse ihm auch historische, absolute Wahrheit innewohnen. Die Frage nach der Person des Harras möchte ich auf sich beruhen lassen; aber an der Wirklichkeit seiner verwegenen That zu zweifeln haben wir allen Grund.

Harras ist nicht der einzige „kühne Springer“, von dem die Sage weiß. Ludwig der Springer, der vom Giebichenstein bei Halle sich hinab in die Saale stürzte, ist allbekannt; aber es ist höchst unsicher, ob er oder ein Andrer das Wagniß unternommen, ja ob es überhaupt stattgefunden hat. Zwei berühmte, aber ganz sagenhafte Sprünge bietet uns ferner der Harz, — die Roßtrappe erinnert an die Rettung der verfolgten Königstochter, die auf schäumendem Renner über den Abgrund des Bodethales setzte, und Mägdesprung dankt seinen Namen angeblich einem ganz ähnlichen Ereigniß. Weit davon im Süden erzählt man eine verwandte Sage: Auf der Ringmauer der Burg zu Nürnberg erinnert ein in Stein gehauenes Hufeisen an die kecke Flucht des Schnapphahns Eppelin von Gailingen, der den Nürnbergern im Angesicht des Galgens entwischte, indem er in den Stadtgraben hinabsprengte und glücklich das freie Feld gewann. — Abgesehen von diesen Sagen bietet nun das Königreich Sachsen und die angrenzenden Striche Thüringens eine Anzahl von „kühnen Sprüngen“, die ich zunächst, soweit sie mir bekannt sind, anführen möchte. Sie sind indessen in ihren Grundzügen nicht ganz übereinstimmend, vielmehr kann man sie in solche mit glücklichem und in solche mit tragischem Ausgang eintheilen.

Zu den ersteren gehört der Harrassprung selbst:

> Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
> Der Reiter ist wohl erhalten.

Ihm schließen sich mehrere, bis auf geringe Einzelheiten gleichlautende Sagen an. Bei Grimma an der Mulde liegt der Trompeterfelsen, von dem aus im dreißigjährigen Kriege ein Trompeter, von den Feinden verfolgt, in den Fluß hinabsprengte und entkam. Im „letzten Kriege“ (wohl 1813) stürzte sich von einem Felsen bei Plauschwitz unweit Plauen ein von seinen Verfolgern bedrängter Ulan in die Fluthen der Elster; sein Roß versank, er selbst rettete sich an das Ufer. Ein andrer Ulan wagte beim Schlosse Stein den Sprung in die Elster mit gleich glücklichem Erfolge. Auch vom Schlosse Lauterstein bei Zöblitz hat sich vor Zeiten ein Ritter herabgestürzt, dessen Roß dabei zu Grunde ging, während der Reiter mit dem Leben davonkam (Lehmann, Obererzgeb. Schauplatz). Sogar einen Heiligen läßt die Ueberlieferung das verzweifelte Wagniß bestehen: St. Georg wird von seinen Feinden auf den Spitzstein an der Mulde gegenüber Wasewitz gedrängt und findet Rettung, indem er in den Fluß hinabsprengt. In die Reihe der glücklich verlaufenden Sprünge mag auch jener gehören, der von dem Kebrafelsen an der Saale erzählt wird, über den ich aber keine näheren Angaben finden konnte. Ferner ist der „Jungfernsprung“, eine Kluft auf dem Oybin bei Zittau, zu erwähnen, von dem drei verschiedene, in ihren Grundzügen übereinstimmende Sagen berichtet werden. Nach der wahrscheinlich ältesten Angabe ist es eine Nonne, die von einem Mönche verfolgt sich hinabstürzt und Leben und Ehre rettet; ein andrer Bericht nennt als den Verfolgenden einen Jäger, und ein dritter etwas abweichender weiß sogar die Zeit genau anzugeben: Am Johannistage 1601 (also am Sonnwendstage, was sehr bemerkenswerth ist) wettet ein Mädchen, daß es über die Kluft zu springen vermag; es stürzt bei dem Versuche hinab, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Hier sehen wir die Sage geschäftig, die alte Ueberlieferung in ein neues Gewand zu kleiden und sie näher an die Gegenwart heranzuverlegen, — ein Bestreben, dem es wol auch zuzuschreiben ist, daß einige der Harrassagen jetzt in den dreißigjährigen und selbst in den „letzten Krieg“ verlegt werden. — Endlich ist sogar eine Sage vorhanden, die ein Thier den Sprung in die Tiefe wagen läßt; das Schloß Hirschstein an der Elbe soll nach einem weißen Hirsch benannt sein, der im Angesicht seiner Verfolger vom Felsen in den Strom hinabsprang und entrann.

Alle diese Sagen haben das Gemeinsame, daß sie das Gelingen des kecken Versuches berichten. Es fehlt indeß nicht ganz an solchen, die von einem tragischen Ausgang zu erzählen wissen. Eine Art Uebergang zu ihnen bildet die, welche vom „Trompetersprung“ bei Rothenstein an der Saale handelt; sie ähnelt ganz den eigentlichen Harrassagen, aber sie endet nicht so glücklich. Ein junger schwedischer Trompeter, Axel von Gellingen, reitet im dreißigjährigen Kriege als Bote von Kahla nach dem andern Ufer der Saale. Das Unternehmen, das ihm schon öfter geglückt ist, scheitert endlich; er wird von den Kaiserlichen entdeckt, verfolgt und auf einen Felsen an der Saale gedrängt, von dem aus er den Sprung in die Tiefe wagt. Zwar entkommt er ans andre Ufer, aber als er auf seiner Trompete ein Danklied bläst, ereilt ihn eine feindliche Kugel. Wie beim Harrassprung, auf der Roßtrappe und auf der Nürnberger Stadtmauer erinnert auch hier ein eingehauenes Hufeisen an den verwegenen Springer.

Tragisch enden ferner zwei Sagen, die einander ganz ähnlich sind, aber von sehr verschiedenen Oertlichkeiten erzählt werden. Der Name der Pfaffenkluft in der Nähe des Kuhstalls soll an einen Priester erinnern, der vor der Reformationszeit von den Einwohnern des Dorfes Lichtenhain aus seiner Pfarrwohnung geholt, an die Kluft geführt und von dem Felsen herab zu Tode gestürzt worden ist. Was er eigentlich verbrochen hat, ist nicht angegeben.[1]) Bestimmter ist die andre Sage. Bei Wolkenstein befindet sich eine Felswand mit eingehauenem Kreuz und Kelch; hier wurde ein katholischer Priester, der seinen Glauben nicht abschwören wollte, von den Hussiten in die Zschopau hinabgestürzt und getödtet.

Ein andrer Bericht scheint ganz unverfänglich und kaum mehr sagenhaft. Bei Tharandt befindet sich am Ufer der wilden Weißeritz ein Felsen, von dem ein Fuhrmann, Namens Bellmann, in der Dunkelheit mit Roß und Wagen herabgestürzt sein soll. Der Felsen heißt nach dem traurigen Ereigniß jetzt noch Bellmann's Loos. Es muß aber vorläufig schon Bedenken erregen, daß kein gebahnter Weg in der Nähe des Felsens vorüberführt; im dichten Walde aber

---

[1]) Grundig's Samml. z. Gesch. v. Ober-Sachsen I, 47. (1748.)

völlig von der Straße abzukommen wird auch dem schläfrigsten Fuhrmann nicht wohl möglich sein.

Daß auf einem verhältnißmäßig engen Raume sich eine solche Menge fast gleichlautender Sagen findet, ist schwerlich ein Zufall. Wenn sie vereinzelt daständen, könnte man in ihnen müßige Spiele der Volksphantasie sehen, vielleicht auch einen Kern historischer Wahrheit in ihnen vermuthen; aber gerade ihre große Anzahl macht diese Ueberlieferungen verdächtig. Wenn indeß die Geschichte sich von der Aufhellung der Harrassagen wenig Gewinn versprechen kann, so erscheinen sie in ihrer eigenthümlichen Verbreitungsweise andern Wissenschaften — der Mythologie und der Culturgeschichte — um so viel interessanter. Wenn ich es wagen will, vom Standpunkt dieser letzteren aus eine Erklärung zu suchen, so weiß ich wohl, daß es sich immer nur um einen Versuch handeln kann, dessen einziges Verdienst es vielleicht sein wird, den Widerspruch Berufener zu erwecken; aber ich hoffe doch, meine Deutung wenigstens wahrscheinlich machen zu können.

Zunächst ist zu bemerken, daß fast alle diese „Sprünge" in ehemals slavischem Gebiete liegen, was allerdings bei der Dunkelheit der slavischen Mythologie nicht eben viel zur Aufklärung beiträgt. Die Nürnberger Sage könnte zur Noth auf eine wirkliche Begebenheit zurückgeführt werden, doch ist nicht zu vergessen, daß die Sitze der Regnitzwenden einst bis über Nürnberg hinausreichten. Die beiden Harzsagen gehören insofern nicht ganz zu den übrigen, als sie von Sprüngen über Abgründe weg berichten, während das Charakteristische der andern der Sprung in die Tiefe ist. Uebrigens fehlt es auch im Harz nicht ganz an slavischen Spuren; ich erinnere nur an die drei Bielsteine (bei Altenbrack, Ilfeld und Rübeland), deren letzter sogar als ehemalige Cultusstätte eines germanischen (!) Gottes Biel gilt, — es kann kaum ein andrer gemeint sein, als der „weiße Gott" der Slaven, Bieleboh. Ferner ist die Brießnitzquelle bei Lauterberg zu erwähnen (brjeza Birke) und endlich die Ortschaften Reddeber und Heudeber bei Wernigerode (urkundlich Rediburu und Hadeburun), die schon Förstemann für versprengte slavische Ansiedelungen erklärte. Daß slavische Ortsnamen an verschiedenen Stellen nahe an den Harz herantreten, lehrt ein Blick auf eine genauere Karte jener Gegenden.

Zur Deutung der eigentlichen Harrassagen leitet eine Ueberlieferung über, die sich an den oben erwähnten Trompeterfelsen bei Grimma knüpft. Unter diesem Felsen nämlich ist die Mulde unergründlich tief und zuweilen läßt sich hier der Muldennix sehen. Alljährlich verlangt er einen Menschen als Opfer.

Dieses Opfer, das der Nix verlangt und früher vielleicht freiwillig erhielt, scheint mir nun niemand Andres zu sein, als eben jener sagenhafte Trompeter, der zu Pferde in den Fluß hinabsprengt, — mit andern Worten, die Sage erinnert an frühere Menschenopfer, die dem Flußgotte dargebracht wurden. Daß derartige Opferstätten sich an verschiednen Stellen des Landes finden mußten, ist begreiflich, und so erklärt sich die merkwürdig große Zahl und die auffallende Uebereinstimmung der „Harrassprünge". In einem gebirgigen Lande, wie Sachsen, finden sich scharfmarkirte Oertlichkeiten, an denen Erinnerungen gleichsam haften bleiben, weit häufiger als im Flachlande, wo derartige Sagen denn auch längst verschollen sind.

Es giebt in Sachsen auch andre Flüsse, die noch ihr Opfer verlangen. In der Elbe muß am Nixstein bei Strehla jährlich ein Mensch ertrinken. Die Nixkluft bei Waldheim ist ein Felsen mit einer Höhle am Ufer der Zschopau; die Töchter des Wassergeistes sollen durch die Schuld einiger jungen Bauern umgekommen sein, und seitdem fordert der Nix jährlich einen Menschen zur Sühne des Frevels. Aehnliches mag noch vielfach berichtet werden. Wichtiger ist indessen die Frage, ob in den altslavischen Religionen sich ein Cultus der Wassergeister nachweisen läßt.

Noch jetzt ist es in Rußland Sitte, daß auf der Dwina der Schiffsherr beim Beginne der Fahrt ein Geldstück, in der Nähe drohender Stromschnellen aber Salz und Brod in den Strom wirft. Hanusch[2]) sagt ganz im Allgemeinen: „Alles Gewässer war von den alten Slaven göttlich verehrt." Der Wassergott kommt auch als Czorneboh, als dunkle feindselige Gottheit vor, die durch Menschenopfer versöhnt werden mußte; namentlich Zmok erscheint geradezu als Czoeneboh.[3]) Es ist offenbar der tobende, vom Schneewasser des Gebirges geschwellte Strom, wie er so oft nicht nur den Behausungen, sondern selbst dem Leben der Uferbewohner gefährlich wurde, der dringend eine Beschwichtigung seines Zornes begehrte. Da er nun einmal auf Menschenleben erpicht schien, war es besser, ihm freiwillig ein Opfer anzubieten, das man nun nach Willkür wählen konnte, ihn vielleicht mit einem Verbrecher oder Kriegsgefangenen abzufinden, statt ihm ferner zu erlauben, aus der Mitte der Volksgemeinschaft sich selbst seine Beute zu holen. Sicher ist es dieser Gedankengang, der auch in diesem Falle, wie so oft, zu regelmäßigen Menschenopfern führte; daß es bei den Slaven überhaupt allgemeine Sitte war, namentlich Kriegsgefangene den Göttern zu opfern, unterliegt keinem Zweifel. In der Erinnerung des Volkes verschmolzen die wiederholten Opfer zu einem einzigen, das nun einer historisch anscheinend beglaubigten Gestalt untergelegt wird, — das Epos ist gewissermaßen in der Sage zur dramatischen Handlung geworden.

Auf slavische Götter scheinen die Namen der sagenumwobenen Orte allerdings nicht zu deuten, — es ist das nicht auffallend, da es ja eben Wassergeister, nicht aber die bekannten Hauptgötter — Triglav, Swantewit, Radigast u. s. w. — waren, die an diesen Stellen ihre Opfer empfingen. Den Hirschstein an der Elbe mit der Göttin Hira in Zusammenhang zu bringen, deren Andenken namentlich im Vogtlande erhalten ist und die eine ins Slavische übersetzte Perchta zu sein scheint, wäre vorläufig viel zu gewagt. Bemerkenswerth ist dagegen, daß ganz in der Nähe des Harrasfelsens der Ort Altenhain liegt, der auf einen ehemaligen Gotteswald deuten mag; das benachbarte Brännsdorf ließe sich auf den Donnergott Perun oder Prone beziehen. Eine genauere Untersuchung scheint auch der Name des Felsens bei Tharandt, Bellmann's Loos, zu verdienen. Das Wort Loos könnte das altslavische lozu oder auch loza sein, die beide „Wald" bedeuten (vgl. den Ortsnamen Lößnitz); „Bellmann" aber ist vielleicht Bjeleboh, der weiße, freundliche Gott. Für diese Deutung spricht wenigstens, daß in Weißenborn bei Zwickau sich ein Bellmannsbrunnen befindet, schwerlich ein zufälliges Zusammentreffen; auch liegt an der wilden Weißeritz ein Bellmannswald mit einem Höllgrunde, Höllen aber deuten fast stets auf Stätten heidnischer Gottesverehrung. Diese Erklärung des Namens und der Bellmannssage überhaupt streitet allerdings mit der Ansicht, daß es vor Allem „schwarze Götter", Czornebohs, waren, denen man Menschenopfer brachte. Indeß ist dies nicht so streng zu nehmen; auch dem „weißen" Swantewit bluteten christliche Kriegsgefangene als willkommene Opfer. Man muß überdies bedenken, daß viele slavische Götter, so vor Allem Perun, sowol als „weiße" wie als „schwarze" Gottheiten verehrt wurden.

Diese Deutung mag für die tragisch endenden Sagen genügen; aber was bedeutet der glückliche Ausgang der Mehrzahl jener Ueberlieferungen, wenn sie wirklich Menschenopfer symbolisiren? Die Ausflucht, daß hier die Phantasie des Volkes einen versöhnenden Schluß hinzugedichtet habe, will nicht recht Stich halten; das Volk ist nicht in demselben Maße, wie etwa unsre romanlesenden Damen, für glückliche Ausgänge eingenommen, sondern zieht einen recht schauerlichen Schluß beinahe vor. Wir müssen die Ursache auf den alten Opfergebrauch selbst zurückführen; wie man aber diesen sich demnach vorstellen muß, lehrt am besten das Beispiel einer Sitte, die bis vor Kurzem in Indien gebräuchlich war.[4])

Zu Sringager wurde alljährlich dem Berggeiste ein Opfer in folgender Weise gebracht: Ein Mann fuhr auf einem ausgespannten Seile vom Berge in die Tiefe hinab. Stürzte er dabei, so hatte ihn der Berggeist als Opfer erkoren und er wurde vollends getödtet; kam er glücklich unten an, so wurde er belobt und beschenkt.

Wenden wir den Grundgedanken dieses Brauchs auf unsre Harrassprünge an! — Ein milderes Geschlecht empfindet bereits einigen Widerwillen gegen die Menschenopfer, ohne sich doch schon zu ihrer Abschaffung entschließen zu können. Da wählt man den Ausweg, dem Gotte, dessen Gesinnung mit der seines Volkes zugleich menschlicher zu werden scheint, die Entscheidung darüber ganz zu überlassen, ob er das Geschenk eines Menschenlebens annehmen will oder nicht. Zu Rosse springt der zum Opfer Bestimmte in den Fluß hinab, — sinkt er, so hat ihn der Gott in die Tiefe gezogen, entrinnt er, dann ist ihm Gnade gewährt worden. Damit haben wir die vollständige Grundlage der Harrassagen vor uns. Natürlich ist zu berücksichtigen, daß dort, wo von einem Sprung in Abgründe die Rede ist, es sich nicht wol um ein Opfer für Flußgötter handeln kann; es mögen da andre an ihre Stelle treten. In die Reihe dieser letzteren Ueberlieferungen gehört wahrscheinlich auch, wie ich nachträglich bemerken will, die bekannte Sage von dem Ritt der Freier auf der Mauer des Kynast, die Körner ebenfalls besungen

[2]) Die Wissenschaft des slavischen Mythus S. 293.
[3]) a. a. O. S. 301.

[4]) Vgl. Raper's und Hearsey's Reise zur Entdeckung der Quellen des Ganges. 1808.

hat. Um was es sich in jedem einzelnen Falle gehandelt haben mag, ist nicht mehr festzustellen. Indessen ist an die Zeitbestimmung zu erinnern, die den „Jungfernsprung“ auf dem Oybin so merkwürdig macht. Er hat am Johannistage stattgefunden, demselben Tage also, an welchem noch jetzt in vielen deutschen und slavischen Gegenden Mädchen und Bursche durch die flammenden Sonnwendfeuer springen, — ein Brauch, der längst als ein Nachklang uralter Menschenopfer gedeutet worden ist. Derselbe Zug des Mitleids, der hier eine grausame Sitte endlich zu einem bloßen Spiele abgemildert hat, wird auch bei jenen Cultusgebräuchen wirksam gewesen sein, die den Anlaß zu den Harrassagen gegeben haben, und so mag denn auch der „Jungfernsprung“ auf eine sonst ganz verschollene, ursprünglich rohe und grausame, später aber gemilderte Gewohnheit beim Sonnwendfeste hindeuten. Ob dadurch nicht auch für die übrigen Harrassagen eine Beziehung zu diesem Feste wahrscheinlich wird, muß dahin gestellt bleiben. Es lag dem Gefühle der Naturvölker nahe, den tragischen Sinn des Johannisfestes, das den Triumph, aber auch den beginnenden Niedergang der Sonne feiert, durch blutige Opfer zu symbolisiren. Noch jetzt gilt der Johannistag als verhängnißvoll:

Drei Todte fordert St. Johann gut,
So oft im Sommer sein Festtag lacht.
Er holt sie vom Grund, aus der Luft, aus der Fluth, —
Ihr Läufer, ihr Klimmer, ihr Schwimmer habt Acht!

(W. Müller.)

Das Fest der Sommersonnwende (Sabotka oder Kupalo) wurde bei den Slaven besonders feierlich begangen; man tanzte, sprang durch die Feuer, durch die selbst Mütter ihre Kinder trugen, und schwang flammende Räder, die Sinnbilder der leuchtenden Sommersonne.

Ich könnte damit die Untersuchung der Harrassagen abschließen. Um indeß den Vorwurf allzukühner Phantasie abzuwehren, will ich noch den Gedankengang, der dazu führte, dem Zufall eine Rolle in den Opfergebräuchen zu überlassen, in ein paar Beispielen aus einem ganz andern Gebiet nachweisen; es wird daraus wenigstens hervorgehen, daß nicht nur in diesem einen Falle die Menschheit einen kleinen Ausweg aus dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Mitleid suchte.

Es ist das grausame Strafrecht des Mittelalters, das in dem angedeuteten Sinne oft eine gewisse Milde walten ließ. So wird berichtet, daß die Aebtissin von Nonnenwörth im Chiemsee vor Zeiten die hohe Strafgewalt ausübte; sie hatte aber das besondre Recht, daß sie jeden zum Tode verurtheilten Verbrecher in eine Zille setzen und auf der reißenden Alp davonschwimmen lassen konnte. Ob er gerettet wurde oder unterging, das blieb dem Zufall überlassen.[5]) Es ist klar, daß hier der Einfluß der Kirche die Strafmilderung bewirkt hat, vielleicht auch das weibliche Mitgefühl der frommen Bewohnerinnen von Nonnenwörth.

Wenn bei Hinrichtungen der Strick riß, so wurde der Delinquent in der Regel nicht zum zweiten Male gehängt. Ebenso wurden Personen, die man hatte ertränken wollen, die aber zufällig gerettet wurden, die Todesstrafe daraufhin gänzlich erlassen. Eine wirkliche Strafmilderung in dem Sinne, wie wir sie bei jenen Opfergebräuchen vorausgesetzt haben, wird aus Basel berichtet. Dort bestand seit 1541 (also wol als eine Folge des Humanismus, vielleicht auch der Reformation) eine Rathsverordnung, die Folgendes befahl: Wenn eine Hinrichtung durch Ertränken bevorstand, hatte der Rathsdiener am Abend vorher dafür zu sorgen, daß am nächsten Morgen schon vor der Hinrichtung vier Fischer mit zwei Kähnen bei der Rheinbrücke warteten. Diese sollten den armen Sünder stromabwärts bis zum Thomasthurm begleiten, sobald er aber hier angekommen war, ihn ungesäumt an's Land bringen und den dort wartenden Todtengräbern übergeben. Letztere hatten den Delinquenten schleunigst zu entfesseln und das Wasser von ihm zu schütteln, damit er, falls noch Leben in ihm wäre, nicht umkäme. Den Todtengräbern war hierfür die größte Sorgfalt und Eile anbefohlen, falls sie aber säumig sein sollten, den Fischern bei strenger Ahndung geboten, zur Rettung des armen Sünders selbst Hand anzulegen. Noch 1613 und 1634 wurden zwei Kindesmörderinnen am Thomasthurm durch die begleitenden Fischer lebend aus dem Wasser gezogen und vom Rath in Freiheit gesetzt.[6]) Gerade dieses Beispiel ist besonders bezeichnend; aber in gewissem Sinne gehören alle Gottesurtheile hierher, nicht minder die Fürbitten und dgl.

Wenn es zweifellos ist, daß der Charakter der Menschheit sich in Jahrtausenden kaum ändert, daß sie selbständig immer wieder zu denselben Ideen zurückkehrt, auf die sie schon einmal unter gleichen Umständen verfallen ist, so dürfen wir diese eigenthümlichen Rechtsbräuche ohne Bedenken zur Lösung unsres Problems heranziehen. Ob es mir gelungen ist, es einigermaßen aufzuhellen, wage ich nicht zu entscheiden; wenn aber Ritter Harras zu den zweifelhaften historischen Größen gerechnet werden muß, wie Tell oder Winkelried, so theilt er doch mit diesen das Schicksal auch in einem besseren Sinne: Mag er und seine That aus den Tafeln der Geschichte verschwinden — die Dichtkunst hat ihm Unsterblichkeit verliehen!

[5]) Zeitschr. d. Deutschen u. Oesterreich. Alpenvereins 1882, S. 109.
[6]) Osenbrüggen. Studien S. 348.

Bücherbesprechungen.

i.— **Rede bei der Einweisung des Hofpredigers Klemm am Sonntage Judica 1890 in der evang. Hofkirche zu Dresden** gehalten von Oberhofprediger D. **Meier**. — **Antrittspredigt über Röm. 8, 31—39** von L. Klemm, 2. ev. Hofprediger. Dresden, Justus Naumann's Buchhandlung. — Zwei Reden von Bedeutung für die Geschichte der evang. Hofkanzel zu Dresden. Eingetaucht in die Stimmung der heiligen Passionszeit, unter dem Geistesstrome des apostolischen Spruches: „Wir predigen den gekreuzigten Christum“ (1 Cor. 1, 23) preist die Einführungsrede mit gleicher Glaubenskraft als Innigkeit die hohe Aufgabe des evang. Predigtamtes, der Gemeinde aller Stände Christum den Gekreuzigten in seiner heiligen Schönheit und stillen Größe vor die Augen zu malen und ins Herz zu prägen, und weist nach, wie der rechte Trieb aller Predigt und Seelsorge aus dem steten Blick auf Christum den Gekreuzigten kommt. — Die Antrittspredigt des neuerwählten Hofpredigers aber beantwortet in schlichter aber herzandringender Weise auf Grund von Röm. 8, 31 rc. die Frage: „Was giebt mir Freudigkeit bei meinem neuen Amte?“ dahin, daß es das Ziel eines evang. Predigers ist, ein Mitgenosse und Gehilfe der Christenfreude zu werden. Beide Zeugnisse aber offenbaren übereinstimmend die Gotteskraft, die im lebendigen Glauben an Christum den Gekreuzigten ruht.

B. K. **Für unsere Confirmanden.** Ein Wort vom Gustav-Adolf-Verein von **Hans Jacobi**, Stiftsprediger in Weimar. Nr. 121 der Hefte: Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins. Barmen, Klein. — **Stammbüchlein für Confirmanden** von Friedr. Siegm. Schultze, Superintendent und Pastor Primarius in Görlitz. Zum Besten der Schlesischen Confirmanden-Anstalten. Halle a. S., Eugen Strien. 1890. — Beide Büchlein sind den Confirmanden gewidmet. Das erste berichtet in edler, kindlicher Sprache, was von dem Werk des Gustav-Adolf-Vereins gerade diese Leser angeht, und muntert sie auf, durch Sammlung von Pfennigen, altem Metall und Briefmarken das Ihrige für die gute Sache zu thun. Das zweite bietet Gedichte aller Art, die ein Seelsorger seinen Confirmanden ins sogenannte Stammbuch geschrieben hat. Vom ästhetischen Standpunkte wäre manches dawider einzuwenden; indessen sind die Verse alle einem treumeinenden Herzen entflossen, sind immer noch viel besser, als was gemeiniglich in solche Gedenkbücher geschrieben wird, und können also denen empfohlen werden, die sich bei solcher Gelegenheit nicht mit der classischen geistlichen Poesie begnügen wollen.

B. K. **Der sittliche Charakter der Jesuiten eine nothwendige Folge ihrer ersten Erziehung.** Von Dr. A. **Krauß**, Oberamtsarzt a. D. in Tübingen (Flugschriften des evangelischen Bundes 39). Leipzig, Braun. 1890. 20 ₰. — Der Verf. stellt das längst bekannte Angriffsmaterial gegen den Jesuitenorden unter einen besondern, freilich auch nicht neuen Gesichtspunkt: an der Schädlichkeit des Ordens ist hauptsächlich Schuld die in seiner Mitte gehandhabte Erziehung. In den Jesuitenschülern wird jedes „Neigungsgefühl, das Grundelement der Sittlichkeit“ ertödtet und an seine Stelle der Cadaver-Gehorsam gesetzt; sie werden zur Unwahrhaftigkeit und Heuchelei erzogen und ihr wissenschaftlicher Unterricht ist einseitig auf die Tüchtigkeit zur Propaganda zugeschnitten. So erzeugt die Erziehung die wesentlichen Eigenschaften der Jesuiten: Ehrgeiz, Herrschsucht und Habsucht. Die Schrift ist, wie so viele aus dieser unheimlich hervorwachsenden

Broschürenliteratur, nicht recht ausgereift. Sie bietet nicht das, was uns trotz der Massen von Kampfschriften gegen Rom noch fehlt, eine volksthümliche, nicht mit Vermuthungen, sondern mit unwiderleglichen Beweisen hantirende Darstellung der unsittlichen und unchristlichen Bestrebungen des Ordens.

K—d. **Die Prozeßkosten.** Eine Studie von B. Roest, Rechtsanwalt. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer 1890 (63 S., Pr. 1 ℳ). — Die Höhe der Prozeßkosten bildet den Gegenstand von Klagen, die nicht verstummen wollen. Mögen die Betheiligten auch oft durch eigene Schuld, durch ungeeignete Anträge u. s. w. die Höhe der Kosten selbst verursachen, in manchen Fällen führte jene Kostenhöhe doch zur Belastung der Betheiligten ohne ein Verschulden. Das unablässige Bestreben der gesetzgebenden Gewalten, hier Abhilfe zu schaffen, war noch nicht erfolgreich genug. Wenn nun die Gesammtkosten durch die Erfordernisse der staatlichen Justizverwaltung und durch den Betrag, welcher für ein standesgemäßes Auskommen der Anwälte erforderlich ist, bestimmt werden, so findet der Verfasser den Fehler der jetzigen Kostengesetzgebung darin, daß die Gesammtkostensumme in unzweckmäßiger Weise auf die Einzelfälle vertheilt sei. Diese Vertheilung erfolgt nach der Größe des Streitwerths (Gebührenclassen) und nach dem Umfange des Prozesses. Die geringfügige Sache soll weniger belastet sein, als die große; der langwierige Prozeß mehr tragen, als der kurz abgethane. Die fehlerhafte und unvollkommene Durchführung dieser Grundgedanken (ungenügende Werthclassen, unzutreffende Vertheilung nach den angenommenen Prozeßabschnitten) verursacht hauptsächlich jene Klagen. Der Verfasser bekämpft weiter die Gleichstellung in der Berechnung der Gerichts- und Anwaltskosten. Beide, auf verschiedenem Grunde beruhend, erforderten eine verschiedene Beurtheilung, jene seien ein Beitrag zu den Kosten der Justizverwaltung, diese eine Vergütung für die Thätigkeit des Anwalts, daher jene nach der Höhe des Streitgegenstandes, diese nach der Thätigkeit des Anwalts zu bemessen. Die Gerichtskosten sollten in nach oben sich ermäßigenden Procentsätzen des Streitwerths (Mindestbetrag: 3 ℳ) berechnet werden, aber damit auch den Ersatz der Auslagen umfassen. Für die Anwaltskosten sei die freie Gebührenbestimmung des Anwalts das an sich Wünschenswerthe, das Erforderniß der freien Anwaltschaft. Falls dies nicht gewollt, seien die Gebühren nach der Thätigkeit des Anwalts zu bemessen mit Unterscheidung der Sachen großen, mittleren, geringen Streitwerths, und zwar nach den einzelnen Handlungen, jeder Gebührensatz sei mit einem Höchst- und Mindestbetrage auszuwerfen, zwischen dem der Anwalt im Einzelfalle zu bestimmen habe; Auslagen seien nicht zu berechnen. Die Bestimmung der Gerichtskosten ist eine Steuerfrage, je weniger die Kosten ergeben, um so mehr müssen die sonstigen Staatseinnahmen zu den Kosten der Justizverwaltung herangezogen werden. Für die Anwaltskosten wird der Vorschlag des Verf. mindestens eine Unübersichtlichkeit zur Folge haben und gerade den Zustand herbeiführen, von dem seit 1879 befreit zu sein in Sachsen als eine Erleichterung empfunden ist. Wie die Beseitigung der Auslagenerstattung für die Reineinnahme der Anwälte sich gestalten werde, läßt sich noch nicht übersehen; die Uebernahme aller Auslagen (für einzelne Auslagen ist sie unbedenklich) auf die Staatscasse ist nur mit einer gleichzeitigen Beschränkung der Parteien in Bestimmung der Beweismittel u. s. w. annehmbar; nach den bestehenden Lebens- und Geschäftsverhältnissen würde wol letztere Beschränkung schmerzlicher empfunden werden als die Last der Auslagen. Zum Schlusse behandelt der Verf. die Kostenerstattung. Seine Ausführungen haben vom idealen Standpunkte aus manches Beachtliche, würden aber in Wirklichkeit nicht durchführbar sein und nur Weiterungen verursachen. Die bisherigen Bestimmungen, die sich mit einem Durchschnittsmaße abfinden, dürften wol die richtige Mitte gefunden haben und nur von Wenigen als nachtheilig empfunden worden sein. Die Darlegung des Verf. verdient aber allgemeinere Beachtung, nicht blos in den Kreisen, welche durch Beruf odee aus anderen Gründen ein Interesse an der Kostenregelung haben.

K—d. **Reichsgewerbeordnung** mit den für das Reich erlassenen Ausführungsbestimmungen. Textausgabe mit Anm. u. Sachregister von T. Ph. Berger, Reg.-Rath. Zehnte Aufl. Berlin, J. Guttentag (D. Collin) 1890 (Guttentag'sche Sammlung d. Reichsgesetze Nr. 6, cart., Preis 1,25 ℳ). — Obwol die Reichsgewerbeordnung erst im Jahre 1883 eine neue Fassung des Textes, wie er sich nach den bis dahin erlassenen Reichsgesetzen und Bekanntmachungen des Bundesraths ergab, mit einigen unwesentlichen Aenderungen erhalten hatte, sind seitdem durch die weitere Entwickelung der Gesetzgebung doch schon wieder neue erhebliche Abänderungen eingetreten (z. B. durch das Krankenversicherungsgesetz). Für die meisten Betheiligten, denen es unmöglich ist dem Gange der Gesetzgebung aufmerksam zu folgen, bietet die vorliegende Ausgabe die bequeme Gelegenheit, sich die Uebersicht über den jetzigen Stand zu verschaffen. Die Ausführungsbestimmungen betreffen die Anlegung von Dampfkesseln, den Gewerbebetrieb im Umherziehen, verschiedene Prüfungsordnungen und die Arbeiten in gewissen gewerblichen Betrieben.

W—k. 1) **Die Kunst, die Arabische Sprache** durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen. Theoretisch-praktische Sprachlehre für Deutsche auf grammatischer und phonetischer Grundlage unter Berücksichtigung des Vulgär-Arabischen ꝛc. ꝛc. Von B. Manassewitsch. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag. — 2) Praktische Grammatik der **Japanischen Sprache** für den Selbstunterricht. Mit Lesestücken, einem systematischen Wörterbuch und 10 Schrifttafeln. Von A. Seidel. Hartleben's Verlag. — 3) Praktisches Lehrbuch der **Rumänischen Sprache** zum Selbstunterricht für Anfänger, welche die Sprache in kurzer Zeit möglichst gut erlernen wollen. Grammatische Theorie, praktische Uebungen, Chrestomathie und diverse Anhänge. Von Th. Wechsler. Ebenda. — Es ist ein Zeichen für den zunehmenden Völkerverkehr, wenn die Bücher-Industrie Erscheinungen bringt mit den Titeln: „Die Kunst, schnell Arabisch zu lernen. Die Kunst schnell Japanisch zu lernen. Die Kunst, schnell Rumänisch zu lernen.“ Derartige grammatische Schriften sehen es auf möglichst schnelle Erlernung des Wichtigsten der Sprachlehre ab, machen also auf eigentlich wissenschaftliche Behandlung der Sache keinen Anspruch. Aber den Hauptzweck, den Lernenden anzuleiten, sich in der betr. Sprache nothdürftig verständigen zu können, werden die vorliegenden Sprachlehren wol erreichen. — Nr. 1 bietet allerdings in dieser Beziehung eine Schwierigkeit. Der Verf. unterläßt nicht, in der Einleitung auf das Chaos der arabischen Dialekte hinzuweisen und auf die Ungewißheit und Verwirrung, die in dieser Beziehung unter den Arabern selbst herrscht. Indessen, wer das classische Arabisch kennt, hat dadurch den Schlüssel zu den Vulgärsprachen. Daß der Verf. im angefügten deutsch-neuarabischen Glossar den afrikanischen Dialekt berücksichtigt hat, ist bei den wachsenden Beziehungen Deutschlands zu Afrika sehr dankenswerth. Im Uebrigen enthält das Buch das Wichtigste über die Schrift, die Aussprache und die verschiedenen Theile der Grammatik. Die kleine Chrestomathie bringt Stellen aus der Bibel, aus dem Koran und einige Fabeln. Daß die arabische Sprache mit ihrem ehrwürdigen Alter von vielen Jahrtausenden schon um ihrer selbst willen interessant ist, bedarf keiner weiteren Darlegung. — Nr. 2 scheint nur zur Erleichterung des mündlichen Verkehrs bestimmt zu sein, denn das Japanische ist durchgängig in lateinischen Lettern vorgeführt, und was zur Aneignung der schwierigen japanischen Schrift gegeben worden, ist dürftig und kaum zur Einübung auch nur des Nothwendigsten genügend. Dagegen verdient die Behandlung des grammatischen Theiles, namentlich die Formenlehre durch ihre Uebersichtlichkeit Anerkennung. Die Fassung der Regeln ist klar und bestimmt. Jeder Lection sind eine Anzahl zweckmäßig ausgewählter Uebungsstücke, auch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Japanische beigefügt. — Auch Nr. 3 ist für den praktischen Zweck ganz brauchbae. Zwar ist die Syntax etwas stiefmütterlich behandelt, aber die Formenlehre ist eingehend dargestellt mit zweckmäßigen Uebungen und Lesestücken. Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Rumänische hat der Verf. nicht beigefügt, er sagt in der Einleitung, daß beim Selbstunterricht die Correctur und Controle fehle, eine Bemerkung; welche die Nachtheile dieser Einrichtung kaum zu entschuldigen vermag. Die angehängte kleine Chrestomathie mit erklärenden Anmerkungen ist eine willkommene Zugabe. — Die in demselben Verlage von A. Hartleben erschienene **Kunst, die Französische Sprache** in Wort und Schrift nach der naturgemäßen Hör- und Sprachmethode leicht, schnell und gründlich durch Selbstunterricht zu erlernen. Mit zahlreichen Vocabeln ꝛc. ꝛc. von Prof. Louis Schmidt-Beauchez. Zweite verbesserte, vollständig umgearbeitete Auflage, haben wir bereits in der ersten Auflage besprochen und die sachkundige und förderliche Behandlung anerkannt. Die Methode der Aussprachebezeichnung dagegen muß, weil zu complicirt, unpraktisch genannt werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 46. Donnerstag, den 17. April. 1890.

Zigeunerdichtung.

Es sind zwei Völker verschiedenen Stammes und verschiedener Artung, die über dem ganzen Erdboden sich massenhaft verstreut finden, ohne ein eigentliches Vaterland zu besitzen: Juden und Zigeuner. Obwol aus dem mehr oder weniger feindlichen Gegensatz, in welchem diese Völker zu denjenigen Völkern stehen, unter denen sie wohnen, sich gewisse gemeinschaftliche Züge entwickelt haben, die in dieser gespannten Gegenüberstellung, im ununterbrochenen Kampfe mit der täglichen Umgebung begründet sind, so vertreten sie doch im Wesentlichen zwei entgegengesetzte Lebensweisen der Menschheit: bei den einen herrscht strenge Religiosität, Geschlossenheit der Familie, Wahrung alter Sitte, Anhänglichkeit am Besitz; die anderen leben im wildesten Communismus und roher Ungebundenheit bei völliger Gleichgiltigkeit gegen Ueberirdisches. Die ruhige Zähigkeit der Juden hat ihnen den vielbekämpften großen Einfluß auch unter beträchtlich überwiegender Landesbevölkerung verschafft; ihr Familienleben ist Ursache, daß, obschon sie zahlreich in die Gemeinschaft anderer, durch Bildung gleichstehender Völker, ihre Sonderstellung als Juden aufgebend, eintreten, ihrer noch immer über sechs Millionen auf der Erde verbreitet sind; die Zahl der Zigeuner wird dagegen auf höchstens eine Million geschätzt; sie vermischen sich zwar selten mit anderem Volksthum, aber sie vertilgen sich selbst durch Widerstreben gegen irgendwie geordnete Zustände.

Mit den angedeuteten Eigenschaften der beiden Völker hängt das Hochhalten ihrer Geschichte bei den Juden und der gänzliche Mangel geschichtlichen Sinnes bei den Zigeunern zusammen; jene vermessen sich, ihre Stammeslisten bis auf die Erschaffung der ersten Menschen hinaufzuführen, während die anderen nicht die geringste Erinnerung an ihre Vergangenheit bewahrt haben. Das Geheimnißvolle der Herkunft der Zigeuner lenkte zwar gerade schon früh die wissenschaftliche Forschung auf sie, aber erst spät gelang es, Licht in die Finsterniß der Zigeunervorzeit zu bringen. Die Ergebnisse dieser Forschung sind in zahllosen Schriften niedergelegt; zuletzt sind sie zusammengefaßt in: Adriana Colocci, Gli Zingari. Storia d'un popolo errante. Torino 1889. — Folgen wir diesem Führer und benutzen wir daneben andere neuere Schriften, namentlich: „Zigeunerisches“ von Ascoli, der zwar auch Italiener ist, aber dieses Werk deutsch geschrieben hat; hiernächst „La langue des Tziganes slovaques“ von Kalina; dann „Romaňy čib“ von Ješina, das in den ersten zwei Auflagen czechisch, in der dritten jedoch deutsch erschienen ist; ferner „English Gipsy songs“ von Leland, Palmer und Tuckey; endlich „Die Zigeuner“ von Liebich, so erfahren wir vieles Anziehende, das unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermag.*) Für jetzt wollen wir herausgreifen, was über die Dichtung der Zigeuner der verschiedenen Länder, in denen sie hausen, berichtet wird, und nur das Nöthigste über dieses Volk im Allgemeinen vorausschicken. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts sind zum ersten Male urkundlich Zigeuner in Europa aufgetreten. Da sie angaben, aus Aegypten zu kommen, so galten sie in den früheren unkritischen Jahrhunderten für vertriebene Ureinwohner dieses alten Culturlandes und wurden auch „Aegyptier“ genannt — ein Name, der die mannigfaltigsten Verstümmelungen durch Weglassung der ersten Silbe oder der beiden ersten Silben erfuhr. So entstand wahrscheinlich der deutsche „Zigeuner“ (die Ableitung „Zieh-Gauner“ ist unkritisch), der italienische Zingaro, der spanische Gitano, der englische Gipsy u. A. In manchen Ländern führen sie bekanntlich noch andere Herkunftsnamen, wie in Frankreich Bohémiens, in Spanien Flamencos und Alemanos (Vlämen und Deutsche), in Skandinavien Tataren. Sie selbst nennen sich schlechtweg Romi, d. h. Menschen, Leute. Nachdem erkannt worden war, daß die Zigeuner keine Aegypter seien, gerieth man zu Ergründung ihrer Herkunft zunächst auf die wunderlichsten Irrwege. Das Tollste war vielleicht, aus dem Namen „Zigeuner“ auf die Abstammung zu schließen, wobei z. B. einer darauf fiel, sie für Sarazenen zu halten. Dann glaubte man aus ihren Sitten ihre Urväter ermitteln zu können, wobei nach und nach fast die ganze Welt in Frage kam. Beispielsweise meinte Jemand: weil die Zigeunerinnen von lockeren Sitten seien, wären sie Abkömmlinge der Kabiren Thraciens, welche die berüchtigten Orgien zu Ehren des Bacchus feierten. Bibelsüchtige Träumer hielten sie für die fluchbelasteten Nachkommen Kain's. Andere Gelehrte ergingen sich eingestandenermaßen in Muthmaßungen, es dem Glück überlassend, ob sie das Richtige trafen; so Predari, der annahm, daß die Zigeuner ein, durch eine große Erdumwälzung zerstreutes Volk seien, also etwa Bewohner der sagenhaft untergegangenen Atlantis. Dahin geräth Gelehrsamkeit, der es an wahrer Kritik fehlt.

Erst durch die Sprachforschung und die Erforschung asiatischer Sprachen gewann die Untersuchung über das Herkommen der Zigeuner festen Boden. Es wurde ermittelt, daß das Zigeunerische eine indische Sprache sei, ein vorher unbekannter — ein achter — Zweig dieses Sprachgebietes. Bei der Zersplitterung der Zigeuner unter so viele Völker ist aber ihre ursprüngliche Sprache durchaus nicht rein geblieben und hat man von den Landessprachen hier mehr, dort weniger angenommen. In Europa allein sind vierzehn zigeunerische Mundarten genauer bekannt. Daß aber trotz dieser Verstümmelung eine Verständigung mit Indiern noch möglich sei, geht daraus hervor, daß ein Zigeuner von einem Engländer, der mit ihm hindustanisch gesprochen hatte, sagte: der Herr spreche zwar zigeunerisch, aber schlecht. Der Abstammung der Zigeuner aus Indien glaubt man nun auch geschichtlich nachkommen zu können, indem man sie nach Pott, der in seinem maßgebenden Werke „Die Zigeuner in Europa und Asien. Eine ethnographisch-linguistische Untersuchung“ dieselben von den zehn- bis zwölftausend Musikern ableitet, die der im 5. Jahrhundert in Persien herrschende Bahram Gur aus Indien kommen ließ. Wie aber das Zigeunerische bei anderen Sprachen Anlehen machte, so gab es wiederum an andere ab. So ist es namentlich in Andalusien gebräuchlich, zigeunerischer Ausdrücke sich zu bedienen, ja sogar zigeunerische Dichtung nachzuahmen in den cantos flamencos — einer Dichtungsart, die so beliebt ist, daß sie in mehrere Unterarten zerfällt, welche die Namen soleares, seguiriyas, polos, cañas, martinetes, tonás, livianas, deblas und peteneras führen, aus welcher Mannigfaltigkeit zu entnehmen ist, wie dieser Literaturzweig gepflegt wird. Eine Sprache hat so sehr aus der zigeunerischen geschöpft, daß beide ehedem wol für gleichbedeutend gehalten wurden: das Rothwelsch oder die Gaunersprache. Gleichbedeutend sind sie indessen so wenig, daß vielmehr das Rothwelsch weniger Worte dem Zigeunerischen entlehnt hat, als dem Hebräischen.

Eine Art Literatur der Zigeuner ist mir wenigstens eigentlich nur bei den böhmischen bekannt. Der sonderbare Einfall, eine große Anzahl zigeunerischer Gedichte zu liefern, ohne Zigeuner zu sein, haben wol nur die Engländer Charles Leland, Professor Palmer und Jane

*) Das seit 1889 erscheinende „Journal of the Gipsy Lore Society“ hat dem Schreiber dieses nicht vorgelegen.

Tuckey gehabt, welche 1875 einen starken Band Gedichte in Romany herausgaben. Selbstverständlich war es etwas ganz Anderes, wenn Goethe sein „Zigeunerlied“ dichtete, das für die Zigeunerscene in der ersten Fassung des „Gottfried oon Berlichingen“ bestimmt war. Ob Goethe ein wirkliches Zigeunerlied als Vorbild gehabt habe, ist nicht bekannt; in einem früheren Aufsatze*) habe ich Anklänge an ein in Fischart's „Geschichtsklitterung“ angeführtes Volkslied nachgewiesen. In der Hauptsache dürften Erzeugnisse in der Zigeunersprache nur mündlich überliefert und erst aon Sprachforschern und Forschern im Gebiete der Volkskunde aufgezeichnet worden sein. Und von da besitzen wir denn Lieder, Märchen und Fabeln von den Zigeunern in Ungarn, Siebenbürgen, Rußland, Polen, Serbien, Bosnien, Slaaonien, Böhmen, Rumänien, Rumelien, Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutschland.

Die Zigeuner sind bekanntlich ein hervorragend musikalisch begabtes Volk, dem auch allein Ungarn seinen musikalischen Ruhm verdankt. Wenn ihre Musik, nämlich unverändert echt, demungeachtet verhältnißmäßig wenig aufgezeichnet ist, ihre Tonkünstler in der Geschichte der Musik kaum genannt sind, so dürfte das seinen Grund darin haben, daß echt zigeunerische Musikstücke in ihrem rasenden Taumel, frei vom Zwange des Taktes sich der Aufzeichnung nach unserer Notenschreibweise entziehen. Man muß das Spiel echter Zigeuner vernommen haben, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen. Nur mittels einer Verarbeitung nach den Grundsätzen unser Musikbildung vermögen wir die Zigeunermusik uns anzueignen. Bekannt ist mir nicht, ob der Zusammenhang derselben mit indischer Musik schon Gegenstand eingehender Untersuchung gewesen ist. Der musikalische Sinn beherrscht auch wesentlich die Dichtung der Zigeuner. Die Hauptmasse der veröffentlichten Gedichte derselben sind von kleinem Umfange, meist nur Vierzeiler, wie sie über den größten Theil der Erde bei der Mehrzahl der Völker (aber meines Wissens z. B. nicht bei den scandinaoischen) vorkommen; doch bestehen sie bei den Zigeunern gewöhnlich nicht, wie in der Regel anderwärts, aus zwei Parallelgliedern, die entweder gleichbedeutend neben einander laufen, oder aber sich gegeneinander wie Beobachtung und Folgerung, Frage und Antwort, Bild und Vergleich verhalten. Wir kennen dieses gegenseitige Verhältniß der Theile der Vierzeiler unter Anderm bei denen des deutschen Volkes, wo sie bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Namen führen, wie G'sangeln, Schnaderhüpfeln, Schwaderhagge, G'sätzle, Stückle, Rundas, Schämberliedel.

Die Zigeuner-Vierzeiler sind, wie gesagt, meistens ohne die Zweigliederung; sie sind vielmehr aus einem Gusse, d. h. enthalten einen glatten Ausspruch: ein Begehren, eine Empfindung, eine Wahrnehmung; bisweilen ist die eine Verszeile nur eine Wiederholung. Auch dies entspricht mehr der musikalischen Auffassung, und während in der That die Gesangesweisen z. B. der alpinen Vierzeiler sich musikalisch nicht auszeichaen, steht umgekehrt das Inhaltliche der zigeunerischen tiefer, als in jenen. Großentheils sind sie nicht nur dichterischer Gedanken bar, sondern entbehren auch oft des Sinnigen, Innigen, Lauaigen, Schelmischen, Trotzigen, das den Vierzeilern des deutschen Volks Reiz verleiht, nicht minder des sprachlichen Schmuckes, des Reims. So nichtig dürfte kein deutscher Vierzeiler lauten, wie etwa die slovenischer Zigeuner:**)

Nicht trank ich, nicht oß ich
Die ganze Woche;
Komm' ich nach Hause
Fleisch nnd Brod ich schmause.

Oder:

Man läd't mich zur Hochzeit,
Zur Hochzeit geh' ich nimmer;
Denn tanzen nicht könnt' ich,
Nur Blicke versend' ich.

Oder wie die Vierzeiler ungarischer Zigeuner:

O zerreiß nicht, zerreiß nicht
Mir das saubere Hemd!
Ich hab' keine Geliebte,
Die ein anderes mir nähe.

Und:

Klinowitz hat große Thürme,
Da hat's elf Uhr geschlagen.
Dunkel ist's, aicht seh' ich,
Zünd' an die Lampe.

*) Wissenschaftl. Beil. d. L. Z. 1883 Nr. 104. — Goethe-Forschungen. Neue Folge. (Leipz., F. W. v. Biedermann, 1886.) S. 353.

**) Die Lieder, bei denen nicht ein anderer Uebersetzer genannt ist, sind vom Verfasser dieses Aufsatzes dem Deutschen thunlichst wort- und formgetreu angeeignet.

Finden wir darin kaum einen aussprechenswerthen Gedanken, so ist freilich anzuerkennen, daß die Vorbilder der Zigeuner seiten der Völker, unter denen sie am zahlreichsten leben, häufig nichts Besseres bieten. So singen die slovakischen Zigeuner in einfacher Uebertragung aus dem Slovakischen:

Nicht ess' ich Mehlbrei,
Mehlbrei ist kochheiß;
Ich liebe die Herren,
Ich bia gemacht dafür.

Oder:

Alte Frau gleicht dem Frosch,
Wie Eis ist so kalt sie,
Ich muß eine suchen,
Die mich erwärme.

Letzteres Stück scheint den besondern Beifall der Zigeuner errungen zu haben, da die polnischen wie die deutschen es in ihren Mundarten nachsingen. Aber auch die Lieder aon höher gebildeten Völkern stehen häufig inhaltlich nicht höher, als jene südslavischen, wie z. B. das von den Zigeunern Englands dem englischen Volke nachgesungene

Ten little nigger-boys,

oder, wie das ursprünglich amerikanische lautet:

Ten little Indian boys etc.

im Zigeunertext beginnend:

Zehn kleine Zigeuner, all' in einer Reih',
Was ihnen geschehen, erzähl' ich weil es neu.

Und so weiter wie das Angloamerikanische, worin nüchtern erzählt wird, wie nach und nach alle zehn kleine Jungen auf verschiedene Weise ums Leben kommen. Und leistet unser Volk in Blüthen des gesungenen Blödsinnes nicht auch das Aeußerste? Und singen oder sangen nicht hochgebildete Deutsche unzähligemal mit inniger Lust das „Lott' ist todt!“ oder „Herr Schmidt, was kriegt denn Julchen mit?“ oder „Koch', koch' Fliederthee!“ oder „Die Tante saß im Schornstein!“ oder „Mutter, der Mann mit dem Coaks ist da!“ und so unzählige. Es muß also eine Wollust darin liegen, im Vergessen aller Geistesthätigkeit sich in fast sinnlosen Worten auf der Fluth anmuthender Töne zu wiegen. Verübeln wir das daher den Zigeunern nicht so sehr, und wenn wir hier die schwächste Seite ihres Liederschatzes kennen gelernt haben, so soll das nicht abschrecken, uns noch ein wenig damit zu beschäftigen, in Hoffnung Achtungswertheres zu vernehmen. Und wirklich lauschen sie ihrer Umgebung auch dichterische Züge ab und säumen nicht, dieselben sich anzueignen. Therese v. Jacob (Talaj) theilt ein serbisches Liedchen mit, dessen erster Theil folgender ist:

Küßten sich zwei Liebste auf der Wiese,
Und sie glaubten, daß es Niemand sähe;
Doch es sahe sie die grüne Wiese,
Und sie kündet' es der weißen Heerde,
Und die Heerde sagt' es ihrem Hirten
Und der Hirt dem Wandrer auf dem Heerweg;
Auf dem Meer dem Schiffer sagt's der Wandrer,
Und der Schiffer seinem Schiff von Nußbaum;
Schifflein saget es dem kalten Wasser
Und das Wasser sagt's des Mädchens Mutter.

Die Zigeuner drängen diese Herzählung sinniger in den Vers zusammen:

Als wir uns küßten, war's dunkel:
Wer hat es gesehen?
Der Stern hat's gesehen,
Der Stern kam herunter und sagt's dem Flusse,
Der Fluß dem Gras, das Gras dem Zigeuner,
Und der singt es aller Welt.

Dasselbe Motiv kehrt allerdings noch in anderen Dichtungsgebieten wieder. Von Liedern, die für ursprünglich zigeunerisch zu halten sind, sprechen wir nachher, ihren Inhalt im Einzelnen nachgehend; doch mag die Ansicht nicht zurückgehalten werden, daß namentlich in den Balkanländern und in Ungarn die Quelle der einzelnen Lieder — ob sie von Zigeunern oder aon Landsässigen herrühren — kaum durchgängig mit Sicherheit festzustellen sein möchte. Nicht allein inhaltlich schließen sich die Lieder der Zigeuner an die der umgebenden seßhaften Beaölkerung an, sondern auch formell; daher kommt es, daß jene theils gereimt, theils reimlos sind, je nachdem die Landesgenossen zu reimen oder aber in reimfreien Versen zu singen pflegen. Aber auch andere Eigenthümlichkeiten der letzteren nahmen sie an, so in Rumänien, besonders in der Moldau, die, zum Anfang eines kurzen Liedchens und dem eigent-

lichen Vierzeiler vorausgehend, das grüne Blatt irgend einer Pflanze anzurufen. Ein Beispiel aus dem Moldauischen:

> Grünes Laub des Himdeerstrauchs!
> Meiden möcht ich' Deine Nähe,
> Geh' allabends doch zu Dir.
> Wahrhaft sprich! Sei's Glück, sei's Wehe:
> Wird nie Deine Liebe mir?

Die Zigeuner ahmen dies theils genau nach, theils schließen sie die Nennung des Blattes in den Vierzeiler ein, wobei sie mol auch die Bezeichnung des grünen Blattes der kurzen Versform opfern. Wie:

> Blätter des Nußbaums!
> Den Burschen nicht traue!
> Die Burschen sind bekannt,
> Versuchen's hundertweis.

Eine andere Form rumänischen Volksgesanges ist uns ganz neuerdings durch die Königin von Rumänien in dem köstlichen Buche: „Lieder aus dem Dimbowitzathal. Aus dem Volksmunde gesammelt von Helene Vacaresco, ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn 1889“ bekannt geworden. Diese Lieder sind großentheils wunderbar fein- und tiefsinnig, oft wild, leidenschaftlich oder düster wehmüthig, erinnern bald an Macpherson's Ossian, bald an Heine, bald an Lenau und andere Dichter, daß man versucht ist, zu zweifeln, ob sie wirklich durchaus dem Volksmunde abgelauscht, und noch dazu, ob sie, wie angegeben wird, meistentheils aus dem Stegreife vorgetragen sind. Doch Carmen Sylva sagt ausdrücklich, daß diese Lieder von Helene Vacaresco lediglich auf den väterlichen Gütern gesammelt seien, und das Wort dieser Königin darf man so wenig drehen und deuteln, als ein Kaiserwort. Hier jedoch haben wir es mit diesen rumänischen Liedern nur zu thun, sofern sie auf Zigeunerlieder, deren Carmen Sylva gleichfalls eine Anzahl darbietet, Einfluß gehabt haben, oder selbst solche sind. Die hier gemeinte eigenthümliche Form nun besteht darin, daß zum Schluß eines Liedes dessen Anfang wiederholt wird, gewissermaßen als Zeichen, daß der Sänger zu enden im Begriff ist. Ein so gebildetes rumänisches Lied nach Carmen Sylva's Uebersetzung ist dieses:

> Dein Herze sang in den Abend hinein;
> So schmerzverloren erklang Dein Lied,
> Daß die Blumen erwachten und sprachen:
> Was ist's für ein trauriges Herz,
> Das in den Abend hineinsingt?
>
> Fällt's Aestchen herab, so beweint es der Wind;
> Die Vögel, die sagten zur sinkenden Sonne:
> Wir haben Dein Strahlen besungen.
> Mein Herz hat durch Liebe gelitten.
> Durch's grünende Korn kam die Maid daher
> Und sah, daß ich jung war
> Und daß süß mir's wäre, sprach sie zu mir,
> Daß theuer mir wären die Worte;
> Da hat zwischen Blumen ihr Wort sie gesagt,
> Wie des Grabes Stätte mir sein wird
> Und von welchen Blumen umblühet.
> Was sagte nun wol mein Grab dazu,
> Wenn's voller Sterbensfreude mich sähe?
> Nur tief will ich's haben, dann hör ich nicht
> Den Klang Deiner Stimme,
> Noch alle die Worte, die flüsternd
> Der Wind zufäuselt den Blumen,
> Noch Deines Fensters Erklingen,
> Das weit im Winde sich aufthut.
>
> Dein Herze sang in den Abend hinein;
> So schmerzverloren erklang Dein Lied,
> Daß die Blumen erwachten und sprachen:
> Was ist das wol für ein wehvoll Herz,
> Das dort in den Abend hineinsingt?

Ein in gleicher Form gehaltenes Zigeunerlied, das Carmen Sylva mittheilt, ist ebenso schwermüthig wie das vorstehende und die meisten Lieder des rumänischen Volkes.

> Ein Herz, das war ganz schwarz, das arme,
> Und gar nichts konnte weiß es machen.
>
> Das arme Herz bat ganz umsonst
> Die Tauben: im Vorüberfliegen
> Möchten sie die weißen Flügel
> Darauf niederfallen lassen.
> Aber immer blieb es schwarz.
> Da bat den Mond es, sehr, sehr lang' es anzusehen.,
> Und sehr lang', so viel er konnte,
> Sah der Mond es an.
> Umsonst! Das arme Herz blieb immer schwarz;
> Und der Fluß mit seinem Wasser
> Wusch es sammt den Kieseln ab;
> Der Regen fiel darauf wie auf das Korn:
> Umsonst! Die Sonne hatte Mitleid viel
> Mit seiner Schwärze.
> Da kam dereinst ein ander Herz,
> Ein glücklich Herz;
> Denn es war weiß.
> Das kam daher zum schwarzen Herzen
> Und rührt es an;
> Da brach das schwarze Herz entzwei,
> Doch eh' es brach, war's weiß geworden,
> Und alle seine kleine Stücke,
> Die waren weiß wie Turteltauben.
>
> Ein Herz, das war ganz schwarz, das arme,
> Und gar nichts konnte weiß es machen.

Beiläufig sei bemerkt, daß die gleiche Wiederholung des Liedanfangs am Schluß sich merkwürdigerweise auch in zahlreichen Romanzen Spaniens, nicht aber in den Zwischenländern findet. Zweifellos ist, daß auch von äußeren Einflüssen wenig abhängige Lieder bei den Zigeunern aller Länder umlaufen; ihre starke musikalische Begabung mußte sie schon selber zum Gesange treiben. Es liegen uns aus vierzehn Ländern und Volksgebieten Lieder vor, in denen sich das ganze Zigeunerleben mit seinem Thun und Treiben, seinen Freuden und Leiden darstellt. Es möge hier nur eine sehr beschränkte Auslese einen allgemeinen Begriff davon geben. Wie aus dem bisher Gesagten bereits erhellt, tritt der Gegensatz der beiden heimathlosen Völker, der Zigeuner und der Juden, der gleich anfänglich betont wurde, auch in ihren Dichtungen hervor: es ist der denkbar schroffste. Schon der gering ausgebildete Sinn für Musik bei den Juden schuf diesen Gegensatz: die Musik wirkt vorzugsweise sinnlich und durch ihre nahe Verwandtschaft mit der Dichtung vermag sie diese mit aller Gewalt der Sinnlichkeit mit sich fortzureißen und sie zum Dienste des augenblicklichen Lebensgenusses zu zwingen. Dagegen wird die Kunst, deren Darstellungsmittel die mehr geistig strebende Sprache ist, die Dichtung, desto tieferen Gehalt sich bewahren, je unabhängiger sie sich von der Tonkunst erhält. Von wirklich volksmäßiger Dichtung dürfte bei den Juden kaum etwas verlautet haben, aber die in der ältesten Dichtung der Juden waltende Gedankenwelt verbürgt ihre Dauer; Zigeunerlieder würden mit den Lippen, die sie sangen, vergehen, wenn nicht Forscher, die keine Zigeuner sind, sie — aber selten ihres dichterischen Werthes halber — aufgezeichnet hätten. Dieser Mangel an dauernder Dichtung ist auch Ursache, daß den Zigeunern jede faßbare Erinnerung aus ihrer Vorzeit verloren gegangen ist. So haben sich ebenfalls von ihrer früheren Religion nur schattenhafte Spuren erhalten. Aeußerlich bekennen sie sich wol größtentheils zum Christenthum; ein von Geibel übersetztes spanisches Zigeunerliedchen nimmt sogar Jesus geradezu in Anspruch:

> Der Herr, als er Kind noch war,
> Zu den Zigeunern ging er,
> Doch als er zu den Fremden ging,
> Von ihnen den Tod empfing er.

Was anscheinend von heidnischen Vorstellungen in ihren Liedern vorkommt, ist zu wenig verständlich, um diesen Liedern etwas abgewinnen zu können, weshalb wir sie übergehen. Das einzige Stetige im beweglichen Zigeunerthum scheint die Liebe zur Musik zu sein. In der wild wogenden Fluth der Töne schwelgt der Zigeuner, im Jammer seines Lebens ist sie sein Trost. Klagt nach den „Haideblüthen. Volkslieder transsilvanischer Zigeuner“ von Wlislocki ein siebenbürgischer Zigeuner:

> Winterwind und Winterschnee
> Bringt Zigeunern Leid und Weh.
> Frost und Kälte, und kein Brod!
> Komm o Lenz, end' unsre Noth —

so findet ein anderer, trotz seines Elends, nach demselben Gewährsmann doch einen Ersatz:

> Meinen Vater kannt' ich nicht,
> Mir an Freunden es gebricht,
> Meine Mutter längst schon starb,
> Und mein Liebchen längst verdarb.
> Du allein, o Geigenklang!
> Ziehst mit mir die Welt entlang.

Will man zum Stätigen des Zigeuners auch das Unstäte rechnen, so kann man die unbesiegbare Landstreicherlust auch als ihre treue Begleiterin durch die Jahrhunderte anführen. Selbst Verhältnisse, die andere Menschen mit Begierde als große Wohlthat ergreifen

würden, verschmähen sie, wenn sie nur um den Preis der grenzenlosen Ungebundenheit zu haben sind. Man erzählt mehrere Geschichten in Rußland und Ungarn, daß die oft berückende Schönheit von Zigeunermädchen reiche, ja hochgestellte Männer bewogen hat, mit ihnen in die Ehe zu treten, daß aber die Frauen dann nach einiger Zeit ihre glänzende Lage verlassen haben, um in ihr Vagabundenelend zurückzukehren. Ein Lied, das solchen Gesinnungen Ausdruck giebt, wird von einem angenannten Schriftsteller als Lieblingslied ungarischer Zigeuner bezeichnet und soll hier Platz finden, obschon es stark überarbeitet sein dürfte.

Der Wind durchsauset Pußt' und Wald,
Der Mond lenkt hoch sein Steuer,
Darunter macht der Zigan Halt
Und kocht sein Mahl am Feuer.

Frei ist der Lachs in Fluß und Meer,
Frei ist der Hirsch auf Hügeln,
Frei ist der Aar am Himmel mehr,
Noch freier wir von Zügeln.
Hurrah!
Noch freier wir von Zügeln.

Jung Mädchen komm mit mir ins Schloß!
Ich geb' Dir güld'ne Ringe
Und seid'ne Kleider, Dienertroß
Und andre schöne Dinge.

Der Geier will für Draht van Gold
Sein hohes Nest nicht missen,
Das wilde Pferd war nimmer hold
Vergoldeten Gebissen.

Nein! Frei zu zieha durch Flur und Feld,
Zu ruhn beim Waldesfeuer,
Die Welt als Haus, den Himmel als Zelt,
Solch Leben ist uns theuer.
Hurrah!
Solch Leben ist ans theuer!

Vom bloßen Umherziehen läßt sich indessen nicht leben und das zwingt die Zigeuner, gewisse Gewerbe zu treiben, die sich am ersten mit dem Wandern vertragen. Sa bns Wahrsagen der Zigeunerfrauenzimmer. Hierauf bezieht sich ein Lied böhmischer Zigeuaer:

Kam zu der Zigeunerin
Unter'm Baum 'ne arme Magd;
Gram wohnt ihr im Herzen drin
Und sie jen' erbebend fragt:

Bitte, wahrsag gute Frau:
Welch Glück, welch Unglück briagt mir 's Leben?
Meine Hand deshalb beschau!
Was wird Gott mir einmal geben?

Tochter! Deine Hand verräth,
Daß drei Burschen Dich begehren;
Mutter sinnt, was wol sie thät':
Wen begünst'gen and wem wehren.

Der erste ist sehr hübsch,
Der andere sehr reich,
Der dritt' an Treu sich gleich.

Mutter denkt: ooa diesen drei'a
Ist's der Hübsch', auf dea sie zählet;
Ihr Mann soll der Reiche sein —
Doch der Vater ist's, der wählet.

Eins zum Glück nur führen kann:
Nicht, daß Dich der Hübsch' erfreue,
Nicht der Reiche sei Dein Mann —
Nur der Dritte, jener Treue.

Willst befreit Dein Herz oon Angst,
Ist's nar, meine liebe Seele!
Wenn den Treuen Da erlangst.
Die Zigeun'riu räth: ihn wähle!

Man braucht allerdings keine Wundergabe zu besitzen, um so zu wahrsagen.

Auch das Schmiedegewerbe wird mit urwüchsigem Handwerkzeug wandernd betrieben und die Zigeuner wissen auch ihm eine poetische Seite abzugewinnen:

Wie schöne Mädchen, tausendfach,
Gleich Rosen, stieben die Funken,
Anmuth'ge Kreise ziehen jach —
Und plötzlich sind sie verschwnnden.

Wlislocki giebt ein Schmiedelied siebenbürgischer Zigeuner deutsch so wieder:

Schmiede das Eisen, schmied' es hart,
Schmied' es nach rechter Zigeunerart!
Bleib bei alledem sehr arm,
Herz, meiu Herz! ooll Leib und Harm.

Doch hätt' ich gewonnen ein großes Gat,
Könnt' ich bei dieser Feuerglut
Schmieden Feinliebchens Herze weich —
Niemand wäre wie ich so reich.

Auch als Bärenführer trifft man Zigeuner öfters. Sie begleiten das Tanzen des Thiers mit Gesang und überschütten es dabei mit allerlei Schmähungen. So in Rußland:

Ni, ni, ni! Na, na, na!
Schlechten Popes Sohn du da!
Bärenvieh, gestriegelt schlimm,
O da wüth'ges Ungethüm!
Dir drr Vater hat befohlen
Schaf' und Ochsen uns zu holen.
Heule! Heule! Halloh!

Deine Mutter, diese Hexe,
Machte dich zum Possensächse,
Lehrt', als wär' es ein Ornat,
Gehn im Schlafrock dich in'n Rath.
Hast Cigarr' im Maule stets,
Spitzbub' du, Hallunke, Fläz.
Heule! Heule! Halloh!
U. s. w.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— B. von dem Knesebeck, Kaiserin Augusta. Eine Gedächtnißrede am 9. März 1890. Breslau, Eduard Trewendt. 1890 (Sonder-Abdruck aus der „Deutschen Revue"). 18 S. gr. 8°. — Der Verfasser behandelt in edler Sprache und mit wohlthuender Wärme die Verdienste, die die heimgegangene Kaiserin um mancherlei Werke der Barmherzigkeit, insbesoadere um die Sache des rothen Kreuzes sich erworben hat. Anknüpfend an diese Thätigkeit und diese Verdienste zeichnet er ein Bild von dem stillen, treuen, rastlosen Walten der Heimgegangenen, das um so schätzenswerther ist, als er der hohen Frau im Leben nahe gestanden und tiefe Einblicke in ihr Gemüthsleben gethan hat.

L.— Geschichte des königl. sächsischen 7. Infanterie-Regiments Prinz Georg Nr. 106. Von Georg v. Schönberg, Major. Mit einem Atlas von 22 Karten und 3 Uniformtafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890. 30 ℳ. — Der Herr Verfasser, dessen vor mehreren Monaten, in demselben Verlage erschienene, für Unterofficiere und Mannschaften bearbeitete „Geschichte des königl. sächsischen 7. Infanterie-Regiments Prinz Georg Nr. 106 von 1836 bis 1886" wir an dieser Stelle besprochen und den Freunden des genannten Regiments warm empfohlen haben, hat jetzt in einem zweibändigen, mit Schlachtplänen und Uniformtafeln reich ausgestatteten, Werke das Ergebniß seiner vor zehn Jahren begonnenen kriegsgeschichtlichen Specialstudien der Oeffentlichkeit übergeben. Derselbe spricht in dem Vorworte zu seinem Buche die Befürchtung aus, daß seine Regimentsgeschichte die Grenzen einer solchen stellenweise überschritten haben dürfte, und führt zu seiner Entschuldigung an, daß die Geschichte der Sächsischen Armee von Schuster und Francke erst zu einer Zeit erschienen sei, als er seine eigene Arbeit im Manuscript bereits vollendet hatte. Unseres Erachtens bedurfte es dieser Entschuldigung nicht und wir sind sogar der Meinung, daß das v. Schönberg'sche Werk durch eben diese, den zuverlässigsten Quellen entnommenen, Zuthaten an kriegsgeschichtlichem Werthe nur gewonnen hat, und seinen Zweck, vornämlich den jüngeren Officieren als Grundlage und Anregung zum Studium der vaterländischen Heeresgeschichte zu dienen, um so sicherer erfüllen wird. Die Darstellungsweise des Herrn Verfassers ist, bei aller Einfachheit, würdevoll und edel, und der sichere Tact, mit welchem er es verstanden hat, Begebenheiten unerfreulicher Art, unter Festhaltung der vollen Wahrheit, zu schildern, verdient die höchste Anerkennung. Der Preis des Buches ist, infolge der zahlreichen, zum Theil mit vollendeter Meisterschaft ausgeführten, artistischea Beilagen, ein nicht ganz billiger, doch werden, wie dies ja bei militärischen Werken fast zur Regel geworden ist, die Zahlungsbedingungen wol derartige sein, daß auch dem minder bemittelten Käufer die Beschaffung des Buches ermöglicht wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 47. Sonnabend, den 19. April. 1890.

Reiseskizzen aus Italien 1888.

Von A. Osterloh.

V. In den Katakomben unter hoher Führung.

„Der deutsche Frate ist schon unten," sagte der Custode, als wir bei strömendem Regen in das Wächterhäuschen der Callistus-Katakomben getreten waren und unsere Namen, wie verlangt, in das Fremdenbuch eingetragen hatten. Dann wies er uns den Weg zum Eingang. Einige zwanzig Schritte auf dem lehmig durchweichten Boden, und wir befanden uns an der großen Treppe, die dunkel und steil in die Tiefe hinabführt. — „Monsignore wird gleich kommen," sagte der Mönch in brauner Kutte, der an der Thür stand und Wachskerzen an die Besucher vertheilte. Wir tasteten, uns an dem feuchten Mauerwerk haltend, die hohen Stufen hinunter, bei dem spärlichen Licht vorsichtig auf den Weg achtend. Am Eingang zu der ersten Grabkapelle fanden wir schon eine größere Gesellschaft vor, anscheinend durch Zufall zusammengeführt, Deutsche wie wir, ein paar Herren in mittleren Jahren, ein paar mit einfacher Eleganz gekleidete Damen. Richtig konnten wir nur die uns zunächst Stehenden unterscheiden, denn es war ein schmaler Gang, in dem wir uns befanden, und wir standen je ein oder zwei hinter einander. Ein paar Fuß vor uns machte der Gang eine Biegung und mündete in die vorerwähnte Kapelle. Ein Jeder hielt sein Lichtchen in der Hand, und von der Wand herab fiel der schwache Schimmer einer Oellampe. Man unterhielt sich mit gedämpfter Stimme, wie es zu den düsteren Räumen paßte. Hie und da tönte der Name des Monsignore, den man zu erwarten schien, zu uns herüber. „Sie haben sich keine Kerze geben lassen," fragte mich plötzlich ein Herr, der etwas abseits von den Uebrigen stand und sich an deren Unterhaltung nicht betheiligt hatte. Ich hätte es ganz übersehen, meinte ich; und unser Freund fügte hinzu: „Es schadet auch nichts, denn wie ich höre, soll ein Monsignore kommen, und der wird schon sein geistliches Licht vor uns leuchten lassen."

Dieser Grund schien dem Herrn stichhaltig, denn er erwiderte nichts. Da kamen eilige Schritte die Treppe hinunter. Er war es — Monsignore. Wir waren in der Rangordnung der katholischen Geistlichkeit nicht sehr bewandert, und so wurde uns erst später erklärt, daß ein Monsignore ein hoher Würdenträger sei, höher als ein Bischof, beinahe ein Cardinal; dieser sei zudem ein großer Gelehrter, ein bedeutender Kenner der Kirchengeschichte und speciell mit der Ober-Inspection der Katakomben betraut. Er war mittelgroß und hager von Gestalt und hatte scharfe, kluge Züge. Ein österreichischer Bischof mit rundem, wohlgenährtem Gesicht und starker Neigung zum Embonpoint begleitete ihn. Monsignore wechselte ein paar rasche Worte mit zwei oder drei Mönchen, die sich noch an der Treppe befanden und achtungsvoll zurücktraten.

„Verzeihen Sie," sagte er dann, indem er sich, vorüberschreitend, vor uns verbeugte, „daß ich Sie habe warten lassen. Ich glaubte nicht, daß Sie bei solchem schlechten Wetter die Fahrt unternehmen würden."

Wir sahen einander etwas verblüfft an; wir hatten ihn nicht erwartet, wir wußten von gar nichts. Ich wollte erwidern, daß hier ein Mißverständniß vorliege, aber schon stand er bei den Andern, die ihn nun ihrerseits ehrerbietig grüßten: sie waren ihm sehr dankbar, daß er gekommen war; sie freuten sich, seine Bekanntschaft zu erneuern; sie hatten beim Fürstbischof in Graz zusammen dinirt und so weiter. Jetzt wurde eine schlanke Dame mit Diamanten im Ohr, die in dem nächtlichen Dunkel blitzten und glitzerten, vorgestellt; — Durchlaucht — Monsignore war sehr erfreut; jetzt schüttelt ihm auch mein Nachbar die Hand; es war ein katholischer Graf, eine Säule des Ultramontanismus.

Und nun wurde uns plötzlich klar, mit wem der Zufall uns zusammengeführt hatte. Unsere Begleiter waren Pilger, die aus Anlaß des 50jährigen Priesterjubiläums Leo's XIII. nach Rom gekommen waren, um diesem noch nachträglich ihre Glückwünsche zu überbringen. Ganz Rom war um diese Zeit von Pilgerzügen überschwemmt; ununterbrochen langten neue an, häufig 4—500, ja 1000 Personen an einem Tage, zum größten Theil aus Frankreich und Oesterreich. Aus allen Ständen setzten sich diese Züge zusammen, vom Fürsten herab bis zu dem armen 70jährigen Mütterchen aus Schwaben, das den ganzen Weg in drei Monaten zu Fuß zurückgelegt hatte. Fast hätte die arme Alte ihren Zweck, den heiligen Vater von Angesicht zu Angesicht zu sehen, nicht erreicht, denn ungeheuer war die Menge der Pilger, die sich zur allgemeinen Audienz eingefunden hatte; in ihrer ängstlichen Bescheidenheit wagte sie nicht, sich vorzudrängen, und wie Mauern standen die Menschen vor ihr fest. Da plötzlich fühlt sie sich emporgehoben, und ehe sie noch recht weiß, wie ihr geschieht, steht sie ganz, ganz im Vordergrund, dicht vor dem heiligen Vater; fast kommt's ihr vor, als wäre es der liebe Gott selbst, so prächtig, so erhaben und so milde zugleich schaut er aus. Er hat von der frommen Pilgerin gehört und richtet huldvoll einige Fragen an sie. Sie ist so verwirrt, so erschrocken, daß sie gar nicht weiß, was sie redet; sie verleugnet ihren Mann und ihre Kinder und erwidert auf die Frage, ob sie verheirathet sei, ein stotterndes Nein. Dann drückt sie dem heiligen Vater zitternd und erröthend ein blankes Markstück in die Hand; und wie sie auf dem großen Petersplatz wieder richtig zur Besinnung kommt, ist sie nicht ganz sicher, ob es Wirklichkeit oder ein schöner Traum war, was sie eben erlebt hat.

In Rom hatten sich Comités gebildet, um den ärmeren Pilgern freie Wohnung zu verschaffen, und die wohlhabenderen bevölkerten die Hôtels. Im Albergo Oriente gab es einen sogenannten Pilgertisch. Da wurde von nichts, als vom Saint-père gesprochen und den Messen, die er abhielt, und den Audienzen, die er ertheilte; alle bekreuzigten sich vor Beginn der Mahlzeit, und die Fastenspeisen waren an der Tagesordnung. Zu Ehren der Pilger blieben die sonst strenggeschlossenen Gärten des Papstes geöffnet; und eine Ausstellung der Jubiläumsgeschenke war im Vatican veranstaltet worden, unermeßlich reich und mannigfaltig, eine richtige Gewerbe- und Industrieausstellung. Ein Jeder schickte von dem, was er selbst fabricirte, das Schönste und Beste; Meßgewänder, Bücher, Kunstwerke, Möbel, Wäsche, die schwersten und feinsten Weine in überreichlicher Fülle; alles Sachen, die der heilige Vater brauchen und deren er sich erfreuen konnte. Weniger Verwendung dürfte er für das elegante Sattelzeug für Reitpferde und für die Wäscheausstattung für Neugeborene haben; und ebenfalls etwas eigenthümlich muthet den Beschauer das künstliche Bein an, das ein gläubiger Bandagist dem Haupte der katholischen Christenheit verehrt hat. Zu allen diesen Dingen haben die Pilger freien Zutritt und in allen Kunstsammlungen und sonstigen Sehenswürdigkeiten werden sie von einem

in der betreffenden Wissenschaft oder Kunst besonders bewanderten Geistlichen herumgeführt.

Unseren österreichischen Aristokraten hatte sich ein großer Kirchengelehrter, von Geburt, wenn ich nicht irre, ein Holländer, der aber das Deutsche wie seine Muttersprache beherrscht, zur Führung durch die Katakomben angeboten, und wir gänzlich Unwürdige und Ungläubige waren durch Zufall und Mißverständniß in die fromme Gesellschaft gerathen. Wir hätten uns vorstellen können und Alles wäre gut gewesen, aber ein gelinder Schauer überlief uns, wenn wir an die frivole Aeußerung vom „geistlichen Licht“ dachten. Am liebsten wären wir gleich umgekehrt; aber die Mönche, die sich am Eingange aufgehalten hatten, waren verschwunden; und mit unserem einzigen, dünnen Lichtchen mochten wir nicht Gefahr laufen, uns in den labyrinthischen Gängen der Katakomben zu verirren. In der großen Kapelle der Lucina nahm die Führung ihren Anfang. In weitem Halbkreis umgaben wir Monsignore. Mit weicher, angenehmer Stimme begann er seinen Vortrag. Er holte sehr weit aus, gab erst einen kurzen, geschichtlichen Abriß der römischen Kaiserzeit, der Einführung des Christenthums und der anfangs ungehinderten Verbreitung desselben; dann ging er auf die Verfolgungen über und verweilte besonders eingehend bei den frommen Päpsten und den unendlich vielen Märtyrern, deren Gebeine man in den Katakomben gefunden und an die unzähligen römischen Kirchen vertheilt hat. Dort wird über denselben die Messe celebrirt und sie werden als höchstes Heiligthum aufbewahrt. Nun kam Monsignore auf die Entstehung der Katakomben selbst. Die ältesten derselben haben ihren Ursprung im ersten Jahrhundert n. Chr. Während die heidnischen Römer ihre Todten verbrannten, hatten die Christen, entgegen der europäischen Sitte, auf den alten jüdischen Gebrauch, die Leichen unter der Erde zu begraben, zurückgegriffen. Innerhalb der Stadtmauern aber war nach römischem Gesetz jede Bestattung der Todten untersagt; selbst die Columbarien zur Aufbewahrung der Asche mußten außerhalb derselben errichtet werden. Die Katakomben waren nun ursprünglich ganz öffentliche Begräbnißplätze mit allgemein bekanntem Eingange, von keinerlei Geheimniß umgeben. Irgend eine vornehme, römische Familie z. B. errichtete neben ader in ihrem Grundstücke eine Art unterirdischer Familiengruft, wie hier in den Callistus-Katakomben die Römerin Lucina; an diese schlossen sich dann allgemeine Begräbnißplätze an; lange, schmale Gänge, die schmälsten blos 60 Centimeter breit. In die Seitenwände grub man Nischen, je nach der Länge des zu bestattenden Körpers. Die Oeffnung wurde, nachdem der Leichnam hineingeschoben, mit Tafeln aus Terracotta oder Marmor abgeschlossen. Diese Art der Bestattung, nämlich die Leichen in gemauerten Gängen — allerdings nicht unter, sondern über der Erde — unterzubringen, ist noch jetzt in Italien sehr gebräuchlich. Ich erinnere nur an den berühmten am Bergeshang befindlichen Kirchhof in Bologna. Auch in Mailand, dessen campo santo zu den schönsten Italiens zählt, ist es ähnlich. Große Colonnaden aus glänzend weißem Marmor umgeben im Halbrund den eigentlichen Friedhof. In dem mittleren Theile sind seitlich angebrachte Gradhöhlen mit den schönsten, kostbarsten Monumenten verziert: die Familiengrüfte der Reichen und Vornehmen. Nach links zu, im Ausläufer der Säulengänge, werden die ursprünglich im Kirchhof begrabenen, aber nach wenig Jahren exhumirten Leichen der ärmeren Bevölkerung auf ganz dieselbe Weise untergebracht, wie in den Katakomben. Wie dort deckt eine Marmortafel die Oeffnung, wie dort befindet sich auf derselben ahne irgend welchen Zusatz der Name des Verstorbenen; Tafel über Tafel, Name über Name, ein Berg von Leichen.

Vier-, fünffach liegen in den dunklen Erdgängen der Katakomben die Leichen übereinander; und vier- und fünffach lagen ehemals die Gänge selbst einer über dem anderen; der tiefste ungefähr 22 Meter unter der Erde. Je mehr die Gemeinde wuchs, desto tiefer und desto weiter wurde gegraben. Jetzt sind die Erdschichten eingesunken, die die aufeinander gethürmten Stockwerke trennten; und du stehst tief unten auf dem feuchten Erdboden. Senkrecht zu beiden Seiten steigen hoch und steil die Erdwände neben dir auf, und über dir hoch aben wieder braune, kalte Erde. Und ein Gang mündet in den andern, du siehst kein Ende; einer gleicht dem andern, und doch ist's derselbe nicht. Wie verloren irrst du umher, immer neue Gänge — Gang an Gang, Grab an Grab. — Da plötzlich, — fast mußt du dich dücken, — ein niedriger Gang, ganz anders, wie die, welche du bisher gesehn; die Decke ist gewölbt, keine Nischen an der Seitenwand: es ist eine arenaria, eine antike Sandgrube. Der Name Sandgrube ist wol eigentlich nicht ganz zutreffend, denn nicht Sand holten die Römer aus den Arenarien, sondern eine Art Erde, die, mit Kalk gemischt, den berühmten römischen Mörtel gab, dessen unverwüstlicher Dauerhaftigkeit wir die Erhaltung so vieler herrlicher Bauwerke zu verdanken haben. Früher glaubte man, daß die Christen diese Sandgruben so, wie sie sie vargefunden, für ihre Gräber benutzt hatten. Das ist aber nicht richtig. Sie gruben eigens zu diesem Zwecke neue Gänge; nur selten berühren diese die Arenarien, und sofort erkennst du an der Structur den großen Unterschied der beiden Anlagen.

Fast wird dir Angst in diesem niedrigen Gange, der Athem stockt. Wenn die Erde jetzt nachgäbe, die ganze Schicht sich auf dich herabsenkte — du wärst unwiederbringlich verloren, lebendig begraben, tief, tief unter der Erde. Hie und da findest du kreisartig erweiterte Räume, Familiengrüfte vornehmer Personen, oder Kapellen, in deren Mitte ein Sarkophag steht, der ehemals die Ueberreste eines besonders heiligen Mannes barg: steinerne Reliefs an den Seitenwänden zeigen in naiver Ausführung Scenen aus der Apostelgeschichte oder dem neuen Testament. — An den Wänden befinden sich Malereien meist symbolischer Natur; hauptsächlich Symbole für die Auferstehung, z. B. Jonas vom Walfisch verschlungen und wieder ausgespieen; ferner Christus in den verschiedenartigsten Auffassungen. Immer und immer wiederkehrend ist auch das Bild des Fisches. Aus den Anfangsbuchstaben der griechischen Worte für: „Jesus Christus Gottes Sohn Heiland“ entsteht das griechische Wart Ichthys (Fisch), eine Art mystischen Akrostichons, das in den ersten Zeiten des Christenthums zu einem geheimnißvollen Wahrzeichen für die Gläubigen wurde.

Die meisten Inschriften — in späterer Zeit wurde besonders bei Märtyrern die einfache Namensangabe häufig durch vielzeilige Inschriften ersetzt —, viele bildliche Darstellungen und Sarkaphage sind in das christliche Museum im Lateran übergeführt worden.

Bis zum Ende des 5. Jahrhunderts hat man in den Katakomben begraben. Außer denjenigen des Callistus umspinnen noch eine Anzahl andrer Katakomben die ewige Stadt mit ihrem Netz von unterirdischen Gängen. Später errichtete man Kirchhöfe; und nur einzelne Schwärmer, deren höchste Sehnsucht es war, neben den Gebeinen eines Märtyrers zur ewigen Ruhe bestattet zu werden, wurden noch in den Katakomben beigesetzt.

Zum Gottesdienst sind dieselben sehr selten benutzt worden. Dazu dienten Privathäuser im Innern der Stadt. Nur in den Zeiten der härtesten Verfolgungen vereinigten sich die Gläubigen heimlich in den Katakomben. Aber auch da hatten die römischen Soldaten die Unglücklichen aufgespürt. Die Eingänge waren ja ohnehin bekannt oder wenigstens leicht aufzufinden. Um sich sicher zu stellen, grub man an entfernteren Enden Nothausgänge. So sieht man z. B. noch jetzt eine Art Treppe, die in die steinerne Schicht des Erdreichs gehauen ist und an die Oberfläche heraufführt. Sie beginnt aber erst in Entfernung von mehr denn Manneshöhe vom Boden. Bis dahin geht die Wand steil in die Höhe. Die Christen führten nun eine Leiter mit sich und sobald sie merkten, daß die Eingänge besetzt waren, legten sie dieselbe an, stiegen hinauf, der Letzte zog die Leiter nach, — und die Verfolger warteten vergeblich. Alles Das und noch Vieles mehr hatte Monsignore erzählt. Er ging nun etwas näher auf die Reliquien der hervorragendsten Märtyrer ein, die unseren katholischen Mitzuhörern jedenfalls ganz geläufig, uns aber nicht einmal den Namen nach bekannt — und auch nicht sehr interessant waren. Wir standen noch immer in der Grabkapelle der Lucina. Eben sahen wir von fern ein Licht aufleuchten; eine neue Führung hatte begonnen. Die Gelegenheit zur Flucht war günstig. Schnell wurde unser einziges Wachslichtchen, das wir schon längst aus Sparsamkeit und Vorsicht hier, wo so viele andere Lichtchen um uns brannten, ausgelöscht hatten, wieder angezündet. Und schleunigst leise, leise machten wir Kehrt. Außen um die Kapelle herum in einen der schmalen Gänge einbiegend, mußten wir die Führung erreichen. Schnell, schnell, — ein paar Schritte nur durch den spärlich erleuchteten Gang: da, richtig! es wird hell, eine kleine Kapelle thut sich auf, Menschenstimmen, Licht, — und vor uns steht — Monsignore!

Er erzählte eben die wundersame, schauerliche Geschichte der heiligen Cäcilia, vor deren Grabe er sich befand. Die Gesellschaft hatte während unsrer kurzen Irrfahrt ebenfalls eine Wendung gemacht, und wir befanden uns, von der entgegengesetzten Seite kommend, unseren Pilgern gerade gegenüber. Still nahmen wir unsere Plätze wieder ein und lauschten nun mit Andacht den Martern der heiligen Cäcilia. Es war so etwas Aehnliches, wie die drei Männer im feurigen Ofen. Auch sie wurde in irgend einen derartigen Raum gesteckt, aber obgleich derselbe sieben Mal so stark

geheizt war, wie sonst bei dergleichen festlichen Gelegenheiten, kam sie lebend und unversehrt wieder heraus.

Und nun wanderten wir weiter zusammen. Viele heilige Märtyrer — man hat einige Tausend in den Katakomben entdeckt —, viele denkwürdige Inschriften, viele kleine Kapellen mit vielen symbolischen Bildern zogen an unserem Blick vorüber. Alles wurde eingehend besichtigt und eingehend erläutert. Man behandelte uns mit großer Zuvorkommenheit; der rundliche Bischof selbst wies mir immer gute Plätze an; und dennoch mehr und mehr fühlten wir uns, unbekannt und unvorgestellt, als Eindringlinge, und immer störender stieg die Erinnerung an das geistliche Licht in uns auf. Zudem verrann Stunde auf Stunde, und draußen auf der Landstraße wartete in patschendem Regen der Kutscher „auf Zeit" mit seinem kleinen, nur halb geschlossenen Wägelchen. Wenn wir fortfahren, so eingehend, wie bisher, sämmtliche 3700 Märtyrer nebst Kapellen zu studiren und bewundern — wohl uns, wenn wir um 9 Uhr wieder in Rom sind.

Da plötzlich geht mit ehrerbietigem Gruße, der unseren beiden hohen Geistlichen gilt, ein französischer Mönch an uns vorüber, gefolgt von drei Damen, die er führt. Eine kurze, flüsternde Berathung, und ich werde abgesandt, zu fragen, ob wir uns anschließen dürfen. — Sehr gern. — Er lächelt ein wenig. — C'était probablement trop long? — Ach! er kennt Monsignore's Führung. Ich stottere eine höfliche Verneinung. — Ou vous ne comprenez peut-être pas l'allemand?" — Damit hatte er es nun freilich nicht ganz richtig getroffen. Ich sagte den wahren Grund; daß wir durch Zufall in eine geschlossene Gesellschaft gerathen wären und uns nun unbehaglich fühlten.

Ein angenehmer, witziger Mann, unser neuer Führer. Die weiße Kutte mit braunem Besatz und brauner Schnur verrieth den Trappistenmönch von jenem strengsten Orden, der außer Armuth, Keuschheit und Gehorsam auch noch das Schweigen in sein Gelübde aufgenommen hat. Da mag es wol eine ganz angenehme Unterbrechung des tödtlichen Einerleis sein, wenn man zum Fremdenführer erwählt und dieses Gelübdes zeitweise entbunden wird. Noch manches Interessante bekamen wir zu sehn, und manche geistreiche oder scherzhafte Bemerkung unsers Führers würzte die Unterhaltung; — und doch gingen wir immer wie von Furien gejagt, denn dicht hinter uns her kam Monsignore. Und als wir einmal in einer kleinen Kapelle, in welcher Tags zuvor zum Namensfeste irgend einer Heiligen Gottesdienst abgehalten worden war, und die noch im Schmucke frischer Blumen und Kränze prangte, zu lange verweilt hatten, stand die ganze Gesellschaft schon wartend am Eingange. Monsignore warf uns einen etwas kühlen Blick zu, und der rundliche Bischof sah uns aus seinen kleinen, vergnügten Augen ganz fragend an. Abtrünnige, die wir waren! Es war wirklich eine Art Spießruthenlaufen, als wir in dem schmalen Gang, langsam, langsam, Mann für Mann, an jedem Mitgliede der Pilgergesellschaft vorüberziehen mußten, und wir waren ordentlich froh, als wir bald darauf nach ungefähr dreistündigem Aufenthalte unter der Erde das Tageslicht wieder erblickten.

Es regnete noch ebenso wie vor drei Stunden; ein echter römischer Regen; wie Bindfaden hing es in der grauen Luft; die Landstraße schwamm, der Fußweg ein klebriger Morast; die Gartenmauern ringsum glänzten vor Nässe; und die Bäume, die mit ihrem durchsichtigen, frischgrünen Laub hinter dem Gitterthor hervorblickten, trieften. Grau und melancholisch hob sich in der Ferne die charakteristische Form des Grabmals der Cäcilia Metella vom grauen Himmel. Eigentlich hatten wir noch dorthin gehen wollen, hatten die Campagna sehen und auf der denkwürdigen Via Appia wandern wollen. Weiter draußen, eine halbe Stunde ungefähr von den Katakomben entfernt, ist noch das alte Pflaster erhalten, jene großen Platten, die man sofort als antike Arbeit erkennt.

Aber bei dem Regen!

Die Campagna, die öde, weite Fläche mit ihren verfallenen Grabdenkmälern, ist ohnehin schon trübe genug. Nein, nein, kehren wir um. Der Kutscher macht ein sehr mißvergnügtes Gesicht. Von seinem Hut herab, aus seinem Mantel herunter rieselt es, wie feine Bäche. Schnell nach Rom zurück! Ein Stündchen fast werden wir brauchen bis ans Hôtel.

Eine Weinplantage reiht sich an die andere. Sie gehören reichen Römern, welche die Stadt bewohnen und ihre Winzer zur Aufsicht dorthin gesetzt haben. Da wohnen sie nun hinter den hohen Mauern in ihren kleinen flachgedeckten Häuschen. Von Zeit zu Zeit überragt ein mittelalterlicher Wartthum oder der pittoreske Ueberrest eines antiken Bogens die eintönige Mauerfläche. Der Wartthurm ist ausgebaut, und aus den abbröckelnden Gucklöchern sind Fenster geworden; Leinen sind von einem zum andern gezogen, die bunten Läppchen und zerrissenen Wäschstücke der Frau Winzerin hängen darauf. Und an dem antiken Bogen ist ein Stübchen angebaut; die malerische Wohnung eines neuen Römers. So ist's auch in der Stadt selbst. Die Steine müssen benützt werden. Wer da will, bedient sich der alten Mauern als Rückwand und klebt ganz ungenirt ein neues Hüttchen dran. In die großartigen Mauern des circus maximus ist ein ganzes Häusercarré eingebaut; und eine Colonie von Schneidern, Schmieden und Schuhmachern hat sich in den erhabenen Thorbögen eingenistet.

Aller paar Schritte zwischen den Weinbergen ist eine ländliche Schenke. „Heuriger Landwein," „billiger Landwein," „Landwein und warmes Essen" „spaccio di vino con cucina" steht in großen Buchstaben angemalt. „Göttlicher Spaß mit einer Köchin," übersetzt unser archäologischer Freund. Er ist schon seit vier Monaten in Rom und muß es also verstehn.

Jetzt fahren wir durch die Porta San Sebastiano, ein mittelalterliches Thor, zur Linken die graue Masse der Thermen des Caracalla. Wir sind wieder in Rom. Eine ärmliche Vorstadt; breite Straßen mit niedrigen Häusern; hie und da ein Schuppen oder Speicher; ein Fabrikviertel, Proletarierwohnungen. Jetzt erheben sich uns zur Seite, wie große, graue Höhlen, wie ausgebrannte Mauerreste, die Kaiserpaläste auf dem Palatin; — und nun zu unsrer Rechten einzelne Säulen, Säulenstümpfe, ein Thor: forum Romanum, anscheinend ein wirres Chaos; aber wenn du nicht flüchtig vorüberschreitest, sondern dich herein vertiefst, so werden die todten, verstümmelten Massen lebendig; und er steht wieder vor dir, der große berühmte Platz, von dem du in deiner Schulzeit so viel gehört, der Schauplatz von Thaten, die die Welt erzittern machten und die einer ganzen Epoche ihren Stempel aufdrückten. Er steht wieder vor dir mit seinen Tempeln und Tempelchen, seinen Triumphbögen, der Schranke, an welcher Antonius seine berühmte Leichenrede auf Cäsar hielt, der großen Treppe, die zum Capitol führte, und der via sacra, die sich schlängelnd durchwindet. Fast scheint es, als habe sie sich mühsam ihren Weg bahnen müssen durch das Gewirr von Bauten und Kunstwerken; fast scheint es, als wäre der Platz zu klein gewesen, um all' die Meisterwerke zu fassen, die Kunstsinn, Eitelkeit und Ehrgeiz der Herrscher dort anhäuften. Und doch mag es schön gewesen sein, als Alles noch im weißen Marmor erglänzte, als noch den vielen Göttern in den vielen Tempeln geopfert wurde, und als römische Helden, einander gegenseitig überbietend, ein jeder durch einen Bogen oder Tempel sich unsterblich machen wollten und unsterblich machten.

Bücherbesprechungen.

K—d. Die Justizgesetze für das Königreich Sachsen. Neue Folge. Bd. 14, Abth. II. (Handausgabe K. Sächs. Gesetze Bd. 82, Abth. 2.) das Jahr 1889 enthaltend. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung, 1890. — Mit der vorliegenden 2. Abtheilung schließt der die Jahre 1888 und 1889 umfassende Band. Aus dem Inhalte an Reichs- und Landesgesetzen, welche das Privat- und Strafrecht betreffen, ist das Reichsgesetz, betr. die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, vom 1. Mai 1889 mit den reichsrechtlichen und sächsischen Ausführungsbestimmungen hervorzuheben. Für weitere Kreise ist die Sammlung dadurch von Werth, daß es auch den einschlagenden Inhalt des K. Sächs. Justizministerialblattes wie des Centralblattes berücksichtigt.

△ Das Recht der Polizeibehörden im Königreiche Sachsen zur Ausweisung bestrafter Personen nach dem einschlagenden Gesetze vom 15. April 1886 unter besonderer Berücksichtigung der Polizeiaufsicht und der Bestimmung in §. 3 Abs. 2 des Bundesgesetzes über die Freizügigkeit vom 1. Novbr. 1867 erläutert von Alfred Wengler, Polizeiassessor in Dresden. (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung, Handausgabe K. Sächs. Gesetze. 83. Band.) — Diese Erläuterung des sächsischen Gesetzes vom 15. April 1886, die Befugniß der Polizeibehörden zum Erlasse von Aufenthaltsverboten gegenüber bestraften Personen betreffend, ist um so dankenswerther, als das angezogene Gesetz nach den von uns in der Praxis gemachten Erfahrungen noch gar nicht recht in das Fleisch und Blut der betheiligten Verwaltungsbehörden übergegangen zu sein scheint. Uebrigens sind die Er-

läuterungen des Hrn. Herausgebers keineswegs allein, wie man nach seinem bescheidenen Vorworte annehmen könnte, reproductiver Art, jedenfalls aber durchaus sachgemäß und klar und geeignet, das Verständniß und die praktische Handhabung des Gesetzes zu erleichtern.

K—d. **Gesetz betr. die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften; vom 18. Juli 1884.** Erläutert durch RGRth. Dr. J. **Petersen** und **Wilh. Frhr. v. Pechmann**, Rechtsc. Leipzig, Roßberg'sche Buchhdlg. 1890. 5. Lief. (Pr. 1,60 ℳ) — Die Lieferung enthält die Art. 215a. bis 231 und bringt u. A. größere Erörterungen über die Erhöhung des Grundcapitals, über das Verhältniß des Actionärs zur Gesellschaft (Einlage, Antheil, Bauzinsen), über die Generalversammlungen und den Vorstand, also über wichtige Theile des Actienrechts. Das (sechste) Schlußheft soll im Herbst 1890 erscheinen, dann wird auf das ganze Werk, das eine Ergänzung des Puchelt'schen Commentars zum Allg. deutschen Handelsgesetzbuch bildet, weiter zuzukommen sein.

W. L. Dr. A. **Adler**, Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig, **Leitfaden der Volkswirthschaftslehre** zum Gebrauche an höheren Fachlehranstalten und zum Selbstunterricht. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1890. J. M. Gebhardt's Verlag. 3 ℳ, geb. 3,40 ℳ — Zu keiner Zeit war es schwieriger, den Inhalt unseres volkswirthlichen Wissens in einer präcisen Form theoretisch zu verarbeiten als gerade jetzt. Das deutsche Wirthschaftsleben hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine gewaltige Wandlung erfahren und gleichzeitig die Anschauungen der Menschen. So regt sich wieder ganz neuerdings das Bedürfniß, einen systematischen Ueberblick über den jetzigen Stand der Wissenschaft, eine Feststellung der allgemeinen Wahrheiten auf Grund der jüngsten zahlreichen Einzelforschungen zu gewinnen. Wir stehen wieder vor einer Zeit neuer Lehrbücher. Das Lehrbuch, welches allen modernen Anforderungen entspricht und die alte Theorie von Grund aus den jetzigen Zeitbedürfnissen gemäß umarbeitet, ist aber eine gewaltig schwierige Aufgabe, deren Lösung wir einstweilen in Geduld abwarten müssen. Der Leitfaden von Adler sucht mit anerkennenswerther Benutzung der besten neueren Fachliteratur eine brauchbare Unterlage zu bieten, die ein geistvoller Lehrer für den Unterricht mit gutem Erfolg benutzen wird. Stehen wir der Schrift im Allgemeinen recht sympathisch gegenüber, so dürfen wir aber nicht verschweigen, daß doch in einzelnen Punkten eine größere Vertiefung und schärfere Präcision der Gemeinverständlichkeit, welche wir als Vorzug anerkennen, keinen Eintrag gethan haben würde. Wir legen der sehr geräuschvoll vertretenen Theorie vom „Grenznutzen" nicht den hervorragenden Werth bei, wie die östreichische Schule, hätten aber auf S. 5 Anm. doch eine Mittheilung über das Wesen dieser Theorie gern gesehen, da einmal die Namen der Vertreter derselben aufgeführt werden. Nicht ganz einverstanden sind wir mit der Terminologie des Verfassers, z. B. in der Einkommenslehre, wo die Ausführungen Hermann's gegen die Vermischung der Begriffe Einnahme und Einkommen und gegen die Terminologie „Roheinkommen" wol zweckmäßig Erwähnung und Berücksichtigung gefunden hätten. Unseres Erachtens ist dem Verfasser der Abschnitt über den Credit und das Bankwesen am besten gelungen, während wir z. B. über die Börse wol etwas mehr erfahren möchten als III. §. 8 erzählt, der nicht einmal das Reportgeschäft erwähnt, welches für die Börse mindestens ebenso sehr Erwähnung verdient, als die Discontirung. Die Ausführungen des Verfassers, betreffend die Arbeiterfrage, zeugen von friedlicher und ordnungsliebender Gesinnung. Wir zweifeln aber, ob sie sehr zweckmäßig sind. Gerade in der Gegenwart wird, wer als Lehrer und Schriftsteller ernst die Grundlagen der jetzigen Wirthschaftsordnung vertheidigt, durch nichts mehr seiner Sache schaden und den Gegnern Blößen bieten, als wenn er es an der nöthigen Selbstkritik im Kleinsten fehlen läßt. Behauptungen, wie auf S. 136, daß Arbeitseinstellungen als Mittel, Lohnerhöhungen zu erreichen, sowol vom volkswirthschaftlichen als auch vom sittlichen Standpunkte aus zu verwerfen sind, müßten viel gründlicher bewiesen werden, als der Verfasser dies thut, der nicht einmal zwischen den Fällen des Contractbruchs und denen unterscheidet, wo die Kündigungsfrist eingehalten wird. Den Interessen der wahren Wissenschaftlichkeit ist keineswegs gedient, wenn sich Verfasser hier einige Parteiargumente der älteren Manchesterschule, die in England jetzt Jedermann als antediluvianisch ansieht, aneignet. Nur wenn der Schüler im volkswirthschaftlichen Unterricht den Eindruck empfängt, daß sein Lehrer mit voller Unparteilichkeit alle Gründe für und wider prüft, wird er auch socialistischen Tendenzen gegenüber später im Leben gewappnet sein. Dem entsprechend hätten wir auch in der recht anerkennenswerthen literaturgeschichtlichen Uebersicht, mit der Verfasser sein Werk schließt, gerade im Interesse unseres wirthschaftspolitischen Standpunktes gewünscht, daß den Socialisten nicht Vorwürfe gemacht würden, welche sich, wenn der Schüler den Unterricht verläßt und andere Eindrücke empfängt, als nicht begründet herausstellen, so z. B., daß es nicht möglich sei, Communismus und Socialismus zu scheiden, und daß die Theorie von Marx eine „communistische" sei. Auch die Widerlegung der Marx'schen Werththeorie macht sich Adler zu leicht. In literargeschichtlicher Beziehung möchten wir allerdings mancherlei hinzufügen, so z. B. daran erinneen, daß, wie bekannt, das Ricardo'sche Grundrentengesetz nicht blos auf Malthus, sondern nach des Letzteren eigener Aeußerung auf den Zeitgenossen von A. Smith, Anderson, zurückzuführen ist. Doch trotz dieser kleinen Beanstandungen hoffen und wünschen wir der Schrift Adler's Verbreitung in weiteren Kreisen.

— **Unsere Afrikapolitik in den letzten zwei Jahren.** Von Dr. **Schroeder-Poggelow**. Berlin, 1890. Verlag von Walther & Apolant. Preis 1,50 ℳ — Das Schriftchen enthält die vom Verfasser für das „Deutsche Wochenblatt" geschriebenen Aufsätze, welche für eine energische Colonialpolitik eintreten. Sie sind, von dem radical-colonialen Standpunkte aus betrachtet, ganz geschickt, aber wenig mehr als Augenblicksbilder, da der Verfasser Licht und Schatten nicht gerecht vertheilt, weder die Araberfrage genügend würdigt noch auch praktische und annehmbare Vorschläge bringt, deren Ausführung im Verhältniß zu unseren Mitteln steht. st—

J. R. Die beiden neu vorliegenden Bände (9 und 10) der Volks- und Familien-Ausgabe von **Friedrich Gerstäcker's Ausgewählten Werken** (Jena, Hermann Costenoble) enthalten den Roman „**Eine Mutter**", eine selbständige Fortsetzung des brasilianischen Lebensbildes „Die Colonie", das im 8. Band vorausgegangen war, sowie die „**Mississippi-Bilder**", eine Reihe von Skizzen aus dem Leben und Treiben der an dem Mississippi gelegenen Staaten, als daselbst noch etwas hinterwäldlerische Zustände herrschten. Die beiden Werke bezeugen wieder die lebendige Schilderungsgabe des Altmeisters des exotischen Romans; namentlich die „Mississippi-Bilder" gleichen in dieser Hinsicht oft kleinen Cabinetsstücken. Man liest sie auch heute noch, trotzdem die Verhältnisse in den geschilderten Ländern sich ja bedeutend geändert haben, mit großem Interesse, so daß die neue Gerstäcker-Ausgabe auch bei dieser Gelegenheit der Beachtung wieder nur empfohlen werden kann.

J. R. Aus einer Reihe von hübsch ausgestatteten Neuigkeiten von Georg Meyer's Verlag in Leipzig greifen wir zur Anzeige eine Novelle von **Emil Taubert: Frau und Braut** (1 ℳ) heraus. Sie ist eine hübsche, feinsinnige Arbeit, die einen jener seltenen und peinlichen Conflicte behandelt, wie sie z. B. Th Storm liebte und mit großer Feinheit durchführte: diese Feinheit der Behandlung fehlt bei Taubert nicht ganz. Störend wirkt nur die Neigung, das Ganze etwas in das Bereich des Sentimentalen zu ziehen; beeinträchtigt wird die Wirkung der Geschichte auch dadurch, daß Johann, der Gatte und Bräutigam, der die verwittwete Bäuerin unter dem Zwange äußerer Verhältnisse geehelicht hat, während er eine andere liebt, und nun an den qualvollen Folgen dieser Handlung leidet, etwas zu schwankend gehalten ist; hier hätte eine etwas festere Gestalt nicht geschadet, ohne daß damit dem zwiespältigen Hin und Her im Busen des Mannes irgendwie Eintrag geschehen wäre.

G. Oe— Die „**Burschenschaftlichen Blätter**" (Carl Heymann's Verlag), auf die wir schon des Oefteren empfehlend aufmerksam machten, erscheinen seit Ostern in einem neuen schönen Gewande und mit Abbildungen geschmückt. Die Abbildungen, die dem 1. Hefte des 4. Jahrganges beigegeben sind, sind meist Handzeichnungen Scheffel's, die noch wenig bekannt sind. Wenn wir die beigefügte Liste der Mitarbeiter, die Beiträge für das Sommersemester geliefert oder in Aussicht gestellt haben, durchmustern, glauben wir den Lesern der „B. B." für die nächste Zeit einen reichen, mannigfachen und gediegenen Inhalt in Aussicht stellen zu können. Recht wenig ansprechend ist die Humoreske. Die Schriftleitung setzt einen Preis von 100 ℳ für die beste aus dem studentischen Leben gegriffene Novelle oder Humoreske aus. Die Nachrichten sind, wie immer, umfassend und verläßlich. Wir sind überzeugt, daß die Blätter in ihrem neuen Gewande sich viele neue Freunde erwerben werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 48. Dienstag, den 22. April. 1890.

Die sächsische Ostmark (nordthüringische Mark).

Von Richard Freiherr von Mansberg.

In gar ferne Zeiten bitten wir den Leser, sich zu versetzen, zu den dunklen Uranfängen unserer sächsischen Geschichte, spärlich erhellt durch flackernde Flämmchen einzelner Annalen und Chroniken. Fremde Namen wie längst verklungene Laute treffen das Ohr, eine unheimliche, wilde, kaum noch verständliche Welt steigt herauf, wenn wir im Geiste die alte, vor 600 Jahren zertrümmerte Ostmark betreten, sie, die so manchem Geschichtschreiber fremd, unverständlich geworden ist. Aber es tritt uns in diesem Gebiete, in den dunklen Zeiten seiner Geschichte ein Stück jener merkwürdigen Staatenbildung entgegen, welche das deutsche Schwert auf einstmals germanischem, dann slavischem und wieder dem Feinde entrissenem Boden schuf, dem Boden, welchen deutscher Geist und deutsche Arbeit aus der Nacht slavischer Barbarei in das Licht germanischer Cultur hinüberführten. Dort in der Ostmark auch liegen die Wurzeln eines mächtigen Stammes, der über weite Strecken deutschen Landes sich ausgebreitet hat, liegen die Wurzeln eines edlen Königs- und Herrscherstammes. Die Geschichte der Ostmark ist die Urgeschichte dieses Fürstenhauses und seiner Thätigkeit in Förderung des Deutschthums, sie ist in dem uralten Kampfe zwischen Germanismus und Slavismus eine Episode, welche die Ostgrenze des Reichs von der Saale bis zur Oder gerückt hat.

Seitdem die germanischen Völker des Ostens dem Andrang slavischer Massen um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts zu weichen begannen, seitdem wurde dieser Andrang ein sich stetig verstärkender, nahm eine Ausdehnung, welche das Slaventhum fast bis in das Herz des alten Germanien führte, als das Königreich der Thüringer unter den Schlägen der Sachsen und Franken zusammengebrochen war. Dieses Hereinfluthen der slavischen Stämme ist namentlich in Mitteldeutschland viel weiter nach Westen gerückt, als gewöhnlich angenommen wird; man darf z. B. in Thüringen Arnstadt und Erfurt seiner Zeit als die östlichsten festen Punkte des Deutschthums bezeichnen. Dieser Andrang zwang endlich die fränkisch-deutschen Könige im 8. Jahrhundert zu der schon von den Römern beobachteten Maßnahme, die Grenze durch Eroberungen auf Grund und Boden der andringenden Feinde selbst zu sichern. Demgemäß wurde den feindlichen Nachbarn ein Gebietsstreifen abgekämpft, mit hinreichenden Wehren oder umwallten Sammelplätzen versehen und in einer militärisch zu nennenden Organisation durch Krieger besetzt. Eine solche an der äußersten politischen Grenze des Reichs errichtete Schutzwehr hieß marc, marchia; ihr Vorsteher oder Verwalter wurde zum Grenzwart mit überwiegend kriegerischer Bedeutung, dessen Amt und Gewalt naturgemäß sehr wichtig für die Sicherheit des von ihm gleichsam bewachten und behüteten Reiches.

Erst unter dem großen Karl erscheint die deutsche Stammes- und Reichsgrenze an derjenigen Scheidelinie, die man gewöhnlich als solche bezeichnet, nämlich in Mittel- und Norddeutschland an der Saale, Elbe, Stecknitz, aber Karl selbst hat trotz der wiederholt ihm aufgezwungenen Slavenkriege (782, 789, 805, 806, 808—11) die Reichsgrenze nicht über die bezeichnete Scheide erweitert, hat nur durch seine Markordnung im Jahre 805 die Vertheidigung auf der ganzen Linie vom adriatischen Meere bis zur Eider vollkommener organisirt.[1]) Abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden südlichen Mark gegen die Avaren und von der Bairisch-Böhmischen Mark, deckte das Reich der limes Sorabicus d. i. die Ostfränkisch-Thüringische Mark, gegen die Czechen und Sorben, vom Fichtelgebirge (oder schon von Forchheim) in Franken bis zur Ohre, später nur bis zur Unstrut reichend, sodann der limes Saxonicus gegen die Liutizen und Wilzen, von der Ohre, später von der Unstrut an bis zu der Nordgrenze Sachsens sich erstreckend. Karl's Marken waren jedoch keine solche im Sinne der späteren Markgrafschaften, sie lagen auf einem bereits völlig zu Reichsland gewordenen Boden, und es war nicht Territorialgewinn, sondern nur Frieden an der Grenze, was Karl anstrebte. Um jederzeit schnell eine stärkere Kriegsmacht zusammenbringen zu können, wurden mehrere der östlichen Reichsgaue zu einer Art von Militärbezirk verbunden; die Grafen dieser Gaue verwalteten zwar ihren Comitat unabhängig von einander, allein ihre aufgebotene Mannschaft wurde einem dieser Grafen zum Zwecke einheitlicher Vertheidigung untergeordnet. Der Letztere wird vorwiegend als dux oder marchio bezeichnet, und seine Markgrafschaft bildeten sämmtliche ihm militärisch untergebenen Gaue. Später allerdings fiel dem betreffenden Markgrafen der Comitat in mehreren der Gaue zu, z. B. bei Todesfällen oder sonstigen Amtserledigungen. Fortschritte in der Eroberung sind unter den Karolingern kaum gemacht, entziehen sich wenigstens der historischen Wahrnehmung, mag der Kampf auch oft genug an der Grenze hin und her gewogt haben, jedenfalls sind größere Kriegsunternehmungen an der Ostgrenze 858, 869, 874, 877, 880 zu verzeichnen gewesen.

Ganz anders wurde die Sachlage, als die gewaltigen sächsischen Kaiser, als ein Heinrich und sein ebenso großer Sohn Otto das deutsche Reich gewissermaßen neu gründeten, indem sie dessen Sicherstellung gegen schlimme Nachbarn als vornehmste Aufgabe betrachteten. Durch diese beiden Lichterscheinungen in der deutschen Kaisergeschichte geht die bis dahin mühsame bloße Abwehr über in planmäßigen Angriff unter geschlossener einheitlicher Leitung, beginnt im 10. Jahrhundert das große Zurückfluthen der Völkerwelle, und seitdem ist an der Ostgrenze das deutsche Schwert Jahrhunderte lang nicht wieder in die Scheide gestoßen. Die der geistigen und materiellen Ueberlegenheit der Deutschen weichenden oder scheinbar sich unterwerfenden Slaven sinnen jederzeit Aufstand und sind immer bereit, aufs Neue die Waffen für die verlorene Unabhängigkeit zu ergreifen, sobald sie den Gegner entzweit, geschwächt oder anderweit beschäftigt glauben. Der Thatenlust und Tapferkeit des in überschäumender Jugendkraft entwickelten Volkes der Germanen tritt die wilde Rohheit der Slaven, gemischt mit der diesem Volke eigenthümlichen Arglist, nicht selten mit Erfolg gegenüber; wir hören schon damals die Bezeichnung der Slaven als gens perfida[2]) und wissen, wie der Volkscharakter viele Jahrhunderte hindurch derselbe bleibt. Nicht blos geringen Volkschaften, kleineren Stämmen unter ihren Supanen galt es zu begegnen, sondern oft genug dem wilden Anprall ganzer vereinigter Völker, wie der Czechen, Polen, Liutizen u. s. w.; nicht zu ermessen ist die Zahl deutscher Krieger und Ansiedler, welche jener Zeit bluteten auf den Altären des „Allüberwinder Pripegala" in den heiligen Hainen der Wenden. Eherne, wildbewegte Zeiten

---

[1]) Vergl. Dr. Johannes Blochwitz: Die Verhältnisse an der deutschen Ostgrenze zwischen Elbe und Donau zur Zeit der ersten Karolinger.

[2]) . . . confinia quorum
Infestant coniuncta suis gens perfida Sclavi.
poeta Saxo ap. Pertz I, 228.

waren es, wa deutsche Sitte und deutsche Sprache, mit ihnen das Licht des Christenthums getragen sind in die östlichen Gebiete. Wol haben bald einzelne slavische Fürsten in richtiger Würdigung der Verhältnisse deutsche Cultur auf friedlichem Wege einziehen lassen in ihre Lande, ja in Mecklenburg, Pommern, Schlesien, im Allgemeinen jedoch ist der einst von Germanen verlassene Boden wieder gewannen im unaufhörlichen heißen Kampf. Fröhlich gedeiht nun seit Jahrhunderten deutsches Leben an der Mulde, Elbe, Oder, ja selbst an der Weichsel, aber es ist auf einem Boden entsprossen, von dem jede Scholle mit Blut getränkt ist. Schwer wie Eisen hat die Faust des Sachsen und Thüringers geruht auf den Wilzen, Liutizen und Sorben, hat die Widerstrebenden zermalmt und vernichtet, nur bedingungslose Unterwerfung friedlich geduldet. Die sich ernstlich und aufrichtig unterwerfenden Slaven sind keineswegs gewaltsam aus ihren Sitzen vertrieben, sie vertauschten nur die weit drückendere Herrschaft der wendischen Großen mit derjenigen des deutschen Reiches: die Smurden (slavische Unfreie) bebauten nach wie vor ihren Acker und bezahlten den Zins dem deutschen Edlen, der durch das Schwert Eigenthümer des Badens gewarden.

Schon dem Herzog Otto, dem Vater Heinrich's, und noch vollständiger diesem selbst war es gelungen, das ganze alte Sachsenland zu einem starken, fast unabhängigen Nationalherzogthum zu gestalten und seit 908 damit auch das bis dahin zu Franken gerechnete Thüringen und dessen Marken zu aereinigen. Der zum deutschen König erhobene Sachsenherzog leitete nun die Sicherung der Grenzen seines Landes mit ebenso kluger Voraussicht wie kräftiger Hand: nicht blos die vorsargliche Erbauung neuer, Wiederherstellung verfallener oder zerstörter Burgen, planmäßige Uebung seiner sächsischen und thüringischen Krieger zu Roß und zu Fuß, sondern auch die praktische Erprobung seiner weisen kriegerischen Vorbereitungen brachten es dahin, daß die vorher kaum zinspflichtig zu nennenden slavischen Stämme theilweise völlig unterworfen wurden, selbst der Böhmenherzog zur Tributpflicht gezwungen ward. Auf dem aon Heinrich geebneten Boden hat dann der große Otta die Einrichtungen getroffen, welche zu der Bekehrung der Heiden, zu der Behauptung des Gewonnenen und schließlich zu der Germanisirung des weiten Wendenlandes geführt haben. Seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts bedeutet nun Mark nicht mehr, wie unter den Karolingern, die befestigte Grenzlinie selbst aber eine zur Vertheidigung eingerichtete Grenzpraainz auf Reichsboden, sandern ein jenseits der alten Reichsgrenze erobertes Gebiet mit der Aufgabe der Erweiterung nach Osten. An diesem Begriffe ändert die Thatsache nichts, daß die markgräfliche Gewalt ihren Stützpunkt in Reichsgauen hatte d. h. jeder Markgraf außer seinem eigentlichen Markdistrict auf erobertem slavischen Boden auch den Camitat in mehreren Reichsgauen auf deutschem oder wenigstens schon deutsch gewordenem Baden besitzen mußte. Allein das Hin- und Herwogen des Kampfes gebot ein immer tieferes Eindringen in das Wendenland; eine Verlegung des Schwerpunktes oder Hauptstützpunktes wurde schon durch die Richtung nothwendig, welche die Eroberungen nahmen, ebenso wie durch die Richtung, waher besondere Angriffe zu befürchten waren. Der Sachlage entsprechend mußte die Ostgrenze noch lange Zeit eine schwankende bleiben, je nachdem nämlich die Herrschaft der Deutschen weiter ausgedehnt oder auf gewisse Zeiten wieder zurückgedrängt wurde.

Wenn wir von einzelnen glücklichen Eroberungszügen der Deutschen, aan gelungener Dämpfung größerer Aufstände der Slaven hören, so darf man nicht glauben, daß damit die Sache allemal gleich erledigt war, vielmehr haben Gewinnung und Behauptung, Christianisiren und Germanisiren der Wendländer einen weit größeren Zeitraum in Anspruch genommen, als noch heute maache Historiker uns glauben machen wallen. Das langsame Vorschieben der Ostgrenze, die Schwierigkeiten ihrer völlig gesicherten Behauptung bei den wiederholten Rückschlägen lassen sich unschwer nachweisen, hier mögen nur einige Angaben auf das 11. und 12. Jahrhundert Bezug nehmen. Im Anfange des 11. Jahrhunderts rühmt der bekannte Geschichtschreiber Thietmar von Merseburg als ein besanderes Verdienst seines Vorgängers, daß er gewagt habe, einen heiligen Hain in unmittelbarer Nähe der Stadt Merseburg zu zerstören. Nicht zu vergessen ist, daß 30 Jahre lang die östliche Hälfte beider Marken, der östlichen und der Meißnischen, in Händen der Polen bleiben kannte. Im Jahre 1032 mußte das Bisthum Zeitz der fortgesetzten Anfälle der umwohnenden heidnischen Sorben halber nach Naumburg verlegt werden. Noch 1071 klagt Erzbischof Anno aon Köln laut darüber, daß die Sorben um Saalfeld fast reine Heiden seien, und das Peterkloster daselbst ward 1075 zu deren Bekehrung gegründet. Eine gar arge Störung in die Culturarbeit der sächsisch-thüringischen Markgrafen und Bischöfe brachte die böse Regierungszeit des vierten Heinrich, dessen ingrimmiger Haß gegen alle Sachsen und Thüringer kein Bedenken trug, mit den Stammesfeinden an der Ostgrenze sich zu verbünden zur Bekämpfung der Sachsen. Er, der deutsche König, rief 1074 die Czechen ins Land, ja erschien selbst in eigner Person mehrere Male an deren Spitze, um in den Marken Alles zu zerstören oder zu verheeren, was mit unsäglicher Mühe Generationen wackerer Kaiser und Markgrafen erbaut, errichtet hatten;*) der unselige Mann verlieh zwei deutsche Marken dem slaaischen Fürsten. Obzwar die Czechen dort nicht sich behaupten konnten, so haben doch die nachtheiligen Folgen so unkluger, deutschfeindlicher Handlung auf Jahrhunderte hinaus gerade bei uns sich fühlbar gemacht.

Was nun das 12. Jahrhundert betrifft, so ist u. A. zu bemerken, daß die erst 1122 erbaute christliche Kirche zu Plauen (im Vogtlande) lange Zeit die erste und einzige war im ganzen Gau Dobna, während um etwa dieselbe Zeit im benachbarten Gau Zwikawe die Kirche zu Reichenbach von den heidnischen Sorben zerstört wurde. Zum Jahre 1115 heißt es in der vita Wiperti (ap. Hoffmann 1. 24): ultra Albim illie temporibus rarus inveniebatur Christiaans; ja die slavische Bewegung wurde gegen Mitte des 12. Jahrhunderts wieder so bedenklich an der Elbe, daß im Jahre 1147 auf dem Reichstage zu Frankfurt ein Kreuzzug gegen die überelbischen Slaaen gepredigt werden mußte. Bekanntlich wurde durch den 1148 mit zwei graßen Heeren einbrechenden Kreuzzug das Land so entvölkert, daß zahlreiche Colonisten vom Niederrhein herbeizurufen nöthig war, und die Namen der von diesen gegründeten Orte, wie Aken, Niemeck, Kemberg u. s. w. bewahren noch die Erinnerung an die in der alten Heimath verlassenen Aachen, Nymwegen, Cambray u. s. w. Wie man sieht, war also noch im 12. Jahrhundert der Aufenthalt an unserer Ostgrenze kein ungestörter, gefahrloser, jedenfalls kein sehr gemüthlicher.

Wer die im 10. Jahrhundert allerdings urkundlich festgestellten Sprengel der im Wendlande gestifteten Bisthümer als Belege für die damalige Ausdehnung der Marken ansieht, der vergißt zunächst, daß die betreffenden Urkunden großentheils später, d. h. im 11. und 12. Jahrhundert schlau geschmiedete Fälschungen sind. Allein wären sie auch alle echte Urkunden des 10. Jahrhunderts, so würden die darin enthaltenen Zuweisungen und Begrenzungen slavischer Pravinzen im Grunde nichts Anderes sein, als Verleihungen in partibus infidelium. Man theilte eben das Fell des Bären vor seiner endgiltigen Ergreifung, und gewiß ist, daß die Bischöfe oft lange Zeit gar nicht in ihrem Sprengel weilen konnten, sandern unter dem Schutze der Markgrafen oder der Könige in deren Heerlager aft genug sich befunden haben. Sicherlich mag eine rührige Missionsthätigkeit deutscher Geistlicher in dem noch nicht völlig unterwarfenen Heidenlande stattgefunden haben, aber der Mittelpunkt geistlicher Verwaltung konnte immerhin erst vorrücken, wenn der Markgraf seinen limes weiter nach Osten vorgeschaben hatte. Das Schwert mußte, wie einmal die Zeiten und Verhältnisse waren, dem Worte der Apostel den Weg bahnen, oft allerdings mehr für die Lehren des alten, als des neuen Testamentes, denn lebendiger treten die ersteren im Bewußtsein der Genossen damaliger Zeit hervor. Gerade wie später noch der Ordens- oder Kreuzritter gern den Inhalt der kriegsfrahen Bücher der Makkabäer vernahm, so wählte früher der Mönch oder Missionar mit Vorliebe den Stoff seiner Belehrung aus dem alten Bund, der sa aiele Vergleichungspunkte mit der harten Wirklichkeit bot, der einer uns heute verletzenden Härte die religiöse Weihe und Rechtfertigung geben kannte.

Die Annahme, nach welcher die ursprünglichen Bezirke der zur **Bekämpfung** der Heiden angestellten Markgrafen aöllig sich deckten mit den Sprengeln der zur **Bekehrung** derselben Heiden eingesetzten Bischöfe, hat etwas Anziehendes, bleibt aber nicht stichhaltig, als die Grenzen der Sprengel in gewinnsüchtiger Absicht stark aerschoben wurden und bald in mannigfacher Art mit

*) Die Entrüstung der Sachsen über den unter Leitung Heinrich's vorgenammenen Raubzug der Czechen ließ Otto von Nordheim dem König sagen: quoniam plus apud eum fiduciae ponatur in milite Boëmico, quam in Teutonici exercitus robore: ad eum pertinere, quem coepta exitum sartiantur. Vgl. Lambert. Schafnab. ex edit. Krause p. 223.

den gleichzeitig veränderten politischen Grenzen sich durchkreuzten. Es ist ebenso ungenau, wie zwecklos, von einer Merseburger Mark, einer Zeitzer Mark zu reden, da mit genauer Anlehnung an die gleichnamigen Sprengel gewiß niemals eigentliche Markgrafschaften existirt haben.

Die Auflösung des Bisthums Merseburg im Jahre 981 und die nur theilweis geglückte Wiederherstellung seines Sprengels 1004 bezw. 1015 und 1017 hat die historisch-topographischen Begriffe gründlich verwirrt, und es bedarf eines sehr eingehenden Studiums der Verhältnisse jener fernen Zeit unter Berücksichtigung der späteren Territorialentwicklung, um einigermaßen Licht in die Sache zu bringen. Von den bei seiner Stiftung 968 dem Bisthum zugewiesenen Gauen Chutici, Siusli und südlich Hassiga mit Frisonevelt hat bei der Wiederherstellung nur Zeitz, der südliche Nachbar, die Beute (nordwestlicher Theil von Chutici) völlig wieder herausgegeben, die anderen Nachbarn behielten von dem Raube den Löwenantheil. Halberstadt trat nichts als den Burgwart Merseburg am linken Ufer der Saale ab, Meißen den links der Mulde belegenen Theil des Gaues Chutici, der seitdem wohl erst Chutici occidentalis heißt, während Magdeburg erst 1015 einen Gebietsstreifen im Süden des Gaues Siusli zurückgab, der von Merseburg zu dem Gau Chutici geschlagen wurde. Der neue Bisthumssprengel umfaßte somit nicht die Hälfte des ehemaligen Bestandes, und die kaiserlichen Urkunden vom 5. März 1004 und 17. October 1012 blieben Pergament von sehr fraglichem Werth. Ebenso, wie 981 die Habgier des Magdeburger Metropoliten, so hat kurz nach Mitte des 11. Jahrhunderts die Annexionslust des Bisthums Meißen die alten Grenzbestimmungen über den Haufen geworfen und die historisch-topographischen Begriffe verwirrt; es gelang damals mit Hilfe gefälschter Urkunden dem Erzbisthum Magdeburg den östlichen, rechts der Mulde liegenden Theil des Gaues Siusli sowie den größten Theil der Provinz Ricici zu entreißen.[4]) Einen neuen Erfolg hatte die Meißner Arglist zu verzeichnen, als es ihr auf ähnliche Weise im 12. Jahrhundert glückte, die ganze Provinz Lusici dem Brandenburger Sprengel zu entfremden und dem Meißner zuzuwenden. Von einem genauen Zusammenfallen der kirchlichen und der politischen größeren Verwaltungsbezirke kann daher in unseren Gegenden nur sehr bedingungsweise die Rede seine.

Der alte limes Sorabicus oder die ostfränkisch-thüringische Mark gerieth mit dem energischen Eingreifen der sächsischen Herzoge seit Anfang des 10. Jahrhunderts in völlig veränderte Verhältnisse. Der nördliche Theil (diesseits des Gebirges), der häufig als südthüringische Mark bezeichnet wird, verlor seine Bedeutung als Mark oder Grenzland, seitdem jenseit der Mulde im eroberten Lande der Daleminzier jene Mark sich entwickelte, welche nach der festesten Grenzburg an der Elbe, nach Meißen benannt wurde. Der Hauptzweck dieser Mark lag in der Betonung der Schutzwehr in südöstlicher Richtung gegen das Czechenland, auf diese Weise fiel ihr die wichtige Rolle einer Sicherung der rechten Flanke zu bei dem einheitlich durch die sächsischen Könige organisirten Vorgehen gegen die östlichen Länder auf der ganzen Grenzlinie. Die Verwickelungen und Kämpfe mit dem Czechenthum bilden demnach einen maßgebenden Factor in der Geschichte dieser Mark durch viele Jahrhunderte, haben oft einen sehr bedrohlichen Ausdruck gefunden.

In dem alten limes Saxonicus hatte der südliche Theil von der Unstrut bis zur Ohre ehemals unter fränkischer Botmäßigkeit, wie das ganze Thüringen, gestanden, dieser Theil hat deshalb den alten Namen Nordthüringische Mark lange Zeit noch beibehalten, obwol er bisweilen auch Mark der Siusler genannt wurde mit Beziehung auf den Zweck dieser Mark: Bekämpfung des an der unteren Mulde seßhaften slavischen Stammes der Siusler. Dieselben sind offenbar ein und derselbe sorbische Stamm wie die später genannten Lusizer, der letzteren Namen Liusici scheint aus Siusli blos durch Metathesis, Verstellung der Buchstaben S und l entstanden zu sein, wie Aehnliches in der mittelalterlichen Nomenclatur nicht selten vorkommt. Als unter den sächsischen Kaisern der ganze limes Saxonicus eine erweiterte Bedeutung erhielt, entstand aus der nordthüringischen nunmehr die Ostmark, Marchia Orientalis, an der Saale, während weiter nördlich an der Elbe der andere Theil des alten limes als sächsische Nordmark, Marchia Aquilonalis, jetzt hervortritt. Die letztgenannte hatte ihren Stützpunkt in den zu Reichsland gewordenen Gauen Belessem und Osterwald am linken Ufer der Elbe und die Aufgabe, in nordöstlicher Richtung die Grenzen zu sichern und zu erweitern; dagegen lagen die Stützpunkte der Ostmark in den altsächsischen Gauen Sueva und Hassiga am linken Ufer der Saale, durch sie sollte das Grenzgebiet in direct östlicher Richtung gesichert und erweitert werden.

Die obere Verwaltung sämmtlicher Marken vom Böhmer Walde bis zur Eider behielt der Herzog und König Heinrich sich vor, namentlich die einheitliche Leitung der kriegerischen Thätigkeit an der Ostgrenze, wennschon der Pfalzgraf Sigifrid von Merseburg oftmals den König in dessen Abwesenheit als oberster Feldherr und Richter vertreten mußte. Erst Otto I. ging von der Politik seines Hauses allmälig ab und ertheilte einem sächsischen Großen, Namens Gero[5]) und ebenso dem Grafen Hermann Billung Legationen oder Oberfeldherrnstellen, aus welchen sich in dem Maße, wie der Krieg gegen die Slaven größere und erweiterte Dimensionen annahm, jener eigenthümliche Zustand der untergebenen Grenzlandschaften entwickelte, den man mit dem Namen eines Markherzogthums bezeichnet hat. Gero erscheint in den Urkunden seit 946 als dux et marchio, sein Oberbefehl erstreckte sich über das große, Sclavinia[6]) im engern Sinne genannte Gebiet bis zum Einfluß der Elde in die Elbe und bis zur Peene. Darüber nördlich lag der Bezirk des Gerichts unter der Aufsicht des 961 zum Herzog von Sachsen erhobenen Hermann Billung, ein Gebiet, das unter dem Namen Nordalbingia[7]), bisweilen als Provincia Thiatmaresca erscheint. Die in diesen weitausgedehnten Gebieten zu unterwerfenden Wendenstämme, welche den drei Hauptstämmen Wilzen, Liutizen, Sorben angehörten, mag die folgende kleine Tabelle angeben.

Legatio in Nordalbingia (Thiatmaresca) Hermann Billung		Wagrier Polaben Abodriten Warnaben Riciner	Wilzen
		Circipaner Tolensaner	Liutizen
Legatio in Sclavinia Gero	Marchia Aquilonalis	Heveller Redarier Ukrer	Liutizen
	Marchia Orientalis	Siusler Lusizen	Sorben
	Marchia Misneosis	Daleminzier Milzienen	Sorben

Allein nach dem Tode des großen Slavenbezwingers Gero[8]) im Jahre 965 wurde die oberste Feldherrnstelle in Sclavinia nicht wieder besetzt, auch wurden die eroberten Grenzländer nicht zu einer einzigen zusammenhängenden Provinz, nicht zu einem Herzogthum verbunden; die üblen Erfahrungen, welche König Otto I. mit den nationalen Herzogsgewalten gemacht, mochten ihm rathen, hier an den nordöstlichen Grenzen keine neue derartige Gewalt erstehen zu lassen. Demgemäß ging ein großer Theil der Befugnisse des dux oder legatus auf die comites Marchiae oder marchiones über und legte den Grund zu der eigenthümlichen staatsrechtlichen Stellung der Markgrafen im deutschen Reiche. Wenngleich sie, wie alle Grafen im Reich, ursprünglich nur in des Königs Namen (bei Königsbann) das höchste Richteramt verwalteten, so gab ihnen in der eigentlichen Mark die oberste militärische Gewalt weit ausgedehntere Rechte, als die über den Herbann der rückwärts gelegenen deutschen Gaue, schon deshalb, weil zur Besatzung der Castelle in den Burgwarten ein Kriegsvolk (Wardesmannen, Burgmannen) erforderlich war, welches nicht, wie der Heerbann, nur zu Zeiten unter Waffen trat, sondern für regelmäßigen, meist in Grundstücken oder deren Nutzen bestehenden Sold zu fortwährendem

4) Vgl. die Ausführungen bei O. Posse: „Die Markgrafen von Meißen bis zu Conrad dem Großen" in den Excursen S. 343—349.

5) Vgl. O. v. Heinemann: Markgraf Gero.

6) Magdeburgensi archiepiscopatui subiecta est tota Sclavonio usque Penem fluvium. Adami gesta Hammenburg. eccl. pontif. ap. Pertz VII, 310. Cf. Helmold chron. Slav. ap. Pertz XXI, 19.

7) Saxonum populus quidam, quos claudit ab austro
Albia seiunctim Aquilonis ad axem
Hos Nordalbingos patrio sermone vocamus.
poeta Saxo ap. Pertz I, 254.

8) Orientalium Saxonum Marchio nennt ihn der Annalista Saxo ap. Pertz VIII 617.

Kriegsdienste verpflichtet war. Der Einfluß und die Machtstellung, welche die Markgrafen durch die ihnen in des Königs Namen verliehene kriegerische Würde erlangten, sind um so höher anzuschlagen, als in den Grenzlandschaften der Kriegszustand die Regel war, dagegen Ruhe und Frieden in denselben nur ausnahmsweise herrschten; verordnete doch schon ein Capitular Karl's des Großen, daß in der Mark jeder wehrhafte Mann sich zum Kriege gegen die Slaven einzufinden habe,[9] während anderwärts nur der dritte Mann zu erscheinen brauchte. Ueberdies besaß der Markgraf die Gerichtsbarkeit über die Freien, „die Pfahlwurzel der späteren Landeshoheit", in mehreren großen Gauen, er wußte bald die ursprünglich unmittelbar unter dem König, bezw. dem Herzog stehenden Reichsministerialen, die Burggrafen (castellani) insonderheit, sich völlig unterzuordnen, nachdem mit Wegfall des herzoglichen Oberbefehls die Unterordnung in militärischer Beziehung selbstverständlich geworden war. Je mehr sich nun bei dem Verfall der älteren Reichsverfassung die ursprünglichen Marken in Bezug auf innere Verwaltung, Rechtsverfassung und kirchliche Verhältnisse nach und nach dem alten Reichsgebiet gleichstellten, desto mehr überragte die Stellung des Markgrafen die gewöhnliche Grafenwürde, und die schon im 11. Jahrhundert den principes zugezählten Markgrafen standen bald in ihren Befugnissen ziemlich gleich den Herzögen. Diese Bedeutung trat um so stärker hervor, je mehr Boden die Ansicht von der Erblichkeit der großen Reichslehen gewonnen, seitdem also die Würde nicht mehr als bloßes Beamtenverhältniß galt, sondern die vom König abgeleitete Amtshoheit allmälig in Landeshoheit übergegangen, nachdem vorher schon das Beneficialgut mit dem Patrimonium verschmolzen war. So wird die eigenthümliche Erscheinung begreiflich, wie nach vollkommen ausgebildeter Territorialhoheit und weiterer Erstarkung der landesherrlichen Macht auf dem einst den Slaven entrissenen Boden die beiden mächtigsten Churfürstenthümer des deutschen Reiches entstehen konnten, während die alten nationalen Herzogthümer zerfielen und verschwanden, aus ihnen kein einziges Churfürstenthum sich zu entwickeln vermochte.

Von den beiden Reichsgauen Sueva und Hassiga aus hat die östliche Mark sehr frühe schon die benachbarten, am anderen Ufer der Saale liegenden slavischen Gaue Serimunt und Neletici in ihren Verwaltungsbereich gezogen, überdies waren ihr die sorbischen Gaue Siusli und Chutici in dem Sprengel des 968 gestifteten Bisthums Merseburg zugewiesen, sodann ihr die Aufgabe gestellt, in den durch Gero's Eroberung 963 oberflächlich unterworfenen wendischen Provinzen Nicici und Lusici die deutsche Herrschaft fest zu gründen, das Ganze allmälig der germanischen Cultur und dem Christenthum zu gewinnen und daraus eine Schutzwehr zu bilden gegen die slavischen Nachbarn in Polen und Schlesien.[10] Die Mark hatte der ihr gegebenen Bestimmung in ausreichendem Maße entsprochen, als sie durch Ungunst innerer, wie äußerer Umstände nach beinahe 400jährigem Bestande zusammenbrach, eingekeilt zwischen den beiden, unter günstigeren Auspicien groß gewordenen Nachbarmarken, deren Beute dann die einzelnen Theile der Ostmark wurden.

Die anliegende tafelartige Zusammenstellung*) führt die sämmtlichen Markgrafen von der Ostmark und die mit ihnen häufig sowol politisch wie durch verwandtschaftliche Bande verknüpften Markgrafen von Meißen vor Augen, sie zeigt eine Reihe der edelsten Geschlechter an der Ostgrenze des Reiches, die mehr oder minder lang die markgräfliche Würde an ihr Haus zu fesseln wußten. Dauernd hat sie blos ein Haus behauptet, die anderen nur in ein, zwei, höchstens drei oder vier Generationen, und auffallend scheint bei flüchtigem Blick die kurze Dauer der Amtsführung der Markgrafen. In jenen Zeiten, wo die Waffen tagtäglich aneinander klangen, welkten die großen Geschlechter dahin, wie das Gras, und der Einzelne erreichte selten ein hohes Alter. Den Meisten bereitete wol die aufreibende Thätigkeit, die ungeheuerlichen Strapazen bei stetem Mangel an jeglichem, heute für unentbehrlich gehaltenem Comfort ein frühes Ende, Viele jedoch ereilte ein schnöder gewaltsamer Tod: wen das Eisen des allgemeinen Stammfeindes nicht fraß, den erschlug ein offener oder geheimer Widersacher, oft genug im schauerlichen Mord. Jene Geschlechter, denen hervorragendes Verdienst um Erweiterung, Befestigung und Schutz der Marken gleichberechtigte Ansprüche zu gewähren schien, standen sich meist in blutiger Rivalität gegenüber, trotz der vielfachen verwandtschaftlichen Bande, welche die Hoffnung auf reiches Allodialerbe schloß, um damit eventuell das Beneficialgut der Beerbten zu verbinden. Grausam, verlogen, treulos war der slavische Feind, der unablässige Kampf mit dieser gens perfida mußte das Herz erhärten, alles Zartgefühl abstumpfen; wer immer das gezückte Schwert in der Hand führen, immer der Hinterlist und Heimtücke gewärtig sein muß, kann nicht weichherzig sein. Stark erschüttert ward die alte germanica fides durch die unselige Zeit des vierten Heinrich, welche den Zwiespalt der Meinungen in den Schooß der Familien selbst trug, welche Brüder, sowie Väter und Söhne gegen einander in Waffen rief und dem garstigen Treubruch eine Art von Heiligenschein gab. Erst als die Ethik des Ritterthums allgemach, wenigstens seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, auch auf dem östlichen Kampfplatze sich Bahn brach, konnten die unerfreulichen Erscheinungen sich mindern, konnten Rivalität und Kampf wenigstens etwas von ihrem unversöhnlichen Charakter verlieren. Aber erklärlich wird es, daß die ersten 11 Markgrafen der Ostmark (965—1080) die durchschnittliche Amtszeit nicht höher, als auf zehn Jahre gebracht haben, die späteren 14 auf durchschnittlich 16 Jahre. Bemerkenswerth ist ferner bei allen diesen, im 10. Jahrhundert sozusagen plötzlich auftauchenden Geschlechtern der Umstand, daß keine Urkunden, keine Annalen und Chroniken früher ihre Angehörigen, Vorfahren nennen, irgend welches Licht über ihre Herkunft verbreiten, daß aber gleichwol diese Geschlechter, sobald als sie in der Geschichte handelnd auftreten, als hochangesehene, den Zeitgenossen allgemein und längst bekannte Familien erscheinen und ihre Glieder als Reichsbeamte in den höchsten Stellen uns vorführen.[11]

Der erste selbständige Markgraf der Ostmark wurde des großen Gero Schwestermann, Christian, der jedoch noch im selben oder folgenden Jahre starb. Ihm folgte in der markgräflichen Würde Gunter, der Ahnherr der sogenannten Ekkehardiner, jenes mächtigen Geschlechts, das im nördlichen Pleißenland (Naumburger Sprengel) heimisch, wenigstens stark begütert war. Nach seiner im Jahre 974 erfolgten Absetzung ging die Markgrafenwürde wieder zurück an das vom genannten Christian abstammende Haus, welches die Grafschaften in den Gauen Sueva und Serimunt besaß; dieses nun hat 60 Jahre das Amt verwaltet in der Person der fünf Markgrafen Thiatmar I., Huodo I., Gero II., Thiatmar II., Huodo II. Viel ist nicht von ihm zu berichten, eigentlich nur Verluste oder Rückgänge, welche die Ostmark unter ihm und bei seinem Erlöschen trafen. Als mit der Auflösung des Bisthums Merseburg der Gau Chutici an das Meißnische Bisthum gedieh, setzten auch die Meißnischen Markgrafen sich in den Besitz der Grafenrechte dort und wußten sie zu behaupten, als Merseburg wiederhergestellt wurde, auch in dem diesem zurückgegebenen westlichen Theile des Gaues. Indeß kann hier nur von einer Personalunion die Rede sein,[12] welche etwa 100 Jahre währte, denn mit Ekbert's II. Entsetzung 1088 hörte dieses Verhältniß wieder auf, ja im Jahre 1207 kehrte der Gau sogar unter die Verwaltung der östlichen Markgrafen zurück, ging jedoch bald und völlig in dem neuen allgemeinen Begriffe des Osterlandes auf. Die beiden zu Halberstadt und Magdeburg geschlagenen Hassiga und Siusli mögen als nicht unmittelbar mehr bedrohtes Hinterland der markgräflichen Gerichtsbarkeit damals entzogen worden sein, jedenfalls erscheinen hier am Ende des 10. Jahrhunderts eigene Gaugrafen und zwar aus einem Geschlechte, das wir sogleich näher ins Auge fassen müssen. (Schluß folgt.)

9) Si circa Sorabis patria defendenda necesse fuerit, tunc omnes (de Saxonibus) generaliter veniant. Capitulare Caroli M. ap. Baluzium I, 457.

10) Sämmtliche einstmals zur Ostmark gehörenden Gaue ergeben sich ihrer geographischen Lage nach leicht aus folgendem Schema:

Nördl. Sueva		
Südl.	-	Serimunt Walaski. Neletici Siusli Nicici Lusici.
Nördl. Hassiga		
Südl.	-	Chutici occ. Chutici orient.

*) Kann wegen Raummangels nicht zum Abdruck gelangen.

11) Dieselbe Erscheinung wiederholt sich mutatis mutandis im 12. und 13. Jahrhundert bei dem Auftreten des rittermäßigen (niederen) Adels unter erblichen Familiennamen.

12) Der Gau behielt unverändert seine eigene Verwaltung und das Landding auf der Malstätte bei Schkölen unweit Lützen; alle urkundlichen Traditionen ꝛc. lauten ausdrücklich in comitatu Marchionis in pago Chutici.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 49. Donnerstag, den 24. April. 1890.

Die sächsische Ostmark (nordthüringische Mark).

Von Richard Freiherr van Mansberg.

(Schluß.)

Der Anfang des 11. Jahrhunderts brachte die verwüstenden Palenkriege, von denen uns Thietmar von Merseburg ausführlich berichtet; es galt einem abermaligen gewaltigen Vorstoß der Slaven gegen die Marken zu begegnen in der Person des graßen Polenherzogs Boleslav Chrobry, den Thietmar einen brüllenden Löwen nennt. Vergeblich rangen die Markgrafen und Kaiser Heinrich II. selbst gegen den kühaea, kriegsgewandten Palen, es wollte nicht glücken, die von demselben eroberte östliche Hälfte der Mark ihm zu entreißen, man mußte sie ihm und noch seinem Sohne Mjesko unter der beschönigeaden Form der Oberlehnsherrlichkeit überlassen, und 30 Jahre hat hier die Herrschaft der Polen gewährt. Ihr Ende fällt dann zusammen mit dem Ende des alten markgräflichen Hauses aus dem Schwabengau.

Erbe dieses Hauses in den Gauen Sueva und Serimunt[13]) wurde jenes Geschlecht, welches später nach Ballenstedt und nach Askanien sich nannte, mit dem Besitze des Grafenamtes in den genannten Gauen sich die Bestimmung erkor, in nordöstlicher Richtung weiter seinen Einfluß zu tragen, dann im Sinne des großen Gero ein deutsches Reich auf dem erabertev slavischen Boden zu gründen. Zumal, seitdem die Askanier auch in den Besitz der Nordmark gelangt waren, haben sie jener Bestimmung auf das Glänzendste entsprochen, fast das ganze nordöstliche Deutschland, den nördlichen Theil der alten Sclavinia, sich unterworfen, ja es gelang ihnen schließlich, auch des größeren Theiles der alten Ostmark sich zu bemächtigen. Die beiden genannten Gaue wurden somit 1034 der Ostmark entfremdet und gingen bald in der Nardmark auf, indem die kriegerische Thötigkeit ihrer Grafen in derselben Richtung und Bestimmung sich geltend machte, welche der Nordmark van vornherein zugewiesen waren.

Seit dem zweiten Drittel des 11. Jahrhunderts erscheint demnach die Ostmark als ein aus vier aneinanderstoßenden Gauen bestehendes, lang in der Richtung van Westen nach Osten von der Saale bis zur Oder sich erstreckendes Gebiet. Man darf die beiden westlichen Gaue Neletici und Siusli, seit längerer Zeit schon im gesicherten Besitze der Deutschen, jetzt als die Stützpunkte ansehen, während die Provinzen Nicici und Lusici als das eben durch die Markverfassung noch zu Befestigende gelten müssen. Diese vier Gaue, welche fast 400 Jahre der Ostmark angehört haben und 250 Jahre lang ausschließlich sie bildeten, dürfen wol hinsichtlich ihrer geographischen Lage etwas näher ins Auge gefaßt werden. Der Gau Neletici, an dessen Bezeichnung noch heute der Name des östlich van Wettin und nördlich von Halle belegenen Dorfes Neglitz erinnert, lag zwischen Saale, Elster, dem bei Zwochau entspringenden und bei Bitterfeld mündenden Bach, einem kleinen Stücke der Mulde und im Norden der Fuhne. Sehr frühe erscheinen die Billunger in diesem Gau reich begütert, vielleicht ist ihr Besitz durch Vermählung der Suanhilt mit Markgraf Thiatmar I. an das Haus der östlichen Markgrafen gelangt, aon diesen dann abermals durch Vermählung, und zwar der Huoda mit Markgraf Dedi, an das neue markgräfliche Haus. Der Gau Siusli (auch Siusilli und Susali in den Urkunden), an dessen Bezeichnung nach heute der Namen des zwischen Delitzsch und Düben belegenen Dorfes Sausedlitz erinnert, ward im Süden begrenzt durch die Elster und eine von West nach Ost laufende Linie, welche die Mulde unterhalb Tredsen überschritt; die Grenze durchschritt nun die Mutzschener Haide und wandte sich unweit Dahlen nach Nordwesten, um in 1—1½ Meilen Entfernung die Mulde parallel zu begleiten, bis sie nach Durchschneidung der Falkenberger und der Dübener Haide zu der Mulde bei Altjeßnitz zurückkehrte.[14])

Der große, meist als Provinz bezeichnete Gau Nicici (auch Nikiki und Nizizi geschrieben) an der mittleren Elbe umfaßte im Allgemeinen den südöstlichen Theil der heutigen Provinz Sachsen. Die Südgrenze lief in westöstlicher Richtung nördlich von Dahlen und Strehla, bei letzterem Ort über die Elbe, dann etwas nardöstlich durch die Markgrafenhaide, hier nach einer Wendung gen Nordwest erreichte sie unterhalb Uebigau die schwarze Elster, lief diesen Fluß hinab bis zu dessen Mündung in die Elbe, herauf mit der Elbe bis zur Mündung der Mulde, dann diese aufwärts bis Altjeßnitz. Den nardwestlichen Theil dieser Provinz aber den Gau Wolauki, begrenzt im Südosten durch eine Linie, von Altjeßnitz durch die Dübener Haide und östlich von Kemberg nach der Elstermündung gezogen, behielt das Erzstift Magdeburg, als Meißen den Gau Nicici für seinen Sprengel mit Erfolg in Anspruch nahm. Der großen Provinz Lusici (auch Lusiki und Lusizi geschrieben) Südgrenze fiel von der Elster bis zur Neiße zusammen mit der alten Nordgrenze der Oberlausitz; jenseits der Neiße nardöstlich laufend erreichte die Grenze 1½ Meilen unterhalb Naumburg (Christianstadt) die Oder, welcher Fluß dann die Ostgrenze bildete bis zur Schlubeeinmündung (Friedrich-Wilhelms-Canal). Hier begann die Nordgrenze, welche erst in westlicher Richtung (südlich von Müllrose) zur Spree gelangte und mit diesem Flusse dann nordwestlich lief, indeß davon ab sich wendete, indem sie durch den Friedersdorfer Forst und eine Strecke in südwestlicher Richtung sich hinzog, dann wieder in westlicher Richtung (zwischen Mittenwalde und Zossen hindurch), bald (und zwar westlich Blankenfelde) jedoch nach Süden und selbst Südasten sich wendete bis gegen Dahme, alsdann im südwestlichen Laufe die Elster zwischen Schweinitz und Jessen erreichte.

Das bemerkbare Zusammenfallen der Grenzen mit Flüssen oder überhaupt Wasserläufen beweist, daß die Abgrenzungen zu einer sehr frühen Zeit gemacht wurden, als man in den barbarischen Gegenden kaum die nothdürftigste Kenntniß der Oertlichkeiten besaß; man klammerte sich an die den Meisten bekannten Wasserläufe und ließ, wo diese fehlten, die Schneide durch dichte Wälder in einer sa unklaren Weise laufen, daß sie hier zumeist erst in späterer Zeit näher bestimmt wurde. Die Thatsache, daß

---

[13]) Der weit entfernte Theil (im südöstlichen Theil des Gaues Siusli) dieser Erbschaft war es offenbar, was Graf Esico, ein Enkel des Markgrasea Huodo I., dem Hochstift Meißen vermachte. Das Bisthum erhielt darüber schon 995 die königliche Belehnung und ergriff 1004 nach Esico's Tod Besitz von der ansehnlichen Gabe (Wurzen mit Zubehör).

[14]) Dr. Heinrich Böttger in seinem sonst trefflichen Werke: Diöcesaa- und Gaagrenzen Norddeutschlaads hat IV, 324 die Grenzen des Gaues Siusli durchaus irrig gegeben, verleitet durch die Meißner Urkunden, welche er für echte des 10. Jahrhunderts hielt. Vgl. darüber die Ausführuagen Winter's im Archio für die Sächs. Geschichte III, 130.

in flachen Gegenden fließende Gewässer ihr Flußbett im Laufe der Zeit leicht verändern, giebt eine nicht zu verkennende Unsicherheit bei der versuchten Wiederherstellung jener alten Grenzen, die noch vermehrt wird durch inzwischen eingetretene Lichtung und Bebauung der ehemals dicht bewaldeten Strecken. Es wird nicht ohne Grund angenommen, daß die Eigenthümlichkeit der alten wendischen Provinzen darin bestanden habe, gewisse Tempelbezirke zu bilden, daß dann mit der Eroberung und Bekehrung die Dingstätte oder Malstätte bei den Deutschen an die Stelle der Heiligthümer getreten sei.[15]) In den westlichen Gauen finden wir urkundlich im Neletici ein placitum commune zu Metene, Mettine oder bei der Burg Wettin an der Saale, ferner im Siusli ein placitum provinciale zu Delcz, Deliz oder bei Delitzsch an der Lober, hier hat noch im Juni 1222 Landgraf Ludwig als Vormund seines Neffen (Markgraf Heinrich) ein Landding für die Ostmark gehalten. Daß wir für die östlichen Gaue keine solche Dingstätten kennen, beweist, daß in der Zeit, als ihr Besitz unter dem neuen markgräflichen Hause ein gesicherter geworden, die alte Gau- und Gerichtsverfassung bereits im Absterben begriffen war. Immerhin scheint für Nicici die Burg Wardenbruke (im Brenaischen Antheil die Burg zu Lovene oder Löben), für Lusici die zu Lucowe der Ort gewesen zu sein, wo die Markgrafen vorzugsweise ihres obersten Richteramtes zu walten pflegten, freilich wol in anderer Weise als in den westlichen, schon länger germanisirten Gauen, wo ein Stand von schöffenbar Freien sich noch hatte bilden können und das Gericht unter Königsbann noch im 13. Jahrhundert nicht ganz unvergessen war.

Das edle Geschlecht, welches im Jahre 1034 in den Besitz der östlichen Markgrafschaft gelangte, hat diese etwa ein Vierteljahrtausend behauptet und ihr 13 Markgrafen gegeben bis zu der Zertrümmerung der alten Mark.[16]) Zu erwähnen sind allerdings die schnell vorübergehenden Unterbrechungen dieser Herrschaft, erstlich durch den gewaltthätigen Eckart von Meißen, als dieser den leiblichen Schwager hatte ermorden lassen, sodann in der Zeit 1123—1135 die Regierung von Albrecht von Ballenstedt und Heinrich von Groitzsch. Die Vorgeschichte des neuen markgräflichen Hauses ist, wie die aller im 10. Jahrhundert in die Geschichte tretender Geschlechter, unbekannt, alle Versuche, die Anfänge des Geschlechts in eine höhere Vorzeit zu verfolgen, sind vergebliche Mühe geblieben, zu geschweigen der ganz haltlosen Hypothesen mit dem Zweck, den Ursprung mit an sich mythischen Personen und unbeglaubigten Thatsachen in Verbindung zu bringen. Die ersten urkundlich auftretenden Familienglieder finden wir im Besitze des Grafenamts im Siusli und einem Theile des Hassiga, im erstern Gau wird überdies auf großen Allodialbesitz urkundlich hingewiesen; sehr begreiflicher Weise, da es Sitte und Politik der Könige war, das Amt eines Grafen nur solchen Männern anzuvertrauen, welche in dem ihnen zugewiesenen Comitat durch Güterbesitz und längere Seßhaftigkeit bei den Gaugenossen im besondern Ansehen standen. Dieser im Allgemeinen anerkannte Grundsatz galt aber ausnahmslos für solche Gegenden, welche, wie die nordthüringischen Gaue, den beständigen Raubzügen und Angriffen einer benachbarten feindseligen Bevölkerung ausgesetzt waren; hier mußte die Autorität des Gaugrafen über die zum Aufgebot verpflichteten Wehrmänner eine unbedingte sein, wie sie ohne jene Voraussetzung einer langen Zusammengehörigkeit des Grafen und der Bevölkerung nicht wohl gedacht werden kann. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß die ersten urkundlich nachweisbaren Grafen jenes Geschlechtes lange Zeit bereits heimisch waren im Gau Siusli. Daß ihre Ahnen ursprünglich von Westen aus deutschem Gebiet dahin gekommen, ist möglich, sogar wahrscheinlich, aber als ihre nachweisbare Heimath müssen wir den erwähnten Gau betrachten: hier zuerst treten die Wurzeln hervor, welche unsichtbar in die dunkle Vorzeit reichen, aus ihnen hat der mächtige Stamm sich entwickelt, der herrlich emporwuchs und seine Krone über verschiedene Gebiete und Volksstämme ausgebreitet hat, eine Reihe von Helden und Herrschern hervorbrachte, deren Schwert und Staatskunst reiche und blühende Länder unter ihrem Scepter vereinigt, und heute sehen wir Sprößlinge dieses erlauchten Stammes auf neun europäischen Thronen.

Gelehrte Historiker,[17]) die auf dem Gebiete mittelalterlicher Forschung gerade für unsere Gegenden Namhaftes geleistet, weisen auf jenes im südlichen Theile des Gaues Siusli an der Mulde unweit Wurzen liegende Dorf **Bausitz** hin, welches unter dem Namen Busz, Bucithi, urkundlich schon im 10. Jahrhundert im Besitze jenes Geschlechtes erscheint; hier mag der erste Sitz gewesen, die älteste Burg desselben gestanden haben, denn den im Jahre 982 gefallenen Dietrich, den Vater der Gaugrafen Dedo und Friedrich, nennt Thietmar von Merseburg mit dem Beinamen de tribu Buzici. Freilich hat es zu jener Zeit noch keine erbliche Familiennamen gegeben, aber eine Bezeichnung nach dem Besitz als vorübergehender volksthümlicher Beiname kommt gleichwol hin und wieder vor bei den Chronisten jener Zeit. Es ist bemerkenswerth für die schnell wachsende Bedeutung dieses Hauses, wie dasselbe durch glückliche Heirathen in jeder Generation Verbindungen mit den benachbarten markgräflichen Geschlechtern schloß, welche in kurzer Zeit große Allodialerbschaften herbeiführten. Damit vereinte sich das überall jener Zeit auffällige Streben, den erblichen Besitz auch der Beneficialgüter zu erringen, jedenfalls gewahren wir in den Händen des fürstlichen Hauses bereits im 12. Jahrhundert einen selbst in den östlichen Ländern ungewöhnlich großen Güterbesitz.

Dietrich, der Sohn des Gaugrafen Dedo, erhielt im Jahr 1034 die markgräfliche Würde in der Ostmark. Damit trat unser Geschlecht in die Reihe der principes im östlichen Deutschland, besitzt demnach heute die Fürstenwürde seit 8½ Jahrhunderten, ein Ruhm, den außer den Häusern Este und Brabant kein anderes sein Eigen nennen kann. Dietrich fiel unter den Streichen der von seinem Schwager gedungenen Mörder, aber seinen Kindern blieb das väterliche Erbe, vermehrt durch die große Allodialerbschaft von dem mächtigen Hause im nördlichen Pleißnerland, dem der Urheber des Mordes, der Letzte seines Geschlechts, angehörte. Der älteste Sohn Dietrich's war der in der kampferfüllten Zeit Heinrich's IV. vielgenannte Markgraf Dedi, dessen Nachkommenschaft mit dem Enkel, Heinrich II., 1123 erlosch. Dedi mußte als Gefangener des Königs auf das in drei Generationen von seinem Hause verwaltete Grafenamt im nördlichen Hassiga verzichten, ebenso auf den von ihm verwalteten Comitat im südlichen Schwabengau, sogar die Ostmark ging nach seinem Tode verloren, glücklicherweise nur sehr vorübergehend, indem der damit belehnte Böhmenherzog nicht im Stande war, in der Mark sich zu behaupten.

Im Gau Neletici hatte das Erzstift Magdeburg durch Gnade der Kaiser Otto I., Otto III., Heinrich II. die Beleihung mit dem Königsbann erhalten, demgemäß in Givicanstein oder Gidikenstein bei Halle zum Hegen desselben Reichsburggrafen eingesetzt waren.[18]) Aber nur innerhalb des eigentlichen Burggrafengedings, d. i. im südwestlichen Theile des Gaues, vermochte das entfernte Erzstift ganz seine Rechte zur Geltung zu bringen; im Norden und Osten scheinen bereits im 10. Jahrhundert die oben genannten Brüder, Dedo und Friedrich, im Besitze gräflicher Rechte gewesen zu sein. Das zur markgräflichen Würde gelangte Haus hat dann in kurzer Zeit alle Burgwarte hier in seine Hand gebracht und davon den Burgwart Metene oder **Wetyn** zum Hauptstammsitz gemacht. Die anscheinend schnell zu Eigengut gewordenen Besitzungen in diesem Gau wurden bereits zu Abfindungen der jüngeren Brüder des Markgrafen Dedi verwendet, indem der ältere, Thimo, mit dem Beinamen de Wetyn, der jüngere, Gero, mit jenem de Brena auftreten und deren Nachkommen lange Zeit als Eigenthümer dort erscheinen. Beide Brüder sind überdies nach 1046 in dem Besitze der Allodialerbschaft im nördlichen

---

15) Vgl. L. Giesebrecht: Wendische Geschichten I, 81 ff.

16) Beziehungsweise 14, wenn man den 1069 sogleich nach seiner Erhebung gemordeten jungen Dedo, den Sohn des Markgraf Dedi, einrechnet. Die sämmtlichen Markgrafen der Ostmark vertheilen sich nach der Abstammung folgendermaßen:

Haus des Christian .	6	
„ der Ekkehardiner	2	
„ „ Wettiner .	13 (14)	
Verschiedene . . .	3	Wratislaw von Böhmen, Albrecht von Ballenstedt, Heinrich von Groitzsch.
	Sa. 24 (26)	

17) Z. B. Lappenberg in seiner Ausgabe des Thietmar v. M., Hirsch und Papst in den Jahrbüchern, Winter im Archiv f. d. Sächs. Gesch.

18) Uebrigens hat das Erzstift Magdeburg die Burggrafen zu Giebichenstein schon im 13. Jahrhundert zu beseitigen gewußt und durch einfache stiftische Beamte ersetzt. Vgl. Magdeburger Geschichtsblätter VII, 23 ff. Die Streitigkeiten mit den Herzogen von Sachsen wegen des Grafengedinges zu Halle wurden allerdings erst völlig nach der Säcularisation des Erzbisthums durch den Eislebener Tauschreceß 1579 erledigt.

Pleißnerland,[19]) indem Thimo (hier auch de Kistritz genannt) oom Hochstift Naumburg als Schirmvogt erkoren wurde an Stelle der abgestorbenen Ekkehardiner; die Gerechtsame dieser Vogtei sind bei den Nachkommen Thimo's unausgesetzt und unbestritten geblieben. Da nicht nur Dedi's Nachkommenschaft, sondern auch die des Gero bald erlosch, so wurde Thimo zum Stammvater des weiter blühenden Geschlechts, und man hat wegen des zuerst von ihm geführten Beinamens seine ganze Nachkommenschaft nach dem Schlosse Wettin genannt, wenngleich dieses Schloß nebst Zubehör dem Hause im 13. Jahrhundert gänzlich entfremdet wurde.

Nachdem der östliche Theil der Ostmark, die Prooinzen Nicici und Lutici, 1032 mit Beistand König Conrad's II. von dem polnischen Drucke befreit waren, begann die Thätigkeit des neuen markgräflichen Hauses hier sich in einer Weise bemerkbar zu machen, daß die Geschichte der Ostmark unter dem Hause Wettin die Geschichte ihrer Germanisation und ihrer völligen Christianisirung ist. Naturgemäß mußten die Markgrafen zu dem ihnen obliegenden Zwecke ebensowol auf die Geistlichkeit sich stützen, wie auf das Schwert ihrer Mannen; die der Kirche eingeräumten Zehntrechte waren ein Mittel zu Bekehrung, denn nur oom Christen konnte die Kirche Zehnten fordern, der um so einträglicher wurde, je höher die Bodencultur sich hob, je mehr die Urwälder sich lichteten. Die Bekehrung war auch politisch das vollkommenste Mittel zur völligen Unterwerfung der widerstrebenden Heiden, und ein energisches Vorgehen in dieser Richtung mag die kürzeste und wol die einzigste Art der Umbildung gewesen sein, welche oielen Kampf und arge Bedrängniß beiden Theilen erspart hat. Gleichwol läßt das an manchen Stellen heute noch fortdauernde Nebeneinanderbestehen germanischer und slavischer Volkseigenthümlichkeiten auf eine ruhigere Art, einen langsameren, stetigen Verlauf der Umbildung schließen, als z. B. in den nördlicher gelegenen deutschen Grenzprovinzen.

Nicht den Bischöfen allein konnte das Geschäft der Bekehrung in einem so großen Gebiete überlassen werden, auch die Klöster mit der im Mittelalter ihnen eigenen Rührigkeit hatte man zur Hilfe zu rufen. Lehrreich sind in dieser Beziehung die vielfachen Begabungen der Klöster mit weit entfernten, oft in finsteren Wäldern, traurigen Oeden oder Sumpfland belegenen Gebieten, wo sich die Klosterleute ebenso um die Bekehrung der anwahnenden Heiden, wie um die Cultur des Bodens oerdient gemacht haben. In zahlreichen Beispielen ist der Beweis für die sehr ersprießliche Thätigkeit der fleißigen Mönche erbracht, und haben sich auch hier, wie überall, die Cistercienser ladenswerth hervorgethan; sie haben Wälder gelichtet, Einöden in fruchtbare Gefilde, Moräste in üppige Weiden oerwandelt, den Bestimmungen des Ordens gemäß nicht von fremdem Schweiße oder Verpachtung ihrer Güter gelebt, sondern durch eigener Hände Arbeit wahre Musterwirthschaften angelegt. Kurz, die geistlichen Stiftungen der Markgrafen, namentlich das Kloster auf dem Petersberge, die zu Mühlberg, zu Doberluch und Neuenzelle sind oon den segensreichsten Folgen für Landbau, Cultur und Sitte geworden. Nicht vergessen darf der Geschichtsfreund, daß die Diplomatarien der Klöster, die innerhalb ihrer Mauern verfaßten Chroniken eine unschätzbare, manchmal einzige Quelle für unsere mittelalterliche Geschichte sind. Namentlich für die eigentliche Kunde der Heimath (Territorial- und Prooinzialgeschichte) ist es oon Belang, wie wir aus dem Dunkel nur das hervortreten sehen, was dem Klostergebiete benachbart war oder zu ihm in irgend welcher Beziehung stand, während die entfernteren Orte erst spät entweder überhaupt in das Dasein oder in den Kreis historischer Erkenntniß treten. Von großer Wichtigkeit für die Verbreitung des Deutschthums war das Hereinziehen oan Colonisten aus den westlichen Reichslanden wie aus den schon oöllig germanisirten Theilen der Mark. Diese deutschen Einwanderer, mit welchen die Markgrafen und ihre Großen die durch unaufhörliche Kämpfe entvölkerten Gebiete zu besetzen sich angelegen sein ließen, kamen natürlich nur unter Zugeständniß deutscher Rechtsverhältnisse, also Sicherheit des Besitzes nach Lehnrechtsweise mit gemessenen Diensten oder Leistungen unter Beseitigung der strengen, lediglich der Leibeigenschaft eigenen Servitute. Während oarher der Slave nur ungemessenes Herren- und Knechtsthum gekannt hatte, die Bande der Leibeigenschaft das ganze Volk umspannten, ging nun durch das deutsche Recht ein edleres, freieres Leben in diesen Grenzlanden auf. Das Lehnwesen brachte Gesetze, welche nicht, wie das Recht bei den slavischen Völkern, bloßer Ausfluß des Herrenthums waren, sondern wohlthätige Beschränkungen der Willkür herbeiführten.

Wie die Cultur unter dem Einfluß der wettin'schen Markgrafen allmälig oon Westen nach Osten fortschreitet, tritt am klarsten in der allmäligen Verschiebung der edlen Geschlechter der Mark zu Tage, indem die Markgrafen ihren Hofbeamten und Vasallen große Gebiete in den östlichen Theilen des Landes zur Förderung des Deutschthums anwiesen. Wie beispielsweise aus dem Gau Neletici die Burggrafen oon Wettin, die Schenken oon Landsberg, aus dem Siusli die Truchsesse oon Pouc (Pack), die Marschälle und Vögte von Ilberg (Eilenburg), aus dem Nicici die Herren oon Torgou und die oon Strela, so wandern allgemach die meisten der edlen Geschlechter der Mark aus den westlichen Theilen nach Osten, um später dort im Besitze ansehnlicher Herrschaften wieder aufzutauchen. In dem mit unermeßlichen Wäldern, zahllosen Sümpfen bedeckten Lande, inmitten einer feindlich gesinnten Bevölkerung haben sie als die ersten kühnen Ansiedler sich niedergelassen mit dem Schwert in der Hand, denn ihr großes, aber anfangs sehr geringwerthiges Gebiet mußte durch Anlage einer Burg überhaupt erst gesichert werden. Unter dem Schutze dieser Burg und der Gunst des Lehnrechts umgaben dann deutsche Handwerker, Gewerbs- und Handelsleute solche Burgen mit Dörfern oder Flecken[20]), aus welchen dann mit der Zeit ansehnliche Städte erwuchsen, denn der urkräftige deutsche Volksgeist hat auf dem oon Adel und Geistlichkeit oorbereiteten Boden rührig fortgebaut. Unter den Wohnorten des 11. und 12. Jahrhunderts darf man sich allerdings noch keine Städte mit besonderer Municipalverfassung vorstellen, gleichwohl haben einzelne, z. B. Torgau und Belgern, schon im 11. Jahrhundert Marktrecht besessen, waren bekannt wegen ihres lebhaften Elbhandels und durch regen Schiffsverkehr. In diesen rein deutschen Niederlassungen schufen sich die Markgrafen den wirksamsten Schutz gegen Heidenthum und slaoische Rohheit, gegen die bei äußerem Anlaß nur zu leicht wieder auflodernde nationale Feindschaft. Die benachbarten Pjastischen Herzoge in Schlesien waren zwar im Allgemeinen dem Deutschthum geneigt, immerhin haben sie, auf die Stammesgemeinschaft mit den Lusitzern sich stützend, wiederholt versucht, Gebiete an der Ostgrenze der Mark an sich zu reißen, aber nur oorübergehend (z. B. 1210—1223) ist ihnen solches gelungen.[21])

Thimo's von Wettin Sohn, Conrad der Große, vereinigte im Jahr 1135 die beiden Marken, die von Meißen und die Ostmark, in seiner Hand, wie überhaupt die sämmtlichen ausgedehnten Besitzungen des Hauses Wettin, welche er bei seinem Rückzug aus dem weltlichen Treiben unter den fünf Söhnen theilte. Diese Theilung ist für die Ostmark verhängnißooll geworden. Nicht etwa, weil er damals die Meißner Mark für bedeutungsooller, als die Ostmark gehalten, wies er jene dem ältesten Sohne zu, sondern weil in der erst verhältnißmäßig kurzen Zeit, in welcher das Wettiner Haus die Meißner Mark besessen, ihm dort noch kein verfügbares freies Eigen erwachsen war, Conrad daher zur Abfindung der jüngeren Söhne auf den großen Patrimonialbesitz angewiesen war, den seine Vorfahren schon in der Ostmark erworben und stark hatten erweitern, abrunden können durch die besprochene Bebauung und Cultivirung weiter, ehemals werthloser Gebiete. Aber diese aus der Mark herausgeschnittenen Abfindungen der jüngeren Söhne mußten jener Bedeutung wesentlich herabsetzen gegenüber der ungeschmälert gebliebenen Meißner Mark, die letztere begann seitdem erst zu einem höheren Rang sich zu erheben und die Ostmark in ihrer Bedeutung zu oerdunkeln. Durch die beiden jüngsten Söhne Conrad's wurden in den Gauen Neletici und Nicici[22]) zwei bei-

[19]) Vgl. Lepsius, Bischöfe von Naumburg S. 334. Als mit dem Verfall der alten Gauverfassung auch die alten Gaunamen in Vergessenheit geriethen, ward der Comitat im Tuchurini nach Weißenfels, der im Veitao nach Camburg benannt.

[20]) Zweifellos sind hie und da auch bereits vorhandene wendische Wohnplätze durch Errichtung von Mauern geschützt; die slavischen Namen haben sich dann im Munde der deutschen Ansiedler oft recht wunderlich verändert.

[21]) Vgl. Th. Scheltz: Gesammtgeschichte der Ober- u. Nieder-Lausitz I, 141 ff.

[22]) Die von Friedrich, Conrad's jüngstem Sohne, abstammenden Grafen von Brena haben sehr bald, nachdem zu Brena im Neletici ein Kloster gestiftet, ihren Schwerpunkt nach Osten, in den östlichen Theil des Gaues Nicici verlegt, wo sie die Schlösser an der Elster zu Herzberg und zu Löden (Lovene) vorzugsweise zum Aufenthalt nahmen. Ihr bald erweitertes und abgerundetes Territorium erstreckte sich auch in den benachbarten Gau Lusici; es gehörte hier ein ansehnliches Stück (Schweinitz, Schönewalde, Schlieben) zu der sogenannten Grafschaft Brena, welche an die Herzoge von Sachsen kam.

nahe unabhängige Territorialherrschaften begründet, die für den Bestand des Markgrafthums um so bedenklicher wurden, als im 13. Jahrhundert die Ansicht sich Bahn zu brechen begann, den Besitz der Grafenrechte von der Herrschaft über Land und Leute herzuleiten. Macht und Ansehen des Markgrafen wurde durch seine Agnaten wesentlich geschmälert, ja durch die Todtheilung sogar der Verfall des ganzen Markgrafthums angebahnt, wie sich herausstellte, als die beiden dort gestifteten wettin'schen Zweige im Laufe des 13. Jahrhunderts abstarben. Einen Theil ihres Besitzes im Gau Neletici wußte das Erzstift Magdeburg an sich zu bringen, den größeren Theil betrachtete der deutsche, den Wettinern feindliche König als heimgefallenes Lehn, das er dem askanischen Hause verlieh. Damit betrat dieses den Boden der Ostmark und trachtete alsbald, seinen Fuß darin weiter zu setzen. Als die askanischen Markgrafen von Brandenburg gegen Mitte des 13. Jahrhunderts von Böhmen jenes Land, welches später Oberlausitz hieß, erworben, begann das sehr erklärliche Streben, eine Verbindung der älteren Lande mit dem neuen zu gewinnen, sie betrachteten seitdem die Erwerbung der zwischenliegenden Theile der Ostmark als ihre vornehmste politische Aufgabe.

Markgraf Dietrich, der zweite Sohn Conrad des Großen, erbaute im Gau Neletici die Burg Landsberg zu einer Zeit, da es allgemein üblich wurde, dem Vornamen der Großen einen den Besitz (des vorzugsweise bewohnten Schlosses) andeutenden Beinamen hinzuzufügen; bekanntlich sind auf diese Weise die meisten Familiennamen entstanden. Da man Dietrich nun den Markgrafen von Landsberg hieß, so bedurfte es bis zur Bezeichnung des von ihm beherrschten Gebietes als Mark Landsberg nur noch eines Schrittes, allein dieser bald nachher auftretende Namen sollte doch nur den westlichen Theil der Ostmark bezeichnen, indem für den östlichen Theil eine von dem Gau Lusici abgeleitete volksthümliche, nicht amtliche Benennung aufkam. Die Urkunde des Bischofs Martin von Meißen vom Jahre 1184 mit der Stelle am Schluß: Ditrico regente marchiam Luzizensem dürfte wol das erste Beispiel einer zwar nicht amtlichen (d. h. nicht durch den Regenten selbst dieses östlichen Gaues) aber ganz allmälig aufkommenden und im 14. Jahrhundert allgemeiner üblichen Bezeichnung sein.[23]) Der ursprünglich ganz überflüssige Unterschied in der Benennung der westlichen und östlichen Theile der Ostmark, nachdem die alten Gaunamen vergessen waren, trat erst mit gewisser Begründung hervor, als Heinrich der Erlauchte 1265 seinem Sohne Dietrich dem Weisen den westlichen Theil (Mark Landsberg) mit dem seit 1207 wieder dazu gehörigen Gau Chutici abgetreten, sich selbst aber die Provinz Lusici oder das bald nachher „Fürstenthum Lausitz" genannte Gebiet vorbehalten hatte. Das besondere Interesse, welches Markgraf Heinrich gerade diesem Theile zuwendete, erklärt sich wol aus dem Umstande, daß seine und seines Vormundes Tapferkeit (1250, 1225) Stücke damit wieder vereinigt hatte, die vorher in slavische Hände gerathen waren.

[23]) Den allein sachgemäßen und in der diplomatischen Sprache üblichen Titel „marchio Orientalis" haben einige Geschichtschreiber, mit „Markgraf zu Lausitz" zu übersetzen, sich die Freiheit genommen, aber eine solche Bezeichnung ist nicht nur anachronistisch, sondern überhaupt so ungenau und den Verhältnissen so wenig entsprechend, daß es wünschenswerth scheint, mit derartigen Freiheiten nicht ferner die Begriffe zu verwirren. Da die Lausitz niemals ein für sich bestehendes selbständiges Land gewesen ist, so hat es auch niemals eigentliche Markgrafen von der Lausitz geben können.

Als der erlauchte Heinrich 1288 verblichen, begann jene trübe Zeit (von etwa drei Jahrzehnten), welche die wettin'schen Land- und Markgrafen vernichten zu wollen schien. Die durch unseligen Zwiespalt im eigenen Hause um so wirksameren Eingriffe von außen, die Versuche zweier deutscher Könige, dem Fürstenhaus seinen ganzen Besitz zu entreißen, dazu die Ländergier der Czechen im Süden, der Askanier im Norden, kurz eine Reihe ungünstiger Umstände und schwerer Schicksalsschläge hatte in den wettin'schen Landen ein Chaos hervorgerufen, welches nur der nimmer erlahmende Heldengeist eines Friedrich des Freidigen einigermaßen entwirren konnte. Aber schwere Opfer hatte die schließliche Wiederherstellung der mark- und landgräflichen Gewalt gekostet, und zu diesen Opfern gehörte leider auch die schon vorher halbzerrissene Ostmark, sie wurde aufgegeben, um das Uebrige zu erhalten. Die bereits 1291 entfremdete sogenannte Mark Landsberg hat das Haus Wettin zwar gegen Mitte des 14. Jahrhunderts zurückerworben, auch einen großen Theil des Gaues Nicici (Torgau, Belgern und 1422 Mühlberg) mit der Mark Meißen vereinigen können, allein mit der käuflichen Ueberlassung der ganzen Provinz Lusici in den Jahren 1304 und 1305 an die Askanier[24]) hörte der Begriff der alten Ostmark auf. Sie wurde so zu sagen in Stücke gerissen, welche den verschiedenen Nachbarn zur Beute wurden; nicht wenig hat dazu der Umstand beigetragen, daß die zu fast dynastischer Bedeutung gediehenen Herrschaftsbesitzer im 14. und 15. Jahrhundert mit ihrem Besitz nach Willkür dort sich anschlossen, wo sie die größten Vortheile zu erlangen glaubten, indem sie ohne solchen Anschluß keinen wirksamen Schutz gegen die Feinde ringsum zu finden vermeinten. Das, was der Kurfürst von Sachsen im Jahre 1635 unter dem Namen Markgrafthum Niederlausitz von Böhmen erhielt, war der Ausdehnung nach nicht mehr die Hälfte der alten Provinz Lusici. Große Stücke im Norden und in der Mitte hatten die Kurfürsten von Brandenburg (Zossen, Beeskow, Storkow, Teupitz, Wusterhausen, Cottbus, Peitz, Sommerfeld), kleinere im Südwesten die Kurfürsten von Sachsen (Elsterwerda, Mückenberg, Finsterwalde, Senftenberg) an sich zu bringen gewußt, wieder Anderes (Dahme, Baruth) war durch die Erzbischöfe von Magdeburg und die askanischen Herzöge von Sachsen abgerissen, letztere hatten überdies im ehemaligen Gau Nicici ihre Grenzen beträchtlich zu erweitern verstanden. (Uebigau, Wahrenbruck).

Ist es schon die Aufgabe des Historikers und von Interesse für jeden Geschichtsfreund, den Ursachen und Wirkungen untergegangener Staatengebilde nachzuspüren oder mindestens Aufmerksamkeit zu schenken, so muß doch die vor einem halben Jahrtausend zertrümmerte Ostmark dem Sachsen eine besonders lebhafte Anregung bieten. Früher und schärfer noch, als in der Mark Meißen, tritt hier der von unserem Fürstenhause zu glücklichem Ende geführte Prozeß zu Tage, durch welchen die Grenze des deutschen Reiches so weit nach Osten gerückt, eine Gesammtheit feindlicher Völker bezwungen, dem christlichen Glauben und der deutschen Cultur gewonnen wurde. Dort zuerst und zumeist tauchen die Namen der edlen Geschlechter auf, die in unserer vaterländischen Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt haben, mit ihr verwoben sind. Vor allen Dingen war es dort, in der Ostmark, wo die Wiege unseres Königshauses stand, und Marchia Orientalis ist sein erster, ältester fürstlicher Titel gewesen.

[24]) Im Jahre 1306 auf dem Reichstag zu Frankfurt erhielten die Markgrafen Hermann und Waldemar von Brandenburg durch König Albert I. die Belehnung über das Fürstenthum Lausitz.

Bücherbesprechungen.

B.K. Das moderne Christenthum, sein Recht und sein Unrecht. Ein Vortrag von Lic. Dr. Georg Schnedermann. 2. Abdruck. Leipzig, Hinrichs. 1890. — Das Erscheinen dieses Vortrags im Druck ist in diesem Blatte bereits angezeigt und sein Werth gebührend beleuchtet worden. So dürfen wir uns auf die Meldung beschränken, daß er im Buchhandel neu wieder zu haben ist.

G.Oe.— Die „Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland" (Leipzig, Georg Böhme Nachf. Preis: 3 ℳ fürs Vierteljahr), die wir vor Kurzem aus voller Ueberzeugung empfohlen haben und deren nichtpolitischen Theil wir von jeher mit großer Befriedigung gelesen haben, bringt doch hin und wieder politische Anschauungen, die kaum als „allgemein conservativ" gelten dürfen. Wenn in der Monatsschau gesagt wird, Fürst Bismarck sei von des Kaisers Drohung: „den zerschmettere ich" zuerst ereilt worden, so ist der Ausdruck ebenso geschmacklos wie tactlos; ganz abgesehen von dem Unzutreffenden der Anwendung, wenn der Cultusminister v. Goßler „ein feiner Beobachter der Windrichtung in den oberen Wolkenschichten" genannt wird, so ist diese Bezeichnung für ein conservatives Blatt mindestens unschön. Der Conservatismus der „Allg. Konf. Monatsschr." ist eigenartig. Sie giebt selbst zu, daß sie sich mit keiner Partei so oft im Widerspruch befunden habe, wie mit der conservativen. Wir sind weit davon entfernt, die Berechtigung des Sonderstandpunktes zu bestreiten, glauben aber doch, daß für eine Zeitschrift, deren Standpunkt so eigen geartet ist, der Name: „Allgemeine Konservative Monatsschrift" nicht glücklich gewählt sei.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 50. Sonnabend, den 26. April. 1890.

Griechische Ostern.

Von G. L.

Während im vorigen Jahre die ganze christliche Welt, sowol die protestantische und römisch-katholische als auch die griechisch-katholische, an einem Tage ihre Lob- und Danklieder ertönen ließ zum Preise Christi, des am Kreuz Gestorbenen und Auferstandenen, und somit das herrliche Lutherwort: „Die ganze Christenheit auf Erden hält in einem Sinn gar eben" wenigstens äußerlich eine schöne Bestätigung fand, feierte in diesem Jahre die griechisch-katholische Kirche das Osterfest 8 Tage nach uns, da nach ihrem Kalender dasselbe auf den 1., also nach dem Gregorianischen Kalender auf den 13. April fiel. Am herrlichsten und erhebendsten mag sich die Feier dieses Tages wol wiederum in Jerusalem gestaltet haben. Wie sollte es auch anders sein! Wo kann die Tragik der gewaltigsten Tragödie, welche sich je in der Weltgeschichte abgespielt hat, erschütternder auf das menschliche Gemüth einwirken, wo aber auch die Freude an der Auferstehung Christi die Herzen höher schwellen lassen, als eben in Jerusalem? Aber wenn auch anderswo der Feier diese besondere Weihe fehlen möge, so ist sie an sich doch so würdig, vor Allem so ganz geeignet, die Herzen des Volkes zu packen, daß sich auch der der griechisch-katholischen Kirche Fernstehende ihrem gewaltigen Eindruck nicht entziehen kann. Besonders in Griechenland, wo das Volk vermöge der Lebhaftigkeit seiner Phantasie und der Innigkeit seiner Auffassung ein warmes Herz jeder religiösen Feier entgegenbringt, ist die Feier eine außerordentlich erhebende. Nur soll man, um sie kennen zu lernen, nicht gerade nach Athen gehen; der großstädtische Charakter, den es als Landeshauptstadt immer mehr annimmt, thut der Lebhaftigkeit der Betheiligung, wie natürlich, einigen Abbruch; ein um so besseres Bild aber wird man in den kleinen Städten bekommen.

Die erste größere Feierlichkeit in der Passionszeit findet am Gründonnerstag statt. Schon am Vormittag rufen die Glocken die Glieder der Gemeinde, welche zum Tische des Herrn gehen wollen, zur Kirche, und wird ihnen daselbst das Abendmahl in beiderlei Gestalt wenn schon aus demselben Kelche gespendet. Ein zweiter Gottesdienst wird Abends abgehalten. Alle Kirchen sind dicht gefüllt und ehrfurchtsvoll lauscht die Menge den Berichten vom Leiden und Sterben des Herrn, welche die Geistlichen abwechselnd vom Hochaltar aus verlesen. Zwölf Evangelienberichte kommen zur Verlesung, aber nach der Verlesung des sechsten Berichtes kommt aus einer der Thüren, welche von dem Hierón in den Narthex führen — bekanntlich zerfällt jede griechisch-katholische Kirche in zwei Theile, das Hieron (Allerheiligste), welches den Hochaltar enthält und nur von den Geistlichen, den übrigen Dienern der Kirche und — den Kindern betreten werden darf, und den für die Gemeinde bestimmten Narthex (eigentlich Kästchen, unserem „Schiff" entsprechend) —, der Zug der Geistlichen, voran der Hauptgeistliche mit dem Crucifix auf der Schulter, das er vom Altar, wo es das ganze Jahr seinen Platz hatte, genommen hat, und schreitet bis zur Mitte des Narthex, wo unter feierlichen Worten das Kreuz aufgestellt wird. Nun naht die ganze Gemeinde sich ehrfurchtsvoll und küßt das Kreuz; dann ziehen sich die Geistlichen in das Hieron zurück und die Vorlesung wird zu Ende geführt.

Ein noch weit ernsteres und erhebenderes Gepräge trägt jedoch die Feier am Charfreitag. Schon vor Sonnenaufgang ertönt von allen Thürmen der Stadt ernstes Glockengeläute. Alles ist noch ruhig auf den Straßen, nur hier und da unterbricht das lustige Gezwitscher eines Vögleins die feierliche Stille. Auch der hellste Sonnenschein vermöchte heute die Menschen nicht auf die Straßen zu locken, alle bleiben daheim und bereiten sich mit ernsten Gebeten und Betrachtungen auf eine würdige Feier des Tages vor. Selbst die Hausfrau kann heute ruhen, wird doch in vielen Familien an diesem Tage ganz gefastet und auch die sonst minder Strengen enthalten sich heute gänzlich aller Fleisch-, Milch- und Eierspeisen. Dementsprechend ist auch der Verkehr auf den Straßen ein ganz geringer, fast alle Geschäfte sind geschlossen, selbstverständlich alle Lustbarkeiten, sogar das Spielen in den Cafés ist verboten. Auch für die Armee ist dieser Tag ein absoluter Ruhetag und zwar in so ausgedehntem Maße, daß z. B. die Posten das Gewehr unter den Arm nehmen dürfen, und das Signalblasen auf das äußerste Minimum beschränkt wird. Nur ein Theil der Bevölkerung ist in großer Aufregung und fieberhafter Thätigkeit, das sind die Kinder. Sie müssen sich zwar jeden Lärms, ja sogar des Spielens auf den Straßen enthalten, dafür haben sie aber die ehrenvolle Aufgabe, die Blumen für den Schmuck der Kirchen aus den Häusern zu holen und es ist wirklich rührend anzusehen, mit welchem Eifer sie sich dieser Aufgabe unterziehen. Kein Haus wird unbesucht gelassen, und wer die meisten und schönsten Blumen zur Kirche bringt, wird von seinen kleinen Genossen sehr beneidet. Freilich wird den kleinen Kirchendienern der Dienst sehr leicht gemacht, ist doch jedes Haus bereit, die schönsten Blumen, die Garten und Blumentopf aufweisen, für das Gotteshaus zu spenden. Mutter Natur kommt ihnen dabei gütig zu Hilfe, indem sie all die schönen Blumen, die bei uns erst das Pfingstfest verschönen, schon jetzt hat emporsprießen lassen. In der Kirche selbst sind junge Mädchen beschäftigt, die Blumen zu herrlichen Guirlanden zu binden, und es ist ein reizendes Bild, die oft wunderschönen Gestalten inmitten des Blumenflors zu sehen, umschwärmt von den eifrigen Kindern, welche mit leuchtenden Augen die schönsten Blumen ihnen zureichen, als welche vor allen die herrlich duftenden Orangenblüthen gelten. Wenn ich oben sagte, die Blumen seien zum Schmucke der Kirchen bestimmt, so ist dies nicht ganz richtig. Nur der Tisch, welcher den Sarg Christi darstellen soll, wird in dieser Weise geschmückt. Dieser Tisch nun, welcher das ganze Jahr über seinen Platz im Hieron hatte, wird am Morgen des Charfreitag in den Narthex getragen. Er ist an sich ein einfacher Tisch, an seinen vier Ecken erheben sich kleine mit Engelchen geschmückte Säulen, auf welchen ein Deckel ruht, der den Deckel des Sarges Christi darstellen soll. Dieser Tisch nun wird auf das Schönste mit Blumen geschmückt, aber er wird zum Heiligthum, und zwar zum höchsten des griechisch-katholischen Cultus, erst dadurch, daß das Schweißtuch Christi darauf gelegt wird. Dieser feierliche Act des Auflegens erfolgt in dem Nachmittagsgottesdienst. Während bisher den ganzen Tag die Glocken erklangen, verstummen sie jetzt und lautlose Stille herrscht in dem Gotteshaus. Vor

dem Hieron haben sich auf beiden Seiten Chöre aufgestellt, die, wenn auch ohne Orgel- oder Instrumentalbegleitung, da ja die Musik für den griechisch-katholischen Gottesdienst in der Kirche verboten ist, nach wunderschönen Melodien alte Kirchengesänge anstimmen, denen die Menge andachtsvoll lauscht, ohne, nach einer uns befremdenden Sitte, mitzusingen. Sie alle handeln vom Leiden und Sterben Christi. Nach geraumer Zeit kommt wieder der Zug der Geistlichen aus dem Hieron, der Hauptgeistliche ergreift das Crucifix und, indem er die Worte des Evangeliums spricht, welche erzählen, wie Joseph von Arimathia den Leid des Herrn in eine Leinwand wickelte, verhüllt er die Gestalt des Erlösers. Dann schreitet der Zug der Geistlichen zurück in das Hieron, um jedoch, nachdem das Crucifix wieder auf den Altar gestellt wurde, sogleich mit dem Schweißtuch des Herrn zurückzukehren. Und nun erfolgt der feierliche Act des Auflegens, wodurch der einfache Tisch in den Sarg Christi verwandelt wird, die Chöre und Geistlichen singen dabei abwechselnd Hymnen über die Grablegung. Das Schweißtuch ist in der Regel mit prächtigen Stickereien bedeckt, welche den Leib Christi darstellen. Und nun erfolgt ein tiefergreifendes Schauspiel. Von allen Seiten dringt das Volk heran, um das Schweißtuch zu küssen, man sieht so recht das Herzensverlangen der Leute, mit diesem höchsten Heiligthum in innigste Berührung zu kommen. Mit dem Singen von Hymnen wird nun dieser Gottesdienst geschlossen; in vielen Städten wird jedoch noch vorher eine Predigt gehalten.

Ganz im Gegensatz zum Vormittag beginnt nun ein außerordentlich lebhaftes Treiben auf den Straßen, die ganze Stadt ist in Bewegung, man geht von einer Kirche zur anderen und stellt Vergleiche an bezüglich des Schmuckes des heiligen Tisches. Die Menge, die vorhin noch so ernst und andächtig war, ist jetzt voller Leben und Aufregung, so ganz entsprechend dem griechischen Nationalcharakter. So wird das Ende des Nachmittags zugebracht, bis gegen 6 oder 7 Uhr die Glocken die Gläubigen wieder in die Kirche rufen zum Hauptgottesdienst des ganzen Tages. Eine Predigt wird nicht gehalten, vielmehr besteht der Gottesdienst in einer großartigen Messe. Jetzt erklingen die schönsten Hymnen, die die griechisch-katholische Kirche überhaupt hat; das ganze Gotteshaus ist in ein Lichtmeer getaucht, indem nicht nur der heilige Tisch von brennenden Kerzen und Lämpchen erstrahlt, sondern auch jeder Anwesende ein Licht in der Hand hält, die herrlich mit Gold gestickten und verbrämten Gewande der Geistlichen glitzern wundervoll in dieser feenhaften Beleuchtung, ebenso die Uniformen der Officiere. Diese erscheinen alle ohne Ausnahme, auch die Gemeinen fehlen nicht und bilden Spalier um den heiligen Tisch, damit das Volk nicht allzu nahe herandränge. Die Geistlichen verlassen sehr bald das Hieron und bleiben dann während des ganzen Gottesdienstes an dem heiligen Tische. Wenn die Chöre nach einer übrigens wundervollen Melodie die Worte singen: „ἐῤῥάναν τὸν τάφον μυροφόροι μέρα λίαν πρωὶ λίθοῦσαι" (die Frauen kamen früh zum Grab und sprengten darauf wohlriechend Wasser), sprengt der Geistliche aus einer kostbaren Flasche wohlriechendes Wasser zunächst auf das Schweißtuch und dann über die Gemeinde. Man sieht, der ganze Ritus ist augenfällig, auf die Sinne berechnet, aber dies ist bei dem Phantasiereichthum des griechischen Volkes auch völlig berechtigt; unser nüchterner Gottesdienst würde das Volk bei Weitem nicht so fesseln, die Kirche würde bei Weitem nicht den Einfluß auf das Volk haben, den sie wirklich besitzt. Der Gottesdienst währt nun noch eine Zeit lang mit Singen von Hymnen, dann aber fassen vier kräftige Männer den heiligen Tisch, um ihn unter Gefolgschaft der ganzen Gemeinde und aller Geistlichen in feierlichem Zug durch die Stadt zu tragen. Dort hat sich indessen wiederum die Situation geändert. Die Diener, welche etwas früher den Gottesdienst verließen, haben in allen Häusern unzählige kleine Lämpchen angezündet, so daß nun alle Straßen in hellsten Lichte erstrahlen; wer irgend es ermöglichen kann, hat illuminirt. Besonders wenn die Nacht klar ist, ist das Bild ein zauberhaftes, droben am Himmel die mit südlicher Pracht funkelnden Lichter des Himmels und unten das zur Ehre Gottes entzündete Lichtermeer! Zu dem Zuge gesellt sich nun jetzt auch eine Musikkapelle, die mit schwermüthigen Weisen die nächtliche Procession begleitet, von den Thürmen klingt wieder Glockengeläute und die ganze Gemeinde singt „Kyrie Eleison". Alle Hauptstraßen des zur Kirche gehörigen Bezirkes werden durchwandert, bis man zur Kirche zurückgelangt. Hier wird vor dem Wiedereinzug in dieselbe vom Geistlichen laut gebetet und der Segen ertheilt und nun fluthet Alles in die Kirche, wo sich wieder eine ganz eigenartige, völlig südlichen Charakter tragende Scene abspielt. Nachdem nämlich von dem heiligen Tisch das Schweißtuch weggenommen und das kleine sargdeckelähnliche Gewölde abgenommen ist, werden die Blumen, die den heiligen Tisch schmückten, vertheilt. Es ist fast unglaublich, mit welchem Eifer sich nun Alles herbeidrängt, um eine solche Blume zu bekommen. Männer, Kinder, Greise, selbst Frauen ringen förmlich; und dabei doch kein Mißton, Alles geht verhältnißmäßig friedlich ab. Der Gestoßene oder Getretene erträgt ruhig in der Hoffnung, doch endlich eine Blume zu erlangen. So endet die Feier des Charfreitags.

Der nächste Tag ist völlig der Vorbereitung auf Ostern gewidmet. Lämmer werden geschlachtet, Brode gebacken, und zwar eine ganz besondere Sorte, in die vor dem Backen rothgefärbte Eier gesteckt werden, die Gewänder werden in Ordnung gebracht resp. neue gekauft, überall erschallen Schüsse aus Flinten und Böllern, kurz Alles ist eitel Freude und Lust. Wenn die Dunkelheit hereinbricht, wird zur Erhöhung der Festfreude von den jungen Leuten auch Feuerwerk abgebrannt, ¾12 Uhr eilt aber Alles zur Kirche. Vorerst ist es dort noch ganz dunkel, gleichsam um anzudeuten, daß Christus noch im dunkeln Grabe sei, die Chöre singen noch ernste Lieder. Aber sobald der letzte Schlag der 12 Uhr verkündenden Glocke verklungen ist, tritt der Hauptgeistliche aus dem Hieron mit einer mächtigen brennenden Kerze und ruft der harrenden Gemeinde zu: „Kommt her und empfanget Licht" (δεῦτε, λάβετε φῶς). Wie am Charfreitag, abermals ein gewaltiges Drängen! Jetzt blitzt hier ein Lichtchen auf, jetzt dort, schon geht ein Lichtstrom durch die ganze Kirche, bis endlich die frühere Dunkelheit in glänzende Helle sich verwandelt hat, und nun tritt der Geistliche zum Lesepult und, nachdem er zuvor einige Gebete gesprochen, ruft er das herrliche Wort der Gemeinde zu: „Christ ist erstanden" (Χριστὸς ἀνέστη). Und wie ein tausendstimmiges Echo braust der Chor der Gemeinde zurück „Christ ist erstanden" wieder und immer wieder. Draußen aber ertönen aufs Neue Schüsse, ja selbst in der Kirche läßt man Schwärmer und anderes Feuerwerk los. Man ist eben außer sich vor Freude. Früher küßte man sich auch allgemein. Dies ist jedoch jetzt nur noch unter Freunden Sitte. Direct an diese Feier schließt sich der an allen Sonntagen übliche Gottesdienst an, der heute freilich etwas abgekürzt wird, denn Alles sehnt sich nach Hause, wo ein leckeres Mahl der durch das lange Fasten Hungrigen wartet. Giebt es doch seit Langem wieder Fleisch und unzählige Eier. Daheim wird dann gehörig geschmaust und erst am späten Morgen begiebt man sich zu Bett, was zur Folge hat, daß auch am späten Vormittag erst aufgestanden wird. Die nun folgenden Tage sind völlig der Freude gewidmet und so klingt das schöne Osterlied, das die griechisch-katholische Kirche zum Preise Gottes während der Charwoche anstimmte, aus in den lieblichsten Accorden der Freude.

Bücherbesprechungen.

* Von dem 72. Bande der Handausgabe K. Sächs. Gesetze, welche die Roßberg'sche Buchhandlung veranstaltet, ist soeben eine zweite umgearbeitete Auflage erschienen. Dieselbe enthält die Königlich Sächsische Gesetzgebung über **Jagd und Fischerei** mit Einschluß der reichsgesetzlichen Bestimmungen, mit Anmerkungen und Sachregister vom Regierungsrath **v. Einsiedel**. In derselben haben nicht nur das seit Erscheinen der ersten Auflage erlassene einschlagende sächsische Gesetz über die Aufhebung der Schonzeit der wilden Tauben, beziehentlich das Reichs-Vogelschutzgesetz, welches zwar direct mit der Jagd nichts zu thun hat, dessen Abdruck aber doch der Vollständigkeit wegen hier angezeigt war, Aufnahme gefunden, sondern es sind auch die erläuternden Anmerkungen vervollständigt und, soweit dies angezeigt war, umgearbeitet, auch ist eine Zusammenstellung der auf die wichtigeren Jagd- und Fischereifrevel gesetzten Strafen beigegeben worden.

o. **Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen.** Ein Nachschlagebuch für das Gesammtgebiet der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Vollständig bis Ende 1890 in 3 Bänden. (30 Lieferungen, je 1 ℳ) 1.—8. Lieferung (bis Freikirchen). Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1890. 624 S. — Objectivität, Reichhaltigkeit, Knappheit, Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit sind die Vorzüge dieses Handlexikons, das eben um

dieser Vorzüge willen ein Existenzrecht neben ähnlichen Werken der Gegenwart mit gutem Grunde beanspruchen darf. Besonders hervorgehoben sei, daß das Werk auch dem praktisch-theologischen Bedürfniß gerecht zu werden sucht und zwar in ganz seltner Weise, indem es sogar eine Gesangbuchsconcordanz und gelegentlich selbst homiletische Handreichung bietet. Sonach ist das Werk ein Nachschlagebuch von größter Vollständigkeit und kann als solches jedem Theologen empfohlen werden.

B. K. **Jahrbuch der sächsischen Missionsconferenz** für das Jahr 1890. Leipzig, Wallmann. — Wäre das Buch ein Kalender im gewöhnlichen Sinne, so würde diese Anzeige zu spät kommen. Da jedoch alle Mitglieder der sächsischen Missionsconferenz, über deren Bestrebungen schon öfter hier berichtet worden ist, dasselbe ohnehin in Händen haben, so wird diese nachträgliche Hervorhebung seiner Vorzüge nicht zu spät kommen, um ihm neue Freunde zu gewinnen. Das Jahrbuch bietet außer den selbstverständlichen Nachrichten über Cassenwesen und Vereinssachen einen Missionskalender, in welchem fast für jeden Tag des Jahres ein Missionsereigniß verzeichnet steht, ferner eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung der deutschen Missionsgesellschaften mit ihren Beamten unb dem Orte ihres Sitzes, zwei Abhandlungen der Missionare Gehring unb Handmann über Feindschaft des indischen Heidenthums gegen die Mission und über die tamulischen Landprediger (mit Bild); endlich giebt eine kurze statistische Uebersicht Zahlen aus der Leipziger Mission und eine vergleichende Tabelle alles Zahlenmäßigen aus den deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften. Alles ist sehr dankenswerth, nicht minder natürlich der Hauptinhalt des Buches, acht Entwürfe zu Missionsstunden nach den Zeiten des Kirchenjahres, von welchen wenigstens zwei den betreffenden Stoff den indischen Verhältnissen entnehmen.

B. K. **Neue kirchliche Zeitschrift** in Verbindung mit D. **Frank**, Geheimrath, Prof. der Theologie in Erlangen, D. **Buchrucker**, Oberconsistorialrath in München u. s. w., herausgegeben von **Gustav Holzhauser**, königl. Gymnasialprofessor in München. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert (Georg Böhme). 1890. Jährlich 12 Hefte, Preis 10 ℳ. — Der Umschlag des uns vorliegenden ersten Heftes dieser neuen Zeitschrift zählt noch eine ganze Reihe von berühmten Vertretern des Lutherthums als Mitarbeiter auf; alle diese Namen, wie die der beiden Haupthelfer des Herausgebers, bekunden, daß es sich hier um eine streng lutherische Zeitschrift handelt. Absicht des Herausgebers ist, die seit 1876 eingegangene Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche nicht gerade wieder aufleben zu lassen, aber zu ersetzen, wozu ja nach Eingehen der Leipziger Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft aller Anlaß gegeben ist. Das erste Heft enthält unter dem Titel „Das Deutsche Reich und der Römische Stuhl" eine übersichtliche Darstellung des Verhältnisses dieser beiden Weltmächte aus der Feder des Dr. v. Staedelen, eine Studie über das dritte Capitel des Johannes-Evangeliums von Lic. Krummel und einen ersten Artikel über Inschriftliche Glossen unb Excurse zur Genesis und zu den Propheten von Professor Dr. Hommel. Alle drei Artikel beanspruchen das lebhafte Interesse der Theologen. Die Hauptbeachtung findet natürlich der erste Beitrng von D. Frank, Lage und Aufgabe der gegenwärtigen kirchlichen Theologie, der als Vorwort zu allem Nachfolgenden und als einleitendes Bekenntniß der Herausgeber aufzufassen ist. Daraus ist zu entnehmen, daß die Zeitschrift gegensätzliche Stellung zu nehmen gedenkt gegen jede Richtung, die nicht lutherisch ist, also ebenso wol gegen den Romanismus, wie gegen die Union und gegen das „unreife Gerede von einem neuen Dogma". D. Frank vermißt an unserer gegenwärtigen Theologie das Wurzeln des theologischen Denkens und Forschens in dem Boden eines wirklichen Glaubenlebens, wie ein solcher in den Zeiten der Erweckung vorhanden war, und erklärt sich die wachsende Zahl der Anhänger Ritschl'scher Theologie aus der inneren Verwandtschaft zwischen den Grundsätzen dieser Schule und der thatsächlichen Glaubensrichtung der meisten jungen Theologen. Als Hauptaufgabe der kirchlichen Theologie bezeichnet er die tiefere Begründung der Glaubenssätze, welche „dem thatsächlichen Glaubensleben Ausdruck geben und geistlichen Interessen dienen". Wir sehen mit großer Spannung einer weiteren Darlegung dieser angedeuteten Grundsätze entgegen.

△ Das neunte Heft der **Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit** (Leipzig, Duncker & Humblot, 1890) enthält den stenographischen Bericht über die Verhandlungen der zehnten Jahresversammlung des Vereins am 26. und 27. September 1889 in Cassel. Nach dem am Schlusse der Versammlung seiten des Vorsitzenden gegebenen Rückblicke auf die Verhandlungen und deren Ergebnisse hat die Verhandlung über die offene Pflege für ungefährliche Irre einen neuen Beweis gegeben, daß unsere öffentliche Armen- und Krankenpflege nicht müde wird, an der Hand der Wissenschaft und Erfahrung an Stelle einer bisherigen guten eine noch bessere Fürsorge der Nothleidenden anzustreben, während der Bericht über die von Jahr zu Jahr sich steigernden Leistungen der Feriencolonien und Sommerpflege überhaupt auf die Mittel und Wege hingewiesen habe, welche die wohlgeleitete Privatwohlthätigkeit zu durchschlagenden Erfolgen auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit befähigen. Außerdem sind in der Versammlung die Bestimmungen des im Entwurfe vorliegenden deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs in Bezug auf Armenpflege und Wohlthätigkeit einer eingehenden sachlichen Prüfung unterworfen worden. Zu endgiltigen Beschlüssen ist es freilich hierüber ebenso wenig gekommen, als über den weiteren Gegenstand der Tagesordnung „Die Beaufsichtigung der Armenpflege". Einig war die Versammlung in dem Wunsche, daß die glücklichen Erfolge einer Armenpflege mit höheren Zielen verallgemeinert und allen Theilen unseres Vaterlandes in möglichst gleichem Maße zu Theil werden möchten, während eine Klärung der Streitfrage, ob bei zweckmäßiger Umgestaltung der Einrichtungen zur Beaufsichtigung der Armenpflege blos communale oder auch staatliche Organe mitzuwirken geeignet seien, durch einen Vertagungsbeschluß der Zukunft vorbehalten worden ist. Der letzte Gegenstand der Tagesordnung „Die Grenzen der Wohlthätigkeit" ist überhaupt nicht zur Berathung gelangt. — Nach dem Beschlusse einer früheren Jahresversammlung war eine besondere Commission zur Prüfung der Frage niedergesetzt worden: „Welchen Einfluß hat das Institut der Landarmen auf die Zustände des deutschen Armenwesens gehabt und auf welchem Wege sind gegebenen Falles die Mittel zur Abhilfe zu suchen?" Die Commission, welche den Bezirkspräsidenten z. D. Frhrn. v. Reitzenstein aus Freiburg zu ihrem Vorsitzenden unb den durch seine treffliche Monographie über die Armengesetzgebung bekannten Amtsrichter Dr. Münsterberg in Menden als Berichterstatter gewählt hat und der aus dem Königreiche Sachsen Regierungsrath Dr. Rumpelt angehört hat, hat gewisse Fragebogen aufgestellt und theils an die sämmtlichen Landarmenverwaltungen, theils an eine große Zahl von örtlichen Armenverwaltungen, Polizeibehörden, Armenpflegern, Geistlichen, Anstaltsvorständen u. s. w. zur Beantwortung versandt. Der Berichterstatter hat das eingegangene Material — wie gleich hier bemerkt werden mag mit unverkennbarem Geschick — systematisch bearbeitet unter Abstandnahme von einem vollständigen Abdrucke aller eingegangenen, selbstverständlich in Umfang und Inhalt sehr ungleichen Gutachten, und zum Schlusse eine Anzahl Thesen aufgestellt und begründet. In denselben wird die Armengesetzgebung als reformbedürftig anerkannt und vorgeschlagen, die Reform unter Beibehaltung der Einrichtung des Landarmenwesens und des Grundsatzes eintreten zu lassen, daß durch eine bestimmte Dauer des Aufenthalts bez. der Abwesenheit der Unterstützungswohnsitz erworben bez. verloren wird und mangels eines Unterstützungswohnsitzes der Landarmenverband zur Unterstützung verpflichtet ist. Nur sollen die Landarmenverbände, diese Communalkörper höherer Ordnung, in ganz anderer Weise als bisher an den Aufgaben der Armenpflege insofern betheiligt werden, als ihnen in Zukunft diejenigen Zweige der Armenpflege vorzubehalten seien, welche in höherem Maße die Aufwendung von Capitalanlagen oder fortlaufenden Kosten, planmäßige und sachverständige Leitung und Veranstaltungen technischer Art erfordern. Von den anderen Verbesserungsvorschlägen des Berichterstatters gedenken wir nur noch der Herabsetzung der Altersgrenze zum Beginn des Erwerbs des Unterstützungswohnsitzes auf das 21. Lebensjahr, der Ausdehnung des §. 29 des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz auf alle Fabrik- und Lohnarbeiter, der Erstreckung der Dauer der Unterstützung von 6 auf 13 Wochen, entsprechend der in der Versicherungsgesetzgebung festgesetzten Carenzzeit, und der Uebertragung der Unterstützungspflicht in vorübergehenden Bedürftigkeitsfällen auf die Aufenthaltsgemeinden. Der Münsterberg'sche Bericht ist als zehntes Heft der Vereinsschriften veröffentlicht worden. Derselbe enthält ein reiches, interessantes und — wir wiederholen es — glücklich und geschickt verarbeitetes Material, sowol in dem ersten das vorwiegend faktische als in dem zweiten im Wesentlichen das kritische Material repräsentirenden Theile. Wir können das Studium dieses Heftes Allen empfehlen, welche für die Armengesetzgebung des Deutschen Reichs und deren Reform Interesse haben.

o. Was thut der Staat für die Elendesten des Volkes? Ein Capitel aus der praktischen Liebesarbeit des Königreichs Sachsen von J. Naumann, Pastor in Hubertusburg. Leipzig, Akademische Buchhandlung (W. Faber). 1890. 23 S. — Verfasser beantwortet die gestellte Frage nicht in dürrer statistischer Form, sondern so, daß er mit lebensvoller Anschaulichkeit in frischen Farben ein anziehendes Bild entwirft von der umfassenden in christlichem Geiste geübten Fürsorge, welche die sächsische Regierung den Elendesten des Volkes (den Blöden, Epileptischen, Irren, Siechen u. s. w.) zuwendet. Fragen von principieller Bedeutung umrahmen die Schilderung des Verf., der in dieser Schrift nicht blos einen deutlichen Beweis von der noch lange nicht genug gekannten und gewürdigten Liebesarbeit des sächsischen Staates geliefert, sondern auch ein schönes Zeugniß von seiner schriftstellerischen Begabung abgelegt hat.

— Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von E. Falkenhorst. Stuttgart, Union deutsche Verlagsgesellschaft. Lfg. 1. Preis 40 ₰. — Das wissenschaftliche Material, welches in einer Unmenge von Schriften der Forscher und Entdeckungsreisenden zerstreut liegt, in einer populären Form einem größeren Publicum näher zu bringen, ist eine dankbare und dankenswerthe Aufgabe. Denn in unserem Zeitalter der Entdeckungen, welches alles Das nachzuholen sich bestrebt, was früher versäumt worden ist, ist das Material so gewachsen, daß nur der Fachmann noch die nöthige Zeit findet, alle die neuen Erscheinungen zu verfolgen. Und dabei ist eine genauere Bekanntschaft selbst mit den eben erst erschlossenen Ländern um so wichtiger, als Handel und Wandel bereit sind, neue Bahnen einzuschlagen und Absatzgebiete zu erobern, an welche vor einigen Jahren noch Niemand dachte. Die vorliegende Bibliothek, von einem Fachmann herausgegeben, wird durch eine Schilderung des Sudan und der Aequator-Provinz unter der Verwaltung Emin Pascha's eingeleitet und bietet einem jeden Leser das Material in übersichtlicher und gut verarbeiteter Weise dar. Da die auf etwa 36 Lieferungen berechnete Bibliothek sehr billig ist, so wird sie sicher in weitere Kreise dringen und auch dort das Interesse nicht nur an den Reisen und Entdeckungen im Allgemeinen, sondern, dem Programm zufolge, besonders in unseren Colonien erwecken oder pflegen. m.—

Ltz. Das jüngst erschienene 1. Heft des 3. Jahrganges der „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus deutschen Schutzgebieten“ (mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Frhr. v. Danckelmann. Berlin 1890, Asher & Co. 3 ℳ) beschäftigt sich vorwiegend mit dem Schutzgebiete Togo. Zunächst giebt Dr. v. Danckelmann ein ausführliches klimatologisches Bild desselben in einer Zusammenstellung alles Dessen, was im deutschen Togolande und seiner östlichen und westlichen Nachbarschaft, von der Nigermündung bis zur Goldküste an Resultaten meteorologischer Beobachtungen bekannt geworden ist. Neben den oft unzureichenden Aufzeichnungen einer Anzahl von Aerzten, Regierungsbeamten und Missionaren lieferten ihm hierzu besonders die auf Station Bismarckburg gemachten Beobachtungen der Herren Stabsarzt Dr. Wolf, Premierlieutenant Kling und Techniker Bugslag das zuverlässigste und umfassendste Material, die einzige über ein volles Jahr sich erstreckende und in Hinsicht auf günstige Lage der Station, Sorgsamkeit der Beobachter, Correctheit der benutzten Instrumente, Vollständigkeit der Beobachtungen u. s. w. allen Ansprüchen genügende Beobachtungsreihe. Wir heben daraus hervor, daß die klimatischen Verhältnisse im Wesentlichen bedingt und geregelt werden durch die Luftdruckvertheilung, wie sie jeweilig über den ausgedehnten Gebieten Nordafrikas, besonders der Sahara herrscht; daher zur Zeit unseres Sommers Vorherrschen südlicher und südwestlicher Winde, zur Zeit unseres Winters dagegen umgekehrt. Regenzeiten folgen den Zenithdurchgängen der Sonne. Große Regenarmuth herrscht an der Goldküste, Regenmenge und Zahl der Regentage nehmen von der Gold- und Sklavenküste rasch nach dem Innern zu. Tornados sind die sturmartigen, von Gewitterböen begleiteten Winde vor Eintritt der eigentlichen Regenzeit im März bis Mai und mit dem Ende derselben im October am häufigsten; Harmattan, der trockene, mit Staub beladene Wind, welcher Anfang November bis Mitte März, besonders im December und Februar auftritt und die eigenthümlichste, auch dem Laien auffälligste meteorologische Erscheinung dieses Gebietes ist. — Weitere Abschnitte geben Berichte (nebst Karte) vom Premierlieutenant Kling über seinen Ausflug nach dem Fetischdorf Dipongo und über seine nach Tziäri ausgeführte Reise, sowie über die Thierwelt des Togolandes, die er eintheilt in diejenige des unmittelbaren Küstengebietes (Strand- und Lagunenfauna), der Strauchlandschaft, der eigentlichen Savanne, des Hoch- und Gebirgslandes; auch über die Hausthiere und ihre Pflege finden sich interessante Mittheilungen. Außerdem giebt Premierlieutenant Kling einen näheren Bericht über die letzte Reise und das so beklagenswerthe Hinscheiden des Stabsarztes Dr. L. Wolf. — Aus dem Schutzgebiete Camerun liegt vor der Bericht des Dr. E. Zintgraff über seine Reise von Camerun zum Benue und durch Nord-Adamaua nach der Barombistation zurück, über welche jüngst in diesen Blättern ausführliche Mittheilung gegeben worden ist.

G. Oe. — Die deutschnationale Monatsschrift „Der Kyffhäuser“, herausgegeben von Ignaz Sinnreich in Salzburg, erscheint vom 1. April an für das Deutsche Reich und den Gesammtbuchhandel bei Georg Höppner in Berlin SW. (Bezugspreis: 1 ℳ 50 ₰ vierteljährlich.) Wir haben die Rundschau, die über die deutschnationalen Bestrebungen in unserem verbündeten Nachbarlande gründlich orientirt, vor Kurzem empfahlen und können heute nun hinzufügen, daß die neueren Hefte, wenn wir auch mit einzelnen parteipolitischen Auffassungen nicht übereinstimmen, das günstige Urtheil, das wir seiner Zeit gefällt haben, bestätigen. Besonders wohlthuend berührt uns das kräftige Auftreten gegen die moderne pornographische Dichtung, für die der Koth nur Wahrheit ist. Wer ein Herz für deutsches Volksthum hat, muß diese Schmutzliteratur auf das Entschiedenste bekämpfen.

— Militär-Zeitung. Organ für die Reserve- und Landwehr-Officiere des deutschen Heeres. Redacteur: Hauptmann a. D. Oettinger. Eisenschmidt's Verlag, Berlin. — Die Zeitung erscheint jeden Sonnabend und bietet in vorzüglicher Zusammenstellung einen Ueberblick über die neuesten Ereignisse auf dem militärischen Gebiet. Sie umfaßt dabei die sämmtlichen europäischen Armeen. Wir stehen nicht an, sie nach langjähriger genauer Kenntnißnahme für die geeignetste Militärzeitung für alle Diejenigen zu erklären, welche sich dauernd über Veränderungen und Fortschritte im Heerwesen aller Armeestaaten unterrichten wollen. Die Zeitschrift verdient weit hinaus über die Grenzen, die sie sich bescheiden als „Organ für die Reserve- und Landwehr-Officiere“ selbst stellt, Beachtung zu finden.

— Deutscher Soldatenhort. Illustrirte Zeitschrift für alle Waffengattungen des deutschen Heeres. Herausgegeben vom Lieut. d. L. Hacke, Verlag von K. Siegismund, Berlin. — Dreimal im Monat erscheinend für 2,25 ℳ vierteljährlich, will der deutsche Soldatenhort „die Soldatentugenden fördern, Königstreue und Vaterlandsliebe rege halten und den einfachen, echt christlichen Sinn heben“. Die 3 bisher erschienenen Nummern sind sehr gut in Wort und Bild. Sie rechtfertigen das Wohlwollen, welches dem „Soldatenhort“ von den höchsten militärischen Stellen aus zugesichert worden ist. Möge der „Soldatenhort“ entsprechende Verbreitung finden.

G. Oe. — „Bist du Socialdemokrat?“ lautet die Aufschrift eines Flugblattes, das aus dem rühmlichst bekannten Volksblatte „Der Nachbar“ abgedruckt und im Verlage der genannten Zeitschrift bei H. O. Persiehl in Hamburg erschienen ist (Preis: 25 Exemplare 40 ₰, 50 Ex. 70 ₰, 100 Ex. 1 ℳ 20 ₰, 1000 Ex. 10 ℳ). Das Flugblatt ist volksthümlich und packend geschrieben und verdient die weiteste Verbreitung. Seine Beweisführung ist schlagend, die Entwickelung der Gedanken zwingend. Wo noch ein Funken gesunden Menschenverstands vorhanden ist, muß das Blatt wirken. Daß die Socialdemokratie das Heimathsgefühl ertödtet, eine niedrige Ansicht von der Arbeit hat, daß sie einen Popanz der Freiheit vormalt, daß sie Vaterlandsverleugnung fordert, die Reinheit des Familienlebens vernichtet und gottesfeindlich ist, wird mit markigen, unwiderleglichen Worten geschildert. Gerade dadurch, daß das Flugblatt sich an diejenigen wendet, die in dem Socialdemokraten thörichterweise den Arbeitervertreter sehen, ohne sonst den Zielen der Socialdemokratie zuzustimmen, ist es doppelt wirkungsvoll. Freilich ist und bleibt die Hauptsache, daß das Blatt nicht nur verbreitet, sondern auch gelesen werde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 51. Dienstag, den 29. April. 1890.

Das Säen und Pflanzen im Lichte heidnischer Tagewählerei.

Bevor im März an Baum und Strauch die ersten Knospen schwellen und auf dem vergilbten Rasen die grünen Halme spitzen, „schießt“ alljährlich der Aberglaube „ins Kraut“ und zeitigt seine Früchte. Ende Februar greift die sorgsame Bäuerin zum Kalender und unterrichtet sich über die „Säe- und Pflanztage“ des laufenden Jahres. Denn nur „Benedict macht die Zwiebeln dick“, und es wäre unverantwortlich von ihr, wenn sie den „Kappsamen“ nicht zu Gertraud in die Erde brächte. Auch der Herr Gemahl ist in dieser Hinsicht nicht selten noch recht conservativ gesinnt. Anstatt sich einzig und allein nach Samen, Acker und Witterung zu richten, säet er am liebsten sein Korn zu Egidi (dies Aegidii), seine Gerste zu Benedicti, seine Erbsen zu Georgi, seine Wicken zu Philippi, steckt das Kraut zu Viti, die Rüben aber zu Kiliani. Er achtet es wohl gar noch als besonders vortheilhaft, wenn an den genannten Tagen beziehentlich das Zeichen des Stiers, Widders, Scorpions ꝛc., auf keinen Fall aber dasjenige des Schützen regiert. Wenige mögen bei solchem Beginnen daran denken, daß diese „schönen, alten, frommen“ Sitten nichts Anderes als Reste heidnischen Aberglaubens sind, denen nur dann eine schwache Berechtigung innewohnt, wenn sie lediglich die der Jahreszeit und dem Klima entsprechenden Saattermine bezeichnen wollen. Niemand führt Buch darüber, wie selten sich die Hoffnungen erfüllt haben, wie oft sie getäuscht worden sind. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Die Tagewählerei, welche schon in den alttestamentlichen Schriften (Jer. 27, 3. Mos. 19, 2. Chron. 33 ꝛc.) verboten wird, wurzelt in der Astrologie. Ihre Wiege stand in Aegypten. Nach classischen Zeugnissen wanderte sie mit der Astrologie von hier aus zu den Libyern, Babyloniern und Griechen. Zu Cicero's Zeit kam sie nach Italien und Rom. Später gewährten ihr die Araber eine geeignete Zufluchtsstätte, bis sie im Mittelalter eine zweite Blütheperiode erlebte. Ihre Entstehung erscheint als nothwendige psychologische Folge der religiösen Anschauungen der Aegypter, ihr Beharren inmitten der Anschauungen des 19. Jahrhunderts dagegen als eines jener unheimlichen Räthsel, die noch immer ihrer Lösung harren. Die Aegypter trieben Sternendienst. Ihnen kann es schließlich Niemand verdenken, wenn sie den Gestirnen, ihren Göttern, die Herrschaft über die Welt und die Regierung aller irdischen Angelegenheiten anvertrauten. Auf dieser Stufe hat die Tagewählerei eine gewisse logische Berechtigung. Bei den christlichen Völkern des Mittelalters und der Jetztzeit dagegen wird eine derartige Auffassung menschlichen Thuns zum feinen Götzendienst, zum unwürdigen Aberglauben. Das zweifelhafte Verdienst, den letzteren gestützt und zu neuer Blüthe gebracht zu haben, fällt in erster Linie der mannigfachen Kalenderliteratur der letzten vier Jahrhunderte zu.

Um das Jahr 1470 wurde der erste deutsche Kalender gedruckt. Zehn Jahre später (1481) machte sich die leidige Tagewählerei (Aderlassen, Purgiren ꝛc.) in diesen Schriften schon sehr breit. Das Säen und Pflanzen fand mit Beginn des 16. Jahrhunderts Berücksichtigung. In Einblattkalendern von 1501 und 1508 wurden bereits mehr als ein Dutzend günstige Tage (darunter auch mehrere Sonn- und Festtage) fürs Säen, Pflanzen und Beschneiden angeführt, und Erhard Etzlaub zählt in dem seinigen (1520) schon je 22 Säetage für Frühling und Herbst auf; überdies räth er, den Samen nur im Zeichen der Wage, der Jungfrau und des Steinbocks zu streuen, wohingegen Engelhardtus Gothanus (1556) besonders diejenigen des Stiers und Steinbocks empfiehlt. Tobias Mollerus (1585) macht in jedem Monate 5 bis 6 Säetage namhaft und versäumt nicht, obendrein für jede Fruchtart die Zeit der Ernte, auf Tag und Stunde genau, beizufügen. Und damit auch das Dritte im Bunde nicht fehle, zählt der berühmte Görlitzer Astrolog Scultetus die Aspecten auf, die das Säen und Pflanzen merklich beeinflussen. Als gut werden Triangel und Gesechstschein des Mondes mit Saturn gepriesen, als böse aber Gegenschein, Zusammenkunft und Geviertschein derselben Planeten bezeichnet. Sind dies auch nur vereinzelte, beliebig herausgegriffene Beispiele, so beweisen sie doch, daß H. Colerus im Sinne seiner Zeit handelte, wenn er in seinem berühmten immerwährenden Kalender an der Wende des Jahrhunderts (1597) schrieb: Beim Säen habe Acht auf die Zeichen, den Samen und den Planetenstand.

Die reiche Kalenderliteratur des 17. Jahrhunderts förderte den Ausbau der abergläubischen Disciplin ungemein. Gar bald erhielt jedes Zeichen, jeder Planet, jeder Aspect bestimmte Samen- und Fruchtarten zuertheilt, und das Schoßkind alles Aberglaubens, der Mond mit seinen wechselnden Lichtgestalten, tritt bei Entscheidung derartiger Fragen immer mehr in den Vordergrund. Tabellenartig, nach astrologischen Zeichen, Fruchtarten und Stärkegraden [g(ut), m(ittel), b(öse)] gegliedert, wird das reiche Material dem Leser handlich vor die Augen gestellt. Als besonders gute Zeichen galten fürs Säen und Pflanzen allgemein Wage und Jungfrau, als absolut böse Krebs und Schütze. Als mittelmäßig werden verschiedene genannt, vorherrschend kommen jedoch Widder und Wassermann an die Reihe. Mollerus (1604) zählt 8, Kreslius (1604) 15 einzelne Fruchtsorten, Richter (1680) alle Getreidearten auf; Partlicus und Hork (1641) gliedern ausschließlich nach dem Alter des Mondes. Und im Kalender des Simplicissimus (1670) werden noch 8 Mondstationen (die 28 „Mansionen“ des Mondes sind die Endpunkte derjenigen Theile des Thierkreises, welche der Mond von Tag zu Tag durchläuft), nämlich die 4., 7., 11., 12., 13., 14., 18. und 28. als für das Säen geeignet angegeben. Während man im 17. Jahrhundert noch bemüht ist, die Wahl der Säe- und Pflanztage astrologisch zu begründen und so die Sache in ein wissenschaftliches Gewand zu hüllen, läßt das im 18. Jahrhundert allmälig nach. Die Zahl der Gegner mehrte sich, die Gründe verfingen nicht mehr recht, Stein für Stein löste sich aus dem mit vieler Umsicht und Kraft errichteten wissenschaftlichen Gebäude. Man fing an mit dogmatischen Behauptungen in Form wohlstilisirter Säe- und Pflanzregeln aufzuwarten und zählte die erwählten Tage am liebsten und häufigsten Monat für Monat in Reih und Glied auf. Die wichtigsten jener Regeln, die meist wörtlich übereinstimmend in den Kalendern des 18. Jahrhunderts wiederkehren, sind folgende drei: 1) Alles was außer der Erde über sich in die Höhe wächst, das soll im zunehmenden Monde

und wenn er über der Erde ist, gesäet werden. 2) Alles was in der Erde unter sich wurzelt oder in die Tiefe wächst, das soll im abnehmenden Monde und wenn er unter der Erde ist gesäet werden. 3) Man soll zum Säen und Pflanzen diejenigen 4 Tage meiden, an welchen der Mond neu oder voll ist, erstes oder letztes Viertel hat. Hohe und trockene Felder sind besser im zunehmenden Monde und zuerst, die niedrigen und feuchten aber im abnehmenden Monde und zuletzt zu bestellen. Es läßt sich aber der ganze Feld- und Gartenbau nach den Mondvierteln in folgende 4 Theile theilen ꝛc. ꝛc. Es werden nun die Fruchtsorten, je nachdem es bei ihnen auf Kraut, Blumen, Samen oder Wurzeln ankommt, in 4 Theile gegliedert und daraus wiederum 7 Regeln mit Angabe aller einzelnen Arten gedrechselt. Um den Unsinn nicht weiter zu verbreiten, wollen wir diese mundgerechten Specialregeln übergehen.

Mit Vorstehendem soll jedoch nicht gesagt sein, daß man sich im 18. Jahrhunderte bereits völlig von der Herrschaft der Aspecten befreit und der Mondmeteorologie in die Arme geworfen hatte. Der Uebergang geschah allmälig, und die gerade im genannten Jahrhunderte ungewöhnlich zahlreich auf den Markt gebrachten ewigen Kalender müssen dem Volke immer von Neuem wieder die Bedeutung der Aspecten an das Herz legen. So heißt es beispielsweise im Uranophilus von 1725: „Die bequemsten Zeiten zum Säen und Pflanzen werden genommen vom Mondslauf, der zum Säen am besten befunden wird, wenn er, von der Opposition, Quadratur oder Conjunction mit Saturn oder Mars nicht lädirt, im Widder, Krebs, Jungfrau, Wage oder Steinbock ist, zum Pflanzen aber im Stier oder Wassermann sich befindet. Ueberdies kann's auch nicht schaden, wenn man Saturn betrachtet, ob er mit dem Monde in einem guten Aspect, als Gesechstschein oder Triangel, steht."

Von den Kalendern des 19. Jahrhunderts greifen nur die ältesten Jahrgänge, und auch diese nur höchst selten, bei Bestimmung der Säetage auf die Aspecten ꝛc. zurück. In ihnen beherrscht entweder der Mond mit seinen Vierteln und Stationen das Ganze, oder die Kalendermacher notiren die vom kaufenden Publicum gewünschten Tage auf das Gerathewohl hin. Das letztere ist gegenwärtig das allgemein übliche Verfahren. Jeder Setzer- oder Buchhändlerlehrling kann diese Arbeit verrichten; er muß sich nur vor Sonn- und Festtagen hüten. Zu Anfang des Jahrhunderts nahm man wahl die Sache noch ein wenig ernster. Man schrieb wenigstens: „Günstige Aspecten zum Säen und Pflanzen sind an folgenden Tagen" (1809), später hieß es einfach: „Als Säetage dienen unter andern, besonders wenn die Witterung günstig ist" (Schneeberger Kalender), oder „Vermeintliche Säetage sind" (Zwickauer Kalender), oder: „Zu beobachtende Säetage sind" (Reichenbacher Kalender) oder ähnlich. So trieb man es bis hoch in die 60er Jahre. War dies doch am bequemsten und für Diejenigen, die nicht alle werden, eben gut genug. Von 1870 ab läßt der Humbug nach und gegenwärtig räumt etwa von 3 Kalendern einer den Säetagen noch ein Plätzchen hinter dem „Auszug aus dem 100jährigen Kalender" ein. Die Anzahl der Säetage war verschieden. Die Mittel- und Extremwerthe aus 30 verschiedenen Jahrgängen des letzten Jahrh. stellen sich für die Frühlingssaat auf 37, 15, 63, für die Herbstsaat auf 28, 12, 50. Die hier genannten Maximalwerthe, welche dem Marienberger Kalender entnommen sind, illustriren das oben geschilderte Verfahren recht deutlich. Die Frühlingssaat währt circa vom 21. März bis 10. Juni, also rund 80 Tage. Hiervon sind als Sonn- und Festtage 15 in Abzug zu bringen. Von den übrigbleibenden 65 sind 63, also so ziemlich alle, als passende Säetage aufgezählt worden. Anfangs wollte uns „das Notiren auf das Gerathewohl hin" nicht in den Kopf. Da einige Firmen auf eine an sie gerichtete Anfrage hin nicht mit der Sprache herauswollten, hofften wir noch einen versteckten Vertheilungsplan, mochte er nun in den Wochentagen, den Thierkreiszeichen oder den Mondphasen liegen, ausfindig machen zu können. Die Mühe war jedoch vergebens. Alle Wochentage, alle Zeichen, alle Mondsalter sind ziemlich gleichmäßig vertreten, und die geringen Unterschiede lassen sich recht wohl durch Zufälligkeiten erklären, zumal die zeitraubende Untersuchung nicht auf allzuviel Kalender ausgedehnt wurde. Von 270 Säetagen fielen auf die einzelnen Wochentage: 52, 51, 37, 46, 39, 45, auf die einzelnen Zeichen: 24, 24, 26, 17, 27, 15, 24, 19, 24, 24, 27, 19, auf die einzelnen Mondphasen (Vollmond beginnt) 73, 62, 66, 69. Wir schließen diese Betrachtung mit dem Wunsche, daß an der Wende des Jahrhunderts wiederholt werden möge, was Friedrich der Große für seine Lande 1779 befahl: die Ausgabe der Kalender ohne jeden abergläubischen Ballast. Es wird sich dann zeigen, ob das Volk in seiner Bildung soweit fortgeschritten ist, daß es der Tagewählerei und ähnlichen unnützen Dingen zu entsagen vermag. Im vorigen Jahrhunderte mußte man bekanntlich wieder (1780) auf das Alte zurückkehren.

J. B.

Bücherbesprechungen.

o. **Predigten in der Kirche zu Großenhain** gehalten von **Volkmar Theodor Harig**, D. theol., Pfarrer und Superintendent. Zweite Sammlung. Commissionsverlag der Buchhandlung von Arthur Hentze, Großenhain. 212 S. — Wie die erste Sammlung der Harig'schen Predigten eine freundliche Aufnahme gefunden hat, so dürfte ein Gleiches auch die zweite erfahren, welche in Hinsicht der Predigtauswahl als eine Ergänzung der ersten anzusehen ist. Der eigenthümliche Vorzug der Harig'schen Predigten beruht in der formalen Gewandtheit des Verf., welche sich ebenso in der geschickten, ansprechenden Gestaltung der Dispositionen als in der edlen dichterischen Sprache der Ausführung kundgiebt. Was den Inhalt der Predigten anbetrifft, so hat derselbe bei aller gewinnenden Milde, die ihm eignet, etwas Gewissenschärfendes; Verf. versteht es, die Gedanken der Schrift auf das persönliche, häusliche und öffentliche Leben der Gemeinde anzuwenden, die Ereignisse der Zeit in das Licht der Ewigkeit zu stellen; gerade für die Textanwendung besitzt er eine große Gabe: so ist es erklärlich, daß seine Predigten gern und mit Erbauung gehört werden. Möge auch den gedruckten die verdiente Theilnahme nicht mangeln.

B. K. **Ein Wort zum Frieden** in dem confessionellen Kampf der Gegenwart. Von einem evangelischen Theologen. Frankfurt a. M. und Luzern, A. Foesser Nachfolger. 1890. — Von vornherein ist festzustellen, daß der Verfasser dieses Heftes ein evangelischer Theolog in dem unter uns allgemein giltigen Sinne nicht ist. Wer sagen kann (S. 50): Wir haben als Christen das Recht und die Pflicht, die Heiligen um ihre Fürbitte anzurufen, der ist eben kein evangelischer Theolog mehr, selbst wenn er etwa noch evangelischer Geistlicher sein sollte. So wäre also der Verfasser weder Katholik, noch Angehöriger einer der vielen evangelischen Gemeinschaften, sondern etwas Drittes, ganz Eigenartiges; und glaubt er wirklich, daß die Aufrichtung eines solchen neuen Vermittelungs-Bekenntnisses den Confessionen zum Frieden helfen wird? Oder hat der Verfasser nicht vielmehr, wenn nicht den äußerlichen, offenkundigen, so doch den innerlichen, thatsächlichen Uebertritt zur katholischen Kirche schon vollzogen? Oder ist er endlich ein Katholik, der nur den Schriftsteller-Namen „evangelischer Theolog" sich erkoren hat? Gewisse Aeußerungen in dem Buche, dessen Widerlegung ein neues Buch fordern würde, lassen fast darauf schließen. Solche Bücher dienen dem im Titel ausgesprochenen Zwecke keineswegs; höchstens helfen sie dazu, einer Seele, die sich nach Rom sehnt, den Weg zu bereiten. Was das aber dem confessionellen Frieden nützen soll, das sehen wir nicht ein.

B. K. **Das Hauptproblem der Evangelienfrage und der Weg zu seiner Lösung.** Eine akademische Vorlesung nebst Excursen von Dr. **Paul Ewald**, Licentiat und a. o. Professor der Theologie. Leipzig, Hinrichs. 1890. 6 ℳ 80 ₰. — Seine vor 2 Jahren gehaltene Antrittsvorlesung über die Evangelienfrage, welche auf 36 Seiten hier abgedruckt ist, hat der Verfasser durch umfängliche sogenannte Excurse zu einem gelehrten Buche erweitert. Die Ueberschriften zu den vier Evangelien lauten bekanntlich nach dem Grundtexte: Evangelium nach Matthäus u. s. w. Es ist also auch der strengste Verehrer des Buchstabens nicht gezwungen, sich die Entstehung dieser Schriften so vorzustellen, als ob die vier Verfasser gleich Bücherschreibern unserer Tage ihr betreffendes Evangelium als ihre schriftstellerische Leistung so hätten aus der Feder fließen lassen, wie ein jedes jetzt vorliegt. Vielmehr giebt es auch für den offenbarungsgläubigen Theologen eine Evangelienfrage, d. h. eine bis jetzt noch nicht endgiltig gelöste Aufgabe, über die Entstehung dieser Schriften und ihr Verhältniß zu einander sich eine klare, wissenschaftlich haltbare Ansicht zu bilden. Jeder aufmerksame Bibelleser sieht, daß die drei ersten Evangelien theil-

weise wörtlich übereinstimmen, theilweise auffallende Unterschiede zeigen, daß dagegen das vierte mit einem ganz eigenartigen Bilde des Lebens und der Lehre Jesu in einem Gegensatz zu jenen dreien insgesammt sich zu befinden scheint. Wenn nun die sogenannte kritische Schule dieses eigenthümliche Verhältniß zum Anlaß genommen hat, alle oder fast alle unmittelbare Betheiligung des Jüngers Johannes an der Abfassung dieses vierten Evangeliums zu leugnen und diese Schrift für ein in späterer christlicher Zeit entstandenes, mehr oder minder romanhaftes und einer bestimmten Lehrmeinung dienendes Buch zu erklären, und wenn diese Ansicht als „wissenschaftliche Erkenntniß" sogar auf christlichen Kanzeln mit dem Anspruch der Berechtigung auftritt: so ist es heilige Pflicht jedes Theologen, der auch den „Johanneischen Christus" für den wahren Christus hält, sich eine Waffenrichtung zu suchen, in welcher er seinen wirklichen, ganzen Christus gegen jene Anfeindung, wie gegen etwaige eigene Zweifel vertheidigt. Professor Ewald behauptet selber nicht, daß er dem Leser diese Rüstung fertig übergebe, aber sein Buch ist trotz seiner eigenthümlichen Entstehung oder vielleicht gerade ihretwegen ein trefflicher Wegweiser zu der Rüstkammer, wo jene Waffen zu entnehmen sind. Er gelangt — und darauf müssen wir uns hier beschränken — zu folgenden Hauptergebnissen: Es giebt nur eine Frage, auf die Alles ankommt, und die wir gemeinverständlich aussprechen wollen: Warum stehen eine ganze Anzahl wichtigster Erlebnisse und bedeutungsvollster Reden Jesu mit keinem Worte in den drei ersten Evangelien? Weil in ältester Zeit zunächst zwei Quellenschriften entstanden sind, nämlich ein evangelischer Bericht des Marcus, welcher auf mündlich mitgetheilten „Lieblingserinnerungen" des Petrus fußt, und den wir sammt einigen späteren Ergänzungen in dem jetzigen zweiten Evangelium enthalten finden, und eine Sammlung von Reden Jesu, welche Matthäus aufgezeichnet hat. Auf diesen beiden Quellen beruhen das erste und das dritte Evangelium und zwar so, daß ihre Verfasser zwar Manches aus anderweitiger apostolischer Erinnerung hinzufügten, aber im Allgemeinen doch durch Gang, Ordnung und Auswahl jener schon vorhandenen Schriften sich gebunden fühlten. Johannes dagegen giebt eine völlig selbständige Darstellung seiner Erinnerungen, die, ohne daß seinerseits die bestimmte Absicht vorgelegen zu haben braucht, ganz von selbst als Ergänzung jener ersten Berichte sich darstellt. Der Beweis nun, daß Johanneische Auffassung des Wesens und der Lehre Jesu in anderen Schriften des Urchristenthums und zwar nicht blos in den von gewisser Seite für unecht erklärten paulinischen Briefen, sondern auch bei Jacobus und Petrus klar zu Tage liege, ist ja in Ewald's Buch nicht zum ersten Male versucht, aber er ist hier mit Aufgebot reicher Gelehrsamkeit und theilweise ganz überzeugend geführt. Wir kennen kein anderes Buch, in welchem der ganze Stand der Frage so klar und übersichtlich zur Darstellung gelangte, und empfehlen es jungen und alten Theologen angelegentlich.

B. K. Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Geschichtlich und theoretisch erörtert von Dr. G. Warneck. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. — Kirche und Sklaverei. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit. Von Theodor Brecht. Barmen, Klein 1890. — Beide Bücher sind hervorgerufen durch die Bestrebungen des Cardinals Lavigerie für die Beseitigung der Sklaverei. Der unermüdliche Dr. Warneck behandelt auf Grund seiner umfassenden Kenntnisse auf allen Missionsgebieten zunächst die Bekämpfung des Sklavenhandels: er sagt sich von dem geplanten Kreuzzuge gegen denselben feierlich los als von einem der missionirenden Kirche schlechterdings versagten Gebrauche des Schwertes und erwartet auch zur Heilung dieser schlimmen Wunde am Leibe der Menschheit Alles von der geduldigen Arbeit der Heilsverkündigung, abgesehen natürlich von den nothwendigen Eingriffen des weltlichen Schwertes, wo es Macht und Recht dazu hat. Was die Sklaverei als einheimische Einrichtung in den Missionsgebieten anlangt, so bestreitet Warneck auch in dieser Angelegenheit der Kirche das Recht zu eigenmächtigem Vorgehen. So lange die Sklaverei nicht durch Staatsgesetz abgeschafft werden kann, hat die Kirche Sklaven und Sklavenbesitzer als Glieder aufzunehmen und die letzteren dazu zu erziehen, daß sie eine Ueberzeugung von dem Widerspruch zwischen Sklaverei und christlicher Liebe erlangen. Zu diesem Zwecke ist vor allen Dingen gegen die Vielweiberei anzukämpfen und einer echt christlichen Auffassung der Arbeit der Weg zu bahnen. Dieser sehr nüchterne Standpunkt des vielerfahrenen Missionsgelehrten dürfte manchem schwärmerischen Missionsfreunde wenig zusagen, ist aber angesichts der thatsächlichen Verhältnisse gewiß der richtige. — Das Buch von Brecht ist eine richtige Geschichte der Sklaverei im weiteren Sinne, also der bürgerlichen Unfreiheit in allen ihren Formen. Es enthält eine Uebersicht über die Sklavereizustände bei Griechen und Römern und eine sehr fleißige und quellenmäßige Darstellung des Standpunktes, welchen die katholische Kirche in der Sache eingenommen hat. Es geht daraus hervor, daß Päpste und Kirchenlehrer nicht nur die Sklaverei bis zu einem gewissen Grade einfach gut geheißen, sondern bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein auch Sklaven gehalten haben. Alle förderlichen Leistungen für die Befreiung der Sklaven sind von protestantischer Seite ausgegangen und vom Protestantismus erwartet der Verfasser auch die endliche Lösung der ganzen Frage. Das Buch kann mit seiner Uebersichtlichkeit und Gründlichkeit als eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur in Sachen der Sklaverei betrachtet werden.

N. — Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. Nebst den gebräuchlichsten Reichs-Strafgesetzen. Text-Ausgabe mit Anmerkungen von Dr. Hans Rüdorff. 15. Auflage. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1890. Taschenformat, cart. 1 ℳ. — Die vorliegende neue Auflage dieser vortrefflichen Handausgabe hält die bewährte Anlage der vorhergehenden Ausgaben fest und ist unter sorgfältiger Berücksichtigung der weiteren Rechtsprechung des Reichsgerichts vermehrt und verbessert. Die nur auf das Wesentlichste gerichtete, dieses aber mit Geschick und Sachkunde treffende Auswahl aus der schon so mächtig angeschwollenen Judicatur ist ein Hauptvorzug dieser in den Kreisen der Theoretiker wie Praktiker mit Recht so beliebten Ausgabe. Eine weitere, höchst dankbare Berücksichtigung der Bedürfnisse der Praxis ist geboten durch Aufnahme einer Anzahl strafrechtlicher Nebengesetze des Reiches in den Anhang. Wir finden u. A. das Reichspostgesetz, das Personenstandgesetz, das Reichsimpfgesetz, das Preßgesetz, das Markenschutzgesetz, das Nahrungsmittelgesetz, das Sprengstoffgesetz, das Socialistengesetz, theils vollständig, theils in den wesentlichsten Bestimmungen zum Abdrucke gebracht und zwar ebenfalls unter Beifügung von Hinweisen auf die wesentlichen Ergebnisse der reichsgerichtlichen Rechtsprechung. Endlich ermöglicht auch eine gedrängte Uebersicht über die hauptsächlichsten Reichsgesetze, welche neben dem Strafgesetzbuche geltende Strafbestimmungen enthalten oder sich auf Strafgesetze beziehen, eine rasche Orientirung in diesen Materien.

L. — Auszug aus der Deutschen Wehr- und Controlordnung vom 22. November 1888, die von Gemeindebehörden, Militärpflichtigen, einschließlich der zum einjährig-freiwilligen Dienst Berechtigten, und Mannschaften des Beurlaubtenstandes in Friedenszeiten zu beobachtenden Bestimmungen enthaltend. Mit Bemerkungen herausgegeben vom amtshauptmannschaftlichen Bezirks-Secretär H. Hartmann. 2. Auflage. Freiberg i. S., Druck und Commissions-Verlag von Ernst Mauckisch 1889. Preis 0,60 ℳ. — Daß die 1. Auflage dieses Büchelchens schon binnen Jahresfrist nach dem Erscheinen vollständig ausverkauft wurde, ist wohl der sicherste Beweis für dessen Brauchbarkeit und macht es unnöthig, daß wir die an dieser Stelle schon einmal ausgesprochene günstige Beurtheilung des Hartmann'schen Auszuges wiederholen. Die mit der Herausgabe der 2. Auflage gleichzeitig eingetretene Herabsetzung des Preises um 40 % wird ohne Zweifel viel dazu beitragen, dem Buche neue Käufer zuzuführen.

— Der deutsche Infanterist im Dienst-Unterricht. Bearbeitet in Gliederungen. Von M. Meuzel, Premierlieutenant im 3. Pos. Infanterie-Regiment Nr. 58. Berlin, Mittler & Sohn, 1890. 2. Auflage. Preis 2,25 ℳ. — Das Buch hat sich schon in seiner früheren Gestalt viele Freunde erworben. Uns ist bekannt, daß es in mehreren Compagnien mit Erfolg verwendet wird. Die neue verbesserte, vermehrte und mit anschaulichen Bildern versehene Ausgabe verdient volle Beachtung. Das Buch kann allen mit der Ausbildung der Infanterie betrauten Officieren empfohlen werden.

— Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte und Geographie für Unterofficier- und Capitulanten-Schulen von Frhrn. v. Schroetter, Major. Berlin, Mittler & Sohn, 1890. 7. Auflage. Preis 0,35 ℳ. — Das Büchlein hat mit Recht seine 7. Auflage erlebt: es ist kurz und übersichtlich; es hat mit großem Geschick das dem Soldaten Wissenswerthe herausgehoben.

J. R. **Eine neue Hamlet-Erklärung.** — Etwa vor Jahresfrist hatten wir uns (Wiss. Beilage 1889, Nr. 76) mit einer neuen beachtenswerthen Hamlet-Erklärung (Hamlet. Die Tragödie des Pessimismus. Von Fr. Paulsen) beschäftigt; heut möchten wir auf eine andere neue Deutung des Problems hinweisen, die in einer Schrift eines jungen, begabten Hamlet-Forschers enthalten ist: **Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie.** Von Dr. **Hermann Türck** (Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann). Türck geht wieder auf die Goethe'sche Auffassung des Hamlet zurück, welche in dem Dänenprinzen eine Natur sah, die der ihr gestellten Aufgabe nicht gewachsen ist, weil sie zu zart beanlagt, und die deshalb an ihr zu Grunde geht; er modelt jedoch diese Auffassung insofern, als er meint, daß Goethe und die ihm beipflichtenden späteren Erklärer, z. B. Baumgart, der Aufforderung des Geistes, die Blutthat zu rächen, und dem Abscheu Hamlet's, die Rache auszuführen, zu viel Gewicht beigelegt hätten, und findet den Schwerpunkt des Stückes mehr in der Folge der Entdeckung des Mordes, in dem Zusammenbruch von Hamlet's jugendlich-idealer und unerfahren-optimistischer Weltanschauung. Hamlet besitzt diese, wie jeder edel beanlagte junge Mann, der die Welt noch in rosigem Lichte sieht und keine Vorstellung von ihren grausigen Tiefen hat; er verliert sie aber auch, wie jeder Jüngling, der das Leben kennen lernt, und geräth zunächst in einen Zustand von Weltschmerz und Pessimismus hinein, in welchem man nur Schatten und Abgründe um sich erblickt. Ein Aeußeres zeitigt eben das andere. Aber der Mensch darf dabei nicht stehen bleiben, will er nicht untergehen, sondern muß sich zu dem Standpunkte durcharbeiten, daß weder die Licht- noch die Schwarzseherei für sich im Rechte gewesen, sondern daß das Richtige in der Mitte liege: auch ist der Zweck des Daseins nicht mehr in dem bloßen Betrachten desselben zu suchen, sondern in der Ausnutzung der eigenen Kräfte auf dem Felde der Thätigkeit. Dies ist die Errungenschaft der reifen Männlichkeit, zu welcher der Jüngling durchzudringen hat, und zu dieser muß auch Hamlet gelangen: wenn er am Schluß des Stückes, nachdem er die Erfahrungen gemacht, die Früchte seines Thuns nicht genießen könne, sondern als ein Sterbender am Boden liege, so sei dies nur der Ungunst des Schicksals zuzuschreiben, die ihn dennoch stürzen lasse. In dem Prozeß des Uebergangs vom Optimismus durch den Pessimismus zu einer harmonischen Weltanschauung wäre das Thema der Hamlet-Tragödie zu suchen. Wenn wir von dieser neuen Ansicht hiermit Notiz nehmen, so geschieht es des Geistreichen und Frischen wegen, das in ihr steckt, und weil die Durchführung einer hübschen Begründung nicht entbehrt; wenn wir sie aber lediglich referirend anzeigen und auf das Mancherlei, was gegen sie spricht, nicht eingehen, so hat das seinen Grund darin, daß sie doch wie alle Hamlet-Erklärungen lediglich Hypothese ist. Eine durchaus einwandfreie und authentische Erläuterung des Hamlet wird nicht möglich sein, nicht nur, weil es so schwer hält, die gesammte Menschheit in Betreff ihrer Anerkennung einer Ansicht unter einen Hut zu bringen, sondern auch, weil der Mund, der einzig Auskunft darüber geben könnte, was mit dem Trauerspiel gemeint sei, der des Dichters, auf immer geschlossen ist. Kein Stück Shakespeare's, ja man kann fast sagen, kein Werk der Weltliteratur überhaupt, das die Erklärungslust der Menschen in Athem gehalten hat, weder die göttliche Komödie, noch der Faust, steckt so voller Widersprüche und Lücken, die einem vollen Verständniß hindernd im Wege stehen, wie der Hamlet: wie will man sich, um nur einen Punkt zu erwähnen, auf den noch nicht genügend hingewiesen worden ist, die Vorgeschichte der Tragödie denken? Wie soll der alte Hamlet beschaffen gewesen sein? Den Worten des Dichters nach kräftig, tüchtig, groß, wie die Aussprüche im Stück über ihn (Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, Wir werden nimmer seines Gleichen sehn) und die Anspielungen auf seine kriegerische Thätigkeit beweisen: aber wie kommt solch ein Mann im besten Sinne des Wortes dazu, sich mit einer solchen Gesellschaft von faulen Schmeichlern zu umgeben, wie sie den dänischen Hof ausmacht, den Polonius, Rosenkranz, Güldenstern und Genossen? In Wirklichkeit also wird er ein Schwächling sein, der alte Hamlet, eine schlaffe Natur, die es leicht war zu betrügen und aus dem Wege zu räumen: so stehen sich die Worte des Dichters und die Thatsachen des Stückes feindlich gegenüber. Und auf das richtige Erfassen der Vorgeschichte eines Stückes kommt so unendlich viel an! Es wird infolge dieser Widersprüche keine noch so verrückte Erklärung des Hamlet geben, und es giebt deren, wie uns jeder Kundige bestätigen wird, genug, die sich nicht mit Erfolg auf irgend eine Stelle des Textes wird berufen können, und es ist keine noch so geistvolle und anscheinend zutreffende Erklärung des Stückes vorhanden, gegen die sich nicht irgend ein Vers als Widerlegung wird ins Feld führen lassen. Und vielleicht, wie wir schon früher ausgeführt haben, bildet gerade das Räthselvolle des Hamlet den unendlichen Reiz, den er ausübt, ausgeübt hat und ausüben wird, das, was Jeden befähigt, sich sein Theil bei dem Gelesenen und Gesehenen zu denken; das Stück ist gleichsam ein Rahmen, in den sich Viel und Alles hineinfassen läßt. Jedes Individuum, jede Zeit hat sich das Werk den eignen grade vorhandenen Bedürfnissen und Bestrebungen gemäß zurecht gelegt und gedeutet; einst in den Tagen politischer Ohnmacht sah man in dem Dänenprinzen den Typus deutscher Eigenart; jetzt, wo dieses Stadium überwunden ist, erblickt man in ihm, den Tendenzen des Tages entsprechend, einen Pessimisten und wer weiß, was man später noch in Hamlet finden zu dürfen sich für berechtigt halten wird! Aus dem lebendigen Erfassen eines Dings, hier also eines Kunstwerkes, folgt, wie Türck ja ganz richtig bemerkt, noch immer nicht, daß dasselbe auch in entsprechende Begriffe und Formeln umgesetzt werden könne. Und Goethe selbst hat seine schöne Erklärung des Hamlet im Wilhelm Meister am Ende seines Lebens dadurch wieder zurückgenommen, daß er meinte, daß Hamlet ein Stück sei, welches als ein düsteres Problem auf der Seele laste.

J. R. Im Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin erscheint (in 12 Bänden zu 2 ℳ) eine „**Bibliothek des Humors**", welche sich die ebenso verdienstliche wie dankbare Aufgabe gestellt hat, unter verschiedenen Stichworten (wie Medicinischer Humor, Theologen, Professoren, Lehrer und Schüler, Juristen, Liebe und Ehe, Theater, Schriftsteller und Dichter, Musik, Kindermund, Militärisches u. s. w.) Allerlei aus dem Bereiche des Humors, sei es nun historisch oder erdacht, zusammenzustellen. In dem vorliegenden 2. Bande (**Brandenburgisch-preußische Geschichte.** Mit einem Anhang Berliner Witze und Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von **E. O. Hopp**) werden in großer Anzahl köstliche und charakteristische Züge aus dem Leben bedeutender Persönlichkeiten der brandenburgisch-preußischen Geschichte von der Zeit der alten Kurfürsten bis zum Uebergang der deutschen Kaiserkrone auf die Könige von Preußen erzählt, also, um nur das Hauptsächlichste herauszugreifen, Anekdoten vom alten Fritz, vom alten Blücher (die etwas mager ausgefallen sind), von Friedrich Wilhelm IV., der bekanntlich den Witz sehr liebte, vom alten Wrangel (sehr reichhaltig und charakteristisch!): da z. B. Bismarck und die neueste Zeit fehlt, so ist anzunehmen, daß der Band in einem zweiten: „Preußisch-Deutsche Geschichte" noch eine Ergänzung finden werde. Es wäre zu wünschen, daß auch die Geschichte der andern deutschen Ländern, seiner Fürsten und großen Männer in gleicher Weise berücksichtigt würde: lohnen würde sich solche Sammlung schon, denn es ist Stoff genug vorhanden, und das Heranziehen desselben würde nur einem Gebote der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechen. Bemerkt sei noch, daß wir es hier, nach diesem einen Bande zu urtheilen, mit wirklichem echten Humor zu thun haben, nicht etwa mit „Witzen" und „Witzeleien" zweifelhafter Art; diese scheinen grundsätzlich ausgeschlossen zu sein. Auch zeugt die ganze Wiedergabe des Materials von Geschmack und Takt. Möge das auch in den weiteren Bänden der „Bibliothek des Humors" der Fall sein!

* **Das Carambole-Spiel.** Für angehende Spieler theoretisch und praktisch behandelt von Dr. **Hugo Toeppen.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. — Daß man auf theoretischem Wege allein ein guter Billardspieler nicht werden kann, dessen bescheidet sich der Verfasser ohne Weiteres; allein man kann ihm auch darin nicht Unrecht geben, daß angehende und auch geübtere Billardspieler gut thun werden, einige Stunden anstatt mit Kugel und Queue auf dem Billarde, mit dem Kopfe in seinem Buche zu arbeiten, um ihr praktisches Können durch das erforderliche theoretische Wissen, beispielsweise die dem Billardspiele zu Grunde liegenden physikalischen Gesetze, zu ergänzen. Wenn er seine Anleitung auf das Carambolespiel beschränkt hat, so ist er wol von der Erwägung geleitet worden, daß gerade diesem Spiele mit Recht der erste Platz unter den verschiedenen Arten des Billardspieles eingeräumt wird, übrigens die Meisterschaft in diesem Spiele vorzugsweise auf bewußter oder unbewußter Anwendung bestimmter physikalischer Gesetze und Grundsätze beruht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 52. Donnerstag, den 1. Mai. 1890.

Aquarien und Terrarien im Zimmer, ein werthvolles Abhilfemittel gewisser Thierquälereien.

Von E. S. Zürn. (Nachdruck vom Verf. verboten.)

Wandert zur Jetztzeit der Naturfreund hinaus in den frühlingsgrünen Wald, sich freuend des neuerwachten Lebens, welches Tausende ihm lieb und bekannt gewordener thierischer und pflanzlicher Geschöpfe zeigen, so wird oft, namentlich in der Nähe großer Städte, ihm seine Freude gründlich verbittert durch den Anblick gefühlloser Rohheiten, ausgeübt an vielen unserer, von Alters her einem unverdienten Haß wehrlos ausgesetzten und doch so harmlosen Reptilien und Amphibien seiten gewisser jugendlicher Waldbummler. Diese Grausamkeiten hören auf begangen zu werden, sobald derartige Thierquäler nur einmal einen Blick gethan haben in das nicht nur völlig harmlose, sondern auch so außerodentlich nützliche Thun und Treiben solcher armer Geschöpfe. Das kann am besten geschehen dadurch, daß Aquarien und Terrarien eingerichtet werden, in welchen man im Freien gefangene nützliche Reptilien und Amphibien hält und oft beobachtet. Die Mittel hierzu bieten sich Jedem; wo dieselben reichlicher vorhanden, fertigt man sich ein größeres Aquarium und Terrarium an, sind sie knapp bemessen, genügt eine größere gläserne Einmachbüchse aus den mütterlichen Vorräthen, um ein paar Frösche, Salamander, Molche, oder eine längere, an einer Seite mit Gaze überzogene Holzkiste, um Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern in ihrem Thun und Treiben belauschen zu können. In solchen Behältern nehmen sich genannte und andere Insassen ganz anders aus, als wenn sie todt und gebleicht, ähnlich wie marinirte Neunaugen (nur einen etwas weniger appetitlichen Anblick als jene bietend), in Spiritusgläsern oder ausgestopft, mit stieren Glasaugen zur Anschauung gebracht werden. Da außerdem auch jeder erwachsene Naturfreund an Beobachtungen des Thierlebens in Stubenaquarien und Terrarien nur Freude haben und in letzteren ein sehr wesentliches Hülfsmittel zur Veredlung des jugendlichen Gemüthes willkommen geheißen werden kann, so sei es gestattet, auf die Einrichtung und Bevölkerung derselben ein wenig hier einzugehen.

Zu einem Aquarium im Kleinen genügt, wie schon oben bemerkt wurde, eine größere Glasbüchse, einer der gewöhnlichen Goldfischbehälter, ein Hyacinthentreibglas 2c.; ein Aquarium aber mit größeren Dimensionen läßt sich einrichten in einem größeren runden Glasbassin, einem halbirten Glasballon, wie solche zum Aufbewahren chemischer Säuren und dergl. verwandt werden, am besten in einem großen Glaskasten, dessen Längs-Seitenwände ca. 1 m lang und 0,60 m hoch, dessen Querwände (die Decke und der Boden) ca. 0,75 m breit sind. Die Größe des betreffenden Behälters richtet sich stets nach der Größe des Raumes, welches denselben umgiebt, für die folgende Beschreibung sei aber beispielsweise der eben abgemessene Glaskasten das Demonstrationsobject. Die Herstellung eines solchen Kastens besorgt, auch in einer kleineren Stadt, jeder einigermaßen geschickte Klempner oder Glaser. Seine Anfertigung hier zu schildern, würde zu weit führen, darauf aufmerksam gemacht sei nur, daß da, wo die einzelnen Glasscheiben, welche eine Stärke von 2—3 mm gut haben dürfen, zusammenstoßen, also Kanten und Ecken bilden, letztere, nachdem sie mit Oelfarbe (zwecks genügenden Haftens des Kittes an dem Glas) bestrichen, völlig wasserdicht verkittet, und durch starke Blecheinfassungen fest mit einander verbunden sein müssen. Außerdem darf alsdann der Glaskasten nie eher mit Wasser gefüllt werden, als bis Oelfarbe und Kitt ganz gründlich an der freien Luft trocken geworden sind, da sonst das bei allen Wasserbehältern so unausstehliche Leckwerden bald sich einstellen würde. Man thut gut, dem ganzen Kasten eine einfache Unterstellage zu geben, die weiter nichts als ein den Größenverhältnissen des auf ihr ruhenden Aquariums entsprechendes, auf kurzen Füßen stehendes, nach der Mitte zu etwas muldenförmig vertieftes und mit grobem Coak bedecktes starkes Holzbrett zu sein braucht. Solche Unterlage zeigt sich werthvoll, da sie alle an den Glaswänden des Aquariums herablaufenden, aus dem in ihm stetig verdunstenden Wasser sich condensirenden Tropfen auffängt, unangenehme Benässung des Bodens also verhindert. Was den Standort des Glasbehälters anbelangt, so verdient erwähnt zu werden, daß derselbe frischer Luft im Sommer möglichst ausgesetzt, im Winter in mäßig warmem Raume placirt sein soll, falls man nicht vorzieht, zu letzterer Jahreszeit das ganze Aquarium, mit Schlamm statt mit Wasser halbgefüllt, in der Erde des Gartens zu vergraben. Dasselbe im Sommer gänzlich der Sonne auszusetzen dürfte sich nicht empfehlen, in einem ganz nach Süden gelegenen Zimmer wäre es mithin nicht vortheilhaft untergebracht. Solches deshalb nicht, weil erstens lange von der Sonne beschienenes Wasser allzuschnell faul, unbrauchbar wird, zweitens in solchem stark besonnten Aquarium die, wenn mäßig wachsend, das Wasser reinigenden Algen 2c. sehr bald zu üppig wuchern, die Glasscheiben als dicker grüner Filz überziehen und undurchsichtig machen, drittens, weil nicht alle im Aquarium und Terrarium hausenden Thiere ständiges Sonnenlicht vertragen. Die als Decke des Aquariums dienende Glasscheibe soll dasselbe nicht ganz schließen, sondern durch irgend eine Vorrichtung so gelegt sein, daß unterhalb derselben ein genügender Luftaustausch zwischen der Umgebung und dem Innenraume des Aquariums stattfinden kann. Letzterem Zwecke entspricht noch besser eine Deckenfläche aus Gaze, denn dieselbe läßt reichlich viel Luft aus- und eindringen und verhindert — ein Hauptvortheil, den das eigentliche Dach überhaupt bieten soll — alle Entweichungsversuche der zur Ernährung seiner Bewohner in den Glaskasten gebrachten Fliegen, Mücken u. dergl. In unverschlossenen Aquarien oder Terrarien bleibt eine ausreichende Fütterung von Amphibien und Reptilien deshalb stets ein Ding der Unmöglichkeit. Ehe nun der Glaskasten zur Hälfte mit Wasser gefüllt wird, muß zu der inneren Ausstattung desselben geschritten werden. Der Boden wird mit einer ca. 3 Finger hohen Schicht von mit Torf- und Kohlenschlacken untermischtem Schlamm bedeckt, über welchen eine ca. 2 Finger starke Lage großer Kieselsteine kommt; die Schlacken sollen im Schlamm alles Fauligwerden und die Kiesel häufiges Aufwirbeln desselben verhindern. Zahlreiche größere und kleinere Muscheln, Korallenstücke, Tuffsteinbrocken u. s. w. müssen diesen Aquariumboden bedecken, sowohl weil sie dem Aquarium zur Zierde gereichen, als auch deshalb, weil viele kleinere Wasserthiere unter ihnen Wohn- und Zufluchtsorte finden. In der Mitte des Aquariums wird darauf ein größerer, als Ruheinsel wie als Hauptwohnstätte der Wasserthiere dienender Felsenbau errichtet. Derselbe kann z. B. aus mehreren starken Tuffsteinen gebildet werden, auf welche ein großes Schneckengehäuse zu liegen kommt. Hierzu wird am häufigsten und besten verwandt das Gehäuse einer bei uns im Handel sehr bekannten und zur Ausschmückung

von Aquarien, Gartenbeeten 2c. am meisten dienenden tropischen Flügelschnecke (Strombus), des sogen. Riesenohres (Str. gigas). Derjenige, welcher besonders geschickt in derartigen Felsenbauten ist, kann mittels Cementverkittung aus einer Menge von Tuffstein-, Korallen- und Schlackenstücken sowie von kleineren Muschel- wie Schneckengehäusen eine kunstvolle und sehr schmuck aussehende Felsenwohnung herstellen, in welcher eine kleine Fontäne gut sich einrichten läßt. Alle Vierteljahre freilich, womöglich noch öfter, soll, wenn das Wasser abgelassen worden ist, dieser Felsen möglichst gründlich mittels Drahtbürsten 2c. gereinigt werden, solche Reinigung hat sofort zu geschehen, falls in seine Spalten und Schluchten gekrochene und daselbst gestorbene Wasserschnecken zu verwesen beginnen; derartige Arbeit ist meist sehr mühsam, deshald ist die Einrichtung zu vieler gewundener Irrgänge in diesem Kunstbau zu vermeiden. Ist so das Aquarium ausgestattet, so wird es langsam bis ungefähr zur halben Höhe mit Wasser gefüllt; am besten ist hierzu gutes Fluß- oder Teichwasser zu verwenden und zwar deshald, weil solches unzählige, kleinen Aquariumfischen, Kaulquappen, Wasserkäfern zur Nahrung dienende, winzige Lebewesen enthält. Falls solches Wasser nicht leicht erhältlich ist, so verrichtet Wasserleitungswasser, meiner Erfahrung gemäß, auch gute Dienste, nur ist sehr hartes, kalkreiches Wasser möglichst zu vermeiden.

Jetzt zur Einrichtung des Terrariums! — Die Hälfte der Glaskastenhöhe wird, da wir hier Aquarium und Terrarium in einem Behälter vereinigen wollen, angedeutet durch eine im Inneren desselben an Quer- wie Längswänden entlang laufende und am Glas sehr fest gekittete Blecheinfassung. Auf diese werden dicke Glastafeln gelegt, die, den Größendimensionen des Aquariumbodens entsprechend und an die rechte und linke Aquariumquerwand anstoßend, bis 30 cm weit auf jeder Seite nach der Mitte des Aquariums zu reichen müssen, so daß in derselben noch ein 40 cm breiter Wasserspiegel unbedeckt bleibt. Unterhalb der Glastafeln soll bis zum Wasserniveau ein geringer, ca. bleistiftbreiter Zwischenraum bleiben, damit die Luft ungehindert zur gesammten Wasserfläche Zutritt haben kann. Die beiden Glastafeln, welche auch noch besser durch am Aquariumboden festgekittete Säulchen gestützt werden können, geben den Boden ab für das Terrarium und werden dementsprechend mit Erde, Kies, größeren und kleineren Tuff-, Schlacken- und gewöhnlichen Steinen, mit bunten Muschelschalen, Schneckenhäuschen ausgestattet. Zu ihrer Bepflanzung verwendet man Waldmoose, kleinere Waldfarne, auch die in Gärtnereien käuflichen, reizenden Adiantum- (Haarfaen), sowie Selaginellaarten, verschiedene Sumpfbodengewächse, wie Sumpfvergißmeinnicht (Myosotis palustris), Sumpfdotterblume (Caltha palnstris), Sumpfsternmiere (Stellaria uliginosa), Sumpfveilchen (Viola palustris) 2c.

Aber auch das Wasser im eigentlichen Aquarium soll Pflanzen beherbergen, da solche mit dem von ihnen ausgeathmeten Sauerstoff das Wasser bereichern, mithin, als Lebenselement für die Aquariumthiere, weit längere Zeit brauchbar erhalten, während die von den Thieren exhalirte Kohlensäure wiederum den Pflanzen zu Gute kommt. Wasserlinsen (Lemna) und Wasserpest (Eladea canadensis), sowie der Froschadbiß (Hydrocharis morsus ranae) und die diesem verwandte, in Südfrankreich und Italien einheimische, in größeren Gärtnereien käufliche, durch ihre Befruchtungsweise hochinteressante Vallisneria spiralis sind die besten und das Wasser lange rein erhaltenden Aquariumpflanzen. Sie bieten kleinen Wasserinsecten guten Schutz, sind daher gewissermaßen sehr willkommene Futterplätze für größere Wasserthiere, und ihre Blätter, Stengel und Wurzeln (Wasserlinse) werden von Wasserschnecken, größeren Kerbthieren u. s. w. zum Absetzen der Eier bevorzugt, am besten gedeiht auch namentlich zwischen ihnen Fisch- und Froschbrut. Noch viele andere Wasserpflanzen, die nicht allzuviel Raum beanspruchen, verdienen, wie die oben genannten, in den Schlammboden des Aquariums gepflanzt zu werden, ebenso wie wir den über das Wasser ragenden Felsentheil mit einigen zierlichen, Feuchtigkeit liebenden Gewächsen besetzen können. Es passen hierzu wiederum kleinere Farne, Chlorophytum Sternbergianum, ferner das zierliche Zartried Isolepis gracilis, kleinere Begonia-(Schiefblatt-)arten, die schlingenden Ranken verschiedener Tradescantien und noch eine große Zahl solcher bekannter, in jeder Gärtnerei sich vorfindender Zimmerpflanzen, die sich zu einer kleinen, geschmackvollen Gruppe vorzüglich verwenden lassen.

In einem derartig eingerichteten und ausgeschmückten Behälter ist einer reichhaltigen Thierwelt also Gelegenheit geboten, sich genügend umherzutummeln und dem Eigenthümer des stattlichen Glastempels durch ihr frohes, harmloses Leben und Treiben viele genuß- und interessereiche Stunden zu verschaffen. Schauen wir deshalb solchem Treiben einmal ein Weilchen zu! — In dem klaren Wasser eilen zierliche Goldfische, deren Schuppenkleid unter jedem sie treffenden Sonnenstrahle prächtig glänzt, kleine, schlanke Weißfischchen und andere behende Vertreter dieser Thierclasse pfeilgeschwind hin und her, während der lange, schmucke, gelb, roth und braun gestreifte, am hellen Bauch schwarz getüpfelte Wetterfisch (Wetteraal, Schlammbeißer, Cobitis fossilis) träge sich aus dem Schlamm herauswühlt, um darauf langsam die Fluthen zu durchstreifen. Seine ihm eigene Trägheit verliert dieser interessante, jedes Aquarium zierende, mit Bartfäden ausgestattete Fisch ca. ½—1 Tag vor einem Sturm oder Gewitter, denn alsdann schwimmt er, stetig dabei nach Luft schnappend, aufgeregt umher oder stößt auch, gleich einer Rakete, sich von oben herab fast kerzengerade in den Schlamm, diesen aufwirbelnd. Solche Eigenthümlichkeit zeigt, wie ich oft habe beobachten können, der Wetterfisch meist sicher bei obengenanntem Witterungsumschlag, ja, oft springt er in seiner Aufregung aus dem Wasser heraus und über den Rand eines unbedeckten Glases hinweg herab auf die Stubendielen. Ein längeres Verweilen an der Luft schadet ihm allerdings gewöhnlich nicht so viel, als man annehmen sollte, immerhin erholt er sich von so langem Fasten erst meist nach Verlauf einiger Wochen. Mit dem Wetterfisch um die Wette sehen wir einen der schönen großen Wassermolche (auch Kammmolch, großer Wassersalamander, Triton cristatus genannt) schwimmen. Derselbe, ein Männchen, prangt gegenwärtig im Hochzeitskleid, d. h. er trägt auf Rücken und Schwanz einen tiefgezackten Hautkamm, der, sonst kaum bemerkbar schwach entwickelt ist, und zu der tiefbraunen oder blauschwarzen Rückenfärbung contrastiren jetzt das schöne Orangegelb und große kaffeebraune Flecken in demselben lebhafter als das gewöhnliche Gelb der Bauchseite. Sonstige größere und kleinere verschiedenfarbige Flecken auf Rücken und Bauch treten zur Begattungszeit im Frühjahre gleichfalls deutlicher hervor. Seine Genossen finden wir im ganzen Aquarium zerstreut. Dort hat einer seinen Schwanz um eine Tuffsteinspitze geringelt und läßt sich herabhängen, da lugen die munteren Aeuglein mit ihrer goldgelb schimmernden Iris eines andeen aus dem großen Schneckengehäuse hervor und außer ihm sehen wir seinen kleineren Vetter, den am ganzen Leib schwarzbraun gefleckten und gestreiften Streifen-Gartenmolch, kleinen Wassersalamander (Tr. taeniatus), mit olivengrünem Rücken, silberweißen Seiten und orangegelbem Bauch, überall, theils im Wasser schwimmend, theils, was er mit Vorliebe thut, sich im Trockenen, auf dem Felsen oder den Steinen des Terrariums sonnend. In der vorderen linken Ecke schaut behaglich aus einem Weinbergsschneckenhaus das dicke Köpfchen einer Unke heraus. Diese mit Unrecht so gefürchtete, ähnlich wie der Kammmolch schön bunt gefärbte, kleine Wasserkröte war stets mein Liebling. Trotz aller ihr sonst eigenen Furchtsamkeit wurden die in meinem Aquarium gehaltenen Unken so zahm, daß sie, sich breit auf meine Hand hockend, vorgehaltene Fliegen gern aus den Fingern nahmen. Nie versuchten dabei die Thierchen ihren, ein leichtes Hautbrennen verursachenden Saft auszuspritzen, sie bewahrten im Gegentheil stets die größte Seelenruhe; dieser guten Eigenschaften halber ist sie auch zahlreich im Aquarium vertreten. Wir sehen sie da überall in den beschaulichsten Stellungen; sogar auf dem Rücken liegt auf jenem Stein eine und läßt, mit untergeschlagenen Vorder- und Hinterbeinen, die Sonne behaglich auf ihr dickes, auf schieferblauem Grunde schön rothbraun gefärbtes Bäuchlein scheinen. Auf jedem Vorsprung des Mittelfelsens und oben im Terrarium hocken große und kleine Wasser- und Grasfrösche, hier Beute erjagend, dort einträchtig nebeneinander sitzend, wobei der eine das Vorderbeinchen mit den zierlichen Fingerzehen wohlwollend dem andern auf das zugekniffene Auge deckt. Da im Wasser sitzt sogar einer seiner Blutsverwandten auf dem breiten Rückenpanzer einer langsam dahingondelnden kleinen Schildkröte, so die Fahrt ohne Anstrengung mitgenießend. Sobald wir aber allzu nahe an das Aquarium herantreten, springt die Wasser-Froschgesellschaft, ganz wie im Freien, in das Wasser, mit eleganten Stößen der Tiefe zuschwimmend.

Noch andere Geschöpfe aber beleben das Wasser. An allen Theilen der Wasserpflanzen kleben, sowie an Steinen und an der Glaswand eine große Zahl von Teichschnecken, hauptsächlich zu den Gattungen Limnaeus, der bekannten kleinen, wendeltreppenähnlichen Schlammschnecke, und Planorbis, der breiten Tellerschnecke, gehörende Thiere, welche größeren Wasserthieren, wie

Molchen, Fischen, Schwimmkäfern, zum Futter dienen und einem Ueberwuchern der Wasserpflanzen wirksamen Einhalt thun. Als ebenso elegante Schwimmer wie die Frösche durcheilen große und kleine Wasserkäfer ihr nasses Reich. Unter ersteren bemerken wir einige Arten des länglicheirunden, aber dunkel olivengrünen, meist gelbgeränderten Dytiscus und den bis ca. 50 mm lang werdenden glänzend schwarzen Hydrophilus oder Kolbenwasserkäfer, welcher nicht wie der vorige gleichmäßig rudert, sondern, wie ein Hund, mit abwechselnden Beinbewegungen schwimmt. Diese großen Burschen kommen des Nachts unter stark brummendem Geräusch aus dem Wasser, fliegen entweder taumelnd oder kriechen täppisch umher, besonders gern, wenn das Aquarium beleuchtet wird, und es gewährt großen Spaß, sieht man einen Frosch, dem ein Streichen der krallenbewehrten Rechten des schwarzgepanzerten Ritters durch alle Glieder einen Schreck gejagt, mit krächzendem kurzem Schrei sich urplötzlich in das Wasser stürzen. Spaßige Gäste sind die unermüdlich in Kreisen und Spirallinien sich drehenden, bläulich schimmernden Taumel- oder Drehkäfer (Gyrinus), die meist im Schlamm unter Steinen auf Beute lauernden, mit starken Fangarmen ausgestatteten Wasserskorpionwanzen (Nepidae), welche unvorsichtiges Anfassen durch heftige Stiche bestrafen, ferner die gleichfalls stechenden und, wie die Taumelkäfer, meist weißglänzenden, interessanten Rückenschwimmer (Noctonectidae) und die mit unendlich langen Beinen flink auf dem Wasser dahin schreitenden dürren Wasserläufer (Hydrodromici). Wunderschöne glocken- oder wallnußförmige Luftschlösser sehen wir zwei emsige Wasserspinnen (Argyroneta aquatica) aus Luftblasen, welche sie unaufhörlich an die Luft emporschießen, am Hinterleibe von der Oberfläche in die Tiefe mit hinabnehmen und dort mittels starker Fäden an Pflanzen und zu einem Ganzen befestigen. Sobald zu bemerken ist, daß die oben beschriebenen Wasserinsecten ihre Räubereien auf andere Aquariumgenossen, Fische, Salamander u. dergl., erstrecken, diese zu morden anfangen, so können durch öfteres Verfüttern von kleinen Streifchen gekochten Rindfleischs, von Regenwürmern, einem todten Frosch oder Fisch diese Raubgelüste meist völlig unterdrückt werden. Hilft auch das nicht, so excludiren wir die Störenfriede und versetzen sie in ein eigenes Gefäß, in welchem auch ihre noch gefräßigeren Larven, sowie die von Libellen, Mücken etc. am besten beherbergt und in ihrer sehr interessanten Fangmanier beobachtet werden können. Ein winziges Geschöpfchen von Stecknadelkopfgröße fällt uns auf durch seine ruckartigen, an der inneren Glaswand entlang geschehenden Bewegungen; es ist der zu der Classe der Krustenthiere gehörende Gammarus fluviatilis oder Flußflohkrebs, der als willkommene Beute meist kleineren Fischen, Kaulquappen u. a. zum Opfer fällt, von welchem das Aquarium daher stets eine große Menge beherbergen muß. Ab und zu schießen kleine, fischähnliche Thierchen, die später größer, oft sogar im Aquarium recht wohlbeleibt werden, aus dem Schlamme oder unter Wasserpflanzen hervor in die Höhe, um Luft zu schnappen; der lieben Jugend sind dieselben bekannt genug als die bereits früher genannten Kaulquappen, die Vorstufen von Fröschen und Kröten, welchen in allen Sümpfen eifrig seiten derselben, um ihre Umwandlung in die Froschgestalt zu Hause beobachten zu können, nachgestellt wird. Die Kaulquappen halten sich aber nur in der Gefangenschaft, wenn man ihnen viele Wasserlinsen, Wasserpest etc. mit in ihren Behälter giebt, von deren Theilen sie sich, sowie von unter ihnen existirenden Wasserthierchen nähren. Eine Mordgierigkeit der Kaulquappen, wie sie C. Greve in Nr. 9 des Jahrgangs 1877 der „Gartenlaube" beschreibt, konnte ich nie beobachten, halte aber dieselbe, da sie in jenem Artikel mit solcher Wahrheitstreue geschildert wird, gern für wahrscheinlich. Die Bewohner des Terrariums sind die allbekannten Laubfrösche, Eidechsen, Blindschleichen, einige der trägen, schwarzen, schön gelb gefleckten Erdmolche (Feuersalamander, Salamandra maculosa), welche letztere, gleich mehreren ebenfalls sich vorfindenden Arten unserer einheimischen Kröten, am Tage meist träge an schattigen Plätzen zu ruhen pflegen.

Das schönste Schauspiel bietet sich uns im Terrarium zur Fütterungszeit. Sobald eine Hand voll Fliegen und Mehlwürmer herabgeworfen wird, richten sich sofort viele funkelnde Augenpaare auf die willkommenen Futterthiere. Hier schnappt mit weitem Satz ein behender Wasserfrosch eine dicke, unwillig brummelnde Schmeißfliege einem anderen vor der Nase weg, dort läßt ein zierlicher Laubfrosch eine große, goldgrüne Aasfliege an seinem Rücken regungslos heraufspazieren, das dreiste Insect krabbelt weiter auf den Kopf, über die Augen desselben hinweg; huh, wie das kitzelt! — erst schließt er das eine, dann das andere Auge, während vor Spannung sogar, wie an dem eingezogenen, braunen Kehlsack deutlich bemerkbar, der Athem stockt. Jetzt aber ereilt den Frevler die gerechte Strafe; kaum ist er auf die Nasenlöcher gekrochen, so stülpt sich eine blutrothe, scheibenförmige Zunge heraus, das Kerbthier klebt fest und hinab geht es, trotz allen Sträubens, in den Orkus auf Nimmerwiedersehen. Noch schaut der halbe Leib heraus, da streichen die zierlichen handförmigen Vorderfüße über das Maul, ein paar energische Schluckbewegungen und, ade, du goldenes Sonnenlicht. Ungleich gieriger als ihr auf einer über das Wasser gebauten, beide Terrariumhälften verbindenden Brücke hockender Verwandter schlucken ein schmuckes Eidechslein und dort jene behäbige Kröte, ja sogar zum Streit kommt es zwischen beiden, denn das eine Ende eines Mehlwurms hat die Kröte erfaßt, das andere die Eidechse und nun ziehen beide freßgierig, mit den Pfötchen sich auf den Boden aufstemmend, hinüber und herüber. Da schießt blitzschnell eine kupferfarbene Blindschleiche unter einem Stein hervor, schnappt zu und mit kräftigem Ruck ist den Streithähnen ihre Beute entrissen. Beide sitzen noch ein Weilchen, verdutzt sich anglotzend, einander gegenüber. Doch, Zeit ist Geld, schnell nach anderer Beute sich umgesehen, ehe Alles verschlungen ist. Derartige Kämpfe um Futterthiere, wie den eben geschilderten, haben ich und meine Angehörigen wie andere Augenzeugen tagtäglich, ganz speciell in meinem Laubfroschglase, mit großer Erbitterung ausfechten sehen. Des Lachens konnte man sich kaum dabei erwehren, erblickte man die sonst so friedfertigen, blattgrünen Laubfrösche, beim gegenseitigen Ziehen an dem unglücklichen Schlachtopfer sich mit Ohrfeigen regalirend, (ähnlich wie Katzen solches zu thun pflegen), oder zwecks Ermöglichung besserer Zugkraft die Vorderfüße energisch gegen das Gesicht des Gegenübers anstemmend.

So ist das alltägliche Leben in unserem, von klarem Sonnenlicht durchstrahlten Glaspalaste beschaffen, ein schöneres, friedlicheres und nutzbringenderes Stillleben, als mancher Menschenkreis es aufweisen kann. Alle die hier beschriebenen Thiere sind ungiftig und vertilgen Millionen kleinerer, schädlicherer Geschöpfe.

Bücherbesprechungen.

K—d. Die zum Gesetz betr. die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften erlassene Bekanntmachung des Reichskanzlers nebst den Ausführungsverordnungen der Einzelstaaten. Herausgeg. von Stephan Hoffmann, O.-L.-G.-Rth. (Handausgabe deutscher Reichsgesetze Bd. 33. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1890. Pr. 1 M, cart. 1,30 M) — Der vorliegende Band ergänzt die von dems. Verfasser mit Erläuterungen versehene Handausgabe des obengenannten Gesetzes selbst, ist aber auch für sich von Bedeutung, weil er die verschiedenen Ausführungsbestimmungen (z. B. der thüringischen Staaten, Anhalts, Preußens etc.) zusammengestellt und so ermöglicht, die Verhältnisse in anderen Staaten kennen zu lernen. Ist in Sachsen die Anwendung des Reichsgesetzes eine sehr erhebliche, so scheint sie im Fürstenthume Lippe(-Detmold) um so geringer zu sein, da bis Ende Januar 1890 dort eine Ausführungsbestimmung sich noch nicht nothwendig gemacht hatte.

G. Oe.— Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck. Darstellung der gesammten politischen Wirksamkeit des Fürsten Bismarck, als Abgeordneter, Gesandter und Minister. Von *,*, Verfasser von: 12 Jahre deutscher Politik. Leipzig 1890, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch. 1. Lieferung 80 S. 8°. Preis: 1 M. Vollständig in 12 Lieferungen im Spätsommer 1890. — Bismarckbücher entstehen jetzt in großer Anzahl. Die meisten entsprechen dem Bedürfniß der großen Menge, nur wenige wollen etwas mehr sein, als Volksbücher im gewöhnlichen Sinne. Zu diesen letzteren gehören die „Denkwürdigkeiten", deren erstes Heft soeben erschienen ist. Schon die Aufschrift: Denkwürdigkeiten zeigt, daß das Werk kein Lebensbild im gewöhnlichen Sinne sein will, sondern nur das Denkwürdige hervorheben soll. Der Verfasser, dessen Anonymität wir trotz ihrer leichten Verhüllung berücksichtigen wollen, verfügt nach den Ausführungen der buchhändlerischen Anzeige über eine Fülle von unschätzbarem Material, das zu sammeln ihm durch seine Stellung und Lebensaufgabe ermöglicht wurde. Viele und wichtige

Partien aus dem reichen Leben Bismarck's sollen hier zum ersten Male ins richtige Licht gestellt werden; alle neueren Veröffentlichungen, des Herzogs Ernst, Natzmer's, Sybel's und Poschinger's, sind ausgiebig benutzt worden. Die erste Lieferung enthält außer der etwas langathmigen und phrasenreichen Einleitung die beiden Abschnitte: „Im Vereinigten Landtage" und „Im Revolutionsjahre". Die Kindheit und Jugend Bismarck's ist ganz kurz behandelt, eigentlich nur gestreift; dagegen die Jahre 1847 und 1848 mit großer Ausführlichkeit. Der Verf. beschränkt sich nicht nur darauf, Denkwürdiges aus Bismarck's Leben zu berichten, sondern erweitert seinen Stoff zu einem Gesammtbilde des damaligen politischen Lebens, das prächtig gezeichnet und interessant dargestellt ist. Es wird schon in diesem ersten Hefte manches minder Bekannte berichtet, manches in eine andere Beleuchtung gerückt. Das Interesse wird noch dadurch gehoben, daß der Verf. oft seine Gewährsmänner selbst sprechen läßt. Freilich wird dadurch die geschichtliche Aufeinanderfolge der Begebenheiten oft gehemmt und unterbrochen; aber einem etwaigen darauf hinzielenden Vorwurfe kann der Verf. einfach durch Hinweis auf den gewählten Titel begegnen. Wir sehen den weiteren Lieferungen des Werkes mit Spannung entgegen.

— Paul Mantegazza: Die Hygiene der Arbeit. Die Hygiene der Schönheit. Verlag von Heinrich Matz, Königsberg in Ostpr. — Mantegazza ist immer derselbe und hat doch seine scharf ausgeprägte Eigenart. Wir kennen keinen zweiten Schriftsteller, der es verstünde, wissenschaftliche Thatsachen, Lehren und Ermahnungen in solch annehmbarer und gefälliger Form vorzutragen, wie es Mantegazza eigen ist. Einzelne seiner physiologisch-hygienischen Abhandlungen im populären Gewande lesen sich wie Romane und zeichnen sich vor diesen nach vortheilhaft durch die Wirklichkeit ihrer Erzählungen und Schilderungen aus. Mit Recht gehören daher Mantegazza's Schriften zu den Perlen der modernen italienischen Literatur, und es wäre ebenso wünschenswerth wie nutzbringend, wenn sie auch in Deutschland so eifrig gelesen würden wie in Italien. — Von den beiden vorliegenden neuen Schriften, die eine vortreffliche deutsche Uebersetzung gefunden haben, bringt die „Hygiene der Arbeit" eine Erörterung der socialen Frage, die jetzt alle Welt bewegt, vom Standpunkte des Arztes und Physiologen, die, wenn sie auch nur theoretischer Natur ist, doch eines eigenen Reizes nicht entbehrt. Die Wurzel allen socialen Uebels steckt nach Mantegazza in der ökonomischen Widersinnigkeit, daß es Leute giebt, die viel besitzen und nicht arbeiten, und andere, die arbeiten möchten und nicht können. Er fertigt einerseits die Socialdemokraten und Anarchisten ab, deren Theilungsgelüste Ruchlosigkeit und Narrheit zugleich sind, andererseits aber will er auch das Wort „Besitzender" aus der Zahl der Berufsarten gestrichen haben. „Wir wollen nur, daß die Besitzenden auch arbeiten und bei Vermehrung ihrer Reichthümer alle Jene an ihrer Arbeit und ihrem Gewinn theilnehmen lassen, die nicht arbeiten können oder nicht genug verdienen, um sich und die Ihrigen zu ernähren." Auch Mantegazza fordert die Sonntagsruhe und die Einschränkung der Kinderarbeit, aber sein gesunder Sinn läßt ihn erkennen, daß diese schwierigen Probleme sich durch Gesetze allein überhaupt nicht lösen lassen. Man muß das Uebel tiefer fassen, um es auszurotten. Im weiteren Verlauf bespricht Mantegazza die Berufswahl, die einzelnen Berufsarten, und an die Erörterung ihrer Gefahren für Leben und Gesundheit knüpft er Rathschläge zu ihrer Verhütung und Abschwächung. Mit „zehn Geboten der Arbeit", die bekannte, aber beherzigenswerthe Wahrheiten enthalten, schließt das hübsche Büchlein. — Die „Hygiene der Schönheit" ist mit vieler Begeisterung geschrieben und reich an poetischen Schilderungen. Mantegazza geht von der Anschauung aus, daß wer gesund ist, schon mehr als die Hälfte des Weges, der zur Schönheit führt, durchlaufen hat. Jedes Lebensalter hat seine besondere Schönheit, die durch sorgfältige, aber nicht übertriebene Pflege so lange wie möglich erhalten werden soll. Das wird erreicht vor Allem durch Pflege der Haut und Haare und durch passende Kleidung. Mit Spott überschüttet Mantegazza die falschen Schönheiten, die vom Friseur und vom Schneider geborgt werden und ihren Werth nur „auf der vierten Seite der Zeitungsblätter" verbürgt finden. Von den angefügten Aphorismen sind einige besonders bemerkenswerth: „Kein Stoff, der einzwängt, kein Band, das einschnürt", „Wolle und weiße Farbe, in diesen Worten sind drei Viertel der Hygiene der Kleidung enthalten", „Ein Mensch, der über 50 Pfennige verfügt, soll 40 fürs Essen und 10 für Kleider ausgeben". Die Einen werden das Bändchen mit Vergnügen, die Andern, die es nöthig haben, mit Nutzen lesen. Unserer Frauenwelt sei es besonders zur Lectüre empfohlen. Dr. A.

G. Oe. — Volkswohl-Schriften, herausgegeben von Dr. Victor Böhmert und Dr. Wilhelm Bode. Der Branntwein in Fabriken von Dr. Victor Böhmert. Neue Bearbeitung. Leipzig, Duncker & Humblot 1889. 68 S. 8°. Preis: 1 ℳ — Der rühmlichst bekannte Hr. Verfasser veröffentlicht in diesem Schriftchen die Ergebnisse zweier ganz Deutschland und mehrere einzelne Gebiete (Westfalen, Kurhessen, Baden, Schleswig-Holstein, Regierungsbezirke Merseburg, Magdeburg und Herzogthum Anhalt, Crefeld, Handelskammerkreis Zittau) umfassenden Enquêten, die theils von ihm selbst, theils von Vereinen angestellt worden sind. Die Enquêten waren nicht umfassend, viele Fragebogen wurden nicht zurückgesandt; dennoch liefern die zurückgesandten ein schätzenswerthes Material. Die weitaus meisten Fabrikanten halten den Branntwein für den gefährlichsten Gegner des Fabrikarbeiters, nur wenige halten einen mäßigen Branntweingenuß für unschädlich; die Ansicht, daß für manche Arbeiter der Branntweingenuß eine Nothwendigkeit sei, findet sich nur ganz vereinzelt. Die meisten Fabrikanten haben den Branntweingenuß während der Arbeitszeit, viele ganz und gar verboten. In den meisten Fällen hat sich das Verbot als wirksam und durchführbar erwiesen; doch wird auch hier und da über Umgehung lebhaft geklagt. In einigen Fabriken ist der Erlaß eines Verbotes unnöthig, da Branntweintrinker nicht eingestellt werden. Nur selten findet sich die Ansicht von der Unmöglichkeit eines Verbotes. Als Ursachen der Branntweinpest werden genannt: mangelhafte Ernährung, Verführung durch Andere und durch am Wege liegende Schankstätten, als schlimme Folgen werden aufgeführt: Rückgang in der Arbeitsleistung, Zerrüttung des Familienlebens, wirthschaftlicher Niedergang, körperliches Siechthum, Unglücksfälle mannigfacher Art. Als Abwehrmittel werden gefordert oder sind mit Erfolg angewandt worden: gute Ernährung des Arbeiters, Beschaffung von alkoholfreien Erfrischungsgetränken (Kaffee, leichtes Bier, Limonade, gutes Trinkwasser), Einschränkung der Schnapsschankstätten, insbesondere der sogenannten Büdchen in der Nähe der Fabrik. Das Schriftchen, das die Ergebnisse der Umfragen recht zweckmäßig zusammenstellt, ist ein werthvoller Beitrag zu der Lösung der brennenden Frage nach der wirkungsvollen Bekämpfung der Branntweinpest. Es möge Allen, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, insbesondere den Fabrikanten bestens empfohlen sein.

G. Oe. — August Trinius, Unter Tannen und Farren. Skizzen aus dem Thüringer Walde. Berlin, Hans Lüstenöder 1890. 170 S. 8°. — Unter dem der Eigenart des Büchleins trefflich entsprechenden Titel hat der bekannte „Homeros Thüringens" eine Reihe von Schilderungen, Plaudereien und Stimmungsbildern vereinigt, die fast alle kleine Meisterstücke ihrer Gattung sind. Er plaudert über modernes Wandern und Naturgenießen, über Hirtenpoesie und Kurortprosa, er schildert die Thüringer Riesenpuppenstube Waltershausen, er erzählt von Wilhelm Herz, dem Thüringer Pfarrer, er malt die Herrlichkeiten des lieben Thüringer Landes in der Beleuchtung der Frühlingsnacht, des Sommerregentages, der Herbstsonne, er wandert mit uns in den Wäldern Friedrichroda's, die Wartburg hinan, den Rennstieg entlang, nach Franken hinein. Die Einzelbilder sind herrlich gelungen, nur eines hat mir nicht behagt. Der Pfarrer, der aus seinem Walddorfe in die Ebene versetzt wird, dann alltäglich zu dem Dachfenster emporsteigt, aus dem er den Wald schauen kann, und endlich an Waldessehnsucht zu Grunde geht, ist ein schemenhaftes Wesen, ein echtes Phantasiegemächte. Ein Thüringer Pfarrherr, wie wir sie kennen und wie der heimgegangene Sommer beispielsweise einer war, stirbt nicht an Waldessehnsucht, besonders wenn der Wald so nahe ist, daß er ihn erreichen kann. Wie herrlich Trinius zu plaudern und zu schildern versteht, ist bekannt; es ist Stimmung und Farbenschmelz in seinen Wanderbildern. Diese seine hervorragende Begabung bekundet er auch in dem vorliegenden Büchlein. Wer freilich öfters Naturschilderungen entwirft und in der Hauptsache dieselbe Gegend zum Gegenstand seiner Schilderungen macht, verfällt leicht in eine gewisse Manier, die sich in der Vorliebe für einzelne Wendungen äußert und mit neuen Wortbildungen arbeitet. Ich kann über diesen Punkt aus eigenster Erfahrung sprechen, da ich mich selbst hin und wieder auf dem Hang zur Manier ertappe. „Tirilirende" Lerchen mögen gehen; aber „schluchzende" Nachtigallen sind seltsam. „Quellendurchpulste" Thäler sind ebenso unschön wie „gewerbsrührige" Städte. Das „hellfarbige Spitzenkleid des Waldes" ist ein schiefes, unglücklich gewähltes Bild.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Häverních in Leipzig.

№ 53. Sonnabend, den 3. Mai. 1890.

Reiseskizzen aus Italien 1888.

Von A. Osterloh.

VI. (Schluß.)

S. P. Q. T.

steht mit mächtigen Buchstaben auf dem Wappenschild, das über dem Stadtthor von Tivoli prangt, Senatus populusque Tiburtinus.

Das freundliche Städtchen, malerisch im Sabinergebirge gelegen, ist sich seiner berühmten Vergangenheit wohl bewußt. Es erinnert sich noch gut, daß es einst Tibur war, das liebliche, vielbesungene Tibur, die Sommerfrische der vornehmen Römer, der Lieblingsaufenthalt des Horaz.

Im ersten Jahrhundert n. Chr. stand es in vollster Blüthe. Landhaus reihte sich an Landhaus; Kaiser Augustus selbst besaß eine Villa dort. Noch jetzt, allenthalben am Bergeshang verstreut, findest du Mauerwerk aus alten Zeiten; hier zwischen grünen Bäumen ein hallenartiges Gemäuer, da einen kleinen Tempel oder, von Schlingpflanzen überwachsen, einen Säulenstumpf. Das großartigste Denkmal altrömischer Pracht- und Kunstliebe aber ist die, ungefähr 20 Minuten von Tivoli entfernt, in der Ebene gelegene Villa des Hadrian.

Mehrere Stunden weit erstreckt sich die riesige Anlage, zwischen grauen Olivenbäumen und immergrünen Steineichen Ueberreste kolossaler, stilloser Bauten, die allerdings schon sehr verfallen und eben ihrer Stil- und Regellosigkeit wegen sehr schwer auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen sind. Kein Schema classischen Stils ist auf diesen Bau anwendbar. Phantastisch wie im Barockstil winden und schlängeln sich die Linien. Oft vermagst du nicht einmal ungefähr die Bestimmung der einzelnen Gebäude — Landhäuser, Tempel, Hallen, die sich zwischen Gartenanlagen verstreut erheben — heraus zu erkennen. Häufig mahnt die schlechte Herstellung schon an den Verfall der Kunst; z. B. sind viele Säulenschäfte hohl und nur mit Marmor plattirt.

Immerhin ist die Villa des Hadrian eine der ergiebigsten Fundgruben für die Kunstgeschichte des Alterthums. Eine ungeheure Anzahl Statuen und Reliefs von höchstem Werth, die jetzt die römischen Museen zieren, hat man hier zu Tage gefördert; und noch sind die Reichthümer nicht erschöpft. Riesige Blöcke von seltenstem bunten Marmor — schwarz, braun, holzartig gemasert, der rosso antico und der grüne Cipolin — sind von hier aus in die römischen Depots gewandert, wo sie zu gelegener Zeit bei Staatsbauten Verwendung finden. An vielen Stellen sind große Flächen Mosaik noch vollständig wohlerhalten; zur Schonung ist eine dicke Lage Sandes darüber gestreut, von dem der Führer sorgfältig ein klein wenig entfernt, um dir einen Einblick zu gewähren. Wir besorgen dies selbst, denn wir dürfen, da es Sonntag ist, die Ruinen ohne Führer besuchen. Gemächlich schlendern wir die schmalen Pfade entlang oder querfeldein, über Wiesen voll üppigblühender helllilaer Anemonen, durch das Chaos von Ruinen. Wie planlos aus der Erde gewachsen, erheben sich die einzelnen Steinmassen aus dem grasigen Boden; und doch vermögen sie uns noch immer einen annähernden Begriff zu geben von dem großartigen Werke, das die Phantasie des vielgereisten Kaisers hier hervorgezaubert hat. Alle möglichen fremdländischen Muster hat er benutzt und nachgebildet; nach ägyptischem Vorbild das Thal von Kanopus, eine in Tuffstein gehauene Grotte; nach griechischem die Akademie und die Stoa poikile, eine riesige Halle mit Wandmalereien, dazwischen Paläste, Tempel, Säulenhallen, unterirdische Gänge, Gartenanlagen u. s. w.

Im Nymphenbad, einem großen Säulenrondell, das in einzelne kleine Nischen ausmündet und rings von einem marmorgetäfelten Canal umflossen ist, haben sich ein paar Herren gelagert. Auf antiken Säulenstümpfen sitzend, nehmen sie ihr Frühstück ein. Wir haben nicht so viel Zeit. Bald langt der Dampftram an, der, von Rom kommend, uns nach Tivoli führen soll; und wir haben noch fast eine Stunde Wegs bis zur Station. Wir sind auch lange genug hier gewesen. Der Allgemeineindruck hat sich uns eingeprägt; und ein wirklich lebensvolles Bild der Anlagen aus den Trümmern zu gestalten, haben selbst die Archäologen nicht fertig gebracht. Wie sollte es unserem Laienblick und unseren Laienkenntnissen gelingen?

Keuchend befördert uns die Dampfbahn mit doppelter oder dreifacher Locomotive den steilen Berg hinan. Am Stadtthor wird gehalten. Einige Omnibus versuchen, dich für eins der wenigen Hôtels, die Tivoli aufzuweisen hat, zu gewinnen. Wir aber wissen, wo man die schönste Aussicht auf die berühmten Wasserfälle hat, und wandern dem herrlich gelegenen Gasthof der Sibylle zu. Wäre der zierliche, antike Tempel, der dicht neben dem Wirthshausgebäude den Vorsprung des Berges krönt, nicht da, die Scenerie würde dich ganz deutsch anmuthen. Du blickst in ein grünendes Thal mit schattigem Laubholz und rankendem Buschwerk; ein rauschender Wasserfall ergießt sich majestätisch über Steinblöcke und Farrengewächse ins Thal; und die Vöglein jubiliren lustig in den Lüften, als hätten sie ganz vergessen, daß sie sich in Italien befinden, wo die Vögel wirklich vogelfrei sind und wo den elendesten, kleinen Sänger seine Magerkeit nicht davor schützt, als Fleischzukost zu einer bäuerlichen Polenta seine Verwendung zu finden. Ganz sorglos singen und trällern sie, wie bei uns im Lande der Buchen und Eichen und des gesetzlichen Vogelschutzes. Aber noch mehr! Am Bergesrand ist ein Zeltdach aufgespannt, Stühle und gedeckte Tische laden zur Rast ein, und du kannst, ganz gegen italienische Sitte, dein Mittagsmahl oder sagen wir, da es erst gegen zwei Uhr ist, richtiger Frühstück, im Freien einnehmen.

Die Natur ist herrlich. Der Anio, jetzt Teverone genannt, kommt vom Gebirge herab und wühlt sich mit reißendem Falle Bahn durch den Felsen, auf dem Tivoli erbaut ist, um sich dann mit jähem Sturze ins Thal zu ergießen. Brausend schießt er aus seiner felsigen Höhle herab, von Absatz zu Absatz; wuchtig knickt er die Aeste ab, die sich ihm zu weit entgegenstrecken, und überspült das grüne Gerank, das an seinem nassen Steinbett zu wuchern versucht. Er tost so gewaltig, daß er unsere Worte übertäubt, wenn wir auf schlüpfrigen Stufen, wie in der Grotte der Sibylle, uns in seine unmittelbare Nähe wagen. Er ist ein gefährlicher Gesell, der wilde Anio. Aus seinem Bett heraustretend, riß er in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts einen Theil des Ortes in die Tiefe; und er arbeitete und wühlte so gewaltig in dem Felsen herum, daß er den ganzen Untergrund der Stadt zu durchhöhlen anfing, bis man, um dem wilden Treiben Einhalt zu thun, seinen Lauf ableitete und zwei große 2—3000 Meter lange Fluthcanäle abseits der Stadt erbaute. Nun

ergießt er sich dort schäumend in die Tiefe und vereinigt sein Wasser mit dem der alten Fälle, die trotzdem noch immer, wenn auch nicht so verheerend, mit mächtigen Wassermassen ins Thal stürzen.

Diesem kolossalen Wasserreichthum ist es auch zu danken, daß das kleine Landstädtchen eine geradezu verschwenderische elektrische Beleuchtung hat; aller zwei bis drei Häuser ein großer Brenner, so daß die schmalen Gassen mit Licht wahrhaft überschwemmt sind.

Außer den Wasserfällen hat Tivoli noch eine Sehenswürdigkeit, die Villa d'Este mit ihren wundervollen Gartenanlagen, die trotz des tiefen Verfalls, in dem sie sich befinden, noch immer einen höchst malerischen Anblick gewähren. Oder ist es vielleicht nicht trotz des Verfalls? Fast glaube ich, derselbe erhöht im Gegentheil den schwermüthigen, poetischen Reiz, der über dem Ganzen ruht, und die verwahrlosten Hecken und abbröckelnden Steine der Wasserkünste sind unserem Auge gefälliger, als die frischgemeißelten Steinschnörkel und die frisch geschnittenen Hecken von ehemals.

Die Villa gehörte früher dem Herzog von Modena. Vor einigen Jahren hat derselbe sie dem Cardinal Hohenlohe zum Geschenk gemacht. Wenn man in Tivoli nicht bekannt ist, läßt sich der Eingang leicht verfehlen. Durch ein paar enge Gäßchen gelangen wir an ein längliches Haus, das so einfach, so unauffällig in der Ecke des kleinen Platzes steht, daß wir ohne Weiteres daran vorübergehen würden, wenn uns nicht das deutsche Wappen über der Eingangspforte belehrte, daß wir zur Stelle sind. Durch den Corridor des Hauses und einen großen mit Fresken verzierten Speisesaal, der jetzt nicht mehr benutzt wird, gelangen wir ins Freie. Eine Terrasse, der Langseite des sehr wenig schönen und stark verwohnten Palastes entlang gehend, führt uns an dem Balkon vorüber, auf welchem der Hausherr in Gesellschaft vornehmer österreichischer Pilger den schönen Nachmittag verbringt.

Der Garten ist terrassenförmig angelegt in jenem strengen, architektonischen Stil, der Haus und Garten als organisches Ganzes betrachtet. In der Mitte eine Allee hoher, schwarzer Cypressen, die sich in der dünnen Luft plastisch vom tiefblauen Himmel abheben. Sie haben ein paar hundert Jahre hinter sich und waren wohl niedrige, grüne Dinger, als der Cardinal Este im sechszehnten Jahrhundert sich am Bergeshang von Tivoli seine Villa erbauen ließ. Sie haben viel gesehen seitdem, und viele Generationen sind an ihnen vorübergeschritten; junge Abbés und ernste Bischöfe, würdige Cardinäle und die ganze Blüthe der römischen Gesellschaft.

Dort auf jener breiten Steinterrasse, die nach der Campagna blickt, haben sie gesessen, und vornehme Frauen lauschten den witzigen Reden der geistlichen Herren, und junge Mädchen vertieften sich entzückt in die zarten Gedichte des galanten Abbés. — Dann wird es still in den Gärten. Der galante Abbé ist ein gichtbrüchiger, alter Cardinal geworden, und sitzt einsam, in Decken gehüllt, am Fenster seiner Villa.

Und wieder eilt die Zeit. Es kommen die Tage der Bourbonen. Ein glänzender Hofstaat hält seinen Einzug in die Villa. Tausend Wasserkünste springen, und die Zeichen der Bourbonen, Adler und Lilie, krönen in zahllosen Wiederholungen den Rand des langen steinernen Beckens, in welches in endloser Reihe doppelte Wasserstrahlen sich ergießen. Durch die schmalen Laubengänge huschen zierliche Gestalten mit Hackenschuhen und hochfrisirtem, gepudertem Haar, und dort in der grünumwachsenen Nische wartet der Cavalier. Die verschwiegenen Hecken und die stummen Bäume mögen wohl manchen Liebesseufzer erlauscht haben, manchen Schwur, der nicht gehalten ward, manches Liebeswort, das im Winde verflog. — Und die Cavaliere ziehn ins Weite, und das zierliche Rococodämchen wird eine alternde Kokette mit Schminke auf den verwitterten Zügen und einem künstlichen Lächeln um die dünnen Lippen. Die Menschen altern, Macht und Herrlichkeit vergeht. Die Lilien der Bourbonen sind gebrochen; schief und umgeknickt hängen sie ihre Steinhäupter; den Adlern sind die Flügel abgeschlagen; von den Wasserstrahlen versagt die Hälfte den Dienst, und Sumpfpflanzen wuchern zwischen den Steinplatten hervor. Dort an jener andern Gruppe, wo auf felsigem Hintergrunde griechische Flußgötter in ihrem Elemente plätschern, sind die Röhren verstopft, und die munteren Götter blicken traurig mit ihren nasenlosen Gesichtern in die sumpfige Lache.

Noch ein paar Stufen hinab, und du stehst an einem Teiche. Dicht umgrenzen ihn üppig grüne Sträucher, und schwül duftender Laurestimus neigt seine schweren Zweige tief herab auf die blaugraue Wasserfläche, die bleiern und undurchsichtig in träger Ruhe vor dir lagert. Hier standen ehemals Ruhebänke und ein steinerner Neptun hob drohend seinen Dreizack. Er ist längst umgestürzt; der Kopf und ein Theil des Oberkörpers liegen platt am Boden; und aus den Augenhöhlen und Nasenlöchern wächst feuchtes Gras.

Du willst dich setzen. Sieh zu! was du für einen Sitz hältst, ist ein Fuß, ein riesiger Fuß, zu groß, als daß er dem gefällten Neptun gehört haben könnte, neben dem er ruht, vielleicht einem Jupiter oder einem Moses. Im anderen Theile des Gartens haben wir einen solchen gesehen, in grüner Umrahmung noch wohlerhalten; wohl jüngeren Datums. — Wer weiß es? Grüble nicht über diese zerstreuten Bruchstücke. Wende dich lieber um und tritt an die Brüstung der Terrasse, auf welcher du dich befindest. Sieh herab auf die Campagna, die sich vor dir ausbreitet; grüne Wiesen, so weit das Auge reicht, die ganze Campagna im Frühlingsgewand, ein unermeßlicher Rasenteppich. Ganz am äußersten Ende der weiten Ebene liegt Rom. Du siehst es nicht — und doch — dort die Kuppel! Sanct Peter ist's, der als mächtiges Wahrzeichen Alles überragt und weit, weit hinaus, wo Kirchen und Paläste, Thürme und Hügel dem Blicke entschwinden, sich stolz vom Horizonte abhebt und sagt: Da bin ich und beherrsche Rom!

Links dir zu Füßen, von wenigen grauen Olivenbäumen umstanden, ist ein Fabriketablissement, sonnig, staubig, reizlos gelegen. Dies Stückchen Industrie will in die classische Umgebung nicht recht passen und muthet dich fast an wie ein Anachronismus. Noch wunderlicher erscheint dir's aber, wenn du hörst, daß gerade dort ehemals die Villa des Mäcenas gestanden haben soll, die Horaz so schön besungen und in der er so gern geweilt hat. Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet. Wir können's nicht recht glauben, daß gerade dort der mit Naturschönheiten so verschwenderisch ausgestattete Landsitz gelegen haben soll, und wollen uns für einmal an die Archäologen, die uns sonst so viele Illusionen zerstören, halten, wenn sie sagen: die Bezeichnung Villa des Mäcenas ist, wie die meisten derartig gebräuchlichen, wahrscheinlich falsch.

Es wird kühl, und eine feuchte Luft steigt aus der Erde auf. Gehen wir weiter. Auf einem Rasenplatz hinter grüner Laubwand hat sich eine fröhliche Gesellschaft niedergelassen, 8—10 junge Italienerinnen, wahrscheinlich Fabrikmädchen, und ein paar junge Bursche. Sie haben einen Tisch dahingeschafft und ihre Vorräthe ausgepackt: Landwein und Brod. Sie lassen sich's gut schmecken auf fürstlichem Boden, und ihr Lachen und Geplauder schallt eigenthümlich durch die träumerische Stille. Später treffen wir sie wieder. Sie haschen sich und laufen im Gänsemarsch die Steinplatten des Wasserwerks entlang. Später stellen sie sich neben uns und bewundern die Aussicht. Schön sind sie nicht; grobe, gewöhnliche Züge; nur die Eine hat ein strenggeschnittenes Profil, das an Tizian's Venetianerin erinnert, und die Andere da mit der rothen Korallenkette hat ein Paar wunderbare, schwarze Augen. Jetzt tritt sie aus der Reihe der Gefährtinnen und kommt auf uns zu. Was will sie nur? — Sie murmelt ein paar Worte. — Wie? — „Gebt uns Etwas — un soldo." Sie bettelt! Sie macht einen Sonntagsausflug, und sobald sie Fremde sieht, bettelt sie! Wir sind eben in Italien, wo es nicht für erniedrigend gilt, zu betteln, und wo die Fremden nur da sind, um ausgebeutet zu werden. Früher wurden sie von Briganten geplündert; jetzt besorgen dies Geschäft auf minder gewaltthätige Weise die Führer und Kutscher, die Händler und Bettler. — Doch laß dich's nicht verstimmen. Schüttle mit dem Kopf. Die schöne Schwarzäugige nimmt's nicht übel und springt vergnügt mit ihren Freundinnen davon. Ich glaube fast, sie würden dich insgesammt ausgelacht haben, wenn du Etwas gegeben hättest.

Dort in jener verborgenen Grotte sind wir noch nicht gewesen. Der Eingang ist ganz verwachsen mit Strauchwerk, die Mauer von Grün überrankt, duftende Blumen dir zu Füßen, und die lauschige Bank rechts neben dem Eingang verschwindet fast im dichten Gebüsch; ein trauliches Plätzchen, wie geschaffen zum Stelldichein für verbotene Liebe. Vor hundert Jahren vielleicht war die übergrünte Bank der Lieblingssitz der schönen Schloßfrau. Aber jetzt ist's wohl lange her, daß sie benutzt wurde. Dichtes Unkraut überwuchert die Platte bis an den Rand, und eine Eidechse huscht flink über die steinerne Lehne.

Links von der Grotte, dem Schlosse zu, war ehemals ein großer Gartensaal. Hoch und kühl luden seine steinernen Gewölbe zum Mittagsmahle ein. Es mag wohl früher hier lukullisch hergegangen sein: denn die geistlichen Herren waren von jeher Feinschmecker; und manchen Krug feurigen Italienerweins mögen sie an lustiger Tafelrunde hier geleert haben. Jetzt schlägt dir moderige Luft durch das hohe Portal entgegen, und große Haufen verdorrter Herbstblätter, die der Gärtner zusammengekehrt hat, decken die Steinfliesen.

Wir steigen wieder zur oberen Terrasse auf. Die anderen

Besucher haben den Garten verlassen. Wir sind allein. Eben geht die Sonne unter. Der Himmel ist tiefblau, im Westen ein feuriger Goldstreifen. Die Campagna ruht schon in matter Dämmerung. Aus der weiten Fläche erheben sich zwei Castelle auf felsigen Höhen. Stumm und träumerisch liegt der Garten aor uns; das schöne Denkmal einer schönen Vergangenheit. Wieviel Glanz ist hier aersunken, wieaiel genußfrohes Leben hat der todten Natur seinen Stempel aufgedrückt, ehe es selbst in nichts zerging! Eine sanfte Melancholie überschleicht uns. Die zerbröckelnden Grotten, die zerschlagenen Steinfiguren, die wasserlosen Wasserkünste mit ihren ungesunden Miasmen versinken in Dunkelheit. In mattem Silberglanz heben sich die steifen, stacheligen Blätter der mannshohen Aloe vom dunklen Hintergrunde ab.

Aber in warmem Lichte glühen noch die Wipfel der mächtigen Cypressen, stolz, würdevoll, Alles überragend: Mögt Ihr zerfallen, Steinwerke der Vergangenheit, und verschwinden, Menschengeschlechter; wir bleiben und überdauern den Wechsel, und immer höher und weiter ragen unsere Wipfel dem Himmel entgegen!

Bücherbesprechungen.

B. K. **Der Fuldaer Hirtenbrief der deutschen Bischöfe und die Wahrheit.** Von Joseph Bachstein, vormaligem katholischen Pfarrer zu Greifswald. Leipzig, Braun. 1890. 75 ₰. — Diese Widerlegung des vielgenannten Hirtenbriefes ist begonnen worden, ehe der „Offene Brief" des evangelischen Bundes erschienen war. Zweck und Standpunkt ist bei beiden Veröffentlichungen derselbe, nur greift der varmalige katholische Priester mit vollen Händen aus dem ihm vertrauten Material volksthümlicher katholischer Literatur die Beweisstücke heraus. Man unterscheidet ja dort haarscharf zwischen der eigentlichen theologischen Lehre des Tridentinums und des Römischen Katechismus, wo die Worte gewogen sind, und dem, was einzelne katholische Stimmen gelegentlich aussagen. Greifen Protestanten das letztere als kathotische Lehre an, so zieht man sich in die sichere Burg des Tridentinums zurück, innerhalb dessen Alles ganz anders klingt. Daher der fortwährende Streit um die Anrufung der Heiligen, die laut „katholischer Lehre" blos zu verehren sind, während doch neun Zehntel aller betenden Katholiken zu ihnen als zu göttlichen Mächten beten. Es fällt dem Verf. nicht schwer, neben jeden Satz des Hirtenbriefes etliche andere aus halb oder ganz amtlichen Schriften zu stellen, die ungefähr das gerade Gegentheil besagen, und ja die Fuldaer Friedensstimme als „Sirenenklang" zu erweisen. Aber alles das wird den Klerus wenig anfechten: er behält immer Recht. Andererseits glauben wir nicht, daß der Hirtenbrief der katholischen Kirche viel Anhänger verschafft hat, die sie früher nicht gehabt hätte; wir wollen ihm nun die Ruhe gönnen.

G. Oe.— **Festrede zur Bismarck-Feier am 1. April 1890** gehalten in der städtischen Festhalle zu Karlsruhe von **Arthur Böhtlingk**, Professor an der technischen Hochschule daselbst. Karlsruhe, Commissionsverlag von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung. 1890. 31 S. gr. 8°. — Bismarckvorträge sind in diesen Tagen in Masse gehalten worden; wenn alle Redner dem Herrn Professor Böhttingk gefolgt wären, würde eine Sturmfluth von gedruckten Bismarckreden den Büchermarkt überschwemmt haben. Daß nur Wenige es gethan haben, ist immerhin dankenswerth. Unter 100 Vorträgen dieser Art haben mindstens 95 ihren Zweck aollständig erfüllt, wenn sie dem Zaune der Zähne entflohen sind. Die Böhtlingk'sche Festrede liest sich ganz hübsch, etwas Besonderes bietet sie aber nicht. Die eigenartige Persönlichkeit Bismarck's ist nicht erfaßt worden, und das würde doch unseres Erachtens die Aufgabe einer solchen Festrede sein. Hin und wieder geht die Begeisterung mit dem Herrn Redner durch und verführt ihn zu Ausdrücken und Wendungen wie: „dämonische Kraft, gottbeseelte Stunde, um mehr als Haupteslänge mit seinen Schultern alles Volk weithin überragend" u. a. m. Von einem Wiedersehen in „Walhalla" zu sprechen, ist etwas geziert. Der Schluß der Rede: „Das glaube, wer will!" ist weder schön noch wirksam.

G. Oe.— **Th. Brecht, Schwarzweißroth.** Eine Ethik des Patriotismus. Heft 1. Preis: 1 *M.* Halle a S., Eugen Strien. 1890. — In fünf Heften will der Verfasser, ein württembergischer Pfarrer und Herausgeber des „Correspondenzblattes des evangelischen Bundes", eine Ethik des Patriatismus entwickeln, da nach seiner Meinung „die christliche Idee dermalen noch nicht hoffen kann, ein Allen zusagendes System zu liefern". Seine Ethik scheint also ein Nothbehelf sein zu sollen, eine Art „Durchgangsethik" für die augendlickliche Benützung, an deren Stelle dann später einmal die christliche Ethik treten könnte. Der Gedanke ist weder neu, noch eigenartig; im Gegentheil: die Ethik des Patriotismus ist eigentlich älter als die Ethik des Christenthums, sie ist antik. Wie der Verfasser seine Gedanken nun weiter in ein System ausgestalten wird, darüber werden wir in den folgenden Heften belehrt werden. Das erste Heft ist wesentlich kritisch, vorbereitend. Es wird zunächst erörtert, daß die alten Parteien „saturirt" seien, daß wir Deutschen eines doppelten Maßes von Patriotismus bedürften, daß gegenwärtig ein Mangel an allgemeingiltigen Moralgrundsätzen herrsche, daß weder die materialistische Weltanschauung, noch der Pessimismus, noch Liberalismus und Freisinn eine Ethik erzeugen könnten, endlich daß die Ethik des Christenthums nicht wirksam sei, weil das Christenthum selbst seinen Einfluß auf die Massen verloren habe. Es findet sich in diesen Ausführungen neben manchem schiefen Urtheile manches Treffende; doch haftet Alles an der Oberfläche. Die Erörterungen machen den Eindruck des Feuilletanistischen. Das stößt von vornherein ab. Mit geistreichen Spielereien die tiefsten Fragen lösen zu wollen, ist ein seltsames Unterfangen. Glaubt denn Hr. Pfarrer Brecht im Ernste, daß er mit seiner Ethik des Patriotismus das wird leisten können, was die christliche Ethik nicht geleistet hat? Glaubt er mit seinem System der Sache des aon ihm vertretenen Protestantismus und des Deutschthums einen Dienst zu leisten? Wir glauben's nicht. Wer an die Stelle der Ethik des Christenthums eine Ethik des Patriotismus setzen will, der tauscht Talmi gegen Gold ein. Die Ethik des Patriatismus hat das Alterthum in seinem Verfalle nicht aufhalten können, sie wird auch der Gegenwart nichts nützen. Das Buch mag gut gemeint sein, es hat aber nur Werth als ein Zeichen der Zeit. Daß ein evangelischer Geistlicher der Verfasser ist, thut uns eigentlich leid. Geschrieben ist es im Allgemeinen nicht übel, der Stil ist aber zu phrasenhaft und durch eine Masse unnützer Fremdwörter entstellt.

W. L. Dr. **Adolf Lehr: Individualstatistik der öffentlichen Armenpflege in Leipzig 1886** (Heft XX der Mittheilungen des statistischen Amtes der Stadt Leipzig.) Leipzig, 1890 bei Duncker & Humblot. 1 *M.* — Das Studium vorliegender Untersuchung ist auch für die Nicht-Leipziger belehrend und anregend. Der Hr. Verfasser giebt die Resultate der Leipziger Armenstatistik von 1886 auf Grund mühevoller und gewissenhafter Bearbeitung des Urmaterials und zieht die entsprechenden Erhebungen von 1880 und 1885 zur Vergleichung heran. Wir stimmen mit ihm darin überein, daß eine auf ein industrielles Centrum wie Leipzig beschränkte periodische Armenstatistik — für längere Zeiträume nach gleichheitlichen Gesichtspunkten durchgeführt — eine der werthaollsten Bereicherungen unseres socialstatistischen Wissens bilden wird, und würden es mit großer Freude begrüßen, wenn das Leipziger statistische Amt auch nach Einaerleibung der verschiedenen Vororte aon Zeit zu Zeit derartige Erhebungen durchführen wird. Die Arbeit des Hrn. Lehr enthält unter Anderem ein sehr überraschendes Resultat, welches wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Er berichtet zunächst auf S. 2: „Die Armenstatistik des Jahres 1880 hatte für Leipzig ganz abnorme Verhältnisse ergeben; man fand, daß die Unterstützten hier fast durchgängig in jüngeren Jahren standen als z. B. in Dresden, die Zahl der unterstützten Männer überwog weit diejenige der unterstützten Frauen, der Procentsatz der Unterstützten mit auswärtigem Geburtsort war ein auffallend hoher, die Dauer der Unterstützung unverhältnißmäßig länger als anderwärts, und endlich zeigte sich die für eine so mächtig sich entwickelnde Industriestadt in höchstem Grade auffallende Erscheinung, daß, während unter den Unterstützungsursachen die „Arbeitsunfähigkeit" nur eine relatia unbedeutende Rolle spielte, desto häufiger „geringer Lohn" die Ursache der Bedürftigkeit sein sollte. — — „Die 1880er Armenstatistik zeigte, daß, während in Leipzig auf 100 Einwohner 9,76 Arme kamen (übrigens die höchste Ziffer im ganzen Königreich Sachsen), auf 100 Einwohner in den Vororten Volkmarsdorf, Lindenau und Reudnitz nur 3,96, resp. 3,14, resp. 1,22 Arme entfielen." In all diesen Punkten zeigt der Vergleich, den Lehr zwischen den Ziffern von 1886 und denen von 1880 zieht, eine sa auf-

fallende Veränderung zum Bessern, daß wir gestehen müssen, eine eingehendere Erklärung dieser allem Anschein nach sehr erfreulichen Thatsache würde sehr erwünscht gewesen sein. Die Zahl der wegen Arbeitslosigkeit oder ungenügendem Verdienst Unterstützten würde sich nach S. 10 u. 11 von 28,47% (1880) auf 12,52% (1885) und neuerdings auf 7,20% (1886) der überhaupt Unterstützten verringert haben. Diese Besserung in einer Zeit, die doch eigentlich als die einer wirthschaftlichen Depression angesehen wird — dies gilt insbesondere vom Jahre 1886 — ist so unerwartet, daß wir geen erfahren würden, ob nicht Veränderungen in der Erhebungsmethode oder Veränderungen in der Praxis der Armenpflege gegenüber gerade den durch Arbeitslosigkeit oder ungenügenden Verdienst veranlaßten Unterstützungsgesuchen zu diesem Umschwunge mitgewirkt haben. Die bloße Einführung des Elderfelder Systems der Armenpflege, welche in die Zwischenzeit fiel, will uns noch nicht als ausreichende Motivirung erscheinen. Unter den Ursachen der Armenunterstützung steht übrigens auch noch 1886 Krankheit obenan, und auch hohes Alter und Unfall als-Ursache spielt eine sehr erhebliche Rolle. Es wird, wenn sich erst die Wirksamkeit der deutschen Versicherungsgesetzgebung einige Zeit beobachten läßt, gewiß von großem Interesse sein, mit den von Lehr gegebenen Ziffeen die der Zukunft zu vergleichen und das Maß der Erleichterung festzustellen, welches dem Armenamt erwachsen wird.

W. L. Dr. Otto Dittmann: Die Getreidepreise in der Stadt Leipzig im XVII., XVIII. und XIX. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Preisbewegung. (XXI. Heft der Mittheilungen des statistischen Amtes der Stadt Leipzig.) Leipzig 1890 bei Duncker & Humblot. 1 ℳ. — Die Geschichte der Getreidepreise, für eine Reihe von Jahrhunderten zurückverfolgt, ist bekanntlich von erheblichem wissenschaftlichen Werthe, erstens, um feststellen zu können, unter welchen Bedingungen die vergangenen Generationen sich versorgt haben, und hiermit die Gegenwart zu vergleichen, zweitens um einen Anhaltspunkt für die Geschichte der Kaufkraft der edelen Metalle, die Veränderungen im sogenannten Geldwerth, erforschen zu können. Durch die Studie von Dr. Dittmann, die wir mit großem Interesse gelesen haben, findet sich zunächst die auch anderwärts beobachtete Thatsache bestätigt, daß die Schwankungen zwischen dem höchsten und geringsten Getreidepreise, auch zwischen den Preisen des einen und des folgenden Jahres früher sehr viel bedeutender waren, als jetzt, wo die Versorgung in einem Jahre schlechter Ernte durch den internationalen Handel in wohlfeilster Weise erfolgt und die Ausgleichung der Preise für gleiche Qualitäten durch die veränderten Transportbedingungen so wirksam erleichtert worden ist. Leider lassen die Tabellen von Dittmann nicht eine Vergleichung zwischen den Getreidepreisen der jüngsten Gegenwart und denen der Vergangenheit zu, da die Preise bis 1871 in einer Maßeinheit, in Dresdener Scheffeln, die der Folgezeit aber in einer Gewichtseinheit, in Tonnen, ausgedrückt sind. Eine Folge davon ist, daß in den zusammenfassenden Vergleichen der früheren und jetzigen Durchschnittspreise unser Jahrhundert zwar die Theuerungsjahre des zweiten Jahrzehnts, nicht aber die Wirkung des Preisfalls der letzten Jahre in der Gesammtziffer zum Ausdruck bringt. Wir schicken dies zur Information des Lesers voraus, wenn wir als eines der interessanten Resultate des Verfassers aus S. 35 hier mittheilen, daß der Durchschnittspreis für den Dresdner Scheffel Weizen bezw. Roggen im XVII. Jahrhundert 8,78 bezw. 6,28, im XVIII. Jahrhundert 8,48 bezw. 6,13, in der Zeit von 1800 bis 1871 dagegen 15,60 bezw. 11,41 ℳ betragen hat. Würde es möglich gewesen sein, die Zeit 1871—88 in die Durchschnittsberechnung mit aufzunehmen, so würde unser Jahrhundert sich als etwas wohlfeiler darstellen, als nach diesen Ziffern.

— Dr. J. Hirschberg, außerordentlicher Professor an der Universität zu Berlin: Aegypten. Geschichtliche Studien eines Augenarztes. Leipzig, Verlag von Georg Thieme. 1890. — Das vorliegende Werkchen ist ein ebenso interessanter als werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte des alten wie des modernen Aegypten, jenes Landes, das, wie mit einem Fluch beladen, das traurigste Schicksal in der Weltgeschichte gehabt hat. Einst die erste und vornehmste Stätte der Cultur auf Erden und reich gesegnet von der gestaltenden Kraft der Natur, ist es im Laufe von Jahrhunderten zu einer Pesthöhle geworden und wirthschaftlich wie in socialer Beziehung verwildert. Ist daher Aegypten heute aus der Reihe der Culturstaaten gestrichen, so hat es doch für die Wissenschaft ein hohes Interesse, das wieder auszugraben, was die Cultur in Aegypten einst schon erreicht hatte. Vor Kurzem hat ja erst Gearg Ebers das wichtigste Werk über die Heilkunde der alten Aegypter aufgefunden und an der Hand des Papyrus Ebers bringt Hirschberg den Beweis, daß die vielbewunderte Medicin der Griechen, auch das erstaunliche Wissen des viel angestaunten Hippokrates, der bisher den Namen eines Vaters der Medicin getragen hat, aus der Heilkunde der Aegypter hervorgegangen ist, die bereits eine reiche Kenntniß der Krankheitserscheinungen und einen ansehnlichen Schatz von Arzneimitteln besaßen. Die Einzelheiten darüber sind im Original nachzulesen. Das Buch besteht aus drei Theilen: 1) Aegypten als klimatischer Kurort. 2) Ueber die Augenheilkunde der alten Aegypter. 3) Ueber die ägyptische Augenentzündung. Als Kurort hat Aegypten im Gegensatz zu manchen der berühmten italienischen Bäder der wissenschaftlichen Prüfung gegenüber seine schon den Alten bekannte Bedeutung behaupten können; es ist reich an heilsamen Quellen, die namentlich Lungenschwindsüchtigen segensreich werden. Freilich ist ein Aufenthalt in Aegypten nicht nach Jedermanns Geschmack; man muß empfänglichen Sinn für Natur und geschichtliche Alterthümer haben und auf all die modernen Kurannehmlichkeiten verzichten können. Mit der deutschen Sprache kann man heute nach Prof. Hirschberg's Zeugniß schon vollständig auskommen. — Die ägyptische Augenentzündung ist in Europa bekannt geworden, seit sie die Truppen Napoleon's am Ende des vorigen Jahrhunderts (1798) von der Nilexpedition mitgebracht haben; sie wurde von den heimkehrenden Truppen nach Frankreich, Italien und England verpflanzt, nach dem Befreiungskriege trat sie in Preußen, Oesterreich, Rußland, Belgien, Norwegen auf, und sie hat so die Zahl der Epidemien vermehrt, die zu den regelmäßigen Schrecknissen des europäischen Continents gehören. Ueber den Ursprung der tückischen Krankheit, die Aegypten zu einem Land der Blinden gemacht hat, ist man bis heute im Unklaren. Hirschberg bringt sehr viele historische und sprachphilologische Beiträge, ohne indeß das Räthsel lösen zu können. Indeß ist gerade dieses Capitel so reich an interessanten Einzelheiten, daß wir das Buch auch Nichtärzten zur Lectüre empfehlen können.

Dr. A.

Ltz. Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien 1890. A. Hölder. — Von diesem großen, sämmtliche Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie umfassenden Werke, welches von weiland Sr. k. k. Hoheit dem Kronprinzen Rudolf begonnen wurde und unter dem Protectorate Ihrer k. k. Hoheit der Frau Kronprinzessin Wittwe weiter geführt wird, liegen jetzt 7 Bände vor: I. Wien, II. u. III. Uebersicht, IV. Niederösterreich, V. Ungarn (1. Hälfte), VI. Oberösterreich und Salzburg, VII. Steiermark. Letzterer, erst jüngst mit der 100. Lieferung abgeschlossen, ist ein stattlicher Band von 412 Seiten (Preis: geheftet 4 fl.; geb. in Leinw. 5,40 fl.; in Halbfranz 5,65 fl.). Viele bewährte einheimische Gelehrte und Künstler sind bestrebt gewesen, dieses herrliche Alpenland, welches zu den größten und ältesten Stammländeen des Hauses Habsburg gehört und sich durch Reichthum an landschaftlichen Schönheiten, Mineralschätzen, Fülle der Vegetation auszeichnet, in Wort und Bild uns vor Augen führen. Anschaulich und mit Wärme werden geschildert die einzelnen Theile des Landes (Kalkalpen und der Spateisensteinzug Obersteiermarks, das Enns-, Mürz- und Murthal, das Rabviertel, das Bacher- und das Pettauerfeld, die Sulzbacher Alpen und das Sann-Save-Gebiet), die Vorgeschichte und die Geschichte desselben, Volksleben, Sitten, Sagen, Volkslied und Sprache der deutschen und slovenischen Bewohner, Architektur, Malerei und Plastik, Kunstindustrie und Volkswirthschaft. Geschmückt ist dieser Band mit etwa 160 Illustrationen, Initialen, Kopf- und Randleisten, Schlußvignetten &c., außerdem durch ein farbiges Kostümbild für das Capitel Volkstracht.

* Von der vierten Auflage des Weber'schen Universal-Lexikons der Kochkunst liegt nunmehr der erste Band abgeschlossen vor. Die neue Auflage dieses in der That in seiner Art hervorragenden Werkes bietet manche Verbesserung und Ergänzung. Die Sammlung der historischen „Menüs“ ist u. A. durch Aufnahme des beim Gala-Diner im königl. Schlosse zu Dresden bei der Feier des Wettin-Jubiläums dargebotenen bereichert worden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 54. Dienstag, den 6. Mai. 1890.

Ueber den Kampfhahn als Beispiel für die Wirkung methodischer Zuchtwahl.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck nom Verfasser verboten.)

Seit den ältesten Zeilen benutzt der Mensch die an der Organisation der Pflanzen und Thiere gelegenllich austretenden Abänderungen zur Hervorrufung neuer Spielarten und Racen, die theils seine praktischen Bedürfnisse befriedigen — wie die Hande-, Pferde- und Rinderracen — theils aber auch seiner Sucht nach dem Ungewöhnlichen und Neuen Genüge thun. Durch Paarung und sorgfältige Weiterzucht in irgend einer Art abgeänderter Exemplare ist in der Folge der staunenswerthe Reichthum an Varietäten entstanden, den wir bei unseren Tauben, Hühnern, Schweinen, Rindern, Schafen und sonstigen Hausthieren beobachten können.

Was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, davon überzeugt man sich leicht bei einer Umschau in der Fachlteratur. Aber es giebt einzelne Beispiele, die in ganz hervorragender Weise die Macht des Einflusses zu illustriren geeignet sind, welchen der Mensch auf die Umbildung, resp. Steigerung gewisser Racenmerkmale auszuüben vermag.

Ein derartiges Beispiel dietet sich uns in den sogenannten „Kampfhühnern" dar, welche besonders in England von zahlreichen Liebhabern gezüchtet werden. Die Hähne dieser Race besitzen, wie allgemein bekannt, eine außerordentliche Kampflust und einen Körperbau, der dementsprechend compact und sehr muskelkräftig ist. Der Hals ist bei diesen Thieren lang, aber fest; der Schnabel an der Basis dick, die Schenkel fleischig und das Gefieder dicht. Die Sporne sind äußerst scharf und sitzen tief unten am Bein. Der ganze Vogel ist ein Bild von Muth und Selbstvertrauen, was auch kaum zu verwundern ist, da ihn der Mensch methodisch zum Zwecke des Kampfes mit seinesgleichen gezüchtet hat.

Zum Verständniß dessen, was über den Kampfhahn im Nachstehenden berichtet werden soll, ist es nothwendig, daran zu erinnern, daß die Männchen fast aller hühnerartigen Vögel während der Paarungszeit in heftige Streitigkeiten mit einander verwickelt werden, wobei meistentheils Blut fließt und Federn verloren gehen. Der Auerhahn und das Birkhuhn, welche beide polygam leben, haben regelmäßig bestimmte Plätze, wo sie viele Wochen hindurch sich in großer Anzahl versammeln, um mit einander zu kämpfen und vor den Weibchen ihre Reize zu entfalten. Bekanntlich ist dies auch die Zeit, welche der Jäger benutzt, um den wie rasend sich geberdenden Vögeln aufzulauern und sie zu erlegen.

Bei den eben genannten Hühnerarten und bei vielen anderen Vogelspecies ist jedoch nur die Zeit der Liebe eine Zeit des Kampfes, aber es giebt auch Mitglieder der Ornis, die, wie z. B. der wilde Truthahn und das Männchen des Haselhuhns, von beständiger Streitlust erfüllt sind, welche sofort zum Ausbruch kommt, sobald sich nur zwei männliche Thiere begegnen.

Ein zur Familie der Schnepfen gehöriger ausländischer Vogel, der sogenannte Kampfläufer (Machetes pugnax Cuv.) ist ebenfalls ein Thier, dessen Kampflust unerschöpflich erscheint. Dem Besucher des Berliner Aquariums sind die prächtig buntgeschmückten Männchen dieser Species mit ihren großen Federkragen sicherlich bekannt. Vor dem betreffenden großen Käfig (in der Nähe der Behausung des Schimpansen) pflegt sich immer eine große Anzahl von Zuschauern zu versammeln, um sich an dem Schauspiel zu amüsiren, welches die eifersüchtig aufeinander losstürzenden und sich mit den Schnäbeln wechselseitig bearbeitenden Machetes-Hähne darbieten. Minutenlang stehen sie sich oft still gegenüber; einer beobachtet die geringste Regung des anderen mit glühendem Blicke, und plötzlich giebt eine kleine Kopfwendung oder ein kaum merklicher Flügelzock eines von beiden das Signal zum Angriff. Dann entwickelt sich ein lebhaftes Schnabelgefecht, wobei die Thiere vor Wuth häufig in die Höhe spriogen und überhaupt die Zeichen äußerster Leidenschaftlichkeit von sich geben. Ihre Weise zo kämpfen ist derjenigen der englischen Kampfhähne ganz ähnlich und gewährt für die Zuschauenden genau dieselbe Unterhaltung wie der Anblick jener. Bemerkenswerth ist es aber, daß die Streitsucht des Machetes sich im Naturzustande entwickelt und gesteigert hat, ohne jedwede menschliche Dazwischenkunft, die ja auch von vornherein bei einem wildlebenden Vogel ausgeschlossen ist. Der hohe Grad von Wuth und Explosivität wird in diesem Falle höchstwahrscheinlich auf die Weise erworben worden sein, daß die kampftüchtigsten und aggressivsten Individuen immer überlebten und zur Fortpflanzung gelangten, während die schwächern aber die friedlichern Vögel bei den oben beschriebenen Gefechten besiegt wurden und zu Grunde gingen.

Was hier die Natur selbst besorgt hat, ist beim Kampfhahn durch die absichtliche Zuchtwahl des Menschen bewirkt worden. Ihrem ersten Ursprunge nach dürfte diese Race von dem wilden indischen Huhn (Gallus bankiva) herstammen, weil ihre Repräsentanten nur unbedeutend von Letzterem abweichen. Der einfache, aufrecht stehende Kamm, der starke Schnabel, das dicht an den Körper gedrückte Gefieder, die langen scharfen Sporne — alle diese Eigenschaften nebst der des unbezähmbaren Muthes finden sich auch bei den Bankiva-Hühnern wieder. Trotzdem besitzen wir eine ungewöhnliche Anzahl non Varietäten des Kampfhuhns, worunter die rothen mit schwarzbrauner Brust, die sogen. entenflügeligen (duokwings) und die ganz weißen am verbreitetsten sind.

Seit der Zeit, wo es Menschen gab, die an Hahnenkämpfen ein unbändiges Vergnügen fanden, sind die Züchter darauf bedacht gewesen, die Haupteigenschaften, welche bei jenen Vogelduellen in Betracht kommen, immer schärfer herauszumodelliren. Dies erzielten sie dadurch, daß sie — auf die erprobte Sicherheit der Vererbung rechnend — stets die gewandtesten, muthigsten und kraftvollsten Hähne mit wohlentwickelten Hennen paarten. Auf solche Art ist der Typus des Kampfhahns von heute ein ganz anderer geworden, als er vor fünfzig Jahren war. Das Gefieder ist zwar ebenfalls noch dicht und fest am Körper liegend, aber der Schwanz besitzt weniger Federn, die Beine und der Hals sind länger — das ganze Thier ist höher und schlanker geworden. Man wird höchstwahrscheinlich in dieser Richtung noch bis ins

Extrem gehen; indessen fragt es sich, ob man bei dem Herauszüchten noch größerer Schlankheit nicht die Entwickelung der Musculatur beeinträchtigen wird. Die Probe darauf, wie weit man auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren darf, wird man nur durch den Erfolg in den Kämpfen selbst machen können.

Biologisch höchst interessant ist es, wie auf die eben geschilderte Weise nun auch die Wuth und die Kampflust bis zum Maximum gesteigert werden, so daß die betreffenden Hähne wahre Wüthriche ihrer Gattung darstellen. Es kommt vor, daß schon die jungen Hähnchen so streitsüchtig sind, daß sie bereits hartnäckig mit einander kämpfen, während sie noch unter der Pflege ihrer Mutter stehen. Der Züchter Mowbray berichtet, daß er ganze Bruten gehabt habe, welche — kaum befiedert — sich gegenseitig vor Wuth die Augen ausgehackt hätten. Nur die Nacht machte den beständigen Händeln ein Ende; am Morgen beim ersten Lichtstrahl erneuerten die erwachten Gegner sofort ihre Kämpfe.

Wie schon oben angeführt, besteht der Nutzen der Waffen (Sporne) bei den Männchen der hühnerartigen Vögel und ihrer Kampflust darin, sich mit Gewalt in den Besitz von Weibchen zu setzen. Daraus geht aber zugleich hervor, daß das Auftreten des kriegerischen Temperaments in einem so außerordentlich frühen Alter (wie es manche Bruten der Kampfhühner zeigen) etwas Nutzloses und Schädliches ist, was die Race decimirt und herunterbringt. Im Naturzustande würde sich diese Verfrühung alsbald rächen, indem eine solche Varietät ausstürbe. Bei domesticirten Thieren liegt es jedoch in der Hand des Züchters, das Aeußerste in der Selbstaufreibung zu verhüten. Darwin theilt den Fall mit, daß in Derbyshire ein Habicht auf eine Kampfhenne stieß, die in Begleitung ihrer Küchlein war, worauf der Hahn, der zu ihrer Vertheidigung herbeieilte, seinen Sporn thatsächlich durch das Auge und den Schädel des Angreifers hindurchschlug. Der Sporn war nur mit Mühe aus dem Kopfe des getödteten Raubvogels herauszuziehen und beide Thiere hatten sich förmlich mit einander verbissen. Dennoch war der Hahn, als er freigemacht wurde, nur unbedeutend verletzt.

Der bewunderungswürdige Muth der Kampfhähne wird auch durch folgendes Vorkommniß bezeugt. Ein derartiger Vogel hatte durch Zufall im Hühnerstall ein Bein gebrochen. Der Besitzer (ein Engländer) wettete darauf, daß der Vogel zu kämpfen fortfahren würde, wenn das verletzte Bein irgendwie geschient werden könnte. Dies wurde wirklich von einem der Anwesenden ausgeführt und siehe da, der Vogel (welcher sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten vermochte) kämpfte wie ein Rasender, bis er von seinem überlegenen Widerpart den Todesstreich erhielt. Der Kampfhahn ist so, wie er sich uns darstellt, ein reines Kunstproduct. Die Natur hat dazu das Rohmaterial in Gestalt der kräftigsten und muthigsten Exemplare der Bankiva-Race geliefert, womit dann der Züchter nach seinen Geschmacks-Intentionen willkürlich geschaltet hat.

Ein Vogel mit den psychischen Eigenschaften des Kampfhahns könnte im freien Zustande gar nicht existiren. Er würde Alles, was sich ihm entgegenstellt, zu vernichten bestrebt sein, sodaß er lediglich Schaden zu stiften geeignet wäre. Auch würden die Hähne unter sich bis auf den letzten Blutstropfen sich bekriegen, und zwar würden sie das schon im ganz jugendlichen Alter thun, sodaß ihrer schwerlich viele heranwachsen und zur Fortpflanzung gelangen dürften. Und damit würde der Anfang zur Selbstausrottung der Race gegeben sein, die binnen kurzer Zeit vom Erdboden vertilgt sein würde.

Es ist von hohem Interesse, zu hören, daß die Fische der Tiefsee (nach Prof. Hensen's Beobachtungen auf seiner Plankton-expedition, 1889) eine ähnliche Kampf- und Angriffslust besitzen, wie die künstlich gezüchteten Kampfhuhnracen. Was jene Fische sehen, packen sie und halten es fest. Sie sind von unbezähmbarer Beutegier erfüllt, und für ihre Unerschrockenheit ist kein Gegner zu groß oder zu stark. Prof. Hensen beobachtete das Treiben solcher Fische in großen Bottichen, die auf dem Verdeck des „National"*) aufgestellt waren.

Würden die Bewohner der Küstenregion auch mit solchen mächtigen Trieben ausgestattet sein, so würden sie die größten Verheerungen unter ihresgleichen anrichten, aber in den Abgründen der Tiefsee, wo die Nahrung weit spärlicher zu finden ist, als nahe der Oberfläche, kommen die nämlichen aggressiven Eigenschaften den betreffenden Thieren zu Gute, ja sie würden ohne dieselben gar nicht zu existiren vermögen. So sind also die Wesen nicht blos der äußern Organisation nach, sondern auch psychisch ihrem Aufenthalt angepaßt, um sich erhalten zu können. Und was die Züchter im Kampfhahn durch künstliche Auslese hervorgebracht haben, das ist durch natürliche Zuchtwahl (d. h. durch das Ueberleben der besser angepaßten Individuen) im Laufe zahlreicher Generationen an den Tiefseefischen ebenfalls erreicht worden. Die unermeßlich weiten und recht öden Meeresabgründe konnten von vorn herein nur von solchen Fischspecies aufgesucht werden, welche es verstanden, sich daselbst ihre Nahrung zu verschaffen. Und aus eben diesen kühneren und fangestüchtigeren Einwanderern von der Oberfläche her ist sehr wahrscheinlicherweise die jetzt in der Tiefe lebende Fischfauna (durch Vererbung und Steigerung der ausschlaggebenden Eigenschaften) hervorgegangen. Viele Jahrtausende mögen vergangen sein, ehe es zur Hervorbildung der jetzt auf dem Meeresgrunde lebenden Arten kam; aber die Natur hat Zeit, und sie kann ihr Tagewerk nach Aeonen bemessen, die für den Menschen eine Ewigkeit sind.

*) So hieß das Schiff der Expedition. Die Redaction.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Bibelwerk für die Gemeinde.** In Verbindung mit mehreren evangelischen Theologen bearbeitet und herausgegeben von Rudolf Friedrich Grau, Dr. und Professor der Theologie zu Königsberg i. Pr. Neues Testament. 2. Auflage. Bielefeld und Leipzig, Belhagen & Klasing. 1889—90. Seit October vorigen Jahres giebt die Verlagshandlung dieses 1876 zuerst erschienene Werk in zweiter Auflage heraus. Es sei zunächst der jedenfalls nicht unwichtigen Aeußerlichkeit gedacht, daß das ganze Neue Testament, wie das erste Mal, in zwei Bänden zu je fünf Lieferungen erscheinen, aber statt 16 nur 12 ℳ kosten soll. Es ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß ein nach Verständniß strebendes Bibellesen in immer weitere Kreise vordringt, wenn ein solches Werk in verhältnißmäßig so kurzer Zeit in zweiter Auflage begehrt wird. Die uns vorliegenden drei ersten Hefte, welche die allgemeine Einleitung zum Neuen Testament von dem Herausgeber, die Auslegung des Matthäus-Evangeliums von demselben, des Marcus-Evangeliums von Lic. Röntsch, des Lucas-Evangeliums von Behrmann und den Anfang der Auslegung des Johannes-Evangeliums von dem Herausgeber, jede einzelne mit kurzen Einleitungen zu der betreffenden Schrift, enthalten, bekunden auf's Neue die der ersten Auflage nachgerühmte Gediegenheit und edle Volksthümlichkeit. Die Verlagshandlung ist auch in der glücklichen Lage, eine Reihe höchst anerkennender Urtheile namhafter Theologen über die erste Auflage zur Einführung der zweiten drucken zu lassen; mehrere dieser Stimmen sind nunmehr verstummt (Büchsel, Max Frommel, v. Harleß, Ahlfeld), haben aber damit ihre Bedeutung nicht verloren. So wollen wir nur auf das Eine hinweisen, was jene Beurtheiler angesichts der Hauptsache, der Schrifterklärung, hervorzuheben versäumt haben, daß die allgemeine Einleitung des Herausgebers allen Denen treffliche Dienste leisten wird, welche über die Offenbarung Gottes in der Natur und der heiligen Schrift, über die Entstehung der neutestamentlichen Schriften und die damit zusammenhängenden Fragen die Ansichten eines wissenschaftlich tüchtigen, wahrheitsliebenden Gelehrten kennen lernen wollen, damit sie sich über die mit so viel Selbstbewußtsein auftretenden Behauptungen der „kritischen" Wissenschaft ihr eigenes Urtheil bilden. Beim Durchlesen der einzelnen zusammenhängenden Erklärungen, namentlich zu Matthäus (Bergpredigt, Gleichnisse) kam uns der Gedanke, ob sich dieselben nicht bei einigem Geschick der Auswahl und der Theilung der Abschnitte ganz gut zu Hausandachten verwerthen lassen könnten. Sind sie auch nicht zur Erbauung im eigentlichen Sinne geschrieben, so werden sie mindestens so viel Erbauung bewirken, als manche Andachtsbücher, die nur ausgeschnittene und zusammengeschnittene Predigtstücke darbieten.

a. **Kennst Du das Land?** Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heiligen Schrift von Ludwig Schneller, Pastor in Bethlehem. Jerusalem, Verlag des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem, in Commission bei der Buchhandlung des Ev. Vereinshauses (Wallmann) in Leipzig. 1889. 386 S. — Nicht die Zahl der Reisebeschreibungen über Palästina will Verf. um eine neue vermehren, sondern Beiträge zum Schriftverständniß will er darbieten auf Grund der Beobachtungen, die er in den

Häusern, auf den Märkten, auf zahlreichen Wanderungen an dem Volke Palästinas gemacht hat. Da der heutige Palästinenser in hundert Fällen noch genau so handelt wie vor Jahrtausenden die Hethiter, Kanaaniter, Israeliten, so kann man von einem sorgfältigen Beobachter, welcher nicht blos flüchtig als Reisender Palästina durchstreift, sondern welcher, wie der Verf., durch sein Amt auf den täglichen Verkehr mit dem Volke angewiesen ist, erwarten, daß er der Auslegung der Schrift manch schätzenswerthen Dienst leistet und das Verständniß für das Leben der Vergangenheit dem Schriftforscher von heute erleichtert. Wer das Buch zur Hand nimmt, der wird solche Erwartung erfüllt finden. Zur Weihnachtsgeschichte, zum Aufenthalt Jesu in Nazareth, zur Leidensgeschichte des Herrn werden von dem Verf. zahlreiche interessante Erörterungen und Bemerkungen gegeben; ein großes Abschnitt des Buches behandelt unter der Ueberschrift „Biblische Spuren in Volk, Haus und Feld Palästinas" Jahreszeiten, Wasser-, Land- und Feldbau, Speisen, Heuschreckenstürme, Kleidung, Wohnungen, Musik u. s. w., der zweite der beiden Haupttheile des Buches führt den Leser nach dem Jordan und dem Todten Meere. Die Darstellung ist lebensvoll und farbenreich; die Ausstattung in Druck, Papier und Einband solid und ansprechend: kurz, das Buch kann Jedem, der Interesse für das heilige Land besitzt und Förderung seines Schriftverständnisses sucht, warm empfohlen werden.

B. K. **Theater und Kirche.** Von einem Theologen. 2. Aufl. Bremen, Heinsius. 1890. 60 ₰. — Der Verfasser giebt auf Grund der vorhandenen Vorarbeiten (Alt, Devrient) einen Ueberblick über die Entwicklung des Schauspielwesens und über die Stellung, welche die Kirche ihm gegenüber eingenommen hat. In Betreff des Urtheils, das ein Christ über das durch unser classisches Drama beeinflußte Theater sich zu bilden hat, ist dem Verfasser der Standpunkt maßgebend, den Martensen in seiner Socialen Ethik vertritt: Das Theater soll eine nationale Veranstaltung sein zu echt künstlerischen, der idealen Wahrheit dienenden Darstellungen; dann kann es auch der Christ anerkennen und besuchen Zur Erreichung dieses Zweckes scheint ihm aber nicht die Herrig'sche Volksbühne, die unseres Erachtens etwas zu gering taxirt wird, das geeignete Mittel, sondern eine Unterstellung des gesammten Theaterwesens unter die Aufsicht des Staates in Verbindung mit allerlei Maßregeln zur Ermöglichung guter Aufführungen an verschiedenen Orten. Ist es denkbar, daß der Staat, der nachgerade Alles machen soll, dazu Zeit und Mittel finden wird?

M.-Fr. **Aus den letzten fünf Jahren.** Fünfzehn Essays von **Hermann Grimm.** Gütersloh, C. Bertelsmann. 1890. XXII, 363 Seiten. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ. — Diese vierte Folge von Essays des bekannten Kunsthistorikers und Goetheforschers H. Grimm enthält blos Aufsätze, die schon an anderer Stelle gedruckt worden sind, die größere Hälfte in der „Deutschen Rundschau". Einige darunter haben früher kräftige Erwiderungen veranlaßt und der Verfasser nimmt auf diese in seinem Vorwort, hier und da auch in Zusätzen, im Ganzen aber nur wenig, Bezug. Sachlich erscheinen die Goethe betreffenden Abschnitte am reinsten, sie decken sich mit dem, was die heutige Goetheforschung annimmt oder erstrebt. Die kunstkritischen dagegen erwecken schon mehr Widerspruch, und mitten hinein in die Tagesfragen mit ihrem Vielerlei von Antworten führen die Aufsätze: Die deutsche Schulfrage und unsere deutschen Classiker, Deutscher Unterricht auf deutschen Gymnasien, Das Denkmal Kaiser Wilhelm's I., auch noch: Die Berliner Jubiläumsausstellung 1887. Der Berichterstatter steht, was die zwei ersten dieser vier Aufsätze und den sich daran anschließenden Streit Grimm-Trendelenburg betrifft, fast ganz auf Grimm's Seite, soweit dessen Verbesserungsvorschläge in Frage kommen. Die Ausstellungen an Grimm's Stil jedoch, welche Tr. macht, hält er andererseits meist für berechtigt, demnach Grimm's Erwiderung (S. 64—75) für verfehlt. Auch des Letzteren Vorstellungen von der regellosen Freiheit, dessen Ungebundenheit und Stilwidrigkeit, unserer Sprache kann er nicht theilen und demnach vieles S. 99—105 Ausgesprochene nicht unterschreiben. Das steht nicht viel höher, hat nicht größeren Werth als Grimm's „Essay" über die Fremdwörterfrage („Rundschau" von 1886). Wer von unseren Lesern wird nicht ebenfalls Anstoß nehmen an Grimm's wunderlichen Mehrzahlformen: Umschwünge (S. 1), Einsamkeiten (160), an einer Fragestellung wie: Vor dem abermaligen Urtheile welcher höchsten Instanz (197)? Wer empfindet nicht das Unschöne seiner Wortbildung in: Gabseligkeit (S. 136), Lionardesk (324), oder: Zurückhaltigkeit (353)? Wer verwundert sich nicht über tiefsinnige Sätze wie S. VII: „Bacon's Essays sind kurze Auszüge gleichsam ungeschriebener umfangreicher Bücher und zugleich Aeußerungen persönlichen Denkens. Die Essayisten bilden eine Schule derer von nun an, die so ihre Gedanken ausschütten." Oder S. 57: „Jung zu sein ist ein süßes Geschäft." Oder S. 75: „Die Bibel ist den Deutschen ins Blut gedrungen"? Wem wird nicht geradezu wie eine Unart jener ungrammatische Gebrauch von Nebensätzen aber selbst einzelner Wörter erscheinen, die Grimm, obgleich sie nur in ganz engem Zusammenhange mit vorausgehenden Begriffen verständlich sind, als selbständige Sätze benutzt? So Seite XXII: „Nichts von unnöthigem Prunk, der diesen Mann umgäbe, dessen er nicht bedarf." So S. 1 f. der eben so schöne Satz: „daß sein Auge nicht geschlossen sei." Es ist sicherlich keine Splitterrichterei, wenn hier darauf aufmerksam gemacht wird, daß sich solche Liliputsätzchen noch in Menge finden, z. B. S. 7, 19, 22, 24, 43, 50, 96, 100 f., 103 (dreimal), 113, 119, 120, 122, 126, 150, 159, 163, 210, 262, 267, 307, 308, 321, 330. Von anderen Stilverstößen sei abgesehen, aber nochmals Einspruch dagegen erhoben, daß derartige Ansichten von unserem Stile für die Neugestaltung des deutschen Unterrichts maßgebend würden. Weder H. Grimm noch P. Güßfeldt können als Kenner oder wenigstens als Vertreter des reineren Sprachgefühles gelten.

Pf. **Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart.** Text, Musik und Scene erläuternd. Von **Otto Reitzel.** 1. Band, erste Abtheilung, Deutsche Opern. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind, 1890. — Der Verfasser, als Kritiker der „Kölnischen Ztg." und als Componist der mehrfach aufgeführten Oper „Der alte Dessauer" wol bekannt, stellt sich in vorliegendem von der Verlagshandlung vorzüglich ausgestattetem 286 Seiten starkem Werke die Aufgabe, die Opern des heutigen Spielplans zum Gegenstand einer in gleicher Weise die Musik wie den Text analysirenden Darstellung zu machen. Im 1. Bande seines Werkes behandelt Reitzel 10 Opern und zwar: von Gluck „Orpheus und Euridice", „Armide" und die beiden „Iphigenien"; von Mozart „Die Hochzeit des Figaro", „Don Juan", „Die Zauberflöte", „Die Entführung aus dem Serail" und „Cosi fan tutte" und Beethaven's „Fidello". Bedenkt man den Reichthum der Opernliteratur, die in den Opern eines Weber, Marschner, Meyerbeer, Lortzing und Wagner, zu denen sich noch die Franzosen und die Italiener sowie in der Betrachtung der neuesten Production auch die Slaven und Engländer zugesellen, ihre hervorragendsten Erscheinungen besitzt, so eröffnet sich dem Blicke eine Perspective auf eine ganze Bibliothek von „Führern". Jedenfalls ist der vorliegende Band etwas breit gerathen, ohne darum erschöpfend zu sein. Und das scheint uns der wunde Punkt der an sich gewiß lobenswerthen Absicht zu sein, dem Laien — da ja der Musiker in seiner Partitur den besten Führer besitzt — einen Begriff von dem technischen Aufbau und dem ästhetischen Feingehalt eines musikalisch-dramatischen Kunstwerkes zu geben. So hübsch sich die einzelnen Capitel des Reitzel'schen Buches lesen, so prächtig die Charakteristiken einzelner Werke und der in ihnen lebendig gewordenen Stilepochen auch gerathen seien, den Stoff nach allen Seiten hin erschöpfend sind sie nicht. So hätte vor Allem der historische Hintergrund, aus dem die Opern herauswuchsen, so hätte auch die Vorgeschichte einzelner Opernstoffe — es sei hier nur an den dichterischen Vorwurf zum „Don Juan" erinnert — etwas eingehender durchpflügt werden können. In Verbindung mit den Betrachtungen, welche hervorragende Biographen von den Meistern und ihren Werken gegeben, in Verbindung mit dem lebendigen Werke selbst wird Reitzel's Führer gewiß viel Gutes stiften und der Anschauung des Laien manche dunkle Stelle im Kunstwerk klären und näher bringen.

M.-Fr. **Die conservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution.** Zustände und Personen. Von **Eugen Guglia.** Gotha, F. A. Perthes. 1890. XV, 531 S. 8 ℳ. — Ein eigenartiges, aber verdienstliches Werk, das erste größere des Verfassers! Es beruht zwar nur auf bekannten und allgemein zugänglichen Büchern, unternimmt aber von einem nicht gewöhnlichen Standpunkte aus die Zusammenstellung und Ordnung des darin verstreuten Stoffes. Die Aufgabe, sagt Guglia S. 21, ist, „lebenskräftige Triebe" in den conservativen Elementen Frankreichs vor 1789 nachzuweisen, die Kräfte der „Wiederbelebung und Wiedererneuerung" (S. VII), die doch auch in den alten Zuständen und Ordnungen lagen. Innere Neigung, so gesteht er offen, mache ihn mehr zum Vertheidiger des Alten als zum Herold des Neuen geschickt. Diese absterbende Welt habe

auch ihren Reiz. Im Ganzen gelingt es ihm nun auch, rein sachlich zu bleiben und besonders in den staatlichen Einrichtungen des alten Frankreich gar nicht unbedeutende Widerstandskräfte nachzuweisen, die nur nicht kräftig zusammengefaßt und verwerthet, vor Allem von dem Königthume selbst zu schnell aufgegeben wurden. Von den drei Büchern, in welche das Ganze zerfällt, ist mir das erste als das werthvollste erschienen, „Institutionen" überschrieben. Es behandelt das Königthum, die Parlamente und die drei Stände, und wird am ausführlichsten in dem zweiten Abschnitt. Das zweite Buch, „Ueberlieferte Bildungselemente", bespricht die Schulphilosophie und Theologie, die Jurisprudenz und die schöne Literatur; sein letzter Abschnitt beweist, ohne es zu wollen, daß alle bedeutenderen „schönen Geister" Frankreichs nicht conservativ waren. Das dritte nimmt die Reactionen gegen die revolutionäre Doctrin zum Gegenstande, welche sich in dem Widerstreite der Philosophen, in den Reihen der praktischen Staats- und Verwaltungsbeamten, auch der Zeitungsschriftsteller und Hofleute, endlich in den Kreisen der Gesellschaft und der Frauen fühlbar machten. Mit klugem Bedacht, wenn auch durchaus nicht vollständig, ist da gar manche Erscheinung zu Rath gezogen, welche sonst todtgeschwiegen oder ganz anders dargestellt zu werden pflegt. Das Buch verdient entschieden, daß darauf aufmerksam gemacht wird. Zu wünschen wäre ihm ein Namensverzeichniß.

L.— Praktische Winke für Einjährig-Freiwillige und deren Eltern, Vormünder rc. Wahl der Waffengattung und des Truppentheils nebst den einschlägigen gesetzlichen Vorschriften der Wehr- und Heerordnung. Herausgegeben von Hilken, Hauptmann a. D. Drittes Tausend. Berlin und Leipzig, Heuser's Verlag (L. Heuser). 60 ₰. — Dieses Büchelchen kann allen Denjenigen, für die es bestimmt ist, bestens empfohlen werden. Die darin vom Herrn Verfasser ertheilten Rathschläge sind offenbar das Ergebniß langjähriger und reicher Erfahrungen auf dem Gebiete des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes. Dabei ist seine Ausdrucksweise so klar verständlich und seine Beurtheilung der einschlägigen besonderen Verhältnisse so durchaus zutreffend, wie wir dies bisher noch in keiner der zahlreich vorhandenen Bearbeitungen desselben Stoffes gefunden haben.

p.— W. Lange, Katechismus der Bauconstructionslehre. Mit besonderer Berücksichtigung von Reparaturen und Umbauten. 2. Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1890. — Von der großen Anzahl der weitbekannten illustrirten Weber'schen Katechismen befinden sich nur noch einige in der 1. Auflage, die meisten haben zum Theil sehr hohe Auflagen erfordert und sind dabei wesentlich verbessert und vermehrt worden. Auch mit dem, von dem Director der Gewerbeschule zu Lübeck, W. Lange, herausgegebenen Katechismus der Bauconstructionslehre, Nr. 105 der Reihe, ist dies der Fall und wenn auch in den 9 Jahren seit Erscheinen der 1. Auflage in dem Bauwesen selbst nicht zahlreiche neue Constructionen zur Ein- bezw. Ausführung gelangt sind, welche eine wesentliche Vermehrung des Inhalts veranlaßt haben könnten, so hat doch die neue Auflage einer verbesserten Darstellung auch durch einige neue Abbildungen, von welchen 277 dem Text eingedruckt sind, sich zu erfreuen. Neben den in 2 Abschnitten behandelten, eigentlichen, einfacheren Constructionsformen von Maurer- und Zimmererarbeiten gelangen auch einige Hilfsmaschinen, wie Rammen, Pumpen, in der durch die Katechismusform gebotenen knappen Weise zur Besprechung, indeß ein 3. Abschnitt der Behandlung der Constructionen verschiedener anderer Gewerken als Tischler, Schlosser, Dachdecker, Glaser gewidmet ist und 2 andere Abschnitte Rathschläge für Ausführung von Reparaturen und Umbauten enthalten, indeß noch ein letzter Abschnitt Anleitung ertheilt für Beantwortung von Fragen, welche die Praxis auch ungefragt aufwirft und die sehr geschickt ausgewählt sind. Für Baugewerken und Bauunternehmer, wie auch für alle Hausbesitzer ertheilt das Buch manche nützliche Auskunft, indeß für den Beginn des Studiums der Bauwissenschaft auch dieser Katechismus gewiß eben solche Anregung bieten wird, wie auf vielen anderen Gebieten diese Weber'schen Schriften als ihren besten Erfolg zu verzeichnen haben.

G. Oe.— Titulaturen, weltliche und geistliche, deutsche und fremdländische. Eine Studie von E. M. Richard. Leipzig, 1890. Fr. Koch. 112 S. 8°. Preis: 1 ℳ. — Der Verfasser hat die Titulaturen und Prädicate zusammengestellt, die im schriftlichen Verkehre zur Anwendung zu bringen sind. Er bespricht die Titel und Würdenbezeichnungen, die den regierenden Fürsten und ihren Familiengliedern in den einzelnen Staaten Deutschlands und des Auslandes zukommen, behandelt dann die Titulaturen des hohen und niederen deutschen Adels, des englischen, französischen, spanischen, portugiesischen, brasilianischen, italienischen, holländischen und russischen Adels, ferner die Bezeichnungen für geistliche Würden, die den Behörden und Beamten zukommenden Prädicate, weiter die Titulaturen, die in den verschiedenen Heeren, in der Diplomatie, bei den städtischen Behörden gebräuchlich sind, und endlich die durch akademische Prädicate, durch Zugehörigkeit zu den Parlamenten und durch Orden und Ehrenzeichen begründete Aenderung des Titels. Das Buch ist umfassend und, so weit man nach Stichproben urtheilen kann, zuverlässig, es wird Denen, die es um Rath fragen, gute Dienste leisten. Daß ein solches Buch auch heute noch ein Bedürfniß ist, obschon unsere formlose und alle Unterschiede vernichtende Zeit von den Titulaturen viele fast ganz weggeräumt hat, bedarf der Auseinandersetzung nicht. Auf Einzelheiten möchten wir an dieser Stelle nicht eingehen. Nur möge noch das hervorgehoben werden, daß das, was der Verfasser über Anwendung einzelner Prädicate nach eigenem Urtheile festsetzt, recht verständig ist; nur darin können wir ihm nicht beipflichten, daß der Besitz eines großen Vermögens das Prädicat „Hochwohlgeboren" nach sich ziehe. Etwas „Geburt" oder „Stand" muß doch auch dabei sein. Aufgefallen ist uns eins. Der Verfasser schreibt: „Seiner Hochwohlgeboren, Herrn Oberst N." Wir mußten seinerzeit schreiben: „An den Königlichen Oberst und Commandeur u. s. w., Herrn N., Hochwohlgeboren."

J. R. Eigene Geschichten. Vier Novellen von Paul v. Szczepanski. Leipzig, Carl Reißner. 3 ℳ. — P. v. Szczepanski gehört zu denjenigen jüngeren Schriftstellern, die sich dem jetzt gerade in Gunst stehenden, ja man kann sagen, sich breit machenden „Berliner Roman", wie er durch Paul Lindau, Max Kretzer und Mauthner geschaffen ist, zugewandt haben: eine dahin gehende Arbeit von ihm „Die Falzgräfin" haben wir früher bereits angezeigt. Nebenbei gesagt, ist dieser „Berliner Roman" eine Besonderheit, die ihre Berechtigung besitzt; nur darf man ihm keine allzu große Bedeutung beilegen und muß sich davor hüten, durch die Brille derer zu sehen, die für ihn mehr in Anspruch zu nehmen lieben; denn er bildet doch nur einen Theil und zwar ein sehr bescheidenes Eckchen unserer Literatur. Die hier vorliegenden Novellen, die unter dem etwas vieldeutigen Titel „Eigene Geschichten" zusammengestellt sind, gehören nicht eigentlich in das Gebiet des „Berliner Romans", sondern nehmen ihre Stoffe und Motive aus aller Welt; dafür kündigt der Verfasser am Schluß jedoch weitere Erzählungen aus Neu-Berlin an. Die „Eigenen Geschichten" sind spannend und flott geschrieben; etwas Besonderes aber haben wir an ihnen nicht entdecken können.

△ Es ist eine beklagenswerthe Thatsache, daß das Verständniß zur Führung eines Haushaltes so Vielen abgeht, die trotzdem an die Gründung eines solchen gehen. Die Verbreitung der bezüglichen praktisch hochwichtigen Kenntnisse ist daher ein gutes Werk, dieselbe ist auch in neuerer Zeit mehrfach durch Wort und That, durch Veröffentlichung bezüglicher Schriften, Errichtung von Koch-, Haushaltungs- und Nähschulen u. s. w. gefördert worden. Insbesondere ist der frühere Rechen- und Naturwissenschaftslehrer der höheren Mädchenschule in Baden-Baden Adolf Mang nach dieser Richtung unermüdlich thätig. Seiner „Praktischen Anleitung zur häuslichen Buchführung und Wohlfahrtspflege" und seinem Schriftchen „Sparsamer Haushalt" hat derselbe neuerdings einen ausführlicheren Rathgeber für Arbeiterfamilien und kleinere Geschäftsleute unter dem Titel „Die Führung eines kleinen Haushaltes in bescheidenen Verhältnissen" (Heidelberg, Georg Weiß) folgen lassen. In demselben legt er die Vorbedingungen zur guten Führung eines einfachen Haushaltes, den Segen guter und die betrübenden Folgen schlechter Hauswirthschaft in eindringlichen Worten dar und giebt gute Rathschläge über die zweckmäßigsten Wege, um gute Hausfrauen für den Arbeiterstand heranzubilden, über die Führung des Haushaltes bei geringem Einkommen, über richtige Auswahl und Einrichtung der Wohnungen, der Kleidung und Ernährung, — in der letzteren Beziehung im Anschlusse an die vortrefflichen Ausführungen der preisgekrönten Schrift des Dr. Meinert „Wie lebt man gut und billig?" Als besonderer Vorzug der Mang'schen Schrift muß es bezeichnet werden, daß dieselbe auf das Ergebniß zahlreicher Erkundigungen gegründet ist, welche bei Geschäftsleuten und Arbeiterfamilien der Verfasser eingezogen hat, welcher übrigens mittheilt, daß er bei Herstellung seiner astronomischen Lehrmittel Jahre lang manche Ferien gemeinschaftlich mit den Arbeitern eines Eisenwerks gearbeitet und dabei den Arbeiterstand hochschätzen gelernt habe.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 55. Donnerstag, den 8. Mai. 1890.

Das Kloster Krenzberg.

Eine Frühlingsfahrt in die Rhön von Alban v. Hahn.

Wen zog es nicht hinaus ins Freie, als kurz vor Ostern der langersehnte Frühling so plötzlich seinen Einzug halten zu wollen schien, als oon den knospenden Bäumen zum ersten Mal wieder der muntere Ruf der Vögel erklang, als sich überall neues Schaffen in der Natur bemerkbar machte! Auch uns hatte jener Wandertrieb ergriffen, und schnell, als die Sonne am Charfreitag früh so freundlich durch die Fenster lachte, machten wir uns auf und strebten mit dem ersten Zug dem Thüriager Wald zu, um eine längst geplante Forschungstour durch diesen in die nahe Rhön zu unternehmen.

Durch die, den Thüringer Wald durchschneidende Bahnliaie von Neu-Dietendorf über Oberhof nach Ritschenhausen ist der Besuch aller wohlbekannten Sommerfrischen in den herrlichen Wäldern bedeutend erleichtert worden. Man braucht nicht mehr lange Strecken in der Ebene auf staubigen Straßen zurückzulegen, um an den Fuß des Gebirges zu kommen, das Dampfroß führt uns mitten hinein in dieses schöne Stück Erde. Nach einer Eisenbahnfahrt von nur wenigen Stunden war Gräfenroda erreicht, der erste Ort, der schon ganz im eigentlichen Thüringer Wald liegt, und bald befanden wir uns auf der Straße, die von da, dem Lauf der wilden Gera entgegen, nach dem Kamm des Gebirges, nach Oberhof führt.

Nichts regte sich ringsum, und obwohl die Sonne warm genug schien, um die Menschen aus ihren engen Häusern herauszulocken in die erwachende Natur, in den herrlichen Frühlingstag, so waren doch allenthalden die Straßen und Wege wie ausgestorben. Nur fernes Glockenläuten von den verschiedenen Walddörfern und Weilern erinnerte daran, daß die Mittagszeit herangekowmen war. Unwillkürlich fiel einem da jene herrliche Schilderung des Charfreitagszauders aus „Parsifal“ ein, wo der greise Gurnemanz in die Worte ausbricht:

Nun freut sich alle Kreatur
Auf des Erlösers holder Spur,
Will ihr Gebet ihm weihen.
Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:
Da blickt sie zuw erlösten Menschen auf;
Der fühlt sich frei von Sündenangst und Grauen,
Durch Gottes Liebesopfer rein und heil.
Das merkt nun Halm und Blume auf den Auen,
Daß heut' der Menschen Fuß sie nicht zertritt,
Doch wohl, wie Gott mit himmlischer Geduld
Sich sein erbarmt und für ihn litt,
Der Mensch heut' auch in frommer Huld
Sie schont mit sanftem Schritt.
Das dankt nun alle Kreatur,
Was all da blickt und bald erstirbt,
Da die entsündigte Natur
Heut' ihren Unschuldstag erwirbt.

Es war auch wirklich so. Doppelt schienen sich die Vögel ihres Lebens zu freuen und durch lauten Gesang ihrer Freude Ausdruck zu geben; in den schönsten Farben prangten die ersten Frühlingsblumen auf den Wiesen. Nur die Wälder standen noch grau und scheinbar leblos da, doch auch in ihnen machte sich das neue Leben rege und schon war der kräftige Duft der sich entwickelnden Blätterknospen bemerkbar. So schritten wir lange dahin, immer im lieblichen Thal der wilden Gera, neben uns den murmelnden Bach. Hoch oben, an der einen Thalseite führt der Schienenweg die keuchende Locomotive der Höhe zu und erst oon unten aus lassen sich die großartigen Bauten, die nothwendig waren, um der Eisenbahn den Weg bis fast zum Kamm des Gebirges zu bahnen, ordentlich würdigen. Infolge mehrfacher Erdrutschungen haben sich Mauerungen oft oon der Sohle des Thals bis weit über die Höhe des Schienenweges nöthig gemacht, während an anderer Stelle tiefe Einschnitte oder kleine Tunnels hergestellt werden mußten. Nach einer Wanderung von nicht ganz zwei Stunden gelangt man an den Punkt, wo die Straße nach Oberhof die bisherige, welche weiter in das bekannte Gehlbergsthal führt, oerläßt und gleich ziemlich steil anzusteigen beginnt. Hier trafen wir auf den ersten Schnee an den Seiten der Straße: daneben freilich blühten schon schlanke Anemonen und Primeln und Schlüsselblumen reckten ihre bunten Köpfchen der Sonne zu. Auch die tiefrothe Daphne war schon an ihren Rispen erblüht und strömte leichten Duft aus. Einzelne Schmetterlinge zeigten sich, und vor Allem waren es mehrere Trauermäntel, welche den Wanderer ein Stück Wegs degleiteten. Empfanden auch sie den Zauber des höchsten Schmerzenstags, zugleich durch ihr frühes Erscheinen aus der todten Chrysalide an die nahe Auferstehungsfeier erinnernd? Immer höher stieg der Weg, der nun mehrmals ganz mit Schnee bedeckt war. Ueberall zrigte sich die Arbeit der Holzknechte, welche die im Winter gefällten Bäume ihrer Zweige beraubt uad sie selbst nahe den verschiedenen Bachläufen geschafft hatten, oon wo sie später durch die oermehrten Wassermengen der einzelnen Rinnsale thalabwärts befördert werden sollen. Weiter oben ist ein Teich aufgestaut, dessen Schleusen dazu geöffnet werden; dann erstarken schnell die jetzt im Moos und dürren Laub des vergangenen Herbstes kaum sichtbaren Wasseradern und tragen mit lautem Gebraus die schweren Stämme der Ebene zu.

Der Ort Oberhof, welchen wir nach einer weiteren Stunde tüchtigen Ausschreitens erreichten, hatte noch nicht sein Empfangsgewand angezogen, doch überall rüstete man sich schon auf den zu erwartenden Fremdenzuzug. Ist er doch besonders seit dem Aufenthalt der Söhne des Kaisers dort in die Reihe der beliebtesten Sommeraufenthalte getreten. Jetzt wehte der Wind noch kalt über den großen Wiesenplan, der den Ort in weitem Kreis umgiebt, und die öden Schneefelder ringsum verliehen der Gegend einen öden Anblick. Nun ging es thalabwärts, und bald gelangten wir nach Zella St. Blasii, einem jener freundlichen, gewerbthätigen Städtchen, wie man ihnen so vielfach im Gebiet des Thüringer Waldes begegnet. Von dort brachte uns die Eisenbahn noch bis nach Mellrichstadt, dem ersten größeren Ort auf bayerischem Gebiet. In seiner Nähe fand im Jahre 1077 eine Schlacht zwischen Kaiser Heinrich IV. und dessen Gegenkaiser Rudolf oon Schwaden statt.

Von Mellrichstadt aus ist's nicht mehr weit nach Neustadt an der fränkischen Saale, von wo den Reisenden eine Zweigbahn in einstündiger Fahrt durch das Brentthal nach Bischofsheim an der Rhön befördert. Schon kurz hinter Neustadt verändert sich die Gegend merklich: das fruchtbare freundliche Gelände, in welchem

der Wanderer bisher dahinschritt, weicht einer ernsteren, rauheren Umgebung. An vielen Stellen tritt der dunkle Basalt, welcher ja den Urstock des ganzen Rhöngebirges bildet, zu Tage, vor Allem im Flußlauf der Brent, die dadurch oft ein fast schwarz scheinendes Wasser führt. Die Orte, welche die Bahn durchschneidet, haben schon ein anderes, charakteristischeres Ansehen, möchten wir sagen, gegen die Dörfer im Thal der fränkischen Saale und hier und da sehen wir schon die eigenthümliche Tracht der Rhönbewohner. Die große Zahl der Crucifixe und Heiligenbilder in den Dörfern und an den Wegkreuzungen belehrt uns, daß wir uns in durchaus katholischer Gegend befinden.

Bischofsheim ist ein alterthümliches Städtchen mit 1500 Einwohnern und gehört neben Kissingen, Brückenau und Bocklet zu den größten Orten in der Rhön. Gleich beim Eintritt in die Stadt vom Bahnhof aus bemerkt man an der Straße einen Denkstein an die Besetzung und theilweise Verwüstung Bischofsheims durch die Schweden im Jahre 1639, wie denn überhaupt die ganze Gegend, trotz ihrer Abgelegenheit, im dreißigjährigen Krieg viel zu leiden hatte. Bis auf unsere Zeit hat sich folgender Vers erhalten, der in der Rhön entstanden sein soll und den wir allerdings noch nirgends anders gehört haben:

Der Schwed is gekomme
Hat alles mitnomme
Hat Fenster nein geschmisse
Hats Blei raus gerisse
Hat Kugel gegosse
Und Leut todt geschosse.

Heut zu Tag merkt man nichts mehr von jener wüsten Zeit und Bischofsheim macht einen wohlhabenden, behäbigen Eindruck. Mehrere stattliche Wirthshäuser deuten auf einen starken Fremdenverkehr im Sommer, und die vielen Läden und Verkaufsstellen zeigen, daß der Ort der Mittelpunkt für eine große Anzahl umliegender Dörfer sein muß. Auf dem Markt bemerkt man zwei alte Brunnen mit ungewöhnlich großen achteckigen eisernen Trögen, deren einzelne, kunstvoll ausgeführte Platten neben mehreren Wappen und Inschriften die Jahreszahl 1582 führen. Das Material, aus welchem dieselben gegossen sind, soll den in der Nähe befindlichen Eisenbergwerken entstammen, welche zur damaligen Zeit in Betrieb waren. Später wurden diese Gruben verlassen und heut zu Tag weiß man kaum noch die Stellen anzugeben, wo sie gewesen sind. Jetzt besteht die einzige Ausbeute aus dem Stock des Gebirges, aus dem Basalt, welcher seiner besonderen Härte wegen ein gesuchtes Material für Straßenbau bildet. Eine große Drahtseilbahn führt die gewonnenen Steine direct aus den Brüchen in den Bergen den Eisenbahnwagen auf dem Bischofsheimer Bahnhof zu. Einer weiteren Merkwürdigkeit begegnet man an der Rückseite des Rathhauses gegenüber der Apotheke. Dem ersten Anschein nach glaubt man es mit dem gewaltigen Capitäl einer Säule zu thun zu haben, welche etwa in halder Manneshöhe aus dem Baden emporragt. In der glatten Oberfläche befinden sich vier weite runde Löcher, welche mit Ausflußöffnungen nach unten versehen sind. Der Güte des Vorstandes des Rhönclubs, Section Bischofsheim, Hrn. königl. Forstmeister Fuchs, verdankt der Verfasser die folgende Erklärung: „Der fragliche Stein vor dem hiesigen Rathhause war ein Getreidenormalmaß, und zwar die vier Vertiefungen zusammen eine bayerische Metze. In der Mitte des Steins befand sich damals eine bewegliche Eisenstange zum Abstreichen der überflüssigen Frucht; die Oeffnung ist jetzt mit Blei zugegossen. Der Stein heißt jetzt im Volksmund der „Norbelstein“ = Normalstein. Die vier Abtheilungen ergaben die vier Viertelmetzen und die Oeffnungen wurden beim Messen mit Hölzern verschlossen.“

Dicht an Bischofsheim schließt sich, fast nur durch den Kirchhof des Ortes getrennt, das langgestreckte Dorf Hasselbach an, durch welches sanft ansteigend der Weg zum Kreuzberg führt. Eine hier von Staatswegen eingerichtete Schnitzschule soll dazu beitragen, für die Bewohner dieses Theils der Rhön einen neuen Erwerbszweig während des langen, hier oft sieben bis acht Monate währenden Winters zu schaffen.

Die Rhön ist von Natur arm und bietet nur kärglichen Unterhalt; und auch dieser muß dem Boden mit großen Anstrengungen abgewonnen werden. So sieht man beim Ackern meist drei bis vier Zugthiere angespannt, um die Pflugschaar durch den harten Boden zu ziehen, und die Ernte ist trotz aller Bemühungen oft dürftig genug, wenn sie nicht etwa durch einen frühen Schneefall an den höher gelegenen Stellen ganz und gar zu Grunde gerichtet wird. Auch der Kartoffelbau ist dieser Gefahr unterworfen. Ein kleiner Ersatz bietet sich allerdings in der Ergiebigkeit der Wiesen in den Thälern und auf den trockenen Anhöhen des Gebirges, so daß die Viehzucht noch einigermaßen einträglich zu sein scheint. Freilich begegnet man auch hier den Klagen, daß der wenige Gewinn durch den herrschenden Unterhandel, der sich meist in jüdischen Händen befindet, arg geschmälert wird. Wie fast im ganzen nördlichen Franken in den kleineren Orten, so ist auch hier der Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer so gut wie aufgehoben und kaum der kleinste Handel läßt sich bewerkstelligen ohne einen Vermittler, der in vielen Fällen dann den Löwenantheil des Gewinnes davonträgt. Eben aber durch ihre Mittellosigkeit ist die ärmere Classe ganz in den Händen dieser Unterhändler, die oft geradezu einen „Ring“ bilden, und der Einzelne kann sich nicht oder nur äußerst schwer davon emancipiren. Daß dann manchmal eine Art Fatalismus Platz greift, ist nicht zu verwundern, und der wieder findet seinen Ausdruck in einer so gläubigen und vertrauensseligen Religiosität, daß dieselbe oft zum Aberglauben wird. Es ist nicht zu leugnen, daß sich gerade in der Rhön besonders viel Wunder- und Aberglauben erhalten hat. Dazu kommt freilich, daß die geschichtlichen Ueberlieferungen hier bis sehr weit zurückgehen; haben wir doch die ersturkundlichen Nachrichten bereits aus dem achten Jahrhundert. Schon vor dem heiligen Bonifacius, der 741 auf der Salzburg bei Neustadt den ersten Bischof von Würzburg weihte, hat der heilige Kilian, als Schutzpatron Frankens, bereits gegen Ausgang des siebenten Jahrhunderts auf dem Kreuzberge gepredigt.

Am Ende des Dorfes Hasselbach führt ein Fußweg mit dem ominösen Namen „die Kniebreche“ steil aufwärts in die Berge. Nach kurzem Steigen betreten wir einen Buchenwald, der jetzt freilich noch kahl und grau aussieht, während unser Fuß das dürre Laub des vorigen Herbstes aufwühlt. Nur die Vögel wissen schon, daß überall draußen im Land der Frühling eingezogen ist, und singen fröhliche Lieder und hüpfen zutraulich um den einsamen Wanderer. Höher und höher steigen wir, bis wir uns, aus dem Wald heraustretend, auf einer Hochwiese befinden, nicht mehr weit vom Schutzhaus des Rhönclubs entfernt, zu welchem eine Allee von Vogelbeerbäumen führt. An drei mächtigen Kreuzen erkennen wir, daß unser Ziel, das Kloster Kreuzberg, nicht mehr weit ist. Schon hier hat man einen schönen Blick auf die Thäler nach Osten und die sich immer weiter hinziehenden Berge der hohen Rhön im Norden. Nach einer guten Stunde, nachdem man Hasselbach verlassen hat, ist das Kloster erreicht. Es liegt etwa 60 Meter unterhalb des Gipfels des Berges an dessen Westseite und besteht aus einer Kirche, den eigentlichen Klostergebäuden und einem Wirthshaus, welches den ungezählten Wallfahrern, die im Sommer hierher pilgern, Unterkunft bietet, soweit sie nicht im Kloster selbst beherbergt werden können. Auf unser Läuten an der Pforte öffnet der freundliche Frater Eustachius und geleitet uns in das „Touristenzimmer“, in welchem bald ein tüchtiges Feuer wohlthuende Wärme verbreitet; denn hier oben weht der Wind noch rauh und überall im Hof und um die Kirche herum liegen die Schneehaufen, die die Sonne noch nicht wegzuschmelzen vermochte.

Die erste verbürgte Nachricht vom Kreuzberg selbst, der in einer Urkunde von 1164 den Namen Aichberg (Asenberg?) führt, stammt aus dem Jahre 1582, zu welcher Zeit der Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn dort oben drei steinerne Kreuze und eine Schutzhütte errichten ließ und zugleich anordnete, daß die Franziskanermönche von Dettelbach am Main an bestimmten Wallfahrtstagen Andachten hier oben abhielten. Bis dahin hatte nur ein einzelnes hölzernes Kreuz auf der Spitze des Berges den Ort bezeichnet, an welchem der heilige Kilian einst geweilt haben soll. In Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war in Bischofsheim eine kleine Ansiedlung der Jünger vom heiligen Franziskus von Assisi geschaffen worden, welche den Sommer über auf dem Kreuzberg wohnten und in einer einfachen Kapelle den Gottesdienst verrichteten. Zur damaligen Zeit entstand auch ein langwieriger Streit über die Angehörigkeit des Berges unter Fuldaische oder Dettelbacher kirchliche Oberhoheit, der aber zuletzt zu Gunsten des fränkischen Bisthums seinen Austrag fand. 1681 wurde mit dem Bau der jetzigen Kirche und des anstoßenden Klosters begonnen und elf Jahre später, 1692 am 6. Juli, wurde das neue Gotteshaus feierlich eingeweiht. Eine noch vorhandene Aufzeichnung nennt die Gaben, welche von opferwilligen Gläubigen seit Grundsteinlegung des

Klosters gespendet worden waren, wobei unter Anderen der Scharfrichter Michael Luchs von Hünfeld mit 375 Gulden verzeichnet ist. Das nahe Wirthshaus trägt über seiner Thüre die Jahreszahl 1687. An der äußeren östlichen Wand der Kirche sind drei steinerne Köpfe eingemauert, welche von den, vom Fürstbischof Echter von Mespelbrunn errichteten Kreuzen herrühren. — Entsprechend der hohen und rauhen Lage sind sämmtliche Gebäude in der solidesten Weise aufgeführt. Gegen Südosten bietet der Gipfel des Berges, an welchen sich die Kirche anlehnt, Schutz, doch sollen die Nordstürme im Winter oft so hausen, daß der Schnee manchmal bis an das erste Stockwerk hinaufreicht, und an ein Verlassen der Gebäulichkeiten nicht zu denken ist. Dicke Mauern schützen die Inwohner vor Kälte und die nahen Wälder bieten genug Heizmaterial für die lange Winterzeit. Im Kloster selbst, doch noch außerhalb der Clausur, steht der sog. Fürstenbau, der 1699 vom Fürstbischof Philipp v. Greifenklau errichtet wurde, um seinen vielen Gästen, die oft mit ihm hierher zur Jagd kamen, Unterkunft zu bieten. An der Nordseite des Baues bemerkt man noch das Greifenklau'sche Wappen mit der Jahreszahl 1706. Jetzt dient es zur Unterkunft weiblicher Besucher, die, außer an den Wallfahrtstagen, wo die Clausur aufgehoben ist, das eigentliche Kloster nicht betreten dürfen, und für welche hier freundliche Fremdenzimmer eingerichtet sind. Doch auch die Gastzellen im Kloster selbst lassen nichts zu wünschen übrig. — Nachdem im Jahre 1806 infolge der allgemeinen Säcularisation der Klöster in Bayern auch der frommen Stiftung auf dem Kreuzberge die letzte Stunde geschlagen hatte und das Kloster auf den Aussterbeetat gesetzt worden war, erhielt es zehn Jahre später die Erlaubniß zum Fortbestehen. Es wird von zwei patres und sechs fratres bewohnt, die sich in alle häuslichen Arbeiten theilen, und für wen der freundliche Bruder Pförtner Eustachius sorgt, der ist wohl aufgehoben.

Einen eigentlichen Ueberblick über die ganze Gegend bekommt man erst von dem Gipfel des Berges. Auch heute steht hier noch ein 20 Meter hohes hölzernes Kreuz mitten im Gebrause der wehenden Stürme, im Kampf gegen die antobenden Elemente. Fast schwarz geworden von den Einflüssen der Witterung ragt es hinaus in die weite Ferne, sieghaft wie der Glaube, den der fromme Heilige hier aben vor 1200 Jahren unter den größten Fährlichkeiten gepredigt haben soll, der Glaube, den selbstlose, opfermuthige Priester zu jeder Zeit und noch heute den Heiden zutragen. — Neben dem Kreuz steht ein niedriger Aussichtsthurm, von dem aus man die ganze Gegend überschaut. Und selten wird sich eine so weite, umfassende Aussicht finden. Weit schweift der Blick über die Berge des Thüringer Waldes und nach Franken hinein. Wir können die Ritenburg bei Bamberg unterscheiden und das Haus auf dem Inselsberg. Näher vor uns liegen die Städte an der Saale mit ihren alten Mauern und Thürmen, wie Neustadt, Münnerstadt u. a. m., und die ehrwürdige Salzburg scheint uns einen Gruß herüber zu winken. Rückwärts nach Norden und Nordwesten erblicken wir die Berge der Rhön, während uns die Aussicht in die Gegend von Fulda durch den langgestreckten Rücken des Dammersfeldes verdeckt bleibt. Wir wüßten keinen Ort, wo man so gut einen vollständigen Ueberblick über ein ganzes Gebirge mit seinen charakteristischen Merkmalen hat, wie hier vom Kreuzberg über die Rhön.

Das Rhöngebirge, im Süden von der fränkischen Saale, im Nordost und Nordwest von der Werra und der Fulda begrenzt, zerfällt in drei Hauptabtheilungen, die südliche, die hohe und die vordere Rhön. Der Kreuzberg, 931 m hoch, gehört zur südlichen Rhön. Dieselbe ist noch verhältnißmäßig die fruchtbarste, indem hier die hochgelegenen Wiesen meist ganz trocken sind und infolge dessen gutes Futter liefern, während die hohe Rhön, wie Daniel sagt, selbst Kenner des höchsten europäischen Nordens durch ihre wahrhaft scandinavische Sterilität überrascht. Ein Ausflug nach dem Dammersfeld, 925 m, den wir am Nachmittag unternahmen, gab uns Gelegenheit, uns von der Wahrheit dieses Ausspruches zu überzeugen. Eine andere Eigenthümlichkeit des Gebirges besteht darin, daß ja gut wie gar keine einzelnen Höhenzüge vorhanden sind, sondern sich die Berge meist isolirt aus der niedrigeren Hochebene erheben. Wir mußten daher, um nach dem Dammersfelder Wiesenhaus zu gelangen, bis ganz zur Sohle des Gebirges, zum kleinen Flüßchen Sinn herabsteigen, um dann wieder in steilem Aufstieg die gegenüberliegende Höhe zu erklimmen. Doch war der Weg äußerst interessant. Bald durch weite Buchenwaldungen hindurch, bald über ausgedehnte Waldwiesen, immer den bunten Bezeichnungen an den Bäumen, mit denen der Rhönclub in verdienstvollster Weise die verschiedenen Wege markirt hat, folgend, erreichten wir nach einstündiger Wanderung Wildenfleck; nach einer weiteren Stunde waren wir endlich, zuletzt ziemlich ohne Weg, bei dem Wiesenhaus, welches man in weiter Ferne vom Kreuzberg aus liegen sieht, angekommen. Es ist dies ein größeres Bauwerk und diente ursprünglich den Hirten und Heerden, die hier oben weideten und den Fuldaer Bischöfen gehörten, zur Unterkunft. Jetzt ist es von einem Waldhüter bewirthschaftet, der auch Fremde beherbergt. Unwillkürlich wurden wir an die Beschreibung des westfälischen Bauernhauses erinnert, als wir die große Halle betraten in der Mitte des Hauses, in welcher der Herd stand, sich einiges Kleinvieh herumtrieb, und welche auch zum Aufenthalt der Familie zu dienen schien. Doch wurde dem Gast ein kleineres Zimmer angewiesen und der Kaffee der gefälligen Wirthin war gar nicht schlecht; auch der frische Osterkuchen mundete nach dem zweistündigen Marsch. Daß während dieser Zeit kleine Gänschen im Zimmer umherliefen und eine besonders muthige Henne auf den Tisch sprang, um die herumliegenden Brocken aufzupicken, störte den Verfasser nicht weiter.

Die Häuser in der Rhön sind meist aus Fachwerk erbaut und an der Wetterseite mit Schindeln aber Schiefer bedeckt. Oft sind von außen große Holzstöße bis unter das Dach aufgeschichtet, aus denen die kleinen Fenster nur wie trübe Augen hervorschauen. Die Kälte des Winters gebietet diese Schutzvorrichtung.

Von dem nahen Pavillon, der sich auf der höchsten Spitze am Dammersfeld befindet, sieht man in die Fuldaer Gegend. Bei gutem Wetter soll man Fulda selbst erblicken. Dies zwar sahen wir nicht, doch wurden wir durch einen prächtigen Sonnenuntergang reichlich entschädigt. Nun ging es wieder bergab nach dem nächsten Ort Reusendorf, doch vorher wurde der Verfasser auf sehr schlagende Weise von dem Vorhandensein sumpfiger Wiesen und weicher Moore überzeugt, an die er bisher nicht recht geglaubt hatte, obwohl er davor gewarnt worden war. Denn plötzlich sank er an einer Stelle, die er eben noch zuvor ihres besonders grünen Aussehens halber betrachtet hatte, bis über die Kniee in den weichen Sumpf, und nur, da der Schritt vom festen Boden aus zufällig kein großer war, gelang es ihm ziemlich leicht, sich wieder herauszuhelfen. Später wurde ihm von einem Einwohner des nahen Dorfes, welcher ihn ob der noch sehr sichtbaren Spuren dieses Unfalls an seinen Kleidern befragte, erzählt, daß man sich unter Umständen aus solchen Mooren überhaupt ohne fremde Hilfe nicht retten könnte, ja es gäbe einzelne Stellen, wo der Sumpf sa tief sei, daß man ganz und gar untergehen könnte. — Wohlthuend war der Eindruck beim Durchschreiten der beiden, schon oben genannten Dörfer; Feierabend war eingetreten, und ausruhend von des Tages Arbeit, in froher Aussicht auf den morgenden Ostertag, saßen die Bewohner vor den Thüren ihrer Häuser, während aus vielen Schornsteinen der Rauch von der Bereitung der Abendkost in die klare Luft emporstieg. Hie und da trieb noch ein Bursche ein Stück Vieh zum Stall, aber überall herrschte schon vorbereitende Ruhe auf die kommende Festzeit. Besonders erwähnt sei noch die Freundlichkeit, mit welcher jeder Begegnende den Wanderer grüßte und auf seine Fragen Auskunft gab; wie man man ja überhaupt dem Rhönbewohner Zuvorkommenheit und freundliches Wesen nachrühmt. Ueber seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit stellen ihm allerdings die, welche es verstehen müssen, kein so gutes Zeugniß aus. — Erst bei dunkler Nacht gelangten wir wieder zum Kloster, von wo uns schon der besorgte Bruder Pförtner entgegengegangen war, da er fürchtete, wir möchten uns im Wald verirrt haben. Das trotz der noch herrschenden Fastenzeit vortreffliche Abendessen und ein frischer Trunk des weit und breit bekannten Kreuzberger Biers, welches im Kloster selbst gebraut wird, ließen bald die Ermüdung vergessen, so daß noch einige Stunden in anregender Unterhaltung mit mehreren Fratres schnell dahin gingen. Erst spät suchten wir unsere Zelle auf; schon waren alle Gänge im Kloster dunkel, nur die ewige Lampe vor einem Muttergottesbild am Ende des großen Corridors, auf welchen die einzelnen Zimmer münden, verbreitete ein mattes Licht. — Am andern Morgen, am Ostersonntag, ertönten zum ersten Mal wieder seit zwei Tagen die Glocken, hatten sie doch in dieser Zeit nach der Legende der katholischen Kirche den Flug nach Rom unternommen, um neu gesegnet den Auferstehungstag des Heilandes einläuten zu können. Bald erblickte man von allen Seiten die Kirchenbesucher den Berg heraufschreiten, um dem festlichen Hochamt beizuwohnen, zugleich sich des herrlichen Frühlingsmorgens erfreuend. Von der Spitze

des Berges aus sah man jetzt alle die kleinen Orte in den zerstreuten Thälern im Morgensonnenglanz und vom Johannisfeuer aus, dem südlichsten Punkt des kleinen Plateaus, war die Aussicht wieder entzückend. Woher der Name Johannisfeuer stammt, konnte der Verfasser nicht erfahren; doch ist es einer der interessontesten Punkte, da hier offenbar in vorgeschichtlicher Zeit ein Bergrutsch stattgefunden haben muß. Wild aufeinander gethürmt liegen mächtige Basaltblöcke, bald vom Gestrüpp der Heidel- und Preißelbeeren überwuchert, bald nockt und der langsamen Verwitterung preisgegeben. An geeigneten Stellen sind vom Rhönclub Anpflanzungen von Alpenrosen gemacht worden, die gut fortkommen. Noch dem Mittagessen, welches im Kloster schon um 11 Uhr eingenommen wird, verließen wir den Kreuzberg, froh der hier verlebten Stunden. Als wir uns auf dem Rückweg wieder Hasselboch näherten, luden die Kirchenglocken die Einwohner zum Nachmittagsgottesdienst ein und wir hatten das interessante Schauspiel, die ganze Kirchfahrt der großen Dörfer in ihrem Sonntagsschmuck an uns vorbeiziehen zu sehen. Hatten wir uns über die oft mehr als dürftige Kleidung der Bewohner an den Werkeltagen gewundert, so waren wir nicht weniger erstaunt über die vielen bunten seidenen Röcke und Umschlagtücher, welche jetzt zum Vorschein kamen. Auch die plumpen hölzernen Schuhe, wie man sie sonst nur im Elsaß sieht und die das Nahen des betreffenden Besitzers schon von Weitem verkünden, waren verschwunden; an ihrer Stelle trugen die meisten Frauen zierliche Lederschuhe. Der Kopf ist mit einem möglichst vielfarbigen Tuch in eigenthümlicher Weise mehrmals umwunden. Und wir können sagen, daß es ein lieblicher Anblick war, diese fröhliche, bunte Schar die lange Dorfstraße hinob wollen zu sehen. Nachdem wir uns noch in Neustadt eine Zeit lang verweilt hatten, um die hochinteressonte Salzburg in Augenschein zu nehmen, brachte uns die Eisenbahn spät Abends wieder in die Heimath.

Sollte der Verfasser durch seine Schilderung dazu beigetragen haben, die Aufmerksamkeit eines oder des anderen Reisenden auf diese noch so wenig bekannte Gegend hingelenkt zu hoben, die doch so viel des Interessanten bietet, so würde ihm dies zur Freude gereichen. Gerade für eine Pfingsttour eignet sich die Rhön besonders.

Bücherbesprechungen.

L.— Karl Graf zu Wied, Königlich Preußischer Generallieutenant. Ein Lebensbild zur Geschichte der Kriege von 1734 bis 1763, nach den hinterlassenen Papieren des Verewigten und anderen ungedruckten Quellen von Fr. v. d. Wengen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1890. 10 ℳ — Der durch seine „Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866“ schnell bekannt und mit Recht berühmt gewordene Hr. Verfasser hat auch in dem, hierüber genannten, neuen Werke sich als echter und rechter Geschichtsforscher und Kriegshistoriker bewiesen. Auf der Höhe vollster Unparteilichkeit stehend, verfolgt er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn und unermüdlicher Ausdauer als vornehmstes Ziel die gründliche Klarlegung der historischen Wahrheit, und zwar ohne im Mindesten darauf Rücksicht zu nehmen, ob durch diese Enthüllungen irgendwelches bis jetzt unangefochten dagestandenes Heldenthum geschädigt wird. Der Hr. Verfasser nennt sein, vornehmlich aus den Archiven und Familienpapieren des vormols reichsgräflichen, jetzt fürstlichen Hauses Wied und anderen handschriftlichen Nochlässen geschöpftes Werk ein Lebensbild, und thatsächlich beschreibt dasselbe ja auch den Lebenslauf des Grafen Karl zu Wied von der Geburt an bis zu seinem Tode; aber der Schwerpunkt des Buches liegt trotzdem außerhalb der persönlichen Erlebnisse des Grafen Karl, in der vortrefflichen Schilderung der, im zweiten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden politischen, sittlichen und militärischen Anschauungen, und ganz besonders in den, auf gründlichster Forschung fußenden Charakteristiken der preußischen Heerführer im siebenjährigen Kriege, einschließlich derjenigen des großen Königs. Die Thatsache endlich, daß es dem Herren Verfasser gelungen ist, über so viele, bisher in Dunkel gehüllte, Einzelnheiten des siebenjährigen Krieges völlige Klarheit zu verbreiten, erhebt das Buch desselben zu einem kriegshistorischen Werke von solcher Bedeutung, daß dasselbe allen, insbesondere aber den der Armee angehörenden, Geschichtsfreunden wärmstens empfohlen zu werden verdient.

B.K. Das Verschwinden der Emma Tacke, wie es geschah und was es uns lehrt. Leipzig, Buchhondlung des evang. Bundes, Karl Braun. 1890. 10 ₰. — Emma Tacke heißt das evangelische Mädchen in Elberfeld, das gegen der Eltern Willen katholisch geworden ist. Der Name hat in dem confessionellen Hader der Rheinlande eine gewaltige Rolle gespielt, und jetzt, acht Jahre nach dem Uebertritt, wird die Geschichte nochmals ausführlich berichtet in einem Hefte, dessen äußere Ausstattung ein wenig an „Eisenbahnlectüre“ erinnert. Das Vorkommniß, der Uebertritt eines 16jährigen Kindes gegen der Eltern Willen, ist sehr bedauerlich, aber noch dem preußischen Landrecht gesetzlich möglich. Noch bedauerlicher ist es, daß trotz der Bemühungen der höchsten Regierungsbehörden sich bis zur Stunde nicht hat feststellen lassen, wo das Mädchen sich aufhält; aber der Ausdruck „Verschwinden“ ist doch nicht ganz am Platze, denn aus dem Verlaufe der ganzen Geschichte geht hervor, daß Emma Tacke freiwillig sich an einen Ort zurückgezogen hat, wo sie von den Ihrigen nicht gefunden werden kann.

o Geschichte der Predigt in der russischen Kirche. Eine kurze Darstellung ihrer Entstehung und Entwickelung bis auf das XIX. Jahrhundert von N. Katajew, Lehrer am Priesterseminar zu Odessa. Aus dem Russischen übertragen von Dr. Alexis Markow. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer. 1890. 153 S. — Dieser Versuch einer Geschichte der Predigt in der russischen Kirche ist mit Dank zu begrüßen, einmal weil es wenig outhentische Nachrichten über diese Thätigkeit der russischen Kirche giebt, und sodann weil die Arbeit des Verf., wenn sie auch einen etwas skizzenhosten Chorakter trägt, doch einen Einblick in die homiletische Arbeit der genannten Kirche gewährt und wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht zu werden sucht. Verf. ist bestrebt in seiner Geschichte den Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Culturzustande einerseits und den Aufgaben wie Leistungen der Predigt andererseits darzuthun; aus diesem Bestreben ist ihm die Eintheilung erwachsen, die er seiner Darstellung gegeben hat. Er schildert zuerst die russische Predigt unter byzantinischem Einfluß (und zwar vor der Zeit des mongolischen Joches im 11. und 12. Jahrhundert, während dieser Zeit im 13. und 14. Jahrhundert und endlich die Predigt im 15. und 16. Jahrhundert), sodann die russische Predigt unter loteinisch-polnischem Einfluß (16.—18. Jahrhundert) und schließlich die russische Predigt in ihrer Selbständigkeit (18. und 19. Jahrhundert). An einzelnen hervorragenden Predigern zeigt Verf. die Eigenthümlichkeit der betr. Periode, und zwar nicht sowohl dadurch, daß er wirklich durchgeführte Charakterbilder von ihnen entwirft, als vielmehr dadurch, daß er Proben aus ihren homiletischen Arbeiten mittheilt. Zum Schluß sei noch der Uebersetzung lobend gedacht, die sich wie ein Original liest.

△ Juristisches Taschenbuch für Arbeitgeber. Rechte und Pflichten des Arbeitgebers gegenüber den Gewerbsgehilfen, Gesellen, Fodrikarbeitern und Lehrlingen. Auf Grund der Reichsgewerbeordnung und der einschlägigen Reichsgesetze für den praktischen Gebrauch bearbeitet von Josef Bauer. Leipzig, Verlags-Magozin (R. F. Vierey). — Eine systematische Zusammenstellung der rechtlichen Verhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern, auf Grund der Reichsgewerbeordnung und der zu den einschlagenden Bestimmungen derselben ergangenen reichsgerichtlichen u. s. w. Entscheidungen bearbeitet — so würde unseres Erachtens richtiger der Titel der kleinen Schrift lauten, da dieselbe ebensowohl die Rechte und Pflichten der Arbeitnehmer als die der Arbeitgeber darzustellen versucht und der Zusatz „auf Grund der Reichsgewerbeordnung und der einschlägigen Reichsgesetze“ zum Mindesten mißverständlich sein kann. Im Uebrigen haben wir an dem Inhalte, der Darstellung selbst nur wenig auszusetzen. Dieselbe ist allgemeinverständlich und klar, entspricht auch im Wesentlichen den gesetzlichen Bestimmungen und deren Sinne und Geiste. Daß die Arbeitskarten von der Polizeibehörde des Arbeitsortes, nicht des Wohnortes ausgestellt werden, hätte S. 19 erwähnt werden können. Der Satz „Die Wöchnerinnen unter den Arbeitern erhalten eine Unterstützung auf die Dauer von 3 Wochen nach, ihrer Niederkunft“ ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Sind dieselben z. B. nicht Mitglieder einer organisirten Ortskrankencasse, sondern gehören nur der Gemeindekrankenversicherung an, haben sie an sich keinen Anspruch auf Krankenunterstützung. Der Verfasser spricht einmal von der „Evidenthaltung“ der Verzeichnisse. Ist derselbe etwa ein Oesterreicher?

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 56. Sonnabend, den 10. Mai. 1890.

Zur Erinnerung an Adolf Henselt.

Briefe von ihm und an ihn, mitgetheilt von La Mara.

Mit Adolf Henselt, dessen Geburtstag am 12. Mai wiederkehrt, ist im Herbst verflossenen Jahres der letzte Repräsentant des älteren großen Virtuosenthums von uns gegangen. Ein Zeitgenosse Chopin's und Liszt's, wie diese ein unvergleichlicher Bemeisterer seines Instrumentes und genialer Tonschöpfer für dasselbe, trug er mit ihnen vereint die Hummel-Field'sche Epoche, der die Virtuosität Selbstzweck war, zu Grabe, um an deren Stelle das romantische Virtuosenthum mit seinen subjectiveren, poesiefreudeu Intentionen, seiner souveränen Herrschaft über das Material zu setzen. In der Schule Hummel's auf solider classischer Grundlage erzogen, sich an Thalberg's Vorbild weiterbildend, wurde er schließlich sein eigener Meister; denn seine eigenthümliche Claviertechnik mit ihrer Weit- und Vollgriffigkeit, ihrem gebundenen, gesangreichen Spiel, ihrer Ton-Schönheit und -Größe verdankt er, dem selbstgegebenen Zeugniß zufolge, nur sich allein.

Auch als Componist machte er sich als ein Eigner geltend. Er ist der Minnesänger am Clavier, alle Herzenstöne stehen ihm zu Gebote. Musik ist ihm ganz Kunst des Gefühls, die von Seele zu Seele geht. Wo sie über die Grenzen der Empfindung hinweg in das Bereich des speculativen Gedankens hinübergreift, betritt sie Bahnen, die von den seinen abseits liegen. Ein mild elegischer Grundton, ein Zug Weber'scher Gefühlsromantik und Chopin'scher Schwärmerei kennzeichnet seine künstlerische Individualität; gleichwol ist keine Ader von Sentimentalität in ihm. Durfte man ihn treffend als den „deutschen Chopin" bezeichnen, so unterscheidet er sich doch schon durch sein durch und durch gesundes Naturell wesentlich von seinem polnisch-französischen Liebling. Dunkelheiten, das was Schumann „Häkelperioden" nennt, geheimnißvolle Hintergründe, geistreiche Pikanterien, nervöse Capricen, leidenschaftliche Schmerzensausbrüche, wie sie Chopin's Tonpoesie charakterisiren, sucht man bei Henselt vergebens. Klar und breit fließt der Strom seines aus innerster Tiefe quellenden Gesanges; seine Weise ist herzlich, offen und einfach bei aller aristokratischen Vornehmheit und Grazie. Gewiß ist, daß seine Etuden — die, ganz von poetischem Gehalt erfüllt, dies durch Motto oder Ueberschrift auch ausdrücklich bekennen —, sein Poëme d'amour, sein Concert, sein Duo immer dem Schönsten und Edelsten beizählen werden, was für Clavier geschrieben ist.

Als Pianist, kaum daß er sich zeigte, den Ersten beigesellt, neben Liszt und Thalberg begeistert gefeiert; als Tondichter von den Besten seiner Zeit, Schumann und Mendelssohn an der Spitze, freudig bewillkommt, mit jeder seiner Gaben, die schon im Manuscript von Hand zu Hand gingen, jubelnd aufgenommen, sah Henselt, wie selten Einer, eine Laufbahn voll Ruhm und Glanz vor sich ausgebreitet. Doch mit einer Entsagung ohne Gleichen kehrte er ihr, nachdem er sie kaum betreten, den Rücken und vertauschte den goldenen Lorbeer, den ihm die tausendköpfige Menge der europäischen Großstädte jauchzend spendete, mit den geräuschlosen Freuden eines Lehrers seiner Kunst. Die Befriedigung, die ihm, dem nie mit sich selbst Zufriedenen, der Concertsaal versagte, fand er in der Stille des Lehrzimmers, wenn er seinen Schülern den Weg zum Ideale wies. Die Gemüther der Jugend zu beflügeln, die Liebe zum Schönen und Wahren in ihr zu entzünden und zu pflegen, ihr Können zu fördern: das dünkte ihn die eigentliche Aufgabe seines Lebens, der er in Hingebung und Treue diente bis ans Ende. An Dank und Anerkennung hat es ihm dabei nicht gefehlt, auch der äußeren Ehren sind ihm viele zu Theil geworden, und die Saat, die er ausgestreut, hat hundertfältige Frucht getragen und wird noch lange nach seinem Hingehen für ihn zeugen. Beklagen aber müssen wir nichtsdestoweniger, daß der sangreiche Meister, nachdem die Welt kaum begonnen hatte ihn zu bewundern, schon wieder verstummte, daß er als Virtuos wie als Componist in Schweigen versank, statt wie bisher mit vollen Händen zu geben. Was er, seit er sich dem Unterrichten widmete, schrieb, diente ja, gleich seinen zahlreichen Bearbeitungen fremder Werke, mit geringen Ausnahmen pädagogischen Zwecken. Beklagen müssen wir ferner, daß er, der urdeutsche Künstler, seinem Vaterlande sein Genie entzog und mehr denn ein halbes Jahrhundert inmitten eines fremden Volkes lebte und wirkte.

In Schwabach bei Nürnberg als Sohn eines in engen Verhältnissen lebenden Kattunfabrikanten sächsischer Abstammung am 12. Mai 1814 geboren,[1]) in München von einer Schülerin Vogler's, Frau Geheimräthin v. Flad, musikalisch vorbereitet, von Hummel in Weimar pianistisch, von Sechter in Wien theoretisch geschult, sich sodann in letzterem Orte zur Meisterschaft als Virtuos und Tonschöpfer emporarbeitend, die er daselbst, wie nachmals in Weimar, Berlin, Leipzig, Dresden, Warschau, unter allseitiger Zustimmung bethätigte, kam er im April 1838 nach St. Petersburg, um sich dort dauernd fesseln zu lassen. Als Freund und Schützling dreier Kaiser, fand er da ein gedeihliches Arbeitsfeld, das er nur verließ, um sich allsommerlich auf seinem Landsitz in Schlesien einige Monate der Erholung zu gönnen. Sich jeder Einwirkung auf das deutsche Musikleben begebend und so allmälig die Fühlung mit unserem jüngeren Geschlecht verlierend, ja sogar allen künstlerischen Verkehr mehr und mehr von sich weisend und vereinsamend, fand er sich nur noch als Gast in Deutschland ein, bis er sich endlich hier zum Sterben und zur letzten Ruhe niederlegte.

Im Vollbesitz des Lebens stand er noch, als er zu d. Verf. dieser Zeilen in Beziehung trat. Es war im Frühsommer 1874. Die ersten beiden Bände der „Musikalischen Studienköpfe" waren in zweiter Auflage erschienen und ein dritter Band im Entstehen begriffen. Darin sollte ein Porträt Henselt's zur Aufnahme kommen. So besprach ich's mit Liszt, meinem langjährigen verehrten Freund und Berather, ohne dessen Billigung keiner meiner künstlerischen Pläne zur Ausführung gelangte. Daß Henselt, bei der gänzlichen Zurückgezogenheit, in der er lebte, und der ihm eigenen Scheu vor jeder Oeffentlichkeit, schwer zugänglich sei, wußte ich. Auch hatte mich eine seiner Schülerinnen: Clara Bauer, die unter dem Schriftstellernamen Carl Detlef weithin bekannt geworden, durch eine mir gegebene, äußerst treffende Charakteristik ihres großen Meisters mit seinen künstlerischen und menschlichen Eigenthümlichkeiten schon im Voraus vertraut gemacht. Ich war daher — obgleich man mir nicht verhehlte, daß er es

[1]) Ausführlicheres über Henselt's Leben und Wirken siehe La Mara, „Musikalische Studienköpfe" III. 6. Aufl. Leipzig, Schmidt & Günther.

bitter empfinde, in Deutschland nahezu vergessen zu sein — darauf gefaßt, nicht ohne Umwege und Mühen an's Ziel zu kommen, als ich ihm mein Vorhaben mit der Bitte mittheilte, dasselbe durch Beantwortung einer Anzahl ihm vorgelegter Fragen zu unterstützen. Ein derartiges Verhör — so sagte man mir — entspreche seinem auf Thatsachen gerichteten Sinn, während er kein Freund expansiver Briefe sei. Acht Tage darnach war ich im Besitz der Antwort:

Warmbrunn in Schlesien den 6. Juli 1874. Mein Fräulein! ich bin unglücklich, für so viel Mühe und Güte, für die ich Ihnen in meinem Herzen Dankbarkeit fühle, nicht allein nicht anerkennend, sondern sogar undankbar zu erscheinen. Aber ich kann mich mit meinen 60 Jahren nicht mehr ändern! Ich bin durchdrungen, daß ich in meiner Jugend sehr viel versprochen und dann sehr wenig gehalten habe, und man nicht von mir sprechen könnte, ohne das zu rügen. In dem Wohlwollen, mit dem Sie sich an mich wenden, scheint mir diese Absicht nicht zu liegen, und doch bin ich überzeugt, daß, wenn Sie mich persönlich hören werden (was Ihnen nicht schwer sein soll, wenn Sie mir nur erlauben wollen, Sie zu besuchen), ich Sie von der Richtigkeit meines Argumentes überzeugen werde. Mit der größten Hochachtung Ihr ganz ergebenster Adolf Henselt.

Es versteht sich, daß ich bei diesem Ergebniß nicht Beruhigung faßte. Ein zweiter Brief ging an Henselt ab und hatte nachstehende Erwiderung zur Folge:

Sehr verehrtes Fräulein! ich weiß daß es für einen Jeden eine Ehre ist, Ihrer Feder gewürdigt zu werden Daher liegt es mir am Herzen, Sie zu bitten, mir nicht zu zürnen, wenn ich Ihrem Wunsche nicht nachgekommen bin. Ich habe die unumstößliche Ansicht über mich, daß nach dem, wie ich angefangen, — ich war im 19ten Lebensjahr als ich mein op. 14[2]) geschrieben — man berechtigt war viel mehr von mir zu erwarten, als ich geleistet. Ein anderes Urtheil würde gewiß vielfache Opposition hervorrufen. Im günstigsten Fall wäre nur zu sagen, daß wenn ich nicht zum Clavierspieler erzogen worden wäre, ich in der Composition Bedeutenderes geleistet haben würde. Glauben Sie mir, das ist das richtige Urtheil über mich; ein jeder Künstler weiß am besten sich selbst abzuschätzen, wenn ihn nur die Eitelkeit nicht um den klaren Verstand bringt. Durch mein beständiges Unwohlsein in diesem Jahre ist mir das Vergnügen, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, vorenthalten geblieben, um Ihnen zugleich für Ihre gütige Intention zu danken Mit Gottes Hilfe hoffe ich mich in der Saison 75 entschädigen zu können. Empfangen Sie die Versicherung der größten Hochachtung Ihres ganz gehorsamen Dieners Ad. Henselt. Frankfurt a/O 7. Oct. 1874. P. S. Verzeihen Sie gütigst meine Schrift; es wird mir sehr schwer zu schreiben.[3])

Mittlerweile hatte ich, zunächst mir selber unbewußt, in Frau v. Henselt einen heimlichen Bundesgenossen gewonnen. Für meine Arbeiten im Allgemeinen, wie für mein gegenwärtiges Vorhaben im Besondern interessirt, sandte sie mir hinter dem Rücken ihres Gatten durch einen Freund desselben die Beantwortung der Fragen, die ich von ihm vergebens erbeten hatte, und setzte mich durch weitere, immer eingehendere Mittheilungen in den Stand, meine Absicht zu verwirklichen. Ihr Briefwechsel mit mir konnte Henselt, da sie dieses und jenes von ihm erfragen mußte, freilich nicht auf die Dauer verborgen bleiben, und als ich das von mir zusammengestellte Verzeichniß seiner Werke, das ich der Skizze beigeben wollte, seiner Prüfung zu unterbreiten wünschte, konnte ich es ihm nicht ersparen, mich von Neuem direct an ihn zu wenden. Der 23. April 1875 brachte mir dies Schreiben seiner Hand:

Mein verehrtes Fräulein! Sie erweisen mir viel zu viel Ehre! Mir wird immer angst und bange, wenn man von mir als Componisten spricht, und von meinen Werken! Sie glauben vielleicht, daß ich mich unterschätze; gar nicht, ich lebe nur in keiner Illusion über mich. Ich weiß z. B. sehr gut, daß unter dem Besten, was man für unser Instrument hat, auch einiges von mir ist, und daß ich bessere Studien gemacht, als mancher sogenannte Componist; aber das ist viel zu wenig, namentlich die Werke, die nennenswerth sind, viel zu wenig; ich habe nur ein Zeugniß gegeben, daß ich hätte Componist werden können; aber meine Verhältnisse waren dazu nicht angethan; vor Allem hätte das Streben nach Virtuosität niemals über mich kommen müssen rc. rc. Da Sie sich aber nun so viele Mühe mit mir gegeben, daß Sie sogar eigenhändig alle meine Compositionen und Transscriptionen aufschrieben, so will ich Ihnen gern die Hand bieten, Ihren Wunsch, daß in diesem Verzeichniß nichts fehle, zu erfüllen helfen und werde zu dem Ende meinen hiesigen Hauptverleger bitten, mir ein Verzeichniß zu geben. So viel mir erinnerlich, fehlt in Ihrem Verzeichniß nicht allein nichts (ich bewundere, wie Sie alle die selbst ganz werthlosen Kleinigkeiten in Erfahrung brachten) sondern es ist manches zu viel. Um es Ihnen zu erleichtern, schicke ich es Ihnen wieder zurück und mache nur meine Bemerkungen dazu Sie scheinen nichts zu wissen von dem Unglück, daß ich mir den linken Arm am Gelenk gebrochen und jetzt nach fünf Monaten noch Steifheit, Geschwulst und Schmerzen, dicke Finger habe, keine Faust machen kann, kurz, daß ich (in meinem 61. Lebensjahre) die Hoffnung aufgeben muß, wieder ganz geheilt zu sein. Obwohl ich, wenn ich Ihnen nichts vorspielen kann, wenig Interesse bieten werde können, so werde ich doch gewiß um meinetwillen die erste Gelegenheit, Ihre Bekanntschaft zu machen, mir nicht entgehen lassen. Was mein Unglück diesen Sommer für Reisen und Curen erheischen wird, ist noch nicht abzusehen; vor der Hand glaubt man, daß ich mein Heil erst in meiner zweiten Heimath in Warmbrunn versuche, um wenn ich nach vier bis sechs Wochen nicht Heilung finde, etwas anderes zu versuchen. Wir werden ja in Verkehr bleiben und ich werde nicht ermangeln, Sie au fait zu erhalten über meine Erlebnisse. Empfangen Sie meinen Dank für das unverdiente gütige Interesse, welches Sie mir schenken, und empfangen Sie die Versicherung größter Hochachtung Ihres ganz gehorsamen Dieners Adolf Henselt.

Ich glaube, daß op. 12, 21, 26, 27, 38 vacant sind, und wenn etwas ist, so ist es gewiß etwas ganz unbedeutendes. Es kommen diese Confusionen von den verschiedenen Verlegern, die, ohne sich untereinander zu besprechen und zu vereinigen, eigenmächtig die Opuszahlen creiren. Vielleicht wird uns mein hiesiger Verleger Stellowsky zu etwas verhelfen; aber ich werde Ihnen seinen Bericht nachsenden, denn meine verspätete Antwort brennt mich unter den Nägeln. Entschuldigen Sie mich gütig, ich bitte! mein Unglück macht mich schwerfällig; ich blättere mit Schmerzen in den zahllosen Briefen, um etwas herauszunehmen. Ich diene und muß den Dienst, einmal angenommen, ordentlich versehen; es kommt zuweilen, daß ich nicht dazu komme, mir liebe Briefe am Tage ihrer Ankunft zu lesen. Jetzt verhilft, gegen Sie meine Pflicht zu thun, daß wir die stille Woche haben. Die 6 Thèmes de Paganini etc. erkenne ich nicht als mein Werk an. Was ist „Petite valse p. P. Leipzig, Siegel“ für ein Walzer? ich erinnere mich keines! Die früheren beiden ebendaselbst sind doch wohl die in F-dur und C dur? „Stumme Liebe“ als Gesangstück bitte ich nicht anzuführen; es ist dies aus dem Duo für Piano und Horn genommen, op. 14, und giebt blos Zeugniß von meiner numeerllen Armuth, obwohl die Melodie eine meiner besten. „Abendgedanken für Pianoforte, im Elisabeth-Festalbum“ rc. ist mir ganz unbekannt. „Einige Bemerkungen und Erfahrungen“ rc.[4]) ist das Ihnen in russischer Ausgabe bekannt geworden? und auf welche Art? ich dachte, es wäre nur hier zu finden. Die vier Nummern für Gesang bitte ich unerwähnt zu lassen. Die Ouverture von Lwoff ist nicht am Platze mit den andern[5]) genannt zu werden. P. S. Die Blätter von Stellowsky habe ich bekommen und schicke sie anbei[6]) Ich glaube nicht, daß Sie irgend etwas unerwähnt gelassen; im Gegentheil eher zu viel als zu wenig. Vielleicht ist es Ihnen wünschenswerth noch einer Etude in A-moll, die eben jetzt in der Schule der Herren Lebert und Stark erscheint, zu erwähnen; und ebenso eines „Morgenliedes“ in G-dur, welches hier für die Verunglückten in Samarec und Abgebrannten im Chicago musical College in Amerika erschienen ist. Beide Sachen werden auch separat erscheinen. Ich bitte noch um Verzeihung wegen meiner Schrift, es wird mir sehr schwer zu schreiben, weil ich mit der linken Hand nicht halten kann. Nochmals Ihr hochachtungsvollst ergebener Ad. Henselt.

Nehmen Sie es mir nicht ungnädig, daß ich Ihnen wegen meiner Fragen zumuthe mir noch einmal zu schreiben?? P. S. Mit Ungeduld erwarte ich das mir gütigst verheißene Buch.

Im nächsten Hochsommer erschien der dritte Band der „Studienköpfe“, und Henselt dankte für dessen Zusendung mit den Worten:

Mein sehr verehrtes Fräulein! nach so viel Güte und Ehre, die Sie mir angethan, wäre nach meinem Gefühle freilich das mindeste, daß ich Ihnen meine Dankbarkeit persönlich überbrächte — aber das Unglück mit meiner Hand erheischt so vielerlei, daß ich auf das nächste, so Gott will, günstigere Jahr hoffe. Verschmähen Sie daher nicht, meinen innigsten Dank auf diese Weise entgegenzunehmen. Mit dem größten Interesse habe ich aber auch Ihre anderen Aufsätze gelesen.....[7])

---

[2]) Das schöne Duo in H-moll für Clavier und Horn.

[3]) Henselt's Handschrift ist um so undeutlicher, als er ein Wort in das andere herüberzuziehen pflegte Sie ist sehr charakteristisch und erinnert an die Beethoven's.

[4]) über den Clavierunterricht Als Richtschnur für Lehrer und Schüler in den mir anvertrauten kaiserlichen Instituten.“ Ich lernte es durch einen Freund Henselt's kennen.

[5]) Von Weber und Beethoven, sämmtlich als Concertarrangement für Clavier allein von ihm bearbeitet.

[6]) Das russische Verzeichniß nennt 51 opera Henselt's, während in Deutschland nur 40 Originalcompositionen mit Angabe der Opuszahl erschienen; es nimmt dafür mehrere Werke ohne eine solche auf und zeigt mehrfach eine von der deutschen Ausgabe verschiedene Reihenfolge.

[7]) Henselt's sehr anerkennende Aeußerungen ließ ich hier aus, da mir selbst deren Veröffentlichung nicht wohl anstände.

Lassen Sie mich hoffen, daß das nächste Jahr mir die Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft bringt, und empfangen Sie mit meinem nochmaligen Dank die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung Ihres ganz gehorsamen Dieners Ad. Henselt. Warmbrunn den 3. Sept. 1875. P. S. meine Frau trägt mir die angelegentlichsten Empfehlungen an Sie auf.

Eine längere Pause trat darnach in unserem schriftlichen Verkehr ein. Erst als es sich im Frühjahr 1878 um eine neu zu bearbeitende vierte Auflage meines Buches handelte, wandte ich mich wieder mit einigen Fragen an den Meister, welche die Ergänzung der ihn betreffenden Skizze zum Zweck hatten. Er entgegnete mir am 7. April 1878:

Mein verehrtes Fräulein! ich bin Ihrer so vielen Güte und Aufmerksamkeit nicht werth; haben Sie meinen Dank dafür. Die Zeit, wo man sich vielleicht für mich interessiren können wird, fängt erst nach meinem Ableben an, und zwar erst dann, wenn blos die Notenköpfe für oder gegen sich sprechen und wenn alle anderen Interessen und Bekanntschaften und Verbindungen längst aufgehört haben. Hoffentlich werden Sie noch eine lange Reihe von Jahren zu leben haben, und da werden Sie Sich vielleicht dieser meiner Worte erinnern. Ich habe Ihnen die gewünschten Fragen so gut ich konnte beantwortet, obwohl ich der Ueberzeugung bin, daß Sie Sich über meinen Artikel nicht mehr mühten, denn so viel ist gewiß, daß es mehr giebt, die sich darüber ärgern, als freuen (obwohl mir auch Manche mit Genugthuung sagten: „Sie waren bei dieser Lectüre leibhaftig vor mir"). Alles, was von mir erschienen, ist höchst uninteressant. Für die Bearbeitungen aber braucht es Zeit, denn man ist gewohnt, daß sich daran meist Fingerhelden gemacht, und das hat zu gerechtem Mißtrauen Veranlassung gegeben, welches erst dann überwunden wird, wenn eben alle anderen Interessen als die der Sache verschwunden sein werden. Ach wenn Sie sich nicht mal entschließen nach Warmbrunn zu kommen, so fürcht' ich, werden wir uns gar nicht kennen lernen; denn ich werde immer scheuer. Ja wenn ich nach Leipzig kommen könnte und Sie besuchen, und nichts im Gefolge wäre, hätte ich's längst gethan. Aber wie viele würden sich beleidigt fühlen, z. B. Liszt, ꝛc. ꝛc. — Verschaffen Sie Sich die Schule von Ryba mit Hochschule von Henselt (d. h. des pièces tirées de la dernière). Zschacher*) hält zwar, glaube ich, nicht viel davon; er hat aber unrecht. — Sie wissen vielleicht, daß ich meinen einzigen Sohn im 39sten Lebensjahre verloren!? Unter diesem Eindruck haben Sie hoffentlich gütige Nachsicht mit Ihrem gehorsamen und dankbar ergebenen Ad. Henselt. P. S. ich habe Ihre Fragen alle aus Gehorsam beantwortet, aber ich wiederhole, daß alles, was Sie sagen könnten, uninteressant ist, daß Sie gewiß besser thun, meinen Artikel zu lassen, wie er ist. Und wann und wie ist Hoffnung, daß wir uns kennen lernen? Wissen Sie denn, wie schön die Gegend bei uns?! Fragen Sie doch Zschacher und seine Frau! Da könnten wir uns doch gegenseitig bischen besser kennen lernen!! Nehmen Sie bei Hofmeister Hummel 1. Satz des H-moll Concertes für Piano allein von Henselt!

Das in der Nachschrift erwähnte Werk bildete das erste Heft seiner (im Anschluß an Ryba's „Nationelle Clavierlehre" und als letzte Stufe derselben) bei Hofmeister erscheinenden „Haute école du Piano", deren Vorwort er den ihm aus der Seele geschriebenen Vers Boileau's voranstellte:

„Hâtez-vous lentement; et sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage:
Polissez-le sans cesse et le repolissez;
Ajoutez quelquefois, et souvent effacez."

*) Director eines Musikinstituts in Leipzig, Freund Henselt's.

Von der Bedeutung dieses Unternehmens war er durchdrungen. „Hoffentlich" — schreibt er auf dem seinem Brief beiliegenden Fragebogen, den er mir beantwortet zurücksendete — „hoffentlich werden Sie es noch viele Jahre nach mir erleben, ich bin eigentlich nur da, wo ein pädagogischer Zweck vorliegt, in meinem Fahrwasser." Dagegen bemerkt er charakteristisch auf die Frage nach etwaigen neu von ihm veröffentlichten Compositionen: „Seit meiner Jugend bin ich im Schaffen immer rückwärts gegangen, auch da, wo ich etwas wollte; ich danke Gott, daß ich hierüber hell sehe." Sein inniges „Morgenlied" in G-dur, desgleichen die Bearbeitung von Weber's Es-dur-Polonaise bezeichnet er als „nicht nennenswerth" und seine Bearbeitung des Mendelssohn'schen G-moll-Concerts für zwei Claviere fertigt er mit den Worten ab: „wird sehr angefochten von Manchen. Lasse sie nicht erscheinen."

Wenige Tage darnach schrieb er mir mit Uebersendung seiner Photographie wieder:

Verehrtestes Fräulein! eben erinnere ich mich mit Schrecken, daß ich verabsäumt habe, Ihnen die gewünschte Carte beizulegen. Entschuldigen Sie gütigst und erlauben Sie die Bitte, auch die Ihrige zu verehren Ihrem gehorsamen Ad. Henselt. 1/13 April 1878. P. S. Wenn Sie jemals Gelegenheit haben sollten, für die neu erschienene Schule von Ryba etwas thun zu können, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein; denn die Schule verdient empfohlen zu werden, nicht im Interesse des Gebenden sondern der Empfangenden. Daß dies meine Ueberzeugung sehen Sie an dem uneigennützigen thätigen Antheil, den ich daran nehme; denn seit 2 Jahren arbeite ich daran mit, blos für die gute Sache!!

Um dieselbe Zeit lernte ich durch Henselt's Freund Zschacher seine nur in russischer Ausgabe veröffentlichten „Préambules dans tous les tons majeurs et mineurs" kennen: eine Folge anspruchslosester, mehr angedeuteter als ausgeführter Miniaturen, denen bei knappester Fassung — sie überschreiten nicht den Umfang einer bis dreier Zeilen — poetischer Gehalt und Henselt'sche Melodiefülle innewohnt. Meiner Bitte um ein Exemplar des in Deutschland ganz unbekannt gebliebenen liebenswürdigen Werkes antworteten folgende Zeilen:

Mein verehrtes und liebes Fräulein! bitte berühren Sie ja nie und nirgends mein Préambules; ich hab' sie ja blos für die Kinder in den Instituten (weil die Directricen nicht wollten, daß sie ihre Stücke ohne Vorläufer anfangen!! als ob die Kinder dadurch höher ständen!!!), folglich ohne alle Gedanken gemacht, und es liegt so nahe, daß man sie mit den Chopin'schen genialen, geistvollen vergleicht. Ich weiß gar wohl, daß ich mich nicht mit Chopin vergleichen kann, aber es ist doch menschlich, daß ich gerade nicht in meiner Schwachheit neben ihm figuriren möchte. Da Sie aber so gütig sind, Sich aus Freundlichkeit für mich dafür interessiren zu wollen, so macht es mir eine große Freude, Ihnen ein Exemplar zu schicken. Darf ich bitten, von diesem Schreiben, wenn es nöthig sein sollte, bei Herrn Hofmeister Gebrauch zu machen, wenn nämlich dasselbe genügt, Sie zu Empfang der Ryba'schen Schule und Hochschule zu berechtigen. Bei Herrn Ryba werde ich schon alles verantworten; ich wähle diese Art nur der Kürze wegen für Sie und für mich. Hatte keine Ahnung, daß das Geistige mit dem Körperlichen bei Ihnen so Hand in Hand ginge! Empfangen Sie tausend Dank für die mir höchst werthvolle Gabe. Den Verstoß, der mir durch den Wunsch, Ihren lieben Brief sogleich zu beantworten (und zwar der Reihenfolge nach), erwachsen ist, werden Sie hoffentlich entschuldigen und verzeihen Ihrem ganz gehorsamen Ad. Henselt. [St. Petersburg] 9. Apr. 1878. (Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

v. **Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge.** Von **Franz Delitzsch.** Leipzig, Akademische Buchhandlung (W. Faber), 1890. 160 S. — Das Vorwort zu dieser Schrift dürfte wol das Beste sein, was der heimgegangene ehrwürdige Verfasser im Dienste der theologischen Wissenschaft geschrieben hat. Er bezeichnet sein Buch als den Ertrag langen wissenschaftlichen Forschens, den er in eine möglichst knappe, packende, anregende Form zu bringen gesucht habe, und bekennt, daß er bei Abfassung der Schrift zugleich von dem Wunsche beseelt gewesen sei, dem Institutum Judaicum das Compendium einer Concordia fidei, den Missionaren ein Vademecum als Vermächtniß zu hinterlassen. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Buches überlassen wir den Fachzeitschriften und sind gewiß, daß schon dieser kurze Hinweis genügt, um in den zahlreichen Schülern und Verehrern von Franz Delitzsch das Verlangen nach dem Besitze seiner letzten wissenschaftlichen Gabe zu wecken.

v. **M. Valentin Weigel's Leben und Schriften.** Nach den Quellen dargestellt von **August Israel,** K. S. Schulrath und Seminardirector. Mit Weigel's Bildniß und einer Nachbildung seiner Handschrift. Zschopau, 1888. F. A. Raschke. 167 S. — Verf., der sich schon mehrfach literarisch verdient gemacht hat, fügt mit dieser Schrift seinen bisherigen Verdiensten ein neues hinzu, indem er eine quellenmäßige auf ebenso scharfsinniger wie besonnener Kritik beruhende Darstellung von V. Weigel's Leben und Schriften darbietet. Gegenüber den vielen Verunglimpfungen, welche Weigel, während seiner Amtsführung hochgeehrt, nach seinem Tode erfahren hat, versucht Verf. eine Ehrenrettung dieses in der Geschichte der Mystik und Theosophie hervorragenden Mannes. Besonders dankenswerth ist das Bemühen des Verf. um die Sichtung der von Weigel hinterlassenen aber ihm angedichteten Schriften, welche im Einzelnen dargestellt und besprochen werden. Daß Verf. hierbei sich nicht blos auf die gedruckten Schriften Weigel's beschränkt, sondern auch die ungedruckten in das Bereich seiner Prüfung gezogen hat und

von einzelnen derselben auf Grund der Handschriften von Breslau, München und Wolfenbüttel vollständige Abdrucke bietet, sei mit Anerkennung hervorgerufen. Jedem, der mit V. Weigel, diesem Vorläufer Jacob Böhme's, sich genauer bekannt machen und eine klare Kenntniß seiner Theologie wie schriftstellerischen Begabung sich verschaffen will, kann die sorgfältige und lichtvolle Arbeit des Verf. warm empfohlen werden.

G. Oe.— Joseph Kürschner, Der neue Reichstag. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags-Anstalt 1890. 64°. 75 und 413 S. Preis: 40 ₰. — Das zwerghafte, schwarz-roth-weiß geränderte Büchlein mit dem roth-weiß gestreiften Einbande ist wol den Meisten schon in die Augen gefallen. Der Herausgeber hat das Westentaschenformat jedenfalls deshalb gewählt, weil er jedem Abgeordneten eine Seite widmen wollte. Handlich ist das Buch bei seiner Stärke nicht, und die Dauerhaftigkeit wird wesentlich durch das Format beeinträchtigt. Doch wir wollen mit dem Herausgeber über die Wahl des Formates nicht rechten, er hat nun einmal eine Vorliebe für etwas Besonderes auf diesem Gebiete. Das Büchlein bietet für den erstaunlich billigen Preis eine erstaunliche Menge: Allgemeines über den Reichstag und das Wahlergebniß, über die Bewegung der Fractionen, Tabellen über Beruf, Heimath, Confession und Alter der Abgeordneten, einen Auszug aus der Verfassung des Deutschen Reiches und die Geschäftsordnung des Reichstages. Es folgen dann die Bilder der einzelnen Abgeordneten mit kurzen Angaben über Beruf, Alter und Bildungsgang. Von den Bildern sind nur wenige vorläufig oder gar nicht zu erlangen gewesen, die meisten sind nach neueren Photographien, einige nach Holzschnitten und Zeichnungen hergestellt worden. Die Socialdemokraten haben zunächst infolge eines Fractionsbeschlusses ihre Bilder verweigert, dann aber sind sie dem Herausgeber „freundlichst entgegengekommen", ja einige haben sich auf seine Bitte photographiren lassen. Die Angaben rühren größtentheils von den Abgeordneten selbst her, nur in ganz wenigen Fällen scheint der Herausgeber im Stich gelassen worden zu sein. Ich habe besonders die Bilder der sächsischen Abgeordneten und die Angaben über dieselben geprüft. Einige Bilder sind gut treffend, andere freilich lassen nur eine sehr geringe Aehnlichkeit erkennen. Hrn. Dr. Giese würde beispielsweise kaum einer seiner Bekannten ohne die Ueberschrift erkennen. Doch das sind Kleinigkeiten! Es ist alles Mögliche geleistet. Das Büchlein ist gut, brauchbar, im Allgemeinen zuverläsig und verdient die weiteste Verbreitung.

— Sammlung der schwierigen Wendungen, Schönheiten und Eigentümlichkeiten der Französischen Sprache. Von J. A. Gieben. Paris, W. Hinrichsen. 1888. 5,60 ℳ — Das Buch beginnt mit einem Abschnitt „Ueber die Wortbildung", worin es in einem etwas confusen Stile heißt: „Wer vollends die ausgeartete lateinische Sprache des Mittelalters studirt, findet Aufschluß über den Ursprung einer großen Menge französischer Wörter. Dieses Alles darf uns gleichwol nicht — abschrecken (!), die Spuren der Wortbildung, so weit es möglich ist, (etwas weiter wäre es denn doch wohl noch möglich) zu verfolgen, besonders da — — die Ableitungssilben doch anders lauten als im Lateinischen." Diese ganze Stelle ist übrigens aus der alten Hirzel'schen Grammatik wörtlich nachgeschrieben, was von vornherein keinen Respect vor der Arbeit des Verfassers einflößt. Was hätte sich betreffs der Wortbildung nicht Alles über die dem Deutschen entlehnten Wörter (die oft, durch französische Umformung unkenntlich geworden, wieder zu uns zurückgekehrt sind) sagen lassen! Der Verfasser übergeht das, obgleich er in der Vorrede beide Sprachen vergleicht, wobei er noch zu der alten Doctrin von der Bedeutung der französischen Sprache für den Völkerverkehr hinneigt. Aber die Klarheit und scharfe Bestimmtheit, welche der französischen Sprache eigen, sind keineswegs die alleinige Ursache gewesen, daß gerade sie vor allen übrigen Idiomen des civilisirten Europa zur allgemeinen Sprache der höheren Gesellschaft und der Diplomatie erhoben wurde. Ein Ereigniß, wie das von 1870, konnte den Fortbestand ihres Vorranges sehr in Frage stellen, wenn auch noch kürzlich die Verhandlungen der Berliner internationalen Conferenz zur Lösung der Arbeiterfrage in französischer Sprache geführt wurden. Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so sind in alphabetischer Ordnung eine größere Zahl Ausdrücke, Redensarten ꝛc. gegeben, denen zuweilen auch eine kurze Definition der in Rede stehenden Begriffe vorausgeschickt worden. Unter den vorgeführten Sätzen finden sich auch manche, die Jedermann geläufig sind oder doch wenigstens in jedem guten Lexicon und in besseren Grammatiken als Beispiele vorkommen. Dagegen ließe sich das Register durch viele Beispiele von feinen Nüancen, Euphemismen und Wendungen ergänzen, die vorzugsweise für die légèreté, délicatesse, galanterie und politesse charakteristisch sind und die verschiedenen Reize der causerie erkennen lassen, die der Franzos so meisterhaft versteht und als deren Vater mit Recht der specifische „esprit" gilt, der im bon-mot in nuce erscheint. Um den Sprachgeist in jedem Zug sich spiegeln zu lassen, hätte es sich verlohnt, durch Beispiele die Satzstellung, worin das Französische weit hinter der Gefügigkeit der Alten zurückgeblieben ist, besonders hervortreten zu lassen, sowie die feine Synonymik, welche die unbedeutendste Verschiedenheit der Ausdrücke benutzt, um daran Nüancen des Sinnes zu knüpfen. Die Armuth der französischen Sprache hat hauptsächlich zu dieser Feinheit beigetragen. Wir vermißten z. B. attaquer qn. — s'attaquer à qn. etc.; prétendre qch. — prétendre à qch.; vivacité — vivacités etc. Immerhin kann das Buch für Diejenigen, welche ausschließlich den praktischen Zweck, nämlich das Französischsprechen im Auge haben, als ein Hilfsbuch bezeichnet werden, denn es ist ein ziemlich reichhaltiges Material geboten, welches als Anleitung zu Conversationsübungen wohl benutzt werden kann; natürlich muß hierzu eine bereits erworbene grammatische Kenntniß der Sprache als nothwendige Grundlage vorausgesetzt werden. Dr. Wittstock.

G. Oe.— Dr. Adolf Hauffen, Leben und Fühlen im deutschen Volkslied. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 143.) — In skizzenhaften Umrissen zeichnet der Verfasser das deutsche Volkslied nach seiner Geschichte, seinem Wesen und seinen verschiedenen Erscheinungsformen. Die Bestimmung und Begrenzung des Begriffes: „Volkslied" entspricht vollkommen der Auffassung, die wir selbst an dieser Stelle öfters vertreten haben. Was über die besondere Art des Volksliedes gesagt wird, ist nicht neu, aber trefflich durchdacht und entsprechend gesagt. Die Begeisterung, mit der Verfasser die eigenartigen Schönheiten des Volksliedes schildert, wirkt wohlthuend. Das Schriftchen macht im Allgemeinen und im Besonderen einen recht angenehmen Eindruck.

Dr. H. C. K. Goethe's Faust. Erster Theil. Erläutert von Heinrich Düntzer. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. 2 ℳ — An Erläuterungsschriften zu Goethe's Faust hat bekanntlich die deutsche Literatur keinen Mangel, wenige unter ihnen aber haben in so weiten Kreisen unseres Volkes Eingang gefunden als die in Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig erschienenen Erläuterungen Düntzer's, von denen jetzt bereits die fünfte Auflage vorliegt. Das Geheimniß dieses Erfolges ist unschwer zu ergründen: keiner der vorhandenen Commentare führt in so leichter Weise in das Verständniß der Dichtung ein, keiner giebt in so übersichtlicher und gedrängter Weise das Bedeutendste, was über die Faustsage und die Entstehung des wunderbaren Werkes bekannt ist, als der kurze Düntzer'sche Commentar. Daß gerade jetzt, wo die deutsche Nation die Jahrhundertfeier der Faustdichtung begeht, die Düntzer'schen Erläuterungen in einer Neubearbeitung ans Licht treten, ist ein glückliches Zusammentreffen, zu dem wir den Mann aufs wärmste beglückwünschen dürfen, der „zuerst von allen Deutschen" vor fünfzig Jahren auf einer deutschen Hochschule (in Bonn) öffentliche Vorlesungen über Goethe's Faust gehalten. Entsprechend dieser Bedeutung einer Jubiläumsschrift, und zwar einer Jubiläumsschrift im doppelten Sinne, stellt sich die fünfte Auflage als eine auch stilistisch überaus durchgefeilte Arbeit dar. Manche Partien des Buches sind ganz neu, so vor Allem, was sich auf die Göchhausen'sche Faustabschrift, den sogenannten „Urfaust" bezieht. Denen, die mit den hier einschlägigen Fragen vertraut sind, wird es interessant sein, zu ersehen, wie Düntzer aus der Fassung des Liedes vom Könige in Thule, wie es im „Urfaust" zu lesen ist — unseres Bedünkens in durchaus einleuchtender Weise — den Beweis erbringt, daß die Göchhausen'sche Abschrift doch nicht ganz die Urgestalt des Goethe'schen Faust wiedergiebt. Auch sonst enthält die neue Auflage manche schätzenswerthe Bereicherung. Die zahlreichen Anmerkungen unter dem Texte sind theilweise polemisch und richten sich mit einer gewissen Schärfe namentlich gegen einzelne offenbar fehlgehende Auffassungen K. Fischer's. Wir wünschen, daß das Buch auch in seiner neuen Form wie bisher dem vom Verfasser gewollten Hauptzwecke dienen möge, auf möglichst leichte und faßliche Weise einen lebendigen Einblick in das vielverschlungene Werk der Goethe'schen Faustdichtung zu gewähren.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 57. Dienstag, den 13. Mai. 1890.

Zur Erinnerung an Adolf Henselt.

Briefe von ihm und an ihn, mitgetheilt von La Mara.

(Schluß.)

Im Sommer des nächsten Jahres kam Henselt nach Leipzig, leider ohne mich daselbst anwesend zu finden. Directe Botschaft empfing ich von ihm erst durch das nachstehende Schreiben, das mir wiederum zum Besten einer neuen Auflage meines dritten Studienbandes Auskunft geben sollte.

Hochgeehrtes Fräulein. Ihr liebenswürdiger Brief ist mir nachgesandt worden, und ich fühle mich, wie immer auf Reisen, so wenig à mon aise, daß ich Sie um gnädige Verzeihung bitte, wenn ich ohne alle Introduction gleich geradewegs an die Sache gehe. Die meisten so gütig angeführten Sachen sind nur Gelegenheits-Produkte (um den Herren Dilettanten Vergnügen mit ihren schlechten Compositionen zu machen) und sind wirklich einer Erwähnung nicht werth, ja ich glaube sogar, sie wären willkommene Waffen für meine Feinde. Die einzigen paar Nummern, deren ich mich nicht schäme, sind: 2.*) Thème d'Auber, 3. Sehnsucht, 4. Romance de Davidoff, 10 Episodischer Gedanke, 11. Abschiedsklage, 12. Maienzeit, 14. Frühlingslied (1-32), 15. Mendelssohn's Hochzeitsmarsch interprété p. P. par H. Die übrigen dazwischenliegenden Sachen bitte ich wirklich unberührt zu lassen. Mit größtem Vergnügen werde ich Ihnen eine sehr schöne Cabinet-Photographie senden, aber leider kann es erst von Petersburg aus geschehen, wo sie sich eingeschlossen befindet und Niemand dazu kann. Sollten Sie sie schnell haben müssen, so ist eine eben solche in Dresden bei Hanfstengel zu haben.[10]) Lassen Sie mich hoffen, verehrtes Fräulein, daß es auf die eine oder die andere Weise mir gelingen wird, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, welches Ereigniß meine Frau, die sich Ihnen angelegentlich empfiehlt, mit eben so viel Ungeduld erwartet als Ihr ganz gehorsamer und dankbarer Diener Adolf Henselt. Siegsdorf bei Traunstein in Baiern, den 17. 7. 83. Unsre Adresse die vier Sommermonate immer Warmbrunn. Darf ich Sie bitten, mir auf Nr. 13, Würst op. 64, was das ist? zu verhelfen — ich bin mir dessen nicht bewußt.[11]) P. S. Darf ich um Ihre gütige Nachsicht bezüglich dieses Briefes bitten?! Sie sehen gewiß, wie schwer es mir ist, zu schreiben!!

Auf die Frage nach dem Würst'schen Opus erwiderte ihm mein nächster Brief. Leider hatte ich darin aber den Namen Würst, um den es sich handelte, zum Verdruß des pedantischen Künstlers so undeutlich geschrieben, daß er die bezügliche Stelle aus meinem Briefe herausschnitt und mir mit den Worten zuschickte:

Hochverehrtes Fräulein, empfangen Sie meinen schönsten Dank für Ihr liebenswürdiges Schreiben und Offerte. In Ihrem Brief etwas nicht lesen zu können, ertrage ich nicht und nahm mir die Freyheit Ihnen den nicht zu entziffernden Namen herauszuschneiden mit der Bitte um Aufklärung. Mir geht es mit meiner Gesundheit noch immer nicht nach Wunsch. Die Photographie werde ich gewiß schicken von Petersburg aus. Mit den angelegentlichsten Empfehlungen von uns beiden Ihr hochachtungsvollst ergebenster und verehrender Adolf Henselt. Warmbr., 11. 9. 83.

Das nächste Schreiben knüpft an die ihm übersandte neue Auflage meines Buches an.

Hochverehrtes Fräulein, Empfangen Sie meinen schönsten Dank für Ihr interessantes Buch und die darin ausgesprochenen, mich ehrenden Ansichten. Ebenso giebt mir meine Frau denselben Auftrag, denn Sie haben ihr wahre Genugthuung angedeihen lassen, für die sie es nicht unterlassen kann, Ihnen zu danken. Sowohl sie als auch ich haben es nicht vergessen, daß Sie einstens das Project hatten, unsere schöne Gegend heimzusuchen, und uns das große Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu Theil werden lassen wollten. Geben Sie doch diesen Gedanken nicht auf und vergessen Sie nicht, daß wir beide alte Leute, die nach den Gesetzen der Natur kein langes Leben haben können. Möchten Sie Sich dadurch bestimmen lassen Ihren Vorsatz nicht zu sehr zu verschieben. Mit der vorzüglichsten Hochachtung bin und bleibe ich Ihr ganz ergebener Ad. Henselt. Warmbrunn in Schlesien, den 13. Juni 1884.

Gerade ein Jahr darnach war eine mich seit Langem beschäftigende Arbeit: die Herausgabe der „Musikerbriefe aus fünf Jahrhunderten“ inzwischen so weit vorgeschritten, daß ich nicht zögerte, auch Henselt's Genehmigung zur Aufnahme einiger Briefe von ihm in meine Sammlung zu erbitten. Ich legte ihm zu diesem Behufe die Abschrift eines längeren, besonders charakteristischen Schreibens von ihm an eine Jugendfreundin, Fräulein Bouterwek, vor, darin unter anderem eines von Berlin an ihn gestellten Anerbietens, den Unterricht von Prinzessinnen zu übernehmen, gedacht wird.[12]) Hierauf beziehen sich die nachstehenden drei Briefe.

Verehrtes Fräulein! Ihren liebenswürdigen Brief habe ich erhalten und erfülle Ihnen gern Ihren Wunsch. Jedoch glauben Sie nicht auch, daß wir es der Welt und uns schuldig sind (wenn nicht zu große Schwierigkeiten damit verbunden sind), daß ich meines Originalbriefes ansichtig werde; denn, staunen Sie! ich habe keinerlei Erinnerung des Anerbietens nach Berlin!! Dies Anerbieten mußte doch in meinem jungen Leben damals so weit eine Rolle spielen, daß ich wenigstens meiner nachherigen Frau (deren Bekanntschaft gerade in diesen Zeitraum fällt) davon erzählt hätte!! Die Sache ist mir deßhalb unfaßlich, besonders da die Briefe mir ganz ähnlich sehen! ich komme also nochmal darauf zurück, daß es eine Schuldigkeit für uns Alle, daß ich den Brief an Frl. Bouterwek gesehen. Es ist freylich auch möglich, daß durch mancherlei Eindrücke damaliger Zeit mir diese Begebenheit entgangen ist. Jedenfalls erwarte ich Ihre Ansicht hierüber und wiederhole nur noch, daß mir nichts lieber, als Ihnen gefällig zu sein. Mit wärmster Hochachtung Ihr ganz ergebenster Ad. Henselt. Warmbrunn, 30. Juli 85. Schönste Empfehlungen von meiner Frau und unser beiderseitiges Bedauern über Ihren veränderten Plan.[13]) P. S. Es versteht sich von selbst, daß wenn Frau von Holstein mir meinen Originalbrief zu schicken die Güte hat, daß ich denselben unverzüglich zurück sende. Also eine Zeitversäumniß ist dadurch keineswegs zu befürchten! Ad. H.

Hochgeehrtes Fräulein! man war so undelikat, mir die Briefe so lange vorzuenthalten, und nun ist der 19. und Sie bleiben blos bis 25. auf der angegebenen Adresse! ich werde also einschreiben lassen, um sicher zu sein. Ich bin ja auch ganz überzeugt, daß kein Falsifikat, es ist aber blos daß ich im Fall der Noth beschwören

*) Die Nummern beziehen sich auf meinen ihm zur Durchsicht vorgelegten Nachtrag zu seinem Werkverzeichniß.

[10]) Die Porträts der Componisten sollten der neuen Auflage beigegeben werden.

[11]) Ich hatte in einer Musikzeitung „Drei Clavierstücke Würst's, von Henselt mit Fingersatz bezeichnet, Berlin, Erler“ angezeigt gefunden.

[12]) Ich lasse den Brief, der schließlich doch nicht in meine „Musikerbriefe“ aufgenommen wurde, im Wortlaut Henselt's Briefen an mich folgen.

[13]) Einer Reise nach Wien über Warmbrunn.

könnte, daß der Brief von mir, und bin überzeugt, daß auch Sie den Wunsch haben, den Brief von mir *gesehen* zu wissen?! Darüber daß Frau von Holstein um den Brief kommt, brauchen Sie nicht unruhig zu sein. Meine Frau beauftragt mich mit schönsten Empfehlungen, und ich mit dem Wunsch, Sie einmal zu sehen, bin Ihr ganz gehorsamer Adolf Henselt. 19. 6. 85. Verzeihen Sie die Schreibflüchtigkeit, ich muß so viel schreiben und bin alt.

Hochzuverehrendstes Fräulein! Vor ungefähr 5 Wochen wurde meine theure Frau von einem Nervenschlaganfall (gelegentlich eines schweren Gewitters) betroffen. Unter diesem mich erdrückenden Einfluß und dem eigenen Unwohlsein, erhoffe und erbitte ich Ihre gnädige Vergebung[14]. — Die Sprache kehrt zwar bei Wenigen wieder zurück, aber die Schwäche bei so vorgerückten Jahren läßt mich das schlimmste fürchten für meine liebe Frau. Der Brief an Frl. Bauterwek fällt zweifelsohne zwischen die Jahre 1833 und 36; um welche Anstellung es sich handelte, ist mir nicht erinnerlich. Nochmals um gnädige Nachsicht und Verzeihung bittend Ihr gehorsamer, sehr unglücklicher Adolf Henselt. Warmbrunn, 13. 7. 86. P. S. meine Frau trägt mir *angelegentlichst* die schönsten Empfehlungen an Sie auf und ich schließe mich ihr an.

Wenige Wochen, nachdem dieser letzte Brief geschrieben wurde, am 31. Juli 1886 starb Liszt. In der Herausgabe einer Sammlung seiner Briefe erkannte ich eine mir vorbehaltene, überaus liebe Aufgabe und säumte nicht, an's Werk zu gehen, indem ich mir die Sanction der Universalerbin des Meisters, der mir seit Langem befreundeten Fürstin Wittgenstein in Rom, erbat. Sie blieb nicht aus, und um jede unberechtigte Veröffentlichung Liszt'scher Briefe von anderer Seite von vornherein auszuschließen, übertrug die Fürstin das Verlagsrecht derselben der Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig. Die mich noch gegenwärtig beschäftigende Sammlung des äußerst reichhaltigen, über aller Herren Länder verstreuten Materials ist das „Unternehmen", von dem Henselt im vorliegenden Schreiben spricht. Er legt mir zu diesem Zweck einen Brief Liszt's an sich bei, den er auf Bitten Frl. Lina Ramann's dieser bereits für ihre Liszt-Biographie mitgetheilt hatte.

Hochzuverehrendstes Fräulein! nachdem ich zufällig gehört daß Sie auf ein ähnliches Unternehmen ausgehen, so ist mir nach meinem Gefühl, als ob ich ein Vergehen gegen Sie verübt, indem ich dieser Dame den Wunsch erfüllt! ich möchte daher meinen Fehler so gut ich kann repariren, indem ich Ihre *vielleichtigen* Bestimmungen erbitte oder Ihr Stillschweigen abwarte. Mit ausgezeichnetster Hochachtung gehorsamst Ad. Henselt. Warmbrunn in Schlesien. 13. 6. 87. verzeihen Sie gnädigst die lakonische Kürze meines Schreibens; ich bleibe niemand eine Antwort schuldig und daher bringt mich das Schreiben fast um. P. S. die gütige Theilnahme, die Sie an dem Unglück meiner armen Frau beweisen, legt mir die angenehme Verpflichtung auf, Ihnen zu sagen, daß es ihr *physisch* über alle Erwartung *gut* geht. Der Obige.

Der Angelegenheit der Liszt-Correspondenz gelten auch die drei letzten Briefe, die ich von Henselt empfing. Der im nächsten erwähnte „Episodische Gedanke von C. M. v. Weber, für Pianoforte gesetzt und ergänzt von Adolf Henselt" wurde „Seinem Freund Franz Liszt" gewidmet.

Verehrtes Fräulein! ich eile Ihnen nach Ihrer angegebenen Reise Antwort zu geben: Das auf den „Episodischen Gedanken" bezügliche Schreiben Liszt's ist *nicht* in Briefform, und will es Ihnen gern mittheilen, nur müßten Sie Geduld bis September haben, weil es in Petersburg verschlossen liegt; mir scheint aber daß Sie von dem Brief, den Sie copirt, Gebrauch machen könnten? Zufällig habe ich noch einen mit mir, der Baronin Wrangel gehörig, den ich Ihnen gern mittheile, aber zurück erwarte in Kürze, weil die Baronin schon darum gebeten; er entfaltet ganz die Liszt'sche Hochherzigkeit. Noch einen Brief kann ich Ihnen (aber erst im September) mittheilen, welcher handelt von meiner ihm angebotenen Gastfreundschaft in Petersburg, die wir aber leider nicht erlebt. Die Fräulein Ramann ist im Besitz des Briefes, den ich Ihnen geschickt. Frl. Ramann bat nicht um *diesen* Brief, sondern um den auf den „episodischen Gedanken" bezüglichen, der aber, wie ich oben sagte, in Briefform *nicht existirt*, den Sie aber, wie er ist, sehr gern haben sollen. Ich glaube, somit habe ich alle Ihre Fragen erledigt. Mit der größten Hochachtung Ihr gehorsamer Ad. Henselt. W. 17/5. Juni 87. P. S. nachdem ich den Liszt'schen beifolgenden Brief eben noch einmal gelesen, finde ich, daß Sie die damit in Bezug stehenden Zeilen und musikalischen Ausführungen auch haben müssen. Aber wie gesagt, ich bin gern zu Allem erbötig, nur müßten Sie bis September Geduld haben, d. h. bis ich mit Gottes Hilfe in Petersburg werde angekommen sein. (Es ist bezüglich meines im Jahre 1883 stattgehabten Dienst-Jubiläums.)[15])

Hochgeehrtes Fräulein, bitte tausendmal um Entschuldigung, glaubte daß Alles geschehen. Ich schicke Ihnen Alles, was ich von Liszt noch hab. Verzeihen Sie meine unanständige Kürze und Eile, ich bin unter dem Einfluß der tausend Verbindlichkeiten in Folge des Jubiläums.[16]) In größter Hochachtung Ihr gehorsamer Ad. Henselt. St Petersburg 4./16. April 88.

Briefe Liszt's, die ich an anderer Stelle bekannt geben werde, lagen dem Schreiben bei. Einige Tage später sandte er mir noch Briefe von Hans v. Bülow, Lwoff, Hummel und Robert Schumann nach, von denen ich die letzteren Henselt's Briefen hier folgen lasse. Der letzte derselben lautet:

Hochgeehrtes Fräulein! ich erinnere mich nicht mit Bestimmtheit des Jahres, wann ich (auf 2 Tage) bei Liszt war; mit S. H. dem Großherzog hatte ich nicht die Ehre Whist zu spielen. Die 2 Takte beziehen sich auf den „episodischen Gedanken". Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr gehorsamer Ad. Henselt. 30. Juli 88. Mit Gesundheit meiner armen Frau geht es nicht besser, mit der meinigen ebenfalls nicht. Es wird immer unwahrscheinlicher, daß ich das Vergnügen haben werde Sie kennen zu lernen.

Damit schließen die Briefe von Henselt's Hand. Noch ein allerletztes Blatt liegt mir vor, ein gedrucktes mit breitem Trauerrand. Darauf steht zu lesen:

Nach Gottes unerforschlichem Rathschluß entschlief sanft heute Vormittag 9 Uhr 40 Minuten nach langen, in Geduld getragenen Leiden und in seinen Gott ergeben mein theurer, heißgeliebter Gatte, der Kaiserl. Russ. Wirkliche Staatsrath und Chef der Kaiserl. Musik-Institute *Herr Adolph von Henselt*. Die tieftrauernde Wittwe Rosalie von Henselt geb. Manger. Warmbrunn, den 10. October 1889.

* * *

Als Anhang füge ich den früher erwähnten, zwischen die Jahre 1833 und 1836 fallenden Wiener Brief Henselt's an Frl. Bouterwek — die als Freundin von Kunst und Künstlern vor einigen Jahren hochbetagt in Ilmenau starb — und zwei Briefe Schumann's an ihn bei.

An Mademoiselle M. Bauterwek in Weimar. Im Hause des Herrn V.-Präsidenten v. Conta.[17]) Schätzbarste Freundin! Nicht wahr, gewöhnliche Anrede! Doch mir ist's Ernst, glauben Sie mir, meine Liebe, daß Sie mir wirklich schätzbar sind. Können Sie mir denn wohl verzeihen, daß ich so lange zögerte, Ihnen zu schreiben? es scheint nicht. Doch wenn ich das gewußt, würde ich mich nicht getraut haben Sie um Nachsicht zu bitten. Ihren Brief, der mich sehr freute, und für den ich Ihnen recht sehr danke (obgleich ich eigentlich erst durch einen nicht an mich gerichteten recht sehen konnte, was Sie mir sind), habe ich vor mir liegen. Er giebt mir Anlaß Sie auf Vieles aufmerksam zu machen, und Ihnen manches zu beantworten. Da das erstere zu langwierig zu schreiben wäre und ich ohnedem bald die Freude haben werde Sie zu sehen, so warte ich bis dahin. Sie bitten mich um meine anderen Lieder, Sie sollen haben was Sie wollen, bin ich nur einmal bei Ihnen. Nina spielt auch einiges von mir, wie Sie wissen werden. Sollten Sie denn so wenig Kenntniß Ihrer Fähigkeiten haben, daß Sie sich mit N. nicht zu vergleichen wissen. Ich habe sie gewiß sehr gerne, aber ich muß gestehen, daß ich nicht glaube, daß sie je eine gute Spielerin wird, denn sie ist vom Anfange zu sehr verdorben. Deßwegen habe ich ihr auch die 5 Fingerübungen nicht angerathen. Obgleich sie mir blind folgte, und sie spielen würde, so brauchte sie wenigstens ein Jahr bis der Alte im Stande ist den Nutzen davon einzusehen. Hierüber werde ich viel sprechen, nicht schreiben. An Frau von Flad müssen Sie ein sehr schmeichelhaftes Billet geschrieben haben, da sie sich so auffallend *gnädig* um Sie erkundigte. Hat sie Ihnen schon geantwortet? Sie ist auch seitdem auf mich besser zu sprechen.[18]) Ueber Hummel[19]) bin ich sehr gerührt, ich glaube jetzt wirklich, daß er es im Ganzen gut mit mir meint. Danken Sie ihm einstweilen in meinem Namen und melden Sie einen Brief, der nächstens eintreffen wird, an. Nur bitte ich Sie einmal etwas Genaueres über

---

[14]) Für die sehr verspätete Zurücksendung des besprochenen Originalbriefs, für die es einer Mahnung bedurft hatte.

[15]) Der Brief Liszt's an Baronin Wrangel, sowie sein Albumblatt für Henselt und des Letzteren Dankschreiben an ihn wurden im 3. Band der „Musikalischen Studienköpfe", 5. u. 6 Auflage (Henselt-Skizze), desgleichen in den „Musikerbriefen aus fünf Jahrhunderten", Bd. 2., von mir veröffentlicht.

[16]) Am 2. April 1888 waren 50 Jahre seit Henselt's erstem Auftreten als Pianist in St. Petersburg verflossen.

[17]) Autograph im Besitz von Frau v. Holstein in Leipzig.

[18]) Frau Geheimräthin v. Flad in München erwarb sich um Henselt's künstlerische Ausbildung große Verdienste, vergab es ihm aber nicht, daß er in Wien, dem eigenen Genius folgend, eine andere Richtung einschlug, als sie ihm gegeben.

[19]) Der berühmte Claviervirtuos, damals Hofkapellmeister in Weimar, Henselt's Lehrer.

diese Anstellung zu sagen. Ich bin wirklich sehr glücklich darüber. Ist sie lebenslänglich? Frau von Flad freut sich ebenfalls sehr darüber, aber sie macht mich aufmerksam ja nicht eher von Wien zu gehen, bis ich etwas schriftlich habe. Beiliegende Fragen hat ein guter Bekannter von mir, der mich lieber in Wien als in Berlin wüßte, aufgeschrieben. Nehmen Sie daraus, was Sie für gut finden und fragen Sie Hummel darüber. — — Hier bin ich gestört worden. Ich bin eben bei Frau von Schollhammer, sie erlaubt mir meinen Brief auszuschreiben, ich weiß aber jetzt nicht was ich Ihnen vorher geschrieben habe, und nehme mir nicht die Zeit ihn durchzulesen. Sie fragten mich in Ihrem letzten Brief, ob ich noch die Octaven so wüthend exercire. O ja, aber eine andere Aufgabe habe ich mir gegeben. Sie werden sich darüber wundern. Es ist, die Hand auszudehnen; ich habe es wirklich schon weit darin gebracht, so daß ich folgenden Griff zu spannen im Stande bin, aber nicht anzuspielen:  mit der linken Hand;  mit der rechten Hand.[20]) Während ich mit der einen Hand diesen Griff halte, übe ich die andere; und doch bin ich im Stande nach zu lesen, aber auswendig zu lernen. Es ist jetzt 8 Uhr Abends. Ich schreibe vielleicht heute noch dem Hummel wenn ich nach Haus komme. Im Falle aber nicht, bitte, ihm mich aufs angelegentlichste zu empfehlen und ihm zu danken in meinem Namen. Nur schreiben Sie mir jetzt bald etwas Ausführliches. Wenn Sie nur diesen Brief lesen und verstehen können; es sind zwar nur 3 Weiber im Zimmer, aber sie sprechen mehr als noch einmal so viel Männer. Ich hoffe doch, Sie in Weimar zu treffen wenn ich jetzt hinkomme. Sie schreiben ja so viel von Ihrer Selbständigkeit, nun so bleiben Sie in Weimar stehen. — Sie müssen sich nicht durch obige Zeilen[21]) irre leiten lassen, und vielleicht glauben daß ich große Ansprüche mache; wenn die Bedingungen nur im geringsten annehmbar sind, so verlasse ich mit Freuden meine jetzige Stellung. — Habe ich jetzt nichts vergessen Ihnen zu sagen?! ich wüßte nichts mehr. Nun leben Sie recht wohl, ich freue mich kindisch Sie zu sehen. Ihr wahrster Freund Adolph Henselt. Bei meinen sämmtlichen Schülerinnen habe ich schon gemeldet, daß ich bald abreise

Sr. Wohlgeboren Herrn Tonkünstler Adolph Henselt. Breslau. Leipzig, den 31sten August 1837. Mein theurer Herr, Ihr Brief hat mir die größeste Freude gemacht; möchte es Ihnen auch meiner. — Zuerst besten Dank für die schnelle Gewährung meiner Bitte. Die H-Etude[22]) beizulegen, geht freilich nun nicht gut, da das Schlesinger's übel nehmen würden; ich dachte an die in Es moll,[23]) die Clara neulich in ihrem Concerte spielte — aber die ist nicht für Viele — nun ich will sehen. Was mir am liebsten wäre, Sie schickten mir, sobald es Ihnen möglich, eine Etude oder sonst ein kleineres Stück, das nicht vor Neujahr irgendwo erschiene, also keine von den Hofmeister'schen, sondern sonst etwas Herrliches.[24]) Mit Ihrem Gedanken, der H-Etude die einfachere Form voranzuschicken, kann ich mich nicht befreunden; sie verlieren neben einander und die Etude bekommt das Ansehen einer Variation. Bleiben Sie ja beim Andante und nennen Sie es doch „Andante und Etude“ oder wollen Sie es antiker, „Präludium mit Etude“ oder wie Sie sonst wollen. Für „Romanze“ bin ich nicht. (Sehen Sie Sich doch Bennett's Compositionen an, Sie werden viel für sich und das Herz finden) Ich schreibe Ihnen wie einem alten Freunde. Bin ich doch durch Becker und Wieck in neuester Zeit Ihnen so nahe gerückt, daß ich Ihre Hand zu fühlen glaube. Kommen Sie, kommen Sie; es soll Ihnen wohl werden. Hier giebt's Schwung, Freunde und Künstler, die Sie zu ehren wissen. Sie wollen nach Petersburg? Ist das wahr? Zuvor schreiben Sie doch noch einmal Ihrem R. Schumann?

[20]) Durch diese Dehnungsstudien erwarb er sich eine ganz außergewöhnliche Spannungsfähigkeit der Hand, die seine Technik charakterisirte und vermöge welcher er die eigenthümlich weiten Accordlagen und vollstimmigen Harmonien im gebundenen Spiel ausführte, die er in seinen Compositionen vorschreibt.

[21]) Die dem Briefe beigefügten, hier ausgelassenen Fragen des Freundes, die sich auf die betreffende Berliner Anstellung beziehen, bei der Henselt den Unterricht von Prinzessinnen übernehmen sollte.

[22]) Das berühmte „Poëme d'amour“, op. 3.

[23]) Op. 2, Nr. 8.

[24]) Schumann wünschte offenbar eine Henselt'sche Composition als Beilage für seine „Neue Zeitschrift für Musik“.

Herrn Componist Adolph Henselt. Zur Zeit in Salzbrunn. Leipzig, den 21sten Sept. 1837. Verzeihen Sie, mein lieber Freund, daß ich so lang still geblieben auf so viel Liebeszeichen. Es waren schwere Tage, die letzten — in Zukunft einmal mehr darüber.[25]) Auch habe ich nur wenig für Sie thun können, da Hofmeister nach Prag ist zu den Naturforschern. Die Etuden[26]) sind in Arbeit, in 4 Tagen soll ich einen Abzug erhalten. Aber mit der Metronombezeichnung riskiren Sie viel, da ich sehr oft vom Componisten gerade hier abweiche. Zuletzt — was kömmt darauf an! Ich werde es also darüber setzen. Mit dem, was Sie mir über das Pedal sagen, bin ich völlig einverstanden; auch ich setze zu Anfang meiner Compositionen nichts als „Pedal“, es müßten denn einmal ganz neue Wirkungen anzubringen sein, wo der Druck auf die Secunde fallen muß. Bei den Vortragbezeichnungen habe ich eine Frage; ob wir nicht deutsche einführen wollen; ich werde Ihnen bald „Phantasiestücke“ von mir schicken. Da können Sie sehen, daß es ganz gut steht. Also statt Allegro Rasch oder Feurig oder sonst ꝛc.[27]) Wegen R. R. beruhigen Sie sich; im Grund ist er ein Esel, der Alles mit Worten sagen zu können glaubt; übrigens ein guter Mensch, der nicht weiter interessiren kann. Clara spielt die Etude, wie sie am meisten wirkt d. h. gleich mit der Wogenfigur. Es ist recht, daß Sie sie nur so herausgeben wollen. Die Variationen in F sind noch nicht erschienen;[28]) Clara soll sie einzig spielen; ich komme nicht in's Haus, wie Sie vielleicht wissen. Die Etude in D-moll kenne ich noch nicht; ich schreibe Ihnen ausführlich über Alles, sobald ich einen Abzug habe. Endlich, was das Erste sein sollte, meinen besten Dank für die drei Stücke; zwei davon kannte ich schon durch Becker. Das in F-moll[29]) ist mein Liebling, wie Sie Sich denken können; Becker spielt es mit einem Vorspiel in Ges-dur in 6/8, was gut wäre, wenn es zum Schluß in F-moll paßte. „Allegro passionato“ ist schon richtig; deutsch würde ich etwa darüber setzen: äußerst bewegt oder: schnell und mit äußerst starker Empfindung. A propos! Ehe ich etwas von Ihnen kannte, habe ich in einigen Heften über kleine Sachen Ueberschriften gesetzt, so im Carneval, in Phantasiestücken u. A. Da finden Sie „Traumeswirren“ — „in der Nacht“ — „Warum?“ — und überhaupt viel. Letztere werden Ihnen gefallen, der Carneval weniger. Eben habe ich 18 Davidsbündlertänze gemacht — mitten in meinem schwerbewegten Leben. Darum verzeihen Sie mir auch die schlechte Schreiberei. Ich kann kaum denken außer Eines[30]) vor lauter Gedanken — desto mehr am Clavier, und namentlich an Sie, der Sie mir so lieb und werth sind. Daß ich es nicht vergesse wegen des Titels zu den Etuden, der schon in acht Tagen fertig sein wird. Wie machen Sie es also mit der Dedication? Im Nothfall müßte ein neuer gemacht werden, wenn die Bestätigung von München schon in Ihren Händen wäre.[31]) Man sagt hier, Sie wären getraut. Da gehe es Ihnen herrlich, wie Sie es werth sind. Leben Sie wohl: ich bin ermattet vom zu viel Glück und Schmerz. Ihr R. Schumann.

Das Gerücht, das von Henselt's Trauung verlautete, hatte falsch berichtet. Erst vier Wochen nach Empfang dieses Briefes, am 24. October 1837, vermählte sich Henselt im schlesischen Salzbrunn mit „seiner Rosalie“, die er als Gattin des Geheimraths Vogel, des Freundes von Goethe und Leibarztes von Carl August, in Weimar kennen gelernt hatte, und der sein wundervolles „Poëme d'amour“ gewidmet ist.

Endlich folgte er nun auch Schumann's Ladung und ließ sich am 29. December zum ersten und letzten Mal in Leipzig öffentlich hören, von „einem hunderthändigen Salve“ empfangen und mit höchsten Ehren gefeiert. Wenige Tage später nahm er in Dresden, ohne es selber zu ahnen, für immer vom deutschen Kunstleben Abschied. Erst im Tode wurde uns Adolf Henselt zurückgegeben.

[25]) Bezieht sich auf die Kämpfe, mit denen er sich seine nachmalige Gattin, Clara Wieck, erringen mußte.

[26]) Henselt's op. 2, bei Hofmeister erschienen.

[27]) Henselt behielt die gewohnten italienischen Bezeichnungen bei.

[28]) Henselt's op. 1.

[29]) Vermuthlich die Rhapsodie, op. 4.

[30]) Die zwei letzten Worte sind fast unleserlich.

[31]) Die Etuden op. 2 sind König Ludwig I. von Bayern gewidmet, dessen Unterstützung ihm das Studium bei Hummel ermöglicht hatte.

Bücherbesprechungen.

o. **Die Auferstehung Jesu Christi.** Eine historische Untersuchung für die Gebildeten von E. G. Steude, Lic. theol. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1888. IV, 131 S. — Für die Gebildeten hat Verf. seine Arbeit bestimmt und zwar für Diejenigen, welche in ihrem Glauben an die Auferstehung Christi erschüttert sind und doch als Gebildete die Pflicht fühlen, nicht prüfungslos über religiöse Dinge abzusprechen. In gründlicher und scharfsinniger Weise sucht Verf. unter Ablehnung aller dogmatischen Beweisführung auf rein historischem Wege darzuthun, daß der Auferstehungsglaube der Jünger weder durch die Betrugs-, noch durch die Scheintods-, noch durch die Visionshypothese erklärt werden kann, sondern daß er sich nur erklären

läßt durch die thatsächlich erfolgte leibliche Auferstehung Christi. Der Ernst der Forschung und die Sorgfalt der Prüfung, welche sich durch die fleißige Arbeit des Verf. hindurchziehen, sind geeignet, bei jedem Unbefangenen die Erkenntniß zu erwecken, daß vornehmes Achselzucken gegenüber dem schlichten christlichen Osterglauben keineswegs als ein Zeichen von Bildung, sondern vielmehr von Flachheit und mangelndem Wahrheitssinn erscheint.

— Dr. Georg Müller-Frauenstein, Handbuch für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Classen höherer Lehranstalten. II. Theil. Zur Vers-, Stil- und Dispositionslehre. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel, 1890. Preis 2 ℳ 20 ₰. — Wir begrüßten schon den ersten Theil dieses Handbuches (Wiss. Beilage vom 23. Juli 1889) als ein überaus brauchbares Hilfsmittel für den Unterricht in der Muttersprache. Fast noch mehr befriedigt hat uns der zweite, entschieden schwierigere Theil. Insbesondere die Verslehre ist bei aller Kürze von musterhafter Klarheit. Auf gleich knappem Raum die nicht eben ganz einfachen Grundgesetze der deutschen Verskunst besser darstellen zu wollen, als es hier geschehen ist, dürfte ein vergebliches Bemühen sein. Die Lehre von den Verszeilen und Strophen ist eingehender behandelt, als die Schule sie braucht; aber die übersichtliche Zusammenstellung der Kunstformen wird manchem Lehrer höchst willkommen sein. Vortrefflich sind auch die Auseinandersetzungen zur Stillehre. Wer stimmte nicht mit dem Verfasser überein, wenn er (S. 41) klagt über das flüchtige und massenhafte Schreiben und Lesen unserer Tage, das den Sinn für die Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks weit mehr gefährde, als in vergangenen Zeiten? In diesem Abschnitte nun hat der Verfasser Hildebrand's Buch vom deutschen Sprachunterricht fleißig benutzt, und das gereicht ihm ebenso sehr zum Lobe, wie seinem Werke zum Vortheile. Zwar den Darlegungen über die Sprachrichtigkeit (S. 44—45) hätte ich größere Ausführlichkeit gewünscht; aber auf diesem Gebiete muß ja doch das lebendige Wort des Lehrers bei der Besprechung der Arbeiten die Hauptsache thun, und der erste Theil des Handbuches giebt ja schon das Wesentliche an die Hand. Die Dispositionslehre (S. 69 ff.) schließt sich an das Büchlein von Cholevius „Anleitung zur Anfertigung deutscher Arbeiten, in Briefen an einen jungen Freund“ (Leipzig, bei Teubner) an — wieder eine recht empfehlenswerthe Quelle. Daß die Kunst der sprachlichen Darstellung heute weniger für einen Gegenstand des höheren Unterrichts gilt, als im vorigen Jahrhundert, und daß wir infolge dessen vielfach allgemein anerkannter Stilgesetze entbehren, dagegen Modethorheiten und Sprachdummheiten sich ungebührlich breitmachen sehen, ist leider eine unbestreitbare Thatsache. Möge das vorliegende Buch an seinem Theile mit helfen, in diesem unerfreulichen Zustande Wandel zu schaffen! R. B.

J. R. Julius Grosse, der Lyriker, Epiker und Dramatiker, hat bekanntlich auch den heutzutage beliebten, weil zeitgemäßen Sprung ins Gebiet des Romans ausgeführt: seine Romane („Der getreue Eckart“ u. a.) leiden jedoch fast alle an dem Fehler, daß, so glaubhaft der Anfang erscheint, der weitere Verlauf der Handlung sich dermaßen vom Boden des Menschenmöglichen entfernt, daß wir ihm nicht mehr folgen können. Das gilt auch von dem soeben erschienenen zweibändigen Roman Tante Carldore (Dresden, E. Pierson), der den Beginn einer Serie „Kleine Zeitromane“ bildet. Eine brave Tante greift hier entschlossen in die etwas verfahrenen Verhältnisse einer Familie ein, der durch den Tod des Familienoberhauptes und mißliche Zeitumstände die Zügel über das Anwesen, Gut und Fabrik, entglitten sind, und rettet sie von dem bevorstehenden Untergang. Das ist glaubhaft, und wir wenden der menschenfreundlichen und resoluten Dame unsere volle Sympathie zu. Wenn Charlotte Dorothea jedoch, um einen drohenden Ausstand von der Fabrik abzuwenden, sich mit den Arbeitern verbrüdert, mit ihnen kneipt und raucht, sich, um sich bei ihnen in Achtung zu setzen, für eine Freundin Lassalle's ausgiebt, allen Gläubigern und guten Freunden der Familie wie Zieten aus dem Busch auf den Leib rückt, sie mehr zum Nachgeben und zur Mithilfe zwingt, als dazu überredet, dabei selbst ihren Kutscher spielt, und was der Uebertreibungen mehr sind, so büßt die Handlung durch dieses hanebüchene Vorgehen an Glaublichkeit ein, und auch unser Interesse an der sonst lebendig angelegten und ergötzlich wirkenden Figur Carldorens mit ihrer Corpulenz, ihrem urwüchsigen Platt, ihrem gesunden Menschenverstand und ihrer treffenden Welt- und Menschenkenntniß („De Minschen sin good, un wer sie bi'n Horten packt, de kann se föhren, wohin he will . . . Ein möt de Lute man tosammenbringen un tosammenstöckern. Nachher gaht et all“) verringert sich dadurch. Der Werth der Bemühungen der Tante schließlich wird durch die völlige Bedeutungslosigkeit ihrer Gegenspieler, Freunde wie Feinde, erheblich herabgedrückt: solche Nullen und Tröpfe zu überwinden kostet keine Mühe. Was Grosse endlich damit will, daß er uns diese Geschichte als „Zeitroman“ vorführt, ist uns nicht klar geworden: ist es denn für unsere Zeit so charakteristisch, wenn eine gute Tante wie ein deus ex machina erscheint und ihren Verwandten hilft? Mit dem Begriff „Zeitroman“ wird übrigens, nebenbei gesagt, neuerdings ein ziemlicher Unfug getrieben: jeder Dilettant hält sich für berufen, uns seine Ansichten über die Zeit als „Zeitbild“ aufzutischen, und doch bewahrheitet sich dabei immer nur wieder das, was schon im „Faust“ zu lesen ist: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt Ist meist der Herren eigner Geist.“ Wir bitten diese letzte Bemerkung jedoch nicht auf Julius Grosse zu beziehen.

J. R. Dichtungen. Von Titus Ullrich. Berlin, R. v. Decker's Verlag (G. Schenck). 3 bez. 4 ℳ — Titus Ullrich gehört zu den Dichtern der älteren Generation, die von der Philosophie Feuerbach's beeinflußt wurden und derselben in ihren meist didaktisch gehaltenen Dichtungen Ausdruck zu verleihen suchten: er selbst legte sein Glaubensbekenntniß eines humanistischen Pantheismus in der lyrisch-epischen Dichtung „Das Hohe Lied“ (1845) und in dem modernen Epos „Victor“ (1847) ab. Später, als die revolutionäre Aera vorbei war und andere Tendenzen die Zeit beherrschten, schwieg Ullrich lange Zeit, und nur ab und zu hat er sich durch kleinere feinsinnige Dichtungen dem Publicum wieder in Erinnerung gebracht. Diese Dichtungen sind jetzt durch verschiedene neuere Sachen vermehrt in dem vorliegenden Bande zusammengestellt worden. Um es gleich voraus zu sagen, fühlt man auch aus ihm von Anfang an heraus, daß man es mit einem echten Dichter zu thun hat, einem Manne, der nicht nur etwas will, sondern auch etwas kann, poetische Mittel besitzt und diese Mittel vollständig und zu jeder Zeit beherrscht; die Dichtungen sind immer formvollendet und schön, immer fein, gedanken- und schwungvoll und in einzelnen Stücken auch eigenartig. Es gilt das letztere namentlich von dem epischen Theil, den „Situationen“, d. h. Situationen aus dem Leben, die sich, nebenbei gesagt, trefflich zum lebendigen Vortrage eignen: ein schmerzlicher, entsagender, schwermuthsvoller Zug giebt ihnen ihr Gepräge. So wird in der „Renaissancemythe“ Uranio, einem Poem, das seine Bezeichnung nicht umsonst trägt, denn es wird von einem wahren Schönheitshunger und Farbendurst erfüllt, das vergebliche Suchen nach einer höchsten Melodie dargestellt, die dem Suchenden immer wieder entflieht, wenn er sie festzuhalten glaubt, also gewissermaßen die Tragik des Dilettantenthums; so giebt in der „Parkidylle“ das stille Glück eines jungen Paares nur die Folie ab für das Unglück eines Menschen, den verschmähte Liebe und gebrochene Treue in den Tod getrieben; so erzählt der „Gemmipaß“ das grauenvolle Schicksal einer jungen schönen Frau bei einer Bergfahrt in den Alpen; so lehrt „Magda“, daß die Unschuld auch in der scheinbar schuldlosen Ferne von aller Cultur von dem Schicksal des Fallens erreicht werden kann; so greift in „Auf Nimmerwiedersehen!“ die rohe Vernichtung in ein junges hoffnungsvolles Künstlerleben brutal hinein; so suchen den Dichter in „Im neuen Heim“, einem Alltagsbild aus prosaischer Zeit des Wohnungswechsels, die Schatten Derer auf, die vor ihm in den neu bezogenen Räumen gehaust und daselbst gelitten haben. Weniger charakteristisch sind die Gedichte, die den eigentlich lyrischen Theil des Buches ausmachen: Aus dem Volke, Aus der Gesellschaft, Nachmahd; indessen trifft man auch hier manches Schöne und Beachtenswerthe an, das auch, was wiederum nebenbei gesagt sein möge, bereits seine Componisten gefunden hat. Sollte eine zweite Auflage nöthig werden, so möchten wir übrigens dafür eintreten, daß die einer Bühnenkünstlerin zu Liebe verfaßte längere poetische Erzählung „Gertrud“ in derselben fortfallen möge: sie ist schwach und werthlos und verräth durch ihre Gemachtheit und Gezwungenheit allzusehr den rein äußerlichen Anlaß ihrer Entstehung. Hin und wieder erweist sich der Ausdruck als etwas zu geziert und gedrechselt. Alles in Allem haben wir jedoch in Titus Ullrich's neuen „Dichtungen“ eine Gedichtsammlung vor uns, die aus der Masse der neuerschienenen Lyrik so hervorragt, daß sie Beachtung verdient; hier ist die Arbeit eines vornehm denkenden und tief fühlenden Geistes, der unbeirrt um Tagesgeschrei und Tagesschlagwörter seinen Weg weiter geht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 58. Mittwoch, den 14. Mai. **1890.**

Zigeunerdichtung.

(Schluß.)

Für das ergiebigste Gewerbe scheinen die Zigeuner das ihnen angeborene Diebeshandwerk zu halten, dessen sie ebenfalls singend mit rührender Unverfrorenheit gedenken, wie, nach Geibel, in Spanien:

Von jenem Berge kommt ein Schwein,
Es trottelt her mit raschem Schritt;
Es kommt und schreit mit lautem Schrei:
Zigeuner, nimm mich mit!

Oder:

In die Kirche bin ich gangen,
Zu getrösten mich bei Gott;
Als ich wiederum hinausging,
Fand ich fünf Dablonen dort.

Ein slovenischer Zigeuner betet:

Gott, o Gott! gieb mir das Glück,
Daß ich kaufe Brod und Fleisch,
Könnt' ich kaufen Brod und Fleisch,
Hätt' ich nach im Stehlen Glück.

Da es aber andererseits auch mit Gefahr verbunden ist, fühlt sich auch wohl ein rumänischer Zigeuner bewogen, davor zu warnen:

Ja die Pferdescheun'
Brich nicht wieder ein,
Trink nimmer Branntewein!
Denn brichst du ein
In die Pferdescheun',
Mußt in's Loch hinein,
Wirst gewiß verloren sein

Aber wirksamer ist die unmittelbar drohende Gefahr, wie sie ein englischer Zigeuner vor Augen hat, indem er singt:

Auf, auf, ihr Brüder!
Verlaßt die Gasse!
Es nahet die Wache
Reißen wir aus!

Wird der Zigeuner auf verbotener That erwischt, so ergiebt er sich in sein Schicksal, wie ein spanischer, sich dem im Sprenkel gefangenen Rebhuhn — braun wie er selbst — vergleichend, zufolge Geibel:

Aufgerichtet ist der Galgen,
Und daneben steht der Henker,
Um ein Rebhuhn zu tödten,
Das sie gefangen.

Entkommen, rächt er sich wohl an den Hartherzigen, die ihm nicht aus der Noth halfen, wie ebenfalls nach Geibel ein anderer spanischer Zigeuner:

Um Wasser hab' ich gebeten;
Sie haben mich fortgestoßen;
Da bin ich gegangen zu Berge,
Bin ein Räuber geworden.

Und wenn er einmal Blut gekostet, da geht er ganz im Verbrecherthum auf und keine Vernunft und Sittlichkeit, keine Religion, keine Furcht gebietet ihm noch Halt. So ist ein von Carmen Sylva dem Deutschen angeeignetes Lied eines rumänischen Zigeuners ganz darnach angethan, in schauerliche Stimmung zu versetzen.

Das Messer tanzt im Gürtel mir,
Sobald ich tanze;
Doch wenn den Wein ich trinken geh',
So wird es traurig;
Denn es hat selber Durst, das Messer:
Es trinkt gern Blut.

Gieb mir zu trinken, Herr! so spricht es;
Denn bleib' ich ohne rothe Flecken,
So schämt sich ja der Sonnenschein,
In mir sich abzuspiegeln.
Gieb her! Daß ich am warmen Trank
Mich auch betrinke,
Der aus den Wunden quillt.
Dem Mägdlein wird Dein Küssen süßer,
Wenn Du gestillt mein Dürsten,
Und lust'ger werd' ich Dir im Gürtel tanzen
Bei Deinem Tanze.
Und hört' ich auf mein Messer, ging ich Nachts,
Dich aufzusuchen, Liebchen!
Und unter Deinem Hemde sucht' ich fein die Stelle,
Wo Dir das Herzchen schlägt,
Und schenkte meinem Messer
Die Wärme Deines Blutes,
Weil Du mir Deinen Kuß verweigert.
Und nach dem Kuß hab' ich gedurstet,
So wie mein Messer nach dem Blute durstet.
Und lustig wird der Sonnenschein,
Sieht er Dein junges Blut.
Der Sonnenschein wird's trocknen
Zugleich mit meinen Thränen,
Und mischen werden sich Dein Blut und meine Thränen
Wie die Gewässer zweier Flüsse.
Und nimmer ist Dein Blut so heiß wie meine Thränen;
Es wird das Blut sich wundern,
Wie sie so heiß sind.

Im Gürtel tanzt das Messer mir,
Sobald ich tanze,
Doch wenn den Wein ich trinken geh',
So wird es traurig;
Denn es hat selber Durst:
Es trinkt gern Blut.

Richten wir von solchen Ausartungen den Blick wieder auf den Gang des gewöhnlichen Zigeunerlebens, so erfahren wir bald, daß der Zigeuner das Angenehme ruhigen Wohlbefindens zu Zeiten wohl zu schätzen weiß. Eine ungarische, die Hausherrschaft führende Zigeunerin ruft ihrem Gatten zu:

Hollah, Du Mann, was machst Du?
Nicht das Röth'ge machst Du!
Lauf doch in's Dorf!
Hol von Brod einen Weck!
Hole Mehl, hole Speck!
Backe dann Kuchen!
Drauf will ich schlafen.

Unter die Ergötzlichkeiten des Zigeuners gehört der Tanz. Ein serbischer fordert so dazu auf:

Dem, der tanzt in meinem Tanze,
Will ich meine Schuhe geben;

Und herrschaftlich sind die Schuh,
Nur zigeuner'sche hast du!

Der Tanz wird auch mit Gesang begleitet; so die üppige Tañana an der türkisch-rumelischen Grenze mit wollüstigem Wechselgesang, zu dessen Verständniß bemerkt wird, daß im Zigeunerischen — wie in fast allen Sprachen, außer der deutschen — der Mond weiblichen, die Sonne männlichen Geschlechts ist.

Die Burschen.

Voll Gluth Deine Augen im schattigen Grund!
Der Mund blutroth' Aprikose!
Wie Pfirsiche sind Deine Brüste rund,
Wie Weiden der Leib, schwank, lose!
O Mond! o Mond, daß die Mandeln ich pflückte!
Dein Kuß mich mit seligem Tode beglückte!

Die Mädchen.

Beschatte den Leib mir mit Deinem Leib!
Schnell stiehl des Munds Aprikose!
Die Pfirsiche sauge vom Busen dem Weib!
Des Leibs Schlingwindung umkose!
O Sonne komm! Dir die Mandel zu pflücken!
Komm, küß mich! doch laß nicht zum Tod Dich berücken!

Das Schlüpfrige dieses Tanzliedes giebt Anlaß, des gegenseitigen Verhältnisses beider Geschlechter, wie es bei den Zigeunern besteht, näher zu gedenken. Dieses Verhältniß ist ja in der ganzen Welt, wenn es auch auf rein seelische Liebe gegründet scheint und unter wesenlose Empfindelei sich versteckt, im Grunde immer ein sinnliches, die Bildungsstufe der Menschen mag sein, welche sie will. Die Sinnlichkeit mag schonend verschleiert werden, sie ist nichtsdestoweniger die wirksamste Kraft in Liebesverhältnissen. In Volksschichten, die nicht durch Bildung gewöhnt sind, ihren Gefühlen Zügel anzulegen oder doch sie zu verschleiern, kann um so weniger erwartet werden, daß sie den Grundton der Liebe verleugnen, als dieses Gefühl mit leidenschaftlicher Gewalt sich geltend zu machen pflegt, am allerwenigsten in der Sprache der Dichtung, welche besonders die der Leidenschaft ist. Wir begegnen selbst in der Kunstdichtung alter hochgebildeter Völker, wie der Indier, Stellen, die kein Uebersetzer sich wiederzugeben getraut, und die Lieder unseres Volkes enthalten sehr Vieles, das kein Sammler aufzunehmen wagt, wie sollte da der in Verkommenheit dahinlebende Zigeuner Scheu empfinden, seine Vorstellungen durch offene Aussprache zu äußern? Hat man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß vom Dornstrauch keine Feigen zu verlangen sind, so wird man geradezu die Keuschheit des Mädchens im Slovenischen bewundern, welches singt:

Mein Bürschchen, jung Hirschchen!
Folge mir nimmer!
Was Du von mir erlangt,
Sage Du nimmer!

Alle Empfindungen, welche durch Liebe hervorgerufen werden, kommen in Zigeunerliedern zum Vorschein: Sehnsucht, Leidenschaftlichkeit, Neckerei, Trotz, Spott, Schmerz, Rache. Suchen wir einige Beispiele auf.

Aus Frankreich:

Eins und zwei und drei und vier!
Mädchen, meine Liebe hast Du!
Sonst keine, als Du!

Aus Rumelien:

Dich um Liebe fleh' ich, um Dich vergeh' ich,
Um Dein langes Haar,
Um Deine Brauen, schwarz fürwahr!
Und um Dein schwarzes Augenpaar.

Aus Polen:

Zigeunermägdelein!
Bring einen Krug und Wasser drein:
Ich trink' aus schlichtem Kruge
Deine Seel' in Einem Zuge.

Aus Siebenbürgen (nach Wlislocki):

Hier im Wald, am grünen Hage
Steh' ich Armer schon neun Tage,
Will mein Liebchen einmal sehen;
Hier muß es vorübergehen.
Hätt' es Küsse mir versprochen
Stände gern ich hier neun Wochen;
Würden einmal wir ein Paar,
Stände hier ich auch neun Jahr.

Aus Deutschland:

Es bedeckt die Frau den Mann mit ihren Haaren:
„Die Leute stehn hinterm Thore,
Sie wollen mich sehen
Und was zusammen wir thun."
„„Ich lasse von Dir nicht,
Kost' es mir gleich, erschlagen zu werden.
Wenn Du hast sieben Brüder
Und mein Leben tanzt
Auf ihrem Schwerte:
Du bist mein und Du bleibst die Meine!""

Zur Leidenschaft gesteigert vernahmen wir die Liebe schon in dem rumänischen Messerliede; ein anderes von Carmen Sylva dargebotenes spricht blutgieriges Gefühl selbstloser, aber nicht minder grausig aus:

Mir ging die Mutter fort, die Ed'ae ist groß.
Das Feuer will verlöschen so, wie am Tag die Sterne.
Kommst Du nicht wieder, Liebster, das Feuer frisch zu schüren?

Zu meinem Feuer setzte der Wanderer sich nieder;
Seitdem will es verlöschen,
Und mit dem Wanderer ging die Seele auch von dannen.
Nun kann ich nimmer wissen, wohin sie ging, die Seele,
Weil er mir nicht gesagt hat, wohin gehen seine Schritte.
Es sah der Wald vorüber ihn gehn und sprach zu mir:
Ich konnt' in meinem Schatten den Wanderer nicht halten.
Es sprach der Fluß: ich konnte nicht halten ihn am Ufer. —
Ich weiß, er war Heiducke, von den Heiducken einer,
Die sich beständig schlagen, die gerne sieht die Sonne
Und die der Mägdlein Träume auch gar so gerne sehen.
Er hat zu mir gesprochen: Was bring' ich Dir vom Kriege?
Willst Du den feinsten Schleier? Willst Du der Spindeln schlankste?
Den Gürtel ganz von Perlen? Ein schweres Halskettlein,
Das Dir das kleine Herze mit seiner Last beschwere?
Willst Du ein Armband haben, das an dem Arm Dir klirre?
Willst Du vielleicht mein Herze, darein Dein Herz genistet?
Was bring' ich Dir? — Da sprach ich: Am liebsten hätt' ich Blut;
Das macht den weißen Gürtel mir roth von rothen Perlen,
Das Halskettlein von Silber wird schwer davon, mein Armband
Wird drunter lustig klingen. Ich thu's auf's Herz, darinnen
Mein Herz genistet, werden nicht warm dann beide Herzen?
Am liebsten will ich Blut.

Mir ging die Mutter fort, die Ed'ae ist so groß;
Mein Feuer will verlöschen so, wie bei Tag die Sterne.
Kommst Du nicht wieder, Liebster, das Feuer anzuschüren?

Die Leidenschaft will auch verbrecherische Liebe beschönigen; so in dem Liede aus Südrußland:

Alter Gatte, harter Gatte!
Würge mich, verbrenne mich!
Ich bin muthig, und ich fürchte
Eisen nicht noch Feuers Gluth.

Ha! und wie sehr ich Dich hasse
Wie sehr ich verachte Dich!
Meine Liebe hat ein Anderer,
Bis zum Tode lieb' ich ihn.

Alter Gatte, harter Gatte!
Würge mich, verbrenne mich!
Wissen werd' ich stets zu schweigen
Und nicht nennen werd' ich ihn.

Reizender ist nicht der Frühling,
Feuriger der Sommer nicht;
Jugendlich ist er und herrlich,
Ach! und wie sehr liebt er mich!

O! wie heftig ich ihn küßte
In der Schweigsamkeit der Nacht!
Und wie sehr wir da verhöhnten
Deinen alten grauen Bart!*)

Mehr als diese ungezähmte Leidenschaftlichkeit heimeln uns die heiteren gegenseitigen Beziehungen von Burschen und Mädchen an, wie etwa ein Zigeuner in Polen scherzt:

Mädchen ging zu holen Wasser,
Und es ging ihr nach der Bursche,
Faßt sie bei der Jacke,
Küßt sie auf der Backe.

Oder einer in Ungarn:

Ich hatte ein Schätzchen,
Ein liebliches Mädchen;
Ein kalter Wind kam,
Hat weg sie geblasen.

---

*) Vergl. dazu auch J. K. Schuller in: „Romänische Volkslieder" (Hermanstadt 1859) S. 21 f.

Oder in slovenischen Landen:

Wo warst Du, Geliebte,
So lang' der Regen gedauert?
Ich saß da beim Feuer,
Hab' auf Dich da gelauert.

Desgleichen:

Sag' Wahrheit, wie Dir's um's Herz;
Liebst Du mich oder anderwärts? —
Bist Du bei mir, bin ich Dir gut;
Für Andere vergeh' ich in Liebesgluth,
Wirst Du mich nicht mehr lieben. —
Magst wen Du willst doch lieben!
Auch ich find' eine Andre
Wenn ich weiter wandre.

Weiter nach Wlislocki ein siebenbürgischer Zigeuner:

Küß mich, Mägdlein, zart und klein,
Und ich kauf' ein Band Dir fein;
Laß mich ruh'n in Deinem Arm,
Kauf' ich Dir 'nen Mantel warm;
Wirst Du aber treulos mir,
Kauf' ich einen Stecken Dir.

Wird ihm die Auserwählte versagt, so droht ein italienischer Zigeuner:

Was that ich Dir, meine Tante,
Daß Du mir dies Mädchen nicht willst geben?
Giebst Du sie mir nicht im Guten,
Nehm' ich sie mit Gewalt.

Wenn er aber entsagen muß, findet der Zigeuner auch schmerzliche Töne; ein rumänischer singt nach Carmen Sylva's Uebertragung:

Dir hab' ich mit zitternden Händen berührt
Die blauen Halsperlen am Hemdgekraus;
Vor meinem Zelt war das Feuer geschürt —
Schau hin! Das Feuer ist aus.

An des Hügels Fuß, in des Abends Luft,
Da reichtest die Lippen Du frisch mir her;
Mein Herz hat gesungen in meiner Brust —
Horch' nun! Es schlägt nicht mehr.

Im Schatten der Pappeln, im Gras, im Schwung
Der fröhlichen Schritte, vom Tag umloht,
Ward die Liebe geboren, so hehr und jung —
Weißt Du: die Lieb' ist todt.

Weil schlimm Deine Seele, zum Bösen gewandt,
So klein der Liebe Gewalt.
Das Feuer hat vor dem Zelte gebrannt —
Schau hin! Das Feuer ist kalt.

Ebenso ruft der Tod der Liebsten tiefe Klage hervor. Von einem siebenbürgischen Zigeuner theilt Wlislocki mit:

Drüben, wo still ein Bächlein rauscht,
Hab' ich mit Liebchen oft Küsse getauscht.
Bächlein rauschet im Thale noch immer,
Doch mein Vielliebchen küßt mich nimmer.
Bächleins Wellen im Thale fließen,
Wo Blumen am Grabe des Liebchens sprießen.

Ferner eine Waisenklage aus böhmischer Zigeunerwelt:

O Söhnchen! o Söhnchen!
O Du kleiner Bruder
Gehe hierher
Wo die Mutter
Schlummert in Gottes Frieden.

Zu den Gebeinen,
Den begrabenen,
Das Knäblein ist geschritten;
Hier sitzend
Vereinsamt
Weint's um sie, die geschieden.

In den bisherigen Brocken aus der Liedermasse der Zigeuner ist die Ehe wenig berührt worden. Das Glück derselben pflegt nicht an die große Glocke gehängt zu werden; kommen in der Volksdichtung eheliche Verhältnisse zum Ausdruck, so sind es gewöhnlich unerquickliche. So auch bei den Zigeunern. Schon das ehebrecherische Lied aus Südrußland, das wir vorhin vernahmen, war ein Beispiel. Eins in Böhmen heißt:

Wenn mal gut nicht ist Dein Weib,
Gieb die Peitsche ihrem Leib.
Sie wird bellen wie ein Hündchen;
Denn sie hat ein loses Mündchen.
Wer den Rücken ihr zerschlüge
Trinke Wein darauf zwei Krüge!

Ein siebenbürgisches nach Wlislocki:

Meinem Weib mag Gott bald geben
In dem Himmel ewiges Leben;
Ich will's Himmelreich entbehren
Wird es Gott auch ihr gewähren.

Man sieht: wie der rothe Faden zieht sich als Kennzeichen der Zigeunerdichtung durch ganz Europa, daß sie der einfache Ausdruck aufdringlicher Lebenserfahrungen ist, und, bei fast gänzlichem Mangel epischer Züge, es ihr auch an idealem Aufschwung gebricht, wie ihn Betrachtung fremder Erfahrungen in der epischen Dichtung erzeugt. Eine Spur davon läßt sich indessen aufweisen, wenn es der Grundeigenthümlichkeit des Zigeunerthums gilt: das rast- und ziellose Umherschweifen. Der Zigeuner empfindet es oft wie den Fluch Ahasverr's, aber es ist sein Erbtheil, das er nicht von sich werfen kann — ein Geschick echtester und tiefster Tragik. Dieses Gefühl klingt heraus, obwohl dumpf, dunkel und schwerfällig, aus dem von Carmen Sylva wiedergegebenen Sange rumänischer Zigeuner:

Ich schaute in den Nebel, die Seele ward mir bange.
Der Nebel sprach zu mir: Ich weine um die Sonne.

Wir saßen unter'm Zelte.
Der keine Hoffnung hat, der kam
Und setzte unter uns sich nieder.
Da sagten wir: hast Du
Die Eb'ne wol gesehen?
Und auch die Berge?
Er sprach: Ich habe sie gesehen
Und zeigte seinen Mantel uns
Und auch sein Hemde.
Zerrissen war das Hemd
An seines Herzens Stelle;
Durchstoßen war die Brust
An Stelle seines Herzens.
Das Herz das war verschwunden
Und er hat nicht gezittert,
Als hin wir schauten nach dem Herzen,
Das nicht da war.
Er ließ uns schauen:
Der keine Hoffnung hat, der lächelte,
Weil wir erbleichten,
Und sang uns Lieder.
Wir haben ihn beneidet, daß er singen konnte,
Wo er kein Herz mehr hatte, um zu leiden. —
Zum Weggehn warf den Mantel er
Um seine Schultern,
Und die ihm nun begegnen, die können es nicht ahnen,
Daß ihm das Hemd durchlöchert an des Herzens Stelle,
Und daß die Brust durchstoßen an des Herzens Stelle
Und daß sein Herz verschwunden.

Ich schaute in den Nebel, die Seele ward mir bange.
Der Nebel sprach zu mir: Ich weine um die Sonne.

Was dem Zigeuner das Elend seines Schicksals erträglich macht, ist, wie gesagt, die betäubende Macht der Töne und daß ein Gott ihm gab, zu sagen was er leidet. Bdrmn.

Bücherbesprechungen.

— E. O. Stiehler, Streifzüge auf dem Gebiete der neusprachlichen Reformbewegung. Abhandlung zu dem Programm des Königlichen Realgymnasiums mit Landwirthschaftsschule auf das Schuljahr 1889/90. Döbeln, Druck von J. W. Thallwitz, 1890. (Programm Nr. 544.) — In dem lebhaft auf- und abwogenden Streite für und wider die Einführung der wissenschaftlichen Grammatik und der sicheren Ergebnisse der Lautphysiologie in den französischen und englischen Unterricht wird diese kleine Schrift nicht unbemerkt bleiben. Der Verfasser kennt die einschlägige Literatur sehr genau und bezeichnet richtig manche Schwäche in den Aufstellungen und Forderungen der „Reformer". Andererseits verleitet ihn sein einseitiges Festhalten an dem Standpunkte der alten Schule zu manchem unbilligen Urtheile, namentlich z. B. über Vietor, dessen Schriftchen: Quousque tandem, der Sprachunterricht muß umkehren, durch Wendungen wie „allgemeine Redensarten", „seichte Vorschläge" (S. VII) denn doch nicht abzuthun ist. Vorurtheilslosigkeit ist entschieden die Tugend Stiehler's nicht. Der alte Schulmeistergrundsatz: practica est multiplex wird auch auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts wohl noch lange seine Geltung behalten; aber so viel können wir Stiehler verrathen: Wir haben in der diesjährigen Osterprüfung eine Classe im Französischen vorführen hören, die zwei

Jahre nach der phonetischen Methode unterrichtet war — und kamen aus dem Staunen nicht heraus, was die Jungen Alles gelernt hatten. Für die Einführung der Lautschrift in die Schule begeistern wir uns auch nicht; oder diese Forderung stellen ja auch nicht alle Anhänger der neuen Lehrweise. Auch Stiehler findet die Klage über schlechte Schulaussprache keineswegs vollkommen unberechtigt (S. XIII); daß die Hauptsache, um diesem Schaden abzuhelfen, das allgemeine Lehrgeschick und die tadellose Aussprache des Unterrichtenden ist, darüber giebt es wohl keine Meinungsverschiedenheit. K. B.

J. R. **Geschichtsdramen von Peter Lohmann.** Dritte Auflage. Ausgabe in einem Bande. Leipzig, J. J. Weber. — Die hier vorliegenden neun Dramen bilden einen Theil der Lebensarbeit eines Dichters, dessen Hauptthätigkeit den fünfziger und sechziger Jahren angehörte, als das classische Epigonenthum noch das Theater und ernste Drama beherrschte. Es genügte dieser Richtung, die außer ihrer ästhetischen auch ihre vollkommen historische Berechtigung besitzt, nach dem Gesetz, daß etwas, was in der Geschichte gewesen, nicht mit einmal aufhört, sondern noch eine Zeit lang wirkt und thätig ist, bis es erlischt und zuletzt zu bloßen Stilübungen Anlaß giebt — es genügte dieser Richtung, sagen wir, irgend etwas rein Historisches auf der Bühne darzustellen, weil ja, wie gefolgert wurde, das Große in der Geschichte für sich allein schon etwas Interessantes und Imposantes sei, das erhebe und erschüttere. Wir heut zu Tage verlangen, daß das dargestellte Historische in irgend einem Bezuge zu uns stehe, etwas Allgemeines und Persönliches ausdrücke, um uns zu interessiren und zu fesseln; wir legen den Schwerpunkt auf das dargestellte eigne innere Leben, das der Dichter seinem Stück einzuhauchen verstanden hat. Das blos Geschichtliche scheint uns keine so ausschließliche Berechtigung mehr zur Darstellung zu besitzen. Dies der Grund, warum Werke der in Rede stehenden Richtung, selbst wenn sie so theatralisch effectvoll gehalten sind, wie z. B. die von Albert Lindner, nicht mehr recht ziehen wollen. Es hieße indeß alles historischen Sinnes bar sein, wenn man die Vergangenheit nur mit den Augen der Gegenwart betrachten wollte: man kann einer andern Generation und Richtung angehören und den Geist der früheren Zeit dennoch begreifen und achten. Diesen Ausläufern der classischen Schule ist auch P. Lohmann zuzuzählen: schon die Stoffe seiner Dramen (Masaniello, Essex, Savonarola, Appius Claudius, Strafford, Karl Stuart u. s. w.) bezeugen dies. Ob diese Dramen jemals die Bühne beschritten haben, wissen wir nicht: wenn dies nicht der Fall gewesen ist, fragt es sich, ob der Grund davon allein in der Abneigung gegen das blos Historische gelegen hat, oder ob nicht auch andere Ursachen, die mehr im Dichter lagen, dieses Fremdbleiben begünstigten. Es fehlt Lohmann, um eine rechte Wirkung auf der Bühne auszuüben, die Knappheit und Kürze, der dramatische Lakonismus, der in wenigen Momenten und Worten die Situation erschöpft; die Scenen sind zu breit angelegt; die Personen reden viel zu viel. Der dramatische Stil besteht aber im Gegensatz zu dem epischen gerade aus einem Extract, der nicht Alles bringt, sondern ein gut Theil davon errathen läßt. In diesem Errathen liegt ja auch in Etwas das Anregende des Theaterbesuches: der Zuschauer wird selbstthätig, ein Mitarbeiter am Stück. Sagt man ihm zu viel, so läßt sein Interesse am Dargestellten nach. Auch der Sprache Lohmann's gebricht die rechte Schlagkraft; was in wenig Worten gesagt werden könnte, wird hier in ziemlicher Breite und dabei doch oft nicht erschöpfend wiedergegeben. Dazu kommt der der geschilderten Richtung eigene Mangel an Charakteristischem, der eine lebendige Wirkung nicht aufkommen läßt: alle Personen bewegen sich gleichmäßig auf ein und demselben Niveau der Anschauung und Sprache: eine gewisse Bläße und Mattigkeit in der Darstellung ist infolge dessen unausbleiblich. Dafür entschädigt Lohmann freilich wieder etwas durch Sorgfalt der Arbeit: es wird Alles wohl motivirt und das Stück ist in der Regel von vornherein auf einem tragfähigen Motiv aufgebaut. Uebrigens sind die Stücke nicht alle gleich an Werth: das Eingangsdrama „Masaniello" mit seiner Mehl- und Obstrevolution muthet ziemlich kindlich an; der Held ist zudem so gut ein Schwächling wie sein Gegenspieler, der Vicekönig Arcos; dazu kommt, daß Masaniello's Untergang gar nicht aus im Stoffe wurzelnden Motiven, etwa Selbstüberhebung, Größenwahn, hervorgegangen, sondern nebensächlichen Gründen entsprungen ist. „Appius Claudius" läßt kalt; der „Schmied von Ruhla" steht weit hinter der Bedeutung seines Vorwurfs zurück; besser ist aber z. B. das romantische Drama „Die letzten Mauren", in welchem der Untergang der Maurenherrschaft in Granada, der Sieg Ferdinand's und Isabella's, verbunden mit dem gleichzeitigen Auftreten des Columbus dargestellt wird. Darnach erscheint es doch fraglich, ob dem Dichter mit dem Fernbleiden vom Theater nicht Unrecht geschehen ist, und ob nicht die Verpflichtung besteht, mit Stücken wenigstens, in denen die Stoffe nicht so abgetrieben sind, das nachzuholen, was etwa versäumt sein sollte.

— **Dr. A. E. Brehm, Vom Nordpol zum Aequator.** Populäre Vorträge mit vielen Illustrationen. Stuttgart, Union (Deutsche Verlagsgesellschaft), 1890. — Dieses Werk, von dem uns die 1. Lieferung vorliegt, bildet eine treffliche Ergänzung zu Brehm's mit Recht hochgeschätztem „Thierleben". Es wird von der Verlagshandlung beabsichtigt, im Laufe dieses Jahres (1890) alle Vorträge des verstorbenen ausgezeichneten Naturbeobachters zu veröffentlichen und dieselben mit vorzüglichen Illustrationen tüchtiger Thierzeichner (wie Friese, Mützel, Specht u. s. w.) auszustatten. Dieser Gedanke ist sehr lobenswerth und wird in den weitesten Kreisen Sympathie für das Unternehmen erwecken. Die kürzlich publicirte Anfangslieferung enthält eine Schilderung von Lapplands Vogelbergen und eine nicht minder anschauliche Beschreibung der Tundra (Steppe) und ihrer Thierwelt. Beide Vorträge sind wahre Musterstücke ihres Genres und reißen zu aufrichtiger Bewunderung von Brehm's Erzählertalent hin. Man könnte wünschen, daß manche „Professoren" der Zoologie nur eine Wenigkeit von dieser Kraft der Darstellung besäßen. Diesen Schilderungen merkt man es an, daß ihr Verfasser in besonderer Weise dafür begabt war, die Natur als Ganzes aufzufassen und statt ihrer nicht blos zerstückelte Bilder und Bildchen ihres Waltens. In den nächsten Lieferungen sollen unter Anderem enthalten sein: Wild und Weidwerk in Sibirien, Wanderungen der Säugethiere, Forscherfahrten auf der Donau, Karawanen und Wüstenreisen, Volks- und Familienleben der Kirgisen rc. Wir begrüßen die Veröffentlichung jener Vorträge mit aufrichtiger Freude und leben der Gewißheit, daß das vorliegende Werk, als eine Zierde unserer populärwissenschaftlichen Literatur, den Sinn für das Naturleben und die Freude an der Beobachtung desselben in hohem Maße steigern wird. O. Z.

L.— **Militärischer Dienstunterricht für Einjährig-Freiwillige bei der Ausbildung zu Reserveofficiers-Aspiranten sowie zum Gebrauch für Letztere und für Officiere des Beurlaubtenstandes der deutschen Infanterie.** Bearbeitet von Dilthey, Königl. Preuß. Major a. D. 21., nach den neuesten Bestimmungen (insbesondere dem Leitfaden, betreffend das Gewehr 88, der Schießvorschrift für die Infanterie vom 21. November 1889 und der Allerhöchsten Ordre vom 1. Februar 1890 über die Bildung zweier neuen Armeecorps) gänzlich neu durchgearbeitete und mit ausführlichem Sachregister versehene Auflage. Berlin 1890. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Unter den Büchern, welche sich mit der dienstlichen Belehrung des Einjährig-Freiwilligen der Infanterie befassen, ist das von dem Königl. Preuß. Major a. D. Dilthey verfaßte eines der inhaltreichsten und ausführlichsten. Der Herr Verfasser verbreitet sich über alle Zweige des gesammten Heerwesens und Truppendienstes und giebt die für den Einjährig-Freiwilligen besonders wissenswerthen Abschnitte der Garnisondienst-Vorschrift, des Exercirreglements, der Schießvorschrift und der Felddienstordnung zum größten Theile wörtlich wieder. Hierin liegt, unseres Erachtens, insofern eine Gefahr, als manche Besitzer des Dilthey'schen Dienstunterrichts die irrthümliche Meinung gewinnen können, als ob der nicht citirte Inhalt der vorhin genannten Dienstbücher als minderwerthig anzusehen sei und nicht gelernt zu werden brauche. Da das Dilthey'sche Buch schon, in zwanzig Auflagen, die weiteste Verbreitung im vaterländischen Heere gefunden hat, so ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch die jetzt erschienene 21. Auflage, in welcher die allerneuesten Veränderungen unserer Heeresorganisation schon Berücksichtigung gefunden haben, rasch vergriffen werden wird. Der Preis des Buches — 3,50 ℳ, in ganz Leinen gebunden 4 ℳ — ist ein mäßiger zu nennen.

Druckfehler-Berichtigung. In der Besprechung der „Messianischen Weissagungen, von Franz Delitzsch" in Nr. 56 der „Wissenschaftl. Beilage" muß es heißen: „Das Vorwort zu dieser Schrift dürfte wohl das Letzte sein" rc., statt das „Beste".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 59. Sonnabend, den 17. Mai. 1890.

Diesseits und jenseits der österreichisch-italienischen Grenze.

Von Theodor Matthias in Zittau.

Nach einem herrlichen Juli-Sonntage in Bozen führte mich am nächsten Morgen der frühste nach Süden hinabrollende Zug selbdritt bis St. Michele, aus der letzten deutschen Stadt mitten unter italienische Zungen. Italienisch lebhaft und laut knallte alsbald auf der staubigen Straße zwischen den hohen weißen Mauern der Weingärten der Vetturino auf seine Thiere los, welche, der Grenzgegend entsprechend, an Größe mehr Pferden, an Bau Maulthieren glichen. Auch italienisches, ja noch altrömisches Erbtheil schien die vorn den Stieren weit über die Köpfe emporragende Deichsel mit dem daran befestigten Doppeljoche zu sein, an dem die gewaltigen und blos mit den Köpfen an der Deichsel festgebundenen Rinder den Wagen nur mit dem Nacken vorwärts stemmten. Italienisch war die Gier nach bequemem Verdienst, mit der in Mezzo lombardo, dem nächsten Orte, sich ein halbes Dutzend Menschen auf unsere bis dahin von der Post mitgenommenen Rückentaschen stürzten, um den Lohn für deren bloßes Heruntergeben am liebsten mit zwei Händen zu heischen. Italienisch bunt war auch das Leichenbegängniß, das durch die Straßen des Städtchens zog: mit den Ortsgeistlichen im Ornat und Franziskanern in der Kutte, die sich im Gesang ablösten; mit den vier die Kirchenstandarten tragenden barhäuptigen Kirchendienern, deren blaue Alltagshose und nackten Füße der lässig übergeworfene Amtskittel nicht mitbedeckte; mit den vielen meist Kerzen haltenden Leidtragenden, die wie Studenten bei einem Fackelzuge in weitem Abstande dahinschritten; mit dem nachdenklich hinterdrein schnüffelnden Maulesel endlich, der gewiß glaubte, zum neugierigen Gaffen und Nachlaufen dasselbe Recht zu haben, wie die vielen Zweifüßler vor, hinter und neben ihm

Der Grabgesang war noch nicht verklungen, als wir eine halbe Stunde später hinter dem hochgelegenen Friedhofe und seinem Kirchlein vorüber an schattenloser steiler Bergwand wie im Schweiße gebadet die Hochebene von Fay erklommen, die wie auch dieser Ort selbst nichts Besonderes bot. Doch führte über sie der kürzeste Weg nach unserem nächsten Ziele, dem Molven-See im östlichsten Längsthale von Giudicarien, das wir Nachmittags 4 Uhr bei dem armen Dörfchen Andalo erreichten.

Von hier hatten wir nur noch eine Stunde bis an unser Tagesziel Molveno zurückzulegen. Das war eine herrliche Stunde Weges in prächtigem Lärchenwald und durch grüne Matten, deren Betreten dem auf dem Wege dahintrottenden Vieh durch große nebeneinander gestellte Platten rothen Kalksteins verwehrt war, die von den Bauern mit ordentlicher geognostischer Befriedigung ausgesucht schienen: so schön ausgebildete Ammonshörner von 10—15 cm Durchmesser enthielt eine ganze Reihe derselben! Als diese Schalthiere „so tief in die Verkalkung kamen“, da blickte freilich der auf einmal im Südwesten am Ende des Lärchenwaldes vor uns kühn in den Himmel starrende Brentastock noch nicht von solcher Höhe hernieder; da hatte ihn „noch keine Weltkatastrophe“ so hoch gehoben, wie er jetzt da steht, westlich der Etsch das gewaltigste Gebilde des Dolomitkalkes.

In Molveno herrschte noch Stille und traute Einsamkeit, und unser Einzug war ein Ereigniß. Männlein und Weiblein staunten uns an; vor Allem aber umringte die im Sommer hier ja schulfreie Jugend unser Gasthaus und war glücklich, wenn sie ein solches nordisches Thier zu sehen bekam. Wirth und Wirthin „der Dolomiten“ gingen nur in der Sorge um uns auf, und — in echt italienischer Fülle — trugen sie auf, als hielten sie unsere Magen für ein Weinfaß oder wollten sie — an den Mann bringen, was nun gewiß wieder vierzehn Tage lang ausbleibende Wanderer doch nicht verzehren konnten! Von dieser Seite wäre es also zu verschmerzen gewesen, daß uns ein Nachtgewitter zwang, unsere nächste Aufgabe, den Uebergang über die etwa 2500 m hohe Bocca di Brenta nach dem Sarcathale statt 3 Uhr Morgens erst 12 Stunden später in Angriff zu nehmen. Wir hatten so überdies Zeit, in den klaren Mittagsstunden den lieblichen See zu befahren und im ganzen Reize seiner Stille und Lieblichkeit zu genießen.

Nachmittags rückten wir also mit dem prächtigen Brüderpaare Matteo und Bonifazio Nicolussi von Molveno ab, so drohend auch die wieder tiefer herabgezogenen Nebelschleier der Brenta Regen verkündeten. An einigen urwüchsigen Sägemühlen am Ende des Dorfes vorüber, überschritten wir den hier in den See mündenden Massodi-Bach, an dessen rechtem Ufer wir unter herrlichem Hochwalde das bald auffällig enge Val delle Seghe hinaufzusteigen begannen. Leider benahm uns bald der gefürchtete Regen wirklich den Genuß der großartigen Natur; ja bald sahen wir auch die Unmöglichkeit ein, den Abend noch die Tosahütte zu erreichen. Als wir gegen 6 Uhr zwei Kohlenbrennerhütten erreichten und wenigstens das jüngere der beiden dort hausenden Ehepaare abwesend fanden, mußten wir uns denn darein fügen, daß die eine der Hütten unser Nachtquartier werden sollte.

Es war eine wenig über zwei Meter lange und noch nicht so breite Bretterbude, deren noch lange nicht mannshohen Wände außer der Thür, durch die man nur seitwärts hinein konnte, und einem Rauchloch schräg darüber, ebensowenig als das Dach eine weitere Oeffnung hatten, so daß erst ein Feuer in der einen Ecke angemacht werden mußte, ehe wir das Innere betrachten konnten.

Die hinteren zwei Drittel nahm in ganzer Breite die ziemlich kniehohe Lagerstätte ein, Säcke voll Holzkohle mit Laub und einer Decke aus Haderleinwand darüber, über die dann für uns noch Heu gebreitet wurde. Davor stand ein Kasten mit Polentamehl und eine wacklige Fußbank, und schmale Bretter an den Längswänden trugen mehrere Ziegenkäse von der Gestalt kleiner Schleifsteine und viele Stücken von solchen, ein ganzes Trinkgefäß sowie einige buntglasirte Thonschüsselchen, die theils leer, theils mit Ziegenmilch gefüllt waren. Die übrigen Küchengeräthe, je 1 Löffel, Messer und Gabel, hingen am Thürpfosten und in Gestalt zweier Casserole und eines aus dem nahen Quell immer mit frischem Wasser gefüllten Eimerchens am nächsten Baumriesen vor der Thüre, während das Glanzstück, ein von des Alten geschäftiger Tochter schnell mit Sand ausgescheuerter Kupferkessel, bereits an einem halbverkohlten Scheite über dem Feuer hing.

Als das Wasser im Kessel zu brodeln und singen begann, schütteten unsere Führer einige tüchtige Hände voll Polentamehl, d. h. Maisgries, hinein, rührten und rührten und schütteten dann den Klumpen auf ein Brett: die Polenta, die vielgerühmte, war fertig, die erste, die ich sah — und aß, gleich den Führern, zum Theil mit Käse, zum Theil in Ziegenmilch gebrockt. Ich bereute nur, schon vorher aus meiner Rückentasche mein Abendbrod genommen zu haben, so wohlschmeckend und sättigend zugleich erschien mir dieser italienische Volksteig. Nach der Mahlzeit wurde

noch eine Stunde verplaudert und verscherzt. Nach 9 Uhr aber forderte uns Matteo auf, damit ein Ende zu machen, und bat uns, zur Ruhe zu gehen, da wir am nächsten Morgen um 1 Uhr aufstehen und gegen 2 Uhr aufbrechen müßten.

Gesagt, gethan! Er ging in die andere Hütte zu den alten Leuten, und in der unsrigen kroch ich alsbald mit meinen zwei Begleitern und Bonifacio selbviert auf das Heulager. Draußen hatte sich der Wind gelegt, die Regentropfen hatten aufgehört auf das Dach zu prasseln, still glimmte das Feuer in der Ecke weiter: nur auf dem Lager fand außer Bonifacio Keiner Ruhe und Schlaf. Wir rutschten und wanden uns, seufzten und stöhnten ohne Unterlaß, die Luft war so dick und das Lager so hart; überall juckte es, von Nervenreizen meinten wir in der Finsterniß, von schwarzen Sechsfüßlern, wie wir am nächsten Tage nur zu deutlich erkannten; Angst und Beklommenheit überkamen uns, dazu schuf in solcher Umgebung die Einbildungskraft allerhand finstere Bilder von den Lieben daheim. Als ich mich endlich aufraffte und auf Schlaf verzichtend hinaus in die Nacht und Luft trat, glaubte ich eine halbe Ewigkeit voll Qual und Pein durchgemacht zu haben, und doch war es kaum Mitternacht. Bald folgten die Anderen meinem Beispiele; und über der Suche nach den Sternen, die besseres Wetter verkünden sollten, über der gegenseitigen Schilderung der durchwachten Stunden und über der Herrichtung des Morgenkaffees kam die festgesetzte Stunde des Aufbruchs schließlich noch zu schnell heran. Bonifacio mit der Laterne voran, Matteo hinterdrein, so stiegen wir, nachdem die bereits wache Tochter des Alten den Lohn für die göttliche Herberge erhalten hatte, nach 2 Uhr in die dunkle Nacht hinaus.

Gegen 7 Uhr Morgens betraten wir die Tosahütte. Ihre Lage ist großartig, ja bei den düsteren Wolken an und über den Felsriesen ringsum war das Bild umher fast schauerlich. Glücklicherweise durften wir auf der anderen Seite des Passes ein farbigeres Bild erwarten, als uns nach 9 Uhr die ersten durchbrechenden Sonnenstrahlen zum Aufbruche ermunterten. Zwar war die Fernsicht noch verhangen, als wir auf zwei leicht gangbaren Felsbändern hin und über ein kleines steiles Schneefeld die Bocca erreichten; und auch als wir den längeren Gletscher der Westseite hinabstiegen und -fuhren und über das Geröll an seinem Ende kletterten, sandten uns die davonjagenden Wolken zum Abschiedsgruße noch mehrfach Regen- und Graupelschauer nach. Doch dann behielten wir blauen Himmel über uns, und wir jauchzten wie staunend auf, als wir uns nun umblickten. Da lagen sie jetzt auf tiefblauem Hintergrunde, die prächtig kecken und kühnen Felszinken, diese Festungen, diese Fels- und Glockenthürme, wie sie die Italiener so treffend nennen, mit der Unzahl der die Mauern dazwischen krönenden Zinnen und Thürmchen; hier glänzten sie silbergrau, dort schillerten sie gelb und röthlich, und darüber und daran blinkten die kleinen Gletscher und Schneefelder wie fließender Schmelz. So war die Gruppe wahrlich schöner als am Morgen!

Sie nahm sich jetzt auch noch großartiger aus! Denn unser Standpunkt war bald niedriger, und der Abstand zwischen demselben und den Spitzen wurde schnell immer größer. Als wir etwa 2000 Meter hoch hart an der Stelle standen, wo der am schreckhaftesten in das Thal hereintretende Crozzon di Brenta (3090 Meter) auf der letzten Thalstufe aufsteht, sahen wir die Spitze des mächtigen Felsthurmes noch über 1000 Meter über uns. Noch ein anderer Beweis für die Mächtigkeit des Kolosses ward uns da: 1 Stunde brauchten wir, um über die Trümmer eines Felssturzes aus dem Jahre 1882 zu kommen; und als wir uns nach der Stelle umsahen, wo diese für Tausende von Häuserbauten hinreichenden Steinmassen hergekommen waren, erschien diese als eine verhältnißmäßig kleine, etwas frischer geröthete Bruchstelle an der riesigen Wand. Am Ende der Felssturztrümmer betraten wir einen von Anfang an wunderbar saftigen Wiesenplan, wie er im Kalkgebirge seines gleichen sucht. Dagegen entsprach es ganz dessen Art, daß alle die Bächlein da oben, um auf die tiefere Thalstufe zu gelangen, plötzlich an senkrechten Wänden hinabgleiten und -springen mußten, gleich uns selbst, die der steile, schlüpfrige Weg nimmer langsam gehen ließ. Unten wurden die Bächelchen ein einiger starker Bach, der sein Rauschen mit dem Glockengeläute herrlicher daran weidender Rinder mischte. Ringsum standen nur noch die weichen lichten Lärchen des Südens, und an den breiten glatten Wegen in diesem Walde merkten es am besten unsere Füße, daß wir uns Madonna di Campiglio näherten, diesem ehemaligen Kloster, das nach einem Brande als „Grand Hôtel" zu einer Sommerfrische im Schweizer Stile umgewandelt worden ist.

Für uns Touristen freilich, das wurden wir bald inne, war es nichts; und die kurze Rast, so uns zur Ablohnung der Führer und einiger Erhalung nöthig war, erschien uns hier gerade lang genug. Gegen 4 Uhr packten wir selber noch einmal die Ranzen auf, um noch bis Pinzolo thalabwärts zu wandern.

Doch wie schnell verflogen diese 3 Stunden gegenüber dem reichen Genusse, den dieser Weg noch bot. Das in seinen Theilen mit vielen Einzelnamen belegte Sarcathal hat selbst in seinen Abhängen und Kuppen, in seinen Seitenthälern und Ortschaften ungemein viele abwechslungsreiche malerische Bilder aufzuweisen. Dazu erblickt man während der ersten zwei Drittel des Weges zur Linken den jetzt noch farbenprächtigeren Brentastock und vor sich hat der Wanderer ein volles Gegenstück dazu, den breit und behäbig über sanfter ansteigendem Unterbau gelagerten Laresgletscher mit der krönenden Spitze des Carè Alto aus der südlichen Adamellogruppe. Wo aber dieses Bild dem Herniedersteigenden entschwindet, entschädigt ihn dafür die südliche Pracht und Fruchtbarkeit des Rendenathales, in das er bei Pinzolo eintritt.

Ja, dankbare Grüße sende ich dir, du liebliches Pinzolo! Du machtest deinem Rufe, der Hauptort des Rendenathales und der geeignetste Ausgangspunkt für Wanderungen in der Brenta-, Adamello- und Presanellagruppe zu sein, alle Ehre. Im „Schwarzen Adler", deinem alten von den Einheimischen allein besuchten Albergo, war es recht leicht, sich gar wohl sein zu lassen; und in seinen Betten schlief es sich trotz der lauen, süßen Nacht draußen so gut, daß es am nächsten Morgen — ihr feiertet den heiligen Jacobus — aller Kraft der Pauken und Trompeten deiner in Procession zur Kirche ziehenden Bewohner bedurfte, um uns zu erwecken. — Die Langschläferei sollte uns freilich Schweiß genug kosten. Denn nun mußten wir den für jenen Donnerstag vorgenommenen Spaziergang, den Besuch des Dosso di Sabbione, einer wirklichen Perle unter den Damenbergen, in den heißen Mittagsstunden machen.

Bei unserer Rückkehr von der grünen, aussichtsreichen Kuppe bot Pinzolo ein ganz anderes Bild als am Morgen. Vor den Thüren und in den Lauben, in den Sälen und Hausfluren aller Schank- und Wirthshäuser saßen die Trinker und Spieler und feierten St. Jacobus, den sie früh mit Kirchgang und Messehören geehrt, nun in anderer Weise bei Bier und Wein. Aus allen erschollen, leidenschaftlich gerufen, die Zahlen cinque und dieci, mit denen die erregten Spieler immer neue 5- und 10-Kreuzerstücke dem Zufallspiele opferten. Andere saßen oder standen vor ihren Häusern, und da gab es ein lebhaftes Schwatzen und Erzählen, daß es eine Lust war, die Gebärden dazu zu beobachten. Noch Andere, bes. Jüngere, benutzten die Gassen als Wurfbahnen, auf denen sie, Jeder mit zwei Kegelkugeln ausgerüstet, dadurch, daß sie einer ausgesetzten Kugel die ihre am nächsten brachten, einander kleine Massen Weines abzugewinnen suchten. Noch immer warfen die Spieler, als beim Nahen der Dämmerung plötzlich Hörnergetut erklang. Alsbald eilten Buben, Mägdlein, Weiber und auch einzelne Männer dem Dorfplatze zu: zwei schwarzhaarige, schwarzäugige Bengel, barfuß und verwegen die Jacke übergehangen und den Hut in den Nacken gerückt, ganz wie man die Hirten der Campagna auf zahllosen Bildern sieht, — die Hirten des Gemeinde-Kleinviehs hielten in der Mitte ihrer nach Hunderten zählenden Ziegenheerde ihren Einzug. Das war ein Jubel, mit dem sich hier die Kinder an den Hals der Ziege hingen, sie heimzuschaffen; das war eine Freude, mit der dort die ganze Familie die von selber den Weg findende Hausgeiß bewillkommnete; selbst da die eifernde Alte und jener brummende Weißbart dort meinte das Schieben und Drängen nicht böse, damit sie die Thiere heimzerrten und -stießen. Ihnen Allen, weitaus dem größten Theile der Bevölkerung schenken ja die guten Thiere fast das Einzige, was sie zu ihrem harten Brode und zu und neben ihrer ewigen Polenta als Abwechslung genießen können.

Am nächsten Morgen früh 5 Uhr kehrten wir Pinzolo den Rücken und wanderten hinein in die hehre Großartigkeit des Genova-Thales, dieses „8500 Fuß tief zwischen Presanella und Adamello eingewühlten Grabens". Wo von dem vorsintfluthlichen Weltenbaue noch Schutt- und Trümmerhalden am Fuße der Riesenmauern liegen geblieben sind, wo diese in allmäliger Abdachung herunterziehen oder wo sie zum Ausbau höherer Stockwerke zurückspringen, umsäumt und krönt sie ein grünes Waldesdach. Ueber die kahlen Wände aber gleiten zahllose Schleierfälle herab oder kühne Sturzbäche schleudern gewaltige Wassermassen darüber, wie

in einem 100 m hohen Sprunge der Abfluß des Nerois-Gletschers oder in drei thurmhohen Stürzen der des Lares-Gletschers. Neben dem Wege aber stürmt rauschend und schäumend die Sarca von Fels zu Fels; und wenn sie sich einmal im erweiterten Thale zwischen Wald und Matten hat ein wenig gedulden müssen, so durchbricht oder überspringt sie den Felsriegel, der ihr das angethan, mit doppelt grimmiger Gewalt. Den Wanderer aber, der an einer solchen Stelle gar steile Steigungen überwinden muß, erfreuen auf der höheren Thalstufe inmitten eines herrlichen Wiesenplones menschliche Siedlungen, Sägemühlen oder Vieh-, Senn- und Floßknecht-Hütten, und vor Allem eine völlige Veränderung des ganzen Bildes, denn mit jeder höheren Stufe werden die Höhen ringsum immer steiler, immer nackter, und jedesmal kühner und prächtiger blicken über sie die Riesen aus der Schnee- und Eisregion herein.

Die größte Ueberraschung ward uns in solcher Beziehung beim Betreten der dritten Hauptstufe des Thales. Noch eben hatten wir seitwärts vom Pfade von einem vorspringenden Felsen in den von der Sarca darunter ausgewühlten Tobel hinabgeschout, wie die Woffermassen darin um den Ring tanzten und Aeste und Baumstämme mit darin umhergewirbelt wurden, während die Sonne alle Farben des Regenbogens in den daraus aufsteigenden Wasserstaub zauberte, und nun schritten wir Erdbeeren pflückend durch den Lärchenwald, da auf einmal lag die Alp Bedole vor uns und über ihr, über dem letzten bewaldeten Rücken des Thales, der ungemein großartige Absturz des Mandrongletschers! Wie glänzte und blinkte er oben zwischen den grauschimmernden Felshörneen so weiß! und wie wunderbar grünlich schimmerten die Hunderte von Eisthürmen und Burgen, in denen er abstürzte, mit den blauen Schlünden dazwischen! Noch hatten wir uns vorwärtsschreitend nicht an dem herrlichen Nohbilde satt sehen können, da hatte sich auch schon ein etwas ferneres, aber nicht minder erhabenes in unserem Rücken entrollt: hoch oben übersahen wir auf einmal den gonzen wilden Felsgrat der Presanellakette in seinem westlichen Absturz mit allen seinen blinkenden Hönern und Zinken, die sich über unserem ziemlich 5000 Fuß hohen Standpunkt sämmtlich immer noch 5500 bis 6600 Fuß gen Himmel emporreckten!

Ein trefflich bewirthschoftetes Unterkunftshaus am Ende des Planes von Bedole ermöglicht es überdies, den zauberhaft schönen Kessel des Längeren zu genießen. Uns freilich litt es ouch hier nicht lange, und nochdem wir für den Buben, der bisher unser Träger gewesen, seinen Vater, den wir hier fanden, als wirklichen Führer eingetauscht hatten, ging es noch reichlich 2 Stunden hinauf zur Leipziger Hütte. Leider brauten bald Nebel über Nebel von den Gletscheen auf und Wolke an Wolke kam das Thol herauf gezogen. Um so mehr hatten wir Zeit, zu beobachten, wie wohl es die allenthalben am Berge umherkribbelnden Itoliener verstonden, den bisherigen theilweise freilich recht bedenklichen Pfad bis hinauf in einen (nun bereits auch eingeweihten) bequemen Karrenweg zu verwandeln.

Auf der Leipziger Hütte fanden wir bereits 5 Herren, die auf dem Adamello gewesen; dazu langte später ein Redacteur mit seiner Frou und Tochter an, und so mochte es draußen noch so unfreundlich sein, wir saßen zu zehn eng gedrängt und warm an dem einzigen Tische zwischen den beiden Matratzenlagern des einzigen Fremdenraumes und merkten im Erzählen und Scherzen nichts von dem draußen ziemlich erreichten Gefrierpunkte. Im Vorraum, der von einer munteren Boznerin teefflich verwalteten Küche, dampften über dem Heerde unsere nassen Kleider und darunter Suppen und Getränke, Conserven und Schmarren. Als wir mit der Zeit Alle versorgt waren, umlogerten die Führer, Palenta zu bereiten, den frei gewordenen Heerd. Durch Töne der Hormonika würzten sie sich dann ihr Mahl und der Feurigste unter ihnen drehte sich gar auf dem Raume davor von koum einem Meter im Geviert in behendem Tonze, sich und die andrren ganz noch Italiens Art unterhaltend, wo man des Weibes beim Tanze zu entrathen weiß und nur an notürlich schönen, ja blos an munteren Bewegungen sich sattsam ergötzt. Die Lust fand erst ein Ende, als wir es, um selber zur Ruhe zu kommen, geboten. Alsbald polterten über uns die Führer ins Heu nieder, im Zimmer kletterten wir auf unsere Lagerstätten, „Fertig?!“ erklang es und das Licht verlöschte und bald lagen Alle, schlafend und schnarchend die einen, wachend und seufzend die onderen, in Ruhe und Frieden. Draußen aber heulte der Sturm und donnerte ein Hochgewitter ein gewaltiges Nachtlied, aus dem den Wachenden wenigstens die eine Hoffnung entgegenklong, daß der nächste Tag vielleicht doch noch ein unverhofft schöner sein könnte.

Auch unser Führer hatte noch am nächsten Morgen solche Hoffnung und so rückten wir denn gegen 5 Uhr ab, die Lobbia alta zu besteigen. Immer den Blick ouf den Absturz des Mandrongletschers gerichtet, schritten wir am Rande des links jäh und tief in das Sarcathal abfallenden Marocarorückens, der auch die Hütte trägt, allmälig aufwärts und an den vielen kleinen Mandronseen vorüber, die wie in Trauer über die Oede ringsum in ihren Mulden lagen. Bald kamen wir auf völlig nackte Felsen und stiegen zuletzt abwechselnd auf solchen und in schneegefüllten Mulden neben dem Gletscherabsturze hinauf auf das große Firnfeld desselben. Wie fesselte nun so ganz in der Nähe die Betrochtung der grünlichen Eisburgen, deren mehrere vor unseren Augen zusammenbrachen. Es ist kein Wunder, daß sich die Tousende von Eisthüemen und Klippen, von überhängenden Zacken und Nadeln so haben durch- und übereinander schieben müssen; ist doch der Mandrongletscher, der hier zwischen dem Morocarorücken und den Wänden der Lobbia bassa wie durch eine enge nur 500 Fuß breite Schleuße zum anderthalbtausend Fuß hohen jähen Sturz in die Tiefe gedrängt wird, der zweit- oder drittgewaltigste Eisstrom ganz Tirols und bei 26 000 Fuß Gesammtlänge oben durchschnittlich 5000, an einzelnen Stellen gar 13 000 Fuß breit. Wie überwältigend wirkte darum wieder, je näher wir der Firngrenze, je weiter wir über sie hinaufkamen, im Gegensatze zu der Zerschrundung und Zerklüftung darunter die gewaltige Firnfläche darüber in ihren großen ruhigen Linien! In immer neuen, immer weiteren Schneewellen überblickten wir die einem bei ruhigem Wellenschlage erstarrten See gleichende Firnmulde. Immer neue Hörner tauchten auf und bezeichneten endlich die Grenzen des ½ Quadratmeile großen Eismeeres, eines an Form immer schöner ols das andere. Dazu möchte ich hinsichtlich des Genusses dieses Bildes dem Wetter eher danken als grollen, daß es unsicher geblieben war; denn nun erschien diese Nordpollandschaft bald mit den finster im Kreise storrenden Felshörnern und den grauweißen Schneemassen daran und dazwischen wie ein schreckhaft erhabenes Bild ewigen Todes, bald wieder blickte sie, wenn die Sonne siegreich durchbrach, in bezauberndem Glonze und Wenigen zu sehen vergönnter lochender Schöne!

Auf eins freilich, das erkannten wir, mußten wir verzichten, auf eine klare Fernsicht. Wir stiegen denn auch, anstatt über den breiten Gletscher hinüber und weiter der ferneren Lobbia alta zuzusteuern, mehr nur eines schöneren Gesommtbildes des Mondrongletschers wegen, direct rechts ein Stück den näheren Monte Mondron an und waren noch vor 11 Uhr wieder in der Hütte, deren sorgende Schaffnerin uns bereits eine dampfende Suppe bereitet hatt. Aber so gut wir in ihrer Pflege aufgehoben gewesen wären, da alle Wetterzeichen auf dauernde Unbeständigkeit schließen ließen und merkwürdigerweise kein Barometer zu haben war, beschlossen wir noch denselben Tog zu Thal zu eilen, und brachen Nachmittags 2 Uhr ouf, um über den Presenopaß nach Ponte di Legno auf der italienischen Seite abzusteigen.

An dem Morocarorücken stiegen wir jetzt steil gerade nach Norden empor. In der Höhe von ca. 8300 Fuß rasteten wir an dem noch halb gefrorenen Lago Scaro, dessen Geister uns zuraunten von den Gemsrudeln, die des Morgens von den steilen Felswänden hinter ihm äsend an seine Ufer niederklettern. Dann kamen wir auf schlechtes Geröll und schräge Schneeflächen, endlich klommen wir, angeseilt und vorsichtig in die vom Führer getretenen Stapfen tretend, im Zickzack das von rutschigem Schnee bedeckte steile Eisfeld zu der scharf ausgesägten Paßlücke links von der Presenaspitze empor, die mit 10 560 Fuß jene nur um 300 Fuß überragt. Kalt blies der Nordwind über die Lücke an dem Schneefelde herunter, uns scharfe stechende Nadeln ins Gesicht treibend. Da standen wir oben, hinter uns immer noch dasselbe düstere oder ganz verschleierte Bild, und vor uns? — Wie hätten wir es hoffen können und wie hätten wir nun nicht aufjodeln sollen! — Do log Alles in voller Klarheit und sonniger Pracht. Vor uns in mäßig schnellem Abfalle der stattliche Presenagletscher, hinter uns und seitwärts von steilen gelbgrauen Felsmaueen, mit vielen krönenden Spitzen in schönem Haldkreise umschlossen; am Ende des Ferners in zwei kleinen Kesseln die wunderlieblichen smoragdgrünen Presenaseen, dahinter jenseits der selbst noch nicht sichtbaren Tanalestraße und ihres tiefen Einschnittes saftig grüne Thäler und Vorberge und dorüber wieder und so nahe, als stiege sie trotz ihrer eisigen Kälte unmittelbor aus dem warmen

Grün empor, die ganze Ortlerkette, besonders in ihrem südlichen Zuge von prächtigster Wirkung. Oestlich von diesem Glanzstücke schimmerten, in der weiten Ferne als eine einzige von scheinbar unbedeutenden Spitzen überragte vereiste Hochebene erscheinend, die Oetzthaler Schneeriesen, und westlich reihte sich uns beim Hinabsteigen aus der Kette, die den Ortler mit dem Berninastock verbindet, noch lange ein schlanker eisgepanzerter Gipfel an den anderen. Noch später erblickten wir auch die Tonalestraße selbst und an ihrer Einmündung in das Val Camonica das Ziel unseres Marsches, das Dorf Ponte di Legno.

Aber noch lag sie bald 1000 Meter tief unmittelbar unter uns, und so freundlich an ihrem Ende der erste italische Ort mit seinen in der Abendsonne glänzenden Schindel- und Schieferdächern uns winkte, vorerst hieß es Geduld, Geduld! denn an der senkrechten, vielfach nassen Felswand galt es erst noch eine anstrengende Kletterei. Wie that da endlich den Füßen die schöne Straße gut, hinter deren Paßhöhe weit im Osten die Kalkberge im Abendrothe glühten und an deren italischem Zollhause die dienstthuenden Beamten sich zuraunten „Sana Tedaschi" und uns mit freundlichem Nicken und soldatischem Gruße zuwinkten, ruhig vorüberzugehen. Es war ½9 Uhr, als wir das einfache, aber gute Gasthaus von Ponte di Legno betraten. Während wir unseren Führer verabschiedet und das Nachtmahl eingenommen hatten, war es daher finster geworden; und drüben an der linken Thalwand in halber Höhe war jetzt ein Kreis flackernder Feuer zu sehen. Sie dienten zur Abwehr der Bären von den dort eingehürdeten Herden, hieß es; da wünschten wir den Hirten mit ihrem Vieh eine gleich geruhsame Nacht, wie wir sie nach unseren Anstrengungen uns verdient und gesichert zu haben meinten, stiegen zur Ruhe in das zierlich aufgeputzte Staatszimmer der Wirthin hinauf und schliefen bis tief in den klaren Sonntagmorgen hinein.

Was that das auch! Es sollte uns ja nun eine Woche mühelosen Genusses in Oberitalien für die Anstrengungen der vergangenen entschädigen; und wahrlich, der Sonntag war dazu ein würdiger Anfang.

Von dem Wagen herunter, den wir gegen 11 Uhr in Ponte di Legno bestiegen und erst Abends ½9 Uhr verließen, genossen wir so abwechselungsweise fesselnde Einblicke in die Natur und in die Menschensiedlungen des Camonicathales, in das zumal sonntägliche Leben und Treiben seiner Bewohner, daß Sinn und Geist nimmer müde wurden das viele Schöne und Neue aufzunehmen. Vom grünen Oglio, dem frischen Sohne des Eises und Schnees der südlichen Ortlergipfel, durchbraust, trägt das Thal doch schon von Ponte an alle Zeichen der Fülle und des Segens. So dicht gedrängt, wie ich es noch nie in den Bergen gesehen, steigt hier Dorf an Dorf die noch lange recht steilen und nahe aneinander gerückten Thalwände hinauf, daß ich ihrer während der nicht zweistündigen Fahrt bis Edolo an zwanzig gezählt habe. Dabei herrscht zunächst bei der nach bedeutenden Höhe über dem Meere — 4500 Fuß bei Ponte, ziemlich 2500 bei Edolo — noch Getreidebau, und die steilen Halden haben Stufe für Stufe durch Mauerbauten erst eben und anbaufähig gemacht werden müssen. Wie zierlich aber blicken einem unten im Thalgrunde oder hoch auf steiler Höhe die Orte entgegen, alle in hellem oder gar weißem Gewande strahlend. Denn ihre oft 3, ja 4 Stock hohen Häuser sind auf der dem Thale und der Straße zugekehrten Seite hell getüncht, wenn unser Tiroler alles Italienische lobender Führer recht berichtet war, auf Befehl der Regierung, die diese freundliche Zier der Thäler angeordnet hat. Ueberdies sind die Häuser selbst der Hauptstraße, damit die heißen Sonnenstrahlen nicht in die Gassen dringen, so eng an einander gerückt, daß die Orte wie eine einzige große weiße Gebäudeflucht erscheinen; aus deren Mitte aber ragt neben dem selbst oft kaum zu gewahrenden Kirchlein schlank und zierlich der von jenem getrennte Glockenthurm empor.

Die köstlichste Perle des Thales ist Edolo. Mit seinen belebten Straßen und der aussichtsreichen Brücke liegt es an der Einmündung der weit hinauf übersehbaren Straße über den Apricapaß ins Ogliothal, wie in einem paradiesischen Garten, dessen Fülle deutlich ankündet, welche Pracht und Ueppigkeit der südlichen Pflanzenwelt von hier ab zu schauen sein wird. Ueber die Mauern der Gärten und Weinberge, die weit an den Höhen hinaufreichen, blicken Feigen- und Mandelbäume, Pfirsiche und traubenschwere Reben herüber, im Osten steht mitten in solchen Geländen die Hauptkirche, ein alterthümlicher schöner Kuppelbau mit einem Glockenthurm, der mit seiner kleineren, von reichlichem Moos bewachsenen Kuppel offenbar das Vorbild aller auch in ihrer größeren Einfachheit ihm auffällig ähnlichen Glockenthürme des Thales gewesen ist. Den Hintergrund des ehrwürdigen Baues bilden zwei saftiggrüne Kuppen der Thalhöhen und zwischen diesen schaut, wie verwundert über den Segen zu seinen Füßen, der Monte Aviolo aus der Adamellogruppe mit seinen Schnee- und Eisfeldern herein. So können sich blühende Fülle und erhabene Größe eben nur hier gatten, und diese Vermählung vollen südlichen Lebens in den Thälern und starrer ewiger Ruhe des Hochgebirges, zu deren Mitfeier der Wanderer nur auf und an den südlichen Zügen der Hochalpen geladen wird, ist es, die deren Besuch immer lohnender erscheinen lassen muß als den der nördlicheren Ketten.

Südlich von Edolo, wo das Thal allmälig breiter und noch fruchtbarer wird, wichen die ölігglänzenden Kastanien nicht mehr von den Straßen und Hängen und die Maulbeerbäume nicht wieder von den Wiesen und Gärten des Thales. Die hochgezogenen Reben genügten nicht, die Kraft des gesegneten Bodens auszunützen, und gewährten unter ihrem lichten Dache noch Luft, Licht und Sonne genug für eine zweite Frucht, mochte das nun Hanf oder Fasole, Tabak oder Schwarzkorn sein. Wo alle diese Fruchtbarkeit sich wieder in einem weiten Kessel häuft und steigert, liegt kaum minder paradiesisch als Edolo der Hauptort des untern Camonicathales, Breno.

Unter den Bildern von der Straße fesselt am meisten so ein italischer Lastwagen mit den zwei auch die schwersten Geschütze tragenden Rädern und dem einen gleich gewaltigen Tragbrette darüber! vier Maulthiere ziehen ihn, das kleinste vorn, das größte dem Karren zunächst in einer Doppeldeichsel und alle vier einzeln hinter einander geschirrt; er ist hoch bepackt mit Holzkohlensäcken, mit Backsteinen und Cementfässern, Fischkörben und Oelgefäßen und mit Südfrüchten und grünem Gemüse oben darauf. Den Thieren sind Bauch und Oberschenkel zum Schutz gegen die lästigen Insecten in bunt zusammengestückelte Fetzen gehüllt und von Stirn und Hals flattern ihnen rothe Lappen herunter; auf die hinteren Thiere knallt, schlägt und schreit mit südlich unbarmherziger Erregtheit der buntbekittelte Vetturino, und bei den kleineren vorn sorgt ein von oben bis unten zusammengeflickter Bursche mit seiner Gerte dafür, daß es ihnen nicht besser geht. Ja auch die Menschen sind hier ganz anders. Sie sind viel mehr an die Oeffentlichkeit gewöhnt, und wenn auch ihre Verhältnisse gar oft hinter denen unserer Arbeiter, Landleute und Spießbürger zurückbleiben, so bringen sie doch immer in ganz anderer selbstbewußter Weise ihre freie Menschenwürde zu schöner Darstellung.

Während in Ponte di Legno noch die Weiber in der Messe waren, standen die Bauern und Arbeiter auf dem Platze vor dem Ufficia die luogo und beschwatzten und erörterten die neuesten dort aushängenden Erlasse der Orts- und Landesbehörden. Drüben über der Brücke in der Krämerei, deren Inhaber zugleich Postverwalter war, wurde gefeilscht und gehandelt, wurden Zeitungen und Briefe ausgegeben und Freimarken verabfolgt, wie an jedem Wochentage. Noch merkwürdiger war mir etwas, was ich in Breno sah. Hier wimmelte es von Soldaten, von activen, die wie immer in diesen Monaten hier im Thale untergebracht waren, wie von eingezogenen Ersatzmännern, die mit jenen zusammen in den Bergen Feldübungen hatten. Als ich nun — unsere Pferde mußten ruhen — dem Hauptgetümmel nachging, kam ich an eine Kirche, in der, wie wenn es im Kriege wäre, die Quartiermacher und Militärschreiber ihre Stätte hatten; Strohschütten lagen an der Thüre und lachend und lärmend kamen die Männer des Krieges aus dem ehemaligen Hause des Friedens. Doch war das für mein Gefühl fast noch weniger schlimm, als wenn ich bei meinen weiteren Streifzügen durch das Städtchen in einem Durchgange in der hinteren Ecke einen altehrwürdigen Altar, an dem man beim Lichte des ewigen Lämpchens sein Gebet verrichten konnte, und in der vorderen, keine zehn Schritte davon — eine Erleichterungsanstalt für Männer entdeckte.

Im Städtchen saßen die zahllosen Kaffeewirthschaften und alle die Dutzende von Schankstätten, die Vino buono anpriesen, voll schwatzender uniformirter und nichtuniformirter Männer, und draußen vor denselben belustigten sich unter den schattigen Rebenhallen der Weinwirthschaften hier Bauernburschen, dort Mannschaften mit dem uns von Pinzolo her bekannten Spiele des Kugelwerfens, zu dem sich auf den Straßen der unterhalb Breno gelegenen Dörfer dann gar ganze Züge und Compagnien zusammen gefunden hatten. Dazu mischten sich mit Eseln bespannte Wägelchen mit Drehorgeln und als Zuschauer die Bewohner der Orte, selbst Weiber, und mußten sie auch den Säugling an der Brust mitnehmen. (Schluß folgt.)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 60. Dienstag, den 20. Mai. 1890.

Diesseits und jenseits der österreichisch-italienischen Grenze.

Von Theodor Matthias in Zittau.

(Schluß.)

65 Kilometer hatten wir zurückgelegt, als wir solcher die nächste Woche lediglich sich bestätigender Beobachtungen voll in der 9. Abendstunde in die Straßen von Lovere, dem nordwestlichen Hafenorte des Iseosees, einfuhren. Aus allen Wirthschaften wie von den Ufern des freundlich blickenden Sees erklangen Geigen und Mandolinen, ertönte Lärm und Gesang. Doch jetzt überließen wir das Volk unbeobachtet seiner Freude und lernten auch vom See den Abend nichts mehr kennen, als wie seine Fische in — Oel gebacken schmeckten.

Der nächste Morgen sollte zunächst unsere sonntäglichen Beobachtungen italienischen Volkslebens um schöne Wochentagsbilder bereichern. Wir schlenderten die Straßen hin und her und konnten uns gar nicht genug des Einblicks in die Werkstätten aller Art erfreuen. Ohne Ausnahme liegen sie nach der Straße heraus und Thüren und Thore stehen allezeit offen, da sie auch für das Licht den einzigen Eingang bilden. Hier wurden Bärte gekratzt, dort Haare geschoren, daneben saß ein Schuhmacher im Kreise seiner Leute und drüben in des Bäckers Verkaufs- und Werkstätte wurde ein Bube und ein Mädchen angekleidet, während der Vater Biscuit aus dem Ofen brachte und ein Bursche Teig zu Weißbrod einrührte. Und so kann man, so kann der heranwachsende Italiener täglich alle Erzeugnisse des Hausgewerbes in allen ihren Stufen entstehen sehen und dabei das Leben und Treiben ihrer Verfertiger beobachten, — gewiß auch ein Umstand, der das Volk zu größerem Verständniß des praktischen Lebens, zu der allgemeineren Darstellungsgabe und seiner natürlichen Beredtsamkeit in allen praktischen Fragen erzieht, aber freilich ein Umstand, der nicht künstlich gemacht werden kann. Vielmehr ist er gegeben durch die Natur des Landes, durch seine glühende Sonnenhitze, der man an der Rückseite der Häuser eine möglichst fensterlose Mauer entgegensetzen oder doch die unbedingt benöthigten Oeffnungen den ganzen Tag durch Läden verschließen muß, also daß Alles, was Sonnenlicht braucht, an die Straße gedrängt wird, deren eng aneinander gerückte Häuserreihen, dabei oft noch durch Laubengänge unterstützt, sich wenigstens vom Erdgeschoß gegenseitig die Sonnenstrahlen abhalten. Wir kamen auch an einem alten Kirchthurm vorüber, in dem ein Holzhandel und eine Böttcherei untergebracht war; und wir sahen auf dem Campo Santo die ersten Reihen von Cypressen, die allerdings mit ihrer bei uns nie an ihnen zu sehenden magnetnadelartigen Spitze rechte Friedhofsbäume sind, die hinauf zum Himmel weisen.

Endlich haben wir auch den Iseosee genossen! Mit dem Nachen ging es hinaus in die blauschimmernde Fläche. Lovere, dessen Hafen und großer Hafenplatz mit Niederlagsräumen im Erdgeschoß aller Häuser daran und mit dem stattlichen der Gemeinde geschenkten Palazzo Tadini auf bessere Zeiten hindeuten, baut sich mit der wachsenden Entfernung in immer schönerem, stattlicherem Halbkreise am Berge hinauf auf, aus dessen Grün schöne Sommersitze und schmucke Ortschaften herablugen. Doch der Glanzpunkt der Rundsicht ist der ferne Abschluß zwischen Lovere und Pisogne hinten im Ogliothal. Unten breit, läßt dieses auch vom See aus noch immer die herrlichen, schon bei Breno bewunderten Berggipfel im Hintergrunde sehen, und noch über diese hinweg blickt der dort nicht zu sehende Fürst der westitalischen Alpen, der Adamello, mit seinem gleich ihm eisgepanzerten Gefolge. Der hellblaue Wasserspiegel, an dem belebten Ufer und seinen Bergen sowie das Ogliothal hinauf die mannigfachen Töne des Grünen mit den Ortschaften und ihrem Weiß der Mauern und Roth der Dächer dazwischen, die verschiedene Bläue der fernen und ferneren Berge, die goldige Gluth der Kalkberge um Breno, nochmals duftiges Blau vom Unterbau des Hochgebirges und darüber erst dessen Eis- und Firnpanzer, blinkend wie flüssiger Schmelz: das Alles machte den See hier wirklich zauberisch schön, uad er that es uns an und zog uns hinein, und wie wir gar darin herum schwammen und darin auf- und niedertauchten, schien er uns mit jedem Mal noch schöner.

Auch im südlichen Drittel bietet der See wieder höchst malerische Bilder, zumal wena man über Montisola hinaus ist und die mächtigere Fläche der südlichen Seehälfte vor sich sieht, deren Ufer mit einem Male in ausschließlich südlichem Pflanzenschmucke prangen. Der Oelbaum herrscht hier völlig, und so liegt jener eigenthümlich silbergraue Schimmer über den Geländen, den nur er zu verleihen vermag.

Zwei Tage später kostete ich dieselben Genüsse, die der Iseosee seinen Besuchern bietet, landschaftliche Lieblichkeit und südliche Ueppigkeit vereint mit der größeren Wasserfläche im südlichen Theile, erstere, erhabenere Umrahmung im nördlichen, nochmals aber in weit größeren Verhältnissen am Gardasee durch.

Doch die Pracht des Gardasees, die schon Goethe und nach ihm so Viele geschildert, ist zu bekannt, als daß ich davon schwärmen dürfte; nur etwas muß ich erzählen: die Geschichte meines Bades in Salo; denn sie ist zu bezeichnend für italienische Liebenswürdigkeit und Unbedenklichkeit. Ich schlenderte in der Richtung, in der man mir die öffentlichen Bäder von Salo gezeigt hatte, am Strande hin und gelangte endlich — weithin kein Badehaus erblickend — an einen niedlichen Rundbau mit einer daraus ins Wasser führenden Stiege. Er war nur durch den Weg von einem großen Garten getrennt, an dessen Ende ein alter weiter Palast stand; vorher hatte ich schon von der Straße in seine weiten Höfe hinein und Soldaten darin beschäftigt gesehen: er diente also als Kaserne und die Seeseite mußten dem Ansehen nach die Officiere bewohnen. Hierzu gehörte auch, wie ich gleich ahnte, jenes Badehäuschen, und ich wunderte mich gar nicht, als eine daneben beschäftigte Wäscherin auf meine Frage, ob das das öffentliche Bad sei, No Sior antwortete. Wohl aber wunderte ich mich über das, was folgte. Mit den Worten ma 'spette', preg' un po' eilte sie davon, dann lugte eine Signora durch das Gartenthor und gleich darauf kehrte jene zurück — mit Badewäsche, die ich freilich nicht bedurfte — in der einen, dem Schlüssel, den ich wohl annahm, in der anderen Hand. Wie erquickend, und doch wie warm schon früh nach 7 Uhr war das Bad in dem herrlichen Wasser! Gerade vor mir, am andern Ufer der Bucht, lag, von Cypressen wie von dunklen Pfriemen umstarrt, als eine ernste Mahnung der kleine Campo Santo, zu dem die Leichen der Reichen in langer Prozession die Straße am Ufer entlang getragen, die der Armen einsam und still in einem Kahne über den See gerudert werden! Ringsum aber lachte die Welt und ich freute mich mit ihr; freute

mich der Farbenpracht des Sees und der Ufer nah und fern; freute mich der kräftigen Wellen, die, mich auf- und niederschaukelnd, den deutlichen Beweis von der nicht weniger als 9 Quadratmeilen betragenden Größe des Sees erbrachten.

Vor meinem Aufenthalt am Gardasee besuchte ich Brescia, darnach Verona und Venedig; und was hätte ich von ihnen nicht Alles zu erzählen! Wie viel neue, für das italienische Städteleben zumal typische Gestalten habe ich da nicht gesehen! Da halten im Schatten prunkvoller Marmorhallen vor öffentlichen oder privaten Palästen Bummler und Arbeiter Siesta. Das ohrenzerreißende Geschrei dort kommt von einem Händler, der sein einem Maulthier aufgepacktes Grünzeug mit einer wahren Riesenstimme ausruft. Hier der Mann, der mit seinem kleinen, selbstgetragenen Tischchen sich gerade in das dichteste Gedränge stellt, bietet aus seinem Eiskübel aqua fresca aus; dort drängen sich Arbeiter und Bauern um ein von einem Maulthiere gezogenes Wägelchen, dessen Besitzer Gefrorenes in Gläsern zu 4 und 8 ₰ verkauft; wieder wo anders schlürft und schleckert die durstige Menge das blutrothe Fleisch der Wassermelonen, die ein Bauer der Umgegend in Halben, Vierteln und Achteln auf einem großen Gerüste feilbietet. Ueberall kommen aus alten Palästen, die jetzt als Kasernen dienen, Soldaten der verschiedensten Waffen heraus, die einen immer schmucker und bunter als die andern, und in der Nähe der Kirchen sieht man neben den schwarzkuttigen Geistlichen der Gemeinde buntbestrümpfte Eminenzen mit einem Kreuz und mit Besatz von gleicher Farbe wie die Strümpfe auf ihrer Tracht. Auch die Frauen aus dem Volke — Männer wie Frauen der höchsten Stände gehen im Wesentlichen europäisch-großstädtisch und kommen überhaupt vor den späten Nachmittagsstunden, wo sie die großen, breiten Hauptstraßen, die Corsi, auf und nieder gehen oder fahren, wenig auf die Straßen —, auch die Frauen aus dem Volke also tragen der Sonne und Insecten wegen das Gesicht schwarz verschleiert und sind in ein schwarzes Umschlagetuch gehüllt, das ihnen trotz ihres stets bequemen Anzuges schnell in die Oeffentlichkeit zu treten gestattet. Flott und behäbig zugleich sehen die Männer des Volkes aus in ihren verwegen sitzenden breiten Hüten, den kurzen Joppen und den bunten, weiten Hosen, in denen sie vor der Sonne am liebsten beide Hände bergen. Zwischen der Menge aber, die allerhand Verkaufsstätten und jeden Ort, wo es etwas zu schauen giebt, schwatzend und gaffend umsteht, schreiten ganz wie unsere Leichendiener, schwarzbefrackt und weißbehandschuht, silbergallonirt und mit einem Zweimaster auf dem Kopfe, außerdem eine Art Marschallstab in der Hand, die städtischen Wächter der Ordnung und Reinlichkeit gewichtig auf und ab.

Abends giebt es hier und da dann auch eine musikalische Unterhaltung: das ist wohl ausnahmslos in — Biergärten und Brauereien, und angelockt von den großen Anschlagezetteln, die, obschon von einer Erhöhung der Preise oder gar von Erhebung eines Eintrittsgeldes abgesehen werde, doch die großartigsten Leistungen des Professore und der Künstlerinnen „So und So" in Aussicht stellen, findet sich eine bunt zusammengewürfelte Zuhörerschaft zusammen; die Kapelle bildet ein vielleicht von einigen Geigern unterstützter Klavierspieler; die Hauptsache sind die Gesangskräfte, von denen patriotische Lieder, Liebes- und Leidensgeschichten, Opernscenen, alle aber vortrefflich vorgetragen werden: es sind gewiß herzlich schlecht bezahlte Kräfte dritten Ranges, aber Italien ist ja das Land des Gesanges, was Wunder also, wenn manche unserer theuren Kräfte höheren Ranges kaum Besseres leisten?

Einen besonders eigenthümlichen Reiz gewinnt das Leben nnd Treiben dieser Städte dadurch, daß es sich nicht vor Gebäuden von hent und gestern abspielt, sondern zu einem großen Theile vor Bauten, die schon auf nicht viel weniger als ein Jahrtausend und oft auf viele Jahrhunderte mehr zurückblicken können und sich zu wundern scheinen, daß nach jahrtausendlangen Leiden das Volk noch immer so fröhlich um sie leidt und lebt wie ehedem.

So giebt es in Brescia Häuser, deren Erdgeschoß zum Theil aus Werkstücken aus römischer Zeit aufgeführt ist, und eine Kirche wie ein öffentliches Prachtgebäude, die auf dem Grunde heidnischer Tempel ruhen. Dann versetzt uns „der alte Dom" in die ersten Jahrhunderte der deutschen Kaiserherrschaft in Italien, und gar der Broletto, einige Schritte weiter, ein schweres festes Gebäude aus dem Jahrhunderte Barbarossa's, und sein südlicher massiger, in trotzigen Zacken zum Himmel starrender Glockenthurm redet noch heut verständlich genug von dem Freiheitsdrange der lombardischen Städte, die sich innerhalb ihrer Festungsmauern nicht umsonst noch solche kleine Festungen errichtet hatten. Gar zahllos und zum Theil prächtig sind die öffentlichen wie vor Allem die privaten Paläste auf allen Straßen, die mit ihren Loggien, mit ihren großen Höfen und Gärten im Innern und mit dem kunstvollen Gitterwerk und bildnerischen Schmucke an der Straßenseite davon zeugen, wie Brescia noch zur Zeit der Renaissance neben Mailand die wohlhabendste Stadt der Lombardei war. Nach Dutzenden zählen auch die Kirchen, von den ältesten und einfachsten bis zu den prächtigsten: sie alle reden von der einst unbedingten Herrschaft und Macht der Kirche über Vermögen und Gemüther der Stadtbewohner. Ja, einst! Denn heut ist die Gesinnung gegen die äußere Kirche meist eine ganz andere, und nicht ohne Verwunderung betrachtet man das schöne Denkmal Arnold's von Brescia, jenes von Barbarossa schließlich dem Papste zum Hängen überantworteten Predigers gegen Reichthum und weltliche Macht der Kirche; in deutlichen Lettern prangen daran Stellen seiner Schriften, die ebenso gut gegen die heutigen dem geeinten Italien so gefährlichen Bestrebungen des Papstthums gerichtet sein könnten. Es zeigt das im Großen und in der Oeffentlichkeit dasselbe Verhältniß des Volkes zur Kirche, das im Kleinen und Geheimen ein Scherz zeigt, den sich eine freche Hand mit einem Verbote neben einer Kirchenthüre erlaubt hatte: auf den dortigen Winkel bezüglich war angeschrieben gewesen: e vietato lordare, und durch Wegkratzen des l und d war daraus gemacht e. v. orare.

Weiter und behäbiger als Brescia mit seinen 43000 Einwohnern ist Verona, das deren 61000 zählt; und wenn auch seine Straßen darum kaum belebter sind, an Denkmälern der Vergangenheit ist es ebenfalls reicher, an solchen zumal, die durch Größe und Masse wirken und zugleich in ein höheres Alter hinausreichen. So treten unter den Kirchen, in die uns herrliche Meisterwerke bedeutender Maler des 15. und 16. Jahrhunderts locken, die Bauten der Renaissance weit zurück hinter denen gothischen und romanischen Stils. Ja, wenn man — übrigens in einem todten Bezirke, wo man fast nur den Gestank zahlloser Gerbereien und den Einblick in die Winkel der Armuth genießt — S. Zeno Maggiore, den schönsten romanischen Bau ganz Oberitaliens, bewundert, so weht einem aus dem jetzt weiß übertünchten Innern des Kirchleins S. Maria Antica der Geist der künstlerisch rohen Longobardenzeit entgegen. Bei dem gewaltigen Kasernenbau des Castello S. Pietro erinnern noch vereinzelte Trümmer daran, daß an derselben Stelle der weise Gothenkönig Theodorich der Große, dieser unser von Verona Dietrich von Bern benannter Sagenheld, seine Burg hatte. Und mit der Straßenbahn fährt man noch heute an zwei nunmehr 1600 Jahre alten Thorbauten vorüber, die einst von gleichartigen Thürmen zu beiden Seiten überragt waren, und Reste der Stadtmauer zur Römerzeit sind, bis man auf dem Victor-Emanuels-Platze vor dem Denkmale ankommt, das von der Macht und Größe jener Zeit am deutlichsten zeugt: dem Amphitheater. Kurz vor 300 n. Chr. für das veronensische Volk erbaut, das darin zu 20 und mehr Tausenden zusammenströmen und über Fechterspielen und Thierhetzen sich der Gedanken über Staat und Freiheit entschlagen sollte, ist das länglich-runde Gebäude in seinen inneren Gewölben und Bogengängen und den von diesen getragenen 43 Reihen von Stufen noch vollständig erhalten, und von der äußeren in oier Stockwerken aufgeführten Mauer stehen wenigstens noch vier Bogen, um daran zu erinnern, daß das in der großen Axe 153, in der kleinen 123 Meter lange Bauwerk vor seiner theilweisen Zerstörung ein noch weit bedeutenderer Koloß gewesen ist. Am Victor-Emanuels-Platze bildet es freilich auch so das gewaltigste und fesselndste Bauwerk, so großartig und stilvoll die Prachtgebäude der verschiedensten Jahrhunderte ringsum auch sein mögen. In der Mitte des Platzes steht, von schönen Anpflanzungen umrahmt, seit sechs Jahren das Reiterstandbild des Königs Victor Emanuel, den Geistern der Vergangenheit, die aus den Gebäuden ringsum herniederschauen, die große Einigungsthat des jüngsten Italien zu verkünden.

Noch zwei Plötze Veronas sind höchst anziehend und fesselnd und übertreffen den eben geschilderten durch die größere Einheit in den Formen ihrer Gebäude. Zumal die Piazza dei Signori weist fast ausschließlich Formen der Renaissance auf, so die Prefettura, das Tribunal, zwei alte Riesenschlösser der ehemaligen Herrscher Veronas, der Palazzo de' Giure consulti, und das an Reichthum und Anmuth in ganz Oberitalien nicht übertroffene alte Rathhaus, dessen von zierlichen Bogen getragene Vorhalle

durch Aufstellung von Bildsäulen und Büsten berühmter Veroneser zweier Jahrtausende zur Ruhmeshalle der Stadt gemacht worden ist. Das Denkmal Dante's, des größten Dichters Italiens, steht nicht ohne Grund in der Mitte des Platzes: war er doch der gewaltigste Weckrufer für die Auferstehung der alten Kunst, die gerade hier ringsum so herrlich sich entfalten sollte.

Von diesem Platze, den man sich nur von Menschen in der Tracht des angehenden 16. Jahrhunderts belebt zu denken braucht, um sich ganz und gar in jene Zeit versetzt zu glauben, führen einen wenige Schritte auf einen der allermalerischsten Plätze. Das ist das alte Forum, jetzt die Piazza delle Erbe, der Frucht- und Gemüsemarkt, mit seinem unbeschreiblich bunten Treiben. Um die zwei alten Brunnen des Platzes, deren einer die Bildsäule der Verona trägt, die schon zur Zeit Kaiser Otto's d. Gr. aus einem halbzertrümmerten altrömischen Bildwerke hergestellt wurde, um die Gerichtsstätte in der Mitte, an deren vier Säulen noch die schweren Eisenringe an die einstmals dort angeschlossenen Verbrecher erinnern, und um die hohe Säule ziemlich am Nordende des Platzes, die einen marmornen Löwen, das Zeichen der einstigen Oberherrschaft Venedigs, trägt, ist eine Unzahl mächtiger weißer Sonnenschirme aufgestellt, und darunter haben die Gärtner und Bauern, die Fleischer und Händler Alles, was Garten, Feld und Wald, was Weide, Stall und Wasser an Gethier und Gewächsen für Küche und Tafel bieten, in schier unvertilgbarer Masse und Menge ausgebreitet. Frauen und Männer, Mädchen und Burschen aller Stände strömen hier zusammen und tragen das Aufgespeicherte überallhin auseinander. Und auf dieses Hasten und Streben nach dem Genusse und Schmucke des Tages da unten schauen ringsum altehrwürdige Gebäude herab; das Malerische an ihnen aber ist es, daß sie im Erdgeschoß Läden und andere Räume für die Bedürfnisse des Tages enthalten und in ihren oberen Stockwerken noch immer den bunten Farben- und Bilderschmuck tragen, mit denen Künstler des 16. Jahrhunderts manche schon damals 200 Jahre alte Wände verzierten.

Noch viele der über die weite Stadt zerstreuten Paläste alter Zeiten habe ich gesehen, zuletzt stand ich ehrfurchtsvoll unter lebendigen Zeugen von Veronas Glanzzeit im 14. und 15. Jahrhundert. Das waren die riesenhaften Cypressen des Giardino Giusti, einer großartigen Parkanlage hinter einem jetzt in eine lange Straßenflucht eingereihten Palaste am linken Etschufer: ein rechter Erdenwurm schien ich mir gegenüber diesen ewig grünen Bäumen, von denen manche den Menschen zu ihren Füßen um das Zwanzigfache überragen und schon mehr als 15 Menschengeschlechter an sich vorübergehen sahen. An der Rückseite des Gartens führen Treppen und Gänge zu allerhand Grotten und Verstecken, Lusthäuschen und Auslugplätzchen an und auf der Höhe des Berges hinauf, und es war eine weihevolle Stunde, als ich von hier oben auf die über zwei Jahrtausende alte Stadt mit ihren Ruinen, ihren Kirchen und Palästen hinab sah: in weiten silbernen Bogen zieht sich die Etsch hindurch, und zahllose Schöpfräder und in den Fluß hineingebaute hölzerne Mühlen und wohl 6 stattliche Brücken alter und neuester Zeit beleben den immer noch reißenden Fluß. Da und dort ragen aus den vor nicht zu langer Zeit von den Oesterreichern angelegten Festungswerken dicke Rundthürme empor und dahinter grüßt im Nordwesten der Monte Baldo am Gardasee herüber als der stattlichste Berg im Kranze der hier sichtbaren Voralpen, jenseits aber hinter der Stadt breitet sich die weite, weite Poebene aus, bis sie ganz in der Ferne von der kaum zu unterscheidenden Linie der Apenninenkette begrenzt wird.

Bald hätte ich vor diesem Bilde die Zeit bis zur Abfahrt in Aussicht genommenen Zuges verträumt, und welch erhabenes Schauspiel wäre mir dann entgangen! Wir saßen schon ziemlich 5 Stunden im Eisenbahnwagen, es war weit über 9 Uhr und längst glänzten am dunkeln Himmel die Sterne; da auf einmal funkelten sie zur Rechten auch neben, ja unter uns, wieder eine Weile, und auch zur Linken schien der Himmel unter uns herabgesunken. Was war das? Immer weiter und weiter brauste der Zug, und man konnte meinen, grad in die Mitte des endlosen gestirnten Himmels hineinzufahren. Da ein Pfiff und wir fuhren in den Bahnhof von Venedig ein: wir waren also auf der fast 1½ Meile langen Bogenbrücke durch die breite „lebende Lagune" zwischen der Stadt und dem Festlande gefahren. Bald darauf saßen wir in einer Gondel, und aus dem erleuchteten Canal grande, dieser prächtigen breiten Wasserstraße, die sich durch ganz Venedig hindurchwindet, bog der Ruderer schnell in einen der zahllosen schmalen Nebencanäle. Völlig geräuschlos bewegt der keck auf dem schmalen Hinterdeck stehende Blousenmann das schmale Fahrzeug, das haarscharf jetzt an einer Ecke, jetzt an einer anderen Gondel, an die wir uns schon anrennen sahen, vorüber schießt. Nur wo wir unter einer hohen einbogigen Brücke hindurch müssen, leuchtet von ihr eine spärlich brennende Laterne herab. Sonst liegen die 4 und 5 Stock hohen Häuser so still und so dunkel, wie in einer Böcklin'schen Geisterstadt, und wenn es hier hoch oben aus dem Fenster patschend neben uns in das Wasser fällt, wenn da und dort eine völlig nackte Gestalt — o die Aermsten, die das Reinigungsbad in diesen stinkenden schmutzigen Nebencanälen suchen müssen — aus dem Wasser auftauchte, so kann das den eigenthümlich geheimnißvollen Reiz der halbstündigen Nachtfahrt nur noch verstärken. Da erweitert sich die schmale Wasserstraße und wir halten an der Stiege des gesuchten Gasthauses. Ein Zimmer ist gerade noch frei, und wir dürfen gegen 11 Uhr Nachts nicht mehr wählen; wir säubern und stärken schnell den rußigen und müden Menschen ein wenig, und gegen Mitternacht stehen wir — nur ein Gäßchen, ein Brückchen und einen Durchgang hatten wir bis dahin zu überschreiten — auf dem so oft abgebildeten Marcusplatze, dessen Gebäude von vereinzelten Gasflammen gerade noch hell genug beleuchtet sind, um sich mit ihren gewaltigen und schönen Umrissen von dem dunklen Himmel genügend abzuheben. Wie auf der Seite, von der wir ihn betreten, laufen auch an der anstoßenden und gegenüberliegenden Seite im Erdgeschosse der langen, langen Paläste Bogengänge hin, und an der vierten verrathen die zahllosen gothischen Thürmchen und die gewaltigen byzantinischen Kuppeln die Marcuskirche, daneben ragt der Glockenthurm hoch in den Himmel; staunend und bewundernd nähern wir uns dem Riesen, da fallen die Blicke nach rechts auf den „kleineren Platz" mit dem zweitgewaltigsten Bauwerk Venedigs, dem Dogenpalast, und über den Molo mit einer Unzahl von Gondeln daran hinweg auf den breiten Ausfluß des Canal Grande in das Lagunenmeer mit der eine prächtige Kuppelkirche tragenden Insel di S. Giorgio.

Als die einst gewaltige Königin der Meere ist mir Venedig so recht in jener Mitternachtsstunde erschienen, in deren Halbdunkel alle jene Bauten am Molo und am Marcusplatze, die Zeugen seiner einstigen Größe, noch gespenstisch riesenhafter wirken mochten, als im Sonnenlicht des Tages, in dem die wunderbare Stadt als die heiter lächelnde Meerbraut erscheint, deren Prachtgewand die ewig eine Natur und die wechselnde Kunst der Jahrhunderte zu schmücken gewetteifert haben. Es waren zwei helle sonnige Tage, an denen ich die Stadt in ihrer ganzen heiteren Schöne strahlen sah. Wie ganz anders, wie farbig bunt und heiter sah es jetzt um den Marcusplatz und an der Piazetta aus. An den langen, langen Palästen an der Süd-, West- und Nordseite des Platzes hoben sich die weißen Marmorsäulen von dem dunkleren Mauerwerk dazwischen lebhaft ab; vor den Fenstern der Sonnenseite waren blaue, rothe und gelbe Marquisen gezogen, wie auch gleich bunte bei jedem Luftzuge weit herausflatternde Vorhänge ebenda die wogende Menge, die die bunten Läden in den Bogengängen begaffte, vor der Sonnengluth schützte. Am Campanile und mehr noch am Dogenpalast steht der weiße Marmor der Umfassungen und Säulen in noch lebhafterem Gegensatze zu den rothen Ziegeln der Wände. Das bunteste Farbenspiel aber bietet die Marcuskirche mit ihren dunklen rothen und braunen Marmorsäulen im Erdgeschoß und den weißen Baldachinen mit den Aposteln oben auf der Stirnseite, mit ihren breiten grünen Kuppeln und goldenen Kreuzen, mit den grauen Rundbogen über den Eingangshallen und den von jenen eingerahmten Mosaikbildern, die im Glanze aller Farben und in reichster Vorgoldung prangen. Am Damme der Piazetta unten stehen wohl hundert Gondeln mit ihrem durch ein Gesetz des 15. Jahrhunderts bereits anbefohlenen schwarz gedeckten Ueberbau und mit ihren weißbehosten, buntbeblusten Führern. Diese preisen so dienstbereit ihre Fahrzeuge an, und das Meer ladet mit seinem bläulichen Silbertone so freundlich zu einer Wasserfahrt ein.

Wir stechen gerade hinüber nach der Insel S. Giorgio und bewundern ihre Kirche wie dann auch die Erlöserkirche auf der längeren Giudecca ob des Versuches, die antike Tempelform mit Thurm- und Kuppelbauten zu verbinden, wie ihn Venedigs große Baumeister des 16. Jahrhunderts hier und noch oft und meist mit Glück gewagt haben. Dann schaukeln wir durch den Canal grande und an seinen nicht weniger als 70 Palästen vorüber, deren einzelne dem Anfange dieses Jahrtausends und andere dem

vorigen Jahrhunderte entstammen, während die Mehrzahl dem 14.—16. Jahrhundert angehören und uns die mannigfachsten und häufig herrlichsten Façaden des Spitzbogenstils und der Renaissance zukehren. Dazu tragen manche Mosaik, und vor allen ragen bunte, die Farben der Besitzer tragende Pfähle über das Wasser. Auch das kann das Bunte, Malerische dieser Palastreihen nur erhöhen, daß viele noch heutigen Tages in den Händen alter, hoher oder reicher Herren sind, während andere städtische oder staatliche Dienstgebäude, noch andere gar Fabriken oder doch Wohnstätten und Handelsräume niedrigerer Seelen wurden, denen ihr Verfall keine Sorgen bereitet. Engere gewöhnliche Häuser drängen sich dazwischen und auch nicht weniger als 7 Kirchen — immerhin erst der 11. Theil aller venezianischen — und eine jetzt die Gemäldegalerie bergende Klosteranlage spiegeln ihre Hallen und Kuppeln im Canal. Am östlichen Eingange desselben liegt das gewaltige Hauptzollamt; am westlichen betritt man bald nach der Einmündung eines breiteren Nebencanals, über dessen Hintergrunde man neben einem christlichen Kirchlein die sechs und mehr Stock hohen schmalen Häuser des alten Ghetto gar malerisch emporragen sieht, den neuesten Bau, den Bahnhof; gerade in seiner Mitte überspannt den Canal die jetzt genau 300 Jahre alte Rialtobrücke mit ihrem einen kühnen, 28 Meter weiten Marmorbogen.

Welche Pracht und welch buntes Leben auf dem Wasser kann man so bei einer halbstündigen Gondelfahrt schauen! Und doch sieht man dabei nur ein klein Theil und auch das nur von dem Aeußeren Venedigs. Was hätte ich nun gar erst von seinem Inneren zu erzählen, wäre es nur überhaupt möglich, durch eine Beschreibung in Worten eine Vorstellung von der Pracht und Kunst im Inneren der venezianischen Kirchen, Paläste und Läden zu erwecken. Wie noch heut am Marcusplatze, in der engen, aber endlos langen Merceria und anderen belebten Gassen die Läden mit Spitzen und Holzschnitzereien, vor Allem aber mit Gold- und Silberwaaren, Mosaiken und allen nur denkbaren Gegenständen aus Glas am zahlreichsten sind, so weist auch das Innere des Dogenpalastes wie vieler Kirchen meisterhafte Holzschnitzarbeiten früherer Jahrhunderte auf; und die Marcuskirche zumal glänzt an den Wänden, Wölbungen und Kuppeln von eitel Gold, da nicht weniger als reichlich 4200 Quadratmeter mit zum Theil ein Jahrtausend alten Mosaiken auf lauter Goldgrund bedeckt sind. Andere Kirchen wieder bergen, ebenso wie der Dogenpalast, die köstlichsten Werke der großen venezianischen Maler, wie eines Tizian und Paola Veronese, gar nicht gerechnet die Tausende von Gemälden, so in Privatpalästen der Betrachter oder Käufer harren.

Doch so viel es auch noch zu bewundern gegeben hätte, die Hitze wurde immer unerträglicher, alle Abkühlungen in der wonnigen Salzfluth draußen am Lido hielten nicht vor, die Insecten wurden immer aufdringlicher; da erklärten denn meine Genossen für Venedig den Ausstand und ich gab ihnen Recht. So entführte uns am dritten Nachmittage die Bahn gen Norden, und in dem uralten malerischen Feltre legten wir uns Abends in der Bergeskühle schöner Voralpen zu einer Ruhe nieder, die wir lange entbehrt, zu einer Ruhe ohne Schweißbad und ohne Insectenstiche. Trotzdem soll ich viel im Traum gesprochen und man wollte wiederholt die Worte vernommen haben: Tirivedro, bella Venezia, tirivedro, bell' Italia. Möge mir die Zuversicht des Traumes recht bald in Wirklichkeit sich erfüllen!

Bopp-Stiftung.

Zum 16. Mai, als dem Jahrestage der Bopp-Stiftung, hat die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin von dem vorjährigen Jahresertrage die erste Rate, im Betrage von 900 *M.*, dem Dr. Richard Schmidt in Halle a. S. als Beihilfe zu einer Reise nach England behufs Collationirung dortiger Handschriften der indischen Märchen-Sammlung Çukasaptati und die zweite Rate, im Betrage von 450 *M.*, dem Dr. Georg Huth in Berlin zur Unterstützung seiner tibetisch-sanskritischen Studien zuerkannt. Die Çukasaptati ist bisher eigentlich nur in der persischen Bearbeitung durch Nachshebi unter dem Namen: Tuti-Nameh „Papagaien-Buch" bekannt gewesen, da Handschriften des indischen Originals nur selten und zum Theil in sehr schlechter Verfassung zugänglich waren. Aus solchen hat der ausgezeichnete Kenner des Persischen, Türkischen und Arabischen, Dr. Wilh. Pertsch, Oberbibliothekar der Gothaer Bibliothek, vor mehreren Jahren darüber berichtet, und von ihm war daher eigentlich eine eingehende Bearbeitung des Sanskrittextes zu erwarten. Seine trefflichen Kataloge der Gothaer und der Berliner persischen rc. Handschriften haben ihn indeß nicht zur Ausführung dieses Planes kommen lassen, und so hat dieselbe jetzt ein jüngerer Sanskrit-Philologe, Dr. R. Schmidt, der sich durch seine Doctor-Dissertation über die Çukasaptati als wohl geeignet dazu bekundet hat, übernommen. Es sind damit Forschungen literargeschichtlicher Art von erheblicher Ausdehnung verbunden. Die „Papagaien" spielen als „redende Vögel" schon von alter Zeit her in Indien resp. in der indischen Erzählung eine hervorragende Rolle. — Die tibetisch-sanskritischen „Studien" des Dr. Huth, der vor einigen Jahren eine Berliner Preisaufgabe „über Leben und Schriften des Kalidasa" gelöst, und später über das gleiche Thema in Leipzig eine Promotionsschrift hat erscheinen lassen, sind theils auf einen metrischen Text gerichtet, dessen Abschrift er der Freundlichkeit des Dr. Wenzel, z. Z. zu London, verdankt, theils auf eine „Nannen-Regel", welche ein eigenthümliches Interesse in Anspruch nimmt. — Am 14. September 1891 steht die 100jährige Wiederkehr von Franz Bopp's Geburtstag bevor. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses Centenarium Veranlassung würde, der Stiftung, welche seinen Namen trägt, und in ihrem bereits 25jährigen Bestehen sehr segensreich zur Förderung der beiden Studienzweige, welche auf ihn als ihren wesentlichen Begründer zurückgehn, des Sanskritstudiums und der vergleichenden Sprachforschung, gewirkt hat, neue Mittel zuzuführen. Wie alle gelehrten oder sonstige Stiftungen hat auch sie durch die in den letzten Jahren so vielfach eingetretenen Zinsherabsetzungen gerade bei den für Stiftungszwecke speciell in Frage kommenden staatlichen Werthpapieren erhebliche Einbuße erlitten. Sie klimmt zwar sacht, Jahr für Jahr, durch Ersparungen, in ihrem Ertrage etwas höher hinan; es steht aber fast zu besorgen, daß sie, wenn wieder einmal bei einem Punkte angelangt, wo sie ihre Thätigkeit erweiteen könnte, aufs Neue, durch dann wiederum erfolgende Zinsherabsetzung, von diesem mühsam erreichten Ziele heruntergeschleudert und zur Wiederaufnahme der Penelopearbeit des Sparens verurtheilt wird. Darum wäre ihr ein rechtzeitiger, frischer Succurs sehr zu wünschen. — Die Stiftung wird verwaltet durch eine „vorberathende Commission", deren Mitglieder die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin ernennt, und deren Beschlüsse der Bestätigung theils durch die histor.-philos. Classe derselben, theils durch die Gesammtakademie selbst bedürfen. Bewerbungen und Anträge sind bis zum 31. Januar jedes Jahres an Letztere zu richten.

Bücherbesprechungen.

L.— Duell und Ehre. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Duellfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des deutschen Officiercorps von C. Balan, königl. Consistorialrath. Berlin 1890. Verlag von Walther & Apolant. — Alles was der Herr Verfasser zur Begründung seiner persönlichen, das Duell verdammenden Ansicht vorbringt, ist wohl erwogen und vortrefflich ausgesprochen. Wenn wir trotzdem nicht von ihm bekehrt wurden, so liegt der Grund hierfür zumeist in der aus unseren eigenen langjährigen Beobachtungen erwachsenen Erkenntniß, daß es vornehmlich die Furcht vor dem Zweikampfe ist, welche die zur Gemeinheit neigenden Elemente in den gebildeten Ständen abhält, sich gegen die Gebote edler Sitte offen aufzulehnen.

P.— Die einfache Erdzeit mit Stundenzonen und festem Weltmeridian als Zifferblatt ohne Störung der Tageszeiten für alle Länder und Völker der Erde. Dargestellt von Friedrich Buchholz, Prediger em. Berlin 1890. C. F. Conrad. — Der Verfasser behandelt in diesem Schriftchen die neuerdings vielbesprochene Frage nach der Einführung einer allgemeinen Weltzeit und schlägt vor, von der Behringsstraße als erstem Meridian ausgehend über alle 360 Längengrade hinweg ein fortlaufendes System von Stundenzonen einzuführen. Den Meridian der Behringsstraße glaubt er deswegen als natürlichen ersten Meridian bezeichnen zu müssen, da für einen Beobachter außerhalb der Erde die Behringsstraße den markantesten Punkt der Erdoberfläche darstelle.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 61. Donnerstag, den 22. Mai. 1890.

v. Sybel's Begründung des Deutschen Reiches.*)

IV.

—m— Der vierte Band des großen Werkes führt uns bis zu jenem 14. Juni 1866, der ein für Deutschlands Neugestaltung entscheidender Tag werden sollte, er behandelt wenig mehr als anderthalb Jahre deutscher Geschichte, doch welche Fülle inhaltschwerer politischer Ereignisse drängt sich in ihnen zusammen! Wohl ist ihr Gesammtverlauf bekannt; aber der Entwicklung im Einzelnen zu folgen, an der Hand eines Führers, der wie Niemand vor ihm in der Lage war, aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen, bietet ein wahrhaft dramatisches Interesse. Freilich wird mit jedem Bande der Wunsch lebhafter, daß auch die andern betheiligten Staaten nicht länger zögern möchten, aus ihren Archiven ebenfalls authentische Mittheilungen zu machen; denn mit wie classischer Klarheit auch Sybel's Werk die preußische Politik jener Tage zeichnet, so darf man doch nicht vergessen, daß es nur mittelbare Quellen sind, nach denen die Gegenströmungen dargestellt werden.

Der vorliegende Band beginnt mit einem Blicke auf Italien, dessen Umbildung ja im innigsten Zusammenhang mit der Begründung des Deutschen Reiches vollendet wurde; der italienischen und der französischen Politik wird durchweg die eingehendste Berücksichtigung, während die übrigen außerdeutschen Mächte nur beiläufig Erwähnung finden. Während man in Wien noch über den Frieden mit Dänemark verhandelte, gelang es den Bemühungen des Marchese Pepoli und des Ministers Menabrea, die schon im Juli 1863 angeregte Frage einer Abberufung der französischen Truppen aus Rom durch den Vertrag vom 15. Sept. 1864 zu einem vorläufigen Abschlusse zu bringen: freilich nicht ohne daß italienischerseits Bürgschaften für den Fortbestand des Kirchenstaats geleistet wurden, die u. A. in dem Versprechen einer Verlegung der Residenz von Turin in eine andere italienische Stadt bestanden; Napoleon wollte damit bei den Klericalen, deren Unterstützung er nothwendig brauchte, die Meinung erwecken, daß Italien auf den Besitz von Rom trotz des berühmten Parlamentsbeschlusses vom 27. März 1861 verzichtet habe. Gleichwohl erregte der Vertrag bei ihnen große Erbitterung. Auch die piemontesische Partei war über die Verlegung des Schwerpunktes nach Florenz sehr ungehalten; in Turin kam es sogar zum Straßentumulte. Allein Victor Emanuel wußte sie durch die Berufung mehrerer ihrer Mitglieder in das neugebildete Ministerium La Marmora zu versöhnen. Oesterreich machte gute Miene zum bösen Spiel; es schien sogar nicht abgeneigt zu einer Anerkennung des jungen Königreiches, doch nahm La Marmora Anstand auf die Verhandlungen einzugehen, weil dieselben, selbst wenn ein ausdrücklicher Verzicht auf Venetien nicht verlangt wurde, doch ein Abkommen mit Oesterreich der öffentlichen Meinung als ein solcher erscheinen konnte.

Inzwischen mehrte sich in Deutschland der Zündstoff. Wohl sollte die Ernennung des Grafen Mensdorff zum Minister des Auswärtigen keinen Systemwechsel bedeuten; „nicht nach Schmerling's Wunsche Preußen den Rücken zu wenden und aufs Neue mit den Westmächten anzuknüpfen, war die Absicht: sondern Preußen zu dem Wiener Programm zu bekehren, dann seine Freundeshand um so fester zu fassen und damit den Bund der vier legitimen Großmächte gegen den revolutionären Imperator an der Seine aufrecht zu halten", war Mensdorff's Ziel. Allein da, bei aller persönlichen Ehrenhaftigkeit, weder seine Vorbildung noch seine Fähigkeit zur Lösung so schwieriger Fragen wie der schleswig-holsteinschen ausreichten, so gerieth er sehr bald in Abhängigkeit von seinem Referenten, Hrn. v. Biegeleben, der nur in dem Einlenken in die ausgetretenen Pfade der alten Bundestagspolitik Oesterreichs Heil sah. Bald zeigte es sich, daß ein solches unmöglich war.

Bevor noch die drei großen aus Biegeleben's Feder geflossenen Depeschen vom 12. November 1864, welche auf Grund des Bundesrechts Preußen nicht blos den Verzicht auf die Annexion, sondern sogar auf jede Garantie für die Bewahrung eines vorwiegenden Einflusses in Schleswig-Holstein zumutheten und für die volle Souveränetät Augustenburgs in dem ungetheilten Lande eintraten, in Bismarck's Händen waren, hatte dieser bereits einen Gegenzug gethan. In einer Depesche vom 14. November forderte er sofortige Zurückziehung der sächsisch-hannoverschen Executionstruppen aus Holstein, die bei der bekannten Haltung der Bundestagsmehrheit ein absolutes Hinderniß für die Feststellung preußischen Einflusses in den Herzogthümern bedeuteten; daß die Bundesexecution durch die Cession der Herzogthümer an Oesterreich und Preußen gegenstandslos geworden war, konnte keinem Zweifel unterliegen. Als Mensdorff Auswege suchte, richtete Bismarck sein Verlangen an die Regierungen Sachsens und Hannovers, von denen die letztere, der Augustenburgischen Candidatur durchaus abgeneigt, sich sofort bereit zeigte, während Beust Schwierigkeiten machte. Schließlich hielt es Mensdorff für das Klügste, nachzugeben und gemeinsam mit Preußen beim Bundestage einen Antrag auf Abberufung der Truppen zu stellen, der denn auch am 5. December angenommen wurde.

Erst jetzt, am 13. December, erfolgte die Antwort auf jene Novemberdepeschen. Da sie nichts weniger als völlige Aufgabe jedes Gewinnes aus dem dänischen Kriege verlangten und einen Zustand herbeiführen wollten, mit dem verglichen der gegenwärtige für Preußen ein weit günstigerer war, weil er den Mitbesitz und den vollen militärischen Oberbefehl sicherte, so beschloß Bismarck, einstweilen eine abwartende Stellung einzunehmen. Er erklärte daher, Preußen werde sich vom Bunde nicht majorisiren lassen, und verlangte weiter, daß sowohl die Prüfung der Rechtsansprüche auf den Besitz von Schleswig-Holstein als die Formulirung der Bürgschaften, ohne die Preußen nicht auf einen mit so schweren Opfern errungenen Besitz verzichten könne, der endgiltigen Entscheidung der Frage vorangehen müßten. Mit dieser Formulirung beeilte sich Bismarck nicht. So sehr in Wien wie in den Mittelstaaten, wo die Anschauungen bunt durch einander gingen, die Ungeduld wuchs — ein Gespräch, das Bismarck am 8. Februar 1865 mit dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Karolyi, hatte und das Sybel nach Bismarck's sofortigen Aufzeichnungen wiedergiebt, ist sehr bezeichnend für die Lage —, gingen doch erst am 22. Februar die preußischen Forderungen nach Wien ab; in der That ließen sie dem etwaigen neuen Herrscher von Schleswig-Holstein nicht viel Souveränetät übrig. Wie vorauszusehen, verwarf sie Oesterreich (5. März); das Provisorium mußte also fortbestehen, und das eben war es, was Bismarck wollte.

*) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich v. Sybel. Vierter Band. Dritte unveränderte Auflage. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1890. X, 446 S. 8°.

Was die gleichzeitigen Beziehungen zu Frankreich anlangt, ſa war das Verhalten Napolean's, zu deſſen Plänen die wachſende Zwietracht zwiſchen den beiden Großmächten vortrefflich paßte, doppelzüngig wie immer; doch zeigte er im Ganzen Preußen gegenüber ein ſo weitgehendes Wohlwollen, daß ſogar der Gedanke eines franzöſiſch-preußiſchen Bündniſſes auftauchen konnte. Indeß weder der König, der die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich mit Oeſterreich noch immer nicht aufgeben mochte, noch Bismarck hielten bindende Verpflichtungen für wünſchenswerth. Das iſt der Grundgedanke der ſehr beachtenswerthen Correſpondenz zwiſchen Bismarck und dem Grafen Goltz, dem Geſandten in Paris, aus welcher Sybel große Stücke mittheilt.

Inzwiſchen hatten ſich in Schleswig-Holſtein ſelbſt die Zuſtände in einem für die preußiſche Politik keineswegs günſtigen Sinne entwickelt. Die Perſönlichkeit des Erbprinzen von Auguſtenburg galt nun einmal als die Verkörperung des „Los aon Dänemark“, und das in ſeinen Maſſen conſervative Volk mochte, wenn man auch die Unmöglichkeit eines völlig ſouveränen Staats an Deutſchlands Nordmark und die finanziellen Schwierigkeiten, welche die Begründung eines ſolchen unzweifelhaft zur Folge gehabt hätte, vielfach einſah, doch von einem Aufgehen in Preußen ebenſo wenig etwas hören, als die liberalen Elemente in ganz Deutſchland. Die rührige Auguſtenburgiſche Agitatian gewann immer mehr an Boden; Halſtein gehörte ihr vollſtändig; die „Landesregierung“, die nach dem Abſchluſſe der Bundesexecution durch Verſtärkung um einige Mitglieder zu einer Centralverwaltungsbehörde für beide Herzogthümer umgebildet worden war, beſtand faſt nur aus Anhängern Friedrich's VIII. und verkehrte in regelmäßiger Weiſe mit deſſen „Miniſtern“; bei der Beſetzung der Aemter wurde die Auguſtenburgiſche Partei überall bevorzugt. Der preußiſche Civilcommiſſar a. Zedlitz ließ dies anfangs geſchehen; als er dann der Agitation der „Kampfgenoſſenvereine“ und der zügelloſen Preſſe Schranken ſetzen wollte, fand er bei ſeinem öſterreichiſchen Collegen v. Halbhuber Widerſtand; der letztere ſuchte die Thätigkeit jener „oberſten Civilbehörde“ überhaupt lahm zu legen, um ſo der Auguſtenburgiſchen Verwaltung freie Hand zu ſchaffen. Da aber andererſeits die Nothwendigkeit eines engen Anſchluſſes an Preußen mehr und mehr empfunden und ſelbſt im particulariſtiſchen Lager die Berechtigung eines großen Theils der preußiſchen Februarforderungen eingeſehen wurde, ſo glaubte Bismarck noch immer, daß ein Umſchwung der Volksſtimmung eintreten könne, wenn die Situatian völlig klar gelegt werde, und aus dieſer Erwägung ergab ſich ihm der Gedanke einer Berufung der ſchleswig-holſteinſchen Landesvertretung.

Da erfuhr die Lage eine weſentliche Verſchärfung durch den am 27. März von Bayern, Sachſen und Darmſtadt beim Bundestage eingebrachten Antrag: der Bund möge die aertrauensvolle Erwartung ausſprechen, daß Oeſterreich und Preußen nunmehr die Verwaltung Halſteins dem Erbprinzen von Auguſtenburg übergeben möchten. Erſt am 19. März hatte das Wiener Cabinet, dem der Antrag ſchon ſeit dem Januar zur Erwägung aorlag, eine Mittheilung darüber nach Berlin gelangen laſſen und den Vorſchlag gemacht, beide Großmächte möchten ſich der Abſtimmung enthalten. Das lehnte Preußen entſchieden ab, um auch nicht den Schein einer Anerkennung des Antrags zu erwecken; zugleich zeigte die Verlegung der preußiſchen Marineſtation von Danzig nach Kiel, daß man feſt entſchloſſen war, ſich aus dem Beſitze der Herzogthümer nicht verdrängen zu laſſen. Als dann am 6. April jener Antrag angenommen wurde, meldete Preußen ſofort die alten Brandenburger Erbanſprüche auf die Herzogthümer an.

Die Situation wurde ernſt, und Bismarck hielt es für angezeigt, ſich in Preußens europäiſchen Beziehungen auf alle Fälle aorzuſehen; ſowohl aus Paris wie aus Florenz wußten die Geſandten nur Günſtiges zu melden. Noch immer aber hielt Bismarck eine friedliche Löſung nicht für ausgeſchloſſen. Die Berufung eines ſchleswig-holſteinſchen Landtages ſtieß freilich auf ſchwere Bedenken, da Oeſterreich Bedingungen dafür ſtellte, die eine Verſtändigung Preußens mit denſelben unmöglich gemacht hätten, und im Lande ſelbſt ſchon die Ausſicht auf Wahlen die Agitation für Herzog Friedrich noch mehr entfeſſelte. So ſehr auch Oeſterreichs Verhältniſſe, namentlich ſeine Finanzlage, eine Verſtändigung mit Preußen zu empfehlen ſchienen, ſo ſcheiterten doch wiederholte Verſuche zu einer ſalchen daran, daß die preußiſchen Forderungen dort als abſolut unannehmbar galten. Man dachte wieder an eine Sendung des Generals Manteuffel, der früher ſo glücklich unterhandelt hatte. Da man ſich aber nicht verhehlte, daß das Mißlingen einer ſolchen außerardentlichen Miſſion leicht zur Kriſis führen konnte, ſo fand am 29. Mai ein Miniſterrath ſtatt, der erſte, der die Frage Krieg oder Frieden ernſtlich zu erwägen hatte. Was Sybel darüber nach den Protokollen mittheilt, iſt von höchſtem Intereſſe. Bismarck, der die Verhandlungen einleitete, ſchloß damit, daß er dem Könige den Rath zu einem großen Kriege mit Oeſterreich nicht ertheilen könne, ein ſolcher Entſchluß vielmehr nur aus freier Ueberzeugung desſelben hervorgehen dürfe; im Allgemeinen aber hatte ſein Votum entſchieden kriegeriſche Tendenz, während der Finanzminiſter a. Bodelſchwingh ebenſo entſchieden von friedlichen Wünſchen beſeelt und der Kriegsminiſter v. Roon zwar einem Bruche politiſch abgeneigt war, aber doch die Annexion als das zu erſtrebende Ziel bezeichnete. Wir übergehen die anderen Voten und bemerken nur noch, daß der Kronprinz dringend vor der Annexion und einem Bruderkriege mit Oeſterreich warnte und die Einſetzung des Erbprinzen von Auguſtenburg empfahl. Die Armee, ſa erklärte ſchließlich Moltke, ſei durchweg für Annexion, wenn auch mit Waffengewalt. Der König behielt ſich ſeine Entſchließung vor; man blieb vorläufig beim Februar-Programm, und Manteuffel ging nicht nach Wien.

Die Verhandlungen zwiſchen Berlin und Wien über die Berufung des Landtags der Herzogthümer und über das Verlangen nach einer Ausweiſung des Erbprinzen verfolgen wir nicht im Einzelnen. Durch das Votum der Kronjuriſten waren die Rechtsbedenken des Königs ſoweit beſeitigt worden, daß er am 30. Juni in einem eigenhändigen Schreiben den Kaiſer bat, dieſe Ausweiſung bewirken zu wollen. Da weder des Kaiſers Antwort vom 9. Juli noch Mensdorff's Erwiderung auf eine Depeſche Bismarck's vom 11. Juli, welche den Ernſt der Lage betonte, die Gefahr eines Bruches zu beſeitigen geeignet waren, ſo erfolgte nunmehr auf Grund des Beſchluſſes eines Miniſterrathes vom 21. Juli die Abſendung eines Ultimatums nach Wien, in welchem jede Verhandlung über die Zukunft der Herzogthümer bis zur Herſtellung der Autorität in denſelben abgelehnt und die Auguſtenburgiſche Candidatur als ausgeſchloſſen bezeichnet wurde, ſolange der Erbprinz in ſeiner uſurpatoriſchen Haltung beharre; würde Oeſterreich nach wie vor ſich ablehnend verhalten, ſo ſehe ſich Preußen zu einſeitigem Vorgehen gezwungen.

Als dies Ultimatum in Wien anlangte, hatte dort ſoeben das Miniſterium Schmerling, das es mit allen Parteien verdorben, einem Miniſterium Belcredi weichen müſſen; die Geſammtlage ließ einen Ausgleich als höchſt wünſchenswerth erſcheinen, und namentlich drängte auf einen ſolchen Graf Moritz Eſterhazy hin, der im neuen Cabinet einen bedeutenden Einfluß hatte, eine politiſch hochbegabte Natur, „ein ſcharfer Beobachter, kühler Urtheiler, umſichtiger Berechner, der es verſtand, die rechte Stunde mit unerſchöpflicher Geduld zu erwarten und dann am treffenden Punkte den Hebel einzuſetzen“. So ergriff man denn den Ausweg, den damals der öſterreichiſche Geſandte in München, Graf Blome, vorſchlug und der auf eine Theilung des Streitobjectes hinauslief, wenngleich ſowohl Mensdorff ſchwere Bedenken gegen eine neue totale Schwenkung der Wiener Politik in der ſchleswig-holſteinſchen Sache hatte, als auch die preußiſchen Staatsmänner nicht verkannten, daß eine dauernde Wirkung von einem derartigen Schritte nicht zu erwarten ſei, und deshalb die vorausſichtliche Haltung Frankreichs und Italiens aorher ſorgfältig ſondirten; ſie fanden die Geſinnung beider Mächte allzu zweifelhaft, als daß man ſich im Vertrauen auf ſie zu entſcheidenden Schritten hätte entſchließen mögen. Nach aiertägigen Verhandlungen zwiſchen Bismarck und Blome kam es am 14. Auguſt zu der ſattſam bekannten Gaſteiner Zuſammenkunft, die das Condominium der beiden Großmächte in Schleswig-Holſtein beendete, wenn auch die gemeinſame Souveränetät aufrecht erhalten blieb. In den weiteſten Kreiſen erſchien ſie als ein Sieg der preußiſchen Politik, eine Demüthigung Oeſterreichs; auf die Auguſtenburgiſche Partei wirkte ſie im erſten Augenblicke aöllig niederſchmetternd; die demokratiſchen Elemente waren allenthalben entrüſtet; die Mittelſtaaten fühlten ſich wieder einmal von Oeſterreich im Stiche gelaſſen, ſahen aber ſehr wohl ein, daß Bundesbeſchlüſſe, die ſich gegen die Uebereinkunft richten würden, ſchlechterdings keinen Erfolg aerſprachen, und unterließen ſie daher.

Auch in Paris hatte die Gaſteiner Convention keinen angenehmen Eindruck gemacht und Drouyn de Lhuys, der ſteis mehr Sympathien für Oeſterreich als für Preußen gehabt, benutzte dies, um die Genehmigung ſeines Manarchen zu einem ſehr ſcharfen Rundſchreiben an die franzöſiſchen Geſandten zu

erlangen, das allerdings nur eine Directive für deren mündliche Aeußerungen sein und dem Wortlaute nach geheim bleiben sollte, aber gleichwohl bald bekannt wurde und in Berlin einen höchst verletzenden Eindruck machte. Auch dem Gesandten v. d. Goltz gegenüber verschwieg Napoleon seine Mißbilligung nicht, behandelte ihn aber gleichzeitig persönlich mit der größten Huld und war auch auf seine Vorstellung zu einer den Eindruck jenes Rundschreibens abschwächenden Depesche bereit. Die Haltung Frankreichs war in jenem Augenblicke zu wichtig, als daß sie nicht die vollste Beachtung erheischte. So erfolgte denn im October jener vielbesprochene Aufenthalt Bismarck's in Biarritz, der, wie sich aus den auszüglich mitgetheilten Berichten ergiebt, den erwünschtesten Erfolg hatte; Bismarck konnte nunmehr die Stimmung des französischen Hofes als eine äußerst günstige bezeichnen.

Inzwischen walteten der preußische und der österreichische Bevollmächtigte, General v. Manteuffel in Schleswig und General v. d. Gablenz in Holstein, in sehr verschiedener Weise. Während der Letztere das Land als ein völlig selbständiges behandelte, weitgehende Rücksichten auf die allgemeine Stimmung und die Augustenburgische Partei nahm und sich dadurch schnell große Popularität erwarb, ließ Manteuffel's strenges, aber gerechtes und einsichtiges Verfahren keinen Zweifel darüber, daß er dauernde Zustände anbahnte. Das persönliche Verhältniß zwischen beiden blieb einstweilen ein vortreffliches. Auch war Oesterreich, als Bayern, Sachsen und Darmstadt am 4. November ihren Antrag auf Berufung der Stände der Herzogthümer und auf Aufnahme Schleswigs in den Bund wiederholten, bereit, gemeinsam mit Preußen dem entgegenzutreten, und so wurde der Antrag in einem Ausschusse begraben (18. November). „Es war das letzte Mal, daß Oesterreich und Preußen im Bundestage in einer wichtigen Sache Hand in Hand gingen."

Aber schon hatte Bismarck's Reise nach Biarritz das größte Mißtrauen erweckt. Als eben damals der ewig schwankende, unklare und unzuverlässige La Marmora durch den Grafen Malaguzzi sondiren ließ, ob Oesterreich sich nicht gegen Geldentschädigung zu einer Abtretung Venetiens entschließen würde, veranlaßte dies in Wien um so ernsthaftere Erwägungen, als die Finanzlage eine immer verzweifeltere wurde. Allein gleichzeitig lief ein preußischer Vorschlag auf Ueberlassung der Herzogthümer gegen Geldzahlung ein, und nun wies der Kaiser kategorisch beide Ansinnen ab: Schleswig könne nur gegen Entschädigung an Land und Leuten, Venetien nur nach einem für Oesterreich siegreichen Kriege abgetreten werden.

Die Erbitterung wuchs, als Bayern und Sachsen sich dadurch für Oesterreichs feindliches Verhalten beim Bundestage rächten, daß sie sich nunmehr zum Abschluß eines Handelsvertrags mit Italien bereit erklärten; alle zollvereinten Regierungen mit Ausnahme von Hannover schlossen sich an; darin lag die Anerkennung des jungen Königreiches. Preußen gewann jenseit der Alpen sofort eine große Popularität. Oesterreichs Verstimmung aber zeigte sich in dem geänderten Verhalten des holsteinischen Statthalters: noch duldsamer als bisher wurde er dem preußenfeindlichen Treiben der Augustenburgischen Agitatoren gegenüber; die Stimmung zwischen Wien und Berlin wurde immer gereizter, und selbst Manteuffel, von jeher einer der wärmsten Vertreter der österreichischen Allianz, erklärte, auf alle Fälle müsse Klarheit in die Situation kommen, und solche sei nur von der Ausweisung des Erbprinzen zu erwarten. Bismarck stand an einem Wendepunkte. „Es war die entscheidende Epoche in seinem mächtigen Lebensgang." Alle Versuche gemeinsam mit Oesterreich das große Ziel zu erreichen, das Bismarck seit den ersten Anfängen seiner politischen Laufbahn vorschwebte und das in der Befreiung Preußens aus den Fesseln des bisherigen Bundesrechts und einer Neugestaltung Deutschlands auf dieser Grundlage bestand, waren gescheitert. „Preußen sah sich dem Dilemma gegenüber, entweder wie 1850 reumüthig unter die Flügel des Bundestags zurückzukriechen, oder mit siegender Waffengewalt die Gedanken der Kaiserpartei von 1849 zu verwirklichen." Nun blieb nur noch die Beseitigung Oesterreichs übrig. „Wenn man Holstein erlangen wollte, so mußte man ganz Deutschland fordern. Entweder ein zweites Olmütz oder der Krieg mit Oesterreich: es gab keinen andern Ausweg mehr. Bismarck hatte den Krieg nicht gewünscht, jetzt aber war er zu einem Programm genöthigt, welches die Niederwerfung Oesterreichs zur nothwendigen Voraussetzung hatte."

In diesem Sinne zeigte Bismarck's Depesche an den Gesandten Usedom in Florenz (13. Januar 1866) den ganzen Ernst der Lage. Auch der König verschloß sich demselben nicht, namentlich als Oesterreich duldete, daß am 23. Januar in Altona eine große Sympathiekundgebung für Augustenburg stattfand. Noch einmal faßte ein ausführlicher Erlaß vom 26. Januar an Werther, den Gesandten in Wien, alle preußischen Beschwerdepunkte zusammen und schloß mit der Bitte, den in Holstein vorgeschlagenen Curs zu ändern; widrigenfalls müsse man in Berlin annehmen, daß die kaiserliche Regierung auf die Dauer keine gemeinsamen Wege mit Preußen gehen wolle, und volle Freiheit für die weitere Politik gewinnen. Mit der kühlen Abfertigung, die dieser Erlaß in Wien erfuhr (7. Februar 1866), endete der Meinungsaustausch über die schleswig-holsteinsche Frage und zugleich die preußisch-österreichische Allianz. Aber noch immer gebot namentlich die Rücksicht auf das Ausland ein sehr behutsames Vorgehen. Ein Ministerrath, der am 28. Februar stattfand, bewies, daß das gesammte Ministerium mit einziger Ausnahme von Bodelschwingh, daß ebenso Manteuffel und Moltke dafür waren, den unvermeidlich erscheinenden Krieg nicht länger hinauszuziehen; nur der Kronprinz blieb bei seiner entschiedenen Abneigung gegen einen solchen. Der König entschied, daß der Besitz der Herzogthümer eines Krieges werth sei, jedoch der Ausbruch desselben nicht übereilt werden solle, da eine friedliche Erlangung des Objects, wenn möglich, immer wünschenswerther sei; „er wünsche den Frieden, sei aber, wenn es sein müsse, zum Kriege entschlossen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte." Der Ansicht, daß die Erwerbung der Herzogthümer nicht ohne eine Reform des Bundes zu erreichen, daß also die nationale Frage neben die schleswig-holsteinische zu setzen und so dem Conflicte eine größere Ausdehnung zu geben sei, verschloß sich Niemand; die Frage der Bundesreform mußte einen besseren casus belli geben als jene.

Es kam nun darauf an, zu ermitteln, wie sich das Ausland einer Machterweiterung Preußens gegenüber verhalten würde. Die Verhandlungen, die in Paris Anfang März stattfanden, verliefen befriedigend; die Wahl eines Compensationsobjects für Napoleon, die sehr schwierig erschien, weil der König sich auf eine Abtretung deutschen Gebietes entschieden nicht einlassen wollte, wurde vertagt; dagegen ertheilte Napoleon der italienischen Regierung den Rath, baldigst ein Bündniß mit Preußen abzuschließen. Die Instruction des Generals Govone, der zu Verhandlungen über ein solches nach Berlin geschickt wurde, lautete allerdings so, daß dieselben zunächst zu scheitern drohten; es war klar, La Marmora, der an die kriegerischen Absichten Preußens nicht recht glaubte, wollte das Bündniß nur als Pressionsmittel benutzen, um Oesterreich zur Abtretung Venetiens ohne Krieg zu nöthigen. Als aber der Gedanke, Rumänien als Tauschobject zu benutzen, weder bei Oesterreich noch bei den anderen Großmächten Zustimmung fand und Preußen zugleich mit der deutschen Frage ein so weites Programm aufstellte, daß an seinem Ernst nicht mehr zu zweifeln war, als ferner die Spannung immer größer wurde und Oesterreich bereits lebhaft rüstete, kam es am 8. April zum Abschlusse eines geheimen Vertrages über eine Offensiv- und Defensivallianz auf drei Monate. „So hatte Bismarck's Ausdauer das Ziel erreicht. Für den Fall, daß Preußen zum Kriege schritte, war ihm Italiens Waffenhilfe, ohne welche Moltke den Kampf gegen Oesterreich und die Mittelstaaten bedenklich erklärte, gesichert, und damit auch dem Protector Italiens, dem Kaiser Napoleon, eine offene Feindseligkeit gegen Preußen beinahe unmöglich gemacht. Für Italien aber erwuchsen für jetzt aus dem Vertrage nur Pflichten und keine Rechte. So lange Preußen nicht aus eigenem Entschlusse den Krieg erklärte, hatte es freie Hand, mochte im Süden der Alpen vorgehen, was da wollte. Nur nach langem Sträuben hatte sich Italien zu einem so einseitigen Abkommen entschlossen und es dann auch nur auf kurz beschränkte Frist auf sich genommen. Es hatte sich überzeugen müssen, daß König Wilhelm niemals die Entscheidung über den Beginn eines Krieges, der für Preußen die Existenzfrage stellte, aus der Hand geben würde."

Es ist bekannt, wie verblüffend es wirkte, als am 9. April der preußische Bundestagsgesandte v. Savigny den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments aus directen Volkswahlen für Revision der Bundesverfassung stellte. Die erste Ankündigung dieser Reformideen enthielt schon ein Rundschreiben vom 24. März, welches den verbündeten Regierungen die Frage vorlegte, ob Preußen bei seinen Plänen auf sie zählen könne. Dann hatte Bismarck vertraulich mit v. d. Pfordten darüber verhandelt, den er noch immer auf Preußens

Seite hinüberzuziehen hoffte; doch hielt dieser an der Nothwendigkeit einer vorhergehenden Verständigung mit Oesterreich fest, und das mußte dem Project sofort den Boden unter den Füßen fortziehen. Sein Gedanke, statt eines direct gewählten Parlaments ein solches aus Delegirten der einzelnen Landtage zu berufen, gab Bismarck zu höchst bezeichnenden Aeußerungen über das allgemeine Wahlrecht Anlaß, die er heute wohl auch kaum noch festhält. Daß der Antrag weder bei irgend welcher Partei im Inlande noch auch im Auslande einen erfreulichen Eindruck machte, focht Bismarck nicht an. Wesentlich durch die Bemühungen des Hrn. v. d. Pfordten wurde der Antrag am 21. April einem besonderen Ausschusse überwiesen. Was den Inhalt der preußischen Reformvorschläge anlangt, so weigerte sich zwar Bismarck, ein bestimmtes Programm vorzulegen, ließ aber durch Savigny den einzelnen Gesandten vertrauliche Mittheilungen machen; da eben damals Napoleon wieder seine Lieblingsidee eines europäischen Congresses über die schwebenden Fragen lebhaft aufnahm und es vor Allem darauf ankam, jeden Anlaß zu einer Einmischung in die inneren deutschen Angelegenheiten zu beseitigen, so fielen diese Vorschläge äußerst gemäßigt aus und hielten sich in den Hauptsachen im Rahmen der bisherigen Bundesverfassung. Dies machte einen so günstigen Eindruck, daß die Abstimmung über den Antrag des Ausschußreferenten, Preußen zu schleuniger Vorlage seines Reformentwurfs aufzufordern, ausgesetzt wurde (11. Mai). Es sollte zu dieser Abstimmung, zur Entscheidung über Bismarck's Parlamentsantrag, diesen „Tropfen demokratischen Oels, mit dem einst Uhland die Stirne des künftigen deutschen Kaisers gesalbt wissen wollte", nicht mehr kommen.

Immer rascher folgten sich die Ereignisse und drängten zur Katastrophe. In Böhmen, Mähren, Westgalizien hatten schon seit Anfang März Ansammlungen großer Truppenmassen begonnen; Preußen traf erst am 29. März einige Maßnahmen zu Sicherung der Grenze. Vergeblich war der Notenwechsel, zu welchem die beiderseitigen Rüstungen den Anlaß gaben; als nun auch aus Italien alarmirende Nachrichten eintrafen, bekam die Kriegspartei in Wien völlig die Oberhand über Mensdorff, der noch immer nicht die Hoffnung auf friedlichen Ausgleich aufgeben mochte. Am 27. April erfolgte die Mobilisirung der italienischen Armee. In den ersten Maiwochen wurde in Preußen ein Armeecorps nach dem anderen mobil gemacht; zur selben Zeit machten sich auch die Mittelstaaten kriegsbereit. Mitte Mai war ganz Deutschland ein einziges großes Waffenlager; Niemand zweifelte mehr am Ausbruch des Kriegs. Höchst eigenthümlich war die Rückwirkung dieser Vorgänge auf die Volksstimmung; die gemäßigt Liberalen, die Anhänger des Nationalvereins, die sich der inneren und der schleswig-holsteinischen Politik Bismarck's bisher widersetzt hatten, waren angesichts der Frage, ob Preußen oder Oesterreich in Deutschland gebieten solle, nicht im Zweifel, daß ihre Stellung nur bei ersterem sei. In Süddeutschland freilich überwog meist der Preußenhaß. Und in weiten Kreisen des preußischen Bürgerthums war leider eine „in Preußen bis dahin unerhörte Kriegsscheu" bemerkbar. In dieser Lage beschloß die Regierung, „von den weichlichen Gefühlen des Volkes an dessen feste Einsicht zu appelliren", und so erfolgte am 9. Mai die Auflösung des Abgeordnetenhauses.

Wenn man trotzdem die Brücken zu einem friedlichen Ausgleich noch nicht völlig abbrach, so trug dazu das Meiste eine Schwenkung der französischen Politik bei. In Frankreich stand die Volksstimmung Italien kühl, Preußen aber mit entschiedener Abneigung gegenüber; eben damals (3. Mai) gab ihr Thiers in einer seiner großen Reden meisterhaft Ausdruck. Wollte Napoleon trotz derselben seine bisherige wohlwollende Haltung Preußen gegenüber behaupten, so mußte er materielle Vortheile aufweisen können; Preußen aber wies sehr entschieden jede Gebietsabtretung von der Hand. Da nun gleichzeitig Oesterreich weit mehr Entgegenkommen zeigte, sogar einer Abtretung Venetiens nicht abgeneigt erschien, so suchte Napoleon Italien dem preußischen Bündniß abspenstig zu machen, was ihm jedoch, trotz allen Mißtrauens, das La Marmora gegen Preußen hegte, nicht gelang. Immerhin war die Lage derart, daß Bismarck sich keineswegs ablehnend verhielt, als noch einmal ein „Hauch leiser Friedensregung" aus Wien herüberkam. Dieser letzte Einigungsversuch, der vom Baron Anton Gablenz, einem Bruder des Generals, ausging, bestand in dem Vorschlage einer Uebertragung der Herzogthümer als eines souveränen Staates an einen preußischen Prinzen und einer Reform der Bundeskriegsverfassung in der Weise, daß Oesterreich den Oberbefehl über alle süddeutschen, Preußen den über die norddeutschen Heerestheile erhielt. Auch er scheiterte nach mehrwöchentlichen Verhandlungen; am 28. Mai gab Mensdorff die amtliche Erklärung ab, daß die gegenwärtige Spannung keine directen Unterhandlungen gestatte.

Die vertraulichen Verhandlungen, die seit Ende April zwischen Oesterreich und Frankreich stattfanden, gehören zu den noch am wenigsten durchsichtigen Partien des Werkes; volle Klarheit würde wohl nur aus den Acten der Wiener und Pariser Archive zu gewinnen sein, die sich schwerlich bald öffnen dürften. Napoleon's Politik erscheint als eine schwankende und unschlüssige. Zunächst beschäftigte ihn noch die Idee eines allgemeinen Friedenscongresses, in dessen Bereich er, je weniger auf die Zustimmung Preußens zu erheblichem Landerwerb zu rechnen war, um so mehr die deutsche Bundesreform hineinzuziehen suchte, um so Frankreich einen dauernden Einfluß auf die deutschen Verhältnisse zu sichern. Am 24. Mai ergingen nach Berlin, Frankfurt, Wien und Florenz die amtlichen Einladungen zu dem Congresse. Indeß der Plan scheiterte an den Bedingungen, die Oesterreich stellte. Ein Rundschreiben vom 1. Juni erläuterte diese ablehnende Haltung; Oesterreich könne an eine Abtretung Venetiens jetzt nicht denken; im Falle eines für Oesterreich glücklich verlaufenden Krieges sei allerdings die Annahme nicht auszuschließen, daß es auf eine Provinz Verzicht leiste, um sich den Besitz einer andern zu sichern. Das hieß: wenn der Krieg ausbräche, sei Oesterreich zur Aufgabe Venetiens bereit, um alle Kräfte für die Gewinnung Schlesiens verfügbar zu haben. Gleichzeitig stellte Oesterreich die Frage der Herzogthümer der Entscheidung des Bundestages anheim und theilte demselben mit, daß der Statthalter von Holstein zur Einberufung der Stände Befehl habe. Damit schwand die letzte Möglichkeit einer Verständigung der beiden Großmächte.

Den Plan eines Congresses gab Napoleon jetzt auf. Dem Grafen Goltz stellte er eine für Preußen wohlwollende Neutralität in Aussicht, mit Oesterreich aber schloß er am 12. Juni einen Vertrag über die künftige Gestaltung der italienischen wie der deutschen Verhältnisse ab, dessen Einzelheiten unbekannt sind; Sybel glaubt seinen Inhalt dahin zusammenfassen zu können, daß Frankreich Italiens Einheit dem Wiener Hofe, dafür aber Oesterreich die Selbständigkeit Deutschlands den Franzosen preisgab. Niemand in Paris zweifelte daran, daß Preußen in dem bevorstehenden Kriege eine Niederlage erleiden werde; dann werde es, so meinte Napoleon, eher bereit sein, die Forderungen Frankreichs zu erfüllen, wenn dieses intervenirend zwischen die streitenden Parteien trete. Den Beistand Italiens suchte Napoleon nunmehr mit allen Mitteln Preußen zu entziehen.

Ein Manifest des Kaisers vom 11. Juni, das in ganz Europa großes Aufsehen machte, erklärte, daß es Frankreich bei dem bevorstehenden Kriege nur auf die Bewahrung des europäischen Gleichgewichts und die Erhaltung seiner Schöpfung in Italien ankomme; Gebietsvergrößerungen werde es nur verlangen, wenn eine andere Großmacht durch erhebliche Vergrößerung jenes Gleichgewicht störe; da die am Streit betheiligten Mächte erklärt hätten, daß keine Frankreich berührende Frage ohne dessen Zustimmung gelöst werden solle, so könne es die Neutralität bewahren.

Die letzten Ereignisse vor dem Beginn des Krieges sind allgemein bekannt; der preußische Protest gegen die Ueberweisung der schleswig-holsteinischen Frage an den Bundestag, die als Bruch des Gasteiner Vertrages bezeichnet wurde (3. Juni), Bismarck's Rundschreiben, in welchem Oesterreich die volle Verantwortung zugeschoben ward (4. Juni), die dem Bundestag vorgelegte preußische Entgegnung auf den österreichischen Antrag (9. Juni), der am 10. Juni allen deutschen Regierungen übersandte Entwurf der künftigen Bundesverfassung mit Ausschluß Oesterreichs, die Besetzung Holsteins durch Manteuffel, Oesterreichs Protest dagegen und sein Antrag auf Mobilmachung des ganzen Bundesheeres (11. Juni). Von hohem Interesse ist die am 12. Juni dem König und dem Ministerrathe vorgelegte Denkschrift Bismarck's, welche mit durchsichtiger Klarheit die jetzt zu entwickelnde Thätigkeit darlegt. Der folgenschwere Bundesbeschluß vom 14. Juni, den Preußen mit der Erklärung beantwortete, daß es den Bundesvertrag als erloschen ansehe, ist das letzte Glied der Kette; die Entscheidung ruhte nunmehr auf der Schärfe des Schwertes.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 62. Sonnabend, den 24. Mai. 1890.

Die Pfingstgewitter im alten Palästina.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Seit 30 Jahren hat man in Palästina, wie in Aegypten, das Wetter beobachtet. Darnach weiß man, daß es in Palästina im Winter während vier Monden regnet, in der übrigen Zeit sehr selten Regen fällt. In Unterägypten, dem Delta, regnet es im Winter spärlich, im Sommer selten. In Oberägypten von Kahira an aufwärts ist in 30 Jahren kein Tropfen Regen gefallen. In Jerusalem beginnt der Regen im November; er nimmt im December und Januar an Stärke zu und endet mit dem Februar. Er kommt mit heftigen Stürmen, die gegen Ende des Jahres sich mehren und wachsen. Ende December, Anfang Januar fällt oft drei bis fünf Tage anhaltender Regen. Er stürzt auf das Plateau von Judäa, dann durch die engen Schluchten des Kalkstein-Gebirges zum Jordan und Salzmeer hinab. Der Bach Kidron, das Thal Hinnom und das Tyropoion, die in der übrigen Zeit leer sind, füllen sich mit Wasser, das in Bälde den 100 Fuß tiefen Bir Eyub (Hiobsbrunnen) zum Ueberlaufen bringt, dann durch das untere Kidronthal zum Salzmeer rinnt. Die alten Steinbrüche, die in und an der Stadt liegen, werden mit Regen gefüllt, 60—80 Fuß hoch, um in der trockenen Zeit die Stadt mit Wasser zu versehen. Dann öffnet jeder Hausbesitzer seine Cisterne und läßt das Wasser herein, der eine aus seinem sauberen Garten, oder von den Rinnen des flachen Daches, der andere aus seinem Gehöfte, der dritte nimmt mit dem Rinnsal der Straße vorlieb.

In Palästina fällt in den vier Wintermonden so viel Regen, wie im Mainthal im ganzen Jahre, d. i. ½ Meter. Die Wirkung ist deshalb eine viel mächtigere. Der Sturz ist heftiger; er höhlt den weichen Sand- und Kalkstein aus und reißt die tiefen Rinnen und Schluchten ins Gebirg. Der Thurm zu Siloa mag von solchem Wetter unterhöhlt und zu Fall gebracht sein. Auch der Felsen Moria, auf dem der Tempel Salomo's stand, wird wiederholte Rutschung und, mit Zertrümmerung der salomonischen Stützmauer, eine Stürzung ins Kidronthal erfahren haben. Die berühmte alte Stadtmauer und viel anderes Bauwerk, was Nebu-cad-nezar, Antiochus und Titus nicht zerstören konnten, fiel den Regengüssen zum Opfer.

In Unterägypten fällt der Regen in ähnlicher Menge, wie zu Jerusalem. In Kahira dagegen, das nur 50 Stunden vom Mittelmeer entfernt liegt, herrscht im ganzen Jahr nur trocknes Sommerwetter. Beobachtungen fanden im Jahr

ganz heiteres Wetter an	240	Tagen,
einzelne Wolken	86	"
bedeckten Himmel	31	"
Nebel	8	"
in Summa	365	Tage.

Die 240 heiteren Tage in Kahira entsprechen den acht Monden trockenen Wetters in Jerusalem, von März bis October; die 125 Tage mit Bewölkung fallen auf die vier Regenmonde, November bis Februar. Die Wirkung ist deshalb ähnlich wie in Palästina während des Sommers: „die Luft glühend, wie geschmolzen Blei, die Erde hart wie Eisen." Die niederen Kalkhöhen längs dem Nilthal sind seit Jahrtausenden ohne Wald, das Nilthal ohne Gras, außer wo der Nil strömt. Vor zweitausend Jahren war das ganze Thal noch bebaut; heute nur vier Siebentheile von seiner Fläche. Der Nil hat — zugleich mit dem Meere — um 40—50 Fuß sein Bett vertieft; die Seiten-Rinnsale sind verlassen und damit der Boden trocken gelegt.

Den Regen bringt der rückläufige Golfsturm, der mit dem Golfstrom ziehend über Nordamerika, den Atlantischen Ocean, Europa dahin fährt. Am Golf von Biscaya bringt er herein; längs der Alpen fährt er im Norden über Oberdeutschland, Ungarn, im Süden über Italien, Griechenland nach Syrien, nach Palästina und Aegypten. Am Rothen Meere staut der Indische Sturm ihn auf, der mit dem Australischen Meerstrom an Indien her ziehend wider Ost-Afrika stößt, dann im Süden und Norden von den Abessinischen Alpen über die Sahara mit dem rückläufigen Golfsturme zum Atlantischen Ocean kehrt. Der Golfsturm beginnt seine Herrschaft am Rothen Meere im Herbst, wenn die Sonne über die Linie nach Süden schreitet. Er rückt dann als Nordwest-Monsun bis über den Wendekreis hinaus. Den Regen bringt er aber nur bis zur Küste des Mittelmeeres, nach Syrien, Unterägypten. Nordarabien, Oberägypten erhalten keinen Regen mehr. Der Indische Sturm dringt herüber, wann die Sonne im Frühling über die Linie zurück kommt. Er rückt als Sudost-Monsun über den Wendekreis herauf. Er vertreibt dann alle Dämpfe, selbst aus Unterägypten und Syrien. Der Golfsturm kommt zur Sommerzeit schon häufig regenlos nach Ungarn und Südrußland, nach Griechenland und Kleinasien. Von keiner Seite kommt Dampf nach Syrien; das Syrische Meer aber erzeugt nur wenig Nebel, der an der Küste von Palästina, von Unterägypten sich niederschlägt.[1]) Die beiden Sturmgänge lösen in regelmäßigem Wechsel einander ab; zwischen der Herrschaft des einen und anderen entsteht für mehrere Wochen eine wenig unterbrochene Windstille. Im Frühjahr rückt der Indische Sturm mit der Sonne über die Linie; er folgt, weil er den Widerstand des Gegners zu verdrängen hat, in der Regel einige Wochen nach dem Eintritt des senkrechten Sonnenstandes über die Linie. Dann rückt er Bresche schießend in das Gebiet des Golfsturmes hinein, bis er endlich im zweiten und dritten Mond nach der Tag- und Nachtgleiche in heftigem Sturm das Terrain sich erobert.[2]) Die Araber nennen diese Zeit der Pause „Chamsin", d. i. „fünfzig", weil sie im Durchschnitt fünfzig Tage anhält. Gegen das Ende dieser Periode breitet eine dunkle Wolke am südlichen Horizont sich aus. Schnell steigt sie

[1]) In den Sommern von 1886 bis 1889, in denen der Verfasser je 15—20 Stürme in ihrem Flug über Europa verfolgte, die alle an der Nord- und Ostsee, wie an den Alpen große Regenmassen ausgossen, haben viele Stürme nicht einmal Frankfurt berührt. 1886 und 1887 ist aber die ungarische wie die polnische und russische Ebene aus Regenmangel verdorrt.

[2]) Henry Stanley hat in seinem für die Erdkunde hochwichtigen Buche „Durch den dunklen Welttheil" (Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus) den Eintritt der Regenzeit am Nyanza (2° s. Br.) am 17. März 1875 beobachtet, indessen die Sonne kaum über diesen Punkt gezogen war. Im Jahre 1876 dagegen kam er von Norden her am 24. April zu den Quellen des Malagarazi bei Serambo, 3—4° s. Br., und fand dort die ersten von Regen überschwemmten Ebenen, während die Sonne schon einen Monat voraus nach der Linie geschritten war.

am Himmel empor, bedeckt die Sonne, verfinstert die Erde. Roth glühende Blitze durchzucken die Luft, vielgestaltig, Schlangenzungen vergleichbar; ungeheurer Donner erschüttert die Erde. Staubmassen wirbeln empor, riesige Sandtrichter jagen über die Ebene, reißen die Erde, Steine mit fort, zerbrechen Bäume, Häuser und Thürme. Schrecken, Entsetzen überkommt die Menschen; die Thiere fliehen in die Höhlen oder ducken sich zur Erde. Wen der Wirbel erfaßt, der wird von ihm geschleudert, oon der glühenden Sandmasse begraben. Er hat nicht Zeit, seinen Gott um Rettung anzurufen. Der Sturm währt nur kurze Zeit, oft nur einige Stunden, zuweilen 3—4 Tage. Im Durchschnitt wurde er an 11 Tagen eines Frühjahrs beobachtet, am Ende des April und Anfang Mai. Die Araber nennen ihn „Schard“, auch „Samun“ oder „Simun“.[3]) Die Wanderhirten, die Karawanenführer kennen ihn genau; sie wissen seine Zeit, kennen die Vorzeichen und errathen aus ihnen den Verlauf. Wie dieser Kampf des Monsun im alten Aegypten, wie in Palästina sich zeigte, wird in verschiedenen Berichten der heiligen Schriften erzählt. Unter den Plagen, die Jehovah den Aegyptern sandte, bevor er die Israeliten ausziehen ließ, wird auch eines großen Hagels erwähnt. „Es donnerte und hagelte, daß Feuer auf die Erde schoß.“ Der Hagel schlug alles Kraut auf dem Feld und zerbrach alle Bäume. Flachs und Gerste wurden zerschlagen. Nur im Lande Gosen, wo die Israeliten wohnten, hagelte es nicht. Es war ein Nordwest-Monsun, der im Januar vom Mittelmeer kam. („Der Weizen war noch nicht geschoßt.“) Im Januar 1887/88 ging ein Schneesturm über Italien, Griechenland bis nach Tanta in Unterägypten. Von dem Hagel wissen wir, daß er nur mit Gewitter fällt; auch daß sein Gang nur 2—4 Stunden breit ist. Es ist an dem Bericht also gar nichts Seltsames, was an seiner Wahrheit uns zweifeln ließe. Nach dem Hagel kam ein „starker Ostwind in das Land, den ganzen Tag und die Nacht. Des Morgens führte der Ostwind die Heuschrecken her. Sie bedeckten das Land und verfinsterten die Erde. Die fraßen ab alles Kraut und alle Früchte auf den Bäumen, die vom Hagel waren übrig geblieben.“ Auf Bitten Pharao's und Moses' sandte der Herr „einen sehr starken Westwind, der hob die Heuschrecken auf und warf sie ins Schilfmeer“. Der Kampf der Monsune ist hier deutlich genug beschrieben. Im Frühjahr 1887 nnd 1888 war die gleiche Erscheinung in Algier, in Sicilien und Unteritalien. In Algier rückten die Heuschrecken in einer Breite von 40 Stunden vor, in solchen Massen, daß die Eisenbahnzüge nicht passiren konnten. Die Thiere zogen drei Monde, von April bis Juni, durch die Provinz Constantine, weil kein West-Monsun sie ins Schilfmeer trieb.

Bei dem Auszug aus Aegypten, der 14 Tage nach dem Frühlingsanfang geschah, kamen die Israeliten durch die Wüste am Schilfmeer. Durch die Arbeiten des Hrn. v. Lesseps haben wir erfahren, daß dieses Schilfmeer — heute die „Bitterseen“ genonnt — der Rest von dem zurücktretenden Rothen Meere ist, das in den zwei Meerbusen, von Suez und von Akaba, noch die Spuren seines einstigen Zusammenhanges mit dem Mittelmeere zeigt. Hier erhob sich schon der „Simun“. Bei Tag zog eine „Wolkensäule“, bei Nacht eine „Feuersäule“ vor ihnen her Das sind die großen Sandtrichter, die der aufwirbelnde Sturm bildet. Weil sie durch das Herabstürzen kalter Luftmassen in die am Boden erhitzte Luft entstehen, sind die Wirbel von stetem Blitzen begleitet. Als die Aegypter sie verfolgten, zog die Wolkensäule hinter ihnen her; denn die Israeliten hatten die Sandwüste passirt und waren schon auf den kleinen Hügeln, die zwischen den Bitterseen liegen. Der Herr ließ einen starken Ostwind durch die ganze Nacht wehen (Südost), der machte das Schilfmeer trocken. Die Israeliten konnten sich ausbreiten und, anstatt über den schmalen Paß zwischen den Seen, über den Meeresboden ziehen. In der folgenden Nacht, als „die Morgenwache“ kam, zogen die Aegypter durch das Schilfmeer. Da legte sich der Wind, das Meer kehrte zurück. Die Wagen in Eile, stießen wider einander, daß die Räder brachen and die Verwirrung mehrten. So kamen sie um in der rückkehrenden Fluth. Nach diesen Erscheinungen — welche die heutige Wissenschaft, anstatt des Wunderbaren zu entkleiden, in ihrem ganzen Wesen erklärt und bestätigt — kamen die Israeliten in die Wüste Sin (Tur). Sie mußten, um ihr Vieh zu nähren, längs dem Busen von Suez nach dem Hochgebirg des Sinai ziehen. Dort kamen sie an im dritten Mond nach dem Ausgang aus Aegypten. Am dritten Tag dieses Monats „erhob sich ein Donnern und Blitzen; eine dichte Wolke lag auf dem Berge und es erscholl der Ton einer sehr starken Posaune. Dee ganze Berg Sinai rauchte, weil der Heer auf den Berg herab fuhr mit Feuer; und sein Rauch ging auf wie ein Rauch vom Ofen und der ganze Berg erbebte“.

Bei diesem Wetter stieg Moses auf den Berg Sinai (Jebol Musla). Dort oben empfing er vom Herrn die Gesetze; danach stieg er hinab und verkündete sie dem harrenden Volke. Es war im 3. Mond am 3. Tage, d. h. am 63. Tage des Jahres, das auf Tag- und Nachtgleiche begann. 14 Tage nach Beginn des ersten Mondes (Abib) feierten die Israeliten ihr Passa-Fest. An diesem zogen sie aus Aegypten. Sieben mal sieben Tage danach, d. h. am 50. Tage nach Passa, standen sie vor dem Berg Sinai, als der Herr ihnen die Gesetze gab. Von jenem Tag an feierten sie das Fest der „Sieben Wochen“. — Der Sinai zeigt recht deutlich die Wirkung des gewaltigen „Simun“.[4]) Er ist ein ungeheuerer Granitstock, der bis zu 2600 Mrter über das Rothe Meer sich erhebt. Das Meer umklammert ihn mit zwei Armen, den Meerbusen von Suez und von Akaba. Die Strömung hat das Gebirg in spitzem Winkel zu scharfem Vorgebirge abgeschliffen. Es ist die Wirkung des gewaltigen Kampfes der Monsune, welche die Wassermassen wider den Felsen schleudern und in viel tausendjährigem Ringkampf ihn schleifen. Die Richtung der Meerbusen, wie die des ganzen Rothen Meeres bezeugt auch den stets gleich bleibenden Gang des Nordwest- und Südost-Stromes und -Sturmes. Den Meerbusen von Akaba aufwärts über einen niederen Sattel fährt der „Simun“ über das Salzmeer und das Jordan-Thal. Auch diese sind noch Reste von der alten Meerenge, die einst am Cap Carmel, wie zwischen Libanon und Anti-Libanon herein drang und das Syrische mit dem Rothen Meere verband. Als Josua im Norden vom Salzmeer die Straße von Hesbon im Lande Moab nach Jericho im Lande Kanaan zog, und an der Stelle, die heute die Furth el-Helu genannt ist, den Jordan passirte, trieb der Südostwind in gleicher Weise, wie bei den Bitterseen am Busen von Suez, das Wasser hinauf. Die Israeliten konnten trockenen Fußes durch den Fluß waten, und sogar noch Denksteine an der Stelle im Wasser errichten. Auch hier war der Sturm so stark, daß er für einige Stunden den (100—120 Fuß breiten und tiefen, reißenden) Fluß „wie eine Mauer“ zurückstaute.

Aehnlich scheint auch der Vorgang bei dem Passiren des Propheten Elia und seines Schülers Elisa gewesen zu sein. Denn auch diese schritten durch den zurücktretenden Fluß dahin. Hier wird noch von einer Wettererscheinung berichtet, bei der Elisa einen feurigen Wagen mit feurigen Rossen sah, der Elia, als er die Straße nach Moab hinaaf steigen wollte, entführte.

Alle diese Erscheinungen fallen in die Zeit des „Chamsin“; sie sind Zeugnisse der gewaltigen Wetterstürme, die in der Zeit des Wechsels von beiden Monsunen hier eintreten. Es ließen noch viel andere sich erzählen, wollten wir eine Wettergeschichte von Palästina schreiben. Doch von einer, höchst wunderbaren, sei noch berichtet, weil sie dem Feste, das wir heute feiern, das Siegel der Weihe aufprägt.

Es war am Fest der „Sieben Wochen“, dem ersten nach Jesus' Tode, als die Jünger Jesus' zu Jerusalem versammelt waren. „Da geschah um die dritte Stunde am Morgen (um 9 Uhr, wie am Sinai) schnell ein Brausen vom Himmel, gleich einem gewaltigen Winde; das erfüllte das Haus, darin sie saßen. Man sah zertheilte feurige Zungen (Blitze); die setzten sich auf einen jeglichen unter ihnen.[5]) Man sah Zeichen und Wunder am Himmel und aaf Erden; Blut und Feuer und Rauchdampf. Die Sonne verkehrte sich in Finsterniß.“

An diesem Tage, unter dem Eindruck der gewaltigen Erscheinung, überkam die Jünger der Heilige Geist; sie begriffen die Bedeutung, die Wahrheit von ihres Meisters Worten und

[3]) „Simna“, althebr. „Simon“, der „Sturm“ war demnoch passend für „Petros“, den Felsen, wie für „Zelotes“, den „Eiferer“. Auch Simson oder Samson scheint daher seinen Namen zu führen.

[4]) „Sin“ = Wüste, „ai“ = Quell, „Sin-ai“ = Wüsten-Quell, wird durch die Quelle am Horeb erklärt.

[5]) Bei einem großen Gewittersturm am 26. and 27. Juni 1867 war Nachts am Hause der Barmherzigen Schwestern zu Darmstadt am Giebel eine große Feuerkugel, dann in der Kapelle um die Ewige Lampe ein züngelnder Blitz za sehen. Franz Arago erzählt ähnliche Beispiele.

gelobten, einträchtig wie Brüder den Menschen die Lehre zu bringen. Wie die Juden, zur Erinnerung an den Sinai, nach „Sieben Wochen", so zählten sie, zur Erinnerung an dies Ereigniß, nach fünfzig Tagen („Pentekoste"). Es war, wie bei den Juden, zugleich eine Feier des großen Vorganges in der Natur.*) Man hat, noch mehr wie bei jenen Vorgängen, bei diesem letzten zu Jerusalem die Glaubwürdigkeit des Berichtes bezweifelt. Lassen wir deshalb einen modernen Historiker erzählen, der als aufgeklärter Philosoph, aber als rechtgläubiger Christ das heilige Land bereiste — Herrn Alphonse de Lamartine. Am 26. April 1833 reist er auf seiner Brigg von Jaffa nach Hause. Unter drohendem Sturme besteigt er das Schiff. Kaum auf der Rhede, steht der Wind ihm entgegen (Nordwest); der Capitän fürchtet die Klippen von Syrien und will in den Golf von Damiette (Aegypten) flüchten. Dort läuft er Gefahr auf das flache Ufer geworfen zu werden. Da kommt der Südost und jagt das Schiff (6 Stunden in einer) nach Cypern. „Die Nacht ist fürchterlich: der Horizont von Blitzen zerrissen; ein Feuer rings um das Schiff; der Strahl scheint von den Kämmen der Wogen zu zucken, die mit den Wolken verschwimmen. Dreimal schlägt es um das Schiff ein; die Raaen tauchen unter, die Masten beugen sich in die Wogen; der Schaum steigt gleich einem zerrissenen Feuermantel empor, dessen Fetzen der Wind, gleich flammenden Schlangen, in alle Weite streut. Die ganze Mannschaft stößt einen Schrei aus, es ist, als wären wir in den Krater eines Vulkans gestürzt. Neun Stunden umrollt uns der Donner; unsere flammenden Maste glauben wir einstürzen und das Schiff in Feuer aufgehen zu sehen."

Die Pfingstgewitter in Palästina sind erhabene Erscheinungen, wie sie selten auf der Erde sich zeigen. Sie entspringen aus dem Kampf zweier Wetterströme, welche die Erde beherrschen. Sie sind bedingt durch die beiden Meerströme, den Atlantischen und den Indischen, die hier einander berühren. Sie erscheinen so majestätisch, weil das Gebirge, das von ihnen umtobt wird, durch Meer- und Wetterströme die erhobene Gestalt erhalten hat. In diesem Kampf der Elemente wuchsen die Menschen empor, an dieser Natur entwickelte sich ihre große Phantasie, ihre Poesie, ihr Sittengesetz, ihre Religion.

In Westeuropa ist der Kampf der Stürme geringer. Es sind zwei Brüder desselben Golf-Sturmes, die einander bekämpfen. Der eine zieht um Norwegen nach dem Eismeer und kommt erkaltet zum Ocean zurück; der andere bringt neue warme Dämpfe vom selben Ocean über Biscaya, die vertreiben die Kälte. Ihr Weg ist kürzer; die Nähe des Meeres, die geringere Hitze bedingen mindere Feuchte. In Gewitter, Blitz und Donner, mit Regen und Hagel toben sie sich aus. Unseren Fluren, unseren Häusern sind sie verderblich genug. Es ist aber noch kein Wetter herabgefahren, wie das zu Mosis Zeit am Sinai, wie das zur Apostelzeit zu Jerusalem. Wohl haben die Häuser, die Bäume gewankt; wol schienen die Berge zu zittern; aber niemals bebten derart die Häupter der Menschen, daß ein weises Gesetz ihnen entfuhr, wie es in den „Chamsin" am Sinai der Stirne des Moses, wie es in den „Pentekoste" zu Jerusalem der Apostel Häuptern entsprang.

Frankfurt a. M. Heinrich Becker.

*) Aus „Pentekoste" ist unser „Pfingsten" entstanden. Das Originalwort zeigt, daß die fränkischen Bauern Recht haben, wenn sie „Pingsten" sagen.

Bücherbesprechungen.

o. Die Zerstreuung des Volkes Israel. Von Wilhelm Preffel. Drittes Heft: Der Thalmud. Berlin, H. Reuther's Verlagsbuchhandlung, 1888. 112 S. — Verf. versucht es in dieser Schrift, dem gebildeten Publicum einen Einblick in den Thalmud zu verschaffen. Je umfangreicher der Thalmud und je schwieriger es, selbst für christliche, mit der Ursprache des alten Testaments vertraute Theologen, ist, sich in denselben einzulesen, um so dankenswerther ist das Unternehmen des Verf., der auf verhältnißmäßig kleinem Raum das Wichtigste über die Composition, die Geschichte, sowie über Form und Inhalt des Thalmud mittheilt. Die Proben, die Verf. von dem Text, dem Formalismus, der Jurisdiction, dem Glauben und der Sittenlehre des Thalmud in geschickter Auswahl giebt, gewähren dem Leser eine hinreichende Vorstellung von Form und Inhalt dieses Buches.

o. Beiträge zur Erklärung des Buches Daniel. Heft I. Dan. 2—6. Von Lic. J. Meinhold, Docent der Theologie an der Universität Greifswald. Leipzig, Dörffling & Franke. 1888. 70 S. — Verf. wendet sich in dieser scharfsinnigen, besonnenen und gründlichen Arbeit gegen Bleek und die ihm folgenden Kritiker, welche die innere Einheit des ganzen Buches Daniel behaupten. Er stützt sich für seine Bekämpfung der Bleek'schen Ansicht auf Cap. 2—6, legt zunächst die Bedeutung dieses Abschnitts dar und weist sodann die Abfassung desselben in der Zeit des Exils wie in der Makkabäerzeit ab.

G. Oe. — Fürst Bismarck, sein Leben und Wirken, von Hermann Jahnke. Vollständig in etwa 14 Lieferungen zu je 50 ₰. Berlin, Paul Kittel, 1890. — Der Zweck und das Wesen dieses Werkes bedürfen einer Erörterung und Klarstellung nicht mehr. Es hat eine Menge Vorgänger gehabt und wird vermuthlich auch noch Nachfolger haben. Wenn wir nach der ersten Lieferung urtheilen dürfen, so ist es ziemlich breit angelegt, behandelt nebenbei die gesammte Zeitgeschichte mit, bringt nichts wesentlich Neues, aber das Bekannte in hübscher Ordnung und größtentheils ansprechender Form und ist für die weitesten Kreise, insbesondere für die reifere Jugend bestimmt. Die Sprache ist begeistert und warm, volksthümlich und lebendig, verfällt aber manchmal ins Phrasenhafte und übertrieben Rhetorische. Die Ausstattung ist gut, auch die beigegebenen Bilder verdienen Anerkennung.

G. Oe. — Deutsche Fortbildungsblätter, herausgegeben von Oskar Pache, Schuldirector in Lindenau. Wittenberg, in Commission bei R. Herrosé's Verlag. Monatlich ein Heft von 18—20 Seiten. Preis des Heftes: 15 ₰. — Die Fortbildungsblätter sind einestheils für Fortbildungsschüler, anderntheils für die Gewerbe-, Bildungs- und ähnliche Vereine bestimmt. Vor uns liegen die beiden ersten Hefte von April und Mai dieses Jahres. Ihr Inhalt ist reich und tüchtig. Das 1. Heft bietet einen kurzen Ueberblick der Wettiner Geschichte und eine warmempfundene Charakterisirung unseres Königs, ein gut geschriebenes Lebensbild des Fürsten Bismarck, eine allgemeinverständliche Beschreibung des Kehlkopfes und seiner Bestimmung und einige kleinere Aufsätze, Aufgaben, Räthsel u. dgl. Das 2. Heft bringt eine ansprechende Darstellung des Lebensganges des berühmten Maschinenbauers Rudolf Sack und eine Schilderung des Rigi. Jedes Heft hat ein paar Holzschnitte und macht, auch äußerlich betrachtet, einen ganz freundlichen Eindruck. Es fehlt uns nur eins: Wir merken nirgends, daß auch das Christenthum ein Bildungselement ist und zwar das mächtigste. Ohne Christenthum bleibt aber alle unsere Bildung Stückwerk und schnell vergängliche Tünche.

G. Oe. — Jahresbericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag für das Vereinsjahr 1889. Prag, Selbstverlag. 1890. — Der vorliegende Bericht enthält eine tüchtige und gründliche Abhandlung des Vereinsbibliothekars über Arrian, den bei der Hamerling-Feier gesprochenen Prolog und Nachrichten über die Thätigkeit, die Cassenverhältnisse, die Ehren-, außerordentlichen und ordentlichen Mitglieder der Lesehalle. Das Vermögen hat die Höhe von 30000 Gulden fast erreicht; außerdem bestehen noch Fonds für den Hausbau, für ein Schiller-Denkmal und für die Anschaffung einer Fahne. Die Bibliothek zählte am 1. Januar 32120 Nummern. Gehalten wurden 421 Zeitschriften, und zwar 305 wissenschaftliche, 26 Unterhaltungs- und 90 politische Blätter. Am Schlusse des Jahres 1889 zählte der Verein 1094 Mitglieder, nämlich 348 Mediciner, 323 Juristen, 74 Techniker, 57 Philosophen, 18 Pharmaceuten und 1 Theolog. Unter den Ehrenmitgliedern finden wir einen Verlagsbuchhändler Gustav Teubner in Leipzig. Ein Herr dieses Namens ist uns unbekannt; jedenfalls ist der Chef des Hauses B. G. Teubner, Hr. Albin Ackermann-Teubner, gemeint. Möge die Lesehalle weiter in maßvoller Weise für die Erhaltung und Stärkung des Deutschthums arbeiten und sich nicht in das politische Getriebe hineinziehen lassen.

G. Oe. — Conservatives Wochenblatt. Zeitschrift für Politik, Volkswirthschaft, kirchliches Leben, Literatur und Kunst. Verlag von Schneider & Co. in Berlin. Preis vierteljährlich 3 ℳ. — Das neugegründete, vom Hauptmann a. D. Hilken geleitete „Conservative Wochenblatt" ist aus der vor wenigen Monaten erst ins Leben gerufenen Wochenausgabe der „Conser-

vativen Correspondenz“ hervorgegangen. Es will die conservativen Anschauungen, wie sie im 1876er Programm der deutschen Conservativen niedergelegt sind, vertreten und von diesem Standpunkte aus die politischen Erscheinungen, aber auch die Ereignisse auf anderen Lebensgebieten betrachten. Nach den bisher erschienenen Nummern scheint es, als herrsche noch eine gewisse Unsicherheit über das Wesen und die Sonderart des Blattes. Es macht den Eindruck, als wolle und solle es eine Nachahmung des „Deutschen Wochenblattes“ der Reichspartei sein. Hoffentlich tritt die Eigenart und auch die Färbung in den späteren Nummern besser hervor, bisher war die Farbe etwas verschwommen, die Haltung etwas matt. Wir wünschen dem neuen Blatte ein fröhliches Gedeihen. Möge es vor allen Dingen Dauer haben; denn es ist nun nachgerade in dieser Beziehung genug experimentirt worden.

—m— Das 4. Heft der **Chronikalischen Nachrichten von Rossen und Umgegend** über das Jahr 1889 von **Paul Lindner II.**, Lehrer (45 SS. 8°, Preis 30 ₰) läßt den in den ersten 3 Heften enthaltenen Beschreibungen des Schlosses, der Kirche und des Seminars zu Rossen eine kurze Geschichte des dortigen Bürgervereins folgen, der im vorigen Jahre sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat. Außerdem enthält es Nachrichten über die Vorgänge in Stadt und Bürgerschaft, in Kirche und Schule u. dgl. während des Jahres 1889.

Ltz. **Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik**, herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft in Wien (A. Hartleben's Verlag). — Das jüngst erschienene 8. Heft des XII. Jahrganges enthält an größeren Artikeln: Die Erklärung der Kälterückfälle im Maimonat, von J. Lützen. — Die Armenier und ihre Zukunft, von Dr. O. Heyfelder in Buchara. — Acht Tage in der Kabylie, von A. Beeghaus, Major a. D. in Görlitz. — Die Indianer in den Vereinigten Staaten von Amerika (Schluß), von E. Poesche in Washington. Aus der Fülle der kleineren Mittheilungen seien angeführt: Die Eisenbahnen Mexikos (mit Karte), von Dr. G. Zacher und die Biographien von J. Zweifel und Dr. Buys Ballot.

Pf. **Die Neue Musikzeitung** (Verlag von C. Grüninger, Stuttgart, Vierteljahrspreis 80 ₰) bringt in ihrem letzten Vierteljahrsheft (aus 6 Nummern mit Notenbeilagen bestehend) einen sehr reichen schöngeistigen Inhalt. Namhafte Schriftsteller wie Rosegger, R. Hamerling u. A. bieten dem Leser anregende und gesunde Unterhaltung. Die bekannte Schriftstellerin La Mara widmet dem großen Franz Schubert werthvolle, warm geschriebene „Erinnerungen“; zahlreiche biographische Abhandlungen, ohne Aufdringlichkeit belehrende Artikel, Concert- und Theaterberichte aus größeren Städten Deutschlands und Oesterreichs vervollständigen den Inhalt der „Neuen Musikzeitung“, die den Ruf eines guten und empfehlenswerthen Familienblattes seit Langem mit Recht genießt. — **Der Musikalische Hausfreund** (Blätter für ausgewählte Salonmusik, Leipzig, C. A. Koch's Verlag, vierteljährlich 1 ℳ) stellt sich die Aufgabe die „Hausmusik durch Darbietung sorgfältig ausgewählter, nicht allzuschwerer neuerer Compositionen“ zu pflegen und den „Erstlingswerken junger begabter Musiker den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen“. Aber mit der gebotenen „Hausmusik“ sieht es sehr schlimm aus: fast lauter Stücke, die kaum den oberflächlichsten Geschmack befriedigen können, platte Erzeugnisse der Werkeltagsmuse! Und dilettantisch, wie die Mehrzahl der abgedruckten Saloncompositionen, ist auch der Lesestoff, dessen Seichtheit in einem kleinen Artikel: „Musikalische Physiognomien der Frauen“, — sein Nachdruck ist glücklicherweise verboten —, das Menschenmögliche leistet.

J. R. **Berliner Pflaster.** In 20 Lieferungen zu 1 ℳ Berlin, W. Pauli. — Bei der wachsenden Bedeutung Berlins hat es nicht ausbleiben können, daß sich eine eigene Literatur über diese Stadt gebildet hat: in illustrirten Zeitschriften, in besonderen Werken (von Max Ring, Rodenberg u. A.) ist es versucht worden, das Leben und Treiben, die Geschichte und Entwickelung der Reichshauptstadt in Wort und Bild festzuhalten. Jetzt beginnt ein neues Werk in dieser Art zu erscheinen, ein Prachtwerk, von dessen Inhalt man sich einen Begriff machen kann, wenn man die Capitelüberschriften der von namhaften Berliner Feuilletonisten geschriebenen Plaudereien liest: Die Entwicklungsgeschichte einer Straße im Westen Berlins, Wiener Cafés, Berlin zu Wagen, zu Pferde, zu Wasser, Berliner Kinder, Die Markthallen, Aus dem Justizpalast, Theater, Gartenvergnügen, Der Thiergarten, Berlin bei Nacht, Die Vororte, Fremde in Berlin, Das Quartier latin, Berlin bei Tische, Der Grunewald, Das unterirdische Berlin, Das durstige Berlin, Pflastertreter, Straßenexistenzen u. s. f. Eine Anzahl bewährter künstlerischer Kräfte liefert die Illustrationen zu diesen Feuilletons. Das vorliegende erste Heft enthält zwei Aufsätze: „Berliner Pflaster“ von M. Reymond und „Das tanzende Berlin“ von Paul Lindenberg, sowie einige feine und charakteristische Studien (z. B. von Skarbina). Leider ist der erste der genannten Aufsätze, der bestimmt ist, dem Ganzen als Einleitung zu dienen und ihm sein Gepräge zu verleihen, also doppelte Bedeutung in Anspruch nehmen kann, eine recht verunglückte Leistung; abgesehen von jenem unleidlich witzelnden Tone, der nicht näher charakterisirt zu werden braucht, ist sein Inhalt seicht und beschränkt. Man thut Berlin keinen Gefallen damit, wenn man Alles, was mit ihm zusammen hängt, in den Himmel erhebt, und Alles, was außer ihm ist, und das ist doch sehr viel, zu dem „Dasein einer Auster“ herabdrückt, wie der geschmackvolle Ausdruck lautet. Berlin hat sein Großes und Liebenswerthes, wie der Schreiber dieser Zeilen besonders zu bezeugen in der Lage ist, da er zehn Jahre der für das Bild Berlins wichtigsten Zeit daselbst verlebt hat; es besitzt aber auch seine sehr bedenklichen Seiten, viel Kleines, Enges, Kurzsichtiges, und der große Zug der Zeit hat nicht immer in seinen Mauern seine Stätte, vielmehr in dem „Außerhalb“ weit besseres Verständniß und Vertretung gefunden. Um mit den Worten eines jetzt viel genannten Mannes zu reden, dessen Leben mit der Reichshauptstadt durch eine lange Zeit verknüpft war, es ist aber nicht Bismarck gemeint: „Man hat außerhalb Berlins Alles früher. Wenn Berlin sich an etwas macht, ist ganz Deutschland damit fertig. So war es vor hundert Jahren und so ist es noch heute.“ Wir haben diesen Mangel an großem Blick, an geschichtlicher Perspective, dieses Verwechseln von Tag und Zeit in literarischer Hinsicht (an dieser und anderer Stelle) des Oefteren dargethan und sind darin auch von maßgebender Seite (z. B. von der „Köln. Ztg.“) unterstützt worden: es lassen sich aber noch in manch anderer Hinsicht Beweise dafür beibringen. Wenn es übrigens noch eines Zeugnisses dafür bedurft hätte, daß die Großstadt den Blick trübt und schwach macht, so würde dasselbe durch den in Rede stehenden Aufsatz selbst geliefert sein, denn in ihm wird das „ruhelos nach Erwerb und Genuß jagende Leben unserer Zeit“ und der „hektische Pulsschlag und überspannte Nerv“, mit dem der „richtige Großstädter“ zur Welt komme, mit einer wahren Genugthuung festgestellt und geradezu gepriesen. Ja, ist denn das eine so große Errungenschaft unserer Zeit und so etwas besonders Erstrebenswerthes und Gesundes? Ist es nicht vielmehr krankhaft und muß man nicht besser vor ihm fliehen? Besteht in dem „ruhelos nach Erwerb und Genuß Jagen“ der Zweck der Menschheit? Wir haben es ja herrlich weit gebracht! Dazu kommen geistreiche Wendungen und kühne Behauptungen, um das Unbehagen bei der Lectüre noch zu steigern. So liest man S. 3: „Landschaften, Dörfer, kleine Städte geben auch ohne Staffage ein charakteristisches Bild; der Charakter der Großstadt ist dagegen unzertrennlich von demjenigen ihrer Bewohner.“ Wie thöricht, anfechtbar und schief! In einen wohlthuenden Gegensatz zu dieser oberflächlichen Arbeit tritt der zweite genannte Aufsatz: hier schreibt doch ein ernsthaft zu nehmender Mann, ein guter Beobachter des Berliner Lebens, sachlich, in würdigem Tone, so daß ein Jeder an diesen hübschen Momentbildern seine Freude haben und zustimmen kann. Das Buch, das durch die Bedeutung seines Stoffes Beachtung verdient, kann durch Objectivität und Ruhe in der Behandlung nur gewinnen: andern Falls würde es seinem Gegenstande nur schaden. Und das würde uns um dessenwillen leid thun.

Ltz. Soeben erschien die erste Lieferung (Blatt 3 und 5) der neuen Auflage von **Kettler's Specialkarte von Deutsch-Ostafrika** (Verlag des Geographischen Instituts zu Weimar.) — Diese in großem Maßstabe gezeichnete, 12 Blatt umfassende Karte erscheint in 6 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1½ ℳ pro Lieferung. Sie wird Ostafrika landeinwärts bis zu dem Gebiete der großen Seen und in südnördlicher Richtung von der Mozambikküste bis zum Bab-el-Mandeb zur Darstellung bringen, so daß die Lage des deutschen Gebietes zu den nächsten Besitzungen anderer europäischer Staaten klar hervortritt. Bei dem reichen Material, das diesem berühmten geographischen Institute seiten der Forschungsreisenden u. A. zu Gebote steht, läßt sich erwarten, daß diese Karte ein werthvolles und zuverlässiges Hilfsmittel zur Orientirung über dieses, unser Interesse jetzt so vielfach in Anspruch nehmende Gebiet abgeben wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 63. Dienstag, den 27. Mai. 1890.

Der Abschluß der astronomisch-geodätischen Arbeiten für die europäische Gradmessung im Königreich Sachsen.

H: Die astronomisch-geodätischen Arbeiten für die Gradmessung im Königreich Sachsen, ausgeführt und veröffentlicht im Auftrage des königl. sächsischen Ministeriums der Finanzen, haben durch die soeben erschienene zweite Abtheilung nach Maßgabe des im Jahre 1862 von der königl. sächsischen Staatsregierung genehmigten Planes ihren Abschluß gefunden. Diese zweite Abtheilung, die übrigens auch typographisch ein Meisterwerk ist, führt den Titel: „Das trigonometrische Netz erster Ordnung, bearbeitet von A. Nagel, Professor der Geodäsie an der königl. technischen Hochschule zu Dresden; mit 7 lithographirten Tafeln und 32 in den Text gedruckten Figuren; 1890. Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei in Berlin" (XIV, 772 S. gr. 4°).

Von den übrigen drei Abtheilungen wurde die erste, enthaltend die Großenhainer Basis, bereits im Jahre 1882 (vergl. Jahrg. 1882, S. 593), hierauf die dritte, enthaltend die astronomischen Arbeiten, in den Jahren 1883 und 1885 (vergl. Jahrg. 1883, S. 63 und Jahrg. 1885, S. 322) und die vierte, das Landesnivellement behandelnd, im Jahre 1886 (vergl. Jahrg. 1886, S. 347) veröffentlicht. Da dieselben in diesen Blättern seinerzeit eine eingehende Besprechung gefunden haben, so haben wir uns heute wesentlich nur mit der vorliegenden zweiten Abtheilung zu befassen. Jedoch möge ein kurzer Rückblick auf die gesammte enorme Arbeitsleistung gestattet sein.

Durch Verordnung vom 28. Mai 1862 hatte das königl. sächsische Finanzministerium für die sächsischen Arbeiten der europäischen Gradmessung drei Commissare, nämlich J. Weisbach, C. Bruhns und A. Nagel, ernannt. Dieselben kamen überein, die Geschäfte in der Weise zu theilen, daß die Messung der Basis von Bruhns und Nagel gemeinsam, das trigonometrische Netz von Nagel, die astronomischen Arbeiten von Bruhns und das Landesnivellement von Weisbach ausgeführt und bearbeitet werden sollte. Allein noch waren die Nivellementsarbeiten nicht abgeschlossen, da wurde plötzlich am 24. Februar 1871 der rastlos thätige Oberbergrath Prof. Dr. Weisbach mitten aus seinem arbeitsvollen Leben durch den Tod abgerufen, und so mußte Geh. Regierungsrath Prof. Nagel auch die Vollendung dieses Theiles der Arbeit übernehmen. Als dann am Anfang des Jahres 1881 die Messung und Berechnung der Großenhainer Basis so weit vorgeschritten war, daß die Veröffentlichung dieses Abschnittes in nahe Aussicht gestellt werden konnte, wurde auch der verdienstvolle Geh. Hofrath Professor Dr. Bruhns am 25. Juli 1881 unerwartet seiner erfolgreichen Thätigkeit durch den Tod entrissen. So blieb denn Prof. Nagel als alleiniger sächsischer Commissar übrig. Derselbe hatte nun neben dem von ihm übernommenen Pensum nicht nur für die Ausführung der in den anderen Theilen der Arbeit hie und da noch fehlenden Beobachtungen sowie für die umfängliche Berechnung derselben Sorge zu tragen, sondern es wurde auch die Drucklegung der gesammten Arbeiten in seine Hände gelegt. Glücklicherweise fand er wenigstens im Bezug auf den astronomischen Theil eine thatkräftige Unterstützung in dem Sectionschef des königl. preußischen geodätischen Instituts, Hrn. Prof. Dr. Albrecht, der als früherer Schüler und mehrjähriger Mitarbeiter des Prof. Bruhns mit dessen Methode der Beobachtung und der Art und Weise ihrer Aufzeichnung vollständig vertraut war. Trotzdem aber muß Jeder, der den ganzen überaus reichen Inhalt der nunmehr vollendeten Publicationen überblickt, zu der Ueberzeugung kommen, daß das, was Hr. Prof. Nagel hier geleistet hat, geradezu bewundernswerth ist, und bedenkt man vollends, daß der genannte Gelehrte überdies noch im Stande war, seine zeitraubende Thätigkeit als Lehrer der technischen Hochschule voll und ganz zu erfüllen, so muß man über eine so seltene Ausdauer und unermüdliche Arbeitskraft erstaunen. Um nur einen schwachen Begriff zu geben von der enormen Leistung, die sich hinter den in den zahlreichen Tabellen enthaltenen Zahlen verbirgt, sei beispielsweise erwähnt, daß die von Prof. Nagel ausgeführten Beobachtungen allein auf den Dreieckspunkten erster Ordnung die Zahl 12743 erreicht; jede Beobachtung aber erforderte vier Einstellungen des Fernrohres auf das Object, also im Ganzen 50972 Einstellungen, und für jede Einstellung waren vier Ablesungen an den beiden Mikroskopen zu machen. Somit verlangten die im sechsten Abschnitt der zweiten Abtheilung verzeichneten Resultate nicht weniger als 203888 Mikroskopablesungen. Und mit welcher Schärfe diese Beobachtungen ausgeführt worden sind, dafür zeugt am besten das Urtheil, welches der Leiter der europäischen Gradmessungsarbeiten für Italien, Hr. General Ferrero in Florenz, auf der vorjährigen Generalconferenz der internationalen Erdmessung zu Paris über die Genauigkeit der verschiedenen Triangulationen abgab. Darnach ist der im sächsischen Netze auftretende, unvermeidliche mittlere Winkelfehler der kleinste, nämlich nur ± 0,360 Secunden. Kein Wunder, daß bei solchen gewaltigen Ueberanstrengungen leider das Augenlicht des hochverdienten, nunmehr im 69. Lebensjahre stehenden sächsischen Commissars erheblich gelitten hat. Möge ihm, dem allgemein verehrten Lehrer der sächsischen technischen Hochschule, zum Lohne für so viel Treue und Aufopferung ein recht langer, von keiner Sorge getrübter Lebensabend beschieden sein!

Was nun im Besonderen den Inhalt der vorliegenden zweiten Abtheilung der sächsischen Gradmessungsarbeiten betrifft, so ist dem Wunsche der Staatsregierung gemäß gleich bei der Feststellung des Dreiecksnetzes erster Ordnung auf eine später darauf zu gründende Landesvermessung Rücksicht genommen. Es wurden daher von Anfang an die Arbeiten so eingeleitet, daß sie nicht nur den wissenschaftlichen Anforderungen der Gradmessung entsprachen, sondern auch den praktischen Bedürfnissen einer rationellen Landesvermessung Genüge leisten. Eben darum wurde den sächsischen Gradmessungsarbeiten eine selbständige Basis gegeben und die Netzpunkte wurden so dauerhaft fest gelegt, daß sie nicht blos auf dem Papiere stehen, sondern auch jederzeit in der Natur wieder aufzufinden sind. Auch geschah aus demselben Grunde die Bestimmung der Lage der Netzpunkte durch Anwendung des rechtwinkligen Coordinatensystems und überdies wurden, weil eine Landesvermessung außer den Dreiecken erster Ordnung noch Dreiecke zweiter, dritter und vierter Ordnung erfordert, zugleich mit den Netzpunkten erster Ordnung auch die Punkte zweiter Ordnung mit aufgesucht, fixirt und soweit thunlich gleich bei den Winkelmessungen auf den Punkten erster Ordnung mit angeschnitten. Dies verursachte freilich einen bedeutend größeren Zeitaufwand, wodurch sich das späte Erscheinen der zweiten Abtheilung erklärt.

Das sächsische Dreiecksnetz besteht aus 36 Punkten erster Ordnung und vorläufig aus 122 Punkten zweiter Ordnung; im Netze erster Ordnung sind im Ganzen 197 geschlossene Dreiecke vorhanden. Der sehr durchschnittenen Bodengestaltung halber und auch um zweckmäßige Anschlußpunkte mit Preußen und Böhmen zu gewinnen, mußte man für Sachsen kleinere Dreiecke als anderwärts nehmen und theilweise auf Dreiecksseiten von 30 Kilometer Länge zurückgehen, wodurch natürlich die Zahl der Punkte erster Ordnung erheblich vermehrt wurde. Dabei wurde, um die unvermeidlichen Fehler möglichst geringfügig zu machen, angestrebt, für die Dreiecke so weit möglich die gleichseitige Form zu erhalten, so daß das Netz schließlich einem System von nahezu regelmäßigen Sechsecken ähnelt, welches wie ein Gitter durch diagonale Kreuzungen verstrebt ist. Nicht selten mußte man freilich von dieser idealen Gestalt des Netzes bedeutend abgehen und zwar schon deshalb, weil die Punkte erster Ordnung völlig sichere sein müssen und nicht wie Kirchthürme Schwankungen unterworfen sein dürfen. Es waren also vor Allem Bergspitzen zu wählen, die nach allen Richtungen hin eine freie Aussicht gewährten. Bei nicht genügender Erhebung derselben über die Umgebung wurden hohe Pfeiler errichtet, damit die Gesichtslinien nicht dem Erdboden zu nahe kämen und die durch die Wärmestrahlung des Bodens verursachte Undulation der Luft nicht ein genaues Visiren unmöglich machte. Endlich war bei der Anordnung des Netzes zum Zwecke einer speciellen Längen- und Breitengradmessung der Punkt Leipzig mit einem östlichsten und mit einem südlichsten Punkte Sachsens auf dem kürzesten Wege in Verbindung zu bringen.

Man sieht, daß die Auswahl der Netzpunkte keine leichte Aufgabe war und eine sehr genaue Kenntniß der Terrainverhältnisse Sachsens voraussetzte. Damit nun die auf den ausgewählten Punkten zu errichtenden Beobachtungspfeiler für alle Zeiten erhalten blieben, wurde der Grund und Boden um dieselben in einer Größe von 37 bis 55 Quadratmeter nebst Zugangsweg vom Staate angekauft, der Pfeiler selbst aber fest gegründet, solid ausgeführt und mit einem messingernen, thunlichst geschützten Festlegungscylinder versehen. Die sämmtlichen Winkelmessungen wurden mit einem Repsold'schen Universalinstrumente ausgeführt, welches wiederholt auf das Sorgfältigste geprüft wurde und sich trotz der starken Benutzung ganz vorzüglich bewährte. Zum Schutze des Instruments wurde dasselbe mit einem leicht transportablen, zerlegbaren Häuschen umgeben. Die anzuvisirenden Punkte wurden stets durch das Licht eines Repsold-Bertram'schen Heliotropen sichtbar gemacht; nur für geringere Entfernungen wurden rechteckige Signaltafeln oder röhrenförmige, oben zugespitzte Signale verwendet. Zahlreiche praktische Erfahrungen, die sich auf die Aufstellung und Handhabung der Instrumente beziehen, wurden gesammelt und in dem 4. Abschnitte niedergelegt; dieselben machen das Buch namentlich für angehende Geodäten besonders werthvoll. Ebenso ist auch der gesammte verwickelte Mechanismus der Ausgleichungsrechnung der Beobachtungswerthe nebst der ihm zu Grunde liegenden Theorie mitgetheilt. Von der Umfänglichkeit der hierzu nöthigen Rechnungen kann sich der Laie kaum eine Vorstellung machen. Jahrelang waren mehrere Rechenmaschinen in Thätigkeit, um die Mühsal der Arbeit zu erleichtern. Aus den Uebergangs- und Correlatengleichungen wurden schließlich 159 Endgleichungen gewonnen, die sich über mehr als zwölf Doppelseiten des Werkes erstrecken und aufzulösen waren. Hier zeigt sich der Verfasser gleichzeitig als ein Meister der Darstellung. Dieselbe ist trotz der starken Verwicklung der Beziehungen so durchsichtig und klar, daß sich jeder angehende Student darin zurecht finden kann. Schließlich setzen sich die endgiltigen Richtungen aus dem Ergebniß der Stationsausgleichung, aus der Reduction wegen Aenderung der Richtungswerthe mit der Meereshöhe der visirten Objecte, aus der Reduction der Richtung des verticalen Schnittes des Erdellipsoids auf die Richtung der geodätischen Linie und aus der durch die Netzausgleichung gewonnenen Richtungsverbesserung zusammen. Nach Feststellung der Dreieckswinkel ist die Berechnung der Entfernungen von der Großenhainer Grundlinie aus erfolgt, die eine Länge von 8908,645064 Metern besitzt, und zwar ist jede Dreiecksseite mit Hilfe zehnstelliger Logarithmen auf verschiedenen Wegen ermittelt worden. Da diese Entfernungen von allgemeinerem Interesse sein dürften, so wollen wir einige hier mittheilen:

Jeschken — Schneeberg b. Bodenbach	= 62 202,110	Meter.
Jeschken — Lausche	= 27 126,116	"
Jeschken — Valtenberg	= 62 537,491	"
Lausche — Borsberg b. Pillnitz	= 55 352,969	"
Lausche — Keulenberg b. Pulsnitz	= 64 175,466	"
Valtenberg — Lausche	= 36 008,093	"
Borsberg — Schneeberg b. Bodenbach	= 28 378,975	"
Schneeberg — Lausche	= 38 441,798	"
Fichtelberg — Kapellenberg	= 53 720,536	"
Fichtelberg — Collm b. Oschatz	= 97 369,962	"
Fichtelberg — Kahleberg b. Altenberg	= 65 833,099	"
Leipzig — Rochlitz	= 44 293,310	"
Leipzig — Collm b. Oschatz	= 44 617,667	"
Kapellenberg — Ochsenkopf	= 39 223,459	"
Großenhain — Collm b. Oschatz	= 37 920,684	"
Freiberg — Kahleberg	= 33 278,662	"

Um die erlangten Resultate für den Gebrauch bequemer und nutzbarer zu machen und besonders auch, um später die Landesvermessung darauf gründen zu können, wurden sämmtliche Netzpunkte auf ein in der sphärischen beziehentlich sphäroidischen Erdoberfläche liegendes rechtwinkliges Coordinatensystem bezogen und der Punkt „Großenhain" als Coordinatenanfangspunkt genommen. Daher wurde dieser Punkt sowohl unter als über der Erdoberfläche in großen Steinblöcken sorgfältig festgelegt, mit einem Observatorium versehen und hinsichtlich seiner geographischen Länge und Breite astronomisch bestimmt. Der Meridian dieses Punktes wurde zugleich als Abscissenachse des Coordinatensystems genommen, und da das Vermessungsgebiet von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung war, so konnte die Coordinatenberechnung sphärisch nach den Soldner'schen Formeln geschehen. Aus den so ermittelten geodätischen Coordinaten wurden dann die geographischen Coordinaten der Netzpunkte, also Breite und Länge sowie das Azimuth einer bestimmten Richtung abgeleitet, und zwar bezogen auf das Bessel'sche Erdellipsoid. Nun fällt aber diese Ellipsoidfläche im Allgemeinen nicht mit der Geoidfläche zusammen d. h. mit derjenigen Niveaufläche, in welcher sich die Oberfläche des Wassers eines mit dem Meere zusammenhängenden, die Erde bedeckenden Netzes von Canälen befinden würde, und darum fallen auch die in irgend einem Punkte der Erdoberfläche auf der Ellipsoid- und auf der Geoidfläche errichteten Normalen im Allgemeinen nicht zusammen. Dieselben bilden vielmehr einen Winkel, welcher die Lothabweichung des betreffenden Punktes genannt wird. Diese Lothabweichungen können wir gegenwärtig noch nicht ihrer absoluten Größe nach bestimmen, wohl aber ihrer relativen Größe nach, indem dieselben auf einen Punkt der Erdoberfläche bezogen werden, für welchen man die Lothabweichung gleich Null setzt. Als solchen Nullpunkt wurde der Punkt Großenhain angenommen und die relativen Lothabweichungen der übrigen Punkte insoweit berechnet, als die Coordinaten derselben früher astronomisch bestimmt worden waren.

Mit der Ermittlung dieser Lothabweichungen, welche später, wenn erst die Nachbarstaaten mit ihren Gradmessungsarbeiten ebenso weit wie Sachsen gediehen sein werden, vielleicht noch zu vervollständigen sind, schließt die hier zu besprechende Abtheilung des Werkes, zu dessen nunmehr erreichter glücklicher Vollendung wir den Verfasser von Herzen beglückwünschen.

Bücherbesprechungen.

—J. Die geltenden Verfassungs-Gesetze der evangelischen deutschen Landeskirchen. Zweiter Ergänzungsband (in zwei Hälften). Herausgegeben von Dr. Emil Friedberg, königl. sächs. Geheimer Hofrath und Professor an der Universität Leipzig. Freiburg i. B. 1890. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8 *M.* — Durch diesen Ergänzungsband wird Dr. Friedberg's bekannte und seiner Zeit auch in diesem Blatte anerkennend besprochene Sammlung der geltenden Verfassungs-Gesetze der evangelischen deutschen Landeskirchen bis auf den neuesten Stand der Gesetzgebung fortgeführt. Der vorliegende Band unterrichtet uns, was die deutschen Lande anlangt, über die neueste kirchliche Gesetzgebung in den Jahren 1887 bis 1889 in Preußen (in dem früheren Königreich Hannover und der ehemals freien Stadt Frankfurt am Main), Württemberg, Baden, Hessen, Oldenburg und Hamburg. Anhangsweise ist Oesterreich mit Siebenbürgen behandelt. Wir bezweifeln nicht die Richtigkeit der dem Buche vorausgeschickten Versicherung, daß die seit dem Erscheinen des ersten Ergänzungsbandes überhaupt publicirten Verfassungsgesetze deutscher evangelischer Landeskirchen sämmtlich in diesen

zweiten Ergänzungsband aufgenommen sind. Ein zweiter Anhang, S. 103 bis 196, ist der Gesetzgebung für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland gewidmet. Es findet sich dort nach einer kurzen, aber gehaltvollen historischen Einleitung das sehr ausführliche Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Rußland vom 28. December 1832 abgedruckt. Wir sind dem Hrn. Herausgeber für diese Aufnahme dieses Stücks kirchlicher Gesetzgebung besonders dankbar, denn es ist gewiß richtig, wenn er in seiner Vorrede sagt: „Dem Interesse, welches in Deutschland den politischen und den damit in innigem Zusammenhange stehenden kirchlichen Verhältnissen der russischen Ostseeprovinzen zugewendet wird, entspricht es, wenn ich im Anhange auch die russische lutherische Kirchenverfassung zum Abdruck bringe, zumal dieselbe in Deutschland so gut wie unbekannt ist."

K—d. **Actenstücke zur Einführung in das Prozeßrecht** von Dr. Friedr. Stein u. Dr. Richard Schmidt, Privatdoc. Civilprozeß bearb. van Dr. F. Stein, Heft 1. Strafprozeß bearb. vno Dr. R. Schmidt. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1890. (Pr. 1 ℳ bez. 1,20 ℳ). — Ein besseres Mittel, viele, besonders verwickelte Lehren der Rechtswissenschaft den Studirenden anschaulich zu machen, giebt es nicht als das, zu zeigen, wie die Rechtssätze im täglichen Leben sich gestalten. Ein treffendes Beispiel lehrt oft mehr als eine lange Ausführung, dies ist längst erkannt. Für das bürgerliche Recht leistete zumal Prof. v. Jhering Bedeutendes durch seine Ausgaben-Sammlungen, deren Gegenstände er dem täglichen Geschäftsverkehre entnahm. Für den Civil- und Strafprozeß würden die Gerichtsacten meist gute Beispiele abgeben, wenn sie nicht Manches enthielten, das zwar nicht dem Kundigen, wol aber dem Lernenden unnöthige Mühe bereitete und die Uebersicht erschwerte. Dieser Umstand veranlaßte wohl die Verfasser, aus beiden Verfahrensarten Acten zusammenzustellen, welche in der gebräuchlichen Form alle wesentlichen und regelmäßigen Bestandtheile enthalten und unter Weglassung von Nebendingen den Gang des Verfahrens veranschaulichen. Dem Lehrzwecke zu Liebe sind bei den einzelnen Vorgängen die einschlagenden Bestimmungen der Reichsjustizgesetze, die in Betracht kommen, angeführt. Für die Lehrzwecke, denen das Werk zunächst dienen soll, ist es sehr brauchbar und empfehlenswerth; darüber hinaus bietet das Werk noch Denjenigen, die in das praktische Leben eintreten, eine Anleitung für ihre Arbeiten. Andere Ziele zugleich zu verfolgen, haben die Verfasser mit Recht unterlassen, da dies nur dem eigentlichen Zwecke schaden konnte. Beim Strafverfahren ist der Anhang über das summarische Officialverfahren aus Versehen an die Blattzahlen des vorausgehenden Actenstücks über das landgerichtliche und Schwurgerichts-Verfahren angeschlossen worden.

K—d. **Reichsgesetz, betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften,** vom 18. Juli 1884. Textausgabe mit Anm. und Sachregister von H. Keyßner, Kammergerichtsrath, und Dr. H. V. Simon, Director der Intern. Bank. 3. Aufl. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). Cart. Preis 1 ℳ — Die Anmerkungen enthalten kurze Hinweise auf die Vorarbeiten des Gesetzes und auf einzelne Entscheidungen, die Einleitung giebt eine gedrängte Uebersicht. Wem nur an der Kenntniß der einschlagenden Bestimmungen gelegen ist, wird hier Genügendes finden; für jedes weitere Verlangen bedarf es der Benutzung einer vallständigen Ausgabe des Handelsgesetzbuches aber eines wirklichen Commentars.

—m— **Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta.** Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeben von Gneemar Ernst v. Natzmer. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 96 S. gr. 8°. 1 ℳ 80 ₰. — Niemand wird das vorliegende Büchlein (den Wiederabdruck von zwei vor Kurzem in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Aufsätzen) ohne das innigste Interesse lesen. Es enthält den Jugendroman eines Fürsten, der seinem Volke nicht blos durch die Klarheit seines Geistes, die Redlichkeit seines Strebens, durch seine weltgeschichtlichen Erfolge unvergeßlich geworden ist, sondern vor Allem auch dadurch, daß „der Zauber seiner Persönlichkeit in seinem Herzen ruhte". Die tiefste Wärme des Empfindens auf der einen Seite, auf der anderen das volle Pflichtbewußtsein des Hohenzollern und die sittliche Kraft, diesem Pflichtbewußtsein auch die größten Opfer zu bringen, das sprechen die theilweise tief ergreifenden Briefe und Brieffragmente aus, die den Hauptinhalt der Schrift bilden. Die Neigung des Prinzen zu der bildschönen Prinzessin, deren Familie auch verwandtschaftlich dem Königshause nahe stand, ist ja bekannt. Sechs Jahre lang hoffte der Prinz die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich einer Verbindung entgegenstellten; auch der König, der persönlich der Prinzessin sehr gewogen war, versuchte Alles, um die Wege zu ebnen. Allein die Bedenken gegen die Ebenbürtigkeit der Radziwill's, welche vom Hausministerium und vom Staatsrath erhoben wurden, und bei der damaligen Sachlage allerdings von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren, überwogen: der Prinz mußte entsagen. Das für seinen Charakter sa überaus bezeichnende Schreiben, in welchem er dem königlichen Vater mittheilt, daß er sich der Nothwendigkeit füge, hat Treitschke schon aor Kurzem mitgetheilt. Außer diesem sind es Briefe an den Freund des Prinzen, den General Oldwig von Natzmer, die benutzt und theilweise veröffentlicht werden. Die letzten Abschnitte des Buches behandeln die Verlobung und Vermählung des Prinzen mit der Prinzeß Augusta von Weimar und die letzten Lebensjahre der Prinzeß Elise Radziwill, die schon 1834 unvermählt starb.

— **Zur Refarm des Patentgesetzes und des Gebrauchsmusterschutzes,** Petition an den hohen Reichstag betr. die „Novelle zum Patentgesetz" mit Motiven und Berichten oon Ingenieur Carl Pieper. Berlin, Polytechnische Buchhandlung, A. Seidel. — Unter den Vorlagen für den in diesen Tagen zum ersten Mal zusammengetretenen Reichstag befindet sich auch eine Novelle zum deutschen Reichspatentgesetz vom 25. Mai 1877. Die vorliegende in Broschürenform der Oeffentlichkeit übergebene Petition verwendet sich angelegentlich dafür, daß diese Novelle abgelehnt und die Reichsregierung zu alsbaldiger Vorlegung eines anderen Gesetzentwurfes über diesen Gegenstand veranlaßt werde, weil der oorgelegte Entwurf durchaus ungeeignet sei, die in der 13jährigen Anwendung des bestehenden Gesetzes heraorgetretenen Mißstände zu beseitigen. Der kurzen Begründung dieser Petition hat der Verfasser noch eine ausführliche Kritik der Novelle, sowie specielle Nachweisungen für die einzelnen Behauptungen der Petition und endlich Abdrucke zweier Schreiben an den Reichskanzler, einer Vorstellung an die wegen Revision des Patentgesetzes zusammenberufene Enquête-Commission und eines Referates für den im August 1889 stattgefundenen internationalen Congreß über die Fragen des gewerblichen Eigenthums beigefügt. Wenn wir im Nachstehenden versuchen wollen, den Kern seiner Darlegungen wiederzugeben, so ist vorauszuschicken, daß diese Aufgabe durch die commentarähnlich an die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes und der Novelle sich anschließende und daher etwas abgerissene Darstellungsform sowie namentlich durch die hier und da ziemlich schwülstige und mit Fremdwörtern überladene Ausdrucksweise einigermaßen erschwert wird. Seitdem das Patentwesen sich aus seinen Anfängen, in denen die Patentverleihung sich als ein willkürlicher Verwaltungsact der Regierungsgewalt, als ein Privilegium, darstellte, zu einem eigentlichen Patentrechte entwickelt hat, findet die Frage, wie der Schutz des geistigen Eigenthums auf dem Gebiete technischer Erfindungen am zweckmäßigsten und gerechtesten zu gestalten sei, in den verschiedenen großen Culturstaaten der Welt die lebhafteste Erörterung und die mannigfachste Beantwortung. Drei Verfahrungsweisen sind hauptsächlich zu unterscheiden. Die einen — so insbesondere Frankreich und die ihm nachfolgenden Staaten — machen die Patentverleihung lediglich von der rechtzeitigen Anmeldung abhängig und überlassen die Feststellung der Frage der Patentwürdigkeit dem spätern Prozeßverfahren zwischen den Interessenten. Die andere, wie namentlich Rußland, ertheilen Patente nur auf Grund einer von Amtswegen vorgenommenen Vorprüfung der Patentansprüche in Bezug auf ihre Neuheit und sonstige Berechtigung. Die dritte Verfahrungsweise endlich verbindet mit der amtlichen Vorprüfung ein öffentliches Aufgebot an alle etwaigen Einspruchsberechtigten. Das zuletzt gedachte System liegt in mehr oder weniger scharfer Ausprägung der Patentgesetzgebung Großbritanniens und der nordamerikanischen Freistaaten zu Grunde und ist am vollkommensten in dem deutschen Patentgesetze zur Durchführung gelangt. Obschon nun unleugbar die in Deutschland erbliche Vorprüfung des Werthes einer Erfindung trotz des Aufgebotsverfahrens eine ganz außerordentlich schwierige Aufgabe für die zuständige Behörde bildet, hat doch die Reichsregierung sich nicht entschließen können, das jetzige System ganz fallen zu lassen, sondern hat sich darauf beschränkt, seine Durchführung durch die ihr angemessen erscheinenden Abänderungen und Ergänzungen der geltenden Bestimmungen zu erleichtern. Hiergegen richtet sich der hauptsächlichste Einwand des Verfassers der vorliegenden Broschüre. Er sagt in dieser Beziehung auf Seite 16 wörtlich: „Das Gesetz und die Patentbehörde zu ändern ist erforderlich.

Der Versuch von Staatswegen in einigermaßen befriedigender Art die Patentgesuche auf mehr als Form und Verständlichkeit des Inhaltes zu prüfen, ist von unberechenbaren Schwierigkeiten begleitet und nie mit Gewähr für dauerndes Recht zu beenden. . . . Ein Vertrauen in die Thätigkeit der Behörde kann nur erwartet werden, wenn die Aufgabe für den Staat dahin beschränkt wird, daß er über die Controversen entscheide, welche im Aufgebotverfahren zwischen Patentsucher und Einspruchsberechtigten sich ausbilden und beziehungsweise in einem Anerkennungs- und Richtigkeitsverfahren Fortsetzung finden.“ Verstehen wir diese Ausführungen richtig, so schwebt dem Verfasser die Einführung eines lediglich auf der sogenannten Verhandlungsmaxime beruhenden, reinen Aufgebotsverfahrens vor, bei welchem eine materielle Vorprüfung des Patentgesuches ex officia ausgeschlossen und die Patentbehörde lediglich auf die Beurtheilung der Parteivorträge beschränkt ist. Unseres Wissens ist ein solches Verfahren z. Z. nirgends durchgeführt und es scheint nicht unzweifelhaft, ob es sich durchführen läßt, ob man also dem technisch gebildeten Beurtheiler eines Patentanspruches zumuthen kann, sein eigenes besseres Wissen ganz bei Seite zu stellen, dafern Einsprüche von dritter Seite darauf nicht gegründet worden sind. Wenn aber weiter der Verfasser auszuführen sucht, daß durch das Vorprüfungsverfahren und die mit demselben verbundenen Kosten dem Erfindungsgeiste Hemmnisse bereitet werden, denen ein praktischer Vortheil deshalb nicht gegenüberzustellen sei, weil das jetzige Verfahren bei der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, die Frage der Originalität einer Erfindung endgiltig zu beantworten, gegen spätere Anfechtungs- und Nichtigkeitsklagen keinen Schutz gewähren könne, so dürfte doch gewiß so viel zweifellos sein, daß ein Patent, welches von einer wohlorganisirten Patentbehörde auf Grund gewissenhafter Vorprüfung verliehen ist, eine größere Sicherheit gegen spätere Anfechtung und demnach auch einen höheren wirthschaftlichen Werth besitzt, als ein solches, das blos auf Grund der Anmeldung oder nach vorausgegangenem erfolglosen Aufgebote erlassen wird. Was die sonstigen Einwendungen des Verfassers gegen die vorgelegte Patentnovelle anlangt, so dürfte der Wunsch desselben nicht unbegründet sein, das mündliche Verfahren bei der Vorprüfung mehr in den Vordergrund gestellt zu sehen, und vielleicht wird es sich zu diesem Zwecke und zu gleichzeitiger Abminderung der in der vorliegenden Schrift so schwer beklagten hohen Kosten empfehlen, wenn die vorläufige Prüfung durch einen vom Patentamte zu bestellenden Patentcommissar erfolgt, von dessen Entscheidung dann an das collegial zusammengesetzte Patentamt als Patentgericht appellirt werden kann, ein Verfahren, das auch Rascher in seiner Nationalökonomik des Handels- und Gewerbfleißes (4. Aufl. 1883) §. 167, S. 763 vorzugsweise anräth. Weniger möchte die vom Verfasser gewollte Abänderung der Patenttaxen zu vertheidigen sein. Denn, abgesehen davon, daß die Einnahmen des Patentamtes in Deutschland keineswegs besonders hohe sind, wenn man erwägt, daß nach Klostermann im Jahre 1880 der von den Patenttaxen nach Abzug der Kosten für die Verwaltung erzielte Ueberschuß in Deutschland 7541 ℳ, in Nordamerika 210 820 Dollars und in England 145 391 Pfd. Sterl. betrug, so sollen doch auch die mit der Dauer des Patentschutzes steigenden Taxen eine Ausgleichung bilden gegenüber der Bevorzugung, die das Patentrecht dem ersten Entdecker einer gewerblichen Neuheit gegenüber jedem späteren Mitbewerber sowie der Gesammtheit der Consumenten gewährt. Auch den Tadel, welchen der Verfasser dagegen richtet, daß die Novelle zum Patentgesetz es unterlassen hat, den Begriff der Erfindung zu definiren, vermögen wir nicht zu billigen. Denn es bleibt eine unbestreitbare Wahrheit: omnis definitio in iure periculosa, und auch Dasjenige, was Seite 26 und 27 der Broschüre aus der Rechtsprechung des Reichsgerichts zur Klarlegung des Begriffes der Erfindung beigebracht worden ist, dürfte nur dazu dienen, die Schwierigkeiten ins hellste Licht zu stellen, die sich der Schaffung einer allumfassenden und klaren Formulirung des mit dem Namen „Erfindung“ umschriebenen Gedankenkreises entgegenstellen. Nicht minder unberechtigt erscheint uns der weitere Einwurf, den der Verfasser dagegen richtet, daß der Schutz der sogenannten „Gebrauchsmuster“ in der Novelle nicht dem Patentamte zugewiesen worden ist, sondern durch entsprechende Ausdehnung des Musterschutzgesetzes angestrebt werden soll; denn da die mit dem Namen „Gebrauchsmuster“ bezeichneten technischen Neuheiten, wie Hr. Pieper selbst anerkennt, nicht den Charakter eigentlicher Erfindungen haben, so dürfte der von der Reichsregierung eingeschlagene Weg, zum gewerblichen Schutze derselben zu gelangen, der durchaus folgerichtige sein. Ganz einverstanden können wir uns aber schließlich mit dem Verfasser der vorliegenden Broschüre darin erklären, wenn er den Anschluß des Deutschen Reiches an den im Jahre 1883 geschlossenen Staatenverband zum Schutze des gewerblichen Eigenthums empfiehlt und vor der Aufnahme gesetzlicher Vorschriften in die Novelle warnt, die diesen Anschluß erschweren könnten. W.

Δ **Geschichte des deutschen Reichstags-Wahlrechts.** Von **W. v. Tzschoppe.** Leipzig, Duncker & Humblot. 1890. — Die Frage, ob unser deutsches Reichstags-Wahlrecht den Anforderungen von Recht, Billigkeit und Zweckmäßigkeit entspreche, oder ob die Verfassungsbestimmungen des Deutschen Reiches über das Wahlrecht, das Wahlgesetz und Wahlreglement der Abänderung bedürftig seien, ist nach den letzten Reichstagswahlen wiederholt und dringender als vorher aufgeworfen und discutirt worden. Eine sachgemäße Beantwortung dieser Frage setzt u. A. die Kenntniß der Entwickelungsgeschichte des derzeitigen Reichstagswahlrechtes voraus. Unsere raschlebige Zeit hat diese Geschichte zum Mindesten nur noch theilweise und lückenhaft im Gedächtnisse. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Verfassers, eine kurze und streng objective Darlegung derselben von den einschlagenden Beschlüssen des Frankfurter Vorparlaments an bis zur Verlängerung der Legislaturperiaden im Jahre 1888 zu geben. Insbesondere gewährt die Wiedergabe der Verhandlungen des constituirenden Reichstages über diesen Theil der Reichsverfassung hohes Interesse. Es verlohnt sich in der That, dieselben der Gegenwart in das Gedächtniß zurück zu rufen. Der Verfasser hat der naheliegenden Versuchung widerstanden, an seine historische Darstellung eine Kritik des Wahlrechts und etwaige Reformvorschläge anzuknüpfen — er will eben nichts weiter geben als die geschichtliche Grundlage, von welcher etwaige Reformvorschläge auszugehen haben würden. Auch wir finden keine Veranlassung, uns bei der vorliegenden Gelegenheit auf dieses heikle Gebiet zu begeben. Ob man in maßgebenden Kreisen an der von dem preußischen Gesandten am Bundestage am 9. April 1856 ausgesprochenen Ansicht, daß das allgemeine Stimmrecht mit directer Volkswahl für das conservative Princip förderlich sei, noch heute festhält, vermögen wir nicht zu entscheiden.

a. **Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs.** Die Arbeit in den Jahren 1874—1887. Mit einer Karte. Von **L. Nottrott**, Pastor in Spickendorf. Halle a. S., Verlag von Richard Mühlmann. 1888. 235 S. — Mit dieser Schrift bietet Verf. eine Fortsetzung seines im Jahre 1874 erschienenen Buches: „Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs, Bilder aus dem Missionsleben“. Verf. will mit seiner Darstellung, welche sich auf die Jahre 1874—1887 erstreckt, das Bedürfniß derer befriedigen, welche, durch seine erste Arbeit bereits vertraut mit der betr. Mission, die Entwicklung derselben bis zur Gegenwart im Zusammenhange kennen zu lernen wünschen; besonders möchte er der Goßner'schen Mission, welche durch die Uebergriffe der Jesuiten vielfach bedrängt wird, nicht blos die alten Freunde erhalten, sondern auch neue gewinnen. Die Schrift ist mit viel Liebe und Fleiß, mit großer Gründlichkeit und Nüchternheit verfaßt und gewährt ein klares und umfassendes Bild der genannten Mission, ihrer Kräfte, Erfolge und Hemmnisse.

L.— **Neue Militärkarte des Deutschen Reichs** zur Uebersicht des Quartierstandes und der Landwehr-Inspections-Bezirke vom 1. April 1890 ab. Bearbeitet von **Gustav Müller**, Kartograph der Königl. Preuß. Landesaufnahme. Maßstab: 1 : 1 750 000. Mit erläuterndem Textheft. Leipzig und Metz, Verlag von Georg Lang. Preis 3 Mark. — Diese Karte giebt von der jetzigen Friedensdislocation des Deutschen Reichsheeres ein sehr anschauliches Bild, welches insbesondere durch die Verschiedenfarbigkeit der Armee-Corps-Bezirke an Uebersichtlichkeit gewonnen hat. Da der kleine Maßstab nur eine ganz summarische Angabe des Truppenbestandes der einzelnen Garnisonen zuließ, so hat der Herr Bearbeiter es für geboten erachtet, seiner Karte ein erläuterndes Textheft beizufügen. Durch das letztere wird dann allerdings jeder Zweifel bezüglich der Einzelngliederung der Garnisonen beseitigt. Trotz einzelner kleiner Ungenauigkeiten — es sind z. B. die Angaben bezüglich der Garnisonen Freiberg i. Sachsen und Pirna theilweise falsch — kann die Karte doch allen Denjenigen, welche einer solchen bedürfen, bestens empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 64. Donnerstag, den 29. Mai. 1890.

Bücherbesprechungen.

L.— **Vergleichende Darstellung der Stärken-Verhältnisse der europäischen Heere im Frieden.** Nach authentischen Quellen bearbeitet. Berlin 1890. Verlag von Otto Liebmann. Preis 1 *M*. — Der glückliche Gedanke, eine Vergleichung der Friedensstärke aller europäischen Armeen mittels Zeichnung darzustellen, ist in dem, von der oben genannten Verlagsbuchhandlung herausgegebenen, Tableau mit anerkennenswerthem Geschick zur Ausführung gebracht worden. Wir können das mit großer Sauberkeit ausgeführte Blatt, trotz einzelner kleiner in seinen Angaben enthaltenen Irrthümer, allen für politisch-militärische Dinge sich interessirenden Lesern angelegentlichst empfehlen.

Ltz. **Inner-Afrika.** Erlebnisse und Beobachtungen von **Henry Drummond.** Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Chartum". Mit 10 Abbildungen. Gotha, Perthes. 1890. 4 *M*. — Vorliegende interessante Schrift ist kein großes und lieferungsreiches Reisewerk, sondern ein bescheidenes, nur 253 Seiten umfassendes, aber hübsch ausgestattetes Buch, dessen Original „Tropical Africa" in England gegen Ende vorigen Jahres bereits in mehr denn 20000 Exemplaren verbreitet war. H. Drummond, der angesehene Professor der Naturwissenschaften an der Universität in Glasgow, schildert darin seine Erlebnisse und Beobachtungen auf seiner afrikanischen Reise. Nicht nur die geographischen Darstellungen des durchwanderten Gebietes (Wasserweg ins Innere über den Zambese und Schire, Gebiet der ostafrikanischen Seen) und die Schilderungen der Völker, sondern auch die eingestreuten naturwissenschaftlichen Monographien (Mimikry, weiße Ameise, Geologische Skizze) sind in edler und ansprechender Form gegeben. Insbesondere auch ist anzuerkennen sein unbefangenes und treffendes Urtheil über die politischen Verhältnisse und das jetzt herrschende bunte Wirrniß infolge des verschiedenartigsten und fortwährend in einander übergreifenden europäischen Einflusses (Abschnitte: Herzkrankheit Afrikas, Colonialpolitisches); Verfasser redet hierbei aufrichtiger freundlicher Verständigung und gemeinsamer Arbeit Englands und Deutschlands das Wort. Der letzte Abschnitt schildert die Gräuel der Sklaverei und erhebt sich zugleich zu einem Aufruf an die Völker der Christenheit, im Namen der Humanität diese Schmach zu rächen und die gequälten Kinder Afrikas von ihren Drängern zu befreien. Wir wünschen diesem trefflichen Buche auch in Deutschland die weiteste Verbreitung.

— **W. Hennigsen, Der achtstündige Arbeitstag,** physiologisch untersucht. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius und Tischer. 1890. Dreiundzwanzigste Auflage. — Die Verlagsbuchhandlung fügt dem Buche für die Kritik ein Begleitschreiben bei, gegen dessen Anmaßung sich diese auf das Entschiedenste verwahren muß. Es heißt darin: „Es ist selbstverständlich, daß es uns auf eine wirklich sachliche und gerechte Recension ankommt (sollte dieselbe auch zu Ungunsten des Werkes ausfallen). Findet das Buch, wie dies anderweit in vollstem Maße geschehen, Lob und Anerkennung auch Ihrerseits, so wird uns dies natürlich um so angenehmer sein." Diese Bemerkungen sind sicherlich noch selbstverständlicher als die Wünsche der Herren Verleger. Zu unserem Bedauern sind wir nun nicht in der Lage, dem Buche die ihnen „angenehme" Beurtheilung zu Theil werden lassen zu können. Denn zunächst geht das Werk von einer ganz falschen Voraussetzung aus und darum ist auch der Zweck desselben völlig verfehlt. In der Einleitung schreibt der Verfasser: „Der Normalarbeitstag oder die Frage: wieviel Stunden am Tage kann der Mann arbeiten? ist im Grunde eine Frage der Physiologie." Diese Annahme ist durchaus irrig. Die Socialdemokraten entwickeln eine wahre Manie darin, alle socialen Probleme als Magenverdauungsfragen zu stempeln und ihnen dadurch den Anschein der größeren Wichtigkeit zu geben. Gewiß kommt bei der Regelung der Arbeitszeit auch die physiologische Leistungsfähigkeit des Menschen in Betracht, aber sie ist weder der einzige, noch der wichtigste Factor, welcher die Entscheidung der Frage bestimmt. Es war ja auch keineswegs eine Störung der Magenverdauung, welche die jetzige Gährung unter den Arbeitern hervorgerufen hat. Vielmehr liegen die Ursachen derselben, wie Jedermann weiß, in den gesellschaftlichen Mißverhältnissen begründet, und deshalb kann nur durch socialreformatorische Maßregeln die Arbeitszeit eine Regelung erfahren. Daß uns diese von der Natur nicht so fest vorgeschrieben ist, wie der Verfasser sie sich construirt hat, beweist schon die Thatsache, daß sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern in zuweilen nicht unerheblichem Maße sich unterscheidet, z. B. zwischen Deutschland und England. Wie gekünstelt die vom Verfasser versuchte physiologische Erklärung des achtstündigen Arbeitstages ist, mögen folgende seiner Ausführungen zeigen: Die richtige Eßzeit am Tage sei: Morgens 6—½7 Uhr (!), Mittags 12—½1 Uhr, Abends 6—½7 Uhr. Dementsprechend sind die Verdauungsstunden von ½7—½8 Uhr Morgens, ½1—½2 Uhr Mittags und ½7—½8 Uhr Abends. Danach fallen die Arbeitsstunden von 8—12 Uhr, von 2—6 Uhr und von 8—10 Uhr. Man sieht, der Verfasser bemißt die Eß- und Verdauungszeit sehr reichlich, sicherlich reichlicher, als irgend ein Arzt sie für einen gesunden Menschen für nothwendig erachten wird und als die meisten Menschen, auch die nicht sog. Arbeiter sind, sich gönnen können und wollen; die Arbeitszeit dagegen bemißt der Verfasser so kurz, als es überhaupt möglich ist. Wie die Schlange, die sich nach vielem Drehen schließlich selbst in den Schwanz beißt, so läßt Verfasser — von seinem Standpunkt aus sehr inconsequenter Weise — die Arbeitszeit von 8 bis 10 Uhr Abends schließlich nicht gelten, sondern nimmt sie in Anspruch „für die kleinen Freuden des Nachbars" u. dgl. Um 10 Uhr aber soll der Mensch sich schlafen legen. Das Alles sind Phantasien, die um so thörichter sind, als sie der Wirklichkeit gar nicht angepaßt sind, vielmehr nur reine Schemata, die auf sonstige Lebensverhältnisse gar keine Rücksicht nehmen. Die Mahlzeit von 6 bis 8 Uhr Morgens scheint dem Verfasser selbst nicht ganz geheuer; denn er sagt schließlich: „Sehr viel angenehmer, als Morgens früh 6 Uhr ein Stück Fleisch zu verzehren, ist das, was manche Gelehrte (sic!) thun, Morgens früh wenig oder gar nichts zu essen, nur etwa eine Tasse Kaffee zu trinken" und er knüpft daran die folgende Bemerkung, die man, gelinde ausgedrückt, als Unsinn bezeichnen muß: „Aber die Unannehmlichkeit des frühen Morgenessens hat der Mann sich aufzuerlegen, welcher am Nachmittage nicht nur von 2 bis 4, sondern auch noch von 4 bis 6 Uhr aufgelegt zu sein wünscht zu ernster strammer Arbeit." Auf eine Kritik der physiologischen Auseinandersetzungen des Verfassers über die Verdauung können wir uns hier nicht näher einlassen, sie enthalten neben vielem Richtigen ebenso viel Falsches. Dr. A.

W. L. **Die wirthschaftliche Bewegung von Handel**

und Industrie in Deutschland im Zeitraum von 1884 bis 1888. Fortsetzung des „Deutschen Wirthschaftsjahres" (Jahrgänge 1880, 1881, 1882 und 1883). Nach den Jahresberichten der Handelskammern dargestellt von dem Generalsecretariat des Deutschen Handelstages. Berlin 1890 bei E. S. Mittler & Sohn. — Die Frage, welche gegenwärtig vor Allem die deutsche Großindustrie und unsern auswärtigen Handel auf das Lebhafteste interessirt, ist die bevorstehende Erneuerung unserer demnächst ablaufenden wichtigsten Handelsverträge. Die Vorstudien hierfür können gar nicht gründlich genug betrieben werden, und es wäre zu wünschen, daß auch die öffentliche Meinung sich eingehend mit diesem Thema, welches das Wohl und Wehe unserer zukünftigen wirthschaftlichen Entwicklung betrifft, beschäftigte. Allseitig wird man es in diesem Sinne mit großer Freude und Genugthuung begrüßen, daß das Generalsecretariat des Deutschen Handelstages aus den Jahresberichten von mehr als 130 Handelskammern, Corporationen und wirthschaftlichen Vereinen das wichtigste thatsächliche Material, insbesondere soweit es statistischer Natur ist, in einer überaus inhaltreichen Zusammenstellung, welche die Jahrgänge 1884—1888 umfaßt, zur Kenntnißnahme und weiteren Verwerthung für den allgemeinen Gebrauch zusammengestellt hat. Bis jetzt sind 2 starke Bände dieser Bearbeitung veröffentlicht, die bereits sieben Capitel enthalten. Zuerst werden auf Grund des zugänglichen statistischen Materials — um ein Bild von dem deutschen Wirthschaftsgebiet und seinen Verkehrsverhältnissen zu geben — Flächeninhalt und Bevölkerung, Gewerbe, Viehstand, Geld- und Creditwesen, Versicherungswesen, ferner die Handels- und Preisbewegung, eine Reihe von Verbrauchsberechnungen, sowie Angaben über den Verkehr und seine Hilfsmittel, endlich über die Finanzlage des Deutschen Reiches in einer allgemeinen Uebersicht dargestellt. Hierauf folgt ein die übrigen Einzeldarstellungen zusammenfassender Gesammtbericht über den allgemeinen Geschäftsgang in den hauptsächlichsten Handelszweigen von 1884—1888. In den Einzeldarstellungen, welche zur weiteren Ergänzung dieses Generalreferates dienen, sind bis jetzt folgende Themen erledigt: Rohproducte der Landwirthschaft und Fabrikate aus denselben, animalische Rohproducte und Fabrikate, Colonial- und Materialwaaren, Industrie der Steine und Erden, Glas, Thonwaaren, Bernstein, die Montan-Industrie, endlich die chemische Industrie. Von den speciell Sachsen interessirenden Gewerben ist also vor Allem noch die Textil-Industrie ausständig. Wir haben besonders beim Durchblättern der 250 Seiten, welche der Montan-Industrie gewidmet sind, den lebhaften Eindruck empfangen, daß aus dem fast überreichen gebotenen Material auch für Beurtheilung verschiedener noch weniger durchgearbeiteter Probleme der Gegenwart erhebliche Belehrung zu entnehmen ist, so über die bisherige Lage des deutschen Kohlenbergbaues, über die Entwicklung der Preisconventionen und festen Cartellorganisationen, z. B. des Kokes-Syndicats, der Träger-, Stabeisen- und Eisenblech-Conventionen, über die Geschichte des deutschen Walzwerksverbandes, dem eine eingehende Betrachtung gewidmet wird. Außer den eben genannten Cartellen begegnet uns unter Anderem noch die Spiegeleisen-Convention, die Preisconvention der Bleirohr- und Bleiwalzwerke, sowie der Fabrikanten geschmiedeter Schaufeln und Spaten und viele andere. Bald sind es schnellvergängliche Gebilde, die wir antreffen, bald stark gefestigte, dauernde Organisationen. Ein paar andere interessante Punkte gerade auf diesem Gebiete sind ferner die zahlreichen Fälle, in welchen die Eisenbahntarifpolitik zu Gunsten oder Ungunsten von Industrien einen ebenso energischen oder noch energischeren Einfluß zu üben vermochte, als die einheimische und auswärtige Zollpolitik, endlich die Beleuchtung der überraschenden Zusammenhänge, welche zwischen scheinbar heterogenen Productionen am Weltmarkte bestehen, so zwischen dem Preise des Kupfers und Silbers, da Chile, das größte Productionsland, und Ostindien als eines der bedeutendsten Consumtionsgebiete für Kupfer in ihrer Preisnotirung infolge ihrer eigenartigen Währungsverhältnisse lebhaft ihrerseits von der Silberfrage beeinflußt sind. Wir werden es mit Freude begrüßen, wenn recht bald die Fortsetzung und der Schluß dieser lehrreichen Uebersichten im Buchhandel erscheinen sollte.

— Das mittelsächsische Granulitgebirge als Reisegebiet. Von der ungemein thätigen geologischen Landesuntersuchung (Director Hr. Oberbergrath Prof. Dr. Credner) ist auf Veranlassung des königl. Finanzministeriums ein geologischer Führer durch das sächsische Mittelgebirge herausgegeben worden, zwar schon vor längerer Zeit, doch bietet derselbe für die nahende Reisezeit so viel Anregendes, daß er verdient, in Erinnerung gebracht zu werden. Die seit längeren Jahren bereits in Ausführung befindliche, nunmehr etwa zu $\frac{2}{3}$ beendete neue geologische Landesuntersuchung hat als Hauptergebniß zu verzeichnen, daß, geologisch betrachtet, das Königreich Sachsen aus zwei Gebieten, einer erzgebirgischen und einer Lausitzer Provinz, besteht und daß diese Theile der Erdoberfläche zu betrachten sind als das Ergebniß verschieden gerichteter Drucke auf die noch druckbare und biegsame Erdkruste. Für die Bildung des von Südwest nach Nordost gerichteten Erzgebirges ist anzunehmen, daß von Südost ein Erddruck wirksam gewesen ist, und der steil nach Süd abfallende Gebirgsrücken verläuft nach der nordischen Tiefebene nicht ohne daß zwei weitere Falten der Erdrinde, der mittelgebirgische und der nordsächsische Sattel, als fernere Wirkung des ausgeübt gewesenen Druckes nachgewiesen werden können. Dieser mittlere Sattel nun, das mittelsächsische Granulitgebirge, umfaßt den Landestheil zwischen Chemnitz, Penig, Rochlitz, Colditz, Döbeln, Roßwein und Frankenberg und erhält nunmehr neben seinen landschaftlichen Schönheiten noch einen besonderen Reiz dadurch, daß die neuerlichere geologische Untersuchung in diesem Gebiet eine große Menge von Eigenthümlichkeiten der Gesteinsbildung nachgewiesen hat, welche einen Besuch nicht nur für den geologischen Fachmann, sondern auch für den angehenden Jünger dieser Wissenschaft oder Freunde und Lehrer von Naturkunde zu einem lohnenden gestalten wird. Es ist nun das anzuerkennende Verdienst des im Eingange erwähnten Schriftchens, daß es die wissenschaftlichen Resultate in Gestalt eines Führers durch das Granulitgebiet in ungemein leicht verständlicher Weise zusammengefaßt hat und durch Beschreibung der auf 6 Wanderungen (Excursionen) anzutreffenden Gesteinsarten, immer mit Hinweis auf die ganze Gebirgsentstehung, auch dem nicht ganz vorgebildeten Leser Aufschluß giebt über die Entstehung der einzelnen nach der Beschreibung der Fundstelle und Beschaffenheit leicht aufzufindenden Gesteinssorten, über Ergebnisse der Gesteinsumwandlungen, über die regelmäßigen und zufälligen Mineralbestandtheile und über die Producte der Zersetzung durch atmosphärische Niederschläge. Bekanntlich erscheinen die Ergebnisse der geologischen Landesuntersuchung nicht nur in Form wissenschaftlicher Beschreibungen bezw. Erläuterungen, sondern auch in ausgezeichneten, verkäuflichen und auch von dem Publicum sehr stark begehrten Karten im Maßstab 1 : 25 000, wovon für das in Frage stehende Gebiet etwa 14 (Sectionen) erforderlich sein würden, und es ist deshalb nach Erscheinen des erwähnten Führers auf Veranlassung des königl. Finanzministeriums für das mittelsächsische Granulitgebirge ein Uebersichtsblatt im Maßstab 1 : 100 000 zusammengestellt worden, welches, eine Ergänzung des Schriftchens bildend, zur Orientirung auch bei touristischer Durchstreifung des Gebietes recht wohl dienen kann; alle Karten und Schriften sind der Buchhandlung von W. Engelmann in Commission gegeben. Nicht blos der weit sichtbare, weit bekannte und viel besuchte Rochlitzer Berg oder das Muldenthal mit seinen Glanzpunkten Rochlitz, Wechselburg, Rochsburg und Wolkenburg oder das Zschopauthal mit den beliebten Zielpunkten der Vergnügungsreisenden Kriebstein, Ringethal und Lichtenwalde, sondern noch manch anderer Punkt des weiten Gebietes gewinnen auf einer Wanderung an der Hand dieses geologischen Führers ein Interesse für Jeden, welcher der Natur und ihren Bildungen ein offenes Auge entgegenbringt. Es erscheint daher gewiß nicht ungerechtfertigt, auf das mittelsächsische Granulitgebirge, die mittlere Falte des erzgebirgischen Drucksystems und das genannte Schriftchen immer wieder hinzuweisen und zum Besuch der schönen und interessanten Gegend aufzufordern. E. Prasse, Ingenieur.

J. B. — Dr. F. Franz Wolf, Die klimatischen Verhältnisse der Stadt Meißen. 124 Seiten. Mit 2 lithographischen Tafeln. Meißen, Louis Mosche. — Mit der umsichtigen und gründlichen Verarbeitung des langjährigen Beobachtungsmaterials der „Isis"-Station Meißen hat sich der Verf. der vorliegenden Schrift um die Klimatologie Sachsens ein bleibendes Verdienst erworben. Obwohl zu den ältesten Stationen Deutschlands gehörig, nahm Meißen bisher insofern eine Sonderstellung ein, als es außerhalb des staatlichen Stationsnetzes stand, die Beobachtungsjournale nicht dauernd und regelmäßig an die Centralstelle einsandte und daher das in ihnen enthaltene werthvolle Material nicht officiell verarbeitet und den Meteorologen zugänglich gemacht werden konnte. Es lag zerstreut in alten Städtechroniken, den Schriften gelehrter Gesellschaften und ver-

einzelten Jahrgängen der „Resultate met. Beobachtungen". Ein Aufräumen that hier Noth, und der Verf. hat sich das saure Stück Arbeit nicht verdrießen lassen. — Das Buch zerfällt in drei Theile: die Wetterbeobachtungen ohne Instrumente, diejenigen mit Instrumenten und die phänologischen Beobachtungen. Wird auch das Hauptgewicht des Buches in den 2. Theil — die Resultate der 34jährigen Gebauer'schen Beobachtungen — zu verlegen sein, so darf der Werth der beiden anderen keineswegs unterschätzt werden. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die Sache einzugehen; nur einige allgemeine Gesichtspunkte möchten wir hervorheben. 1) Beobachtungen ohne Instrumente. Sie betreffen Stürme, strenge und gelinde Winter, verspätete Fröste und Schneefälle, heiße Sommer, Elbüberschwemmungen 2c. Das Sammeln derartiger „meteorologischer Documente" hat erst kürzlich Prof. Hann als recht verdienstlich bezeichnet. „Wenn man auch an die älteren Beobachtungsresultate nicht immer den Maßstab der Präcision und Vergleichbarkeit anlegen kann, wie an die neueren, so wäre es doch ganz verfehlt, dieselben der Vergessenheit zu überantworten." Sie müssen kritisch bearbeitet, vergleichbar gemacht und veröffentlicht werden. Nur so dürfen wir hoffen, daß unser emsiges Suchen nach Perioden und Cyklen im Witterungsverlaufe früher oder später belohnt wird. Jeder Meteorologe, jeder Beobachter hat die Pflicht, in seinem Bereiche für die allmälige Herbeischaffung solchen Materials Sorge zu tragen. Hiermit haben wir unsere Stellung zum 1. Theile der Schrift und zu den Beobachtungen vor 1855 genügend gekennzeichnet, auch sind wir der Meinung, daß die historische Bedeutung Meißens, seine Lage an der wichtigen Wasserstraße und seine Beziehungen zum vaterländischen Weinbau dazu beigetragen haben müssen, die auf den Ort bezüglichen klimatologischen Notizen besonders reich, zuverlässig und werthvoll zu gestalten. — 2) Die Beobachtungen von 1855 bis 1888. In 72 Tabellen hat der Verf. die Werthe für den Gang der wichtigsten klimatischen Factoren (Luftdruck, Luftströmung, Temperatur [6. 2. 10 Uhr, Mittel, mittlere und absolute Extreme], Erdbodentemperatur [30 cm tief], Niederschläge, Schneefälle, Gewitter, Hagel, Nebel, Bewölkung) niedergelegt und die Klimatologen Sachsens werden in Zukunft oft Veranlassung finden, hierin Umschau zu halten. Die Tabellen bieten uns erneut die Möglichkeit, kurze Beobachtungsreihen auf längere Perioden zu reduciren, und namentlich ist durch dieselben die störende Lücke in den sächsischen Barometerbeobachtungen (1854—57) zur Hälfte, aber leider auch nur zur Hälfte ausgefüllt worden. Am Psychrometer scheint Gebauer gar nicht beobachtet zu haben, da Angaben über Feuchtigkeitsbestimmungen fehlen. In Hinsicht auf das absprechende Urtheil, welches kürzlich Dr. Aßmann über unsere ganze Psychrometrie fällte, wird man diesen Ausfall nicht allzusehr zu beklagen haben. Gern hätten wir das Ganze am Schlusse der Arbeit zu einem klimatischen Gesammtbilde — wie solche in der Fachliteratur üblich sind — für die Periode 1851—80 verarbeitet gesehen. Durch solche Abschlüsse wird späteren, umfassenderen Arbeiten ungemein vorgearbeitet. Andererseits verdient das Interesse, welches der Verf. den Niederschlägen und Schneefällen entgegengebracht hat, besonders hervorgehoben zu werden. — 3) Die phänologischen Beobachtungen. Selten ist eine Station in der Lage, ein so werthvolles phänologisches Material zur Verfügung zu haben, wie es hier bei Meißen vorliegt. Die Ankunftszeit unserer Frühlingsboten (Lerche, Staar, Schwalbe, Kuckuck), die Blüthezeit der Frühlingspflanzen, die Entwickelungsphasen des Weins und Winterroggens sind ausführlich tabellarisch zusammengestellt. Für die letzteren beiden hat der Verf. überdies sowol die Linßer'schen, als auch die Hoffmann'schen „Vegetations-Constanten" berechnet und vergleichend verarbeitet, so daß auch dieser Theil genug des Interessanten bietet. Nachdem wir nun noch des treuen Beobachters Gebauer anerkennend gedacht und den Wunsch geäußert haben, daß der Verf. später einmal Zeit finden möge, die Meißner Temperaturverhältnisse „homogen zu machen", müssen wir die Anzeige über die verdienstliche Arbeit Wolf's schließen. Nach Inhalt, Form und Ausstattung verdient sie eine weite Verbreitung.

— Deutsche Straßenprofilkarte für Radfahrer. — Bezeichnend für die Bedeutung und die Verbreitung eines jeden Zweiges der menschlichen Thätigkeit ist das Wachsen und Gedeihen der mit demselben verknüpften speciellen Fachliteratur. Wie kaum in einem andern Fall bewahrheitet sich dies beim Radfahren, das man irrthümlicher Weise gewohnheitsgemäß noch immer den „Radfahrsport" nennt. Denn das Radfahren, wie es heute theilweise schon betrieben wird und in Zukunft immer mehr betrieben werden wird, ist bereits weit aus dem engen Rahmen eines „Sports" herausgewachsen und hat seine praktische Bedeutung nach vielen Richtungen hin auf das Unwiderleglichste bewiesen. Kein Wunder daher, wenn auch die Radfahrliteratur in den letzten Jahren einen ganz unerwarteten Aufschwung genommen und — obgleich sie doch eigentlich noch in den Kinderschuhen steckt — schon Werke hervorgerufen hat, die, wenn sie auch in erster Linie im Interesse der Radfahrer und der Fahrradindustrie erscheinen, dennoch Anspruch auf allgemeine Beachtung erheben dürfen, da sie auch für weitere Kreise von Wichtigkeit sind. Ein solches Werk ist das soeben im Commissionsverlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung hier in Leipzig erscheinende Kartenwerk: „Die deutsche Straßenprofilkarte für Radfahrer". Einer der wichtigsten Factoren für einen Jeden, der sich zu seinem Fortkommen der Landstraße bedienen muß, also ganz besonders für den Radfahrer, ist eine gute Landkarte, welche speciell für diese Zwecke ausgearbeitet sein muß. Alle bisher bestehenden entsprachen trotz aller Genauigkeit und Ausführlichkeit den Anforderungen nicht, die an sie gestellt werden müssen. Der Radfahrer, der wie im Fluge das Land durcheilt, muß sich durch einen raschen Blick auf seine Karte über dreierlei rasch unterrichten können, und zwar 1) über die Entfernung zwischen zwei Punkten, 2) über die Beschaffenheit der Straßen, resp. deren Oberfläche zwischen jenen beiden Punkten und 3) über die Steigungen bezw. das Gefälle eben jener Straßen. Punkt 1 ergab sich leicht aus jeder besseren der früheren Landkarten; über Punkt 2 jedoch fehlte bei denselben jeder Nachweis, und Punkt 3 war nur auf besonders großen Karten im Maßstabe von wenigstens 1:50000, wie z. B. die Generalstabskarte, von einem geübten Kartenleser festzustellen. Dagegen enthielten die früheren Karten eine Menge von Beiwerk in Gestalt von kleinen Ortschaften, Land- und Fußwegen, Wald- und Gebirgspfaden, welches für den Radfahrer so gut wie gar kein Interesse hat, da fast alle diese Nebenwege für ihn unbefahrbar sind. Der Gedanke lag also sehr nahe, extra für Radfahrer Karten zu zeichnen, auf welchen alles Das zu finden sein sollte, was dem Radfahrer zu seiner Wegbestimmung nothwendig ist, während alles Uebrige wegzubleiben hätte. Die erste einigermaßen beachtenswerthe Karte dieser Art erschien im Verlage von Gustav Wolf in Leipzig. Sie zeigte in zwei Farben die für Radfahrer gut und weniger gut geeigneten Straßen, ferner die Entfernungen, und da die Meereshöhen verschiedener Punkte angegeben waren, so konnte man auch einen allerdings sehr ungenauen Schluß auf die Steigungsverhältnisse der Straße ziehen. Diese sowie ähnliche Karten, z. B. die von Rudolf Albert in Halle a/Saale u. a. m., waren also in Punkt 3 durchaus ungenügend. Einen anderen Versuch machte auf Anregung des Gau 9 „Frankfurt a Main" des deutschen Radfahrerbundes der Ludwig Ravenstein'sche Verlag zu Frankfurt a/M. Auf diesen Karten, von welchen nur 3 aus der directen Umgebung der genannten Stadt existiren, ist allen drei Punkten (dem Punkt 3 zum ersten Male durch Profilzeichnungen) auf das Genaueste Rechnung getragen. Allein diese Karten sind nach einem ganz anderen System wie die gewöhnlichen Landkarten ausgearbeitet, denn während die letzteren stets einen ganzen Landesabschnitt darstellen, beschränken sich die Ravenstein'schen auf die Wiedergabe einer ganz bestimmten, eng begrenzten Tour, wie z. B. Frankfurt, Mainz, Bingen resp. Rüdesheim, sind also für die größere Masse der Radfahrer von nur sehr bedingtem Nutzen. Den Gedanken der Profilzeichnung hat gleichzeitig mit dem Obigen der Gaufahrwart des Gaues 22 „Dresden" des deutschen Radfahrerbundes, Hr. Th. Koch, aufgegriffen und vor beiläufig zwei Jahren die beiden ersten Sectionen der deutschen Straßenprofilkarte, Leipzig und Dresden, herausgegeben. Das damit begonnene Werk, dessen Fortsetzung heute in den Sectionen Cassel, Erfurt, Görlitz, Breslau, Zwickau, Prag, Neisse und Oppeln vorliegt, basirt auf dem gewöhnlichen System der Eintheilung eines Landes in Abschnitte (Sectionen) und es sind einstweilen deren 80 in Aussicht genommen, welche ganz Deutschland und einen Theil von Oesterreich umfassen. Außer den obengenannten bereits herausgekommenen sind noch vorbereitet, so daß sie in Bälde erscheinen können, die folgenden Sectionen: Fulda, Coburg, Würzburg, Nürnberg und Trautenau. Im Maßstabe von 1:300000 gehalten, bieten die Karten, welche unter Mitwirkung der Gauverbände des deutschen Radfahrerbundes und der Consulate der Allgemeinen Radfahrer-Union bearbeitet werden, alles Das, was, wie oben ausgeführt, von einer

ihrem Zweck entsprechenden Radfahrerkarte verlangt werden muß. Zunächst sind die Entfernungen zwischen den einzelnen Orten in großen Zahlen (Kilometer und Bruchtheile) deutlich angegeben. Auch die Güte der Straßen ist auf den ersten Blick sofort zu erkennen und neben der Angabe der Ostseehöhen bei den Ortschaften ist auf die Beschreibung der Steigungsverhältnisse der Straßen durch genaue und sehr übersichtliche Profilzeichnung große Sorgfalt verwandt. Da bei der in Anwendung gebrachten Art der Profilzeichnung die Krümmungen und Biegungen der Straßen in Wegfall kommen müssen, sodaß die Verbindungen zwischen den einzelnen Orten durch gerade Linien hergestellt werden, so entstehen naturgemäß an einzelnen Stellen unrichtige Steigungswinkel, was jedoch dadurch wieder berichtigt wird, daß bei Steigungen, resp. Gefällen, welche mehr als 1/20 der Horizontale betragen, dies durch kleine Zahlen neben der Profillinie auf der Karte angegeben ist. Ferner sind auch gefährliche Serpentinen und Curven angegeben, bezw. durch Warnungszeichen kenntlich gemacht, und eine jede Karte besitzt außerdem noch einen Höhenmaßstab. Trotzdem alles Nebensächliche weggelassen ist — und es könnte vielleicht den Karten zum Vorwurf gemacht werden, daß sie zu wenig Verbindungs- und Landwege verzeichnen — sind alle mit den Straßen zusammenhängende Terrainverhältnisse, wie Eisenbahnen, Flüsse u. dergl., ferner etwaige Bepflanzung der Straße zu Alleen oder des angrenzenden Geländes als Wald u. s. w. angegeben. Auf diese Weise erscheint die deutsche Straßenprofilkarte hervorragend geeignet für den Gebrauch der Radfahrer, für welche sie in erster Linie gezeichnet ist, aber ebenso sehr dürfte sich deren Anschaffung für alle Diejenigen empfehlen, welche sich vielfach, sei es zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß, auf unseren Landstraßen bewegen, zumal da der Preis in Anbetracht der sorgfältigen Herstellung ein sehr niedriger ist, nämlich 1 ℳ 50 ₰ für die Section aufgezogen und im Carton beträgt.
Fred. Vincent.

J. R. **Theodor Fontane, Stine.** Berlin, F. Fontane. 3 bez. 4 ℳ. — Während die früheren Romane Theodor Fontane's sich auf historischem Boden bewegten, spielen die neueren in unserer Zeit. Den Inhalt geben gewöhnlich die „Verhältnisse" zwischen Personen ab, die verschiedenen Ständen — meist der höheren Gesellschaft und dem eigentlichen Volke Berlins — angehören, denen die Standesunterschiede derart hinderlich in den Weg treten, daß eine Verbindung fürs Leben unmöglich wird; die Herzensverhältnisse werden dann gelöst, um standesgemäßen Vernunftheirathen Platz zu machen. Entweder finden sich nun beide Theile damit ab und werden noch leidlich glücklich im Leben, wie in „Irrungen und Wirrungen", dem vorletzten Romane Fontane's, aber die Leidenschaft sitzt zu tief im Herzen und die Liebenden vermögen sie nicht zu überwinden und gehen zu Grunde, wie in „Stine". Das Alles wird, sieht man von einigen Ungehörigkeiten ab, wie dem langweiligen und geschmacklosen Anfang in „Irrungen und Wirrungen", und den Einschiebseln, die in die Composition nicht hinein gehören, wie in den ersten Capiteln von „Stine", mit jenem feinen künstlerischen Stifte wiedergegeben, der Fontane's in Berlin spielende Romane so hoch über die meisten „Berliner Romane" erhebt und sie wirklichen Kunstwerken nähert, und man könnte fast dahin kommen, bestochen durch die feine Behandlung und die anscheinende Logik der Entwickelung, zu sagen: ja, so ist es, so sieht das Leben aus. Und doch, hat man das Buch aus der Hand gelegt und denkt über die Geschichte weiter nach, so bemerkt man, daß man der Betrogene, diese Logik nur eine scheinbare ist, daß der Verfasser, von falschen Voraussetzungen ausgehend, zu falschen Schlüssen gelangte, daß in seiner Rechnung ein wichtiger Factor übersehen und ausgelassen ward und demgemäß das Facit sich in Wirklichkeit ganz anders stellt, als es hier gezogen ist. Wir bestreiten nicht, daß so etwas vorkommen kann, wie diese trübseligen Liebesgeschichten, noch weniger, daß sie poetischer Behandlung zugänglich sind: aber das Falsche liegt darin, daß man uns Derartiges als das allein Mögliche, Wahre und Natürliche hinstellen und uns einreden will, daß außer ihm nichts mehr vorhanden und möglich sei, was auch mit der Bezeichnung „Leben" belegt werden könne. Erschöpft sich das Leben denn in solchen Stoffen und Conflicten, wie die geschilderten sind, in denen die Zufälligkeiten so allmächtig auftreten, daß sie stärker sind als die Menschen, und treffen diese Stoffe und Conflicte immer mit Personen zusammen, die in Nichts vom Durchschnitt verschieden, Schwächlinge sind, womöglich krank, geistig und körperlich krank, und ihre Antriebe lediglich von außen empfangen, keinen eigenen Willen aufweisen können? Denn ohne Willen, von ihrer Umgebung abhängig, Schwächlinge, ja krank sind sie, diese Helden in den beiden Fontane'schen Erzählungen, dieser Officier in „Irrungen und Wirrungen", der von seinem Bürgermädchen läßt und, weil seine Vermögensverhältnisse es verlangen, eine adlige Verwandte heirathet, dieser Officier gewesene und im Kriege krank geschossene Waldemar in „Stine", der sich, weil er diejenige, die er liebt, der Standesunterschiede halber nicht besitzen kann, vergiftet. Gut, dieser junge Mensch stößt entschieden auf Hindernisse mit seinem Glück, deren größtes Stine selbst ist, indem sie behauptet, sie und Waldemar könnten aus den und jenen Gründen in der Ehe nicht glücklich werden; die Beziehungen zu seiner Familie sind, wie sie immer kühle gewesen sind, nicht sehr erquickliche; sein Leben hängt infolge des unglücklichen Schusses in der Schlacht stets an einem dünnen Faden — aber bleibt ihm denn nun nichts weiter übrig, als sich Hals über Kopf in den Tod zu stürzen? Wie Vielen ist es nicht vergönnt gewesen, diejenige zu besitzen, an die sie ihr Herz verloren haben, wie viele Menschen standen und stehen noch in verdüsternden Familienverhältnissen, hatten keine rechte Jugend, auf die im Leben so unendlich viel ankommt, mußten mit ihrem Körper wie mit einem Feinde fortwährend rechnen oder gegen ihn ankämpfen — aber ist es ihnen trotz alledem eingefallen, die Flinte ohne Weiteres ins Korn zu werfen und wie ein trotziges Kind zu sagen: Ich spiele nicht mehr mit? Vermochten sie nicht noch etwas aus sich zu machen und suchten ein Feld, auf dem sie thätig sein und infolge dessen auch ein gewisses Glück erringen konnten? Davon ist aber bei Waldemar nicht die Rede, der schon von vornherein nichts that, seinem Leben ein festes Ziel zu geben, so daß es im Sande verlief: es gebricht ihm der Wille, den widerstrebenden Elementen entgegenzutreten, sich einen Ersatz für das Verlorene zu schaffen, er ist schwach, ja feige, trotz seiner gerühmten Tapferkeit in der Schlacht, und nimmt sich das Leben. Dafür wird über das menschliche Elend philosophirt, die verrottete Gesellschaft angeklagt, die Alles verschulde: ein nettes Beginnen das, Glück und Unglück auf die Schultern Anderer abzuwälzen. Wehe uns, wenn diese greisenhafte, abendmüde, schwächliche Lebensanschauung, welche den Menschen als eine Puppe in der Hand der Verhältnisse ansieht und das Schicksal auf die Rechnung seiner Umgebung setzt, jemals allgemein herrschend werden sollte, die Welt würde binnen Kurzem dem Aussterben anheim fallen! Die Menschheit stirbt aber nicht aus, dafür sorgt schon ihr Selbsterhaltungstrieb.

G. Oo. — **Musterkatalog für Vereins-, Volks- und Schulbibliotheken.** Nebst einer Anleitung zur Errichtung von Bibliotheken mit Formularen. Bearbeitet auf Grund des gelieferten Materials von etwa 900 Zweigvereinen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 2. Auflage. Hannover-Linden, Carl Manz, 1890. Preis: 1 ℳ. — Der Musterkatalog ist nicht ein Musterkatalog im eigentlichen Sinne, sondern er verzeichnet diejenigen Bücher, die in den meisten Bibliotheken der genannten Vereine vorhanden sind und demgemäß als solche gelten dürfen, die von den meisten für gut befunden worden sind. Dadurch, daß er diese allgemein geschätzten und für mustergiltig gehaltenen Bücher zusammenstellt, wird er allerdings auch zu einem Musterkatalog, nur in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne. An der Zusammenstellung der Bücher würde man nun mancherlei auszusetzen haben; doch treffen diese Vorwürfe nach dem oben Gesagten nicht den Herausgeber des Katalogs, sondern die Vereine. Heine's neue und letzte Gedichte gehören unseres Erachtens in keine Vereins-, Volks- oder Schulbibliothek. Was die Lieder des Hrn. Paul Barsch: „Auf Straßen und Wegen" in einen Musterkatalog bringt, ist uns unerfindlich. Julius Sturm's christliche Dichtungen fehlen ganz, aber Philo vom Walde ist dreimal vertreten, und von Julius Wolff fehlt fast nichts. Die albernen Hofgeschichten der Nataly von Eschstruth mögen jeder Volksbibliothek fern bleiben; den prächtigen Erzähler Ernst Evers kennt der Musterkatalog nicht. Lina Morgenstern's Frauen des 19. Jahrhunderts würden wir gern vermissen. Solche Bedenken und Wünsche könnten wir in großer Anzahl aussprechen; aber wir begnügen uns mit den geäußerten. Im Großen und Ganzen ist die Auswahl gut und treffend; wir wissen ja, daß die Zusammensetzung einer Volks- und Vereinsbibliothek oft von Zufälligkeiten, Schenkungen, Gelegenheitskäufen u. dgl. abhängt und daß nicht Alles mustergiltig ist und sein kann, was in ihnen sich findet. Die anhangsweise angefügten Anleitungen sind dankenswerth und erhöhen die Brauchbarkeit des Buches.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 65. Sonnabend, den 31. Mai. 1890.

Zum 100. Geburtstage Ferdinand Raimund's.

Es geht wieder ein Zug nach dem Volksthümlichen durch das heutige Drama. Man will mit den Conventionen der alten Bühne vollständig aufräumen. Man ist es satt, die schillernden Laster der Demimonde, die geschlechtlichen Verirrungen der höheren Gesellschaft, die stehenden Ueberlieferungen und Gemeinplätze des alten Familiendramas und bürgerlichen Lustspiels dargestellt zu sehen. Man verlangt nach der Natur und dem Leben und glaubt diese nur in den tieferen Schichten des Volkes noch finden zu können. Ja, wenn man den Versicherungen derer vertrauen wollte, die heute am meisten nach einer Volksbühne schreien, so hätten die Deutschen bisher weder sie, noch ein Volksdrama besessen. Dies ist jedoch irrig, wenn auch das, was der äußerste Naturalismus darunter versteht, etwas wesentlich Anderes ist, als was Lessing, Goethe, Schiller und Kleist darunter verstanden, die ihre glänzendsten Triumphe als Dramatiker ja gerade im Volksdrama gefeiert haben. Allein wie herrliche Blüthen das Volksdrama, die Volksbühne auch immer gezeitigt, so sind sie doch beide meist rasch der Entartung wieder verfallen. Unter denen, welche die also gesunkene Volksbühne aber wieder aufzurichten und zu heben gesucht haben, nimmt **Ferdinand Raimund**, dessen hundertsten Geburtstag wir am 1. Juni d. J. begehen, unstreitig einen hervorragenden Rang ein, wenn er selbst, seinen wahren Beruf und dessen Bedeutung verkennend, vom Volksdichter auch keinen allzuhohen Begriff in sich trug. Als Karoline Müller einst zu ihm sagte: Es ist ein Glück für die Kunst, daß Sie mit Ihren Schauspielen dem Volkstheater und der Localkomik eine höhere und edlere Richtung geben, entgegnete er mürrisch: „Ach was Localkomik — was Volkstheater! Ich will gar keine Localstücke schreiben und vom Volkstheater nichts wissen.“

Ferdinand Raimund wurde am 1. Juni 1790, der Sohn eines Kunstdrechslers, zu Wien geboren. Die Neigung zur Bühne und das ihm innewohnende schauspielerische Talent wurde schon früh durch die Darstellungen, welchen er beizuwohnen Gelegenheit fand, besonders denen des Burgtheaters, geweckt und entzündet. Doch zog ihn keineswegs die komische, sondern die ernste, ja tragische Muse an. Vor Allem wurde der berühmte Ochsenheimer ihm Muster und Vorbild. Trotz des Widerstands seiner Eltern, denen das Schauspielerwesen wohl Teufelswerk war, vermochte er den immer stärker hervortretenden Drang zur Bühne nicht zu unterdrücken. Als der schon sieche Vater ihn eines Tags befragte, welchen Stand er zu wählen gedenke, und er verlegen erwiderte, den Schauspielerstand, wurde jener blaß wie der Tod und sagte: „Das kann nicht dein Ernst sein, du wirst deine armen Eltern nicht vor der Zeit ins Grab bringen wollen,“ und darauf noch Mutter und Schwester hinzutraten und ihn mit Bitten bestürmten, glaubte er sich nicht anders retten zu können, als daß er ihnen ein heiliges Gelübde ablegte, von seinem Vorsatze ablassen zu wollen. Es war ihm aber nicht möglich, sein Versprechen zu halten, und es scheint vor dem Tode des Vaters noch zu einem Zerwürfniß mit diesem gekommen zu sein. Der Schatten, den dies in sein Leben warf, war wohl die früheste Quelle des Trübsinns, dem er schon frühe verfiel. Eine andere entsprang aus dem Widerspruch, in dem seine körperlichen Anlagen zu dem idealen Streben seines Geistes standen. Er war mit einer schweren Zunge und einer kreischenden Stimme behaftet, was ihn trotz aller aufgewendeten Mühen zur Darstellung idealer Rollen des ernsten Dramas untauglich machte. „Hätte Raimund ein metallreiches Organ und kein falsches R — urtheilte ein Zeitgenosse und Fachmann, Costenoble, über ihn — so würde er Alles zu spielen vermögen. Sein Darstellungsvermögen ist so reich, daß er nicht nur jeden Charakter verstehen und fühlen, sondern auch rein wiedergeben kann.“ Ein anderer Zeitgenosse, L. A. Frankl, rügt eine gewisse Larmoyance des Tons an ihm. Je mehr aber Raimund nach dem Kranze des tragischen Schauspielers rang, desto schmerzlicher empfand er die Schranke, welche seine Bildung und seine natürliche Begabung ihm zogen, und je höher das Urtheil der Welt den idealen tragischen Schauspieler über den komischen stellte, um so weniger fand er in dem, was er leistete, ein wahres und volles Genügen. „Ich fühle in meiner tiefsten Brust — schrieb er einmal — was ich mir kaum selbst zu gestehen wage, wie unzulänglich mein Genre, wie es in demselben ganz und gar unmöglich ist, Großes zu leisten. Warum gerade mir dieses schnarrende, mißlautige Instrument, zu meiner Seele passend wie die Straßenorgel zum Kirchengesang? warum gerade mir dieses tonlose Organ, eben gut genug den Possenreißer zu spielen und der zahlenden Menge ein paar müßige Stunden zu verkürzen, ohne tieferen Eindruck, ohne bleibende Nachempfindung?“ So erlitt der Dichter, indem er die Welt erheiterte und unter Lachen zu Thränen rührte, selbst ein tragisches Schicksal.

Der Vater hatte Raimund eine leidliche Erziehung zu geben gesucht. Er hatte ihn in die Schule von St. Anna geschickt, ihn auch im Zeichnen, im Französischen und im Violinspiel unterrichten lassen. Dies war nach dem 1805 erfolgenden Tode desselben nicht länger mehr möglich. Die Mutter starb ebenfalls. Die Schwester konnte nur wenig für ihn thun. So wurde er denn zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gebracht, dem er mit 18 Jahren entlief, um sein Heil am Theater zu suchen. Er fand aber weder in Wien, noch in der Umgebung ein Unterkommen, bis der Director einer Wandertruppe, Namens Kunz, sich seiner erbarmte, mit dem er nach Ungarn zog, wo er zu Preßburg zum ersten Mal als Onuphrius im „Politischen Zinngießer“ öffentlich auftrat, aber so wenig gefiel, daß er bald sein Glück wieder wo anders suchen mußte. Er hatte auf seinen Kreuz- und Querzügen die „himmlischen Mächte“ genügend kennen gelernt und oft sein Brod unter Thränen gegessen, als er endlich aufs Neue bei Kunz, der jetzt abwechselnd in Oedenburg und in Raab spielte, Unterkunft fand. Das Verhältniß wurde diesmal ein dauerndes. Er spielte in Possen und Trauerspielen, hauptsächlich im Fach der komischen Alten und Intriguants. Im Jahre 1814 gelang es ihm endlich in seiner Vaterstadt, am Josephstädter Theater, eine Anstellung zu erringen. Er debütirte als Franz Moor und als Pachter Feldkümmel; gefiel in der letzten Rolle und wurde in der ersten verlacht. Nichtsdestoweniger blieb sein Ehrgeiz noch längere Zeit auf ernste und tragische Rollen gerichtet, bis der große Erfolg, den er als Adam Kratzerl in Gleich's „Musikanten“ errang, über sein künstlerisches Fach am Theater entschied. Gleich schrieb für ihn in dieser Rolle nicht weniger als fünf Stücke. Trotz dieser und anderer Triumphe, die er seit 1817 am Leopoldstädter Theater errang, zu dessen dermaliger Blüthe er wesentlich beitrug, hatte er lange einen schweren Stand, da ein großer Theil des Publicums ihn unter der Vorliebe und Parteinahme für die älteren Komiker, Schuster und Korntheuer, leiden ließ, so hoch

auch wahre Kenner der Bühne ihn schon damals über Beide stellten. Raimund schöpfte seine Komik immer aus der Tiefe der Menschenseele und des darzustellenden Charakters. Sein Humor war von einer so eigenthümlichen Wehmuth durchzittert, daß er dem Zuschauer, indem er ihn lachen und jauchzen ließ, zugleich tief ins Herz griff. Mit der erstaunlichsten Treue der Naturwahrheit verband er die überraschendste Kraft der Erfindung, so daß er in jeder seiner Darstellungen ganz individuell und stets neu war.

Nicht minder als von der ungerechten Parteilichkeit des Publicums wurde das zartfühlende und bewegliche Herz des ehrgeizigen Künstlers von der Unbill der Liebe verwundet und seine Neigung zum Trübsinn gesteigert. Schon früher hatte er wiederholt darin schlimme Erfahrungen gemacht. Jetzt war seine Neigung auf Antonie Wagner, die Tochter eines wohlhabenden Kaffeewirths, gefallen, der seine Anträge in beleidigender Weise zurückwies. Der Stolz des Künstlers wurde hierdurch aufs Tiefste verletzt und eine hübsche, leichtfertige Person, welche durch ihn eine Anstellung am Leopoldstädter Theater erschmeichelte, benutzte diese Stimmung seines Gemüths, um ihn in ihre Netze zu ziehen, was nicht ohne Folgen blieb. Ihr ihm befreundeter Vater, der Possenschriftsteller Gleich, drang auf Wiederherstellung ihrer und seiner gefährdeten Ehre und Raimund mußte sich wider Willen und Neigung zu einem Ehebunde mit der hinterlistigen Dame entschließen. Schon waren die Zeugen zur Trauung versammelt, als Raimund nach einer heftigen Scene den entehrenden Fesseln, die ihn bedrohten, noch glaubte entgehen zu können. Die Schöne und deren Familie rächten sich für die durch sein Wegbleiben erlittene Schmach, indem sie eine Reihe der tumultuarischesten Theaterskandale gegen ihn entfesselten. Nachdem er hierdurch genügend mürbe gemacht worden war, unternahm die verlassene Braut einen neuen Sturm auf sein Herz und überrumpelte ihn mit gespielter Empfindsamkeit. Der gutherzige Raimund ging in die Falle. Mamsell Gleich wurde die Gattin des Künstlers, um ihrer Koketterie nun frei die Zügel schießen zu lassen. Die Ehe wurde infolge hiervon zwar gerichtlich getrennt, Raimund aber hatte, so lange die Geschiedene lebte, die Freiheit, einen anderen Ehebund einzugehen, verscherzt. Das Verhältniß zu Antonie Wagner scheint bald wieder angeknüpft und längere Zeit hinter dem Rücken des Vaters, dann mit stillschweigender Zustimmung der Eltern fortgesetzt worden zu sein. Briefe aus dem Jahre 1828 beweisen das Letztere deutlich. Der wachsende Ruhm und Wohlstand des Künstlers, die Ausdauer der treu aneinander festhaltenden Liebenden scheint diese Umstimmung bewirkt zu haben. Raimund stand jetzt zu allen Gliedern der Familie in freundlichster, ja liebevollster Beziehung. 1832 begleitete ihn Antonie auf seiner Gastspielreise nach Hamburg. Bis dahin hatte sie noch im Hause ihres Vaters gelebt. Nun aber zogen sie völlig zusammen und Beide wurden so glücklich, als dies bei der Launenhaftigkeit, der geschäftigen Eifersucht und dem wachsenden Trübsinne seines Gemüths überhaupt möglich war.

Schon in Raab hatte sich Raimund in den damals noch üblichen öffentlichen Theateransprachen, Einladungen, Danksagungen, Epilogen hervorgethan. In Wien wurde er noch durch seine Extempore, Einlagen und Gesangsvarianten berühmt. Die Possendichter, denen er bisweilen glückliche Einfälle zutrug, wurden hierdurch auf ihn aufmerksam und suchten in ihren Verlegenheiten sich seines Rathes und Beistandes zu bedienen. Als er Costenoble einst klagte, daß zu den Localstücken, die Meisl, Gleich und Andere für ihn schrieben, meist er erst die schlagendsten Witze, die besten Einfälle hergeben müsse, fragte ihn dieser, warum er nicht lieber selbst ein ganzes Stück schreibe, statt sich zum Flicken herbeizulassen. Raimund erwiderte aber: „Hab' i so nit schon Feinde gnua? Soll i ma die Dichter auch no zu Feinden machen?" Im Jahre 1823 beabsichtigte Meisl, ihm wieder eine neue Posse zu seinem Benefize zu schreiben, der Langbein's Märchen „Die Prinzessin mit der langen Nase" zu Grunde gelegt werden sollte. Das Stück führte damals den Titel: „Horn, Beutel und Kappe". Da Meisl jedoch über den ersten Act nicht hinauskam und diesen noch dreimal umarbeiten mußte, ohne Raimund doch zu befriedigen, griff dieser selber zur Feder und schrieb sein erstes Stück: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", von dem Meisl'schen Machwerk nichts weiter benutzend, als die Eingangsscene der Nymphen und das erste Auftreten des Tutu und der Zoraide. Das Stück erschien ohne Autornamen, erntete großen Beifall und erst bei der dritten Aufführung ward Raimund als Verfasser genannt. Dies rief einen Angriff in der Berliner Zeitschrift „Der Gesellschafter" hervor, der offenbar von dem Meisl'schen Kreise ausging, und gegen welchen Raimund seine Autorenrechte siegreich zu vertheidigen hatte.

Die schriftstellerische Laufbahn des berühmten komischen Schauspielers war also mit Ehren eröffnet. Der Erfolg spornte zu neuen Thaten. Schon am 1. Dec. 1824 trat er mit dem „Diamant des Geisterkönigs" hervor, zu welchem das Märchen „Die rosenrothe Statue" aus „Tausend und eine Nacht" Anregung und Grundlage bot. Raimund hatte mit einem Mal alle seine Vorgänger im Wiener Volksdrama weit hinter sich gelassen, indem er mittels der Allegorie und des Wunderbaren durch den Scherz einen sinnvollen Ernst hindurch scheinen ließ und über das Ganze einen poetischen Hauch breitete. Dazu kam der warme Herzenston seines Humors. Raimund-Florian und Krones-Mariandl ergänzten sich auf das Harmonischeste in ihren der Natur abgelauschten Gestalten. Gleichwohl siegte selbst hier noch die Voreingenommenheit für den derberen Korntheuer. Dieser wurde demonstrativ lärmend, der Schauspieler-Dichter Raimund aber nur schwach gerufen. Ueberhaupt fehlte es bei dem ihm gespendeten Beifall damals nur selten an Zischern. — Raimund wollte jetzt noch zeigen, daß er auch ohne Anlehnung an eine fremde Erfindung, ganz aus sich selbst, ein gutes Stück zu schaffen vermöge. Er schrieb den „Bauer als Millionär". Das zum ersten Mal am 10. Nov. 1826 gegebene Stück gefiel in dem Maße, daß, wie Raimund selber berichtet, seine Neider ihn gar nicht als Verfasser gelten lassen wollten. „Da ich nun in dieser Hinsicht mit der gewissenhaftesten Strenge verfuhr, ja selbst bei Verfassung vieler Lieder gleich selbst die Melodien hinschrieb, so kränkte und ärgerte mich diese Ungerechtigkeit so sehr, daß sie mich auf die Idee der „Gefesselten Phantasie" brachte." Doch wurde Raimund damals auch noch von einer Nervenkrankheit ergriffen, die ihn fünf Monate lang der Bühne entzog. Sowohl in der „Gefesselten Phantasie", wie in „Moisasur's Zauberfluch" (1827) strebte der Dichter höheren Zielen zu. Der Ernst überwog darin, mit ihm die Allegorie. Das erstgenannte Stück übte nicht die Anziehung seiner früheren Werke aus. Das zweite eher, doch nur weil er „die Vorsicht gebraucht", es im Theater an der Wieden geben zu lassen, dessen Publicum nicht so ausschließlich auf das Komische gestimmt war. Nachdem Raimund mit großem Glück in „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" (1828) auf sein früheres, volksthümlicheres Genre zurückgegriffen hatte, glaubte er sich auch noch zu einer Volkstragödie erheben zu können. Er schrieb „Die unheilbringende Krone" (1829), die sich trotz einzelner Schönheiten auch für ihn so erwies.

Im Jahre 1821 war über das Vermögen des Directors des Leopoldstädtischen Theaters, Huber, der Konkurs eröffnet und Dr. Joseph Manquet zum Administrator desselben ernannt worden. Als 1828 die Konkursmasse den Pachtzins aber nicht mehr aufbringen konnte, übernahm der Pole Rud. Steinkeller die ökonomische und Raimund, der bisher als Regisseur gewirkt hatte, die artistische Leitung. Steinkeller war ein ganz unfähiger und dabei anmaßender Mensch. Es kam wegen seiner Eigenmächtigkeiten bald zu Zerwürfnissen. 1830 verließen Ignaz Schuster und die Krones rasch nach einander das Leopoldstädter Theater, und Raimund, dessen Contract gerade ablief, ging ebenfalls ab. Der Untergang dieses so lange in künstlerischer Blüthe stehenden Instituts schien hierdurch besiegelt. Raimund beschloß, sich für die nächsten Jahre dem Gastspiel zu widmen, um sich für seine alten Tage ein bequemes Auskommen zu sichern. Er begann damit im Theater an der Wieden, wo er zwar sehr gefiel, aber wieder mit dem Vorurtheile zu kämpfen hatte, das hier für den Komiker Scholz bestand. Später wendete er sich dem „Auslande" zu und feierte in München, Berlin und Hamburg große Triumphe. Erst nach mehrjähriger Unterbrechung nahm er wieder die dramatische Dichtung auf. „Der Verschwender" (1834), sein Schwanengesang, ist dasjenige seiner Werke, welches seinen Ruhm nach Raum und Zeit am weitesten getragen und ihn am volksthümlichsten gemacht hat, obwohl anfangs in Wien die Stimmen darüber getheilt waren und gerade Kenner der Bühne nur den letzten Act uneingeschränkt gelten lassen wollten. Auch ist nicht zu leugnen, daß hier die Kraft dieses Dichters sich am reinsten, vollkommensten ausgelebt hat. Seine Stärke lag vorzugsweise in der humoristischen Darstellung des Volkslebens. Hier war er ganz original. Hier verfügte er über alle nöthigen Farben und Töne. Auch seine Neigung zur Allegorie, die er immer mit poetischem Tiefsinn ergriff, würde seinen Schöpfungen nicht geschadet haben, wenn es ihm gelungen wäre, sie immer so ergreifend zu beleben, wie die Abschied nehmende Jugend im

„Alpenkönig und Menschenfeind“ oder die Figur des Bettlers im „Verschwender“. Am schwächsten zeigte er sich in der Schilderung der höheren Lebenskreise, wie er sich ja auch selbst hier nicht zu seinem Vortheil bewegte.

Bereits 1826 soll, nach einem Berichte des zeitgenössischen Hofburgschauspielers Jos. Schmidt, Raimund entschlossen gewesen sein, sich wegen der gefürchteten Folgen eines Hundebisses zu erschießen. Die Versicherungen seines Arztes, daß eine Gefahr hier nicht vorliege, hielten ihn damals zurück. 1832 hatte sein Trübsinn so zugenommen, daß der ihm befreundete Costenoble in sein Tagebuch schrieb: „Raimund wird immer melancholischer and ungenügsamer. Ehrenbezeugungen machen ihm keine Freude mehr. Der wird noch toll oder bringt sich um.“ Im folgenden Jahre aber heißt es: „Raimund war lange unpäßlich, was ihn, den Melancholiker, so niedergeschlagen machte, daß man eine Geisteskrankheit befürchtete.“ Wenige Monate später aerbreitete sich das Gerücht, daß er sich erschossen habe. Es war diesmal glücklicherweise irrig. Am 31. August 1836 aber wurde Wien aufs Neue durch diese diesmal leider wahre Kunde in Schrecken gesetzt. Raimund hatte seinem Leben wirklich durch einen Pistolenschuß ein Ende bereitet. „Eine kleine Verletzung, die ihm sein eigener Hund auf seinem Landgut bei Gutenstein beigebracht hatte, trieb ihn zu dieser That der Verzweiflung. Er glaubte der Tollwuth verfallen zu sein. Eine Reise nach Maria Zell verscheuchte zwar die düsteren Gedanken. Als er aber heimgekehrt hier vernahm, daß der Hund auch noch andere Personen gebissen und die Ortsbehörde die Tödtung desselben verfügt habe, wurde er wieder eine Beute der Angst. Er beschloß ärztlichen Rath und Hilfe in Wien zu suchen, wohin ihn Antonie Wagner begleitete. Von einem Gewitter überrascht, übernachteten sie im Wirthshaus zum Hirschen in Pottenstein. Mitten in der Nacht verlangte Raimund plötzlich nach Wasser, noch ehe Antonie, es zu holen, das Zimmer verlassen, fiel ein Schuß. Raimund sank blutüberströmt auf sein Bette zurück; doch erst am 5. September setzte der Tod seinen Leiden ein Ziel.

Der Possendichter Kaiser hat freilich behauptet, Raimund sei an Nestroy gestorben. Dies ist bloßes Geschwätz, wennschon es wahr ist, daß der Beifall, den letzterer damals schon erntete, ihn im Innersten traf. Denn wenn diese pessimistisch-sardonische Richtung der Komik wirklich den Sieg daaon trug, so schienen — das fühlte er wohl — alle seine Bemühungen um das Volksstück vergeblich gewesen zu sein. „Das kana i nit — soll er bei einer Darstellung des „Lumpaci Vagabundus“ gesagt haben — aber i sich das gfallt, i hab' selber mit lachen müssen — no, so is's halt mit mir und meine Stücke gar. Alles amsonst.“ Allein sein edles Bemühen ist doch nicht umsonst gewesen. Noch lange erheiterten seine Stücke die Welt und als sie doch endlich mehr und mehr von der deutschen Bühne verschwanden — erhielt sich wenigstens eines davon, sein „Verschwender“, in jugendlicher Frische und überglänzte fast alle neuen Versuche der Art wie ein kostbarer Edelstein. Und weit über seine Werke hinaus wird sein Beispiel weiter wirken und zünden und sein Name mit leuchtenden Buchstaben am Himmel des deutschen Dramas unter den gefeiertsten Namen stehen.

Robert Prölß.

Bücherbesprechungen.

i.— Predigt über 1. Petri 2, 1—17 am Sonntag Jubilate in der evang. Hofkirche zu Dresden gehalten von Dr. th. und ph. Ernst Julius Meier, Oberhofprediger in Dresden. Dresden, von Zahn und Jaensch 1890. — Christliche Zucht ist's, was uns Noth thut: Zucht des Geistes im Kampfe gegen die Lüste des Fleisches; Zucht des Gehorsams in der Treue gegen Gottes Ordnung. Ein rechtes Wort zur rechten Zeit, eine Zeitpredigt im eminent praktischen Sinne, mit dem Lichte der göttlichen Wahrheit die tiefsten Schäden und dunkelsten Seiten unsres Volkslebens beleuchtend, hier zur heiligen Selbstzucht im Kampfe wider das Gelüsten des Fleisches, dort zum Gehorsam gegen göttliche und menschliche Ordnang aufrufend gegenüber den falschen Freiheitsträumen derer, die das Fleisch beflecken, die Herrschaften verachten und die Majestäten lästern. Wie die Veröffentlichung der Predigt um ihres mächtigen Eindruckes willen von vielen Seiten her verlangt worden ist, so wird sie auch aon einschneidender Wirkung auf alle unbefangenen Herzea der Leser sein.

o. Schwester Phaebe. Ein Bild aas den Tagen der Apostel. Von Hans Tharau. Leipzig, Verlag von Georg Böhme. 1888. 172 S. — In Form von Briefen bietet Verf. ein anziehendes lebensoolles Bild aus den Tagen der Apostel. In dem Mittelpunkte des Bildes stehen zwei edle weibliche Gestalten, Phoebe und Julia, die, einander befreundet, durch ihre Briefe dem Leser einen Einblick gewähren in die Entwickelung ihres inneren Lebens, in ihre Bekehrung aom Heidenthum zum Christenthum, sowie in die treue Bewährung ihrer christlichen Gesinnung. Neben Phoebe und Julia finden Aquila und Priscilla, der Apostel Paulus und Timotheus Berücksichtigung in dem Bilde des Verf., das durch den Hintergrund der Neronischen Christenaerfolgung ein erhöhtes Interesse gewinnt. Allem Aaschein nach sucht Verf. einzelne Stellen des Neuen Testaments durch seine dichterische Darstellung in ein helleres Licht zu setzen, und es läßt sich nicht leugnen, daß die gebotene Ausführung geeignet ist, die Empfindungen, Anschauungen und Kämpfe der ersten Christen im römischen Reiche unserer Vorstellung nahe zu bringen.

o. Deutsch-prateſtantische Kämpfe in den Baltischen Proainzen Rußlands. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1888. IV, 409 S. — „Zum großen Theil auf bisher nicht zugänglich gewesenen archivalischen Quellen beruhend, bietet die aorliegende Schrift Beiträge zur Geschichte des Kampfes gegen die deutsch-protestantische Cultur in den Baltischen Proainzen, der vor fünfzig Jahren eingeleitet wurde. Während es damals in erster Reihe galt, das deutsche Bildungswesen des Landes zu zerstören, sind in der Folge die Vernichtungsversuche auch auf die lutherische Kirche und auf andere von den Vätern ererbte Culturgüter ausgedehnt worden, bis endlich mit dem Regierungsantritt Kaiser Alexander's III. die Entwurzelung alles Dessen in vermessener Weise angestrebt wird, was sieben Jahrhunderte deutschen Lebens an der Ostsee geschaffen haben.“ Aus diesen beiden Sätzen des Vorworts ist der Inhalt des aorliegenden Buches zu erkennen. Die einzelnen Abschnitte desselben schildern uns die Praxis der geheimen Polizei in Liv-, Est- und Kurland, die Anfänge der Russificirung des baltischen Schulwesens, die russische Staatsregierung in ihrem Verhältniß zur Dorpater Studentenschaft, geben Bilder aus den religiösen Wirren der vierziger Jahre, aus den ersten Jahren der Suworow'schen Aera, stellen dar die Belagerung Rigas durch die Stackelberg-Chanykaw'sche Commissian, die Rückbewegung der Convertiten, die Unterdrückung des freiea Worts und zuletzt den Kampf um das baltische Schulwesen. Meisterhaft ist besanders das Wirken der russischen geheimen Palizei gezeichnet, wie denn überhaupt das Buch sich auszeichnet durch treffliche Schilderung und sorgfältige Stilisirung. Je schwerer die Leiden sind, von denen das Lutherthum und Deutschthum in den Baltischen Provinzen jetzt betroffen werden, um so mehr verdient eine Schrift wie die vorliegende Berücksichtigung bei allen gutgesinnten evangelischen Deutschen. Möge das Buch auch da, wo man für die Leiden und Kämpfe jener Provinzen keine Theilnahme hat oder kein rechtes Verständniß besitzt, dies Verständniß herbeiführen und zu einem Weckruf werden an das deutsch-protestantische Gewissen.

△ Die Reichsgesetzgebung über Münz- und Bankwesen, Papiergeld, Prämienpapiere und Reichsanleihen. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister von Dr. Koch, Vicepräsident des Reichsbankdirectoriums. 2. Aufl. — Diese von bewährtester Seite veranstaltete Ausgabe ist vortrefflich geeignet, über die das dentsche Geldwesen betreffende Gesetzgebung zu orientiren. Die Einleitung allein erfüllt diesen Zweck; die den abgedruckten einschlagenden Gesetzen uad Verordnungen beigefügten Anmerkungen erleichtern weiter das Verständniß und die praktische Anwendung der bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen. Daß in der neuen Auflage die inzwischen eingetretenen Veränderungen der Münz- und Bankgesetzgebung sorgfältig berücksichtigt worden sind, ist selbstverständlich. Mannigfache Veränderungen weist insbesondere die Bearbeitung des Abschnittes über das Bankwesen auf. Uebrigens bildet die aorliegende Ausgabe Nr. 26 der „Guttentag'schen Sammlung deutscher Reichsgesetze“.

W. L. Canférence internationale cancernant le règlement du travail aux etablissements industriels et dans les mines. Par autorisation afficielle. Leipzig, 1890. Duncker & Humblot. — In vortrefflicher Ausstattung liegt der französische Text der Protokolle der Berliner Arbeiterschutzconferenz nunmehr vor, und ia Kurzem wird die

Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot — ihrer Ankündigung zufolge — auch die Veröffentlichung der autorisirten deutschen Uebersetzung nachfolgen lassen. Die Anordnung des Stoffes ist folgende: Das den Berathungen der Conferenz unterbreitete Programm und das Verzeichniß der Mitglieder der Conferenz bilden die Einleitung. Dann folgen die Original-Protokolle der 7 Hauptverhandlungstage, denen als Annexe die Commissionsberichte, betreffend die Sonntagsarbeit, die Frauen- und Kinderarbeit, vier Actenstücke der Commission für die Lage der Bergleute, die Sondererklärungen der spanischen und portugiesischen Delegirten, sowie des französischen Delegirten Delahaye, endlich die Commissionsvorschläge und das officielle Schlußprotokoll der Conferenz beigegeben sind.

K—d. **Das Gewerbegericht.** Von Prof. Dr. Wilh. Stieda. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890. (214 S., Preis 4 M. 80 ₰). — In Verbindung mit einer Novelle zur Gewerbeordnung gelangte auch der Entwurf eines Reichsgesetzes, die Gewerbegerichte betreffend, zur Berathung an den Reichstag. Die Gewerbegerichte sollen nach dem Entwurfe sowohl Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und ihren Arbeitgebern entscheiden als auch bei Streitigkeiten, die über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses entstehen, als Einigungsamt angerufen werden können. Letzteres Amt wird erst neugeschaffen und ist in dieser Zeitschrift bereits mehrfach besprochen worden. Dagegen bestehen Behörden zur Entscheidung der zuerst erwähnten Streitigkeiten schon seit langer Zeit. Der Verf. giebt zunächst eine Darstellung, wie sich die Gewerbegerichte geschichtlich entwickelt haben; bei dieser geht er vornehmlich von der gewerblichen Gerichtsbarkeit der Zunftzeit aus, um dann die älteren preußischen Fabrik- und Gewerbegerichte, den gegenwärtigen Stand der gewerblichen Rechtspflege wie die verschiedenen Formen derselben in Deutschland, weiter die Verfassung und die Wirksamkeit der deutschen gewerblichen Schiedsgerichte, die Versuche zur Reform der gewerblichen Rechtspflege und die hauptsächlichsten Principienfragen bei der Organisation von Gewerbegerichten zu schildern. Den Anhang bilden eine Statistik der Gewerbegerichte und gewerblichen Schiedsgerichte, sowie die Statuten mehrerer solcher Gerichte, endlich der Entwurf des Reichsgesetzes (ohne Begründung). Die Reichsgewerbeordnung hatte die Entscheidung gewisser Streitigkeiten der selbständigen Gewerbetreibenden mit ihren Gesellen, Gehilfen, Lehrlingen, soweit nicht für diese Angelegenheiten besondere Behörden bestanden, den Gemeindebehörden zugewiesen, gegen deren Entscheidung die Berufung auf den Rechtsweg zulässig war; durch Ortsstatut konnten besondere Schiedsgerichte mit der Erledigung der Streitigkeiten betraut werden. Ein Theil der Streitigkeiten wurde später den Innungen zur Entscheidung zugewiesen. Eine ziemliche Zahl verschiedener Gestaltungen! Die Frage, ob nicht die Entscheidung durch die ordentlichen Gerichte der einfachste Weg sei, wird vom Verf. verneinend beantwortet, schon darum, weil der ordentliche Richter nicht immer die erforderliche genauere Kenntniß der wirthschaftlichen und technischen Verhältnisse des Gewerbebetriebs kenne. Dieser Grund ist nur scheinbar treffend, nach den wirklichen Umständen aber hinfällig. Wer in solchen Sachen, selbst in größeren Industriebezirken gearbeitet, der weiß zu sagen, wie selten auf jene Kenntnisse es ankommt. Die Entscheidung durch ein Fachgericht dürfte eher damit sich rechtfertigen, daß die bezeichneten Streitigkeiten am besten innerhalb eines engeren Kreises ausgetragen werden, in den einfacheren Formen eines gewerblichen Gerichts. Am wenigsten scheint das Verfahren geeignet zu sein, wo zunächst eine Gemeindebehörde und dann auf Berufung der ordentliche Richter entscheidet, schon weil hier häufig Zeitaufwand und Kostenbetrag mehr ausmacht als der Streitgegenstand bewerthet. Am besten haben sich bisher wohl die Schiedsgerichte bewährt, bei denen das Recht wie die gewerblichen Interessen gewahrt erscheinen. Dies letztere erfordert entgegen dem Verf., der eine Besetzung der künftigen Gewerbegerichte nur mit Fachleuten wünscht, und dem Entwurfe, der vom Vorsitzenden lediglich fordert, daß er weder Arbeitgeber noch Arbeiter sei, eine Besetzung dieser Gerichte, welche den Schiedsgerichten entsprechen, mit einem Juristen und mehreren Fachleuten; eine Zusammensetzung, wie sie sich schon in anderen Gebieten als vortheilhaft erwiesen hat. Aus den Darstellungen des Verf., wenn auch nicht als Ansicht ausgesprochen, ergiebt sich noch, daß eine Ausschließung von Rechtsmitteln gegen Entscheidungen der Gewerbegerichte wohl angezeigt sein dürfte, wenigstens für alle geringeren Sachen, die auch die Mehrzahl bilden. Darin ist dem Verf. beizutreten, ausgenommen die Rechtsmittel, um die Unzuständigkeit geltend zu machen. Abgesehen von Einzelnem ist die Schrift des Verf. sehr zeitgemäß und beachtenswerth, da sie die Frage wegen Einführung der Gewerbegerichte der Lösung näher bringt.

—m. **Die deutsche Emin Pascha-Expedition** von Rust, Capitän-Lieutenant a. D. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt. — Capitän-Lieutenant Rust hat es etwas eilig gehabt, eine Geschichte der deutschen Emin Pascha-Expedition zu zu schreiben, obwol er selbst nur bis im November dabei thätig war, während die Hauptexpedition unter Führung des Dr. Peters ihren interessanten Marsch zum Kenia und zum Baringo-See fortsetzte. Neues ist also in dem Büchlein nicht zu finden, zumal das Historische bereits ausführlich von der „Deutschen Colonialzeitung" mitgetheilt worden ist, aber es enthält eine anschauliche Schilderung des Tana und des Charakters der Somali. Der Verfasser hat Beides gut beobachten können, da er mehrere Monate gebrauchte, um einige wenige Kilometer in das Innere vorzudringen, aber durch Krankheit gehindert war, seine Aufgabe zu erfüllen. Die Beobachtungen über den Fluß hat er nur während der Hinfahrt machen können, da seine Rückreise überraschend schnell vor sich ging. Sie sind, wie gesagt, das einzig Originale in dem Buche.

Ltz. **O. Hübner's Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde für 1890 — und O. Hübner's statistische Tafel aller Länder der Erde für 1890**; herausgegeben vom Universitäts-Professor Dr. von Juraschek, k. k. Regierungsrath in der statistischen Central-Commission in Wien. Frankfurt a M., Wilh. Rommel. — Ersteres, gebunden, die Taschenausgabe (Preis 1 M.), letzteres ein Riesenblatt (Preis 60 ₰), bestimmt zum Aufkleben auf Vorder- und Rückseite einer Papptafel, beide im Wesentlichen dasselbe enthaltend und alljährlich erscheinend. Auch dieser neueste Jahrgang in seiner Neubearbeitung mit den in denselben aufgenommenen Veränderungen und Zusätzen, unter welchen letzteren die Angaben über den Congostaat und die deutschen Schutzgebiete zu nennen sind, ist für Studium und Handel ein unentbehrlicher Berather zur raschen Orientirung über alle Theile der civilisirten Welt und verdient allgemeine Verbreitung.

J. B. **Das Wetter.** Meteorologische Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Von Dr. med. et phil. R. Aßmann. 7. Jahrgang Heft 1—4. Braunschweig bei Otto Salle. Jährlich 6 M., einzelnes Heft 0,75 M. — Schon mehrfach haben wir uns über die Stellung dieser Monatsschrift zur Fachliteratur und zu dem Bildungsbedürfniß unserer Zeit überhaupt ausgesprochen, so daß es hierüber keines weiteren Wortes bedarf. Der Inhalt der vorliegenden 4 Hefte spricht so entschieden für sich selbst, daß es heute genügen dürfte, einfach die Titel der wichtigeren Abhandlungen folgen zu lassen, um das Interesse des größeren Publicums der Zeitschrift zuzuwenden. Neben den „Klimatologischen Betrachtungen" des Herausgebers „über die heurige Influenza-Epidemie", deren wir schon früher in einem besonderen Berichte gedachten, müssen in erster Linie die Arbeiten Prof. Hann's („Ueber die Luftfeuchtigkeit als klimatischer Factor"), Dr. Aßmann's („Die Mängel der heutigen Psychrometrie"), Dr. Pernter's („Die blaue Farbe des Himmels" und „Die allgemeine Circulation der Atmosphäre") und Dr. Lehmann's („Die Meteorologie in den höheren Schulen") genannt werden. Weiter nimmt die Redaction in je 2 Artikeln Stellung zu den Lamprecht'schen Erdenringen (Dr. Pernter und Dr. Wagner) und der Faldtheorie. Von den jüngeren Ereignissen werden einer Besprechung gewürdigt: die Windgeschwindigkeit auf der Spitze des Eiffelthurms (Dr. Andries), die Trübung der Atmosphäre infolge der Katastrophe in Antwerpen (Haderland), der kälteste Tag in Thüringen (Treitschke) und die Witterung in Thüringen 1889 (Treitschke); hierüber giebt Dr. Wagner in jedem Hefte eine Uebersicht über die Witterung des vorletzten Monats in Centraleuropa und sind diesen Berichten instructive, farbige Karten beigegeben. Im Interesse der Sache verfehlen wir nicht, des auch im „Wetter" abgedruckten Aufrufs zur „Berichterstattung über Blitzschläge in Gas- und Wasserleitungen" an Prof. Dr. v. Bezold, Berlin W. Schinkelplatz Nr. 6, zu gedenken. Möchten recht Viele dieser Aufforderung Folge leisten. Schließlich sei noch der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß Nr. II der Köppen'schen „Biologischen Betrachtungen über Cyklonen und Anticyklonen" recht bald folgen möge.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 66. Dienstag, den 3. Juni. **1890.**

Oeffentliche Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 23. April 1890.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Ludwig, eröffnete bie Sitzung mit folgender Ansprache:

„Weil in dieser Welt die Forderungen, welche die lebendigen Wesen zu stellen berechtigt sind, an Zahl weit über die Mittel zu ihrer Befriedigung hinausgehen, so ist der stetige Krieg die unvermeidliche Folge. Reicher an Kräften als alle anderen Geschöpfe, erringt sich der Mensch im Kampf um die Schätze der Erde die größte Beute, und so oft er siegreich ein neues Gebiet eroberte, entsteht die Täuschung, das errungene Gut genüge den Bedürfnissen der Menschheit. In solchen Zeiten trügerischen Friedens lockern sich die Bande, welche den Einzelnen an das Ganze knüpfen, als letztes Ziel gilt die Freiheit, die Unbedingtheit des Bürgers.

Nur zu rasch verfliegt bie Täuschung, als ob die menschliche Gesellschaft aus einem unerschöpflichen Vorrath zehre, und weil es zu Tage tritt, daß der eine so viel verlieren muß als der andere gewinnen will, so gesellt sich zu der stets wachen Habgier die Furcht vor dem Verlust. In geschlossenen Massen, sei es zum Angriff oder zur Abwehr, sammeln sich alsbald bie bis dahin zerstreuten und gehorchen, auf den Eigenwillen verzichtend, den Befehlen des Führers.

Gegenwärtig, wo uns nach tiefem Frieden die Erbitterung, welche zwischen den oberen und unteren Schichten ber bürgerlichen Gesellschaft herrscht, einen schweren Kampf in Aussicht stellt, empfinden wir, die hier Versammelten, es als ein hohes Glück, daß unser Standpunkt vom Wechsel der Zeiten unerschüttert bleibt. Wie in der Vergangenheit, so stehen wir auch heute umb in aller Zukunft treu und ergeben zu unserem erhabenen Schirmherrn, dem König Albert. Mit Liebe erfüllt uns seine Milde, die uns in den vergangenen Jahren ben freiesten Spielraum gewährt, bis zu solchem Grade der Wissenschaft zu leben gestattet hat, daß wir die Ausweitung unseres Gesichtskreises und bie Vertiefung unserer Gedanken für unsere höchste, ja fast für unsere alleinige Pflicht erachten durften.

Und mit Vertrauen auf die Stärke unseres hohen Führers treten wir muthigen Sinnes in den Kampf mit den finsteren Gewalten, welche Alles, was uns heilig ist, mit Verderben bedrohen. Wie Er vordem den äußeren Feinb gebändigt hat, so wird Er auch dem inneren die Schranken ziehen, gerecht unb mächtig waltend. Darum erneuern wir mit Freudigkeit am heutigen Feiertage unserem hohen Beschützer das Gelöbniß treuer Hingedung."

Es folgte ein Vortrag des Hrn. Berger über die Veränberungen in ber Zeichnung der oceanischen Küsten Frankreichs auf den griechischen Erdkarten, ihre Gründe unb Folgen.

Die oceanischen Küsten Frankreichs sind von griechischen Geographen, soviel wir wissen, zweimal auf sehr verschiedene Weise gezeichnet worden. Die erste Zeichnung war die der eratosthenischen Erdkarte, nach den Angaben des Massiliers Pytheas entworfen. An eine nach Osten zurückweichende Nordküste Spaniens schloß sich die Küste Frankreichs an, die, erst nördlich gerichtet, dann allmälig soweit nach Westen abbog, daß sie der spanischen Nordküste gegenüber zu liegen kam, um enblich nach Beschreibung eines großen Bogens wieder östlich gewandt der Rheinmündung zuzulaufen. Der dadurch gewonnenen Nordküste von Frankreich lag die Südküste der Insel Britannien gegenüber, mit ihrem Ostpunkte der Rheinmündung genähert, mit ihrem Westpunkte mehrere Tagefahrten vom Festlande entfernt. Gegenüber dieser, der Wahrheit im Ganzen vollkommen entsprechenden Zeichnung zeigt eine zweite Zeichnung, die Strabo beschreibt unb vertritt, einen merkwürdigen Rückschritt. Die von Eratosthenes so gut aufgefaßte Gestaltung der Halbinsel Bretagne und des Golfes von Biscaya sinb hier verschwunden, die Küsten Frankreichs bilden eine gerade Linie vom Nordfuße der Pyrenäen bis zur Rheinmündung und die Sübküste Britanniens liegt dieser geraden Linie in ihrer ganzen Ausdehnung zwischen den genannten Endpunkten eben so gerade gegenüber, nur ein schmaler Canal trennt beide von einander.

Der erste Grund dieser Verzeichnung war, wie leicht nachzuweisen ist, die Beseitigung des von Eratosthenes entworfenen Küstenbildes. Man verwarf die schon früher angezweifelte Glaubwürdigkeit des Pytheas unter dem Einfluß der heftigen Angriffe, die Polybius gegen diesen verdienten Forscher richtete, endgültig unb entzog dadurch der eratosthenischen Zeichnung ihre Grundlage. Schwer zu entscheiden ist aber die andere Frage, wie man dazu kam, in die entstandene Lücke die gestreckte Küstenlinie Strabo's einzusetzen, nur ein Versuch zu ihrer Lösung bietet sich in folgender Annahme. Ein Grundsatz, den Strabo gelegentlich ausspricht, indem er lehrt, man müsse den Grab der Küstenentwickelung der einzelnen Erdtheile von ber Betrachtung des Mittelmeeres abnehmen, weil die äußeren Küsten der Oekumene eine in ihrer gleichmäßig verlaufenden Abrundung nur selten und unbedeutend unterbrochene Bogenlinie bildeten, kann allein gewonnen sein durch die Gewöhnung an imaginäre Hilfslinien, deren sich die alten Kartenzeichner bei der Entwerfung der unbekannten Küsten des Oceans zu bedienen genöthigt waren. Eine solche Hilfslinie hatte auch Eratosthenes für seine vorläufige Umfassung des nordöstlichen Viertels seiner Erdkarte gebraucht. Diese Hilfslinie war hauptsächlich abhängig und in ihrer Entfaltung bedingt von dem Raume, welchen ihr der auf Vermessung der Länge und Breite der Oekumene beruhende und ein Rechteck darstellende Grundriß der Erdkarte zuließ, und sie wurde daher von der noch als bekannt angenommenen Nordostecke Indiens an in sanfter Abbiegung erst nördlich, dann nordwestlich und westlich gezogen bis in die Gegend, wo Eratosthenes auf die Glaubwürdigkeit der Angaben des Pytheas hin sie verlassen durfte, um sich der Zeichnung wirklicher Küstenentwickelung zuzuwenden. Mit Berücksichtigung des bei Strabo auftretenden Grundsatzes von der Einförmigkeit der Oceanküste bietet sich nun die Möglichkeit der Annahme, daß man diese eratosthenische Hilfslinie benutzt habe zur Ausfüllung der Lücke, welche durch bie Beseitigung der auf den Angaben des Pytheas beruhenden Zeichnung der Küsten des Golfes von Biscaya und des Canals entstanden war, indem man sie weiter nach Westen und Südwesten bis zur iberischen Grenze fortführte.

Die erste Folge der Verzeichnung war, daß fast bei allen Historikern und Geographen der römischen Zeit bie befremdliche

Angabe auftritt, die Insel Britannien liege zwischen Germanien und Spanien. Da ferner die Halbinsel Bretagne von jeher eine Hauptstation des oceanischen Seeverkehrs, insbesondere der Stapelplatz des wichtigen Zinnhandels gewesen war, nach welchem man, wie die alten Quellen einstimmig berichten, dieses wichtige Product aus den im südwestlichen England gelegenen Zinngruben zur See herüberholte, um es von da auf Landwegen den Mittelmeerländern zuzuführen, so war eine zweite Folge dieses kartographischen Rückschritts, daß man in römischer Zeit die Angaben über die Wege des Zinnhandels nicht mehr verstand; daß man, um dieselben mit der jüngeren Karte in Einklang zu bringen, die Merkmale der verschwundenen Halbinsel auf das Nordwestland Spaniens übertrug und als Zinnland nun eine neue Inselgruppe der Kassiteriden in den dieses Land nördlich begrenzenden Ocean verlegte.

Hr. **Wislicenus** sprach über die Bedeutung des status nascens bei der Entstehung von Additionsproducten ungesättigter organischer Verbindungen. Von einzelnen Seiten gegen seine Anschauungen über die räumliche Anordnung der Atome in organischen Molekulen erhobene Einwände heben nämlich die Thatsache hervor, daß bei solchen Additionsvorgängen zuweilen nicht nur die gesättigten Verbindungen von der zu erwartenden räumlichen Constitution (die „normalen"), sondern auch die geometrisch entgegengesetzten (die „abnormen") entstehen. Schon vor drei Jahren, in seiner ersten Abhandlung über diese Verhältnisse, hat der Vortragende gezeigt, wie sich vom Boden stereometrischer Thatsachen diese Vorgänge ungezwungen verstehen lassen; in einer vor fast zwei Jahren publicirten Arbeit bewies er außerdem durch eine besondere Untersuchungsreihe die Zulässigkeit dieser Erklärungsweise. Jetzt zeigte er an neu studirten Fällen, daß der von ihm ausgesprochene Satz allgemeine Giltigkeit und große praktische Bedeutung hat, daß bei Vorgängen der Anlagerung anderer Elemente an ungesättigte Kohlenstoffverbindungen die abnormen Producte dann entstehen, wenn von vornherein die ungesättigte Verbindung im Ueberschusse vorhanden ist, und um so reichlicher sich bilden, je langsamer der Sättigungsprozeß bei solchem Ueberschusse verläuft. An einigen Beispielen demonstrirte der Vortragende unter Zuhilfenahme graphischer Darstellung die stereometrischen Ursachen dieser merkwürdigen und bisher fast unbekannt gewesenen Erscheinungen.

Die Sitzung beschloß ein Vortrag des Herrn **Böhm** über das südamerikanische Pfeilgift Curare.

Bücherbesprechungen.

— **Die Technik des deutschen Emissionsgeschäfts, Anleihen, Conversionen und Gründungen.** Von Dr. **Walther Lotz**, Privatdocent an der Universität Leipzig. (Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig 1890, Preis 3,20 ℳ) — In der vorliegenden, nicht nur auf theoretischen Studien, sondern auch auf praktischer Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse beruhenden Arbeit giebt der Verfasser, dem gestattet war in einem ersten Berliner Bankinstitut die Emissionspraxis durch eigene Anschauung zu studiren, ein erschöpfendes und mit großem Fleiß zusammengestelltes Bild der gesammten Technik des deutschen Emissionswesens. Kann die Arbeit auch den eigentlichen Fachmännern — wir verstehen darunter Diejenigen, die im Emissionsfach an leitender Stelle selbst thätig sind — nichts Neues bieten, so ist es doch auch für den Fachmann interessant, all die mit seiner Thätigkeit in Verbindung stehenden Factoren einmal übersichtlich geordnet und in klaren Worten richtig beurtheilt vor sich zu sehen. Indessen nicht für die Leiter von Emissionsbanken und Syndicaten ist die verdienstvolle Schrift verfaßt, ihren eigentlichen Werth besitzt sie für die große Zahl jüngerer Bankbeamten, unter denen es viele giebt, die bislang vergeblich darnach gestrebt haben, sich eine tiefere Kenntniß des sogenannten Großfinanzgeschäftes anzueignen. Selbst als Angestellte allererster Banken, wie Discontogesellschaft, Deutsche Bank, Darmstädter Bank oder Berliner Handelsgesellschaft, bleibt ihnen das für eine Emission in Bewegung zu setzende Räderwerk in seinen Einzelheiten meistens unbekannt und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil im Interesse der betreffenden Emission nur ganz wenige zuverlässige Beamte, die Angestellten des sogenannten Geheimbureaus oder Secretariats, hinter die Coulissen schauen und in die Details eingeweiht werden dürfen. Für manchen strebsamen jüngeren oder älteren Bankbeamten wird deshalb das Büchlein des Hrn. Dr. Lotz ein sehr willkommener Leitfaden zum Selbstunterricht auf dem Gebiete des Emissionswesens sein. Der Verfasser zeigt uns in seiner Arbeit den ganzen Aufbau der verschiedenen Arten von Emissionsgeschäften. Er bespricht die Bildung der Consortien, die Zusammensetzung der Unterbetheiligten, die Syndicatsleitung, die officiellen Zeichnungsstellen, den Prospect, die Subscriptionen und Einführungen in ihren verschiedenen Formen, die Zeichnungszutheilung, die Sperrstücke ꝛc. ꝛc. Eingehend erörtert er die verschiedenen Arten des Emissionswesens bei inländischen und ausländischen Anleihen; wir ersehen klar, welchen Erwägungen sich die Leiter unserer großen Emissionsfirmen hingeben müssen, ehe sie um ein Anleihegeschäft in Concurrenz treten; zuerst muß erwogen werden, ob der Anleiheschuldner überhaupt Credite in der beanspruchten Höhe verdient; des Ferneren, ob es auch gelingen wird, das einheimische Publicum von dieser Creditwürdigkeit des Anleiheschuldners zu überzeugen. Große Rücksichten sind auch auf die politische Lage und auf die Lage des Geldmarktes zu nehmen. Neben den Punkten rein geschäftsmännischer Ueberlegung darf auch die volkswirthschaftliche Seite nicht außer Acht gelassen werden. Der Verfasser weist hier auf die moralische und finanzielle Verantwortung hin, welche der Emittent seiner Clientele gegenüber auf sich nimmt. Nachdem Hr. Dr. Lotz alsdann das Reichsstempel- und Actiengesetz gebührend besprochen und auch die Convertirungen, Umwandlungen und Neugründungen erörtert hat, geht er zum Schluß auch auf die Frage der Gründung von deutschen Ueberseebanken ein, sowie auf die neueste Erscheinung auf unserem Bankgebiete, nämlich auf die Errichtung von Trust-, Investment- oder Omnium-Gesellschaften, wie wir eine solche in der kürzlich unter Aegide der Deutschen Bank in Berlin ins Leben gerufenen „Deutsch-Amerikanischen Treuhand-Gesellschaft" erblicken. Bei dem lehrreichen Inhalt des Buches und der Reichhaltigkeit des verarbeiteten Stoffes wünschen wir dem interessanten Werkchen einen recht lebhaften Absatz, namentlich im Kreise der jüngeren Bankbeamten. Loaginus.

K—d. **Zur Besitzlehre. Für und wider Rudolf von Ihering.** Von Prof. Dr. J. E. **Kuntze**. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchh. 1890 (124 S., Pr. 2,40 ℳ). — Die Lehre vom Besitze und von der Inhabung, von den rechtlichen Wirkungen und von den gegenseitigen Beziehungen beider ist eine sehr bestrittene. Savigny's, einen neuen Grund legende Ansichten wurden vom ersten Erscheinen seines Werkes „Das Recht des Besitzes" an vielfach angegriffen, vertheidigt, berichtigt und zum Theil auch verlassen, blieben aber nichtsdestoweniger in der Hauptsache maßgebend und stehen noch jetzt in der Mitte des Kampfes. In neuerer Zeit stellte Prof. v. Ihering in der Schrift „Der Besitzwille. Zugleich eine Kritik der herrschenden juristischen Methode" der Ansicht von einer Unterscheidung zwischen dem einfacheren Besitzwillen (des wahren oder vermeintlichen Eigenthümers — animus domini) und einem künstlicheren Besitzwillen (z. B. des Pachters, Nießbrauchers) unter Verneinung des Unterschiedes eine neue Ansicht entgegen, Objectivitätstheorie genannt, die den Grund des Dualismus (Besitz, Inhabung) in einer Norm des objectiven Rechts suche, während die angegriffene, sogen. Subjectivitätstheorie den Grund des Dualismus in der Beschaffenheit des Willens erkenne. Der Verfasser bekämpft v. Ihering, soweit dieser von Grund aus die bisher von der wissenschaftlichen Forschung gefundenen Ergebnisse beseitigen will, und sucht die Grundlagen Ihering's zu erschüttern; er tritt aber auch für ihn ein, wo er die Richtigkeit der Ihering'schen Aufstellungen erkennt, wo ihre Ansichten einander decken. Näher darauf einzugehen, dürfte hier nicht der Ort sein, da nicht Viele an der theoretischen Erforschung der Besitzlehre regeren Antheil nehmen, solche aber neben der Durcharbeitung des Ihering'schen Werkes ohnehin sich in die Kuntze'sche Kritik selbst vertiefen werden, welche ihnen dazu zu empfehlen ist. Ist auch sonst ein größerer Erfolg des Ihering'schen Angriffes kaum abzusehen, so ist doch von ihm und von einer gleich maßvollen Kritik, wie der vorliegenden, zu hoffen, daß die bestrittenen Lehren in dem Widerstreite der Meinungen sich weiter ausbilden und dann nicht nur gesicherter, sondern auch für das Leben verwerthbar werden.

— **Rudolf Eucken**, Professor in Jena, **Die Lebensanschauungen der großen Denker.** Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Leipzig, Veit & Comp. 1890. VIII u. 490 Seiten und ein Sachregister. — Auf Anlaß des vorhergegangenen Werkes

desselben Verfassers ist früher (1888, Nr. 109 d. Bl.) ausführlicher von der philosophischen Richtung die Rede gewesen, welche dort ihren allgemein sachlichen und principiellen Unterbau erhielt. Hier wird eine historische Einführung nachgeholt, die in das gleiche Ziel ausmündet. Entsprechender Weise läßt sie von Eucken's eigenen philosophischen Ueberzeugungen noch weniger sehen, als das damals besprochene Werk. Um so fruchtbarer aber wird der diesmal verfolgte Plan für die Auffassung des Geschichtlichen. Was man von Herder bis mit Hegel „Philosophie der Geschichte" nannte, ist durch thörichten Mißbrauch schematischer Eintheilungen, durch Verrenkung des Thatsächlichen zu Gunsten einer logischen Scheinregelmäßigkeit, seitdem so stark seines Ansehens beraubt, daß man kaum mehr daran erinnern darf, um nicht gänzlich veraltet und zurückgeblieben zu erscheinen. Die Neuzeit gehört der exacten Einzeluntersuchung. Eucken hat indessen so gründliche und exacte Einzelstudien hinter sich und unter seinen Füßen, daß er das Wort wagen darf: „Die gelehrte Detailforschung in allen Ehren, — seien wir auf der Hut, über den Notizen nicht die Ideen zu verlieren und den Geist durch Urkunden ersetzen zu wollen." In der That, auch der begeistertste Klein-Krämer von heute wird Stunden haben, in denen er sich bekümmert fragt, welchem Culturzwecke wohl die bibliothekarische Aufspeicherung der Früchte seines Fleißes dient. Was die Geschichte der *Philosophie* im Besonderen anlangt, so hängt ihr Interesse am Glauben an philosophische Erfolge; ist sie der Werdeprozeß wahrhafter Ueberzeugungen und bleibender Geistesgüter, zeigt sie in ihren Wechselfällen und Kämpfen doch eine Hauptlinie aufsteigender, siegender, immer reicherer, immer tieferer Wahrheit, dann sind wir am besten bewahrt; aber auch wenn es nur gelte, den Gesetzen und nothwendigen Ausgängen eines Krankheitsverlaufes nachzuspüren, wäre der Gewinn noch mächtig; er wird schwächer und schwächer, je mehr es sich nur um Auslegung und Aufhellung des schwer Verständlichen handelt, und verliert sich in dem Maße völlig, als solches Bemühen sich von den Kerngedanken der großen Denker zu Nebeneinfällen kleiner wendet. Wir dürfen nicht aufhören, eine Geschichte der *Philosophie* als ein lebendig mit dem Ganzen verschlungenes Glied einer Philosophie der *Geschichte* anzustreben. Eucken's eigenthümliche Auffassung der Philosophie, wie wir sie von früher kennen, macht ihn vor Andern zur Lösung dieser Aufgabe geeignet. Denn so mancherlei Bedenken uns entstehen mußten, wenn die besondern Ziele des philosophisch-wissenschaftlichen Erkennens mit praktischen Lebenstendenzen in allzu enger Umklammerung zusammengebunden wurden, so entschieden ist diese Vereinigung und Auseinanderbeziehung von Philosophie und „Leben" das Thema einer *geschichtsphilosophischen* Behandlung der großen Versuche philosophischen Systembaues. Eine solche Behandlung wird uns in Eucken's Buche dargeboten. Nur in den Hauptzügen. Denn der Verfasser hat nicht die Absicht, das Ganze des menschheitlichen Entwickelungsweges in der Linie philosophischen Denkens zu durchlaufen, um etwa alle einzelnen Erscheinungen dieses Ganzen in ihrer Bedeutung für das Gesammtziel zu erfassen. Schon in der Heraushebung der *Lebensanschauungen* liegt eine Beschränkung, durch welche diejenigen philosophischen Gedankensysteme bevorzugt werden, worin die letzten Lebensquellen und höchsten Lebensideale des Menschen einen erschöpfenden Ausdruck suchen oder auch ungesucht finden. Es fallen also rein theoretisch angelegte Weltanschauungen aus, oder es wird solchen, die äußerlich ein derartiges rein theoretisches Gewand tragen, wie den Lehren des Aristoteles, des Spinoza, Leibniz und Anderer, ein hinter ihren Lehren und Beweisformeln sich verbergender, aus der Tiefe herauf wirkender Lebensgrund nachgewiesen. Andererseits wird jene Beschränkung zur Ursache einer wohlthätigen Erweiterung. Es durfte sich unter dem gewählten Gesichtspunkte nicht ausschließlich um Philosophie handeln, sondern vor Allem auch um *religiöse* Formen der allgemeinen Lebensideale. Die Charakteristik des Christenthums ist eine wahre Perle dieses Buches; es ist wunderbar, wie das so oft und anscheinend schon nach allen Seiten Besprochene noch eine so urkräftig aus dem Innersten quellende, Alles aus frischer Erlebniß schöpfende, originale Darstellung zuließ, und hoch befriedigend, wie es gelingt, den tiefsten Kern und Geist der Jesureligion fast ohne Citat in treffende Worte eigenster Wahl zu kleiden. Von der Schilderung des Lutherthums dürfen wir Aehnliches rühmen. Besondere Beachtung im gleichen Sinne erfahren die sonst weniger in solchem Zusammenhange behandelten Erscheinungen des Neuplatonismus und der Patristik. Der erwähnten Abgrenzung des Stoffs gesellt sich nun aber noch eine fernere zu, indem nur die Lebensanschauungen *großer* Denker ausgewählt wurden, und überdies, wie leicht ersichtlich, doch nur auf solche der Blick fiel, die für die Herstellung unseres gegenwärtigen Zustandes, mit seinen Gedankenkämpfen und sich feindlich trennenden Lebenszielen, vorbereitend oder befruchtend gewesen sind, theilweise es noch sind. — An diesem Punkte wird natürlich auch die persönliche Stellung des Autors von Einfluß. Wir wissen aus dem früheren Werke, daß er noch heute für den hauptsächlich entzweienden Gegensatz den zwischen einem einseitigen Naturalismus oder Materialismus des Lebens und Denkens und einem ebenso einseitigen Rationalismus in der Weise des Hegelthums hält. Die Heilung wurde in Anschauungen gesucht, die uns an den älteren Fichte erinnerten, obwohl sie direct aus den von Kant gelegten Wurzeln herauswuchsen. Dem entsprechend ist im vorliegenden Werke die Zeichnung Kant's das letzte aufgeführte Bild. Ueber Fichte und die zunächst folgenden wird rasch zu Hegel hinweggeeilt, von Schelling mit ausgesprochenem Widerwillen nur die flüchtigste Notiz genommen — das einzige persönlich gefärbte und von der Höhe der geschichtsphilosophischen Objectivität herabtretende Urtheil in dem ganzen Buche. Schleiermacher fehlt ganz, von späteren nicht zu sprechen. Und doch, wo anders liegen die fruchtbarsten Quellpunkte für eine versöhnliche Verknüpfung von Natur und Denken, Stoff und Geist, als in jenen allbeherrschenden Lebenscentren, die, *willensartig*, nach Schelling, den Kern alles Seienden bilden, und deren *Gefühl*, nach Schleiermacher, uns tiefere Wahrheiten aufschließt, als selbst das Denken? Auch die Dichter sind nicht berücksichtigt. Aber sollten nicht ihre „Lebensanschauungen" die Nation aufs Tiefste bewegt und gefördert haben? Es muß wiederholt werden, daß für unsere Gegenwart der Gegensatz zwischen Materialismus und Hegelthum kaum mehr dienen kann, um die charakteristische Kampfstellung zu bezeichnen, und daß der Historiker, auch bei Eucken's Tendenzen, nicht übersehen darf, was seit der abschließenden Niederwerfung des Hegel'schen Systems und gegenüber den materialistischen Thorheiten, besonders aus den Schelling'schen Wurzeln heraus und unter Herder's und Goethe's Anregungen, ein ganzes halbes Jahrhundert lang unter uns geschaffen worden ist. R. S.

—m— *Bibliothek Deutscher Geschichte* unter Mitwirkung von O. Gutsche, E. Mühlbacher, M. Manitius, J. Jastrow, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter, R. Koser, K. Th. Heigel, A. Fournier herausgegeben von H. v. *Zwiedineck-Südenhorst*. — König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Erster Band. Erste Abtheilung. — Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273—1437). Von Theodor Lindner. Erster Band. — Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königthums. Von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band. — Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1890. 293; 486; XII und 588 S. 8°. — Das große Unternehmen, für das man der altbewährten Verlagshandlung wie dem Herausgeber den aufrichtigsten Dank schuldet, schreitet rüstig vorwärts; wieder liegen uns mehrere Bände vor, die durchweg das glänzendste Zeugniß für die sorgfältige Wahl der Mitarbeiter ausstellen. Neben die Ausgaben in Heften und in Bänden ist nunmehr eine solche in Abtheilungen (à 4 ℳ) getreten, eine Neuerung, die Manchem willkommen sein wird; das erste Werk, das auch in dieser Form erscheint, ist R. Koser's Friedrich der Große. Wir behalten uns vor, auf dasselbe eingehender zurückzukommen, wenn der erste Band vollendet vorliegt, und bemerken hier nur, daß die erste Abtheilung, die bis zum Ende des zweiten schlesischen Krieges reicht, voll und ganz den Erwartungen entspricht, zu welchen der Name des Verfassers, des Herausgebers der „politischen Correspondenz" Friedrich's des Großen, berechtigt. — Die schwierige Aufgabe einer Bearbeitung der Deutschen Geschichte vom Interregnum bis zum Tode Sigismund's hat Th. Lindner übernommen, der sich durch seine (leider bisher nicht über den Tod König Wenzel's hinaus fortgesetzte) Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation wie durch manche andere Arbeit längst als einen der berufensten Kenner des späteren Mittelalters erwiesen hat. Der uns vorliegende erste Band umfaßt die Regierungen Rudolf's von Habsburg, Adolf's von Nassau, Albrecht's I., Heinrich's VII. und Ludwig's des Bayern: eine Zeit, mit der sich zwar gerade neuerdings eine Reihe tüchtiger Forscher beschäftigt hat, deren zusammenfassende Darstellung aber doch ohne eingehende Einzeluntersuchungen kaum möglich war. Offenbar hat der Verfasser solche in ausgedehntem Maße unternommen, wenn er es auch

verschmäht, in Anmerkungen oder Excursen Rechenschaft darüber abzulegen; durchweg ist seine Stellungnahme zu Persönlichkeiten und Ereignissen eine selbständige und weicht nicht selten von der bisherigen Anschauung erheblich ab. Es gilt dies z. B. von seinem Urtheil über Heinrich VII., den er mit unverkennbarer Vorliebe behandelt; er sieht in ihm nicht blos den Idealisten, der ohne Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse das alte Kaiserthum in seinem Glanze wiederherzustellen strebt, sondern er betont namentlich seine Aehnlichkeit mit dem letzten Staufen Friedrich II., der ohne Frage als Realpolitiker zu gelten hat. Diese wie andere Charakteristiken würden zu näheren Erörterungen manchen Anlaß geben; allein hier ist zu solchen nicht der Ort. Wenn das Werk, obwohl es in sehr gewandter Sprache geschrieben ist, sich gleichwohl nicht leicht liest, so liegt dies am Stoffe; das Streben nach Vergrößerung der Hausmacht, das bekanntlich seit Rudolf von Habsburg im Vordergrunde steht und der Reichsgeschichte einen von der älteren Kaiserzeit wesentlich verschiedenen Charakterzug giebt, verlangt ein tiefes Eindringen in die Einzelheiten der particularen und Familienpolitik, und es ist oft recht schwer, trotzdem den allgemeinen Zusammenhang nicht aus den Augen zu verlieren. Dem Verfasser ist dies durchweg trefflich gelungen. Um schließlich noch eine geringfügige Aeußerlichkeit zu erwähnen, möchten wir die Auslassung eines Inhaltsverzeichnisses im Anfange des Bandes für nicht nachahmenswerth halten; da — was wir gleichfalls bedauern — nur dem Gesammtunternehmen, nicht den einzelnen Werken alphabetische Register zugedacht sind, sind eingehende Uebersichten an der Spitze der einzelnen Bände unbedingt wünschenswerth. — H. v. Zwiedineck-Südenhorst, der Herausgeber des Gesammtwerks, hat sich das dem westfälischen Frieden folgende Jahrhundert zur specielleren Darstellung gewählt, ebenfalls eine umfassende Aufgabe, die große Anforderungen an den Bearbeiter stellte. Der erste Band, der bis zum Tode des großen Kurfürsten reicht, zeigt, daß der Verfasser dieser Aufgabe vollkommen gewachsen ist. Seine Grundanschauung, „daß der jeweilige Zustand eines Volkes eine Einheit darstellt, welche aus dem Zusammentreffen der verschiedensten Elemente entsteht, daß die Wechselwirkung zwischen socialen Verhältnissen und politischen Ideen in jedem Zeitalter eine unverkennbare ist, daher auch zur Erklärung des Thatsächlichen in dieser oder jener Richtung die entsprechenden Erscheinungen der andern herangezogen werden müssen", bringt er nicht blos in dem einleitenden Buche zum Ausdruck, welches eine treffliche Uebersicht über den Zustand Deutschlands am Ende des dreißigjährigen Kriegs in politischer wie wirthschaftlicher, literarischer wie sittlicher Beziehung giebt, sondern auch die folgenden Abschnitte legen davon Zeugniß ab, daß er die Einseitigkeit, die aus einer rein politischen Betrachtung der Ereignisse nur zu leicht folgt, zu vermeiden weiß, wenngleich die zusammenhängende Darstellung des Culturlebens innerhalb des behandelten Zeitabschnitts einem folgenden Bande aufbewahrt wird. Der vorliegende folgt den verschlungenen Fäden der politischen Geschichte jener vier Jahrzehnte; ohne neues Material heranzuziehen, hat der Verfasser den verwickelten Stoff in einer für den aufmerksamen Leser fesselnden und lichtvollen Weise behandelt. Im Vordergrunde steht die Gestalt des großen Kurfürsten; ist derselbe vom Standpunkte der preußischen Geschichte aus auch schon wiederholt eingehend gewürdigt worden, so ist doch seine Bedeutung für die deutsche Geschichte wohl noch nie in so zutreffender Weise behandelt worden, als es hier geschehen. „Wer der Darstellung seiner politischen Thätigkeit gefolgt ist, muß sich darüber klar geworden sein, daß die Wiedergeburt der staatlichen Existenz unseres Volkes nach dem Niedergange, welchen es während des unheilvollen Religionskrieges erfahren hatte, in ihm verkörpert ist. Von seinen Ideen, von seinen Erfolgen geht Alles aus, was wir als nothwendige Vorbedingungen für die Schaffung des neuen Reiches erkennen, wenn es auch erst nach zwei Jahrhunderten zur That geworden ist . . ." Trefflich ist dem Verfasser auch die Darstellung der Politik Ludwig's XIV., die ja leider in jener Zeit eine so große Bedeutung für die deutsche Geschichte hatte, gelungen. Mit besonderer Sorgfalt sind die kriegsgeschichtlichen Einzelheiten behandelt; die Schilderung einzelner Schlachten, denen sogar einige Planskizzen beigegeben sind, ist fast zu ausführlich für den Rahmen des Werkes, allein der Verfasser ist der Meinung, daß „nichts zutreffender die Culturhöhe bezeichne, auf der sich ein Volk befindet, als das Kriegwesen, das Auftreten der Völker im Kampf", und hält es daher für angebracht, „an einzelnen, besonders bemerkenswerthen kriegerischen Vorgängen den Fortschritt des Kriegswesens anschaulich zu malen". Die ausgedehnte Heranziehung der Flugschriftenliteraten jener Zeit, die uns erkennen läßt, wie die geschichtlichen Vorgänge den Zeitgenossen erschienen, belebt das Bild in dankenswerther Weise.

—m— **Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert.** Von **Berthold Volz.** Erste Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer. 1890. 96 S. 8°. 1 *ℳ.* — Daß das Bedürfniß einer allgemein verständlichen Darstellung der Geschichte unseres Volks im neunzehnten Jahrhundert vielfach empfunden wird, davon zeugen die wiederholten Versuche, die während der letzten zwanzig Jahre in dieser Richtung gemacht worden und theilweise recht wohl gelungen sind. Ihnen reiht sich das vorliegende Buch an, dessen erste Lieferung einen durchaus günstigen Eindruck macht. Der Verfasser versteht es, geschmackvoll und anschaulich darzustellen; eine wohlthuende, patriotische Wärme belebt seine Sprache, ohne daß irgendwo tendenziöse Einseitigkeit den Leser verletzte. Wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen, wenn die sechs Abtheilungen, in denen es erscheinen soll, vollständig vorliegen.

Pf. **Andenken an die erste Gastspielreise Franc. d'Andrade's in Deutschland und Holland.** Elberfeld, Verlag von Sam. Lucas. — Die Schrift besteht lediglich aus Kritiken und Recensionen, in welchen große und kleine Blätter den portugiesischen Sänger und seine Bedeutung abschätzten. Daß diese zum Abdruck gelangten Besprechungen nur wohlwollende seien, ist eine selbstverständliche Annahme; daß die Kritiker namhafter Blätter sich mit dem Sänger d'Andrade ausführlich befaßten, giebt dem unparteiischen Leser die Gewähr, daß d'Andrade in seinem Fach wirklich etwas Bedeutendes leiste. Das ganze 146 Octavseiten zählende, mit mehreren Bildern des Helden geschmückte Buch macht indessen einen widerlichen Eindruck: aus jeder Zeile spricht Reclamesucht und die Eitelkeit des Mimen. In dem Vorwort (der Verfasser ist nicht genannt) heißt es z. B.: „Auf schlankem eleganten Körper ruht ein schön geformter Kopf, dessen hohe Stirne außergewöhnliche Intelligenz verräth, während aus den feurigen Augen heißes Empfinden spricht; die mächtige (!) Kehle birgt als beneidenswerthen Schatz eine Stimme von stählerner Widerstandskraft, von erdrückender Gewalt und lieblichstem Wohlklang." Und das Alles kann man in deutscher und französischer Sprache lesen! Aber hoffentlich liest man die auf 146 Seiten vertheilten Lobeserhebungen weder deutsch noch französisch. Ist Hr. d'Andrade ein hervorragender Künstler, so bedarf er so aufdringlicher Mittel, sich in Erinnerung zu bringen, gewiß nicht; und ist er es nicht, so werden ihn diese Mittel kaum größer machen, als er in Wirklichkeit ist.

Ltz. **Neue Karte von Afrika in 6 Blättern von Dr. R. Lüddecke.** Maßstab 1 : 10000000. Mit 18 Nebenkarten und mit einem Namensverzeichniß. Aufgezogen auf Leinwand und in Calicodecke. 10 *ℳ.* Gotha, Justus Perthes. — Diese neue vorzügliche sechsblättrige Karte ist aus der Neubearbeitung des jetzt neu erscheinenden „Großen Stieler" hervorgegangen. Etwa 1 m hoch und 9 cm breit, gut aufgezogen und in bequemes Format (Folio) gebrochen, eignet sie sich sowohl als Wandkarte, wie auch zum Handgebrauch. Sie gewährt ein schönes, einheitliches Bild dieses jetzt und wohl noch lange Zeit im Vordergrunde des Tagesinteresses stehenden Erdtheils und erfreut durch die mustergiltige Behandlung der Schrift, durch den gleichmäßig schönen Kupferstich, durch die zarte Colorirung wohlthuend das Auge. Die Hauptkarte umgeben 18 Nebenkarten, welche die wichtigeren Theile dieses Erdtheils im vergrößerten Maßstabe wiedergeben und die Brauchbarkeit noch erhöhen; so Alexandrien und Umgebung, Kairo, Kairo und Umgebung, Unter-Aegypten, Suezcanal, Insel Perim, Straße von Bab-el-Mandeb, Abessinien, Capstadt und weitere Umgebung, Zanzibar und benachbartes Festland, Capland und angrenzende Gebiete, Gold- und Sklavenküste, Unterer Congo, Camerun, Senegambien u. A. Ein vollständiges, alphabetisches Namensverzeichniß, enthaltend die vielen Tausende von Namen mit Hinweis, wo dieselben auf der Haupt- und den Nebenkarten zu finden sind, erleichtert die Benutzung der Karte in hohem Grade, so daß jeder Benutzer der Karte jeden einzelnen Namen in leichtester Weise aufzufinden vermag. Unter Berücksichtigung aller neueren Forschungen ausgeführt, wird diese vorzügliche Karte Allen, die sich für diesen Erdtheil interessiren, auf lange Zeit hin ein zuverlässiges Orientirungsmittel abgeben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 67. Donnerstag, den 5. Juni. 1890.

Der Getreidebrand.

Von Dr. H. Hiller.

Schon im frühen Alterthume kannte man unter dem Namen Brand eine verderbliche Krankheit des Getreides, bei welcher an Stelle normal ausgebildeter Organe dunkle, in rußartigen Staub zerfallende Massen traten. Plinius und Theophrast suchten die Ursachen in ungünstigen äußeren Einflüssen, in Witterungs- und Bodenverhältnissen, und bis zu Anfang unseres Jahrhunderts war man noch derselben Meinung. Man hielt die Brandmasse allgemein für eine krankhafte Gewebebildung der Pflanze selbst. Persoon war der Erste, der diese Bildungen zu den Pilzen rechnete. Aber viele, selbst bedeutende, Botaniker hielten noch an ihrer alten Ansicht fest oder betrachteten wenigstens diese Pilze als Producte krankhafter Zustände der Pflanze und nahmen eine Urerzeugung derselben in der Pflanze an. Wirkliche Klarheit wurde erst durch Julius Kühn geschaffen, indem derselbe durch Infectionsversuche die Entstehung des Getreidebrandes durch Pilze nachwies.

Nicht nur am Getreide, auch bei einer großen Anzahl anderer Pflanzen sind uns gegenwärtig Brandkrankheiten bekannt. Bei allen aber hat man es mit Schmarotzerpilzen zu thun, welche die Ursache der betreffenden Krankheit bilden und die man insgesammt zu der Familie der Brandpilze oder Ustilagineen zusammengefaßt hat. Es sind sämmtlich endophyte, d. h. im Innern der Wirthspflanze lebende Parasiten. Das, was wir mit dem Namen Brand bezeichnen, ist aber nicht etwa der Pilz selbst, sondern es sind die Sporen oder Keimkörner, jene mikroskopisch kleinen Zellen, durch welche sich die Pilze fortpflanzen. Man könnte den Brandkörper also gewissermaßen als die Frucht des Brandpilzes ansehen. Der Pilz besteht vielmehr aus feinen zarten Fäden von weißer Farbe, welche in und zwischen den Zellen der Nährpflanze umherwachsen. Eine jede Brandkrankheit wird von einer ganz bestimmten Brandpilzart hervorgerufen und eine jede ist auf ihre besonderen Nährpflanzen beschränkt und hat ihre charakteristischen Merkmale, welche in der Beschaffenheit, die der brandige Pflanzentheil bekommt, in der Farbe, im Geruch oder der mikroskopischen Ausbildung der Brandsporen liegen. In Pflanzen, welche von einer Brandkrankheit befallen sind, findet man schon lange, bevor man äußerlich an denselben etwas bemerkt, die Fäden des Pilzes und zwar nicht nur an denjenigen Stellen, welche später brandig werden, sondern fast in allen Organen und ganz besonders häufig in den Stengeln. Ist für das Mycel der geeignete Zeitpunkt zur Sporenentwickelung gekommen, so vermehren sich die Pilzfäden in den Theilen der Nährpflanze, wo der Pilz die Sporen bildet, bedeutend; sie durchwuchern das ganze Gewebe und zerstören dasselbe schließlich vollständig, so daß ein dichtes verworrenes Geflecht von Pilzfäden an Stelle des normalen Zellgewebes tritt. Meist bleibt die äußere Haut des befallenen Pflanzenorganes unversehrt, wodurch dasselbe auch seine Gestalt behält. An unzähligen Stellen der Pilzfäden entspringen dann kurze Zweige, welche am Ende anschwellen und sich mit einem dichten ölhaltigen Inhalte erfüllen. Manchmal schnüren sie sich perlschnurartig ein, so daß mehrere rundliche Anschwellungen hinter einander liegen. Hierauf umgiebt sich der Inhalt jedes dieser Glieder mit einer Zellhaut und die neue Spore ist gebildet. Diese ist anfangs noch farblos, nimmt aber nach und nach eine dunklere Farbe an. Zu gleicher Zeit lösen sich die Pilzfäden, indem sie sich in gallertartige Massen umwandeln, auf, und verschwinden schließlich vollständig. Nur die jetzt frei gewordenen Sporen bleiben übrig. Sie sind je nach der Art des Brandpilzes verschieden, meist ein-, seltener mehrzellig, und haben gewöhnlich eine rundliche Gestalt.

Was die Keimung der Sporen anbetrifft, so kann dieselbe unter günstigen Bedingungen, das heißt bei genügender Feuchtigkeit und Wärme, sofort nach ihrem Freiwerden erfolgen. Sie behalten ihre Keimfähigkeit aber auch, wenn sie trocken liegen, oft mehrere Jahre hindurch. Bei der Keimung treibt die Spore einen farblosen Keimschlauch, in welchen der Sporeninhalt einwandert und der sofort in seine Nährpflanze eindringen kann. Meist entwickelt er sich aber zu einem Vorkeim, d. h. zu einem Gebilde, an dessen Spitze Zellen abgeschnürt werden, die eine zweite Generation von Keimen darstellen. Diese „Sporidien" genannten Gebilde vermögen nämlich ebenso, wie die echten Sporen, zu keimen und durch das Eindringen ihres Keimschlauches in der Nährpflanze den Brand zu erzeugen.

Die Keimschläuche bohren sich durch die Oberhaut der Pflanze hindurch, dringen von hier aus in die anderen Gewebe vorwärts und bilden sich dort zum Mycelium weiter aus, welches schließlich wieder Sporen entwickeln kann. Bietet sich ihnen dagegen binnen einer gewissen Zeit keine passende Nährpflanze, in welche sie eindringen könnten, dar, so erschöpfen sie sich durch ihr Wachsthum und gehen ausnahmslos zu Grunde. Wie aber durch zahlreiche Versuche festgestellt ist, dringen die Keimschläuche nur in ganz junge Nährpflanzen und auch da nur an ganz bestimmten Stellen in dieselben ein. Aelteren Pflanzen, welche über dieses Stadium hinaus sind, können die Pilze nichts mehr anhaben. Bei den uns am meisten interessirenden Brandpilzen, dem Stein- und Flugbrand der Getreidearten, dringen sie in das erste Glied des Stengels ein und wachsen von dort zum Blüthenstande aufwärts. Die Infection geschieht also zugleich mit der Keimung. Ist das Getreide einmal aufgegangen, so ist eine Ansteckung nicht mehr möglich. Hiermit steht im Einklang, daß man den Brand im Getreide nur hervorrufen kann, wenn man die Körner mit Brandpilzsporen gemengt aussäet, die Krankheit aber nicht auftritt, wenn erst nach dem Auflaufen der Saat die Brandsporen zwischengestreut werden.

Für die Entwickelung des Pilzes ist aber unbedingt Feuchtigkeit und Wärme nothwendig. Bei Trockenheit findet keine Keimung der Sporen statt, oder sie wird, wenn sie schon begonnen hatte, wieder unterbrochen, während auf feuchter Unterlage und in feuchter Atmosphäre, wie leicht experimental nachzuweisen ist, eine üppige Vegetation der Keimlinge der Sporen vor sich geht. Hierdurch ist die Thatsache erklärlich, daß der Brand durch äußere gewisse Bedingungen begünstigt wird. Wenn wir in der ersten Entwickelungszeit der Saat feuchtes Wetter haben, wenn der Acker überhaupt an großer Nässe leidet, oder in solcher Lage sich befindet, daß die Luft nicht ungehindert hinzu kann und die Feuchtigkeit zu verdunsten vermag, dann tritt die Brandkrankheit stets häufiger und heftiger auf. Die Zusammensetzung des Bodens

und die geographische Lage haben gar keinen Einfluß. Man findet ihn ebensowohl im Gebirge an der Grenze des Getreidebaues, wie auch in den fruchtbaren Auen des Flachlandes. Frische Mistdüngung scheint die Entwickelung der Brandkrankheit zu begünstigen. Diese Erscheinung, die man in der That oft zu beobachten Gelegenheit hat, erklärt sich aber dadurch, daß durch den frischen Mist 1) eine größere Bodenfeuchtigkeit bedingt wird und 2) besonders wenn er nicht gut verrottet war, leicht keimungsfähige Sporen auf den Acker gebracht werden können.

Von den ungefähr 140 Brandpilzarten, die man bisher auf etwa 300 Nährpflanzen kennt, seien nur die für uns am wichtigsten, der Steinbrand (Tilletia caries Tul.) und der Flugbrand (Ustilago Carbo Tul.) genannt und etwas näher beschrieben.

1) Der Steinbrand, Faulbrand, Faulweizen, Schmierbrand, geschlossener Brand, Stinkbrand oder Stinkruß genannt, befällt von unseren Getreidearten nur den Weizen und Spelt, und kennzeichnet sich dadurch, daß nur das Innere des Kornes in Brnndmasse verwandelt wird, die Aehre seldst aber ihre normale Gestalt behält.

Die ersten Zeichen der Krankheit sind oor dem Erscheinen der Aehren schwer zu erkennen; nur eine etwas dunkler grüne Färdung verräth dem geüdten Auge die Erkrankung. Ist die Aehre ausgebildet, so kann man die brandigen Pflanzen schon leichter an der blaugrünen Farbe der Aehre und dem gelblichen Aussehen der Blätter erkennen. Erst mit Beginn der Reife des Getreides finden sich in die Augen springende Merkmale. Die brandigen Aehren bleiben in der Entwickelung zurück und neigen sich nicht nach adwärts wie die gesunden. Die einzelnen Aehrchen spreizen sich auseinander und man sieht die kürzeren mehr ausgebauchten Köener dunkel durch die Spelzen hindurchschimmern. Zerdrückt man nun ein solches äußerlich ganz unversehrtes Korn zwischen den Fingern, so findet man dasselbe erfüllt mit einer dunklen, stark nach Heringslake riechenden Masse, welche aus den Sporen des Brandpilzes besteht. Diese sind kugelig, etwa 0,018 mm im Durchmesser und haben eine blaßdraune Oberhaut mit stark ausgebildeten netzartigen Verdickungen. Da die erkrankten Aehren dis zur Reife des Getreides mit den Sporen stehen bleiben, so gelangen sie mit in die Ernte; beim Dreschen werden die Sporen frei und verunreinigen das Getreide und später auch das Mehl, welches dadurch eine unreine Farbe und einen ekelhaften Geruch und Geschmack erhält. Gelangen die Sporen bei genügender Wärme in feuchte Erde, so treiben sie einen kurzen keuligen Keimschlauch, an dessen oberem Ende sich kleine Buckeln erheben, welche zu kurzen Fäden heranwachsen und oft zu zweien unter einander verwachsen, so daß H-förmige Gebilde, die sogenannten Kranzkörperchen, entstehen, die wie ein Kranz um die Spitze des Keimschlauchs angeordnet sind. Es sind dies die Sporidien, also Keimzellen zweiten Grades. Sie fallen ad, keimen und erzeugen, wenn sie mit ihrem Keimschlauch in eine junge Weizenpflanze eingedrungen sind, von Neuem den Brand. Die Bildung solcher secundärer Knospenzellen kann sich unter Umständen nochmals wiederholen und so die Vermehrungsfähigkeit des Steinbrandes, die schon durch die reichliche Sporenbildung eine sehr große ist, außerordentlich erhöht werden. Welch' ungeheuere Dimensionen der Steinbrand annehmen kann, wird den älteren Landwirthen aus früherer Zeit noch bekannt sein, wo in günstigen Fällen auf 150 Aehren eine Brandähre kam, wo aber gar zu oft der ganze Ertrag oerwüstet wurde. Und heute noch kommt es in manchen Gegenden Mährens, Ungaens und Südrußlands oor, daß ¼ der Ernte brandig ist.

2) Der Flugbrand, Staubbrand, Rußbrand oder kurzweg Ruß genannt, kommt außer auf Weizen auch noch auf Hafer und Gerste, sowie auf einer großen Menge von Wiesengräsern vor. Die Jugendzustände dieses Pilzes sind noch schwieriger zu erkennen, als beim Steinbrand, wenn aber erst die Aehre ausgebildet ist, dann scheint auch schon die schwarze Brandmasse hindurch. Während beim Steinbrand nur das Innere des Kornes in Brand umgewandelt wird, zerfällt beim Flugbrand fast der ganze Blüthenstand in Brandpuloer. Anfangs bedeckt noch die zarte Oberhaut, welche allein ungestört geblieben ist, die brandigen Pflanzentheile, sehr bald zerreißt sie aber und die Sporen werden frei. Vom Wind und Regen werden sie nun überall hin zerstreut, so daß schließlich nur noch die kahle Spindel des Blüthenstandes übrig bleibt. Da die Brandsporen zum großen Theil schon vor der Ernte des Getreides verschwundeen sind, so verunreinigen sie die Köener nicht und die Schädlichkeit des Pilzes beruht hauptsächlich darin, daß er einen Mindeeertrag der Köener oerursacht. Die Sporen des Flugbrandes sind kugelig, braun, mit glatter Oderhaut und oiel kleiner als die des Steinbrandes (0,007—0,008 Millimeter im Durchmesser), die Entwickelung geht etwas anders oor sich. Der kurze Keimschlauch der Spore bildet keine Kranzkörperchen, sondern schnürt an seiner Spitze nur rundliche Sporidien ab, die nun ihrerseits keimen und die Infection hervorrufen. Da, wie oben schon gesagt, Brand nur entsteht, wenn neben der keimenden Saat auch entwickelungsfähige Brandkeime sich finden, so ist unser Hauptaugenmerk bei den Maßregeln zur Verhütung dieser Krankheiten auf die Vertilgung der Sporen zu richten. Es ist leicht einzusehen, daß die meisten Sporen, welche später krankheitserregend auftreten, mit dem Saatgut, dem sie anhafteten, auf den Acker gelangt sein müssen. Sie wurden mit den Köenern mit eingeeentet uad trocken aufbewahrt, behielten also ihre Keimfähigkeit und befinden sich später bei der Aussaat in der günstigsten Lage, in der unmittelbarsten Nähe der keimenden Wirthspflanzen, so daß es ihnen leicht ist in eme oder die andere einzubringen. Die Sporen dagegen, welche bei der Ernte auf dem Acker verbleiben, werden selten schädigend wirken können; sie keimen bald und erschöpfen sich durch Sporidienbildung, da sie keine passenden Wirthspflanzen finden. Daß auf einem Felde, auf dem bereits die Brandkrankheit ausgebrochen ist, nicht noch andere gesuade Pflanzen angesteckt werden können, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden. Zu jener Zeit sind längst alle Pflanzen über jenes Jugendstadium, in welchem die Infection erfolgen kann, hinaus. Die Anzahl der brandigen Pflanzen auf einem Acker hängt einzig und allein von der Zahl der von der Krankheit ergeiffenen Keimpflänzchen ab. Den Brand zu verhüten müssen wir also darauf bedacht sein, die Brandsporen von dem Saatgut zu entfeenen, oder die daran haftenden zu tödten. Hierfür giebt es kein anderes sicheres Mittel, als die Behandlung des Saatgetreides mit einer Beize. Einfaches Waschen oder Reinigen desselben mittels einer Windfege genügt nicht. Die günstigen Wirkungen des Beizens mit Kalk oder Kupfervitriol sind schon lange bekannt. Plathner fand, daß von 1000 Köenern brandigen Weizens: durch Schwingen gereinigt 422 Brandähren, mit reinem Wasser gewaschen 116 Brandähren, mit Kalk gebeizt 68 Brandähren, mit Kupfervitriol gebeizt 28—31 Brandähren entstanden. Derartige Versuche sind noch unter Anderen besonders von Kühn in Halle angestellt worden. Er beobachtete, daß die Sporen des Flug- und Steinbrandes nach Behandlung mit Alaun, Schwefelsäure oder Eisenvitriol noch keimfähig waren, während Kupfervitriol schon nach einhalbstündiger Einwirkung die Keimkraft vernichtete. Durch seine Versuche stellte es sich ferner heraus, daß unverletzte Weizenköener ein Einweichen in Kupfervitriollösung von 12—16 Stunden ohne großen Nachtheil vertragen. Nach Kühn's Recept nimmt man auf etwa 450 Liter Getreide ein Pfund Kupfervitriol; diesen löst man in heißem Wasser auf und verdünnt die Lösung soweit, daß sie den Samen, den man in einen Bottich geschüttet hat, 8—10 Centimeter überdeckt. Nun rührt man das Ganze mit einem alten Reisigbesen tüchtig durch. Hierdurch kommen nicht allein die Brandsporen, sondeen auch die Unkrautsämereien und die schlechten Köener oben auf. Man schöpft wiederholt ab und gießt frische Lösung zu. Dann läßt man das Saatgut 12 bis 16 Stunden eingequellt stehen, breitet es, nachdem man die Beizflüssigkeit abgelassen, flach aus und wendet es mehrfach um. Es wird dadurch so trocken, daß es nach einigen Stunden mit der Hand und nach 24 Stunden mit der Maschine gesäet werden kann. Die am meisten gebräuchliche Methode, das Besprengen der breit geschütteten Körner mit der Beizlösung und darauf folgendes, mehrmaliges Umschaufeln derselben, ist nach den Versuchen von Kühn und Nobbe nicht so gut, weil selbst bei sorgfältigster Ausführung es kaum möglich ist, alle Körner mit der Lösung in Berührung zu bringen. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß alles Beizen mit Kupfervitriol stets einen gewissen Procentsatz Verlust giebt und dies besonders bei Maschinendrusch, weil durch die Maschine die Köener leicht Verletzungen erhalten, in welche die Beize eindringt, wodurch der Keimling angegriffen wird. Dies ist viel weniger der Fall bei Handdruschköenern. Sorauer fand bei 28 Versuchen, daß stets die durch Handdrusch gewonnenen gebeizten Körner den geringsten Procentsatz keimungsunfähiger Körner besaßen. Ganz bedeutend kann der Verlust an Saatgut werden, wenn der Landwirth von dem Grundsatze ausgehend: „Viel hilft viel“, anstatt der oon Kühn empfohlenen 5 Pfund pro Wispel gar 6, 7 ja auch 10 Pfund Kupfervitriol anwendet. Aus Versuchen von Graßmann ergiebt

sich, daß „durch jedes zum Beizen mehr verwendete Pfund Kupfervitriol die Keimungsfähigkeit entsprechend geschwächt wird“. Der Einfluß der Beize zeigt sich aber nicht nur in der Schwächung der Keimkraft, sondern auch in einer nachtheiligen Beeinflussung des Bewurzelungs- und Vegetationsvermögens der Keimpflänzchen. Es fanden sich bei den eben erwähnten Versuchen im Verhältniß zur steigenden Menge Kupfervitriol außer den normal entwickelten Keimpflänzchen auch stets eine Anzahl wurzellose und wurzelkranke. Ferner beantwortete Graßmann die Frage, ob und in welcher Weise die Keimfähigkeit des gebeizten Samens durch länger als 24stündiges Liegen nach der Beize leidet, dahin, daß eine Verzögerung der Aussaat des gebeizten Saatgutes über 24 Stunden hinaus einen beträchtlichen Ausfall an gesunden Keimlingen bewirkt. An Stelle von Kupfervitriol wurde von Kühn auch noch 0,75procentige Schwefelsäure als Beize empfohlen. Dreisch kam aber durch Versuche zu dem Resultat, daß durch sie die Keimfähigkeit und Entwicklung des Weizens in höherem Grade geschädigt wird. Ferner trocknen derartig behandelte Körner sehr schwer und schimmeln infolge dessen leicht. Außerdem ist von Zoebl die Anwendung von schwefliger Säure als Beizmittel angegeben worden. Versuche ergaben, daß Steinbrandsporen schon nach einem 3 bis 5 Minuten langen Aufenthalt in dieser Säure getödtet waren, während Weizen erst nach frühestens einer Stunde eine geschwächte Keimkraft zeigte. Für die Praxis schlägt er vor, in einem Fasse Schwefel zu verbrennen, dieses halb mit Saatgut zu füllen und es hierauf zu verschließen. Durch Rollen des Fasses wird dann der Weizen mit der schwefligen Säure in innige Berührung gebracht. Die Zeitdauer der Einwirkung der Säure ist bei diesem Verfahren auf 3 bis 4 Stunden, bei großen Quantitäten auf 6 Stunden festgestellt worden, wobei nach Verlauf von etwa 2 Stunden das Verbrennen von Schwefel im Faß zu wiederholen ist. Alle diese Beizmethoden lassen sich sowohl gegen den Steinbrand als gegen den Flugbrand anwenden. Leider ist aber bei der Gerste große Vorsicht in Bezug auf Kupfervitriol nöthig, da ihre Keimfähigkeit außerordentlich darunter leidet. Da nun in den letzten Jahren die Klagen der Landwirthe über heftiges Auftreten des Flugbrandes sich mehrten, so erinnerte Märcker in Halle an die günstigen Resultate, die Kühn mit verdünnter Schwefelsäure bei Gerste erzielt hat. Während diese die Keimfähigkeit des Weizens bedeutend schädigte, zeigte sie sich bei der Gerste recht günstig. Die zweckmäßigste Mischung ist: 100 Liter Wasser und ¾ Kilogr. englische Schwefelsäure. Mit dieser Mischung darf die Gerste aber nicht nur besprengt und durchgestochen werden, sondern sie muß 10, noch besser 12 Stunden in derselben eingeweicht werden. Eine kürzere Zeit genügt nicht, die Keimfähigkeit der Brandsporen zu vernichten.

Alles Beizen ist aber vergeblich, wenn brandiges Stroh oder schlecht verrotteter Mist von brandigem Stroh als Dünger auf den Acker gebracht wird. Stets haften daran noch entwickelungsfähige Pilzkeime, welche eine Infection hervorrufen können.

Bücherbesprechungen.

B.K. **Wegweiser zur Seligkeit.** Ein evangelisches Unterrichts- und Erbauungsbuch für alle Stände, enthaltend die christlichen Glaubens- und Sittenlehren nach Anleitung einiger Hauptbegriffe aus den gewöhnlichen Episteln und Evangelien, sowie Gebete und Gesänge auf alle Tage, für Kranke und Bekümmerte und für besondere Gelegenheiten. Zur Weckung und Förderung christlichen Lebens dargeboten von Ewald Dresbach, Pastor in Halver (Westfalen). Leipzig 1890. Buchhandlung des Evangelischen Bundes van Carl Braun. — Wir geben diesen, wie es scheint, absichtlich so alterthümlich gestalteten Titel, der an die Folianten unserer Väter erinnert, in seiner ganzen Vollständigkeit, weil damit in der Hauptsache der ganze Inhalt des Buches schon bezeichnet ist. Im 17. Jahrhundert sind viele solche Werke geschrieben worden in der Regel als Ertrag einer stillen pastoralen Arbeit von vielen Jahren. Inwieweit sich das auch von diesem Buche aussagen läßt, ist sehr schwer zu entscheiden. Denn weit über zwei Drittel des Ganzen bilden der ermahnende und der erbauliche Theil, deren Inhalt aus dem Titel ersichtlich ist. Auf diesem Gebiete liegen aber so zahllose Vorarbeiten vor bis in die neueste Zeit, doß es einerseits ein förmliches Studium kosten würde, die eigene Arbeit des Verfassers hier auszuscheiden, andererseits jedoch angesichts der vielen ausgezeichneten Bücher, die dieses Bedürfniß befriedigen, die Frage nach der Nothwendigkeit eines neuen in große Gefahr der Verneinung geräth. Indessen legt der Verfasser auf die Eigenarbeit wenigstens im dritten Theile, der auch viele Kirchenlieder enthält, selbst kein zu großes Gewicht, und andere Erbauungsbücher stellen sich auch wesentlich als Sammelwerke dar. So würden wir hauptsächlich zum ersten Theile Stellung zu nehmen haben, welcher auf 124 Seiten folgende Gegenstände behandelt: der christliche Glaube, die Bibel, die Kirche, Kirchengeschichtliches, das Kirchenjahr, der Sonntag, die Mission, der Gustav-Adolf-Verein und der Evangelische Bund, das Gebet. Daß hier auf jedes der genannten wichtigen Capitel nicht viel Raum entfallen kann, lehrt eine einfache Theilungsrechnung. Allerdings läßt sich mit wenig Worten viel sagen, wenn man das versteht; aber wir haden keinen Anlaß, diesen Theil des Buches darauf hin einer Prüfung zu unterwerfen. Der Verfasser bringt sich mit einer einzigen Anmerkung auf Seite 34 um alles Vertrauen, das wir ihm schenken möchten. Wir lesen: „Die frühere Unterscheidung zwischen „Lutherischen“ und „Reformirten“ schwindet immer mehr, und das ist gut. Die Hauptdifferenz zwischen beiden hatte statt hinsichtlich des heil. Abendmahls — allein bei Licht besehen, war dieser Punkt von Anfang an mehr eine gelehrte theologische Streitfrage.“ Wenn man das in einem liberalen Wochenblättchen liest, so wundert sich Niemand; aber in einem Wegweiser zur Seligkeit ist das neu. Das ist eine Union, wie sie bisher wohl für manchen Gleichgiltigen bestanden hat, dem Vieles einerlei ist, aber nicht für einen bewußten Christen. Ein solcher wurzelt mit seinem ganzen Wesen in einem geschichtlich gewordenen religiösen Boden, aus dem er sich gar nicht loslösen kann, ohne auch alle Vorzüge seiner Eigenart aufzugeben. Er kann sich vielleicht entschließen, mit anders gearteten Christen nicht nur guten Frieden zu halten, sondern entsprechend dem preußischen Unionsgedanken auch gemeinsam Gottesdienst und Sacrament zu feiern; aber solche Reden wird er über den Glaubensgrund, den seine Väter gelegt haben, nicht führen, auch nicht dem Evangelischen Bund zu Liebe.

B. K. **Ueber Lessing's Lehre von der Seelenwanderung.** Von Wilhelm Friedrich. (Preisgekrönt von der August Jenny-Stiftung.) Leipzig, Oswald Mutze, 1890. — Der hier gegebene Buchtitel kann nicht die für die Preisbewerbung gestellte Aufgabe sein; denn nicht Lessing's Lehre von der Seelenwanderung, vorausgesetzt daß man von einer solchen überhaupt reden kann, ist in der Schrift dargestellt, sondern auf Grund der in den Schlußparagraphen der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ gegebenen Andeutungen stellt der Verfasser eine eigene Lehre von der Seelenwanderung auf. Somit ist der Titel als unrichtig gewählt zu bezeichnen. Um Verwechselung mit alt-indischen Vorstellungen zu vermeiden, setzt der Verfasser an Stelle des Wortes Seelenwanderung den Ausdruck Palingenesie, und da diese letztere in seinem Sinne ein Wieder-Erscheinen desselben Menschen auf der Erde bezeichnet, also nicht im Entferntesten das, was man Seelenwanderung nennt, so wäre noch nicht einmal dieses Wort in dem Buchtitel richtig. Er hätte lauten müssen: Der Gedanke eines mehrmaligen Lebens der Menschen auf der Erde auf Grund Lessing'scher Vorstellungen entwickelt und vertheidigt. Wir können nicht leugnen, daß diese Entwickelung nicht blos mit jener Wärme und Hingabe an die Sache vollzogen wird, die allen Verfechtern solch eigenthümlicher Gedanken eigen ist, sondern auch mit großem Scharfsinn unter Benutzung aller nur möglichen Beweisgründe. Dabei steht der Verfasser, wie sein Meister Lessing auch, der Erscheinung des Christenthums als einer Offenbarungsstufe mit großer Ehrfurcht gegenüber und ganzen Abschnitten seiner Schrift kann man als christlicher Denker mit Zustimmung folgen. Aber sein Standpunkt fordert eine Universalreligion, zu der das Christenthum fortschreiten soll, weil im Bereiche der christlichen Offenbarung alle die Räthsel ungelöst bleiben, die er doch gelöst zu sehen wünscht. Die Denkübungen, die er zu diesem Behufe anstellt, berühren wohlthuend in einer Zeit, wo die Wissenschaft so vielfach auf den Pfaden des Materialismus wandelt; aber es sind und bleiben doch eben Denkübungen, deren Ergebnisse der mitdenkende Leser sich nur aneignen wird, wenn er dieselben als seiner sittlichen Persönlichkeit entsprechend erkennt. Der im Bereiche der christlichen Offenbarung denkende Leser sieht, wie infolge der bereits an ihm vollzogenen Palingenesie und in der Hoffnung auf die ihm verbürgte Palingenesie alle die Vortheile, die der Verfasser von dem Glauben an seine Lehre erwartet, Hoffnung, Muth, Trost, Todesfreudigkeit, ihm bereits zugefallen sind, und

weiß aus Erfahrung, daß das gelegentliche Abhandenkommen dieser Güter durch philosophische Erkenntniß nicht zu verhüten ist.

B. K. Katechismus des reinen Spiritualismus. Wegweiser zur erlangung eines glücklichen lebens im diesseits und jenseits. Von Lucian Pusch, pens. professor, erenmitglied des vereins „Harmonische Philosophie" in Mülsen St. Niclas. I. S. U. M. P. A. in London. Leipzig, Mutze. 1890. 4 ℳ. — Der so gefaßte und so gedruckte Titel redet allein schon seine Sprache. I. S. U. bedeutet Internationale spiritualistische Union, und M. P. A. bedeutet Membre af psychological Assaciation in London. Der Verfasser bedient sich einer Schreibweise, die an die wunderlichen Ankündigungen des weiland Jacobi'schen Königstrankes erinnert, aber wiederum einige Wunderlichkeiten für sich hat. Eine in solcher Willkür veränderte Schreibweise wäre für ein gedrucktes Buch in Frankreich und England und wohl auch in anderen Culturländern eine einfache Unmöglichkeit: kein Mensch würde es lesen. Wir guten Deutschen müssen doch in dem Rufe stehen, daß man uns dergleichen bieten darf. Offen gestanden waren wir nahe daran, die Schrift bei Seite zu legen und sie nach ihrem Bajazzokleide in gebührender Kürze zu kennzeichnen. Aber sie ist doch in ihrer Art bemerkenswerth als eine Krankheitserscheinung, auf die man die Aufmerksamkeit lenken muß. Das Buch ist kein Katechismus, sondern eine Sammlung von 462 Gedankenspähnen, die der Verfasser, kurz oder lang, dick oder dünn, wie es sich traf, abgehobelt und auf einen Haufen zusammengekehrt hat. Das Bild mag gröblich sein, aber jedenfalls bezeichnend, denn weniger äußere und innere Ordnung in der Aufeinanderfolge, Gruppirung und Darstellung der Gedanken ist in einem Buche überhaupt nicht denkbar. Es wird schlechterdings dasselbe, auch mit genau denselben Worten, an verschiedenen Stellen fünf, zehn und noch mehr Male wiederholt. Das Buch handelt auch nicht vom Spiritualismus, sondern vom Spiritismus aber wie man sonst die Lehre vom Verkehr mit den Geistern nennen mag. Das Buch sagt gar nichts darüber, wie man ein glückliches Leben im Diesseits und Jenseits erlangt, sondern den wirren Sätzen läßt sich nur entnehmen, daß der Verfasser sich durch den von ihm ermöglichten Geisterverkehr für glücklich hält, und beschreibt ein wenig, wie man sich durch Medien, „Séancen" u. s. w. dasselbe Glück auch verschaffen könne, ohne sonderlich viel davon zu verrathen, worin dieses Glück bestehe. Jedenfalls aber ist der Verfasser ein ehrlicher Spiritist, der an seine Sache selber glaubt und gegen Gedankenleser, Hypnotiseure und öffentlich auftretende Medien ebenso scharf zu Felde zieht, wie gegen Philister und Brodgelehrte, die ihn nach seiner Aussage mit großem Haß verfolgen und seine „ere" schwer kränken. So erfahren wir auch von ihm allerlei Interessantes, nicht blos, daß in Mülsen St. Niclas im Sachsenlande Medien Sitzungen zu 3 bis 4 ℳ geben und daß der Ort als spiritistische Sommerfrische zu empfehlen ist, sondern, was wichtiger ist, daß diese dunkle Lehre weit hinein und weit hinaus in die Kreise der Professoren und Studenten gedrungen ist und von vielen derselben wie eine Religion betrachtet wird. Das Buch ist den Commilitonen der Alten Burschenschaft auf dem Burgkeller in Jena gewidmet. Das Alles giebt denn doch zu denken; und wenn S. 172 der Kaiser von Rußland als Bruder Alexander III. bezeichnet wird (der Verfasser lebt in Russisch-Polen) — ist das blos eine Wahnvorstellung oder was steckt sonst dahinter?

— Lehrplan für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen vom 5. November 1878. 5. Auflage. 1890. Mit erläuternden Anmerkungen und Sachregister herausgegeben von F. W. Kockel, Dresden, Verlag von A. Huhle. — Dieser Commentar ist bereits früher in den vorliegenden Blättern in beifälliger und anerkennender Weise besprochen worden. Darin, daß er jetzt in fünfter Auflage erscheint, liegt ein erneuter, unzweideutiger Beweis seiner Vortrefflichkeit. Wir glauben daher, uns einer anderweiten eingehenden Beurtheilung enthalten und auf die folgenden kurzen Bemerkungen beschränken zu sollen. Das Volksschulwesen unseres Vaterlandes befindet sich seit Erlaß des neuen Volksschulgesetzes aus dem Jahre 1873 in einer stetig und lebendig fortschreitenden Entwickelung. Ein anschauliches Bild hiervon giebt auch der Commentar zu dem Lehrplan für unsere einfachen Volksschulen. Die jüngste Auflage zeichnet sich vor Allem durch eine an vielen Stellen abgeänderte und verbesserte Gruppirung der in den Anmerkungen enthaltenen Gedanken, sowie durch Erweiterung derselben auf Grund der neueren Erfahrungen in der Schulpraxis vor den früheren Auflagen aus, so nimmt dieselbe u. A. auf eine Reihe von Bemerkungen Bezug, welche sich in den vor Kurzem erschienenen speciellen Stoffplänen für die Bezirke Oelsnitz und Auerbach finden. An anderen Stellen finden sich neuere und, wie uns scheinen will, sehr beachtenswerthe Vorschläge für die Behandlung des Zeichenunterrichts und des Turnunterrichts. Nicht uninteressant ist in letzterer Beziehung die Notiz, daß im Jahre 1881 121 städtische und 313 ländliche Schulen mit Turnunterricht, 35 städtische und 1482 ländliche Schulen ohne Turnunterricht, dagegen im Jahre 1888 175 städtische und 585 ländliche Schulen mit Turnunterricht und 9 städtische und 1240 ländliche Schulen ohne Turnunterricht waren. Der Turnunterricht hat daher zwar allmälig ein etwas größeres Verbreitungsgebiet gewonnen, findet aber nach der Ansicht des Commentars namentlich bei Landgemeinden noch immer nicht die Werthschätzung, die ihm gebührt. Eine besondere Sorgfalt ist wiederum dem hochwichtigen Unterrichtsgegenstande der Religionslehre, diesem Grundpfeiler unserer Volksschule, zugewendet worden. Alles, was darüber gesagt ist, muß den ernsten Christen, dem die richtig geleitete, religiöse Erziehung unseres Volkes am Herzen liegt, wohlthuend berühren. Neu ist, um nur eines in dieser Beziehung hervorzuheben, der Abschnitt, welcher unter Bezugnahme auf eine Verordnung des königl. Cultusministeriums vom 27. November 1886 von den Vorkehrungen handelt, die zu treffen sind, damit in gegliederten Schulen auch solchen Schülern, die die obersten Classen nicht erreichen und daher in den Confirmandenunterricht eintreten, ohne zuvor ausreichenden Katechismusunterricht genossen zu haben, eine möglichst vollständige Unterweisung in der christlichen Lehre gesichert werde. Es wird empfohlen, je nach Lage der örtlichen Verhältnisse Nachhilfestunden, besondere Hausaufgaben, ausnahmsweise Versetzung der betreffenden Kinder in höhere Classen, Zulassung derselben zu dem Religionsunterrichte höherer Classen und ähnliche Einrichtungen ins Leben zu rufen. Die neueste Auflage des an Anregungen der verschiedensten Art reichen Kockel'schen Commentars sei nicht nur den Volksschullehrern, für die er längst zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel beim Unterrichten geworden ist, sondern auch allen Denen warm empfehlen, welche für unsere Volksschule Interesse empfinden.

—m— Uebersicht der Geschichte des souveränen ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem und der Balley Brandenburg. Zusammengestellt von Freiherr von Finck, Kgl. Sächs. Kammerherr, Rechtsritter des Johanniterordens. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890. 158 S. 8°. — Das Schriftchen, ein „Ergebniß liebgewordener Studien zur eigenen Orientirung", ist wohl zunächst für die Mitglieder des Ordens bestimmt, denen es Gelegenheit giebt, über die wichtigsten Daten der Ordensgeschichte, die Reihenfolge der Großmeister, der Großpriore (Johanniter-Meister) von Deutschland und der Herrenmeister der besonders ausführlich behandelten Balley Brandenburg, sowie endlich über die inneren Einrichtungen des Ordens in ihrer geschichtlichen Entwickelung sich ohne viel Mühe zu unterrichten; es erhebt nicht den Anspruch auf eine wissenschaftliche Förderung der Ordensgeschichte, will aber zur weiteren Beschäftigung mit derselben anregen. Diesen Zwecken genügt es vollkommen. Zu Grunde liegen die bekannten Hauptwerke über die Ordensgeschichte; daß Herquet's gründliche Forschungen über die Chronologie der älteren Großmeister vor den in den officiellen Publicationen des Ordens enthaltenen Angaben völlig haben zurücktreten müssen, kann man bedauern: denn im Interesse der geschichtlichen Wahrheit bedürfen nun einmal derartige Ueberlieferungen durchaus der gelegentlichen Revision. Im Anhange werden eine Anzahl Urkunden und einige andere Actenstücke, die für die Geschichte des Ordens und namentlich der Balley Brandenburg von Wichtigkeit sind, theils vollständig, theils auszüglich nach früheren Abdrucken mitgetheilt. Der Ertrag des Schriftchens ist für die Freibetten-Stiftung des Johanniter-Hospitales zu Riesa bestimmt.

K—d. Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen, bearb. vom Reg.-Rath A. Bolze. Bd. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus 1890. (459 S., Pr. 6 ℳ) — Das in den juristischen Kreisen bereits bekannte Werk enthält im vorliegenden Bande zwar wieder weniger Sätze; letztere sind aber häufiger zu besserem Verständnisse ausführlicher gefaßt. Einen im Verhältnisse großen Theil nehmen immer noch die prozeßrechtlichen Sätze ein; diese bilden aber für Sachsen den werthvolleren Theil, da die Sätze, welche auf das allg. Landrecht und andere Particularrechte sich beziehen, seltner von Interesse sind. Beachtlich erscheinen auch die Auszüge aus reichsrechtlichen Entscheidungen, insbesondere aus dem Anfechtungsrechte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 68. Sonnabend, den 7. Juni. 1890.

Zur Geschichte der Juden in den Wettiner Landen während des Mittelalters.

Von Dr. R. Needon.

Das Mitleid über das tragische Schicksal der Juden, die Leiden, welche sie in vergangenen Jahrhunderten haben erdulden müssen, und der Abscheu unseres humanen Zeitalters gegen die von ihnen vielfach verübten Greuel haben die Geschichtschreibung über sie zumeist noch zu keiner rechten Objectivität kommen lassen. Ganz abgesehen von tendenziösen, durch das Rachegefühl beeinflußten Werken jüdischer Gelehrten, wie Grätz, Zunz u. A., haben sich auch deutsche Historiker durch das erklärliche Gefühl, ein historisches Unrecht sühnen zu müssen, zur Ungerechtigkeit gegen ihre eigenen Vorfahren verleiten lassen. Auch das beste und in vieler Hinsicht ausgezeichnete Werk von Stobbe über die Juden im Mittelalter hebt zu wenig die Erklärungs- und Entschuldigungsgründe für die Behandlung der Juden seiten der Deutschen im Mittelalter hervor.

Speciell unserem Sachsenlande wird, wie von andern, so auch besonders von dem Geschichtschreiber der „Juden in Sachsen", K. Sidori (der freilich selbst jüdischer Abkunft), in seinem tendenziösen und unkritischen Buche (1840) der Vorwurf gemacht, „daß es von der Intoleranz besonders bedacht worden sei", daß „die Grausamkeit als solche, d. h. ohne vom Fanatismus hervorgerufen zu werden", sich nirgends in so hohem Grade zeige als hier und dergl. mehr.

Da dieses Urtheil trotz gelegentlichen Widerspruchs, den es erfahren hat, doch noch immer großen Einfluß auf die Geschichtschreibung hat, so mag eine übersichtliche Betrachtung zunächst zeigen, wie für das Mittelalter jene gehässigen Sätze nicht gerechtfertigt sind.

Im fränkischen Reiche erfreuten sich die Juden großer Duldung. Karl der Große gestattete ihnen, Sklaven zu halten und Grundbesitz zu erwerben, sein Nachfolger verbot sogar die Taufe dieser Sklaven wider den Willen ihrer Herren. Es muß betont werden, daß ihnen damals mehrfach der Wucher geradezu verboten worden ist, daß es ihnen also freigestanden hat, sich an andern Erwerbszweigen zu betheiligen und so im Volke allmälig aufzugehen, aber die Verbote blieben vergeblich und ihre Thätigkeit blieb hauptsächlich stets dem Wucher zugewandt. Wie gesagt, ihre Lage war damals eine günstige, selbst der liberale Culturhistoriker Henne am Rhyn schließt seine Betrachtung über ihre Zustände in jener Zeit mit den Worten: „Die Juden waren aber bei weitem nicht am schlimmsten daran. Die Stiefkinder der Karolingerzeit waren die .... Bauern." Aus der Glanzzeit des deutschen Kaiserthums sodann wird überliefert, daß der Handel zumeist in ihren Händen war und daß die Zahl ihrer Privilegien von weltlichen und geistlichen Fürsten sich beständig mehrte. Die erste größere Reaction gegen ihre angesehene Stellung war ohne Zweifel die von den Kreuzfahrern des Jahres 1096 veranlaßte Judenverfolgung. Von da an nimmt der Volkshaß gegen sie stetig zu und bricht immer wieder von Zeit zu Zeit mit elementarer Gewalt aus. Der Gegensatz zwischen ihnen und dem Volke beruhte nicht nur auf der zähfestgehaltenen nationalen und religiösen Eigenart der Juden, sondern auch auf ihren von den landläufigen verschiedenen Anschauungen von Arbeit und Ehre. Nun steigerte sich aber seit den Kreuzzügen einerseits wieder die Innigkeit des christlichen Glaubens und damit zugleich nach der Art des Zeitgeistes der Widerwille gegen Andersgläubige, andererseits bildete sich in den aufblühenden Städten das deutsche Bürgerthum mit seinen strengen Begriffen von Standesehre, während endlich auch der kühner und weiterblickend gewordene Kaufmann des Juden im Handel nicht mehr bedurfte. Hätte der letztere von Anbeginn, als es ihm noch freistand, sich seßhaft gemacht und sich an allen, auch den bescheidenen Zweigen des Erwerbes betheiligt, so hätte er sich jetzt nicht von den Gilden und Zünften ausgeschlossen gesehen. Aber die Juden hatten sämmtlich das verhältnißmäßig mühelosere und einträglichere, aber auch unsicherere Handels- und Geldgeschäft vorgezogen und so schied sie ihr Beruf jetzt dauernd von den anderen Völkern; denn mehr und mehr wurden sie nun auf den verachteten und verächtlichen Wucher und Schacher beschränkt, worin sie sich übrigens nur allzusehr gefielen.

Soviel über die allgemeinen Verhältnisse der Juden bis zu den Zeiten, da die Chroniken und Urkunden unserer Lande etwas Genaueres von ihren Verhältnissen in diesen zu sagen gestatten. Vereinzelte Erwähnungen haben wir schon aus älterer Zeit. Otto I. schenkt dem Magdeburger Stift 965 den Königsbann über die Juden und „die übrigen Kaufleute daselbst", Otto II. bestätigt dies 973, wie er auch dem Bischof von Merseburg die Stadt Merseburg „mit den Juden und Kaufleuten" übergiebt. Dann lesen wir bei Thietmar von Merseburg, daß Markgraf Gunzelin 1010 beschuldigt ward, daß er christliche Leibeigne, die er seinen Feinden abgenommen, an die Juden verkauft habe. Sie betrieben also damals auch den Sklavenhandel. — Im Jahre 1013 wird auch schon in Halle ein förmliches Judenquartier erwähnt, das sogenannte Judendorf, nebst Synagoge und Begräbnißplatz, nicht minder in Quedlinburg. Wir führen da einige niemals zu den Territorien der Wettiner gehörige Gebiete an, da sie denselben dicht benachbart waren, in einer Weise, daß wir von dem Vorhandensein jüdischer Bevölkerung daselbst auch auf ein gleiches in den sächsischen Landen schließen können. Außer in thüringischen Städten saßen sie auch frühzeitig in der Lausitz. In Zittau gab es „Judenburg" und „Judengasse", die aber bereits im späteren Mittelalter ihnen nicht mehr zur Wohnung dienten. Ein Kreuzesbild an der Pforte der ehemaligen Judenschule daselbst soll die Jahreszahl 1250 getragen haben; die Vertreibung der Juden hätte also in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stattgefunden. Aus etwas späterer Zeit werden uns in den meisten thüringischen und vielen meißnischen und lausitzer Städten Judengassen und Judenschulen genannt, welche auf frühere Häufigkeit derselben hindeuten. Die Juden sind also den deutschen Colonisten dieser Gegenden auf dem Fuße gefolgt, sofern nicht vielleicht einige bereits im slavischen Gebiete vorhanden gewesen sind, und man hat sie sich ruhig in größerer Anzahl ansiedeln lassen. Erst spät hat man, durch üble Erfahrungen umgestimmt, ihnen die Gastfreundschaft gekündigt. In den damals von den Wettinern beherrschten Ländern haben sie sich bis zum Jahre 1348 und zum Theil auch noch später einer im Allgemeinen gesicherten, in mancher Beziehung sehr günstigen Lage erfreut. Suchen wir uns zunächst von derselben auf Grund freilich dürftiger Ueberlieferung ein Bild zu entwerfen.

Erwähnt ist schon, daß die Juden in vielen Städten ziemlich zahlreich wohnten, und zwar dann überall an besonderen

Stellen. Ein „Jüdenberg" wird in Dresden und Freiberg, eine „Judenburg" in Zittau erwähnt, Juden- oder Jüdengossen in Dresden (spätere Frauengosse), in Eisenach, Erfurt, Bautzen (jetzige Heringsgasse), Grimma (sp. Frauengasse), Eilenburg (sp. Rollengasse), Lößnitz, Oelsnitz, Zittau (sp. Badergasse), Zwickau (j. Heinrichstraße). In Holle und Mogdeburg bewohnten sie eine Vorstadt, ebenso in Sayda. Von einem förmlichen Ghetto aber, wa sie abgeschlossen gewesen wären, ist nirgends die Spur; man konn annehmen, daß auch das Zusammenwahnen ein ursprünglich freiwilliges gewesen ist, wie ja auch andere Gewerbsgenossen im Mittelalter zusammenwohnten. In den größeren Städten hatten sie Synagogen, ja in Dresden (am Neumarkt, später in ein Brauhaus verwandelt), Leipzig, Freiberg, Grimma, Zwickau, Zittau, Altenburg, Halle, sogor in Weißenfels (1482 erwähnt). Aber auch in kleineren Städten werden sie in einer Weise erwähnt, daß man auf zahlreiches Vorhondensein schließen muß, so in Chemnitz, Borna, Roumburg, Meißen, Plauen i. V., Gotha, Guben, Arnstadt, Saalfeld, Jena, Ilmenau, Weißensee, Frankenhausen, Tennstedt, Wiehe, Nebra, Thamsbrück. Im westlichen Thüringen besonders scheint es kaum ein Städtchen ohne Judencolonie gegeben zu haben, während sie in der Lausitz am seltensten waren; z. B. gab es keine in Komenz und Löbou.

Schon diese weite Verbreitung läßt, wie angedeutet, darauf schließen, daß es ursprünglich an Duldung ihnen gegenüber nicht fehlte, und daß sie materiell sich recht wohl befanden. In der That war ihre Stellung besser, als die manches anderen Standes, besonders der unfreien Bouern. Allerdings woren sie des Kaisers **Kammerknechte**, fiscalini, sie galten als sein besonderes Eigenthum, mit Leib und Gut ihm zu freier Verfügung. Indessen da die Juden weit in allen Landen zerstreut waren und dem Kaiser deshalb eine allgemeine Controle über sie schwer aber gar nicht möglich wor, lebten sie ohne Zweifel gerade deshalb zunächst sehr ungestört und unbekümmert um die verschiedenen Staatsbürgerpflichten ihrer germanischen Nachbarn. Da nun aber die ursprünglich kaiserlichen Gerechtsame, die Regalien mehr und mehr in die Hände der Landesfürsten übergingen, so geschah mit dem Judenschutz dasselbe. Die meißnischen Markgrafen besaßen ihn ziemlich zeitig; denn der Erlaß einer **Judenordnung** seiten **Heinrich's des Erlauchten 1265** setzt doch den Besitz jenes voraus. Allerdings scheint dieser Fürst, wie seine Nachfolger, das Privileg des Judenschutzes jedesmal besonders für ihre Lebenszeit vom Kaiser bestötigt erhalten zu haben, denn sowohl Friedrich der Ernsthafte (1330), wie Friedrich der Strenge (1350) erhielten besondere Urkunden darüber. Weiter verzichtete der Kaiser auch nicht völlig auf seine Rechte; denn in der Judenordnung Heinrich's geschieht des Falles Erwähnung, daß ein Jude vor dem Kaiser angeklagt werden könne, auch erhob Kaiser Sigismund von der Judenschoft in Friedrich's des Streitbaren Lande den dritten Pfennig, wobei er allerdings der Zustimmung des Wettiners erwähnt und seine Rechte sichert; denn 1356 in der goldenen Bulle war den Kurfürsten das Recht des Judenschutzes allgemein zugesichert.

Für den gewährten Schutz zahlten die Juden an den Kaiser oder später an den Landesherrn ein ansehnliches Schutzgeld, dessen Größe aber wechselte, den „Judenzins". Beispielsweise zahlten 1368 die Juden einen Zins von 1000 Gulden auf zwei Jahre, 1375 erhoben die Fürsten Balthosor und Wilhelm 1100 rhein. Gulden auf sechs Jahre, die 1475 auf 875 rhein. Gulden vermindert wurden. Diese Schutzgelder mögen eine hohe Steuer gewesen sein, aber in Anbetracht der großen Reichthümer der Steuerzahler, van denen wir hören werden, nicht drückender, als die Steuern der deutschen Bürger. Auch war der Schutz, den sie bezahlten, lange Zeiten hindurch varhanden und wirksom. Gewährleistet war ihnen vor Allem freie Religionsübung; Niemand mischte sich in die inneren Angelegenheiten ihrer Gemeinde und in der Synagoge übten sie unter sich die religiöse Jurisdiction. In privatrechtlicher Beziehung war der Jude gerade wegen seiner Ausnahmestellung mindestens ebenso gut bedacht, wie sein christlicher Mitbürger. Noch der Landesardnung von 1265 haben sie ihren ausschließlichen Gerichtsstand vor einem besonderen vom Landesherrn zu bestellenden Richter, sie sind, wie auch sonst in Deutschland, frei van der Gewalt des Vogtes, Amtmonns, Schultheißen oder Bürgermeisters. Der Zeugenbeweis ist vor Gericht von einem Juden gegen den Christen durch zwei Christen und einen Juden zu führen, von dem Christen gegen den Juden durch zwei Juden und einen Christen. Beide stehen sich also völlig gleich gegenüber. Ausführliche Bestimmungen, welche dem Juden äußerst günstig sind, giebt das Gesetz dann über das **Pfandrecht**, aus dem wir nur einen wichtigen Punkt hervorheben. Während es nämlich altes germanisches, wie römisches Recht war, daß der Eigenthümer einer abhanden gekommenen (gestohlenen) Sache dieselbe, wenn er sie in den Händen eines Dritten findet, zurückfordern darf, ohne diesem eine Entschädigung zu geben, entwickelte sich im Mittelalter zuerst der Grundsatz, daß der Jude, in dessen Besitz eine gestahlene Sache gefunden wird, auf seinen Eid oder durch Zeugen versichern darf, für welche Summe er sie gekauft habe, und daß der Eigenthümer ihm diese wieder erstatten muß. Stobbe vermuthet, daß dieser Grundsotz, der in entsprechender Form später überhaupt in das europäische Recht übergegangen ist, aus **jüdischen Rechtssätzen** hervorgegangen sei. Ihm gemäß sind also die Bestimmungen der sächsischen Judenordnung. Der Jude darf jedes Pfand entgegennehmen, ohne sich um seine Herkunft zu kümmern, nur bei dem Erwerb von Kirchensachen bedarf es der Zeugen. Das hieß olso praktisch, der Jude wor der privilegirte Hehler. — Wir sehen weiter aus dem Gesetze, daß der Christ, welcher einen Juden belangen wollte, sich in die **Synagoge** begeben mußte, wo ollein jener vor dem bestellten Richter sich zu verantworten hatte. Köme ein Fall vor, heißt es zuletzt in der Ordnung, worüber diese nichts besage, so sallte er an den Fürsten selbst gebracht werden. — Viel Kopfzerbrechen machte der christlichen Obrigkeit immer der vom Juden vor ihr abzulegende **Eid**. Bekanntlich beschuldigt man die Israeliten, daß sie am großen Versöhnungsfeste unter gewissen Ceremanien ein Gebet sprechen, durch welches sie sich oller Verbindlichkeit der den Goim um ihres Vortheils geleisteten Eide ledig glauben. Deshalb suchte man den jüdischen Schwur vor der Obrigkeit mit besanderer symbolischer Feierlichkeit zu umgeben. Das sogen. sächsische Weichbild verlangt, daß der Jude soll beim Schwören anhaben einen grauen Rock ohne Aermel und „zwu Hosen ane furfute (Vorfüße)" und eine blutige Schweinshaut in seiner rechten Hand getaucht in Lammesblut und einen spitzen Hut auf". Nach Mittheilung der Eidesworte, welche die üblichen Flüche auf den Meineidigen herabbeschwören, heißt es: Diesen Eid soll der Jude thun auf „Moysi" oder „ein sophots Buch". Der Jude soll auch nimmer aus seiner Synagoge ohne Judenhut kommen. — Es ist jedoch zweifelhoft, ob diese wunderlichen Formalitäten wirklich stets angewendet worden sind. 1425 wird urkundlich nur erwähnt, daß der Jude auf Moses' Buch schwören soll, „als das von altem Herkommen ist".

Gegenüber den gesetzlichen Bestimmungen in der Judenordnung Heinrich's des Erlauchten kann keine Rede davon sein, daß bei uns je die harten Sätze des **Sachsenspiegels** über die Juden gonz oder ouch nur zum größten Theil in Anwendung gekommen wären. Für diesen freilich ist der Jude nur ein geduldeter Fremdling, kein germanischer Volksgenosse, und deshalb ausgeschlossen van allen Rechten und Pflichten eines solchen, eines freien Monnes. Er darf nicht Zeuge sein, keine Waffen führen, keine christlichen Diener haben, keine Ehe mit Christenleuten schließen, er darf am Charfreitag nicht ausgehen und kein Christ darf mit ihm zusammen essen, u. A. Aber das war, wie ja Vieles in diesem Rechtsbuche, graue Thearie.

Die von Heinrich verliehenen Rechte behielten lange Zeit Geltung, im Jahre 1368 erfuhren sie durch die Fürsten Friedrich, Balthasar und Wilhelm Bestätigung und theilweise Erweiterung. In der Urkunde der letzteren wird auch betont, doß die in ihrem Gebiete ansässigen **Juden von Geleit und Zoll frei** sein sollen, nur die Fremden sind dazu verpflichtet. Das Judenrecht Heinrich's des Erlouchten hat sich übrigens, wie Winkler (de iure regio recipiendi Judaeas etc. 1790) nachweist, von Sachsen aus weithin verbreitet und Aufnahme in Schlesien, Polen, Böhmen und Mähren gefunden, wofür wohl die Israeliten selbst in Anerkennung der großen Gunst des Gesetzes für sie thätig gewesen sind.

Da die Juden nur in den Städten wohnen mochten und keine Neigung für Landwirthschoft hatten, erscheinen sie in der Regel nicht als ländliche Grundbesitzer, sind aber deswegen durchaus **nicht unfähig, Grundstücke zu erwerben und zu veräußern**, wie mehrere Urkunden bezeugen.*) Von Geschoß und

*) So werden 1402 Weißenfelser Juden mit dem Sedilhofe und benochbarten Wohnstätten belehnt. Andere Beweise bei Tittmann, Heinrich der Erlauchte I, 395. Als Erzbischof Ernst die Juden ous Mogdeburg vertrieb, kaufte man ihnen ihren Grundbesitz od. Menken, scriptores III, 406. Sibori, S. 37. — Es steht dies allerdings wiederum in Widerspruch mit der Theorie des Rechtsbuchs noch Distinctt. darüber. Vergl. Stobbe S. 177 u. 276.

regelmäßiger Steuer waren sie befreit, wie vom Wachdienst, nur ein einziges Beispiel haben wir aus unserer Gegend, daß sie einmal zur städtischen Miliz herangezogen wurden. Im Jahre 1309, wird berichtet, schützten die Erfurter ihre Mauern, indem sie sowohl die Christen, als auch die Juden, welche es damals dort gab, auf den Thürmen und Bastionen aufstellten. Zum Tragen einer besonderen Kleidung scheinen die Juden bei uns bis in das fünfzehnte Jahrhundert nicht angehalten worden zu sein, obwohl alte päpstliche Erlasse eine solche, sowie besonders das Tragen des spitzen Hutes (carnutus pileus) forderten. Die langen Bärte waren nicht Vorschrift der christlichen Obrigkeit, sondern der Religionssatzungen im Pentateuch. Daß die Stellung der Juden eine sehr angesehene sein konnte, dafür möge der merkwürdige Umstand erwähnt werden, daß in einem schiedsrichterlichen Vergleich zwischen dem Erzbischof Albert III. von Magdeburg und Klaus von Bismark 1370 unter den Schiedsrichtern auch Smal der Jude genannt wird.

Was nun Thätigkeit und Beschäftigung der Juden betrifft, so läßt sich nicht mehr erkennen, wie weit während der hier in Betracht kommenden Jahrhunderte bei uns ihre Betheiligung am Handel ging. Daß sie einst besonders Gewürzhandel trieben, schließt man aus einer Bestimmung der Judenordnung Heinrich's des Erlauchten, daß ein Jude in gewissen Fällen mit einem Pfund Pfeffer Sicherheit leisten soll. Wegen eines von den Juden zu Saalfeld zu entrichtenden Zinses an Gänsen mit Tittmann Theilnahme derselben am landwirthschaftlichen Betrieb anzunehmen, ist doch wohl gewagt. — Hie und da erscheinen sie als Aerzte, z. B. ein Meister Waroch in Dresden als Leibarzt der Fürsten Ernst und Albert, welcher aber doch nicht umhin konnte, sich nebst seinen Söhnen das Priailegium, Wucher zu treiben, daneben feierlich bestätigen zu lassen. Wucher und Pfandgeschäft war ja überall weitaus die Hauptbeschäftigung der Juden. Den Christen war nach den Anschauungen der mittelalterlichen Kirche alles Ausleihen aon Geld zu Zins verboten. Reichere verschafften sich deshalb Geld durch Verpfändung von Gütern und Einkünften oder durch sogenannte Zinsaerkäufe auf Wiederkauf. Für die Nichtgrundbesitzer blieb die einzige Zuflucht der Jude, der auf jedes beliebige Pfand, wie auf einfachen Schuldschein lieh. So kam es, daß früher aon Städten und Herren geradezu als eine Vergünstigung vom Kaiser erbeten wurde, „Juden halten“ zu dürfen. Aber das Privileg erwies sich bald als zweischneidig. Schon der erlaubte Zinsfuß war ungeheuer hoch. Kleinere Darlehen gab der Jude mit wöchentlichem, größere mit jährlichem Zins. Bis zum Verfalltage des ausgestellten Scheins begnügte er sich meist mit 20 %, aber dann nahm er in der Regel von der alten Mark (48 Grafchen) wöchentlich ½ Gr. = $54\frac{1}{6}$ %, ja vom Schock (60 Gr.) wöchentlich 1 Gr. = $86\frac{2}{3}$ %. Gegen den Zahlungsunfähigen bestand der Jude unnachsichtlich auf Pfändung und Subhastation, welche der Rath denn auch wohl oder übel vollziehen lassen mußte. Was der Jude Alles in Pfand nahm, davon giebt uns ein Schreiben des Stadtraths von Grimma an den Landesherrn ein Beispiel, worin als aon einigen Bürgern aus Rath versetzte Pfänder genannt sind: 3 Panzer, 7 Mäntel, 2 Jopen, 8 Decklaken, 6 Röcke, 8 Kotzen, 1 Eisenhut, 6 Schwerter, 6 Betten, 7 Badelaken, 4 Ackerpferde.

Der einträglichen Hauptbeschäftigung gemäß erscheinen die Juden durchgängig als wohlhabend, oder geradezu reich. Im Jahre 1260 soll Erzbischof Rupert von Magdeburg dort und in Halle von seinen reichen Juden nicht weniger als 100000 (?) (alte) Mark Gold und Silber erpreßt haben. Das bei der Klage eines Christen gegen einen Juden zu hinterlegende Pfand besteht für den letztern vor dem Kaiser oder dem Markgrafen in einem Pfund Gold, vor dem markgräflichen Kämmerer in einem Pfund Silbers, aor einem niederen Richter in einem Pfund Pfeffer. — Eisenach wurde zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch die neu erbauten Häuser der reichen Judenschaft vergrößert. Auch in den für Juden ausgestellten Urkunden handelt es sich stets um ansehnliche Besitzthümer. So sehen wir denn die Juden oft als Gläubiger und Einzelne sowohl wie ganze Gemeinden als ihre Schuldner, wenn wir die Urkundenbücher durchblättern. Ein Erfurter Chronist spricht aon der „großen und unermeßlichen Masse Geldes“, welche sie von Edlen, Patriciern, Bürgern und Bauern zu erpressen wüßten. Daß Landgraf Albrecht der Entartete bei den Juden zu Erfurt goldene und silberne Pfänder aersetzte, steht in einem Sühnevertrag zwischen Diezmann und ihm zu lesen. Auch die Klöster nehmen in der Zeit der Rath ihre Zuflucht zum Pfandleiher, sa Kloster Georgenthal nach einer Urkunde des Abtes Wilhelm vom 13. December 1296; Kloster Paulinzelle hat 1255 schon den ganzen arnatus ecclesiae an die Juden verpfändet. Auch die Stadt Meißen muß 1275 bei Gelegenheit einer Theuerung 1570 Gulden von ihnen leihen. Das Vermögen des Bisthums Naumburg ward durch die an die Juden zu zahlenden Zinsen erschöpft, nach einer Urkunde des Bischofs Ludolf von Naumburg 1281. Wenn, wie 1349, ein großer „Judenmord“ stattgefunden hatte, so wurden die Forderungen der Geschlagenen keineswegs ungiltig und nichtig, sondern das Recht, die rückständigen Schulden einzuziehen, erscheint als ergiebige Einnahmequelle. Als z. B. in eben jenem Jahre Karl IV. seinem Gegenkönig Günther von Schwarzburg und seinen Erben gegen den Verzicht auf die Krone die Einkünfte von Mühlhausen und Nordhausen aerpfändet, da kammen in den betreffenden Urkunden in erster Linie immer die Güter und rückständigen Forderungen der daselbst kürzlich erschlagenen Juden in Betracht.

Nach allem diesen kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn man die Worte Jude und Gläubiger im Munde eines mittelalterlichen Chronisten gelegentlich gleichbedeutend gebraucht findet.

Die privilegirte Stellung der Juden ist österst von den Landesfürsten ausdrücklich urkundlich anerkannt und bestätigt worden, außer der Judenordnung Heinrich's des Erlauchten. So setzt ein Priaileg Herzog Rudalf's von Sachsen für Guben 1307 fest, daß die dort wohnenden Juden „sitzen sollen nach der Stadt Rechten als andere Bürger“ und Friedrich der Freidige verspricht 1308 in einem Privileg für Zwickau die Christen, wie die Juden in ihrem Rechte zu schützen. Allgemeine Schutzbriefe der meißnischen Fürsten haben wir von den Jahren 1375, 1412, 1425.

Der Nachweis dürfte somit geführt sein, daß die Stellung der Juden in den Wettiner Landen während des Mittelalters keineswegs ungünstig war, günstiger auf jeden Fall, als in anderen Territorien. Daß sie nicht ganz gleiche Rechte mit Anderen genossen, daran war theils ihre eigene Absanderung von diesen in Religion, Sitte und Arbeit schuld, andererseits hat zur Erklärung dafür bereits ein älterer Historiker (Fr. Bülau) angeführt, daß kein heute gangbarer Begriff dem Mittelalter so fremd war, als die Gleichheit der Rechte. „Ueberall finden wir in jener Zeit die Menschen in eine eigenthümliche Sphäre gebannt, die sie scharf aon Anderen unterscheidet, in der sie Vieles missen, wodurch Andere glänzen, in der sie aber auch eigenthümlicher Vartheile, seien es ausdrücklich verliehene Rechte, seien es indirecte Falgen der Stellung, des Zustandes, sich erfreuen, von denen sie ihrerseits Andere ausschließen.“ Etwas Anderes ist es, wie weit und wie oft Durchbrechungen dieses Rechtszustandes, sogenannte Verfolgungen, in Sachsen stattgefunden haben, eine Frage, die einer gesonderten Behandlung werth ist.

Bücherbesprechungen.

B. K. Ihr werdet meine Zeugen sein. Predigt beim Convent des Domcapitels von Meißen Montag nach Exaudi 1890 über Ap.-Gesch. 1, 8 gehalten von D. Chr. Ernst Luthardt. Leipzig, Dörffling u. Franke, 1890. 40 ₰. — Der kurze Text ist zugleich das Thema dieser kurzen, aber mit gewohnter Kraft, Festigkeit und Klarheit gehaltenen Predigt. Im Eingang wird des heimgegangenen D. Delitzsch, der nur ein Jahr Domherr gewesen ist, als eines treuen Zeugen Jesu Christi gedacht. Die Auslegung selbst führt zuerst aus, wogegen Zeugniß abgelegt werden soll, nämlich gegen jede Christusfeindschaft, gegen Deismus, Pantheismus und Materialismus, heutzutage aber hauptsächlich gegen den letzteren, diese „Lüge der Gegenwart“, und sodann, welches Zeugniß abgelegt werden soll, nämlich das der Wahrheit gegen den Irrthum und das der Liebe gegen die Verirrten.

B. K. Das Gebetsleben Jesu. Vortrag gehalten in der Leipziger Gesellschaft der Armenfreunde von Gottfried Jäger, Pfarrer in Leipzig-Eutritzsch. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses, 1890. 25 ₰. — Mit Rücksicht darauf, daß bei recht christlicher Armenpflege das Gebet für die Nothleidenden ein Haupttheil der Hilfe ist, hat der Verfasser der versammelten Gesellschaft der Armenfreunde zu freudiger Nacheiferung alle einzelnen Gebetsworte Christi, welche uns die Evangelien berichten, in schlicht erbaulicher Weise ausgelegt. Nur das sogen. hohepriesterliche Gebet ist aus naheliegenden Gründen unberücksichtigt

geblieben. Der Gegenstand des Vortrags bringt es mit sich, daß auch die Gebetserhörung, die von Jesus ausgegangen ist, oder, vom menschlichen Standpunkt aus geredet, die Erfüllung der an ihn gerichteten Bitten in den Bereich der Darstellung gezogen worden ist.

B. K. Das Königthum Jesu Christi. Vortrag von Eugène Bersier, Pastor an der reformirten Kirche in Paris, gestorben am 19. November 1889. Autorisirte Uebersetzung von E. J. Bremen, Heinsius. 1890. — Dieser Vortrag des berühmten Pariser Predigers ist eigentlich eine etwas lange Predigt über Joh. 18, 37. Er ist ganz im Stile der meisten französischen Kanzelredner gehalten, welche sich mit der Wucht ihrer geschickt gruppirten Beweisgründe und mit einer gewissen rhetorischen Herzlichkeit doch mehr an den Verstand, als an Herz und Gewissen des Zuhörers wenden. So wird auch hier nicht Christus, der Himmelskönig, nach deutsch-evangelischer Art gepredigt, sondern es wird haarscharf bewiesen, daß Jesus Christus ein König gewesen sei. Die aufgeführten Gründe, die unerschütterliche Ueberzeugung Jesu selbst von seiner Lehrautorität, wie von seiner Sündlosigkeit, das unzweifelhafteste Vorhandensein übernatürlicher Wirkungen, die von ihm ausgegangen sind und noch ausgehen, sind natürlich alle nicht neu, aber sehr gewandt verwerthet zur Bekämpfung der alten und neuen Zweifel. Die Uebersetzung ist sehr gut, und giebt, soweit das möglich ist, einen Begriff von der Gewalt und Schönheit der Sprache im Original.

B. K. Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen. Redaction von Lic. Weber, Pfarrer. Leipzig, Wallmann, 1890. Serie von 12 Heften 2 Mark. — Von diesem Unternehmen ist soeben die II. Serie eröffnet mit zwei dreifachen Heften (Einzelpreis 60 ₰). Als Lieferung 1—3 erscheint „Reich und Arm im Lichte des neuen Testaments“ von Fr. Arndt, Pfarrer in Volmarstein i. Westf. Der Verf. hat diese Abhandlung dem Gedächtnisse seines verstorbenen Schwagers, des bekannten Superintendenten Rudolf Todt, gewidmet. Sie ist mit großer Gewandtheit und sehr frisch, kräftig und anregend geschrieben. Was die heilige Schrift lehrt über Reich und Arm und was bei gegebener Gelegenheit jeder gewissenhafte Prediger im Einzelnen darüber predigen wird, das ist hier mit Geschick zusammengetragen und zu einem Ganzen verbunden und zwar so, daß nur selten die Kraft des Ausdruckes ein wenig über das Ziel hinausschießt oder die ganz besondere Art des rheinisch-westfälischen Christenthums durchschimmert. Könnte man nur die Schrift wenigstens allen den Reichen beibringen, die sich noch nicht völlig der christlichen Wahrheit verschlossen haben, und ihre Beherzigung durch dieselben herbeiführen! Lieferung 4—6 bildet der Vortrag von Pfarrer Fliegenschmidt in Werdohl (Westfalen), „Der Socialismus, seine Helfershelfer und seine Bekämpfung“. Auch diese Schrift bietet nichts, das dem einigermaßen Unterrichteten auf diesem Gebiete neu wäre, da aber solche Unterrichtete sehr selten sind, so ist sie namentlich für Solche, welche zum Studium der dickleibigen socialistischen und antisocialistischen Bücher keine Zeit haben, zur Erlangung einer Uebersicht sehr zu empfehlen. Auch sie macht vollen Ernst mit Aufdeckung der großen Schuld, welche die gebildeten und besitzenden Stände an dem Heranwachsen des gesellschaftlichen Uebels tragen, und weist den Geistlichen hauptsächlich nach dieser Seite hin ihre wichtige Aufgabe zu. Ob das vorgeschlagene sociale Hauptmittel, die Bildung einer großen christlich-deutsch-nationalen Partei, sich so bald wird in Anwendung bringen lassen, ist uns freilich sehr fraglich.

B. K. Karl Gerok in seiner Wirksamkeit für den Gustav-Adolph-Verein. Ein Gedenkblatt auf sein Grab von Dr. Hermann Mosapp, Diaconus in Heidenheim. Nr. 128 der Hefte für die Feste und Freunde des Gustav-Adolph-Vereins. Barmen, Klein 1890. 10 ₰ — Das mit einem Bilde Gerok's geschmückte Heft enthält zunächst einen ganz kurzen Ueberblick über das Leben des gefeierten Predigers und Sängers, sodann eine theilweise ausführliche Inhaltsangabe (Thema, Theile und Gedankengang) der neun Festpredigten, welche der Verewigte in den Jahren 1856—87 auf Gustav-Adolphs-Festen gehalten hat, endlich fünf Gedichte, die, wie alle Erzeugnisse des reichbegabten Geistes formgewandt und voll tiefen Gemüths, bei solchen Anlässen entstanden sind. Auf manchen Vereinsfesten dieses Jahres, und nicht blos in Württemberg, wird man Gelegenheit nehmen, des begeisterten Anhängers dieser evangelischen Arbeit zu gedenken; dazu wird das Schriftchen willkommenen Stoff bieten.

B. K. Ihr Gebildeten deutscher Nation, ermannt euch. (Von einem Volksfreunde aus der Provinz Sachsen.) Mit dieser Ueberschrift erscheint Nr. 84 der Flugblätter, welche der Verein für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen unter Redaction des Pastors Weber in M. Gladbach herausgiebt. Das Blatt weist auf das große Lesebedürfniß der Arbeiterwelt hin und mahnt die Gebildeten dazu zu helfen, daß die socialdemokratische Lectüre durch die gesunde Speise, welche der Verein darbieten will, verdrängt werde. Der Preis für 100 Stück eines jeden Flugblattes beträgt 1 ℳ 25—50 ₰. Als Beispiele seien folgende Titel einzelner Blätter angeführt: Weg mit dem Branntwein! Glaubt den Verführern nicht, ihr Arbeiter! Hoch Hohenzollern! Kampf dem Umsturze!

B. K. Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie von D. Willibald Beyschlag, ord. Professor der Theologie an der Universität Halle. Sonderabdruck aus dem „Deutschen Wochenblatt“. Berlin, Walther und Apolant, 1890. 50 ₰. — Der Verfasser kommt in diesem Gutachten bei dem höchst betrübenden Ergebniß an, daß die evangelische Kirche, so wie sie jetzt ist, in dem großen Kampfe wider die Socialdemokratie so gut wie nichts zu leisten vermag. Wenn der Verfasser als Grundbedingung für eine Aenderung dieser traurigen Thatsache erstens eine Umbildung unserer kirchlichen Lehrform und zweitens die Herstellung der wirklichen Gemeinde fordert, so wollen wir auf jene erste heikle Frage hier nicht eingehen, sondern nur, was die zweite Forderung anlangt, uns eine bescheidene Bemerkung erlauben. Kann nach des Verfassers Meinung die Kirche als solche auf socialem Gebiete nicht viel anders thätig sein, als indem sie in der bisherigen Weise Denen weiter predigt, die gutwillig kommen und also keine Socialdemokraten sind, und kann sie nicht eher in einen Kampf gegen den allgemeinen Volksfeind eintreten, als bis in Berlin, Magdeburg, Hamburg u. s. w. überall die lebenskräftigen Gemeinden erwachsen sind, deren Glieder „den Seelsorger alle kennen und auch alle einander kennen“, so stünde sehr zu fürchten, daß die sociale Revolution vorher alle diese Zukunftsgemeinden verschlungen hätte, ehe sie zum Leben erwacht wären. Wir denken denn doch, daß die evangelische Kirche auch mit ihrer bisherigen „Lehrform“ und mitten im allmäligen Weiterbau ihrer Einzelgemeinden eine nicht zu verachtende Bundesgenossin in jenem Kampfe ist. Es schlagen auch nicht alle Professoren der Theologie in deutschen Landen diesen wehmüthig-klagenden Ton an, sondern viele von ihnen sind schon selber eingetreten in eine frische, hoffnungsfreudige und gesegnete Arbeit an Denen, die sich ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde nicht mehr bewußt sind.

M.-Fr. Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur im Mittelalter. In 3 Bänden. Von Heinrich Gerdes. Erster Band. Erste Lieferung. 64 Seiten. 1 ℳ — In dreizehn Lieferungen wird der erste Band, der die politische und die Culturgeschichte des deutschen Volkes von 843—1024 in zwei Büchern behandeln soll, bis Mitte Juli dieses Jahres erscheinen. Die genauere Angabe des Inhaltes, welche sich auf dem Umschlag befindet, ist durchaus sachgemäß und zutrauenerweckend. Die zweite Hälfte, welche die Geschichte der Cultur Deutschlands von 843—1024 zum Vorwurfe hat, gliedert sich in die 4 Theile: Land und Leute, der Staat, die Kirche, das geistige Leben und die Wissenschaft. Die vorliegende erste Lieferung führt von Ludwig dem Deutschen bis zum Tode Conrad's I. Indem wir auf diese anziehende neue Erscheinung unseres Büchermarktes aufmerksam machen, müssen wir, wie bei Lieferungswerken regelmäßig, ein Urtheil bis zum Vorliegen eines abgeschlossenen Theiles aufschieben, betonen aber schon jetzt, daß sowohl die Verlagshandlung als der Verfasser zu hohen Erwartungen berechtigen. Der letztere hat sich außer durch ein Werkchen über die Bischofswahlen unter Otto I. durch mehrere Veröffentlichungen zur Geschichte der Maria Stuart vortheilhaft bekannt gemacht.

— Russische Soldatengeschichten. II. Band. Deutsch von J. Brendel. Berlin, M. Schorß. — Der II. Band des schon früher besprochenen Buchs reiht sich würdig dem I. Band an. Die Erlebnisse des Kriegsfreiwilligen Iwanow im Feldzug 1877 bis 1878 von Garschin bilden den Inhalt. Die Uebersetzung ist wieder sehr frisch, ebenso wie die Ausstattung des Buchs elegant.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 35 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 69. Dienstag, den 10. Juni. 1890.

Ein socialistischer Zukunftstraum.

W. Bekanntlich haben die Führer der Socialdemokratie es bisher mit Beharrlichkeit abgelehnt, sich in bestimmter und anschaulicher Weise darüber auszusprechen, wie sie sich den von ihnen geplanten socialistischen Staat nach Ersetzung der privatwirthschaftlichen Gütererzeugung durch die gesellschaftliche für die Dauer eingerichtet denken. Wie lebhaft aber das Bedürfniß unter unseren Zeitgenossen ist, sich hierüber ein klares Bild zu verschaffen, das lehrt der beispiellose Erfolg eines in Amerika erschienenen Romanwerkes, das diese Aufgabe zu lösen versucht. Es ist dies Eduard Bellamy's „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887“, ein Buch, das vor Kurzem in Georg v. Gizycki's Uebersetzung nach dem 301. Tausend der amerikanischen Originalausgabe in Reclam's Universalbibliothek erschienen ist. Wiewohl der ästhetische Werth des Romans ein geringer und die ihnen hier unerwartet von Seiten der Dichtkunst angebotene Unterstützung von den Vertretern der deutschen Arbeiterpartei keineswegs mit ungetheilter Zustimmung begrüßt worden ist, so dürfte doch eine nähere Bekanntschaft mit dem Inhalte dieses eigenthümlichen Werkes der amerikanischen Romanliteratur den Lesern dieses Blattes nicht uninteressant sein. Die Fabel des Romans ist kurz folgende. Ein reicher junger Gentleman in Boston, Julian West, ist am Abend des 30. Mai 1887, von einem Besuche bei seiner ebenfalls reichen und schönen Braut, Edith Bartlett, heimkehrend, in das unter den Grundmauern seines in der Mitte der Stadt gelegenen Hauses befindliche, durch dicke, in hydraulischem Cement gemauerte Wände von allen äußeren Einflüssen abgeschlossene, aber gleichwohl vortrefflich ventilirte Schlafgemach eingetreten und hat sich dort seiner infolge fortgesetzter Schlaflosigkeit angenommenen Gewohnheit gemäß von dem „Professor des thierischen Magnetismus“ Dr. Pittsburg in hypnotischen Schlaf versetzen lassen, nicht ohne vorher seinen Diener Sawyer, der über die Art und Weise der Auflösung des hypnotischen Bannes aufgeklärt worden, übrigens aber neben dem Dr. Pittsburg, der am folgenden Morgen für längere Zeit Boston verlassen sollte, der einzige Mensch war, der die Existenz und Einrichtung des neumodischen Schlafgemaches und die hypnotischen Gewohnheiten Hrn. Julian West's kannte, über die Zeit der vorzunehmenden Aufweckprocedur genau zu instruiren. Doch nicht am 31. Mai 1887, sondern eines Tages im September des Jahres 2000 und nicht von seinem Diener Sawyer, sondern von dem Arzte Dr. Leete, der sich auf den Trümmern des seiner Zeit durch Feuer zerstörten West'schen Hauses sein Heimwesen gegründet und bei Erdarbeiten in seinem Garten das West'sche Schlafgemach ausgegraben hat, wird Julian West wieder ins wache Dasein zurückgerufen. Aber Dank der wunderbaren Wirkung des hypnotischen Schlafes, der einen vollständigen Stillstand aller körperlichen Lebensthätigkeiten hervorgebracht hat, ist Julian West, nachdem er sich von dem ersten Schrecken seines wunderbaren Erlebnisses durch die vortreffliche Pflege des Dr. Leete, seiner Frau und Tochter und die Kraft der von der fortgeschrittenen medicinischen Wissenschaft des 20. Jahrhunderts dargebotenen Heilmittel rasch erholt hat, trotz seines über hundertjährigen Schlafes und dem entsprechenden Lebensalters im Uebrigen so vollkommen unverändert geblieben, daß seine jugendlich männliche Erscheinung vom ersten Moment an den mächtigsten Einfluß auf Dr. Leete's reizendes Töchterlein macht und ihm die Liebe dieses Mädchens gewinnt, das übrigens ebenfalls den Namen Edith führt, wie die Braut Julian West's im 19. Jahrhundert, und, wie sich später herausstellt, deren Urenkelin ist. Indessen ist es, wie sich von selbst versteht, nicht das Liebesverhältniß zwischen einem Liebhaber von nahezu anderthalbhundert Jahren und einem Mädchen in der ersten Jugendblüthe, was in Bellamy's Roman das hauptsächlichste Interesse erweckt, sondern dies sind die Aufklärungen, die wir über die staatlichen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände am Ende des 20. Jahrhunderts aus den Wahrnehmungen Julian West's und namentlich aus seinen Gesprächen mit den drei Gliedern der Familie seines Wirthes — mit anderen Personen des 20. Jahrhunderts bringt uns der Verfasser des Romans kaum in unmittelbare Berührung — empfangen, und die in der That überraschend genug sind. Wir müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, uns bei der Wiedergabe der staunenerregenden Enthüllungen unseres prophetischen Romandichters auf die allgemeinen Umrisse des Bildes beschränken, das uns der Verfasser von der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts und ihren staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnissen entwirft.

Die gewaltigste Umwälzung ist auf wirthschaftlichem Gebiete vor sich gegangen. Das ökonomische Programm des Socialismus ist vollständig durchgeführt. Die gesammte Gütererzeugung und Güterverteilung ist aus den Händen der Privaten in die der Gesellschaft, des Staates, der Gesammtheit übergegangen. Es giebt daher nicht mehr Tausende von Privatwerkstätten, Hunderte von Privatfabriken, sondern nur einzelne riesengroße Staatsfabriken oder Staatswerkstätten, wo unter staatlicher Oberleitung alle möglichen Gebrauchsgüter hergestellt werden. Verschwunden sind ebenso die zahllosen Privatgeschäfte, Verkaufsläden, Gastwirthschaften, Wechselstuben u. s. w., die früher den Güteraustausch vermittelten. An ihre Stelle sind einestheils riesige Centralwaarenniederlagen und andererseits große Bazare getreten, in denen der Consument sich seine Bedarfsartikel nach bereitgehaltenen Proben aussucht, während die Uebermittelung des Gewählten aus den Centraldepots durch Telephon, Telegraph, Rohrpost und Eisenbahn mit außerordentlicher Schnelligkeit und Sicherheit von Statten geht. Natürlich kennt die Gesellschaft des 20. Jahrhunderts auch den Begriff des Geldes, das ja nur so lange nöthig war, als es galt, die zahllosen Tauschgeschäfte einzelner Privatunternehmer auszugleichen, und den Begriff des Privatcredites, der die vorübergehend mangelnden Baarmittel im Verkehr dieser Unternehmer zu ersetzen hatte, nicht mehr. Dagegen empfängt jeder Bürger am Anfang des Jahres eine Anweisung auf die Erträgnisse der gesellschaftlichen Gesammtproduction nach Höhe seines nach gleichem Verhältniß wie allen seinen Mitbürgern berechneten Antheiles an derselben in der Form einer Creditkarte, von welcher die zuständigen Organe einen dem Werthe des betreffenden Gutes entsprechenden Coupon ablösen, so oft der Inhaber die Gebrauchsgüter der Staatsniederlagen oder die Dienste der Staatsanstalten und ihrer Bediensteten für sich in Anspruch nimmt. Das heutige Verhältniß von privaten Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist gleichfalls verschwunden. Statt dessen werden alle erforderlichen Arbeitsleistungen von dem nach der Art der heutigen Armeen organisirten Arbeiterheere gestellt, in dem jeder Bürger

und jede Bürgerin, sofern sie nicht durch körperliche oder geistige Gebrechen dienstunfähig sind, vom 21. bis zum 45. Jahre Dienst zu thun hat, und zwar in den ersten drei Jahren ohne, in der übrigen Zeit mit freier Berufswahl, welche allerdings durch eine sehr sorgfältige, die für die verschiedenen Berufszweige vorhandenen Neigungen und Fähigkeiten möglichst weckende und fördernde Erziehung erleichtert wird. Um dem gleichwohl noch möglichen, über den Bedarf hinausgehenden Zudrang zu einzelnen Berufsarten entgegenzutreten, sucht die Verwaltung die Arbeitsbedingungen nach Möglichkeit auszugleichen, theils durch Beseitigung der mit gewissen Arbeiten verbundenen besonderen Gefahren und Belästigungen mit den Mitteln der vervollkommneten Technik des 20. Jahrhunderts, theils durch verschiedene Bemessung der täglichen Normalarbeitszeit in den einzelnen Berufszweigen und endlich durch Anregung des Ehrgeizes und der Vaterlandsliebe zu Gunsten der weniger beliebten Arbeitszweige, indem man die Beschäftigung darin als vorzugsweise ehren- und verdienstvoll bezeichnet. Was insbesondere die wissenschaftlichen und künstlerischen Berufe anlangt, so wird übermäßiger Zudrang zu ihnen durch ein strenges Prüfungssystem eingeschränkt, während andererseits hervorragende, von der öffentlichen Meinung als solche anerkannte Leistungen darin durch besondere Auszeichnungen nach Art unsrer Ordensdecorationen geehrt werden. Ueberhaupt spielt die Anregung des Ehrgeizes und des Patriotismus eine sehr hervorragende Rolle in der Welt des 20. Jahrhunderts, die bei angenommenem Grundsatz der an und für sich gleichen Vertheilung des gesammten Arbeitsertrages an die einzelnen Staatsbürger nur dieses einzige Mittel besitzt, um die arbeitende Bevölkerung dazu anzuspornen, daß jeder Einzelne das Beste, was er zu leisten vermag, auch wirklich leistet. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wenn wir das ganze System der für diesen Zweck geschaffenen Organisation des Arbeiterheeres, wie es in Bellamy's Buche zur Darstellung gelangt, hier mittheilen wollten. Nur soviel sei bemerkt, daß diese Organisation ziemlich genau derjenigen unserer Armeen nachgebildet ist, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Arbeiterofficiere nicht von einem Staatsoberhaupe ernannt, sondern gewählt werden. Doch wird, um die Disciplin der Arbeiterarmee nicht durch dieses Wahlsystem zu lockern, die Wahl nicht von den activen Gliedern der Arbeitsgenossenschaft, sondern von den ihres Alters wegen in Inactivität getretenen Ehrenmitgliedern vorgenommen. Die Arbeitsämter bilden übrigens in den Staaten des 20. Jahrhunderts zugleich die Grundlage der Staatsämter, aber richtiger, sie fallen mit ihnen zusammen, wie denn der oberste Anführer des gesammten Arbeiterheeres der vereinigten Staaten von Nordamerika der Präsident dieser vereinigten Staaten selbst ist. Es entspricht dieß auch vollständig den Verhältnissen, wie sie sich nach Bellamy's Schilderung gegen das Ende des 20. Jahrhunderts nicht nur in den nordamerikanischen Freistaaten, sondern auch bei den meisten übrigen Culturvölkern der civilisirten Welt herausgebildet haben. Denn die Leitung und Beaufsichtigung der nationalen Gütererzeugung, sowie der Güterverheilung zwischen den verschiedenen Staaten und den verschiedenen Bürgern der einzelnen Staaten ist der wichtigste und ausgedehnteste Zweig der staatlichen Thätigkeit. Nachdem die Neuordnung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Nationen — die sich übrigens, wie Dr. Leete seinem jungen Freunde Julian West wiederholt versichert, ganz unblutig als selbstverständliche, durch die vernünftige Ueberzeugung aller Betheiligten ohne Weiteres anerkannte Folge der geschichtlichen Entwickelung vollzogen hat — nachdem diese Neuordnung erfolgt und damit der Unterschied zwischen Armuth und Reichthum mit allen seinen die Welt des 19. Jahrhunderts beängstigenden und verwirrenden Folgen beseitigt worden ist, sind viele, ja die meisten staatlichen Functionen, die heute eine Masse von Arbeitszeit und Arbeitskräften erfordern, entbehrlich oder wenigstens ziemlich geringfügig geworden. Dies gilt vom Kriegswesen, da die wechselseitigen Beziehungen der Staaten nur in dem gegenseitigen Austausch der Landesproducte bestehen, dessen Abrechnung sich unter der Leitung eines von allen Staaten beschickten Bundesraths auf durchaus friedlichem Wege vollzieht, von der Civiljustiz, da die Grundlage, aus welcher sich in früherer Zeit die meisten Civilprozesse entwickelten, das Verhältniß zwischen den Privatunternehmern und ihren Leuten, sowie das Verhältniß zwischen verschiedenen solchen Unternehmern über ihre wechselseitigen Leistungen, verschwunden ist, von der Strafjustiz und Sicherheitspolizei, da mit dem Wegfall der Vermögensunterschiede die stärksten Antriebe der Verbrechen weggefallen sind und vereinzelte Fälle dieser Art in der Regel als „atavistische" Erscheinungen geistiger Störungen zu behandeln sein werden. Lassen die vorstehenden Andeutungen erkennen, daß die wirthschaftlichen und staatlichen Einrichtungen, wie sie sich nach Bellamy's Schilderung am Schlusse des 20. Jahrhunderts gestaltet haben, von den unsrigen himmelweit verschieden sind, so weist dagegen seine Darstellung der gesellschaftlichen Zustände eine überraschende Uebereinstimmung mit den heutigen auf. Zwar macht die fortgeschrittene Technik und das Princip der gemeinwirthschaftlichen Befriedigung der Lebensbedürfnisse auch hier ihren Einfluß geltend. So ist beispielsweise der im 19. Jahrhundert übliche Privatregenschirm dem das gesammte Straßentrottoir gleichmäßig schützenden, nach Art unserer Markisen herauf und herunter zu ziehenden Regendache gewichen. Der Musikliebhaber des 20. Jahrhunderts braucht sich weder selbst anzustrengen noch in ein öffentliches Concertlocal zu bemühen, er hört einfach in einem akustisch gebauten Raume seiner Wohnung die durch telephonische Apparate ihm hörbar gemachten, zu allen Stunden des Tages und der Nacht vom Staatsorchester dargebotenen Musikaufführungen mit an. Wer am Sonntag Vormittag an einer Predigt sich erbauen will, braucht ebenfalls nicht die Kirche zu besuchen, denn das Telephon ermöglicht ihm, die Auslegung des Gotteswortes durch den von Staatswegen angestellten Prediger von seiner Wohnung aus zu vernehmen. Allein, von diesen Besonderheiten abgesehen, ist das Leben, das wir Dr. Leete und seine Familie am Ende des 20. Jahrhunderts führen sehen, demjenigen seiner heutigen Standesgenossen außerordentlich ähnlich, jedenfalls viel ähnlicher, als wir es nach den übrigen Enthüllungen über die Verhältnisse dieser Zukunftsperiode in dem Bellamy'schen Buche und nach den Andeutungen anderer socialistischen Schriftsteller erwarten durften. Er bewohnt sein eigenes, mit stattlichem Garten versehenes und offenbar ziemlich geräumiges und wohleingerichtetes Haus. Er besitzt eine die Literatur des letzten Jahrhunderts, wie diejenige früherer Zeiten, die schönen wie die nützlichen Wissenschaften gleichmäßig umfassende Privatbibliothek. Die Mahlzeiten der Familie werden stets im geschlossenen Familienkreise eingenommen, und wenn sie auch in der Staatsküche zubereitet sind, so können sie doch im eigenen Hause verzehrt werden. Ja selbst in dem von Staatswegen unterhaltenen Speisehause des Stadtviertels hat Dr. Leete ebenso wie die meisten seiner Mitbürger ein eigenes, nur für seine Familie reservirtes Speisezimmer. Da Dr. Leete und seine Frau das 45. Lebensjahr überschritten haben, während ihre Tochter Edith anscheinend das 21. noch nicht erreicht hat, so wird das behagliche Stillleben der Familie auch durch den Dienst im Arbeiterheer niemals unterbrochen, während der ihr durch die Staatscreditkarte zugewiesene Antheil am Nationalproduct ein so beträchtlicher ist, daß er ihr die reichliche Befriedigung nicht nur ihrer eigenen Bedürfnisse, sondern auch die Gewährung liebenswürdigster Gastfreundschaft an den so plötzlich ihrem Hause zugewachsenen Gast aus dem verflossenen Jahrhundert gestattet. Da nun nichts in dem Romane zu der Annahme berechtigt, daß Dr. Leete in der Gesellschaft seiner Zeit eine besondere Ausnahmestellung einnimmt, so lassen allerdings die Lebensgewohnheiten desselben auf eine ganz außerordentliche Steigerung des durchschnittlichen Verbrauches, verglichen mit den heutigen Verhältnissen, schließen, und wenn wir gleichzeitig hören, daß nicht nur die Dauer des Arbeitstages, sondern auch die Dauer des der Arbeit gewidmeten Lebensabschnittes im 20. Jahrhundert gegen heute außerordentlich verkürzt worden sein soll, so erscheint allerdings die von Julian West im 22. Capitel des Bellamy'schen Romans dem Dr. Leete vorgelegte Frage, wie es komme, daß die Gesellschaft des 20. Jahrhunderts soviel reicher sei, als die des 19., eine sehr berechtigte. Dasjenige, was Dr. Leete zur Aufklärung des Räthsels vorbringt, die Ersparung der Kosten für Verzinsung der Staatsschuld, für die nationale Vertheidigung und für viele andere entbehrlich gewordene Zweige der Staatsverwaltung, die infolge der besseren Lebensbedingungen eingetretene Verringerung der Verbrecher, der Kranken, Schwachen und Krüppel, die früher auf Kosten der Gesammtheit leben mußten, die Gewinnung aller derjenigen Personen, die früher im Handel, im Creditwesen und ähnlichen nicht mehr nöthigen Berufen thätig waren, sowie der reichen Müßiggänger für die eigentliche Gütererzeugung und endlich die mannigfachen Vortheile, welche die Vereinigung der gesammten Production in einer Hand gegenüber der früheren Zersplitterung und dem damit verbundenen Concurrenzkampfe insofern bietet, als die Verluste wegfallen, welche ehemals durch verfehlte Unternehmungen, Geschäftsstockungen,

Absatzkrisen rc. verursacht wurden, das Alles wird einen Kenner der Volkswirthschaftslehre wohl kaum so leicht zufriedenstellen, wie Hrn. Julian West in Bellamy's Erzählung. Denn alle diese Gegenrechnungsposten sind theils zu wenig belangreich, theils stehen sie auf zu schwachen Füßen, um eine Ausgleichung des oben hervorgehobenen Deficits bewirken zu können. Von allen sonstigen Einwendungen gegen das Zukunftsbild des Bellamy'schen Romans möge hier nur noch diejenige ihre Stelle finden, die sich gegen die Annahme des Amerikaners richtet, als würde ein Zustand gleichmäßigen Wohllebens der ganzen Nation von selbst zu einem Siege der besseren Instincte der Menschennatur über die bösen Triebe derselben führen. Wir glauben im Gegentheil, daß nach dem Wegfall der aus dem Zwiespalt zwischen Reich und Arm, zwischen Ueberfluß und Mangel herrührenden Versuchungen zum Bösen es nicht an andern Versuchungen noch schlimmerer Art fehlen würde, und daß in einer Welt, wie Bellamy sie darstellt, die Laster der Wollust und der Trägheit, der Mißgunst und Scheelsucht, der Hoffahrt und der Lüge immer noch ein weites Feld verderblicher Wirksamkeit finden würden. Sittliche Läuterung und Heiligung kann nie und nimmer durch äußere Verhältnisse, sondern nur von innen heraus durch die Macht der Religion herbeigeführt werden und diese Macht hat sich, wie die Geschichte lehrt, in den Zeiten äußerer Noth stets am stärksten erwiesen.

Aber vielleicht thun wir Hrn. Bellamy Unrecht, wenn wir sein Werk mit der Lupe historischer und nationalökonomischer Wissenschaft betrachten. Am Ende war es ihm nur darum zu thun, ein unterhaltendes Buch zu schreiben nach der Art der phantastischen Romane von Jules Verne oder der wunderbaren Reisen Gulliver's von Swift. Indessen gegen eine solche Annahme scheint der Schluß der Erzählung zu sprechen. Hier wird uns nämlich berichtet, daß Julian West, nachdem er im 20. Jahrhundert im Hause des Dr. Leete entschlafen, auf einmal wieder im 19. Jahrhundert in seinem unterirdischen Schlafgemach erwacht und natürlich Alles, was er im Hause des Doctors erlebt hat, für einen wunderbaren Traum hält. Mit sehr gemischten Gefühlen begrüßt er seine Vaterstadt und ihre Bürgerschaft, die er in soviel fortgeschrittenerem Zustande kennen gelernt hatte, wieder in ihrer alten Gestalt. Das ganze Leben und Treiben erscheint ihm unklug und närrisch, der Zustand der ärmeren Bevölkerung bejammernswerth, die Theilnahmlosigkeit der meisten Reichen dabei abscheulich. Als er aber schließlich seinen Gefühlen im Hause seiner Braut Edith Bartlett unverhohlenen Ausdruck giebt, so erregt dies eine allgemeine Entrüstung. Man ist im Begriff ihn aus dem Hause zu werfen. Er vertheidigt sich, kämpft, schluchzt, stöhnt und — findet sich aufrecht sitzend in seinem Bette im Hause des Dr. Leet. „Wie es einem entflohenen Sträfling zu Muthe sein muß, der träumt, er sei wieder eingefangen und in seinen dunkeln Kerker zurückgebracht worden, und, seine Augen öffnend, das weite Himmelsgewölbe über sich sieht, so ist ihm, als er erkennt, daß seine Rückkehr ins 19. Jahrhundert der Traum und seine Gegenwart im 20. die Wirklichkeit ist.“ Zugleich aber empfindet er ein brennendes Schamgefühl darüber, daß er selbst in jenen grausamen und unvernünftigen Tagen gelebt und nichts gethan hat, ihnen ein Ende zu machen, und mit einem reuigen Bekenntniß dieser Schuld vor seiner Braut Edith Leete schließt der Roman. Es gewinnt hiernach in der That den Anschein, als ob der Dichter Dasjenige, was er über das Leben im 20. Jahrhundert berichtet hat, nicht als ein müßiges Spiel der Phantasie, sondern als ein erstrebenswerthes und erreichbares Ziel unserer gesellschaftlichen Entwickelung angesehen wissen wolle, mit anderen Worten, als ob er glaube, in den Darlegungen seines Romanes einen gangbaren Weg zur Lösung der socialen Frage angegeben zu haben. Zum Mindesten ist eine solche Auffassung des Buches bei zahlreichen Lesern höchst wahrscheinlich. Hierdurch aber ist für alle Diejenigen, welche die Lösung der socialen Frage durch eine auf dem festen Boden der Geschichte und der nationalökonomischen Wissenschaft ruhende sociale Reform erstreben, die Veranlassung geboten, gegen die phantastisch-dilettantischen Versuche Bellamy's, die nur verwirren und vom rechten Ziele ablenken können, ernste Verwahrung einzulegen. Eine Verwahrung, die im vorliegenden Falle um so nothwendiger ist, als es sich um ein Werk handelt, das eine große Verbreitung in Amerika bereits gefunden hat und bei uns sicherlich noch finden wird, und das daher jedenfalls vielfach in die Hände von Lesern gelangt, die nicht im Stande sind, die absichtlichen oder unabsichtlichen Fehlschlüsse und Irrthümer des Autors zu durchschauen.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Von Stufe zu Stufe!** Predigt über Jac. 1, 13—18 gehalten am Sonntag Cantate, 4. Mai 1890, von **F. G. Tranzschel**, Pastor zu St. Johannis in Leipzig. Leipzig 1890. Akademische Buchhandlung. 40 ₰. — Die erschreckend deutliche Beschreibung dieser berühmten Textesstelle davon, wie Sünde entsteht und wohin sie führt, empfängt in dieser geist- und kraftvollen, echt volksthümlichen Predigt eine Auslegung, die mit erschütterndem Ernst in das Leben des Einzelnen, wie in das Gemeinschaftsleben hineinführt. Nur den Ausdruck „salonfähig“ (S. 4) möchten wir lieber nicht kanzelfähig werden lassen. Daß der Prediger in der christlichen Freudenzeit nur Buße gepredigt und den ganzen zweiten Theil des Textes in die allerletzten Schlußgedanken verwiesen hat, das kann man sich durch den Gang sehr wohl erklären, welchen seine Meditation gerade genommen hat, aber im Sinne derer ist es nicht gewesen, welche einst diesen Text für diesen Sonntag ausgewählt haben.

B. K. **Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolph-Vereins.** Hefte zu 10 ₰. Barmen, Klein. — Von den neu erschienenen Heften haben wir Nr. 121 (Für unsere Confirmanden von Jacobi) und das letzte, Nr. 128 (Karl Gerok von Mosapp) schon besonders angezeigt. Aus den übrigen heben wir hervor Nr. 117: War der Apostel Petrus in Rom? von Th. Trede, deutsch-evangelischem Pfarrer in Neapel. Hier wird mit den bekannten Gründen, aber in volksthümlicher Sprache und aus eigener Anschauung römischer Verhältnisse das selbstverständliche „Nein“ auf jene Frage ausgesprochen. In Nr. 122 giebt Lic. theol. Karl Rönneke, Botschaftsprediger in Rom, eine ergreifende Darstellung von dem Uebertritt und der evangelischen Predigtarbeit des ehemaligen Priesters Luigi Desanctis. Nr. 123 (Blanche Gamond von Julius Schall) entrollt uns ein schauerliches Bild der Dragonnaden und Einzelverfolgungen evangelischer Christen unter Ludwig XIV. im Anschluß an die Lebens- und Leidensgeschichte eines standhaften Mädchens. In Nr. 127 (Die Pfälzer Emigranten am Niederrhein von Karl Trompetter) wird uns die Geschichte der Pfälzer dargestellt, welche von 1741 an im Herzogthum Cleve sich niederließen und Pfalzdorf gründeten, und deren Nachkommen unter dem Schutze der preußischen Könige ihre Ansiedlung durch die Gründung von Luisendorf mit seiner Elisabethkirche erweiterten. Alle Hefte enthalten sehr dankenswerthes Einzelmaterial zur Geschichte der evangelischen Bestrebungen.

B. K. **Auf zum Kampfe wider die Unzucht.** Vortrag am 25. Februar 1890 zu Berlin von **Hermann Dalton.** **Die Mitwirkung der höheren Stände an dem Kampfe gegen die Unsittlichkeit.** Vortrag am 24. März 1890 in Dresden von **A. Niemann**, Pastor in Prötzel. Berlin, Stadtmission. 1890. Je 20 ₰. — Beide Redner wenden sich an die höheren Stände, indem sie diesen eine besondere Schuld an dem unheilvollen Verderben beimessen, das sie bekämpfen wollen, und von dieser Seite aus auch zunächst ein förderliches Vorgehen erwarten. Pastor Dalton untersucht namentlich die rechtliche und sittliche Seite des sogen. Controlwesens, weist mit energischen Worten das Unding des nothwendigen Uebels zurück und legt dar, daß jene Einrichtungen nicht nur aus sittlichen Gründen zu verwerfen sind, sondern auch nie das geleistet haben, weshalb sie eigentlich geschaffen worden sind. Er führt eine sehr kräftige Sprache, aber es thut auch wahrlich noth, daß gerade den Gebildeten in dieser Beziehung das Gewissen geschärft werde. Pastor Niemann begründet seinen Aufruf an die höheren Stände mit dem Hinweise darauf, daß jenes öffentliche Unwesen zweifellos mit den Auswüchsen der Cultur zusammenhängt, an deren kräftigem Gedeihen die Gebildeten die Hauptschuld tragen mit der versumpften Tagespresse, mit dem modernen Roman, dem modernen Theater und der modernen Kunst. Es ist ein saures Werk, dem beide Redner ihre Kraft widmen, und die Besserung wird nur sehr langsame Fortschritte machen bei der Laxheit und Gleich-

giltigkeit, mit welcher man auch in den berufensten Kreisen noch vielfach dem ganzen Treiben zuschaut. Hoffentlich gelingt es, wenigstens einem Theil des zukünftigen Geschlechtes klar zu machen, was hier auf dem Spiele steht.

B. K. **Reise-Handbuch für die christliche Familie.** Ein Wegeweiser durch die Hospize und Erholungsorte. Berlin, 1890, Stadtmission, 40 ₰. — Der Haupttitel des Buches kann leicht irre führen. Es handelt sich nicht um Fahrpläne oder Beschreibung von Weg und Steg für Ausflüge, sondern nur um bie Orte der Einkehr und Erholung. Diese letzteren (Hospize und Erholungsstätten unter christlicher Leitung), soweit sie in Deutschland und der Schweiz liegen, sind namhaft gemacht und in Bezug auf Einrichtung und Preise beschrieben. England ist nur durch das Vereinshaus in London, 28 Findsbury Square, vertreten. Es ist rüstig vorwärts gegangen mit dieser Sache, bie für alle Christenmenschen von großer Wichtigkeit ist, soweit sie gezwungen sind zu reisen und dem gewöhnlichen Gasthofsleben wenig Geschmack abgewinnen. An der Spitze aller steht gebührender Weise bas Hospiz der Berliner Stadtmission, „ein Hotel ersten Ranges“, wo auch ber verwöhnteste Reisende alle seine Ansprüche befriedigt sehen wirb, wenn er nämlich rechtzeitig vorausbestellt hat. Aber Reinlichkeit, Ordnung unb Anstand sind wohl überall zu finden. Möchte das Buch von Solchen fleißig benutzt werden, welche am fremden Orte ihr Haupt mit einiger Befriedigung zur Ruhe legen unb bie leidige Magenfrage ohne viel Aerger zur Lösung bringen wollen!

J. R. **Aus bewegtem Leben.** Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von **Hans Wachenhusen.** Lieferung 1. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt vorm. R. Schultz & Co. 50 ₰. — Es giebt auch Classiker der Berichterstattung; Leute, welche die Begabung besitzen, in jedem gegebenen Augenblicke, in jeder beliebigen Lage, sei es selbst die schwierigste unb unbequemste, zu sehen, viel zu sehen, scharf zu sehen, zu schreiben, schnell zu schreiben, fesselnd zu schreiben, Leute, die gleichsam immer auf Vorposten stehen, in allen Sätteln gerecht sind, dabei findig und entschlossen bis zur Verwegenheit, um sich alle Vortheile zu sichern, sei es auf geradem oder ungeradem Wege, alle Hindernisse spielend zu überwinden, nicht zum letzten mit einem eisernen Körper begabt, denn ihr Dienst ist ein anstrengender und aufreibender, wie der eines Kriegers, dessen ständige Begleiter sie sind. England hat solche Meister der Berichterstattung hervorgebracht; einer von ihnen fiel seinem Berufe im ägyptischen Feldzuge zum Opfer — auch Deutschland kann sich solcher rühmen. Wachenhusen, der Kriegsodysseus der Neuzeit, wie er wohl genannt worden ist, ist ein solcher; bei keiner Gelegenheit von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren, wo die Völker auseinander schlugen, hat er gefehlt, und seine Berichte haben sowohl in den großen Zeitungen, in denen sie zuerst erschienen, wie später in Buchform Tausende von Lesern gefunden. Hier läßt er eine Art von Ergänzung zu seinem Lebenswerke folgen, seine Lebenserinnerungen, die, nach dem Gesagten zu urtheilen, interessant genug ausfallen müssen; er tritt, wie er sich ausdrückt, eine Rückreise durch seine Leben an. Das vorliegende erste Heft beschäftigt sich mit Wachenhusen’s Kindheit und Jugend, seinen Beziehungen zu dem Theatergrafen Hahn, Fritz Reuter u. A., mit den Fährlichkeiten im orientalischen Kriege, in welchem der Verfasser sich gleichsam seine Sporen als Kriegsschilderer verdient hat. Das ganze Memoirenwerk wird in zwei Bänden oder 12 bis 15 Heften zu 50 ₰ fertig vorliegen. Wachenhusen’s Bild ist dem Ganzen beigegeben.

W. L. Dr. **Heinrich Sattler, Die Effectenbanken.** Mit einem Vorwort von Dr. **Ad. Wagner.** Leipzig, C. F. Winter 1890. 2.40 ℳ. — Vorliegende Schrift ist bie Arbeit eines sehr scharfsinnigen Juristen, der mit erheblichem Fleiß die ihm zugänglichen Quellen zur Information über die thatsächlichen Verhältnisse des Emissionsgeschäfts benützt hat. Die Schrift zerfällt in einen theoretischen und einen historisch-kritischen Theil. In dem historisch-kritischen Theile, ber unseres Erachtens der glücklicher gelungene ist, giebt Sattler unter Anderem eine Uebersicht über die Geschichte des Pariser Crédit Mobilier von 1852—1867, und eine kurze Darstellung der Geschichte der deutschen Effectenbanken von 1853—1889, in welcher die Geschäftsberichte der hervorragendsten Institute verwerthet sind. Ob dagegen die positiven Vorschläge des Verfassers zur Abhilfe einiger Mißstände im Emissionsgeschäft allgemeineren Beifall finden werden, erscheint einigermaßen zweifelhaft.

— **Handbuch für bie Officiere bes Beurlaubtenstandes der Infanterie.** Berlin, Mittler u. Sohn. 5 ℳ. — Die sämmtlichen Reglements, Vorschriften 2c. sind durch Oberstlieutenant Transfeldt zu kleinen, handlichen Auszügen in Heftform verarbeitet unb in einem ebenso praktischen wie eleganten Einband vereinigt worden, dem im Bedarfsfall leicht jedes Heft zu entnehmen ist. Das Ganze bildet also eine vollständige Bibliothek des militärischen Wissens, soweit es für den Officier des Beurlaubtenstandes nöthig ist. Es ist nochmals warm zu empfehlen.

G. Oe. — **Leipziger Couleurbuch.** Officielles Vademecum für bie Studirenden der Universität Leipzig. Ausführliche Zusammenstellung der Corporationen und Vereine der Universität Leipzig, Entwickelungsgeschichte, Pauk- und Cartellverhältnisse, Farben, Kneiplocale u. s. w. Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann. 16° 22 S. Preis: 50 Pf. — Die ungemein lange Aufschrift des Büchleins sagt, was es bieten will, ja sie sagt eigentlich mehr; denn von einer „Entwickelungsgeschichte“ haben wir nur geringe Spuren finden können. Für den jüngeren Studenten, insbesondere für den Fuchs, ist die Zusammenstellung recht brauchbar; der ältere wird Weniges finden, das er nicht vorher gewußt hätte. Nach dem Büchlein besitzt die Universität im Ganzen 76 Vereine, und da spricht man noch vom Rückgange des akademischen Vereinslebens. Wie das Buch dazu kommt, sich „officiell“ zu nennen, wissen wir nicht. Der Preis erscheint uns etwas hoch.

J. B. **Deutsches meteorologisches Jahrbuch für 1888.** Beobachtungssystem des Königreiches Sachsen. 1. Hälfte, Abtheilung I. und II. Herausgegeben vom Prof. Dr. **Paul Schreiber.** 156 Großfolioseiten. Chemnitz 1889. Selbstverlag des Kgl. meteorol. Institutes. In Commission bei der Carl Brunner’schen Buchhandlung. — Die Ausgabe des vorliegenden Theiles des sächsischen meteorol. Jahrbuches ist der des Vorjahres fast auf dem Fuße gefolgt, und wenn das Institut seine Arbeiten so weiter fördert, vermag es schließlich das Beobachtungsmaterial eines Jahres vor Schluß des folgenden zu veröffentlichen. Entsprechend der Eintheilung früherer Jahrgänge enthält die erste Hälfte des 1888er Jahrbuchs nur das in langen Zahlenreihen niedergelegte statistische Material; Specialuntersuchungen dürften erst im III. Theile zu erwarten sein. Weil nun aber dem großen Publicum wohlgebaute Sätze in bilderreicher Sprache lieber sind, als trockene, spröde Zahlenreihen — und wenn diese noch so deutlich sprächen —, so wirb die Ausgabe nur von Fachgenossen und Sachverständigen nach Gebühr gewürdigt werden. Und gerade das vorliegende Heft darf auf entgegenkommendes Interesse in Fachkreisen rechnen. Durch den Tod des verdienstvollen Bruhns, die Verlegung ber Centralstelle nach Chemnitz und Aenderungen in der Form der Publicationen wurde bie Stetigkeit der letzteren in mancher Hinsicht gestört. Aufhaltende, mühevolle Erkundigungen und Rechnungen mußten dem Forscher über solche Lücken hinweghelfen. Der vorliegende Band holt das Versäumte nach. Wir haben nun glatte, sicher berechnete Fazita von allen meteorologischen Elementen für die Zeit von 1864 bis 1888 vor uns. Jeder Sachverständige wird dem Hrn. Herausgeber hierfür Dank wissen. Ueberdies hat sich die Direction entschlossen, die bisher eingehaltene synchronistische Form der Publicationen zu verlassen und wie früher den Stoff stationsweise zu gruppiren. Die letztere Form hat viel für sich und verbürgt in erster Linie auch fernerhin die Stetigkeit in Monats- und Jahresmitteln. Persönlich möchten wir dem Herausgeber für die Wiederaufnahme der „Bemerkungen“ bei den einzelnen Stationen danken. Schon Bruhns fügte sie seinen „Resultaten“ von 1864—1867 bei, von 1868 ab verlegte er sie in die monatlichen Berichte in der wissenschaftlichen Beilage der Leipz. Ztg. und Anfang der 70er Jahre ließ er sie aus Sparsamkeitsrücksichten ganz fallen. Uns haben diese „NB“ für manche Untersuchung treffliche Dienste geleistet, und wir haben sie in einer Reihe von Jahrgängen schmerzlich vermißt. Uebrigens können wir Beobachter aus den „Bemerkungen“ zur Station Chemnitz Manches über bie Form der Eintragungen lernen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 70. Donnerstag, den 12. Juni. 1890.

Die Pariser Weltdame vor der Revolution.

Der großen staatlichen Umwälzung in Frankreich ging eine Erschütterung und Umgestaltung des geistigen und gesellschaftlichen Lebens voraus. Die Frau der französischen Gesellschaft konnte um so weniger davon unberührt bleiben, als sie nicht nur ein Geschöpf dieser Gesellschaft war, sondern auch den beherrschenden Mittelpunkt derselben bildete, das geistige Leben zu ihrem Cultus machte und ihren vornehmsten Ehrgeiz in den Schutz und die Förderung desselben setzte. An die Stelle des Familienlebens, welches die Grundlage der alten französischen Gesellschaft bildete, war mit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts in der französischen Hauptstadt mehr und mehr das gesellschaftliche Leben der Salons getreten. Dies hing mit der Umwandlung des alten Feudaladels in einen Hofadel zusammen, sowie mit der veränderten Bedeutung, welche infolge davon die Ehe, und der veränderten Richtung, welche die Erziehung der weiblichen Jugend erhielt.

Auch bei den altfranzösischen Geschlechtern spielte in den Eheverträgen das Geld nicht selten eine Ausschlag gebende, fast nie aber die ausschließlich bestimmende Rolle. Mehr als auf Reichthum wurde bei der Wahl einer Gattin noch auf die Reinheit der Abstammung und der Sitten, auf Frömmigkeit und häusliche Tugend gesehen. Nicht wenige Familienväter schärften das ihren Söhnen noch letztwillig ein. Die Frau war damals vor allem Anderen Hausfrau und Mutter der Kinder, deren Erziehung sie leitete und denen sie Vorbild war. Bei der häufigen Abwesenheit der Männer war sie es meist, welche die Führung der Geschäfte übernahm und nicht selten das durch Unglücksfälle oder auch durch den Leichtsinn des Gatten zerrüttete Vermögen wieder herstellte. Denn übermäßige Prachtliebe und Verschwendung hat es fast zu allen Zeiten gegeben. Zu einer Sache der Mode und des guten Tons wurden sie aber erst, als der Adel anfing um die Gunst des Hofes zu buhlen, sich in seinem Glanze zu sonnen und mit diesem zu wetteifern. In demselben Maße als hierdurch die Vermögen zusammenschmolzen, die Güter belastet und durch schlechte Verwaltung entwerthet wurden, der Werth des Geldes aber sank, mußte das Geld, mußte der Reichthum in der Ehe, wie im Leben, auch eine größere Rolle spielen. Neben dem alten Geschlechtsadel wuchs ein neuer Geldadel, eine Geldmacht empor, mit deren gesellschaftlichem Glanze ersterer immer schwerer wetteifern konnte. Um so viel höher er sich auch schätzen mochte, verschmähte er doch nicht zur Wiederherstellung seines zerrütteten Vermögens Verbindungen mit letzterem einzugehen. Der heruntergekommene Edelmann ergriff nicht selten als letzte Rettung die Hand einer reichen Bürgertochter, wenn er auch nach geschlossener Ehe, wie der Graf d'Evreux, welcher aus diesem Grunde Dem. Crozet, die Tochter eines bürgerlichen Millionärs, geheirathet hatte, mit ihr zu leben und die Ehe zu vollziehen sich weigerte. Die Ehe wurde immer mehr zu einem Geschäft, zu einer gesellschaftlichen Convenienz, welche beiden Theilen außer den geschäftlichen Vortheilen eine gesellschaftliche Stellung gewährte, dem Manne die gesetzliche Vererbung seines Namens und Vermögens sicherte, der Frau eine gewisse Selbständigkeit und Freiheit versprach. Von Liebe konnte bei diesen Verbindungen um so seltener die Rede sein, als Diejenigen, welche sie eingingen, sich meist erst kennen lernten, nachdem schon alle Punkte des Vertrags zwischen ihren Familien vereinbart waren. Oft führte der Bräutigam seine Braut unmittelbar aus dem Kloster, welchem sie zur Erziehung anvertraut worden war, in sein Haus, ohne daß diese die elterliche Wohnung wieder bezogen hatte; bisweilen wurde sie ihm schon in so zartem Alter vermählt, daß sie als Frau noch Jahre lang im Kloster verweilen mußte, bis ihre Erziehung beendet war und sie das gesetzliche Alter zum Vollzug der Ehe erreicht hatte. Selbst wenn sich die Liebe in solche Verbindungen mischte, verhinderte, wie die Memoiren Mad. d'Epinay's darthun, nicht selten der gesellschaftliche Modeton, daß sie sich erhalten konnte. Es war altväterisch und bürgerlich, in der Ehe Liebe zu zeigen, dafür gab es ja die nebenherlaufenden galanten Verhältnisse. Denn wie die Ehe wurde auch die eheliche Treue zu einer Sache gesellschaftlichen Uebereinkommens. Wie die Gesellschaft darüber bestimmte, welche Ehe für gesellschaftsfähig galt, so bestimmte sie auch darüber, was in der Ehe für schicklich und annehmbar gelten sollte. Die Galanterie, die sie darin an die Stelle der Liebe setzte und in welche diese sich flüchten mußte, wurde von ihr an gewisse Regeln der Schicklichkeit und des Anstands gebunden, in denen selbst der Ehebruch Duldung und Anerkennung erfuhr. Die Gattin hatte das Recht, unter diesen Bedingungen einen Geliebten zu haben, und es gehörte zum guten Ton, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Ja, es gab sogar einen bestimmten Tag, den Freitag, an welchem sie der Gesellschaft ihren Geliebten öffentlich vorstellte, indem sie mit ihm in einer Loge der großen Oper erschien.

Gewiß erhielten sich Form und Ehe der alten Zeit noch daneben. Große Beispiele ehelicher Liebe und Aufopferung gaben der Marquis von Choiseul, der Herr v. Trémouille, die Gattin des berüchtigten Marschalls v. Richelieu, die des Ministers Maurepas, das Ehepaar Necker und das de la Rochefoucauld, sowie die Mutter Chateaubriand's. Allein es waren immer nur vereinzelte Erscheinungen, am ehesten in der Provinz noch zu finden. Das, was der Zeit den Charakter, den Ton gab, lag in jener anderen Richtung.

Die Freiheit und Unabhängigkeit, welche die Frau durch jene Duldsamkeit der Gesellschaft genoß, beruhte zum Theil auf den Vortheilen, die der Mann daraus zog. Ein Lebemann, wie Herr v. Epinay, der seine reizende Frau doch aus Liebe geheirathet hatte, erklärte ihr wenige Monate später, als sie über Vernachlässigung klagte, gradezu, daß sie sich nur ebenfalls zu zerstreuen suchen möge. „Gehen Sie in Gesellschaft, knüpfen Sie Verbindungen an, kurz leben Sie wie alle Frauen Ihres Alters. Es ist der einzige Weg mir zu gefallen, mein Herz." Ein andrer Grund aber lag in der Thatsache, daß die Frau die Seele der Gesellschaft war. Der Mann war im Besitz aller Aemter und der mit ihnen verbundenen Macht. Im Salon aber herrschte die Frau durch die ihr innewohnenden Eigenschaften und die huldigende Anerkennung der Männer, die Amt und Macht nicht selten aus ihren Händen, durch ihren Einfluß empfingen. Was diese Herrschaft der Frau besonders begünstigte, war, daß der Hof hierin seit lange ein Beispiel gab. Neben der Königin genoß seit Ludwig XIV. die Favoritin königliches Ansehen. Und wie hinter dem Fürsten stand auch hinter fast jedem höheren Staatsbeamten eine Frau und ihr Einfluß. Der Cardinal Tencin wurde von Madame Tencin, Graf d'Argenson von Madame d'Estrades, der Herzog von Choiseul von der Herzogin Gramont geleitet. Auf die Regierung der Montespan, der Mad. de Prie, der Mad. de Mailly, der Chateauroux folgte die der Pompadour und der Du Barry. So wenig Marie Antoinette lange Zeit für sich einen Regierungseinfluß anstrebte, so ließ sie sich doch von der Princesse Lamballes und der Herzogin Polignac hierzu zu ihrem Verderben mißbrauchen. Die Duldung und Anerkennung, welche den Favoriten

des Königs zu Theil wurde, befestigte die, welche die außerehelichen Verbindungen von Seiten der Gesellschaft genossen. Der Einfluß der Frau war schon 1731 so groß, daß Montesquieu klagt: Es gäbe Niemanden bei Hof, in Paris und in der Provinz, über dessen Gunst und Ungunst eine Frau nicht verfüge. Die Frauen seien zu diesem Zweck unter einander verbunden, um sich gegenseitig zu unterstützen. Es sei wie ein Staat im Staate und Derjenige, welcher die Minister, die Magistrate, die Geistlichkeit handeln sähe, ohne die Frauen zu kennen, die sie regieren, gleiche einem Menschen, der eine Maschine sich bewegen sähe, ohne etwas von ihrem Mechanismus zu verstehen.

Wie groß die Duldsamkeit des vornehmen Ehemannes im Allgemeinen gegen die Liebschaften seiner Gattin war, geht unter Anderem aus dem Witzwort hervor, welches ein Schriftsteller der Zeit einem seine Frau überraschenden Ehemann in den Mund gelegt hat: „Wie unvorsichtig, Madame. Wenn es ein Andrer, als ich wäre!" Alles kam bei Beurtheilung solcher Verhältnisse nur auf die Wahl des Liebhabers und die schickliche Art der Behandlung an. Was die Frau in diese Verhältnisse trieb, war nicht nur der Leichtsinn und die Frivolität der Männer und das daraus entspringende Ungenügen, sondern weit mehr noch die Modeauffassung der Zeit und der vornehmen Welt von der Ehe. Das Glück, das man in dieser nicht fand und nicht finden sollte, suchte man in der Galanterie. Man bewährte darin, wie Diderot in seinem Verhältnisse zu Dem. Volland, wie d'Alembert in demjenigen zu Dem. de Lespinasse, nicht selten eine Treue, die man sich in der Ehe zu brechen nicht scheute. Man gab sich diesen galanten Verhältnissen oft mit einer Schwärmerei, einer Leidenschaft hin, wie nacheinander Mad. d'Epinay in ihrer Liebe zu Lambert und zu Grimm und Mlle. de Lespinasse zu dem Grafen Mora und zu Guibert.

Und doch stand diese Freiheit der Frau und die sie begünstigende Duldsamkeit der Gesellschaft, deren Seele sie war, in dem entschiedensten Gegensatz sowohl zu den Satzungen der Kirche, welche die Ehe für unlösbar erklärte, wie zu dem bürgerlichen Gesetze, welches die Frau ganz der Gewalt ihres Mannes überlieferte. Wenn dieser von seinem Recht gegen sie verhältnißmäßig selten Gebrauch machte, so lag der Grund oft darin, daß es mit finanziellen Nachtheilen für ihn verbunden gewesen sein würde. „Sie haben ganz Recht — sagte der reiche Schwiegervater zu seinem sich über den Leichtsinn seiner Gattin beklagenden Schwiegersohn — sie führt sich schlecht auf und ich verspreche, sie zu enterben." Sodann hatte er aber auch das Urtheil der Gesellschaft zu fürchten, die sich nur zu leicht auf Seiten der Frau stellte. Und endlich hatte er wohl auch selbst ein schlechtes Gewissen. Denn wenn das Gesetz den ehebrechenden Mann auch nicht mit Einsperrung in ein Kloster oder mit entehrendem Gefängniß bedrohte, so konnte die Frau dann doch die gerichtliche Scheidung gegen ihn anstrengen und durchsetzen. Die gerichtliche Scheidung wurde denn auch von der Frau immer häufiger in Anspruch genommen, da sie durch sie ihre völlige Freiheit gewann und der Furcht vor Strafe völlig entbunden ward, mit der sie bisher die Eifersucht und Rache des Mannes bedrohte. Nicht selten gewann sie diese Freiheit durch gütliche Auseinandersetzung mit ihm. In einzelnen Fällen aber wurde die Frau wirklich das Opfer des die Härte des Gesetzes in Anspruch nehmenden aber sie damit bedrohenden Gatten. So wurde Mad. de Stainville unmittelbar aus einer Ballprobe nach St. Pelagie geschleppt. Aehnlich erging es der Präsidentin Portail, Madame d'Ormesson, Mad. de Vaubecourt u. A. Die reizende, lebenslustige Madame de Roncherolles, die sich nach langem Widerstreben dem allgemein verhaßten Präsidenten Maupeau vermählt und in ihrem Uebermuthe seine eheliche Zudringlichkeit einmal mit einer herzhaften Ohrfeige erwidert hatte, wurde, nachdem sie seine Eifersucht endlich erweckt, von ihm förmlich gefangen gehalten und zu Tode gequält.

Was war es nun aber, das unter solchen Umständen der Frau der hohen französischen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts im Allgemeinen doch ein so großes Uebergewicht über den Mann gab, der, wie sehr er gegen sie sündigte, doch andrerseits ihre Herrschaft auch wieder huldigend anerkannte? War es einzig die Moderichtung der Zeit? Oder die Schönheit, der körperliche Reiz, die Grazie dieser Frauen? Nein, mehr noch als aus ihnen schöpften sie ihre Ueberlegenheit aus der Natur und den Eigenschaften ihres Geistes. Die Frau jener Zeit besaß nicht nur in hohem Grade die Fähigkeit, der geselligen Unterhaltung Reiz und Seele zu leihen. Sie besaß auch die Kunst, Männer von Geist und Einfluß hierdurch an sich zu fesseln, ihren Geist zu entzünden, ihren Worten zu lauschen, sich dafür zu begeistern, auf ihre Ideen einzugehen, sie mit zu entwickeln, sie zu verbreiten und zu fördern und, indem sie in dieses Alles ihr Temperament, ihre Beweglichkeit, ihre Leidenschaft, ihren Reiz legte, die großen und bedeutenden Geister der Nation sich dienstbar zu machen.

Obschon sie ihre Bildung mehr durch das Leben, durch Umgang und Lesen, als durch die Schule erworben hatte, so konnte es doch nicht fehlen, daß die Erziehung schon den Grund zu der Stellung legen mußte, welche das junge Mädchen meist unmittelbar beim Verlassen des Klosters in der vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt einzunehmen berufen war. Die Mutter selbst lehnte freilich meist, so viel sie konnte, die Mühwaltung der Erziehung von sich ab. Gleich nach der Geburt wurde das Kind zu einer Amme aufs Land gegeben, das Mädchen, sobald es ins elterliche Haus zurückgebracht worden war, einer Erzieherin anvertraut, die ihm so viel wie möglich den Willen ließ und in Erwartung späterer Belohnung es schon jetzt als Herrin und Dame behandelte. Am meisten wurde noch auf die Toilette, auf Haltung, Betragen gesehen. Das kleine Geschöpf wurde zu einer Modepuppe herausgeputzt, um mit einstudirten Bewegungen der nie ganz zu befriedigenden Mutter für kurze Zeit aufzuwarten, oder mit der Erzieherin spazieren zu fahren oder zu einem der schon damals unvermeidlichen Kinderbälle zu gehen. Hatte es dann im Laufe der Zeit den Katechismus, lesen, etwas singen und tanzen, sowie die ersten Griffe auf dem Claviere gelernt, so wurde sie einem der damaligen Modeklöster zur weiteren Ausbildung übergeben. So viel man gegen die Klostererziehung auch eingewendet hat, so beweist doch die anschauliche Darstellung, welche die Gräfin Mastalska von ihrem Aufenthalte in der Abbey aux bois hinterlassen, daß fast Alles, was sich mit Recht dagegen aufbringen läßt, dem Geist und den Forderungen der damaligen Gesellschaft zur Last gelegt werden muß. Schon immer waren die Klöster an der Erziehung der Frauen in Frankreich betheiligt gewesen, nur daß diese, ursprünglich allein auf Frömmigkeit, Sittlichkeit und häusliche Tugend gerichtet, das Mädchen keineswegs vom Auge und Herzen der Mutter riß. Daß letzteres nun für lange, oft für immer geschah, daß die Erziehung, wennschon nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise auf das Leben und Glänzen in der Gesellschaft berechnet war, die Ehe als das nächste Ziel der Ausbildung und als die Befreiung aus klösterlicher Beschränkung und von elterlicher Abhängigkeit betrachtet wurde, war wesentlich eine Forderung der Gesellschaft und Zeit. Die Geistesbildung wurde über die Herzensbildung, die Schicklichkeit und die gesellschaftliche Anerkennung über die Sittlichkeit und häusliche Tugend gesetzt. Musik, Tanz, Declamation und Malerei bildeten Hauptfächer des Unterrichts. Man spielte Schauspiele, Opern, Ballets vor den Damen der hohen Gesellschaft. Die ersten Schauspieler des Théâtre français und die ersten Sänger und Tänzer der großen Oper leiteten diese Vorstellungen. Die gefeiertsten der jungen Mädchen wurden zu Bällen geladen, bei denen junge galante Herren Gelegenheit fanden, Verbindungen anzuknüpfen, die von den im Kloster als Pensionäre lebenden älteren Damen dann wohl begünstigt wurden; wenigstens gelang dies dem leichtfertigen jungen Prinzen von Salm in Bezug auf die liebenswürdige Gräfin Mastalska. Das Bedenklichste aber war, daß die Phantasie der jungen Mädchen sich an den Vorstellungen entzündete, welche sie hier so verfrüht von den durch die Ehe vermittelten Freuden des gesellschaftlichen Lebens und von der Ehe selber gewannen. Jede im Kloster vollzogene Heirath brachte eine ungeheure Aufregung unter ihnen hervor. Blieb die Vermählte dann noch längere Zeit im Kloster, wo sie nun eine entsprechende Stellung einnahm, so war sie der Gegenstand eines nicht minder aufregenden Interesses. Selbst die ehelichen Fehltritte und Zerwürfnisse spielten in ihrer Phantasie schon eine Rolle, da die Eltern einzelner der hier weilenden Mädchen aus diesem Grunde von einander getrennt lebten, die Mütter wohl gar in irgend einem Kloster oder Gefängniß ihre Strafe abbüßten.

Trat das junge Mädchen hinaus in die Welt, so durfte ihr Ehrgeiz auf nichts Andres gerichtet sein, als dieser Welt zu gefallen. Ihre Zustimmung war ihr Ehre und Glück. Jedes Andre mußte diesem sich unterordnen. Um die Gesellschaft beherrschen zu können, mußte man zuvor ihr Geschöpf, ihr Sklave geworden sein. Ein Haus zu machen, einen tonangebenden Salon zu gründen, schien unerläßlich, um einen bestimmenden Einfluß auf Staat, Wissenschaften, Künste gewinnen zu können. Es waren, wie die Gebrüder Goncourt sagen, zwei geistige Strömungen, in denen die Frau jener Zeit sich bewegte. Die eine verlangte die intimste Kenntniß, den raffinirtesten Geschmack in der Ausbildung des äußeren Lebens, der Wohnung, Toilette, der Umgangsformen und der körperlichen Erscheinung; die andere drängte zum Studium der Literatur und

der Wissenschaften und zur Erlernung der Künste. Man malte, sang und spielte Theater, Clavier und Harfe; man studirte Geschichte und Philosophie, Anatomie und Physiologie, Chemie und Physik, Astronomie und Mathematik, Politik und Staatsökonomie. Es gab Salons, welche die Koryphäen der verschiedensten Lebenskreise vereinten, es gab politische und philosophische, theologische und physiokratische, literarische und musikalische Salons, Salons der Encyklopädisten und Salons ihrer Gegner. Allein so groß das Wissen der Frau der vornehmen Welt damals auch war, so war ihre Beobachtungsgabe, ihre Menschenkenntniß, ihre Divinationskraft, ihr Geist der Intrigue doch noch um Vieles größer und für den Einfluß, welchen sie ausübte, entscheidender.

Zwei Männer haben auf die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens im vorigen Jahrhundert den tiefgreifendsten Einfluß ausgeübt, besonders auch dadurch, daß ihre Ideen von den Frauen mit der ihnen eigenen leidenschaftlichen Wärme ergriffen und verbreitet wurden: Voltaire und Rousseau. Jener, indem er den menschlichen Geist von Allem, was er Vorurtheil nannte, entband, griff nicht sowol Staat und Kirche, als nur ihre Mißbräuche an, rief aber hierdurch auf fast allen Gebieten eine feindliche Kritik hervor, die den Bestand beider ernstlich gefährdete. Alle Autorität ward erschüttert und an die Stelle des Glaubens ein Cultus des Geistes gesetzt. Nichtsdestoweniger gingen die freigeistigen Frauen mit Eifer zur Kirche, nicht sowohl der Frömmigkeit wegen, sondern weil es zum guten Tone gehörte, nicht sowohl sich zu erbauen, als die Kanzelberedtsamkeit eines Modegeistlichen zu bewundern und sich darüber zu unterhalten.

Tiefer noch drangen die Ideen Rousseau's in die Seele der Frau, da er sie bei ihrer stärksten Seite, der Empfindung, erfaßte. Mit seinem Naturevangelium, das er dem Staat, der Kirche, dem gesellschaftlichen Zustand, der ganzen Bildung der Zeit gegenüberstellte, rief er zur Rückkehr auf zur Natur und verhieß von dieser Grundlage aus eine neue und bessere Religion, einen neuen und besseren Staat, eine neuere und glücklichere gesellschaftliche Verfassung und Ordnung. Die Frau der vornehmen Welt gab sich um so leichter und schwärmerischer diesem Glückstraum hin, als sie sich bei allem Streben nach Genuß und nach Glück, trotz aller Triumphe der Eitelkeit und des Ehrgeizes, trotz alles Könnens und Wissens nicht immer glücklich fühlte und meist mitten in ihrem Reichthum und Glanze eine Leere und ein Ungenügen empfand, die mit herannahendem Alter, dem Verfall der körperlichen Kräfte, dem drohenden Schrecken von Siechthum und Tod sich noch steigern mußten.

Welche Einbuße die Frau des 18. Jahrhunderts aber auch auf dem Wege der gesellschaftlichen Bildung erlitt, eines hatte sie in hohem Maaß sich zu eigen gemacht, die Kraft der Selbstbeherrschung, so weit die Gesetze der Schicklichkeit, des guten Tons und des Anstands sie vorschrieben. Dies ließ sie Alter, Krankheit und Leiden, ja selbst den Tod mit Gelassenheit und Würde ertragen. Wie aber der Voltairianismus die Dame der Welt nicht vor dem Aberglauben der Zeit und den gesellschaftlichen Vorurtheilen schützte, so schien es ihr auch genug, für die Rousseau'schen Ideen zu schwärmen, ohne doch im Grunde das Leben selbst danach einzurichten. Man begeisterte sich für die Natur, für Mutterliebe und Humanität, man vertauschte die Lyoner Goldbrocate mit leichten Mousselinkleidern, die hohen künstlichen Frisuren mit dem natürlich fallenden Haar, man legte englische Gärten und ländliche Meierhöfe an, wie aber diese Meierhöfe im Innern ganz im verfeinertsten Geschmacke der Mode eingerichtet waren, so huldigte man trotz der zur Schau getragenen Einfachheit und Natürlichkeit nach wie vor den Satzungen einer Gesellschaft und Bildung, gegen welche Rousseau doch eben angekämpft hatte. Jene Einfachheit und Natürlichkeit waren eben nichts als eine neue Richtung der Mode.

So also war die Frau der vornehmen Welt beschaffen, welche den Schauplatz der Revolution betrat, die, eine natürliche Folge der Ideen Voltaire's und Rousseau's, sowie des staatlichen und gesellschaftlichen Zustands des Jahrhunderts, von ihr, die für diese Ideen geschwärmt, sie gefördert und verbreitet hatte, selbst mit vorbereitet worden war. Wie alles Neue und Aufregende wurde auch sie von ihr Anfangs mit Eifer und Begeisterung begrüßt. Noch immer spielten die Salons ihre Rolle, noch behauptete die Frau ihre Herrschaft darin. Nie hat das gesellschaftliche Leben einen größeren Glanz gezeigt, als Anfangs in diesem Rausche. Das ging aber nur, solange es ein Schauspiel, wennschon ein wildes, aufregendes, gefahrdrohendes blieb, so lange man der Bewegung noch Meister zu werden hoffte. Als aber die Sectionen und Ausschüsse an die Stelle der Salons traten, als es auch mit ihr blutiger Ernst zu werden drohte, sie an ihrer Kraft zu verzweifeln begann, da fiel und stob die vornehme Gesellschaft wild auseinander. Fast Jeder, der es vermochte, suchte sein Heil in der Flucht. Wer aber doch der Vernichtung anheimfiel, blieb fast immer dem Geiste der alten Gesellschaft treu. Stolz und mit ruhiger Würde traten die Frauen vor ihren entmenschten, dem Mitleid entfremdeten Richter, mit entschlossener Hand schnitten sie sich selber die Haare vom Haupt, um sie der Entweihung durch den Henker zu entziehen, mit kühler Verachtung blickten sie auf die sie auf dem Wege zum Blutgerüst umheulende Menge, und mit demselben Anstand, derselben Würde, derselben ruhigen Ergebung, mit welcher ihre Standesgenossinnen früher dem Tod auf dem Sterbebette ins Auge gesehen hatten, bestiegen sie das Schaffot und empfingen den Todesstreich.

Robert Prölß.

Bücherbesprechungen.

B. K. Das vierte Evangelium, ein authentischer Bericht über Jesus von Nazareth, wiederhergestellt, übersetzt und erklärt von Dr. H. K. Hugo Delff. Husum, K. F. Delff. 1890. — Der Verfasser hat außer anderen meist religionsphilosophischen Schriften auch ein Buch geschrieben, welches „die Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth" betitelt ist. In dieser Schrift ist ausgeführt, daß die einzig sichere Nachricht über Jesus Christus in den echten Bestandtheilen des vierten Evangeliums vorliegt, welches von einem Hohenpriester Johannes verfaßt ist, während die drei ersten Evangelien für Erzeugnisse einer unklaren Gemeindetradition ausgegeben werden. Für unecht in unserem vierten Evangelium waren schon in jener Schrift eine Anzahl gerade der bedeutungsvollsten Stellen erklärt worden; z. B. aus dem Prolog Vers 1—6 und 10—18, während die Auferweckung des Lazarus merkwürdiger Weise als echter Bestandtheil Gnade gefunden hat. Was nun als echt gelten gelassen wird, ist in dieser Schrift übersetzt und erklärt. Gegen die Richtigkeit der Uebersetzung sind uns Bedenken nicht gekommen und die gelehrte Erklärung enthält manche sehr dankenswerthe Hinweise. Die Beweisführung für des Verfassers kritische Anschauung, die in einer Vorrede und einer Einleitung gegeben wird, zeigt jenen Kampfesmuth, der den Entdeckern solcher von der ganzen Welt bisher nicht erkannter Wahrheiten eigen zu sein pflegt. Nach des Verfassers Meinung sind alle anderen wissenschaftlichen Urtheile über das vierte Evangelium „der unbedingten Vergangenheit übergeben", seit er geredet hat.

B. K. Religion und Wissenschaft. Ein Sühneversuch von Egbert Wilm. Leipzig, Fock 1890. 1 ℳ. — Wir möchten nicht gern bitter werden gegen den Verfasser, der in dieser Schrift den historischen Christus und das historische Christenthum einreißt, einen neuen Gottesbegriff aufstellt und schließlich eine Art Unsterblichkeitsglauben denen gütigst weiterverstattet, die an diesem Lieblingsgedanken der Menschheit noch festhalten. Der Verf. zeigt doch ein gutes Herz und möchte sich und Anderen gern die Religion erhalten. So möchten wir bei Gelegenheit der Veröffentlichung seiner Schrift eine Geschichte erzählen. Ein Jüngling aus ehrenwerther Familie, die auf den Glauben ihrer Väter hält, kommt zur Universität, hört Collegia über Religionsphilosophie, Religionsgeschichte und Bibelkritik und nimmt mit heißem Wissensdurste in sich auf, was die Lehrer und die Lehrbücher ihm mittheilen. Je mehr er studirt, desto mehr scheint die Glaubensüberzeugung zu wanken, in der er bis dahin gelebt hat. Glauben, was wider die Wissenschaft ist, — das ziemt dem Jünger dieser letzteren nicht; leben ohne Glauben, — wohin das führt, das zeigen ihm die Kreise, mit denen er sich gelegentlich auch berührt. So ringt der junge Geist mit den neuen fremden Geistern, und das vorläufige Ende des Kampfes ist ein halber Sieg, dessen geringe Beute, eine von der kalten Wissenschaft zerzauste und ihres Ewigkeitsgehaltes beraubte Religion, dem Sieger selber nicht behagt; aber er muß sie mit lauter Freude aller Welt zeigen als den letzten, sichersten Besitz, der ihm geblieben ist. Da erhebt die Lebensweisheit, die über aller Wissenschaft steht, ihre Stimme und ruft ihm zu: Es giebt noch eine Wissenschaft, noch folgerichtiger, noch eiserner, als die bisher studirten: die wird Dir nach Deiner Religion greifen und wird sie Dir vollends in Stücke reißen. Darum fang noch einmal von vorn an, studire zum zweiten Male, bedenke dabei, daß es bei aller Wissenschaft ein Für und Wider giebt; und so kämpfe

redlich weiter, aber laß nicht in jeder Kampfespause ein Buch drucken!

G. Oo. — Im Verlage des Vereins für christliche Volksbildung in Rheinland und Westfalen ist unter Nr. 84 ein Flugblatt erschienen, das für weitere Kreise Interesse hat. Das Flugblatt trägt die Aufschrift: „Ihr Gebildeten deutscher Nation, ermannt euch“ und handelt im Wesentlichen von der Nothwendigkeit der Flugblättervertheilung. Zum Schlusse wird mitgetheilt, daß eine Vereinigung von Männern in der Bildung begriffen sei, die sich zur Aufgabe gestellt hätten, Zeitfragen aus dem politischen und wirthschaftlichen Leben der Gegenwart in faßlicher Weise zu bearbeiten und dann als Flugblätter zu verbreiten. Für die Herausgabe wird sich die neue Vereinigung mit dem obengenannten Vereine, der bekanntlich unter der Leitung des Hrn. Pfarrer Lic. Weber in M.-Gladbach steht, in Verbindung setzen. Wir begrüßen das Vorgehen der neuen Vereinigung mit Freuden, da es recht zeitgemäß ist und schönen Erfolg verspricht, und bedauern nur, daß etwas Näheres über sie noch nicht mitgetheilt worden ist. Hoffentlich erfahren wir bald Genaueres.

M.-Fr. Julius v. Pflugk-Harttung, Geschichtsbetrachtungen. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 47 S. 1,20 *M.* Ein Streifzug auf dem Gebiete der Hilfswissenschaften der Geschichte! Er berührt im Besonderen die Propädeutik der Geschichte, nachdem er auf dem ersten Drittel des Weges quer durch die ungeheuren Flächen der gesammten Geschichtschreibung hindurch gesteuert ist. Von der überzeugenden Darstellungsweise, wie sie etwa Gothein in seinen „Aufgaben der Culturgeschichte“ benutzt, hält sich der Verfasser fern, er redet mehr in abgerissenen, gelegentlich etwas ausführlicheren Betrachtungen der heutigen deutschen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung ins Gewissen. Seine Seitenhiebe sind dabei oft ganz berechtigt; auch den Standpunkt, der für die Beurtheilung des Wesens der Geschichtsforschung eingenommen ist, erkennt Ref. an. Einzelne Sätze freilich erklären sich nur aus der Hitze des Gefechts, so S. 20: „In Deutschland besteht die Mehrzahl der Geschichtsbeflissenen aus Professoren oder solchen, die es gerne würden.“ Ob dieser Ehrgeiz nicht recht Vielen fern liegt? Wilhelm Scherer geht es doch wohl auch etwas zu schlecht, und dem „anrüchigen“ Recensionswesen in der hier beliebten Allgemeinheit nicht minder. Warum sagt der Verfasser nicht rund heraus, der Historiker sei ein vir bonus?

M.-Fr. Deutschland vor hundert Jahren. II. Politische Meinungen und Stimmungen in der Revolutionszeit. Eintritt in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. Woldemar Wenck, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, F. W. Grunow, 1890. VIII, 283 S. 5 *M.* — Der erste Band dieses eigenartigen Werkes ist in Nr. 39 der Wissenschaftl. Beil. vom Jahre 1887 angezeigt worden, das dort abgegebene Urtheil wird durch den vorliegenden zweiten völlig bestätigt. Es ist eine mühsame und verdienstliche, vorsichtige und gründliche Arbeit, diese Zusammenstellung und Ordnung der verschiedenartigsten Einzelheiten, welche ein Gesammtbild der politischen Meinungen ergeben, die vor nunmehr 100 Jahren unter dem Eindrucke der französischen Revolution unser Vaterland bewegten. Der 7. Abschnitt des 1. Bandes gab schon einige Punkte an, welche der Verfasser in diesem 2., ursprünglich nicht beabsichtigten ausgearbeitet hat. Auch hier gestattet ein Quellennachweis von über 400 Anmerkungen die erwünschte Gelegenheit, nachzuprüfen, und ein gutes Namensverzeichniß erleichtert ebenfalls die Benutzung. Im Wesentlichen kommen die Jahre 1790—1793 in den Aeußerungen von Menschen jener Zeit zum Worte, und die Sinnesweise wie die Gegensätze dieser Tage treten daraus deutlich vor unsere Augen. Der 6., 7. und 8. Abschnitt (Gelehrte und Schriftsteller, Wieland und Herder, die Politiker Hannovers) hebe ich wegen der maßvollen und besonnenen Urtheile über die politischen Ansichten bekannter Persönlichkeiten besonders hervor. Der ganze Band ist aber durchsichtig und gleichmäßig gegliedert, so daß die vorhergehenden 5 Abschnitte und die jenen drei nachfolgenden letzten vier eine deutliche Gegenüberstellung enthalten. Die ersten erklären die Freude und die Zustimmung weiter Kreise in Deutschland bei den Ereignissen in Frankreich, verfolgen die Bekehrungsversuche der Revolutionäre und hellen uns über die Stellung des Mittelstandes auf, der trotz seines Gegensatzes zu dem Adel und trotz seiner Revolutionssympathien doch vor der Umwälzung im eigenen Hause zurückscheute; die letzten führen die Haupterscheinungen der Reactionsliteratur vor, zeichnen die Stellung des Soldatenstandes und begleiten die Regierungen Deutschlands von der ersten feindlichen Stellungnahme hinein in die Anfänge des Kampfes gegen die Revolution. Die Leser beider Bände werden sicher mit dem Ref. noch eine weitere Fortsetzung wünschen, die sich ungezwungen anschließen kann.

J. R. Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden à 3,50 *M.* Erster Band. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Es ist etwas Eigenes um die Stimmung bei dem Zurücktreten bedeutender Männer von der Bühne der Oeffentlichkeit: entweder glaubt sich das Publicum mit seiner bisherigen Bewunderung genug gethan zu haben und findet mit einem Mal, daß der in den Himmel Gehobene gar nicht so groß gewesen sei, kann nichts Menschliches und Schwaches genug an ihm entdecken, — oder aber der entgegengesetzte Umschwung tritt ein, und man bemerkt plötzlich, daß man sich mit dem nunmehr der Geschichte Angehörigen viel zu wenig beschäftigt habe, daß dieser im Grunde genommen doch eine außergewöhnliche Erscheinung gewesen sei. In beiden Fällen ist es Pflicht der Besonnenheit, dort zu treiben, hier der Uebertreibung einen Hemmschuh anzulegen. Auch mit dem kürzlich verstorbenen Anzengruber, dessen gesammelte Werke jetzt in der bekannten Weltfirma zu erscheinen beginnen, wird augenblicklich ein wenig Cultus getrieben: ja, es hat fast den Anschein, als ob mit einem Mal ein neuer Classiker entdeckt werden solle. Nun liegt es uns ferne, das wirklich Bedeutende in Anzengruber's Werken irgendwie anzutasten: von diesem sind wir so gut Bewunderer wie seine Freunde. Aber man muß doch schließlich Kritik walten lassen und einen Unterschied machen zwischen Anzengruber und Anzengruber: zwischen seinen erzählenden Werken und den dramatischen und zwischen diesen dramatischen wieder untereinander. Gerade mit seinen am meisten gerühmten Stücken können wir uns am wenigsten befreunden: da gebricht die Feinheit, sowohl in psychologischer Hinsicht, wie in der Ausführung; es ist Vieles zu sehr aus dem Groben gehauen, um ein feines Gefühl nicht zu verletzen, und irgend eine Tendenz, wie die gegen die Geistlichkeit, mischt ein Element bei, das sich mit dem Kunstwerk eben nicht verträgt. Beides kann man z. B. am „Pfarrer von Kirchfeld“ genügend beobachten. Andere Stücke stehen entschieden höher an Werth, wie „Der ledige Hof“, „Der Meineidbauer“ u. s. w.: es sind gerade die, in denen die unkünstlerische Absicht fehlt und der Schwerpunkt auf das Allgemeinmenschliche gelegt worden ist. Diese werden auch für eine spätere Zeit die bleibenden und verständlichen sein. Am meisten wirklichen Kunstwerken nähern sich Anzengruber's erzählende Werke, sowohl die größeren, romanartigen und die Novellen, wie die kleineren und kleinsten, die Skizzen aus dem Leben: unter diesen findet man wahrhaft Bedeutendes und, weil der Dichter es liebt, uns düstere Bilder aus dem Leben vorzuführen, geradezu Erschütterndes an Wirkung. Zu diesen erzählenden Werken von Belang gehört auch der Dorfroman, welcher den vorliegenden ersten Band der Gesammelten Werke Anzengruber's füllt: „Der Sternsteinhof“ (1885 erschienen). Anzengruber schildert hier ein dämonisch beanlagtes Wesen, die Zinshofer-Helene, die, niedrig geboren, schließlich ihr Ziel, die Bäuerin vom Sternsteinhof zu werden, erreicht: nahe am Verbrechen, an den Leichen ihres ersten Gatten, eines schwächlichen, gutmüthigen Bildschnitzers, und der ersten Bäuerin vom Sternsteinhof vorüberschreitend, steht sie am Schluß der Erzählung siegreich und imponirend da und macht durch ihre Tüchtigkeit und Energie, durch den heilsamen und wohlthätigen Einfluß, den sie auf ihre Umgebung ausübt, Das in etwas wieder gut, was sie durch ihre Niederträchtigkeit und Rücksichtslosigkeit zu Anfang verbrochen hat —, ein großes Weib, dem nur die historische Stellung fehlt, um eine Katharina II. oder irgend eine andere gekrönte Semiramis zu werden. Denn die Geschichte und die Umschau im täglichen Leben lehrt, daß zwar die Nemesis nach dem ewigen Gesetz von Schlag und Gegenschlag nicht ausbleibt, daß aber häufig eine Art von Ausgleich stattfindet, dadurch, daß für das Geschehene eine Sühne durch das Leben selbst geleistet wird. Ein Richard III. und Napoleon I. gingen zu Grunde; die genannte russische Kaiserin jedoch, keineswegs rein und mit Blutschuld belastet, regierte bis ans Ende und starb auf dem Thron, bewundert vom In- und Ausland und betrauert von ihren Unterthanen. — Auf jeden Fall kann die Herausgabe der Gesammelten Werke Ludwig Anzengruber's nur als ein verdienstliches Unternehmen bezeichnet und mit Freude begrüßt werden. Wir kommen auf dasselbe aus Anlaß der weiteren Bände noch zurück.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 71. Sonnabend, den 14. Juni. 1890.

Corsische Geschichten.

Reise-Erinnerungen von Al. Schütte, K. Pr. Major a. D., Coburg.

I. Der Fall Christiani.

Während meines Aufenthaltes im Winter 1886/87 zu Ajaccio (Corsika) hörte ich von so manchen, mehr oder minder blutigen Fehden der Eingebornen unter sich, daß ich — obwohl meine Gesundheit anfangs nicht die beste war — mir vornahm, bei der nächsten cause célèbre an Ort und Stelle den Thatbestand zu ermitteln, soviel dies überhaupt bei dem verschlossenen Charakter der Bevölkerung möglich wäre. Es ist dabei ferner zu berücksichtigen, daß die wenigen auf der Insel erscheinenden Zeitungen sich weislich hüten, dergleichen düstere Familien-Dramen in ihren Spalten zu veröffentlichen. Der fremde Tourist ist daher meistens auf die phantastisch ausgeschmückten mündlichen Erzählungen von Gendarmen, Conducteuren, Kutschern, Kellnern &c. angewiesen und erhält somit nur einen confusen Begriff von dem Wesen der Blutrache (Vendetta) und des mit ihr eng zusammenhängenden Banditismus. Der corsische „Bandit“ ist nicht mit dem italienischen „Brigand“ zu verwechseln. Der Letztere ist ein gemeiner Hallunke, welcher mordet, um zu rauben und zu stehlen, während der Erstere einzig zur Befriedigung seines Racheburstes wegen einer ihm oder seiner Familie zugefügten Beleidigung zur Flinte oder zum Stilet greift. Raubanfälle kommen äußerst selten auf Corsika vor und der Fremde kann ungefährdet die Insel durchstreifen, wobei vielleicht ein Bandit ihn auf den richtigen Weg geführt haben mag, denn diese „Geächteten“ unterscheiden sich in ihrem Aeußern in Nichts von den Landleuten. Aus dem Halbdutzend von Criminalfällen, die sich damals in der Süd-Hälfte des Eilandes zutrugen, d. h. in den Arrondissements von Ajaccio, Bonifacio, Sartene und Porto-Vecchio schien mir der „Fall Christiani“ (L'affaire Christiani) einer der eclatantesten und die heutigen Zustände auf dieser entlegenen Insel des Mittelmeeres am deutlichsten kennzeichnenden zu sein. Durch die Güte des Hrn. Staatsanwalts G . . . . . . zu Ajaccio erhielt ich Einsicht in die Acten unter der Bedingung, den Inhalt innerhalb des Territoriums der Republik nicht zu veröffentlichen, außerdem verweilte ich einen Tag nachdem der Vorhang in der Tragödie Christiani gefallen war, auf dem Schauplatze derselben zu Morsiglia. — Die nachstehende Erzählung ist das, in abgekürzter Form erscheinende Resultat meiner Ermittelungen. Die beiden Familien der Paoli und der Pietri in dem Flecken Morsiglia waren seit Jahren einander feindselig gesinnt, ohne daß es bisher zu einem eclatanten Bruche gekommen wäre. — Morsiglia ist — wie alle corsischen Flecken — ganz wie zum Kriegführen erbaut, aber nicht wie zu den ländlichen Beschäftigungen. Es ist trefflich zur Vertheidigung eingerichtet. Ueberall sieht man Schießscharten statt Fenster und enorme Balken dienen zum Verrammeln der schweren niedrigen Hausthüren. Eine doppelläufige Flinte, ein Pistol, ein Dolch fehlen in keinem Hause, ebensowenig wie das Bild des Gekreuzigten an der Wand des Wohnzimmers, und kein corsischer Landmann verläßt eine solche steinerne, festungsähnliche Behausung, ohne sein altes Pistol oder sein Stilet in der innern Brusttasche bei sich zu führen. Eines schönen Morgens entzweite sich der Schäfer Christiani mit seinem Patron, Hrn. Giovanni Paoli, auf dem Felde wegen eines erkrankten Mutterschafes. Noch denselben Nachmittag begab sich der Hirte in den Dienst der Pietri. Diese nahmen ihn gerne auf; er war eben eine Stimme mehr bei den nächsten Wahlen. Indeß Hr. Paoli parirte diesen Schachzug dadurch, daß er einfach den Schäfer in der Wählerliste streichen ließ. Natürlich wurde Christiani beim Friedensrichter von Rogliano klagbar. Jetzt bediente sich die Familie Paoli eines unerhörten Expediens. Hr. P. behauptete nämlich, daß sein ehemaliger Hirte nicht Christiani, sondern „Canioni“ heiße. Zu dem Ende brachte er ein Actenstück auf den Namen Canioni hervor, welches eine Freiheitsstrafe wegen Feldfrevel enthielt und als solche den Verlust des Wählerrechts nach sich zog. Es ist für einen Nicht-Corsen unmöglich, sich einen Begriff von dem verletzten Selbstgefühl und dem Hasse dieses Halbwilden zu machen, wenn man dabei erwägt, daß Christiani in der Familie Paoli groß geworden war. Seine Herkunft mußte daher derselben längst aufs Genaueste bekannt sein. Ebenso gut war sie dem Friedensrichter und dem ganzen Canton bekannt. Aber wenn die Leidenschaften dieser Insulaner einmal entfesselt sind, so tragen sie dem Lächerlichen und Absurden keine Rechnung. In dieser Hinsicht ähnelt der corsische Charakter sehr dem italienischen. Hr. Paoli gehörte zu der Partei, welche gerade am Ruder und von der Präfectur begünstigt war. Selbstverständlich hielt der Friedensrichter, sein Freund, die Streichung von der Wählerliste solange unverfroren aufrecht, bis daß Christiani durch die Civil-Kammer des Tribunals erster Instanz zu Bastia zur Evidenz würde feststellen lassen, daß er nicht ein Canioni sei. „Ebbeno!“ sagte Hr. Paoli zum Schäfer, sich seiner Rache freuend, „für jetzt, Bursche, bist du Canioni. Wenn die Wahlen vorüber sind, dann wirst du wieder Christiani sein.“ Dies ereignete sich im März 1886, sechs Wochen vor der Gemeinderathswahl. „Sehr wohl,“ erwiderte ruhig der Schafhirte; „ich werde also nicht wählen, aber Sie, Signor Paoli, Sie werden auch nie mehr wählen.“ Der Mann befand sich bereits in jenem Stadium des Hasses, wo alle Ueberlegung vor dem Durst nach Rache in einer corsischen Seele zurückweicht. — Am 15. März kehrte Hr. Paoli in Begleitung eines Neffen von einer Besichtigung seiner Oliven-Pflanzung nach Hause zurück. Christiani mit seinem Karabiner en bandoulière, wie üblich, erwartete ihn unweit des Ortes.

„Monsieur Paoli! Zwei Worte, wenn Sie so gut sein wollen.“

„Wenn du mit mir zu sprechen hast, so komme in mein Haus,“ — erwiderte der Gutsbesitzer ohne stille zu stehen.

„So wenden Sie sich doch wenigstens noch mal um!“ — rief Christiani ihm nach. Er hatte gleichzeitig das Gewehr von der Schulter gerissen und war niedergekniet mitten auf der Landstraße. Hr. Paoli kehrte sich unwillkürlich um. Bang! Die ganze Gewehrladung — eine Spitzkugel und eine Patrone mit Rehposten — traf ihn ins Gesicht. Er stürzte entseelt zu Boden ohne einen Laut nur von sich zu geben. Christiani lud kaltblütig seine Flinte und postirte sich neben dem Leichnam. Ein Mörder des Festlandes, bei dem das Gefühl der Folgen seines Verbrechens nach vollbrachter That wach wird, hätte nun die Flucht ergriffen. Christiani dagegen genoß jetzt in vollen Zügen das süße Gefühl der befriedigten Rache und hiervon wollte er nichts verlieren. Dem erschrockenen Neffen und einige Minuten später

der in Verzweiflung herbeigestürzten Gattin des Todten rief er zu, daß er sie Beide erschießen würde, wenn sie sich dem Leichnam näheen würden.

„Vielleicht ist Monsieur noch nicht ganz todt; wenn er sollte noch ein Lebenszeichen von sich geben, so werde ich ihm eine zweite Dosis verabfolgen, und da ich meine Familie von heute ab nie mehr wiedererblicken werde, so will ich auch nicht, daß er die Seinigen noch im Sterben sehen soll. Ich will sein Blut bis zum letzten Tropfen fließen sehen." — Solches schrie der Unmensch der händeringenden Frau Paoli zu. Als endlich der Wütherich sich überzeugt hatte, daß Hr. Paoli wirklich todt sei, entfernte er sich, indem er Jedermann ankündigte, daß noch andere „Signori" das gleiche Schicksal haben würden. In der That klopfte er noch denselben Abend an das verrammelte Hofthor des Friedensrichters. Glücklicherweise öffnete dieser nicht, sondern feuerte aus dem Dachfenster sein Gewehr auf den Mörder ab, ohne ihn allerdings in der Dunkelheit zu treffen. Der Schäfer Christiani war eine zu unbedeutende Persönlichkeit, als daß die Familie Paoli an ihm allein sich zu rächen begnügt hätte. Sie stellte sich an zu glauben oder vielleicht glaubte sie in der That (man befindet sich bei diesen leidenschaftlichen Seelen vielfach im Ungewissen), daß der Hirte nur ein besoldeter Meuchelmörder der Pietri gewesen sei. Demnach wurden seiten der Familie alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ihre Gegner in das eingeleitete Criminal-Verfahren gegen Christiani hineinzuziehen; z. B. wurde der eine Sohn des Getödteten, ein Vicar*) zu Lyon expreß zurückberufen, um an dem Kriegsrathe gegen die Pietri theilzunehmen. Der Schlüssel der ganzen Intrigue lag bei dem Mörder, der „Bandit" geworden und ins Macquis (Buschwald) sich geflüchtet hatte. Wenn man von ihm die Aussage erhielt, daß die Pietri ihn zu der That angestiftet hätten, — so war das Verderben derselben und die Befriedigung nach Rache den Paoli gesichert. Ein zweiter Priester, der Pfarrer des Dorfes Pietra-Corbara, diente nun als Zwischenhändler. Auch der Friedensrichter, welcher nicht ruhig schlafen konnte, solange der Mörder in Freiheit sich befand, that sein Möglichstes, um ihn dazu zu vermögen, sich freiwillig den Justizbehörden zu stellen. Jetzt spielte sich eine Scene ab, wie eben nur auf corsischem Boden eine solche vorkommen kann. An einem bestimmten Abende versammelten sich im Pfarrhause von Pietra-Corbara der Bandit Christiani, seine Schwester, auf welche der Pfarrer einen gewissen Einfluß hatte (?), der Friedensrichter und der Pfarrer selbst. Man berathschlagte bis tief in die Nacht bei einem Glase Wein, in welcher Weise der Erstere vor Gericht aussagen solle. Infolge dieser Conferenz vermittelte der Pfarrer bereitwilligst die nun entstehende Correspondenz des Christiani, der des Schreibens unkundig war. Später deponirte der Gottesmann vor Gericht, daß er sogar die Drohbriefe geschrieben habe, welche der Bandit früher dem Friedensrichter gesandt hätte, ingleichen einige ähnliche Geschreibsel an den Ober-Procurator und an verschiedene Particuliers. Ein Zeuge, der Gendarmerie-Capitän Herr v. Antonorsi, sagte schriftlich Folgendes aus: „Als ich Christiani, der sich freiwillig meinen Leuten am Kreuzwege nach Morsiglia im Walde gestellt hatte, ins Untersuchungsgefängniß nach Bastia escortiren ließ, näherte sich der Arrestant meinem Pferde und sagte wörtlich:

„Herr Capitän! die Söhne Paoli haben mir 3000 Francs angeboten, wenn ich mich freiwillig den Gendarmen überliefern würde, aber ich habe lange gezögert, weil mir die Geldsumme zu gering schien. Sonst hätten sie mich lebend niemals gekriegt."

„„Nun, mein Guter, wozu nützt dir jenes Geld, da du doch nach Caledonien auf immer verschickt wirst?"" — fragte ich.

„Um meine Familie vor Mangel zu schützen," lautete die Antwort des Banditen. (Es war seine Schwester, an welche er dachte, denn Christiani war unverheirathet.)

Allmälig wurden 11 Pietris infolge der Denunciationen des Schäfers arretirt, von denen 7 fast 9 Monate in Untersuchungshaft saßen. Dieses strenge und langsame gerichtliche Verfahren erregte viele Unzufriedenheit im Publicum, welches doch an so manche Unregelmäßigkeiten in seiner heimischen Rechtspflege gewöhnt ist. Nach langen Kreuzverhören nahm Christiani, der sich wegen der stipulirten Bestechungsgelder mit der Familie Paoli nicht einigen konnte, alle seine gemachten Aussagen zurück und die Pietri wurden sämmtlich in Freiheit gesetzt. Einige merkwürdige Zwischenfälle waren im Gerichtssaale die Folgen dieses Widerrufs. Der Tribunals-Präsident hatte dem Christiani ex afficia einen Vertheidiger in der Person eines Advocaten, der zur Partei der Paoli gehörte, gegeben. Jedermann glaubte nun, daß dieser Sachwalter in seiner Vertheidigungsrede die Pietri grausam zerzausen würde, indem er die verleumderischen Anschuldigungen gegen diese Familie wiederholen würde. Christiani aber erklärte in der Sitzung dem Gericht, daß er diesen Advocat recusire; der Präsident mußte nun einen andern Vertheidiger designiren. Ferner waren die Söhne des Ermordeten als Entlastungszeugen in der Rolle aufgeführt; da aber Christiani im letzten Moment ihre Hoffnung auf Rachenahme an den Pietris vereitelt hatte, so gaben sie zu Protokoll, daß sie „wider ihren Willen" in dieser Eigenschaft jetzt erschienen seien. Endlich hielt der Priester den Geschworenen einen äußerst heftigen Vortrag gegen den Mörder, seinen ehemaligen Schützling, indem er ihnen vorhielt, wie grausam sich der Christiani gegen Madame Paoli gezeigt habe, als er sie von dem Leichnam ihres Gatten vertrieb. Nichtsdestoweniger behauptete er aufs Neue, daß der Schäfer keineswegs matu proprio, sondern auf Anstiften und im Solde einer gewissen feindlichen großen Familie seine blutige That vollführt habe. Christiani hatte natürlich durch seine falschen Aussagen und langwierigen Ausflüchte Richter und Geschworene ermüdet und ihre etwaigen Sympathien verscherzt. Er wurde, ohne Zulassung von mildernden Umständen, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Neu-Caledonien am 9. Juni 1886 verurtheilt. Er soll unterwegs auf der Seereise gestorben sein. — Die Moral dieser Episode aus dem Vendettathum auf Corsika ist, daß ein erster Mord sofort zwei Familien gegen einander die Waffen in die Hand nehmen läßt und daß Niemand im Voraus sagen kann, wie viele Mordthaten jener ersten folgen werden. Eine traurige Fruchtbarkeit im Blutvergießen dieses Inselvolkes, welches die französische Regierung seit 100 Jahren nicht hat dahin bringen können, den Schutz des Gesetzes anzurufen, anstatt die Justiz selbst an ihrem Feinde auszuüben! — Schließlich ist die Folge dergleichen Vorfälle, welche alsbald in jedem Orte der Insel besprochen werden, daß alle friedliebenden Leute sich die Frage vorlegen: „Wirst du selbst in deinem Bette denn wirklich sterben?"

*) Desservant in Frankreich.

Bücherbesprechungen.

G. Oe. — **Augusta, Kaiserin-Königin.** Ein Lebensbild gezeichnet von Ludovica Hesekiel. Aus ihrem Nachlasse herausgegeben und ergänzt von Wilhelm Johnsen. Leipzig 1890. Georg Böhme Nachf. E. Ungleich. 135 S. 8°. Preis: brosch. 1 ℳ 80 ₰, gut geb. 2 ℳ 50 ₰. — Seit dem Heimgange der ersten Kaiserin des neuen Reiches sind mehrere Schilderungen des Lebensganges der unvergeßlichen Todten erschienen und von mir besprochen worden. Dennoch griff ich mit Interesse nach dem neuen Buche, nicht nur des Stoffes, sondern auch der Verfasserin wegen. Ludovica Johnsen geb. Hesekiel, die begabte und liebenswürdige Tochter George Hesekiel's, ist vor Kurzem im Alter von 42 Jahren verschieden. Ihr Gatte hat das nachgelassene Werk ergänzt und herausgegeben, auch ein schönes, tief empfundenes Gedicht auf den Heimgang der Kaiserin beigefügt. Das Werk ist durchweht und getragen von edler Begeisterung für das Hohenzollernhaus und die erste Kaiserin dieses Hauses, es bekundet ein liebevolles Sichversenken in den Stoff und eine herzliche Freude an ihm. Die Schilderung ist fast immer lebendig und farbenprächtig, hin und wieder geht die Verfasserin vielleicht zu weit in der Beschreibung festlicher Einzelheiten bis auf die Kleidung der Theilnehmerinnen. Mit der Vertheilung des Stoffes sind wir nicht allenthalben einverstanden; doch mag manche Weglassung und manche kurze Behandlung eines wichtig scheinenden Abschnittes in dem Umstande begründet sein, daß das Buch aus dem Nachlasse herausgegeben ist. Es ist der Verfasserin gelungen, ein scharfumrissenes, treues Bild der gottgesegneten hohen Frau, ihres Lebens und Leidens, ihres Werdens und Wirkens zu zeichnen, ein Bild, das recht geeignet erscheint, der heranwachsenden weiblichen Jugend vorgehalten zu werden. Möge das Buch eine freundliche Aufnahme finden; es verdient sie wegen des Stoffes sowohl als auch wegen seiner Behandlung.

B.K. **Henriette Gislesen und ihre Freunde.** Ein Bild aus der norwegischen Kirche. Herausgegeben von R. N. Bevorwortet von Dr. theol. Löber. Gotha, Perthes. 1890. 4 M. — Der Name Henriette Gislesen würde uns vielleicht ebenso bekannt sein, wie der der Amalie Sieveking und anderer edler Frauen, wenn uns die Entwickelung des christlichen Volkslebens in Norwegen so vertraut wäre, wie die entsprechende in Deutschland. Die in ihrem Vaterlande hoher Ehren gewürdigte Frau ist als junge kinderlose Wittwe durch den Einfluß des mit ihr verwandten Pastors Nils Stockfleth, des berühmten Predigers der lappländischen Mission, zu christlicher Erkenntniß und reger Theilnahme an allen christlichen Bestrebungen gebracht worden. In reifen Jahren reichte sie dann ihre Hand dem Pastor und Seminardirector zu Asker, Knut Gislesen, dem sie in kurzen Zwischenräumen zunächst auf eine andere Pfarrstelle und dann auf den hoch im Norden gelegenen einsamen Bischofssitz von Tromsö folgte. Sie hat sich als treffliche Pfarrfrau bewährt, stand aber auch schon während ihres Wittwenlebens im Mittelpunkte der christlichen Liebesarbeit, soweit sie den Frauen zuzufallen pflegt. Sie warb für die Mission, sorgte für Bibelverbreitung und arbeitete mit Gleichgesinnten für die Nothleidenden und Verirrten. Auch schriftstellerisch ist sie thätig gewesen. Außer Kinderschriften verfaßte sie kleinere Bücher im erbaulich-ermahnenden Stile, immer um christliche Werke zu fördern. Ihre Schrift: „Die christliche Thätigkeit für die Mission“ ist unter dem Titel: „Die Lilie der Mission“ auch deutsch erschienen (S. 195). Außerdem hat sie eine ganze Reihe deutscher religiöser Schriften ins Norwegische übersetzt. Von dieser reichgesegneten Thätigkeit berichtet unser Buch, allerdings nicht in übersichtlich entwickelnder Darstellung, sondern in der Form gelegentlicher Mittheilung im Anschlusse an das Lebensbild. Die Verfasserin beabsichtigt weniger eine förmliche Biographie zu geben, als durch Darstellungen aus diesem Christenleben erbaulich zu wirken; die Mittheilungen aus dem Briefwechsel und sonstigen Aufzeichnungen der Henriette Gislesen nehmen einen ziemlichen Theil des ganzen Werkes in Anspruch. Daher kommt es auch, daß die Thätigkeit Stockfleth's und anderer für die Ausländer besonders interessanter Persönlichkeiten, wie namentlich des Erweckungspredigers Hans Nielsen Hauge, doch nur vorübergehend erwähnt wird. Aber was der Titel verspricht, ein Bild aus der norwegischen Kirche, das wird in klarer Zeichnung dargeboten und als erbaulich anregende Lectüre ist die Schrift unbedingt zu empfehlen: ihre Anschauungen sind gesund und frei von allen gemachten Empfindungen. Daß eine Ausländerin spricht, ist kaum zu merken; nur der mehrfach gebrauchte Ausdruck „sich einverständigen“ ist nicht deutsch.

— **Die Juden in England vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart.** Ein culturgeschichtliches Bild van Karl Heinrich Schaidle. Karlsruhe, Braun. 1890. — Der Titel des Buchs ist unlogisch; ein Bild kann immer nur Gleichzeitiges zur Anschauung bringen; eine Geschichte nur in einer Reihe von Bildern dargestellt werden. Die Hauptabsicht des Verfassers, den zahlreiche englische Titel schmücken, ist aber auch weniger die Darstellung einer geschichtlichen Entwickelung, wie der Titel vermuthen läßt, als eine Apologie des Judenthums von dem üblichen liberalen Standpunkte aus. Zum Beweis dient der Umstand, daß ein Viertel des Buchs allein „die heutige sogenannte antisemitische Bewegung in Deutschland“ behandelt. In welcher Richtung sich die Apologetik des Verfassers bewegt, davon giebt schon das Motto einen Begriff, das bekannte Wart Friedrich's des Großen: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, denn hier soll ein Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Er sieht im Antisemitismus vor Allem religiöse Intoleranz und verkennt völlig, daß es in erster Linie moralische und wirthschaftliche Bedenken sind, welche diese Bewegung, soweit sie berechtigt ist, hervorgerufen haben. Er sagt freilich: „Die Anfänge der antisemitischen Bewegung sind mir nicht ganz klar, da ich bis vor wenigen Jahren in England gelebt habe.“ Dann wäre wohl am besten das ganze lange Capitel ungeschrieben geblieben. Ganz verschließen kann er sich allerdings der Wahrheit nicht. „Sie scheint mir mit der Einführung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit zusammenzuhängen“ — „die jüdische Ueberfluthung des Geldmarktes ist allerdings nicht zu leugnen“ — aber er begnügt sich, über die (vielfach unrichtig verwerthete) Thatsache zu klagen, daß die Juden im Mittelalter von den meisten Gewerben ausgeschlossen waren. — Deutschland erscheint überhaupt als valkswirthschaftlich und politisch recht zurückgeblieben; interessant ist das Urtheil eines Engländers, welches angeführt wird, daß nämlich in commerzieller Hinsicht nur vier deutsche Blätter der englischen und amerikanischen Presse nahe kämen, nämlich die „Kölnische Zeitung“, das „Berliner Tageblatt“, die „Frankfurter Zeitung“ und die Wiener „Neue Freie Presse“. Damit wäre wohl der Standpunkt des Verfassers genügend gekennzeichnet. Für die Unklarheit der historischen Begriffe in dem Buche mag folgender Satz als Beweis dienen: Denkt die Schweiz, wo Deutsche, Franzosen, Italiener, Romanen eine glückliche und patriotisch-schweizerische Familie bilden, an Rassenverschiedenheit?“ Wir glaubten bisher, Italiener und Franzosen seien auch Romanen und die aufgezählten Völker gehörten einer Rasse an. — Einspruch ist zu erheben gegen das eigenartige Christenthum des Verfassers. Er wagt es, Stellen des Talmuds, die von Antisemiten als Waffen gebraucht werden, Bibelstellen wie Markus 16, 16, Johannes 3, 18, 36, die Hebräerbriefe (indirect) als „heutzutage empörend“ gegenüberzustellen. Mißbrauch von Stellen der heiligen Schrift findet sich auch sonst häufig. — Der eigentliche geschichtliche Theil des Buchs ist zumeist Auszug aus einigen in der Vorrede genannten größeren englischen Werken, unterwirft die mittelalterlichen Quellen keiner Prüfung auf ihre Glaubwürdigkeit hin und besitzt deshalb wissenschaftlichen Werth nicht. Immerhin finden wir viel Interessantes und weniger Bekanntes, besonders über die gegenwärtige Stellung der Juden in England. Früher viel verfolgt, endlich im Jahre 1290 gänzlich aus England vertrieben, kehrten sie erst seit Cromwell zurück und erlangten, nachdem so der alte Volkshaß während ihrer 350jährigen Abwesenheit erloschen war, um so leichter Duldung und endlich Emancipation, als die ersten Wiedereinwandernden gebildete Juden portugiesisch-holländischer Herkunft waren, welche sich bis in die neueste Zeit ihre unbequemen russisch-polnischen Stammesbrüder möglichst vom Halse zu halten gewußt haben. Wenn erst der Procentsatz der Juden in England so groß sein wird, wie der in Deutschland, so dürfte auch dort schwerlich mehr ein Israelit Lordmayor von London werden. — Von den großen englischen Zeitungen werden die „Times“ und „Daily Telegraph“ als in jüdischem Besitze bezeichnet. R. N.

— **Der polnisch-russische Krieg von 1831.** Von Major H. Kunz. Berlin, F. Luckhardt. — Die Feldzüge auf dem östlichen Kriegstheater fesseln immer mehr die militärischen Leserkreise. Die Erfahrungen, die aus ihnen zu ziehen, sind wichtig für die Gegenwart und Zukunft. Umsomehr ist es zu verwundern, daß diese Kriege noch nicht mehr vom heutigen Standpunkt der Kriegsführung aus beleuchtet sind. Major Kunz, durch seine Bearbeitungen neuerer Feldzüge bereits rühmlichst bekannt, hat damit einen überaus glücklichen Anfang gemacht. Er sucht weniger in breiter Darstellung der Ereignisse als in Hervorhebung der die Kriegsführung im Osten auch heute noch beeinflussenden Verhältnisse, als Wege, Verpflegung und Unterkunft, Bebauung, Charakter der Flüsse und Wälder, die Aufgabe des kriegsgeschichtlichen Studiums. In der That bieten gerade diese Seiten des knapp und fesselnd geschriebenen Buchs für die große Zahl von denen, die nicht aus eignem Augenschein den Osten kennen, ein überaus klares und richtiges Bild des polnischen Kriegsschauplatzes. Das Buch hat aber auch noch einen allgemein geschichtlichen Werth, es zieht die sämmtlichen russischen und polnischen über die Bewegung von 1831 geschriebenen Werke zu kritischer Beleuchtung des Thatbestands heran und ergänzt damit glücklich das bedeutende Werk von Smitt, der insbesondere die russischen Archive benutzte. Das Werk von Kunz ist insbesondere militärischen Kreisen warm zu empfehlen.

L.— **Festungen und Festungskampf** von F. M. v. Donat, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment v. Grolman (1. Posensches) Nr. 18. Berlin, 1890. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Der Hr. Verfasser hat die schwer wiegende Bedeutung unserer heutigen Riesenfestungen und den Kampf um dieselben zum Gegenstande überaus gründlicher und tiefernster Studien gemacht. Wenn sich hierbei des Infanteristen, nach und nach, eine förmliche Begeisterung für die Waffe der Fuß-Artillerie bemächtigt hat, so kann uns dies, bei der in seinem Buche überall durchblickenden Vorliebe des Hrn. Verfassers für die Befestigungskunst und den Festungskampf, nicht in Verwunderung setzen. Wir sehen, offen gestanden, diese Dinge, und zwar ebenfalls gestützt auf die Lehren der Kriegsgeschichte, mit etwas kühlerem Blute an, und glauben nicht an den alles Andere über-

wältigenden Einfluß, welchen, nach des Hrn. Verfassers Ansicht, die großen Festungen auf den Verlauf der künftigen Kriege ausüben sollen. Diese Meinungsverschiedenheit verhindert uns jedoch nicht, dem Hrn. Verfasser unsere vollste Anerkennung auszusprechen für seine, trotz der Weglassung aller technischen Einzelheiten, im höchsten Grade belehrende Schilderung des heutigen Festungskampfes, und wir verfehlen nicht allen Kameraden, welche diesem Zweige der Kriegskunst bisher ein minder lebhaftes Interesse zugewendet haben, das Studium des v. Donat'schen Buches dringend zu empfehlen.

—g. Geschichte der deutschen Malerei von Hubert Janitschek. Berlin, G. Grote. — Von diesem großen Einzelwerk aus der „Geschichte der deutschen Kunst“ liegt uns vor die 29. und 30. Lieferung. Wir sehen davon ab, die beigegebenen Illustrationen namhaft zu machen, um desto mehr Raum für die Besprechung des Textes zu gewinnen. Der Verfasser verfügt über eine staunenswerthe Einzelkenntniß von Gemälden, Handzeichnungen u. dergl.; da er fast alle von ihm besprochenen Bilder mit dem geschulten Auge des hervorragenden Kunsthistorikers gesehen hat, so gelingt es ihm vortrefflich, die oft sehr schwierige Beschreibung der Gemälde zu einer lebensvoll anschaulichen, mit maßvoller und treffender Kritik ausgestatteten zu machen. Janitschek beschäftigt sich zunächst eingehend mit Matthias Grünewald, als dem Führer der Coloristenschule am Oberrhein, dessen Werke er von denen des „Pseudo-Grünewald“ scharf scheidet. Er würdigt hierbei vollkommen den Werth des bekannten „Isenheimer Altars“, bezeichnet aber die jetzt in der Pinakothek zu München befindliche „Unterredung des heil. Mauritius mit dem heil. Erasmus“ als das größte Meisterwerk der deutschen Kunst in Bezug auf Beherrschung der malerischen Technik. „Wie ein mächtiger wohllautender Musikaccord wirkt hier die Farbe, deren festliche Kraft durch Gold und Roth als Haupttöne von dunkelgrünem Grunde aus bestimmt ist. Das Gesicht des Capitularen ist ein Wunderwerk, was Behandlung des Hautlebens betrifft.“ Janitschek bezeichnet Grünewald und Corregio als die bedeutendsten Vertreter des „malerischen Stiles“, dessen Wesen er darin findet, daß ein Künstler Licht und Farbe zu wesentlichen Voraussetzungen der Gruppirung seiner Gestalten und der Erhöhung der Energie in der Aussprache ihrer Empfindungen macht. Diesem malerischen Stil komme es nicht an auf architektonischen Aufbau der Composition und auf Einzelausführung; es sei vielmehr der Gesammtausdruck, was den Werth ihrer Arbeiten bestimme. Gleichwohl stehe der malerische Stil eines Corregio im Dienste einer ganz anderen Eigenart als der des Nordländers Grünewald. Ersterer verfolge den Zweck, das Sinnliche noch sinnlicher erscheinen zu lassen und das Uebersinnliche denkbar zu machen; Grünewald hingegen wende die Farbe an, um das Phantastische phantasievoller und die Poesie der Landschaft mächtiger wirksam erscheinen zu lassen. Erwähnen wollen wir auch, daß Grünewald das außerordentliche Wagniß unternommen hat, den Auferstehungsleib Christi als reines Licht zu malen. Weiter charakterisirt Janitschek den Maler Hans Baldung, genannt Grün, sehr treffend. Dieser Künstler macht die Poesie des Lichtes und der Farbe viel mehr dem Motiv als der Composition dienstbar. Zuweilen geht er allerdings bis zum bloßen Naturalismus fort; doch bleibt immer noch z. B. in einer Darstellung der Sintfluth „die Seelenmalerei ebenso groß wie die Kühnheit und Sicherheit der Zeichnung, welche schwierigsten Stellungen gerecht wird“; auf einer „Geburt Christi“ ist das göttliche Kind gleichsam ganz Licht und beim leidenden Christus kommt die künstlerische Gemessenheit mit echter Größe der Formen zum Ausdruck. Auch in seinen Allegorien und Todesdarstellungen entwickelt Hans Baldung eine große Meisterschaft. „Die Typen der Frauen der Allegorien beweisen, daß er für den Formenwohllaut eines entwickelten nackten Frauenleibes das feinfühligste Auge unter seinen Zeitgenossen besaß.“ Hans Baldung hat aber auch eine solche Fülle von religiösen Gemälden geschaffen, daß er nach Janitschek dem Matthias Grünewald an die Seite zu stellen ist. An Albrecht Altdorfer ist hervorzuheben, daß er es meisterhaft versteht, die Natur als mitfühlende und mithandelnde in seine Compositionen hineinzuziehen. Hans Burgkmair, ein Haupt der Augsburger Schule, ist insofern interessant, als er sich — wahrscheinlich während einer Wanderzeit in Italien — voll und ganz in die Formenwelt der Italiener eingelebt hat, ohne doch ein Nachahmer der Einzelnen zu werden. — Bei aller Anerkennung für den außerordentlich fleißigen Verfasser müssen wir doch tadeln, daß er wie so manche seiner Collegen der deutschen Sprache unerlaubte Verrenkungen zumuthet. Er schreibt z. B. „umrungen“ statt „umringt“, die Redensart „zu Leibe gehen“ nimmt er gleichbedeutend mit „nachahmen“ u. s. w. Martin Schaffner hat im Flügelbild des Ulmer Domaltars seine größte Meisterleistung gegeben: nie wieder hat er die Farbe zu so leuchtender Kraft und doch so strenger Harmonie gestimmt, wie hier. Sehr eingehend wird mit Recht Hans Holbein d. J. geschildert. Zunächst vertheidigt Janitschek dessen Fassadenmalerei, weil Holbein ein Prachtgewand über die wenig und unregelmäßig gegliederte Fassade des deutschen Bürgerhauses geworfen habe. Janitschek giebt zu, daß Holbein in mehreren Bildern (Grablegung, der Leichnam Christi im Grabe) das Aeußerste eines abstoßenden Naturalismus erreicht habe; vielfach aber sei er der Vertreter eines künstlerisch abgeklärten Realismus. Leider hat die Ungunst der Zeitverhältnisse es verschuldet, daß Holbein sein Höchstes nur im Porträt leisten konnte; war doch das hervorragendste Werk, welches Holbein für Heinrich VIII. von England malte, nur ein Wandbild oberhalb des Kamins eines Saales im Schlosse Whitehall. Die Madonna des Bürgermeisters Meyer führt Janitschek nur im Darmstädter Exemplar auf Holbein zurück, während er das Dresdner als eine ausgezeichnet gemalte Copie von der Hand eines niederländischen Meisters in Anspruch nimmt. (17. Jahrhundert.) Janitschek sieht in dieser jugendlichen Arbeit Holbein's zwar nicht die höchste Leistung des Künstlers überhaupt, wohl aber die hervorragendste Arbeit deutscher Tafelmalerei nach Dürer's Apostelbildern. Die Wendung „Dürer blieb immer ein werdender“ müssen wir als doppelsinnig beanstanden; nach unserer Auffassung gereicht dies dem Dürer zur höchsten Ehre, weil sein Wollen größer war als das des Holbein. Wohl hat Holbein „ein harmonisches Verhältniß zwischen Wollen und Können erreicht“; aber er vermochte dies nur darum, weil er weniger tief war als Dürer, wie Janitschek mit Recht anerkennt.

J. R. Friedrich Gerstäcker's Ausgewählte Werke. Zweite Volks- und Familienausgabe. Neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Theden. Bd. 11 u. 12. Jena, Hermann Costenoble. — Mit den beiden neuesten Bänden liegt die erste Serie der neuen Gerstäckerausgabe nunmehr vollendet vor. Die Bände 11 und 12 enthalten den in Europa spielenden Roman „Der Erbe“ und die Erzählung „Im Busch“, die den Leser nach Australien führt und aus dessen Goldzeit ähnliche Bilder entrollt, wie sie andere Geschichten Gerstäcker's bereits aus Amerikas Goldfieberära gezeichnet hatten. Auch hier entwickelt der Verfasser die schon oft bekundete Meisterschaft im Entwerfen fesselnder und packender Scenen aus dem exotischen Leben der vergangenen Jahrzehnte. Eine Anzahl „heimlicher und unheimlicher Geschichten“ von diesseits und jenseits des Oceans, die wenigstens spannend geschrieben sind, macht den Beschluß. Eine zweite Serie Gerstäcker, gleichfalls aus 12 Bänden bestehend, soll folgen und zwar zu gleichen Bedingungen (1,80 bez. 2,50 ℳ für den Band).

J. R. Neue Geschichten des Majors. Von Hans Hopfen. Berlin, Gebr. Paetel. — Hans Hopfen gehört entschieden zu den Dichtern der Reichshauptstadt: seine echte Künstlernatur hat er sowohl in seinen zahlreichen erzählenden Werken wie namentlich auch in seinen köstlichen, frischen Gedichten bewiesen. Auch die vorliegenden drei Majorsgeschichten — Uebergangen! Der polnische Wachtmeister. Schneidiges Liebchen — treten entschieden aus dem Rahmen der bloßen Unterhaltungslectüre heraus und zeichnen sich durch eigenartige Stoffe und feine psychologische Behandlung aus, an der nur selten zu rütteln ist. Wir laden den Leser gern zur Lectüre dieser ungewöhnlichen Sachen ein.

Ltz. E. Gäbler's Deutsche Colonialkarte: Afrika und die deutschen Schutzgebiete in der Südsee. Preis 1,50 ℳ. Verlag von G. Lang, Leipzig. — Wie der Titel sagt, sucht diese Karte die deutschen Besitzungen darzustellen. Den Haupttheil der Karte nimmt Afrika ein, das die vollständige politische Vertheilung, soweit sie überhaupt gegeben werden kann, in so markanten Farbenlinien aufweist, daß ein Jeder sich zurecht finden muß; die Anzahl der eingetragenen Orte dürfte dem allgemeinen Bedürfnisse genügen. Als Nebenkarten treten die einzelnen deutschen Gebiete Afrikas nochmals im vergrößerten Maßstabe auf, ferner die deutschen Schutzgebiete in der Südsee, sowie auch eine Uebersicht der überseeischen Verbindungen des Deutschen Reiches und die deutschen Consulate außerhalb Europas.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 72. Dienstag, den 17. Juni. 1890.

Bedingte und unbestimmte Verurtheilung.

I. Bedingte Verurtheilung.

Eine Reform unseres Freiheitsstrafensystems ist zur großen Tagesfrage geworden. Die Zunahme der Verbrechen, das stehende Heer der Rückfälligen, sein steter Zuzug von jugendlichen Uebelthätern lassen nach den Gründen forschen und nach Abhilfe suchen. Man ist einig, daß die unser Strafensystem beherrschende Freiheitsstrafe in ihrer heutigen Gestaltung ihren Zweck nicht erfüllt. Dagegen gehen die Meinungen über die grundsätzliche Richtung der Reform weit auseinander.

Die radicalste Umgestaltung erstreben Diejenigen, welche die kurzzeitigen Freiheitsstrafen (unter 6 Wochen Gefängniß) und die richterliche Strafzumessung gänzlich beseitigen wollen und dafür die bedingte Verurtheilung und die unbestimmte Verurtheilung, d. i. Ersatz der richterlichen durch eine executivische Strafzumessung, befürworten. Für Deutschland hat diese Vorschläge besonders Professor v. Liszt in Halle formulirt. Sie haben anscheinend wundersam rasch die öffentliche Meinung gewonnen; nur vereinzelt hat sich Widerspruch erhoben. Daß sie an maßgebender Stelle ohne Weiteres verhallt sind, konnte man aus der neulichen Strafvollzugsdebatte im Reichstage nicht erkennen. Unter diesen Verhältnissen muß die energische Stellungnahme gegen sie seiten einer theoretisch wie praktisch geschulten Autorität von uns, die wir uns schon früher Widerspruch erlaubten, besonders begrüßt werden. Sie ist erfolgt in der jüngst erschienenen Schrift von Adolf Wach: „Die Reform der Freiheitsstrafe. Ein Beitrag zur Kritik der bedingten und der unbestimmten Verurtheilung. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890." (Preis 1 ℳ 80 ₰.)

Daß die kurzzeitige Freiheitsstrafe, welche bekanntlich unsere heutige Strafrechtspflege beherrscht, in ihrer jetzigen Gestalt, in der Form der einfachen Freiheitsentziehung vollzogen in Gemeinschaftshaft, ohne genügende Aufsicht und Arbeit, werthlos, ja schädlich ist, nicht schreckt, nicht bessert, aber häufig verdirbt, anerkennt auch Wach. Nur beanstandet er die daraus ohne Weiteres gezogene Schlußfolgerung, Abschaffung der kurzzeitigen Freiheitsstrafe, als übereilt. Wir werden uns doch gewiß zuerst zu bemühen haben, der kurzzeitigen Freiheitsstrafe die zweckentsprechende, also wirksame Gestalt zu geben und sie nur dort, wo sie nicht am Platze ist, durch andere Strafmittel, Veränderung unserer Strafdrohungen zu ersetzen. Man würde doch den Teufel durch Beelzebub austreiben, wollte man dort, wo schon die kürzeste Freiheitsstrafe schwer wiegt, dieselbe mit Liszt im Minimum auf 6 Wochen Gefängniß erhöhen!

Einer übermäßigen Härte in dieser Richtung soll nun allerdings durch die von uns bereits früher charakterisirte „bedingte Verurtheilung" begegnet werden. Es soll zwar unbedingt verurtheilt werden, das Gericht soll aber zu einem bedingten Straferlasse, einer Art Gnadenact befugt sein. Die Befürworter dieses Instituts haben, Mangels in Europa mit ihm gemachter Erfahrungen, auf Nordamerika verwiesen, wo eine im Principe entsprechende Einrichtung schon seit 1878 erprobt sei. Diesen Hinweis hat Wach gründlich widerlegt und darin liegt u. E. ein Hauptverdienst seiner Arbeit! Denn damit wird, was doch endlich Manchen bedenklich machen dürfte, der Vorschlag voll als bloses Experiment erwiesen. Wach zeigt, daß das in Boston ausgebildete Prabatian System keineswegs eine bedingte Verurtheilung oder ein Aufschub erkannter Strafe, daß es vielmehr das von allem Formalismus freie Mittel einer unter polizeilicher Aufsicht sich vollziehenden Zwangserziehung ist. Der zur Wahrung des Gesetzeszweckes angestellte Probation Officer stellt bei Gericht den Antrag, die angeschuldigte Person auf Probe zu stellen. Der Gerichtshof kann dem in der Form entsprechen, daß der Angeschuldigte ohne Aburtheilung für eine dem Gerichtshof angemessen erscheinende, übrigens pralongirbare Zeit unter der Aufsicht des Probation Officer auf freiem Fuße belassen wird. Führt sich der so unter Prüfung Gestellte nicht entsprechend, wird er dem Gericht zur Aburtheilung überliefert; andernfalls wird er nach Ablauf der Probezeit für straffrei erklärt. Dabei ist nicht seitherige Makellosigkeit des Thäters Voraussetzung der Aussetzung des Urtheils, sondern das Bestehen der Hoffnung, ihn zu retten. Der Probation Officer hat sich deshalb vor Stellung seines Antrags genau über Verhältnisse und Persönlichkeit des Thäters zu unterrichten. Er hat den Prüfling aber auch während der Probezeit fortgesetzt zu überwachen und zu stützen, ihn regelmäßig zu besuchen, für Unterkommen und Arbeit zu sorgen u. A. m. Schließlich wartet man nicht die Begehung neuer Verbrechen ab als Beweis des Mißerfolgs, sondern findet diesen in schlechtem Lebenswandel überhaupt. Dieses System einer polizeilichen Zwangserziehung auf freiem Fuße hat in dem uns vorgeschlagenen (in Belgien seit 1888 gesetzlich eingeführten) Systeme der bedingten Verurtheilung seinen Charakter völlig verändert. Statt Aussetzung der Aburtheilung Aussetzung des Strafvallzugs; kein Prabatian Officer mit seiner vorherigen Prüfung der Verhältnisse des Thäters; an Stelle der auf näherer, durch den Probation Officer vermittelten Kenntniß der Persönlichkeit des Beschuldigten fußenden Entschließung des Gerichtshofs ein reiner Willküract desselben; während der Probezeit keine Ueberwachung des Sträflings, keine Unterstützung desselben; endlich — um den Schematismus voll zu machen — nicht schlechter Lebenswandel überhaupt, sondern eine vor dem Gesetz als Verbrechen oder Vergehen sich darstellende Handlung Voraussetzung des Mißlingens der Probe! Ist es da zu viel gesagt, wenn Wach zusammenfassend bemerkt: Der Geist ist entflohen, die leere Formel ist übrig geblieben?

An positiven Vorzügen rühmt man der bedingten Verurtheilung gleichmäßig schonende, bändigende und erziehende Kraft an. Wach bestreitet diese Kraft nach jeder Richtung. Schonen müsse zur rechten Zeit erfolgen; das sei nicht der Fall, wenn die Person bereits im öffentlichen Strafverfahren als Verbrecher verurtheilt und deshalb vor der öffentlichen Meinung gebrandmarkt sei; erzieherisch könne das Mittel nicht wirken, weil ja der bedingt Verurtheilte die größten Lumpereien begehen könne, wenn er sich nur nicht gerade über einem Verbrechen oder Vergehen erwischen lasse. Aber auch die Begehung eines solchen vermöge die nachträgliche Abbüßung der aufgeschobenen Strafe innerlich nicht zu rechtfertigen; man denke an fahrlässige Brandstiftung seiten Dessen, der wegen Diebstahls bedingt verurtheilt ist! Schema, nichts als Schema! Dazu der Widerspruch, daß hier, Mangels aller greifbaren Merkmale, wann der Strafaufschub zu ertheilen ist, der Richter auf sein allweises Ermessen gerade von Denen verwiesen wird, die ihm jede Befähigung zur Strafabmessung absprechen und deswegen zu dem weiteren Vorschlage der indeterminate sentences gelangen. Die Anwendung der seither unerhörten Gnadengewalt des Richters, vom Vertheidiger als Recht gefordert, wird Regel werden — das Experiment der verderblichste Anreiz zum Verbrechen und ein

Hohn auf die Justiz. Bliebe der Aufschub aber Ausnahme, so könnte er ebenso sicher den Zweck nicht erfüllen, zur Beseitigung der kurzen Freiheitsstrafen zu dienen.

Um den einzelnen Verbrecher vor weiteren Verbrechen zu bewahren, soll der Staat ihn mit der (von ihm selbst als verderblich bezeichneten!) Strafe verschonen, damit aber die Achtung vor dem Gesetz, die Vorstellung, daß dieses dem Verbrecher die gerechte Strafe als nothwendige Folge drohe, erschüttern, den Rechtssinn und damit die ganze Rechtsordnung untergraben! Es ist nur zu treffend, daß in solcher Hintansetzung der Generalprävention um der Specialprävention willen Wach einen Grundfehler vieler Bestrebungen auf diesem Gebiete erblickt. Sind es doch leider nicht so viel praktisch mit der Handhabung der Strafrechtspflege Befaßte, als vielmehr mit dem Gefängnißwesen Beschäftigte, welche vorzüglich an der Umgestaltung unseres Strafensystems arbeiten. Deren Blick ist naturgemäß auf den Sträfling, seine Abschreckung, Besserung, Unschädlichmachung gerichtet; das Ganze wird darüber vergessen. Es ist aber dringend erforderlich, in die von dieser Seite geführte Discussion einmal energisch hineinzurufen: heilsamer, als alle Fürsorge für den Sträfling, seine Rettung oder Abschreckung bleibt die Erhaltung der Heiligkeit des Gesetzes, des Rechtssinnes; denn nur durch ihn leben wir!

II. Unbestimmte Verurtheilung.

Neben der bedingten Verurtheilung wird die Einführung der „unbestimmten Verurtheilung“ (indefinite oder indeterminate sentence) befürwortet: Das Gericht soll nur das Schuldig sprechen und etwa die Strafart festsetzen; die Dauer der Strafe soll innerhalb des gesetzlichen Strafrahmens von der Strafvollzugsbehörde bestimmt werden. Die Tragweite der Neuerung springt in die Augen: die urtheilenden Richter würden künftig etwa die Functionen der heutigen Geschworenen erfüllen und bei ihnen sich zu begnügen haben. Man macht geltend: den Verbrecher, nicht das Verbrechen gelte es zu strafen (als ob das seither nicht geschehe!); vor Jenem sei die Gesellschaft zu schützen; es sei widersinnig, ihn der Gesellschaft aus der Haft zurückzugeben, so lange er ihr gefährlich ist; Maß und Mittel vermöge hier aber nur der den Verbrecher beobachtende Strafvollzugsbeamte zu bestimmen; die richterliche Strafzumessung sei Willkür und Unwahrheit.

Nun ist ja allerdings die richterliche Strafzumessung theilweise Willkür, wenn man will, Laune, Zufall. Es kann dies aber auch gar nicht anders sein, angesichts der zahlreichen, vom Gesetze zu Gebote gestellten Strafeinheiten (beim einfachen Diebstahl z. B. 1825!), beim Mangel gesetzlicher Strafzumessungsgründe, bei der nothwendigen Verschiedenheit der subjectiven Anschauungen der Richter. Sehr schön sagt Wach: „Wer von uns trägt den festen Maßstab der Gleichung zwischen Verbrechen und Strafe im Busen!“ „Unser Strafurtheil nimmt Theil an der Unvollkommenheit, die allem Menschenwerk, also auch allem Recht anhaftet. Aber es ist getragen von dem, was unser Menschenwerk adelt und in seiner höchsten Vollendung dem Göttlichen annähert: von der Idee des Guten, dem Streben nach der Verwirklichung der vergeltenden Gerechtigkeit.“ Jedenfalls ist der Schluß von der Unvollkommenheit der richterlichen Strafzumessung auf deren Verwerflichkeit übereilt und abzuweisen. Und man darf billig erst den Beweis der Heilsamkeit des vorgeschlagenen Ersatzes verlangen.

Dieser fehlt völlig. Man beruft sich ebenfalls auf amerikanische Erfahrungen. Die Nichtübertragbarkeit derselben auf europäische Verhältnisse konnte auch hier Wach erweisen. Das Nähere muß aus seiner Schrift selbst ersehen werden. Nur Einiges aus dem Leben in einer solchen amerikanischen Musterzuchtanstalt, in welcher Verbrecher wie Einbrecher, Räuber, Todtschläger, bei welchen man allerdings Besserung erhofft, untergebracht sind, wollen wir mittheilen. Vielleicht kann es in der nächsten Debatte über den Strafvollzug, wenn wieder die Inhumanität unseres Strafvollzugs grundsätzlich gerügt wird, zu positiven Vorschlägen benutzt werden! Die Sträflinge erster Classe in der Strafanstalt zu Elmira sind regulativmäßig in eine nette blaue Uniform mit einer Marinekappe gekleidet und haben den Vorzug der Conversation während der Mahlzeit. Sie erhalten beim Dinner eine kurze Darstellung der laufenden Neuigkeiten, geliefert von einem auserwählten Sträfling. Viele der Zellen sind mit Sprungfederbetten ausgestattet. Die Arbeitszeit erstreckt sich von 7½ Vormittags bis 4½ Uhr Nachmittags mit Ausnahme der Mittagsstunde (Normalarbeitstag!), dann folgt abermals eine Mahlzeit und die Abendstunden werden mit Schule oder Lesen, Schreiben, Concerten(!) und Vorlesungen ausgefüllt. Der Unterricht steigt auf bis zu Geschichte, Arithmetik, physikalischer Geographie, Nationalökonomie, Politik, Rechtskunde, Philosophie. Allsonntäglich erscheint im Gefängnisse eine für die Sträflinge bestimmte Zeitung. Eine reiche Bibliothek bietet den Sträflingen neben belehrenden Werken Romane und Novellen nach Herzenslust, von Bulwer, Cooper, Dickens, Thackeray, Jules Verne, Eugène Sue, Auerbach, der Mühlbach u. A. Was Wunder, daß ein Sträfling von Elmira in einem Briefe sich mitleidig über die elenden, von der Anstalt aus sichtbaren Wohnstätten äußert, in denen schlecht gekleidete und schlecht genährte Kinder und Frauen, unbeschäftigte oder müde Männer in der Kälte hocken, und hinzufügt: „Hier ist die Stunde des Dinner; von der großen Speisehalle steigt auf der labende Duft guter Speisen und das Gesumme belebter Stimmen, von kicherndem Gelächter unterbrochen. Die Speise ist heiß und in reichlicher Fülle; die Zimmer sind durch Dampf erwärmt, und ist der kurze Tag vorbei, so bestrahlt elektrisches Licht die Dinge für den langen Abend, lang aber nicht traurig, denn für Bücher ist reichlich gesorgt!“ In der zu Concord errichteten Anstalt bilden die Sträflinge z. Z. 6 Clubs, die an bestimmten Abenden Vergnügungen veranstalten; der Club wählt durch Ballotage seine Mitglieder; an den Vergnügungsabenden erscheint man in heller Cravatte, mit Nelken im Knopfloch; man declamirt, singt, spielt, amüsirt sich vortrefflich; Anstaltsbeamte dürfen nur als Gäste Theil nehmen. Im State prison in Philadelphia besteht die Kost aus gedämpftem Hammel, gebackenem Schwein mit Bohnen, Gemüsesuppe, Sauerkraut und Schinken und Sonntags aus vortrefflicher gebackener Rindspastete; den Gefangenen sind alle Zeitungen erlaubt, sie dürfen alle Musikinstrumente, mit Ausnahme von Horn und Trommel, spielen und machen jeden Abend von 6—9 Uhr zum Schrecken durch ihr musikalisches Chaos. In einem anderen Gefängnisse haben die Sträflinge zum Frühstück Beefsteaks, heiße Biscuits, Butter; zum Dinner Pasteten nach einer reichlichen Folge anderer Speisen und eingemachte Früchte häufig zum Thee!

Das Alles gehört zum „Indeterminate System“, welches man uns zur Nachahmung anpreist!

Allerdings läßt die v. Liszt'sche Gestaltung des Vorschlags von der amerikanischen Behandlung der Sache wenig erkennen. Nicht nur ausnahmsweise, wo begründete Hoffnung baldiger Besserung besteht, sondern durchweg — abgesehen von den unverbesserlichen Gewohnheitsverbrechern — soll an die Stelle der richterlichen Strafzumessung die Verurtheilung zu einer nur durch Höchst- und Mindestbetrag der Dauer bestimmten Freiheitsstrafe treten. Vorgeschlagen sind Staffeln von 6 Wochen bis 2 Jahren Gefängniß, 2—5, 5—10 und 10—15 Jahren Zuchthaus. Ein collegialisch zusammengesetztes Strafvollzugsamt, bestehend aus dem Anstaltsdirector, dem Staatsanwalt, dem Untersuchungsrichter und 2 Vertrauensmännern, unter denen sich wohl Leiter von Schutzvereinen, Vertreter von Selbstverwaltungskörpern, Strafrechtslehrer zu befinden hätten, bemißt die Strafdauer.

Mit Recht fragt Wach, was denn nun das Ziel sei, bei dessen Erreichung Entlassung erfolgen soll. Innere Wiedergeburt? Dazu hat sich die Strafanstalt seither unfähig erwiesen; erfordert man sie, wird man nur Heuchelei und Täuschung (die berüchtigte Zuchthausfrömmigkeit) großziehen. Also wird nur äußere gute Führung erfordert werden können, welche aber nicht im mindesten gewährleistet, daß der Sträfling der Gesellschaft nicht mehr gefährlich werden kann, besonders, da bekanntlich die erfahrensten, abgebrühtesten Verbrecher am besten in der Strafanstalt sich führen.

Und der Entscheid des Strafvollzugsamts? Der Staatsanwalt, der Untersuchungsrichter, die Vertrauensmänner sind doch blose Statisten in dem Collegium; woher sollen sie den Sträfling während der Strafzeit näher kennen lernen? Sie müssen sich also auf das Gutachten des Anstaltsdirectors verlassen, der damit in Wirklichkeit die entscheidende Instanz wird. In die Sprache des Lebens versetzt läuft also der Vorschlag darauf hinaus, an die Stelle des heute das Strafmaß bestimmenden Richtercollegiums einen einzigen Anstaltsbeamten zu setzen. Ob man zu dessen Subjectivismus mehr Zutrauen haben darf, als zu dem der Richter?

Schließlich ist das ganze System Willkür und Ungerechtigkeit. Wer nach Aller Ueberzeugung höchstens 6 Wochen Gefängniß verdient hat, kann 2 Jahre lang im Gefängnisse gehalten

werden, nicht ob der Gestaltung der begangenen Strafthat willen, sondern weil er in der Arbeit lässig ist, nicht alsbald in die Gefängnißordnung sich schickt u. A. m. Ist das Gerechtigkeit? Verzeihung — der Gedanke der vergeltenden Gerechtigkeit soll ja in die Rumpelkammer gehören! Mit Nichten. Hart und ungerecht weiß auch der Verbrecher noch sehr wohl der Empfindung nach zu unterscheiden. Die erste und wichtigste Bedingung der Heilsamkeit aller Strafe ist aber, daß sie als gerecht empfunden wird, der künftige Sträfling würde es aber als schreiende Ungerechtigkeit empfinden, wenn ihn für schlechte Führung neben der Disciplinarstrafe der Anstalt auch noch verlängerte Strafzeit treffen sollte. Nicht gebessert, im Innersten verbittert würde er in die Gesellschaft zurückkehren.

Nach den maßvollen, aber vernichtenden Darlegungen Wach's, deren Studium wir Allen dringend empfehlen möchten, die auch nur sehen wollen, wie leicht heutzutage die öffentliche Meinung für die abwegigsten Projecte zu gewinnen ist, sollten die Vorschläge der bedingten und unbestimmten Verurtheilung eigentlich abgethan sein. Sie werden aber noch weiter spuken — dessen bescheiden wir uns: bis thunlichste Besserung der empfundenen Mängel des heutigen Zustandes ihnen den Boden entzogen haben wird. Für solche Besserung macht auch Wach einige Andeutungen; wir werden vielleicht später auf sie zurückkommen. Aber die Gesellschaft soll nicht allein auf das Schwert des Staates sich verlassen, dieses um Schutz gegen das Verbrecherthum anrufen: Sie muß sich ihrer Aufgabe, den Gefallenen aufzurichten und zu retten, ganz anders, als seither, bewußt werden. Immer und immer wieder muß es beklagt werden, wie wenig Interesse und Förderung noch unsere Vereine zum Schutze entlassener Sträflinge finden!

N—.

Bücherbesprechungen.

B. K. Zur Unsterblichkeitsfrage, über magische Kräfte und Willensbestimmungen im Wort. Von J. Striegel. Leipzig, Mutze, 1890. — Wer diese Schrift in die Hand nähme, um einen einzigen faßbaren Gedanken über die Unsterblichkeit zu gewinnen, der würde sich bitter getäuscht sehen; Hypnotismus, Gedankenlesen und Aehnliches, das sind die Gegenstände, mit welchen sich diese Forschung befaßt. Zunächst werden uns „Thatsachen" berichtet. So weit diese Geschichten nicht den längst bekannten Untersuchungen über Somnambulismus (Justinus Kerner u. A.) entnommen sind, erinnern sie uns an die Dankschreiben, welche den Anpreisungen gewisser Geheimmittel beigegeben zu werden pflegen: die Adressen der dankbaren Geheilten sind in der Regel nicht zu finden. So haben sich die hier erzählten Wunder meist recht weit von uns und an Menschen mit fremdartigen Namen zugetragen. Die Deutschen, das Volk der Denker, scheinen sich weniger zu „Medien" zu eignen; vielleicht aber passiren die in den entsprechenden russischen und englischen Büchern erzählten Geschichten wiederum in Deutschland. Indessen wollen wir damit diese „Thatsachen" keineswegs alle als zweifelhaft bezeichnen, wollen vielmehr diese Gelegenheit benutzen, um Namens der gesitteten Menschheit, welche die Gesundheit als eine werthvolle Gottesgabe betrachtet, unsere ganze Entrüstung auszusprechen über diesen Unfug, durch welchen menschliche Nerven künstlich krank gemacht werden, um dann zu allerlei Hokuspokus verwendet zu werden. Denn von irgend einem wissenschaftlichen Erträgniß dieses ganzen Treibens für Psychologie oder Medicin ist bis zur Stunde nichts bekannt geworden; auch in dieser Schrift sucht man ganz vergeblich nach einem einzigen klaren und greifbaren Satz, der in einen Gedankenaufbau eingefügt werden könnte. Das Widerlichste an der ganzen Sache ist die Hineinziehung von Thatsachen und Aussprüchen aus der heiligen, von sittlichem Ernst durchdrungenen Wahrheit der Bibel in diese krankhaften Spielereien kranker Geister.

G. Oe. — Gott, Freiheit und Vaterland. Von ***. Zürich 1890, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Das Buch trägt ein schwarz-roth-goldenes Gewand; der Grund ist mir unerfindlich. Es enthält eine Anzahl mißglückter Gedichte, die hin und wieder mit Knittelversen täuschende Aehnlichkeit haben und meistentheils unter den Gesammtbegriff der gereimten Prosa gehören. Was der Mann eigentlich will, ist mir nicht klar geworden. Er nennt sich den Verheißenen, unterschreibt sich Arminius, Paraklet, Elijah, Ego, Nemo und klagt, daß er nicht reden dürfe und nur in Liedern seine Begeisterung aushauchen könne. Bald erscheint er als pantheistischer Phantast, der sich selbst mit der Gottheit und dem All gleichsetzt, bald nimmt er die Miene eines Demagogen an, bald giebt er sich den Anschein, als sei er ein Schwärmer für das Deutschthum. Er preist die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber nicht die Freiheit, die des „Tenors" Amme sei, aber nicht die Gleichheit, die die Herrschaft des Geistes vernichten will; einmal wüthet er gegen jeden Zwang, dann preist er die Gesetzlichkeit; einmal will er alle Abstufung vernichten, dann nennt er das Recht der Majorität ein Faustrecht; einmal will er das Weib emancipiren, dann sagt er, daß des Weibes Recht und Pflicht nur Liebe sei. Vor Allem aber kämpft er für Bildung, Aufklärung und gegen Verdummung; was dieser Kampf an Phrasen gezeitigt hat, finden wir bei ihm zusammengestellt. Wie er die Menschheit bekehren will, scheint ihm selbst nicht recht klar zu sein. Er bittet den Herrn um ein Schwert, um Hiebe austheilen und die Welt vernichten zu können; der Herr bedeutet ihn dahin, daß seine Zunge ein Schwert sei. Nun singt er mit seiner Schwertzunge darauf los: „Mein Wort ist That!" vergißt aber doch nicht hinzuzufügen: „Lacht seiner nicht!" In einem Epiloge rechnet er mit der Möglichkeit, nicht verstanden zu werden, und singt:

> Wem nicht die inn're Stimme sagt,
> Welch' Ziele sie (d. i. meine Gedichte) erstreben,
> Für den hab' ich umsonst gewagt
> So Gut, wie Blut und Leben.

Wir müssen leider bekennen, daß wir zu denen gehören, denen die innere Stimme diese Auskunft versagt, also daß auch für uns der Dichter Gut, Blut und Leben umsonst gewagt hat. „Gut, Blut und Leben" ist wohl etwas zu viel gesagt, entsprechender würde wohl sein: „Druckkosten, Tinte und Zeit." Vielleicht wagt er's noch einmal und giebt einen Commentar zu seinen sogenannten Liedern heraus, dessen sie dringend bedürfen.

W. L. v. Bojanowski, Wirkl. Geh. Legationsrath, Präsident des Kaiserl. Patentamtes, Ueber die Entwickelung des deutschen Patentwesens in der Zeit von 1877 bis 1888. Leipzig 1890, bei Arthur Felix. — Vorliegende Veröffentlichung eines hochstehenden Fachmannes muß begreiflicherweise gerade jetzt, wo die Reform unseres Patentrechts in Aussicht genommen ist, lebhaftes Interesse erwecken. Dieses Interesse wird sich allerdings auch dem ersten Theile der Schrift zuwenden, welcher im Allgemeinen die wirthschaftliche Bedeutung des Patentwesens, das Verhältniß zwischen Patentschutz und Gewerbefreiheit in scharfsinnigen und geistvollen Ausführungen, jedoch in einer stellenweise recht schwierigen Formgebung behandelt. Insbesondere aber müssen als werthvoll der zweite und dritte Abschnitt der Schrift bezeichnet werden, in welchen der Hr. Verfasser seine ergiebige praktische Erfahrung auf dem Gebiete des Patentwesens dem Leser zu Gute kommen läßt. Namentlich der zweite Abschnitt, in welchem der Einfluß des Patentwesens auf die Technik und Industrie dargestellt wird, giebt ein frisches und klares Bild von der bisherigen Wirksamkeit des Reichspatentschutzes zu Gunsten der gewerblichen Production. Von den concreten Beispielen, die angeführt werden, heben wir die durch den Patentschutz wesentlich geförderten Industrien der Kraftmaschinen, des Verkehrswesens, insbesondere der Feldbahnen und übrigen sogenannten fliegenden Bahnen, ferner die Papierindustrie hervor. Aus dem letzten Abschnitte, welcher der Betrachtung der Entwickelung des Patentrechtes gewidmet ist, dürfte weitere Kreise interessiren, daß Hr. v. Bojanowski an die akademische Jurisprudenz die eindringliche Aufforderung richtet, es möchten Viele, dem Beispiele Kohler's in Würzburg folgend, das Patentrecht zum Gegenstande besonderer Untersuchungen und Vorlesungen erwählen; die Praxis empfinde ein lebhaftes Bedürfniß nach solchen Untersuchungen.

J. R. Aus der Heimath Hamerling's. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel von Josef Allram. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1,20 bez. 2,40 ℳ. — Der Haupttheil dieses liebevoll von Freundeshand geschriebenen und zusammengestellten Büchleins besteht in einer Untersuchung über das Waldviertel in Niederösterreich, die engere Heimath Hamerling's, ein schönes Fleckchen deutscher Erde, und die Hamerlingstätten in demselben: Kirchberg am Walde (Geburtsort des Dichters), Stift Zwettl (erste Studienstätte), Schweiggers, Groß-Schönau, Engelstein, Weitra, Schrems u. s. w. Diese Untersuchung ist schon zu Lebzeiten des Dichters und unter dessen Anregung entstanden, auch von ihm selbst durchgesehen und berichtigt

worden. Dann starb der Dichter und das, was als Festschrift zu seinem 60. Geburtstage (24. März 1890) erscheinen sollte, kann jetzt auch dazu dienen, dem geplanten Hamerlingsdenkmal im Waldviertel zu Gute zu kommen. Die genannte Untersuchung ist sachlich und gründlich gehalten, keineswegs oberflächlich, wie derartige durch die Gelegenheit veranlaßte Schriften oft sind, und besitzt demgemäß ihren historischen Werth, liefert auch gute Vorarbeit zu einer zukünftigen Biographie des Dichters, dessen Gestalt und bleibende Bedeutung jetzt, da er uns ferner getreten ist, deutlicher und klarer zu werden beginnt. Um das Büchlein vollständiger und zugleich zu einem weiteren Andenken an den geschiedenen Poeten zu machen, ist der Untersuchung eine kurzgefaßte Geschichte des Lebens, Sterbens und Begräbnisses seines Helden vorgesetzt, sowie ein Anhang über das Verhältniß des Dichters zu seiner Heimath überhaupt angefügt worden. Zum Schluß folgt noch ein Capitel über das geplante Hamerlingsdenkmal und ein Verzeichniß aller bisherigen Spender für den Fonds desselben. Außerdem schmücken das Buch noch vier Abbildungen: vom Geburtshaus, dem Cistercienserstift Zwettl, der Schremser Büste und dem Brandstetter'schen Modell zum Denkmal, sowie ein Facsimile. Die kleine Schrift kann den Freunden der Hamerling'schen Muse nur empfohlen werden.

G. Oe.— **Die Schwiegermutter**, ein culturgeschichtlicher Beitrag zur Ehrenrettung eines angefeindeten Familiengliedes von **Ernst Floeßel**. Dresden, Hönsch & Tiesler 1890. 60 S. 8°. Preis: 1 ℳ. — Hat das Büchlein denn wirklich einen Zweck? Bedarf die Schwiegermutter einer Ehrenrettung? Wird sie thatsächlich angefeindet? Der Verfasser bejaht die Fragen und führt seinen Kampf mit einem Ernste, der doch eigentlich der Sache nicht angemessen erscheint. Er setzt zunächst auseinander, daß die Anfeindung der Schwiegermutter, wie aus Sprichwörtern und Volkssitten hervorgehe, fast allen Völkern eigen sei, stellt dann als Ursache dieser Anfeindung die Sitte des Brautraubes hin und sucht davon zu überzeugen, daß in unserer gebildeten Zeit der letzte Rest einer so barbarischen Sitte schwinden und die Schwiegermutter wieder die ihr gebührende Stellung im Hause und in der Familie bekommen müsse. Das Buch ist herzlich gut gemeint. Was der Verfasser über das Schwinden des Familiensinnes, über die Unehrerbietigkeit und Undotmäßigkeit sagt, die wie ein Fieber durch unser Volk geht, ist uns aus der Seele gesprochen. Nur ist es fraglich, ob mit der wieder erkämpften Anerkennung der Schwiegermutter wirklich ein Schritt zum Besseren gethan wird. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir aussprechen, daß der Verf. einen Kampf gegen Windmühlen oder, ohne Bild, gegen Witzblätter führt. Zu deren eisernem Bestande gehört die angefeindete Schwiegermutter ebenso wie der geckenhafte Lieutenant und andere ständige Typen; und wir fürchten, daß die Witzblätter sich diesen dankbaren Stoff auch durch die Floeßel'sche Schrift nicht nehmen lassen werden. Wo im gewöhnlichen Leben ein feindseliges oder kühles Verhältniß zur Schwiegermutter herrscht, so ist dies im Allgemeinen die Folge der Charaktere oder der Verhältnisse; es als letzten Rest der Sitte des Brautraubes hinzustellen ist — ganz abgesehen davon, ob diese Sitte überall da verbreitet war, wo die Mißstimmung heute herrscht — bestenfalls eine geistreiche Spielerei, die sich in Hochzeitstoasten gut verwerthen läßt. Bedenklich ist übrigens der Kleinkrieg gegen die Schwiegermütter nicht, er hat auch im Leben einen humoristischen Beigeschmack. Man hat die gute Mama trotz der kleinen Plänkeleien gewöhnlich doch recht lieb, und wenn das nicht der Fall ist, so ist sie in mindestens 75 % der Fälle selber schuld. Außerdem pflegt der Kleinkrieg nur so lange zu dauern, bis die Schwiegermutter ihre Großmutternatur herauskehrt. Dann gewinnt der Vater sie durch seine Kinder und mit seinen Kindern lieb. So gut gemeint das Büchlein ist, nöthig war es nicht. Immerhin wird man es nicht ohne Genuß lesen und nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Diese Befriedigung und dieser Genuß würden aber vollkommener sein, wenn der Verf. etwas mehr Fleiß auf den Stil verwandt hätte. Wendungen, wie: „nicht zwar, in diesem Betreff" gehören dem papiernen Stile an; Wörter, wie: „Erfahrnisse" sind unschön, Constructionen, wie: „mittels Frauenraub" sind unrichtig. Wer sich durch die Sätze des Verfassers durchlesen will, muß einen guten Athem haben. Aber selbst dem, der über den besten Athem verfügt, wird er sammt dem Verständnisse ausgehen bei einem solchen Satzungeheuer: „Wenn wir in den folgenden Ausführungen im Allgemeinen des Ausdrucks Abneigung uns bedienen, so schließen wir in diesem in den meisten Fällen wohl als zu mild gewählten Begriff die ganze Kette der Abstufungen ein, wie sie, beginnend mit der milden Form einer in der Gesinnung gewährten, niemals jedoch in dem äußeren Verhalten zur Erscheinung kommenden gegensätzlichen Empfindung in der Regel thatsächlich, ob zugestanden oder nicht, gleichviel, vorhanden ist, wie sie weiter in kühler, gemessener Gleichgiltigkeit eine äußere Gestaltung annimmt; fortschreitend zu Mißachtung, Unhöflichkeit, Geringschätzung sich steigert, endlich aber in geheimem wie offenem Widerspruch, in Haß gegen sie und in Streit wider sie in jeder Art von Anfeindung und Verunglimpfung ihrer Person ihren Höhepunkt erreicht." Einiges ist uns unklar geblieben, z. B. was alte indische comarische Sprichwörter seien. In einigen Deuteleien geht der Verf. entschieden zu weit, so wenn er das Verhüllen der Braut als Verbergen vor einer nahenden Gefahr erklärt und gar in dem Aufhalten des Hochzeitszuges durch bettelnde Kinder Erinnerungen an einen feindlichen Angriff erkennen zu können meint. Manche Sätze sind zu naiv, so der jedenfalls allgemein anerkannte: „Eine fremde Braut zu erbeuten, wie sehr widerstrebt dies doch heute unserem Gefühle!"

G. Oe.— **Offizieller Paukcomment** einschließlich des Säbel- und Pistolencomments für die deutschen Universitäten und Hochschulen. Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann. 8°. 35 S. Preis: 1 ℳ. — „Die Verfasser" beginnen ihr Vorwort damit, daß die Bräuche bei einer Mensur bisher nicht niedergeschrieben worden seien, sondern sich durch mündliche Ueberlieferung fortgeerbt hätten. Das ist meines Wissens unrichtig. Als ich studirte, gab es geschriebene Paukcomments; ja es wurde bei Anknüpfung jedes Paukverhältnisses ein Paukcomment ausgearbeitet und abschriftlich vervielfältigt. Vielleicht meinen die Verfasser, daß es eine gedruckte umfassende Zusammenstellung der Bestimmungen bisher nicht gegeben habe, und in diesem Punkte können sie Recht haben. Was den Comment selbst anlangt, so nennt er sich „officiell"; mit welchem Rechte, entzieht sich meiner Kenntniß. Ob jetzt allgemein so gepaukt wird, wie der Comment es schildert, weiß ich nicht, ich kann mir's aber kaum denken. Zu meiner Zeit gab es Verschiedenheiten, und die werden wohl auch heute noch fortbestehen. Im Uebrigen weist uns eine solche Zusammenstellung darauf hin, daß der studentische Paukcomment der gründlichen Reform dringend bedarf. Ich bin nicht im Mindesten gegen die Mensur und weiß recht wohl, daß gewisse, feierliche und feststehende Formen gewahrt werden müssen; aber diese Form ist zum Theil zu einer bedeutungs- und wirkungslosen Spielerei geworden; das Frage- und Antwortspiel zwischen den Secundanten und dem Unparteiischen muß lächerlich wirken. Ein Säbel- und Pistolencomment sollte eigentlich unnöthig sein; der Schläger ist die eigentliche studentische Waffe und sollte genügen, die studentische Ehre wiederherzustellen.

J. R. **Herrn Schellbogen's Abenteuer.** Ein Stücklein aus dem alten Berlin von **Julius Rodenberg**. Berlin, Gebr. Paetel. — Diese Erzählung zeichnet sich durch alle die Vorzüge aus, die schon Rodenberg's Bildern aus dem Berliner Leben eigen waren: eine gemüthliche, anheimelnde, hin und wieder etwas schönfärbende Art, das alte Berlin zu schildern, wie es vor ein paar Jahrzehnten noch bestand und jetzt in Wegfall gekommen ist. Besonders anziehend wird uns die Gegend um den im Mittelpunkt der alten Stadt gelegenen neuen Markt und die Marienkirche, einer der ältesten Stadttheile Berlins, geschildert, mit seiner Enge, seiner dürftigen architektonischen Schönheit und seinen interessanten Erinnerungen aus alter Zeit, ein Stadttheil, in den jetzt die große und schöne Kaiser Wilhelmstraße Bresche gelegt hat. Von diesem traulichen alten Winkel aus nimmt die Handlung der Erzählung ihren Ausgang, hierher reist der alte Hr. Schellbogen, eins der Originale, wie sie Rodenberg gleichfalls mit Meisterschaft zu zeichnen versteht, von seiner in der Potsdamer Straße befindlichen Wohnung alljährlich im Sommer auf vier Wochen, um hier alten Erinnerungen aus seiner Jugendzeit zu leben, und findet bei dieser Gelegenheit seine ehemalige Braut, die ihn einst treulos verlassen hat, wieder, und der alte Herr bekommt noch einmal Freude und Liebe zu kosten, lernt auch, da er durch seine Einsamkeit etwas egoistisch geworden ist, wieder Pflichten gegen Andere und Sorgen für dieselben kennen. Das liebenswürdige Buch wird sicher viele Freunde finden; auch für den Leser außerhalb Berlins bildet es eine fesselnde Lectüre.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 73. Donnerstag, den 19. Juni. **1890.**

Der Tempel der Vernunft in Straßburg.

Zeitgenössische Schilderungen und Belege, mitgetheilt von Hermann Ludwig.

„Geheime Correspondenz des Münsterthurms zu Freiburg im Breisgau mit dem Münsterthurm zu Straßburg:

I. Hochwürdiger, gnädiger Herr Münsterthurm! Ew. Hochwürden Gnaden haben neulich dreimal vierundzwanzig Stunden lang so herzerschütternd gebrummt, daß mein Fundament erbebte und meine Krone zitterte. So etwas habe ich nicht vernommen, so lange ich dem Schwarzwälder-Gebirge sagen kann: Seht, ich bin auch da! Ich schließe also, es muß etwas sehr Wichtiges vorgefallen sein, sonst hätte mein hochwürdiger Herr Bruder nicht so fürchterlich gebrummt. Höchst wahrscheinlich hat der allerchristlichste König ihn besucht, oder auch der heilige Vater hat unter ihm gefirmelt, oder die Protestanten und Juden haben sich endlich zum allein seligmachenden Glauben bekehrt, . . . oder die Ammeister, Fünfzehner u. s. w. haben ihre Rechnung abgelegt, . . . oder es giebt keine Aufkäufer und Wucherer mehr in Straßburg, oder — oder — oder — Still! In diesem Augenblicke lispeln mir ein paar Vierundzwanzigpfünder von der Rheinbatterie das Wörtchen: Revolution in die Ohren. Mir wird übel; ach, hochwürdiger, gnädiger Herr Münsterthurm, warum, o warum haben Sie so fürchterlich gebrummt? Ihr unterthäniger Diener der Münsterthurm zu Freiburg.

II. Bürger Münsterthurm! Ich habe gebrummt, weil ich Republicaner bin, und Er hat mich nicht verstanden, weil Er Sklave ist. Hier ist meine Antwort auf Seine wunderlichen Fragen: Der allerchristlichste König hat keinen Kopf, der heilige Vater keine Hände mehr; nicht bloß Protestanten und Juden, sondern alle Secten, ja die ganze Nation hat sich bekehrt zum allein seligmachenden Glauben an die Rechte des Menschen und Bürgers; . . . die Ammeister u. s. w. haben wir zum Teufel gejagt, denn wir sind mündig geworden; . . . gegen Aufkäufer und Wucherer haben wir ein probates Mittel erfunden, es heißt: Guillotine. Hiermit sind Seine Oder beantwortet, lieber Bürger Thurm. Aber warum ich so laut, so fürchterlich brummte? Ha, ich habe den Despoten und ihren Knechten zu Grabe geläutet; ich habe einem freien Volke das Zeichen gegeben, seine volle Kraft strömen zu lassen. Es hat bisher gedroht und schlug nicht zu; jetzt wird es nicht mehr drohen, sondern zuschlagen und zerschmettern. Kurz, ich habe unsere große Revolution den Deutschen angekündigt; spreche ich noch einmal, so muß der Erdball zittern. Bruder, ich beschwöre dich bei der Asche des großen Erwin, der uns beide allmächtig schuf, lasse auch bald deine Donnerstimme erschallen und rufe die Völker Deutschlands auf, ihre ewigen Rechte zu erkennen. Die Stunde ist da; warum haben sie so lange gezögert? Dein Bruder der Münsterthurm zu Straßburg."

„Argos oder der Mann mit hundert Augen", eine von dem öffentlichen Ankläger bej dem Revolutionsgerichte des Niederrheinischen Departements Eulogius Schneider in Straßburg ins Leben gerufene Zeitschrift, hatte diesen „Briefwechsel" — ein kleines Spiegelbild des Zeitgeistes — erspäht und in der Nummer vom 12. Brumaire II („nach dem Sklaven-Stile" 2. November 1793) veröffentlicht. Fand auch der „Bürger Münsterthurm" mit seiner Aufforderung bei seinem Bruder zu Freiburg kein Gehör, so konnte er selbst doch kurze Zeit darauf zu einem republicanischen Feste läuten, welches die seit Jahrhunderten dem christlichen Gottesdienste geweihte Stätte zu seinen Füßen zum Tempel der Vernunft wandelte. Am 17. Brumaire des zweiten Jahres der „in Einheit und Unzertrennlichkeit bestehenden fränkischen Republik" (7. November 1793) verordnete ein Erlaß der vom Nationalconvent „außerordentlich an die Rheinarmee abgesandten Stellvertreter des Volkes" St. Just und Lebas die „Wegschaffung aller äußern Zeichen der religiösen Meinungen innerhalb des Bezirks, worinnen die Rheinarmee sich befindet". Zugleich galt es, auch in Straßburg für die würdige Begehung der mit der neuen Zeitrechnung eingeführten Decadenfeier Sorge zu tragen. In der Sitzung vom 27. Brumaire (17. November) wurde auf Antrag des Maires Monet vom Gemeinderath beschlossen, die Hauptkirche der Stadt, das Münster, dem „nationalen Cultus" zu weihen und daselbst am 30. Brumaire die erste Decadenfeier ins Werk zu setzen. Die Straßburger Jakobiner deutscher und französischer Herkunft, welche damals äußerlich noch ziemlich einmüthig zusammen wirkten, boten Alles auf, dieses Fest zu einer wirkungsvollen Kundgebung zu gestalten. Drei Tage zuvor fand im Münster eine allgemeine Versammlung der constituirten Gewalten, der Volksgesellschaft und der Revolutionspropaganda statt, zu welcher auch Mitglieder aus den benachbarten Departements erschienen waren. Ein in deutscher und französischer Sprache veröffentlichtes amtliches Protokoll giebt Kunde von den Verhandlungen, von „den mit dem flammenden Charakter des Patriotismus und der Tugend enthüllten, mit Freudengeschrei aufgenommenen Wahrheiten". In beiden Sprachen wurden dieselben den Versammelten vorgetragen. „Oft unterbrach froher Zuruf des Volkes die fränkischen Redner", meldet der Bericht. „Mit demselben Enthusiasmus hörte die Versammlung nachher in deutscher Sprache einen Municipalbeamten. Er war durchdrungen von der großen Wahrheit, daß das höchste Wesen keinen andern Tempel hat als die Natur und das Herz des Rechtschaffenen. Endlich verlangte ein Mitglied der Revolutionspropaganda, daß das Volk seine Herzensmeinung über die Pfaffen und ihr Unwesen heraussagen möge. Es ward in beiden Sprachen dazu aufgefordert und gestand mit lauter Freude, daß es keine mehr anerkennen wolle. Es beschwor dieses herrliche Geständniß. Der Maire nahm ihm den Eid ab auf der Tribüne und kündigte an, daß am nächsten Decadi der Versammlungsort zum Tempel der Vernunft eingeweiht werden solle. Neues Frohlocken folgte dieser Nachricht. Man fragte, ob Jemand etwas einzuwenden hätte; Alles, Alles schwieg." Am Tage vor dem ersten Decadenfeste erließ der Maire von Straßburg P. F. Monet folgenden in beiden Sprachen öffentlich angeschlagenen Aufruf: „An das Volk. Der Bund der Könige und der Priester ist endlich zertrennt und die Vernunft beleuchtet ihre Greuelthaten; die heilige Wahrheit wird das Uebel, so der Aberglauben und die Sklaverei angerichtet, heilen. Der Mensch, der nunmehr sein Haupt aus dem Staub des Vorurtheils emporhebt, wird es nicht mehr unter das entehrende Joch der Priesterherrschaft beugen; seine Tugenden werden sein: die Wohlthätigkeit, die Menschenliebe, die Gerechtigkeit, die Treue für sein Vaterland, die Verehrung für seine Gesetze, das allgemeine Wohlwollen; er wird den durch die geizigen und heuchlerischen Priester erfundenen Diensten entsagen; der Dienst der Vernunft und der Freiheit führt allein ohne Geheimnisse und ohne Betrügereien zum Glück. Proselyten Moise's, Calvin's, Luther's und Roms, reichet euch alle

eure brüderliche Hand; zu oft bewaffnete der Fanatismus eure Arme, um euch unter einander zu zerstören; vergesset euern Haß in den Ausgießungen der Freundschaft, in den süßen Gefühlen der Natur, in den rührenden Grundsätzen der Moral. Ein neuer Tag wird über unser Vaterland leuchten; schon vereinigt das Gesetz uns alle an dem Ruhetag, welcher auf jede Decade festgesetzt ist. Dieser Tag wird ins künftige von den Bürgern verehrt werden. Das bis hieher unter dem Namen Münster bekannte Gebäude, welches ins künftige der Tempel der Vernunft sein wird, ist zu dem einfachen Dienst bestimmt, welchen die reinen und von den Vorurtheilen der Jahrhunderte der Barbarei freien Menschen den gesellschaftlichen Tugenden und der Freiheit bringen werden. Der erste Act dieses Dienstes wird die letzte Decade des Nebelmonats dieses Jahres Morgens um 9 Uhr verrichtet werden. Die Bürger werden durch die Gemeinderathsglocke davon benachrichtigt werden. Zu dieser Zeit wird man die guten Priester-Bürger erkennen. Diejenigen, welche aufhören werden, auf dem Altar mit dem Blut und Geld der Menschen einen Handel zu treiben, diejenigen, welche die Gefühle der Sittlichkeit in ihrer Seele nicht erstickt haben, werden an diesem Tage auf die Tribüne des neuen Tempels kommen, um der Wahrheit und der Natur zu huldigen."

Ueber die Begebenheiten des in der Geschichte des Straßburger Münsters denkwürdigen Tages (20. November 1793), an welchem dasselbe dem Dienste der Vernunft geweiht wurde, erschien eine von den Departements-, den Districts- und den Gemeindebehörden, den Mitgliedern der Revolutionspropaganda und dem Vorstand der Volksgesellschaft unterzeichnete „Description de la fête de la Raison, célébrée pour la première fois à Strasbourg le jour de la 3e décade de brumaire de l'an 2 de la République une, indivisible et démocratique".

„Die Volksgesellschaft," erzählt der Bericht, „versammelte sich am Ort ihrer Sitzungen, wohin sich auch Bürgerinnen — Freundinnen der Republik — begaben. Dieselben waren in Weiß gekleidet und trugen Freiheitsmützen; der einfache Anzug erhöhte ihre natürlichen Reize weit mehr als der Schmuck eines verderbten Aufwands. Um 9 Uhr brach die Versammlung auf. An der Spitze des Zugs wurde das Brustbild des Volksfreundes Marat getragen, zu beiden Seiten desselben Ruthenbündel (fasces), das Sinnbild der Einheit, und Piken, das der Kraft eines Kriegervolks. Sie waren mit den Farben der Freiheit geschmückt. Es folgten die Bürgerinnen, dann Bürger aller Stände; mitten unter ihnen die „Constitutionsfreunde" und Abgeordnete der Volksgesellschaften verschiedener Departements, welche nach Straßburg gekommen waren. Als der Zug vor der Wohnung der Volksvertreter anlangte, mischte sich einer derselben (Baudot) unter die Menge, um im Namen des Nationalconvents an einer der ersten Huldigungen theilzunehmen, welche seit dem Bestehen der Welt der Wahrheit dargebracht wurden. Darauf holte man den Gemeinderath vom Stadthause ab. Beim Klange einer kriegerischen Musik und unter tausendfacher Wiederholung der Freiheitsgesänge wandte sich nun der, Mitglieder der bürgerlichen wie der Militärbehörden in sich schließende Zug nach dem Tempel der Vernunft. Fünfzehn Jahrhunderte lang bildete derselbe den Schauplatz des Betrugs. Auf die Stimme der Weltweisheit hin war er innerhalb dreier Tage von dem lächerlichen Zierrath, welcher den Bräuchen der Glaubenswuth diente, gereinigt worden und nicht mehr die leiseste Spur des Aberglaubens sichtbar. An der Vorderseite des herrlichen Gebäudes konnte man die Worte lesen: „Das Licht nach der Finsterniß." Im Chor, wo noch kurz zuvor die Lüge beräuchert worden war, erhob sich ein Berg,*) welcher, wie jener des Gleichnisses, dazu bestimmt war, Blitze und Lichtfunken aus seinem Schooße hervorgehen zu lassen. Auf der Spitze desselben waren die Standbilder der Natur und der zu ihr eilenden Freiheit angebracht; zu ihren Seiten Schutzgeister, von welchen der eine einen zerbrochenen Scepter mit Füßen trat, der andere ein von einem dreifarbigen Bande umschlungenes Ruthenbündel — das Sinnbild der vereinigten 85 Departements — hielt, das auf dem Haupte der zu Boden liegenden Glaubenswuth ruhte. Einige der Felsen an dem steilen Abhang des Berges schienen eben vom Gipfel losgelöst und man konnte auf entscheidende Veränderungen schließen, welche sich kurz zuvor in seinem Innern vollzogen hatten. Ungeheuer mit Menschengesichtern und von den Felsmassen halb begrabenes Gewürm krümmten sich unter diesen Trümmern der Natur. Die Ungethüme trugen die Merkzeichen dessen, was sie einst waren: Bücher voll Irrthümer, Weihrauchfässer, Dolche. Man konnte Pfaffen aller Glaubensgenossenschaften erblicken: Rabbiner mit den abgegriffenen Blättern des Talmud, katholische und protestantische Geistliche, die sich gegenseitig mit dem Bann zu belegen schienen. Unter diesen Priestern fiel namentlich einer in kirchlichen Gewändern in die Augen, welcher die Verderbtheit seiner Seele unter dem Anschein der Buße verbarg und ein unschuldiges Mädchen zu verführen suchte. Weiter unten waren dieselben Menschen noch in Gestalt eines unreinen Thieres dargestellt, das im Koth lag und doch stolz das Haupt erhob. Am Fuße des Berges gewahrte man einen Sumpf, aus welchem giftige Dünste aufzusteigen schienen, in demselben zwei weitere Ungeheuer, die niedergeschmettert mit funkelnden Augen schreckliche Blicke nach dem Gipfel des Berges warfen, wie wenn sie ihn ihres Unglücks willen anklagten. Eines von ihnen hielt eine blutgetränkte Krone in den Händen, das andere ein aufgeschlagenes Buch, in dem man zwischen den es zu verbergen suchenden Fingern Lügen und Abscheulichkeiten las. Im Uebrigen war der Schmuck des Tempels einfach. In gewissen Entfernungen von einander hatte man dreifarbige Fahnen angebracht; zwei zu Seiten der Rednerbühne, über welcher das mit Sinnbildern der Eitelkeit überladene Schalldach entfernt worden war. Eine dieser beiden Fahnen trug in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Thron und Altar hatten die Menschen geknechtet!" — die andere: „Vernunft und Gewalt haben ihnen ihre Rechte zurückgewonnen!" Ringsum waren ausgedehnte stufenartig aufsteigende Sitzreihen hergestellt. Sobald die unabsehbare Menge Platz genommen hatte, ließ eine Vereinigung zahlreicher Tonkünstler die hehren Klänge einer männlichen Weise ertönen. Das Volk stimmte dann seinerseits Lobgesänge auf die Natur an. Jeder Mund, jedes Herz stand für die Laute der Wahrheit offen und nur eine Stimme herrschte unter den zehntausend im Tempel versammelten Menschen. Diese vollkommene Uebereinstimmung bewirkte einen der Bewunderung aller Völker würdigen, erhabenen, herrlichen Zusammenklang. Nach den ersten Gesängen bestieg der Maire (Monet) die Rednerbühne und legte dem Volke in einer Ansprache voll Weltweisheit und Empfindung den wahren Geist der Verehrung dar, welche es früher üben mußte. An die Geistlichen richtete der Sprecher folgende Aufforderung: „„Eilt, ihr republicanisch gesinnten Priester — denn es giebt deren — als ehrenwerthe Männer euer allen Freunden des gesunden Menschenverstandes und der Wahrheit zum Greuel gewordenes Gewerbe abzuschwören. Eilt, im Tempel der Vernunft der Freiheit zu huldigen! Ihr, junge, kräftige Priester, ergreift die Flinte und zieht an die Grenze. Indem ihr die heiligen Menschenrechte vertheidigt, könnt ihr zum Theil die Schmach sühnen, welche ihr der Natur und der Vernunft angethan habt. Euch, ihr Priester, die vorgeschrittenes Alter zur Waffenführung untauglich macht, will die Republik keineswegs das Dasein rauben; im Namen der Vernunft aber werdet Menschen und erweist euch würdig, unter Republicanern zu leben! Ihr endlich, die ihr, obgleich ihr euch verfassungstreue Geistliche nennt, weder tugendhafter noch duldsamer seid als eure Vorgänger, nehmt euch in Acht: das Fallbeil ist in ständiger Bereitschaft! ... Unser Wahlspruch sei: den Spitzbuben, den Aristokraten, den Ränkeschmieden, den Gemäßigten keine Gnade! . . . Die Tochter Guillotin's streckt ihnen die Arme entgegen! So wollen wir's!"" — „„Verehre Gott, sei gerecht, liebe das Vaterland — das ist in drei Worten deine ganze Religion, Volk!"" sprach der öffentliche Ankläger (Eulogius Schneider) zur Versammlung, nachdem er das Lächerliche der angeblich übernatürlichen Religionen dargethan hatte. Er führte sodann diese Grundsätze der allgemeinen Sittenlehre weiter aus und schloß damit, daß er den Priesterstand abschwor, welchen er als Opfer der Bethörung und des Irrthums ergriffen hatte. Alle Reden wurden häufig von Beifallsäußerungen und den Rufen: Es lebe die Wahrheit, es lebe die Vernunft! unterbrochen. Nach einer jeden ertönten für die hehre Feier geschaffene Chorgesänge. Zahlreiche katholische Geistliche bestiegen dann nach einander die Rednerbühne, um ihre Irrthümer abzuschwören und zu versprechen, das Volk ferner nicht durch Verkündigung von Lügen, an die sie selbst nie glaubten, zu täuschen. Auch Jene, welche die Menge nicht zu theilen vermochten, um zu der nunmehr zum Sitz der Wahrheit gewordenen Kanzel zu gelangen, bekannten dieselben Grundsätze und händigten der Behörde mit ihren hierauf bezüglichen schriftlichen Erklärungen die alten Urkunden ein, welche die von ihnen einst eingegangene verwegene Verpflichtung, den Irrthum zu predigen, darlegten. Ein Mitglied der Versammlung bemerkte, daß kein Diener des mosaischen und

*) Das Ganze war in der Art einer Theaterdecoration hergestellt.

lutherischen Bekenntnisses auf der Rednerbühne erschienen sei, um seiner abergläubischen Wirksamkeit zu entsagen. Alsbald erhob sich ein protestantischer Geistlicher und ergriff das Wort, doch nicht um die ungeheuerlichen Grundsätze des Betrugs abzuschwören, sondern um sich über Unduldsamkeit zu beschweren und auf das Evangelium zu berufen, dessen erhabene Sittenlehre der Spitzbube während vierzig Jahren entstellt hatte. Dieser der Wahrheit im Augenblick der Einweihung ihrer Altäre angethane Schimpf, diese Lästerung der Vernunft aus einem an Tempelschändung gewöhnten Munde wurde auf der Stelle geahndet. Den aufrührerischen Redehelden übertönte das Hohngelächter des Volkes, welches ihm einstimmig zurief, es wolle von seinen falschen Lehren nichts mehr wissen, und ihn zwang, einen Ort zu verlassen, den er durch seine Gegenwart entheilige. Ein „Hosenloser“ mit der rothen Mütze auf dem Haupte schwang sich, von der Begeisterung für die Vernunft hingerissen, auf die Rednerbühne und bot durch Auseinandersetzung der wahren Grundsätze dem Volke und der Vernunft, die gleich sehr beschimpft worden waren, Genugthuung. Der Volksvertreter (Baudot) legte darauf in einer von Vaterlandsliebe glühenden Ansprache die Vortheile der Revolution dar … Er forderte die Bürger auf, ihre Bemühungen zu vereinen, um das Nahen des Endes der Revolution zu beschleunigen, als des Zeitpunktes, mit welchem die allgemeine Glückseligkeit beginnen solle. Er beglückwünschte das Volk, daß die Tage gekommen seien, in denen alles Marktschreierthum, in welcher Gestalt immer es auftrete, verschwinden müsse, und erklärte in seiner Eigenschaft als Arzt einen Beruf abzuschwören, der sein Ansehen nur der Leichtgläubigkeit und dem Betrug verdanke. Sodann verbrannte man vor dem Altar der Vernunft Gebeine von Heiligen, die der Römische Hof selig gesprochen hatte, und einige mittelalterliche Pergamente, welche Ablaßbullen enthielten. Nach dreistündigem Zusammensein verließ das Volk die heilige Stätte, an welcher es ohne Heuchelei und Schaustellung seinen religiösen Gefühlen Ausdruck verliehen hatte, um sich auf den Verantwortlichkeitsplatz (Münsterplatz) zu begeben. Daselbst war ein Scheiterhaufen hergerichtet, auf dem man unter Freudenrufen die Albernheiten verbrannte, welche menschliche Thorheit niedergeschrieben hatte. Fünfzehn Wagen voll alter Urkunden wurden den Flammen überliefert und im Bilde die Wütheriche und kirchlichen Zwingherrn verbrannt, welche insbesondere in Straßburg geherrscht hatten. Dieses Autodafé reinigte den Dunstkreis, welchen sie während ihres Lebens besudelten. Der Zug begab sich hierauf zum Stadthaus, wo der Volksvertreter den Sitzungssaal des Gemeinderaths mit dem Brustbilde Marat's schmückte. Er erinnerte die versammelten Mitglieder der Behörde an das denkwürdige Beispiel von Hingebung dieses großen Mannes und ermahnte sie, wenn es sein müßte, ihr Leben für die allgemeine Wohlfahrt zu opfern. Das Volk strömte, vaterländische Lieder singend, durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Paradeplatz, wo es um den Freiheitsbaum tanzte. Unzählige Zuschauer umstanden den unermeßlichen Kreis. Trotz der erstaunlichen Menge von Menschen wurden die Polizeiordnung, die öffentliche Ruhe und die Sicherheit des Einzelnen nicht im mindesten gestört; der Menschheit blieb jede Thräne erspart und der Gemeinderath kam nicht in die Lage, von der Strenge und Gewalt der Gesetze Gebrauch zu machen. Die versammelte Menge ging unter Freudenrufen aus einander. Abends war die Sadt beleuchtet. Von Seiten der Bürgerschaft erfolgte dieser Beweis allgemeiner Befriedigung aus eigenem Antrieb, da keinerlei Befehl dazu gegeben worden war. So endete dieser denkwürdige Tag, welcher einen neuen Zeitabschnitt in den Johrbüchern der Weltweisheit und der Geschichte bezeichnen wird. Möchten doch,“ schließt der amtliche Bericht, „alle unsere republicanischen Brüder, alle Völker der Erde auf solche Weise ohne heftige Erschütterung, ohne wüste Ruhestörung von der tiefsten Stufe der Glaubenswuth und des Irrthums auf den Gipfel der Glückseligkeit und des Lichtes gelangen!“

Auch die Guillotine auf dem Parndeplatz war „illuminirt“, wie der „Argos“ berichtet. „Man tanzte um sie her die Carmagnole. Wie mancher mag da geseufzt haben: o liebe Guillotine, wie thust du so wohl! Hast den vernünftig gemacht, der ohne dich zeitlebens ein Thor geblieben wäre!“

„Nie war ein Tag größer, heiliger,“ schrieb der „Argos“ vom 2. Frimaire II ferner über diese erste Feier des „heiligen Dekadi“, den Tag, „nach welchem alle Guten sich sehnten, vor welchem die Bösen und Einfältigen zitterten. Wenn einst ein deutscher Reisender nach Straßburg kommt und fragt: wo ist das Münster? ja wird Jedermann lächelnd sagen: Wir kennen kein Münster, kennen nichts als den Tempel der Vernunft und die Volksgesellschaft. Wenn er fragt: wo wohnt der Herr Bischof, wo der Herr Pfarrer? so wird's heißen: die Thiere kennen wir nicht; habt ihr aber Lust unsere Volkslehrer zu sehen, so kommt, wir wollen euch ein Dutzend brave Sansculotten zeigen. Und ich wette, wenn der Reisende Christus wäre oder Martin Luther, er würde Freudenthränen weinen und ausrufen: So habe ichs gewünscht, so muß es sein!“

Im Hindlick auf den „Erfolg“ der ersten Decadenfeier im Tempel der Vernunft beeilte sich der zeitweilige Gemeinderath in der Sitzung vom 2. Frimaire II (22. November 1793) die Schließung aller übrigen Cultusstätten in der Stadt anzuordnen. Zugleich wurde beschlossen, die bezeichnendsten Erklärungen der auf ihr Amt verzichtenden Geistlichen, soweit sie dieselben bei dem Feste nicht mündlich abgegeben hatten, durch den Druck zu veröffentlichen, um dadurch „die vollständige Zerstörung des Fanatismus und des Aberglaubens“ zu fördern. Einen wirksamen Hintergrund gewannen diese Bestrebungen durch die damals andauernd auf dem Paradeplatz ihres Amtes waltende „Tochter Guillotin's“. Der „Weltbote“ vom 6. Frimaire II schrieb darüber: „Die unerbittliche Guillotine packt seit einiger Zeit ihr tägliches Opfer. Sie ist in steter Permanenz, diese blutige Rächerin der verrathenen mißhandelten Vaterlandsliebe. Erst heute trennte sie wieder sechs Köpfe von revolutionswidrig gesinnten Körpern. — O Menschen, Menschen! Warum tretet ihr euere Rechte so sehr mit Füßen, warum stemmt ihr euch gegen eine Revolution, die euer Glück, euere dereinstige Wohlfahrt, eueren Ruhm und euere Würde begründet! Nein, ihr wäret nicht so, hätten euch die Pfaffen nicht so sehr vergiftet!“

Auch das bis dahin fast unberührte Aeußere der Stätte des „nationalen Cultus“ mußte den herrschenden Anschauungen begreiflicherweise recht „revolutionswidrig“ erscheinen. Einer umfassenden Bethätigung der Vernichtung aller Denkzeichen „des Fanatismus und des Aberglaubens“ bot sich hier ein reiches Feld. Am 4. Frimaire II (24. November 1783) erging denn auch von Seiten der vom Convent zur Rheinarmee entsandten Volksvertreter St. Just und Lebas an den Straßburger Gemeinderath die Aufforderung, in Wochenfrist die Steinbilder am Tempel der Vernunft wegschaffen zu lassen und ständig eine dreifarbige Fahne auf dessen Thurm aufgepflanzt zu halten. Stieß der Befehl auch selbstverständlich nicht auf offenen Widerspruch, so konnte doch die große Mehrheit des Gemeinderaths, in welchem der von allen „Vorurtheilen“ kunstsinniger oder heimathlicher Pietät freie Maire Monet, ein geborener Savoyarde, noch nicht unbeschränkt gebot, eine vollständige Verstümmlung des mit der Vergangenheit der Stadt so eng verknüpften erhabenen Baudenkmals nicht über sich gewinnen. Man begann, die Weisung der Volksvertreter zunächst auf die großen Bronzethüren der Vorderseite desselben anzuwenden; da konnte dabei doch zugleich der Grund geltend gemacht werden, es handele sich um die Verwendung des Metalls zum Besten des Vaterlandes. Der Umstand, daß sich die Thüren nicht als massiv, sondern nur mit einem ganz dünnen Bronzeüberzug hergestellt erwiesen, war allerdings eine nrge Enttäuschung. Eine geringere Anzahl der „Vernunft“ besonders anstößiger freistehender Steinbilder, unter ihnen wol vor Allem die der „Tyrannen“ Klovis, Dagobert, Rudolf von Habsburg, wurden in den folgenden Tagen geopfert. Damit glaubten die Mitglieder des Gemeinderathes den Anforderungen der Volksvertreter genug gethan zu haben. Am 13. Frimaire (3. December) richteten sie folgendes Schreiben an dieselben: „Bürger Repräsentanten! Die dreifarbige Fahne weht auf dem Thurme des Tempels der Vernunft; alle isolirten Statuen, die außerhalb des Tempels angebracht waren und die uns an unsere Sklaverei erinnern oder unsere alten Vorurtheile neuerdings hätten rege machen können, sind wirklich schon weggeschafft oder werden es unverzüglich werden. In Ansehung der beträchtlichen Anzahl Statuen, die einen Theil des Gebäudes selbst ausmachen und die nicht ohne Verstümmelung desselben weggenommen werden könnten, ist, wie es uns dünkt, das Gesetz vom verwichenen 6. Juni ihrer Zerstörung entgegen. Dieses Gesetz belegt Jeden, der die National-Gebäude verstümmelt, mit zweijähriger Kettenstrafe; und die ehemalige Kathedralkirche verdient ganz gewiß unter diesen Gebäuden einen vorzüglichen Rang.“ Schon am nächsten Tage, ehe noch eine Antwort eingetroffen war, forderte jedoch der durch diesen Schritt aufgebrachte Maire Monet den Verwalter der öffentlichen Arbeiten auf, dem Beschluß der Volksrepräsentanten „in möglich kürzester Zeitfrist“ Folge zu leisten „und zu dem Ende nicht nur alle Handwerksleute, sondern

auch diejenigen Bürger zu requiriren, die im Stande sind, sich des Hammers zu bedienen, um dies so geschwind als möglich ins Werk zu setzen".

Am 17. Frimaire (7. December) wurde die Zerstörung begonnen und bis zum 10. fortgesetzt. Zwar gelang es dem Verwalter der öffentlichen Arbeiten durch ihm ergebene Gehilfen eine Anzahl von Bildwerken vorsichtig abzunehmen und zu verbergen und auf diese Art 67 Standbilder vor Vernichtung zu bewahren; doch machte die Ueberwachung der Ausführung im Sinne des Maires eine weitere Schonung unmöglich. Die Schwierigkeiten, welche sich der Erreichung des höher angebrachten Schmuckwerks entgegenstellten, zogen allein eine gewisse Grenze. 235 Bildsäulen und zahlreiche andere Verzierungen fielen zum Opfer. In gleicher Weise ging man im Innern des Gotteshauses gegen Altäre, Kanzel, Taufsteine und andere Bildhauereien und Holzschnitzereien, Grabdenkmäler und Inschriften vor. Der nachträglich derart „gereinigte" Tempel der Vernunft bildete nun die Hauptstätte, an welcher, dem Beschlusse des Gemeinderaths vom 12. Frimaire (2. December) gemäß, am „Ruhetag" der zehntägigen Woche „freiwillige Lehrer" den Versammelten „die Fundamente der Moral und alles die Grundsätze der Freiheit Betreffende" darlegten. Hier hatte ferner, einer Bekanntmachung der „Municipalbeamten der Gemeinde Straßburg an ihre Mitbürger" vom 5. Nivos (25. December) zufolge, an jedem Decadi Morgens 9 Uhr durch den Maire oder in seiner Abwesenheit durch einen Municipalbeamten die Vorlesung der Gesetze zu erfolgen. „Stellet euch, Mitbürger, pünklich ein, den Willen der Nation durch die Gesetze zu hören," schließt der französisch und deutsch angeschlagene Erlaß; „seid ebenso pünktlich ihn zu erfüllen. Der fränkische Republicaner erkennt nichts als das Gesetz über ihm; seine erste Pflicht ist, es zu verehren und ihm Gehorsam zu leisten." Auch die für die Frankenrepublik wichtigen Gedenktage wurden an den Decadi im Tempel der Vernunft entsprechend gefeiert. So erging u. A. an die „guten Bürger" die Aufforderung, sich daselbst am 20. Pluviose II (8. Februar 1794) zum Erinnerungsfeste an den Tod „des Tyrannen Capet" zu versammeln. Wieder hielt der Bürger Adrien Boy, Oberwundarzt der Rheinarmee und Mitglied der „gereinigten Straßburger Volksgesellschaft", eine für die Entwickelungsstufe der Ereignisse vielfach bezeichnende begeisterte Ansprache in französischer Sprache. Die Grüfte des „ehemaligen Münsters" mußten gleichfalls ihren Zoll für das Vaterland entrichten. Einem Befehl der Straßburger Districtsverwaltung vom 15. Pluviose (3. Februar) zufolge, hatte der Gemeinderath die Bleisärge an das Zeughaus abzuliefern und die Reste der darin Bestatteten in ungelöschtem Kalk zu vernichten.

Am 28. Pluviose (16. Februar) war der Tempel der Vernunft Zeuge der feierlichen Amtseinführung des neuen Revolutions-Tribunals durch die bürgerlichen und militärischen Behörden der Stadt. Bei der Decadenfeier am folgenden 30. Pluviose war es wieder der Oberwundarzt Boy, der damalige Hauptvertreter jacobinischer Beredtsamkeit, welcher ernste Ermahnungen an die trotz vielfacher thatsächlicher Beweise nicht gewöhnlicher Opferbereitschaft für das Vaterland in den Augen der über den Wasgau gekommenen Freiheitsboten noch immer nicht als der Segnungen und Wohlthaten der Revolution würdige vollgiltige Mitbürger der Frankenrepublik erachteten Bewohner Straßburgs und des Elsasses richtete. „Bürger des Ober- und Niederrhein," sagte er u. A., „an euch insbesondere wende ich mich! . . Die natürliche Stumpfheit des deutschen Charakters hat die Selbstsucht unter euch erzeugt und es wird schwer sein, sie auszurotten, schwer, den Gemeingeist in diesen Departements heranzubilden.... Sollten aber, wider jedes Erwarten, die Gewohnheit der Knechtung, die Macht der Glaubenswuth, überhaupt die Verderbtheit derart sein, daß die Republik den Schutz einer ihrer wichtigsten Grenzen den Bewohnern der beiden Departements nicht mehr anvertrauen könnte, werdet ihr einsehen, Bürger, welches Loos eurer harrt. Das fruchtbare Land, welches ihr bewohnt, wird tapfern „Hosenlosen" zu Theil werden, während man euch mit Schimpf und Schande wegjagt!" Im Sinne solcher „Bekehrung zur Republik" handelte auch der „National-Agent des Straßburger Districts", als er „unterrichtet, daß sich noch auf mehreren Kirchthürmen und andern öffentlichen Gebäuden Kreuze und sonstige Zeichen des Lehenwesens befinden" am 27. Ventose II (17. März 1794) „die Municipalitäten des Bezirks einlud, aller Orte, wo noch solche Ueberreste des Aberglaubens oder irgend eine Spur von der alten mit Recht verabscheuten Regierung könnten angetroffen werden, dieselben sogleich wegzuschaffen, und an ihre Stelle Freiheits-Mützen anzubringen, welche so viel als möglich in die Augen fallen, damit der Reisende von Weitem schon dieses Zeichen unserer Unabhängigkeit unterscheiden könne und damit der Anblick desselben das Herz jedes echten Republicaners erquicke".

Von gleichem Geiste erfüllt, machten die „Verwalter des Straßburger Districts" kurz darauf den Gemeinderath der Stadt brieflich auf die „die Blicke des Patrioten beleidigenden Abzeichen der Knechtung und des Aberglaubens" aufmerksam, welche daselbst noch mehrfach vorhanden seien, auch am Tempel der Vernunft, dessen Thurm andauernd „ein nur den Tempeln der Glaubenswuth zukommendes Kreuz" kröne. Der Gemeinderath antwortete, er habe Maßregeln zur Beseitigung der Mißstände ergriffen, und sandte einen Plan über die Beseitigung des Kreuzes ein. Sein fortgesetztes Bestreben war, das ehrwürdige Gebäude nach Möglichkeit zu schützen, ohne mit den Weisungen der jacobinischen Machthaber in Widerspruch zu gerathen. Schon in der Sitzung des Straßburger Jacobinerclubs vom 5. Frimaire II (24. November 1793) war der Antrag gestellt worden, den Münsterthurm bis zur Plattform abzutragen. Die Volksvertreter unterstützten denselben aus der besondern Ursache, „weil die Straßburger mit Stolz zu dieser durch den Aberglauben des Volks errichteten Pyramide aufschauten". Der ungeheuerliche Vorschlag hatte damals nicht die genügende Mehrheit gefunden. Er soll daher von seinem Urheber, dem aus Lyon gebürtigen Jacobiner Teterel, als dieser in der Folge städtischer Beamter geworden war, fünf Monate darauf im Gemeinderath mit der Begründung erneuert worden sein, daß die Höhe des Thurms mit dem republicanischen Grundsatz der „Gleichheit" in allzu starkem Widerspruch stehe. Drang er auch ebensowenig durch wie das erste Mal, so mußte es sich doch der „Bürger Münsterthurm" im Mai 1794 gefallen lassen, mit einer großen rothgestrichenen Jacobinermütze aus Blech geschmückt zu werden. Bald sollte er auf eine neue Wandlung der Dinge herabschauen. Am 10. Floreal II (29. April 1794) wurde einem Beschluß des Gemeinderathes zufolge der dem Nationalconvent erstattete Bericht über die Verschwörung Danton's, Desmoulins' und ihrer Genossen bei der Decadenfeier im Tempel der Vernunft öffentlich verlesen und nach durch Robespierre am folgenden 18. Floreal (7. Mai) vorgenommener Umgestaltung des „nationalen Cultes" ordnete ein Erlaß der Stadtbehörde an, daß die Inschrift „Temple de la Raison" am „ehemaligen Münster" durch die Worte ersetzt werde: „Le Peuple français reconnait l'Être suprême et l'immortalité de l'âme."

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein,
So will's der Schach der Franken.
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken!

dichtete G. K. Pfeffel auf diese Umgestaltung der Verhältnisse, welche nach noch nicht einem halben Jahre aus dem Straßburger „Tempel der Vernunft" einen „Tempel des höchsten Wesens" werden ließ.

Bücherbesprechung.

C. H. **Grundsätze und Bedingungen für die Habilitation als Privatdocent bei den philosophischen Facultäten des Deutschen Reichs.** Nach amtlichen Unterlagen zusammengestellt und herausgegeben von Max Hoffmann. Leipzig-Reudnitz. Druck und Verlag von Max Hoffmann. 1890. — Diese kleine Schrift kommt wohl einem mannigfach gefühlten Bedürfniß entgegen. Ein junger Mann, der sich zu habilitiren gedenkt, ist oft schwankend in der Wahl der Universität und es ist ihm nicht ohne Weiteres die Kenntniß der näheren statutarischen Bestimmungen zugänglich. Diese letzteren finden sich hier von den philosophischen Facultäten aller 21 Universitäten des Deutschen Reiches abgedruckt. Das Hauptgewicht liegt überall auf der einzureichenden Habilitationsschrift, neben welcher dann noch Colloquium, Probevorlesung und zum Theil Disputation in Betracht kommen. Am ausführlichsten sind die Statuten der Berliner Facultät. Einige Facultäten wie Rostock und Straßburg zeichnen sich auch durch den Verzicht auf besondere Habilitationsgebühren aus.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 74. Sonnabend, den 21. Juni. 1890.

Süditalienische Schriftsteller.

Literarische Plauderei von Ant. Andrea.

Sie nennen sich Veristen, diese feurigen Apostel moderner Kunst in Italien, und Verismus das Banner, unter dem sie mit der Feder, in Vers und Prosa, kämpfen. Der Verismus nimmt in der italienischen Literatur dieselbe Stelle ein, wie der Naturalismus in Frankreich und der Realismus in Deutschland, Schweden und Dänemark. Am meisten verwandt ist er dem französischen Naturalismus, aus dem er direct — wenn auch geläutert und verfeinert — hervorgeht. Was Balzac einst kühn begann, Théophile Gautier geschmacklos übertrieb und Emile Zola heute bis ins Groteske auf die Spitze gedrängt hat, das streben die Italiener in ihrer Weise an, und zwar ausgehend von dem Kunstprincip aller modernen Realisten, nämlich: die möglichst genaue Darstellung eines intim beobachteten Stückes Natur, welches ausschließlich als solches menschliches Interesse erregt! Wirkt dies Stück Natur moralisch, regt es philosophisch an, gut! Es ist Zufall, es lag keineswegs in der Absicht des Dichters- und Schriftstellers, dessen alleinige Aufgabe es ist, die sichtbare Welt zu beobachten und das Leben, wie es sich auf der Außenseite abspinnt, darzustellen. Wie jedes Kunstwerk hat auch das literarische keinen ethischen, sondern einen rein ästhetischen Zweck; nicht nach seinem Ideeninhalt, nicht nach einer Tendenz, ja, nicht einmal nach der Art der Darstellung richtet sich sein Werth, sondern nach der Gründlichkeit der Beobachtungen, der Kraft des Interesses, welches sich mit der Wahl des Stoffes verknüpft, und vor Allem, wie weit es als wahr und natürlich wirkt. Ob die Handlung spannend ist, ob sie zu einem das Gefühl befriedigenden Abschluß kommt, ob die dargestellten Gegenstände die Sinne als schön oder häßlich berühren, das kümmert unsere Veristen nicht: auf den Gesammteffect kommt es ihnen an! In der Wahl ihrer Stoffe verfahren sie gewöhnlich nach einem doppelten Interesse: Erstens, nach dem Reiz eines Bildes für das Auge — auch das geistige Auge — denn die Italiener sind geborne Maler; zweitens, nach einem, besonders in Süditalien allgemeinen pessimistischen Interesse, das hauptsächlich in der Wahl der Conflicte — wie bei Verga und Matilde Serao — zur Geltung kommt. Trotz ihrer großen Genußfähigkeit und des in ihnen stärker als in andern Völkern ausgeprägten Schönheitssinnes sind die Italiener durchaus pessimistisch veranlagt; doch ist das Charakteristische ihres Pessimismus, daß er auf einem ausgesprochenen gesunden Sinn für das Tragische basirt....

Italien ist die eigentliche Heimath der Novelle; sie bildet den Glanzpunkt der italienischen Prosadichtung und ersetzt den Italienern den bei ihnen höchst kümmerlich gedeihenden modernen Roman. Um sich eingehend mit dem letzteren zu befassen, sind die Italiener zu sehr Augenblicksmenschen; einige anerkennenswerthe Ausnahmen abgerechnet, wie — in Süditalien — Matilde Serao, haben sie bis jetzt nur immer Anläufe zum Roman gemacht. Sie haben keine Geduld, um lange bei einer Sache zu verweilen und eine vielverzweigte Entwickelung, wie der Roman erfordert, auf die Dauer zu beobachten: das Idyllische fesselt sie nur als Bild, das Tragische als Moment. Um so mehr kommt ihre naive (im Gegensatz zu der sentimentalen) Anschauungsweise, ihre Sucht zu analysiren, ihre Gabe sich vorübergehend ganz und gar zu concentriren, in der Novelle zur Geltung, weil sie das kurze Studium eines Momentes, einer Situation, eines Charakters ist und die feinste Analyse des nur flüchtigen Eindrucks erfordert.

Eine leuchtende Sonne steht unter den Sternen erster und zweiter Größe am Himmel der süditalienischen Prosadichtung, der Sicilianer Giovani Verga, der in seiner Jugend zwar eifrig bei den französischen Meistern Flaubert und Zola in die Schule ging, aber heute, nur noch durch das eigentliche Kunstprincip aller Realisten mit jenen verbunden, seine eigenen ruhmvollen Wege wandelt. Verga's Jugendromane „Tigre reale“ und „Eros“ sind nach den Mustern französischer Halbweltromane zugeschnitten, und auch „Eva“, mit welcher er seinen ersten großen Erfolg erzielte, hat eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit der „Dame aux Camélias“. Charakteristischer und schon völlig selbständig offenbart sich Verga's Genie in seinen Erzählungen aus Mailand und Florenz, in denen er das Leben der Großstadt schildert, so unübertrefflich, wie Murger sein Pariser Zigeunerleben — nur unterscheidet er sich wesentlich von diesem dadurch, daß der ihm (wie Murger) im Gemüth wurzelnde Pessimismus bereits zur philosophischen Wahrheit wird, während er bei Murger noch völlig naiv bleibt. Selbst in der reizenden Idylle „Primavera“, so fein und doch in so warmen Farbentönen, wie höchstens eine Scene aus dem „Vie de Bohème“ gemalt worden ist, kommt Verga's philosophischer Pessimismus zum Durchbruch: Die kleine Herzensperiode der „Prinzessin“ — der niedlichen Milaneser Grisette — muß ein jähes, schwermüthiges Ende nehmen, weil ihr Geliebter, der arme Tonkünstler Paolo, alle seine hohen Träume von Ruhm und Größe fahren läßt, um in ganz gewöhnlicher Weise „sein Glück zu machen“, als Clavierspieler, in amerikanischen Cafés und Concerthallen zweiten Ranges ... Aber erst in seinen sicilianischen Novellen steht Verga auf der Höhe seiner Genialität! Die „Malavoglia“ — ein Novellen-Cyklus, der das Studium einer Familie von Generation zu Generation bilden sollte, wie Zola's „Rougon-Macquart“ — sind einige der schönsten dieser entzückenden Bilder aus dem sicilianischen Volksleben. Es wird erzählt, daß Verga seine „Nedda“ ohne einen bestimmten Vorwurf, als Eingebung des Augenblicks, niederschrieb — und doch ist sie ein vollendetes Kunstwerk! Wie ergreifend hebt sich die Gestalt des armen, geistig und körperlich verwilderten Mädchens aus dem Volk ab gegen die ganze Schaar der elenden Männer und Weiber, die bei harter Arbeit ein kümmerliches Dasein fristen, mit dem lieben Vieh in innigster Gemeinschaft leben und sich glücklich preisen, wenn sie ihren Hunger stillen und sich an einem Feuer, das mehr Rauch als Wärme verbreitet, niederlassen können. Halb mitleidig, halb verächtlich begegnen sie Nedda, der Niedrigsten unter den Niedrigen, Nedda, die in dumpfer Verzweiflung vor sich hinbrütet und nicht mit den Andern singen mag, weil der Regen sie um den kärglichen Lohn eines Tages gebracht und sie mit leeren Händen heimkehren muß zu der darbenden, kranken Mutter. Glücklicherweise dämmert das Bewußtsein ihres Elends nur schwach in ihr, sie fühlt die Last, aber nicht den Druck derselben; ist sie es doch von Kindheit auf nicht anders gewöhnt: wie ihr, so ging es schon der Großmutter, der Mutter wurde es nicht besser und ihrer (Nedda's) Tochter fällt sicherlich einst dasselbe Loos zu. Etwas wie Stumpfsinn spiegelt sich in Nedda's trockenen Augen und in ihrem geduldigen Schweigen; als aber die Mutter gestorben, als man den vom

Fieber geplagten, einfältigen, braven Janu, der sie heirathen will und dem sie gut ist, eines Tages mit gebrochenem Nacken nach Hause dringt, als sie endlich verachtet, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der „Ehrbaren", in der kalten, halbdunkeln Kammer ihr neugeborenes Kind im Schooß hält und lauscht, wie es den letzten, schwachen Athemzug aushaucht, weil es ihm wie der Mutter an Nahrung gebricht, da erwacht ihre Seele zu der Erkenntniß ihres fürchterlichen Leides, und das Kind auf das Lager bettend, wo die Mutter verschieden, dankt sie auf den Knien der heiligen Jungfrau, daß sie ihr Kind erlöst hat von dem Elend eines Daseins wie das ihre . . . .

Dieser Schluß ist von erschütternder Tragik — aber unser Mitleid wird weder aon Grausen noch Ekel getrübt, wie meistens bei Zola's tragischer Lösung des Conflirtes; Nedda's Dankgebet, daß ihr das Letzte, was sie liebte und besaß, genommen wurde, berührt uns wie der versöhnende, sanft verklingende Ton einer ergreifend traurigen Melodie.

Fast in seinen sämmtlichen Erzählungen zeigt sich Verga von einer pessimistischen Cansequenz, die allein noch Zola zu übertreffen wagen dürfte. Unwiderruflich stellt er die Verhältnisse mächtiger dar als die Menschen: Jene werden diesen stets zum Verhängniß. Wehe Demjenigen, der mit ihnen zu brechen wagt oder sich van ihrem Druck befreien will, wie der arme Ntoni Malavoglia! Drei Jahre Soldat ist er mit Cultur und Aufklärung in Berührung gekommen und fühlt sich nicht länger wohl in der Heimath, wo er sich ein Weiser unter Einfältigen, ein Vornehmer unter Gemeinen wähnt. Seine Ueberlegenheit wird den Leuten lästig; wie er sich ihnen entfremdet fühlt, halten auch sie ihn nicht länger für ihresgleichen. Es treibt Ntoni wieder in die Fremde. Doch hier wird die Disharmonie zwischen seiner erwachten Seele und den Verhältnissen keineswegs gehoben — sondern nur umgekehrt: Er ist der Tölpel, der Rohe und Unwissende: Er kann nicht Schritt halten mit den Aufgeklärten, nicht sich emporschwingen zu den Gebildeten. Das Heimweh, die Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit den Leuten, unter denen er geboren, erfaßt ihn, er kehrt an den Heimathort zurück, um dort elendiglich zu Grunde zu gehen, an dem Zwiespalt in seinem besseren Wesen. — — —

Auch mehrere Dramen hat Verga seinem Volk gegeben, unter Anderm das einactige Schauspiel „La Cavallaria rusticana", im sicilianischen Dialekt, das in sämmtlichen italienischen Theatern zur Aufführung gelangte und von einem geradezu rasenden Erfolg gekrönt wurde, aber den Schwerpunkt seines schriftstellerischen Schaffens bilden zweifellos seine sicilianischen Novellen — „I Malavoglia", „Vita dei Campi", „Novalle rusticani", „Vagabondaggio" &c. &c. — die für alle Zeit, außer einem rein literarischen Werth, noch eine nicht zu unterschätzende ethnologische Bedeutung behalten werden. —

Während Verga nie ein Gedicht verfaßt haben soll, könnte sein Landsmann **Luigi Capuana** ausschließlich Poet sein, wenn er nicht vorzöge, Romane und Novellen zu schreiben. Ein Talent von seltener Vielseitigkeit, wird dieser zweite ausgezeichnete süditalienische Schriftsteller von einem Wissensdrang besessen, daß es kaum ein Gebiet im Reiche des Geistes giebt, welches er nicht durchstödert hätte. Mehr aan Natur als aus Ueberzeugung Experimentalist hat Capuana sich nach der französischen Schule gebildet und länger, als mancher andere der jüngeren Veristen, hat er im Bann der französischen Farmkünstelei gelegen, bis sein gesunder Menschenverstand ihn endlich befreite. In seinem berühmten Roman „Giacinta", den er noch in der ersten Begeisterung für seinen Meister Emile Zola diesem widmete, giebt es unverkennbare Anklänge an Flaubert's „Madame Bavary" und die ersten der „Rougan-Macquart", aber auch Töne aus der Tiefe der psychologischen Analyse Octave Feuillet's lassen sich aus Giacinta's geheimen Seelenqualen vernehmen. Deutlicher als Flaubert und Feuillet stand indeß wohl Zola dem Verfasser der „Giacinta" vor Augen, und wir wundern uns, daß er diesen in einem Moment außer Acht ließ, wo der Romancier gerade im hellsten Lichte erscheint, nämlich in der Darstellung des Conflicts, die der barocken Kunst Zola's den eigentlichen genialen Schwung verleiht: wie geschickt vermeidet er einen fertig aufgebauten Conflict, um ihn sich entwickeln lassen zu können vor unseren Augen! Anders Capuana in der „Giacinta": der Conflict ist eine Thatsache, die uns als Einleitung mitgetheilt wird — um seine **Lösung** dreht sich die ganze Handlung von Anfang bis zu Ende.

Gleich Verga steht Capuana höher als Novellist denn Romancier, und seine Erzählungen „Storia fosca" erinnern an die sicilianischen Novellen des Ersteren; sie sind weniger gemüthvoll als jene, aber plastischer gestaltet, in mehr kräftigen als zarten Farben gehalten. In ihnen giebt sich der Verfasser als den großen Verehrer der Form zu erkennen, der er in Wahrheit ist, als einen gewissenhaften Arbeiter und glänzenden Stilisten. Sein Hauptverdienst dürften indeß die Märchen „C'era una volta" (deutsch von H. Sabersky „Es war einmal") bleiben, mit denen Capuana ähnlich wie Verga mit seinen „Novelle siciliane" einen neuen Horizont in der madernen italienischen Literatur eröffnete. Diese Märchen sind junge, duftige Blüthen im sicilianischen Legendenkranz, von entzückender Frische, voll Leben und Geist: Ein wahres Künstlerauge hat hier die Menschenseele in ihrer unbewußten Thätigkeit belauscht, eine wahre Künstlerhand hat ihr Gestalt verliehen. . . .

Charakteristisch an Capuana's Talent ist ein ganz seltenes Anempfindungsaermögen; dieses geht so weit, daß Kritik und Publicum mehrere Male gründlich getäuscht wurden. Selbst der bekannte sicilianische Dichter L. Vigo, der eine Sammlung von Volksliedern seiner Heimath-Insel unternahm, ließ sich seiner Zeit irre machen durch eine Anzahl Lieder im Volksdialekt, die Capuana vorgab in seiner Vaterstadt Mineo gesammelt zu haben. Vigo war entzückt aon diesen Liedern, deren Echtheit anzuzweifeln ihm nicht in den Sinn kam, die sich aber trotzdem ergaben als frisch aus Capuana's Feder stammend, nur so genau dem Volksmund angepaßt, daß selbst ein Sachverständiger die Täuschung nicht durchschaute. Ein anderes Mal erschien ein Nachtrag: „Paralipameni al Lucifero" zu dem Epos „Lucifaro" des Dichters M. Rapisardi, den Kritiker und Publicum ohne Bedenken dem Letzteren zuschrieben; doch klärte sich auf, daß Capuana, der die Eigenart Rapisardi's sa täuschend zu treffen gewußt, der Verfasser der „Paralipomeni" war. Auch noch ein drittes Mal veröffentlichte Capuana im „Fanfulla della Domenica" eine literarische Abhandlung über einen gewissen dänischen Dichter, Wilhelm Getzüer, von dessen Dichtungen er längere Auszüge anzuführen vorgab, die ein allgemeines Interesse erregten — aber auch dieser Dichter und seine Werke waren eine Erfindung Capuana's.

Dieser merkwürdige Drang zu experimentiren macht sich auch außerhalb der Grenzen der Kunst bei Capuana geltend: Er, der ein äußerst zurückgezogenes Privatleben führt, der die Welt als ein Laboratorium für seinen wißbegierigen Geist betrachtet, befaßt sich mit dem ihm eigenen Eifer selbst mit magnetischen Experimenten, schreibt ein Buch über den Spiritismus und erfindet eine Methode zur Vergrößerung der Photographie. Aus Wißbegierde läßt er sich zu öffentlichen Aemtern bewegen, wird Syndicus aan Mineo (seiner Vaterstadt) und Landrath von Catanien; ja, seine Manie, sich in allen Dingen zu versuchen, ist so groß, daß er sich mit dem Gedanken trägt, nächstens auch einmal ins Kloster zu gehen und Mönch zu werden.

Aus der Schule dieser beiden sicilianischen Veristen ist ein junges Talent hervorgegangen, das nicht allein zu den „aielversprechenden" gehört, sondern sich bereits tüchtig bewährte in der italienischen Novellistik aon heute — **Federico de Raberto**, der zwar in Neapel geboren, doch in Sicilien — wa er seine Universitätsstudien machte und seine ersten literarischen Erzeugnisse veröffentlichte — lebt und eine Art aon „Trait d'union" bildet zwischen den neapolitanischen und sicilianischen Schriftstellern. Ein Bändchen seiner unter dem Titel „Arabeschi" gesammelten literarischen Artikel kennzeichnet ihn als einen Kritiker und Schriftsteller von gutem Geschmack und gründlicher Bildung. Eifrig erklärt sich de Roberto als einen Gegner des Experiment-Romans: Noch weniger als einen sittlichen Zweck hat — nach ihm — das Kunstwerk einen wissenschaftlichen: „Die rein objectiae Darstellung der Wirklichkeit ist die höchste Aufgabe des Kunstwerkes, wenn ich auch zugebe, daß es nicht die einzige ist", äußert er sich mit Ueberzeugung in einem seiner Briefe an mich. Diesem Grundsatze entsprechen mehr als seine späteren Erzählungen seine ersten Novellen: „La Sorte", in denen sich freilich der Einfluß Verga's, und noch mehr der seines Freundes Capuana, bemerkbar macht. Eine der besten dieser Sammlung ist das vortrefflich geschilderte sicilianische Volkslebensbild „Ragazzinaccio" (Straßenjunge).

Wie lebendig und aus echt irdischem Stoff gemacht ist die Gestalt des jungen Alfio, der im Uebermuth seiner glücklichen Unerfahrenheit der berüchtigten Anna ein Wort nachschleudert, das ihre gesunkene Weiblichkeit sa empfindlich trifft, daß sie eine öffentliche Klage gegen den Beleidiger einleitet. Von seiner Mutter gedrängt, die ihn um keinen Preis vor Gericht stehen sehen will, verspricht Alfio der Anna

die verlangte Ehrenerklärung geben zu wollen, die jedoch nicht zu Stande kommt, weil der Bursche in Leidenschaft zu dem gefährlichen Weibe entbrennt. Und als man ihr schließlich den Sohn mit einem tödtlichen Messerstiche, van der Hand eines bevorzugten Nebenbuhlers, in der Brust nach Hause bringt, ruft die unglückliche Mutter: „Es ist meine Schuld! warum bestand ich darauf, daß er sich der Anna näherte?“ .... „La Dis detta“ (Unglück im Spiel) bewegt sich in einer anderen Sphäre, ist aber eine ebenso künstlerisch gelungene Darstellung menschlicher Leidenschaft — die der Fürstin Roccasciano für das Kartenspiel. Die gutmüthige, etwas beschränkte Dame ruinirt sich durch das Spiel, mit Hilfe ihrer vielen „guten Freunde“, die sämmtlich auf ihre Kosten leben und sie schnöde verlassen, als nichts mehr bei ihr zu holen ist. Padre Agatina allein hält an ihrem Krankenbette aus, denn er macht die „letzte Partie“ mit ihr und gewinnt ihr alle Pastillen — zu fünf Lire das Stück — ab, bis die unglückliche Fürstin, die Karten in der erstarrten Hand, zurücksinkt und er sich gezwungen sieht, Leute herbeizurufen.

Eine spätere Novellen-Sammlung de Roberto's „Documenti umani“ sind weniger realistisch gehalten, und meinem Gefühl nach künstlerisch nicht so gelungen wie „La Sorte“. Einige von ihnen sind nur Skizzen, die zwar fein gezeichnet, doch ohne stofflichen Gehalt und inhaltlichen Zusammenhang kaum Anspruch auf die Bezeichnung: Novelle erheben können, andere hingegen kleine, aufmerksam beobachtete Stimmungs- und Charakterbilder von idealistischer Färbung. Zu den letzteren gehört „Studio di donna“. Wie aus dem Leben gegriffen ist die sympathische, durchaus frauenhafte Gestalt der von einem ungeliebten Manne bewachten Herzogin, die zum Bewußtsein ihrer 35 Jahre kommt, weil ihr Gemahl sich nicht länger eifersüchtig zeigt! Die naseweisen Silberfäden in ihrem dunklen Scheitel veranlassen sie Betrachtungen anzustellen über die Vergänglichkeit im Allgemeinen und über ihr verfehltes, liebeleeres Leben im Besonderen. Sympathisch und echt weiblich bleibt sie noch, indeß es uns ähnlich geht wie dem jungen Olderico, dem die alternde Frau — die ihre weißen Haare eben so wenig zu oerbergen versteht, wie ihren geheimen Schmerz um die verlorene Jugend — einen tiefen Eindruck macht, dem sie in ihrer Natürlichkeit und in dem anspruchslosen Straßenkleide wie eine Märtyrerin der Liebe erscheint, im Gegensatz zu ihrer Freundin, der eleganten, geschminkten, lebenslustigen Marchesa — der aber mit einem Schlage den Zauber schwinden sieht, als die Herzogin ihn in ihrem Landhause empfängt, in auffallend koketter Toilette, mit Schmuck beladen, Schminke auf den Wangen und die poetischen weißen Haarfädchen schwarz gefärbt ....

Das letzte, erst kürzlich erschienene Werk de Roberto's „Ermanno Raeli“ ist ein Mittelding zwischen Roman und Erzählung, von deutscher Färbung, dem ein äußerst gewagter Conflict zu Grunde liegt. Der Held Ermanno (übrigens von deutscher Herkunft) hat viel von der Hamlet- und etwas von der Faustnatur abbekommen. Mehr Weltschmerz als moderner Pessimismus durchzittert die einfache Lebenstragödie dieses Raeli, dessen Selbstmord zum Schluß mehr rührt als packt. In keinem andern Werke de Roberto's ist die ganze Genialität des Verfassers so glücklich zum Durchbruch gekommen, wie in „Ermanno Raeli“: Die feine und doch sa scharfe Analyse des seelischen Elementes — dem de Roberto bei Weitem mehr Rechnung trägt als die meisten seiner Zeitgenossen — ist von Anfang bis zu Ende mit Meisterschaft durchgeführt, die Charaktere sind ahne Ausnahme so vorzüglich dargestellt, daß sie der Reihe nach wie Hauptpersonen wirken, und dazu handhabt der junge Autor eine so frische, kräftige, anschauliche Sprache, daß man trotz der Gründlichkeit und Ausführlichkeit in Einzelheiten und Nebensächlichem dach nie ermüdet wird.

De Roberto schreibt seine „idealistischen Novellen“, zu denen auch „Ermanno Raeli“ gehört, mit derselben Ueberzeugung und demselben Erfolg wie seine veristischen; welche Stellung er aber endgiltig in der modernen italienischen Literatur einnehmen wird, ist bis heute noch nicht entschieden.

An der Spitze der literarischen Künstlerschaft in Neapel steht eine Dame, eine kleine, dunkeläugige Neapolitanerin, ganz Feuer und Leben, die von der Unterhaltung hingerissen sich ergeht in schönstem neapolitanischen Jargon, und sich freut gelegentlich mit geistreichem „Slang“ um sich werfen zu können, vor dem der gebildete Toskaner, im Interesse seines verwöhnten Ohres, drei Kreuze schlagen würde: Es ist Matilde Serao, vor wenig mehr als zehn Jahren noch angestellte Telegraphistin, heute die Gattin des sehr bedeutenden Journalisten E. Scarfoglio, eifrige Mitarbeiterin des von diesem geleiteten „Corriare di Napoli“ und eine der Ersten unter den Schriftstellern Jung-Italiens. Ihre ersten Artikel und Skizzen, die in Tagesblättern erschienen, behandelten mit Vorliebe die Frauenfrage; wie ein Nothschrei der auf den Erwerb angewiesenen Mädchen und Frauen drangen sie unter das Publicum, wo sie eine um so größere Wirkung erzielten, weil die Zeitungen sich gerade mit dem Selbstmord einer Lehrerin in einer kleinen Stadt und einem zweiten, ähnlichen Fall in einem Dorfe beschäftigten. Auch in ihren späteren Novellen blieb Matilde Serao der Anwalt der Frau; sie ließ die Leiden und Anfechtungen derselben für sie sprechen. „Telegrafi dello Stato“, „Ricarda Jaanna“ nnd „Il Romanzo della Fancinlla“ bewegen sich in der großen arbeitenden Classe der Großstadt, wo das Massenleben von mehr Wichtigkeit bleibt, als das des Einzelwesens: Diesen Punkt finden wir überall in den Werken der Serao am schärfsten hervorgehoben! Sie eröffnet uns eine weite Lebensbühne, auf der sich ganze Schaaren in ihrem geräuschvollen, beweglichen Alltagsleben bewegen; es thut dem Auge ordentlich wohl, wenn es länger als vorübergehend auf einer bestimmten Gestalt weilen darf, und erfreut horchen wir auf, wenn ein einzelner Ton aus dem allgemeinen Lärm zum Verstehen deutlich das Ohr berührt. Den ganzen complicirten Mechanismus der Gesellschaft von heut setzt Matilde Serao in Bewegung, um uns nicht zu sagen, sondern zu zeigen, wie sich das menschliche Leben zu Ende des 19. Jahrhunderts abspinnt. Daß bei einer derartigen Massenbehandlung der Einzelne zuweilen schlecht fährt, daß wir selbst unsere Helden und Heldinnen im Getriebe der Welt zeitweilig ganz aus den Augen verlieren, darf uns nicht befremden! In dem Roman „La Covquista di Roma“ z. B. stoßen wir auf eine grosartig dargestellte Scene im Handschuhladen, die an sich ein vollendetes kleines Kunstwerk ist, die aber zu dem übrigen Roman in keinerlei Beziehung steht, weil keine einzige der in jenem auftretenden Personen in ihr zum Vorschein kommt. Näher als alle andern der jüngern Veristen steht Matilde Serao den französischen Naturalisten, aber die Gluth nie erblassender Farben, deren sie zu ihren Schilderungen sich bedient, die künstlerische Decoration ihrer Lebensbühne, die frische Bewegung in den rein äußerlichen Vorgängen und vor Allem die den Südländern eigene heitere Wärme, die die Luft mit violetten und rosigen Farben anfüllt, wie die Sonne des Südens den Dunstkreis am Golf von Palermo und Neapel, das sind Vorzüge, die den Franzosen abgehen und mit denen Matilde Serao Effecte erzielt, wie ihr Meister Zola sie nie hervorgebracht hat. Mit „Cuvre inferma“, „La Canquista di Roma“ und vor Allem „Fantasia“ hat M. Serao dem modernen italienischen Roman Bahn gebrochen. „Fantasia“ ist bis heute noch von keinem anderen veristischen Romanziere erreicht worden, und doch kann ich mich nicht entschließen ihn einen italienischen Roman zu nennen, denn einzelne Scenen ausgenommen, bildet Zola's Einfluß ein Element durch das ganze Buch, welches zu französisch ist, um italienisch sein zu können, und gewisse Kunstgriffe in der Handlung, gewisse technische Ausdrücke in der Beschreibung decorativer Dinge, gewisse auf Effecthascherei zugespitzte Situationen und Redensarten könnte die geniale Italienerin direct aus dem Magazin des viel geschmähten, viel vergötterten Emile bezogen haben. Echt italienisch und wunderbar naturgetreu ist indeß die Scene in der Klosterschule, zum Anfang des Romans: Wie klar und sicher sind die Charaktere der beiden Freundinnen, Lucia und Caterina, gezeichnet! Beide durchaus italienische Mädchentypen, doch so verschieden in ihrer Art, daß es uns bei ihrem ersten Erscheinen einleuchtet, wenn wir später wahrnehmen, daß die phantastische, exaltirte, überspannte, egoistische Lucia der stillen, uneigennützigen, etwas hausbackenen Caterina verhängnißvoll wird. Wie fein und doch anscheinend ganz von selbst geht die Entwickelung des Conflictes vor sich! Andrea, ein italienischer Landjunker, robust, prosaisch, von viel gesundem Selbstbewußtsein, ist seiner kleinen Frau von Herzen gut; er behandelt sie wie etwa ein wilder Junge sein artiges Spielzeug, zankt sie aus, wenn er von der Jagd heimkehrend das Mittagsmahl nicht bereit findet, und küßt sie — wenn sein Aerger verflogen — desto zärtlicher ab. Die sentimentale, ewig posirende Lucia ist ihm dermaßen zuwider, daß Caterina Alles aufbieten muß, um ihn nur zu bewegen, der Freundin mit der erforderlichen Höflichkeit zu begegnen. Unbemerkt verwandelt sich sein Widerwille in Antipathie, diese in Trotz, der Trotz in Neugierde — und dann von Stufe zu Stufe Verwunderung — Interesse — Verlangen, bis schließlich zur hellodernden Leidenschaft. Wir sind überrascht,

und doch wissen wir, daß es ganz natürlich zuging; überrascht sind wir auch, daß uns diese Lucia — so antipathisch, gewissenlos, falsch gegen sich und alle Welt, selbstisch durch und durch — gegen unsere bessere Ueberzeugung unaufhörlich anzieht und fesselt. Doch wie liebevoll wendet sich nnser Mitgefühl der arglosen, guten, kleinen Caterina zu, die ohne Anfsehen zn erregen duldet — verzweifelt — und ganz still in den Tod geht, als sie sich von dem schnöden Verrath an ihr, verübt von den beiden Menschen, die sie am meisten auf Erden liebte, überzeugt hat. Ganz nach dem modernen Pessimismus endet der Roman mit dem tiefen Mißton, daß das Laster triumphirt und die Tugend zu Boden gestreckt wird, aber wir behalten einen lautern ästhetischen Nachgeschmack, der uns für den Mangel an ethischer Befriedigung entschädigen muß.

Bemerkenswerth ist es, wie Matilde Serao sich mit dem Seelenleben der Menschen abgiebt: Mit einer Art von Widerwillen, als wäre es ein böser Zauber, von dem sich zu befreien ihr nnmöglich ist. Sie empfindet die Seele wie einen Alp, der sie drückt, ihr unheimliche Schmerzenslaute entlockt und ihr das Athmen erschwert. In „Fantasia" ist es nicht die sanfte, liebenswürdige, gute Caterina, in der sich eine seelische Thätigkeit offenbart, sondern die gottlose Lucia, die sich nnter dem Einfluß derselben dreht und windet, wie eine Fieberkranke. Sie ist nur da, diese vielgepriesene Seele, um der Tugend den Untergang zu erschweren nnd die Macht des Lasters zu erproben. Auch in „La Couquista di Roma", wo allerdings die mit einer Seele ausgestattete Heldin, Donna Angelica, ein holdes, tugendhaftes Weib ist, wird sie doch dem jungen Abgeordneten Sangiorgio ebenso verhängnißvoll, wie Lucia ihrer Freundin und dem Gatten derselben. Ich kenne kein Werk der M. Serao, in welchem das seelische Element einem Menschen zum Segen gereichte oder ihm auch nur einen inneren Halt, eine geistige Befriedigung gewährte.

„Last but not least", ein junger neapolitanischer Schriftsteller, der wie Matilde Serao zur Redaction des „Corriere di Napoli" gehört und bis vor einigen Jahren noch mehr zu den Dichtern als den Novellisten Neapels gerechnet wurde: Salvatore di Giacomo.

Ehe dieser junge Musensohn seine erste Novelle in reinem Italienisch veröffentlichle, lebte er schon im Volke, das seine Lieder, im neapolitanischen Dialekt, znr Mandolina und zum Organino sang. Sein vor drei Jahren veröffentlichtes großes Gedicht im Dialekt „O Munasterio" (Das Kloster) erlebte einen stürmischen Erfolg. Einige rein lyrische Szrophen in diesem großartigen Klostergedicht ausgenommen, ist das Ganze eine poetische Zusammenstellung von Bildern aus dem Klosterleben, wie di Giacomo sie später in Prosa und aus dem Volksleben so meisterhaft darstellte. In „O Munasterio" vereinigen sich eigentlich alle Vorzüge des jnngen Dichter-Schriftstellers: die Anschanlichkeit der Darstellung, das Malerische der Schilderungen, die Gewandtheit nnd Natürlichkeit der Sprache und die Musik des Verses. Seit dem Klostergedicht hat di Giacomo sich mehr der Novellistik nnd dem in Italien sehr verbreiteten Genre der „Bozzetti" zugewandt. Seine allbekannten „Mattinate napoletane" (die ins Französische und Dänische übersetzt wurden — ins Deutsche übertragen brachte auch die „Gegenwart" eine dieser anmuthigen Skizzen, „Serafina" und die „Novellette": Wollen Sie einen Knß?") sind eine Sammlung von Bildern aus dem neapolitanischen Volksleben, im Genre der Andersen'schen „Bilderbuch ohne Bilder", mit dem Unterschied, daß dieses durchans idealistisch und jene vollständig veristisch gehalten sind. Die „Mattinate" (Morgenstunden) sind — so zn sagen — das illustrirte Neapel mit seinem Golf, seinem Vesuv, seinen blühenden Hügeln, seiner Sonne, seinem Meer und Himmel und seinem geräuschvollen, sorglosen Leben nnd Treiben.

In den früheren „Novelle tedesche" und „Novelle napoletane" macht sich eine inhaltliche Leere bemerkbar: Sie beschränken sich durchschnittlich auf den schildernden Theil der Novelle; eine neuere Sammlung hingegen: „Rosa Bella vita" hat mehr von dem durchgehenden Faden einer Handlung und erstreckt sich auf mehrere fast dramatisch wirkende Darstellnngen. Eine der vorzüglichsten unter diesen ist das Bozzetto: „Nella notte serena" — Eine Gauklerbande auf dem Marktplatz eines kleinen Ortes, mit dem großspurigen Herkules, der zn gleicher Zeit den Director vorstellt, dem „Pagliaccio" (Hanswurst), der die hübsche kleine Nanna „Prinzessin" titulirt, und der düstern, nachtäugigen Stella — augenscheinlich die Mutter der Nanna — die ein krankes Kindlein pflegt.

Nach der Vorstellung das kärgliche Abendmahl, bei dem der Herkules den brutalen Menschen herauskehrt, der Pagliaccio seine beißenden Witze reißt, Nanna an den kleinen Ring denkt, welchen der Sohn des Syndikus ihr zum Andenken schenkte, und Stella auf das Aechzen des kranken Kindes lauscht. Dann der elende Zug mit dem Karren, der das ganze Hab und Gut der Gauklerbande trägt, auf der Landstraße — der Mond am Nachthimmel — hinter dem Karren Stella, das sterbende Kind an der Brust. Endlich rnft das arme Weib Nanna, die am Arme des Pagliaccio geht, herbei: „Er ist todt!" murmelt sie. Nun richtet der Pagliaccio die Laterne nnter dem Karren anf sie und betrachtet das kleine Wesen nnter ihrem großen Tuch: „... die Aermchen schlaff herunterhängend, die kleinen Fäuste geschlossen, die blauen Augen weit und starr geöffnet." Nanna bricht in Schluchzen aus und der Pagliaccio ruft erstaunt: „Ja, wie ist es möglich!" Jetzt nähert sich auch der unerschütterliche Herkules. „Als Stella ihn bemerkte, verhüllte sie den kleinen Leichnam mit dem Tuch." ... Von Neuem setzt sich der Zug in Bewegung; der gutmüthige Pagliaccia will dem armen Weibe das todte Kind abaehmen; sie widersetzt sich schweigend, aber nach einer Weile hören die Andern sie still und über das Kind gebeugt weinen. ..." Dieser kleine Vorgang auf der Landstraße ist von erschütternder Wahrheit und Wirklichkeit! Die letzte Skizze in demselben Bändchen — Il voto — wurde von dem Verfasser selbst zu einem Volksdrama umgearbeitet und kam im December 1888 unter dem Titel „Mala vita" (Lockeres Leben) znnächst in Turin zur Aufführung, dann in Genua, Mailand, Florenz, Neapel und Rom; überall mit durchschlagendem Erfolg. Im Uebrigen ist di Giacomo durchaus lyrisch angelegt — mehr ein beschreibendes, als ein gestaltendes Talent, infolge dessen steht er als Schriftsteller eigentlich nur mit Skizzen nnd Bildern, wie die „Mattinate napoletane", auf der Höhe der veristischen Kunst, die der Natur möglichst nahe zu kommen und die Wirklichkeit mit photographischer Treue wiederzugeben sucht. In diesem Sinne erfüllen die Veristen ihre Aufgabe.

Mehr naiv als sentimental veranlagt, lassen sie die Außenwelt voll auf sich einwirken, und wie diese von den Sinnen erfaßt wird, trachten sie sie darzustellen und zu schildern. Das große Leid der Menschheit, wie es sich auf der Außenseite des Lebens spiegelt, liefert ihnen den Stoff: Armuth, Krankheit und Laster bilden das sicht- nnd faßbare Uebel der Welt; aus ihnen entspringen die meisten Conflicte und an sie muß der Schriftsteller und Künstler sich halten, wenn seine Werke wahr und natürlich wirken sollen — eine Ansicht, die Berechtigung hat nnd der ich nichts als den Ausspruch des italienischen Kritikers Bonghi entgegenstellen möchte: „Der Irrthum der Veristen besteht darin, daß sie nur einen bestimmten Theil des Wahren wahr nennen, der Irrthum der Idealisten, daß sie nur ihre Ideale für ideal halten. Alle großen Dichter nnd Schriftsteller sind zu gleicher Zeit Verist und Idealist gewesen."

Bücherbesprechung.

△ Von der Eucyklopädie der Naturwissenschaften, welche im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erscheint, liegen als neueste Lieferungen die Nr. 64 und 65 der 1. Abtheilung vor, mit denen das von Professor Dr. A. Schenk redigirte Handbuch der Botanik seinen Abschluß erhalten hat. Die letzte Abhandlnng in diesem Handbuche bildet eine werthvolle, nmfangreiche, illustrirte Monographie des Prof. Dr. Wilh. Zopf über die Pilze. Außerdem haben neuerdings die Presse verlassen die 57. Lieferung der II. Abtheilung, einen Theil des Handwörterbnchs der Chemie bildend und u. A. Artikel über Nitrile, Nitroverbindungen u. s. w. enthaltend, und die 4. Lieferung der III. Abtheilnng, mit welcher das von Professor Dr. Winkelmann herausgegebene Handbuch der Physik fortgesetzt wird. Wir möchten insbesondere auf die in derselben veröffentlichte bemerkenswerthe Arbeit des Professors Dr. Braun über „Capillarität" hinweisen.

Ja der Besprechung des Buches: „Gott, Frelheit nad Votertaad" (Wiss. Beil. Nr. 72 S. 287) muß es statt „Tenors" heißea „Terrors"; und in der Besprechung des Buches „Die Schwiegermutter" (ebenda S. 288) statt „comarische": „canarische".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 75. | Dienstag, den 24. Juni. | 1890.

Inhalt: Hensel's Chemische Schöpfungsgeschichte. Von Dr. Otto Zacharias. — Bücherbesprechungen (Schreyer, W. Landeskunde des Deutschen Reiches. Formelbuch für Handels-, Wechsel- und Seerecht, herausgeg. von Dr. Emil Friedberg. Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch. Die schriftlichen Arbeiten in der gewerblichen Fortbildungsschule, herausgeg. von K. Funk. Die Schule des Redners, herausgeg. von Conrad Alberti. Gedichte von Peter Cornelius, eingeleitet von Adolf Stern).

Chemische Schöpfungsgeschichte.

Vor mir liegt ein dickes Buch (2. Auflage) von dem pharmaceutischen und physiologischen Chemiker Julius Hensel in Berlin, welches den Titel trägt: „Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung". Dieses Buch*) sieht äußerlich so ernst und würdig aus und verspricht auf seinen 512 Seiten eine solche Fülle von Anregung, resp. Belehrung, daß ich es mit wahrer Andacht zur Hand nahm, um es aufmerksam durchzulesen. Aber meine Enttäuschung war groß, sobald ich nur die ersten 20 Seiten auf ihren geistigen Gehalt geprüft hatte, und als ich weiter las, mußte ich mich ernstlich fragen, wie es möglich sei, daß ein solches Buch im Jahre 1890 gedruckt, verlegt und verkauft werden könne. Darauf, daß auch das letztere der Fall sei, wies ja das Erscheinen einer 2. Auflage hin. Demnach scheint es also, daß ein gewisser Theil des Publicums nach solchen „Forschungsresultaten", wie sie Hr. Hensel vorlegt, begierig ist. Ueber den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten, aber was im vorliegenden Werke dargeboten wird, ist im eigentlichsten Sinne des Wortes „sehr starker Tabak", von dem ich nicht umhin kann, der Leserschaft dieser Zeitung einige Proben zu geben.

Mich, als Zoologen, mußte es vor allen Dingen interessiren, von dem Verfasser — der, wie er im Vorworte selbst sagt, ein Schüler der großen Chemiker Mitscherlich und Rose ist — zu vernehmen, was er von seinem Standpunkte aus von der fortschreitenden Entwickelung der organischen Wesen denkt, wie er sich zum Darwinismus stellt, und welche eigenen Gedanken er über die großen Probleme vorbringt, die jetzt im Vordergrunde der biologischen Forschung stehen. Nach solchen Eröffnungen blätterte ich in dem umfangreichen Buche, und da fand ich S. 174 über Darwin und seine wissenschaftlichen Bestrebungen folgendes Urtheil: „Darwin läßt, weil ihm chemische Kenntnisse nicht genügend zur Seite stehen, alles organische Leben aus einer ersten Urzelle sich entwicken, über deren Entstehung er den Aufschluß schuldig bleibt."

Nach diesem Verdict mußte ich annehmen, daß Hr. Hensel (als Schüler der oben genannten beiden Autoritäten der Chemie) die Sache besser gemacht haben würde, als der „Mediciner Darwin", und ich suchte demgemäß in den Capiteln, welche die Ueberschrift „Chemische Schöpfungsgeschichte" tragen, nach entsprechendem Aufschluß. Hier mußte sich ja irgend eine Andeutung darüber finden, wie sich unser reformatorischer Verfasser die Entstehung der verschiedenen Gattungen und Arten organischer Wesen denkt. Was ich suchte, fand ich wirklich auch in dem Theile des Buches, den die Seiten 269—372 umfassen. Aber was ich da las, erweckte in mir ernsthafte Zweifel darüber, ob der physiologische Chemiker Hr. Julius Hensel Scherz mit seinen Lesern treiben will, oder ob er selbst an seine orakelhaften „Erklärungen" von der Entstehung lebender Wesen glaubt. Sollte der Verfasser seine „wissenschaftlichen" Erörterungen in der Meinung niedergeschrieben haben, damit einen Beitrag zur Naturforschung zu liefern, so kann man lediglich den Kopf zu einer solchen Papiervergeudung schütteln. Ich werde nun zunächst einige Stellen aus den betreffenden Capiteln mittheilen. Man muß dieselben im Original hören, um dergleichen im Jahre 1890 überhaupt für möglich zu halten. Also:

Wie entsteht die Reblaus? Darauf antwortet Hr. Hensel: „Wo man die Buchenwaldungen abholzt, ohne sie neu zu beforsten, und hierdurch die atmosphärischen Niederschläge verringert, da tritt — je heißer die Jahreszeit wird — an den Lehmboden der Weinberge Wassermangel heran und der in den Wurzeln stockende Saft gebiert die Reblaus." Nun wissen wir's. So steht zu lesen auf S. 369 des vorliegenden Werkes. Einige Seiten vorher (S. 362) wird uns etwas Aehnliches bezüglich der Tannenlaus (Chermes abietis) gelehrt: „Der zuckerreiche Saft der jungen Tannentriebe gebiert im Mai die Tannenläuse." Unter solchen Umständen ist es zu bedauern, daß Dr. L. Dreyfus in Wiesbaden sich's soviel Mühe kosten läßt, die höchst complicirte Entwickelungsgeschichte jener Thiere zu entwirren. Er sollte seine Zeit lieber sparen, nachdem er durch Hrn. Hensel über den einfachen Hergang der Sache aufgeklärt worden ist. So sind aber die Fachgelehrten — klar am Tage liegende Wahrheiten wollen sie nicht sehen und wenn dieselben mit Händen zu greifen wären! —

Nach ähnlichen chemischen Prozessen geht nach unserem Verfasser der indigblaue Mistkäfer aus den Auswurfsstoffen der Stallthiere hervor, der anilingrüne Laufkäfer aus der verwesenden Substanz zertretener Wegschnecken, wogegen die goldgelben Wespen aus glycerinhaltigem Blüthenhonig und die Hummeln aus dem rothen Klee zur Zeit von dessen zweiter Blüthe entstehen. So ist wörtlich auf S. 287/288 des Hensel'schen Buches zu lesen.

Aber damit ist die „chemische Schöpfungsgeschichte" noch nicht zu Ende. Es kommt noch besser.

Will einer der geehrten Leser wissen, wie die Heuschrecken ihren Ursprung nehmen, so schlage er nur gefälligst S. 366 auf, dort findet er's. „In den Steppen der Tartarei, in Syrien und Kleinasien, in Sibirien und China verwandelt sich bei Regenmangel und Windstille der stockende Saft der Gräser, des Weinlaubes und der gerbstoffhaltigen Blätter der Waldbäume in Heuschreckenlarven, die von der Sommerhitze urgezeugt werden und durch den Ostwind nach westlichen Ländern gerathen."

Der „stockende Saft", von dem schon oben einmal die Rede war, scheint überhaupt viel in der Natur zu verschulden. Wie wir auf S. 365 erfahren, erzeugt derselbe in Kiefern- und Fichtenwaldungen auch den schädlichen Borkenkäfer. Vielleicht ist er auch bei der Entstehung des Werftkäfers (Lymexylon navale) mit im Spiele, da derselbe — nach Hensel — aus dem „stillliegenden" Eichenholz hervorgeht.

Durch einen analogen Act der Urzeugung entsteht nach unserem vertrauenswürdigen Gewährsmann die Krätzmilbe („deren Krallen auf der Haut Jucken erregen") aus dem Schweiße mancher Menschen (S. 366), die Ameisen aus Baumwurzeln (S. 370) und die Regenwürmer aus Gartenerde (S. 366).

*) Verlag von Böricke und Tafel, Philadelphia-Leipzig, 1890.

Aber wir erfahren noch Wunderbareres. Bisher hatten wir Zoologen die Galläpfel auf den Blättern der Eichenbäume für die Producte des Stichs der Gallwespen gehalten, und meinten, daß diese Auswüchse eine schützende Behausung für die Eier und Larven jener Insecten bildeten, in welcher sie ihre Entwickelung durchmachten. Weit gefehlt! Von Hrn. Hensel hören wir jetzt (S. 294), daß die Galläpfel verfehlte „Eier des Eichenbaumes“ sind, und daß sich die Gallwespen keineswegs aus vorher abgelegten Eiern, sondern direct unter der Einwirkung der Sonne aus der Substanz jener Eichbaum-Eier entwickeln. Die Wissenschaft der Zoologie war also bisher im Irrthum; sie muß jetzt bei der chemischen Schöpfungsgeschichte in die Schule gehen. So kann's kommen. Bei solchen Ansichten ist es sehr gut verständlich, wenn unser origineller Naturphilosoph auch die Eingeweidewürmer aus den verdorbenen Körpersäften herleitet und sagt, daß „die Hypothesen von den Bandwurm-Metamorphosen aus Schweinefinnen einer radicalen Berichtigung bedürfen“ (S. 286).

Bisher hatten wir jedoch blos J. Hensel's Erklärung betreffs der Entstehung vergleichsweise niederer Thiere (Insecten und Würmer) entgegengenommen. Wie steht es denn aber mit der Urzeugung höherer organischer Wesen? Das müssen wir doch auch noch erfahren. Zu diesem Zwecke schlagen wir S. 188 des in Rede stehenden sibyllinischen Buches auf und lesen: „Es ist völlig unverständlich, wie man auf den Gedanken kommen konnte, daß der Guano von Seevögeln abstamme. Gerade das Umgekehrte ist der Fall. Die Seevögel und auch die Seehunde stammen vom Guano ab.“ Die nämlichen Chincha-Inseln, wo der cyanhaltige Guano gefunden wird, dürfen — nach Hensel's Behauptung — als erste Urzeugungsstätten für Schlangen, Fische, Seehunde, Pelikane, Casuare, Beutelthiere und Australneger in Anspruch genommen werden. Da sind wir nun schließlich auch beim Menschen angelangt, und wie wir sehen, entsteht also auch dieser direct auf dem Wege der Urzeugung, d. h. durch unmittelbaren Zusammentritt anorganischer Stoffe. Häckel hat das leider nicht geahnt, als er seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ schrieb, sonst würde er sich viele unwahrscheinliche Hypothesen durch einen kurzen Hinweis auf den Chincha-Guano haben ersparen können.

Specielleren Aufschluß, wie es bei der Urzeugung des Menschengeschlechts herging, erhalten wir auf S. 329 von unserem Autor, indem er sagt: „Der gemeinsame Boden, auf dem das Männlein und das Fräulein erwuchsen, war der Hoaigstein, an dem die Fettsubstanz des menschlichen Protoplasmas in gleicher Weise hängen blieb, wie das der Taucher-Enten und Biber.“ Es gehören aber, wie wir auf S. 330 lesen, zur Menschwerdung gewisse warme Nester, die von zirkelförmigen Bergwänden gebildet werden und, von der Sonne beschienen, ihre Hitze bewahren. Nach Hensel giebt es besonders in Thüringen (bei Saalfeld) solche Brutstätten und, wie es scheint, will er damit andeuten, daß dort wahrscheinlich die ersten Vertreter der kaukasischen Race entstanden.

Solche Weisheit enthält das Hensel'sche Buch, welches, wie ich schon Eingangs erwähnte, bereits eine 2. Auflage erlebt hat. Was soll man hierzu sagen? Noch haarsträubender als die mitgetheilten Ansichten über den Ursprung der Thierwelt und des Menschen sind Hensel's Hypothesen über die Entstehung der Weltkörper, wovon nur folgender einziger Satz Zeugniß ablegen soll: „Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, sammt ihren Monden, betrachte ich als aus dem abgeschleuderten Meere der Erde entstanden, in der Hauptsache hohle Eischalen darstellend, in Verbindung mit wenig erdiger Substanz; sie werden daher ebenso gut lebendige Wesen tragen, wie die Erde, nur werden die Geschöpfe dort nicht so schwerfällig sein und nicht so viel Wärme bedürfen, als wir.“ Was sich Hr. Hensel unter dem „abgeschleuderten Meere der Erde“ vorstellen mag, ist uns absolut unklar. Und an derartigen unverhofften Gedankenblitzen ist das Werk ungemein reich; nur schade, daß dieselben das Dunkel der Probleme nicht erhellen, sondern eher noch verdüstern.

Nimmt man an, daß der Verfasser des vorliegenden Werkes bei Abfassung desselben vollkommen klar über die Zwecke der Naturforschung war, so sieht es fast aus, als ob er sich mit seinen Lesern habe einen Scherz machen wollen, indem er dergleichen confuse Darlegungen, denen jeder wissenschaftliche Gehalt abgeht, zu Papier brachte. Aber solche Scherze möchten wir uns denn im Namen des gebildeten Publicums ernstlich verbitten. Letzteres ist nicht dazu da, sich vom ersten Besten äffen zu lassen, der das Geld dazu besitzt, seine verworrenen Gedankengänge in Buchform herauszugeben und vor die Oeffentlichkeit zu bringen.

Im Juni 1890. Dr. Otto Zacharias.

Bücherbesprechungen.

Ltz. Schreyer, W., Landeskunde des Deutschen Reiches. Ausgabe A. Ein Handbuch für Lehrer und Seminaristen. Meißen, H. W. Schlimpert. 1890. — Genau, wie in seiner bei der sächsischen Lehrerschaft hochangesehenen, vorzüglichen „Landeskunde von Sachsen“ hat der Verfasser, kgl. Bezirks-Schulinspector zu Auerbach i. V., auch den gesammten Lehrstoff über das deutsche Land in 40 Wochenlectionen des Schuljahres gegliedert, sowie den Lehrgang jeder einzelnen Lehrstunde in gleicher Art übersichtlich und streng methodisch dargeboten, so daß diese deutsche Landeskunde, entsprechend dem von Sachsen zu Deutschland fortschreitendem Unterrichte, gewissermaßen als eine Fortsetzung seiner sächsischen Landeskunde sich darbietet. Bis jetzt sind die beiden ersten Hefte (à 85 ₰) erschienen. Wir behalten uns vor, nach Abschluß des Ganzen, welches auf 4 Hefte berechnet ist, eingehender hierauf zurückzukommen.

K—d. Formelbuch für Handels-, Wechsel- und Seerecht, herausgeg. von Dr. Emil Friedberg, K. S. Geh. Hofrath und ord. Prof. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1890 (390 S., Preis 6 ℳ). — Den handels-, wechsel- und seerechtlichen Vorlesungen mangelt es an Anschaulichkeit. Der Handelsverkehr hat für seine Geschäfte bestimmte Formen herausgebildet, die sich abstract schwer darstellen und noch schwerer begreifen lassen, und die doch dem Verständnisse nur verhältnißmäßig geringe Schwierigkeiten darbieten, wenn sie plastisch vor Augen gestellt werden. Diesen Sätzen der Vorrede ist völlig beizupflichten und deshalb ein Werk willkommen zu heißen, das nur mit Hilfe der Formeln ein deutliches Bild der einschlagenden Geschäfte und Rechtsverhältnisse geben, letztere dem Verständnisse näher bringen will. Nach dem Zwecke des Werkes erscheint es auch angebracht, daß bei einzelnen Rechtsgeschäften (z. B. bei der Lebensversicherung) alle einschlagenden Schriftstücke nach ihrem vollen Inhalte zum Abdrucke gelangt sind, daß der Kreis des Darzustellenden möglichst weit gezogen ist. Wenn es aber derselbe Zweck fordert, daß die Beispiele mustergiltige und, soweit angängig, von rein landesrechtlichen Vorschriften frei seien, so wäre in dieser Richtung hin und wieder eine andere Auswahl wünschenswerth gewesen. Einige wenige Bemerkungen werden dies erläutern. Für das Handelsregister werden zunächst das Firmen-, Gesellschafts- und Procurenregister des preußischen Rechts gegeben; mit Recht, denn in dieser Gestalt werden die Unterscheidungen am ersten klar; das weiter gebrachte Register zur Eintragung &c. der ehelichen Gütergemeinschaft steht aber mit dem Handelsregister in keinem rechtlichen Zusammenhange und wäre besser weggeblieben. Als ein anderes System werden mehrere Abtheilungen aus dem Handelsregister des hannöverschen Rechts gegeben; diese aber verdeutlichen die Bestimmungen des H.-G.-B. schon wegen der Aufnahme der Handlungsvollmachten und der Verlautbarungen bez. der ehelichen Güterrechte nicht, sie entsprechen auch nicht dem Handelsregister der in Sachsen benutzten Form, wie es nach der Bemerkung S. 7 angenommen werden möchte. Die Wiedergabe eines bayerischen oder sonstigen Handelsregisters wäre geeigneter gewesen. Die Anmeldung zum Handelsregister (Nr. 10) ist nicht mustergiltig, enthält Angaben, die für das Handelsregister ohne Werth sind und keine Voraussetzung für die Eintragung in das Register bilden. Bei den Veröffentlichungen aus dem Register entspricht die unter Nr. 22 für die Vertretung der offenen Handelsgesellschaft nicht dem Gesetze, da nicht die Person des vertretungsberechtigten, sondern die des von der Vertretung ausgeschlossenen Gesellschafters bekannt zu machen ist. Bei einzelnen Wechselbeispielen z. B. Nr. 159, 160, 161, 165 fehlt die Unterschrift des Ausstellers. Der Ausdruck „Gut als Aval“ (Nr. 157, 168) ist sprachlich wohl nicht richtig; das Gesetz gebraucht den „per aval“; hiernach könnte es heißen: Aval, Wechselbürgschaft leistet u. s. w., oder in der beliebten Redewendung: Leiste Aval. Durch andere Vorzüge werden diese Mängel indessen voll aufgewogen. Abgesehen von dem schon in der Vorrede erwähnten Nutzen für Lehrer der Finanzwissenschaft, für Kaufleute u. s. w. wird das Formelbuch sich auch dem Juristen dazu brauchbar erweisen, sowohl Entscheidungen über minderbekannte Rechtstheile (z. B. aus dem-

Seerechte) zu verstehen als auch in gegebenen Fällen durch die Vergleichung der vorgelegten Urkunden mit anderen sich einen Einblick in die Gestaltung des Rechtsverhältnisses zu verschaffen. Hierzu sind ihm die mitgetheilten ausführlichen Bedingungen, Satzungen u. s. w. werthvoll, so daß es zu bedauern ist, daß z. B. bei den Seeversicherungen nicht auch die Allgemeinen Seeversicherungsbedingungen von 1867 oder die York and Antwerp rules mit zum Abdrucke gelangt sind, oder daß bei dem Bremer Schlußscheine S. 45 in einer Bemerkung nicht angezeigt ist, weshalb die Bestimmungen auf der Rückseite ohne Rücksicht auf die Zahlenfolge aufgeführt sind. Daß der Geschäftsverkehr der Reichsbank vorzugsweise und ausführlich berücksichtigt wird, ist bei der Bedeutung dieser Anstalt durchaus gerechtfertigt. Das Formelbuch gewährt einen umfassenden Ueberblick über den kaufmännischen Verkehr in seinen Besonderheiten, wie dies bisher kaum geschehen, und verdient deshalb in weiten Kreisen Beachtung.

— **Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch.** Zweiter Halbband Ehe—G, Leipzig, bei S. Hirzel, 1890. Preis 5 ℳ — Durch den soeben im 34. Bande von „Steinmeyer's Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur" auszugsweise veröffentlichten, übrigens höchst anziehenden Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und ihrem Verleger, S. Hirzel in Leipzig, wird man wieder einmal nachdrücklich daran gemahnt, wie sehr das Grimm'sche Wörterbuch allmälig im Verlauf der Entstehung über den ersten Plan hinausgewachsen ist. Mögen Ungeduldige dies beklagen, gar Mancher freut sich auch darüber; denn daß es Jacob Grimm, der im siebzigsten Lebensjahre stand, als der erste Band erschien, nicht beschieden sein konnte, das gewaltige Werk zu vollenden, war doch allzu natürlich, und wie weit z. B. die tief eindringenden Untersuchungen Hildebrand's an Gründlichkeit die ersten Lieferungen hinter sich lassen, das kann man wahl heute aussprechen, ohne den Grimms nahe zu treten. Gleichwohl versteht man, wie schwer sich Jacob Grimm mit dem Gedanken befreunden konnte, ganze Theile des Wörterbuchs anderen Händen — und wären es selbst die des geliebten Bruders — zur Ausarbeitung überlassen zu sollen. Die Einheit des Werkes mußte ja darunter leiden und hat noch mehr darunter gelitten, als Grimm zuerst ahnen konnte. Nun, mittlerweile ist dem deutschen Volke von verschiedenen Seiten Ersatz geboten worden: durch Weigand, dessen Buch besonders auf die Darlegung der Ableitung der Wörter Sorgfalt verwendet; durch Sanders, der in der Reichhaltigkeit seiner Belege aus neueren Schriftstellern den Hauptvorzug hat. Das deutsche Wörterbuch von Heyne, dessen erster Band, die Buchstaben A bis G umfassend, jetzt vorliegt, greift zwar in mancher Beziehung auf Grimm's ursprünglichen Plan zurück, unterscheidet sich aber doch wesentlich davon durch die Knappheit seiner Anlage und ist, auch mit Sanders und Weigand verglichen, so selbständig in der Ausführung, daß man sich kaum wundern kann darüber, daß die Verlagshandlung von Hirzel durch die Uebernahme dieses Werkes so zu sagen mit sich selber in Mitbewerb tritt. Wir begrüßten den ersten Halbband des Wörterbuchs (Leip. Ztg., Wiss. Beil. 22. Juni 1889) mit anerkennenden Worten und könnten uns jetzt damit begnügen, zu sagen, daß der zweite Halbband durchaus auf der Höhe des ersten steht und daß sein rasches Erscheinen der höchst erfreulichen Hoffnung Raum giebt, in vier Jahren das fertige Werk in Händen zu haben. Ein paar Einzelheiten seien noch beigefügt! Angenehm berührt die häufige Betonung der großen Verdienste der so viel verspotteten Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts nicht nur, sondern auch Campe's um die Sprachschöpfung, Verdienste, für die heute, ganz gewiß mit infolge der Wirksamkeit des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, viel mehr Verständniß vorhanden ist, als nach vor kurzer Zeit. So oft Anlaß dazu ist, hebt Heyne hervor, daß wir ein Wort von Campe's Mache vor uns haben, so unter einschließlich (für inclusive), Einzahl (für Singular), Gefallsucht (für Koketterie), gemeinfaßlich (für populär?), Gesittung (für Civilisation), fraglich (für quästionirt?) gipfeln, greifbar u. s. w. Auch Neubildungen der Zeitungssprache (z. B. fraglos) aber aus der österreichischen Kanzleisprache eingedrungene Wörter, z. B. Gepflogenheit für Gewohnheit, werden, wenn auch ohne ausdrücklichen Tadel, als das bezeichnet, was sie sind. Manchmal wünschte man sich ein Wörtchen des Tadels, z. B. wenn es unter fragen heißt: Die Conjugation war bis irs 18. Jahrhundert stets schwach, du fragst, er fragt, Prät. fragte, gefragt, erst da bringen van Niederdeutschland her die starken Formen du frägst, er frägt, Prät. frug ein und verbreiten sich langsam auch zu mittel- und oberdeutschen Schriftstellern, doch so, daß die schwachen Formen daneben noch heute bestehen; das Part. Prät. ist stets gefragt geblieben. Denn wenn es auch über die Aufgabe des Wörterbuchschreibers hinausgehen mag, irgendwie der freien Weiterbildung der Sprache die Bahn weisen zu sollen, Winke für die Sprachrichtigkeit zu geben, bezeichnet ja Heyne ausdrücklich als einen der Zwecke, die er verfolgt. Kaum richtig ist die Erklärung zu flaschenreif: reif auf Flaschen gezogen zu werden; meines Wissens bezeichnet man als flaschenreif Getränke, die so lange auf Flaschen gelegen haben, daß sie zum Trinken reif sind. Auffällig ist die Liebhaberei Heyne's für das häßliche Wort Jetztzeit, das eine recht entbehrliche Bereicherung der Sprache der Gegenwart bildet. Doch Alles in Allem ist es ein überaus dankenswerthes Unternehmen, „in engerem Rahmen den ursprünglichen Plan Jacab Grimm's auszuführen und mit einem Wörterbuche ein Hausbuch zu schaffen, das jedem Gebildeten eine geschichtliche Unterlage geben soll für den Gebrauch seiner Sprache, an deren Weiterentwickelung zu helfen Einer so gut wie der Andere (!) berufen ist, und Winke in Bezug auf die vielfach verkannte und zu enge gefaßte Sprachrichtigkeit". (Vorwort S. VI.) Möge dem Verfasser und uns die Freude beschieden sein, daß keine Störung das Erscheinen der weiteren Bände verzögere!

R. B.

— **Die schriftlichen Arbeiten in der gewerblichen Fortbildungsschule,** zugleich eine Anleitung zum Selbststudium und Führer für jeden Handwerker. Herausgegeben von K. Fund, Rektor. Soest 1890. Nasse'sche Buchdruckerei und Verlagshandlung. 1,60 ℳ — Obwohl bereits eine große Anzahl von Anleitungen für den schriftlichen Unterricht in gewerblichen Fortbildungsschulen vorhanden ist, so kann man doch von oben genanntem Buche keineswegs sagen, daß es überflüssig sei, es ist im Gegentheil willkommen zu heißen, denn es bringt Vieles, was nützlich, und Manches, was neu ist. Die auf Grund des Unterrichts in der Volksschule aufgebauten Stilübungen (I) und die später folgenden Aufsätze und Familienbriefe (VII) sollte man eigentlich zwar in der „gewerblichen" Fortbildungsschule entbehren können — es sind Arbeiten für Schulkinder, aber da meist dieselben Lehrer, welche den deutschschriftlichen Unterricht in der Volksschule ertheilen, denselben dann auch in der Fortbildungsschule weiterführen, muß man ihnen wohl das Urtheil über die Erfolge des bisherigen grundlegenden Unterrichts und die Nothwendigkeit, ihn weiter treiben zu müssen, selbst überlassen. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Schüler unserer Volksschulen innerhalb der 8 Jahre ihres Schulbesuchs soweit gefördert worden sind, daß Grammatik, Rechtschreibung und die elementare Satzlehre nicht mehr ein nothwendiger Bestandtheil des Unterrichts in der Fortbildungsschule sein müßte. Diesen frommen Wunsch nebenbei, muß anerkannt werden, daß die Entwickelung der Aufgaben schulgemäß richtig ist, und sie für manchen Lehrer der Fortbildungsschule gute Anhaltepunkte gewähren mögen. Der eigentliche Inhalt des Buches, die Geschäftsaufsätze, Rechnungen, Scheine, Zeugnisse, Verträge, Berichte, ferner die Behandelung des Wechsels, die Eingaben an Behörden, die Kostenberechnungen, die Anleitung zur Buchführung ꝛc., ist den Bedürfnissen des Handwerkers entsprechend und aus den Geschäftskreisen des Gewerbes entnommen. Besonders werthvoll sind die Capitel „Bestimmungen aus der Gewerbeordnung und aus dem Arbeiterschutz-Gesetze", der Handwerker im Sühne- und Mahnverfahren vor Gericht und endlich die Erklärung fremder Ausdrücke. Die Aufnahme des letzten Capitels ist besonders anzuerkennen, denn die Unkenntniß fremder Bezeichnungen bringt den einfachen Geschäftsmann, der eigenthümlicher Weise eine besondere Vorliebe für die Benutzung von Fremdwörtern hat, oft in Verlegenheit. Möchte der Herr Verfasser doch denselben guten Standpunkt auch bei der Wahl seiner Geschäftsbriefe (IV) eingenommen haben. Diese scheinen aus erster Hand, von einem Fachmann, d. h. Kaufmann, gekommen zu sein, denn der „Ductus" ist unverkennbar echt: Seite 88: „Ich habe den mir mit Ihrem Werthen vom 28. Dec. 1888 eingesandten Auszug meiner Rechnung nachgesehen ꝛc.," Seite 89: „Ich nehme mir die Freiheit, Sie um Einsendung des Betrages der Ihnen den 15. März gemachten und seit 2 Monaten bereits verfallenen Waarensendung zu bitten ꝛc.," und ebendort: „Wir haben das Vergnügen, Ihnen beiliegenden Auszug Ihrer Rechnung bei uns zu übermachen mit einem Saldo von ꝛc." Es sind glücklicherweise nur wenige Beispiele für die Art, wie der deutsche Kaufmann schreibt, aber in einem Lehrbuche sollte dieselbe doch nicht Aufnahme finden. Die Briefe, welche der Handwerker geschrieben, sind einfach und

natürlich; ein kleiner lapsus Seite 81, wo es heißt: „Nun traf uns plötzlich das Unglück, daß uns einer der Gehilfen am Nervenfieber erkrankte &c.," giebt dem Lehrer Gelegenheit zu der Erklärung, daß man doch nicht immer so schreiben darf, wie man spricht! — Im Großen und Ganzen ist das Buch ein gutes Nachschlagebuch für Geschäftsleute, sowie für Lehrer an gewerblichen Fortbildungsschulen und wird Manchem gute Dienste leisten. E.

G. Oe. — Die Schule des Redners. Ein praktisches Handbuch der Beredtsamkeit in Musterstücken, herausgegeben von Conrad Alberti. Leipzig, Otto Wigand 1890. VIII, 364 S. 8°. — Was der Herausgeber will und bietet, sagt die Aufschrift des Buches. Er giebt Musterstücke aus den Reden der nach seiner Meinung bedeutendsten Redner aller Zeiten: Demosthenes' dritte Philippika und Cicero's erste Rede gegen Catilina, Predigten Johannes Tauler's (von den klugen Jungfrauen), Geiler's v. Kaisersberg (über Kinderzucht), Savonarola's (vom Tyrannen) und Martin Luther's (wider die Bilderstürmer), ferner aus dem Zeitalter des Barocks und Rococos Peter Skarga's dritte Reichstagspredigt, Sheridan's Begum-Rede und Mirabeau's Rede über die Zurückziehung der Truppen, endlich aus dem 19. Jahrhundert Fichte's erste Rede an die deutsche Nation, Kinkel's Geschworenen-Rede, Börne's Gedenkrede auf Jean Paul, Lassalle's Rede über Verfassungswesen und Bismarck's Rede über die Verfassung des Norddeutschen Bundes. Mit der Auswahl kann man sich im Großen und Ganzen einverstanden erklären. Den Polen Peter Skarga habe ich bisher nicht zu den bedeutendsten Redern gerechnet und die Lectüre der von Raphael Löwenfeld übersetzten Rede hat mich nicht überzeugen können, daß er dahin zu rechnen sei. Börne gehört ganz entschieden nicht hierher, am allerwenigsten kann das echt orientalische Phrasengewäsch der mitgetheilten Gedenkrede für seine Heranziehung bestimmend sein. Sonst ist die Auswahl gut getroffen, die Uebersetzungen, so weit ich urtheilen kann, gut. Wie steht's aber nun mit dem Eigenen, das Hr. Conrad Alberti in den Anmerkungen, den allgemeinen und besonderen Einleitungen bietet? Es liest sich fast Alles recht hübsch, ist interessant, manchmal pikant geschrieben, ohne pedantische Gründlichkeit, Alles mit hochmodernem Anstriche, kurz wie es das große Publicum haben will. Langweilig sind seine Erörterungen fast nirgends, auch sein Stil ist gewandt und seine Sprache bis auf Wendungen und Worte, wie: „Verweibsung, nicht die Bahne, mit Hunden gehetzt, zum Erbrechen", dem Stoffe angemessen. Wäre der Verfasser immer objectiv geblieben, dann könnte man das Buch empfehlen; aber die Objectivität fehlt ihm gänzlich. Wir stellen eine Reihe von Aeußerungen zum Erweise dieses Mangels zusammen: S. 56: „Adel und Capital benahmen sich wie immer gemein und schuftig." S. 86: „Infallibilität kennt der jüdische Geist nicht, er beugt sich nur vor Einem: vor dem besseren Wissen, dem reicheren Verstande." S. 89: „Wann hätte das Christenthum gezögert, die unerhörteste Schandthat der Machthaber zu entschuldigen, zu preisen, zu verherrlichen, wenn es dadurch seine eigene Herrschaft stärken konnte?" Ueber die Predigt zur Zeit Constantin's sagt er S. 90 in einem Athem: „Man ersetzte schlechte Ausdrücke der Evangelien durch elegantere, salonmäßigere. Ein rohes pöbelhaftes Schimpfen gegen Andersdenkende nahm überhand." Von Luther sagte er S. 151: „Er verfuhr dabei mit jener raffinirten Schlauheit des Bauern, ... er hielt den Fürsten die Einziehung der Klostergüter als Lockbissen hin, er segnete die Bigamie des Landgrafen von Hessen, er trat wider Münzer und die hungernden Bauern auf, schützte die empörenden Feudalrechte des Adels und die wucherische Ausbeutung der Bauern durch die Geldleute." S. 192 behauptet er, man nehme im modernen Deutschland nur die Reden der Regierung, des Centrums und der Socialdemokratie ernst, und S. 193 nennt er den deutschen Parlamentsredner im Allgemeinen langweilig, doctrinär, oder sentimental verlogen, oder clownhaft witzelnd, nicht selten roh und platt. Mit Bezug auf Bismarck heißt es S. 206: „Es war damals noch nicht Sitte, wie in unserem hochgepriesenen Jahrhundert, daß Staatsmänner sich aus dem Gelde dotiren ließen, das mit dem Blute der Landeskinder erworben war, oder sich durch gute Freunde bei der Nation Rittergüter zusammenbetteln ließen" und S. 342 spricht er von einer entsetzlichen Fadheit des Sprüchels: „Der Deutsche fürchtet Gott und sonst nichts auf der Welt." Diese Proben werden genügen. Wir brauchen unseren Lesern wohl nicht erst zu sagen, daß unter dem Pseudonym Conrad Alberti sich ein Jude verbirgt. Wir gestehen offen, daß es uns recht schwer fällt, die Ausdrücke so zu wählen, daß sie noch als parlamentarisch gelten können. Derselbe Schriftsteller hat vor Kurzem einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er seine Meinung über die Berechtigung des Antisemitismus auseinandersetzte. Nun, es kann kein besseres Zeugniß für die Berechtigung des Antisemitismus geben als dieses Buch. Das wagt ein jüdischer Schriftsteller über unser Christenthum, über unsern Luther, über unsern Bismarck zu schreiben, und das deutsche Volk soll — sein Buch kaufen. Es ist schwer keine Satire zu schreiben. Es hieße dem Manne zu viel Ehre anthun, wenn wir das Christenthum, das Andenken Luther's, den großen Kanzler gegen solche Bezeichnungen vertheidigen wollten, sie bedürfen der Vertheidigung nicht. Aber eine Frage taucht in uns bei dem Lesen solcher Sätze immer wieder auf: Wie lange wird das deutsche Volk noch sein Heiligstes, seine großen Männer von frechen Judenhänden besudeln lassen? Quousque tandem?

— Gedichte von Peter Cornelius. Eingeleitet von Adolf Stern. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Musikverein. Leipzig, C. F. Kahnt Nachfolger. 1890. — Die Herausgabe dieser Gedichte des hochbegabten Musikers, des Componisten des „Barbiers von Bagdad" und des „Cid", ist, wie der Titel schon andeutet: ein Denkmal der Anerkennung, welches die Freunde und Berufsgenossen des der Kunst leider zu früh Entrissenen demselben geweiht haben. In ihm lagen von früher Jugend an Poesie und Musik miteinander im Wettstreit, doch nicht um einander eifersüchtig und feindlich zu bekämpfen, sondern um einen festen Bund mit einander fürs ganze Leben zu schließen. Als der junge Künstler, der ursprünglich, wie sein Vater, Schauspieler werden sollte, sich endlich für den musikalischen Beruf entschied, wurde die Poesie der bevorzugten Musik aufs Neidloseste dienstbar, die ihrerseits kaum etwas Anderes hervorbringen wollte, als wozu jene ihr nicht den Gedanken, die Worte geliehen. Im Uebrigen schränkte sich der Dichter fast ganz auf Gelegenheitsgedichte ein, wie ja nach unserem größten Dichter jedes lyrische Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein sollte. Und doch welche Fülle von Poesie trug er, wie die vorliegende reiche Sammlung von Liedern beweist, gleichwohl in seinem Gemüth, wie leicht floß sie ihm, der die Sprache und rhythmischen Formen derselben so anmuthig beherrschte, nicht von der Lippe. Gewiß sind unter der Menge der hier vereinigten Lieder manche, die man zu leicht befinden wird, und etwas weniger würde auch hier, wie so oft, mehr gewesen sein, da die Zahl der werthvollen jene ja weit übersteigt. Ihr Hauptreiz liegt außer der geist- und kunstvoll behandelten Form in der Persönlichkeit des Dichters selbst, dessen keusche, reine, fromme Natur, dessen auf hohe Ziele gerichtete Anspruchslosigkeit, dessen bald schalkhaft scherzende, bald tiefsinnige Liebenswürdigkeit sich so voll, frei, natürlich, mit so anmuthigem Witz und so warmherzigem Humor darin darlebt. Adolf Stern, der dem Dichtercomponisten im Leben befreundet war, hat in seiner geistvollen Einleitung die Persönlichkeit und künstlerische Eigenthümlichkeit desselben zu ebenso charakteristischer wie lebendiger Darstellung gebracht. Er hat auch ein scharfes Streiflicht auf die Kämpfe fallen lassen, in welche der arglose Cornelius gegen Neid, Cliquenwesen, Partei- und Skandalsucht, die ja auch noch heute unsere Theaterpresse vielfach beherrschen, gerieth. Ihnen, die damals in Weimar ihren Rückhalt in der Eifersucht Dingelstedt's auf die Ausnahmestellung Franz Liszt's hatten, obschon jener seine Weimarer Berufung lediglich diesem verdankte, fiel bei der ersten Aufführung „Der Barbier von Bagdad" zum Opfer. Auch genügte ihnen der Durchfall der Oper noch nicht — unbekümmert, ob sie damit die künstlerische und bürgerliche Existenz eines hochbegabten, edlen Menschen zu Grunde richteten, schickten sie Zeitungsberichte in die Welt, um damit den Glauben zu erwecken, daß es sich nur um eine talentlose Ungeheuerlichkeit gehandelt habe. Und doch war dieser giftige Eifer nicht sowohl gegen Cornelius als gegen seinen Gönner Liszt gerichtet, der — und dies war der eigentliche Zweck — infolge davon seine Stelle in Weimar niederlegte und diese Stätte vieljährigen ruhmreichen Wirkens verletzt verließ. Cornelius gehört zu den Künstlern, bei denen die Nachwelt einigermaßen gut zu machen sucht, was die Nichtswürdigkeit einiger Wenigen und die Gleichgiltigkeit und Leichtgläubigkeit der Mitwelt an ihnen verschuldet. So löblich dies aber auch ist, so ist es doch nur ein geringer Ersatz für das, was auf solche Weise verloren geht und zu Grunde gerichtet wird. R. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 76. Donnerstag, den 26. Juni. 1890.

Das Innsbrucker Gestein-Relief der Tiroler Alpen.

R. „Da habe ich wohl die Ehre und Freude Hrn. Professor Schuler selbst begrüßen zu können?!"

Mit diesen Worten trat ich an einem schönen Sommernachmittage des vergangenen Jahres im Hofe der Lehrerbildungsanstalt in Innsbruck an eine in mühseliger Stellung am Boden kauernde Mannesgestalt heran, die eifrig mit dem Zerkleinern von Steinen verschiedener Form und Größe beschäftigt war. Der Angeredete erhob sich freundlich grüßend und beantwortete meine Frage, ob mein Erscheinen zu dieser durch einen Anschlag im Seminargebäude untersagten Zeit denn auch genehm wäre, mit der artigen Erwiderung, es könne ihm nur erwünscht sein, wenn möglichst viele Fremde sein Werk in Augenschein nehmen und unbefangen prüfen würden, und der Grund zu der Zeitbeschränkung, die Besorgniß vor etwaigen Beschädigungen durch gewissenlose Besucher, sei ja, abgesehen von allem Anderen, durch seine Anwesenheit unwirksam gemacht.

Als ich sodann mein Bedauern aussprach nicht schon früher auf seine in höchstem Maße anziehende und lehrreiche Schöpfung hingewiesen worden zu sein, und mit Anerkennung des unlängst erschienenen Aufsatzes in den „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" gedachte, dem ich jetzt meine Kenntniß verdanke, sprach er mit großer Lebhaftigkeit sein Bedauern aus, daß gerade dieser Aufsatz, der zuerst die Kunde von seiner Schöpfung, dem Werke vieljähriger, mühsamer Arbeit, in weiteste Kreise hinausgetragen habe, eine unbefangene Prüfung und Würdigung seiner Arbeit und ihres Zweckes vermissen lasse, und daß derselbe niedergeschrieben sei, ohne daß es sein Verfasser für angezeigt gehalten habe, sich mit ihm selber vorher ins Einvernehmen zu setzen.

Wir verdankten diesem Umstande die uns sehr erwünschte Folge, daß uns Professor Schuler eine äußerst eingehende Schilderung der Geschichte der Entstehung seines Gestein-Reliefs sowie der Mittel und Zwecke seiner Ausführung gab, und zwar weit eingehender, als er in seiner erst weit später abgedruckten Erwiderung zu dem erwähnten Aufsatze gethan hat und thun konnte.*) Ein besonderer Reiz lag für mich Mitteldeutschen neben der großen Anschaulichkeit der Schilderung in dem eigenthümlichen Contraste zwischen den gelehrten geologischen Erörterungen und dem gemüthlichen Tiroler Dialekt, in welchem sie vorgetragen wurden, und zwischen dem Eindrucke einer auf der Höhe der Zeit stehenden wissenschaftlichen Persönlichkeit und ihrer äußeren Erscheinung, die vor Allem durch die gebieterischen Forderungen des Wunsches ungehindert und unbelästigt von den Strahlen der Augustsonne dem mühsamen Werke obzuliegen bedingt war, welchem Zwecke besonders ein der Landestracht entsprechender umfangreicher, hoher und spitzer Strohhut mit der unvermeidlichen grünen Schnur diente.

Da sich noch verschiedene andere Fremde, des Verbotes ungeachtet, eingefunden hatten, so folgte bald ein stattliches Auditorium mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Ausführungen und zugleich seinen Schritten. Denn um dem laienhaften Auditorium die Begriffe von Hebung und Senkung oder die Vorgänge der Runzelungen und Faltungen nach der von ihm adoptirten modernen „Faltentheorie" oder die verschiedenen Lagerungsarten des Urgesteins und der Dolomitkalke an charakteristischen Beispielen verständlich zu machen, begann eine Wanderung „mit Siebenmeilenstiefeln" durch alle Theile des Tirolischen Gebirges, bald den tiefeingeschnittenen Hauptthälern entlang, bald auch in kühnem Schwunge über ganze Gebirgszüge und die tiefsten Thalgründe hinweg. Obwohl sich bei dieser ungestümen, aller räumlichen Verhältnisse spottenden Durchmusterung Tirols das Auge und der Fuß rasch an bisher ganz fremde Verhältnisse gewöhnte, so erregte es doch bei den Anwesenden eine nur mühsam unterdrückte Heiterkeit, als eine Dame angesichts der Adamellogruppe ihr Befremden aussprach, daß man den Glockner nicht sehen könne, und sodann von ihrem Gatten um ganz Tirol herum nach dem fernen Nordosten geführt wurde, wo, für ein gesundes Auge selbst von der Südwestecke Tirols aus deutlich erkennbar, die kühnen Zacken der Glocknergruppe thronten.

Wir können leider den Ausführungen Schuler's nicht durch alle Kreuz- und Querwege folgen, sondern müssen uns, da uns in der Ferne die unmittelbare Anschauung mangelt, zunächst den Gesammteindruck dieser merkwürdigen Landkarte aus natürlichem Gestein vergegenwärtigen und führen deshalb den Leser zu jener Stelle zurück, wo unser Zwiegespräch mit Professor Schuler den Anfang nahm und sich unserem Auge zuerst seine Schöpfung darbot.

Wir standen an einem Zipfel des Landes Tirol von geringer Breite. Links zeigte sich, rings von hohen Bergen umrahmt, in naturgetreuer Nachbildung ein — entsprechend der Landesgrenze — quer abgeschnittenes tiefblaues Seebecken und rechts davon, durch einen hohen, nach beiden Seiten steil abfallenden Höhenzug davon geschieden, ein tief eingeschnittenes enges Flußthal. Sobald sich das Auge dem Maßstabe angepaßt hatte, erkannte man in dem Seespiegel das nördliche Ende des Gardasees, in dem Flußthale das Thal der Etsch und in dem sie trennenden Höhenzuge den Monte Baldo. Nördlich von diesem erblickte man, der Wirklichkeit in allen Einzelheiten entsprechend, die allen Italienreisenden wohlbekannte Einsenkung, durch welche der Weg von der Eisenbahnstation Mori am See von Loppio und an dem wilden, karstähnlichen Kalktrümmerfelde hinauf nach dem Sattel von Nago und durch das Fort Nago, hinter dessen Thorbogen man durch den berühmten Ueberblick über den Gardasee bis zu den Hügeln von Solferino überrascht wird, hinab nach Torbole und Riva führt. Und jener Berg rechts oberhalb der durch Goethe's Reise bekannten Nordostbucht des Gardasees, an welchem Professor Schuler eben mit emsiger Sorgfalt die charakteristische Gipfelform aus seinem rohen Gestein herausformt, ist kein anderer als der Monte Stivo, die südlichste Erhebung der Orto d'Abramo-Gruppe, einer von Nummulitenkalk überragten Jurakreideinsel, die unter den Botanikern durch ihre reiche Ausbeute an seltenen Pflanzen berühmt ist.

Wir stehen also genau im Süden des Landes. Zugleich an einer Stelle, die vorzüglich zur Orientirung geeignet ist. Denn dem Etschthale entlang gleitet unser Blick direct nach Norden bis nach Bozen, und über Bozen hinaus in dem schmalen Sarnthale immer weiter nach Norden bis in die Gegend des Brenners, hinter dessen Einsattelung, wie der Kundige weiß, die Landes-

*) Der Verfasser obenstehender Schilderung, die vor Allem den Zweck hat, die Aufmerksamkeit aller Tiroreisenden auf Schuler's Relief hinzulenken, hält es für seine Pflicht zu erklären, daß er beiden Aufsätzen einzelne der sachlichen Angaben entlehnt hat.

hauptstadt Innsbruck im großen Querthale des Inn zu suchen ist. Während aber rechts vom Sarnthale das Eisackthal dem Brenner zustrebt, zieht sich in weiter Ausbuchtung nach links das Etschthal hinan bis zu jener Wasserscheide von Reschenscheideck, auf welcher dem von dem Innthale nach Süden ansteigenden Wanderer mit einem Male der Blick auf die gewaltigen Gletschermassen der Ortlerkette und ihre großartigen Steinpyramiden zu Theil wird. Rechts und links dehnen sich aber im Vordergrunde die Dolomitgipfel der Cadorischen Alpen und der Adamellogruppe aus, und ein nur einigermaßen geschultes Auge erkennt leicht aus dem Gipfelgewirr einzelne Lieblinge, wie die herrliche Marmolada mit ihrem furchtbaren Südabsturze, heraus.

Doch mit diesem Genusse, den der mühelos unterrichtende Anblick so vieler in der Natur weit von einander entfernter und doch hier in getreuer Nachbildung sichtbarer Gipfel bietet, muß sich nicht etwa der Beschauer genügen lassen. Denn der Maßstab dieser steinernen Landkarte gestattet es ihm, im Etschthale nach Norden zu wandern und in die einzelnen Seitenthäler einzubiegen, um von beliebigem Standpunkte von oben herab mitten hinein in die vielverzweigten Berggruppen zu schauen oder aus einiger Entfernung von allen Seiten her sich einen Eindruck von dem charakteristischen Bilde zu verschaffen, das die einzelnen Gruppen je nach dem Standorte des Beschauers darstellen. Dies gilt insbesondere von den Hochgipfeln, die ihre und die benachbarten Bergketten überragend, von den meisten der durch ihre Rundsicht berühmten Bergen gesehen werden und die sich entweder wie die glockenförmigen Gipfel in der nämlichen Gestalt oder wie die langgezogenen Felsnadeln in immer wechselnden Formen zeigen. Dagegen ist es wiederum von eigenartigem Reize, daß einzelne Gruppen, die in Wirklichkeit kaum irgendwo überblickt werden können, oder auch nur einen befriedigenden Einblick in ihre Theile gestatten, hier in diesem natürlichen Bilde, das man ebenso gut als bildliche Natur bezeichnen kann, in aller Behaglichkeit und von jedem beliebigen Gesichtspunkte aus betrachtet werden können.

Nachdem wir nun in kurzen Zügen den Eindruck geschildert haben, den die Schöpfung Schuler's auf den Beschauer bei erstmaliger Betrachtung macht, ist es nun an der Zeit, zu zeigen, mit welchen Mitteln dieses Werk geschaffen wurde und wie sich sein Eindruck als die Wirkung seiner Maße und Verhältnisse erklärt.

Die erste Veranlassung zur Entstehung des ganzen Werkes ist eine rein zufällige und hat mit seinem idealen, wissenschaftlichen und pädagogischen Zwecke nicht den mindesten Zusammenhang. Es hatte sich im Jahre 1877 nach der Vollendung des Lehrerseminars oder — auf gut österreichisch — des kaiserlichen Pädagogiums eine Streitfrage über die Beseitigung des Bauschuttes erhoben. Da dieser nämlich das Terrain bis unter das natürliche Niveau hinab bedeckte, bis wohin man bei Beginn des Baues den Humus ausgehoben hatte, so ließ der Baumeister den Schutt nur bis zu dem ursprünglichen Niveau abfahren und verlangte für die Entfernung des Restes, wofür er sich nicht contractlich für verpflichtet hielt, 400 fl. von der Stadtgemeinde. Hierauf wollte diese nicht eingehen, und die Verlegenheit, was nun mit dem Bauschutte geschehen solle, weckte in Schuler den ersten Gedanken zu seinem großartigen Werke. Er erbot sich auf dem Bauschutte, der so als Untergrund an Ort und Stelle eine sehr zweckmäßige Verwendung finden werde, ein Relief der Tiroler Alpen aus ihren thatsächlichen Gesteinsarten aufzubauen, indem er für seine in Mußestunden auszuführende Arbeit persönlich keinerlei Vergütung beanspruchte, und sich auch dafür verbürgte, daß die Kosten der ganzen Anlage nicht mehr betragen sollten als jene 400 fl., die von dem Baumeister für die Beseitigung des Schuttes gefordert worden waren.

Man acceptirte seinen Vorschlag und wählte als Ort für das auf dem Bauschutte aufzubauende Gestein-Relief den mittleren Theil des Gartens. Nach Festsetzung des Maßstabes und Fixirung der wichtigsten Richtungsverhältnisse der Höhenzüge und Thalgründe vermittelst der hierfür wesentlichen Gipfel- und Thalpunkte begann sodann die Arbeit mit der Massenvertheilung des Bauschuttes, nach welcher bereits die plastische Karte Tirols in den rohesten Umrissen vorhanden und erkennbar war.

Die Dimensionen, die man der ganzen Schöpfung zu Grunde legte, waren freilich so bedeutend, daß außer dem Bauschutte noch 65 Doppelfuhren und $4\frac{1}{2}$ Eisenbahnwagenladungen Steine nöthig wurden, um damit die Berge selbst nach ihren natürlichen Gesteinsarten auf jener Unterlage aufzubauen. Einen großen Theil dieses gewaltigen Steinmateriales hat Schuler selbst an Ort und Stelle gesammelt, wozu ihm ein günstiger Umstand, seine Ernennung zum Bezirksschulinspector, ganz besonders förderlich war. Denn durch dieses Amt, das ihn auf häufigen Reisen im ganzen Lande herumführte und überdies zeitweilig vom activen Dienste am Gymnasium befreite, erhielt er reiche Gelegenheit die für seine plastische Wiedergabe der Natur und Gestaltung des Gebirges nöthigen Gesteinsarten selbst zu sammeln oder an geeigneten Bruchorten für ihre Gewinnung Sorge zu tragen, und sich so passendes und ausreichendes Material für sein Werk zu verschaffen.

Mit diesem Materiale hat nun Schuler eine plastische Wiedergabe des Landes Tirol von 40 Meter Länge und 30 Meter Breite geschaffen, deren Berge sich bei einer bedeutenden Ueberhöhung des Verticalmaßstabes (Länge : Höhe = 1 : 3,41 oder 22 : 75) bis zu Mannshöhe erheben, da bei diesem Maßstabe 1 Centimeter Höhe des Reliefs 22 Meter natürlicher Höhe wiedergiebt, so daß z. B. der Ortler des Reliefs eine thatsächliche Höhe von etwas mehr als $1\frac{3}{4}$ Meter hat. Und obgleich die Darstellung der Flächenausdehnung beinahe nur den vierten Theil der Höhe ausmacht, so entspricht doch der Breite der Thäler des Inn und der Etsch auch nach diesem bedeutend geringeren Längenmaßstabe noch eine Breite von 20—30 Centimeter im Relief. Nun verengen sich aber selbst diese Thäler auf große Strecken so bedeutend, daß ihre genaue Verjüngung nur 5 bis 10 Centimeter oder noch weniger ergeben würde, während die entsprechend schmäleren Neben- und Seitenthäler eine noch geringere Breite im Relief aufweisen müßten. Da somit die genaue Durchführung des Verjüngungs-Maßstabes die Möglichkeit ausgeschlossen hätte, diese Thäler zugleich als Zugangslinien zu verwenden, wodurch die bequeme Uebersichtlichkeit des Ganzen und seiner Einzelheiten bedeutend verringert worden wäre, so entschloß sich Schuler im Interesse seines pädagogischen Zwecks das Innthal von Kufstein bis Finstermünz, das Sill- und Eisackthal von Innsbruck bis Bozen (d. i. die uralte Brennerroute), das ganze Pusterthal, den Vintschgau und das Etschthal bis zur südlichen Landesgrenze durchgängig in der Breite von 30 Centimeter anzulegen. Für die Thäler zweiter Ordnung wählte er einen Maßstab von 20 Centimetern und führte in dieser Breite eine Reihe von Seitenthälern aus: das Zillerthal bis Mayrhofen, das Oetzthal bis Zwieselstein, den Fernpaß von Imst bis Rautte, das Tauferer- und Iselthal, das Gaderthal von Brunneck bis Buchenstein, das Fassathal bis Predazzo, ferner das Val die None und Val di Sole, die von der Straße von Trient nach Judicarien benutzte Einsenkung (z. Th. das Thal der oberen Sarca) und das ganze Val Sugana. Doch wird der an sich geringfügige Uebelstand, daß so nicht mit derselben Genauigkeit wie sonst jede Raumnuance des Thalgrundes zur Wiedergabe gelangen konnte, dadurch zum größten Theile wieder ausgeglichen, daß allerorten wenigstens das Verhältniß von Breite und Enge des Thales angedeutet ist und daß Wendungen des Thales, Einmündungen von Nebenflüssen und die an den Thalseiten anstehenden Gesteinsarten durchaus naturgetreu wiedergegeben sind. Entscheidend ist und bleibt aber dies, daß ohne Verwendung der Sohle jener Thäler zu Fußwegen die Anlage überhaupt nicht gangbar und weder ein Einblick in die Einzelheiten, noch ein befriedigender Ueberblick über das Ganze möglich wäre und daß alsdann das ganze Werk seinen pädagogischen Zweck verfehlen würde.

Fast noch bedeutsamer als dieser kartographische Werth von Schuler's Gestein-Relief Tirols ist sein geognostischer Charakter. Es sind nämlich alle Lagerungen der verschiedenen Gesteinsarten, die den geologischen Aufbau der Gebiete ausmachen, durch passend ausgewählte Steine des Gebietes selber in ihrer richtigen Ausdehnung und gegenseitigen Begrenzung zur Darstellung gebracht worden. Von dem Centralgneis und dem Glimmerschiefer, die in den Hohen Tauern, in der Stubaier-, Venter- und Silveretta-Gruppe vorherrschen, hebt sich deutlich erkennbar die Schieferhülle ab, welche im Norden und Süden jenen Kern umgiebt. Und eben so tritt das mannigfaltige Gestein der nördlichen Kalkalpen mit seiner charakteristischen Kettenbildung in einen scharfen Gegensatz zu der südlichen Kalkzone mit ihrer stark individualisirten Gruppenordnung. Und der Gegensatz, in welchem die blendend weißen Kalk- und Dolomitgesteine und dazwischen das stumpfe Grauroth der Porphyre des Bozener Plateaus zu dem matten Glanze der dunklen Glimmerschiefer stehen, bringt auch dem Laien die Grenzen der südlichen Kalkzone, welche unter einem rechten Winkel scharf in das Gebiet der Kernalpen einspringt, für das Auge und den Sinn unmittelbar zum Bewußtsein. Es

liegt auf der Hand, daß durch die Verwendung des naturgemäßen Materials, die von Schuler überhaupt zum ersten Male zur plastischen Darstellung eines größeren geographischen Ganzen durchgeführt worden ist, auch der ästhetische Eindruck der für jede Gesteinsart charakteristischen Form und Farbe der Gebirgsgruppen und Höhenzüge, sowie ihrer Gipfel in voller Naturwahrheit zur Wiedergabe gebracht wird. Dazu tritt bei den über die Schneegrenze hinausragenden Gruppen die sinnreiche Darstellung der Vergletscherung, die durch eine Masse aus Kalk, Gyps und Leim nachgebildet wurde, welche Schuler auf den Steinunterbau auftrug und dann behufs größerer Wetterfestigkeit mit Zinkweiß in Leinölfirniß überstrich. Da der Maßstab des Reliefs zugleich eine Nachbildung der Seiten-, Mittel- und Stirnmoränen gestattete, so fehlt auch nach dieser Seite dem plastischen Bilde nichts an seiner Vollständigkeit.

Hiermit würde nun die Aufgabe der kartographischen und geologischen Nachbildung des Landes Tirol erschöpft sein, ja bis zu einem großen Theile wird dieselbe auch schon der Wiedergabe des ästhetischen Eindrucks gerecht, den der Anblick der ganzen Gebirgswelt und ihrer einzelnen Theile auf den Beschauer hervorbringt. Aber der ästhetische Eindruck einer Landschaft wird nicht blos durch die charakteristische Bodengestaltung und Gesteinsfärbung bedingt, sondern es tritt, zumal in den tieferen Regionen, der grüne Ueberzug der Vegetationsdecke hinzu. Nun kann es sich selbstverständlich nicht darum handeln, die verschiedenen Pflanzen, wie sie je nach dem geologischen Untergrunde wechseln, auch nur durch einzelne besonders charakteristische Exemplare zu repräsentiren; denn auch bei der Verwendung der kleinsten Exemplare der zwergartigen Species der wichtigsten Gattungen würde der Maßstab des Ganzen in einer das Auge geradezu beleidigenden Weise durchbrochen und somit auch der wissenschaftliche Werth der Anlage zerstört werden. Aber dies ist auch nie Schuler's Absicht gewesen; vielmehr wollte er jene Stellen der Bergabhänge, welche in Wirklichkeit mit ständiger Vegetation bedeckt sind, so mit Pflanzen besetzen, daß die natürliche Bodenoberfläche von der Oberfläche der Pflanzen gebildet würde, wodurch er zugleich den unteren Partien seiner Schöpfung eine natürliche Schutzdecke gegen alle Unbill der Witterung zu schaffen und die Befestigung der einzelnen Werkstücke zu erhöhen hoffte. Um aber gleichzeitig auch hierin seinem Maßstabe treu zu bleiben, wollte er dafür nur solche Alpenpflanzen verwenden, deren Wuchs sich genau innerhalb der Grenzen des Maßstabes der Karte halten läßt, wie gerade unter den Alpenpflanzen sich derartige Pflanzen finden und auch im Thalklima mit Erfolg cultivirt werden können. Durch diese Darstellung des Pflanzenwuchses in seiner Abhängigkeit von der Gesteinsbeschaffenheit und der Höhenlage des Bodens würde überdies neben der genaueren Wiedergabe des landschaftlichen Charakters des Landes Tirol zugleich eine Darstellung seiner Culturverhältnisse gegeben, die für den landwirthschaftlichen Unterricht von großem Werthe sein würde. Hoffentlich ist es Schuler vergönnt, auch noch diesen Theil seines Werkes zum Abschlusse zu bringen, wenngleich er zunächst von der Durchführung seiner Darstellung der Pflanzenbekleidung abgesehen hat und jetzt vor Allem mit dem Aufbau des eigentlichen Gestein-Reliefs fertig zu werden bestrebt ist, da seine Bepflanzungsversuche bei dem Mangel eingehender und sorgfältiger Fürsorge, die er selbst ihr nicht zu aller Zeit zuwenden kann und die leider von Anderen bis jetzt nicht übernommen wurde, an der Nutzlosigkeit des Kampfes gegen die Hundeblumen und anderes Unkraut bisher scheitern mußten.

Aber auch so, wie sein Werk jetzt fast vollendet vorliegt, ist es ein staunenswerthes Denkmal seines Fleißes und seiner unermüdlichen Ausdauer. Ueber zehn Jahre lang hat er alle seine Mußestunden dem Ausbaue seiner Schöpfung gewidmet. Um so mehr ist es zu bedauern, daß man — bis jetzt wenigstens — zu wenig gethan hat, um ihm sein Werk zu erleichtern und seine Vollendung zu fördern, oder daß man nicht wenigstens geeignete Maßregeln getroffen hat, um es vor aller Schädigung durch Kräfte der Natur oder vor Eingriffen rücksichtsloser Menschen zu schützen. Denn dies ist doch das Mindeste, was man einem Werke schuldig ist, das in so hervorragender Weise geeignet ist, den angehenden Lehrern Kenntniß des Landes und dadurch auch Liebe zur Heimath einzuflößen, und das mehr und mehr die Aufmerksamkeit aller Derer auf sich zieht, die aus der Ferne kommen, um sich an der Schönheit der Tiroler Alpenwelt zu erfreuen und zu erfrischen, und die dann vor ihrem Scheiden gerne noch einmal in raschem Fluge die herrlichen Bilder an sich vorüberziehen lassen, an denen sich ihr Auge geweidet hatte.

Bücherbesprechungen.

W. L. Sociale Fragen vor zweihundert Jahren (An Essay on Projects) von Daniel Defoe 1697. Uebersetzt von Hugo Fischer. Leipzig 1890 bei C. L. Hirschfeld. 2,40 ℳ. — Man geht kaum zu weit, wenn man behauptet, die directen Vorläufer der gelehrten englischen Nationalökonomie waren die schriftstellernden Kaufleute der Londoner City im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert. Ein frischer kaufmännischer Zug regte sich in England. Das, was man bisweilen den Krämergeist Englands nennt, hatte einen edleren Beigeschmack. Es war die Weltauschauung einer aufstrebenden Classe. Zu den fruchtbarsten Schriftstellern dieser Richtung gehörte der weltbekannte Verfasser des „Robinson Crusoe", der einer der anregendsten volkswirthschaftlichen Pamphletisten zu Zeiten Wilhelm's III. und der Königin Anna war. Hr. Hugo Fischer hat sich ein Verdienst erworben, den Aufsatz Defoe's über Projecte, welche Tagesfragen jener Zeit waren, durch eine gefällige Uebersetzung auch denjenigen Lesern zugänglich zu machen, die des Englischen nicht kundig sind. Der Uebersetzer scheint besonderen Werth gerade auf die Capitel zu legen, in denen Defoe bereits vor nahezu 200 Jahren eine ähnliche allgemeine Versicherung empfahl und im Einzelnen vorzeichnete, wie sie die deutsche Socialreform geschaffen hat. Und gewiß, es muthet uns durchaus modern an, wenn Defoe bei Betrachtung des Versicherungswesens ausführt, „daß der nämliche Gedanke sich zu Methoden erweitern ließe, die das Elend und die Armuth des Menschengeschlechtes verhinderten und uns gegen Bettler, Gemeindearme, Armenhäuser und Spitäler schützten, und wonach kein Geschöpf so elend und arm wäre, als daß es nicht seinen Lebensunterhalt als etwas ihm Zukommendes beanspruchen sollte und ihn nicht von der Mildthätigkeit zu erbetteln brauchte". Indeß außer diesem Project einer unter Anderem auch die Unfälle und Erkrankungen umfassenden allgemeinen Versicherung enthält das Buch Defoe's noch gar manche andere wissenschaftlich werthvolle, so z. B. in dem Capitel über die Bankrotte, welches nicht ignorirt werden darf, wenn man einmal eine Geschichte der Ideen des Konkursrechts schreiben wollte.

a. Bruno Bucher, Katechismus der Kunstgeschichte. III. verbesserte Auflage. Leipzig 1880. J. J. Weber. — Ein „Katechismus der Kunstgeschichte" ist für den gewissenhaften Fachgelehrten eine schwierige Aufgabe. Katechismus ist „ein kurzes, populäres, meist in Fragen und Antworten gehaltenes Unterrichtsbuch". Sich kurz fassen aber, wo Exactheit und Umsicht allein zum rechten Ziele führen können; popularisiren, wo weite Strecken des Stoffgebietes noch gänzlich in Dunkel gehüllt sind, und das bisher Bekannte erneuter Durchforschung bedürftig erscheint; in Frage und Antwort zu lehren, wo die fachmännische Forschung selbst noch vor zahllosen Fragen steht, und eine solche Unterrichtsform selbst die Lehre vom allgemeinen Zusammenhang, von den Grundzügen des Stoffgebietes erschwert — das wird nur möglich, wenn man seine Aufgabe so allgemein und populär faßt, daß ihre Lösung auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch mehr zu erheben vermag. Bruno Bucher hat in seinem jetzt in dritter Auflage edirten Büchlein diesen Ausweg mit glücklichem Erfolg eingeschlagen. Er bietet dem Leser nur das Nothwendige, d. h. also auch nur das nicht mehr Zweifelhafte, mit besonderer Berücksichtigung dessen, worüber nach Maßgabe der heutigen Bildung und Geschmacksrichtung eine Auskunft etwa besonders erwünscht erscheint. Freilich dünkt uns auch in dieser neuen Ausgabe die Auswahl des Gebotenen nicht stets einwandlos. Die Künstlergeschichte steht neben der Stilgeschichte, die „Neuere Zeit" neben Alterthum und Mittelalter in der quantitativen und auch in der qualitativen Behandlung unseres Erachtens zu sehr zurück. Auch würde es wohl kaum gegen das Thema verstoßen, wenn auf die deutsche Kunst ein größerer Nachdruck gelegt und beispielsweise die Aufzählung der prähistorischen Menhir, Lichaven, Dolmen ꝛc. zu Gunsten einer eingehenderen Schilderung Dürer's und Holbein's unterdrückt worden wäre. Im Ganzen aber wird, wer den Inhalt dieses Büchleins sich zu eigen macht, diejenige Kenntniß der Kunstgeschichte — und auch wohl noch etwas

darüber! — erwerben, welche von jedem Gebildeten mit Recht, aber bislang meist vergeblich, gefordert werden dürfte. Das Abbildungsmaterial ist verhältnißmäßig sehr reich. Synchronistische Tabellen und zwei Register bilden treffliche Zugaben.

J. R. **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.** Schauspiel in fünf Aufzügen von **Goethe.** Die Einrichtung der neuen Schauspielbühne des Münchener Hoftheaters. München, Fr. Bassermann. 2 *M.* — Von dem jedenfalls interessanten Beginnen der Münchener Hofbühne, die Verlegenheit, in welche eine moderne Bühne geräth, wenn sie ältere, für eine in Betreff der Verwandlung freiere Bühne geschriebene Stücke aufführt, dadurch zu beseitigen, daß man eine neue Bühne einrichtet, die sich der Shakespearischen nähert, aber genug Eigenart besitzt, um einen eigenen Namen tragen zu können — von diesem Unternehmen haben wir dem Leser schon früher berichtet. Hier liegt nun Goethe's Götz von Berlichingen vor, wie er auf dieser neuen Bühne aufgeführt worden ist. Natürlich ist der Götz nicht für eine solche Bühne geschrieben worden. Goethe dachte gar nicht an die Aufführung, und bediente sich der Freiheiten des altenglischen Dramas nur, weil die Form desselben seiner fessellosen Jugenddichtung entgegenkam, weil man damals für Shakespeare schwärmte und auch weil sie einen Protest gegen die überlieferte starre Form der französischen Tragödie bedeutete. Dennoch besitzt die Aufführung eben infolge dessen eine gewisse Berechtigung. Auch hat man hier den Vortheil, auf die frühere (zweite) und beste Fassung des Goethe'schen Götz zurückgreifen zu können, während die moderne Bühne an die spätere (dritte) Fassung gebunden ist, die entschieden die dichterisch schwächste ist. In der vorliegenden Bearbeitung, die unter Zugrundelegung des Jakob Baechtold'schen Werkes „Goethe's Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt" von Karl v. Perfall besorgt worden ist, sind übrigens einige packende und bühnenwirksame Momente aus der späteren Bühnenbearbeitung, wie die große Adelheid-Scene des fünften Actes, in die frühere Gestalt hinübergenommen, also beibehalten worden. Die eigentliche Bühneneinrichtung der neuen Schauspielbühne in München ist geistiges Eigenthum von Karl Lautenschläger, Maschinenmeister daselbst; von diesem sind denn auch zur Erläuterung seines Werkes fünf Tafeln und Grundrisse, die sich auf die Einrichtung des Götz beziehen, dem Texte beigegeben worden.

G. Oe. — **O quae mutatio rerum! Reminiscenzen eines alten Jenensers,** von **Theobald Raßmus.** Mit 12 Illustrationen. Leipzig, Alfred Lorentz 1890. IX, 168 S. 8°. Preis: 3 *M.* — Ein erquickendes Buch für Jeden, der die herrliche, nie ausgesungene Poesie der Studentenzeit selbst durchgekostet hat oder nachzuempfinden vermag! Wer die Zauberluft von Jena geathmet hat, wer singend und träumend saalauf und saalab gewandert ist, wer vom Hausberg und Jenzig ins gottgesegnete Land geschaut hat, der vergißt sein Jena nicht wieder. Wenn das Haar längst ergraut und das Herz lange müde geworden ist, bleiben die Erinnerungsblätter dennoch frisch und lebendig, und bei innigem Gedenken geht es wie ein Hauch neuer Jugend durchs Herz. Was der Verfasser aus seinem Jenenser Leben erzählt, ist nicht großartig und künstlich aufgebaut, es ist schlicht und lebenswahr; aber gerade in dieser Schlichtheit und Lebenswahrheit liegt der Reiz der Darstellung. Weder Stoff noch Stimmung sind gemacht; aus jedem Capitel, auf jedem Blatte merken wir, daß das Geschilderte erlebt und mit dem Herzen geschrieben ist. So führt uns denn der Verfasser in das studentische Leben und Treiben, wie es in Saal-Athen vor einem Menschenalter üblich war, hinein. Wir wandern mit ihm von der Rudelsburg saalaufwärts nach der Universitätsstadt, sitzen mit ihm in feuchtfröhlicher Tafelrunde auf dem Burgkeller oder auf dem Eichplatze oder in Ziegenhain, fahren mit ihm in überschäumender Jugendlust weiter den Fluß hinauf in das herzliebe Thüringer Land. Prächtig plaudert er von dem Leben, das wir selbst, wenn auch später genossen haben, von den hübschen Verhältnissen zwischen Bürgern und Studenten, von Pedellen und dem „Hotel zur akademischen Freiheit", von gelungenen Streichen und geschwungenen Schlägern, von dem großen Jenaer Jubiläum und der bekannten Aufführung der „Räuber" in Weimar. Es ist Alles so treu, so lebendig geschildert, daß wir uns beim Lesen wieder mitten hinein versetzt fühlten in die septem miracula Jenae; es war, als fühlten wir einen Hauch der berückenden Luft, die die Saale herauf weht. Was uns aber das Buch besonders lieb und werth macht, ist der schlichte, deutsche Sinn, der aus der ganzen Darstellung spricht. Es ist frei von jeder hohlen Renommisterei, es ist rein und edel in Sprache und Gestaltung. Auch das Studentenleben ist nicht frei von Schlacken und Schmutz; aber die Erinnerung zeigt nur das Gold. Der Verf. verziert nicht, er will auch kein mahnender Eckart sein; aber er weiß im Vorbeigehen herrliche Worte zu sagen, die um so wirksamer sein werden, weil sie in solcher Umgebung ausgesprochen werden. Er ist ein Gegner der Schniepelei, wie sie leider immer mehr in studentischen Kreisen einzureißen droht, er spottet mit Recht über das Herunterreißen der Mütze vom Kopfe. So sind denn diese Erinnerungen für den Studenten zugleich liebenswürdige Mahnungen, die sich nicht aufdrängen, wohl aber ins Herz hineindringen. Und noch eins! Der Verfasser ist alter Burschenschafter vom Burgkeller und ist noch heute für die idealen Ziele der Burschenschaft begeistert. Seine Auffassung von dem Wesen und dem Ziele der heutigen Burschenschaft spricht er in folgenden herrlichen Sätzen aus: „Sie soll nach dem Geiste ihrer Gründer sein. Das heiligste Vermächtniß des Geistes der Freiheitskriege, eine deutsch-nationale Studentenverbindung, ein vaterländischer Bund deutscher Studenten, im Gegensatz zu einem solchen mit praktisch-politischen Zielen. Mögen sich die Burschenschafter zu allen Zeiten vergegenwärtigen, daß die Ideale der Gründer der Burschenschaft in nie geahnter, herrlicher Weise Verwirklichung gefunden haben; daß aber **nicht mit demagogischem Phrasenthum,** sondern mit Blut und Eisen das neue neue Deutsche Reich geschmiedet worden ist, und daß dasselbe thatkräftiger, schaffensfreudiger Männer, **nicht aber vom Pessimismus und Allerweltsliberalismus angekränkelter Geister** bedarf." Das sind goldene Worte. Man mag diese Auffassung vom Wesen der Burschenschaft ideal nennen, sie ist nach unseren Erfahrungen nahe daran, innerhalb der Burschenschaft herrschend zu werden. Wer so denkt, wie der Verf., der kann nicht in den einseitigen Vorurtheilen des Corporationsdünkels befangen sein. So beurtheilt er denn auch mit aufrichtigem Wohlwollen und ohne jede Voreingenommenheit die Corps. Sein Buch wird allen Studenten, alten und jungen, und allen Studentenfreunden eine Fundgrube fröhlichen Genusses sein, am meisten wohl den alten und jungen Burschenschaftern, für die es überdies eine Jubiläumsgabe ist. Die Bilder von Jena und seinem Markte, von dem Eichplatze und dem Burgkeller, vor Allem die aus dem Carcer werden Manchem eine willkommene Zugabe sein.

Hp. **Das Gesammtgebiet der Vergolderei nach den neuesten Fortschritten und Verbesserungen.** Die Herstellung von Decorationsgegenständen aus Holz, Steinpappe, Gußmasse und der dazu nöthigen Formen; ferner die Anleitung zur echten und unechten Glanz- und Mattvergoldung, zum Versilbern, Bronciren u. s. w. Die Fabrikation und Verarbeitung der Leisten u. s. w. Praktisches Handbuch für Vergolder, Maler, Bildhauer und andere Praktiker. Von **Otto Rentzsch.** Mit 70 Abbildungen. Wien, Pest und Leipzig, 1890, A. Hartleben's Verlag. — Die mancherlei Fortschritte und Verbesserungen, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Technologie gemacht wurden, haben auch die Vergolderei nicht unberührt gelassen. Verfasser dieses Buches, ein praktischer Vergolder, hat nun das, was über die Fortschritte in seinem Gewerbe bekannt geworden ist und in Fachzeitschriften zerstreut sich findet, gesammelt und nebst seinen eigenen praktischen Erfahrungen in dem vorliegenden Werke niedergelegt; er hat es verstanden, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum jeden Zweig seiner Branche, die, wie aus dem langen Titel des Buches hervorgeht, vielerlei sehr verschiedene Thätigkeiten umfaßt, in genügend vollständiger und leicht verständlicher Weise zu behandeln. Wenn man auch mit dem Inhalte des Buches hinsichtlich der Behandlung des Stoffes zufrieden sein kann, so doch nicht mit dem Titel, denn dieser verspricht viel mehr, als das Werk bietet. Verfasser hat sich nicht überlegt, als er den Titel niederschrieb, daß zu dem „**Gesammtgebiete** der Vergolderei" auch noch andere Vergoldungsarten gehören als die mechanische Vergolderei mit Blattgold; nur von dieser ist in dem Buche die Rede; dagegen sind die Feuervergoldung auf Metalle und Porzellan, die galvanische Vergoldung, die Vergoldung von Leder und Papier in der Buchbinderei und Portefeuillefabrikation (Titeldruck auf Bücher, Goldschnitt derselben), die trockene und nasse Vergoldung von Metallen u. s. w. in dem Buche nicht behandelt. Der Verfasser hätte also dem Titel seines Buches eine andere Fassung geben sollen. Papier, Druck und Holzschnitte sind gut.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 77. | Sonnabend, den 28. Juni. | 1890.

v. Sybel's Begründung des Deutschen Reiches.*)

V.

—m— Wie grundverschieden sah es in jenen Tagen — Mitte Juni 1866 —, als die blutige Entscheidung über die Zukunft Deutschlands unvermeidlich gewarden war, in den beiderseitigen Lagern aus! In Oesterreich hatte man zwar schon vor Manaten mit den Rüstungen begonnen; allein die Finanzlage des Landes und die mittelmäßige Befähigung der leitenden Männer hatten sie nur langsam vorschreiten lassen. Auch über den Feldzugsplan kam man nicht zur Klarheit; man sammelte die Hauptmacht zunächst vor Olmütz. Die Hoffnung auf erhebliche Verstärkung durch die Mittelstaaten erwies sich bald als eitel; außer den wohlgerüsteten sächsischen Truppen war kein Contingent vorbereitet, dazu hemmten Mißtrauen und Unentschlossenheit jede einheitliche Organisation. Das zeigte sich namentlich in den Verhandlungen mit dem bayerischen Generalstabschef v. d. Tann, bei denen schließlich als Hauptaufgabe der Bundescontingente die Deckung des eigenen Territoriums bezeichnet wurde: eine Anschauung, die ein offensives Vorgehen in größerem Stile unmöglich machte. Trotzdem wurde in Anerkennung der Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens der österreichischen und der bayerischen Truppen den ersteren der Befehl zum Vormarsch nach Böhmen ertheilt (17. Juni).

Mit ganz anderer Energie ging man in Berlin an die Lösung der ebenso schwierigen als hochbedeutsamen Aufgabe, die nun einmal gestellt war. „Sobald die Kriegserklärung ausgesprochen wäre, stand die Absicht fest, mit reißender Schnelligkeit zum Angriffe vorzugehen, jeden Nebenzweck zu vernachlässigen und mit der Vereinigung aller Mittel auf das Hauptziel vorwärts zu streben, die Niederwerfung Oesterreichs und die Erzwingung des Friedens im Angesichte der kaiserlichen Burg.“ Die Eröffnung der Feindseligkeiten wollte der König dem Gegner überlassen; es stieß dies freilich auf militärische Bedenken, hatte aber doch seine unleugbaren politischen Vortheile.

Unmittelbar nach dem verhängnißvollen Bundesbeschlusse vom 14. Juni richteten die preußischen Gesandten in Dresden, Cassel und Hannover an die dortigen Regierungen die Aufforderung, sich noch in letzter Stunde zu einem Bündniß mit Preußen zu entschließen und ihre Truppen zu demobilisiren; jede ablehnende Antwort werde als Kriegserklärung angesehen werden. Die Darstellung der Vorgänge, die sich damals in den drei Residenzen abspielten, ist von wahrhaft dramatischem Interesse. Wie vorauszusehen, wurde der preußische Vorschlag abgelehnt; drei Tage später waren Sachsen, Hessen und Hannover occupirt, die sächsische Armee nach Böhmen gegangen, der Kurfürst von Hessen kriegsgefangen.

Der Eindruck, den diese raschen, unblutigen Erfolge machten, war ein mächtiger. Ueber die Schicksale der hannoverschen Armee, das unnütze Blutvergießen bei Langensalza und die Capitulation, die ja Anlaß zu den heftigsten Federkriegen geworden sind, verbreitet sich Sybel sehr eingehend; auch aus seiner Darstellung geht überzeugend hervor, daß die Schuld an der Schlappe, welche damals der General v. Flies erlitt, vor Allem dem auf falschen Voraussetzungen beruhenden und eigenmächtigen Verfahren des Generals Vogel v. Falckenstein beizumessen ist.

Leider hatte sich in derselben Zeit bereits erwiesen, daß Italien ein ebenso nutzloser Bundesgenosse für Preußen sei, wie die Mittelstaaten für Oesterreich. Wohl brannte die Nation vor Kriegslust, war die Armee trefflich gerüstet und den Truppen, die Oesterreich ihr augenblicklich gegenüberstellen konnte, um mehr als das Doppelte überlegen. Aber an La Marmora's mattherziger Politik, die immer nach in der Hoffnung auf Napoleon's Mitwirkung einen Erwerb Veneriens ohne Blutvergießen erstrebte, scheiterten die Bemühungen des preußischen Gesandten Usedom, wie des Anfang Juni von Berlin nach Florenz gesandten Kriegshistorikers Th. v. Bernhardi. Die Folge war die schmähliche Niederlage der italienischen Armee bei Custozza (24. Juni).

Mit derselben meisterhaften Klarheit, mit der Sybel den Aufmarsch beider Armeen schildert, giebt er ein lichtvolles Bild der Operationen in Böhmen bis zu ihrem glänzenden Abschlusse bei Königgrätz, dem auch der militärische Laie mit hohem Genusse folgen wird. Eine auszügliche Wiedergabe gerade dieses Theils des Werks verbietet sich von selbst. Wir nehmen unsern Bericht erst in dem Momente wieder auf, als Moltke am Abend des 3. Juli dem Könige zurief: nicht blos die Schlacht, sondern den Feldzug habe er gewonnen. Bismarck versetzte darauf: Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder zu gewinnen. Und in der That: dieser Geist besonnener Mäßigung war es, der Bismarck's Politik in den nächsten Monaten durchdrang, den er energisch festhielt, wenn die militärische Umgebung des Königs im Siegesrausche andere Bahnen einschlagen wollte, und dem es Deutschland verdankt, wenn das Fundament seiner Einheit, das auf Böhmens Schlachtfeldern gelegt wurde, sich als unerschütterlich erwiesen hat.

Wie in ganz Europa, so rief vor Allem in Paris die Nachricht von dem Siege bei Sadowa eine gewaltige Aufregung hervor; wie eine Beleidigung empfand ihn die französische Armee, die ihre eignen Lorbeeren dadurch in den Schatten gestellt sah. Napoleon sah, daß er sich bei seinem Vertrage mit Oesterreich am 12. Juni stark verrechnet hatte; statt des besiegten Preußens, das er durch seine Intervention zu ewigem Dank zu verpflichten gedachte, rief nunmehr der geschlagene Kaiser von Oesterreich seine Vermittelung bei Italien an und trat zu diesem Zwecke Venetien an Frankreich ab. Die Erzwingung einer Waffenruhe in Italien, welche die dortigen österreichischen Truppen für den nördlichen Kriegsschauplatz verfügbar gemacht hätte, wäre ein offenbarer Bruch der französischen Neutralität gewesen und einen solchen wollte Napoleon vermeiden. Andererseits machte die äußerst gereizte öffentliche Meinung eine einfache Ablehnung des österreichischen Ansinnens unmöglich. So entschloß sich denn Napoleon zu einem Mittelwege und trug nicht blos Italien, sondern auch Preußen seine Vermittelung an. Die berühmte Note im „Moniteur“ vom 5. Juli, in der Frankreich als die Macht erschien, die den stürmenden Wogen Stille gebot, war ganz geeignet, Balsam in die Wunden der natianalen Eitelkeit zu träufeln. Aber Napoleon sollte freilich bald merken, ein wie sorgenvolles Amt er übernommen habe.

Wollte man das Programm festhalten, das sich in seinem Manifest vom 11. Juni aussprach, so war der Widerspruch des siegenden Preußens sicher. Um ihn zu brechen, verlangte Drouyn de Lhuys Einberufung der Kammern, Anleihe einer Milliarde und Aufstellung von 100 000 Mann an der Ostgrenze, die nöthigenfalls die Rheinlande besetzen sollten. Das hätte, wie der Marquis Lavalette be-

*) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preuß. Staatsacten. Von Heinr. von Sybel. Fünfter Band. 2. unveränderte Auflage. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1890. X, 464 S.

merkte, nothwendig einen Krieg mit Preußen zur Folge gehabt, zu dem Frankreich nicht vorbereitet war. Napoleon sah daher davon ab, zumal Rußland wie England sein einseitiges Vorgehen entschieden mißbilligten und auch in Deutschland, selbst in den jetzt noch Preußen feindlich gegenüberstehenden süddeutschen Staaten, man der französischen Vermittelung keineswegs freundlich gegenüberstand.

Die Antwort, die König Wilhelm am 5. Juli dem Kaiser zugehen ließ, war sehr vorsichtig. Er nahm die angebotene Vermittelung zwar an, verpflichtete sich aber zu nichts weiter, als zu einer Verständigung über Mittel zur Herstellung des Friedens, erklärte sich zu einem Waffenstillstand bereit, aber unter Bedingungen, welche die einstweilige Ausnutzung der Kriegserfolge gestatteten, und deutete an, daß er auch auf directe Verhandlung mit Oesterreich nicht verzichte. — Viel schroffer war die Haltung Italiens; das nationale Gefühl, empört über La Marmora's Kriegsführung, bäumte sich dagegen auf, Venetien aus der Hand Frankreichs zu empfangen. Vergeblich bemühte man sich, durch Vorspiegelungen und Drohungen den Waffenstillstand zu erzwingen; die Truppen erhielten den Befehl zum Vormarsch.

Hochwichtige Verhandlungen folgten sich nun in Paris; der preußische Botschafter v. d. Goltz hatte schwere Tage. Prinz Reuß, der am 10. Juli mit einem Schreiben des Königs dort anlangte, brachte keine bestimmten Vorschläge für den Waffenstillstand, sondern erklärte, daß der König solche von dem Vermittler erwarte; übrigens sei ein Stillstand nicht möglich ohne Zustimmung Italiens und ohne eine auch von Oesterreich gebilligte Friedensbasis, für die Preußens Bundesreformplan vom 10. Juni als Ausgangspunkt zu nehmen sei. Als der Kaiser, der sich immer mehr überzeugte, daß sein Schritt vom 4. Juli ein Fehler gewesen und er umlenken müsse, dringender wurde, da eine Fortsetzung des Krieges durch Italien und Preußen ihm vor seinem Lande eine tiefe Demüthigung bereiten müsse, rieth Goltz, die preußischen Friedensbedingungen, deren Eintreffen schon signalisirt war, in Wien zu empfehlen.

Eins hatte sich aus diesen Verhandlungen klar ergeben: in Frankreich fürchtete man vor Allem die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung; viel weniger empfindlich war man gegen etwaige Annexionen. Darauf mußte Bismarck bei Aufstellung der Friedensbedingungen Rücksicht nehmen. Während die Armeen auf Olmütz und Wien vorrückten, mußte er sich schweren Herzens, damit Frankreichs Einmischung nicht die Ergebnisse des glorreichen Feldzugs allzusehr schmälere, dazu entschließen, für den Augenblick auf die Einigung Gesammtdeutschlands zu verzichten und die für den König von Preußen in Deutschlands Interesse erforderliche Machtstellung auf andere Weise, durch Verstärkung seiner Hausmacht, zu erlangen. Ohne jeden Gedanken an weitere Annexionen, lediglich zwecks der Bundesreform und zur Behauptung Schleswig-Holsteins war der Krieg unternommen; Napoleon's Politik war es, die ihm einen anderen Zielpunkt gab. Die Instruction, die Bismarck am 9. Juli an Goltz richtete, bezeichnete als solche die Begründung eines norddeutschen Bundes und die Annexion von Sachsen, Hannover und Hessen oder von Theilen dieser Länder. Napoleon, dem Goltz am 13. hiervon Mittheilung machte, war im Allgemeinen einverstanden, nur verlangte er, daß Sachsen nicht einverleibt, sondern dem süddeutschen Systeme angeschlossen werde und daß Oesterreich integer bleibe. In seinem Auftrage brachte Goltz die Friedensgrundlagen zu Papier, wobei er die Annexionen ganz überging, weil Napoleon erklärt hatte, daß ihm die innere Gestaltung des norddeutschen Bundes gleichgiltig sei. Der Kaiser acceptirte am 14. Juli dies Friedensprogramm und theilte es sofort telegraphisch beiden Monarchen mit.

Dasselbe fand jedoch weder in Wien noch im preußischen Hauptquartier unbedingten Beifall. Dort entsprach es den Erwartungen, die man auf Napoleon gesetzt hatte, so wenig, daß man in der Hoffnung, Preußen werde ablehnen und Napoleon auf seinen früheren Standpunkt zurückkehren, sich abwartend verhielt. König Wilhelm war über den französischen Vorschlag, der ihm erst am 17. Juli zuging, deswegen äußerst unwillig, weil von Annexionen darin keine Rede war; dachte er damals auch noch nicht an die Entthronung eines deutschen Fürstenhauses, so erwartete er doch von seinen Hauptgegnern, auch von Oesterreich und Sachsen, bedeutende Landabtretungen. Bismarck instruirte den Grafen Goltz dahin, daß er Napoleon bestimmen solle, Preußen seine Unterstützung zu einem Landerwerb von drei bis vier Millionen norddeutscher Einwohner zuzusagen; geschehe dies, so könne man das Programm dem Waffenstillstand zu Grunde legen und einstweilen fünftägige Waffenruhe schließen. Schon vor dem Eintreffen des französischen Vorschlags hatte er sich direct mit Wien in Vernehmen gesetzt; aber obwohl die Anerbietungen, die der Präsident des Brünner Handelsgerichts Baron Herring brachte, weit günstiger als die französischen lauteten, versäumte man doch aus unberechtigtem Mißtrauen darauf einzugehen; als Herring am 19. zu Bismarck zurückkehrte, war die französische Intervention eben zugestanden. Am 20. wurde die amtliche Annahme Oesterreichs gemeldet; am Mittag des 22. begann die Waffenruhe.

Die Verhandlungen, die in den nächsten Tagen auf Schloß Nikolsburg stattfanden, haben eine hohe Bedeutung für Deutschlands Geschichte erlangt; die eingehende Darstellung derselben darf als ein besonderes Verdienst Sybel's gelten. Um sich freie Hand für die spätere Beurtheilung des Vertrags zu wahren, hatte Napoleon seinem Botschafter die Unterzeichnung der Präliminarien und jede amtliche Einwirkung auf die Verhandlungen untersagt; damit beraubte er sich des Rechts, gegen künftige Aenderungen des Vertrags Einspruch zu erheben. Schnell einigte man sich über die ersten Punkte der von Bismarck am 23. vorgelegten Präliminarien: Integrität Oesterreichs, abgesehen von Venetien, Anerkennung des von Preußen zu bildenden norddeutschen Bundes, Einverständniß mit einem Bunde der süddeutschen Staaten, dessen Verhältniß zum Nordbunde weiterer Verständigung vorbehalten blieb, endlich Uebergang aller Rechte Oesterreichs an Schleswig-Holstein auf Preußen. Zu lebhafteren Verhandlungen gab die Feststellung der Kriegskosten Anlaß. Die schwierigste Frage aber war die der Annexionen. Bismarck schlug einen einfachen Artikel vor, nach welchem der Kaiser die vom Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden Einrichtungen, einschließlich der Annexionen, anzuerkennen versprach. Graf Karolyi, der österreichische Unterhändler, verlangte hierauf die Integrität Sachsens, des einzigen thätigen und opferbereiten Bundesgenossen, und erklärte ferner, daß er ohne Zuziehung Bayerns keinen Friedensvertrag abschließen könne; dies letztere Verlangen ließ man später fallen, da v. d. Pfordten von Separatverhandlungen mit Preußen ein günstigeres Ergebniß erwartete. Ueber Sachsens Schicksal kam man am 23. noch nicht ins Reine; der König, erzürnt über Beust's langjährige Wühlerei, forderte wenigstens eine größere Abtretung, und andere sehr einflußreiche Männer sahen nicht ein, warum die sächsische Regierung anders behandelt werden solle als die hannoversche. Daß aber auch in dieser Frage ein Einvernehmen erzielt werden müsse, erschien Bismarck's klarem Geiste als dringende politische Nothwendigkeit; schon regte sich in St. Petersburg wieder der Gedanke eines europäischen Congresses; bevor derselbe weitere Ausdehnung annahm, mußte der Friede mit Oesterreich hergestellt sein. Auch abgesehen davon, lag ihm sehr viel daran, durch schonende Behandlung des besiegten Gegners die Brücke zu dauernder Freundschaft zu schlagen. So empfahl er denn in einem hochbedeutenden Berichte, den er am 24. Juli an den König erstattete, allseitige Mäßigung; vor Allem trat er für die Erhaltung Sachsens, diesen gemeinschaftlichen Wunsch Oesterreichs und Frankreichs, ein; eine Convention, welche die gesammten Streitkräfte des Landes Preußen zur Verfügung stellte, werde dem politischen Bedürfniß genügen. Der zwingenden Logik dieser Ausführung unterwarf sich der König, wenn auch nicht ohne Widerstreben. „Schwerlich wird die Nachwelt anders urtheilen, als daß ein solches Verhältniß zwischen Monarch und Minister, eine solche Verbindung von Siegesbewußtsein und Mäßigung, ein solches Hand in Hand Gehen von Selbstbeherrschung und Genialität in aller menschlichen Geschichte sehr selten erschienen ist." Nunmehr gelangten die Verhandlungen schnell zum Schlusse. Als Karolyi freilich die Verbindung Sachsens mit dem Südbunde statt mit dem Nordbunde in Vorschlag brachte, war Bismarck's Geduld zu Ende; leidenschaftlich erklärte er, die Aufrechterhaltung dieses Begehrens sei die Erneuerung des Krieges; sollte der König es annehmen, so würde er sein Amt aufgeben.

Eben war man im Begriff, die Präliminarien zu unterzeichnen, als Benedetti dem preußischen Minister eine Depesche Drouyn de Lhuys' vorlegte, in welcher es hieß, Frankreich habe zwar den Verlauf der Verhandlungen nicht stören wollen, müsse aber bemerken, daß seine Einstimmung zu den preußischen Annexionen eine billige Entschädigung zur Voraussetzung habe und daß der Kaiser sich darüber mit Preußen in Vernehmen setzen werde. Bismarck ersuchte den Botschafter, ihm heute keine amtliche Mittheilung dieser Art zu machen, und wandte sich zur Unterzeichnung der Präliminarien. Der Friede mit Oesterreich war in demselben Augenblicke gesichert, als auf der

einen Seite Rußlands Congreßantrag, auf der andern französische Compensationsgelüste sich zeigten. „Niemals war mit schärferem Blicke und festerer Hand die Stirnlocke Fortuna's ergriffen worden."

Auf den Feldzug der Mainarmee gehen wir ebenso wenig ein als auf die böhmischen Kämpfe. Dank der erbärmlichen Führung des hier überall überlegenen Gegners wurde auch dort ein Erfolg nach dem andern erzielt; am 16. Juli konnte General v. Falckenstein von Frankfurt aus dem Könige melden, daß alles Land nördlich des Mains zu seinen Füßen liege. Seinem Nachfolger v. Manteuffel waren die letzten Waffenthaten des Feldzugs, die siegreichen Kämpfe vom 24.—26. Juli gegen die bayerischen und die Bundestruppen zwischen Tauber und Main, vorbehalten. Wohl mochte man im ganzen Süden die Nachricht von den Nikolsburger Präliminarien mit Freuden begrüßen. Während Preußens besiegte Gegner nun friedesuchend im preußischen Hauptquartier sich einfanden, wurde auch die Herstellung des Friedens im Innern angebahnt.

An demselben 3. Juli, an welchem Preußen sich den Ruhm der ersten europäischen Kriegsmacht erworben, hatten die Landtagswahlen eine totale Umgestaltung des preußischen Abgeordnetenhauses bewirkt; die Regierung hatte fast für die Hälfte des Hauses ihre Candidaten durchgesetzt. Wohl lag die Befürchtung nahe, daß der Sieger im Felde nunmehr auch alle hemmenden Verfassungsschranken sprengen werde. „Aber Bismarck war aus anderem Stoffe geformt. Er strebte nicht nach Weltherrschaft und nicht nach schrankenloser Gewalt, sondern nach Sicherheit und Stärkung seines preußischen Vaterlandes. So viel an Machtbefugniß und Landgewinn hierfür nöthig war, faßte er mit eisernem Griff — so viel und nicht mehr." Nicht ohne große Schwierigkeiten erreichte er sein Ziel. Als der Finanzminister v. d. Heydt im Einverständniß mit ihm im Ministerrathe die Vorlage des Indemnitätsgesetzes zur Sprache brachte, fand er lebhaften Widerspruch; man wollte darin eine Demüthigung vor der Volksvertretung sehen, ein Geständniß, daß das Verhalten der Regierung nicht gerechtfertigt gewesen sei. Aber Bismarck, der recht wohl wußte, daß die Rücksicht auf das Ausland die volle Versöhnung im Innern zur unumgänglichen Nothwendigkeit machte, wich nicht, und so entschied der König in seinem Sinne. Selten ist eine Thronrede mit so begeistertem Jubel begrüßt worden, als die, mit welcher der König am 5. August den Landtag eröffnete und in welcher die Einbringung des Indemnitätsgesetzes in Aussicht gestellt war. Die Eintracht zwischen Fürst und Volk war hergestellt. Die liberale Partei, die jetzt erkannte, daß sie und die Regierung ein- und dasselbe große Ziel erstrebten, trat aus den Reihen der Opposition heraus, um sich zu thätigem Zusammenwirken der Regierung anzuschließen.

Von demselben Geiste der größten Mäßigung neben der größten Festigkeit zeugten die ersten Schritte zur Begründung des norddeutschen Bundes. Eine Circulardepesche vom 4. August benachrichtigte die am 16. Juni zum Beitritt eingeladenen Staaten, daß alle außer Meiningen und Reuß ä. L. ihre Bereitwilligkeit zum Abschluß des Bundes erklärt hatten, und hielt für die zu entwerfende Bundesverfassung als Basis die preußischen Grundzüge vom 10. Juni fest. „Nicht eine Silbe wurde nach den großen Siegen an den vor dem Kriege gemachten Anerbietungen und Verheißungen geändert."

Inzwischen hatten sich am Horizont drohende Wolken gezeigt. Unmittelbar nach Abschluß der Präliminarien trat einerseits die russische Congreßidee, andererseits Napoleon's Verlangen nach einer Gebietsvergrößerung für Frankreich ernstlicher hervor. Bismarck war sofort entschlossen, beiden Zumuthungen die entschiedenste Abweisung entgegenzusetzen, und der König war damit völlig einverstanden. Der Plan eines Congresses, der namentlich bei England, aber auch bei Frankreich keinen Anklang fand, wurde denn auch bald aufgegeben; Kaiser Alexander sprach den Wunsch nach Absendung eines Vertrauten des Königs aus, und der in solchen Missionen bereits bewährte General Manteuffel wußte denn auch schließlich ein befriedigendes Ergebniß zu erzielen, obwohl sich der Czar nur schwer mit den von Preußen beabsichtigten Annexionen zu befreunden vermochte.

Erregter waren die Verhandlungen mit Frankreich. Napoleon, dessen Verhalten fortwährenden Schwankungen unterlag, hatte noch am 11. Juli den Gedanken an einen Gebietszuwachs von der Hand gewiesen und ohne Zweifel in vollem Ernste; „es war die Consequenz seiner ganzen Politik seit 1859, der Unterstützung der zur Einheit aufstrebenden Nationalitäten, und daneben der längst von ihm erstrebten Annäherung an Preußen. Wäre er darin fest geblieben, wie viel Jammer und Blut hätte er sich und seinem Volke erspart!" Aber er stand mit dieser Ansicht allein; alle Parteien waren darin einig, daß man entweder Preußens Erstarkung und die deutsche Einheit hindern oder doch einen tüchtigen Gewinn haben müsse. Rouher und Drouyn de Lhuys, die Organe dieser Strömung, setzten dem Kaiser so lange zu, bis sein Widerstand zu erlahmen anfing; leider trat ihnen Goltz in voller Verkennung der Verhältnisse nicht entschieden genug entgegen, sondern ließ hoffen, daß eine Verständigung möglich sein werde. Am 29. Juli legte Drouyn in Vichy dem Kaiser einen Vertragsentwurf vor, nach welchem Preußen die 1815 von Frankreich abgetretenen Landestheile zurückgeben, Bayern und Hessen-Darmstadt durch angemessene Entschädigung zur Abtretung ihrer linksrheinischen Besitzungen (nebst der Bundesfestung Mainz) an Frankreich bestimmen und alle Festsetzungen über die Verbindung Luxemburgs und Limburgs sowie das preußische Besatzungsrecht daselbst aufheben solle; bei dem damals schwer leidenden Zustande des Kaisers, der eigentliche Besprechungen unmöglich machte, gelang es ihm, eine Art Zustimmung zu dem Entwurf zu erwirken.

Benedetti, dem der Vorschlag sofort mitgetheilt wurde, sah sich einer bedenklichen Aufgabe gegenüber; er verbarg sich nicht, daß die Forderungen sehr weitgehende seien, und fragte an, ob er nicht vorerst zu näherer Erwägung nach Paris kommen solle. Als er aber den Bescheid erhielt, zunächst in Erfahrung zu bringen, wie Preußen den Vorschlag aufnehmen werde, versuchte er durch die größte Festigkeit und Energie Erfolge zu erringen; sein Begehren klang fast drohend. Ruhig und höflich, aber mit voller Entschiedenheit erklärte hierauf Bismarck, wenn die Zurückweisung des Antrags ein Kriegsfall wäre, so würde Preußen Krieg führen; und ebenso lautete der Bescheid des Königs (7. August). Benedetti reiste, nachdem ihm Bismarck in einer nochmaligen längeren Unterredung die Gefahren, denen sich Frankreich durch seine Forderungen aussetze, zu Gemüthe geführt und keinen Zweifel über den Ernst der preußischen Haltung gelassen, nach Paris ab.

Die drohende Lage entschied Preußens Haltung zu Italien, das, nachdem es nicht ohne Verdruß den Abschluß der Nikolsburger Präliminarien erfahren, am 25. eine bis zum 10. August dauernde Waffenruhe geschlossen, jetzt aber Anstand nahm, die von Oesterreich begehrte Räumung des theilweise besetzten Wälschtirol zu bewirken; der Wiederausbruch des Kriegs war zu befürchten; da Italien für denselben Preußens bundesgemäße Unterstützung verlangte, so lag die Möglichkeit eines gleichzeitigen Krieges mit Oesterreich und Frankreich nahe. Moltke erklärte einen solchen bei defensiver Führung für nicht aussichtslos; jedenfalls sei er einer Landabtretung vorzuziehen. Aber Bismarck, der bei einer Verlängerung des Krieges die Einmischung des Auslands fürchtete, wollte davon nichts wissen; seine dringende Mahnung bewirkte denn auch, daß Italien seine Truppen zurückzog und am 11. August der Waffenstillstand zum Abschluß kam.

In Paris gab der Kaiser, der keinen Krieg wünschte, schnell nach, erklärte den ganzen Antrag für ein Mißverständniß und war bereit, für die Annexionen amtlich einzutreten (11. Aug.). Drouyn de Lhuys nahm gleich darauf seine Entlassung. „So war die Selbständigkeit der preußisch-deutschen Politik gleich nachdrücklich gegen Osten wie gegen Westen gewahrt."

In denselben Tagen waren der badische, württembergische, bayerische und hessen-darmstädtische Minister, v. Freydorf, Baron Varnbüler, Baron v. d. Pfordten und v. Dalwigk, persönlich in Berlin eingetroffen, um über den Friedensschluß zu unterhandeln. Mit Württemberg und Baden kam man sehr bald zum Abschluß; von Landabtretungen wurde hier abgesehen, eine mäßige Kriegscontribution auferlegt und Festsetzungen über Herstellung des Zollvereins und über das Eisenbahnwesen gemacht. Zu einer süddeutschen Union hatte keiner der Staaten Neigung, weil eine solche nur ihre Souveränität beschränkt, nicht aber wesentlichen Schutz gewährt hätte; der Eintritt in den norddeutschen Bund mußte abgelehnt werden; statt dessen aber schloffen die Staaten ein vorläufig geheimes Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen, unter dessen Oberbefehl im Kriegsfalle ihre Truppen treten sollten. Die Verhandlungen mit Bayern und Hessen waren schwieriger, weil Landabtretungen in Frage kamen; ohne zu ahnen, daß gerade damals Frankreich seine begehrliche Hand nach einem Theil ihres Gebietes ausstreckte, flehte Dalwigk Napoleon um schärferes Auftreten gegen Preußen an. Wirksamer als dies war für

Darmstadt die Fürsprache Rußlands, da Alexander's Bedenken gegen die preußische Annexion doch nicht ganz ohne Eindruck geblieben waren; Preußen verzichtete auf den Besitz Oberhessens, und damit fiel auch die Forderung, daß Bayern durch die Rheinpfalz Hessen entschädigen solle; selbst die verlangte Abtretung von halb Oberfranken ließ Bismarck gegen Unterzeichnung des Schutz- und Trutzbündnisses (22. August) fallen. Das Entgegenkommen Preußens erkannte sowohl v. d. Pfordten als König Ludwig unumwunden an; einen charakteristischen Ausdruck giebt diesem Gefühl das interessante Handschreiben Ludwig's II. am 30. August, in welchem er dem König Wilhelm den Mitbesitz der Burg Nürnberg anbietet. „Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. königl. Majestät in neue Bahnen gelenkt hat." Am 3. September wurde auch mit Hessen-Darmstadt, das mit seinem nördlich dem Main gelegenen Gebiete dem norddeutschen Bunde beitrat, abgeschlossen.

In Prag, wo die Herren v. Werther und v. Brenner die Verhandlungen über den definitiven Frieden zwischen Preußen und Oesterreich führten, drohten sich die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Auf Frankreichs Wunsch mußte die vielbesprochene Clausel wegen eventueller Rückgabe Nordschleswigs an Dänemark, so wenig genehm sie auch Bismarck war, Aufnahme in den Vertrag finden. Da Oesterreich eine unmittelbare Betheiligung Italiens an den Verhandlungen ablehnte, so stritt man lebhaft um die Form, in welcher der Abtretung Veneziens zu gedenken sei, und namentlich über die Frage, welchen Theil der österreichischen Staatsschuld Italien zu übernehmen habe.

Alles war hier noch in der Schwebe, als Benedetti am 20. August Bismarck mit einem neuen bescheideneren Compensationsvorschlage überraschte; diesmal wurde Herstellung der Grenze von 1814 (Landau und oberes Saargebiet), Annexion Luxemburgs und ein geheimes Bündniß verlangt, das die Möglichkeit zur Erwerbung Belgiens gewähren sollte. Bismarck erklärte aufs Neue entschieden die absolute Unmöglichkeit jeder deutschen Landabtretung. Um aber einen Bruch mit Frankreich vor Abschluß des österreichischen Friedens zu vermeiden, trat er über die andern Punkte in „dilatorische" Verhandlungen ein. Die unfreundliche Haltung, die eben damals Rouher und Genossen, von denen der Vorschlag ausging, in der Frage der österreichischen Staatsschuld einnahmen, ebnete Bismarck's Vermittelungsvorschlägen den Weg, und so erfolgte am 23. August die Unterzeichnung des Prager Friedens. Nun aber änderte Bismarck sofort seine Haltung Benedetti gegenüber. Er überraschte ihn mit der Frage, ob Napoleon nicht die Verhandlungen über Belgien benutzen werde, um Mißtrauen zwischen England und Preußen zu säen. Der Entwurf, in den Bismarck's Aenderungsvorschläge Aufnahme gefunden hatten, wurde zwar dem damals in Karlsbad weilenden Könige vorgelegt; aber vergeblich wartete Benedetti auf eine Nachricht über den Abschluß des Vertrages.

Eben damals übernahm Lavalette in Paris die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er war mit Napoleon darin einverstanden, daß man auf Preußen mehr durch Freundlichkeit als durch Drohungen einwirken müsse, und dieser Ansicht gab das merkwürdige Rundschreiben vom 16. September Ausdruck, in welchem ausgeführt war, daß Deutschlands Umgestaltung keine Gefahr, sondern eher einen Vortheil für Frankreich bedeute, weil dadurch die gegen dasselbe bestehende Coalition der drei nordischen Mächte aufgehoben werde; also sei feste Freundschaft mit Preußen geboten. Auch Italien gegenüber äußert sich das Rundschreiben wohlwollend. „Hiermit war denn allerdings die bestimmteste Absage gegen die Politik der sogenannten französischen Traditionen ausgesprochen, die Politik Mazarin's und Ludwig's XIV., die Politik des herrschenden Uebergewichts Frankreichs in ganz Europa." Wenn freilich zuletzt eine erhebliche Verstärkung der französischen Heeresmacht verlangt wurde, so zeigte dies, daß Napoleon selbst die Unsicherheit seines Standpunktes fühlte. — Am 3. October erreichten auch die Friedensverhandlungen zwischen Oesterreich und Italien ihren Abschluß.

Die hinreichend bekannten September-Verhandlungen des preußischen Landtags über das Indemnitätsgesetz, das Annexionsgesetz, das Wahlgesetz für den norddeutschen Bund u. A. übergehen wir, um noch einen Blick auf die Anfänge des letzteren zu werfen. Am 18. August war der definitive Abschluß des Bundesvertrags mit den norddeutschen Kleinstaaten erfolgt; die beiden Mecklenburg, wo sich die Stände sträubten, traten am 21. nachträglich bei, Reuß ä. L. und Meiningen, wo Herzog Bernhard zu Gunsten seines Sohnes abdanken mußte, wurden zur Fügsamkeit gezwungen. Sehr lange zogen sich die Verhandlungen mit Sachsen hin; die feindliche Gesinnung Beust's, der eben damals in sehr gnädiger Form seine Entlassung erhielt, vermuthete man auch bei dem Könige fortdauernd. Es war dies ein großer Irrthum. „König Johann war ein geistig und sittlich tief durchgebildeter Mann, dessen Seele ein Gefühl des Hasses überhaupt nicht kannte und der gegen Preußen nur nach politischer Ueberzeugung in die Schranken getreten war." Die sächsischen Unterhändler, Freiherr v. Friesen und Graf Hohenthal, hatten einen schweren Stand in Berlin; Bismarck verlangte unbedingten Verzicht auf die Kriegsherrlichkeit, und als statt seiner Ende September Hr. v. Savigny die Weiterführung der Verhandlungen übernahm, drohte die Sache eine noch schlimmere Wendung zu nehmen, da jetzt wieder Versuche gemacht wurden, Sachsen zu einer Landabtretung zu bewegen. Durch persönliche Annäherung der beiden Herrscher wurde endlich ein günstiger Fortgang der Verhandlungen erzielt; am 21. Oct. erfolgte ein den obigen Verträgen entsprechender Abschluß.

Allenthalben regte sich auch in Süddeutschland der nationale Gedanke; die bayerische und die badische Kammer faßten Resolutionen, die den Wunsch engen Anschlusses an Preußen zum Ausdruck brachten; in Württemberg herrschte zwar in der Kammer noch der reinste Particularismus, aber der König zeigte bei Beantwortung einer Adresse derselben, daß sein Standpunkt ein anderer war. „Im Herbste des Jahres 1866 war das Deutsche Reich gegründet." — Den Gedanken, seinem Oberhaupte eine glänzende Machtstellung, die Würde eines „Königs" von Deutschland zu geben, hatte Kronprinz Friedrich Wilhelm vor der Friedensconferenz ausgesprochen; auf den Einwand Bismarck's, daß es auch noch andere Könige in Deutschland gebe, hatte er geantwortet, diese würden dann wieder den Herzogstitel annehmen müssen. Anfang 1867 hatte er dann den Wunsch ausgesprochen, der König möge den Kaisertitel annehmen; allein dieser wies den Vorschlag ab, er wollte nichts sein als der Bundesfeldherr und der Erste unter seines Gleichen. „Er ist es auch geblieben, nachdem er vier Jahre später, bei dem Eintritt der Südstaaten, auf Bayerns Antrag nach Beschluß der Fürsten und des Reichstags die Annahme der Kaiserkrone genehmigt hatte." —

Ueber die weitere Fortsetzung des Werkes, die im ersten Bande in Aussicht gestellt war, vermissen wir jede Andeutung; hoffentlich läßt sie trotzdem nicht lange auf sich warten. Ohne alle Frage ist Sybel's „Begründung des Deutschen Reiches" nach Form und Inhalt eine der hervorragendsten Leistungen moderner Historiographie; sie ist vor Allem ein großartiges Denkmal für den gewaltigen Mann, der während ihres Erscheinens von der Höhe seiner Stellung herabgestiegen ist. Was die Dankbarkeit der deutschen Nation ihm schuldet, kann beredter kaum ausgesprochen werden, als es hier durch die schlichte Darstellung seines Lebenswerkes geschehen ist.

Bücherbesprechung.

B. K. **Luther's Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung.** Von Dr. Gustav Kawerau, Professor der Theologie in Kiel (erweiterter Separatabdruck aus der „Christlichen Welt".) Dritte Auflage. Barmen, Klein. 40 ₰. — Der Verfasser weist zum Schluß auf die Schrift Kolde's (Luther's Selbstmord, eine Geschichtslüge P. Majunke's) hin, die wir bereits besprochen haben. Die selbstverständliche Zurückweisung, welche Majunke mit seiner unglaublichen Leistung dort erfahren hat, erfährt er auch in dieser mehr für das Volk im Großen geschriebenen Abhandlung. Und daß letztere schon in dritter Auflage vorliegt, ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß man für die evangelische Rechtfertigung auch in solchen Kreisen Interesse zeigt, die sonst unter dem Banne ultramontaner Geschichtsschreibung stehen. Denn auch Kolde's Schrift ist schon in dritter Auflage erschienen, und einem halbwegs einsichtigen evangelischen Deutschen braucht man doch nicht erst zu beweisen, daß Luther eines natürlichen Todes gestorben ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 78. Dienstag, den 1. Juli. 1890.

Der jüngste literarische Prozeß in Leipzig.

Von Rudolf Seydel.

Vor Kurzem wurden drei Romane, von Hermann Conradi, von Conrad Alberti (Sittenfeld), von Wilhelm Walloth, durch die erste Strafkammer des Landgerichts zu Leipzig als unsittlich verurtheilt; die noch unverkauften Exemplare sollen nach dem richterlichen Erkenntniß unbrauchbar gemacht, die zwei letztgenannten Autoren — der dritte ist verstorben — bestraft werden. Das Für und Wider, wie es im Prozesse hervorgetreten und in Gesprächen vielfach hin- und hergewälzt worden ist, enthält eine mächtige Fülle von Anregungen zum Bemühen um eigene feste Resultate und zur Mittheilung des Ergebnisses oder auch nur der darum herumtastenden Gedanken, die dann auch Anderen zum Weiterspinnen willkommen sein möchten. Aber ein noch tieferes und ernsteres Bedürfniß trieb mich zu nachfolgender Aussprache: eine erneute Aufregung tief schmerzender Betrachtungen über den Gang der deutschen Geistesentwickelung, just in der Zeit des kräftigsten Aufschwungs der Sittlichkeit, soweit diese in männlicher That, nationalem Sinn, socialer Fürsorge, in opferbereiter Energie und mühevollem Fleiße sich zeigt. Diese hohen Eigenschaften unseres gegenwärtigen deutschen Lebens haben ein immer weiter greifendes und tiefer gehendes Sinken der ideal-geistigen Bethätigungen, die früher unser höchster Stolz waren, so dicht neben sich, daß es fast scheint, als wolle man diese Gebiete nun dem Pöbel überlassen, nachdem die gebildeten Schichten der Nation sich dem praktischen Leben und den Idealen der Thatbegeisterung zugewendet haben. Diese Erscheinung ist früher einmal in diesen Blättern ein Cultursieg Frankreichs über Deutschland genannt worden. Schreiten wir auf diesem Wege weiter, so wird man erleben, daß infolge des engen Zusammenhanges aller Culturströmungen der gleichen Zeit miteinander, namentlich aber durch die Vergiftung der Jugend, die sich es auch in den gebildeten Ständen nie nehmen lassen wird, mit Eifer die Producte der Zeitpoesie und Tageskunst an sich zu reißen, selbst die sittliche Thatkraft, deren wir uns jetzt rühmen, von den geheimsten Stellen des inneren Lebens aus angefressen und endlich völlig zerfressen werden wird, wie ein das ganze Leben bedingendes Blutgefäß von einem eiternden Geschwür. Darum ist in dieser Richtung ein „Culturkampf" wahrlich mehr angezeigt, als irgendwo.

Durch eine für den Prozeß übernommene Verpflichtung war ich genöthigt, eine Schicht moderner deutscher Literatur genauer kennen zu lernen, deren Erzeugnisse ich sonst nur wie ein unsauberes Tuch an der letzten Ecke des allenfalls noch reinlichsten Zipfels angefaßt hätte, um sie irgendwo hinzuwerfen, wo man dergleichen im Hause aufbewahrt. Und da mußte ich nun hören — nicht etwa im Plaidoyer, dessen Reden ich leider nicht abwarten konnte —, daß dieser Literaturzweig als Glied einer und derselben Gattung neben Werke aller Literaturen aller Völker und Zeiten mit nur einigermaßen äußerlich vergleichbarem Inhalte gestellt, daß die angeklagten Autoren, als Dichter von gleicher Verwerflichkeit oder Unschuld, je nachdem, im Punkte der Anklage mit Homer, Horaz, Aristophanes, dem Dichter des Nibelungenliedes, Boccaccio, Ariost, Wieland, Lessing, Schiller, Goethe, Heinse, Gutzkow u. s. w., ja sogar mit den alttestamentlichen Verfassern, in eine einzige lange Reihe gebracht wurden, als wenn es da gar keine Unterschiede gäbe, als wenn es sich nur darum handle, ob gewisse Dinge erwähnt werden, oder nicht erwähnt. Alle einschränkenden Forderungen in dieser Richtung wurden gelegentlich unterschiedslos als eine Zurückschraubung der gesammten Literatur auf den Standpunkt des Backfisches bezeichnet.

Wie gedemüthigt, wie blamirt wäre also der Freund Homer's, der Goethe-Enthusiast, der Vertheidiger der sittlichen Reinheit der Bibel, wenn er etwa Conradi's „Adam Mensch" abscheulich, ekelhaft und unsittlich fände!

Hier muß eine Begriffsverwirrung vorliegen, das sagt uns unser Gefühl durch die ausgeprägtesten Gegensätze und Abschattungen in der Weise, wie es in den verschiedenen Fällen erregt wird. In dem einen Falle lesen wir mit dem Gefühle ungestörtesten sittlichen und nüchternen Ernstes, in einem anderen fühlen wir uns in ein harmloses Jugendparadies voller Rosen und Sonnenschein verzaubert; dann ist es einmal die Laune erfinderischen leichten Scherzes, neckender Plauderei, was uns von der Lectüre zurückbleibt, oft sogar ein hohes, reines, keusches Schönheitsideal, das Ideal einer durchgeistigten Natur, wie fast überall bei Goethe, oder ein unschuldvoller Eindruck von harmloser Naturnähe, wie bei Homer; bisweilen gehen wir schon mit dem Verdrusse über dichterische Kleinkünste von raffinirter Technik davon, denen es gelungen ist, unsere Phantasie entgegen unserem sittlichen Gewissen wenigstens für den Moment in unliebsame Bewegung zu setzen; nun ferner aber kommt es vor, daß wir durch eine in dem Werke deutlich und eindringlich arbeitende Absicht des Autors die Axt an die Wurzel unseres ganzen sittlichen Menschenwerthes gelegt fühlen; endlich sind wir vielleicht auch einmal durch das einfache Gefühl eines kräftigen Ekels, durch einen vor der Phantasie aufsteigenden stinkenden Dampf, der uns unwillkürlich die Finger an die Nase zwingt und zum Ausspucken drängt, momentan ganz außer Stand gesetzt, darüber nachzudenken, ob wir ästhetische oder sittliche Maßstäbe angelegt haben.

Das Alles sollte völlig einerlei sein?

Mich dünkt, wenn unserer Mitwelt das Gefühl für diese Unterschiede und für ihren Werth verloren zu gehen drohte, vielleicht schon weithin verloren wäre, so wäre dies ein deutliches Vorzeichen des völligen sittlichen Zusammenbruchs. Der Verlust jener Unterscheidungen im Gefühle geistig gebildeter, geistig schaffender, culturtragender, einflußreicher Theile der Nation bedeutete und besiegelte die von Manchem schon lange gefürchtete Ankunft unserer Nation auf dem Boden des Abgrundes der inneren Entleerung im Zeitpunkte ihres Standes auf dem höchsten Gipfel ihrer äußeren Größe und Macht.

Der bei dem Prozesse von der Vertheidigung zugezogene Sachverständige schloß seine Rede mit dem Satze: die Kunst dürfe Alles darstellen, es komme nur darauf an, wie sie es darstelle, —

so ungefähr waren seine Worte. Hiermit hat er das Rechte getroffen, man muß nur aus dem kleinen Wörtchen „wie“ genug herauszunehmen verstehen; ganze Bücher kann man daraus hervorspinnen, ganze ästhetische Systeme; ja die Wissenschaft der Aesthetik handelt überhaupt von nichts weiter, als von diesem Wie. Also wohl gar nur von Formen? Von Linien, Gruppirungen, Tongängen, Rhythmen, Metren und Reimen, Verwickelungen und Entwickelungen? Und das wären die Gesichtspunkte für jenes Wie, welches die Zulässigkeit in sittlicher und den Werth in ästhetischer Rücksicht einzig entscheiden soll?

Ich verstehe unter dem Was des Dargestellten lediglich das Gegenständliche: Pflanzen, Thiere, Alpen, Sümpfe; Neger, Deutsche; Liebesgeschichten, Mord und Todtschlag; Bösewichter, Engel, Backfische, Narren; Weltgeschichte, Trödelmärkte, Raufereien, Insektenjagden bei der Morgentoilette (niederländisches Genre!) u. s. w. Was heißt es nun aber, einen solchen Gegenstand darstellen? Ist denn das Dargestellte wirklich der Gegenstand? Das wird man nimmermehr erreichen, auch durch die getreueste bemalte, mit Kleidern umhängte Wachsfigur nicht; — das Bild ist ein todter Gegenstand, das Original lebt; das Bild ist gemacht, der copirte Gegenstand ist gewachsen; das Ereigniß in der Wirklichkeit schleppt tausend Anhängsel von Nebendingen mit sich und bietet hunderterlei Seiten für die Erzählung dar, wavon Allem die Erzählung doch nur Einiges auswählen kann, und überdies: die Erzählung ist und bleibt die That des Erzählers und Wortsprache, Gedanke, also etwas Anderes, als das Ereigniß selbst. So bleibt uns für das Wie der Darstellung eine solche Fülle von Material übrig, daß darunter der „Gegenstand“, das Was, schier verschüttet erscheint. Zu diesem Wie gehört nicht weniger als Folgendes: der im Werke sich zeigende Künstler mit seiner sittlichen und geistigen, religiösen ader irreligiösen, so oder so individuell gearteten Persönlichkeit; die momentane Stimmung seiner Seele; die Macht seiner Schöpferkraft), seines Könnens, sein Geschick, seine technische Kenntniß und Schulung; nun, in der Richtung auf den Gegenstand, treten heran die merkbaren Motive der Wahl desselben und der Auswahl unter seinen verschiedenen Seiten, der Zusammenhang, in den er gestellt ist, das Ganze, dem er im Werke als dienendes Glied eingefügt ist, die Beleuchtung, die er durch die Nachbarschaft und durch das Ganze empfängt; zuletzt erst ist bei dem Wie die Rede von Form, Gruppe, Linie, Rhythmus u. dergl., zu allerletzt auch ein wenig aon dem Eindrucke verwendeter einfacher Sinneserscheinungen, von Wohllaut, Färbung u. dergl. Das Alles gehört zum Wie, wenn wir das Was auf das Gegenständliche einschränken. Und dies muß man thun; der Unbefangene thut es aon selbst, oft ohne sich der Gründe bewußt zu werden. Medicinische Abhandlungen über die Folgen der Unzucht, juristische Deductionen über die Strafbarkeit derselben, homerische Götterscherze, den bekannten grotesken Kampf in den Nibelungen, Wieland's übermüthige Schalkhaftigkeiten, Schlegel's trocken lehrhafte, künstlich aufgepeitschte Lucinde, Goethe's poesieverklärte römische Elegien, Schiller's Räuberschwulst, und die schmutzigen Detailmalereien geflissentlich dem Schamgefühl als einem alten Vorurtheil entgegengeschleuderter, in dieser Absicht gehäufter und unnöthig gesteigerter Erzählungen sündhafter Vorgänge in modernen Romanen, endlich die gleichen Erscheinungen letzter Art noch dazu zerfressen von einer unablässig reflectirenden „philosophischen“ Blasirtheit, die über das Ganze trotz aller Reizmittel den Mehlthau unbezwinglicher Langerweile breitet, wie im „Adam Mensch“, — der Unbefangene liest dieses Alles mit ebenso viel ganz und gar aerschiedenen Eindrücken, bis zum äußersten Gegensatze verschiedenen ästhetischen und sittlichen Werthgefühlen, und mit ebenso verschiedener sittlicher Nachwirkung. Man glaube nur nicht, daß sittliche und ästhetische Wirkung nicht zuletzt doch völlig ineinanderlaufen, wenn man auch von aornherein die Ausgangspunkte der Betrachtung noch so sorgfältig auseinanderhält. Freilich ist dies Letztere zu fordern, — aber nur damit am Schlusse die Ueberzeugung um so sicherer gewonnen werde, daß die menschliche Persönlichkeit aus dem Ganzen geschnitzt, nicht aus Stücken zusammengeleimt ist, oder — sein sollte.

Es gab freilich allezeit einen Stand der Rohheit oder wenigstens niederer innerer Bildung, in dem die heraorgehabenen Unterschiede nicht verstanden werben, ebenso wie es eine kindliche Unreife der Entwickelung giebt, in der sie nicht verstanden werden können, und wie es Kinder giebt, die noch nicht lesen können. Die dichterische Literatur ist für die ersten beiden Classen — nur Fibelsprüche, Kinderräthsel und Kindergeschichten etwa ausgenommen — ebenso wenig geschrieben, wie für die Classe derer, die nicht lesen können. Die erste Classe ist weit zahlreicher als man gemeinhin glaubt. Sie umfaßt alle die guten Leute, welche aus der „Emilia Galotti“ nur die Nachricht nach Hause bringen: „sie wird von ihrem Vater ermordet“, aus dem „Hamlet“: „es ist gräßlich, sie liegen zuletzt Alle auf der Bühne oder hinter ihr todt da“, von der Venus Titian's mit dem Lautenspieler: „sie war ganz nackt“, oder auch von Goethe's Elegien: „ei, das mußt du lesen, da kommt 'was Hübsches vor, aber nur an der und der Stelle, alles Uebrige ist nur solches wunderliches Gerede in Versen.“ Für diese Classe ist die Literatur in der That nicht zuzuschneiden, das wäre ein Frevel am Geistesleben der Nation. Auf diesen Standpunkt der bloßen Erfassung des Gegenständlichen drücken uns aber nicht die Gerichtshöfe herab, welche gewisse moderne Romane mit Strafen belegen, sondern die Beurtheiler, welche jene Unterschiede des Wie vernachlässigen, nur vom Vorkommen gewisser Gegenstände sprechen, Behandlungsart, Auffassung, Seelenstimmung und sittlichen Hintergrund aber als gleichgiltig behandeln. Gerade umgekehrt: das Gegenständliche an und für sich ist gleichgiltig, aon dem Wie — in unserem umfassenden Sinne — hängt aller Werth des Werkes ab, möge man ihn nennen, wie man wolle, künstlerischen, geistigen, ästhetischen, sittlichen, „culturellen“ oder historischen Werth.

Bücherbesprechungen.

o Aus dem C. F. Spittler'schen Verlag in Basel sind uns wieder mehrere Schriften zugegangen, die, sa verschieden sie im Einzelnen sein mögen, doch alle darin verwandt sind, daß sie das Gepräge des Erbaulichen bald mehr bald minder an sich tragen. Den Freunden der heiligen Schrift wird eine den einzelnen Versen genau nachgehende, im Geiste des Glaubens verfaßte, die biblischen Gedanken klar herausstellende, die Wahrheitserkenntniß fördernde volksthümliche Auslegung des ersten Johannesbriefes („Der erste Brief des Johannes. Für gläubige Bibelforscher aus allen Ständen ausgelegt von Theodar Jellinghaus, Pastor“ 1890. 147 S.) dargeboten. — Ebenso dienen der Vertiefung in Gottes Wort die Betrachtungen, die W. Arnold aus verschiedenen alten Jahrgängen (1831—57) der Monatsblätter von Beuggen zusammengestellt hat („Weisheit van oben. Aus Gottes Wort geschöpft von Chr. Heinrich Zeller, weil. Inspector der Anstalt Beuggen. Mit Vorwort von W. Arnold, Director der ev. Predigerschule in Basel“ 1889. IV, 420 S.); diese Betrachtungen werden besonders in den Kreisen willkommen geheißen werden, welche durch die Biographie von H. Thiersch begierig gemacht sind nach Proben der lebensvollen Zeller'schen Schriftauslegung und denen nun reiche Gelegenheit gegeben ist, die Gabe zu würdigen, die Zeller verliehen war zur Förderung des Lebens in der Schrift, zur Bestrafung alles Falschchristlichen und zur Beurtheilung der Zeit im prophetischen Licht. — Mehr Anwendung als Auslegung einzelner Schriftstellen enthalten die „Betrachtungen von Samuel Barth, Pfarrer“, welche unter dem Titel: „Die Mägde in der Bibel“ (1890. 94 S.) die Pflege und Mehrung christlichen Sinnes unter den Dienstleuten bezwecken. Vielleicht würde dieser Zweck noch besser erreicht, wenn das Bild der Hagar weggeblieben wäre; auch das Bild der treuen Amme der Rebecca dürfte entbehrlich sein: beide Gestalten können Anlaß geben zu Mißaerständnissen in sittlicher Beziehung. — Eine einzelne Schriftstelle (Jes. 26, 20) behandelt die „Predigt, gehalten den 12. Januar 1890 in Thal, Ctn. St. Gallen, von Paul Christ, Pfarrer“ („Gehe hin, mein Volk, in deine Kammer! oder Was hat uns Gott mit der Influenza zu sagen“ 15 S.), während der „Vortrag, gehalten den 22. Mai 1889 an der Badener Conferenz von R. Wenger, Pfarrer in Heinrichsbad“, ahne besondere Schriftstelle „die Aufgabe der Gläubigen in unsern Tagen“ bespricht und als Hauptaufgabe mehr Heiligung bezeichnet. Christ's Predigt und Wenger's Vortrag haben etwas Gewissenschärfendes. — Reich an biblischen Gedanken sind die sieben Gesänge („Von den zukünftigen Dingen. Sieben Gesänge aus dem Englischen des Bischofs Bickersteth. Frei übersetzt von Ernst A. Raßteuscher“ 1890. 207 S.), welche Dr. Roßteuscher dem „prophetischen Epos“ des Bischofs Bickersteth entnommen hat. In freier Weise dem Original nachgebildet, geben sie uns einen Einblick in die Schönheit, Hoheit und Kraft der Gedanken, die dem englischen Werk eignen. In England ist das 12 Gesänge umfassende Original mit großer

Anerkennung aufgenommen worden, so daß das Werk von 1866—88 20 Auflagen erlebt hat. Wir sind daher dem Verfasser dankbar, daß er (unter Weglassung der 5 Gesänge, welche die Weltschöpfung, den Fall der Engel und der Menschen, das Erlösungswerk und die Geschichte der streitenden Kirche behandeln) uns die hervorragendsten Theile des Originals in edler dichterischer Form zugänglich gemacht hat. Er führt uns in das Paradies der Seligen, die Hölle der Unseligen, schildert die Auferstehung und die Hochzeit des Lammes, das tausendjährige Sabbathsreich, das jüngste Gericht und die ewigen Wohnungen. Unwillkürlich wird das Gedicht zu einer ernsten Mahnung, das Erdenleben im Lichte der Ewigkeit zu führen. — Zur Vertiefung und Verinnerlichung des christlichen Lebens hat Ziegler einen Beitrag geliefert unter dem Titel: „Tersteegen's Briefe in Auswahl. Nebst einer Lebensbeschreibung des seligen Verfassers und einem Vorwort von Johannes Ziegler“ 1889. XL, 328 S. Diese Briefe sind äußerst charakteristisch für den frommen Bandweber, der der größern christlichen Gemeinde durch einzelne seiner gottinnigen Lieder bekannt ist. Sie sind wesentlich von dem einen Gedanken des Lebens in Gott beherrscht. Indem sie diesen mit aller Entschiedenheit und unverdrossenen Wiederholung betonen, lassen sie die Gefahr der Tersteegen'schen Frömmigkeit erkennen, daß nämlich der Mensch dabei über die Innerlichkeit das Leben und Wirken nach außen nicht zum vollen Rechte kommen läßt. — Zum Schluß seien noch drei Schriften erwähnt, die der Unterhaltung dienen, eine größere „Ein Dornenpfad“ („Eine Erzählung für Alt und Jung von Hesba Stretton. Autorisirte Ausgabe mit neun Illustrationen. Dritte Auflage“ 1890. 128 S.) und zwei kleinere „Jugendgabe“ („Erzählungen für die Kinderwelt“ Nr. 12, 32 S. und Nr. 13, 32 S.). Auch diesen unterhaltenden Schriften ist der erbauliche Ton gemeinsam, der übrigens im „Dornenpfad“ stärker sich dem Leser aufdrängt als in der „Jugendgabe“. Die Geschichten der letzteren werden von den Kindern gern gelesen; der „Dornenpfad“ hat in den vorkommenden Namen wie in seinem christlichen Gepräge eine englische Färbung, die in Unterhaltungsschriften für das deutsche Volk wohl besser wegbleiben dürfte.

o. Johann Eberlin von Günzburg, der evangelisch-sociale Volksfreund. Sein Leben und Wirken in den religiösen und politischen Kämpfen der Reformationszeit. Für die Gegenwart dargestellt von Julius Werner. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1889. VI, 153 S. — Verf. will nicht die Geschichtsforschung mit neuen Resultaten bereichern, sondern das, was in umfangreichen kritisch-archivalischen Werken über Eberlin niedergelegt ist, in gemeinverständlicher Bearbeitung dem weiteren gebildeten Publicum zugänglich machen. Wenn es besonders als Riggenbach's Verdienst bezeichnet werden darf, durch seine Schrift über Eberlin bei Theologen und Historikern von Fach die Erinnerung an ein schnöde vergessenes Original aus der Reformationszeit aufgefrischt zu haben, so kann dem Verf. die Anerkennung nicht versagt werden, daß es ihm gelungen ist, das Bild Eberlin's in edler populärer Form, in ansprechender klarer Zeichnung, in lebensvollen Farben der evangelischen Gemeinde nahe zu bringen und mit diesem Bilde die Leser in jene große Zeit unseres Volkes zu versetzen, deren fleißige Betrachtung zur Stärkung protestantischen Bewußtseins nicht genug empfohlen werden kann.

— Die Willensfreiheit und das Strafrecht. Ein Vortrag von Dr. Hugo Meyer, Professor der Rechte zu Tübingen. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1890. Preis 60 ₰. — Die in philosophischen und populären Schriften Mode gewordene Anschauung, der Mensch sei bloßes Naturproduct und in seinen Entschließungen unfrei, ist auch dem Gebiete der Rechtswissenschaft nicht fremd geblieben. Von ihr ausgehend sucht eine neuere Richtung besonders auf dem Gebiete des Strafrechts der Strafe die Vergeltungsnatur abzusprechen, sie mehr oder minder zu einem Zucht- und Sicherungsmittel herabzusetzen. Das Verbrechen soll nothwendiges Erzeugniß der gesellschaftlichen Verhältnisse oder aber das unumgängliche Ergebniß der persönlichen Eigenschaften und Anlagen sein. In der Einführung der sog. unbestimmten Verurtheilung soll diese Richtung ihren praktischen Triumph feiern. Der Verfasser des obigen, klar und gemeinverständlich gehaltenen Vortrags steht auf dem altmodischen Standpunkte, die Willensfreiheit des Menschen anzuerkennen, anzuerkennen, daß derselbe zwischen den verschiedenen sich aufdrängenden Motiven eine Wahl treffen kann. Er legt kurz Gründe und Gegengründe dar und betont, wie das Bedürfniß des Strafrechts zur Annahme der Willensfreiheit führt. In der That haben die Verfechter der neueren Richtung noch keine Antwort auf die Frage gegeben, warum auch sie den Nachweis einer strafbaren Handlung als Voraussetzung des staatlichen Straf- oder Zwangsrechts fordern, warum sie diesem nicht schon alle diejenigen unterwerfen, welche nach Veranlagung oder gesellschaftlicher Beeinflussung der Begehung strafbarer Handlungen mit Nothwendigkeit zutreiben! Es ist eben der Gedanke der Vergeltung, von dem auch sie sich — unbewußt der Tragweite des Zugeständnisses — nicht losmachen können!

△ Seinen Lehrbüchern für die Fortbildungsschulen über Gesetzeskunde und Gesellschafts- bez. Volkswirthschaftslehre hat Schuldirector Pache in Leipzig-Lindenau neuerdings ein sogenanntes Schülerheft für Gesetzeskunde und Volkswirthschaftslehre in der Fortbildungsschule (Leipzig, Theodor Reinboth) folgen lassen, in welchem dem Zwecke des Heftchens entsprechend das Wissenswertheste aus den gedachten Disciplinen auf einen möglichst engen Raum zusammengedrängt sich findet. Wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, die gerade bezüglich einer solchen Auswahl, eines derartigen Zusammendrängens des Stoffes sich darbieten. In der Hauptsache hat der Verfasser sie zu überwinden verstanden, nur hier und da hat das Streben nach thunlichster Kürze Ungenauigkeiten verursacht beziehentlich zu Mißverständnissen Anlaß gegeben. So ist es z. B. nicht richtig, wenn S. 7 gesagt ist, daß auch die besoldeten Stadträthe gemeinschaftlich von Stadtrath und Stadtverordneten zu wählen seien. Die Kreishauptmannschaften sind nicht, wie S. 8 behauptet wird, entscheidende Behörde erster Instanz — abgesehen von den der revidirten Städteordnung unterstellten Städten — nur in Bezug auf „kleinere Städte“, die in verschiedenen Amtshauptmannschaften liegen. Statt „Fischerei“ soll es S. 39 wohl „Fleischerei“ heißen oder richtiger Schlächterei. Aehnliche, bei einer etwa sich nöthig machenden neuen Auflage leicht zu verbessernde Ungenauigkeiten enthalten u. A. die §§. 24 und 30 des Heftchens.

— Dr. Theodor Lindner, Der angebliche Ursprung der Vemegerichte aus der Inquisition. Eine Antwort an Hrn. Prof. Dr. Friedrich Thudichum. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1890. 80 ₰. — Der Verfasser veröffentlichte 1888 ein auf eingehendster Quellenforschung beruhendes Werk „Die Veme“ (668 Seiten), in welchem er insbesondere das Werden der Vemegerichte, wie ihm dasselbe bei Durchprüfung des gesammten Quellenstoffs erschienen war, darzustellen unternahm. Im nächsten Jahre erschien, als Festgabe für Ihering, ein kleines Buch des Professors Dr. Thudichum in Tübingen „Femgericht und Inquisition“, in welchem u. A. die Behauptung aufgestellt wird, die heimlichen Gerichte seien weltliche Ketzergerichte gewesen. Dieser Festgabe geht Lindner in der vorliegenden Schrift scharf zu Leibe — wie wir glauben, nicht zu Unrecht; selbst der Ton, den Lindner einschlägt und aus dem das verletzte Selbstbewußtsein des gründlichen Forschers allerdings mitspricht, trifft Thudichum nicht ganz unverschuldet, da dieser über die Leistungen seines Vorgängers mehrfach allzusehr von oben herab geurtheilt, auch häufig mehr in der Sprache des Feuilletonisten sich gefallen hat (z. B. „Verallgemeinerung des Ketzerprozesses und des Hänge-Comment“!!). Die Behauptung, daß die Vemegerichte weltliche Ketzergerichte gewesen, daß wahrscheinlich ein Erzbischof von Köln, und zwar der 1225 ermordete Engelbert, mit päpstlicher Genehmigung denselben die Vollmacht ertheilt habe, Ketzer und Hexen ums Leben zu bringen, wird von Lindner als völlig unbewiesen, auf mannigfach irrthümlichen Anschauungen, flüchtigem Zusehen beruhend dargethan. In der That sind der aufgedeckten Irrthümer, Uebersehen, Verwechselungen nicht wenige — so daß das Thudichum'sche Buch ohne die Lindner'sche Antwort kaum ernstlich benutzbar erscheint.

v. H. Garmisch-Partenkirchen. Füssen-Oberstdorf im Algäu. Die Königsschlösser. Das Oberammergauer Passionsspiel von 1890. Von Ludwig Sailer, k. b. Premierlieutenant a. D. München, Commissionsverlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung (Schöpping). Preis 1 ℳ. — Das vorliegende Bändchen behandelt auf nicht ganz 62 Seiten beinahe das ganze bayerische Hochland in übersichtlicher, manchmal etwas cursorischer Beschreibung. Eingestreute historische Bemerkungen machen auf besonders interessante Punkte aufmerksam, die der Tourist gewöhnlich übersieht, wie z. B. die Ruine Werdenfels bei Farchant, welcher die ganze Gegend von Eschenlohe im Loisachthal bis Seefeld an der österreichischen Grenze, das Werdenfelser Land, seinen Namen verdankt. Ein weiteres Capitel ist den Schlössern des unglücklichen Königs Ludwig II. gewidmet, während der Schluß durch

eine kurze Schilderung der Passionsspiele in Oberammergau gebildet wird. Es ist zu bedauern, daß bei den vielfachen Beschreibungen von Wegen nie die Entfernungen genannt sind, auch vermißt man die Angabe von Wirthshäusern, Erfrischungsstationen u. dergl. m., die doch nun einmal in einem derartigen Reisebüchlein nöthig ist. Es ist zu vermuthen, daß mancher Wanderer derartige Hinweise den mehreren Abbildungen von Gemsen, Hirschen, Auerhähnen ꝛc. vorziehen würde. Außer diesen Thierbildern, van welchen man nicht recht weiß, was sie sallen, enthält das Werkchen eine Reihe flott gezeichneter Landschaftsbilder van E. Heine. Eine übersichtliche Karte ist eine willkommene Beigabe für dieses Wanderbüchlein, dem wir wünschen wallen, daß es seinen Platz in der diesjährigen Hochfluth ähnlicher Erscheinungen bewahrt.

— **Katechismus der deutschen Kriegsmarine.** Von Capitän zur See z. D. **Dittmer.** Leipzig. J. J. Weber's Verlag 1890. Geb. 3 *M.* — Der Zweck des Buches ist, die Einrichtungen der kaiserl. Marine möglichst weiten Kreisen vertraut zu machen. Es bildet einen sicheren, praktischen Berather in allen Beziehungen unserer Kriegsmacht zur See. Bei dem Interesse, welches das Binnenland in immer steigendem Grade an unserer Marine nimmt, ist ein solches Werk, das allgemein verständlich und erschöpfend zugleich ist, gewiß mit Freuden zu begrüßen.

G. Oe. **Adreß- und Auskunftsbuch der Vereine und Gesellschaften im Königreich Sachsen,** bearbeitet auf Grund amtlicher bez. authentischer Mittheilungen unter Mitwirkung der Handelskammer zu Leipzig. 1. Lieferung (vollständig in 5—6 Lieferungen zu je 80 Pf.). Leipzig 1890, Commissiansverlag van M. L. Maltke. — Das Unternehmen ist äußerst mühsam und dankenswerth. Die Quellen fließen spärlich, die Herausgeber werden wohl meist auf die Angaben der Vereinsvorstände angewiesen gewesen sein; und falche Angaben werden von Manchen aus leicht erklärlichen Gründen nicht gern zur Verfügung gestellt. So kann denn bei einem solchen Buche die erreichte Vollständigkeit nur relativ sein, und es würde ein Leichtes sein, Mängel und Irrthümer nachzuweisen. Wir unterlassen diesen Nachweis, weil an den Mängeln und Irrthümern nicht die Herausgeber, sondern die Eigenart des Stoffes schuld ist. Schon die Abgrenzung des Stoffes ist ungemein schwierig und erscheint hin und wieder willkürlich. Doch da eine Abgrenzung nothwendig ist, wird man es den Herausgebern überlassen müssen, das auszuschließen, was nicht in den Rahmen zu passen scheint. Sa weit wir nach der ersten Lieferung urtheilen können, ist das Werk mit graßem Verständniß, mit anerkennenswerther Sargfalt und mit möglichster Genauigkeit zusammengestellt und verspricht ein brauchbares Nachschlagebuch zu werden. Weshalb die alphabetische Anordnung gewählt worden ist, ist uns nicht recht erfindlich, wir würden die stoffliche Anordnung für angemessener erachtet haben. Man mag das Buch benutzen, zu welchem Zwecke man will: man wird immer die durch die alphabetische Anordnung veranlaßte Auseinanderreißung der gleichartigen Vereinsgruppen als eine Störung empfinden.

— **Niedersächsisches Dichterbuch.** Unter Mitwirkung der hervorragendsten niedersächsischen Lyriker herausgegeben von **Rudolf Eckart.** Bremen, M. Heinsius Nachf. 1890. El. Lwdb. m. mehrfarb. Deckenpressg. — Man gewinnt bei flüchtiger wie bei aufmerksamer Durchsicht des Buches die wohlthuende Anschauung, daß ungeachtet aller im Leben wie in der Literatur auf Vernichtung der Poesie gerichteten üblen Einflüsse sie dennoch in ungeschwächter Kraft und Fülle Knospen und Blüthen treibt gleich der unversiegbaren Natur selbst, die deren mit jedem Frühling und Sommer in ewig üppiger Schönheit tausendfältig wachruft. Dabei dürfte den für lyrische Erzeugnisse weniger empfänglichen Leser die hier nicht minder reichlich gebotene Gabe gehaltvoller Epik besonders anmuthen. Mögen auch einzelne tüchtige zeitgenössische niedersächsische Dichter unvertreten geblieben sein, sa begegnet man doch manchem klangvollen Namen, wie Herm. Allmers, Friedr. v. Bodenstedt, Heinr. Bulthaupt, Arth. Fitger, Klaus Groth, Alb. Moeser u. s. w. Mag es aber um lyrische und epische, ernste oder humoristische, hoch- oder plattdeutsche Beiträge sich handeln, aus allen scheint uns der kräftige Geist der Niedersachsen, ein Hauch gedankenvoller oder gemüthreicher Poesie entgegen zu wehen. Es dürfte demnach neben vielen trefflichen Anthalogien, die wir bereits besitzen, auch dieser, schon ihrer Eigenart wegen, wohl ein Platz zu gönnen sein.

F. R. **Handbuch der Nautischen Instrumente.** Hydrographisches Amt des Reichs-Marine-Amts. Zweite Auflage. Mit 33 Tafeln in Steindruck und 171 Holzschnitten im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sahn (gr. 8°. XII und 432 S., Preis brosch. 4,50 *M.*). — Die kaiserliche Admiralität ist seit Begründung des Deutschen Reiches unablässig bemüht gewesen, die deutsche Schifffahrt in jeder Weise zu unterstützen und sie namentlich mit den vorzüglichsten Hilfsmitteln, welche der Stand der heutigen Wissenschaft, sowie die Erfahrung zu bieten vermögen, in ausund freigiebiger Art zu versorgen. Neben den seit 1870, bezw. 1873 regelmäßig erscheinenden „Nachrichten für Seefahrer“ und den „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie“, heute die anerkannt besten Fachblätter dieser Art, sind von der Admiralität im Laufe der Zeit eine Reihe trefflicher Werke herausgegeben worden, welche dem praktischen Bedürfnisse unserer Seeleute zu dienen bestimmt sind. Das „Verzeichniß der Leuchtfeuer aller Meere“ und die „Gezeitentafeln“, zwei alljährlich in neuer Ausgabe erscheinende Werke, haben wegen ihrer Vallständigkeit und Zuverlässigkeit trotz der aus langjähriger Gewohnheit hervorgegangenen Vorliebe unserer Seefahrer für die fremdländische Literatur auf diesem Gebiete diese letztere in verhältnißmäßig kurzer Zeit nahezu zu verdrängen vermocht. Die ebenfalls von der Admiralität bearbeiteten trefflichen „Segelhandbücher für die Ostsee und Nordsee“ erweisen sich als ausgezeichnete Rathgeber für unsere activen Schiffer auf ihren Reisen durch diese Meere. Nicht minder sind manche andere, im Interesse der deutschen Schifffahrt von dem Marineamt herausgegebene Werke längst beliebte und bewährte Berather in den Händen unserer Seeleute. Zu diesen letzteren gehört das hier in Rede stehende „Handbuch der Nautischen Instrumente“. Es erschien zuerst im Jahre 1882 und liegt jetzt in zweiter, theilweise umgearbeiteter Auflage vor uns, welche die neuesten auf dem Gebiete der Instrumentenkunde gemachten Fortschritte berücksichtigt. Das Werk beschreibt die wichtigsten Instrumente und Apparate, die für Zwecke der Navigation und maritimen Meteorologie, für physikalische Untersuchungen des Meeres und für Küstenaufnahmen gebräuchlich sind, — alsa Fernrohre, Witterungsmesser, Seelothe, Compasse und andere magnetische Instrumente, Sextanten und andere Winkelinstrumente, Theodaliten u. s. w. Zahlreiche Abbildungen erläutern die Darstellung, so daß der Preis der Werkes, 4,50 *M.*, als ungemein billig bezeichnet werden muß. Die äußere Ausstattung, Druck und Papier zeigen alle Vorzüge, durch welche die im Mittler'schen Verlage erscheinenden Schriften sich auszeichnen.

Hp. **Praktischer Unterricht in der heutigen Putzfedernfärberei, Lappenfärberei mit Küpeuführung und chemischer und Naßwäscherei.** Von **Louis Lau,** praktischer Färbermeister. Wien, Pest und Leipzig, 1890, A. Hartleben's Verlag. — Das vorliegende Werkchen, dessen Verfasser, wie im Prospect gesagt wird, ein alter erfahrener Färbermeister ist, bildet den 180. Band der bekannten chemisch-technischen Bibliothek van A. Hartleben. In der ersten Abtheilung des Buches wird die Färberei der Schmuckfedern behandelt, die seit dem Aufkommen der neuen Theerfarbstoffe einen ganz ungeahnten, von der Mode unterstützten Aufschwung genammen hat, sa daß man jetzt im Stande ist, die Federn, hauptsächlich sind es Straußfedern, ohne ihre Haltbarkeit zu beeinträchtigen, so zu bleichen, daß bei darauffolgendem Färben mit Theerfarben die zartesten Nuancen in Rosa, Blau, Chamois u. s. w. erzielt werden können und in voller Schönheit zur Geltung kommen. Die Färberei solcher Federn nach genau vorgeschriebenen Mustern ist keine leichte Aufgabe, namentlich wenn man bedenkt, daß das Material ein sehr kostbares ist und im Falle des Mißlingens häufig als verloren angesehen werden muß. Verfasser scheint, soweit man die angegebenen Vorschriften zum Färben nach der bloßen Durchsicht beurtheilen kann, das Richtige getroffen zu haben. Der zweite Theil des Buches umfaßt die Lappenfärberei, d. h. das Umfärben bereits getragener Kleider, seidener Bänder u. s. w.; auch dieser Abschnitt ist mit viel Sachverständniß abgefaßt und sind eine graße Anzahl van Erfahrungen darin niedergelegt. Auffallend ist nur, daß der Verfasser bei Besprechung der Indigoküpen nichts von den neueren Küpen erwähnt, von der so schönen und schnell zum Ziele führenden, auch billigen Küpe mit Zinkstaub und einem Alkali, ferner von der Küpe mit Soda, Zinnoxydul und Glycerin; auch die Küpe mittels Thiosäure oder hydroschwefligsauren Natrons ist nicht erwähnt. Dagegen ist es nur zu billigen, daß die Opermentküpe nicht besprochen wurde. Das Buch wird sich unter Denen, die sich für die Färberei interessiren, gewiß viele Freunde erwerben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 79. Donnerstag, den 3. Juli. 1890.

Däumling und seine Brüder.

Von W. v. L.

„Zehn Finger hab' ich an jeder Hand
Fünf und zwanzig an Händen und Füßen."

An diesem Verslein erfreuten wir uns als Schuljungens und es amüsirte uns kolossal, wenn einer drauf reinfiel und uns vorrechnen wollte, daß dies nicht stimme, denn die Sache hat ihre Richtigkeit, wenn man hinter „ich" und „fünf" die nöthigen Kommata setzt. Es war ein ähnlicher, in falscher Betonung und Pausirung ruhender Scherz, wie mit dem Osterbeen für „Oh Sterben!" oder dem ouvilum vila(u) virorum für „Kuh fiel um, fiel auf ihr Ohr um". Aber liegt nicht ein tiefer Sinn im kindischen Spiel? Da haben wir ja den Urgrund des Decimalsystems, und siehe, — die „Finger" der Hand und der Füße bilden wirklich fast bei allen Völkern im Kindheitszustand das Schema des Zahlensystems, wie höchst gelahrte Herren uns nachweisen, wenn auch wahrhaftig von den „besseren Menschen", den nicht von der Civilisation verdorbenen Wilden manche nur bis drei zählen können. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß das Kind und der naiv kindliche Mensch noch Darwin über sei und sich direct zu den Vierhändern rechne, nein, gerade der kindlich denkende Mensch ist sich in seinem dunklen Drange des rechten Unterschiedes zwischen Fuß und Hand wohl bewußt; — ja das Volk, dem der Fuß mehr als ein compactes Ganzes erscheint, daran höchstens die große Zehe sich unterscheiden läßt, stellt nicht blos die Hand scharf den Piedestalen gegenüber, sondern auch ihre einzelnen Extremitäten, gemeiniglich Finger genannt, und betrachtet jegliche Thätigkeit, zu der Fingerfertigkeit gehört, so von den fünf kleinen beweglichen Kerlchen abhängig, daß ihm die Behauptung der Gelehrten, Raphael wäre ein ebenso berühmter Maler geworden, auch wenn er ohne Hände und Finger geboren wäre, als eine sehr graue Theorie erscheint. Doch auch die Wissenschaft schrieb ja der Hand besondere Bedeutung zu, — wollte man nicht wie aus den Zügen des Gesichts und der Form des Schädels (sie nannten's Physiognomik und Phrenologie) so auch aus den Linien der Hand den Charakter, ja die Geschicke erkennen? Jetzt freilich ist sie zur Zigeunerweisheit herabgesunken, die früher so hochgepriesene Chiromantie — sic transit gloria mundi. Statt dessen hat man sich auf die Graphologie geworfen, die da sagt: wie du schmierst, so bist du. Zum Glück für die armen Scribenten sind die Herren Redacteure noch nicht ganz zu dieser Theorie bekehrt (oft wohl der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe); der Setzer mag aber manchmal auf einen boshaften Charakter des Schreibenden schließen. Nachdem nun schon oft gehandelt worden ist von dem Charakter der Hand und ihres Besitzers und darauf geschlossen aus dem, was in und durch die Hand geschrieben ist, sei es gestattet, auch einmal von der Charaktereigenthümlichkeit der Handextremitäten, der Finger, zu reden, wie sich solche in Namen, Sprüchwort und Spiel oft recht anschaulich vom Volksmund dargestellt finden. Fingerstudien sind sonst meine Sache eigentlich nicht, höchstens auf den Tasten des „Leiselaut"; aber erstens war ich selbst einmal ein Kind, wie ich das auch von dem geneigten Leser voraussetze, dann bin ich glücklicher Vater fröhlicher Kinder, wie ich das dem geneigten Leser wünsche, und als solcher interessiren mich auch heute noch die fingerzählenden Kinderspiele, wie: Das ist der Daumen, Der schüttelt die Pflaumen u. s. w. oder: Der ist ins Wasser gefallen, Der hat ihn rausgezogen u. s. w., wobei dem Kinde die Finger wie lebendige Wesen erscheinen. Und das Kind hat Recht! Ich habe — wie ich dem Leser zu seiner Ermuthigung mittheilen will, damit er nicht denkt, ich habe das Folgende nur so an den Fingern abgezählt oder aus den Fingern gesogen — mir bei manchem hochgelehrten Herrn, der bei den alten Griechen, Römern und Germanen oder sonstwo zu Hause ist, Raths erholt und dabei gefunden, daß besonders unser lieber W. Grimm in den deutschen Fingernamen wirklich die Bezeichnung von „alpartigen Wesen" (Kobolden) entdeckt hat. Wir werden ja sehen, wie weit wir ihm hierin folgen können.

Machen wir's nun wie die Kleinen, wenn sie jene Verslein recitiren, und tippen wir mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die einzelnen Finger der Linken, — unwillkürlich fangen wir mit dem Daumen an. Ein respectabler Herr! Das zeigt schon die Ausnahmestellung, die ihm alle Völker durch besondere Benennung mit einem eigenen Namen einräumen; er ist der alleroberste der ganzen Gesellschaft, in einer Art vornehmer Exclusivität von den andern Fingeen abgesondert, ja ihnen gegenüber gestellt. Die alten Griechen bezeichneten ihn als eine zweite Hand und die Gelehrten der Herren Römer waren sich zwar nicht klar, wovon sie ihren Daumennamen ableiten sollten, doch darüber waren sie alle einig, daß er etwas ganz Besonderes bezeichnen müsse. Unsere Altvordern, die ihn von jeher Dumen benamseten, meinten damit wahrscheinlich einen, der den nöthigen Druck ausübt, den Drücker; und so ist es: Was wären wir für hilflose Menschen, wenn uns bei unsrer rechtslebigen Gewohnheit dieses Glied der rechten Hand fehlte, — was wollten alle die andern vier ohne den Gegendruck dieses Hauptkerls machen? Darum brauchen die Schriftsteller des classischen Alterthums den Daumen geradezu für den Ausdruck der Hand selbst, sei es, daß sie vom Saitenspiel, Spinnen, Bilden aus Wachs, oder Schreiben u. A. reden, und wenn sie sagen: „der" Finger, ist allemal der Daumen gemeint. Auch die alten germanischen Gesetzgebungen taxiren den Daumen am höchsten, — wer den Andern desselben beraubte, mußte die Hälfte der für die ganze Hand geltenden Buße zahlen. Bei dem unförmlichen Fausthandschuh sind ja auch die andern Finger in Eins zusammengepackt, und doch kann man noch gut zugreifen, wenn der Daumen sein besonderes Dütlein hat. Wenn man übrigens in neuester Zeit auf die Idee gekommen ist, den Daumen selbst als den „Drücker" beim Siegeln zu verwenden, da die Linien und Curven seines Ballens bei jedem Menschen so von denen des andern unterschieden sind, daß es kaum irgend eine charakteristischere und erkenntlichere Bekräftigung der Persönlichkeit geben kann als solch einen Daumenabdruck, — so scheint das nicht so ganz unrecht, ist aber Alles schon einmal dagewesen, sagt Ben Akiba. Wenigstens meint W. Grimm, und der sollt' es eigentlich wissen, daß man wegen einer solchen im Mittelalter gebräuchlichen Versiegelung mit dem Daumen (ein billiges und erkenntliches Documentenzeichen in politischen und kaufmännischen Beziehungen) den Daumen Guelfenfinger, Kaufleutfinger und Doctorfinger nannte. Doch scheint mir die Sache, wenigstens was die Bezeichnung „Guelfenfinger" anbelangt, nicht ganz sicher, da gleichzeitig der Zeigefinger Ghibellinenfinger genannt wurde. Sollten die Ghibellinen die Gewohnheit gehabt haben, mit dem Zeigefinger zu siegeln? — Trugen vielleicht Guelfen und Ghibellinen zur

Unterscheidung die Einen am Daumen, die Andern am Zeigefinger einen Ring, etwa zum Siegeln? Oder ward beim grüßenden Händedruck ein Partei-Erkennungszeichen gegeben, ähnlich dem der Freimaurer? — Jedenfalls war das Tragen wenigstens eines Siegelrings am Daumen lange Zeit ein besonderes Vorrecht der Kaiser und Könige; mit dem Daumring untersiegelten dieselben besonders wichtige Angelegenheiten, sie dadurch als persönliche, allerhöchste Handschreiben bezeichnend, während an den sonstigen amtlichen Verfügungen das große Sigillum an der Schnur baumelte.

Besonders bekannt und noch heute beliebt ist das sprichwörtlich gewordene, offenbar mit einem Aberglauben verbundene „den Daumen halten“ (für Jemand). Schon die Römer hatten eine ähnliche Redensart: den Daumen drücken, die freilich recht verschiedene Erklärungen gefunden hat. Da hat man es in Zusammenhang gebracht oder vielmehr in Gegensatz gestellt zu der bekannten Sitte resp. Unsitte bei den Kämpfen der Gladiatoren in der Arena: wenn einer der Kämpfer den andern zu Fall gebracht hatte und ihm das Schwert an die Gurgel setzte, schaute er fragend zu der schauwüthigen Menge auf, und wenn sie — wie leider gewöhnlich — mit einem Fanatismus, der einer bessern Sache würdig war, den Daumen von der geballten Hand nach unten streckte, so hieß das: Gieb deinem Kameraden den Rest! — Dem gegenüber soll nun das Halten des Daumens in der geschlossenen Hand das Zeichen von Beifall, Begünstigung und Begnadigung gewesen sein. Aber abgesehen davon, daß eine solche Aehnlichkeit der Zeichen für Tod und Leben abscheulich leichtsinnig gewesen wäre (man winkte meist das „Laß ihn laufen“ mit Tüchern), wissen auch die gelehrten Herren kein einziges Beispiel für diesen Gebrauch des Daumenhaltens in der Arena anzuführen. Vielmehr zählt ja der alte Meister Plinius, der allerlei Curiosa gesammelt hat, unter den religiösen und abergläubischen Gebräuchen auf: daß das Halten des Daumens für einen Andern demselben Glück und Gunst erhalten solle. Der Daumen galt den Alten als mit weissagender Kraft versehen, entweder sollte diese Kraft befragt oder der gewünschte Glücksgeist festgehalten werden. — Siehst du, lieber Freund, wenn du nun mit demselben leichten Spott über die Sitte (und über dich selbst), gewiß auch nicht ohne einige Gränlein heimlicher Ueberzeugung, daß es besser gesagt als weggelassen sei, — wenn du also mit derselben Gefühlsmischung, wie du dein „Unbeschrien!“ rufst, bei irgend einem Vorhaben den Andern bittest, dir den Daumen zu halten, so hast du noch so was von der Ehrfurcht vor dem geheimnißvollen Daumen in dir, wie schon die Heiden zu des Herrn Plinius Zeiten. Die Ueberzeugung von dieser geheimnißvollen Kraft hat unsere verschiedenen Sagen vom Däumling hervorgebracht. Der kleine Kerl weiß überall glücklich durchzukommen und Andern durchzuhelfen, und mit „Däumling“ wird nicht blos die Kappe gemeint, die man über die Finger zieht (der übrigens auch Däumlings Wunderkraft innewohnen kann, vergl. Rolands Knappen), auch der Herr Daumen selbst in persona wird vielfach, z. B. in Schlesien, nur Däumling gerufen, was durchaus nicht wider den Respect geht. Wo der Däumling im Märchen auftritt, ist er geschickt und listig, ja oft stehen ihm übernatürliche Kräfte zu Gebote, ähnlich wie dem Zwergkönig Laurin u. A. Darum halt! — Die Hand drüber, den kleinen Däumlingsgeist mit seinem Glück und seiner Kraft festgehalten, dann kann's nicht fehlen: halte den Daumen. — Vielleicht mit dieser geheimnißvollen Däumlingskraft im Zusammenhang, oder auch davon hergeleitet, daß die Hauptkraft der Hand, also des zugreifenden Menschen, im Daumen steckt, haben wir noch das sprichwörtliche „den Daumen auf etwas halten“, d. h. entweder das Ding sich nicht nehmen oder es nicht aufkommen lassen; wenn man aber gar einem „den Daumen auf's Auge setzt“, so braucht man Gewalt, wenn er nicht willig ist, und läßt ihn das Uebergewicht des Glücksdäumlings als glücklicher Obenaufgekommener fühlen.

Doch lassen wir neben dem Däumling auch seine Brüder noch etwas zu Wort kommen. Es sind ihrer hier nicht sechs, wie im Märchen, sondern nur vier, denn, wie ich hoffe, wird der Leser wohl bereits gemerkt haben, daß unter obigem Titel hier nicht eine Reproduction der Geschichte vom Menschenfresser und den Siebenmeilenstiefeln gegeben werden soll. Die Brüder, von denen hier die Rede ist, stehen allerdings auch wie im Märchen ihrem Däumlingsbruder an hervorragenden Eigenschaften nach; sie kommen mehr nur als Finger zweiter Qualität in Betracht und werden dem Daumen gegenüber so zusammengefaßt, daß der Zeigefinger oft als der erste, der vorderste Finger gilt, wie er heute noch so im Englischen und Holländischen heißt. Bei den Alten in Hellas und im Land Italia ward dieser Finger von jeher der „Zeiger“ benannt, welche Bezeichnung ihm auch bei uns geworden ist, obwahl er anfänglich unseen Voreltern der Schießfinger war, der den Bogen spannt. Die Bezeichnung „Zeigefinger“ ist aber auch passend gewählt, denn sei es, daß man auf Jemand mit Fingern zeigt (was sich nicht Jeder gefallen zu lassen braucht), sei es, daß dir eine Hand als Wegweiser die Richtung angiebt, sei es daß sonstwo, z. B. in Zeitungsinseraten, die Hand zum Zeigen oerwendet wird, allemal ist der „Zeiger“ derjenige, welcher. Daß er nicht ohne Bedeutung ist, zeigt uns der öfters anzutreffende Ausdruck „der nächste nach dem Daumen“, sowie daß er im Mittelalter als der Ghibellinenfinger galt (vgl. oben). Ja, eine gewisse Heiligkeit haftet ihm an, wenn er oft mit dem dritten Finger zusammen erhoben wird, einmal zum Zeichen des Segens (weshalb auf den ältesten christlichen Bildern stets Gott oder Christus diesen Finger erheben), oder, vom Menschen erhoben, als Zeichen heiligen Gelübdes und des Eides; wenn wir von „Gottes Finger“ reden, so stellen wir uns darunter unwillkürlich den Zeigefinger vor. — Dieser Finger auch ist es, der erhoben wird, wenn man etwas gebietet, namentlich unter Androhung von Strafe, ebenso als Zeichen des Warnens; nicht bloß das, er drückt auch das Befehlen überhaupt aus, und König Franz, als er winkte mit dem Finger, hat gewiß dazu den Zeigefinger genommen. Eine schon im Alterthum gebräuchliche Geberde war es, den Zeigefinger auf den Mund zu legen, wenn man Stillschweigen forderte; so ward Hippokrates als Gott des Schweigens abgebildet, so bei den Aegyptern auch Isis, Osiris und Horus (dieser mit Hippokrates identisch). Wenn man aber daher gemeint hat, die Römer hätten ihm aus diesem Grunde die Bezeichnung des „Heilsamen“ gegeben, weil eben Schweigen heilsam ist (vgl. Schweigen ist Gold), so ist das wahrscheinlich eine falsche Auslegung des betreffenden mißverstandenen Ausdrucks (salutaris). Vielmehr sollte der betr. Beiname den Finger als „Grußfinger“ bezeichnen, wie schon der vielseitig gebildete Bischof Isidor von Sevilla († 636) wohl mit Recht in seiner sehr klaren Erklärung der Fingernamen behauptet hat. Also haben die Römer auch schon diesen Finger zum (militärischen) Gruß gebraucht und kannten die, in wörtlichem und übertragenem Sinne, altfränkische Sitte noch nicht, sich aus Höflichkeit den Kopf zu erkälten; auch hier sehen wir, daß die neuesten Anti-Deckelungs-Vereine nichts Neues wollen. — Wenn nun das classische Hellas dem Finger noch die Bezeichnung „Leckfinger“ gab, so hängt das damit zusammen, daß man in selbiger Zeit meistentheils noch der natürlichen fünfzinkigen Gabel beim Essen sich bediente; und daß wiederum hierbei mit Vorliebe, besonders wenn es sich um etwas Delicates in nicht zu großen Massen handelt, der Leckfinger gebraucht wird, wird nicht blos klein Naschmäulchen zugeben müssen, die einmal aus dem Honigtopf geschleckt hat, sondern zeigen auch die Bezeichnungen der niederdeutschen Volkssprache: Botterlicker, Pütjenlicker, Leckmännchen, Leckfang, Lecker. Wenn nun, weil auch die Heinzelmännchen gern was Gutes geschleckt haben, man deshalb auch nicht gerade in dem Lecker die Bezeichnung eines derartigen Wesens zu sehen braucht wie beim Däumling (Grimm), so haben wir doch gerade in letzterer Bezeichnung einen Anhalt zur Erklärung der Volks- und Kinderverse von den fünf Fingergestalten (vgl. am Schluß).

Nun kommt aber einer, von dem die Geschichte wenig und dazu nichts Gutes zu sagen weiß: der Mittelfinger. Das ist noch das Einfachste und darum das Beste an ihm, daß er eben der mittelste von seinen Brüdern ist, eine wenigstens neutrale Bezeichnung. Weiterhin heißt er noch nach seiner Gestalt der Langhans, Langmeier u. s. w., aber auch der „Unverschämte“. Was uns nun die Herren Gelehrten von seiner haarsträubenden Unverschämtheit berichten, übergehen wir billig mit Stillschweigen, namentlich da sie sich selbst noch nicht einig darüber sind. Die eine Unverschämtheit, daß er der längste ist, also auch, wo „lange Finger“ gemacht werden, der schlimmste — daß er vermöge seiner Länge überall vorweg ist, Alles zuerst berührt, werden wir ihm wohl aus eigner Erfahrung zugestehen müssen. Darum stößt er aber auch überall an und kommt bei seinem Vorwitz am leichtesten zu Schaden; die fürsorgliche Hausfrau versieht ihn deshalb bei der Näharbeit mit einem Hütlein, genannt Fingerhut. Herr Wilhelm Grimm sieht auch bei ihm, namentlich in dem alten Namen lanemar, die Bezeichnung eines Alpwesens und zwar eines bösartigen.

Da ist doch der nächste ein anderer Kerl! Mit welcher Wonne schon ist er sammt dem Ringlein daran betrachtet und besungen worden! Und das nicht erst, seit ihn Chamisso in Verse

und Schumann in Noten gesetzt, sondern seit Alters; schon Griechen und Römer kennen ihn als Ring- und Goldfinger, von denen dann unsre Vorfahren mit der Sitte auch den Namen herübergenommen haben. Warum trug man den Goldreif, das Zeichen des Herzensbündnisses, gerade an diesem Finger? Weil dem Volksglauben nach, der auch in alter Zeit medicinisch (?) begründet wird, Nerven und sonstige Gefühlsstränge des Herzens in diesem Finger, besonders der linken Hand, zusammenlaufen und ihre Spitze finden sollen. Daher er auch Herzfinger, sowie der Herzliche und Zärtliche genannt wird, ebenso der Jungfrauenfinger als der reine und unschuldige. Möglicherweise hängt mit jenem Glauben auch die Bezeichnung der „Heilende", der „Medicinfinger" zusammen, die sich im Alterthum, und die dementsprechende „Arzt", „Zauberer", die sich bei unsern Vorfahren findet. Zwar ist auch behauptet worden, daß der Medicinfinger seinen Namen daher erhalten habe, weil die Mediciner ihre Arznei mit ihm anrührten, — doch läßt die Bezeichnung als Zauberer, die sich besonders bei den germanischen Völkern findet, sowie die Werthschätzung, die man dem vierten Finger zollte, noch auf tiefere Gründe schließen. Gar Mancher hat doch die wohlthätige, beruhigende, ja heilende Wirkung der Hand schon gespürt, bei den Alten glaubte man an eine solch heilsam magnetische Kraft der Finger besonders bei Bestreichen des Auges. Der Ringfinger nun besitzt dem Volksglauben nach nicht blos, weil er mit dem Herzblut in Verbindung steht, diese Heilkraft am höchsten, sondern bewahrt sie auch am sichersten, weil er durch den langen Nachbar nach vorn, durch seine Lage zwischen zwei Fingern auch seitwärts gedeckt, geschützt und bewahrt ist. Die Scheu vor dieser heilenden, geheimnißvollen Natur brachte es wol mit sich, daß man ihn oft als den „Ungenannten" aufgeführt findet. Die Theorie Grimm's, daß das Volk die Finger als von alpartigen Wesen regiert betrachtet habe, hat nächst dem Daumen bei diesem Zauberfinger am meisten Wahrscheinlichkeit für sich.

Noch fehlt der kleine Schäker, der „kleine" Finger, wie er überall in Rücksicht auf sein äußeres Verhältniß zu den Brüdern genannt wird. Doch wird er auch nach einer etwas unästhetischen Beschäftigung Ohrfinger, Ohrgrübler gerufen, weil er nämlich „in das Ohr grübelt", — der zart besaitete Leser wolle den Ausdruck verzeihen, aber es ist so und schon Isidor, der wohlangesehene Bischof, hat den Namen und diese Erklärung. Sympathischer klingt es uns, wenn der jüngstgeborene Bruder Däumlings als das „Kind" oder, neckisch zugleich, im Plattdeutschen „Piepling" genannt wird; daß er wirklich ein kleiner Schelm ist, der gern klatscht und die Andern angiebt — wol weil er als kleinstes Büblein zumeist Furcht vor Strafe hat — deutet auch die sprichwörtliche Redensart an: „Mein kleiner Finger hat mirs gesagt." Der kleine Spitzbube hat da wirklich auch etwas von den koboldartigen Wesen Grimm's an sich.

Wenn nun die ganze Brüderschaft ihre Streiche ausführt, wie dies die schon oben angedeuteten Verslein darstellen, so ist dabei meistens jeder seiner Charaktereigenthümlichkeit entsprechend beschäftigt. In manchen Sprüchen ist dies theilweise, aber nie ganz verwischt, namentlich der „Zauberer", der Geschickte oder Heilende, und der kleine Spitzbube finden sich überall wieder, so auch in dem etwas abgeschliffenen: Der Däumling hat ein Ferkel gekauft, der Leckfing hat es todt gemacht, der Lange hat das Messer geschärft, der geschickte Johann (der 4.) hat die Würste gemacht und der Schelm Piepling hat Alles aufgegessen. Am deutlichsten aber finden wir die Brüder in den beiden bekannten Sprüchlein: „Das ist der Daumen" — er nimmt auch hier eine besondere Stellung ein, es wird nur auf ihn hingewiesen, ohne ihn in das Treiben der Andern hereinzuziehen, — der „Lecker" schüttelt sich Pflaumen, der lange „Unverschämte" aber liest sie auf, der „Arzt" ißt sie (wahrscheinlich, daß sich die Andern nicht den Magen verderben) und das kleine Plappermaul läuft schnell, um es dem Vater zu melden. — Oder: Der Daumen, aus Respect vor seiner Würde, wird gar nicht erwähnt, — der Lecker ist (beim Obststehlen) ins Wasser gefallen, der Lange, der am weitesten hineinkam, hat ihn herausgezogen, der Arzt hat ihn ins Bett gelegt und der kleine Spitzbub hat Alles der Mama gesagt.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Lehrbuch des gesammten Privatrechts** in geschichtlicher, dogmatischer und wirthschaftlicher Beziehung mit Rücksicht auf die einschlägigen Materien des öffentlichen Rechtes. Von Dr. **Georg Prager**. Bd. III. Personen- und Erbrecht. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1890. (319 S., Pr. 8 ℳ). — Der vorliegende dritte Band, welchem als Anhang eine Zusammenstellung von Rechtssprichwörtern und von Rechtsquellen beigegeben ist, schließt das angezeigte Werk ab. Wie bereits früher erwähnt, giebt das Werk die Scheidung von Pandektenrecht, deutschem und preußischem Rechte auf und greift nicht nur in andere Rechtsgebiete, besonders in das öffentliche Recht, sondern selbst in die Volkswirthschaftslehre hinein, es soll zugleich jedes Rechtsinstitut von seinem römischen oder deutschen Ursprunge bis in die neuesten Ausläufer dargestellt werden. Das Bedenkliche eines solchen Vorgehens wurde schon bei Besprechung des ersten Bandes hervorgehoben. Jetzt beim Abschlusse des Werkes dürfte die Uebersicht nur ergeben, wie begründet diese Ausstellung war. Für den Anfänger in der Rechtswissenschaft ist zunächst Klarheit nothwendig; er muß unterscheiden lernen, verstehen, wie sich das Recht nach und nach bez. auf welchen Grundlagen es sich entwickelte. Wenn hier aber römisches, deutsches, preußisches Recht durcheinander geworfen wird, wie soll der Anfänger sich durch diese Zusammenstellung hindurchfinden? Ebenso wenig wird das Werk Denen dienen, die den einen oder anderen Theil des bürgerlichen Rechts weiter erforschen wollen, weil bei jenem Zusammenfassen nothwendiger Weise das Werk an Tiefe einbüßen mußte. Dem allein, welcher noch kurz vor den Prüfungen Alles in wenig Zeit sich einprägen möchte, wird das Werk vielleicht von Nutzen sein können, d. h. sofern er sein Hauptgewicht auf preußisches Recht legt; denn andere deutsche bürgerliche Rechte werden kaum gestreift. Indessen ist nicht die allgemeine Anlage des Werkes allein bedenklich; auch manche Aeußerung wird kaum ohne begründete Anfechtung bleiben, z. B. wenn der Verfasser die Putativehe als ein besonderes Rechtsinstitut hinstellt aber wenn er behauptet, das römische Erbrecht werde von drei Maximen (?) beherrscht, die heute keine Geltung mehr hätten, nämlich von den: Nemo pro parte testatus etc., Semel heres, semper heres und Heres in locum defuncti succedit, aber wenn er die Lehre von den Anwartschaften bei den Vermächtnissen (als successive Vermächtnisse) oder im sogen. Personen-, richtiger Familienrechte (Familienfideicommisse) unterbringt. Die Vertheilung des Stoffes ist überhaupt nicht überall richtig. Schon die Einleitung brachte im Voraus Vieles, was dann im Werke selbst wiederholt werden mußte. Das Personenrecht (wohl mehr Familienrecht) umfaßt die Darstellung der Ehe, der väterlichen Gewalt, der Verwandtschaft und als Anhang die der Sklaverei. Das Erbrecht behandelt erst das Notherbrecht, dann die Testamente und Erbverträge, hierauf den Erbfall und endlich die Vermächtnisse. Sehr dürftig sind behandelt z. B. die Lehre von der persönlichen Stellung (?) der Ehegatten, dagegen sehr ausführlich das Verlöbniß, hier aber unter Aufnahme vieler veralteter Bestimmungen. Flüchtigkeiten sind es wohl nur, wenn Bd. III S. 168 gesagt wird, daß Konkurseröffnung zu einer ruhenden Erbschaft nur im Falle der Ueberschuldung stattfinde (anders kann sie ja gar nicht stattfinden), oder S. 169, die letztwillige Auflage sei erzwingbar, wenn sie dem Erblasser unmittelbar zu Herzen gehe, oder Bd. I S. 401, der redliche Besitzer behalte alle in der Redlichkeit gezogenen Früchte u. s. w. Zu den gewöhnlichen Repetitorwitzen ist die Bemerkung Bd. II S. 380 von dem in Marmorplatten gemeißelten Wechsel zu rechnen, was nach Artikel 7 der Wechselordnung nicht einmal richtig ist. Es würde zu weit führen, diese Aufzählung auszudehnen; ein Ausspruch über die Wirkung der Ehescheidung in der evangelischen Kirche verdient aber noch angemerkt zu werden: „Freilich bleibt das Urtheil über die Rechtmäßigkeit der gerichtlichen Scheidung dem Gewissen desjenigen Priesters überlassen, an welchen sich der geschiedene Ehegatte behufs Einsegnung einer neuen Ehe wendet. Um dazu geneigte Geistliche auch zuständig zu machen, hilft der preuß. Oberkirchenrath durch Ertheilung von Generaldimissorien." (Bd. III. S. 24.) Dies spricht für sich selbst und für den Werth des Werkes deutlich genug. Von den Rechtssprichwörtern werden im Anhange nur die im Werke angeführten zusammengestellt; zu ihnen ist nur zu bemerken, daß nicht jeder lateinische Satz (quod non est in actis, non est in mundo; fiat justitia, pereat mundus) deswegen dem römischen oder canonischen Rechte angehören muß.

B. K. **Kirchengeschichte im Grundriß**. Von **Rudolph Sohm**, Professor der Rechtswissenschaft in Leipzig. Fünfte ver-

mehrte Auflage. Leipzig 1890. E. Ungleich. 2 ℳ 80 ₰. — Das ist ein herrliches Buch, herrlich in allen Bedeutungen des Wortes, denn es erhebt und erquickt den Leser, und der es geschrieben hat, ist Herr seines Stoffes und Herr und Meister der wissenschaftlichen Sprache. In diesem Buche, das zu 215 Seiten Text nur drei oder vier gelehrte Anmerkungen hat, ist trotzdem mehr Wissenschaft, als in manchem dickleibigen Bande mit den ausführlichsten Quellenangaben. Des Verfassers Geist ist selber Quelle oder vielmehr Sammelpunkt aller Quellen, aus welchen der gesammelte Strom sich ergießt, klar und durchsichtig, wie ein Gebirgsbach, und gewaltig wie ein Bergstrom. Sein Werk bedarf unsers Lobes nicht, denn wenn auch fünf Auflagen in wenig mehr als zwei Jahren nicht bei jedem Buche das Anrecht auf Lob und Preis bedingen, so doch bei einem solchen, dessen Titel schon ein großes Heer von Lesern zurückscheucht. Es wird in diesen zwei Jahren mancher Professor der Kirchengeschichte von dem berühmten Juristen noch etwas gelernt haben und mancher junge Beflissene dieser Wissenschaft wird nach dem Genusse dieser Geistesspeise erst entdeckt haben, was hinter dieser vielleicht mißmuthig betrachteten Masse von Namen, Zahlen, Lehren, Ereignissen u. s. w. eigentlich steckt, wenn ein Mann, wie Sohm, den Vorhang wegzieht. Es ist eine Philosophie der Kirchengeschichte, die hier gegeben wird, die Weltbetrachtung eines Gelehrten, der ein gereifter Christ ist. Ihm geht das Verständniß für Manches auf, dessen Berechtigung im Ganzen der Geschichte Andere nicht ergründen können. Sollen wir Beispiele anführen, so kommen wir in Verlegenheit, wo wir anfangen und aufhören sollen. Es muß genügen, einige Punkte hervorzuheben, die besonders in die Augen fallen. Man vergleiche die gewohnte Darstellung der Kirchengeschichte in Betreff der ältesten christlichen Zeit mit dem Urtheile Sohm's (S. 17): Das ist der größte Erfolg des Christenthums, daß es seinerseits den Sieg davontrug, obwohl es durch viele seiner Bekenner so elend vertreten wurde, oder in Betreff der Stellung des Bonifacius zu Rom (S. 73): Er und kein Anderer ist es, der das Papstthum des Mittelalters aufgerichtet hat! Man lese in den letzten Abschnitten, mit welcher ernüchternden Klarheit dieser überzeugte Christ, der an den Sieg des Evangeliums glaubt, über unsere Zeit urtheilt als über eine Zeit voll der größten revolutionären Gefahren und doch eine Zeit — wie alle Zeiten! Es giebt kaum einen Abschnitt in dem Buche, welcher dem Leser nicht zu einer ganz neuen Vorstellung verhülfe oder in ihm den Eindruck hervorriefe, daß hier ausgesprochen sei, was er bisher nur geahnt hatte. Wir brechen ab und stellen pflichtgemäß fest, daß die 5. Auflage nicht gleich der 4. ist, sondern in mehreren Paragraphen (Christenverfolgungen, Bilderstürmer, Bernhard v. Clairvaux, Alfons v. Liguori u. a.) eine Neubearbeitung erfahren hat.

— Illustrirte Gesundheitsbücher: Die Geisteskrankheiten von Dr. Theobald Güntz, vormaligem Director der Irren-Anstalt zu Thonberg bei Leipzig. Preis 2 Mark. — Herz-, Blut- und Lymphgefäße von Dr. Paul Niemeyer. Zweite Auflage. Preis 2 Mark. — Das Buch der jungen Frau von Dr. H. Burckhardt, Frauenarzt in Bremen. Dritte Auflage. Preis 2 Mark. Verlag von J. J. Weber. Leipzig, 1890. — Die populäre medicinische Schriftstellerei ist bei den Aerzten einigermaßen in Verruf gekommen, weil die für das große Publicum geschriebenen medicinischen Bücher erwiesener Maßen oft mehr schaden als nützen. Etwas kurzsichtig hat man deshalb über die populäre medicinische Schriftstellerei überhaupt den Stab gebrochen. Thatsächlich aber treffen die Vorwürfe, die man ihr machen kann, nur die Art des Schreibers, der entweder gar nicht die Fähigkeiten hat, um Andere belehren und unterrichten zu können, oder sich von seinem persönlichen Interesse die Feder führen läßt. Das Ziel der populären Medicin ist, die Erkenntnisse der Wissenschaft wahrheitsgetreu in einem leichtverständlichen Gewande vorzutragen. Daß dieses Ziel erreichbar ist, zeigen die im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienenen „Illustrirten Gesundheitsbücher", deren Lectüre, wie wir überzeugt sind, den reichsten Nutzen stiften kann. Auch die jüngst erschienenen, oben angezeigten Bände können angelegentlichst empfohlen werden. Sie geben in fließender, interessanter Darstellung, die sich streng an das wissenschaftlich Festgestellte hält, Aufklärung über alle zu den besprochenen Gebieten gehörigen Erscheinungen. Besonders ist der schwierige Versuch einer populären Darstellung der Geisteskrankheiten gelungen, in denen das Publicum noch fast ganz unerfahren ist. Eine gedrängtere Darstellung würde den Werth der Bücher vielleicht noch erhöhen. A.

— Taktische Unterrichtsbriefe zur Vorbereitung für das Kriegsakademie-Examen, taktische Uebungsritte, Kriegsspiel und Manöver. Von Griepenkerl, Hauptmann. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 7,50 Mark. — Das ebenso sachliche, wie geschickt gruppirte Werk erfüllt, was es verspricht. Es ebnet dem Anfänger den Weg zu dem Verständniß des Wesens und der Anforderungen moderner Truppenführung. Es frischt die Kenntniß der Dienstvorschriften in unaufdeinglicher, anmuthender Weise, gleichsam spielend, wieder auf, macht den Leser mit dem Handwerkzeug der Truppenführung, dem Befehlsmechanismus vertraut und entwickelt, bez. schärft das Urtheil über taktische Lagen. Es wird gewiß mit Erfolg in allen den Fällen angewendet werden, für die es geschrieben ist.

E. P. — Karte zur Berechnung des Grund- und Bodenwerths in Leipzig und den umliegenden Ortschaften mit Berechnung der Werthe massiver Wohngebäude von Gustav Müller. — Die im Verlag von Georg Lang-Leipzig mit Bezeichnung 1. Jahrgang 1890 erschienene Karte nebst 34 Seiten Text ist als ein „Rathgeber für Bauunternehmer, Speculanten, Capitalisten und Bankgeschäfte bei Geldbeleihung, Kauf oder Verkauf der Grundstücke" bezeichnet. Für Leipzig ist die auf bezeichneter Karte angewendete Darstellung wohl neu und als eine fleißige Zusammenstellung des als „Techniker und Zimmermeister" sich bezeichnenden Herrn Verfassers anzuerkennen, nur dürften demselben doch vielleicht nicht ganz richtige Unterlagen zur Verfügung gestanden haben, da selbst etwas höhere gezahlte Ausnahmspreise nicht die Höhe erreichen, wie sie die Werthtabelle in 20 Classen angiebt und wie der wohl mit Berliner Verhältnissen vertrautere Verfasser angenommen hat wahrscheinlich nach Angaben eines größeren hiesigen Commissionsgeschäftes, dessen Adresse anscheinend als Empfehlung in den Text einverleibt worden ist. Es wäre recht erwünscht, daß das thätige hiesige statistische Amt diese Karte einer Durchsicht unterwerfen möchte, damit für eine etwaige officielle Ausgabe die Darstellung, soweit es der Maßstab zuläßt, entsprechend berichtigt werde. Als allgemeines Bild für die Verhältnisse des Arealpreises in Leipzig, dem etwas unberechtigt einige Dorfschaften, wie Möckern, Groß-Zschocher, Windorf, beigefügt wurden, bietet die Karte ein ganz übersichtliches Bild, jedoch als Rathgeber selbst für die bezeichneten Personen möchte doch dieselbe kaum zu empfehlen sein, da besonders die Anweisung zu derselben zu Ueberschätzungen führen würde. Als Beweis diene das für J Doppelecken angeführte Beispiel der Ecke von Südstraße, Südplatz und Kochstraße, für welche ein Werth von 330 ℳ pro 1 qm berechnet wird. Es ist gerade dieses Areal in der Südvorstadt etwas unangenehm berühmt geworden dadurch, daß es theilweis von dem Besitzer für 200 ℳ pro 1 qm dem Rath zur Vergrößerung des Südplatzes angeboten wurde und nach Ablehnung der Offerte bebaut worden ist in einer Weise, welche kaum den angeblichen Erwerbspreis von reichlich 100 ℳ verzinsen wird und überdies die Kochstraße recht unangenehm verunziert. Wenn überdies einfache Ecken in nächster Nähe mit 50 bis 60 ℳ pro 1 qm bezahlt worden sind, so sind wohl nachweislich für diesen Stadttheil die angewendeten Bezeichnungen nicht den wirklichen Verhältnissen entsprechend. Ueber die Eintheilung der Straßen und Plätze nach Ladengegenden, kleinen Geschäftsgegenden und Wohngegenden ließe sich wohl ebenso streiten als über die aufgestellten Grundsätze für Werthsermittelungen bei Straßenverbreiterungen und Straßendurchbrüchen, sowie bei Enteignung; jedenfalls wird in den Einzelfällen manche Correctur durch die bestehenden Verhältnisse erforderlich werden. Der Abschnitt über Baukosten und Bauwerthe massiver Wohngebäude, wie die Entwickelung für erfahrungsmäßige Dauer, den Neubauwerth und die Entwerthung derartiger Gebäude durch das Alter nach den aus Bauhandbüchern und Baukalendern bekannten Formeln ist für manche Zwecke gewiß recht brauchbar, immerhin aber wird ein etwas gewissenhafter Speculant oder Capitalist eine sorgfältigere Schätzung durch einen sachverständigen Baugewerken wohl vorziehen. Für Diejenigen, welche ein Glück darin sehen, daß Leipzig demnächst nun wirklich ein Drittel Million Einwohner zählen wird, können die vorherrschend violet und grün (Classe 20—17 und 16—13) angelegten Straßen wenig angenehmen Eindruck bieten, hoffen wir, daß in der 2. Auflage, welche nach einer Notiz bereits jetzt im Jahre 1893 in Aussicht genommen ist, eine wesentliche Abnahme derselben eingetragen werden kann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häverníck in Leipzig.

№ 80. Sonnabend, den 5. Juli. 1890.

Alt-Rom auf Reisen.

Ein gewaltiges Ringen geht in unseren Tagen durch alle Kreise, die an dem Unterrichte unserer männlichen Jugend betheiligt oder sonst von Interesse für diesen wichtigen Punkt unserer Culturentwickelung erfüllt sind; ein Ringen, bei dem es sich in letzter Linie um die Frage handelt, ob unser Jahrhundert berechtigt ist, die zur Reformationszeit geschaffenen Grundlagen des gymnasialen Unterrichts zu beseitigen und dafür andere, den Errungenschaften der Neuzeit entsprechende, einzusetzen. Immer größer wird die Schaar derer, die das scharfgeschliffene Schwert der Reform in hochgehobener Rechten schwingend gegen die ehrwürdige Festung unserer altclassischen Bildung anstürmen, Manche vielleicht unbekümmert darum, daß aus eben dieser Festung die Helden unserer Literatur, die Kämpfer für Deutschlands Befreiung, ja die Mehrzahl der Helfer zur Neubegründung des deutschen Kaiserreichs hervorgegangen sind. Inzwischen haben sich aber auch auf den Wällen des alten Bollwerks die Vertheidiger zur Wehr gesetzt, und es ist ein wohlthuender Zug edlen Kraftbewußtseins, der durch die mannhaften Worte der vielangefochtenen „Heidelberger Erklärung“ zum Schutze des bisherigen classischen Unterrichts hindurchgeht. Werthvoller noch scheint der stille Vertheidigungskampf, den das Gymnasium führt, indem es nicht nur mit Aufbietung aller Kräfte an der Umgestaltung und Verjüngung seiner Lehrweise arbeitet, sondern auch unter den Schlägen seiner Gegner vielleicht mehr als je mit Sorgfalt und Liebe seiner hohen Aufgabe, der Ausbildung einer für die nicht greifbaren Güter begeisterten Jugend, sich widmet. Doch wer wollte in dieser Zeit umgestaltenden Schaffens und kühnen Wagens das Ende eines solchen Kampfes voraussehen? Noch hat sich keine der beiden Wagschalen hinabgesenkt, noch stehen, wie in homerischen Zeiten, die Kämpfer vor dem entscheidenden Gefechte einander gegenüber, mit den Blicken sich messend und mit Worten einer dem andern scharf zusetzend. Da regt sich wohl bei Vielen der Wunsch, noch einmal den Blick zu senken in jene schimmernden Tiefen, aus denen ein Luther und Melanchthon neue Kraft gezogen, die einem Schiller und Goethe manch köstliches Korn aus ihrem blinkenden Schoße herausgegeben, ja die all unser ideales, tiefinneres, dem deutschen Volke ureignes Sinnen und Denken geschaffen haben. Und selbst wenn wir mit raschen Schritten dem hohen nationalen Ziele entgegeneilen sollten, wonach in Zukunft nicht mehr Lateinisch und Griechisch, sondern unsere Muttersprache den Mittelpunkt alles höheren, mithin auch des gymnasialen Unterrichts zu bilden hätte, dürfte doch erst recht das Verlangen hervortreten, auch in weiteren Kreisen das Verständniß für die schönen Erzeugnisse einer idealen Vergangenheit wach zu erhalten. Von der ernsten sowohl wie von der heiteren Seite betrachtet, bietet das Leben der Griechen und Römer eine Menge von Einzelheiten, bei denen uns der Vergleich mit der Gegenwart außerordentlich nahe gelegt wird. Da macht es uns Freude, die Dauer im Wechsel zu beobachten, und gern lassen wir unsere Blicke ruhen auf diesen ewig frischen Gefilden des classischen Alterthums.

Wieder ist sie da, die lustige Reisezeit: wohl Dem, der schon unterwegs, glücklicher noch, wer etwa erst beim Plänemachen ist mit all der stillen Vorfreude und Erwartung! Aber auch wen die Pflicht oder die Liebe bereits wieder in die heimathlichen Räume zurückgeführt, auch er sei zufrieden mit dem, was er da draußen genossen, und freue sich, daß er in einer Zeit groß geworden ist, wo es fast zu den selbstverständlichen Gepflogenheiten gehört, im Sommer einige Wochen auf Reisen zu verbringen. Aber ist es denn jemals anders gewesen? Erzählt nicht auch der Vater von seiner Wanderung auf den Blocksberg und von den Kunitzer Eierkuchen? Und wo kämen draußen im Putzschranke die bunten Gläser mit der eingeschliffenen „Erinnerung an Töplitz“ her, wenn nicht auch die Frau Mutter in früheren Jahren einmal „das Reisen“ gehabt hätte? Freilich, Großmütterchen im Lehnstuhl will davon gar nichts wissen und meint, damals, nach anno 13, hätte Niemand weder Zeit noch Geld zu einer Sommerreise übrig gehabt, obgleich es Mancher wohl recht gut hätte brauchen können. Und das glauben wir ihr gern und wissen wohl auch allerlei Erklärungsgründe vorzubringen, von der Erleichterung des Reisens durch die Eisenbahn, vom Wachsthum der großen Städte, wohl gar auch von erhöhtem Bildungsdrange und ähnlichen Dingen, die erst in unserer Zeit das Reisen geradezu zur Nothwendigkeit gestempelt hätten. Vollends der Hr. Student, der soeben in die Ferien gekommen — es ist einer von den wenigen, die auch nach der Ablegung der Schülermütze des Abends noch gern einmal zu den Classikern greifen —, faßt die Sache historisch auf und möchte es am liebsten gleich an der Hand der Alten beweisen, daß man auch damals schon die Sommermonate gern außerhalb der Hauptstadt zubrachte. Nehmen wir ihm die Arbeit ab und hören, wie vor achtzehnhundert Jahren ein römischer Dichter sich über diesen Punkt äußert:

„Schon läßt des regenreichen Frühjahrs Scheiden
Das Erdreich und den Himmelsraum sich aufthun,
Und macht die Luft erglüh'n vom Hundsgestirn.
Schon leeren sich die hochgethürmten Mauern
Von Rom, das sonst so vollgestopft. Die Einen
Umfängt das heilige Präneste, die
Der eisigfrische Wald Dianens oder
Das starre Algidusgebirg, der Schatten
Von Tusculum, indessen Andre' wieder
Die Wälder Tiburs vorziehn und die Kühle
Des Anio. Welch' mildrer Himmelsstrich
Enthebt denn dich dem lärmenden Gewühle
Der Hauptstadt? Wo denkst du, in welcher Luft
Dich vor der sommerlichen Gluth zu schützen?“

Man sieht, die Sommerfrische galt dem Römer für etwas ziemlich Selbstverständliches. Und das finden wir recht begreiflich für die Zeit,

„Do jeder Vater, jede junge Mutter
In Angst und Sorge schweben für die Kleinen,
Wo dienstbefliss'ne Höflichkeit und Beistand,
Wie man ihn auf dem Forum leistet, Fieber
Hervorruft und das Testament entsiegelt.“

So suchte man denn alle möglichen Orte auf, wo die Höhenlage oder die Nachbarschaft des Meeres einen frischen Luftzug mit sich brachte. Theils ging es ostwärts hinaus nach den Höhen von Tivoli an den reizenden Fällen des lebhaften, durch sein kühles Wasser ausgezeichneten und rings von Villen umgebenen Aniene oder nach dem auf steiler Höhe des Vorappennins gelegenen Präneste; theils wandte man sich mehr südlich in die Albaner Berge, denen die Nähe des Sees von Nemi, des „Spiegels der Diana“, und des Albanersees einen besonderen Reiz verlieh: hier zwischen den bevorzugten Orten Aricia und Tusculum pflegten sich ja auch die Kaiser Nero und Domitian

auf ihrem Sommerschlosse öfters aufzuhalten. Daß man sich aber auch an dem benachbarten „Kalten Berge", dem Algidus, gern niederließ, könnte man schon aus seinem Namen schließen, selbst wenn wir nicht wüßten, daß er von dunklem Walde dicht bewachsen war.

Wohl noch stärker als diese „Luftkurorte" waren von ansässigen und vorübergehenden Bewohnern die zahlreichen Badeorte an der Westküste Italiens belebt: hier zog sich, um die Worte des Ehrenbürgers von Rom, Gregorovius, zu gebrauchen, „an dem ganzen Meeresufer von Toscana bis Terracina, von Terracina bis nach Neapel und rings um den Golf und weiter über Salerno hinaus eine Reihe von Marmorpalästen, von Bädern, Gymnasien und Tempeln hin, ein fortlaufender Kranz römischer Herrlichkeit. Wer damals diesen Strand entlang fuhr und die Fülle der Lustanlagen sah, die mit den Städten wetteiferten, der mußte eines zaubervollen Anblicks menschlicher Cultur froh werden". Das prächtigste Stück dieser strahlenden Kette bildete natürlich der Golf von Neapel, wenngleich dessen Charakter in der ersten Kaiserzeit noch nicht durch die eigenartige Rauchsäule des Vesuvs bestimmt war. Als die vornehmste Perle des Ganzen aber muß Bajä gelten, das in allen Tonarten besungene Seebad, von dem Martial sagt, wenn er es gleich in tausend Versen preise, so werde er es doch noch nicht genügend preisen. Abgesehen von seiner unvergleichlichen Lage und dem Schwefelgehalte der Heilquellen bot dieses „holdselige Geschenk der stolzen Mutter Natur" Kureinrichtungen und Bequemlichkeiten jeder Art, wie man sie kaum in unsern besuchtesten Modebädern vorzüglicher erwarten dürfte. Selbst mit Kleinigkeiten, wie z. B. mit dem Verkaufe von „Andenken", scheint es hinter diesen nicht zurückgeblieben zu sein; wenigstens hat man Glasgefäße aufgefunden, die, mit entsprechender Unterschrift versehen, den Leuchtthurm, Nero's Haus, den Austernbehälter u. a. abgebildet zeigen. Eine ähnliche Industrie dürfte auch in dem benachbarten Puteoli geblüht haben, dessen allezeit stark belebte Molen, in gleicher Weise verewigt und vermuthlich von einem Badegast mit nach Hause genommen, in Portugal wieder ans Tageslicht gekommen sind. Aber noch in anderer Beziehung hatte das Luxusbad große Aehnlichkeit mit seinen modernen Geschwistern. Properz wird nicht der Einzige gewesen sein, den daheim Gefühle der Eifersucht beschlichen, wenn er sich vorstellte, wie seine „Cynthia" vielleicht mit einem Andern dort in zärtlichem Geflüster behaglich hingestreckt am Strande lagerte: ja, wenn sie sich wenigstens blos im kleinen Nachen auf dem Lucriner See herumgondeln ließe! — Oder was mochte für liebeslustige Seelen verlockender sein, als oberhalb Bajä das Wäldchen von Myrthen?

„Was soll ich nun von Bajä noch berichten
Und dem von Segeln rings umschimmerten Gestade,
Wo heiß wir aus dem Wasserbade
Die Schwefeldämpfe steigen sehn, die dichten?
Da hat wohl Mancher schon für sich gedacht,
Der tief im Herzen heimtrug eine Wunde:
„„Dies Wasser hat, wie fernsten geht die Kunde,
Mit nichten Heilung mir gebracht.""

so scherzt der leichtfertige Ovid, aber ernster tönt die Klage des Propertius aus, der sein Mädchen vor dem gefährlichen Badeort zum Schlusse also warnt:

„Reiß dich los von Bajäs Bade, dem verdorbenen, mit Macht;
Vielen hat schon dirs Gestade bittres Trennungsweh gebracht,
Dies Gestade, das den guten Mädchen nie geholfen ehrlich:
Geht zum Teufel, Bajäs Fluthen, die der Liebe so gefährlich!"

Indessen beschränkten sich die alten Römer bei ihren sommerlichen Ausflügen keineswegs blos auf diese nahegelegenen Erholungsorte in den Bergen und am Meere. Während einerseits Sicilien mit seinen landschaftlichen Reizen einen bequem zu erreichenden Anziehungspunkt bildete, lockte Griechenland schon um der historischen Erinnerungen willen alljährlich ganze Schaaren wissensdurstiger und reiselustiger Römer über das Meer. Schon im Jahre 191 v. Chr. bedient sich der Sprecher einer Gesandtschaft im römischen Senate der Worte: „Die meisten von euch haben die Städte von Griechenland und Kleinasien gesehen." So wenig sonst der praktisch angelegte Römer an Kunstwerken Gefallen finden mochte, angesichts der auch unter den Trümmern noch erhabenen Ueberreste von Athen empfand doch auch er etwas von dem frischen Hauch unvergänglicher Schönheit und natürlicher Anmuth, wie er über den Kunstgebilden aus der Zeit des Perikles lagerte. Freilich war davon in Athen selbst nicht mehr allzuviel vorhanden; aber man wird zugeben, daß die reiche Ausbeute von Statuen und Bildern, mit denen die erobernden Feldherren die römische Hauptstadt nachgerade überfüllt hatten, doch wohl manchen Römer veranlaßt haben mag, den Ort ihrer Herkunft persönlich in Augenschein zu nehmen. Doch hielt man sich wohl nicht gar zu lange in Athen auf: denn wie etwa der Reisende unserer Zeit von den ehrwürdigen Stätten Roms und Pompejis hinübereilt zu dem lebhaften, buntfröhlichen Treiben Neapels, so wirkte damals der Zug von Athen nach Korinth, der lustigen, reichen, freilich aber auch üppigen und zu allerlei Verführung Gelegenheit bietenden Hafenstadt mit dem interessanten Durcheinander der von West und Ost herbeiströmenden Fremden. Bekannt ist aus dem Alterthume das Sprichwort: „Nicht jedem Menschen ist's vergönnt Korinth zu schauen": also scheint man doch zum Mindesten das Verlangen darnach bei jedem Sterblichen vorausgesetzt zu haben!

Wer aber einmal hier im Hafen die bunten Gestalten alle beisammen gesehen, den trieb es auch noch weiter, dahin, wo die schönsten unter ihnen zu Hause waren, nach den Inseln im Osten und der Küste des asiatischen Festlandes. Delos, Samos, Chios, Lesbos mit seiner entzückend gelegenen Hauptstadt Mytilene, vor Allem aber Rhodos, die Herrliche, dürften zu keiner Zeit über mangelnden Fremdenverkehr zu klagen gehabt haben. Stieg man aber in Kleinasien ans Land, so lohnten allein schon Ephesus und Smyrna, „die Schönste", die auf den Umweg gewandte Mühe reichlich. Und was konnte anziehender sein, als ein Abstecher nach Ilion, dem Städtchen, das nach dem festen Glauben des Alterthums auf, ja wie Etliche behaupteten, sogar aus den Trümmern Trojas erblüht war? Auch verstanden es die Bewohner des sehenswerthen Ortes meisterhaft, den Fremden die werthvollen Erinnerungen, die sich an jeden Quadratfuß Landes knüpften, gehörig klar zu machen. Auf der Rückkehr von der Schlacht bei Pharsalus besucht der große Cäsar, wie uns Lucan berichtet, persönlich die historisch merkwürdige Stätte.

„Schon liegt das alte Königshaus begraben
Von öden Wäldern, halbverfaulten Eichen,
Die noch die Tempel fest umschlungen haben,
Ob ihre Wurzeln gleich vom Boden weichen.
Ganz Pergamon liegt im Gestrüpp verschwunden,
Selbst seine Trümmer sind von Schutt bedeckt.
Die Felsen, dran Hesione gebunden,
Erblickt er hier, und tief im Wald versteckt
Anchises' Haus, erkennt die Felsenlaube,
Darinnen Paris einst sein Urtheil sprach,
Den Platz, wo Ganymed verfiel dem Raube,
Und wo Oinone spielend Blumen brach.
Do ist kein Stein, der nicht Bedeutung hätte.
Jetzt war er über einen Bach gegangen,
Der dort im trocknen Staube fand sein Bette:
Das war der Xanthos! — Also unbefangen
Setzt' er im hohen Grase seine Schritte,
Da warnt sein Führer ihn, der Eingeborne:
Tritt nicht auf Hektor's Ruhestatt, ich bitte! —
Auch lagen Steine dort zerstreut, verlorne,
Daran man keine Spur der heil'gen Ehre,
Zu der sie ehedem bestimmt, erkannte:
Bemerkst du nicht, ruft Jener, die Altäre,
Auf denen einst für Zeus das Opfer brannte?"

Galt also den Römern neben der Erholung nicht selten auch das Interesse für die historischen Merkwürdigkeiten als Reisezweck, so mußten sie sich, wenigstens die Wohlhabenderen unter ihnen, ganz besonders angezogen fühlen von jenem Lande, bei dessen Besuch sich Beides auf das Beste vereinigen ließ: Aegypten. Eine große Menge von Inschriften liefert den Beweis, nicht nur daß der Geist Kiselack's auch im Alterthume schon thätig war, sondern, daß man auch in Rom gewisse Dinge mußte gesehen haben, um zu den „Gebildeten" gezählt zu werden. Von Puteoli aus fand über Sicilien und Malta regelmäßiger Schiffsverkehr statt nach Alexandria; der Zeitdauer nach kam die Reise mindestens der Ueberfahrt von Neuyork nach Hamburg gleich. Aber es brauchte wohl Niemand die Kosten oder die Beschwerden der Seekrankheit zu bereuen: bei dem mächtigen Leuchtthurm von Pharos vorüber, dessen Licht auf sieben bis acht geographische Meilen leuchtete, bis ihn seit dem 14. Jahrhundert die Türken haben verfallen und schließlich ganz verschwinden lassen, kam man nach dem „Mittelpunkt der Erde" Alexandria, der Millionenstadt mit ihrer aus den Bewohnern dreier Erdtheile zusammengesetzten Bevölkerung, wo nach der Beobachtung des Kaisers Hadrian Niemand müßig ging und selbst die Lahmen, die Blinden und die Gichtbrüchigen ein Gewerbe hatten. Das war ein Treiben,

wie man es weder zu Rom noch zu Korinth beobachten konnte. Und doch lenkte der Fremde seine Schritte möglichst bald landeinwärts: denn Alexandria war zu modern, erst im Hinterlande durfte man des eigenthümlichen Zaubers gewärtig sein, um dessentwillen, wie ein griechischer Romanschreiber um 300 n. Chr. sich ausdrückt, „ägyptische Geschichten und Erzählungen für ein griechisches Ohr am alleranziehendsten waren". Sollte es den Römern anders ergangen sein? So zog man denn auf Kameelen oder auf dem Nile vorwärts den Pyramiden entgegen, die damals noch nicht des ausgleichenden Deckmantels entbehrten, dann nach den gewaltigen Ruinen des „hundertthorigen" Theben, angeblich der ältesten Stadt der ganzen Welt, mit dem klingenden Memnonsbilde und den weit in den Fels hineingetriebenen Königsgräbern, ja mitunter ging es wohl gar bis nach Syene, Philae und den kleinen Katarakten, auf denen sich den hohen Reisenden zu Ehren muthige Schiffer hinabtreiben ließen, ohne Schaden zu nehmen. Kannte man übrigens damals noch vielleicht nicht in dem Maße wie gegenwärtig den Aufenthalt auf den Dahabiyen des Nils zu Zwecken der Gesundheit, so beweisen uns doch mehrere Stellen bei den alten Aerzten, daß auch in jener Zeit schon die Kranken bei beginnenden Gehirn- oder Brustleiden auf die See und nach Aegypten geschickt zu werden pflegten. Auch finden wir in der Nähe von Alexandria eine ganze Reihe von Badeorten, unter denen es besonders Kanobus dem vielgepriesenen Bajä in jeder Weise gleich-, wenn nicht gar zuvorgethan zu haben scheint, und was in Bajä leichtfertig war, das erhielt hier noch das Gepräge orientalischer Sinnlichkeit.

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, daß die alten Römer, wenn sie unterwegs waren, in der Hauptsache dieselben Ziele verfolgten wie die Reisenden unserer Zeit. Sie entflohen der Hitze und der aufreibenden Unruhe der Großstadt, sie suchten körperliche und geistige Erholung am Meeresufer und ließen sich durch das Interesse für landschaftlich und historisch merkwürdige Gegenden wohl selbst zu weiteren Reisen über das Meer verleiten. Auch sie besuchten in den Städten zuerst die Tempel, wie man heutzutage in Nürnberg oder Innsbruck zuerst in die Kirchen geht. Dabei ist zu beachten, daß Dinge, die man bei uns in Galerien oder Museen aufzubewahren pflegt, damals vornehmlich in den Tempeln ihre Stätte fanden, nicht blos Statuen, Bilder und Gemmen, sondern auch Raritäten aller Art, absonderliche Thiere, Elephantenzähne und Walfischrippen, seltene Pflanzen, ausgezeichnete Steine, Naturwunder, ja mitunter auch besonders kunstvolle Handwerkerarbeiten; eine Hauptrolle spielten ferner Reliquien aus mythischer und geschichtlicher Zeit: so sah man in einem Tempel zu Sparta das Ei der Leda, wo anders den Harnisch des Odysseus, das Gewebe der Penelope, ein Stück von der Haut des Marsyas, die ihm Apollo vom Leibe gezogen, auch Reste des Lehms, aus dem Prometheus seine Menschen formte, und dergleichen mehr. Daneben aber auch besser Beglaubigtes, wie den Ring des Polykrates, eine Lanze Alexander's d. Gr., das Schwert Julius Cäsar's u. s. f. Natürlich fehlte es zur Erläuterung so wichtiger Sehenswürdigkeiten in der Nähe der alten Tempel so wenig wie etwa beim Straßburger Münster an sachkundigen und redebeflissenen Fremdenführern. Mit Lachen lesen wir, wie an einigen Stellen auch schon die Alten ihrem Unmuth Luft machen, daß sie sich der auswendig gelernten Erklärungen und platten Geschichtchen, die diese Herren zu erzählen wußten, nicht haben erwehren können. Plutarch berichtet von einer Gesellschaft, die den Tempel von Delphi besucht habe: durch alle Bitten sind die Führer nicht dazu zu bewegen, ihre Litanei abzukürzen oder einzustellen; „durch eine Frage aber, die außer der gewohnten Reihenfolge an sie gerichtet wird, gerathen sie in Verwirrung und bleiben die Antwort schuldig."

Seltener lesen wir davon, daß Jemand auf Reisen gegangen sei, um dies oder jenes Kunstwerk kennen zu lernen, wenn auch erwähnt wird, es seien Viele, um den Amor des Praxiteles zu sehen, nach Thespiae gekommen, oder um seiner Venus willen nach Knidos. Daß aber dieses Sehen in manchen Fällen mit dem Kunstgenuß nicht viel zu schaffen gehabt habe, verräth uns Tacitus, wenn er sich etwa dahin äußert, wer eine Statue oder ein Bild einmal gesehen, gehe befriedigt weiter und kehre nicht wieder. „Man sah, um gesehen zu haben," bemerkt hierzu der treffliche Kenner römischer Zustände, Ludwig Friedländer, in seinen Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, „und auch in dieser Beziehung glichen die Reisen der damaligen Römer denen der heutigen Engländer eben so sehr, als in dem eifrigen und gewissenhaften Aufsuchen historischer Erinnerungen." Aber so vielfach auch das Reiseleben der Alten an das unsrige, selbst in Einzelheiten, erinnert, so vermissen wir doch zwei Züge gänzlich, ohne die wir uns eine rechte fröhliche Sommerreise kaum vorzustellen vermögen. Nirgends finden wir einen Anklang an jene frische, fröhliche Wanderlust des Müllerburschen, der um des Wanderns willen wandert und daran sein Genüge findet, und zweitens fehlte ihnen, was damit vielleicht zusammenhängt, die Sehnsucht nach den Bergen. Wohl lesen wir von Fußgängern, die an einem Tage fünf oder mehr geographische Meilen zurücklegten: aber das sind Wanderer von Beruf, nicht aus Neigung, Boten, die nicht sowohl darauf achteten, wie schön, als vielmehr, wie weit der Weg sei. Vergebens sehen wir uns bei den griechischen und römischen Lyrikern nach einem Lied um, das man unserem „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" oder Geibel's „Der Mai ist gekommen" an die Seite stellen könnte. Vielleicht trug zu alledem außer der immerhin bedeutenden Unsicherheit der Landstraßen eine bei dem Südländer leicht erklärliche Bequemlichkeit bei. Der Wandertrieb gilt wohl eben mit Recht für speciell germanisch: wer nicht gern wandert, steigt natürlich auch nicht gern auf hohe Berge. Eigenthümlich aber mag es uns vorkommen, daß bei den alten Römern nicht einmal der Sinn für das, was wir eine schöne Gebirgslandschaft nennen, vorhanden gewesen zu sein scheint, während sie sich doch sonst durchaus empfänglich zeigten für die Schönheiten der Natur. Nur mußte die Landschaft selber sozusagen ein bequemes Gesicht zeigen: klare Quellen, murmelnde Bächlein, stille Haine mit lauschigen Grotten und majestätische Bäume, ein ruhiger See und das leise Plätschern der Wellen am Meeresstrande, das war es, wofür sie sich entzückten, und der begeisterten Loblieder auf solche Landschaften giebt es eine stattliche Menge. Vom eigentlichen Gebirg dagegen wußte man nichts Anderes, als daß es häßlich, unzugänglich und gefährlich sei; für den Charakter der Alpen hat Livius keine andere Bezeichnung als die der „Scheußlichkeit". Der einzige höhere Berg, den man zu besteigen pflegte, war der Aetna, aber auch ihn nicht um der Aussicht oder des Bergsteigens willen, sondern weil er bis zum Jahre 79 n. Chr. der einzige leicht erreichbare Vulkan war und den — mußte man gesehen haben! Indessen wäre es wohl Unrecht, dem Römer aus dieser seiner Naturanlage einen Vorwurf zu machen: was Wunder, wenn dem Bewohner des südlich-schwellenden Landes der Sinn für das mangelte, was wir wild und romantisch nennen, woran unsere rauhere Natur sich erfreut als an etwas ihr Verwandtem? Lebte nicht einst in unseren deutschen Wäldern derselbe Bär, der noch heute in den Bergen seine letzte Zufluchtsstätte findet? Es wäre ein Capitel für sich, den Unterschied italischen und deutschen oder richtiger süd- und nordeuropäischen Naturgefühls darzustellen. Ob es auch den Italiener von jeher nicht sonderlich nach unsern Bergen hingezogen haben mag, wir sind jedenfalls in der glücklichen Lage, sowohl am Norden als auch am milden Süden unsere Freude finden zu können. Sorgen wir dafür, daß neben andern Zügen echt germanischen Ursprungs auch der Wandertrieb bei uns jederzeit in Ehren bleibe!

Dr. St.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Was lehrt Luther von der Inspiration der heiligen Schrift?** Mit des Reformators eignen Aussprüchen dargelegt von W. Rohnert, Pastor. Leipzig 1890. E. Ungleich. 25 ₰. — Der Titel sagt genau, was die Schrift bietet, nämlich zum allergrößten Theil Aussprüche Luther's. Diese Zusammenstellung kann für Manchen, der sich mit dem angegebenen schwierigen Gegenstand zu beschäftigen hat, eine gute Handreichung thun. Mit des Verfassers verbindendem Texte wollen wir hier nicht rechten, sondern wollen ihm nur rücksichtlich seiner schon anderwärts näher begründeten Lehre von der Inspiration die Frage zu erwägen geben: Wenn der Urtext der Bibel bis auf Wort und Punkt inspirirt ist, wie stellt er sich dann zu den verschiedenen Lesarten der verschiedenen Handschriften und wo sind dann die Inspirirten zu suchen, die uns die jedesmal richtige Lesart untrüglich feststellen?

B. K. **Das Conclave Pius' IV. 1559.** Historische Abhandlung von Dr. Theodor Müller. Gotha, Perthes. 1890. 4 ℳ. — Dieses Buch enthält außer dem, was der Titel sagt,

als Einleitung eine Schilderung der Person und des Regiments Paul's IV. und zum Schluß eine Charakteristik Pius' IV. und einen Bericht über sein Leben vor seiner Erwählung. Der weitaus größte Theil der Darstellung beschäftigt sich mit den Vorbereitungen und dem Vollzug seiner Papstwahl, die wegen der Stellung der ausschlaggebenden Mächte (Frankreich und Spanien) und der dabei angewandten diplomatischen Künste zu den bemerkenswerthesten gehört, die Rom erlebt hat. Eine andere Frage ist die, ob die sorgfältige Verzeichnung jedes Schrittes, welchen die einzelnen Betheiligten damals vorwärts gethan haben, eine unbedingte Nothwendigkeit für Welt- und Kirchengeschichte, ja selbst für die speciellste Papstgeschichte war. Aber wir haben es hier mit einer jener geschichtlichen Arbeiten zu thun, durch welche junge Forscher vor dem Gericht ihrer Fachgenossen ihre Fertigkeit in der Durchdringung und Verwerthung der Quellen zu erweisen pflegen. Ohne diesem Spruche vorgreifen zu wollen, stellen wir fest, wie jeder Beurtheiler zugeben wird, daß der Verf. mit großem Fleiß das sehe bedeutende Bericht- und Briefmaterial jener Zeit durchforscht und seine Bearbeitung trotz zunftmäßigster Form zu einer für jeden gebildeten Menschen lesbaren Schrift hat werden lassen. Man kann sich aus dem Buche eine Vorstellung schaffen von den Zuständen, die in einem Conclave und während desselben in Rom, im Kirchenstaat und in der politischen Welt herrschen. Es wird für manchen Leser neu sein, daß man damals und auch bei anderen Wahlen auf die verschiedenen Candidaten der Papstwürde gewettet hat, wie heutzutage auf Rennpferde, daß die Cardinäle bei den verschiedenen Wahlgängen, wie um sich gegenseitig eine Ehre zu erweisen, einzelnen befreundeten Collegen ihre Stimme gaben, so daß damals um ein Haar einer Papst geworden wäre, den eigentlich gar Niemand wählen wollte, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr.

— Schumann und die Panzer-Fortification. Von Schröder, Generalmajor z. D. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1890. 2 ℳ. — Dem leider zu früh verstorbenen (5. November 1889) Major Schumann, dem unermüdlichen Vorkämpfer und Bildner der Panzer-Fortifikation, welcher der deutschen Eisenindustrie bei dem Wettbewerb von Bukarest die Krone gesichert hat, ist von einem der competentesten Männer auf dem Gebiete moderner Befestigungskunst ein würdiges Denkmal gesetzt worden. Auch den Laien auf diesem Gebiet wird es mit Stolz erfüllen, wenn er vernimmt, daß unserem Landsmann, dem Major Schumann, dem getreuen Mitarbeiter Gruson's auf dem Gebiet der modernen Panzerungen (Drehthürme, Laffeten, Batterien u. s. w.), in dem Wettstreit mit dem großen Meister der Festungsbaukunst, dem belgischen General Brialmont, dem Vauban der Jetztzeit, der Sieg geworden ist. Schumann, dem es noch vergönnt gewesen ist, seine Ideen daheim und in der Fremde verwirklicht zu sehen, wird für die Entwicklung der Panzerbefestigung eine Bedeutung behalten, ähnlich wie Stephenson für die Locomotivconstruction. Ein getreues Bild seiner Thätigkeit der Mit- und Nachwelt entworfen zu haben, ist ein äußerst dankenswerthes Verdienst des Hrn. Verfassers.

— Das rauchlose Pulver und seine Bedeutung für den Festungskrieg. Von Wiebe, General der Artillerie z. D. Berlin 1890. E. S. Mittler u. Sohn. 1 ℳ. — Die Person des Hrn. Verfassers überhebt jeder Empfehlung. Heben wir hervor, was der Titel verschweigt, daß nicht nur die Bedeutung des rauchlosen Pulvers für den Festungskrieg, sondern auch die allgemeinen Folgen der Einführung desselben, seine Vor- und Nachtheile, die Aenderungen der Gefechtsverhältnisse und die für die Gefechtsleitung sich ergebenden Folgerungen eingehend beleuchtet sind, so ist der allgemeine Nutzen dieses werthvollen Buches angedeutet. Wer sich über die einschneidende Bedeutung des neuen Kampfmittels ein Urtheil bilden will, dem sei als bestes, klarstes, kürzestes Mittel hierzu das Werk des Hrn. Generals der Artillerie Wiebe wärmstens empfohlen.

— Die Literatur der für Holzarbeiten in letzter Zeit so beliebt gewordenen Zierweise in Kerbschnitt hat durch G. Bollers in seiner „Anleitung zur Kerbschnitzerei", Verlag von Konrad Kloß in Hamburg, eine beachtenswerthe Bereicherung erhalten. Wenngleich die auf praktischen Erfahrungen beruhende Anleitung noch nicht in allen Einzelheiten das Richtige getroffen hat und hie und da der Correctur bedarf, so wird doch der Anfänger viel Belehrendes in dem kleinen Werkchen finden, und auch dem Geübteren wird mancher darin enthaltene Wink willkommen sein. In der Einleitung sagt der Verfasser, daß der Kerbschnitt bereits im Mittelalter vorkomme; unseres Wissens jedoch wurde diese Zierweise schon im frühen Alterthum und ganz besonders im Orient gekannt und geübt, während sie als Hausindustrie in Deutschland erst nach dem 30jährigen Krieg auftritt. Als Werkzeug empfiehlt der Verfasser vier verschieden geformte Schnitzeisen, von denen wir aber nur das unter Fig. I, a abgebildete Schrägeisen als wirklich praktisch empfehlen möchten; die übrigen Eisen sind entbehrlich, der sogenannte Gaisfuß und das Hohleisen auch wegen der Schwierigkeit des Schleifens als ungeeignet zu bezeichnen. Die als Uebungstafel dienende Holzplatte netzartig mit Linien zu versehen, halten wir ebenfalls für wenig angebracht, da die vielen sich kreuzenden und schneidenden Linien das Auge des Zeichners in hohem Grade ermüden müssen; es dürfte also besser sein, die Uebungen nur streifenweise vorzunehmen. Ferner empfiehlt der Verfasser, die Arbeit stehend an einem bis zum Brustbein reichenden Tische auszuführen. Dem ersteren stimmen wir zu, die Höhe des Tisches jedoch ist viel zu hoch angegeben: die Arbeit wird dadurch dem Auge zu nahe gebracht und durch die unbequeme Haltung wird bei längerer Thätigkeit das Genick steif; es ist daher anzurathen, die Tischhöhe etwa zwei Handbreit unterhalb des Brustbeins zu wählen. Die auf Seite 6 und 7 beigefügten Zeichnungen der das Schrägeisen führenden Hände, die nebenbei recht mangelhaft ausgeführt sind, bedürfen einer ernsteren Correctur. Eine Haltung des Eisens, wie sie in Fig. 3 dargestellt ist, würde bewirken, daß für die Augen des Schnitzers die Schneide des Eisens im Schatten liegt, während in Wirklichkeit der Kopf des Arbeitenden über die Hände hinweg gebeugt Zeichnung und Schnitt beleuchtet sehen muß. In Fig. 4 ist das Schrägeisen falsch eingesetzt, der Einsatz des Eisens muß mit der ganzen Schneide, nicht mit der Spitze beginnen. In Betreff der Lage des Holzes ist zu bemerken, daß dem Lernenden anzurathen ist, die Holzfaserrichtung stets mit der Augenaxe parallel zu legen, während der Verfasser der Anleitung angiebt, daß das Holz nach der Bequemlichkeit des Arbeitenden eingespannt werden könne. An der Lehrerbildungsanstalt für Handfertigkeit zu Leipzig, deren Kerbschnitzereiabtheilung von dem Bildhauer Paul Sturm geleitet wird, werden vier Händestellungen gelehrt, die zu allen Schnitten hinreichen und die Gewandtheit des Uebenden bedeutend fördern. Zu der auf Seite 15 angegebenen Anleitung zur Zubereitung von Wachsmasse sei endlich noch bemerkt, daß die angegebene Methode sehr feuergefährlich ist, und daß wir empfehlen, zum Schmelzen des Wachses sich stets eines Wasserbades zu bedienen.

G. Oe. — Der lustige Baedeker. V. Vollständiger humoristisch-poetischer Führer durch Berlin. Herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis, illustrirt von W. Sprenger. Mit einem Orientirungsplan. Suttgart, Levy & Müller. s. a. 144 S. 8°. Preis: 1 ℳ. — Das Buch besteht aus zwei in einander geschobenen Theilen, einem prosaischen und einem poetischen. Der erstere giebt ganz kurz die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten, die Gasthäuser und Verkehrsverhältnisse der Reichshauptstadt und ihrer Vororte an, der andere beschreibt in humoristischen Versen wiederum die Hauptsache von dem, was der erste Theil nennt. So kann denn der lustige Baedeker als Führer und zugleich als Unterhaltungsbuch dienen. Die Idee ist jedenfalls neu und nicht übel, auch die Ausführung ist hübsch. Die Verse sind zwar manchmal recht holperig, doch sie wollen ja nichts Anderes sein, als Knittelverse. Der Witz ist gut, nur hin und wieder etwas gesucht, die besondere Art des Berliner Witzes kommt in der letzten Hälfte des Buches zur Geltung. Wer nicht allzugroße Ansprüche macht und wer Sinn für diese Art des Witzes hat, wird das Buch mit Vergnügen lesen; dem nach Berlin Reisenden wird es über die Oede der Mark hinweg helfen. Der Dichter bleibt erfreulicherweise fast immer objectiv, nur einmal bei der Erwähnung des „treusten Volksmannes" Waldeck geht die Objectivität etwas in die Brüche. Das Lied des alten Berliners ist höchst ergötzlich; die Sinnsprüche über die Theater enthalten manches Treffende, hätten aber gut und gerne in vielen Fällen noch ein bischen schärfer sein können. Die Abbildungen, die das Büchlein in großer Zahl enthält, entsprechen in ihrer Eigenart den Versen, sie stellen nicht Berlin, sondern das Berliner Leben dar, meist mit einem humoristischen Beigeschmack. Der Orientirungsplan hat einen kleinen Maßstab (1:22000), dürfte aber im Allgemeinen genügen. Die sonstige Ausstattung ist gut.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 81. Dienstag, den 8. Juli. 1890.

Die Rückkehr zur Kunst.

Wir wissen nicht, ob dem Leser die Ueberschrift dieser Zeilen so ohne Weiteres verständlich sein wird. Von jener lärmenden Gesellschaft, die sich in gut deutscher Nachahmung ausländischer Vorbilder und Verirrungen in einigen deutschen Großstädten wie München, Berlin, Wien aufgethan hatte und von da aus die Literatur unsicher machte, haben wir ja, indem wir uns auf einen höheren Standpunkt als den des Tages stellten, gar keine Notiz genommen. Nur ganz im Allgemeinen, um die literarhistorische Verbindung aufrecht zu erhalten und indem wir ernsthaft zu nehmende Männer wie Ibsen und Zola berührten, sind wir auf den Naturalismus und seine Unzulänglichkeit eingegangen. Dennoch ist dem Leser wohl von hier und da Kenntniß von diesen Leuten geworden und ihren Gründungen, von denen die selige „Freie Bühne“ in Berlin die am meisten charakteristische war. Wir wollen uns auch heute nicht mit diesen Helden befassen, sondern im Gegentheil auf eine Schrift aufmerksam machen, die über dieselben gleichfalls zur Tagesordnung übergeht, aber indem sie dies thut und die Thorheiten dieser „Kunstheilsarmee“ beleuchtet, zu so unwiderlegbaren Ansichten über das Wesen der Kunst gelangt, daß auch der am schwersten von der naturalistischen Influenza Befallene davon geheilt werden dürfte. Die Schrift ist von Hans Marbach und betitelt sich: Das Mysterium der Kunst (Leipzig, C. L. Hirschfeld).

Marbach geht im ersten Abschnitte seiner Schrift, der sich mit der Genesis der Kunst beschäftigt, von der tiefsinnigen Mythe des Alterthums aus, welche die Musen, d. h. die Kunst, ein Erzeugniß der Mnemosyne und des Zeus sein läßt, also das Entsprossene der Erinnerung und eines Wesens, das höherer, überirdischer Natur ist. Also ein Erzeugniß der Erinnerung und des Zeus ist die Kunst, nicht der Erinnerung allein, des Gedächtnisses an etwas Geschehenes und Dagewesenes allein, nicht blos ein Anlehnen an ein Wirkliches und Vorhandenes, sondern ein Anlehnen an dasselbe unter gewissen Bedingungen, Einschränkungen, Rücksichten, Veränderungen, wie sie andererseits nicht allein von oben her, vom Zeus ihren Ursprung genommen hat. Es ist ein richtiges Familienverhältniß, das hier zwischen Mnemosyne und Zeus und den neun Musen waltet, bei dem die Mutter genau so viel Recht auf die Kinder besitzt, wie der Vater, und diese Kinder wieder Rechte auf die Eltern geltend machen können und bei dem Vater wie Mutter ihren Sprößlingen etwas von ihrem Geist und Aussehen verliehen haben.

Vor uns auf unserm Tische, während wir dieses schreiben, steht der neueste Lenbach: Bismarck in Kürassieruniform mit dem Helm auf dem Kopfe, in den Stuhl zurückgelehnt, den Blick gradaus gerichtet: ein Porträt im besten Sinne des Wortes. So sieht der Fürst aus, welcher der erste Kanzler im neuen Reich war, und nun, ein Bild der Ruhe nach gethaner Arbeit, auf das Werk seines Lebens zurückschaut: das ist sein Gesicht, sein Auge, seine Gestalt, seine Haltung, die Art, wie er den Helm zu tragen pflegt u. s. w. Aber da kommt uns ein anderer Gedanke dazwischen, der besagt: das ist ja kein wirkliches Porträt, sondern nur ein Gemälde, die Wiedergabe der Phantasiethätigkeit eines Menschen, der sich Bismarck so gedacht und dann seine Kunst, seine Hand darnach gelenkt hat, daß sie ihn so festhielten und wiedergaben, wie er ihn sich gedacht hat. Das richtige Abbild des gewaltigen Mannes würde doch erst in einer Photographie bestehen können, die von ihm abgenommen würde, also in diesem Falle in derselben sitzenden Haltung: dann erst hätten wir einen Fürsten Bismarck vor uns, wie er leibt und lebt.

Ohne Zweifel würde auch dieses photographische Abbild dem Fürsten Bismarck vollständig gerecht werden: es würde uns denselben so wiedergeben, wie wir ihn so oft gesehen haben, auf der Straße, im Reichstage oder bei sonstigen feierlichen und gleichgiltigen Gelegenheiten, und wie er von illustrirten Zeitungen verewigt und in alle Welt getragen worden ist. Auch von diesem photographischen Bismarck würde man sagen können: Das ist Bismarck.

Und doch gesteht man sich wieder ein: auch jener, der gemalte Bismarck, ist der richtige; auch er trägt alle Züge, die man an dem eisernen Kanzler gewohnt war und die uns werth waren, an sich, auch er leibt und lebt, ja, es will uns scheinen, als wenn er uns lebendiger und bedeutender aus dem Rahmen des Bildes entgegenträte, als sein Nachbar, der photographische Bismarck. Es ist Alles schärfer, charakteristischer, größer, wenn man will: bismarckischer geworden, die Augen treten auf eine ganz andere Art aus dem Gesicht hervor, besagen viel mehr, die Wendung des Hauptes nach vorn ist eine viel eckigere, bezeichnendere, der Helm stülpt sich förmlich in den Nacken, um die trotzige, dräuende Stirn mit den buschigen Brauen hervorkehren zu lassen, die anzudeuten scheint: hier bin ich, das bin ich — kurz, das ganze Wesen des Mannes hat einen viel schlagenderen, kräftigeren, packenderen Ausdruck gefunden. Und doch kann man nicht behaupten, daß hier gefälscht, gelogen, geschmeichelt wäre: es ward nichts hinzugethan, was dem wirklichen Bismarck fremd ist, es fehlt nichts, was an Bismarck haftet und nicht von ihm getrennt werden kann — nein, es ist ein vollständiges, getreues, ganzes Abbild des großen Mannes. Woran liegt das?

Eben daran, daß das Gemälde im Gegensatz zur Photographie das Allgemeine, Bezeichnende, Giltige, Bismarckische herausgesucht und zusammengefaßt und all das bei Seite gelassen hat, was nicht allgemein, bezeichnend, giltig, was unbismarckisch ist. Dies Letztere, was wir das Zufällige, Nebensächliche nennen möchten, besitzt Bismarck ja auch: auch er ist — leider, können wir hinzufügen — ein Mensch und menschlichen Schwächen unterworfen. Aber das ist nichts Besonderes an ihm: der Bismarck der Ermüdung, der Verstimmung, der mit Körperfülle bedachte, von Nervenschmerzen geplagte Bismarck ist kein Bismarck. In dieser Hinsicht kann jeder beliebige Hans Dampf mit dem politischen Luther in eine Reihe treten. Aber was ein solcher nicht ist und was ihm ewig fremd bleiben muß, das ist der Bismarck der Freudigkeit, der Thatkraft, der Frische, der Gesundheit: diesen besitzt der ehemalige Kanzler ganz allein für sich. Jenen, den Bismarck des Vorübergehenden, giebt, je nachdem die Stunde darnach ist, die Photographie wieder; diesen stellt uns das Kunstwerk dar.

Bis auf die Hände. Die Hände — Lenbach kann bekanntlich keine Hände malen — mögen so aussehen und ausgesehen haben, als der Fürst seinem Maler saß: gewiß sind sie getreu nach dem Modell abgenommen. Aber das sind keine Bismarckhände — die Hände, die einem ganzen Volk in den Sattel verholfen haben, daß es hoch zu Roß saß, wie nie zuvor, und durch Jahrzehnte die Zügel von ganz Europa gelenkt haben. Das sind zufällige, unbedeutende, nichtssagende Hände, rein photographische Hände. Und in den Händen kann doch genau so viel Ausdrucksfähigkeit

liegen, wie in demjenigen Theile des Körpers, der gewöhnlich vornehmlich als Sitz der Seelenthätigkeit eines Menschen angesehen zu werden pflegt, im Gesicht, in den Augen.

Wir sehen also, daß wir durch den einfachen Einfall, einen photographischen Bismarck neben den gemalten Bismarck auf unserem Schreibtische stellen zu wollen, ja durch die nähere Betrachtung des letzteren allein in seinen einzelnen verschiedenen Theilen zu einer wichtigen Entdeckung geführt worden sind, zu dem Unterschied zwischen Photographie und Kunst. Zwei von einem einzigen Punkte ausgehende und anscheinend parallel laufende Linien entfernten sich immer mehr von einander, so daß sie am Ende ihrer Strecke nach ganz entgegengesetzten Richtungen auseinander gegangen und zu ganz verschiedenen Zielen gelangt sind. Denn wenn wir vorhin sagten, daß der neben den gemalten Bismarck gestellte photographische Bismarck mit diesem, was die Aehnlichkeit anbelangt, einen Vergleich zulasse, so erleidet das seine Einschränkung. Je näher wir zusehen, um so mehr schwindet diese Aehnlichkeit, ein gewisser Gegensatz tritt hervor, der sich von Minute zu Minute immer mehr vergrößert. Ja, sind wir fertig mit dem Betrachten der Bilder, haben wir sie in uns aufgenommen, so sagen wir uns: das sind ja zwei völlig verschiedene Menschen, diese beiden Bismarcks, die haben gar nichts mehr mit einander gemein, sind sich so unähnlich, wie möglich: in jenem sehen wir nur das rein Aeußerliche, Gelegentliche wieder, in diesem aber das tief Innerliche, Bleibende.

Und nur dies Innerliche und Bleibende hat Werth und Interesse für uns. Man mache die Probe und sehe sich irgend etwas an, was als ein Abbild der menschlichen Besonderheiten und Aeußerlichkeiten gelten kann, sagen wir irgend ein Photographiealbum — wird es uns interessiren? Nein. Nur für Nahestehende besitzt es Werth; wir werden es gelangweilt aus der Hand legen. Durchwandern wir dagegen eine Galerie von Charakterköpfen, auch von solchen, deren Persönlichkeiten uns gar nicht bekannt sind — mit welchem Interesse werden wir sie mustern! Oder wir treffen mit anderen Menschen zufällig zusammen, an einem Orte, wo sich wahllos Mensch an Mensch reiht, im Eisenbahnwagen, im öffentlichen Locale, und es hätte Jemand die Absicht, uns seine Sonder- und Alltagserlebnisse zum Besten zu geben — würden wir ihm nicht bedeuten, daß uns dies belästige und in keiner Weise anziehe? Hören wir jedoch irgend etwas verhandeln, was den allgemeinen Menschen angeht, und betreffe es die geringste Persönlichkeit, die kleinste Angelegenheit — wie horchen wir hin und bitten wohl gar darum, uns mehr von der Geschichte mitzutheilen.

Man nennt dies Heraussuchen des Besonderen, dies Verallgemeinern in der Kunst auch Idealisiren, ein Ausdruck, bei dem gewisse Leute, die von einem Worte besessen sind, wie die Katzen vom Baldrian, sofort in eine Art von Wuthanfall zu gerathen pflegen: steiniget ihn, der den Ausdruck gebraucht hat, steiniget ihn! — und doch, was bedeutet dieses Wort anders, als aus der Masse der äußeren Züge eines Menschen das herausschälen, was seinen Kern ausmacht, sein Wesen, seine Idee? Man kann es auch Charakterisiren, Individualisiren, Vermenschlichen, Beleben, Beseelen, Vergeistigen nennen — es ist all eins, wie Marbach in seiner Schrift ganz richtig sagt. Dieses Idealistische tritt, weil es wirklich vorhanden ist, gar nicht in irgend einen Gegensatz zu dem, was man jetzt das Realistische zu nennen beliebt. Es ist nichts Besonderes, Apartes für sich, wie jener possirliche Professor auf S. 49 der Marbach'schen Schrift annehmen zu müssen glaubte, wenn er lehrt: „Wir wollen die Berechtigung nicht verkennen, welche dem Idealismus gegenüber das treufleißige Naturstudium, die feinere Ausbildung des Farbensinnes, die Erfassung der unmittelbaren Wirklichkeit und die Einkehr der Kunst in das tägliche Leben hat.“ Dieser gute Mann betrachtet das Idealistische etwa wie den Zucker zum Kaffee — man kann diesen mit ihm zu sich nehmen, er schmeckt aber auch ohne Süßes ganz gut; ja viele Menschen ziehen ihn bitter vor. Es ist aber ein Getränke, das wir mit der Kunst genießen, untheilbar, von vorn herein eins: Idealismus und Realismus ist ein und dasselbe, oder besser gesagt: von Beiden kann in der Kunst überhaupt keine Rede sein, denn sie sind von Anfang an nicht vorhanden gewesen.

Dieses Idealistische, wie wir es der Kürze wegen nennen wollen, tritt auch mit der Wahrheit in gar keinen Widerspruch; ja, es ist, weil es eben das Wesen einer Sache, seinen Kern ausmacht, die in einen höheren Grad erhobene Wahrheit. Gewinnt, um ein Beispiel anzuführen, irgend eine Handlung, sagen wir eine Mordthat, dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß wir erfahren, was der Klatsch Alles davon zu erzählen weiß, zu hören bekommen, der Mord sei in der oder jener Straße geschehen, der Mörder habe bei der That einen Rock von dieser Farbe und jenem Schnitt getragen? Oder wird uns dies fürchterliche Geschehniß nicht erst dadurch recht verständlich, daß wir die Gründe des Mordes, das Verhältniß des Mörders zu seinem Opfer, seinen Charakter, seinen Seelenzustand vor und nach der That kennen lernen und so recht in das Innere dieses Lasterhaften oder Unglücklichen blicken können? Im Gegentheil! Was mit der Wahrheit in Widerspruch tritt, sich von ihr entfernt, ist gerade dasjenige, was sich so ängstlich an ihren Rock klammert, das sogenannte Realistische: eben weil es sich nur an diesen Rock, an das rein Aeußerliche hält, wird es unwahr. Und die Frage ist demgemäß sehr wohl berechtigt, wer, um wieder auf das Bild zu kommen, mit dem wir diese Zeilen bei dem Leser eingeführt haben, denn eigentlich der wahre Bismarck sei, derjenige, den so peinlich die Photographie abnahm, oder der, den frei schaffend der Maler malte?

Eine nicht unwichtige Mittheilung macht uns Marbach am Beginn des zweiten Abschnittes seiner Schrift, der von dem Princip des künstlerischen Schaffens handelt. Er geht da von einem Ausspruch aus, den der verstorbene Anzengruber kurz vor seinem Tode gethan. Er, Anzengruber, der Bauernstücke schrieb, habe die Bauern nicht nur nicht geliebt, sondern nicht einmal gekannt, noch viel weniger Land und Leute für seine Werke irgendwie studirt. „Der Typus des Bauern, meint der Dichter, ist bald gegeben und mir handelte es sich um den Menschen. Das Bauernkostüm ist das bequemste, weil in ihm der ursprüngliche Mensch noch am deutlichsten zum Ausdruck kommt, ohne daß ich die Culturschminke und die Convenienz des modernen Menschen erst abzukratzen brauchte.“

Das ist sogar ein ungemein werthvolles Geständniß. Der Mann, der in erster Linie als „Realist“ gepriesen zu werden pflegt, auf den die Anhänger des sog. Realismus sich mit Fug und Recht glaubten berufen zu können, dieser Mann macht denjenigen, die sich an ihn halten wollen, in seinem Testament eine Absage und die verblüffende Mittheilung, daß er dasjenige, was er geschildert, gar nicht gekannt habe. Nicht auf das „Realistische“ sei es ihm in seinen Stücken angekommen, sondern allein auf den Menschen, das Allgemeine, Typische, Ideelle. Jenes, die Lodden seiner Personen, habe er bei Seite gelassen, um uns den Körper selbst sehen zu lassen — das Uebrige sei werthloser Plunder. Und nun gehe man in eine Anzengruber'sche Komödie und sehe sie sich an — welche Wirkung übt sie aus, wie lebendig ist sie, wie interessirt sie! Gehen wir fehl, wenn wir den großen Eindruck, den der „Ledige Hof“, der „Meineidbauer“ u. a. m. hervorruft, gerade auf die Rechnung dessen setzen, was wir das Allgemeine genannt haben?

Und im Gegensatz dazu denke man an Emil Zola, den Macher und Meister des sog. Naturalismus. Der macht Studien über Studien zu seinen Romanen, die gewissenhaftesten, peinlichsten, die überhaupt ein Mensch betreiben kann, beeilt sich, einen Gemüse- und Käsemarkt zu besuchen, um sich über Kraut und Rüben daselbst, die verschiedenartigen Gerüche zu unterrichten, besteigt ein Dampfroß, um das Leben auf einem Eisenbahnzuge kennen zu lernen, stürzt sich in das Gewirr der Börse, um sich über das Getriebe des Geldwesens unterrichten zu lassen und doch zuletzt für allen Schweiß und alle Mühe nichts weiter zu erreichen, als daß es bei ihm aussieht, „wie Kraut und Rüben“, und wir uns langweilen. Die einzelnen Theile haben wir in der Hand, es fehlt leider nur das geistige Band. Ein Trümmerfeld ist's, was wir vor uns sehen, kein Bau, kein Ganzes.

Es ist auch ganz unmöglich, irgend etwas, was wir mit den Sinnen um uns wahrnehmen, genau so wiederzugeben, wie es da steht: nicht der geschickteste Zeichner, nicht der feinste Stift vermag es, um mit Marbach zu reden, nur eine Hand so abzuzeichnen, wie die Natur sie geschaffen, mit all ihren unendlichen Einzelheiten, ihren Millionen von Linien, Aederchen, ihrem verwirrenden Durcheinander. Es würde die reine Unnatur dabei herauskommen, wollte man es dennoch wagen. Die Chinesen haben ja, infolge des ihnen innewohnenden Mangels an weitem Blick, ihres nüchternen Sinns, eine Malerei, deren Streben dahin geht, Alles so zu Papier zu bringen, wie sie es vor sich sehen. Und was ist das Endergebniß dieser Bemühungen? Ein Baumblatt beispielsweise, das mit minutiöser Genauigkeit so nachgeahmt worden ist, wie es vor dem Zeichner lag, und doch mit

nichts weniger Aehnlichkeit besitzt, als mit einem Baumblatt: ein wahres Zerrbild ist's, statt der großartigen Ordnung die großartigste Unordnung, für Wahrheit Unwahrheit — die Natur läßt sich nicht copiren. Und es wird auch für den Künstler die reine Verzweifelung dabei herauskommen, wenn er sich unterfangen sollte, der Natur in ihr Labyrinth zu folgen — er würde aus demselben nicht wieder herausfinden. Zola schildert uns ja in seinem Roman L'œuvre solch einen Unglücklichen, der es versucht, den Schleier vom Saisbilde Natur zu lüften, und in halbem Wahnsinn über die Unmöglichkeit seines Beginnens sein Leben durch einen Sprung in den Seinefluß endet. Ein bedauernswerther Mensch! ein armer Mensch!

Wie glücklich ist dem gegenüber der Künstler zu preisen, der in richtiger Einsicht in das Wesen seiner Kunst, ihre Grenzen, in das was sie vor der Natur voraus hat, in die Möglichkeit dessen, was seine Hände leisten können, an die Arbeit geht — wie wirkt die Harmonie, die er herzustellen bemüht ist, das Maß, das er einhält, auf ihn selbst zurück! Wie ganz anders steht er da, in gefesteter Ruhe, mit klarem Blick, mit dem schönen Bewußtsein, daß Wallen und Können sich bei ihm einen. Er schafft etwas, was gar nicht vorhanden ist, und doch von Jedermann als etwas Vorhandenes anerkannt und empfunden wird. Denken wir z. B. an Heinrich v. Kleist. Der schrieb seinen „Prinzen von Hamburg", ein Stück, dessen Handlung, zum Schrecken aller Pedanten, die auf historische Wahrheit auf der Bühne halten, gar nicht vor sich gegangen ist; diese Geschichte von dem excentrischen jungen Prinzen, der gegen den Befehl des Kurfürsten in der Schlacht angreift und demgemäß dem Kriegsgericht verfällt, schließlich aber begnadigt wird, ist ja gar nicht vorgekommen, der Dichter hat sie erfunden, hat so zu sagen gelogen, ist ein ganz gemeiner Schwindler — schlagt auf ihn los! Und doch klatscht das Publicum Beifall, glaubt an die Geschichte, lacht die Pedanten aus, und immer wieder werden die Zuschauer Beifall klatschen und die Pedanten auslachen. Jeder fühlt, daß ihm hier nichts vorgemacht, sondern eine ewige Wahrheit gepredigt worden sei.

„Das, was nie nnd nirgends ist gewesen,
Das allein veraltet nie."

Sich zum Troste und zum Trotze allen Denen, die der entgegengesetzten Meinung sind, kann man übrigens sagen, daß jeder Künstler unwillkürlich idealisirt. Mag er wollen oder nicht, mag er einer Richtung anzugehören wähnen, welche es sei — er idealisirt. Keine Handlung, und wenn sie noch so ängstlich der „Wirklichkeit" nachgebildet ist, kommt so vor, wie sie geschildert wird: wir werden den Verfasser immer dabei ertappen, daß er zusammengefaßt, verallgemeinert, also idealisirt hat. Selbst in der rohesten öffentlichen Ausstellung steckt schon der Keim eines Kunstwerks, der Beginn einer verallgemeinernden Thätigkeit. Wenn die Cowboys und Indianer des Buffalo Bill uns ihr Leben im fernen Westen vorführen und dabei betonen, daß das keine theatralische Vorstellung, sandern der Wirklichkeit nachgebildet sei, sa mag das ehrlich gemeint und bis zu einem gewissen Grade auch richtig sein — ganz stimmen thut's deshalb aber doch nicht. In dem Arrangement liegt schon etwas von einer künstlerischen Bethätigung, in dem Anardnen des Nacheinander, in der Steigerung, dem Hinarbeiten auf einen Höhepunkt, dem Hervorheben einer Hauptnummer, welche die Spannung der Zuschauer hervorrufen soll — und sa idealisiren selbst die Natursöhne Wildamerikas. Selbst Zola, der verstockteste und eingefleischteste „Naturalist", idealisirt wider Willen — wir meinen nicht nach unten, wie man seine Thätigkeit, nach gewisser Seite hin zu übertreiben, etwa nennen möchte, nein, auch nach oben. Er selbst klagt ja mit beweglichen Worten darüber, wie ihm bei seiner Arbeit, um es in einem Bilde auszudrücken, der Romantiker immer noch über die Schulter aufs Papier gucke, ihn durch seine verdammten Einflüsterungen beeinflusse. Er nennt das den Romantiker, wir würden es den Dichter nennen, den Verallgemeinerer, den Ordner, den Zusammensteller des Giltigen, den Regisseur des Interessanten, Denjenigen, der wie ein getreuer Hausknecht alle Elemente pflichtschuldigst zur Thür hinausbefördert, die nicht in die erlauchte Gesellschaft hinein gehören, die Lärmmacher des Trivialen und Alltäglichen, die Heulmeier und Stänkerer des Langweiligen und „Realen". Zola geräth dadurch in eine eigenthümliche Lage, die nicht frei von Tragikomik ist: der Heros des „Naturalismus" will für seine Zwecke wirken, die darauf hinauslaufen, den Dichter unmöglich zu machen, und muß doch, um diesen Zweck möglichst nachdrücklich zu fördern, wiederum wen zu Hilfe herbeirufen? Eben den Dichter. Hahaha!

So, als Idealisten, haben sich auch alle Künstler gefühlt und die Kunst ausgeübt, seit Olim's Zeiten bis zur Gegenwart, schrieben sie Vers oder Prosa, waren sie Tragiker oder Komiker, behandelten sie den Ernst oder Scherz, den Humor oder die Caricatur — alle, alle waren Idealisten! Von Homer bis auf unsre Tage, bis auf die Goethe, Schiller, Grützner, Karl Stieler, Fritz Reuter, Busch, Oberländer. Worin besteht denn das ewige Leben, das in der Odyssee lebt? Im Allgemeinen, Menschlichen, Ideellen. Worin liegt das Geheimniß, daß man gefesselt wird, wenn man eine Zeichnung Oberländer's sieht? Wiederum im Allgemeinen, Menschlichen, Ideellen. Nicht eine einzige der köstlichen Figuren dieses Letzteren ist ja Phatographie der Wirklichkeit, kommt thatsächlich so vor, wie sie da vor uns ist. Und doch erkennt sich Jeder in diesen ergötzlichen Menschen wieder, fühlt sich getroffen, lacht darüber: diese Studenten, Lieutenants, Dichter, Modegecken, Bergfexe, Juden, alten Schachteln — man schwört darauf, sie schon irgendwo gesehen zu sehen, so sehr leben sie. In diesem Sinne hat auch der Zeichner der „Fliegenden Blätter" das Recht, das auf sich zu beziehen, was Goethe seinen Bakis zum Künstler sagen läßt:

„Ewig wird er auch sein der Eine, der sich in Viele
Theilt und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Vielea ia Einem
Und ihr hadt den Beginn, habet das Ende der Kunst."

Also der Künstler giebt das Allgemeine, Typische, Bleibende wieder, weil nur dies für den Menschen von Interesse und Werth ist: aber wo findet er dies Allgemeine? In den Dingen ist es ja, wie wir gesehen haben, nicht vorhanden, kommt es nur unvollkommen und undeutlich zum Ausdruck: dieselben sind Rohstoff, Werthvolles und Werthloses gemischt, eine Masse ohne Form, ein Kern überdeckt von der Schale. Dieser Kern muß aus der Hülle und Fülle erst herausgeschält, gleichsam entdeckt werden. Wer ist nun dieser Entdecker, Herauswickler?

Die Antwort darauf giebt Marbach im dritten Abschnitt seiner Schrift, die sich mit dem Modus des künstlerischen Schaffens befaßt: einzig der Künstler selbst. Nur in sich selbst findet er das Allgemeine, Typische, Bleibende. Seine Persönlichkeit, sein Auge, sein Geist ist maßgebend für dasselbe; seine Auffassung von den Dingen ist ihr Sein, ihre Wahrheit. Der Sehende, Betrachtende, Denkende, der Mensch, der Dichter, der Künstler wird somit eigentlich erst der Schöpfer aller Dinge: durch seine Erkenntniß, seine Anerkennung werden sie geboren.

„Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der ans dem Busen driagt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen,
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn? . . .
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart!"

So ist auch, um bei unserem Bilde zu bleiben, Fürst Bismarck von vornherein nicht vorhanden: erst durch den Maler, Lenbach, ward er geschaffen. Dieser fand ihn in sich, hob sein Wesen, das Allgemeine, Typische, Bismarckische aus dem Durcheinander der Züge heraus und schuf so den großen Mann, wie er jetzt in überzeugender Lebenswahrheit vor uns steht.

Diese Entdeckung ist eine außerordentlich folgenschwere. Wenn das Wesen einer Sache nicht im Gegenstand, sondern im Auge liegt, wenn die Realität erst Offenbarung des Geistes wird, wenn die Erscheinungswelt erst durch die künstlerische Thätigkeit zu klarer Vorstellung herausgearbeitet wird — wie kann man da überhaupt noch von einem Vorbilde sprechen, das nachgeahmt werden soll? Dieses Vorbild ist ja gar nicht da — es ruht einzig im Beschauer. Auch in demjenigen Beschauer, der sich „Naturalist" nennt. Auch er sieht nur das, was er sieht, sehen will, sehen kann und muß und giebt es so wieder: auch sein Werk ist lediglich das Spiegelbild seines Geistes. Und so sehen wir nicht ein, was für ein Unterschied zwischen den Dichtern und Künstlern überhaupt sein sollte: sie sind alle Interpreten ihres Geistes. Und

nicht feindlich, sondern brüderlich stehen sie neben einander, die Schiller und Ibsen, die Shakespeare und Byron, die Gottfried Keller und Gerok und wie die Antipoden alle noch heißen mögen.

Mit diesen Marbach'schen Sätzen, Fragen und Folgerungen wird ein Gebäude aufgerichtet, das einen so sicheren Grund unter sich hat, so fest gefügt und so vollständig ist, daß nicht an ihm gerüttelt werden kann, und zugleich einem andern Gebäude, das sich für gut gegründet, feststehend und vollständig hielt, der Boden entzogen, daß es krachend zusammen bricht. Wie haltlos erweisen sich diesen unfehlbaren Voraussetzungen und Schlüssen gegenüber alle jene Bestrebungen von heutzutage, die auf ein Verwischen der Grenzen zwischen Photographie und Kunst, ein Vermischen beider Gebiete hinauslaufen — an diesem ehernen Fels, von dem sich auch nicht das kleinste Stückchen absplittern läßt, müssen sie zerschellen. Kunst ist eben Kunst! Wenn dies Etwas, was wir so benennen, nicht ein ganz Besonderes für sich wäre — woher käme denn sonst sein eigener Name? Wenn Müller und Schulze ein und dieselbe Person sind, so gestatten wir uns doch nicht den Luxus zweier Namen, sondern heißen diesen Mann entweder Schulze oder Müller.

Eben deshalb wünschen wir auch der Marbach'schen Schrift die weiteste Verbreitung: in dem verwirrenden Treiben des Tages wird sie ein fester Halt und manchem in der Irre Gehenden, Zweifelnden ein sicherer Führer sein.

Die Kunst ein Mysterium — so steht es ja auf dem Titelblatt der Marbach'schen Schrift zu lesen. Der Verfasser wirft, nachdem er in einem vierten Abschnitt von dem Erfolg des Kunstwerkes gesprochen, noch die Frage auf, ob der Modus des künstlerischen Schaffens gelehrt werden könne. Nein, er kann nicht gelehrt werden. Die Ausübung der Kunst ist eben ein Geheimniß, ein Mysterium, und wer in dasselbe nicht eindringen kann, dem wird es ewig verschlossen, ein — Mysterium bleiben, mag er noch so laut und vernehmlich an der Pforte rütteln. Eben darum thäte derselbe auch gut daran, sein erfolgloses Bemühen aufzugeben — Demjenigen, der nun einmal nicht zum Priester und Wissenden des Heiligthums berufen ist, gilt der Zuruf: Hand weg von der Kunst!

Wer diesen unabänderlichen Prozeß, die Rückkehr zur Kunst, wie wir ihn in der Ueberschrift dieser Zeilen genannt haben, weiter verfolgen will, der lese eine Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, als Ausspracheorgan über das Wesen der Kunst zu dienen: den „Kunstwart" von Ferdinand Avenarius in Dresden. Wir haben auf diese Halbmonatsschrift schon des Oefteren hingewiesen und wollen es auch heute wieder thun. Es ist natürlich, daß bei einem Blatte, das vielfach mit dem Tage in Berührung tritt, gelegentlich die Grenzen schwankend werden, die das, was beachtet zu werden verdient, und dasjenige, was an dieses Niveau nicht heran reicht, von einander scheiden: der Tageslärm macht manchmal unsicher und läßt leicht die historische Perspective verloren gehen. Aber man lasse sich hierdurch — es betrifft den rein literarischen Theil, der bildnerische und musikalische wird davon natürlich nicht berührt — von der Lectüre nicht abhalten: man wird dennoch viel des Eigenartigen, Anziehenden, Feinen, Nachdenkenswerthen, Richtigen darin finden und bemerken, daß wie durch Wolken der Leitstern doch immer wieder hindurchschimmert, wie ein redlicher Wille, der Kunst zu dienen, ihr ein Wart zu sein, herrscht, der Kunst, für deren Fortbestand uns übrigens nicht im Geringsten bange ist — denn die Menschheit kann die Kunst nicht entbehren.

Julius Riffert.

Bücherbesprechungen.

B. K. Die Sonntagsruhe und die Kirche. Eine Untersuchung auf Grund des Lebens, der Bibel und der Geschichte. Von Bernhard Rische, Pfarrer in Ribnitz in Mecklenburg. Leipzig, 1890. E. Ungleich. 1 ℳ 50 ₰. — Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, ist der Nachweis, daß die Sonntagsruhe ein göttliches Gebot sei, also eine auf göttlicher Einrichtung beruhende Forderung, deren Verletzung in demselben Maße als Unsittlichkeit zu gelten habe, wie Ehebruch und Diebstahl. Natürlich soll dabei der Hauptgrundsatz gelten, daß der Sabbath um des Menschen willen gemacht ist und nicht umgekehrt, und sollen die schon von Christus hervorgehobenen Ausnahmen zu Recht bestehen, die übrigens auch der streng gesetzlichen Auffassung, nur nicht der pharisäisch übertriebenen, völlig entsprechen. Bekanntlich befindet sich der Verf. mit dieser Ansicht im Gegensatz zu der Mehrzahl der lutherischen Theologen, welche in dieser schwierigen Frage das Wort ergriffen haben, so namentlich Hengstenberg, Haupt, Zahn, Kliefoth und Uhlhorn, welche alle die Sonntagsheiligung als ein christliches Liebesgebot, aber nicht die strenge Sonntagsruhe als göttliches Gebot hinstellen. Das letzte Wort ist in der Sache auch jetzt noch nicht gesprochen, ja es ist sehr fraglich, ob eine unanfechtbare Entscheidung jemals wird fallen können. Jedenfalls müssen wir auch auf diesem Gebiete die Weisheit der göttlichen Offenbarung bewundern, die für die Zeiten des israelitischen Volksthums, wo die strengste Beobachtung möglich war, als heiliges Zuchtmittel die strengste Sabbathruhe gesetzlich forderte, für anders geartete Zeiten jedoch zwar das Ideal des wöchentlichen Ruhetages, durch zahlreiche natürliche und sittliche Gründe gestützt, als etwas Selbstverständliches bestehen ließ, aber von einer gesetzlichen Formulirung absah, weil dieselbe einfach unmöglich war. Auf die Bewunderung dieser Weisheit gründet sich die Stellung der Reformatoren zu der Sache, deren Auffassung mit ihren angeblichen Schwankungen der Verfasser nicht richtig beurtheilt. Luther hat scharf unterschieden zwischen Theorie und Praxis, und wenn er gelegentlich im Interesse der Zucht einem förmlichen Zwange das Wort redet, so ist das durchaus kein Widerspruch gegen seine grundlegende Ansicht, daß der Christ, wie von allem Gesetz, so auch vom Sabbathsgesetz erlöst sei. Und so vermissen wir im dritten Theile der Schrift, wo die Entscheidung fällt: die Sonntagsruhe ein göttliches Kirchengesetz, das Zwingende der Beweisgründe. Aber trotzdem ist die Schrift sehr lesenswerth, denn es ist darin mit großem Fleiß und viel Scharfsinn alles hierher Gehörige zusammengetragen und verarbeitet, und die geschichtlichen und exegetischen Theile der Abhandlung (die Sonntagsruhe als göttliches Naturgesetz und als göttliches Offenbarungsgesetz) enthalten gründliche Forschungen.

— Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. III. Das häusliche und gesellschaftliche Leben. Verdeutschung der hauptsächlichsten im täglichen Verkehre gebrauchten Fremdwörter. Leipzig, bei Ferdinand Hirt u. Sohn. Preis 60 ₰. — Den beiden ersten Verdeutschungsheftchen des Sprachvereins (Speisekarte und Handel) hat sich jetzt ein drittes angeschlossen. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß es an Umfang die früheren übertrifft, trotzdem der Zweigverein zu Hannover, der die Ausarbeitung besorgt hat, allenthalben auf weise Beschränkung des Stoffes bedacht gewesen ist, z. B. sowohl diejenigen Fremdwörter, die als vollständig eingebürgert gelten dürfen, als auch die seltneren und abgelegneren weggelassen hat. Die Vorrede sagt ganz richtig, daß diese Heftchen nicht bestimmt sind für Leute, die in der Anwendung sonderbarer und ungewöhnlicher Fremdwörter etwas suchen; diese sind unbelehrbar, und es ist zu fürchten, daß ihr Geschlecht trotz des unverkennbaren Umschwungs der allgemeinen Anschauung über die Fremdwörtersucht so bald noch nicht aussterben wird. Diese Büchlein wenden sich an die Wohlmeinenden und Gutgesinnten, und von ihnen wird auch dieses willkommen geheißen werden. Die Auswahl ist meines Bedünkens verständig, die Verdeutschung im großen Ganzen unanfechtbar, bisweilen sehr geschickt, wenn z. B. für à propos vorgeschlagen wird: halt, was ich sagen wollte. Ausstattung und Druck sind wie bei den früheren Heftchen sehr sauber und nett; auch der Sprachreiniger von Beruf, wenn man so sagen kann, dem das Buch nichts Neues bietet, wird mit Vergnügen darin blättern.

R. B.

— Kuropatkin-Krahmer, Kritische Rückblicke auf den russisch-türkischen Krieg 1877/78. Nach Aufsätzen von Kuropatkin (damals Chef des Stabes bei General Skobelew, jetzt General im kaiserl. russischen Generalstabe) bearbeitet von Krahmer (Oberst). Dritter (Schluß-)Band. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin. 4,50 ℳ — Der Schlußband stellt den Uebergang der Armee Skobelew's über den Balkan im Januar 1878 und das letzte größere Gefecht des Feldzugs, das von Scheinowo unweit von Kasanlik (9. Januar), dar. Die Einzelheiten der Vorbereitung zu dem selten schwierigen Gebirgsübergang in Rücksicht auf die Verpflegung, die Ausrüstung und die Befehlsgliederung gewähren dem Leser einen höchst interessanten Einblick in das innere Wesen der russischen Armee auf dem Marsche und im Kampfe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit dem vorliegenden Schlußbande ein Werk von bleibender historischer Bedeutung zum Abschluß gelangt ist. Hat es mit den modernen sog. Generalstabs-Werken die Zuverlässigkeit des Quellenmaterials gemein, so übertrifft es diese durch die Freimüthigkeit der kritischen Beleuchtung. Das Werk verdient hervorragende Beachtung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 82. Donnerstag, den 10. Juli. 1890.

Das Blattgrün (Chlorophyll).

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

In einer hypochondrischen Stimmung soll Lessing einmal den Ausspruch gethan haben, daß ihn die Pflanzenwelt mit ihrem beständigen „Grün" langweile; zue Abwechselung könne sie ja auch einmal ein rothes Kleid anlegen. In seinem abgetragenen Kostüme mache ihm der Frühling keine Freude mehr.

Diese Auslassung des berühmten Schriftstellers verdient nur ihrer Curiosität wegen mitgetheilt zu werden. Lessing war schon damals nervös und herzleidend, und jene Bemerkung spiegelt nur die trübe Stimmung eines krankhaften Gemüths wieder. Alle körperlich und geistig gesunden Menschen erfreuen sich an den zahllasen Abstufungen der grünen Blattfarbe, und der vielbesungene deutsche Wald mit seinem Eichen- und Buchenlaub mag ewig so bleiben wie er ist; es wird ihm Niemand ein rothes oder gelbes Aussehen im Ernste wünschen. Im Allgemeinen finden es die Menschen selbstverständlich, daß die Bäume und Sträucher grüne Blätter haben; erst unter Hunderten von Naturenthusiasten fällt es vielleicht einem bei, darnach zu fragen, wo denn der Farbstoff in den Blattorganen seinen Sitz habe, und was er außer seiner grünen Beschaffenheit sonst noch für Eigenschaften besitze.

Es erscheint mir nicht unangebracht, gerade diese beiden Fragen vor einem größeren Leserkreise zu erörtern. Nachdem dieselben einmal aufgeworfen sind, dürfte der und jener Wißbegierige doch wohl Interesse an ihrer Beantwortung nehmen. Letztere läßt sich aber nur an der Hand einiger Anschauungen geben, die wir in erster Linie durch eine möglichst detaillirte Beschreibung ersetzen müssen. Der Leser, der ein Mikroskop zu handhaben versteht, kann die nachstehende Schilderung als Anleitung zu directer Beobachtung benützen. Nehmen wir das erste beste vollwüchsige **Buchenblatt** vom Zweige und stellen mit Hilfe eines scharfen Rasirmessers thunlichst seine Querschnitte durch dasselbe her, so können wir bei Betrachtung eines solchen unter dem Mikroskop folgende Wahrnehmungen machen.

Angrenzend an die das Blatt überziehende Oberhaut (Epidermis) finden wir eine Schicht regelmäßig prismatischer oder cylindrischer Zellen, deren Längsachsen in der Ebene des Querschnitts liegen, resp. zur Blattoberfläche senkrecht stehen. Diese Zellgebilde hat man in ihrer Anordnung ganz treffend mit Pallisaden verglichen und demgemäß werden dieselben jetzt allgemein **Pallisadenzellen** genannt. Eine ist von der anderen durch einen Zwischenraum geschieden, so daß eine unmittelbare wechselseitige Communication ausgeschlossen ist. Unteehalb dieser Cylinderzellen folgen mehrfach ausgebuchtete, resp. mit armartigen Fortsätzen versehene Elemente, die sich zu einem großmaschigen Gewebe, dem sogenannten **Schwammparenchym** verbinden. Durch einzelne Arme, welche sich an die unteren Enden der Pallisadenzellen anschließen, wied ein inniger Zusammenhang zwischen dieser zweiten Zellenschicht und der darüber befindlichen hergestellt. Oft setzt sich ein einzelner Arm mit seinem Ende an mehrere Pallisadenzellen an, wadurch dann eine büschelige Gruppirung der letzteren entsteht. In genau derselben Weise wie mit den Pallisadenzellen verbinden sich die Armzellen des Schwammparenchyms auch mit jenen Zellenzügen, welche die Hülle für die zarten Adern oder Röhren bilden, in welchen das Wasser und die aufgelösten Nährsalze aus den Wurzeln bis zu den Blättern aufsteigen, und desgleichen mit jenen anderen (ableitenden) Canälen, die in Gestalt feiner Ausläufer gleichfalls das grüne Gewebe der Lauborgane durchziehen. Ebenso wie an der Oberseite, so wird unser Blatt auch auf der unteren Fläche von einer Epidermis überkleidet, welche zahlreiche (mit sogenannten „Schließzellen" versehene) **Spaltöffnungen** besitzt. Letztere dienen zur Regulirung des Wassergehalts in der Pflanze und vermitteln die Transspiration.

Die mikroskopische Besichtigung der Gewebestructur eines Buchenblattes zeigt uns aber gleichzeitig auch, daß der grüne Farbstoff (**Chlorophyll** genannt) an winzig kleine Körperchen gebunden ist, die hauptsächlich in den Pallisadenzellen enthalten sind. Das Schwammparenchym ist viel ärmer an diesen Gebilden. Pro Quadratmillimeter stellt sich das Verhältniß zwischen Beiden etwa wie 90000 : 400000. Die Chlorophyllkörper bilden Einlagerungen des protoplasmatischen Wandbelags jener Zellen und wenn letzterer sich bewegt, so erleiden die Körperchen innerhalb ihrer Zellkammer gleichfalls eine Ortsveränderung.

Je nach der Intensität des Lichtes, welches auf die Blattoberfläche einwirkt, gruppiren sich die grünen Farbstoffträger in verschiedener Weise. Ist ein Baum dem gewöhnlichen Tageslichte ausgesetzt, so ordnen sich die Chlorophyllkörper in seinen Blättern so an, daß sie senkrecht von den einfallenden Strahlen getroffen werden; sie nehmen also in den **Pallisadenzellen** die zur Blattoberfläche parallelen kleinern Wände ein. Anders werden sie aber durch directes Sonnenlicht beeinflußt. Dann rücken sie — wie um sich zu schützen — von den Schmalwänden der Zelle fort an die in der Richtung des Lichteintritts liegenden Seiten, das betreffende Laub wird infolge hiervon viel blässer und nimmt einen gelblich-grünen Farbenton an. Die zur Verschiebung der Körperchen nothwendigen Kräfte liefert der reizbare Protoplasmainhalt der Pallisadenzellen in der Form von langsamen Strömungen, durch welche binnen kurzer Zeit die soeben beschriebenen Lageveränderungen bewirkt werden. Das Resultat der hierüber angestellten Beobachtungen läßt sich demnach in folgenden Satz zusammenfassen: Bei schwacher oder mäßiger Beleuchtung erhalten die Chlorophyllkörper eine Lage, der zufolge sie eine möglichst große Oberfläche dem Lichte darbieten; bei starker Beleuchtung hingegen nehmen sie eine Stellung ein, bei welcher eine möglichst kleine Oberfläche dem Lichte ausgesetzt ist.

Jedes dieser unscheinbaren Körperchen, welche bei starker Vergrößerung eine netzartige innere Beschaffenheit und eine häutige Außenschicht wahrnehmen lassen, ist ein wunderbares chemisches Laboratorium, durch dessen Vermittelung die verschiedensten organischen Stoffe in der Pflanze neugebildet werden.

In erster Linie haben die Chlorophyllkörner die Function, das in der atmosphärischen Luft enthaltene Kohlendioxyd, resp. die Kohlensäure zu zerlegen, in welche sich das erstgenannte Gas beim Durchgange durch die wasserhaltige Oberhaut der grünen Blätter verwandelt. Dem Eindringen des Kohlendioxyds setzt die Zellhaut keinen besonderen Widerstand entgegen, wie durch Expeeimente erwiesen ist. Hiernach kann man sich vorstellen, daß dieses Nährgas den grünen Blättern und Stengeln immer lebhaft zuströmt, und daß es infolge dessen niemals an genügender

Materialzufuhr für die *chemisch* thätigen Chlorophyllkörper mangelt.

Ohne daß wir sagen können wie, findet nun nachweislich in den Pflanzenblättern unter dem Einflusse der Beleuchtung eine Reduction der aufgenommenen Kohlensäure statt; es wird Saaerstoff abgeschieden und der in der Pflanze zurückbleibende Kohlenstoff verbindet sich mit Wosser zu den sogenannten *Kohlenhydraten* (Stärke, Zucker rc.), die in der Folge weiter umgewandelt werden. Daß es wirklich die Chlorophyllkörner sind, von denen diese Arbeit geleistet wird, können wir daraus entnehmen, daß die Kohlensäurezerlegung der Menge dieser Gebilde proportional ist, und daß in Pflanzentheilen, welche kein Blattgrün enthalten, auch keine Reduction des genannten Gases erfolgt. Je nach den verschiedenen Pflanzen sind es sicher auch *verschiedene* Kohlenhydrate, welche zuerst gebildet werden, aber alle diese organischen Stoffverbindungen haben den Zweck, mannigfach verändert und weitergeleitet zu werden, um das erforderliche Material für den Aufbau und das Wachsthum des gesammten Pflanzenkörpers zu liefern. Der Weg, den solche wandeende Stoffe zurückzulegen haben, ist manchmal ziemlich weit. Damit die in den grünen Blättern einer Pappel gebildeten Assimilationsproducte z. B. bis zu den wachsenden Wurzeln des betreffenden Baumes gelangen, müssen sie nothwendiger Weise durch eine Strecke von 20—30 Fuß fortgeleitet werden. Dazu sind nun besondere Einrichtungen vorhanden, die als feinere und gröbere Adern in den Laubblättern beginnen, sich als dickere Bündel durch die Blattstiele und Stengel fortsetzen, um dann bei den Holzgewächsen dicht zusammengedrängt die Hauptmasse der Stämme zu bilden. Das Ziel der wandernden Stoffe sind vornehmlich die wachsenden Theile der Pflanze, die Wurzel- und Zweigenden, sowie auch alle sonstigen Stellen, wo abgestorbene oder absterbende Zellen durch neue ersetzt werden sollen. Kommt der Herbst heran, so gewinnt die Fortleitung der Stoffe nach den centralen Partien des Pflonzenkörpers noch eine andere Bedeutung, nämlich die einer Sicherung und Aufspeicherung derselben während der Wintermonate, wo ein zeitweiliger Stillstand aller Assimilationsthätigkeit eintritt. Ehe noch die Laubblätter sich verfärben und ablösen, werden die Kohlenhydrate und Eiweißstoffe aus denselben in die holzigen Zweige oder in die Wurzelstöcke abgeführt und dort wie in Reservemagazinen für das künftige Frühjohr aufbewahrt. In dem falben und vergilbten Blattwerke bleibt dann nur ein todtes Gerüste zurück. In den früher mit Chlorophyllkörpern angefüllten Zellen sieht man jetzt nur kleine gelbe Körnchen und Krystalle von oxalsaurem Kalke, die bei Bildung der Eiweißstoffe durch Zersetzung des salpeter- und schwefelsauren Kalkes entstanden sind. Der herbstliche Laubfall stellt sich hieenach als eine Entäußerung von überflüssig gewordenen Stoffen dar, die nun ihren Kreislauf in der Pflanzenwelt von Neuem beginnen können.

Den Ausgangspunkt für alle organische Stofferzeugung aus anorganischem Material bilden, wie wir gesehen haben, die unscheinbaren Chlorophyllkörner und die ersten Producte, welche unter Mitwirkung des Sonnenlichtes in diesen kleinen Laboratorien hergestellt werden, sind Verbindungen des Kohlenstoffes mit den Bestandtheilen des Wassers — *Kohlenhydrate*. Aus diesen gehen unter Zutritt von Stickstoff und Schwefel die verschiedenen Eiweißstoffe der Pflanzen hervor — Albumine, Caseine und Fibrine.

Der Kleber, welcher das Mehl und das Brod für uns nahrhaft macht, ist eine Mischung aus einem Caseine und einem Fibrine. *Cellulose, Stärke* und *Dextrin* — so verschieden in ihren Eigenschaften und in ihrem Aussehen — besitzen genau dieselbe chemische Zusammensetzung und sind lediglich Umwandlungsproducte der ersten in den grünen Zellen entstandenen Kohlenhydrate. Unter Vermittelung des lebenden Protoplasmas gehen mit diesen (gelösten) Kohlenhydraten überhaupt die mannigfaltigsten Veränderungen vor sich; es finden Umlagerungen ihrer Moleküle, sowie Aus- und Einschaltung von Atomen in letztere statt, wodurch in gesetzmäßiger Weise Verbindungen hervorgebracht werden, welche besonders auch die Masse des Protoplasmas vermehren, die Anzahl der Zellen vergrößern und auf solche Art das Wachsthum des betreffenden Pflanzenorganismus herbeiführen.

Die lebendige Kraft hierzu und zu allen übrigen Vorgängen in der Pflanzenwelt geht vom Sonnenlichte aus; ohne Einwirkung desselben ruht die Assimilotion vollständig. Man muß sich demnach denken — es ist das natürlich nur eine hypothetische Vorstellung —, daß die kleinsten Theilchen der Nährgase und Nährsalze in der Pflanzenzelle durch die mechanischen Anstöße der Lichtwellen von einander getrennt werden und sich dann in neuer Ordnung zusommenfinden, halten und stützen. Nach unseren experimentellen Erfahrungen sind es hauptsächlich die Strahlen von *großer* Wellenlänge, also die, welche auf unserer Netzhaut den Eindruck von *Gelb, Orange* und *Roth* erzeugen, deren Gegenwart die Reduction der Kohlensäure bewirkt, während umgekehrt die blauen und violetten Strahlen eine Oxydation jener organischen Stoffe, die wir Kohlenhydrate nennen, verursachen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist eine Eigenschoft des Chlorophylls, von der wir uns mit geringer Mühe Kenntniß verschaffen können, bedeutungsvoll. Wir ziehen zu diesem Behufe den grünen Farbstoff irgend welcher Laubblätter mit Schwefeläther aus, indem wir letztere reichlich damit übergießen und in einem verschlossenen Glascylinder etwa 24 Stunden stehen lassen. Auf diese Weise erhalten wir eine tief-grüne Flüssigkeit, welche die merkwürdige Eigenschaft besitzt, die Lichtstrahlen von kleinerer Schwingungsdauer zu absorbiren und dafür andere Strahlen von größerer Schwingungsdauer auszusenden. Wir können dieses Experiment leicht anstellen. Lassen wir nämlich mittels einer biconvexen Linse (Brennglas) einen Lichtkegel durch ein mit Chlorophylllösung angefülltes Probirgläschen fallen, so entsteht an der Stelle, wo das Licht in die Flüssigkeit eintritt, eine blutrothe Färbung, die sich auch noch ein Stück weit nach Innen zu fortsetzt. Man nennt diese eigenthümliche Erscheinung *Fluorescenz* und erklärt sie physikalisch domit, daß man annimmt: die Moleküle des Chlorophylls seien gleichsam auf solche Schwingungszahlen, wie sie dem rothen Lichte zu Grunde liegen, abgestimmt. Trifft nun starkes Licht auf eine Blattgrünlösung, so gehen die *rothen* Strahlen desselben ohne Hinderniß auf die Moleküle des Chlorophylls über und versetzen letztere in so starke Mitschwingungen, daß sie selbstleuchtend werden. So erklärt sich nach der Undulotionstheorie das Auftreten des blutrothen Widerscheines an der Eintrittsstelle des Lichtkegels. Es ist dies, wie man zugeben wird, eine höchst merkwürdige und für den Bestand der Pflanzenwelt im hohen Moße nützliche Eigenschoft des Blattfarbstoffes, von deren unveränderlichem Fortbestond die Existenz der Gewächse nicht allein, sondern in zweiter Linie auch die der Thiere und des Menschengeschlechts abhängig ist.

In chemischer Hinsicht verhält sich dos Chlorophyll wie eine schwache Säure. Entgegen einer früheren Annahme ist es vollkommen *frei von Eisen*, wiewohl die Gegenwart des letzteren im Pflanzenkörper zur Bildung des Blottgrüns nothwendig ist. Behandelt man letzteres mit Salzsäure, so entstehen winzige Krystalle, die man als *Hypochlorin* bezeichnet hat. Der Masse nach macht das Chlorophyll immer nur einen äußerst geringen Theil des von ihm grün gefärbten Körperchens aus, denn wenn man Blätter durch Zusatz von Alkohol oder Aether auszieht, so wird lediglich die Farbe, aber nicht das Aussehen und die Größe der im Protoplasma der Pallisadenzellen enthaltenen Chlorophyllkörper alterirt.

Zum Schluß mog noch erwähnt werden, daß in gewissen Meeresalgen (Florideen) neben dem grünen Farbstoff auch noch ein rother vorkommt, den man *Erythrophyll* nennt. Durch diesen werden die gleichfalls anwesenden Chlorophyllkörner vollkommen verdeckt, aber sie sind nichtsdestoweniger als Werkzeuge für die Assimilation thätig und der rothe Farbstoff dient nur dazu, um die blauen Strahlen, die das Meerwasser für die Beleuchtung seiner Tiefen liefert, in gelbe und rothe umzuwandeln, d. h. in solche, unter deren alleiniger Einwirkung Kohlenhydrate gebildet werden können.

Aus diesem Grunde sind die unzähligen Florideen des Meeresbodens sämmtlich in rothe Farbentinten getaucht, vom zarten Carmin an bis zum dunkelsten schwärzlichen Purpur, so daß sich das Auge an diesen submarinen Gebüschen und Wäldern ergötzen und ihre Forbennüancen bewundern muß.

Ueber die Stellung der Schule zur socialen Frage liegen uns neuerdings zwei Schriften vor:

1) Dr. Girardet-Breling, Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung gegenüber der socialen Frage, Leipzig, Duncker & Humblot, 1890. 8°, 43 S. 1 ℳ. — 2) Die Mitarbeit der Schule an den nationalen Aufgaben der Gegenwart. Berlin, R. Gärtner, 1890. 8°, 35 S. — Beide Schriftchen haben das mit einander gemein, daß sie auf Einzelheiten des Schulbetriebs wie auf die zahlreichen in der Luft schwebenden Schulreformfragen gar nicht oder höchstens in beiläufigen Bemerkungen eingehen und sich begnügen, im Hinblick auf die besonderen Aufgaben der Gegenwart, vornehmlich nach der nationalen und socialen Seite, gewisse allgemeine Forderungen an die Schule zu stellen. Beide Verfasser thun dieß in würdiger Ruhe und dabei doch mit der eindringlichen Wärme, welche bekundet, daß dieselben aus voller, ernster Mannesüberzeugung heraus ihre Weckrufe an unser Volk haben ertönen lassen. Der eine wie der andere findet, daß unsere Schule auf die Vermittelung von Kenntnissen zu viel Werth legt, die Thätigkeit des Gehirns über das Maß hinaus steigert, nicht genug den ganzen Menschen packt, zu viel unterrichtet und zu wenig erzieht. — Girardet-Breling betont vor Allem die sittliche Seite. Vielmehr als bisher müsse aller Unterricht und alle Erziehung in der Schule auf das eine höchste Endziel hinarbeiten, die Jugend dazu zu fördern, „nach bewußten Werthgefühlen und sicheren Werthurtheilen gewissenhaft, stetig und zielbewußt zu handeln". Der Verfasser giebt in der angedeuteten Richtung manchen beachtlichen Wink. Der Religionsunterricht wird nach seiner Ansicht zu formalistisch ertheilt; auf Worterklärungen, Begriffsspaltungen, nüchterne Darlegung von Gliederungen und Zusammenhängen wird ein ungebürliches Gewicht gelegt, auf die Erweckung der schlummernden Keime sittlich-religiösen Innenlebens nicht genugsam hingearbeitet. Es würde zu weit führen, den Gedankengang des Verfassers im Einzelnen zu verfolgen. Die Entwickelung der Gedanken ist eine überwiegend philosophische; die Darstellung, wenn auch ausreichend allgemeinverständlich, so doch für weitere Kreise etwas hochgehalten. — Erheblich verständlicher und für schulmännische Kreise direct anregender ist das unter Nr. 2 aufgeführte Schriftchen, welches nach der Versicherung auf S. 34 „auf dem Boden reichlicher Beobachtung und Erwägung des Einzelnen und Wirklichen" ewachsen ist, während das von Girardet die einschlägigen Fragen augenscheinlich überwiegend akademisch a priori behandelt. Wir wollen nicht so zudringlich sein, den Schleier der Anonymität lüften zu wollen; so viel steht uns fest, daß der Verfasser von Nr. 2 mit dem deutschen, insbesondere preußischen höheren Unterrichtswesen gründlich vertraut ist. Die drei großen Ziele, welche die gesammte öffentliche Erziehung im nationalen Interesse zu verfolgen habe, sind nach der Ueberzeugung des Ungenannten: Gesundheit, Tüchtigkeit, Gesinnung. Etwas Neues hat der Verfasser mit dem Ausgeben dieser dreifachen Losung nicht vorgebracht noch vorbringen wollen. Nach allen diesen Seiten hat ja die Schule schon seit lange sich bemüht, zum gemeinen Besten zu wirken. Das Neue liegt nur in der Schärfe und Nachdrücklichkeit der Betonung dieser Gesichtspunkte. Die landläufige Ansicht ist noch immer, daß die Schule in erster Linie die Denkkraft zu schärfen und eine gewisse Masse von Kenntnissen beizubringen, weitere Aufgaben aber nur insoweit zu lösen habe, als dies nebenbei eben angängig sei. Selbstverständlich hat jede rechtschaffene Schule die Einwirkung auf Charakter und Gesinnung ihrer Zöglinge immerdar als eine heilige Aufgabe angesehen, wenn man so will, als die höchste und wichtigste; nur bis zu einem sehr geringen Grade aber hat sich diese Werthschätzung der erziehlichen Seite im tagtäglichen Unterrichtsbetrieb geltend gemacht und nach den bestehenden Schuleinrichtungen geltend machen können. Die Schuld daran mißt der Anonymus sehr mit Recht nicht in erster Linie den Schulbehörden und Lehrern, sondern den tonangebenden „gebildeten Kreisen" bei. So lange diese unter Bildung eine Anhäufung von Anschauungen und Kenntnissen in den Köpfen verstehen und nach dem Umfange und der Vielgestaltigkeit dieser Anhäufung die Bildung bemessen, muß die Schule in gleicher, wenigstens ähnlicher Weise fortarbeiten wie bisher. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wird aber mehr als erforderlich erachtet zur sogenannten allgemeinen Bildung; der Kreis der Lehrfächer ist schon jetzt ein bedenklich großer und immer neue, wie Gesetzeskunde, Nationalökonomie, Gesundheitslehre ꝛc., treten an die Schule heran mit der Forderung, berücksichtigt zu werden. Hundertmal ist schon betont worden, daß infolge der unablässigen Vermehrung des Wissensstoffes und, was noch schlimmer ist, der immer weiter gehenden Zersplitterung des Interesses das Können bei unserer Jugend stetig abnimmt, nicht minder, daß die Charakterentwickelung darunter ernstlich leiden muß, daß den jungen Geistern so wenig Muße zu ruhiger Sammlung verstattet wird. Bis jetzt ohne sonderlichen Erfolg. Blos bezüglich der alten Sprachen ist man zu weitgehenden Zugeständnissen bereit, weil diese in der Gegenwart etwas Augenfälliges nicht nützen und in den Salons der besseren Gesellschaft keine Rolle mehr spielen. Im Uebrigen möchten von allem erdenklichen Wissen, was dem Manne einmal im Leben nutzbringend sein kann, dem Knaben wenigstens die Elemente beigebracht werden. Daß auf diesem Wege „die ächteste Halbbildung" (S. 17) fertig werden muß, mag man oder kann man nicht einsehen. Die Thatsache, daß viele Zöglinge unserer höheren Schulen der rechten leiblichen und geistigen Frische entbehren, ist nicht unbeobachtet geblieben und darauf hin das Feldgeschrei erhoben worden: „Beschränkung der Hausarbeiten, Beschränkung des Lernstoffes in den verschiedenen Fächern, einfachere, bequemere Lehrmethoden!" Das sind aber alles Mittel, die günstigen Falles nur nach der einen Seite hin lindernd wirken. Nicht das Wissen macht den Mann, sondern das Können. Zum letzteren ist aber nur durch ein gewisses Maß von Selbstthätigkeit zu gelangen; der Unterricht kann den rechten Weg weisen, der zum Können führt, und manchen ersprießlichen Wink auf denselben mitgeben; das Beste muß aber der Lernende selbst thun durch eigne Geistesbethätigung und Kraftanstrengung. Je mehr „spielend" bequem gelernt und die Hausarbeit verringert wird, um so mehr wird das Können der Schüler auf den engen Kreis des nach bestimmten Schablonen Eingedrillten beschränkt bleiben. Der Anonymus verspricht sich nicht allzuviel von gewissen Reformen im höheren Schulwesen, welche sich jetzt vorzubereiten scheinen. Sehr mit Recht sagt er: „Man darf in keinem Falle das Heil ausdrücklich oder allein von solchen Aenderungen erwarten, die durch Beschluß von Behörden getroffen, die in Satzungen und Vorschriften gefaßt werden können. Auch wird das Alles schwerlich so eingreifende Neuerung bringen, daß nicht zum wesentlichen Theile Unterrichtsbetrieb und Schulleben von heute sich fortsetzten" (S. 10). Ob die neuen Lehrpläne, denen man in weiten Kreisen mit absonderlichen Erwartungen entgegensieht, ein paar Stunden dem einen Fache mehr einräumen, dem andern entziehen, ist gegenüber den großen nationalerzieherischen Fragen, welche der Verfasser behandelt, von geringem Belang. Bewendet es auch fernerhin bei der ungebührlichen Betonung des Wissens vor dem Können, der Verstandes- vor der Gemüths- und Willensbildung, bleibt die Schule im Wesentlichen nur Unterrichtsinstitut, wie sie es ihrer ganzen Einrichtung nach zur Zeit ist, so können selbst erheblichere Umgestaltungen der Lehrpläne, soweit es sich um die Erreichung der höchsten menschlichen und nationalen Ziele handelt, kaum von tiefgreifendem Einflusse sein. Aus dieser Erwägung hat der Verfasser es grundsätzlich unterlassen, zu den zahlreichen Schulfragen, welche neuerdings von Berufenen wie Unberufenen behandelt werden und, so zu sagen, auf der Tagesordnung stehen, Stellung zu nehmen. „Das Bedürfniß, etwas zu thun, zu beschließen, einzurichten, fertig zu stellen, beseelt unser ruheloses Geschlecht. Auch in das Leben der Erziehungsstätten treffen beständig praktische Vorschläge. Aber sie veredeln dieses Leben nicht" (S. 34). Diese Veredelung ist es aber eben, worum es sich für den Verfasser handelt. Ob alte oder neue Schläuche, darauf kommt es ihm wenig an, sondern darauf, daß der Most in ihnen gut und feurig ist. Was er über die Erziehung zur Tüchtigkeit und guten Gesinnung sagt, ist unseres Erachtens in hohem Grade beachtenswerth. Wie bezüglich der Sorge für die Gesundheit, so beschränkt er sich auch bezüglich dieser beiden Punkte auf Andeutungen und Winke. Diese gewinnen aber dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß sie — dieses Eindrucks wird kein verständnißvoller Leser sich erwehren können — von einem vielerfahrenen, weitblickenden und dabei hochgesinnten Manne gegeben werden. Wer die Erläuterungen zu den neuerdings abgeänderten Lehrplänen des Cadettencorps von Groß-Lichterfelde genau in Erinnerung hat, wird „die Mitarbeit der Schule" mit doppeltem Interesse lesen. Man verspürt das Wehen eines verwandten Geistes. Bemerkenswerth sind auch die Schlußworte des Schriftchens, welche für den Kundigen manches zwischen den Zeilen lesen lassen. Sie lauten: „Dürfte man aus der reichlichen Erörterung der

Schulfragen in der Oeffentlichkeit den Schluß ziehen, daß die Gesellschaft an den Fragen der Erziehung überhaupt ernsthaften inneren Antheil zu nehmen begönne, so wäre das hocherfreulich. Dann würde es auch den Schulen und ihren Vertretern innerlich nicht so schwer werden, sich zu dem vornehmen Standpunkte zu erheben, daß sie aus allen Angriffen das Werthvolle herauszusuchen und zu nützen haben. Mitarbeit setzt ja eben auch die Arbeit anderer Kräfte oder Mächte voraus. Erfüllten diese alle sich mit dem Ernste, den die Zeit nahe legt, es wäre gut. Daß es so ganz und gar nicht ein Ludwig der Sechzehnte ist, dem die oberste Leitung des nationalen Geschickes übergeben ist, ist eine große Hoffnung. Und in männlichen Seelen wandelt die Hoffnung sich in Muth." —o—

Sonstige Bücherbesprechungen.

B. K. Esther. Die semitische Unmoral im Kampfe wider Staat und Kirche von L. Radenhausen. 2. Aufl. Leipzig, Thiele. — Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden gehalten von Moritz Schwalb, D. theol., Prediger an der reformirten Kirche St. Martini zu Bremen. Leipzig, Wigand. 1888. — Diese beiden Bücher kommen uns zusammen zu verspäteter Anzeige in diesem Blatte zu und wir sind erstaunt, wie leicht aus der örtlichen Vereinigung eine sachliche wird, wie leicht der Generalnenner zu finden ist, der sie auf gleiche Benennung bringt. In dem einen Buche spricht ein Deutscher, der sich fortwährend als Christen bezeichnet im Gegensatz zu den Juden und doch keinen christlichen Standpunkt einnimmt, in dem andern predigt ein Prediger, der selber die Befürchtung ausspricht, man möchte ihn als Christen gar nicht mehr gelten lassen. Es giebt eine Geistesrichtung, welche aus den bestehenden Religionen nach dem Geschmack des Einzelnen diese oder jene Wahrheit sich auswählt und auf politisch-socialem Gebiet ein Volksbewußtsein krampfhaft zur Schau trägt, gleichzeitig aber die Zusammenhänge zwischen der bestehenden Volksart und ihrer geschichtlichen Entwickelung möglichst unbeachtet läßt; diese Geistesrichtung pflegen wir als reformjüdische zu bezeichnen und sie ist es, die in beiden Büchern herrscht. Solch eine Weltanschauung, verwandt dem Eklekticismus der Alten, ist, wie die Geschichte lehrt, ein Zeichen des Verfalls bei einem Volke, und wenn dieselbe bei uns dauernd den Sieg davontrüge, so würde der Beweis geliefert, daß unser Volk im Niedergang begriffen wäre. Als echter Reformjude verkündigt der Bremer Kanzelredner etliche christliche Wahrheiten in einer Fassung, daß auch der moderne Rabbiner und der gebildete Buddhist ihnen ohne Weiteres beitreten kann; gegen alle übrigen christlichen Glaubenssätze führt er einen erbitterten Kampf. Das sei genug gesagt von den Kanzelreden des Herrn D. Schwalb, die ihrer Zeit einen Sturm der Entrüstung im christlichen Deutschland wachgerufen haben; er und seine Freunde möchten sonst wieder sagen, man wolle diesen Verkündiger des durchgeistigten Christenthums aus dem Amte drängen, was unsere Absicht nicht ist. Aber auch der andere „Christ" muß sich gefallen lassen, daß wir ihn, soweit wir aus seinem Buche seine Bekanntschaft machen können, zu den Reformjuden rechnen. Wie oft wird es wohl noch gesagt werden müssen, ehe es die Herren aus diesem Lager glauben, daß diese Art von Antisemitismus das Gegentheil von dem erreicht, was sie erstrebt, daß dieses Klagen und Jammern über die Vorherrschaft der Juden die liebste Musik ist, die man den Juden machen kann! Wenn die Juden bei einer so schlimmen Moral, wie sie schon ihren Erzvätern und Helden in diesem Buche nachgewiesen wird, sich trotzdem bis auf den heutigen Tag so wohl erhalten haben, daß sie im Begriffe stehen, innerhalb eines christlichen Culturvolkes mitsammt dieser Moral die Herrschaft über Kunst und Wissenschaft, über Handel und Verkehr, über Presse und Tagesmeinung vollends an sich zu reißen, wer will es ihnen denn verdenken, wenn sie nach Weltherrschaft streben und über die Sklaven spotten, die sich unter ihr Joch gebeugt haben? Wir unserseits glauben nicht an diese Weltherrschaft und es giebt noch Gegner, welche das moderne Judenthum fürchtet, aber Hr. Radenhausen gehört schwerlich zu ihnen. Sein Buch enthält viel Bemerkenswerthes, wenn auch nach Art solcher Kampfesschriften mit unleiblichen Wiederholungen; die Schilderung der Art, wie die Juden Zeitungen schreiben und an sich reißen und beherrschen (S. 199 folg.), ist ebenso ergötzlich wie tief betrübend. Aber wer schreibt und redet denn nach, was der Berliner Preßjude zum Besten seines Volkes und seiner Börsengeschäfte als Stimme des deutschen Volkes in die Welt ausgehen läßt? wer hält und bezahlt denn die Berliner Witzblätter, deren Spiritus nicht brennt und deren Humor wie faulendes Grundwasser duftet? Die meisten Juden lesen sie in Kaffeehäusern, wo sie auf Kosten und Verlangen der „Christen" gehalten werden. Solche Christen, die den Gott Israels lästern (S. 155) und den Apostel Paulus einen schlauen Ausbeuter des Christenthums nennen (S. 62), rechnet der Jude naturgemäß zu den sich auflösenden Körpern, deren Erbe er anzutreten pflegt.

— Russischer Sprachführer für den deutschen Officier. Von Premierlieutenant Frhrn. v. Tettau. Hannover, Helwing'sche Verlagshandlung. 1 ℳ. — Das Büchlein empfiehlt sich durch seine hübsche Ausstattung. Es ist übersichtlich angelegt und erfüllt seinen Zweck. Die Anlehnung an Alexejew (Grammatikalischer Theil) und Werblunski (Umgangssprache) ist eine noch engere als bei den ähnlichen Sprachführern, was dem Buche aber nur zum Vortheil gereicht, denn wir kennen keine Bücher, die ähnlich praktische Hilfsmittel zur Erlernung der russischen Umgangssprache sind, wie die Grammatik Alexejew's und Werblunski's russische Umgangssprache.

△ Auch die Lieferung 5/6 des Werkes: Die Volkswirthschaft im Königreiche Sachsen. Historisch, geographisch und statistisch dargestellt von H. Gebauer, Lehrer an der Oeffentlichen Handelslehranstalt der Kaufmannschaft zu Dresden (Dresden, Wilhelm Baensch), enthält eine Fülle interessanten namentlich auch statistischen Materials und zwar diesmal in Betreff der sächsischen Rindvieh-, Ziegen-, Schaf-, Schweinezucht, Geflügel-, Bienen-, Seidenzucht und der Forstwirthschaft. Wenn bei Gelegenheit der Darstellung der Maßregeln des Staates zur Förderung der Viehzucht S. 289 gesagt wird, der Gesetzentwurf, betreffend die Körung und Unterhaltung der Zuchtbullen, sei im März 1890 vom sächsischen Landtage genehmigt worden, so wollen wir doch nicht unterlassen zur Vermeidung von Mißverständnissen darauf hinzuweisen, daß das betreffende Gesetz in der vergangenen Landtagssession nicht zu Stande gekommen ist.

* * *

a. Der Kunstverlag von Ernst Arnold (Carl Graef) in Dresden tritt mit einer neuen Erfindung auf dem Gebiete der graphischen Künste hervor. Graef ist nach längeren Versuchen zu einem Verfahren gelangt, welches den Original-Druckplatten von Kupferstichen den „Werth selbständiger Kunstwerke" verleihen soll. Eine Silberhaut überzieht die Kupferplatte; die vertieften Linien des Bildes werden mit schwarzem Emcil ausgefüllt. So gewährt die Platte selbst annähernd das Gleiche, was der Abdruck auf dem Papier bietet. Aber doch nur eben mäßig annähernd! Mit der Behauptung, daß der Kupferstich so „in völlig neuer, gleichsam verklärter und monumentaler Form, als selbständiges Kunstwerk" erscheine, wird man sich kaum einverstanden erklären können. Zunächst schon rein äußerlich: die so entstandenen Bilder gelangen — wie die kleine Ausstellung in der Berliner Filiale von Giesecke & Devrient beweist — nur unter hellstem Licht und in nahezu horizontaler Stellung zu voller Wirkung, die freilich durch den zarten Silberglanz einen eigenartigen, nur in den besten Abzügen erreichbaren Reiz besitzt. Vertical, als Bild an der Wand, tritt dagegen ein stumpfer, unschöner Ton ein, unter welchem die Klarheit des Bildes erheblich leidet. Ein anderes äußeres Bedenken erwächst aus der mercantilen Verwerthung der Platte zu ihrem ursprünglichen Zweck. Bekanntlich nutzt sich die gestochene Platte beim Abdruck trotz aller Vorsicht mit der Zeit erheblich ab, die Schatten treten stärker als beabsichtigt hervor, die Linien büßen allmälig die ursprüngliche Tiefe ein, so daß eine Retouche nothwendig wird. Will man mit dem Graef'schen Verfahren in der That das Kunstwerk in seiner ursprünglichen Frische bewahren, so müßte man den Abdruck auf sehr wenige Exemplare beschränken, und es fragt sich, ob der hieraus erwachsende Schaden zum Vortheil, den die Platte als selbständiges, nur in einem einzigen Exemplare vorhandenes Kunstwerk gewährt, im richtigen Verhältniß steht. Im Sinne kaufmännischer Ausnutzung muß die Antwort den Kunstverlegern selbst überlassen bleiben, für den principiellen Standpunkt aber lautet sie zweifellos negativ, denn der Kupferstich findet seine geschichtlich sanctionirte Existenzberechtigung als eine reproducirende Kunst. Daß das neue Verfahren andererseits der bisher üblichen Vernichtung der Platten gegenüber einen willkommenen Ausweg bietet und einen guten Einblick in die Technik des Kupferstichs erlaubt, soll völlig anerkannt werden, und in diesem Sinn verdient die neue Erfindung in der That die Beachtung aller Betheiligten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besondere, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 83. Sonnabend, den 12. Juli. 1890.

Corsische Geschichten.

Reise-Erinnerungen von Al. Schütte, K. Pr. Major a. D., Coburg.

II. Zwei Banditen-Chefs in den corsischen Bergen,

eine wahre Geschichte aus unsern Tagen.

Die große Straße von Bastia nach Ajaccio überschreitet die Centralkette der corsischen Alpen am Paß von Foce. Sobald die Steigung bedeutender wird, glaubt man sich in eine hochnordische Gegend versetzt zu sehen, etwa nach Norwegen oder Schottland. Der Baumwuchs der gemäßigten Zone ist allmälig verschwunden; der Wald zu beiden Seiten der Kunststraße weist nur Rothbuchen auf, von denen lange Streifen grauen Mooses herabhängen und enorme Fichten, deren schwarz-grüne Zweige den düstern Eindruck der Waldlandschaft vermehren helfen. Mitunter erglänzen zwischen einer Waldblöße die weißen Eisfelder des Monte d'Oro. Von ihnen streicht jener kalte Wind herab, der den Reisenden sich fester in seinen Mantel hüllen macht. Erst nach Ueberschreitung des Passes, tief unten, wenn man das große Dorf Bocognano erreicht hat, findet man die lauen Lüfte des Mittelländischen Meeres wieder. — Nachdem die Postkutsche auch diesen Ort verlassen hat, wird der Conducteur stets an einer gewissen Stelle den Wagen halten lassen, und als wenn er eine berühmte Oertlichkeit zu zeigen hätte, sagt er zu seinem fremdländischen Nachbar im Coupé: Dort liegt Pentica, mein Herr.

In der That, man sieht in der Ferne zur Rechten eine weite Schlucht welche aon einem Halbkreise kahler Felsen umgeben ist. Man möchte glauben, daß dieselben durch einen Waldbrand verwüstet wurden, so nackt und trostlos, so gespalten und zerrissen, so aschfarben erscheinen sie dem mit dem Feldstecher bewaffneten Auge. Aus der Sohle der Schlucht ragen indeß gigantische Lärchen empor und mildern in etwas das unheimliche Colorit dieser Gebirgslandschaft. Nichtsdestoweniger ist dieselbe nicht so unfruchtbar, wie sie von Weitem gesehen erscheint. Jene Bresche in dem ungeheuren Bergwall hat in ihrem hintern Theile saftige Wiesen und sogar kleine Gehölze von Buchen und Cedern. Die ganze Localität heißt Pentica und hier ist es, wo seit 40 Jahren zwei mit Verbrechen aller Art beladene Banditen der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen Trotz bieten Hier haben sie sich Häuschen gebaut, hier ziehen sie Heerden von Ziegen und Schafen auf, hier leben sie behaglich im Schooße ihrer Familien, gefürchtet und wegen ihres Wohlstandes respectirt von ihren Nachbarn, und dabei ebenso frank und frei auf ihrer unrechtmäßig erworbenen Scholle, wie der absoluteste König in seinem Reiche nur es sein kann. Auch haben sie sehr wohl das Bewußtsein von dieser Art fürstlicher Existenz. Der Aelteste der Gebrüder hat sich in der Druckerei der großen Strafanstalt zu Chiavari bei Ajaccio, wo einer seiner Schwiegersöhne „Aufseher“ — nicht etwa Sträfling — ist, Visitenkarten stechen lassen, welche lauten:

Jacques Bonelli, alias Bellacoscia.
Der Geächtete.
Pentica.

Für die Insel Corsika und ihre gewaltthätigen Bewohner sind die beiden Bonelli von einem höchst üblen Einfluß, als ein Beispiel von einem langen und erfolgreichen Lebenslaufe, der weder von den Behörden noch von ihren Mitmenschen in irgend welcher Weise beeinträchtigt worden ist. Demnach gelten sie in den Augen aller Banditen des Buschwaldes als ein nachzuahmendes Vorbild, als eine corsische, ja als eine europäische Berühmtheit.

Wenn man sieht, wie sie 6 km von dem Gendarmerie-Posten zu Bocognano in Wohlleben gedeihen, mitunter in diesen Gemeindebezirk kommen und gehen ohne beunruhigt zu werden, von den benachbarten Dörfern aber mit der Regelmäßigkeit eines Steuer-Einnehmers gewisse Abgaben erheben, überall bei den Wahlen ihre Candidaten durchbringen, zahlreiche Kinder aus wilder Ehe in die Welt setzen, aber zugleich ihren Töchtern eine brillante Aussteuer mitgeben, — ist es da ein Wunder, wenn jeder kleine Bandit versucht, es ihnen gleich zu thun? ...

Fast alle distinguirte Touristen sprechen bei ihnen vor, nachdem sie durch Einsendung ihrer Visitenkarten darum nachgesucht haben. Bei ihrer Ankunft küssen die Brüder sie auf den Mund als Friedensformel und bewirthen sie höchst gastfrei. Freilich erwarten sie hierfür das Dreifache in Form von Körben mit Champagner, Pasteten und dergl. guten Dingen, nicht zu vergessen eines Kistchens mit Havannah-Cigarren. . . . Der Bonelli sen. trägt eine Taschenuhr, die ihm von einer Herzogin aon Sachsen-Coburg verehrt worden ist. Beide Brüder feuern auf die Gendarmen aus Carabinern und Revolvern, welche sie von englischen Lords und amerikanischen Krösussen empfangen haben. Edmund About und Emanuel Arène — die beliebten Romanciers — haben in einer geistreichen Humoreske ihren Besuch in Pentica s. Z. im „Figaro“ erzählt. Nur der Polizei gelingt eine Visite dort nicht! — Ist es nach alledem nicht ganz natürlich, daß die Insulaner die Bonelli „une gloire corse“ nennen? —

Uebrigens ist alles das, was man an den Wirthstafeln und in den Kaffeehäusern von Corte und Ajaccio von der Bellacoscia-Familie den Fremden erzählt, mehr oder weniger legendenhaft. Selbst das Reisehandbuch von Jouanne*), welches mehrere Spalten ihr widmet, ist falsch berichtet. In den nachstehenden Zeilen soll ihre wahrhaftige Geschichte, frei von allen Zuthaten, in nüchterner Weise erzählt werden.

Anton und Jacob Bonelli, mit dem Beinamen Bellacoscia, haben heute, 1887, graues Haar. Jener ist 61 und dieser 55 Jahre alt. Sie sind aon unehelicher Geburt. Ihr Vater hatte drei Schwestern zu Geliebten und halb Bocognano stammt von ihnen ab.

Anton flüchtete in den Busch 1848 infolge eines Streits mit dem Bürgermeister. Der Letztere war ein braver Notar, der keine Ungesetzlichkeiten duldete. Er weigerte sich, eine Schwester Anton's, welche nicht ins Civilstands-Register eingetragen war, civiliter zu trauen. Ferner weigerte er sich, dem Anton, welcher sich zur Rekrutirung zu stellen hatte, ein gefälschtes Untauglichkeits-Attest auszustellen. Endlich verlangte er von den Bonellis, daß sie für ihre gepachteten Gemeinde-Grundstücke die Steuern entrichteten, und außerdem, daß sie die Feldflur von Pentica, ein

*) Jouanne, Guide du voyageur en Corse. Paris 1887. Hachette. 5 Fr.

Gemeinde-Territorium, welches sie unrechtmäßigerweise sich angeeignet hatten, sofort aufgeben sollten. Nun ist in den Statuten der Clan-Wirthschaft ein alter Grundsatz, daß, wer einem Clan-Angehörigen Begünstigungen verweigert, als ein bestgehaßter Gegner der Partei angesehen wird. Anton und sein Bruder Martin*) verbargen sich auf einem Terrain des bürgermeisterlichen Notars und besorgten ihm dort vier Loth Blei in sein Bäuchlein. Darauf gingen Beide in den Busch. Als dies „Unglück“ sich ereignete, war Anton bis über die Ohren in ein junges Mädchen aus Scanasacchi verliebt, deren Vater, Namens Casati, recht wohlhabend war. Obgleich von der Justiz verfolgt, hatte Anton die Frechheit, in Begleitung von drei andern Banditen eines Abends in der Wohnung des Casati zu erscheinen und die Hand der Tochter zu verlangen. Entführungen sind zwar ziemlich häufig auf Corsika, indeß selten finden sie mit bewaffneter Hand statt. Frl. Casati, wie sie das Ansinnen ihres unerwünschten Liebhabers vernahm, flüchtete sich auf den Hausboden. Gleichzeitig ergriffen ihre zwei Brüder ihre Flinten, um sie zu schützen. Die 4 Banditen schienen hierdurch eingeschüchtert; aber im Begriff hinauszugehen lockten sie den alten Casati unter Entschuldigungen vor die Hausthür und weiter in die Dorfgasse. Kaum aus den Augen seiner Söhne, warfen die Unmenschen ihn zu Boden, knebelten ihn, stopften ein Taschentuch ihm in den Mund und schleppten ihn in eine Höhle zu Pentica, wo er, um ihn mürbe zu machen, ziemlich übel behandelt wurde. Der Bräutigam von Johanna Casati, Namens Baptista Marcangeli, begab sich darauf mit zwei bewaffneten Freunden nach Pentica, um die Befreiung seines künftigen Schwiegervaters zu versuchen. Dies geschah aber auf so ungeschickte Weise, daß alle drei in einen Hinterhalt des Anton fielen, sofort geknebelt und ebenfalls in die Höhle zum alten Casati eingesperrt wurden. Nachdem sie dort eine Zeitlang schlecht genährt, d. h. bei Wasser und Brod gesessen hatten, verstanden sie sich unter feierlichen Eiden dazu, daß Marcangeli auf immer Johanna entsagen und daß der alte Casati sie dem Anton geben wolle. Hierauf wurden Beide in Freiheit gesetzt, aber kaum erlöst brachen sie ihre, freilich durch offene Gewalt ihnen entrissenen, Schwüre. Am 30. April 1850 feierte Marcangeli seine Hochzeit mit Frl. Casati, — und am 27. Juni schon war er durch die Hand Anton Bonelli's ein todter Mann. Da der Mörder brieflich von Neuem die Hand der jungen schönen Wittwe forderte, so verließen die terrorisirten Casati sämmtlich die Insel. Jacob Bonelli, Helfershelfer seines Bruders bei dem Morde, flüchtete nun endgiltig in den Busch.

Ein Heirathsfall anderer Art ließ sie ein neues Verbrechen zwei Jahre später begehen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein junger Miniconi die Isabeau Bonelli ehelichen müsse (vielleicht hatten sie selbst es herumgesagt). Die Brüder behaupteten, daß ihre Schwester compromittirt sei, und bedeuteten dem „Bräutigam ohne es zu wissen“, daß er zur Ehe zu schreiten hätte. Die beiden Oheime des elternlosen Jünglings widersetzten sich dem aufs Heftigste. Die Bonelli stellten ihnen eine Falle, aber sie hatten die Ungeschicklichkeit, nur einen gewissen Bizzavona zu erschießen, welcher zu seinem Unglück mit den beiden Oheimen spazieren ging. Seit dieser Zeit verließen sie den Buschwald und siedelten sich förmlich in Pentica an.

Dieses Plateau entspricht ausgezeichnet allen Anforderungen zur Vertheidigung gegen die bewaffnete Macht. Es ist nur von einer Seite zugänglich, welche leicht zu überwachen ist, denn mit einem guten Krimstecher entdeckt man auf mehrere Kilometer Entfernung jede Person, die durch die Schlucht emporsteigt. Das Dorf Bocognano, von ihren Nachkommen bevölkert, wird im Geheimen von ihnen beherrscht. Verabredete Zeichen mit Lichtern, ein wahres Telegraphen-System, kündigt ihnen des Abends jede etwaige Ueberrumpelung rechtzeitig an. Eine Vereinbarung mit den nächsten Ziegenhirten hat diese in wahrhaftige vorgeschobene Schildwachen verwandelt, welche die Bonelli sofort von Allem benachrichtigen, was in der Nähe sich ereignet. Dafür natürlich dürfen ihre Heerden auf und um Pentica ungestört weiden. Endlich erheben große Wolfshunde am Eingange der Schlucht in ihrer Hütte am Tage bei der Annäherung von Fremden ein wüthendes Gebell. Nachts werden sie losgelassen. Einer jener Hirten, Namens Pinelli, wurde an den zwei Geächteten im Jahre 1856 zum Verräther, indem er einem Detachement Gendarmen als Führer diente. Die Brüder ließen die Truppe ruhig sich dem Ravin nähern, dann aber streckte ein wohlgezielter Schu den vorne marschirenden Pinelli todt nieder. Die Banditen verschwanden in den Klüften der Bergwand.

Beide sind übrigens treffliche Schützen, besonders ist es Jacob, welcher ein von einem Besucher geopfertes Zwanzigfrancstück auf 150 Schritt trifft. Das Goldstück steckt er natürlich ein und erwartet, daß man die Probe noch öfter wiederholen soll.

Da sie im Laufe der Zeit den Glauben erweckt haben, von der Justiz nicht mehr behelligt zu werden, so haben die Hirten viel zu sehr Furcht, um sie je zu verrathen. Auch dient die Affaire Pinelli ihnen als Warnung. Die von der Präfectur ausgesetzte Prämie von 1000 Frcs. pro Kopf ist noch bis auf den heutigen Tag von Niemandem erworben worden.

Fünf Scharmützel mit der Gendarmerie und einmal mit einer ½ Compagnie Linien-Infanterie haben die Bonelli ausgefochten und jedesmal hatten die Truppen Todte und Verwundete. Aber auch Anton hat dabei eine so schwere Verwundung erlitten, daß er fast daran gestorben wäre. Wie ein angeschossenes Thier des Waldes verkroch er sich in eine nur ihnen allein bekannte Höhle, von der man sich im Volke erzählt, daß sie nur von dem Wipfel einer enormen Pinie vermittelst eines armdicken Zweiges beim Ueberspringen eines furchtbaren Abgrundes zu erreichen sei. Auch wird geglaubt, daß sie sich im äußersten Nothfalle noch retten können, indem sie ein zweihändebreites Felsenriff als Brücke benutzen, um über eine schwindelnde Tiefe in das Innere der Gebirgswand zu gelangen, — ein Wagstück, vor dem die unerschrockensten Gendarmen zurückschrecken. Dieser Pfad sei so gefährlich, daß selbst Anton, der in der letzten Zeit schwerfälliger geworden, ihn nicht mehr zu betreten wagt. —

Anton Bonelli wird in der Umgegend im Ganzen als ein „guter Kerl“ angesehen, während Jacob ebenso gehaßt als gefürchtet ist. Warum? weil man Jenem nur Mordthaten in der plötzlichen Aufwallung seines heißen Blutes nachweisen kann. Dergleichen verunehrt auf Corsika Niemanden. Auch ist er verhältnißmäßig keineswegs sehr wohlhabend. Jacob im Gegentheil ist nicht nur ein Mörder, sondern auch ein Dieb. Er hat sich auf gewaltthätige Weise eines beträchtlichen Theils von Communal-Waldungen bemächtigt; er verübt Gelderpressungen bei jenen Grundbesitzern, die unglücklicherweise im Bereich seines Gewehrschusses leben, ja! er ranzionirt gelegentlich die Unternehmer der Eisenbahnbauten in seiner Nähe. Jacob hat Grundstücke dicht bei Bocognano angekauft, die er bestellen läßt; seine Ziegen- und Schafheerden sind zahlreich; er hält sich weibliche Dienstboten, die ihm als Harem dienen; von allen seinen Ländereien zahlt er keinen Centime Grundsteuer.

Bereits mehrere Male hat er widerhaarige Bauern in eine der Höhlen von Pentica eingesperrt und sie erst nach Zahlung eines Lösegeldes wieder frei gegeben. Es ist den Behörden fast unmöglich, sich von diesen Gewaltthätigkeiten Kenntniß zu verschaffen, denn die einmal eingesperrt gewesenen Bauern haben keine Lust, nochmals die Bekanntschaft der Höhlen von Pentica zu machen. Sie wissen nur zu gut, daß die Gendarmen jedesmal die Bonelli verfehlen, daß hingegen die Bonelli niemals ihre Angeber verfehlen. Somit halten sie reinen Mund und verschweigen ihr Mißgeschick. Indessen ist doch seit einem Monat eine gerichtliche Untersuchung im Gange wegen der Entführung eines gewissen Battesti aus Nocario. Dieselbe ist freilich äußerst erschwert worden, weil der Hauptzeuge (übrigens ebenfalls ein Bandit, Namens Xaver Suzzoni) im Buschwalde erschossen gefunden wurde. Niemand würde es freilich auszusprechen wagen, daß Jacob der Mörder sei, aber alle Welt ist dessen gewiß.

Anton und Jacob sind in contumaciam bereits viermal zum Tode verurtheilt worden, — aber es scheint fast, daß nach so vielen vergeblichen Versuchen, sich ihrer zu bemächtigen, die Justiz in den letzten Jahren es müde geworden ist, sich mit ihnen weiter zu beschäftigen. Vielleicht ist dies indeß eine Kriegslist, um sie sicher zu machen. Allerdings scheint es lächerlich, Leute zum Tode so oft zu verdammen, welche fortfahren, sich trefflich zu befinden, und noch lächerlicher, ihnen Arrest- und Geldstrafen aufzuerlegen, welche doch nicht vollstreckt werden können. Einmal hat man es gewagt, ihre Heerden zu confisciren und zu Bocognano öffentlich zu versteigern. Am andern Tage haben die zwei Banditen dieselben den unklugen Ansteigern von der Weide wieder weggeholt und Letztere haben sich wohlweislich gehütet, ihre Auctions-Quittungen in Pentica zu präsentiren.

Die Bonelli haben sich, wie schon oben bemerkt, jeder ein Wohnhaus errichtet, freilich nur zu zwei Stuben, welche in ihrer

*) Derselbe verunglückte bald darauf bei Fällung einer Buche im Walde.

Einfachheit durchaus nicht an die Selbstherrlichkeit der Besitzer erinnern. Einige Verwandte, Mordgesellen wie sie selbst, haben sich ebenfalls nach Pentica geflüchtet. Diese saubere Gesellschaft von ungefähr 30 Köpfen — Männer, Weiber, Kinder — gehen dort in völliger Sorglosigkeit umher und genießen die Süßigkeiten des Familienlebens. **Anton** lebt mit einem Mädchen aus Aleria, die ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hat. **Jacob** hat eine üppige junge Frau entführt, welche ihm zwei Kinder zubrachte und mit ihm noch fünf andere erzeugt hat: vier Mädchen und einen Knaben. — Wenn Banditen zu scharf von der Polizei verfolgt werden, so flüchten sie nach Pentica, wo sie wissen ein Asyl für ein Paar Tage zu finden. — **Jacob** hatte seinen einzigen Sohn in das Seminar zu Ajaccio geschickt, um einen „Monsieur" aus ihm zu machen und ihn im Leben vorwärts zu bringen: aber „bon sang ne peut mentir"; der ehemalige Seminarist verbüßt in diesem Augenblicke eine 10jährige Zuchthausstrafe wegen Mordes. Uebrigens hat Jacob seine Töchter ganz gut verheirathet, denn durch seinen Einfluß in den benachbarten Gemeinden verschafft er mit rührender väterlicher Sorgfalt seinen Schwiegersöhnen stets kleine einträgliche Aemtchen.

Wie ist es nun möglich, daß diese Menschen, im Buschwald geboren und ohne Civilstand, dennoch in der Gesellschaft ihre Stellung sich gewahrt haben? Das ist das Geheimniß der corsischen Bürgermeistereien. Man versichert, daß Anton Bonelli, obwohl bürgerlich todt, in seiner Vorliebe für Ordnung und Sitte einen Bürgermeister gefunden habe, der ihn getraut hat. Auch finden sich Gemeinde-Behörden, welche diese Banditen zu einer Holzauction zugelassen haben. Freilich hat der hierüber aufs Höchste indignirte Präfect (ich glaube es war Hr. v. Daunassan) das Protokoll cassiren lassen.

Der unbestreitbare Einfluß der Bonelli hat seine Begründung einmal in dem Schrecken, den sie auf die Bevölkerung der Umgegend ausüben, und dann bei den Behörden in dem Druck auf die Wähler, über welche sie verfügen, wovon die Präfectur zu Ajaccio keine Ahnung hat. — Wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, so könnten sich die Gerichte selbst nicht ihrem Einfluß entziehen, z. B. die Beischläferin von Jacob mit ihren zwei Söhnen aus erster Ehe ist im Winter 1886/87 vor das Zuchtpolizei-Gericht zu Corte gestellt worden unter der Anklage von lebensgefährlichen Drohungen und Raub mit bewaffneter Hand. Sie hatten nämlich Jacob Bonelli Beistand geleistet bei der Wegjagung von italienischen Holzknechten aus einem Waldcomplex, den Jacob als ihm gehörig reclamirte, obwohl er nicht ein Centime dafür bezahlt hatte. Die Sippschaft hatte sogar schon die gesägten Bretter heimgeschleppt, welche in Pentica demnächst von den Gendarmen aufgefunden wurden. Ihre Schuld erschien mithin zweifellos. Dennoch wurden sie freigesprochen, weil sie angaben, „im guten Glauben gehandelt zu haben"!

Und dennoch fühlen sich nach so langen Jahren die Bonelli jetzt allmälig in ihrer Selbstherrlichkeit unbehaglich. Gealtert und wohlhabend, möchten sie gar gern in die bürgerliche Gesellschaft wieder aufgenommen werden. Bereits 1869, als die **Kaiserin Eugenie** mit großem Gefolge Corsika bereiste, wollten sie ein Gnadengesuch einreichen. Zu dem Ende waren sie gewillt, beim Passiren der Fürstin durch Bocognano sich vor der Equipage auf die Kniee zu werfen, und hofften durch diesen Theatercoup dieselbe zu rühren. Nun wünschte aber das Hofmarschall-Amt zuvor Einsicht von ihren Acten zu nehmen, um der hohen Frau Vortrag halten zu können, und wie diesem Gesuche seiten de Präfectur bereitwilligst nachgekommen war, — da verweigert man angesichts dieser Menge voll Gräuelthaten jede Unterstützung ihres abenteuerlichen Plans. Seitdem haben sie eine Eingabe an die Präfectur gemacht, worin sie sich erboten — als zweite Vidocq's — der Gendarmerie bei der Unschädlichmachung aller Banditen der Insel behilflich zu sein. Natürlich blieben diese Anerbietungen ohne Antwort.

Die lange Straflosigkeit der Bonelli-Bellacoscia ist selbstredend für die corsischen Behörden sehr peinlich. Jahrelang scheint man sie vergessen zu haben, dann auf einmal, namentlich wenn ein neuer Präfect oder Ober-Procurator aus Frankreich eintreffen, beginnt die Jagd aufs Neue. Kürzlich hat man denn auch einmal wieder einen großen militär-polizeilichen Apparat in Scene gesetzt. Im September 1886, nach Beendigung der 15tägigen Uebungen der Kriegsreservisten, sandte man eine Colonne von 120 Füsilieren und 45 Fuß- und 25 reitenden Gendarmen unter dem Befehle des Gendarmerie-Oberstlieutenants Bacciochi ab, um Pentica feierlichst zu cerniren. Alle Bellacoscia männlichen Geschlechts hatten sich natürlich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, denn einem on dit zufolge waren sie schon seit 8 Tagen von der geplanten Expedition direct von Paris aus benachrichtigt(!!) und zwar dadurch daß die Gendarmerie-Brigade die Beihilfe des Militärs vom Kriegsministerium telegraphisch beantragt hatte. Also mußte ein Telegraphist die Sache den Bellacoscia verrathen haben. Sie versteckten sich bei einem Bürgermeister in beträchtlicher Entfernung von Pentica, dessen Wahl sie s. Z. durchgesetzt hatten. Bei dieser Erstürmung des Plateaus, wobei nicht ein Schuß abgefeuert wurde, weil kein Gegner da war, stürzte das Reitpferd des Capitäns der Infanterie-Compagnie, der, abgestiegen, dasselbe über eine gefährliche Stelle führen wollte, welche nur die Gendarmen-Pferde zu überklettern verstehen, in den Abgrund und brach das Genick. Nachdem die Soldaten wieder fort waren, stiegen die Bonelli zu dem Cadaver hinab, und kamen mit dem Sattel, Zaumzeug und zwei kostbaren Pistolen triumphirend heim. Später haben sie auch die Haut des todten Gauls sich angeeignet.

Nun gab es lange Zeit für die Bonelli ungestörte Ruhe. Erst in der Nacht vom 6/7 Januar 1887 umzingelten plötzlich 45 Fuß-Gendarmen von Neuem Pentica. Es hatte geschneit, sodaß man hoffte die Fährte der Banditen aufzufinden. Anton wäre auch auf ein Haar überrumpelt worden, wenn der ihn bemerkende Gendarm (ein Neuling vom Festlande) nicht erst die Beihilfe seines Secundanten abgewartet hätte, um sich auf ihn zu stürzen. Als der Haupttrupp in Pentica eindrang, waren die Vögel ausgeflogen. Die Weiber empfingen die Gendarmen mit finstern und dabei doshaften Mienen. Die ermüdeten und verdrießlichen Wächter des Gesetzes wollten in dem Hause Jacob's frühstücken. Sie bemerkten schöne Schinken im Schornstein.

„Können wir wohl einen Schinken bekommen?"

— Wir geben nichts den Gendarmen.

„Es versteht sich gegen Bezahlung."

— Wir verkaufen auch nichts den Gendarmen. Holt Euch alle herunter. Seid Ihr nicht jetzt hier die Herren? —

..... Diese deiden letzten Expeditionen haben das Prestige der Bonelli-Bellacoscia auf der Insel ungeheuer vergrößert. Daß sie noch heute (1888) sich ihrer Herrscherwür[illegible] in den Bergen Corsikas erfreuen — ist gewiß; — auf wie lange? Chi lo sa.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Der Unfehlbare nach Johannes' Schriften von Johannes Klarer.** Leipzig, Fr. Richter. 1890. 4 ℳ. — Es ist sehr schwer, anläßlich des Erscheinens dieses Buches irgend etwas auszusprechen, das die Aufmerksamkeit der lesenden Menschen auf diese Veröffentlichung hinlenken soll. Der Verfasser hat sich, sicherlich mehr oder minder als sein eigner Lehrer, mit staunenswerthem Fleiße heiligen Studien hingegeben und sich dabei seine Gedankenwelt geschaffen, aus welchem er nun einige Mittheilungen macht. Aber er wird bei diesem Unternehmen wohl wiederholt sich selber gesagt haben, daß es gar keine so einfache Sache ist, ein wissenschaftliches Buch zu schreiben, und daß die Beurtheiler seiner Leistung Manches daran würden auszusetzen finden. Und doch will es Einem nicht angängig scheinen, alsbald mit heftigem Tadel gegen den Verfasser zu Felde zu ziehen, weil er ja so großen Fleiß aufgewendet und sich von einer trefflichen Absicht hat leiten lassen. Das Buch enthält nämlich nichts weniger als eine durchaus neue, selbständig gearbeitete und mit paranthetischen Erklärungen reichlich ausgestattete Uebersetzung sämmtlicher Johanneischer Schriften (Evangelium, drei Briefe, Offenbarung). Freilich was für eine Uebersetzung! Vor lauter Wörtlichkeit und Deutlichkeit hört die Sprache auf, deutsch zu sein! Wo im Griechischen das Geschlechtswort beim Eigennamen steht, wird es treulich in der Uebersetzung wiedergegeben (der Jesus, der Johannes); statt des deutschen „Hinaufgehen" (zum Feste) finden wir hier „Hinaufsteigen", wo doch das Ideal der Wörtlichkeit wäre: Hinaufschreiten u. s. f. Die Anordnung ist keine übersichtliche; denn während das eine Mal die hinzugefügte Erklärung durch Paranthese vom Texte der Uebersetzung sich unterscheidet, erscheint sie das andere Mal ohne dieses Zeichen, so daß Johannes und sein Erklärer völlig durcheinander reden. Von den vielen griechischen Worten, welche in den Bemerkungen erscheinen, ist beinahe die Mehrzahl mit falschem Accent gedruckt, und dieselbe fröhliche Sorglosigkeit läßt sich auch von dem Stil des Verfassers aus-

sagen. Wie in den Texterklärungen manches Richtige, den fleißig benutzten Commentaren entnommen oder auch durch eigenes Studium gewonnen, mit viel Zweifelhaftem und Unklarem sich mischt, so bieten auch die am Schlusse stehenden Bemerkungen über Logos, Lamm Gottes, Paraklet u. s. w. neben manchem Eigenartigen, das doch selten richtig durchgedacht ist, die selbstverständlichsten Dinge. Was ist damit gewonnen, wenn der Verfasser uns beständig versichert, daß Gott der „Setzer" und der Logos der „Ausrichter" sei, ohne daß er uns sagt, welches Gewicht diese Ausdrücke in seiner Gedankenwelt haben? Und welcher vernünftige Mensch, der überhaupt an Gott glaubte, hat daran gezweifelt, daß Gott im Sinne des Verfassers der „Unfehlbare" sei? Wir können es dem Verfasser nicht ersparen, unser Bedauern darüber auszusprechen, daß soviel Fleiß und soviel gute Meinung (der Schluß des Buches ist ein rührendes, aber gegenüber den Ansprüchen der Poetik geradezu fürchterliches Gedicht) sich nicht auf eine der vielen Aufgaben gelenkt hat, die in unserem christlichen Volksleben der Lösung harren.

—m— Das Oberammergauer Passionsspiel. Geschichtlich und religiös-ästhetisch beleuchtet von G. Huyssen, weiland Consistorialrath und Militär-Oberpfarrer des VII. Armeecorps. Mit einem Vorwort von Prof. D. Friedrich Fabri. Zweite Ausgabe. Barmen, Hugo Klein. 1890. XII, 255 SS. 8°. 1 ℳ 60 ₰. — Der mächtige Eindruck, den im Jahre 1880 die Darstellung der Passionsspiele auf den Verfasser, einen bekannten Theologen von streng protestantischem Standpunkte, gemacht hatte, gab die Veranlassung zur Entstehung der vorliegenden Schrift, deren erste Ausgabe allerdings für die damaligen Aufführungen des Passionsspiels zu spät erschien. Daß sie jetzt noch einmal herausgegeben wird, ist in hohem Grade dankenswerth; keinem Besucher der Passionsspiele wird es gereuen, sie vorher — und zwar, wie der Herausgeber in seiner Einladung ganz richtig hervorhebt, nicht unmittelbar, sondern besser einige Wochen vorher — aufmerksam gelesen zu haben, obwohl sie nicht eigentlich die diesjährige Aufführung, die so manche Aenderungen gegenüber der vor 10 Jahren stattgehabten aufweist, berücksichtigt, sondern lediglich die Darstellungen von 1880 schildert. Der erste Abschnitt, der die religiöse Bedeutung und Berechtigung der Passionsspiele behandelt und namentlich hervorhebt, daß das protestantische Bewußtsein nirgends durch sie verletzt wird, hat uns am wenigsten angesprochen. Der zweite enthält eine nicht viel Neues bietende, aber von fleißiger Benutzung der vorhandenen Literatur zeugende und recht geschickt zusammengestellte Geschichte des religiösen Dramas, das ja eine so hochbedeutende Rolle in der Geschichte der Literatur aller Völker spielt. Von den ältesten Weihnachts- und Osterspielen, die sich in Bayern bekanntlich bis zurück ins 12. Jahrhunders verfolgen lassen, bis zu der im Jahre 1633 erfolgten Stiftung der Oberammergauer Spiele, einer „späteren Nachblüthe der mittelalterlichen Passionsspiele", beschreibt und charakterisirt der Verfasser alle wesentlicheren Erscheinungen dieser Art. Er geht dann näher auf die Geschichte der Oberammergauer Aufführungen ein; auf Grund des Textbuches von 1662, des ältesten, das uns überliefert ist, schildert er die ursprüngliche, noch recht geschmacklose Form derselben. Eine neue ansprechendere Bearbeitung ist die Knipselberger's von 1772, noch besser die von Ottmar Weiß, die 1850 durch den geistlichen Rath Daisenberger revidirt und theilweise umgearbeitet worden ist und noch jetzt den Spielen zu Grunde liegt. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, können wir uns schon deshalb ersparen, weil neuerdings alle größeren Tagesblätter mehr oder weniger ausführliche Aufsätze über die Geschichte der Spiele und diese selbst gebracht haben. Aus denselben dürfte auch in der Hauptsache bekannt sein, was der dritte Abschnitt über die „Bereitung und Zurichtung" zum Passionsspiel bringt; gerade in dieser Hinsicht hat sich in den letzten zehn Jahren freilich wohl mancherlei geändert. Den größten Raum und das größte Interesse nimmt der vierte und letzte Abschnitt in Anspruch, der eine eingehende Analyse des gesammten Spiels giebt; sie ist durchaus pietätvoll gehalten, wird den hervorragenden Leistungen der Darsteller, der theilweise großartigen Ausführung der scenischen Anordnung, den Vorzügen des Textes und der Musik überall gerecht, ohne indeß auch kritische Bedenken mancherlei Art zu verschweigen. Es wäre von Interesse, zu wissen, wie weit diese Ausstellungen bei den gegenwärtigen Aufführungen Berücksichtigung gefunden haben.

P—n.— „Landwirthschaftliche Meliorationen und Wasserwirthschaft. Ihre Erfolge im Ausland und in Deutschland und die Organisation des culturtechnischen Dienstes im Königreich Sachsen" von E. Fraissinet, Cultur-Ingenieur (Dresden, G. Schönfeld. 2,40 ℳ), ist der für den Inhalt der Schrift bezeichnende Titel einer eben zur rechten Zeit erschienenen und ein wirkliches Bedürfniß in der landwirthschaftlichen Literatur, ebenso wie seiten der Praxis ausfüllenden Arbeit, die wir hiermit nicht blos allen Landwirthen, die sich mit culturtechnischen Fragen befassen, sondern auch namentlich allen Beamten (Commissaren, Geometern, Wasserbauinspectoren, Wiesenbautechnikern) und denjenigen Verwaltungsorganen zum Studium empfehlen möchten, die mit Ablösungen, Zusammenlegungen und Meliorationen landwirthschaftlicher Grundstücke sich befassen. Die Schrift, welche mit einem Vorwort des bekannten Volkswirthes Geh. Reg.-Rath Dr. Böhmert sich empfiehlt, betont in der Einleitung die Nothwendigkeit einer rationelleren und intensiveren Ausnützung der elementaren Productionsfactoren, unter denen das Wasser eine erste Stelle einnimmt. Leider ist eine zur Steigerung der landwirthschaftlichen Erträge nothwendige Regulirung der Wasserläufe, Aenderung der Wasserstände im Boden und der Niveauverhältnisse in stehenden und fließenden Gewässern nur zu oft an technische und rechtliche Hindernisse gebunden, die nicht immer leicht, oft sogar infolge ungünstiger bestehender oder überhaupt mangelnder gesetzlicher Bestimmungen über die Benützung der Wasserläufe momentan gar nicht zu überwinden sind. Sehr oft datiren diese Bestimmungen aus Zeiten, wo nicht die an den Wasserläufen liegenden landwirthschaftlichen Grundstücke, wohl aber die Wasserkraft als Triebkraft ausnutzende Mühlen das größere Interesse daran fanden, daher denn alle möglichen Bestimmungen zu Gunsten jener Mühleninteressenten heute, wo die Landwirthschaft mit Recht die Wasserkraft zur intensiveren Pflanzenproduction (Bewässerung) ausnutzen will, als drückende Last empfunden werden. Nachdem nun der Verfasser in einem 1. Theil an der Hand historischer Rückblicke und der in verschiedenen außerdeutschen und deutschen Staaten bezüglich der Wasserbenutzung und der Organisation des culturtechnischen Dienstes bestehenden Bestimmungen den Nachweis geliefert, welcher Fortschritt und Nutzen für die Land- und Volkswirthschaft daraus gezogen werden kann, prüft er in einem 2. Theil die Ursachen, warum speciell Sachsen trotz wohlerwogener Gesetze über die Grundstückzusammenlegung und landwirthschaftliche Meliorationen, trotz einer zu diesem Behufe eigens errichteten Landesculturrentenbank, trotz der Bemühungen der landwirthschaftlichen Organe (Landesculturrath, Kreisvereine, landwirthschaftliche Commissare) dennoch im Vergleich zu anderen Ländern noch wenige Meliorationen in culturtechnischem Sinne aufzuweisen habe, und kommt dabei zu der Schlußfolgerung, daß hauptsächlich der Mangel eigens für solche Zwecke ausgebildeter Culturtechniker neben den landwirthschaftlichen Commissaren, die überwiegend nur die landwirthschaftlichen Bedürfnisse kennen und berücksichtigen, die Schuld trage, daß verhältnißmäßig wenig von den bestehenden Einrichtungen (namentlich der Landesculturrentenbank) Gebrauch gemacht werde. Wir können seine Ausführungen aus eigner praktischer Erfahrung nur vollkommen unterstützen, möchten aber nicht minder die für die gegenwärtigen Zustände völlig ungenügenden gesetzlichen Bestimmungen über die Benutzung der Wasserläufe mit verantwortlich machen. Wir brauchen unbedingt Culturtechniker nach dem Vorbild von Baden, Württemberg, Hessen auch in Sachsen, aber wir brauchen ebenso nothwendig ein neues, zeitgemäßes Wasserrecht, wenn die landwirthschaftliche Production durch culturtechnische Anlagen unterstützt und dann zweifellos gesteigert werden soll. Wer sich über alle dabei einschlagenden Gesichtspunkte unterrichten will, der lese die hiermit nochmals empfohlene sehr zeitgemäße Schrift.

Pf. Chormeisterbüchlein, eine Sammlung 41 kurzgefaßter Biographien, herausgegeben von Adolf Ruthardt, Lehrer am königl. Conservatorium der Musik in Leipzig. Preis 0,75 ℳ Leipzig, Gebrüder Hug. — Das vorliegende vortrefflich ausgestattete, mit zahlreichen Porträts geschmückte „Chormeisterbüchlein" giebt einen Ueberblick über das gesammte Männergesangsvereinswesen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, indem es die Dirigenten aller größeren auf künstlerische Leistungsfähigkeit Anspruch erhebenden Vereine und ihre bekanntesten Werke in knapper und klarer Darstellung dem Freunde der Sache vorführt und so manchen bisher offenen Wunsch, über bekannte Chormeister authentische Nachrichten zu erlangen, welche sonst nur mit vieler Mühe aus Fachzeitungen herauszuholen waren, in freundlichster Form erfüllt. Das Büchlein wird in den Kreisen, welche den Männergesang pflegen, vielen Anklang finden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 84. Dienstag, den 15. Juli. 1890.

Der Dualismus als Lebensbedingung.

Studie von Detlev Freiherr v. Biedermann.

Die ganze Welt, mögen wir sie mit oder ohne irgend welche Hilfsmittel betrachten, ihr ganzes Sein und Leben erhält sich nur durch den Dualismus, d. h.: nur erst dann, wenn sich zwei, in sich verschiedene Körper oder Stoffe zu gemeinschaftlichem Wirken vereinigen, entsteht Leben, regt sich die in ihm ruhende Kraft, der Stoff wird belebt und befähigt Neues zu schaffen, das Geschlecht ist erhalten. Das Einzelindividuum, der einzelne Stoff vermag nichts hervorzubringen, er existirt, — aber lebt nicht.

Selbst die todte unorganische Masse belebt sich, wenn sie durch Verbindung mit Gegensätzen erregt ist, selbst das geordnete Bestehen des Weltsystems deruht auf Gegensätzen, Anziehung und Abstoßung.

Es tritt hier der Dualismus, aber in anderer Form auf als ich ihn in Nachstehendem zu erklären versuchen werde.

Es ist der elektromagnetische Strom, der die Welt belebt.

Fördern wir die Metalle aus der Tiefe ans Tageslicht, so ist es eine todte Masse, auch wenn sie, wie Siemens sagt, wie das Eisenerz, latenten Magnetismus enthält; bringen wir aber zwei Metalle in engere Berührung mit einander, so beginnt sofort ein geheimnißaolles Leben im Innern, der magnetische Strom, welcher jetzt eine so wichtige Stelle im Culturleben einzunehmen berufen ist. Es ist bekanntlich nicht blos Metall und Metall, welches den Strom entstehen läßt, man kann sagen, fast jeder Contact zweier verschiedener Stoffe erzeugt einen solchen, oft freilich einen so schwachen, daß er sich nur durch feine Instrumente erkennen läßt, und mancher Strom mag sich der Beobachtung noch gänzlich entzogen haben. So lange nicht absolut alle Verbindungen, namentlich auch organischer Stoffe auf ihre Fähigkeit, einen Strom erzeugen zu können, untersucht sind, so lange dürfen wir diesen Körpern aon vorn herein eine solche nicht absprechen. Wir stellen zur Zeit Batterien aus Elementen her, aon welchen man noch vor 50 Jahren sehr gezweifelt hätte, daß man sie als solche verwenden könne. Selbst die Reibung der Metalle mit der Luft bringt schon einen Strom hervor, wie das Experiment beweist, wenn man eine Kupferscheibe mit großer Umdrehungsgeschwindigkeit über einer anderen stillstehenden rotiren läßt. Die neuere Theorie des Dr. Andries stellte den Grundsatz auf, daß die Gewitter zum großen Theil durch Reibung der in der Luft befindlichen Wasserbläschen mit festen Staubtheilchen entstehen. Ich habe an anderer Stelle nachgewiesen, daß sich diese Theorie, in Sachsen wenigstens, bewährt, indem die fabrikreichsten Städte auch die meisten Gewitterregen haben. Die Elektro-Dynamik lehrt uns dasselbe, das rotirende Eisen erzeugt im ruhenden Magnet den welterobernden Strom. Wenn auch hierbei complicirtere Verhältnisse vorliegen, so bleibt doch die Grundbedingung, welche Leben in die todte Masse bringt, dieselbe.

Wir sehen die früheste Wirkung der Zweiheit schon bei der Bildung, bei der Individualisirung der Mineralien. Durch Säuren und Basen waren in den noch im Urzustande (Chaos) befindlichen Stoffen Gegensätze gegeben, es bildeten sich zwei Pole und somit war die Möglichkeit aorhanden zur Bildung von Krystallen und zur Trennung der Metalle aon der übrigen Masse. Wir haben hier den ersten Fall einer Sonderung, einer Individualisirung, durch die Gegensätze des Dualismus.

Die Lebenserweckung einer schaffenden Kraft, die wir hier Elektro-Magnetismus oder Polarisation nannten, geht durch die ganze Natur und läßt sich überall auf einen, ins Organische übertragenen Magnetismus zurückführen, jetzt ist er allerdings noch nicht als solcher festgestellt worden. Wenn auch nicht ausschließlich, so beruht doch neben den physikalischen Lebensbedingungen in der organischen Natur das Leben und die Erhaltung der Geschlechter in hervorragender Weise auf den durch die Zweiheit hervorgerufenen Lebenserweckungen.

Gehen wir zum Leben der Pflanze über. Schon in der Zelle beginnt das geheimnißvolle Walten der Naturkraft, die sich nicht allein durch physikalische Gesetze erklären läßt. Rein mechanisch aufgefaßt und im Ganzen betrachtet, muß man den Saftumlauf in der Pflanze, diese erste Vorbedingung zu ihrem Leben, als Wirkung der Verdunstung und Aufsaugung (Exos- und Endosmose) ansehen; betrachten wir aber die Bewegung des einzelnen Zelleninhalts mit bewaffnetem Auge, so erkennen wir, daß dieselbe nicht allein von jenen beiden Factoren abhängig ist. Sie zeigt ein ihr innewohnendes Eigenleben, das nicht von der Nachbarzelle abhängig ist. Leider können wir dies interessante Phänomen nur selten beobachten, am deutlichsten, wie bekannt, an der Valisneria spiralis. Wie wunderbar entwickelt sich aor unserm Auge das mikroskopische Treiben in diesem kleinen Raume bis zu $^1/_{10}$ mm Größe! Woher kommt dieses Eigenleben? Es ist der Gegensatz zwischen Zellenkern (nucleus) und Zellensaft (cambium), Centrum und Peripherie, welcher einen organischen elektrischen Strom, also Bewegung, — Leben erzeugt. Vielleicht ist es der Zukunft noch vorbehalten, diesen Strom nachzuweisen und die Pole innerhalb desselben kennen zu lernen, was bis jetzt wegen der Kleinheit des Objects und dem Mangel an hierzu geeigneten Instrumenten noch nicht geschehen ist. Betrachtet man diese Strömungen genauer, so kann man ein fortgesetztes Anziehen und Abstoßen erkennen, ähnlich dem bekannten Experiment mit Hollunderkügelchen an der Elektrisirmaschine.

Dieser Strom ist die eigene Lebensthätigkeit der Zelle, welche die Behauptung der Pflanzenphysiologen rechtfertigt, daß jede einzelne Zelle fortpflanzungsfähig ist oder doch wenigstens die Bedingungen in sich habe, weiter zu wachsen, wenn die sonstigen Verhältnisse günstig sind.

Unterstützt wird die Annahme von einem selbständigen Leben der Zelle und die Behauptung, daß dies nicht allein von der Exosmose hervorgerufen werde, wenn man die Urzelle betrachtet, die sich in Ausgüssen erzeugt. Sie steht noch auf der Grenze zwischen Thier und Pflanze und die Wissenschaft hat noch keine genügende Definition gefunden, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Mag diese Urzelle hingehören, wohin es auch sei, mag sie sich durch Theilung zur Fadenalge ausbilden oder Bacille werden, so aiel steht fest, daß hier bei diesen Mikroben eine Wirkung von Außen her durch den Kreislauf des Stoffes nicht stattfindet, da sie rings nur von Wasser umgeben sind; hier kann es nur die Differenzirung des zweierlei Inhalts, welche auch diese Körper aufweisen, sein, die das Leben weckt. Es gilt dasselbe auch noch zum Theil bei den höher stehenden ausgebildeteren Algen; auch hier findet die Erzeugung von Leben von Außen her nur in geringem Maße statt, die Lebensbedingung und Unterhaltung liegt zum Theil in der eigenen, inneren Lebensthätigkeit, im Strom.

Der bekannte Physiologe Pasteur führt das Beginnen des Pflanzenlebens oder die Bedingung zu solchem auf die Anwesenheit von Mikroben zurück, wenigstens insoweit es den Keimungsprozeß anbelangt. Er hat Versuche mit Erbsen und Bohnen angestellt,

indem er dieselben in völlig mikrobenfreier (wahrscheinlich ausgeglühter) Erde oder Flüssigkeit zog, — sie keimten bei ihm *nicht*. Diesem negativen Erfolg widersprachen die älteren Versuche von Wiegmann und Polstorf und auch die von Liebig — welche Beide in von jeglichen organischen Stoffen befreitem Boden (geglühtem Quarzsand) und in destillirtem Wasser die Pflanzen, — und es waren auch Erbsen dabei, — bis zum Blühen gebracht haben. Da die Versuchspflanzen aber keine Nahrung aus dem Boden aufnehmen konnten, so erreichten sie eben nur so viel Gewicht, als der im Samenkorn aufgespeicherte Nahrungsstoff betrug. Diese Versuche beweisen, daß das dem Samen *innewohnende Leben* sofort sich zu regen beginnt, wenn ihm von Außen her die Bedingungen geboten werden, welche zu seiner Entwickelung nöthig sind; hier im todten Sande war es das zur Bewässerung angewendete Wasser, welches, vom Samen aufgesogen, den Contact des verschiedenen Zellensaftes bewirkte und so den Lebensstrom in Bewegung setzte.

Den Leben erweckenden Gegensätzen begegnen wir in der Pflanze überall, nicht nur in der Zelle der wachsenden Pflanze, sondern auch in deren einzelnen Theilen. Der feuchtbildende Embryo entsteht durch die Verbindung des Eichens mit dem Pollen (vergleiche die alte aber *nicht veraltete* Arbeit von E. Kratzmann, Lehre vom Samen der Pflanze). Nach Brown sind im Pollen wieder zwei Gegensätze, die granula und die molecula activa. In der Blume tritt die Zweiheit am deutlichsten hervor, durch die doppelten Geschlechtskreise *Antheren* und *Pistill* — männliches und weibliches Element. Entfernen wir künstlich eines dieser Organe aus der Blüthe, so erhalten wir zwar auch Früchte mit Samenkorn, aber ohne Embryo, also nicht fortpflanzungsfähig.

Allerdings haben wir auch geschlechtlose Pflanzen, die Kryptogamen, bei denen die zwei Kreise nicht zur Durchbildung gekommen sind. Aus dem Fehlen derselben ist aber noch nicht zugleich die Abwesenheit des Dualismus abzuleiten, er tritt hier nur noch in der Urform auf, im Zellenleben, die Fruchtbildung liegt in den besonders lebenskräftigen Fructificationszellen, den Sporidien, welche — wenn auch in etwas veränderter und erhöhter Form — den eben erwähnten Grundsatz bestätigen, daß auch die Zelle für sich allein fähig ist, sich weiter zu entwickeln und das Individuum fortzuflanzen. Ich sagte: in etwas veränderter Form; es bezieht sich dies darauf, daß einmal die Sporidien, — wenigstens bei der höchsten Form, den Farren — nicht einfache Zellen sind, aber es sind immerhin Organe, die weit entfernt sind von dem zusammengesetzten Samen der Phanerogamen.

Wie sich der Dualismus in der Pflanze von der Zelle an bis zur ausgebildeten Blüthe überall zeigt, so sehen wir ihn auch im Samen wiederholt, durch die Gegensätze zwischen Eiweiß und Stärkemehl oder Oele einerseits und dem Keimling andererseits; bei dem letzteren wieder zwischen Würzelchen und Federchen.

Das centrifugale Wachsen nach unten und oben ist nicht allein Folge der plastischen Anlage, sie ist aber bedingt durch die gegebenen Gegensätze und die dadurch erzeugten Pole und Strömungen. Durch das Aufsaugen von Feuchtigkeit aus der Umgebung des Samens und die hierdurch erfolgte Lösung des festen Zelleninhalts, wodurch allerdings das Wachsthum eingeleitet wird, würde Leben allein nicht entstehen, es würde dies eher zur Fäulniß führen, also zum Untergang. Aber es kommt noch hinzu, daß das eindringende Wasser schon in dem Embryo ein erwachendes Leben vorfindet, in derselben Zelle kreist bereits der Saft, die vermehrte Zuführung von Feuchtigkeit dient nur dazu, außer dem Zuführen von Nährstoffen von Außen, die Lebensthätigkeit zu erhöhen.

Vergleichen wir die Pflanzeneier mit den thierischen, so finden wir hier ganz dieselbe Erscheinung; wie dort im Eichen die Anlage des Embryo schon als nucleus vorhanden war, als Gegensatz zum flüssigen Zelleninhalt, so liegt auch hier im Ei, von welcher Classe eierlegender Thiere es auch genommen sein mag, der Embryo bereits vorbereitet, der dann erst durch die Begattung, also wieder durch Berührung mit einem zweiten Element, zu weiterer Entwickelung befähigt wird. Das Eiweiß des Vogeleies vertritt die Stelle des Klebers oder Mehles im Samenkorn, welche Stoffe zur Ernährung des Embryo dienen, der den Lebensstrom erzeugende Dualismus besteht zwischen Embryo und Dotter. Es ist dabei ohne Einfluß, ob die Befruchtung inner- oder außerhalb des Mutterleibes vor sich geht, Befruchtung und Ausbildung im Mutterleibe bei Menschen und Thieren, und Befruchtung außerhalb des Mutterleibes bei den Fischen — immer aber gehören *zwei* Elemente dazu, ein männliches und ein weibliches, beide Sphären zusammen bilden erst das, die Fortpflanzung bedingende Ganze.

Da die Natur nicht nach einer einförmigen Schablone arbeitet, so finden wir bei den Pflanzen wie auch bei den Thieren überall *scheinbare* Ausnahmen von der Regel, Uebergänge aus einer Form in die andere, oder auch Repräsentanten der einen Form bei einer anderen, welche entweder an eine tiefer stehende Classe erinnert oder die höhere ahnen läßt; es läßt sich darum auch keine Formel finden, welche auf alle Fälle vollkommen bezeichnend paßte. Diese Stufen und Zwischenglieder, diese Uebergänge und Vermischungen sind zur Entwickelung und Durchbildung vom Einfachen bis zur höchsten Form nothwendig. Wie die Kryptogamen bei den Pflanzen die noch nicht vollendete Durchbildung der zweigeschlechtlichen Fructification vertreten, so haben wir auch im Thierreich nicht überall geschlechtliche Zeugung. Bei den zweifelhaften untersten Stufen, wo die Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich schwankt, bei den Infusorien, Bacillen und Bakterien geschieht die Fortpflanzung, wie bei den Algen, meist durch Theilung, es besteht das Leben hier nur in den Uranfängen, im Bewegung des doppelten, Gegensätze bildenden Stoffes, bei ausgebildeteren, wie bei den Trichinen, ist wohl ein Auskriechen von junger Brut beobachtet worden, nicht aber eine Begattung; hier liegt vielleicht eine Wiederholung der einfachen Theilung, nur schon in einer höheren Form vor. Eine noch höhere Stufe bildet die Ammenerzeugung als ein Uebergang zur vollständigen Entwickelung beider Geschlechter.

Diese Formen, welche die geschlechtliche Trennung nicht auf den ersten Blick und nicht äußerlich zeigen, widersprechen darum dem Grundsatz, daß der Dualismus das allgemeine Lebensprincip sei, durchaus nicht; er ist auch hier als Leben erzeugendes Agens vorhanden, aber nur noch auf der untersten, rein materiellen, chemisch-physikalischen Stufe stehend, wo auch die erzeugten Geschöpfe fast nur noch Materie sind. Erst mit den sich von einander unterscheidenden Geschlechtern, mit dem entschiedenen Dualismus entstehen bei den Pflanzen wie bei den Thieren die höchsten Formen, Ei und Samen (sperma) sind die Grundprincipien zum Vollendeten. Gehen wir weiter:

So große Fortschritte die Psychiatrie auch in den letzten dreißig Jahren gemacht hat und so wunderbare Aufklärungen über die Thätigkeit des Gehirns gefunden worden sind, das eine Geheimniß ist die Wissenschaft doch noch nicht zu lösen im Stande gewesen: *wie entsteht der Gedanke*, welche Thätigkeit entwickelt das Gehirn dabei?

Man kennt jetzt den Sitz dieser oder jener krankhaften Gehirnthätigkeit, man erklärt die Wirkung des Schlafes und den Antheil, den der Sauerstoffumsatz der Ganglien dabei hat, aber es wird wohl noch manches Jahr vergehen, ehe wir die eigentliche Werkstatt erkennen und die Werkzeuge, in welcher und mit welchen der Gedanke im Gehirn erzeugt wird.

Sollte nicht auch hier, was übrigens schon öfter ausgesprochen worden ist, das Gehirn eine lebende Batterie sein, welche einen vitalen Strom erzeugt, der die Geistesströme hervorbringt? und zwar bedingt einmal durch die zwei verschiedenen Gehirnmassen, und dann durch die Gegensätze der Ganglien und Nerven, welche letztere schon oft mit Telegraphendrähten verglichen worden sind. Auch die chemischen Hauptbestandtheile des Gehirns (C 180 H 180) erinnern an die Zusammensetzung des E erzeugenden Harzes; die schon oft angeführten Beispiele der elektrischen Gehirnthätigkeit des Zitteraales und Zitterrochens zeigen eine solche in erhöhtem Maß und daß sie noch nicht zu einer intellectuellen Verrichtung des Gehirns verwendet werden; bei diesen führt man die elektrischen Schläge auch auf die viel deutlicher als bei anderen Thieren ausgebildete, fast batterieähnliche doppelte Substanz des Gehirnes zurück.

Wunderbar geheimnißvoll ist das Walten der Natur. Dr. Pierer sagt in seiner Physiologie, wenn man die chemische Zusammensetzung des Blutes auch noch so genau nachmachen wollte, so würde man doch noch kein Blut erhalten, denn ihm fehlte die *Vitalität*. Es klingt dieser Ausspruch vielleicht veraltet, aber er ist darum nicht minder wahr. Mag auch der Antheil, den ich bei den Lebensvorgängen der organischen Natur auf den Contact von zweierlei Elementen und den dadurch hervorgerufenen Strom zurückführe, als auf chemisch-physikalischen Gesetzen beruhend, ganz materiell erscheinen, so ist er doch nicht allein dadurch bedingt, denn ohne die *Vitalität* in organischen Körpern, um diesen Begriff beizubehalten, ohne dieses unbestimmte, unbekannte Etwas, würden wir trotz des stärksten Stromes, den wir erzeugen, doch nicht die kleinste Urzelle zum Leben erwecken. Nur wenn wir einmal den *organischen Strom*, den ich für das eigentliche Lebensprincip halte, näher kennen lernen, würde sich uns manches Dunkel erhellen und manches Ungeahnte sich uns offenbaren.

In Vorstehendem ist in kurzen Zügen der Dualismus im Leben der Natur, wie ich ihn aufgefaßt, gezeichnet. Er ließe sich noch in unzähligen Beispielen nachweisen und bis ins tägliche Leben, bis zu den Werken der Kunst, den Schöpfungen der Technik und den mannigfachen Zweigen der Wissenschaft verfolgen, wenn es darauf ankäme, ein ganzes System aufzustellen. Doch das ist nicht meine Absicht. Selbst den thierischen Magnetismus mit seinen verschiedenen Ausläufern, der auch ein Aufeinanderwirken zweier Elemente, hier Individuen, ist, habe ich unberührt gelassen, weil er wissenschaftlich noch zu wenig erforscht ist. Ich habe nur die Hauptgrundzüge angeführt, diese aber genügen zu beweisen, daß der durch den Dualismus erzeugte organische Strom das Bestehen des Geschaffenen bedingt und durch ihn die Geschöpfe erhalten werden und er allein das **Lebensprincip**, die **vitale** Kraft ist.

Das Izdubarlied, ein alter Sintfluthbericht.

Es ist schon vielfach auf die eigenthümliche Thatsache hingewiesen worden, daß unter den verschiedensten Völkerschaften der alten wie auch neuen Welt Ueberlieferungen von großen Ueberfluthungen existiren, und es ist wol nicht zu bezweifeln, daß wirkliche Ereignisse aus der Geschichte dieser Völker denselben zu Grunde liegen. Zahlreichen solchen Berichten begegnen wir in den heiligen Büchern des Alterthums, aber auch unter den Völkern Amerikas sind derartige Sagen verbreitet. Erwähnt sei als Beispiel die Sage der Antillenbewohner von den Brüdern, welche eine Kürbisflasche finden, aus welcher sich, nachdem sie zerbrochen wurde, unermeßliche Wassermengen ergießen. Das gewaltigste Naturereigniß, von welchem die christliche Welt weiß und welches in der Bibel berichtet ist, trägt den Namen Sintfluth. Ueber die Ursachen dieser furchtbaren Ueberfluthung, über die Ausbreitung derselben, wie über ihre physische Grundlage sind zahlreiche Untersuchungen angestellt worden, ohne daß bisher endgiltige, allgemein anerkannte Resultate erzielt worden wären.

Neuerdings hat Sueß in seinem Werke „Das Antlitz der Erde" sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt und ist zu einer Antwort gelangt, die großen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat. Sueß stützt sich bei seinen Untersuchungen auf alte keilschriftliche Texte, die bei den neueren Ausgrabungen unter den Trümmern von Ninive aufgefunden worden sind.

Schon früher wußte man aus den Bruchstücken der Schriften des Berosus, eines babylonischen Priesters, der um 300 v. Chr. lebte, daß in den Euphratniederungen die Ueberlieferung einer großen Fluth bestand, die große Aehnlichkeit mit der biblischen Sintfluth hatte. Diese große Fluth ereignete sich nach diesem Berichte unter der Regierung des Xisuthros, Sohn des Otiartes. Kronos verkündet dem Xisuthros im Traum, daß alle Menschen durch eine Fluth zu Grunde gehen würden, und befiehlt ihm, die Schriften zu vergraben zu Sippara, der Stadt der Sonne, dann ein Fahrzeug zu bauen, dasselbe mit Nahrungsmitteln zu versehen, es mit seiner Familie und seinen Freunden zu besteigen und Thiere mitzunehmen. Er befolgt die Gebote; die Fluth tritt ein und bedeckt das Land. Als sie wieder abnimmt, läßt er Vögel fliegen, um sich vom Zustande der Dinge zu unterrichten; gerettet verläßt er endlich das Fahrzeug und opfert den Göttern Dankopfer. Bei den Ausgrabungen von Kujundjik, unter dessen Trümmerhaufen die Ueberreste der königl. Bibliothek von Ninive verborgen liegen, ist in den letzten Jahren eine neue ausführliche Beschreibung der Sintfluth entdeckt worden, deren Aehnlichkeit mit dem Berichte, der sich in der Bibel findet, sofort in die Augen springt. Der Bericht findet sich in einem Heldenepos, dem Izdubarlied, in welchem die Thaten des Helden Izdubar besungen werden. Es sind mehrere Copien desselben bekannt geworden, welche unter der Regierung von Asurbanipal von einem wahrscheinlich mehrere Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung niedergeschriebenen Texte, welcher sich in der Priesterbibliothek zu Erech befand, gemacht wurden. Das Epos besteht aus zwölf Gesängen, in welchen der Lebenslauf des Helden Izdubar, aller Wahrscheinlichkeit nach übereinstimmend mit dem biblischen Nimrod, auf unzweifelhaft historischer Grundlage vorgeführt wird. Der elfte Gesang enthält den Bericht der Sintfluth.

Izdubar ist krank und traurig, weil er seinen Freund Eabani verloren hat, und er wandert hinab an die Mündung des Euphrat und Tigris zu seinem Ahn Hasis Adra, der von den Göttern aus der Sintfluth errettet worden ist und ein unsterbliches Leben führt. Er findet denselben und dieser erzählt ihm seine Errettung aus der Fluth: Die großen Götter haben beschlossen, die uralte Stadt Surippak am Euphrat durch eine große Fluth zu vernichten. Der Gott Ea, der Herr der unerforschlichen Weisheit, der Gott des Meeres, war im Rathe der Götter zugegen und theilt Hasis Adra den Beschluß derselben mit. Er warnt ihn und heißt ihn ein Schiff auf trockenem Lande zu bauen. Hasis Adra sucht zu widersprechen, denn er fürchtet den Spott des Volkes und der Aeltesten, aber Ea warnt ihn von Neuem und giebt ihm den Auftrag, Proviant mitzunehmen und all sein Hab und Gut, Familie und Verwandte, Knechte und Mägde, Vieh und Wild in das Schiff zu bringen. Hasis Adra baut das Fahrzeug, dichtet es von Innen und Außen mit Erdpech, rüstet es gehörig aus und befrachtet es mit seinen Schätzen, mit verschiedenen Thieren und mit Korn; auch seine Verwandten läßt er mit einsteigen. Es erfolgt nun noch eine letzte Warnung; darauf besteigt er das Schiff, schließt es ab und übergiebt den ganzen Bau sammt seiner Ladung dem Steuermann Buzurkurgal. Jetzt bricht Sturm und Ungewitter los. Vom Grunde des Himmels erhebt sich schwarzes Gewölk, Donner krachen, aus der Erde brechen die Wasser hervor, die Erde erzittert und die Wogen des Wettergottes steigen bis zum Himmel empor. Finsterniß bricht ein und alles Leben wird vernichtet. Selbst die Götter fürchten sich und suchen Zuflucht beim Gott Anu. Sechs Tage und sieben Nächte dauert die Verwüstung. Beim Anbruch des siebenten Tages läßt endlich der Sturm nach, die Sintfluth, die einen Kampf geführt wie ein gewaltiges Kriegsheer, beruhigt sich, die Wassermassen verlaufen sich und das Schiff strandet an den Höhen von Nizir, einer etwas südöstlich von Ninive gelegenen Landschaft. Beim Anbruch des siebenten Tages sendet Hasis Adra eine Taube aus. Die Geretteten verlassen das Fahrzeug und bringen den Göttern Opfer dar. Der große Gott Bel verspricht keine Sintfluth wieder eintreten zu lassen und zur Bekräftigung hebt die Göttin Istar den großen Bogen Anu's, den Regenbogen in die Höhe.

Bei der Vergleichung dieses Berichtes mit dem der Bibel fällt sofort die große Uebereinstimmung beider auf, so daß die Vermuthung nahe liegt, beide seien entweder aus derselben Quelle geschöpft, oder der eine sei aus dem anderen hervorgegangen. Geht man näher auf diese Frage ein, so erkennt man, daß der Bericht des Izdubarliedes aller Wahrscheinlichkeit nach der ursprünglichere ist. In ihm wird als Schauplatz der Fluth die Stadt Surippak genannt und der Berg des Landes Nizir als Ort der Strandung. Hier wohnte eine mit der Schifffahrt wohlbekannte Bevölkerung, denn Hasis Adra fürchtet sich vor deren Spott. Es bezieht sich die Erzählung also auf eine ganz bestimmte Gegend, während dem biblischen Berichte ein deutlicher Anklang an Palästina fehlt. Es kommen ferner noch eine Anzahl anderer Anhaltspunkte hinzu, so ganz besonders das Bestreichen des Schiffes mit Erdpech. Dieser für sich so unwesentliche Umstand wird in beiden Berichten ausdrücklich hervorgehoben und er weist uns direct auf das untere Euphratthal hin, wo, wie wir in den alten Schriften lesen, seit den ältesten Zeiten und auch heute noch Erdpech zur Auspichung von Fahrzeugen benutzt wird. Der Reisende Cernik schreibt über die Herstellung der bei Hit am Euphrat zum Transport von Naphtha verwendeten Fahrzeuge: „Man begnügt sich, ein rohes Korbgeflecht zu erzeugen, ohne Kiel und mit Tamariskenknüppeln als Rippen, die Zwischenräume mit Stroh und Rohrgeflecht ausgefüllt und der ganze Bau sodann über Gebühr sowol außen als innen mit einer Lage Asphalt verputzt. Nichtsdestoweniger besitzen diese Fahrzeuge ein bedeutendes relatives Tragvermögen. . . ." Das hierzu nöthige Erdpech wird den reichen Asphaltlagern, welche an den die Niederung des Euphrat und Tigris umgebenden Höhen vorkommen, entnommen. Es ist also in jenen Gegenden noch heutigen Tags zur Herstellung wasserdichter Fahrzeuge dieselbe Methode gebräuchlich, welche vor Jahrtausenden Hasis Adra beim Bau seines Schiffes befolgte. Aus dem oben Gesagten, wie noch aus einer Reihe anderer Anhaltspunkte, folgert Sueß, daß der Schauplatz der Sintfluth in den Niederungen des unteren Euphrat und Tigris zu suchen ist.

Was die Frage betrifft: Welcher Art waren die Naturerscheinungen, welche jene Ueberschwemmung hervorriefen? so muß von vornherein die Ansicht, daß sie durch große Regengüsse erzeugt worden,

welche wohl die allgemein verbreitete ist, zurückgewiesen werden. Atmosphärische Niederschläge können ihrer ganzen Entstehungsweise nach nie solch ungeheure Dimensionen annehmen; auch in ihren heftigsten Formen bleiben sie räumlich beschränkt und fließen dem Gefälle der Thäler folgend ab. Bei einer solchen Fluth hätte der Verlauf derselben also von oben nach unten gerichtet sein müssen, das Schiff des Hasis Adra müßte in den persischen Meerbusen, in welchen sich die beiden Ströme ergießen, getrieben worden sein, während es nach den Berichten in Wirklichkeit stromaufwärts getragen wurde. Die Fluth nahm alsa ihren Lauf nicht stromabwärts, sondern sie kam vom Meere her und schritt stromaufwärts weiter. Atmosphärische Niederschläge können also darum nur in untergeordnetem Maße Theil genommen haben.

Es bleibt aber noch eine andere Möglichkeit übrig. Nämlich die, daß durch einen Wirbelsturm, der verbunden war mit einem gewaltigen Erdbeben, die Ueberfluthung hervorgerufen wurde. Und in der That sind auch die gewaltigsten Ueberschwemmungen, von denen die neuere Geschichte weiß, auf solche Weise entstanden. Geradezu grauenvoll sind die Folgen von Erdbebenwogen und Wirbelstürmen, wenn sie ungeheure Wassermassen gegen flache Küsten treiben. In der Nacht vom 11. zum 12. October 1737 trat ein solcher Wirbelsturm in den Ganges ein und reichte viele Meilen stromaufwärts. Zugleich erfolgte ein Erdbeben und in Calcutta wurden 200 Häuser niedergeworfen. Große Schiffe wurden weit landeinwärts geworfen. Das Wasser soll im Ganges sich um 40 Fuß über den gewöhnlichen Stand erhoben haben und an 300000 Menschen sollen dabei ums Leben gekommen sein. Eine ähnliche Sturmfluth ereignete sich in derselben Gegend am 31. October 1831, durch welche 300 Ortschaften vernichtet und 11000 Menschen ertränkt wurden. Auch in neuester Zeit, im Jahre 1876, trat ein Ereigniß mit gleichen furchtbaren Folgen an der Mündung des Brahmaputra ein. Eine Sturmwoge überfluthete die Niederung des Flusses, so daß 140 geographische Meilen 45 Fuß hoch überschwemmt wurden und von einer Million Menschen 125000 ertranken. Daß ein ähnlicher Vorgang, wie die eben angeführten, der Sintfluth zu Grunde liegen muß, dafür sprechen deutlich die Schilderungen im Izdubarliede. Zuerst wird Hasis Adra von Ea, dem Gott des Meeres und der Tiefe, gewarnt. Er ruft ihm zu: „Verlasse das Haus, baue ein Schiff und rette, was du von lebenden Wesen finden kannst.“ Diese Warnungen sind wohl so zu erklären, daß der Katastrophe eine Periode schwächerer Erdbeben vorausging, welche kleinere Fluthen veranlaßten, durch welche Hasis Adra auf den Gedanken gebracht wurde, ein Schiff zu bauen, in das er sich im Falle der Noth flüchten könne. Als das Ereigniß hereinbricht, erhebt sich zuerst am Grunde des Himmels schwarzes Gewölk, Donnerkrachen und Wirbelwinde sausen über das Land hin. Die Canäle treten über und die Anunnaki, die Geister der Tiefe, bringen Fluthen herauf aus dem Innern der Erde, welche sie durch ihre Macht erzittern lassen. Alles dies sind Erscheinungen, die auf ein Erdbeben hinweisen. Aber es ist noch nicht die Rede von einer Hochfluth. Erst später heißt es: „Ramman's Wogenschwall steigt zum Himmel empor.“ Ramman ist der Gott des Wetters und des Sturmes, durch ihn kommt die Fluth und nicht von Ea, dem wohlwollenden Meeresgotte. In den ersten Worten, in welchen die Fluth erwähnt wird, steigt sie auch schon zum Himmel empor und selbst die Götter fliehen vor ihr. Mit dem zuerst geschilderten Erdbeben ist also wahrscheinlich eine Cyklone aus dem persischen Meerbusen kommend in die mesopotamische Tiefebene eingetreten und hat die in dem engen Golfe zusammengestauten Wassermassen weit in das Land hineingeworfen.

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßt Sueß in folgender Weise zusammen: 1) Das unter dem Namen Sintfluth bekannte Naturereigniß ist am unteren Euphrat eingetreten und war mit einer verheerenden Ueberfluthung der mesopotamischen Niederung verbunden. 2) Die wesentlichste Veranlassung war ein beträchtliches Erdbeben im Gebiete des persischen Meerbusens oder südlich davon, welchem mehrere geringere Erderschütterungen vorangingen. 3) Es ist sehr wahrscheinlich, daß während der Periode der heftigsten Stöße aus dem persischen Golfe eine Cyklone von Süden her eintrat. 4) Die Traditionen anderer Völker berechtigen in keiner Weise zu der Behauptung, daß die Fluth über den Unterlauf des Euphrat und Tigris hinaus oder gar über die ganze Erde gereicht habe.

In schlichten Worten stellen sich dem Geologen die Hauptzüge des Ereignisses etwa in folgender Weise dar: In einer andauernden seismischen Phase mag durch Erdstöße zu wiederholten Malen das Wasser des persischen Meerbusens in das Niederland des Euphrat geworfen worden sein. Durch diese Fluthen gewarnt, baut ein vorsichtiger Mann, Hasis Adra, d. i. der gottesfürchtige Weise, ein Schiff zur Rettung der Seinigen und kalfatert es mit Erdpech, wie man heute noch am Euphrat zu thun pflegt. Die Bewegungen der Erde nehmen zu; er flüchtet mit den Seinen in das Schiff; das Grundwasser tritt aus dem geborstenen Flachlande hervor; eine große Depression des Luftdruckes, bezeichnet durch furchtbaren Sturm und Regen, wahrscheinlich eine wahre Cyklone, vom persischen Meerbusen hereintretend, begleitet die höchsten Aeußerungen seismischer Gewalt; das Meer fegt verheerend über die Ebene, erhebt das rettende Fahrzeug, spült es weit landeinwärts und läßt es an jenen Vorhügeln stranden, welche unterhalb der Mündung des kleinen Zab die Niederung des Tigris gegen Nord und Nordost umgrenzen.

Dr. Hilker.

Bücherbesprechungen.

o **Die Inspiration der heiligen Schrift und ihre Bestreiter.** Eine biblisch-dogmengeschichtliche Studie von W. Rohnert, luth. Pastor in Waldenburg i. Schl. Leipzig, Verlag von Georg Böhme Nachf. (E. Ungleich). 1889. VII, 284 S. — Nachdem Verf. seine Anschauung über die Inspiration der heiligen Schrift, die sich wesentlich mit der Inspirationslehre der alten lutherischen Dogmatik deckt, in klarer und beredter, von der Kraft der Ueberzeugung getragener Darstellung kundgegeben hat, bietet er einen Ueberblick über die Inspirationslehre der alten Kirche, des Mittelalters, der Reformationszeit, des 16. und 17. Jahrhunderts und behandelt zuletzt die Inspirationslehre seit dem 17. Jahrhundert bis heute. Stärker als die wissenschaftliche Schärfe dürfte die Kraft des Glaubens sein, die durch das Buch in rückhaltloser Weise zum Ausdruck kommt. Allerdings wird es nur Wenigen gegeben sein, der Anschauung des Verfassers zuzustimmen und damit die wissenschaftliche Arbeit der letzten zwei Jahrhunderte für überflüssig, die dogmatische Formulirung des 17. Jahrhunderts dagegen für den abschließenden und vollkommenen wissenschaftlichen Ausdruck der Wahrheit zu erklären; immerhin kann die fleißige Arbeit denen empfohlen werden, die einen warmen Vertreter der altkirchlichen Inspirationslehre suchen.

o **Religion und Pflicht.** Zweiundfünfzig Sonntagsbetrachtungen aus dem Englischen des **Henry Ward Beecher** ins Deutsche übertragen von **F. Leoni**. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer 1889. 191 S. — Der Name des im Jahre 1887 verstorbenen berühmten amerikanischen Predigers Beecher ist auch in Deutschland so bekannt, daß es nur eines kurzen Hinweises auf die vorliegende Uebersetzung bedarf, um das Verlangen nach ihrem Besitz zu wecken. Die Stärke der dargebotenen Betrachtungen, die keineswegs Predigten sein oder ersetzen, sondern die für stille Sonntagsstunden Stoff zu andächtiger Vertiefung und Anregung zum Nachdenken geben wollen, liegt nicht sowohl in ihrem dogmatischen, als vielmehr in ihrem ethischen Gehalt. Abweichend in ihrer Sprache und in ihrem Gedankengang von der Art der gewöhnlichen Andachtsbücher haben diese Blätter doch etwas durchaus Erbauliches und können suchenden Seelen zur Förderung ihres inneren Lebens getrost empfohlen werden.

o **Deutsche Pilgerreisen** nach dem heiligen Lande von **Reinhold Röhricht**. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1889. X, 352 S. — Das vorliegende Buch bietet nach einer kurzen „historischen Darstellung“, welche einen Einblick in die Veranlassung, den Verlauf, die Art und Weise der Pilgerreisen gewährt, und nach einer noch kürzeren Abhandlung über „Pilgerlieder“ ein ausführliches mehr als 200 Seiten umspannendes „Pilgerverzeichniß“, welches durch die Fülle der in ihm enthaltenen Namen und geschichtlichen Bemerkungen zwar von der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit des Verfassers ein deutliches Zeugniß ablegt, aber auch Leser voraussetzt, die ein großes fachgeschichtliches Interesse haben. Wir zweifeln deshalb, ob Verfasser, der in diesem Buche seine im Jahre 1880 unter gleichem Titel veröffentlichten Forschungen einem weiteren Leserkreis zugänglich machen will, seinen Zweck wirklich erreichen dürfte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 85. Donnerstag, den 17. Juli. 1890.

Die neue strategische Grenzbahn Weizen-Immendingen.

R. Am 20. Mai dieses Jahres wurde eine Bahnlinie an der deutsch-schweizerischen Landesgrenze dem Verkehre eröffnet, die wohl geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich hinzulenken. Obwohl nur 42 Kilometer lang, ist sie doch von hoher politischer und strategischer Bedeutung. Denn sie erfüllt die doppelte Aufgabe, daß sie es im Kriegsfalle der deutschen Heeresleitung ermöglicht, unter allen Umständen die Neutralität der Schweiz zu wahren und doch die an der Südgrenze des Reiches stehenden Truppen ohne Verzug von Westen nach Osten oder, worauf es nach Lage der Sache wohl mehr ankommt, von Osten nach Westen, also nach dem südlichen Elsaß, zu befördern.

Lange Zeit hindurch bildete der Schwarzwald ein schwer zu überwindendes Hinderniß für größere Truppenbewegungen in der Südwestecke Deutschlands. Und auch durch die Schwarzwaldbahn, die von Offenburg im Rheinthale nach dem Hochthale der oberen Donau führt und den Schwarzwald dem Laufe der Kinzig und der jungen Brigach entlang in südöstlicher Richtung überschreitet, wurde keine ausreichende Abhilfe geschaffen, da von Osten kommende Truppenmassen auf ihr eben nicht unmittelbar nach der Südwestecke Deutschlands befördert werden konnten, sondern nur in der Richtung auf Straßburg und nach dem mittleren Elsaß, wohin bereits die Bahnen des Rheinthales durch die von Württemberg bis nach der Rheinprovinz fächerförmig in sie einmündenden Zufahrtslinien Zuzug aus allen Theilen Deutschlands herbeizubringen vermögen. Noch weniger konnte die neuere Höllenthalbahn von Freiburg nach Neustadt Abhilfe schaffen, da sie gar keinen Anschluß an das Eisenbahnnetz des oberen Donauthales hat und übrigens infolge der Terrainschwierigkeiten auch gar keinen großen Verkehr zu bewältigen im Stande sein würde.

So blieb denn für Heeresbewegungen an der Südgrenze entlang nur die Bahnlinie Basel-Constanz übrig, die dem Nordufer des Rheines entlang führt und von der schon vor Constanz, in Singen und Radolfzell, Verbindungslinien nach dem oberen Donauthale abzweigen. Aber diese so günstige und auf dem geradesten Wege von Osten nach Westen führende Linie hatte für den Kriegsfall einen ganz bedenklichen Mangel, da sie an zwei Stellen über schweizerisches Gebiet führte: zunächst im Westen, wo der Canton Basel über den Rhein hinüber reicht, und im Osten, wo der ganze Canton Schaffhausen nördlich vom Rheine das deutsche Reichsland unterbricht.

Nun bieten sich dem Bahnbau gerade hier große Schwierigkeiten dar, weil der Schwarzwald sehr steil nach dem Rheinthale abfällt und die von dem Centralstock des Feldbergs in verschiedenen Richtungen dem Rheine zustrebenden Bäche in immer tiefer eingeschnittenen Thälern herabfließen, je näher sie ihrer Mündung in den Rhein kommen. So machte schon die Umgehung des Cantons Basel größere Bahnbauten nöthig, denn es galt von Schopfheim im Thale der Wiese über die kahle Hochfläche im Osten herab in das tiefeingeschnittene, romantische Wehrathal und in diesem hinab nach dem Rheine der Eisenbahn einen Weg zu bahnen. Auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke von nur 20 km mußte die Wasserscheide zwischen dem Wiese- und Wehrathale vermittelst des am 20. März vollendeten 3170 m langen Großherzog Friedrich-Tunnels durchbrochen werden, der somit nach dem Kochemer Tunnel an der Moselthalbahn von 4216 m der längste Tunnel in Deutschland ist, wenngleich ihm der Krähberg-Tunnel an der Odenwaldbahn mit 3100 m und der Brandleite-Tunnel im Thüringer Walde unterhalb Oberhof mit 3030 m bald folgen. Auch mußte die dadurch geschaffene directe Verbindung von Waldshut über Säckingen und Schopfheim nach dem Westen von der Station Lörrach der schon lange bestehenden Linie Basel-Schopfheim um die Cantonsgrenze herum in derselben Richtung weiter nach Leopoldshöhe und über den Rhein nach Hüningen und St. Ludwig geführt werden.

Aber das bedenklichste Hinderniß für Truppenbewegungen der Schweizergrenze entlang war das im Osten, und da es wegen des erheblich größeren Umfangs des Cantons Schaffhausen und der besonderen Terrainverhältnisse weit schwieriger zu überwinden war, so bildete es jederzeit einen Gegenstand stiller Besorgniß der Schweiz, die mit Fug und Recht ihre Neutralität als einen werthvollen Schatz ängstlich hütet. Mit der Eröffnung der neuen Bahnlinie Weizen-Immendingen, die um den Canton Schaffhausen herumführt, sind nun alle derartige Besorgnisse beseitigt, und darum hallten in jenen Tagen alle Schweizer Zeitungen verschiedenster Richtung wider von Variationen über das Lied: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!“ Aber auch Deutschland hat allen Grund, sich der neuen Errungenschaft zu freuen, da durch sie ein wichtiges Glied in die Kette aller der Veranstaltungen eingefügt wurde, die dazu dienen, das Heimathland zu schützen und seine Kräfte zu erfolgreicher Abwehr rasch und energisch zu sammeln. Und so können auch wir, zwar in etwas anderer Anwendung, als es ursprünglich gemeint ist, jedoch in der gleichen Stimmung das Lied wiederholen: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein; fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Aber zu dieser politischen und strategischen Bedeutung, welche die ganze Linie Weizen-Immendingen hat, tritt für die 26 Kilometer lange Theilstrecke von Weizen bis zum Zollhaus Blumberg noch das Interesse, das sich an die Ueberwindung ihrer bautechnischen Schwierigkeiten knüpft, und dasjenige, welches der Reisende an der durch sie aufgeschlossenen Landschaft und an dem fesselnden Bilde ihrer kühnen Bauwerke nimmt. Da diese beiden Momente, das technische und touristische Interesse, auf dieselbe Ursache zurückgehen, sofern das eigenartige Terrain sowohl diese kühnen Kunstbauten nöthig machte, als auch den malerischen Eindruck der Landschaft an sich und in Verbindung mit dem Bahnbau bedingt, so handelt es sich in erster Linie darum, sich die natürlichen Voraussetzungen der von der Bahn durchschnittenen Landschaft zu vergegenwärtigen.

Während die westliche Hälfte der badischen Landschaft unmittelbar nördlich vom Rheine von dem Südabfalle des Schwarzwaldes eingenommen wird, schiebt sich weiter östlich als Ausläufer des Schweizer Juras eine jurassische Bergmasse ziemlich weit in das deutsche Gebiet nördlich vom Rheine vor. Es ist der die ganze Nordhälfte des Cantons Schaffhausen einnehmende Randen, ein kahler Hochrücken, zu dessen Höhe sich zahlreiche Erosionsthäler hinanziehen, so daß seine durch steilen Abfall scharf markirten Ränder vielfach ausgezackt erscheinen. Dabei erhebt sich der Randen zu einer ziemlich beträchtlichen Höhe, da sich die durch einförmige und wasserarme Thäler von einander getrennten Ausstrahlungen des Plateaus in der Höhe von 800—900 Metern bewegen (Hoher Randen 930 m, Randenburg 901 m, Langer Randen 899 m, Hoch-Hengst 862 m, Steinberg 855 m, Randenhorn 796 m), was um so bedeutsamer erscheint, wenn man be-

denkt, daß, abgesehen von den in der Ostschweiz im Appenzeller Lande am weitesten nach Norden vorgeschobenen Alpenvorbergen, in dem direct südlich vom Randen gelegenen Schweizer Hügellande nur wenige Berge sich bis zu dieser Höhe erheben und selbst so markante Höhen wie der Uetli (873 m) dahinter zurückbleiben. Am Fuße des jähen Westabfalls des Randen fließt nun im tief eingefurchten Thalgrunde der östlichste der vom Feldbergstocke nach Süden dem Rheine zufließenden größeren Schwarzwaldbäche, die Wutach, deren Lauf nur deshalb so weit nach Osten sich erstreckt, weil ihr Oberlauf bald nach seinem südöstlichen Anfange eine fast östliche Richtung annimmt und diese so lange verfolgt, bis die Ausläufer des Randen sie nöthigen, plötzlich eine südöstliche Richtung einzuschlagen, die sie bis zu ihrer Mündung nicht wieder aufgiebt.

In dem sich immer mehr erweiternden Thale dieses südwestlich gerichteten Unterlaufes der Wutach führte schon seit längerer Zeit eine Bahnlinie, die 10 Kilometer östlich von Waldshut bei der Station Oberlauchringen von der südlichen Hauptlinie Basel-Constanz abzweigte, aufwärts bis nach der wenig nördlich von dem alten, von einem hochragenden Schlosse beherrschten Städtchen Bühlingen gelegenen Endstation Weizen, wo das schwierige Terrain dem Weiterfortschreiten des Schienenweges ein vorläufiges Halt gebot. Denn fast unmittelbar nördlich von der Station Weizen, bei dem Dorfe Grimmelshofen, beginnt ein enges Defilé, in welchem die Wutach sich in fast rein nord-südlicher Richtung durch die steilaufsteigenden Kuppen hindurchwindet, um sich von der oberhalb dieser Durchbruchstrecke innegehaltenen östlichen Richtung auf die unterhalb herrschende südwestliche Richtung vorzubereiten.

Immerhin bietet dieses enge, von steilen Felsenwänden eingerahmte Thal die von der Natur vorgezeichnete Möglichkeit einer Fortsetzung der Wutachbahn Oberlauchringen-Weizen nach Norden hin, und in der That hatte man früher geplant, die Linie in dieser Schlucht aufwärts bis zum Dorfe Achdorf und sodann in gleicher Richtung über das nördlich vorlagernde Plateau nach Donaueschingen fortzuführen, wo die Schwarzwaldbahn nach Offenburg die Richtung dieser projectirten Linie der Brigach entlang bis über Villingen hinaus weiter fortgesetzt haben würde. Aber durch diese Verbindung mit der Schwarzwaldbahn bei Donaueschingen wäre zugleich der strategische Zweck, der in erster Linie eine Fortführung von Weizen nach dem Donauthale veranlassen konnte, gründlich verfehlt worden. Vielmehr erforderte dieser eine Fortsetzung von Weizen aus in nordöstlicher Richtung zum Anschlusse an die im Donauthale bei Immendingen sich vereinigenden Eisenbahnen, um dadurch eine directe Verbindung mit der wichtigen Donaufestung Ulm herzustellen, wodurch zugleich eine directe Verbindung des südwestlichen Baden und des südlichen Elsaß mit der Donaulinie geschoffen wurde.

Nun bietet der weit größere nördlichere Theil dieser Strecke durchaus keine bautechnischen Schwierigkeiten dar, indem hier das Hochthal der Aitrach eine natürliche Verbindung mit dem Donauthale bietet und deshalb auch fast von der Quelle der Aitrach an bequem die Anlage einer Bahn gestattet. Das zwischen der heutigen Station Zollhaus Blumberg als dem oberen Ende dieser dem Aitrachthale aufwärts folgenden Linie von Immendingen nach Südwesten und dem Dorfe Grimmelshofen zwischen innen liegende Stück dagegen, das in der Luftlinie nur eine Entfernung von kaum 8 Kilometer ausmacht, bot dem Bahnbau solche Schwierigkeiten dar, daß die Bahnlinie, wie schon erwähnt, eine Ausdehnung von 26 Kilometer erhalten hat.

In der Hauptsache gehen alle Schwierigkeiten dieses Bahnbaus, für welchen strategische Rücksichten jedwede Rücksichtnahme auf die Natur des Terrains untersagten, auf den Höhenunterschied der beiden Endpunkte zurück. Denn die Station Zollhaus Blumberg hat eine Seehöhe von 707 m, wogegen die Station Weizen nur 470 m hoch liegt. Da nun das allein maßgebende strategische Interesse ein größeres Steigungsverhältniß, das wiederum den Betrieb wesentlich erschwert haben würde, nicht rathsam erscheinen ließ, so mußte durch gewaltige Curven die Strecke bedeutend verlängert werden, und da im Anfange die Enge des Wutachthales und das rasche Ansteigen des Thales des bei Grimmelshofen von Osten in die Wutach einmündenden Kommenbaches eine natürliche Ausdehnung dieser Curven unmöglich machte, so ergab sich die Nothwendigkeit, durch zwei Kehrtunnel im Inneren der Thalwände die Möglichkeit weiterer Ausdehnung der Curven und dadurch größerer Höhengewinnung zu schaffen.

Der erste dieser Kehrtunnel von 1200 Meter Länge liegt nordwestlich von Grimmelshofen im Wutachthale und führt die Bahnlinie, die von Station Weizen aus in nördlicher Richtung am rechten Wutachufer ansteigend bereits eine nicht unbeträchtliche Höhe erreicht hat, beim Blumegger Hofe im Inneren der rechten Bergwand so weit herum, daß sie beim Austritt aus dem Tunnel in südöstlicher Richtung die Wutach auf hoher Brücke überschreiten und sodann auf der anderen Thalseite in südlicher Richtung weiter hinanführen kann. Die Haltestelle Grimmelshofen, die oberhalb des Dorfes und reichlich 40 Meter höher als die Station Weizen liegt, kurz hinter der Stelle, wo die Linie abermals in einem Kehrtunnel (von nur 78 Meter) sich wieder nach Nordwesten wendet, befindet sich bereits an der rechten Thalseite des Kommenbaches, dem die Bahnlinie nun bis zu seinen Quellbächen unterhalb der Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Wutach und Aitrach folgt. Da jedoch die Thalsohle dieses Baches rasch ansteigt, so mußte die Bahnlinie bald hinter der Haltestelle Grimmelshofen bedeutend gehoben werden, und da hier erst recht nicht die Möglichkeit vorhanden war, dies durch eine weitausgreifende Curve unter freiem Himmel zu erzielen, so wurde nach dem Muster der Gotthardbahn ein 1800 m langer Kehrtunnel angelegt, der innerhalb der Thalwand fast einen Kreis beschreibt, so daß die Ausmündung nur wenig von der Einmündung entfernt, aber bedeutend höher als letztere liegt. Auf der nun folgenden Strecke bis zu der nächsten Station Fützen befindet sich außer einem großen Viaducte, der die Bahn von der westlichen Thalseite auf die östliche hinüberleitet, kein größerer Kunstbau.

Mit der Station Fützen ist die Bahnlinie der Endstation Zollhaus Blumberg bereits bis auf eine directe Entfernung von nur 4 Kilometer nahe gerückt. Aber noch gilt es, die Hauptsteigung bis zu der erwähnten Wasserscheide zu überwinden. Um die Höhendifferenz zu vermindern, wird am Ende, also kurz vor der Station Zollhaus Blumberg, die Wasserscheide mit einem 860 m langen leicht gebogenen Tunnel unterfahren, und zwischen der Station Fützen und dem Tunneleingange auf der Südseite der Wasserscheide wurden zwei große Schleifen angelegt, deren Ende dem Anfange wieder ganz nahe kommt und die man auch, da das Terrain ganz offen ist, von vielen Punkten aus beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung überblickt. Die erste Schleife, welche $1\frac{1}{3}$ Kilometer nördlich von der Station Fützen beginnt, wo die Bahnlinie von dem Tunneleingange nur noch $1\frac{1}{4}$ Kilometer entfernt ist, erreicht westlich von der nun wieder nahe gekommenen Station Fützen ihr Südende, an welches sich dann der westliche Bogen anschließt. Inmitten der unteren retortenförmigen Ausbuchtung der Schleife liegt eine jener für diese Gegend charakteristischen Bergkuppen, welche, da sie niedriger ist, bis oben hinauf mit Getreidefeldern bedeckt ist und dem Bahnbau bequeme Gelegenheit zum Erklimmen der Höhe bot.

Der nördliche Endpunkt der ersten Schleife liegt bereits in unmittelbarer Nähe der Tunneleinmündung; um aber ihre Höhe zu erreichen, macht die Bahnlinie noch eine zweite Schleife, die zwar weniger groß als die erste ist, aber infolge dessen, daß hier in unmittelbarer Nähe der Wasserscheide die Niveauunterschiede an sich und zwischen der Bahnstrecke und dem Terrain größer sind, bedeutende Kunstbauten nöthig machte. Zunächst liegt am Anfang dieser birnenförmig nach Südosten sich erstreckenden Schleife die Haltestelle des Dorfes Epfenhofen, das von der Schleife völlig eingerahmt wird. Daran schließt sich dann fast unmittelbar ein gewaltiger, auf 7 Pfeilern kühn und leicht sich erhebender Eisenviaduct am unteren Ende des Dorfes und des Thalgrundes, während ein kleinerer Viaduct das Thal oberhalb des Dorfes zum zweiten Male überbrückt. Von diesem zweiten Viaducte, der zugleich den östlichsten Punkt der ganzen Strecke Weizen-Zollhaus Blumberg bildet, zieht sich die Bahnstrecke in nordwestlicher Richtung an der Berglehne hin und überbrückt hierbei noch eine Einsenkung des Terrains auf einem Viaducte, der deshalb einen malerischen Anblick gewährt, weil die von 6 Pfeilern getragenen Fahrbahnen durch festonartig nach unten ausbiegendes Gitterwerk unterstützt sind. Bald hinter diesem Viaducte beginnt der schon mehrfach erwähnte Tunnel, der unter der Wasserscheide und unter der diese überschreitenden Straße liegt, und von seiner Ausmündung erreicht die Bahn in starker Curve bald den Endpunkt der eigentlichen Gebirgsbahn, den Bahnhof Zollhaus Blumberg, der bereits in dem flachen Aitrachthale liegt, das die Bahn nach dem Donauthale weiter geleitet.

Schließlich hat die neue Bahn auch für die zahlreichen Reisenden, die alljährlich aus Sachsen auf den verschiedenen südwestdeutschen Bahnen nach der Schweiz fahren, eine besondere Be-

deutung. Wer diesen Weg, dem Wunsche des Arztes oder eigener Neigung folgend, öfters zurücklegt, erhält durch die neue Eingangsroute erwünschte Abwechselung, die reiche Ausbeute bietet, ohne daß sie mit besonderer Einbuße an Zeit und Geld verbunden wäre. Wer am Abend in Leipzig oder am Morgen etwa in Würzburg, Hanau und Frankfurt oder in einer noch südlicher gelegenen Stadt die bekannten Tagzüge über Stuttgart oder über den Schwarzwald benutzt, der erreicht Zürich Abends 8 Uhr 14 Minuten. Verläßt er aber in Immendingen seinen Zug und fährt 5 Uhr 4 Min. auf der neuen Linie nach Weizen und von da über Oberlauchringen, Waldshut und Turgi nach Zürich, so langt er dort 10 Uhr 10 Min. an, so daß der 5 Uhr 6 Min. von Immendingen über Singen und Schaffhausen direct nach Zürich weitergehende Zug nur knapp 2 Stunden früher an letzterem Orte eintrifft. Kommt er aber von Stuttgart oder überhaupt aus dem östlichen Süddeutschland und will nach Basel, so wird die langsamere Fahrt auf den Curven der Grenzbahn dadurch aufgewogen, daß der Weg an sich viel gerader ist als der über Singen, so daß man auf beiden Wegen zu gleicher Zeit (8 Uhr 58 Min.) in Basel eintrifft.

Wer noch ein Uebriges thun will, um die Bahn und die Landschaft gründlich kennen zu lernen, der folge nicht der so nahe liegenden Verlockung, in Fützen den Zug zu verlassen, um den höchsten Punkt des Randen, der von dort leicht in einer Stunde zu erreichen ist, über den Klausenhof zu besteigen. Denn fast den nämlichen Blick bietet ein Höhepunkt weiter nördlich, der etwa in der gleichen Entfernung vom Bahnhof Zollhaus Blumberg liegt wie der hohe Randen von Fützen, aber deshalb weit müheloser zu erreichen ist, weil die Station Zollhaus Blumberg 130 Meter höher liegt als Fützen und überdies der nördlichere Aussichtspunkt nur eine Höhe von 838 Meter (gegen 930 Meter des hohen Randen) hat. Um ihn zu erreichen, verläßt man den Bahnhof Zollhaus Blumberg auf der in südlicher Richtung nach Bargen und Schaffhausen führenden Landstraße und steigt in prächtigem Walde hinauf nach dem Dorfe Randen (832 Meter). Hinter diesem in gleicher Richtung weitergehend kommt man bald nach einer Straßenkreuzung, wo sich der volle Blick nach dem westlich gelegenen südlichen Schwarzwalde mit dem Feldberge als Centrum öffnet und auch bereits die Kuppen des Hegau sich schüchtern zeigen. Geht man sodann wieder auf der nämlichen Straße weiter bis zu der uralten Eiche am Waldrande rechts und ist somit auf der Kuppe des Rubis angelangt, so hat man nach Süden im Vordergrunde das von einem Thalgrunde durchfurchte Plateau des Hohen Randen vor sich und sieht dahinter bei klarem Wetter einzelne Theile der Alpenhochkette. Nach Osten aber liegt eine lachende, reich gegliederte Landschaft zu den Füßen des Beschauers, in deren Mitte der Hohentwiel in charakteristischer Silhouette sich abhebt, während rechts davon der tiefblaue Spiegel des Untersees herauf grüßt, in dessen Wellen sich, für ein scharfes Auge deutlich erkennbar, die Thürme von Constanz spiegeln und das Eiland der Reichenau sich wiegt. Aber in blauer Ferne baut sich wie eine blinkende Mauer über den Bodensee der Kranz der Vorarlberger und Allgäuer Alpen auf.

Man kann aber die neue Bahnlinie Schweizerreisenden neben der Abwechselung, die jedes Neue bietet, auch deshalb aufs Beste empfehlen, weil sie den Uebergang aus dem Donauthale nach dem Rheintale in anziehender Weise vermittelt. So schön der Einblick in die Berge des Hegaus ist, den man auf der Linie Immendingen-Singen gewinnt, so erschließt er sich doch nur ganz allmälig. Hier aber öffnet sich beim Austritte aus dem Tunnel unter der Wasserscheide mit einem Male der Blick nach Süden bis hin zu den jurassischen Höhenzügen der Nordschweiz, der Lägernkette bei Baden und den westlich davon den Horizont begrenzenden ausgezackten und wild zerrissenen Juraketten nördlich vom Aarethal. Freilich darf der Reisende, so reizvoll auch die Bahnlinie mit ihren langgeschwungenen Curven und kühnen Kunstbauten sich dem Auge darstellt, doch nicht allzuviel von der Landschaft selbst erwarten. Denn nach Art der Hochthäler am Oberlauf der Gebirgsbäche ist das Terrain meist kahl und nur belebt durch die tannenbestandenen runden oder ovalen Bergkuppen, die über die Plateaus emporragen, während der Hohe Randen mit seinen scharfen Linien dem Ganzen einen ernsten Charakter aufprägt. Erst da, wo die Gebirgsbäche sich durch tiefere Schluchten einen Weg nach dem Rheine bahnen, wird das Auge durch malerische Landschaftsbilder erfreut und zugleich an das Elbthal der Sächsischen Schweiz erinnert, weil der obere Rand der Thalhänge vielfach aus steilen Felswänden besteht, die durch tiefe Risse von oben bis unten gespalten sind und sich mauerkronenartig am Himmel abzeichnen, wie besonders in dem Wutachthale von Weizen auswärts bis zu dem Kehrtunnel beim Blumegger Hof nordwestlich von Grimmelshofen, ohne daß diese Partien etwa mit den gleichartigen, aber doch imposanteren Thalsichten der Schwarzwaldbahn rivalisiren könnten.

Wer aber durch diese ungeschminkte Schilderung sich bewogen fühlen sollte, den neuen Bahnweg zu wählen, der möge vor Allem darauf bedacht sein, sich einen Platz auf der rechten Seite des Wagens (in der Fahrtrichtung) zu sichern, damit er den überraschenden Blick beim Tunnelausgang unter der Wasserscheide über das rasch abfallende Hochthal mit der gewundenen Bahnlinie und über die ganze weite Landschaft voll genießen könne. Gleich hinter der Station Fützen ist es freilich gerathener, die linke Seite einzunehmen, weil man nun von dieser den Blick auf die engen und malerischen Thalgründe des Kommenbaches und der Wutach genießt. Da die Wagen nach amerikanischer Weise freien Durchgang längs der Mitte gestatten und unter den bis jetzt nicht allzu zahlreichen Reisenden immer ein hoher Procentsatz der Landschaft angehört, so braucht man nicht zu befürchten, daß man von den Fenstern des Zuges aus keinen lohnenden Ueberblick gewinnen könne.

Bücherbesprechungen.

o **Vernunftreligion und Christentum zur Zeit der französischen Revolution.** Von Prof. Dr. **Baumgarten.** Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer. 1890. 71 S. — Die vorliegende kleine Schrift, welche ihre Anregung und ihr Dasein einem Werke des verstorbenen Prof. Adolf Schmidt: „Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789—1800" verdankt, besteht aus zwei Vorträgen, welche von dem Verf. über den Versuch des französischen Convents und Directoriums, das Christenthum abzuschaffen, vor einer ziemlich gemischten Versammlung gehalten sind. Der Beifall, den diese Vorträge gefunden haben, ist für den Verf. Veranlassung gewesen, sie in der Form einer zusammenhängenden Schrift weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Wer nicht in der Lage ist, sich durch ein größeres Geschichtswerk eine gründliche Kenntniß der französischen Revolution zu verschaffen, dem gewährt die Schrift einen gewissen Ersatz, indem sie ihm einen lehrreichen Einblick in die ebenso tollen als zuletzt erfolglosen religiös-sittlichen Bestrebungen jener Zeit giebt. Allerdings ist für die vorliegende Schrift die Art ihrer Entstehung nicht von Vortheil gewesen; sie würde einen einheitlicheren Eindruck machen, wenn sie aus einem Gusse gearbeitet wäre.

Dr. H. C. K. **Goethe's Gespräche.** Herausgegeben von **Woldemar Frhrn. v. Biedermann.** Leipzig, F. W. v. Biedermann. 3. Bd. 1811—1818, 4. Bd. 1819—1823, 5. Bd. 1824—1826. — Wenn wir nach Erscheinen des zweiten Bandes des Biedermannschen Sammelwerkes die Hoffnung aussprachen, daß schöne und nützliche Unternehmen werde unter günstigem Fahrwinde seine Bahn weiter ziehen, so hat sich diese Hoffnung in erfreulichster Weise verwirklicht. In rascher Aufeinanderfolge ist seitdem Heft auf Heft erschienen, so daß jetzt bereits der 5. Band, der bis zum Jahresschluß 1826 reicht, vorliegt. Der Abschluß des großgeplanten, ausgezeichnet vorbereiteten und mit großer Umsicht fortgeführten Werkes ist dadurch erfreulicher Weise in eine nunmehr absehbare Ferne gerückt: denn das noch Fehlende dürfte einschließlich der versprochenen — für die Benutzung auch überaus nöthigen — Sachregister kaum mehr als zwei Bände füllen. Außer den Riemer'schen Arbeiten liefern für die Zeit 1811 bis 1826 dem Sammler das Material von umfänglicheren Büchern z. B. Sulpiz Boisserée, Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller, Eduard Genast „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers", Lobe „Aus dem Leben eines Musikers", Eckermann „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" u. a., von periodischen Schriften das Archiv für Literaturgeschichte, herausgegeben von Schnorr v. Carolsfeld, das Goethe-Jahrbuch, herausgegeben von Geiger, u. s. w., sodann zahlreiche zerstreute Aufsätze und Einzelschriften, bei deren Benutzung nicht ohne Kritik verfahren wird, und endlich gelegentlich auch Handschriftliches, z. B. Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse Böttiger's

von der königl. Bibliothek zu Dresden. Am Schlusse eines jeden Bandes wird ein genaues Verzeichniß der benutzten Quellen gegeben. Für die außerordentliche Reichhaltigkeit des so gewonnenen Materials spricht der Umstand, daß am Schlusse des 5. Bandes die Zahl der Gespräche bereits 1068 beträgt. Die in englischer, französischer und italienischer Sprache berichteten Nummern hätten wir lieber in deutscher Uebersetzung gelesen; doch läßt sich über diesen Punkt streiten. Bezüglich der Bedeutung des v. Biedermann'schen Unternehmens für die Goethe-Forschung verweisen wir auf das, was wir beim Erscheinen des ersten Heftes und beim Abschluß des zweiten Bandes bemerkten, und wiederholen nur, daß es kaum eine anregendere, zur Selbsterziehung geeignetere, Verstand, Herz und Schönheitsgefühl mehr bildende Lectüre geben kann, als diese Gespräche, die den Altmeister im lebensvollen Drange und täglichen Umgange mit den Zeitgenossen, berühmten wie unberühmten, vorführen und auf diese Art seine Persönlichkeit dem Herzen des deutschen Volkes immer näher bringen, das nun einmal und mit Recht den Bemühungen aller Gegenströmungen zum Trotz in ihm die höchste und einzigartige Entfaltung des nationalen Schriftthums erkennt. Daß die Veröffentlichung seiten der Presse mit ungetheilter Zustimmung begrüßt worden ist, darf unter diesen Umständen nicht befremden. Möge der um die deutsche Goethe-Forschung so hochverdiente Herausgeber in dieser Zustimmung den Lohn für das in den ersten fünf Bänden Gebotene und Erquickung bei der mühevollen Redaction der Schlußbände finden!

— Dr. Seved Ribding, Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Consequenzen. Deutsche Uebersetzung von Dr. Oscar Reyher. Leipzig, Peter Hobbing. 1890. 2 ℳ. — Seit Mantegazza seine Physiologie und Hygiene der Liebe geschieden hat, ist auf dem medicinischen Büchermarkt kein Buch erschienen, das die Geschlechtsfrage so vollendet behandelt hätte wie dieses Buch Ribbing's. Es ist ungemein schwierig, diese Frage nach jeder Richtung hin in einem der Wissenschaft würdigen Gewande für den Laien zu erörtern. Ribbing hat es meisterhaft verstanden, bei aller Wissenschaftlichkeit der Darstellung diese doch interessant und fesselnd zu gestalten. Das Buch kann für Tausende eine reiche Quelle von Belehrung sein, die leider nöthiger ist, als Viele sich zugestehen mögen. So mancher körperliche und seelische Ruin würde verhütet werden, wenn mehr sexuelle Kenntnisse im Volke verbreitet würden. Wie unerfahren sieht man oft selbst gebildete Leute in den Kenntnissen von der Entstehung und der Bedeutung van Geschlechtskrankheiten! Die auf die niedrigen Leidenschaften des Menschen speculirenden Broschüren, die über Geschlechtsverhältnisse Aufschluß geben wollen, schaden mehr als sie nutzen. Dagegen können Bücher von der Art Ribbing's reichen Segen stiften. Der Verf. handelt alle in das Gebiet einschlagenden Fragen ab, u. A. auch die Ehe, und zeigt sich überall als ein nüchtern und klar denkender Beobachter und Rathgeber. Er nimmt dabei auch zu den neuerdings so auffällig hervortretenden Bestrebungen nach geschlechtlicher Enthaltsamkeit Stellung und predigt dieselbe selbst in allen Tonarten. Das ist nun persönliche Anschauung oder sagen wir richtiger Gefühlssache. Referent z. B. beurtheilt die Frage nach dem Geschlechtsleben unverheiratheter Männer anders als der Verfasser. Wenngleich ich jedes ausschweifende Leben voll und ganz verurtheile, weil es eine Quelle unsäglichen Unglücks ist, so meine ich doch, daß man den natürlichen Bedürfnissen des Menschen keine Schranken setzen soll. Daß eine geschlechtliche Enthaltsamkeit möglich ist, daran zweifeln wir nicht; warum sie aber nöthig ist, vermögen wir nicht einzusehen. Die Prediger der Keuschheit mögen nicht vergessen, daß der Geschlechtstrieb auch sehr wohlthätige Wirkungen auf Körper und Geist hat. Jedes Ding hat eben auch seine Schattenseiten, und man muß sie, wie die Sachen einmal liegen, mit in den Kauf nehmen. Uebrigens soll durch diese Bemerkungen der Werth des Ribbingschen Buches nicht geschmälert werden; es sei vielmehr angelegentlichst empfohlen, und jeder Leser möge daraus lernen, was ihm zu wissen noth thut.

Dr. A.

—m— Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit. Herausgegeben von Heinrich Gerlach. 26. Heft: 1889. Freiberg i/S. 1890. 112 SS. 8°. — Mit gewohnter Regelmäßigkeit ist auch dießmal das Jahresheft des Freiberger Alterthumsvereins eingetroffen und hat wieder manchen hübschen Beitrag zur Geschichte der alten Bergstadt gebracht. Konrad Knebel schließt seine Aufsätze über „Handwerksbräuche früherer Jahrhunderte insbesondere in Freiberg“, zu denen er hauptsächlich die ziemlich vollständig erhaltenen Freiberger Innungsordnungen benutzt hat, mit Abschnitten über den Meistergrad — insbesondere die Voraussetzungen zur Aufnahme in denselben — und über die Schau, die amtliche Aufsichtführung über die Beschaffenheit der Waaren; seine Zusammenstellungen sind für die Gewerbegeschichte Sachsens van nicht geringem Interesse. Reinh. Kade giebt aus den in der Ponickau'schen Bibliothek zu Halle befindlichen familiengeschichtlichen Collectaneen Möller's kurze Biographien des Freiberger Juristen Albinus Ulmann († 1646) und der Maria Horn, eine Nachlese zu den Veröffentlichungen, welche Joh. Chrph. Friedr. Gerlach 1809—1814 in den „Freiberger Gemeinnützigen Nachrichten“ und ein Ungenannter 1862 und 1863 im „Freiberger Anzeiger“ aus derselben Quelle über eine Reihe alter Familien Freibergs gemacht haben. Als „Bilder aus Freibergs Vergangenheit“ giebt H. Gerlach Abbildungen des Erbischen Thores und des Petersthores, jenes nach einer Kupferradirung von Ludwig Richter (um 1830), dieses nach einer Handzeichnung von K. v. Leypold (1836); zur Erläuterung dient ein fachkundiger Aufsatz über die alten Stadtthore. J. D. Wohlfahrt sucht nachzuweisen, daß die alten Teich- und Canalanlagen auf den südwestlich von Freiberg gelegenen Anhöhen einem fortificatorischen Zwecke gedient hätten: es sallte ein gegen 1500 Meter langes und durchschnittlich über 100 Meter breites Wasserbollwerk zum Schutze der Westseite von Burg und Stadt geschaffen werden, während die höher gelegene Ostseite durch Stadtmauer, Wall und Graben hinlänglich gesichert erschien. Eine Aufzeichnung des Stadtschreibers Samuel Seyfrieb über die Einweisung des Freiberger Superintendenten Starcke 1655 und das bei dieser Gelegenheit stattgehabte Festmahl, an dem auch Kurfürst Johann Georg mit seiner Familie theilnahm, entnimmt Gerlach ebenfalls einer Handschrift der Ponickau'schen Bibliothek. Von den zahlreichen kleineren Mittheilungen heben wir nur die Ausführungen von Knebel über Rundmarken und Längsrillen am Freiberger Domkreuzgange hervor. Unter dem Titel „Freiberger Fundchronik“ giebt H. Gerlach eine nach den Jahren der Auffindung geordnete Uebersicht über die seit 1870 im Stadtbezirke aufgefundenen und in das Alterthumsmuseum gelangten Gegenstände, ferner Mittheilungen über alterthümliche Funde in der weiteren Umgebung, über alte bergmännische Baue, alte verfallene Brunnen, unterirdische Gänge, die neuerdings beim Abbruch der Jacobikirche gemachten Funde u. dgl. mehr. Das „Freiberger Gedenkbuch“ enthält Nachrufe an mehrere 1887—1889 verstorbene Freiberger, darunter Prof. K. G. Gottschalk, Oberconsistorialrath Anacker, Geh. Rath Wilke. Den Beschluß endlich bildet eine auch von Gerlach bearbeitete Uebersicht über die 1888 und 1889 erschiene Literatur, die sich auf Freiberg bezieht, eine dankenswerthe Fortsetzung des bibliographischen Repertoriums von Heydenreich.

—m— Reiseerinnerungen Heinrich's Reuß Posthumus aus der Zeit von 1583—1616. Im Auftrage des Geschichts- und Alterthums-Vereins zu Schleiz herausgegeben von Dr. Berthold Schmidt. Schleiz, Lämmel. 1880. XVII, 84 SS. Preis: 1 ℳ 60 ₰. — Unter diesem Titel giebt der Verfasser, dem wir schon mehrere tüchtige Arbeiten auf dem Gebiete der vogtländischen Geschichte verdanken, einige Aufzeichnungen wieder, welche einer der tüchtigsten Fürsten des Reußenlandes, Heinrich Reuß der Jüngere genannt Posthumus (geb. 1572, reg. 1595 bis 1635) über Reisen, die er in seiner Jugend unternommen, hinterlassen hat und die sich im Hausarchiv zu Schleiz befinden. Sie betreffen eine Zusammenkunft mit den Erzherzogen Ernst und Maximilian in Würzburg (Weihnachten 1593), eine Reise auf den Reichstag nach Regensburg (Mai 1594), ferner Reisen nach Dänemark zur Königskrönung (1596) und nach Heidelberg (1605), eine mit Kurfürst Christian II. von Sachsen unternommene Reise nach Prag (1607), eine Reise nach Frankfurt zur Kaiserwahl (1612) und eine zweite Reise nach Prag zur Krönung der Kaiserin Anna als Königin von Böhmen (1615). Die Aufzeichnungen sind viele Jahre später nach der Erinnerung niedergeschrieben und entbehren daher des Reizes eines die unmittelbaren Eindrücke wiedergebenden Reisetagebuchs; es sind hauptsächlich die Hoffestlichkeiten, die sie meist in sehr knapper Weise darstellen, und sa sind sie als Beiträge zur Kunde des glänzenden höfischen Lebens jener Zeit und etwa noch zu den Personalien einer Reihe fürstlicher Persönlichkeiten, die in ihnen erwähnt werden, nicht unwillkommen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 86. Sonnabend, den 19. Juli. 1890.

Goethe in Italien.

„O, wie fühl' ich in Rom mich sa froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stiene;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller ais nordischer Tag."
(Röm. Elegien VII.)

Zweimal, 1775 und 1779 hatte Goethe die Pfade betreten, die nach Italien führen; aber zum zweiten Mal auf dem Gipfel des Gotthardt, schreibt er: „Auch jetzt reizt mich Italien nicht .... Alles wendet mein Auge zum zweiten Male vom gelodten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde." Zarte Bande und die Neigung seines Fürsten fesselten ihn an die Heimath. Doch im Laufe der Jahre, in einem wechselreichen Leben aall Freude und Schmerz wuchs seine innere Reise für Rom. Und erst die Sehnsucht, von welcher Mignon singt, mußte ihn erfassen und ihm seinen Zustand unerträglich machen. In dem verwirrenden, zerstreuenden Hofleben konnte er nicht zu ruhiger Sammlung kommen, seine Ideen und poetischen Pläne nicht ausbauen. Seine großen Meisterwerke waren mehr aber weniger im Fragmente vorhanden: Faust, Iphigenie, Egmant, Tassa und Wilhelm Meister. Sein Genius mahnte ihn, leise, dann immer eindringlicher und unbezwingiicher, seines heiligen Berufes nicht zu vergessen. Der allmächtige Zug nach dem Süden, der schon die Teutonen in die Lombardischen Ebenen lockte, hat auch ihn in das Land der Kunst geführt; eine zweite Renaissance in Deutschland war die Frucht seines Aufenthaltes. —

Niemand vertraute er seinen Pian, damit er nicht durchkreuzt würde. Denn „die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif". Zuletzt durfte er „kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend".

Und sa benutzte er einen Aufenthalt in Karlsbad, wohin er alle seine Schriften mitgenommen hatte, seine fluchtähnliche Reise anzutreten. Es war am 3. Sept. 1786, an einem schönen, stillen Nebelmorgen, gerade am Geburtstage das Herzogs.

Und da die schöne Natur sich aor ihm ausbreitete mit Bergen und Thälern, Klöstern und Burgen im hohen Sonnenschein, wird diese qualaolle Drangsal seines Herzens schon besänstigt. Mit erquickender Ruhe betrachtete er die bayerischen Städte mit ihren Stiften und Kirchen und weiterhin die wohlbebauten Felder, den Lauf der Flüsse und Gebirgsarten; als „ambulanten Wetterbeobachter" sehen wir ihn sogleich Wolkenstudien anstellen. Kein sentimentales Empfinden — ein reiner Sinn, auf das Reale gerichtet! Durch Bayern über München eilte er in die Tiraler Berge: „Was lass' ich nicht Alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden ist." Landschaft falgt auf Landschaft; unmerklich in lückenloser Entwickelung drängt sich uns die südliche Scenerie entgegen. Erst auf dem Brenner gönnte er sich kurze Rast, an einem „stillen Ort", im Posthause. „Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann" Hier auf dieser Grenzscheide des Nordens und Südens wird er nochmals sein Leben, rück- und vorschauend, überdacht haben. Man hat die Bedeutung dieser Stunden zu würdigen gewußt, als im Sommer 1888 deutsche und italienische Goetheverehrer eine ebenso schlichte wie begeisterte Feier veranstalteten. — Am andern Morgen durchfuhr er bei Sonnenschein das Etschthal, das von einer „mildsanften Luft" erfüllt war. Er freute sich der Weingelände, der niedrigen Lauben, „von deren Decken die blauen Trauben zierlich herabhingen". Ueber Bozen und Trient, von denen er eine hochpoetische, entzückende Beschreibung giebt, eilte er nach Roveredo, wo die letzten Spuren der deutschen Sprache verschwanden und er froh war, „daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauches wurde". Der Anblick des Gardasees, des Benacus der Alten, dessen Ufer „auf beiden Seiten aon Hügeln und Bergen eingefaßt, von unzähligen kleinen Ortschaften glänzte", machten ihm die Virgil'schen Verse lebendig: Fluctibus et fremitu resanans Benace marina? Wo nur immer möglich, skizzirte Goethe, um Alles festzuhalten, sich ein schönes Besitzthum zu erwerben, Erinnerungszeichen einer glücklichen Zeit. In Verona betrachtete er das Amphitheater. „Von den antiken Grädern wehte der Wind mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel." In Vicenza fesselten ihn die Bauten des „göttlichen" Palladio, der uns jetzt prosaisch und nüchtern dünkt. Er studirte seine Werke und wurde auf Vitruv und die Baumeister der Alten geführt. Flüchtig eilte er weiter über Padua nach Venedig, „dieser wunderbaren Inselstadt und Biberrepublik, — dem Schooße des Meeres wie Pallas Athene aus dem Haupte Jupiter's entsprassen". — Bei den mannigfaltigen Schönheiten und graßen Eindrücken Venedigs gedachte Goethe seines Vaters, der nichts Besseres wußte, als van diesen Dingen zu erzählen. Goethe sah Venedig noch im letzten Glanze seiner einstigen Größe. Vom Marcusthurm genoß er einen herrlichen Ausblick, er sah die Fluthen in den Lagunen schwellen und in dem Hafen lagen Galeeren und stattliche Fregatten. Der Besuch der Tragödie gab ihm neue Aufschlüsse über den Dialog des griechischen Trauerspiels und das heitere Leben und die blühende Landschaft Venedigs erklärten ihm, der die Welt mit den Augen des Malers betrachtete, die frohe, farbenfrische Darstellung der Venetianischen Schule: „Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelrändern die Gondoliere, leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so sah ich das beste, frischeste Bild der Venetianischen Schule." Die Kunstwerke erfüllen seine Seele ganz mit dem Geiste der Antike, das Jenseit der Alpen liegt ihm wie in düsterem Schleier; „doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel". Stets gedenkt er der Freunde: „Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichten Existenz hinübersenden." Neue Jugendfrische belebt ihn in diesem großen Dasein, der Anblick dieser unendlichen, unerforschlichen Kunstwerke rang ihm Bewunderung ab. „Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor, sie heißt mich ihre Lehren wie die Regeln einer ausgesprochenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur, um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren."

Je mehr sich Goethe Rom näherte, um so größer wurde seine innere Unruhe. Dieses eine Ziel schwebte ihm immer nur

vor Augen und so berührte er nur flüchtig Ferrara und Bologna, die „alte, ehrwürdige, gelehrte Stadt", und in dem wunderbaren Florenz weilte er nur 3 Stunden. —

Am Abend des 28. October fuhr er durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt ein. Hier erst fand er vollste Ruhe und ein Glück, nach dem er gleichsam von Kindheit an gestrebt hatte. „Ich kann nun nichts sagen als ich bin hier" schrieb er an Frau v. Stein. Jetzt erst fühlte er sich sicher, den Freunden in Weimar das Geheimniß seiner gleichsam „unterirdischen Reise" zu lüften: „Nur da ich Jedermann in Norden gefesselt, alle Anmuthungen nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen, einsamen Weg zu machen und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog." Und im ahnenden Vorgefühl seiner hohen Bestimmung, die erworbenen Kenntnisse nicht still in sich zu bergen, sondern durch seine Gespräche im Engeren und sein dichterisches Wirken im Weiteren ein leuchtendes Vorbild hoher Menschenwürde zu geben, schrieb er: „Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswerth, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und Andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen." Die Träume seiner Jugend wurden lebendig; das väterliche Haus stieg ihm in der Erinnerung auf; Alles sah er in Rom beisammen, herrlicher, gewaltiger als er es sich vorgestellt hatte: die Kupferbilder italienischer Landschaften und Städte, die Zeichnungen, Holzschnitte, die Darstellungen in Gips und Kork, an denen Vater Goethe des Knaben Kunstsinn bildete. Gleich in den ersten Tagen begann er mit dem Maler Tischbein die Stadt zu durchwandern, Pläne und Risse zu studiren, um einen Gesammteindruck der aufgehäuften Kunstschätze zu gewinnen. Er fand „Spuren einer Herrlichkeit, und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen". Hier war ein Reichthum, der unerschöpflich war. Und inmitten dieser Welt, die auf eine 2000jährige Existenz zurücksieht, in der der Wechsel der Zeiten sichtbar ist, an den uralten Bauten, den vollkommenen Kunstdenkmälern, dem Charakter der ganzen Landschaft, ja selbst des lebenden Volkes fühlte er sich als „ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals". Welch' ein Gegensatz zu dem Kleinbürgerleben in Weimar! Welch' ein Leben hier und dort! Hier eine ungemessene Freiheit des Lebens und Gemüthes des freien Künstlers, der rastlos strebt und im Stillen die milde Flamme seines Genius hütet; dort die Etiquette des Hofes und der Gesellschaft, ein Leben ohne Sammlung, durch sich widersprechende Arbeiten und Pflichten zersplittert. — An Tischbein hatte Goethe den schätzenswerthesten Führer gefunden; dieser strebsame, zur Poesie neigende Maler war wohl unterrichtet in den Kunstschätzen und Sammlungen der öffentlichen Gebäude, Kirchen, Paläste und Privathäuser der vornehmen Römer. So durchwanderten denn die Beiden „Paläste und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe und Triumphbogen". Die herrlichen Gärten und Säulengänge luden ein zu stiller Betrachtung der schönen Villen mit ihren anmuthigen Arabesken. Und über Allem der ewig heitere Himmel und in den Fernen die blaue Hügellandschaft. Alle Tage fand er neue, merkwürdige Gegenstände, „täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht". Die Betrachtung der Kunstwerke wechselt mit Ausflügen in die reizende Umgebung. Besonders anmuthig schildert er die Villegiatur zu Frascati, in der jeder Schritt dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände biete. Rom sieht man unten liegen und weiter hinaus das farbenprächtige Meer. Geradezu ideal erscheint uns das Familienleben, das er und seine römischen Freunde in dem entzückend schönen Landhause genossen: „Sobald die stattliche Wirthin die messingene, dreiarmige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt und Felicissima notte! gesagt hat, versammelt sich Alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizzirt worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter getroffen ist, und was solche erste allgemeine Forderungen sind, wovon man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann." Goethe war besonders darauf bedacht, sich eine gute Kunstsammlung anzulegen. So füllte sich denn sein künstlerisches Heim in Tischbein's Wohnung mit trefflichen Gipsabgüssen, Marmortäfelchen, landschaftlichen Skizzen und vollendeten Bildern, einer großen Zahl von Copien der besten Meister, in schwarzer Kreide, Sepia und Aquarell. Einen gewaltigen Eindruck übte Michel Angelo aus, der dann aber der Verehrung Raphaels wich: „Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. . . . . Ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann." Ein Ausflug bei warmem Sonnenschein auf die Villa Panfili in blumenreicher Gegend brachten ihn wieder auf botanische Speculationen. Weiter wurden die römischen Alterthümer: Geschichte, Inschriften, Münzen in den Kreis der Betrachtung gezogen; er sagt: „denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat." Es war ihm ein heiliger Ernst um seine Romfahrt; mit grausamer Wahrheitsliebe hat er Irrthümer, die er bisher gepflegt, beseitigt, manches Vorurtheil, manche falsche Tendenz aus seinem Innern beseitigt. Mit Recht sagt er von sich, daß er hier in Rom mehr studire als genieße. Winckelmann's Briefe aus Italien kamen ihm in die Hände: „Mit welcher Rührung hab' ich sie zu lesen angefangen! Vor 31 Jahren, in derselben Jahreszeit, kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher; ihm war es auch so deutsch ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze!" Wie diesem war ihm Rom die hohe Schule, in der er geläutert und geprüft wurde: „Man muß, so zu sagen, wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück. . . Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort." So studirte er in der größten Selbstverleugnung diese vollkommensten Werke und wie ein Baumeister freut er sich „schon im Voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues". Immer reiner wurde sein Kunstgefühl und das erste Staunen verdrängte ein inniges Mitleben und Versenken. Seine Seele gelangte zur vollkommensten Freiheit und war fähig, die höchsten Begriffe menschlicher Leistung in sich aufzunehmen: „Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren." Er hatte nun das Gefühl, nach einem 4monatlichen Aufenthalt in Rom, daß seine Mission beendet sei, und er richtete seine Blicke wieder der Heimath zu. Aber „freundliche Stimmen aus Norden" mahnten, nicht zu eilen und mit vollständigerem Gewinn zurückzukehren; und ein gütiger, von Mitgefühl dictirter Brief des Herzogs entband ihn auf unbestimmte Zeit aller Pflichten. So beschloß er naturgemäß, nach verklungenen Carnevalsthorheiten weiter nach Süden zu dringen. Im Februar 1787 war er mit Tischbein in Neapel. Die Eindrücke dieser Wunderstadt verdrängten zunächst alles Bisherige; ja selbst an Rom mochte er nicht mehr zurückdenken. „Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als Alles." Er erinnerte sich wieder mit Rührung seines Vaters, der ebenso einen unauslöschlichen Eindruck erhalten hatte. Er selbst sagt von sich: „Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." Ein heiteres Leben begann. Wasserfahrten wechselten mit Landfahrten und Spaziergängen „durch die wundersamste Gegend von der Welt". Die Herrlichkeit einer Vollmondnacht, am Meeresbusen wandelnd, giebt ihm das Gefühl von der Unendlichkeit des Raumes. Das bunte Treiben, die sorglose Heiterkeit der Bewohner, das Leben der höheren Gesellschaften wie des Volkes in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, die ganze Eigenart der Zustände, die tolle Art der Festlichkeiten, die unaufhörliche Berauschung, in der hier die Welt zu liegen schien, hat Goethe in einer Meisterschaft, mit einer Gegenständlichkeit geschildert, die ans Wunderbare grenzt. Genuß und Lebensfreude sind die bewegenden Factoren und Goethe wurde selbst von diesem Taumel mit fortgerissen. „Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen." Und nun nach diesem „hundertfältigen Genuß" lockten ihn noch „die Sirenen jenseits des Meeres", die meerumrauschte „Königin der Inseln", Sicilien.

Am 29. März bei Sonnenuntergang verließ das Schiff den Hafen. „Das beleuchtete, lebendige Neapel glänzte von allen Farben" und die Felswände von Sorrent waren vom schönsten Blau beschattet. — Und nun Palermo, wie anders als Neapel.

und doch nicht minder bezaubernd. „Die Reinheit der Contouren, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde“ erfüllten ihn mit glücklichem Vorempfinden edlen Genusses. In dem öffentlichen Garten an der Rhede brachte er stille, selige Stunden zu im Schatten hoher Wände von Oleander, die mit „tausend rothen nelkenhaften Blüthen“ geschmückt waren. Diese Stille, von starkem Duft erfüllt, und die fernen Töne des Meeres versetzten ihn lebhaft in's Alterthum und riefen ihm die „Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie in's Gedächtniß“. Hier las er als „vollkommenes Labsal“ den Homer und ein neuer poetischer Gegenstand, der Plan zur Nausikaa, tauchte in ihm auf.

Auf der Reise quer durch Sicilien kam er durch eine traurige, öde Gegend, in der wilder Fenchel von 8—9 Fuß Höhe wuchs und auf blühenden Disteln unzählige Schmetterlinge schwärmten, an den Tempel von Segesta, der mit seinen weißen Säulen auf einem isolirten Hügel in die Bläue ragt: „Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke.“ Ueberall, wohin er kam, in allen Galerien, Kirchen, Palästen, in den Häusern der vornehmen Sicilianer, den schön gelegenen Klöstern der kunstliebenden Geistlichen wurden ihm bereitwilligst die Kunstsammlungen vorgezeigt, wieder eine fast erdrückende Fülle von neuen Eindrücken zu dem großen Reichthum des bereits Gesammelten. Aber alle blieben haften in seiner Seele als ein ewiger, einziger Besitz. — Am Meeresgestade zu Taormina wurden seine poetischen Ideen wieder lebendig. „Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres“ gaben seinen Vorsätzen Nahrung, diese „gegenwärtige Umgebung, das Meer, die Inseln, die Häfen durch poetische Gestalten würdig zu beleben“. Diese Idee hatte ihn so lebhaft erfaßt, daß er „den größten Theil der sicilianischen Reise verträumte“.

Weitere 14 genußreiche Tage verlebte er in Neapel; noch am letzten Abend konnte er sich eines großartigen Vesuvausbruchs erfreuen. Am andern Morgen fuhr er halb betäubt durch das unendliche Leben hinaus, jedoch „zufrieden, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb“.

Das römische Kunstleben hatte ihn bald wieder in schöne Fesseln geschlagen; an Stelle des behaglich-träumerischen Wesens zu Neapel zeigte sich wieder Fleiß und Bildungseifer; die höchsten Werke der Kunst wirken weiter reinigend und bestimmend auf ihn: „Das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist.“ Hier steht sein Ziel ihm klar vor Augen: ein Zusammenschluß alles Wirkens, eine Vereinigung alles durch menschliches Können Erreichbaren. Das sind Gedanken, die eben dieser „höchste, anschauende Begriff von Natur und Kunst“ gegeben hat. Ueber ein Jahr währte dieser zweite Aufenthalt Goethe's in Rom, die schönste Zeit seines langen Lebens, wie er noch im späten Greisenalter äußerte. Sein jetziges Leben nennt er einen „Jugendtraum“; insofern ist dies so, als er die idealen Vorstellungen seines früheren Lebens zur Wirklichkeit geworden sieht und Kraft, Muth, Liebe, jugendliche Begeisterung ihn erfüllen, die ihn uns in seiner „nordischen Geschäftigkeit“ vorbildlich erscheinen lassen. Studium der Perspective wechselte mit dem der Architektur, der Landschaft, und „den ganzen Tag bis in die Nacht hinein wurde gezeichnet, gemalt, getuscht“, besonders fleißig betrieb er das Modelliren und das Studium der menschlichen Figur, deren Geheimnisse der Schönheit ihm immer offenbarer wurden. So fühlte er, „daß sich die Summe seiner Kräfte zusammenschließe“. Von der Welt und weltlichen Dingen hielt er sich vollkommen fern; denn „die Gestalt dieser Welt vergeht; er möchte sich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so, nach der Lehre des Spinoza, seinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen“. Goethe fühlte sich völlig als Bürger Roms, in einem geordneten Leben genoß er doch die Wonne der Freiheit. Von einem Kreis vorzüglicher Männer umgeben, hatte er auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit einen Berather und Helfer. Das tiefe Studium der Antike belehrte ihn bald, daß seine Tendenz als bildender Künstler eine falsche sei; so hatte er endlich diesen quälenden Druck, der bereits seit seiner Leipziger Studentenzeit auf ihm lastete, von sich geworfen und mehr als je wurde ihm deutlicher, daß er „eigentlich zur Dichtkunst geboren sei“. Er sah ein, daß auch staatsmännische Thätigkeit nicht sein Beruf sei, und so wurde er denn vom gütigen Herzog im Wesentlichen dieser Pflicht enthoben. So wirkte dieses römische Leben nach jeder Richtung klärend und festigend. Feste Gesetze seiner Kunstansichten, einen klaren Blick, am Höchsten gebildet, ein ästhetisches Urtheil, das über aller Parteiung stand, hatte er sich erworben und er wurde so der erste Hüter des guten und reinen Geschmackes in Deutschland. Und weiter: Rom erst weihte ihn zum Weltdichter. Iphigenie war „die erste süße Frucht aus dem stillen Frieden des römischen Lebens“. Und erst auf Italiens Boden, auf der Rückreise in den Gärten zu Florenz, wurde der Conflict zwischen Staatsmann und Dichter im „Tasso“, sinnbildlich für Goethe, zur Lösung gebracht. In diesen beiden Dramen weht der Hauch dieser leichten Existenz, eine olympische Heiterkeit und Glückseligkeit. Sie beide geben das schönste Zeugniß, wie Goethe seinen römischen Aufenthalt nutzte und was er ihm brachte; ein Abglanz seines Glückes liegt auch in den später gedichteten „Römischen Elegien“. Die Kenntniß der italienischen Oper bewirkte eine Umarbeitung der Singspiele „Klaudina von Villa Bella“ und „Scherz, List und Rache“ in die reizende Gestalt, die uns jetzt vorliegt. Auch Faust und Wilhelm Meister lagen im Kreise seiner dichterischen Beschäftigung.

So sah Goethe seine Mission erfüllt und er bereitete sich zum Abschiede vor. Noch einmal lenkte er seine Betrachtung auf sein Künstlerheim, das uns am Schlusse seiner „Italienischen Reise“, die er aus den Briefen an Frau v. Stein und Herder redigirt hat, beschreibt. Von den oberen Räumen des behaglichen, kühlen Hauses hatte er eine „allerliebste Aussicht“ über den Hausgarten, in welchem ein alter Weltgeistlicher in verzierten Vasen von gebrannter Erde Citronenbäume pflegte, und weiterhin über ein grünendes, blühendes Paradies mit Gartensälen, Balconen und Terrassen. Durch die Fenster leuchtete der klarste Himmel und gab ein vortreffliches Licht zur Beschauung der Kunstwerke, Malereien wie Sculpturen. In dem geräumigen Saale waren sie aufgestellt; an seinem Bett standen die Kolossalstatuen Jupiter's und der Juno Ludovisi. Und wenn er des Morgens die Augen aufschlug, so „fühlte er sich von dem Vortrefflichsten gerührt“. —

Sein Abschied aus Rom sollte auf eine besonders feierliche Weise vorbereitet werden. Noch einmal, ganz allein, durchwanderte er die Stadt und diese gewaltige, im Mondscheine liegende Masse erregte in ihm eine heroisch-elegische Stimmung und er gedachte der Worte Ovid's:

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann,
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann Capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt.“

Als Goethe in die nordische Heimath zurückgekehrt war, konnte er sich nicht sogleich in die ihm fremd gewordenen Verhältnisse hineinfinden. Viele seiner Freunde fanden ihn kalt und steif, das Verhältniß zu Frau v. Stein löste sich völlig, Goethe war verschlossen, ärgerlich, daß man ihn mißverstand und seinen guten Willen verkannte. Er führte ein ganz zurückgezogenes Leben, fast eine Stubenexistenz, wenn ihn nicht Festlichkeiten des Hofes oder Verwaltungspflichten in Gesellschaft und Verkehr drängten. So war die Wirkung der Italienischen Reise nicht eine sogleich sichtbare. Goethe lebte still in seiner Kunstwelt und seine großen poetischen Pläne, vornehmlich des „Tasso“, halfen ihm tröstend über die ersten Zeiten des Trennungsschmerzes hinweg. „Wer Rom gesehen hat, kann nie wieder ganz unglücklich werden“ sagte er noch in den letzten Jahren seines Lebens. Und so fand er in diesen Erinnerungen neuen Muth, neue Lebensfrische. Aber erst der große Bund mit Schiller, zu dem Letzterer namentlich — es sei hier betont — durch Goethe's große Kenntniß der Antike geführt wurde, die er sich erworben hatte, ließ die Früchte jenes Aufenthaltes zeitigen. So war auch dieser segensreiche Geistesbund indirect ein Resultat von Goethe's Reise nach Italien; denn was Schiller fehlte, er fand es nun bei Goethe: die Beherrschung des Realen in künstlerischer Vollendung. Die zweite Renaissance, die über Deutschland kam, zerstörte unser Kleinbürgerleben in Literatur und Kunst, befreite unser Geistesleben von beschränkendem Pedantismus; es war eine neue, classische Zeit, die ihren Anfang nahm.

P. Th.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Ueber die menschliche Seele, ihre Selbstrealität und Fortdauer.** Eine psychologisch-principielle Untersuchung von Dr. A. L. Kym, ordentl. Professor der Philosophie a. d. Universität Zürich. Berlin, Brachvogel 1890. 80 ₰. — Das Schriftchen ist nach dem Gehalt seiner Gedanken ein ganzer Theil einer Psychologie; nur verzichtet der Verfasser darauf, um ein Gleichniß zu brauchen, uns die Entstehungsgeschichte der einzelnen Theile seines Baues zu erzählen und die Bezugsquellen des Materials namhaft zu machen, sondern er führt den Bau vor unsern Augen auf, bis er fertig dasteht. Nur am Schlusse findet sich eine Andeutung dessen, was der aufmerksame Leser von vorn herein merken kann, daß die Seelenlehre Kym's sich im Wesentlichen als eine Weiterführung der Psychologie des Aristoteles darstellt. Die Hauptgedanken sind diese: So lange der Materialismus die Beseeltheit einer empfindenden, erkennenden und wollenden Stoffmenge blos behauptet, ohne sie irgendwie nachweisen und erklären zu können, so lange wird die Psychologie nicht umhin können, zur Erklärung des Lebens eine nicht stoffliche, sich selbst bewegende und sich selbst bewußte Seele anzunehmen, die zwar so eng mit dem Leibe verbunden ist, daß sie als vorher für sich allein bestehend nicht gedacht werden kann, aber doch als etwas vom Leib durchaus Verschiedenes und in sich Selbständiges aufgefaßt werden muß: sie ist eine selbständige und thätige Wesenheit. Die menschliche Seele nun unterscheidet sich von der Thierseele durch die ihr innewohnende Kraft, sich über sich selbst und über die Welt beurtheilend zu erheben und nach vernünftigen Zweckvorstellungen zu handeln. Besonders interessant und auf diese Art unsers Wissens noch nirgends hervorgehoben ist die Beweiskraft für diese Lehre, welche jene traurig häufige Erscheinung unserer Tage, der Selbstmord, bardietet. Es ist dem Verfasser nicht schwer, auf dieser Grundlage seine Lehre von dem vernünftigen Geiste, der Persönlichkeit und der unsterblichen, mit dem Gottesgeiste wesensverwandten Seele zu entwickeln. Und so kommt seine Seelenlehre bei der christlichen Anschauung von der menschlichen Seele an. Wollte der Verfasser diese Grundzüge zu einem förmlichen Lehrgebäude der Psychologie weiter entwickeln, so wäre das ein höchst verdienstliches Unternehmen.

—m— **Vier Perlen des bayerischen Hochlandes** (Oberammergau, Partenkirchen-Garmisch, Mittenwald, Walchensee). Skizzirte Natur- und Lebensbilder aus den Bergen zwischen Isar und Ammer. Touristen und Alpenfreunden gewidmet von Frz. Jos. **Bronner**. Leipzig, Amthor. 1890. IV, 82 SS. 8°. Preis: 2 ℳ — Die Wiederkehr der Oberammergauer Festspiele führt dies Jahr Tausende in die reizvollen Berge Oberbayerns; es ist begreiflich, daß sich dies auch in der Literatur bemerkbar macht. Das uns vorliegende Büchlein will nicht sowohl ein Führer durch die nördlich des Karwendel- und Wettersteingebirges, zwischen der Ammer und oberen Isar belegenen Gegenden sein, obwohl es auch manchen praktischen Rathschlag giebt und mit einem brauchbaren Kärtchen ausgestattet ist; es will vor Allem die Lust zum Besuche wecken, auf denselben vorbereiten und der Erinnerung an den Aufenthalt daselbst als Anhaltspunkt dienen. Dem letzteren Zwecke sind namentlich die acht theilweise wohlgelungenen Abbildungen gewidmet. Sowohl die landschaftlichen Skizzen als die ansprechenden Schilderungen der Bewohner, ihrer Tracht, ihrer Sitten und Gebräuche, ihres Dialekts — den der Verfasser mit besonderer Vorliebe behandelt —, ihrer gewerblichen und Kunstthätigkeit, wie namentlich der Schnitzindustrie Oberammergaus und der Geigenindustrie Mittenwalds, beruhen auf eigenen Beobachtungen und regen zu solchen an. Da das Schriftchen zudem hübsch ausgestattet ist, so kann es nur warm empfohlen werden.

W. L. **Emil Rank, Grundsätze für den Abschluß von Eisenbahn-Tarifcartellen.** Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1890. 143 S. 2,25 ℳ. — Noch vor wenigen Jahren galt es für eine sittliche Pflicht eines jeden rechtschaffenen Volkswirthes, wenigstens in der Theorie die „Cartelle“, in welcher Form sie auch auftauchten, als ein Hinderniß der freien Concurrenz energisch zu verabscheuen. Die Zeiten haben sich seitdem geändert. Man hat gelernt — trotz der nicht selten auftretenden Mißbräuche — Berechtigtes, eine innerlich begründete Entwickelung in den Producentenverbänden, wie sie in großer Zahl in Deutschland bestehen, zu erkennen. Mehrumstritten als die Berechtigung der Producentencartelle ist die der Preisverabredungen der Verkehrs- und Distributivgewerbe. Mag man hierüber vom Standpunkte des Wünschenswerthen wie immer denken: die Thatsachen sind mittlerweile schon soweit vorgeschritten, daß ein Praktiker — Verfasser ist Bureauvorstand der österreichischen Nordwestbahn — es für angezeigt findet, eine ausführliche Anleitung für Solche, die Eisenbahntarifcartelle begründen wollen, zu veröffentlichen. Verfasser setzt voraus, daß die principielle Berechtigung der Eisenbahntarifcartelle vom privat- und gemeinwirthschaftlichen Standpunkte aus erwiesen sei, und erblickt seine Aufgabe in der Durchprüfung der Einzelheiten der jetzt bestehenden Cartelle. Da der Schleier des Geheimnisses, der über solche Vereinbarungen gebreitet ist, von den Wissenden nur sehr selten gelüftet zu werden pflegt, so ist es doppelt werthvoll, die Erfahrungen kennen zu lernen, welche Rank als offenbar sehr sorgfältiger Beobachter der Praxis gesammelt hat. Aus Rücksichten der Discretion führt Verfasser diese Erfahrungen an einem fingirten Beispiel vor. Um nicht bestehende Cartells nennen zu müssen, wird nämlich vorausgesetzt, daß verschiedene concurrirende Eisenbahnlinien die Güterbeförderung von München nach Hamburg durch eine Cartellvereinbarung regeln, und die Technik einer derartigen Vereinbarung durchgenommen. Verfasser unterscheidet zwei Arten von Tarifcartellen: **Verkehrstheilungs-Cartelle** und **Productionsschutz-Cartelle**. Die letzteren werden zum Schlusse der Schrift mit einigen Bemerkungen abgethan. Für den draußen Stehenden ist es schwer zu controliren, ob nicht die Wirklichkeit mit der Auffassung des Verfassers über diese Cartellgattung bisweilen in Widerspruch treten mag und ob nicht die politischen und wirthschaftlichen Machtfragen gegenüber den Erwägungen der allgemeinen Wohlfahrt und individuellen Gerechtigkeit mehr Berücksichtigung verdienen, als Verfasser ihnen angedeihen läßt. Was dem gegenüber die Verkehrstheilungs-Cartelle betrifft, so werden dieselben mit großer Ausführlichkeit behandelt, und ein ernster Leser wird aus den Mittheilungen des Verfassers über die Technik und Tragweite dieser Vereinbarungen viel lernen können. Der Gesichtspunkt, auf den es dem Verfasser ankommt, ist weniger der des Volkswirthschaftspolitikers, als vielmehr der technisch-buchhalterische des Abrechnungsdienstes zwischen den Betheiligten, für dessen schleunige und wohlfeile Erledigung er Fingerzeige geben will. Es handelt sich hier um äußerst verwickelte Operationen, deren klare Darstellung als eine treffliche Leistung gerühmt werden muß. Von den Mittheilungen von Rank, die allgemeineres Interesse beanspruchen dürften, heben wir als Probe nur die eine hervor, wonach vier Arten von Verkehrstheilungs-Cartellen in der Praxis vorkommen: 1) diejenigen, welche einer Route sowohl eine Theilnahme an der Transportbedienung, als auch am Reingewinn sichern; 2) diejenigen, welche eine Route vom Fahren der Transporte ausschließen, ihr aber für den Verzicht auf den Verkehr einen gewissen Procentsatz des Reingewinns zuweisen (Reingewinnquote); 3) diejenigen, welche einer Route das Fahren der Transporte gegen Zuscheidung eines fixen, mehr als die Regiekosten deckenden „Fahrgeldes“ gestatten, und 4) diejenigen, welche einer Route das Fahren gegen Selbstkosten überlassen, ohne diese Route am Reingewinn theilnehmen zu lassen (Regiequote). Das Maß der Betheiligung einer Route an einem gewissen Verkehre hängt bei derartigen Vereinbarungen — wie Verfasser mit Recht an erster Stelle betont — vor Allem davon ab, wie weit diese Route durch Tarifmaßnahmen in der Lage ist, die Leitung der Transporte zu ihren Gunsten zu beeinflussen, erfordert also eine sorgfältige Abwägung der Machtverhältnisse der Contrahenten. Thatsächlicher Hauptzweck der Verkehrstheilungs-Cartelle ist nach Rank „allen betheiligten Bahnen gleichmäßig den Genuß jener höchstmöglichen Transporteinnahmen sicherzustellen, welche sich mit Rücksicht auf die wirthschaftlichen Verhältnisse erzielen lassen“.

P. **Astronomische Abende.** Allgemein verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmelserforschung. Von Dr. **Hermann J. Klein**. Dritte, vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. Preis 5 Mark. — Der Zweck dieses Buches ist, in freier und möglichst unterhaltender Form die hauptsächlichsten Ergebnisse der Himmelsforschung zur Darstellung zu bringen. Wenngleich dasselbe keinen Anspruch auf erschöpfende Behandlung des gesammten Gebietes der Himmelskunde macht, so wird der Leser doch keinen wesentlichen Theil vermissen; auch die Ergebnisse der astronomischen Forschung aus der allerneuesten Zeit haben in dieser dritten Auflage bereits Berücksichtigung gefunden. Die Form der Darstellung ist eine gewandte und klare.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 87. Dienstag, den 22. Juli. 1890.

Ueber künstliche Schädelverbildungen.

Von Dr. Martin Bräß.

Bei den verschiedensten Völkern finden wir eine große Anzahl traditioneller Operationen, denen der Körper des Kindes, bald in frühester Jugend, bald in reiferem Alter, unterzogen wird. Theils ist man sich des Grundes des von den Vätern überkommenen Gebrauchs nicht mehr bewußt, theils meint man, durch operative Eingriffe den Leib des Neugeborenen verschönern zu müssen, theils auch sieht man in diesen Gebräuchen nur symbolische Handlungen, durch welche das Kind aufgenommen wird in die Gemeinschaft der Verwandten und Freunde. Die außerordentliche Verbreitung einiger der in Rede stehenden Operationen ist in psychologischer Hinsicht interessant; denn es zeigt uns diese Thatsache mit Bestimmtheit, wie an ganz verschiedenen Orten, bei den verschiedensten Völkerschaften dieselbe Sitte sich selbständig entwickeln konnte.

Welches sind nun jene Operationen am Kindeskörper? Eine große Zahl derselben ist veranlaßt worden durch die Freude des Menschen an allerlei Schmuck. Man begnügte sich nicht, die Schmuckgegenstände an den Stellen des Körpers zu befestigen, die von Natur einen Halt gewähren, an dem Halse, den Hüften, Hand- und Fußgelenken, Fingern und Zehen, sondern man sorgte auch für künstliche Haltestellen. Das Durchlöchern der Ohrmuscheln ist weit verbreitet, selbst unsere hohe Cultur hat diese Verschönerung (?) des weiblichen Körpers nicht zu verdrängen vermocht, während das Durchbohren der Nasenscheidewand nur von uncivilisirten Stämmen, z. B. in Südaustralien, geübt wird. Die Botokuden tragen Holzpflöckchen (Botoques) in Lippen und Ohren, ja gewisse Eskimostämme durchlöchern die Backen, um hier bunte Steine zu befestigen, auch werden von den Dajaks auf Borneo Steinchen, Gold oder Messing in künstlich gemeißelte Vertiefungen der Zähne eingelegt, wie denn überhaupt die Zähne, namentlich bei afrikanischen Stämmen, oft künstlich verändert werden; man schlägt sie theilweise aus, spitzt sie zu oder färbt sie. Ebenso sucht das Tättowiren der Haut eine Verschönerung der äußeren Erscheinung zu bewirken, wobei zugleich bestimmte Figuren und Farben als Stammeszeichen dienen mögen. Andere Vorstellungen liegen der Beschneidung der Knaben — der siebente Theil der gesammten Menschheit übt dieselbe — und der gleichfalls weit verbreiteten Deformation der weiblichen Geschlechtstheile zu Grunde. Es ist ferner bekannt, wie in China, besonders in den südlichen Provinzen dieses Landes, den kleinen Mädchen der wohlhabenden Bevölkerung die Füße verunstaltet werden, oftmals in so hohem Grade, daß die Organe ihren Dienst nicht mehr zu verrichten vermögen. In der That, man begreift schwer, wie der Schönheitssinn eines Volkes auf solch' verkehrte Bahnen gelenkt wird, und doch müssen wir beschämt gestehen, daß es noch weit edlere Organe sind, welche der von dem weiblichen Theile unseres eigenen Volkes angewandte Compressionsapparat verunstaltet, durch den die natürliche Form des Brustkastens, wenn auch allmälig, so doch gewaltsam, zur schlanken Taille der jungen Dame verbildet wird, und — wollen wir gerecht sein — wir dürfen nicht behaupten, daß dieser Gebrauch des civilisirten Europas weniger nachtheilig auf Leben und Gesundheit wirke und daher weniger unsinnig sei, als die künstliche Schädeldeformation, welche uns eine durchaus barbarische Sitte erscheint. Von ihr ist in den folgenden Zeilen die Rede.

Eine barbarische Sitte! Und doch begegnen wir derselben nicht nur bei Stämmen niedrigster Culturstufe, sondern auch zum Theil bei hohen Culturvölkern. Verf. hat in dem Jahresber. d. Ver. f. Erdkunde zu Leipzig u. J. 1887 eine — keineswegs ganz vollständige — Uebersicht der Verbreitung der künstlichen Schädeldeformation veröffentlicht und nachgewiesen, daß keinem Erdtheile diese Sitte fehlt; vielmehr trifft man sie an bei den Indianern Nordamerikas, den uncivilisirten Horden der südlichen Hälfte dieses Continents, bei den Negern Innerafrikas, bei den Nomadenvölkern Vorder- und Centralasiens, auf dem australischen Continent und auf den Inseln der Südsee, nicht weniger aber auch bei ehemaligen hohen Culturvölkern Mexikos und Perus, und noch heute wird der Schädel vielfach von den Wenden der Lausitz verunstaltet (nach Virchow), und selbst in einem Brennpunkte der Cultur, wie Paris, ist die barbarische (!) Sitte noch nicht völlig verschwunden, ja gerade in den verschiedensten Gegenden Frankreichs, in Carcassonne, Deux-Sèvres, Haute-Garonne, Ariège, Niort, Narbonne, Castres, Montagne-Noir, Rouen, Saint-Yon, Aude, Gers, Auch, Toulouse ꝛc. hat noch in jüngster Zeit das Vorhandensein einer künstlichen Schädelverbildung festgestellt werden können. Bei den Germanen zwar findet sich diese Unsitte nicht, sie ist verschwunden; denn daß sie auch von ihnen theilweise geübt wurde, machen Gräberfunde sowol als auch einige Notizen sehr wahrscheinlich.

Bei anderen Völkern wiederum deuten noch einzelne kärgliche Reste den früher geübten Gebrauch an. So unterzieht die Hebamme bei den Armeniern des Gouvernements Eriwan den Kopf des Neugeborenen einem energischen Druck, indem sie die Hand vom Nacken des Kindes über den Scheitel nach vorn führt und hierbei mit der andern Hand das Kinn unterstützt, auch wird nicht selten in Rußland der Kopf des kleinen Kindes durch eine „kluge Frau“ von allen Seiten gepreßt, und Aehnliches finden wir bei den Vedas und Andamanesen, ja in Persien geht der Glaube an die Wirkung der einfachsten Operationen so weit, daß man meint, ein sogenannter „Wolfsrachen“ sei durch ein geschicktes Verfahren der Hebamme zu vermeiden.

Viele Stämme Innerafrikas, z. B. die Uhombo am Tanganyika, die Hottentotten, Buschmänner, ferner die Eingeborenen Neu-Caledoniens, der Philippinen, Sumatras, Neuseelands u. v. a. begnügen sich wohl auch mit der Deformation der Nase: sie wird platt gedrückt, während andere, wie die Bewohner Bannus im östlichen Afghanistan, die Nase nach vorn zupfen.

Von diesen weniger auffälligen Operationen soll in Folgendem abgesehen werden. Wir wollen die Deformation der ganzen Schädelkapsel im Auge behalten, wie sie vielleicht nirgends in so hohem Grade und so allgemein erzielt wurde, als in der neuen Welt. Durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Emil Schmidt in Leipzig wurde dem Verf. Gelegenheit geboten, nicht weniger als 75 Peruanerschädel zu untersuchen; von 71 derselben konnte mit Sicherheit festgestellt werden, daß sie einer künstlichen Deformation unterzogen wurden, und bis zu welchem Grade dieselbe zum Theil ausgeführt ward, beweist die Thatsache, daß manche dieser Schädel eine durchaus fremdartige Gestalt angenommen haben, so widernatürlich, daß es schwer wird zu begreifen, wie ein derartig deformirtes Individuum überhaupt am Leben geblieben ist; denn wir müssen bedenken, daß mit der Deformation der Hirnkapsel eine Verunstaltung des Organs Hand in Hand ging, welches das edelste des menschlichen Körpers genannt zu werden

verdient. Ehe wir jedach auf die Beschreibung derartiger Schädelformen und auf die Methoden, welche zur Erzielung derselben in Anwendung kamen, eingehen, sei es uns gestattet, der Frage nach der Veranlassung zu dieser doch im höchsten Grade auffallenden Verunstaltung des menschlichen Leibes näherzutreten. Hierdei sind zwei Fragen ins Auge zu fassen: 1) Welches ist das ursprüngliche Motiv? 2) Welche neuen Vorstellungen haben die eigenthümliche Handlungsweise erhalten, auch nachdem jenes erste Matio nicht mehr zur Geltung kam?

In der oben bezeichneten Schrift hat Verf. bereits auf die Thatsache aufmerksam gemacht, daß nämlich — so zahlreich auch die operativen Eingriffe sind, denen der jugendliche Körper bei uncivilisirten Völkern unterworfen wird — alle diese Handlungen doch nur unwesentliche Störungen des Organismus zur Folge haben; denn der ungehinderte, freie Gebrauch aller Leibesglieder ist für ein gedeihliches Leben der sogenannten Naturvölker eine Bedingung, noch in höherem Grade unumgänglich, als dies für civilisirte Nationen gilt. Verkrüppelte Brustkästen, verkrüppelte Füße finden sich nur bei Culturvölkern — und doch der deformirte Schädel so vieler Stämme auf niedrigster Bildungsstufe! Schon dieser Widerspruch weist uns darauf hin, daß die Schädelverbildung ursprünglich als solche nicht bezweckt, sondern nur unfreiwillig hervorgerufen worden ist.

Die erste Pflege empfängt das Neugeborene durch die Mutter; diese neue Aufgabe der letzteren gesellt sich bei Jäger- und Nomadenvölkern zu einer Unzahl von Bürden, die dem Weibe bereits auferlegt sind. Man hat nicht mit Unrecht das Weib des Wilden sein „Lastthier“ genannt; denn die Frau hat nicht nur die häuslichen Geschäfte zu besorgen, sondern muß vielfach die Nahrung erwerben, Auf- und Abbruch der Wohnung bewerkstelligen, den Mann auf den Jagd- und Kriegszügen begleiten 2c. Es leuchtet ein, daß eine solche Mutter auf Mittel finnen mußte, die es ihr erlaubten, das Kind länger ohne Aufsicht in der Wohnung zurückzulassen oder auf den Wanderungen und bei der Arbeit mit sich herumzutragen, ohne am freien Gebrauch der eignen Arme verhindert zu werden. Dieses Mittel ward in der Fixirung des Kindes auf ein Bret gefunden, und namentlich mußte auch der Kopf festgebunden werden, damit „er beim Tragen nicht hin und her wackeln könne“. Diese Befestigung des jungen, noch bildsamen Schädels ist es, welche die Abweichung von der natürlichen Form zur Folge hat. „Es ist interessant,“ sagt Virchow, „daß hier“ — bei den 3 Patagoniern, die in Berlin durch Hagenbeck vorgestellt wurden — „ein menschliches Motiv für die Befestigung des Kindeskopfes hervortritt. . . . Hier erscheint die Fixirung des Kopfes als Nothwendigkeit für die Abwehr der heftigsten Bewegungen des Pferdes, an denen die Kinder theilnehmen müssen.“ Und nicht allein beim Tragen mußte sich das Bret, dem man das Kind aufband, sehr vortheilhaft erweisen, es stellt natürlich auch, an den beiden zugespitzten Enden in Schlingen aufgehangen, eine Wiege dar, aber es läßt sich das untere Ende senkrecht in die Erde stoßen und sorglos kann alsdann das Mutterherz den Kleinen verlassen.

Man darf annehmen, daß vornehmlich nur während des ersten Lebensjahres diese Befestigung des Kindes in Anwendung kommt; denn sobald das Kind anfängt gehen zu lernen — und dieser Zeitpunkt läßt sich ohne ernstliche Gefährdung der Gesundheit nicht allzuweit künstlich hinausschieben — muß es befreit werden von den einengenden Polstern und Bandagen; doch wird immerhin auch später noch häufig genug — auf einer Reise, bei der Arbeit 2c. — die Mutter van dem für sie so praktischen Apparat Gebrauch machen. Indessen wird Jeder auch zugeben, daß schon bei ein, ja nur dreiviertel Jahr währender Einschnürung der Schädel seine natürliche Gestalt verlieren muß, adwohl die membranösen Fantanellen des Neugeborenen beim einjährigen Kinde noch keineswegs verknöchert sind.

Wir finden nun aber nicht nur Schädel, deren Hinterhaupt abgeplattet ist, wie es das Fixiren des Kopfes auf einer mehr oder weniger widerstandsfähigen Unterlage stets zur Folge haben muß, wir begegnen vielmehr unter den deformirten Schädeln einer großen Anzahl, welche nur die circulären Bindeeindrücke zeigen und somit beweisen, daß der Kopf des Neugeborenen nicht fixirt ward, daß also ein natürliches Motiv der Operation gar nicht mehr vorhanden ist und sich nur die Sitte, den Schädel mit Binden zu umgeben, vererbt hat, nicht aber die ursprünglich zu Grunde liegende Absicht. Wie bei so aielen menschlichen Handlungen ist der ursprüngliche Beweggrund vergessen, während gewisse Operationen den früher geübten Gebrauch noch deutlich erkennen lassen. Wir fragen daher weiter nach den Vorstellungen, denen die Schädeldeformation ihr Fortbestehen verdankt, auch ohne daß noch der natürliche, primäre Grund, eben das Kind auf fester Unterlage zu fixiren, vorliegt.

Diese Vorstellungen können mannigfacher Art sein; kein Moment scheint uns aber eine gleich mächtige Erhaltungskraft geübt zu haben als dieses, daß die Deformation einen nationalen Charakter annahm. Es leuchtet ja ein, daß in den verschiedenen Familien die Befestigung des Kopfes nicht ganz in derselben Weise vollzogen ward, da es zunächst nur darauf ankam, den Schädel zu fixiren, nicht aber auf die Zahl, Breite und Lage der Binden, deren man sich bediente. Wir brauchen noch keineswegs ein Interesse der Familie an dieser und keiner anderen Schädelform vorauszusetzen, und doch wird, eben weil die Tochter an ihren Kindern die Operation in derselben Weise vollzog, wie sie die Handlung von ihrer Mutter an den jüngeren Geschwistern hatte ausführen sehen, in ein und derselben Familie eine mehr oder weniger bestimmte Gestalt des Schädels gebräuchlich geworden sein. Mit der Zeit aber mußte man sich des Gegensatzes bewußt werden, in welchem die deformirten Schädel anderer Familien oder Stämme zu den eigenen standen, und hatte man dann die eigenthümliche Schädelform als Folge der Fixation des Kindeskopfes erkannt, so ward die Deformation eine absichtliche, d. h. zu der geübten Handlungsweise trat die Absicht hinzu, eine gewisse und keine andere Farm des Schädels zu erzielen; denn diese ließ auf Familie und Sippe, später auf Stamm und Nation des defarmirten Individuums schließen, und Jeder trug mit Stolz den Schädel, der den Stempel seiner Abstammung zeigte.

Späterhin mögen auch feinere gesellschaftliche Unterschiede am Schädel zum Ausdruck gebracht worden sein. Die Tschinuk Nordamerikas, berichtet Kane, nehmen ihre Sklaaen aus den Rundköpfen, während sie die eigenen Köpfe abplatten und selbst die Weißen verachten, da diesen der abgeplattete Kopf, „das unterscheidende Merkmal der Freiheit“, fehlt. Desgleichen waren in Peru die Methoden, die bei den Edelleuten und Kaziken in Anwendung kamen, andere als die, deren sich das gemeine Valk bedienen durfte; nach Joan Torquemada galten „Thurmköpfe“ als das Vorrecht der königlichen Familie.

Als ein weiteres Motiv für die Erhaltung des Gebrauchs wird nicht selten die Absicht angegeben, durch die schreckliche Verunstaltung dem Feinde Furcht einzuflößen. In der That, wer dürfte leugnen, daß die Physiognomie eines etwa nach der Weise der Cariben u. a. verunstalteten Schädels einen geradezu bestialischen Eindruck macht! Die unteren Partien des Gesichts springen thierisch hervor, während die Stirn weit zurückliegt und die ganze Schädelkapsel erst im Hinterhaupte ihre außerordentliche Höhe erreicht. Aber diesen gewaltigen, unheimlichen Eindruck wird nur derjenige in vollem Maße empfangen, der der Schädeldeformation als völlig Fremder gegenübersteht, nicht der Angehörige eines benachbarten Stammes, woselbst die gleiche Unsitte, wennschon in etwas anderer Weise, geübt wird. — Wenn wir bedenken, wie die Deformation im Laufe der Zeiten einen nationalen Charakter annehmen mußte, werden wir auch leicht verstehen, warum man ihr eine Ueberlegenheit dem Feinde gegenüber zuschrieb; alles Nationale, so meint man allgemein, ist geeignet, dem Feinde Furcht einzuflößen, und sa erklärt es sich auch, daß wir häufig der weiteren Anschauung begegnen, die Schädeldeformatian verleihe dem Menschen Stärke, Tapferkeit, Kühnheit, Thatkraft, ja erhöhe überhaupt seine Intelligenz.

Gosse, welcher im Jahre 1855 sein grundlegendes Werk: „Essai sur les déformations artificiellas du crâne“ schrieb, der Hauptvertreter der Ansicht, daß es möglich sei, durch verschiedene Deformationsmethoden eine verschiedene Wirkung auf die psychischen Functionen hervorzurufen, glaubt, daß auch uncivilisirte Völkerschaften bereits hierüber Erfahrungen gesammelt hätten, und z. B. durch das Plattdrücken der vorderen Schädelpartien die Brutalität der Krieger, durch ein Abplatten des Hinterhauptes aber die Klugheit hätten befördern wollen, kurz, durch diese oder jene Deformationsweise seien schon von Anfang an die Kinder „pour la guerre“ oder „pour le conseil“ bestimmt worden.

Wir wollen auf diese Anschauung nicht weiter eingehen, desgleichen die Meinung, daß man bestrebt gewesen sei, die natürliche Form des Schädels durch eine schönere zu ersetzen, einer längeren Kritik nicht unterziehen; man aerfällt hierbei nur zu leicht in den Fehler, subjective Vorstellungen einem fremden Volke unterzuschieben, können wir doch nicht behaupten, daß eine bestimmte Schädelform in jedem menschlichen Individuum den gleichen Eindruck wachruft,

wie in uns selbst; wir wollen uns vielmehr damit begnügen, nochmals hervorzuheben, daß, nachdem auch ein natürliches Motiv der Schädeldeformation nicht mehr vorhanden war, der Gebrauch dennoch namentlich dadurch erhalten blieb, daß er einen nationalen Charakter annahm. Das Nationale aber gilt für das Beste, das Schönste; die von den Vätern ererbte Sitte wird hochgeschätzt, ein Verlassen derselben ist schimpflich. —

In seinem Werke „Anthropologische Methoden", Leipzig 1888, unterscheidet Dr. Emil Schmidt zwei Haupttypen künstlich deformirter Schädel: „solche, die durch unnachgiebige, flache Druckmittel, und solche, die blos durch kreisförmig wirkende Binden hervorgebracht sind, also abgeflachte und circulär umschnürte Formen." Die Deformationsmethode zur Erzielung der ersteren besteht darin, daß der Kopf mittels breiter Bänder auf einer harten Unterlage befestigt wird; die Folge davon ist die starke Abplattung des senkrecht oder schräg aufsteigenden Hinterhauptes, zu welcher sich, sobald, wie es häufig geschieht, auch vorn auf die Stirn unnachgiebige Platten oder Schienen gepreßt werden, eine ähnliche Abplattung des Vorderkopfes gesellt. Derartig deformirte Schädel zerfallen wieder in zwei Unterabtheilungen; denn theils ist die Längsachse des Schädels steil, d. h. ziemlich senkrecht aufgerichtet, theils ist sie weit zurückgelegt, sodaß in letzterem Falle — er ist der häufigere — der Kopf erst in den Partien des Hinterhauptes seine größte Höhe erhält. Neben diesem Druck von vorn nach hinten wird bisweilen auch ein solcher von oben her auf die Scheitelbeine ausgeübt, sodaß auch die obere Schädeldecke eine vollständige Abplattung erfährt; nach hinten und den beiden Seiten fällt dann das Schädelgewölbe fast senkrecht ab. Letzterer Druck kann nur hervorgerufen werden durch das Anpressen des Schädels gegen eine auf der Unterlage des Kindes ungefähr senkrecht stehende Platte; so deformirte Schädel erscheinen von außerordentlicher Breite in ihren oberen Partien; sie sind häufig unter den in Peru gesammelten.

Für den Laien sind vielleicht die circulär eingeschnürten Formen von noch höherem Interesse; denn sie verrathen die Lage und Breite der Binden, welche bei der Deformation in Anwendung kamen, außerordentlich deutlich, und zwischen den Bindeeindrücken tritt die Schädeldecke wulstartig hervor. Gewöhnlich läuft eine circuläre Rinne von der oberen Stirn nach dem Hinterhaupte, bisweilen außerordentlich tief in die genannten Partien des Schädels sich eingrabend und selbst an den Seiten desselben, an den Schläfegegenden als seichter Eindruck noch erkennbar, oder neben dieser einen, ihr parallel, zieht eine zweite Schnürrinne, ja sogar zu beiden senkrecht, vom Scheitel nach dem Unterkiefer herablaufend, ist manchmal eine Verticalrinne deutlich nachweisbar. Ein solcher Schädel erscheint stets in die Länge ausgezogen, und die Längsrichtung ist meistens stark nach hinten gestellt, selten aufgerichtet; die Stirn liegt weit zurück, und ihr parallel verläuft die Hinterhauptsschuppe.

Noch ein Merkmal deformirter Schädel verdient Erwähnung zu finden. Wie von vornherein zu vermuthen, zeigen fast alle derselben ihre Symmetrieverhältnisse mehr oder weniger gestört. Ja, die Zahl der stark asymmetrischen Schädel, mit denen uns namentlich die neue Welt bekannt gemacht hat, ist so groß, daß Morton als dritte Schädelform „the irregulary compressed and expanded" aufstellen konnte. Kein Wunder: eine vollständige Symmetrie dürfte künstlich bei keinem stark deformirten Schädel so leicht erreicht werden. Dem Verf. ist es bei seinen Untersuchungen aber ganz besonders aufgefallen, daß namentlich diejenigen Schädel, welche durch das Aufbinden des Kopfes auf harte Unterlage ein abgeflachtes Hinterhaupt erhalten haben, einen ganz außerordentlich hohen Grad von Asymmetrie zur Schau tragen, während die eigentlichen Schnürrinnen-Schädel, sowie diejenigen, bei denen in der Hauptsache die Deformation sich auf Stirn- und Scheitelbeine beschränkt, z. Th. nur sehr geringe Störungen ihrer Symmetrieverhältnisse erkennen lassen. Es ist der Grund dieser Thatsache leicht einzusehen. Einen runden Körper wie den Kopf zu fixiren, ist von großer Schwierigkeit, und schon die kleinste Ungleichheit, die bei der Abplattung des Hinterhauptes kaum zu vermeiden war, mußte für die Symmetrie des ganzen Schädels verhängnißvoll werden, da natürlich der Kopf der bequemeren Lage wegen immer wieder auf die von Anfang an etwas flachere Stelle zu liegen kam. Eine einmal erworbene Asymmetrie des Hinterhauptes wieder zu beseitigen, ist bei dieser Methode unmöglich. Wird dagegen der Schädel nur mit circulären Binden eingeschnürt, ohne daß das Hinterhaupt auf eine harte Unterlage gepreßt wird, so muß der Zufall viel häufiger eine ziemlich symmetrische Form herbeiführen, da ja die linke Hälfte der Binde ebenso häufig lockerer oder fester angezogen ward, als die rechte.

Wir kommen zu einer neuen Frage, die, wenigstens vom culturellen und praktischen Standpunkte aus, uns die wichtigste zu sein scheint, zu der Frage nach dem Einfluß der künstlichen Schädeldeformation auf die geistige Befähigung. Die Beantwortung dieser Frage ist keine leichte, da die Ansichten der einzelnen Reisenden hierüber sich oftmals diametral gegenüberstehen. Deshalb würde es wünschenswerth sein, wenn wir, die Meinungen jener außer Acht lassend — eine Beurtheilung geistiger Verhältnisse durch Reisende dürfte ja außerdem in den meisten Fällen wenig breit fundirt sein —, den Anatomen zunächst befragen könnten, der die Gehirne deformirter Schädel einer genauen Untersuchung unterzogen. Hier werden wir aber in unserem Urtheil nicht gefördert. Derartige Untersuchungen haben ja bis jetzt naturgemäß in ganz vereinzelten Fällen nur unternommen werden können; denn es ist wohl leicht, deformirte Schädel, schwer aber, frische oder gut conservirte Gehirne zu erhalten. Ecker, Broca, Virchow haben ihr Urtheil, zunächst die ganze Capacität der Schädelhöhle und somit die Größe des Gehirns betreffend, dahin abgegeben, daß das Gehirnvolumen durch die künstliche Mißstaltung wesentlich nicht verringert worden ist. Denn das Gehirn, nach dieser oder jener Richtung gehemmt, sich auszubilden, vermag sich nach anderer Richtung stärker zu entwickeln. Und auch Verf. ist nicht in der Lage, den Schluß mit Bestimmtheit zu ziehen, daß die Capacität des Schädels durch die künstliche Deformation stark beeinflußt wird, obgleich die zahlreichen Peruanerschädel, die er zu untersuchen Gelegenheit hatte, einen nur geringen Mittelwerth (1320 ccm) aufweisen; aber die wenigen nicht deformirten Köpfe desselben Volkes, die er mit diesen vergleichen konnte, überschreiten jenes Maß nur unbedeutend. In seiner Größe scheint also das Gehirn nur wenig alterirt zu werden; dagegen müssen starke Dislocationen seiner Theile stattfinden, obgleich auch diese wiederum nicht ganz so bedeutend sind, wie es auf den ersten Blick bei Betrachtung der äußeren Schädelkapsel zu sein scheint; denn letztere ist im Stande, die Einschnürungen bis zu einem gewissen Maße zu compensiren; außen zeigen sich Emporwulstungen und Eindrücke in hohem Grade ausgeprägt, während der Innenrand der Schädelknochen weit weniger an dieser Formveränderung participirt. Dennoch finden immerhin starke Dislocationen statt; aber der Faserzug des Gehirns bleibt derselbe, und wir sind nicht in der Lage, aus bloßen Verschiebungen von Theilen des Gehirns bestimmte Schlüsse auf die geistigen Eigenschaften des Organes — oder, wenn man lieber will, seines Besitzers — abzuleiten.

Man ist natürlich auch bestrebt gewesen, die Veränderungen der einzelnen Schädelabtheilungen, das Verhältniß ihrer Capacität zu dem Gesammtvolumen u. A. festzustellen; wirklich exacte Methoden zu solchen Bestimmungen sind aber sehr schwierig, und Verf. wenigstens ist zu dem Resultat gelangt, daß, soweit es die Hemisphären betrifft, weder eine wesentliche Verringerung ihrer Masse, noch — in den meisten Fällen — eine ungünstige Veränderung ihrer Windungen nachweisbar ist.

Fragen wir also: was erzählen uns die Reisenden von der geistigen Befähigung der Volksstämme, bei denen die Unsitte der Schädelverbildung angetroffen wird? Sie erzählen uns mancherlei und doch eben nicht viel; wenigstens sind wir nicht in der Lage, aus ihren widersprechenden Meinungen ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Catlin berichtet zuerst in ausführlicher Weise über die Schädeldeformation bei den Tschinuks Nordamerikas; nach ihm wirkt die hier ganz besonders stark in Anwendung kommende Unsitte ebensowenig auf Gesundheit und Kindersterblichkeit nachtheilig, als auf die geistigen Fähigkeiten. Die Omaguas am Amazonenstrom mit ihren stark oblongen Köpfen gelten sogar für die aufgewecktesten Indianer dieser Gegenden; die Canivos am Ucayali werden von Castelnau für vollkommen intelligent gehalten, während sie nach anderen Beobachtungen nur geringe Begabung zeigen sollen, und weitere Mittheilungen führt das oben citirte Werk von Gosse an, ja daß auch die bei den Alt-Peruanern und Alt-Mexikanern geübte Deformation des Schädels ohne wesentliche Störungen für die Entwicklung der Geistesfähigkeit sein mußte, hat man aus ihrer verhältnißmäßig hohen Culturstufe zu folgern gesucht.

Aber nicht weniger zahlreich sind die Beobachtungen, welche das Gegentheil bekunden. Bei der Einschnürung des Schädels, giebt Ch. N. Bell an, gehen viele Kinder der Smu, im Moskitogebiete Südamerikas wohnend, zu Grunde, und J. J. v. Tschudi

hebt hervor, daß unter den vielen Hunderten von Peruanerschädeln, die er untersuchen konnte, eine unverhältnißmäßig hohe Zahl Kindern angehört haben, im Orinoco-Gebiete machte Alex. v. Humboldt dieselbe Wahrnehmung; Apoplexie oder Gehirnlähmung hatte gewiß dem jungen Leben ein schnelles Ende bereitet. Und wenn wir das grausame Verfahren bei dieser Unsitte recht erwägen, wem drängt sich da nicht mit gewisser Macht der Gedanke auf, daß die Gesundheit untergraben und in vielen Fällen frühzeitiger Tod herbeigeführt werden muß! Das Gehirn ist ja das zarteste, das empfindlichste Organ. Macht man den Versuch an der Leiche eines neugeborenen Kindes, so quillt, nachdem man den Kopf vom Halse getrennt hat, bei jedem stärkeren Drucke auf die Schädeldecke Gehirnmasse aus dem Hinterhauptsloche hervor. „Wahrhaft schauderhaft," ruft Lenhossek aus, „wenn man sich dieses Deformationsverfahren an dem Schädel eines lebenden neugeborenen Kindes angewendet denkt!" Da verstehen wir es, wenn Kane berichtet, daß durch den dauernden Druck ein Zustand der Betäubung und Empfindungslosigkeit herbeigeführt wird, der erst nach Entfernung der einschnürenden Binden dem heftigsten Schmerze weicht. Nie hörte dieser Forscher die Kinder der Tschinuk in dem Compressionsapparate wimmern und schreien, obgleich die Augen weit aus dem Schädel zu treten schienen; erst die Befreiung von der Compression hatte die Wiederkehr des Bewußtseins zur Folge.

Das maßgebendste Urtheil in dieser Frage dürften aber die französischen Aerzte für sich in Anspruch nehmen. Sie hatten ja in Frankreich gute Gelegenheit, den Einfluß der künstlichen Schädelverbildung auf die geistigen Functionen zu studiren. Ihre Ansicht geht dahin, daß eine ganze Reihe physischer wie psychischer Krankheitserscheinungen: Kopfschmerz, Schwindel, Blutandrang nach dem Gehirn, Entzündung der Gehirnhäute, Idiotismus, Verrücktheit im Zusammenhang stehen mit der künstlichen Verbildung des Schädels. In den Gegenden Frankreichs, wo sich durch Anwendung unzweckmäßiger Hauben und Haubenbänder die Deformation des Kopfes bis auf den heutigen Tag noch erhalten hat, ist die Zahl der Geisteskranken größer, als in anderen Departements; „les hôpitaux d'aliénés recrutent parmi ces malheureux un grand nombre de leurs pensionnaires"

Bücherbesprechungen.

— Dr. R. Bosse und E. von Woedtke, **Das Reichsgesetz, betr. die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889**, nach amtlichen Quellen erläutert. — Von dem längst angekündigten, großen Commentar des Gesetzes, dessen Bearbeitung die Herren Unterstaatssecretär Dr. Bosse und Geheimer Oberregierungsrath v. Woedtke gemeinsam unternommen haben, liegt gegenwärtig die erste, 5 Bogen starke Lieferung vor, die das Vorwort und einen Theil der Einleitung enthält. Das Werk wird in jeder Hinsicht von umfassender und maßgebender Bedeutung sein. Mit vollem Rechte bemerken die Verfasser selbst im „Vorworte": „Wir sind in amtlicher Eigenschaft bei der Entstehung des Gesetzes betheiligt gewesen und haben die verschiedenen Stadien der Entwickelung, welche das letztere durchlaufen hat, unmittelbar mit erlebt. Das gesammte Material ist durch unsre Hände gegangen, und wir haben den Verhandlungen über das Gesetz im Bundesrath und im Reichstage als Commissare beigewohnt. Wir haben daher die Vorgeschichte des Gesetzes aus unmittelbarer Anschauung kennen gelernt und Gelegenheit gehabt, über die aus den schriftlichen Aufzeichnungen nicht immer mit voller Deutlichkeit ersichtlichen Absichten der gesetzgebenden Factoren uns zuverlässig zu unterrichten. Ueberdies sind wir vermöge unserer amtlichen Stellung berufen, bei der Durchführung des Gesetzes mitzuwirken, und dadurch genöthigt, dasselbe zu diesem Zweck eingehend und fortlaufend zu erforschen. Alle diese Umstände haben dazu geführt, uns mit dem Gesetze, dessen innerem Zusammenhange, wie dessen Einzelheiten in besonderem Maße vertraut zu machen. Wenn auch diese genauere Kenntniß des Gesetzes zunächst unserer amtlichen Thätigkeit zu dienen hat, so haben wir uns doch zu der Annahme berechtigt gehalten, daß es uns beschieden sein könne, mit der Darlegung unsrer Auffassung des Gesetzes das Verständniß des letzteren in weiteren Kreisen zu fördern, seine Durchführung zu erleichtern und den damit befaßten Behörden und Beamten einen bescheidenen Dienst zu erweisen." Der Commentar wird in etwa 9 Lieferungen zu je 4—5 Bogen sowie zum Preise von je 1 ℳ 60 ₰ bei Duncker & Humblot in Leipzig erscheinen. —r.

m. **Land und Leute in Deutsch-Ost-Afrika.** Erinnerungen aus der ersten Zeit des Aufstandes und der Blokade. In 83 photographischen Original-Aufnahmen von J. Sturtz (Marine-Zahlmstr. a. D.) und Schilderungen von J. Wangemann (Marine-Pfarrer). In Mappe. 12,50 ℳ Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — In der neuesten Zeit sind manche Photographien aus Ostafrika zu uns gekommen, da die löbliche Angewohnheit, sich mit Apparaten zu versehen, immer mehr sich verbreitet. Doch das Photographiren hat seine großen Schwierigkeiten, welche Derjenige, der für seine Tropenreise schnell sich noch mit der Handhabung des Apparates vertraut gemacht hat, bald genug einsieht, und es dann vorzieht, das Photographiren an den Nagel zu hängen. Hr. Sturtz war jedenfalls in der glücklichen Lage, in seiner Eigenschaft als Marine-Zahlmeister Bequemlichkeiten zur Verarbeitung der Platten und Aufbewahrung zu haben, welche ihm einen Vortheil vor den Reisenden sicherten, denn seine Photographien sind fast ohne Ausnahme gut ausgeführt und verrathen stellenweise mehr als dilettantisches Geschick. Der Text vom Marine-Pfarrer Wangemann ist recht unterhaltend, nicht besonders gründlich (ein Wort per Telegraph von Zanzibar nach Deutschland dürfte übrigens nicht neun Rupien, sondern nur 5½ Rupien, die Rupie zu 1,40 ℳ gerechnet, kosten) aber mit warmer Begeisterung geschrieben, so daß diese Sammlung auch ihrerseits dazu beitragen wird, das Interesse an unserer ostafrikanischen Colonie zu erhöhen.

— **Ueber die Nadelhölzer und ihre Beziehungen zur Vegetation der Vorwelt** von Dr. Moritz Willkomm, k. k. Universitäts-Professor und Director des k. k. botanischen Gartens in Prag. — Es handelt sich hier um einen Vortrag aus der Sammlung gemeinnütziger Vorträge, welche vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgegeben werden. Willkomm, der durch seine langjährige Thätigkeit als Professor an der Tharandter Forstakademie mit dem Walde wie wenig Andere vertraut geworden ist, schildert zunächst die weihevolle Stimmung des Nadelwaldes, seinen wohlthuenden Einfluß auf das abgespannte Nervensystem und die Athmungsorgane der Menschen überhaupt und sodann dessen Bedeutung für den Naturforscher. Der Letztere erblickt in den Nadelbäumen die Epigonen uralter Geschlechter, deren Wiege in weit zurückliegenden Epochen stand. Die Nadelbäume sind gegenüber den Emporkömmlingen des Laubwaldes ein uraltes aristokratisches Geschlecht, das seine fast zahllosen Ahnen nach vielen Jahrtausenden zählt. Um nachzuweisen, wie alt die Nadelhölzer sind, erinnert Willkomm an den Bernstein, das verhärtete Harz der Pinites succinifer Göpp. Auch ist anzunehmen, daß die Nadelhölzer seit langer Zeit im Aussterben begriffen sind; denn obgleich erst wenige Bodenstrecken durchforscht sind, wurden doch bereits etwa 300 Arten vorweltliche Nadelbäume nachgewiesen, während wir jetzt nur noch 285 lebende Arten besitzen. Der Vortragende erläutert in gemeinverständlicher und doch wissenschaftlich exacter Weise den Charakter der Coniferen, d. i. Zapfenträger, und bespricht sodann die letzteren, soweit sie für die Jetztwelt in Betracht kommen. Hierbei folgt er der Entwickelungsgeschichte derselben, indem er nach einander die 4 Familien der Araucarien, der Taxodineen, der Cupressineen und der Abietineen in die einzelnen Gattungen zergliedert, zugleich weist er aber nach, wie viel Gattungen und Arten im Gegensatz zu den jetzt noch vorhandenen bereits ausgestorben sind. Die in den Vortrag eingeflochtenen geographischen und geschichtlichen Mittheilungen gestalten denselben zu einem höchst lehrreichen. Neumeister.

* Von **Otto Spamer's Illustrirtem Konversations-Lexikon** — zweiter gänzlich umgearbeiteten Auflage — liegen uns die Lieferungen 128—150 vor, vom Artikel „Märkische Schweiz" bis zum Schlusse des Buchstaben P reichend. Nach einer Mittheilung der rührigen Verlagshandlung soll den fertig vorliegenden VI Bänden der VII. noch im Laufe dieses Jahres nachfolgen, während der VIII. (Schluß-) Band etwa Mitte 1891 zur Ausgabe gelangen soll. Von dem Inhalte der neuerschienenen Lieferungen läßt sich nur das früher bereits zur Empfehlung dieser neuen Auflage Gesagte wiederholen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besondere, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 88. Donnerstag, den 24. Juli. 1890.

Gewittererscheinungen in Sachsen 1885—1888.

Von allen Witterungserscheinungen greifen wohl die elektrischen am unmittelbarsten und darum überraschendsten in das menschliche Leben ein. Und dieser Thatsache ist es in erster Linie zu verdanken, daß die Fachinstitute aller Culturstaaten diesem Grenzgebiete physikalisch-meteorologischen Wissens ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße zuwenden und bestrebt sind, die ihnen anvertraute Wissenschaft für das Leben so viel als möglich nutzbar zu machen. Auch das vaterländische Institut ist sich dieser Aufgabe gleich von Beginn seiner Neueinrichtung an voll und ganz bewußt gewesen. Verfügt es auch nicht über ein so ausgebreitetes, flächenreiches Beobachtungsnetz wie die Schwesterinstitute zu Rom, Paris, Berlin, München &c., so vermag es dieses dafür um so dichter und kleinmaschiger zu gestalten und hierdurch Resultate zu erzielen, die in vieler Hinsicht als Controlergebnisse für diejenigen anderer Anstalten aufgefaßt werden dürfen. Alljährlich wird ein eingehender Bericht über den jeweiligen Stand der Forschung in den Jahrbüchern des Instituts veröffentlicht, so daß deren Zahl mit der Ausgabe des jüngsten (für 1888) bereits auf vier angewachsen ist. Welchen wissenschaftlichen Werth diese Berichte haben, mag der Leser aus dem Urtheile des berühmten Wiener Meteorologen, Professors Hann erkennen, der Ende 1889 schrieb: „Den Gewitter- und Hagelerscheinungen wird in Sachsen ein ganz specielles, eingehendes Studium gewidmet, und das meteorologische Institut in Chemnitz war in der glücklichen Lage, Hrn. Dr. O. Birkner ausschließlich mit der Bearbeitung des Gewitterbeobachtungsmaterials zu beschäftigen. So sind sehr speciell bearbeitete, für den Fortschritt unserer Kenntnisse über Gewitter- und Hagelbildung wichtige Berichte zu Stande gekommen.“ Dies anerkennende, schwerwiegende Urtheil und die kürzlich erfolgte Ausgabe eines weiteren derartigen Berichtes veranlaßt mich, das Wichtigste aus diesen Forschungen für einen weiteren Leserkreis zusammenzustellen.

Das sächsische Beobachtungsgebiet zählt gegenwärtig 145 Gewitterstationen, es besitzt das dichteste Netz, welches z. Zt. besteht, und sein innerer Ausbau darf noch nicht als beendet betrachtet werden. Auf jeden Quadratmyriameter entfallen 0,70 Stationen, während die entsprechenden Werthe für Frankreich, Italien, Bayern und Rußland nur 0.60, 0.35, 0.29 und 0.01 betragen. In Sachsen berichtet ein Beobachter durchschnittlich über ein Gebiet von 136 qkm, in Frankreich über 150, in Italien über 286, in Bayern über 350 und in Rußland gar erst über 7700 qkm. Hierbei ist überdies das schätzbare Material, welches das Institut zu Chemnitz von den Ortsbehörden und der kgl. Brandversicherungskammer erhält, nicht mit eingerechnet worden. Die Vorbedingungen zu einer wissenschaftlichen Untersuchung der elektrischen Erscheinungen sind also für Sachsen die relativ günstigsten, und man wird den Ergebnissen volles Vertrauen entgegenbringen dürfen. Die Verarbeitung des reichen Materials konnte vorerst nur eine statistische sein. Erst muß man über die Jahres- und Tagesperiode der Gewitterthätigkeit, über Richtung und Geschwindigkeit der Gewitterzüge, über den Einfluß des Geländes auf den Gang der Erscheinung, über Art und Stärke der Entladung &c. aufgeklärt sein, ehe man sich den tiefer liegenden physikalischen Fragen zuwenden kann.

In Sachsen zählt man alljährlich ungefähr 100 Gewittertage. Hiervon entfällt der Löwenantheil auf den Sommer (60); Frühling und Herbst sind nur mit 30, bez. 10 Tagen an der Jahressumme betheiligt. Die Anzahl der Einzelgewitter ist eine ungleich größere; sie steigt von März bis Juli stetig an, erreicht hier ein ausgesprochenes Maximum und fällt bis October auffällig rasch ab. In Procenten der Jahressumme ausgedrückt, kommt nach vierjähriger Erfahrung auf jeden einzelnen der zwölf Monate die darunterstehende Anzahl von Gewittern:

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
0.1	0.35	2.23	11.42	20.0	22.3	25.10	11.05	6.2	0.33	0.12	0.05

Nach der gewöhnlichen Annahme müßte eine directe Abhängigkeit der Gewitterperiode von der Wärmecurve bestehen; die Untersuchung hat dies bisher nicht bestätigt. Wohl führen der wärmste Monat (Juli) und die wärmsten Tagesstunden (2—4 Uhr) die größten Frequenzziffern; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß die monatlichen Wärmemittel eine einfache Beziehung zu der jeweiligen Gewitterhäufigkeit nicht besitzen. Beispielsweise zeigt der Mai 1888 bei einem Ueberschuß von Wärme eine auffällige Gewitterarmuth, und in den Monaten März, Juli und September desselben Jahres war das Gegentheil der Fall: Wärmemangel bei Gewitterreichthum. Die Gewitter brechen mit Vorliebe in der 4. Nachmittagsstunde aus; ein zweites, kleineres Maximum darf wohl auch der 1., 2. und 6. Morgenstunde zuerkannt werden. Selten erheben sie sich in der 4. und 8. Morgenstunde. Während man von früh 2 bis 4 Uhr, Vormittags 7—10 Uhr und Abends 11—12 Uhr so ziemlich „gewittersicher“ sein kann, muß die Zeit von 12—6 Uhr Nachmittags als die eigentliche tägliche Gewitterperiode bezeichnet werden. Von 1885—1888 sind in Sachsen in den einzelnen Tagesstunden nachstehende Anzahlen von Gewittern ausgebrochen:

In der	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12. Stde.
d. Vorm.	121	121	79	68	107	188	117	69	77	79	250	471
d. Nchm.	629	889	980	1188	907	731	451	332	286	182	106	94

Die Vormittagsgewitter wachsen in ihrer Häufigkeit ganz regelmäßig mit der Declination der Sonne; die großen Relativzahlen für die Gewitterhäufigkeit verschieben sich vom April bis in den Hochsommer immer mehr nach dem Vormittage hin und gelangen im August bei 11 Uhr an; die secundären Maxima in den ersten Morgenstunden treten am kräftigsten im Mai, Juli und August ein. Theilt man den Tag in viermal 6 Stunden, so entfallen 8.2% der Gewitter auf den Morgen, 12.2% auf den Vormittag, 52.0% auf den Nachmittag und 26.6% auf den Abend. Von 100 Gewittern entladen sich im Mittel 32 während der Nacht. Die Zahl der furchterregenden Nachtgewitter ist im Mai am größten (40%), im Juni am kleinsten (27%), sie unterliegt aber in den einzelnen Jahren und Monaten großen Schwankungen. So zählte man 1888 in der zweiten Mai- und ersten Junidecade genau soviel Nacht- als Taggewitter, während jene in der zweiten Juni-, ersten Juli- und ersten Augustdecade nur ganz vereinzelt (6%) auftraten.

Von großem Interesse ist weiter die Frage, inwieweit sich die Verhältnisse eines Beobachtungsgebietes in den benachbarten Gebieten wiederfinden. Auch hierüber hat die Untersuchung einiges Licht verbreitet. Ganz entschieden betont Dr. Birkner, daß die Gewitter in den meisten Fällen, namentlich alle Wärmegewitter, rein locale Erscheinungen sind und die in Sachsen gewonnenen Werthe nicht ohne Weiteres auf Bayern, Baden &c. übertragen werden dürfen. 1888 fiel das Maximum der Gewitterhäufigkeit in Sachsen auf den Juli, in Süddeutschland auf den Juni; letzteres

hatte einen gewitterarmen Frühling und einen gewitterreichen August und September, in Sachsen war gerade das Gegentheil der Fall.

Ein Nahgewitter überzieht bei uns durchschnittlich 13% der Gesammtfläche des Landes; sein Verbreitungsgebiet stellt einen Kreis von 6½ Meilen Durchmesser dar. In den letzten vier Jahren ist nicht ein Tag vorgekommen, an dem in ganz Sachsen elektrische Entladungen stattgefunden haben. Die größte Ausdehnung gewann das Gewitter vom 30. Mai 1885, über welches 135 Stationen berichteten. Ueberhaupt ist in dem vierjährigen Zeitraume eine stetige Abnahme von ausgedehnten Gewitterzügen zu bemerken gewesen. 1885 berichteten mehr als 100 Stationen an 12 Tagen des Jahres, 1886 nur an 10, 1887 an 4 und 1888 gar nur an 2 Tagen über ein und dasselbe Gewitter. Am ausgedehntesten scheinen sie sich noch im zeitigen Frühjahr (März) und im Vorsommer (Juni—Juli) zu gestalten, doch steht die Zahl der Gewitter mit übernormaler Verbreitung jederzeit weit hinter derjenigen mit unternormaler Verbreitung zurück (30%, 70%), und es bleibt dabei: die Gewitter sind rein locale, räumlich beschränkte Erscheinungen. Die Bemerkungen über stattliche, weit ausgedehnte „Gewitterfronten", wie man sie häufig in den Gewitterstudien weitmaschiger Stationsnetze antrifft, wollen daher mit Vorsicht aufgefaßt sein. — Die Ansichten über den Einfluß des Mondes auf die Gewitter gehen zur Zeit noch weit auseinander. In den Augen des Laien „zieht er sie bald an", bald „läßt er sie nicht herauf". Falb benutzt den Mondeinfluß ungenirt zu Prognosenzwecken, Richter, Köppen u. A. sind der Frage mehrfach durch wissenschaftliche Untersuchungen näher getreten. Die 4jährige Erfahrung des sächsischen Instituts spricht gegen die Falbtheorie. Es betrug die mittlere Gewitterzahl einer Station in den 4 Mondphasen (Neumond beginnt) 4.4, 4.1, 4.3, 5.3. Die Syzigien führen sonach die Mittel-, die Quadraturen die Extremwerthe. Nach der Falbtheorie müßte gerade das Umgekehrte der Fall sein. — Um die geographische Verbreitung der Gewitter näher studiren zu können, hat das Institut das ganze Beobachtungsgebiet in 33 nach Städtecentren, Flußgebieten, Gebirgsstöcken oder Grenzstreifen benannte Bezirke eingetheilt. Auf Grund der jetzigen Erfahrungen darf man behaupten, daß durchschnittlich jeder Bezirk alljährlich 30 Gewittervierteltage und 20 solche mit Nahgewittern zählt. Als besonders gefährdet erscheint in erster Linie die Sächsische Schweiz westlich der Elbe; ihr folgen die Gegend von Frauenstein, die Sächsische Schweiz östlich der Elbe, das Gebiet der Striegis, das Quellgebiet der Zwickauer Mulde und die Gegend Schneeberg-Schwarzenberg. Gewitterarm sind unstreitig das Quellgebiet der Pleiße, die Gegend zwischen Meißen und Dresden, das Quellgebiet der Zwönitz und Würschnitz, die Gegend des Colmberges und die Muldenstrecke um Grimma. Eine mehrjährige derartige Statistik wird noch eine genauere Gliederung der Bezirke und einen Rückschluß auf die Ursachen ermöglichen, gegenwärtig erscheinen alle darauf abzielende Hypothesen als verfrüht.

Auch über die Dauer der Gewitter hat Dr. Birkner Betrachtungen angestellt. In allen Jahren ergab sich eine mit der Seehöhe wachsende Gewitterdauer. Im sächsischen Niederlande ist ein Gewitter durchschnittlich 33 Minuten kürzer, als im Erzgebirge. Es braucht ein solches in Höhenlagen bis zu 200 m ca. 69 Minuten, bis zu 300 m 76 Minuten, bis zu 400 m 83 Minuten, bis zu 500 m 91 Minuten, bis zu 700 m 96 Minuten und bei einer Höhenlage über 700 m 102 Minuten um sich „abzuwittern", und der Volksmund hat sonach Recht, wenn er behauptet, die Gebirge ziehen die Gewitter an.

Eine andere, weitere Kreise interessirende Frage ist die nach dem Bestreben der Gewitter „einzuschlagen" und zu zünden. Zeigen auch die Ergebnisse der beiden bearbeiteten Jahrgänge (1887/88) recht wesentliche Verschiedenheiten, so wird man gleichwohl behaupten dürfen: Die Wirbelgewitter haben eine höhere Tendenz zur Entladung, als die Wärmegewitter, die Nacht- und Morgengewitter eine höhere, als die Tag- bez. Vormittagsgewitter. Während zweier Jahre schlug der Blitz in der

	1.	2.	3.	4	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	Sa.	
Vormittagsstde. ein	3	15	3	1	4	10	11	14	4	2	3	10	80	mal
Nachmittagsstde. „	17	35	29	51	53	44	46	25	8	6	5	1	320	„

Es war also die entsprechende Entladungstendenz:

Vormittags	1.3	9.0	3.3	1.0	2.9	4.9	5.4	9.8	1.8	1.0	1.4	2.7	44.4
Nachmittags	3.8	4.0	3.1	5.0	5.8	6.0	7.5	6.6	2.6	7.0	3.8	0.7	55.6

Setzt man die Summe aller Entladungen gleich 100, so vertheilt sich die Entladungstendenz auf die Gewitter

in den Monaten	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	wie folgt:
	6%	12%	16%	20%	18%	9%	18%	
Gezündet haben:		25 „	30 „	35 „	30 „	60 „	40 „	Sa. 37%
Kalte Schläge waren:		75 „	70 „	65 „	70 „	40 „	60 „	Sa. 63%

1887 war die Procentzahl der zündenden Schläge weit größer als 1888; dort kamen sie namentlich auf den Hochsommer, hier auf April und Mai. Es wird aber noch langjähriger treuer Arbeit bedürfen, ehe man hier auf sichere Urtheile rechnen kann; freuen wir uns, daß ein gewinnversprechender Anfang gemacht worden ist.

Verhängnißvoll werden für einzelne Gegenden oft die die Gewitter begleitenden heftigen Niederschläge, welche nicht selten in Form von Wolkenbrüchen fallen. Hier ist es Aufgabe der Wissenschaft, die Regenmenge zu bestimmen, die in kürzerer Zeit auf die Flächeneinheit fällt und auf einmal unter mancherlei Stauungen zum Abfluß gelangt. Aus den gewonnenen Zahlen wird dann die Bautechnik ihre Nutzanwendungen machen können. Schon die wenigen Jahre haben gelehrt, daß in Sachsen nicht selten innerhalb einer Viertelstunde auf den qm 10—15 l Wasser niederfallen, aber selbst bei als Wolkenbrüche bezeichneten Niederschlägen sind bisher 20 l in der Viertelstunde noch nicht erreicht worden. Bei 15 l Niederschlag würde ein einfacher, sich zwischen zwei Hängen hindurchschlängelnder Dorfbach, unter Voraussetzung eines Flächenareals von ca. 800 Acker, immerhin gegen 500 000 hl Wasser in 15—20 Minuten zu befördern haben. Die bedeutendsten Gewitterregen sind in den letzten Jahren über der Lausitz (Waltersdorf, Kuppritz, Halbendorf) gefallen, und es müssen doch die topographischen Verhältnisse jener Gegend die eigenartigste Wirkung auf die Wolkenheerde ausüben. — Von den rein wissenschaftlichen Ergebnissen der Birkner'schen Studien seien hier nur folgende noch kurz hervorgehoben: 1) Die Gewitter entstehen über räumlich engbegrenzten Gebieten, die sich um den Vorderrand eines Luftwirbels gruppiren, hier sich concentrisch aufbauschen, allmälig vereinigen und so einen größeren Gewitterheerd entstehen lassen, der seine stärksten elektrischen Entladungen an der dem Wirbelcentrum zunächst liegenden Grenze stattfinden läßt. 2) Die Gebiete stärkster Entladung sind räumlich beschränkt; es kommen in einem Gewitterzuge zahlreiche Unterbrechungen, Abschwächungen und Verstärkungen der Gewitterthätigkeit vor. 3) Die Gebiete stärkster Entladung sind immer auch die Schauplätze von Hagelschlägen gewesen. 4) Das Gebiet stärksten Regens fällt vollkommen mit demjenigen relativ hohen Druckes zusammen, so daß die Köppen'sche Erklärung für das Letztere sich als richtig erweist. 5) Vor einem Gewitter ist höherer Druck im Anziehen, der dann beim Vorübergange des Gewitters sprungförmig („Gewitternase") wächst. 6) Mit dem Eintritt einer stärkeren Gewitterwolkendecke geht die Wärme stets zurück, sie fällt am raschesten beim Beginn des Regens und die Temperaturstürze nach einem Gewitter sind weit mehr Folge des Niederschlages und der Bedeckung als der elektrischen Entladungen. 7) Bei zunehmender Gewitterneigung strebt der Feuchtigkeitsgehalt der Luft abzunehmen. J. B.

Altes und Neuestes von den Pelasgern.

Von Dr. Theodor Matthias.

Welcher Gebildete hätte heute nicht gehört, wie ungemein die Ausgrabungen Schliemann's die Kenntniß des Alterthums, der Griechen Homer's wie derjenigen vor ihm gefördert haben? Und doch sind sie nur eine Anregung zu ähnlichem Vorgehen von vielen Seiten im Großen und mehr noch im Kleinen und Einzelnen geworden. Jetzt vergeht kaum eine Woche, da nicht Personen und Denkmäler in Vasenbildern oder Inschriften dem Schutte späterer Jahrhunderte entstiegen und deutlicher zu uns redeten, als es oft die Schriftsteller zumal für die ältesten Zeiten vermöchten. Gerade für diese ist die Geschichte der Kunst darüber, indem sie uns ungeahnte Einblicke in das eigene allmälige Werden thun läßt, den über die älteste allgemeine Geschichte des griechischen Volkes gebreiteten Schleier etwas zu lüften. Die alten Helden, die wir bisher nur in dem strahlenden Gewande der homerischen

Dichtung und inmitten der durch sie wiedergespiegelten Cultur kannten, rücken in der Zeit z. Th. weit hinter den blinden Sänger von Chios zurück und treten hinaus in eine gewisse Wirklichkeit ältester Geschichte. Wir wissen jetzt, mit welcher Geschicklichkeit die Anwohner des Aegeischen Meeres hüben in Europa wie drüben in Kleinasien und auf den Inseln dazwischen lange, lange vor Homer ihre Burgen bauten und ihre Waffen trugen, wie sie ihre Wohnungen schmückten und ihre Todten begruben, welche große Freude sie empfanden nicht nur über ihren überaus reichen Goldschmuck, sondern auch in der Beobachtung der Seethiere, wie derer, auf die sie Jagd machten.

Ist es ein Wunder, daß man da auch dem Räthsel der Stammeszugehörigkeit jener ältesten Bewohner, der von den Griechen selbst so genannten Pelasger, neuerdings wieder um so lebhafter nachgesonnen hat?

Schon den Griechen waren zwei Auffassungen geläufig: Homer führt die Pelasger unter den asiatischen Hilfsvölkern des Priamus auf und betrachtet sie so gut wie die anderen als besonderes Volk. Später, bei Herodot zumal, erscheinen sie als ein einziges großes zwar nicht gerade stammfremdes, aber doch ganz anders geartetes Volk, aus dem im Laufe der Zeiten und unter dem Einflusse veränderter Wohnsitze, durch Wanderungen und Mischungen die späteren Hellenen geworden seien. Aehnlich standen sich bis vor Kurzem die Ansichten der Neueren gegenüber. Hat doch einer der weitestblickenden heutigen Erforscher des Alterthums den Pelasgernamen zu dem Begriffe eines Volkes verflüchtigt, das in der Ueberlieferung nur da sei in Beziehung zu einem anderen, durch das es vertrieben werde. Ein jüngerer Gelehrter aber wollte sie vor kaum 3 Jahren ebenso sicher als Semiten erweisen, verführt durch die mannigfachen Einflüsse, die zweifelsohne die Westsemiten, die Chetiter, von Syrien her auf die ältesten Ostgriechen geübt haben.

Soll man die Pelasger einer bestimmten Rasse und einem bestimmten Stamme zuweisen, so darf wegen der Entwickelung der späteren griechischen Cultur und Kunst aus ihren Anfängen heraus, die einmal nachweislich ziemlich stetig erfolgt ist, andererseits am Ziele einen gar bedeutenden Abstand von jenen Anfängen aufzeigt, kein Rasseunterschied und auch keine volle Wesensgleichheit zwischen den Hellenen und ihren durch Alter und Namen von ihnen geschiedenen Ahnen angenommen werden. Diesem Verhältnisse entspricht es am meisten, wenn man die Pelasger wegen der vielen Namen, die sich gleichmäßig in Illyrien und in den verschiedenen, besonders als pelasgisch bezeichneten Gegenden finden, dem illyrischen Stamme zuweist, der arisch war und nach Virchow „der erste, der am dalmatischen Gestade ankam". Doch sei es mit der Stammeszugehörigkeit der Pelasger wie es wolle, eines ist jedenfalls durch die letzte Behandlung der Pelasgerfrage in J. Töpffer's Attischer Genealogie vom vorigen Jahre ausgeschlossen: Die Pelasger können fürder nicht mehr als „ein Phantasiegebilde überwundener Historiker" hingestellt werden, sondern müssen als ein gesonderter Stamm eines großen Brudervolkes von eigenartiger Prägung gelten; und in ihre Zeit sind manche Einblicke erschlossen.

Wer kennt nicht jene wundersamen Gestalten der griechischen Sage und Bildkunst, die kriegerischen *Amazonen*, mit denen die Begründer griechischer Cultur, voran Herakles und Theseus, zu kämpfen haben, die in alle großen Unternehmungen der griechischen Sage, in die Argonautenfahrt wie in den Troerkrieg hineinspielen? Töpffer hat die früher nur leise gewagte Vermuthung, daß uralte Weiberherrschaften an den Gestaden des Aegeischen Meeres der griechischen Phantasie den Anlaß zur Bildung dieser Gestaltung gegeben hätten, zur Wahrscheinlichkeit erhoben, indem er die Gebiete bezeichnet, in denen Sitten, Cultlegenden und Heldensagen noch in geschichtlicher Zeit an jene Weiberherrschaft erinnerten.

Die rührende Geschichte von Itys, den seine als Nachtigall ihn nun ewig rufende Mutter tödtete, die erschütternde Erzählung von Pentheus, den die seine zerreißt, von Orpheus, den die Maenaden zerfleischen, aus dem dionysischen Sagenkreise Allen bekannt, sind nur Nachklänge der ursprünglichen Landessagen aus Thessalien wie Orchomenos: dort in Halos wird des Herrschergeschlechtes ältester Sohn unbarmherzig geopfert, sobald man ihn beim Betreten des Stadthauses ergreift; hier gelüstet es die Minyastöchter, die bezeichnenderweise Amazonennamen tragen, nach Menschenfleisch, und sie zerfleischen nach der Weisung des Looses der „Weißrossigen" Sohn Hippasos. Auch diese Sagen sind wieder nur eine Erinnerung an die Vorzeit, wo ein herrschendes Weibervolk alles Männliche knechtete oder ganz hinschlachtete; und nicht ohne Grund hießen bei den Nachkommen jenes orchomenischen Geschlechtes die Frauen „die Strahlenden" und die Männer, weil sie geknechtet waren und „gedrückt von Harm und Trauer", die „Rußigen" oder „Trauernden".

Aehnliche Zustände wie in Thessalien herrschten einmal auf der Insel Lemnos. Daher läßt schon Homer den Helden von Jolkos, den Argofahrer Jason, auf Lemnos bei der natürlich selbstherrlichen Königin Hypsipyle Liebe fordern und finden; und in der späteren Sage, nach der auch die anderen Argonauten auf Lemnos mit einem ritterlichen Weibervolke kämpfen und dann der Liebe pflegen, ist es ausführlich geschildert, wie die Lemnierinnen einst Väter und Gatten gemordet, um sich ihr Weiberregiment zu sichern.

Von Lemnos wieder ist es nicht weit hinüber nach dem äolischen Küstenlande Kleinasiens, wo das von Amazonen unterstützte Troja und zahlreiche von Amazonen gegründete Städte liegen. Auch im späteren Jonierlande war einst ein ähnliches Volk daheim: Smyrna gründete eine Amazone und den Dienst der Ephesischen Artemis schufen und verbreiteten die „männermordenden" Amazonen des Kaysterthales. Nicht minder erinnern bei den Bewohnern der südwestlichen Ecke Kleinasiens wie der dortigen Inseln spätere Gebräuche an eine gleiche Urzeit. Wie in Böotien und Thessalien des Minyas Ruhm auf seiner Abstammung von einer *Aiolostochter* und der berühmtesten Argonauten Adel auf ihren minyeischen *Müttern* beruht, so wurde auf der Insel Kos noch in einer durch eine Inschrift zu uns redenden Zeit die Abstammung nur von der Mutter Seite berücksichtigt und Priesterthümer nur durch die Töchter weitergeerbt. So hat auch noch Herodot von den Lykiern gehört, wie sie sich nur nach ihren Müttern nannten; und ebenso ruhte „infolge uralter Weiberherrschaft" bei ihnen ganz wie auf Kos das Erbrecht auf der weiblichen Linie. Bellerophon ist ja ihr Landesheld, und der kämpft schon bei Homer gegen eine Amazonenherrschaft in Lykien.

Ja selbst bis nach Italien sind Wanderzüge in jener Zeit gekommen, als am Aegeischen Meere die Weiberherrschaft blühte. Zu Aristoteles' Zeit noch besaßen seit jenen Zeiten die an der Südspitze Italiens angesiedelten epizephyrischen Lokrer einen Weiberadel von hundert Geschlechtern. Und in Etrurien trug auf den Grabschriften der Verstorbene überwiegend zugleich den Geschlechtsnamen der Mutter, wie denn dort alte Geschlechter beim Hineinheirathen in eine andere Familie fortan den Namen des mütterlichen Geschlechtes mitzuführen pflegten. Das ist gewiß eine schöne, noch dazu inschriftliche Bestätigung der so oft angezweifelten Angabe Herodot's, daß der Lyder Tyrrhenos — d. h. aber nichts anderes als der von der lydischen Stadt Tyrrha mit diesem eponymen Namen belegte Führer einer pelasgischen Wanderschaar — das unter dem Namen der Tusker oder Etrusker in Italien zu so hoher Blüthe gelangte Volk dorthin geführt habe.

Eine *pelasgische* Wanderschaar? Gewiß; und dies gerade ist es, was uns in der Erkenntniß weiter bringt. Von allen Orten, in deren Sagen oder Sitten die Erinnerung an alte Weiberherrschaft anklingt, meldet auch die Geschichtsüberlieferung oder erweisen Namensgleichheiten, daß sie einst Ursitze der Pelasger waren oder doch der Leleger, die in den griechischen Berichten sich oft mit ihnen decken oder doch sehr nahe berühren. Pelasger erscheinen in Thessalien, dessen sagenberühmtester Sohn Achill zum pelasgischen Zeus fleht, wie in Böotien, auf Lemnos wie im kleinasiatischen Aeolien; und es ist klar, daß sie Homer noch innerhalb bestimmter Grenzen angesiedelt wußte, wenn er sie neben Karern und Thrakern, Lelegern und Lykiern, Mysern, Phrygern und Lydern im troischen Bundesheere aufzählt. Im Bereiche aller dieser Völker aber haben nach den obigen Nachweisungen in vorgeschichtlicher Zeit ähnliche matriarchalische Zustände geherrscht und ebenso sind ihre Sprachen verwandt gewesen. Am nächsten standen sich sprachlich Lykier und Karer, dann Karer und Phryger; und eine noch nicht gar lange gefundene Inschrift hat uns verrathen, daß den phrygischen Schriftzeichen die der vorgriechischen Lemnier fast ganz und gar glichen. Sprachlich berühren sich die Phryger aber dann wieder mit den Thrakern, mit denselben Thrakern also, von denen in die alten europäischen Pelasgergebiete, Thessalien und Böotien, in uralter Zeit der Dienst jenes Würgegottes kam, der, wie schon angedeutet, später mit Dionysos zusammenfloß, aber ursprünglich ein Gott der „herrschenden Weiber" war, die ihm Männer opferten, wie denn auch seine Dienerinnen, die thrakischen Mänaden, auf den ältesten Vasendarstellungen — Amazonen gleichen.

Doch genug. Das Gesagte zeigt, wie schon in den ältesten Zeiten, an die das griechische Volk nur die abgeblaßtesten Erinnerungen bewahrte, fast rings um das Aegeische Meer verwandte Völkerschaften saßen, die sich, auch sprachlich einander nicht völlig fremd, am meisten in der herrschenden Stellung des Weibes berührten. Aber weit, weit liegt diese Periode zurück, noch viele Jahrhunderte zurück hinter den Bewohnern der Burg von Mykenä, deren Cultur uns Schliemann enthüllt hat. Das lehrt die berühmte Inschrift Rhamses' III. im Tempel aon Medinet-Habu aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. Denn die Völker, die, wie die Inschrift sagt, damals „von ihren Inseln im großen Meere" kamen, um Aegypten heimzusuchen, aber von Rhamses geschlagen wurden, Kleinasiaten, Festlands- und Inselgriechen, waren kein Weiber-, sondern ein tapferes Männervolk, das, soweit es zu Lande kam, „Weiber und Kinder auf schwerfälligen Ochsenkarren mitbrachte"; und die Danauna, wie eine der aufgezählten Völkerschaften genannt wird, sind gewiß nichts anderes als die homerischen Danaer.

Soviel also dürfte sicher sein: Zwischen der Cultur des homerischen Zeitalters, die erst ein Ergebniß der Wanderungen ist, und jenen uralten — sagen wir allgemein — pelasgischen Zuständen steht, zeitlich nicht minder ausgedehnt, die mykenische Cultur, die nach einigen der Funde Schliemann's im 13. Jahrhundert in ihrer höchsten Blüthe gestanden haben muß, also daß wir, um in jene ältesten pelasgischen Zeiten zu kommen, vielleicht bis 2000 v. Chr. zurückgehen müssen.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Von dem Werke **Hermann Jahnke's** über den **Fürsten Bismarck** (Berlin, Paul Kittel — aollständig in etwa 14 Lieferungen zu je 50 ₰) liegen uns die Lieferungen 2 bis 6 vor. Diese Lieferungen bestätigen die Erwartung, die wir beim Erscheinen der 1. Lieferung aussprachen, daß das Buch ein gutes Volksbuch werden und der Bedeutung des Stoffes in jeder Hinsicht entsprechen werde. Die Behandlung und Gestaltung des Stoffes lassen es besonders für die reifere Jugend geeignet erscheinen. Hin und wieder verfällt allerdings die Darstellung ins Phrasenhafte. „Dornröschen Germania", „die Schlingpflanzen die Volksknechtung" sind etwas abgebraucht, „Deutschlands neuer Siegfried", der in der „Zauberschmiede Frankfurts" seine Waffen fertigen lernt, ist ein seltsames Bild. Der Ton, in dem die Jahre nach 1848 behandelt werden, erinnert manchmal an den Jargon der damaligen Fortschrittspartei. Doch werden diese kleinen Mängel durch die Vorzüge, die Lebendigkeit und Begeisterung der Darstellung reichlich aufgewogen. Die Bilder sind zwar schon bekannt, werden aber, besonders der Jugend, eine willkommene Zugabe sein.

— **H. Vagt, Oberstlieutenant, Das Buch vom deutschen Heere.** Zweite Auflage, bearbeitet aon Hauptmann **v. Zobeltitz**, illustrirt von **R. Knötel**. Velhagen & Klasing, Bielefeld. Vollständig in 3 Abtheilungen à 2,50 ℳ. — Wie zu erwarten stand, ist dem Buch vom deutschen Heere sehr bald eine neue Auflage gefolgt. Wir begrüßen dieselbe mit Freuden, nicht nur als Beweis, daß das Buch seinen Zweck, ein Volksbuch im besten Sinne zu sein, erfüllt hat, sondern auch wegen der glücklichen Fortführung des Werks durch den neuen Hrn. Bearbeiter. Wir sehen mit Interesse den weiteren Abtheilungen des Buchs entgegen, die bis zum Herbst erscheinen sollen, und möchten schon heute die Aufmerksamkeit auf das Buch als werthvolles Geschenk- und Bibliothekswerk hinlenken.

—g. **Geschichte der deutschen Malerei von Hubert Janitschek.** Berlin, G. Grote. — In der 31. und 32. Lieferung wird zunächst der Entwickelungsgang von Hans Holbein d. J. eingehend beschrieben und eine Beurtheilung der Werke des großen Künstlers gegeben, welche fast stets auf eigener Prüfung der Originale beruht. Janitschek bezeichnet Holbein als den größten Geschichtsmaler, welchen Deutschland je besessen. Von einem Standpunkte aus, welcher die Geschichtsmalerei auf einen stilvollen Realismus beschränkt, mag dies zutreffend sein; man darf aber nicht vergessen, daß selbst Holbein es nie zu wahrhaft historischer Größe im heutigen Sinne des Wortes bringt, weil ihm die Erfassung der großen Momente der Weltgeschichte noch fern lag. Im Anschluß an Holbein werden die Schweizer Maler Urs Graf, Hans Fries, Manuel Deutsch u. A. behandelt. Letzterer entwickelt auf einem Tempera-Bilde noch folgende Naivetät: Auf seinem „Urtheil des Paris" ist der Held ein flotter Landsknecht, Venus eine über ihren Erfolg vergnügte Dirne, Juno scheint noch Hoffnung zu hegen, Minerva macht ein ärgerliches Gesicht. Auf einem Bathseba-Bilde desselben Malers erscheint der König David in reichster Stutzergewandung, eine Lucrezia kleidet sich in die Modetracht der Zeit. Von hier aus findet man leicht den Uebergang zu Lukas Cranach d. Ae., welcher schon im kräftigsten Mannesalter hinter sich selbst zurückblieb und zum Fabrikanten herabsank. Sein erstes Werk ist auch sein frischestes: „Die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten". Sein relativ bestes Madonnenbild befindet sich in der Stadtkirche zu Innsbruck, während der Dom zu Meißen den gelungensten „Schmerzensmann" besitzt. Cranach vermochte weder den Gedankenkreis der Reformatoren auf künstlerische Höhe zu heben, noch auch den Stoffen der antiken Mythologie und der Volkssage eine andere Stellung als ungefähr Hans Sachs zu geben. Die Composition der Sterbescene im Leipziger Museum hat er nach der Ars moriondi gemacht, das Motiv der „Ehebrecherin vor Christus" hat er verhältnißmäßig noch am desten behandelt, in rein lehrhafter Weise entwickelt er malerisch den Gegensatz von Gesetz und Evangelium, am ausführlichsten in der Stadtkirche zu Schneeberg. Die Hauptgedanken hat wahrscheinlich Luther selbst gegeben, die Ausführung blieb wohl den Gehilfen überlassen. Der Luther auf dem Altarbild der Stadtkirche zu Weimar ist, obwohl aus der Erinnerung gemalt, das beste Bildniß, welches Cranach von Luther hinterlassen hat. Was die Leistungen dieses Malers auf dem Gebiete der Antike anlangt, so sind dieselben kaum noch zu qualificiren. Er verhunzt nach einem selbst zurecht gemachten Canon den weiblichen Körper auf eine widerliche Weise, den Apollo versieht er mit kurzem Backen- und Schnurrbart, die Venus bekleidet er mit einem rothen Hütchen und einem leichten Gazeschleier, das verlegene Lächeln seiner Judithgestalten paßt für den ersten Besuch eines Balles u. s. w. Die Maler am Niederrhein endlich empfangen eine sehr eingehende Würdigung und das Ganze schließt mit einer trefflichen Charakteristik der beschriebenen Periode der Malerei. Darin finden sich folgende Stellen: „Dürer empfand und erkannte es von den deutschen Künstlern zuerst, daß nicht das peinliche Abschreiben einer zufälligen Erscheinung, sondern deren auf Grund der Erkenntniß der organischen Gesetze geschehene Wiedergabe die Kunst der Natur am nächsten bringt." „Dürer vollzog die Befreiung der Kunst auf nationalem Boden; auch Holbein machte die gleiche Entwickelung noch selbständig durch, der Umgang aber mit der Kunst Italiens gab ihm nur die Anregung, nach deren Gesetzen zu schaffen, aber nicht deren Ideal nachzuahmen."

— **Taschenflora des Alpen-Wanderers.** Colorirte Abbildungen von 115 verbreiteten Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von **Ludwig Schröter**, naturwissenschaftlichem Zeichner. Mit kurzen botanischen Notizen in deutscher, französischer und englischer Sprache von Dr. **C. Schröter**, Professor der Botanik am eidg. Polytechnikum. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. Zürich, Verlag von Meyer u. Zeller. Preis 6 Franken. — Schon das Erscheinen einer zweiten Auflage innerhalb Jahresfrist beweist die Brauchbarkeit und Beliebtheit dieser Alpen-Flora. Die Einrichtung derselben ist äußerst praktisch, da der die Abbildungen begleitende Text auf der der Abbildungstafel gegenüberliegenden Seite steht. Am meisten kommt dieser Vortheil dem deutschen Wanderer zu Gute, weil der erwähnte Text deutsch abgefaßt ist. Bei den Pflanzennamen ist jedoch außer dem lateinischen und deutschen auch noch der französische und englische angegeben. Die wesentlichste Ergänzung gegen die erste Auflage besteht darin, daß die Seite vor der genannten Textseite nicht wie früher unbedruckt geblieben ist, sondern noch eine in französischer und englischer Sprache abgefaßte Erläuterung der nächstfolgenden Abbildungstafel bringt. Dadurch hat das Taschenbuch unbedingt an Werth für die wandernden Franzosen und Engländer gewonnen. Die sonst noch im Texte vorgenommenen Ergänzungen und die Anwendung der für Maßbezeichnungen in Deutschland gebräuchlichen Abkürzungen, sind dankbarst zu begrüßen. **Neumeister.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 89. Sonnabend, den 26. Juli. 1890.

Die Volksbildung in Deutschland vor der Errichtung von Stadtschulen.

Von Dr. F. Tetzner.

Im Verlaufe des frühen Mittelalters spaltete sich der Klerus in Mönche und Gelehrte. Mönchthum und Gelehrtenthum schloß sich nie aus, gehörte aber auch nie unbedingt zusammen. Die Benedictinerregel läßt hier freien Spielraum. Schon früh, zum Theil überkommen aus dem römischen Heidenthum, finden wir Anfänge einer Wissenschaft, die von der Religion und der Kirche unabhängig ist. Schon im 11. Jahrhunderte und früher gab es Gelehrte, die dem Klerus nicht angehörten. Die Laien theilten sich, bedingt durch die freiere Lebensstellung des Adels, allmälig schroff in Ritterliche und in das gewöhnliche Volk. Aus diesem trat zu Ende des 13. Jahrhunderts der Bürgerstand, insonderheit die begüterten Kaufleute, dem Ritter fast ebenbürtig zur Seite. Die alte Theilung in Edle, Freie, Freigelassene und Sklaven hatte diese Wandlung genommen. Die Culturgeschichte hat uns ein treues Bild gegeben von der Bildung und Erziehung des Mönchs und des Gelehrten und auch des Ritters; sie hat auch den begüterten Kaufmann nach Gründung der Stadtschulen bedacht. Der Bildung des gewöhnlichen Volkes hat man nicht die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet. Und wenn auch die Quellen hierzu mangelhaft sind, so lohnt es sich doch, einmal der Frage näher zu treten: Welche Bildung empfingen die Kinder des Bürgers und des Bauern vor der Gründung der Stadtschulen? — Wenn auch das Volk nur bis auf einen geringen Bruchtheil die neugegründeten Schulen des 13. und 14. Jahrhunderts besuchte, so beginnt doch nach dem Zwischenreich mit Rudolf von Habsburg in Sachen der Bildung die Zeit der Mündigkeit des Volks. — Wir behandeln die Jahrhunderte vor jener Zeit. Den Laien waren in der von uns umgrenzten Zeit verschiedene Schulen geöffnet.

Zunächst die äußere Schule der Dome und der Klöster. Ob schon Benedictus von Nursia, als er 529 das Kloster auf dem Monte Cassino gründete, neben der Mönchsschule auch eine fürs Volk errichtete, ist nicht zu beantworten. Der gelehrte Benedictiner Günthner möchte dies mit Mabillon annehmen (Geschichte d. literar. Anstalten in Bayern I, 21). Unter Karl dem Großen stand der Besuch der Klosterschule frei und war nicht an ein weiteres Verbleiben im Kloster geknüpft. In den Prüfungsvorschriften heißt es (M. G. LL. CC. I, 235. c. 12): „Daß ein Jeder seinen Sohn zur Erlernung der Wissenschaft schicke und zwar solange bis er wohl unterrichtet ist.“ Unter Ludwig dem Frommen wurden viele der karolingischen Wünsche bezüglich der Schulbildung erfüllt. Wir begegnen jetzt auch zum ersten Male dem Namen der schola exterior. Die Sache wird 822 auf dem Reichstage zu Attigny angedeutet. Der Abt Gozbert von St. Gallen (816—837) ließ einen Bauriß des Klosters entwerfen, und darauf findet sich auch der Plan der äußeren Schule. Zu Reichenau verwaltet 823 Tatto die innere, Wettin die äußere Schule. — Die Nachrichten über die schola exterior sind freilich spärlich. Und es wäre eine arge Täuschung, wenn man glauben wollte, die breiten Schichten des Volkes hätten hier gemäß jenem Wunsche Karl's Lesen, Schreiben und Latein oder gar die freien Künste gelernt. — Hier suchten vielmehr die Leutpriester (plebani, rusticani) ihre Ausbildung. Wer später dem Weltklerus angehören wollte, war nicht an die strengen klösterlichen Vorschriften gebunden. Das Maß der geforderten Kenntnisse war gering und bestand zu manchen Zeiten gar nicht. An der äußeren Schule pflegte man nun eine mehr oder weniger freie Wissenschaft und huldigte wohl auch den Bestrebungen der schöngeistigen Literatur, der classischen sowohl, als der vaterländischen. Ulrich von Zazikhoven, der Verfasser des Lanzelot, war ein Pleban. Die Carmina Burana reichen in ihren Anfängen auf Schüler der schola exterior zurück. Man sieht, dem Volke war durch diese Schulen nicht geholfen.

Eine andere Art waren die Dictatorenschulen und ihre Entsprechung an den kaiserlichen Kanzleien. Dictatorenschulen hatten die Aufgabe, geschickt für die Kanzlei zu machen. Es ward daselbst Anleitung zur Erlernung des Briefstils gegeben, zur Abfassung von Urkunden, zur Anfertigung metrischer und prosaischer Arbeiten — natürlich in lateinischer Sprache. Die drei Fächer des Trivium, Grammatik, Dialektik und Rhetorik spielten eine Hauptrolle; die des Quadrivium wurden mehr oder weniger vernachlässigt. Als Lehrbücher brauchte man die sogenannten Formelbücher, das waren Sammlungen von wirklichen und selbstgemachten Urkunden und Briefen, denen zuweilen theoretische Anweisung voranging. Solche Schulen bestanden immer in Italien, und schon früh finden wir diesbezügliche Brief- und Formelsammlungen nach dem Vorbilde des Cicero, des jüngern Plinius und besonders des Cassiodor. Eine solche schola privata war auch im 4. Jahrhundert zu Trier, der Residenz der gallischen Kaiser, woselbst Hieronymus eine Zeit lang studirte. In einer Verordnung der Kaiser Valens und Gratianus 376 heißt es: Wir haben geglaubt, der hochberühmten Stadt der Treverer etwas reichlicher gewähren zu müssen: dem Rhetor sollen dreißig, dem lateinischen Grammatiker zwanzig und dem griechischen, wenn er würdig erfunden wird, zwölf Annonen (Lebensmittelpreis) gewährt werden. Eine Trierer Grabschrift hat uns den Namen eines solchen Grammatikers aufbewahrt: Aemilius Epictetus sive Hedonius. Andere waren daselbst: Harmonius und Ursulus. Doch diese Schule gehörte noch der Römerzeit an, und ähnliche bestanden in Gallien und besonders in der Lombardei seit jenen Tagen bis ins späte Mittelalter. Ihr praktisches Ziel war die Schutzmauer vor allen Stürmen der Völkerwanderung. Nach Deutschland freilich haben sich dieselben anfangs nicht verpflanzt. Auch L. Rockinger (Ueber Formelbücher S. 37) wagt nicht mehr zu behaupten, als daß durch Karl d. Gr. und Theodulf, den Vollzieher der kaiserlichen Pläne, vielleicht die Einrichtung der schola privata im Frankenreiche heimisch wurde, wie sie in der Lombardei bestand. Am Hofe Karl's vertrat die Hofschule (schola palatii, schola palatina, schola aulica) in beschränkter Weise die Dictatorenschule. Die Hofschule hatte keinen anderen Zweck, als dereinst wieder in den Hofdienst einzuführen. Es läßt sich annehmen, daß unter Leitung des Angelsachsen Alkuin alle freien Künste daselbst Pflege fanden, denn er hatte die vorzügliche Yorker Schule vor Augen. Aber die schriftlichen Arbeiten standen im Mittelpunkte. — Jene bekannte Schulvisitation Karl's galt der Hofschule unter Clemens. Was ließ sich Karl zeigen? Epistolas et carmina, Briefe und metrische Arbeiten. Einer der ärmeren Schüler ist ein vorzüglicher „Dictator[1]) und Scriptor“,

[1]) Man darf nicht an die gewöhnliche Bedeutung denken. Ursprünglich heißt dictare vorsagen, dictiren. Allmälig verbindet sich mit dem Worte der Begriff: überhaupt Arbeiten in ungebundener oder gebundener Rede anfertigen. cf. Dichter, dictamen.

Ihn nimmt Karl alsbald in seine Capelle und Kanzlei. Dies war der spätere Bischof von Straßburg, der Sachse Bernald. Eine solche Hofschule bestand schon zur Zeit der Merovinger, und auch für Pipin hat man sie nachgewiesen. Damals verfolgte sie aber gewiß ausschließlich den Zweck, fähig für Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte zu machen. Aus ihnen gingen die referendarii hervor, deren hauptsächlichste Aufgabe die war, Urkunden abzufassen. Dies thaten ja die pueri palatini von Karl's Schule auch, aber sie mußten alle freien Künste, selbst Astronomie pflegen. Zur Zeit Ludwig des Frommen, dann namentlich unter Karl dem Kahlen bestand die Hofschule noch, unter Ludwig dem Deutschen scheint sie verfallen zu sein. Man hört nichts mehr davon, nur unter Otto I. ist möglicherweise eine kurze Nachblüthe erfolgt (Vita Brunanis c. 5—7). Ihre Wirksamkeit erstreckte sich auf die kaiserliche Umgebung und nicht viel weiter. Die Dictatorenschulen und die Hofschule lebten nun verändert in jenen Anstalten der kaiserlichen Kanzleien fort. Formelsammlungen hatte man auch unter den Merovingern und Karalingern. „Otto I. setzte 938 fest, daß immer am Hofe des Kaisers ein juristischer Lehrstuhl sei (studium juris civilis) und daß junge Adlige verzeichnet würden, die sich der Rechtskunde widmen sollten.“ (Günthner I, 331.) Am bedeutendsten werden die kaiserlichen Kanzleien zur Zeit der Kämpfe zwischen Papst und Kaiser. Alberich von Montecasino (um 1079), Udalrich von Bamberg (1125), Wernher, Scholasticus von Tegernsee, gaben Formelbücher heraus. Man befleißigte sich der größten stilistischen Feinheit und rühmte es den Zeiten Heinrich's V. nach, „daß die kaiserlichen Beamten genau die Form kannten, wie man an den Papst schreibe und nicht von der rechten Form abweiche“. Unter den Staufen finden wir dasselbe; aber jetzt sind es wieder meist Geistliche, die in der Kanzlei sind. Für die Volksbildung kommen die Kanzleien kaum in Betracht. — Anders steht es mit den Pfarrschulen. Auf der Synode zu Vaison 529 ward festgesetzt, daß alle Priester junge Leute als Lectoren zu sich ins Haus aufnehmen und ihnen Unterricht gewähren sollten im Psalmengesang, in den kirchlichen Lesungen und in der heiligen Schrift — wie dies in ganz Italien Sitte sei. Karl erneuerte und erweiterte diese Anordnung. (M. G. LL. CC. 283. a. 809.) Aber noch mehr; wie früher die Geistlichen Kinder zum Unterrichte überhaupt bei sich haben sollten, sa befahl auch Karl durch Theadulf, daß die Pfarrer in den Dörfern und auf Höfen Schule halten sallten. Kein Kind darf von der Lehre der Wissenschaft zurückgewiesen, kein Schulgeld darf verlangt werden. Ja, ein Mainzer Beschluß von 813 sagt, „daß Alle ihre Kinder zur Schule schicken müßten, sei es ins Kloster, sei es zum Priester. Daselbst sollen sie den Glauben (den Athanasianischen) und das Vaterunser sa lernen, daß sie zu Hause die andern diese Katechismusstücke zu lehren vermöchten. Wer es anders nicht kann, lerne es in der Muttersprache.“ Das war eine Anregung, die vereinzelt wahl im Auge behalten, aber nirgend nachweisbar durchgeführt ward. Für das eine höchstens könnte Cruel's Vermuthung zutreffen, daß Einrichtungen für den Kirchengesang und Kirchendienst an größeren Kirchen bestanden, an denen einzelne Gehilfen und Schüler die nöthige Unterweisung erhielten; ab unter einem besonderen Magister, bleibe dahingestellt. — Die geringe Bedeutung für Erziehung und Bildung der Kinder aus dem Volke leuchtet ein.

Also weder die äußeren Schulen der Klöster und Dome, noch die Hofschule, noch jene der Dictatoren und die Kanzlei, selbst nicht die Pfarrschulen haben nachweisbar einigermaßen Einfluß auf die Volksbildung geübt. Es lag eben die Bildung und Erziehung einzig und allein in den Händen der Familie, des Bürgers und des Bauern selbst. Und diese war keine andere, als sie noch vor 100 Jahren auf den Dörfern war und in manchen Stücken noch ist. Vater und Mutter, Geschwister und Verwandte bemühten sich mehr oder weniger, durch Belehrung, Ermahnung und Beispiel das Kind für das künftige Leben tauglich zu machen und es die christlichen Hauptstücke zu lehren. Nur sehr selten mag es vorgekommen sein, daß Reiche besandere Pädagogen hielten, wie die Adeligen. Nun waren freilich in der ersten Hälfte des Mittelalters die Bildungsmittel in weit geringerer Anzahl vorhanden als im 18. Jahrhundert. Und man muß immer erst wissen, welche Bildung die Eltern selbst hatten. Aber der Bauer und Bürger tritt in jener Zeit so sehr zurück, daß es kein Schriftsteller für nöthig fand, ihm Beachtung zu schenken. Nur aus vereinzelten Andeutungen läßt sich ein Bild in seinen Grundzügen entwerfen. Seine Bildung empfing das Volk von zwei Männern, von dem Fahrenden und vom Priester.

Zu den Fahrenden rechneten sich Mimen, Spielleute, wandernde Kleriker und Studenten und wer eben sonst noch „die Straßen baute“. Gesellschaftlich waren sie einander ungleich, unähnlich war ihre Wirksamkeit, ihr Zweck war der gleiche. Sie zogen daher wie Wandervögel der Luft, zu singen und sagen Mär und Gedicht, Wahrheit und Geschichte. Von fremden Ländern und glänzenden Höfen, die sie selbst gesehen hatten oder gesehen haben wollten, erklang ihr Lied. Was gab es da nicht Alles zu berichten von den „72 Völkern“ („Weitfahrt“, „Traugemundslied“) und den „vielen Ländern“ (Walther). Was gab es nicht von den Gaben der Ritter und Könige zu singen, die Niemand so freudig bewirtheten als sie. Und dies war oftmals wahr. Wenn der Fahrende im Dienste einer Partei Stimmung für die Sache derselben machte und alle politischen Neuigkeiten politisch gefärbt aber im angenehmen Gewande von Ort zu Ort trug, that er bessere Arbeit für seinen Gönner als bestochene Edelleute. Die Fahrenden sorgten für Unterhaltung und Erheiterung, für Lust und Scherz, Sang und Tanz. Sie zeigten Bilder und wilde Thiere, führten Kunststücke und Seltenheiten vor. Auch brachten sie Amulette und heilkräftige Salben. Denn sie rotteten die Neigung des Volkes zum Aberglauben und Seltsamen nicht aus, pflegten sie vielmehr und aerfielen wohl auch — aber nicht etwa immer — in die Rolle des Prellers und Schwindlers. — An der Aufklärung hatte der Fahrende nur geringen Antheil.

Weit bedeutender war der Einfluß der Priester. Diese boten dem Volke die einzige ernste Belehrung und gaben Lebensermahnungen zu einem gattwohlgefälligen Leben nach Christi Vorbild. Ihren Nutzen zog man schon damals in Zweifel. Karl der Große wirft ihnen Mißbrauch des Amtes vor. Andere tadeln ihre stete Almosenforderung und Anpreisung der Werkgerechtigkeit. Wort und Leben stimmte aft nicht überein. Gegen Ketzer waren manche mehr als unduldsam. Und die Volksbelehrung, das plebes docere (Karl's Capitul. 769) vernachlässigten sie ganz, wie Karl sagt. Aber doch wandte er sich wieder an sie, um das Volk auf eine höhere Stufe der Gesittung zu bringen. Und ihre vortheilhafte Einwirkung wird Niemand leugnen. — Freilich darf man nicht glauben, daß es damals eine allsonntägliche Predigt gab, wie sie seit den Zeiten der Reformation und des Tridentiner Concils in Gebrauch ist. Auch muß die Auffassung zurückgewiesen werden, daß die Leutpriester stets eine besonders hohe Bildung besessen hätten. Das Maß der Kenntnisse war nirgend festgesetzt, wie nirgend die Anzahl der Predigten. Es mußte aber doch der Bauer und Bürger für die geringste Aufklärung dankbar sein. Und diese Belehrung ging wieder auf die Kinder und auf die Familie über. Oftmals sprechen die Prediger sogar über die Kindererziehung. Dies wollen wir besonders berücksichtigen. Die irrige Meinung, als ab je eine Predigt vor dem Volke in lateinischer Sprache gehalten worden sei, ist nach und nach aufgegeben worden. Das Gesetz der Anbequemung, welches Gregor der Große eingeschärft und Daniel von Winchester dem Winfrid empfohlen hatte, bezog sich doch an erster Stelle auf die Anwendung der heimischen Sprache beim Predigen. Vom heiligen Gallus und vom heiligen Liudger berichten auch die Lebensbeschreiber, sie hätten besonders gute Erfolge erzielt bei den Alemannen und Friesen, weil sie der Landessprache mächtig waren, während beispielsweise Columba und Berthold bei den Ungarn sich der Dolmetscher bedienen müssen. Die Taufgelöbnisse waren von allem Anfang an deutsch und 847 verlangt das Concil zu Mainz von allen Priestern so zu predigen, „wie es das Volk versteht“. Das ist dasselbe, was 818 mit den Worten verlangt wird „in der Bauernsprache predigen“. Die uns erhaltenen lateinischen Predigten sind zum Theil alte Musterpredigten oder lateinische Entwürfe und Niederschriften deutscher Predigten oder es sind sermones ad Clerum. Vor dem Klerus wurde natürlich meist lateinisch gepredigt. Seit Augustin und Bonifacius ward dem Volke wiederholt bedeutet, die Kinder das Vaterunser und den Glauben zu lehren, bis Karl der Große diese Aufgabe den Priestern zuwies. Die Missionspredigten des Bonifacius und Anderer, das Homiliar seines Schülers Burghart von Würzburg und die etwas jüngeren deutschen Predigtbruchstücke sind nichts weiter als mehr oder weniger wörtliche Wiedergaben der Sermone Augustin's, Gregor's, Beda's ꝛc. Sa wenig in jenem Homiliar von Burghart selbst ist, sa tritt uns doch ganz deutlich jene Zeit des Würzburger Bischofs vor Augen, in der die heidnischen Ueberreste bekämpft und das junge Christenthum befestigt werden soll. In der einen

Homilie werden die heidnischen Neujahrssitten verdammt. Da zog man mit Tanz und Gesang umher, hüllte sich in Weiberkleider, Thierfelle und umgab sich mit Mummenschanz. In einer anderen verwirft er den Gebrauch der Amulette und Zaubereien bei Krankheiten, wiederum verwarnt er aor dem Gebrauch von Beschwörungen und Hexenkräutern kinderlose Gatten, vor dem Abtreiben der Frucht und dem Tödten der Säuglinge. Er untersagt den Gottesdienst bei Bäumen und Quellen und verbietet namentlich das thärichte Gebaren bei Mond- und Sonnenfinsternissen. Mit Stangen bewaffnet zog man unter Lärmen und Schreien hinaus aufs Feld, um dem bedrängten Gestirn Hilfe zu leisten. Man glaubte, ein Gestirn wollte das andere verschlingen (Thietm. Chr. IV, 10) und dann wäre großes Unglück im Gefolge. Ein andermal wendet sich Burghart an die erwachsenen Heiden, welche die bevorstehende Osterzeit getauft werden sollen. Haß, Neid, Hoffart, Lüge, Unmäßigkeit mögen sie fliehen. Die Taufzeugen aber sollen ihre Pathen durch Lehre und Leben auf gutem Wege erhalten, da sie Bürge bei Gott für diese geworden seien (nach Augastin's Predigt: De tampore). Den christlichen Bund sollen Eltern und Kinder bis ans Ende halten. Die Teufzeugen werden aufgefordert, für die christliche Erziehung der Pathen Sorge zu tragen. Sie sollen dieselben ermahnen, daß schäadliche Gesänge nie von ihren Lippen ertönen. Nicht Amulette, noch teufliische Zeichen dürften sie tragen oder andere damit versehen. Die Zauberpriester sind zu fliehen wie Knechte des Teufels. Aber die Taufzeugen sollen darauf Acht haben, daß ihre Pathen den christlichea Glauben lernen und bethätigen, daß sie fleißig zur Kirche gehen und mit schweigend andächtiger Aufmerksamkeit die göttliche Lehre hinnehmen. Ehre gebühre den Priesteen, den Eltern aber Liebe in wahrer Frömmigkeit. — Wir sehen ab von Karl's Bemühungen um den Volksunterricht. Sa großartig des Kaisers Plan war, dem ganzen Volke die Wissenschaft zu eröffnen und Alle zu veranlassen, die Kinder regelmäßig zur Schule zu schicken, bis sie den nöthigsten geistigen Unterricht empfangen hätten: so gering waren die späteren Erfolge, so vereinzelt steht dies Streben da. Und der Caplan Wipo ermahnt seinen Kaiser Heinrich III. 250 Jahre später genau auf dieselbe Sache hin: Er möchte wenigstens für die Edlen allgemeinen Schulbesuch verordnen. So sei es stets in Italien gewesen. Nur in Deutschland werde verlacht, wer etwas weiß. Unter Karl wird auch das Gebot der allsonntäglichen Predigt erlassen (805). Und 810, 813, sowie 850 wird dasselbe wiederholt und Ehrerdietung gegen die Priester verlangt. Auch Konrad I. ermahnt in diesem Sinne. Allzuviel wird nicht erreicht worden sein, 822 macht man zu Assigny den Edlen den Vorwurf, sie enthielten sich leider des Kirchendesuchs. Aber die Anordnung Karl's, die Priester möchten dafür Sorge tragen, daß das Valk Glaude uad das Vaterunser kann und seine Kinder lehrt, ist von Bedeutung und Erfolg gewesen und hat zugleich das erste pädagogische Denkmal in deutscher Sprache hervorgerufen, die Predigt „Ermahnung ans christliche Volk“. Im Jahre 802 beschlossen die versammelten Priester: „Es soll jeder Pfarrer dem ihm übergebenen Volke das Vaterunser und den Glauben einpflanzen.“ Karl erhob diesen Beschluß zur Vorschrift. Und auf diese ist die Exhortatio ad plebem christianam zurückzuführen. Darin wendet sich der Priester an seine Gemeinde, die er „liebste Kinder“, „meine Kindlein“ anredet. Er fordert die Erwachsenen auf, das Vaterunser und den Glauben zu lernen, denn für einen Christen sei es unbedingt nöthig, die Richtschnur des Glaudens im Gedächtniß zu haben, zumal diese Gott durch die heiligen Apostel in solcher Kürze gegeben habe. Die Erwachsenen sollen daun ihre Taafkinder beide Stücke lehren; sie sind am jüngsten Tage für diese verantwortlich. Nun folgte Wort für Wort aon Seiten des Priesters das Vorsagen, Einprägen, Uebersetzen und Erklären des Glaudens und des Vaterunsers. In Freising, woselbst die Exhortatio entstand, fertigte man in derselben Zeit für diesen Gebrauch eine Erklärung des Vaterunsers. Zu St. Gallen und Weißenburg entstanden ähnliche Arbeiten. Der Priester unterläßt nicht, nach der Einübung die Aufforderung, zu lernen und zu lehren, nochmals an die Gemeinde ergehen zu lassen, und beruft sich darauf, daß dies dem kaiserlichea Befehle entspreche (unsares herrin capot). Für den Volksgebrauch entstanden zu Karl's und Ludwig's Zeit deutsche Tauf- und Beichtformeln, Uebersetzungen des Lobgesangs, einzelner Psalmen und Capitel der Evangelienharmoaie. Anderes ist für die Volksbelehrung nicht ohne Einfluß gewesen: Stücke aus Isidor, Augustin, Boethius, Gebete, glassirte Hymnen. Otfrid, der durch den „Krist“ die heidnischen Gesänge verdrängen und ersetzen wollte, handelt ganz im Sinne jener Anschauung, nicht minder der Dichter des Heliand, der Christum als germanischen Volkskönig in den Anschauungen jenes Volkes wurzeln läßt. Der Brauch, daß die Pathen für das Erlernen der genannten zwei Katechismenstücke Sorge trugen, dauerte während des ganzen Mittelalters. Berthold von Regensburg läßt es sich angelegen sein, ihn aufs Neue einzaprägen. Sein Zeitgenosse Albertus Magnus († 1280) hielt eine solche Ermahnung für überflüssig und nicht zeitgemäß, denn das besorgten ja jetzt alle Eltern selber. Das Homiliarium, welches Paul Diaconus auf Geheiß Karl's anlegte, kammt für uns nicht in Betracht; die gesammelten Predigten gelten dem Klerus, nicht dem Volke. Anders steht es mit den Predigten Rhaban's (776—858). Die Heilsgeschichte, die das Thema aller mittelalterlichen Predigten ist, wird von Bemerkungen unterbrochen, die ganz und gar auf das Volksleben zielen. Die bei Burghart erzähltea Einzelheiten wiederholen sich hier. Wenn Rhaban die Heiligung des Feiertages gebietet, unterläßt er nicht zu bemerken, daß man sich leider lieber mit Jagd, Fischfang, Würfelspiel und allerhand Lärm abgäbe, als den Sonntag heilig zu verbringen. Man scheue sich nicht, auch noch andere, besonders die Sklaven von der Festtagsfeier und ihrer Seligkeit abzuhalten und mit ihnen die Wälder zu durchstreifen. Was aber noch schlimmer ist, man behandle dabei die Sllaven ohne Milde und Mitleid und schone lieber Pferd und Jagdhund. „Man beschäftige sich doch Sonntags mit Gebet und Lection und wer nicht lesen kann, der suche einen frommen und gelehrten Mann auf, um sich seines Gespräches zu freuen“ (nach einer Predigt des Maximus). Andere Predigten aus der Rhaban'schen Sammlung sind Erklärungen des Glaubens, des Vaterunsers; es findet sich ferner darunter eine Ansprache an die Gevattern über die übernommenen Pflichten. — Das Homiliar Haymo's ist deshalb bemerkenswerth, weil auch eine deutsche Fassung vorhanden ist, die Hoffmann v. Fallersleben herausgab (Fragmonta Thaatisca). — Nicht unbedeutend ist die Predigtliteratur des 10. und 11. Jahrhunderts. Von Godehard von Hildesheim († 1038) wird gerühmt, daß er sich als Volksprediger um Kirche und Schule Verdienste erward (S. S. XI, 162). — Anno von Köln ermahnte, kraft seiner bischöflichen Macht, mit väterlicher Liebe alle seine Zuhörer, sie sollten zu Hause den Ihrigen wiederholen, was man glauben, hoffen und lieben müsse. Die Gemeinde folgte den frommen Worten des Erzbischofs, und die kleinen Kinder lernten und lehrten „den Glauben Auno's“ und sagten ihn Morgens und Abends her (S. S. XI, 470). Die Predigten des 11. bis 13. Jahrhunderts liegen uns in vielen mit Sorgfalt herausgegebenen Sammlungen vor. Vor dem Auftreten der Franziscaner ist kein originelles Gepräge in allen Homiliarien wahrzunehmen. Die Predigten sind, wie dies damals sa Sitte war, mosaikartig aus guten Stellen der besten Kirchenschriftsteller und Prediger zusammengesetzt; oft hat man nichts weiter vor sich, als eine fast wörtliche Wiedergabe. Augustin und Hieronymus haben einmal geäußert: „Die Juden raubten den Aegyptern das Gold und nahmen die heidnischen Weiber, nachdem sich diese aorher gebadet hatten; so soll es auch der Christ mit den Schriften der Heiden machen und Goldkörner und Schönheit daraus für sich in Anspruch nehmen.“ — Man ging aber noch weiter und nahm auch den Schriften der Christen, was einem gefiel. Und wie jenen Satz des Augustin und Hieronymus mehr oder weniger wörtlich Cassiodor, Karl der Große, Alkuin, Rhaban, Honorius Scholasticus wiederholten, so schrieb man alle heidnischen und christlichen Schriftsteller aus und ab. Geistige Größen wie Rhaban thaten dies an erster Stelle. Sein Buch „von der Ausbildung der Kleriler“ stimmt aft wörtlich mit Augustin's Buch „von der christlichen Lehre“ überein. Sein Werk „von der Wehrschaftmachung der römischen Jugend“, das er dem König Lothar II. widmete, ist nichts als eine neue Auflage des Vegetius mit Anmerkungen aus dem Ritterleben der Franken. Wir sehen dies freilich heute mit anderen Augen an. Es handelte sich ja damals durchaus nicht darum, daß es eigene geistsprühende Gedanken waren. Es war zum guten Theil Hochachtung des Alten, Werthschätzung des Guten aus früherer Zeit in Tagen, da man nur Barbarei und Verfall um sich sah. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man in jener Frührenaissance der Karolinger und Ottoaen und besonders in jenem verkannten saeculum obscurum den Christo dienenden Bewohner der Klosterzelle eifrig bemüht sieht, das verhahlen gepriesene bezaubernd Schöne des Heidenthums herüberzuretten, so gut es anging. Der Prediger empfand gewiß größeren Stolz, wean er eine Predigt Augustin's

vortrug, als wenn er sein eigenes Werk zum Besten gegeben hätte. Fragt etwa das Volk darnach, wer die Predigt gemacht hätte? Das konnte ihm ganz gleichgiltig sein, wenn es nur überhaupt etwas zu seinem Nutz und Frommen hören kannte. Verstand auch der niedere Pfarrklerus die lateinische Sprache nur mangelhaft, so wußte er nach berühmten Mustern doch ganz hübsch aus dem Leben der Heiligen und von ihren Wundern zu erzählen, die Weisheit des Physiologus mit seiner sonderbaren Thierkunde aufzutischen und wohl gar ein altes volksmäßiges Lied einzuflechten. Das hörten die Laien gern und erfüllten mit aller Lust den Wunsch, die Predigt zu Hause wieder zu erzählen, wie dies Anno empfahl. Nach Cruel war mindestens die Hälfte aller Leutpriester im 12. und 13. Jahrhundert ungelehrt; d. h. sie verstanden Latein so gut wie gar nicht und hatten keine Schule besucht. Daß dies wahr ist, ersehen wir daraus, daß selbst Bischöfe wie Henricus de Vaelbeke um 1274 (S. S. X, 403) und der Abt nebst den Mönchen von St. Gallen um 1291 nicht schreiben, der erstere nicht einmal lesen konnte. Aber dem weit ungebildeteren Volke konnte der Laienpriester immer noch mancherlei erzählen und konnte durch sein Beispiel und die Macht seiner Rede denen von Einfluß sein, die nur die Arbeit des Werkeltags kannten. — Die Kreuzzug- und Ketzerprediger hatten bedeutende Erfolge aufzuweisen. So bemerkenswerth die Predigt des 12. und anfangenden 13. Jahrhunderts für den Bildungsstand des Volks ist, so bietet sich doch wenig für das Bilden und Erziehen überhaupt. Die Gelehrten und Lehrer werden dem Volke immer als hochstehend dargestellt, sie sind diejenigen, „die die buoch kunnen" (Schönbach I, 267). Wer der Botschaft der heiligen Lehrer und Priester folgt, ererbt das Himmelreich (II, 121). Auf die Schulen der Römer wird hingewiesen, woselbst man schießen, springen, schirmen, fechten lernte und Alles, was nöthig war, wenns gegen den Feind ging (II, 17). Es wird gesagt, daß die Lehrer — womit natürlich die Prediger gemeint sind — oft ihre Rede über die Güte des Vaters erschallen lassen. Johannes wird als der erste Lehrer bezeichnet, der Anweisung zur Erlangung des Gottesreiches gab, und noch in später Zeit nimmt Nikolaus von Straßburg (ca. 1326) den oft angeführten Gedanken auf und bezeichnet Christum als Schulmeister. Zur kleinen Schule gehören wir Menschen, die der heilige Geist belehrt, die große Schule ist die Hölle und die letzte: das ewige Leben (Hoffmann v. Fallersleben, Altdeutsche Bl. II, 168). — Aus Allem aber ersieht man, daß die Priester den Beruf eines Volkslehrers fest im Auge behielten, und wenn sie sich selbst als solche bezeichneten und die Bedeutung dieses Amtes hoch achteten, war ihre Stellung um so verantwortungsreicher. — Dies hatte Niemand besser erkannt, als die um die Mitte des 13. Jahrhunderts auftretenden Franziscaner. Sie waren überzeugt, daß bis jetzt viel zu wenig für die Volksbildung überhaupt, vielzuwenig auch von Seiten der Prediger gethan worden sei. Ihre Bedeutung einigermaßen zu würdigen, bleibe einer späteren Arbeit vorbehalten. Mit ihnen beginnt eine neue Periode der Predigt und Erziehung. In Erziehungsfragen griffen sie oft direct durch Wort und That ein. Wir finden bereits die Keime von Volksschulen, die sie sorgfältig hegen und pflegen. Denn sie blieben nicht in der Umfriedung des Klosters; sie wußten, wie wenig das dem Volke frommte. Sie zogen aus, arm wie die Apostel des Herrn, voll Begeisterung für ihren Beruf, sie zogen von Dorf zu Stadt, von der Burg zur Hütte. Sie kannten das Volk in seinem Leben und knüpften an seine Gewohnheiten an. Ihr Leben war wie ihre Lehre, und sie predigten in einfach schlichter, bald aber auch in bilderreich spannender Weise nicht die tiefsinnigen Lehren des Dogma, sondern wie sich Glaube und Liebe am lebendigsten zeigen könne. Und die Welt lauschte begeistert ihren Worten, das Volk gehorchte ihren Lehren, verstockte Sünder beichteten und bekehrten sich auf der Stelle. Die Zeitgenossen berichten öfter von ihnen, als von anderen geistesmächtigen Männern der Mitwelt. Vom großen Schüler des Meisters von Augsburg singt ein Dichter: „Gott vom Himmelreich redet durch ihn." Des Volkes Gunst trug sie. Sie predigten gewaltig, und ihre Worte gingen zum Herzen, denn sie kamen vom Herzen.

Bücherbesprechungen.

—g. **Die Bibel nach Luther's Uebersetzung, mit Bildern der Meister christlicher Kunst**, herausgegeben von Dr. **Rudolf Pfleiderer**, Stadtpfarrer am Münster zu Ulm. Vollständig in 100 Lieferungen à 50 ₰. Mit mehreren hundert, neu für das Werk hergestellten, Text- und Vollbildern. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. — Heft 22—25 umfassen das 5. Buch Mosis, jene im prophetischen Geiste geschriebene Perle unter den Geschichtsbüchern des Alten Testamentes. Man sollte meinen, es sei unmöglich, einen lehrhaften Inhalt in künstlerischer Weise zu illustriren; dennoch ist dies dem Herausgeber durch 12 lebensvolle Textbilder und 2 Vollbilder gelungen. War das 4. Buch Mosis fast einheitlich durch die alten Niederländer illustrirt, so treten im fünften wieder die Italiener und neueren Meister auf den Plan. Wir sehen, wie der Spürsinn von R. Pfleiderer uns die Anschauung eines sehr wenig bekannten Werkes vermittelt: Moses zerstäubt das goldene Kalb zu Pulver, ein Carton von Beccafumi, welcher im Fußboden des Domes zu Siena in Mosaik ausgeführt ist. Als Quellen sind ferner benutzt: die Oxforder Bibel, die Amsterdamer Bibel (mit dem besonders in der Perspective trefflichen Bilde: Joseph als Fürst im Wagen, von Gerhard Hoet), Holbein, Schnorr (die majestätische Mosesgestalt, Gott zeigt dem Moses das gelobte Land vom Berge Nebo, der Engel bewacht den Leichnam des Moses). Ganz besondere Erwähnung verdienen die beiden Vollbilder, sowohl wegen ihrer Composition als auch wegen ihrer künstlerischen Wiedergabe: 1) David entsendet den Uriasbrief, Gemälde von Govaert Flink († 1660) in der k. Gemäldegalerie zu Dresden; 2) das Kolossalbild: Mose schlägt Wasser aus dem Felsen, Freskogemälde von Ciro Ferri († 1687), durch welche Composition ein großartiger dramatischer Zug hindurchgeht.

Ltz. **Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.** Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Freiherr **van Danckelman**. Bd. III. Heft. 2. Preis 5 ℳ. Berlin, Asher & Co. 1890. — Dieses mit vier Karten ausgestattete Heft bringt wiederum interessante Mittheilungen; zunächst eine meteorologische Arbeit von Dr. W. Trabert über den täglichen Gang van Luftdruck und Lufttemperatur der drei deutschen Stationen Finschhafen an der Nordostküste von Neuguinea, von Camerun und Bismarckburg, bearbeitet nach den Aufzeichnungen selbstregistrirender Instrumente. Den Haupttheil des Heftes nehmen die Berichte aus dem Schutzgebiet Camerun ein; voran geht die Biographie des Hauptmanns Zeuner, der, im besten Mannesalter stehend, auf der Rückreise nach Europa am 23. April h. a. auf der Rhede von Lagos verschied; in ihm verliert die wissenschaftliche Erforschung Afrikas einen äußerst brauchbaren und vielverheißenden Pionier. Sodann folgen Schilderungen über die Reise des nun ebenfalls verschiedenen und auf dem Friedhofe von Camerun ruhenden Lieutenants Tappenbeck, sowie über diejenige des Premierlieutenants Morgen in das Hinterland von Camerun, welche in verschiedener Hinsicht von Erfolg gekrönt waren; hierzu Begleitkarten. Auch an der Küste des Camerunschutzgebietes ist ein erfreulicher geographischer Fortschritt zu verzeichnen durch die Vermessung des früher mit Ria del Rey bezeichneten Küstengebietes zwischen Alt-Calabar und dem Camerungebirge durch S. M. Kreuzer „Habicht", deren Ergebnisse durch beigegebene Karte und Beschreibung dargestellt werden. Den Schluß des Heftes bildet die Beschreibung und kartographische Darstellung der Insel Nauru (Pleasant Island) im Schutzgebiete der Marschall-Inseln.

G. Oo. — **Kalender des evangelischen Bundes 1891.** Herausgegeben von H. **Faulhaber**, Pfarrer in Schwäbisch Hall. Verlag der Buchhandlung des evangelischen Bundes in Leipzig. Preis: 25 ₰ — Die besondere Art des Kalenders wird dadurch bestimmt, daß er dem evangelischen Bunde dienen soll. Er ist somit in der Hauptsache polemisch gegen die römisch-katholische Kirche und berichtet über die Thätigkeit des Bundes. Was er an Leiden und Erzählungen, an Schilderungen und Weltbegebenheiten bietet, ist reich, gut und valksthümlich. In der Erzählung vom Ilgenbauer tritt die Tendenz etwas zu sehr hervor; die besten Beiträge sind entschieden die, in denen ein Hervortreten der Tendenz nicht bemerkbar ist. Es ist nichts schwerer, als eine wirklich gute Tendenzgeschichte zu schreiben, die auch ästhetisch wahr ist. Im Großen und Ganzen können wir dem Kalender das Zeugniß ausstellen, daß er seinem Zwecke entspricht. Freilich hat auch er uns nicht davon überzeugen können, daß die Existenz eines Kalenders des evangelischen Bundes eine Nothwendigkeit ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 90. Dienstag, den 29. Juli. 1890.

Ein naturforschender Maler im vorigen Jahrhundert.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Der Mann, von dem wir hier sprechen wollen, ist der Nürnberger Miniaturmaler August Johann Rösel v. Rosenhof, der uns in seinem vierbändigen Werke, „Insectenbelustigung“ betitelt, einen Schatz von trefflichen Beobachtungen und nicht minder ausgezeichneten Abbildungen hinterlassen hat. Ich schreibe diese Zeilen unter dem frischen Eindrucke, den das in Rede stehende umfangreiche Buch mit seinen klaren, treuherzigen Schilderungen und seinen zahlreichen colorirten Tafeln, in denen jeder Strich den Künstler verräth, auf mich gemacht hat.

Rösel's Vater war Kupferstecher und Glasschneider, später Kammerdiener des Fürsten Anton Günther von Arnstadt und zuletzt Bergwerksinspector zu Goldstall bei Breitenbach im Thüringer Wald. Unser Johann Rösel wurde am 30. März 1705 auf der Augustenburg in der Nähe von Arnstadt geboren. Nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre hatte er das Glück, von einem Onkel, welcher als Thier- und Freskomaler in hohem Ansehen stand, zum Lehrling angenommen zu werden. In dieser Stellung verblieb er vier Jahre; dann übersiedelte er nach Nürnberg, um sich auf der dortigen Akademie der Künstler noch zu vervollkommnen. Aber hier sank ihm fast der Muth, als er die Leistungen einiger berühmter Maler mit den seinigen verglich. Es schien ihm nicht möglich, es in der Oelmalerei so weit zu bringen, als die damals in bedeutendem Rufe stehenden Künstler Preisler und Schuster. In richtiger Erkenntniß der Grenzen seines Talents warf er sich auf die Kupferstecherei und das Miniaturmalen, wobei ihm seine Naturgaben, die in der Fähigkeit genau zu beobachten und rasch aufzufassen bestanden, vorzüglich zu statten kamen. In den beiden genannten Fächern brachte er's denn auch wirklich weit, und seine Leistungen wurden nicht blos anerkannt, sondern auch gut bezahlt. Da sah er bei Gelegenheit einer Reise durch Dänemark und Schleswig-Holstein in Hamburg das seinerzeit viel Aufsehen erregende Werk über die Surinam'schen Insecten der Frau Merian (erschienen 1703), und die prächtigen Tafeln desselben erfüllten ihn mit dem brennenden Verlangen, künftig auch einmal ein derartiges Buch zu verfassen und herauszugeben.

Als er von seiner Reise wieder nach Nürnberg zurückgekehrt war, betrieb er das Kupferstechen und Malen wie zuvor, hatte vornehme Kundschaft, zahlreiche Gönner und gute Einkünfte. Schon um diese Zeit begann er damit, seinem Triebe zur Beobachtung der einheimischen Thierwelt Genüge zu thun und das Gesehene aufzuzeichnen. Nach und nach wurde ihm die schöne Stadt Nürnberg zur wirklichen Heimath, und er beschloß seinen beständigen Aufenthalt daselbst zu nehmen. Er verehelichte sich alsbald auch mit Rosa Bertram, der Tochter eines angesehenen Chirurgen. Das war im Jahre 1737. Aus dieser Ehe gingen in der Folge 5 Söhne und 4 Töchter hervor.

Nunmehr, da er häusliche Behaglichkeit kennen lernte, konnte er seiner Liebe zur Natur noch mehr Zeit widmen als vorher. Seine Forschbegier und sein Fleiß vermehrten sich mit jedem Tage, sodaß es nicht an Leuten fehlte, welche der Meinung Ausdruck gaben, daß er wohl seine einträgliche Malerei über diesen Liebhabereien versäume. Es steht uns nicht an, hinterher zu untersuchen, ob dieses philisterhafte Urtheil begründet war. Wir halten uns lediglich an die unzweifelhafte Thatsache, daß Rösel zu jener Zeit eine erstaunliche Thätigkeit entfaltete, deren Ergebnisse außerordentlich viel dazu beigetragen haben, daß das Interesse für die lebenden Naturgegenstände in weiten Kreisen erweckt wurde. Rösel sammelte mit größter Unermüdlichkeit Raupen und zog die Schmetterlinge davon; er grub die Larven von Käfern aus und ließ dieselben sich verpuppen und entwickeln. Er fing mit seinem Käscher das kleinere Gethier in Wald und Flur, besuchte die Tümpel und Sümpfe, um Würmer und Wasserinsecten zu erbeuten — kurz, er unterließ nichts, was seine Kenntniß der einheimischen Thierwelt zu bereichern geeignet war. Und diesem beispiellosen Eifer verdanken wir das schöne Werk der „Insectenbelustigung“, welches am meisten dazu beigetragen hat, Rösel's Namen der Nachwelt zu überliefern. Der erste Band dieser Publication, welche in die Jahre 1746—1761 fällt, enthält eine sorgfältige Darstellung der einheimischen Schmetterlinge, ihrer Lebensgewohnheiten und ihrer Entwickelungsweise. Ist der Text auch etwas weitschweifig abgefaßt, so muß man doch über die Menge guter Beobachtungen erstaunen, welche der Verfasser bezüglich jener Thiergruppe gemacht hat. Aber geradezu verblüffend ist die Naturtreue, mit welcher die einzelnen Falter und deren Raupen im Kupferstich wiedergegeben sind. Bis auf die geringste Eigenthümlichkeit in der Flügelzeichnung sind die Thiere lebenswahr, und dasselbe muß man vom Colorit sagen, dessen Genauigkeit und Schönheit kaum übertroffen werden kann.

Das nämliche Urtheil läßt sich über den zweiten Band fällen, welcher die Käfer, Libellen, Heuschrecken und Zweiflügler behandelt. Ein Naturfreund kann sich nicht satt sehen an diesen in jeder Hinsicht vollendeten Abbildungen, welche als Vorlage zu zahlreichen Holzschnitten gedient haben, die ohne Quellenangabe in viele Lehr- und Schulbücher unserer Zeit übergegangen sind.

Im dritten Bande des Rösel'schen Werkes sind abermals Schmetterlinge (aber nur in den ersten Capiteln) abgehandelt, dann folgen Wasserinsecten, Krebsthiere, zahlreiche Würmer und Infusorien, soweit letztere damals schon bekannt waren. Die beigegebenen Kupfertafeln sind immer gleich vorzüglich und rühmenswerth, sodaß man es begreifen kann, wenn ein angesehener Lübecker Kaufmann und Naturenthusiast Namens Tesdorpf gerade über diesen dritten Band so entzückt ist, daß er den Pegasus besteigt und zu Rösel's specieller Huldigung folgendes Poem verfaßt. Bei der Lectüre desselben muß man sich vor Augen halten, daß es im Jahre 1757 entstanden ist.

„Ihr Völker, die ihr sonst die schönsten Bücher schreibt
Und den Verstand und Fleiß bis zur Bewundrung treibt,
Hier seht ihr die Natur mit solcher Kunst vereint,
Daß es zu Rösel's Ehr' die zweyte Schöpfung scheint.
Ein Werk, drin jedes Thier gleichsam lebendig liegt
Und nach Appelles' Kunst die Menschen selbst betrügt.
Mit einem Wort ein Werk, davon ihr müßt gestehn:
Es habe noch die Welt desgleichen nicht gesehn.“

In der Vorrede zum vierten Bande, welcher nach Rösel's Tode (1759) von dessen Schwiegersohn Kleemann herausgegeben wurde, sind noch mehrere derartige poetische Kundgebungen mitgetheilt, aus denen zu entnehmen ist, welchen großen Eindruck das schöne Werk bei den Zeitgenossen gemacht hat. Der berühmte französische Naturforscher Réaumur wollte es sogar übersetzen lassen, aber die Sache zerschlug sich durch Rösel's spätere Krankheit.

Der bereits erwähnte dritte Band, der schönste von allen,

hat sogar noch für den Naturforscher von heute Interesse. Die darin enthaltene Beschreibung des Flußkrebses und die über dessen Brutpflege mitgetheilten Beobachtungen sind noch in vielen Stücken unveraltet, sodaß man die bezüglichen Capitel (S. 305 bis 347) noch immer mit Vergnügen und Nutzen lesen kann. Rösel besaß auch bereits eine treffliche Kenntniß der Anatomie der Krebse und eine genaue Einsicht in den Bau der Fortpflanzungsorgane bei diesen Thieren, wovon er sehr klare und richtige Zeichnungen giebt.

Weiterhin (S. 433—550) des nämlichen (3.) Bandes giebt Rösel v. Rosenhof „Die Historie der Polypen des süßen Wassers und anderer kleiner Wasserthiere hiesigen Landes“ — eine Abhandlung, die unsere besondere Aufmerksamkeit zu erregen im Stande ist, weil sie von dem ausgezeichneten Beobachtungstalente ihres Verfassers ein bündiges Zeugniß ablegt.

Rösel beschäftigt sich in diesen Capiteln mit den Moosthieren (die er Federbuschpolypen nennt) sowohl, wie auch mit den eigentlichen Polypenformen unserer einheimischen Gewässer, die wir heutzutage mit dem Gattungsnamen Hydra bezeichnen. Bekanntlich besitzen diese sonderbaren Thiere einen schlauchförmigen Körperbau, sind wie ein Röhrchen gestaltet, welches hinten mit einer Scheibe zum Ansaugen an Wasserpflanzen und vorn mit einer Mundöffnung versehen ist, die von sechs Fangarmen umgeben wird. Mit den letztgenannten Organen wird die Nahrung erbeutet, welche aus kleinen Wasserthieren besteht. Seit ihrem Bekanntwerden haben die Süßwasserpolypen das Interesse der Naturforscher bis zur gegenwärtigen Stunde dadurch in Anspruch genommen, daß sie fähig sind, abgeschnittene Körpertheile mit Leichtigkeit (d. h. binnen wenigen Tagen) wieder zu ersetzen. Hierüber hat nun auch Rösel zahlreiche Versuche angestellt und die darüber handelnden Berichte gehören mit zu den anziehendsten seines Werkes. Der schweizerische Gelehrte Trembley hatte den Anstoß zu derartigen Experimenten gegeben, aber unser Nürnberger Forscher änderte dieselben mehrfach ab und kam deshalb zu neuen Ergebnissen. So schildert er z. B. die Wiederherstellung eines ganzen Polypen aus einem einzigen mit der Scheere abgetrennten Fangarm — einen Fall, der seitdem noch nicht wieder beobachtet worden ist. Dennoch ist Rösel's Glaubwürdigkeit keineswegs in Zweifel zu ziehen, da seine Berichte im Uebrigen einfach, schlicht und wahr sind. Hervorgehoben mag werden, daß Trembley in der Erziehung von Polypen ans bloßen Fangarmen kein Glück gehabt hatte. Rösel beobachtete auch die Vermehrung der Hydren durch Knospung, und er schildert diesen Vorgang in seinem Buche mit allen Einzelheiten. Hauptsächlich benutzte er zu allen diesen Versuchen den gelben Polypen (Hydra fusca). Daß sich dieselben Thiere außer durch Sprossung auch noch durch Eier (und zwar im Frühjahr) vermehren, wußte Rösel zwar noch nicht genau, aber er führt sehr scharfsinnig die Gründe an, weshalb dies doch wohl der Fall sein müsse. Er sagt wörtlich: „Ob wir zwar von den Eiern der Polypen noch nichts Gewisses wissen, so habe ich doch zweyerley Gründe, warum ich glaube, diese Art der Vermehrung sey auch ihnen eigen: denn erstlich so findet man im Frühjahr viele Polypen, die um ein merkliches kleiner sind, als sonsten wenn sie von den Alten als Nebensprossen abgehen; und zweytens so wissen wir nunmehr, daß nicht nur allein die Schwämme und Moose, sondern auch sogar der Schimmel sich durch Saamen vermehren: sollten denn nun wohl die Polypen, weil sie eine Gattung von Creaturen ausmachen, so theils zum Pflanzenreich theils zum Thierreich gehören, hierinnen etwas besonderes haben?“

Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß die Süßwasserpolypen echte Thiere und keine Uebergänge zu den Pflanzen darstellen; aber abgesehen von diesem verzeihlichen Irrthum, den erst die neuere Zeit berichtigt hat, ist Rösel's Beobachtung sowohl als auch sein Analogieschluß richtig. Wir haben jetzt sichere Kenntniß davon, daß sich die Polypen während des Sommers lediglich auf dem Wege der Knospung fortpflanzen, im Herbst jedoch durch sogenannte Dauer-Eier, die während des Winters im Schlamm begraben bleiben. Man muß den scharf combinirenden Verstand unseres Autors bewundern, der mit so richtigem Takte der Wahrheit auf die Spur kam.

In ähnlicher Weise wie mit dem gelben, experimentirte Rösel auch mit dem grünen (achtarmigen) Süßwasserpolypen, und gelangte mit demselben zu dem gleichen Resultate hinsichtlich des Wiederersatzes abgeschnittener Theile.

Viele andere Süßwasserthiere, die erst von neueren Forschern wieder entdeckt, benannt und beschrieben worden sind, erkennen wir aus den trefflichen Rösel'schen Abbildungen heraus: so z. B. von den landläufigen Wasserwürmern Nais proboscidea, Nais elinguis und Nais appendiculata; von den Räderthieren Lacinularia socialis, deren Colonien er zusammen mit denen des Trompetenthierchens (Stentor) abbildet. Letzteres nennt er den „schallmeyenähnlichen Afterpolypen“, dessen Vordertheil „dem Schallloch einer Trompete“ gleiche. Es ist offenbar das bekannte Infusorium gemeint, welches wir Stentor polymorphus nennen. Auch jene niedersten Wesen, die unter dem Namen Amöben in der Wissenschaft figuriren, kannte Rösel bereits, und er bildet die Gestaltveränderungen eines solchen Thierchens — welches bekanntlich nur einen belebten Schleimtropfen repräsentirt — mit großer Genauigkeit ab. Bezeichnet wird dasselbe von Rösel als „kleiner Proteus“.

Im vierten (d. h. Schluß-) Bande der „Insectenbelustigung“ finden wir wieder Schmetterlinge in ihren Verwandelungen geschildert und zuletzt auch eine ausführliche Naturgeschichte der großen Kreuzspinne, welche mit sechs ausgezeichnet schönen Tafeln illustrirt ist, die uns die Einrichtung des Körpers der Spinnen, ihre Anatomie und deren Entwickelungsweise veranschaulichen.

Man kann das Rösel'sche Werk nicht anders als mit der höchsten Bewunderung vor der genialen Beobachtungsgabe des Verfassers und vor seinem fabelhaften Geschick, das Geschehene im Bilde wiederzugeben, aus der Hand legen. Der Text zu jenen wunderbar ausgeführten Tafeln ist in guter, fließender Sprache geschrieben, allgemein verständlich und ohne Phrasenschwulst. Einfach und schlicht wie der Mann selbst war, ist sein Buch. Es ist hinterher kaum abzuschätzen, wieviel dasselbe zur Erweckung und Belebung des Naturstudiums in Deutschland mitgewirkt haben mag; aber nach den zahlreichen Kundgebungen bei Rösel's Tode zu urtheilen, ist sein anregender Einfluß auf weite Kreise ein viel hundertmal größerer gewesen, als derjenige zahlreicher gelehrter Werke. Rösel kann in dieser Hinsicht nur mit dem vielseitigen französischen Forscher Réaumur verglichen werden.

Auch schon bei Lebzeiten Rösel's fehlte es nicht an lauten und öffentlichen Lobeserhebungen über die trefflichen Schilderungen und Abbildungen des über alle Maßen fleißigen Autors. Schwang sich doch der bekannte Hamburger Naturdichter Heinr. Brackes sogar zu „Erbaulichen Gedanken über die Insectenbelustigung“ (1745) auf — einem etwas hochtrabenden Gedichte, in welchem es unter Anderem heißt:

„Dein bewundrungswürd'ges Werk, das bis zur Natur fast steiget,
Edler Rösel, wurde mir von Insecten vorgezeiget.
Ich erstaunt' und mich befiel bei dem reinsten Wolluststrahl
Freud', Ergötzen, Ueberlegung und Bewundrung auf ein Mal.
Meine Seele ward durchs Auge ganz und inniglich gerührt,
Ja, zugleich durch Ueberlegung zu der Wahrheit hingeführt.“

In diesen holperigen, aber gut gemeinten Versen spiegelt sich die Anerkennung lebhaft wieder, die unserm Rösel so reichlich von seinen Zeitgenossen gezollt wurde. Auch wir wollten mit vorstehenden Zeilen der segensreichen Wirksamkeit des Nürnberger Künstlers und Forschers gedenken und ihr ein kleines Erinnerungszeichen weihen.

Ueber einige culturelle Affecte.

Von Dr. phil. Susanna Rubinstein.

Jeder affective Zustand ist der Sporn und Antrieb, der die motorische Beweglichkeit entfesselt. So wie das Regen und Wehen der Lüfte die Aeste des Stammes bewegt, so bewegt das Regen und Wehen der Seele die motorischen Factoren. Jede Art von Erschütterung (der Zorn, die Angst) zieht theils ganz andere Nerven und Muskeln ins Mitleid, theils treten dieselben in anderer Zusammensetzung in Action. So werden die Lippen emporgezogen und die Zähne entblößt, sowohl im düstern Affect des Zornes als im heitern des Lachens, allein die Verschiedenheit der übrigen, in den beiden Fällen mitwirkenden Substrate geben einen ganz verschiedenen physiognomischen Ausdruck. Daß bei allen Völkern dieselben Affecte die gleichen Erscheinungen hervorrufen, daß z. B. im Zorn eben so gut der Feuerländer und der Eskimo wie der gebildete Europäer die Faust ballt, ist eine

von Darwin festgestellte hochwichtige Thatsache, weil sie von der Gleichheit der organischen Verhältnisse zeugt. Darwin wies bekanntlich auch nach, daß eine starke Analogie zwischen der Affecterscheinung der Menschen und Thiere bestehe. Von dieser affectiven Gemeinschaft, die nicht blos zwischen den verschiedenen Menschenstämmen, sondern selbst zwischen dem hochstehenden Culturmenschen und dem Thiere besteht, müssen drei Affectarten ausgenommen werden, die ein höher entwickeltes Seelenleben bedingen, daher beim Thiere gar nicht und beim Naturmenschen, wenn sie diesem mit weitgehender Restruction zugestanden werden sollen, nur in rudimentärer Form vorkommen. Diese drei Affectarten, richtiger Affectäußerungen, sind: das Lachen, das Weinen und die Schamröthe. Unter allen Arten von Affectäußerungen bietet keine der Erklärung so viel Schwierigkeiten und hat keine einen solchen Widerstreit der Erklärungsweisen hervorgerufen als die des Lachens und des Weinens. Und man kommt dem Punkt, um den es sich dabei handelt: warum Heiterkeit Lachen und Traurigkeit Thränen hervorruft, vielleicht am meisten nahe, wenn man annimmt, daß der stärkere Respirationsdrang, welcher die heitere Stimmung begleitet, auf das Zwerchfell wirkt, während mit der verstärkten Expiration, welche die traurige Stimmung im Gefolge hat, der krampfhafte Lidschluß erfolgt, der einen Druckreiz auf die Thränensecretion ausübt. Wohl lacht man nicht immer aus Heiterkeit, man lacht auch unter Qualen und um diese zu verbergen, allein dabei waltet kein freier Respirationsdrang und kein regerer Lebensimpuls, sondern es ist ein erzwungenes und gewaltsames Lachen. Man kann vielleicht auch einwerfen, daß man ebenso nicht durchaus aus Schmerz, sondern, wenngleich in äußerst seltenen Fällen, auch aus Freude weint; dann ist aber auch diese edle Freudenstimmung mit einem Beisatz von Wehmuth getränkt, und daher verstärkte Expiration und Druckreiz auf die Thränensecretion. Dieselbe heitere Vorstellung erregt nicht jedesmal Lachen und derselbe schmerzvolle Gedanke führt nicht jedesmal zum Weinen. Der Grund liegt darin, daß sie alsdann unter dem Vordrängen von Associationsgeweben erscheinen, die ihren Effect hemmen.

Da das Lachen oberflächlicher und conventioneller ist als das Weinen, so kommt es weit häufiger vor. Hingegen wäre das Weinen als das Primäre zu nehmen, wenn man das Schreien des kleinen Kindes dem Weinen gleichsetzen wollte. Aber obzwar das thränenlose Schreien des Kindes doch nicht als das richtige und eigentliche Weinen angesehen werden kann, so zeugt es doch dafür, daß die Aeußerung des Schmerzes und nicht die der Freude das erste Erwachen zum Dasein begleitet. „Wenn wir geboren werden, weinen wir", sagt Lear. Und doch, ungeachtet daß die finstern Mächte ein nur zu unverhältnißmäßig großes Uebergewicht im Leben behaupten, lacht man, wie gesagt, viel häufiger und in weit größerer Mannigfaltigkeit von Stimmungsfärbungen und Abarten als man weint. Diesem entsprechend hat auch der Sprachgebrauch ein weit größeres Register von Ausdrücken für die Arten des Lachens als für die des Weinens: man lacht, hohnlacht, belacht, verlacht, und was viel bedeutsamer ist, man lächelt. Hingegen giebt es für die traurige Affectäußerung nur die Bezeichnung „weinen" und „beweinen". Sowohl das Lachen als das Vergießen von Thränen, welches nicht immer mit Weinen gleichbedeutend ist, können auch aus körperlichen Ursachen stammen, das Lachen kann durch Kitzel entstehen und das Thränen der Augen durch Riechen von scharfen Substanzen, bei Manchem auch durch Kälteempfindung. Das Lachen ist eine gesellige, das Weinen eine einsame Affectäußerung. Man bricht in heiteres Lachen, wie in verbissenes Hohnlachen und in naiv mißgünstiges Verlachen fast nur in geselliger Vereinigung aus, aber die bittersten und brennendsten Thränen vergießt man in stiller Verborgenheit. Schon dieser Umstand sagt es, wie viel inniger und wie viel weihevoller das Weinen als das Lachen ist. Je geräuschvoller beides sich entäußert, auf einen um so niedrigern Culturgrad weist dies hin. Bei dem gemeinen Manne kommen unter den Formen des Lachens fast nur die des kollernden Lachens aus vollem Halse und die naiv böswillige des Auslachens oder Verlachens vor. Und unter den Motiven des Weinens kennt er, ebenso wie das Kind, nur den persönlichen Schmerz. Zu jenem Standpunkt der Nächstenliebe, bei dem man wehevoll das Leid des Andern in sich aufnimmt, kann nur die feinste Bildung erheben. Die feinern Abarten des gemilderten Lachens mit der kürzern Stimmenwelle, sowie das tonlose aber vergeistigende Lächeln kann man fast nur beim cultivirten Menschen bemerken. In einem Punkt aber kommen beiderlei Arten des Lachens zusammen, darin nämlich, daß sowohl das Lachen des Naturmenschen wie des Culturmenschen meistens der Ausdruck eines unbewußten Urtheils ist. Wenn der Landmann darüber lacht, weil das junge Kalb gerade solche Sprünge macht wie der Nachbarsohn Schani, wenn er aus der Schule läuft, so hat er ein unbewußtes Urtheil vollzogen. Vollends liegt aber im Lächeln, das in allen seinen Wandlungen nur dem Gebildeten eigen ist, ein urtheilender Inhalt. Welche feinsinnige Kritik kann z. B. in einem Lächeln liegen, mit dem ein Vortrag angehört wird! Und mit welcher beredten Wärme kann ein durch das Gewoge der Gesellschaft zustrahlendes Lächeln das Urtheil ausdrücken: „Wie entzückend siehst du aus!" oder gar: „Wie innig bin ich dir zugethan!" In so weit als Lachen Urtheilen ist, kann man es auch als die reifere, nicht blos spätere Erscheinung als das Weinen ansehen. Und zwar in dem Sinne, wie die Komödie eine reifere Frucht als die Tragödie ist, trotzdem daß den Lebensnerv jener die zahmen menschlichen Schwächen bilden und der Lebensnerv dieser das die Sehnen des Herzens zersetzende Verhängniß ist. Man kann es auch bei Kindern beobachten, daß sie unvergleichlich seltener lachen als weinen. In manchen Fällen bricht sich das Urtheil deshalb im Lachen Bahn, weil für die Gewalt und Innerlichkeit der Bewegung das Wort nicht ausreicht; so macht sich die markdurchwühlende Verzweiflung über das Unlogische des Menschenlooses und Weltganges in bitterm Hohnlachen Luft. Und das Hohnlachen der Verzweiflung wirkt herzdurchbohrender als jede Wehklage. Am wenigsten — sollte man denken — läßt sich der Bestandtheil eines unbewußten Urtheils aus dem repräsentativen Salonlächeln entdecken, allein wo dieses nicht durchaus zu einem Decorum verflacht ist, von dem das Innere nichts weiß, wo es auf den Lippen einer gemüthswarmen Hausherrin leuchtet, drückt es die tactvolle Absicht aus: die Zeit dem Gast angenehm zu gestalten. Ausgesprochen in seinem decorativ nichtigen Charakter ist das charmante Lächeln, das die Balleteuse und der Attaché für das Forum zurechtlegen. Aus diesem Lächeln läßt sich kaum jemals der Reflex innerer Wärme diagnosticiren, aber ein ihm zu Grunde liegendes unbewußtes Urtheil läßt sich doch noch herauslesen, es lautet etwa: Mit meiner Unwiderstehlichkeit richte ich Alles.

Das Weinen weist weit weniger Varietäten auf als das Lachen und ist auch nicht conventionell wie dieses. Das Lachen wird auch ohne Heiterkeit zur Schau getragen, die Thränen hingegen werden vor Zeugen, bei noch so wehersüllter Beklommenheit, mit möglichster Anstrengung zurückgestaut. Der moderne Culturmensch erheuchelt Heiterkeit und verleugnet den Schmerz. Bei den Alten war es anders, man lachte nicht erzwungen und unterdrückte auch nicht den innern Jammer, wie uns dies die Helden des Homer und der Bibel belehren. So wie sich jede Art des Lachens unter den Begriff des Urtheils subsumiren läßt, so jede Art des Weinens unter den der Ohnmacht. Ob man über den Verlust einer geliebten Person oder über das tückische Scheitern langgenährter und großgezogener Hoffnungen, oder über eine erlittene Kränkung weint, immer entflammt das Weinen dem Gefühle der Ohnmacht gegenüber der wirkenden Ursache. Und die Thränen des Mannes sind deshalb von so markdurchrieselnder und herzerschütternder Gewalt, weil sie das Ohnmachtsbekenntniß eines Titanen sind. Sie sind der sich entringende Jammerausdruck eines mit seinem Denken das All durchsegelnden, aber in seinem Wollen angeschmiedeten Prometheus.

Nur inneres Leid, nur seelisches Weh allein kann zum Weinen bringen. Aus körperlichem Schmerz, und sei dieser noch so grausam und vernichtend, weint man nicht, man stöhnt und schreit. Wenn aber ein Kranker doch Thränen vergießt, so stammen diese nicht aus der leiblichen Marter, sondern aus der Betrachtung des mit ihr verbundenen Lebenselendes.

In Hinsicht der rein physiologischen Seite des Ausdruckes, so wird sowohl beim Lachen als beim Weinen zum Zweck verstärkten Athmens der Mund in die Breite gezogen. Beim Lachen bilden sich vom Nasenflügel bis zum Mundwinkel sichelförmige Falten, während beim Weinen um den Mund und auf der Stirne senkrechte Falten entstehen. Das Lachen verkürzt daher die Gesichtsform, das Weinen aber dehnt sie. Beim heftigen Weinen schwellen Lippen und Augen, und bei noch höherem Grad auch die Adern am Hals und Kopf an. Piderit [1]) behauptet, daß der einzige wesentliche Unterschied zwischen einem lachenden und einem weinenden Gesicht darin bestehe, daß beim Letztern die Nasenflügel abwärts gezogen werden.

[1]) Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik S. 103.

Wie Eingangs erwähnt, ist das Lachen wie das Weinen (geschweige denn das Erröthen) einzig nur dem Menschen allein eigen. Auf den Standpunkt des Urtheilens, worauf in letzter Instanz das Eine, und auf den Standpunkt des Gefühls der Ohnmacht, worauf das Andere zurückzuführen ist, erhebt sich kein anderes Lebewesen. Schon bei Cretins, viel weniger bei Thieren, kommt Beides nicht vor. Was als das Lachen des Uhus gilt, ist eine eigenthümliche Art des Kreischens, und die Krokodils-Thränen existiren nur in der Dichtung.

Anlangend die dritte nur dem Menschen allein eigenthümliche Affectäußerung, so ist die Scham selbst, wie es die Bezeichnung als Schamgefühl einschließt, eine dauernde Eigenschaft und Inhärenz der Seele, während die Schamröthe als eine momentane Effusion nur affectivischer Natur ist. Aber nicht nur daß die Menschen allein der Scham und somit des Erröthens fähig sind, sondern unter diesen sind es nur solche, in deren Brust das Gefühl für zarte Sitte und moralische Würde feiner schwingt. Genauer genommen kann beim Schamgefühl und der Schamröthe nicht das ganze Menschengeschlecht in Betracht kommen, sondern nur die weibliche Hälfte desselben. Die Schamröthe kommt beim Manne nicht vor, wohl aber ein affectivisches Erröthen aus Zorn oder gekränktem Stolz. Man hat die Fähigkeit zu erröthen nur dem Europäer zuerkannt und allen andern Völkern abgesprochen. Weitz[2]) aber behauptet, daß dasselbe nicht allein bei Mischlingen, hauptsächlich bei Terzeronen vorkomme, sondern auch bei zarten Frauen der schwarzen Race; Negerinnen werden dunkler, wenn sie sich schämen. Hingegen spricht Bell[3]) eine entgegengesetzte Meinung aus: „I can handly believe that a blush may be seen in the Negro." Als der substanzielle Grund des Schamgefühls muß das demüthigende Bewußtsein angenommen werden, sich durch ein unangemessenes Verhalten im Urtheil Anderer herabgesetzt zu haben.

Die Schamröthe unterscheidet sich psychologisch und morphologisch von andern Affecten zunächst darin, daß sie nicht im Alleinsein und in der Abgeschiedenheit aufsteigt. Während man von den Thränen sagen muß, daß sie vorzugsweise in stiller Verborgenheit fließen, wenn man den Panzer der Selbstbeherrschung fallen lassen und sich seiner Stimmung hingeben kann; und während man auch in der Einsamkeit Anwandlungen des Lachreizes empfindet, z. B. beim Lesen eines Witzes, und während weiter auch Liebe und Haß in der Einsamkeit genährt werden, Angst und Reue erst recht in dieser wühlen und bedrängen — braucht das Symbol der Unschuld, braucht die Schamröthe der Zeugen. Wundt[4]) schreibt hierüber: „In der That ist es beinahe tragisch, daß gerade diejenige Gemüthsbewegung, die sich am liebsten verbergen möchte, die Scham, sich durch das augenfälligste Merkmal verrathen muß und noch dazu durch eines, über das unser Wille nicht das Geringste vermag." Diesen letzten Umstand hat jedoch die Schamröthe mit andern Arten des Rothwerdens, mit dem Calor fugax der Congestion oder dem Geröthetwerden durch hohe Temperatur und dem durch Fieberhitze gemein. Ueber alle diese Formen des Rothwerdens ist der Wille machtlos. Hingegen kommen alle diese Formen des Rothwerdens ebenso gut im Alleinsein wie vor Zeugen, und ebenso gut in der Dunkelheit wie bei Tageshelle vor. Die Schamröthe aber braucht zu ihrer Entstehung nicht blos der Zeugen, sondern auch der Helligkeit, des Lichtes. Im Finstern erröthet man nicht. Und ein weiterer eigenthümlicher Umstand ist der, daß die Scham nur das Antlitz und den entblößten Theil des Halses färbt, wo die Bekleidung anfängt, hört das Erröthen auf. Worin ist aber der Grund dieser seltsamen Erscheinung zu suchen? In der Definition des Schamgefühls. Es wurde oben definirt: als das demüthigende Bewußtsein, sich durch ein unangemessenes Verhalten im Urtheile Anderer herabgesetzt zu haben. Somit gehört zum Schamgefühl, resp. der Schamröthe, die Gegenwart dieses Andern, vor dem das Bewußtsein drückt, sich durch eigene Schuld in ein ungünstiges Licht gesetzt zu haben. Und in der Dunkelheit steigt sie nicht auf, weil der Schleier, der über die Erscheinung gewebt ist, auch die penible Empfindsamkeit abdämpft; concreter gesagt: weil man seine Erscheinung der Beurtheilung entzogen weiß, drängt sich auch nicht verwirrend die Schamröthe ins Angesicht. Einen ähnlichen Dienst wie die Dunkelheit mag manchmal am Maskenball die Larve leisten; auch unter dieser wird man sich so geborgen wissen, um Manches ohne Erröthen hinzunehmen, was mit offenem Visir kaum so hingenommen werden könnte. Mit dieser Erklärung stimmt diejenige überein, welche die Physiologen sich abgemüht haben für den Umstand zu finden, daß nur das Angesicht erröthet; sie nehmen an, daß es deshalb so sei, weil bei dem Schamgefühl die innere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Antlitz gerichtet ist; man beunruhigt sich über sein Aussehen und dieses bange Oscilliren treibt das Blut in die Wangen. Als physiologischer Factor des Erröthens wird der sensitive Gesichtsnerv Trigeminus bezeichnet; der Schambefangene hat immer etwas von Schuldbewußtsein in sich, von welchem er weiß, daß es sich leicht in den Gesichtszügen ausdrückt. Dieses verwirrende und peinliche Bewußtsein lenkt um so mehr die Aufmerksamkeit auf das Angesicht und verursacht den Blutzufluß zu dem sensitiven Trigeminus.

Eine zartere Zwillingsschwester des Schamgefühls ist die Befangenheit. Die Befangenheit ist eine noch jugendlichere Erregungsart als die Scham, doch ist sie nicht mit so starker Uebermacht dem weiblichen Geschlecht eigen. Bei den Kunstnovizen beiderlei Geschlechts kann es sich ereignen, in einer vor dem Hauskreise mit ruhiger Sicherheit vorgetragenen Piece in der entscheidenden Stunde vor dem Publicum stecken zu bleiben. Der Anblick des Publicums erweckt vielfache Associationen, die sich — durchsetzend und hindernd — in den Ablauf der Production hineindrängen. In diesem Durcheinanderschwirren erfaßt die Beängstigung: sich durch Unsicherheit eine Blöße zu geben; das Herz stockt, vor den Blicken flimmert's, im Kopfe braust's, und es kann selbst kommen, daß sich der Affect bis zum Ausbruch von Thränen, ja sogar bis zur Ohnmacht steigert. Das gleiche Stadium kann übrigens auch bei der Scham eintreten. Einen wesenhaften Unterschied zwischen diesen Zwillingsaffecten bildet der Umstand, daß die Scham der Veranlassung succedirt, die Befangenheit sie anticipirt.

Beide, das Schamgefühl und die Befangenheit, zeugen von einer ernstern moralischen Veranlagung bei der Jugend. Sie zeigen von edlem Stolz und zarter Empfindsamkeit der Seele, wie auch für die Werthschätzung des Andern, in dessen Urtheil man es nicht verträgt, herabgesetzt zu sein. Junge Personen, insbesondere junge Mädchen, machen, wenn in ihrem Auftreten freie Sicherheit liegt, den Eindruck, den Morgenthau und Weiheduft der Seele eingebüßt zu haben.

[2]) Anthropologie Bd. 1, S. 149.
[3]) The Anatomie and Philosophy of Expression Bd. IV. S. 96.
[4]) Essays S. 239.

Bücherbesprechungen.

Die russische Armee in Krieg und Frieden. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 4 ℳ. — Ein Werk, das sich so schlicht ankündigt, als sei es eine jener Dutzendarbeiten über die russischen Wehrverhältnisse, welche ihren Ursprung in dem Bedürfniß der deutschen Armee haben, etwas Zeit- und Sachgemäßes über den Nachbar im Osten zu erfahren. Das Beste, was unter Benutzung aller diesseits der Grenze verfügbaren Hilfsmittel geboten werden kann, ist von dem Hrn. Verfasser (oder Verfassern, — denn die gedrängte, präcise Darstellung läßt auf das Werk mehrerer Bearbeiter schließen) geleistet worden. Das Werk wird nunmehr als Unterlage zu allen Studien über russische Wehrverhältnisse zu dienen haben, die ja in der Armee — Dank dem wissenschaftlichen großen Interesse in derselben — so sehr blühen. Alle Fachbibliotheken werden ja das Werk bald besitzen; es eignet sich aber auch hervorragend zur Beschaffung für den Privatbesitz.

Ltz. Generalkarte von Afrika. Entworfen und gezeichnet von F. Handtke. Nach den neuesten Materialien revidirt und ergänzt im kartographischen Institut der Verlagshandlung. Maßstab 1:14 500 000. 50. Auflage. Glogau, Carl Flemming. Preis 1 ℳ. — Diese soeben erschienene Neuausgabe wird gerade jetzt Vielen willkommen sein, da die letzten Ergebnisse des politischen Entwickelungsganges, so weit sie sicher stehen, also die deutsch-englischen Gebietsabgrenzungen bereits berücksichtigt worden sind. Sie giebt eine treffliche Uebersicht über ganz Afrika, sowie nach in Randzeichnungen die für uns wichtigeren Gebiete, wie Deutsch-Ostafrika, Lüderitzland, Camerungebiet und Togogebiet, im vergrößerten Maßstabe. In Rücksicht auf die saubere Ausführung dieser ziemlich großen Karte (80 und 70), den geringen Preis und das Interesse, das dieser Erdtheil jetzt fortdauernd für sich in Anspruch nimmt, ist die hohe Auflage wohl erklärlich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 91. Donnerstag, den 31. Juli. 1890.

Der Uebergang von der Republik zum Kaiserthum.

Von H. A. Taine.

I.

Jede menschliche Gesellschaft bedarf einer Regierung, d. h. einer öffentlichen Gewalt. Diese ist eine überaus nützliche Maschine. Aber eine Maschine kann nur dann Nutzen stiften, wenn sie sich als ihrem Zweck angepaßt erweist; andernfalls schädigt sie denselben oder sie versagt den Dienst überhaupt. Es ist daher bei ihrer Herstellung unerläßlich, den Umfang der von ihr zu leistenden Arbeit und die Beschaffenheit des zu verwendenden Materials genau zu beachten. Man muß im Voraus wissen, ob sie die Aufgabe hat, einen oder tausend Centner in die Höhe zu heben und ob die Bestandtheile aus Eisen oder Stahl oder gesundem oder faulem Holze sind. Diese Vorbedingung war von den Gesetzgebern Frankreichs seit zehn Jahren gänzlich unberücksichtigt geblieben. Dieselben hatten theoretische und optimistische Verfassungen ausgeklügelt, ohne die Wirklichkeit in Betracht zu ziehen, oder sie stellten sich dabei die Dinge so vor, wie diese nach ihren Wünschen hätten sein sollen. Die Volksvertretungen und das Volk selbst hielten die Sache für leicht und gewöhnlich, während sie doch eigentlich außerordentlich und höchst schwierig war, denn es handelte sich darum, eine Umwälzung der Gesellschaft zu bewirken und einen europäischen Krieg aufrecht zu halten. Man sah die Rohstoffe für vortrefflich, geschmeidig und dauerhaft an; allein sie waren schlecht, spröde nnd gebrechlich, denn sie bestanden aus den Franzosen von 1789 und den folgenden Jahren, d. h. aus sehr empfindlichen, von einander hart mitgenommenen, ungeduldigen, ungelehrigen, übermäßig aufgeregten Schwärmern und Phantasten ohne politische Erfahrung und Vorbereitung. Man hatte eine im Uebrigen richtige Rechnung auf einer ungeheuer falschen Grundlage aufgebaut und mit Hilfe der sich ergebenden widersinnigen Ziffern den Mechanismus ersonnen und dessen sämmtliche Bestandtheile geordnet und zusammengefügt. Die theoretisch tadellose Maschine mußte in der Wirklichkeit werthlos bleiben; je schöner sie sich auf dem Papier ausnahm, desto sicherer mußte sie bei der praktischen Arbeit aus den Fugen gehen. Ein wichtiger Grundfehler war sofort zu Tage getreten in den beiden Hauptcombinationen: im Triebwerk der Gewaltenstufenleiter und im Gleichgewicht der treibenden Kräfte. In erster Reihe war die Macht, welche man der obersten Regierung über ihre localen Untergebenen eingeräumt hatte, offenbar zu gering gewesen. Da die Regierung nicht das Recht besaß, dieselben zu ernennen, stand es auch nicht in ihrem Belieben, Beamte zu schaffen, die den Bedürfnissen des Dienstes entsprachen. Die Departements-, Bezirks-, Kreis- und Gemeinde-Verwalter, die Civil- und Strafrichter, die Steuer-Einschätzer, -Einheber und -Einnehmer, die Officiere der Nationalgarde und selbst der Gendarmerie, die Polizeicommissäre und die anderen mit der localen Anwendung der Gesetze betrauten Personen, — sie alle oder nahezu alle wurden der Staatsleitung theils vom Volke, theils von gewählten Körperschaften zur Verfügung gestellt, „fix und fertig geliefert" und entzogen sich als gleichsam entliehene Werkzeuge der wirksamen Leitung der Regierung, welche außer Stande war, sie zur ordnungsmäßigen Arbeit zu zwingen. Die Localbeamten wußten sich die Centralgewalt meist gänzlich vom Leibe zu halten; sie versahen ihre Obliegenheiten entweder träge oder falsch oder übereifrig, niemals mit Maß, Genauigkeit und Zusammenhang. So kam es, daß die Regierung unfähig wurde, ihre Aufgabe zu erfüllen. Ihre gesetzmäßigen Organe legten Aengstlichkeit, Lauheit, Unwissenheit oder Widerspenstigkeit oder gar Feindseligkeit an den Tag und gehorchten nur halb oder versagten den Gehorsam auch gänzlich. Die Klinge des Regierungsmessers war mit dem Griff nur durch eine schlechte Löthung verbunden; so oft man den Griff bewegte, wurde die Klinge schief oder sie löste sich los. In zweiter Linie hatten die zwei oder drei bewegenden Kräfte, die den Griff handhabten, niemals mit einander übereinstimmen können. Schon der Umstand, daß ihrer mehrere waren, ließ sie einander im Wege sein; stets vernichtete die eine die andere. Die Constituante hatte den König gestürzt, die Legislative setzte ihn ab, der Convent enthauptete ihn. Später richtete jede Gruppe des Convents die übrigen; die Bergpartei ließ die Girondisten köpfen und wurde ihrerseits von den Thermidorianern aufs Blutgerüst geschickt. Unter der Herrschaft der Verfassung vom Jahre 3 wurden deren Anhänger von den Fructidorianern beseitigt, das Directorium „reinigte" die Räthe und diese „reinigten" dafür das Directorium. Aber nicht genug daran, daß die demokratisch parlamentarischen Einrichtungen den praktischen Dienst versagten, — es kam noch dazu, daß dieselben sich durch ihr eigenes Wirken in ihr eigenes Gegentheil verwandelten. Nach ein, zwei Jahren erfolgte in Paris ein Staatsstreich; ein Häuflein bemächtigte sich der obersten Gewalt und verwandelte sie in eine von fünf bis sechs Personen geführte absolute Herrschaft. Sofort schmiedete die neue Regierung das Messer der Macht zu ihrem Nutzen um und befestigte die Klinge kräftig an den Griff. Sie setzte in der Provinz die Erwählten des Volkes ab, entzog diesem das Recht, seine Verwalter zu wählen, und unternahm es, mit Hilfe ihrer Sendlinge und ihrer ständigen Vertreter die Localbehörden zu ernennen, zu überwachen und am Gängelbande zu führen. Wir sehen also, daß die freisinnige Verfassung es schließlich zu Wege brachte, eine centralisirende Willkürherrschaft zu zeitigen, diese schlimmste aller Regierungsformen. Diese Herrschaft war um so ungeheuerlicher, weil sie aus einem Attentat hervorging und die Regierung bei ihrer Ausübung sich lediglich auf eine Handvoll beschränkter Fanatiker und Abenteurer stützen konnte. Ohne gesetzliche Macht über das Volk, ohne sittlichen Einfluß auf das Heer, seiten ihrer Helfershelfer Aufständen und seiten ihrer eigenen Mitglieder Verräthereien ausgesetzt, lebte diese verhaßte, bedrohte, in sich selbst uneinige Regierung von heute auf morgen; sie konnte sich nur durch rohe Willkür, durch unablässigen Schrecken erhalten, und die öffentliche Verwaltung, deren Hauptaufgabe im Schutze des Lebens, Gewissens und Eigenthums bestehen sollte, wurde in ihren Händen zur ärgsten Mörderin, Verfolgerin und Räuberin. Das Experiment war zweimal gemacht worden: mit der monarchischen Verfassung von 1791 und mit der republicanischen von 1795. Beide Male hatten die Ereignisse denselben Lauf genommen und dasselbe Ende erreicht. Da nun die theoretische Gelehrtenmaschine für allgemeinen Schutz sich zweimal in eine plumpe Maschine für allgemeine Vernichtung verwandelt hatte, ließ sich bestimmt erwarten, daß sie, unter gleichartigen Umständen ein drittes Mal in Thätigkeit gesetzt, dasselbe Ergebniß liefern, d. h. das Gegentheil ihres Zwecks erfüllen würde. Nun waren aber 1799 die Umstände nicht nur gleichartige, sondern sogar schlimmere: man forderte von der Maschine keine geringere Arbeitsleistung als früher, während das Menschenmaterial, das ihre Bestandtheile bilden sollte,

ein minder gutes war. Was das Auswärtige betrifft, so lag man nach immer mit Europa im Kriege. Der Friede war nur durch große militärische Anstrengungen zu erreichen und seine Aufrechthaltung bot ebenfalls erhebliche Schwierigkeiten. Das europäische Gleichgewicht hatte zu sehr gelitten; die Nachbar- und die Wettdewerb-Staaten waren zu sehr in Mitleidenschaft gezogen warden; der von der kriegslustigen, umstürzlerischen Republik hervorgerufene allgemeine Groll und Argwohn machte sich in allzu hohem Grade geltend und würde auch gegen das friedlich gewordene Frankreich — selbst nach leiblichen Verträgen — noch lange bestanden haben. Auch nach jedem Verzicht auf die Einmischungs- und Ausbreitungs-Politik, auf die überflüssigen Ländererwerbungen, auf die unabweislichen Protectorate, auf das versteckte Ansichreißen Italiens, Hollands und der Schweiz, mußte das Volk unter den Waffen verharren. Schon allein um selber unangetastet bleiben, um Belgien und die Rheingrenze beibehalten zu können, bedurfte Frankreich einer Regierung, welche fähig sein mußte, alle ihre Kräfte zu concentriren! Dieß aber wäre nur durch strengen Gehorsam zu erzielen gewesen. Derselben Concentrationsfähigkeit hätte man im Innern bedurft, sei es auch nur zur Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung. Auch hier waren die Gewaltthätigkeiten der Revolution allzu groß gewesen; sie hatte sich zu vieler Beraubungen, Einkerkerungen, Verbannungen und Morde schuldig gemacht, hatte sich zu umfassende Uebergriffe gegen die öffentlichen wie privaten Personen und Besitzthümer erlaubt. Welch schwierige Aufgabe, Eigenthum, Freiheit und Leben zu schützen; gleichzeitig die Jakabiner und die Königsfreunde im Schach zu halten; gleichzeitig 140000 Ausgewanderte zurückzuberufen und die 1200000 Inhaber von Nationalgütern zu beschwichtigen; 25 Millionen strenggläubigen Katholiken das Recht und die Mittel zur Ausübung ihres Gottesdienstes wiederzugeben und zugleich die neugläubige Geistlichkeit vor Unterdrückung zu bewahren; zu bewirken, daß in jeder Gemeinde die wiedereinzusetzenden Gutsherren mit den im Besitze ihrer einstigen Güter befindlichen Bauern friedlich auskommen; zu erzwingen, daß sich die Abgesandten und die Gefangenen des Wohlfahrtsausschusses, die Kartätschenden und die Niederkartätschten vom Vendemialre, die Verüber und die Opfer des Staatsstreichs vom 18. Fructidor, die „Blauen" und „Weißen" der Vendée und der Bretagne mit einander gut vertragen! Diese ungeheure Aufgabe war um so schwieriger, als Alle, die an ihrer Erfüllung mitwirken sollten, vom Dorfbürgermeister bis hinouf zum Senator und Staatsrath, an der Reoolution theilgehabt hatten, sei es thätig, sei es leidend, sei es als Königsfreunde, Feuillantiner, Girondisten oder als Bergmitglieder, Thermidorianer, gemäßigte oder extreme Jakobiner. Sie alle waren der Reihe nach unterdrückt worden und hatten in ihren Hoffnungen Schiffbruch gelitten, sodaß ihre Leidenschaften gereizt wurden und sie ihre neuen Aemter mit Groll nnd Parteilichkeit im Herzen antraten; um Ungerechtigkeiten und Unheil ihrerseits zu verhüten, mußte man die Zügel straff anziehen. Und was die Ueberzeugungen betrifft, sa hatten sie sich abgenutzt. Niemand mehr würde unentgeltlich gedient haden wie im Jahre 1789. Man war der Uneigennützigkeit überdrüssig geworden und forderte nun für jede Arbeit Bezahlung. Wer Eifer zur Schau trug, galt für einen Heuchler, wer sich als wirklich eifrig erwies, für einen Betrüger. Jedermann beschäftigte sich nur mit seinen eigenen Interessen, nicht mit denen der Gesammtheit. Der Gemeingeist war der Nachlässigkeit, der Selbst- und Genußsucht, dem Bedürfniß nach Sicherheit und Emporkommen gewichen. Durch die Revolution verschlechtert, eignete sich der Menschen-Rohstoff weniger als je zur Erzielung von Bürgern und reichte höchstens zu Beamten aus. Mit den Räderwerken der großen freisinnigen Maschinen von 1791 und 1795 konnte die erforderliche Arbeit nicht gethan werden, und solange das Räderwerk nicht besser und die Arbeit nicht kleiner war, mußte man auf die Wahl der Localbehörden und die Theilung der Centralgewalt verzichten.

Ueber die erste dieser beiden Nothwendigkeiten war man einig. Wer noch zweifelte, brauchte nur einen Blick auf die Localbehörden zu werfen und ihre Entstehung wie ihre Thätigkeit zu beobachten. Begreiflicherweise hatten die Wähler Leute ihrer eigenen Art gewählt; wie jene, empfanden auch diese den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber Gleichgiltigkeit. Das Publicum betrachtete den Staat lediglich als einen unangenehmen Sittenrichter nnd Gläubiger; es wählte daher Leute, die, zwischen ihm und dem zudringlichen Staat stehend, sich auf die Seite des ersteren schlagen mußten und sich nicht zu Schergen oder Bütteln des letzteren hergeben durften. Da diejenigen, welche die Macht heute als Wähler übertragen, ihr morgen als Untergebene gegenüberstehen werden, hüten sie sich wohl, die Ruthen in Hände zu legen, die im Stande wären, sie zu peitschen. Sie fordern vielmehr, daß die Beamten ihre eigenen Neigungen theilen; mindestens dulden sie bei ihnen keine gegentheiligen Neigungen. Van Anfang an groß, wächst die Aehnlichkeit zwischen den Gewählten und ihren Wählern von Tag zu Tag, denn das Geschöpf bleibt in den Händen seiner Schöpfer, die es an dem nöthigen Druck nicht fehlen lassen, bis jenes vollends gefügig wird. Der Gewählte machte sich also safort oder bald zum Mitschuldigen seiner Wähler. Ungemein oft kam es vor, daß diese eine kleine, gewaltthätige Minderheit waren; in solchen Fällen unterordnete er das öffentliche Interesse demjenigen einer Gruppe. Bildeten die Wähler aber eine unwissende, ungeschliffene Mehrheit, sa ließ er die allgemeine Wohlfahrt hinter kleinlichen Sonderinteressen zurückstehen. War ein Gewählter zufällig gewissenhaft und aufgeklärt genug, um seine Pflicht thun zu wallen, so konnte er es nicht; er fühlte sich zu schwach, da ihm der Einfluß und die Mittel fehlten. Er besaß nicht die Stärke, welche er gehabt hätte, wenn ihm die Macht von oben her übertragen worden wäre; man sah hinter ihm nicht die Regierung und die Armee; sein einziger Rückhalt bestand in einer Nationalgarde, die, wenn überhaupt vorhanden — was nicht überall der Fall war —, sich häufig dem Dienst entzog. War er gewissenlos, so konnte er ungestraft zu seinem und seiner Clique Vortheil plündern, veruntreuen, verfolgen, denn die Centralregierung hielt ihn nicht zurück; die Pariser Jakobiner wollten es mit ihren Gesinnungsgenossen in der Proainz nicht verderben; da sie ihrer als Parteigänger bedurften, mußten sie sie nach Belieben kneipen und gaunern lassen. Man stelle sich eine ausgedehnte Besitzung vor, deren Verwalter nicht von dem auswärts lebenden Gutsherrn ernannt, sondern von dessen Pächtern, Zinsleuten, Frohnpflichtigen und Schuldnern gewählt wird. Es läßt sich unschwer errathen, ob die Pachtgelder entrichtet, die Schulden und Abgaben bezahlt, die Frohndienste geleistet, die Güter sorgsam bewirthschaftet werden. Der Eigenthümer erhält schwerlich viel, die Begehungs- wie die Unterlassungs-Mißbräuche nehmen ungeheuer zu, die Unordnung, die Achtlosigkeit, die Vergeudung, der Betrug und die Zügellosigkeit sind an der Tagesordnung. Das Gleiche gilt von Frankreich: alle Abtheilungen des öffentlichen Dienstes sind zerrüttet, vernichtet oder verderbt; die Gerichte und die Polizei taugen durchaus nichts; die Behörden enthalten sich der Verfolgungen, die Richter wagen keine Verurtheilung, die Gendarmerie empfängt keine Befehle oder sie vollführt die empfangenen nicht. Das Plündern ist auf dem Lande gang und gäbe geworden; in 45 Departements verbreiten bewaffnete Räuberbanden Schrecken; selbst in der Nähe von Paris werden Postwagen ausgeraubt. Die Landstraßen sind grundlos und unfahrbar, die Zölle bringen nichts ein, der Schmuggel steht in Blüthe, die Staatscassen bleiden leer; ehe die Einnahmen einlaufen, werden sie aufgefangen und ausgegeden, die vorgeschriedenen Abgaben gehen nicht ein, die Steuern werden überall willkürlich umgelegt, die Steuerbefreiungen beruhen auf der gleichen Ungerechtigkeit wie die Ueberlastungen, in vielen Ortschaften fehlt es gänzlich an Steuerlisten; manche Gemeinden befreien sich selbst unter dem Varwande, daß sie die Republik gegen die Nachbardörfer vertheidigen, von den Steuern und der Rekrutenstellung. Bürgermeister geben Militärpflichtigen falsche Krankheitszeugnisse oder Heirathsscheine; andere Einberufene bleiden ohne Entschuldigung aus; hunderte von Rekruten laufen auf dem Wege nach ihren Bestimmungsorten davon, bilden Banden und vertheidigen sich mit Flintenschüssen gegen die sie verfolgenden Soldaten. Sa waren die Früchte des Systems beschaffen. Mit Werkzeugen, die aus den Händen unfähiger und selbstsüchtiger ländlicher Mehrheiten hervorgingen, konnte die Regierung diese ländlichen Mehrheiten nicht bezwingen. Mit Werkzeugen, die von parteiischen und verderbten städtischen Minderheiten gewählt wurden, konnte die Regierung diese städtischen Minderheiten nicht im Schach halten. Um die Militärpflichtigen am Kragen zu packen und die Taschen der Steuerpflichtigen zu durchsuchen, braucht man Hände, und zwar ebenso starke wie harte; der Staat aber hatte keine Hände, nicht einmal um für das im Augenblick Dringendste vorsorgen zu können. Wollte man die westlichen Departements unterwerfen und beruhigen, den in Genua belagerten Massena befreien, Mélas am Einfall in die Provence verhindern und das Moreau'sche Armeecorps über den Rhein bringen, sa mußte vor Allem der Centralgewalt das Recht der Ernennung der Localbehörden-

zurückgegeben werden. Hinsichtlich dieses zweiten Punktes war die Augenscheinlichkeit ebenso groß wie hinsichtlich des ersten. Und in erster Reihe war es klar, daß, wenn die Localbehörden von oben aus ernannt wurden, diejenige Executivstelle, der dieses Gebiet unterstehen sollte, eine einzige und einheitliche sein mußte. Der großen Beamtenbespannung durfte man am Centrum nicht mehrere Kutscher geben; sonst würde jeder einzelne nach einer andern Seite haben fahren wollen und die hin und her gezerrten Pferde würden unruhig mit den Füßen gestampft haben. In dieser Beziehung vertrugen die Combinationen Sieyès' keine Prüfung. Mit der Entwerfung einer neuen Verfassung betraut erwies er sich als reiner Theoretiker. Er dachte sich die Kutscher, die er auf den Bock des Staatswagens setzte, nicht als Menschen, sondern als Automaten: obenan ein „Großwähler“, eine Art Paradesouverain, ein Staatsoberhaupt, das nur über zwei Stellen verfügt, sonst aber durchaus unthätig ist; die von ihm ernannten aber abgesetzten wirklichen Staatslenker sind ein Friedensconsul, der alle Civilbeamten anstellt, und ein Kriegsconsul, der die militärischen und diplomatischen Posten besetzt; jeder Consul hat seine Minister, seinen Staatsrath und seine Verwaltungsjustizkammer. Alle Centralbeamten, die Minister, die Consuln und der „Großwähler“ selbst, sind vom Senat absetzbar, der sie in jedem beliebigen Augenblick absorbiren, d. h. zu Senatoren mit einem Jahresgehalt von 30000 Franken und einem gestickten Staatskleid ernennen kann. Offenbar hatte Sieyès weder den zu versehenden Dienst noch die zur Dienstleistung heranzuziehenden Menschen genügend in Betracht gezogen, und Bonaparte, der gerade damals den Dienst versah, die Menschen kannte und auch sich selbst kannte, drückte sofort die Daumen auf die wunden Punkte des verwickelten, gebrechlichen, schlechtgegliederten Mechanismus. Er erkannte, daß zwischen den beiden Consuln — deren einem die Minister der Justiz, des Innern, der Polizei und der Finanzen unterstehen würden, während der andere der Vorgesetzte der Minister des Aeußern, des Krieges und der Marine wäre — Streitigkeiten durchaus unvermeidlich sein mußten, daß jeder anderen Einflüssen und Einflüsterungen unterliegen würde; „der eine hätte lediglich eine Umgebung von Richtern, Verwaltungsbeamten, Finanzmännern und dergl., der andere von Epauletten und Degen. Der eine müßte für seine Heere Geld und Rekruten verlangen, der andere wird ihm Beides verweigern.“ Und der „Großwähler“ wäre nicht im Stande, den Streit zu schlichten. „Wenn er sich,“ fährt Bonaparte fort, „streng an die Obliegenheiten hält, die Sie ihm zuweisen, so wird er ein Scheinkönig sein, der wesenlose Schatten eines königlichen Müßiggängers. Giebt es einen Mann, der charakterlos genug wäre, sich in einer solchen Komödie zu gefallen? Wie konnten Sie sich einbilden, daß ein einigermaßen begabter und ehrenhafter Mensch sich in die Rolle eines von Millionen gemästeten Schweines schicken werde?“ Er würde es um so weniger thun, als es ihm ja freisteht, die Rolle erheblich umzugestalten: „wenn ich Großwähler wäre,“ meint Bonaparte, „so würde ich bei der Ernennung der beiden Consuln zu diesen sagen: „„Wenn Sie ohne meine Genehmigung einen Minister ernennen oder ein Schriftstück unterzeichnen, so werde ich Sie absetzen.““ Solchergestalt würde sich das unthätige Staatsoberhaupt in einen thätigen, absoluten Monarchen verwandeln. Sie werden einwenden, daß dann der Senat den Großwähler absorbiren könnte. Das wäre aber schlimmer als schlimm und würde nur noch klarer beweisen, daß in diesem Verfassungsentwurf Niemand sichergestellt ist.“ Da es in demselben an Garantien fehlt, wird Jedermann trachten, sich welche zu verschaffen: der Großwähler gegen den Senat, die Consuln gegen den Großwähler, der Senat gegen die Consuln und den Großwähler; jeder Theil wird unruhig und bedroht sein und wird, um sich zu schützen, die anderen beunruhigen und bedrohen. Das Räderwerk greift somit falsch ineinander, die Maschine muß aus den Fugen gerathen, den Dienst versagen und schließlich zerbrechen. Um dem vorzubeugen und da Bonaparte ohnehin bereits der eigentliche Herrscher war, vereinigte man die gesammten Executivgewalten in einer Hand, und zwar in derjenigen Bonaparte's. Allerdings gab man ihm, „um die öffentliche Meinung nicht vor den Kopf zu stoßen“, zwei Würdenträger bei, die denselben Titel trugen wie er („die Umstände waren solche, daß man die Alleinherrschaft des Präsidenten noch bemänteln mußte“); aber dieselben waren nur Schaustücke, untergeordnete, wenngleich mitberathende Kanzlisten, denen blos das eine Recht zustand, seine Erlässe und Protokolle nach ihm unterschreiben zu dürfen. Er allein befahl, „er allein entschied Alles, er allein besetzte sämmtliche Stellen“. Er war bereits ein Souverain, wie seine Mitconsuln bereits Unterthanen waren.

Nun hieß es eine gesetzgebende Gewalt schaffen, damit diese neue starke und concentrirte Executivgewalt ein Gegengewicht erhalte. In einer gesunden, wohlorganisirten Gesellschaft erreicht man diesen Zweck durch ein gewähltes Parlament, das den öffentlichen Willen vertritt; es vertritt ihn, weil es sein getreues Spiegelbild ist; die Art der Zusammensetzung macht es zu einem angemessenen Auszug der verschiedenen herrschenden Meinungen. In diesem Falle hat das Wahlsystem richtig gearbeitet, einem höheren Recht — dem Wahlrecht — ist Achtung gezollt worden, kurz: die in Frage kommenden Leidenschaften sind nicht allzu heftig gewesen, weil die wichtigeren Interessen nicht zu sehr auseinander gingen. In dem uneinigen Frankreich jedoch befanden sich alle höheren Interessen unglücklicherweise in scharfem Widerstreit, sodaß die mitsprechenden Leidenschaften in Wildheit ausarteten und keinerlei Rechte schonten, am wenigsten das Wahlrecht. Deshalb arbeitete das Wahlsystem falsch und kein gewähltes Parlament war oder konnte sein die wirkliche Vertretung des öffentlichen Willens. Seit 1791 waren aus den vergewaltigten und schwachbesuchten Wahlversammlungen lauter Eindringlinge unter dem Namen von Mandataren hervorgegangen. Man mußte sie dulden, aber man hegte kein Vertrauen zu ihnen und fühlte weder Achtung noch Willfährigkeit für sie. Man wußte eben nur zu gut, wie sie ihre Titel erlangt hatten und was dieselben werth waren. Theils aus Gleichgiltigkeit, theils aus Ekel oder Furcht hatte sich die weitaus größte Mehrheit der Wähler der Abstimmung enthalten; an der Wahlurne fanden Schlägereien statt, bei denen die Stärkeren und Gewissenloseren die Anderen verjagten oder zu überzeugungswidrigen Abstimmungen zwangen. Während der drei letzten Jahre des Directoriums kam es oft vor, daß eine Wahlversammlung sich in zwei Gruppen spaltete, deren jede einen Abgeordneten wählte und gegen die anderseitige Wahl Verwahrung einlegte. Dann entschied die Regierung willkürlich und stets mit schamloser Parteilichkeit zwischen den zwei Gewalten; noch schlimmer: wurde nur einer gewählt und derselbe war ein Gegner der Regierung, so erklärte sie die Wahl für ungiltig. Seit neun Jahren haftete dem, dem Volke von einer Faction aufgedrängten gesetzgebenden Körper derselbe Mangel an Berechtigung an wie der Executivgewalt, welche sich ebenfalls gesetzwidrige Rechte anmaßte. Die Fehler der Wahlmaschine zu verbessern, war unmöglich, denn dieselben hingen mit dem ganzen Bau und mit der Beschaffenheit des Materials zusammen. Zu jener Zeit würde der Mechanismus selbst unter einer ehrlichen und starken Regierung nicht haben gut arbeiten können; er wäre unter allen Umständen unfähig gewesen, aus dem Schoße der Nation eine Versammlung vernünftiger und geachteter Männer zusammenzustellen und dem Lande ein seiner Aufgabe gewachsenes Parlament zu schaffen. Man denke sich alle Verhältnisse recht günstig und frage nach dem Ergebniß. Man stelle sich z. B. vor, daß die neuen Regierenden außerordentlich loyal, energisch, wachsam, mit wunderbarer politischer Selbstverleugnung und behördlicher Allgegenwart begabt seien; daß die Factionen auch ohne Discussionsverbot im Schache gehalten würden; daß sich die Centralgewalt gegen alle Candidaten unparteiisch verhalte und dennoch an allen Wahlen thätigen Antheil nehme; daß keine Spur sei von officiellen Candidaturen, von „höherem“ Druck und Zwang von unten; daß die Polizeibeamten sich anständig benehmen, die Wahlversammlungen von ordnungstiftenden Gendarmen überwacht sind, Alles in Ruhe vor sich geht, die Wähler zahlreich erscheinen und unbehelligt bleiben; kurz, man denke sich, daß unter solchen Umständen vier bis fünf Millionen Franzosen freie Abstimmungen vollzögen, — welche Wahl würden sie treffen? Sehen wir einmal zu. Seit dem 18. Fructidor haben die Erneuerung der Religionsverfolgungen, das Uebermaß der Unterdrückung, die Roheit und Unwürdigkeit der Regierenden den Haß gegen die Männer und Ideen der Revolution verstärkt und verallgemeinert. In dem vor Kurzem einverleibten Belgien, wo man die Geistlichkeit scharenweise geächtet hat, ist ein großer Bauernaufstand ausgebrochen. Von der Landschaft Waes und der einstigen Lehnsherrschaft Mecheln hat sich die Empörung in die Gegend zwischen Löwen und Thienen, später nach Brüssel, in die Campine, nach Südbrabant, Flandern, Luxemburg, in die Ardennen, ja, bis zu den Grenzen des Kreises Lüttich verpflanzt. Man hat viele Dörfer niederbrennen, Tausende von Bauern tödten müssen und die Ueberlebenden erinnern sich dieser Dinge genau. In den zwölf Westdepartements war Anfang

1800 der Einfluß der Königsfreunde allmächtig und diese verfügten über 40000 Mann organisirter Truppen; allerdings stand man im Begriffe, sie zu besiegen und zu entwaffnen, aber ihre Meinungen konnte man ihnen nicht gleich ihren Flinten wegnehmen. Im August 1799 pflanzten in der Haute-Garonne und den sechs angrenzenden Departements 16000 Aufständische unter Führung des Grafen Paula die weiße Fahne auf; der ganze Kreis Cadour erhob sich wie ein Mann; die Stadt Muret stellte ihre sämmtlichen diensttauglichen Männer zur Verfügung. Um diese Scharen, die bis zu den Vororten von Toulouse vordrangen, zu Paaren zu treiben, bedurfte es mehrerer Gefechte und einer regelrechten Schlacht; zu Montréjean allein wurden ihrer 2000 getödtet. Die Bauern kämpften „mit einer an Wahnsinn grenzenden Wuth"; manche schrieen bis zum Aufgeben des Geistes: „Es lebe der König!" und ließen sich lieber zerstückeln als daß sie gerufen hätten: „Es lebe die Republik!" Von Marseille bis Lyon, auf den beiden Rhône-Ufern, dauerte die Erhebung, und zwar als Räuberei, seit fünf Jahren: königsfreundliche Banden, vermehrt durch widerspenstige Einberufene und begünstigt var den Bauern, die von ihnen verschont wurden, ermardeten ader beraubten die Beamten der Republik und die Erwerber von Nationalgütern. In mehr als dreißig anderen Departements gab es zerstreute und abwechselnde Vendéen. In allen katholischen Departements waren verborgene Vendéen varhanden. Wären nun, wie gesagt, die Wahlen unbeeinflußt gewesen, sa würde angesichts dieses Zustandes der Verzweiflung höchstwahrscheinlich die Hälfte der Franzosen für Anhänger des vorrevolutionären Systems gestimmt haben: für Katholiken, Royalisten, mindestens aber für Manarchisten von 1790. Die andre Hälfte hätte vermuthlich überlebende Mitglieder der früheren Volksvertretungen gewählt: Anhänger der Verfassungen der Jahre IV und V, Girondisten aus dem Convent, Feuillantiner van 1792, von Lafayette und Dumalard bis zu Daunoud, Thibaudeau und Grégaire, auch einige Mitglieder der Bergpartei, auch Barère, — Alle in die Theorie vernarrt, wie ihre Gegner in die Ueberlieferung. In den beiden Gruppen stehen einander feindliche Dogmen, unversöhnliche Gegensätze, widersprechende Auffassungen und Anschauungen von Religion und Politik, van Vergangenheit und Gegenwart, von Recht und Eigenthum, von Staat und Gesellschaft gegenüber: der Bürgerkrieg hat sich vom Valke ins Parlament verpflanzt. Zweifellos will die Rechte, daß der Erste Consul ein Manck sei, was ihn schließlich zu einem Cromwell machen wird, denn seine ganze Macht hängt von seinem Ansehen bei der Armee ab, welche damals den obersten Factor bildet. Die Armee aber ist zu jener Zeit noch republicanisch gesinnt — wenn nicht dem Herzen nach, so doch im Geiste —, von jakobinischen Vorurtheilen, den Interessen der Revolution ergeben, also blindwüthig gegen Aristokraten, Könige und Priester eingenommen. Bei der ersten Bedrohung mit einer katholischmonarchischen Restauration wird die Armee vom Ersten Consul einen 18. Fructidor verlangen, widrigenfalls irgend ein jakobinischer General — Bernadotte oder Jourdan oder Augereau — einen solchen ahne und gegen den Consul ins Werk setzen wird, sodaß man das Geleise, das man hat verlassen wollen, wieder betritt: das der Aufstände und Staatsstreiche. Sieyes hat all dies begriffen. Er sieht am Gesichtskreis die beiden Gespenster drohen, die seit zehn Jahren alle Regierungen Frankreichs heimsuchen: die gesetzliche Anarchie und den unsicheren Despotismus. Behufs Beschwörung dieser zwei Geister findet er eine Zauberformel: „Künftig wird die Macht von oben, das Vertrauen von unten kommen." Demgemäß entzieht seine Verfassung dem Volke das Recht der Abgeordnetenwahl und erkennt nur das Recht an, in dreifachen Wahlen Bewerber und Parlamentssitze aufzustellen. So wird, wie sich Napoleon ausdrückt, aus der directen Wahl „eine illusorische und metaphysische Betheiligung" an der Wahl. Beim ersten Wahlgang müssen sich die Stimmberechtigten darauf beschränken, ein Zehntel aus ihrer Mitte zu entsenden, welches seinerseits — dies der zweite Wahlgang — ein Zehntel aus seinem Schoß bestimmt, das endlich ebenfalls ein Zehntel wählt, d. h. etwa sechshundert Candidaten. Auf der Liste derselben fügt die Regierung die Namen aller ihrer hohen Würdenträger hinzu; zweifellos wird sie in einem sa langen Verzeichniß eine genügende Anzahl ergebener Sklaven finden. Ueberdies ist ihr vorsichtshalber das Recht eingeräumt, das erste Parlament, weil noch keine Liste vorhanden, vollständig auf eigene Faust zusammenzustellen. Und sie sorgt dafür, daß mit allen gesetzgeberischen Stellen, die sie vergiebt, gute Bezüge verbunden seien: zehn-, fünfzehn- und dreißigtausend Franken jährlich. Was Wunder, wenn man sich um solche Posten reißt! Die künftigen Träger der gesetzgebenden Gewalt fangen ihren Beruf als Vorzimmerbittsteller an. Um die Gefügigkeit vollends zu sichern, hat man diese Gewalt von vornherein zerstückelt und unter drei Körperschaften vertheilt, die mit großer Schwächlichkeit und Unthätigkeit behaftet sind. Sie haben keine Initiative und berathen blos über Gesetzentwürfe, die von der Regierung herrühren. Jedem der drei obliegen nur Bruchstücke von Arbeiten; das Tribunat debattirt, aber es beschließt nicht; der gesetzgebende Körper beschließt, aber er debattirt nicht; der conservative Senat hat die Aufgabe, diesen Zustand allgemeiner Lähmung aufrecht zu halten. „Sieyes", sagt Bonaparte zu Lafayette, „brachte überall nur wesenlose Schatten an: eine Schein-Gesetzgebung, eine Schein-Rechtspflege, eine Schein-Regierung; irgendwa mußte jedach eine Wesenheit sein, und wahrlich! ich habe dieselbe angebracht," und zwar bei der Executivgewalt. Ja, die Macht steckt ganz und gar dort, nämlich in Bonaparte's Händen; alle übrige Gewalten und Behörden betrachtet er lediglich als Zierstücke oder — Werkzeuge. Die stummen Puppen des gesetzgebenden Körpers kommen jährlich nach Paris, um sich vier Monate hindurch auszuschweigen; eines Tages wird Bonaparte vergessen, sie einzuberufen, und ihre Abwesenheit wird Niemandem auffallen. Was das allzu gesprächige Tribunat betrifft, so verringert er zunächst dessen Sprechthätigkeit erheblich, „indem er es auf magere Gesetzkost setzt"; sodann entledigt er sich der unbequemeren Schwätzer mit Hilfe des Senats, der die ausscheidenden Mitglieder zu bestimmen hat; endlich unterdrückt er das Tribunat gänzlich, und zwar ebenfalls durch den Senat, den die Verfassung zum Dolmetsch, Wächter und Reformator einsetzt. Der Senat ist eben das grose Werkzeug der Herrschaft Bonaparte's, der ihm die Beschlüsse in den Mund legt, deren er bedarf. Durch dieses Possenspiel, das er oben aufführt, und durch eine Ergänzungskomödie — das Plebiscit —, die er unten in Scene setzen läßt, verwandelt er sein zehnjähriges Consulat in ein lebenslängliches und später in ein Kaiserthum, d. h. eine gesetzmäßige, endgiltige, vollkommene Dictatur. Solchergestalt ist die Nation der Willkür Eines Mannes überlassen, der, weil er ein Mensch ist, nicht umhin kann, in erster Linie sein eigenes Interesse im Auge zu behalten. Man müßte nur wissen, bis zu welchem Punkte und wie lange dieses sein Interesse mit demjenigen Frankreichs Hand in Hand gehen wird. Ist die Uebereinstimmung vollständig und dauernd, desto besser für das Land; und desto schlimmer, wenn das Gegentheil der Fall. Die Gefahr ist eine schreckliche, aber unvermeidliche: man kann sich vor der Anarchie nur durch den Despatismus retten und muß darauf gefaßt sein, in demselben Menschen zuerst einen Retter, nachher einen Zerstörer zu sehen; auch hat man die Gewißheit, künftig von dem noch nicht bekannten Willen abzuhängen, der — je nachdem — vom Genie und vom gesunden Verstand oder von der Einbildungskraft und der Selbstsucht in einer Seele wird gereift werden, die von den Versuchungen unumschränkter Macht, von der allgemeinen Schmeichelei und von dem Bewußtsein der Straflosigkeit erhitzt und verwirrt sein wird, — daß man abhängt von dem Willen eines unverantwortlichen Selbstherrschers, eines eroberungstrunkenen Siegers, der sich und die Welt in einem durchaus falschen Lichte sieht. So sind die bitteren Früchte der Auflösung der Gesellschaft beschaffen. Die öffentliche Gewalt geht dabei unter oder wird verderbt. Jedermann will sie an sich reißen und Diejenigen, die sich ihrer schließlich bemächtigen, müssen sie mißbrauchen; in ihren Händen verkehrt sich ihr Dienst in das Gegentheil dessen, was er sein sollte. In Ermangelung von etwas Besserem aus Furcht vor Schlimmerem muß man es zufrieden sein, wenn die Macht durch eine letzte Usurpatian ganz und gar in die einzigen Hände fällt, die im Stande sind, sie zu erneuern, zu organisiren und dem öffentlichen Dienst anzupassen.

Bücherbesprechung.

—m— Von Berthald Balz' Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert (Leipzig, Otto Spamer), deren erste Abtheilung wir s. Z. an dieser Stelle zur Anzeige gebracht haben, liegen uns nunmehr die Abtheilungen 2—4 (S. 97—416) vor. Sie führen die Darstellung bis ins Jahr 1848 hinein und bestätigen das günstige Urtheil, zu welchem der Anfang berechtigte. Wir kommen darauf zurück, wenn das Werk abgeschlossen vorliegt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besondere, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 92. Sonnabend, den 2. August. 1890.

Schiller's Verhältniß zu Charlotte v. Kalb.

Am 27. Juli 1783 fuhr Schiller, von Bauernbach kommend, in Mannheim ein. Das Gewühl von Menschen, das Leben und Treiben der Stadt konnte ihm, der 8 Monate in stiller Abgeschiedenheit gelebt hatte, nicht behagen; auf seinem einsamen Zimmer lebte er, um sich „schwermüthig nach Bauernbach hinzuträumen und zu weinen“. Die Hütte im Garten, in der er so oft „im herrlichen Hauche des Morgens“ die Gestalten seines Don Carlos, für die er gerade in jener Gegend manches Vorbild gefunden hatte, um sich versammelt hatte, die Spaziergänge auf Wiesen und Waldwegen, die ganze duftende Fülle des idyllischen Lebens standen zu sehr in Contrast mit dem städtischen Leben, als daß er sich gleich hätte wohl fühlen können. Aber nicht das allein, es war auch eine Herzenssache, mit der der Dichter sich abzufinden hatte. Die 17jährige Charlotte v. Wolzogen, seiner Wohlthäterin und Seelenfreundin Tochter, hatte sein immer in ihm lebendes mächtiges Liebesgefühl zur Gluth entfacht durch den Zauber und die Holdseligkeit ihrer jugendlichen Erscheinung und ihres anmuthigen Wesens. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths — so kenne ich Ihre Lotte“ schreibt Schiller an Frau v. Wolzogen. Welche schmerzlichen Kämpfe dieses Verhältniß dem Dichter brachte und wie er mit zerrissener Seele — Charlotte konnte Schiller's Neigung nicht erwidern — sich wieder zur Klarheit emporzuarbeiten suchte, um von neuen Herzenswirren erfaßt zu werden, davon giebt uns Schiller's Briefwechsel aus jener Zeit das sicherste, genaueste Bild.

Der Wunsch, dieser verzehrenden, seine Gedanken im Kreise drehenden Leidenschaft zu entfliehen, hatte Schiller nach Mannheim gerufen. Sengender, trockner Sommer lag schwül auf den Häusern der Stadt; sie war wie ausgestorben und Schiller mußte in übelster Laune 14 fruchtlose Tage warten, bis Dalberg, der Intendant, zurückkehrte. Aber auf die zuvorkommendste Weise kam ihm dieser entgegen. Die „Räuber“, „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ wurden vor vollem Hause aufgeführt, und am 1. September wurde mit Schiller der Vertrag geschlossen — er ward Mannheimer Theaterdichter, geschwellt von dem Gefühle, „das Mannheimer Theater in Teutschland herrschend zu machen“. Eine neue Existenz begann für Schiller, ein geistig reges, geselliges Leben, ein frohes, zuweilen ausgelassenes Treiben; er lebte in einem „Tumult von Zerstreuungen“, in einem „angenehmen dichterischen Taumel“. Wie stand es wohl um Schiller's Umgang mit den Mannheimer Damen? Hatte die heiße Leidenschaft für die jugendliche Charlotte ihn für andere weibliche Wesen blind gemacht? Durchaus nicht. Schiller hatte weit mehr als angenommen wird in delicaten Herzensangelegenheiten Erfahrungen; sein Liebesgefühl war ungemein intensiv und leicht entzündbar. An Frau v. Wolzogen schreibt er: „Ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von Seiten des Umganges gar nicht zuwider ist.“ Und noch später, 1794, schrieb er gelegentlich der Recension von „Wilhelm Meister“ an Goethe: „Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe.“ Messen wir aber nicht mit dem Maßstab unserer nüchternen Zeit; ein Studium der zahlreichen, gesammelten Briefwechsel, die uns aus dem vorigen Jahrhundert erhalten sind, belehren uns, welch hochgespanntes Herzensleben fast durchgängig zwischen den beiden Geschlechtern bestand, das Verhältnisse hervorbrachte, die nach unserer Moral unentschuldbar sind; man kann eine ganze Reihe solcher „Seelenbündnisse“ aufstellen, die die berühmtesten, von der ganzen Nation geehrten Männer mit feinsinnigen Frauen knüpften. Die Ehe galt Nichts, der freie Bund der Geister Alles.

Neben des Dichters Leidenschaft für Charlotte v. Wolzogen trat die Verehrung für die schöne „Schwanin“, die „ebenso reizende, wie reizbewußte“ Tochter von Schiller's Verleger, um die er später von Gohlis aus brieflich, und zwar vergeblich, anhielt. Eine andere „miserable Leidenschaft“ erfaßte ihn für Katharina Baumann, Liebhaberin am Mannheimer Theater, eine anziehende Erscheinung mit feinem Gesicht und schönem, von dunkler Wimper beschattetem Auge.

Der mit der Mannheimer Bühne geschlossene Jahrescontract war abgelaufen und wurde — nicht erneuert. Noch manches Jahres des Kampfes, der Täuschung und Hoffnung bedurfte es, ehe Schiller zur vollen Anerkennung gelangte. Fast sein ganzes Leben ist ein fortwährendes Auf und Nieder; der höchste Enthusiasmus und die tiefste Niedergeschlagenheit stehen dicht beisammen. Schiller war nun wieder aller Mittel bar; er hatte nicht die geringste Aussicht auf eine Erwerbsquelle; mit seinem Vater auf der Solitude zerschlug er sich; er war in der peinlichsten finanziellen Lage, in einer Verlegenheit bis zur „Desperation“; in seiner Kleidung war er fast verwahrlost, und wie es in seinem Zimmer aussah, darüber giebt uns sein treu ausharrender Freund Streicher Auskunft: „Es würde übrigens eine sehr belustigende und des Pinsels eines Hogarth's würdige Aufgabe seyn, das Innere des Zimmers eines von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes recht getreu darzustellen; denn es würde sich hierbei durchaus nichts Bewegliches, und selbst das nicht, was sonst immer dem Auge entzogen wird, an seinem Platze finden.“

Aber zu diesen Kämpfen und der durch die kleinlichen Alltagssorgen erzeugten Bekümmerniß des Dichters trat eine enthusiastische Seelenfreundschaft, die häufig in leidenschaftliches Begehren überschlug. Charlotte v. Kalb war es, der des Dichters glühendes Empfinden in dieser Zeit angehört. Charlotte! Drei Charlotten sind für des Dichters Lebensgang und Entwickelung von einschneidender Bedeutung: die mädchenhaft-zarte Charlotte v. Wolzogen; des Dichters Neigung zu ihr war, wenn auch heftig, so doch bald vorübergehend; Charlotte v. Kalb, die geistesdurchglühte, leidenschaftliche Frau, die nie ihres Lebens recht froh geworden; Charakter und äußeres, herbes Geschick, das zum Theil aus ersterem geflossen, versagten ihr auch nur eine kurze Spanne ihres langen Lebens ein ruhiges Dasein in klarem befreiendem Sommerwetter; Charlotte v. Lengefeld, Schiller's „Lotte“, sein Eheweib, die wohlthuendste Erscheinung unter den vielen bedeutenden Frauen des vorigen Jahrhunderts.

Eine historisch treue Darstellung des Verhältnisses Schiller's zu Charlotte v. Kalb ist mit Schwierigkeiten verbunden; die sicherste Quelle von unmittelbarer Geltung, der Briefwechsel zwischen beiden bedeutenden Personen, ist von Charlotte vernichtet worden. Als sich Schiller's Wege von den ihrigen trennten, erbat sie ihre Briefe zurück, die sie zugleich mit denen Schiller's verbrannte, eine kurzsichtige, übereilte Handlung, die sie auch später als Greisin bereute. Einen nicht ausreichenden Ersatz bieten uns Charlottens

Memoiren, in denen sie in mystischer Umhüllung, mit Seherspache, ihre Erlebnisse bis zum Jahre 1791 beschrieben hat; einem von ihr verfaßten Roman, Cornelia, liegen auch zum großen Theile eigene Erlebnisse zu Grunde. So müssen denn als Quellenmaterial Schiller's Briefe an andere Personen, Berichte von Zeitgenossen, ergänzend herangezogen werden. —

Ueber Charlottens Leben waltet mehr als ein tragisches Geschick; das zeigt sich bereits in ihren Kinder- und Jugendjahren. Charlotte Marschalk v. Ostheim wurde geboren am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, Canton Rhön und Werra. Ihre Familie gehörte einer der reichsten und angesehensten der fränkischen, reichsunmittelbaren Ritterschaft an; das feine gesellschaftliche Leben, der anregende Verkehr vortrefflicher Geister, der im Hause herrschte, das freie, ungebundene Leben hätten der gedeihlichste Boden für eine ruhige, harmonische Entfaltung von Charlottens Wesen sein können. Dem war aber nicht so. Ihre reizbare Natur neigte von Kindheit an zur Einsamkeit, Selbstbetrachtung, zu einem verschwommen-phantastischen Seelenleben, so daß ihr die Wirklichkeit nur wie durch einen Schleier entgegentrat. Noch auf der Höhe ihres Lebens sagte ihr Herder, daß die Einbildung sie verhindere, die Wirklichkeit zu sehen, die ewig nur in schwankenden Bildern vor ihr stehe. Dieser Charakterzug erklärt auch, warum sie so vollständig energielos Heinrich v. Kalb ihre Hand zur Ehe reichte, eine Ehe ohne Neigung, die nur ein Act der Berechnung war. Auch ihre beiden Schwestern Wilhelmine und Leonore waren durch Zwang ungeliebten Gatten vermählt worden. Wie äußerlich, hohl diese Ehebündnisse waren, mag ein Wort Caroline v. Wolzogen's zeigen: „Die Heirath ist kein Band der Seelen."

Bis zum Tode ihrer Mutter schwärmte Charlotte, fern von ihren kleinen Altersgenossinnen, in der Natur umher und „empfand früh die Poesie duftender Wiesen und klarer Bäche"; ihr ernster Sinn verschmähte es, sich an Puppen zu erfreuen, was recht charakteristisch ist. Acht Jahre alt war sie, als sie ohne Vater und Mutter, selbst von den Geschwistern getrennt, von der lieben Heimath weg in fremde Pflege kam, zuerst nach Nordheim, dann nach Meiningen; ihren tiefen Gram behielt sie für sich und nur ungesehen, im überwältigenden Gefühl der Vereinsamung suchte sie ihn in Thränen zu lösen: „Ich kann sagen," schreibt sie, „als Kind hab' ich ausgeweint." Und ein hartes Wort der Großmutter, das diese bei Charlottens Geburt gesagt haben soll: „Du solltest nicht da sein!", weil ein Knabe erwartet worden war, konnte sie nie vergessen.

In Meiningen lebte Charlotte bei einer Frau v. Türk und als diese nach langem Siechthum gestorben war, ging sie auf das Gut ihres Oheims, des Herrn v. Stein auf Nordheim. Hier, in Einsamkeit und Abgeschlossenheit gab sie sich einer schrankenlosen Lectüre hin. Außer der Zeitlectüre, wie „Ugalino", „Julius von Tarent", Voltaire, Shakespeare, trieb sie noch eine, ihrem besonderen Wesen entsprechende: mystische Belehrungsgeschichten, die Bibel, Auszüge aus dem Koran, und mit Entzücken wandelt sie „unter den Palmen des Paradieses". Ein gelegentlicher Aufenthalt in dem starkkatholischen Bamberg hatte diese Religionsschwärmerei in ihr geweckt. Durch Frau v. Wolzogen war Charlotte mit Schiller's „Räubern" bekannt geworden und daß ihr gerade das phantastischste Charakterbild, die „Amalia", besonders nahe trat, wirft wieder ein helles Licht auf ihr ganzes Wesen. „Wie spricht Amalia das Unerklärliche aus, die seelenreich subtile Wahrheit." Die Lectüre des „Fiesko", den sie sich durch Reinwald, Schiller's späteren Schwager, besorgen ließ, erhöhte noch das Interesse für den Dichter, den sie bereits persönlich bei Frau v. Wolzogen in Bauernbach kennen gelernt hatte, so daß, als sie am 5. Mai 1784 mit ihrem Gatten von Waltershausen abfuhr, um über Frankfurt und Mannheim nach Landau, wo seine Garnison stand, überzusiedeln, Reinwald sie bei dem Dichter als eine Schiller-Verehrerin freundlich einführen konnte; in dem Schreiben heißt es: „Sie zeichnet sich gar sehr unter ihrem Geschlecht aus und ist Ihrer Geistesproducte große Bewunderin, so wie sie überhaupt das Schöne und Gute enthusiastisch fühlt."

Am 8. Mai spät Abends kam das Kalb'sche Ehepaar in Mannheim an. Als Schiller die Aufträge Reinwald's und der Frau v. Wolzogen übermittelt worden waren, kam er selbst und mit seinem Erscheinen begann für Beide ein neues Leben. Charlotte muß, wie die erhaltenen Originalporträts uns nur ahnen lassen, eine entzückende Erscheinung, eine hinreißende Schönheit gewesen sein. Eine Fülle von hellbraunem Haar hatte ihr Haupt zu tragen; sie war so gewaltig, daß „selbst in späteren Jahren, wenn sie aufgelöst an der hohen Gestalt herabflossen, die Spitzen an der Erde schleiften". Eine hohe Stirn, liebliche Lippen, vor Allem aber die großen, blauen Augen, über die sich hohe Brauen, „fein gemacht wie mit der Feder", wölbten, gaben ihrem ganzen Wesen einen bestrickenden Reiz. Die Leidenschaft für Schiller muß sie blitzartig durchleuchtet haben und mit jubelndem Aufschrei muß sich ihre schmachtende Seele an das Leben des kraftvollen, willensstark ringenden Geistes gekettet haben. In ihren Memoiren schreibt sie von diesem Tage: „In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt." — „Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit wechselnd mit sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt." Schiller ist in seinen brieflichen Aeußerungen über Herzensangelegenheiten nie sehr ausführlich gewesen; so schreibt er auch kurz und zurückhaltend an Frau v. Wolzogen: „Herr und Frau v. Kalb machten mir in ihrer Gesellschaft einige sehr angenehme Tage. Die Frau besonders zeigt sehr viel Geist, und gehört nicht zu den gewöhnlichen Frauenzimmer-Seelen. Sie ließen mich wenig von ihrer Seite." Heinrich v. Kalb selbst machte durch die Festigkeit seines Charakters, sein klares männliches Wollen auf den Dichter einen angenehmen Eindruck. Er genoß den Ruf eines Ehrenmannes und eines braven Officiers, der in Nordamerika tapfer für die Franzosen gekämpft hatte und von seinen Erlebnissen in anregender und geschickter Weise zu erzählen wußte.

Schiller führte das Ehepaar am nächsten Tag in den Antikensaal: „Schauer der Sehnsucht", schreibt Charlotte, „bewegten ihn, denn er fühlte wohl: auch ich vermag!" Nur wenige Tage währte der Aufenthalt in Mannheim. Charlotte begleitete ihren Gatten in die Garnison nach Landau; sie versprach aber dem Dichter, „öftere Besuche in Mannheim abzulegen". Nach den Memoiren muß diese erste Trennung schon ein Gefühl der inneren Vereinsamung in Charlotte hervorgerufen haben. „Welch ein Tag!" schreibt sie. „O Kälte des Nords, trübes Gewölk vom Sturme getrieben! Der Lüfte schneidende Schärfe, habe ich euch nur allein gefühlt? Die Sonne stieg am hellen Horizont, doch inneres Gewölk zu erhellen vermag sie nicht! Das Leben erblühte, heut ein Erstorbenes!"

Ende Juli kam Charlotte nach Mannheim, da der Aufenthalt einer Frau in einer Garnison der französischen Sitte nicht entsprach; hier hoffte sie in den literarischen und schauspielerischen Kreisen ihren Neigungen genugsam nachgehen zu können. Das Theater ward fleißig besucht und lebhafte Erörterungen darüber angestellt. Durch ihren regen Geist, verbunden mit einem feinen, anmuthigen Frauenwesen, ward sie der Mittelpunkt eines Kreises bedeutender Männer. Auch Iffland und Heinrich Beck, die beiden Schauspieler, zählten zu ihren Bewunderern. Ersterer berichtet an den Intendanten: „Eine sehr gute Zuschauerin haben wir an der Frau v. Kalb bekommen. Sie wird mir oft Aufmunterung sein, mein Möglichstes für ein Stück zu thun." Beck nennt sie ein „vortreffliches Geschöpf" und ist glücklich, „aus ihrer Seele Nahrung holen zu können", wenn er gleich etwas „Wildidealistisches, Abgerissenes" in ihrem Wesen zugestehen mußte. Daß Charlotte auch Schiller's Geisteserzeugnissen gegenüber ihr selbständiges Urtheil bewahrte und daß sie selbst mit Tadel nicht zurückhielt, zeigt folgender Vorgang, den uns Streicher berichtet: Schiller las Scenen aus „Don Carlos" vor. Charlotte hörte schweigend zu und als sie am Schluß ihr Urtheil schonend verschweigen wollte, bat sie Schiller so dringend, es auszusprechen, daß sie endlich mit Lachen gestand, das sei das Unvollkommenste, was er geschrieben habe. Nachdem sich Schiller zornig mit den Worten: „Das ist zu arg!" entfernt hatte, ergriff Charlotte beängstigt das Manuscript und las selbst; jetzt freilich traten ihr die Schönheiten des Dramas erst entgegen; es lag nur an der scheußlichen Vortragsweise des Dichters, die eine reine Wirkung nicht aufkommen ließ.

In diese Zeit fällt eine folgenwichtige Begebenheit: Schiller's Ernennung zum sachsen-weimarischen Hofrath bei Gelegenheit eines Aufenthaltes Karl August's am Darmstädter Hofe, wo Schiller seinen „Don Carlos" vortrug; es war während der Zeit vom 28. bis 29. December 1784. Nun hatte Schiller einen „Charakter", wie er sich ausdrückte, und das Wort „Rath", obwohl ein bloßer Titel, gab ihm auch in der literarischen Welt eine ganz andere Bedeutung. Das Selbstgefühl des Dichters wurde erhöht und gefestigt und er trat den Mannheimer Theaterverhältnissen in einem ganz anderen Tone gegenüber, ja er tritt zum Theater, seinem Leiter und den Schauspielern in bewußten

Gegensatz, wünscht nicht mehr, „inconvenirende Critiken“ dem Institute fern zu halten, sondern sich, seine Dichtung und sein Lebensgeschick davon völlig unabhängig zu machen.

Das Verhältniß zu Frau v. Kalb brachte Qualen spannender Situationen and kraftverzehrende Seelenkämpfe. Nicht im Sonnenscheine wandelte der Dichter, der Früchte reift, nicht im Sturmwetter, das die Stirn kühlt und Muth und Entschlossenheit in die Seele pflanzt, sondern eine düstere Gewitterschwüle, die den Athem beklemmt, lastete über der letzten Mannheimer Zeit. „Die Freigeisterei der Leidenschaft“ ist der Schmerzensschrei, der sich befreiend aus des Dichters Brust drängt. Das Verhältniß bewegte sich zunächst innerhalb der allerdings undeutlichen Grenzen der Freundschaft, wenigstens seiten Schiller's; Charlotte besaß so viel Selbstbeherrschung, ihre Neigung zu verbergen. Sie hatte sofort, wie kein anderes weibliches Wesen vor ihr, die ganze Dichtergröße Schiller's erkannt; das oft etwas Genial-Verwahrloste in Schiller's Aeußerem that ihrer hingebenden Neigung keinen Abbruch, wie es bei einer Margarethe Schwan, Katharina Baumann der Fall war. Caroline v. Wolzogen sagt: „Sein Genius fand bei Frau v. Kalb die Freiheit and Wärme des Begegnens in Gefühl und in Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen. Bei höherer Stellung des Lebens waren ihr die Formen der Weltverhältnisse eigen; auch wirkte sie günstig auf Schiller's Haltung im geselligen Leben.“ Und wenn Schiller später behauptet, der Einfluß Charlottens v. Kalb auf ihn sei ein ungünstiger gewesen, so thut er der vorzüglichen Frau bitter Unrecht.

Ein halb Jahr früher, im Juni 1784, bekam der Dichter aus Leipzig eine Postsendung, 4 zierliche Porträts, Briefe, eine Composition von Amaliens Lied aus den „Räubern“ und eine gestickte Brieftasche, von unbekannten Leipziger Verehrern, vom Körner'schen Kreis. So innig bewegt der Dichter auch durch diese stille Huldigung wurde, so hat er doch nicht geantwortet. Erst am 7. December faßte er den plötzlichen Entschluß, zu schreiben, durch einen „Zufall, einen wehmüthigen Abend“ dazu ermuntert. Der Boden Mannheims brannte ihm unter den Füßen; das Verhältniß zum Theater wurde unerträglich; für sein geistiges Streben war hier kein günstiger Boden; seine Blicke richteten sich nach Berlin, nach Weimar und schließlich nach Leipzig; er sehnte sich nach feinerer Cultur, nach regerem literarischen Treiben; die Bildnisse der lieben Leipziger Freunde wiesen ihm den Weg. Von solchen Gedanken getragen muß Schiller eines Tages, und zwar in der Zeit vom 10. bis 22. Februar, Charlotte seinen Entschluß mitgetheilt haben, was eine leidenschaftlich erregte Scene hervorrief. Schiller's Brief an Körner giebt hier eine willkommene Ergänzung: „In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, mein Bester. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider ... Ich kann nicht in Mannheim bleiben. Ich habe keine Seele hier, keine Freundin, keinen Freund und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situationen.“ Niemand anders kann dies sein als Charlotte. Die Hoffnung auf Dichterruhm rief den Dichter mit lockendem Silberton hinaus, fort aus der Mannheimer Sphäre, die seiner gesunden Entwickelung hinderlich war. Charlottens plötzlich durchbrechende Leidenschaft erschreckte ihn und erfüllte ihn doch mit süßen Schauern. In den Memoiren heißt es: Charlotte spricht: „Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit. Kühnerer Natur verbunden, fand ich den Muth der Freudigkeit.“ Schiller: „Wie sind Sie erregt, eine solche Stimmung habe ich nie an Ihnen bemerkt.“ Aber vor dieser Gluth der liebenden Frau hielt auch Schiller's erkünstelte Zurückhaltung nicht stand. „O wohl, daß ein Gedanke flammend uns beseelt,“ rief er aus. „Ja, ich war beängstigt, es Ihnen auszusprechen. Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Licht entzündet.“ Und als der Dichter dennoch mit leiser Mahnung hinzusetzt: „Muß ich nicht eine Zukunft fürchten, auf der Trug und Zweifel lastet?“ antwortete Charlotte darauf, daß ihr der Freund gesandt sei, um ihr in ihrem freudlosen Dasein „Momente eines edleren Seins“ zu vergönnen. Und in der Erinnerung an die Trennung rief sie schmerzlich: „Das Leben hat Sie mir gesandt! Der Bund der Wahrheit! — Sie wollen ihn trennen.“ Charlotte ging in ihren Forderungen so weit, daß sie in leidenschaftlicher Verblendung dem Dichter den Vorwurf machte, daß er auf Kosten seines Friedens, seines Herzens nach Ruhm, nach Bewunderung strebe. Aber mild und mit warmem Gefühle erwiderte er: „Mein Herz fühlt, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie diesen Glanz entweihen kannst.“ So war das erste „Du“ ihm über die Lippen getreten und Charlotte ergriff es mit Heftigkeit, alles Andere vergessend. Als eine Gewalt, die ihn zugleich „ängstigt und entzückt“, erregte Charlottens Liebe im Dichter einen Kampf gegen die Rücksichten der Welt, der Verhältnisse, der sich nur in der „Freigeisterei der Leidenschaft“, in der Auflehnung gegen Sitte und Herkommen Luft machen konnte.

„Woher dies Zittern, dies unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.“ —

Dieses Schwanken und Wogen des Seelenkampfes der Liebenden tönt auch wieder im Verhältniß des Infanten Don Carlos zur Königin Elisabeth.

Aber Schiller war ein starker Charakter; er ging siegreich aus dem Kampfe hervor; sein hehrer Dichterberuf wies ihn gebieterisch auf neue Bahnen. Mit dem Schluß der Mannheimer Zeit haben wir zugleich Schiller's Sturm- und Drangperiode als beendet anzusehen. Wie in eine leuchtende Ferne richtete er den Blick in die Zukunft und die Gestalten jener „Schriftsteller des Vaterlandes, deren Namen der Ruhm bereits unter den Sternen aufstellte“ erschienen seinem Geiste und umschwebten ihn.

In den ersten Tagen des April verließ Schiller Mannheim. Schiller's Abschied von Charlotte hat uns diese in einem freigehaltenen Zwiegespräch zwischen den Personen Maya und Fimanté skizzirt. „Zünde die Lampe an, Maya,“ bittet der Mann, „daß ich dein Auge noch einmal schauen kann“; doch Maya entgegnet: „Wenn du nicht weilst, bedarf ich fürder kein Licht, das dumpfe Leben wird in der Finsterniß am wenigsten empfunden. Gute Nacht, Fimanté. Ist dies der Abschiedskuß?“ Fimanté erwidert: „Die Vergangenheit schwindet. Nur du bist wie meine Seele mir nahe; um mich wehen die Lüfte des Paradieses! — zum letzten Mal!“ —

Charlotte fand in dem liebevollen Umgang mit Frau v. Laroche einigen Trost und Linderung ihres Seelenschmerzes. Ostern 1786 kehrte sie nach Thüringen zurück, um ohne allen Aufwand in ländlicher Zurückgezogenheit zu leben; denn die Vermögensverhältnisse der Familie begannen schwankend zu werden. Auf dem Gute ihres Schwiegervaters, zu Kalbsrieth bei Allstedt, lebte sie, mit der Sorge für ihren Knaben und mit Lesen beschäftigt. Namentlich das Studium Herder's machte auf sie einen tiefen Eindruck; sie erkannte in Herder „das Wetterleuchten seines Lichtes über Natur und Völker“. Im Schatten der Bäume, beim Rauschen der Unstrut und Helme gedachte sie des fernen Geliebten. Im April 1787 ging sie nach Gotha und im Sommer nach Weimar, wo sie nun ein Mitglied des fein gebildeten Kreises wurde, der sich um Anna Amalia, Louise, Frau v. Stein, Herder, Goethe, Wieland gruppirte, ein Kreis, dessen sittigende Macht nach allen Seiten ausstrahlte.

Schiller's Uebersiedelung nach Weimar war eine ausgemachte Sache und wurde von Charlotte mit Sehnsucht erwartet. Schon im Februar hatte er ihr aus Dresden Briefe geschrieben, „in denen“, wie sie sagt, „die Sprache der Unbefangenheit war, wie das Gemüth sich nur mittheilen möchte einem Wesen, das auf der Bahn des Lebens wir nie zu verlassen gedenken“. Am 21. Juli 1787 kam Schiller in Weimar an. Das erste Wiedersehen hatte etwas „Gepreßtes, Betäubendes“, aber bald fühlten sie sich gegenseitig wieder so heimisch, daß sich „schnell jeder zerrissene Faden wieder anknüpfen ließ“. Nöthige Besuche verschiebt der Dichter, weil er den „ganzen Tag bei Charlotte zubringt“. Lebhaftigkeit und Munterkeit bis zum Muthwillen ist Beider Grundstimmung; aus ihrem Verhältniß machten sie keinerlei Geheimniß und selbst am Hofe fand es zarte Berücksichtigung; stets wurden sie zusammen geladen und überall erschien Charlotte in Begleitung Schiller's; ja sie zogen sich von den Thees und Gesellschaften mehr zurück, um ungestört allein zu sein. Charlottens große, wunderbar weite Seele wurde ein Studium für den Dichter und er muß seinerseits gestehen, daß „sein Bild tief und fest in ihrer Seele gegründet ist“. Ein halbjähriger Aufenthalt des

Hrn. v. Kalb, der im November in Weimar ankam, brachte Charlotte zur Ueberzeugung, daß es unwürdig und unerträglich sei, die Fesseln der Ehe mit einem ungeliebten Mann weiter zu tragen, nachdem ihr die Ahnung von der Seligkeit wahrer Liebe aufgegangen war; glühend hoffte sie, Schiller's Gattin zu werden. Der Dichter selbst scheint in diesem Sinne gehandelt zu haben, wenn er an Körner schreibt: „Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Manne auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben." Und noch von Volkstädt aus, wohin er im Mai 1788 ging, setzte er ihr weitläufig die Nothwendigkeit der Scheidung auseinander. Es war natürlich, daß Charlotte dies als eine „Erklärung" auffaßte; sie schrieb ihm und offenbarte ihm seine innersten Gefühle. Und Schiller — antwortete nicht. Ein anderes liebliches Wesen hatte Charlotte v. Kalb zurückgedrängt, Charlotte v. Lengefeld. Ihre milde Ruhe, ihre anmuthige Weiblichkeit, gepaart mit seinen Geistesgaben und frischem, heiterm Natursinn, breiteten um so mehr eine glückselige Ruhe über Schiller's Seele, als die leidenschaftliche Erregung und Spannung, die das Verhältniß zu Frau v. Kalb zur Folge hatte, mit der Zeit als unerträgliche Last empfunden werden mußte. Als Schiller nach Weimar zurückkehrte, blieb das Verhältniß, aber nur äußerlich, bestehen. Erst als er ihr im Februar 1790 seine Verlobung mit Charlotte v. Lengefeld mittheilte, folgten leidenschaftliche und bittere Erörterungen. Dunkel und lichtlos sah es in Frau Charlottens Seele aus. In dieser schweren Zeit fand sie in Herder's geistreichen Unterhaltungen Tröstung. In treuer Anhänglichkeit und Bewunderung war er ihr bis zu seinem Tode ergeben. „Wenige," sagte er, „haben den Trost beim Verlust, den Sie besitzen, die Elasticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; die Spenden der Phantasie bleiben unerschöpflich."

Das Verhältniß zu Schiller gestaltete sich im Laufe der Zeit wieder freundlich und bewegte sich von da ab in den ruhigen Bahnen gleichmäßiger, treuer, berathender Freundschaft. „Durchs ganze Leben nahm er den innigsten Antheil an ihrem Wesen" (Frau v. Wolzogen). Wir verlassen hier Charlottens Lebenswege und gehen nicht ein auf ihr ferneres, wechselreiches Schicksal, auf ihr Verhältniß zu Hölderlin, zu Jean Paul, die drückenden Sorgen, die der gänzliche Verlust ihres Vermögens ihr brachte.

1804 ging sie nach Berlin, wo sie in der Prinzessin Marianne von Preußen eine edle Helferin fand. Diese räumte ihr im königlichen Schloß eine Wohnung ein, wo sie von Allen geliebt und geehrt, von zahlreichen Freunden und Freundinnen aufgesucht, still ihren Lebensabend verbrachte. 1820 erblindete sie gänzlich und am 12. Mai 1843 verschied sie, die Letzte aus Weimars Glanzzeit.

Dr. Paul Kühn.

Bücherbesprechungen.

B. K. Nach Bismarck's Abgang. Zeitgemäße Betrachtungen aus der evangelischen Kirche von Th. v. Hanfstengel, Pastor zu Börßum. Sonder-Abdruck aus dem „Evangelischen Gemeindeblatt für das Herzogthum Braunschweig". Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1890. 30 Pf. — Die hier ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze wird in der Hauptsache jeder evangelische Deutsche billigen. Dem zurückgetretenen Reichskanzler bleibt die nie versiegende Dankbarkeit des geeinten Volkes für seine Großthaten; aber für die neue Zeit mit ihren neuen Aufgaben war er nicht mehr der geeignete Mann. Die sociale Frage, wenn sie noch friedlich gelöst werden kann, kann nur der Kaiser lösen mit seinem starken Willen und seiner treuen Hingabe an die Sache. Der evangelischen Kirche hat Fürst Bismarck mehr geschadet, als er wollte; er war ihr Freund, aber ein Kind seiner Zeit, deren Schlagwörter, Toleranz und Parität, auch ihn bemeistert haben. Die neue Zeit verlangt Stärkung der evangelischen Kirche, um die Schäden des Culturkampfes auszuheilen, in dem Rom allein Siegerin geblieben ist. Dies Ziel läßt sich nach des Verf. Meinung nicht im Sinne der sogenannten Hammerstein'schen Vorschläge, sondern nur durch Stärkung der Gemeinde erreichen. Bestimmte Angaben freilich, wie diese Stärkung vor sich gehen soll, giebt der Verf. nicht.

J. B. — Das Luftmeer. Die Grundzüge der Meteorologie und Klimatologie. Von Prof. Dr. F. Umlauft. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1. Lieferung. 50 ₰. — Im Laufe der letzten fünf Jahre sind nicht weniger als fünf größere Werke erschienen, die das Gebiet der Meteorologie einer systematischen Behandlung unterzogen haben. Es ist das um so bemerkenswerther, als nach dem Erscheinen des trefflichen Handbuchs von E. E. Schmid im Jahre 1860 während eines 25jährigen Zeitraumes nur Mohn im Jahre 1875 seine Grundzüge der Meteorologie herausgab. Die zahlreichen erneuten Versuche einer zusammenfassenden Behandlung des ganzen Wissensgebietes legen beredtes Zeugniß für den Aufschwung ab, den die junge Wissenschaft im letzten Jahrzehnt genommen hat. Es wäre jedoch irrig, aus dem Gesagten folgern zu wollen, daß sich das neue Umlauft'sche Werk als überflüssig erweisen werde. Dasselbe ist ein durchaus zeitgemäßes und nützliches Unternehmen, wenn es hält, was die erste Lieferung und der beigedruckte Prospect verspricht. Von den oben erwähnten fünf Werken sind drei von hervorragenden Fachleuten (Sprung, Mohn, van Bebber), zwei von Geographen von Ruf (Günther und Umlauft) geschrieben. Keins kann auf absolute Vollständigkeit Anspruch erheben, jedes ist für einen andern Leserkreis bestimmt. Sprung's didaktisch angelegtes, nur den mathematisch vorgebildeten Fachleuten verständliches Buch steht im Gegensatz zu dem populär gehaltenen Werke Mohn's, van Bebber und Günther waren jeder in seiner Art bemüht, die zwischen jenen Beiden bestehende Lücke auszufüllen. Alle vier aber sind Lehrbücher, bestimmt für die Hand des Lernenden oder Lehrenden. Es fehlte bisher ein im besten Sinne des Wortes populärwissenschaftlich gehaltenes meteorologisches Werk, das man mit gutem Gewissen jeder Volks- und Schulbibliothek zur Anschaffung empfehlen könnte. „Das Luftmeer" will und kann ein solches Werk werden. In 15 Lieferungen gedenkt der Verf. den ganzen Stoff aus dem Gebiete der Meteorologie und Klimatologie monographisch zu verarbeiten. 130 Abbildungen, 30 Text- und 15 Separatkarten sollen dem Verständniß und dem Interesse zu Hilfe kommen, und wenn das Buch fertig vorliegt, hätte man in ihm eine unterhaltend und gewandt geschriebene Zusammenfassung des Hauptsächlichsten, was etwa die oben genannten Lehrbücher, die Klimatologie von Hann und diejenige von Woeikof bieten. Sollten uns die späteren Hefte regelmäßig zugehen, gedenken wir am Schlusse wichtiger Abschnitte auf das Unternehmen zurückzukommen. Heute muß es genügen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf dasselbe gelenkt zu haben.

— Gegenwärtig liegt uns das zweite Quartal der Illustrirten Frauenzeitung (Preis pro Quartal 2,50 ℳ), Verlag von Franz Lipperheide in Berlin, vor. Das Mode- und Unterhaltungsblatt erscheint zusammen vierzehntäglich. Der mit einem stetig wechselnden farbigen Modebilde geschmückte Umschlag giebt jedem einzelnen Hefte einen in sich geschlossenen Charakter und macht dasselbe auch äußerlich zu einem Schmuck jedes Büchertisches. Wir weisen auf die praktischen Vorzüge der Modenbilder und Schnittmustervorlagen hin; dadurch, daß den Toilettenbedürfnissen der eleganten Frau Rechnung getragen wird, werden alle Bedürfnisse befriedigt; denn wo bescheidenere Anforderungen bedingt sind, ist das Vereinfachen der Vorlagen eine leichte Aufgabe. Die Vorlagen für künstlerische Handarbeiten sind in hohem Grade geeignet, Freude an diesen Arbeiten zu erwecken und den arg verrotteten Geschmack zu reformiren. Die der großen Ausgabe beigegebenen farbigen Modenbilder sind unerreicht in ihrer Ausführung; sie geben den vollständigen Effect einer Toilette wieder und schließen dadurch jeden Mißgriff in der Wahl aus. Das Unterhaltungsblatt weist wieder die besten Schriftstellernamen als Mitarbeiter auf. Größere Novellen haben E. Juncker, Ernst Behrend, Helene v. Götzendorf-Grabowsky, A. v. d. Elbe und A. Trinius beigesteuert; über den kurzen Noveletten, die eine besondere Specialität der „Illustrirten Frauenzeitung" ausmachen, und den Essays und Feuilletons aus den verschiedensten Gebieten finden wir die Namen Heinrich Seidel, Hermine Villinger, Emil Peschkau, Balduin Groller und Andere, die einen guten Klang haben. Eine Fülle nützlicher Winke für Küche, Zimmer und Garten findet sich in jedem Heft. Der Bilderschmuck der „Illustrirten Frauenzeitung" ist ein überaus reichhaltiger und eine Auswahl des Besten, was unsere Künstler malen; die Ausführung der Holzschnitte steht auf einer von keinem anderen illustrirten Blatte erreichten Höhe der Technik.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonniet werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 93. Dienstag, den 5. August. 1890.

Ein Stück Geschichte der Zwickauer Rathsschulbibtiothek und die neuesten Lutherfunde in derselben.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. Beck und Diakonus Lic. Dr. Buchwald in Zwickau.

Von allen sächsischen Städten ist keine reicher an Erinnerungen an das Reformationswerk Luther's, als Zwickau. Der Mehrzahl dieser Erinnerungen begegnet man bei der Durchmusterung der Bücherschätze der dortigen Rathsbibliothek, die denn auch seit einigen Jahren endlich die ihr gebührende Würdigung gefunden*), die dankenswerthesten Aufschlüsse über schwierige Fragen der Reformationsgeschichte geboten und überraschende Entdeckungen alter, längst aerloren geglaubter Schriftstücke zu Tage gefördert hat. Hält man am Bestande der werthaollen Zwickauer Sammlung etwa bis zum Johre 1700 fest, so lassen sich innerhalb desselben drei kleinere Bestandtheile herausschälen, ous deren Vereinigung dieselbe entstanden ist. Das sind die Büchereien 1) des Stephan Roth, der zu Luther's Füßen in Wittenberg 1523—1528 gesessen, 2) des 1622 verstorbenen Stadtphysikus Dr. Petrus Poach, 3) des berühmten Zwickauer Rectors und Polyhistors M. Christian Daum (1612—1687, Rector seit 1662). Die Bibliothek des letzteren war zu ihrer Zeit die größte derortige Privatsammlung in Zwickau, galt ols eine Merkwürdigkeit der Stadt, Gelehrte und fürstliche Personen, die sich aorübergehend in dieser Stadt aufhielten, versäumten nicht, dem Rector ihre Aufwartung zu machen und die Bibliothek sich zeigen zu lassen. Sieben Jahre nach Daum's Tode kaufte der Rath der Stadt dieselbe seinen Erben für 1700 Gulden ab, ließ sie mit der Rathsbibliothek aereinigen und im Local derselben aufstellen. Sie zählte damals 7680 Bücher (incl. einer Menge Pergamentcodices), kann aber nicht mehr ganz vollständig gewesen sein, denn Schriftsteller jener Zeit geben allein die Zahl der gebundenen Bücher auf 10000 an (Ludovici in der Schulhistorie, Clarmund im Leben Daum's). Die Erwerbung muß als eine außerordentlich glückliche bezeichnet werden, schon wegen des billigen Preises, der in keinem Verhältniß stand zu den Summen, die der Besitzer hineingesteckt hatte. Ließ doch Daum keine Gelegenheit vorübergehen, Ankäufe zu machen; mit peinlichster Sorgfalt studirte er alle ihm zugänglichen Kataloge, wußte stets den billigsten Preis herauszubringen. Er hätte sich lieber hungrig zu Bette gelegt, als auf eine gute Gelegenheit verzichtet, seine Bücherei zu vermehren. Ein günstiges Geschick hat fast die ganze Correspondenz Daum's in Zwickau erhalten, aus derselben kann man ersehen, was für enorme Summen der schlichte Mann, der wahrlich kein Krösns war, auf Bücher verwendet hat. Dem berühmten Leipziger Gelehrten Caspar a. Barth († 1658, liegt in der Paulinerkirche begraben) hat er innerhalb 20 Jahren für 1000 Gulden Bücher abgelauft, nach dessen Tode kaufte er ans dem Nachlasse die bibliotheca patrum Calaniensis für 70 Reichsthaler. Kurz man konn dreist behaupten, daß seine Ausgaben für Bücher in keinem Verhältniß standen zu seinen Einkünften. Es ist interessant, aus den Briefen Daum's das allmälige Werden dieser großen Büchersammlung zn verfalgen, den Grundstock bildeten Bücher aus der Erbschaft seines Gönners Dr. Petrus Poach. 1645 besaß er schon 1800 Bände, wir lesen darüber in einem Briefe vom 16. Juni dieses Jahres, dessen Adressat leider ungenannt ist: „— — Daß der Herr seine Bibliathecam stattlich nermehret, ist mir selbsten lieb und Gratulire ihnen. Mir hatt Gottes Gütte auch bey nahe wohl in die 1800 Stück beschehret, meistentheils aon Theologischen darunber niel Patros, Philosaphischen, unbt Poetischen sachen, doch habe ich ouch nicht wenig Philosaphische, Juristische andt Mediainische. Denn ich vor wenigen Jahren ober die 300 Stück aff ein mahl geerbet, habe 9 theil geschriebener Predigten rc. Lutheri, so aon M. Georg Röhrern excipiret, andt noch nie gedruckt sein, nebst anderen sachen, zwene theil deutscher vers, wie auch Meistergesang, so Hans Sachß zu Nürnberg mit seiner eigenen Handt geschrieben."

Noch ausführlicher äußert sich Daum über seinen werthvollen Besitz in einem Brief nom 17. Mai 1650. Derselbe ist an Johannes Sextus gerichtet, seinen ehemasigen 1674 verstorbenen Zwickauer Schulgenossen (den Vetter des Zwickauer Archidiakonus Joachim Sextus zu St. Marien), der erst Rector in Hersbruck, dann seit 1660 „an der Sebaldischen Schule Bedienter" Daum's literarischen Verkehr mit Nürnberg und der Universität Altorf vermittelte. In demselben heißt es: „— — Vor das novum testamentum bedanke ich mich dienstfr. wil des Philippi (Melanchthon) Hand wol erkennen, denn ich viel brief habe, die er geschrieben, auch viel bücher, die sein gewesen, darinnen auch Eobani Hessi, Enricii Cordi, Joach. Camerarii etc. Hand zu finden, wie ingleichen ich auch 9 Stück habe, die D. Lutheri gewesen, in ipso adhuc manachatu, darein er aiel geschrieben, alß den Taulerum, Augustini apuscula, Thomam Aquinatem etc. Deßgleichen ouch 2 briefe, einen deutschen und lateinischen, wie ich denn fast aller domahligen theologen Hand und brief habe, auch Bezae, Henrici Stephani, Francisci I., Regis Galliae, Eleii, Emseri, Hutteni und anderer gelehrter, der neueren zu geschweigen — —."

Von besanderem Werthe für die Lutherforschung sind die Worte in Daum's eben mitgetheiltem Briefe: — „wie ingleichen ich auch 9 Stück habe, die D. Luthari gewesen, in ipso adhna manachatn, darein er aiel geschrieben, alß den Taulerum, Augustini apusaula, Thomam Aquinatem etc." Von diesen drei namentlich angeführten Büchern aus Luther's Besitz hatten sich bereits im vorigen Jahre zwei gefunden, und zwar Thomas aon Aquino (genauer die Sentenzen des Petrus Lombardus mit Thomas' Commentar) und Tauler. Ueber beide Funde ist in Nr. 242 (1889) dieses Blattes berichtet, Einzelnes daraus in Heft 5 der Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte (S. 67—90) mitgetheilt worden.

Jene Stelle in Daum's Brief, welche Dr. Beck bei Durchforschung der reichhaltigen handschriftlichen Hinterlassenschaft in der Zwickauer Rathsschulbibliothek gefunden hatte und dem Schreiber dieser Zeilen freundlichst mittheilte, war für diesen die Veranlassung, am 24. Juli d. J. in eben derselben Bibliothek nach den einstmals in Luther's Besitz befindlich gewesenen „Augustini

*) Vgl. Lic. Dr. Georg Buchwald: Die Lutherfunde der neueren Zeit, insbesondere in der Zwickauer Rothsbibliathek Vortrag geh. auf der Meißner Conferenz 1886. Zwickau, Thost's Verlog.

opuscula" zu suchen. Gleich das erste Werk dieses Titels, das der Katalog aufführt, war das gesuchte. Damit hat sich ein Denkmal aus Luther's frühzeitiger Beschäftigung mit Augustin gefunden, welches uns zeitlich über den Lombarden noch hinausführt. Dieser neueste Fund in der Zwickauer Rathsschulbibliothek enthält bis jetzt das älteste von Luther's Hand Geschriebene, das ans Tageslicht gezogen worden ist. Darin dürfte die Berechtigung zu suchen sein, auch in diesem Blatte etwas Näheres darüber zu berichten.

Der vorliegende Folio-Band (Zwickauer Rothsschulbibliothek XI, IV, 34) — übrigens ein vorzüglich erhaltenes Meisterwerk deutscher Buchbinderei vom Ausgang des 15. Jahrhunderts — ist betitelt: „Aurelii Augustini ‖ opuscula plurima" und trägt am Ende das Impressum: „Aurelij Augustini Hipponensis episcopi : ac doctoris ecclesiae sanctissimi pariter et perspicacissimi : plurimorum opusculorum necnon vitae eius a Possidonio conscriptae : impensis et opero Mortini flach Argentinae accuratissime impressorum Finis Anno a nativitate salvatoris nostri M . cccc . lxxxix . xiij . kalendas Apriles," ist also gedruckt von Martin Flach zu Straßburg im Jahre 1489.

Für uns hat das Buch nun aber seinen besonderen Werth wegen seiner Beziehung zu Luther, von der die handschriftlichen Einträge Zeugniß geben. Nach denselben war das Buch Eigenthum des Augustinerklosters zu Erfurt. Gleich auf dem Titelblatt ist vermerkt: „Conventus ordinis fratrum eremitarum sancti Augustini in Erphordia : 1519:" Zehn Jahre älter ist die darüber stehende Notiz von Luther's Hand: „Moritur beatus Augustinus Anno domini 433 Et nunc scilicet 1509 fuit martuus ad 1076 annos", d. h. der selige Augustin stirbt im Jahre des Herrn 433 und ist jetzt, nämlich 1509, todt an die 1076 Johre. Luther hat also dieses Buch während seines zweiten Aufentholtes in Erfurt (seit 1509) benutzt. Unser Fund ist somit eine interessante Bestätigung der Worte Köstlin's (Luther's Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem inneren Zusammenhonge dargestellt. Stuttgart 1863, S. 51): „Im Voraus möchte man onnehmen, daß Luther, der Augustinermönch, schon im Erfurter Kloster längst mit den Schriften Augustin's sich beschäftigt habe. Zu weit allerdings dürfen wir mit einer solchen Voraussetzung nicht gehen. Er selbst sagt — — — (Br. 1, 40): non quod professionis meae studio ad B. Augustinum probandum trahar, qui apud me, antequam in librum ejus incidissem, ne tantillum quidem fuvoris hubuit.*) Aber wir hoben auch keinen Grund, an der Angabe Melanchthon's zu zweifeln, wornach er doch schon in seiner Erfurter Zeit an jene Bücher gerathen ist und sofort sie vorzugsweise zu einem Gegenstande seines Studiums gemacht hat." Den Beweis der Wahrheit dieser Worte, wenigstens für die Zeit von Luther's zweitem Aufenthalt in Erfurt, haben wir nun in Händen.**)

Von ernstem Studium der Augustin'schen opusculu seiten Luther's legen dessen Randbemerkungen Zeugniß ab, wie sie sich in dem vorliegenden Bande, allerdings nicht so zahlreich, wie in den Sentenzen des Petrus Lombardus, finden.

Auf diese Randbemerkungen des Näheren einzugehen, ist hier nicht der Ort. Sie enthalten u. A. kritische Bemerkungen über die Autorschaft einzelner Augustin zugeschriebener opuscula, Urtheile über Augustin's Anschauungen, ein hochinteressantes Urtheil über den Humanisten Jakob Wimpheling u. s. w.

Mit diesen Augustin'schen opusculis sind nun aber erst drei der neun von Daum erwähnten Bücher aus Luther's Besitz wiedergefunden worden, die weiteren zu entdecken, muß denn einer gütigen Fügung überlassen bleiben. Eine solche ließ früher schon den Petrus Lombardus und Tauler entdeckt werden — sowie zwei Tage nach den Augustin'schen opusculis auch Augustin's „de trinitute" und „de civitate dei", beide in einem Foliobande vereinigt, aus Luther's Besitz und mit Randbemerkungen von Luther's Hand versehen.

Das erstere Werk trägt den kurzen Titel „Augustinus de Trinitate" und das Impressum „Aurelii Augustini de trinitate liber explicitus est. Anno domini M . cccc . lxxxix" — also gedruckt im Jahre 1489. Das zweite Werk, betitelt „Augustinus de Civitate dei cum commento", zeigt das Impressum:

Hoc opus exactum divina arte Joannis
Amerbacensis : lector ubique legas.
Juvenis in textu glosis seu margine mirum:
Quo merito gaudet urbs Basilea decus

Anno salutiferi virginulis purtus octogesimo nana supra millesimum quaterque centesimum Idibus februariis — also gleichfalls 1489 gedruckt. Beide Werke entstummen der Officin von Johann Amerbach in Basel.

Auf die insbesondere bei Augustin's de trinitate zahlreichen Randbemerkungen Luther's, deren Zeitbestimmung eine genaue Untersuchung zu ergeben haben wird, einzugehen, müssen wir uns an dieser Stelle gleichfalls versagen. Aber die Frage gilt es noch zu beantworten: Wie kommen diese beiden Bände in die Zwickauer Rathsschulbibliothek?

Nach dem oben von Dr. Beck Gesogten gehörten sie einst in Daum's Bibliothek. In dieselbe waren sie aus dem Büchernachlasse Petrus Poach's gelangt. Dieser aber hotte sie von seinem Vater Andreas Poach, einem eifrigen Sammler von Lutheranis (vergl. Leipziger Zeitung 1889 Nr. 242) geerbt. Andreas Poach's Hand findet sich mehrfach in beiden Bänden. Merkwürdig ist, daß der zweite Band gleich nach seinem Erscheinen ein Jahr in Zwickau gewesen ist und dann gerade nach einem Juhrhundert dahin wieder zurückkehrte. Er enthält nämlich ein von dem Prediger zu St. Morien in Zwickau, M. Johann von Münchberg, „mit höchstem Fleiß" zusammengestelltes Register zu dem Inhalte des Bandes. Erst mit diesem Register ist das Werk dann gebunden worden, wobei ein Pergamentschreiben vn Markgraf Albrecht (Achilles) von Brondenburg (vom Johre 1471) mit zur Verwendung gelangte.

So ist denn ein neuer Beweis für die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der Zwickauer Rathsschulbibliothek insbesondere für die Lutherforschung geliefert. Dr. Beck's Mittheilung aus Daum's Correspondenz läßt hoffen, daß noch Weiteres aus Luther's Bücherei sich finden werde.

*) Brief an Spalatin vom 19. October 1516, also schon sieben Jahre, nachdem Luther — wenigstens nach dem Zeugniß unseres Bandes — anfing, sich mit Augustin genauer zu beschäftigen.

**) Die in dem Bande sich findenden, von Luther geschriebenen Citate u. A. m. beweisen allerdings, daß derselbe sich damals auch mit anderen Schriften Augustins, z. B. mit de civitate dei, beschäftigte oder schon beschäftigt hatte.

Bücherbesprechungen.

□ Korl v. Hose's Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. Zweiter Theil. Erster Halbboad. Leipzig, Druck und Verlog von Breitkopf & Härtel. — Am Beginn dieses Johres in der Zeit großen Sterbens, das nicht wenige hervorragende Theologen, ehrwürdige Häupter und gefeierte Lehrer und Zeugen der Kirche hinweggerafft, ist auch Karl Hose heimgegongen, der unbestritten größte Kirchenhistoriker dieses Jahrhunderts, das er von seinem verheißungsvollen Morgen an bis zum hereinbrechenden Abend durch die verschiedenen Stadien einer vielbewegten Geschichte der Theologie und der Kirche hat durchleben können, ein gefeierter Meister, von ollen Parteien hoch verehrt, in einem selten glücklichen und reichen Gelehrtenleben geistesfrisch und schaffensfreudig bis zum Ende. Der vorliegende erste Halbbond des zweiten Theiles seiner kirchengeschichtlichen Vorlesungen, über deren ersten Theil wir s. Z. ausführlich berichtet haben, trägt noch die letzten Spuren seiner unermüdeten Hand in einzelnen Correcturen des bis auf Gregor VII. fertig vorgelegenen Manuscripts, von dem er noch eine größere Reihe von Druckbogen durchgesehen. Für das Weitere lagen theils die Zettel vor, die Hase bei seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte zu benutzen pflegte, theils die getreue stenographische Nachschrift eines Zuhörers aus der letzten Zeit. Der Herausgabe hat sich in dankenswerthester Weise Professor Dr. Krüger in Gießen, ein Schüler des Heimgegoagenen, unterzogen, der es sich mit Recht zum Grundsatz gemacht, einen ganz getreuen Abdruck dieser allen Verehrern des Verewigten ehrwürdigen und theueren Hinterlossenschaft desselben ohne jegliche Aenderung zu geben. Der edle Meister redet zu seinen Lesern, wie einst zu seinen Schülern, die in andächtiger Verehrung zu den Füßen des geliebten Lehrers gesessen. Und wer möchte es nicht gern mit ihnen? Von ihm zu lernen ist Gewinn und Genuß. Die Lesergemeinde Hase's aber geht weit über die Grenzen der Theologen hinaus und sollte es noch viel mehr; alle edler und höher Gebildeten sind dazu eingeladen. Die Kirchengeschichte ist nicht blos für die Theologen; ihre Kennt-

niß, namentlich so weit sie sich mit der Weltgeschichte und mit der Geschichte der Entwickelung des geistigen und sittlichen Lebens überhaupt berührt, gehört zu der höheren allgemeinen Bildung. Dies wird je länger, desto mehr erkannt werden. An die Unkenntniß der Geschichte in der Kirche und den damit verbundenen Mangel eines klaren Blicks für die eminente Bedeutung der Kirche, dieses mächtigen geistigen Factors im allgemeinen Volksleben, knüpfen sich verhängnißvolle Fehler in der Geschichte unsers Volkes auch in seinem politischen Leben, bis herein in die unmittelbare Gegenwart. Wie schwer hat sichs gerächt und rächt sichs noch, daß man einestheils die römische Kirche, anderntheils den Protestantismus an hervorragenden Stellen in ihrer Bedeutung so ungenügend verstanden hat, weil man die Geschichte dieser beiden Geistesmächte, die in unser nationales Leben so tief eingegriffen haben und noch heute Potenzen ersten Ranges für dasselbe sind, nicht gründlich studirt hat! Aber nicht blos von Solchen, die irgendwie berufen sind, in das öffentliche Leben des Volkes, in das allgemeine Geistesleben wirksam mit einzugreifen, sondern von Jedem, der auf eine tiefere Bildung und insbesondere auf ein gründliches Urtheil über die Geschichte Anspruch macht, muß auch Kenntniß der Kirchengeschichte und Interesse für dieselbe gefordert werden; denn die Kirchengeschichte ist die Seele der Weltgeschichte. Unter den neueren Theologen aber haben es wenige so verstanden, zwischen der theologischen Bildung und der allgemeinen Geistesbildung Brücken zu schlagen und insbesondere die Kirchengeschichte zu einem geistigen Gemeingut zu machen und sie allen höher Gebildeten zu vermitteln, als gerade Hase. Insbesondere ist die vorliegende Kirchengeschichte, welche seine akademischen Vorlesungen in getreuer Gestalt, mit ihrer ursprünglichen Frische, mit dem Zauber und der lebendigen Unmittelbarkeit der freien akademischen Rede wiedergiebt, dazu geeignet. Der gegenwärtige erste Halbband des zweiten Theils schließt die zweite Periode der alten Kirchengeschichte (von 313—800) ab und beschreibt die Ursprünge der germanischen Kirche, den Uebergang des „immer jungen Christenthums" zu denjenigen Völkern, welche nun die Träger der Geschichte geworden sind. Die Bedeutung des Eintritts des Germanenthums in die Geschichte der Kirche, der Charakter desselben, die germanische und die christliche Religion in ihren Gegensätzen, wie in ihren Berührungspunkten, die hervorragenden Gestalten, die in diesem Wendepunkte bedeutsam eingegriffen haben, werden in großen lichtvollen Zügen, in welche doch zugleich charakteristische Einzelzüge kunstvoll hineingeflochten sind, mit lebendigster Anschaulichkeit betrachtet und vorgeführt. Der zukunftsreiche, verheißungsvolle Beginn der germanischen Kirche bildet den Uebergang zu dem kirchlichen **Mittelalter** als seine „Morgenröthe". Die erste Periode der mittleren Kirchengeschichte aber erstreckt sich nach Hase's Eintheilung, die er in überzeugender Weise motivirt, von Karl dem Großen, dessen Kaiserkrönung „das Symbol der beginnenden Weltherrschaft des germanischen Geistes" ist, bis zu Innocenz III., dessen Regierung den Gipfel- und Höhepunkt des Papstthums bildet. Als das Eigenthümliche dieser Periode bezeichnet Hase die **Mischung und den Conflict des volksthümlich Germanischen mit dem hierarchisch Kirchlichen**, und in ungemein fesselnder Darstellung und tief eingehender Beurtheilung versteht es Hase, einen großen Eindruck zu geben von der wunderbaren Gährung, von dem gewaltigen Kampf der Gegensätze, die sich in dieser Periode begegnen. Es hat eine Zeit gegeben, wo eine rationalistische Geschichtschreibung nur vom „finstern" Mittelalter zu reden wußte. Sie ist vorüber und Hase hat das Verdienst, wie auf anderem Gebiete, auch auf dem kirchenhistorischen den alten Rationalismus wissenschaftlich mit Anderen überwunden zu haben, und nicht zum Mindesten in der richtigen Beurtheilung des Mittelalters. Mit jener Objectivität, die keineswegs in kühler Betrachtung über den Dingen steht, sondern vielmehr mit liebender Versenkung jede Erscheinung in ihrer individuellen Gestalt nach ihrem individuellen Rechte beurtheilt, jede Zeit mit ihrem Maße mißt, würdigt Hase auch die großen hervorragenden Momente des Mittelalters; insonderheit die Bedeutung des Papstthums, das in dieser Periode mit innerer geschichtlicher Nothwendigkeit sich durch tiefen Verfall hindurch bis zu stolzester Höhe entwickelt, um dann wieder abwärts zu gehen, wird von dem protestantischen Geschichtschreiber mit einer Unbefangenheit und Gerechtigkeit beleuchtet, die eine schöne Tugend der deutsch-evangelischen Theologie ist und in deren Uebung sich diese auch durch die heftigste Polemik ihrer Gegner nicht irre machen läßt. Andererseits widersteht Hase auch der Versuchung, die er selbst andeutet, über der Glorie des Mittelalters seine Mißgestalt, seine tiefen, dunkeln Schattenseiten zu verdecken, und es in romantischem Zuge zu verherrlichen. Mit glücklichem divinatorischem Blick verfolgt er die Spuren der geschichtlichen Entwickelung und insbesondere des religiösen Volksgeistes, mit der an ihm bekannten Meisterschaft zeichnet er in wenigen Strichen große Gestalten der Geschichte in plastischster Anschaulichkeit und hebt die beherrschenden Grundgedanken der wissenschaftlichen Arbeit der verschiedenen Zeiten, der theologischen Lehrentwickelung mit einer auch für den Laien verständigen Klarheit heraus. Glanzpunkte seiner Darstellung sind die Zeichnungen solcher geistesgewaltigen Gestalten, wie unter den Regenten eines Karl des Großen, unter den Päpsten eines Gregor VII. und eines Innocenz III., unter den Theologen eines Bernhard von Clairvaux, eines Abälard u. A. Mit Spannung sehen wir, und Viele mit uns, der Fortsetzung des großen Werkes unseres Landsmannes, des Pfarrerssohnes von Steinbach, entgegen. Der zweite Halbband des zweiten Theiles soll noch im Laufe dieses Jahres erscheinen, der dritte Band im nächsten Jahre, eine Aussicht, die allgemein mit lebhafter Freude begrüßt werden wird.

B. K. **Predigt-Dispositionen** über ausgewählte Texte der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von **Rudolph August Conradi**, weiland Pfarrer zu Tredsen mit Seelingstädt. Leipzig, Brockhaus, 1890. 5 ℳ. — Ein dankbarer Freund des Verstorbenen hat aus seinem Nachlasse diese Sammlung herausgegeben. Wir haben 364 verschiedene Bibeltexte gezählt, zu denen hier Predigt-Dispositionen geboten werden; da aber zu jedem einzelnen nur ausnahmsweise blos eine, in den meisten Fällen aber drei, vier, ja bis zu sieben verschiedene Fassungen vorliegen, so läßt sich die Gesammtzahl der Dispositionen auf 14—1500 annehmen. Wenn wir nun als selbstverständlich voraussetzen, daß in dem Nachlasse zu jedem einzelnen mindestens ein ausgearbeiteter Entwurf, dergleichen ausnahmsweise auch beigegeben sind, zumeist aber wohl eine niedergeschriebene Predigt sich vorfindet, so erscheint uns damit das Bild eines treuen Pfarrers, der Woche für Woche sein Bestes für seine Gemeinde leistet. Von solch treuem Fleiße legt das Buch Zeugniß ab und das ist gegenüber thörichten Anschauungen über die Arbeit des geistlichen Amtes, wie sie sich bis in die gebildeten Stände herauf finden, von großem Werthe. Was das Dargebotene anlangt, so läßt der Herausgeber selbst die Frage offen, ob überall die rechte Wahl getroffen worden sei; es ist naturgemäß nicht Alles, was im Schreibtisch eines Literaten enthalten ist, auch reif für den Druck und zum Muster für Andere geeignet. Neben trefflichen Dispositionen, deren Fassung dem Gedächtniß sich einprägt und das religiöse Empfinden anregt, finden sich auch verunglückte genug, die wir im Einzelnen hier natürlich nicht besprechen können. An der Predigerkrankheit, die einzelnen Theile des Themas am Ende mit Reimen zu versehen, hat der Verfasser, wie diese Sammlung zeigt, nur selten gelitten, aber doch ab und zu; wir möchten die Gelegenheit benutzen, vor diesen Kunststückchen recht herzlich zu warnen. Es kommt doch nicht über einen Prediger, der kein Dichter ist, gerade beim Disponiren der Genius der Poesie, um ihm gelingen zu lassen, was Goethe gelang, eine Wahrheit scharf und schlagend in ein schönes Gedicht zu kleiden. Von besonderem Werthe kann diese Sammlung für nichtsächsische Prediger sein; sie bekommen damit so ziemlich die ganze sächsische Perikopenordnung in die Hand und damit für manche Fälle den sonst nicht so schnell gefundenen passenden Text.

o. **Das Alte Testament und die christliche Sittenlehre.** Von **Ernst Fischer**, Pastor zu Bessingen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1889. 161 S. — Gegenüber der Schleiermacher'schen Anschauung, welche das Alte Testament als überflüssig erachtet für die christliche Sittenlehre, und gegenüber der von Rothe zwar einmal aufgestellten, von diesem aber in seiner Ethik völlig aufgegebenen, von Holtzmann lediglich im historischen Interesse neuerdings mitgetheilten Behauptung, daß gerade von Seiten der Ethik beide Testamente auf gleicher Stufe der Klarheit ständen, führt Verf. in der vorliegenden Schrift aus, daß die ethischen Principien und Begriffe des Alten Testaments sich zu denen des Neuen wie die niedere Stufe zu der höheren verhalten, und weist nach, daß man nur von dem geschichtlichen Standpunkte aus, der die Entwickelung des Reiches Gottes gebührend berücksichtige, zu einer gerechten Würdigung der sittlichen Anschauungen des Alten Testaments und ihrer Bedeutung für die christliche Gemeinde gelange. Die Abhandlung des Verf. ist in einer für die Gebildeten verständlichen Sprache geschrieben und

wohl geeignet, zur Klärung des Urtheils in einer Frage beizutragen, über die selbst bei Gebildeten bisweilen rechte Unklarheit herrscht.

B. K. **Verhandlungen der Halleschen Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine vom 8. und 9. Mai 1890.** Berlin, Stadtmission, 1890. 1 ℳ. — Es kann keine Rede davon sein, hier in eine Kritik dieser Verhandlungen eintreten zu wollen, welche von den Berliner Judenblättern mit Spott und Hohn, von allen vernünftigen deutschen Zeitungen wenigstens mit einer Art von verständnißvoller Theilnahme verfolgt worden sind. Auch haben wir unlängst einzelne Vorträge über die so wichtige Frage von den Pastoren Dalton, Riemann und Philipps besprochen. Der letztere, welcher als Schriftführer auf der Conferenz thätig war, hat in gewohnter Unermüdlichkeit nicht weniger als zwei Referate gegeben und einen Vortrag in der Männerversammlung gehalten. Wir halten es nicht für überflüssig, nochmals zusammenzustellen, was eigentlich in Halle geschehen ist an jenen Maitagen und zwar der Kürze wegen ohne namentliche Anführung der Redner. Auf Grund der in Hannover am 31. October 1889 festgestellten Satzungen wird die Conferenz als eine dauernde Einrichtung ins Leben gerufen. Dieselbe wird die deutschen Kirchenregimente von ihren Maßnahmen in Kenntniß setzen. Zu weiterer Entwickelung der Sache wird Berlin als Vorort erwählt und ein Generalsecretär angestellt, welcher die Angelegenheit berufsmäßig betreibt, für Gründung von Provinzialvereinen und Herstellung einer Verbindung unter den einzelnen, sowie für Anschluß der Vereine für innere Mission an die Sache zu wirken hat. Die in der „Conservativen Monatsschrift“ schon begonnene Kritik unsittlicher Schriften soll fortgesetzt und durch Sonderabdrücke weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Es wird Absendung einer Petition an den Reichstag beschlossen, die Theaterfreiheit wieder zu beschränken, wie vor der Gewerbeordnung. Dies die wichtigsten Beschlüsse der Conferenz. Die gehaltenen öffentlichen Vorträge, welche im Wortlaut abgedruckt sind, behandelten die Pflege der Sittlichkeit durch die Schule, Sittlichkeit und Standesehre (beide mit Protokollen der Besprechungen), den Kampf gegen die Unsittlichkeit, Unzucht und Verbrechen, Keuschheit und Gesundheit, Betheiligung der Frauen an dem Kampfe, Zufluchtsstätten für gesunkene Mädchen. Die Schrift bietet also genauen Unterricht über das Wesen und den ganzen Stand der wichtigen Angelegenheit und darf von Niemandem übersehen werden, der jene aufmerksam verfolgen will.

B. K. **Die funfzig ältesten Suren des Korans in gereimter deutscher Uebersetzung von Martin Klamrath.** Mit einem Anhange über die übrigen mekkanischen Suren. Hamburg 1890. Herold'sche Buchhandlung. 2 ℳ 80 ₰ — Der Verf. ist nach Fertigstellung dieser Arbeit durch die Herausgabe der Koranübersetzung aus dem Nachlasse Rückert's überrascht worden. Die Frage, ob er die seinige nunmehr noch herausgeben solle, hat er nicht blos deshalb bejahen zu sollen geglaubt, weil mehrere der von ihm übersetzten Suren bei Rückert ganz oder zum Theil fehlen, sondern auch weil er seiner Arbeit eine selbständige Bedeutung beimißt und, wie wir glauben, mit Recht. Wir stimmen ihm bei, wenn er sagt, daß Rückert ein dichterischer Genius gewesen ist, Muhammed aber nicht, daß also Rückert's formvollendete Uebersetzung dem Leser ein etwas schiefes Bild giebt von der poetischen Anlage des Korans, der als poetische Schöpfung auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht und von vielen orientalischen Dichterwerken bei Weitem übertroffen wird. So ist es ein zweifelloses Verdienst des Verf., durch seine sinngemäße, in der Freiheit und Nachlässigkeit der poetischen Form das Original genau wiedergebende Uebersetzung dem Leser eine Vorstellung verschafft zu haben von der Sprache der ältesten Theile des Korans, der es an poetischem Aufschwung nicht fehlt, deren Hauptkennzeichen jedoch Ueberschwänglichkeit und Geheimnißthuerei ist. Was die Auswahl der Suren anlangt, die als die ältesten zu gelten haben, so schließt sich Verf. im Wesentlichen, so viel wir sehen, früheren Forschungen an, nach welchen gerade die letzten als die ersten zu betrachten sind, während die ersten 50 (mit Ausnahme von 1, 15 und 37) und einzelne von den 64 andern entweder der zweiten mekkanischen oder der dritten medinaischen Periode angehören. Des Verf. eignes Werk ist die kritische Sichtung des Inhalts (Trennung der später zusammengefügten einzelnen Theile der Suren) und die Feststellung einer Reihenfolge, die natürlich von der Nummernfolge völlig verschieden ist. Als älteste Sure wird die 96. angenommen; sie giebt die erste Offenbarung des Propheten wieder und an sie fügt der Verf. die immer nächstfolgende an (97, 74, 73 ꝛc.), so daß an der Hand seiner Uebersetzung und seiner Erläuterungen eine förmliche Entwickelungsgeschichte des ältesten muhammedanischen Offenbarungsinhaltes dargeboten wird. Es wird an Einwendungen der Fachgelehrten gegen Einzelnes nicht fehlen, aber die Arbeit ist ohne Zweifel eine sehr interessante und namentlich für die der Specialwissenschaft Fernstehenden sehr lehrreiche.

B. K. **Geschichte der Philosophie nach Ideengehalt und Beweisen.** Von Prof. Dr. Baumann. Gotha, Perthes 1890. 7 ℳ. — Form und Umfang dieses Werkes bekunden die Absicht des Verf., hauptsächlich denen ein Helfer zu werden, welche Philosophie studiren. Damit ist der Vergleich zwischen seinem Buche und dem Leitfaden von Schwegler von selbst gegeben. Ein sofort in die Augen fallender Vorzug des Baumann'schen Werkes vor dem letzteren ist die ausführlichere Berücksichtigung der Patristik und Scholastik, welche Schwegler auf zwei Seiten abthut, als ob Origenes und Thomas von Aquino nicht mindestens mit demselben Rechte in einer Geschichte der Philosophie aufzutreten hätten, wie die sieben Weisen. Eine weitere Neuerung dieses Leitfadens ist die Aufnahme einer kurzen, aber ausreichenden Darstellung der orientalischen Philosophie, der wir überhaupt zum ersten Male in einem derartigen Leitfaden begegnen. Was die Aufgabe anlangt, die sich der Verf. gestellt hat, das gesammte Denken der Menschheit über die letzten Gründe ihres eignen vernünftigen Seins und der sie umgebenden Welt in kurzer Uebersicht darzustellen, so ist sie wohl eine der schwierigsten, die überhaupt einem Manne der Wissenschaft gestellt werden kann. Aus einem schlechten Lehrbuche der Weltgeschichte kann man immer noch etwas Weltgeschichte lernen, aber aus einem schlechten Lehrbuche der Philosophie — gar nichts. Und selbst wenn es das Beste ist, erlebt der vor ihm sitzende Lehrling der Wissenschaft noch häufig genug jene entmuthigenden Zeiten, deren betrübenden Zustand der Schüler im Faust mit dem Gleichniß des im Kopfe herumgehenden Mühlrades schildert. Wir gestehen mit Dank für die außerordentliche Mühe, die das verursacht hat, daß der Verf. dieses Lehrbuches sein Möglichstes gethan hat, dem Lernenden ein freundlicher Führer zu sein. Die Entstehung der verschiedenen Lehrgebäude wird volks- und naturgeschichtlich begründet, treffliche Einleitungen zu der Geschichte der einzelnen Perioden schaffen eine klare Uebersicht, die dunkle Rede der Denker wird, wo es noth thut, in die wissenschaftliche Sprache unserer Zeit übertragen. Besonderen Fleiß verwendet der Verf. darauf, die Beziehungen nachzuweisen, welche zwischen den einzelnen Philosophemen obwalten, und zwar nicht blos, was sich von selbst versteht, zwischen den unmittelbar auf einander folgenden, sondern auch zwischen zeitlich weit aus einander liegenden. So wird bei der Besprechung der pythagoreischen Philosophie die Wiederaufnahme einzelner ihrer Ideen durch Comte nachgewiesen (S. 25) und so ähnlich an vielen Stellen; nur wäre es wünschenswerth gewesen, daß im Register bei den betreffenden Namen nicht blos die Seite benannt worden wäre, wo die eigentliche Besprechung der Lehre sich findet, sondern auch jene andere, wo die letztere in so bedeutungsvoller Weise erwähnt wird. Was nun die Wiedergabe des Ideengehaltes und der Beweise bei den einzelnen Systemen anlangt, so kann unser Lob — immer den Standpunkt des Studirenden vorausgesetzt — kein ganz uneingeschränktes sein, womit wir aber keineswegs sagen, daß uns ein besserer Leitfaden bekannt wäre. In der Geschichte der neueren Philosophie ist seit den ausgezeichneten Arbeiten Kuno Fischer's, dieses in mündlichem Vortrag und Schrift gleich trefflichen Lehrers der Philosophie, ein früher nicht gangbarer Weg gebahnt, die Lernenden in die Tiefen der Systeme einzuführen. Seine Darstellung hat in jedem seitdem erschienenen Lehrbuch Berücksichtigung finden müssen. Für Patristik und Scholastik haben Ritter und Ueberweg tüchtig vorgearbeitet. Dagegen scheint uns für die Darstellung der alten Philosophie noch ein Deficit vorzuliegen, an dem diese Leitfäden alle auf ihre Art kranken. Die umfassendsten Einzelstudien sind auf diesem Gebiete getrieben worden, aber der Mann fehlt bis jetzt, der den ganzen Entwickelungsgang des antiken Denkens in eine Form gebracht hätte, welche sich dem fleißigen Schüler mit Nothwendigkeit einprägt. Auch Baumann giebt hier, wie alle seine Vorgänger, an vielen Stellen nur Aufhäufungen von Gedanken, die der Studirende pflichtmäßig auswendig lernt, aber abgesehen von einzelnen anekdotenhaft gestalteten Aussprüchen bald genug wieder vergessen hat. Jedenfalls aber ist das Buch auch in Hinsicht auf die Weiterführung bis in die neueste Zeit das empfehlenswertheste, das wir haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 94. Donnerstag, den 7. August. 1890.

Der Uebergang von der Republik zum Kaiserthum.

Von H. A. Taine.

II.

Unglücklicherweise hatte Frankreich am Schlusse des 18. Jahrhunderts sich für eine bestimmte Richtung entschieden und es war die falsche Richtung gewesen. Seit mehr als drei Jahrhunderten hatte die öffentliche Macht nicht aufgehört, die Privatkörperschaften zu mißachten und zu vergewaltigen. *Bald* verstümmelte oder beseitigte sie dieselben; so z. B. unterdrückte sie in allen Wahlgegenden die Ständeversammlungen, und die Provinzialverwaltungen blieben nur noch dem Namen nach bestehen. *Bald* schwächte, verrenkte und verunstaltete sie die Körperschaften, ohne sie geradezu zu verstümmeln. So z. B. wurden in den Städten die alten demokratischen Verfassungen rückschrittlich abgeändert, das Wahlrecht beschränkt, die Gemeindeämter wiederholt verkauft und die ganze Municipalgewalt in die Hände einer geschlossenen Gruppe von Familien der Bourgeoisie gelegt, welche auf Kosten der Steuerträger Vorrechte genossen, von der Menge bald getrennt lebten, wenig gesehen wurden und nicht vom Vertrauen oder der Ergebenheit der Gemeinde getragen waren. Ein anderes Beispiel: In den Pfarr- wie in den Landbezirken enthob der Staat die Gutsherren ihrer Pflichten als an Ort und Stelle lebender Beschützer der Bauernschaft und beschränkte sie auf die gehässige Rolle einfacher Gläubiger und, falls sie Höflinge waren, auf die noch schlimmere Rolle abwesender Gläubiger. Ein drittes Beispiel: In der Geistlichkeit trennte die Staatsgewalt fast das Haupt vom Rumpfe, indem sie mit Hilfe fetter Ordenspfründen einen Generalstab adeliger, reicher, prunkliebender, beschäftigungsloser, nichts weniger als strenggläubiger Prälaten schuf und denselben einem Heere bürgerlicher, armer, fleißiger und frommer Pfarrer aufdrängte. — *Bald* endlich übertrug der Staat im Sinne eines Schutzes, der ebenso unheilvoll war wie die Eingriffe, den Körperschaften schwerwiegende Vorrechte, durch die sie gemeinschädlich wurden, oder er ließ sie in veralteten Formen erstarren, wodurch sie zweckwidrig wurden und ihre Thätigkeit gelähmt ward. Dies gilt von den Vereinigungen für Kunst und Wissenschaft, sowie von den gewerblichen Zünften, denen der Staat gegen Geldentschädigungen Monopole bewilligt hatte, die das Publicum drückten und die Industrie in Fesseln schlugen. Das Gleiche gilt von der katholischen Kirche, der gegen ein freiwilliges Geschenk grausame Gefälligkeiten erwiesen oder anstößige Rechte erneuert wurden, wie das der Protestantenverfolgung, das der Knebelung des Forschergeistes oder das der Bevormundung von Unterricht und Erziehung. Dasselbe gilt von den in ihrem alten Schlendrian erstarrten Universitäten, von den letzten Ständeversammlungen, die 1789 noch genau so beschaffen waren wie 1489, von den adeligen Familien, die das Gesetz dem alten System der „Substitutionen“ und des Erstgebornenrechts, also einem socialen Zwang unterwarf, welcher — einst in ihrem eigenen wie im öffentlichen Interesse geschaffen, um bei ihnen die stete Erneuerung der localen Schutzthätigkeit und der politischen Macht zu sichern — unnütz und verderblich geworden war und viel böse Eitelkeit, verwerfliche Berechnungen, häusliche Willkür und tiefgreifende Reibungen gezeitigt hatte, seitdem die Adeligen Höflinge geworden waren und damit die politische Macht verloren, auf ihre locale Schutzherrnrolle aber verzichtet hatten. Solchermaßen ihrer Obliegenheiten beraubt oder ihnen entzogen, waren die Körperschaften unter der sie entstellenden dicken Rinde von Mißbräuchen unkenntlich geworden. Außer Montesquieu begriff Niemand mehr ihre Daseinsberechtigung. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution schienen sie keine Organe zu sein, sondern unförmliche Auswüchse, greisenhafte Ungeheuerlichkeiten. Man hatte ihre natürlichen Wurzeln, ihren geschichtlichen Ursprung aus dem Auge verloren; obgleich ihre Keime noch lebten und überaus lebenskräftig geblieben waren, hatte man ihre Nothwendigkeit für die Gesellschaft, ihre frühere Nützlichkeit, ihre noch immer mögliche Verwendbarkeit vergessen. Man fühlte lediglich ihre vorhandene gegenwärtige Last, unter deren Gewicht man litt; man war entsetzt über ihre Verschiedenheiten und ihre Zusammenhanglosigkeit, schrieb die Nachtheile ihrer Entartung ihrer inneren Beschaffenheit zu, hielt ihren innersten Kern für ungesund und verdammte sie grundsätzlich wegen ihrer Abirrungen und ihres Stillstandes, obgleich diese Hindernisse in ihrer Entwickelung ihnen nur von der öffentlichen Gewalt bereitet worden waren. Plötzlich gab die öffentliche Gewalt, deren Eingriffe das Uebel verschuldet hatten, vor, demselben durch neue, noch umfassendere Eingriffe zu steuern. Allein indem sie sich 1789 abermals in die Angelegenheiten der Körperschaften mengte, reformirte sie diese nicht; sie gab sie ihren ursprünglichen Bestimmungen nicht zurück, beschränkte auch nicht jede auf den ihr zukommenden Wirkungskreis, — nein, *sondern sie vernichtete sie gänzlich*. Mittels einer so gründlichen, allgemeinen, außerordentlichen Amputation, wie die Geschichte keine zweite kennt, mit beispielloser Kühnheit und Rohheit vertilgte die Gesetzgebung alle Körperschaften, selbst die Familie nicht ausgenommen, und verfolgte sie bis in die Zukunft hinein. Zur gesetzmäßigen Abschaffung und zur vollständigen Einziehung fügte der Staat die planmäßige Feindseligkeit seiner vorbeugenden Gesetze und ein großes Hinderiß in Gestalt seiner Neuschöpfungen. Durch drei Parlamente hinter einander schützte er sich gegen ein etwaiges künftiges Wiedererstehen der Körperschaften, gegen den Trieb und das Bedürfniß der Neubildung seßhafter Familien, besonderer Provinzen, einer strenggläubigen Kirche, von Kunst- und wissenschaftlichen Vereinigungen, gewerblichen Zünften, Unterrichtsanstalten, Wohlthätigkeits- und Finanz-Gesellschaften, kurz: von jederlei organisirter und freiwilliger Privatgruppe und allen Arten localer oder specialer oder collectiver Unternehmungen. Dafür rief er erkünstelte Körperschaften ins Leben: eine Kirche ohne Gläubige, Schulen ohne Zöglinge, Krankenhäuser ohne Einkommen, eine geometrische Stufenleiter von Stegreifbehörden in der Gemeinde, dem Bezirk, dem Departement, alle auf falscher Grundlage geschaffen, schlecht eingetheilt und unzulänglich besetzt, von vornherein in Verwirrung gebracht, mit politischen Obliegenheiten überbürdet, — kurz: ihrer eigentlichen Aufgabe ebenso wenig gewachsen wie der ihnen künstlich auferlegten, waren diese Neuschöpfungen von allem Anfang an machtlos oder schädlich. Zu wiederholten Malen umgestaltet, theils durch die von unten, theils durch die von oben her ausgeübte Willkür tödtlich getroffen, bald durch Empörungen, bald durch die Regierung verderbt oder kaltgestellt, waren die Be-

hörden auf dem Lande unthätig, während sie in den Städten die Rolle von Unterdrückern spielten. Wir haben bereits gesehen, in welchem Zustand sie sich gegen das Ende der Regierungszeit des Directoriums befanden, wie sie, statt Horte der Freiheit zu sein, Zufluchtsstätten der Tyrannei oder Schlammpfützen der Selbstsucht geworden, warum sie im Jahre 1800 ebenso arg verrufen waren wie ihre revolutionären Vorgänger van 1788 und wieso ihre beiden Stützen — das Alte und das Neue, die geschichtliche Gewöhnung und die Volkswahl — nunmehr gleichmäßig verworfen und verschmäht wurden. Nach den unheilvollen Erfahrungen, die man mit dem Königthum, und den noch schlimmeren, die man mit der Republik gemacht hatte, sah man sich veranlaßt, für die Körperschaften einen andern Stütz- und Haltepunkt zu suchen; es blieb nur Einer übrig: die Centralgewalt, welche sichtbar sein und stark und dauerhaft scheinen sallte. Da man keine andere Wahl hatte, klammerte man sich an diesen Punkt. Wenigstens konnte keinerlei Widerspruch mehr den Staat aerhindern, sich die Körperschaften gleich Verlängerungsstücken anzufügen, sich sie als Anhängsel einzuaerleiben und sich ihrer als Werkzeuge zu bedienen.

In dieser Hinsicht stimmte die Theorie mit dem Bedürfniß überein, und zwar nicht nur die neuere, sondern auch die ältere Theorie. Schon lange vor 1789 hatte das öffentliche Recht die Machtfülle der Centralgewalt zu einem politischen Glaubenssatz erhoben und maßlos übertrieben. Diese Machtfülle stammt aus drei Ursprungsquellen. Als aberster Feudalherr, als Suzerän, als höchster Befehlshaber des großen seßhaften Heeres, dessen freiwillige Rotten im 9. Jahrhundert die menschliche Gesellschaft neugeschaffen hatten, *war der König der Eigenthümer Frankreichs*, wie irgend ein Privatmann Besitzer seiner Privatländereien ist. Diese Auffassung beruhte auf der uralten Verwechslung der Begriffe „Sauveränetät" und „Eigenthum". Da der König überdieß seit den ersten Kapetingern sozusagen mit der Kirche vermählt war, zu Reims geweiht und wie David gesalbt wurde, galt er als Ausfluß der „Gnade Gottes", wie die anderen Monarchen; seit Ludwig dem Dicken, namentlich aber seit Ludwig dem Heiligen, wurde er sogar für einen Abgesandten des Himmels, einen Handhaber der ewigen Gerechtigkeit gehalten, der mit einem weltlichen Priesteramt betraut, einem höheren sittlichen Wesen begabt und zum Bestrafer von Unrecht, zum Schützer der Schwachen, zum Wohlthäter der Kleinen berufen sei; infolge dessen legte man ihm den Titel eines „allerchristlichsten Königs" bei. Als dritte Quelle der königlichen Uebermacht muß der Justinianische Codex gelten, dessen Auffindung im 13. Jahrundert zu seinem eifrigen Studium führte. Man entdeckte in Justinian den Nachfolger der römischen Cäsaren und der byzantinischen Kaiser. Aus dem Codex ging hervor, daß das Volk als Gesammtheit seine Rechte auf den Heerscher übertragen hatte, ebenso wie in den Städten des Alterthums alle Rechte dem Gemeinwesen — keines dem Einzelwesen — gehörten. Durch jene Uebertragung gewann der Fürst die unbeschränkte Verfügung über alle öffentlichen und privaten Rechte, ohne daß er überwacht werden konnte; er stand über dem Gesetz, denn er machte es; seine Macht war unbegrenzt und seine Willkür beliebig. Auf dieser dreifachen Unterlage hatten die Juristen seit Philipp dem Schönen ihre Leinwand gewebt und die instinctive Uebereinstimmung ihrer erblichen Anstrengungen hatte alle Fäden des Geflechts der königlichen Allmacht geliefert. Als Rechtsgelehrte, d. h. Logiker, empfanden sie das Bedürfniß, Schlüsse zu ziehen, und sie kehrten immer wieder zu dem einzigen und strengen Princip zurück, an das sie ihre Folgerungen knüpfen konnten. Als Advocaten und Kronräthe machten sie die Sache ihres Clienten zur ihrigen und in ihrem Berufseifer dehnten und drehten sie die Präcedenzfälle und Texte nach Möglichkeit zu seinen Gunsten. In ihrer Eigenschaft als Richter und Verwalter hinwiederum erkannten sie, daß die Größe ihres Herrn auch ihre eigene Größe ausmache, und das persönliche Interesse ließ ihnen die Vergrößerung von Vorrechten, an denen sie mittelbar Theil nahmen, räthlich erscheinen. So webten sie denn vier Jahrhunderte hindurch an dem Garn der „Hoheitsrechte", dem großen Netz, mit welchem seit Ludwig XIV. alle Leben gefangen wurden. Immerhin aber hatte auch dieses sehr engmaschige Netz Lücken oder wenigstens schwache Stellen, welche verhinderten, daß die Bäume in den Himmel wuchsen. Schon der Umstand, daß die Könige von Frankreich einst Grafen von Paris und Aebte von Saint-Denis gewesen waren, machte es ihnen unmöglich, echte Augustäer, wirkliche Diokletiane zu werden, — die beiden französischen Titel schränkten den römischen ein. Ferner unterlag der König den sogenannten Grundgesetzen, die ihm seinen Erben im Voraus aufdrängten, ja, die ganze Erbfolgelinie, sowie die Vormundschaft seines minderjährigen Erben vorweg regelten und für den Fall, daß er von dem betreffenden Herkommen abwiche, sein Testament umstießen, als wäre er ein gewöhnlicher Privatmann. Auch seine Eigenschaft als Suzerän und als „allerchristlichster König" bildeten Fesseln für ihn. Als erblicher General des Feudalheeres nämlich schuldete er den erblichen Officieren dieser Armee, seinen einstigen Kameraden und Waffengenossen — d. h. den Adeligen — Rücksicht und Achtung, während er der Kirche als ihr weltliches Oberhaupt nicht nur geistliche Strenggläubigkeit, sondern auch weltliche gute Behandlung, thätigen Eifer und den Beistand der Staatsgewalt schuldete. Daher rührten im angewandten Recht die zahlreichen Bevorzugungen des Adels und der Kirche, die vielen Freiheiten und Befreiungen, all die Ueberbleibsel der alten localen Unabhängigkeit und Souveränetät, all die nützlichen oder Ehren-Varrechte, die vom Gesetz und den Gerichten geschützt und aufrechterhalten wurden. In dieser Hinsicht find an der Schlinge des Königthums nur lose oder gar keine Schleifen geknüpft worden. Das Gleiche gilt von dem Verhältniß zu den fünf ständischen Provinzen, den Pyrenäenbezirken dem Elsaß, Straßburg, namentlich aber Languedoc und der Bretagne, deren Einverleibungsvertrag die Rechte und Freiheiten dieser Prooinzen und die Oberhoheit des Königs in Einer Urkunde und unter Einem Siegel zu einer Art wechselseitiger Abmachung vereinigte. Zu diesen ursprünglichen Lücken kommen noch die sehr zahlreichen Löcher, die der Monarch aus eigner Entschließung nachträglich selber in das fertige Gewebe seiner Allmacht gebrannt hatte. Infolge seiner maßloßen Geldausgaben in Verlegenheit, schlug er aus Allem Capital. Er machte *selbst seine Rechte* zu Geld. Im Heeres- wie im Staatsdienst, im Handel wie in der Industrie, in der Verwaltung, der Rechtspflege und dem Finanzwesen verkaufte er unzählige Aemter, Würden, Ehrenstellen, Monopole, Befreiungen, Anwartschaften, Erbschaften, — lauter Privilegien, die, einmal verkauft, gesetzmäßiges, oft übertragbares oder erbliches Privateigenthum der sie erwerbenden Personen oder Körperschaften wurden. In dieser Weise veräußerte der König Theile seiner Alleinherrschaft zu Gunsten der Käufer, und als 1789 herankam, hatte er überaus viele solcher Theile veräußert, sodaß seine Souveränrtät bereits arg beschränkt war. Wir sehen also, daß die königliche Macht sowohl unter den Lücken ihres geschichtlichen Ursprungs als auch unter der Verfehltheit ihrer Ausübung gelitten hatte. Die öffentliche Gewalt war theils gar nicht zur Allmacht erstarkt, theils hatte sie aufgehört, die Allmacht zu sein. Einerseits war sie nicht überall in den Besitz der Machtfülle gelangt, anderseits hatte sie sich ihrer Machtfülle freiwillig begeben. Die Philosophen hatten diese doppelte Schwäche — die angeborene und die erworbene — heilen wollen und zu diesem Zwecke die Souveränetät aus der Weltgeschichte heraus in eine abstracte Idealwelt verpflanzt: in eine von Menschen, die nichts als Schatten von Menschen sind, bewohnte Phantasiestadt. Diese ungemein vereinfachten „Bürger" gleichen einander wie Eier, sind von ihrer Umgebung und Vergangenheit losgelöst und sollen, wie Hampelmännchen, alle zugleich die Hände erheben, um ausnahmslos für den „Gesellschaftsvertrag" zu stimmen, „dessen sämmtliche Punkte sich in einen zusammenfassen lassen: das vallständige Aufgehen jedes Vertragsgenossen, mit allen seinen Rechten, im Gemeinwesen; Jeder muß sich seiner Person, seiner Güter und Kräfte unbeschränkt veräußern", um in jeder Hinsicht ein Abgesandter des Staates, ein verantwortlicher Beamter, *ein Angestellter des Volkes* zu werden, welches künftig der einzige und absolute Herrscher ist. Und dieser schreckliche Grundsatz wird zehn Jahre lang verkündet und ausgeübt; von unten her durch die aufständischen Massen, von oben her durch die Regierung. Das ganze Volk bekannte sich zu dem neuen Princip, sa daß der Uebergang von der Oberhoheit des Königs zu der der Natian ein leichter, schneller war, die Versuchung war zu stark, als daß die übermäßig ausgebeuteten Massen ihr hätten widerstehen können oder wallen. Die Rechtsgelehrten beeilten sich, nach ihrer Gewohnheit, ihr Wissen in den Dienst des neuen Systems zu stellen. Ohnehin konnte kein anderer Glaubensartikel ihren aufs Willkürliche gerichteten Neigungen besser zusagen, kein anderer Grundsatz ihnen einen besseren Stützpunkt für die Anbringung und Umdrehung des Rades ihrer Logik bieten. Dies Rad, das sie in der letzten Zeit des alten Systems nur noch recht vorsichtig gedreht hatten, nahm nun plötzlich eine erschrecklich schnelle Gangart an, um die Vorgangsarten, die thearetischen Ansprüche und die schlimmsten-

Präcedenzfälle der Monarchie in Gesetzesform zu bringen, in strenge Vorschriften und allgemein anzuwendende Regeln zu verwandeln. So wurden officiell zu dauernden Einrichtungen gemacht: die außerordentlichen Vollmachten, die Anklagen wegen Majestätsbeleidigung, die Unterdrückung der gesetzlichen Formen, die Verfolgung der Glaubensbekenntnisse und der Gewissensfreiheit, die Bevormundung der Schreib- und Denkfreiheit, die Ueberwachung oon Erziehung und Unterricht, das Recht der Requisition, der Beschlagnahme, des Vorkaufs und der Verbannung, — kurz: die unumschränkteste Willkür. Wir haben die Thätigkeit dieser Gesetzesmenschen bereits früher kennen gelernt, die Arbeit der Herren Treilhard, Berlier, Merlin de Douai, Cambacérès u. A. in der constituirenden wie der gesetzgebenden Versammlung, im Conaent wie unter dem Directorium, ihren jakabinischen Eifer oder ihre jakobinische Heuchelei, ihre Begabung für die Zusammenschweißung der tyrannischen Ueberlieferung mit der tyrannischen Neuerung, ihre berufsmäßige Befähigung, bei jeder Gelegenheit aus mundgerechten Beweisführungen eine Schlinge zu knüpfen, die geeignet ist, ihren Gegner, das Individuum, zu Nutz und Frommen ihres steten Gönners, des Staates, in anständiger Weise zu erdrosseln. In Wirklichkeit aber erdrosselten sie nicht nur ihren Gegner beinahe, sondern infolge einer natürlichen Rückwirkung auch ihren Gönner: nach aierzehnmonatlichen Erstickungsanfällen stand Frankreich oor dem physischen Selbstmord. Angesichts eines so übergroßen „Erfolges" mußten die Herren Rechtsgelehrten Halt machen und so gaben sie denn die Hälfte ihres Dogmas preis; die andere Hälfte behielten sie bei, weil deren Wirkungen ferner lagen und daher minder sichtbar waren. Wenn sie nicht mehr wagten, im Menschen das individuelle Handeln zu lähmen, sa bestanden sie doch immer noch darauf, die Einzelwesen am gemeinsamen Handeln zu hindern. Keine Sondergesellschaften innerhalb der allgemeinen Gesellschaft, keine Körperschaften im Staate, namentlich keine freiwilligen, privaten, besitzenden, dauernden, mit Initiatioe begabten Vereinigungen: dies war der zweite Artikel des revolutionären Glaubensbekenntnisses, das unmittelbare Ergebniß des ersten, der die Oberhaheit des Volkes und die Allmacht des Staates verkündete. Rousseau hatte beide Punkte erdacht, die verfassunggebende Versammlung hatte dieselben feierlich zum Gesetz gemacht und im großen Stil angewandt, die folgenden Parlamente dehnten die Anwendung immer mehr aus. Der verhängnißoolle zweite Artikel wurde aon den Jakobinern hochgehalten und entsprach überdies dem kaiserlich römischen Rechte, sowie dem obersten Grundsatz des königlich französischen Rechtes. Alle drei bekannten Rechtsschulen waren also über jenen Punkt einig, ein Umstand, der die verschiedensten Juristen — die Kenner aller drei Lehren — zu dem gleichen Zwecke um den gleichen Tisch vereinigte: die Mitglieder des früheren Parlamentsgerichtes und diejenigen des einstigen Wohlfahrtsausschusses, die einstigen Achtserklärer und die Ex-Verbannten, die Verurtheiler zur Deportation und die aus Cayenne zurückgekehrten Verurtheilten, Treilhard und Merlin de Dauai neben Simeon, Portalis und Barbé-Marbois. Von diesen grundverschiedenen Richtungen unterstützte keine die Daseinsberechtigung der peivaten, freiwilligen Körperschaften. Auf allen Seiten verschmähte es die Thearie, ahne Rücksicht auf ihren Ursprung, dieselben als das anzuerkennen, was sie ihrem Grundwesen nach sind: abgesonderte Organe oon derselben Naturgemäßheit, Unentbehrlichkeit und Berechtigung wie der Staat. Die Theorie aller Schulen gestand ihnen nur ein erborgtes, oon oben abgeleitetes Dasein zu. Da sie nun oom Staate geschaffen wurden, konnte und mußte dieser sie als seine Geschöpfe behandeln, seine Hand jederzeit auf ihnen lasten lassen, sie zu seinen Zwecken verwenden, sie gleich seinen anderen Werkzeugen gebrauchen und ihre Leiter zu Beamten der obersten Gewalt machen.

Ein neues Frankreich, nicht das phantastische, communistische, spartanische eines Robespierre und Saint-Just, sondern ein mögliches, wirkliches, dauerhaftes und dabei dennoch gleichmäßiges, logisch aus Einem Gusse erzeugtes, auf einem allgemeinen, einfachen Princip beruhendes Frankreich, ein centralisirtes, durchweg aan oben herab regiertes Verwaltungsreich, kurz: das Frankreich, welches Ludwig dem Vierzehnten und Richelieu gefallen haben würde und das Mirabeau 1790 oorhersah, — dieses Frankreich hatten die Lehren und die Thaten der Monarchie wie der Revolution oorbereitet und der schließliche Lauf der Ereignisse, d. h. das „Bündniß der Philosophie mit dem Säbel", führte zur Ballendung des Werkes durch den souveränen Ersten Consul. Dieser konnte auch — bei seinen Charaktereigenschaften und bei der Raschheit, Thatkräftigkeit, Tragweite und Richtung seines Geistes — kein anderes Werk beabsichtigen und sich auf kein geringfügigeres beschränken. Sein Herrsch- und Verwaltungsbedürfniß war eben ungemein groß und dem Bedürfniß entsprach die Begabung, — sein Genie war allumfassend, allverzehrend. Ueberdies bedurfte er zur Lösung der auswärtigen Aufgabe, die er sich stellte, im Inneren nicht nur des unbestrittenen Besitzes sämmtlicher Gesetzgebungs- und Executiogewalten, nicht nur des oollständigen Gehorsams aller gesetzlichen Behörden und Autoritäten, sondern auch der Vernichtung jedes andern moralischen Einflusses als des seinigen. Es lag also in seinem Interesse, die öffentliche Meinung zu unterdrücken, die Absonderung jedes Einzelwesens, die planmäßige Beseitigung jeder Initiative auf religiösem, kirchlichem, erziehlichem, wohlthätigem, literarischem, proainzialem und communalem Gebiete zu begünstigen. Im Voraus mußte jede etwaige Gruppenbildung neben ihm oder gegen ihn oerhütet werden. Als guter General schützt er seinen Nachtrab. Mit Europa im Streite liegend, trifft er Anstalten, daß in Frankreich, das er nach sich zieht, die unzufriedenen Elemente nie in die Lage kommen, sich zusammenzuscharen. Vorsichtshalber beseitigt er aon oarnherein jeden möglichen Mittelpunkt der Vereinigung und Verständigung. Fortan laufen alle Fäden, welche mehrere Menschen zu gleicher Zeit gegen ein und dasselbe Ziel in Bewegung setzen könnten, in seiner Hand zusammen, die er krampfhaft schließt. Er hütet das ganze Fadenbündel mit eifersüchtiger Sorgfalt und spannt es mit außerordentlicher Straffheit an. Daß Niemand den Versuch mache, es zu lockern, geschweige denn sich desselben zu bemächtigen! Alles gehört ihm allein, die ganze öffentliche Macht ist seine Macht. Da er neben diesem seinem Gebiet ein andres, verschiedenartiges erkennt, setzt er der gänzlichen Aufzehrung aller Willen durch den seinigen ein Ziel; in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse läßt er nicht zu, daß die öffentliche Gewalt — wenigstens hinsichtlich der Civilverwaltung und der gewöhnlichen Praxis — unbegrenzt oder gar willkürlich sei. Er ist eben nicht, wie seine Vorgänger im Convent es waren, ein Utopist und Theoretiker, sondern ein Staatsmann mit offenen Augen, scharfem, sehr geübtem Blick. Er beobachtet die Dinge selbst und unmittelbar, er stellt sich sie nicht auf Grund aon Buchschilderungen und Clubphrasen oor, er kammt ihnen nicht mit einem Wortschwall, nicht mit den willkürlichen Vermuthungen des menschenfreundlichen Optimismus, nicht mit den dogmatischen Vorurtheilen der jakabinischen Geistesschwäche entgegen. Er sieht die Menschen wie sie sind, nicht die abstracten Bürger, die philosophischen Hampelmännchen des „Gesellschaftsvertrages"; er erkennt das wirkliche, lebende, vollständige Individuum mit seinen tiefgewurzelten Trieben und zähen Bedürfnissen, die ohne Rücksicht auf die Duldsamkeit oder Unduldsamkeit der Gesetzgebung unter allen Umständen bestehen bleiben und mit denen der Gesetzgeber daher rechnen muß, wenn er aus ihnen Vortheil ziehen will. Dieses Individuum — der civilisirte Europäer und moderne Franzose, wie er sich nach mehreren Jahrhunderten leidlicher Polizei, geachteter Rechte und erblichen Besitzes entwickelt hat — bedarf eines Privatgebiets, eines größeren oder kleineren abgeschlossenen Platzes, der ihm allein gehöre; die öffentliche Gewalt muß sich den Eintritt in denselben versagen und vor dem Thor Wache stehen, um die anderen Individuen am Eintritt zu verhindern. Andernfalls dünkt dem Peivatmann seine Lage unerträglich und er hat nicht mehr den Muth, sich aufzuraffen, seinen Geist anzustrengen, Unternehmungslust an den Tag zu legen. Es ist von größter Wichtigkeit, zu verhüten, daß ihm die mächtigen, kostbaren Triebfebeen seiner Thätigkeit abhanden kommen. Es ist für das Land unerläßlich, daß er arbeite, schaffe, spare, sei es auch nur, um in der Lage zu sein, Steuern zahlen zu können, und daß er fortfahre, zu heirathen, Kinder zu haben und sie zu erziehen, sei es auch nur, um Rekruten liefern zu können. Es ist sehr nöthig, ihn hinsichtlich seines eingefriedigten Platzes zu beruhigen, ihm dessen Vallbesitz und ausschließliche Benutzung zu gewährleisten und darauf zu sehen, daß er sich daheim stets zu Hause und vor jedem Eindringen bewahrt fühle, daß er sich durch die Gesetze und die Gerichte nicht nur gegen seine Nachbarn, sondern auch gegen den Staat selbst geschützt wisse. Er muß auf seiner genau abgegrenzten Wiese nach Belieben hüpfen und springen, Gras fressen und sich ergötzen dürfen. Es ist nicht unumgänglich, daß das Grundstück sehr groß sei; die meisten Menschen halten ihre Augen zeitlebens auf den Erdboden gerichtet, die wenigsten lassen ihren Blick über einen engen Kreis hinausschweifen; in diesem eingepfercht zu

bleiben, stört die wenigsten. Die selbstsüchtige und dringliche Natur der täglichen Bedürfnisse bildet für die meisten die natürlichen Grenzen und sie hegen keinen anderen Wunsch, als innerhalb dieser Schranken in Sicherheit weiden zu dürfen. Aber ihnen diese kleine Sicherheit zu gewähren und diesen geringfügigen Genuß zu gönnen, ist eine unabweisliche Nothwendigkeit. Und was die nicht sehr zahlreichen Anderen betrifft, die mehr oder minder Strebsamen und Thatkräftigen, die nicht innerhalb der Umzäunung eingepfercht zu sein wünschen, so ist für sie ein Ausweg offen gehalten worden: die neuen Verwaltungs- und Militär-Dienstzweige bieten ihrem Ehrgeiz, ihrer Eigenliebe, ihrer Einbildungskraft ein Thätigkeitsfeld, welches immer größer wird. Nach einem dem Ersten Consul zugeschriebenen Wort „stehen fortan den Talenten Laufbahnen offen". Nunmehr werden alle Talente sich am Mittelpunkt vereinigen, sich mit Eifer auf die Carrieren stürzen und mit ihrem Zufluß den Strom der öffentlichen Gewalt schwellen. So sind denn die Umrisse des modernen Frankreichs geschaffen: ein Geschöpf von neuer und besondrer Art wird sichtbar, entwickelt sich, gelangt zur Vollendung, und seine Beschaffenheit, sein Bau bestimmt sein Schicksal. Es ist ein von einem Despoten für einen Despoten eingerichteter Gesellschaftskörper, dem Dienste eines einzigen Menschen angepaßt, vortrefflich zum Gehorsam gegen einen alleinigen Willen und einen überlegenen Geist geeignet, werthvoll solange dieser Wille gesund und dieser Geist klar bleibt, wohl dem militärischen aber nicht dem bürgerlichen Leben angemessen, folglich ohne das richtige Gleichgewicht, in der richtigen Entwickelung behindert, zeitweiligen Krisen ausgesetzt, zu vorzeitiger Kraftlosigkeit verurtheilt, aber trotzdem lange lebensfähig und vorläufig noch recht stark und allein im Stande, das Gewicht des neuen Reiches zu tragen und fünfzehn Jahre hindurch Alles zu leisten, was der Meister von ihm verlangt: die ungeheure Arbeit, den zur Eroberung führenden Gehorsam, die denkbar größten, tödtlichen, übermenschlichen Anstrengungen.

Bücherbesprechungen.

B. K. Vernunftreligion. In zwei Gesprächen. Von A. H. Leipzig, Wigand. 1890. 80 ₰. — Fritz und Karl führen zwei Gespräche. Fritz vertritt halb und halb die Sache der veralteten Religion, Karl hat eine neue entdeckt. Karl ist Monist und unerbittlicher Logiker, er muß sich als folgerecht denkender Mensch immer etwas sagen und weiß es dann infolge davon. Und es ist gut, daß er das immer sich sagt, denn Andere würden Mühe haben, es sich auch sagen zu lassen und es dann auch zu wissen, z. B. (S. 9) daß ein nicht von Ewigkeit her bestehendes, ein einmal entstandenes Wesen selbst eine Ursache und zwar eine Entstehungs- oder Daseinsursache haben muß und mithin die letzte Ursache alles wie in der uns Menschen selbst mit umfassenden Welt erscheinenden Seins, Werdens und Geschehens nicht würde sein können, gleichwie auch ein nicht in Ewigkeit fortbestehendes, ein einmal wieder vergehendes Wesen selbst eine Ursache und zwar eine Untergangs- und Nichtdaseinsursache haben müßte und folglich besagte letzte Ursache nicht würde sein können u. s. w. Uebrigens müssen die Beiden, ehe Karl in Deutschland seine neue Religion fand, Perser gewesen sein, da sie vor Zeiten außer an einen Gott auch an einen Teufel geglaubt haben; einen gründlichen christlichen Religionsunterricht können sie wenigstens nicht genossen haben. Wir empfehlen ihnen Luther's kleinen Katechismus, der auch ein Muster einer schönen neuhochdeutschen Sprache darbietet. Karl's Grundsätze sind ausgezeichnet (S. 37): Ich pflege stets zu thun und niemals zu unterlassen, was gut ist, — eine beneidenswerthe Gewohnheit. Wir fragen, um nunmehr in den trockenen Ton zu fallen, wie lange man noch wagen wird, die gebildete Welt des 19. Jahrhunderts mit derartigen Scripturen zu behelligen.

B. K. Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die Vaticanischen Decrete 1869—1887. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1890. 2 ℳ 25 ₰. — Wehmüthig ergriffen wird sich jeder Leser fühlen, welchen Standpunkt er auch einnehme, von dem Gewissenskampfe des heimgegangenen großen Theologen, dessen Verlauf hier, so zu sagen, actenmäßig zur Darstellung kommt. Prof. Reusch in Bonn veröffentlicht aus Döllinger's Nachlaß den Briefwechsel zwischen diesem einerseits und andererseits den beiden Erzbischöfen v. Scherr und v. Steichele, dem Nuntius Ruffo Scilla, einer hochgestellten Dame und einigen anderen bekannten Persönlichkeiten und bringt die früher anonym erschienenen Auslassungen Döllinger's über die Unfehlbarkeit des Papstes und das Vaticanische Concil zu erneutem Abdruck. Was Döllinger's sittliche Ueberzeugung anlangt, daß er durch die immer wieder geforderte Unterwerfung einen Meineid auf sein Gewissen laden würde, so wird sie von jedem evangelischen Christen gebilligt werden, nicht jedoch von einem consequenten Ultramontanen, nach dessen Ansicht auch dieser Meineid geschworen werden muß, wenn es Rom befiehlt: infolge dieses Befehles ist es eben kein Meineid mehr. Wenn Döllinger versicherte, daß er doch nicht von 1870 ab das gerade Gegentheil von dem lehren könne, was er seit 1823 unter Billigung der Kirche gelehrt habe, so fanden seine Gegner, daß er das sehr wohl könne. Es giebt auch in Rom eine Wissenschaft, aber ihre Lehren gelten trotz aller Logik und aller geschichtlichen Beweise immer nur soweit, als es durch die Lehren der Kirche oder das, was augenblicklich als Lehre der Kirche angemessen erscheint, zugelassen werden kann. Döllinger ist sich ohne Zweifel bewußt gewesen, daß die Folgerichtigkeit seines Standpunktes zum Protestantismus führe, wie denn auch in diesen Schriftstücken seine Kritik des Romanismus keineswegs erst bei 1870 anhebt. Daß er nicht Protestant geworden ist, das liegt doch im letzten Grunde an jener Gewährleistung der Seligkeit, welche die katholische Kirche für jedes ihrer treuen Glieder übernimmt. Ein solches Glied wollte er bleiben und er sah sich nicht im Widerspruche mit der wirklichen katholischen Kirche, sondern nur mit einer Richtung in derselben, die sich, wie er gehofft zu haben scheint, bald überleben müßte. Dieses beruhigende Gefühl der Sicherheit beherrscht jene hochgestellte Dame, in der man vielfach die verstorbene Königin-Mutter von Bayern hat erkennen wollen, was uns wegen einiger Stellen in Döllinger's Antwort nicht recht wahrscheinlich vorkommt: ihre Liebe zu dem hochverehrten Manne kann es nicht ertragen, daß er zur Hölle fahren soll, weil er nicht an die Sätze des Vaticanums glaube. Und genau denselben Standpunkt nahm Döllinger selbst ein, nur eben unter Ablehnung der päpstlichen Unfehlbarkeit, ein Beweis, welche Gewalt jene Anschauung selbst auf hochstrebende Geister ausübt, die doch genau wissen, wie und weshalb der Mensch nach der Lehre der heiligen Schrift selig wird. Die Garantie der Kirche erscheint immer noch sicherer, als die Glaubenshoffnung des einzelnen Herzens.

B. K. Ein Stück Leben. Blätter der Erinnerung an eine Entschlafene. Gotha, Perthes, 1889. 3 ℳ. — Dieses Buch hat bei seinem Erscheinen ein gewisses Aufsehen gemacht; enthält es doch die Liebes- und Leidensgeschichte eines Pfarrers, von ihm selbst erzählt und zwar so, daß die betreffenden Leser eines ziemlich weiten Kreises die abgekürzt erscheinenden Personen- und Ortsnamen aus der ganzen Beschreibung der Vorgänge sofort herausfinden und auch ferner stehende Leser aus der theologischen Welt die bekannte Familie leicht errathen konnten, die in mehreren Gliedern hier vertreten ist. Ein durch reiche Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichnetes Mädchen aus dieser Familie lernt der Verfasser in Freundes Hause kennen, führt sie heim und verlebt mit ihr auf zwei ländlichen Pfarreien vier Jahre stillen Glückes; da der Tag der Hochzeit zum vierten Male wiederkehrt, entschläft das treue Weib, getrennt von dem Gatten, der am Typhus darniederliegt und bei dessen Pflege sie selbst erkrankt ist. Am Begräbnißtage trägt man den Sarg an des Gatten Lager, und selber todesmatt, spricht er den Segen über seines Weibes Leiche. Tief ergreifend, wie die Geschichte selber, ist der Bericht, den der Wiedergenesene von seines Weibes Liebe und Treue und von ihrer Beider Glück und Leid gegeben hat. Daß derselbe ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit, sondern für die trauernde Mutter geschrieben ist, das ist einer der Hauptvorzüge des Buches; nur so ist ihm die ganze Kleinmalerei der liebenden Erinnerung erhalten geblieben, deren Bilder jeder Leser, der überhaupt nach einem solchen Buche greift, mit lebhafter Theilnahme an sich wird vorübergehen lassen. Als Anhang zur Hochzeitsgeschichte sind „Fünfundneunzig Sätze Luther's vom christlichen Hausstand" beigegeben; der Verfasser hat sie in trefflicher Auswahl als Hochzeitsgeschenk für seine Erwählte zusammengestellt, und diese Zusammenstellung verdient eine weitere Ausbreitung, als sie durch diese Veröffentlichung finden kann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 95. Sonnabend, den 9. August. 1890.

Kunstgeschichte und Aesthetik.

Von A. Anders.

Daß im Bereich der Kunstwissenschaft an Stelle der noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit einem glänzenden Aufwand von tiefsinniger Denkarbeit gepflegten Aesthetik gegenwärtig Archäologie und Kunstgeschichte in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses getreten sind, ist unverkennbar. Das Motiv für diesen Umschwung haben wir in der auch hier sich geltend machenden allgemeinen Reaction unserer Zeit gegen speculative Philosophie und ihrem Drängen nach exacten, greifbaren Resultaten zu suchen. Daß nun ein solches Verlangen die Leistungen der speculativen Aesthetik nicht befriedigen können, ist schon oft und zur Genüge hervorgehoben worden. Ja man hat ihnen überhaupt jede Bedeutung absprechen wollen und allenfalls nur noch das Lob, daß es ganz vortreffliche Uebungen des philosophischen Scharfsinns sind, zugemessen. Eine derartige Meinung richtet sich selbst durch ihre Oberflächlichkeit. Bei der Würdigung dieser Phase der Aesthetik muß man berücksichtigen, daß der Mangel an grundlegenden Ergebnissen vor Allem durch den Umstand bedingt ist, daß die speculative Philosophie, indem sie die Kunst in das Bereich ihrer Betrachtungen zog, hierbei nicht vom speciellen Interesse für dieselbe, sondern vielmehr von dem encyklopädischen und dialektischen Interesse des Systems ausging. Sie philosophirte daher nicht so sehr um der Kunst willen und über sie, als aus ihr heraus und in sie hinein. Daß dabei ihre von einer spärlichen Kenntniß der Thatsachen getragenen Gedankenphantasien sich vielfach in leere Abstractionen verlieren, von denen sich schwer eine Brücke zur lebendigen Kunstübung schlagen läßt, kann nicht geleugnet werden. Man würde aber fehl gehen, wollte man ihren Leistungen lediglich einen historischen, vergänglichen Werth beilegen. Man würde hierbei den sehr großen Reichthum an tiefen, feinen und fruchtbaren Einsichten übersehen, die diese Wissenschaft in den ganzen Zusammenhang der Kunst, von dem Begriff der Schönheit bis zu den Formen der einzelnen Kunstgattungen und Arten gethan hat, und ferner ihr nicht zu unterschätzendes Verdienst, eben durch ihre Bemühungen um das Wesen der Kunst das Bewußtsein von der höchsten Aufgabe derselben wach erhalten zu haben. Die Speculation des deutschen Idealismus ist es gewesen, die der künstlerischen Bethätigung, die früher als eine entbehrliche Aeußerung des menschlichen Geistes betrachtet wurde, die Geltung einer wesentlichen und nothwendigen Entwickelungsweise desselben gegeben hatte. Sie hat mithin an dem theoretischen Kunstideal ihrer Zeit redlich mitgearbeitet und ist daher in dem Grade productiv gewesen, in dem Wissenschaft innerhalb der Kunst überhaupt productiv sein kann. Nichtsdestoweniger aber würde die Aesthetik aufhören eine existenzfähige und berechtigte Wissenschaft zu sein, hätte sie nicht die Irrthümer ihrer Vergangenheit eingesehen und sich bemüht, denselben zu begegnen. Hat doch schon F. Th. Vischer, der bedeutendste und genialste Vertreter der speculativen Aesthetik, auf Grund einer umfassenden Selbstkritik bekannt: „Die Aesthetik muß ganz empirisch beginnen und, nachdem sie inductiv gesammelt hat, was der erfahrungsmäßige Eindruck des Schönen enthält, hat sie tiefer zu gehen, hat zu zeigen, warum ein solches Verhalten, wie das ästhetische, nothwendig in der menschlichen Natur liegt."[1]) In der That wendet sich diese Wissenschaft in ihrer neuesten Gestaltung, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, zunächst von allen letzten metaphysischen Fragen ab und der näher liegenden Aufgabe zu, das Entstehen, Werden und Wirken der Kunst in unmittelbarer Anlehnung an ihre Thatsachen anthropologisch, d. h. aus dem Wesen des menschlichen und des darin wurzelnden künstlerischen Bewußtseins mit Hilfe von verwandten Geisteswissenschaften entlehnter und zweckmäßig modificirter Methoden zu begreifen. Auf diesem Wege sucht sie nunmehr zu den geschichtlich nicht bedingten, also allgemeingiltigen Principien der Kunst zu gelangen und zu der Bedeutung, welche dieselbe nicht im Weltganzen, wie dies das Hauptziel der speculativen Aesthetik war, sondern für den Menschen innerhalb der Bedingungen seines erfahrungsmäßigen Daseins hat.

Diese Bestrebungen sind jedoch noch zu sehr im Anfangsstadium, als daß sie bereits Ergebnisse gezeitigt hätten, die jenes Drängen befriedigen und die ungerechtfertigten Meinungen über Impotenz der Aesthetik besiegen könnten. Es kann aber nicht Wunder nehmen, wenn indeß eine andere Kunstwissenschaft, die Kunstgeschichte, die, obgleich selbst kaum den Kinderschuhen entwachsen, dennoch über eine stattliche Reihe gesicherter Resultate verfügt, eben infolgedessen der Aesthetik den Rang abgelaufen hat. Diese ihre Erfolge verdankt die Kunstgeschichte wesentlich dem Umstande, daß sie, ohne sich mit einem seit Jahrhunderten überkommenen Erbe auseinandersetzen zu müssen, von vornherein bei den maßgebenden Naturwissenschaften in die Schule gegangen ist und ihnen, soweit es die verschiedene Natur der Gegenstände gestattet, die exacte Methode abgelauscht hat.[2]) Stolz auf diese Errungenschaften, sind nun gerade die modernen Kunsthistoriker die größten Verächter der Aesthetik. Während ihre älteren bedeutenden Genossen, wie Schnaase, Kugler, Rumohr, ihre specielle Wissenschaft in Beziehung zur generellen zu setzen suchten in der richtigen Voraussetzung, daß einer Betrachtung künstlerischer Erzeugnisse eine bestimmte Anschauung über das Wesen der Kunst zu Grunde liegen muß, halten die neueren die Aesthetik für gänzlich abgethan und glauben dieselbe darum völlig aus dem Gebiet der Historik verbannen zu können. Sie machen gegen die vermeintlich vagen philosophischen Untersuchungen Front, indem sie sich auf das rein Thatsächliche beschränken und in der rein historischen Auffassung der Kunst das wirksame Mittel gegen jene gefunden zu haben, ja überhaupt im Besitz des einzig möglichen und richtigen Wissens über Kunst zu sein meinen. Was nun unter dieser Thatsächlichkeit zu verstehen ist, darüber gehen die Ansichten auseinander. Die Vertreter der einen, die sogenannten Kunstkenner, verstehen darunter die rein äußeren Thatsachen und erblicken in der breiten und minutiösen Untersuchung des äußeren Ursprungs der Denkmäler und in der Einordnung derselben nach Urheber, Schule, Zeit und Ort das Endziel aller Kunstbetrachtung. Unbekümmert darum, daß diese Art Kenntnisse, obwohl an und für sich nothwendig, doch nur von einem sehr mittelbaren Belang für die Erkenntniß der Kunst sind, glauben sie unendlich mehr und weit Sichereres über dieselbe zu wissen nicht nur als der Laie, sondern auch als der Kunsthistoriker und Aesthetiker, und daher die maßgebende Stellung innerhalb der Wissenschaft beanspruchen zu dürfen. Die Vertreter der anderen Ansicht, die eigentlichen Kunsthistoriker, bleiben bei diesen Thatsachen nicht stehen, sondern suchen sie tiefer zu durchdringen. Sie sehen in den Leistungen der Kenner nur ein Hilfsmittel, eine nothwendige Vorarbeit zu der historischen Erklärung, dem historischen Verständnisse der Kunstwerke in einem höheren Sinne. Durch die Zurückführung der Kunst auf ihre geschichtlichen Bedingungen hoffen sie aber auch zugleich zu den allgemeingiltigen Grundbestimmungen derselben zu gelangen, so daß es einer weiteren generellen Wissenschaft nicht mehr bedarf.

[1]) F. Th. Vischer, Kritische Gänge, N. F. Hft. 6, 112.

[2]) A. Springer, Bilder a. d. neueren Kunstgeschichte I S. 83.

So glaubt Taine lediglich auf dem Wege der historischen Interpretation das Wesen einer jeden Kunst erfassen und ihre Gesetze constatiren zu können.[3]) Gegen diese schroffen Einseitigkeiten der gegenwärtigen kunstgeschichtlichen Forschung hat sich nun neuerdings aus der Mitte der Kunsthistoriker selbst eine Stimme erhoben. R. Vischer tritt einem solchen Betrieb der Wissenschaft entgegen.[4]) Von der Ueberzeugung ausgehend, daß nur ein philosophisch durchklärter Empirismus dasjenige erfassen werde, was eigentlich ein Bildwerk will, was der Kunst und ihrer Bewegung zu Grunde liege, sucht er den nothwendigen lebendigen Contact zwischen Kunstgeschichte und Aesthetik herzustellen. Damit ist nun A. Springer, der eigenartigste und geistreichste Kunsthistoriker der Gegenwart, durchaus nicht einverstanden. Auch er ist der Aesthetik nichts weniger als hold gesinnt. Ein eingehendes Studium seiner Werke ergiebt, daß er ebenfalls der Historik im Gebiet der Kunstwissenschaft die führende Rolle zuweist und die Berechtigung eines anderen Gesichtspunktes der Betrachtung leugnet. Dies tritt deutlich hervor aus dem Vorwurf, den er den Arbeiten Bötticher's, Viollet-le-Duc's und Semper's bei aller Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit macht: sie seien zwar nicht philosophisch im alten Sinne, aber hätten dennoch einen „dogmatischen Zug", und es sei daher das, was sie bieten, keine Kunstgeschichte.[5]) Dem ist aber entgegen zu halten, daß sie solche gar nicht bieten wollen. Semper behandelt in seinem Werk: „Der Stil" keineswegs eine kunsthistorische Aufgabe, sondern eine ästhetische, wie dies schon der Nebentitel: „oder praktische Aesthetik" verräth. Sein Ziel ist nicht, die geschichtliche Entwickelung der bildenden Kunst darzustellen, sondern an der Hand ihrer gewordenen Thatsachen auf dem Wege des Vergleichs zu den der Kunst zu Grunde liegenden ewigen Stilgesetzen zu gelangen. Da er also sein Augenmerk auf das Bleibende, das immanente Princip in der Fülle der wechselnden Kunsterscheinungen richtete, war er auch nicht an die zeitliche Folge der Entwickelung gebunden. Er betont dies ausdrücklich selbst: „Die Stillehre ist keine Geschichte der Kunst, sie darf und muß das Spätere, wenn es sich als traditionell aus ältestem Brauche hervorgegangen kund giebt, voranstellen und es unbedenklich als Schlüssel zu dem Verständnisse der Werke ältester Zeit benutzen."[6]) Springer's abweisendes Urtheil ist demnach nur aus seiner Voreingenommenheit für den historischen Standpunkt erklärlich. Von demselben allein glaubt auch er, ähnlich wie Taine, zu der allgemeingiltigen Gesetzmäßigkeit der Kunst vordringen zu können. Er sagt: „Das Bewußtsein, daß in der classischen Zeit alle Bedingungen zusammentreffen, um die künstlerischen Schöpfungen der höchsten Vollendung entgegenzuführen, macht es möglich, daß wir an der Antike erproben, was für die Schönheit des einzelnen Werkes mustergiltig ist, und die Gesetze klar erkennen, deren Beobachtung die dauernde Gesundheit unseres Kunstlebens bestimmt."[7]) Die Richtigkeit dieser Ansicht einmal zugegeben, frägt es sich nur, auf welchem Wege wir dieselben erkennen wollen und können? Nach Springer's Meinung sicher auf dem rein historischen, da er einen anderen nicht gelten läßt. Diese seine Abneigung gegen Aesthetik documentirt sich am stärksten in seiner Besprechung des genannten R. Vischer'schen Werkes.[8]) Er verwahrt sich hier entschieden gegen jede Mitwirkung der Aesthetik innerhalb der Kunstgeschichte und gegen ihr Ansinnen, der letzteren den Weg weisen und ihr den Stempel reiner Wissenschaftlichkeit aufdrücken zu wollen. Daß von einem solchen anmaßlichen Vorgehen dieser Wissenschaft nicht die Rede sein kann, wird weiter unten klar werden. Im Gegentheil, die moderne Aesthetik anerkennt willig die eigenartige Selbständigkeit der Kunstgeschichte und gesteht offen, daß sie des vollen Unterbaues derselben für ihre Zwecke bedarf. Die Bedenken ferner, die Springer gegen eine Arbeitsvereinigung beider Disciplinen äußert, sind nicht durchschlagender Natur. Sie richten sich einerseits gegen die von Dilettanten gemißbrauchte Wissenschaft, wie er entkräftigend dies selbst zugesteht, andrerseits wenden sich die von ihm gegen die eigentlich wissenschaftliche Aesthetik beigebrachten nicht gegen die Aesthetik als solche, sondern gegen eine in ihrer Richtung längst als irrthümlich erkannte historische Phase derselben, die von der dialektischen Methode getragene Aesthetik Hegel's und dessen Schule. Einen indirecten Beweis und Bestätigung der Richtigkeit seiner Ansicht über die Unzulänglichkeit der ästhetischen Forschung glaubt Springer schließlich darin zu finden, daß es auch Vischer nicht gelungen sei, mit Hilfe ästhetischer Gesetze das Wesen einer individuellen Phantasie zu fixiren. Inwiefern dies zutrifft, soll hier nicht untersucht werden. Es interessirt uns vielmehr gegenüber jenen nicht stichhaltigen Argumenten die principielle Frage, ob thatsächlich Kunstgeschichte und Aesthetik trotz der Gemeinsamkeit ihres Gegenstandes einander nichts angehen. Kann die erstere bei der Lösung ihrer eigenen Aufgabe der Hilfe der letzteren gänzlich entrathen? Wo sind die Berührungspunkte, an denen sie auf einander angewiesen sind? Aus der Beantwortung dieser Fragen wird sich dann ergeben, ob die historische Erkenntniß die der Kunst gegenüber überhaupt mögliche erschöpft.

Das Bestreben, die Kunstgeschichte an die Stelle der Aesthetik zu setzen, tritt schon bei Winckelmann, ihrem Begründer, deutlich hervor, wenn er auch hierbei von anderen Voraussetzungen ausgeht als die modernen Kunsthistoriker. Indem er die Kunst zum Gegenstand einer geschichtlichen Darstellung machte und damit eine bis dahin ungekannte Auffassung derselben schuf, so geschah dies nicht um der geschichtlichen Erkenntniß der Kunst als solcher willen. Seiner Absicht nach sollte die Kunsthistorie wesentlich die Ziele der Aesthetik verfolgen: die Feststellung der unverbrüchlichen und allgemeingiltigen Normen der Kunst. Er will, wie er sagt, an der Hand der Geschichte der Kunst ein Lehrgebäude derselben liefern.[9]) Der Ausgangspunkt Winckelmann's ist demnach keine rein historische Anschauung, sondern eine ästhetische; er erzählt die Entwickelung der antiken Kunst nicht als die einer vergangenen, sondern als die der wahren, der absolut mustergiltigen Kunst. Diese Durchkreuzung von historischer und systematischer Wissenschaft war nur möglich durch den Glauben an die vermeintliche Unwandelbarkeit und Allgemeinverbindlichkeit des antiken Kunstideals, und sie war von folgereichsten Ergebnissen begleitet, weil gerade bei der griechischen Kunst in der That die Darstellung ihrer geschichtlichen Erscheinung mit derjenigen des Wesens der Bildnerkunst geradezu zusammenfällt. Die neuere Kunstgeschichte ist hingegen, wenn man so sagen darf, geschichtlicher geworden. An der Errungenschaft Winckelmann's, daß die Kunst nichts Isolirtes, sondern wie jedes andere Geisteserzeugniß durch die geistige und materielle Cultur einer Zeit bedingt ist, festhaltend, hat sie eben infolge dieser tiefen Einsicht dem Bestreben entsagt, eine noch so vollendete Kunstepoche, das lebendige Product eines individuell gearteten Culturbodens, einer späteren als Maßstab und Muster aufzubringen. Sie will weder anpreisen, noch verdammen, sondern nur erzählen und erklären, wie die künstlerischen Dinge geworden sind. Sie giebt also sowohl den Ausgangspunkt wie sachliche Voraussetzungen Winckelmann's als den Thatsachen gegenüber nicht stichhaltige auf. Nichtsdestoweniger will sie aber, wie erwähnt, auf ihrer veränderten Grundlage beim Verfolgen ihrer eigenen Ziele gleichsam so nebenbei auch zu jenen Normen gelangen. Es wird sich zeigen, ob sie dies vermag.

Die moderne Kunstgeschichte will zuerst und vor Allem den Entwickelungsgang eines Künstlers, einer ganzen Kunstepoche, ihr Entstehen und Heranwachsen aus dem Gesammtzustande des jeweiligen geistigen Lebens, aus vorangehenden Meistern und Kunstweisen, ihr allmäliges Erstarken bis zur vollen Eigenart verfolgen und erklären. Ihre durch diese Gesichtspunkte bestimmte Thätigkeit richtet sich daher zunächst auf den Nachweis der mannigfachen äußeren und inneren Bedingungen, die bei dem Werden der Kunst mitbestimmend eingewirkt haben. Diese ihre Art richtet sich je nachdem sie mehr oder minder tief in den eigentlichen künstlerischen Schaffensprozeß eingreifen. Die vom christlichen Cultus geforderten weiten geschlossenen Binnenräume sind im Mittelalter die Veranlassung zur Schöpfung kühner Gewölbeconstructionen geworden. Die Unfähigkeit farbloses Glas herzustellen hat im zehnten Jahrhundert die Glasmalerei hervorgerufen. In beiden Fällen sind es rein äußere Bedingungen, die die Kunstgestaltung motiviren, aber die innere Phantasiearbeit nicht direct berühren. Andrerseits kann auch eine äußere Bedingung von innerer Wirkung sein, so ist z. B. die Großheit und Monumentalität der italienischen Malerei theilweise durch die Darstellungsweise der Frescotechnik mitbestimmt. Von ungleich tieferer Bedeutung für die eigentliche künstlerische Bethätigung sind die Ursachen, welche der Kunsthistoriker für das Aufkommen bestimmter Anschauungs- und Empfindungsweisen, für die Herrschaft eines Stoffgebietes, für die im Laufe der Zeiten sich ändernde

---

3) H. Taine, La philosophie de l'art, p. 22.
4) R. Vischer, Studien zur Kunstgeschichte, bes. S. 601.
5) Springer, a. a. O. II S. 393 f.
6) G. Semper, Der Stil in den technischen u. s. w. Künsten, I S. 276.
7) Springer, a. a. O. I S. 28.
8) Götting. Gelehrte Anzeigen, 1887 S. 241 ff.

9) J. Winckelmann, Geschichte der Kunst, Wien 1776, Vorrede und S. 221.

Auffassung desselben, für die sich ablösenden künstlerischen Motive aufdeckt. Erklärende Beispiele hierzu brauchen nicht angeführt zu werden; sie sind jedem in der Kunstgeschichte Bewanderten in Fülle zur Hand. Also aus einem Zusammen von solchen Bedingungen zeigt die Kunstgeschichte in überzeugender Weise, wie ein Meister, eine Kunstepoche den ihnen eigenthümlichen Charakter nothwendig erhalten; sie legt dar, daß Alles so sein muß, wie es geworden ist. Dadurch nun aber, daß sie die künstlerischen Ereignisse nicht chronikenartig lose neben einander stellt, wie einst in ihrer Kinderzeit, sondern dieselben in einen inneren ursächlichen Zusammenhaug mit der Gesammtbildung einer Zeit und untereinander bringt, erhält sie die Würde einer wahren Wissenschaft und bedarf hierzu nicht die Hilfe einer anderen. In welcher Weise eine solche von streng wissenschaftlichem Geist getragene Aufdeckung der rein historischen Bedingungen geschehen muß, und wie weitschichtig und schwierig diese Seite der kunsthistorischen Forschung ist, hat Springer oortrefflich dargethan.[10]) Damit ist aber die Aufgabe der Kunstgeschichte nicht erschöpft. In dem so aufgezeigten Werden der Kunst findet das specifisch künstlerische Moment noch nicht seinen zureichenden Ausdruck. So einleuchtend die Kunstgeschichte beweist, daß ein Complex aon örtlichen, zeitlichen und darin wurzelnden seelischen Bedingungen auf den künstlerischen Phantasieprozeß einwirkt, so erklärt sie durch dieselben noch nicht ooll und ganz das Zustandekommen und das Wesen eines Kunstwerkes. Mit der Zergliederung und Darlegung der politisch, religiös, wissenschaftlich und gesellschaftlich bestimmten Vorstellungen und Stimmungen, die in ein Kunstwerk eingegangen sind, ist noch nicht gesagt, worin denn nun eigentlich die künstlerische That selbst besteht, die diese so gearteten Wirklichkeitselemente zu etwas specifisch Neuem und Eigenartigem oerbindet. Wir gewinnen also durch die Darstellung der im Laufe der Zeit sich ablösenden, auf das Kunstwerden Einfluß ausübenden Umstände wohl ein Bild der äußeren Entwickelung der Kunst, aber nicht dasjenige der dieser Reihe von Veränderungen zu Grunde liegenden inneren. Der Begriff der Entwickelung enthält zwei Momente: das beharrende Was, das sich entwickelt, und das Aufsteigen oom Unoollkommenen zum Vollkommenen. In der Kunst ist das Erstere die Phantasie, die künstlerische Kraft oder der Kunstgeist, wie man nun die geistige Potenz nennen will, die Kunstwerke erwirkt; das Letztere besteht in der Zunahme des künstlerischen Gehalts. Die Feststellung dieser Zu- oder Abnahme, je nachdem die Entwickelung eine auf- oder absteigende ist, bildet die andere Seite der kunsthistorischen Forschung, und zwar die wesentlichste, denn hier erst treffen wir auf den innersten eigenartigen Kern, der die Kunst eben zur Kunst macht. Vom rein historischen Standpunkte sind die Metopen oon Selinunt ebenso nothwendig, ebenso berechtigt und werthooll wie die Denkmäler der Blüthezeit der griechischen Plastik, die Katakombenbilder ebenso wie die Werke Raffael's und Michel Angelo's, die Architektur der Renaissance wie diejenige des Rococo und Barock. Wie will uns nun der Kunsthistoriker überzeugen, nicht etwa durch die Berufung auf das Gefühl, sondern mit wissenschaftlichen Gründen, daß zwischen diesen Erscheinungen ungeachtet der Nothwendigkeit ihres soundso Seins ein Werthunterschied abwaltet? daß die einen Anfänge und Entartungen, dagegen die anderen aollendete Erscheinungen des Kunstschönen sind? Wie will er nachweisen, daß das endgiltig fixirte Kunstwerk gegenüber den ursprünglichen Entwürfen einen Zuwachs an Kunstgehalt darstellt? Wie erklärt er uns die kunstgemäßere Gestaltung eines und desselben Stoffes bei den aerschiedenen Meistern oder bei einem und demselben in den verschiedenen Perioden seines Schaffens? Alle diese Fragen, die sich auf die innere Entwickelung der Kunst beziehen, können eine genügende Beantwortung nur finden durch die Bloslegung des künstlerischen Werthes, der den betreffenden Werken oder ihren einzelnen Vollendungsphasen innewohnt.

Die Kunstgeschichte hat somit bei der Betrachtung ihres Gegenstandes zweierlei Functionen zu oollführen: sie muß ein Kunstdenkmal auf seinen historischen und ferner auf seinen ästhetischen Werth hin prüfen. Daß diese beiden Größen wesentlich verschiedene und theilweise von einander unabhängig sind, dürfte eine bekannte Thatsache sein. Hervorragender historischer Werth schließt noch nicht einen ebensolchen ästhetischen ein, wogegen ein großer ästhetischer Werth immer einen ebenso großen historischen im Gefolge hat. Daß folglich beide ganz aerschiedenen Kriterien unterworfen sind, ist einleuchtend. Einen historischen Werth gewinnen Kunstwerke entweder dadurch, daß sich an ihnen überhaupt das erste Erwachen des menschlichen Kunsttriebes, oder die ersten Spuren und die einzelnen Stadien einer neu entstehenden Kunstweise beobachten und somit das stetige Wachsen, ihr sich immer bestimmter gestaltender Charakter aufzeigen lassen. Ferner dadurch, insofern sie durch irgend eine ihrer Eigenschaften einen nachhaltigen und weitgreifenden Einfluß ausüben oder die Vermittler zweier Perioden sind. Sie werden werthooll als Träger und Zeugnisse der historischen Continuität. „Gewiß ist es aber eine arge Verkennung der Wahrheit, wenn man eine Kunstweise nur nach dem Maße des Einflusses, welchen sie auf spätere Geschlechter übt, schätzt und die Vorbereitung künftiger Richtungen als ihre natürliche Aufgabe auffaßt. Die Kunst eines jeden Volkes und einer jeden Periode ist Selbstzweck",[11]) d. h. sie nimmt neben ihrer historischen Bedeutung zugleich eine gewisse Stufe in der absoluten ästhetischen Werthleiter ein. Der historische Werth eines Denkmals, einer Kunstweise kann nur in Hinsicht und im Zusammenhang mit anderen bemessen werden; er wird erst zu einem Werth in den Augen der Wissenschaft, die diesen Zusammenhang herzustellen sucht; er ist demnach ein verliehener, ein accessorischer. Der ästhetische Werth ist hingegen ein immanenter und constituirt allein das Wesen des Kunstwerkes. Derselbe beruht auf ganz anderen Eigenschaften als der historische Werth. Er läßt sich nicht aus den allgemeinen Culturbedingungen herausrechnen, sondern unterliegt Kriterien besonderer Art. Dieselben wiederum gründen sich auf Normen, in denen die der Kunst aller Zeiten und Völker zu Grunde liegenden unveränderlichen Factoren zum Ausdruck gelangen. Der Kunsthistoriker nun kann diese den ästhetischen Werth feststellenden Normen auf seinem Wege und mit seinen Mitteln nicht gewinnen, indem es hierzu einer anderen Betrachtungsweise des Untersuchungsobjectes und eines eigens diesem Zweck angemessenen methodischen Apparates bedarf. Will er also auch in dem Punkte der ästhetischen Werthbeurtheilung streng wissenschaftlich bleiben, so kann er sich nicht auf einen angeborenen Tact und eine erworbene Uebung allein verlassen, sondern muß sich an eine Hilfswissenschaft wenden, die ihm jene für ihn unumgänglichen Normen darbietet. Diese Helferin ist nun die Aesthetik.

Es wäre eine Vermessenheit, behaupten zu wollen, die Kunstgeschichte hätte bisher die Nothwendigkeit neben der historischen Kritik auch die künstlerische zu üben verkannt. Wir brauchen nur ein kunsthistorisches Werk von Bedeutung aufzuschlagen, um uns oom Gegentheil zu überzeugen. Springer, der uns in der oorliegenden Untersuchung als der gediegenste Vertreter seiner Wissenschaft gilt, sucht durchaus auch dieser Seite der kunstgeschichtlichen Forschung in anerkennenswerthester Weise gerecht zu werden. Er bemüht sich überall um einen festen Standpunkt für die ästhetische Werthbeurtheilung. So untersucht er mit vielem Feinsinn, inwiefern das technische Ausdrucks- und Objectivirungsmittel des Holzschnittes und Kupferstiches ein für gewisse Stoffkreise und gewisse Richtungen der Phantasie allein homogenes ist, die aus ihrem Wesen fließenden Schwächen und Vorzüge, um daraufhin dieser specifisch deutschen Kunstgattung eine vollgiltige Stellung unter den anderen zuzuweisen.[12]) So giebt er sich Rechenschaft über das Wesen der historischen Malerei, um hierdurch den Maßstab für die hierher gehörigen Leistungen der Italiener und Holländer (Regenten- und Doelenstuken) zu erhalten.[13]) Ob aber nun die Kunstgeschichte zur Bewältigung dieser Seite ihrer Aufgabe die Hilfe der Aesthetik in Anspruch nimmt, oder, indem sie ihren Rahmen erweitert, selbst ästhetisirt, bleibt im Princip dasselbe, denn im letzteren Falle ist sie eben gezwungen, die Wege ihrer Schwester zu gehen. In Anbetracht dieses Sachverhaltes ist die energische Abweisung der Hilfe der Aesthetik befremdlich und ungerechtfertigt. Die Verkennung derselben erscheint um so undankbarer, wenn wir sehen, daß die Kunstgeschichte stillschweigend, bewußt oder unbewußt, sich durchaus ästhetischer Begriffe bedient, mit Capitalien wirthschaftet, die Errungenschaften der so sehr geschmähten vergangenen Aesthetik sind. Begriffe, wie Idealismus, Realismus, Naturalismus, Stil, innere, äußere Form, Verhältniß zwischen Stoff und Form, (Tilgung des Stofflichen durch die Kunstform) u. s. w., die die einzelnen Elemente des Kunstschönen zum Inhalt haben, und die in der Kunstgeschichte einen gebotenen, weitausgedehnten Gebrauch finden, — sie alle sind durch die Aesthetik wenn auch noch nicht endgiltig fixirt, so doch in ihren Momenten und gegenseitigen Beziehungen genügend erkannt worden. Daß aber auch hier das er-

[10]) Springer, Bilder, II S. 379 ff.

[11]) Springer, Grundzüge der Kunstgeschichte, 3. Aufl. S. 110; Bilder I S. 203.

[12]) Springer, Bilder, II S. 21 ff.

[13]) Springer, Bilder, II S. 186 ff.

wünschte Endergebniß nur durch ein Zusammenwirken von Kunstgeschichte und Aesthetik erreicht werden kann, wird weiter unten klar werden. Mancherlei, was die erstere als schlechthin selbstverständlich betrachtet, bedarf erst der näheren Begründung durch die letztere. So erblickt die Kunstgeschichte in den Architekturdenkmälern den Ausdruck und die Verkörperung des geistigen Gehalts eines jeweiligen Zeitalters, und doch ist zunächst eine Untersuchung darüber erforderlich, inwiefern sich überhaupt mit den abstracten architektonischen Gebilden irgend welche geistige Bestimmtheiten verbinden lassen, und dieselben dadurch zu Zeichen der letzteren werden können — eine Untersuchung, zu der erst die neuere Aesthetik die Anfänge geliefert hat. Damit aber wäre erst die sichere Basis gewonnen, auf der die kunsthistorische Forschung den Zusammenhang zwischen der reinen Formenentwickelung und dem allgemeinen Culturleben nachweisen könnte.[14])

Die Kunstgeschichte muß also bei der Untersuchung ihres Gegenstandes zu der Einsicht gelangen, daß in der Kunst, wie bei jedem Geisteserzeugniß, neben den geschichtlich veränderlichen auch gleichförmige Factoren wirksam sind. Springer sagt Folgendes: „Unwandelbar und unantastbar bleiben gewisse Grundbestimmungen der Kunst. Die Natur der Organe, durch welche der Künstler schafft, durch welche wir das vollendete Kunstwerk genießen, ist heutzutage dieselbe wie vor tausend Jahren. Wer behaupten wollte, die Phantasie müsse ihr ursprüngliches Wesen je nach dem Bedürfnisse der Zeit umwandeln, es herrsche ein Unterschied in dem Erfassen, Verarbeiten des gegebenen Stoffes, in seinem Umschmelzen in die anschauliche, durchsichtige Form, in dem Ausgangspunkte und Ziele des Künstlers zwischen Sonst und Jetzt, es habe sich der psychologische Prozeß sowohl bei dem Schaffen wie bei dem Genießen eines Kunstwerkes verändert, betrügt sich oder Andere.“[15]) Diese Ueberzeugung muß sich dem Kunsthistoriker mit innerer Nöthigung bei seiner Beschäftigung aufdrängen, aber sie ist denn doch nur eine Ueberzeugung, eine Vermuthung, die der näheren Bestätigung und Begründung bedarf. Welches sind denn diese Grundbestimmungen? Welches die Gleichförmigkeiten im künstlerischen Schaffensprozeß? Liegen sie so klar zu Tage, daß sie sich ganz von selbst darbieten? Gewiß nicht, es ist vielmehr, wie schon erwähnt, ein besonderer, vom geschichtlichen abweichender Weg zu ihrer Erkenntniß erforderlich. Die Kunstgeschichte muß mithin zugeben, daß sie die der Kunst gegenüber mögliche Erkenntniß nicht erschöpft, und daher folgerichtig die Zulässigkeit und Nothwendigkeit eines anderweitigen Standpunktes der Betrachtung anerkennen, von dem aus sich das Verhältniß zwischen den variablen und invariablen Factoren der Kunst, und diese letzteren selbst feststellen lassen. Die Kunstgeschichte untersucht die Erzeugnisse der Phantasie auf ihr allgemeines thatsächliches Verhalten, ihre Absicht geht dahin, dieselben in einen erklärenden und begründeten Zusammenhang zu bringen. Hierbei muß sie sich allgemein psychologischer und ästhetischer Gesetze bedienen. Ob sie aber nun mit Hilfe derselben zu besonderen, eigenen Gesetzen des historischen Geschehens gelangen wird, bleibt abzuwarten. Vorläufig steht für uns nur das Eine fest, was auch Springer in den oben angeführten Worten mit Recht hervorhebt: daß die allem kunsthistorischen Geschehen gemeinsamen Gesetze die psychologischen Gesetze des künstlerischen Bewußtseins sind, die aber in jedem einzelnen Falle wieder unter mannigfach abweichenden Bedingungen ihren Ausdruck finden. Um diese Gesetze bemüht sich nun die neuere Aesthetik auf das Angelegentlichste. Sie sucht ihren festen Punkt nicht mehr im Mustergiltigen, wie Winckelmann, nicht mehr in irgend einem metaphysischen Begriffe des Schönen, wie in ihrer idealistisch-speculativen Vergangenheit, sondern im Seelenleben. Sie rückt daher die Untersuchung des künstlerischen Schaffens an die erste Stelle in der richtigen Erkenntniß, daß, da die im Kunstwerk verkörperten und dasselbe constituirenden Gesetze aus dem künstlerischen Bewußtsein stammen, vor Allem die Bethätigung des letzteren erforscht werden müsse. Die psychologische Structur, die Grundwirkformen und die geschichtliche Variabilität dieses eigen gearteten psychischen Mechanismus kann aber nur an der Hand der Kunstwerke selbst und ihrer äußeren und inneren Entstehungsgeschichte, wie uns dieselbe die Kunsthistorie klarlegt, studirt werden, denn in den Erzeugnissen hat sich das schaffende Leben, das sie hervorbrachte, deutlich objectivirt. Hierbei wiederum vermag gerade die vergleichende Untersuchung der ersten Entwürfe, der in ihnen enthaltenen auf einander folgenden Aenderungen und des vollendeten Werkes zu Aufschlüssen über die Vorgänge des künstlerischen Bildens zu führen. Auch im Bereich der bildenden Künste behält Lessing's Wort seine Geltung: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studirt zu werden. Man studirt an ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.“ Es gilt aber eben aus solchen Beobachtungen auf dem Wege der Induction und Generalisation Allgemeingiltigkeiten zu gewinnen — vorläufig werden die Skizzen, Handzeichnungen u. s. w. fast ausschließlich zum Zweck der historischen Kritik des äußeren Ursprungs eines Kunstdenkmals herangezogen. Von diesem Standpunkt der Betrachtung aus werden die minder hervorragenden Erzeugnisse einer Vorbereitungsepoche auch für die Aesthetik interessant und lehrreich. An ihnen zeigt es sich, wie sich die das Wesen des Kunstschönen ausmachenden Momente nach und nach entwickeln, sich in immer zunehmender Zahl combiniren, um endlich im Werke des Genies alle wie in einem Krystall zusammen zu schießen. Auf der Basis einer derartigen fortschreitenden Erkenntniß des innersten Wesens künstlerischer Thätigkeit werden wir uns dem wahren Verständniß dessen, was der Kunst zu Grunde liegt, immer mehr nähern. Und eine solche Anschauungsweise ist eben der philosophisch durchklärte Empirismus, den R. Vischer mit Recht für eine gedeihliche Entwickelung der Kunstwissenschaft verlangt.

Indem so die moderne Aesthetik es aufgiebt, aus bloßen Begriffen über die Kunst zu vernünfteln, und sich bestrebt, in unmittelbarer Anlehnung an die Thatsachen und aus denselben durch Verallgemeinerung die allgemeingiltigen Normen der Kunst zu gewinnen, bedarf sie wiederum ihrerseits der Hilfe der Kunstgeschichte, die ihr diese nöthigen Thatsachen gesichtet und geklärt übermittelt. Erst die vergleichende historische Uebersicht vermag die Einsicht in die Verschiedenheit wie in das Gemeinsame im Verschiedenen zu gewähren. Die Geschichte ist nicht im Stande, das Entstehen und Werden der Kunst ohne Berücksichtigung der erzeugenden Vorgänge zu begreifen. Der Aesthetik andrerseits ist es unmöglich, diese erzeugenden Vorgänge und die daraus fließenden Normen zu ergründen ohne die vorbereitende Thätigkeit der Kunstgeschichte. Beide müssen in lebendigem Contact bleiben, denn die fortschreitende Erkenntniß der einen fördert auch die andere in der Erreichung ihrer Ziele. Daß eine derartige Wechselbeziehung stattfindet, und daß die Aesthetik über eine genügende Anzahl gesicherter Resultate verfügt, um als Hilfswissenschaft fungiren zu können, dies beweist am besten die oben besprochene thatsächliche Inanspruchnahme derselben von Seiten der Kunstgeschichte. Es hat nicht an Meinungen gefehlt und fehlt nicht an solchen, die das Unternehmen der Aesthetik, allgemeingiltige Normen der Kunst aufzustellen, für eine Chimäre halten, und die nur ein rein historisches Wissen über diesen Gegenstand für das einzig Mögliche erklären. Dieselben werden durch die eigenen Geständnisse der Kunsthistoriker, wie wir solche von Springer angeführt haben, hinreichend widerlegt. Es würde ja auch, in Anbetracht der Allgemeingiltigkeit des Causalprincips in unserem Erkennen, das uns für alle Gebiete geistiger Thatsachen eine Gesetzmäßigkeit zu postuliren zwingt, gerade die Kunst eine eigenthümliche, nicht zu rechtfertigende Ausnahme bilden. Die sich allüberall offenbarende Constanz der Grundeigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes führt uns vielmehr zu dem Schluß — und die Aesthetik beweist es des Näheren —, daß auch der in demselben begründete künstlerische Geist sich nach Gesetzen bethätigt, die, wie Goethe sagt, „ebenso wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt“.

Legt im Grunde genommen schon die Gemeinsamkeit des Gegenstandes ein Zusammenwirken von Kunstgeschichte und Aethestik nahe, so ist wohl aus dem Vorangehenden ersichtlich geworden, daß die nothwendige gegenseitige Hilfeleistung ein solches gebietet. Gewiß braucht die erstere den Charakter der Wissenschaftlichkeit sich nicht erst von der letzteren zu holen. Wohl ist aber die Aesthetik vermöge ihrer allgemeineren Aufgabe dazu berufen, auf die Thätigkeit der Kunstgeschichte Richtung gebend und maßhaltend einzuwirken, indem sie derselben das eigentliche Ziel der gesammten Kunstwissenschaft in die Erinnerung zurückruft, das selbige heutzutage vielfach über dem archäologischen und antiquarischen Interesse aus den Augen verliert. Dieses Ziel kann in nichts Anderem bestehen als in dem gemeinsamen Hinarbeiten auf das Wesen und die daraus fließenden Gesetze der Kunst.

[14]) Springer, Grundzüge der Kunstgeschichte, S. 667.
[15]) Springer, Bilder, II. S 369.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 96. Dienstag, den 12. August. 1890.

Eine neue geschichtswissenschaftliche Zeitschrift.*)

—m— Seit in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts durch eine Reihe hervorragender Gelehrter — wir nennen nur die Namen Niebuhr, Ranke, Raumer, Eichhorn, Grimm — die Geschichte zur Höhe der Wissenschaft erhoben und durch die Anwendung einer uns Jüngern selbstverständlich erscheinenden, damals aber völlig neuen Methode Ergebnisse erzielt worden sind, die man früher kaum für erreichbar gehalten hätte, hat die Zahl der Forscher auf diesem Gebiete stetig zugenommen; die literarische Production ist fast bis ins Unübersehbare gewachsen. Schon früh machte sich das Bedürfniß periodisch erscheinender Organe zur Aufnahme kleinerer Untersuchungen geltend, und die große und sich noch immer vermehrende Zahl von Zeitschriften gelehrter Gesellschaften und provinzieller oder localer Geschichtsvereine vermochte demselben nicht voll zu genügen. Das Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1820 fgg.) beschränkte sich ursprünglich im Wesentlichen auf Vorarbeiten zur Herausgabe der „Monumenta Germaniae Historica“, und auch in seiner neuen Gestalt steht, wenngleich der Rahmen der Zeitschrift erheblich erweitert worden ist, doch diese Aufgabe noch im Vordergrunde. Raumer's „Historisches Taschenbuch“, das ebenfalls bereits auf eine sechzigjährige Vergangenheit zurückblicken kann, hat mancher trefflichen Arbeit Aufnahme gewährt; aber eigentliche Forschungen zu bringen lag nicht in seinem Plane, auch stand ihm doch immerhin nur ein beschränkter Raum zu Gebote. Kurzen Bestand hatten Ranke's „Historisch-politische Blätter“ (1832—36) und Schmidt's „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ (1844—48). Da war es von hoher Bedeutung, daß kurz hintereinander zwei Zeitschriften entstanden, die schon in der Person ihrer Herausgeber die Bürgschaft zu bieten schienen, daß sie Bedeutendes leisten würden: die „Historische Zeitschrift“, die H. v. Sybel seit dem Jahre 1859 herausgab, und die „Forschungen zur Deutschen Geschichte“, welche als Organ der Historischen Commission zu München 1862 begründet und von Georg Waitz redigirt wurden. Als drittes wichtiges Organ sind seit 1880 die „Mittheilungen des Instituts für Oesterreichische Geschichtsforschung“ hinzugetreten, während die nach kurzem Bestande immer wieder auflebende „Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte“ (1856—59, 1872—75, 1890) und Zwiedineck-Südenhorst's „Zeitschrift für Geschichte und Politik“ (1884—88) eine gleiche Bedeutung nicht zu erringen vermochten.

Die „Forschungen“ sind bekanntlich vor einigen Jahren eingegangen. In die hierdurch entstandene Lücke ist die neue Zeitschrift eingetreten, die wir oben genannt haben; aber sie will nicht allein Ersatz für die „Forschungen“ bieten, sondern hat sich ein viel weiteres Arbeitsgebiet auserseben.

Diese Erweiterung des Programms ist hauptsächlich nach zwei Richtungen hin erfolgt: einmal soll die neue Zeitschrift nicht ausschließlich ein Organ für deutsche, sondern ein solches für allgemeine Geschichte sein; dann soll sie in umfassender Weise die Mittel zur Orientirung über die geschichtswissenschaftliche Literatur bieten.

Während fast alle bestehenden Zeitschriften in der Hauptsache sich auf das Gebiet der deutschen Geschichte beschränken, will das neue Organ also auch die des Auslandes berücksichtigen, einerseits durch Aufnahme von darauf bezüglichen Untersuchungen deutscher Forscher, anderseits durch eingehende Berücksichtigung der außerdeutschen Literatur. So eng die Geschichtswissenschaft auch mit dem nationalen Gedanken zusammenhängt, so darf sie doch, wenn sie den Namen einer Wissenschaft behaupten will, nie vergessen, daß jede Wissenschaft im Wesentlichen internationalen Charakters ist, daß sie nur dann ihren Aufgaben voll und ganz gerecht werden kann, wenn ein Zusammenwirken der Forscher über die Grenzen der Nationalität hinaus stattfindet. Es ist nicht zu leugnen, daß das bei uns noch sehr selten der Fall ist, und die Folgen davon sind jene Beschränktheit des Standpunktes, jene Schiefe der Auffassung, über deren Zunahme nicht mit Unrecht geklagt wird. „Noch immer ist der Austausch der wissenschaftlichen Literatur zwischen den verschiedenen Völkern beschränkter, als man wünschen sollte, die gegenseitige Beachtung von Forschungsergebnissen von vielen Zufälligkeiten abhängig. Diesen Verkehr zu beleben und zu vertiefen wird sich die Zeitschrift besonders angelegen sein lossen, und indem sie damit das schöne Vorrecht der Wissenschaft ausübt, unbekümmert um politische Gegensätze im weltbürgerlichen Sinne zu wirken, wird sie zugleich vom nationalen Standpunkte aus die eigentlichen Fachinteressen zu fördern suchen.“

Dies außerordentlich weite Gebiet, das sich die Zeitschrift gewählt, wird nun freilich dadurch wieder eingeschränkt, daß die Geschichte des Alterthums, die ja längst durch ihre enge Verbindung mit Philologie und Archäologie sich von der mittleren und neueren Geschichte getrennt hat, ausgeschlossen und ebenso innerhalb der letzteren diejenigen geschichtlichen Studien, welche besondere Seiten der Culturentwickelung behandeln und sich als selbständige Wissenschaften von der Geschichte im engeren Sinne abgezweigt haben, wie Kirchen-, Rechts-, Wirthschafts-, Literatur- und Kunstgeschichte, nur insoweit Berücksichtigung finden sollen, als sie in unmittelbarem Zusammenhange mit der politischen Geschichte erscheinen. Diese letztere, die politische Geschichte, soll das eigentliche Gebiet der Zeitschrift sein, diese aber im weitesten Sinne des Worts. „Die politischen Ideen, die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände und wirthschaftlichen Verhältnisse, soweit sie das politische Leben beeinflussen, die Zusammenhänge des Staatslebens mit Recht und Religion, Kunst und Bildung, sie alle fallen in ihren Bereich, und so aufgefaßt, darf sie wohl behaupten, in den innigsten Beziehungen zu allen übrigen geschichtlichen Disciplinen und recht eigentlich im Mittelpunkt der Geschichtswissenschaft zu stehen. Wie nirgends mehr als im Staatsleben die verschiedenen Interessenkreise sich berühren und durchdringen, so kommt auch das Ganze der geschichtlichen Entwickelung, wenn auch nur in seinen Beziehungen zum Staate und nach diesem Gesichtspunkte betrachtet, in der politischen Geschichte mehr als irgendwo anders zur Geltung. Demgemäß wird diese Zeitschrift, wenn sie bei dem heutigen Stande der Dinge auch unumwunden darauf verzichten muß, die verwandten Wissenschaften in ihren besonderen Zielen zu verfolgen und zu fördern, mit ihnen allen doch wichtige Grenzgebiete gemeinsam haben.“

*) Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Herausgegeben von Dr. L. Quidde. Jahrg. 1889. Bd. I, II. Jahrg. 1890. Bd. III. Heft 1. Freiburg i. B. 1889. 1890, Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). IV, 544. IV, 570 276 u. 26 SS. 8°. Preis des Jahrgangs 18 ℳ, des Einzelhefts 6 ℳ.

Dieselben Gesichtspunkte sind es auch, die eine eingehendere Berücksichtigung der Theorie und Methode der Geschichtswissenschaft als innerhalb des Rahmens der Zeitschrift liegend erscheinen lassen.

Was den oben erwähnten zweiten Punkt anlangt, der eine Erweiterung des Programms gegenüber dem der „Forschungen“ bedeutet, so ist es weniger auf Besprechungen, für die es ja an Organen nicht fehlt, als auf Literaturübersichten abgesehen; über ihre Einrichtung werden wir weiter unten handeln.

„Gänzlich fern bleiben soll der Zeitschrift jede Vermischung mit irgendwelchen nicht rein wissenschaftlichen Bestrebungen.“ Nicht mit Unrecht weist der Herausgeber darauf hin, daß die Beziehungen zwischen Geschichtswissenschaft und Tagespolitik sich „vielfach zu einer gefährlichen Intimität entwickelt haben“; er denkt dabei offenbar in erster Linie an die ultramontane Geschichtschreibung, als deren Organ (seit 1880) das Historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft dient. Hier aber „gilt es lediglich die Förderung der historischen Forschung, der Wahrheit um der Wahrheit willen, unbekümmert, wem zu Leid und wem zu Freud, in voller Unabhängigkeit von jeglicher Parteirichtung. Die entgegengesetzten Auffassungen werden sich, so weit sie sich an den gegebenen historischen Stoff halten, frei äußern können; das äußerliche Hineindrängen der Tagespolitik in die Forschung aber wird streng za verpönen sein, einerlei, von welcher Seite es auch kommen mag... Es geschieht, um die Wissenschaft frei zu halten von schädigenden Nebenrücksichten; zugleich wird dadurch auch die Möglichkeit der Verständigung gefördert zwischen Denen, die sich überhaupt verständigen wollen.“

Dies das Programm der neuen Zeitschrift, wie es ihr Begründer Dr. L. Quidde — bekannt als langjähriger Mitarbeiter und jetziger Leiter der „Deutschen Reichstagsacten“, jener groß angelegten Publication der Münchner historischen Commission — nach längerem Meinungsaustausche mit einer bedeutenden Anzahl von Fachgenossen aufgestellt hat. Man wird demselben uneingeschränkten Beifall zollen können. Sehen wir nun, wie sich die Ausführung dieses Programms gestaltet; die dritthalb Bände der Zeitschrift, die uns bereits vorliegen, gestatten auch darüber uns ein Urtheil zu bilden.

Rein äußerlich betrachtet, gruppirt sich der Inhalt der einzelnen Hefte in vier oder fünf Abtheilungen: längere „Abhandlungen“, denen sich „kleine Mittheilungen“ anschließen, „Berichte und Besprechungen“, „Nachrichten und Notizen“, endlich die „Bibliographie zur deutschen Geschichte“.

Wenden wir uns zunächst zu den Abhandlungen unter gleichzeitiger Berücksichtigung der kleinen Mittheilungen, so finden wir unter ihnen eine ganze Reihe werthvoller Arbeiten, die auf den verschiedensten Gebieten einen mehr oder weniger erheblichen Fortschritt bedeuten. Von einem tieferen Eingehen auf ihren Inhalt müssen wir freilich mit Rücksicht auf den Zweck dieser Zeilen absehen; eine allgemeine Uebersicht muß genügen. Am dürftigsten ist das frühere Mittelalter vertreten. Abgesehen von einer kleinen Untersuchung von O. Fischer (III, 128) über das Jahr der ersten Austrasischen Synode (742, nicht 743) gehört in die Karolingerzeit nur ein Aufsatz von W. v. Bippen (I, 75) über die angebliche Hinrichtung von 4500 Sachsen durch Karl den Großen i. J. 782; der Verfasser möchte das Andenken Karl's von dem Vorwurfe des furchtbaren Verdener Blutgerichts durch eine von der bisherigen abweichende Interpretation der wichtigen Stelle der Annales Laurissenses befreien; freilich weist H. Ulmann (II, 156) darauf hin, daß diese Interpretation doch etwas gewagt ist, und möchte das gleiche Ziel lieber durch Annahme eines Fehlers in der überlieferten Zahl erreichen. Auf das Gebiet der Urkundenlehre führt uns ein Aufsatz von Ernst Sackur über den Rechtsstreit der Klöster Waulsort und Hastière (II, 341), der durch die Frage der Unterordnung des letzteren unter ersteres veranlaßt wurde und sich von der Mitte des 12. bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinzog; er gab den Mönchen von Waulsort, die auch durch die trügerischen Machwerke der Vita Farannani und der Historia Walciodorensis ihr weites Gewissen zeigten, Veranlassung zur Fälschung mehrerer Papst- und Kaiserdiplome. Sonst sind die Hilfswissenschaften nur durch eine chronologische Mittheilung von J. Quidde über den „Kindleintag“ vertreten (III, 142). Ein kleiner Aufsatz von G. v. Below (I, 445) beschäftigt sich mit einer interessanten verfassungsgeschichtlichen Frage, der Entstehung der Richer Zeche in Köln. Sehr beachtenswerth ist ein Aufsatz von H. v. Kap-herr über die „unio regni ad imperium“ (I, 96. 331); er betrifft die von Kaiser Friedrich II. angestrebte Verbindung Siciliens mit dem Kaiserreiche. Im Anschlusse an die (seither in ausführlicherer Darlegung erschienenen) Ausführungen Winkelmann's vertheidigt er den Kaiser gegen den seit Böhmer so oft erhobenen Vorwurf der Treulosigkeit in der sicilischen Frage und beurtheilt auch seine spätere Politik, aus der Ficker bekanntlich den Untergang des staufischen Geschlechts and den Verfall der deutschen Königsgewalt hergeleitet hat, wesentlich anders. Dem 13. Jahrhundert gehört ferner außer einer Mittheilung des Herausgebers (I, 167) über den Romzugsplan Wilhelm's von Holland (1255) noch die vortreffliche Arbeit von O. Hartwig „Ein Menschenalter florentinischer Geschichte (1250—92)“ an (I, 10. II, 38). Wie weit der Begriff der politischen Geschichte gefaßt wird, beweist ein längerer Artikel von H. Haupt (I, 285), der ebensowohl in einer kirchengeschichtlichen Zeitschrift seinen Platz hätte finden können; er behandelt „Waldenserthum und Inquisition im südöstlichen Deutschland bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts“ und zwar mit einer so ausgedehnten Quellen- und Literaturkenntniß, wie sie zur Zeit wohl kaum ein Anderer als der auf diesem Gebiete schon bewährte Verfasser besitzen dürfte; seine Ausführungen sind von der höchsten Bedeutung für die Geschichte des geistigen und religiösen Lebens im Mittelalter, und mit gespanntem Interesse darf man der in Aussicht gestellten Fortsetzung entgegensehen. Gastav Sommerfeld (II, 97) giebt einen fleißigen Beitrag zur Geschichte Kaiser Heinrich's VII., insbesondere seines verfehlten Kampfes gegen die lombardischen Städte (1310—1312). Von geringerer Bedeutung ist das von demselben (I, 448) veröffentlichte italienische Einnahmeregister des Erzbischofs Balduin von Trier von 1311. G. Kaufmann, der Geschichtschreiber der deutschen Universitäten, behandelt die „Universitätsprivilegien der deutschen Kaiser“ (I, 118) für italienische aad deutsche Universitäten im 14. und 15. Jahrhundert. Die fragmentarische Mittheilung „Zur Absetzung König Wenzel's“ aus dem Nachlasse von Weizsäcker betrifft die im J. 1399 stattgehabten Verhandlungen zwischen den Kurfürsten und namentlich die Haltung des Kurfürsten von Sachsen. Theodor Lindner hat im Anschluß an sein größeres Werk über die Vehme die Vehmeprozesse gegen Herzog Heinrich den Reichen von Baiern und Landshut (1424—36) zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung gemacht, aus welcher ebensowohl hervorgeht, daß die Vehme sich nicht scheute, auch über Fürsten za richten, als ihre Ohnmacht, ihnen gegenüber ihre Sprüche zur Ausführung zu bringen. Einige kleinere Mittheilungen aus der italienischen Geschichte von W. Heyd (Ueber den Plaa der Einrichtung eines Fandaco dei Todeschi in Mailand 1472, I, 454) und O. Heaer (Zur Heirath der Lucrezia Borgia mit Alfons von Este 1501, I, 169) bilden den Uebergang zur Geschichte der Neuzeit.

Auch für diese enthalten die uns vorliegenden Hefte viel Beachtenswerthes. H. Ulmann „Aus deutschen Feldlagern während der Liga von Cambray“ (I, 346) schildert auf Grund archivalischer Quellen die Pläne der deutschen Heeresleitung in Oberitalien 1509/1510 und die unbefriedigenden Zustände im Heere selbst, mit denen jene za kämpfen hatte. Einen kleinen, aber interessanten Beitrag zur Geschichte Karl's V. giebt Herm. Baumgarten (II, 1); er bespricht ein merkwürdiges Schreiben des Kaisers an Kurfürst Friedrich von Sachsen a. d. J. 1524, in welchem sich Karl über die Verwaltung seines ihm sonst so vertrauten Bruders Ferdinand in sehr scharfer Weise ausspricht, und die sich daran anschließenden Schriftstücke, die allerdings volle Klarheit in die Sache nicht zu bringen vermögen. J. Bernays (I, 381) handelt über die innere Entwickelung Castiliens unter Karl V. Im Gegensatz zu den Ausführungen Haebler's, der ein idealisirendes Bild von der wirthschaftlichen Blüthe Spaniens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entworfen hat, zeigt er, daß die ersten Symptome des im 17. Jahrhundert folgenden schnellen Verfalls schon unter Karl V. und Philipp II. sich zeigen; die Finanzverwaltung war eine schlechte, Landwirthschaft und Industrie begannen schon damals zurückzugehen. Ein vielbehandeltes Thema, die Schuldfrage der Maria Stuart, hat J. Brosch „Schuldig oder non liquet?“ (I, 49) nochmals aufgenommen; er untersucht die Frage ohne Rücksicht auf die Cassettenbriefe und kommt zum Schlusse, daß, auch wenn die Unechtheit der letzteren als erwiesen gelten solle, doch das sonst vorhandene Material die Mitschuld der Maria Stuart an der Ermordung Darnley's als höchst wahrscheinlich erscheinen lasse, obwohl ein wirklicher Schuldbeweis nicht geführt werden kann. Einen ansprechenden Beitrag zur Geschichte der Niederlande im 16. Jahrhundert giebt Moriz

Ritter (III, 28): „Wilhelm von Oranien und die Genter Pacification 1576“; er untersucht die damalige Stellung des Ersteren zu den Generalstaaten rücksichtlich des nach dem Vertrage von 1576 gegen Spanien zu beobachtenden Verfahrens, und insbesondere die Datirung der drei Gutachten Wilhelm's vom October und November 1576. In die Zeit des 30jährigen Krieges führt uns R. Wolkan (II, 390); er zeigt uns, welche Rolle der unglückliche „Winterkönig“ im Volksliede seiner Zeit spielt. Rob. Prutz (I, 429), „Französisch-polnische Umtriebe in Preußen 1689“, behandelt die auf eine polnisch-französische Allianz zielenden Intriguen Ludwig's XIV. gegen Friedrich III. von Brandenburg. Eine kleine Mittheilung von R. Fester betrifft die Frankfurter Association der vorderen Reichskreise von 1697 (II, 157). Im Anschlusse an die Arbeiten Danielson's giebt Arnheim „Beiträge zur Geschichte der nordischen Frage in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (II, 410); er untersucht namentlich das Verhältniß Friedrichs des Großen zu Rußland und Schweden bis zur russisch-preußischen Allianz vom 11. April 1764. Auf eine vergessene Quelle zur Geschichte der französischen Revolution, die „Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen“, macht Alfred Stern (III, 100) aufmerksam; er weist zugleich in scharfsinniger Ausführung den aus Schlesien gebürtigen Diplomaten Konrad Engelbert Oelsner als ihren Verfasser nach. Zur Geschichte des 19. Jahrhunderts sind nur einige kleine Anecdota zu verzeichnen: zwei Schriftstücke Justus Gruner's aus dem Jahre 1809 und 1811, mitgetheilt von J. v. Gruner (II, 445) und ein Schreiben von Phil. Jac. Rehfues vom 4. Mai 1823 über seinen Lebensgang, mitgetheilt von A. Kavfmann (II, 449).

Wir nennen endlich noch einige Aufsätze theoretischen Charakters. Die Ausführung von E. Bernheim (I, 61) über die chronologische Eintheilung des historischen Stoffes, die sich namentlich gegen den von O. Lorenz gemachten Vorschlag einer Eintheilung nach Generationen wendet, finden wir ziemlich unverändert in seinem Werke über historische Methode wieder. Ebenso geschmackvoll geschrieben wie seinem Inhalt nach anziehend ist ein Aufsatz von Gustav Buchholz (II, 17): „Ursprung und Wesen der modernen Geschichtsauffassung“; er leitet die seit Niebuhr herrschende genetische Geschichtsauffassung, die er bis zu Jean Bodin und Montesquieu verfolgt, hauptsächlich aus dem Goethe-Herder'schen Ideenkreise ab, charakterisirt dieselbe näher und untersucht nochmals die oft behandelte Frage der Möglichkeit einer objectiven Betrachtungsweise und ihre Schranken. Robert Pöhlmann (III, 1) stellt nach einem Angriff auf die zweifellos zu enge Theorie Dietr. Schäfer's als „Haupt- und Grundproblem der politischen Geschichtschreibung“ die Aufgabe hin, „nachzuweisen, wie sich der Staat zu den Elementen der Gesellschaft, wie sich diese zu ihm verhalten“. Er untersucht, wie weit Georg Grote, der berühmte Geschichtschreiber der griechischen Republiken, diese Aufgabe zu erfüllen vermocht hat, und kommt zu dem negativen Ergebniß, daß derselbe die Grenzen zwischen Staat und Gesellschaft, die Einflüsse, welche sie auf einander üben, nicht klar erkannt habe; die Schuld daran tragen namentlich seine socialpolitischen Anschauungen, die auf Ricardo, den ältern Mill und andere Vertreter des Capitalismus zurückgehen. Richard Fester (III, 48) behandelt die Stellung Arthur Schopenhauer's zur Geschichtswissenschaft.

Gehen wir nun zu der zweiten Hauptaufgabe der Zeitschrift, der literarischen Orientirung über, so zeigt sich auch hier die Umsicht und Geschicklichkeit der Redaction. Zwischen der deutschen und der außerdeutschen Geschichtsliteratur wird insofern ein Unterschied gemacht, als für erstere eine reine Bibliographie gegeben wird, während über die letztere ausführlichere Literaturberichte orientiren. Es entspricht dies insofern vollkommen dem Bedürfniß, als unsere kritischen Zeitschriften die ausländische Literatur in der Regel recht vernachlässigen; die trefflichen Berliner „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ haben ihr allerdings eine eingehendere Behandlung zu Theil werden lassen, erscheinen aber doch noch immer verhältnißmäßig spät, so daß die Literaturberichte unserer Zeitschrift dadurch keineswegs überflüssig gemacht werden.

Sehr speciell wird namentlich die Literatur zur Geschichte Englands berücksichtigt, besonders durch F. Liebermann, der das Mittelalter übernommen hat und alle hervorragenderen Werke gründlich bespricht, die übrigen kurz erwähnt. Summarischer behandelt M. Brosch die Geschichte Englands seit dem 16. Jahrhundert. Einen äußerst lehrreichen Aufsatz über die geschichtlichen Studien in Frankreich verdanken wir G. Monod; er giebt gewissermaßen die Einleitung zu den Literaturberichten über die neuere Literatur Frankreichs, in welche sich A. Molinier und R. Farges getheilt haben. E. Hubert bespricht die Publicationen der belgischen historischen Commission. Sehr dankenswerth ist auch der Aufsatz von H. Vančura über die neuere böhmische Geschichtsforschung, die schon aus sprachlichen Gründen uns völlig verschlossen bleiben würde, wenn nicht auf sie aufmerksam gemacht wird. Daß von einer schematischen Gleichförmigkeit dieser Berichte abgesehen worden ist, daß ihre Anlage und Einrichtung im Wesentlichen dem Bearbeiter überlassen bleibt, gereicht entschieden zu ihrem Vortheil, insofern es ihnen eine gewisse Frische giebt, ohne welche dergleichen literarische Referate nur zu leicht ungenießbar werden. — Ein Aufsätzchen von Konr. Maurer (II, 444) zur älteren norwegischen Geschichte, der auf eine Publication von J. Storm zur Olaflegende hinweist, gehört auch in diesen Zusammenhang, wenn es auch, wie ein ebenfalls referirender Aufsatz von Emil Arnoldt über Kuno Fischer's Leibniz-Biographie, unter den kleinen Mittheilungen erscheint.

Was die deutsche Geschichte anlangt, so galt es einen Ersatz für die ehedem bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erscheinende, von Müldener bearbeitete Bibliotheca historica zu schaffen, nachdem ein kürzlich gemachter Versuch, sie wieder ins Leben zu rufen, gescheitert ist. O. Maßlow, unterstützt von G. Sommerfeldt und der Redaction, hat sich der gewaltigen Aufgabe unterzogen, in 7 Gruppen (I. Allgemeines. II. Mittelalter. III. Neuzeit. IV. Culturgeschichte. V. Territorial- und Localgeschichte. VI. Hilfswissenschaften. VII. Anhang: Sammelwerke und Zeitschriften) die fast erdrückende Masse neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte bibliographisch zu verzeichnen. Für 1888 und 1889 ist die Aufgabe zum größten Theile gelöst, und zwar in sehr anerkennenswerther Weise; daß, wie bei jeder bibliographischen Arbeit, nicht alle Wünsche erfüllt werden können, liegt auf der Hand. Die Angabe der wichtigeren Recensionen bei den einzelnen Schriften ist besonders willkommen. Näher auf den Plan der Bibliographie einzugehen, kann nicht unsere Absicht sein. Die im letzten Hefte angefangene besondere Paginirung der Bibliographie verdient entschieden Beifall.

In engem Zusammenhange mit den literarischen Berichten stehen die „Nachrichten und Notizen“. Sie enthalten Berichte über Alles, was dem Historiker irgend von Interesse sein kann: über die Thätigkeit von gelehrten Instituten und Gesellschaften (histor. Commission in München, Monumenta Germaniae, preuß. und österreich. histor. Institut in Rom, histor. Commission für die Provinz Sachsen, badische histor. Commission u. s. w.) sowie von den wichtigeren Geschichtsvereinen, über den Fortgang größerer historischer Werke, über Neubegründung von Zeitschriften und Veränderungen in der Leitung derselben; ferner zahlreiche kurze Notizen über die neue Literatur zur Geschichte des Alterthums, über im Auslande erscheinende Werke; über Archive und Bibliotheken, über Preisausschreiben u. dgl.; Verzeichnisse antiquarischer Kataloge; endlich eine reiche Fülle von Personalnotizen und Berichten über Todesfälle, die theilweise die Form umfangreicherer Nekrologe annehmen (vgl. H. Simonsfeld über W. v. Giesebrecht, F. Stieve über J. v. Döllinger II, 271 fgg.), wobei wir nachtragen, daß der Herausgeber der Zeitschrift dem am 3. Sept. v. J. verstorbenen Julius Weizsäcker, dem verdienten Begründer der „Deutschen Reichstagsacten“, einen sehr warm empfundenen Nachruf gewidmet hat (II, 327).

Aus allem Vorstehenden möchten wir den Schluß ziehen, daß sowohl vom wissenschaftlichen als vom praktischen Standpunkte aus die „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ allen Anforderungen, die man, ohne unbillig zu sein, an ein solches Organ stellen kann, in vollem Maße gerecht wird. Wenngleich sie in erster Linie für den Fachmann berechnet ist, so bietet sie doch auch jedem anderen Gebildeten, der den Vorgängen auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft mit Interesse folgt und Antheil an den Fortschritten derselben nimmt, eine reiche Fülle von Anregung und die Mittel sich stets auf dem Laufenden zu erhalten. Man darf wohl hoffen, daß sie auch außerhalb der engeren Fachkreise Verbreitung finden wird. Möchte die Theilnahme des Publicums dem Unternehmen eine lange Reihe von Jahrgängen sichern.

Bücherbesprechungen.

B. K. Christliche Lebensbilder. Von Max Reichard. Gütersloh, Bertelsmann. 1889. 5 ℳ. — Die einzelnen Lebensbeschreibungen, aus denen sich diese Sammlung zusammensetzt, sind den Lesern christlicher Unterhaltungslectüre längst bekannt, und zwar nicht erst durch dieses Buch, das noch aus dem vorigen Jahre stammt, sondern durch die „Christoterpe", das „Daheim" und die „Monatsschrift für innere Mission", in welchen Zeitschriften jene sämmtlich schon erschienen sind. Aber es gilt, neue Leser für sie zu schaffen, und so geben wir das Verzeichniß der einzelnen Ueberschriften: Pascal, Vinet, Lacordaire, Adolph Monod, Louis Meyer (der Pariser Pfarrer), Oberlin, Helene von Orleans, Louis Harms und Bilder aus dem Leben der Dorfgemeinden Fröschweiler und Morsbronn. Reichard's Lebensführung ist ja derartig gewesen, daß er elsässische und französische evangelische Verhältnisse aus persönlicher Anschauung und Erfahrung genau kennt, und so ist er schon aus diesem Grunde der geeignete Mann, um von den genannten Personen zu erzählen. Aber er besitzt auch eine ganz besondere Gabe, Lebensbeschreibungen fesselnd und lehrreich zu machen. Er erhebt sich hoch über den Standpunkt der meisten sogenannten christlichen Volksschriftsteller, welche „das Volk" gar nicht kennen und ihre Leser wie kleine Dorfjungen behandeln; aber er vermeidet stets den Fehler, in welchen wiederum einzelne christliche Literaten verfallen, daß sie in trauriger Nachahmung des gemeinen Feuilletonisten mit etlichen fremdsprachlichen Sätzen um sich werfen oder Stich- und Schlagwörter der großstädtischen „Gesellschaft" andeutend verwenden, welche das Volk gar nicht versteht. Reichard hält sich stets auf der Höhe einer edlen Gemeinverständlichkeit, und wenn er französische Abschnitte einwebt, wie es die Art des behandelten Gegenstandes mit sich bringt, so geschieht es fast stets so, daß sie unbeschadet des allgemeinen Verständnisses auch überschlagen werden können. Wer es aus Erfahrung weiß, wie weit die Bücher der Leihbibliotheken mit ihrem äußerlichen und oft genug auch innerlichen Schmutze sogar in der gutgesinnten gebildeten Gesellschaft verbreitet sind, der erkennt eine der vornehmsten Aufgaben wahrer Humanität in der Verbreitung solcher Bücher, und diesem Zwecke möchten diese Zeilen dienen helfen.

B. K. Die biblischen Vorstellungen vom Teufel und ihr religiöser Werth. Ein Beitrag zu der Frage: Giebt es einen Teufel? Ist der Teufel ein Gegenstand des christlichen Glaubens? Von Georg Löngin. Leipzig, Wigand. 1890. 1 ℳ. 50 ₰. — „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun." Seit der große englische Naturforscher seine Untersuchungen bekannt gegeben hat, sind viele deutsche Gelehrte beschäftigt, einen Darwinismus als System der Weltentstehung und -erklärung aufzurichten, wie er jenem selbst ganz fremd ist, der den Namen dazu hergeben muß. Seit die alttestamentliche Kritik und die Wissenschaft der orientalischen Inschriften bemerkenswerthe Resultate liefert, die freilich häufig den Stempel des Hypothetischen an der Stirne tragen und in der Hauptsache mehr als Bausteine für künftige Systeme, denn als fertige Bauten der Wissenschaft angesehen sein wollen, seitdem fehlt es nicht an Denkern, die sich das dort Gedachte weiter denken und auf ihre Art verwerthen. Die verschiedenen Jehovisten- und Elohistenhypothesen werden in kleine, gangbare Münze für's Volk umgewechselt und auf diese Weise wird neue Schrifterkenntniß in die Menge gebracht, und das zu einer Zeit, wo jeder Mann, der sein Volk lieb hat, vor Allem darauf sinnen sollte, wie das immer noch stark hervortretende Autoritätsbedürfniß befriedigt werden möchte. Ja, wenn das Alles wissenschaftliche Wahrheit wäre, dann ginge eben die Wahrheit über Alles. Aber diese Annahmen und Vermuthungen, die sich alle erst noch klären wollen! Wenn das neue Testament sich gewisse Vorstellungen aneignet, die an persischen Dämonenglauben erinnern, so ist flugs der Schluß fertig, daß die Lehre desselben über den Teufel und damit Zusammenhängendes unter persischem Einfluß auf jüdische Anschauungen entstanden sei. So hat auch Christus nach der Meinung des Verfassers in Bezug auf Teufel und Dämonen sich der Volksvorstellung anbequemt und religiöse Gedanken damit veranschaulicht. Wo aber nun die Volksvorstellung aufhört und Christi religiöser Gedanke anfängt, das weiß der Verfasser genau und mit ihm Jeder, der so gut sein will, ihm zu glauben. Wenn wir lesen (S. 18): „Ist es nicht eine Schande ohne gleichen, daß wir, die wir doch die höhere Offenbarung in Christo haben, meinen, ohne die Vorstellung vom Satan nicht auskommen und Zucht und Sitte erhalten zu können?" — wem fällt dann nicht der Hohn des Theaterteufels ein: Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie am Kragen hätte? und welcher vernünftige Mensch hat noch je Zucht und Sitte durch die Vorstellung vom Satan erhalten wollen?

G. Oe. — Von dem in Otto Spamer's Verlage hier erscheinenden Lieferungswerke: „Das Deutsche Reich, eine Vaterlandskunde" (vollständig in etwa 10 Abtheilungen zum Preise von je 1 ℳ.), das wir beim Erscheinen der 1. Lieferung empfahlen, liegt uns jetzt die 2. und 3. Lieferung vor. Damit ist der allgemeine Theil abgeschlossen, es beginnt die Schilderung des Königreichs Preußen. Der allgemeine Theil, über den ein abschließendes Urtheil nunmehr möglich ist, ist ungemein reich und zeigt eine Gründlichkeit und Sorgfalt in den Zusammenstellungen, wie wir sie in ähnlichen Werken meist vergebens suchen. Die wirthschaftlichen, staatlichen und politischen Verhältnisse des Deutschen Reiches werden so eingehend und umfassend, so klar und genau geschildert, daß das Buch zugleich die gangbaren statistischen Handbücher ersetzt. Dabei ist die Anordnung so übersichtlich und zweckmäßig, daß die Benutzung wesentlich erleichtert wird. Wenn es sonach als ein brauchbares Nachschlagebuch sich erweist, so ist es andererseits nicht minder vermöge seiner gewandten und möglichst interessanten Darstellung ein treffliches Lesebuch. Ein näheres Eingehen auf den besonderen Theil müssen wir uns bis nach der Vollendung des ganzen Werkes vorbehalten.

G. Oe. — Von den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck" (Leipzig 1890, Renger'sche Buchhandlung) liegen die Lieferungen 4 bis 7 vor (Preis der Lieferung: 1 ℳ.). Sie führen bis zum Anfange des Jahres 1866. Wie in den noch ausstehenden 5 Lieferungen — in 12 Lieferungen soll das Werk abgeschlossen sein — der übrige Stoff behandelt werden kann, ist uns unerfindlich. Man wird auf die Ausführlichkeit, mit der die ersten Jahre der Wirksamkeit Bismarck's behandelt wurden, verzichten müssen oder gezwungen sein, die Zahl der Lieferungen zu erhöhen. Das Werk würde unseres Erachtens gewonnen haben, wenn es nicht so breit angelegt worden wäre. Es ist eine Menge Stoffes zusammengetragen, der weder im eigentlichen Sinne denkwürdig ist noch unmittelbar zu dem Leben Bismarck's gehört. Manches Actenstück, mancher Brief hätte fortbleiben können, ohne daß Jemand sie vermißt hätte; die Masse des Nebensächlichen hindert das Hervortreten der Hauptsachen und macht die Entwicklung des Ganzen verworren, den Gang der Ereignisse unklar. Trotzdem können wir die Empfehlung, die wir beim Erscheinen der 1. Lieferung aussprachen, wiederholen, da das Werk viel schätzbares, werthvolles Material bietet, das man sonst mühsam aus vielen Quellenschriften zusammensuchen müßte.

L. — Kleine Rangliste der Königl. Sächsischen Armee (XII. Armeecorps des deutschen Heeres). 1890. Leipzig, F. W. v. Biedermann. — Dieses Büchelchen ist mit einer Zuverlässigkeit redigirt, welche volle Anerkennung verdient. Der sehr bescheidene Preis desselben (40 ₰) wird ihm hoffentlich auch in Leserkreisen Eingang verschaffen, welche gewohnheitsmäßig für Bücher kein Geld ausgeben. Den Besitzern der officiellen Rangliste würde die „Kleine Rangliste" ohne Zweifel noch willkommener sein, wenn dieselbe, anstatt im April oder Mai, erst im Juli oder August erschiene.

G. Oe. — Der deutsche Volksbote. Ein christlicher Kalender auf das Jahr 1891, herausgegeben von Ernst Evers. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 64 und 112 Seiten. 8°. Preis 50 ₰. — Schon im vergangenen Jahre haben wir dem „Volksboten" ein freundliches Geleitwort auf seinen Weg mitgegeben. In diesem Jahre hat er seine Wandertasche wiederum reicher und hübscher ausgestattet. Er bietet neben einem reichen Kalendarium und einem vollständigen Marktverzeichnisse hübsche Lieder, treffliche Lebensbilder und Erzählungen von Ernst Evers, Martha Eitner u. A., brauchbare Winke für Herz und Haus, allerliebste Kleinigkeiten, Alles mit Bildern geziert. Daß alle Beiträge auf einen Grundton gestimmt sind, versteht sich von selbst. Das Christenthum ist nicht Beigabe und Zusatz, sondern der Sauerteig, der Alles durchdringt. Dabei ist der Ton des Tractätchens sorglichst gemieden; Alles ist klar und wahr, frei von jeder weinerlichen Sentimentalität und süßlichen Frömmelei; ein frischer, gesunder Hauch durchweht das Büchlein. Möge auch heuer der Volksbote bei seinem Wandergange in den deutschen Landen offene Thüren und Herzen finden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 97. Donnerstag, den 14. August. 1890.

Matthias Claudius, auch Asmus, der Wandsbecker Bote genannt.

Zu dessen 150. Jahrestag.

Am 15. August d. J. sind es 150 Jahre, daß zu Reinfeld im Holstein'schen ein Mann geboren wurde, der sich die Volksschriftstellerei zum Berufe erwählt und seinem Botendienste durch vierzig Jahre aus dem Grunde eines schlichten, warmfühlenden Herzen mit solcher Treue, Wahrheit und Lauterkeit in Laune und Ernst obgelegen hat, daß er damit nicht nur zu seiner Zeit eine tiefe und lebendige Wirkung ausübte, sondern dies und in noch viel ausgebreiteterem Umfang bis auf den heutigen Tag thut und der Nachwelt darin als Muster aufgestellt werden kann. Das war Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Es ist nicht sowohl die Stärke und der Umfang des Talents, die Tiefe und der Glanz des Geistes, woraus sich die Wirkung dieses Schriftstellers und Dichters erklärt, es ist vielmehr die Macht und die Eigenthümlichkeit seiner Persönlichkeit, welche durch Gesinnung, Charakter, Gemüth und schlichte Natürlichkeit anspricht und Herz und Gemüth ergreift — es ist der volle Einklang zwischen dem Menschen und Schriftsteller, in dem nichts Falsches, Gemachtes, Anempfundenes ist, so daß Alle, die ihn aus seinen Schriften kennen und lieben gelernt, ihn ganz so im Umgang, im Hause, in seiner Familie wiederfanden, um ihn hier nur noch fester ins Herz zu schließen. Das ist das Urtheil Aller, die ihm im Leben, sei es länger oder kürzer, näher getreten sind.

Aus einer alten Holstein'schen Predigerfamilie hervorgegangen, in der sich der geistliche Beruf durch zwei Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn vererbt hatte, war auch er von seinem als Pastor in Reinfeld lebenden Vater zum Geistlichen bestimmt worden. Was ihm in Jena, dessen Universität er zu diesem Zwecke bezog, diesen Beruf verleidete, war nur die tiefe Wahrhaftigkeit, mit der er denselben erfaßt haben würde, und mit der er ihn auch später als Bote wieder erfaßte, der aber die Richtung, welche die durch Pietismus und die Wolff'sche Philosophie abgeschwächte lutherische Theologie dort eingeschlagen, nicht entsprach. Die Jurisprudenz, der er sich hier zunächst zuwendete, mochte iha aber ebenso wenig befriedigt haben, wogegen der Beruf eines Dichters und Schriftstellers, zu dem er die Anregung als Mitglied der „Teutschen Gesellschaft" empfing, seiner Neigung zur Unabhängigkeit, seiner Liebe zur Natur und zum ländlichen Leben um so mehr zusagte. Noch ehe er Jena verließ, trat er mit seinem ersten schriftstellerischen Versuche unter dem Gerstenberg nachgebildeten Titel: „Tändeleien und Erzählungen" (1763) hervor, die freilich noch nichts von seiner späteren Eigenthümlichkeit ahnen lassen. Nach einem Amte gelüstete es ihn nicht und er würde am liebsten im väterlichen Hause, in das er nach vollendeten Studien zurückkehrte, geblieben sein und sich in dem Frieden und der Stille des Landlebens seinen schriftstellerischen Neigungen hingegeben haben; zumal er in dem als Hauslehrer auf dem nahen Gute Trenthorst wirkenden Schönborn, der, wie er später einmal an Herder schrieb „ein Gesicht wie Eichenrinde, ein Herz wie Blumenduft und das Gemüth eines Newton und Cartesius hatte", einen trauten Freund und fruchtbar anregenden Umgang fand. Allein die Eltern drangen darauf, daß er in eine berufsmäßige Thätigkeit trat, wozu ein mütterlicher Onkel die Hand bot, der ihm eine Secretärstelle bei einem in Kopenhagen lebenden Grafen Holstein vermittelte. Er reiste im März 1764 dahin ab und war schon im August des nächsten Jahres wieder in Reinfeld.

So fördernd der Aufenthalt in Kopenhagen auch für ihn war, wo er in vertrautem Umgang zu Männern wie Klopstock, Gerstenberg, Cramer, Sturz und anderen Geistesverwandten eine größere Selbständigkeit des Denkens und Fühlens und eine erweiterte Weltanschauung gewann, so hielt er es doch in der Abhängigkeit seines Amtes um so weniger aus, je mehr man ihm dieselbe fühlen ließ. Nach Reinfeld zurückgekehrt, nahm er das alte beschauliche Leben wieder auf. Obschon er hier drei volle Jahre verbrachte, ist uns nachweislich von seiner in diese Zeit fallenden Thätigkeit außer verschiedenen mit Klopstock und Schönborn gewechselten Briefen nichts erhalten gedlieben. Doch war es ihm wohl schon damals Grundsatz geworden, bei seinem schriftstellerischen Schaffen jeder fremden Anempfindung zu entsagen, nur aus sich selber zu schöpfen und Eigenes darzuleden; wie er dies selbst in einer späteren Zeit mit so großer Entschiedenheit gegea Herder ausspricht: „Meine Schriftstellerei ist Realität bei mir — oder sollt' es wenigstens sein, sonst hohl's der Teufel."

Seine Berufung als Redacteur der „Adreß-Comtoir-Nachrichten" in Hamburg, durch den Gründer des Comtoirs, scheint noch eine Folge seines Kopenhagener Aufenthaltes gewesen zu sein. Claudius übersiedelte also im Herbst 1768 in die reiche Handelsstadt, die damals einer der Mittelpunkte des deutschen geistigen Lebens war. Hier gelang es ihm rasch, in vertrauten Umgang mit Lessing und dessen Kreis, mit Reimarus, Bode, Sieveking, Basedow, Busch, Alberti zu treten. Obschon er der rationalistischen Richtung dieser Männer nicht überall zustimmte, that dies dem geistigen und gemüthlichen Verkehre mit ihnen doch keinen Abbruch und in dem Streite, der zwischen einigen derselben und dem Hauptpastor Goeze ausbrach, stand er, wie seine Disputation zwischen den Herren W. und X. und einem Fremden über Hrn. Pastor Alberti „Anleitung zum Gespräch über Religion" und über Hrn. Pastor Goeze „Text am 5. Sonntage nach Epiphanias unter Vorsitz des Hrn. Lars" beweist, auf ihrer Seite. Mit Lessing, den er, wofür seine Recensionea über Minna von Barnhelm und Emilia Galotti Zeugniß ablegen, hochschätzte, blieb er bis zum Tode in freundschaftlichem Verhältnisse. Noch in seiner 1778 veröffentlichten „Nachricht von meiner Audienz bei dem Kaiser von Japan" tritt er für Lessing ein und rühmt seine Unparteilichkeit. In dem Lessing'schen Kreise ward Claudius 1769 auch mit Herder bekannt, der damals die Stelle eines Erziehers im Hause des Herzogs von Holstein zu Eutin antrat. Das Verhältniß zu diesem wurde rasch ein vertrautes und inniges. Die Universalität und Tiefe Herder's mußte auf ihn höchst anregend wirken. Auch Herder hat immer auf ihn große Stücke gehalten. Er rühmt die Vielseitigkeit seines Wissens und seine Sprachkenntnisse. „Es ist ein herrlicher Junge — schreibt er einmal — wie jede Zeile seiner Schrift von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen." Er nennt ihn den reinsten Menschen, den er fast kennen gelernt, eine englische Seele. Und wenn die Verschiedenheit der Geistesrichtungen, welche sie einschlugen, sie später einander etwas entfrembete, so mahnt er doch die Deutschen auch jetzt noch „nie des biedren Dichters zu vergessen, aus dem, wie aus weaigen, die unsträfliche, echte Natur sprach".

Im Jahre 1770 wurde Claudius von seinem Freund Bode der Antrag gemacht, sich als Mitarbeiter an der von diesem er-

worbenen Zeitung des „Wandsbecker Mercur", der von nun an der „Wandsbecker Bote" heißen sollte, zu betheilen. Dieselbe sollte in jeder der vier wöchentlich erscheinenden Nummern einen politischen und einen gelehrten Artikel enthalten und es war dieser letztere, für den seine Hilfe in Anspruch genommen wurde und den er so neu und eigenthümlich wie möglich gestalten wollte. Er hatte schon in den Adreß-Comtoir-Nachrichten einen volksthümlichen Ton angeschlagen und ihn durch Laune und originelle Einfälle zu würzen gewußt. Auch jetzt sollte das Neue und Eigene wieder hierin bestehen. Die größere Aufgabe forderte aber zugleich zu einer größeren Kraftentfaltung auf, welche das Eigenste seiner Natur, sowohl nach Seiten des Gemüthlichen, wie eines behaglichen Humors, zu glücklichstem Ausdruck brachte. Claudius hatte sein neues Botenamt, das ihn nach dem nahen Wandsbeck brachte, mit der vollen Fröhlichkeit und Zuversicht seines treuen und anspruchslosen Gemüths angetreten. Schien es ihm doch, indem es dem hervortretendsten Zuge seiner Natur, seiner Liebe zur Unabhängigkeit und zur Einfachheit und Ursprünglichkeit des ländlichen Lebens entsprach, ein genügendes Ein- und Auskommen zu sichern, um sich sofort einem schönen, doch armen Mädchen, zu dem er oon einer tiefen Neigung erfaßt worden war, versprechen zu können. Die an das Zeitungsunternehmen geknüpften Erwartungen erfüllten sich aber nicht. So glücklich der volksthümliche Ton darin auch getroffen war und so großem Beifall auch dieser bei Denen, die daoon Kenntniß nahmen, begegnete, so fand es doch nicht die verdiente Theilnahme und Förderung. Noch oor dem Schlusse des ersten Jahres begann Claudius an dem Bestande desselben zu zweifeln, so daß er angesichts der bevorstehenden Heirath sich um eine andere Stellung, womöglich ein festes Amt, bewerben zu sollen glaubte. Sowohl seine wie seiner Freunde, besonders Herder's Bemühungen, so dringend sie waren, blieben aber lange vergeblich und mit der Zeitung wollte es auch sich nicht bessern. Obschon die Ehe mit seinem „lieben Bauernmädchen" daher unter mancherlei Sorgen geschlossen wurde, ließ Claudius sich dieses nicht anfechten. Auch wurde sie eine der glücklichsten. Ein Kind der Natur, ersetzte ihm seine Gattin die ihr mangelnde Schulbildung durch natürlichen Verstand und angeborene Bildung des Herzens. Sie war eine oorzügliche Hausfrau und Mutter, ganz wie Herbst sagt, in seinem Werth und seiner Liebe aufgehend und sich an ihm und seiner Freunde Umgang heranbildend. Noch am Tage seiner silbernen Hochzeit preist Claudius sie mit den schönen einfachen Worten:

Ich war wohl klug, daß ich Dich fand.
Doch fand ich nicht — Gott hat Dich mir gegeben,
So segnet keine andre Hand.

Trotz der Sorgen, die ihre Ehe bedrängten, war ihnen fast jeder Tag ein neues Fest; denn was bedarf es dazu, als ein fröhliches, zufriedenes Herz, das glücklich im Glücke des Anderen ist. Auch besaß Claudius die Kunst, aus den geringfügigsten Ereignissen den Anlaß zu einem Feste zu nehmen. Der „Wandsbecker Bote" giebt, wie über so Vieles aus seinem Familienleben — denn er hielt darauf, durch das eigene Beispiel auf seine Leser zu wirken —, auch darüber Auskunft. Ein Brief an Andres, „Neue Erfindung" betitelt, handelt oon solchen Festen, wie dem Knospenfest, dem Widderscheinfest, dem Maimorgenfest, dem Grünzüngelfest (an welchem die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht wurden) und so weiter. Die „neue Erfindung" aber bestand in zwei neuen Festtagen, „die ihm mit einmal aufs Herz schossen", dem Herbstling und dem Eiszäpfel, oon denen der letztere „seine ganz besonderen Rücken" hatte. Wer in dieses idyllische Leben trat, dem es weder an Frömmigkeit noch an ausgelassener Munterkeit fehlte, wurde von dem naiven Reiz und Zauber desselben ergriffen. „Claudius — schreibt Voß, der damals herrliche Tage mit ihm oerbrachte, an seine Braut — Ist ein gar vortrefflicher Mann und seine Frau ist, wie er sie verdient. Wenn ich so des Abends bei Sonnenuntergang mit ihnen sitze und das Herz sich öffnet, dann fühl' ich's, daß es noch Rechtschaffenheit und Tugend giebt und feuriger wird der Entschluß, immer besser zu werden."

Schon im Jahre 1771 hatte Claudius zur Verbesserung seiner Lage daran gedacht, eine Sammlung seiner Aufsätze und Gedichte zu oeranstalten, falls, wie er sich ausdrückt, ein Buchhändler sich fände, der dumm genug wäre, etwas dafür zu geben. Es war wirklich dazu keiner klug genug, so daß, da es mit dem Boten sich immer mehr dem Ende zuneigte und für ein Amt sich ebenfalls keine Aussicht zeigen wollte, er nach drei Jahren vergeblichen Suchens sich endlich entschloß, die herangewachsene Sammlung selber herauszugeben, von der die ersten beiden Bände 1775 unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten" erschienen. Die verhältnißmäßig große Zahl der Abonnenten, 2500, hatte Claudius wohl hauptsächlich den emsigen Bemühungen seiner vielen Freunde zu danken, da sonst wenig begreiflich wäre, wie Schriften, welche in der Zeitung so wenig Anziehungskraft ausübten, plötzlich in der Buchform einen so großen zahlenden Leserkreis gefunden haben sollten. Diese beiden ersten Bände enthielten nämlich außer oerschiedenen Aufsätzen aus den Adreß-Comtoir-Nachrichten lediglich solche aus dem „Wandsbecker Boten", oon dem Claudius, wahrscheinlich durch die Herausgabe des „Asmus" bestimmt, schon im Frühling des Jahres 1775 zurücktrat, obschon die Zeitung ihr Leben noch bis zum Herbste fristete. Daß eine Zeitschrift, welche sich durch die Originalität und Volksthümlichkeit der Beiträge in solchem Maße auszeichnete, um bis heute lebendig im Volke bleiben und sich von ihrem Entstehen an des Beifalls und der Anerkennung der bedeutendsten Männer erfreuen zu können, an der Theilnahmlosigkeit des Publicums scheiterte, müßte in hohem Grade auffallen, wenn es in Deutschland nicht heute fast noch ebenso wäre. Was nicht sofort ein günstiges Vorurtheil hervorzurufen das Glück und Geschick hat, so daß es zu einer Art Modesache wird, scheitert meist an der stumpfen Gleichgiltigkeit und an der Scheu unseres Publicums vor dem Originellen und Außergewöhnlichen. Es ist genügend hierfür an Lessing's Dramaturgie, an Kleist, Schopenhauer, Hebbel und an Richard Wagner zu erinnern, welcher Letztere fast oon allen deutschen Theatern lange zurückgewiesen wurde, die heute neben ihm kaum noch etwas Anderes gelten lassen. Doch um gerecht zu sein, muß auch zugegeben werden, daß in der Aufgabe, einem „gelehrten" Artikel eine oolksthümliche Form zu geben, das ist einen gelehrten Stoff für das Volk genießbar und verständlich zu machen, wenn nicht ein gewisser Widerspruch, so doch eine große Schwierigkeit lag. Wie glücklich auch Claudius diese Aufgabe gelöst hat und so viele seiner kleinen Aufsätze auch allgemein oerständlich waren, so gab es daneben doch noch manche, welche bei dem damaligen Bildungsstande des eigentlichen Volkes dem Interesse und Verständniß desselben mehr oder minder fern lagen. Auch soll nicht geleugnet werden, daß, wie stark auch die Eigenthümlichkeit des Wandsbecker Boten war, er in dem Besonderen und Neuen dach nicht selten im Einfall und Ausdruck ins Gesuchte, sowie bei dem Bemühen um einfache Natürlichkeit manchmal ins Platte gerieth. Seine Neigung zur Brief- und Gesprächsform, seine Vorliebe für das Gleichniß und die Fabel lag in der Zeit. Seine Aufsätze zeichnen sich hauptsächlich durch die Originalität des Ausdrucks in Ernst und Laune aus, seine Lieder durch ihre wahrhaft volksmäßige Einfachheit und Natürlichkeit. In beiden spricht er durch naive Natur- und Lebensfreude, durch die Behaglichkeit seines Humors, durch gemüthvolle Innigkeit und nicht selten durch eine einfältige Erhabenheit an. Zu den bedeutendsten Stücken der ersten Bände zählen der Briefwechsel des Boten Asmus mit seinem Vetter, sowie die Dedication an Freund Hain.

Bald nach Erscheinen der ersten Bände war es dem eifrigen Bemühen Herder's endlich gelungen, für seinen Freund Claudius eine Stelle, wie er sie für ihn ersehnt, zu erlangen. Claudius erhielt durch den Präsidenten o. Moser in Darmstadt einen Ruf als Oberlandcommissarius an die von diesem daselbst zur Verbesserung der materiellen Hilfsquellen des Inlands in Ackerbau und Industrie, sowie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung eingesetzte Oberlandcommission. Die menschenfreundliche Absicht des Unternehmens schien so recht der Natur und dem Wesen des Wandsbecker Boten zu entsprechen, zumal er später auch noch mit der Herausgabe einer den Zwecken des Unternehmens dienenden Zeitung, der „Hessendarmstädtischen privilegirten Lanbzeitung", betraut wurde. Doch hätte es der Meinungsverschiedenheiten mit dem Director der Commission und der gegen sie und die fortschrittlichen Bestrebungen Moser's gerichteten Kabalen wohl nicht bedurft, um ihm den Aufenthalt und seine Stellung in Darmstadt bald zu verleiden. Weder das gesellschaftliche Leben, noch der Zwang eines Amtes entsprachen seiner angeborenen Neigung zur Unabhängigkeit und zur Freiheit und Natürlichkeit des ländlichen Lebens. Völlig aber widerstrebte es ihm, Dinge gegen seine bessere Ueberzeugung zur Ausführung zu bringen. Eine Auseinandersetzung darüber führte denn auch einen Bruch mit Moser und seinen jähen Rücktritt von der Commission und der Landzeitung, welcher letzterer er nur etwa zwei Monate vor-

gestanden, herbei, so ungewiß seine Lage, welche durch den Ausbruch einer lebensgefährlichen Krankheit noch sehr verschlimmert wurde, damals auch war. Ende April 1777 kehrte er mit seiner Familie zu Freund Voß nach Wandsbeck zurück, um das alte freie, schriftstellerische und gemüthlich ländliche Leben wieder aufzunehmen. Gewiß war er nach den gemachten Erfahrungen ernster gestimmt, doch brach dazwischen der Frohsinn noch immer zuweilen mit der alten Ausgelassenheit hervor, neben der gläubigen Frömmigkeit, die nun in seinen Schriften bald stärker betont wurde, bis sie zuletzt in voller Einseitigkeit darin herrschend ward. Die an Freund Hain gerichtete Widmung seiner Werke, der als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Hausthüre des Buchs stehen sollte, weist darauf hin, daß er schon damals bei all seinem Thun und Schaffen immer den Tod, d. i. das Jenseits vor Augen und Gott im Herzen haben wollte. Gerade zu dieser Zeit, nämlich vor seiner Uebersiedlung nach Darmstadt, scheint er dazu durch sein Verhältniß zu dem Grafen F. L. Stolberg noch entschiedenere Anregung erhalten zu haben. Doch blieb der Ton und Charakter seiner Schriften längere Zeit noch überwiegend der alte. Wenn seine Beiträge zu der „Hessendarmstädtischen Landzeitung“, auf die er den Ton des „Wandsbecker Boten“ in der Gestalt des Invaliden Görgel übertragen wollte, wesentlich schwächer erscheinen, so darf dabei nicht übersehen werden, daß er damals mit der Landescommission innerlich schon ganz zerfallen und seine Thätigkeit an der Zeitung überhaupt eine so kurze war. Denn andererseits sind gerade, wie es scheint, verschiedene seiner besten Arbeiten, in der Darmstädter Zeit entstanden, wie die „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan“ und das „Abendlied eines Bauersmanns“, welche zum ersten Mal in dem 1778 erschienenen 3. Bande des „Asmus“ gedruckt wurden, das prächtige „Rheinweinlied“ und das „Morgenlied eines Bauersmanns“, welche 1776 und 1777 im Voß'schen „Musenalmanach“, und die „Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter, das Studium der schönen Wissenschaften betreffend“, welche Anfang 1778 im „Deutschen Museum“ erschienen. Auch in Wandsbeck hielt der alte Ton noch eine Zeit lang vor. Doch entging Voß keineswegs die Veränderung, die sich im Wesen des Freundes inzwischen vollzogen hatte. Der Ernst drängt den Scherz in seinen Schriften allmälig zurück, der Ton wird, selbst wenn er sich zum Humor und zur Laune zwingen will, wie in „Paul Erdmann's Fest“ und in „Ernst und Kurzweil, von meinem Vetter an mich“, sehr rasch wieder lehrhaft. Er fängt jetzt schon an, Alles in Bezug auf das innere Leben des Menschen aufzufassen. Der Glaube wird das Ideal seines Strebens; der Tod als die Pforte zum Jenseits immer bestimmter von ihm ins Auge gefaßt. „Reif sein ist Alles“ wurde mehr und mehr auch sein Wahlspruch. Solcher Stimmung ist in der alten kindlichen Einfalt eines seiner schönsten Lieder, das herrliche Abendlied entsprungen:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Auch das „Lied vom Reiffen“ ist eine Zierde des 1783 erschienenen 4. Bandes. Doch ging mit dem Ernst damals die alte, sich bisweilen noch immer zur Ausgelassenheit steigernde Heiterkeit Hand in Hand. Noch 1780 berichtet der sich damals einige Zeit bei ihm aufhaltende katholische Geistliche Sattele, der ihn völlig ins Herz geschlossen hatte, unter Anderem: „Vorgestern machten wir in ein nahegelegenes Dorf einen Spaziergang. Wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch mit Zwieback. Ich möchte nur die Bocksprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herummachte und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinterdrein. Mancher würde denken, so müßte der Respect der Kinder gegen den Vater verloren gehen. Aber die Thatsache widerlegt es, denn Gehorsam, Liebe, Ehrfurcht gegen ihn zeichnet diese Kinder vor Allem aus.“

Mit dem Wachsthum der Familie sah Claudius sich genöthigt, immer mehr Zeit auf die Erziehung der Kinder zu verwenden, worunter die ohnehin nur wenig einträgliche literarische Thätigkeit, die meist in Uebersetzungen bestand, natürlich sehr leiden mußte. Im Anfange war der ihm befreundet gewordene Friedrich Heinrich Jacobi ihm dadurch zu Hilfe gekommen, daß er ihm seine beiden ältesten Söhne zur Erziehung ins Haus gab. 1785 fand sich der dänische Kronprinz aus eigenem Antriebe bewogen, ihm aus Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das ihm der „Asmus gewähre“, ein Jahrgeld von 200 Thalern auszusetzen. Zwei Jahre später sieht Claudius sich aber genöthigt, sich mit der Bitte um eine Anstellung an ihn zu wenden. „Ich habe mich — heißt es im Eingang des einfachen Schreibens — bisher mit meiner Hände Arbeit genährt und mich nicht übel dabei befunden, aber acht Kinder, die doch halbwegs erzogen und unterrichtet sein sollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen.“ Zum Schluß seiner Bitte aber sagt er: „Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänigst bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Machtwort zu sprechen und zu befehlen, wozu ich geschickt sein soll.“ Der Prinz wies ihm die Stelle des ersten Revisors der Schleswig-Holsteinschen Bank zu Altona mit einer Besoldung von 980 Thlr. an; was ihn nur wenige Wochen in Anspruch nahm, im Uebrigen ihm aber erlaubte, in seinem geliebten Wandsbeck zu bleiben und seinen Botendienst zu verrichten, dessen Aufgabe er nun mehr und mehr darein setzte, das Christenthum zu verkünden, wie es die Apostel gelehrt haben, und damit „treuherzig herumzugehen und allenthalben an Thür und Fenstern anzuklopfen“. Schon durch die Uebersetzung von Dr. Martin's Des erreurs et de la verité hatte er viel Anstoß erregt; selbst bei den Freunden. Die immer stärkere Bekämpfung der Aufklärung und der neuen Kantschen Philosophie brachte ihn bei den Anhängern beider nach und nach in Verruf und rief strenge, ja gehässige Urtheile gegen ihn hervor. Selbst Voß schrieb schon 1785: „Nur Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast („der Pietisterei und des mystischen Unsinns“), der ihm ein Paradies dünkt“ und Goethe nennt ihn „einen Narren, der voller Einfaltsprätensionen stecke“. Und doch hielt Claudius sich bis zum Ausbruch der Revolution, deren entschiedenster Gegner er von Anbeginn war, noch zurück. Jetzt aber schien es ihm Pflicht, Alles zu sagen. Wenn er auf diese Weise viele der alten Freunde verlor oder ihnen doch entfrembet wurde, manche ihm auch der Tod entriß, so schlossen sich dafür andere, wie Jacobi, die Stolberg und Reventlow, um so inniger an ihn an.

Doch auch im Haus war es leerer geworden, wenn schon es an Besuch der Freunde und Kinder nicht fehlte. Eine Tochter, Christiane, war gestorben, die beiden anderen hatten glückliche Ehen geschlossen. Die Söhne wurden durch ihren Beruf dem Vaterhause entrissen. Drei von ihnen folgten den Traditionen der Familie und widmeten sich der Theologie und dem Predigeramte. Die Kämpfe, welche 1813 um Hamburg stattfanden, nöthigten Claudius mit seiner Frau auch noch selbst sein Heim zu verlassen. Sie suchten und fanden erst Zuflucht bei einem befreundeten Geistlichen in Westensee, dann bei einem Bruder in Lütjenburg, endlich in Kiel und als auch dieses besetzt wurde in Lübeck. Es war eine Zeit schwerer Prüfung und Heimsuchung. Claudius aber, weit entfernt dem Schicksal zu grollen, erblickte darin nur den Finger Gottes, welcher die von ihm Abgefallenen wieder zur Rückkehr mahne. Auch noch jetzt legte er den Botenstab nicht aus der Hand. Nachdem er 1812 den achten und letzten Theil seines „Asmus“ veröffentlicht hatte, ließ er noch vor seiner Rückkehr nach Wandsbeck ein paar Einzeldrucke folgen, in deren einem „Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814“ es heißt: „Der Krieg hat die Güter, an denen das Herz gehangen und von denen es in Güte nicht lassen will, mit Gewalt genommen, dem Dünkel den Muth gebrochen, die Menschen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt. Er hat sie empfänglich gemacht und was bedarf es mehr, als empfänglich zu sein, um zu empfangen und glücklich zu werden.“ Im Februar dieses Jahres kehrte er in sein verwüstetes Haus nach Wandsbeck zurück; aber seine Kraft war gebrochen. Er siechte langsam dem Tode zu, dem er in langem schweren Kampfe, aber in festem unerschütterten Gottvertrauen und mit einem Herzen voll Liebe und Hingebung am 21. Januar 1815 erlag.

Robert Prölß.

Bücherbesprechungen.

—m— Der Augsburger Religionsfriede. Von Gustav Wolf. Stuttgart, G. J. Göschen. 1890. XV, 171 SS. 8°. — Die Entstehung und Bedeutung des Augsburger Religionsfriedens hat neuerdings ziemlich gleichzeitig von zwei Seiten her eingehende Behandlung gefunden: bereits vor dem Erscheinen der vorliegenden Schrift veröffentlichte L. Schwabe im 10. Bande des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte einen längeren Aufsatz, der insbesondere die Haltung Kursachsens bei den betreffenden Verhandlungen eingehend untersuchte. Die sächsische Politik aber spielte im Gesammtverlauf der Angelegenheit eine so bedeutende Rolle, daß auch in Schwabe's Arbeit alle irgend wesentlichen Momente zu erwähnen waren. Beide Verfasser benutzen als Hauptquelle die kursächsischen Reichstagsacten des Dresdner Archivs, die vor ihnen bereits Ranke und Ritter eingesehen, aber allerdings bei Weitem nicht erschöpft hatten. Wolf konnte daneben noch eine recht bedeutende Anzahl anderer Archivalien heranziehen, die er im Eingange seiner Schrift übersichtlich zusammenstellt: die Correspondenzen Karl's V. und Ferdinand's, die Berichte von Ulrich Zasius und Kaspar Nydbruck an Maximilian, die Reichstagsacten von Kurmainz, Kurköln, Kurpfalz, Kurbrandenburg und zahlreicher weltlicher und geistlicher Fürsten, auch einige reichsstädtische Archive. Auf Grund dieses reichhaltigen Materials, das wohl als im Wesentlichen erschöpfend gelten darf, entwirft er ein anschauliches Bild der Verhandlungen über den Religionsfrieden von der Eröffnung bis zum Schlusse des Augsburger Reichstages (Februar bis September 1555). Es würde viel zu weit führen, wollten wir auf die Einzelheiten seiner Arbeit und auf die Abweichungen seiner Auffassung von der Schwabe's näher eingehen; es mag genügen, hervorzuheben, daß namentlich die Urtheile Beider über den politischen Werth des Religionsfriedens wesentlich von einander abweichen. Schwabe veranschlagt denselben sehr niedrig; er meint, daß der Augsburger Religionsfriede „die neuen Zustände zwar eingeleitet und gleichsam prologisirt habe; daß er aber durch die lebendige Kraft seiner beschworenen Bestimmungen eine thatsächliche Einwirkung auf ihre Gestaltung ausgeübt, werde sich schwerlich nachweisen lassen". Wolf dagegen erkennt die Bedeutung des Religionsfriedens darin, daß durch denselben die Schranken durchbrochen wurden, mittels welcher Karl V. die protestantische Bewegung einzudämmen suchte; es waren dies das Verbot der Aufnahme von neuen Mitgliedern in den Schmalkaldischen Bund, das die Bewegung localisiren sollte, und der Vorbehalt weiterer Verabredungen, der alle Zugeständnisse als vorübergehende Opportunitätsmaßregeln erscheinen ließ; in letzter Hinsicht gewährte die unbegrenzte Geltungsdauer des Friedens den Protestanten die bisher bestrittene politische Gleichberechtigung, und wenn auch in ersterer die erstrebte „Freistellung" nicht ganz erreicht wurde, sondern der verhängnißvolle „geistliche Vorbehalt" dem weiteren Vorschreiten der neuen Lehre einen Damm entgegenzustellen suchte, so weist Wolf doch darauf hin, daß eben dieser Vorbehalt, der übrigens nicht verhinderte, daß ein norddeutsches Stift nach dem anderen den Evangelischen in die Hände fiel, eine Verstärkung der weltlichen Freistellung enthalte.

B. K. Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion. Von Lic. theol. Dr. Wilh. Kappelmann, Religionslehrer am Realgymnasium zu Lippstadt. Gütersloh, Bertelsmann. 1890. 1 ℳ 80 ₰. — Der Verfasser, der wie viele Theologen der Neuzeit die Kant'sche Philosophie sich zum Lieblingsstudium erwählt hat, läßt jetzt einer im Jahre 1888 erschienenen Schrift „Kant's Lehre vom kategorischen Imperativ" diese sehr lesenswerthe Vergleichung der Kant'schen Religionsphilosophie mit der Lehre des Christenthums folgen. Es geht aus ihr hervor, was jeder Kenner jenes Systems schon weiß, was aber in der breiten Oeffentlichkeit gern übersehen oder geleugnet wird, daß Kant im Unterschiede von sehr vielen „Kantianern" den eigentlichen Hauptlehren des Christenthums von Sünde und Wiedergeburt vollständig zustimmt. Kant hat das Wort „Rationalismus" wenn nicht aufgebracht, so doch als Begriff für religiöse Erkenntnißlehre in Umlauf gesetzt; und doch ist gerade er kein Rationalist gewesen gegenüber den Glaubenssätzen, welche dem später sogenannten theologischen Rationalismus zum Hauptanstoß gereicht haben. Daher die eigenthümliche Erscheinung, daß christliche Religionsphilosophie mit Vorliebe auf Kant zurückgeht. Der Verf. dieser Schrift macht den Versuch, die Kant'sche Lehre überall da weiter zu entwickeln, wo sie entweder Halt gemacht hat oder nach seiner Meinung auf falsche Bahnen gerathen ist. Seine Weiterführung derselben in Bezug auf Gnade, Erlösung und Reich Gottes, die wir im Einzelnen hier nicht verfolgen können, bewegt sich im Wesentlichen auf biblischer Grundlage. Was jedoch die versuchte Gleichsetzung des „radicalen Bösen" mit der Erbsünde anlangt, so halten wir diese ganz eigenthümliche Auffassung, nach welcher die menschliche Sinnlichkeit, ohne von Hause aus böse zu sein, durch die Berührung mit der sündlichen Welt erst böse wird und also von einer Vererbung des Bösen nur im Sinne eines unentrinnbaren Verhängnisses die Rede sein kann, für keine ausreichende Erklärung der allgemeinen Sündhaftigkeit. Kant hat sehr wohl gewußt, warum er auf eine philosophische Erklärung des Ursprungs des Bösen verzichtet hat: es giebt keine und wird keine geben.

Z.— Physik und Chemie. Eine gemeinverständliche Darstellung der physikalischen und chemischen Erscheinungen in ihrer Beziehung zum praktischen Leben. Von Dr. Alfred Ritter v. Urbanitzky und Dr. S. Zeisel. Wien, Hartleben's Verlag. 1. und 2. Lieferung, 1890. — Obiges Werk verspricht nach den ersten beiden Heften, welche davon vorliegen, ein wahrhaft populäres und zugleich gediegenes Vademecum für den angehenden Physiker und Chemiker zu werden. Dafür bürgt übrigens von vornherein auch der durch zahlreiche treffliche Publicationen genugsam bekannte Name des Ritters v. Urbanitzky, dem wir unter Anderm ein instructives Buch über elektrische Beleuchtungsanlagen verdanken. Die einzelnen Capitelüberschriften des jetzt erschienenen Werkes (soweit dasselbe fertig gestellt ist) lauten: I. Raum und Zeit, II. Stoff und Materie, III. Ruhe und Bewegung und IV. Kraft. Diese Abschnitte bilden die allgemeine Einleitung, welche durch gut ausgeführte Abbildungen (Holzschnitte) und passend gewählte Beispiele den Leser in umfassender Weise orientirt. Dann beginnt der chemische Theil mit seinem ersten Capitel, welches „Chemie der Nichtmetalle" betitelt ist. In etwa 35 Lieferungen, wovon jede 50 ₰ kosten soll, gedenken die Herren Verfasser den ungeheuren Stoff, den die Wissenschaft in den letzten fünfzig Jahren aufgehäuft hat, zu bewältigen. Zum Verständniß dieses Werkes ist, wie schon anfangs von uns betont wurde, keine fachliche Vorbildung erforderlich, sondern nur etwa das Wissen, welches die Besucher der oberen Classen eines Gymnasiums in Physik und Chemie zu besitzen pflegen. Ein solches Werk kommt sehr zu rechter Zeit, denn wer heute im harten Kampf um die Existenz sich behaupten will — zumal auf technischem Gebiete —, der muß alle Mittel, welche ihm die Naturwissenschaft an die Hand giebt, auszunutzen verstehen. Die zu Unterrichtszwecken von Schulmännern abgefaßten Lehrbücher entsprechen den Anforderungen, die das praktische Leben stellt, vielfach nicht; sie sind auch meistentheils zu knapp gehalten. Eben darum füllt das hier angezeigte Lieferungswerk eine fühlbare Lücke aus und entspricht einem Bedürfnisse, welches schon manchmal in den Fachzeitschriften kundgegeben worden ist.

L.— Geschichte des 5. Infanterie-Regiments „Prinz Friedrich August" Nr. 104. 1867—1889. Auf Befehl des Regiments bearbeitet von Delling, Hauptmann und Compagnie-Chef. Chemnitz, Verlag der Focke'schen Buchhandlung (L. Hapke) 1890. 3,50 ℳ. — Es ist nicht leicht, eine gute Regimentsgeschichte zu schreiben. Die meisten Verfasser gerathen in den Fehler, zu weit auszuholen und zu viel zu bieten. Hr. Hauptmann Delling hat, unseres Erachtens, das Richtige getroffen. Die ächt militärische Kürze des Ausdrucks, und seine, von Nüchternheit und Ueberschwenglichkeit sich gleich fern haltende, Darstellung verdienen das vollste Lob. Mit gleicher Wärme wird neben der Heldenthat des Officiers das tapfere Verhalten des Unterofficiers und des gemeinen Soldaten geschildert. Ein solches Buch, den jungen Mannschaften des Regiments entsprechend vorgetragen, wird auf den Geist derselben zweifellos eine große Wirkung ausüben. Möchte die Geschichte des 5. Infanterie-Regiments viele Freunde und, hinsichtlich ihrer Ausdrucksweise, Nachahmung finden.

L.— Allgemeine Lehre von der Truppenführung im Kriege. Von J. Meckel, Oberst und Commandeur des 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin, 1890. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 6 ℳ — Das vorstehend genannte Werk steht unter den taktischen Lehrbüchern der Jetztzeit obenan und kann nicht eindringlich genug zu unablässigem Studium allen Officieren empfohlen werden, welchen es um gründliche taktische Kenntnisse ernsthaft zu thun ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 98. Sonnabend, den 16. August 1890.

Aus dem Leben Karl Bötticher's.*)

Die jüngste Entwickelungsphase der Kunst und der Kunstgeschichte ist theoretischen wie ästhetischen Untersuchungen wenig günstig. Realismus ist das Motto der Kunsttreiber, Realia bilden das bevorzugte Stoffgebiet der Kunstschreiber. Wer unter den letzteren sich offenkundig mit Aesthetik befaßt, läuft Gefahr, aus der Zunft der Kunsthistoriker und Kenner ausgestoßen zu werden. Dieser Bann trifft die Aesthetik nicht nur als einen Theil der Philosophie, wie sie in Friedrich Theodor Vischer's großem Werk ihre jüngste wissenschaftliche Form empfing, sondern auch im Sinne praktischer Kunstlehre, als unmittelbare Hilfswissenschaft der Kunst und der Kunstgeschichte, wie sie auf dem Gebiet der Architektur und der Decoration Karl Bötticher begründet hat. Es dürfte viele Archäologen geben, die seine „Tektonik der Hellenen" niemals studirten, viele Architekten, die sie überhaupt nicht kennen. Am Abend seines Lebens hat Bötticher dies selbst schmerzlich empfunden. Die Zeiten, in denen ein ästhetisches Glaubensbekenntniß erbitterte Kämpfe der öffentlichen Meinung hervorrief, sind vorerst vorüber, und selbst so inhaltreiche Schriften, wie die Adolf Göller's, der als theilweiser Gegner gleichzeitig Bötticher's unmittelbarster Nachfolger geworden ist, haben kaum die verdiente Beachtung gefunden.

Dennoch wird das Lebenswerk und die Persönlichkeit Bötticher's stets bedeutsam bleiben. Jener Ausspruch des Bauraths Blankenstein an seinem Grabe: „Wenn die moderne Baukunst endlich wieder einen eigenen Weg finden und selbständige, unserer Zeit entsprechende Werke hervorbringen soll, so kann es nur geschehen durch das Verständniß des historisch Gewordenen und durch die Erkenntniß der Gesetze aller Formenbildung" enthält in seiner allgemein giltigen Wahrheit zugleich die volle Würdigung dessen, was Bötticher erstrebte. Zum Verständniß dieses Strebens aber ist seine Geschichte und die Biographie und Charakteristik Bötticher's, wie sie jetzt, von ihm selbst redigirt, in der Schrift seiner Gattin vorliegt, unerläßlich. — Ein ganz eigenartiger Mann tritt uns hier entgegen. Grunddeutsch, religiös im Sinne des positiven Christenthums, und dennoch in seinem Schaffen von echt hellenischem Geist beseelt; mit leicht erregbarem Sinn zu schnellem Entschluß bereit, dann aber mit erstaunlicher Beharrlichkeit dem erkorenen Ziele zugewandt; ein trefflicher Zeichner, mit ungewöhnlichem Scharfblick für das Technische begabt, und gleichzeitig für philosophische Speculation, für ästhetische Betrachtung, für philologische Untersuchung reich befähigt.

Unter kleinbürgerlichen, unschönen Verhältnissen aufgewachsen — sein Vater, nach einander Bäcker, Rathskellerpächter und Kalkbrennereibesitzer, erscheint selbst in dieser Schilderung im ungünstigsten Licht — wird er zum begeisterten Idealisten, zu einem der glühendsten Verehrer, der feinsinnigsten Interpreten hellenischen Geistes und hellenischer Kunst. Aus dem engen Gesichtskreis der Heimathsstadt Nordhausen, wo er auch außerhalb des Vaterhauses bei seinem selbsterwählten Beruf, im Bureau eines Bauinspectors, nur von handwerksmäßigem Treiben umgeben ist, und mit seiner erwachenden kunsthistorischen Neigung, mit seinen Aufnahmen älterer Bauten und seiner Sammellust nur Spott erntet, treibt es den jungen Schwärmer hinaus auf einen freieren Schauplatz. Er geht nach Berlin, nachdem er in Erfurt das Feldmesserexamen abgelegt; aber nicht, um dort seinen Verhältnissen und den Wünschen der Seinen gemäß sein praktisches Studium schneller zu beenden, sondern um sich zunächst mit Feuereifer jenseits des zünftigen Gebietes im großen Reich des Wissens und der Kunst frei umzuschauen. Die Bibliotheken, die Kunstsammlungen, die Künstlerateliers sind sein liebster Aufenthalt. Der Baueleve wirft sich auf das Studium der Naturwissenschaften und der classischen Philologie. Im Künstlerverein, in dem ein Rauch, ein Drake, ein Tieck, ein Kopisch den Ton angeben, wird er ein anregendes Mitglied und tritt dem Freundeskreis der beiden Stier und Ludwig Lohde's nahe. Und nicht nur receptiv läßt er dies neue vielgestaltige Leben auf sich wirken: seine schöpferische Kraft träumt von bedeutsamen Entdeckungen auf Gebieten, die sich ihm kaum erschlossen haben. „Alles an ihm ist Aufregung" — schreibt Lohde. „Manchmal war ich um den Verstand meines lieben Freundes besorgt. Er, der sich nie mit . . . Elektricität und Magnetismus beschäftigt hat, glaubt mit einem Male in denselben wichtige Entdeckungen gemacht zu haben und Vieles, ja Alles leicht erklären zu können."

Die künstlerische Befähigung diente zunächst lediglich dem Erwerb. Dennoch war es letzthin diese Seite seiner Begabung, welcher er den Ausweg aus diesem vagen Treiben zu geklärtem Streben und festen Zielen dankte. Seine Aufnahmen älterer Holzbauten und Wirkereien hatten die Aufmerksamkeit Beuth's und Schinkel's auf ihn gelenkt. Zahlreiche Blätter wurden für die gerade damals edirten „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker" ausgewählt. Die Aufträge für den geschickten Zeichner und Ornamentisten häufen sich, und gleichzeitig beginnt eine ausgebreitete Lehrthätigkeit, welche durch die Berufung an die königliche Porzellanmanufactur eine officielle Form gewinnt. — Bis zu diesem Zeitpunkt giebt, was von Bötticher's Werken erhalten blieb, nur das Bild eines in den gewohnten Geleisen mit Geschmack und Fertigkeit thätigen Architekten, der sich mit Vorliebe dem Gebiet des Kunstgewerbes und der Decoration, specieller dem Ornamentalen, zuwendet. Da erschließt das neue Museum Schinkel's ihm die Schönheit der antiken Kunst in gänzlich ungewohnter Fülle. Mit Begeisterung schildert er den neuen Eindruck, und schon jetzt taucht der Gedanke, diesen Formenreichthum theoretisch zu studiren und dem in ihm ausgesprochenen System nachzuspüren, leise auf. Vorerst aber spiegelt sich die Wirkung in seinen eigenen Entwürfen. Die „Vorbilder für Architekten und Stubenmaler" nähern sich bereits stark der Schinkel'schen Kunstweise. Es folgen erneute Studienreisen, nun auf Kosten der Regierung, neue Erfolge seiner praktischen Thätigkeit, die ihm mit einer Docentenstelle an der Kunstakademie die Mittel zu einer gesicherten Existenz dieten und die Begründung eines eigenen Heims gestatten. Als Frucht der kunsthistorischen Reisen erscheint seine „Holzarchitektur des Mittelalters", das letzte Werk seiner Lehrjahre. Den Abschluß derselben und den Uebergang zu derjenigen Sphäre, welcher sein unvergängliches Lebenswerk angehören sollte, bezeichnet sein Eintritt in den Lehrkörper der Bauakademie. Er erfolgte auf Betreiben Schinkel's, und Bötticher's Wirksamkeit in diesem Amt wird mehr und mehr zu einer selbständigen Vertheidigung der Antike im Geiste Schinkel's, im Gegensatz zu der von Stier vertretenen

*) Vergl. die Biographie gleichen Titels von Clarissa Lohde-Bötticher. Gotha, F. A. Perthes. 1890.

Richtung, die sich vorzugsweise der Gothik und Renaissance zuwendet. Es erhellt, daß diese Verhältnisse, welche mit innerer Nothwendigkeit zu einer festen Stellungnahme im Streit der Kunstschulen führen mußten, das Studium der „Tektonik der Hellenen" zu fördern trefflich geeignet waren. In der That sehen wir Bötticher nun bereits ernsthaft mit der Ausarbeitung seines neuen Systems beschäftigt. Seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Textilkunst bildet im Grunde nur eine Episode, und es ist sicherlich ein glänzendes Zeugniß für seine Regsamkeit und Begadung, daß er trotzdem auch als Leiter der im Gewerbeinstitut neu gestifteten Dessinateurschule treffliche Erfolge erzielte und seinem Namen auch auf diesem Gebiete durch sein noch heute anerkanntes Lehrbuch und durch die Erfindung der Doppelwebemaschine bleibenden Ruhm verlieh.

Inmitten rastloser Amtsthätigkeit ist inzwischen die Einleitung, welche die Grundgedanken der „Tektonik" enthält, langsam ihrem Abschluß entgegen gereift und wird von Wien aus in Friedrich Förster's Zeitschrift veröffentlicht. Bötticher ist an ihr mit mehr, als mit dem üblichen Autorengefühl betheiligt: sie ist sein künstlerisches Glaubensbekenntniß, das ihm aus dem Herzen stammt, er sieht in ihr die Erfüllung seiner Lebensaufgabe und seine hier der Welt verkündeten Ideale sind ihm heilig, wie die Religion. „Ich kann sagen" — schreibt er — „daß erst der Gedanke an meine hellenische Antike und die Weltwahrheiten, die sich mir in ihr offenbart haben, ein Moment in meinem armen Leben sind, in welches ein Lichtstrahl von oben hineindämmert.... Die hellenische Welt ... ist so frisch aus Gottes Schooß entsprungen, wie Pallas Athene aus dem Haupte von Vater Zeus, und ist deshalb noch so voll von primitiver Wärme gewesen, wie ein neugeborenes Kind. Man lernt durch sie Gott vielfach besser kennen, als durch alle Exegese feuriger Theologen."

Solch' glühender Begeisterung entsprach die Aufnahme des Werkes schlecht. Sein Erscheinen gab dem principiellen Streit, der unter den Lehrern der Berliner Bauschule seit Langem entbrannt und mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. zu offenkundiger Feindseligkeit geworden war, besonders ergiebige Nahrung. Hie Antike — hie Gothik; hie Schinkel — hie Stier, war der Kampfruf. Wilhelm Stier vor Allem erblickt in „der philosophischen Speculation" Bötticher's und vollends in seiner Apotheose der Antike einen gefährlichen Irrweg. Dagegen finden Bötticher's Anschauungen in Schinkel und Ottfried Müller gewichtige Anhänger und rege Vertheidiger. — Immerhin erscheint diese Zeit, der Anfang der vierziger Jahre, als ein Höhepunkt in Bötticher's Leben, dem neben der idealen Aufgabe auch Familienglück die Weihe giebt. Schon 1833 hatte er Emilie Stier, die Cousine und ehemalige Braut Wilhelm Stier's, als Gattin heimgeführt. Ueber dieser Ehe, die späterhin ein so bedauerliches Ende nehmen sollte, strahlte in jenen Tagen ein heller Glücksstern: nach neunjähriger Frist wurde ihr „wie ein Geschenk von Himmelshöhen" ein Sohn beschert. Nicht ohne Rührung kann man die jubelnden Worte lesen, mit denen Bötticher das Ereigniß den Freunden meldet: „Ich habe erkannt, daß Gott gütig gegen mich ist, denn er hat mir ein Weib gegeben, so gut, wie ich es kaum verdiene, er hat mir ein Kind geschenkt; er hat eine Thätigkeit in mir erregt, die mich beglückt. Was will ich weiter? Ich habe der Liebe und lebe der Liebe. Ich wollte nur, daß Du [Ludwig Lohde] des Morgens eine Stunde bei mir sein könntest, wenn mein Bube aus dem Bett gelangt und in das Bad gesteckt wird, und sähest die Lust mit dem kleinen Kerl, so würdest Du mich ansehen und sagen: der Mensch hat vollauf!" — Und diesem persönlichen Glücksgefühl eint sich zugleich das Bewußtsein selbstloser, einem idealen Ziel zugewandter Schaffenskraft, jenes „reine, freie Entzücken", welches die Hingabe an „Schönes und Hohes" verleiht, wie es Goethe als die „antike Natur" Winckelmann's preist. „Erst seit Kurzem habe ich erkannt, was der Zweck des Mannes sein soll, was den Menschen glücklich macht. Laß sie laufen und rennen nach Glanz und Vornehmheit. Der einzige Adel liegt doch in der Ethik der Seele. Ein reiner Mensch, welch eine Aufgabe! — Mein Forschen in der Antike giebt mir ein inneres Glück, daß ich manchmal selbst mich wundere, wie das Forschen nach Wahrheit in einer Sache die ganze Seele stimmt und in alle ihre Tiefen eingreift. Wie hat mich die Forschung in alten Wahrheiten so sehr geläutert, daß ich, ohne es zu merken, überhaupt eine Philosophie gewonnen habe, die mich glücklich über alle Steine, die Temperament und Leben in den Weg legen, hinüberführt."

Und diese Philosophie sollte bald ernste Proben bestehen. Den ersten trüben Ton in ihre Harmonie brachte der Tod seiner beiden Geistesverwandten und Anhänger, Ottfried Müller's und Schinkel's. Sein eigenes Streben erscheint ihm nun als ein Vermächtniß dessen, „der zum Katharmos der Kunst berufen war". Dem Sturm, der sich allgemach gegen Schinkel's Kunstweise erhebt, bietet er selbst die Stirn, mit welch' rückhaltloser Begeisterung, das bezeugt am besten der Dithyrambus, welchen er der 1844 edirten ersten Abtheilung seiner Tektonik, „Dorika", vorausschickt. Der Kreis der Künstler und Fachgenossen aber verhält sich kühl und zumeist ablehnend; Anerkennung findet sein Werk vorwiegend bei den Gelehrten, besonders bei Böckh und Schelling. Dennoch bleibt auch der officielle Erfolg nicht aus: die „Dorika" und das Baumeisterexamen trugen ihm 1854 den Professortitel ein, und die „Tektonik" wird dem Lehrcursus der Bauakademie einverleibt.

Die dritte Periode in Bötticher's Leben, in der Biographie „Jahre der Reise" genannt, empfängt ihr Gepräge durch die Revolutionszeit und durch eine Wandlung seiner häuslichen Verhältnisse.

Man ist gewöhnt, in der Lebensgeschichte jeder hervorragenden Persönlichkeit jener Epoche einen mehr oder minder bedeutsamen Wiederhall der politischen Zeitstimmung der Revolutionsjahre zu vernehmen. Auch in Bötticher's Biographie fehlt ein solcher nicht, aber er ist völlig eigenartig. Daß jene Zeit einen Mann der Wissenschaft und Kunst zum ungewohnten Waffenhandwerk führte, nimmt wenig Wunder, im Allgemeinen trifft man diese freiwilligen Kämpen jedoch am häufigsten in den Reihen der Opposition, und sie kehren von dem ungewohnten Cultus des Mars in Kurzem zum angestammten Schreibtisch oder Atelier zurück. Anders Bötticher. Zweiundvierzigjährig folgt er als Rekrut den königlichen Fahnen; der Professor marschirt im November 1848 als simpler Landwehrmann des 35. Regiments nach Schlesien ab. Und nicht nur um eine flüchtige, durch die momentane Sachlage geschaffene Episode handelt es sich für ihn, sondern er studirt jetzt zur Officiersprüfung mit kaum geringerem Eifer als zuvor zum Baumeisterexamen und vertieft sich in die Geheimnisse der Taktik mit ähnlicher Aufmerksamkeit, wie in die Formensprache der Hellenen. Nachdem er im Mai 1849 in der That das Officierspatent erworben, nimmt er am Badischen Feldzug Theil und kehrt erst im October zeitweilig auf Urlaub zu den Seinen zurück. Dort hat sich inzwischen Vieles ungünstig verändert. Der häusliche Friede ist gewichen, seine Gattin, die er zuvor als junge Mutter so hoch gepriesen, ist ihm schon seit seinem Uebertritt zum Heer, den sie nicht zu würdigen weiß, innerlich halb entfremdet; auf der Bauakademie hat in seiner Abwesenheit die Richtung Stier's den Sieg errungen. — Begreiflich, daß er nicht ungern Berlin verläßt, um sich in seine Garnison, nach Magdeburg, zu begeben. — Aber der Secondelieutenant von vierundvierzig Jahren weiß dem Friedensdienst keine rechte Freude abzugewinnen; auch in Magdeburg behagt es Bötticher nicht lange, und so nimmt er 1850 seine Berliner Lehrthätigkeit wieder auf und bereitet die Gesammtausgabe der „Tektonik" vor. Beim Erscheinen der letzteren treten die principiellen Gegner und Feinde naturgemäß von Neuem in die Schranken. Die Zunft der Künstler ist zumeist gegen ihn, die Archäologen und Philologen stehen auf seiner Seite, doch auch ihnen gegenüber bleibt der Autodidakt in einer schwierigen Stellung. Das bessert sich erst, nachdem seine zahlreichen archäologischen Untersuchungen ihm mit einem ruhmvollen Namen unter den Gelehrten den Greifswalder Doctortitel honoris causa und die Ernennung zum Docenten der Berliner Universität (1854) verschafft. Schon vor dieser äußeren Sanctionirung seiner wissenschaftlichen Arbeit hatte er deren Uebergewicht über seine künstlerische Leistungsfähigkeit klar erkannt und sich entschlossen, von nun an die ganze Kraft der literarischen Thätigkeit zu widmen. So war in seinem Streben und in seinen äußeren Verhältnissen — 1855 erhielt er in ehrenvollster Weise den erbetenen Abschied vom Militär — ein Zeitpunkt ruhiger Klarheit erreicht, als häusliches Mißgeschick von Neuem Schatten auf seinen Lebensweg warf und den einst so hoffnungsfrohen Mann für lange Zeit finsterer Schwermuth zuführte. Der Unfrieden am eigenen Heerd, inzwischen durch mannigfache Verkettungen gesteigert, ward selbst durch einen schweren Schicksalsschlag, durch den Tod des einzigen Sohnes, nur vorübergehend beigelegt. Die beiden Gatten haben das Verständniß für einander verloren, eine ernste Meinungsverschiedenheit machte den Bruch vollkommen und führt nach langem Prozeß zur Scheidung. Es ist die trübste Periode in Bötticher's Leben,

und die Biographie gewinnt an dieser Stelle begreiflicher Weise den Charakter einer Anklage- und Vertheidigungsschrift, doch erscheint es zwecklos, auf diese seinerzeit in den Berliner Kreisen vielbesprochene Angelegenheit hier wiederum zurückzukommen. — Ein Jahr nach der Scheidung tritt Bötticher mit der Gattin seines verstorbenen Freundes Kopisch in eine neue Ehe, deren Glück dieser Schaffensperiode seines Lebens während dreizehn Jahren einen frohen Hintergrund bietet. Bald erwacht unter den neuen Verhältnissen die alte Arbeitskraft und Lebensfreude, die durch eine Studienreise nach Griechenland für ihn, der hier im Geiste von Anbeginn heimisch war, begreiflicher Weise einen Höhepunkt erreicht. Zwar ward dieser Aufenthalt durch eine irrthümliche Zurückberufung vorzeitig abgekürzt, doch hatte er die Untersuchungen über die Bauten der Akropolis, besonders über den Parthenon und das Erechtheion wesentlich gefördert und Bötticher's Begeisterung für die Welt der Hellenen zu neuer Arbeit beseelt. — Nach der Rückkehr beschränkt er seine officielle Thätigkeit auf die Bauakademie und auf das königliche Museum, an dem er — schon seit 1854 Directorialassistent — 1868 als Nachfolger Gerhardt's zum Director der Sculpturen- und Gipssammlung ernannt wird. Dieses Amt nimmt ihn fortan naturgemäß am meisten in Anspruch. Die Umstellung der Sculpturen nach Maßgabe der Stoffkreise, im Gegensatz zu der früheren rein historischen Anordnung, sowie die Ausarbeitung eines umfangreichen Katalogs bilden seine Hauptaufgaben; kleinere archäologische Aufsätze und die Vorbereitung für die neue Auflage der „Tektonik“ treten hinzu. So verfließt ein Decennium, reich an Arbeit, aber auch an Ehren und Genuß. Da trifft ihn abermals ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel: seine zweite Gattin wird ihm durch einen Unglücksfall nach kurzem Siechthum entrissen. Die Tage trostloser Verzweifelung nach dem Tode des Sohnes erneuern sich mit verdoppelter Gewalt, doch auch jetzt richten treue Pflichterfüllung und Arbeit den Tiefgebeugten allmälig wieder auf. Den nächsten Lichtblick gewährt die gütige Theilnahme des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der ihm einen Vortragcyclus über griechische Kunst für unseren jetzigen Kaiser und den Prinzen Heinrich überträgt; ein längerer Aufenthalt in London zur Beschaffung der Abgüsse der dortigen Antiken bietet eine willkommene Ablenkung und Stoff zu neuen Studien. — In diesen Tagen war kaum vorauszusehen, daß auch Bötticher's Thätigkeit am Museum nicht ohne Mißklänge enden sollte. Kurz nach seiner Rückkehr erschienen in der Presse heftige Angriffe, die besonders das von Bötticher angewendete Tränken der Gipsfiguren nach der Trülaff'schen Methode als den Formen schädlich bezeichneten und fernerhin an einzelnen Benennungen römischer Porträtstatuen und Büsten Anstoß nahmen. Zwar wurde das Aergerniß amtlich zur Genugthuung Bötticher's beigelegt, dennoch sah er sich zum Abschiedsgesuch veranlaßt, welches nach wiederholter Eingabe im Herbst 1875 mit ehrenvoller Anerkennung seiner Wirksamkeit genehmigt wurde. Gleichzeitig gab er auch sein Lehramt auf, um fortan nur noch seiner Wissenschaft zu leben. Aber es blieb nicht lange bei diesem Verzicht auf häusliches Glück. Der treueste Genosse seines Strebens, Ludwig Lohde, war in dem gleichen Jahre gestorben, in welchem Bötticher aus dem äußeren Wirkungskreise schied, und seine Wittwe, dem Freund ihres Gatten durch gleiches Empfinden und gleiche Vereinsamung näher geführt, reichte Bötticher im Februar 1877 die Hand zum Ehebund. Mit ihm beginnt für Bötticher noch an der Schwelle des Alters eine sonnige Zeit. Mit der neuen Lebensgefährtin betritt er nochmals den geweihten Boden von Italien und Hellas und vermag sein Hauptwerk in verjüngter Gestalt zum Abschluß zu bringen. Dann folgt nach einigen trüben Jahren, in denen er, „dem Sehen Leben hieß“, den Verlust des Augenlichts fürchten muß, ein Decennium friedlichen, ungetrübten Daseins, dem erregten Treiben der Außenwelt abgewandt, aber in traulicher Geselligkeit, inmitten eines kleinen Freundeskreises, mit eifrigem receptivem Antheil an den Kunstschöpfungen unserer Tage. Am 8. Juni 1889 rafft ein kurzes Leiden den Dreiundachtzigjährigen dahin. —

Bötticher's Bedeutung für die Kunstgeschichte und Aesthetik bedarf noch eingehender Würdigung. Den ersten Beitrag zu einer solchen hat in dankenswerther Weise Baurath Blankenstein in einer vor Kurzem erschienenen Broschüre gemacht. Die Gattin wollte in ihrer pietätvollen Schrift nur die Persönlichkeit Bötticher's zeichnen und daß dies Bild des Anziehenden genug bietet, dürfte schon die obige knappe Lebensskizze erweisen. Bötticher hat, wie in seinen Mannesjahren, so auch im Greisenalter viele Gegner gehabt und in dieser von ihm selbst vorbereiteten Biographie klingt ein Ton bitterer Resignation nicht selten leise an. Er selbst schrieb in seinen letzten Lebenstagen, so „süß und köstlich mir die Erinnerung an Vergangenes ist . . . noch einmal möchte ich doch nicht wieder geboren werden“. — Dennoch spricht aus dieser Biographie bei allem Trüben und Absonderlichen, das sie feinfühlend bald verhüllt, ein Idealismus, eine durch die rückhaltlose Hingabe an den Geist der Antike geweihte Begeisterung und Erhebung, die selten geworden ist unter den Forschern unserer Tage. In diesem Sinne zeigt auch die Geschichte seines Lebens Bötticher als einen stammverwandten Nachfolger Winckelmann's, als einen „nachgeborenen Hellenen“ und führt ihn der Schaar derer zu, von denen er selbst einmal sagte: „sie gleichen den Geistern einer vergangenen Welt, die aus Liebe zur Natur und der Menschheit nach langen Zeiten des Todtenschlummers wieder einmal die alten geliebten Schöpfungen ihrer Thätigkeit und Kunst wieder zu schauen und wieder zu genießen kommen.“ Wenn die psychologische Charakteristik dieser seltenen Persönlichkeiten so verständniß- und liebevoll versucht wird, wie in dieser Biographie, so dürfte die wehmüthige Klage, die Bötticher hinzufügt: „aber eben wie Gestalten einer anderen Welt gafft sie die Menge erstaunt, aber theilnahmlos an“ der Berechtigung mehr und mehr entbehren!

Dr. Alfred Gotthold Meyer.

Bücherbesprechungen.

B. K. Die Hohenzollern unter der Fahne des evangelischen Glaubens und der volksfreundlichen Socialreform. Von Julius Werner. Leipzig, 1890. Karl Braun. 1 ℳ. — Man könnte die in patriotisch-begeistertem Sinne abgefaßte Schrift als eine kurze, aber durchaus zutreffende Erklärung zu der Behauptung bezeichnen, daß Preußens Könige zu allen Zeiten das gewesen sind, was wir jetzt socialreformatorisch nennen, d. h. daß sie ihren besonderen Ruhm auch darin gesucht haben, Nothstände und Uebelstände des Volkslebens namentlich auch in den niederen Schichten zu erkennen und zu heben, soweit sie vermocht haben. So hat der große Kurfürst gewirkt durch seine Canalbauten und seine Schutzzölle, so der erste König von Preußen durch seine weitgreifende Fürsorge für allerhand Industrie und Colonisation, auf welchem Gebiet Friedrich der Große durchaus in seinen Bahnen wandelte, ja Friedrich Wilhelm III. durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Beförderung der Städte-Freiheiten und Gründung des Zollvereins. Und was die Kaiser aus dem Hohenzollernhause socialpolitisch gewirkt haben, das ist in Aller Munde. Daneben stellt der Verfasser die Zeugnisse von der evangelischen Bekenntnißtreue fast aller dieser Herrscher. So erwartet er denn von der socialen Monarchie die Rettung Deutschlands aus socialer Noth, und soll diese Rettung kommen, so ist sie gewiß auch von keiner anderen Seite zu erwarten, wenn auch vielleicht nach schweren Kämpfen. Besonders wohlthuend ist des Verfassers gerechtes Urtheil über den vielverkannten Friedrich Wilhelm IV., diesen geistvollsten und am wenigsten mit Erfolg gesegneten Fürsten aus dem berühmten Herrscherhause.

B. K. Schriften für das evangelische Volk Nr. 13—15. Der evangelische Bund von Dr. L. Mertens, Oberlehrer in Elberfeld. Ist der evangelische Bund ein Friedensstörer? von Dr. Ragge, Hofprediger in Potsdam. Die Versammlungen deutscher Katholiken im Lichte ihrer eignen Presse. Barmen, Klein. Je 10 ₰. — Im ersten Hefte wird die Daseinsberechtigung des evangelischen Bundes neben Gustav-Adolf-Verein und Verein für Reformationsgeschichte eigentlich mehr behauptet, als bewiesen. Daß römische Irrthümer bekämpft werden müssen, versteht sich von selbst. Das geschieht durch evangelische Theologie und evangelische Predigt. Es tritt nicht klar hervor, mit welchen Mitteln der evangelische Bund als berechtigter Mitstreiter zu kämpfen gedenkt. Das zweite Heft ist die vierte Widerlegung des Fuldaer Hirtenbriefes, die uns zu Gesichte kommt, und er ist nun wohl gründlich widerlegt. Das dritte Heft liefert eine Reihe von Pröbchen aus der großen und aus der kleinen ultramontanen Presse insbesondere über die Katholikentage, hauptsächlich aber aus den wuchtigen Artikeln, mit welchen Sigl's Bayrisches Vaterland gegen jene zu Felde gezogen ist.

— Deutsche Aufsätze. Für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, sowie für Volks-, Bürger- und Mittelschulen. Von Karl Jul. Krumbach, Oberlehrer. I. Bändchen: Erzählungen, 188 S. II. Bändchen: Beschreibungen und Schilderungen, 184 S. Leipzig, 1890, bei B. G. Teubner. Preis des Bändchens 1 ℳ 60 ₰. — Theoretische Anweisungen für den Unterricht im Deutschen giebt es in Menge; vollends an Aufgabensammlungen und Entwürfen ist kein Mangel. Darum war es ein guter Gedanke, einmal nur ausgeführte Arbeiten darzubieten, die entweder als Dictate oder als Muster im Anschluß an die Zurückgabe der Hefte oder als Grundlage für die Vorbesprechung Verwendung finden sollen. Die Stoffe sind natürlich zum guten Theile alte Bekannte, aber die Form ist überall selbständig und verräth die Herkunft aus der Schule für den Kenner durch manche Einzelheit. Der Verfasser hat sehr gesunde pädagogische Grundsätze, wie sich aus den schlichten Vorbemerkungen (nur 5 Seiten) ergiebt. Nur zwei Sätze seien dafür zum Beweise angeführt: „Es ist leichter, Fehler zu verhüten, als sie erst später zu verbessern." So oft auch in letzter Zeit schon gewarnt worden ist vor den sogenannten Mausefallen-Aufgaben, die darauf auszugehen scheinen, den Schüler erst zu Fehlern zu verlocken, um sie ihm dann gehörig ankreiden zu können — verbannt aus dem Schulleben sind sie noch lange nicht, und Mancher mag es sich hier von Neuem sagen lassen, daß die schriftlichen Arbeiten nicht etwa dem Zwecke dienen, durch die Fehlerzahl und die dadurch bestimmte Censur dem Lehrer Anhaltspunkte für das Halbjahrszeugniß zu geben, sondern daß sie bestimmt sind zur Einprägung und Einübung des Guten und Richtigen und daß der Fleiß des Lehrers sich weit besser an den vermiedenen, als an den angekreuzten und angestrichenen Fehlern ermessen läßt. Das ist das Erste; wichtiger noch ist das Zweite. „Redend sollen die Schüler den Stil erlernen, nicht schreibend." Wie nett und anmuthig plaudern begabte Kinder im ersten und zweiten Schuljahre, und wie muffig und wortfaul werden sie oft später! Da können und sollen vor Allem die deutschen Stunden helfen, und Krumbach's Aufsätze, richtig verwerthet, können ein äußerst brauchbares Hilfsmittel für einfache Sprechübungen werden. Dem Stoffe nach reichen die vorliegenden ersten beiden Bändchen etwa bis zur Quarta der Gymnasien (einschließlich). Vier weitere werden in Aussicht gestellt und sollen Briefe und Schilderngen von Zeiten und Festen (III), Inhaltswiedergaben und Biographien (IV), Fabeln, Nachbildungen, Vergleichungen (V) und Dictate (VI) bringen. Die Sprache ist schlicht und einfach, aber frisch und lebendig; nur ein paar kleine Ausstellungen habe ich zu machen. Zur Verbreitung der langstieligen Modepräposition seitens an Stelle des schlichten von sollte der Lehrer des Deutschen nicht beitragen (S. 4 beim Vorlesen seitens des Schülers, S. 5 solche Unterstützung seitens des Lehrers). Ferner: der Unterschied des persönlichen Fürworts der ersten Person im zweiten Falle der Mehrzahl (unser) und des besitzanzeigenden Fürwortes (unserer) ist glücklicherweise noch nicht ganz verwischt, und der Lehrer muß ihn meines Bedünkens so lange wie möglich festhalten, darf also nicht selbst schreiben wie S. 14: Wer wird sich unserer erbarmen? — Noch ein kleines Bedenken! Im ersten Bändchen überwiegen für meinen Geschmack die moralischen Erzählungen zu sehr. „Lob und Verherrlichung trefflicher Männer, zu denen die Knaben bewundernd emporschauen" ist ja gewiß sehr schön und gut; aber man darf nicht zu dick damit kommen. In gescheidten Jungen erwacht gar früh die Spottlust, wenn sie so mit Seelengröße und Edelmuth gefüttert werden, und wenn in der Zwischenstunde dann erst Ausdrücke wie „dockig" oder „ledern" fallen, so wird nicht blos der Zweck des Unterrichts in Frage gestellt, sondern sogar mehr geschadet, als genützt. Aber die Auswahl ist so außerordentlich reich, daß der Lehrer dieser Ueberfütterung mit Moral recht leicht aus dem Wege gehen kann. Wir empfehlen die Büchlein, die in Druck und Ausstattung des Teubner'schen Verlags durchaus würdig sind, allen Fachgenossen zu fleißiger Benutzung und werden die kommenden Bändchen ebenfalls herzlich willkommen heißen. R. B.

K—d. Guttentag'sche Sammlung deutscher Reichsgesetze. Nr. 4: Allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch nebst Einführungs- und Ergänzungsgesetzen ꝛc. Herausgegeben von F. Litthauer, Rechtsanwalt. 7. Aufl. (2 ℳ) — Nr. 9a: Sammlung kleinerer privatrechtlicher Reichsgesetze. Ergänzungsband zu den im J. Guttentag'schen Verlage erschienenen Einzelausgaben deutscher Reichsgesetze. Von F. Bierhaus, Oberlandesgerichtsrath. (2 ℳ 25 ₰) Textausgaben mit Anmerkungen und Sachregistern. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1890. — Die Ausgabe des Handelsgesetzbuchs bringt dieses mit Ausschluß des Seerechts, daneben die Einführungsgesetze für Preußen, Sachsen, Frankfurt, Homburg und Bayern, als Ergänzungsgesetze die Reichsgesetze über die vertragsmäßigen Zinsen, über die Inhaberpapiere mit Prämien, über Markenschutz, über das Urheberrecht an Mustern und Modellen und endlich über die Commanditgesellschaften auf Actien und Actiengesellschaften. Weshalb das Reichsgesetz über die Löschung nicht mehr bestehender Firmen und Procuren im Handelsregister hier ausgeschlossen und in die an zweiter Stelle erwähnte Sammlung kleinerer Gesetze verwiesen ist, wird nicht begründet; es dürfte dies sachlich nicht gerechtfertigt sein. Die Bemerkungen geben einzelne Entscheidungen der obersten Reichsgerichte, sowie Stellen aus den Begründungen wieder. In einem besonderen Anhange werden die Entscheidungen über die Stellung der Agenten und über Natur und Wirkungen des kaufmännischen Contocurrentverhältnisses gebracht; ob eine Textausgabe die geeignete Stelle für eine solche Uebersicht sei, ist wohl zu verneinen; die Uebersicht kann ja auch nur einseitig sein. Die an zweiter Stelle erwähnte Sammlung privatrechtlicher Gesetze beschränkt sich auf die Wiedergabe solcher Gesetze, welche nicht als Einzelausgaben in der Guttentag'schen Sammlung veröffentlicht sind; daß sie infolge dessen lückenhaft und unübersichtlich erscheint, ist eine nothwendige Folge; diesem Mangel wird auch nicht durch den Hinweis auf die bereits erschienenen Guttentag'schen Einzelausgaben abgeholfen. Die im Verlage von Veit & Comp. erschienene Sehling'sche Sammlung der Reichsgesetze civilrechtlichen Inhalts, welche ebenfalls gewisse Gruppen von Reichsgesetzen ausscheidet, giebt doch das Uebrige in vollem Zusammenhange, sodaß sie neben allen ähnlichen Veröffentlichungen gebraucht werden kann und nicht blos neben denen eines Verlages, daß sie in der Gesammtheit wissenschaftlich zu benutzen ist. In der Bierhaus'schen Sammlung sind übrigens einige Gesetze (z. B. das Haftpflichtgesetz) mit ausführlicheren, besonders für den praktischen Gebrauch bestimmten Bemerkungen versehen, die für sich betrachtet ihren Zweck voll erfüllen. Wegen der bereits bekannten Handlichkeit und Ausstattung der Guttentag'schen Ausgaben ist nichts weiter zu erwähnen.

L. — Der „Erste Schlesische Krieg". 1740—1742. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erster Band: Die Besetzung Schlesiens und die Schlacht bei Mollwitz. Berlin 1890. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 16 ℳ — Die breite Grundlage dieses kriegsgeschichtlichen Werkes läßt eine ungewöhnliche Größe seines Aufbaues und, hiermit verbunden, eine Preishöhe erwarten, welche auf manchen minder bemittelten Kauflustigen einschüchternd wirken dürfte. Nichtsdestoweniger möchten wir von dieser Gründlichkeit auch nicht ein Wort vermissen, sie erscheint uns unentbehrlich bei einem Werke, welches, wie das vorliegende, als Muster der Kriegsgeschichtsschreibung dienen soll und wird. Es ist behauptet worden, daß der Berufsofficier von heute aus einer Beschreibung der Feldzüge Friedrich's des Großen nur wenig lernen könne, weil inzwischen die Taktik eine völlig andere geworden sei. Wir können dieser Ansicht nicht beipflichten. Der Kriegskunst dienen außer der Taktik noch viele andere Wissenschaften, und diese, sowie die Bedürftigkeit des Heeres, die Menschennatur des Soldaten, die Zeit- und Raumgrößen, der Zufall und die Reibungen in der Befehlsführung sind noch jetzt dieselben wie vor 150 Jahren. Die Lehren des großen königlichen Feldherrn sind von solcher Bedeutung, daß sie wohl auch noch den Strategen der Zukunft als Muster dienen werden. Wir haben das mit vollendeter Meisterschaft geschriebene Buch mit dem höchsten Interesse durchstudirt und zweifeln nicht daran, daß die in demselben gebotene Belehrung Tausenden von deutschen Officieren hoch willkommen sein wird.

L.— Der Zug der Engländer gegen Kopenhagen im Frühjahr 1801. Ein Wort zur Anregung über die Bedeutung der Flotte. Von v. Boguslawski, Generalmajor und Commandeur der 21. Infanterie-Brigade. Berlin 1890. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1 ℳ — Der Herr Verfasser schildert in überaus fesselnder Weise die Seeschlacht vor Kopenhagen (2. April 1801) und knüpft daran Betrachtungen politischer und militärischer Natur, welche hauptsächlich wohl dazu dienen sollen, in dem deutschen Leser Verständniß und Interesse für unsere Kriegsflotte zu erwecken. Möchte es ihm gelingen, die berufenen Stimmführer unseres Volkes ebenso für seine Ansicht zu gewinnen, wie er uns von deren Richtigkeit überzeugt hat.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 99. Dienstag, den 19. August. 1890.

Der Uebergang von der Republik zum Kaiserthum.

Von H. A. Taine.

III. (Schluß.)

Betrachten wir den Plan des Schöpfers und seine Vorstellungen von der Gesellschaft näher, die sich in diesem Augenblick unter seinen Händen neubildet. Alle großen Züge des Planes stehen in seinem Geist von vornherein fest, denn sie haften diesem durch die Art seiner Erziehung und seines Instincts an. Infolge seines despotischen Instincts und seiner classischen, lateinischen Schulung faßt der Meister die Menschenvereinigung nicht vom modernen, germanischen, christlichen Standpunkt auf, nicht als ein Zusammenwirken von unten ausgehender Initiativen, sondern in der Weise des Alterthums, der Heiden, der Romanen: als eine Stufenleiter von oben eingesetzter Obrigkeiten. Seinen bürgerlichen Einrichtungen drückte er seinen Stempel, den militärischen, auf. Er baut daher eine ungeheure Caserne, in der er zunächst 30 Millionen Männer, Frauen und Kinder unterbringt; später dehnt er sie von Hamburg bis Rom aus und fügt 42 Millionen Insassen hinzu. Wohlgemerkt, das Gebäude ist schön und in einer neuen Bauart aufgeführt. Vergleichen wir es mit den europäischen Nachbargesellschaften, namentlich aber mit dem vorrevolutionären Frankreich, so bietet sich uns ein lebhafter Gegensatz dar. Ueberall sehen wir den Staatsbau als Zusammensetzung von mehreren, zu unterscheidenden Gebäuden: Provinzen, Städte, Herrschaftsgüter, Kirchen, Universitäten, Corporationen. Jedes dieser Gebäude war ursprünglich ein mehr oder minder alleinstehendes Wohnhaus mit geschlossener Einfriedigung und abgesondert lebender Einwohnerschaft. Allmälig wurden die Umschließungen rissig und stürzten ein oder mußten gesprengt werden. Bald entstanden zwischen den vereinzelten Häusern Wege, dann Anknüpfungspunkte und schließlich fanden sich die zerstreuten Gebäude zu Verbindungen zusammen und fügten sich dem großen Mittelbau als Seitenflügel an. Aber der Zusammenhang ist kein allzu inniger, die Verkittung bleibt völlig sichtbar, die Einverleibung unvollständig, die neue Abhängigkeit hat die Spuren der alten Unabhängigkeit keineswegs verwischt. Jedes der Gebäude ruht noch immer auf seinen eigenen, ursprünglichen Grundlagen, die Hauptumrisse haben sich nicht verändert und bei manchem ist auch der einstige Rohbau noch deutlich erkennbar. So z. B. merkte man kurz vor 1789 noch recht gut, daß ehemals Languedoc und die Bretagne souveräne Staaten, Straßburg eine unabhängige Stadt, der Bischof von Mende und die Aebtissin von Remiremont selbstherrliche Fürsten waren. Einst war jeder weltliche und jeder geistliche Gutsbesitzer auf seinem Grundeigenthum unabhängiger Herrscher und er behielt einige Ueberbleibsel der früheren Machtvollkommenheit bis zur Revolution. Kurz, wir erblicken in einem Staate tausende kleiner Staaten zwar einverleibt, aber nicht angeeignet; jeder hat seine Grundgesetze, sein Gewohnheits- und Civilrecht, seine Maße und Gewichte, manche erfreuen sich besonderer Freiheiten und Vorrechte, einige sogar einer eigenen Rechtspflege und Verwaltung, eigener Steuern und Zölle. Sie alle gleichen ehemaligen Feudal-, Municipal- oder Provinzialfestungen, die mehr oder minder geschleift sind, deren alte Grundmauern aber noch stolz dastehen auf dem seither national gewordenen Boden. Es kann kaum etwas Unregelmäßigeres geben als die so entstandene Gesammtheit. Genau genommen, ist es gar keine Gesammtheit, sondern eine Anhäufung. Von einem bestimmten Plan — sei es ein guter oder ein schlechter — läßt sich keine Spur entdecken. Es sind die denkbar verschiedensten Bauarten aus den verschiedensten Zeiten zur Anwendung gekommen: bei den Bisthümern z. B. der römische Stil des vierten Jahrhunderts, bei den Herrschaftsgütern der gothische des neunten. Ein Flügel stammt von den Capetingern, ein anderer von den Valois her, und jeder trägt das Gepräge seiner Zeit. Und das kann nicht wundernehmen, denn jeder ist ursprünglich vereinzelt erbaut worden, ohne Rücksicht auf die übrigen, lediglich in Gemäßheit eines bestimmten dringlichen Zwecks und im Hindlick auf die Anforderungen des Ortes und die Bedürfnisse der Zeit. Als sich später die Umstände änderten, mußte das Gebäude sich anderen Aufgaben anpassen. Diese Umwandlnng wiederholte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert — unter Philipp dem Schönen, unter Ludwig XI., unter Franz I., unter Richelieu, unter Ludwig XIV. —, ohne jedoch zu einer völligen Zerstörung zu führen. Es handelte sich immer nur um theilweises Niederreißen und Umbauen, sodaß die Umgestaltung die Erhaltung nicht ausschloß; die neuen Bedürfnisse verbanden sich mit den alten Gewohnheiten, die Arbeit des lebenden Geschlechts vereinigte sich mit der des verflossenen. Und was den großen Mittelbau, die Landesherrlichkeit, selbst betrifft, so ist derselbe nur ein Bollwerk aus dem zehnten Jahrhundert, ein militärischer Thurm, dessen steinernes Gehege sich so lange ausgedehnt hat, bis es das ganze Gebiet einfriedigte; die anderen Gebäude sind ihm mehr oder minder einverleibt und gleichsam seine Verlängerung geworden. Ein derartiges Gewirr von durch so viele Verstümmelungen, Hinzufügungen und Ausbesserungen entstellten Bauten, ein solches buntes, aus so zahlreichen und grundverschiedenen Elementen bestehendes Gemisch kann nur von Geschichtskundigen und Alterthumsforschern begriffen werden; die vorübergehenden Alltagsmenschen halten es für widersinnig; es erregt auch Anstoß bei der denkenden Vernunft, welche in der Baukunst — der gesellschaftlichen wie der anderen — nichts von Unordnung wissen will, Grundsätze aufstellt, Schlußfolgerungen zieht und von jedem Werke fordert, daß es die planvolle Anwendung eines einfachen Gedankens sei. Allein nicht nur der gute Geschmack hat allen Grund, sich verletzt zu fühlen; auch der gesunde Verstand — und das ist weit schlimmer — lehnt sich oft auf, denn in der praktischen Wirklichkeit erfüllt der Bau seinen Zweck nicht; er soll nämlich von Menschen bewohnt werden, ist aber in vielen Ländern fast unbewohnbar. Infolge seines hohen Alters hat er sich überlebt und kann nicht mehr den herrschenden Sitten angepaßt werden. Vortrefflich für das einstige feudale Kampf- und Einzelleben, ist er für das moderne friedliche Zusammenleben unbrauchbar. Die neuentstandenen Rechte haben neben den alten nicht genügenden Raum gefunden. Die Umgestaltung ist nicht weitgehend genug gewesen oder sie hat sich in verkehrter Weise vollzogen und wird daher unbequem und schädlich, indem sie zur Folge hat, daß die nützlichen Leute schlecht, die unnützen gut wohnen, daß die Erhaltungskosten zu hoch sind und daß die große Mehrheit der Insassen ärgerlich oder unzufrieden ist.

Namentlich in Frankreich sind seit einem Jahrhundert die schönen Wohnungen im ersten Stockwerk, besonders die des Königs, zu hoch, zu umfangreich, zu prachtvoll und zu theuer. Sie haben seit Ludwig XIV. fast unmerklich aufgehört, Regierungs- und Geschäftsräume zu sein, und sind durch ihre Einrichtung und Ausschmückung zu Prunk- und Conversationssälen geworden, deren Besucher sich in Ermangelung einer anderen Beschäftigung damit unterhalten, über die Baukunst zu plaudern und auf dem Papier den Plan eines Phantasiegebäudes zu entwerfen, in welchem alle Welt sich wohlbefinden würde. Mittlerweile aber befindet sich unter ihnen in dem vorhandenen Bau alle Welt schlecht: das Bürgerthum in seinen kleinen, engen Wohnungen im Halbstock, das arme Volk in den feuchten, niedrigen Löchern des Erdgeschosses und den licht- und luftlosen Kellerhöhlen. Zahlreiche Landstreicher und Bummler sind noch schlimmer daran: da sie kein Obdach haben, müssen sie unter freiem Himmel schlafen, und da sie keine Rücksichten zu nehmen brauchen, sind sie geneigt, sich gegen Alles zu wenden, Alles niederzuschlagen. So beginnt denn unter dem doppelten Anstoß des Aufruhrs und der Theorie der Einsturz des Gebäudes und man läßt der Zerstörungswuth so lange die Zügel schießen, bis von demselben nichts übrig bleibt als die leere Baustelle. Auf dem wieder freigewordenen Platze erhebt sich das neue Gebäude, welches sowohl durch seine Geschichte als durch seine bauliche Beschaffenheit von allen anderen abweicht. In weniger als zehn Jahren taucht es aus der Erde empor, entwickelt es sich und gelangt es zur Vollendung, und zwar nach einem von vornherein endgiltig und vollständig festgestellten Plan. Wir sehen da ein großartiges, prachtvolles, ungeheures Hauptgebäude, das unter seinem Dach sämmtliche Dienstzweige beherbergt; außer den allgemeinen und nationalen Diensten, welche Sache der öffentlichen Gewalt sind, sind daselbst die localen und besonderen Zweige untergebracht, die nicht zu ihr gehören: Cultus, Unterricht, Wohlthätigkeit, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Angelegenheiten der Departements und der Gemeinden, — Alles und Jedes in besanderen Abtheilungen. Sämmtliche Abtheilungen sind gleichmäßig vertheilt und angeordnet; sie bilden einen Kreis rings um den herrlichen Mittelbau, mit dem jede durch eine Klingel verbunden ist. Sobald diese ertönt, wird der Wiederhall in allen Unterabtheilungen hörbar und sofort setzt sich der ganze Dienstzweig — von den höchsten bis zu den niedrigsten Beamten — in Bewegung. Hinsichtlich der Raschheit, Genauigkeit, Gleichordnung und Bequemlichkeit der Arbeit läßt die Einrichtung nichts zu wünschen übrig. Auch den Angestellten und Stellenwerbern jeder Classe und jeden Grades bietet das neue System große Vortheile und Anziehungspunkte: die Sprossen der Stufenleiter sind nicht zu sehr von einander entfernt, das Erklimmen ist ziemlich leicht und Jedermann gestattet, selbst dem kleinsten Beamten ist der Gipfel zugänglich. Auf dem das ganze Gebäude umgebenden Corridor befinden sich zahlreiche Zugänge zu breiten, hellerleuchteten Freitreppen, die Jedermann ersteigen darf; wer die oberen Stockwerke erreichen will, muß diese große Treppe benutzen, denn geheime und private Treppen sind ebensa wenig vorhanden wie versteckte Gänge oder Nebenthüren. Das ganze zahlreiche Personal setzt sich, übersichtlich geordnet, in geradlinige Bewegung und jeder Mann schreitet der regelrechten Reihenfolge nach aufwärts. In keinem andern Lande Europas sind die Menschen so gut eingerahmt wie hier und nirgends sind die Rahmen so einfach, so umfassend und so sehr dem Auge wie dem logischen Geist wahlgefällig. Das Gebäude, in welchem die Franzosen nunmehr leben, ist van unten bis oben, von außen und innen, in seiner Gesammtheit wie in seinen Einzelheiten überaus regelmäßig erbaut. Die Stockwerke liegen in vollkommener Symmetrie über einander; die einander gegenüber befindlichen Massen halten sich die Wage; alle Linien und Formen, alle Größen- und Maßverhältnisse, der ganze Druck und die ganze Widerstandsfähigkeit wirken durch ihre gegenseitige Abhängigkeit zusammen zur Erzielung einer Harmonie und zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts. In dieser Hinsicht ist das System classisch. Es gehört einer Gruppe von Werken an, die derselbe Geist nach demselben Verfahren seit hundertfünfzig Jahren in Europa hervorgebracht hat. In baulicher Beziehung bilden Seitenstücke dazu die Werke Mansart's, Le Nôtre's und ihrer Nachfolger, von den Gebäuden und Gärten in Versailles bis zur Madeleinekirche und der Rivolistraße in Paris. In geistiger Hinsicht stehen in der gleichen Reihe die Literaturformen des 17. und 18. Jahrhunderts, die schöne, rednerische Prosa, die schwungvolle, „correcte" Poesie, namentlich die epische und die tragische Dichtung mit Einschluß der Trauerspiele und Heldengedichte, die man noch um 1810 herum fabrikmäßig erzeugte. Dieser Kunst- und Literaturrichtung entspricht im Staats- und Gesellschaftswesen das napoleonische Regierungssystem, denn es entspringt derselben Geistesrichtung. Es sind ihm zwar vier Verfassungen der gleichen Schule vorhergegangen, aber während dieselben nur auf dem Papier Stand hielten, zeigt sich die neue auch der Wirklichkeit gewachsen. Zum ersten Male in der neueren Geschichte erweist sich eine von der Vernunft geschaffene Gesellschaft als tüchtig. Das moderne Frankreich ist somit das Meisterstück des classischen Geistes.

Freilich, wenn man bis ins Alterthum zurückgeht, begegnet man im Zeitalter Diokletian's und Konstantin's einem anderen Denkmal, dessen ebenso regelmäßiger Bau noch größere Grundmaßstäbe aufweist, denn es steht eben auf dem heimischen Baden und in der heimischen Luft des classischen Geistes. Das Menschenmaterial, noch entkräfteter und noch besser vorbereitet als später in Frankreich, befand sich in dem erforderlichen Zustand. Auch damals war die anordnende Vernunft an der Arbeit, zu vereinfachen, um abzuleiten; auch damals sah sie aon den alten Gewohnheiten und den örtlichen Verschiedenheiten ab, faßte den Menschen nur als solchen auf, behandelte die Individuen als Einheiten und die Völker als Gesammtheiten, brachte sämmtliche Sonderleben gewaltsam in allgemeine Rahmen und gefiel sich darin, Verfassungen, Gesetze und Verwaltungseinrichtungen mit Reißfeder, Winkelmaß und Compaß zu schaffen. Die Geistesrichtung, die Begabung und das Verfahren des altrömischen Baumeisters, sowie dessen Ziele, Hilfsquellen und Durchführungsmittel sind sa ziemlich dieselben wie bei seinem modernen französischen Nachfolger. Die Verhältnisse waren im damaligen Rom fast dieselben und dies gilt auch von der Vorgeschichte Roms. Seit Augustus hatten die Römer die unumschränkte Monarchie, seit den Antoninen die Centralisirung der Verwaltung; die früheren nationalen und municipalen Gemeinwesen waren beseitigt, jede gemeinsame Thätigkeit hörte auf oder wurde stark eingedämmt, aller Localpatriotismus siechte langsam dahin, die Initiative der Einzelwesen nahm fortwährend ab, hundert Millionen Menschen wurden unter der überwältigenden Einmischung, Leitung und Bevormundung des Staates immer abgesonderter und unthätiger. Trotz großen Gedeihens und Friedens im Innern barg sich unter dem Anschein von Einigkeit, Stärke und Gesundheit die Schwäche und, wie in Frankreich kurz vor 1789, die nahe Auflösung. Bald erfolgte denn auch, wie in Frankreich nach 1789, der vollständige Einsturz, nicht von unten und durch das Volk, sondern von oben und durch das Heer. Das Unglück war noch größer als in Frankreich, denn fünfzig Jahre lang dauerten die Zügellosigkeiten, die Bürgerkriege, die örtlichen Usurpationen, die vorübergehenden Schreckensherrschaften, die Empörungen in den Städten, die Bauernaufstände, die Räubereien, die feindlichen Grenzeinfälle, die Hungersnoth, und die Landwirthschaft wie die anderen nützlichen Haupterwerbszweige gingen derart zu Grunde, das öffentliche wie das private Capital verringerten sich so sehr und so viele Menschen fielen der Vernichtung anheim, daß die Bevölkerung binnen zwanzig Jahren sich um die Hälfte verminderte. Endlich wurde, wie nach 1799 in Frankreich, die Ordnung wiederhergestellt, zwar langsamer, aber mit denselben Mitteln, durch die Armee und die Dictatur, und zwar von den rauhen Händen einiger großer militärischer Emporkömmlinge — Pannonier oder Dalmatiner, Bonapartes aus Syrmien oder Skutari —, Kindern eines neuen Geschlechts, Glücksrittern von unentwegter Thatkraft, Söhnen ihrer Werke; der letzte von ihnen, Diokletian, ist, wie Napoleon, zugleich Wiederhersteller und Neuerer. Diese Männer sind, gleich Bonaparte, von tüchtigen Hilfskräften für den Civildienst umgeben, von einem Stabe erfahrener Verwalter und trefflicher Rechtskundiger, lauter Praktiker, Staatsmänner, Geschäftskenner, dabei hochgebildete Logiker und Philosophen, durchdrungen von dem doppelten Regierungs- und Menschheitsgedanken, den die griechische Forschung und die römische Praxis seit drei Jahrhunderten lehren, zu gleicher Zeit Anhänger der Gleichheit und der Autorität, geneigt, einerseits die Befugnisse des Staates und die Allmacht des Fürsten zu übertreiben, andererseits das Naturrecht an die Stellung des Satzungsrechtes zu setzen, die Vernunft und die Billigkeit dem Herkommen und der Gewahnheit vorzuziehen, dem Menschen seine Würde wieder zu geben, die Lage der Sklaven, der Provinzbewohner, der Schuldner, der Bastarde, der Frauen, der Kinder zu verbessern und allen niedriggestellten, ausländischen und degradirten Personen, die durch

die früheren Verfassungen von der Familie oder dem Stadtwesen ausgeschlossen waren, die Rückkehr in die menschliche Gemeinschaft zu gestatten. In dem politischen, gesetzgeberischen und rechtlichen Werk, das sich von Diokletian bis Konstantin und selbst bis in die Zeit nach Theodosius hinein erstreckte, konnte Napoleon alle Hauptumrisse seiner eigenen Reformen finden: als Grundlage die Oberherrschaft des Volkes; dann die bedingungslose Uebertragung der gesammten Volksrechte an einen einzigen Mann; scheinbare Uebertragung dieser Allmacht durch die freie Wahl der Bürger, in Wirklichkeit durch den Willen des Heeres; Schutzlosigkeit gegen etwaige Willkür des Fürsten; Bezeichnung, Adoption und Einschulung seines Nachfolgers durch den Herrscher; Ernennung aller örtlichen Behörden und Obrigkeiten von oben; Bevormundung der Städte; Berechtigung sämmtlicher Unterthanen zum Tragen des Bürgertitels; Erniedrigung aller Bürger zu bloßen Steuerzahlern und Verwaltungsobjecten; Einrichtung einer hunderttausendarmigen Verwaltung, die alle Dienstzweige auf sich nimmt, auch den öffentlichen Unterricht, die öffentliche Wohlthätigkeit, die allgemeine Ernährung, die Regelung des Gottesdienstes; sorgfältige Anordnung, Eintheilung und Abgrenzung aller Dienstzweige, damit sie einander zwar ergänzen, aber nicht einer ins Gebiet des andern übergreife; Vertheilung einer ungeheuren Stufenleiter von fortwährend marschbereiten, versetzbaren Beamten über eine Fläche von 180000 Quadratmeilen; Unterwerfung zahlreicher nach Sprache und Wesen grundverschiedener Völker — Syrier, Aegypter, Numidier, Spanier, Gallier, Bretonen, Germanen, Griechen, Italiener 2c. — unter dasselbe gleichartige Verwaltungssystem; geometrische Zerstückelung des Reiches, als wäre es ein Damenbrett, in 100—120 kleine Proainzen; Zergliederung der alten Nationen oder Staaten in der Absicht, die natürlichen, freiwilligen, lebensfähigen Gruppen dauernd unmöglich zu machen; jede fünfzehn Jahre genaue Katastralvermessungen behufs richtiger Ausschreibung der Grundsteuern; Bestimmung einer afficiellen, allgemeinen, Landessprache und einer Staatsreligion; ein planmäßiges, aollständiges, zur Gängelung des Priaatlebens trefflich geeignetes Gesetzbuch, eine Art Moralgeometrie, deren logisch verknüpfte Lehrsätze sich an die Begriffe und Grundsätze der abstracten Rechtspflege klammern; eine Stufenleiter von auf einander folgenden Chargen, die Jedermann von der ersten bis zur letzten Sprosse erklimmen darf; aufsteigende Adelstitel in Verbindung mit aufsteigenden Würden; „spectabiles", „illustres", „clarissimi", „perfectissimi" als Seitenstücke zu den Baronen, Grafen, Herzögen und Fürsten Napoleon's; eine so unbeschränkte Möglichkeit des Emporkommens und Freiheit der Beförderung, daß einfache Soldaten, gewöhnliche Bauern, ein Schäfer, ein Barbar, ein Leibeigenensohn, ein Sklavenenkel sich allmälig zu den höchsten Stellungen aufschwingen, Patrizier, Grafen, Herzöge, Anführer der Reiterei, ja allmächtige Cäsaren werden, den kaiserlichen Purpur anlegen, inmitten der glänzendsten Pracht thronen, noch bei Lebzeiten Götter genannt und nach dem Tode wie Götter verehrt werden. Ein so ungeheures, so gekünsteltes, so mathematisches Gebäude konnte nicht gänzlich zu Grunde gehen; seine Steinmauern waren zu massiv, zu gut behauen, zu genau ausgemessen; auch erreichte der Abbruchshammer nicht den sehr tiefen Unterbau. Dieses Riesengebäude gleicht an Beschaffenheit und Dauer den Steinbauten, die dasselbe Volk zu derselben Zeit überall aufführte: Wasserleitungen, Triumphbogen, Badehäuser, Circusse, Coliseen. Auf ihren wohlerhaltenen Grundlagen und mit ihrem Steinschlag baute man im Mittelalter da und dort, wie es der Zufall mit sich brachte, je nach den Bedürfnissen des Augenblicks; auf den stehen gebliebenen Mauern und zwischen den corinthischen Säulen pflanzte man gothische Thürme auf, denn an dem unzusammenhängenden Steinwerk erkannte man die schönen Formen, die kostbaren Marmorarbeiten, die baulichen Zusammenstellungen, das vollkommene Ebenmaß einer entschwundenen, höheren Kunst. Die Architekten des Mittelalters fühlten, daß ihre eigenen Leistungen plump seien. Ueberhaupt fanden alle denkenden Geister die neue Ordnung der Dinge im Vergleich zur alten elend: die neuen Sprachen glichen Dialekten, die Literatur schien Lallen und Faselei zu sein, das Recht war eine Anhäufung von Mißbräuchen oder ein Schlendrian, das Lehnswesen eine Anarchie, die Gesellschaftsordnung eine Unordnung. Um diesen Zuständen zu entgehen, versuchte der Mensch des Mittelalters alle möglichen Auswege, aber vergebens: weltliche wie geistliche Systeme, die allgemeine, absolute Monarchie der deutschen Cäsaren und die umfassende, unbeschränkte Herrschaft der römischen Päpste. Am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts hatte der Kaiser zwar noch den goldenen Reichsapfel, die goldene Krone und das Scepter Karl's des Großen und Otto's des Großen inne, allein seit dem Tode Friedrich's des Zweiten war er nur noch eine Parademajestät; und der Papst verfügte zwar noch über Tiara, den Hirtenstab und die Schlüssel Gregor's VII. und Innocenz' III., aber seit dem Tode Bonifaz' VIII. war er nur noch eine Kirchenmajestät. Das Scheitern der beiden Restaurationen hatte nur zur Folge, daß zu den alten Trümmern neue kamen, und das Einzige, was inmitten des großen Schutthaufens bestehen blieb, war der Schatten des alten Kaiserreiches. Derselbe erschien mit seinen Umrissen und Vergoldungen erhaben, blendend, in einem Heiligenschein, wie ein Meisterwerk der Kunst und der Vernunft, wie die ideale Form der menschlichen Gesellschaft. Ein Jahrtausend hindurch ging dieses Gespenst im Mittelalter um, am meisten in Italien, und zum letzten Mal erscheint es wieder im Jahre 1800, um sich in der großartigen Einbildungskraft des bedeutenden Italieners festzusetzen, dem der Zufall die Mittel gewährt, den großen italienischen Traum des Mittelalters zu verwirklichen. Auf Grund dieser aus der Vergangenheit auftauchenden Erscheinung erfolgt die Umgestaltung Frankreichs durch den Diokletian aon Ajaccio, den Konstantin des Concordats, den Justinian des bürgerlichen Gesetzbuches, den Theadasius der Tuilerien. Damit ist nicht gesagt, daß er genau nachahmt; nein, *er findet wieder*. Seine Schöpfung ist kein Plagiat, sondern ein Fall von Atavismus; sie wird in ihm angeregt durch die Richtung seines Geistes und die Ueberlieferungen seines Stammes. Hinsichtlich gesellschaftlicher und politischer Begriffe, sowie hinsichtlich literarischer und künstlerischer Dinge ist sein persönlicher Geschmack streng classisch. Dies geht aus der Art seiner Auffassung von der Geschichte Frankreichs hervor: Staatshistoriographen werden, „van der Polizei ermuntert", dieselbe „auf Befehl" schreiben; sie werden „die Zeit aom Tode Ludwig's des Vierzehnten bis zum Jahre VIII" behandeln und die Aufgabe haben, zu beweisen, daß das neue System dem alten unendlich überlegen sei. Am 12. April 1808 schreibt er an Cretet, den Minister des Innern: „Man muß die ewige Unordnung des Finanzwesens, den Wirrwarr der Ständeversammlungen, die Ansprüche der Parlamentsgerichte betonen .... Man muß hervorheben, wie groß der Mangel an Planmäßigkeit und Antried in der Verwaltung war, *wie buntscheckig Frankreich aussah, wie sehr es jeder Einheitlichkeit in Gesetzen und Verwaltungsformen entbehrte*, wie es nicht eigentlich Einen Staat, sondern eine Anhäufung von zwanzig Königreichen bildete. *Der Leser muß schließlich aufathmen*, wenn er bei der Zeit anlangt, in welcher man sich der Wohlthaten der Einheitlichkeit der Gesetze, der Verwaltungsformen und des Landesgebietes erfreut hat." Er selbst athmet wirklich auf; die Betrachtung des Uebergangs vom ersten Schauspiel zum zweiten gewährt ihm einen hohen geistigen Genuß; seine durch den Anblick der gothischen Unordnung beleidigten Augen ruhen mit Vergnügen und Wohlgefallen auf der majestätischen Einfachheit der classischen Ordnung. Sein Blick ist der eines an der römischen Schule herangebildeten lateinischen Baumeisters. Er geht in seiner Vorliebe für den classischen Stil sa weit, daß er jeden andern für unzulässig erklärt; die anders gearteten Gesellschaften dünken ihm widersinnig beschaffen, er verkennt ihre örtliche Angemessenheit und ihre geschichtliche Daseinsberechtigung, läßt die Festigkeit ihres Gefüges außer Acht, weiß nichts oon den englischen Verhältnissen und rennt in Rußland und Spanien mit dem Kopf gegen die Wand. Deshald besteht er darauf, überall, wohin er dringt, seine Gesellschaftsform einzuführen, alle eroberten Länder und auch die Vasallenstaaten mit einem völlig gleichmäßigen Rahmen zu umgeben, ihnen sein Verwaltungssystem aufzudrängen, seine Gebietseintheilung, sein Recrutirungs- und Universitätswesen, sein bürgerliches Gesetzduch, seine Verfassungseinrichtungen, seine Kirche, seinen Gleichheits- und Beförderungsplan, saweit als möglich auch die Sprache, die Literatur, das Theater und seldst den Geist Frankreichs. Mit anderen Worten: überallhin trägt er die Cultur, wie er sich sie vorstellt, sodaß seine Eroberungen einer Propaganda gleichkommen und er — wie seine Bargänger, die römischen Kaiser — es zuweilen dahin bringt, in der Aufrichtung seines Universalreiches eine Wohlthat für Europa zu erblicken.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Der Beweis des Glaubens.** Monatsschrift zur Begründung und Vertheidigung der christlichen Wahrheit. Jubiläumsheft Juni 1890. Gütersloh, Bertelsmann. 1 ℳ — Diese Zeitschrift, welche 25 Jahrgänge hinter sich hat, feiert den Beginn ihres 26. Bandes durch vorliegendes Jubiläumsheft. Dasselbe bietet als Festgabe die Rectoratsrede des verdienten Mitherausgebers, Professors Grau, welche derselbe über die Predigt des Apostels Paulus in Athen gehalten hat, veranlaßt durch die bildliche Darstellung dieses Vorgangs über dem Katheder der Aula zu Königsberg. Dieses Bild, eine Freske von Rosenfelder, ist als schöner Lichtdruck dem Hefte beigegeben. Die hier durch wissenschaftliche Anmerkungen bereicherte Rede kann als ein Meisterstück theologisch gelehrter Redekunst bezeichnet werden. Mit schlichter Auslegung jenes schwierigen Predigtstückes weiß der Redner eine gründliche Auseinandersetzung über das Wesen der Theologie als Wissenschaft in geistvoller Weise zu verbinden. Eine anderweitige besondere Gabe dieses Heftes ist ein Gesammtregister über die 25 Bände der Zeitschrift in vier Abtheilungen (Autoren-, Bibelstellen-, Geschichtliches und Dogmatisches Materien-Register). Das Erscheinen desselben ist für die Freunde der christlichen Apologetik geradezu ein Ereigniß, denn es ermöglicht erst den regelmäßigen wissenschaftlichen Gebrauch der in jenen Bänden aufgesammelten,, theilweise hervorragenden apologetischen Leistungen.

B. K. **Bericht über die Verhandlungen des Ersten evangelisch-socialen Congresses,** abgehalten zu Berlin vom 27. bis zum 29. Mai 1890 (nach den stenographischen Protokollen). Berlin, 1890. Vaterländische Verlags-Anstalt. 2 ℳ — Bei der Fülle und Vielgestaltigkeit des behandelten Stoffes und angesichts der interessanten Zwischenfälle auf dieser Versammlung ist es sehr schwer, irgend etwas Einzelnes als eine Hauptsache herauszuheben. Was ist wichtiger in unserer Zeit, die Heranziehung und Ausbildung der Kirchgemeinde zur socialen Arbeit, oder die Beschaffung gesunder und menschenwürdiger Arbeiterwohnungen, die directe Bekämpfung der socialdemokratischen Irrthümer, oder die Verbreitung einer guten volksthümlichen Literatur, die verständige und sittliche Begriffe schafft? Alles, was irgend in Beziehung stehen kann zur Lösung der socialen Frage, ist auf diesem Congresse auch irgendwie vertreten gewesen. So müssen wir uns auf eine allgemeine, aber desto dringendere Empfehlung dieses Berichtes beschränken. Jeder Deutsche, dessen Herz berührt worden ist durch die beiden Kaiser-Erlasse, der nicht blind ist gegen die drohenden Gefahren und nicht taub gegen die laute Mahnung, irgendwie auch mitzuarbeiten an dem großen Werke der Volksheilung, wird zunächst sich unterrichten müssen über das, was geschehen soll und schon geschehen ist; und dazu dient dieser Bericht mit seiner genauen Wiedergabe aller Verhandlungen auf das Beste. Für die Freunde der Kirche ist von besonderer Bedeutung der wenigstens theilweise gelungene Versuch, verschiedene politische Parteien und entgegengesetzte kirchliche Richtungen zu gemeinsamer, friedlicher Berathung einer großen Volksfrage zusammenzubringen.

B. K. **Der evangelische Geistliche und der evangelische Volksschullehrer.** Von Pfarrer Kohlrausch, Großmonra. (Separat-Abdruck aus Heft 6, Jahrgang 9 der Kirchlichen Monatsschrift.) Magdeburg, Rathke, 1890. 50 ₰. — Hier liest ein Geistlicher seinen Amtsbrüdern weidlich den Text, weil sie den Stand der Lehrer nicht genug achten, diesen zur Aufbesserung ihrer Lage nicht genug Hilfe leisten und sich mit der eigentlichen Schulwissenschaft nicht genug beschäftigen. Die Klagen beziehen sich auf preußische Verhältnisse, werden aber auch diesseits der Grenzpfähle, wo Vieles besser steht, hin und wieder ihre Berechtigung haben. Mit seinen Vorschlägen jedoch, daß die eigentliche Schulaufsicht dem Geistlichen ganz genommen werden muß und ihm nur die Schulpflege (im Schulvorstand) bleiben, oder daß jeder geistliche Schulinspector mindestens ein Jahr lang das Seminar besuchen soll, schießt er beiderseits weit über das Ziel hinaus. Dadurch allein wird das Heil der Schule nicht begründet. Uns sind leider Geistliche bekannt, die von Pädagogik und Schultechnik nicht viel verstehen, aber nicht minder auch Schulorte genug, wo zwar der Pfarrer Schule zu halten versteht, aber der Lehrer nicht trotz des Seminars.

B. K. **Zur Erinnerung an die Feier der Grundsteinlegung zur neuen St. Jakobi-Kirche in Freiberg den 11. Juni 1890.** Zum Besten der Ausschmückung der Kirche veröffentlicht vom Jakobi-Kirchenvorstand durch dessen Vorsitzenden Pfarrer Dr. Süß. Freiberg, Gerlach'sche Buchdruckerei, 1890. 20 ₰. — Gleichzeitig mit diesem Schriftchen ist ein Blatt in Großfolio erschienen, auf welchem die neue Kirche abgebildet ist, wie sie fertiggestellt aussehen wird; eines der kleinen Randbildchen zeigt die alte niedergerissene Kirche. Dieses Blatt kostet 50 ₰. Der Ertrag von beiden Veröffentlichungen ist für den oben angegebenen Zweck bestimmt und so empfehlen wir beide den Pfarrern und Kirchenvorständen, welche mit Bau oder Erneuerung ihrer Kirche umgehen, sowie allen Freunden der alten Bergstadt auf das Herzlichste. Das Schriftchen enthält eine ausführliche Beschreibung der Feier, außerdem im Wortlaute die Abschiedsansprache, welche Superintendent D. Richter auf der Trümmerstätte der alten Kirche, und die Weihrede, welche der Herausgeber vor der Grundsteinlegung der neuen gehalten hat, endlich den Text der Urkunde, welche nebst den üblichen Beigaben in den Grundstein niedergelegt worden ist.

W. L. 1) **Die Protokolle der internationalen Arbeiterschutzconferenz.** In amtlichem Auftrag. Leipzig 1890. Verlag von Duncker & Humblot. 5 ℳ — 2) **Paul Dehn, Nationale und internationale Fabrikgesetzgebung.** Herausgegeben von dem Verein „Concordia“ in Mainz. Druck von C. Wallau in Mainz. — Die Veröffentlichung des deutschen Wortlauts der Protokolle der Berliner Arbeiterschutzconferenz ist der zuerst erschienenen französischen Ausgabe schnell nachgefolgt. Selbstverständlich wird mancher Leser, der dies wichtige socialpolitische Actenstück gründlich studiren will, das Bedürfniß eingehender Information über die Vorgeschichte der Berliner Conferenz empfinden. Gerade die obengenannte Veröffentlichung des Wiener Schriftstellers Paul Dehn kann als besonders geeignet zur Einleitung in das Verständniß der Conferenzprotokolle aus zwei Gründen empfohlen werden. Erstens findet sich darin eine gemeinverständliche Uebersicht der Bestrebungen der internationalen Arbeitercongresse, der Versuche der schweizerischen Regierung, der Bemühungen der katholischen Kirche, welche vorausgegangen sind, ehe es Deutschland gelang, den von den verschiedensten Seiten angeregten Gedanken wirklich in die That umzusetzen. Zweitens findet sich in Dehn's Schrift, deren Lectüre angelegentlich zu empfehlen ist, eine nüchterne Betrachtung, wie viel denn überhaupt bestenfalls auf internationalem Wege durch Arbeiterschutzgesetzgebung erreicht werden kann und wie viel jedenfalls der nationalen Politik als Aufgabe übrig bleibt.

G. Oe. — **Zweitausendjährige Kalendertafel** von Dr. phil. J. E. **Doliarius.** Leipzig, Verlag der Dyk'schen Buchhandlung. 8°. Preis: 1 ℳ 80 ₰. — Wie der im vorigen Jahre unter der Bezeichnung: „Janus“ erschienene immerwährende Kalender desselben Verfassers, ist diese Kalendertafel ein Erzeugniß umsichtigen Fleißes, umfassender mathematischer Kenntniß und praktischen Sinnes. Durch zwei einfache Schieberbewegungen werden einerseits die Wochentage, andrerseits die christlichen Feste so eingestellt, daß man mit einem Blicke den gesammten Almanach des betreffenden Jahres zu überschauen vermag. Die Reihenfolge der Jahrhunderte und Jahre, der Monate und Tage ist beibehalten, so daß das Auge nicht erst zu suchen braucht; es ist weder irgend eine Rechnung noch irgend ein Hilfsbuchstabe nöthig; die Gebrauchsanweisung, die vollständig genügt, besteht aus drei Sätzen, die am unteren Rande der Tafel angefügt sind und Jedem den sofortigen Gebrauch ermöglichen. Wie einfach der fertige Kalender auch scheinen mag — und diese Einfachheit macht ja seinen Werth aus —, so beruht er doch auf sorgfältigster und genauester Berechnung und der Berücksichtigung aller Aenderungen und Ausnahmen. Wir haben eine ziemliche Menge von Proben angestellt, aus allen Jahrhunderten alten und neuen Stiles, aber keinen Irrthum entdecken können. In einem Beiblatt giebt der Verfasser neben einem Vorworte weitere Gebrauchsregeln, besonders für die Schaltjahre und die Schlußjahre der Jahrhunderte, ferner Beispiele und Aufgaben für die Benutzung der Tafel, einen überaus werthvollen kurzen Abriß der Kalendergeschichte und in einem Anhange die römische und mittelalterliche Datirung und den französischen Revolutionskalender. Durch das Beiblatt und den Anhang ist die Kalendertafel zu einem niemals versagenden Rathgeber in allen kalendarischen Fragen geworden. Die Kunstfertigkeit, auf eine Tafel und wenige Druckseiten die Masse des Stoffes sa zusammen zu drängen, daß Alles ungemein klar und lichtvoll ist und jede Verwirrung vermieden wird, verdient uneingeschränkte Bewunderung. Sauber und sorgsam, wie die Arbeit selbst, ist ihre Ausstattung; auch sie ist ein Zeugniß deutschen Fleißes und deutscher Sargfalt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 100. Donnerstag, den 21. August. 1890.

Englische Zeitungsprämien.

Bekanntlich üben auf die Abonnenten jener Romane, die in den unteren Volksclassen durch Colparteure verbreitet werden und in einer fast endlosen Reihe von wöchentlichen oder vierzehntägigen Lieferungen erscheinen, die in Aussicht gestellten Prämien einen merkwürdigen Reiz aus. Des bunten Oeldruckbildes wegen, das mit dem ersten Hefte gratis abgegeben wird, und um die prachtvolle silberne Uhr zu erhalten, welche die Verlagsbuchhandlung dem Abonnenten gegen nur vier Mark Nachzahlung mit dem dreißigsten Hefte zustellt, giebt der Fabrikarbeiter, der Bergmann oder die Spitzenklöpplerin Woche um Woche seine sauer verdienten zwanzig, dreißig und noch mehr Pfennige für irgend einen Schauerroman aus wie „Die Nonne von Krakau", „Das schöne Fabrikmädchen" u. s. w. Je anziehender, d. h. auffallender die Prämien sind, die der Colporteur vor den Augen der als Abonnenten zu gewinnenden jungen Leute ausstellen kann, desto blühender geht sein Geschäft. Beschränkt sich das System verlockender Preise in den Ländern deutscher Zunge auf eine Art Literatur, die auch von der ausführlichsten Literaturgeschichte mit stillschweigender Verachtung übergangen wird, so finden wir dagegen in Frankreich ein ganz anderes Verhältniß. La prime ist hier mit nur vereinzelten Ausnahmen bei der gesammten Tagespresse die Regel; wir finden sie in den Zeitungen aller politischen Parteien, in den Organen der Strenggläubigen wie in denen der Freidenker, in den Blättern ersten sowohl als fünften Ranges. Der Werth der Prämien richtet sich nach der Länge des Abonnements und natürlich auch nach der Höhe des Abonnementspreises. Wer auf eine gewisse Zeitung auf ein Vierteljahr abonnirt, kann gegen Vorweisung der Quittung z. B. einen Feldstecher zehn Procent billiger beziehen als das gewöhnliche Publicum; hält er sie aber sechs Monate oder ein ganzes Jahr, so steht ihm etwa ein Prachtwerk über die letzte Weltausstellung mit entsprechend höherem Rabatt zur Verfügung. Begreiflicherweise wetteifern die Zeitungen, die sich um die Gunst des Publicums bewerben — und welche thun das nicht? — in der Wahl ihrer Prämien; ganz „gratis, frei und umsonst", wie ein englischer Ausdruck lautet, sind sie indessen nur selten zu haben.

Von Deutschland wie von Frankreich verschieden hat sich das Prämiensystem in England entwickelt und in den letzten Jahren, namentlich aber seit einigen Monaten einen bedeutenden Aufschwung genommen, ist aber allerdings bis jetzt auf ein verhältnißmäßig eng umschriebenes Gebiet der periodischen Presse beschränkt. Dahin gehören neben andern folgende sechs Zeitungen: „Tit Bits" (eigentlich Meisenschläge, dann auch Leckerbissen, „Flicken"), „Rare Bits" (rare Bissen, „Kleinodien"), „Tit for Tat" (familiär wie unser „Wurst wider Wurst"), „Answers" (Antworten), „Spare Moments" (freie Augenblicke) und „Short Cuts" (eigentlich kürzere Wege, etwa „Schnitzel"). Es sind alles Wochenblätter, die keiner politischen Partei angehören, sondern ihre Leser, wie die Namenserklärungen zur Genüge darthun, durch Anekdoten aller Art, kurze Geschichten und interessante Notizen aus allen Gebieten des Wissens unterhalten, durch Prämien aber gewinnen und, einmal gewonnen, festhalten wollen. „Tit Bits" zählen jetzt 444 Nummern, „Rare Bits" nur fünf Nummern weniger, die nächsten stehen im zweiten Jahrgang, während von „Short Cuts" kürzlich die erste Nummer erschienen ist. Wenn man, wie bei diesem neuesten Unternehmen, für einen halben Penny eine Zeitung von 48 Spalten (Kleinfolio) bekommen kann, für die ein Lord Randolph Churchill über Temperenzgesetzgebung schreibt, in der ein so bekannter Autor wie G. R. Sims ein Romanfeuilleton beginnt; wenn diese Zeitung mit einer Liste von beinahe achtzig Mitarbeitern vor das Publicum tritt, unter denen sich über zwanzig Parlamentsmitglieder, Gelehrte wie die Professoren Max Müller und Tyndall, Schriftsteller wie Walter Besant, Grant Allen, James Payn, Rider Haggard, Mrs. Lynn Linton u. A. befinden, wenn sie auf dem besten Papier und mit den besten Lettern gedruckt und in einen hübschen graublauen Umschlag geheftet ist, wenn man das, wie gesagt, für vier Pfennige per Woche kaufen kann, so glaubt man gewiß die Grenze des Möglichen erreicht zu haben. „Short Cuts" ist aber noch nicht zufrieden damit, nur halb so viel wie die andern oben aufgezählten Blätter zu kosten. Laut Vertrag mit einer Unfallversicherungsgesellschaft werden den Hinterlassenen jedes in einem Eisenbahnunglück umgekommenen oder infolge eines solchen innerhalb dreier Monate verstorbenen Passagiers fünftausend Mark ausbezahlt, sofern derselbe zur Zeit des Unfalls die laufende Nummer von „Short Cuts" bei sich trug. Diese Art der Versicherung ist eine der beliebtesten Gratisprämien. Das System wurde von den „Tit Bits" ins Leben gerufen und sicherte ihnen von Anfang an einen ausgedehnten Leserkreis. In den neun Jahren ihres Bestehens sind sie nicht weniger als siebenundzwanzigmal in den Fall gekommen, Policen auf je hundert Pfund Sterling, im Ganzen also 54000 ℳ, auszuzahlen. Es findet kaum ein größeres Eisenbahnunglück statt, bei dem Hr. Newnes, der Gründer dieser Zeitung, nicht „betheiligt" wäre. Die anderen Blätter haben alle diese seine Hauptprämie nachgeahmt, sie indessen sei es durch Erhöhung der Versicherungssumme, sei es durch Beseitigung gewisser Bedingungen, die sich an die Giltigkeit der Unfallspolicen knüpften, vervollkommnet. Ein Exemplar der „Spare Moments" versichert den Träger für 3120 ℳ, die in wöchentlichen Raten von 20 ℳ im Laufe von drei Jahren zahlbar sind; die Haftbarkeit erstreckt sich nicht nur auf die Eisenbahn, sondern auch auf den Omnibus und die Pferdebahn, doch muß der Unfall den sofortigen Tod des Reisenden verursacht haben. Jede Nummer von „Answers" ist unter Umständen viertausend Mark werth. Nach dem großen Unglück von Armagh (im Herbst v. J.) wurde diese Summe z. B. einem Geistlichen, dessen Sohn mit der Sonntagsschule den verhängnißvollen Ausflug mitmachte, eine Stunde nach der Anzeige ausbezahlt, obwol die vorgeschriebene vierzehntägige Anmeldefrist schon verstrichen war. Bei einem Unfall mit tödtlichem Ausgang schenken die „Rare Bits" den Hinterlassenen ihres Lesers eine Summe von zweitausend Mark; verliert er aber nicht das Leben, sondern nur zwei Glieder oder beide Augen, so erhält er selbst eine Entschädigung im selben Betrag, bei Verlust eines Gliedes oder eines Auges die Hälfte obiger Summe. Diese Zeitung gestattet ihren Käufern auch noch die Erleichterung, daß die Police selbst dann, wenn bei einem Unfall das Blatt nicht bei der verunglückten Person vorgefunden wurde, giltig ist, sofern dasselbe mit dem unterzeichneten Versicherungscoupon in deren Wohnung gelassen worden war. „Tit for Tat" hat die nämliche Bedingung, versichert jedoch für viertausend Mark. Fassen wir das über diese Prämiengattung Gesagte zu-

sammen, so ergiebt sich Folgendes: Kauft sich z. B. ein Bureauangestellter, der täglich aus seiner Londoner Vorstadt in die City fährt, um nicht ganz eine halbe Mark die sechs genannten Blätter am Tage ihrer Publication, so ist er durch dieselben auf eine Woche für eine Gesammtsumme von zwanzigtausend Mark gegen Eisenbahnunfälle versichert; vier der Blätter muß er während der Fahrt bei sich tragen, die beiden anderen kann er dagegen zu Hause lassen, nur darf er nicht vergessen die Coupons zu unterzeichnen.

Im Mai 1889 hatte Hr. Newnes das Anerbieten gemacht, er wolle unter die Londoner Spitäler eine Summe von zweihunderttausend Mark vertheilen, wenn es sich am Ende des Jahres herausstelle, daß seine „Tit Bits“ eine durchschnittliche Circulation von einer halben Million erreicht hätten. Die Untersuchung durch einen patentirten Rechnungssteller ergab indessen nur eine Auflage von 430 318, d. h. eine Zunahme von 10 318 gegenüber dem Anfang des Jahres. Im Ganzen wurden nach der Ankündigung der kolossalen Prämie zum Besten der hauptstädtischen Krankenhäuser 536 536 Exemplare mehr verkauft und Hr. Newnes war hochherzig genug, in Anerkennung der von vielen Personen gemachten Anstrengungen, ebenso viele Pennies, also den gesammten Mehrerlös im Betrage von 44 711 Mark dem genannten Zwecke zu opfern, obwol ihn der Wortlaut seiner Offerte nicht zu einer derartigen Leistung verpflichtete. Wenn wir auch rühmend hervorheben, daß der Eigenthümer der „Tit Bits“ dem Kaiser weit mehr gab als ihm von Rechtswegen zukam, so müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daß fast von vornherein die Wahrscheinlichkeit, er werde in den Fall kommen, sein Versprechen einlösen zu müssen, nicht gar groß war: uns ist wenigstens kein Beispiel bekannt, daß eine Zeitung, die schon 420 000 Käufer besaß, in dem kurzen Zeitraum von acht Monaten weitere 80 000 gewonnen hätte.

Um wieder zu den individuellen Prämien zurückzukommen, so sind dieselben mannigfaltiger Natur. Von den mehr oder weniger verlockenden Preisen in baarem Gelde, welche alle diese Zeitungen für Beiträge bezahlen, sehen wir hier ganz ab. Eine Nachzahlung wird nie verlangt. Man braucht im Allgemeinen nur einen Coupon, den man auf einer gewissen Seite im Text oder auch auf dem Umschlag findet, auszufüllen, herauszuschneiden und auf einen bestimmten Tag der Redaction einzusenden. Mit dem Ausfüllen ist öfters eine kleine Anstrengung verbunden, eine Anstrengung, die selbst einem Schulkinde nicht die geringste Schwierigkeit verursacht: es soll eine Zahl gerathen werden. „Tit for Tat“ z. B. stellte kürzlich jedem Leser, der die vom Redacteur gewählte zwischen 251 und 500 liegende Zahl errieth, ein Postmandat im Werthe von zwanzig Mark zu; jetzt werden wöchentlich zwei Taschenuhren, eine Herren- und eine Damenuhr, sowie zwei andere Geschenke, die man sich selber wünschen kann und für welche man nicht einmal etwas zu rathen hat, weggegeben. So hat nach der neuesten Nummer vom 19. April eine Dame ein Etui mit Scheeren verschiedener Größe, ein Herr — die vollständigen Adressen beider sind angegeben — Nuttall's Wörterbuch erhalten. Jeder Bewerber darf wöchentlich nur einen Coupon ausfüllen. Die „Rare Bits“ vertheilen jede Woche an achtzehn Personen Gutscheine, die den Inhaber oder die Inhaberin — denn in allen diesen Zeitungen genießen beide Geschlechter genau dieselben Rechte — berechtigen, sich bei einem aus mehreren vorzüglichen in verschiedenen Landestheilen etablirten Photographen ein Dutzend Visitenkartenbilder machen zu lassen. Solcher Gutscheine haben sie schon 1566 abgegeben; aus der Zahl der Anmeldungen werden jeweilen achtzehn ohne Anwendung eines bestimmten Verfahrens herausgelesen. Per Postkarte kann sich der Leser der „Rare Bits“ auch ein beliebiges Buch ausbitten; wöchentlich macht die Zeitung sechs solcher Geschenke, von denen wir als Beispiele anführen: Oliver Twist von Dickens, Wordsworth's Gedichte, Leben und Briefe Macaulay's, Professor Momerie's, des langjährigen Predigers in der Findelhauskirche, Aufsehen machendes Buch „Kirche und Glaube“ ꝛc. Bist du in der ersten Woche erfolglos, so mußt du eben mit deinen Postkarten weiterfahren, bis der Zufall dir gewogen ist. Von Zeit zu Zeit vertheilen ferner die „Rare Bits“ fünfzig ihrer eigenen Halbjahrbände und auch hier genügt eine Postkarte; nicht einmal ein Coupon ist nothwendig, d. h. ein Beweis, daß man wenigstens eine einzige Nummer gekauft hat. Ende Januar d. J. hatte der unternehmende Besitzer — wir sprechen immer noch von den „Rare Bits“ — das Novitätentheater im Westend für eine Woche gemiethet und eine Schauspielertruppe engagirt. Zu den sechs Vorstellungen eines Lustspieles sollten nur Leser seines Journals Zutritt haben und ihnen, d. h. den Glücklichen unter ihnen, die nöthigen Billete auf die gewünschten Plätze absolut frei zugestellt werden. Der Theatercoupon mußte die schriftliche Eingabe begleiten; einer weitern Garantie bedurfte es nicht. Diejenigen, die sich auf diese Gratisaufführungen gefreut hatten, wurden aber sozusagen in der elften Stunde enttäuscht, da dem eigentlichen Miether des Theaters von dessen Eigenthümern die Mittheilung zuging, er dürfe keine Aftermiethe abschließen und auch selber Niemand zu einer Aufführung zulassen, der nicht den vertragsgemäßen Platzpreis bezahlt habe.

Die Nummern vom 19. April geben Einzelheiten über verschiedene neue zum Theil ganz großartige Prämien. So wollen die letzten Ankömmlinge auf diesem Felde der Journalistik, von denen schon oben die Rede war, „Short Cuts“, dem Verfasser des besten Aufsatzes über ein noch nicht bestimmtes Thema den Besuch einer beliebigen Universität in Großbritannien durch ein sich auf drei Jahre erstreckendes Stipendium im Werthe von dreitausend Mark ermöglichen oder doch wenigstens erleichtern, während Knaben unter fünfzehn Jahren um zwei weitere Stipendien von je dreihundert Mark zum Besuch einer guten Mittelschule concurriren können. Eine andere Ueberraschung bietet sich uns, wenn wir in unsern freien Augenblicken „Spare Moments“ durchblättern. Das Ueberraschende in ihrer neuesten Preisausschreibung ist allerdings nicht die Art und Weise, wie der Preis verdient werden kann — denn dies ist, wie wir bald sehen werden, nur eine Nachahmung eines insbesondere bei den Lesern von „Answers“ beliebten Modus —, sondern die Natur und der Werth der offerirten Prämie. Diese Prämie besteht nämlich in nichts Geringerm als einem vollständig möblirten Haus von sieben Zimmern, Küche und Zubehör. Der Werth des Hauses, nach deutschen Begriffen wäre Häuschen das richtigere Wort, ist auf acht-, der der Einrichtung auf zweitausend Mark angesetzt; die letztere kann der glückliche Gewinner bei einem beliebigen Möbelhändler bestellen und das Haus darf er sich selber in irgend einer englischen Stadt, deren Einwohnerzahl zweihunderttausend übersteigt, aussuchen. Der Bedingung, daß dasselbe den deutlich und leicht sichtbaren Namen „Spare Moments' Villa“ tragen muß, wird er sich unter den Umständen wohl gerne fügen! Wer wird nun aber der glückliche Gewinner eines eigenen Heims? Diejenige Person, welche am genauesten die Totalzahl der Besucher erräth, die am ersten Montag des künftigen August, einem der gesetzlichen Bankfeiertage, durch die ausgedehnten Sammlungen des britischen, des naturhistorischen und des Kensington-Museums wandern werden. Als einziger Anhaltspunkt wird angeführt, daß letztes Jahr die Besucherzahl um sechs Uhr Abends des betreffenden Tages 43 927 betrug. Die genaue Zahl für den ganzen Tag kann man sich in den einzelnen Museen verschaffen, doch wird der Bewerber gut thun nicht zu vergessen, daß vor einigen Wochen im britischen Museum die elektrische Beleuchtung auch auf die Sammlungen ausgedehnt wurde und diese also am Bankfeiertage bis zehn Uhr offen bleiben werden. Da alle Coupons bis spätestens Sonnabend den 2. August, also wenigstens dreißig Stunden vor Anbruch des bewußten Tages, der Redaction der „Spare Moments“ zuzustellen sind, so hilft dem Concurrenten auch das eingehendste Studium des letzten verwendbaren Wetterberichtes äußerst wenig, und doch hängt ja der Besuch der Museen innig mit dem Stande der Witterung zusammen. Die fünf Personen, die die Unterschrift jedes „Rathenden“ — wieviel bequemer hat es nicht der Engländer mit seinem „guess“ und dessen Ableitungen! — beglaubigen müssen und nicht im gleichen Hause wohnende Familienglieder sein können, werden im günstigen Falle je mit einer Hundertmarknote entschädigt und dazu wird ihnen das Retourbillet für die Fahrt zwischen zwei beliebigen Eisenbahnstationen im Vereinigten Königreiche vergütet. Für einen Londoner z. B. bietet sich da eine herrliche Gelegenheit, das schottische Athen, die internationale Ausstellung, welche diesen Sommer dort stattfindet, und die jüngst eröffnete Riesenbrücke über den Forth zu besuchen. Ferner erhalten die zwanzig, welche proximo accesserunt, je fünfzig Mark, um ihnen die bittere Pille der Nichtgewinnung der „spanischen Villa“ doch ein klein Bischen zu versüßen.

Weitaus die größte Prämie aber, die je den Lesern eines Wochenblattes oder überhaupt einer Zeitung geboten worden, ist die in der neuesten Nummer von „Answers“ angekündigte: eine lebenslängliche Pension im Betrage von 2000 Mark. Es ist durchaus nicht etwa eine Null zuviel in dieser Zahl, wie gar

mancher Leser dieser Zeilen anzunehmen geneigt sein wird; die Pension wird dem glücklichsten aller Gewinner nach seinem Wunsch auch vierteljährlich mit fünfhundert Mark oder monatlich mit 166,66 *M.* ausbezahlt. Auch hier wird nicht eine Leistung irgend welcher Art verlangt; denn wie die „Tit Bits" das System der Versicherungsprämien einführten, so erfanden die „Answers" eigenthümliche „guessing competitions". Der Gewinner dieser sehr annehmbaren Rente wird derjenige Leser von „Answers" sein, der am genauesten erräth, welche Baarschaft (wie viele Pfund Sterling — Schillinge und Pence bleiben unberücksichtigt) beim Schlusse der Geschäftsstunden am 2. Juli dieses Jahres in der Bankabtheilung der Bank von England vorhanden sein wird. Der Durchschnitt der letzten zehn Jahre für den ersten Mittwoch im Juli beträgt 1136179 Pfd. Sterl.; zwischen dem Maximum von 1322122 Pfd. Sterl. und dem Minimum aon 858243 Pfd. Sterl. ist der Spielraum für den „Rathenden" weit genug, ganz abgesehen davon, daß am künftigen 2. Juli jener überschritten oder auch dieses nicht erreicht werden kann. Zum Unterschiede vom aorigen Blatte verwenden die „Answers" gewöhnliche Postkarten, keine Coupons, die spätestens am 28. Juni, ebenfalls mit den Unterschriften von fünf Zeugen versehen, in den Händen der Redaction sein müssen. „In den Händen" ist hier im weitesten Sinne des Wortes aufzufassen, denn letzte Weihnacht hatte die Redaction von „Answers" bei einer bis auf den Betrag der Rente (wöchentlich zwanzig Mark) durchaus gleichen Concurrenz die ungeheure Zahl aon 718218 Postkarten zu prüfen! Eine auf die andere gelegt, um einige interessante Details über jenes „Ereigniß" in der Zeitungswelt anzuführen, hätten sie einen „Thurm" gebildet, der das eine Wunder der Pariser Ausstellung, den Eiffelthurm, noch bedeutend übertroffen hätte. Als die Eingabefrist sich ihrem Ende näherte, brachte eine einzige Post zweihundertausend Karten! Mit Ausnahme von China und Australien waren alle Länder der Erde durch Karten vertreten; aus Deutschland und Frankreich kamen mehrere Tausende. Der Gewinner errieth die Zahl bis auf zwei: der Betrag in der Bank war 867823 Lstr. und er hatte 867825 Lstr. gerathen! Georg Austen, etliche Tage lang der vielbesprochenste Mann Englands, denn mit den Zeugen waren wenigstens vier Millionen Menschen auf das Resultat gespannt, ist noch nicht 26 Jahre alt, Soldat, bezieht, da er im topographischen Departement arbeitet, neben seinem Solde einen Wochenlohn von zwölf Mark und seit Neujahr nun von der Zeitung „Answers" eine manatliche Pension von 86,66 *M.* Die hübsche Prämie hat nicht nur ihn glücklich gemacht: er hat sich seither bereits verheirathet!

Fragen wir uns zum Schlusse nun noch, ad eine derartige Reclame auch einen entsprechenden Nutzen abwerfe, so können wir die Frage anstandslos bejahen. Die Zeitung „Answers", mit der wir uns eben beschäftigten, erscheint seit noch nicht ganz zwei Jahren — sie druckt in den nächsten Tagen die hundertste Wochennummer — und besitzt bereits eine Auflage von 187000. Die Weihnachtsausgabe, welche das Resultat der ersten Pensionsconcurrenz enthielt, erschien sogar in einer Stärke von 205000 Exemplaren und die bevorstehende noch großartigere Prämie einer lebenslänglichen Rente von zweitausend Mark ist ganz dazu angethan, die Circulation des Blattes um Zehntausende zu steigern. Ob Fortuna dem jungen Ehemann Austen noch einmal lächeln wird?

London, 20. April 1890. Henry Eberli.

* * *

Nachschrift. Alle einer bloßen Lotterie sich nähernden Prämienausschreibungen sind soeben als ungesetzlich von den betr. Zeitungen zurückgezogen worden.

Bücherbesprechungen.

B. K. Dem Herrn sei Ehre in Ewigkeit! Predigt bei der Festfeier der Enthüllung des Rietschel-Denkmals am 6. Juli 1890 in der Kirche zu Pulsnitz gehalten von Georg Rietschei, D. und Professor der Theologie, erstem Universitätsprediger zu Leipzig. Dresden, von Zahn & Jaensch. 25 ₰. — Der Titel läßt die Beziehung vermuthen, in welcher der Prediger zur Feier gestanden hat und die selbstverständlich in der Predigt durchklingt. Gatt zu Ehren predigt der Sohn von den Gaben, der Arbeit und den Werken des Vaters auf Grund von Römer 11, 36 mit so viel Berührung des Persönlichen, als bei dieser Gelegenheit unerläßlich war, und mit geistvoller Verwendung dieses Persönlichen nicht blos zur Erhöhung der Feststimmung, sondern auch zur Erbauung der Christengemeinde, — das Ganze ein Muster, wie man dergleichen anzufangen hat.

B. K. Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Erster Theil. Gotha, Perthes. 1889. 5 *M.* — Der Titel dieses Buches erinnert sofort an eine Reihe von Correspondenzen, welche seit mehreren Jahren in der Leipziger Lutherischen Kirchenzeitung als „Blätter aus dem religiös-kirchlichen Leben Süditaliens" erschienen sind. Der Schluß, daß jener Carrespandent und der Verfasser dieses Buches dieselbe Person seien, ist weder schwierig noch gewagt. Die hier gebotene Darstellung der in jenen Zeitungsartikeln besprochenen Verhaltnisse ist ein sehr verdienstliches Unternehmen; denn zu klaren Anschauungen über „das Heidenthum in der römischen Kirche" vermag nur der zu gelangen, der viele Jahre lang an Ort und Stelle gelebt und nicht mit dem bewundernden Blick des Reisenden, sondern mit dem kritischen Auge des ansässigen Bewohners sich umgesehen hat. Der Titel sagt zur Genüge, welches Urtheil der Verfasser sich über das kirchliche Volksleben Süditaliens gebildet hat. Die Resultate seiner Forschungen und Beobachtungen lassen sich kurz so zusammenfassen: christliche Religion als bewußte und auf Erkenntniß ruhende Gottesverehrung des Herzens ist bei der großen Menge dort überhaupt nicht vorhanden, sondern nur Cultus als Verehrung einzelner Heiligen, dessen geschichtliche Zusammenhäuge mit dem ehemals heidnischen Cultus in oft überraschender Weise nachgewiesen werden. Das für deutsche Geistesbildung Unglaublichste dürfte die Thatsache sein, daß Gott selbst als Eterno Padre wie andere Heiligen sein wunderthätiges, aber vom Volk nicht übertrieben geschätztes Heiligenbild hat (S. 24 ff), — also die ausgesprochenste Einführung des von der katholischen Kirche selbst verworfenen Bilderdienstes. Ueberhaupt weist der Verfasser mit großer Schärfe nach, daß der Katholicismus Süditaliens in vielen Stücken gar kein römischer Katholicismus ist, ein neuer Beweis für die zu wenig beachtete Thatsache, daß die vielgerühmte Einheit katholischen Glaubens und katholischer Lehre immer wieder als Princip gerettet wird, in der That aber gar nicht besteht. Der neapolitanische Priester, der die Wunderwerke seines Heiligen marktschreierisch preist, und der dortige Mönch, der für Geld gute Lottanummern verräth, das sind Erscheinungen für sich, die sich unter den Begriff „Katholik" kaum mehr bringen lassen. Auf Einzelnes können wir weiter nicht eingehen. Das Buch, dessen Behauptungen hier und da allerdings etwas zu schnell ins Allgemeine gehen, hat Anspruch auf sorgfältige Beachtung von Seiten kirchlicher Kreise: es enthält ein sonst nach nirgends gebotenes Material für Kirchen- und Culturhistoriker.

N.— Die Narmen und ihre Uebertretung. Eine Untersuchung über die rechtmäßige Handlung und die Arten des Delicts. Von Dr. Karl Binding, Professor der Rechte zu Leipzig. 2. Aufl. 1. Band. Normen und Strafgesetze. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1890. 10 *M.* — Juristische, außerhalb der Lehrbuch- und Commentarliteratur stehende Werke, welche eine 2. Auflage erleben, gehören bei uns zu den Seltenheiten. Es ist deshalb das Erscheinen einer 2. Auflage des vorliegenden Werkes, dessen 1. Auflage vom Jahre 1872 den Ruf des Verfassers als scharfsinnigen Strafrechtslehrers vornehmlich begründet hat, schon ein äußeres Anzeichen, daß seine Ausführungen das Interesse der juristischen Kreise in ungewöhnlichem Maße erregt und wachgehalten haben. In der That waren der Nachweis, daß der Verbrecher nicht dem Strafgesetz zuwiderhandelt, die Aufdeckung derjenigen Rechtssätze („Normen"), mit denen des Verbrechers Handlung in Widerspruch tritt, als selbständiger Befehlssätze des öffentlichen Rechtes, deren Uebertretung (Delict) das Strafgesetz (den Entstehung, Inhalt und Untergang staatlicher Strafpflichten bestimmenden Rechtssatz) auslöst, die Verwerthung des Gegensatzes van Norm und Strafgesetz zu praktisch höchst wichtigen Darlegungen über den Bau der heutigen Strafgesetze und den Einfluß auf die ganze Irrthums- und Schuldlehre ebensa wesentlich neu, als befruchtend für Theorie und Praxis des Strafrechts. Die alte Wahrheit, ans Licht gezogen, wirkte derart zündend, daß Binding in der vorliegenden 2. Auflage bereits gegen einen Ueberspruug seiner Lehre sich verwahren muß: man hat die Normenqualität für alle Strafprozeß-, Civilgesetze

in Anspruch genommen und damit das gesammte Rechtsgebiet in ein Conglomorat von Befehlssätzen verwandeln wollen. Im Uebrigen erweist die vorliegende 2. Auflage des Werkes die Fruchtbarkeit der Grundgedanken in ihrer Wirkung auf den Schöpfer selbst: von 59 Paragraphen der jetzigen Auflage sind 24 völlig, 10 zum größeren Theile neuen Inhaltes. Wichtige Erscheinungen, wie die von ihm sogen. Alternativität und Subsidiarität der Strafgesetze, haben sich unterdessen dem Verfasser neu erschlossen. Gegenüber den Angriffen der Kritik, welche sich gegen die Normen als selbständige Rechtssätze richteten, hat der Verfasser seiner Lehre in der 2. Auflage neben den dogmatischen Ausführungen eine besonders wichtige neue Stütze in den zahlreichen Nachweisen aus den reichsgesetzlichen Bestande gegeben. Der insbesondere auch aus den beiden Strafgesetzbüchern des Reiches gelieferte Nachweis, daß der deutsche Gesetzgeber das Delict als Uebertretung eines außerhalb der Strafdrohung bestehenden, grundsätzlich ihr voraufgehenden Befehls (eben der Norm) faßt, der allerdings ebenso ein gesetzlicher, wie Amts- oder Dienstbefehl sein kann, dürfte nicht zu beanstanden sein. Höchst interessant ist die im Anhange zu §. 13 gegebene Uebersicht über das Verhältniß der deutschen Praxis zu der Auffassung der Norm als selbständiger Rechtssatz. Die Aufdeckung mancher Zwiespältigkeiten in der Judikatur auch unseres höchsten Gerichtshofes wird zu einer erneuten grundsätzlichen Prüfung des za den Ausführungen des Verfassers einzunehmenden Standpunktes nöthigen. Die folgenschwerste Entscheidung fällt dabei dem Richter gegenüber der vom Verfasser gezogenen Consequenz zu, daß Bewußtsein der Normwidrigkeit nothwendiges Merkmal des Vorsatzes, der Satz der Praxis, Rechtsirrthum schode, soweit er auch den Irrthum über die Norm in sich begreife, selbst ein schwerer Irrthum sei. Wir selbst können diese Folgerung solange nicht annehmen, als uns nicht ein Mittel bezeichnet wird, wie denjenigen zahlreichen Normen, deren Existenz nicht schon Jedem durch das allgemeine Rechtsbewußtsein bekannt ist, also vor Allem den zahlreichen Normen der Polizeigesetzgebung und Verwaltung, deren Kenntniß dem Einzelnen nachzuweisen einfach unmöglich ist, der erforderliche Nachdruck verliehen und ihre Beachtung gesichert werden soll. Eine wesentliche Selbstberichtigung bietet der Verfasser in der 2. Auflage hinsichtlich der Auffassung der Einheitlichkeit allen Unrechts, die er früher vertheidigt hat. Es giebt, führt er jetzt ous, keinen einheitlichen Thatbestand des Unrechts, sondern soviele Unrechtsarten, als Arten subjectiver Rechte, weil das Unrecht nur eine Verletzung subjectiven Rechts ist. Die Möglichkeit objectiven Unrechts entfällt nur vom Standpunkte der Normen aus gesehen, diesen gegenüber ist allerdings unverschuldetes Zuwiderhandeln kein Unrecht. Für alle anderen Unrechtsthatbestände, vor Allem für das Civilrecht, ist der Zufall keineswegs untouglicher Urheber. Daher die Möglichkeit der Concurrenz mehrerer Rechtsverletzungen (einer Delicts- und einer Privatrechtsverletzung), wenn die Schutznorm subjectiver Rechte durch schuldhafte Verletzung geschützter Rechte übertreten wird. Und damit die Erklärung der Erscheinung, daß scheinbar Folgen desselben Delicts Strafe und Schadenersatz sind, während in der That der Ersatz von der Strafe fundamental verschieden, niemals Folge des Delicts, jondern einer mit dem Delicte solchenfalls concurrirenden Privatrechtsverletzung ist. Die letztere konn weder dolos, noch fahrlässig, nur absichtlich oder unabsichtlich sein: Vorsatz und Fahrlässigkeit sind die Schuldseiten ausschließlich des Delicts. Mit diesen n. E. überzeugenden Darlegungen wird in der That eine Erklärung oller scheinbar widersprechenden Erscheinungen auf dem Unrechtsgebiete ermöglicht. Das Erringen dieser Auffassung bildet eine neue Phase in dem ollmälig sich vollziehenden Umschwunge in der Behandlung der Schadenersatzverbindlichkeit, in dem siegreich fortschreitenden Kampfe der privatrechtlichen wider die strafrechtliche Schadenersoßtheorie. Auch die ebenso interessanten, wie für die Praxis wichtigen und klärenden Ausführungen über den Unterschied zwischen Verbrechen und sog. Polizeiunrecht, über den durch Binding's Ausführungen tiefer in Theorie und Praxis eingedrungenen Begriff des Rechtsguts, über die Gefährdungsdelicte und die Gestaltung des Angriffsobjects bei diesen kann hier nur verwiesen werden — um weitere Belege zu geben, welche Fülle praktisch wichtiger Fragen in dem Werke angeregt, gefördert, gelöst worden sind. Täuschen wir uns nicht, sind die Resultate der Binding'schen Forschungen in der sächsischen Praxis seither weniger gewürdigt worden, als anderwärts. Möge das Erscheinen der 2. Auflage des bedeutenden Buches erneut die Aufmerksamkeit auch des Praktikers den Resultaten einer Forschung zuwenden, welche, zunächst auf rein dogmatischer Grundlage sich bewegend, in seltenem Maße fruchtbar für Erfassung und Erklärung der Erscheinungen des praktischen Lebens sich erwiesen hot.

N.— Strafprozeßordnung nebst Gerichtsverfossungsgesetz für das Deutsche Reich. Text-Ausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister. 5. Aufl., bearbeitet von A. Hellweg, Landgerichtsrath in Hannover. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1890. — Die knappen und doch alles Wesentliche für eine Orientirung beim Handgebrauche enthaltenden Anmerkungen, in welchen sich neben geschickter Verwerthung der Rechtsprechung besonders auch Hinweise auf in Bezug zu nehmende anderweite Bestimmungen aus Gesetzen, Staatsverträgen, Rescripten u. a. finden, lassen die Ausgabe als besonders geeignet für den praktischen Gebrouch erscheinen. Das beigegebene Sachregister ist vorzüglich.

W. L. Handbuch des Bank- und Börsenwesens für Bankbeamte, Kaufleute, Capitalisten, sowie für den Selbstunterricht. Mit besonderer Berücksichtigung deutscher und österreichisch-ungarischer Verhältnisse bearbeitet von Jacob Kautsch, Dirigent der Filiale der Allgemeinen Depositenbank in Steyr. Lieferung 1. (Circa 12 Lieferungen à 50 ₰ in vierzehntägigen Zwischenräumen.) Verlag für Sprach- und Hondelswissenschoft (Dr. P. Langenscheidt), Berlin SW 11. — Soweit aus der ersten Lieferung ein Urtheil gewonnen werden kann, ist das vorliegende Werk nicht ein „Handbuch" im gelehrten Sinne, welches erschöpfend das gesammte Wissen über den betreffenden Gegenstand und die Fachliteratur darstellt. Vielmehr beschränkt sich Verfasser in der vorliegenden Probelieferung auf eine populäre, in der Form recht gefällige Zusammenstellung der elementaren Grundlagen des Bankwesens. Auch in einer volksthümlichen Darstellung ist es indeß möglich, in aller Kürze präcis die Ergebnisse wenigstens der wesentlichsten neueren Quellenforschungen zu verwerthen. Demgegenüber erregen verschiedene Ausführungen Hrn. Kautsch' Bedenken. Insbesondere der Abschnitt über Entstehung der Banken ist nicht frei von Ungenauigkeiten. Die Mittheilungen des Verfossers über die Gründe, weshalb die Girobank von Hamburg sich bewährte, diejenige z. B. von Nürnberg verfiel, ferner die Bemerkungen über die Entstehung der Preußischen Bank bedürfen, nach den Veröffentlichungen von Niebuhr und Poschinger, mehrfach der Correctur. Auffällig ist, ferner, daß Verfosser, der im Anschluß an Hübner's und Adolf Wagner's erste Schriften die Notenbankfreiheit befürwortet, uns völlig im Dunklen darüber läßt, ob denn nicht wirklich andere als zufällige Umstände eine centralisirende Notenbankentwicklung in Frankreich, England, Deutschland — im Gegensatz zu seiner Theorie — angebahnt haben. Auch den theoretischen Ausführungen können wir nicht durchweg beistimmen. Nach der Formulirung z. B., welche Kautsch für die Begriffe Banknoten und Papiergeld giebt, sind weder die thatsächlichen Notenbankzustände Englands und Frankreichs noch das Papiergeld des Deutschen Reiches zu verstehen. Denn die Noten der französischen und der englischen Centralbank sind gesetzliches Zahlungsmittel, obwohl sie dies nach Koutsch nicht sein dürften; das deutsche Reichspapiergeld dagegen ist nicht mit Zwangscurs versehen und nicht uneinlöslich, obwohl dies nach Kautsch dem Wesen des Papiergeldes entspricht. Demgegenüber ist allerdings zuzugeben, daß jedem Schriftsteller freisteht, seine Definitionen nach seinem Geschmack zu formuliren, und daß Kautsch gerade im vorliegenden Falle in gewisser Beziehung an Adolf Wagner sich angelehnt hat. Immerhin hätte jedoch in einer Schrift, welche „vorwiegend deutsche und österreichische Verhältnisse berücksichtigen will", die Abweichung der Thatsochen von der Definition, wie sie beim deutschen Reichspapiergeld vorliegt, erwähnt werden müssen. Aus der gleichen Rücksicht wäre zu wünschen gewesen, daß von Kautsch da, wo er die Anwendung der Commanditgesellschaft und der Commanditgesellschaft auf Actien für den Bankbetrieb erörtert und die Beliebtheit dieser Formen in Frankreich constatirt, mit einem Worte die preußische Bankpolitik der fünfziger Jahre berührt worden wäre, welche ebenfalls die Form der Commanditgesellschoft auf Actien bevorzugte. Jene Politik war bekanntlich für die formale Verfassung des heute mächtigsten deutschen Creditbankinstitutes, der Disconto-Gesellschaft in Berlin, bestimmend. Vielleicht erscheinen Manchen diese Anforderungen gegenüber einer volksthümlichen Darstellung zu weitgehend. Indeß sowohl in dem Artikel „Banken" des soeben von Conrad und Anderen herausgegebenen Handwörterbuches der Staatswissenschaften wie in dem entsprechenden Artikel des von L. Say herausgegebenen Dictionnaire des finances finden sich wissenschoftliche Gründlichkeit und Gemeinverständlichkeit musterhaft vereint.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 101. Sonnabend, den 23. August. 1890.

Una bella Vendetta.

(Nachdruck vam Verfasser verboten.)

Die Gemeinde von Porto-Vecchia an der Südost-Küste von Corsika ist aon jeher der Schauplatz von Uebelthaten jeglicher Art gewesen. Hierhin hat P. Merimée die ergreifendsten Scenen seines berühmten corsischen Romans „Calomba“ verlegt. Seit dessen Erscheinen — mithin in 60 Jahren — hat sich fast nichts in den Sitten und Zuständen jenes zwar fruchtbaren, aber van der Malaria heimgesuchten Erbenwinkels geändert. Das Hafenstädtchen obigen Namens mit seinen 2600 Einw. liegt an einer hübschen Bai, in deren ruhigen Gewässern sich grüne Vorgebirge spiegeln Neben den üblichen häßlichen dreistöckigen plumpen Häusern sieht man mehrere nach italienischer Manier al fresco bemalte, stattliche Gebäude, deren Eigenthümer über ansehnliche Ländereien in der Nähe verfügen. Die Familien Tafuni und Rachini gehören zu ihnen. Wenn wir hinzufügen, daß sie zwei verschiedene Clane bildeten, sa ist das gleichbedeutend damit, daß sie die „Mantecchi und Capuletti“ von Porto-Vecchio darstellten. Im Jahre 1885 traf ein Rochini, wegen seiner Brutalität „Animale“ (das Thier) geheißen, einen Jagdhund der Tafani in seinem Weinberge und schoß ihn tadt. Der Eigenthümer Pietro Tafani vergiftete seinerseits, um sich zu rächen, einen Hund der Rochini: Hund alsa gegen Hund. Niemand im Städtchen war im Unklaren darüber, daß dieser Vorfall schlimme Folgen haben würde. „Das wird bös,“ sagte man. Indeß schlugen sich Freunde der beiden Familien ins Mittel und eine scheinbare Versöhnung erfolgte.

Einige Monate später begegnete Animale dem Pietro Tafani, welcher vom Felde heimkehrte. Beide fingen ein gleichgiltiges Gespräch an, indem sie neben einander hergingen. Der Weg führte bald in ein ödes, wildes Terrain. Animale blieb wie zufällig etwas zurück und feuerte plötzlich die beiden Läufe seines Karabiners dem unglücklichen Tafani in den Rücken, der todt zu Boden sank.

Aber eine arme Frau, die Holz sammelte, hatte Alles gesehen und verrieth den Namen des Mörders. Animale flüchtete ins Machis und sein Bruder, aus Furcht aor der Vendetta, folgte ihm in einigen Tagen dahin nach. In der That erklärten die Tafanis die Vendetta. Der Vater der beiden Rochini, ein 71jähriger Greis, der sich durch sein Alter gegen Repressalien geschützt glaubte und daher unvorsichtigerweise täglich ins Freie ging, sollte das erste Opfer sein. Drei Tafani überfielen ihn in seinem Weinberge und erschossen ihn, worauf sie ihrerseits ins Machis flüchteten. Wie man weiß, ist der Buschwald (la macchis, la macchia) ein unentwirrbares Labyrinth von immergrünen Sträuchern bis zur Manneshöhe, bestehend aus Eriken-Arten, Erdbeerbäumen, Ginster, wildem Lorbeer und allen möglichen Myrtenarten. Er bedeckt über die Hälfte der Oberfläche der Insel. Es ist den Flüchtlingen dort leicht, sich aar den Gendarmen und var ihren persönlichen Feinden zu verstecken, aber es ist weniger leicht, darin das Leben zu fristen. Man darf die Phrase „im Buschwald leben“ daher nicht buchstäblich nehmen. Jeder Bandit hält sich möglichst in der Nähe seiner Verwandten und Freunde auf, welche ihm Lebensmittel, Munition 2c. zustecken. Er schläft auch fast eben so oft unter Dach und Fach, als unterm Sternenhimmel. Freilich ist das gesellige Leben ihm versagt. Seine einzige Beschäftigung ist, sich aor Hinterhalten zu hüten und solche seinen Feinden zu bereiten.

Allmälig verließen 24 Mitglieder beider Familien Porto-Vecchio und „hielten“ den Busch. Am 4. Januar 1886 erdolchte Animale eine Bauerndirne von 17 Jahren, weil sie ihm nicht zu Willen sein wallte. — Einige Tage später bemächtigten sich drei andere Banditen einer jungen schönen Frau nebst ihrem Knaben und stellten sie var die Alternative: entweder gutwillig ihnen sich preiszugeben, aber den Kleinen niedergeschossen zu sehen. Das unglückliche Weib wählte natürlich das Erstere.

Diese Greuelthaten alarmirten unverzüglich die ganze Gendarmerie des Arrondissements. Alle erdenklichen Kunstgriffe wurden ins Werk gesetzt, um den Banditen den Garnus zu machen. Theils legten die Gendarmen mit Beihilfe der Rochini den Tafani Hinterhalte: theils vice versa den Rochini mit Unterstützung der Tafuni. Dadurch ereignete es sich, daß am 1. Juni gleichzeitig die Halbbrigade von Porto-Vecchio mit einigen Tafuni auf der Lauer im Machis lag, als die Halbbrigade von Banifacio mit den Rochini ausrückte. Beide Parteien trafen einander am Mante Ovare. Eine scharfe Füsillade fand statt, wobei dem Animale das Handgelenk zerschmettert und ein Rochini auf der Stelle tadt blieb —; auf Seiten der Tafuni fiel der Gendarm Lavigne durch eine Kugel mitten aor der Stirn. Jener Rochini, welcher seine Flinte auf den Soldaten abgefeuert haben sollte und übrigens mit heiler Haut davon kam, stellte sich am 7. Juli 1887 — alsa erst nach einem Jahre — freiwillig den Behörden. Vor das Geschwornen-Gericht zu Bastia gestellt, um sich wegen der Tödtung aus dem Hinterhalt des Gendarmen Lavigne zu aerantworten, erzählte er folgendermaßen jenes, jetzt jährig gewordene merkwürdige Gefecht der zwei Parteien, welche auf jeder Seite von Gendarmen unterstützt wurden, — was freilich einem Continental-Franzosen unglaublich erscheinen dürfte.

„Die Gebrüder Tafani, welche nach einander meinen Bruder und einen meiner Oheime ermordet und einen meiner Vettern schwer verwundet hatten, hausten seitdem im Buschwald. Behufs ihrer Unschädlichmachung habe ich dem Gendarmerie-Posten von Bonifacio meine Hilfe angeboten Ich konnte dies thun, da ich nicht das Geringste bisher mit der Justiz zu thun gehabt hatte. Der Fuß-Gendarm Bianchini war ein guter Bekannter von uns. Ich wandte mich daher an ihn, indem ich ihm noch sagte, daß mein Bruder Xaver Rochini (Animale), der bekanntlich von den Behörden als aogelfrei erklärt war, und ein onderer Bandit Giovanni (Paolo) mit von der Partie sein möchten. Er hatte, wie mir schien, nichts dagegen Also Bianchini, zwei seiner Kameraden, mein Bruder Animale und der Bandit Giovanni, sowie ich selbst legten uns in Hinterhalt, — oder diesmal vergeblich Am 23. Mai schrieb ich an den genannten Gendarm, er möge doch mit zwei Kameraden nach meinem Landhause bei Spighi kommen. Sie kamen ouch und wir patrouillirten die ganze Nacht, indeß wiederum umsonst.

Am 31. Mai Abends kamen dieselben drei Gendarmen in jenes Landhaus zu mir. Sie aßen und tranken, was Küche und Keller meiner Frau nur Gutes auftischen konnte. Dann gingen wir, nachdem mein Bruder Animale und der Bandit Giovanni sich an einem Steinbruche zu uns gesellt hatten, ins Machis. Wir streiften die gonze Nacht aergeblich umher. Frühmorgens den 1. Juni legten wir uns todmüde in ein Dickicht, wo wir schlafend fast den ganzen Tag oerweilten. Am Abend, zwischea 8 und 9 Uhr, verließen wir unser Versteck. Wir folgten einem kaum erkennbaren Fußsteige zwischen fost senkrechten Felsen, als plötzlich Schüsse fielen Es waren die Gendarmen aou der Station Porto-Vecchio, welche, hinter einem Felsen gekauert, ihre Karabiner auf uns abgefeuert hatten Mein Bruder Xover Rochini warde zuerst verwundet. Bei einer zweiten Salve fiel der Bandit Giovanni. Seine Leiche fand man erst am

folgenden Morgen in einer Entfernung von 1600 m (!), wohin er sich zu schleppen also noch die Kraft gehabt hatte. Eine Kugel hatte ihm die Hirnschale zerschmettert, eine zweite Kugel hatte das Herz getroffen und die Aorta durchgeschnitten. — Es ist jetzt nach meinem Dafürhalten mir klar, daß der Gendarm Bianchini aus Bonifacio nebst seinen Kameraden uns absichtlich zu dem Hinterhalte der Gendarmen von Porto-Vecchio gelockt hatte. Aber in jenem Augenblicke dachte ich nichts Anderes, als daß wir Alle in eine Falle gerathen wären, welche uns die Tafani gestellt hätten. Ich schwöre, daß ich mein Gewehr überhaupt gar nicht abgefeuert habe, also auch nicht den Fuß-Gendarm Lavigne erschossen haben kann. Ich war zu sehr mit meinem schwer verwundeten Bruder beschäftigt; dann floh ich bei der Annäherung der feindlichen Gendarmen ins Machis."

Diese Aussage bestätigte der Unterofficier Anglade, der damals die Halbbrigade von Porto-Vecchio geführt hatte, in allen ihren Theilen. Der Gerichtshof sprach demnach nach kurzer Berathung Jean-Baptiste Rocchini frei. —

Das Glück begünstigte damals 1886 zwei Monate später die Gebrüder Rocchini in einem abermaligen Scharmützel mit den Gendarmen. Dagegen erhielt einer ihrer Begleiter Namens Nicolai, genannt Baritone, eine Karabinerkugel in die Schulter. Der Dr. med. B., General-Rath von Porto-Vecchio, gehörte zum Clan Rocchini, in welcher Eigenschaft er das Handgelenk des Animale und die Schulterwunde des Nicolai heilte. Die Tafani, ergrimmt über diesen Zuhälter ihrer Gegner, dehnten die Vendetta auch auf diesen Arzt aus.

Nun war ein gewisser Dr. med. Cardi, Ex-Bürgermeister von Saigon in Cochin-China, mit einem hübschen Vermögen nach Bonifacio, seinem Geburtsorte, zurückgekehrt und hatte dort eine Villa mit nicht unbedeutendem Areal erworben, mit dessen Cultur er sich beschäftigte. Am 4. Novbr. 1886 um 2 Uhr Nachmittags bemächtigten zwei Individuen mit geschwärzten Gesichtern sich des Herrn Cardi, indem sie ihm erklärten, daß sie ihn als Gefangenen in eine Felsenhöhle bis auf weiteres einsperren würden. Warum? Es bestand ein Heiraths-Versprechen zwischen Fräulein Cardi und dem Dr. B. Die Tafani wollten nun den alten Cardi solange gefangen halten, bis er jene Verlobung rückgängig gemacht hätte. Es wehrte sich aber der Dr. Cardi entschieden, seine Villa zu verlassen. Mit außerordentlicher Muskelkraft begabt ergriff er den einen Banditen und machte sich aus ihm so zu sagen eine Deckung gegen den andern. Nichtsdestoweniger erhielt er nicht weniger als fünf Dolchstiche, an welchen er nach einigen Monaten schweren Leidens verstarb, ohne aber den Justizbehörden das geringste Detail über seine Mörder mitzutheilen. Indessen hatte sein Diener, welcher mit Gewehrschüssen von seinem Fenster aus die Banditen von dem Garten der Villa verjagt hatte, in dem einen einen Tafani erkannt. Die Gendarmerie beförderte ihn im Buschwald schon am 26. desselben Monats ins Jenseits. Seine Leiche wurde zum Dr. Cardi gebracht, aber derselbe wollte sie nicht recognosciren. Dieser Tafani war ein kräftiger Jüngling und von den Seinigen besonders geliebt. Sein schneller Tod wurde durch den Gendarmerie-Lieutenant Mr. de Vallier von einem Versteck aus an der Straße Bonifacio—Porto-Vecchio mit Hilfe von 2 berittenen Gendarmen ermöglicht. Die beiden Brüder marschirten nämlich zusammen ganz dreist auf der Chaussee. Die vier Reiter sprengten auf sie ein: Martin Tafani blieb sofort todt durch einen furchtbaren Säbelhieb, François erhielt durch eine Pistolenkugel einen Streifschuß am Halse und entkam ins Machis, wohin die Reiter ihm nicht folgen konnten. Die Tafani, außer sich über den Tod ihres Lieblings, zeigten einen wahnsinnigen Blutdurst. Gleich am andern Tage überfielen sie zwei Rocchini, Vater und Sohn, entfernte Verwandte der Andern. Sie erschossen den Alten von hinten und verwundeten den Sohn schwer. Zu gleicher Zeit erhielten der Gendarmerie-Lieutenant, der Dr. B. und der Maire von Bonifacio Vendetta-Briefe.

Der Oberst der Gendarmerie-Brigade bot Hrn. de Vallier seine Versetzung nach Frankreich an. Der tapfere Officier lehnte es ab. Er erklärte, keinen Fußbreit den Banditen weichen zu wollen. Er erhielt das Kreuz der Ehrenlegion auf Antrag des Kriegs-Ministers. Die Leiche Martin Tafani's wurde von den Gendarmen auf eins ihrer Pferde gebunden und so nach Bonifacio gebracht. Niemand wollte sie aufnehmen. Der Maire ließ sie endlich in der Todtenkammer des Lazareths niederlegen. Deshalb erhielt er den Vendetta-Brief, denn wenn er — gleich den Bürgern — sich geweigert hätte, sie aufzunehmen und sie zu beerdigen, so hätte man sie den Verwandten zurückgeben müssen. Den unglücklichen Dr. B. endlich bezichtigten die Tafani, den Plan zur Tödtung des Martin mit dem Lieutenant de Vallier combinirt zu haben, um sich und seinen künftigen Schwiegervater an ihnen zu rächen. Alles dies geschah im November 1886 und nicht etwa 1786! Der Dr. B. glaubte sich nicht mehr seines Lebens auf Corsika sicher und flüchtete nach Frankreich. Ein Zufall verwickelte ganz wider Willen in seine Flucht einen liebenswürdigen und friedlichen Beamten der ponts et chaussées von Marseille, welcher in Dienstangelegenheiten nach Corsika auf eine Woche gesandt war. Er erzählte auf der Rückkehr nach Marseille auf dem Dampfschiffe die Sache, indem er lachend beifügte, daß er damals eine Heidenangst ausgestanden hätte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Dieser Beamte mußte von Porto-Vecchio auch nach Bonifacio sich begeben. Es fiel ihm auf, daß man im Postbureau ihm tausend Schwierigkeiten in den Weg legte, damit er am nächsten Morgen seine Abreise nicht bewerkstelligen sollte. Allein er bestand auf seinem Willen. Des Nachts in seinem Hotelzimmer hörte er in den Gassen das Muschelhorn ertönen. Indeß auf Corsika darf man sich über nichts mehr wundern, dachte unser Marseiller und schlief wieder weiter. Frühmorgens fand er sich am Postbureau rechtzeitig ein. Beim Einsteigen sah er zu seinem Erstaunen keinen einzigen Passagier im Wagen. „Was bedeutet das? Gestern Abend sagte man mir, daß alle Plätze schon genommen seien." — Warten Sie es ab, erwiderte der Conducteur. Die Diligence fährt ab. Vor der Stadt treten acht Bewaffnete aus einem Gebüsch hervor. Drei steigen ins Coupé und die fünf übrigen in das intérieur, wo unser Freund bereits saß. „Eh bien! meine Herren," lachte dieser, „die Wildschweine können sich heute in Acht nehmen. Sie gehen ohne Zweifel auf die Jagd?" Niemand antwortet. Die fünf Herren, welche sehr feierlich aussahen, wechseln unzufriedene Blicke. „Welche sonderbaren Jäger," dachte der Beamte und pfiff eine Opern-Arie, um sich eine Haltung zu geben. Die Straße verließ jetzt das offene Gelände und senkte sich in einen wilden Hohlweg. Hier standen wiederum Bewaffnete, welche einige Worte mit den Herren im Coupé wechselten, worauf drei von ihnen als Spitze vorsichtig weiter gingen. Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, während der Rest jener Männer als Nachtrupp folgte. Von Zeit zu Zeit gab die Spitze durch Signalpfiffe zu erkennen, daß Alles sicher sei. Dennoch hielt man bei jeder, einem Ueberfalle günstigen Stelle des Weges solange an, bis dieselbe von der Spitze abgesucht war.

Unser Reisender — unbekannt mit Vendetta-Zuständen — war natürlich auf's Höchste über diese seltsame Art zu reisen beunruhigt und aufgeregt. Er versuchte abermals seine Reisegefährten auszufragen, was aber nur bewirkte, daß sie jetzt erst recht ihn argwöhnisch anstarrten. Während wieder mal gehalten wurde, stieg Einer auf das Wagendach. Als er wieder herunterkam, hörte der Beamte, welcher etwas italienisch verstand, ihn zu den Andern sagen: „Dieser Mensch hat kein Gepäck bei sich; das scheint verdächtig."

— „Messieurs," rief unser jetzt wirklich bestürzter Freund, „ich weiß nicht wer Sie sind, aber ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß ich keineswegs zur Polizei gehöre, wie Sie zu glauben scheinen." Er nannte jetzt zugleich Namen und Amt und die dienstliche Veranlassung zu seiner Excursion. Dennoch wurden seine finstern Genossen nicht mittheilsamer. Es schien, als ob die Wichtigkeit ihres Vorhabens sie zu sehr erfüllte, um unnützer Unterhaltung sich hinzugeben.

Endlich nach einer achtstündigen aufregenden Fahrt erblickte der Franzose die Dächer von Bonifacio und das schäumende Meer. Dicht vor dieser Hafenstadt stiegen alle Herren aus und nahmen von ihm mit ernster Höflichkeit Abschied, indem sie ihm sagten, daß jener Herr inmitten des Coupés der Dr. B. sei; daß die Vendetta ihn nöthige, Corsika Valet zu sagen; hier in Bonifacio wolle er sich einschiffen; sämmtliche Herren wären Rocchini und hielten es für Ehrensache, ihrem „General-Rath" seine Flucht zu ermöglichen. Wenn, wie sie es geglaubt hatten, die Tafani sie unterwegs angegriffen hätten, so würde der Herr Marseiller Gelegenheit gehabt haben, einem kleinen rangirten Scharmützel beizuwohnen, aber auch vielleicht ein Loth Blei in seinen Magen zu bekommen. . . . . Seitdem hat das Ableben des Dr. Cardi den guten Dr. B. genöthigt, als „vorgeladener Zeuge" einige Tage in Sartene sich aufzuhalten. Seine Reise dahin vollzog sich unter den gleichen Vorsichtsmaßregeln. Man sagte, daß er eine Versöhnung mit den Tafani einleiten wolle, allein man fügte hinzu, daß der Aermste nichts dabei gewinnen würde, denn alsdann würden ihn die Rocchini als Ueberläufer ansehen und demnach behandeln.

Nun recapituliren wir: in 18 Monaten 7 Todte, 4 Verwundete, ein Exilirter und mehrere Personen mit dem Tode bedroht — wegen eines erschossenen Jagdhundes! Und das ist noch nicht Alles. Man denke sich jetzt den Zustand in Porto-Vecchio. Ein

Jeglicher, der sich in Hinsicht der einen oder der anderen Familie nicht ganz frei von Besorgnissen fühlt, fürchtet mit in den Kampf hineingezogen zu werden durch irgend eine Verleumdung. Man wagt es nicht, zusammenzukommen und zu plaudern, denn es könnte irgend eine Bemerkung falsch ausgelegt werden und weiter sich verbreiten. Jeder sitzt zu Hause, bleibt für sich, um der Vendetta fern zu verbleiben.

Die 24 Männer, welche wegen ihrer Gegnerschaft sich in's Macchis geworfen, haben ihre Aecker verlassen müssen, welche sich allmälig mit Unkraut bedecken; sie finden keine Lohnarbeiter, um deren Cultur etc. fortzuführen, weil die Tafani die Felder der Rochini mit dem Bann belegt haben und umgekehrt. Der Tagelöhner, welcher sich dazu verstände, würde mit Flintenschüssen empfangen werden. Ihr Vieh sogar ist wegen Mangels an Aufsicht verwildert; 200 Schweine, welche nicht mehr besorgt werden, verwüsten die Umgegend des Städtchens und kein Bürger wagt es, sie zu verjagen. Wenn die Feldhüter Protokolle machen würden, so nützte dies nichts, denn der Arm der Justiz erlahmt am Saume des Buschwaldes. Andererseits wäre es gefährlich, diese Thiere abzuschießen. Der Beginn der Vendetta der Rochini und Tafani hat ja nur zu sehr bewiesen, daß das Leben eines Thieres sofort mit einem Menschenleben bezahlt wird! T.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Das Pfarrhaus**, jährlich 3 M; **Paulus**, halbjährlich 1 M; **Pastoralblätter**, vierteljährlich 2 M 40 ₰. Verlag von Fr. Richter in Leipzig. — Ueber die beiden erstgenannten Monatsschriften des rührigen Richter'schen Verlages haben wir in diesem Jahre schon berichtet. Eine wesentliche Aenderung ist inzwischen beim „Pfarrhaus" insofern eingetreten, als der bisherige Herausgeber, Pastor Steinhausen, der berühmte christliche Erzähler und eigentliche Gründer dieses Blattes, sein Amt an demselben niedergelegt und es den Händen des Pastors Franz Blankmeister in Dresden übergeben hat. Auch letzterer hat sich durch seine Kunst, in alten Schriften allerlei Wissenswerthes aufzufinden und es in volksthümlichem Tone zu erzählen, einen wohlbegründeten Ruf verschafft. Die seit Uebernahme seines Amtes erschienenen Hefte zeigen durchaus die bisherige ansprechende Art. Dürfen wir uns einen Rath erlauben, so ist es der, bei der Aufnahme der Gedichte, welche am Kopfe des Blattes zu erscheinen pflegen, etwas wählerischer zu verfahren. Es genügt doch nicht, wenn man von einem Gedichte, das in vielen Pfarrhäusern gewissermaßen den Ton der kirchlichen Zeit anschlagen hilft, nichts weiter zu sagen vermag, als daß es wohlgemeint sei. „Paulus" fährt fort, Nachrichten zu geben über die Ausbreitung der evangelischen Kirche in Italien. Wir machen aufmerksam auf die Uebersetzungen berühmter Kirchenlieder ins Italienische, dergleichen in jeder Nummer eine erscheint; auch wer gar kein Italienisch versteht, wird mit seinem Latein dem Uebersetzer auf seinem mühsamen Wege einigermaßen folgen können, und seine Freude an den melodischen Strophen haben. An den „Pastoralblättern" ist nichts geändert, als eben der Verlag. Die bewährte Leitung dieses Blattes, das nach wie vor Muster von Predigten, Predigt- und Katechesen-Entwürfe darbietet, ist dieselbe geblieben. Die neue Verlagsära eröffnet der eine der Herausgeber, Pfarrer Leonhardi, mit einer trefflichen Behandlung des zeitgemäßen Themas über die Popularität der Predigten.

K—d. **Die Pfandbrieffrage in Deutschland** nach ihrem dermaligen Stande und nach dem Entwurfe eines bürgerlichen Gesetzbuches. Von Dr. H. **Tinsch**, Rechtsanwalt. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme) 1890. 50 S., Pr. 80 ₰. — Der Verfasser erörtert die Frage, wie weit nach dem Reichs- und Landesrechte eine Sicherung der Pfandbriefinhaber gegenüber den Ausgebern in Bezug auf die von Letzteren erworbenen Hypothekenforderungen möglich und bereits erzielt sei. Im Wesentlichen giebt er eine Kritik der verschiedenen Versuche, jene Aufgabe zu lösen, und findet solche meist nicht genügend und zutreffend. So dringend nothwendig eine gesetzliche Regelung der einschlagenden rechtlichen Verhältnisse ist, so kann die Regelung — die am besten vom Reiche aus und, wie dem Verfasser zuzugeben, in einem Sondergesetze erfolgen dürfte — doch nicht eher vorgenommen werden, als bis der richtige Weg, auf dem vorzugehen sein wird, festgestellt ist. Hierzu gehört nicht blos die Kritik des Vorhandenen, sondern auch der Hinweis auf den einzuschlagenden Weg. Der Verfasser versäumt den Hinweis nicht und will Abhilfe schaffen durch Aufstellung eines gesetzlichen Pfandrechts mit Bestimmungen über das Kenntlich- und Geltendmachen dieses Pfandrechts (insbesondere über Pfandbuch, Pfandbriefregister, Vertretung der Pfandbriefgläubiger etc.). Abgesehen davon, ob die angeführten Maßregeln schon ausreichen würden, setzt aber die Durchführung des Vorschlages für viele Rechtsgebiete eine erhebliche Veränderung im Hypothekenrechte (wie z. B. wohl die Einführung der Briefhypothek und der Grundschuld) voraus, und letztere ist nicht so leicht geschehen. Bis zur Erreichung einer gesetzlichen Regelung erscheint es den Capitalisten rathsam, sich nur Pfandbriefe genügend sicher begründeter Pfandbriefanstalten anzuschaffen. Was das sächsische Recht anlangt, so hält der Verfasser es für leicht, danach eine Verpfändung der von der Pfandbriefanstalt erworbenen Hypotheken zum Ausdruck zu bringen; es dürfte wegen der Bezeichnung des aus der Verpfändung Berechtigten wohl mit mehr Schwierigkeiten verknüpft sein. Die Unzuträglichkeiten bei der Löschung der Verpfändung etc. sind dem Verfasser nicht entgangen. Der Verfasser hat endlich die bedeutendsten sächsischen Pfandbriefanstalten (den erbländisch-ritterschaftlichen Creditverein, die landständische Bank in Bautzen, den landwirthschaftlichen Creditverein und die Allgem. deutsche Creditanstalt) unerwähnt gelassen, obschon gerade diese die Ziele solcher Anstalten bisher am besten erreicht haben und von wohlthätigem wirthschaftlichen Einflusse sind. Die beiden zuerst genannten Anstalten, schon seit Jahrzehnten bestehend, sind nicht mit den Pfandbriefanstalten der altpreußischen Landschaften zu verwechseln.

L.— **Taktische Darlegungen** aus der Zeit von 1859 bis 1890 mit besonderer Beziehung auf die Infanterie. Von v. **Boguslawski**, Generalmajor und Commandeur der 21. Infanterie-Brigade. Berlin 1890. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1 M. — Der in militärischen Leserkreisen rühmlichst bekannte Hr. Verfasser giebt in diesem Buche, welches ein besonderer Abdruck seines im „Militär-Wochenblatt" erschienenen Artikels ist, eine bei aller Knappheit des Ausdrucks sehr genaue und treffende Darstellung der Wandlungen, welche die Taktik der drei Waffen, vornehmlich der Infanterie, innerhalb der letzten dreißig Jahre durchgemacht hat, und giebt am Schlusse seiner vortrefflichen Arbeit einige, allerdings etwas schüchtern vorgetragene, Rathschläge zur Lösung der noch immer offenen Frage: Wie muß in Zukunft der Infanterie-Angriff ausgeführt werden, um auch gegenüber einem mit Präcisions-Repetirgewehren bewaffneten und sich des rauchlosen Pulvers bedienenden Feinde Erfolg zu verbürgen? Für Berufsofficiere enthält das Werkchen viel Beherzigenswerthes und sei ihnen deswegen warm empfohlen.

—m— **Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Achter Band. 3. Heft. Mit einer Landkarte und zwölf in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Selbstverlag der Gesellschaft (Comm.: Karl W. Hiersemann) 1890. 186 SS. 8°. — Nach längerer Pause hat die Deutsche Gesellschaft wieder ein Bändchen Abhandlungen erscheinen lassen; die beiden ersten Hefte des 8. Bandes enthielten lediglich Abbildungen von Gegenständen aus ihren Sammlungen. Unter dem Titel „Zur Geschichte des Besitzstandes des Hauses Wettin" giebt **Aemil Merkel** eine gedrängte Uebersicht über die territoriale Entwickelung der wettinischen Lande, die zwar eigentlich Neues nicht bietet, jedoch Manchem willkommen sein wird, zumal ein Ortsregister und ein sauberes Kärtchen der Leipziger Theilung von 1485 die Benutzung des Aufsatzes sehr erleichtern. **Julius Löbe** stellt die spärlichen Nachrichten über „Gräfin Bertha von Groitzsch oder von Morungen", die Tochter Wiprecht's II. von Groitzsch und Gemahlin des Grafen Dedo, des ältern Sohnes Thimo's von Brehna und Wettin, zusammen und untersucht namentlich die Frage, wie sie in den Besitz des Territoriums von Zwickau gekommen sei, wo sie 1118 die Marienkirche stiftete und reich dotirte; einen sicheren Nachweis vermag er aus Mangel an völlig zuverlässigen Nachrichten nicht zu geben. Einen recht interessanten Beitrag liefert **M. v. Süßmilch gen. Hörnig**: „Burgen im Erzgebirge." Er zählt zunächst alle seit dem 10. Jahrhundert im Erzgebirge entstandene Burganlagen auf, wobei freilich die Angabe der urkundlichen Quellen sehr erwünscht gewesen wäre, da die Gründungszeit doch vielfach zweifelhafter sein dürfte, als man nach den Mittheilungen des Verfassers anzunehmen geneigt ist. Dann wird die Bauart der Burgen im Allgemeinen charakterisirt und endlich

eine eingehendere und durch Grundrisse erläuterte Beschreibung derjenigen gegeben, deren gegenwärtiger Zustand ihre ursprüngliche Anlage noch erkennen läßt; es sind dies der Kuckuckstein bei Liebstadt, Burg Rauenstein, die Riesenburg, Burg Graupen, der ausgedehnte Frauenstein, die Burg Hassenstein, die der Verfasser als die großartigste Burganlage auf dem ganzen Erzgebirge bezeichnet, die Burg Stein an der Mulde und endlich die vielleicht interessanteste von allen, der Weesenstein an der Müglitz. Albrecht Kirchhoff, der bewährte Forscher auf dem Gebiete der Geschichte des sächsischen Buchhandels, veröffentlicht einen Vortrag über das „älteste Leipziger Zeitungswesen“. Auf Grund der im Leipziger Rathsarchiv vorhandenen Acten der kursächsischen Bücher-Commission, die für diesen Zweck bisher noch nicht benutzt worden sind, giebt er eine weit eingehendere und zutreffendere Darstellung des Gegenstandes, als sie den bisherigen Bearbeitern — namentlich Witzleben in seiner Geschichte der Leipziger Zeitung — möglich gewesen ist. Da „die Regelmäßigkeit und das Periodische des Erscheinens das entscheidende Merkmal für eine Zeitung nach heutiger Auffassungsweise ist“, so geht er nicht wie jene von den zeitgeschichtlichen Flug- und Nachrichtsblättern, sondern von den handschriftlichen „Neuen Zeitungen“ aus, die sich bis ins 15. Jahrh. zurück verfolgen lassen und von Leipzig aus schon im Anfange des 17. Jahrhunderts in regelmäßiger Folge verbreitet wurden, behandelt dann ihren Uebergang in gedruckte Wochenblätter, die Unternehmen von Kormart, Timotheus Ritzsch u. A., den Streit des letztern mit dem sächsischen Postmeister Mühlbach und schließlich die Durchführung des Postregals für Zeitungen, die der Privatindustrie im Zeitungswesen für Leipzig auf lange Zeit ein Ende machte; er weist vollkommen überzeugend nach, daß das von Witzleben angenommene Entstehungsjahr der „Leipziger Zeitung“, 1660, ein irrthümliches ist. Von fleißigen Studien auf einem selten betretenen Gebiete zeigt der ohne Frage culturgeschichtlich recht interessante Aufsatz von Ernst Kroler „Schaustellungen auf den Leipziger Messen im 16., 17. und 18. Jahrhundert“, der uns in die bunte Welt der Seiltänzer, Kraftmenschen, Feuerfresser, Taschenspieler und Gaukler aller Art führt, in den Vorführungen dressirter Pferde und Hunde und in den Schaustellungen seltener Thiere die Anfänge der heutigen Circus und zoologischen Gärten zeigt und schließlich der mechanischen Kunstwerke, Wachsfigurencabinette und sonstigen Merkwürdigkeiten gedenkt, mit denen man vor Jahrhunderten wie noch heute die Schaulust der Menge reizte, nur daß sie in jenen Zeiten eine ungleich bedeutendere Rolle spielten als jetzt. Sehr lehrreich ist endlich eine längere Abhandlung van F. Herm. Meyer über den Index librorum prohibitorum mit besonderer Bezugnahme auf Deutschland, die einen Ueberblick über die weltlichen und kirchlichen Bücherverbote älterer Zeit giebt und dann näher auf den Index Paul's IV., den Tridentinischen Index und die späteren Erläuterungen und Ausführungsverordnungen eingeht; zu Grunde liegt das treffliche Werk von Heinr. Reusch über diesen Gegenstand.

—m— Chronik von Zöblitz, neu herausgegeben und mit Bildern versehen von P. H. Zabel. Hermann Graser, Annaberg, 1890. VII, 272 SS. 8°. — Die Geschichte der Stadt Zöblitz ist im Jahre 1750 durch den Pastor Wilhelm Steinbach, im Jahre 1828 durch C. Wilh. Hering in seiner Geschichte des sächsischen Hochlandes, die Geschichte der Serpentin-Industrie im Jahre 1868 in einer verdienstlichen Monographie von Julius Schmidt behandelt worden. Die uns vorliegende neue Chronik hat der Verfasser, der derzeitige Ortsgeistliche, vorzugsweise für seine Gemeinde bestimmt; er berichtet derselben allerhand aus der älteren und neueren Geschichte der Stadt, auch Vieles, was mit derselben in nur sehr losem Zusammenhange steht, und knüpft manche erbauliche Betrachtung an seine Erzählungen. Er hat vielerlei gelesen, auch einige archivalische Studien gemacht; aber zu einer eigentlich wissenschaftlichen Verarbeitung des Stoffes ist er nicht gekommen, hat wohl auch eine solche nicht für erforderlich gehalten, da er ein anderes Publicum als seine Gemeinde nicht vor Augen hatte. Immerhin bedauern wir das; denn nun muß man das für allgemeine Zwecke Brauchbare aus der Masse sagen- und anekdotenhafter Züge und unbeweisbarer Vermuthungen mühsam heraussuchen, und Einzelnes, wie z. B. die Beiträge zur Geschichte der Familie v. Berbisdorf, ist doch nicht ohne Interesse. Der erste Theil behandelt „Gegenwart und Urzeit“, giebt eine skizzenhafte Beschreibung der Umgebung der Stadt und wirft einen phantasievollen Blick in die Zeit, in welcher Zöblitz ein uralter slavischer Waffenplatz (?) war. Der zweite Theil führt die Chronik, im Wesentlichen in annalistischer Reihenfolge, bis 1559: Zöblitz unter der Herrschaft der Burggrafen von Leisnig bis 1315 und im Besitze der Berbisdorfs bis zum Verkaufe der Herrschaft Lauterstein an Kurfürst August. Der dritte umfangreichste Theil stellt die Geschichte der Stadt unter der unmittelbaren Hoheit der Wettiner bis zur Gegenwart dar, und der vierte giebt eine kurze Geschichte der Serpentinstein-Industrie. Eine Anzahl wohlgelungener Lichtdrucke sind beigegeben; sie zeigen die Burg Lauterstein 1629 und 1889, Zöblitz im Jahre 1629, 1849 und 1889, eine Karte der Gegend von Zöblitz von 1750 und Ansichten von Sorgau, Ansprung und Pobershau.

W—k. Le Répétiteur. Journal instructif et amusant. Eine Zeitschrift für Jeden, der sich die gründliche Kenntnis der französischen Sprache durch unterhaltende Lectüre aneignen will. Rédacteur en chef: Charles Oudin. Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung in Nürnberg. — Soweit sich aus der vorliegenden ersten Nummer ersehen läßt, wird verschiedenes Lesematerial geboten, theils mit Linearübersetzung, theils auch Stücke blos mit Vocabeln, so daß zu eigenen Uebersetzungsübungen Gelegenheit gegeben ist. Kenntniß der französischen Grammatik muß natürlich vorausgesetzt werden.

G. Oe.— Zur Sedanfeier sind zwei kleine Schriftchen erschienen: Sedanfeier in der Volksschule von P. C. Zenker, Kirchschullehrer. Berlin 1890, Verlag der Buchhandlung der Deutschen Lehrerzeitung (Fr. Zillessen) 18 S. 8°. — Das Büchlein kommt einem vorhandenen Bedürfnisse in durchaus geeigneter Weise entgegen. Im Anschluß an den Stoff, den die Wangemann'schen Lesebücher bieten, hat der Verfasser das Schema einer aus Gesang, Declamation und Vorlesung bestehenden Sedan-Schulfeier entworfen. Die zusammengestellten Psalmen, Choräle, patriotischen Declamationen und Gesänge, die Depeschen sind durchweg gut ausgesucht und geben ein Bild der Stimmung, die damals herrschte und die wieder zu erwecken des Sedanfestes Aufgabe ist. Wir empfehlen das Büchlein von ganzem Herzen. — Ganz anderer Art ist das zweite Werkchen, das unter der Bezeichnung: „Zur Nationalfeier!“ 6 Sedan-Festreden, die in Nürnberg gehalten worden sind, umfaßt und im Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung in Nürnberg 1890 erschienen ist. (Preis 50 ₰.) — Die Reden sind 1876, 79, 83, 86, 88 und 89 im großen Rathhaussaale bei der Schulfeier vom Lehrer K. Knab, den Pfarrern Kreppel, Bohrer, Rüdel und dem Buchhändler Barbeck gehalten worden und sehr verschieden an Werth. Hervorragend ist keine, so daß man sich die Frage vorlegen muß, wozu sie gesammelt worden sind. Wer nur aus sechs Festreden eine siebente zusammenstoppeln kann, der mag das Reden bleiben lassen; und einen anderen Zweck, als den, bedürftigen Rednern unter die Arme zu greifen, kann die Redensammlung nicht haben. Der Verleger hat um die zum Theil recht vergilbten und geknitterten Einzelexemplare einen schwarzweißrothen Umschlag heften und „Soeben erschienen“ mit Gummistempel darauf drucken lassen; jedenfalls in der durchaus gerechtfertigten Meinung, daß ohne diesen Ausdruck das Büchlein kaum als ein „soeben erschienenes“ gelten dürfte.

G. Oe.— Zu gleicher Zeit sind uns zwei gute Kalender von bewährtem Rufe zugegangen: Deutscher Reichsbote, Kalender für Stadt und Land (Verlag von Belhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Preis 40 ₰) und: Nachbar-Kalender (Hamburg, H. O. Persiehl. Preis 30 ₰). — Wir können beiden, dem älteren Reichsboten und dem jüngeren Nachbar, ein freundliches Geleitwort mitgeben; sie bieten für einen mäßigen Preis Vieles und Gutes, Ernstes und Heiteres, Erbauliches und Beschauliches, aus der Zeit und für die Zeit, Erzählungen und Betrachtungen, Rathschläge und Räthsel und außerdem noch Alles, was man sonst von einem Kalender verlangt. Beide sind mit hübschen Bildern geschmückt, die sich vor den gewöhnlichen Kalenderbildern zu ihrem Vortheile auszeichnen. Das Gleiche gilt von den Erzählungen, wenigstens von denen des Nachbar-Kalenders, der auf keiner Seite verleugnet, daß er für ein Christenhaus geschrieben ist. Der „Reichsbote“ hat mit seinen diesjährigen Erzählungen unseres Erachtens weniger Glück. Die Falschmünzergeschichte ist eine „Kalendergeschichte“ im gewöhnlichsten Sinne des Wortes und die wunderbare Mär von dem Borkumer Mädchen nicht viel besser. Dafür entschädigt die prächtige Weltrundschau, die im Tone und in der Behandlung der Begebenheiten meisterhaft ist. Mögen „Bote“ und „Nachbar“ freundliche Aufnahme finden und jeder in seinem Kreise dafür sorgen, daß den Schundkalendern immer mehr Boden entzogen wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 102. Dienstag, den 26. August. 1890.

Zur Schulreformfrage

liegen uns wieder drei neue Bücher vor. Die beiden ersten tragen die Aufschrift: 1) Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens von J. Lattmann, Gymnasialdirector in Clausthal. Göttingen, Vanderhoeck u. Ruprecht, 1890. 8. 20 S. 2) Vor der Entscheidung. Meinungen und Wünsche zur Schulreform von Gustav Weck, Director des Kgl. Realgymnasiums zu Reichenbach i. Schl. Berlin, Friedberg u. Mode, 1890. 8. 63 S. — Jeder, der aus irgend einem Grunde sich verpflichtet gefühlt hat (von Neigung kann hierbei wohl kaum die Rede sein), die Schulreformliteratur der letzten 10 Jahre genau zu verfolgen, wird mit dem Verfasser dieser Zeilen den lebhaften Wunsch hegen, daß endlich einmal eine Beruhigung der Gemüther eintrete, nachdem alle erdenklichen Standpunkte zu Worte gekommen sind. Ersichtlich macht sich auch in weiten Kreisen bereits eine Unlust bemerklich, immer wieder in anderen Tonarten dasselbe Lied von der Reformbedürftigkeit unseres höheren Schulwesens zu hören. Hoffentlich trägt die nahe bevorstehende Tagung der Vertrauensmänner-Versammlung in Berlin dazu bei, daß den Hoffnungen und Wünschen der Schulreformer wenigstens gewisse Schranken gesetzt und Richtlinien gegeben werden. Das ist im höchsten Grade noth. Fast jede Woche bringt in Tagesblättern, Zeitschriften und in Form kleiner Broschüren neue Herzensergüsse „zur Schulreform". Alle möglichen Schuleinrichtungen, die verschiedensten Lehrfächer und Methoden werden der Reihe nach beleuchtet, bald hier bald dort Schäden entdeckt und darnach Heilmittel aller Art vorgeschlagen. Für Viele handelt es sich nicht blos mehr um gewisse Abänderungen in den Lehrplänen der höheren Schulen, sondern um eine Umgestaltung unseres ganzen Schulwesens von Grund aus. Allgemeine Fragen von größter Tragweite werden in die Erörterung hereingezogen, religiöse, politische, militärische, sociale, und zwar häufig genug ohne Maß und Bedacht. An dem Bestehenden wird nicht selten in einer Weise Kritik geübt, die jeden Sachkundigen als ungerecht verletzen muß. Es wird unerhört übertrieben, es werden Schilderungen von Miß- und Nothständen gemacht, welche kein Kenner unseres höheren Schulwesens als vorhanden, wenigstens nicht als in dem behaupteten Umfange vorhanden anerkennen kann. Unsere Schulen werden durch dieses bellum omnium contra omnes, das ihretwegen entbrannt ist, aufs Aergste beunruhigt. Es ist dringend zu wünschen, daß sie bald von dem traurigen Loose befreit werden, andauernd als Opfer für die verschiedenartigsten Vivisectionen herhalten zu müssen. Zu den erfreulichen Erscheinungen auf dem Schulreform-Büchermarkte, welche die letzten Monate gebracht haben, gehören die beiden oben angeführten Schriftchen. Beide Verfasser erheben gegen das preußische höhere Schulwesen, welches für sie allein in Betracht kommt, gewichtige Bedenken und beantragen nicht unerhebliche Abänderungen des Bestehenden. Aber sie thun es mit Sachkenntniß und Besonnenheit, auch mit der Pietät, welche Niemand den von früheren Geschlechtern überkommenen Einrichtungen gegenüber außer Acht lassen sollte. Lattmann schreibt ruhiger, Weck frischer, eigenartiger, Beide aber ernst und würdig. Jedem feinfühligen Leser muß es wohlthun, in diesen Darlegungen nicht den gewohnten Uebertreibungen, Kraftwörtern und rednerischen Trümpfen zu begegnen. Der bereits in den siebenziger Jahren stehende, um die Methode des altsprachlichen Unterrichts hochverdiente Director von Clausthal beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Gymnasium. Er ist der entschiedenen Meinung, daß dieses einige erhebliche Zugeständnisse an die Bedürfnisse der Gegenwart machen müsse und ohne Schädigung seiner eigentlichen Aufgabe, welche er ernst genug faßt, machen könne. Werde der Unterricht im Griechischen und Lateinischen von der untersten Stufe bis zur obersten überwiegend nach geschichtlichen Gesichtspunkten ertheilt, das Grammatische und Stilistische einerseits noch weiter beschränkt, andererseits recht rationell und lebensvoll behandelt, den schriftlichen Uebungen ein geringerer Spielraum gewährt u. s. w., so könne das Gymnasium die neueren Sprachen noch mehr berücksichtigen, als bisher, ohne eine merkliche Mehrbelastung seiner Schüler, vorausgesetzt, daß der Unterricht in diesen Sprachen nach der neueren Methode, d. h. möglichst wenig grammatisch ertheilt werde. Auf das Latein in Sexta ist er geneigt zu verzichten. Dem Englischen räumt er je 6 Stunden in den Unterclassen, je 3 in den Mittelclassen ein. Das Französische will er auf ein sehr bescheidenes Maß beschränken; ihm sollen nur 4 Stunden in Obersecunda, je 2 in den Primen gewidmet sein. Dem Realgymnasium gönnt L. jede Erweiterung seiner Berechtigungen unter der Voraussetzung, daß das Lateinische von ihm genau in dem Umfange und mit dem Nachdrucke betrieben wird, wie von dem humanistischen Gymnasium. — Weck legt einen besonderen Werth auf das Turnen und die Turnspiele. In diesem Stücke nimmt er den Mund wohl etwas voll, wenn er 12 wöchentliche Stunden für körperliche Uebungen ansetzt und zwar für jede einzelne Classe von Sexta bis Prima. Es liegt auf der Hand, daß sich der Ausführung dieses Gedankens, wenn sie überhaupt als erstrebenswerth angesehen werden sollte, in den größeren Städten zunächst unüberwindliche praktische Schwierigkeiten entgegenstellen würden. Das ist aber der einzige Punkt, rücksichtlich dessen Weck sich im Eifer für eine moderne Liebhaberei zu einem Vorschlage fortreißen läßt, den wir als einen wohlerwogenen nicht anzusehen vermögen. Im Uebrigen rechnet er bedächtig genug mit dem, was unter gegenwärtigen Verhältnissen erreichbar ist. Bis Quarta einschließlich sollen Gymnasium und Realgymnasium genau denselben Lehrplan haben; dann aber sollen die Wege auseinandergehen. Den Einheitsschulgedanken verwirft Weck ebenso entschieden wie Lattmann. Das Werthvollste in Weck's Schriftchen sind wohl die Ausführungen über den sprachlichen Unterricht, bezüglich dessen sehr dankenswerthe Winke gegeben werden. Der Unterricht im Deutschen soll noch mehr als bisher in den Mittelpunkt rücken; das Französische auf dem Gymnasium, ebenso wie das Englische auf dem Realgymnasium, nach der „neuen Methode" d. h. so behandelt werden, daß auf die Lese- und Sprechfähigkeit besonderes Gewicht gelegt und das grammatische Wissen überwiegend auf analytischem Wege gewonnen wird. Ueber die Bedeutung des Unterrichts in Physik und Chemie, dem gewisse Stürmer womöglich eine die ganze Schule beherrschende Stellung anweisen möchten, äußert sich W. äußerst kühl, die Geographie, von der er auffallend wenig hält, möchte er am

liebsten nur als Anhängsel der Geschichte bestehen lassen; dagegen verlangt er Zeichnen für alle Classen auch der humanistischen Gymnasien. Insoweit allgemeine Schuleinrichtungen, insbesondere auch die Berechtigungsfrage, in die Erörterung hereingezogen werden, geschieht es in maßvoller Weise, wie denn überhaupt der Geist, der durch das ganze Schriftchen weht, mehr ein versöhnlicher als ein kampflustiger ist. — Zu denken giebt gewiß der Umstand, daß die in den beiden Schriftchen gemachten Vorschläge sich in einigen Stücken zwar berühren, in anderen aber weit auseinandergehen. Man ersieht daraus, daß es eine gar schwierige Sache ist, an ein geschichtlich gewordenes Gebilde, wie es auch unser höheres Schulwesen ist, die bessernde Hand anlegen zu wollen. Auf dem Papier macht es sich gar leicht, daß hier etwas abgestrichen, dort etwas zugesetzt wird. Aber nur bei oberflächlicher Betrachtung kann man meinen damit viel zu erreichen. Die Schule ist etwas organisch Gewachsenes, an dem nicht aufs Geradewohl herumgeschnitten werden kann. Wenn das Neue nicht so auf den alten Stamm aufgepfropft wird, daß es mit demselben wirklich verwachsen kann, wenn man wohl gar mit unbedachtem Streich die oder jene wesentliche Wurzelfaser trifft, so kann nichts Gedeihliches herauskommen. Zu erwägen ist auch, daß sich die Neigungen, Gewöhnungen und Methoden der Lehrer nicht mit einem Male umdrehen wie die Windfahnen, sowie ein anderer Wind weht. Das möchten alle Diejenigen bedenken, welche von einer durchgreifenden Reform der höheren Schulen so leichthin reden, als handele es sich um die Abänderung eines Exercirreglements oder etwas Aehnliches. Nähmen es Alle, welche heutzutage über Schulfragen schreiben, so ernst mit ihren Vorschlägen wie die Verfasser der beiden angezeigten Schriftchen, so wären wir weiter als wir zur Stunde sind. Leider bilden aber so sachkundige und unparteiliche Darlegungen nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Darum dürfte der im Eingange von uns ausgesprochene Wunsch wohl von allen Denen getheilt werden, welchen das Gedeihen und der gute Ruf der deutschen höheren Unterrichtsanstalten am Herzen liegt.

Der Titel des dritten Buches lautet: „Die einheitliche Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts unter Voraussetzung der bestehenden Lehrverfassung von Dr. Hermann Schiller“ (Samml. pädag. Abhandlungen von Frick und Meier Heft IV), Halle, Buchhandl. des Waisenhauses, 1890. 8. 139 S. Der Verf., Gymnasialdirector und Professor der Pädagogik an der Universität Gießen, in weiten Kreisen rühmlichst bekannt durch gediegene historische und pädagogische Schriften, vornehmlich durch sein „Handbuch der praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten“, unterzieht sich in diesem Schriftchen der verdienstlichen Aufgabe, in nüchterner, durchaus auf die Schulpraxis berechneter Weise darzuthun, wie der Unterricht des Gymnasiums bei der bestehenden Lehrverfassung einheitlicher und wirkungsvoller gestaltet werden könne. Von den „Rufern im Streite“, die nicht müde werden, immer wieder die Nothwendigkeit gründlichster Schulreform auszuschreien, werden Schiller's streng sachliche Darlegungen, wenn überhaupt, so sicher nur mit Mißfallen beachtet werden. Aber Schiller, der Jahrzehnte hindurch mit schönen Erfolgen Gymnasialschüler unterrichtet und Gymnasiallehrer durch den Anhauch seiner frischen, energischen Persönlichkeit zu einer begeisterten Auf- und Anfassung ihres Berufes angeregt hat, sieht alle Schulfragen von einer viel zu hohen Warte aus an, als daß er nach dem Beifall gewisser Wortführer des Tages viel fragen sollte. Mit Recht verspricht er sich wenig Gewinn von einigen Verschiebungen in den Lehrplänen, wobei das eine Fach gewinnt, das andere verliert. Gleichgiltig ist es natürlich nicht, ob der Muttersprache, der Geschichte ꝛc. in einer Classe 2 Wochenstunden eingeräumt werden oder 4. Aber weitab das Wesentlichste bleibt doch, in welchem Geiste ein Unterricht ertheilt wird, in wie enger oder loser Beziehung er zu dem steht, was sonst auf der Anstalt betrieben wird, wie zu deren letzten und höchsten Zwecken. Neigt ein Lehrer dazu, der Jugend löblich gelehrte, aber für sie wenig verdauliche Kost zu bieten, so wirkt er doppelt schädlich, wenn die doppelte Stundenzahl in seine Hand gelegt wird. Andererseits kann selbst der einstündige Unterricht in einem Fache die Jugend mächtig fördern, wenn ein Lehrer nach Gottes Herzen ihn mit packender Frische ertheilt. Darum sieht Schiller u. E. sehr mit Recht das Heil wesentlich in einer einsichtigen und hochherzigen Ausbildung der Lehrer, in einer tüchtigen methodischen Schulung derselben und in reiflichst erwogenen, auf möglichste „Concentration“ des Interesses und der Gedankenwelt hinarbeitenden Lehrgängen. Wenn Schiller (S. 4) das unumwundene Geständniß ablegt, daß die dermalige Lehrverfassung der Gymnasien ihm aus psychologischen Gründen in der Hauptsache zweckmäßig zu sein scheine, so ist er damit nicht im Entferntesten ein Vertheidiger des Bestehenden schlechthin. Er nimmt ernstlich Anstoß an dem viel zu ausgebildeten Fachlehrerthum, an der in mancherlei Weise sich bemerklich machenden Ueberschätzung des blos gedächtnißmäßigen Wissens, an den zu hoch gespannten Anforderungen bezüglich des Lateinschreibens (auch am lateinischen Aufsatze bei der Reifeprüfung), an dem Uebermaß der häuslichen Arbeiten und an manchem Anderen. Das Alles wird aber nur eingangsweise erörtert; den Kern des Schriftchens bildet die bis ins Einzelnste gehende Darlegung, wie am Gymnasium zu Gießen von Sexta bis Oberprima eine Vereinfachung des Unterrichts, eine Gruppirung desselben um gewisse Mittelpunkte und eine thunlichst enge Verbindung des Sprachunterrichts mit dem geschichtlichen und sonstigen Sachunterricht angestrebt wird. Auf Einzelheiten einzugehen würde hier nicht am Platze sein, auch läge die Gefahr nahe, daß solche, aus dem Zusammenhang gerissen, mehr überraschend als einleuchtend wirkten. Wir müssen auf das gediegene Schriftchen selbst verweisen. Bei aller Begeisterung für die von ihm vertretenen Grundgedanken bildet sich Schiller natürlich nicht ein, als Gymnasialpädagog den Stein der Weisen gefunden und aus seiner Gießener Anstalt eine einwandsfreie Musteranstalt für Alldeutschland gemacht zu haben. Aber in hohem Grade beachtlich ist ohne Zweifel das von ihm Gebotene. Die von ihm aufgestellten Lehrpläne erweisen sich nicht blos bei genauerer Prüfung als reiflichst durchdacht unter beständiger Berücksichtigung der obersten Grundsätze der Unterrichts- und Erziehungslehre, sondern sie machen daneben auch den wohlthuenden Eindruck einer gewissen Herzhaftigkeit und Frische. Etwas Gemachtes, wenn man so will Gekünsteltes, haben ja alle Lehrpläne an sich, welche auf „feste Gedankencentren“ und planmäßige Verknüpfung verschiedenartiger Gedankenstoffe hinarbeiten. Aber wir haben ja gesehen, wohin wir kommen, wenn jedes Lehrfach unbekümmert um das andere seinen Stoff schüttet und es der lieben Jugend überläßt, wohl oder übel aus diesem Vielerlei sich etwas Einheitliches zurechtzumachen. Eine große Selbstverleugnung von Seiten der Lehrer ist freilich zur Durchführung eines so bis ins Einzelne ausgeführten Lehrplanes erforderlich, wie Schiller ihn aufstellt; erfahrungsmäßig empfinden es gerade die begabtesten und tüchtigsten Lehrer an höheren Schulen gemeinhin als eine besondere Unannehmlichkeit, wenn sie bezüglich des Unterrichtsganges ihre persönliche Freiheit beschränkt sehen. Andererseits gewinnt angesichts der ernsten Lage, in die unser höheres Schulwesen allmälig gerathen ist, die Ueberzeugung in Lehrerkreisen immer mehr an Boden, daß zum Nutz und Frommen des heranwachsenden Geschlechtes, im Interesse einer gesunden Geistes- und Charakterentwickelung, ein besseres Ineinandergreifen der verschiedenen Unterrichtsfächer angestrebt und deshalb die Abneigung gegen alle das Belieben des Einzelnen beschränkenden methodischen Verständigungen bekämpft werden müsse. Am leichtesten wird sich natürlich ein Lehrercollegium zur strengen Durchführung eines auf Concentration planmäßig angelegten Gesammtplanes bereit finden lassen, wenn es unter der Leitung eines begeisterten und begeisternden Führers, wie Schiller für das Gießener Gymnasialcollegium es sein mag, denselben mit hat entwerfen helfen. Solche Führer finden sich freilich nicht allerorten; aber das Vertrauen darf man hegen, daß eine große Zahl treuer Schulmänner die von Schiller gegebenen Winke wohl beachten und sich zu Nutze machen wird.

—o—

Sonstige Bücherbesprechungen.

B. K. Paulus, eine Döllinger'sche Skizze. Erwiderung auf Döllinger's Lutherskizze von D. Chr. K. Hofmann, weil. ordentlichem Professor der Theologie in Erlangen. In zweiter Auflage herausgegeben von D. th. Kolde, ordentlichem Professor in Erlangen. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert (Georg Böhme), 1890. 60 S. — Als Döllinger im Jahre 1851 in einem Kirchenlexikon den Artikel „Luther“ geschrieben und diesen Artikel sofort auch als besondere Schrift hatte erscheinen lassen, glaubte Prof. Hofmann die Art,

wie hier eine geschichtliche Persönlichkeit auf Grund der Quellen behandelt worden war, nicht besser schildern zu können, als indem er als Gegenstück obige Skizze schrieb, in welcher der Apostel Paulus und zwar auf Grund von geschickt benutzten Bibelstellen als eine Art widerwärtiger Eiferer und verschmitzter, eigennütziger Religionsgründer dargestellt wurde. Vorwort und Nachwort, hier auch wieder abgedruckt, begründen in der Sprache der gekränkten Wahrheitsliebe und des sittlichen Ernstes die traurige Nothwendigkeit solcher Polemik. Döllinger hat sich geschämt, hat jene Schrift nie wieder erscheinen lassen und später sich über Luther zwar auch auf katholische Art, aber doch würdig und anständig ausgesprochen. Professor Kolde hat geglaubt, diese ironische Geschichtsfälschung den in unseren Tagen neuerstandenen Rittern der wirklichen Geschichtsfälschung als Spiegelbild wieder vorhalten zu müssen, und er hat recht daran gethan.

B. K. **Noch einmal Luther's Selbstmord.** Erwiderung auf Majunke's neueste Schrift von D. Th. **Kolde**, ordentlichem Professor in Erlangen. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert (G. Böhme), 1890. 50 ₰. — Ueber die Widerlegungen der ersten Schrift Majunke's von den Professoren Kolde und Kawerau haben wir berichtet. Jener hat geantwortet durch die neue Schrift: Die historische Kritik über Luther's Lebensende. Auch diese ist, wie jene erste, allgemein zurückgewiesen worden und zwar, was sehr nützlich ist festzustellen, auch von der gesammten katholischen Kritik mit verschwindenden Ausnahmen. Majunke hätte jetzt zugeben müssen, entweder daß er Geschichte geschrieben habe, ohne auch nur die Anfangsgründe der historischen Kunst erlernt zu haben, oder daß er wider besseres Wissen zu kräftigerer Beschimpfung der evangelischen Kirche Falsches ausgesagt habe. Beides ist für einen „Gelehrten", der vollends eine Zeit lang unter den Seinigen eine hervorragende Stellung eingenommen hat, ein mißliches Ding. So zieht er denn vor, seine Behauptung, Luther habe sich erhängt, mit dreister Versicherung und „in rohem Tone" einfach zu wiederholen. Auf welche Art er sich dreht und wendet, um seine „geschichlichen Zeugnisse" als solche zur Geltung zu bringen, das darzustellen würde bei der heimlichen Kunst des Jesuitenschülers eine sehr umständliche Sache sein. Wir begnügen uns mit dem Resultat Kolde's, daß Majunke sich aufs Neue unziemlicher Mittel bedient hat, um das als Geschichte hinzustellen, was seinem Hasse ein Glaubensartikel geworden ist.

N.— **Grundriß des gemeinen deutschen Strafrechts** von Dr. **Karl Binding**, ord. Professor der Rechte in Leipzig. **I. Einleitung und allgemeiner Theil.** 4. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1890. 208 S. — Das Buch, zunächst für die Zuhörer des Verfassers bestimmt, ist nicht blos ob seines systematischen Aufbaus von allgemeinerem Interesse: es ist auch für den Praktiker besonders werthvoll mit Rücksicht auf seine reichen Literaturangaben und eine Fülle feiner Bemerkungen, die, auch wo sie blos andeuten, anregend wirken. So verficht, um nur Eines herauszuheben, Binding die vom Reichsgerichte grundsätzlich verneinte Möglichkeit einer fahrlässigen Mitthäterschaft, so sogar, daß die Mitthäter theilweise in dolo, theilweise in culpa sein können. Unrichtig ist die Angabe auf S. 47, daß die Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung zunächst für das Königreich Sachsen 39 Bände zähle und weiter erscheine; die Zeitschrift ist bereits im Jahre 1879 mit dem 46. Bande eingegangen. Auf Seite 35 ist an Stelle des §. 246 der §. 216 des Strafgesetzbuchs citirt.

G. Oe.— **Ernst Bork, Deutschlands Weltstellung und Stellung und Aufgabe der Deutschen im Auslande.** Zürich, 1890. Verlags-Magazin. 94 S. 8°. Preis: 1 ℳ 20 ₰. — Ein seltsames Buch, ebenso reich an treffenden wie an schiefen Urtheilen, bald in die Tiefe gehend, bald an der äußersten Oberfläche haftend, bald einen weiten Blick bekundend, bald eine fast kleinliche Befangenheit. Der Verfasser ist Livländer und lebt in Madrid. Was er will, sagt er in der Einleitung: „Wo ein buckelkrümmendes Streberthum die freie Stimme des deutschen Volkes in unterthänigen Loyalitätsversicherungen zu ersticken droht, sind wir Deutschen außerhalb der Reichsmarken verpflichtet, im Namen des wahren Deutschthums laut die Stimme des Protestes zu erheben und der Welt zu zeigen, daß unsere Weltstellung nicht von jenem Flitterglanze abhängt, dessen Hohlheit nur zu deutlich jedem Beobachter in die Augen fällt." Der Satz ist kennzeichnend für das Werk. Vollmundiges Phrasenthum, das an den Jargon der Socialistenpresse erinnert, macht es fast ungenießbar, und die Planlosigkeit der Anordnung erschwert eine Wiedergabe des Inhalts ungemein. Der Verfasser geht davon aus, daß trotz der Machtstellung Deutschlands sein Ansehen im Auslande noch nicht seiner Bedeutung entspreche, das Ausland hege ein tiefes Mißtrauen und betrachte das Reich als einen Koloß mit thönernen Füßen, der zu seiner Existenz der Maulkorbgesetze und des Militarismus bedürfe. Das officielle Deutschland befördere im Auslande alle reactionären Tendenzen, besonders kläglich habe es sich in der livländischen Frage gezeigt, als es die „Schwärmer" in den Ostseeprovinzen der Unterdrückung überlassen habe. Wir brauchen wohl unseren Lesern nicht erst auseinander zu setzen, wie kleinlich und befangen diese Erörterungen sind. Daß das Ausland unseren Militarismus haßt, weil es ihn fürchtet, ist allbekannt, und auch das dürfte nur politischen Ignoranten noch unbekannt sein, aus welchen gewichtigen Gründen das officielle Deutschland auf eine Unterstützung der Stammesgenossen im Osten verzichten mußte. Verständiger und begründeter erscheint das, was er über die officielle Vertretung des Deutschthums im Auslande sagt; er klagt darüber, daß die Deutschen durch ihre Consuln viel weniger Förderung fänden, als die anderen Nationen durch ihre Vertreter, daß die deutschen Consuln viel befangener in Vorurtheilen seien, als die englischen und französischen, und verlangt an Stelle der kaufmännischen Berufsconsulate. Darin stimmen wir ihm vollkommen bei. Freilich übersieht er auch nicht, daß die Deutschen im Auslande nicht immee die besten Elemente sind; der deutsch-jüdische Handelsagent, der „Geschäfte" um jeden Preis macht, ist aicht gerade geeignet, Sympathien für das Deutschthum zu erwecken. So weit kann man dem Verfasser Recht geben. Bald aber kommt wieder der demokratische Pferdefuß zum Vorschein. Er glaubt, daß eine systematische Beförderung des Deutschthums im Auslande nur dann möglich sei, wenn das Ideal der Demokratie durchgeführt werde; er glaubt, daß eine Versöhnung der Deutschen mit den Franzosen und Russen erst dann eintreten werde, wenn „die Demokratien sich über den umgestürzten Thronen und Altären die Bruderhand reichen würden", der Pariser Socialistencongreß hat seine Hoffnungen neu belebt. Es ist ein gewaltiger Irrthum, zu glauben, daß die Demokratie die Völkerverbrüderung begründen werde; die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß die nationalen Gehässigkeiten und Kämpfe viel mehr unter demokratischer als unter monarchischer Regierung zum Ausdruck kommen. Nationale Verschiedenheiten und Gegensätze können durch Champagnerverbrüderungen nicht bei Seite geschafft werden. Der demokratische Kosmopolitismus des 19. Jahrhunderts ist ebeaso ein leerer Traum, wie der aristokratische des vorigen Jahrhunderts. Oberflächlich, wie in diesen Fragen, ist des Verfassers Urtheil in religiösen Dingen. Er beschuldigt, nur auf Grund einzelner Beobachtungen an einzelnen Persönlichkeiten, das officielle Deutschland, daß es in katholischen Ländern mit den Conservativ-Klericalen gemeinsame Sache mache, während es doch seine Aufgabe sei, den Protestantismus, d. h. nicht etwa das Mucker- und Stöckerthum, sondern das Freidenkerthum gegen die römische Anmaßung zu stützen und zu fördern. Es wäre geradezu eine Albernheit, wenn die deutsche Regierung ihre officiellen Vertreter in katholischen Ländern zu Vorkämpfern der anticonfessionellen Freidenkerei machen wollte, ganz abgesehen davon, daß diese Abart des Protestantismus mit Luther und dem Deutschthum nichts zu thun hat, sondern durch und durch französisch ist, der letzte Trieb der Encyklopädistenweisheit. Im letzten Capitel mischt der Verf. eine ganze Menge Prophetien, Wünsche, Ansichten zu einem seltsamen Mischmasch zusammen. Er setzt uns auseinander, daß das deutsche Volk, das einen Karl Marx den Seinen nenne, berufen sei, „das treibende Element jener neuen demokratischen und weltbürgerlichen Entwickelungsepoche der Menschheit darzustellen", er wünscht, daß die deutschen Zeitungen in den Hauptstädten des Auslandes Berufsschriftsteller zu ständigen Vertretern hätten, er empfiehlt eine Annäherung der Deutschen an die Italiener und Spanier. Das geht Alles so durcheinander, daß man einen inneren Zusammenhang schlechterdings nicht erkennen kann. Auf dem letzten Blatte werden 15 Werke desselben Verf. (seit 1882 erschienen, einige „in Vorbereitung") empfohlen. Vielleicht ist diese Fruchtbarkeit schuld an der Unordnung der Gedanken und an dem Mangel an Reife.

j.— **Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen.** Text von **O. J. Bierbaum.** II. Jahrgang 1890. In zwei Theilen. à 3,60 ℳ München, Typographie, Druck und Verlag von der Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co. — Wie die Münchener Jubiläums-Kunstausstellung vor

zwei Jahren und die erste Jahresausstellung im vorigen Jahre, so hat auch die in diesem Sommer veranstaltete zweite Jahresausstellung Veranlassung gegeben, das Wichtigste von der großen Summe der Kunstwerke, die im Glaspalaste vereinigt worden sind, unter einheitlichen Gesichtspunkten zu einer grösseren Publication zusammenzufassen. Bei einem jeden derartigen Unternehmen kommt es natürlich darauf in erster Linie an, das geschriebene Wort durch eine möglichst große Anzahl guter Abbildungen zu unterstützen, und Dank der großen Fortschritte, welche in den letzten Jahren mit Hilfe der Photographie in den mechanischen Vervielfältigungsverfahren gemacht worden sind, ist eine derartige Aufgabe in einer überraschenden Weise erleichtert worden. Die bekannte Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. Albert & Co. hat denn auch in einer unerwartet schnellen Zeit den ersten Theil eines größeren Werkes über die diesjährige Ausstellung ausgegeben. Es ist mit einer großen Anzahl mustergiltiger, auf autotypischem Wege hergestellter Abbildungen, darunter zweiundzwanzig Vollbildern, geschmückt, die in einem ausführlichen Text einer eingehenden künstlerischen Würdigung unterzogen werden. Wir kommen auf das Werk, sobald es mit der zweiten Abtheilung abgeschlossen vorliegt, ausführlicher zurück. Vorläufig mag das erste, schön ausgestattete, dabei überraschend billige Heft allen Denen, welche die Münchener Ausstellung zu sehen Gelegenheit gehabt haben, hiermit empfohlen sein.

G. Oe.— Unsere Arbeiterfrauen. Wie sind sie? Wie sollen sie sein? Ein Beitrag zur socialen Frage von Oskar Pache, Schuldirector in Leipzig-Lindenau. 2. Aufl. Leipzig, R. Voigtländer 1890. 55 S. 8°. Preis: 1 ℳ — Der Inhalt des Büchleins berührt sich mit dem, was wir selbst an dieser Stelle hin und wieder ausgeführt haben. Was der Verf. über die Arbeiterfrau schreibt, beruht auf reichen Erfahrungen und ist durchaus lebenswahr; was er über ihre Pflicht und ihre Bedeutung für die Gesellschaft auseinandersetzt, ist in hohem Grade beherzigenswerth und uns aus der Seele geschrieben. Die Schäden hat er durchschaut und ihre Hauptwurzel gefunden. Die Thatsache, daß die meisten unserer Arbeiterfrauen nicht wirthschaften können, ist dadurch begründet, daß ihnen die Erziehung zur Wirthschaftlichkeit im eigenen Elternhause gefehlt hat. Im Dienste kann Manches, wenn auch nicht Alles nachgeholt werden; in der Fabrik, zu der sich die meisten Mädchen wenden, wird der Mangel noch vergrößert, die Lücke noch erweitert. Gründlich und umfassend kann somit die Abhilfe nur sein, wenn die künftigen Arbeiterfrauen fähig sind, ihren Töchtern das mitzutheilen und mitzugeben, was heute noch fehlt. Um sie dazu fähig zu machen, empfiehlt der Verf. Einrichtung van obligatorischen Haushaltungsschulen. Er hält einen zweijährigen Cursus mit wöchentlich 4 Stunden für genügend; im ersten Jahre sollen Handarbeiten, wirthschaftliches Rechnen, Gesundheitslehre und Wirthschaftskunde gelehrt werden, das zweite Jahr fall der praktischen Thätigkeit in der Volksküche und dem Volkskindergarten, die mit der Schule zu verbinden seien, gewidmet werden. Die Vorschläge sind höchst beachtenswerth und verdienen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Daß die Schulen nicht Alles bessern können, ist selbstverständlich, und dieser Einsicht verschließt sich auch dee Verf. nicht. Daß aber Vieles dadurch gebessert werden könnte, ist auch unsere Ueberzeugung.

L.— Der Cavalleriedienst und die Wehrkräfte des Deutschen Reiches. Ein Lehrbuch für jüngere Officiere sowie zur Benutzung beim theoretischen Unterricht nebst einem Anhang: Der Melde- und Aufklärungsdienst des Cavallerie-Officiers, die Führung der Officier-Patrouille, bearbeitet und herausgegeben von G. v. Pelet-Narbonne, Generalmajor und Commandeur der 33. Cavallerie-Brigade. Dritte Auflage, zugleich achte Auflage des „Hilfsbuch beim theoretischen Unterricht von v. Mirus". Berlin 1890. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 7 ℳ — Diese neueste, und alle, inzwischen befohlenen, Abänderungen einzelner Dienstvorschriften voll berücksichtigende, Auflage des vortrefflichen Lehrbuches wird sicherlich allen lehrenden und lernenden Cavalleristen unserer Armee ebenso willkommen sein wie die früheren Ausgaben des weit verbreiteten Werkes.

— Im Felde. Erfahrungen und Bilder aus dem täglichen Leden im Kriege. Von einem activen älteren Officier. Berlin, R. Eisenschmidt. — Der Titel wird weite Kreise zum Einblick in das Werk auffordern, die Durcharbeitung desselben wird positiven Nutzen allen Denen bringen, die berufen sind, für das Feld zu erziehen und schließlich vielleicht selbst ins Feld zu ziehen. Das Buch füllt — eine Seltenheit auf dem überreichen militärischen Büchermarkt — eine wirkliche Lücke in der Fachliteratur aus. Es wird zweifellos viel gelesen werden und verdient es auch. Es ist eins von den wenigen Büchern, die einer Empfehlung nicht bedürfen, denn sie empfehlen sich selbst. Es genüge der Hinweis auf das Erscheinen des Buchs. Nicht nur in den Kreisen der activen Officiere wird es sehr anregend wirken, vielleicht sogar eine ganze ähnliche Literatur inauguriren, sondern auch für die Officiere des Beurlaubtenstandes bildet das Werk eine höchst instructive und dabei überaus genußreiche Lectüre.

f Die Luftschifffahrt und die lenkbaren Ballons. Von H. de Graffigny. Leipzig, Carl Reißner. — Eine Erfindung der französischen Luftschiffer-Abtheilung in Meudon scheint das Problem der lenkbaren Luftschiffe gegenwärtig verwirklichen zu sollen. Bereits 1881 fuhren die französischen Capitäne Renard und Krebs mit einem lenkbaren Luftschiff, nur war der elektrische Motor des Ballons noch nicht im Stande, gegen größere Windstärken anzukämpfen. Jetzt haben die beiden genialen Erfinder eine Maschine construirt, die bei geringem Eigengewicht (490 kg) 70 Pferdekräfte auf ein Flugrad zu entwickeln vermag. Wenn die praktischen Versuche die Berechnungen der französischen Officiere bestätigen, so ist in der That ein Project gelöst, welches von gar nicht zu übersehender Bedeutung für das Kriegswesen sowohl wie für den ganzen internationalen Verkehr werden muß. Das Werk von Graffigny entwickelt in anziehender Form die ganze Entstehungsgeschichte der Ballons bis auf den gegenwärtigen Stand der Entwicklung.

G. Oe.— Das deutsche Commersbuch. Eine kritische Studie, dargeboten der akademischen Jugend und der Philisterwelt von einem alten, aber jung gebliebenen Philister. Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme) 1890. 60 S. kl. 8°. Preis: 90 ₰. — Daß unsere Commersbücher minderwerthige, bedenkliche, ja geradezu schmutzige Lieder und Reime enthalten, muß Jeder dem alten Philister ohne Weiteres zugeben; auch darin wird man ihm beistimmen müssen, daß Verspottungen der Religion, gereimte Zoten und witzlose Stumpfsinnsblüthen in das Liederbuch eines deutschen Studenten nicht gehören. Die Auseinandersetzungen des Verfassers leiden aber an einem doppelten Mangel, einmal daran, daß er entschieden zu weit geht, und dann, daß er die Eigenart des Commersbuches nicht richtig erfaßt. Das Commersbuch ist nicht nur ein Singebuch für die Kneipabende, sondern soll ein Sammelbuch der von Studenten und für Studenten geschaffenen Liedee sein. Wer nur den ersten Zweck des Buches ins Auge faßt, wie es der Verfasser thut, wird manchem Liede und manchem Reimspruche die Aufnahme versagen müssen, die der Sammler, der auf möglichste Vollständigkeit seiner Sammlung ausgeht, ihm nicht verweigern kann. Aber selbst dann, wenn man diese doppelte Aufgabe der Commersbücher berücksichtigt und als Entschuldigungsgrund gelten läßt, wird man sagen müssen, daß eine große Menge jener zotigen, albernen, stumpfen Augenblickserzeugnisse, die unter den Namen: Bummellieder, Hospizlieder, Anstichlieder u. s. w. zusammengestellt sind, nicht werth ist, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt zu werden. Die meisten dieser Lieder sind Erzeugnisse einer tollen Laune, Ausgeburten einer Katerstimmung; wer sie nüchtern hört, wird angeekelt; gedruckt fallen sie unter den Begriff des Unfugs. Wir sind überzeugt, daß $^{9}/_{10}$ unserer Studentenschaft mit ihrer Ausmerzung aus dem Commersbuche einverstanden sein würde. Aber der Verfasser geht in dem Verlangen der Ausmerzung meines Erachtens zu weit. Lieder, wie das unsagbar gemeine von den „vier Worten", das in seiner ekelhaften Schmutzigkeit seines gleichen sucht, müssen getilgt werden; aber an dem studentischen Wanderliede wegen des „Kindes mit runder Brust" Anstoß nehmen kann nur die Prüderie. Wir begnügen uns vorläufig mit diesen Andeutungen und empfehlen das scharf und flott geschriebene Büchlein den akademischen Kreisen angelegentlich. Möge es den Anstoß dazu geben, daß die poetischen Erinnerungen an jene Zeit, da die Studentenschaft im Schmutze sich wohl fühlte, verschwinden. Unsere Studenten sind andere geworden, und wir freuen uns von Herzen, daß sie andere geworden sind. Wozu sammelt, vererbt und verbreitet man die übelriechenden Reste einer überwundenen Zeit? Studentischer Frohsinn ist etwas Köstliches; aber er wird zum Zerrbilde, wenn er sich mit der Gemeinheit paart.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 103. Donnerstag, den 28. August. 1890.

Ueber französische und deutsche gewerbliche Lehranstalten.

Von Professor Rich. Hofmann, Plauen i/V.

„Vous pouvez faire des notes, mais pas dessiner"! rief mit Amtsmiene der Aufsichtsbeamte in der Abtheilung der französischen gewerblichen Lehranstalten der vorjährigen Weltausstellung zu Paris mir über die Schulter zu; er hatte das eifrige Notiren schon längst argwöhnisch beobachtet und mit Scharfsinn bemerkt, daß die schreibende Handbewegung plötzlich zur zeichnenden wurde. So mußte denn das Skizziren von Schülerarbeiten und damit die Illustration der niedergeschriebenen Bemerkungen unterbleiben. Die betreffenden Schülerarbeiten waren Versuche im Stilisiren von Pflanzen. Stilisirte Pflanzen! Man gewann unmittelbar den Eindruck, als ob die schon seit Jahren in Deutschland durch Karl Krumbholz oder die erst im vergangenen Jahre durch Professor Meurer's Abhandlung über das Stilisiren von Naturformen von Neuem gegebene Anregung von den französischen Lehranstalten zur That gemacht worden wäre; denn ein wesentlicher Theil aller ausgestellten Schülerarbeiten zeigte derartige Uebungen, ein Beweis, daß man besonderes Gewicht auf diese Seite des Unterrichtes gelegt hatte. Auf das Für und Wider dieser Richtung näher einzugehen, will ich an dieser Stelle unterlassen und nur einige allgemeine Bemerkungen über die französischen gewerblichen Lehranstalten aufzeichnen.

„Ein Sieg Frankreichs über Deutschland!" benannte sich vor einiger Zeit ein die moderne Malerei behandelnder Aufsatz in dieser Zeitung, — wir dürfen hier ausrufen, „ein Sieg Deutschlands über Frankreich!" Denn die kunstgewerblichen und gewerblichen Lehranstalten*) unserer westlichen Nachbarn befinden sich in der Mehrheit, gegenüber den viel zahlreicheren deutschen Schulen, auf einem Standpunkte, dessen Eindruck geradezu verblüffend wirkte im Gegensatze zu den wundervollen Leistungen der französischen Kunstindustrie, wie solche die Ausstellung darbot. Diese Thatsache stellt uns allerdings zunächst vor eine Frage, welche geeignet ist, das Ueberlegenheitsgefühl, die Siegesfreude des deutschen Schulmannes stark zu beeinträchtigen. Wie kommt es, daß Frankreich mit mittelmäßigen, zum Theil schlechten gewerblichen Schulen eine hochentwickelte Industrie besitzt, während Deutschland mit zahlreichen vortrefflichen gewerblichen Lehranstalten in den Erzeugnissen seiner Industrie doch hinter Frankreich zurücksteht? Nur wenige Zweige unserer Kunstindustrie können in Bezug auf Schönheit der Erzeugnisse mit jenen Frankreichs wetteifern, ja wir müssen es offen aussprechen, in manchen Branchen sind wir heute noch, wie früher, von Frankreich abhängig oder weit überflügelt. Es ist uns öfters und nicht nur von Laien obige Frage gestellt worden und für Viele ist hier scheinbar der Beweis gegeben, daß eine Industrie überhaupt keiner Schulen bedarf, um Großartiges zu leisten. Ein Fehlschuß! Die Beantwortung dieser Frage ist einfacher, als es scheinen mag, und sie muß zu Gunsten der deutschen Industrie und der ihr dienenden Lehranstalten ausfallen. — Betrachten wir den Stand unseres Gewerbes und der Industrie vor etwa 30 Jahren und vergleichen damit die Leistungsfähigkeit von heute. Welch ein Aufschwung bietet sich uns dar! Auf allen gewerblichen und industriellen Gebieten zeigt sich ein Fortschritt, der die Fähigkeiten und die Energie des deutschen

*) Die höheren technischen Anstalten kommen hier nicht in Betracht.

Volkes in das hellste Licht stellt. In verhältnißmäßig kurzer Zeit haben wir Vieles erreicht, wozu die bisher auf diesem Gebiete allein führende Nation weit länger gebraucht hat. Wir dürfen uns aber nicht beklagen, wenn trotz der gewaltigen Fortschritte unsere Leistungen immer noch als den französischen an Geschmack nachstehende bezeichnet werden, denn es wäre wunderbar, wenn wir in dem Zeitraum von 20—30 Jahren eine Entwickelung genommen hätten, wozu die französische Nation mehrere Jahrhunderte gebraucht hat. Ohne unpatriotisch zu sein," muß dabei anerkannt werden, daß das Vorbild der hochentwickelten französischen Industrie ein Segen für die deutsche war und noch geraume Zeit sein wird, trotzdem aber glaube ich, daß die unvergleichlich schnelle Vorwärtsbewegung der deutschen Industrie nicht möglich gewesen wäre, wenn die deutschen Regierungen nicht durch Gründung von gewerblichen Schulen, Museen und Vorbildersammlungen energisch in die Bewegung eingegriffen hätten.*)

Diese Anstalten, deren Mehrzahl gegenwärtig bei Weitem höher steht, als die französischen, haben an der Hebung und Förderung unserer Kunstindustrie bedeutend mitgewirkt, und man würde staunen, wenn ihr segensreicher Einfluß statistisch nachgewiesen werden könnte. Sie sind es auch, die dem Vaterlande in der Zukunft die Kräfte zuführen werden, welche unsere Industrie in dem zukünftigen Wettbewerbe auf dem Weltmarkte unbedingt zur Verfügung haben muß, denn die Hauptwaffe in diesem Kampfe wird nicht immer, wie ehedem, die Billigkeit der Producte bleiben können! Und Frankreich? Woher bezog dieses die ausgezeichneten Dessinateure, Modelleure u. A. m.? Dort geschah die Ausbildung von künstlerischen Hilfskräften für die Industrie ausschließlich in den zahlreichen Ateliers, die sich namentlich in der Stadt Paris befanden. Diesen Ateliers verdankt die französische Industrie allerdings tüchtige Künstler und diese sind es zum Theil noch, welche im Vereine mit hochintelligenten, unternehmungsfreudigen und auf der Höhe der von ihrem Berufe geforderten Bildung stehenden Fabrikanten**) und geschickten Arbeitern so Großartiges leisten, wie wir es auf der Pariser Weltausstellung von Neuem bewundern mußten. Wird aber die alte Atelierherrlichkeit aus der schönen, von rein künstlerischem Geiste getragenen Blüthezeit französischer Industrie im Stande sein, auch zukünftig die alleinige Erziehung der heranwachsenden Jugend zu führen? Wird nicht der Concurrenzkampf mit anderen Völkern noch ganz andere Anstrengungen fordern, als jene der Ateliers? Die französische Regierung hat diese Frage selbst beantwortet durch die vor etwa zehn Jahren erfolgte Gründung, beziehentl. Erweiterung der gewerblichen Lehranstalten, und diese Antwort muß für die Nothwendigkeit solcher Schulen um so schwerer in die Wagschale fallen, als diese Regierung von jeher mit praktischem Blicke die Bedürfnisse der Industrie erkannt und die Führung ergriffen hat, wann und wo es ihr nothwendig

*) Wenn von anderer Seite behauptet wurde, daß die deutschen Kunstgewerbeschulen die Industrie zwar in ihren künstlerischen Bestrebungen förderten, sie aber nicht halten könnten, so meine ich, daß das letztere auch nicht die Aufgabe der Schule, sondern lediglich Sache der Fabrikanten ist. (Sächs. Gewerbeschau.)

**) Ueber diesbezügl. deutsche Zustände ließe sich viel sagen.

erschien. Ob sie nach dem jetzigen Stande ihrer Schulen und auf dem von diesen befolgten Wege das gewollte Ziel erreichen wird, mag dahin gestellt bleiben. Von der großen Anzahl gewerblicher Fachschulen, von welchen 27 in der Vorhalle des Palastes der bildenden Künste ausgestellt hatten, können nur sieben genannt werden, deren Leistungen als achtunggebietende zu bezeichnen sind: Sèvres und Limoges, Porzellan, Bougeain, Mosaik, Bordeaux, decorative Malereien, Rennes, Holzschnitzereien und Schmiedearbeiten, Calais, Musterzeichnungen, und die kunstgewerbliche Privat-Fachschule von Bernhard Palissy zu Paris, mit Arbeiten verschiedener Art, die lebhaft an die Leistungen deutscher Schulen erinnerten. Hingegen hält die Pariser École des Arts décoratifs keinesfalls einen Vergleich mit irgend welcher deutschen Kunstgewerbeschule von Bedeutung aus, dieselbe entspricht nicht im Entferntesten den Erwartungen, mit welchen man an die kunstgewerbliche Anstalt einer Weltstadt heranzutreten berechtigt ist. Aber auch andere Anstalten, die hochentwickelten Industriezweigen dienen sollten, befinden sich auf einer ihrer schönen Aufgabe keineswegs angemessenen Stufe, oder gar auf falschem Wege. Da nicht alle angeführt werden können, nenne ich hier hauptsächlich die Schulen zu Beauvais, Aubusson, Lyon und die École de la Manufacture nationale des Gobelins zu Paris (St. Germain?). Von Bewunderung erfüllt, ja begeistert verließ der Besucher die Ausstellung der Gobelin-Staatsmanufacturen von Paris, Beauvais und Aubusson im Central-Pavillon; erstaunt war Jedermann von den großartigen Leistungen der Lyoner Seidenstoffindustrie. Welche beneidenswerthe Aufgabe stellen solche Kunstindustrien den ihnen beigegebenen Schulen, und welche Anregung für Lehrer und Schüler muß ausgehen von Producten so hochkünstlerischer Art wie den erwähnten! Die herrlichen Pflanzendarstellungen in den Gobelins von Beauvais, die Lyoner Seidengewebe lassen vermuthen, daß vortreffliche Naturstudien in den Schulen getrieben werden, im Geiste der französischen Naturalisten der vierziger Jahre, man eilt voller Erwartung und Freude über die bevorstehenden Anregungen zur Ausstellung dieser Schulen und — ist arg enttäuscht! Die Pariser Gobelinschule zeigt eine große Wand voll Aquarelle nach ausgestopften Vögeln — zum Theil hübsch gemacht — Pflanzenfragmente nach der Natur, — sehr wenig gut, meist schon stilisirt — Köpfe, Früchte mit Wasserfarben in Gobelincharakter gehalten, — von häßlicher Wirkung. Lyon? — Ein Durcheinander aller möglichen Arten von Naturstilisirung, vielfach japanisirt, aber nie in der freien, an den Naturalismus anklingenden und doch so feinen Art der Stilisirung, wie sie die Lyoner Gewebe zeigen. Mitunter findet sich eine mäßige Studie nach der Natur. Und nun Beauvais und Aubusson? Wo ist hier die Anregung geblieben, welche ausgehen mußte von den wunderbaren Gobelins, die uns heute noch so herrlich in der Erinnerung stehen? Außer bei einigen nach Vorlagen gewebten Bouquets ist sie nirgends wahrzunehmen, — dafür bemerkt man überall Experimente im Stilisiren von Pflanzen aus Schülerhand, Vernachlässigung des freien Studiums der Natur, wie auch der Ornamentik, also Vernachlässigung der unerläßlichen Vorbedingungen zum Stilisiren von Naturformen. Ob aber und wie weit Stilisirübungen in den Rahmen der Schule gehören, ob es überhaupt wünschenswerth sei, ein völliges System dieses Unterrichts aufzubauen, muß hier als für das allgemeine Interesse zu weitgreifend ununtersucht bleiben. Das freie Studium der Pflanzenformen mit ihren geschmackbildenden Schönheiten halte ich für ein Hauptmoment der Erziehung in unseren gewerblichen Lehranstalten und stelle mich damit den französischen Principien gegenüber; denn wenn dieses Studium von vornherein zu Gunsten einer stilistischen Auffassung der Natur vernachlässigt wird wie dort, so wird insofern arg gesündigt, als das frische, freie Naturempfinden von allem Anfange an getrübt, oder gar vernichtet wird. Man leistet damit einem Schematismus Vorschub, der nicht weniger bedenklich erscheint, als wenn, wie es in vielen deutschen Schulen gegenwärtig noch der Fall ist, als einzig erziehliches Unterrichtsmaterial die Ornamentation früherer Stilepochen angesehen wird. Der Einfluß der deutschen Kunstgewerbeschulen und Vorbildersammlungen, wie auch hochbegabter Künstler auf die Industrie würde aber zweifellos ein noch größerer gewesen sein, wenn man weniger archaistische und archäologische Studien getrieben hätte, wenn man vielmehr bestrebt gewesen wäre, ohne sich zu weit von den künstlerischen Grundsätzen zu entfernen, den Anforderungen des modernen, durch den internationalen Verkehr in andere Bahnen gedrängten Kunstgewerbes und der Industrie gerecht zu werden. Die Aufgabe unserer Zeit kann unmöglich in der Herausbildung eines nationalen Stiles liegen; aber in der Durchführung eines künstlerischen, möglichst weit ausgedehnten Unterrichts im Zeichnen und Malen von Pflanzen, wie von Naturformen im Allgemeinen, vereint mit historisch ornamentalen Studien, werden wir weit eher zu einem eigenartigen Ausdrucke unsrer Formensprache gelangen, — ob sie auch gegenwärtig von gelehrten Herren in historischem Sinne als „Stillosigkeit" bezeichnet werden mag. Wenn wir im Geiste des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher" wieder mehr „verbauern", so kann das gute Früchte tragen; denn, um mit den Worten eines geistreichen Schriftstellers zu schließen, „der fruchtbarste Boden für künstlerisches Schaffen ist das Böhmen Shakespeare's".

Bücherbesprechungen.

B. K. **Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland.** Von Immanuel Heyn, Pfarrer an St. Jakobi in Greifswald. Leipzig, Braun, 1890. 40 ₰. (42/43 der Flugschriften des Evangelischen Bundes.) — Von den Segnungen des Protestantismus ist gewiß auch die Rede in diesem Schriftchen, viel mehr aber von dem Aberglauben und der Staatsfeindlichkeit des Katholicismus. Wer es zählen könnte, zum wievielsten Male man in diesen letztvergangenen Jahren vom heiligen Rock zu Trier, von der Sittenlehre der Jesuiten, vom Cadavergehorsam u. s. w. zu lesen bekommt! Gewiß, es muß auch Polemik sein, aber das Bedürfniß nach polemischer Literatur scheint ins Unendliche zu wachsen. Das kann etwas Erfreuliches bedeuten, wenn alle die Leser, die nach diesen Kampfschriften greifen, sich gleichzeitig auf das feste Bekenntniß des evangelischen Glaubens gründen, welches, wie die Geschichte lehrt, der einzige sieghafte Feind des Katholicismus ist.

□ **Der Brief des Jacobus ausgelegt in 36 Predigten.** Ein homiletischer Versuch von Dr. W. Lindemann, Pfarrer zu Garlitz bei Buschow. Berlin, Wiegandt & Schotte, Verlagsbuchhandlung. — Die einzelnen Bücher der heil. Schrift haben ihre besonderen Zeiten, in denen sie ihre rechte Würdigung und Bedeutung finden. In der Gegenwart ist es speciell der Brief des Jacobus, der mehr als in früheren Zeiten gewürdigt und verstanden wird. Wie er wissenschaftlich in verschiedenen Commentaren neuerdings mit Vorliebe behandelt worden ist, so hat er auch verschiedene praktische Bearbeitungen in Bibelstunden und Predigten gefunden. Die Zeit des „praktischen Christenthums" und der „socialen Frage" hat für den Brief, der die ethischen Seiten des Christenthums mit besonderem Nachdruck hervorhebt und die socialen Gegensätze scharf beleuchtet, lebhaftes Interesse erweckt. Zu den praktischen Bearbeitungen des Jacobusbriefes tritt nun auch der vorliegende „homiletische Versuch" von der Hand eines literarisch bereits bekannten Theologen, des Herausgebers der „Pastoralbibliothek". In 36 Predigten, die zum Theil gehalten worden sind, hat derselbe den Brief ausgelegt, und dabei namentlich die eine Klippe vermieden, an der leicht eine homiletische Bearbeitung dieser Schrift scheitern kann, über dieselbe Moralpredigten zu halten und den dogmatischen Hintergrund zu übersehen, der überall durch den Brief hindurchschimmert und die Voraussetzung zu seinen ethischen Forderungen bildet. Eine andere Gefahr bei der Auslegung dieser Schrift ist eine doctrinäre Behandlung des Lehrunterschieds zwischen Paulus und Jacobus, der sich doch in einer höheren Einheit unter Berücksichtigung des verschiedenen Zweckes, der verschiedenen Gemeinden ꝛc. löst. Die Schrift hat auch diese Gefahr eines doctrinären Charakters glücklich überwunden. Der Predigtcommentar beruht auf gründlicher Exegese, ist in klarer, bündiger Sprache gehalten, andringlich und eindringlich durch praktische Griffe ins concrete Leben, in die Bewegungen der Gegenwart, wie in die Geschichte der Kirche belebt, und ist sehr geeignet, ebenso ernsten Bibellesern in der Gemeinde ein eingehendes Verständniß der Schrift zu vermitteln, als auch Geistlichen mannigfache Anregung zu geben. Wir können daher die mit großem Fleiß und vieler Liebe ausgeführte Arbeit nur angelegentlich empfehlen.

G. Oe. — **Gedanken über Bismarck.** Politische Aphorismen von Max Bewer. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß 1890. 123 S. 8°. — Der Verfasser hat den Versuch gemacht, die französischen pensées und impressions in Deutschland einzubürgern, er wird ebenso wenig Glück damit haben, wie Diejenigen, die denselben Versuch vor einem Jahrhunderte machten. Die Form des

„Gedankensplitters“ verführt zur Oberflächlichkeit, zu gesuchter Geistreichelei, sie bringt die Gefahr der Wiederholung und des Widerspruchs mit sich. Der Verfasser, der im Allgemeinen ein gutes Urtheil zu haben scheint, läßt sich zu geistreichen Spielereien verleiten, die gesucht, geschmacklos, ja albern sind. Von „geschlossenen Wölbungen des Dogmas und spitzigem Filigran der Orthodoxie“ zu reden, ist mindestens gesucht, den entlassenen Bismarck mit König Lear zu vergleichen, ist geschmacklos, die Vergleiche der Parlamentarier mit Thieren sind geradezu albern zu nennen. Das Verlangen, um jeden Preis etwas Blendendes, Packendes, Witziges zu sagen, läßt den Verfasser die Grenzen des Vernünftigen verlassen und ins Gebiet des Phrasenhaften übergehen. Wer von Bismarck sagen kann, er sei „in der Religion und in der Politik ein Mann des unbegrenzt zerfließenden milieu“ gewesen, der hat entweder Bismarck's Wesen nicht erkannt oder weiß nicht, was er sagt. Wer von Caprivi sagen kann, er sei „berufen worden, das Leben eines Lebendig-Todten auszuleben und im eingefahrenen Geleise den Staatskarren weiter zu schieben“, der versteht unsere Zeit nicht oder er will etwas Andres sagen, als er sagt. Manchmal wird das Phrasengewäsch geradezu komisch, so wenn es heißt: „Selbst für Bismarck's Herzblut wäre das Monopol nicht zu haben gewesen“, oder: „Diese edle Anschauung vom Leben ist der Humus, auf welchem Bismarck's seelischer Schutzgeist gedeiht“, am meisten aber in dem Vergleiche Bismarck's mit Lenbach, der zu den seltsamsten Seltsamkeiten des Buches gehört. Daß Bismarck einmal mit Preußen die Germania zeugt und daher des Kaisers Schwiegervater wird, während 19 Seiten weiter hinten Preußen Bismarck's arme Mutter und Deutschland Bismarck's reiche Frau genannt wird, darauf scheint es dem Verfasser nicht anzukommen. Hin und wieder taucht zwischen den erzwungenen Geistreicheleien ein guter Gedanke auf, der freilich in der bizarren Umgebung nicht zur Geltung kommen will; das Gedicht von dem Kanzlerworte: „Wir fürchten keinen 2c.“ ist prächtig und verräth, daß der Dichter ganz entschieden befähigt ist. Freilich gehört zur Schöpfung vollendeter Werke nicht nur Befähigung, sondern auch Selbstzucht, die dem Verfasser vollständig zu fehlen scheint. Sämmtliche Localblätter haben bereits berichtet, daß Fürst Bismarck dem in Kopenhagen lebenden Verfasser, der früher Redacteur des „Hamb. Corresp.“ war, für das übersandte Buch herzlich gedankt habe. — Fürst Bismarck war von jeher ein überaus höflicher Herr.

—o— Repetitorium der Gesellschaftskunde zur Ergänzung des Geschichtsunterrichts von F. W. Dörpfeld, Rector a. D. 3. Aufl., Gütersloh, Bertelsmann 1890. 8. 48 S. 0,30 ℳ. — Begleitwort dazu, ebendas. 40 S. 0,60 ℳ. — Der in pädagogischen Kreisen als langjähriger Herausgeber des „Evang. Schulblatts“ und Verfasser zahlreicher Schriften (u. A. des „Didaktischen Materialismus“, 1. Aufl. 1879) wohl bekannte Rector a. D. Dörpfeld ist unseres Wissens der Erste gewesen, der in seinem bereits jetzt in 3. Auflage vorliegenden Repetitorium der Gesellschaftskunde den Versuch gemacht hat, dieses von vielen Seiten gewünschte Lehrfach den Bedürfnissen der Schule, vornehmlich der Volksschule, entsprechend zu bearbeiten. In verständiger Einsicht hat der Verf., Alles fernhaltend, was nur gereifte Männer recht zu würdigen und voll zu verstehen vermögen, sich auf die Grundzüge unseres Verkehrs-, Gesellschafts- und Staatslebens beschränkt unter besonderer Betonung der sittlichen Grund- und Leitgedanken. Das wohldurchdachte und planvoll geordnete Repetitorium richtet unter den vier Rubriken: der einzelne Mensch, Lebensweise und Sitten, die menschliche Arbeit, die Gesellschaften, an den Lernenden Fragen, deren Beantwortung diesem überlassen wird; nur beiläufig werden Anhaltepunkte für die Beantwortung gegeben. Die in dem Büchlein sich bekundende Gesinnung ist eine ernst sittlich-religiöse; der Wunsch, daß dasselbe (Begleitwort S. 40) „zur Kenntniß und Würdigung der ererbten gesellschaftlichen Culturgüter wie zur Pflege der Vaterlandsliebe und des Gemeinsinns“ helfen möge, hat den Verf. ohne Zweifel bei Anlage und Ausführung seiner Arbeit beseelt. Von Dörpfeld als begeistertem Wortführer der Herbart-Ziller'schen Pädagogik war von vornherein zu erwarten, daß der Stoff nach den Grundsätzen des erziehenden Unterrichts sorgfältigst gesichtet und gruppirt sein werde. Trotz alledem haben wir für das Repetitorium, an dem wir so manches Gute zu rühmen Anlaß gefunden haben, uns nicht erwärmen können. Wir sind der entschiedenen Ansicht, daß eine Gesellschaftskunde als besonderes Unterrichtsfach nicht vonnöthen ist. Manches von dem, was das Repetitorium bietet, kann füglich vom Lehrer der Geschichte, des Deutschen, der Religion, der Naturkunde 2c. beiläufig behandelt werden. Auf die sittliche Seite des Familien- und Gesellschaftslebens muß der Religionsunterricht, wenn er im rechten Geiste ertheilt wird, nicht müde werden hinzuweisen. Kann es dabei nicht sein Bewenden haben? Muß denn die Schule dem heranwachsenden Geschlechte Alles, wenigsten in nuce, darbieten, was der Erwachsene kennen und mit Interesse verfolgen möchte? Allen Respect vor dem bewährten Methodiker Dörpfeld, aber Haupt-, bez. Unterfragen wie: „Wozu dienen Personenstandslisten? Welche Personen sind für die Schulen im Ehrenamt thätig? Welchen Zweck hat eine sogenannte Kranken- oder Sterbeauflage? Welche zweierlei Obliegenheiten der Mitglieder unterscheidet man bei einem Verein? Welchen Titel hat der oberste Kreisbeamte? In welchen Stücken ist jeder selbständige Gewerbsmann Verkäufer, in welchen Käufer?“ — möchte ich kaum einem gereiften Fortbildungsschüler, keinesfalls aber einem Volksschüler vorgelegt sehen. Einsender dieses gehört nicht zu den Idealisten, die sich bekreuzigen, wenn mit der Jugend gelegentlich auch Dinge des nüchternen Alltagslebens von den staatlichen Einrichtungen bis herab zu den Angelegenheiten des kleinen Krämers und Handwerkers besprochen werden. Warum soll nicht auch das zur Sprache kommen, was auf dem Markte unseres jetzigen Lebens gilt, diesen beeinflußt, bez. beherrscht? Aber wenn mit der lieben Jugend „systematisch“ über dergleichen Dinge geredet wird, so bleibt es entweder beim allgemeinen Geschwätz, oder, wenn gründlicher auf Einzelnheiten eingegangen wird, wird den Jungen eine greisenhafte, altbärtige Weisheit beigebracht, welche den frischeren Naturen nicht zusagend sein kann, die beschränkten Köpfe aber leicht mit Dünkel erfüllen wird. Wer Gelegenheit gehabt hat, Aufsätze von Handels- und Landwirthschaftsschülern über Themata wie Freihandel und Schutzzoll, Bodenrente, Fruchtwechsel u. Aehnl. einzusehen, wird sich des Eindrucks schwerlich haben erwehren können, daß es unter mehr als einem Gesichtspunkte bedenklich ist, angehende Jünglinge zur Lösung solcher Aufgaben zu veranlassen. Dörpfeld würde sicher der Letzte sein, der an derartigen Aufsätzen Freude fände. Aber einige seiner Fragen, z. B. „Welchen Vortheil haben alle Käufer durch die Großhändler? Warum giebt es heutzutage viel mehr private Vereinigungen als in früherer Zeit? Welches sind die Segnungen einer wohleingerichteten bürgerlichen Gemeinde?“ können von unreifen Knaben schriftlich in zusagender Weise doch kaum beantwortet werden. Seminaristen und Volksschullehrern glauben wir das Repetitorium trotz alledem zur Beachtung empfehlen zu dürfen, insofern als ein rühmlichst bekannter Pädagog die Ergebnisse ernsten Nachdenkens in demselben niedergelegt und manchen beachtlichen Gesichtspunkt in ihm aufgestellt hat. In unsere niederen wie höheren Schulen wird es aber kaum Eingang finden, wir könnten es auch, offen gestanden, nicht wünschen.

—g. Geschichte der deutschen Malerei. Von Hubert Janitschek. Berlin. G. Grote 1890. — Nachdem der auf seinem Gebiete — er ist Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Straßburg — hochangesehene Verfasser sieben Jahre an diesem großen Werke mit unermüdlichem Fleiß gearbeitet hat, darf er berechtigten Anspruch auf den Dank aller Derer erheben, welche eine wissenschaftlich gediegene und dabei nicht blos für Gelehrte berechnete Geschichte der deutschen Malerei besitzen wollen. Leider huldigt auch Janitschek dem Grundsatz, vielleicht richtiger dem Zopf deutscher Professoren, die Behandlung der vaterländischen Neuzeit minder befähigten Händen oder journalistischen Federn zu überlassen. Wir unsrerseits vertreten die Anschauung, daß nur die Besten der Nation auf allen Gebieten gut genug sind, um die Geschichte der letzten 150 Jahre zu schreiben. Wir sind oft genug in der Lage gewesen, uns gegen Künstler wenden zu müssen, welche von aller Kunstgeschichte und Aesthetik mehr Einschränkung als Verständniß ihrer eigenen Thätigkeit fürchteten; gegenüber aber dem specifischen Professorenthum kämpfen wir für das Princip, die Durchforschung und Geltendmachung der Vergangenheit nach der Mühe von Jahrhunderten resp. Jahrtausenden heutzutage in immer engeren Grenzen zu halten, damit dem Reichthum und der Schaffenslust der Neuzeit ihr volles Recht zu Theil werde. Janitschek macht auch in seiner Behandlung der neuzeitigen deutschen Malerei so viele feine Bemerkungen, daß man nur bedauern kann, gerade hier ihn nicht seine volle Kraft einsetzen zu sehen. Gleichwohl möchten wir am Schluß seiner riesigen Arbeit unseren Dank für dieselbe dadurch zu erkennen geben, daß wir zur Empfehlung des Werkes am Ende unserer bisherigen Besprechungen eine Blüthenlese von feinsinnigen Aussprüchen des Verfassers zusammenstellen, Urtheilen, deren ganze

Schlagkraft freilich nur der Kenner der betreffenden Künstler ermessen kann. So sagt Janitschek z. B. über J. J. Winckelmann sehr treffend: „Die trostlose Schönheitslosigkeit deutschen Lebens, welche W. in seiner Jugend voll ausgekostet hatte, machte ihn zum Fanatiker der schönen Form.“ Der einst so hochgefeierte A. R. Mengs gab selbst auf seinen besten Gemälden nur treffliche „lebende Bilder“, welche in wohlstudirten Posen von Dilettanten gestellt werden konnten; er brachte aber nirgends einen einheitlichen Organismus zu Stande. Gleichwohl war er fähig, in heiligem Feuereifer für seine Kunst während der Arbeit Gedanken über die Kunst zu dictiren. A. J. Carstens' Gestalten sind — nach Janitschek — voll jenes Lebens, wie es der zum Gattungstypus gesteigerten Einzelexistenz eignet. Carstens besaß eine ausgeglichene Rhythmik der Linien, zuweilen eine hinreißende Schönheit des Umrisses. „Man kann in einer Bleistiftskizze mehr Lebensenergie und Monumentalität zeigen, als in einem viele Quadratmeter messenden Historienbilde.“ Wie vortheilhaft sticht doch dieses maßvolle, aber gerechte Urtheil eines berufenen Kunsthistorikers ab gegen die Manier vieler heutiger Künstler und Journalisten, Männer wie Carstens als völlig abgethane Schwärmer und Anfänger zu behandeln. Desgleichen ist Janitschek vorurtheilslos genug, Genelli's tiefsinnigste und formengewaltigste Schöpfung in einem Theatervorhang zu sehen. Auch habe Genelli seinen Oelbildern die milde coloristische Haltung des Fresco gegeben, weil nur diese Art der Färbung sich mit seiner Art von Zeichnung vertrug. Wie kurz und doch wie richtig ist folgender Satz: Franz Dreber aus Dresden war der Lyriker der „stilisirenden Richtung in der Landschaftsmalerei, wie Preller der Epiker und Rottmann der Dramatiker in ihr war“. Während Janitschek die „Programmmalerei und Polemik“ bei Overbeck mit Recht verwirft, übt er gegen Cornelius folgende Gerechtigkeit: „Seit Michelangelo und Rubens ist kein so gestaltungsgewaltiger Künstler mehr erschienen, mindestens nicht auf dem Gebiete des Erhabenen.“ Die Cartons in der Nationalgalerie zu Berlin werden das Bild des Meisters stets am vollendetsten geben. Der einst so gefeierte W. v. Kaulbach kommt bei Janitschek ziemlich schlecht weg; ja das „Reformationszeitalter“ desselben Malers nennt Janitschek eine „Illustration der Culturgeschichte für große Kinder“. Aehnlich ergeht es anderen gepriesenen Namen und zwar mit vollem Recht. Da hat „Andreas Achenbach die glänzende Technik Schirmer's zu geräuschvoller Effectmalerei gesteigert“; bei Eduard Bendemann „wird das Tragische zum Traurigen“. Karl Sohn „ließ unter der Flagge großer Dichtungsnamen seine süßlich-faden Frauentypen in die Welt hinausgehen“. Lessing's Composition der Geschichtsbilder ist „Ergebniß verständiger Ueberlegung, bei Rethel Schöpfung der Phantasie“. „Bei Schwind ist die Farbe trotz aller Schlichtheit doch so ganz vom Zauber der Stimmung durchtränkt, daß man sie als den angemessensten malerischen Ausdruck seiner Motive betrachten muß.“ „Die schöpferische Kraft des Piloty war nicht groß; für Makart aber war die Farbe nur das künstlerische Ausdrucksmittel seiner heißblütigen Phantasie.“ Allzugut kommt Uhde bei Janitschek weg; es ist denn doch ein einseitiges Lob, wenn es da von dessen „Abendmahl“ heißt: „Die Bewegung, welche vom Worte Christi ausgeht, macht das Bild zu einem physiognomischen Drama von zwingender Gewalt.“ Am Schluß seines großen Werkes giebt Janitschek sein eigenes Glaubensbekenntniß; in demselben sind besonders charakteristisch die Worte: „Nicht die Richtung, welcher der Künstler anhängt, macht ihn fortleben, sondern daß er zu gestalten vermag.“ Wir bedauern die Unklarheit des Ausdrucks an einer so überaus wichtigen Stelle. Wahrscheinlich will Janitschek sagen: es giebt weder Recepte für einen alleinseligmachenden Idealismus, noch für einen weltumspannenden Realismus; der Idealist wie der Realist müssen, wenn auch jeder in seiner Art, die Wahrheit einer höheren Wirklichkeit überzeugend erweisen durch Gestaltungen, welche als ursprüngliche für sich selbst zeugen.

— Biographisches Lexikon des deutschen Buchhandels der Gegenwart. Unter Berücksichtigung der hervorragendsten Vertreter des Buchgewerbes der alten Zeit und des Auslandes. Mit einem Lichtdruckbilde und 25 Porträts. Nach Originalquellen bearbeitet von Karl Friedrich Pfau. Leipzig, Verlag von Friedrich Pfau. Preis, in elegantem Halbfranzband, 9 M. — Ein sehr verdienstliches Werk, das nicht nur Buchhändlern, sondern jedem Freunde des Buchhandels willkommen sein wird. Der 464 Seiten umfassende Band, dem 25 Porträts der hervorragendsten Vertreter des Buchhandels, sowie im Lichtdruck eine getreue Abbildung des deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig beigegeben sind, giebt ein ziemlich übersichtliches Bild aller Hauptvertreter des deutschen, nebenbei auch ausländischen Buchhandels. Der Verfasser, der selber Buchhändler ist, kann im Vorwort mit Recht von sich behaupten, daß sein Buch eigentlich das erste einigermaßen erschöpfende dieser Art in alphabetischer Form ist, welche Form übrigens die Orientirung ganz erheblich erleichtert. Ganz so schwierig, wie Pfau vermeint, war freilich die Aufgabe der Verfassers nicht. Eingestandenermaßen hat Pfau bei den Biographien von Georg Andreas Reimer und dessen Sohn Georg Ernst Reimer die epochemachende „Allgemeine Deutsche Biographie“ wörtlich benutzt. Er hätte dies ruhig auch, obwohl dies großartige Sammelwerk noch nicht abgeschlossen ist, auch bei einer Reihe der übrigen Biographien — zumal älterer Vertreter des Buchhandels und Buchgewerbes — thun können und hat wohl auch thatsächlich wenigstens in der Hauptsache das dort aufgespeicherte Material benutzt. Und was die Buchhändler der neuesten Zeit anlangt, so haben zweifellos die meisten der von Pfau Berücksichtigten mit Vergnügen dem Autor das erwünschte Quellenmaterial zur Verfügung gestellt. Pfau wird also nur in sehr wenigen Fällen in Verlegenheit gerathen sein. Die einzelnen Biographien sind nicht ganz gleichwerthig, einzelne sind etwas dürftig ausgefallen, andere wieder zu umfangreich geworden. Daß z. B. der jüngere Reimer von mittlerer Größe, als Jüngling ein eifriger Turner war, mit freundlich blickenden blauen Augen und wohlerhaltenem dunklen Haar, das zu erfahren, danach wird selbst die Collegen Pfau's und Reimer's kaum gelüstet haben; muß es doch Jedermann völlig gleichgiltig sein, welche Farbe Haar und Augen selbst des berühmtesten Buchhändlers gehabt. Bei dem Artikel: Spamer hätte noch ganz besonders die Pflege des patriotischen Verlags erwähnt werden sollen. Was die Verleger der jüngsten Zeit betrifft, so hätte neben einem Lorentz auch ein Fock ein Anrecht auf Berücksichtigung gehabt, schon wegen seines reichhaltigen Lagers an Dissertationen, einer allgemein anerkannten Specialität dieser Firma. Ferner hätten verdiente Verleger der neueren Zeit, wie L. Ehlermann, Karl Reißner, Kahnt, Bartholomäus, Otto Dürr, neben so manchem älteren wenigstens nicht ganz todtgeschwiegen werden sollen, zumal ja Pfau sonst hinsichtlich der Aufnahme neuerer Verleger nicht zu ängstlich gewesen ist. Trotz dieser Aussetzungen muß allerdings der Sammelfleiß Pfau's, ebenso wie die Geschicklichkeit, mit welcher Pfau sich seiner Aufgabe entledigt hat, anerkannt werden. Ein brauchbares Buch, einen bisher von Vielen schmerzlich vermißten Führer auf diesem bisher immerhin ziemlich verwahrlosten Gebiete hat Pfau uns jedenfalls geliefert. R. Siegen.

G. Oo.— Johannes Renatus, Die Geheilten. Erinnerungen an Elgersburg und Ilmenau. Leipzig. 1890. Georg Böhme Nachf. E. Ungleich. 188 S. 8°. Preis 2 M., geb. 2 M. 75 ₰. — Der Verfasser ist, wie er im Vorworte selbst ausspricht, mit Bedenken an die Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen gegangen; und wir würden in seinem Interesse gewünscht haben, er hätte diesem Bedenken Rechnung getragen. Renatus hat sich durch seine „Letzten Mönche vom Oybin“ und vor Allem durch sein prächtiges „Allerlee aus d'r Äberlausitz“ die Herzen erobert, und wir selbst haben des Oefteren unsere Anerkennung unumwunden ausgesprochen. Was er uns in diesen „Erinnerungen“ bietet, fällt gewaltig ab. Die Einkleidung des Stoffes erinnert an Storm's Eigenheiten, die romanhafte Entwickelung, die schöne Harfenistin, die sich als Tochter eines Regierungsrathes entpuppt, die Feindschaft der Eltern zweier Verliebten, die sich durch eine Enthüllung in Wohlgefallen auflöst, erinnern an die Mache der Liebesgeschichten gewöhnlichster Art, die Nebenfiguren, wie die dichtende Rosa Prisemann, der Rentier Gatsch aus Leipzig, der Professor mit der Adhäsionseisenbahn, sind vollkommene Caricaturen. Der Aufbau der Handlung ist ebenso wenig künstlerisch, wie die Darstellung der Einzelheiten. Wir erkennen den alten Renatus nur mit Mühe in einigen lieblichen Schilderungen und wenigen stimmungsvollen Einzelbildern wieder. Hätte er uns nur seine Erinnerungen geboten und die romanhafte Beigabe fortgelassen, so würde er unzweifelhaft etwas Anmuthigeres geschaffen haben. Wir sind dem geschätzten Hrn. Verfasser schuldig, daß wir ihm unumwunden unsere Meinung sagen. Gerade weil wir ihn von Herzen liebgewonnen haben, möchten wir nicht, daß er in den Fehler unserer Modeschriftsteller verfalle, die es für ihre Hauptaufgabe halten, alljährlich ein neues Werk auf den Büchermarkt zu bringen, unbekümmert darum, ob es auch ausgereift und durchgearbeitet sei.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 104. Sonnabend, den 30. August. 1890.

Aus Ungarn.

Reiseerinnerungen von Prof. Dr. G. Hoffmann.

Eine Reise kreuz und quer durch Ungarn gilt bei uns gegenwärtig immer noch als ein wenig verlockendes Unternehmen. Die allerdings schwer zu erlernende Sprache des Landes, die Eigenthümlichkeiten der Bewohner und wohl auch zum nicht geringen Theile die bunten Geschichten vom Leben und Treiben der Fabelgestalt des Mikocz haben dem schönen Ungarn den zweifelhaften Ruf eines halbbarbarischen, stellenweise uncultivirten und moralisch versumpften Landes verschafft. Kein Wunder, daß man selbst in den reizvollsten Gegenden desselben fast nie wanderlustige Deutsche antrifft. Unsere erholungsbedürftigen Landsleute finden es eben meist angenehmer, in einem vollgepfropften, sogenannten Vergnügungszuge immer wieder den an sich ja wunderbar schönen Alpen der Schweiz, Tyrols oder Bayerns zuzueilen, um schließlich oft genug, durch die lästige Menge der Reisenden beengt, von Bettlern, Alphornbläsern und anderem Alpenungeziefer gequält, des erfrischenden Naturgenusses zu entbehren.

Hinsichtlich der Sprache ist es, wie bei allen Reisen in fremden Ländern, so auch in Ungarn zwar angenehm, die Landessprache zu verstehen; unbedingt nothwendig hat man sie, abgesehen von einigen Wörtern, aber in keinem Comitate. Wer viel in Ungarn reist und somit reichlich Gelegenheit hat, den herrlichen, auf dem schönen Verhältniß der Vocale und Consonanten beruhenden Wohllaut, die feine Nüancirung, sowie den an die classischen Sprachen erinnernden Satzbau der ungarischen Sprache zu bewundern, wird von selbst das Verlangen haben, dieselbe genauer kennen zu lernen. Was aber den üblen Ruf der Verkommenheit der Bewohner anlangt, so ist derselbe ein ganz ungerechtfertigter. Der Magyar ist durchweg liebenswürdig und gefällig, und die oben berührten Fabeln von seiner sittlichen Verkommenheit kommen weit mehr auf Rechnung des semitischen Theiles der Bevölkerung als auf diejenige des echten Ungarn. Der ungarische Judenjunge, wie er beispielsweise in den Pester Vergnügungslocalen angetroffen wird, ist allerdings eine der widerwärtigsten Gestalten; indeß man muß sich wohl hüten, ihn seines ungarischen Namens wegen für einen Magyaren zu halten. Denn für einen halben Gulden wird aus „Rosenduft“ ein „Munkacsy“, und da diese billige Verwandlung in mannigfacher Beziehung vortheilhaft ist, so wird sie sehr häufig vorgenommen. Von den 500 000 Bewohnern von Pest sind nahezu der sechste Theil Juden, deren nichts weniger als bescheidene Nachkommenschaft die zahlreichen Tingeltangels der sonst reizvollen Donaustadt bevölkert. Bekanntlich versteht der Jude schon in weit geringerer Anzahl sich in den Vordergrund zu stellen und in der That beherrscht er nicht nur den ungarischen Handel, sondern auch die gesammte ungarische Industrie. Der Magyar — und das ist seine dunkelste Schattenseite — arbeitet ebenso wie der Slowake und der Walache fast nie mit dem Streben, vorwärts zu kommen, sondern nur getrieben von der Nothwendigkeit; darum liebt er vor Allem den Ackerbau, die Viehzucht, den Fischfang und allenfalls ein bequemes Handwerk, während ihm die Fabrikarbeit wegen der damit verbundenen Beschränkung der persönlichen Freiheit verhaßt ist. Und so wird es begreiflich, warum sein Besitz trotz des Reichthums, mit welchem die Natur sein Vaterland so verschwenderisch ausgestattet hat, von Jahr zu Jahr zurückgeht. Derselbe Mangel an rechter Arbeitsfreudigkeit ist auch der Grund, weshalb die ungarische Industrie bei Weitem nicht auf der Höhe steht, auf welcher sie nach der Beschaffenheit des Landes stehen müßte, und theilweise erklärt sich daraus auch der allmälige Niedergang einzelner Stämme.

Um die landschaftlichen Schönheiten Ungarns kennen zu lernen, empfiehlt es sich, zuerst die im Norden des Landes gelegene hohe Tatra zu besuchen. Noch vor zwanzig Jahren mit mancherlei Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden, ist heute dieser Besuch ebenso leicht ausführbar wie eine Wanderung durch die Alpen, zumal seit die Kaschau-Oderberger Eisenbahn uns rasch in die unmittelbarste Nähe des Gebirgszuges bringt. Am Fuße mit finsterem Urwald bedeckt, ragen die nackten, schroffen Granitgipfel der hohen Tatra wie eine gewaltige mit Riesenthürmen geschmückte Mauer bis 2663 Meter in die Lüfte und bieten dem Beschauer einen durch keine sich vorschiebende Vorberge gestörten überwältigenden Eindruck, der an Großartigkeit sich mit dem der tyroler Hochgebirge sehr wohl messen kann. Zwar vermissen wir die ausgedehnten, glitzernden Schneefelder; denn dazu sind die Granitwände einerseits zu steil, andererseits der Sonne zu sehr ausgesetzt. Auch die fast sentimentale Lieblichkeit der meisten Alpenlandschaften fehlt hier. Allein wer Sinn für die Wildheit und den drohenden Ernst der Natur hat, der findet in der Tatra vollkommen seine Rechnung, zumal wenn er etwa inmitten der großartigen Felsenscenerien von einem Gewitter überrascht wird. Mit Schaudern wird er dann erkennen, daß er sich hier auf einem der Kampfplätze befindet, wo die atmosphärischen Machthaber über das Wetter eines großen Theils von Europa entscheiden. Und selbst dem sportmäßigen Bergsteiger werden in der Besteigung der beiden höchsten Gipfel des Gebirges, der Gerlsdorfer und der Lomnitzer Spitze, zwei Aufgaben geboten, an deren Lösung er seine Kräfte und Fähigkeiten vollkommen erproben kann. Damen mögen durchaus von einem solchen Unternehmen abstehen und lieber in dem am Fuße jener Bergriesen gelegenen, überaus anmuthigen Bade Schmecks zurückbleiben und sich an dem bunten Treiben der dort alljährlich zusammenströmenden ansehnlichen Menge mehr oder weniger erholungsbedürftiger Gäste erfreuen oder das herrliche Kohlbachthal mit seinen mächtigen Wasserfällen aufsuchen.

Kein Land besitzt so viele größere und kleinere Bäder als Ungarn. Das etwa tausend Meter hoch gelegene Schmecks steht aber unter den 62 ungarischen Bädern mit in erster Reihe und dürfte, was die Lage anlangt, nur von wenigen Bädern der Welt übertroffen werden. In den umgebenden, von erfrischender Hochgebirgsluft durchwehten Waldungen finden angegriffene Nerven die wunderbarste Stärkung, ohne auf die Bequemlichkeiten der Großstadt verzichten zu müssen.

Wer zum Abschied noch ein unverwischbares Gesammtbild der ganzen Tatrakette mit fortnehmen will, der besuche den im nahen Städtchen Popråd gelegenen Hußpark oder besteige auf bequemem Pfade den 1243 Meter hohen Kozi Kamen (Gaisberg), der mit Recht der Rigi des Zipser Comitates genannt wird.

Von Popråd aus läßt sich zu Wagen innerhalb eines Tages eine der größten Sehenswürdigkeiten Ungaens erreichen. Es ist

dies die 30 Kilometer südlich gelegene Dobschauer Eishöhle im Göllnitzthale. Die Straße führt uns zugleich in die unmittelbare Nähe des 1694 Meter hohen Königsberges, von dessen Gipfel man eine treffliche Aussicht über den ganzen Zug des Liptauer Waldgebirges genießt. Jene auch von Damen zu besuchende Eishöhle, zu dem Gömörer Höhlengebiet gehörig, wurde erst 1870 entdeckt; sie ist die größte Höhle ihrer Art. Ihre gesammte Fläche beträgt 8874 Quadratmeter und davon sind 7171 Quadratmeter mit reinstem Krystalleis, zum Theil in höchst wunderbaren Gebilden, bedeckt. Man schätzt die in der Höhle befindliche Eismasse auf 125 000 Kubikmeter; dieselbe schmilzt auch im Hochsommer nicht, da die Temperatur in der Höhle sich fast nie über — 3° C. erhebt. In dem Gömörer Höhlengebiete liegt auch die Aggteleker Höhle, jedenfalls die größte Tropfsteinhöhle Europas (über 8 Kilometer lang); die in ihr befindlichen Stalaktitengebilde übertreffen an Schönheit und Großartigkeit selbst diejenigen der bekannten Adelsberger Höhle. Außer den genannten hat man in dem ganzen Gömörer Kalkgebirge noch fünf Höhlen entdeckt und zugänglich gemacht, darunter die Sziliczer Eishöhle, die zwar weit kleiner als die Dobschauer ist, aber durch ihr mächtiges Felsenthor das Interesse des Geologen erregt.

Unweit von Poprád befindet sich die nur 578 Meter hohe Wasserscheide zwischen der Donau und der Weichsel. Die Kaschauer Eisenbahn überschreitet dieselbe und senkt sich dann in das prachtvolle, romantische Thal der Hernád, welches mehrfach durch steile, mit starkem Laubholz bewachsene Wände von mehr als 900 Meter Höhe schluchtartig verengt ist. Seines Metallreichthums wegen wird dieses Thal ebenso wie das benachbarte Göllnitzthal als östlichster Ausläufer des ungarischen Erzgebirges bezeichnet, jenes mit unermeßlichen Waldungen bedeckten langgestreckten Höhenzuges, in dessen westlichem Theile die altberühmten, höchst sehenswerthen Bergstädte Schemnitz und Kremnitz gelegen sind. Von der Mächtigkeit der Erzgänge dieses und der ungarischen Gebirge überhaupt, die fast alle nutzbaren, edlen und unedlen Metalle liefern, kann man sich ohne Besichtigung der Gruben kaum eine Vorstellung machen. Die Gold- und Silbergruben von Schemnitz, Kremnitz, Herrengrund, Oravicza, Bacza, Körösbanya, Nagy-Banya und von Kapnik sind heute immer noch sehr ergiebig, trotzdem sie zum Theil bereits von den Römern ausgebeutet wurden. Noch bedeutender ist der Vorrath an Eisen und Kupfer, von welchen Metallen der oberungarische Bergdistrict ganz gewaltige Massen auf den Markt bringt. Und dieser Ertrag würde bei vielen Gruben noch viel größer sein, wenn der Bergbau rationeller betrieben würde. Indeß derselbe läßt stellenweise viel zu wünschen übrig, zumal da, wo die Privatspeculation mit möglichst geringem Aufwand große Gewinne zu erzielen trachtet. Das Gleiche gilt auch von dem Kohlenbergbau, soweit er nicht fiscalisch ist. Der Abbau vieler Kohlenflötze ist erst begonnen und wird sich allerdings steigern, wenn einerseits die stete Abnahme des Holzbestandes und andererseits die Ausbreitung der Industrie dazu drängt. In einem Lande, wo, wie in Ungarn, alle Rohmaterialien im Uebermaß vorhanden sind, erwartet man mit Recht, daß seine Industrie auf der denkbar höchsten Stufe steht. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, und wie schon oben bemerkt, ist es hauptsächlich der unternehmungsscheue Charakter der Bewohner, welcher hier hindernd und hemmend in den Weg tritt. Wo nicht der Staat selbst der Unternehmer ist, sind es meist Fremdlinge, die sich den natürlichen Reichthum des Landes zu Nutze machen und rücksichtslos die Arbeitskraft der Bewohner aussaugen. Wir finden daher äußerst selten größere Etablissements in den Händen wirklicher Magyaren. Es herrscht vielmehr hier das jüdische Element vor, und das ist sehr begreiflich. Der wundeste Punkt im ganzen ungarischen Staatsleben ist nämlich die Rechtspflege. Es ist kaum faßbar, in welcher nichtswürdigen Weise Gesetz und Recht dort behandelt werden, und wir haben in dieser Beziehung mehr als einmal selbst von gebildeten Magyaren die verdammenden Worte gehört: „Wer bei uns zahlt, gewinnt.“ Man streicht daher selbst große Schuldsummen lieber, als daß man sie auf civilrechtlichem Wege einklagt. Soll aber bei solchen Zuständen der Einzelne nicht zu Grunde gehen, so muß er auf andere Weise seinem Schaden beizukommen suchen. Dazu gehört indeß eine Weite des Gewissens, die einem rechtschaffenen Manne nicht eigen ist.

Am Ende des Hernádthales liegt die freundliche Stadt Kaschau. Fast alle ungarischen Städte sind mit mehr oder weniger ärmlichen Vorstädten umgeben, in denen uns nicht selten ergreifende Bilder menschlichen Elends entgegentreten. Auch Kaschau fehlt diese Umgebung nicht; indeß dieselbe ist wie in dem sauberen Großwardein und in Temesvar durch gut gehaltene Promenaden, in die man die früheren Glacis dieser befestigten Städte verwandelt hat, weit von der eigentlichen Stadt getrennt, und da die Bahnhöfe an der äußeren Grenze jener Promenade gelegen sind, so bleibt dem Reisenden der genauere Einblick in die Vorstädte erspart. Die meisten größeren Städte Ungarns und so auch Kaschau besitzen breite Straßen und die Häuser haben in der Regel nur zwei Stockwerke. Dadurch erhalten diese Städte nicht nur eine große Ausdehnung, sondern auch ein lichtvolles freundliches Aussehen, welches, wenn vollends ein starker Verkehr mit seinen bunten, wechselnden Bildern unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt, uns manche Schattenseite, wie Schmutz und schlechtes Pflaster, vergessen läßt. Denn nicht immer und überall ist in Ungarn Reinlichkeit die erste Bürgerpflicht, weder in noch außer dem Hause, und es giebt Städte, wie z. B. Munkács und Zombor, deren Straßen uns lebhaft an türkische Art erinnern, nur daß sich der Schmutz dort auch bis in die Häuser und selbst bis in die Küchen verirrt, während in jedem türkischen Hause sämmtliche Räume wahre Muster von Sauberkeit sind. Wer zum ersten Male eine größere ungarische Stadt betritt, wird aber ganz und gar gefangen genommen durch den Anblick der so verschiedenen Physiognomien und Trachten der sich auf den Straßen und Plätzen bewegenden Menschen, und es kann wohl nirgends in dieser Beziehung ein farbigeres Bild geboten werden, als auf dem Jahrmarkt in dem schön gelegenen Marmaros-Sziget, wo man über die Verschiedenheiten der ungarischen Bevölkerung die eingehendsten Studien machen kann. Man bemerkt da sofort eine bemerkenswerthe Verschiedenheit der Slaven und Magyaren. Während nämlich bei den ersteren wirklich schöne Gestalten nur in den gebildeteren Kreisen zu finden sind, so entdecken wir solche bei den Magyaren gerade in den tieferen, von der Cultur noch wenig beleckten Volksschichten.

An künstlerischem Schmuck sind die ungarischen Städte, Pest ausgenommen, arm; nur unter den zahlreichen Kirchen finden wir hier und da beachtungswerthe Bauwerke. So in Kaschau die Elisabethkirche, wohl das schönste gothische Bauwerk Ungarns aus dem 13. Jahrhundert, welches jetzt von den späteren geschmacklosen Anbauten gesäubert und in seiner ursprünglichen Schönheit wieder hergestellt wird. Auch die prächtige Domkirche von Fünfkirchen dürfte hier hervorzuheben sein, eine romanische Pfeilerbasilika mit vier Thürmen.

Jeder, der Ungarn zum ersten Mal bereist, brennt vor Begier, die Pußten kennen zu lernen. Von ihnen ist man in Kaschau noch durch das trachytische, an Naturschönheiten reiche Hegyalljagebirge getrennt. Schon von ferne giebt dieses Gebirge seine vulkanische Natur durch die Kegelform seiner Erhebungen zu erkennen, von denen einige uns prachtvolle Aussichten gewähren, während andere, wie z. B. der 1074 Meter hohe Szinnaer Stein (Szinski Kamen), ein mächtiger Trachytfelsen in reizvoller Umgebung, in geologischer Beziehung unser Interesse erwecken. Bekanntlich liefern aber auch die Verwitterungsproducte des Trachyt den besten Boden für den Weinbau, und in der That wächst an dem südlichsten Ausläufer des Hegyalljagebirges die kostbarste Perle der ungarischen Weine, der vielberühmte Tokajer. Der Tokajer Berg, an dessen Fuße das kleine, aber saubere Städtchen Tokaj liegt, ist bis zur Höhe von 80 Metern vollständig mit Reben bedeckt, die zum großen Theil Staatseigenthum sind. Seit Jahrhunderten wird hier ebenso wie am Fuße des Neutra- und Matragebirges durch die sorgfältigste Behandlung und Pflege der Reben und Trauben ein vorzüglicher Wein gekeltert, und zwar in fünf Qualitäten, welche Essenz, Ausbruch, Maßlasch, Szamorodny und Ordinari heißen. Der Tokajer Berg erzeugt jährlich nur 180 000 Eimer, das ganze Hegyalljagebirge etwa 900 000 Eimer Wein, eine gegenüber der unter dem Namen Tokajer verkauften Weinmenge sehr geringe Quantität. Man kann daher getrost behaupten, daß mehr als die Hälfte des als Tokajer in den Handel kommenden Weines ein aus Rosinen, Spiritus und Zucker hergestelltes Kunsterzeugniß ist. Man muß selbst an Ort und Stelle ganz besondere Beziehungen zu einem der Weinbauer haben, um einen echten Tropfen auf die Zunge zu bekommen. Da der Magyar den Rebensaft allen Getränken vorzieht, so liegt der ungarische Weinbau vorzugsweise in seinen Händen. Der jährliche Weinertrag Ungarns beträgt 28 Millionen Eimer; er könnte aber gewiß ein noch höherer sein, wenn die Rebe namentlich im

Süden dieselbe Pflege genösse, wie im Norden. Dies ist jedoch nicht der Fall; im Csernathale z. B. sieht man ausgedehnte Weingärten, die seit langen Jahren durch Unwetter in Schutthaufen verwandelt sind und nun in dem wüsten Zustande liegen bleiben.

Mit Ueberschreitung der Theißbrücke bei Tokaj haben wir jenes unabsehbare ehemalige Seebecken erreicht, welches oft, aber falsch mit dem zusammenfassenden Namen Pußta bezeichnet wird. Denn Pußten sind baumlose, durch den Mangel aller Flechten und Moose charakterisirte Viehtriften und Weidestrecken, welche im Frühjahr sich mit üppigem Graswuchs bedecken, der in der glühenden Sonnenhitze versengt und erstirbt. Aber nicht die ganze 96 910 Quadratkilometer große östliche Tiefebene Ungarns trägt diesen Steppencharakter, vielmehr sind die Pußten vielfach unterbrochen von ausgedehnten Sumpf- und Moorflächen und von fruchtbaren Aeckern, in deren Nähe sich Meiereien, hie und da auch armselige Dörfer befinden. Nur wer sich Tage lang in den Pußten bewegt, empfängt ein richtiges Bild von ihren Eigenthümlichkeiten. Trotz der scheinbaren Einförmigkeit giebt es des Interessanten genug, um eine Fahrt durch diese weite Ebene nicht langweilig werden zu lassen. Denn da, wo nicht die sehr umfänglichen Mais- und Getreide-, Gurken- und Melonenfelder den Eindruck der Einöde verwischen, sind es die zahllosen Viehheerden und vor Allem die Schaaren von wild aufwachsenden Pferden, sowie die wettergebräunten Hirten, welche das Bild beleben. Wir betreten eine der meilenweit von einander entfernten Schenken (csárda) und finden eine stattliche Anzahl jener urwüchsigen Gestalten in lebhafter Unterhaltung, den brennenden Durst löschend, versammelt. Schon ein flüchtiger Ueberblick belehrt uns, daß unter den Mitgliedern der Tafelrunde Rangunterschiede bestehen. Das Wort führt der auch durch bessere Kleidung hervortretende Roßhirt (csikós); dann folgen der Schafhirt (juhász) und der Hornviehhirt (csordás), und am tiefsten steht der Schweinehirt (canász). Sa wild diese Gesellschaft aussieht, so hat der friedliche Reisende doch nichts von ihr zu fürchten; denn die Gastfreundschaft ist noch immer eine Haupttugend aller Magyaren.

Nicht minder interessant ist der Besuch einer jener Pußtenmeiereien, in denen die allmälige Cultivirung der wild aufgewachsenen Pferde vorgenommen wird. Bekanntlich verlebt das ungarische Pferd seine ersten Lebensjahre in der zügellosesten Freiheit, ohne Gewährung irgendwelchen Schutzes in der Nacht und bei Regen. Auf diese Weise wetterfest geworden, fängt es der reitende Czikos mittels Lasso ein, ein gefährliches Unternehmen, das ebensoviel Muth wie Geschicklichkeit erfordert. Nun beginnt ein etwa dreimonatlicher Elementarunterricht, welcher dem Wildling in einer Art Rundlauf vor Allem Gehorsam beibringen soll und bei welchem die Peitsche eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Hierauf folgt dann die höhere Schulung für Geschirr oder Sattel, bis schließlich das in jeder Hinsicht vortreffliche Pferd aus den Pußten in den Herrenhof oder auf den großartigen Pferdemarkt von Debreczin gesandt wird. Von allen in Ungarn gezogenen Pferden wird das kleine, struppige walachische Pferd am wenigsten geschätzt, am niedrigsten bezahlt und deshalb auch am schlechtesten behandelt. Man hat seine liebe Noth, den walachischen Kutscher von dem ganz überflüssigen Gebrauch der Peitsche abzuhalten.

Hat man Alles, was die Pußten an Merkwürdigem bieten, kennen gelernt, so sehnt man sich wieder in die erfrischende Luft der Berge, und dieses Sehnen findet seine vollste Befriedigung in dem an Naturschönheiten überaus reichen siebenbürgischen Grenzgebirge, welches die Ostgrenze der Pußten bildet, bis zu den transsilvanischen Alpen hinabgeht und entweder von Großwardein oder von Arad aus leicht erreicht wird. Viele der wundervollen Thäler, welche das Gebirge von Osten nach Westen durchschneiden, tragen einen völlig alpinen Charakter und lassen mit ihren schluchtenartigen Verzweigungen an Wildheit der Scenerie nichts zu wünschen übrig. Dahin gehören namentlich das Thal der schnellen Körös und dasjenige der Maros. Die wenigen Bewohner des ersteren setzen sich aus Zigeunern, Magyaren und Deutschen zusammen, während in letzterem die schwarzhaarigen Wallachen vorherrschen. Von allen Bewohnern Ungarns sind uns die Wallachen am wenigsten sympathisch gewesen. Zwar hat der Reisende auch von ihnen nicht irgendwelche Gewaltthat zu fürchten, ja sie sind, da die Meisten etwas Deutsch sprechen, sogar als Führer im Gebirge recht wohl zu brauchen; allein ihre Arbeitsscheu und ihre Trunksucht macht sie widerwärtig. Durch diese Untugenden sind Viele von ihnen ganz herabgekommen und ihre früheren Besitzthümer sind zumeist in den Händen habgieriger Juden. Durch eigene Schuld arm geworden, wohnen sie in großen viereckigen, mit einem Strohdach bedeckten Lehmgruben, in die man auf Stufen hinabsteigt, und nähren sich wesentlich nur mit dem für einen gebildeten Magen unverdaulichen Kukuruzbrod und mit Milch. Ihre Kleidung ist dürftig; bei den Weibern spielt das grobe, oft zierlich gestickte Hemd und die aus bunten Fäden bestehende Schürze die Hauptrolle. Neben den Zigeunern haben diese Bergwallachen an den 30 Procent, welche von der ungarischen Bevölkerung ohne allen Schulunterricht bleiben, den größten Antheil, und sie unterscheiden sich völlig von den in Rumänien wohnenden Stammesgenossen, die weit mehr Schliff und zum Theil sogar einen leichten Pariser Anstrich besitzen.

Schließlich wollen wir noch auf eine von den Deutschen bisher viel zu wenig beachtete, kostbare Perle Ungarns hinweisen, nämlich auf das im südöstlichsten Winkel des Landes, im malerischen Felsenthale der Cserna gelegene Herkulesbad bei Mehadia, dessen sechs heilbringende Quellen Temperaturen zwischen 41 und 62° C. haben und theils aus Kalkfelsen hervorbrechende Schwefelquellen, theils aus Granit entspringende Thermen sind. Die älteste derselben, die Herkulesquelle, war schon zu Trajan's Zeit bekannt und viel besucht; die paradiesische Lage und die romantische Umgebung des Bades mußte auf die verlebten und entnervten Römer einen ganz besonderen und ungewohnten Reiz ausüben. Das jetzige vom Staate mit ungeheurem Aufwande erbaute Kurhaus sucht an Pracht und künstlerischem Geschmack seines Gleichen und die trefflichen unter staatlicher Aufsicht stehenden Einrichtungen machen dem Kranken ebenso wie dem Vergnügungsreisenden den Aufenthalt so angenehm wie möglich. Der Besuch einer der allabendlichen geselligen Vereinigungen im feenhaften Kursaale läßt uns sofort erkennen, daß sich hier der Orient und Occident die Hände reichen; wir fühlen uns von einem märchenhaften Zauber umgeben, den keine Feder zu schildern vermag. Nirgends haben wir je so viele schöne Frauengestalten beisammen gefunden; hier die stolze Griechin, dort die reichgeschmückte Bojarin, die gluthäugige Walachin — das sind Bilder, die selbst ein erkaltetes Männerherz erwärmen können. Aber auch der männliche Theil der Gesellschaft bietet viel Beachtenswerthes und wir richten, wenn auch mit gemischter Befriedigung, gern unsern Blick auf den ernsten Russen, den bleichen Türken, den stets ritterlichen Magyaren und auf den vom Kellner als schäbig verachteten Serben. Den größten Genuß aber gewähren doch die Ausflüge in die wunderherrliche Umgebung; die Spaziergänge zu den Wasserfällen des Csernathales und in den Wäldern des rumänischen Grenzgebirges, die Fahrten nach dem nahen Orsova und dem Eisernen Thore, nach dem Kazan, der Anina und der alten türkischen Inselfestung Adah-kaleh, die umfassende Aussicht von der an 1000 Meter hohen Elisabethhöhe bleiben unauslöschlich in der Erinnerung des Reisenden. Mehrere in Stein gemeißelte Inschriften, welche über die heilbringende Kraft der Bäder berichten, sind aus der Römerzeit noch übrig; dazu auch ein Theil der römischen Sittenlosigkeit, oder nimmt etwa die Moralität mit der geographischen Breite ab? In Ungarn scheint dieses Gesetz richtig zu sein, wenn man aus der Art der fabelhaften Erzählungen, die der Reisende unter Anderem über das traurige Schicksal des Kronprinzen Rudolf in den verschiedenen Comitaten zugeraunt erhält, Schlüsse ziehen darf.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Der deutsch-evangelische Kirchenbund.** Von Dr. Karl Lechler, Generalsuperintendent und Prälat in Ulm. Gütersloh, Bertelsmann, 1890. 2 ℳ. — Was an dieser mit großer Sorgfalt und Hingebung ausgearbeiteten Schrift außerordentlich wohlthuend berührt, das ist der Respect vor dem Bekenntniß und vor dem historisch Gewordenen, der bei jedem Schritt der Untersuchung zu Tage tritt und der im Schwabenlande nicht gerade zu den hergebrachten Dingen gehört. Stünde der ehrwürdige Verfasser auf diesem Boden nicht so unerschütterlich fest, so würde man Gefahr laufen, beim Betrachten des Bildes, das er uns entrollt, den Grund unter den Füßen zu verlieren. Das Bild zeigt uns nichts Geringeres, als einen Bundeskirchenrath für alle evangelischen Kirchen Deutschlands mit dem Sitz in Frankfurt, der Bundeskirchen-Hauptstadt, ferner einen Bundes-

oberhirten und einen Bundeskirchentag von 286 Mitgliedern, ferner ein Corpus Evangelicorum, bestehend aus allen Cultusministern, und endlich einen Congreß der evangelischen Landesherren. Aber noch nicht genug; wir sehen, wie sich aus dem aber Gesagten von selbst ergiebt, innerhalb dieser ganzen Organisation noch drei einzelne Bekenntnißverbände, einen lutherischen, einen reformirten und einen unirten. Wir enthalten uns absichtlich jedes weiteren Urtheils über diesen Apparat, weil er sich allerdings nicht als der Traum eines Schwärmers, sondern als das Erzeugniß jahrelanger Gedankenarbeit eines vielerfahrenen höheren Geistlichen darstellt. So würde eine Widerlegung den zehnfachen Raum beanspruchen von dem uns hier zu Gebote stehenden. Wir wollen nur folgenden Widerspruch feststellen: S. 107 wird auch die Agende als in den Geschäftskreis des Bundesorgans gehörig bezeichnet und S. 101 wird gesagt, daß die württembergische Kirche sich ihre einfache Abendmahlsliturgie niemals nehmen lassen würde. Das erinnert an die Forderung des Kreuzeszeichens durch die Geistlichen in der preußischen Union. Als die Union fertig war, soll Schleiermacher erklärt haben, daß keine Macht der Welt ihn dazu bringen würde, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Ueber die wenigen Maßregeln, die der Verf. als „nächste Schritte" bezeichnet und die er theilweise in seiner früheren Schrift über die Taufpathenschaft schon näher begründet hat (Kirchentag und Congreß für innere Mission als Bundeseinrichtungen, Dreitheilung der Eisenacher Conferenz, allgemeine deutsche Taufgesetzgebung), wird man ja an berufener Stelle in Berathung treten.

L. — Kriegs-Erlebnisse eines Kaiser Alexander Garde-Grenadiers im Feld und im Lazareth 1870/71. Zur zwanzigsten Wiederkehr der Schlachttage von Gravelotte und Sedan herausgegeben von Hugo Dinckelberg. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1890. 2,25 ℳ, cart. 2,80 ℳ — Der große Beifall, welcher in weiten Leserkreisen den Kriegsschilderungen des Hauptmanns z. D. Tanera und seiner Mitarbeiter zu Theil geworden ist, hat zur Folge gehabt, daß auch andere Mitkämpfer des großen Krieges sich bewogen fühlten, ihre persönlichen Erlebnisse, unter Nachahmung der Tanera'schen Schreibweise, zu veröffentlichen. Zu den Geistesproducten dieser Art zählt das hierüber genannte Buch. Der Herr Verfasser hat ein hoch bedeutsames Stück des Feldzuges gegen Frankreich mitgemacht, und wir erkennen an, daß er das Erlebte mit frischer Lebendigkeit geschildert hat. Trotzdem hat uns das Buch mißfallen. Die Schuld daran trägt in erster Reihe der Umstand, daß der Herr Verfasser allzuoft seine eigene Person in den Vordergrund treten läßt und fortdauernd bemüht ist, dem Leser oder vielmehr der „Leserin" gegenüber, denn vornehmlich an diese richtet er seine wiederholten Ansprachen, als geistreich und witzig zu erscheinen. Die zweite Ursache unseres Mißfallens an dem Buche ist die, gelinde ausgedrückt, verschwenderische Farbenauftragung bei der Schilderung überstandener Gefahren, und endlich drittens hat uns geradezu empört die nicht zu rechtfertigende Art, in welcher der Herr Verfasser (auf Seite 68, vierte bis zehnte Zeile von unten) die erfundene Gestalt eines königlich sächsischen Vicefeldwebels sich selber der Feigheit auf dem Schlachtfelde beschuldigen läßt.

M.-Fr. Verschiedene Geschichtsauffassungen. Ein Vortrag von Paul Weisengrün. Leipzig, O. Wigand. 1890. 60 Seiten. 0,80 ℳ — Der Zuhörerkreis, für welchen dieser Vortrag bestimmt gewesen ist, war jedenfalls ein ziemlich eng begrenzter; Philosophie der Geschichte lockt, sobald sie ein wenig tiefer aufgefaßt wird, als der hausbackene Menschenverstand jedem Nachdenkenden erlaubt, nur selten die Aufmerksamkeit. Und doch haben derartige Arbeiten ihren allgemeingiltigen Werth. Was könnte es Anziehenderes geben als die Versuche unserer Denker, sich über das Ziel, dem die Geschichte der Menschheit zustrebt, Klarheit zu verschaffen? Die charakteristischen und einflußreichen Geschichtsauffassungen (S. 12) sucht nun W. in dem vorliegenden Büchlein übersichtlich geordnet darzulegen, freilich nicht gerade in flüssigem oder zündendem Stile, doch im Ganzen klar und anschaulich. Er beginnt mit Herder und faßt sodann Aug. Comte, Herb. Spencer, Buckle und Taine in einer Gruppe zusammen. Die Besprechung der zweiten leitet er mit Hegel, St. Simon und Rodbertus ein und führt in ihr hauptsächlich K. Marx, Fr. Engels und Morgan vor. Sodann entwickelt er seine eigene Theorie, deren letzte Ausführungen in dem Satze zusammengefaßt werden: „Es kann und soll als erstrebenswerthes Ziel der Menschheit gelten, zum primitiven Zustand derart zurückzukehren, daß alle Formen des Kampfes ums Dasein allmälig abgestreift werden." Wenn in der Gegenüberstellung der zwei genannten Gruppen die Kürze und Schärfe der Darlegung angenehm berührt, so macht der letzte Abschnitt durch größere Wärme und lebhafteren Ausdruck einen ähnlichen günstigen Eindruck. Unschön heißt es in dem zweiten Satze: Die Naturwissenschaft hat durch das ungeheure Ansammeln der Thatsachen festgefügte, hellstrahlende Gebäude aufgeführt.

G. Oe. — „Zur zwanzigsten Wiederkehr eines ruhmreichen Jahres" ist eine Chronik des großen Kriegs von A. Schmelzer erschienen (Merseburg a./S. P. Steffenhagen. 125 S. kl. 8°. Preis: 50 ₰, 50 Exemplare 22 ℳ 50 ₰, 100 Ex. 40 ℳ). — Nach Tagen geordnet finden sich in dem hübsch ausgestatteten Büchlein die wichtigsten Ereignisse und Veröffentlichungen des großen Krieges zusammengestellt. Wie der Stil des Chronisten fordert, sind die Begebenheiten nur kurz erwähnt, aber doch so, daß auf die Darstellung erkennbare und anerkennenswerthe Sorgfalt verwandt wird. Schnell wechselnd ziehen die Bilder vor dem geistigen Auge vorüber, doch so, daß der beabsichtigte Eindruck bleibt. Durch Einfügung von amtlichen Kundgebungen, von Adressen, von Zeitungsstimmen, ganz besonders auch französischen, wird die Chronik lebendiger und interessanter. Sie ist nicht nur ein brauchbares Nachschlagebuch, sondern liest sich auch ganz gut. Der Preis ist im Verhältnisse zu dem Gebotenen mäßig. Wir wüßten keine passendere Erinnerungsgabe für festliche Veranstaltungen als dieses in jeder Beziehung hübsche und treffliche Büchlein.

G. Oe. — Im Verlage der „Burschenschaftlichen Blätter" (Berlin, Carl Heymann), auf deren ungemein reichhaltige und prächtig ausgestatteten Festnummern wir nebenbei aufmerksam machen, ist ein „Festspiel zum 75jährigen Jubiläum der deutschen Burschenschaft" erschienen. Das Festspiel ist kein Drama, sondern bietet eine Reihe von Declamationen zu lebenden Bildern. Die Verse sind formell vollendet und inhaltlich von wohlthuender Wärme und edler Begeisterung. Wir wünschen von Herzen, daß der Geist, der dieses Festspiel durchweht, der herrschende sein möge in der deutschen Burschenschaft. Möge sie sich fern halten von der Geistreichelei, der nichts mehr heilig ist, und wacker helfen, „des Reiches hehren Bau zu festen"! Möge sie alle Versuche, sie wieder in das radicale Fahrwasser hinein zu zerren, energisch zurückweisen, auch wenn sie von Alten Herren, Festrednern und Reichstagsabgeordneten gemacht werden!

G. Oe. — Dr. Victor Böhmert, Die Reform der Geselligkeit und der Wirthshäuser. Volkswohl-Schriften, herausgegeben von Dr. Victor Böhmert und Dr. Wilhelm Bode. Heft 5. Leipzig, 1890. Duncker & Humblot. 24 S. 8°. Preis 40 ₰. — Als Hauptübel, an dem die Geselligkeit der Gegenwart kranke, bezeichnet der Verfasser mit vollem Rechte die Verquickung des freundschaftlichen Verkehrs mit dem Genusse alkoholischer Getränke. Demnach muß eine Reform der Geselligkeit zunächst die Bekämpfung des Alkoholismus und dann die Lösung jener Verquickung ins Auge fassen. Alle Versuche, den Alkoholismus zu bekämpfen und die Geselligkeit von seinem Einflusse zu befreien, werden besprochen, so das Gothenburger System, der Gut-Templer-Orden, der Mäßigkeitsverein des Blauen Kreuzes, die englischen Kaffeehäuser und Volkspaläste, die Clubhäuser einzelner Fabriken, die Volksheime in Dresden. Daß alle diese Einrichtungen, so wohlthätig sie auch wirken und so dankenswerth sie sind, nicht genügen, erkennt auch der Verfasser an, wenn er sagt: „Der Kernpunkt der Reform ist die Verbreitung der Brüderlichkeit, die Verbesserung der persönlichen Beziehungen und die Annäherung, Belehrung und Erziehung der verschiedenen Volksclassen zu einer Gemeinsamkeit des geistigen und sittlichen Lebens." Wie kann aber die Brüderlichkeit verbreitet, wie können die verschiedenen Volksclassen zu einer Gemeinsamkeit des geistigen und sittlichen Lebens erzogen werden? Der Träger der wahren Brüderlichkeit, das beste und einzig wirksame Volkserziehungsmittel ist und bleibt das Christenthum. Deshalb gilt auch hier unser ceterum censeo: Es kann mit unserem Volke und seiner Geselligkeit — trotz aller Heime, Orden und blauen Kreuze — nicht besser werden, wenn es nicht erneuert und durchsäuert wird von den Mächten des lebendigen Christenthums.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Häverniđ in Leipzig.

№ 105. Dienstag den 2. September 1890.

Paul Fleming's Elschen.

Von Martin Beck.

Zweihundert und fünfzig Jahre sind nun ins Land gegangen, seit Paul Fleming zu Hamburg verschied. Es war am 2. April, in der vierten Morgenstunde des Gründonnerstages. Den Ostermontag darnach erfolgte seine Beisetzung in der Katharinenkirche. (Wir bemerken, daß in diesem Jahre in Dresden ein Comité sich gebildet hat zur Errichtung eines Denkmals für Paul Fleming. D. R.)

„Man wird mich nennen hören
Bis daß die letzte Gluth dieß alles wird zerstören“

konnte er mit festem Selbstbewußtsein in seiner von ihm wenige Tage vor dem Tode gedichteten Grabschrift sagen. Er war ausgezogen in die Welt, um ein braves Weib bald sein eigen nennen und ein glückliches Heim sich gründen zu können. Aber er war dem Tode entgegen gezogen und hatte sein ewiges Heim in der kühlen Erde gefunden. Vielleicht war es so besser für ihn. Ob er das wahre Glück wieder errungen haben würde, das sein Herz schon einmal in unnennbarer Seligkeit hatte schlagen lassen? Wer weiß. Die hübsche Anna Niehusen, mit der er sich am 8. Juli des vorhergegangenen Jahres verlobt hatte, war ja ihrer Schwester Elsabe sehr ähnlich. Aber sie war nicht Elsabe. Sie war nur ein Ersatz, nach dem der Dichter griff in der Sehnsucht, daß sein schmerzlich vereinsamtes Herz im neuen Sonnenschein gesunden könne. Aber Anna war immer Elsabe's Schwester. Darum sah er sie mit andern Augen an. Und obgleich sie ihm erst nicht geneigt war, gewann er sie doch zur Braut. Und nun sprach er ihr von seinen Träumen von Glück; wie er sich als Arzt in ihrer Heimathstadt niederlassen wolle und man ihm bereits das Amt des Stadtphysikus angeboten habe. Vorher aber wolle er in dem berühmten Leyden nachholen, was er einst in Leipzig versäumt hatte, sich die akademische Würde eines Doctors der Medicin zu erwerben. Wie lieblich malten sich die jungen Herzen das kommende Glück aus! Fröhlich schieden sie drei Tage nach der Verlobung. Ihn trug das Schiff davon in die blaue Ferne, und sie blickte vom Revaler Hafen mit jauchzendem Herzen ihm nach, bis das Segel auf den weiten Wassern nicht mehr zu erkennen war. Sie hatte ihn zum letzten Male gesehen. Ende Januar promovirte er in Leyden ehrenvoll. Dann hielten ihn die Winterstürme des Meeres zurück. Mit dem Frühlinge machte er sich endlich auf, voll Sehnsucht nach ihr. In Hamburg traf er am 20. März ein, aber schon krank und schwach. Und am 2. April schloß ihm hier der Tod den liederreichen Mund, dem die innigsten Töne einst entströmt waren, nicht um Anna, sondern um Elsabe Niehusen, Töne, die uns noch heute tief ans Herz greifen, weil sie aus dem Herzen drangen. Elsabe hatte ihn ja erst zum wahren Dichter gemacht, wie die Sonne eine schlummernde Knospe entfaltet. Ohne sie wären die Lieder nicht erklungen, die seinen Namen unvergeßlich machen: „Ein getreues Herze wissen“, das vertrauensvolle „In allen meinen Thaten“ und das tröstende „Laß Dich nur Nichts nicht dauern“. An Elsabe müssen wir uns erinnern, wenn diese Weisen noch heute überall erklingen. Wie kam es nur damals?

Das war Anno 1635 gewesen an einem frostklaren Januartage. Da bewegte sich ein stattlicher Schlittenzug der alten, guten Stadt Reval zu, die hoch im Norden, an der Ostsee, am finnischen Meerbusen, liegt. Damals, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, war sie den Schweden gehörig. Die Einwohner waren aber lauter Deutsche. Als die fremden Schlitten an jenem 10. Januar die schneebedeckten Thürme und Mauern der Stadt im Sonnenlichte glänzen sahen, und der vorantreitende Trompeter ihnen seinen schmetternden Ruf entgegenschickte, öffneten sich die dunklen Stadtthore weit und herausquoll ein fröhlicher, festlicher Haufen Menschen, erst der schwedische Gouverneur, dann die Rathsherren im Amtsornate und endlich die ganze Bürgerschaft, Alt und Jung, Groß und Klein. In die helle Winterluft klang das Glockengeläute von den Thürmen, Ehrensalven donnerten ihren Gruß dazwischen und „in Ehre und Freundschaft“ wurden die Insassen der Schlitten bewillkommnet und durch die Gassen geleitet. Die Fremden kamen weither aus fernen Landen. Sie waren in Moskau gewesen als Gesandte des Herzogs Friedrich III. von Schleswig-Holstein, der auf Anregung des Hamburger Holzhändlers Otto Brüggemann mit dem persischen Schah einen Handelsvertrag abschließen wollte, um ostindische Waaren, besonders schöne Seidenstoffe, auf dem Wege durch das russische Reich zu holen. Der Czar von Rußland sollte durch die stattlich und mit „Fürstlichen Präsenten“ auftretende Gesandtschaft dem geplanten Handelsverkehr geneigt gemacht werden. Schon auf der Hinreise hatte Reval vor Jahresfrist die Gesandten mit herzlichster Gastfreundschaft in seinen Mauern beherbergt. Um so größer war nun die Freude, daß die angesehenen und gelehrten Männer glücklich wieder zurückkehrten. Sie waren den Bürgern von Reval liebe Gäste, die sie gern aufnahmen. In den vielen Wochen des ersten Besuches damals auf der Hinreise war ihnen Mancher darunter zum guten Bekannten geworden, dessen Gesicht sie froh wiedererkannten. Da wurde überall fester Händedruck zu ehrlichem Gruße gewechselt und die Heimkehrenden freuten sich am langentbehrten Klange deutscher Stimmen. Von Neugierigen umdrängt, ging dort der ehrwürdige Rathsherr Johannes Müller, Erbherr auf Kunda bei Reval, mit dem ihm verwandten, zweiten Gesandten Brüggemann und dem klugblickenden Adam Olearius, dem herzoglichen Rath und Gesandtschaftssecretär, in eifrigem Gespräche. Olearius erwählte, wie auch ein anderes Mitglied der Gesandtschaft, später eine der sechs Töchter des hochgeachteten Rathsherrn zur Hausfrau und hat dann im Jahre 1647 in seiner „Neuen orientalischen Reisebeschreibung“ seine Erlebnisse auf diesen Gesandtschaftsreisen in so treu beobachtender und fesselnder Weise erzählt, daß das Buch noch bei seinen Lebzeiten vier Auflagen nöthig machte und in viele fremde Sprachen übersetzt wurde. Auf Olearius' Fürsprache hatte auch jener junge Mann mit dem energischen Gesicht und den großen, ernsten Augen als einer der vier Hofjunker und Truchsessen an der Gesandtschaft theilnehmen dürfen, der dort neben dem reichen Handelsherrn Heinrich Niehusen einherschreitet.

Das ist Paul Fleming, Magister der Künste, Doctor der Philosophie, Mediciner und vor Allem — Dichter. Am 5. October 1609 in dem gräflich Schönburgischen Städtchen Hartenstein in Sachsen geboren, ist er erst 25 Jahre alt. In deutschen Landen hatte sein Name aber schon einen guten Klang als Dichter. Auch äußere Ehren hatten ihm seine Lieder, besonders die lateinischen, eingetragen. Durch den kaiserlichen Pfalzgrafen

war er zum poëta laureatus, zum lorbeergekrönten Dichter gemacht worden. Dem hochbegabten jungen Manne ist es wohl bei der Gesandtschaft. Er hat schon immer tiefe Sehnsucht nach fernen, fremden Ländern im Herzen getragen. Und unter seinen Genossen zählte er manchen lieben Landsmonn, Sachsen und Thüringer. Da ist der Kammerherr Johann Christoph v. Uechtritz aus Lützschena bei Leipzig, der Leibarzt Hermann Gramann aus Stadt-Ilm und der Hofprediger Salomon Petri aus Penig. Tausenderlei wußten die Gäste der Stadt zu erzählen aon dem, was sie auf dem langen Wege zu der moskowitischen Hauptstadt erlebt und gesehen hatten. Und in dem Städtchen herrschte eitel Jubel und Aufregung. Schüchtern wagte Fleming kaum nach der Familie des Handelsherrn Niehusen zu fragen, und freudig glänzten seine Augen, als er Elsabe's, der zweiten Tochter, anmuthiges Gesicht vor dem Portale des Hauses erblickte, die mit ihren Geschwistern und dem Hauslehrer Matthiä, einem Theologen, den die Familie aus Hamburg mitgebracht hatte, die einziehende Gesandtschaft betrachtete. Die Gäste hatte mon schon lange erwartet. Denn schon zu Neujahr hatten fremde Kaufleute die Kunde von ihrer Wiederkehr in die Stadt gebracht. Den Bürgern von Reval machte es besondere Freude, daß die Sendung der Weitgereisten aon gutem Erfolge begleitet gewesen war. Besliß sich doch die gewerbsame Stadt eines nicht geeingen Handelsaerkehrs mit Deutschland. Von ihren großen Speichern aus gingen Holz, Getreide, Wolle und Häute, Alles, was ihr Hinterland lieferte, südwärts nach den deutschen Häfen. Und von da erhielt sie wieder deutsche Waaren, Manufacten, Tuche ꝛc., welche sie dem Binnenlande zuführte. Namentlich mit Lübeck unterhielt sie regen Handel. Große Lübecker Kaufherren hatten hier ihre eigenen Niederlassungen. Und das Recht der alten Hansastadt galt auch in Reval. Die Kriegsfurie, die nun schon an die achtzehn Jahre in den deutschen Landen wüthete, erhöhte den Reichthum und den Zuwachs der Stadt. Gar mancher Handelsherr aus den Hansastädten war mit Weib und Kind und Habe dem sicheren Reval zugezogen, weil ihm die wilden Kriegsläufte Sorgen schafften. So hatte auch der ehrenfeste Hr. Heinrich Niehusen vor zwei Jahren sein altes Heimwesen in Hamburg verlassen und sich hier angesiedelt. Und in der neuen Heimath erfreute er sich gewichtigen Ansehens, da er bald einer der begütertsten Handelsherren und der Aldermann der Kaufmannsgilde wurde. Also, die Gesandtschaft war nun glücklich eingetroffen und fühlte sich wieder wie in der Heimath, da sie aon deutscher Sitte und deutschem Brauch umgeben war. „Als wir uns daselbst bei drey Wochen auffgehalten,“ erzählt Olearius, „und ferner unsere Reise nach Holstein über die Ost-See, welche um diese Zeit unnavigabel, nicht nehmen kunten, auch nicht rathsam, den gantzen Winter über in Reval stille zu liegen, wurde beschlossen, die Reise über Land durch Preussen, Pommern und Mecklenburg auffs Schleunigste zu aerfolgen. Derowegen die meisten Völcker des Comitats in Reval bey Herrn Heineich Kosen in die Kost aerdinget wurden. Die Gesandten aber zogen mit 10 Personen den 30 Januarii wieder auß Reval und nahmen den nechsten Weg auff Riga.“ Unter den zurückbleibenden „Völckern des Comitats“ war aach Paul Fleming. Er verlebte in Reval die glücklichste Zeit seines Lebens. Und da die Gesandten nicht so schnell wieder zurückkehren konnten, wie sie gern wollten, um die neue Reise nach Moskau und weiter nach Persien anzutreten, zu der sie erst eine Besprechung mit ihrem Herzoge, neue Empfehlungsschreiben und Aehnliches nöthig hatten, dehnte sich die Rastzeit für die in Reval Zurückgelassenen auf ziemlich 14 Monate aus. Fleming fand unter den Lehrern des Reaaler Gymnasiums ihm sehr zusagenden wissenschaftlichen Verkehr und schloß mit zweien darunter enge Freundschaft. Sein Name war ja den Gebildeten der Stadt kein fremder gewesen. Darum war er überall gern gesehen. Von seinen lateinischen Gedichten wußten die Gelehrten der Stadt großen Ruhm zu vermelden. Er war gewiß die angesehenste Persönlichkeit unter den fremden Gästen. Auch die vornehme Kaufmannschaft schätzte es sich zur Ehre, den berühmten Poeten um sich zu haben. Am wohlsten war es ihm aber in Niehusen's Heim. Die holde Elsabe hatte ihm schon bei dem kurzen ersten Aufenthalte in Reval gefallen. Damals hatte ihn zuerst der freie Anstand und die natürliche Anmuth der drei Schwestern wohlthuend berührt und ihn immer wieder nach dem Hause ihres Vaters gezogen. Jetzt aber war bald sein ganzes Sinnen und Denken nur auf Elsobe gerichtet. Fast unbewußt war die Liebe mit ernster, tiefer Gewalt über ihn gekommen. In voll empfundenen Weisen bezeigte er Elsabe seine Aufmerksamkeit. Seine Lieder deuteten ihr seine Liebe an, bald zaghaft, bald in stolzer Offenheit. Elsabe war ein schönes Mädchen aon echtem, deutschem Schlag. Ihr sonniges Haar, ihre treu blickenden Augen, ihre rosigen Wangen, ihre weißen Hände, ihr Mund, „wie eine rothe Nelke“, wurden von ihm besungen und ebenso bewundert, wie ihre reichen Kenntnisse, ihr gefühlaolles Saitenspiel und ihr wohltönender Gesang. Sie aber dlieb kalt, mochten seine dunklen Augen noch so schwärmerisch auf ihr ruhen und seine kräftigen, gebräunten Züge und der kluge, von einer Fülle dunklen, lockig gewellten Haares umrahmte Kopf einen nicht unangenehmen Eindruck machen. Je abweisender sie, desto qualvoller seine Liebe, über die er alle Macht verloren hat. Wie treffend schildert er diesen Zustand in seiner „Pein der Liebe!“

„Ich schlaf', ich träume bei dem Wachen,
ich ruh' und habe keine Ruh',
ich tu' und weiß nicht, was ich tu',
ich weine mitten in dem Lachen,
ich denk', ich mache diß nnd das,
ich schweig', ich red' und weiß nicht was

Die Sonne scheint für mich nicht helle,
mich kühlt die Glut, mich breant das Eis,
ich weiß und weiß nicht, was ich weiß.
Die Nocht tritt aa des Tages Stelle.
Itzt bin ich dort, itzt da, itzt hier,
ich folg' und fliehe selbst für mir.“

Elsabe fühlt sich zuweilen von seiner glühenden Verehrung seltsam berührt. Sie zeigt sich dann launenhaft und der arme Fleming ist verwirrt, sieht mit Schmerzen, daß sie ihn nie lieben wird, und will entsagen.

„Und soll es nun nicht anders gehen,
ich muß von ihr gehoffet sein?
So laß die eitlen Suchen stehen,
mein Sinn, und gieb dich aur darein!“

Er macht viel Worte in seiner „Entsagung“. Er muß sich selbst überreden. Wie ernsthaft klingt der Schluß aus:

„Komm, güldne Freiheit, komm, mein Leben,
und setze mir dein Hütlein auf!
Ich habe gute Nacht gegeben
der Eitelkeiten schnöden Lauf.
Sie sei nun, wie sie will, alleine!
Auch ich bin Niemands mehr als meine.“

Im nächsten Augenblicke aber klingt es wieder wunderschön aus tiefster Seele auf „an die Stolze“:

„Und gleichwol kan ich anders nicht,
ich muß ihr günstig seia,
obgleich der Augen stolzes Licht
mir mißgönnt seiaen Schein.
Ich will, ich soll, ich muß dich lieben,
dadurch wir beid' uns nur betrüben,
weil mein Wundsch doch uicht gilt
und du nicht hören wilt.

Wie manchen Tag, wie manche Nocht,
wie manche liebe Zeit
hab' ich mit Klagen durchgebracht,
und du verlachst mein Leid!
Du weißt, du hörst. du siehst die Schmerzen
und nimmst der keinen doch za Herzen,
so daß ich zweifle fast,
ob du eia Herze hast.“

Er hofft, daß seine treue Liebe doch endlich ihr Herz erweichen wird, und schickt ihr Boten, die selten aergeblich vor eine zarte Frauenseele treten.

„Geht, ihr meine Tränen, geht
und erweichet der ihr Herze,
die wie eiae Klippe steht,
anbewegt von meinem Schmerze,
die das, was mein Herze beicht,
sieht und wills doch sehen nicht!“

Und innig fleht er:

„Schoff, Herze, schaffe doch einmal,
daß ich mich freue nach der Qual!“

Doch Elsabe's schöne Augen blickten wohl mitleidig auf den Bittenden, aber nicht in Liebe. In sinnender Wehmuth starrten sie in die Ferne: ihre Seele lebte längst schon für einen Anderen! Der Lehrer ihrer Brüder, der auch ihr Lehrer gewesen und treu dem Hause der Eltern Elsabe's geblieben war, in Hamburg einst und jetzt in Reval, dem galt ihr Sinnen und Denken. Der ernste ruhige und bescheidene Mann, dem kein gottbegnadetes

Dichterherz in der Brust schlug, war traurig und stumm zurückgetreten vor dem hochgefeierten, kühnen und glänzenden Bewerber. Und darum liebte ihn Elsabe nur umsomehr. Fleming war blind in seiner Liebe. Er merkte nichts davon oder wollte nichts merken. Mit Ungestüm warb er um sie, als müsse sie sein werden. Nicht umsonst spiegelte sich in seinen Zügen feste Energie. Leicht ließ er nicht von dem, was er erreichen wollte. Die treue Elsabe hatte einen harten Stand. Alle Welt begünstigte den lebhaften, wohlgelittenen Fleming. Alle Welt redete auf Elsade ein. Das Bild des stillen Hauslehrers erblich oder schien in ihrem Herzen zu erbleichen. Es herrschte ja kein eingestandenes Verhältniß zwischen ihnen. Das brave Mädchen wollte sich trotzdem nur schwer von dem stummen Gelöbniß trennen, das sie bei sich selbst gethan. Hatte sie Fleming's stürmische Bewerbung satt, schmeichelte es ihrer weiblichen Eitelkeit, daß der auch von ihr bewunderte Dichter eine so rücksichtslose, so wahrhafte Liebe ihr zu Füßen legte? War sie irre geworden an dem Andern, weil er schwieg? Je näher der Tag des Wiederaufbruches in die weite Ferne kam, desto geneigter ward sie Fleming. Sogar kleine Vertraulichkeiten gestattete sie ihm, wie seine Sonette verrathen. Und unter dieses Glückes Macht steht sein Dichtergeist mit innigster Kraft auf. Eine Menge von Gelegenheitsgedichten entstand, alle von so leicht fließender Sprache, von solcher ungekünstelter Anmuth, daß man kaum glaubt, sie rühren von einem Dichter des siebzehnten Jahrhunderts her. Sein Liebesjubel durchströmt sie alle. Mit den süßesten Namen redet er die Geliebte an. Die meisten Lieder dichtet er zu Akrostichen, darin die Anfangsbuchstaben der Strophen den Namen „Elsabe“ oder das kosende, von ihm so gern angewandte „Elsgen“ (Elschen) bilden. Auch andere Namen gab er ihr durch Buchstabenversetzung des ihren, wie Salvie, Basile, Basilene, Salibene u. s. w. Oder er nannte sie nach ihrem Wohnorte Valeria (Revalia), Harris und Balthia. Zu einer öffentlichen Verlobung, die er vor der Abreise noch gern herbeigeführt hätte, kam es nicht. Elsobe weigerte sich. Im Hinblick auf die weite, gefahrvolle Reise sollten Beide noch frei bleiben. Fleming mußte ihr aber mit Wort und Handschlag versprechen, nicht bis Persien mitzureisen, sondern von Moskau zu ihr zurückzukehren. Anfang November kam das Schiff in Sicht, das die Gesandten brachte. Es war ein wilder, stürmischer Tag. Das Schiff versuchte, in den Hafen von Reval einzulaufen. Aber die Wuth der hochgehenden See schleuderte es immer wieder zurück. Im Kampfe mit dem schweren Sturme brachen zwei Masten. Das hilflose Fahrzeug wurde dei der Insel Hochland auf den Strand getrieben und scheiterte. Die Gestrandeten erreichten unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren endlich in Fischerkähnen die livländische Küste und begaben sich nach Reval. Das Meer hatte ihre Habe verschlungen. Sie rüsteten sich neu aus, während sie die Boten erwarteten, welche neue Creditive aus Holstein bringen sollten. Erst am 2. März 1636 zog die Gesandtschaft wiederum aus den Thoren Revals. Und wie schon beim ersten Abschiede von der lieben Stadt, war es auch diesmal. „Es folgeten uns auß der Stadt neben Salve-Schiessen viel gute Freunde, die uns über eine halbe Meile das Geleite gaben“, erzählt Olearius.

So schieden sie Alle mit schwerem Herzen vom gastfreundlichen Reval, nicht blos die, denen ein holdes Mädchen mit feuchten Augen nachblickte. Denn mancher Reisegenosse Fleming's hatte sich unter den broven Mägdlein der Stadt eine zur künftigen Hausfrau erlesen und gedachte, nach der Rückkehr Hochzeit zu halten. Wohl Keinem war das Scheiden so sauer angekommen, wie Fleming. Er blickte oft zurück, wo sie weilte, die ihm weinend die Hond gedrückt. Und auch mancher Andre wandte den Kopf zuweilen nach den in der Ferne immer mehr entschwindenden Thürmen, die der letzte Schnee bedeckte. Unterwegs dichtete Fleming manches Gedicht, manche Ode, manches Sonett an seine Elsade und schickte es ihr mit zärtlichen Briefen, wenn dazu Gelegenheit kam durch Begegnung mit Reisenden, die gen Reval wollten. Jeder seiner Gedanken weilte bei ihr. Und wie leuchteten seine Augen, wenn ihm ein Gruß von ihr kam! Als die Gesandtschaft am 28. März die vergoldeten Kuppeln Moskaus von fern blitzen sah, da gedachte er bei diesem Anblicke des sonnenhellen Haares, das weit, weit von hier die Eine trug, für die er lebte und die seiner in treuer Sehnsucht harrte. In den dunkeln Nächten, die er auf russischem Boden verbrachte, hatte er den Abendstern, zu dem auch die Entfernte zur selben Stunde aufsah, Botschaft an sie gegeben, und, wenn der Sturm über die Ebenen sauste, dem Westwinde, der auf seinem Fluge auch das liebe Städtchen an der Ostsee streifte und wohl die Wangen der Holden küßte. Und in dieser Zeit steten Gedenkens an sie entstand die Perle seiner Poesie, ebenfalls durch das Akrostichon „Elsgen“ geziert, das herrliche hohe Lied von der Treue:

Elsgens treues Herz.

Ein getreues Herze wissen
hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treuis Herze.

Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
anders, als man will und meint,
ein getreues Herz' hilft streiten
wider Alles, was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

Sein Vergnügen steht alleine
in des Andern Redlichkeit,
hält des Andern Noth für seine,
weicht auch nicht bei böser Zeit.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

Gunst, die kehet sich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum, das zerstäubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke,
ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze
Denn ich weiß ein treues Herze.

Eins ist da sein und geschieden.
Ein getreues Herze hält,
giebt sich allezeit zufrieden,
steht auf, wenn es niederfällt.
Ich bin froh bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

Nichts ist süßers, als zwei Treue,
wenn sie eines worden sein.
Dies ist's, das ich mich erfreue,
und sie giebt ihr Ja auch drein.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Herze.

Wie felsenfest mußte der Glauben an die Treue in einer Seele wohnen, aus der solch ein Lied drang! Ueber tausende und abertausende von Herzen hat dieses Lied seitdem seine innige Ruhe ausgegossen, an tausenden seine einfach edle Kraft bewährt, tausenden friedvollen Trost zugesprochen.

In Moskau wurde es Fleming unmöglich, die Gesandtschaft zu verlassen, der älteren Pflicht untreu zu werden und zu Elsabe zurückzukehren. Er getröstete sich ihrer bleibenden Huld und dessen, daß ja mancher Weggenosse auch sein Herz zu Reval gelassen und fröhliche Wiedervereinigung auch nach langem Ausbleiben hoffe. Daß ihm Elsabe deswegen zürnen könne, schien ihm unmöglich. Er hielt sein Thun für kein Unrecht, mochte wohl auch denken, nur die Sorge um ihn habe sie gedrängt, sich jenes Versprechen geben zu lassen, und nun sie sähe, daß er ohne Unfall bis hierher gelangt sei, werde sie sich zufrieden geben. Ende Juni wurde die Reise nach Persien fortgesetzt. Fleming schickt noch eine Reihe von Gedichten nach Reval. Er denkt nur an die Einzige, an ihren Garten, wo er oft im trauten Familienkreise saß und wo am stillen Teiche der schattige Maulbeerbaum steht, unter dem sie ihn zuerst anlochte, er denkt an das grüne Waldthal und den rauschenden Quell, bei dem er ihren süßen Mund küßte, er denkt an die verschwiegene Buche, deren flüsternde Zweige so viel von ihrer Liebe erzählen könnten. Da reißt ihn ein Brief Elsabe's aus seinen Träumen, der ihm gerechte Vorwürfe wegen seines Wortbruches macht. Die alte Qual wird wieder in ihm rege. Er fürchtet, ihre Liebe zu verlieren. Seit October kam kein Gruß mehr von ihr, wenn auch Reisende zuweilen Grüße an die Anderen aus Reval mitbrachten. Doch Fleming hoffte noch das Beste. Wahre Liebe grollt nicht, dachte er. Die arme Elsabe hatte aber nie wahre Liebe zu ihm empfunden, mochte sie einst auch selbst geglaubt haben, ihr Mitleid sei Liebe. Nach manchen wilden Gefahren war die Gesandtschaft über Nischnei-Nowgorod, dann zu Wasser auf der Wolga und über das Kaspische Meer zu Schamachi im Kaukasus angelangt. Hier traf im März 1637 eine für Fleming niederschmetternde Nach

richt ein: Elsabe ist verladt. Ihr früherer Hauslehrer, jetzt wahlbestallter Professor der orientalischen und griechischen Sprache zu Dorpat, Salomon Matthiä, ist der Glückliche. Der redliche und tüchtige Mann ist mit seiner Werbung hervorgetreten, nachdem er seiner Elsabe ein frohes Heim errungen hat. Und Elsabe, die ja ihm längst mit ihrer Liebe gehört hatte, wies die Werbung nicht zurück. Nicht der Schatten eines Unrechtes fällt auf die Gute, Vielgequälte. Fleming hatte ja selbst dazu beigetragen, daß sie ihm entfremdet werden mußte. Ihr Herz hatte immer nur für den Anderen geschlagen. War sie einst durch Fleming's stürmische Umwerdung schwach gewarden, sa stand das alte, liebe Bild des Anderen nur immer klarer in ihr auf, je entfernter Fleming war. In nebelgrauer Ferne erlosch auch immer mehr die künstlich heraufbeschworene Vertraulichkeit. Der ersten Liebe ward ihr heiliges Recht. Elsabe's qualvolles Schwanken war beendet. Sie konnte zu dem ehrlichen Werber nicht Nein sagen, da ihr Herz so laut Ja sprach, ihr Herz, das am besten wußte, wie es um sie stand, das unter der unechten Liebe nur wehvoll sich wand. Am 12. Juni 1637 ward in Reval die glückliche Vermählung gefeiert. Was Jeder van Fleming's Weggenossen längst geahnt, das brach ihm alle Kraft. Er welkte rasch wie eine Pflanze, der man die Herzwurzel durchschnitten. Ein heftiges Fieber warf ihn darnieder. Nur langsam genas er. Aber Elsabe kann er nicht vergessen, ihr nicht grollen. Er liebt sie noch immer. Sein Schmerz wird milder. Er strömt wohl auch im Liede aus, aber nicht mit dieser heiligen Kraft, wie sein einstiges Glück, das nur ein Traum war. Die Reise, die fremde Welt und die Freunde gaben ihm allmälig den entrissenen Frieden zurück. Aber es ist nur Schein. Er ist von nun ab stets schweigsam. Der Schmerz hat auch den schönen Liederquell in ihm erstickt für immer. Höchstens bringt nach einmal ein lateinisches Epigramm hervor oder ein Gelegenheitsgedicht beim Tode eines Freundes. Es ist möglich, daß auch seine religiösen Sanette in diesen schweren Stunden sich aus seiner Seele rangen, die nun Trost bei Gott suchte. In Ispahan, Persiens Hauptstadt, hatte die holsteinische Gesandtschaft erreicht, was sie wallte. Persien war geneigt, den Handel des Orients, besonders Indiens, durch sein Gebiet über Rußland und nach den Küsten der Ostsee leiten zu lassen. Die Gesandten erhielten die Zusage, daß bald eine persische Gesandtschaft nach Holstein kommen werde, und traten befriedigt den Heimweg an. Der stille Fleming hatte seinen Verlust scheinbar schon so sehr verschmerzt, daß er auf der Rückreise sich entschließen konnte, den Vermählten einen poetischen Hochzeitsgruß zu senden. Nach dreijähriger Abwesenheit, am 13. April 1639, zogen die holsteinischen Gesandten wieder durch Revals Thore. Zwölf Wochen blieben sie die Gäste der Stadt. Für Fleming hatte sich so Vieles verändert. Er war nicht mehr der Fleming, der an jenem Märztage vor drei Jahren in tiefer Sehnsucht so aft nach den im Winterdämmer versinkenden Stadtthürmen zurückschaute. Und Reval war für ihn auch das alte, heimische nicht wieder. Es hatte keine Elsabe mehr. Sie waltete längst als glückliches Weid zu Dorpat. Fröhliche Hochzeiten wurden zu Reval gefeiert, da einige Genossen Fleming's sich nun mit den erwählten Bräuten vermählten. Auch Fleming wurde bei den heiteren Festen heiter gestimmt. Und als er Elsabe's Schwester Anna, die bei seiner ersten Einkehr in Reval erst vierzehn Jahre alt gewesen und nun zur lieblichen Jungfrau aufgeblüht war, aft in stiller Wehmuth betrachtete, da schien ihm das Antlitz der verlarenen Heißgeliebten aus der Schwester Gesicht anzulächeln. Und er wähnte, daß sein krankes Herz genesen könne durch sie. Doch ehe er sie heimführen kannte, drückte ihm der mitleidige Tad die Augen zu.

Es war besser sa. Verlornes Glück kommt nie zurück. Seit jener bittern Kunde blieb er im Innersten gebrochen. Auch der Sonnenschein neuer Liebe konnte dem Gemüthskranken nicht mehr helfen. Elsabe überlebte ihn viele Jahre. An Fleming's Unglück hat sie keinen Theil. Wahre Liebe ist eine Macht, über die der Mensch nichts vermag. Aber ein edles, hahes Herz muß in Elsabe geschlagen haben, daß es einen Dichter zu solchen Liedern begeistern konnte, wie sie Fleming unvergänglich schuf. Ohne Elsabe wären sie nicht entstanden. Sa lebt die Schönheit einer Frauenseele im Dichterworte unsterblich fort.

Bücherbesprechungen.

B. K. Die Erneuerung unseres kirchlichen Gemeindelebens nach den organisatorischen Reformvorschlägen des Pfarrers D. Sulze in Dresden. Vortrag, gehalten am 14. Februar 1890 im studentischen Evangelischen Bunde in Jena von Paul Graue, Stiftsprediger in Weimar (Abdruck aus Nr. 12 und 13 der Protestantischen Kirchenzeitung v. J. 1890). Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1890. 60 ₰. — Je länger solch ein Titel ist, desto weniger bleibt Raum für unsere Anzeige. Die Gedanken zu diesem Vortrage hat Pfarrer Sulze geliefert mit seinen bekannten Reformvorschlägen, über die wir uns hier unmöglich verbreiten können. Wir wollen nur die Beurtheiler derselben beiläufig auf die merkwürdige Verwandtschaft hinweisen, die zwischen liberaler Theologie und Pietismus besteht. Nur ein gesunder Bekenntnißstandpunkt schützt vor dem krampfhaften Drängen und Treiben nach dem Gemeindeideal, das sich heutzutage in pietistischen, wie in liberalen Kreisen gleichmäßig findet. Zu welcher Reife der Interpret jener Vorschläge gediehen ist, dafür werden zwei Beispiele genügen. Das Unternehmen des Professors Zöckler in Greifswald, die einzelnen thealogischen Disciplinen in encyklopädischer Darstellung zu behandeln, das van vielen Seiten mit Freude begrüßt und mit Gewinn benutzt worden ist, wird S. 28 als der „Schandfleck der Zöckler'schen Einpaukebücher" bezeichnet und S. 29 folgt die für die Geschichte der Logik jedenfalls neue Entdeckung: „Ich weiß, daß ich nichts weiß", bekannte Socrates; aber das war das Ende seiner Studien.

G. Oe.— Dr. jur. Ritter, Mitglied des Staatsraths und des Hauses der Abgeordneten, Der deutsche Kaiser. Berlin, W. Walther & Apolant 1890. 28 S. 8°. Preis: 50 ₰ — Die Braschüre enthält den Schlußtheil einer Rede, die der durch die preußischen Landtagsverhandlungen bekannt gewordene Hr. Dr. Ritter vor seinen Wählern in Waldenburg in Schlesien gehalten hat. Es ist immerhin etwas Mißliches, ein Urtheil über eine hervorragende Gestalt der Zeitgeschichte zu fällen, wenn ihre Entwickelung noch nicht im Mindesten abgeschlossen ist. Man kann bestenfalls einige mehr oder weniger treffende Einzelbeobachtungen geben und den Versuch machen, diese Einzelbeobachtungen zu einem Gesammtbilde zu vereinigen; aber mehr als ein Versuch kann auch die beste Charakteristik nicht sein. Der Eindruck, den Hr. Dr. Ritter von der machtvollen Herrscherpersönlichkeit unseres Kaisers gewonnen hat, ist derselbe, den die Meisten mitgewonnen haben, die dem hohen Herrn näher traten. Daß Hr. Dr. Ritter seine Eindrücke seinen Wählern mittheilte, werden diese ihm jedenfalls gedankt haben. Die Frage, ab eine weitere Veröffentlichung dieses Redetheiles gerathen war, kann und wird verschieden beantwortet werden. Wir meinen, es sei das, was Hr. Ritter sagt, schon oft und manchmal besser gesagt worden. Sprache und Satzbau zeigen Seltsamkeiten, die man dem Redner gern verzeiht, nicht aber dem Schriftsteller. Für die Neubildung: „dieshinsichtlich" wird man dem Hrn. Dr. Ritter kaum dankbar sein können.

W—k. Von der in diesen Blättern bereits besprochenen „Bibliathek der Sprachenkunde" (A. Hartleben's Verlag. Wien, Pest, Leipzig) liegen als weitere Erscheinungen vor: Praktische Grammatik der Neupersischen Sprache für den Seldstunterricht. Von A. Seibel. Ein Hilfsbuch, welches wohl geeignet ist, den Anfänger in die Eigenthümlichkeiten dieses Idioms einzuführen und dem Lernenden bei ernstem Fleiße die Kenntniß des Wichtigsten zum Verständniß und Gebrauch der neupersischen Sprache z.t vermitteln. Auf die grammatischen Lectionen folgen Lesestücke mit Glossar und ein systematisches deutsch-persisches Wörterbuch. Ferner: Praktische Grammatik der Altgriechischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung des attischen Dialektes. Für den Selbstunterricht. Von A. Schreiber. Was würde in der guten alten Zeit ein classischer Philolog gesagt haben, wenn er Büchertitel gesehen hätte: „Die Kunst schnell Altgriechisch zu lernen" und „durch Selbstunterricht"! Aber die Zeiten sind andere geworden, und zu einem Schnellunterricht drängen sogar manchmal die veränderten Verhältnisse, z. B. wenn ein Schüler der höheren Classen eines Realgymnasiums in die höheren Gymnasialclassen übertreten will und dann ein nicht gehabtes Fach nachhalen muß. Freilich zur gründlichen Erlernung ist doch immer die Hilfe eines Lehrers nöthig. Im Uebrigen enthält das Buch das Hauptsächlichste aus der Lautlehre, Formenlehre und Syntax nebst Uebungsstücken, auch ist ein kleines Wörterverzeichniß angehängt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 106. Donnerstag, den 4. September 1890.

Sperontes: Singende Muse an der Pleiße. 1736.

Von Reinhard Kade.

Zur Michaelis-Messe 1736 erschien hier zu Leipzig im Buchhandel ein höchst interessantes Buch:

Sperantes, Singende Muse an der Pleiße in zweimahl 50 Oden, der neuesten und besten musikalischen Stücke mit den dazu gehörigen Melodien zu beliebter Klavierübung und Gemüthsergötzung. Nebst einem Anhang. Leipzig. Auf Kosten der lustigen Gesellschaft. 1736.

Das aufs Sauberste in Kupfer gestochene Titelblatt ist mit Blumengewinden und Instrumenten, mit Musengestalten, die in Initialen verflochten sind, mit Amoretten, Schwänen und Tauben reichlich und geschmackvoll ausgestattet. Unten eine weibliche Gestalt auf einem Delphin; sie läßt ein Band flattern mit dem Namen: Leipzig. Vor dem Titelblatt ist ein von Richter entworfener, von C. J. Boetius radirter Kupferstich eingeheftet, ein Stück der äußeren Stadt darstellend; im Hintergrund erscheinen Pleißenburg, Thomasschule, Thomaskirche; nach dem Vordergrunde zu zieht sich neben dem Stadtgraben die Promenade hin, rechts davon die beliebten Vergnügungsgärten von Apel und Bose, im Vordergrund ein Parket, auf welchem sich feingekleidete Damen und Herren an Musik, Karten- und Billardspiel ergötzen. Links jenseits des Stadtgrabens ist in einer Reihe von Häusern das Schellhafer'sche Haus besonders kenntlich gemacht, in dem schon in frühen Zeiten die Musikübungen der lustigen Gesellschaft unter Görner's Leitung abgehalten wurden. Es ist das umgebaute jetzige Hotel de Saxe.

Das Buch besteht aus 12¼ Bogen in Hochquart, und enthält 100 Gedichte und 68 Musikstücke in der 1. Auflage. Gewöhnlich sind zwei Systeme verwendet, der Baß ist nach alter Weise nur beziffert, d. h. die Accorde über den Grundtönen sind nicht ausgeschrieben, sondern nur durch Zahlen angedeutet. Reizende kleine Nippesfigürchen bilden die Ausschmückung vor dem Anfang der Gedichte.

Gesellschaften gab es damals in Leipzig — wie auch jetzt — gerade genug: eine deutsche Gesellschaft, eine vertraute deutsche Rednergesellschaft, eine scherzhafte Gesellschaft, die unter Gottsched stand, eine lustige Gesellschaft, die offenbar aus Studenten bestand und eben bei Schellhafer knipp.

Schon 1740 war die zweite Auflage von der „Singenden Muse" nöthig geworden und 1741 die dritte, von der es glücklicherweise mehr Exemplare giebt, als von der ersten, deren einziges sich jetzt im Besitz von Professor Spitta in Berlin befindet. 1747 erschien die vierte Auflage.

An diese erste Reihe von 100 Liedern schloß sich mit der Zeit eine zweite. Schon 1742 benöthigte sich eine solche erste Fortsetzung, 1743 die zweite, 1745 die dritte.

Sicher ein Beweis, in welchem Ansehen diese Gattung von Liedern mit Worten stand.

Dann verschwindet das Büchlein eben so schnell von der Bildfläche des Liebhabers, wie es auftauchte.

Inwieweit — das gilt es nun festzustellen — bethätigte sich Sperontes bei der Herausgabe der Lieder und wer war Sperontes? Hat er die Musikstücke und die Gedichte nur gesammelt, oder hat er sie selber gemacht? Darauf giebt selbst das Widmungsgedicht keinen Aufschluß. Es lautet so:

Ihr Freunde meiner Kunst von beiderlei Geschlechte
Euch widmet sich hiermit mein schlechtes Saitenspiel
Und wenn auch dann und wann der streng gebundne Kiel
Nicht eben jedem recht und wohl gefallen möchte,
So übersehet das Blatt mit Gütigkeit
Und bessert aber auch nur mit Bescheidenheit.
Ihr werdet wenigstens hierinne etwas lesen
Was oft zwar schöner schon, doch nie so, dagewesen.
Von dieser Absicht nun gereizt und überwunden
Tritt meine Muse hier vor aller Angesicht,
Und hat ihr heischres Rohr, dadurch sie singt und spricht,
Der Saiten hellem Ton mit allem Fleiß verbunden,
In Hoffnung: Ihr Bemühen wird, wo nicht allgemein,
Dennoch der jungen Welt, beliebt und dienlich sein.
Nichts bleibt vom Tadel frei. Der Mensch hat seine Hasser!
Doch daran kehret sich gar wenig — der Verfasser.

Deutlicher läßt sich darüber die Buchhändler-Anzeige im Meßkatalog von 1736 vernehmen: „Sperontes singende Muse an der Pleiße mit 100 Oden auf die neuesten besten und bekanntesten musikalischen Stücke mit denen dazu gehörigen Melodien".

Nun wissen wir's. Die 100 Oden sind also Gedichte, welche zu den bereits vorhandenen Musikstücken gemacht oder solchen angepaßt sind. Nunmehr wird auch das Widmungsgedicht verständlich: die Muse des Verfassers hat das, was sie singt und spricht, mit dem Ton der Saiten verbunden, d. h. die Dichtungen des Sperontes sind vorhandenen Clavierstücken meistentheils untergelegt.

Sperontes war also nicht Musiker von Fach, sondern Dichter. Damit stimmt vortrefflich, was Zacharias, der Verfasser des bekannten „Renommisten", von ihm sagt:

„Speront reimt, doch reimt er für sich.
Was thut das? Ihr seid wunderlich;
Das kann ihm ja kein Mensch verwehren."

Dazu stimmt der Umstand, daß Speront auch drei Schäferspiele, „Das Kätzchen", „Das Strumpfband" und „Die Kirms" dichtete.

Das Alles erhöht das Interesse an diesem Sperontes ganz bedeutend und reizt uns hinter seinen Dunkelnamen zu schauen, den er sich nach bekannten Mustern umgehängt hat.

Schon die Mitwelt wußte nichts Genaues darüber, und das große Universallexikon von Zedler, 1743, vermuthete einen gewissen M. Lorenz Mizler dahinter. Aber Mizler, der Vertraute des Grafen Lucherini und Zeitgenosse Bach's, lebte 1743 schon gar nicht mehr in Leipzig, sondern beim Grafen Malachowski in Polen und befand sich noch dort im Jahre 1748. In diese Zeit fallen aber gerade die Entstehungsjahre für die „Singende Muse".

So möchte man denn gern weitere Schlüsse ziehen, vielleicht aus dem Namen „Sperontes" selber. Aber auch das verfängt nicht. Denn mit „sperare" (hoffen) kommen wir nicht sehr weit und dann wäre die Form „sperantes" mehr zu erwarten. Möglich doch, daß er darin andeuten wollte, wie viel er vom Leben erhofft habe. Zudem sind solche Beinamen in jener Zeit ganz zufällig gewählt: Wer vermuthet hinter dem „Beschirmenden" den Dichter David Schirmer, wer hinter Amaranthus den Corvinus, wer hinter Menantes den Hamburgischen Dichter Hunold und hinter Talander den Bohse?

Gehen wir daher einmal näher seinen Gedichten zu Leibe, daß die uns etwas ergeben. Diesen zufolge stand seine Wiege in Schlesien. Besonders giebt uns Gedicht 66 nähern Anhalt dazu, das auch sprachlich interessiren dürfte. Es ist ein sogen. Frauenlied und an den heiligen Andreas gerichtet.

Hoah iechs nich lang gefoat,
Doaß ker Mensche noach mier froat.
Wahm saol iechs ock immer Noan?
Olles, alles kriegt ann Moan,
Uaa iech maß Miet Verdruß
Doas bey junga Taga sahn unn dorba.

Hartzer Harr Sanck Andrees
Saah mirrs, doß iechs aba weeß:
Jes dunn gaar kee Kart firr miech,
Waaa ha noach su liederlich
Dahn iech koaa Oß ann Moan
Oadens hisch*) miet mier zu Hause nahma.

Jes miers doach aba viel
Wann miech ehner hoaba wiet;
Ha sey pucklich ader krumm,
Kruppsich ader toab nun stumm:
Nurr aan Moan Mnuß iech hoan,
Aanders muuß iech miech noach goar derleeba.

Nu de wirst dooch amoahl
Miech beseeya vah daar Quaal!
Lieber Andrees, loaß miech suhn,
Waud mirr witst zam Maanne gahn?
War ah sey; Bleibts derbey'
Hanns und Merten, Nickel ader Girge.

Der schlesische Dialekt ist in diesem Gedicht fast durchweg rein und man bemerkt ein eigenes Bestreben, die Dialektlaute durch Schriftzeichen wiederzugeben: muuß, wiel, mier, unn — und. Bedenken dürfte eher das Wort kruppsich erregen, wofür wenigstens kruppich hätte geschrieben sein sollen. Doach und noach sind gut schlesisch. Die Bezeichnung des heiligen Andreas als „Hartzer Harr" könnte einen Augenblick vermuthen lassen, die Mundart des Gedichtes sei die im Ober-Harz herrschende, zumal da auch einige Formen darin sich wirklich im oberharzschen Dialekt finden. Aber daneben stehen auch wieder viele, die ihm gänzlich fremd sind, und bekanntlich haben alle mitteldeutschen Dialekte eine Anzahl van Formen mit dem schlesischen gemein. Im Ganzen macht aber aus dieser Probe und aus anderen kleineren Zeugnissen die Dialektdichtung des Sperontes den überzeugenden Eindruck, als rühre sie von einem geborenen Schlesier her. Er verwendet das echt schlesische ock = auch und hisch = hübsch; er gebraucht an anderer Stelle das Wort Kürmeln, das ungefähr unserm „Lallen" gleichkammt und sich bei ihm zu „Kosen' erweitert; er schreibt ferner: ider = ieder, wirft häufig die Flexian bei Verben ad: verpflicht — verpflichtet, reimt: beschützt zu beschmitzt — beschmutzt. Gar sehr auffällig müßte aber für einen Nicht-Schlesier die Heranziehung der Sudeten erscheinen in folgendem Gedicht (IV, 40):

Hört, der Wind, der spitzig pfeift,
Kommt nicht mehr aus den Sudeten,
Drum aur hurtig; Auf, ergreift
Eure Taschen, eure Flöten.

Noch wunderdarer klänge — etwa für einen Norddeutschen — folgende Strophe (III, 49):

Maa schwatzet sonst sehr viel auf Erden
  Van dem dekanuten Rübezuht,
Vom Niemand kaun's nicht ärger werden,
  Denn der ist immer überall
  Jn unerkenntlicher Gestalt
Bei Groß und Klein, bei Jung und Alt.

Zu sehr auf den Inhalt der Gedichte dürfen wir uns behufs der Feststellung der ganzen Persönlichkeit nicht einlassen; so wie bei Goethe geht das nicht immer, bei dem sich sa häufig ein selbst Erledtes in die Dichtungen hineingesenkt hat. Müssen wir aber auch bei jenem schon recht vorsichtig sein, wie viel mehr bei Dichtern des XVII. und XVIII. Jahrbunderts, bei denen das Individuelle so stark zurücktrat und Gedichte so oft nach einem bestimmten Canon gemacht ader richtiger angefertigt wurden. Manches geht natürlich unverkennbar auf Ereignisse in des Dichters Leben zurück. Wer möchte nicht glauben, daß Gedicht 83 von einem Manne geschrieben sei, der sich hier in Leipzig aufhielt und die Wunder des Klein-Paris in sich aufsog?

Das angenehme Pleiß-Athen
Behält den Ruhm vor allen
Auch allen zu gefallen:
Denn es ist wunderschön.
An tausend andern Orten
Trifft man vaa jeden Sorten
Gewiß wahl kein Vergnügen nn
Das mehr ergötzen kann
Als hier bei unsern Linden
Daraus die Anmuth selber sprißt,
Im Ueberfluß zu finden
Und stets beisammen ist.

Geht in und um und vor die Stadt,
Und zeigt der Neubegierde,
Was hier uad dort vor Zierde
Die Gegend in sich hat:
Seht und bemerkt auf's beste
Die prächtigsten Paläste.
Uud was Verardnung, Kunst und Fleiß
Wohl za ersinnen weiß;
Das wird den Ausschlag geben:
Weil alles, nlles ungemeiu;
Hier maß eia englisch Leben,
Hier muß ein Eden sein.

Nuu nber nehmt euch auch in acht:
Die ihr mit lüstern Blicken
Und heimlichen Entzücken
Dieß Paradieß betracht'.
Prüft alles! Scheut vie Mängel!
Damit kein böser Engel
Die unschuldsvolle Lust verkürzt,
Und euch in Unlust stürzt.
Traut keinen Apfelbäumen!
Sie haben manchen schon berückt
Und seines Glückes Keimen
Im besten Wuchs erstickt.

Das war eine ähnliche Stimmung, wie sie den großen Bach 1728 zu den begeisterten Worten auf Leipzig anregte:

Mit Lachen und Scherzen,
Mit freudigem Herzen
Verleih ich mein Leipzig der Ewigkeit ein.
Ich habe hier meine Behausung erkoren
Und selber den Göttern geschworen,
Hier gerne za sein!

Ja unser Sperontes kennt sogar das schöne Rosenthal, mag dort oft auf „poetisches Hochwild", wie Goethe sagt, ausgegangen sein und singt davon:

Was ist doch dort vor Wall nud Mauer
  Die sa berufene Laskallee?
Eiu Gang vaa einer kuezen Dauer.
  Hier treff ich, zwischen Gras nnd Klee,
Die alleraagenehmsten Gänge
  Bei früh und späten Zeiten an,
Die ich nnch selbstbetrebter Länge
  Stets ungesperrt duechwandeln kann.

Sperontes ledte alsa 1747 in Leipzig und zählt sich schon um diese Zeit nicht mehr zu der Jugend. Er hatte studirt, nennt sich einen Gelehrten. Er war aber sehr arm und kämpfte hart um sein Dasein, mühte sich ohne Erfolge ad, hat sich an Genügsamkeit gewöhnt, die ja überall genug hat. „Ein fröhlich Hertz, ein gut Gewissen, Gesunder Leib, Mein täglich Brot, Und einen Trunk aus reinen Flüssen": das ist so sein Galgenideal von seinem kleinen Glücke. Das ist der unbekannte Mann, wie er uns aus seinen Gedichten zurückspiegelt.

Wer war das nun? Unmittelbar auf die Spur führt ein Doppelmonogramm auf dem Titeldlatt des zweiten Theiles der „Singenden Muse". Es stellt ein nach jeder Seite hin zu lesendes: J. S. S. dar. Das waren seine Anfangsbuchstaben, denn den Drucker können die Zeichen J. S. S. um deswillen nicht andeuten, weil dieser Gottlod Immanuel Breitkopf war, folglich mit G. J. B. ansing. Sie beziehen sich unfehlbar auf den Verleger und der war der Verfasser in diesem Falle seldst.

Das wird zur unumstößlichen Wahrheit durch ein äußerst seltenes Exemplar der ersten Fortsetzung von 1742, das Sperontes auf besonders feinem Papier „seinen Hoch- und Werthgeschätzten Gönnern und Freunden wiedmete" und in dem er sich gerabezu als Autor mit: J. S. S. unterzeichnet. Das Unicum befindet sich auf der Leipziger Universitätsbibliothek (Litt. germ. 272)

*) = hübsch

und ist einer der saubersten Notendrucke jener Zeit überhaupt, weil über den zierlichen Noten in Kupferstich mit Rothdruck der elegante Text untergesetzt ist, so daß jede Seite einen ganz wohlthuenden Eindruck macht. — Dieses „J. S. S.“ hieß nach Spitta's Forschungen*): Johann Sigismund Scholze, gebürtig aus Lobendau bei Liegnitz, geboren daselbst 1705, in der deutschen Literatur noch nirgends erwähnt. Er studirte das Recht, stand wahrscheinlich bei einem Advocaten in Stellung, aber verdummelte mit der Zeit. Er wurde 1728 in Leipzig zwangsweise mit einer Traiteurs Wittwe aus Halle getraut, starb 1750 und ward ärmlich begraben.

Man hat keinen Grund, an dem „entdeckten“ Dichter Scholze zu zweifeln, ja die Vermuthung wird noch mehr gesichert durch einen Umstand, auf den doch noch nicht genug hingewiesen scheint. Scholze aus Schlesien zeigt eine ganz eigene Vertrautheit, Geistesverwandtschaft und persönliche Neigung zu dem gleichfalls schlesischen Dichter Christian Günther, der ein ähnliches Loos und ähnliches Unglück hatte. Nicht nur, daß Scholze zur mehreren Empfehlung seines Buches gleich von Anfang an ihm einen „Anhang aus J. C. Günther's Gedichten“ mitgab, und 16 Lieder ihm entlehnte. Ja, er giebt sogar ein Lied mit einer Satire auf die gelehrten Frauen, das sich bei Günther nicht hat nachweisen lassen und gewiß gar nicht von jenem herrührte. Sicher aber wollte er auch damit sich den Anstrich geben, als stände er mit Günther, als seinem Landsmanne, in naher Beziehung. Er geht noch weiter und parodirt sogar das bekannte Lied Günther's:

„Brüder laßt uns lustig sein“

und macht ein Lied daraus mit eigner Melodie:

„Brüder stellt das Jouchzen ein
Weil die Fasten währet,
Und nunmehr der Beutel rein
Wieder ausgeleeret.
Bleibt zu Haus und schmauset nicht
Bis ein froher Postbericht
Euch wieder Geld bescheeret.“ —

Das wird uns nur noch mehr darin bestärken können, der Dichter sei ein Landsmann Günther's, sei ein Schlesier und sei jener Johann Sigismund Scholze!

Es kann nicht die Aufgabe sein, hier näher in das Wesen der „Singenden Muse“ und tiefer in die wissenschaftlichen Fragen einzugehen. Aber das eine leuchtet aus jedem, selbst dem bescheidensten Gedicht heraus: es war ein ungemein geschickter Reimschmied, freilich kein groß empfindender Kopf. Doch pulst frisches, ungekünsteltes Leben in seinen Gedichten, und treibt ihm erst der Wein das Blut im Kreise, so gelingt ihm auch ein kerniges Lied. Wie Fallstaff nach Sect, so ruft er:

Burgunder her, Burgunder her!
Burgunder ist mein Leben:
Der kann mir, wenn das Herze schwer,
Gleich Kraft und Stärkung geben.
Und wenn ich was verrichten soll,
So schenkt mir nur die Gläser voll:
Drauf thu ich gleichsam Wunder:
Burgunder, Burgunder.

Ich trinke zwar nicht ungern auch
Ein gutes Glas Tokaier;
Allein zu öfterem Gebrauch
Ist er mir hier zu theuer:
Und überdies erhitzt er mich
Zu stark, und brennt gleich innerlich
So sehr, als wie der Zunder.
Burgunder, Burgunder.

Der Rheinwein steht wohl auch bei mir
In großem Werth und Lobe;
Hält er zumahl, so fort als für,
Die rechte Nagelprobe.
Allein ich glaube doch dabei:
Daß er zu oft auch schädlich sei.
Darum trink ich, stets gesunder,
Burgunder, Burgunder.

All andre Sorten fremder Wein,
Sie heißen wie sie wollen,
So süß und sauer als sie seyn,
Will ich gar gern verschmollen.
Man gebe mir nur fernerhin,
So oft ich hier zugegen bin
Und schmause, wie itzunder:
Burgunder, Burgunder.

Daneben versteht seine Hand auch zartere Saiten zu berühren, wenn der Liebe warmer Hauch sein Herz bewegt:

So wie sich die Sonnen-Blume
Nach der Sonne sehnlich neigt
Und mit ihr an Flor und Ruhme
Täglich höher wächst und steigt:
Also wünschet mein Verlangen,
Das aus reiner Liebe sprießt,
Dich auch einmal zu umfangen,
Weil du meine Sonne bist. —

Das ist ächter Goldklang der Liebe. Und unter den Liebesliedern findet sich auch ein Gedicht, das den Sperontes zum zweiten Mal mit Bach zusammenführt und uns recht lebhaft an dessen bekanntes Lied „Willst du dein Herz mir schenken“ — erinnert. Es ist das folgende Gedicht:

Liebe mich redlich und bleibe verschwiegen,
Lenke dein Herze mit Vorsicht dahin,
Unter die Aufsicht der Neider zu schmiegen!
Schweigen bringt öfters beym Lieben Gewinn.
Was lieget dir daran
Obgleich nicht jedermann
Was uns geheim vergnügt
Zu wissen kriegt'.

Liebe mich redlich und bleibe verschwiegen!
Vorsicht und Glücke, Verhängniß und Zeit,
Werden es endlich schon wissen zu fügen
Daß dich dein Lieben und Schweigen nicht reut.
Ich bin dir ewig treu
Und schwör' ohn' Heuchelei
Du sollst mein nur allein
Auf Erden sein.

Ueberall läßt sich unleugbar ein geschickter Dichter erkennen. Das ist aber nur erst die eine Seite für eine gerechte Würdigung. Die wirkliche Bedeutung des Büchleins liegt ganz wo anders: Es ist eines der wenigen, das uns in seinen vier Theilen eine Reihe von 248 kleinen Musikstücken aufbewahrt hat, die ihrer Zeit das Entzücken aller hausmusiktreibenden Kreise hervorriefen. Die „Singende Muse“ bildet insofern den Hauptmittelpunkt solcher Liederkunst. Hier freilich steigt die Schwierigkeit um das Doppelte, nachzuweisen, wo Scholze die Melodien gesammelt und entnommen hat; denn bei Weitem die meisten sind nicht von ihm, nur ein verschwindend kleiner Theil dürfte ihm angehören.

So bleibt es immerhin eine eigene Erscheinung in der deutschen Literatur, daß nun schon drei verdummelte Studenten als so tüchtige Autoren in älterer Zeit sich entpuppt haben. Den Dichter des jüngern „Gaudeamus igitur“ haben wir in Christian Wilhelm Kindleben zu suchen, einem Unglücksstudenten der 70er Jahre des XVIII. Jahrhunderts; der Verfasser des geistvollen Schelmuffsky-Romans wurde erst in neuer Zeit durch Professor Zarncke in der Person Christian Reuter's festgestellt; der fleißige Liedersammler, Herausgeber und Dichter Sperontes ist nunmehr in Sigismund Scholze wiedergewonnen und damit das Räthsel von Sperontes gelöst.

*) Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft I, 35, 1885.

Bücherbesprechungen.

B. K. Wie studirt man Theologie? Von einem erfahrenen Theologen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Roßberg 1890. 60 ₰. — Die Schrift enthält außer einem Anhang, in welchem die Studienordnung im Anschluß an Hagenbach's Encyklopädie für sieben Semester aufgestellt wird, etliche wohlgemeinte Rathschläge für Studirende der Theologie, wie dergleichen von erfahrenen Theologen den Anfängern ertheilt zu werden pflegen. Eltern, deren Söhne Theologie studiren wollen und die nicht in der Lage sind, jenen einen Berather an die Seite zu stellen, werden gut thun, das Heftchen zu kaufen, und lesenswerth ist es schließlich für Jeden, um das hier Gesagte mit anderwärts Vernommenem zu vergleichen. Besonderes Lob verdient der gute Rath, daß die Studenten sich in den letzten Semestern zu lateinischen Disputationen zusammenthun sollen, weil leider der

Mehrzahl während der Studienjahre von der alten Gelehrtensprache das noch abhanden zu kommen pflegt, was sie überhaupt davon zur Universität mitgebracht haben.

M.-Fr. **Europa und die Anschauungen mohammedanischer Völker.** Von Dr. William Fröbel-Armansperg. Leipzig, O. Wigand. 1890. 85 S. 1 ℳ. — Der Verfasser hat sich mehr als dreizehn Jahre ununterbrochen in Algier aufgehalten, dort von einheimischen Lehrern Arabisch und Türkisch gelernt und so die Anschauungen und Gefühle der mohammedanischen Bewohner Algeriens gründlicher kennen zu lernen vermocht, als es den meisten Reisenden, welche darüber berichten, möglich ist. Der Titel verspricht freilich viel mehr, als das Buch hält. Nur auf Algier, höchstens Nordafrika, gründen sich die hier mitgetheilten Beobachtungen; über den Werth der allgemeinen Urtheile, der Schlußfolgerungen auf die ganze mohammedanische Welt läßt sich öfter streiten. So wenn der Verfasser Abd Elkader und Buschiri zusammenstellt und des letzteren Hinrichtung lebhaft tadelt, so wenn er fest versichert, der Islam werde, was auch manche Reisende und Gelehrte sagen möchten, mit der Zeit in Afrika die Herrschaft erlangen, so wenn er die deutsche Colonisation in diesem Erdtheile mit mehrfachen Cassandrarufen bedenkt. Da scheinen doch zu sehr französisch-algerische, einseitige Darstellungen Einfluß gewonnen zu haben. Sonst ist die Besprechung der verschiedenen Gruppen mohammedanischer Eingeborenen, ihrer Stellung zu den Europäern und zu europäischen Sitten und Gebräuchen und zu dem französischen Bürgerrecht, zu den Juden, auch zu den Thieren, ferner ihrer Cultusverhältnisse und ihres Aberglaubens u. s. f. anziehend und belehrend; sie ergänzt öfter die bekannten größeren Darstellungen französischer und deutscher Reisenden, wie Villot, Villacrosse, Gaskell, v. Wattenwyl u. A. Die Sprache, überhaupt die Form ist gewandt und anziehend, nur stört nicht selten die häßliche, aus dem Kaufmannsstile eingeschlichene Inversion. Undeutsch klingt der Satz S. 73: Nie hätten die Milizen „eine Ruhe" gegeben.

B. K. **Die Staatslehre des Thomas ab Aquino** von Dr. Basilius Antoniades, ehemals Professor an der theologischen Schule zu Jerusalem. Leipzig, Rodolsky. 1890. — Der Verf., welcher sich unserer Sprache mit vollkommener Gewandtheit bedient, veröffentlicht hiermit eine im Jahre 1881 in Heidelberg gekrönte Preisschrift, welche er durch eine Darstellung der Lehre des Thomas über die Verwaltung des Staates und einige andere Zusätze erweitert hat. Für den Fachmann wird von Bedeutung sein, daß er sich mit Baumann (Die Staatslehre des heil. Thomas von Aquino, Leipzig 1873) namentlich über die Benutzung der Quellen auseinandersetzt; der Verf. unterscheidet viel schärfer, als es bis jetzt geschehen ist, zwischen Aristoteles und Thomas selbst und läßt als Quellen für des letzteren eigenthümliche Lehre nur einen Theil des Fürstenregimentes und die Erklärungen zu des Aristoteles Politik gelten, indem er dies zweite Werk zwar nicht als ganz von Thomas verfaßt, aber doch auch in den letzten Büchern als aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen entstanden ansieht. Aus diesen Quellen ist die klare und übersichtliche Darstellung geschöpft und des Thomas eigene Worte sind in Anmerkungen überall mitgetheilt. Es wird behandelt die Entstehung des Staates, die Verwaltung des Staates und das Verhältniß des Staates zur Kirche. Für alle die, welche nicht Zeit haben, die Schriften des Aquinaten selbst zu lesen, und doch für zeitgemäß erachten, diesen von Leo XIII. so eindringlich empfohlenen Hauptphilosophen der römischen Kirche in einem Theile seines Systems kennen zu lernen, wird diese Schrift ersprießliche Dienste leisten.

—r. Aus der fast bergehoch anschwellenden Literatur über das demnächst in Kraft tretende Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz heben wir hier noch hervor: 1) einen neuen „Praktischen Leitfaden" von **Christian Jenssen-Hannover** (Hannover, Verlag von Carl Meyer 1890) zum Gebrauch für Gemeindebehörden, Arbeitgeber und Versicherte in Stadt und Land bestimmt und im Einzelnen für den Preis von 1 ℳ, in Partien von 50 Exempl. zu 80 ₰ zu beziehen; — 2) den in Altenburg (Verlag von Stephan Geibel 1890) erschienenen stenographischen Bericht über die von den Herren Oberbürgermeister **Struckmann** (Hildesheim) und Stadtdirector **Gebhard** (Bremerhaven) auf dem Städtetage in Hannover am 16. Juni ds. Js. gehaltenen Vorträge zu dem Thema: „Welche Aufgaben erwachsen den Gemeindebehörden durch das Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz?" Beide Herren haben in der Reichstagscommission an der Schaffung des Gesetzes hervorragend mitgewirkt, Gebhard ist inzwischen zum Vorstande der hanseatischen Versicherungsanstalt berufen worden. Sie erscheinen deshalb besonders berufen, den Gemeindebehörden für die ihnen zufallenden Organisationsarbeiten praktische Winke zu ertheilen. Von hohem Interesse für unsre sächsischen Verhältnisse ist, daß beide Vortragende übereinstimmend befürworten, die Verwendung der Beitragsmarken nicht den Arbeitgebern zu überlassen, sondern den Krankencassen und Gemeindebehörden zu übertragen. Gebhard empfiehlt in dieser Beziehung ausdrücklich das Beispiel Sachsens zur Nachahmung.

P.— D. G. **Warneck, Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major von Wissmann, Kaiserlichen Reichscommissar.** Gütersloh, Bertelsmann. 60 ₰. — Diese in den Missionskreisen mit großer Spannung erwartete Entgegnung auf die Urtheile des Hrn. v. Wissmann über die Missionen beider christlichen Confessionen ist endlich erschienen. Der Verfasser hat aus Rücksichtnahme auf den Gesundheitszustand seines Gegners mit der Veröffentlichung bis jetzt gezögert, nun aber mußte der berufene Vertreter der angegriffenen evangelischen Mission das Wort ergreifen, um nicht post festum zu kommen. Warneck gilt seit vielen Jahren als der gründlichste Missionskenner in ganz Deutschland und auch die vorliegende kleine polemische Schrift zeugt auf jeder Seite von der eminenten Sachkunde des Mannes. In der Form ist die Streitschrift überaus verbindlich und höflich gehalten, der Forschungsreisende und Soldat v. Wissmann wird um keins seiner Verdienste gebracht; dagegen werden seine Missionsurtheile mit einer geradezu überwältigenden Fülle von entgegenstehenden Thatsachen widerlegt. Der kleinen billigen Broschüre ist ein recht weiter Leserkreis zu wünschen, zumal da sie sehr wohl geeignet ist, das gegenwärtig noch sehr unklare Urtheil vieler evangelischer Christen über die Bedeutung der Mission zu berichtigen. Als Anhang sind vier besonders bezeichnende Zeitungsartikel aus dem Streit Wissmann contra evangelische Mission angefügt, unter Anderm der des Missionsinspectors Zahn, welcher so viel von sich reden gemacht hat.

J. B. **Das Wetter.** Meteorolog. Monatsschrift für Gebildete aller Stände. Herausgeber: Dr. med. et phil. R. Aßmann, Verleger: Otto Salle, Braunschweig. 7. Jahrgang, Heft 5—8. Je 24 S. u. 1 Karte zu 0,75 ℳ, den Jahrgang zu 6 ℳ. — Das vorliegende zweite Drittel des 7. Jahrgangs dieser populär-wissenschaftlichen Zeitschrift steht dem von uns früher besprochenen ersten an Werth nicht nach. Vorerst machen wir den Leser auf einen Artikel des Herausgebers über „Wettersäulen" aufmerksam und rathen jeder Kurcommission, jedem Stadt- oder Baurath, sich im Benöthigungsfalle die darin gegebenen Lehren zu Nutze zu machen. Von den übrigen Abhandlungen sind es vor allen diejenigen von Prof. Schreiber (Chemnitz) über die Wahrscheinlichkeit der Gestaltung unsrer Regenverhältnisse in den nächsten Jahren, von Dr. Pernter (Wien) über die allgemeine Circulation der Atmosphäre, von Habenicht (Gotha) über die Ursachen der Cyclone des nordatlantischen Oceans und von Dr. Perlewitz (Berlin) über den Einfluß der Stadt Berlin auf seine eignen klimatischen Verhältnisse, welche das Interesse des Lesers in Anspruch nehmen. Auch die Artikelreihen, welche Dr. Wagner (Berlin) und Dr. Lang (München) in den vorliegenden Heften über „Die Klimate der deutschen Schutzgebiete" und über „Wetterprophezeihung in alter und neuer Zeit" begonnen haben, dürften geeignet sein, der Zeitschrift neue Leser zuzuführen. Alles ist in leichtverständlicher Art von sachkundiger Hand geschrieben, und die kleineren Abhandlungen (Die Zahl der Staubtheilchen in der Atmosphäre, Niederländischer Pflanzenkalender, Windgeschwindigkeit auf dem Eiffelthurm, Leuchtende Wolken, Einfluß der Schneedecke, Beobachtungen auf den Pike's Peak in Nordamerika, Zusammenhang zwischen Grundwasser und Niederschlag) berücksichtigen so zeitgemäße Themen, daß man denken sollte, sie müßten im Verein mit dem Obigen der guten Sache eine weite Verbreitung sichern. Daß von Zeit zu Zeit Neuigkeiten des Büchermarktes zur Besprechung kommen, die Redaction über auffällige Witterungserscheinungen kurz berichtet und jedem Hefte ein sauberes Kärtchen über Luftdruck-, Temperatur- und Niederschlagsverhältnisse des vorletzten Monats beigegeben ist, wird vielen Lesern dieser Zeitung schon bekannt sein. Hoffentlich vergessen unsere Freunde in Oesterreich nicht wieder, ihre Berichte rechtzeitig an die Redaction einzusenden, damit der „blaue Fleck" auf keiner Niederschlagskarte wiederkehrt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 107. Sonnabend, den 6. September. 1890.

Die Repatriirung der Neger nach Westafrika.

Durch die ganze westafrikanische Geschichte seit dem Ende des letzten Jahrhunderts zieht sich fast ununterbrochen ein von der Regierung und privaten Gesellschaften unterstütztes Bestreben hin, die durch den entsetzlichen Sklavenhandel verödeten Striche Westafrikas allmälig wieder zu bevölkern und zwar unter Zuhilfenahme der Einfuhr neuer Stämme, neuer Arbeitskräfte. Es wäre eigenthümlich zu nennen, daß Niemand darauf gewartet hat, bis der Nachwuchs emporgewachsen war, sondern daß in dem Bestreben, möglichst schnell Producenten und Consumenten zu schaffen, die Ansiedlung fremder Elemente in Angriff genommen wurde, wenn nicht eben unsere Zeit die Neigung hätte, große Probleme mit einer gewissen Leichtfertigkeit zu lösen zu versuchen. Die Geschichte ist bekanntlich eine sehr gute Lehrerin für diejenigen, welche bei Befolgung der Lehren ihre Rechnung gefunden haben, für diejenigen aber, welche absonderliche Ideen in die That umsetzen wallen, bedeutet sie herzlich wenig. Das ist eine triviale Wahrheit, aber gerade bei Betrachtung des zu behandelnden Gegenstandes drängt sich diese Bemerkung unwiderstehlich auf.

Als endlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Entrüstung über das schändliche Treiben des Sklavenhandels weitere Kreise ergriff und die populäre Agitation für die Abolition begann, waren die philanthropischen Beweggründe vorherrschend, die wirthschaftlichen schlummerten bei der geringen Handelsentwickelung Westafrikas noch im Hintergrunde. Die durch die ungeheure Ausfuhr von Sklaven entstandene Verödung des Landes war zwar anzunehmen, aber da der Europäer nicht weit in das Innere gekommen war, welches immer als ein ungeheuer productives Land, auch was die Vermehrung der Menschen anbetraf, geschildert wurde, so öffneten sich die Augen der englischen Wirthschaftspolitiker erst, als sie die sonst dichtbevölkerte Küste streckenweise fast ganz menschenleer fanden. Das Werthobject war verschwunden, man mußte es dort, wo dies ausgerottet war, wieder schaffen. Glücklicherweise fand sich hier bald eine Gelegenheit, Philanthropie und Wirthschaftspolitik mit einander zu verbinden. Im Jahre 1772 wurde durch die Anstrengungen von Granville Sharpe, einem englischen Philanthropen, ein von Anfang des Sklavenhandels an in Kraft befindliches Gesetz, nach welchem ein Sklave, welcher von Westindien nach Großbritannien kam, mit oder ohne seinen Herrn, nicht frei wurde, umgestoßen und dafür an seine Stelle ein Urtheil von Chief Justice Mansfield gesetzt, nach welchem ein jeder Sklave frei wurde, sobald er seinen Fuß auf englischen Boden setzte. Im Jahre 1786, also 14 Jahre nach dieser Entscheidung, wurde die Anzahl der verarmten Neger in England sehr graß. Viele waren von ihren Herren weggejagt worden und es war bei dem herrschenden Vorurtheil in England sehr schwer, eine Stellung zu finden, zumal manche auch durch das ihnen nicht zusagende Klima recht geschwächt waren. Die Ansichten der Philanthropen und Wirthschaftspolitiker kamen darin überein, daß es sich empfehlen würde, dieser Neger sich zu entledigen, indem man sie nach Westafrika zurück beförderte, und zwar nach Sierra Leone, welches gerade damals verwüstet und öde war. Auf die Geschichte dieser Einwanderung soll hier nicht näher eingegangen werden, da an anderer Stelle bald darauf die Anstrengungen, die Repatriirung der Neger zu vermitteln, größere Dimensionen annahmen. Im Jahre 1791 kam ein Neger, Peters mit Namen, als ein Abgesandter von einer Anzahl seiner Landsleute von Nova Scotia nach England. Man hatte nämlich in dem englisch-amerikanischen Krieg allen Sklaven die Freiheit versprochen, welche der englischen Fahne sich anschlossen. Nach Beendigung des Krieges wurden sie nach Nova Scotia befördert, woselbst ihnen Land angewiesen werden sollte, welches sie aber, so scheint es, niemals erhielten. Dieselben baten darum, nach Sierra Leone befördert zu werden, und die englische Regierung übernahm es, die Kosten der Ueberfahrt zu tragen. Jedem der Colonisten waren bei seiner Ankunft 10 Acres Land u. s. w. unter gewissen Bedingungen versprochen, welche aber nicht gehalten wurden, so daß sich die Einwanderer bald in einer schlimmen Lage befanden. An 1131 Einwanderer waren im März 1792 in der Colonie gelandet, schiffbrüchige Menschen, welche nur schwach berührt von der europäischen oder amerikanischen Cultur mit überströmenden Glückseligkeitsgefühlen wieder den heimischen Boden unter ihren Füßen fühlten. Es harrten ihrer aber manche Enttäuschungen, es waren keine Vorrichtungen für ihre Aufnahme getroffen, es fehlte am Nothwendigsten, die Eingebornen bedrängten sie sehr hart, kurz, dieser erste Versuch der Ansiedelung früher in Amerika gewesener Sklaven war wenig glücklich; erst später blühte Sierra Leone auf, abwohl durch das unterschiedlose Ansiedeln der zu verschiedenen Stämmen gehörenden befreiten Sklaven viel Unheil angerichtet ist. Die Mißgriffe lassen sich fast alle auf den Grundfehler einer verkehrten Humanität zurückführen: nur diese konnte dazu verleiten, die Schwarzen einfach zu beschenken mit Haus und Hof, ohne irgend welche Gegenleistung dafür zu verlangen; nur von diesem Standpunkt läßt sich die Verblendung begreifen, mit der man den Schwarzen anstandslos das englische Bürgerrecht verlieh, welches eine hohe Culturstufe und ganz andere Verhältnisse voraussetzt als die afrikanischen.

Der zweite große Versuch, amerikanische Neger in ihrem Heimathlande anzusiedeln, verdankt seinen Ursprung der am 31. December 1816 in Washington gegründeten Amerikanischen Colonisationsgesellschaft für freie Neger. Ein erster Versuch, im Jahre 1820 auf der Sherbro-Insel 30 Negerfamilien aus Amerika anzusiedeln, mißlang infolge des mörderischen Klimas; dagegen gedieh eine 1821 auf Cap Mesurado gegründete Colonie, deren Hauptort nach dem Präsidenten Monroe, welcher durch die zuerst von ihm verfochtene Doctrin bekannter geworden ist, den Namen Monrovia erhielt. Im Jahre 1847 erklärte der Senat der Vereinigten Staaten die bisherige Colonie für einen souveränen selbständigen Freistaat, dem 1860 auch die 1854 am Cap Palmas gegründete, seit 1854 freie Neger-Republik Maryland beitrat. Diese Gründung ist aber eine höchst unglückliche, sawohl was die politische als wirthschaftliche Seite anbetrifft. Die eingewanderten Neger, welche in Amerika von der Cultur oberflächlich beleckt waren, kehrten die Schattenseiten ihres Charakters, Aufgeblasenheit, Unzuverlässlichkeit, Eitelkeit, Unehrlichkeit, in einer solchen Weise hervor, daß sämmtliche Beobachter, neuerdings noch Büttikofer in seinem trefflichen Werke „Mededeelingen over Liberia", welches auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist, darin übereinstimmen, daß der unaufhaltsame Verfall dieser fratzenhaften Republik schließlich nur eine Frage der Zeit ist. Die Neger sind in ihrer Gesammtheit — wie auch das Beispiel Haytis gezeigt hat — nicht im Stande, ihre überlieferten Anschauungen über die Häuptlingswürde mit modernen constitutionellen Ideen in Einklang zu

bringen. Während in Hayti die Persönlichkeiten, welche die Macht in den Händen haben, beständig wechseln, ist wenigstens in Liberia eine Gruppe vorhanden, welche die Aemter unter sich vertheilt, aber die Corruption hat unter diesen Umständen natürlich eine Höhe erreicht, welche der in den Vereinigten Staaten nichts nachgiebt.

Die Engländer hatten vorläufig genug mit diesen schließlich als verunglückt anzusehenden Versuchen, welche aber von der Berliner Missionsgesellschaft, die an der Goldküste thätig ist, doch noch einmal aufgenommen wurden. Nachdem nämlich ein größerer Landstrich in jeglicher Hinsicht vor Angriffen von Seiten der benachbarten Stämme sichergestellt wurde, wurde die Cultivation desselben mit ehemaligen Sklaven von Westindien unternommen, die aber zugleich mit den befreiten Sklaven angesiedelt wurden. Es hat sich aber bald herausgestellt, daß dieser Versuch als ein entschiedener Mißgriff zu bezeichnen war. Die Westindier waren als Bildungsfactoren unter ihren ehemaligen afrikanischen Landsleuten im Großen und Ganzen nicht zu verwerthen, da sie sich durch ihre, wenn auch noch so mangelhafte, Cultur über dieselben weit erhaben fühlten. Der scharfe Gegensatz zwischen dem „Hosennigger" und dem „Buschnigger", welcher auch in Liberia durchaus nicht zu überbrücken war, hat jeden wohlthätigen Einfluß verhindert. Alles, was sich nach einer Reihe von Jahren von den ehemaligen Ansiedlern Günstiges sagen ließ, war, daß sie noch immer inmitten der heidnischen Umgebung wenigstens eine christliche Gemeinschaft darstellten.

Trotz dieser trüben Erfahrungen mit der Repatriirung des nordamerikanischen Negers hat aber in neuerer Zeit die Bewegung dafür einen größeren Umfang angenommen, da trotz der Emancipation der Neger in den Vereinigten Staaten sich in einer seinen Ansprüchen durchaus nicht genügenden Stellung befindet. Er vermehrt sich im Allgemeinen in den südlichen Staaten, wo er die günstigsten Lebensbedingungen findet, ziemlich rasch, obwohl in einigen Staaten ein Rückschritt zu bemerken ist, kann aber doch die sociale Gleichstellung nicht erringen, und fühlt sich stets als ein wenn nicht unterdrücktes, so doch zurückgesetztes Element. Es fehlt dem Neger, was man auch dagegen sagen mag, die Begabung, mit den höher stehenden Stämmen, welche in Nordamerika vertreten sind, concurriren zu können, wie es eine Thatsache ist, daß die farbigen Schüler bis zu einer gewissen Zeit mit den weißen fortschreiten, dann aber allmälig stille stehen. Die Ausnahmen, welche in neuerer Zeit zahlreicher vorgekommen sind, bestätigen nur die Regel. Daß sich unter diesen Verhältnissen unter den Negern, welche alle Ideen mit einer gewissen Inbrunst umfassen, in höherem Maße die Strömungen geltend machen, welche auf eine Rückkehr nach Afrika drängen, ist nicht zu verwundern, um so weniger als die American Colonisation Society zur Auswanderung ermuntert. Der von den Sierra Leone-Bewohnern oft erhobene Ruf „Afrika für die Afrikaner", welcher die an und für sich richtige Anschauung, daß nämlich der Europäer in Afrika unter den Tropen sich nicht dauernd niederlassen kann, während der Neger gedeiht und sich vermehrt, auf die Spitze treibt, wurde auf ihrer letzten Jahresversammlung wieder mit erneuter Macht erhoben. Der Gedankengang, welcher bei den Rednern vorherrscht, war etwa der folgende: Die erste Phase des Negerproblems wurde bei Appomattox gelöst, da an diesem Tage, welchen die Südlichen verloren, die Sklaverei für immer begraben wurde. In der zweiten Phase wird der Zweck verfolgt, die Neger zu erziehen und sie allmälig auf die Auswanderung, die letzte Phase, vorzubereiten. Zugleich wurde aber betont, daß die Zeit noch nicht reif sei für die Vollendung dieser Idee, daß die industrielle Lage des Südens eine energische Durchführung der Auswanderung verbiete, daß Europa noch immer die Ansicht hege, Afrika für seine eigenen Zwecke zu verwenden, und daß drittens auch in Afrika selbst noch nicht die Grundlagen vorhanden seien, um den Strom der Einwanderung aufzunehmen. In der Entwickelung von Liberia liegt es, nach Ansicht der Redner, vor Allem, wann der große Exodus stattfinden soll. Daß aber darauf keine großen Hoffnungen gesetzt werden können, ist aus dem vorher Gesagten ersichtlich. Die ungeheuere Schwierigkeit, Neger, welche den Zusammenhang mit ihrer Heimath verloren haben, wieder in Afrika, in einem Lande mit halber Barbarei anzusiedeln, unter ihnen feindliche Völkerstämme, existirt für die Amerikaner angeblich nicht.

Eine vernünftigere Idee scheinen neuerdings die Engländer in Westafrika verfolgen zu wollen, da sie besonders die Repatriirung von Negern aus Brasilien, die mit dem Yorubaland, nördlich vom Niger, noch Verbindung haben, empfehlen. Besonders ist der Gouverneur Moloney von Lagos sehr thätig, die Idee zu verbreiten, daß durch die Einführung der früheren Sklaven ein ungeheurer Aufschwung des fruchtbaren und verhältnißmäßig gesunden Landes erfolgen müßte. In Brasilien sind im Jahre 1888 beinahe eine Million Neger befreit, von denen eine große Anzahl Yoruba sind, welche neben ihrer Sprache auch ihre früheren Sitten beibehalten haben und sogar einen gewissen Stolz darein setzen, sich in die heimischen, vom Niger exportirten Baumwollstoffe zu kleiden. Diese gutgewebten und hübsch gefärbten Baumwollstoffe bildeten früher einen ganz beträchtlichen Handelsartikel nach Brasilien, so daß die Engländer die größte Mühe hatten, mit ihren Waaren dagegen zu concurriren. Außerdem importirte Brasilien für den Gebrauch der Neger Kolanüsse, obwohl infolge des langen Transportes die größere Anzahl von ihnen verdarb. Ebenso wie in Nordamerika ist auch unter den Negern in Brasilien der Wunsch nach Repatriirung stets sehr lebhaft gewesen, und manche Gesellschaften sind dort zu diesem Zwecke gegründet worden. Obgleich die Neger schon gegen das Jahr 1840 nach Yorubaland zurückwanderten, kamen sie doch erst in größerer Anzahl, nachdem Lagos im Jahre 1862 eine britische Kroncolonie geworden war, da um diese Zeit erst der Sklavenexport von Lagos, Wheidah und den Nigermündungen vollständig aufhörte. Die Regierung siedelte sie in einem besonderen District auf der Insel Lagos an, und manche von den Straßen in Lagos sind nach ihnen benannt. Während in Lagos im Jahr 1871 erst 1237 repatriirte Sklaven vorhanden waren, ist ihre Zahl jetzt bereits auf 5000 gestiegen, und sie werden als ein thätiges und fleißiges Element in der Colonie gerühmt. Da auch Yorubaland trotz seiner verhältnißmäßig dichten Bevölkerung Mangel an Ackerbauern und Handwerkern hat, so ist eine lebhafte Agitation im Gange, dieselben in größerer Anzahl von Brasilien herüber zu führen und selbst zu diesem Zwecke eine eigene Dampferlinie zwischen Lagos und Brasilien einzurichten. Man kann mit um so höherem Interesse diese Bestrebungen verfolgen, als im Falle ihres Gelingens andere in Westafrika interessirte Nationen die Frage nach der Nützlichkeit der Repatriirung der Neger in erneute Erwägung ziehen dürften.

G. Meinecke.

Das Meißner Ultramarin.

Bei Gelegenheit einer Arbeit über „die volkswirthschaftliche Bedeutung Sachsens mit besonderer Berücksichtigung der industriellen Verhältnisse von Meißen" hatte ich Gelegenheit, mich auch mit der Literatur über künstliches Ultramarin zu befassen. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß sowohl die älteren, als auch die neueren Fachschriften mit keinem Worte der Erfindung des künstlichen Ultramarins gedenken, welche durch den Arcanisten der königlichen Porzellanmanufactur zu Meißen F. A. Köttig erfolgte. Ein hierauf bezüglicher Artikel Köttig's in der Leipziger Illustrirten Zeitung von 1851 (Seite 407) ist anscheinend ohne Beachtung geblieben. Eine Köttig's Erfindung betreffende Bemerkung in Dr. Böhmert's „urkundlicher Geschichte und Statistik der Meißner Porzellanmanufactur von 1710 bis 1880, mit besonderer Rücksicht auf die Betriebs-, Lohn- und Cassenverhältnisse" (Zeitschrift des K. Sächs. statistischen Bureaus XXVI, Seite 55) scheint gleichfalls nicht allgemeiner bekannt geworden zu sein. Ich hielt daher nicht für überflüssig, im Folgenden alles das zusammenzustellen, was über die Darstellung künstlichen Ultramarins zu Meißen in Erfahrung zu bringen war.

Die wichtigste Quelle für den beregten Gegenstand sind die Acten der königl. Porzellanmanufactur (Nr. 14, Vol. V), welche mir bereitwilligst vom Director der königl. Porzellanmanufactur, Hrn. Finanzrath Raithel, zur Verfügung gestellt wurden. Hr. Oberbergrath Köttig in Oberschlema bei Schneeberg übermittelte mir aus dem handschriftlichen Nachlasse seines Vaters, was auf die Darstellung des künstlichen Ultramarins Bezug hatte. Beiden Herren bin ich zu großem Danke verbunden.

Der Arcanist und spätere Betriebsinspector Friedrich August Köttig war durch königliches Rescript vom 12. Mai 1828 veranlaßt worden, Versuche über Erlangung einer bleifreien Glasur

irdener Geschirre anzustellen. Zu diesem Behufe bereitete er ein Natronsilicat, dem er, um es zähflüssiger zu machen, Thon zusetzte. Nach der Verglasung dieser Verbindung fand er, so oft er dies auch wiederholte, jedesmal eine blaue erdige Substanz in derselben eingesprengt. Eine nähere Untersuchung der verwendeten Stoffe (schwefelsaures Natron, Quarz, Kohle und Thon) ergab, daß die blaue Färbung nicht durch Metalloxyde veranlaßt sein konnte. Auf Grund der neuesten Analysen des natürlichen Ultramarins hielt Köttig die „blaue erdige Substanz“ für eine dem Ultramarin ähnliche Verbindung.

Als Köttig im Begriffe war, der erhaltenen blauen Farbe näher auf die Spur zu kommen und namentlich ein Verfahren ausfindig zu machen, wie sich größere Mengen der Farbe herstellen lassen, kam ihm ein Aufsatz über den blauen Farbstoff des Lasursteins in Schweigger's Jahrbuch der Physik und Chemie für 1828 (Band 1, Heft 2) zu Gesicht, in welchem er auch die neuesten Erfahrungen über die Darstellung des Ultramarins auf chemischem Wege von Professor Gmelin in Tübingen kennen lernte und dadurch seine Ansicht über die Zusammensetzung der fraglichen blauen Farbe bestätigt fand.

Hierdurch wurde Köttig zu weiteren Versuchen ermuntert und hatte endlich nach langen mühsamen Arbeiten die Freude, ein Verfahren zu ermitteln, welches nicht nur die Herstellung größerer Mengen des aufgefundenen blauen Stoffes verstattete, sondern auch Verbindungen von unerwartet schöner und mannigfaltiger Abtönung ermöglichte.

Am 24. October 1828 erstattete Köttig dem Director der königl. Porzellanmanufactur, Ober-Steuereinnehmer v. Oppel, Bericht über seine Erfindung. Der Inspector und spätere Geh. Bergrath Kühn bemerkte zu der Eingabe, daß Köttig durch eigene Beobachtung auf den Weg zur Darstellung des künstlichen Ultramarins gekommen sei, bevor er von Gmelin's Verfahren Kenntniß gehabt habe.

Nach einer Instruction für den Vorsteher des chemischen Laboratoriums vom 28. Juni 1816 und einer Generalinstruction für alle Officianten und Arbeiter vom 12. December 1803 galten alle Erfahrungen und Entdeckungen im Betriebe oder im Laboratorium der Porzellanmanufactur als Eigenthum der letzteren. Es konnte daher auch dem Arcanisten Köttig die Herstellung und der Verkauf der neuen Farbe auf eigene Rechnung nicht verstattet werden. Dafür wurde verordnet, daß größere Mengen der fraglichen Farbe unter Köttig's Anleitung im Laboratorium hergestellt und Köttig hierfür angemessen entschädigt werden sollte. Um einer Verwechselung mit dem aus Kobalterzen bereiteten „Sächsischen Ultramarin“ vorzubeugen, wurde durch Decret vom 7. Juli 1829 bestimmt, daß die Farbe „künstliches Lasursteinblau“ zu heißen habe.

Die Fabrikation des Lasursteinblaues begann spätestens im Monate März des Jahres 1829, der Verkauf am 29. Juni desselben Jahres. Ein Pfund der ersten Sorte kostete 64, ein Pfund der zweiten Sorte 48 Thaler. Die erste Käuferin war die Firma Brückner, Lampe & Comp. in Leipzig.

Das „Handbuch der chemischen Technologie“ von Rudolf Wagner bemerkt (Th. I, S. 309), daß das künstliche Ultramarin von Chr. Gmelin im Jahre 1822 „entdeckt“, aber erst 1828 von Guimet in größeren Mengen dargestellt wurde, und daß die ersten deutschen Ultramarinfabriken 1836 in Wermelskirchen (durch Dr. Leverkus) und 1836 in Nürnberg (von J. Zeltner unter Mitwirkung von Leykauf) gegründet wurden.

Nach der oben gegebenen, den Acten der Porzellanmanufactur entnommenen Darstellung ist zweifellos, daß der Arcanist Köttig zu Meißen als ein Erfinder des künstlichen Ultramarins mit zu gelten hat, daß er ferner ungefähr gleichzeitig mit Guimet diese Farbe als für den Handel geeignet herzustellen vermochte und daß die erste Ultramarinfabrik Deutschlands in Meißen eröffnet wurde.

Wie war es aber möglich, daß Köttig's Erfindung von der technischen Literatur nahezu vollständig übersehen wurde? Der Hauptgrund dafür liegt in der oben angezogenen Instruction für die Arcanisten, die im Laboratorium gemachten Erfahrungen und Entdeckungen geheim zu halten. Die gewählte Bezeichnung „Lasursteinblau“ wird möglichenfalls mit dazu beigetragen haben, Köttig's Erfindung zu verschleiern. Der anspruchslose und bescheidene Charakter, wie er mir von einem noch lebenden Zeitgenossen geschildert wird, hat Köttig mit verhindert, sich die Priorität zu wahren. Nur 1851, als die Fabrik zu Wermelskirchen in der „Illustrirten Zeitung“ als die erste deutsche Ultramarinfabrik geschildert wurde, fühlte er sich veranlaßt, eine Entgegnung zu schreiben.

Der Reinertrag der von der Porzellanfabrik als Nebenbranche betriebenen Lasursteinblaufabrikation erreichte 1851 seinen Höhepunkt mit 11 503 Thlr. 12 Ngr. 4 Pf., und übertraf in den Jahren 1846, 1848, 1849 und 1851 sogar den der Porzellanfabrik. Da es ohne kostspielige Neubauten nicht möglich gewesen wäre, mit der Concurrenz Schritt zu halten, so wurde auf Anordnung des königl. Finanzministeriums der Betrieb der Lasursteinblaufabrik im Jahre 1877 eingestellt. Während ihres 49jährigen Bestehens hat diese Fabrik dem Staate 314 751 Mark 78 Pfennige in baarem Gelde eingebracht.

Mögen diese Zeilen mit dazu beitragen, einem sächsischen Erfinder die Verdienste zu sichern, welche ihm mit Fug und Recht zuzukommen haben.

Meißen. Dr. Franz Wolf.

Bücherbesprechungen.

□ Trost und Weihe. Reden und Predigten von Karl Gerok. Stuttgart, C. Krabbe. — Karl Gerok hat sich nicht blos als Dichter, sondern auch als Prediger weit über die theologischen Kreise hinaus eine dankbare Gemeinde in ganz Deutschland gesammelt, zu der er noch redet, wiewohl er gestorben ist, und die mit Liebe und Verehrung an ihm hängt. Seine Predigtbücher haben in vielen christlichen Häusern und Familien Eingang gefunden und werden mit großer Erbauung gelesen; auch in den Lesegottesdiensten der Landgemeinden werden sie fleißig benutzt und gern gehört. Um so willkommener wird den ungezählten Verehrern des unvergeßlichen Mannes die vorliegende, von dem Sohne mit inniger Pietät dargereichte Gabe aus dem Nachlaß des Vaters sein. Und dies um so mehr, als hier nicht blos Predigten, sondern auch, und zwar vorwiegend, Casualreden der mannigfaltigsten Art geboten werden, Casualreden bei verschiedenen seelsorgerlichen Handlungen im Hause, bei Weihehandlungen in der Kirche, bei Werken christlicher Liebe, bei der Feier von Festen der äußern und innern Mission u. s. w. Die Gabe, die Karl Gerok in seltenem Maße besessen, die Dinge mit dem Auge der christlichen Poesie anzuschauen, die Ereignisse des wechselvollen Menschenlebens im Lichte des Evangeliums zu verklären und die Schönheit und Lieblichkeit des letzteren zum Bewußtsein zu bringen, tritt in diesen geistlichen Reden recht zu Tage! Und wie versteht es Gerok, mit allen Kreisen vom Palast bis zur Hütte in gleich wohlthuender und wohlwollender Weise geistlich zu verkehren, Jedem das Geheimniß seines Lebens zu deuten und ihm das Theil geistlicher Speise zu geben, das er bedarf! Wie bei allen echten und gesunden Rednern und insbesondere Predigern kann man auch bei Gerok beobachten, wie sich im Laufe der Zeit je länger je mehr die Rede, die früher sich in reichem Schmuck blühender Bildersprache entfaltet, immer einfacher und schlichter gestaltet als der schmuckloseste Ausdruck des Gedankens, der dadurch nur an Lebenswahrheit und Kraft gewinnt.

□ Kirchliches Handlexikon. Begründet von Dr. Carl Meusel, fortgeführt von den Pastoren E. Haack und B. Lehmann. 24.—27. Lieferung. Leipzig, J. Naumann. — Das anerkennende Urtheil, das über dieses lexicalische Werk wiederholt ausgesprochen worden ist, kann auch auf die vorliegenden Lieferungen ausgedehnt werden. Unter den Concurrenzwerken, die seit seiner Begründung entstanden sind, nimmt es einen durchaus ehrenvollen Platz ein. Die Artikel sind mit großer Sorgfalt, mit Treue und Zuverlässigkeit gearbeitet und sachlich gehalten, nicht wenige haben eine selbständige Bedeutung und leisten mehr, als an sich von lexicalischen Artikeln erwartet wird, gehen daher allerdings zum Theil über den Rahmen eines „Handlexikons“ hinaus. Namentlich unter den historischen Artikeln, die zu den gelungensten gehören und auch über Specialitäten Auskunft geben, die in anderen Lexicis sich nicht finden, zeichnen sich verschiedene durch geschickte Darstellung, Klarheit und Schärfe des Urtheils in besonderem Maße aus. Die Neigung, die Vorkämpfer des strengen Lutherthums aus der Zeit der protestantischen Scholastik gegen ungerechtfertigte Angriffe in Schutz zu nehmen, führt allerdings stellenweise zum entgegengesetzten Extrem und über die Grenzen geschichtlicher Objectivität hinaus. Jedenfalls verdient das Werk

das Interesse der Theologen und der kirchlich gebildeten Laien und wünschen wir ihm die Verbreitung, deren es werth ist und die durch möglichst raschen Fortgang der Lieferungen gefördert werden möchte. Die 27. Lieferung schließt mit dem Artikel Jesia.

—e—. **Grundzüge der Realien für Volks- und Bürgerschulen.** Bearbeitet von **Carl A. Krüger**, Rektor in Königsberg i/Pr. Danzig, Ernst Gruihn's Verlag, 1889. Preis geb. 1 ℳ. — Krüger's „Grundzüge der Realien", vor Kurzem in dritter Auflage erschienen, sind dazu bestimmt, in Volksschulen als Leitfaden bei dem Unterrichte in Naturkunde, Geographie und Geschichte zu dienen, sowie insbesondere den Schülern bei der häuslichen Wiederholung dessen, was der Lehrer mit ihnen besprochen hat, zu Hilfe zu kommen. Wiewohl sich der Verfasser die Aufgabe gestellt zu haben scheint, den Lehrstoff knapp zu bemessen, so füllt das Gegebene doch 250 Seiten in ziemlich engem Druck. Es würde also für einfache Schulverhältnisse Vieles in Wegfall zu stellen sein. Die Gruppirung des Stoffs finden wir zweckmäßig, die Darstellung desselben angemessen. 153 Abbildungen und 43 Kartenskizzen innerhalb des Textes tragen wesentlich zur Veranschaulichung bei; alle diese Zeichnungen aber stehen hinsichtlich ihrer Ausführung gegen andere, z. B. gegen die in Hirt's beliebten Realienbüchern, weit zurück. Für unsere Volksschulen erscheint das vorliegende Schulbuch trotz seiner Brauchbarkeit und Billigkeit insbesondere deswegen wenig geeignet, weil es die Geographie und Geschichte Sachsens allzu dürftig behandelt.

G. Oe.— **Carl Hermann, Das moderne Vehmgericht — eine sociale Gefahr!** Erlebnisse eines für unheilbar irrsinnig Erklärten. Berlin, Cassirer & Danziger. V, 119 S. gr. 8°. — Der Verfasser, Carl Hermann, hat in Oesterreich studirt, 2 Jahre im Staatsdienste gestanden, dann größere Reisen im Auslande, besonders im inneren Westafrika gemacht, wurde Husarenofficier, schied aber bald aus dem Heere, heirathete am 2. December 1887, wurde auf Angabe seiner Frau, die er mehrfach eine Verworfene nennt und des Ehebruchs und eines anderen Verbrechens beschuldigt, verhaftet, freigesprochen, später für irrsinnig erklärt und nach einander in mehrere Irrenhäuser — Klosterneuburg, Wien, Ybbs — gebracht. Aus diesen Irrenanstalten ist er viermal geflohen und endlich nach Berlin gekommen. Hier hat er seinen Geisteszustand von Prof. Dr. Albert Eulenburg untersuchen lassen, der sein eingehendes Gutachten mit den Worten schließt: „Ich bin danach auf Grund des gegenwärtigen Befundes und in Berücksichtigung des bisherigen Verlaufes der Ueberzeugung, daß eine krankhafte Geistesstörung bei H. zur Zeit nicht erweisbar ist und aller Wahrscheinlichkeit nach in der angenommenen Form auch während der letztverflossenen Jahre nicht existirte." Die Geschichte seiner Unterbringung, seine Erlebnisse im Irrenhause, seine wiederholte Flucht erzählt nun der Verfasser in der vorliegenden Schrift, nicht ohne anzudeuten oder auch geradezu auszusprechen, daß er sein fürchterliches Schicksal den unwahren Angaben seiner Frau und Schwiegermutter und dem oberflächlichen, bez. voreingenommenen Urtheile einiger Aerzte zu danken habe. In einem Anhange sind 4 Feuilletons abgedruckt, die er während seiner angeblichen Geisteskrankheit geschrieben und in österreichischen Blättern veröffentlicht hat. Das Buch läßt uns einen Blick thun in die dunkelsten Nachtseiten des Lebens, es zieht den Mantel von der sittlichen Fäulniß, die in Oesterreich weite und höhere Kreise ergriffen zu haben scheint. Daß der Verfasser über diese ihn selbst so unmittelbar berührenden Dinge so offen spricht, kann uns nicht für ihn einnehmen, wie denn überhaupt die Art und Weise, wie er schildert, keine Sympathie erwecken wird. Es macht einen frivolen Eindruck, wenn diese tiefernsten Dinge im leichtesten Feuilletonstile behandelt werden. Dies Urtheil kann uns aber nicht abhalten offen auszusprechen: Wenn die Angaben des Verfassers wahr sind — und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln —, so bedarf das gesammte Irrenwesen, besonders das Entmündigungsverfahren, aber auch die Irrenbehandlung in Oesterreich einer gründlichen Aenderung. Der Verfasser hat die Schilderung seiner Erlebnisse den österreichischen Ministern der Justiz und des Innern übersandt, es ist demnach zu erwarten, daß seine Angaben genau untersucht und geprüft werden und diejenige Beachtung finden, die im allgemeinen Interesse geboten erscheint. Vielleicht hätten diese Eingaben an die zuständigen Behörden den Verfasser auch ohne die Veröffentlichung zum Ziele geführt, er scheint aber gern die Oeffentlichkeit anzurufen. Daß die Schrift sich auch äußerlich als „Sensationsartikel" kennzeichne, dafür hat die Verlagsbuchhandlung von Cassirer & Danziger gesorgt.

— Auch **„Rembrandt als Erzieher"** hat bereits seinen Kritiker gefunden, der unter dem Pseudonym „Nautilus" das Buch vernichten zu können meint, indem er es satzweise zerpflückt. Dem kräftigen Grundgedanken des Buchs, der ja allein dessen großen Erfolg erklärt, vermag er aus dem Eigenen nichts entgegen zu setzen. Wenn es für die Behauptung unseres Rembrandt-Freundes, daß wir der Analytiker in Deutschland nachgerade genug haben, aber daß es an schöpferischen Köpfen fehlt, noch eines Beweises bedürfte, so hat ihn Nautilus mit dieser seiner Gegenkritik, die wohl schwerlich 17 Auflagen erleben wird, zur Genüge geliefert.

L.— **Die Wehrpflicht im Deutschen Reich**, systematisch bearbeitet, erläutert und herausgegeben von **Friedrich Rott**, Justizrath und Divisionsauditeur der 22. Division. Erster Band: Gesetze und Verordnungen über die Wehrpflicht. Lieferungen 1 bis 4, je 1 ℳ. Cassel, Verlag von Max Brunnemann. 1890. — Obwohl wir der Ansicht sind, daß das Studium des amtlichen Originalwerkes demjenigen auch der besten Bearbeitung desselben vorzuziehen sei, so wollen wir doch nicht bestreiten, daß den Wißbedürftigen, welchen es nur darum zu thun ist, in zeitweise eintretenden Fällen sich schnelle Auskunft zu verschaffen, mit dem Erscheinen des Rott'schen Buches, welches mit leichter Uebersichtlichkeit unbedingte Zuverlässigkeit verbindet, ein großer Dienst geleistet worden ist.

—g. **Der Reitkunst hohe Schule** von **Paul Täschner**, Reitbahnbesitzer in Leipzig. Mit 22 skizzirten Abbildungen. Leipzig, Verlag von Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung), 1890. — Der Hr. Verfasser übergiebt der Sportliteratur eine wohldurchdachte und auf eigene Erfahrungen gestützte Arbeit, die verdient, sehr lobend erwähnt zu werden, die aber möglicherweise Kritiken verschiedenen Inhalts nach sich ziehen wird, vorzugsweise, wenn Fachblätter zur Besprechung des Details übergehn, immerhin bleibt das uns vorliegende Werk ein verständlicher Leitfaden für diejenigen, welche ihre Pferde in der Circus-Schulreiterei zu dressiren die Absicht haben. Wir heben hier gerade die Circus-Schulreiterei hervor, weil der Hr. Verfasser eine Touchirgerte mit Stachel uns in die Hand giebt, die wir hinter den Coulissen im Circus mit noch anderen Zwangswerkzeugen wiederfinden, während beispielsweise nicht allein, wie der Hr. Verfasser erwähnt, in der spanischen Reitschule zu Wien, sondern auch in der althannoverschen Schule die hohen Schulgänge in erster Linie durch entsprechende gymnastische Ausbildung der Muskeln, Sehnen und Gelenkbänder des Pferdes erzielt wurden. Der Hr. Verfasser strebt aber nach einem raschen Endresultat und deshalb touchirt er. Dankbar muß man aber anerkennen, wenn der Hr. Verfasser das schwere Wagniß unternimmt, die Brache dieses Sportfeldes mal wieder umzubrechen und neu zu besamen, aber ein schwieriges, vielleicht sogar undankbares Mühen wird es bleiben, denn die Schulreiterei muß mit der Campagnereiterei Hand in Hand gehen, sie müssen sich gegenseitig unterstützen, sie müssen in einer Wechselwirkung stehen; grenzen sie sich scharf ab, so wird die hohe Schulreiterei von Neuem in nichts zusammenfallen. Hr. Täschner nimmt auch ein bereits gutes Campagnepferd als Lehrling in Arbeit und wird zweifellos in seiner langjährigen Praxis die Erfahrung gemacht haben, daß ein in den Lectionen der hohen Schule correct durchdressirtes Campagnepferd noch viel leistungsfähiger, viel freier in seinen Actionen wird. Richtet man aber ein Pferd in der hohen Schule nur oberflächlich als Kunstpferd ab, ohne gründliche Vorbildung, so führt es seine Kunststücke wohl aus und mag das Laienauge befriedigen, dem Fachmann wird es aber stets ein Rohproduct bleiben und das will der Hr. Verfasser auch sehr richtig vermieden wissen. Die hohe Schule ist nutzbringend, eine richtige Pilarenarbeit, thut vortreffliche Dienste. Hr. Täschner entwickelt u. A. in den Pilaren sehr sachgemäß die Bewegungen auf der Stelle durch vortreibende Hülfen, unter steter Zügelanlehnung. Um ferner noch den Nutzen der hohen Schule auf das Gebrauchsreitpferd auszudehnen, so mag nur noch erwähnt werden, daß z. B. die Passage — spanischer Tritt — den Trab des Pferdes regelt bezüglich der übereilten, unregelmäßigen Tritte, die Galoppade vervollkommnet den Campagnegalopp, die Pesade wirkt auf die Hankenbiegung, vorzugsweise beim Pariren sehr merkbar, der Redop-(Travers-)Galopp macht das Pferd geschmeidig und wendig ꝛc. und aus diesem Grunde kann man nur von ganzem Herzen zustimmen, daß es dem Hrn. Verfasser gelingen möge, das Vorurtheil gegen die Schulreiterei durch seine verständnißvolle Broschüre zu beseitigen. Mit spannendem Interesse sehen wir dem bereits angekündigten größeren Werke des Hrn. Verfassers entgegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 108. Dienstag, den 9. September. 1890.

Von der Entstehung des deutschen Königthums.

Von Dr. R. Reedon.

Verschiedene Titel führen die deutschen Herrscher: um den Kaiser schaaren sich Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten, daneben mancherlei Grafen als Träger einstiger Landesherrlichkeit. Von diesen Namen der Herrscher ist keiner so volksthümlich, wie das Wort „König“. Der Kaisertitel ist einer fremden Sprache entnommen, das Kaiserthum hat zwar frühzeitig eine hohe Bedeutung für das deutsche Volk erlangt, aber das alte trug stets ein fremdes Element in sich und war schließlich zu einer Last für unser Vaterland geworden, — das neue hat wie alles Neue mit widerstrebenden Kräften um seine volle Anerkennung zu ringen. Und wenn wir auch freudig darauf hoffen können, daß es sie erringt, daß es bald unerschütterlich fest im deutschen Volksthum wurzeln wird, — einstweilen steht es an altbegründeter Volksthümlichkeit noch hinter dem Königthum zurück. Der Ausdruck „Fürst“ ist ein zu allgemeiner Begriff; furisto ist der „Vorderste“, der „Erste“ schlechthin. Das Wort „Herzog“ hat völlig seinen alten Inhalt eingebüßt, nichts im heutigen Gebrauch desselben erinnert mehr daran, daß einst der erste Träger des Titels „vor dem Heere zog“, und dieser Widerspruch verleidet das sonst sinnvolle Wort. Und mit dem Grafentitel zumal, obwohl auch er Landesherren bezeichnete, verband sich doch nie die Idee großer Machtfülle; es haftete immer die Erinnerung an den Amtscharakter des alten Grafenthums. Anders, tiefer gewurzelt als alle diese, und fester verknüpft mit allen Seiten des deutschen Volkslebens ist der König. Er ist dem deutschen Volke der Inbegriff alles Herrlichen, Mächtigen und Edlen; das lehrt schon ein Blick in die deutsche Sprache. Man schlage das Grimm'sche Wörterbuch nach und man wird staunen über die schier unendliche Mannigfaltigkeit, in welcher dieses Wort König vom Volke verwandt wurde und wird. Wir sehen es in Beziehung gesetzt zur Religion — man denke an den König der Ehren, den Himmelskönig —, zu den Ständen und Berufskreisen des Volks, zu Spielen und Festen; Thierwelt und Pflanzenwelt, wie die Metalle haben ihre Könige. Wer wüßte weiter nicht, welche unentbehrliche Rolle König und Königin, Königssöhne und Königstöchter gerade in den lieblichsten und ältesten unserer Märchen spielen? Und das Märchen wieder führt uns zur Sage, mit der es in losem Zusammenhange steht. Die letztere hat es ja vornehmlich, soweit sie nicht geistliche Stoffe behandelt, mit Königen und ihren Abenteuern zu thun, seltener sind der Herzog oder der Kaiser ihr Gegenstand. So werden wir endlich auf das vornehmste Gebiet geleitet, wo das Königthum zu Hause und wo der Grund zu seiner Volksthümlichkeit zu suchen ist, in das der Geschichte. Bei oberflächlichem Ueberblick über die äußere Geschichte Deutschlands könnte man sich da vielleicht wundern, daß der Begriff König und Königthum noch so tief auch heute im Volke wurzelt, da es doch bis zu dem Tage, da Kurfürst Friedrich III. eine preußische Königskrone schuf, Jahrhunderte lang keinen deutschen König gegeben hatte. War doch der letzte reindeutsche Volkskönig Heinrich I. gewesen, nach ihm das deutsche Königthum immer mehr und mehr zum Diener des Kaiserthums herabgesunken, als Mittel zum Zweck verwandt worden. Aber die Erinnerung war einerseits doch immerhin durch das leidige römische Königthum aufrecht erhalten worden und das Wesen des deutschen Königthums war geblieben, indem die Machtbefugnisse desselben (die Regalien) an die deutschen Territorialherren übergingen. Es war eine Ironie des Schicksals, daß der grimmigste Hasser der deutschen „Ideologie“, um den Untergang des alten Reichs zu bezeugen, den mächtigsten deutschen Fürsten nach Preußen wieder zu dem deutschesten, volksthümlichsten und idealsten Herrschertitel verhalf.

Wenn nun jetzt der blühende Baum des deutschen Königthums seine schützenden Aeste über das ganze Land ausstreckt — auch unser neues Kaiserthum ist ja in Wahrheit wesentlich nichts als ein großes Volkskönigthum — und wenn wir diesen Baum in der geschichtlichen Entwicklung heranwachsen sehen können, so lockt es uns auch zu forschen, wann denn wohl das Samenkorn gefallen und in welchen Boden es aufgenommen worden ist, daraus dann so Herrliches entstand: es drängt sich uns die Frage nach der Entstehung des deutschen Königthums auf. Da diese Entstehung aber in altersgraue Zeiten zurückgeht, aus denen uns nur spärliche Kunde erhalten ist, so lautet die Antwort der Forscher auf die Frage sehr verschieden, es ist eine der wichtigsten Streitfragen auf dem Gebiete der deutschen Verfassungsgeschichte. Die ersten deutschen Historiker der älteren und der neuesten Zeit haben an diesem Meinungskampfe thätigen Antheil genommen; es seien nur v. Sybel, Dahn und Waitz genannt.

Was bis jetzt in diesem Streite als feststehendes Ergebniß gewonnen ist, welche Punkte noch umstritten sind, möge die folgende Darstellung in kurzen Zügen entwickeln.

Bei allen indogermanischen Völkern — und viele von ihnen, Inder, Perser, Griechen und Römer, kennen wir ja aus früherer Zeit, als die Germanen — finden wir ein altes Königthum, bei den ebengenannten ebenso, wie bei den keltischen Stämmen und den Germanen selbst. Daraus läßt sich jedoch keineswegs schließen, daß das Königthum schon vorhanden gewesen sein müßte vor der Zeit, als sich diese Völker trennten. Dem widerspricht besonders der Umstand, daß wir keinen gemeinschaftlichen Namen zur Bezeichnung der Herrscherwürde finden. Wenn auch skrt. râjan, lat. rex, goth. reiks, kelt. rig auf dieselbe Wurzel zurückgehen, so ist doch die Bedeutung der Wörter ursprünglich verschieden; von den Indern ist râjan in den ältsten Veden noch nicht in der Bedeutung „König“ gebraucht, im Gothischen wird mit reiks von Ulfilas das griechische ἄρχων = Leiter, Vorsteher, Herrscher übersetzt, dagegen βασιλεύς mit thiudans. Ebenso hat rex ursprünglich eine weitere Bedeutung gehabt, als später. So gewinnen wir also aus der Vergleichung mit der ältesten Verfassung der verwandten Völker nur die Vermuthung, daß sich auch bei den Germanen das Königthum sehr früh gebildet haben wird. Aber diese zu allgemeine Zeitangabe näher zu bestimmen ist nun eben die Schwierigkeit. Die älteste Quelle über germanische Zustände, welche zunächst zu befragen ist, bietet uns Cäsar in seinem gallischen Kriege. Dieser kennt nun noch keine Könige bei den Germanen — denn Ariovist hatte seinen Königstitel von den Römern selbst empfangen. Aber Cäsar hat nur die westlichen Germanen kennen gelernt, welche auch noch in späterer Zeit des Königthums entbehrten; man legt deshalb seinem Schweigen allgemein kein großes Gewicht bei. Dagegen unterscheidet Tacitus germanische Völker ohne Königthum und solche, welche von

Königen beherrscht werden; zu letzteren gehören die Gothen und ihnen verwandte Völkerschaften. Als obrigkeitliche Personen, als Richter und Heerführer, erscheinen bei ihm in den übrigen Staaten die principes, ein Wort, um dessen Deutung sich nun eigentlich die ganze Streitfrage dreht. Sie sind, wie eben erwähnt, mit richterlicher und militärischer Gewalt betraut für die einzelnen Gaue, pagi (oder „Hundertschaften“, wie Manche übersetzen). Diese sind allgemein als die Unterabtheilungen der Völkerschaften (civitates) zugegeben, ihrerseits aber bestehen sie wieder aus den vici, dörflichen Ansiedlungen oder Einzelhöfen. Diese Gaue erscheinen nun durchaus als die Grundlage des germanischen Staats, sie waren also sicher eher da, als die civitas und schlossen sich später zu dieser zusammen. Aber wie entstanden sie selbst? — Da tritt nun die Theorie vom Geschlechterstaat ein, wie sie besonders v. Sybel[1]) ausgebildet hat. Das Kriterium des Geschlechterstaats ist, daß alle politischen Ordnungen in Form der Familie gekleidet werden. Zum engeen Familienverband gehören Eltern, Kinder, Geschwister der Eltern und deren Kinder, der weitere Geschlechtsverband (lat. gens) umfaßte Alle, die sich gemeinschaftlicher Abstammung bewußt waren. In diesen Geschlechtsverband (germanisch Sippe) können dann auch Fremde aufgenommen werden, Schutzverwandte. Daß ein solcher Geschlechterstaat, wie bei anderen Völkern, auch einmal bei den Germanen vorhanden gewesen ist, kann als feststehend gelten — Reste desselben sind noch im späteren Rechtsleben an vielen Stellen erkennbar, z. B. im Fehderecht, im Bußensystem. Aber wenn Sybel eben aus solchen Erscheinungen folgern will, daß noch zur Zeit des Tacitus, da die Germanen bereits seßhaft geworden und ein wesentlich Ackerbau treibendes Volk waren — er leugnet freilich, daß es damals bereits Sondereigen an Grund und Boden und damit festen Ackerbau gegeben habe — dieser Geschlechterstaat bestanden habe, so hat er damit wenig Anklang gefunden. Dieser Hypothese Sybel's entspricht es denn, wenn er den princeps bei Tacitus als das ursprüngliche Oberhaupt der Familie erklärt, dann als Geschlechtsältesten. Denn allmälig mußte natürlich das ursprüngliche Geschlecht selbst wieder zu einem kleinen Volk erwachsen (der Hundertschaft), welches wieder aus Geschlechtern bestand. Von diesen Geschlechtern lieferte eins den Führer der Hundertschaft (des Gaus). „Irgend ein Geschlecht, unter der Leitung seines Aeltesten emporblühend, bewog andere Verwandte zu freiem, erst allmälig festem Anschlusse. Die Hinzutretenden hatten zunächst keinen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten desselben, also auch nicht auf die Einsetzung des Aeltesten: als allmälig der Verband sich zu stets engerer Berührung schloß, als alle Interessen sich gegenseitig verzweigten, konnte ihnen eine Stimme bei der Wahl des jetzt gemeinsamen Vorstandes nicht mehr versagt werden, aber ebensowenig konnten sie daran denken, dem von jeher leitenden Geschlechte den Vorrang zu rauben.“ Unter Umständen mußte dann eine Hundertschaft im Ganzen ebenso an die Spitze des Volkes kommen, wie in ihr selbst ein einzelnes Geschlecht das höchste Ansehen mit fester Berechtigung genoß. Das Recht eines Geschlechts, die Bewerber um die Führerstelle im Gau zu liefern, wäre demnach Quelle und Inhalt des germanischen Adels. Das Geschlecht ist adlig, weil aus ihm zuerst die principes hervorgegangen sind. Denn vorhanden war ein Adel bei den Germanen, das ist allgemein zugegeben, ebenso, daß er nicht auf dem Grundbesitz beruhte und daß er sonst in ältester Zeit keine bestimmten Standesvorrechte besaß. Wenn nach dem Allen also Tacitus bei einigen germanischen Völkerschaften Könige kennt, so sind diese eben nur principes einer mächtigen Hundertschaft, welche eine Führerschaft der ganzen Völkerschaft erlangt haben. „Ausschließlich dadurch unterschieden sich in Germanien monarchische und republicanische Staaten, daß in jenen an der Spitze der ganzen Völkerschaft ein thiudans (Volkskönig) stand, während in diesen nur das Collegium der Hundertfürsten eine Art von Centralbehörde neben der Landsgemeinde darstellte.“ Dazu stimmt dann auch die Erkläeung der ältesten Form von König, kuninc (von chunni Geschlecht) als „erster des Geschlechts, Haupt desselben, primus in stirpe“.

Den Geschlechterstaat Sybel's, soweit er für die historische Zeit angenommen wird, verwerfend, harmonirt eine andere Ansicht doch in Vielem mit der Sybel'schen. Auf den Wanderungen der Germanen aus ihrer asiatischen Urheimath nach dem Westen, so führt Erhardt aus, müssen sich dieselben zu Abtheilungen unter einem Führer zusammengeschlossen haben, und es ist wahrscheinlich, daß diese Theilung nach der Zahl 100 erfolgte; denn dies war nach Ausweis der Sprachvergleichung die letzte volle Zahl, welche die Indogermanen vereint ausgebildet haben. Diese Abtheilungen wurden dann bei dauernder Niederlassung die Grundlage der Gaue. Der ursprüngliche Gau ist die Summe der auf den Wanderungen vereinigten Krieger, die Summe der Nachkommen bildet daher den in unseren ältesten Quellen als pagus erscheinenden Bezirk. Die principes, darin stimmt er mit Sybel, Wittmann u. A. überein, sind nicht bloße Wahlbeamte, sondern aus einem bestimmten fürstlichen Geschlecht. Aus ihrer Mitte wurde naturgemäß nuch der Herzog (dux) der ganzen Völkerschaft genommen. Vererbte sich nun auch die Heerführerwürde in einem Geschlechte, so konnte ein solcher mächtiger princeps von den griechischen und römischen Geschichtsschreibern leicht als rex bezeichnet werden. Dafür wird zum Beweis angeführt, daß die Herzöge der Langobarden aus bestimmten Geschlechtern hervorgingen. Das berühmte Wort des Tacitus reges ex nabilitate, duces ex virtute sumunt ist also in der Weise zu interpretiren, daß man bei dem Herzog hauptsächlich auf kriegerische Tüchtigkeit sah, bei der Königswahl aber in erster Linie auf den Grad des Adels Rücksicht nahm. Bei Ausbildung einer königlichen Familie innerhalb der civitas mußte das bei den principes geltende Wahlrecht mehr und mehr illusorisch werden; es entwickelte sich ein Eigenthum der königlichen Familie am Lande. Selbst im kleinern Bezirke, im ursprünglichen pagus konnte eine solche Entwicklung stattfinden. Die späteren Theilkönige bei den Alemannen und Franken sind nichts als ursprüngliche Gaufürsten. Der Unterschied zwischen dem princeps und rex der taciteischen Zeit läge sonach hauptsächlich in der Größe des beherrschten Gebiets, er ist zu vergleichen dem eines kleinen Fürsten heutiger Tage und dem eines Königs über ein großes Land. — So fassen das Verhältniß von Principat und Königthum Wittmann[2]) und Erhardt[3]).

Zu ganz anderen Resultaten gelangten G. Waitz[4]), der erste und gelehrteste der neueren Forscher in der deutschen Verfassungsgeschichte, und F. Dahn, der mit umfassender Kenntniß des germanischen Alterthums dichterische Reproductionsgabe verbindet.[5]) Beide suchen nachzuweisen, daß der princeps nicht nur aus dem Adel entnommen werden mußte, obwohl es meistens der Fall gewesen sei, sondern daß jeder Freie wählbar war. „Wenn geltend gemacht wird,“ sagt Waitz, „daß die Fürsten und Herzöge, die erwähnt werden, sämmtlich dem Adel angehören, so beziehen sich diese Nachrichten auf Fürsten, die an der Spitze einer Völkerschaft stehen, nicht auf die Menge der Hunnen (Vorsteher der Hundertschaften oder Gaue).“ Dabei stützt er sich darauf, daß es auch einen solchen gewählten Fürsten für die ganze Völkerschaft gegeben habe, wenn diese keinen König hatte. Auch die letztere Annahme wird freilich von Vielen bestritten. Der Unterschied zwischen Fürst und König besteht also darin, daß der Erstere gewählt, der Letztere aus einem bestimmten edlen Geschlechte genommen wird, so daß das Königthum insofern erblichen Charakter an sich hat. So erklärt Waitz auch kuninc als Geschlechtsgenossen in dem Sinne, daß er den einem Geschlecht und zwar dem, welches vorzugsweise als solches gilt, Angehörigen bezeichnet, nicht eigentlich das Haupt des Geschlechts. Wo es in einer Völkerschaft nur gewählte Fürsten giebt, ist eine republicanische Verfassung vorhanden, wo Könige an der Spitze stehen, eine allerdings beschränkte Monarchie. „Selbständige Herrschaft, verbunden mit Freiheit des Volkes, d. h. einer Mitwirkung desselben an den öffentlichen Angelegenheiten, das ist der Charakter des Königthums von jeher gewesen.“ Im Wesentlichen stimmt Dahn's Auffassung damit überein. Auch ihm ist das wesentliche Merkmal des Königthums die Erblichkeit im Geschlecht. Es ist, wie der Adel, nach ihm ein Urbesitz der Völker, aus Asien mitgebracht, bestimmt zu scheiden von der „Grafenverfassung“ (mit Graf übersetzt er in der Regel princeps), obwohl beide eigentlich aristokratische Republiken seien, König und Graf in ihrer Machtbefugniß nicht verschieden, beide durch Volksbeschluß absetzbar und der Todesstrafe unterworfen, u. s. w. Man sieht, daß Waitz die Stellung des Königs doch noch etwas höher ansetzt. Ursprünglich erstreckte sich, meint Dahn, das Königthum nur über einen Gau (weshalb

[1]) Entstehung des deutschen Königthums. 2. Aufl. 1881.

[2]) Das altgermanische Königtham. 1854.

[3]) Aelteste germanische Staatenbildung 1879.

[4]) Deutsche Verfassungsgeschichte I. 3. A. 1880. II. 3 A 1882. u. a O.

[5]) Könige der Germonen 1861 ff. — Deutsche Geschichte I, 1. 1883. I, 2. 1888.

auch der princeps des Tacitus sowohl den Gaugrafen, wie den Gaukönig bedeuten könne). Die Adelssippen seien aielleicht manchmal mediatisirte gaukönigliche Geschlechter. Denn später umfaßte das Königthum immer größere Kreise, erst mehrere Gaue der Völkerschaft, dann alle, dann mehrere Völkerschaften (Volkskönigthum), bis zuletzt unter den Merovingern die Vollendung im Reichskönigthum erfolgte.

Das sind die Grundzüge der verschiedenen Ansichten über die ursprüngliche und älteste Form des deutschen Königthums. Selbstverständlich verzweigen die Hauptmeinungen sich wieder bei den einzelnen Vertretern, sie gehen in besonderen Fragen in einander über oder berühren sich. Auch nähern sich die verschiedenen Theorien schließlich z. Th. in Bezug auf die historische Praxis. So giebt man z. B. allgemein zu, daß das Königthum historisch doch zumeist aerbunden mit größeren Staatsverbänden auftritt. „Es bedeutet oft," wie Waitz zugiebt, „die Begründung desselben wohl Vereinigung einer ganzen Völkerschaft unter einer Leitung." Einmüthigkeit herrscht in der Zurückweisung früherer beliebter Annahmen, wie z. B., daß die königliche Gewalt vornehmlich auf dem Rechte, ein Gefolge zu halten, begründet gewesen sei, was besonders Eichhorn vertrat. Endlich steht fest, daß das Königthum sehr bald mehr und mehr Eingang bei allen germanischen Staaten fand, auch bei vorher „republicanischen", ohne daß diese „nöhig haben, darum aon alter Sitte oder den Grundlagen ihres staatlichen Lebens zu lassen", sowie daß diese Fortbildung zur Monarchie und Verstärkung derselben in engem Zusammenhang mit den immer häufigeren Kämpfen gegen Rom steht.

Die Nennung von Rom leitet uns auf ein Gebiet über, wo sich abermals ein Zwiespalt der Meinungen, und zwar noch heftiger und wegen des starken Hineinspielens ethischer Momente unversöhnlicher, erhebt. Nimmt man das Königthum als einen altgermanischen Begriff und Besitz, als eine Macht, die zwar juristisch nur durch die Beschränkung der Königswahl auf ein Geschlecht sich aon der Obrigkeit rein republicanischer Staaten unterschied, thatsächlich aber eben wegen der hohen persönlichen Ehrwürdigkeit des Trägers den Keim einer größeren Macht in sich trug, so kann man das spätere germanische Königthum, welches uns mit immer wachsender, schließlich unumschränkter Herrschergewalt entgegentritt, ohne Widerspruch als eine Fortsetzung des ursprünglichen ansehn. Es erweiterte sich, wie wir schon oben sahen, das Gaukönigthum in kriegerischen Zeiten, da Zusammenhalten gegen äußere Feinde immer nöthiger ward, zum Völkerschafts-, dann zum Volkskönigthum, und dies durch Unterwerfung mehrerer Völker und Aufnahme einiger römischer Züge zum Reichskönigthum. „Der fränkische König," sagt Dahn, „brachte Militärhoheit, Gerichtsbarkeit, Anfänge aon Amtshoheit, aon Palizeihoheit aus dem germanischen Gaukönigthum mit; er erwarb ganz neu hinzu: Finanzhoheit und christliche Kirchenhoheit, eine sehr starke Mehrung der Verwaltungs- und Amtshoheit, der Repräsentationshoheit; Entscheidung über Krieg und Frieden hatte er thatsächlich schon als Gaukönig gehabt, rechtlich erwarb er sie auch jetzt nicht aöllig, sein altes Verordnungs(Bann-)recht ward erheblich erweitert; bei Gesetzgebung, die früher die Volksversammlung allein geübt, wirkt auch jetzt noch der Wille der Stämme (bei Aenderung der Stammesrechte) und der Großen auf dem Reichstage mit."

Auch diejenigen, welche in gleicher Weise die principes und reges durch die Wahl aus einem edlen Geschlecht hervorgehen lassen, also beider Macht in gewissem Sinne als erblich betrachten, können wohl einen allmäligen organischen Werdeprozeß in der germanischen Staatenbildung sehen. Ebenso, meinen sie, wie die erste monarchische Gewalt, der Principat, seinen Ursprung auf der ersten großen Wanderung der Stämme genommen habe, seien es weitere Wanderungen und Eroberungen gewesen, die den energischen Zusammenschluß der Völkerschaft unter Königen (die zweite monarchische Stufe) herbeiführten, bis dann endlich die großen Stürme der Völkerwanderung dem Königthum zum Siege verhalfen und die kleinen Fürsten ganz zurückdrängten. Mannigfaltige Unregelmäßigkeiten konnten freilich dabei aorkommen; das Aussterben einer verwandten Principatsfamilie, kriegerische Eroberung und dergl. mochten schon früh auch den Zusammenschluß zweier und mehrerer Gaue unter einer Familie bewirken.

Dagegen vertritt nun a. Sybel mit dem ganzen Gewichte seines Scharfsinns und seiner Autorität eine grundverschiedene Ansicht, mit welcher sich auch in Bezug auf die Merovinger die des Franzosen Fustel de Coulanges berührt. Wenn Sybel in jenen principes nichts als die Aeltesten eines Geschlechts, dann die Führer eines Geschlechtsverbands sieht, von denen nur die mächtigsten als Volkskönige bezeichnet werden, wenn ihre Hundertschaft eine vorübergehende Hegemonie ausübt, wenn also zu des Tacitus Zeit „noch keine den Geschlechterstaat durchbrechende Monarchie" vorhanden ist, so klafft zwischen diesen alten Zuständen und dem Königthum nach der Völkerwanderung ein nicht zu überbrückender Riß. Dann ist keine organische Entwickelung vorhanden, dann muß äußere fremde Einwirkung mächtiger Art eingetreten sein. Und diese scheint ihm denn in der That nachweisbar. „Bezüglich der später erscheinenden centralisirten Monarchie gilt der Satz, daß römische Bestandtheile in den neuen Rechten des Königthums sich ausweisen lassen, daß alsa weder die germanische Geschlechterverfassung, noch freilich das römische Kaiserthum die Quelle des deutschen Staates ist, sondern die Verbindung beider und die Befruchtung der germanischen Natur durch römische Bildung." Diesen eigenen Worten des Forschers ist aber noch hinzuzufügen, daß nach seiner Darstellung das römische Element geradezu als das wichtigere und maßgebende erscheint.

Den Beweis beginnt er damit, daß die während des 4. und 5. Jahrhunderts in Beziehung zu den Römern tretenden Völker an ihrer Spitze in der Regel eine Mehrzahl verschieden benannter Fürsten haben, welche durchaus den alten Hundertfürsten entsprächen. Die Selbstherrlichkeit der Volksgemeinde erscheine wenig durch einen Volkskönig beschränkt, friesische, aandalische, markomannische „Könige" erscheinen als Gesandte ihrer Völker in Rom. Das wichtigste Attribut dieser deutschen Volkskönige ist das mit beschränkten Rechten ausgestattete Feldherrenthum. In den Stürmen der Völkerwanderung nun, zeigt er weiter, erlangen einzelne Adalinge größere Macht auf gesetzlichem Wege nur durch Ernennung des römischen Reichsoberhaupts; als Hauptleute der foederati — in dieses Verhältniß traten ja ganze germanische Völkerschaften zu den Römern — fühlen sie sich ihren Unterthanen gegenüber als römische Machthaber, auf Grund dieser Stellung reißen sie allmälig immer größere Macht über ihre Volksgenossen an sich. — Dies wird im Einzelnen zunächst an den Königen der Ost- und Westgothen nachgewiesen. Die Vorstellung des ostgothischen Hofhistoriographen Cassiodor, daß die Amaler bis 375 ein Volkskönigthum über alle Gothen besessen hätten, stellt er als in Widerspruch mit zuverlässigen historischen Quellen hin. Ebenso ist ihm die ganze Geschichte des Jordanes in dieser Beziehung bewußt tendenziöse Erfindung. Wie die Geschichtschreiber, aerlieren auch die germanischen Helden selbst viel aon ihrem bisherigen Ruhme. Alarich ist keineswegs der Wiederhersteller eines alt nationalen Königthums, wie Dahn und Köpke ihn auffassen, sondern sein ganzes Streben ist nach dem Amte eines weströmischen Heermeisters gerichtet, Theoderich wird 489 von Zeno nach Italien geschickt, um es zu erobern und für ihn zu regieren. Sein Zug dorthin ist keineswegs eine Reihe aon Siegen, den Odoachar beseitigt er durch List und Mord. Erst als Theoderich von Byzanz das verlangte königliche Gewand nicht erhält, setzen sich die Gothen ihn selbst zum König (sibi confirmaverunt regem Gotorum). Sa erst ward Staat und Volk der Ostgothen geschaffen. „Von der moralischen Kraft aolksthümlicher Zusammengehörigkeit ist bei Theoderich's Scharen noch weniger als bei Odoachar's Truppen zu spüren. Nicht auf germanische Ueberlieferung ist Theoderich's Reich gegründet; es ist das Erzeugniß siegreicher Waffen in römischer Umgebung." Wenn Köpke sagt: „Diese Gothen trugen nicht allein die physische, sondern auch die moralische Kraft in sich, welche in dem Gedanken volksthümlicher Zusammengehörigkeit und Einheit liegt", so bezeichnet Sybel als den leitenden Volksgedanken der Gothen, auf den Alles ankommt, Rauflust und Beutelust. Nicht anders war der Franke Childerich ursprünglich ein Hundertfürst von Tournay, Verbündeter der Römer, und kämpfte in ihrem Dienste gegen Gothen und Sachsen, sein Sohn Chlodovech machte sich an Stelle des Syagrius zum Vertreter des römischen Imperators und erweiterte als solcher seine königliche Macht auch auf Kosten seiner freien Franken. Bei den Angelsachsen sind die Grundlagen der Königsmacht ähnlich, nur aollzieht sich die Weiterentwickelung langsamer und unvollständiger, als bei Gothen und Franken, weil der unmittelbare Verkehr mit dem römischen Weltherrscher fehlt und der Umfang der angelsächsischen Kleinstaaten zu gering war. In der Geschichte der Langobarden findet Sybel einen negativen Beweis für sich, nämlich, daß eine organische Fortbildung des altgermanischen Königthums nicht ausreicht, um eine starke monarchische Staatsgewalt

zu schaffen. — Was das Wahlrecht des Volks im königlichen Geschlecht betrifft, so ist dies verloren, mit ihm auch die altgermanische Treue. Zuletzt zergliedert er die Machtbefugnisse des späteren Königthums im Einzelnen, um auch hier den vorwiegenden Einfluß römischer Institutionen aufzuzeigen.

Man wird aus diesen allgemeinen Andeutungen schon erkennen, eine wie gründliche Umstürzung aller bestehenden und landläufigen Ansichten über altgermanische Verfassung und Geschichte der Sieg der zuletzt wiedergegebenen Anschauung bedeuten würde. Die Vertreter der conservativen, der organischen Fortbildung des germanischen Staatswesens haben sich mit scharfen Gründen, z. Th. auch scharfen Worten dagegen erhoben, aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Gegensatz der Meinungen auch eine politische und ethische Bedeutung hat. Die Resultate der Geschichtsforschung werden in die geschichtlichen Volks- und Schulbücher aufgenommen — oft sogar solches, was noch keineswegs als Thatsache feststeht. Ungern nur könnten wir deshalb die alte ideale Auffassung der deutschen Königsgewalt als wesentlich volksthümlich germanischen Ursprungs aufgeben. Wir müssen hoffen, daß der Realismus, welcher in „Rauflust und Beutelust" die Hauptbeweggründe zu den Thaten der Vorfahren sieht, nicht Recht behalten wird.

Sollte aber wirklich die königliche Macht etwas von außen in die germanische Verfassung Hineingepflanztes sein, — historisch betrachtet bliebe doch immer die Thatsache tröstlich und erhebend bestehen, daß für diese Pflanze der Boden des germanischen Wesens von Natur außerordentlich fruchtbar gewesen ist, — das beweist die durch anderthalb Jahrtausend erprobte Verbindung von deutschem Volks- und Fürstenthum, der feste Bestand unsrer heutigen Monarchie.

Bücherbesprechungen.

L.— **Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71**, von Dr. Edmund Pfleiderer, Professor der Philosophie in Tübingen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1890. 2,25 ℳ, cart. 2,80 ℳ — Es ist ein eigenartig geschriebenes und nicht jedem Leser sogleich willkommenes Buch, in welchem der vormals geistliche Hr. Verfasser seine Erinnerungen aus dem großen Kriege gegen Frankreich niedergelegt hat. Dasselbe setzt beim Leser die volle Kenntniß jener weltgeschichtlichen Begebenheiten voraus und schildert nur so nebenher die von ihm erlebten kriegerischen Geschehnisse. Hauptsache ist ihm die Schilderung seiner persönlichen Amtsthätigkeit, welche allerdings den Anspruch erheben darf, als eine in jeder Beziehung musterhafte, opfermuthige und vollkommen selbstlose bezeichnet zu werden. Ueber die kanzelrednerischen Erfolge des Hrn. Feldgeistlichen enthalten wir uns als Laie jeden Urtheils, daß er aber als Mensch und Christ sich unsre vollste Hochachtung erobert hat, wollen wir gern bekennen. Nur mit dem Urtheil des Hrn. Verfassers über den Berufsofficiersstand stimmen wir nicht überein. Wir kennen den Letzteren aus langjähriger Erfahrung und wissen, daß insbesondere von ihm mit vollem Recht behauptet werden kann, daß in der rauhesten Schale nicht selten der edelste Kern zu finden ist.

— Dem 10. internationalen medicinischen Congreß wurde unter Anderem eine Festschrift überreicht, welche sich in den Händen eines jeden deutschen Arztes befinden sollte. Dr. Graf schildert unter dem Titel **Das ärztliche Vereinswesen in Deutschland und der deutsche Aerztevereinsbund** (Leipzig, Verlag von Vogel. Preis 2 Mark) die Entstehung und Ziele des ärztlichen Vereinslebens. Wenn Jemand dazu berufen war, diesen Bericht zu geben, so konnte es nur Dr. Graf sein, der Mitbegründer des Aerztevereins und der Vorsitzende seit der Gründung desselben. Seiner Thatkraft sind vor Allem die Errungenschaften auf diesem Gebiete zu verdanken. Der Verfasser giebt zuerst ein Bild des in früheren Zeiten sehr spärlichen Vereinslebens, erst der Mitte dieses Jahrhunderts war ein regerer Aufschwung vorbehalten. Von allen Seiten wurde nach einer Centralisation des Vereinslebens und einer rechtlichen Vertretung in dem Staatsleben gestrebt. Nur in wenigen Ländern gelang dieses und Sachsen gehört mit zu den ersten Ländern, wo den Aerzten diese Vertretung zu Theil wurde, welche sie in Nachbarländern erst nach 25 Jahren erhielten. Wie die sächsischen Aerzte die erste staatliche Vertretung durch 8 Abgeordnete in das Landesmedicinalcollegium besaßen, so ging auch von Sachsen durch Prof. Eberhard Richter in Dresden die Bewegung aus, welche die Gründung des deutschen Aerztevereinsbundes, die Centralisation der deutschen Aerzte ermöglichte. Diese Gründung fand 1872 auf der Leipziger Naturforscherversammlung statt. Der Bund hat den Zweck, die zerstreuten ärztlichen Vereine zu gemeinsamer Bethätigung zu vereinigen; Förderung der ärztlichen Wissenschaften, sowie der Interessen des ärztlichen Standes, facultative Theilnahme an der öffentlichen Gesundheitspflege sind seine Hauptprincipien. Das eigene Organ des Vereines, das ärztliche Vereinsblatt, vermachte Richter nach seinem Tode dem Vereine. Auf den alljährlich abgehaltenen Aerztetagen wurden nun unter dem Vorsitz von Dr. Graf diese Bestrebungen auf das Würdigste zu erfüllen gesucht. — Von Gegenständen der öffentlichen Gesundheitspflege beschäftigten die folgenden Aerztetage die Regelung der Apothekenfrage, die Nothwendigkeit der obligatorischen Fleischbeschau, das Reichsimpfgesetz, das Leichenschaugesetz, die Errichtung von Lehrstühlen für Hygiene, die Nothwendigkeit des Schutzes der Haltekinder, Bekämpfung des Geheimmittelwesens, Erforderlichkeit der Vivisection für die Fortentwickelung der Medicin und Naturwissenschaften, das Reichsseuchengesetz u. s. w. — Auch die Standesinteressen treten neben diesen wichtigen Thematen nicht in den Hintergrund. Die Stellung der Aerzte zum Staate, ihr Verhältniß im Strafprozeß, die ärztlichen Zeugnisse, Taxen und die Lebensversicherung werden genau erörtert. Den wichtigsten und alljährlich wiederkehrenden Punkt bildet immer noch die Stellung der Aerzte zum Krankencassengesetz. — Dieses Gesetz der größten Menschenliebe, bestimmt nur für das Wohl der unteren Classen, ausgenutzt von einem nicht zu kleinen Theile der besitzenden, wird immer mehr ein Mittel, um den Stand herabzuwürdigen, dessen Mitglieder, wie bei keinem anderen, schon die größten Opfer aus Humanität bringen müssen. Hier kann nur Hilfe geschafft werden, wenn die jetzigen Einrichtungen so weit ergänzt werden, wie es bei den Rechtsanwälten schon lange der Fall ist, dann erst kann wirklich gegen die Ausdeutung der ärztlichen Kraft vorgegangen werden, welche binnen Kurzem zu einem ärztlichen Proletariat und zu einer erhöhten ärztlichen Sterblichkeit durch die übertriebene Arbeitsthätigkeit führen muß. Denn wenn ein Besuch mit 60 ₰ bezahlt wird, so ist eine vermehrte Anzahl von Besuchen bei den hohen Ausgaben der Jetztzeit nothwendig, um das Auskommen zu sichern; dieser übertriebenen Arbeitskraft muß aber um so früher eine Reaction folgen, weil in vielen Gegenden nicht wie früher ein Eintreten in die bessere Praxis folgt, sondern es bei diesen hohen Ansprüchen an den Organismus verbleibt. An der Lösung dieser Fragen müssen die künftigen Aerztetage zum Nutzen unserer Nachkommen noch rüstig weiter arbeiten und hoffentlich wird dieses noch lange unter dem bewährten Vorsitz des Dr. Graf geschehen.

Dr. Ibe.

— Dr. Otto Zacharias, **Zur Kenntniß der niederen Thierwelt des Riesengebirges nebst vergleichenden Ausblicken.** Mit 6 Illustrationen. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, im Auftrage der Centralcommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von D. A. Kirchhoff, Professor der Erdkunde an der Universität Halle. 4. Band, 5. Heft. 35 Seiten. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1890. Preis 1,50 ℳ — In dem vorliegenden Hefte hat Zacharias die Ergebnisse eigener langjähriger Untersuchungen mit den Resultaten anderer Forscher vereinigt, um ein Bild derjenigen niederen Thierwelt zu entwerfen, welche in den hochgelegenen Gebieten des Riesengebirges angesiedelt ist. Die Fauna fünf ausgezeichneter Oertlichkeiten gelangt zur Schilderung, namentlich die des Großen und des Kleinen Teiches, die der Kleinen Schneegrube, der Kammregion und des Koppenkegels. Charakteristik der Oertlichkeit, auch in botanischer Hinsicht, geht der Aufzeichnung der thierischen Bewohner voraus, dann werden zur Aufzählung die für den Laien nothwendigen Erklärungen gegeben und endlich einzelne und ganze Gruppen der gefundenen Thiere zum Gegenstande vergleichender, erklärlicherweise vorwiegend thiergeographischer Darstellungen gemacht. Durch diese — immer gemeinverständlich gehaltene — Behandlung des Stoffes vermeidet die vorliegende Veröffentlichung den sonst in derartigen faunistischen Arbeiten sich leicht einstellenden trockenen Ton, sie wird anziehend und dadurch das in ihr enthaltene Nützliche um so nutzbringender.

Lehnert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 109. Donnerstag, den 11. September. 1890.

Die Mosaische Sündfluth

aus dem Sturmgang der Erde erklärt von Heinrich Becker. (Nachdruck vom Verfasser untersagt.)

Der gelehrte jüdische Schriftsteller Aaron Börnstein hat den Nachweis geliefert, daß die Bücher des Moses nicht vor dem Jahr Eintausend vor unserer Zeitrechnung in ihrer heutigen Gestalt verfaßt sein könnten. In dem I. Buch Cap. 36, 31 sagt Moses: „Dies sind die Könige von Edom, ehe denn Könige in Israel waren." Es ist klar, daß dieser Satz erst geschrieben werden konnte, als man schon Könige von Israel kannte. Wir acceptiren diesen Beweis, weil er mit einem Schlage über einige Unwahrscheinlichkeiten uns hinaus hilft und dafür den Kern der Mosaischen Ueberlieferung vor weiterer Anfechtung rettet. Die Sündfluth, heißt es, geschah im 600. Jahre des Noah. Das ist nach unserer Kenntniß vom Menschenleben unglaubhaft. Ebenso der Bericht, daß Sarah im 100. Jahre noch geboren habe. Setzen wir aber für beide Berichte zwei verschiedene Zeitrechnungen, dann schwindet der Zweifel. Die alten Hirtenvölker am Euphrat haben gewiß eher nach Neumanden gerechnet, wie nach dem Sonnenwechsel, weil jener ihnen deutlich merkbar, dieser unmerkbar vorüberzog. 600 Neumonde sind aber so viel, wie 48 Jahre, das rüstige Mannesalter, in dem Noah noch eine Arche bauen konnte. Er lebte danach noch „350 Jahre" und starb mit 950 (Monden), das sind 76 Jahre.

In einer zweiten Periode, als die Völker von den kalten und warmen Monsunen im Euphratthale nach Süden und Norden getrieben wurden, rechneten sie nach Monsunen. Die Hebräer haben heute noch zwei Jahresanfänge, im Frühjahr und Herbst, von denen sie den einen den heiligen, den anderen den bürgerlichen nennen. Die Malayen auf den Sundainseln rechnen heute auch nach Monsunen. Danach bekam Sarah im 100. Monsun einen Sohn, das ist im 50. Jahr ihres Lebens — spät für Palästina, doch nicht unmöglich. Sie starb mit 127 Monsunen, d. i. mit 63½ Jahr. Ihr Gemahl Abraham schied mit 175 (Monsunen), d. i. 87½ Jahr. Nehmen wir hierzu den Bericht des Salomo: „Unser Leben währet siebenzig, wenn's hoch kommt achtzig", dann finden wir das Alter von Noah und seinen Zeitgenossen, wie das von Abraham und seinen Nachkommen genau mit dem Salomonischen Zeugniß, wie mit aller Erfahrung über Menschenleben im Einklang. Damit aber sind wir über Vorhalte erhoben, die so oft der Glaubwürdigkeit der Mosaischen Berichte entgegengestellt werden. —

Was sind nun diese Mansune, die seit sechstausend Jahren über Mesopotamia zogen, die das Leben, die Zeitrechnung der Alten, der heutigen Hirtenvölker noch reguliren? Mesopotamia, das Land der Sündfluth, war einst ein alter Meercanal — eine Fortsetzung des Persischen Golfes — der längs dem Euphrat über Aleppo und Antiochia zum Syrischen Meere führte. Der Indische Meerstrom, am Taurus herziehend, der Golfstrom, durch das Mittelmeer zum Rothen Meere drängend, umkreisten die Insel Arabia. Im W., am Syrischen Meere, wo sie zusammentrafen, häuften sie den doppelten Damm, den Libanon und Anti-Libanon. Die breiten Ebenen von Hama und Balbek, von Orontes und Leontes durchflossen, zeigen heute noch die Straße, durch die der Meerstrom ging. Mit diesem Dammbau schieden sie das Syrische von dem Persischen Meere. Durch die Landenge von Suez dämmten sie dann die letzte Passage zwischen beiden Meeren.[1]) Heute ziehen nur die Begleiter der Meerströme, die Stürme, noch diesen Weg. Vom Atlantischen Meer der Golfsturm fährt durch den Busen von Biscaja im N. der Alpen, des Balkan und Taurus, über Deutschland, Ungarn, das Schwarze und Kaspische Meer; im S. über Italien, Griechenland, Kleinasien, nach Mesopotamia u. s. f. Der Taurus, mit seinem 16 000 Fuß hohen Ararat, scheidet die Wasser und die Sturmgänge. Der nördliche Ast zieht über Sibirien zum Großen Ocean; der südliche über die Arabische Halbinsel zum Indischen Meere. Hier am Südrand des Taurus tobt er den Winter durch als Nordwestmonsun mit Regen und Schnee. Im Frühjahr, wann die Sonne über die Linie kehrt, drängt der Indische Sturm herauf. Mit dem Indischen Strom von Australien kommend, zieht er an Indien her, den Persischen Meerbusen hinauf, dem Euphrat und Tigris entgegen, dem Taurus entlang nach Kleinasien u. s. f. Im harten Kampfe drängt er im April den Golfsturm zurück; dann herrscht er von Mai bis September als Südostmonsun. Durch seine Hitze saugt er das Wasser auf, vertrocknet er den Boden, bringt Dürre und Mangel. Die Beduinen flüchten vor ihm nach N. gegen den Taurus, wie nach dem Libanon. Sie können oft nicht so schnell ihre Heerden treiben, als der Südost die Grasweiden am Euphrat verdorrt. Von October an, wann die Sonne über die Linie schreitet, beginnt eine Windstille; der Nordwestmonsun rückt sachte vor; im November bricht er als Regensturm in das Land. Die Beduinen fliehen dann noch eiliger vor den Wasserfluthen nach dem Süden, wie sie im Frühjahr vor dem Südostmonsun liefen.

Wir haben vor Kurzem über die Wirkung der Pfingstgewitter in Palästina berichtet (Wissensch. Beil. Nr. 62 vom 24. Mai). Dort erzählten wir von einem Seesturm, den Hr. v. Lamartine im April 1833 an der Küste van Jaffa durchkämpfte. Jener Sturm, vom 26.—30. April anhaltend, war nur ein Theil von dem Regensturm, den der berühmte Reisende damals aushalten mußte. Er währte vam 3.—9., vom 15.—20., vom 26.—30. April jedesmal ohne Unterbrechung 5—7 Tage, mit wenig Pause fast einen ganzen Monat. Am 3. April goß er über Damascus sich aus. In einer Nacht setzt er den Pavillon des Hrn. v. Lamartine unter Wasser, zerstört er draußen den Kranz der Gärten, die von blühenden Pfirsich-, Aprikosen- und Kirschbäumen gefüllt waren. Am 6. Abreise van Damascus; zwei Tage und Nächte strömender Regen. Er fällt nicht, wie im Abendland, in Tropfen gedrängt, sondern in fortlaufenden dichten Strömen, welche mit Gewicht, gleich der schweren Hand des Sturmes, auf Menschen und Thiere fallen. Die Karawane kammt an die Hochebene von Balbek (2800 Fuß hoch), die zwischen den beiden Libanon sich ausdehnt. Vor wenig Tagen eine dürre, sandige Wüste; heute, so weit das Auge reicht, ein ungeheurer See, in dem einige Hügel als niedere Inseln sich

[1]) Die „Carto géolagique de la Terro" von Jnles Marcon (Verlag von Wnrster in Zürich), das einzige Kuastwerk, das von der Erde existirt, zeigt am Syrischen Meer einen schmalen Damm von tertiärem Gestein, der die Lücke zwischen Kreidebänken des Taurus und Libanou ausfüllt.

erheben; dazwischen die Gipfel umgestürzter Bäume und die Ruinen antiker Tempel.

Ohne Führer durch den See. Der Regen dauert an, die Bergströme stürzen von allen Seiten in die Wüste; nur langsam nimmt der Leontes sie auf. Das Wasser geht den Pferden bald über die Knie; hier fallen sie in Gräben, jetzt schwimmen sie durch den Bach, der vorgestern noch wasserlos, heute als 30—40 Schritt breite Strömung durch die Wasserfluth geht. Frau v. Lamartine und ihre englische Gesellschafterin werden von Arabern, die den Pferden voranschwimmen, durch den Strom gebracht. Nach 10—12 Stunden mühsamen Rittes durch Regen und Wasserstrom kommen sie an den Libanon zur Stadt Zakle. Von hier weiter über den 8—9000 Fuß hohen Libanon. Durch Schluchten und Schlünde, über Trümmer von Felsen und gestürzte Bäume; in sechs Stunden an dreißig Wildbächen vorbei, die über jähe Abhänge stürzen. Der Himmel ein finster Gewölk; die Karawanen begraben in rollenden Wolkenschichten. Es schneit; die Pferde verlieren den Pfad und straucheln an jähen Felswänden. Die Winde, die in den Schluchten schliefen, beginnen ein unterirdisch tönendes Gepfeif und Geheul, gleich einer hoch gehenden See. Sie rollen, wie Donner brausend, Massen von Schnee und einen Hagel von Steinen und Felstrümmern. Die Nacht immer dunkler; der Sturm jagt den Schnee in Säulen gen Himmel und stürzt in jähem Fall ihn herab, gleich dem Schaume stürzender Brandung. Immer stärker, immer lauter das Gebrüll; das Gebirg scheint zu bersten, in Strömen von Felstrümmern zu Thale zu rollen. So tobt der Orkan sieben Tage über Damascus, den paradiesischen Garten, über die glühende Wüste von Balbek und die granitenen Mauern des Libanon. Am dritten Tag schon war die Hochebene in einen weiten See gewandelt von 6—8 Stunden Breite und 40—50 Stunden Länge; am siebenten strudelte hier ein Meer, das Felstrümmer, Bäume und Häuser dahin riß und mit wilder Brandung an die Ränder der Berge hinan schlug. Auf hohem Kamme riß der Sturm einen Spalt in die Wolkenwand. Da lag tief unten am Fuße des Libanon die Stadt Zakle auf der einen Seite des Meeres, und drüben am Rande des Antilibanon ragt eine Moschee empor, welche die Karawane zuvor passirte. Sie stand auf den Trümmern eines Baues, den die Araber das Grab des Noah nannten. Hier auf dem Meer von Balbek soll Noah's Arche geschwommen sein; auf der Spitze des Sunnin (der höchste Gipfel des Libanon, im NW. von Zakle, 8500 Fuß hoch) ließ sie sich nieder.

Da hätten wir das ganze Bild von der Sündfluth: Ein vierzig Tage und vierzig Nächte anhaltender Regenstrom, die Wasserfluth, die an den Rändern des Libanon emporsteigt, die Ueberschwemmung der um 2000 Fuß tiefer liegenden Ebene vom Euphrat. Brauchen wir noch den Ganges, den Nil und Congo, den Amazonas und Mississippi zu citiren, um eine gleiche Fluth in jedem Jahre zu erschauen? Brauchen wir den Gräuel der Verwüstung weiter auszumalen, heute, in dem Augenblicke, in dem die Elbe und Moldau auf Hunderte von Stunden die Ebene haushoch überfluthen? Die Sündfluth in Mesopotamia begann im 600. Jahre des Alters von Noah, im II. Mond am 17. Tage. Vierzig Tage und vierzig Nächte tobte der Regen; es brachen auf alle Brunnen der Tiefe.[2]) Fünfzehn Ellen hoch ging das Gewässer über die Berge und ersäufte alle Menschen und Thiere. Es stand auf Erden einhundertfünfzig Tage. Da ließ der Herr einen Wind auf Erden kommen, und die Wasser fielen. Sie nahmen ab nach hundertfünfzig Tagen. Am 17. Tage des VII. Mondes ließ die Arche sich nieder auf das Gebirge Ararat. Am 1. des X. Mondes sahen der Berge Spitzen hervor. Nach 40 Tagen ließ Noah einen Raben fliegen, danach eine Taube, die kam wieder; nach sieben Tagen eine andere, nach sieben weiteren Tagen eine dritte, die nicht wieder kam. Im 601. Jahre des Alters von Noah, am 1. Tage des I. Mondes, vertrocknete das Gewässer. Danach im anderen Mond am 17. Tage ward die Erde ganz trocken. — Hier läuft noch die dreifache Zeitrechnung durch einander. Das Alter Noah's ist nach Monden berechnet; der Beginn der Fluth und der Verlauf der Wasser werden an den Anfang und das Ende zweier Monsune gesetzt; daneben findet sich ein Jahresanfang, der in den Mosaischen Bericht nicht paßt. Denn, abgesehen von Mond- und Monsunrechnung, beginnt das „Jahr" bei Moses mit dem ersten Monat Abib, an dem die Juden ihr Passah feiern, im Frühjahr. Hier aber kann nur der Herbstmonsun, also der Anfang des Jahres im Herbst gemeint sein. Dieser begann, nach dem Sonnenstand, am 21. September; nach dem Wetterwechsel (wie in Europa) 6—7 Wochen später. Der Regen begann im II. Mond am 17. Tag, d. i. am 47. nach Herbstanfang. Er dauerte 40 Tage, bis zum 87., oder dem Ende des III. Mondes. Nach unserer Rechnung begann er am 7. oder 8. November und dauerte bis zum Winteranfang (21. December).[3]) Das ist die Zeit, in der auch in Europa die Regenstürme beginnen, die vom December an in Schnee sich wandeln, dann um Weihnachten mit Frost enden. Das Gewässer stand auf Erden 150 Tage, d. h. es wuchs so lange durch den Zulauf der Bergströme. Vom II. Mond am 17. Tag gerechnet würde dies mit dem VII. Mond am 17. (15.) zusammentreffen, an dem die Arche auf dem Ararat sich niederließ, d. h. den höchsten Punkt erreichte. Danach nahm es ab während 150 Tagen. Dies träfe auf den 13.—14. Tag des XII. Mond. Die zweimal 7 Tage zugerechnet, während deren die Tauben flogen, würde der XII. Mond voll werden. Am 1. Tag des neuen Jahres war das Gewässer verlaufen. Danach wuchsen die Wasser bis zum Anfang des April; von da nahmen sie ab — durch den heißen Südostmonsun verzehrt — bis zum Ende des September.[4]) In weiteren 47 Tagen trocknete der Erdboden, d. h. bis zum 7. November, an dem der Kreislauf des Regens von Neuem begann. Im Ganzen dauerte die Ueberschwemmung von Mesopotamia ein volles Jahr. Am Nil nimmt die Regenzeit im Frühjahr ihren Anfang, wenn die Sonne den Südostmonsun auf die Nilseen lenkt. Dort beginnt die Ueberschwemmung, nachdem in drei Flußgebieten der Regen gefallen ist: am Bahr el-Gebel, bei Gondakoro, im Mai; am Bahr el-Ghazal, bei Fajoda, im Juni; am Blauen Nil, bei Chartum, im Juli. Danach steigt das Wasser in Kairo Anfangs Juli; es wächst bis Mitte October; dann sinkt es langsam bis zur zweiten Hälfte des Juni, um nach wenig Tagen von Neuem zu steigen. Das wäre gleichfalls ein ganzes Jahr der Schwellung und der Abnahme, wie in Mesopotamia.[5]) Die großen Ströme Euphrat und Tigris bringen — wie alle tropischen und subtropischen Flüsse, die einem raschen, heftigen Regensturz ausgesetzt sind — alljährlich eine große Ueberschwemmung, wenn sie auch selten die Höhe der Sündfluth erreichen. Sie stürzen von 10000 Fuß hohen Bergkämmen (der Ararat, zwei riesige Basaltkegel von 16000 Fuß Höhe, mit ewigem Eis und Schnee bedeckt). In Wasserfällen und Stromschnellen brechen sie durch den Taurus; dann fließen sie in hundert Windungen und Schlingen langsam durch die Ebene. Auf der 300 Stunden langen Wüste hat das Wasser in der Stunde kaum 1 Fuß Fall.[6]) Die vierzig Tage des Regens sind durch den anhaltenden Nordwestmonsun bedingt; die Ueberschwemmung durch den hohen und raschen Sturz des Wassers; die lange Dauer durch den langsamen Ablauf auf der flachen, von vielen alten Flußbetten und Tümpeln durchzogenen Ebene. Eine Uebertreibung könnte man nur in der Höhe des Wasserstandes finden. „Fünfzehn Ellen hoch ging das Wasser über die Berge, die bedeckt wurden." Liest man so: „Fünfzehn Ellen hoch ging das Gewässer, — über die Berge, die bedeckt wurden," dann wird man nicht ganz fehl gehen. Denn 18 Ellen hoch ging der Nil zu Herodot's Zeit, geht der Rhein, die Donau; der Mississippi und andere Ströme noch viel höher. Hr. Professor Ebers berichtet von seiner Reise durch die Halbinsel Sinai, daß er im Wadi Firân, am Gebel Serbal, an den Bergrändern 80—100 Fuß hohe Spuren von einer Ueberschwemmung gefunden habe. Im Wadi Cikelji soll, nach dem Zeugniß der Araber, bei einem einzigen Regensturz die Schlucht bis zu 400 Fuß Höhe gefüllt werden. Die Berge zwischen Euphrat und Tigris sind aber nur flache Sanddünen, die auf der alten Meerfläche vom Winde sich

[2]) Hr. Professor Guthe erzählt von Jerusalem, daß im December und Januar nach 3—5tägigem Regen der 100 Fuß tiefe Hiobsbrunnen im Thal Hinnom über seinen Rand fließe.

[3]) Lamartine nennt als den ersten Tag der Herbstgewitter den 5. November 1832.

[4]) Die Küsten vom Persischen und Arabischen Golf gelten für die heißesten auf der ganzen Erde, wegen der Stauung der Monsune (durch den Taurus).

[5]) Da Moses in Aegypten lebte und die Schwellzeiten des Nil gewiß kannte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß er die Ueberschwemmung des Euphrat nach den ähnlichen Verhältnissen am Nil berechnete.

[6]) Massul, 250 Stunden vom Meere, nur 800 Fuß hoch; Baghdad, 150 Stunden vom Meere, 300 Fuß hoch. Daher nur 2—3 Fuß Fall in einer Stunde. Die Ströme ziehen drei Mal so lange Krümmen und Schlingen.

bildeten. Sie sind nur schwache Wasserscheiden zwischen den vielen alten und neuen Flußbetten, welche die Ebene durchziehen. Man denke an die Hügel, die Hr. v. Lamartine auf der Ebene von Balbek als Inseln hervorragen sah. Hr. Laskaris, der im Jahre 1809—11 im Auftrage Napoleon's Mesopotamia bereiste, erzählt von Anhöhen, die gerade so hoch waren, daß ein Beduinenlager dahinter sich verstecken konnte. Von einem solchen Hügel konnte er weder ein mäßig entferntes Lager, noch irgend welche Erhöhung erkennen; von den Taurusbergen war keine Spur zu sehen. Wenn die Arche Noah's von dem Südostmonsun über diese Anhöhen nach NW. getrieben wurde, dann konnte sie auf dem Fuße des „Gebirges“ Ararah (Taurus) ganz wohl auffahren. Von dem Gipfel eines „Berges“ Ararah ist nirgends die Rede, am wenigsten von einem 16 000 Fuß hohen. Wer die großen Ueberschwemmungen der Gegenwart verfolgt — die Zerstörung von Szegedin an der Theiß und von Memphis am Mississippi (1879), die Verwüstung der Rheinstädte und Dörfer und der Stadt Louisville am Ohio (1883), die Verwüstung des Banates, des Po- und Rhonethales (1887), die Ueberschwemmung von Niederdeutschland (1888), der oberen und unteren Mississippimulde (1889 und 1890) —, der hat Vorbilder genug, um die Ueberschwemmung des Euphrat und Tigris als einen wohl großartigen, aber doch einfach natürlichen Vorgang zu erklären. Er war den Nomaden jenes Landes nur deshalb so schrecklich, weil sie kein Mittel zur Rettung besaßen. Hierin liegt auch die Bedeutung der „Sündfluth“, die so lange verkannt wurde. In dem Bericht des Moses steht: „Es waren zu jenen Zeiten Tyrannen auf Erden.“ Aus den Kämpfen des Patriarchen Abraham mit solchen Tyrannen wissen wir (ein König Amraphel von Sinear in Mesopotamia war dabei), daß es Hirtenfürsten waren, ähnlich den Emiren der heutigen Beduinen. Die lebten nur von ihren Kühen, Kameelen und Schafen und von der Beraubung der Nachbarn. Sie waren sorglos in ihren Zelten und dachten niemals daran, ein Schiff zu bauen, weil sie nicht glaubten, daß die Fluth schneller sein könne als ihre Kameele. Noah, der Ackerbauer, war der einzige, der ein hölzernes Haus und — ein Schiff baute, mit dem er sich und seine Familie retten konnte. Er kam davon, indeß die Andren — die Sünde der Unterlassung mit dem Leben büßten.

Frankfurt a. M. Heinrich Becker.

Bücherbesprechungen.

—e— **Der Kleine Katechismus D. Martin Luther's** unter Zugrundelegung des für die evangelischen Schulen des Königreichs Sachsen verordneten religiösen Memorierstoffs erklärt von Schulrat Dr. **Friedrich Wild**, Königl. Bezirksschulinspektor zu Bautzen. 3 Hefte. Dresden, Verlag von Alwin Huhle, 1889/90. — In dem mit erläuternden Anmerkungen herausgegebenen Lehrplane für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen vom 5. Nov. 1878 (Dresden, A. Huhle) heißt es u. A.: „Noch immer ist nicht selten zu bemerken gewesen, daß die Gedanken der von den Kindern zu lernenden Bibelsprüche und Kirchenlieder innerhalb der Katechismusunterredungen viel zu wenig verwerthet werden. Anstatt diesen Memorirstoff und seine Erklärung in die Katechesen selbst planmäßig einzuordnen, begnügt man sich nur zu oft dabei, denselben nachträglich wie ein unwesentliches Anhängsel zu behandeln oder kurzerhand zum Lernen aufzugeben. Wie sehr die Bedeutung des Memorirstoffs für die religiöse Bildung dadurch abgeschwächt wird und wie viel dem Katechismusunterricht infolge dessen verloren geht, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden.“ Diese Bemerkung und jedenfalls auch eigne Erfahrungen bei der Beaufsichtigung des Religionsunterrichts scheinen den Verfasser zur Bearbeitung des vorliegenden Handbuches veranlaßt zu haben, wie er denn auch im Vorworte erklärt: „Damit die Concentration des Memorirstoffs mit dem Katechismus sich verwirkliche, muß derselbe zweckgemäß in die Besprechung des Katechismus hineingezogen werden.“ In der strengen Durchführung dieses Gedankens liegt nach unserem Dafürhalten der unterscheidende Charakter der Katechismuserklärung Dr. Wild's, die sich im ersten Hefte auf die zehn Gebote, im zweiten auf den Glauben und im dritten auf das Vaterunser, die beiden Sacramente und das Lehrstück von der Beichte erstreckt. Wenn nun einerseits lebhaft anerkannt worden ist, daß der Verfasser mit seiner Darstellung der Katechismuslehre zur Ueberwindung eines offenbaren Uebelstandes den Weg zeige, so fehlt es doch anderseits auch nicht an Stimmen, welche der Befürchtung Ausdruck geben, daß die ausschließliche Benutzung dieses Weges zu anderen Uebelständen führen könne, nämlich zu einer gewissen Eintönigkeit und Trockenheit des Unterrichts, wodurch die Wirkungen desselben nicht unwesentlich beeinträchtigt werden dürften. Aber wie wir genau zu wissen glauben, ist der geschätzte Verfasser jeder schablonenhaften Vereinseitigung des Katechismusunterrichts gründlich abgeneigt. Damit verträgt es sich jedoch recht wohl, wenn er in seinem Handbuche zu zeigen sich bemüht, wie der religiöse Memorirstoff an Bibelsprüchen und Kirchenliedern, der in einigen anderen Katechismuserklärungen die nöthige Berücksichtigung nicht findet, dem Lehrgange zwanglos eingegliedert werden kann. Seine Vorschläge hierüber verdienen bei dem Stande der Sache ernstlich beachtet und geprüft zu werden. Inwieweit ihnen nachgegangen werden kann und welchen Gewinn sie bieten, wird sich in der Schulpraxis bald herausstellen. Wir empfehlen daher die mühsame Arbeit Dr. Wild's insbesondere Volksschullehrern zu fleißigem Mitgebrauch bei der Vorbereitung auf die Katechismusstunden.

—e— **Der Unterricht in der Volksschule.** Von Schulrat **A. Grüllich.** Meißen, Verlag von H. W. Schlimpert. 1889/90. — Dieses Werk ist zwar noch nicht vollendet, sondern erst bis zum 5. Hefte des zweiten Theiles erschienen, gleichwohl möchten wir nicht verfehlen, schon jetzt auf dasselbe aufmerksam zu machen, da es wie frühere Schriften Schulrath Grüllich's den Lehrern gute Dienste zu leisten verspricht. Im ersten Theile seiner Arbeit sucht der Verfasser die allgemeinen Grundlagen für den Auf- und Ausbau des Volksschulunterrichts zu gewinnen. Daher geht er von der Bestimmung des Menschen aus und bespricht alsdann Nothwendigkeit, Wesen und Aufgabe der Erziehung, die Erziehungsberechtigten, die Familie als Erziehungsstätte, den Kindergarten und die Schule, die Gliederung der Schulen, die Volksschule, die Unterrichtszweige der Volksschule und ihre Gruppirung, die Grundsätze für den Aufbau des Unterrichtsstoffes und die Beziehung der Fächer aufeinander, den Standpunkt der in die Volksschule eintretenden Kinder, den Aufbau des Unterrichtsstoffes nach vier Stufen und endlich die Unterrichtszeit für die einzelnen Fächer auf den einzelnen Stufen. Doch nicht in diese grundlegenden, frisch und ansprechend vorgetragenen Auseinandersetzungen scheint der Schwerpunkt des Werks zu fallen, sondern in die praktischen Anleitungen zur Vertheilung und Behandlung des Lehrstoffes, welche dem zweiten und dritten Theile zugewiesen sind. Was vom zweiten Bande bereits vorliegt, behandelt die Vertheilung des religiösen Lehrstoffs auf vier Stufen. Aber nicht in der Weise, daß nur übersichtlich angegeben würde, welche biblischen Geschichten und welche Katechismusabschnitte für die einzelnen Schuljahre passen, sondern dergestalt, daß der Lehrer zugleich auch erkennt, wie und inwieweit er diese Materien besprechen sollte, um die Schüler jederzeit gerade in das ihrem Alter Angemessene einzuführen, dem Unterrichte der verschiedenen Classen die nothwendige Einheit zu bewahren und ihm nach oben hin durch neue Gedanken immer neuen Reiz, sowie durch allmälige Steigerung der Anforderungen endlich einen befriedigenden Abschluß zu geben. Auch fehlt es nicht an beachtenswerthen Winken darüber, wie der für unsere Schulen verordnete religiöse Memorirstoff theils der biblischen Geschichte, theils der Katechismuslehre eingefügt und methodisch verwerthet werden kann. Läßt sich auch bei den bekanntlich oft weit auseinandergehenden Ansichten über Einzelheiten des Lehrverfahrens nicht erwarten, daß sämmtliche Vorschläge des Verfassers allgemeine Billigung finden werden, so glauben wir doch bestimmt, man wird seinem neuen Werke, insbesondere wenn darin auch die übrigen Lehrfächer eine ähnliche Ausführung wie der Religionsunterricht erfahren sollten, gern einen Platz neben den „Skizzen zur unterrichtlichen Behandlung des Kleinen Katechismus“ einräumen. Denn es ist wie dieses schon weit verbreitete Handbuch reich an belebenden, fruchtbaren Anregungen für den Schulmann, dem bei seiner Berufsarbeit die Gefahr so nahe liegt, sich in gewissen Gleisen festzufahren. Und kennen wir den Verfasser recht, so kommt es ihm bei seinen Schriften in erster Linie immer darauf an, derartige Anregungen und damit den Anlaß zu persönlicher Vertiefung in den Lehrstoff, wie zu selbständiger Verarbeitung desselben zu geben. In dieser Auffassung werden wir

auch durch dasjenige bestärkt, was er Theil II S. 115 ff. über die Bedeutung von Leitfäden und Handbüchern zur Katechismuserklärung ausführt. Es heißt da u. A.: „Die Lehrbücher sollen im Wesentlichen nur zur Anregung dienen, das eigne Denken und Gestalten herausfordern und vor Allem das Gemüth mit bewegen. Denn das ist gewiß: der sorgfältigste Aufbau des Stoffes und das Geschick, die Kinder verstandesgemäß in denselben einzuführen, macht den Religionslehrer noch nicht aus, sondern das tiefe religiöse Gemüth. Der Sitz der Religion ist nicht im Kopfe, sondern im Herzen."

—e— Volksthum und Volksschule. Vortrag, gehalten auf der 28. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Augsburg am 11. Juni 1889. Von Albert Richter. Leipzig, Verlag von Richard Richter, 1889. — Albert Richter hat schon früher wiederholt darauf hingewiesen, daß beim Volksschulunterrichte das Moment des Volksthümlichen stärker betont werden sollte, als dies gewöhnlich geschehe, und es gereicht ihm zum Verdienste, den Lehrern einige literarische Hilfsmittel dargeboten zu haben, die im Sinne seines Vorschlags mit benutzt werden können. Wir erinnern nur an sein „Quellenbuch", die „Bilder aus der deutschen Culturgeschichte" und die „Deutschen Redensarten". Wie er sich nun in dem angezeigten Vortrage näher ausspricht, liegt es „keineswegs in seiner Absicht, eine vollständige Umgestaltung unserer Lehrpläne vorzuschlagen, oder gar die Einführung neuer Unterrichtsfächer anzuregen", sondern seine Meinung geht lediglich dahin, „daß die so hochnöthige Berücksichtigung des volksthümlichen Elements im Unterrichte möglich wäre unbeschadet aller anderen anerkannten Zwecke und Ziele desselben, wenn mitunter nur der Geist ein anderer wäre, der über den Unterrichtsstoffen und Unterrichtsstunden schwebt". Der Geist „trockener Lehrhaftigkeit" soll Platz machen „dem Geiste frischer, lebendiger Volksthümlichkeit, der den Beziehungen zwischen dem Unterrichtsstoffe und dem Denken und Empfinden des Volkes liebevoll nachgeht, der von dem Himmel mit seinen Sternen, von der Erde mit ihren Bergen und Strömen, von der Natur mit ihren Kräften zu reden weiß, wie es seinerzeit Hebel in seinen Kalenderaufsätzen verstanden hat". Was er hierzu weiter ausführt in Bezug auf volksthümliche Naturkunde, Grammatik, Literaturkunde und Geschichte, hat in der That viel Ansprechendes. Nur will es uns scheinen, und zwar insbesondere wenn wir neben dem Vortrage selbst den Inhalt der ihm beigefügten Anmerkungen ins Auge fassen, als werde im Einzelnen Manches gefordert, was in den meisten unserer Volksschulen nicht wohl durchführbar sein würde. Aber den Geist der Volksthümlichkeit, den ja der Verfasser hauptsächlich will, wollen auch wir für die Volksschule. Ihn will auch der „Lehrplan für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen vom 5. November 1878" (5. Aufl., 1890). Nach demselben soll z. B. der Sprachunterricht u. A. Herz und Sinn der Jugend durch Einführung in die volksthümliche Literatur veredeln helfen. Als Lehrmittel für den Leseunterricht wird ein sachlich wie sprachlich gediegenes Lesebuch volksthümlicher Art gefordert. Die Auswahl des sprachlichen Memorirstoffs soll besonders auch nach dem Gesichtspunkte ansprechender Volksthümlichkeit erfolgen. Ein von der Schuljugend allenthalben im Lande wohlerworbener und liebgewonnener Schatz guter Volkspoesie wird als sehr bedeutungsvoll für die Veredelung des Volkslebens bezeichnet. Auf die Behandlung des Heimathlichen und Vaterländischen in Naturkunde, Geographie und Geschichte wird besonderer Nachdruck gelegt, für letztere auch die Schilderung des Volkslebens in früheren Zeiten ausdrücklich empfohlen. Zur Belebung und Befruchtung des naturkundlichen Unterrichts soll gelegentlich auf die Erscheinung und Darstellung der zu besprechenden Gegenstände im Volksglauben, in Sage oder Dichtung eingegangen werden. Neben dem kirchlichen soll der vaterländische Gesang seine Stelle haben u. s. w. Wird diesen und ähnlichen Bestimmungen des amtlichen Lehrplans überall mit persönlichem Interesse für unser Volksthum nachgegangen, inwieweit dies je nach Umständen überhaupt geschehen kann, so dürfte unsere Volksschule im Wesentlichen erfüllen, was auch der Verfasser von ihr wünscht. Und wir glauben in der Annahme nicht zu irren, daß sie dazu schon längere Zeit auf gutem Wege ist.

— „Gründüngung und System Schultz-Lupitz auf Lehmboden sowie verwandte Fragen" von F. Arndt. Berlin, Parey. — Es hat diese Schrift bereits in einer landwirthschaftlichen Fachzeitschrift, „Sächsische landw. Zeitschrift", durch einen bekannten praktischen Landwirth (Rittergutspachter Andrä-Limbach) eine Kritik erfahren, der sich Schreiber dieses vom rein landwirthschaftlichen Standpunkt vollkommen anschließt; doch sei es ihm gestattet, vom Gesichtspunkt des Volkswirthes und von dem des Schriftstellers noch einige weitere Bemerkungen hinzuzufügen. Da die Schrift in der That mit „viel Humor und wenig Behagen" abgefaßt ist (es geht durch dieselbe ein gewisser gereizter Ton), so wird sie ohne Zweifel viel Leser finden, wahrscheinlich auch solche, welche dieselbe wegen ihrer zahlreichen Abschweifungen vom eigentlichen Thema, wegen der vielen ungewohnten Redewendungen und ganzer, in fremder Sprache eingeschobener Sätze nicht ganz verstehen werden oder falsch auslegen; diese möchten wir besonders warnen, die Schlußfolgerungen des Hrn. Arndt bezüglich der Dungberechnungskosten zu verallgemeinern und dem viehlosen Wirthschaftsbetrieb ohne weiteres zuzusteuern. Wenn irgend eine Zeit, so ist es gerade die Gegenwart mit ihrer gewaltigen Nachfrage nach Zuchtvieh- und Fleischproduction mit ihren bereits über das normale Maß hinaufgeschraubten Fleisch- und Viehpreisen, theuren Molkereiproducten, welche die Landwirthe über Rentabilität der Viehhaltung in richtiger Weise und vernünftiger Ausdehnung belehren sollte. Die Verkäuflichkeit aber der reichen Futter- und Strohmassen wird voraussichtlich den viehlosen Wirthschaften manches Kopfzerbrechen machen und die Rente der Feldwirthschaft dem entsprechend zurückschrauben, sie würde es aber in noch viel höherem Grade nach sehr reichen Futter- und Stroherntеn thun, wenn seiten der Landwirthe immer mehr Vieh abgeschafft werden sollte. Der Landwirth soll gewiß rechnen, aber er soll seine Buchhaltung seinen specifischen örtlichen Verhältnissen anzupassen, vor Allem sich richtige Preise für nichtmarktfähige Producte (Futter, Stroh, Mist) zu construiren suchen, thut er dies nicht und läßt seine schriftlichen Unterlagen von einem Bureau nach allgemeinen Sätzen mechanisch verarbeiten, so setzt er sich den gröbsten Trugschlüssen aus, namentlich bezüglich der Productionskosten des Stallmistes gegenüber den Preisen der Nährstoffe in organischer oder mineralischer Düngung, die er sich durch Pflanzenbau oder Zukauf vom Düngerfabrikanten verschafft. Hr. Andrä hat in seiner Kritik der vorliegenden Schrift sehr zutreffend hervorgehoben, wie schon durch eine Mehrverwerthung des Liters Milch um nur 1 ₰ der Erzeugungspreis des Stallmistes wesentlich verbilligt werden kann; wir stehen nach gegenwärtiger Marktlage für Molkereiproducte eher vor einer Erhöhung als einer Herabsetzung der Preise der Erzeugnisse unserer Viehhaltungen; die letzten mehr trocknen als nassen Jahre haben namentlich in den Viehzuchtdistricten tiefe Lücken im Viehbestand zurückgelassen, wir gehen einer quantitav schlechten Kartoffelernte entgegen bei hohen Getreidepreisen, da ist an ein Sinken der Rente der Viehwirthschaften nicht zu denken; im Gegentheil wer auch in schlechter Zeit alten bewährten Wirthschaftsprincipien treu der Viehzucht, wo sie wegen günstigen Futterbaues eine Stelle im Wirthschaftsbetrieb beanspruchen muß, auch unter momentanen Opfern ihre Rechte erhalten hat, der kann jetzt die wohlverdienten Früchte solches Ausharrens ernten. So sehr wir die Vorzüge der Gründüngung überall da unbedingt anerkennen und schätzen, wo Klima, Bodenbeschaffenheit und Marktlage zusammen weder sicheren Futterbau noch wohlfeile Fütterung und Stallmistproduction gestatten, ebenso sehr möchten wir vor einer Verallgemeinerung solchen Wirthschaftsbetriebes aus nur genannten landwirthschaftlichen und volkswirthschaftlichen Gründen warnen, namentlich den mittleren und kleineren Landwirth, der ohne fremde, hochbezahlte Arbeitskräfte, mit der eigenen Familie, viel wohlfeiler Viehzuch treiben kann als der auf fremde Hände angewiesene Großgrundbesitz. Trotzdem soll den anregenden Ausführungen des Verfassers, soweit dieselben auf eigne Erfahrungen gestützt sind, ihr Werth nicht abgesprochen werden, er will ja selbst sein Verfahren zunächst noch localisiren, und das ist stets anerkennenswerth, um so mehr wenn man dabei landläufige Ansichten bekämpfen muß. Vom Standpunkt des Schriftstellers nun müssen wir uns entschieden gegen die, wenn auch noch so geistreichen, aber unmotivirten Abschweifungen vom Thema, das Hineinschieben ganzer Sätze in fremder Sprache, die Anwendung dichterischer Ergüsse und Citate auf rein praktische landwirthschaftliche Deductionen aussprechen. So lange der Verfasser als Humorist für ein landwirthschaftliches Feuilleton schreibt, ist ihm dies erlaubt; soll seine Arbeit einen ernsteren fachwissenschaftlichen Charakter haben, dann dürfen Humor und Satire nicht so derb aufgetragen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besondere, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 110. Sonnabend, den 13. September 1890.

Ueber wissenschaftliche Denkweise.

Von Dr. Otto Zacharias.

Die Popularisirung wissenschaftlicher Ergebnisse wird heutzutage außerordentlich eifrig betrieben. Insbesondere sind es die Errungenschaften der Naturforschung, die Neuigkeiten aus den chemischen, physiologischen und zoologischen Laboratorien, welche vom gebildeten Publicum gern entgegengenommen werden. Damit aber dergleichen Mittheilungen Nutzen stiften, ist es unbedingt erforderlich, daß in den für weitere Kreise bestimmten Aufsätzen auch etwas von dem Geiste zu spüren sei, der die moderne Forschung durchweht und welchem allein sie ihre staunenswerthen, von Niemand bestrittenen Erfolge (in jedem einzelnen Fache) verdankt. Nichts ist aber weniger allgemein verbreitet als wissenschaftliche Denkweise. Eine große Anzahl von Menschen ist überhaupt nicht im Stande, von persönlichen Neigungen und Abneigungen zu abstrahiren. Sie machen ihr eigenes — oft sehr beschränktes — „Ich" zum Maßstabe aller Dinge, und sind somit ganz außer Stande, irgend etwas richtig und vorurtheilsfrei zu betrachten. Derartige Individuen sind von Haus aus für alles Wissenschaftliche verloren; sie können weder beobachten, noch Schlüsse ziehen und ihr Gespräch charakterisirt sich als ein zusammenhangsloses Aneinanderreihen von Thatsachen.

Im Gegensatz hierzu besteht das wissenschaftliche Denken in der consequenten Zurückführung gegebener Wirkungen auf ihre Ursachen: unter der unerschütterlichen Voraussetzung, daß die Kette der Causalität nirgends in der Welt abreißt. Richtige Beobachtung muß natürlich mit dieser Geistesthätigkeit Hand in Hand (oder ihr voraus) gehen. Nur auf diesem Wege gelangt man zu klaren Schlußfolgerungen und positiven Wahrheiten, welche den Wissensschatz der Allgemeinheit bereichern. Durch die nämliche Methode kommt man gelegentlich auch zu der Ueberzeugung, daß der zwischen zwei Erscheinungen vorausgesetzte Zusammenhang nicht existirt, und auch das ist ein Ergebniß von Werth, insofern es uns vor weiteren Irrthümern bewahrt. Der Forscher sucht lediglich die Wahrheit um ihrer selbst willen. Auf Grund seiner Beobachtungsreihen bildet er sich eine Hypothese, d. h. er construirt sich einen muthmaßlichen Zusammenhang zwischen gewissen Gruppen von Dingen, den er durch fortgesetzte Beobachtung oder durch das Experiment zu erhärten bestrebt ist. Gelingt der Nachweis, so ist der Wissenstrieb für diesen Fall befriedigt; mißlingt er, so ist die aufgewandte Mühe gleichfalls nicht umsonst, weil nunmehr eine irrthümliche Voraussetzung berichtigt worden ist.

Erfahrungen solcher Art stärken in uns die Fähigkeit zur Resignation auch bezüglich anderer Gebiete des menschlichen Handelns, so daß eine Rückwirkung der Forscherthätigkeit auf die Charakterbildung nicht in Abrede zu stellen ist. Bei Abschätzung des Werthes der Naturwissenschaft für den erziehlichen Unterricht der Jugend hat man diesen Punkt viel zu wenig berücksichtigt. Das blos historische und gedächtnißmäßig erworbene Wissen bläht leicht auf, während die activ, d. h. durch Beobachtung und selbständiges Denken gewonnene Einsicht tolerant macht, insofern der Betreffende dabei aus eigener Erfahrung inne wird, wie leicht man auch beim besten Willen die Spur der Wahrheit verfehlen kann. Kein anderer Unterrichtsgegenstand vermag das zu leisten; nicht einmal die Mathematik. Letztere bildet aber trotzdem ein hochwichtiges Correctiv gegen die Einseitigkeit des höheren Schulunterrichts, der bei schwächeren Geistern vielfach die Wirkung hat, daß die Fähigkeit, logisch zu denken, eine starke Beeinträchtigung erfährt. Oberstudienrath Dr. C. Dillmann in Stuttgart hat unlängst in einer bemerkenswerthen Abhandlung*) eine Lanze zu Gunsten der mathematischen Schulung der Jugend gebrochen, indem er unter Anderem (und im Hinblick auf den vorwiegend philologischen Unterricht) sagt: „Wer seine Sinne planmäßig übt, wer sich zum Bedürfniß gemacht hat, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, wer durch mathematische Betrachtungsweise darauf geführt und daran gewöhnt ist, den Kern einer Erscheinung ins Auge zu fassen und denselben auf die begriffliche Form des rechnungsmäßigen Ausdrucks, der mathematischen Gleichung zu bringen, der sieht und erkennt, daß Alles, was die Welt der Erscheinungen zu einem unstät wogenden Meere macht, nur der Oberfläche angehört, daß aber hinter dieser wechselnden Bewegung, in dem Spiele der Wellen selbst, ein unveränderlicher Inhalt in unantastbarer Gediegenheit sich verbirgt, aus dessen Schooße die Fluth der Erscheinungen hervorbricht, wie das Blatt und die Frucht aus dem Keime."

In der That können wir mit dem Verfasser der eben citirten Schrift die wissenschaftliche Denkweise am kürzesten und treffendsten charakterisiren, wenn wir sagen, daß sie in dem Vermögen bestehe, immer rasch das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Sein vom Scheine zu unterscheiden. Damit soll jedoch keineswegs die Behauptung ausgesprochen werden, daß sich ein derartiger Sinn für das Richtige stets nur bei Gelehrten und speciell bei Naturforschern vorfinden müsse. Wer sich in seiner nächsten Umgebung aufmerksam umsieht, wird vielmehr die Entdeckung machen, daß es viele Kaufleute und Handwerker giebt, welche schärfer und folgerichtiger zu urtheilen im Stande sind, als mancher, der sich auf seine „akademische Bildung" etwas zu Gute thut. Heutzutage, wo die Bücherläden für Jedermann zugänglich sind, wo durch Vorlesungen in Vereinen dafür Sorge getragen wird, daß auch der Laie mit den neuesten Fortschritten auf allen Gebieten bekannt wird — in heutiger Zeit kann jeder begabte Mensch sich eine wissenschaftliche Denkweise, resp. Bildung aneignen, auch ohne daß er „auf Schulen" gewesen ist. Es giebt kein Privilegium in dieser Hinsicht mehr. Dies gilt auch von der Erwerbung technischer Fertigkeiten, sofern dieselben keinen allzugroßen instrumentellen Apparat benöthigen. Giebt es doch jetzt da und dort Amateur-Photographen, die bei weitem bessere Bilder herstellen, als mancher „Lichtbildner" von Profession! —

Aber dieses neue Geschlecht von wirklich Gebildeten (im Gegensatz zum Troß der Halbwisser) verdankt sein Aufkommen hauptsächlich mit der Popularisirung des Naturwissens. Dieses wirft seinen erhellenden Schein auf alle Gebiete des Wollens, Könnens und Glaubens, und Niemand kann sich diesem mächtigen Einflusse entziehen, auch wenn er der Fachwissenschaft als solcher vollkommen fernsteht.

Nothwendig freilich ist es, daß man sich bei allem freudigen Enthusiasmus über diesen Umschwung der Dinge gleichzeitig klar vergegenwärtigt, was die Wissenschaft (und insbesondere die Naturforschung) ihrem Wesen nach leisten kann, und was nicht. Ein Mißverständniß hierüber müßte ihre guten Wirkungen auf

*) C. Dillmann: Die Mathematik als Fackelträgerin einer neuen Zeit. 1889.

den Volksgeist zum Theil wieder aufheben, und das Gespenst des überhandnehmenden Materialismus wieder heraufbeschwören. Für die Fachkreise bedarf es natürlich einer derartigen Klarstellung der Grenzen menschlicher Forscherthätigkeit nicht, wohl aber für das wiß- und lernbegierige Publicum, welches häufig exoltirte Hoffnungen auf den ferneren Fortschritt der Wissenschaft setzt. Die wenigsten Menschen, welche das Wort „Materialismus“ im Munde führen, haben einen rechten Begriff davon, was es bedeutet. In der Wissenschaft bezeichnet man damit den Versuch, alle Veränderungen an den Dingen — gleichviel ob dieselben lebendig oder unbelebt sind — auf die Eigenschaften des den Raum erfüllenden Stoffes (= Moterie) zurückzuführen. Sehen wir z. B., daß Blei bei einer gewissen Temperatur schmilzt, sodaß aus dem bisher fest gewesenen Körper ein tropfbar-flüssiger wird, so nehmen wir nicht an, es sei ein Wunder geschehen, sondern wir erklären uns den veränderten Zustand des Metalles aus der mit der Temperatur eintretenden größeren Beweglichkeit der kleinsten Theile (Molecüle) desselben. Niemand von uns hat zwar ein solches Molecül gesehen, aber wir sind zur hypothetischen Annahme derartiger Massentheilchen gezwungen, um den ursächlichen Zusommenhang zwischen den zwei Erscheinungen des festen und des flüssigen Bleies herzustellen. Dies ist eine „materialistische“ Erklärung des Vorganges, den wir an einer in einem Blechlöffel liegenden Flintenkugel, die wir stark erhitzten, beobachtet haben. Zu diesem Behufe änderten wir unseren alltäglichen Begriff vom Stoff, daß er etwas continuirlich den Raum Erfüllendes sei, dahin ab, daß er aus kleinsten (beweglichen) Massentheilchen bestehe, welche bei steigender Temperatur eine große Verschiebbarkeit zeigen. Flüssige Körper sind dann im Gegensatz zu festen solche, bei denen eine größere Beweglichkeit der Molecüle auch schon ohne Wärmezufuhr statt hat.

Niemand findet in einer solchen Anwendung des materialistischen Princips eine Gefährdung des Glaubens oder der Moral, weil es sich dabei um ein todtes Stück Blei und nicht um einen lebenden Menschen handelt. Erst wenn der Mensch in das Bereich der Naturforschung gezogen und die Frage aufgeworfen wird, ob unser Empfinden und Denken gleichfalls als Wirkungen moterieller Ursachen zu betrachten seien — erst dann erhebt sich der Streit, und bittere Worte werden in der Debatte zwischen den „Materialisten“ und Jenen, die sich im Gegensatz dazu „Spiritualisten“ nennen, gewechselt. Im Grunde haben aber beide Parteien Unrecht, denn die Wahrheit liegt weder auf dieser noch auf jener Seite. Ueber diesen wichtigen Punkt müssen wir uns vollständig klar werden. Zunächst erwäge man Folgendes: Jene Atome und Molecüle, in welche wir die den Raum erfüllende Moterie (der Vorstellung nach) auflösen, um den Causalzusammenhang zwischen verschiedenen Erscheinungen herzustellen, besitzen keine Objectivität in demselben Sinne wie die Vorgänge, zu deren Erklärung sie herangezogen werden. Es sind vielmehr bloße Symbole, mit denen wir im Denken operiren, nicht Wesen, die wir bei fortgesetzter Analyse des Wirklichen thatsächlich anzutreffen hoffen können. Sie dienen zwar dazu, die wechselnden Zustände der materiellen Dinge mit einander zu verknüpfen, aber sie sind ganz unvermögend, jene andere Welt von Erscheinungen begreiflicher zu machen, die nur dem inneren Sinn wahrnehmbar sind. Hier reißt der Faden der mechonischen Verursachung, die im Gebiete des Stoffes ausnahmslos giltig ist, plötzlich ab. Es giebt keine Brücke, welche zwischen molecularen oder Atom-Bewegungen in der Substanz des Gehirns und irgend einem Bewußtseinszustande — einer Empfindung oder einem Gedanken — geschlogen werden könnte. Es ist der Grundirrthum aller rein materialistischen Weltanschauungen, doß sie einen derartigen Uebergong für möglich halten. Nüchtern denkende Naturforscher sind sich aber längst darüber klar geworden, daß hier eine Kluft besteht, die wir bei der gegenwärtigen Verfassung unserer Persönlichkeit niemals überschreiten können. Zwischen den materiellen Erzitterungen einer Stimmgabel und dem dadurch in uns hervorgerufenen Tone besteht kein continuirlicher Umsatz von Bewegung und Kraft, den wir hypothetisch zu verfolgen oder provisorisch zu construiren vermöchten. Unser Wesen zerfällt, wie Kant das classisch auseinandergesetzt hat, in das Vermögen zu sinnlicher Anschauung und in die Fähigkeit, solche Anschauungen denkend zu verknüpfen. Wir müßten uns also über unsere eigene menschliche Natur hinaus erheben können, wenn es uns möglich sein sollte, diesen Dualismus zu überbrücken. Dazu würde unbedingt ein drittes Vermögen erforderlich sein, welches uns gestattete, Geistiges und Körperliches unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zu betrachten; etwa so, wie wir jetzt Licht und Elektricität als Bewegungsvorgänge des Aethers auffassen, nachdem wir durch neuere Forschungen wissen, daß die längeren Wellen jenes Mediums den elektrischen Erscheinungen zu Grunde liegen und die kürzeren den optischen. Einen solchen Standpunkt können wir aber bei der einmal gegebenen Einrichtung des Menschenwesens hinsichtlich unserer selbst nicht einnehmen, und so bleibt das Bewußtsein, resp. das, was wir Geist oder Seele nennen, für das naturwissenschaftliche Denken absolut unbegreiflich.

Wer sich diese Sachlage begreiflich gemacht hat, dem kann kein Materialismus mehr etwas anhaben, und es gehört mit zu einer wirklich wissenschoftlichen Denkweise, die Grenze zu kennen, jenseits welcher die Freiheit des geistigen Lebens beginnt, ohne Rücksicht auf das Wirkliche im engeren Sinne. Wie der Körper, so hat auch der Geist specifische Bedürfnisse, welche befriedigt sein wollen, ohne daß die Wissenschaft ein Wort mit drein zu sprechen hat. Poesie (Kunst) und Religion sind in erster Linie dazu da, um jenen Ansprüchen entgegen zu kommen, und hierüber läßt sich verstandesmäßig mit Niemand rechten. Die mechanische Weltanschauung hat auf idealem Gebiet keine Giltigkeit mehr; hier waltet eine Verknüpfung der Gedanken, die tiefinnerlichen und unabweisbaren Gemüthsbedürfnissen entspricht. In musterhafter Weise hat sich über diesen hochwichtigen Punkt ein Mann ausgesprochen, dem man zutrauen darf, daß er das Recht der Wissenschaft nicht verkümmert zu sehen wünscht, nämlich Friedrich Albert Lange, der geistvolle Verfasser der „Geschichte des Materialismus“, jenes herrlichen Buches, welches mon in jedem Jahre wenigstens ein Mal lesen sollte.*) Mit Recht betont Prof. Lange, daß das Weltall, wie wir es naturwissenschaftlich erfassen, uns ebensowenig begeistern könne, wie die buchstabirte Ilias. Erst wenn wir uns die universale Wirklichkeit als Einheit vorstellen, als ein belebtes und geordnetes Ganze — erst dann gelangen wir zu einer befriedigenden und idealen Auffassung desselben. Eine derartige „Idee“ schwebt jedem Naturforscher bei seinen Arbeiten vor, wenn er es auch nicht ausdrücklich der Welt in seinen Publicationen verkündet. Ohne die Vorstellung eines durchgängigen, einheitlichen Princips, welches dem Weltganzen leitend innewohnt, würde es gar keinen Sinn haben, von Naturgesetzen und fortschreitender Entwickelung zu sprechen. Dieses ist nur möglich, wenn wir ein im Ganzen zweckmäßiges Walten voraussetzen, dem auf religiösem Boden der Begriff eines allmächtigen, allweisen und allgütigen Gottes entspricht, wie ihn die Frommen zu allen Zeiten der Geschichte gläubig verehrt haben.

Ob die nothwendigerweise in vieler Hinsicht vermenschlichte (anthropomorphe) Vorstellung von einem allumfassenden Leiter und Erhalter der Welt geeignet ist, Anlaß zu philosophisch-kritischen Bemerkungen zu geben, darauf kommt es gar nicht an. Es wäre eine gar zu billige Gelegenheit, hierbei und hieran seinen Scharfsinn zeigen zu wollen. Jede Idee, also ouch die eines Gottes, vermag die Wahrheit nur annähernd, d. h. symbolisch darzustellen. Aber wir schauen und denken über das Symbol hinaus und sind uns dabei des Umstandes bewußt, daß nicht blos unser Wissen, sondern auch unser gläubiges Dafürhalten Stückwerk ist. Wer diesen Standpunkt ehrlich einnimmt, wird stets zur Toleranz geneigt sein und niemals über religiöse Dinge streiten. Wer umgekehrt verfährt, bekundet domit nur einen beklagenswerthen Mangel an Einsicht in einer sehr wichtigen Angelegenheit.

Zu wirklichem Geistes- und Herzensfrieden kann die Menschheit nur gelangen, wenn die hohe Bedeutung von Poesie, Kunst und Religion neben der Wissenschaft voll onerkonnt wird, und wenn auf Grund dieser Erkenntniß der Widerstreit zwischen unseren Verstandes- und Gemüthsbedürfnissen aufrichtig versöhnt wird. Derselbe Albert Lange, dessen ausgezeichnete philosophische Würdigung der materialistischen Theorien (von Demokrit bis Büchner) wir nicht genug bewundern können, thut am Schlusse (S. 844) seines classischen Werkes in Bezug auf die Frage, die wir soeben erörterten, folgenden goldenen Ausspruch: „Wer will eine Messe von Palestrina widerlegen oder wer will die Madonna Raphael's des Irrthums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem

*) Prof. F. A. Lange: Geschichte des Moterialismus. Zweite Auflage. Iserlohn, J. Baedeker, 1873.

Schauer des Erhabenen zittert. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschens durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das Ganze lenkt, jene Lehren, die uns befehlen, mit den Hungrigen das Brod zu theilen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden nicht verschwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstande eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinne die Befriedigung immer wachsender Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen."

Ich betrachte es als ein Zeichen von echt wissenschaftlicher Denkweise, wenn Jemand sich auf die Höhe eines solchen Standpunktes zu erheben vermag.

Die Bildnißsammlung der Zwickauer Rathsschulbibliothek in ihrer Beziehung zu sächsischen Persönlichkeiten.

Von Diac. Lic. Dr. **Buchwald** in Zwickau.

Einer der verdientesten Rectoren der Zwickauer „Schleifmühle" war M. Christian Clodius, welcher nach 38jähriger Verwaltung des Zwickauer Rectorates 84 Jahre alt am 13. Juni 1778 starb. Unter seiner verständnißvollen und zielbewußten Leitung gelangte die Schule zu neuer Blüthe: über 900 Schüler gehörten ihr an. Insbesondere war Clodius auch auf die Ordnung, Katalogisirung und Vermehrung der Bibliothek bedacht. Ferner lieferte er in mehreren Schulprogrammen wissenschaftliche Arbeiten zur Förderung der Zwickauer Stadtgeschichte. Dem Sammelfleiße des Rectors Clodius verdankt die Zwickauer Rathsschulbibliothek auch eine werthvolle, über 2000 Nummern zählende Collection von Bildnissen, bis auf wenige in Kupfer gestochen. Es ist nach häufigeren Bemerkungen in dieser Sammlung zu vermuthen, daß Clodius einige seiner Freunde, welche sich für die bildnerische Kunst interessirten, zum Mitsammeln anzuspornen wußte, so z. B. den Reinsdorfer Pfarrer M. Müller und den Pastor zu St. Moritz in Zwickau, M. Michael Kyber. In des Letzteren Familie hat sich übrigens bis auf diese Zeit das Interesse an der Malerei erhalten. Dreizehn Großfoliobände enthalten die Clodius'sche Sammlung und zwar in folgender Weise geordnet: Bd. 1: Päpste, Cardinäle, Bischöfe, Aebte, römisch-katholische Theologen; Bd. 2: Rechtsgelehrte; Bd. 3: Alchymisten und Aerzte; Bd. 4: Historiker, Musiker, Dichter, Kaufleute, Künstler; Bd. 5: Frauen; Bd. 6: Kaiser, Könige, Fürsten; Bd. 7: Reformirte Theologen: Bd. 8: Hohe Staatsbeamte; Bd. 9 und 11: Lutherische Theologen; Bd. 10: Kriegsleute; Bd. 12: Polyhistoren, Rectoren u. s. w.; Bd. 13: Philosophen und Mathematiker.

Wie sich erwarten läßt, machen die Bildnisse, welche sächsische Landsleute darstellen, einen großen Theil dieser Sammlung aus und geben ein lebendiges Bild zu den gleichfalls in der Zwickauer Bibliothek erhaltenen bez. Leichenpredigten und Lebensläufen.

Unter den in der Zwickauer Sammlung uns vorgeführten Persönlichkeiten findet sich ein gut Theil des seiner Zeit mit dem Hofe in näherer Beziehung stehenden sächsischen Adels. Aus dem Geschlechte der Schönberg begegnet uns der Geheime Rath Adam Friedrich (gest. 6. März 1707) mit seinen beiden Frauen Agnes (geb. 19. Sept. 1647, gest. 22. Febr. 1693) und Eleonore geb. v. Ende (geb. 17. Febr. 1658, gest. 8. Sept. 1702), Hans Dietrich auf Thammenhain, Gelenau, Thum, Niederzwönitz und Lauterbach († 1741) und der wirkliche Geheime Rath Johann Friedrich. Aus dem freiherrlichen Geschlechte v. Friesen finden wir Otto Heinrich auf Rötha, Geheimen Rath und Kanzler († 1736), Christian August, königl. poln. und kurf. sächs. Generallieutenant der Infanterie, und die mit Nikolaus v. Gersdorf auf Barut vermählte Henriette Katharina. Ferner nennen wir Friedrich Ernst Graf v. Solms-Tecklenburg auf Münzenberg, Wildenfels und Sonnenwalde, kaiserl. Rath und Präsident des kaiserl. Kammergerichts zu Wetzlar, den Kanzler, Kreishauptmann und Ober-Kriegscommissar Georg Rudolf v. Lüttichau auf Stauchitz, Roschkowitz, Voigtshain und Kattnitz, den Kammerherrn Hans Georg v. Arnimb auf Planitz, Voigtsgrün u. s. w., Wolff Jahn v. Milckau, „königl. poln. Rittmeister, auch Sr. Hochfürstl. Eminenz des Hrn. Cardinals von Sachsen-Zeitz Stallmeister", den Geh. Cabinetsminister Friedrich Vitzthum v. Eckstädt, den Oberconsistorialpräsident Christian Gottlieb Graf v. Holtzendorf, Wolff Caspar v. Klengel auf Nauendorf, Weißig, Groß- und Kleinröhrsdorf, „kurf. sächs. Generalwachtmeister, Obercommandant derer Residenzfestungen Neu- und Alt-Dresden, auch Sonnenstein, Obrister über sämmtliche Artillerie und Oberinspector derer Fortifikation- und Civilgebäude".

Zahlreich sind in der Zwickauer Sammlung auch die erzgebirgischen Hammerherren vertreten. Unter ihnen finden wir den Erb- und Hammerherrn auf Tannenbergsthal Johann Wilhelm Baumann, dem der Taltitzer Pfarrer M. Nikolaus Zürner folgende Verse widmet:

Schön zeigt ein Künstler hier Herrn Baumann's Bildniß an,
Noch schöner ist sein Ruhm bei Vielen in dem Leben,
Am schönsten wäre wohl und Allen recht gethan,
Wenn man ihm wiederum sein Leben könnte geben.

Auch Baumann's Sohn Gabriel Baumann, „besungen" von M. Gottlieb Huth, Pfarrer in Grünstädtel, steht im Bilde vor uns. Desgl. u. A. der Rechtsgelehrte Friedrich Gottschald, Hammerherr zum Wildenthal und Muldenhammer, dessen Lob der Schönburgische Leibarzt Dr. med. David Lichtenhahn in den Worten singt:

Hier, Leser, siehest du das wahre Conterfei
Von einem braven Mann und Kunst- und Tugendsohn,
Von dem mit Ruhm man sagt, daß er gewesen sei
Des Erzgebirges Zierd und Vaterlandes Kron.

Auch von sächsischen Kaufleuten, Buchdruckern und Buchhändlern ließe sich Mancher, den unsere Sammlung im Bilde enthält, nennen. Von berühmten Musikern führen wir nur den Dresdner Hoforganisten Adam Krieger, den Dresdner Kapellmeister Heinrich Schütz und den in einem vorzüglichen Großfoliostiche vorgestellten Georg Friedrich Händel an.

Von den Gelehrten Sachsens sind in der Zwickauer Sammlung insbesondere die Professoren der Universität Leipzig zahlreich vertreten. Aber auch andere Gelehrte stellen sich uns im Bilde vor. So der 1495 in Leisnig geborene, in Rochlitz erzogene Astronom Petrus Apianus, der berühmte Lehrer Karl's V., die Freiberger Rectoren M. Samuel Moller († 1747) und M. Joh. Gottlieb Bidermann, der Chemnitzer Rector Adam Siber, der Leipziger Polyhistor Caspar v. Barth mit seinem Zwickauer Freunde M. Christian Daum. In zwei Bildeen ist der berühmte Orientalist Johann Zechendorf in Zwickau vertreten, dreifach der Afrarector M. Theophilus Grabener († 1730). Wir erblicken ferner den verdienten Christian Schöttgen, Rector der Kreuzschule zu Dresden, und die beiden Rectoren zu St. Thomä in Leipzig M. Georg Kramer und Joh. Heinrich Ernesti.

Am zahlreichsten finden wir Bilder sächsischen Geistlichen seit der Reformationszeit und es dürfte wohl nicht schwer sein, für diese und jene Gemeinde mit Hilfe der Zwickauer Sammlung eine fast vollständige Reihe der Bilder ihrer Hirten zu geben. Von den sächsischen Oberhofpredigern begegnen uns Matthias Hoë von Hoënegg (1613—1645), Jakob Weller v. Molsdorf (1645—1665), Martin Geier (1665—1681), Johann Andreas Lucius (1681—1686), Philipp Jakob Spener (1686 bis 1691), Gottlob Friedrich Seligmann (1707—1709), Heinrich Pipping (1709—1723), Johann Christian Bucke (1723—1724), von Dresdner Superintendenten Theophilus Glaser (1592—1603), Christoph Bulaus (1657—1678), Christoph Schrader (1692—1709), Valentin Ernst Löscher (1709—1749), ebenso eine stattliche Reihe anderer Dresdner Geistlichen. Vier Bilder finden sich von dem am 21. Mai 1726 „in seinem Hause meuchelmörderischer Weise mit sechs Wunden hingerichteten" M. Hermann Joachim Hahn, Diaconus an der Kreuzkirche. Eines dieser Bilder trägt die Unterschrift:

So weit hat's Satanas mit seinem Grimm gebracht,
Daß er mit Morden sich an Gottesdiener macht.
Der theure Gottesmann, der sich in Lehr und Leben
Zum Fürbild dargestellt, kann ein Exempel geben.

Denn diesen muntern Hahn riß eines Mörders Hand
Von seinen Küchlein weg, aus seinem Amt und Stand.
Doch nunmehr trägt er als Märtyrer die Krone,
Die Gott ihm aufgesetzt, zum ew'gen Gnadenlohne.

Auch die Leipziger Geistlichkeit nimmt in unserer Sammlung einen weiten Raum ein. Es seien hier nur genannt die Superintendenten Johann Pfeffinger (1542—1573), Heinrich Salmuth (1573—1576), Georg Weinrich (1594—1617), Vincenz Schmuck (1617—1628), Johann Höpner (1633—1646), Christian Lange (1646—1657), Johann Hülsemann (1657

bis 1661), Martin Geier (1661—1665), Samuel Lange (1665—1667), Thomas Ittig (1698—1710), Johann Dornfeld (1710—1721).

Während von diesen hervorragenden Persönlichkeiten Bilder auch anderwärts vorhanden sind, dürften eine Reihe anderer vielleicht zu Seltenheiten gehören, wenn nicht gar allein in unserer Sammlung zu finden sein. So enthält diese z. B. ein Bild des ersten evangelischen Predigers von Zittau, M. Laurentius Heidenreich (geb. 1480, gest. 12. November 1557). Sonst nennen wir noch als im Bilde vorhanden: den Grimmaer Superintendent D. Johann Friedrich Mayer, welcher bereits mit 28 Jahren sein Ehrenamt antrat. Von ihm sind drei Bilder vorhanden. Das erste zeigt den jugendlichen Superintendenten und trägt die Unterschrift:

Dieß ist der liebe Mann, in den sich hat verliebet,
Wer ihn nur angesehn, dem sich zu Dienst ergiebet,
Wer ihn nur angehört. Das stumme Schattenbild
Ist selbst mit Lieblichkeit bis oben angefüllt.
Was wird er selber thun? Er nähret Christi Glieder,
Er sorget für sein Amt und baut die Kirchen wieder.
Er segnet unser Volk, ganz Grimma solches preist
Und seine Dankbarkeit im Kupferblatte weist.

Ein anderes Bild, nach dem Gemälde von Joh. Joach. Pfeiffer von Leon. Heckenauer gestochen, stellt Mayer als Generalsuperintendenten von Pommern dar. Von Zwickauer Superintendenten finden wir Veit Wolfrum (1583—1627), Laurentius Andreä (1627—1633), Gottfried Siegismund Peißker (1660—1678), Caspar Löscher (1679—1688), Christian Gotthilf Blumberg (1700—1735). Letzterem widmet sein gleichfalls in der Sammlung dargestellter Archidiaconus Gotthard Schuster die Verse:

Hier wird der theure Mann und weit berühmte Lehrer
Herr Blumberg durch die Hand des Künstlers dargestellt.
Er heißt mit gutem Recht ein Himmelreichsvermehrer,
Weil lauter Blumenkraft von seinen Lippen fällt.

Wir nennen schließlich noch D. Matthias Zimmermann, 1662—1690 Superintendent in Meißen, D. Johann Avenarius (Habermann), 1697—1714 Superintendent in Plauen, die Freiberger Ephoren D. Sebastian Gottfried Starcke (1653—1671), Christian Lehmann (1697—1724) und Christian Friedrich Wilisch (1724—1759), den Bornaer Superintendent Johann Philipp Oheim (1676—1698), die Pfarrer von Schneeberg Benjamin Heyde (1675—1683) und Johann Joachim Thönniker (1703—1736), den Archidiaconus in Pirna Johann Quirsfeld (1679—1686), den der Bibliothekar der Leipziger Universitätsbibliothek, Lic. Joachim Feller aus Zwickau mit den Versen erhebt:

War in dem Gotteshaus ein treuer Knecht zu finden,
Sowohl mit Mund als Schrift, so war es dieser Mann.
Denn wie er seinem Gott war treulich zugethan,
So führt er seine Heerd auch treulich ab von Sünden.
Jetzt hat er nach dem Tod ein schönes Lob zu Lohn
Und dort als treuer Knecht von Gott die Lebenskron.

Endlich begegnen uns noch Geistliche aus Frankenberg, Frankenstein, Wermsdorf, Burgstädt, Annaberg, Weesenstein, Waldheim, Bautzen, Döbeln, Olbersdorf, Meuselwitz u. a. O.

Wie bereits im Eingange erwähnt, enthält die Zwickauer Sammlung auch einen Band weiblicher Bildnisse. Eine Kaufmannsfrau Barbara Baumgartin geb. Kretschmerin (geb. 1658, gest. 1731) wird uns mit den Versen vorgestellt:

Hier steht ein Exemplar rechtschaffner Kaufmannsfrauen.
In Liebe war ihr Kauf und ihr Verkauf in Treu.
Doch setzte sie nur blos auf Jesum ihr Vertrauen.
Der ist ihr Hauptprofit: so folget keine Reu.
Und ob gleich ihrer viel von ihr nicht wenig erben,
So siehet sie gleichwohl kein einges gerne sterben.

Der Leipziger Professor D. Johann Benedikt Carpzov begleitet das Bild seiner am 12. Mai 1694 gestorbenen Gattin Anna Kunigunde geb. Göringin mit folgenden Worten:

Mein allerliebster Schatz, du Hälfte meiner Seelen,
Nicht einmal hast du mich dein Lebenlang betrübt.
Wie kannst du mich denn jetzt in deinem Tode quälen?
Ich werde Tag und Nacht mit Thränen wohlgeübt.
Ich denk' an deine Treu, an so viel Tugendstücke,
Damit der reiche Gott dich reichlich ausgeziert,
An deine Frömmigkeit, an deine Liebesblicke,
Die du, mein frommer Schatz, zu Gott und mir geführt,
Du warest allezeit im Leiden meine Freude,
Mein Trost in Traurigkeit, in Freuden meine Lust,
Mein Herz fand jederzeit an dir die beste Weide,
Mein Herz, dein Herz Ein Herz, wie jedermann bewußt.
Ich kann dir's nimmermehr, mein treuer Schatz, vertohnen,
Was du an mir gethan, doch trau es sicherlich,
Gott, der die Gottesfurcht belohnt mit Ehrenkronen,
Der wird's an meiner Statt vergelten ewiglich.

Diese Zeilen mögen genügen, Freunde sächsischer Localgeschichte auf die werthvolle Zwickauer Bildnißsammlung aufmerksam zu machen. Vielleicht findet sich in einem der Hefte des Zwickauer Alterthumsvereins Raum, ein Verzeichniß der dort aufbewahrten Bildnisse sächsischer Persönlichkeiten weiteren Kreisen zu bieten.

Bücherbesprechungen.

W. L. Bericht Sr. Excellenz des Finanzministers von Portugal, Senhor Joao Ferreira Franco Pinto Castello Branco. Den Cortes vorgelegt am 19. Mai 1890. Frankfurt a./M. Heinrich Emden, Trutz 43. 1890. — Hr. Emden versendet — wie der Prospect mittheilt — gratis und franco an solche, die sich für portugiesische Finanzen interessiren, die von ihm übersetzte Budgetrede des portugiesischen Finanzministers. Durch Lectüre derselben wird das Verständniß der Maßregeln erleichtert, welche — wie die Zeitungen melden — gegenwärtig in Portugal ergriffen werden, um das entbehrte Gleichgewicht des Staatshaushalts herbeizuführen. Die Budgetrede des portugiesischen Finanzministers unterscheidet sich von der in Deutschland üblichen durch die große Breite, mit welcher allgemeine Betrachtungen über Nützlichkeit und Schädlichkeit der Steuern überhaupt angestellt werden. Diese Umständlichkeit macht es nicht ganz leicht, zu den wesentlichen Einzelheiten durchzudringen. Der Finanzminister steht einem Deficit von 3 407 029 Milreis gegenüber. Dies Deficit scheint erheblich durch die militärischen Mehrausgaben beeinflußt zu sein, welche infolge des englisch-portugiesischen Conflictes für nothwendig erachtet wurden. Um das Deficit zu decken, nimmt der Finanzminister erstens eine Verminderung der Staatsausgaben in Aussicht, zweitens erwartet er eine gegenüber dem Voranschlage günstigere Isteinnahme aus mehreren Einnahmezweigen. Drittens schlägt er eine Erhöhung der Steuern vor und zwar im Einzelnen folgende Maßregeln: a) eine 6%ige Zuschlagssteuer auf die bisherigen Steuern, b) eine lucrativere Ausbeutung — auf dem Wege der Verpachtung — des staatlichen Tabakmonopols, mit dem verschiedentlich in Portugal experimentirt worden ist, c) eine einheitliche Umgestaltung der bestehenden Tonnengelder, Ankergelder u. s. w. Das Bestreben, durch eine Steuerreform die finanzielle Lage dauernd zu befestigen, ist gewiß anerkennenswerth. Wie weit sich aber gerade die vom gegenwärtigen portugiesischen Finanzminister angeregten Steuerreform-Maßregeln erfolgreich zeigen werden, bleibt abzuwarten. Um ein sicheres Urtheil zu ermöglichen, liegen nicht genug specialisirte Angaben vor.

G. Os.— Gartenlaube(n)-Kalender für das Jahr 1891. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. LVI, 152 S. 8°. Preis: 1 ℳ. — Die Vorzüge des Gartenlaubenkalenders können als allgemein bekannt gelten. Der reiche, mannigfache Inhalt und die hübsche, saubere Ausstattung haben ihm seit seinem erstmaligen Erscheinen viele Freunde gewonnen. Der vorliegende Jahrgang entspricht, was Form und Inhalt anlangt, durchaus seinen Vorgängern. Das eigentliche Kalendarium ist ungemein reich und orientirt über alles mögliche Wissenswerthe, beigegeben sind recht brauchbare statistische Notizen und eine Zusammenstellung der wichtigsten Post- und Telegraphenbestimmungen. Der unterhaltende Theil enthält hübsche kleine Erzählungen von W. Heimburg, Joachim v. Dürow und Hans Arnold, Gedichte von Ohorn u. A., einen Rückblick auf die Ereignisse des vergangenen Jahres von Schmidt-Weißenfels, ferner allerhand Blätter und Blüthen, Rathschläge für die Gesundheitspflege und eine polytechnische Umschau. Welcher Art die unterhaltenden Beiträge sind, brauchen wir nicht näher auseinander zu setzen. Ist doch die „Gartenlaubengeschichte“ geradezu eine Sonderart in der heutigen Aesthetik geworden. Die Uebersicht über die Jahresereignisse ist mit einer bewunderswerthen Unparteilichkeit geschrieben, nur hat sich der Verfasser nicht versagen können, die Conservativen des preußischen Herrenhauses „Junkerpartei“ zu nennen. Das ist aber die einzige Erinnerung an frühere Zeiten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 111. Dienstag, den 16. September 1890.

Lessing's „Nathan der Weise“ als Verherrlichung des Christenthums.

Von Gustav Portig.

Das Schiller'sche, auf Kant bezügliche Distichon: „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun“, erfährt seine Berechtigung fortwährend auf allen Gebieten der Literatur. Eins der schlagendsten Beispiele für die Wahrheit jenes Ausspruchs ist die Thatsache, daß über drei große Dramen geradezu ganze Bibliotheken zusammengeschrieben worden sind: über Shakespeare's Hamlet, Goethe's Faust und Lessing's Nathan. Diese Erscheinung erklärt sich zunächst aus der Schwerverständlichkeit des Dramas überhaupt. Einerseits muß ein jedes höhere Stück auf einer bestimmten Weltanschauung ruhen, und andererseits darf dieselbe gar nicht unmittelbar ausgedrückt werden: eine Enthüllung und Bekräftigung von letzten treibenden Gedanken durch Handlung gleicht oft einer Verhüllung. Nun ist es selbstverständlich ungleich leichter, solche tragende Gedanken logisch in Prosa zu entwickeln, als dieselben aus den Worten und Handlungen lebendiger Menschen herausscheinen zu lassen. Im günstigsten Falle kann ein Dichter immer nur einen Ausschnitt seiner Weltanschauung durch die symbolisirende Handlung seines Dramas zur Anschauung bringen; deshalb darf man selbst die bedeutendste Tragödie nicht zu einem dramatischen Universalevangelium aufbauschen. Goethe und Lessing haben die Schwierigkeit ihrer Aufgabe andeuten wollen, indem sie den beiden genannten Werken die Aufschrift „dramatisches Gedicht“ verliehen. Ein solches braucht vermeintlich nicht das streng architektonische Gefüge und die organische Entwicklung einer thatenreichen Handlung aufzuweisen, wie die wirkliche Tragödie und das mustergiltige Schauspiel. Gleichwohl behält auch das dramatische Gedicht noch genug von dem Lapidarstil des eigentlichen Dramas übrig, um die Lösung von Problemen gar sehr zu erschweren: die durchsichtige Breite, Schärfe und Klarheit einer edlen Prosa wirkt in solchen Fällen mehr als die Schlagkraft des dramatischen Stils. Je bedeutender ein wirkliches Drama ist, um so mehr ist es ein unwillkürliches Spiegelbild seiner hervorragendsten Gestalten selbst: jeder Mensch läßt sich um so weniger mit Worten erschöpfen, je größer er ist.

Wenn man nun dem bahnbrechenden großen Dramatiker zugestehen muß, daß er in seinem Nathan Stellung nimmt zu einer überaus schwierigen Frage, und er gleichwohl die Gestalten dieses dramatischen Gedichtes nicht zu bloßen Einkleidungen von Lehren oder Richtungen herabgedrückt hat, so liegt darin ein hohes Lob. Allerdings hat Lessing ebenso einseitig den Schwerpunkt seiner dramatischen Gemälde in die Zeichnung verlegt, wie Gluck in der Musik und die an Carstens sich anschließende Schule in der Malerei, trotzdem offenbaren seine Charaktere viel feine realistische Züge: sie sind nicht Schatten, sondern leibhaftige Menschen, aber freilich in solchen Umrissen, daß gerade die Lessing'schen Personen am schwersten auf der Bühne darzustellen sind. Darum muß gerade bei ihnen die literarisch-ästhetische Auslegung dem Schauspieler und dem Leser vorarbeiten.

Bekanntlich sind in der Erklärung von Shakespeare's Hamlet und Goethe's Faust die Geister bis heute hart auf einander geplatzt; am meisten aber gilt von Lessing's Nathan das Wort: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Auf der einen Seite haben Juden und Judengenossen dieses Drama bis über die Sterne erhoben und dieses „Evangelium der Toleranz und Humanität“ gefeiert als das künstlerisch-philosophisch vollendetste Bekenntniß der Bekenntnißlosigkeit; auf der anderen Seite haben die Theologen aller irgendwie positiven Richtungen Lessing bald mehr, bald weniger verurtheilt, als habe er, der protestantische Pfarrerssohn, das Judenthum verherrlicht auf Kosten des Christenthums, und ein über allen geschichtlichen Religionen hinausliegendes, in einem Juden verkörpertes neues Evangelium gepredigt. Beide Parteien haben den Nathan zu einem Tendenzdrama gemacht; geradezu in das Komische schlägt aber das Vorurtheil um, wenn der Philosoph Dühring die jüdische Abkunft Lessing's nachzuweisen versuchte. Wenn Lessing aus seinem Streit mit Goeze die äußere Veranlassung entnahm, einen längst fertigen dramatischen Entwurf nunmehr auszuführen; wenn er dabei die Absicht gehabt, in seinem Werke auch Toleranz zu predigen, so sind diese Umstände noch lange nicht hinreichend, um ihm eine Tendenz im Sinne seiner Vergötterer und Gegner unterzuschieben. So wie Schiller's Don Carlos kein Tendenzdrama genannt werden kann, obwohl die Ideen der Freiheit und Humanität seine Angelpunkte sind, so wenig auch Lessing's Nathan. Eine eindringende Prüfung des Stückes ergiebt vielmehr, daß der Nathan in ästhetischer Beziehung von hohem Werthe und in religiöser Beziehung eine sehr bemerkenswerthe indirecte Verherrlichung des Christenthums ist.

Um den Beweis für diese Auffassung des Stückes führen zu können, muß man vor allen Dingen des ganzen Lessing mächtig sein; des Dichters, des Kritikers, des Theologen, des Philosophen. Aus all diesen Zügen entsteht das Charakterbild Lessing's als desjenigen deutschen Classikers, welcher das Höchste in der Klarheit des Denkens und des sprachlichen Ausdrucks erreichte. Klarheit bedeutet viel mehr als die bloße Deutlichkeit und Allgemeinverständlichkeit; die an die besten griechischen Götterstatuen erinnernde Lessing'sche Klarheit ist hervorgegangen aus einer Wiedergeburt der Vernunft und darum auch der Sprache. Für Lessing ist die Wahrheit (als Gegenstand der Vernunft) Gewissenssache und Substanz seines inneren Menschen: er ruht nicht, bis er klar sieht. Gewiß entspricht dieser Stärke auch seine Schwäche: Lessing betont mehr das Ringen um die Wahrheit als das Ruhen in der Wahrheit; er genießt zu wenig die Kraft und den Frieden der wahren Freiheit, meint zuweilen die Wahrheit in geistreich zugespitzte Sätze und Gegensätze einspannen zu können, ist größer in der Dialektik als in der Speculation, theoretisirt zu viel als reiner Stubengelehrter. Dies Alles zugegeben, müssen wir doch entschieden behaupten: es ist ein Vergehen, den Lessing, dieses Muster aller Klarheit, in zwei getrennte Hälften zerreißen zu wollen. Das thun aber alle die Ausleger, welche den Dichter des Nathan aus allem Zusammenhange mit dem Theologen und Philosophen der prosaischen Schriften loslösen. Man darf doch nicht vergessen, daß Lessing seinen Nathan und seine Streitschriften als ein innerlich ausgereifter, sich selbst gleichbleibender Denker schrieb. Zweifellos muß der Nathan in erster Linie aus sich selbst erklärt werden und erklärt werden können, wenn er ein Kunstwerk sein soll; gegenüber aber aller unberechtigten Verhimmelung und Bemäkelung dieses Gedichtes ist es Pflicht, von dem leitenden Gesichtspunkte auszugehen: ein Mann wie Lessing kann unmöglich in seinen Werken einer doppelten Buchführung gehuldigt haben.

Es sei gestattet, aus Lessing's prosaischen Schriften nur einige Beispiele anzuführen und im Uebrigen auf das weitere

Studium derselben zu verweisen. In der Abhandlung „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ kommen folgende Stellen vor: „Gott wählte sich zum Gegenstande seiner Erziehung das ungeschliffenste, das verwildertste Volk, um mit ihm ganz von vorn anfangen zu können. Dieses Volk, welches so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, war nur einer Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen fähig. Moses war *nur* an das israelitische und zwar an das *damalige* israelitische Volk gesendet (!). Ein besserer Pädagog mußte kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam, er ward der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Die innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen *und* praktisch zu üben, war ihm allein (!) vorbehalten.“ Aehnlich wird noch Lessing „der Mensch (Lessing gebraucht tiefbedeutsam den Singular!) das Gute einst thun (in der Periode des neuen ewigen Evangeliums), weil es gut ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind“. In der Vorrede zu dem Fragment des Ungenannten „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“ sagt er: „Diejenigen Religionen (Confessionen) mögen sich schämen, welche die Verheißung ihres göttlichen (!) Lehrers haben, daß seine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden soll, und einfältig genug glauben, daß dies nicht anders geschehen könne, als wenn sie die Pforten der Hölle überwältigen!“ In seinem Kampfe gegen Reimarus tritt Lessing mit glänzendem Scharfsinn dafür ein, daß die Thatsache der Auferstehung als solche feststehen müsse trotz aller Widersprüche der Evangelisten in nebensächlichen Einzeldingen; ja, noch mehr! Lessing sucht die ungemein schwierigen Lehren von der Erbsünde, von der Genugthuung durch Christi Erlösertod, von der Dreieinigkeit philosophisch zu begründen und dadurch zu retten. In dem Fragment „Von Duldung der Deisten“ sagt Lessing: „Unsere Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen, und doch geduldet sein. Das ist ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer den Namen des Herrn lästerte, so ward er ohne Barmherzigkeit gesteinigt.“ „Wir sind Christen, biblische Christen, vernünftige Christen! Den wollen wir sehen, der *unser* Christenthum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden Vernunft überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften der Freigeister zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph *unserer* Religion vermehren.“

Im Angesicht dieser und ähnlicher Stellen würde ich eher an meiner Fähigkeit, den Nathan völlig zutreffend auszulegen, zweifeln, als das Wagniß unternehmen, den Dichter Lessing und den Denker Lessing in Widerspruch miteinander zu setzen. Vergessen wir doch nicht, daß Lessing nach *heutigen* Begriffen von Juden und Judengenossen zu den orthodoxen Christen, genauer zu dem linken Centrum derselben gezählt werden muß. Lessing war ein Todfeind des sogenannten gesunden Menschenverstandes, er haßte die Phrase des liberalen Durchschnittsphilisters und bekämpfte auf das Schärfste jeden Liberalismus, welcher nur aus sittlicher Trägheit, aus Schwäche des Denkens, aus Menschendienerei entstand. Der große Schüler und Geistesverwandte eines Leibniz, der Mann, welcher nur die alte verknöcherte Inspirationslehre bekämpfte, die Bibel selbst aber hoch hielt und das neue Testament nach der „Glaubenslehre“ der vier ersten Jahrhunderte ausgelegt wissen wollte; der freimüthige Denker, welcher die liberale Theologie seiner Zeit als Mistjauche bezeichnete, während die alte Orthodoxie nur unreines Wasser sei: derselbe Mann soll sich in seinem Nathan ins Angesicht geschlagen haben? Allerdings wollte Lessing „die lutherischen Päpstlein lieber mit dem wirklichen Papst vertauschen“ — und das würde unter Umständen Luther selbst gethan haben; aber er hat auch das vernichtende, noch heute anwendbare Wort gesprochen: „Ich verachte unsere neumodischen (liberalen) Geistlichen noch mehr, weil sie Theologen viel zu wenig und Philosophen noch lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren würden, als die Orthodoxen jemals gethan haben.“

Man kümmere sich doch nicht an einzelne Stellen aus Lessing's Briefen, sondern schaue alle hierher gehörigen Bemerkungen zur geistigen Einheit zusammen. Obendrein muß das Wirthschaften mit Privatäußerungen großer Männer auf das Schärfste verurtheilt werden; wir haben die sittliche Verpflichtung, mindestens in erster Linie an die der Oeffentlichkeit von den Verfassern selbst übergebenen Werke und Aeußerungen uns zu halten, nicht aber an deren vertrauliche, mehr oder weniger zufällige, leicht hingeworfene Bemerkungen. Gegen diese sittliche Forderung fehlen jene Theologen, welche sich immer wieder steifen auf die bekannte Briefstelle (Lessing schreibt am 11. August 1778 an seinen Bruder): „Ich will den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen, als noch mit zehn Fragmenten.“ Hiermit *muß* nach allen Regeln der Auslegungskunst zusammengehalten werden, was Lessing an seinen Verleger schreibt: „Die Theologen *aller* geoffenbarten Religionen (also doch auch die Rabbiner!) werden innerlich auf mein Stück schimpfen.“ Die heutigen Theologen sollten übrigens doch wissen, daß der Offenbarungsbegriff zu Lessing's Zeiten hölzern war im Vergleich zum heutigen, und daß Lessing *jene* Vorstellungen seiner Zeit von „göttlicher Offenbarung“ bekämpfte. Weiter möchten sie sich doch erinnern an die Worte des oben angezogenen Briefes: „Ich habe vor vielen Jahren (!) einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit den gegenwärtigen (Goeze'schen) Streitigkeiten hat.“ Also Plan und Ideengang des Nathan sind ihm als ein dichterisch selbständiges Ganze, nicht als Tendenzstück entstanden. Lessing hat ausdrücklich erklärt, daß mit dem Nathan sein Freund Moses Mendelssohn, mit dem Patriarchen der Hauptpastor Goeze *nicht* gemeint sei. Gleichwohl wird ihm bis auf den heutigen Tag eine solche Verwechselung der Personen untergeschoben! Endlich schreibt er an Elise Reimarus, daß er nach dem Nathan für seine alte Kanzel (das Theater) noch ein anderes Stück schreiben wolle, „den frommen Samariter als ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Erfindung des Herrn Jesu Christi“. Im Angesicht solcher Stellen sollte man doch sehr vorsichtig sein, über Lessing's Nathan den Stab zu brechen, oder umgekehrt das Stück als ein widerchristliches auszubeuten.

Ebenso ist es undenkbar, daß der Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie und mehrerer Musterdramen nicht gewußt habe, wie weit die Freiheit des dramatischen Dichters gegenüber der Geschichte reiche. In der Vorrede zu seinem Nathan giebt Lessing selbst die Erklärung, warum er sein Stück in das Mittelalter verlegt habe. Gerade in den Zeiten der Kreuzzüge sei der Nachtheil der geoffenbarten Religionen am auffallendsten hervorgetreten, weil sich alle drei Religionen unter einander bekämpften mit den Mitteln der Gewalt. Damals seien übrigens Juden und Muselmänner die einzigen Gelehrten gewesen. Da Lessing zu sehr geneigt ist, das Wesen der Religion in eine Summe von übernatürlich mitgetheilten Geboten und Lehren zu setzen, so darf und muß er folgerecht von solch einem Standpunkte aus Toleranz predigen. Auch kann man ihm zugestehen, daß ein mittelalterlicher jerusalemischer Jude eher noch als ein nordischer Christ das Gleichniß von den drei Ringen zu kennen und zu verwerthen vermochte. Daß aber der ausgezeichnete Kenner der Gesetze des Dramas einen mittelalterlichen Juden zu einem völlig geschichtslosen Idealmenschen emporgeschraubt habe, ist eine unzulässige Annahme. Lessing hat denn doch wohl wie irgend Einer den Unterschied des Mittelalters vom 18. und 19. Jahrhundert gekannt. Allerdings hat er die Personen und die Handlung des Nathan in diejenige ideale Sphäre gerückt, welche das höhere Drama theils zuläßt, theils fordert. Er hat die Hauptperson mit vollendeter Meisterschaft ausgestattet durch eine Reihe von individuellen Zügen, welche durchaus nicht über den Rahmen eines mittelalterlichen edlen Juden hinausgehen. Er hat ihn versetzt nach Jerusalem, wo einestheils die glänzendsten Erinnerungen des jüdischen Volkes zusammliefen, anderntheils das unmittelbare Aufeinanderstoßen der drei Religionen einen gebildeten Juden zur Erweiterung seines Gesichtskreises förmlich nöthigte. Endlich hat Lessing mit großer Kunst nur *einen* Juden in seinem dramatischen Gedicht angebracht, während er das Christenthum auf vier Träger vertheilt. Ein Jude, welcher *als* Jude den Nathan noch überragt hätte, war unmöglich; eine Wiederholung desselben Charakterbildes war unzulässig; ein Stockjude als Nebenfigur hätte unwillkürlich den Eindruck des Helden gemindert. Im Begriff der Hauptperson eines Dramas liegt es schon, daß sie nur einmal im Stücke vorkommt, daß sie weder ein Anhängsel und Bruchtheil, noch auch das Gegentheil ihres Charakters verträgt. Gegensätze sind in einem Drama nur möglich bei den Personen zweiten und dritten Ranges, welche die Hauptperson umgeben. Lessing durfte also das Wesen des Christenthums und des Islam in

mehreren Figuren zur Erscheinung bringen, das Ideal aber eines mittelalterlichen Juden konnte er nur einmal aufstellen.

Uebrigens sind die Vertreter des Muhamedanismus im Stücke nur Spielarten einer und derselben Gattung, und besitzen deshalb die größte Familienähnlichkeit. Unter den Christen hingegen erscheinen nicht blos verschiedene Richtungen, sondern sogar die größten Gegensätze. Darin liegt nicht eine Zurücksetzung, sondern eine Erhöhung des Christenthums über die beiden anderen Religionen. Die Abstände vom Ideal können im Christenthum nur darum so groß, beziehentlich die größten sein, weil eben das Christenthum sowohl das höchste Ideal hinstellt als auch desselben mächtig ist. Das Christenthum ist so umfassend, so tief und schwer, daß es meistens nur in Bruchstücken zur Erscheinung kommen kann, daß es der Verkennung und Entstellung viel mehr ausgesetzt ist, als die anderen Religionen. Das mittelalterliche Judenthum konnte wohl unter ganz besonderen Bedingungen das Ideal eines alttestamentlichen Juden heraorbringen, nicht aber die Verkörperungen von vier Hauptrichtungen, wie das Christenthum in unserem Stück.

Die dramatische Meisterschaft Lessing's zeigt sich auch in der Art, wie er die literarische Quelle der Parabel von den drei Ringen (das Decamerone des Boccaccio) völlig frei verwerthet. Robert Boxberger glaubt zur Erklärung des Nathan sehr viel beigetragen zu haben, indem er die Erfindung jenes Gleichnisses auf die Buddhisten zurückführt. Gesetzt, Lessing hätte die von Boxberger aufgespürte Quelle gekannt, so würde dadurch die geniale Selbständigkeit des Dichters nicht um ein Haar vermindert. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die Unzulänglichkeit der blos literargeschichtlichen Erklärung von Dramen hinweisen. Insbesondere die Scherer'sche Schule liebt es, den Mangel an ästhetischem Geist hinter allerlei gelehrtem Wissen zu verbergen. Da schleppen die Herren so viele geschichtliche, örtliche und sonstige entferntere oder nähere Beziehungen zusammen, daß man gar nicht begreift, warum sich denn nicht die Buchstaben von selbst zum Goethe'schen Faust, zum Lessing'schen Nathan, zum Schiller'schen Wallenstein rc. zusammengefunden haben. Wären die großen Dichter so verzweifeltt gescheidt gewesen, wie jene Sorte ihrer Erklärer, so hätten sie mühelos bei einer Pfeise und einer Tasse Mokka beliebige Ragouts von Anderer Schmaus zusammenbrauen können!

Der Inhalt von Lessing's Quelle ist zu charakteristisch, als daß wir denselben hier ganz übergehen dürften. Im Decamerone des Boccaccio will der Sultan Saladin dem wucherischen Juden Melchisedek sein Geld mit List abnehmen, deshalb sucht er denselben zu verwickeln durch die peinliche Frage, welche von den drei Religionen die allein wahre sei. Da erzählt der Jude von einem reichen Manne, welcher einen kostbaren Ring auf seine Nachkommen vererben wollte. Er ordnete an, daß derjenige Sohn als Familienhaupt zu gelten habe, welchem er den Ring vermachen würde. So wanderte der Ring von Geschlecht zu Geschlecht, bis er an den Besitzer von drei gleich liebenswürdigen und tugendhaften Söhnen kam, deren jeder den Ring begehrte. Der Vater, ebenso schlau wie Jakob, Joseph u. A., ließ heimlich noch zwei zu dem ersten völlig gleiche Ringe machen und spielte auf dem Sterbebette Komödie, indem er jedem Sohne heimlich einen der drei Ringe als den vermeintlich echten übergab. Nach dem Tode des Vaters entstand natürlich unter den drei Brüdern ein heftiger Streit, aber der echte Ring war nicht mehr zu unterscheiden. Ebenso glaube jede der drei Religionen, ihre Offenbarung unmittelbar von Gott empfangen zu haben, aber die Echtheit einer jeden sei eben so unerweislich, wie diejenige des ursprünglichen Ringes. Melchisedek erbietet sich nach dieser Erzählung sofort freiwillig, dem Sultan Geld zu geben, und wird wegen seiner pfiffigen Unverfrorenheit zum Bankhalter ernannt.

Hier ist also stillschweigend vorausgesetzt, daß das Judenthum der echte Ring sei, welchem die Herrschaft über Christenthum und Islam gebühre. Trotz der bewiesenen Schlauheit fängt sich doch der Jude in seiner eigenen Schlinge, denn wenn ein geschickter Goldschmied beliebig zwei Ringe nachmachen kann, warum nicht auch fünf oder zehn? Sind aber die drei Ringe wirklich nicht von einander zu unterscheiden, so müssen auch die Juden beliebig Christen oder Türken werden können und umgekehrt. Ein Chamäleon kann bekanntlich, ohne sich selbst aufzugeben, in allen Farben schillern; ob auch ein Jude? In solchem Falle würde Lessing durchaus nicht verlangen, daß an der zähesten und intolerantesten Nation der Erde diejenige schrankenlose Toleranz geübt werde, wie sie heutzutage allgemein von Juden und Judengenossen verlangt wird. Lessing hat nur solchen Juden gegenüber Toleranz gepredigt, welche vom Geiste des Nathan sind; erfaßt man das Charakterbild des Nathan richtig, dann ist allerdings die Verschmelzung mit solchen Juden im Sinne des Protestantismus vollkommen berechtigt. Nur vergesse man nicht, daß Lessing von ganz anderen Voraussetzungen aus Toleranz verlangt hat, als sie heutzutage für uns vorliegen; er hatte die Probe auf das Exempel noch gar nicht machen können, so wie wir, und deshalb sind diejenigen im Unrecht, welche Lessing als Deckmantel für ihr halb offenes, halb verborgenes Streben nach Oberherrschaft benutzen.

Da auf Grund von Lessing's Nathan immer und immer wieder von und für intolerante Kreise eine uneingeschränkte Toleranz verlangt worden ist, so müssen wir noch zu dem ungemein schwierigen Problem der Toleranz Stellung nehmen. Gerade das deutsche Volk hat von jeher zahlreiche überschwängliche Köpfe gehegt, welche um so mehr für abgezogene Begriffe und allgemeine Sätze schwärmten, je weniger sie sich dabei zu denken brauchten. Viele Deutsche könnten sich die Nordamerikaner zum Vorbilde nehmen, welche trotz ihrer republicanischen Verfassung doch rücksichtslos diejenigen fremden Elemente ausschließen oder einschränken, welche die Grundlagen des Gemeinwesens untergraben. Es ist ferner viel leichter, bei einem Zweckessen, in einem Zeitungsartikel oder Schulprogramm für „Toleranz" sich zu begeistern, als im wirklichen Leben die jeweilig richtigen Grenzen und Dämme gegen gefährliche Elemente zu ziehen; auf dem Boden der Praxis stoßen nun einmal die realen Mächte viel härter aufeinander als die Gedanken in den Köpfen der Weltbeglücker. In dem Zeitalter des Weltbürgerthums, da Lessing lebte, kannte man weder eine factisch bestehende Gleichberechtigung aller „steuerzahlenden" Staatsbürger, noch auch das ungeheuer gestiegene Selbstbewußtsein der Nationalitäten, warin wir jetzt stehen. Vor 120 Jahren war es allerdings eine Pflicht und obendrein eine sehr leicht zu erfüllende, literarisch für Toleranz einzutreten; heut zu Tage aber ist es unendlich schwer, die in dem gewaltigen Durcheinanderfluthen der Religionen, Confessionen und Natianalitäten grundsätzlich zu übende Verträglichkeit doch nicht bis zur Selbstaufgebung der wichtigsten staatserhaltenden Factoren entarten zu lassen. Wir sind leider dahin gelangt, daß die allgemeine geistige Unterströmung in unserem Volksleben die Einschränkung einer zu weit getriebenen Toleranz verlangt; keineswegs aber sind sich alle Kreise unseres Volkes darüber klar, daß jenem Wunsche nur zum geringsten Theil durch die Gesetzgebung Rechnung getragen werden könnte, sandern am meisten durch stillschweigenden, gemeinsamen Widerstand, durch treues Zusammenhalten derselben Elemente, durch Pflege aller wahren Bildung des Geistes und Charakters. Nur diese Bildung befähigt uns, die Grenzen zu ziehen zwischen gesunder Toleranz und schwächlicher Selbstopferung, zwischen echter Humanität und blosem Humanitätsdusel.

Gegenüber allem blinden Eifer und vorschneller Zerstörungswuth, gegenüber allem geistlichen Hochmuth und unbewußter Heuchelei, gegenüber aller Bornirtheit unter Katholiken wie Protestanten, Orthodoxen und Liberalen, gegenüber endlich aller christlichen wie jüdischen Anmaßung ist und bleibt die Toleranz eine herrliche Tugend. Nur vergesse man nicht, daß sie doch immer nur eine negative Tugend, nur eine Form ist, in welcher Jemand indirect für die Wahrheit wirken kann. Toleranz geht nicht hervor aus Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit, welche meint, daß der Gott dieser Welt, der allmächtige „Fortschritt" mit Naturnothwendigkeit schon alles Weitere von selbst besorgen werde. Toleranz ist vielmehr das liebende Ertragen eines schwächeren durch einen stärkeren Geist, es ist die durch die Beschränktheit der menschlichen Einzelkräfte geforderte Verträglichkeit gegenüber anderen Kräften, es ist die praktisch geübte höhere Gerechtigkeit und Billigkeit, welche noch über die allgemeinen Bestimmungen einer Gesetzgebung oder eines religiösen Bekenntnisses hinausliegt. Die Toleranz ist aber nur so lange möglich, als der Geduldete auf demselben Boden der sittlich-religiösen Grundanschauungen steht wie die Mehrheit der Toleranz Uebenden. Die echte Toleranz behandelt keineswegs die religiösen Ueberzeugungen als etwas Nebensächliches für den Staat oder den Einzelnen; sie vergiebt der Wahrheit als solcher durchaus nichts und hütet sie treu als ein schwer errungenes Gut.

Nun ist es Lessing gar nicht eingefallen, die heutzutage so aft geforderte schrankenlose Toleranz zu verlangen. Er hat nicht geträumt, geschweige denn öffentlich geredet von gesetzgeberischen

Acten, durch welche ein christlicher, jüdischer oder muhamedanischer Staat die Rechte anderer Religionen und Rassen festsetzen soll; Lessing tritt nur ein für das, was wir heutzutage Cultusfreiheit und Verträglichkeit der Einzelnen untereinander nennen würden. Die Frage, welche Religion als höchste Gottesoffenbarung zu gelten habe und darum am sichersten zur Seligkeit führe, wirft er weder direct noch indirect in seinem Nathan auf und kann deshalb auch gar nicht Stellung zu ihr nehmen. Er verherrlicht durchaus nicht das Judenthum auf Kosten des Christenthums; er scheidet vielmehr ganz ausdrücklich und möglichst eindringlich den Nathan des übrigen Stückes von dem Erzähler der Parabel, läßt aber den Nathan mit einem Gottes- und Gesetzesbegriff operiren, welcher positiv wie negativ über sich selbst hinausweist und zum evangelischen Christenthum führt.

Was nun Lessing's Stellung zum Judenthum betrifft, so war seine Toleranz eine sehr leicht zu übende, weil Moses Mendelssohn einestheils ein edler, in seiner Weise frommer Mensch war, anderntheils aber seinem Freunde Lessing sich geistig unterordnete. Ganz anders liegen die Dinge heutzutage. Wir stehen vor der Thatsache, daß noch immer wie einst in Palästina der Gegensatz zwischen dem „Knecht Gottes“ als dem kleinen Kern des Volkes und der großen Masse so groß ist, wie vielleicht in keinem andern Volke. Das Judenthum geberdet sich mehr denn je als weltgeschichtliches Princip und entfaltet sich insofern als eins der schwierigsten geschichtlichen Probleme. Alle besonnenen Juden erkennen an, daß ihr Volk die zäheste Nationalität der Menschheit besitze; sie sind sich über die schlechten Eigenschaften ihrer Rasse noch klarer als wir Christen. Nun kann man es entschuldigen, wenn sie um gewisser Dogmen willen den Uebertritt zum Christenthum scheuen; sie würdigen aber nicht genug, daß unsere Väter alle Güter des Christenthums überhaupt wie des Protestantismus insbesondere unter den größten Opfern erwoeben haben. Kommt es nicht dahin, daß sich die edelsten Elemente der Juden mit den edelsten Elementen unter uns verbinden, um gemeinsam nicht blos eine äußerliche Verschmelzung, sondern eine innere Umwandlung herbeizuführen, so verfehlt unsere Toleranz ihr Ziel. Wenn wir schon nicht von Rom aus beherrscht sein, so wollen wir noch weniger ein neues Jerusalem unter uns haben. Das geheime Streben des Judenthums nach Oberherrschaft über uns wird früher oder später einen Rückschlag üben gegen die Juden selbst, wenn sie es nicht rechtzeitig zu einer „Wiedergeburt“ ihres innersten geistigen Menschen bringen. Dem „Israel“ unter den Juden können wir freudig die Bruderhand reichen; hingegen das specifisch jüdische Wesen bekämpfen wir an Juden wie an Christen. Selbst da aber bleibt noch der Unterschied, daß die christliche moderne Weltanschauung dieses „jüdische Wesen“ im Princip immer wieder richtet und verwirft, auch wenn einzelne christliche Personen, Parteien oder Stände demselben verfallen sind. Die edleren Juden **können** den Germanen ein ausgezeichnetes Ferment sein; aber nur dann, wenn sie mindestens dem Lessing'schen Nathan ähnlich sind. Dessen Charakterbild zu zeichnen wird nunmehr unsere Aufgabe sein.

Bücherbesprechungen.

□ **In Stille und Sturm.** Erfahrungen aus dem ersten Jahrzehnt meiner Amtsführung von **R. Moeller.** Gotha, Fr. A. Perthes. — Dieses Stück Selbstbiographie eines hervorragenden evangelischen Geistlichen, des bisherigen Generalsuperintendenten D. Moeller in Magdeburg, fesselt schon an sich als persönliches Lebens- und Amtsbild, das einen tiefen Blick hineinthun läßt in eine reiche innere Entwickelung und in ein edles Geistes- und Gemüthsleben und das nicht minder den Wechsel eines zuerst in idyllischer Stille und dann unter schweren Kämpfen, in Sturm und Drang mit großer Treue geführten Amtslebens in lebensvoller Anschaulichkeit vor Augen führt. Aber die Schrift hat nicht blos ein persönliches, sondern auch ein sachliches Interesse; es ist in derselben auch ein Stück Kirchengeschichte enthalten, das die Vertiefung der evangelischen Theologie in dem kirchlichen Bekenntnißgrund nach der Periode des Rationalismus zur Anschauung bringt und sodann in überaus beweglicher Weise die gewaltige Erregung durch die altlutherische Separation schildert.

△ Eine recht empfehlenswerthe Textausgabe des **Reichsgesetzes betreffend die Gewerbegerichte** vom 29. Juli 1890, mit Anmerkungen und alphabetischem Sachregister, insbesondere aber einer sachgemäßen, das Verständniß des Gesetzes gut vorbereitenden Einleitung aus der Feder des Rechtsanwaltes Dr. **Ludwig Hoffmann** in München, hat die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München soeben auf den Büchermarkt gebracht. Bekanntlich tritt der Haupttheil des Gesetzes am 1. April 1891 in Kraft. Die betheiligten Staats- und Gemeindeorgane haben daher nicht allzuviel Zeit zur Herstellung der zur Durchführung des Gesetzes erforderlichen Einrichtungen. Zunächst werden freilich die Bestimmungen der Centralbehörden darüber, welche Verbände als weitere Communalverbände im Sinne des Gesetzes anzusehen, von welchen Organen der Gemeinden und weiteren Communalverbände die Statuten über Errichtung von Gewerbegerichten zu beschließen sind, u. s. w. abzuwarten sein. Jedenfalls ist zu wünschen, daß von der Errichtung von Gewerbegerichten mehr Gebrauch gemacht werde, als dies in Bezug auf die gewerblichen Schiedsgerichte in Gemäßheit des §. 120a. der Gewerbeordnung der Fall gewesen ist. Ganz abgesehen von den Verhältnissen der Industriestädte unseres engeren Vaterlandes wird auch für die Bezirke einzelner Amtshauptmannschaften die Errichtung von Gewerbegerichten, falls die Bezirksverbände als weitere Communalverbände im Sinne des Gesetzes anzusehen sein sollten, kaum zu umgehen sein.

— **Physik und Chemie.** Gemeinverständliche Darstellungen der physikalischen und chemischen Erscheinungen in ihren Beziehungen zum praktischen Leben. Von Dr. **Alfred** Ritter v. **Urbanitzky** und Dr. S. **Zeisel.** Hartleben's Verlag, Wien. 1890. — Von diesem Lieferungswerke, dessen Erscheinen wir bereits in Nr. 97 dieser Beilage warm begrüßt haben, liegen jetzt 4 neue Hefte (Nr. 3, 4, 5 und 6) vor, die das Urtheil vollkommen rechtfertigen, welches wir schon über die ersten beiden gefällt haben. Wir haben es in der That hier mit einem im besten Sinne des Wortes **populären** Werke zu thun, dessen Ausführungen durchweg auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhen. Die Capitel **über die allgemeine Mechanik**, welche in den eben erschienenen Heften enthalten sind, legen von dem großen Geschick beider Herren Verfasser Zeugniß ab, verwickelte Fragen und Probleme in eleganter Manier zum Vortrag zu bringen und sie vor den Augen des Lesers (mittels trefflich beschriebener Experimente) zu lösen. Das ganze Werk ist auf etwa 35 Lieferungen berechnet, welche rasch nach einander fertig gestellt werden sollen. Jede derselben kostet nur 50 ₰. Die Abbildungen sind gute Holzschnitte. Z.

G. Oe.— **Deutscher National-Kalender für 1891.** Jahrbuch zur Pflege deutschen Volksthumes, herausgegeben von **Karl Pröll.** Berlin, Hans Lüstenöder. LXIV, 200 S. 8°. Preis: 1 ℳ. — Der Kalender will allen Bestrebungen, die auf Stärkung des deutschen Volksthumes, namentlich außerhalb der Reichsgrenzen, hinzielen, einen neuen Sammelpunkt geben. Wer deutsch denkt und für die Erhaltung und Stärkung des deutschen Volksthumes mit kämpft, wird von vornherein sein Erscheinen mit Freuden begrüßen, und diese Freude wird gesteigert, wenn er das hübsch ausgestattete Buch durchliest. Der Inhalt ist reich und mit wenigen Ausnahmen trefflich. Im Kalendarium werden deutsche Gedenkworte geboten, aus denen allmälig eine „deutsche Spruchbibel“ erwachsen soll. Der Anhang des Kalenders enthält Gedichte von Felix Dahn, Oskar Linke, Ernst Wechsler u. A., Aufsätze über den Schulverein, über das Deutschthum und die ihm dienenden Bestrebungen in Oesterreich, über den Bischof Teutsch, Hamerling, Brinz, über die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, über die baltische Frage, über den allgemeinen deutschen Sprachverein, deutsche Monatsnamen, Sprachrichtigkeit und österreichische Mundarten. Schon aus dieser unvollständigen Uebersicht wird man erkennen können, wie mannigfaltig der Inhalt dieses Jahrbuches ist. Die meisten Aufsätze sind kurz und knapp, maßvoll und gut geschrieben, nur Erwin Bauer's Ausführungen über die baltische Frage wollen uns nicht behagen. Am schwächsten sind die beiden Erzählungen. Tendenzgeschichten zu schreiben ist nicht leicht. Wenn die Farben so dick aufgetragen sind, wie bei der Zeichnung der böhmischen „Aninka“, dann wirken sie häßlich. Der Herausgeber sagt im Geleitworte, daß die Aufnahme, die der Kalender finden werde, entscheiden solle über die Fortführung des Versuches. Wir wünschen von Herzen, daß das Jahrbuch wiederkehren möge. Möge es allenthalben, wo die deutsche Zunge klingt, freundlich aufgenommen werden!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 112. Donnerstag, den 18. September. 1890.

Anfänge und Anklänge der Sage von der „weißen Frau" in der deutschen Volkssage, besonders der Schwansage.

Von W. v. L.

Wer die munteren Klänge der „Weißen Dame" gehört und den ernsten Weisen des Lohengrin gelauscht, wird wohl in der Musik dieser Opern ebenso wenig Verwandtschaft entdeckt haben, als in dem zu Grunde liegenden Texte; und doch knüpfen die dort behandelten bekannten Sagen an einen gemeinschaftlichen Sagenkreis an, dem auch das seiner Zeit beliebte „Donauweibchen", die „Undine" und der „Feensee" angehören, nämlich an die Schwansage.

Der unglückliche, ideale König Ludwig von Bayern hat zwar zumeist aus Begeisterung für Wagner's Musik, sowie für die ritterliche Gestalt Lohengrin's nicht blos es geliebt in stolzer Ritterrüstung von einem Schwane durch die Fluthen eines unterirdischen oder überirdischen Sees sich dahinziehen zu lassen und auch seine Burg Neuschwanstein mit Bildern aus diesem Theil der alten Schwansage geschmückt, — doch hatte bereits König Max als Kronprinz bei der von ihm unternommenen Erneuerung der alten Burg Hohenschwangau in derselben Bilder aus der Schwansage anbringen lassen, da nachweislich von Alters an den See des Schwangau am Lech die alte Sage von den badenden Jungfrauen mit weißem Schwanengewande geknüpft ist. Wie dort in den beiden Burgen die Sagen vom Schwanenritter und von den Schwanjungfrauen im Bilde bei einander stehen („Lohengrin" und „Feensee"), so berühren sich beide Sagenkreise nicht blos in der symbolischen Bedeutung des Schwans, sondern auch die Sage von der weißen Frau berührt sich mit jenen beiden: beide Reihen der Schwansage bieten uns bei Betrachtung des Ursprungs der Sage von der weißen Frau Anhalt; das weissagende, schicksalswaltende Wesen der weißen Frau, daß sie aus dem Todtenreich komme und dorthin besonders die Helden und Großen abberufe, daß sie aber auch hüte und bewahre, daß sie in weißer, schleierhafter Gestalt erscheine, für Alles haden wir in dem mit der Schwansage zusammenhängenden Sagenkreis Anknüpfungspunkte.

Wenn die weiße Frau das Schicksal verkündet, Heil oder Unheil, so findet sich ihr Urbild in den Schicksalsfrauen am Brunnen Urdharbrunnr unter der Weltesche. Die drei Schicksalsjungfrauen, die auch weißen Vögeln gleich auf dem Wasser schweben, bestimmen dem Menschen seine Lebenszeit, spinnen und weben sein Schicksal, es sind die drei Nornen, den drei Parzen entsprechend. Reminiscenzen daran mögen die Schicksalsschwestern im „Macbeth" sein. In einer frühen Sage wird erzählt, wie die des Nachts in die Burg tretenden Nornen dem Helden die Schicksalsfäden drehen. Dem neugeborenen Kinde schon nahen sie und fällen über dasselbe ihr Urtheil, bringen ihre Gaben mit, wabei oft, was die eine Günstiges verheißen, durch eine nachsalgende zum Theil wieder vereitelt wird, oder auch umgekehrt (vergl. das Märchen vom Dornröschen). Den schicksalsverkündenden weisen Frauen entsprechen die Feen der romanischen Völker, die auch von der Verkündigung des Schicksals (fatum) ihren Namen haben, bald aber überhaupt geisterhafte Frauen geworden sind; doch treten in den meisten Erzählungen drei Feen, wie drei Nornen auf.

Eine besondere Art van Schicksalsfrauen der deutschen Sagen sind die Walküren: ihr Beruf ist, der Schlacht vorzustehen, dieselbe zu leiten und die gefallenen Helden nach Walhall zu tragen, auch weissagen sie und bringen den Kämpfern Sieg oder Verderben. Ihre Verwandtschaft mit den Schicksalsgöttinnen, wenn auch die Walküren ihre besandere Bestimmung haben, erhellt schon daraus, daß die jüngste der Nornen Skuld auch als Walküre auftritt. Eine grauenvolle Sage führt die Walküren spinnend vor wie die Nornen, doch weben sie mit Gedärmen und blutigen Köpfen ein schrecklich Gewebe. Die Walküren ziehen über Land und Meer in leuchtender Rüstung auf leuchtenden Rossen, deren Mähnen befruchtenden Thau träufeln, durch die Lüfte reitend wie auf Flügelrossen, doch auch mit Schwanenfittichen und als Schwäne erscheinen sie. Wir finden das weiße Gewand der Schicksalsfrauen zuerst bei ihnen als Schwanenkleid; sie haben die Gabe, zu fliegen und zu schwimmen, sie können die Gestalt eines Schwanes annehmen, das Schwanenhemd aber auch nach Belieben wieder ablegen. So schwebt Kara in Schwanengestalt in der Schlacht über dem Haupt des geliebten Helgi, zugleich ihm als Schicksalsweib zum Siege verhelfend; als er aber weit aushalend den Schwan aus Versehen trifft, muß auch er selbst fallen.

Das Schwanengewand wird von den Jungfrauen, wenn sie baden, abgelegt, um es dann, wenn sie wieder davoneilen, wieder anzuthun; das Gewand wird durch eine Kette oder einen Reif (Schwanring) gehalten. Wenn die abgelegte Kleidung weggenommen wird, ist keine Wiederherstellung der verlassenen Gestalt möglich, wie das auch umgekehrt von den in Thiergestalt verwandelten Menschen im Märchen gilt. So sehen Wieland der Schmied und seine Brüder drei Schwäne am Seestrand sich niederlassen, dieselben legen ihre Schwanenhemden ab, baden und spinnen Flachs; es sind drei Walküren, sie spinnen die Geschicke der Schlacht. Wieland und seine Brüder bemächtigen sich der Schwanenhemden und bringen so die Jungfrauen in ihren Besitz, die jedoch nach sieben Jahren wieder zu ihrem höheren Berufe entfliehen. In anderen ähnlichen Sagen tritt, obwohl oft die Schwanengestalt bleibt, an Stelle des Schwanenhemds ein weißes Gewand überhaupt oder ein Schleier. So in der schon erwähnten Sage des Schwangau am Lech und des Schwanenteichs bei Zwickau (= Cygnavia von Cygnus der Schwan). Dort hatte sich einer von den sieben Schwaben, die zur Zeit Kaiser Albrecht's aus der Schlacht in einen Backofen entronnen waren, niedergelassen und, van einem Einsiedler belehrt, den Schleier einer solch weißbefiederten Jungfrau ergriffen und sie gezwungen, bei ihm zu bleiben (Musäus' Volksmärchen). Der Schwan auf dem See bei Köpenick ist eine „Prinzessin" und die Enzjungfrau pflegt sich in einen Schwan zu verwandeln. Auch von den Donauweibchen, die Hagen in den Nibelungen durch Wegnahme ihrer Gewänder zum Weissagen gezwungen, heißt es: „sie schwebten als die Vögel vor ihm auf der Fluth" und ihr Gewand wird als „wunderbar" bezeichnet. Wie aber Veleda bei den Bruktern wegen ihrer weissagenden Gabe fast göttliche Verehrung genoß und auch andere sterbliche Frauen den Nornen gleich als Schicksalsweiber galten, so läßt die Sage Jungfrauen königlichen Geschlechts selbst in die Schaar der Walküren aufgenommen werden, die

dann wie Kara, Swawa und Sigrun zugleich als Schutzgeister eines hervorragenden Geschlechts oder eines einzelnen Helden auftreten. Einen eben solchen Schutzgeist erkennen wir in dem Wünschelweib der Sage aam Ritter Staufenberg. Jene zu Walküren erhabenen Königstöchter und das Wünschelweib des Staufenbergers sind einerseits Adbilder der Schutzgeister Einzelner aber eines Geschlechts wie die Fylgien, die, dem Menschen aon Geburt an zugesellt, ihm erst dann sich zeigten, wenn sie von ihm gehen sollten, das heißt aor seinem Tode, andererseits sind jene schützenden Schwanjungfrauen und weißen Frauen zugleich Urbild der weißen Ahnfrau, deren Erscheinen einen Sterbefall im Geschlecht anzeigt und die also walkürenartig die Helden abruft.

Das erwähnte Wünschelweib schafft gleichermaßen das Geschick des Staufenbergers, indem sie auf seinen Wunsch erscheint, ihm jeden Wunsch erfüllt, aber ihm verdietet, eine Ehe einzugehen; als er dieses Verbot übertritt, zeigt sich beim Hochzeitsmahle ein schönes Bein aus der Decke heraus, dem Ritter sa seinen Tod aerkündend. Wenn auch dieses schöne Bein der Staufenberger Sage kaum auf einen Schwanenfuß schließen läßt (sa bei Grimm), so erinnert doch entschieden an die Schwanengestalt der Walküren und weisen weißen Frauen die gänsefüßige Königin, Bertha die Spinnerin mit dem Plattfuß, die sagenhafte Mutter Karl's des Großen, in der wir Reminiscenzen sowohl der Schwanjungfrauen, als auch der schicksalsspinnenden weisen Frauen vereint finden. „Es ist nicht mehr die Zeit, da Bertha spann" — diese heute noch in Frankreich sich findende sprüchwörtliche Redensart will andeuten, daß die alten guten Zeiten vorüber sind, wo die freundliche Ahnfrau ein gütiges Geschick spann. Eine ähnliche Sage aon einer weisen Ahnfrau überirdischen Wesens bietet auch das Valksmärchen von der böhmischen Fürstin, der schönen Libussa.

Auch Simrock erkennt in dem graßen Fuß der spinnenden Bertha den Schwanenfuß, jedoch nicht der Walküren überhaupt, sondern der Freyja. Wenn der Nachweis hierdurch erschwert wird, weil aon Freyja nicht dekannt ist, daß sie gleich den aus ihr erwachsenen Walküren Schwangestalt annimmt, sa bezieht sich genannter Forscher auf die Sage von der Schwanenkirche bei Carden an der Mosel, wo die Jungfrau Maria, die auch sonst an die Stelle der deutschen Frouwa zu treten pflegt, Schwanengestalt annimmt, um einen bei den Ungläubigen gefangenen Ritter über Land und Meer in die Heimath zu tragen. (Vgl. den Schwan, der den rettenden Ritter bringt.)

Zu den schicksalswaltenden weisen Frauen gehört auch Frau Holle (Holda), die freundliche Frau, die dem Menschen hilfreich sich erweist und nur dann zürnt, wenn sie Unordnung im Hause wahrnimmt; wenn es schneit, macht sie ihr Bett, dessen Federn fliegen. Wie sie selbst das Schicksal spinnt, so ist sie den fleißigen Dirnen hold und spinnt ihnen Nachts die Spule voll. Auch sie liebt den Aufenthalt in See und Brunnen, in dem man sie als schöne weiße Frau verschwinden sieht, — ein Zeichen ihrer Walkürennatur; man gelangt zu ihr durch den Brunnen, wie die fleißige und die faule Marie im Märchen. Dieser Zugangsweg zu Frau Holle erinnert zugleich an Frau „Hel", die als Todesgöttin in ein anderes Sein abruft. Geradezu als die „weiße Frau" aber tritt sie anderwärts auf, wo sie Frau Berchta (vergleiche Bertha die Spinnerin) genannt wird, denn die „Helle, Leuchtende, Weiße" ist die Bedeutung dieses Namens. Der Valksglaube sagt: Dem Mädchen, das den letzten Tag des Jahres seinen Rocken nicht adspinnt, wird er von der „Bergda" verunreinigt; wenn dabei Bergda als zottiges Ungeheuer gilt, sa ist das erst später hinzugekammen, vielmehr ist diese zürnende Bergda eben Frau Holle.

Wie die äußere Erscheinung und das ganze Thun der „weißen Frau" an die walkürenartigen Schicksalsfrauen im weißen Schwangewande erinnert, sa ist auch die weiße Erscheinung der Ahnfrau aon symdalischer Bedeutung für ihr Wesen selbst. Der weiße Schwan zieht aus unbekannter Ferne daher und verschwindet wieder, der Schwan im „Lohengrin" und in ähnlichen Sagen bringt den Retter aus dem Gefilde der Seligen — denn das ist die Gralsdurg, sowie England (Engelland im Volksmund) —. Die Schwanjungfrauen kommen gleichfalls aus einem besseren Sein, in der „Gudrun" erscheint ein weissagender Engel in der Gestalt eines Vogels, wohl eines Schwanes. Wenn im Volksmärchen Kinder in Schwanengestalt verwandelt werden, so ist dies nur ein Ausdruck dafür, daß sie als Gestorbene fortleben, wie ja in der deutschen Mythalogie die Seelen Gestorbener nicht nur als Vögel gedacht werden, sondern auch als solche, namentlich als Schwäne sich zeigen.

Wie die Schwanengestalt, so hängt auch die hieraus hervargegangene weiße Hülle der Schicksalsfrau mit ihrem Charakter als Erscheinung aus dem Reiche der Abgeschiedenen zusammen. Die weiße Lichtfarbe ist zugleich Farbe des Todes, weiß wie die Blüthe des Frühlings ist auch der Schnee des Alles ertödtenden Winters. Darum tritt auch die Pest in der Volkssage als ein weißes Fräulein auf (z. B. in der Bretagne) und die Serben halten Kuga, die Pest, für eine Frau, in weißen Schleier gehüllt, die am Meere wahnt und kommt, wenn die Leute Uebles thun. Man hütet sich ungewaschene Gefäße stehen zu lassen, denn des Nachts, wenn sie durch die Küche geht, scheuert sie Alles, was sie unrein erblickt, und findet so gefahrbringenden Aufenthalt (vergl. die Aehnlichkeit mit Frau Holle). So erscheint auch die als Schicksalsfrau und Schutzgeist auftretende Ahnfrau fürstlicher Häuser, die bald behütet (namentlich die Kleinen in der Wiege), bald walkürenartig Glieder des fürstlichen Geschlechts abberuft, als todbleiche, in weißes Gewand gehüllte Gestalt.

Besonders in der Geschichte des Hauses Hohenzallern und der mit ihm verwandten Fürstenhäuser spielte die „weiße Frau" dem Valksglauben nach eine Rolle. Vielfach wird als geschichtliche Person, mit der die Sage verknüpft ist, Gräfin Agnes von Orlamünde bezeichnet, die zuerst auf der Plassenburg, dann im Bayreuther Schloß erschien, woselbst sie durch ihre Erscheinung 1812 Napoleon den Aufenthalt gründlich verleidete. Sie fall, um den Burggrafen Albrecht heirathen zu können, ihre beiden Kinder umgebracht haben und zur Strafe dafür als Schreckgespenst umgehen. Andere bezeichnen Bertha von Rosenberg, die Ahnfrau der Herren von Neuhaus in Böhmen, als die eigentliche weiße Frau, die durch eine Verheirathung ihres Geschlechts mit dem Hause Hohenzollern bewogen ward, auch diesem ihr Interesse zuzuwenden. Vom Berliner Schlosse selbst wird jedoch erzählt, daß eine fromme Kurfürstin bei dem plötzlichen Tode ihres Gemahls sich Gedanken über sein Seelenheil gemacht und Gott gebeten habe, daß sie fortan ihrem Geschlechte durch ihr Erscheinen Todesfälle anzeigen dürfe. Gegenüber dem mehr Gräßlichen in der Erscheinung der Gräfin von Orlamünde zeigt uns die letztere Tradition die fürsorgliche, weiße Ahnfrau, was auch den verschiedenen Berichten über die Art ihres Erscheinens allein entspricht; denn sie kündet auch frohe Ereignisse, und wenn einmal schwarze Handschuhe auf einen Todesfall hinweisen, so geschieht auch das nicht drohend, sondern warnend und behütend. Sehr wahrscheinlich ist es, daß diese weiße Frau, die dem oben entwickelten Bilde von der weißen Frau in der deutschen Sage entspricht, mit der Cleve'schen Erbschaft aam Rhein in das Hohenzollernhaus gekommen ist und knüpft hier die Sage von der weißen Frau auch an den zweiten Kreis der Schwanensage, die Sage vom Schwanenritter, an. Nicht blos Brabant hat seinen Lahengrin, nicht blos die Stammsage Gottfried's von Bouillon ihren namenlosen Schwanenritter, auch Cleve mit der Schwanenburg am Rhein und dem alten Schwanenthurm, mit der Schwanenfahne und dem Wappen des weißen Schwans im schwarzen Felde nimmt jene Sage für sich in Anspruch. 711 erscheint bei Beatrix, Tochter Dietrich's von Cleve, als Retter aom Schwan gezogen Helias, der Gottgesandte, mit dem Beinamen „aon Graele"; da aber dieser Schutzgeist des Hauses durch ihre Schuld mit aerbotener Frage aertrieben ward, erscheint sie nun seldst als schützende und warnende Ahnfrau den Nachkommen ihres Geschlechts. Als nun mit dem Tode des letzten Herzogs von Cleve (1609) die Herrschaft am Rhein seiner Enkelin, Kurfürstin Anna van Brandenburg, der Mutter des großen Kurfürsten, zufiel, zog auch der schützende Hausgeist, die weiße Frau, in das Berliner Schloß über, wo sie vor dem Tode der genannten Cleve'schen Erbin 1625 zum ersten Mal erschienen sein soll. Wie das Schwanenwappen von Cleve in das Wappen der Hohenzollern eingefügt ward, so dlieb auch der Schutzgeist des Hauses Cleve, die weiße Frau, in Berlin und bei anderen mit Cleve oder den Hohenzollern verwandten Geschlechtern.

Die Kanzler. Biographie eines Worts.

Auch die Worte haben ihre Schicksale. Sie wachsen nicht nur körperlich, d. h. in der Länge, durch allerhand Anhängsel vorn und hinten, sondern auch an Geist und Inhalt: die Bedeutung wechselt und erweitert sich zumeist. Ja sie wandern wohl auch aus und finden im fremden Lande besseres Fortkommen, als daheim, wo aus ihnen gar nichts Rechtes werden

wollte. Den Lebenslauf eines Wortes wollen wir denn im Folgenden schildern, das auch aus kleinen begrifflichen Anfängen zu Großem gediehen und heute in Aller Munde ist als von weltgeschichtlich höchster Bedeutung. Denn liest und spricht man nicht täglich tausend- und abertausendmal vom „Reichskanzler“, vom „eisernen Kanzler“, vom „großen Kanzler“, vom „Kanzler“ schlechthin? Sehen wir denn, wie das Wort „Kanzler“ allmälig zu dieser ruhmvollen Stellung gelangt ist.

Wenn wir vom indogermanischen Urwort absehen, finden wir als ältest nachweisbaren Stammvater der Kanzler, Kanzlei, Kanzlist, Kanzel das lateinische cancer, cancri, was den Krebs bedeutet oder eigentlich das „Gitterthier“; denn „Gitter“ ist der ursprünglich in der Wurzel liegende Begriff. Eine Weiterbildung ist cancellus oder bräuchlicher cancelli, ebenfalls zunächst „das Gitter“ bedeutend. Dies Wort kommt in der besten Zeit der römischen Literatur, besonders bei Cicero, öfters vor. Daraus entwickelt sich denn der weitere Begriff der Einzäunung, der Schranken, wie man solche später auf dem Forum bei Gerichtsverhandlungen aufrichtete, um das allzu nahe Herandrängen des Volkes zu hindern. Ebenso wurde es in der römischen Kaiserzeit allgemein Sitte, an den Thüren zu den Zimmern der Vornehmen nicht nur Thürflügel nnd Vorhänge, sondern auch Gitter anzubringen. Vorzüglich in den Schreibstuben der Regierung bewährten sich diese cancelli, wo es galt, das Volk von den Beamten in gebührender Entfernung zu halten. Zu den cancelli fand sich nun der cancellarius, der aber auch erst im nachclassischen Latein auftritt, zunächst offenbar ein Diener, der das Volk von den Schranken zurückhält, eine Art Thürsteher — wir sehen: der Kanzler mußte von der Pike auf dienen —, dann ein Schreiber, der hinter den Gittern seines Amts waltet, ein Kanzlist. Das Avancement zum Vorsteher einer Schreibstube, zum Kanzleidirector, wenn wir so sagen dürfen, hat zur Zeit der ostgothischen Herrschaft in Italien bereits stattgefunden. Als sollte darin ein Hinweis auf die große Zukunft des Worts bei den deutschen Stämmen liegen, erscheint cancellarius in letzterer höherer Bedeutung gerade bei Cassiodor, dem Vertrauten des großen Theodorich, seinem Reichskanzler in modernem Sinne, der zugleich der Typus eines eifrigen und eingefleischten Beamten war. Es ist uns ein Brief Cassiodors an einen soeben ernannten Kanzler erhalten, in welchem er diesen beglückwünscht, daß er seine Vordermänner übersprungen habe, und ihm in seiner wortreichen Art die Wichtigkeit des ihm übertragenen Amts vorhält. In der That mußte das Amt, Urkunden abzufassen und niederzuschreiben, ein ganz besonderer Vertrauensposten sein, da bei der geringen Verbreitung der Schreib- und Lesekunst bei den Barbaren Gelegenheit zu Betrug und Fälschung immer gegeben war. Auch vom byzantinischen Feldherrn Narses wird berichtet, daß cancellarii seine „Archive“ besorgt hätten. Auf dieser Stufe der Bedeutung blieb nun der Kanzler in den nächsten Jahrhunderten stehen, ja er kam eher wieder zurück; denn in der Merovingerzeit bezeichuete man so einen untergeordneten Schreiber, während der oberste Leiter des ganzen amtlichen Schriftwesens, zugleich Bibliothekar und Archivar, der referendarius war. Auch dieses Wort ist, beiläufig gesagt, spätlateinisch, die Würde selbst byzantinischen Ursprungs. Der Referendar unterschrieb und vollzog die königlichen Urkunden und bewahrte des Königs Siegelring, war also „Großsiegelbewahrer“. Das Amt wurde nur von Weltlichen bekleidet — wahrscheinlich glaubte der König so einer redlicheren Amtsführung sicherer zu sein, als gegenüber einem Mitgliede der allzeit begehrlichen Kirche, deren guter Magen bekanntlich auch unrechtes Gut vertragen konnte und die damals höchst verderbt war. Das Amt war aber wenig beliebt, weil von seinem Inhaber die schwere und unter Laien wenig verbreitete Kunst des Lesens und Schreibens verlangt wurde. Unter dem Referendar standen also dann die Notare, Kanzler u. a. als niederes Kanzleipersonal. Dieses bestand ohne Zweifel fast ausschließlich aus Geistlichen.

Die Herrlichkeit des Referendars nahm beim Aufkommen der Karolinger ein jähes Ende, sein Weg ging von da an stetig abwärts, während der Kanzler bald emporstieg. Unter Karl dem Großen nämlich gab es zunächst keine Oberleitung für die ganze Kanzlei, der König war sein eigener „Kanzler“ (in besonderem Sinne). Die Kanzlei stand aber in engem Zusammenhange mit der Kapelle des Königs. Diese war ursprünglich ein Behältniß zur Aufbewahrung der hochheilig gehaltenen capa (cappa) Sancti Martini, welche die Merovingerkönige sogar in die Schlachten mitzuführen pflegten, also ein richtiges Palladium, dann der gleichem Zwecke dienende Ort, endlich die Gesammtheit der Geistlichen, die mit dieser und anderen Reliquien der königl. Pfalz zu thun hatten, also die Hofgeistlichkeit. Mit den Reliquien znsammen bewahrte man auch die wichtigsten Schriftstücke auf. An der Spitze der Kapelle stand der sanctae capellae primicerius, der schon unter Karl's nächsten Nachfolgern auch archicapellanus genannt wird. Ganz natürlich ergab sich aus der Verbindung der Kapelle und des Archivs auch eine Verbindung der Aemter: die Urkundenschreiber waren Geistliche, die Geistlichen am Hofe gehörten zur Kapelle, der Erzkaplan (archicapellanus) ward zum Vorgesetzten der Kanzlei, zum Erzkanzler (archicancellarius). Er beglaubigte in der Regel die von den Schreibern angefertigten Urkunden. Allmälig verschwand dann der Erzcaplan und der Erzkanzler behauptete siegreich das Feld. Unter Otto dem Großen war ein durch Thätigkeit und Geschick hervorragender Kanzler dessen Bruder Brun, der in die verwilderte Kanzlei wieder Ordnung brachte. Aber folgenreicher wurde es, daß noch unter demselben Herrscher die wichtige Würde an den Erzbischof von Mainz, Wilhelm, kam. Denn fortan hielten die Mainzer Prälaten, deren Erzstift ja das älteste und angesehenste des Reiches war, das einmal Erwordene fest und das Erzkanzleramt galt bald als erblich mit dem Mainzer Erzbisthum verbunden, und ist dies auch geblieben bis dicht an den Ausgang des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Freilich konnte sich der vielbeschäftigte geistliche Fürst nicht um alle einzelnen Angelegenheiten der kaiserlichen Kanzlei kümmern, konnte nicht den wandernden Hof des Kaisers immer begleiten, so daß die meisten Geschäfte nach wie vor ein einfacher Kanzler besorgte, dessen Einfluß deshalb auch nicht gering war, wie Peter von Vinea, der vertraute Freund Friedrich's II. bis zu seinem angeblichen Verrath, zeigt. Auch wurde wohl ein Kanzler zum Erzkanzler und Erzbischof von Mainz erhoben, wie Christian von Buch unter Friedrich I.

Mit der Entstehung des Kurfürstencollegs wurden die vorzüglichsten Rechte und Pflichten des Erzkanzlers diejenigen, welche er als Erster in jenem Kreise ausübte. Ihm stand es zu, bei Erledigung des Kaiserthrons die Wahl auszuschreiben, er leitete die Wahlverhandlungen und gab selbst zuletzt, an oft entscheidender Stelle, seine Stimme ab. Dazu kam die Leitung des Reichstags und die Besorgung aller damit zusammenhängenden Urkunden und Actenstücke. Ferner ernannte der Erzkanzler auch in späterer Zeit die Beamten der kaiserlichen Hofkanzlei, deren oberster „Reichsvicekanzler“ hieß, sowie auch die Kanzlei des Reichshofraths und des Reichskammergerichts (wenigstens dem Namen nach) von ihm geleitet ward. — Um nicht allzusehr hinter ihrem Collegen zurückzustehen, legten sich im Mittelalter auch die beiden andern Erzbischöfe, von Köln und Trier, einen Erzkanzlertitel bei: der Erzbischof von Trier betrachtete sich als Erzkanzler für **Burgund**, der Kölner für **Italien**. Doch waren das fast nie mehr als inhaltlose Titel. Auch von einem **Erzkanzler der Kaiserin** ist wohl die Rede; diese Würde beanspruchte der Abt von Fulda. Als 1803 mit dem Reichsdeputationshauptschluß das Kurfürstenthum Mainz einging, mochte man doch das Erzkanzlerthum nicht missen, sondern schuf ein neues Kurfürstenthum mit dem Hauptsitz Regensburg und übergab es dem bisherigen Kurfürsten von Mainz als Kurerzkanzler.

Während so der Kanzler des Reichs im Laufe der Zeit eine großartige Stellung gewonnen hatte, blieb der einfache Kanzlertitel daneben für eine Masse untergeordneter Beamten bestehen. Jeder Fürst hatte seinen Kanzler, dessen Würde und Pflichten sehr verschieden abgestuft waren. Zumeist war er vertrauter Rath seines Herrn, Siegelbewahrer und -führer, als solcher sogar oft Stellvertreter des Fürsten. Außerdem bezeichnete der Name Kanzler bis in die neueste Zeit Präsidenten von Gerichts- und Regierungsbehörden, Vorsteher der Kanzlei größerer Gesandtschaften und dergl., ja es kommt sogar noch die älteste Bedeutung eines die Kanzleizimmer auf- und zuschließenden Kanzleibedienten vor. Es würde zu weit führen, diese Verschiedenheiten sowie den außerdeutschen Gebrauch des Wortes hier noch erörtern zu wollen. — Und nun im neuen Reich, welch heil- und machtvoller Klang des alten Worts!

Wunderbare Gegensätze: Im Anfang die unbedeutendsten Menschen, niedrigste Diener Träger des Namens, dann friedliche Schreiber, endlich selbstsüchtige Prälaten, die zumeist im Sinne Roms ihr Amt führen — und nun: Kraftvolle Männer des Schwerts und doch der Rede und Feder gleich kundig, des deutschen Kaiserthums erste Kämpen! Daß solchen guten Klang das Wort für die Deutschen behalte, das walte Gott! R. N.

Bücherbesprechungen.

☐ Lic. Leonhardi, Die Predigt der Kirche. IX. Band. Bernhard Dräseke. Mit einer einleitenden Monographie von G. Biehweger, Pastor in Mockritz. X. Band. Gregorius von Nazianz. Mit einer einleitenden Monographie von Lic. Winter, Pfarrer zu St. Afra in Meißen. — So verschieden die Zeiten der Kirche sind, in welche die Namen der beiden, in den vorliegenden Bänden behandelten Prediger versetzen, so verwandt sind dieselben in mannigfacher Beziehung. Beide sind glänzende Redner, gefeierte Homileten, Beide ausgeprägte und bewußte Vertreter der kunstvollen Rede, Beide bestrebt, das Humane mit dem Christlichen, die allgemeine Geistesbildung, die sie in hervorragender Weise beherrschen, mit der religiösen Bildung, mit dem Glauben der Kirche zu vereinigen, Beide leiden auch an demselben Mangel, der Kehrseite ihrer rhetorischen Talentes, einer starken Neigung zu effectvoller Rede, zu einem Kanzelvirtuosenthum, das die echte Kunst der Rede, die in edler, geistgeweckter Einfachheit und Naturwahrheit besteht, in spielende Künstelei verwandelt. Beide sind auch von der Hoheit ihres Berufs tief durchdrungen und stehen mit Kopf und Herz auf dem Boden der Kirche, ein Dräseke freilich erst, nachdem er sich durch den ästhetischen Rationalismus, der ihm von Haus aus eigen war, hindurchgearbeitet und zu christlicher Vertiefung gelangt war. Und es war Dräseke's besondere Gabe und Aufgabe, einem vom Glauben abgefallenen Geschlechte das Evangelium in seiner Sprache zu verkündigen und das Reich Gottes in die Fülle und den Reichthum des modernen Lebens, der modernen Bildung hineinzutragen. Von beiden Predigern wird ein zutreffendes, auf gerechter Beurtheilung beruhendes und orientirendes Bild ihres Lebens und ihres Wirkens geboten, nicht minder ist mit richtigem Verständniß von den Predigten und Reden der beiden gefeierten geistlichen Redner eine Auswahl getroffen, die auch ihre Entwickelung verfolgen läßt. Wir empfehlen wiederholt das treffliche Sammelwerk der Beachtung namentlich der Theologen, die hier eine reiche Fundgrube tiefer Gedanken und eine Quelle mannigfachster Anregung finden, aber auch aller Laien, welche Interesse für den großen Gegenstand, für die Geschichte der Predigt haben, die in charakteristischer Weise ein Bild giebt von der Geschichte der Entwickelung des religiösen Geistes und nicht minder von der Geschichte der allgemeinen Cultur und des Geschmacks der verschiedenen Zeiten.

— Deutsche Straßenprofilkarte für Radfahrer. Von diesem großen Kartenwerk, in Radfahrerkreisen allgemein unter dem Namen der Mittelbach'schen Karten bekannt, sind jetzt wieder im Commissionsverlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig fünf neue Sectionen erschienen. Es sind dies die Sectionen 48 Fulda, 49 Coburg, 52 Trautenau, 57 Würzburg und 58 Nürnberg, von welchen dasselbe gilt, was bereits in der ersten Besprechung der Vorzüge dieser neuen Kartenart für Radfahrer, sowie für alle Diejenigen, welche auf den Landstraßenverkehr angewiesen sind, in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 64 von diesem Jahre gesagt worden ist. Angesichts dieser nicht zu unterschätzenden Vorzüge ist es um so mehr zu bedauern, daß sich ganz unerwartet unter den deutschen Radfahrern, bei denen man doch in erster Linie hoffen durfte, Anerkennung für die mühevolle Mittelbach'sche Arbeit zu finden, eine vielfach ungerechtfertigte Opposition gegen diese Karten bemerkbar macht. Als directe Folge dieser Opposition muß es angesehen werden, daß die Hauptversammlung des Deutschen Radfahrerbundes — der größten Radfahrer-Vereinigung Deutschlands, die ca. 13 000 Mitglieder zählt — auf dem Bundestage in München vor Kurzem eine vom Bundesvorstand beantragte und dem Verfasser auch bereits in Aussicht gestellte Subventionirung der Mittelbach'schen Karten an eine Commission verwies und dieselbe damit, für dieses Jahr wenigstens, sang- und klanglos zu Grabe trug. In einzelnen Gauverbänden dieses Bundes war man allerdings einsichtsvoller und hatte schon früher den talentvollen Schöpfer des Werkes mit Rath und That sowohl wie mit pecuniärer Beihilfe eifrig unterstützt. Ebenso entgegenkommend erwies sich die kleinere deutsche Radfahrer-Vereinigung, die Allgemeine Radfahrer-Union, welche — bei ca. 4000 Mitgliedern — auf ihrem letzten Congresse, gleichfalls in München, für das Mittelbach'sche Unternehmen eine jährliche Subvention von 500 ℳ auswarf. Auch an activer Unterstützung hatten es die Consulate der Union nicht fehlen lassen. — Was nun die den Karten zur Last gelegten Mängel anlangt, so beruhen die meisten dieser Vorwürfe entweder auf ungenügender Kenntniß der Karten oder auf mangelhaftem Verständniß des Kartenlesens. Das Kartenlesen aber muß man bei jeder Karte können, wenn man sich auf derselben zurecht finden will, also auch bei den Mittelbach'schen. Es ist ja richtig, daß auf diesen vielfach unrichtige Steigungswinkel verzeichnet sind, was daraus entstanden ist, daß die Zeichnungsart das Weglassen der Biegungen und Krümmungen der Landstraßen und die Verbindung der einzelnen Orte durch gerade Linien bedingt. Allein bei einem einigermaßen eingehenden Studium wird es Niemand schwer fallen, sich ein richtiges Bild von den Steigungsverhältnissen zu machen, denn an allen Orten, Kreuzungspunkten u. dergl. sind die Ostseehöhen in Zahlen angegeben, ebenso wie die Entfernungen zwischen den einzelnen Punkten in Kilometern eingetragen sind. Die Ostseehöhen, vielmehr die Differenz derselben zwischen zwei Punkten ergiebt in Metern die Höhe der Steigung zwischen dem einen und dem anderen Ort, d. h. auf einer Strecke von so und so viel Kilometern, während aus der Profilzeichnung sich die Art und Weise der Steigung resp. des Falles ergiebt. Ganz deutlich wird dies noch dadurch, daß bei Steigungen, welche mehr als 1/20 der Horizontalen betragen, solches durch kleine Zahlen neben der Profillinie angegeben ist; wo sich also derartige Zahlen nicht finden, ist die Steigung eine weniger bedeutende, selbst wenn sich deren Winkel aus vorerwähnten Gründen in der Profilzeichnung recht bedrohlich ausnehmen. Besonders gefährliche Stellen sind außerdem noch auf leicht ersichtliche Weise gekennzeichnet. Es ist also gar nicht so schwer, sich zurecht zu finden, jedenfalls aber viel leichter als auf irgend einer anderen Karte, selbst wenn dieselbe noch so genaue Gebirgszeichnungen aufzuweisen hat. Gilt dies schon von den Steigungsverhältnissen, um wie viel mehr bei der Beschaffenheit der Straßen, denn auf diesen gerade für den Radfahrer hervorragend wichtigen Punkt ist bei so ziemlich allen anderen Karten so gut wie gar kein Werth gelegt, sondern die Straßen sind eben lediglich nach ihrer Natur als Hauptstraßen, Landwege ꝛc. eingezeichnet, und selbst die breiteste Hauptstraße kann eine sehr schlechte Decke haben, wie wohl die meisten Radfahrer aus eigener Erfahrung wissen werden. Ein Vorwurf dagegen, der durchaus nicht der Begründung entbehrt, welcher bereits in der ersten Besprechung erwähnt wurde und der bei einer neuen Auflage wohl der Berücksichtigung werth wäre, ist derjenige der allzugroßen Außerachtlassung des zwischen den Hauptstraßenzügen liegenden Geländes und der dasselbe durchschneidenden Nebenwege. Viele der letzteren nämlich sind noch recht gut befahrbar, namentlich für Zweiräder, und bilden häufig, wenn auch an einzelnen Stellen wirklich gänzlich unfahrbar, dennoch eine weit kürzere Verbindung zwischen zwei Orten, als die angegebenen Straßen. Die Außerachtlassung des zwischenliegenden Geländes aber läßt manchen Radfahrer den gewünschten Nachweis über interessante Punkte vermissen, welche er vielleicht zu besuchen vorhat. Ferner ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob Straßen durch dichte Wälder oder am Abhang steiler Berge hinführen; denn selbst ebene und sonst sehr gute Chausseen können in diesem Fall bei lang anhaltendem Regen sehr schlecht werden u. s. w. Doch auch diese Bedenken sind schließlich nicht so schwerwiegend, wie sie auf den ersten Blick erscheinen, denn jedem Radfahrer, der eine größere Tour plant, ist wohl Gelegenheit geboten, sich wegen solcher, auf den Mittelbach'schen Karten nicht angeführter Seitenstraßen bei dem Ortsfahrwart oder Unionsconsul des betreffenden Hauptortes Auskunft zu erbitten. Dagegen gewähren aber die Mittelbach'schen Karten den Hauptvortheil, daß sich der Radfahrer vor Beginn einer großen Tour genau die einzuschlagende Straße wählen und sich eine solche aussuchen kann, auf welcher ihn nicht unüberwindliche Steigungen zu einem stundenlangen so unangenehmen Schieben der Maschine zwingen und eine bedeutende Ueberschreitung der für die betr. Strecke in Aussicht genommenen Zeit herbeiführen. Ungeachtet der oben erwähnten kleinen Mängel können demnach die deutschen Profilkarten allen die Landstraße Benutzenden, besonders aber den Radfahrern warm empfohlen werden, namentlich da den neu erschienenen Sectionen eine sehr angenehme Zugabe in Gestalt eines Ortsverzeichnisses beigefügt worden ist, in welchem man kurze Notizen über die betr. Orte sowie deren Sehenswürdigkeiten findet. Außerdem ist, wie bereits erwähnt, der Preis für das Gebotene ein ungemein niedriger, denn er beträgt nur 1 ℳ 50 ₰ für die aufgezogene Section in Carton. Fred Vincent.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 113. Sonnabend, den 20. September. 1890.

Napoleon Bonaparte.

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Wer sich einen Bau näher erklären will, muß sich dessen nähere Umstände und Verhältnisse vergegenwärtigen, d. h. die Art und Güte des Materials, die Zeit, den Anlaß und die Dringlichkeit der Errichtung. Noch wichtiger aber ist es, den Geist und Geschmack des Erbauers in Betracht zu ziehen, namentlich wenn dieser gleichzeitig der Eigenthümer des Gebäudes ist und dieses zur eigenen Wohnung bestimmt hat, ferner, wenn er es, nachdem er hineingezogen, sorglich seiner eigenen Lebensweise und seinen Bedürfnissen anpaßt.

Ein solches Haus ist der von Napoleon Bonaparte ausgeführte Gesellschaftsbau. Er hat das moderne Frankreich geschaffen, dessen Architekt, Besitzer und Hauptbewohner er von 1799 bis 1814 war. Niemals hat ein gemeinsames Werk in so hohem Maße den Stempel einer einzelnen Individualität getragen, wie das in Rede stehende. Dies ist so sehr der Fall, daß wir, um das Werk verstehen zu können, vorher das Wesen seines Schöpfers ergründen müssen.

I.

In Allem maßlos, aber noch mehr seltsam, läßt er sich mit nichts vergleichen und nirgends einreihen. Nach Temperament, Neigungen, Fähigkeiten, Einbildungskraft, Leidenschaften und Moral scheint er von ganz anderm Guß zu sein, aus völlig anderm Metall zu bestehen, als seine Mitbürger und Zeitgenossen. Offenbar ist er weder ein Franzose noch ein Kind des 18. Jahrhunderts; er gehört einem andern Stamme und einem andern Zeitalter an.[1]) Auf den ersten Blick erkennt man in ihm den Ausländer, den Italiener und den ganz eigenartigen, Niemandem ähnlichen Menschen.

Ein Italiener ist er der Abstammung und dem Blute nach, zunächst durch seine Familie von väterlicher Seite, eine bis ins 12. Jahrhundert zurück verfolgbare toskanische Familie, die zuerst in Florenz, dann in San Miniato, später in dem geistig zurückgebliebenen, sehr abgelegenen genuesischen Städtchen Sarzana lebte, wo sie sehr lange blieb und eine lange Reihe von Notaren und Bürgermeistern lieferte. „Meiner Abstammung zufolge betrachte ich alle Italiener mit den Augen eines Landsmannes.... Als es sich um die Verehelichung meiner Schwester Pauline mit dem Fürsten Borghese handelte, gab es im Schoße dieser ganzen Familie und aller mit ihr verschwägerten Familien in Rom und in Toskana nur Eine Stimme: „So ist's recht,“ hieß es, „wir bleiben unter uns, denn es ist eines unserer Häuser.‘ “ So äußerte Napoleon selbst. Als später der Papst zögerte, die Krönung Napoleon's vorzunehmen, „trug die italienische Partei im Conclave den Sieg über die österreichische davon, weil sie, abgesehen von den politischen Erwägungen, der nationalen Eigenliebe mit den Worten schmeichelte: Schließlich haben wir auch die Genugthuung, uns an den Galliern zu rächen, indem wir diese Barbaren von einer italienischen Familie beherrschen lassen.“ Diese bedeutsame Aeußerung wirft ein Licht auf den Grund der italienischen Seele, der ältesten Tochter der modernen Cultur; von ihrem Erstgeburtsrechte durchdrungen, ist sie die haßerfüllte Erbin des römischen Stolzes und der antiken Vaterlandsliebe und grollt dem Brudervolke jenseits der Alpen beharrlich.

Ein Bonaparte aus Sarzana ließ sich 1529 auf Corsika nieder. Es war dies ein Jahr nachdem Florenz eingenommen und dauernd unterworfen worden, — ein Ereigniß, welches in Toskana unter Alexander von Medicis, dann unter Cosmo I. und seinen Nachfolgern, sowie in ganz Italien unter der spanischen Herrschaft das Aufhören der Unabhängigkeit der Gemeinden, der Privatkriege, des politischen Abenteurerthums, der geglückten Usurpationen, der auf Gewalt und List gegründeten Eintagsfürstenthümer zur Folge hatte und dafür die dauernde Unterdrückung, die monarchische Zucht, die äußerliche Regelmäßigkeit und einen leidlichen öffentlichen Frieden herbeiführte. Also gerade zu der Zeit, in welcher die Energie, der Ehrgeiz, die freie Kraft des Mittelalters in dem dahinsiechenden Mutterstamm abzunehmen begannen, um bald gänzlich zu ersterben, löste sich ein kleiner Zweig von diesem Stamme los und faßte Wurzel auf einer Insel, die nicht minder italienisch, aber fast noch barbarisch war, die Einrichtungen, Sitten und Leidenschaften des ersten Mittelalters bewahrt hatte und in einer gesellschaftlichen Atmosphäre lebte, die genug roh war, um die alte Urwüchsigkeit und Kraftfülle aufrecht zu erhalten.

Die Einwanderer wurden wiederholt durch Heirathen auf die Wildlinge der Insel gepfropft, so daß Napoleon von mütterlicher Seite ein unverfälschter Eingeborner war, insbesondere seiten seiner Großmutter und Mutter. Erstere gehörte der Familie Pietra Santa zu Sartena an, stammte also aus einer vollständig corsischen Gegend, in der die erblichen Vendettas noch 1800 die Wirthschaft des elften Jahrhunderts bestehen ließen, die ewigen Fehden feindlicher Familien nur durch Waffenstillstände unterbrochen waren, man in vielen Dörfern nicht anders als in bewaffneten Schaaren ausging, und die Häuser mit Schießscharten versehen wurden, als wären sie Festungen. Napoleon's Mutter, Laetitia Ramolino, der er im Charakter wie im Willen viel mehr nachgerieth als seinem Vater,[2]) war eine völlig ursprüng-

[1]) Auf einem Ausfluge zu Pferde in Corsika sprach Paoli mit ihm über die Freiheit; schließlich rissen ihn die Antworten des jungen Mannes zu dem Ausrufe hin: „O Napoleon, du hast nichts Modernes an dir, du gehörst durchweg dem Zeitalter Plutarch's an.“ So berichtet Las Cases; nach Antonomarchi erzählte Napoleon selber, daß Paoli ihm gesagt habe: „Du bist kein Kind dieses Jahrhunderts. Deine Gefühle gleichen denen eines plutarchischen Helden. Habe Muth, du wirst dich aufschwingen.“

[2]) Sein Vater war ein leichtfertiger Schwachkopf und „liebte die Vergnügungen zu sehr“, um sich mit seinen Kindern beschäftigen und seine Angelegenheiten gut versehen zu können. Er war ziemlich gebildet, aber ein mittelmäßiges Familienhaupt. Er starb im Alter von 39 Jahren an einer Magendrüsenverhärtung und dieses Leiden scheint Alles zu sein, was er seinem Sohne Napoleon vererbte. Laetitia dagegen war eine ernste, strenge Frau, eine echte Familienmutter, die das Böse bestrafte, das Gute zärtlich belohnte. Kaiserin-Mutter geworden, „war sie zu karg; sie machte sich mit ihrer übermäßigen Sorge für die Zukunft fast lächerlich. Sie hatte die Noth gekannt und konnte deren Schrecken nie vergessen. Paoli hatte es bei ihr in dieser Beziehung mit gütlichem Zuspruch versucht, ehe er Gewalt anwandte. Sie antwortete wie eine Heldin, wie eine Cornelia .... Uebrigens würde diese Frau, der man nur mit größter Mühe einen Thaler entlocken konnte, Alles hergegeben haben, um meine Rückkehr von Elba vorzubereiten, und nach Waterloo bot sie mir behufs Ordnung meiner Angelegenheiten ihr ganzes Vermögen an.“ (Aus Napoleon's Tagebuch, Eintragung vom 29. Mai 1816.) Vgl. auch Antonomarchi's Memoiren, Eintragung vom 18. November 1819. Näheres über Gedankengang und Benehmen der Kaiserin-Mutter findet sich in Stanislaus Girardin's „Tagebücher und Memoiren“, 4. Band. — „Nur aus dem durch und durch italienischen Charakter der Frau Laetitia ist der ihres Sohnes zu erklären.“ (Stendhal, „Leben Napoleon's“.)

liche Natur, noch nicht von der Cultur beleckt, höchst einfach geartet und aus Einem Gusse, nicht geschaffen für die Glätte, Annehmlichkeit und Eleganz des weltlichen Lebens, gleichgiltig gegen die Gesundheit, selbst gegen die Reinlichkeit, geizig wie eine Bäuerin, aber willensstark wie ein Parteiführer, kräftig und muthig, an Gefahren gewöhnt, in starken Entschlüssen geübt, kurz: „eine ländliche Cornelia", trug sie ihren Sohn unter dem Herzen während der Wechselfälle des Krieges, während der französischen Einfälle, inmitten von Pferderitten im Gebirge, nächtlichen Ueberraschungen und Flintenschüssen.[3]) „Verluste, Entbehrungen und Anstrengungen," schreibt Napoleon, „ertrug sie tapfer; auf ihrem Frauenleib saß ein Männerkopf."

Unter solchen Umständen und in solchen Umgebungen entstanden und zur Welt gekommen, fühlte sich Napoleon vom Anfange bis zum Ende als Sohn seines Stammes und Landes. „Alles war dort besser," äußerte er auf St. Helena, „selbst der Geruch des Bodens." „Er würde diesen mit geschlossenen Augen an jenem erkannt haben. Er sah dort seine Jugendzeit verstreichen inmitten der Abgründe, die hohen Berggipfel erklimmend, die tiefen Thäler durchstreifend, die engen Schluchten überschreitend, die Ehren und Vergnügungen der Gastfreundschaft genießend ...", überall als Landsmann und Bruder behandelt, ohne daß jemals ein Unfall oder eine Beleidigung sein Vertrauen als unbegründet erwiesen hätte. „In Bocognano", wohin sich seine mit ihm schwangere Mutter geflüchtet hatte, „wo Haß und Rachsucht sich bis ins siebente Geschlecht erstreckten und wo bei der Mitgift der jungen Mädchen die Anzahl ihrer Vettern in Anrechnung gebracht wurde, feierte man mich und würde für mich das Leben hingegeben haben." Zwangsweise Franzose geworden, nach Frankreich verpflanzt, auf Kosten des Königs in einer französischen Schule erzogen, verharrte er bei seinem corsischen Localpatriotismus und pries den Befreier Paoli hoch, gegen den seine — Bonaparte's — Familie sich erklärt hatte. „Paoli," sagte er, „ist ein großer Mann, der sein Land liebte, und ich werde meinem Vater, der sein Adjutant war, nie verzeihen, daß er der Einverleibung Corsikas zustimmte; er hätte mit Paoli siegen oder unterligen sollen." Während seiner ganzen Jünglingszeit bleibt Bonaparte im Grunde seines Herzens franzosenfeindlich, mürrisch, verbittert, „wenig liebend, wenig geliebt, von peinlichen Gefühlen gequält", wie ein fortwährend gekränkter und zum Dienst in den feindlichen Reihen gezwungener Besiegter. In Brienne geht er nicht mit seinen Kameraden um; er vermeidet es, mit ihnen zu spielen, schließt sich während der Erholungsstunden in die Bücherei ein, spricht sich einzig und allein mit Bourrienne vertraulich aus und auch ihm gegenüber nur in gehässiger Weise: „Ich werde Deinen Franzosen alles mögliche Böse anthun." Sein Geschichtslehrer an der Militärschule schrieb: „Von corsischem Stamme und Charakter, wird er es weit bringen, wenn die Umstände ihm günstig sein sollten."

Nach dem Verlassen der Schule, zu Valence und Auxonne in Garnison, bleibt er heimathlos und feindselig. Der alte Groll kehrt in ihm verstärkt wieder und er schreibt unterm 12. Juni 1789 an Paoli: „Ich kam zur Welt, als mein Vaterland unterging. Dreißigtausend Franzosen, auf unsere Küsten gespieen, den Thron der Freiheit in Blutströmen ertränkend: dieses hassenswerthe Schauspiel schwebt mir vor Augen. Das Geschrei der Sterbenden, die Seufzer der Unterdrückten, die Thränen der Verzweifelten umgaben meine Wiege von meiner Geburt an .... Ich will sie brandmarken, die Verräther an der Gesammtheit, die gemeinen Seelen, die unter den Einflüsterungen einer schmutzigen Gewinnsucht handelten." Sein Brief vom 23. Januar 1790 an Buttafuoco — Mitglied der constituirenden Versammlung und Hauptbewirker der Eroberung Corsikas durch Frankreich — ist nichts als ein langer Erguß glühenden, verdichteten Hasses, anfänglich mühevoll durch kalten Spott gedämpft, schließlich aber wie siedende Lava überschäumend und zu einem Strom brennender Beleidigungen anschwellend.

Seit seinem fünfzehnten Jahre, in der Schule wie beim Regiment, hat sich seine Einbildungskraft in die Vergangenheit seiner Heimathsinsel geflüchtet, auf dee er Jahre lang im Geiste wohnt und die er in einem Buche erzählt, welches er Paoli anbietet. Da es ihm an den Druckkosten fehlt, macht er einen Auszug daraus, den er dem Abbé Raynal widmet und in welchem er in geschraubtem Stil und mit überaus heißer Sympathie die Geschichte seines kleinen Volkes zusammenfaßt: dessen Aufstände, Befreiungen, Heldenthaten, blutige Gewaltthätigkeiten, öffentliche und häusliche Trauerspiele, heimtückische Ueberfälle, Verräthereien, Racheacte, Liebschaften und Morde, kurz, eine Geschichte, die derjenigen des schottischen Hochlandes ähnelt. Noch mehr als das rege Mitgefühl zeigt die Schreibart, daß der Verfasser in Frankreich ein Ausländer ist. Zweifellos hält er sich in dieser Schrift und in seinen anderen Erstlingswerken möglichst genau an die Lieblingsschriftsteller jener Zeit, namentlich an Rousseau und vor Allem an Raynal; er ahmt ihre Tiraden, ihr gefühlsseliges Phrasengeklingel, ihr menschenfreundliches Pathos nach. Aber diese erborgten Kleider sind ihm lästig, denn sie passen seiner Gestalt nicht; sehr gut genäht, vorzüglich zugeschnitten und aus allzu feinem Stoff gefertigt, erfordern sie einen gemessenen Gang und große Zurückhaltung in den Bewegungen. Bei ihm machen sie auf Schritt und Tritt steife Falten oder komische Wulste, und da er sie nicht zu tragen versteht, reißen sie an allen Nähten. Abgesehen davon, daß die Rechtschreibung ihm nicht vollkommen geläufig ist, fehlt es ihm auch an Vertrautheit mit der Sprache, dem Sinn der Worte, der Satzfügung, den Wortverbindungen, der genauen Bedeutung der Redewendungen und Bilder. Er stürmt durch ein Dickicht von Ungereimtheiten, Zusammenhanglosigkeiten, Italianismen, Sprachwidrigkeiten und stolpert theils aus Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit, theils aus Uebereifer und Ungestüm. Der mit Leidenschaft überladene, abgerissene, mächtig losbrechende Gedanke deutet die Tiefe und Hitze seiner Quelle an. In der Schule sagte sein Literaturlehrer: „In der falschen und wunderlichen Größe seiner Uebertreibungen glaube ich, an einem Vulkan erhitzten Granit zu sehen." Schon damals war es klar, daß die landläufigen Ideen, die auf seine Kameraden einen so großen Einfluß ausübten, auf ihn, den ursprünglichen, merkwürdig empfänglichen, in die ihn umgebende Welt so schlecht hineinpassenden Geist, nicht einwirken werden.

Jede der beiden herrschenden und einander widerstreitenden Zeitideen könnte ihn zu ihren Anhängern zählen dürfen, aber er steht beiden fremd gegenüber. Kostgänger des Königs, der ihn in Brienne und in der Militärschule hat erziehen lassen und der auch seine Schwester erhält, überhaupt seit zwanzig Jahren ein Wohlthäter der Familie Bonaparte ist, denkt er doch nicht daran, ihn als seinen natürlichen General zu betrachten, ihm zu dienen, den Degen für ihn zu ziehen. Mag seine Familie auch von dem berühmten Genealogen d'Hozier als adelig beglaubigt, mag er in einer Anstalt für adelige Cadetten erzogen sein, es fehlt ihm an den adeligen monarchischen Ueberlieferungen. Wenn er, ein armer, von Ehrgeiz geplagter Leser Rousseau's und Schützling Raynal's, philosophische Sprüche zusammenschrieb und Gleichheitsgemeinplätze nachbetete, so geschah es, ohne daß er an sie glaubte. Die Modephrasen dienen seinem Gedankengang theils als akademischer Schicklichkeitsfaltenwurf, theils als rothe Clubmütze; in Wirklichkeit ist er von der demokratischen Selbsttäuschung nichts weniger als geblendet, — im Gegentheil, die vollzogene Revolution und die Oberherrschaft des Pöbels flößen ihm lediglich Ekel ein. Im April 1792 beschäftigt er sich zu Paris, inmitten der heftigsten Kämpfe zwischen den Anhängern des Königthums und denen der Revolution, mit dem Aushecken von — wie Bourrienne in seinen Memoiren bemerkt — „irgend einer nutzbringenden Speculation"[4]) und denkt u. A. daran, Häuser zu miethen, um sie mit Gewinn weiter zu vermiethen. Am 20. Juli beobachtet er den Einbruch in die Tuilerien lediglich als Zuschauer; den König mit dee rothen Mütze auf dem Kopfe am Fenster erblickend, sagt er ziemlich lnut: „Cha coglione!" („Welcher Dummkopf!"); aber sofort fügt er hinzu: „Wie hat man dieses Gesindel nur eindringen lassen können?! Man hätte vier- bis fünfhundert Kerle mit Kanonen behandeln sollen, die übrigen wären dann schon von selbst weggelaufen." Auch während des Läutens der Sturmglocken am 10. August legt er für den König wie für das Volk die gleiche Verachtung an den Tag. Er besucht einen Freund auf dem Carousselplatze und sieht sich von

[3]) Die Eroberung Corsikas durch die Franzosen erfolgte vom 30. Juli 1768 bis 22. Mai 1769; die Familie Bonaparte unterwarf sich am 23. Mai 1769 und am 15. August wurde Napoleon geboeen.

[4]) Da er 1795 keine militärische Anstellung hatte, befaßte er sich nach dem Zeugniß Sebastiani's und Anderer mit mehreren kaufmännischen Speculationen, z. B. mit einem buchhändlerischen Unternehmen, welches jedoch scheiterte. Vgl. Ségur, „Geschichte u. Memoiren", 1. Band.

dort aus als einfacher Müßiggänger „bequem alle Einzelheiten der Tagesereignisse an". Nach der Erstürmung des Schlosses durchwandert er die Tuilerien, geht in die Kaffeehäuser und sieht ruhig zu, ohne Lust zum Mitthun zu bekommen oder eine Hinneigung zu Jacobinern oder Royalisten zu verspüren; selbst sein Antlitz bleibt so unbeweglich, daß er sich, „wie ein Unbekannter und Verdächtiger viele feindselige Blicke zuzog". Und wenn er nach dem 31. Mai und dem 2. Juni die Aufstände in den Departements mißbilligt, so geschieht es in allererster Linie wegen ihrer Ohnmacht, denn die Aufständischen haben nur eine geschlagene Armee, ungeschulte Artilleristen, keine Cavallerie, keine einzige haltbare Stellung; Marseille ist auf seine eigenen Kräfte beschränkt, steckt voll feindseliger Sansculotten und wird bald belagert, eingenommen, geplündert. Die Empörung hat also geringe Aussichten auf Erfolg und darum schreibt Bonaparte in seinem „Souper von Beaucaire": „Lassen Sie die armen Gegenden, die Bewohner des Vivarais, der Sevennen und Corsikas, sich bis zum Aeußersten schlagen; aber Sie, Sie laufen Gefahr, durch Verlust einer einzigen Schlacht die Früchte tausendjähriger Plage, Mühe, Sparsamkeit und Glücksfülle eine Beute der Soldaten werden zu lassen." Damit sollen die Girondisten bekehrt werden.

Keines der politischen oder socialen Glaubensbekenntnisse, die damals alle Welt beeinflußten, übte eine Wirkung auf Bonaparte. Vor dem 9. Thermidor schien er ein Anhänger der Bergpartei zu sein; in der Provence war er eine Zeit lang „ein Liebling und vertrauter Rathgeber des jungen und ein Bewunderer" des älteren Robespierre. Sofort nach dem 9. Thermidor sagte er sich in geräuschvoller Weise von dieser ihn bloßstellenden Freundschaft los und in einem ostentativen Brief schrieb er über Robespierre den Jüngeren: „Ich hielt ihn für rein, aber ich würde ihn, und wäre er mein Vater, eigenhändig erdolchen, wenn er die Willkürherrschaft anstrebte." Nach Paris zurückgekehrt, nahm er sich, nachdem er an mehreren Thüren vergeblich angeklopft, Barras zum Beschützer, den schamlosesten der „Verrotteten", Barras, der seine beide ersten Beschützer stürzte und umbringen ließ. Inmitten des Gewirrs von Fanatismus und Parteikämpfen bleibt Bonaparte kalt, hält sich die Hände frei, war gegen Alles gleichgiltig und dachte nur an sein eigenes Glück. Als er am Abend des 12 Vendémiaire das Feydeau-Theater verließ und die Vorbereitungen der Wahlabtheilungen sah, sagte er zu Junot: „Wenn die Sectionen mich an ihre Spitze stellten, so stände ich gut dafür, daß sie binnen zwei Stunden in den Tuilerien wären und all diese jämmerlichen Conventsmitglieder verjagen würden." Und als fünf Stunden später Barras und der Convent ihn beriefen, genügten ihm drei Minuten Bedenkzeit, um statt der Volksvertreter die Pariser niederzukartätschen. Als guter Söldnerhauptmann giebt er sich nicht einer Sache hin, sondern vermiethet sich an den Erstbesten und an den Meistbietenden, mit dem Vorbehalt, sich gegebenenfalls wieder zurückzuziehen und schließlich bei guter Gelegenheit Alles an sich zu reißen. Auch fürder bleibt er ein solcher Condottiere oder Bandenhauptmann; er wird als solcher immer unabhängiger und nimmt unter dem Deckmantel scheinbarer Unterwerfung und angeblichen Dienstes im öffentlichen Interesse nur seine eigenen Geschäfte wahr. Er bezieht Alles auf sich, ist während des italienischen Feldzuges [*]) und vor wie nach dem 18. Fructidor ein General für eigene Rechnung und zum eigenen Nutzen, dabei ein Condottiere im großartigsten Maßstabe, der bereits den höchsten Gipfeln der irdischen Laufbahn zustrebt und, wie de Sucy bemerkt, „keine andere Grenze kennt, als den Thron oder das Schaffot". Er will „Frankreich beherrschen und durch Frankreich Europa; er ist unablässig mit seinen Plänen beschäftigt, gönnt sich keine Erholung, schläft allnächtlich nur drei Stunden," treibt sein Spiel mit Ideen, Völkern, Religionen und Regierungen, behandelt die Menschen mit unvergleichlicher Gewandtheit und Roheit, ist der Gleiche in der Wahl der Mittel wie der Zwecke, ein ebenso großer wie unerschöpflicher Künstler in der Anwendung von Gaukeleien, Verlockungen, Bestechungen und Einschüchterungen, zugleich bewundenswerth und erschreckend, wie etwa ein prächtiges Stück Rothwild, das plötzlich inmitten einer Heerde zahmer Wiederkäuer auftaucht.

[*]) „Erst nach Lodi kam mir der Gedanke, daß ich eigentlich eine maßgebende Rolle auf unserer politischen Bühne spielen könnte. Damals zeigte sich bei mir der Anfang meines hohen Ehrgeizes." (Mémor.al de Sainte - Hélène.) — Ueber sein Verfahren und seine Absichten in diesem italienischen Feldzuge vergl. Sybel's „Geschichte Europas während der franz. Revol.", 4. Band, 2. u. 3. Buch.

Sein Freund Cacault, ein maßgebender Diplomat, der ihn genau beobachtet hat, äußert über ihn: „Obgleich ich diesem lieben General sehr zugethan bin, nenne ich ihn ganz leise den kleinen Tiger, um seinen Wuchs, seine Ausdauer, seinen Muth, die Schnelligkeit seiner Bewegungen, sein Feuer u. s. w. zu kennzeichnen."

Aus derselben Zeit, also aus derjenigen vor der officiellen Schmeichelei und dem Aufkommen eines angenommenen Typus, stammen zwei Bildnisse Bonaparte's nach der Natur: eine Zeichnung des gewissenhaften Malers Guérin und eine Schilderung der Frau v. Staël, dieser hervorragenden Dame, die den weltlichen Tact und Scharfsinn mit einer europäischen Bildung verband. Die beiden Porträts stimmen so genau zusammen, daß sie einander zu erläutern und zu ergänzen scheinen. Die Staël schreibt in ihren „Betrachtungen über die französische Revolution" (3. Theil, 26. Capitel und 4. Theil, 18. Capitel): „Bei seiner Rückkehr nach dem Vertragsschluß von Campo Formio sah ich ihn zum ersten Mal. Nachdem ich mich ein wenig vom Taumel der Bewunderung erholt hatte, trat an deren Stelle ein ebenso starkes Gefühl der Furcht . . ., obgleich er damals noch keinerlei Macht besaß und man ihn infolge des scheuen Argwohns des Directoriums sogar für bedroht hielt." Man war daher eher günstig für ihn eingenommen und brachte ihm Wohlwollen entgegen Flößte er Furcht ein, „so war dies also nur ein eigenthümlicher Eindruck seiner Person auf Alle, die sich ihm näherten. Ich hatte sehr achtenswerthe, aber auch sehr bösartige Männer gesehen, allein nichts an Bonaparte erinnerte mich an die Einen oder die Anderen. Nachdem ich ihm während seines Aufenthaltes in Paris mehrmals begegnet war, wurde mir klar, daß sein Charakter sich nicht durch die landläufigen Bezeichnungen schildern lasse. Er war weder gütig noch grausam, weder sanft noch heftig, wie es andere Menschen sind. Ein solches Wesen, das ohne Gleichen dastand, konnte Sympathie weder fühlen noch hervorrufen. Er war entweder mehr oder weniger als ein Mensch. Sein Wuchs, sein Geist, seine Sprache, Alles hat etwas Seltsames, fremd Anmuthendes. . . . Je häufiger ich ihn sah, desto eingeschüchterter fühlte ich mich von ihm. Ich empfand dunkel, daß er keiner Herzensregung fähig war, Er betrachtet die Menschen nicht wie Seinesgleichen, sondern wie man eine Thatsache oder ein Ding betrachtet. Er kennt weder Liebe noch Haß; für ihn ist nur er selbst vorhanden; alle übrigen Geschöpfe behandelt er als Ziffern. Seine Willensstärke besteht in den unentwegten Berechnungen seiner Selbstsucht. Er ist ein geschickter Schachspieler, der das Menschengeschlecht zum Gegner hat, den er durchaus matt setzen will. . . . So oft ich ihn sprechen hörte, war ich von seiner Ueberlegenheit betroffen, die nichts gemein hatte mit derjenigen von durch Studium gebildeten und im Gesellschaftsleben verfeinerten Männern, wie man sie in Frankreich und England zu finden pflegt; die seinige lag im Tact der Umstände, wie die des Jägers im Tact der Beute liegt. . . . Seine Seele kam mir vor wie ein schneidiges Schwert, dessen Berührung sich bei einer Verwundung kalt anfühlt. In seinem Geiste glaubte ich eine tiefe Ironie zu gewahren, welcher nichts Schönes und Großes entgehen konnte, nicht einmal sein eigener Ruhm, denn er verachtete das Volk, dessen Stimmen er anstrebte. . . . Bei ihm war Alles Mittel oder Zweck, von etwas Unwillkürlichem war nirgendwo eine Spur, weder im Guten, noch im Bösen." Er kannte kein Gesetz, keine ideale, abstracte Richtschnur; „er würdigte alle Dinge lediglich vom Gesichtspunkte der unmittelbaren Nützlichkeit, allgemeine Grundsätze waren ihm durchaus zuwider".

Sehen wir uns nun das in der Stichesammlung der Nationalbibliothek hinterlegte Bild Guérin's an. Der Leib ist mager, die schmalen Schultern stecken in einer infolge hastiger Bewegungen faltig gewordenen Uniform, der Hals wird von einer hohen, gewundenen Binde verdeckt, die Schläfen verbergen sich hinter dem langen, schlichten, herabfallenden Haar. Nur das Antlitz bleibt sichtbar. Die Züge sind hart und infolge starker Gegensätze von Licht und Schatten auch schroff, die Wangen bis zum inneren Augenwinkel ausgehöhlt, die Oberbacken vorstehend, die Lippen sehnig, beweglich und zusammengepreßt, die Augen groß, leuchtend, tiefliegend und von breiten Augenbrauenbogen eingefaßt. Das massive Kinn steht hervor, der starre, versteckte Blick ist durchbohrend wie die Spitze eines Degens, von der Nasenwurzel steigen zwei gerade Falten zur Stirne auf wie Gräben oder Furchen voll verhaltenen Zornes und strammen Willens. Fügen wir hinzu, was nur die Zeitgenossen sehen und

hören konnten: die abgehackte Sprechweise, die kurzen, scharfen Handbewegungen, den prüfenden, gebieterischen Ton, und wir werden begreifen, daß die von ihm Angeredeten die Herrscherhand fühlten, die sich schwer auf sie legte, sie beugte und drückte, um sie nicht mehr loszulassen.

Schon in den Empfangssälen des Directoriums fällt es auf, daß er mit den Herren, aber auch mit den Damen „durch Fragen spricht, die seine Ueberlegenheit über die Gefragten bekunden". Den Einen fragt er: „Sind Sie verheirathet?", die Andere: „Wie viel Kinder haben Sie?", den Dritten: Wann sind Sie angekommen?" oder „Wann reisen Sie ab?" Vor einer wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes und der Ausgeprägtheit ihrer Anschauungen wohlbekannten Französin „pflanzt er sich kerzengerade wie ein echter deutscher General auf" und sagt zu ihr: „Madame, ich liebe es nicht, daß die Frauen sich mit Politik befassen." Bei seiner Annäherung hört jede Gleichheit und Vertraulichkeit, jede Ungezwungenheit oder Kameradschaft auf. Als er zum Oberbefehlshaber des italienischen Armeecorps ernannt worden, erfährt der Admiral Decrès, der in Paris viel mit ihm verkehrt hat, daß er durch Toulon reist; über das Weitere erzählt Decrès: „Alsbald erbot ich mich, nicht ohne mich meiner Bekanntschaft mit ihm zu rühmen, allen meinen Kameraden, sie ihm vorzustellen; voller Freude eile ich zu ihm, der Salon wird geöffnet, ich will auf den General zulaufen, da fühle ich mich durch seine Haltung, seinen Blick und den Klang seiner Stimme zurückgehalten. Ich nahm zwar nichts Beleidigendes wahr, aber ich hatte genug und habe nie den Versuch gemacht, die Kluft, die er zwischen uns legte, zu überschreiten." Einige Tage später treffen die Divisionsgenerale — darunter der heldenmüthige, derbe, auf seinen Riesenwuchs und seine Tapferkeit stolze Haudegen Augereau — im Hauptquartier zu Albenga ein und sind dem kleinen Emporkömmling, den man ihnen aus Paris gesandt hat, nichts weniger als günstig gesinnt. Auf Grund der Beschreibung, die man von ihm entworfen, ergeht sich Augereau in beleidigenden, mannszuchtwidrigen Ausdrücken über ihn; auch Lasalle beurtheilt ihn im Voraus ungünstig. Er sei ein Günstling Barras', ein Straßengeneral, ein Vendémiairegeschöpf, „habe keine Freunde, stehe noch ohne Leistungen da, gelte für einen Bären, weil er immer allein sei und immer denke; sein Aeußeres sei unansehnlich und er genieße den Ruf eines Mathematikers und Träumers". Die Generale werden eingeführt, Bonaparte läßt auf sich warten, erscheint endlich, gürtet seinen Degen um, setzt die Kopfbedeckung auf, erläutert seine Verfügungen, ertheilt seine Befehle und entläßt die Herren sofort. Augereau ist stumm und starr; erst draußen gewinnt er seine Sammlung und findet er seine gewohnten Flüche wieder. Er und Massena gestehen offen, daß „dieser kleine Kerl von einem General" ihnen „Furcht eingeflößt hat" und daß sie „nicht begreifen, durch welchen Einfluß sie sich schon im ersten Augenblick überwunden gefühlt haben".[1])

Ja, er ist ein außerordentlicher, überlegener Mann, wie geschaffen zum Befehlen und Erobern;[2]) seine Zeitgenossen fühlen, daß er ein eigenthümlicher, in seiner Art einzig dastehender Mensch ist. Um ihn zu begreifen, gehen so gewiegte Geschichtskenner wie Stendhal und die Staël bis zu den kleinen italienischen Tyrannen des 14. und 15. Jahrhunderts zurück: bis zu Castruccio-Castracani, Braccio von Mantua, Piccinino, Malatesta da Rimini, Sforza von Mailand. Aber während jene Schriftsteller diese Aehnlichkeit nur für eine zufällige, psychologische halten, ist sie eine wirkliche, geschichtliche, denn Bonaparte stammt von den großen Italienern jener Zeit ab, den Männern der That, den militärischen Abenteurern, den usurpatorischen Gründern von Staaten auf Lebenszeit; er hat durch unmittelbare Abstammung ihr Blut, ihr inneres Wesen, ihre sittliche und geistige Beschaffenheit geerbt. Ein ihrem Forste vor dem Zeitalter der Verfeinerung, der Verarmung und des Verfalls entnommener Schößling ist in eine ähnliche, entfernte Baumschule verpflanzt worden, in der die Kämpfe und Trauerspiele nie aufhören. Der Urkeim ist in ihm erhalten geblieben, hat sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, und durch Kreuzung eine Kräftigung und Auffrischung empfangen, bis der Schößling schließlich in Gestalt seines letzten Triebes zu großer Herrlichkeit ersteht und dieselbe Entwickelung, dieselben Blüthen, dieselben Früchte zeigt wie einst auf dem ursprünglichen Stamm. Die moderne Cultur und die französische Gartenkunst haben ihm kaum einige Zweige abgehauen oder etliche Stacheln abgestumpft; sein Gewebe, sein Bau, seine Richtung sind unverändert geblieben. Aber der Boden, den er in Europa, in Frankreich vorfindet, ein von den Revolutionsstürmen aufgerissener Boden, ist seiner Entfaltung günstiger als das frühere mittelalterliche Feld, denn dort steht er allein und hat nicht, wie ehedem in Italien, den Wettbewerb seiner ganzen Gattung zu erdulden; nichts behindert ihn, er kann alle Säfte des Erdreichs aufsaugen, die Luft und das Sonnenlicht voll für sich in Anspruch nehmen und daher ein Maß des Gedeihens erreichen, das den früheren Pflanzen nicht vergönnt war, die vielleicht ebenso lebenskräftig und sicherlich ebenso aufsaugungsfähig waren, aber auf einem minder trefflichen Boden wuchsen und überdies einander den Raum streitig machten.

---

[1]) Ein zweites Beispiel von diesem Einfluß bietet ein anderer revolutionärer Haudegen, General Vandamme, der noch energischer und derber ist als Augereau. 1815 sagt Vandamme eines Tages zu Ornano, mit dem zusammen er in den Tuilerien die Treppe hinaufsteigt: „Mein Lieber, dieser Teufel von einem Menschen (der Kaiser) übt auf mich eine behexende Wirkung aus, von der ich mir keine Rechenschaft ablegen kann. Ich, der ich weder Himmel noch Hölle fürchte, zittere fast, wenn ich mich ihm nähere; ich glaube, ich würde auf seinen Befehl durch ein Nadelöhr gehen und mich ins Feuer werfen lassen." (Du Casse, „General Vandamme," 2. Band.)

[2]) Am 11. Febr. 1809 sagt Napoleon (nach Roederer, vgl. 3. Band seiner „Sämmtlichen Werke"): „Ja, ich bin ein Soldat — das ist die Gabe, die ich bei meiner Geburt empfangen habe; es ist mein Dasein, meine Gewohnheit. Ueberall, wo ich war, habe ich befehligt: mit 23 Jahren leitete ich die Belagerung von Toulon, im Vendémiaire hatte ich das Commando in Paris, in Italien riß ich die Soldaten vom ersten Tage an hin. Ich bin eben hierzu geboren."

Bücherbesprechungen.

L.— **Die Erziehung der Einjährig-Freiwilligen aller Waffen zum Reserve-Officier-Aspiranten.** Von Hilken, Hauptmann a. D. Infanterie-Ausgabe. 4,50 ℳ. Berlin W. 1890. Leipzig, Heuser's Verlag (Louis Heuser). — Der in militärischen Leserkreisen durch seine „Praktischen Winke für Einjährig-Freiwillige, bezüglich der Wahl der Waffengattung und des Truppentheils" schnell bekannt gewordene Hr. Verfasser hat in dem, hierüber genannten, Buche eine neue Art von Lehrmethode eröffnet, welche uns so vortrefflich zu sein scheint, daß wir derselben nur die baldigste und weiteste Verbreitung in der deutschen Armee wünschen können.

J.B. **Wetterperioden?** Von Dr. Großmann, königl. Hausarchivar und Archivrath. 2. Auflage. Berlin 1890. W. Moeser Hofbuchhandlung. 40 Seiten, 1,50 ℳ. — Unsere Stellung zur Großmann'schen Schrift haben wir bereits bei Besprechung der 1. Auflage genügend gekennzeichnet. Wir halten das kritische Sammeln und Anslichtziehen des alten Beobachtungsmaterials (auch wenn ohne Instrumente gewonnen) jederzeit für ein verdienstliches, nachahmungswerthes Unternehmen, wissen auch aus eigener Erfahrung, wie schwer es hält, wahrhaft parallele Witterungsjahrgänge ausfindig zu machen, lassen ebensowohl die Wahrscheinlichkeit eines nach bestimmten Gesetzen erfolgenden „territorialen Fortschritts" des gleichen Wetters bei seiner periodischen Wiederkehr gelten; darin aber, daß die „abstracten Zahlen" die Qualität des Wetters weniger zum Ausdruck brächten, als vereinzelte, summarisch gehaltene, vom menschlichen, wechselnden Empfinden dictirte Aufzeichnungen, können wir dem Verfasser nicht Recht geben. Uns lehrt ein Blick in eine ausführliche Witterungstabelle mehr, als das Lesen eines bogenlangen Wetterberichts. — Die Anlage der Broschüre ist genau die alte geblieben. Der Verfasser hat nur hie und da die Belege aus der Gegenwart vermehrt und die Parallele 1 Jahr, also bis Mai 1890 weitergeführt. Was die Wiederholung des bereits früher Gegebenen soll, ist uns nicht recht einleuchtend. Nicht eine 2. Auflage, sondern ein 2. Heft, welches das alte Material schon auf 1 Jahr voraus publicirt, wäre uns willkommener gewesen. Dann hätte jeder Interessent sich selbst die Notizen aus der Gegenwart eintragen können, zu intensiver Naturbeobachtung wäre angeregt gewesen und dem Verfasser der Vorwurf, nur Passendes zusammengestellt zu haben, ganz erspart geblieben. Jedem neuen Hefte könnte ja ein Ueberblick über den Ausfall der jeweilig letztjährigen Parallele beigegeben werden. In der vorliegenden Form erscheint uns die 1890/91er Prognose zu dürftig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 114. Dienstag, den 23. September. 1890.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Schulgeldfrage in Deutschland.

Von Bernhard Heinzig.

Auf gleicher Stufe stehende Culturvölker pflegen einander Einrichtungen, welche auf irgend einem Gebiete der Culturentwickelung einen Fortschritt bekunden, sehr bald nachzuahmen, so daß ein Vorsprung, den ein Volk zeitweilig vor einem anderen hat, sich naturgemäß rasch ausgleicht. Daher die gegenseitige scharfe Musterung, daher der edle Wettstreit, der sich auf der ganzen Linie civilisatorischer Bestrebungen und nicht zum mindesten auf dem Gebiete des Militärwesens und diesem verwandten Gebieten bemerkbar macht. Je gespannter sich die Staaten gegenüber stehen, mit desto schärferem Auge spähen sie gegenseitig nicht nur ihre Schwächen, sondern auch ihre nicht immer leicht erkennbaren starken Seiten aus, um sich dieselben zu Nutze zu machen. Da im Kriege nicht mehr die physische Kraft, sondern die Intelligenz der Kämpfenden vom obersten Führer bis zum untersten Soldaten in erster Linie in Frage kommt, so hat man auch die Schule, vor Allem die Volksschule, welche je nach der Stufe ihrer Entwickelung den breiten Schichten der Bevölkerung eine mindere oder bessere Bildung gewährt, mit dem Heerwesen in Verbindung gebracht. Insbesondere ist das bei Frankreich, welches die Niederlagen von 1870 noch nicht verschmerzen kann und den Gedanken an Revanche ehrenhalber nicht aufgeben zu dürfen meint, der Fall gewesen und man hat da auf dem Gebiete des Schulwesens Einrichtungen geschaffen, die früher als unerhört galten. Zu ihnen gehört die Einführung des Schulzwangs (obligation absolue), die bereits 1882[1]) erfolgte, um damit wie in Deutschland die erste nothwendige Vorbedingung für eine allgemeine Volksbildung zu schaffen. Dahin gehört weiter auch als nothwendige Voraussetzung desselben die Unentgeltlichkeit des Primärunterrichts (gratuité absolue)[2]), die in anderen Republiken, wie in der Schweiz, wie in manchen Staaten des nordamerikanischen Bundes, bereits existirte. Das Beispiel Frankreichs und Amerikas mag auch in anderen Staaten, wo Schulgeldfreiheit bisher unbekannt war, eine Bewegung zu Gunsten derselben hervorgerufen haben. In Schottland sprachen sich jüngst von 230 Schulämtern 116 für unentgeltlichen Unterricht aus; auch diesseits des Tweed hat man angefangen, sich lebhaft für die unentgeltliche Volksschule zu begeistern. Selbst in Deutschland erörtert man gegenwärtig die Schulgeldfrage nicht nur lebhaft, sondern führt die Unentgeltlichkeit des Unterrichts auch ein, obwohl der Schulbesuch daselbst, in evangelischen, wie katholischen Gemeinden, theilweise schon seit Jahrhunderten obligatorisch ist, die Bezahlung des Schulgeldes als etwas ganz Selbstverständliches angesehen wird und die Schulgeldpflicht als für die Schule ganz ersprießlich gilt, weil die Eltern, indem sie für ihre pecuniären Opfer bei ihren Kindern angemessene Erfolge zu erzielen bemüht sind, die Schule in ihrem eigensten Streben unterstützen. Wenn der größte deutsche Staat mit Einführung der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts vorgegangen ist, so mag der Anlaß dazu im Grunde in den Einrichtungen zu suchen sein, wie sie durch die auf Anregung Kaiser Wilhelm's I. erfolgte socialpolitische Gesetzgebung geschaffen worden sind. Man scheint von dem Gedanken ausgegangen zu sein, daß es da, wo der Staat in seinem Interesse dem Volke Lasten auferlegt hat, vor Allem angezeigt sei, mittragen zu helfen. Wenigstens dürfte sich das aus der Ueberschrift und dem Wortlaut des ersten Paragraphen des die Unentgeltlichkeit des Unterrichts in Preußen regelnden Gesetzes vom 14. Juni 1888 erkennen lassen. Es trägt die Ueberschrift: Gesetz betreffend die Erleichterung der Volksschullasten und §. 1 desselben lautet: „Zur Erleichterung der nach öffentlichem Rechte zur Unterhaltung der Schulen Verpflichteten ist aus der Staatscasse ein jährlicher Beitrag ... an die Schulen zu leisten."[3]) Ob und inwieweit hier der Eingangs angedeutete internationale Wettstreit in Frage kommt, möge dahingestellt bleiben. Aus der Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom 6. Februar 1888 geht allerdings klar hervor, daß man auch in Preußen und Deutschland die Volksschule mit dem Heerwesen in enge Verbindung bringt.[4]) Wenn man auch die Einführung der absoluten Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts nicht allenthalben als einen Fortschritt auf dem Gebiete der Volkserziehung ansieht, so dürfte doch das Vorgehen des auch in Bezug auf Schulverhältnisse in Deutschland mehr oder weniger maßgebenden Staates für die Dauer bei den Entschließungen der übrigen deutschen Staaten über den in Frage stehenden Gegenstand nicht ganz ohne Einfluß bleiben.

Man kann die Staaten Deutschlands in Betreff der Schulgeldfrage in vier Classen theilen, nämlich 1) in solche, in denen Schulgeld zu zahlen ist, 2) in solche, in denen die Forderung von Schulgeld entweder bedingungsweise oder bedingungslos den Gemeinden freigestellt wird, 3) in solche, in denen es neben Zahlschulen Freischulen giebt, 4) in solche, in denen Schulgeldfreiheit vorgeschrieben ist.

1) In die erste Classe gehören das Herzogthum Anhalt, das Herzogthum Braunschweig und das Königreich Sachsen.

Anhalt erhebt nach §. 35 des Gesetzes vom 21. Februar 1873[5]) Schulgeld. §. 35 lautet: „Der Schulverband ist verpflichtet, durch den Schulvorstand die Erhebung und Verrechnung des Schulgeldes besorgen zu lassen. Doch können Kinder bedürftiger Eltern von Bezahlung desselben ganz oder theilweise entbunden werden." Nach Artikel 5 des Gesetzes vom 24. März 1883[6]) tritt, so lange Volksschulen derselben Art von mehr als zwei Geschwistern besucht werden, für das dritte und die folgenden Kinder stets Befreiung vom Schulgelde ein.

Im Herzogthum Braunschweig, wo sich die Erhebung des Schulgeldes in den Landgemeinden nach den Gesetzen vom 23. April 1840, bezw. 24. April 1867 und 10. April 1890 regelt, muß Schulgeld für die resp. Schulclassen erhoben und verrechnet werden. Freischulen giebt es weder in den Städten, noch auf dem Lande. Das Schulgeld beträgt in den Landschulen für das erste Kind 4 ℳ jährlich, wogegen zweite, dritte u. s. w. Kinder vom Schul-

[1]) Loi du 28 Mars 1882. Bulletin des lois de la République française XII Série I Semestre 1882.

[2]) Loi du 16 Juin 1881. Bull. XII Série I Semestre 1881. Vergl. auch des Verfassers Abhandlung über die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts in Frankreich in Nummer 142 des Jahrgangs 1889 der Wissenschaftlichen Beilage der L. Z.

[3]) Vergl. Deutsche Schulgesetzsammlung, Centralorgan für das gesammte Schulwesen im Deutschen Reiche. Herausgegeben von R. Schillmann, Schulinspector a. D. in Berlin. XVII, 321.

[4]) Rede des Reichskanzlers Fürsten Bismarck vom 6. Februar 1888. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. S. 24.

[5]) Vergl. Keller, Deutsche Schulgesetzsammlung IV, 563.

[6]) Vergl. Keller, Deutsche Schulgesetzsammlung XII, 251.

geld befreit sind. In städtischen Schulen wird das Schulgeld nach besonderen sehr verschiedenen Schulgeldsätzen erhoben.[7])

In Sachsen ist nach §. 7 Absatz 2 des Gesetzes vom 26. April 1873[8]) ein gewisses Schulgeld zu entrichten, welches von dem Ortsschulvorstande oder von derjenigen Gemeindebehörde, die nach der Localschulordnung dessen Functionen versieht, zu bestimmen ist; es kann nach Vermögens- und Familienverhältnissen der Beitragspflichtigen abgestuft werden. In den Fortbildungsschulen kann man von Erhebung von Schulgeld absehen. Nach §. 10 Abs. 3o. gehört das Schulgeld mit zu den ständigen Einnahmen der Schule.[9])

Die gänzliche Aufhebung des Schulgeldes ist den Gemeinden nach §. 7 Absatz 2 nicht gestattet. Die Deputation der Zweiten Kammer, welcher die Vorberathung der Schulgesetzvorlage oblag, wollte seiner Zeit die Erhebung von Schulgeld in das Ermessen der Gemeinden gestellt wissen; ein großer Theil derselben neigte selbst dahin, das Schulgeld gänzlich aufzuheben. Die Regierung hielt jedoch an dem Entwurfe fest.[10]) Wiederholte Anträge von socialistischer Seite auf Schulgeldfreiheit für die Volksschule, auch einen solchen vom Jahre 1890, lehnte der Landtag ab, weil man allgemein in der Verpflichtung zur Bezahlung des Schulgeldes ein Mittel sieht, das Interesse der Eltern für den Unterricht sowie das Gefühl der Werthschätzung der Schule gegenüber bei dem gemeinen Mann lebendig zu erhalten.[11]) Dagegen hat man im letzten Landtag den Beschluß gefaßt, den Gemeinden, die das jährliche Schulgeld in der einfachen Volksschule, sowie in der mittleren Volksschule, wenn eine einfache am Orte nicht besteht, auf einen Durchschnittssatz von 5 Mark herabsetzen, zuvörderst für die nächsten beiden Jahre, später dauernd, eine Staatsbeihilfe zu dem Diensteinkommen der Lehrer und Lehrerinnen derart zu gewähren, daß für jede ständige Lehrerstelle einschließlich der Directorenstellen 300 ℳ, für jede Hilfslehrerstelle 150 ℳ an die Gemeinden gezahlt werden sollen. Ebenso soll das nach dem Geldwerth veranschlagte pensionsfähige Gesammteinkommen der ständigen Lehrer und Lehrerinnen ausschließlich freier Wohnung oder eines Aequivalents für dieselbe und unbeschadet der gesetzlichen, in Orten bis 5000 Einwohner mit je 90, beziehentlich 30 ℳ zu gewährenden Alterszulagen nicht unter 900 ℳ jährlich, der Gehalt der Hilfslehrer und Hilfslehrerinnen, ausschließlich der Entschädigung für Ueberstunden und Nebenunterricht, sowie freier Wohnung und Heizung oder eines Aequivalents für dieselben nicht unter 600 ℳ jährlich betragen. Ausnahmsweise kann zur Vermeidung einer erheblichen Belastung mit Schulanlagen die Staatsbeihilfe auch dann gewährt werden, wenn das Schulgeld auf 8 ℳ steigt. Wird auch dann durch die gewährte Beihilfe der Ausfall an Schulgeld bei einzelnen Schulgemeinden noch nicht gedeckt, so soll das Ministerium des Cultus ermächtigt sein, im Bedürfnißfalle eine besondere Unterstützung an die Gemeinden zu gewähren.[12])

2) In die zweite Classe gehört die Mehrzahl der deutschen Staaten.

Es sei zunächst Baden genannt. In Baden ist es gemäß §. 57 des Gesetzes vom 8. März 1868[13]) den Gemeinden auf Grund eines mit zwei Dritttheilen der Stimmen gefaßten, von der zuständigen Staatsbehörde genehmigten Gemeindebeschlusses gestattet, aus der Gemeindecasse ohne Rückersatz von Seiten der Eltern oder Pfleger der Kinder das ganze Schulgeld oder einen Theil desselben zu bezahlen, soweit hierzu die jährlichen Ueberschüsse der Gemeindeeinkünfte, ohne daß Umlagen gefordert werden, hinreichen. Ein von den Städten Mannheim und Offenburg in der Zweiten Kammer der Landstände bei deren Tagung im Jahre 1888 eingereichter Antrag des Inhalts, daß den Gemeinden das Recht zustehen solle, das Schulgeld für die Volksschule ohne Rücksicht auf den Stand des Gemeindehaushalts auf die Gemeindecasse zu übernehmen, wurde unter Ablehnung eines weitergehenden Antrags auf gänzliche Aufhebung des Schulgeldes der Regierung zur Kenntnißnahme überwiesen. Ist sonach die Befreiung sämmtlicher Schüler einer Schule von Bezahlung des Schulgeldes nur bedingungsweise gestattet, so können doch nach §. 55 in der Fassung des Gesetzes vom 25. Juli 1888, die Abänderung einiger Bestimmungen des Gesetzes über den Elementarunterricht betreffend, Unvermögende von der Zahlung des Schulgeldes für diejenige Volksschule, zu deren Besuch eine gesetzliche Verpflichtung vorliegt (§. 1 Absatz 1 des Gesetzes), durch die Gemeindebehörde je nach dem Grade der Bedürftigkeit ganz oder zu bestimmten Theilen befreit werden. Die Befreiung von der Schulgeldbezahlung gilt nicht als Armenunterstützung.

In Württemberg regelt sich die Erhebung von Schulgeld nach der Schulgesetznovelle vom 6. November 1858.[14]) Gemeinden, die die Ausgaben für die Schulen nicht aus ihren Ueberschüssen decken können, müssen nach Ziffer 2 des angezogenen Artikels Schulgeld erheben. Die Zahl der Gemeinden, in denen kein Schulgeld erhoben wird, dürfte, wenn es überhaupt solche giebt, sehr gering sein. Statistische Angaben darüber fehlen.

Im Herzogthum Sachsen-Altenburg ist man im Jahre 1889 in der Schulgeldangelegenheit einen Schritt vorwärts gegangen. Nach dem Gesetz vom 22. December 1875[15]) war §. 1 gemäß für jedes die einfache Volksschule besuchende Kind ein jährliches Schulgeld von mindestens 6 ℳ an die Gemeindecasse zu entrichten. Dieses Schulgeld ermäßigte sich jedoch, wenn mehrere Kinder eines Schulgemeindegliedes dieselbe Schule besuchten, für das zweite Kind auf zwei Dritttheile, für jedes folgende Kind auf die Hälfte des für ein einzelnes Kind zu zahlenden Beitrages. Nur solchen Schulgemeinden, welche dauernd in der Lage waren, ohne Beiträge aus der allgemeinen Schulcasse alle gesetzlichen Verbindlichkeiten in Betreff des Schulwesens zu erfüllen, konnte von der oberen Schulbehörde nachgelassen werden, ein niedrigeres oder gar kein Schulgeld zu erheben. Für Arme hatte der verpflichtete Armenverband einzutreten. Nach dem Gesetz vom 12. Februar 1889 ermäßigt sich das jährliche Schulgeld, wenn mehrere Kinder einer Familie dieselbe Schule besuchen, für das zweite Kind auf die Hälfte; für jedes folgende ist kein Schulgeld zu entrichten. Auch genügt nach §. 26 des angezogenen Gesetzes der Antrag einer Schulgemeinde bei der oberen Schulbehörde, um ein niedrigeres als das gesetzlich vorgeschriebene oder ohne die in §. 1 des Gesetzes vom 22. December 1875 angeführte Beschränkung gar kein Schulgeld zu erheben. Die Fortbildungsschule soll unentgeltlich sein, wenn nicht vom Schulvorstande mit Genehmigung der oberen Schulbehörde etwas Anderes beschlossen wird.

In Bayern bildet Artikel 5 des Schulbedarfsgesetzes vom 10. November 1861 die Grundlage für die Erhebung des Schulgeldes. Schulgeld wird darnach da erhoben, wo keine Freischule besteht und insoweit dasselbe nicht aus anderen Quellen ersetzt wird; dasselbe ist für alle im Schulsprengel wohnenden Schulpflichtigen zu entrichten; ausgenommen sind Diejenigen, welche eine andere nicht in die Classe der deutschen Schulen gehörige öffentliche Lehranstalt oder wegen Mangels einer Schule ihrer Confession am Wohnorte eine benachbarte ihrer Confession angehörige deutsche Schule besuchen, sowie die Kinder und Waisen der Schullehrer. Die Gemeindebehörde kann Unbemittelte vom Schulgelde ganz oder theilweise befreien. Das Werktagsschulgeld beträgt vierteljährlich 24 Kreuzer, das Sonntagsschulgeld vierteljährlich 12 Kreuzer (seit Einführung der Reichswährung beträgt dasselbe 70 ₰ und 35 ₰). Dasselbe kann, wenn nicht schon ein höheres Schulgeld eingeführt ist, auf Antrag der Gemeindebehörde mit Genehmigung der Kreisregierung bis höchstens zum doppelten Betrage erhöht werden. Die Gemeindeverwaltungen haben die Schulgelder einzuheben und dem Lehrer, wenn sie einen Gehaltstheil desselben bilden, unverkürzt am Schlusse jedes Quartals auszuzahlen.

In Mecklenburg beträgt nach landesherrlicher Verordnung vom 3. April 1879[16]) das jährliche Schulgeld 3 ℳ (§. 2). Den Obrigkeiten bleibt es jedoch zu jeder Zeit freigestellt, das Schulgeld aufzuheben, wenn sie den Schullehrer anderweitig angemessen dafür entschädigen. Im Uebrigen bleibt für das Schul-

[7]) Vergl. beispielsweise Regulativ der Stadt Braunschweig vom 9. November 1880. Keller, Deutsche Schulgesetzsammlung XII, 89.

[8]) Vergl. Walther, Das königlich sächsische Volksschulrecht S. 50.

[9]) Vergl. Walther, Das königlich sächsische Volksschulrecht S. 59.

[10]) Vergl. Deputationsbericht der 2. Kammer zu §. 7 des Entwurfs Landtagsmittheilungen der 2. Kammer von 1871—1872, S. 1306.

[11]) Vergl. Walther, Das königlich sächsische Volksschulrecht S. 55. Vergl. auch Deputationsberichte der 2. Kammer vom Jahre 1889—90 Nr. 6 u. 141 und Landtagsverhandlungen I, 115 ff.

[12]) Vergl. Finanzgesetz auf die Jahre 1890—1891 vom 25. März 1890. Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen vom Jahre 1890. S. 49.

[13]) Vergl. Keller II, 130.

[14]) Regierungsblatt 1858. S. 235 ff.

[15]) Vergl. Keller V, 57, 58.

[16]) Keller, Schulgesetzsammlung VII', 375.

wesen Mecklenburgs die Patentordnung vom 21. Juli 1821 in Kraft, soweit sie nicht durch den Inhalt der Verordnung vom 3. April 1879 abgeändert worden ist.

Im Großherzogthum Hessen ist das Volksschulwesen durch das Gesetz vom 16. Juni 1874 [17]) geregelt. §. 86 desselben lautet: Die Erhebung von Schulgeld in den Gemeindeschulen hängt von dem Beschlusse des Gemeinderathes ab. Thatsächlich machen zahlreiche Gemeiden von der Befugniß, Schulgeld zu erheben, keinen Gebrauch, so daß in ihnen Unentgeltlichkeit des Unterrichts besteht.

Im Großherzogthum Weimar hat das Volksschulgesetz vom 24. Juni 1874 [18]) Geltung; der auf die Schulgeldfrage bezügliche §. 49 lautet: Die für die Schulen ihres Bezirks erforderlichen Mittel werden von der einzelnen Gemeinde ebenso aufgebracht, wie andere Gemeindelasten. In Betreff des Schulgeldes gelten folgende Bestimmungen: Die Einführung eines Schulgeldes da, wo gegenwärtig keins erhoben wird, wie die Erhöhung oder Herabsetzung des bestehenden Schulgeldes erfolgt durch ein Ortsstatut, das der Bestätigung der obersten Schulbehörde bedarf. So lange eine Gemeinde kein angemessenes Schulgeld erhebt, hat sie keinen Anspruch auf Staatszuschuß zur Ergänzung der gesetzlichen Minimaldotation ihrer Schulstellen. Ob das in einer Gemeinde nach §. 49 erhobene Schulgeld ein angemessenes ist, entscheidet nach Art. 27 Ziffer 5 der Ausführungsverordnung zu §. 49 des Gesetzes die oberste Schulbehörde, welche nach Befinden zuvor das Gutachten des Kreisausschusses einholt.

Im Herzogthum Coburg-Gotha haben nach §. 14 des Gesetzes vom 27. October 1874 [19]) die Gemeinden zu bestimmen, ob ein jährliches Schulgeld an die Gemeindecasse zu entrichten ist. Ausgenommen von der Bezahlung des Schulgeldes sind Lehrerkinder an den Schulen, an denen ihre Väter unterrichten, und Kinder, für welche die Erziehungskosten aus Armencassen bestritten werden. Das Schulgeld soll auf dem Lande 3 ℳ. nicht übersteigen. Die für Schulzwecke nöthigen Ausgaben dürfen höchstens zur Hälfte durch Schulgeld gedeckt werden. In den Städten Gotha, Ohrdruff, Waltershausen soll das jährliche Schulgeld 12 ℳ. für ein Kind, 18 ℳ. für zwei Geschwister, 24 ℳ. für drei Geschwister betragen, in den übrigen Landorten aber die Hälfte dieser Beiträge nicht übersteigen.

Im Herzogthum Sachsen-Meiningen richtet sich die Schulgeldangelegenheit nach §. 17 des Gesetzes vom 22. März 1875. [20]) Es heißt da: Die Gemeinde kann Schulgeld erheben. Dasselbe soll auf ein Jahr für ein Kind, welches die Volksschule besucht, in Städten 1. und 2. Classe 6 ℳ., in den übrigen Städten 4 ℳ., außerdem 2 ℳ. 50 ₰, für zwei Kinder derselben Familie 8, 6 und 3 ℳ. 50 ₰, für 3 und mehr Kinder derselben Familie, welche gleichzeitig die Volksschule besuchen, 10, 8 und 4 ℳ. 50 ₰ in den gleichen örtlichen Abstufungen nicht übersteigen. Der Gemeinderath kann für Kinder dürftiger Eltern das Schulgeld ganz oder theilweise erlassen. Ist eine Gemeinde zur Unterhaltung einer Schule unvermögend und deren Einschulung in eine Nachbargemeinde nicht thunlich, so wird die Staatscasse nach Maßgabe der verfügbaren Mittel Zuschüsse, insbesondere zur Lehrerbesoldung leisten. So lange eine Gemeinde das gesetzlich zulässige Schulgeld nicht erhebt, hat sie jedoch keinen Anspruch auf Staatszuschuß zur Erhaltung des Schulwesens.

Die Mehrzahl der Gemeinden Thüringens macht von der Befugniß der Schulgelderhebung zur Zeit noch Gebrauch.

3) Die Staaten der dritten Kategorie bilden die freien Städte Lübeck und Bremen.

Nach dem Jahresbericht der Oberschulbehörde über das Lübeckische Unterrichtswesen von 1888—89 S. 9 waren in den 4 Knaben- und 4 Mädchenzahlschulen 3059 Kinder, in den 4 Knaben- und 4 Mädchenfreischulen 3336 Kinder untergebracht. Außerdem giebt es eine Fabrikfreischule für ältere in Fabriken beschäftigte schulpflichtige Kinder. Bedürftigen Kindern der Freischulen werden Bücher und Lehrmittel leihweise überlassen. 313 Schülerinnen, die sich freiwillig gemeldet hatten, wurde während des Wintersemesters in städtischen und vorstädtischen Volksschulen unentgeltlicher Unterricht im Flicken und Stopfen an von ihnen selbst mitgebrachten Kleideen ertheilt. Für die zahlenden Schüler beträgt nach §. 42 des Unterrichtsgesetzes für die Stadt Lübeck vom 20. October 1885 das Schulgeld 12 ℳ.; besuchen mehrere Kinder derselben Familie gleichzeitig städtische Schulen, so ist von dem dritten und den folgenden nur die Hälfte des Schulgeldes zu entrichten. [21])

In Bremen, wo, wie erwähnt, ebenfalls Zahlschulen und Freischulen existiren, gab es im Jahre 1889 rund 12000 zahlende und 6000 Freischüler. Letztere erhielten auch Schreibhefte, Schulbücher u. s. w. unentgeltlich. Einer Anregung der Bürgerschaft zufolge wurde die Niedersetzung einer Deputation zur Berathung darüber beschlossen, ob es sich empfehle, das Schulgeld in den Volksschulen ganz aufzuheben. [22]) Die Schuldeputation spricht sich in einem Gutachten gegen die völlige Schulgeldfreiheit in den Volksschulen theils aus pecuniären, theils aus pädagogischen Gründen aus. Insbesondere wird hervorgehoben, daß die zahlenden Volksschulen Bremens höher stünden, als die in den Staaten, die neuerdings das Schulgeld aufgehoben hätten. Man müsse daher bei Aufhebung des Schulgeldes entweder mehr bieten, als diese Staaten, oder das Niveau der Schulen herabdrücken. Ersteres widerspräche den Gründen, welche von den Vertheidigern der Schulgeldfreiheit geltend gemacht würden, letzteres wäre ein Rückschritt in der Volksausbildung Bremens, der im öffentlichen Interesse nicht zu verantworten sein würde. Eine Vereinigung von Freischulen und Geldschulen müsse aber auch deshalb Bedenken erregen, da erfahrungsgemäß in ersteren die erziehliche Vorbereitung der Kinder, sowie die häusliche Unterstützung derselben eine geringere sei, das Niveau der bisherigen Geldschulen daher herabgedrückt werde. Der Senat lehnt daher die völlige Aufhebung des Schulgeldes ab. [23])

Aehnlich wie Lübeck und Bremen unterhalten auch andere Großstädte in Staaten, in denen die Erhebung von Schulgeld freigestellt ist, Freischulen mit theilweise unentgeltlicher Gewährung von Papier und Schulutensilien.

In Hamburg giebt es keine Freischulen [24]); die Kinder zahlen je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern entweder kein Schulgeld und keine Vergütung für Bücher und Utensilien, oder sie zahlen nur die Vergütung oder nur 3 ℳ. Schulgeld, oder die Vergütung und 3 ℳ., bez. 6 ℳ. oder 9 ℳ. oder 12 ℳ. Schulgeld. Die Zahl der kein Schulgeld zahlenden Kinder betrug im Jahre 1888—89 26759 oder 45,54 %, die der Schulgeld zahlenden 32000 oder 54,46 %. [25]) Nach Berichten von Mitte September 1890 nahm die Bürgerschaft einen Antrag auf Aufhebung des Schulgeldes in der Volksschule in erster Lesung an.

4) Der erste deutsche Staat, der den unentgeltlichen Volksschulunterricht einführte, ist das Großherzogthum Oldenburg. Das darauf bezügliche Gesetz, welches eine Abänderung der Artikel 57, 58 und 59 des Gesetzes vom 3. April 1855 enthält, datirt vom 5. März 1888 und ist am 1. Mai 1888 in Kraft getreten. [26]) §. 57 lautet nach der neuen Fassung: Für den Besuch der Volksschulen wird ein Schulgeld nicht entrichtet. Auch andere Leistungen für die Schulkinder zur Deckung allgemeiner Schulausgaben (Feuerungsgeld, Tintengeld u. dergl.) dürfen ferner von den Schulachten nicht mehr erhoben werden. §. 58. Für jedes die Schule am 15. Mai und 15. November besuchende Kind wird der Schulacht aus der Landescasse der Betrag von jährlich 3 ℳ. halbjährlich vor dem Schlusse eines jeden Schulhalbjahres nach näherer Bestimmung des Staatsministeriums ausgezahlt. §. 58 a. Ein durch die Maßregel der Artikel 57 und 58 entstehender Ausfall in der Einnahme des Lehrers soll auf andere Weise gedeckt werden. Das Oberschulcollegium hat darauf zu sehen, daß nicht infolge der Bestimmungen der Artikel 57 und 58 wesentliche Herabsetzungen der Stellen stattfinden (Zusatz zu §. 62, Ziffer 2). Nach Artikel 56, 2 (in der neuen Fassung) werden die zur Unterhaltung der Schule und Besoldung der Lehrer nöthigen Mittel, soweit die in

---

[17]) Keller, Deutsche Schulgesetzgebung III, 433.
[18]) Keller, Deutsche Schulgesetzgebung III, 506, 518, 532, 548.
[19]) Keller, Deutsche Schulgesetzgebung IV, 23.
[20]) Sammlung von landesherrlichen Verordnungen im Herzogthum Sachsen-Meiningen Nr. 48 S. 170.

[21]) Vergl. Sammlung der Lübeckischen Verordnungen und Bekanntmachungen Nr. 30 (1885, 17. October) S. 8 und Schillmann XIV, 722.
[22]) Vergl. Mittheilungen des Senats vom 6. August 1889.
[23]) Vergl. auch Beschlüsse der Bürgerschaft vom 2. October und 6. November 1889.
[24]) Vergl. Gesetz betr. das Unterrichtswesen Hamburgs vom 11. November 1870.
[25]) Vergl. Jahresbericht der Verwaltungsbehörde über das Jahr 1888, VIII. Verwaltungsbericht für das Unterrichtswesen. Schuljahr 1888—89.
[26]) Vergl. Schillmann, Deutsche Schulgesetzsammlung XVII, 186 ff.

Art. 58 bezeichneten Einnahmen nicht ausreichen, durch Umlagen gedeckt. Die Lehrmittel für die Kinder haben deren Angehörige zu beschaffen. Sind diese dazu nicht in der Lage, so tritt die Schulcasse ein (Art. 59).[27])

Der andere deutsche Staat, der die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts einführte, ist das Königreich Preußen. In §. 4 des Gesetzes vom 14. Juni 1888[28]) heißt es: Eine Erhebung eines Schulgeldes bei Volksschulen findet fortan nicht statt. Ausnahmen sind nur gestattet: 1) für solche Kinder, welche innerhalb des Bezirks der von ihnen besuchten Schule nicht einheimisch sind; 2) soweit das gegenwärtig bestehende Schulgeld durch den Staatsbeitrag nicht gedeckt wird und andernfalls eine erhebliche Vermehrung der Communal- oder Schulabgaben eintreten müßte. Das darnach einstweilen noch zulässige Schulgeld ist in Landschulen mit Genehmigung des Kreisausschusses, in Stadtschulen mit Genehmigung des Bezirksausschusses festzustellen. Von fünf zu fünf Jahren ist zur Weitererhebung eine neue Genehmigung erforderlich. Wo nach §. 5 seither das Schulgeld als ein seiner Natur nach steigendes und fallendes persönliches Dienst-Emolument des Lehrers einen Theil des Diensteinkommens desselben gebildet hat, ist dem Lehrer der Durchschnittsbetrag des Schulgeldes während der letzten drei Etatsjahre vor dem Etatsjahre, in welchem dieses Gesetz in Kraft trin, als Theil seines baaren Gehalts zu gewähren. Das Gesetz tritt den 1. October 1888 in Kraft. Die Höhe des jährlichen Staatsbeitrags wird nach §. 1 so berechnet, daß für die Stelle 1) eines alleinstehenden, sowie eines ersten ordentlichen Lehrers 400 ℳ, 2) eines andern ordentlichen Lehrers 200 ℳ und einer ordentlichen Lehrerin 150 ℳ, 3) eines Hilfslehrers und einer Hilfslehrerin 100 ℳ gezahlt werden. Diese Beiträge werden durch ein Ergänzungsgesetz zu dem eben besprochenen vom 14. März 1889[29]) derart erhöht, daß nach Art. 1 für die Stelle 1) eines alleinstehenden, sowie eines ersten ordentlichen Lehrers 500 ℳ, 2) eines anderen ordentlichen Lehrers 300 ℳ gezahlt werden. Wo bei Volksschulen für Kinder, welche innerhalb des Bezirks der von ihnen besuchten Schule einheimisch sind, eine Erhebung von Schulgeld noch stattfindet, fällt dasselbe in dem Betrage fort, um welchen infolge der Einrichtung neuer Schulstellen in einem Schulverbande nach dem Inkrafttreten des Gesetzes vom 14. Juni 1888 oder gemäß der Vorschrift in Art. 1 des Gesetzes vom 31. März 1889 eine Erhöhung des Staatsbeitrags bereits eingetreten ist oder fortan eintritt. Das hiernach einstweilen vom 1. April 1889 ab noch zulässige Schulgeld ist von Neuem festzustellen, nachdem das Gesetz am 1. April 1889 in Kraft getreten ist. Ein Ministerialerlaß vom 15. April 1889[30]) enthält eine Anweisung zur Ausführung des den letzterwähnten Punkt betreffenden Theils des Gesetzes vom 31. März 1889.

Das ist im Allgemeinen der Stand der Schulgeldverhältnisse in Deutschland. Von Erörterung der Schulgeldfrage in den kleinsten Staaten glauben wir um so mehr absehen zu können, als dadurch an dem Gesammtbild nichts geändert wird. Aus dem Dargestellten ergiebt sich zur Beurtheilung der Gesammtlage, daß in den besprochenen Staaten, mögen sie zur Schulgeldfrage stehen, wie sie wollen, für Entlastung bedürftiger Eltern genügend gesorgt ist. Dieselben erhalten je nach dem Grade der Bedürftigkeit entweder theilweisen oder vollständigen Schulgelderlaß. Auch tritt fast allenthalben auf Grund gesetzlicher Bestimmungen Schulgeldermäßigung ein, wenn mehrere Kinder derselben Familie die Schule zugleich besuchen. Wo die Gesetze darüber keine näheren Bestimmungen enthalten, wird die Vergünstigung auf Grund localstatutarischer Bestimmungen gewährt, wie beispielsweise in den sächsischen Städten Plauen, Leipzig. Auch stuft man in Sachsen, wie es in §. 7 Absatz 2 des Gesetzes vom 25. April 1874 vorgesehen ist, das Schulgeld in manchen Orten ähnlich wie in Hamburg nach den Vermögensverhältnissen der Beitragspflichtigen ab, eine Maßregel, die auch geeignet ist, die ärmere Bevölkerung zu begünstigen. Die Entlastung der ärmeren Familien kann aber im Grunde auch nur der Zweck der absoluten Schulgeldfreiheit sein; nicht mit Unrecht wendet man gegen dieselbe ein, daß man dadurch auch solchen Eltern eine Wohlthat erweise, die sie weder bedürfen, noch wünschen; das ist freilich auch bei Herabsetzung des Schulgeldes der Fall. Ob und inwieweit die Schule in ihren inneren, rein pädagogischen Erfolgen von der Schulgeldfrage berührt wird, das muß die Erfahrung ganz besonders in den Staaten lehren, in denen man durch Einführung der absoluten Unentgeltlichkeit einen Schritt vorwärts gethan hat. Bei dem schulfreundlichen Sinn des deutschen Volks, ganz besonders der hier wesentlich in Frage kommenden Landbevölkerung ist ein Rückgang der Schule wohl kaum zu befürchten.

[27]) Vergl. auch Bekanntmachung des Staatsministeriums, betr. die Aufhebung des Schulgeldes, vom 5. März 1888. Schillmann XVII, 167 ff.

[28]) Vergl. Schillmann, Deutsche Schulgesetzsammlung XVII, 321 ff.

[29]) Gesetz betr. die Ergänzung des Gesetzes über die Erleichterung der Volksschullasten vom 14. Juni 1888. Vom 31. März 1889. Schillmann XVIII, 508.

[30]) Schillmann XVIII, 480 ff.

Bücherbesprechungen.

K—d. Gesetz betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften vom 18. Juli 1884. Erläutert durch R.-G.-Rath Dr. Julius Petersen und W. Frhr. v. Pechmann, Rechtsconsulent. Supplement zu Dr. Puchelt's Commentar zum A. D. H.-G.-B. Lief. 6. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1890. (Pr. 1,60 ℳ) — Die vorliegende Lieferung behandelt im Wesentlichen die Bestimmungen über den Vorstand, die Generalversammlung und die Liquidation der Actiengesellschaft. Der Schluß des Werkes soll in der 7. Lieferung erfolgen, die in diesem Herbste noch erscheinen wird. Es wird dann auch auf vorliegende Lieferung zurückzukommen sein; doch mag jetzt schon bemerkt sein, daß der Commentar mit gleicher Gründlichkeit, wie in den früheren Lieferungen, und unter Berücksichtigung auch der neueren Rechtsprechung und Literatur bearbeitet ist.

— Deutschlands Gesundheitswesen. Organisation und Gesetzgebung des Deutschen Reiches und seiner Einzelstaaten. Mit Anmerkungen und einem ausführlichen Sachregister von Prof. Dr. med. Albert Guttstadt. Erster Theil. Leipzig, Verlag von Georg Thieme, 1890. — In erfreulicher Weise giebt sich bei allen Behörden und Regierungen im Deutschen Reiche seit geraumer Zeit das lebhafteste Interesse für die öffentliche Gesundheitspflege kund. Bildet sie doch zweifellos die Grundlage für jede sociale Politik! Eine Zusammenstellung aller im Deutschen Reiche für die Medicinalangelegenheiten bestehenden Einrichtungen, Gesetze u. s. w. zu bringen, ist die Aufgabe oben angezeigten Werkes. Zur Durchführung dieser ebenso schwierigen wie mühsamen Arbeit ist kaum Jemand so geeignet und befähigt, wie der Verf., der seit Jahren die Statistik der öffentlichen Gesundheitspflege mit dem besten Erfolg bearbeitet. Der erste Theil seines neuen groß angelegten Werkes enthält in recht übersichtlicher Anordnung und klarer Darstellung die gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen über die Zusammensetzung, die Geschäftsaufgaben und den Geschäftsgang der Medicinalbehörden in jedem der 26 Staaten des Deutschen Reiches; daran schließen sich die Befugnisse und Aufgaben der Selbstverwaltungsorgane, der Gesundheitscommissionen, der staatlich anerkannten Standesvertretungen der Aerzte. Von den Reichsgesetzen haben diejenigen Bestimmungen Aufnahme gefunden, deren Kenntniß dem Arzte wie dem Medicinalbeamten unerläßlich ist, wie die Gesetze über den Verkehr mit Nahrungs- und Genußmitteln, mit Arzneimitteln, ferner die Gesetze, betreffend die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung u. dgl. m. In einem besonderen Abschnitte werden schließlich die Rechte und Pflichten des Arztes erörtert und die bestehenden Vorschriften über die ärztlichen Honorare (Taxen) für die Privatpraxis, wie über die Gebühren der Medicinalbeamten ausführlich mitgetheilt. Diese Fülle des Inhalts sichert dem Werke eine reiche Nutzanwendung, besonders seiten der beamteten Aerzte. Dr. A.

Oe. Die 2. Festnummer der „Burschenschaftlichen Blätter“ enthält eine Uebersicht über die Zahl und Stärke der Burschenschaften im Wintersemester 1889/90. Danach bestanden an den deutschen Universitäten 51 Burschenschaften, von denen 7 suspendirt waren. Die Zahl der Burschenschafter betrug etwa 1150. Die stärkste Burschenschaft ist die Bubenruthia in Erlangen. Leipzigs 3 Burschenschaften: Germania, Arminia, Dresdensia hatten 12, bez. 13 und 14 Active. — Nebenbei möge noch bemerkt werden, daß auch der Berichterstatter der „Burschensch. Blätt.“ die bekannte Rede des freisinnigen Abgeordneten Dr. Harmening einen Mißklang nennt und dem Redner zum Vorwurfe macht, er habe auch auf dem Festrednerpulte seinen parteipolitischen Standpunkt nicht vergessen können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 115. Donnerstag, den 25. September. 1890.

Die Flaschenmacher oder Klempner in Eibenstock im Erzgebirge.

Ein Bild aus den Handwerkerverhältnissen der Vergangenheit.

Von F. Dreher.

Eibenstock, die in der heutigen Amtshauptmannschaft Schwarzenberg im Erzgebirge gelegene Stadt, kam 1534 an das Kurhaus Sachsen. In diesem Jahre erwarb Kurfürst Johann Friedrich den 190 Häuser umfassenden Marktflecken erb- und eigenthümlich von den Herren v. Tettau, die einem alten, in Mähren und Böhmen sehr berühmten Geschlecht entstammten. 1560 bereits stand ein Bergamt dem in der näheren Umgegend wichtigen Eisen- und Zinnbergbau vor und die Stadt erhielt das Prädicat einer freien Bergstadt. Im Anfange des 17. Jahrhunderts, als bereits dritthalb Hundert Häuser dort gezählt wurden, bildeten die Schlosser, Huf-, Waffen-, Nagel- und Bergschmiede und noch andere Handwerker mehr mit den Flaschenmachern eine gemeinsame Innung, die das große Handwerk genannt wurde. Diese corporative Innung war so gestaltet, daß alle Mitglieder in Ausübung ihrer Handwerksgebräuche und Handhabung ihrer Gerechtsame unter sich und gegen Dritte miteinander wie für einen Mann gestanden haben; jedes Handwerk besaß aber für sich seine eigenen Innungsartikel. Das Schlosser- und das Flaschenmacherhandwerk davon hatten gemeinschaftliche Artikel und Ordnungen, welche zuerst 1605 vom Kurfürst Christian II. vielfach abgeändert, 1675 vom Kurfürst Johann Georg II. erneut bestätigt worden sind. Im Jahre 1738 erwähnen die Flaschner in einem Gesuche an den König und Kurfürsten August II.: Aus der Vereinigung mit den übrigen Handwerkern entstünden ihnen viel Beschwerungen. Einmal fiele es den fremden Gesellen beschwerlich und kostbar, für so viele und fremde Handwerksmeister, bei welchen sie im und an anderen Orten nichts genössen, das Quartal aufzulegen. Die fremden Flaschnergesellen hielten sich darum in Eibenstock nicht lange auf, vielmal gingen sie bei der nöthigsten Arbeit davon. Zu zweit mache ihnen und den wandernden Gesellen die Benutzung des gemeinschaftlichen Siegels zu Lehrbriefen und Kundschaften viel Verdruß, es erwecke ihnen allemal Bedenklichkeit, ob die Vordruckung des Siegels von ihnen oder einem anderen Handwerk geschehen sei. Das Siegel enthielt nämlich außer der Flasche (dem Zeichen ihres Handwerkes) noch die Zeichen von 4 anderen Handwerken und hatte die Umschrift: „Ersame Handwerke in Eibenstock 1680“. Weiter geben sie an, zu ihrer Innung gehörten bereits 11 Stadt- und 2 Landmeister, die benachbarte Schneeberger Innung habe nicht einmal so viele Mitglieder. Längst hätte sich auch die Innung verstärkt und vergrößert, wenn sie es nicht mit so vielen Meistern hielten. Die vielen unnöthigen Geldkosten, die daraus hervorgingen, schreckten ihre Genossen vor dem Beitritt zur Eibenstocker Innung ab. Wie es mehreren anderen Handwerken Eibenstocks gestattet worden sei, so bitten sie endlich um die Erlaubniß zur Errichtung einer eigenen Innung für sich. Dem Gesuche der Flaschner war ein die Angaben bestätigendes und das Gesuch warm befürwortendes Schreiben vom Richter und Rath der Stadt Eibenstock beigefügt. Auch die Vor- und anderen Meister des großen Handwerkes haben, zur Aeußerung über die Abtrennung der Flaschner aufgefordert, keinen Einspruch erhoben und wenn auch in dem Bericht des Kreisamtmanns in Schwarzenberg das Gesuch nicht besonders befürwortet ist, so wurde doch der Wunsch der Flaschner erfüllt laut einer Verfügung des Kurfürsten vom 22. Dec. 1739. Im Januar 1740 endlich lief die Erlaubniß, eine eigene Innung und ein eigenes Siegel zu führen, in Eibenstock ein. Eins der Innungsbücher aus jener Zeit trägt auf seinem ersten Blatte als Widmung die Worte:

„Ja Höchster, Lass die Zunnfft der Flaschner Lange Blühen,
Nimm Dich derselben an, Befördre ihr Bemühen,
Sey Du ihr Schirm und Schild, Bewahre sie für Noth,
Steh ihnen kräfftig bey, O Herrscher Zebaoth.
Begleit und führe sie auf allen ihren Wegen,
Ach, gieb, o Liebster Gott, Gieb ihnen Heil und Segen.“

Die nachfolgenden Mittheilungen werden zeigen, inwieweit die Wünsche der Widmung Erfüllung für die Flaschner gefunden haben. Am Quartal, der Meisterzusammenkunft, Lätare 1740 wurden auf dem Rathhause in Eibenstock als erste geschworene Meister der Innung verpflichtet: Johann Rumor, Joh. Friedr. Springer und Adam Fuchs. Hinfort wurden dann alle 3 Jahre drei andere Meister gewählt, von denen das Amt des ersten Meisters jeder ein Jahr und der Reihe nach bekleidete. Die der Innung beitretenden Meister hatten auch der Reihe nach bis 1804 ein Jahr, von da ab nur ein halbes Jahr, als Jungmeister zu fungiren. Sie hatten die anderen Meister zu den Quartalen einzuladen und, wenn sich diese nach Erledigung der Angelegenheiten, nachdem die Lade geschlossen war, mit einem Trunke ergötzen wollten, das Bier zu versorgen und aufzutragen. Neben anderen Pflichten hatten die Jungmeister auch für die zugewanderten Gesellen nach Arbeit umzuschauen und, wenn ein Meister oder dessen Weib oder Kind verstarb, die Leiche mit zu Grabe zu tragen. Bei Unterlassung irgend einer der genannten Pflichten waren Geldbeträge als Strafe in die Lade zu zahlen. In der Zeit vom Quartal Lätare 1740 bis Quartal Lätare 1741 gehörten der Innung an 14 Meister und eine Meisterswittwe. Die Innung entwickelte sich dann stetig weiter bis in das 2. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. 1750/51 war die Mitgliederzahl 23, 1760/61 27, 1770/71 28, 1780/81 35, 1790/91 45, 1800/1801 51, 1813/14 76, 1814/15 75, 1827 noch 73. Von nun an ging die Zahl der Mitglieder zurück, aber 1849 war sie noch 56. Im Jahre 1886 gab es in Eibenstock aber nur noch 13 selbständige Meister des Klempnerhandwerks, die insgesammt mit 5 Gehilfen und 1 Lehrling arbeiteten.

Joh. Gottl. Lorentz war am 9. Mai 1740 der erste Flaschnergeselle, der sich als Meister in die Innung meldete. Zuvor hatte er sich im Amt Schwarzenberg angemeldet und „in den Zunft Album immatrikuliren lassen“, dann beim Handwerke sich angegeben und seinen Geburts- und Lehrbrief niedergelegt. Er hatte vorschriftsgemäß drei Jahre vorher gewandert. Lorentz hatte mit einem Collegen auf die allermildeste kurf. Resolution betr. der Separation der Innung seit 1738 „mit Schmertzen schon gewarttet“. Daher ließ man ihn mit 2, statt 3 Quartalen zu muthen, schon zu. Nachdem Lorentz seine 3 Muthgroschen, mit den Kosten in zweimal, in 13 + 2 = 15 Groschen hinterlegt hatte, überreichte er sein Meisterstück. Specielle Auskunft über die Art des Meisterstückes geben erst die Artikel von 1675. Nach denselben war zu fertigen: „Erstlich eine Flasche von 10 Kannen darein, ein halb Dutzend Schüsseln, ein Dutzend

Teller, ein Dutzend Löffeln, ein halb Dutzend Becher und 2 Salzmestlein." Die Flasche sollte ganz geschmiedet und ohne Löcher und Tadel sein. Vors Andere gehörte zum Meisterstück „eine bauchige Stütze (eine Kanne) von 12 Kannen Inhalt mit getriebenem Geschmeide und erhobenem Deckel". Lorentz überreichte als Meisterstück eine bauchige Stütze, ½ Dutzend Schüsseln und ½ Dutzend Teller. Die gleichen Arbeiten vereinzelt ohne die Teller hatten auch die in den nächsten Jahrzehnten zur Innung tretenden Meister herzustellen. Jeder Meister besichtigte die Arbeiten, es wurden 9 Fehler an den Stücken gefunden. Nachdem Lorentz diese eingeräumt hatte, wurde er mit 1 Thaler dafür bestraft, da er aber nachgehends um Gnade gebeten, ist die Strafe auf 12 Gr. herabgesetzt worden. Nach den Artikeln hätte bei tadelhaft befundenem Stücke Lorentz erst ein Vierteljahr wieder wandern müssen. Lorentz hatte dann 12 Thaler für eine Meistermahlzeit, 4 Thaler in die Lade baar und richtig zu bezahlen. Diese letztere Summe wurde benutzt zu Gebührenzahlungen ans Amt, das Gotteshaus, die Gerichte und aufs Rathhaus. Weiter hatte er ein Viertel Bier zu geben und gleich darauf wurde er mit Anwünschung göttlichen Segens und Wohlergehens im Beisein zweier Herren vom Stadtgerichte und Rathe zu einem ehrlichen Stadtmeister gesprochen. Wie die specieller beschriebene erste, so verliefen ähnlich, ohne wesentlichen Unterschied auch die folgenden Meistersprechungen. Fehler wurden durchgängig an den Stücken entdeckt. Der Stückmeister räumte sie ein, die Strafe, einmal bis zu 2 Thlr. 18 Gr., wird gewöhnlich auf die Hälfte ermäßigt, oft erläßt auch bei guter Ausführung das Handwerk seinen Antheil, oder gestattet ratenweise Zahlung selbst der erwähnten 4 Thlr., vereinzelt endlich haben die Meister auch sich für die ihnen zudictirte Strafe mit einer Ergötzlichkeit abgefunden. Mit Veranlassung, daß nie ein fehlerfreies Meisterstück zur Aufweisung und Defectirung gekommen ist, dürfte gewesen sein, daß neben der Ausführung auch die Form der Gegenstände beurtheilt wurde. Neben Fehlerbemerkungen wie: „Der Fuß ist ungleich getrieben", „der Baug ist auf einer Seyten höher als auf der ander Seyt", „das Geschmeid ist ungleich getrieben", „die Teller klaffen" u. A. begegnet man auch Fehlerbemerkungen, wie: „Der Fuß ist zu breit nach Proportion des Baugs", „die Schnautz hat keine Proportion" u. anderen. Zum Andern war aber auch die vorgeschriebene Ausführungsart des Stückes für den Meister eine schlimme, böse Arbeit. Die Arbeiten mußten aus dem Feuer geschmiedet und mit Werkzeugen ausgeführt werden, die des Anfangs erwähnten Meisters Rumor Eigenthum waren. Der Blasebalg, das nöthigste Stück davon, war mit der Zeit ganz unbrauchbar geworden, andere Werkzeuge nicht mehr vollständig und zum Theil abhanden gekommen. Der Stückmeister hatte solches Feuerarbeiten vorher auch nicht geübt, auch brauchte er ein solches fast gar nicht in seinem Meisterstand. Das Unnatürliche der Anfertigung einer veralteten, unzeitgemäßen Arbeit als Meisterstück haben die Innungsgenossen gewiß wohl schon längst erkannt, aber erst vom 27. Sept. 1774 ab kam man dazu, zur Erleichterung sothaner Mühe und Kosten ein anderes Meisterstück, welches ohne Feuerschmieden verfertigt werden konnte, dem Stückmeister aufzugeben. Es war eine von unten bis oben aus achteckige Laterne und ½ Dutzend Teller. Der erste Meister, bei dem diese Neuerung zur Anwendung kam, war bei diesem Quartal J. G. Schönfelder, er zeigte neben diesem Meisterstücke einen geharnischten Mann im Kleinen als von ihm gefertigt mit vor. Es ist dies das einzige in den Büchern notirte Beispiel, wo ein Meister bei seinem Stücke mehr gethan hat, als was von ihm gefordert wurde.

Der Wechsel im Meisterstück läßt erkennen, daß das Arbeitsgebiet ein anderes geworden war, an Stelle der geschmiedeten und dann verzinnten Schwarzblecharbeiten waren gehämmerte und gelöthete Arbeiten aus weißem und gelbem (Messing) Blech, die man von den benachbarten Hammerwerken bezog, getreten. Aus letzterem Material werden zuerst 1781, häufiger seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts, Meisterstücke, wie Kaffee- und Theemaschinen, Kutschlaternen, Lampen u. a. Objecte vorgezeigt, die vereinzelt heute noch als Familienerbstücke vorhanden sind, deren Herstellung und Ausführung überhaupt von 1817 an auch von bestimmten Schaumeistern überwacht und geprüft wurde. In Messingblech ist auch die Innungslade selbst ausgeführt. Sie wurde von den Meistern J. G. Schindler, C. Siegel, J. F. Springer jun., J. C. Unger, C. Glaßmann, J. G. Springer, J. C. Unger, C. F. Springer, J. C. Horbach gefertigt und am Quartal Stephani 1764 dem Handwerk zum Andenken verehrt. Es ist eine tüchtige Handarbeit, die mit getriebenen Wappen des Landes, der Stadt und das Handwerk charakterisirenden Emblemen, wie Panzer, Flasche, Schüssel, geschmückt ist. Wer der Innung als Landmeister beitreten und nur in seinem Dorfe arbeiten wollte, hatte bei Entrichtung der annähernd gleichen Kosten als Stück ½ Dutzend Teller zu fertigen, er durfte aber keine Lehrlinge ausbilden. Meisters-Söhne, die sich verehelichten, oder diejenigen, die eines Meisters Tochter freiten, brauchten beim Meisterwerden nur 2 Jahre gewandert zu haben. Die beschränkte Wanderzeit wurde auch noch auf Ansuchen von der Behörde erlassen, wenn der Sohn kränklich oder der Ernährer der Familie war und nicht gut von Eibenstock wegkonnte. Ausgerüstet mit einer solchen Amtsvergünstigung sprach ihn die Innung nach Erfüllung der bereits erwähnten Verpflichtungen und der Separatbezahlung 1 Thalers extra an das Handwerk zum Meister. Wandte sich ein Meister von Eibenstock weg, so konnte er binnen Jahresfrist wiederkommen, ohne seine Ansprüche zu verlieren. Blieb er länger, so wurde er wie ein neuaufzunehmender Meister betrachtet; ein Meisterstück hatte er jedoch nicht mehr zu machen. Die jährlichen Quartale Johanni, Michaeli, Stephani und Lätare sind wohl, solange es anging, beim jedesmaligen ersten Meister abgehalten worden. Bis 1760 empfing die Frau Ladenmeisterin auch wohl für gute Aufbewahrung der Lade 8 Gr. jährlich für eine Ergötzlichkeit. Die Meister zahlten pro Quartal 1, 2, vereinzelt 4 Gr. Auflage. Die von den Meistern, auch die noch berührt werdenden, der Lade zufließenden Einnahmen von den Gesellen und Lehrlingen dienten zu den jedesmaligen Gebührenzahlungen, an den Stadtrichter 4 Gr., den Ladenschreiber 1 Gr. 6 ₰, den Stadtknecht 1 Gr. 6 ₰, als Begräbnißgeld für bedürftige Meisterwittwen und zur Begleichung der Zehrung des Abends.

Die Stadtrichter bei ihrem ersten Amtiren, die Frauen und Töchter der Meister bei freudigen Ereignissen in der Familie erfreuten vereinzelt die Innung durch zinnerne Willkommen-Kannen und anzuhängende silberne Schaumünzen. Nach den Artikeln sollten sich bei den Zusammenkünften die Meister einträchtig, bescheidentlich, fried- und schiedlich bezeigen, des Schwörens, des lüderlichen Vermessens, der Gotteslästerung, der Schlägerei sich enthalten. Schwerere, gröbere Verbrechen waren bei dem Amte anzuzeigen, und alle mit Geldstrafe zu sühnen. Erfreulicherweise enthalten die Bücher nicht den geringsten Hinweis darauf. Die Innung hatte auch ein wachsames Auge darüber, ob im Orte oder in der Nachbarschaft Jemand Flaschnerarbeiten verfertigte, ohne sich, wenn er Meister einer benachbarten Innung war, bei ihnen abgefunden zu haben, oder gar nur Geselle war. In solchen Fällen erschien bei dem Betreffenden der Amtswachtmeister mit Gerichtspersonen und den Obermeistern der Innung, sie stellten den Thatbestand fest und confiscirten die Waare und die transportablen Werkzeuge. Nach Verhör im Justizamte und dem gegebenen Hinweise, sich mit der Innung abzufinden, wurde nach Bezahlung der Strafe und der Kosten das Werkzeug wieder ausgeliefert. Schon die Artikel von 1675 setzen die Strafe für solche Pfuscher und Störer auf 6 Gulden für jeden Fall nebst Verlust der Waare fest. Die 6 Gulden fielen dem Amt, dem Gotteskasten und dem Handwerk je zu einem Drittel zu. Die Artikel von 1605 enthielten noch den Zusatz: „auf den freien Jahrmärkten mögen sie ihre Arbeit wohl neben uns feilhalten". In der Vertheidigung ihrer Rechte waren unsere Meister nicht weniger rührig, ein Beispiel möge hier erwähnt werden.

Im Jahre 1847, als das Schwarzblecharbeitergewerbe, welches in dem Eibenstock benachbarten Dorfe Schönheide vordem so überaus wichtig gewesen war, gänzlich darniederlag, glaubten die Schönheider Schwarzblecharbeiter oder Röhrenmacher, wie sie auch genannt wurden, die einzige Hilfe für sie sei, daß ihnen gestattet werde, beliebig in Weißblech arbeiten zu dürfen. Sie erbaten sich die Erlaubniß dazu bei der ihnen zunächst vorgesetzten Behörde, dem Landgericht zu Eibenstock. Nach einer Verfügung der Kreisdirection Zwickau sollte ihnen dies auch gewährt werden, die Röhrmacher- sollte in eine Klempnerinnung umgewandelt werden; wegen der nöthigen Zusatzartikel zu den Innungsartikeln sollte Weiteres veranlaßt werden. Unsere Flaschner erhielten Anfang des Jahres 1849 von dieser Verfügung Kenntniß; eine geharnischte umfängliche Beschwerdeschrift, von 56 Meistern unterschrieben, ging darauf unterm 22. Februar 1849 an das Ministerium ab. Sie legen darin dar, daß nach den im Lande giltigen General- und den der Innung besonders bestätigten Specialartikeln der nur Meister werden könne, der gehörig aufgedingt und freigesprochen sei und die Profession zunftmäßig erlernt habe. Wie könnten darum die Schönheider Röhrenmacher

Meister der Flaschnerprafessian werden, wie könnten sie Lehrlinge unterrichten in einer Profession, von der sie nichts verständen. Die Schönheider hatten erklärt, die Arbeitsgebiete der Röhrenmacher und der Klempner seien ganz gleichartig, sie griffen in einander, sie ergänzten sich. Die Flaschner erklären dazu, das ist Unwahrheit. Die Klempner sind Feuerarbeiter, welche vor dem glühenden Ofen mit dem Löthkalden und Zinn arbeiten, während die Röhrenmacher nur kalt, mittels eiserner oder blecherner Nieten arbeiten. Die einzige Gleichartigkeit müßte darin bestehen, daß beide Innungen in Blech arbeiteten, dann könnten auch Zimmerleute Tischler, Schmiede Schlosser, Abdecker gar Fleischhauer werden. Die Ignoranten in der Klempnerprofession könnten nur schlechte Pfuscherarbeiten liefern, wodurch die Abnehmer betrogen würden. Da die von Röhrmacher- zu Klempnermeistern Avancirten die schlechteste Arbeit der angenommenen Gesellen und Lehrlinge nicht zu tadeln vermöchten, würden auch die letzteren noch Pfuscher und Betrüger. Um der geringen Anzahl von 10 Schönheider Röhrmachern einen imaginären Vortheil zu verschaffen, würde ihre, 56 Meister zählende Innung zu Grunde gerichtet; sie bitten um Prüfung der beiderseitigen Verhältnisse. Die Entscheidung des Ministeriums vom August 1849 wird die Eibenstocker Meister beruhigt haben. Das Gesuch der Schönheider wurde abgewiesen; für den Fall, daß einzelne von denselben aber das Meisterrecht als Klempner zu erwerben wünschten, könne ihnen ein Dispens von Lehr- und Wanderjahren gewährt werden, mehr aber nicht. — Zeitweise hat die Innung an Rohmaterialien Holzkohlen und Zinn für die Meister beschafft, auch mit Geschäftsabschlüssen von Waaren sich befaßt. Vom Jahre 1796 bei 51 Meistern, bis 1811 bei 61 Meistern sind von der Innung für 43 700 Thaler gefertigt worden. Der höchste Betrag fällt auf das Jahr 1797 mit 4041 Thalern, nachdem werden die Beträge geringer, so daß beim Jahre 1611 nur 1950 Thaler bemerkt sind. Erst nach zweijähriger Meisterschaft konnte der Eibenstocker Stadtmeister einen Lehrling annehmen, für das Fehlen eines halben Jahres an dieser Zeit ist einmal ein Thaler extra vergütet worden. Ein Thaler extra war auch zu zahlen, wenn es der erste Junge war, den ein Meister annahm. Hatte er einem Lehrling das Handwerk erlernt, so mußte er eine zweijährige Pause machen, bevor er einen anderen nehmen durfte. Von dem Lehrling wurde verlangt, daß er ehrlich und gleicher Eltern Kind sei, was er durch Geburtsbrief zu belegen oder was andernfalls zwei ehrliche Männer als Bürgen zu bestätigen hatten.

Der Meister hatte den Lehrling vor definitiver Annahme vier Wochen zu versuchen, gefiel er ihm, so gab er ihn bei den Viermeistern an, unter drei Jahren durfte er ihn aber nicht ausgelernt geben. Verließ der Lehrling die Lehre unerheblicher Ursachen wegen, so hatte der Vater zehn Gulden Strafe zu zahlen. Jeder Lehrling vom Lande konnte erst mit dem 16. Jahre angenommen werden, da er vorher vier Jahre bei der Landwirthschaft zu dienen hatte. Starb ein Lehrmeister, bevor die Zeit seines Lehrlings abgelaufen, so übernahm ihn ein anderer Meister mit Anrechnung der bereits durchgemachten Lehrzeit. Als Lehrgeld ist einige Male 26, auch 30 Thaler und 6 Thaler für das Bett berechnet. Wo die letzteren Summen für Lehrgeld und Bett nicht zur Verfügung gestanden haben, findet sich die Lehrzeit zuerst 1616 auf 4 Jahre verlängert, einmal Lätare 1832 gar auf 4½ Jahre. Nur ganz vereinzelt ist eine Abkürzung der Lehrzeit gestattet worden, vom Lehrling war dann eine seine Handwerkstüchtigkeit beweisende Arbeit vorzulegen. Vor dem Aufdingen, dem Aufnehmen des Lehrlings in die Innung, war die Einholung sogenannter Amtsvergünstigungen geboten; an Kosten beansprucht die Aufdingung 4 Thaler 12 Groschen 6 Pfennige. Nach 1832 haben die Räthe in den Städten die bis dahin vom Amt gehabte Aufsicht über die Innungen übernommen. Bis zum Jubeltage Lätare 1640 sind 269 Lehrlinge als aufgedingt in den Büchern angegeben. Die Meister haben hier für ihre Söhne eine Bevorzugung beansprucht, indem dieselben bis 1610 nicht aufgedingt worden sind. Es schlug der Meister seinen Sohn ohne Aufdingen zur Gesellensprechung vor, gab nur an, daß er demselben allen nöthigen Unterricht im Flaschnerhandwerk gegeben hätte, auf Grund der Artikelbriefe (in welchen aber nichts darauf Bezügliches gesagt) bittet er, demselben die Lehre zu geben, was auch ohne Weigerung geschah. Ja, selbst wenn ein Meister gestorben war, und ein anderer Meister schlug ihn dazu vor, so ging das Handwerk stets darauf ein. Am Michaelis-Quartale des Jahres 1610 finden sich zuerst vereinzelt zwei Beispiele, daß Meister ihre Söhne aufdingen; regelmäßig geschah es vom 24. October 1623 an, daß Meistersöhne als aufgedingt in dem betreffenden Handwerksbuche eingeschrieben sich finden. Die Gebühren betragen etwa ¼ der Kosten der anderen in diesem Jahr ausgedingten Lehrlinge; das Handwerk empfing aber von den Meistern eine Ergötzlichkeit. Von dem bemerkten 24. October 1623 zurück bis Quartal Stephani 1720 sind nicht weniger als 118 Meistersöhne zu Gesellen gesprochen worden, die gar nicht aufgedingt waren. Dieses Nichtaufdingen der Meistersöhne geschah ohne Wissen des Kreisamtes, denn als diesem 1828 ein 1615 bei den Tischlern in Eibenstock vorgekommener gleicher Fall bekannt geworden, hat es eine strenge Untersuchung eingeleitet. In diesem Fall erklärten die 1815 fungirenden Vorsteher, dieses Nichtaufdingen sei nicht nur bei den Eibenstocker Innungen, sondern altem Herkommen gemäß allerorts im Lande bei Meistersöhnen geübt worden. Diese seien, wenn sie ein oder zwei Jahre alt gewesen, in der Wiege oft schon zu Gesellen gesprochen worden. Die Aussagen lassen auch erkennen, daß die jungen Meister ihre Söhne aufzudingen beantragt, sie gegen den Wahn und das Vorurtheil der alten Meister aber nichts vermocht haben. Nicht im Einklange mit der Behauptung, allerorts im Lande seien Meisterssöhne nicht aufgedingt worden, stehen die 1722 confirmirten Artikel der Innungen in dem Eibenstock benachbarten Bergstädtlein Aue, welche nicht nur ein Einschreiben des Meistersohnes bestimmen, es mußte auch ein anderer Meister denselben ausgelernt geben. Alle Lehrlinge wurden vor offener Lade unter Anwünschung von Gottes Gnad und Segen frei und los gesprochen und es waren an Gebühren bis 1832 von Nichtmeisterssöhnen bis zu 2 Thaler 10 Groschen zu entrichten. Meisterssöhne zahlten 1 Thlr. weniger; durch eine Ergötzlichkeit, die sie dem Handwerk gaben, kamen sie aber nicht besser weg. Auch die Gesellen empfingen von ihrem neuen Genossen 1 Thlr. Für die Ausstellung eines Lehrbriefes beanspruchte das Handwerk extra 3 Thlr. Wanderte ein fremder Geselle in Eibenstock ein, so durfte er bei keinem Meister, wenn ein solcher auch Wein oder Bier geschänkt hätte, sondern nur im Wirthshaus einkehren. Er empfing als Geschenk für ½ Groschen Bier, mußte aber auch den Gesellen einschenken lassen. Der jeweilige Jungmeister schaute für ihn nach Arbeit, that er es selbst, so hatte er einen Wochenlohn als Strafe an die Lade zu zahlen. War für den Gesellen ein Meister gefunden, so fand nach 14tägiger Arbeit Vergleich wegen des Wochenlohnes statt, hörte der Geselle eher auf, so hatte er rechtlich nichts zu fordern und nach vierteljährlicher Wanderung durfte er etwa bei Wiederkehr bei einem andern Meister arbeiten. War dagegen der Geselle nach bescheidentlicher Ausfündigung und untadeliger Aufführung von einem Meister entlassen worden, so konnte er wieder umschicken lassen. Den Meister, der dem andern Arbeit oder Gesinde abwendig machte, traf eine Strafe von 5 Groschen in die Lade.

Die Stadt Eibenstock besaß um das Jahr 1697 1966, 1613/14 gegen 3000 Einwohner über 10 Jahre alt, zum überwiegendsten Theile mußten darum die von der stattlich angewachsenen Zahl von Flaschnern, mit Gesellen bis gegen 90, gefertigten weißen Blechwaaren, als welche angegeben werden: Leuchter, Lampen, Reibeisen, Trichter, Büchsen, Gemäße, Gießkannen, Durchschläge, Heber u. dergl., ausgeführt werden. Heimische Handelsleute (Landreisende) und solche der benachbarten Orte setzten die Waaren in ganz Deutschland auf Messen und Märkten ab, führten sie, wie man sagte, ins Reich aus. Bereits im Ausgange des vorigen Jahrhunderts schon war aber die theoretische und praktische Eisenhüttenkunde des Auslandes der inländischen gewaltig vorausgeeilt. Um 1789 machte das englische gewalzte Blech dem gehämmerten einheimischen Blche schon bedrohliche Concurrenz, 1820 wurde englisches Blech bereits vielseitig im Erzgebirge verwendet. Eher als in Eibenstock hat das englische Weißblech auch naturgemäß im Lande und anderen deutschen Staaten Eingang und Verarbeitung gefunden. Das Thätigkeitsgebiet der die Eibenstocker Waaren vertreibenden Landreisenden wurde darum immer mehr eingeengt, ihre Waarenbestellungen wurden nach und nach geringer, blieben endlich ganz aus. Von den Flaschnern daheim minderten viele, als Waarenaufträge und Verdienst geringer wurden, so lange es anging, ihre so wie so bescheidenen Lebensbedürfnisse ab, andere wandten sich, da auch eine rege Bauthätigkeit nicht herrschte, die sie in Anspruch hätte nehmen können, nach günstiger situirten Orten, wieder andere wandten der von jeher mit getriebenen Oekonomie die größere Aufmerksamkeit zu; die Dableibenden kümmerten sich aber,

grollend und verbittert über den Rückgang des Gewerbes im Orte, leider nicht um die Verhältnisse der anders gewordenen Zeit, ja selbst das in den 60er Jahren aus dem benachbarten Städtchen Aue ertönende Wort: „Blechbearbeitungsmaschine" vermochte sie nicht darauf hinzulenken. Man erkannte nicht, daß, als der billige und bequeme Materialbezug für Eibenstock geschwunden war, nur ein erfolgsicheres Eingreifen im Gewerbe durch rationellere Arbeitsmethode möglich sei. So ist über die Innung nach 1840 wenig und nichts Erfreuliches zu sagen; nach Einführung der Gewerbefreiheit um 1864 bestand die Innung noch aus 20 Meistern, 16 Gesellen und 4 Lehrlingen. In Berichten über die Blechindustrie im Erzgebirge nach dieser Zeit ist die Stadt Eibenstock, wo vordem die Klempnerei schwunghafter als in irgend einem Orte des Landes, ja Deutschlands betrieben worden war, nicht mehr erwähnt. Auch eine Neubildung der Innung nach dem Reichsgesetze von 1881 ist nicht geworden, am 23. Januar ist zwar zu einer solchen ein 68 Paragraphen umfassendes Innungsstatut bei der Behörde eingereicht. Von dieser ist dasselbe auch am 16. Februar bereits mit unbedeutenden Ausstellungen zurückgesandt worden, da aber von den Eibenstocker Meistern trotz wiederholter Aufforderung der Behörde nichts weiter geschehen ist, so ist die Innung unterm 15. Februar 1888 aufgelöst worden.

Die Verarbeitung des Weißbleches zu Gebrauchsgegenständen für Küche und Haus ist seit Anfang der 60er Jahre Sache vieler in Bezug auf Arbeitstheilung rationell eingerichteter Fabrikbetriebe Deutschlands geworden. Es sind solche heute im Erzgebirge in Bernsbach, Zwönitz, Lauter und Aue zu finden. In all diesen Betrieben haben die Blechbearbeitungsmaschinen die weitestgehende Verwendung gefunden. Im Anfange der 60er Jahre nahm in Aue Erdmann Kircheis mit wenigen Arbeitern die Herstellung von Blechbearbeitungsmaschinen und Werkzeugen in die Hand. Aus der damals bescheidenen Werkstätte ist im Laufe der Jahre ein Fabriketablissement entstanden, welches heute, 1890, gegen 500 Arbeiter beschäftigt und seine Erzeugnisse weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus nach allen Richtungen versendet. Ein halbes Dutzend anderer Etablissements, die aus dem ersteren hervorgegangen sind, haben sich ihm bereits inzwischen zugesellt, auch diese alle sind in erfreulichem Aufschwunge begriffen. In den 70er Jahren bereits hat Erdmann Kircheis es auch an Hinweisen und Bemühungen nicht fehlen lassen, die neu ausgerüstete und damals schon eine bedeutende Zukunft verrathende Blechindustrie in bedeutenderem Umfange dem Erzgebirge zuzuwenden, und er fand die Landesregierung bereit, die vorhandenen Anknüpfungspunkte dieser Industrie zu halten und zu fördern. Durch deren Unterstützung fand der von Kircheis aufgenommene, in der deutschen Klempnerwelt lebhaft ventilirte Gedanke der Gründung einer Fachschule für das Blecharbeitergewerbe in Aue i. Erzgeb. Verwirklichung. Seit 12 Jahren besteht heute diese Schule, sie wird zur Zeit von 55 Schülern aus Deutschland und dem Ausland besucht. Dieselbe ist bemüht, die heranwachsende Generation des Klempnergewerbes so auszurüsten, daß sie sowohl in bescheidener, selbständiger Handwerkerstellung technisch vollkommene und formschöne Gegenstände fertigen, aber auch mit Erfolg in die heutige Fabrikindustrie eingreifen kann. Ging die vor 150 Jahren entstandene Klempnerinnung Eibenstocks auch zu Ende, die Blechindustrie ist dem Erzgebirge in der neuen Zeit nicht verloren gegangen, möchte sie auch noch recht lange blühen.

Bücherbesprechungen.

—e— **Naturgeschichte für die einfache Volksschule.** In vier Jahreskursen bearbeitet von Ewald Schurig, Seminaroberlehrer. 3 Hefte. Meißen, Verlag von H. W. Schlimpert, 1890. — Die vorliegende, zur Zeit noch nicht ganz vollendete „Naturgeschichte rc." schließt sich, wie im Vorworte bemerkt wird, dem von Schulrath Grüllich im Jahre 1888 herausgegebenen Werke „Entwürfe für den Anschauungsunterricht im ersten und zweiten Schuljahre" nach hierüber getroffenen Vereinbarungen planmäßig an und bietet den für das dritte, vierte, fünfte und sechste Schuljahr bestimmten Lehrstoff aus dem Pflanzen-, Thier- und Mineralreiche in vier von einander getrennten Kursen. Die einzelnen Gegenstände sind mit Rücksicht auf die Jahreszeiten und den Gang des Heimaths- oder erdkundlichen Unterrichts ausgewählt und angeordnet. Bei seinen Darstellungen legt der Verfasser nicht auf morphologische Verhältnisse das Hauptgewicht, sondern auf das Leben der Naturdinge und auf solche Punkte, deren Besprechung auch der Gemüths- und Willensbildung förderlich sein wird. So vermeidet er die namentlich älteren Hilfsbüchern häufig eigne Trockenheit, indem er sich zugleich davon fern zu halten sucht, dem naturgeschichtlichen Wissen, insoweit dies von der einfachen Volksschule zu vermitteln ist, sein gutes Recht zu schmälern. Immer kommt er bei gegebener Gelegenheit auf schon früher Behandeltes zurück, um dasselbe zu befestigen und mit dem Neuen angemessen zu verbinden. Und nach jeder Reihe zusammengehöriger Lectionen, sowie am Schlusse jedes Kurses werden wiederholende Rückblicke veranstaltet, durch welche die Kenntnisse der Schüler aufgefrischt und übersichtlich geordnet werden sollen. Dankenswerth ist es auch, daß der Verfasser vielfach auf naturgeschichtliche Schriften verweist, die ihm bei der Bearbeitung seines Handbuchs vorgelegen haben und von den Lehrern, wenn sie demselben im Unterrichte folgen, zur Vorbereitung auf ihn mit benutzt werden möchten. Nach alledem verdient „Schurig's Naturgeschichte rc." in Lehrerkreisen beachtet zu werden.

— **Zum Andenken an Carl Westphal.** Von Prof. Dr. O. Binswanger. Separatabdruck aus der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift" 1890 Nr. 10 und 11. Leipzig, Verlag von Georg Thieme, 1890. — Am 27. Januar d. J. ist Prof. Carl Westphal in Berlin gestorben, in dem die medicinische Wissenschaft einen ihrer fleißigsten Arbeiter und erfolgreichsten Forscher, die Berliner Universität einen beliebten Lehrer und die leidende Menschheit den aufrichtigsten Freund und Wohlthäter verloren hat. Carl Westphal besaß Eigenschaften des Geistes und Gemüthes, wie sie nur selten sich bei einander finden. Das Andenken des edlen Mannes festzuhalten und auch späteren Generationen zu bewahren, ist der Zweck der oben angezeigten kleinen Schrift, die einer der hervorragendsten Schüler Westphal's den Manen des Lehrers gewidmet hat, den kennen und würdigen zu lernen ihm vergönnt war, wie wohl kaum einem Zweiten. Der Nachruf Binswanger's giebt ein anschauliches Bild von dem ernsten Streben und Wirken Westphal's, von der Art seiner geistigen Arbeit, von der Tiefe seiner Gelehrsamkeit und der Entwickelung seiner Forschungsthätigkeit. Alle Freunde und Verehrer Westphal's, deren er sich auch zahllos unter seinen dankbaren Patienten zu erfreuen hatte, werden das Gedenkblatt mit warmem Interesse lesen.

Dr. A.

— **Allgemeine Diagnostik und Therapie der Magenkrankheiten**, nach dem heutigen Stande der Wissenschaft bearbeitet von Dr. J. Boas, Specialarzt für Magen- und Darmkrankheiten in Berlin. Mit 23 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Georg Thieme, 1890. — Es ist eine bekannte Thatsache, die auch von den Aerzten selbst offen zugestanden wird, daß die innere Medicin hinter dem großen Aufschwung der medicinischen Wissenschaften während der letzten Jahrzehnte im Allgemeinen zurückgeblieben ist. Damit ist indeß nicht gesagt, daß die innere Medicin in diesem Zeitraum überhaupt keine Fortschritte gemacht hätte; nein, auf einzelnen Gebieten derselben, zu denen vornehmlich gerade die Kenntniß der Magenkrankheiten gehört, hat die moderne Wissenschaft mit ihren neuen Hilfsmitteln hervorragende neue Errungenschaften gemacht, die wir in ihrer Mehrheit mit Stolz als eine Frucht deutschen Geistes und deutschen Fleißes bezeichnen können. Aber leider haben diese theoretischen Errungenschaften nicht den gewünschten praktischen Erfolg gehabt; um die Therapie der inneren Krankheiten steht es heute im Wesentlichen nicht besser als vor Jahrzehnten. Daß wir mit Arzneimitteln ausschließlich oder hauptsächlich den Krankheiten nicht beikommen können, diese Ueberzeugung bricht sich immer mehr Bahn, und in demselben Maße macht die Heilkunde eine ausgedehntere Anwendung von der diätetischen Behandlung, der Massage, der Elektricität, der Kaltwasser- und Bäderbehandlung und anderen physikalischen Hilfsmitteln. Diese modernen Grundsätze der Therapie sind auch auf dem Gebiete der Magenkrankheiten voll und ganz zur Geltung gekommen. Das oben angezeigte treffliche Handbuch legt dafür beredtes Zeugniß ab. In Uebereinstimmung mit unseren obigen Bemerkungen wird der größte Theil des Buches von der Darstellung der neuen diagnostischen Methoden auf dem behandelten Gebiete eingenommen. Für die kurze, klare und übersichtliche Zusammenfassung wird der Praktiker dem Verf. reichen Dank wissen.

Dr. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 116. Sonnabend, den 27. September. 1890.

Die 2. internationale Aquarellausstellung in Dresden.

II.*)

Wer sich daran erinnert, daß in München allein ungefähr ebenso viel Künstler wohnen, als in Berlin, Düsseldorf und Dresden zusammen, wird die Betheiligung Münchens an der Dresdner Ausstellung keineswegs reichlich finden. Aber nicht nur quantitativ, sondern auch qualitatio sind die Münchener nur mäßig vertreten. Fehlen doch gerade die ersten und besten Künstler der bayerischen Hauptstadt, die Defregger, Kaulbach, Lindenschmit, Uhde, Wenglein, Fink, Bär u. s. w., von denen freilich die meisten weder mit Aquarell- noch Pastellmalerei sich abzugeben pflegen. Franz a. Lenbach, der bekanntlich die ersten Skizzen und Entwürfe zu seinen Porträts mit Pastellstiften hinzuwerfen liebt und gerade in diesen rasch gefertigten Vorarbeiten Bewundernswerthes leistet, ist nur mit einem anschönen, in der Aula aufgehängten Kinderkopf an der Ausstellung betheiligt, und ebenso hat Bruna Piglhein, der die Pastelltechnik mit ungewöhnlicher Meisterschaft ausübt, auch nur einen, allerdings äußerst pikanten Knabenkopf (Nr. 1573) beigesteuert. Von Eduard Grützner sehen wir eine Reihe vortrefflicher, mit Röthel gezeichneter Charakterköpfe, Vorstudien für seine Bilder aus dem Leben der Jäger und Klosterbrüder. Ein Theil daaon ist auf dem ersten Mitteltische in der Aula zu finden, ein anderer in dem ersten Saal des linken Parterres, der überhaupt die meisten der eingesandten Münchener Arbeiten beherbergt. Die Glanzpunkte dieses Saales bilden die schoa erwähnten 14 landschaftlichen Aquarellstudien aon Hans v. Bartels (Nr. 99—112) und die zahlreichen Marinebilder aon Hermann Grobs (Nr. 686—698). Letztere sind durchgängig in den Einzelheiten flüchtig behandelt, trotzdem aber in der Gesammtwirkung vorzüglich gelungen. Sie sind durchweg auf einea einheitlichen, etwas kühlen, grauen Silberton gestimmt und sowohl in der Wiedergabe der Luft, als in ihren figürlichen Theilen mit großem Geschick ausgeführt. Weniger Geschmack können wir den Arbeiten B. M. Herwegen's abgewinnen. Sein großes mit Aquarellfarben gemaltes Blatt: „Santa Maria Della Salute in Venedig“ (Nr. 1000) läßt trotz seiner correcten und sauberen Zeichnung kalt, da dem Künstler die feinere Empfindung für das eigentlich Malerische in der Architektur abgeht. In hohem Grade besitzt sie dagegen Eugen Quaglio, dessen „Vestibule des Belvédère in Wien“ (Nr. 1586) zu den erfreulichsten Architekturbildern der Ausstellung gerechnet werden darf. Ven Ludwig Dill's Landschaften haben wir den holländischen Canal mit der Windmühle in der Aula bereits erwähnt (Nr. 374). Wir fanden das Bild wenigstens im Vergleiche zu Dill's Oelgemälden hart und schwer. Dasselbe müssen wir von seinen beiden Frühlingsbildern im Saale der Münchener behaupten. Dill versucht hier, einer gewissen, seit einiger Zeit eingerissenen Mode nachgebend, die Pracht des Frühjahrs zu schildern, indem er uns blühende Bäume vorführt. Die Blüthen aber sind ihm, wie aielen seiner Collegen, aiel zu wenig duftig gerathen und erscheinen deshalb als unnatürlich. Zudem paßt der graubraune Grundton der Bilder nicht zu dem heiteren Gegenstand. Dagegen verdient Dill's „Neubau in München“ schon wegen der Originalität des Gegenstandes und der Angemessenheit des Lufttones als das bei weitem werthvollste Stück unter seinen ausgestellten Arbeiten hervorgehoben zu werden. Von Künstlern wie Dill, Grobe und Bartels bis zu Heinrich Heinlein ist ein großer Sprung. Allerdings hat der vor etwa aier Jahren verstorbene Heinlein die Wandlung in den Anschauungen über die Aufgabe der Landschaftsmalerei noch erlebt, aber er ist bis in sein hohes Alter hinein seiner Vorliebe für die Schilderung der erhabenen Alpenwelt treu geblieben und hat den Ruhm, einer ihrer besten Verherrlicher gewesen zu sein, mit sich ins Grab genommen. Die aus seinem Nachlaß ausgestellten Proben, drei größere und vier kleinere Kohlezeichnungen (Nr. 818 bis 824), bringen uns seine hervorragenden Fähigkeiten als Zeichner in Erinnerung und wären es wohl werth, als Documente einer zwar vergangenen, aber doch hoch achtbaren Richtung in der deutschen Landschaftsmalerei einer öffentlichen Sammlung einverleibt zu werden. Unter den wenigen Porträts der Münchener Ausstellung fällt der weibliche Studienkopf Fritz Burger's, die Arbeit eines jungen, viel versprechendea Künstlers, aagenehm auf (Nr. 299). Er ist sorgfältig ausgeführt und besitzt den Vorzug, nach einem schönen Modell gearbeitet zu sein. Mit rühmlichem Fleiß hat ferner eine Dame, Tini Rapprecht, eine Menge voa Knabenköpfen auf einer langgestreckten Tafel vereinigt und diesen Studien den aiel aber wenig sagenden Titel: „Zum Maienfest“ (Nr. 1693) gegeben. Es sind lauter frische Jungen von größerer oder geringerer Intelligenz, die uns aus dem Bilde fröhlich anblicken, aber man begreift nicht recht, zu welchem Zweck sie sich so dicht gedrängt zusammengefunden haben. Einen im Großen uad Ganzen recht befriedigendea Eindruck empfangen wir dann schließlich von dem Stande der Münchener Illustration. Die bei weitem größte Anzahl der ausgestellten Proben stammen aus dem Besitz der zu Dresden im Hauschild'schen Verlag erscheinenden Familienzeitschrift: „Uniaersum“, die sich binnen wenigen Jahren einen sicheren Platz unter den vielen gleichartigen Unternehmungen errungen hat. Sie wird für ihren illustrativen Theil hauptsächlich voa Münchener Künstlern bedient uad hat ihre Originalzeichnungen der allgemeinea Besichtigung unterbreitet. Außer H. Schlittgen, dem bekannten Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“, begegnen uns hier P. Bauer, August Mandlick and René Reinicke mit einer übergroßen Fülle getuschter Zeichnungen aus dem Leben und Treiben unserer Tage, das fast auf allen Gebieten zur Darstellung kommt. Neben ihnen erscheint der Karlsruher Landschafter F. Kallmorgen und die Münchener Chr. Speyer und Otto Strützel mit Städteansichten, militärischea Skizzen, Marinebildern und Gebirgsveduten, während E. Unger, gleichfalls in München, eine lange Reihe von Vignetten und Kopfleisten beigesteuert hat. Alle diese Arbeiten, und aater ihnen wieder die von Aug. Mandlick und René Reinicke am meisten, eignen sich aarzüglich zur Repraduction in Holzschnitt oder Lichtdruck. Sie sind flott behandelt, in der Lichtvertheilung fein berechnet und zeigen das Streben nach möglichst malerischen Effecten, während bekanntlich unsere ältere Illustration den Hauptwerth auf die Reinheit der Zeichnung und die Schönheit der Linieaführung legte. Jedenfalls kommen die genannten Künstler den modernen Bedürfnissen sehr entgegen und haben gerade dadurch viel zur wachsenden Beliebtheit des „Uniaersums“ beigetragen, das sich rühmen darf, auf dem Gebiete der Illustration eine ueue, der Entwickelung unserer Malerei eatsprechende Bahn mit schönem Erfolg eingeschlagen zu haben, an dem Münchener Künstler in hervorragender Weise betheiligt sind. Beiläufig bemerkt, findet

*) Siehe Nr. 202, Hauptblatt.

man diese Collectivausstellung des „Universums“ in dem für die Wiener Künstler bestimmten letzten Saale des rechten Parterres. Der zweite Parterresaal links vom Eingang in das Polytechnikum enthält zunächst noch eine Menge von Arbeiten Dresdener Künstler, von denen abee nur ganz wenige für unsere Zwecke in Betracht kommen können, um so mehr, als eine Anzahl Maler gleichzeitig in dem Dresdener Saal im ersten Stock und im Parterre vertreten sind und ihre Arbeiten daher bereits erwähnt wurden. Wollen wir in diesem Fall einmal die Reihenfolge einhalten, in der die zu besprechenden Werke nach ihrem Kunstwerthe anzuführen wären, so müssen wir den Anfang mit den drei Zeichnungen (Nr. 1263 bis 1265) des verstorbenen Robert Kummer machen. Sie lassen bedauern, daß wir nicht mehr von der Kunst dieses einst so hochgeachteten Landschaftsmalers zu sehen bekommen, der für die Schönheit südlicher Landschaften ein feines Auge besaß und ihre Linien mit sicherem Stifte und vornehmer Vortragsweise wiederzugeben verstand. Zur Begründung dieser Behauptung verweisen wir namentlich auf Nr. 1265: „Cattaro mit den Bergen von Montenegro“, ein Blatt, dessen saubere Ausführung ebenso entzückt, wie die Lieblichkeit des vom Künstler gewählten Motives. Nach Kummer's Arbeiten möchten wir sogleich die große Kohlezeichnung von Hans Taeger: „Im Gletschergebiete des Zillerthals“ (Nr. 1918) nennen. Hier sind die von Wind und Wetter gewaltig mitgenommenen Bergtannen im rechten Vordergrunde mit großer Virtuosität gezeichnet, während die linke Partie des Blattes, welche vermuthlich den Abfall eines Gletschers darstellen soll, zu wenig hervortritt und deshalb unklar bleibt. Unter den Aquarellen Georg Estler's haben uns besonders die „Landschaft bei Salesel an der Elbe in Böhmen“ (Nr. 458), die „Partie aus Pestitz bei Dresden“ (Nr. 456) und zwei italienische Veduten, „Aus Olevano im Sabiner-Gebirge“ (Nr. 452) und „Straße in Subiaco“ (Nr. 453) gefallen, während uns die Architekturbilder Hermann Wunderlich's aus Rothenburg an der Tauber und Reutlingen (Nr. 2156—2158) zu romantisch aufgeputzt und zu bunt erscheinen. In nächster Nähe der Dresdener Bilder sind die wenigen aus Weimar eingesandten Arbeiten untergebracht worden. Unter ihnen überraschen die acht Federzeichnungen von Bertha Frorlep (Nr. 541—548) durch scharfe Charakteristik der Köpfe. Walther Witting erweist sich als geschmackvoller Porträtmaler (Nr. 2150), dessen „Chorknabe“ (Nr. 2151) als vorzügliche Studie beachtet werden möge. Die Gouachelandschaft: „Trüber Wintertag“ (Nr. 1955) von Paul Tübbecke läßt erkennen, daß auch in Weimar die Landschaft ausgezeichnete Vertreter besitzt, ja von den beiden Aquarellen E. Weichberger's „Junitag“ (Nr. 2083) und „Oberitalienische Landschaft“ (Nr. 2084) läßt sich behaupten, daß sie zu den schönsten landschaftlichen Blättern der ganzen Ausstellung gehören. Einfach im Vorwurf und tüchtig gezeichnet verrathen sie eine frische und unendlich wohlthuende Farbenempfindung, wie sie nur reich begabten Künstlern eigen zu sein pflegt. Eine Ecke des in Rede stehenden Saales birgt eine kleine Anzahl von Werken dänischer, norwegischer, russischer und englischer Künstler. Sie sind in keiner Weise geeignet, uns eine auch nur annähernd vollständige Vorstellung von der Kunstübung der nordischen Völker zu geben, da sie vielmehr nur als vereinzelte Proben angesehen werden müssen. Außer Fritz Thaulow's Pastellen, deren wir schon gedacht haben, fällt unter ihnen noch ein „Wintertag in Schweden“ von Sigvard Hansen in Kopenhagen auf (Nr. 775). Die Klarheit der blauen Luft und der leuchtende Schnee, der die ganze Landschaft bedeckt, sind hier zu einer packenden Leistung von einheitlicher Wirkung zusammen verarbeitet. In den Russen C. Heftler (Nr. 784—787) und Peter Sythow (Nr. 1910—1917) lernen wir zwei tüchtige Landschaftsmaler kennen, doch können wir weder in technischer Hinsicht, noch in Bezug auf die Auffassung der Gegenstände eine besondere nationale Eigenart an ihren Arbeiten entdecken, die auch an den zahlreichen, an Menzel erinnernden, aber Menzel's Leistungen bei weitem nicht erreichenden militärischen Bildnissen Etienne v. St. Alexandrovsky's (Nr. 7—17) aus dem Besitz Sr. Majestät Kaiser Alexander's III. nicht hervortritt, obwohl die echt russischen, uns fremd anmuthenden Typen seiner Modelle leicht zu dieser Annahme verführen können. Den Bildern aus den noch nicht genannten deutschen Kunststädten hat man zwei Säle in dem rechten Parterreflügel des Polytechnikums eingeräumt. Sie enthalten Kunstwerke aus Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, Frankfurt a. M., Liegnitz, Hamburg und Wien und machen wie die beiden linken Parterresäle einen etwas bunten Eindruck, wie ihn das Zusammenhäufen der verschiedenartigsten Leistungen von selbst hervorbringen muß. Wenn unser Bericht also auch an dieser Stelle einen ähnlichen Eindruck bei dem Leser erzeugen sollte, so erklärt sich das daraus, daß wir genöthigt sind, den einmal eingeschlagenen Gang weiter zu verfolgen, um unsere Aufgabe, bei der erdrückenden Mannigfaltigkeit der Bilder als Führer zu dienen, zu Ende führen zu können. Gleich beim Eintritt in den vorderen der rechten Parterresäle bemerken wir eine lange Reihe von Bildnißstudien in Röthel. Sie rühren von Heinz Heim in Darmstadt her und behandeln eine Menge Charakterköpfe aus der ländlichen Bevölkerung des hessischen Odenwaldes jeden Alters und Geschlechts (Nr. 789—810). Die Commission, die die Ankäufe zur Verloosung besorgt, hat mehrere dieser Köpfe erworben und darf sicher sein, daß sie damit dem glücklichen Gewinner eine angenehme Ueberraschung bereiten wird. Leider hat sie wenigstens bis jetzt ihr Augenmerk noch nicht auf die ganz in der Nähe hängenden Blätter Hans Thoma's gerichtet, die den in der Aula befindlichen kaum nachstehen. Wir machen daher noch einmal auf ihre eigenartige Schönheit und auf die an ihnen hervortretende Verbindung von Anklängen an die alte Kunst mit inniger, echt moderner Empfindung aufmerksam. Einer ähnlichen Empfehlung bedürfen die Bildnisse und Studienköpfe Frieda Menshausen's in Cassel nicht (Nr. 1421—1426). Da sie geschickt gemacht sind und gefällig, wenn auch nicht tief und charakteristisch erscheinen, sind sie von vornherein sicher, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen und der beliebten Künstlerin neue Freunde und Aufträge zuzuführen. Von Friedrich Kallmorgen, dessen Thätigkeit als Illustrator für das „Universum“ wir schon berührt haben, treffen wir in unserem Saale noch achtzehn Blatt landschaftlicher und figürlicher Skizzen an (Nr. 1139—1156). Namentlich die ersteren haben vollen Anspruch auf Beachtung, da sie das Wesentliche eines landschaftlichen Motivs, einer Stadtansicht u. s. w. mit wenigen, aber sicheren Strichen festhalten und schon in ihrer Auswahl den für specifisch malerische Wirkungen veranlagten Blick des Künstlers verrathen. Von Hamburg sind nur wenig Arbeiten eingesandt worden. Indessen wiegt das Aquarell Th. Herbst's „Auf der Landstraße“ (Nr. 947) ein ganzes Dutzend mittelmäßiger Kunstwerke reichlich auf. Unmittelbarkeit der Empfindung, Wahrheit des Tones und Frische der Farbengebung geben ihm einen ungewöhnlichen Werth, obwohl sein Gegenstand, Landleute, die sich mit ihrem Vieh auf einer mit Weiden besetzten Landstraße begegnen, nicht einfacher gedacht werden kann. Es ist ein Bild, das an die vortrefflichsten Niederländer erinnert, in unseren Augen ein Vorzug ganz besonderer Art. Der für die Aufnahme der Wiener Kunstwerke bestimmte zweite Saal des rechten Parterres wird nur zum kleinsten Theil von solchen ausgefüllt, da die Betheiligung der österreichischen Künstler gering ist. Unter ihnen steht ein Mädchen in japanesischer Tracht von Clemens v. Pausinger, welche eine Tasse Kaffee oder Thee präsentirt, hinsichtlich der Virtuosität der Mache obenan. Das prächtige, ziegelrothe Gewand des Mädchens ist in eine dem Auge ungemein wohlthuende Uebereinstimmung mit dem sorgfältig abgetönten, gelblichen Hintergrund gebracht, auf dem sich die ganze Gestalt voll und rund abhebt. Nicht ganz entsprechend der technischen Geschicklichkeit erscheint der geistige Ausdruck im Gesicht des Mädchens, das wenig Interesse hervorruft, während Alexander Goltz mit seinen beiden gleichfalls in Pastell ausgeführten weiblichen Studienköpfen „Ninon“ und „Alice“ (Nr. 656 und 657) gerade in letzterem Punkte anspricht. Die Wiener Landschaft ist durch eine Reihe von Aquarells der beiden Alts (Nr. 60—67 und Nr. 68—71) würdig vertreten. Beide Künstlee, sowohl Franz als auch Rudolf Alt, gleichen sich auffallend in ihrer Technik. Ihre Art, zu aquarelliren, ist die fleißigste und minutiöseste, die sich denken läßt. In der Wahl der Farben zeigen sie eine Vorliebe für mittlere, um nicht zu sagen matte Töne. Stärkere coloristische Gegensätze scheinen sie absichtlich zu meiden. Am liebsten behandeln sie architektonische Vorwürfe, in deren Wiedergabe namentlich Franz Alt Meister ist, während Rudolf Alt auch Motive mehr landschaftlichen Charakters geschickt zu bewältigen weiß. Leider hängen ihre Bilder, die meist nur geringen Umfang haben, nicht gerade günstig: man hat ihnen zu wenig Licht gegönnt und dadurch ihre Beurtheilung recht erschwert. Einen weit moderneren Eindruck als die Bilder der Alts machen die zum Theil etwas bunten, in kräftigen Farben gehaltenen Aquarelle Eduard Zetsche's, unter denen wir die „Schallaburg“ in Nieder-Oesterreich (Nr. 2162) und die „Ruine Senftenberg“ ebendaselbst (Nr. 2168) namhaft

machen wollen. Eine Perle der Wiener Abtheilung ist dann endlich die kleine Gouachestudie von Carl Onken: „Motiv aus Emden“, die leider auch nicht günstig placirt worden ist (Nr. 1501). Die alten, eigenthümlich geformten Häuser der Stadt mit ihren dunklen Ziegeldächern, die von dem hellen Licht der Sonne beschienen sind, und der klare Wasserspiegel im Vordergrunde geben diesem Bildchen einen eigenen Reiz, der bei längerem Betrachten immer stärker und nachhaltiger wird, während so manches im ersten Augenblick bestechende Prunkwerk einer wiederholten Prüfung nicht Stich hält. An solchen blendenden Prunkwerken ist keine Abtheilung der Ausstellung reicher als die der Italiener im rechten Saal des zweiten Stockwerks. Kein Wunder, daß das große Publicum sich gerade in diesem Saal am liebsten aufhält und die bemittelten Kunstfreunde ihr Geld mit Vorliebe für italienische Arbeiten aufwenden. Um so mehr erscheint es Pflicht der Kritik, darauf hinzuweisen, daß die Zahl der bedeutenden Bilder in dieser Abtheilung keineswegs beträchtlich ist, und daß bei vielen eine ganz leere, innerlich hohle Virtuosität den Mangel tieferer Empfindung ersetzen muß. Diese Bedenken vermögen wir selbst den Arbeiten des allgemein beliebten Gustav Simoni gegenüber nicht zu unterdrücken. Es ist wahr, seine Technik ist glänzend, die Farbenschönheit seiner Bilder wirkt bestechend. Sein hauptsächlichster Kunstgriff, dem er die Leuchtkraft seiner Bilder verdankt, dürfte darin bestehen, daß er für helle Partien zunächst Permanentweiß unterlegt und sie dann so zart und fein mit Lasurfarben übergeht, daß auch nicht die geringste Stelle stumpf und matt erscheint. Aber seine große Gewandtheit verführt ihn, auf Nebendinge zu viel Gewicht zu legen. Er liebt es z. B., im Vordergrund seiner zumeist dem orientalischen Leben und Treiben angehörigen Bilder einen persischen Teppich in malerischer Unordnung anzubringen. Dieser ist dann immer mit unendlichem Fleiß gemalt, zieht aber die Aufmerksamkeit gerade wegen seiner Vollendung viel zu sehr auf sich. Das ist z. B. bei seinem „Arabischen Markt in Tlemcen“ (Nr. 1809) der Fall, ein Bild, das im Uebrigen einen mehr skizzenhaften Charakter trägt. Geradezu störend empfindet man auf dem Bilde: „Dichter und Märchenerzähler vor der Moschee von Sidi Bonmedine in Tlemcen“ die mit unerhörter Peinlichkeit durchgeführte Partie des mit blauen und goldenen Ornamenten ausgeschmückten Halbbogens über dem Eingang in die Moschee, während allerdings die Gruppirung und Haltung der dem Erzähler andächtig zuhörenden Menschenmenge auf guter Beobachtung beruht und ein fesselndes Bild arabischen Volkslebens gewährt (Nr. 1808). An dem Rache brütenden Orientalen in prachtvollem, feuerrothem Gewande (Nr 1811) fällt die Verzeichnung des einen Fußes auf, der Dudelsackspfeifer endlich (Nr. 1812), der coloristisch vortrefflich erscheint, schreitet viel zu theatralisch einher. Kurzum, Simoni hat diesmal kein Bild ausgestellt, das wir als vollkommen bezeichnen könnten. Das größte Bild nicht nur in der italienischen Abtheilung, sondern in der ganzen Ausstellung ist Cesar Laurenti's „Mater domini“ (Nr. 1293). Wir haben es hier mit einem jener Versuche zu thun, die Madonna und das Jesuskind ihrer biblischen Eigenschaften zu entkleiden und als arme Leute in rein natürlicher Auffassung darzustellen. In der That erinnert diese Mutter Laurenti's mit ihrem schlafenden Kinde in nichts an die Gottesmutter. Dazu hat sie viel zu wenig Charakteristisches. Die Aufgabe, die sich der Künstler in diesem Bilde gestellt hat, ist vielmehr rein coloristisch. Er wollte in möglichst großem Maßstabe mit dem Oelmaler wetteifern und hat in der That in dem hellblauen Gewande der Mutter und ihrem lang herabwallenden weißen Tuche, mit dem sie ihr Haupt bedeckt hat, Staunenswerthes geleistet, ohne jedoch einen tieferen Eindruck mit seinem mühsamen Beginnen zu erzielen. Als tüchtiger Colorist erweist sich Laurenti auch in seinem „Venezianischen Fischmarkt“ (Nr. 1292), einem ebenfalls sehr umfangreichen Aquarell, das zwar sehr sorgfältig gemalt, aber in der Schilderung des venezianischen Volkslebens ebenso wenig originell und neu ist, wie Luigi da Rio's viel zu bunte „Erwartung“ (Nr. 1638), auf welcher wir eine Menge Frauen und Mädchen, sowie einige Männer neugierig einer landenden Barke mit einer vornehmen Dame entgegenharren sehen. Es ist kein Zweifel, daß der Wiener Passini dergleichen venezianische Volksscenen mit viel schärferer Charakteristik und coloristisch weit befriedigender zu schildern versteht. Talentvoll, aber groß im Gegenstand und in der Durchführung erscheint Domenica Pennachini's wahnsinnige Mutter an der leeren Wiege ihres Kindes (Nr. 1535). Sie hat den bunten Kranz, den ihre Freunde für den Sarg ihres Lieblings gesandt haben, zerpflückt und die Blumen rings im Raume verstreut. Nun starrt sie mit dem Ausdrucke der Verzweiflung vor sich hin, von einigen Frauen im Hintergrunde mit ängstlichen Blicken wegen ihres Seelenzustandes betrachtet. Gemalt ist das Bild vortrefflich, aber wir finden es theatralisch und übertrieben und können es deshalb nicht für ein echtes Kunstwerk erachten. Weit eher würden wir dieses Lob dem kleinen Aquarell Gerolamo Induna's in Mailand spenden, das den Titel: „Für die Lebenden und für die Todten“ führt (Nr. 1087). Gemeint sind damit die Gaben, welche hübsche Mädchen und Frauen einem alten Kirchendiener beim Austritt aus der Kirche auf den Teller legen. Als das erfreulichste Bild der italienischen Abtheilung möchten wir den reizenden Kinderkopf Alessandro Zezza's (Nr. 2170) in Anspruch nehmen. Er ist ebenso vorzüglich ausgeführt, wie desselben Künstlers Brustbild einer alten Frau, die mit einem bunten Halstuche bekleidet ist, übt aber durch den Gegenstand noch größere Anziehungskraft aus. Auch der bärtige Mann Silvio G. Rotta's (Nr. 1689) kann als tüchtige Arbeit gelten, während die Römerinnen Aug. Bompiani's (Nr. 241 und 242) mit ihren großen weißen Blusen nach einem längst unwirksam gewordenen Recepte mit mäßiger Routine angefertigt worden sind. In landschaftlicher Beziehung ist man nicht gewöhnt, auf die Italiener größere Erwartungen zu setzen. Gleichwohl bietet uns Filiberto Petiti in seinem „Fischfang“ (Nr. 1561) ein Aquarell von entzückender Feinheit der Stimmung und einer Wahrheit der Naturbeobachtung, die an einem Römer geradezu überrascht. Ein höherer Rang, als die gewöhnlichen italienischen Veduten besitzen, kann ferner den Marinen und Ansichten von Capri und Amalfi, die F. C. Mancini in Neapel ausgestellt hat, zuerkannt werden (Nr. 2322—2327). Sie sind sämmtlich flott gemacht, verlieren sich nicht in Einzelheiten und zeigen eine entschiedene Begabung für die Schilderung der südlichen Landschaft. Dagegen trägt der Cyklus von 10 Aquarellen Nazareno Cipriani's nach Monumenten aus dem Rom der Cäsaren (Nr. 311—320) den Charakter fast photographischer Treue, der für wissenschaftliche Zwecke zwar unerläßlich, in künstlerischen Dingen aber gleichgiltig ist. Die Blätter dürften sich daher am besten für ein Alterthumsmuseum eignen, da sie antiquarisch höchst instructiv erscheinen. Wer unserer Wanderung beim Besuche der Ausstellung bis hierher gefolgt ist, dem bleibt am Schlusse noch ein besonderer Genuß übrig, wenn er den linken Saal des zweiten Stockwerkes, die Ausstellung der Holländer und Belgier, betritt. Diese Abtheilung ist unseres Erachtens die bei weitem beste des ganzen diesjährigen Unternehmens. Ebenso gut wie auf der Münchener Jahresausstellung kann man auch in Dresden beobachten, daß die Niederländer sich durchschnittlich am besten auf die Kunst des eigentlichen Malens verstehen. Sie verfügen über ein erstaunliches Verständniß für die Feinheit des Tones, verstehen fast sämmtlich den richtigen Stimmungsgehalt klar herauszuarbeiten und wissen selbst in der Skizze vollkommene Bildwirkungen zu erzielen, obwohl sie sich stets eng an die Natur anlehnen und sie niemals durch Composition verbessern wollen. Ihre Motive sind durchgängig höchst einfach. Sowohl im Genre wie in der Landschaft verschmähen sie bedeutende, für sich selbst schon fesselnde Gedanken, bei ihnen ist der Gegenstand nichts, die Ausführung alles. Oder kann es in der Landschaft etwas Simpleres geben, als die Vorwürfe, die wir von ihnen behandelt sehen: Wiese und Wasser, grüne Matten auf mäßigen Berglehnen, Weidengebüsch und Obstbäume, ein meist mit Wolken bedeckter Himmel, als Staffage Rindvieh oder Esel, Segelboote, Windmühlen, hier und da ein Paar Figuren, ein Bauer oder eine Bäuerin, das ist Alles und doch bleibt es dabei, ihre Bilder, vorab ihre Landschaften, sind weitaus die besten der ganzen Ausstellung. Hier, in diesem Saale, kann man in der That lernen und das Auge für die intimeren Schönheiten eines Bildes schulen, hier sollten die Kunstfreunde ihre Einkäufe machen und die Künstler fleißig studiren, nicht um, wie man uns jüngst alles Ernstes gerathen hat, Holländer zu werden, sondern weil die von den Holländern beobachtete Ehrfurcht vor der Natur die Grundbedingung für jedes wahrhaft künstlerische Schaffen ist. Es ist schwer, aus den vielen guten Bildern dieser Abtheilung diejenigen herauszulesen, die eine besondere Beachtung verdienen. Jedenfalls aber dürfen wir die „Kuhhirtin“ (Nr. 1398) von Wilhelm Maris als eine ihrer schönsten Nummern bezeichnen. Das Mädchen steht an einem Wassertrog, um den sich durstiges Rindvieh drängt. Dahinter zieht sich eine Reihe Weiden an einem Bach hin, dessen Wasser prächtig gemalt ist. Ueber

dem Ganzen lacht ein heiterer, sonniger Sommertag. Es ist ein köstliches Idyll von seltener Frische, anmuthig und voll sprühenden Lebens. Die Poesie eines milden Sommerabends athmet dann aus dem Aquarell Jan Vrolyk's im Haag (Nr. 2046). Der Gegenstand des Bildes ist wenig verschieden von demjenigen auf der Maris'schen Aquarelle. Wiederum sehen wir Kühe, Weiden und Wasser, aber die Färbung des Himmels, der Ton des Bildes ist ein ganz anderer, jedoch nicht schöner. An der Dünenlandschaft (Nr. 2047) desselben Künstlers bewundern wir namentlich den Vordergrund, während bei seiner Heuernte (Nr. 2048) vor Allem der trotz seiner einförmigen grauen Wolken so lebhaft erscheinende Himmel unser Entzücken erregt. Die äußerst skizzenhafte Abendstimmung mit der Mühle im Mittelpunkt Johannes Hendrik Weißenbruch's (Nr. 2085 auf dem vorderen Tisch in der Aula) ist eine Luftstudie großartiger Keckheit und dennoch von fesselnder Schönheit. Dagegen gewinnt uns das Dorf im Mondschein von Josef Neuhuys (Nr. 1485) durch sorgfältige, zarte Ausführung. Pieter Stortenbecker erscheint in seiner „Tagelöhners-Hütte" (Nr. 1892) am großartigsten. Sie steht mitten im Grünen. Durch die Zweige der Bäume fällt das Licht gedämpft in die Landschaft, die durch weidendes und auf der Weide ausruhendes Vieh belebt wird. Meisterhaft ist ferner sein „Obstgarten" (Nr. 1896) und die verschiedenen Thierstücke; zeigen sie doch eine ebenso sorgfältige Naturbeobachtung, wie eine unfehlbar sichere Empfindung für die Wahrheit des Tones. Wie man Wasser zu malen hat, in dem sich das Spiel der Wolken und die Schatten des Ufers wiederspiegeln, kann man aus der Studie Fredericus Jacobus du Chatthel's: Am Graben (Nr. 303) am besten lernen, nicht minder aus der „Beim Dorf" betitelten Aquarelle, auf der sich ein mit Pappeln bepflanzter hoher Damm durch Wasser perspectivisch nach einem Dorf hinzieht. Beide Aquarelle sind nur mäßig umfangreich, aber um ihrer Lichtwirkung und der Wahrheit der Farben willen von beträchtlichem Kunstwerthe, so daß der für sie geforderte Preis von 500 und 400 ℳ nicht zu hoch gegriffen ist. Im vollen Gegensatz zu den bisher genannten vorwiegend auf ein feines Silbergrau gestimmten Landschaften steht das holländische Bauernhaus mit Garten P. J. C. Gabriel's (Nr. 549), das durch seine rothen und gelben Töne in vollster Sonnenbeleuchtung um so mehr fesselt, je mehr es aus dem Rahmen der übrigen holländischen Landschaften herausfällt. Sehr nahe verwandt mit den Holländern erscheinen die Belgier, doch sind sie theilweise auch durch französische Einflüsse bestimmt. Ersteres ist z. B. der Fall bei dem Eselkarren von M. Hagemans in Brüssel (Nr. 768), während Henry Stacquet's Arbeiten (Nr. 1847—1850) in ihrer gesuchten Einfachheit und Einfarbigkeit an französische Muster erinnern. Einen eigenen Weg schlägt der von der letzten Ausstellung noch in gutem Andenken stehende Gustave den Duyts ein. Seine beiden Aquarelle: „Chrysanthemum" (Nr. 415) und „Das Brod" (Nr. 416, sollte besser als Brodbäckerei bezeichnet sein) bemühen sich in impressionistischer Weise nur den allgemeinsten Gesammteindruck der Landschaft festzuhalten. Sie wirken nur aus großer Ferne gesehen, weil erst dann die Verschwommenheit der Farben sich in einigermaßen bestimmte Linien auflöst und die Absicht des Malers klar wird. Seine diesjährigen Bilder, die Grau in Grau gehalten sind, stehen jedoch an künstlerischem Werthe hinter den von früherher bekannten zurück, da die Eigenthümlichkeit des Künstlers hier schon anfängt, in Manier auszuarten. Nicht minder erfreulich wie die Landschaften der Holländer und Belgier finden wir ihre Genrebilder. Den Holländern kommt es auch auf dem Gebiete des Genres weit weniger auf den Gegenstand als auf die Ausführung an. Sie vermeiden auch hier bestimmte Contouren und stellen sich in erster Linie die Aufgabe, Lichtwirkungen im geschlossenen Raume naturgetreu wiederzugeben. Mit großer Feinheit thut dies z. B. Johan ten Kate in seiner „Erwartung" (Nr. 1181), deren Gegenstand eine durch das Fenster aufmerksam nach dem Meere ausschauende Frau bildet. Desselben Künstlers „Kartoffelernte in Holland" (Nr 1180) läßt erkennen, daß er ebenso vorzüglich die Landschaft, wie die Thätigkeit des Menschen in ihr zu behandeln versteht. Christoffel Bisschop, Adolf le Comte, Bertha Valkenburg und H. Kever führen uns in die Hütte des Landmanns, dessen Familienglück sie schildern, während M. ten Kate, Tony Offermans u. A. mit gleichem Gelingen ihre Scenen aus dem Volksleben in das Freie verlegen. Der schlichten holländischen Auffassungsweise steht unter den belgischen Figuren- und Genremalern Albrecht de Vriendt besonders nahe. Seine Studienköpfe (Nr. 2043—2044) nach Geistlichen und Priestern sind ungemein charakteristisch; sie haben nichts von der humoristischen Auffassung unseres Grützner, sind aber dafür viel wahrer und ernster. Dasselbe gilt von dem Tischgebet de Vriendt's, das eine Frau in mittleren Jahren und in altdeutscher Tracht spricht, einem Bilde, dem das Studium der alten niederländischen Meister sehr zum Vortheil gereicht hat. Dagegen wandelt Emile Wauters, dessen wir bereits bei Besprechung der in der Aula befindlichen Bilder gedachten, in den Bahnen der besten französischen Schulen. In dem Saale der Niederländer ist er unter Anderm noch mit dem Porträt der Madame Melba, Sängerin an der Großen Oper zu Paris, vertreten, einem Pastell von wunderbarer Zartheit in der Ausführung und seltener Leuchtkraft (Nr. 2072). Ebenso begegnen wir hier auch Hubert Vos, dem Maler der Home Rulers, noch einmal. Sein Pastell: „Im Traumlande" (Nr. 2040) ist geeignet, lebhaften Widerspruch hervorzurufen. Es zeigt uns eine im Träume versunkene alte Frau, die von allerlei nur angedeuteten Gestalten in bunter Folge, Erinnerungen ihres Lebens, umgaukelt wird. Es mag für manchen Beschauer einen eigenen Reiz haben, diese Räthsel zu entziffern und sich so den Roman eines Frauenlebens auszudenken, wir glauben aber nicht, daß der Künstler gut gethan hat, durch solche Nebendinge die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande seines Bildes abzulenken. — Mit diesen Bemerkungen sind wir am Schlusse unserer Wanderung durch die verschiedenen Säle der Ausstellung angelangt. Haben wir mit ihnen nur so viel erreicht, unseren Lesern eine Ahnung von der Fülle von Kunstgenüssen, welche die Ausstellung darbietet, zu geben, so ist ihr Zweck erreicht. Wir wünschen, daß auch in materieller Hinsicht die Ausstellung einen vollen Erfolg haben möge, da ja Dank der Bemühung der Dresdner Kunstgenossenschaft der künstlerische Erfolg unbestreitbar ist. Die beste Frucht der Ausstellung aber erblicken wir in einer Neubelebung der Kunstübung und des Kunstinteresses in Dresden, deren Vortheile der ganzen Bevölkerung zu Gute kommen würden.

H. A. L.

Bücherbesprechungen.

△ Auch die Doppellieferung 7/8 des Werkes „Die Volkswirthschaft im Königreich Sachsen", historisch, geographisch und statistisch dargestellt von H. Gebauer, Lehrer an der Oeffentlichen Handelslehranstalt der Kaufmannschaft zu Dresden (Dresden, Wilhelm Baensch), legt Zeugniß dafür ab, daß der Verfasser mit Erfolg sich bemüht, in demselben eine auf die neuesten und besten Quellen sich stützende sachgemäße Darstellung der Entwickelung und des gegenwärtigen Standes der volkswirthschaftlichen Verhältnisse unseres engeren Vaterlandes zu geben. In den vorliegenden Lieferungen werden zunächst die Lohmüllerei, Köhlerei, Pechgewinnung und Rußbrennerei, sodann die Waldwollfabrikation, die Pilze und Beeren, die Jagd, Fischerei, Perlenfischerei und schließlich der Erzbergbau Sachsens behandelt. Wir haben in den bezüglichen Ausführungen Manches gefunden, was uns bisher unbekannt war, vieles andere uns bereits Bekannte zeigt sich jedenfalls in ansprechender Weise zusammengestellt und bearbeitet.

** Einen stattlichen Band bilden die letzten sechs Lieferungen der vierten Auflage des Universal-Lexikons der Kochkunst, welche die J. J. Weber'sche Verlagshandlung in Leipzig soeben ausgegeben hat. Wir halten dieses Werk nicht nur für das umfangreichste und ausführlichste Kochbuch — enthält es doch nicht weniger als 10000 Recepte, daneben einen Universal-Küchenzettel für alle Tage des Jahres in dreifacher Auswahl und 27 Original-Speisefolgen (um nicht zu sagen Menus) in authentischen Nachbildungen, außerdem einen Anhang: „Die Tranchirkunst" mit 19 Illustrationen — sondern auch das praktischste und beste der bisher erschienenen Bücher dieser Art. Wir vermögen zum Lobe der nunmehr vollständig vorliegenden neuesten Auflage des Werkes etwas Weiteres nicht zu sagen und wollen nur insbesondere die Hausfrauen, die noch nicht im Besitze des Werkes sind, auf dasselbe empfehlend hingewiesen haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 117. Dienstag, den 30. September. 1890.

Afrikas wichtigster Baum.

Von Hermann Zippel.*)

Einzelne Nutzpflanzen haben bestimmend auf das Schicksal ganzer Völker eingewirkt, mächtigen Einfluß auf ihr Wohlbefinden ausgeübt, ihr Denken und Handeln in neue Bahnen geleitet. Die afrikanische Oelpalme (Elaeïs guineensis Jacq.), der wichtigste Baum des schwarzen Erdtheils, hat entschieden einen sittlichen Einfluß auf die Küstenbewohner Westafrikas hervorgerufen. Als die Sklavenverschiffung nach Amerika, dieser „Verkehr in lebendigem Ebenholz", unterdrückt wurde, konnte man den Bewohnern Guineas durch den Handel mit Palmöl den Verlust reichlich ersetzen; aus den Sklavenjägern und Sklavenhändlern wurden meist friedliche Oelhändler, und die sich wie die blutgierigsten Raubthiere befehdenden Negerstämme begannen nach und nach etwas mehr als früher in friedlichen Verkehr mit einander zu treten. Aber auch wir kühlen Nordländer stehen zu der Oelpalme in gewissen Beziehungen, trägt doch dieses eigenartige Lebewesen afrikanischen Bodens und tropischer Sonnengluth zum Gedeihen unserer Landwirthschaft, zur Hebung unseres gewerblichen und industriellen Lebens, ja zur Ernährung und Pflege unseres Körpers bei. Und wenn neuerdings durch die Zölle die Einnahmen unseres Togo- und Camerungebietes derart gestiegen sind, daß das Deutsche Reich für diese Schutzländer keinen Zuschuß mehr aufzubringen hat, so dürfte der Handel mit Palmöl und Palmkernen und der dadurch entstandene Tauschverkehr in erster Linie dieses günstige Ergebniß veranlaßt haben. In den Niederungen der Mündungen des Camerun und anderer Ströme, wo die Mangrove mit ihren Wurzeln den angeschwemmten, schlammigen und übelriechenden Boden überspannt, kommt die Oelpalme nur einzeln vor, da das salzige oder doch brackige Wasser, das während der Fluth das flache Küstenland überspült, die Palme nicht leicht aufkommen läßt. Erst an höher gelegenen Geländen tritt die Oelpalme mit der Weinpalme und mit Pandaneen zusammen in größeren Beständen auf und umsäumt die besonders in unserem Camerungebiete reinlichen Negerdörfer. Hinter den Ortschaften folgen Yams- und Maniokafelder und dann weiter aufwärts steigend der dichte Urwald, in welchem die Oelpalme den herrschenden Baumbestand bildet. Ueber das dichte Laubdach ragt im Camerungebiet nur die zierliche Cocospalme und der riesige Wollbaum hervor. In Dahóme tritt unsere Palme auf den weiten Grasebenen in hübsch abgezirkelten Bosklets auf, die in gewissen Entfernungen regelmäßig wiederkehren. Sie ist in den heißen Ländern Afrikas einheimisch und besonders an der Westküste von Senegambien bis Angóla und zwar meist bis ungefähr 1000 Kilometer landeinwärts überall zu finden. In zahllosen Exemplaren und in den dichtesten fortlaufenden Beständen, wie nirgends sonst, fand sie Soyaux am Kuánsastrome und besonders an dessen rechtem Ufer, doch nimmt sie weiter im Gebirge und auf den Hochebenen an Zahl wie an Schönheit ab. In Angóla steigt sie bis zu einer Meereshöhe von 800 Metern, auf der Insel Fernando Po bis 900 Meter. Auf dem Camerungebirge trägt sie erst in der Höhe von Buassa und Buea, in einer Höhe von 900 Metern, keine Frucht mehr, sondern liefert nur noch Palmwein, während das schöne, die südlichen Ausläufer dieses Gebirges umfassende Bergland, welches Hugo Zöller in der Zeit vom 12. bis 17. Januar 1885 für Deutschland erwarb, zu den ölreichsten Gebieten des ganzen Camerunlandes gehört. Auch die etwa 80 Kilometer breite Senkung zwischen dem Rumbyhügel und dem Camerungebirge im Bezirke Bakundu trägt zahlreiche Oelpalmen. Livingstone fand stattliche Oelpalmen nördlich des Bangweolosees an der Südostgrenze des Congostaates in mehr als 1085 Meter Meereshöhe und am Südende des Tanganikasees über 806 Meter hoch. Im Innern des Festlandes kommt die Palme besonders im Gebiete des Congo und des Niger resp. Benuë vor; im unteren Nigerlande bildet sie ganze Wälder, am Gabún und Ogowe ist sie nicht sehr zahlreich, den Tschadsee erreicht sie nicht. Im Monbuttu-Lande wurde sie von Dr. Schweinfurth besonders häufig jenseits des Uëlle gefunden. Zwischen Aegypten und Zanzibar wird sie nirgends angetroffen, dagegen wächst sie auf der Insel Pemba nahe Zanzibar und an einigen Küstenstrichen Ostafrikas, an den Ufern des bereits erwähnten Tanganikasees besonders häufig bei Udschidschi und an dem Westufer des Nyassasees. Sie ist einer der wenigen Bäume, die civilisirend von Afrika ausgingen. Sie wurde nach den Antillen und der Küste Brasiliens verpflanzt, wo sie besonders von Rio de Janeiro bis zur Mündung des Amazonenstromes — nie im Innern des Landes — angebaut wird. Sie ist in Amerika aus den Gärten entsprungen, kommt daher auch wild wachsend vor und ist demnach als eingebürgert zu betrachten. Die Oelpalme wurde zwar auch nach Ceylon und Java verpflanzt, — sie scheint aber hier zu keiner Bedeutung gelangt zu sein.

Der Altmeister der Botanik Linné hat mit vollem Rechte die Palmen die principes, die Fürsten, die Vornehmsten im Pflanzenreiche genannt. Bezieht sich dieser Name zunächst auf die stolze Erscheinung der Palmen, die ihre prächtige Strahlenkrone im blauen Aether wiegen, so können sie, wenigstens im Bereiche der heißen Zone, auch als die vornehmsten Pflanzen in Hinsicht auf den wirklich großartigen Nutzen, den sie den Menschen bringen, gelten, ist ja die Erhaltung ganzer Völker an bestimmte Palmenarten geknüpft, namentlich an die Dattelpalme, die Cocospalme und an die afrikanische Oelpalme. So ist denn die letztere eine Fürstin des Pflanzenreiches, sowohl was ihre prächtige Gestalt als ihren Nutzen betrifft. Sie ist eine Fiederpalme, d. h. ihre Blätter oder Wedel sind fiederartig zertheilt. Der grob- und tiefgeringelte mannsstarke Stamm ist aufrecht und wird 10 bis 20, im Schlusse des Urwaldes auch wohl 30 Meter hoch. Ist die Palme sich selbst überlassen, so haften an ihrem Stamme die abgestorbenen Blätter oder deren Stiele. In Westafrika beseitigt man an den unter der Pflege der Menschen stehenden Bäumen die Wedelstiele, weil sie das Besteigen der Palmen erschweren würden. Im Monbuttulande schneidet man nach Dr. Schweinfurth die Blattstiele 3 cm über dem Grunde ab, wodurch an den Stämmen der Oelpalme eine Unzahl von Backen und Behältern entstehen, die den üppig emporschießenden Schlingpflanzen zu Anhaltspunkten und den verschiedenartigsten Pflanzen als Keimbeete dienen. Es werden dadurch die Oelpalmenstämme mit einer Vegetation von unbeschreiblicher Ueppigkeit, Frische und Grazie behangen und überladen. Die schöne Krone dieser Palme wird meist von 10 bis seltener 30 und mehr 2,5 bis 5 Meter langen Wedeln gebildet. Die Blüthen sind getrennten Geschlechtes. Die weiblichen wie die männlichen Blüthen bilden aufrechtstehende,

*) Herausgeber der „Ausländischen Culturpflanzen" I bis III. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn, 2. Aufl., — der „Ausländischen Handels- und Nährpflanzen", ebenda — und der „Repräsentanten einheimischer Pflanzenfamilien" I und II, ebenda. D. Red.

dicht geschlossene, rispige, länglichrunde, schmutziggelbe Büschel, die sich aus den Winkeln der älteren Wedel unmittelbar am Stamme entwickeln. Mit Tausenden von Blüthen ist der Büschel von Staubblüthen (männl.) übersäet, während der Kolben der Stempelblüthen (weibl.) mehr einem rundlichen Kopfe ähnlich ist. Der letztere vergrößert sich zu dem schweren Fruchtkolben in der Form einer riesigen Erdbeere. Die überpflaumen- bis hühnereigroßen Früchte stehen in dem Fruchtstand dicht aneinander gedrängt, drücken sich daher gegenseitig schwach fünfkantig und werden von den verhärteten Stachelfortsätzen der Blüthenachsen überragt. Die Färbung der einzelnen Früchte steigt vom zartesten Gelb bis zum dunkelsten Violett bei oft schwarzer Schattirung. Die Fruchtkolben neigen sich nach und nach, denn sie sind 30 bis 35, selten 40 bis 50 kg schwer. Oft hat ein Mann an einem einzigen Fruchtstand schwer zu tragen, ja Livingstone erzählt sogar von solchen, für welche zwei Männer zum Tragen nöthig waren. Ein Fruchtkolben, deren die Palme jährlich meist nur 3 bis 5 zeitigt, zählt 600 bis 800, eine einzelne Palme 2000 bis 4000 Früchte. Das dicke, schwammige, ölige, gegen die von ihr eingeschlossene Steinschale durch zusammengedrückte Fasern dunkler gefärbte oder roth durchstreifte Fruchtfleisch ist der Sitz des **Palmöls**, das in den Zellen desselben in Form von Tropfen oder Klümpchen vorkommt. Von dem Fruchtfleische ist die Nuß umschlassen. Diese ist unregelmäßig von Gestalt, meist zusammengepreßt-eiförmig. Sie besitzt am Scheitel 3 Ernährungsöffnungen, von denen oft 2 verschlossen sind. Die Steinschale umgiebt den **Palmkern des Handels**. In dem starren Gewebe desselben findet sich ein Fett vor, das besonders in Europa durch starke Pressen gewonnen wird. Die Oelpalme trägt bereits Früchte, wenn sie erst wenig übermannshoch ist und noch kein Blatt verloren hat. An der Westküste Afrikas werden 4 Spielarten — die königliche, die weiße, die rothe und die schwarze — unterschieden. Die Unterscheidungsmerkmale sind fast nur an den Früchten wahrzunehmen. Die afrikanische Oelpalme wird an sehr wenigen Stellen Westafrikas angepflanzt. Von dem dänischen Botaniker Tonning wurde sie an der Goldküste sowohl wild als angebaut beobachtet; Dr. Lenz und Dr. Pechuël-Lösche stellen für die von ihnen besuchten Gebiete die Cultur dieser Palme entschieden in Abrede. Im Norden unseres Camerungebietes sind auf einem Landvorsprunge, an der sogenannten Kriegsschiffbucht, unweit der früheren englischen Mission Victoria, auf Anordnung der Cameruner Land- und Plantagen-Gesellschaft Woermann, Thormählen u. Comp. in der großen Cacaobaum-Plantage neben Reis auch Oel- und Cocospalmen angepflanzt worden. Vielleicht findet das Beispiel Nachahmung. Am besten gedeiht die Oelpalme auf feuchtem Boden und zwar in der Nähe menschlicher Ansiedelungen, um welche sich durch die verschleppten Kerne allmälig Haine von Oelpalmen bilden. Sie wirft in Westafrika den reichsten Ertrag ab, ja es soll nach dem Urtheile Père Stoffel's, des erfahrenen Landwirthes der katholischen Mission zu Gabun, die Cultur der Oelpalme überhaupt für Westafrika die lohnendste sein. Die Anpflanzungen erfordern wenig Arbeit, und wenn ausgewachsen, giebt jeder Baum ohne alle Pflege einen Jahresertrag von 4 bis 5 ℳ. Es ist ferner festgestellt worden, daß von einem Hektar 900 kg Palmöl geerntet werden können, das ist ein Drittheil mehr als die Ernte von Olivenöl auf derselben Fläche beträgt. Sehr selten findet man an der Westküste Afrikas eine Oelpalme, die nicht von Menschenhand gepflegt würde, wenn auch diese Pflege eine ungemein einfache genannt werden muß. Nur im undurchdeinglichsten Walddickichte wird dann und wann noch eine vom Fuße bis zum schwanken Gipfel hinauf mit den Resten der Wedelstiele besetzte Palme aufgefunden. Auch der arbeitsscheue Duallaneger am Camerunflusse, der bekanntlich die Feldarbeiten seinen Frauen überläßt, während er die Jagd, den Fischfang und den Handelsverkehr mit den weißen Kaufleuten betreibt, macht sich die Mühe, sucht die Oelpalme auf und nimmt sie in seine Pflege, weil ihm diese Gewinn und Genuß einbringt. Er entfernt vom Stamme die absterbenden Wedel, auch diejenigen, die zum Gedeihen des Baumes nicht unbedingt erforderlich sind, damit sich die Früchte voll entwickeln können, und schneidet, sobald die Bestäubung der Stempelblüthen erfolgt ist, die Büschel der Staubblüthen ab. Bei der Ernte der Früchte besteht die schwierigste Arbeit in dem Besteigen der Palme, die der Neger mit Hilfe eines aus einer Liane geschlungenen Kletterringes in der Weise ausführt, daß er den Ring um den rauhen Stamm der Palme und um seine Hüften legt und sich mittels der an den Stamm gestemmten Füße allmälig bis zur Krone des Baumes emporschiebt. Es ist wichtig, daß die Oelpalme in ihrem weiteren Wachsthum in keiner Weise durch Wegnahme der Fruchtkolben gestört wird. Der Kautschuk- wie der Guttaperchabaum, die Korkeiche, besonders aber die Fieberrindenbäume müssen mehr oder weniger verletzt, der Kampherbaum muß gefällt und in Späne zerkleinert werden, wenn die betreffenden Handelsartikel von ihnen gewonnen werden sollen. Es sind daher in den Beständen der genannten Nutzpflanzungen so großartige Verwüstungen angerichtet worden, daß man zeitweise an die Möglichkeit einer vollständigen Ausrottung derselben und ein Eingehen des betreffenden Handels gedacht hat. Wie Soyaux mittheilt, besitzt die Oelpalme ferner große Widerstandsfähigkeit gegen den Andrang der Elemente. Palmen, deren Stämme durch Thiere oder durch Ueberschwemmungen durchlöchert oder zerrissen sind, gedeihen ruhig weiter, wenn der Stamm nur noch durch einzelne Streifen, etwa 1/10 desselben, mit dem ganzen mächtigen Pflanzengebäude im Zusammenhange steht, beugen sich elastisch vor der rasenden Wuth des Tropensturmes und schnellen stolz und ungebrochen wieder empor. Die in den Thalsohlen und an den tiefer gelegenen Ufergeländen wachsenden Oelpalmen stehen während der Ueberschwemmungen der Regenzeit ohne Schaden viele Wochen lang oft bis an die Blätterkrone im Wasser. Nur heimtückisch würgende Schlingpflanzen und der Blitz vermögen diesen unverwüstlichen Baum zu tödten. Aus den abgeernteten Früchten wird in Camerun, Neucalabar, Opobo, Benin und einigen anderen Orten der Oberguineaküste ein flüssiges Oel bereitet, während man aus den Flüssen Kuánsa, Béngo, Dánde, Congo, Tschiluango, Ogowe, Gabun, Altcalabar und Braß ein festeres Oel ausführt. Negerfrauen, Kinder und Sklaven verrichten die Arbeit. Die Art der Oelgewinnung ist in den verschiedenen Erzeugungsgebieten eine verschiedene. Im Wesentlichen besteht sie darin, daß man die Früchte erst einige Wochen in die Erde oder in Gruben legt, sie vor oder während des Siedens in Thongefäßen oder eisernen Kesseln mittels hölzerner Stempel stampft, um das Fruchtfleisch von den Steinnüssen zu trennen. Der Brei wird dann geschmolzen und von den Kernen, Fasern und Unreinigkeiten befreit. Das erkaltete Oel füllt man, wenn es flüssig ist, in thönerne Kalabassen oder hohle Kürbisse, wenn es festeren Bestand zeigt, in aus Palmenwedeln geflochteoe Körbe. 250 kg frische Früchte geben etwa 7 Gallonen d. h. ungefähr 26½ Liter bestes, festes Oel neben 32 kg Palmkernen. Der jährliche Ertrag einer Palme wird außer den Palmkernen auf 4 Liter Oel geschätzt. Das Palmöl wird entweder von den Erzeugern direct an die an der Küste in ihren Handelsfactoreien lebenden Europäer verhandelt, meist aber wird es von schwarzen Kaufleuten und ihren Helfershelfern im Lande aufgekauft, und die Frauen, Kinder und Sklaven der Erzeuger müssen auf ihrem Rücken die mit Palmöl gefüllten Gefäße tragen, da es dort Lastthiere nicht giebt; wo aber schiffbare Flüsse das Land durchbrechen, wird das Palmöl auf Kähne verladen und den Fluß abwärts bis zur Factorei der Weißen gebracht. Die Europäer schmelzen das Palmöl nochmals und lassen es dann noch mehr gereinigt direct in die Versandtfässer ablaufen. Die hartschaligen Palmnüsse wurden früher vielfach unbenutzt weggeworfen. Nachdem man aber erkannt hatte, daß auch sie ein schätzbares Oel von butterartigem Bestand enthalten, werden sie von den Frauen und Kindern sorgfältig gesammelt und aufgeschlagen. Die Palmkerne verkauft der Neger, wenn sich der Vorrath angehäuft hat. Während das Palmöl leicht veedirbt, können die Palmkerne jahrelang aufbewahrt werden, ohne daß sie eine Einbuße an der Güte erleiden. Nur zu einem ganz geringen Theile benutzt man sie an Ort und Stelle zur Oelgewinnung und zwar nur zur Deckung des eigenen Bedarfs. Zu diesem Zwecke werden sie geröstet, zerstoßen und mit Wasser gekocht, worauf man das oben aufschwimmende Oel abschöpft. Die größere Menge der Palmkerne wird verschifft. Sie geben in Europa unter kraftvollen Pressen eine reichliche Oelausbeute. Das meiste und beste Palmöl wird aus dem Fruchtfleische gewonnen, welches 71,6 Procent desselben enthält, während die Palmkerne 47,75 Procent eines Fettes von butterartigem Bestand besitzen. Frisches Palmöl ist meist orangegelb gefärbt und riecht wie auch das Fruchtfleisch nach Veilchen, richtiger nach Veilchenwurzel. Der Luft und dem Lichte ausgesetzt, wird Palmöl nach und nach weiß und ranzig. Frisch schmeckt es milde und schmilzt schon bei 27° C., alt erst bei 35 und noch mehr Graden. In dem Palmöl sind nicht weniger als 8 verschiedene Fettarten aufgefunden worden. In heißem Alkohol und Aether ist Palmöl leicht und vollständig.

löslich. Man entfärbt neuerdings Palmöl durch einfache Erhitzung. Auch das chocoladebraune Palmkernöl läßt sich durch Bleiche in ein völlig weißes Fett verwandeln. Die Frucht der Oelpalme bildet nach Dr. Schweinfurth wegen ihrer appetitreizenden Bitterkeit eine sehr angenehme Zuspeise und ist in dieser Beziehung ungefähr der Olive gleichzuachten, wenn nicht vorzuziehen. Auch die Palmkerne werden in Zeiten der Noth gegessen. Die nicht ganz reifen Kerne schmecken nach Rohlfs mandelartig. Frisches Palmöl gebrauchen die Eingebornen Westafrikas und ebenfalls die sich dort aufhaltenden Europäer als Nahrungsmittel. In Udschidschi (Udjidji) am Tanganikasee werden oft 300 Gallonen Palmöl auf einmal zu Markte gebracht, die dort nur zum Küchenbedarf verkauft werden. Im heißen Westafrika setzt man fast allen Speisen, die einer Zubereitung bedürfen, Palmöl zu, das dem Neger so viel wie nichts kostet. Das Fett eines einzigen Fruchtkolbens reicht in seinem Haushalte mehrere Wochen aus. Das frische Palmöl hat einen sehr angenehmen Geschmack. Wenn dem Europäer auch anfangs die Süßigkeit des Oels etwas widerlich ist, so gewöhnt er sich nach Dr. Lenz doch bald daran. Der Neger ißt das Fleisch dann besonders gern, wenn es in Palmöl gekocht wurde. Fische werden mit reinem Palmöl zubereitet. Ein Lieblingsgericht ist Palmsuppe mit „Fufu“, das sind Schaumklöße aus geschlagenen Yams geformt. Die rothgoldgelbe Palmsuppe ist das Hauptgericht des weißen Ansiedlers wie des schwarzen Kaufmannes in den Oelpalmenländern, sie bildet das Ehrengericht, das man einem angesehenen Gaste vorsetzt. Die Zubereitung derselben ist sehr einfach. Man kocht in Palmöl, das mit dem Pfeffer einer Beißbeere — im Camerungebiete von Capsicum conicum — stark gewürzt ist, zerkleinertes Hammel-, Ziegen- oder Hühnerfleisch, getrocknete oder frische Fische. Die Bewohner der Landschaft Akim an der Goldküste kochen in Palmöl Affenfleisch oder Schnecken. Der Neger verehrt das Palmöl auch als wichtiges Heilmittel, er reibt seine Glieder bei Gichtschmerzen und aufgerissene Hände damit ein, und den Mädchen dient es als Haaröl für ihre schwarzen Locken. Die Neger salben mit dem Palmöl ihren Körper, um die Haut desselben gegen die austrocknende Wirkung der heißen Atmosphäre und gegen Kälte zu schützen. Auch wir bringen vielfach das Palmöl mit unserer Haut in Berührung, allerdings in anderer Form, nämlich als Hauptbestandtheil unserer Seifen; unsere Leib-, Bett- und Tafelwäsche wird damit gereinigt, Fußböden und hölzerne Geräthe werden damit gescheuert. In großen Mengen wird das Palmöl zu diesem Zwecke von europäischen Kaufleuten in Westafrika erhandelt und nach Europa, auch nach Deutschland gebracht. Ich habe mehrfach Seifenfabriken besucht und mich selbst überzeugt, in welchen kolossalen Mengen das Palmöl in Deutschland zur Seifenbereitung Verwendung findet. Vor der Seifenbereitung wird das Oel meist durch Anwendung hoher Hitzgrade, seltener noch durch Säuren gebleicht. Im ersteren Falle behält es seinen lieblichen Geruch. Da das Palmöl der Seife ein gelbliches Aussehen giebt, wird es vielfach auch zum Färben der Seifen benutzt. Auch das gebleichte Palmkernöl wird zur Seifenbereitung verwendet. Palmöl dient ferner zur Darstellung einer Art Talglichte, der sogenannten Stearinlichte — nicht zu verwechseln mit den aus Stearinsäure bestehenden Stearinkerzen, auch zu Maschinenschmiere, Wagenfett u. s. w. Die Oelpalme reicht mit ihrer wichtigen Frucht, richtiger mit den Samenkernen derselben, auch in unsere deutschen Bauernhöfe und in deren Viehställe hinein. Die Preßrückstände der Palmkerne werden nämlich — und zwar vorzugsweise in Deutschland — als ein außerordentlich nahrhaftes Viehfutter verwerthet. Die Palmölkuchen übertreffen im Nährwerth alle anderen Oelkuchensorten. Während sich im Leinkuchen ein Oelgehalt von nur 10 bis 12½ Procent findet, beträgt derselbe im Palmölkuchen über 26 Procent, und es sind außerdem in letzterem noch über 15 Procent Eiweißstoffe und nahezu 38 Procent Stärke, Gummi und verdauliche Fasern enthalten. Die Palmölkuchen reicht man hauptsächlich den Milchkühen, da die Milch infolge dessen einen hohen Fettgehalt bekommt. Dabei ist diese Fütterung ziemlich billig, denn es kostet der Centner nur 6 bis 7 ℳ. Es trägt also die Oelpalme mit dazu bei, daß unsere Landwirthschaft Milch, Butter, Käse, Fleisch und Leder liefert, daß der Landwirth mehr Milchvieh als früher halten kann, und es hat demnach dieser afrikanische Baum auch seinen Antheil an der Hebung unserer Landwirthschaft.

Das Palmöl ist nach Menge und Gesammtwerth der bedeutendste Gegenstand des westafrikanischen Ausfuhrhandels. Es wird von sämmtlichen Hafenorten zwischen Sierra Leone und Loanda verschifft, in größter Menge und bester Qualität wohl von Lagos und den Mündungsgebieten des Camerun, Alt- und Neucalabar, Bonny, Opobo u. s. w., also im innersten Winkel des Golfs von Guinea, dessen Ströme daher als Oelflüsse allgemein bekannt sind. Die europäischen Kaufleute haben dort in der Regel auf abgetakelten alten Schiffen (hulks) ihre Factoreien errichtet, seltener haben sie sich auf dem Festlande angesiedelt. Anfangs der 80er Jahre betrug die Gesammtausfuhr der Westküste Afrikas an Palmöl nach Europa 1 400 000 Centner im Werthe von 40 Mill. Mark. Doch diese Zahlen bezeichnen nicht vollständig den Aufschwung seit 1840, denn inzwischen ist das Nebenproduct, Palmkerne, hinzugekommen. Deutsche Kaufleute machten im Jahre 1858 den ersten Versuch, die Samen der Oelpalmenfrüchte in den Handel zu bringen. Hamburg war der Bestimmungsort, wo man sich aber anfänglich ablehnend verhielt. Nachdem man verstanden hatte, eine Presse herzustellen, stark genug, um das Oel aus den harten Kernen drücken zu können, wurde auch die Nachfrage nach den Palmkernen stärker, so daß die Ausfuhr dieses Artikels nach Europa auf 2 500 000 Centner im Werthe von 35 Mill. Mark gestiegen ist. Das giebt mit dem Palmöl zusammen einen jährlichen Betrag von etwa 80 Mill. Mark. Nimmt man aber an, daß für Palmöl und Palmkerne an die schwarzen Kaufleute Tauschwaaren gezahlt werden, so giebt das einen jährlichen Umschlag von 160 Mill. Mark. Englands Handel mit Palmöl und Palmkernen ist im Sinken, der Deutschlands im Steigen begriffen. Selbst die aus englischen und französischen Besitzungen ausgeführten Producte gehen vielfach in deutsche Hände über. Ich will die Leser nicht mit Zahlen belästigen, ich will nur die Ausfuhren der deutschen Schutzgebiete an der Westküste Afrikas angeben. Nach dem „Deutschen Handelsarchive“ von 1885 wurden ausgeführt aus dem deutschen Togogebiete und zwar aus Lome für 212 666 ℳ Palmkerne und Oel, aus Bagelda für 280 000 ℳ und aus Klein-Popo und zwar von deutschen Firmen für 445 000 ℳ, während französische Firmen für 298 000 ℳ und englische für nur 168 000 ℳ Kerne und Oel ausführten.

Was das Camerungebiet anlangt, so wird Palmöl, welches über Bimbia in Handel kommt, besonders in den Bezirken Bogandio, Bonjoko, Bullikowa, Bonganga, Bonje, Bonjemal und Bomote erzeugt. Es belief sich schon im Jahre 1874 die Ausfuhr auf 3 600 000 Liter Palmöl und 8000 Centner Palmkerne; davon entfielen auf das Hamburger Handelshaus C. Woermann etwa 900 000 Liter Palmöl und 3000 Centner Palmkerne, das Uebrige auf fünf englische Firmen. Im Jahre 1875 legte auch die deutsche Firma Jantzen und Thormählen eine Handelsstation in Camerun an, später richtete Woermann eine regelmäßige Dampferverbindung mit diesem Platze ein. Infolge dessen befindet sich mehr als die Hälfte der Gesammtausfuhr, die sich bezüglich des Palmöls nach und nach verdoppelte und an Palmkernen vielleicht den zehnfachen Umfang angenommen hat, in deutschen Händen. Diese Thatsache ist darum von größter Wichtigkeit, weil dort der Tauschhandel noch vorwiegt und also den deutschen Kaufleuten auch den bedeutenderen Theil der Einfuhr zuweist. Nach Hugo Zöller werden von den zwei deutschen Firmen monatlich 180 bis 200 Tonnen Oel und von den sechs englischen nicht ganz ebensoviel angelauft. Von König Bell's Stadt, König Acqua's Stadt und Dido-Stadt werden jährlich etwa 45000 Tonnen Oel verschifft. Palmkerne führen die Deutschen monatlich bis zu 200 Tonnen, die Engländer fast gar nicht aus. Das Palmöl aus dem deutschen Bezirk Bakundu wird nach Calabar ausgeführt. Die echten und wahren Oelproducenten sind nach Zöller die hinter dem Bakoko wohnenden Ibea, die bei Klein-Batanga niemals zur Küste herunterkommen. Im Jahre 1884 sind von Klein-Batanga 25 000 englische Staats-Gallonen Palmöl und 170 Tonnen (à 1000 kg) Palmkerne verschifft worden. Ueberhaupt ist der Handel Deutschlands mit Westafrika ein bedeutender, es werden zur Zeit an dieser Küste nicht weniger als 60 deutsche Handelsniederlassungen gezählt. Nach dem Urtheile deutscher und fremder Forscher und Reisenden könnte Westafrika mit Leichtigkeit die ganze Welt mit Fettstoffen versorgen, wenn die Oelpalme dort in regelmäßige Cultur genommen werden würde. Die Hinterländer werden auch mehr und mehr erschlossen werden. Das ist aber nur möglich, wenn da, wo nicht schiffbare Flüsse vorhanden sind, billige und gute Verkehrsstraßen geschaffen werden. Jetzt bleibt ein großer Theil des Gewinns in den Händen der schwarzen Zwischenhändler (trader) hängen, denen die weißen Kaufleute großen Credit (trust) oder Vorschuß von oft bis über 100 000 ℳ gewähren müssen; nur

ein kleiner Theil der Oelerzeuger liefert die Rohproducte direct an die Europäer ab. Auch die europäischen Waaren gehen erst durch die Hände des schwarzen Kaufmanns und seiner Helfershelfer. Es haben diese Zwischenhändler an Ausfuhr- wie Einfuhrartikeln nicht selten einen Gewinn von hunderten, ja selbst tausenden von Procenten. Die Reichsregierung ist daher bestrebt, der deutschen Handelswelt das Innere der Schutzgebiete zu erschließen, doch machen die schwarzen Zwischenhändler Schwierigkeiten. Das Palmöl ist dem Neger ein Mittel, im Tauschhandel alle seine Bedürfnisse zu befriedigen. Er tauscht vornehmlich gern europäische Waaren ein, außer Tobak und Thonpfeifen Kattune und andere Stoffe, eiserne Kessel, eine ganze Reihe von Kurzwaaren, Werkzeugen, ferner Glasperlen u. s. w. Alle Dinge, womit die Negerinnen ihren Körper schmücken, sind Gegenstand des Tauschhandels. Der Handel hat nach und nach Jacken, Röcke, Uniformstücke und Livréeröcke eingeführt. Die Camerunneger tragen sogar hohe, weiße Frauenstrümpfe mit Vorliebe. Alle diese Kleidungsstücke, deren sie eigentlich keins bedürfen, werden bei besonderer Gelegenheit, namentlich Begegnungen mit Weißen, oft eins über dem anderen getragen, mögen sie so unbequem sein, wie sie wollen. Europäische Waaren im Werthe von 900 bis 1200 ℳ giebt der Negerkaufmann aus, wenn er seinen Hausstand vergrößert und sich eine neue Frau erhandelt. Für Europa und besonders für Deutschland ist es außerordentlich wichtig, daß der westafrikanische Handel vorwiegend Tauschhandel ist, weil dadurch eine Menge deutscher Waaren untergebracht wird. Es reicht demnach die Oelpalme mit ihrer Bedeutung auch in dieser Beziehung herein in unser deutsches Vaterland und zwar in die Säle der Fabriken, wie in die Werkstätten des Handwerkers, — und es wird dieses Unterbringen deutscher Waaren immer mehr sich steigern lassen, je mehr die dortigen Eingeborenen der Cultur und Bildung, europäischen Sitten und Gebräuchen zugeführt werden. Für die Neger, ganz besonders aber für das männliche Geschlecht, hat die Oelpalme noch eine wichtige Bedeutung als Spenderin eines Genußmittels, des Palmweines. Palmwein wird zwar aus mehreren Palmen, in Westafrika aber hauptsächlich aus unserer Oelpalme, und zwar meist in der Weise gewonnen, daß man die Stiele der noch nicht völlig verblühten Staubblüthenbüschel abschneidet, und um die Schnittfläche einen aus einem Bananenblatte gefertigten Trichter befestigt, welcher in einen Flaschenkürbis mündet. Durch diese Saftentziehung werden die Oelfrüchte kleiner und der Baum liefert dann mehr Wein als Oel. Eine 6 bis 8 Jahre alte Palme giebt 5 Wochen hindurch täglich etwa 1½ Liter Palmwein. Selten entschließt man sich, der Weinbereitung einen jungen Baum zu opfern. Man schlägt dann die Wedelstiele ab, gräbt die Palme aus und streckt sie zu Boden, durchbohrt den Stamm und läßt den Saft durch ein Rohr in ein untergestelltes Gefäß fließen. Im frischen Zustande stellt der Palmwein eine trübe, weißliche, molkenartige Flüssigkeit von sehr starkem Zuckergehalte und dem Geschmacke jungen Mostes dar. Er schmeckt frisch vom Baume angenehm süßsauer, doch etwas fade, und man muß sich, um ihn gern zu trinken, erst an seinen Geschmack gewöhnen. Die Eingeborenen füllen den Palmwein in leere Rumflaschen und tragen diese an Lianenschnüren. Nach Zöller durchläuft der Palmwein schon innerhalb 48 Stunden sämmtliche Stufen der alkoholischen sowohl als der Essiggährung. Nach der Gährung kommt der Trank unserem Champagner nahe. Er wird, so lange nicht die Essiggährung überwiegt, in allen Uebergangsstufen getrunken. Der Alkoholgehalt des Palmweins ist gering und es ist eine Uebertreibung, wenn ältere Reisende melden, daß der Palmwein bei einigen Völkern des östlichen Afrikas durch seine Berauschung verderblich wirke. Er ist viel weniger berauschend als unsere Biere und Weine, ja man kann während einer Mahlzeit mehrere Sorten Palmweins ohne allen Schaden trinken. Er bekommt sehr gut und wirkt besonders erfrischend. Palmwein ist innerhalb des Camerungebietes auch Handelsartikel. Da der Palmwein der Berge besser ist, als derjenige der Ebene, so wird er von Abo und Wuri nach Camerun versandt, er muß aber vorher gekocht und in große, wohl verkorkte Korbflaschen gefüllt werden, damit er nicht sauer wird. In Aguapim helfen sich die Negerinnen, die den Palmwein nach den 5 Meilen entfernten Küstenorten tragen, während welcher Zeit er gewöhnlich sauer wird, dadurch, daß sie eine saftige, einer strauchartigen, von den Eingeborenen „Tahmi" genannten Sapotacee (Sideroxylon dulcificum A. De Cand.) entstammenden Beere von der Größe einer Stachelbeere in Menge mit zu Markte bringen, nach deren Genuß alles Saure süß schmeckt. Die Käufer betäuben durch den Genuß dieser Beeren ihre Geschmacksnerven und trinken dann den sauren Wein. Der Palmwein ist in Westafrika überall für einen sehr billigen Preis zu haben. Die weißen Ansiedler gewinnen aus dem Palmwein die Hefe für die Zubereitung des Brodes. Wenn es gelänge, dem Palmwein einen größeren Halt zu verleihen, oder aus dem Safte einen schmackhaften Arrac zu destilliren, der in den Handel gebracht werden könnte, so dürfte die Cultur der afrikanischen Oelpalme überhaupt die gewinnbringendste der Welt sein. Von dem weiteren Nutzen dieser Palme wird berichtet, daß fast kein Theil derselben unverwendet bleibt. Der Neger erhält von ihr Alles, was er braucht. Er nennt sie daher „Vater der [illegible]ten" und „des Negers Freund". Aus den Blättern werden Matten geflochten, die man zum Dachdecken und zum Einzäunen der Gehöfte und Häuser benutzt. Auch die Blattstiele benutzt der Neger zum Bauen der Häuser, zur Anfertigung von Körben und sonstigem Flechtwerk. Aus dem steifen Haargeflecht unter den Blattstielen fertigt er nicht nur Bürsten, er vermischt diesen Stoff mit Schießpulver und bereitet sich so einen besonders an der Goldküste vielfach verwendeten Zunder. Die Blätter liefern Futter für Schafe und Ziegen. Die Oelfrucht ist eine Lockspeise für das Waldhuhn, dem der Neger nachstellt.

Die südamerikanische Schwester der afrikanischen Oelpalme, die schwarzbeerige Oelpalme (Elaeïs melanococca Gaert.), ist nicht zu der Bedeutung gelangt, — denn sie liebt nicht den goldenen Sonnenschein, der die Nutzbarkeit der Pflanzenwelt hervorruft, sondern die sumpfigen Schattenstellen des Waldes. Wohl wird das Oel in den Erzeugungsländern, auf der Landenge Panama, in Venezuela und Neugranada verwendet, allein es hat wegen der Unfruchtbarkeit dieser Schattenpalme nicht zum Handelsartikel erhoben werden können.

Es läßt sich nicht feststellen, wie lange schon die afrikanische Oelpalme den Bewohnern Westafrikas als wichtige Nutzpflanze dient. Europäische Reisende, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Küste van Guinea berührten, sahen, wie die Eingeborenen aus dem Fruchtfleische dieses Baumes Oel gewannen. Das afrikanische Palmöl gelangte zu der Wichtigkeit, die es jetzt besitzt, erst durch die Erfindung eines neuen Verfahrens in der Fabrikation der Stearinkerzen, das von Price's patentirter Kerzengesellschaft zu Vauxhall bei London zuerst angewandt wurde. Durch die Einführung dieses und ähnlicher Prozesse ist Palmöl ein so begehrter Artikel geworden. Der Handel Westafrikas mit Erzeugnissen des Pflanzenreiches ist überhaupt noch sehr jung und hat erst nach dem Aufhören der transatlantischen Sklavenverschiffung nach und nach einige Bedeutung erhalten. Das Verdienst, den Handel mit Palmöl zuerst gefördert zu haben, gebührt den Engländern. Sie bezogen das erste Palmöl vom Bonnyflusse. Diesem ersten Oelflusse reihten sich die übrigen im Laufe der Jahre an. Die ersten europäischen Tauschwaaren für Palmöl waren Glasperlen, Spiegel und andere Kleinigkeiten, Galanteriewaaren, Dinge, die den Schwarzen in die Augen stachen. So war es noch im Jahre 1826. Nur allmälig wurden die Neger, indem man ihnen neue Bedürfnisse schuf, zur Erzeugung größerer Mengen Palmöl angespornt. Schon im Jahre 1840 gelangten rund 400000 Centner Palmöl nach Europa. In den 40er Jahren lieferten die Engländer dem Könige Eaman von Alt-Calabar ein Haus von fast 1000 Lstr. Werth, welchen er lediglich in Palmöl bezahlte. Als die Neger keine Möglichkeit mehr sahen, Sklaven auf die Schiffe zu verkaufen, mußten sie Palmöl erzeugen, um europäische Waaren zu erlangen. Man knüpfte aber in den 50er Jahren in England die Hoffnung an die Oelpalme, daß durch die Oelerzeugung und den Oelhandel überhaupt der Sklavenhandel und die noch scheußlichere Sklavenschlächterei aufhören werde. Diese Hoffnung ist leider bis heute nicht ganz in Erfüllung gegangen. Schon im grauen Alterthume galten die Wedel der Dattel- und der Cocospalme als Zeichen des Sieges und, weil der Sieg den Frieden bedingt, auch als Symbol des Friedens. Vielleicht wird, so hoffen wir, doch die Oelpalme, die weiter aufblühende Cultur derselben und die verschiedenartigen Beschäftigungen mit ihren Rohstoffen noch das Siegeszeichen der Cultur über die Neger Westafrikas und als solches auch das Symbol des Friedens der betreff.. den afrikanischen Völker unter sich, wie in dieser Gemeinsamkeit mit ihren europäischen Schutzherren.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Häverních in Leipzig.

№ 118. Donnerstag, den 2. October. 1890.

Unterricht und Zucht in der Realschule.

Von Franz Pfalz.

Wie das Gymnasium im nördlichen Deutschland, so hat die Realschule im Süden den günstigsten Boden zu gedeihlicher Entwickelung; unter etwas verändertem Namen und mehr als gewerbliche Schule genießt sie auch in Oesterreich und der Schweiz einen gewissen Vorrang. Im Norden, vor Allem in Preußen, ist wie in Schweden und Dänemark hauptsächlich die Rede von der Reform des Gymnasiums, Aller Blicke sind nach diesem gerichtet, die größten Opfer werden von Staat und Gemeinde ihm gebracht und die leidenschaftlichsten pädagogischen Erörterungen der letzten Jahrzehnte drehen sich um diesen Mittelpunkt der wissenschaftlichen Jugendbildung. Nicht als ob die Süddeutschen kein Verständniß für das Gymnasium und die dasselbe berührenden Zeitfragen hätten! In Bayern, Württemberg, Baden wird die gymnasiale Frage ebenso fleißig erörtert wie in Preußen, aber im Allgemeinen mit größerer Ruhe und Behaglichkeit, weil man in den Realschulen einen zweiten festen Stützpunkt für die höhere Schulbildung hat. In den mittleren und unteren Rheingegenden mit hochentwickelter Industrie vertritt das Realgymnasium an vielen Orten das Gymnasium und die Realschule.

Der eben berührte Unterschied zwischen dem Norden und Süden Deutschlands ist natürlich zunächst in den Eigenthümlichkeiten der Stämme und ihrer Heimathsländer begründet. Doch kann man die Ursache auch allgemeiner fassen. Je weiter nach Norden, desto umfassender, aber auch schwerfälliger der wissenschaftliche Apparat! Und vom culturgeschichtlichen Standpunkte aus ist man versucht, anzunehmen, daß die altclassische Geistesrichtung, welche mit der Bildung der Renaissancezeit auf das Engste zusammenhängt, vom Süden nach dem Norden hin vorgerückt ist und hier unter den veränderten Verhältnissen der Gegenwart den Kampf um ihre Fortdauer zu bestehen hat.

Eine sehr beachtenswerthe Mittelstellung nimmt Sachsen ein. Von der Volksschule aus, die hier ihre volle Wirksamkeit entfalten kann, weil sie nicht wie in Preußen und anderen Staaten unter dem Drucke des Vorschulwesens leidet, zweigen sich die gymnasialen und realen Anstalten in gleicher Stärke ab, werden mit derselben Sorgfalt gepflegt und machen einander inmitten einer dichten und betriebsamen Bevölkerung wenig Concurrenz. Nach dem vor Kurzem ausgegebenen zweiten Bericht über die gesammten Unterrichts- und Erziehungsanstalten im Königreiche Sachsen bestehen daselbst 21 Realschulen mit 3629 Schülern und 238 Lehrern. Diesen stehen gegenüber 27 gymnasiale Anstalten (Gymnasien und Realgymnasien) mit 8739 Schülern und 611 Lehrern. Der Unterschied in der Schülerzahl würde sich vollkommen ausgleichen, wenn die Gymnasien und Realgymnasien nicht noch immer eine große Menge Schüler beherbergten, die das Ziel der Schule nicht erreichen können und nicht erreichen wollen. Da Preußen nur etwa 50 gleiche oder ähnliche Anstalten besitzt (Realschulen, höhere Bürgerschulen ohne Latein, höhere Knabenschulen und höhere Stadtschulen), Bayern 33 sechsclassige, also vollentwickelte Realschulen, Württemberg 10 zehnclassige, Baden 5 siebenclassige Realschulen, so gehört Sachsen zu den Staaten, welche verhältnißmäßig viele Realschulen besitzen; fast jede der gewerbthätigen Mittelstädte hat ihre Realschule und hält sie, freilich mit nicht unbeträchtlicher Staatsunterstützung, fest, obgleich manche nicht hundert und die meisten nicht zweihundert Schüler haben. Bei Weitem die Mehrzahl dieser Realschulen (18) haben das Jubiläum ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens noch nicht gefeiert, sie stammen aus den siebziger Jahren, fallen also mit dem ersten Aufschwunge des Deutschen Reiches zusammen. Fast alle sind Gemeindeschulen, sie sind ausgestattet mit der Berechtigung des Freiwilligenzeugnisses, und ihre Organisation ist durch Gesetz vom 15. Februar 1884 und durch Verordnung vom 20. März 1884 geregelt.

Die große Bedeutung, welche die Realschule für das industrielle Sachsen hat, die Opfer, welche Staat und Gemeinde bringen, die Sorgfalt, welche ihnen die Regierung zuwendet, dies Alles hat bewirkt, daß die Organisation der sächsischen Realschule beinahe typisch für die deutsche Realschule überhaupt geworden ist. Typisch geworden ist z. B. der sechsjährige Cursus, die Berechtigung des Freiwilligenzeugnisses am Ende dieses Cursus, die Auswahl der Unterrichtsfächer: Deutsch und Rechnen an der Spitze, dann die neueren Sprachen, Französisch und Englisch, ferner Mathematik und Naturwissenschaften in beschränkterem Maße, und endlich das Zeichnen, geometrisches und Freihandzeichnen als die wichtigste der Fertigkeiten, typisch geworden sind endlich auch die Lehrziele, die über die normalen Ziele der höheren Bürgerschule ohne Latein in Preußen etwas hinausgehen. Sowohl wegen ihrer Bedeutung für die sächsische Industrie, als auch wegen der Stellung, die sie unter den verwandten Anstalten anderer deutschen Staaten einnimmt, ist sie genöthigt, ihre Leistungen auf das Strengste zu überwachen und insbesondere alle die Erfahrungen, die in ihrem Bereiche seit dem Bestehen des Gesetzes gemacht worden sind, auf das Sorgfältigste und Unbefangenste zu verwerthen. Aber nicht das allein. Es ist auch wichtig genug für das Publicum, von Zeit zu Zeit einen Blick in die Werkstatt dieser Schulen thun und sich über die Lebensbedingungen derselben unterrichten zu können. Denn diese Anstalten sind noch verhältnißmäßig jung, und an Gegnern fehlt es ihnen durchaus nicht. Wenn ich diese Lebensbedingungen der Realschule in aller Kürze zum Gegenstande einer Mittheilung für weitere Kreise mache, so geschieht dies nur, weil mir eine lange Erfahrung an einer der größten Realschulen Sachsens zur Seite steht.

Unterricht und Zucht sind die beiden Hebel, durch welche jede Schule wirkt; sobald also von Lebensbedingungen der Realschule die Rede ist, kann nur die eigenthümliche Gestaltung gemeint sein, welche Unterricht und Zucht in ihr annehmen müssen, wenn ihr Wirken erfolgreich, ihr Bestehen gesichert sein soll. So einfach, so natürlich dies zu sein scheint, so wird man doch bemerken, daß es in unseren heutigen Debatten über das höhere Schulwesen nur gar zu häufig außer Acht gelassen und bei Seite geschoben wird. Alle möglichen äußeren Umstände werden für das Gedeihen einer Schulgattung verantwortlich gemacht, aber daß die Hauptsache von den Leistungen und der Zucht abhängt, wird — als selbstverständlich vorausgesetzt und übergangen. Mit Unrecht! Jede Schule, welche dieses A und O auf ihr Banner setzt, wird ganz von selbst die Anerkennung finden, die ihr gebührt. Es zeigt sich nun bei einer unbefangenen Prüfung der Resultate des Realschulwesens, daß es gerade diesen Anstalten nicht leicht wird, die Leistungen und die Zucht aufrecht zu erhalten, die ihr als ideales Ziel, auch nach Maßgabe des Gesetzes, vorschweben.

Was zunächst den Unterricht betrifft, so steht die Realschule mit ihrem Wissen und Können ganz auf dem Boden des höheren Schulwesens. Sie ist eine höhere Schule mit bestimmten Classenzielen und einem bestimmten Endziele, das in einer umfänglichen Prüfung zum Ausdruck kommen soll. Dieses Endziel selbst ist, abgesehen von den Lehrfächern, die Reife der Untersecunda eines Gymnasiums oder Realgymnasiums, allein die Abrundung, welche dem gesammten Unterrichte gegeben werden muß, macht eine Erweiterung des Zieles nothwendig, die im Ganzen der Reife eines Obersecundaners nahe kommt. Nun ist es nach meinem Dafürhalten eine Lebensbedingung ersten Ranges für die Realschule, daß dieses Ziel in keiner Weise abgemindert wird. Alle Erfahrungen, welche bis jetzt gemacht worden sind, weisen darauf hin, daß die Lebensfähigkeit der Realschule aufhört, wenn in dieser Richtung die geringste Milde geübt wird. Sobald die Realschule nachläßt, sich in ihren Leistungen als höhere Schule zu fühlen, wird sie von der höheren Volksschule aufgenommen und aufgezehrt. In der Kenntniß und dem Gebrauche der Muttersprache, im Französischen und Englischen, im Rechnen, in der Mathematik, in den Naturwissenschaften und im Zeichnen muß ein festes, nicht zu kurz bemessenes Ziel gesteckt sein, wenn die Realschule nicht der allergrößten Gefahr, die ihr droht, ausgesetzt sein, das ist, der Halbwisserei verfallen soll. Nur in der Geschichte ist die Beschränkung auf die vaterländische, die deutsche Geschichte wohl gerechtfertigt, obgleich auch zur Theilnahme an der allgemeinen höheren Cultur ein theilweiser Einblick in die alte Geschichte, sowie in die Geschichte Frankreichs und Englands nöthig ist. In der sächsischen Lehr- und Prüfungsordnung für Realschulen vom 20. März 1884 ist dieser Standpunkt festgehalten, weniger streng in der Circularverfügung des königl. preuß. Cultusministeriums vom 31. März 1882, wo z. B. ein Dictat für die Leistungen im Französischen und Englischen in den Oberclassen genügt und Physik und Chemie unter der Rubrik „Naturlehre" zusammengefaßt werden. Doch muß hervorgehoben werden, daß die höheren Bürgerschulen ohne Latein in Berlin, Breslau und sicher auch anderwärts ein sehr achtungswerthes Ziel anstreben und erreichen. Wenn ein Abiturient der Realschule nicht im Stande ist, eine deutsche Abhandlung über ein nicht zu schweres Thema in correcter und folgerichtiger Gedankenentwickelung auszuführen, wenn er aus Unwissenheit grobe grammatische oder orthographische Fehler macht, so ist er nicht reif, ebenso wenig, wenn er in einer französischen oder englischen Uebersetzung gegen die einfachsten Regeln der Grammatik oder Orthographie verstößt; im kaufmännischen Rechnen darf ihm ein zusammengesetzter Waarencalcül oder eine Coursberechnung keine Schwierigkeit machen, in der Mathematik muß er schon eine schwerere Aufgabe aus der Planimetrie, Algebra und Stereometrie richtig lösen, ja es wäre wünschenswerth, daß er wenigstens die Hauptsätze der Trigonometrie anzuwenden verstände. Dabei kann man, auch nach der sächsischen Prüfungsordnung, auf die individuelle Begabung Rücksicht nehmen, denn es können z. B. wenig genügende Leistungen in einem einzelnen Fache durch ausgezeichnete Leistungen in einer der Sprachen oder in der Mathematik aufgewogen werden.

Wenn durch ein solches Hochhalten des letzten Zieles auch das Freiwilligenzeugniß etwas höher gehängt wird, als es bei einer milderen Praxis der Fall wäre, so ist dies kein Unglück für die Nation. Denn wie hoch auch die Wirkungen des Freiwilligenzeugnisses auf die allgemeine Bildung des ganzen Volkes anzuschlagen sind, so hat die Einrichtung doch auch, wenn sie nicht mit aller Strenge überwacht wird, ihre Schattenseiten. Der allgemeine Zubrang zu dieser Berechtigung bewirkt, daß die wissenschaftliche Erziehung immer tiefer in die unteren Schichten der Gesellschaft eindringt. Schon jetzt suchen in den Städten Hausmänner, Markthelfer, Wittwen, welche zur Hälfte von Almosen leben, ihre Söhne im Gymnasium oder, wenn dies nicht angeht, wenigstens in der Realschule unterzubringen, und zwar nicht etwa weil die Knaben eine besondere Begabung zeigen, sondern lediglich damit sie der Berechtigungen theilhaftig werden. Auch auf dem Lande ist dieses Bestreben im Zunehmen. Das Freiwilligenzeugniß wird allmälig eine Ehrensache Aller, die im Leben vorwärts kommen wollen, und wenn das Klettern an der Leiter der Schulen und Classen so weitergeht, wie es begonnen hat, so wird es in nicht zu langer Zeit für jeden deutschen Mann eine Schande sein, eine höhere Schule nicht besucht zu haben. Damit wird aber das ganze Volk von seiner natürlichen Basis, der rein praktischen Arbeit, abgehoben, und es muß zwischen ihm und dem Grund und Boden, welchen es bewohnt, eine Leere entstehen, in welche fremde Einwanderung, besonders slavische, einströmt. Der Anfang dazu ist bereits gemacht. Denn da sich mit den Ansprüchen des Mittelstandes auch die Ansprüche der Arbeiter steigern, so bleibt dem Fabrikbesitzer und Großgrundherrn nichts übrig, als sich im Auslande nach billigeren Arbeitskräften umzusehen. Diese Unterströmung von ausländischen Arbeitern, die allmälig seßhaft werden, ist nicht ohne Gefahr für die Nation. Die Geschichte lehrt, daß die wissenschaftliche Bildung ein Volk vor dem Verfalle nicht schützt, sondern daß dies nur die körperliche und geistige Gesundheit der im Schweiße des Angesichts die Erzeugnisse des Bodens gewinnenden Masse der Bevölkerung vermag. Wird eine Nation durch fremde Einwanderung gleichsam unterwühlt, so welkt die Blüthe der nationalen Cultur, wenn sie auch noch so schön wäre. Es ist möglich, daß dem deutschen Volke, dessen wesentliches Merkmal der Hang zur Theorie zu sein scheint, zuletzt das Loos der alten Griechen, Römer und Gothen beschieden ist, allein der Pädagog hat gewiß kein Recht, diesen Vorgang zu beschleunigen. Nicht darin liegt die Gefahr, daß jedem Befähigten, wie arm er auch sei, die Gelegenheit geboten wird, eine höhere Bildungsstufe zu erreichen, sondern in dem unablässigen Anreizen der erwerbenden, praktisch beanlagten und naturgemäß in der Praxis sich ausbildenden breiten und tiefen Volksschicht, sich wissenschaftliche Bildung anzueignen, und ein solcher Zwang ist überall da vorhanden, wo staatliche Berechtigungen auf die Massenbildung, der doch unsere sämmtlichen höheren Schulen, die nicht Fachschulen sind, ebenso gut wie die Volksschulen als allgemeine Bildungsanstalten dienen, aufgesetzt werden. Das Gegengewicht kann nur die Strenge sein, mit der die wissenschaftlichen Vorbedingungen der Berechtigungen aufrecht erhalten werden, und am nöthigsten ist dies natürlich bei der Berechtigung, die verhältnißmäßig am leichtesten erlangt werden kann, bei dem Freiwilligenzeugniß.

Aber welche Schwierigkeiten stellen sich der Realschule entgegen, wenn sie ihr Ziel hochhalten will! Zunächst die, daß in ihrem Schülerbestande in der Regel die Zahl der wenig begabten überwiegt, und zwar deshalb, weil in den vermögenderen Kreisen das Vorurtheil herrscht, jeder nur einigermaßen begabte Knabe müsse das Gymnasium besuchen. Als ob das gewerbliche Leben nicht auch der geistigen Begabung bedürfte! Doch dagegen wird sich so lange nichts thun lassen, als noch ein Rest von der mittelalterlichen Mißachtung der gewerblichen Thätigkeit besteht; auch hängt dies eng mit den zeitweiligen Aussichten zusammen, welche das gewerbliche Leben eröffnet, jetzt überwiegt offenbar das Verlangen nach einer festen Anstellung. Die Realschule wird sich noch auf lange hin begnügen müssen, geweckte Knaben aus unbemittelten Familien dem höheren Gewerbeleben zuzuführen und Gymnasiasten, die nicht unbegabt sind, aber keine Lust zu theoretischen Studien haben, auf dem Gebiete der praktischen Wissenschaften eine Zuflucht zu bieten. Welche Schwierigkeiten der Realschule aus diesem Kampfe mit dem Mangel an Begabung und Unfleiß erwachsen, kann Niemand ermessen, der nicht mitteninnen steht. Es gehört eine außerordentliche Ausdauer und Gewissenhaftigkeit der Lehrer, die peinlichste Ordnung in den Arbeiten der Schüler, die größtmögliche Ausnutzung der Zeit und die scharfsinnigste Ausbeutung der Methode dazu, wenn trotzdem das unerläßliche Ziel erreicht werden soll. Freilich kann die Schule auch stolz sein, wenn sie es erreicht.

Ein anderes großes Hinderniß für die gedeihliche Entwickelung der Realschule ist die frühzeitige Aufnahme der Schüler. Nach dreijährigem Besuche der Volksschule, mit 9 Jahren, ist der Knabe nur ausnahmsweise, das heißt bei sehr guten Anlagen, genügend vorbereitet für den Besuch einer Realschule, die bei nur sechsjährigem Cursus ihre Classenziele immer höher stecken muß als eine gymnasiale Anstalt mit neunjährigem Cursus. Die Altersreife wird weniger in den Unterclassen als in den Mittelclassen vermißt, mit jedem Jahre tritt der Fehlbetrag der Leistungen deutlicher hervor, und am Ende des Cursus, mit 15 Jahren, ist das Verständniß der Schüler in der Regel noch ein sehr schwaches. Am fühlbarsten wird dieser Mangel an Altersreife bei Schülern, die nicht eine Bürgerschule, sondern eine einfache Volksschule auf dem Lande besucht haben. Daher enthält auch die sächsische Prüfungsordnung von 1884 die Einschränkung, daß die aufzunehmenden Knaben als Vorbildung diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen müssen, die nach mindestens dreijährigem Unterrichte in einer guten Bürgerschule von einem fleißigen und begabten Schüler erworben werden,

und in einer besonderen Verordnung wird die Aufnahme mit dem 10. Lebensjahre als die regelmäßige bezeichnet. Die Eltern können sich alsa nicht auf das Gesetz stützen, wenn sie ihre neunjährigen Söhne ohne Weiteres der Realschule zuführen wollen, sie thun unter allen Umständen besser, das zehnte Lebensjahr abzuwarten, und brauchen nicht zu besorgen, daß ein sechszehnjähriger junger Mann, der sich eine höhere Bildung angeeignet hat, zu spät in die Lehre komme. Der Gewinn, welcher ihm aus dem Besuche einer Realschule erwächst, entschädigt reichlich für den Verlust eines Jahres, und schon jetzt giebt es viele vernünftige Lehrherren, die gern ein Jahr Lehrzeit drangeben, wenn sie einen geistig geschulten jungen Mann damit gewinnen können. Die Klagen über fehlerhafte und dürftige Arbeiten im Deutschen und in den fremden Sprachen würden aufhören, wenn die Knaben nicht zu zeitig aufgenommen würden. Es liegt ja auch in der Hand des Lehrercollegiums, die Forderungen der Aufnahmeprüfung so bestimmt zu bemessen, daß ungenügend vorbereitete Schüler nicht aufgenommen werden können. Besser weniger Schüler, aber höhere Leistungen! Nur diese sichern der Schule ihren Bestand, die Schülerzahl vermag dies nicht.

Nun ist es endlich freilich auch wahr, daß die Leistungen der Realschule durch die Menge der Unterrichtsfächer heruntergedrückt werden. In sechs Fächern werden die Abiturienten schriftlich und mündlich geprüft, in fünf außerdem nur mündlich. Diese Fächer sind sämmtlich nothwendig und fast ganz gleichwerthig, sie bezeichnen die Elemente unserer jetzigen höheren Geistescultur überhaupt. Früher machte die Jugend allerdings schnellere Fortschritte; es ist erstaunlich, was Schiller, Goethe und ihre weniger hervorragenden Jugendgenossen schon mit neun Jahren in Sprache, Literatur und Geschichte gewußt und gekonnt haben, fast möchte es scheinen, als ob sich die Menschen jetzt langsamer entwickelten als früher. Allein in Wahrheit hängt dies nur von der Zahl der Unterrichtsfächer ab. Man trieb die Wissenschaften mehr nacheinander als nebeneinander, daher leistete man auf jeder Stufe scheinbar mehr als jetzt, doch blieb das Gesammtresultat wohl hinter unserem Wissen und Können zurück. In jüngster Zeit zeigt sich ein ernstes Streben, den Schülern das Lernen zu erleichtern; da man die Zahl der Unterrichtsgegenstände nicht vermindern kann, so möchte man die Zahl der Lehrstunden und die Zahl der schriftlichen Arbeiten auf das geringste Maß zurückführen, ja man ist nicht abgeneigt, das Endziel selbst herabzudrücken. Doch dies Alles ist nur ein Nothbehelf. Denn gerade dadurch, daß man sich anhaltend und eingehend, sowohl mündlich als auch schriftlich, mit einem Gegenstande beschäftigt, erhebt man sich in demselben über die sa gefährliche Halbwisserei, die vergängliche Tünche, das dem Gedächtniß Angeflogene, und befindet sich, wie gering auch immer das Gewonnene sei, auf dem Wege zum Weiterstudium. Wohl aber möchte ich mir einen Vorschlag erlauben, der längst in Taubstummeninstituten, in einzelnen Anstalten mit Internat und im Privatunterrichte verwirklicht ist, den Vorschlag zweistündiger Lectionen. In den Fächern, welche mit schriftlichen Arbeiten verknüpft sind, werden dann immer zwei Stunden neben einander gelegt und so benutzt, daß die eine dem mündlichen Unterrichte, die andere der schriftlichen Ausarbeitung gewidmet ist. Was dem Schüler soeben durch den Vortrag des Lehrers klar geworden ist, wofür er sich interessirt hat, das arbeitet er unter der Leitung des Lehrers sogleich aus und wird dadurch der so drückenden Hausarbeit bis auf das freiwillige Studium überhoben. Er könnte dann, wenn anders für Erholungspausen gesorgt wäre, recht wohl einige Stunden wöchentlich länger in der Schule verweilen, denn er wäre frei, wenn er die Schule verließe, und die Eltern könnten ihn um sich haben. Andererseits würden die Lehrer sehr wohl damit zufrieden sein, wenn Sprachstunden und bloße Aufsichtsstunden mit einander abwechselten. Im philosophischen Cursus der Karlsschule in Stuttgart war das Zweistundensystem eingeführt und hatte den besten Erfolg, ein Zeichen, daß die Einrichtung recht wohl auch in Oberclassen durchführbar wäre. An dieser Stelle soll der Vorschlag nur darauf hindeuten, daß die Realschule Alles daransetzen muß, ihr Ziel trotz der größten Schwierigkeiten festzuhalten, und daß sie alle Verhältnisse diesem Ziele gemäß zu beurtheilen und zu regeln hat.

Während die Realschule also in Hinsicht auf den Grad der geistigen Reife, den ihre Schüler erlangen sollen, ganz höhere Schule ist, steht sie in Beziehung auf die Methode der Volksschule nahe. Der Unterricht wird nur gewinnen, wenn er alle psychologischen Hilfsmittel des Elementarunterrichtes ausnützt. Mehr als jede andere höhere Schule hat sich die Schule, welche für das gewerbliche Leben vorbereiten soll, vor gelehrtem Kleinkram, vor todtem Gedächtnißwesen zu hüten. Hinweg mit gelehrten Liebhabereien, die besonders gern in der Literaturgeschichte ihr Wesen treiben und sich in Verherrlichung von Werken ergehen, welche von den Schülern nie gelesen werden und vielleicht nie gelesen werden sollen, hinweg mit etymologischen Spielereien in den Sprachen, mit allen überflüssigen Namen und Zahlen in der Geschichte! Aber desto mehr Anschauung und Uebung bis zur vollkommenen Fertigkeit! Was geboten wird, werde gründlich und nicht als bloßes Namensskelett, sondern mit lebendiger, eingehender Schilderung, mit Fleisch und Blut gegeben.

Noch mehr als mit der Methode gehört die Realschule mit ihrer Zucht in das Bereich der Volksschule. Ihre Aufgabe ist, künftige Gewerbtreibende mit der Sicherheit, Zuverlässigkeit und Einfachheit des Charakters auszustatten, welche allein die Tüchtigkeit des Bürgerstandes ausmachen. Sie erzieht für die Lehre, in der Bescheidenheit, Willigkeit und Ehrlichkeit die Haupttugenden sind, nicht für die studentische Verbindung, auch nicht für das Stutzerthum, das mit „seidenen Läppchen" prahlt. Alles kommt darauf an, dem jungen Manne, so weit es irgend möglich ist, die Kindlichkeit zu bewahren, nicht die naive des frühesten Knabenalters, sondern die pietätvolle des Jünglingsalters, welche nur durch willigen Gehorsam gewonnen wird. Ueberhaupt kann der Gehorsam in strengster Form, die Gesetzmäßigkeit und Ordnung im Kleinen wie im Großen in der Realschule nicht genug gepflegt werden, denn sie ist eine der wichtigsten Grundlagen des arbeitsfrohen Bürgerthums. Mit dem pietätvollen Gehorsam verbindet sich ganz von selbst die Treue in allen Lebensbeziehungen, die Treue in Familie und Beruf, die religiöse und vaterländische Treue, eine bewußte conservative Geistesrichtung, welche den Bürgerstand zum Träger der staatlichen Ordnung macht. Aus dem Gehorsam erwächst auch die Einfachheit, Schlichtheit und Besonnenheit, der Grund- und Wurzelstock alles persönlichen Lebensglückes. Nichts ist dem Realschüler nachtheiliger, als nichtiges Prahlen, leeres Scheinwesen, eitle Genußsucht und freches Hervordrängen, denn ohne die größte Solidität in Handel und Wandel ist eine dauernde Blüthe der Gewerbthätigkeit nicht möglich. Wenn die Realschulen nicht mit peinlicher Gewissenhaftigkeit diese Solidität pflegen, so sind sie als Vorbereitungsanstalten für die bürgerlichen Berufsarten dem Gemeinwesen nicht allein unnütz, sondern in hohem Grade gefährlich und verdienten eher aufgehoben als unterstützt zu werden.

Aber auch bei Aufrechthaltung der Disciplin haben die Realschulen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Realschule gehört zu den höheren Schulen, die Realschüler stellen sich deshalb gar zu gern in eine Linie mit den Gymnasiasten und sind immer geneigt, sich diese zum Muster zu nehmen. Bei dem großen Altersunterschiede zwischen den Oberclassen der Gymnasien und denen der Realschulen und bei der Verschiedenartigkeit der Unterrichtsfächer wird diese Nachahmung natürlich nur eine sehr äußerliche sein; bis zu der Geistesschulung und Arbeitszucht, welche in den Oberclassen der Gymnasien allmälig die rauhe Rinde der jugendlichen Thorheit durchbricht, dringen die Realschüler nicht vor. Was sie am liebsten herübernehmen, das ist das Burschikose des mittelalterlichen Studententhums, das noch immer in den Gymnasien spukt und aus dieser Vorbereitungsanstalt für die Universität auch nie ganz verschwinden wird. Das kindische Prahlen mit Farben, Klemmern und Spazierstöcken, das Bierheldenthum, das dummtrotzige „Veralbern" der Lehrer, die Auflehnung gegen jede straffere Zucht werden schon in guten Gymnasien nicht geduldet, in Realschulen ist alles Dies geradezu unerträglich. Auf Grund besonderer Verordnungen der höchsten Schulbehörde enthalten die Schulordnungen der Realschulen wie aller anderen höheren Schulen einen Paragraphen, welcher das Verbindungswesen mit schweren Strafen belegt, aber wenn auch dem gröbsten Unfug dadurch vorgebeugt wird, wie viel bleibt in dem Gebahren der Zöglinge von der Roheit, die in Saufgelagen und Schlägereien nur ihren Höhepunkt hat! Die Nachäffung der gymnasialen Unarten ist ein Mehlthau, der, wenn er auf die junge Pflanzung der Realschule fällt, die gesunde Entwicklung derselben hindert und die Früchte derselben einer schädlichen Frühreife preisgiebt. Besonders in Städten, wo die Realschule die einzige höhere Schule ist, liegt in dieser Renommisterei eine große Gefahr. Ohne Grund, ohne Geist und ohne Geschick spielen dort sehr oft die Realschüler die Gymnasiasten. Wohl kann die Schulordnung durch hierauf bezügliche strenge Bestimmungen solchem Gebahren entgegenwirken, nicht allein durch

Verbote, sondern auch durch Gebote, die darauf hinzielen, den Schüler an stetigen Fleiß und an Ordnung zu gewöhnen. Die ganze Haus- und Lebensordnung, Beginn des Unterrichtes, Versäumnisse, Betragen außer der Schule, Kleidung, Führung und Haltung der Hefte, Alles muß von dem einen Standpunkte aus geregelt werden, daß die Realschule nicht Studenten, sondern Lehrlinge erzieht. Es wäre vielleicht auch gut, wenn das Gesetz selbst in Allem, was die Zucht betrifft, auf diesen praktischen Zweck der Realschule Rücksicht nähme und die äußere Ordnung derselben mehr nach dem Muster der Volksschule, als dem des Gymnasiums einrichtete.

Das Schlimmste ist, daß die Realschüler, die künftigen Lehrlinge, in ihrem Bestreben, die Herren zu spielen, sehr oft von den Eltern selbst unterstützt werden. Die Verweichlichung in den wohlhabenderen Familien des Mittelstandes, aus dem doch die Realschüler meistens hervorgehen, nimmt von Jahr zu Jahr zu, und es ist kaum abzusehen, wohin dies noch führen soll. Der Knabe hat immer viel Geld, über das er beliebig verfügt, obgleich er doch selbst nichts verdienen kann, er besucht das Theater und andere Schaustellungen ganz nach seinem Belieben, macht Ausflüge mit Vereinen und Gesellschaften auf eigene Hand, besucht Bälle, raucht, hat seinen Hausschlüssel und — kommt mit schwerem Kopfe und abgespanntem Gesicht zur Schule, oder er kommt gar nicht und bringt nachträglich die Entschuldigung des Vaters, er habe wegen Unwohlsein fehlen müssen. Wenn Vater und Mutter selbst nur eine mangelhafte Erziehung genossen haben, spielt der Hr. Sohn, welcher ein wenig Französisch und Englisch lernt, den Tyrannen im Hause, fährt Eltern und Geschwistern an, als wären sie seine Bedienten, und hält die größten Flegeleien für Zeichen einer höheren Bildung. Es sind dies freilich uralte Klagen, die schon im 15. und 16. Jahrhundert in Deutschland sehr häufig vorkamen, als von Realschulen noch nicht die Rede war, allein es ist doch nöthig, die Thatsache festzustellen, daß diese uralten Uebelstände auch der Realschule des 19. Jahrhunderts ihr Wirken außerordentlich erschweren. Viele „aufgeklärte" Väter berufen sich darauf, daß die Jugend sich austoben müsse, weil dies die Selbständigkeit des Charakters fördere, und daß man frühzeitig damit beginnen müsse, diese Selbständigkeit zu wecken; das Leben werde schon die nöthigen Einschränkungen vollziehen. Allein die Pädagogik hat darauf zu antworten, dieses Gehenlassen und Sichaustobenlassen ist überhaupt kein pädagogischer Grundsatz und am wenigsten hat ein solcher Grundsatz Sinn in einer Schule, die ihre Zöglinge nicht bis zum Alter der Einsicht, sondern nur bis an die Schwelle des Jünglingsalters führen kann. Arbeitsamkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit, die wirthschaftlichen Tugenden des Bürgerstandes, sind nicht auf Verlangen da, wann Zeit und Umstände es erfordern, sondern müssen mühsam anerzogen werden. Wenn trotz der zunehmenden Verweichlichung im Elternhause der Procentsatz der jungen Männer, die geistig und körperlich zu Grunde gehen, jetzt vielleicht ein geringerer ist als vor einem halben Jahrhundert, so ist dies nur ein Beweis, wie segensreich unser gesteigertes und verzweigtes Schulwesen auf das gesammte Leben des Volkes einwirkt, und es läßt sich daraus nur die Lehre ziehen, daß die häusliche Erziehung Hand in Hand mit der Schule gehen möge.

Möglich daß dem einen oder dem anderen selbst unter den Pädagogen von Fach die obige Auffassung der Realschule etwas zu streng vorkommt und daß man uns des Schwarzsehens beschuldigt. Allein jeder Vater, der seinen Sohn in der rechten Weise liebt, und jeder Lehrer, der sich wirklich in das Realschulwesen eingelebt hat, wird freudig zustimmen, daß die oben aufgestellten Grundsätze aus dem innersten Wesen der Realschule abgeleitet sind. Ja ich wage es, zu behaupten, daß die Lebensfähigkeit der Realschule davon abhängt, ob diese Grundsätze in ihrem ganzen Umfange zur Geltung kommen oder nicht. Es sind in neuester Zeit Stimmen laut geworden, welche der Mittelschule überhaupt die Lebensfähigkeit abgesprochen haben. Diese Stimmen, so ungerechtfertigt sie sind, werden Recht haben, wenn die Realschule vergißt, daß sie mit ihren Zielen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens, mit ihrer Methode und ihrer Zucht aber auf dem Gebiete der Volksschule ruht. Darum eben ist sie eine Mittelschule.

Bücherbesprechungen.

B. K. Welche Aufgaben stellt der innern Mission die Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Zeitlage? Vortrag von Superintendent a. D. Braun. Die evangelische Askese. Vortrag von Pfarrer Hermann Josephson. Serie II, Heft 7 und 8 der Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen. Leipzig, 1890. Wallmann. Je 30 ₰. (Preis einer Serie von 12 Heften 2 ℳ) — Auf die beiden umfänglicheren Abhandlungen über „Reich und Arm im Lichte des Neuen Testamentes" und über „den Socialismus", welche je 3 Hefte in Anspruch nehmen, folgen jetzt diese beiden Einzelhefte, welche je einen Conferenzvortrag enthalten. Die Aufgabe solcher Vorträge ist nicht in erster Linie wissenschaftliche Neuforschungen darzubieten, sondern anzuregen und zu erbauen, sowie über gewisse im Vordergrunde des Zeitlebens stehende Fragen klare Begriffe und Vorstellungen zu schaffen. Gegenüber den Nöthen der Zeit ist die innere Mission neben der Staatshilfe die berufenste Helferin und so entwirft der erste Vortrag ein Bild von der Noth unserer Zeit und von der wünschenswerthen Ausgestaltung jener Liebesarbeit nach allen Seiten hin. Das Eigenthümliche in demselben ist die rückhaltlose Forderung, daß die innere Mission dem Organismus der Kirche unter Wahrung relativer Selbständigkeit eingegliedert werde, eine Formulirung der äußerst schwierigen Frage, durch welche ihre Schwierigkeit erhöht wird. Die evangelische Askese, d. h. die Selbstarbeit des Christen an sich selbst im Stande der Heiligung, ist insofern eine wichtige Zeitfrage, weil die Feststellung ihrer Anwendung und ihres Segens nicht nur ein altbekanntes Kampfmittel Roms, sondern auch ein immer wieder hervorgesuchtes Kampfmittel von allerhand Secten ist. Der Verf. vollzieht diese Feststellung auf gesund biblischer Grundlage und unter Anlehnung an evangelische Sittenlehren, vor Allem an Martensen's Ethik, dieses Bergwerk voller Gedankenschätze, in welchem allerlei geistliche Conferenzredner anzufahren pflegen, um das Edelmetall für ihre Vorträge zu Tage zu fördern.

M.-Fr. Generalfeldmarschall Graf Moltke. Ein Lebensbild zu dessen neunzigjährigem Geburtstag gezeichnet von D. theol. Bernhard Rogge, königl. Hofprediger. Wittenberg, R. Herrosé. 1890. VI, 63 S. Klein 8°. 50 ₰. — Von den sechs, im Laufe der letzten Wochen mir vor Augen gekommenen Gelegenheitsschriften, die unseres Moltke 90. Geburtstag veranlaßt, ist die vorliegende am meisten zur Massenverbreitung geeignet. Bilder, Text und billiger Preis passen in gleicher Weise für diesen Zweck, und so werden sicher nicht wenige Schulen von den Ankaufserleichterungen Gebrauch machen, nach denen 10 Exemplare für 4½, 25 für 10 und 50 für 17½ ℳ abgegeben werden sollen. Hofprediger Rogge hat einen in jeder Hinsicht passenden, durch Stellen aus Briefen und Reden des Gefeierten erläuterten Text verfaßt, den nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene mit Vergnügen lesen werden; er hält sich ebenso von Anekdotenjägerei wie von Gefühlsüberschwänglichkeit fern, erzählt einfach und natürlich und erzielt damit einen dem großartigen und doch so einfachen Helden des Büchleins angenehm entsprechenden Eindruck. Störend sind einzig und allein einige Druckfehler: S. 40 „Verbündete" für „Verwundete", S. 54 „einig" für „innig"; der „Konprinz" (S. 42) für „Kronprinz" ist schon etwas erträglicher.

G. Qo. — Der Bär. Berlinisch-märkischer Kalender für das Jahr 1891, begründet von Alfred Weile. Berlin, Hans Lüstenöder. LXXIV, 208 S. 8°. Preis: 1 ℳ — Des Kalenders Eigenart und Bestimmung ist auf dem Titelblatte angedeutet, er ist für die Mark und besonders für Berlin bestimmt. Was er außer dem Kalendarium und den statistischen und anderen Tabellen bietet, steht Alles in einer gewissen Beziehung zur Mark und zu Berlin. Die Erzählungen spielen in der Mark, die Gedichte feiern die Mark, die Aufsätze erzählen von der Mark. Von den märkischen Dichtern und dem märkischen Bierhumor, von den Berliner Straßenreinigern und Wasserdudikern, von den Chinesen und der französischen Colonie, von den märkischen Jugendspielen und den ersten märkischen Kartoffeln, von der Stadtbahn und dem Berliner Volkscharakter wird erzählt; und die Erzähler sind bewandert und verstehen das Plaudern. Fast Alles, selbst die nun einmal unvermeidlichen Kalenderwitze, macht einen guten Eindruck. Nur Erwin Bauer's Aufsatz über Fürst Bismarck ist etwas zu überschwenglich, und Kyn's „Sparrenglocken" sind zu phantastisch. Die verrückte Nenella paßt nicht in die nüchterne Mark. Die Ausstattung des Kalenders ist so hübsch, daß der Preis als recht niedrig bezeichnet werden muß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 119. Sonnabend, den 4. October. 1890.

Napoleon Bonaparte.

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II.

„Die Menschenpflanze," sagt Alfieri, „sprießt nirgends kräftiger empor, als in Italien", und in Italien ist sie nie so stark gewesen, wie zwischen 1300 und 1500, von den Zeitgenossen Dante's bis zu denen Michel Angelo's, Cäsar Borgia's, Julius' II. und Machiavelli's. Die Menschen jener Epoche zeichnen sich vor Allem durch die Unversehrtheit ihres Geistes aus, während der unserige heute, nach mehrhundertjährigem Dienste, etwas von seiner Härte, Schärfe und Schmiegsamkeit verloren hat; die allgemein üblich gewordene Specialisirung hat ihn einseitig und zu anderen Verwendungen ungeeignet gemacht, die Vervielfältigung fertiger Ideen und angelernter Verfahrungsarten überzieht ihn mit einer Kruste und verleiht seiner Arbeit etwas Mechanisches, das Uebermaß an Gehirnthätigkeit ermüdet, die sitzende Lebensweise verweichlicht ihn. Gerade das Gegentheil gilt von jenen jugendfrischen, unmittelbaren, kraftvollen Geistern.

Am Anfang der Consulatsregierung ist Roederer, ein sehr erfahrener, unabhängiger Beurtheiler, der Bonaparten täglich im Staatsrath begegnet und jeden Abend die Eindrücke des Tages niederschreibt, geradezu starr vor Bewunderung: „Er wohnt allen Sitzungen mit Eifer bei, dehnt sie auf fünf bis sechs Stunden hintereinander aus, spricht schon vorher und noch nachher von den Verhandlungsgegenständen, kommt immer wieder auf die Frage zurück, ob dies oder jenes gerecht und nützlich sei, prüft alle Angelegenheiten unter diesem Gesichtspunkte mit feinster, genauester Analyse, zieht stets die anerkannten Fachleute, die Zeiten und die Erfahrung zu Rathe, läßt sich über die alte Rechtspflege, die Gesetze Ludwig's XIV. und Friedrich's des Großen aufklären. . . . Nie geht der Staatsrath auseinander, ohne an Bildung gewonnen zu haben; hat er (Bonaparte) auch nicht immer Neues gelehrt, so hat er wenigstens die tiefere Ergründung von etwas Bekanntem erzwungen. Kein Mitglied des Senats, des gesetzgebenden Körpers oder des Hundertmännertribunals macht ihm je einen Besuch, ohne als Lohn für diese Huldigung irgend eine nützliche Belehrung davonzutragen. Er kann keine Männer der Oeffentlichkeit vor sich haben, ohne zum Staatsmann zu werden, und Alles wird bei ihm zum Staatsrath." . . . . Was ihn von den Uebrigen unterscheidet, ist nicht nur die Schärfe und das Allumfassende seines Verstandes, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, „die Geschmeidigkeit, Ausdauer und Stärke seiner Aufmerksamkeit. Er kann ununterbrochen 18 Stunden bei der Arbeit zubringen, sei es bei einer und derselben oder bei verschiedenen Arbeiten. Ich habe seinen Geist nie ermattet gesehen; derselbe verliert die Spannkraft auch dann nicht, wenn der Leib erschöpft oder zornig ist. Ich habe nie bemerkt, daß eine Sache ihn von einer anderen ablenkt, oder daß er diejenige, welche er gerade behandelt, beiseite läßt, um an eine früher behandelte oder eine demnächst zu behandelnde zu denken. Die guten wie die schlimmen Nachrichten aus Aegypten sind nie im Stande gewesen, ihn von der Arbeit am Bürgerlichen Gesetzbuche abzuhalten, ebenso wenig wie dieses ihn von der Beschäftigung mit den Angelegenheiten Aegyptens abzubringen vermocht hat. Kein anderer Mensch war je so ganz bei Dem, was er that, oder vertheilte seine Zeit so gut auf Alles, was er zu thun hatte. Nie verstand es ein Geist besser, Beschäftigungen oder Gedanken, die sich zur Unzeit einstellen wollten, abzuweisen oder sie, wenn der richtige Augenblick, sich mit ihnen abzugeben, gekommen war, mit größerem Eifer zu suchen, behender zu verfolgen und geschickter festzuhalten."

Bonaparte selbst sagte später — in dem von Las Cases herausgegebenen „Mémorial de Sainte-Hélène" —, daß „in seinem Kopfe die verschiedenen Angelegenheiten fachweise geordnet waren, wie in einem Schranke. Wenn ich eine Sache unterbrechen will, schließe ich ihr Fach und öffne das einer andern. Sie gerathen nie an- oder durcheinander, sie verwirren mich weder, noch ermüdet mich ihre Vielfältigkeit. Wenn ich schlafen will, schließe ich sämmtliche Fächer und schlafe ein." Ein so der Zucht unterworfenes, so gehorsames, so ununterbrochen arbeitswilliges, so sehr der plötzlichen und vollständigen Verdichtung fähiges Gehirn hat es nie gegeben. In de Pradt's „Geschichte der Gesandtschaft beim Großherzogthum Warschau im Jahre 1812" heißt es: „Sein Geist ist so überaus biegsam, daß er die Gabe hat, alle seine Fähigkeiten und Kräfte augenblicklich vom Platze zu rücken und sofort auf einen anderen zu stellen: auf den Gegenstand, mit dem er sich gerade beschäftigen will, sei es eine Milbe oder ein Elephant, ein einzelner Mensch oder eine ganze feindliche Armee. . . . . Während er seine Aufmerksamkeit der einen Sache widmet, ist alles Uebrige für ihn nicht vorhanden; er macht gleichsam Jagd auf den Gegenstand und läßt sich durch Nichts von demselben abbringen."

Und diese eifrige Jagd, der nur der Fang des Wildes ein Ziel setzen kann, diese zähe Verfolgung, dieser ungestüme Lauf, bei dem die Erreichung des Bestimmungsortes immer nur das Zeichen zum Beginne eines neuen Laufes bildet, — sie sind Bonaparte's eigentlicher, natürlicher, ihm angeborener Geisteskern. „Ich arbeite stets und denke viel nach," sagt er zu Roederer. „Wenn ich jederzeit bereit erscheine, auf Alles zu antworten und Allem gegenüberzutreten, so liegt dies darav, daß ich, ehe ich etwas unternehme, vorher lange darüber nachgedacht und mir über die Möglichkeiten der Sache Rechenschaft gegeben habe. Es ist keineswegs der Fall, daß mir ein Genius plötzlich eingiebt, was ich in einer von den Anderen nicht vorhergesehenen Lage sagen oder thun solle; Alles ist nur ein Ergebniß meines vorherigen Nachdenkens. . . . . Ich arbeite immer, auch beim Essen, auch im Theater. Oft stehe ich in der Nacht auf, um zu arbeiten; gestern stand ich um zwei Uhr Nachts auf, legte mich neben das Feuer auf mein Sopha, prüfte die Situationsberichte, die mir der Kriegsminister am Abend übergeben hatte, entdeckte zwanzig Fehler und schrieb meine Anmerkungen darüber nieder; jetzt ist der Minister mit Hilfe seiner Beamten bereits an der Verbesserung der Irrthümer thätig."

Seine Mitarbeiter erschlaffen und erlahmen unter der Last der Aufgaben, die er ihnen auferlegt und die er selbst mit Leichtigkeit trägt. Als Consul „führt er zuweilen von 6 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens ununterbrochen den Vorsitz in Sondersitzungen

des Ministeriums des Innern .... Oft hält er die Mitglieder des Staatsrathes von 9 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens in Saint-Cloud zurück, gönnt ihnen nicht mehr als eine viertelstündige Pause und scheint am Schlusse der Berathung nicht abgespannter zu sein als am Anfang." Während der Nachtsitzungen „fallen mehrere Staatsräthe um, der Kriegsminister schläft sogar ein"; er schüttelt sie und ruft ihnen zu: „Bleiben wir wach, Bürger! Es ist erst zwei Uhr; wir müssen unsere Gehälter verdienen." Als Consul wie als Kaiser „verlangt er", wie es in Mollien's Memoiren heißt, „von allen Ministern Rechenschaft über die kleinsten Einzelheiten. Nicht selten sieht man ihnen beim Verlassen der Sitzungen die große Abspannung an, die ihnen durch seine langen Verhöre verursacht wird; er thut als bemerke er das nicht und spricht von seinem Tagewerk wie von einer Erholung, die seinen Geist nicht angestrengt habe. Ja, oft kommt es vor, daß dieselben Minister bei ihrer Heimkehr auch noch Briefe von ihm vorfinden, die eine sofortige Beantwortung erfordern, für welche kaum die ganze Nacht ausreicht." Roederer schreibt: „Er steht überall an der Spitze; er regiert, verwaltet, unterhandelt; er leistet mit seinem außerordentlich klaren und wohleingerichteten Kopfe täglich achtzehn Stunden Arbeit. Er hat in drei Jahren mehr regiert, als die Könige in hundert Jahren." Sein Privatsecretär äußert über seine Thätigkeit in Paris nach der Schlacht bei Leipzig: „Er geht um elf Uhr schlafen, steht aber um drei auf und arbeitet ununterbrochen bis zum Schlafengehen; es ist an der Zeit, daß dies aufhöre, da er sonst erliegen muß und ich vor ihm."[1]) Die Unmenge von Thatsachen, die in seinem Geiste aufgespeichert sind, und von Gedanken, die derselbe erzeugt und verarbeitet, scheint die menschliche Fassungskraft zu überschreiten; aber dieses unersättliche, unerschöpfliche, sich stets gleichbleibende Gehirn thut drei Jahrzehnte hindurch seine Schuldigkeit in jener Weise.

Eine andere Folge der geistigen Beschaffenheit Bonaparte's ist, daß sein Hirn nie unnütz und ins Leere hinein arbeitet. In dieser Hinsicht sind wir heutzutage einer großen Gefahr ausgesetzt. Seit dreihundert Jahren verlieren wir immer mehr den vollen, unmittelbaren Blick für die Dinge. Unter dem Zwange der stubenhackerischen Erziehung mit ihrer langen Dauer studiren wir statt der Gegenstände deren Bezeichnungen, statt der Ländergebiete die Karte, statt der den Lebenskampf kämpfenden Thiere Classificationen oder höchstens todte Schaustücke in den Museen, statt der empfindenden, handelnden Menschen statistische Ausweise, Gesetzbücher, Geschichtswerke, Literaturen, philosophische Systeme, kurz: gedruckte und — was noch schlimmer — abstracte Worte, die von Jahrhundert zu Jahrhundert abstracter werden, sich folglich immer mehr von der Erfahrung entfernen, so daß ihr Verständniß immer schwieriger wird und man sich in ihrer Bedeutung leicht täuscht, namentlich wenn es sich um menschliche und sociale Dinge handelt. Auf diesem Gebiete entzieht sich gegenwärtig der ins Unbestimmte hinein vergrößerte Gegenstand unserem Fassungsvermögen infolge der Ausdehnung der Staaten, der Vielfältigkeit der Dienstzweige und der Verwickelung der Interessen. Unsere nebelhafte, unvollständige, ungenaue Vorstellung entspricht dem Gegenstand kaum oder gar nicht; für neun von zehn, wahrscheinlich selbst für neunundneunzig von hundert Geistern ist diese Vorstellung ein bloßes Wort, und die wenigen übrigen bedürfen, wenn sie sich ein gutes Bild von der lebenden Gesellschaft machen wollen, außer der Buchbildung noch zehn- bis fünfzehnjährigen Beobachtens und Nachdenkens. In dieser Zeit der Praxis müssen sie sich die in ihrem Hirn aufgehäuften Phrasen der Wirklichkeit gemäß zurechtlegen, ihren Sinn klarstellen, die mehr oder minder unbestimmten und leeren Ausdrücke in deutliche persönliche Eindrücke verwandeln. Wir haben gesehen, wie sehr die wichtigsten Ideen — Gesellschaft, Staat, Regierung, Oberhoheit, Recht, Freiheit — am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zugestutzt und gefälscht waren, wie sie in den allermeisten Köpfen durch einfaches phrasenhaftes Schlußfolgern zu Lehrsätzen und Glaubensartikeln zusammengefügt wurden, welche Nachkommenschaft diese metaphysischen Trugbilder zeugten: lauter lebensunfähige, wunderliche Mißgeburten und ungeheuerliche, unheilvolle Hirngespinnste.

Im Kopfe Bonaparte's hat kein einziges dieser Trugbilder Raum gefunden. Seine Abneigung gegen die wesenlosen Schatten der abstracten Politik ist mehr als Geringschätzung, sie kommt dem Widerwillen gleich; die sogenannte „Ideologie" verabscheut er mehr als alles Andere, und zwar nicht nur aus selbstsüchtiger Berechnung, sondern noch mehr infolge des Wahrheitstriebes, den er als Praktiker und Staatslenker hat, der sich — nach dem Beispiel Katharinens der Großen — vor Augen hält, „daß er nicht auf dem Papier, sondern auf der kitzligen Menschenhaut arbeitet". Seine Ideen beruhen lediglich auf eigenen Beobachtungen und diese läßt er wiederum nur durch eigene Beobachtungen bestätigen. Die Bücher haben ihm nur insofern genützt, als sie Fragen bei ihm anregten, diese aber beantwortet er blos aus seiner eigenen Erfahrung heraus. Er hat wenig gelesen und auch das mit Hast. Seine classische Bildung ist sehr geringfügig, im Lateinischen ist er nicht über die vierte Classe hinausgekommen. In der Militärschule wie in Brienne empfing er einen sehr mittelmäßigen Unterricht und von jeher „hatte er für Sprachen und Schönwissenschaften keine Neigung". Die elegante und gelehrte Literatur, die Stuben- und Salonphilosophie, von denen seine Zeitgenossen so sehr beeinflußt wurden, prallten von seinem Geiste ab wie von einem harten Felsen. Nur die Mathematik, die Geographie und die Geschichte drangen tief in denselben ein. Im Uebrigen verdankte er Alles der ureigenen Arbeit seiner Fähigkeiten bei der Berührung mit Menschen und Dingen, ferner seinem schnellen, sicheren Takt, seiner peinlichen unverdrossenen Aufmerksamkeit und seiner großen Voraussicht. In allen Dingen hat er nicht durch das Philosophiren, sondern durch die Praxis gelernt, gerade wie ein unter Maschinen aufgewachsener Mechaniker. Er sagt selbst: „Im Kriegswesen giebt es nichts, was ich nicht selber machen könnte. Hätten wir Niemanden, der Kanonpulver erzeugen könnte, ich würde es thun; auch Lafetten vermag ich herzustellen; auch das Kanonengießen verstehe ich, und würde es sich um den Unterricht in den Einzelheiten der Handhabung handeln, ich wäre in der Lage, denselben zu ertheilen."

So ist er ein maßgebender Artilleriegeneral, Oberbefehlshaber, Diplomat, Finanzmann und Verwalter geworden. Seine fruchtbare Lehrlingschaft setzt ihn in den Stand, die einstigen Minister zu belehren, die Denkschriften an ihn richten. „Ich bin ein älterer Verwaltungsmensch als sie; wer genöthigt war, die Mittel, einige hunderttausend von Menschen fern von ihrem Vaterlande zu nähren, zu erhalten, zu zügeln und mit Einem Geiste, Einem Willen zu beseelen, ganz allein zu ersinnen, der erlernt schnell alle Geheimnisse der Verwaltung." An jeder der Mensch-Maschinen, die er baut und handhabt, nimmt er mit einem Blick sämmtliche Bestandtheile wahr, jeden an seinem Platze: die Krafterzeuger, die Uebertragungswerkzeuge, das Räderwerk, die Bewegungsgeschwindigkeit, das ganze Getriebe, die schließliche Gesammtwirkung, die genaue Ausbeute. Sein Blick ist nicht oberflächlich und urtheilt nicht bloß ungefähr, sondern durchdringt die dunkelsten verstecktesten Winkel. „Die technische Genauigkeit seiner Fragen" macht ihn zum klarstblickenden aller Specialisten, und so befindet sich denn bei ihm, um mit den Philosophen zu reden, der *Gedanke in Uebereinstimmung mit dem Gegenstand*.

Hiervon rührt seine *Vorliebe für die Einzelheiten*. Da diese in ihrer Gesammtheit das Wesen und den Kern der Dinge bilden, so hält man, wenn man sie nicht erfaßt oder wenn man sie wieder losläßt, nur eine äußere Rinde oder Hülle in der Hand. Seine Gier nach Details ist, wie Mollien sich ausdrückt, „unersättlich". In jedem Fache weiß er ihrer mehr als der betreffende Minister und von jeder Abtheilung kennt er ihrer so viele wie der betreffende Beamte. „Auf seinem Tische," schreibt Meneval, „liegen die Situationsberichte der Land- und der Seemacht; er hat den Plan zu denselben entworfen, und sie müssen am 1. jeden Monats erstattet werden." Sie bilden seine fortwährende Lieblingslectüre und er selbst sagt in dieser Beziehung:

[1]) Vergl. im 3. Bande der „Memoiren" des Herzogs von Gaëta die Schilderung einer Nacht, in welcher Napoleon das allgemeine Budget des Herzogs mit diesem zusammen sieben Stunden lang prüfte, ohne sich auch nur eine Minute der Unterbrechung zu gönnen. — „Ich habe nie einen Menschen — sei es in welcher Lebensstellung immer — gekannt, der eine so große Thätigkeit entwickelt und in derselben eine so große Ausdauer gezeigt hätte. Er scheint sein Vergnügen darin zu suchen, unablässig in Bewegung zu sein und seine Begleiter vor Müdigkeit umfallen zu sehen, wie ich das mehrfach beobachtet habe.... Nachdem er gestern von acht Uhr früh bis drei Uhr Nachmittags auf den Beinen gewesen war — er prüfte die Fregatten und Transportschiffe, wobei er sogar bis in die untersten Pferdeabtheilungen hinabstieg —, machte er einen dreistündigen Ritt, und zwar, wie er mir nachher sagte, *um sich zu erholen*." (Sir Neill Campbell, „Napoleon in Fontainebleau und auf Elba".)

„Die Situationsberichte sind mir immer gegenwärtig.¹) Ich bin nicht im Stande, einen Alexandriner im Gedächtniß zu behalten, aber ich vergesse nie eine Silbe von meinen Situationsberichten. Heute Abend werde ich die neuen auf meinem Zimmer vorfinden und vor dem Schlafengehen lesen.“ Besser als die Mobilmachungsbureaux des Kriegs- und Marineministeriums, ja besser als die Mitglieder der Generalstäbe, kennt er stets „seine Lage“ zu Wasser und zu Lande, die Anzahl, Größe und Beschaffenheit seiner schwimmenden wie seiner ankernden Schiffe, den Grad des Fortschreitens des Baues der bestellten Fahrzeuge, die Zusammensetzung und Stärke der Bemannungen, nicht minder die Ausrüstung, die Einrichtung, das Personal, das Material, den Garnisonsort, das Contingent jedes Armeecorps und jedes Regiments. Aehnliches gilt von seinem Verhältniß zum Finanzwesen, zur Diplomatie, zu allen Zweigen der weltlichen wie der geistlichen Verwaltung. Sein topographisches Gedächtniß, sowie seine geographische Vorstellung von Gegenden, Orten, Terrains und Hindernissen grenzen an eine innere Vision, die er nach Belieben hervorrufen kann und die ihm auf Wunsch noch nach Jahren mit derselben Klarheit erscheint wie das erste Mal. Seine Vorausberechnungen von Entfernungen, Märschen und Manövern sind mathematische Ausarbeitungen von großer Genauigkeit; mehr als einmal erfüllen sich seine zwei bis vier Monate alten militärischen Vorhersagungen, obgleich in einer Entfernung von zwei- bis dreihundert Meilen geäußert, fast an dem betreffenden Tage und genau an dem vermutheten Orte. Dazu kommt noch eine äußerst seltene Eigenschaft: wenn seine Voraussicht sich erfüllt, so hat er, wie die berühmten Schachspieler, außer dem mechanischen Getriebe der Stücke auch das Wesen und die Fähigkeiten des Gegners richtig beurtheilt, „dessen Tiefgang ergründet“, dessen vermuthliche Fehler errathen; er hat außer der Berechnung der physischen Mengen und Wahrscheinlichkeiten auch eine solche der moralischen angestellt und sich als Seelenforscher ebenso hervorragend gezeigt wie als Kriegskünstler.

In der That, er ist unübertroffen in der Kunst der Ergründung der Zustände und Regungen einer Seele und vieler Seelen, der wirksamen — sei es dauernden oder vorübergehenden — Beweggründe, die den Menschen im Allgemeinen oder einzelne Menschen im Besonderen antreiben oder zurückhalten, der Federn, auf die man drücken kann, und des Grades des Druckes, den man anwenden muß. Unter der Leitung dieser seiner Hauptfähigkeit arbeiten alle seine anderen Fähigkeiten. In der Kunst, die Menschen zu lenken, ist er ein Genie ersten Ranges.

Eine kostbarere Eigenschaft kann sich kein politischer Ingenieur wünschen, denn er hat es stets nur mit der Anwendung einer Kraft, der menschlichen Leidenschaften, zu thun, diese aber lassen sich nur durch Errathen erreichen, wenn sie versteckte Gefühle sind, und nur auf Grund von Muthmaßungen berechnen, wenn sie Kräfte sind, welche jeder Messung zu widerstreben scheinen. Auf diesem dunkeln, schlüpfrigen Gebiete, das die Anderen nur blindlings tappend beschreiten können, bewegt sich Napoleon fast mit Sicherheit. Er arbeitet dort unaufhörlich, und zwar zunächst an seiner eigenen Person, denn um in fremde Seelen eindringen zu können, muß man vorher seine eigene erforscht haben. „Ich war stets ein großer Freund der Analyse,“ sagt er eines Tages, „und wenn ich mich einmal ernstlich verlieben sollte, so würde ich meine Liebe in ihre Theile zerlegen. „Warum?“ und „wie?“ sind so nützliche Fragen, daß man sich sie nicht oft genug vorlegen kann.“ Und ein Zeitgenosse schreibt: „Gewiß hat kein anderer Mensch je so viel über die „Warums“ nachgedacht, welche die menschlichen Handlungen beherrschen.“ Sein Verfahren, das er den Experimentalwissenschaften entnommen hat, besteht darin, daß er jede Vermuthung oder Schlußfolgerung durch eine genaue, unter bestimmten Verhältnissen beobachtete Anwendung controlirt. Diese oder jene physische Kraft wird durch die Abweichung einer Nadel genau bestätigt und gemessen oder durch das Aufsteigen oder Entfärben einer Flüssigkeit; diese oder jene unsichtbare moralische Kraft erfährt ihre Bestätigung und Messung durch ihre wahrnehmbare Kundgebung, durch eine entscheidende Probe, wie z. B. ein Wort, einen Tonfall, eine Handbewegung. Solche Worte, Tonfälle, Bewegungen sammelt Napoleon; er nimmt die innern Gefühle durch ihren äußeren Ausdruck wahr; er erräth das Versteckte mit Hilfe des Offenkundigen; so z. B. durch ein charakteristisches Gesicht, eine ausdrucksvolle Haltung, eine kleine zusammenfassende Scene, bezeichnende Muster und gut gewählte Auszüge, die genug inhaltreich sind, um die ganze Kette gleichartiger Fälle anzudeuten. Solchergestalt wird der nebelhafte, flüchtige Gegenstand plötzlich erfaßt, in eine bestimmte Form gebracht, dann gemessen und gewogen wie ein ungreifbares Gas, das man in einer durchsichtigen, mit Scala versehenen Glasröhre auffängt und festhält. Während die Anderen im Staatsrath, die Verwaltungs- und Rechtsmenschen es mit Abstractionen, Gesetzesartikeln, Präcedenzfällen zu thun haben, sieht Napoleon Seelen, und zwar wie sie wirklich sind: die Seele des Franzosen, des Italieners, des Deutschen, des Bauers, des Arbeiters, des Bourgeois, des Edelmanns, des Jacobiners, des nach Frankreich zurückgekehrten Auswanderers, des Soldaten, des Officiers, des Beamten, — überall das wirkliche Individuum in seiner Gänze, den Menschen, der den Ackerbau treibt, einem Gewerbe obliegt, sich plagt, sich unterhält und stirbt.

Nichts kann augenfälliger sein als der Gegensatz zwischen den matten, feierlichen Urtheilen, die der officielle Redacteur ihm in den Mund legt, und seinen wirklichen, im Fluge gesprochenen, lebensvollen, von Beispielen und Bildern wimmelnden Worten. Hinsichtlich der Scheidung, die er im Principe aufrecht halten will, sagt er: „Die Beobachtung unserer nationalen Sitten lehrt, daß der Ehebruch keine seltene, sondern eine sehr gewöhnliche Erscheinung, eine Canapee-Angelegenheit ist. . . . Die Frauen, die wegen Flitters, wegen einiger Verse, wegen Apollos und der Musen Ehebrecherinnen werden, bedürfen einer Schranke.“ Gestatte man jedoch die Scheidung wegen Unverträglichkeit, so erschüttere man die Einrichtung der Ehe, die dann schon bei ihrer Schließung auf schwachen Füßen stehe; „es wäre als sagte man: ich verheirathete mich, bis mich eine andere Laune überkommt.“ Man lasse sich auch nicht ohne Weiteres herbei, eine Ehe ungiltig zu erklären; eine einmal geschlossene Ehe rückgängig machen zu wollen, ist mißlich. „Ich glaube meine aus Ostindien kommende Base zu heirathen, allein man vermählt mich mit einer Abenteurerin; sie beschenkt mich mit Kindern, aber ich entdecke, daß sie nicht meine Cousine ist. Ist die Ehe giltig? Die öffentliche Moral fordert, daß sie giltig bleibe, denn es hat ein Seelenaustausch, eine Transpiration stattgefunden.“ Ueber das Recht der Kinder, selbst der volljährigen, auf Ernährung sagt er: „Will man, daß ein Vater seine fünfzehnjährige Tochter soll aus dem Hause jagen dürfen? Soll ein Vater mit einem Jahreseinkommen von sechzigtausend Franken zu seinem Sohne sprechen dürfen: „Du bist groß und kräftig, gehe arbeiten!“? Ein reicher oder wohlhabender Vater ist immer verpflichtet, seine Kinder zu erhalten. Eine Beschränkung in dieser Beziehung würde die Kinder zur Tödtung ihrer Väter zwingen.“ Was die Annahme an Kindesstatt betrifft, so „seht Ihr sie nicht vom Standpunkte des Staatsmannes, sondern von dem des Gesetzmachers an. Sie ist weder ein bürgerlicher Vertrag, noch eine Rechtshandlung. Die Betrachtung der Sache als einer juristischen führt zu den übelsten Ergebnissen. Die Menschen kann man nur durch die Einbildungskraft lenken, ohne diese sind sie Thiere. Nicht für fünf Sous täglich, nicht für eine armselige Auszeichnung läßt der Soldat sich tödten, — nur wenn man sich an's Gemüth wendet, kann man Begeisterung hervorrufen. Ein Notar, dem man zwölf Franken dafür bezahlen wollte, könnte die Wirkung nicht erzielen. Es bedarf eines anderen Verfahrens, eines Actes der Gesetzgebung. Was ist die Adoption? Eine Nachahmung, durch welche die Gesellschaft die Natur nachäffen will, eine Art neuen Sacraments; das Kind vom Fleisch und Blut eines Menschen geht durch den Willen der Gesellschaft ins Fleisch und Blut eines anderen über. Kann es eine großartigere Handlung geben? Diese flößt einem Wesen, das keine Kindes-, bezw. Vaterliebe empfand, solche ein. Von wo muß also diese Handlung ausgehen? Von oben, wie der Blitz.“

¹) Mit der Musterung aller befestigten Plätze der Nordküste beauftragt gewesen, hat der Graf Ségur seinen Bericht erstattet. „Da sagte mir der erste Consul: „Ich habe alle Ihre Situationsberichte gelesen, sie sind richtig, doch haben Sie von den vier Kanonen in Ostende zwei vergessen, und zwar auf dieser Chaussee da hinter der Stadt.“ Es stimmte und ich war außer mir vor Staunen darüber, daß er angesichts der über die ganze Küste in festen wie in veränderlichen Batterien zerstreuten Tausende von Kanonen zwei einzelne im Gedächtniß hatte.“ (De Segur, „Geschichte und Denkwürdigkeiten“, 2. Band.) — Am 6 August 1806 schreibt der Kaiser an seinen Bruder Joseph: „Der gute Stand meiner Heere rührt daher, daß ich mich täglich mit diesen beschäftige und daß ich, sobald ich die monatlichen Situationsberichte — zwanzig dicke Hefte — empfange, alles andere im Stiche lasse, um sie aufmerksam zu lesen, und so die von Monat zu Monat eintretenden Unterschiede kennen lerne. Diese Lectüre macht mir mehr Vergnügen, als einem Mädchen das Lesen eines Romans.“

Bücherbesprechungen.

B. K. **Feldpredigt, Huldigungsansprache und Epilog** bei der militärisch-nationalen Gedenkfeier am 17. Aug. 1890 auf der Festung Königstein. Herausgegeben von **Robert Reber**, Journalist und Militärschriftsteller. — Dieses Heftchen, welches zum Besten würdiger, hilfsbedürftiger Kampfgenossen von 1870/71 herausgegeben ist und dessen uns unbekannter Preis wahrscheinlich für jeden Patrioten erschwinglich sein wird, enthält zuerst eine Feldpredigt über Psalm 40, 1—6 vom Kampfgenossen Pastor Joseph Mischner in Ruppersdorf, O.-L. Diese von religiöser und vaterländischer Begeisterung getragene Ansprache hätten wir, obwohl sie an die Schriftstelle anknüpft und dieselbe auch verwerthet, lieber eine Festrede genannt, da sie Predigt im eigentlichen Sinne doch nicht ist, auch nicht mit einem Amen, sondern mit einem Hoch schließt. Es folgt eine Huldigungsansprache an die beiden General-Feldmarschälle König Albert und Prinz Georg von Sachsen von Hauptmann v. d. Santen. Den Stoff dazu liefert eine in erhebender Sprache gehaltene Schilderung der drei großen Augusttage des Jahres 1870. Den Epilog bildet ein episches Gedicht „Im Schlachtendonner von Metz" vom Herausgeber, gesprochen von Dr. Rahn, eine kraftvolle und formgewandte Schilderung der Kriegsläufte von der Schlacht bei Weißenburg bis zu der von Sedan.

△ Nicht weniger als vier neue Ausgaben des **Reichsgesetzes, betreffend die Gewerbegerichte**, vom 29. Juli 1890 liegen uns vor. Die eine gehört der bekannten Guttentag'schen Sammlung deutscher Reichsgesetze an, trägt die Nummer 31 und ist von dem Magistrats-Assessor und Rechtsanwalt **Leo Mugdan** in Berlin bearbeitet, d. h. mit erläuternden Anmerkungen und Sachregister versehen. Der den Lesern der Zeitschrift „Arbeiter-Versorgung" durch seine in derselben veröffentlichten Aufsätze nicht unbekannte Verfasser hat sich nicht darauf beschränkt, aus den Motiven und Commissionsberichten zu den einzelnen Paragraphen dasjenige zu bemerken, was zu deren Erläuterung dienen kann, sondern auch durch selbständige Auslegungen zweifelhafter Stellen des Gesetzes deren leichteres Verständniß angebahnt und gefördert. — Die zweite Ausgabe ist für die Beisitzer an den Gewerbegerichten, für Gemeindevorsteher, Friedensrichter, Schiedsmänner, Arbeitgeber und Arbeiter zum praktischen Gebrauch bearbeitet von **Josef Bauer** und im Verlagsmagazin (R. F. Bierey) Leipzig erschienen. Die „zur Bequemlichkeit" der Redactionen beigefügte Anzeige bez. Kritik bekundet, daß dieser auf dem Gebiete des Gewerberechtes wohlbekannte juristische Schriftsteller in demselben eine neue ausgezeichnete Bearbeitung des Gesetzes, durchaus dem praktischen Leben angepaßt, leicht verständlich und erschöpfend gehalten, geboten habe. Uns ist die Einleitung recht mager und ziemlich nichtssagend erschienen. Zu §. 72 des Reichsgesetzes hat der Verfasser das Beispiel einer eventuell von dem Gemeindevorsteher in Gewerbestreitigkeiten zu ertheilenden Entscheidung gegeben. Nach unserer Ansicht würde sich die Form der Entscheidung in der Praxis allerdings zumeist wesentlich einfacher gestalten und zwar nicht zum Schaden der Sache. Außerdem hat die **Roßberg'sche Buchhandlung** in Leipzig einen Abdruck des Gesetzes beziehentlich der darin angezogenen Bestimmungen anderer Reichsgesetze mit einem ausführlichen Sachregister veranstaltet. Derselbe bildet den 35. Band der „Handausgabe deutscher Reichsgesetze", welche im Verlage der gedachten Buchhandlung erscheint. Endlich ist in R. v. Decker's Verlag in Berlin ein bloser Abdruck des Gesetzes erschienen, welcher 38 Octavseiten umfaßt und für 20 ₰ erworben werden kann.

K—d. **Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt** unter Berücksichtigung der Reichsgesetzgebung und der juristischen Literatur herausg. von **H. Brückner**, OLGRth. N. F. Bd. 17 H. 1—3. 1890. Jena, Hermann Pohle. — Das erste Heft bringt u. A. ein Verzeichniß der thüringischen Gerichte, der Richter und anderen Gerichtsbeamten sowie der Rechtsanwälte, eine Zusammenstellung, die auch außerhalb Thüringens Beachtung verdient. An größeren Abhandlungen sind aus den vorliegenden drei Heften zu erwähnen die von Dr. L. Fuld über das Strafrecht der Unfallversicherungs-Gesetzgebung, die Erörterung des OAR. Dr. Linsenbarth, ob und welche Entscheidung erforderlich ist, wenn nach eröffnetem Hauptverfahren, aber noch vor der Hauptverhandlung der Strafantrag und insbesondere die Privatklage zurückgenommen wird, die vom OLGRth. Dr. Harries über die Zuständigkeit der Gerichtsschreiber sowie über die Abhängigkeit der fortdauernden Wirksamkeit der Pfändung von der fortbestehenden Erkennbarkeit der Pfändung. In den mitgetheilten Entscheidungen u. s. w. wird ziemlich häufig auf das bürgerliche Recht des Königreichs Sachsen zurückgegangen, ein wohl zu berücksichtigender Umstand; von ihnen sind anzuführen die des OLG. Jena über die Wirksamkeit von Hypotheken, bezüglich deren ein Rechtsgrund zur Löschung vorliegt, sowie die des LG. Altenburg über die Form des notariellen Anerkenntnisses von Urkunden in S.-Altenburg, endlich die Entscheidungen, welche die vom Vorstande der Gothaischen Lebensversicherungsbank beschlossene Kriegsversicherung betreffen.

J. B. **Das Luftmeer.** Grundzüge der Meteorologie und Klimatologie. Von Prof. Dr. **F. Umlauft**. A. Hartleben's Verlag. Heft 2—5. à 50 ₰. — Die vorliegenden 4 neuen Hefte des von uns schon früher erwähnten populär-wissenschaftlichen Werkes behandeln in den ersten drei größeren Capiteln: Die Wärme der Luft, des Meeres und der Erde, die Wasserdämpfe in der Luft und den Luftdruck. Alles für ein größeres Publicum Wissenswerthe aus den Gebieten der Meteorologie, Klimatologie und physikalischen Geographie findet man hier fast durchweg nach den neuesten Resultaten und in gewandter, leicht verständlicher Form zusammengestellt. Den weitaus größten Theil des Raumes nimmt der wichtige Abschnitt über die Wärme ein. Es war nicht leicht, hier etwas Beachtenswerthes zu schaffen, weil alle neueren physikalischen und geographischen Lehrbücher als Wettbewerber auftreten. Die Reichhaltigkeit des vom Verf. in diesem Capitel gebotenen Stoffes ist eine große; mehr als 20 Themen kommen darin zur Besprechung. Mit besonderer Sorgfalt sind alle einschläglichen Fragen der physikalischen Geographie behandelt, die zur Erläuterung herangezogenen Zahlenbeispiele sind gut ausgewählt, die Karten und Kärtchen meist alte gute Bekannte aus Quellenschriften. Als besonders gelungen möchten wir die Abschnitte über die Beleuchtung der Erde (pag. 42—44), die Abhängigkeit der Temperatur von Insolation, Boden 2c. (pag. 49 ff.), die Temperaturumkehrung, die Meerestemperaturen und die Temperaturanomalien bezeichnen. Auch das folgende Capitel über „die Wasserdämpfe in der Luft" dürfte in Rücksicht auf unsere noch auf sehr schwachen Füßen stehende Feuchtigkeitsmessung allen billigen Anforderungen genügen; überall hat der Verfasser die physiologische Seite der Sache betont. Dagegen will uns der Abschnitt über das Barometer und den Luftdruck, diese grundlegenden Capitel für die ganze Meteorologie, etwas kurz und dürftig erscheinen. Es wäre möglich, daß der Eindruck lediglich durch die in einem populären Werke schwer durchzuführende Trennung von Meteorologie und Klimatologie verursacht worden ist. Ohne unliebsame Wiederholungen, gekünstelte Trennung zusammengehörigen Stoffes wird es da wohl nicht abgehen. Und da der Abschnitt noch reiche Ergänzung in den Capiteln über die Winde, die Stürme und die ausübende Witterungskunde erhalten kann und soll, wäre es verfrüht, bereits jetzt ein abschließendes Urtheil fällen zu wollen. Die eingestreuten Bildnisse hervorragender Meteorologen halten wir für eine recht passende Zugabe zu einem solchen Volksbuche; nirgends findet man dieselben, und wir hoffen, daß keiner von den verdienstvollen Männern der Vor- und Neuzeit vergessen wird. Bei der ganz genauen Durchsicht der Hefte sind uns folgende Einzelheiten aufgestoßen: der Verfasser führt die Dämmerungserscheinungen im Jahre 1883 ohne jede weitere Bemerkung auf „kosmischen Staub" zurück, der neueren Beobachtungen im Capitel der nächtlichen Abkühlung wird nicht Erwähnung gethan, das Metallextremthermometer von Hermann und Pfister soll „weit zuverlässigere Angaben" liefern, als der gebräuchliche Rutherford'sche Thermograph, von den verdienstvollen Forschern in Sachen der „Thermaltage" wird keiner erwähnt, die Zonen der beiden Dämmerungen werden mit 14 und 8° statt mit 18 und 6° angesetzt, auf Seite 67/68 stellen sich die verglichenen Mittel nicht auf 0,57 und 0,58, sondern sind beide gleich (0,565—0,563). Doch das sind Kleinigkeiten. Im Großen und Ganzen haben wir die feste Ueberzeugung, daß das Werk dazu dienen wird, das Interesse an den Erscheinungen des Luftmeeres in weiteren Kreisen zu pflegen und zu vertiefen. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Witterungserscheinungen, ihre große Veränderlichkeit infolge örtlicher Einflüsse fordern ein Beobachter-Corps, das nie groß genug werden kann. Hoffen wir, daß jeder Leser des „Luftmeeres" sich zu steter oder gelegentlicher Mitarbeit verpflichtet fühlen mag.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 120. Dienstag, den 7. October. 1890.

Etwas vom deutschen Antiquariat.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß man unter einem Antiquar einen Menschen verstand, der in irgend einem Winkel hinter einem Verschlage alte Kleidungsstücke, Möbel, Bilder und vereinzelte Bücher in theilweise schrecklichem Zustande feilhielt. Wenn Goethe von einem Antiquar spricht, so ist immer ein Antiquitätenhändler gemeint und Perthes bezeichnet in seiner Biographie diese damals noch herzlich unbedeutende Menschenclasse als „Bücheresel“. „Elkan Levi, dunkler Böser“, wie manch altes Semester wird sich entsinnen, wie es bei seinem Fortgang als Mulus seine Schulbücher zu einem derartigen Händler brachte. Drum durfte sich Schreiber dieses auch nicht wundern, als in einer Gesellschaft eine hochgestellte Dame an ihn die Frage richtete, ob er in seinem Geschäfte auch Kleider aus der Zeit Louis' XIV. vorräthig hätte!

Antiquare, d. h. Leute, die sich nur mit dem Verkaufe von Büchern aus zweiter Hand abgaben, hat es sicherlich gegeben, so lange überhaupt etwas Gedrucktes existirt, ja es lassen sich Nachweise bringen, daß selbst Handschriften grade wie heute die Bücher antiquarisch auf den Markt gebracht wurden. Das wissenschaftliche Antiquariat, welches in dieser Abhandlung besprochen werden soll, ist aber noch sehr jungen Datums. Während man früher schon die Bücher vielfach ohne das Alphabet zu beachten wild durcheinander gewürfelt in Verzeichnissen abdruckte, entwickelten sich gegen die Mitte des Jahrhunderts Firmen, die in verständlicher Weise ihre Bücher ordneten und nun diese geordneten Abtheilungen in besonderen Verzeichnissen gewissermaßen wie Preiscourante, weil vielfach immer noch bei dem bücherkaufenden Publicum der Glaube besteht, daß jedes Buch, welches in den ausgegebenen Katalogen steht, auch stets zu haben ist, etwa wie Seife oder Alfenidearbeiten. Von Jahr zu Jahr dehnte sich nun das deutsche wissenschaftliche Antiquariat in immer größerem Maße aus und bald wurden diese Kataloge unentbehrliche Hilfsmittel der Gelehrtenwelt. Das Antiquariat wurde die Rüstkammer der Forscher, wo man die Waffen zu Nutz, Schutz und Trutz zusammenholte. Fast jede größere Stadt hat jetzt ein oder mehrere dieser Geschäfte. Als die erste in der Reihe natürlich Leipzig, die Bücherhauptstadt des Deutschen Reiches, aber auch der Welt. Da ist zunächst K. F. Köhler's Antiquarium, eine Weltfirma, die auch so ziemlich die erste Stelle unter den Antiquariaten einnimmt. Die Kataloge dieses vornehmen Hauses sind mit einer Sorgfalt und Kenntniß ausgearbeitet, daß man auf den ersten Blick erkennt, daß auch wirklich Gelehrte Gelehrten etwas bieten wollen. Sodann Otto Harrassowitz, Specialist auf dem Gebiete der deutschen Alterthumswissenschaft. Sein Haus birgt häufig Schätze, um die ihn die größten Bibliotheken beneiden, Seltenheiten, von denen man oftmals keine Exemplare mehr vorhanden glaubte. Derartige Kataloge zu lesen kann als Genuß gelten. Specialgeschäfte für Theologie sind Bernh. Liebisch, aber auch Alfred Lorentz. Letztere Weltfirma betreibt außerdem als Specialität Medicin und Jurisprudenz. Allein mit der classischen Philologie und Orientalia befaßt sich Simmel & Co. Naturwissenschaften pflegen mit besonderer Vorliebe List & Francke, Oswald Weigel und F. A. Brockhaus. Letztere drei Firmen veranstalten außerdem sehr besuchte Bücherauctionen, wo vielfach preiswerth, bei besonderen Nummern aber auch sehr theuer versteigert wird. Es ist oft drollig anzusehen, wenn sich ein Streit um ein kostbares oder vergriffenes Buch erhebt. Auf der einen Seite der ruhige Antiquar, er kennt den Schatz, er weiß, was ihm der Liebhaber dafür zahlt. Auf der anderen Seite der Liebhaber selbst, der das Kleinod um jeden Preis haben will. Der Dritte im Bunde ist dann vielfach der Bibliothekar, der mit einem gewissen Fond ausgerüstet, den Kampf aufnimmt und auch oft, je nachdem sein Beutel gespickt ist, den Sieg davonträgt. Unter den Leipziger Häusern ist dann noch die ehrwürdige Firma Kirchhoff & Wigand zu nennen, deren Kataloge allerdings oft zu sehr wissenschaftlich eingetheilt sind und den Ueberblick etwas erschweren. Für Kunst und Kunstgeschichte, Lipsiensien ist von hoher Bedeutung Karl W. Hiersemann's Antiquariat. Der Schaffensgeist des Inhabers dieser Firma hat sich auf diesen Gebieten in wenig Jahren so ziemlich den ersten Platz erobert. — In der Reichshauptstadt Berlin treffen wir die ersten deutschen juristischen Antiquariate R. L. Prager und Herm. Bahr. Da ist ferner unerreicht auf dem Gebiete der Naturwissenschaft die Firma Friedländer & Sohn. Die Kataloge dieses Hauses gelten — und das ist ein Ehrenpunkt, wonach jeder Antiquar strebt — den übrigen Antiquariatsbuchhändlern als Commentare bezüglich der Preisstellung der Bücher. Sie enthalten so ziemlich Alles, was man irgend wie von naturwissenschaftlichen Büchern suchen kann, und es ist immer ein seltener Fall, wenn es heißt: Friedländer kennt das Werk nicht. Die Firma verdient außerdem noch hervorgehoben zu werden wegen der praktischen Art und Weise, wie sie die Titel der Bücher aufnimmt. Es ist gar nicht so einfach, den ellenlangen Titel einer kleinen gelehrten Schrift, die vielleicht nur 1 ℳ im Werth hat, auf den Raum einer Zeile zusammen zu pressen, und das versteht der leitende Antiquar vortrefflich und hat auch seine Gründe dazu; denn der Druck der Kataloge kostet ein tüchtiges Stück Geld. Der Grammatiker dürfte zwar manchmal die Stirn runzeln, wenn da mir nichts dir nichts ein Accusativus cum Infinitivo in einen kurzen Ablativus absolutus verwandelt wird, aber ein Jeder versteht es und der praktische Zweck ist erreicht. Wir müssen in Berlin noch nennen für Medicin Boas & Kornfeld, für Philologie Calvary & Co., Mayer & Müller, Heinrich & Kemke, für Theologie H. Rother, für Seltenheiten Albert Cohn und L. Lipmannssohn, M. Harrwitz. Bekannt sind außerdem die Antiquariate von Paul Lehmann, W. H. Kühl, A. Mampe, G. Nauck, J. A. Stargardt, letzteres Haus namentlich in früherer Zeit sehr bekannt als Specialgeschäft für Genealogie und Heraldik. — In Breslau ist die bedeutende Firma W. Koebner zu erwähnen, die namentlich vorzügliche Kataloge über Judaica herausgiebt. Unter den süddeutschen Städten hat München eines der berühmtesten Antiquariate

der Welt aufzuweisen: Ludwig Rasenthal's Antiquariat. Die Firma ist unübertroffen an Schätzen, wie werthvolle alte Gebetbücher, Pergamentmanuscripte, Bücher mit kostbaren alten Einbänden, Wiegendrucken. Außerdem versorgen ihre Kataloge über katholische Theologie sa ziemlich den ganzen Klerus und sind hierin einfach unerreichbar. Sehr bedeutend sind außerdem die Leistungen des Hauses Theador Ackermann. Die Firma bringt häufig über verhältnißmäßig kleine Gebiete wie Onomatologie, Gaunerliteratur, Alchemie u. s. w. Specialkataloge und erwirbt sich neben klingendem Lohn auch vielen wenn auch stillen Dank bei den Forschern. In Dresden wirkt die Hofbuchhandlung von Zahn & Jaensch mit anerkennenswerther Leistungsfähigkeit, wenn auch die Nähe Leipzigs etwas lähmend auf die Thätigkeit von Elbflorenz ihren Einfluß ausübt. Wenn wir auf unserer Reise dann in Frankfurt a. M. einkehren, sa treffen wir zwei bedeutende Antiquariate an. Zuaächst Baer & Co. Dieses Haus steht mit Köhler und Harrassawitz in Leipzig, Friedländer in Berlin, Rosenthal in München auf gleicher Stufe. Als es aor einigen Jahren sein 100jähriges Bestehen feierte, da konnte es sich mit Stolz sagen, daß seine Leistungen von der Gelehrtenwelt, wo nur die Wissenschaften gepflegt werden, aufrichtig anerkannt wurden, das bewiesen die zahlreichen Briefe, Telegramme, Orden und Auszeichnungen. Es ist überflüssig, auf die Kataloge dieser Firma näher einzugehen, sie sind bekannt genug. Die andere Firma, die wir näher zu besprechen haben, ist die von Karl Theedor Völcker. Sie pflegt mit Vorliebe die ganz alte Richtung. Auch hier finden wir Kostbarkeiten jeder Art, Teigdrucke, Sammlungen von Initialen, Wiegendrucke, alte Kupferstiche, Ornamentbücher &c. Beide Firmen, Baer sowohl wie Völcker, haben außerdem einen besonderen Ruf durch ihre großen Lager im Preise ermäßigter Bücher, deren Restauflagen sie ankauften und die sie durch Anbieten an den richtigen Stellen za wirklich lucrativen Artikeln machten. In der schönen Hauptstadt des Elsasses finden wir Trübner, dessen elegant ausgestattete Kataloge namentlich romanische Philologie pflegen, wozu ihn die Nähe Frankreichs leicht geführt hat. Zu übergehen ist auch nicht Bielefeld in Karlsruhe, welcher in ähnlicher Weise wie Ackermann in München arbeitet. Er ist aaßerdem Specialist auf dem Gebiete der Technalogie, der Gartenbaukunde und des Sports. Letzteres finden wir aber ebensa bei J. Scheible in Stuttgart, dessen Kataloge namentlich wegen der großen Sammlungen von Eroticis bekannt sind. In dieser Beziehung steht die Firma unübertroffen da, es dürfte auch wahl genügen, daß eine Firma diesen Markt deckt. Zu nennen ist dort ferner Oscar Gerschel, dessen Verzeichniß im Preise reducirter Verlagsartikel empfohlen werden kann, außerdem Fr. Steinkopf, als Specialist für Theologie. Wir müßten noch eine stattliche Anzahl aon Firmen nennen, wenn wir alle anführen wollten, es können aber nur noch einige Platz finden, darunter solche, die hervorragen, obwohl der Ort, wo sie wirken, nur klein ist. Der Antiquar treibt jedoch kein Platzgeschäft, er hat seine Kundschaft in der ganzen Welt, das ist die Erklärung dieser Erscheinung. Wir führen noch an Kerler in Ulm, eine hochangesehene Firma, dann die Maser'sche Buchhandlung in Tübingen, das größte Specialgeschäft für Medicin, ferner das Antiquariat der Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen, Reubner (Genealagie) und J. M. Heberle in Köln, Bamberg in Greifswald und Rabe in Königsberg.

Interessiren wird es sicherlich unsere Leser, in die Arbeitsräume der Antiquariate einen Blick zu thun. Nicht immer sind dieselben hell und groß, nein vielfach haben sie sich den alten Charakter gewahrt, den man aus Romanschilderungen kennt, „wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht! Beschränkt mit diesem Bücherhauf, den Würmer nagen, Staub bedeckt, den bis ans hohe Gewölb hinauf ein angeraucht Papier umsteckt; mit Gläsern, Büchsen rings umstellt, mit Instrumenten aoll gepfropft, Urväter Hausrath drein gestopft, das ist eine Welt, das heißt eine Welt.“ Nun, etwas anders ist es doch geworden. Instrumente, Büchsen und Urväter Hausrath ist selten noch zu finden, aber bis zur Decke hinauf reichen die Bücher, jeder Winkel ist ausgenutzt und Staub, feiner schwarzer Staub bedeckt sie alle. Die Atmosphäre ist dumpf, aber es ist ein traaliches Leden in diesen Räumen. Die alten Werke könaen erzählen aan längst aergangenen Tagen, als Luther zur Fehde zog gegen Papst und Kaiser, man sieht es den kleinen Quartheften gar nicht an, daß sie solchen Sturm auf der Welt hervorrufen könnten. Da stehen die Follanten mit den Schilderungen der Greuel des 30jährigen Krieges. Nicht weit daaon liegen Altvater Gleim's Gedichte und die des wackeren Uz. Das Buch muß in dem Besitze Bürger's gewesen sein, denn es trägt seinen Namen auf dem Vorsatzblatte. Und die Prachtausgabe aon Shakespeare's Werken dabei! Sie hat sicher einst einem eleganten Zimmer zur Zierde gerricht. Habeat sua fata libelli. Irgend ein für die Muse des großen Engländers begeisterter Studio wird sicher mehr Freude an dem Werke haben als der frühere Besitzer. Unter allen diesen Schätzen arbeiten nun die Angestellten des Hauses in geregelter Thätigkeit. Ein Gehilfe schreibt die Titel der Bücher auf Cartons, jedes Buch erhält seine Nummer und jede Nummer wird sorgfältig auf dem Carton aotirt. Ein Lehrling sortirt die Zettel nach den Wissenschaften, sie wandern in ihre bestimmten Kästen, woraus sie nach sorgfältiger Bearbeitung in die Druckerei geschickt werden, um das Manuscript für die Kataloge abzugeben. Andere eifrige Hände reihen die numerirten Bücher an einander, Reihe an Reihe falgt. Große Lücken reißen die einlaufenden Bestellungen, dann muß nachgerückt werden; denn Platz ist fast noch kostbarer, als die Bücher selbst. Dieses Zusammenrücken der hochbestaubten Bücher aben unter der Zimmerdecke ist für die Lehrlinge keine besonders angenehme Arbeit, wie die Kohlenbrenner sehen sie schließlich aus. In ihrem Aerger entwischt wohl auch mal ein Buch den schaffenden Händen, um unten bei den friedlich arbeitenden Collegen eine riesige Staubwolke zu verursachen. Hustend und schimpfend entweicht Alles; nur der alte Chef des Hauses bleibt ruhig beim Lesen der Correspondenz sitzen, auf sein graues Käppchen und silbernen Bart ist schon manche Staubschicht gefallen, der Rock aerträgt es ebenfalls. Ist es doch der zweite, den er im Geschäfte trägt. Die sorgende Gattin hatte es für gut befunden zur silbernen Hochzeit, einen Wechsel eintreten zu lassen. Leise schüttelt der Greis den Kapf und reicht seinem ersten Gehilfen einen Brief. Eine Pastorswittwe sendet ein Verzeichniß ein. Die Bücher des verstorbenen Gatten sollen verkauft werden, aber sie fardert zu viel. Der Gehilfe giebt nach einiger Zeit den Brief zurück. „Hundert Mark weniger, ja“. Der alte Herr nickt zustimmend und giebt den Brief zur Beantwortung an den Correspondenten. Im Nebenzimmer herrscht lebhafteres Treiben, dort ist die Expedition des Geschäftes und ein Gehilfe besorgt unterstützt von einem Lehrling und Markthelfer die Versendung der Bücher. Da gehen sie hin nach allen Welttheilen, wie lange haben manche der wurmstichigen Herren dort stehen müssen, ehe die Erlösungsstunde schlug. Wie froh wird der Empfänger sein, wie enttäuscht, wer kann es wissen. Das letzte Packet ist gepackt, der Wagen, der die Bücher zur Post bringen soll, wartet. Ein Lehrling bringt die Meldung hiervon an den Chef. Letzterer nickt zustimmend. Die Läden werden geschlossen und mit allseitigen Grüßen entfernt sich das Personal. Das ist die Thätigkeit des Antiquariatsbuchhändlers.

Leipzig, 8. Juni. Herm. Heinr. Wilhelm Scholz.

Bücherbesprechungen.

B. K. Handreichung für Kindergottesdienste. 25 Unterredungen über Sonntagsevangelien nebst einer vierfachen Perikopenreihe für Kindergottesdienste. Von Friedrich Ebeling, Diaconus zu St. Nicolai in Leipzig. Leipzig, Hinrichs. 1891. 2,40 ℳ. — Mit Dank und Freude wird die betheiligte Leserwelt diese Gabe in Empfang nehmen, denn die bisherige Literatur für dieses Gebiet, das der Verfasser in Rücksicht seiner bloßen Aehnlichkeit mit dem Schulunterricht als ein durchaus für sich bestehendes, eigenartiges mit Recht bestimmt und begrenzt, ist eine sehr unbedeutende. Schon die bloße Darbietung der vier Perikopenreihen ist als das Material, mit welchem ein Kindergottesdienst-Leiter Jahre hindurch gearbeitet hat, eine sehr beachtenswerthe Sache, die Viele als Vorbild oder als Anleitung zu eigner Auswahl verwenden werden. Da der Verfasser die Grundsätze seiner Auswahl nicht hier, sondern an einer andern Stelle vertreten hat, so wollen wir auch die Fragen und Bedenken, die wir an Einzelnes zu knüpfen haben, nicht bei dieser Gelegenheit zur Aussprache bringen. Die 25 katechetischen Entwürfe, welche den Hauptinhalt des Buches ausmachen, sind zu unserer Freude nach den altbewährten katechetischen Regeln schulgerecht ausgearbeitet, mit Thema und Theilen aersehen und

Jeder wird am Schlusse in besonderer Uebersicht zusammengefaßt. Die Ausarbeitung beruht auf tüchtigem Studium und liebevoller Versenkung in die besondere Aufgabe. Daß an diesen weit über 3000 Fragen in Bezug auf ihre Fassung und Aufeinanderfolge nicht Ausstellungen zu machen wären, wird der Verfasser wohl selbst nicht annehmen; aber wie sollten wir hier auf Einzelnes eingehen können? Der Gesammteindruck ist durchaus ein befriedigender. Und die dankbaren Empfänger werden mehr haben wollen, nur glauben wir in Vieler Sinne zu sprechen, wenn wir sagen: lieber nicht in dieser Form! Wir zweifeln nicht, daß mancher Helfer und noch mehr Helferinnen die Mühe nicht scheuen werden, wenn der betreffende Text vorliegt, den hier gebotenen, im Durchschnitt 7—8 große Octavseiten umfassenden Entwurf fleißig zu studiren und sich förmlich anzueignen. Aber ganz sicherlich wird die Mehrzahl die Zeit dazu nicht haben oder sich nicht nehmen. Könnte der Verfasser nicht aus seinen, wie es scheint, reichen Vorarbeiten einen ganzen Jahrgang Entwürfe, aber die einzelnen höchstens den dritten Theil so lang, herausgeben als einen Leitfaden für Helfer und Helferinnen, auf Grund dessen der Leiter die Vorbereitung bewerkstelligt? Das wäre um so dankenswerther, als sich dann sicher Andere zur Nachahmung mit einer andern Textreihe getrieben fühlen würden.

B. K. **Christlich-Social.** Reden und Aufsätze von **Adolf Stöcker**, Hof- und Domprediger in Berlin. 2. Auflage. Berlin 1890. Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 3 ℳ. — Diese zweite Auflage des Werkes enthält nicht mehr die bisherige, vierte Abtheilung „Aufsätze über die kirchliche Lage". Diese will der Verf., vermehrt durch Abhandlungen ähnlichen Inhalts, als besonderes Buch herausgeben. Wir können das nur billigen; denn jener Theil ordnete sich doch nur äußerlich in die Reihe der Besprechungen ein, welche unter dem Titel „Christlich-Social" zusammengefaßt sind, und außerdem ist, ohne daß damit die innere Einheit seiner Persönlichkeit in Frage gestellt sein soll, der Kirchenpolitiker Stöcker von dem Socialpolitiker Stöcker wohl zu unterscheiden. Der erstere hat fast noch mehr Feinde als der letztere. Das Buch hat aber trotzdem ungefähr dieselbe Ausdehnung, wie die erste Auflage, weil der frühere dritte Theil, die Vorträge religiöser, politischer und socialer Natur enthaltend, als jetziger zweiter stark vermehrt worden ist, nämlich durch sieben Reichstagsreden des Verfassers und durch zwei Vorträge, darunter den über unsere Stellung zur Socialdemokratie, welcher auf dem evangelisch-socialen Congreß dieses Jahres gehalten worden ist. Auch der nunmehrige zweite Theil „Zur Judenfrage" ist durch zwei Zeitungsartikel des Verfassers in der „Kreuzzeitung" und durch die Rede vermehrt, welche er im Frühjahr dieses Jahres im preußischen Abgeordnetenhause über das Judenthum in den höheren Schulen gehalten hat. Das Buch hat einen zweifachen Werth. Einmal ist im Allgemeinen viel daraus zu lernen über mehrere der wichtigsten Zeitfragen, welche die Gegenwart bewegen, und daß Stöcker nächst den eigentlichen Fachmännern durch seine jahrelange Beschäftigung damit über ihre Art und Bedeutung, wie über die Möglichkeit ihre Lösung sich ein beachtenswerthes Urtheil hat bilden können, das werden ihm auch seine Gegner nicht absprechen. Zweitens ist das Buch das einzige zuverlässige Mittel, eine Vorstellung davon zu bekommen, was der Mann eigentlich ist als öffentliche Persönlichkeit, und diese letztere ist ohne allen Zweifel bedeutend genug, um eine genaue Bekanntschaft mit ihr für jeden Gebildeten wünschenswerth zu machen.

B. K. **Die Arbeiterfrage und das Christenthum.** Von **Wilhelm Emmanuel Frhrn. v. Ketteler**, Bischof von Mainz. 4. Aufl. Mit empfehlender Einleitung Sr. Excellenz Dr. Ludwig Windthorst, Staatsminister a. D. Mainz, Franz Kirchheim, 1890. 1 ℳ. Volksausgabe. — Wie sich die Zeiten ändern! Wer sprach in der großen Welt von Excellenz Windthorst, als 1864 der vielgenannte Bischof von Mainz dieses sein kirchlich-sociales Programm erscheinen ließ! Und jetzt muß der berühmte Centrumsführer mit einem kleinen Briefe an den Verleger, oder besser mit seinem für jedes katholische Ohr wohlbekannten Namen, dem von der Menge vergessenen Buche des beinahe auch vergessenen Kirchenmannes neuen Glanz verleihen. Für Kenner des gewaltigen Geistes, welcher in dem Bischof v. Ketteler wohnte, vor dessen Licht mancher mittlerweile neu aufgegangene Stern des ultramontanen Himmels verblassen muß, wäre diese empfehlende Einleitung Sr. Excellenz überflüssig gewesen. Die katholische Anschauung vorausgesetzt, die übrigens hier mit großer Mäßigung und Weltklugheit zu Tage tritt, gehört v. Ketteler's Buch zweifellos bis heute zu dem Bedeutendsten, was über die Arbeiterfrage geschrieben worden ist. Die allgemeine Grundlage des Daseins ist durch Offenbarung und päpstliche Erleuchtung gelegt: daran wird nicht gemäkelt. Um so besser aber verstehen diese katholischen Gelehrten auf allen anderen Gebieten mit der schärfsten Logik und der unerbittlichsten Consequenz das Messer der Kritik zu führen. Für einen Demokraten von 1848 her ist das Buch keine erfreuliche Lectüre; es beweist ihm mit einer Klarheit, der er sich nur mühsam wird entziehen können, daß er zu den Vorfahren gehört, von welchen die Socialdemokratie in gerader Linie abstammt. Und v. Ketteler kennt einstweilen nur den zahmen Lassalle; aber was kommen mußte und was auch gekommen ist, das kann man in seinem Buche von 1864 schon lesen. In einer Menge Einzelfragen ist die Schrift natürlich längst überholt; aber zur Kenntniß des ganzen Problems ist sie heute noch unentbehrlich.

G. Oe. — Von den im Renger'schen Verlage erscheinenden, von uns mehrfach besprochenen und empfohlenen „**Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck**" sind uns die Lieferungen 8—11 zugegangen. Die 11. Lieferung führt uns bis zum Juli 1870. Wie der Verfasser die noch übrigen Ereignisse in der 12. Lieferung — der einzigen, die noch erscheinen soll — unterbringen will, ist uns räthselhaft. Entweder muß das so hübsch begonnene Werk ein Torso bleiben oder die Zahl der Lieferungen muß erheblich vermehrt werden. Wenn das letztere geschehen sollte, so hätten wir wenigstens gewünscht, daß nicht auf der 11. Lieferung noch gestanden hätte: „Vollständig mit ca. 60 Bogen in 12 Lieferungen." Ein solches Verfahren kann unmöglich gebilligt werden. — Dasselbe gilt auch von dem **Jahnke'schen** Werk über den **Fürsten Bismarck**, dessen 7.—11. Lieferung uns vorliegt. Das im Allgemeinen empfehlenswerthe und trefflich ausgestattete Werk soll in etwa 14 Lieferungen vollständig sein, hat aber in der 11. erst das Jahr 1864 erreicht. Der Verleger ist jedoch in diesem Falle etwas vorsichtiger gewesen, indem er vor die Lieferungszahl ein „etwa" einschob.

—e— **Wolke am Philanthropin zu Dessau.** Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im achtzehnten Jahrhundert. Von **Franz Ferdinand Nietzold**. Grimma, 1890. — Die gegenwärtige Bewegung, eine Umgestaltung des Schul- und Erziehungswesens herbeizuführen, erinnert zuweilen an die Zeit vor nun mehr als hundert Jahren, in welcher Rousseau's „Emil" seine weitgreifenden Wirkungen zu äußern begann. Damals führte bei uns Johannes Bernhard Basedow das große Wort. Mit der Dreistigkeit eines Marktschreiers wußte er seine Verbesserungsvorschläge allenthalben anzupreisen, und Fürst Leopold Friedrich Franz zu Anhalt gewährte ihm höchst wohlwollend die zur Begründung des Dessauischen Philanthropins erforderlichen Mittel, jener vielbesprochenen Erziehungsanstalt, die zwar anfänglich durch den Prunk einzelner Erfolge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, aber nach kurzem Bestande (1774—1793) an inneren Schäden zu Grunde ging, ohne ihre Versprechungen in Wahrheit erfüllt zu haben. Freilich waren diese nicht gering. „Wir versprechen," so schrieb Basedow u. A., „durch die Güte unserer Lehrart und durch die Uebereinstimmung derselben mit der ganzen philanthropinischen Erziehung und Lebensart mindestens doppelt so viel Fortgang in den Studien, als man in den besten Schulen, Pensionsanstalten und Gymnasien gewohnt ist. Und besonders versprechen wie viel Cultur der gesunden Vernunft und Uebung der wahrhaft philosophischen Denkart. Eine Sprache bei uns kostet, wenn sie durch grammatikalische Uebungen nicht zur genauesten Richtigkeit gebracht werden soll, 6 Monate, um in ihr wie in einer Muttersprache etwas Gehörtes und Gelesenes zu verstehen und sie ohne Regel nach und nach auch selbst reden und schreiben zu lernen ꝛc." Trotz derartiger Reclamen würde indeß das Philanthropin jedenfalls schon früher, als oben angedeutet, zusammengebrochen sein, wenn es nicht einige recht tüchtige Lehrer gehabt hätte. Zu diesen gehörte Christian Heinrich **Wolke**, ein vielseitig gebildeter Mann, den Basedow schon 1770 vornehmlich zur Mitarbeit an seinem „Elementarwerke" ins Haus genommen hatte. Hier war es, wo Wolke besonders Basedow's Tochter Emilie in ihrem dritten Lebensjahre „zum fertigen Lesen" und bald darauf binnen drei Monaten soweit brachte, daß sie zur Ueberraschung des Vaters „französisch parliren" konnte. Und ähnliche Kunststücke gelangen ihm auch mit anderen Kindern. Allerdings beherrschten auch ihn die zum Theil irrthümlichen pädagogischen Anschauungen seiner Zeit, aber er besaß doch auch, was der Wirksamkeit des Lehrers zu allen Zeiten gute Erfolge

sichert, in hohem Maße: die Gabe, seine Schüler in freundlicher Weise zu gewinnen, lernfreudig zu machen und dauernd zu fesseln. Oefter sagten sie, wenn Walke zwei Stunden lang ahne Unterbrechung unterrichtet hatte, am Schlusse der Lection: „Die Stunde ist doch gar zu geschwind aergangen!“ Was dieser geschickte, jetzt fast vergessene Methodiker an dem Dessauischen Philanthrapin zunächst als Lehrer und später als Director gearbeitet und geduldet hat, das hauptsächlich versucht Dr. Rietzold in der vorliegenden Dissertation, die zugleich interessante Blicke in den Charakter Basedow's und die Eigenthümlichkeit seiner Anstalt thun läßt, auf Grund sorgfältiger Vorstudien darzulegen. Einiges daran war uns neu. Gern empfehlen wir daher die anspruchslase Schrift zur Lectüre.

B. K. *Ueber Feuerbestattung.* Vortrag aon Prof. Dr. *Friedrich Gappelsröder.* Nebst Anhang und mit fünf Abbildungen im Texte. Wenz & Peters, Mülhausen im Elsaß 1890. 1,50 *M.* — Zunächst wollen wir feststellen, daß der Ausdruck „Feuerbestattung“ ein sprachlich falscher ist; gemeint ist damit die Leichenaerbrennung und man scheint aus Gefühlsrücksichten für diesen ziemlich widerwärtigen Act das beschönigende Wort gesucht zu haben. Bekanntlich wird bei der Leichenverbrennung weber im Feuer noch mit Feuer etwas bestattet, sondern bestattet wird erst hinterher und zwar ahne Feuer. Wer nun für diese Art der Beseitigung van Leichen Interesse hat, wird aus dieser Schrist alles Nöthige erfahren können, nicht nur wie man dieses Vorhaben nach fünf verschiedenen Systemen (die Oefen sind abgebildet) ausführen kann, sandern auch welche Vortheile es hat. Die Einleitung liefert eine ziemlich umfangreiche Geschichte des Bestattungswesens überhaupt und der Leichenverbrennung insbesandere. Der Anhang giebt Nachricht über allerlei angestellte Versuche, Thierleichen zu verbrennen, und über die chemischen Bestandtheile des menschlichen Körpers. Auch ist die dem Verf. dekannte gesammte Literatur über den Gegenstand zusammengestellt.

K—d. *Gesetze über das Urheberrecht im In- und Auslande* nebst den internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. Abth. I. Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Frankreich, Italien, England, Vereinigte Staaten. Leipzig, G. Hedeler. (92 S., Pr. 2 *M.*) Eine Zusammenstellung der Urheberrechtsgesetze (mit Ausschluß derer, die das Urheberrecht an Mustern und Modellen detreffen) nebst den in den einzelnen Staaten daneben noch bestehenden Bestimmungen, insbesondere über das Verlagsrecht. — Jene Gesetze sind dem Texte nach mitgetheilt, letztere Bestimmungen, nur soweit sie einschlagen. Soviel läßt sich aus der vorliegenden Abtheilung entnehmen, die mitten in der Wiedergabe der spanischen Bestimmungen aufhört, ahne über die Fortsetzung des Werkes und den weiteren Umsang Auskunft zu geben. Erst, wenn gewiß ist, was an Gesetzen, Verträgen u. s. w. noch gebracht werden soll, läßt sich beurtheilen, wie weit die Sammlung vollständig ist und dann ihre Berechtigung hat. Es kann wohl gefragt werden, ab es für die geplante Zusammenstellung nicht richtiger gewesen sei, zunächst die Uebereinkunft vom 9. September 1886, betr. die Bildung eines internationalen Verbandes zum Schutze von Werken der Literatur nnd Kunst, zu bringen, da diese Uebereinkunft das Umfassendere ist; es mag sein, daß erst aus dem vollständigen Werke sich ergiebt, wie solches seiner Anlage nach eine andere Reihenfolge fordert. Die in fremden Sprachen erschienenen Gesetze ꝛc. sind in deutscher Uebersetzung gegeben. Die deutschen Gesetze sind mit unwesentlichen Aenderungen zum Abdruck gebracht.

W—k. *Italienische Gespräche oder Italienische Conversatians-Schule.* Eine methadische Anleitung zum Italienisch-Sprechen van *B. M. Sauer.* Dritte, gänzlich neubearbeitete Auflage von *Pietro Matti.* Heidelberg, Julius Groos' Verlag. 1690. — Wenn in den norddeutschen Schulen die italienische Sprache weniger Unterrichtsgegenstand ist, dagegen in den Schulen Oesterreichs und der Schweiz dieselbe Stelle einnimmt wie das Englische in Deutschland, so erklärt das die geographische Lage. Da nun der Zweck ein rein utilitarischer ist, spiel natürlich das Italienisch-Sprechenlernen in diesem Unterricht eine große Rolle. Das vorliegende Hilfsbuch, nach der bekannten Gaspey-Otto'schen Conversationsmethode bearbeitet, bietet hinreichenden Stoff aus den verschiedenen Lebensverhältnissen und täglichen Vorkommnissen, um zum Verkehr in dem fremden Idiom die erforderliche Anleitung zu geben. Wir möchten jedoch rathen, die Sache nicht blos mechanisch-memorativ zu betreiben, sondern durch Umwandlungen, Retraversionen u. dgl. die Selbstthätigkeit des Schülers anzuregen und nach höheren pädagogischen Grundsätzen die Lernarbeit zu vergeistigen.

j.— Der „*Klassische Bilderschatz*“ (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedr. Bruckmann) hat soeben seinen zweiten Jahrgang beendet. Mit dem vierundzwanzigsten Hefte dieses Jahrganges liegen nun zweihundertundachtundachtzig nach den besten vorhandenen Originalaufnahmen angefertigte Tafeln vor, die in bunter Reihenfolge, aber unter systematischer Auswahl die hervorragendsten Schöpfungen der Malerei von der Zeit der Frührenaissance an bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts darbieten. Wir haben bereits des Oefteren des populären nnd auch vielseitig anerkannten Unternehmens der Münchener Verlagsanstalt gedacht; wir wollen aber trotz alledem nicht unterlassen, unsere auch für die Kunst vergangener Zeiten sich interessirenden Leser darauf hinzuweisen, daß der „Klassische Bilderschatz“ mit der Fülle, Vielseitigkeit und der Gediegenheit des Stoffes, den er in sich vereinigt, in der That ein Schatz ist, der im deutschen Hause überall da, wo Sinn und Verständniß für die großen Kunstschöpfungen der Vergangenheit vorhanden ist, aon Rechts wegen eine Stätte haben sollte. Der billige Preis aon fünfzig Pfennigen für das sechs Tafeln umfassende Heft macht die Anschaffung auch dem minder Bemittelten möglich. Wir fügen noch hinzu, daß dem letzten Hefte ein ausführliches sowahl alphabetisch wie kunstgeschichtlich geordnetes Inhaltsaerzeichniß nebst Titel zu dem zweiten Jahrgange beigegeben ist.

— *Die Entwickelung der Schafzucht im Königreich Sachsen von der Einführung der spanischen Merinos bis zur Gegenwart* van *Jahannes Heyne.* Verlag aan Friese und v. Puttkamer, Dresden. — Wir können die aorliegende Schrift in verschiedener Beziehung als eine recht zeitgemäße Arbeit bezeichnen und nicht allein den sächsischen Landwirthen, sandern ebense den sächsischen Wollfabrikanten und endlich allen den Lesern empfehlen, welche für das Wiedererstarken und Gedeihen unserer sächsischen Landwirthschaft ein warmes Herz und Verständniß entgegenbringen. Sind doch darin nicht nur der Licht-, sondern auch der Schattenseiten sa manche verzeichnet, und wer über die Sturm- nnd Drangperiode, welche die Landwirthschaft und speciell die sächsische Schafzucht in den letzten 60 Jahren hat durchkämpfen müssen, sich nur einigermaßen ein zutreffendes Bild zusammenstellen will, der versäume nicht, die angezogene Schrift zu lesen, er wird alsdann manche Klagen unserer Landwirthe in einem richtigeren, aber deshalb auch gerechteren Lichte beurtheilen. Wäre aber unsere sächsische Landwirthschaft nicht sa leistungsfähig, wären ihr im Laufe der Zeit durch die Agrargesetzgebung der letzten 40 Jahre, durch die Wissenschaft und Technik nicht sa wichtige neue Hilfsmittel erschlossen worden, sie hätte die Verluste durch die Concurrenz der überseeischen Schafwollen, durch die Baumwolle und die Zollpolitik Nordamerikas nicht überdauern können; aber Dank des Einflusses verschiedener Factoren, über die sich die Schrift eingehend verbreitet, ist es gelungen, der sächsischen Landwirthschaft die Schafzucht, wenn auch in anderer Bedeutung als früher, aber dach als wirthschaftlich nicht zu unterschätzendes Glied zu erhalten. Der Mitwirkung der hohen königl. Staatsregierung und des Vorbilds verschiedener renommirter sächsischer Schafzüchter, deren Stammschäfereien in dem Buche eingehende Besprechung finden, wird dabei in erster Linie anerkennend gedacht, und wir möchten die Landwirthe namentlich auf den Inhalt des II. Capitels, das sich mit dem Abstammungsnachweise der bekanntesten Merino-Stammschäfereien Sachsens befaßt, aufmerksam gemacht haben, während das III. Capitel die Schafzucht der Zukunft in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung des Königreichs Sachsen behandelt und darin ebensa für den Landwirth wie für den Wollinteressenten und Fabrikanten bedeutungsvolle Hinweise bringt und namentlich auch eine ganze Reihe volkswirthschaftlich interessanter Daten über die Lage der heutigen Wollproduction, des gegenwärtigen Wollverkehrs und der Wollpreise sonst und jetzt enthält. Da die sächsische Merinoschafzucht ihre Entstehung und Entwicklung der Fürsorge der Landesfürsten zu Ende des aorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in erster Linie zu verdanken hat, dieselbe sich heute noch der Protection der hahen Staatsregierung in mehr denn einer Beziehung erfreut, ist das Buch mit valler Anerkennung obengenannter Wohlthaten Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister v. Nostitz-Wallwitz vom Verfasser in tiefster Ehrfurcht gewidmet. Ausstattung und Druck durch die strebsame Firma Friese und v. Puttkamer lassen nichts zu wünschen übrig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 84 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 121. Donnerstag, den 9. October. 1890.

Wirkungen des Alpenföhns auf Pflanze, Thier und Mensch.

Die Wichtigkeit der Luftströmungen als einflußreicher Factoren auf die Veränderung des Antlitzes der Erde ist längst anerkannt und deren Studium in dieser Hinsicht bereits soweit gediehen, daß der Specialbetrachtung Stoff in Hülle und Fülle vorliegt. Lohnend erweist sich die Darstellung der Einflüsse, welche der berüchtigte heiße Wind der Alpen, der Föhn, auf die organische Welt ausübt. Des besseren Verständnisses nachfolgender Abhandlung wegen gebe ich eine kurze Angabe über die Entstehung des Föhns, der, wie ich beiläufig hervorheben will, durchaus nicht auf die Alpen allein beschränkt ist, sondern auch in anderen Gebirgen zur Beobachtung gelangte, wie an der Küste von Westgrönland, auf der Nordspitze der Pyrenäen, an der Südküste des Golfs von Biscaya, bei Hermannstadt (als sogenannter Rothenthurmwind), bei Kutais, am Südufer des Kaspischen Meeres vom Elbrus her, bei Trapezunt und auf Neuseeland. Es scheint aber, daß Föhne auf die gemäßigten und kalten Zonen beschränkt sind, d. h. auf jene Gebiete, die von stärkeren Orten kleinsten Luftdrucks und Stürmen heimgesucht werden. Verursacht werden sie überall durch diese Orte kleinsten Luftdrucks (Barometerminima). In den Alpen speciell sind sie die Folge des Heranrückens der atlantischen Barometerminima gegen Westeuropa. Befindet sich ein Barometerminimum im Westen oder Nordwesten der Alpen, auf der Linie Biscayagolf-Irland, so strömt die Luft über dem Alpenvorland als Südost- oder Südwind gegen den Ort kleinsten Luftdrucks hin und zieht, saugt gewissermaßen auch die Luft aus den Alpenthälern gegen diese Stelle hin. Da die Alpenmauer hier das directe Zufließen aus Süden hemmt, muß die Luft aus der Höhe, von den Alpenkämmen herab zum Ersatze herbeifließen und so entsteht der in den Thälern orkanartig heftige Alpenföhn.

Zunächst also ein Blick auf die Wirkungen des Föhns auf die an Eigenthümlichkeiten besonders in Hinsicht auf ihre Zusammensetzung reiche Alpenpflanzenwelt, deren Merkwürdigkeit in der Mannigfaltigkeit der sich berührenden Florengebiete besteht, welche Vertreter der sibirischen Waldzone und des arktischen Polargebietes neben Mittelmeer- und subtropischen Pflanzen aufweist. G. Berndt unterscheidet die Wirkungen in solche, welche der Föhn vermöge seiner dynamischen Kraft auf die Pflanzenwelt ausübt, sodann in solche, welche infolge seiner physikalischen Eigenschaften im Vegetationsprozeß zu Tage treten, und endlich die, welche als gemeinsames Resultat dieser zweifachen Reaction in der geographischen Verbreitung der Gewächse innerhalb des Alpengebietes und in ihrer horizontalen und verticalen Vertheilung über dieses Gebiet sichtbar werden. Ich schließe mich seiner Dreitheilung der Darstellung an.

Die Fähigkeit der Luftströmungen, auch der leichtesten, Pflanzensamen zu transportiren, ist eine allbekannte. Leichte Regungen der Luft, aufsteigende erwärmte Schichten heben die mit Flugorganen (Flügeln, federigen Anhängseln u. s. w.) behafteten Samen empor und führen sie in riesigen Mengen — Kerner berechnete für den Bereich einer Luftsäule von 1 qm Grundfläche für die Minute im Durchschnitt 280 Samen — den Gipfel und kahlen Stellen der Felswände zu. An letztern siedelt sich eine Gruppe von Blüthenpflanzen an, welche sich durch große Bedürfnißlosigkeit auszeichnet, selbst auf einem Boden gedeiht, der keine Spur von Humus enthält. Diese Gruppe ist neben dieser Bedürfnißlosigkeit von der größten Samenbeweglichkeit. Beide zur Colonisation steiniger Gebiete ganz vortrefflich geeigneten Eigenschaften gehen einer zweiten Gruppe völlig ab, womit auch die Möglichkeit einer schnelleren Verbreitung ausgeschlossen bleibt. Selbst der Föhn ist nicht im Stande, den Samen letzterer Gruppe fortzutragen, außer wenn sie dem Hochgebirgsschnee oder feinem Sande beigemischt sind. Diejenigen Samen und Früchte dagegen, welche haarförmige oder membranartige Flugvorrichtungen besitzen, werden vom Föhn, der neben dem Besitze großer mechanischer Kraft zugleich stark austrocknend auf die sehr hygroskopischen Flugwerkzeuge jener Samen und Früchte einwirkt, leicht dislocirt. Es muß aber hervorgehoben werden, daß zufolge der stoßweisen Wirkung des Föhns die Last niemals weit verschleppt wird, sondern nach kurzem Flug niederfällt und liegen bleibt, indem sie auf feuchten Boden oder an klebrige Pflanzentheile gelangt. Ein zweiter Föhnstoß nimmt von den niedergefallenen Körnern nur einen Theil wieder auf, der dritte noch weniger und so fort, denn es giebt gerade in zerklüfteten Gebirgspartien zu zahlreiche Orte und Gelegenheiten, welche die empfindlichen Organismen festhalten. Günstig und nützlich für diese aber ist das Factum, daß sie vom Föhn überhaupt befördert werden und zwar wirksamer als durch andere Winde. Diesem Nutzen entgegen steht der hemmende und vernichtende Einfluß, den der Föhn übt. Wo auf unbewaldeten Hängen eine spärliche Vegetationsdecke mühsam sich angesetzt hat, die dann auf einmal wieder zu verschwinden beginnt, ist es der Föhn in erster Linie, der an dem Abbröckeln lebhaft sich bethätigt. Und wo auf wenig tiefgründigem Boden Holzpflanzen sich ansiedelten, auf einem Boden also, den der Föhn hinderte, sich in der Verticallinie zu verstärken, dort ist es unmöglich, Pfahlwurzeln, die dem Baume erst den rechten Halt verleihen, zu entwickeln. Mehr oder weniger bleibt der Baum auf die Bildung bloßer Seitenwurzeln beschränkt, was an und für sich schon ein Uebelstand ist, der der vollkommen normalen Entwickelung des Baumes im Wege steht. Und wie leicht ist es bei diesem Mangel, den Baum zu lockern, ja, ihn endlich ganz aus dem Boden zu reißen! Und ebenso wird die gleichmäßige und allseitige Beastung der Hochgebirgsbäume durch den Föhn unverkennbar beeinträchtigt. In den sog. Föhnthälern der schweizerischen Alpen kann man auf hohen Bergterrassen, vorspringenden Felsköpfen und andern freigelegenen Stellen zahlreiche Bäume treffen, die in ihrem ganzen Wuchs und äußern Habitus, wie in der innern Structur des Pflanzenkörpers die Richtung des herrschenden Windes und den deprimirenden Einfluß, den derselbe auf ihr Wachsthum und ihre Entwickelung ausübte, sehr deutlich zeigen. „Wer diese Märtyrer im Kampfe ums Dasein betrachtet," sagt Berndt, „der findet in ihrer Physiognomie die ganze, vielleicht nach Jahrhunderten zählende Leidensgeschichte eines mühseligen Daseins in den ergreifendsten Zügen zum Ausdruck gebracht." Die Gewalt des Föhns, der im Stande ist, die stärksten Bäume zu entwurzeln oder zu zerbrechen, mächtige Felsblöcke von ihren Postamenten herabzustürzen, ganze Häuser abzudecken und die Trümmer seines Zerstörungswerkes auf halbstündige Entfernungen mit fortzuführen, äußert sich endlich in den Hochgebirgswäldern und nicht nur in diesen, sondern sogar in den Voralpenforsten mit total zerstörender Wirkung. Der Föhn vom 20. Februar 1879 brach in den Staats- und Gemeindewaldungen des Cantons Waadt allein 150049 Festmeter und im Canton Freiburg deren 120130.

Der Gesammtverlast der Cantone betrug 570 967 Festmeter, der finanzielle Schaden wurde auf mindestens 3 Millionen Frcs. veranschlagt. Diese Ziffern und die übrigen Andeutungen dürften die Resultate der dynamischen Wirkungen des Föhns genugsam beleuchten.

Wärme und Feuchtigkeit der Luft beeinflussen, daran ist kein Zweifel, am bedeutsamsten, nachhaltigsten das Leben der Pflanzen, und so ist uns die ungeheure Rolle ohne Weiteres klar, welche der Föhn, der die genannten Eigenschaften der Luft in so hohem Grade zu modificiren im Stande ist, vermöge seiner physikalischen Eigenschaften in allen Lebensfunctionen der Pflanzen spielt. Der Gang und der Wechsel der Jahreszeiten werden erheblich durch den Föhn beeinflußt und selbstverständlich überträgt jede Veränderung in diesem Sinne ihre Wirkung auf den Verlauf der Lebenserscheinungen im Pflanzenreich. An Stellen, welche durch Armuth an Licht und Sonnenwärme gekennzeichnet sind, vermag der Föhn diesen Mangel mit solchem Nachdruck auszugleichen, daß nicht nur die Pflanzenwelt im Frühling sich mit derselben Schnelle entwickelt, wie an begünstigteren Orten, sondern daß dieselbe sogar weit früher erwacht, wie es in den Reußthälern und am Vierwaldstätter See im Vergleich zu den Niederungen des schweizerischen Voralpenlandes der Fall ist. Wo der Föhn herrscht, bringt er sogar die Alpen und Bergweiden, den Schnee schnell wegschmelzend, viel eher zur pflanzlichen Entwickelung, als die Thalgebiete anderer, von ihm weniger besuchter Striche. Zschokke schon äußerte in seinem Buche „Die Alpenwälder“: „Mit gleichem Ungestüm weckt der Föhn im Frühling die Pflanzen zum Leben. Er treibt in ihnen den Nahrungsstoff so schnell, daß ein verwintertes Thal unter seinem Hauch binnen einer Nacht ergrünt und die verschlossenen Knospen der Gesträuche und Bäume ihr Laub entfalten. Im Lande Uri, wo er immer in seiner ersten Kraft erscheint, blüht der Lenz früher, als in den übrigen Nachbarschaften; ebenso werden daselbst die Früchte bälder reif, als in den Ebenen von Zug und Zürich.“ Im Thalkessel von Schwyz wird die Wirkung besonders auffällig, wenn der Föhn die unter dem Namen Gregory- oder Biswinde bekannten rauhen Nordwinde, welche entschieden hemmend auf die Vegetation wirken, ablöst; dann geht die Entwickelung auf einmal mit erstaunlicher Kraft vorwärts. Auch das Pflanzenleben, welches in manchen Regionen des Gebirges uns zum Erstaunen zwingt, weil diese Regionen eigentlich kahl sein müßten, ist eine Folge der Föhn-Arbeit. Es kommt bisweilen vor, daß, mitten im Winter noch, in den Schnee- und Eiswüsten des Hochgebirges plötzlich der Frühling die Haide mit rothen Blüthen schmückt, eine Thatsache, die auch in tieferen Strichen beobachtet worden ist. Meist allerdings dauert diese Pracht nur kurze Zeit; sie verschwindet mit dem Föhn, der sie entfaltete. Es ist sicher, daß manche empfindlicheren Pflanzen aus Ursache derartiger schneller Wetterwechsel in Föhnthälern nicht zu cultiviren sind. Einen ebenso nachtheiligen Einfluß übt der Föhn namentlich an Obstbäumen, wenn er zur Zeit der Blüthe sich einstellt. Seine excessive Trockenheit ruft starke Verdunstung hervor: Griffel und Fruchtknoten der Pflanzen trocknen aus, die Blüthen welken und fallen ab, noch ehe der Befruchtungsprozeß stattfinden konnte, und binnen wenigen Stunden ist oft in ganzen Thalbezirken die Hoffnung auf eine lohaende Obsternte dahin. Und wenn man nun bedenkt, daß der Ertrag des Obstbaumes in den Alpenländern nicht nur eine sehr wichtige Nahrungs-, sondern auch eine recht einträgliche Erwerbsquelle und damit eine wichtige Grundlage für Existenz und Wohlstand der Alpenbewohner bildet, so läßt sich ermessen, wie empfindlich die Eiabuße sein muß, die der schweizerische Landmann erleidet, wenn der Föhn durch Schädigung der Blüthe auch den Früchteertrag der Obstbäume vernichtete, wo doch die Obstbaumzucht das ersetzt, was an Körnerfrüchten nicht zu erzielen ist. Auch auf den Graswuchs vermag der Föhn nachtheilig zu wirken, wenn er zu lange anhält in Gebieten, deren Feuchtigkeit eine geringe genannt werden muß. Mit dem Verschwinden derselben tritt naturgemäß ein Verdorren der zuvor schnell begrünten Wiesen ein. Das ist vor Allem an nach der Sonnenseite gelegenen Hängen zu beobachten. Auf denen der Schattenseite, in nassem oder flüssigem Boden hingegen schadet der Föhn weniger. Hier ist er meist sogar ein Vortheil, indem er vor nachtheiliger übermäßiger Feuchtigkeit schützt. Und wie für den Landmann kommt dieser Wind auch für den Gärtner, den Forstmann und den Weinbauer in schädlicher sowohl als vortheilhafter Hinsicht sehr in Betracht. Zur Zeit der Blüthe kann er dem Weinstock sehr gefährlich werden, förderlich im höchsten Grade hingegen in der Zeit der Traubeareife. Er unterstützt resp. ersetzt die directe Einwirkung der Sonnenwärme in der Zeit, wo die Strahlen der Sonne vermöge ihres immer niedriger werdenden Standes am Himmel immer mehr an Wärmkraft einbüßen und immer mehr von den die Thäler umschließenden Bergen weggefangen werden. So kommt es denn, daß gerade diejenigen Gebirgsthäler, die namentlich zur Herbstzeit den Föhn häufig erhalten, wie z. B. das Rheinthal zwischen Chur und dem Bodenseebecken, ganz besonders edle Weine erzeugen, wie den berühmten Completer, den Haldenwein, und daß die Qualität des Weins durchschnittlich eine gute ist, wenn im Herbst der Föha zu rechter Zeit sich einstellt und häufig weht, daß hingegen die Trauben sauer bleiben und einen schlechten Wein geben, wena der Herbst föhnlos, kalt und naß war. Es erübrigt hier, an die Wirkungen des Föhns auf die Prozesse der Blüthen- und Blattbildung, des Fruchtansatzes und der Fruchtreife nur noch anzuschließea, daß gewisse Erscheinungen in Gestalt und Habitus bestimmter Pflanzen ebenfalls auf den Föhn zurückzuführen sein dürften, wie z. B. die lederartige Oberhaut der Saxifragen, die dichte Behaarung der Leontopodien und die Succulenz der Semperviven, alles Erscheiaungen, welche der durch den Föhn maßlos gesteigerten Verdunstung kräftig entgegenwirken sollen. Es ist eine Thatsache, daß in der Umgegend von Innsbruck die dem Föhn ausgesetzten sonnenseitigen Berghänge fast nur Pflanzen mit solchen Schutzmitteln aufweisen.

Aus den beiden Haupteigenschaften des Föhns, daß er als rein mechanisches Transportmittel und als klimatischer Factor wirkt, ergiebt sich unmittelbar der Einfluß, den er auf die geographische Verbreitung der Pflanzen ausübt. Und dieser Einfluß ist ein ganz bedeutender, der schwer bei der Betrachtung der alpinen Flora ins Gewicht fällt. Einige Angaben mögen als Belege dafür gelten. Die Ostflanken des mächtigen Finsteraarhornmassivs sind von einer Flora mit südlichem Charakter bekleidet, und gerade dieses Gebiet wird vom Föhn mit besonderer Heftigkeit umfluthet. Der Thuner- und Brienzer-See ebenso wie der Vierwaldstätter, Föhngebiete ausgesuchter Art, zeichnen sich ebenfalls durch zahlreiche und zwar seltene Pflanzen südlicher Abkunft aus. Der Nußbaum — Juglans regia — gedeiht prächtig am Nordhang der Alpen, am prächtigsten, wo der Föhn herrschend ist. Edelkastanien, Stechpalmen von drei bis vier Meter Stammhöhe beweisen überall die fördernde Wirkung dieses Windes, und der Weinstock neben dem Mais und einer Reihe echtsüdlicher Pflanzen gedeiht wohl nirgend besser als im Rheinthal zwischen Chur und Sargans, einem Alpenstrich, wo der Föhn seine segensreichen Wirkungen in hohem Maße äußert. In den Appenzeller Alpen findet sich am Silberblatt, auf Krayalp und an der Roßlen eine Gruppe von 26 Alpenpflanzen südlicher Verbreitung, die im übrigen Appenzell fehlen, und das ist ein trefflicher Beweis dafür, daß der Föhn Samen aufzuheben and fortzutragen fähig ist, daß er für die Verbreitung der Pflanzen ein wichtiger Factor genannt werden muß, denn diese Pflanzeninsel besteht aus Individuen, welche über die Bergkämme von Süden gewaltsamer Weise herangeführt wurden und am Fuße derjenigen Felsenwände niederfielen, an denen die Wellen des transportirenden Föhns sich brachen. Die schrittweise nordwärts vordringende Masse fraglicher Arten hat die Bergkämme aus eigener Kraft noch nicht zu überschreiten vermocht. Ganz entsprechende pflanzengeographische Erscheinungen wie in den großen Föhncanälen der Schweiz treten hier und da auch zu Tage in den meridional verlaufenden Thalrinnen der Tiroler Alpen, die gleichfalls bisweilen von trockenwarmen Luftströmungen mit ausgesprochenem Föhncharakter durchstreift werden. Das sehen wir im Oetzthal, im Kaunser-, Sill- und Pitzthal. Es war bereits darauf hingewiesen, daß durch den Föhn auch das höhere Hinaufdringen der Pflanzen der Schneegrenze entgegen ermöglicht wird, und mit diesem wiederholenden Hinweis gehen wir zur Betrachtung der Föhneinwirkungen auf die Thierwelt über.

Daß der thierische Organismus für vorhergehende Einwirkungen von Ereignissen atmosphärischer und terrestrischer Natur, wie Stürme und Ungewitter, Berg- und Lawinenstürze, Erdbeben und andere Elementarereignisse, die in der bestehenden Ordnung der Dinge gewaltige Umwälzungen bewirken, außerordentlich sensibel ist, steht in der Reihe bekannter Erfahrungsthatsachen, und dasselbe gilt ganz besonders vom Föhn. Bei seinem Herannahen geberden sich Bienen, Wespen, Hornissen und Stechfliegen, sowie andere geflügelte Insecten auffallend unruhig und stechwüthiger denn je. Die Kreuzotter, bei feucht-kühlem Wetter sich ängstlich verborgen haltend, kriecht aus ihren Schlupfwinkeln hervor und liegt stundenlang auf heißen Steinen und Baumstämmen. Das

Wild wechselt den Standort, es wird unruhig, weil bei der sich vermindernden Luftfeuchtigkeit der Schleimhaut durch Austrocknung die Witterung verloren geht. Das trifft vor Allem die Gemsen und Bergziegen. Letztere gerathen in einen Zustand fieberhafter Erregung, der sie ungemein wild und streitsüchtig werden läßt. Die eben noch ruhig und friedfertig weidenden Thiere „fallen sich plötzlich wüthend an, rennen wie rasend mit den Köpfen gegeneinander und bearbeiten sich so lange, bis eins mit gebrochenem Gehörn oder zerschundenem Kopf blutend und lahm den Kampfplatz verläßt". Sie verklettern sich bis zu den gefährlichsten Stellen der höchsten Grate und bereiten dem bewachenden Geißbub die größten Mühseligkeiten. Ebenso werden die Rinder unruhig, die Pferde deßgleichen, die wie toll umherrennen, ausbrechen und mehrfach zu den bedauerlichsten Unfällen Anlaß geben. Sie verlieren, wie der Hund, ungemein an Leistungsfähigkeit. Die Hunde spüren den Föhn, längst ehe sein Wehen begonnen hat, und treiben, wo sie zur Bewachung der Herden dienen, rechtzeitig vorher die Herde zusammen, auf diese Weise der Viehzucht großen Nutzen verschaffend. Höchst eigenthümlich ist das Verhalten der Vögel dem Föhn gegenüber. Die meisten der Singvögel, welche die einsamen Gebirgsthäler der Hochalpen als ständige Bewohner beleben, verstummen, sobald der Föhn im Anzuge ist, entweder ganz oder lassen nur noch leise, ängstliche Laute ertönen. Sie baden sich öfters, zausen die Federn und verstecken sich in den entlegensten Schlupfwinkeln. Und auf die Züge der Wandervögel übt der Alpenföhn ebenso wie der Scirocco, Samum, Chamsin und andere Gluthwinde einen störenden Einfluß aus, einen Einfluß, der, wie Berndt sagt, jedenfalls theils auf die große mechanische Kraft dieses Windes, vermöge deren er die wandernden Vögel von ihrer Zugrichtung abtreibt und verschlägt, theils auch auf seine physikalischen Eigenschaften, große Trockenheit und Armuth an Sauerstoff, zurückzuführen ist, vermöge deren er lähmend und erschlaffend auf den Organismus der Vögel einwirkt und sie eher ermatten läßt, als bei jedem andern Winde. Es ist interessant, zu hören, was Tschudi über die Föhnwirkung auf ziehende Vögel sagt. Wir lesen in seinem „Thierleben der Alpenwelt": „Weht im Frühjahr anhaltender Föhn auf dem Hochgebirge, so verzögert er oft die Ankunft der Reisenden aus dem Süden merklich, ja zwingt sie wohl, eine ganz andere Zugrichtung einzuschlagen. Der nämliche Wind veranlaßt im Herbst bisweilen auffallende Anhäufungen von Wandervögeln, so zur großen Erbauung der Jäger im October 1860 eine merkwürdige Ansammlung von Wachteln bei Genf und im October 1862 eine ähnliche von Schnepfen an den südöstlichen Jurageländen." Wir erkennen aus allem diesen, wie tief der Föhn in Leben und Haushalt der Thiere eingreift. Und direct sowohl als indirect ist dasselbe der Fall beim Menschen.

Sowohl der Organismus jedes Menschen, als sein ganzer Haushalt steht in einer durch deutliche Kennzeichen versinnlichten Abhängigkeit vom Föhn. Nervös-reizbare Personen fühlen schon eine geraume Zeit vor dem Herannahen desselben eine eigenartige Mattigkeit und Schwere in den Gliedern. Eine plötzliche Bangigkeit und gedrückte Gemüthsstimmung stellt sich ein, die Herzthätigkeit steigert sich und Kopfschmerzen mit Nasenbluten, ohne Zweifel infolge vermehrten Blutandranges nach dem Gehirn, bleiben in vielen Fällen nicht aus. Auch wird der Schlaf unruhig und ist von beängstigenden Träumen begleitet, in denen seltsamer Weise das Feuer eine Hauptrolle spielt. Die Thatsache, daß äquatoriale Luftströmungen einen geringern Sauerstoffgehalt als polare aufweisen, kommt neben der hohen Trockenheit der Föhnluft bei diesen krankhaften Erscheinungen jedenfalls bedeutend in Betracht. Die Einflüsse des Föhns auf den menschlichen Haushalt haben wir bei Betrachtung der Wirkungen auf Pflanzen- und Thierwelt bereits mehrfach berühren müssen. Wir sahen die Anbaufähigkeit der Thäler nach höheren Regionen hinauf wachsen, der Versumpfung zahlreicher Thaldistricte wurde gesteuert, Wiesen- und Obstbau und vor Allem der Bau des Weines verdanken einem im geeigneten Zeitpunkt eintretenden Föhn ungemein viel. Wenn man bedenkt, daß in den höchstgelegenen Alpendörfern und in den letzten armseligen Bergweilern die Existenz ganzer Familien von dem im Sommer unter unsäglichen, lebensgefährlichen Mühseligkeiten eingeholten Wildheu abhängt, so wird man es begreiflich finden, daß der Frühjahrsföhn von diesen Leuten so sehnsüchtig herbeigewünscht wird, obgleich er gar oft arge Verwüstungen auf den Bergen und im Thale anrichtet, Lawinen niederstürzt, Bergweiden und Ackerland mit Schutt und Geröll bedeckt und durch Ueberschwemmungen und Bergstürze oft im Verlaufe weniger Stunden ganze Ortschaften und blühende Thäler in die unwirthlichsten Steinwüsten und Trümmerfelder verwandelt. Wie nützlich der Föhn für die Viehzucht sich erweisen kann, lehrt ein Blick auf den Vortheil, den er den Wiesen und Halden aller Bergregionen zu bringen im Stande ist. Aber nicht allein durch die vielseitigen Einwirkungen auf die Pflanzen- und damit auf die Thierwelt, sowohl auf Hausthiere wie auf das frei umherschweifende Wild, wird in letzter Instanz der Mensch nach den verschiedensten Richtungen hin beeinflußt, er gehorcht diesen Einflüssen selbst in der Wahl seines Wohnsitzes und in der Bauart seines Hauses. Der Föhn wirkt bedeutend daran mit, daß die Luft der Berghöhen tage- und wochenlang wärmer ist als die der Thäler, und deshalb stehen so viele Gehöfte, Weiler und Dörfer droben auf den hohen Bergterrassen und nicht im Grunde der viel bequemeren Thalsohlen. Bei Kerner lesen wir: „Wer jemals im Spätherbst in einer jener windstillen und heiteren Perioden bei solchen, an steilem Bergabhange ragenden Gehöften geweilt hat und zu einer Zeit, wenn unten im Thale der gefrorene Boden schon von Reif und das entblätterte Zweigwerk der Bäume von Duftansatz starrt, und alle Vegetationsthätigkeit längst erloschen ist, dort oben die sommerlichen, milden Lüfte geathmet, die grünen Grasplätze noch mit herbstlichen Blüthen geschmückt und die Schafe noch im Freien weiden gesehen hat, der wird es begreiflich finden, daß die ersten Erbauer der Gehöfte sich in jenen Höhen ansiedelten, die sich durch ihre günstigen Temperaturverhältnisse im Spätherbst und Winter erfahrungsgemäß auszeichnen." Und wenn wir die Bauart der Alpenwohnungen ansehen, so muß es sofort einleuchten, daß hier der Schutz gegen furchtbare Stürme in erster Linie in Betracht gezogen wurde. Die sich so tief als möglich zur Erde duckenden Häuser, ihre Breite, wie sie mit Vorliebe an einen Felsblock, eine dichte Tannengruppe oder eine jäh abstürzende Fluhwand sich lehnt, wie das Dach mit schweren Steinen belegt ist, Alles deutet darauf hin. Und neben diesem versinnlichen nicht minder deutlich zahlreiche Gesetze und Vorschriften, die sich zumeist auf das Löschen der Feuer beim Föhneintritt beziehen, die Einflüsse des Föhns auf den Haushalt des Menschen, innerhalb dessen er zufolge der furchtbaren Verwüstungen, durch Brände vor Allem, mit vollstem Rechte gefürchtet ist.

Es wäre ein müßiges Beginnen, Nutzen und Schaden des Föhns gegeneinander abwiegen zu wollen, um einem von beiden die Krone zuzuerkennen. Man darf nicht kleinlich sein, und wenn man das nicht ist, so kann das ohne Vorurtheil gezogene Schlußergebniß unserer Betrachtung nur dahin lauten, daß der Föhn ein Wohlthäter ist für das Alpenland und seine Bewohner. Die Aufgabe, die er im Haushalte der gesammten Natur vollzieht, muß eine culturelle Mission ersten Ranges genannt werden.

D.

Bücherbesprechungen.

K—d. Der Civilprozeß. Systematisch bearbeitet für die ordentlichen Gerichte des preußischen Staates und für das Reichsgericht auf Grund der Reichsgesetzgebung und der preußischen Landesgesetzgebung, sowie der Vorschriften der preußischen Landesjustizverwaltung. Von V. Rintelen, Geh. Oberjustizrath. Berlin, Otto Liebmann 1890. (Etwa 9 Lieferungen zu je 2 ℳ) Lief. 1 und 2. — Das Werk bildet eine Ergänzung der Commentare zur Civilprozeßordnung, die eben nur mit letzterer sich abgeben und die den Landesgesetzgebungen überlassenen Vorschriften fast ganz außer Acht lassen, dadurch, daß es nicht nur die C.-P.-O., sondern auch sämmtliche, für Preußen giltige mit dem Prozeßrechte in Verbindung stehende Vorschriften der Landesgesetze und der Landesjustizverwaltung, ferner nicht nur das durch die C.-P.-O. geregelte formelle Prozeßrecht, sondern auch das wesentlich auf dem Landesgesetze beruhende materielle Prozeßrecht behandeln will. Der Verf. hat, um seinen Zweck möglichst zu erreichen, von der Form des Commentars abgesehen und sein Werk als Hand- und Lehrbuch erscheinen lassen. Die vorliegenden beiden Lieferungen enthalten aus dem ersten Theile (allgemeine Lehren über das gerichtliche Verfahren) die ersten 3 Abschnitte (Bedingungen des Civilprozesses, Allgemeines über den Betrieb des Civilprozesses, Termine, Ladungen, Zustellungen, Fristen). Unter dem

Titel: Bedingungen des Civilprozesses behandelt der Verfasser als Voraussetzungen des Civilprozesses in Bezug auf den Gegenstand die Zulässigkeit des ordentlichen Rechtswegs, sonstige allgemeine Voraussetzungen, Verjährung, Verlust des Rechtswegs, Klagehäufung, Werth des Streitgegenstands, ferner die Parteien, den Gerichtsstand. Ob die Systematik an sich richtig sei, darüber läßt sich streiten, zu beachten ist jedoch, daß der neben den Reichsgesetzen herangezogene Stoff Abweichungen vom gewöhnlichen Gange fordern mag, um ihn in geeigneter, übersichtlicher Weise zur Darstellung zu bringen. Neben dem Reichsrechte und den Entscheidungen des Reichsgerichts — welche in besonderen Anmerkungen aufgeführt werden — nimmt der Verfasser nur auf preußisches Recht und auf preußische Verhältnisse Rücksicht, wie es auch der Titel des Werkes ausführlich besagt. Mag dies für manches seine Berechtigung haben, so darf es doch nicht zu weit ausgedehnt werden. Der Verfasser läßt z. B. nur den Preußen, welche als Personen der diplomatischen Vertretung des Deutschen Reichs oder Preußens im Auslande oder bei einem deutschen Bundesstaate das Recht der Exterritorialität genießen, in Ansehung des Gerichtsstandes ihren Wohnsitz da haben, wo sie in Preußen ihren Wohnsitz hatten, bez. in Berlin (S. 113); mithin würden alle übrigen Deutschen unter gleichen Verhältnissen in einer beklagenswerthen Ungewißheit über den Gerichtsstand ihres Wohnsitzes sein. Der Berichterstatter hat die zu Grunde liegende beschränkende gesetzliche Bestimmung nicht finden können. Die Landesprozeßordnung (§. 16) ist besser und spricht hier wie anderwärts nicht von einem Preußen allein, sondern überhaupt von Deutschen. Nicht recht verständlich sind die Bemerkungen bez. der Prozeßfähigkeit und der gesetzlichen Vertretung der deutschen Landesherren und der Mitglieder ihrer Familien (S. 77 u. 92). Bei dem Zustellungsauftrag an den Gerichtsvollzieher hat der Verfasser in der Anmerkung 1b. S. 152 die Verschiedenheit der vorausgesetzten Thatbestände in der reichsgerichtlichen Entscheidung (Entsch. des R.-G. in Civils. Bd. 17 S. 411) nicht genügend beachtet; dann würde das Urtheil nicht so absprechend ausgefallen sein. Von solchen kleinen Sachen abgesehen, bietet der Verfasser in seinen Zusammenstellungen, insbesondere der sonstigen reichsgesetzlichen Bestimmungen zu den einzelnen Theilen des Civilprozeßrechts, soweit es aus den vorliegenden Lieferungen zu entnehmen, für weitere Kreise, auch für nichtpreußische Juristen Beachtliches.

— Die Lage in Afrika unmittelbar vor und nach dem deutsch englischen Vertrage vom politischen Standpunkte aus betrachtet. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1890. — Die Broschüre ist mit Sachkenntniß geschrieben, welche bei der Beurtheilung der afrikanischen Verhältnisse noch so oft vermißt wird, in einem ruhigen, objectiven Tone und hat etwas mehr als eine ephemere Bedeutung. Die Schilderung der ostafrikanischen Landschaften und ihrer politischen Beziehungen ist, soweit sich beurtheilen läßt, nach den besten Quellen gründlich gemacht, Westafrika kommt ein wenig zu kurz weg. Der Verfasser hält die moralischen Erfolge des Vertrages aller Wahrscheinlichkeit nach für sehr günstige, die positiven Erfolge dagegen, abgesehen von der Arrondirung des Territoriums, für äußerst geringe. Die Geschichte wird lehren, welche Auffassung Recht behält. Vorläufig gilt es, sich nicht entmuthigen zu lassen, sondern trotz aller Schwierigkeiten vorwärts zu gehen. Wer am kräftigsten mit Menschen und Mitteln in Afrika einsetzen kann, der wird die Zukunft für sich haben. M.

M.-Fr. Die letzte Huldigung des Hanauer Ländels an seinen Landesherrn (27.—29. Mai 1790). Ein Beitrag zur Geschichte Ludwig's (X.) I. von Hessen-Darmstadt und der hessischen Besitzungen im Elsaß. Zeitgenössische Schilderung, mitgetheilt von Hermann Ludwig (von Jan). Straßburg, C. F. Schmidt's Universitätsbuchhandlung, 1890. 32 S. 8°. — Im Nordosten des Unterelsasses, vom Oberlaufe der Sauer bis zur Zorn, lag am Anfange der französischen Revolution ein Theil des Gebietes der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, für welchen der Landesherr, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Krone Frankreich zu huldigen hatte. Der spätere 1. Großherzog von Hessen-Darmstadt ist nun der letzte deutsche Fürst, welchem dieses sogenannte Hanauer Ländel, dessen Mittelpunkt die Stadt Buchsweiler bildet, zufiel. Bei seinem Einzuge, kurz nach dem Regierungsantritte, entwickelte — eine ganz eigenartige Erscheinung! — dieses damals doch französische Ländchen mitten während der „patriotischen" Schimpfereien auf die Aristokraten eine so rührende Anhänglichkeit und ein so festes Vertrauen auf den neuen Landesherrn, daß der Abdruck des betreffenden Abschnittes aus den „Briefen eines reisenden Deutschen über das Elsaß" u. s. f. von Th. F. Ehrmann wirklich anziehend ist, und in einer Zeit, in der die Leidenschaften ähnlich aufgestachelt werden, Verbreitung verdient. Die Bevölkerung hatte übrigens schon vorher gegen die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung Einspruch zu erheben gewagt.

B. K. Das Priestererbe. Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands von Fritz Peter. Leipzig 1890. Selbstverlag. 4 ℳ — Den Stoff zu diesem Roman hat die dunkele Geschichte geliefert, welche laut Zeitungsberichten im Jahre 1888 sich in Schlesien zugetragen hat: das beträchtliche Vermögen einer protestantischen Adelsfamilie ging unter allerhand traurig-räthselhaften Verwickelungen in den Besitz eines katholischen Domherrn über. An irgendwelcher Thatsächlichkeit der Sache ist wohl nicht zu zweifeln; dagegen sind alle näheren Umstände der Oeffentlichkeit verborgen geblieben. Das Vorwort des Romans belehrt uns, daß der Verf. Erkundigungen eingezogen, auch Einblicke in Documente gewonnen habe und so in der Lage sei, den eigentlichen Verlauf zu beschreiben. Ein in die katholische Diaspora versetzter Caplan weiß sich bei einer protestantischen Gutsherrin in einer Weise Stellung und Einfluß zu verschaffen, daß er nach eingetretener Geistesstörung des Mannes zum Verwalter und nach dem Tode der Frau zum Erben des ganzen Vermögens eingesetzt wurde. Von ihm hat dann mit Umgehung aller Verwandten des Hauses wiederum jener Domherr geerbt. Wir können uns des Eindruckes nicht erwehren, daß der Verf. etwas außerordentlich Nützliches zu thun unterlassen hat, nämlich den ganzen höchst auffälligen Vorgang auf Grund jener Mittheilungen und Documente, wenn auch immerhin mit seinen Nutzanwendungen, geschichtlich treu darzustellen. Es ist ja möglich, daß die Umstände ihm das nicht verstattet haben. Was er aber mit jenem Material angefangen hat, das hat einen weit geringeren Werth: er hat einen Roman daraus gemacht. Betrachten wir diesen letzteren blos als solchen, als eigentliches Kunstwerk, was jedoch durch Titel und Vorwort eigentlich verwehrt wird, so krankt derselbe an dem großen Hauptfehler, den er mit allen Tendenz-Kunstwerken theilt, daß ihm die Unbefangenheit des freischaffenden Genius abgeht. Erquickt und erhoben wird sich kein Menschen fühlen durch diese Lectüre. Auch geht dem Verf. Manches ab, was zur Technik des künstlerischen Schaffens gehört. Sollen wir dagegen die Forderungen der Kunst hier als Nebensache, als Hauptsache aber die Wirkung auf das protestantische Gefühl gelten lassen, so daß Zorn und Unmuth, wie sie den Leser ergreifen, als beabsichtigter Erfolg des Erzählenden anzusehen wäre, so würde die volle thatsächliche Wahrheit aller Hauptbegebenheiten ein unerläßliches Erforderniß sein. Was hilft es dem protestantischen Leser, mit starkem Unwillen Kenntniß davon zu nehmen, daß ein katholischer Geistlicher eine evangelische Ehefrau verführt, daß katholische Obere die nach ihren eigenen Kirchengesetzen völlig unstatthafte Stellung eines ihrer Kleriker dulden, ja begünstigen, wenn — das Alles nicht wahr, sondern die Erfindung des ausschmückenden Romandichters ist? Der Bericht über das wirklich Geschehene, wie ihn das Vorwort giebt, läßt noch eine Reihe anderer Auslegungen zu außer der, welche der Roman erdichtet, indem er die Herrschaft der niedrigsten Bestrebungen und die Anwendung der empörendsten Mittel zur Erklärung heranzieht. Jedenfalls beansprucht das Buch eine gewisse Beachtung; aber wir fürchten, daß die katholische Kirche es als Roman einfach ignoriren wird, was sie mit einer actenmäßigen Darstellung nicht gekonnt haben würde.

G. Oe.— Sächsischer Königskalender für das Jahr 1891. Dresden, Commissionsverlag von Alexander Beyer. gr. 4°. 84 S. Preis: 50 ₰. — Der Kalender gehört äußerlich und inhaltlich zu den besseren Erzeugnissen seiner Gattung. Er bietet viel Unterhaltendes und Belehrendes, auch einige hübsche Beigaben: ein Kunstblatt, einen Wandkalender, einen Bilderbogen und ein ganz nettes Scherzbild. Der Rückblick auf die Jahresereignisse ist umfassend und reich illustrirt, die erzählenden Beiträge dagegen recht schwach. Daß die gewöhnlichen Kalenderwitze nur in geringer Zahl vorhanden sind, kann dem Kalender nur als Empfehlung dienen. Wie die königl. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel in Augsburg dazu kommt, für den Käufer des Kalenders Preisaufgaben zu stellen, ist uns ebenso befremdlich gewesen, wie die vielen Anzeigen aus Bayern in einem „sächsischen Königskalender".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 122. Sonnabend, den 11. October. 1890.

Von den Ufern der Loire.

Von P. C.

Le jardin de la France — so nannten im Ausgang des 16. Jahrhunderts die schmeichelnden Hofpoeten den Riesenpark des Schlosses Plessis-les-Tours, in dessen Laubgängen die denkwürdige Zusammenkunft der beiden Heinriche stattfand, die Reformirte und Royalisten unter demselben Banner gegen die Liga vereinte: der Garten Frankreichs, das ist die Bezeichnung, die von hier auf die Umgebung des Schlosses, auf das Land zwischen Loire und Cher, das seit alten Zeiten das Reiche hieß, und weiter auf die ganze Touraine übertragen und von Botanikern und Geographen umgemünzt ward.

Der Garten Frankreichs — ein weites fruchtbares Tiefland, von der Loire querdurch entzweigeschnitten, die untere Hälfte durch Vienne, Indre und Cher geviertheilt, im Norden durch die hügeligen Bergketten von der Sarthe abgetrennt, im Süden in die flachen, kahlen Ebenen des Poitou auslaufend. Langsam und träge wälzt die Loire ihre schmutziggelben Fluthen westwärts, in der Touraine stockt der Lauf oft vollständig, die Wasser füllen die seitlichen Thalniederungen und bilden ganze Gruppen von grünumbuschten Waldseen mit hunderten kleiner Canäle. Weitgedehnte Laubwaldungen umkleiden das Plateau im Norden, an dem Abhang nach dem Flußthal zu zeigt sich der rothe zerklüftete Fels hier und da zwischen verstaubtem Grün, niedrige, bis zu dem Wasserbecken herabreichende bräunliche Geröllkegel bezeichnen die Biegungen und Windungen des Strombettes — was der angeschwollene, übermüthige Fluß im Frühjahr an Ackerland und Felsgestein von der einen steinigen Ecke, der einen vorwitzig vorgestreckten Halbinsel weggerissen, setzt er an der nächsten Ecke an der ins Wasser hineingeschobenen Sandbank als schmale Landzunge getreulich wieder ab. Nur allmälig, mit jährlich erneuter Anstrengung, gräbt er sein Bett tiefer, wäscht die Buchten reinlich aus, schleift die hartnäckig widerstrebenden Felserker ab und wälzt den Boden Frankreichs dem Meere zu. Scharf setzen sich die sattgrünen Wälder gegen die lichten Wiesen ab, schwere, schwarze Schatten, durch die die helle Grundfarbe nur mühsam hindurchdringt, umkleiden die Ränder und Säume der Abhänge. Die flimmernden Sonnenstrahlen, die über die Höhenwellen hinwegflitzen, werfen leichte bläuliche langgezogene Schlagschatten über die nächsten Wiesenniederungen, unruhig, unbestimmt in den Umrissen; über den Laubkronen brechen sie sich in den Schieferdächern der einsamen Touraineschlösser und fallen zwischen den die Ufer in langer Reihe säumenden Pappelriesen auf die eingeschlafenen Fluthen der Loire. Ueber dem Horizont liegt bleischwer und bleigrau ein dunkler Wolkenstreifen, an beiden Seiten ausgefranzt und zerfasert, leichte verwaschene blaugraue Wölkchen ziehen sich wie verirrt und auseinandergetrieben der großen Mutterwolke zu, darüber blauer, klarer, ungetrübter Himmel, nach dem Horizont zu leicht roth abgetönt. Von der Loire steigen dünne Nebelstreifen empor, wie umgeblasene Rauchsäulen, ein nervöser, frischer Wind, der in kurzen Stößen durch das Flußthal fährt, fegt sie ostwärts. Gerade zwischen dem weißlichen, hin und herwogenden Nebelmeere und der unruhigen Wetterwolke erscheinen am Horizonte, gegen den röthlichgelben Ton des Osthimmels in bestimmten Umrissen absetzend, die Thürme und Dächer einer Stadt, wenige große Linien, ein paar Ecken scharf markirt, die Häuserschaar selbst in graulichés Dunkel eingetaucht. Ein riesiges, spitzes Dach ragt über alle hervor, zwei stämmige, oben zierlich durchbrochene Thurmhelme daneben — über dem hier die ganze Thalsohle füllenden Flußbett leuchten weißliche, mit einander verbundene Dreiecke auf, weitgestreckte Brückenbogen. Es ist die alte Hauptstadt der Touraine: Tours.

Man kann im nördlichen Frankreich noch heute an dem Grade der Abneigung gegen die oder den Deutschen, d. h. der officiellen oder officiösen Abneigung erkennen, ob es der betreffenden Stadt gelungen ist, sich erfolgreich gegen die deutschen Truppen zu vertheidigen, ob sie eingenommen worden und ob es Stadt und Einwohnerschaft mehr oder minder trübselig ergangen. Hiernach richtet sich dann der Haß gegen die Prussiens — die geringeren Maße brauchen auf der Meßkarte gar nicht eingetragen zu sein. Die Bitscher wissen sich noch heut vor Uebermuth kaum zu lassen, — wenn sich alle so tapfer geschlagen wie sie in ihrem Schnepfennest, ah, dann säßen eben diese verwünschten Preußen noch in ihren heimischen Eichenwäldern und fräßen Eicheln: aber die großen Verräther, Napoleon und Bazaine, und all die kleinen — denn natürlich waren sie alle Verräther: wenn Bitsch sich nicht übergeben hat: warum dann Metz? — In St. Quentin ist es nicht viel besser. Den Besiegten gegenüber sind die Franzosen von je mit der denkbar größten Liebenswürdigkeit entgegengetreten. Man schaut dort die Deutschen noch heut als die Unterlegenen an — und wer es nicht glauben mag, dem predigen es die Verkörperungen der staunenswerthen Heldenthaten in Bronze und schlechtem Sandstein: so behandelt der St. Quentiner den teutonischen Fremdling zwar mißtrauisch, aber mit einer gewissen herablassenden Nonchalance. Und die Tourangeaux rühmen sich wenigstens, daß ihre Stadt dem feindlichen Bombardement beharrlichen Widerstand entgegengesetzt, sie spüren noch Heldenblut in ihren Arterien und das stellt sie dem überlegenen Sieger gleich — ihr Selbstgefühl ist durch das Jahr Siebenzig nicht ganz plattgedrückt worden und dadurch jetzt nur um so höher wieder emporgeschnellt. Ein weidenartig biegsames, elastisches Etwas, das französische Ehrgefühl.

Als die erste deutsche Granate am 21. December in die Stadt fiel, entstand eine fürchterliche Panik. Stufenweise war diese vorbereitet worden. Im Anfang galt Tours als sicheres Refugium — kein Mensch konnte glauben, daß der Feind den lästerlichen Muth besitzen würde, bis in das Herz der Touraine vorzubringen; das Gouvernement für die nationale Vertheidigung, das den Widerstand in der Provinz organisiren sollte, hatte drum auch hier seinen Hauptsitz aufgeschlagen. Die Mitglieder der Delegation hielten hier ihre Sitzungen vom 13. September bis zum 9. December. Dann verschwanden sie nach Bordeaux, erst ein paar verscheuchte Uebervorsichtige, dann der ganze Haufe. Tours, das die verkörperte Zukunft Frankreichs nach Bordeaux entweichen sah, begann zu verzweifeln. Das unheimliche Zischen und Sausen der deutschen Geschosse weckte wieder die Thatkraft — erst am 19. Januar konnte der Gegner seinen Einzug halten, am 8. März schon verließ er wieder die Stadt.

Eine lange breite Straße, an der alle profanen Hauptgebäude der Stadt vereinigt liegen, durchschneidet Tours von Süden nach

Norden, die Rue Nationale, auf der sich das ganze Leben von Tout-Tours zusammendrängt, — am Vormittag Handelsplatz und Börse, am Nachmittag Promenade und Caféplatz. Wie auf den Pariser Boulevards schieben sich dann von den Thüren der Caféhäuser die kleinen zierlichen Tischchen auf den Bürgersteig vor, und zur Absynthstunde, zwischen vier und fünf, fluthet hier eine bunt zusammengewürfelte Menge, sich drängend und stoßend, vorüber. Die exotischen Typen von Paris fehlen, dafür tauchen zwischen den ehrsamen Bildungsphilistern und Boulevarddandies die breiten vornübergebeugten Gestalten der Tourainer Landbarone auf; und das farbige Element, das man in Paris vermißt, vervollständigt das Bild: ganze Gruppen von Officieren, prächtige, schlanke Reitergestalten in schwarzen knappen verschnürten Röcken und gluthrothen faltigen Beinkleidern, alle mit einem gelben Rohrstöckchen bewaffnet wie die Soldaten Ihrer britischen Majestät auf der Rhede von Dover. Am Südende wird die Straße flankirt vom Palais de Justice und der Bibliothek, am Nordende stehen sich die Mairie und das Museum gegenüber. Von den Vorstädten im Süden trennen die Altstadt zwei überbreite, stille, baumbepflanzte Boulevards, zur Linken der Boulevard Béranger, zur Rechten der Boulevard Heurteloup. Die Rue Nationale findet eine schnurgerade Fortsetzung in dem großen Pont de Tours, der über das breite, versandete Strombett der Loire geradenwegs hinüberführt nach der Vorstadt St. Symphorion. Eine flache Bank, halb von hohem, hartkantigem Binsengras überwuchert, das nur streifenweise den gelben, körnigen Sand durchschimmern läßt, zieht sich stromaufwärts lang am Wasser hin, fast ebenso breit wie der Fluß selbst. Zwei schmale, ausgedehnte Inseln, dicht bewaldet mit wohlgepflegten Buchenriesen, die ihre grauen Wurzeln bis in das Wasser hinabschicken, erheben sich östlich aus dem Strom, die Insel Aucard und die Insel von Vieux-Pont, so getauft nach der alten 1030 errichteten Steinbrücke. Die Brückenfundamente, die bei niederem Wasserstande noch sichtbar sind, und das in enger Umarmung verschlungene und ineinandergeflochtene Wurzelwerk halten das Inselchen zusammen und verhindern, daß es allmälig stromabwärts hinunter geschwemmt werde. Die Berge schieben sich Tours gegenüber bis hart an den Strom heran, die Straße steigt von der großen Brücke aus mühsam durch einen Engpaß hinauf, oben auf dem Plateau theilt sie sich in zwei schnurgerade Linien: die eine führt nach Caen, die andere direct nach Paris. Der Convent der Schwestern de la Présentation ist hart am Quai an den Abhang angelehnt, ein breitschultriger, vielflügeliger Gebäudecomplex, noch weiter stromabwärts zeigt sich, an den Felsenrand angebaut, von blühenden Gärten umgeben, das Kirchlein St.-Cyr.

Tours hat zweimal den Namen ändern müssen, ehe es seine jetzige Bezeichnung erhielt. Die erste Ansiedelung am Hang der Höhe von St. Symphorion, von gallischen Edlen gegründet, trug den Namen Altionos. Die römischen Kaiser übertrugen die Stadt von dem felsigen Nordufer in die weite Ebene zur Linken des Stroms und tauften sie Caesarodunum. Gegen den Ausgang des 4. Jahrhunderts verlor sich der officielle Prunkname, die Stadt hieß schlicht nur Urbs Turonum. Und hieraus hat sich allmälig das kurze Tours geformt. St. Gatian und St. Martin predigten dem ungläubigen, starrköpfigen Heidenvolk das Christenthum: Tours ward der berühmteste Bischofssitz im merovingischen Frankreich. Kurze Zeit hielten es die Westgothen besetzt, Clovis nahm ihnen die feste Stadt wieder ab; hier starb Clotilde, hier schrieb Gregor von Tours die erste Geschichte Frankreichs.

Von den Denkmälern der merovingischen und karolingischen Zeit hat die Stadt nichts mehr aufzuweisen. Die Tour de Charlemagne, der Sage nach über dem Grabe der dritten Frau Karl's des Großen, der schönen Luitgard errichtet, ist ein Werk des 13. Jahrhunderts. Bis zur Revolution stand in der Nähe der Place d'Aumont die Basilika des heiligen Martin, der größte und berühmteste Kirchenbau des Abendlandes vom Zusammenbruch des Römerreiches bis auf die Zeiten Karl's des Großen. Ein bescheidenes Oratorium aus Holz war zunächst über dem Sarge des Heiligen errichtet worden, erst St. Perpetuus, der dritte Nachfolger auf dem Bischofssitze in Tours, errichtete ihm 472 ein würdiges Grabmal. Die Basilika des heiligen Perpetuus ist nicht in der alten Form bis zur Revolution bewahrt worden, sie ward 997 durch eine Feuersbrunst zerstört, die Nachfolgerin 1175, erst der dritte Neubau dauerte bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts. Bei dem Mangel an auch nur einigermaßen genügenden Nachrichten über die Prachtbauten der Merovinger sind die Notizen um so werthvoller, die wir über die Basilika von Tours besitzen: die eine Beschreibung giebt Gregor von Tours, eine andere ganz entsprechende fand ich im Cod. lat. 292 der Stadtbibliothek zu Arras. Den angegebenen Ziffern nach war die Basilika ein für die unausgebildete Technik der Merovinger riesenhaftes Werk: sie maß 160 Fuß in der Länge, 60 in der Breite, war bis zum Gewölbe 46 Fuß hoch. Die Decke trugen 41 Säulen, durch 32 Fenster empfing der Altarraum sein Licht. Dazu kamen eine Reihe von Anbauten und Vorhöfen, so daß der Bau im Ganzen nicht weniger als 120 Säulen und 72 Fenster zählte.

Sind die architektonischen Monumente des ersten Jahrtausends sämmtlich zu Grunde gegangen, so bewahrt doch Tours noch andere halb vergessene, aber sprechendere Zeugnisse der Kunstthätigkeit unter den karolingischen Herrschern. Die Stadtbibliothek birgt eine Reihe kostbarer Handschriften aus der Schreibschule von Tours, die hier der gelehrte Angelsachse Alcuin gegründet hatte. Seit den Untersuchungen Léopold Delisle's ist es möglich, mit Sicherheit die turonischen Prachthandschriften aus der Menge der karolingischen Codices herauszulösen: das unterscheidende Moment bildet eine hier erfundene und nur hier durchgeführte Form der Halbunciale. Die bedeutendsten Erzeugnisse der Schule bewahrt die Nationalbibliothek zu Paris, voran die berühmte Bibel, die Graf Vivianus dem Kaiser Karl dem Kahlen zum Geschenk machte. Aber Tours enthält neben anderen kleineren Werken noch zwei der wichtigsten Handschriften der Schule, ein Sacramentar und einen Evangeliencodex in Goldschrift, auf dem die Könige von Frankreich als Aebte und Kanoniker von St. Martin den Eid abzulegen pflegten.

Auf der place de l'hôtel-de-ville an der Loirebrücke treten die schmalen Häuserreihen weit von dem Stromufer zurück, blühende wohlgepflegte Anlagen nehmen ihren Platz ein. Ueber dem smaragdenen Frühlingsgrün der dichtbelaubten Zierbüsche ragen zwei weiße Steinbilder in die blaue Luft empor, die Denkmäler zweier Söhne der Stadt, zur Rechten die Statue Rabelais' mit einem undefinirbaren höhnisch-witzig-blasirt-wehmüthigen Lächeln um die feingeschnittenen Lippen, zur Linken Descartes, aufrecht, nachdenklich, einen Band in der Rechten — ein Werk des Bildhauers de Nieuwekerke, am Sockel die Worte: Cogito, ergo sum. Das Erinnerungsmal des ersten und größten Sohnes von Tours steht weiter südwärts, am unteren Ende der Rue Nationale. Das Bild eines stark gebauten Mannes, mittelgroß, breitschultrig, ein wenig beleibt, mit musculösem Stiernacken, glattem, fleischigem Gesicht und langherabhängendem straffen, strähnigen Haar, mit großen durchdringenden Augen unter den tiefgezogenen Brauen. Es ist der erste Romandichter der romantischen Schule Frankreichs, Honoré de Balzac. Als Herzensmensch und als Kopfmensch ganz der Sohn der Touraine, die er schwärmerisch liebte, eine sprudelnd reiche, vollblütige Natur, plump und sanft, derb und zartfühlend, zu einem ahnungsreichen Traumleben gleich veranlagt wie zu haarscharfer, in die Tiefe grabender, zersetzender, secirender Beobachtung, kein Held im Sinne Carlyle's und kein Gedankenbringer im Sinne von Georg Brandes, aber ein großer Mensch und ein großer Franzose. Einmal, im Jahre 1820, schrieb er an seine Schwester, die Madame de Surville: „Ich bin ein Mensch, ich möchte eines Tages noch etwas Anderes erwerben als literarischen Ruhm: zu dem Namen des großen Schriftstellers den des großen Bürgers hinzuzufügen, — das ist mein Ehrgeiz.“ Bürger in Paris, Bürger in Tours! Armer Balzac — er ist sein ganzes Leben lang seiner bürgerlichen Stellung nicht froh geworden. Schriftgießer, Buchdrucker, Buchhändler und Verfasser wollte er zugleich sein — und so blieb der Kehrreim seiner Gedanken das Schlußwort seines Romans „Eva und David“: „Mein Geld, meine Gläubiger!“. Wie er nach Paris kam, begann er zu arbeiten und arbeitete ohne Unterlaß seine ganze Jugend und sein Mannesalter hindurch — als er eben aufhören und sich auf sein Recht auf Glück besinnen wollte, starb er. „Er lebte von 50000 Tassen Kaffee und starb an 50000 Tassen Kaffee.“ Michelet hat die seltsame Marotte gehabt, einen Abschnitt seiner Geschichte des französischen Geisteslebens mit dem Punkte zu beginnen, wo der Kaffee zum allgemeinen Getränk wird. Der Kaffee hat Balzac zu Grunde gerichtet, er ward für ihn zum langsamen Gift. Balzac ist traurig, das ist wahr, aber er ist tief, sagt Lamartine. Ist denn die Welt fröhlich? Molière war traurig und gerade darum war er Molière.

Ludovic Halévy fing an nicht mehr jung zu sein. Er sehnte sich nach behaglicher Ruhe und dem bequemen Fauteuil der französischen Akademie im Institut de France. Gerade war einer

der vierzig Unsterblichen eines jähen Todes verblichen und von den 39 überlebenden auf den Père-Lachaise hinausgeleitet worden, Halévy erschien unter den Bewerbern um den erledigten Sessel. Freilich um seine Führungsliste stand es schlimm, sehr schlimm; sie strotzte von schwarzen Strichen in Gestalt frivoler, leichtfertiger Bücher, die seine Feder verbrochen — es waren fast so viel wie die des älteren Dumas. Rasch entschlossen setzte er sich hin und schrieb ein academisches Buch, ein höchst sittsames Buch, das selbst den strengsten Anforderungen der Censur genügen konnte, strotzend von Edelmuth und reiner Gesinnungstüchtigkeit. Das Werkchen hatte den gewünschten Erfolg, ein Jubelschrei durchzog die Institutskuppel, die alten Herren staunten erst, dann lächelten sie, schmunzelten endlich — und Halévy ward gewählt. Das Buch heißt der Abbé Constantin, das Entzücken aller Provinzdienstmädchen und Vorstadtnäherinnen. Der Held ist ein französischer Officier und heißt Johannes — ein französischer Officier und Johannes — und ist fürchterlich tugendhaft, so edel, daß er vor einer amerikanischen Lady, die er glühend liebt, davon läuft, nur aus dem Grunde, weil sie zufällig das Unglück hat, ein paar Millionen zu besitzen. Es wird endlich keine der Großstadtehen geschlossen, wie sie About mit so viel graziöser Leichtigkeit und Leichtfertigkeit und Pariser Anmuth geschildert — die Beiden spielen ein wenig Paul und Virginie. Der Schauplatz der hübschen Geschichte ist ein Schloß Longueval: in Wahrheit aber spielt der Vorgang mitten in der Touraine, von der Halévy eine fein abgetönte Schilderung giebt. An glücklicher Einfachheit der Bilder und Lieblichkeit der Sprache in der Landschaftsmalerei hat der Techniker Halévy nur einen ebenbürtigen Gegner, Guy de Maupassant. Langsam wird das Bild vor dem Leser aufgerollt, erst macht der Autor ein wenig den Geographen, fängt auch ein klein wenig an pedantisch zu dociren, dann rasch einige Lichter daraufgesetzt, ein paar Sonnenstrahlen huschen über das Bild weg — mit wunderbarer Feinheit folgen rasch aufeinander zwei, drei kurze, blitzartige Beleuchtungseffecte: die Stimmung ist fertig und mit einem Male leuchtet auch das ganze Landschaftsbild in scharfen Umrissen, wie nach einem Gewitterregen, herüber. Ueber den dunkelgrünen Baumgruppen blinkt schimmernd die Frontmauer des Schlosses auf, davor eine weite Terrasse, hinter ihr die graue Parkmauer, über die die Blüthenbüsche schwer herabhängen, der Harzduft der Edeltannen dringt herüber — in der Loire Thalferne undeutlich und verschwommen die Thürme der Stadt, darüber verdämmernde Höhenzüge.

Welche Burg der Touraine Halévy hierbei Modell gesessen — wer weiß es? Vielleicht Chenonceaux, vielleicht Chinon Azay-le-Rideau, Chambord, Chaumont, vielleicht alle fünf zusammen. Es ist kein Mangel an Vorbildern in der Touraine: ist doch der Garten Frankreichs die burgenreichste Gegend der ganzen Republik. Es ist nicht der Charakter der Ardennenburgen oder der Rheinschlösser, der hier vorherrscht, abgeschlossen nach außen, eng nach innen, alle Licht- und Luftöffnungen dem schmalen Hofraum zugekehrt — die Herrensitze der Touraine wenden sich nach außen und innen, prunkende Façaden und glänzende Höfe, durch die ganze Anordnung geht ein fröhlicher, lebenslustig rauschender Zug, die düstere, die Bewegung hemmende Befestigungsanlage ist nur noch äußerlich, leichtfertig, wie zum Scherz, vielfach modificirt, zu Schmucktheilen verwendet, beibehalten. Wie die Pavillons am Louvre und den Tuilerien nur noch spielend an die Eckthürme der Stadtpaläste erinnern, so sind hier zierliche Gräben und Wälle, Thore mit feingeschnittenen Profilen, Ausfallspförtchen als eine Art modernes Spielzeug eingefügt. Aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist ein idealer Schloßplan erhalten von Jacques Androuet-Ducerceau, der in der Anlage noch ganz dem alten Typus der beiden vergangenen Jahrhunderte folgt. Ein wenig schließen sich alle Schlösser der baueifrigsten Periode, der Zeit Franz' I., so vor Allem Chambord und Blois an diesen Plan an, alle mit überreicher Decoration des Oberstocks und der Dachtheile, und erst Chantilly und Fontainebleau machen sich langsam von dem überkommenen und schon verknöcherten Typus frei. Den vollkommenen Sieg erringt die von Süden her einsickernde italienische Kunstweise nicht nur in der Außendecoration, sondern auch in der Anlage, erst in den Werken der beiden Hofkünstler Heinrich's II., zugleich der beiden ersten Architekten der französischen Renaissance, Philibert de l'Orme's und Pierre Lescot's.

Ein paar Meilen von Tours entfernt, an der Linie von Vierzon, mitten aus einem langgestreckten Park, der bis zur Loire hinabreicht, tauchen die bizarren Thürmchen und die spitzen, mit üppiger architektonischer Phantastik verzierten Dächer eines Schlosses auf. Die Baumgruppen weichen zurück, der Cher bricht sich mitten durch den Park Bahn, ganz vom Wasser umgeben und vom Wasser unterspült liegt auf einer Art mächtiger Brücke der alternde Prachtbau des Schlosses Chenonceaux. Rundthürme, Flachbogen, Hermen, gekuppelte Fensterreihen, Dacherker schmücken die Wasserseiten. Der Gründer des berühmten Schlosses ist Thomas Bohier, der Finanzpächter der Normandie, der 1496 das Territorum erworben hatte. Er starb, ohne den Bau zu vollenden. Noch erinnert an ihn seine allenthalben in Ornamente und Wappen eingemeißelte Devise: S'il vient à point, me souviendra. Das Schloß wechselte rasch den Besitzer: von dem Connetable v. Montmorency kam es an Franz I.; Heinrich II. schenkte es seiner schönen Maitresse, Diana von Poitiers, die den genialen Gedanken der Ueberbrückung des Cher faßte und ihn durch Philibert de l'Orme in Angriff nehmen ließ. Aber erst Catharina von Medicis war es, die den Plan zu Ende durchführte. Eine neue Glanzperiode dämmerte für Chenonceaux herauf, als im Jahre 1730 Monsieur Dupin von dem Schlosse Besitz ergriff. Es entstand hier mitten in der Provinz ein ästhetisch-literarischer Cercle, wie das Hotel Rambouillet in Paris oder die Kruschki der Martinisten und Sapadniki in Moskau und St. Petersburg. Die Elite der französischen Gesellschaft fand sich hier zusammen, Fontenelle, Tressan, Montesquieu, Buffon, Mably, Condillac, Bolingbroke, Voltaire. Dazu kamen die geistsprühenden Feminina, die Madamen de Boufflers, de Luxembourg, de Rohan-Chabot, de Forcalquier mit ihrer liebenswürdigen pikant-sentimentalen Plauderei. Rousseau ward hier 1743 durch Dupin de Francueil eingeführt, er ward der Erzieher des einzigen Sohnes Dupin's. In seinen „Confessions" giebt Rousseau selbst eine Erzählung von seinem Aufenthalte in Chenonceaux. Es war zum letzten Male, daß das geistige Leben Frankreichs sich in der Provinz ein Centrum suchte: seitdem beginnt der große Ventilator im Herzen des Landes Alles an sich heranzuziehen, einzuschlürfen, aufzusaugen, und die nördlichen Provinzen auszusaugen: und dieser Riesenventilator heißt Paris.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Stimme eines griechisch-katholischen Christen gegen den Papismus.** Von Jaann Werchowskij. Aus dem Russischen. Mit einem Vorwort des Verfassers zur deutschen Ausgabe (nebst Beilagen) und dem Porträt desselben. Leipzig, in Commission von Schmaler & Pech. 1889 (aber eben erst ausgegeben). 4 ℳ. — Der jetzt in Pillnitz bei Dresden lebende Verfasser unterwirft in dieser Schrift die päpstliche Unfehlbarkeit einer scharfen Kritik und zwar widerlegt er Satz für Satz die Behauptungen, welche Fürst Gagarin, der Jesuit, in einem Briefe an eine russische Kirchenzeitung über jenes Dogma aufgestellt hat. Wir finden in dieser Widerlegung, abgesehen von einer besonders kräftigen Sprache, nichts, das von protestantischer Wissenschaft nicht auch schon gegen die vaticanische Lehre vorgebracht worden wäre. So würden wir hauptsächlich unsere Freude kundzugeben haben, daß solche Uebereinstimmung zwischen Protestantismus und griechisch-katholischer Theologie bei einem wissenschaftlich geförderten Vertreter der letzteren zu finden sei, und könnten am Ende gar von dem Morgenroth einer aufdämmernden Einheit zwischen beiden weissagen, wenn — der Verfasser nicht, wie uns das lange Vorwort belehrt, eben wegen seiner Anschauungen über die russische Staatskirche aus seinem Amte in St. Petersburg und aus Rußland verdrängt worden wäre. Augenblicklich kann er für alles Mögliche gelten, nur nicht für einen Vertreter der griechischen Orthodoxie. Daß aber, um mit dem alten Spruch zu enden, der Topf nach der ersten Suppe schmeckt, das sehen wir aus dem Bilde, das der Verfasser in eben jenem Vorworte von der wahren christlichen Kirche entwirft. Neben vielen echt biblischen und evangelischen Forderungen findet sich als letzte die, daß der orthodoxe Czar-Selbstherrscher in der Mitte seiner Kirche die Freiheit und Selbstthätigkeit des Kirchenvolkes verkörpern, leiten und bewahren soll. Diese echt russische Anschauung nach solcher Vergangenheit und trotz solcher wissenschaftlichen Einsicht hat etwas Rührendes.

W. L. R. **Graßmann, Die Staatslehre oder die Politik.** 2 Bde. von 493 bezw. 646 S. Stettin 1890. Preis 18 ℳ. Druck und Verlag von R. Graßmann. —

Hr. R. Graßmann, der sich als Chefredacteur und Verleger einiger pommerscher Zeitungen bezeichnet, beabsichtigt in seiner „Staatslehre“ ein System unseres Gesammtwissens vom Staate, sowohl vom Staatsrechte als von den Grundsätzen der Finanzwissenschaft, der Polizeiwissenschaft, der Rechtswissenschaft, der Nationalökonomie, ferner auch vom Schulwesen und der Technik des Heer- und Marinewesens zu geben, und zwar — wie er verspricht — auf streng wissenschaftlicher Grundlage, d. h. begründet auf Erfahrung und Versuch. Hr. Graßmann glaubt sich zur Lösung der Riesenaufgabe, welche er sich gestellt, befähigt, da er bereits im Jahre 1839 sein Pionierofficiersexamen abgelegt und sich Verdienste in technischer Hinsicht erworben, ferner 1838—1850 als Lehrer an verschiedenen Mittelschulen gewirkt, außerdem seit 1848 über dreißig Jahre verschiedene politische und Handelszeitungen redigirt, wiederholt als Agitator und Volksredner und endlich auch 13 Jahre hindurch als Stadtverordneter und Führer der Bürgerschaft Stettins politische Erfahrungen gesammelt habe. Derjenige, welcher im Gegensatz zum Verfasser glücklich ist, wenn es ihm innerhalb seines Lebens gelingt, nur eine der politischen Disciplinen zu beherrschen, muß darauf verzichten, ihm in allen seinen Ausführungen nachzufolgen, wird vielmehr mit Stichproben festzustellen suchen, ob Verfasser sich in einzelnen Gebieten das bisher wissenschaftlich Geleistete zu eigen gemacht, die bisherigen Anschauungen wissenschaftlich berichtigt und Besseres an deren Stelle gesetzt hat. Graßmann nimmt für sich in Anspruch, daß er auf jedem Gebiete der politischen Disciplinen Alles zu benutzen gesucht habe, was die Gegenwart an Entdeckungen auf diesen Gebieten bereits gebracht habe. Es sei ihm „eine Freude gewesen, über die großen Fortschritte, welche unsere Zeit auf vielen dieser Gebiete gebracht hat, seine volle Anerkennung aussprechen zu können. Andererseits hat der Verfasser freilich auch nicht unterlassen können, auf die großen Fehler aufmerksam zu machen, welche unsere Staatsmänner gegenwärtig noch auf anderen Gebieten begehen“. Die Art, wie Graßmann die einzelnen Probleme angreift, ist im Wesentlichen in den verschiedenen Disciplinen die gleiche. Es wird zuerst auseinandergesetzt, wie eine Disciplin zu benennen und einzutheilen sei, dann, daß darin noch Vieles falsch gemacht werde, und darauf ein System von wunderbaren Maßregeln entwickelt, durch welche Alles besser werden würde. Einer der wenigen Fälle, wo uns Verfasser Einblick in seine Literaturkenntniß gestattet, ist sein Abschnitt von der Finanzwissenschaft (Bd. I. S. 165 bis 290). Hier sind dem Verfasser die gesammten ausländischen und deutschen Finanzwerke von Bodinus bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, sowie von der modernen Literatur nicht allein die Monographien, welche die wichtigste Bereicherung unseres Wissens enthalten, sondern die bekanntesten Lehrbücher wie Leroy-Beaulieu, Ad. Wagner, W. Roscher, Umpfenbach unbekannt. Und doch würde schon ein Blick in einen elementaren Grundriß wie den von Eheberg übersetzten des italienischen Professors L. Cossa genügt haben, den Verfasser besser zu orientiren. Nachdem Verfasser auch bei der Finanzwissenschaft, die er Schatzpflege nennt, wie bei den anderen Disciplinen sein Unbehagen mit dem bisher Geleisteten geäußert, findet er die Erklärung der bestehenden „Mißstände der Schatzpflege“ in Folgendem: „Gegenwärtig stehen auch in den bestverwalteten Staaten an der Spitze der Schatzpflege und ihrer Zweige nur Rechtsgelehrte oder auch Parteimänner, welche sich im „Staatstage“ eine hervorragende Stellung erworben haben, ohne jede Vorbildung in der Formenlehre oder Mathematik.“ Statt dessen müßten Mathematiklehrer zu Finanzministern gemacht werden. „Die Unterbeamten der Schatzpflege müssen dann mit Leichtigkeit die Rechnung nach jeder Formel ausführen und mit Logarithmen rechnen können.“ Von den derart vorgebildeten Finanzministern fordert dann Graßmann Folgendes: „Der Staat soll, wenn es irgend möglich ist, von seinen Einwohnern gar keine Abgaben und Steuern einziehen; dies Ziel zu erreichen, soll und muß die Aufgabe jeder Schatzpflege sein.“ Zum Schluß genüge, um zu charakterisiren, wie im Einzelnen die wichtigsten Probleme in dieser „Schatzpflege“ erörtert sind, die wörtliche Wiedergabe des Passus über die „Zuckergefälle“. „Der Zucker ($C_{12} H_{22} O_{11}$) wird aus dem Safte mancher Palmen und der Runkelrübe gewonnen. Es liefern 11,44 Kilo Rüben 1 Kilo Zucker, gebrauchen in Frankreich 1/88, in Deutschland 1/40, in Rußland 1/33 Hektar Acker und zahlen in Deutschland für jedes Kilo Rüben 1,6 ₰, für ein Kilo Zucker demnach 18,3 ₰ Gefälle. Der Zucker ist ein Nahrungsmittel, welches in wenig Gewicht viel Kohlewasser, d. h. viel Wärmemittel liefert. Für die ärmeren Leute ist er zu theuer und durch Kartoffeln und andere Nahrungsmittel leicht zu ersetzen, für wohlhabendere dagegen ist er ein höchst angenehmer Nahrungsstoff. Sein Verbrauch ist demnach ein freiwilliger, der sich für die Belastung mit Gefällen sehr wohl eignet. Die Einziehung ist, da der Zucker nur in ganz großen Zuckersiedereien gewonnen werden kann, leicht und billig zu bewirken. Doch sollten die Gefälle nie über 10 Hundertel des Werthes betragen.“ Eine weitere Kritik dürfte entbehrlich sein.

△ **Die rechtlichen Verhältnisse zwischen benachbarten Grundstücken gegenüber genehmigungspflichtigen Gewerbeanlagen** (Reichsgewerbeordnung §§. 16 flg.) unter Berücksichtigung der Rechtsprechung der obersten deutschen Gerichts- und Verwaltungsbehörden dargestellt von Dr. jur. **Heinrich Beck**, Assessor beim Rathe zu Dresden. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. — Es handelt sich in der vorliegenden Abhandlung — ist dieselbe etwa zur Erlangung der Doctorwürde oder anläßlich der Ablegung der juristischen Staatsprüfung verabfaßt worden? — hauptsächlich um die Auslegung des §. 17 der Reichsgewerbeordnung und insbesondere um die Beantwortung der Frage, was ist unter „privatrechtlicher Titel“ im Sinne dieser Bestimmung zu verstehen und beruhen die nachbarrechtlichen Verbietungsrechte auf Rechtstiteln dieser Art? Der Verfasser verneint nach unserer Anschauung mit vollem Rechte diese in Theorie und Praxis verschieden beantwortete Frage und geht davon aus, daß die auf jene Nachbarrechte gestützten Einwendungen gegen Errichtung einer gewerblichen Anlage im Falle ihrer nicht rechtzeitigen Anbringung durch §. 17 der Gewerbeordnung ausgeschlossen werden. Vorausgeschickt werden diesen ansprechenden Ausführungen Darlegungen über die nachbarrechtlichen Beziehungen zwischen Grundstücken im Allgemeinen und über die nachbarrechtlichen Verbietungsrechte gegenüber Immissionen nach gemeinem, sächsischem, preußischem, württembergischem Rechte und dem Entwurfe eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, während der letzte Theil der Abhandlung sich mit der Auslegung der §§. 19 und 26 und dem Verhältnisse dieser §§. sowie des §. 17 der Gewerbeordnung zu einander befaßt.

B.K. **Lea N. Tolstoi, Nachwort zur Kreutzersonate.** Nach der einzigen vom Dichter anerkannten Redaction aus der Handschrift übertragen von **R. Löwenfeld**. Berlin, Trautwein, 1890. — Der Verfasser hat in Jasmaja Poljana, dem Wohnsitze des Grafen Tolstoi, persönlich Abschrift von diesem Heftchen genommen und bietet dasselbe in deutscher Uebersetzung. Der Grund zu dieser umständlichen Maßregel ist der, daß die religiösen Werke des Dichters in Rußland nicht gedruckt werden dürfen und also in Abschriften verbreitet werden, deren Zuverlässigkeit nicht immer festzustellen ist. Hier wird eine völlig authentische Aeußerung des Dichters dargeboten. Interessant ist es jedenfalls, die religiöse Lebensanschauung des vielgenannten Mannes, losgelöst von aller poetischen Einkleidung, aus seinem eigenen Munde sich schildern zu lassen. Der Standpunkt des Grafen Tolstoi ist ein Christenthum Christi im Gegensatz zu allem Kirchenthum, freilich nach seiner eigenen Auslegung und Gestaltung. So ist es seiner Meinung nach eine Lehre Christi, die jene im Titel genannte Erzählung zur Darstellung bringen sollte, daß die Keuschheit im mönchischen Sinne ein dem Menschen vorgehaltenes Ideal sei, dem sich alles wahrhaft sittliche Streben entgegen zu bewegen habe. Die Aufstellung dieser Lehre beruht auf jenem bekannten Mißverständniß einiger biblischen Stellen, das in der Kirchengeschichte zu wiederholten Malen seine Rolle gespielt hat. Aber die Kirchengeschichte ist dem Grafen Talstoi ein ebenso fremdes Gebiet, wie das echt evangelische Volksleben, das ihm freilich niemals entgegengetreten sein mag; sonst hätte er wissen und auch aussprechen müssen, daß die gesunden Forderungen, welche er stellt, so weit Menschen möglich, hier bereits längst erfüllt sind. Grauenhaft ist der Einblick, den die Begründung seiner Sätze in die sittliche Verkommenheit der höheren russischen Gesellschaft eröffnet; sie scheint wirklich mit ihren Greueln jene Bevölkerung zu übertreffen, die man sonst an der Seine zu suchen pflegt.

In der Abh. „Etwas vom deutschen Antiquariat“ in Nr. 120 wurden versehentlich die Worte ausgelassen: „herausgaben. Ich sage Preiscourante“, welche dort 1. Seite, 1. Spalte, Zeile 27, hinter „Preiscourante“ einzuschalten sind.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 123. Dienstag, den 14. October. 1890.

Die Schulbildung der sächsischen Rekruten.

In der ersten Hälfte der 30er Jahre wurde unseres Wissens von dem Centralcomité des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen der Gedanke ausgesprochen, daß von der Fertigkeit der Rekruten im Lesen und Schreiben ein Schluß auf den Stand und die Fortschritte des Schulwesens im Lande gezogen werden könne. Es empfehle sich daher, alljährlich genau feststellen zu lassen, wie viele Rekruten des Lesens und Schreibens kundig seien, wie viele aber nicht.

Derartige Feststellungen über die in die Königl. Sächs. Armee, bez. in das XII. (K. S.) Armeecorps eingestellten Mannschaften liegen uns auf die Zeit von 1834 bis 1889/90 mit Ausnahme der Jahre 1848, 1849, 1865, 1866 und 1870/71 zur Einsicht vor, und wir glauben, daß ein Ueberblick über sie nicht blos das Interesse von Schulmännern, sondern auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in Anspruch nehmen dürfte.

Für unsern Zweck genügt es aber, hinsichtlich jeder Rekrutirung immer nur 1) die Gesammtzahl derjenigen Mannschaften anzugeben, welche bei ihrer Prüfung in der Truppe weder lesen noch schreiben oder doch letzteres nicht konnten, und 2) den Procentsatz, der auf diese „Rekruten mit ungenügender Schulbildung (Analphabeten)“ je nach Maßgabe der überhaupt eingestellten Mannschaften jedesmal entfällt. Und weil es hierbei lediglich darauf ankommt, unsere sächsischen Zustände zu beleuchten, so sind bei den gedachten Angaben alle in das XII. (K. S.) Armeecorps eingestellten Mannschaften aus anderen deutschen Bundesstaaten nicht mit in Betracht gezogen worden.

Hiernach geben wir zunächst eine tabellarische Zusammenstellung der in die Königl. Sächs. Armee, bez. in das XII. (K. S.) Armeecorps eingestellten Rekruten mit ungenügender Schulbildung.

Zeit	Zahl der Rekruten mit ungenügender Schulbildung		Zeit	Zahl der Rekruten mit ungenügender Schulbildung	
	insgesammt	aufs Hundert		insgesammt	aufs Hundert
1834	413	20,425	1862	20	1,239
1835	444	20,208	1863	11	0,984
1836	345	18,196	1864	52	1,137
1837	288	18,457	1867 (Frühj.)	64	0,843
1838	276	15,000	1867 (Herbst)	36	0,459
1839	283	18,080	1868—69	45	0,680
1840	300	18,968	1869—70	43	0,625
1841	359	14,671	1871—72	31	0,443
1842	215	11,647	1872—73	35	0,495
1843	183	10,404	1873—74	39	0,572
1844	123	8,792	1874—75	22	0,312
1845	139	8,476	1875—76	16	0,233
1846	54	3,020	1876—77	19	0,272
1847	37	1,733	1877—78	25	0,347
1850	182	3,350	1878—79	23	0,310
1851	151	3,412	1879—80	24	0,329
1852	97	2,937	1880—81	18	0,147
1853	95	2,975	1881—82	20	0,245
1854	94	2,751	1882—83	6	0,074
1855	72	2,200	1883—84	14	0,174
1856	51	1,667	1884—85	9	0,112
1857	55	1,774	1885—86	8	0,101
1858	49	1,280	1886—87	2	0,025
1859	48	1,475	1887—88	9	0,098
1860	26	0,832	1888—89	3	0,054
1861	28	1,727	1889—90	1	0,012

Nach vorstehender Tabelle waren von den im Jahre 1834 und 1835 eingestellten Rekruten mehr als ein Fünftel Analphabeten, die nicht einmal den eignen Namen schreiben konnten. Ihre Zahl vermindert sich aber in den nächstfolgenden Jahren allmälig, und von 1844 ab lassen sich die günstigen Einwirkungen des Elementar-Volksschulgesetzes vom 6. Juni 1835 deutlich erkennen. Seit dem Jahre 1867 beträgt die Zahl der Analphabeten stets weniger als 1 aufs Hundert, seit 1880—85 mit einer einzigen Ausnahme stets weniger als 2 aufs Tausend, seit 1886—87 stets weniger als 1 aufs Tausend und im Ersatzjahre 1889—90 nur wenig mehr als 1 auf 10000.

Diese letzteren Angaben bekunden zugleich den vortheilhaften Einfluß des Volksschulgesetzes vom 26. April 1873, dessen später noch in anderer Verbindung zu gedenken sein wird.

Faßt man, um die seit 1834 geschehenen Fortschritte mit einem Blicke überschauen zu können, die Prüfungsergebnisse von je zehn und die der letzten beiden Rekrutirungen zusammen, so erhält man folgende Durchschnittsziffern fürs Jahr.

Zeit	Zahl der Rekruten mit ungenügender Schulbildung	
	insgesammt	aufs Hundert
1834—43	310,6	16,283
1844—55	102,4	3,765
1856—67 (Frühjahr) .	40,4	1,290
1867 (Herbst)—77/78 .	31,1	0,441
1878/79—87/88 . . .	18,1	0,166
1888/89—89/90 . . .	2,0	0,023

Theils höher, theils niedriger als diese Durchschnittszahlen für das ganze Land stellen sich in ebendenselben Zeiträumen die Jahresmittel für die einzelnen Kreise des Landes je nach Maßgabe der aus ihnen stammenden Mannschaften. Und eine Vergleichung dieser letzteren Mittelwerthe ergiebt, daß die Schulbildung der Rekruten anfangs in verschiedenen Kreisen sehr verschieden gewesen ist, daß sie im Fortschreiten zwar nicht allenthalben dasselbe Tempo eingehalten, schließlich aber im ganzen Lande eine fast gleiche Höhe erreicht hat.

Dies ist des Näheren aus nachstehender Tabelle zu ersehen, in welche, um den Gegensatz zwischen sonst und jetzt noch schärfer hervortreten zu lassen, auch die für die Jahre 1834 und 1889/90 giltigen Ziffern aufgenommen worden sind.

Zeit	Zahl der Rekruten mit ungenügender Schulbildung							
	Dresden		Leipzig		Zwickau		Bautzen	
	insges.	aufs Hundert	insges.	aufs Hundert	insges.	aufs Hundert	insges.	aufs Hundert
1834	87,6	14,046	45,0	13,564	236,0	27,378	85,0	18,513
1834—43	52,7	11,600	53,1	11,904	183,5	23,704	41,3	13,004
1844—55	20,2	3,051	18,6	3,170	49,5	4,201	14,1	2,980
1856—67 (Frühjahr)	8,0	0,986	6,5	0,801	17,6	1,689	8,2	1,569
1867 (Herbst)—77/78	4,2	0,237	3,4	0,226	18,1	0,617	7,4	0,727
1878/79—87/88 . .	2,1	0,101	1,2	0,074	7,2	0,227	2,8	0,249
1888/89—89/90 . .	0,0	0,000	0,5	0,030	1,5	0,040	0,0	0,000
1889/90	0,0	0,000	0,0	0,000	1,0	0,027	0,0	0,000

Gar keine Analphabeten kamen — beiläufig bemerkt — aus der Kreishauptmannschaft Dresden 1875/76, 76/77, 86/87, 88/89, 89/90, aus Leipzig 1882/83, 84/85, 87/88, 89/90, aus Bautzen 1886/87, 88/89, 89/90. Der einzige im Ersatzjahre 1889/90 überhaupt vorhandene stammt aus der Kreishauptmannschaft Zwickau.

Selbstverständlich hat die oberste Schulbehörde unseres Landes den Ergebnissen, welche sich bei der Prüfung unserer Rekruten auf ihre Schreib- und Lesefertigkeit alljährlich herausstellten, von jeher besondere Aufmerksamkeit zugewendet; aber erst nach der Aushebung von 1846 fand sie es angezeigt, über die Ursachen der damals bei 54 Rekruten constatirten ungenügenden Schulbildung genaue Erörterungen anstellen zu lassen. Solche Erörterungen haben seitdem regelmäßig stattgefunden, und zwar zunächst auf Grund der von den Analphabeten beigebrachten Confirmationsscheine, in neuerer Zeit aber auf Grund ihrer Volks- und Fortbildungsschul-Entlassungszeugnisse.

Was nun die hierbei ermittelten Ursachen anbelangt, so lagen dieselben nach älteren Berichten wenigstens zum Theil darin, daß die Bestimmungen des Elementar-Volksschulgesetzes von 1835 nicht überall sofort und mit dem gehörigen Nachdruck zur Geltung gebracht worden sind.

Denn bei nicht wenigen Schulen dauerte es lange Jahre, bis sich die neuen Vorschriften eindürgerten und besser vorgebildete Lehrer ins Amt kamen, welche den Unterricht im Allgemeinen erfolgreicher, als früher geschehen, zu ertheilen vermochten. Viele Schulen und Classen waren dergestalt überfüllt, daß es den Lehrern oft auch beim besten Willen nicht möglich wurde, die überaus zahlreichen Nachzügler hinreichend zu fördern. Ferner gewöhnte man sich besonders in Landgemeinden nur schwer daran, gegen Schulversäumnisse energisch einzuschreiten; wie hätten sonst manche Schüler, die später als Rekruten weder schreiben noch lesen konnten, mehr als den dritten Theil ihrer Schulzeit vom Unterrichte wegbleiben können. Und wie in dieser Beziehung, so übte man allzu große Nachsicht oft auch dann, wenn in Frage kam, Knaben während der Sommermonate als Viehhirten oder wochenlang zu lohnender Beschäftigung in Feld, Wald und gewerblichen Betrieben zu beurlauben. Außerdem ist es in manchen Fällen bei der Behandlung von Gesuchen um vorzeitige Entlassung aus der Schule denn doch zu leicht genommen worden. Und von Anwendung der schon damals geltenden Bestimmung, daß die Entlassung unreifer Schüler trotz des Ablaufs der gesetzlichen Schulzeit noch beanstandet werden könne, scheinen die betreffenden Instanzen öfter hauptsächlich deshalb abgesehen zu haben, um den Vorwurf übermäßiger Strenge von sich fern zu halten. Endlich bleibt hierbei noch zu erwähnen, daß, wenn es sich in älterer Zeit um Analphabeten wendischer Nation handelte, mehrfach auf den Umstand hingewiesen worden ist, in den von ihnen besuchten Volksschulen sei die Pflege der deutschen Sprache leider fast ganz vernachlässigt worden.

Diese Uebelstände aber sind im Laufe der Zeit allmälig zurückgetreten; sie werden daher in späteren Berichten über die von der obersten Schulbehörde angeordneten Erörterungen nur ganz ausnahmsweise berührt, neuerdings überhaupt nicht mehr erwähnt.

Dagegen werden schon seit längerer Zeit, um die Unfertigkeit der Rekruten im Lesen und Schreiben zu erklären, fast ausschließlich drei Ursachen namhaft gemacht, die man gleich von vornherein neben den bereits genannten als die wesentlichsten, gewöhnlich den Ausschlag gebenden bezeichnet hat. Die eine ist in den jungen Leuten selbst, die andere in ihren häuslichen Verhältnissen, die dritte in einem Mangel der Schulgesetzgebung von 1835 zu suchen.

Die meisten unserer Analphabeten waren, wie sich herausgestellt hat, als Volksschüler sehr wenig begabt, viele von ihnen auch träge, arbeitsscheu, theilnahmlos und nachlässig, manche außerdem roh, zügellos und auf dem Wege zur Verwahrlosung. Sie lernten infolgedessen blutwenig, zuweilen das Allereinfachste nicht, blieben als unverbesserliche Nachzügler in den unteren Classen zurück und mußten endlich mit einer höchst dürftigen Ausbeute an Wissen und Können aus der Schule entlassen werden. Etlichen hat selbst ein neuntes Schuljahr wirklichen Nutzen nicht gebracht.

Wenn hierzu in den vorliegenden Berichten aus älterer Zeit wiederholt bemerkt wird, daß auch bei den besten Schuleinrichtungen immer einzelne Analphabeten sich finden würden, so wollen wir dies ungeachtet der inzwischen wesentlich gestiegenen Erfolge des Volksschulunterrichts auch heute nicht unbedingt in Abrede stellen. Denn mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Indessen würden es, wie sich ferner ergeben hat, von jenen kümmerlich beanlagten Knaben wenigstens die lern- und gutwilligen in der Regel doch zur genügenden Fertigkeit im Schreiben und Lesen gebracht haben, wenn nur die Bemühungen der Schule seiten des Elternhauses gehörig unterstützt worden wären. Dies ist aber sehr häufig unterblieben. Manche Eltern, die vielleicht gern nachgeholfen hätten, konnten es nicht, weil sie selbst Analphabeten waren. Andere befanden sich in so ärmlichen Verhältnissen, daß sie bei drückenden Sorgen um den Lebensunterhalt niemals Zeit hatten zur Beschäftigung mit ihren schulpflichtigen Kindern; und wurden diese auch von Vater und Mutter außerhalb der Schulzeit zur Thätigkeit angehalten, so doch nicht — insbesondere wenn letzteren jedes Verständniß von dem Werthe einer guten Elementarbildung abging — zum Lernen und Ueben für die Schule, sondern lediglich zur Mitarbeit für das tägliche Brod. In noch anderen Familien, wo bekanntermaßen Zucht- und Ordnungslosigkeit in allen Dingen herrschte, hat man natürlich auch den Anforderungen der Schule keinerlei Beachtung geschenkt, sondern ihr manchmal sogar geflissentlich entgegengearbeitet. Unter solchen Umständen kann es nicht befremden, daß zuweilen selbst Knaben von ausreichender Begabung das Schulziel gar nicht oder doch nur bis zu einem geringen Grade erreichten.

Nun mögen zwar ebenso mißliche, die Jugendbildung benachtheiligende Zustände in Haus und Familie hier und da auch jetzt noch bestehen; glücklicherweise aber vermag sich ihr schädlicher Einfluß bei dem gegenwärtigen Stande der Schulordnung, die sich nach und nach straffer gestaltet und im Volksbewußtsein mehr und mehr befestigt hat, weit seltener als früher geltend zu machen. Auch weiß man heutzutage selbst in den untersten Schichten der Bevölkerung die Bedeutung einer tüchtigen Schulbildung für das Leben besser zu würdigen als noch vor wenigen Jahrzehnten.

Wenn nun aber unter der Herrschaft des Elementar-Volksschulgesetzes von 1835 vierzehnjährige Knaben, ohne etwas Ordentliches gelernt zu haben, aus der Schule entlassen waren, so ging ihnen das Wenige, was sie an Schreib- und Lesefertigkeit ins bürgerliche Leben mit hinausnahmen, fast immer binnen kurzer Zeit wieder verloren. Es ist dies derjenige Punkt, auf welchen wir nach den vorliegenden Anzeigen bis etwa zum Jahre 1880 das Hauptgewicht legen zu sollen glauben. Denn bis dahin wird von den Berichterstattern fort und fort hervorgehoben, daß es den betreffenden Analphabeten nach ihrer Schulzeit in der Regel an jeder Gelegenheit zur Fortbildung im Schreiben und Lesen gefehlt habe, daß ihnen weder vom Elternhause noch von Lehr- und Dienstherren irgendwelche Anregung dazu gegeben worden sei und daß sie selbst den Trieb nicht gehabt hätten, die in der Schule erworbenen Fertigkeiten durch eigene Uebung zu bewahren. Rascher als andere scheinen solche junge Leute, welche von ihrer Schulentlassung an schwere landwirthschaftliche oder besonders anstrengende gewerbliche Handarbeiten zu verrichten hatten, das Lesen und Schreiben wieder verlernt zu haben.

So sind selbst manche Knaben, die — wie ausdrücklich bezeugt wird — bei ihrem Austritte aus der Schule befriedigend gelesen und geschrieben haben, in der kurzen Zwischenzeit bis zu ihrer Aushebung leider zu Analphabeten geworden. In einzelnen Fällen erscheint es den Localschulinspectoren und Lehrern geradezu unglaublich, daß junge Leute in so wenigen Jahren gänzlich wieder vergessen konnten, was ihnen die Schule mitgegeben hat. Es mag dahingestellt bleiben, wie viel Wahres daran ist, daß einige dieser Rekruten ihre Prüfung bei der Truppe nur infolge großer Befangenheit schlecht bestanden und andere ihre Schreib- und Lesefertigkeit absichtlich verleugnet haben sollen, weil sie damit ihre Dienstzeit verkürzen, bez. ihre „Beförderung zum Corporal“ verhindern zu können glaubten.

Das Gefühl, es müsse, um die Zahl der Analphabeten thunlichst zu vermindern, vor Allem für die Fortbildung der Jugend nach dem volksschulpflichtigen Alter gesorgt werden, scheint bei unseren Schulaufsichtsbeamten — nach ihren Berichten zu urtheilen — schon in den 40er und 50er Jahren vorhanden gewesen zu sein. Und wir können uns bei dieser Gelegenheit nicht versagen, folgende Bemerkung aus dem Jahre 1848 anzuführen, die jenem Gefühle bereits bestimmten Ausdruck giebt: „Je weniger die nun als Analphabeten erkannten Subjecte in der Schule Lust zum Lernen bezeigt haben, um so weniger ist von ihnen vorauszusetzen, daß sie nach der Schulzeit — sich selbst überlassen — das wenige Erlernte fortgesetzt und geübt haben werden. Und je mehr namentlich auf dem Lande die allgemeine Beobachtung gilt, daß Söhne und Töchter nach ihrer Entlassung aus der Schule mit Ausnahme des

sonntäglichen Gebrauchs des Gesangbuchs weder ein Buch in die Hand nehmen, noch zu einer Feder greifen, sondern Alles liegen lassen: um so weniger wird die Voraussetzung Platz greifen, daß Entdeckungen, wie sie bei der Prüfung der Rekruten gemacht worden sind, gewöhnlich die Folgen eines vernachlässigten Unterrichts oder eines mangelhaften Zustandes der betreffenden Lehranstalten seien. Was man aber aus solchen Erscheinungen mit Sicherheit abstrahiren kann, ist die Wahrheit, daß, wenn der infolge des Elementar-Volksschulgesetzes von 1835 im ganzen Lande verbesserte Schulunterricht von wirklich nachhaltigem Nutzen für die Volksbildung sein soll, die Einrichtung von Nachhilfsschulen für die erwachsenere Jugend nach erfolgter Confirmation als ein unentbehrlicher Schlußstein des Volksschulsystems anzusehen sei, wozu der Staat zu seiner Zeit auf eine oder die andere Weise die nöthigen Einrichtungen zu treffen haben dürfte, wenn nicht die auf den Elementarunterricht selbst theils von den Gemeinden, theils van ihm — dem Staate — verwandt werdenden Summen graßentheils im Leben verlaren gehen sollen."

Jener Schlußstein nun, der unserem Volksschulwesen vierzig Jahre lang gefehlt hat, ist ihm durch das Schulgesetz von 1873 eingefügt worden. Es ist die abligatorische Fortbildungsschule. Sie trat hier und da schon im Jahre 1874, der Hauptsache nach aber zu Ostern 1875 ins Leben. Etwa sechs Jahre später mußte bei den Prüfungen der Rekruten ihre Wirkung zu erkennen sein. Und diese Wirkung ist in der That nicht ausgeblieben. Denn die varn beigebrachte Uebersichtstabelle zeigt, daß die Procentziffer der Analphabeten, welche sich in den zehn Ersatzjahren ven 1869/70 bis 1879/80 nach zwischen 0,828 und 0,338 bewegt, im Ersatzjahre 1880/81 auf 0,197 herabgegangen ist, um dann — allerdings in schwankender Curve, was nicht anders zu erwarten war — im Ersatzjahre 1889/90 endlich das Minimum von 0,019 zu erreichen. Den Fortschritt, der in diesen Ziffern zur Erscheinung kommt, haben wir freilich nicht der Fortbildungsschule allein zu verdanken, sondern — wie schon oben angedeutet — auch der durch das Gesetz vom 26. April 1873 veranlaßten Hebung des Unterrichts in allen unseren Volksschulen.

Vielleicht tragen die vorstehenden Ausführungen auch dazu etwas bei, den Werth der Fortbildungsschulen, der selbst in neuester Zeit noch nicht allenthalben die rechte Würdigung findet, gewissermaßen zu veranschaulichen. Zwar ist die früher oft behandelte Frage, ob unsere Fortbildungsschule nicht wieder abgeschafft werden möchte, jetzt von der Tagesordnung aerschwunden, aber noch immer erheben sich Stimmen, die einer Verkürzung der dreijährigen Schulpflicht das Wort reden. Namentlich Landwirthe wünschen dies. Wir können uns diesem Wunsche, dessen Erfüllung der Beoölkerung unseres Landes zum Theil wieder entziehen würde, was nach dem Dargelegten besonders auch für ländliche Arbeiter schon vor Jahrzehnten als höchst nothwendig bezeichnet worden ist und was Allen jetzt affenbar zum Vortheile gereicht, aan unserem Standpunkte aus nicht anschließen.

—ck—

Bücherbesprechungen.

B. K. **Leo Tolstoi und sein unkirchliches Christenthum.** Von Raphael v. Koeber, Dr. phil. Herausgegeben mit einer Nachschrift: Die Flucht aus dem brennenden Circus, von Hübbe-Schleiden, Dr. jur. utr. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1890. — Der zuerst genannte Verf. giebt, wie es scheint, als durchaus gläubiger Anhänger, eine Darstellung der eigenthümlichen religionsphilosophischen Anschauungen, die Graf Talstoi in seinen wissenschaftlichen Werken, hauptsächlich in den beiden Schriften „Bekenntnisse" und „Ueber das Leben" niedergelegt hat. Der zu zweit genannte Herausgeber dieser Darstellung bringt unter dem wundersamen Titel, der sich aus einem van Tolstoi gebrauchten Beispiel erklärt, einige, aber durchaus nicht alle nöthigen Einwände vor gegen jene Lehre, namentlich gegen die geradezu reaolutionären Begriffe des Dichters über die Staatsgewalt. Die Weltanschauung Tolstoi's erklärt sich vor allen Dingen aus seinem Vorleben, das ihn in alle Untiefen der Unsittlichkeit geführt hat, in welcher ein Theil der vornehmen Gesellschaft, namentlich Rußlands, versunken ist. Das Christenthum, dem er sich dann zugewendet hat, ist eine Kraft, die jede Seele retten kann; aber damit ist nicht gesagt, daß in dieser Seele auch die erfarderliche Klarheit und Geisteskraft sofort erweckt wird, wodurch Einer fähig wird, Anderen ein Lehrer zu werden. Daß er diese Fähigkeit durch seine Umkehr von dem falschen Wege erlangt habe, das ist Talstoi's verhängnißvoller Irrthum. Seine christliche Erkenntniß setzt sich zusammen aus dem richtigen Verständniß einiger christlichen Lehren und aus einer Erneuerung alten Mißverständnisses von gewissen Sätzen der Bergpredigt, wie man sie im 19. Jahrhundert nicht für möglich halten sallte. Daß Christus das Schwören zwar verboten, aber doch vor dem Gerichte seines Volkes selbst einen feierlichen Eid geleistet hat, das weiß in Deutschland jeder wahl unterrichtete Schulknabe und er weiß also auch, welche selbstverständliche Folgerungen für die christliche Sittenlehre daraus zu ziehen sind. Der russische Moralphilasoph weiß zwar das Erstere, aber das Zweite ist für ihn nicht vorhanden, so wenig wie hundert andere selbstverständliche Dinge. Seine ganze Lehre ist eine sehr erklärliche Reaction wider die sittliche Verworfenheit der gebildeten Welt und wider die Rathlosigkeit der russischen Staatskirche gegenüber diesen und vielen anderen Schäden; wer aber mit Staunen sehen will, auf welcher Stufe der Unreife und der Geschmacklosigkeit sich diese Reaction bei einem ihrer begabtesten Vertreter dermalen noch bewegt, der lese diese Schrift.

B. K. *ΚΟΣΜΟΣ.* **Die Weltentwickelung nach monistisch-psychalogischen Principien auf Grundlage der exacten Naturforschung dargestellt** von Dr. Hermann Wolff, Docent der Philosophie an der Universität Leipzig. 2 Bde. Leipzig 1890. Friedrich. 15 *M.* — Der Zusatz „nach monistisch-psychologischen Principien" belehrt uns, daß dieses mit großem Fleiße und mit begeisterter Hingabe geschriebene Werk als ein philosophisches und nicht, wie der übrige Titel und ein großer Theil der Ausführungen aermuthen lassen könnte, als ein rein naturwissenschaftliches betrachtet sein will. In der That bietet der erste Theil in der Hauptsache eine Art von Gesammt-Naturwissenschaft, in welcher die wesentlichsten Ergebnisse der Physialogie und der Chemie in ihren verschiedenen Verzweigungen ihr Unterkommen gefunden haben. Diese Art des Vorgehens erschien dem Verf. unerläßlich, da es nach seiner Meinung auch für die reinen Geisteswissenschaften keinen anderen Weg giebt, als den der analytisch-empirisch-inductiven Methade. Der Verf. glaubt, daß man heutzutage auch Psychologie nicht anders treiben könne, als auf Grund der Physiologie, ja daß die Psychologie nur eine anders gewendete und weitergeführte Physiologie sei. Daraus erklärt sich der riesenhafte naturwissenschaftliche Unterbau, den der Verf. zunächst aufführen zu müssen glaubt, um überhaupt philosophiren zu können, und wir geben ihm hierin vollkommen Recht von seinem Standpunkte aus; denn seither hat freilich Mancher Philosophie und insbesondere Psychologie studirt und getrieben, der sich um die sechs Phylen der Thierreichs und um die Gruppen der Phanerogamen, Prothallophyten u. dgl. erstaunlich wenig kümmerte. Allen diesen nach Wolff's Auffassung ins Blaue philosophirenden Leuten mußte zuvor geholfen werden, damit sie erführen, auf welcher Grundlage die Philosophie eigentlich beruhe. Eine ganz andere Frage ist nun freilich, ob diese Hilfe eine ausreichende ist. Alle möglichen Zweige der Naturwissenschaft in einem Bande von 335 Seiten abgehandelt, das ist viel Material auf kleinem Raume und der Verf. hat selbst an verschiedenen Stellen zugeben müssen, daß er nur andeuten, nur die fertigen Ergebnisse feststellen könne, im Uebrigen aber auf die eigentlichen Fachwerke verweisen müsse. So bekommt der Psycholog der Zukunft eigentlich eine recht unzureichende Kenntniß von dem großen Unterbau seiner Wissenschaft, er müßte denn allen den Hinweisen Folge leisten und zuvor Anatomie, Anthropogenie, Morphologie, Zoologie, Botanik, Chemie und manche andere Wissenschaft auf das Gründlichste studiren. Das mag dem Verf. bei seinem Riesenfleiße gelungen sein; mancher Andere jedoch, der seinen Spuren folgen wollte, könnte leicht zuvor mit Tode abgehen, ehe er bei der Philosophie selber ankäme. Dann hätte er nach gegebenem Muster Grund gegraben und Grund gelegt, aber das Haus wäre nicht fertig geworden. Aber zu dem, was der Verf. selbst zugeben muß, haben wir denn doch noch Einiges hinzuzufügen. Die Naturwissenschaft, deren erstaunliche Entdeckungen kein Mensch in Abrede stellen kann, hat sich ihrer Zeit an den Wundern des Mikroskopes denn doch ein wenig berauscht und hat geglaubt, weil einige Zusammenhänge ihr klar wurden, die man früher nicht erkannt hatte, sie hätte nun alle Zusammenhänge des Weltalls in der Hand. Diese Zeit ist vorüber, wenigstens für gewissenhafte Gelehrte, seit einer der größten unter ihnen sein berühmtes ignoramus et ignorabimus gesprochen

hat. Die neueste ernsthafte Naturwissenschaft ist bescheidener geworden; nur in der Tagesliteratur feiern allerhand jugendliche Geister die Orgien der materialistischen Weltanschauung weiter und die Gelehrten der Socialdemokratie haben jenes traurige Erbe thatkräftig angetreten. Wie Vieles eine ehrliche Wissenschaft auch heute noch nicht zu wissen bekennen muß, das tritt an vielen Stellen des Wolff'schen Werkes dem Leser entgegen. Aber wie vieles Andere ist auch hier einfach als Thatsache der Forschung in gutem Glauben hingenommen, was andere Naturforscher, als die gerade citirten, mit einem Fragezeichen versehen würden! Wir beschränken uns auf ein Beispiel. Bd. I, S. 92 wird von einer Zellenanhäufung im Embryo gesagt, sie sei wahrscheinlicherweise hermaphroditisch und gestalte sich erst später zu der männlichen oder zu der weiblichen Keimdrüse um. Es ist klar, daß für Haeckel'sche Anthropogenie dieses „wahrscheinlich" den allergrößten Werth hat, und wer sich zu ihrem Gefolgsmann macht und auf Haeckel'sche Anschauungen eine philosophische Weltbetrachtung gründen will, für den wandelt sich dieses „wahrscheinlich" seiner Geltung nach wie von selber in ein „gewiß". Aber wie, wenn nun andere sehr ernsthafte Forscher hier an die Stelle des „wahrscheinlich" ein „höchst wahrscheinlich" nicht zu setzen wagten? Dann bräche die ganze Lehre von der Urzelle zusammen und man würde wohl oder übel zu dem von Du Bois-Reymond gebannten Gespenst (Bd. I, S. 203) einer seelischen Lebenskraft zurückkehren müssen, durch welche geheimnißvoll die Zelle gebildet und entwickelt wird. Wie viel andere Beispiele vermöchten wir beizubringen, durch welche sich erweisen läßt, daß die Quadern der großen, physiologischen Grundlage durch einen Mörtel zusammengehalten werden, dessen Bindekraft mit „wahrscheinlich", „vermuthlich", „doch wohl gewiß" gekennzeichnet wird. Und nicht überall legt sich der empirische Psycholog solche vorsichtige Reserve auf. Wenn (Bd. II, S. 230) das Gesammtergebniß der Untersuchung mit den Worten ausgesprochen wird: „Die Wesensgleichheit des Menschen nach körperlicher wie seelischer Beziehung mit der unter ihm stehenden organischen Natur ist erwiesene Thatsache der Naturforschung, wie der Psychologie", so mußte der Verfasser, wenn er im Stande gewesen wäre, seine eigenen Ausführungen ohne Voreingenommenheit zu prüfen, zur Erkenntniß kommen, daß auch diesen selbst, geschweige den Behauptungen anderer Naturforscher zufolge sich von nichts reden läßt, als von einer gewissen Wesensähnlichkeit. Die Wesensgleichheit und was daraus folgt, das ist nicht wissenschaftliche Wahrheit, sondern Dogma, Glaubenssatz, wie ihn zahlreiche Empiriker zu ihren Forschungen fertig mitbringen. Fragen wir nun nach dem, was dem Titel gemäß die Hauptsache in dem ganzen Werke sein muß, wie nämlich der Weg von der Physiologie zur Psychologie gebahnt, wie das Leben nachgewiesen und erklärt wird, so nennt uns der Verfasser als den Lebensgrund alles Seins sogenannte Bionten, d. h. Lebewesen, noch atomhafter als die Atome der Naturwissenschaft, unvergängliche Träger des Lebens und der Entwickelung, die sich gegenseitig beeinflussen und so Leben erzeugen und Leben erhalten. Da nun aber weder der Verf. noch sonst ein Mensch jemals ein solches Bion gesehen oder eine unmittelbare Wirkung eines solchen wissenschaftlich hat feststellen können, so ist die Behauptung (II, S. 119) eine ungeheuer gewagte, daß durch diese psychologische Erklärung nichts Neues erdichtet und gesetzt werde, da ja jene Bionten nichts weiter seien als die bereits wissenschaftlich fixirten Atome. Sehen wir davon ab, daß der Verf. an mehreren Stellen wiederum einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen Bionten und den stofflichen Atomen annimmt, so genügt seine Behauptung, in ihnen seien die Lebenscentren des kosmischen Daseins zu suchen, um ihm entgegenzuhalten, daß damit allerdings nichts Neues erdichtet, wohl aber auf dem Wege der Speculation auf empirisch nicht nachweisbare Art einem Dinge etwas angedichtet wird, mit anderen Worten, daß das eigentliche philosophische System dem Empirismus den Abschied giebt. Und so ersteigt schließlich der alte böse Dualismus die so zäh vertheidigte Festung des psychologischen Monismus und nimmt in ihr Platz. Auf weitere Einzelheiten des Werkes vermögen wir nicht einzugehen. Der zweite Band enthält auch eine vollständige Moralphilosophie, deren Schluß durch einen Dialog über das Glück gebildet wird. Hier giebt B dem A den guten Rath, aus seinem seelischen Leben jede Gemüths-Anomalie zu verbannen und die Todesfurcht durch eine geschlossene Weltanschauung zu überwinden, die ihn belehren werde, daß es in der Natur kein Nichts gebe. Der Gottheit wird an verschiedenen Stellen des Werkes gedacht ohne die geringste Andeutung, wie dieselbe sich zu dieser so entwickelten Welt verhalte.

B. K. **Durch Sturm zur Stille!** Gedichte eines Kriegers von 1870/71 von **Joseph Mischner**, evangel.-luth. Pfarrer. Leipzig, August Neumann's Verlag, Fr. Lucas. — Daß der Dichter sich einen Krieger nennt, könnte zu der falschen Vorstellung führen, seine Gedichte seien alle Kriegslieder oder alle im Kriege entstanden. Das letztere ist wenigstens der eigentlichen Vollendung nach wohl nur mit einigen der Fall, und auf den Krieg bezieht sich nur die erste Hälfte der Sammlung; die zweite enthält religiös-lehrhafte Gelegenheitsgedichte. Mit Freuden nehmen wir wahr, daß der Verfasser über eine schöne Gabe poetischer Empfindung und Gestaltung verfügt, mit besonderer Genugthuung auch, daß er im löblichen Unterschied zu allerlei „Dichtern", deren Werke sich bis in die vornehmsten Sammlungen versteigen, nicht verschmäht hat, Metrik und Poetik zu studiren. Als Beispiele für Gedichte voll poetischer Gedankenfülle und hoher Formschönheit nennen wir die beiden: Deutscher Kampf und An Kaiser Wilhelm II.

—m— **Verzeichniß der Bibliotheken** mit gegen 50 000 und mehr Bänden. I. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, England, Nord-Amerika. Von P. E. **Richter**, Bibliothekar an der K. Bibliothek in Dresden. Sonderabdruck aus dem Export Journal. Leipzig, G. Hedeler (1890). 27 S. 8°. — Die vorliegende Zusammenstellung will zunächst, wie dies schon der Ort des Erscheinens erkennen läßt, einem Bedürfniß des Buchhandels entsprechen; doch auch abgesehen davon giebt sie einen sehr willkommenen Beitrag zur Bibliothekstatistik. In aller Kürze führt sie die einzelnen über 50 000 Bände enthaltenden Bibliotheken in den oben genannten fünf Staaten alphabetisch geordnet auf; bei jeder ist die runde Bändezahl und die jährlich zu Ankäufen verfügbare Summe angegeben und endlich angemerkt, welche Fächer in den bezüglichen Bibliotheken vorzugsweise vertreten sind und gepflegt werden. Allerdings bemerkt der Verfasser im Vorwort ganz richtig, daß diese, auf den Mittheilungen der Bibliotheksvorstände beruhenden Angaben mit Vorsicht aufzunehmen sind: abgesehen davon, daß in manchen Bibliotheken zuverlässige Zählungen überhaupt fehlen, ist die Zählweise auch eine sehr verschiedene. Selbst die Zahl der aufzunehmenden Bibliotheken dürfte sich noch vermehren lassen. Nach den jetzt vorliegenden Notizen sind Deutschland mit 92, Oesterreich-Ungarn mit 53, die Schweiz mit 17, England mit 71 und die Vereinigten Staaten mit 67 Bibliotheken vertreten. Die größte Bändezahl hat das British Museum in London mit 1 500 000 aufzuweisen. Dann folgen die königl. Bibliotheken zu München (900 000), Berlin (800 000), die Universitätsbibliothek zu Straßburg (640 000), die Library of Congreß zu Washington (620 000), die Universitätsbibliothek zu Göttingen (600 000), die Public Library zu Boston (511 909), die königl. Bibliothek zu Dresden (500 000). Zwischen 400 000 und 500 000 haben in Deutschland noch Leipzig, Darmstadt, Hamburg und Heidelberg. In Oesterreich ist die umfangreichste Bibliothek die Hofbibliothek zu Wien mit 400 000 Bänden; es folgen die Universitätsbibliotheken zu Wien (370 000), zu Budapest (300 000), zu Krakau (250 000) und zu Prag (205 000). Die größte Schweizer Bibliothek ist die Universitätsbibliothek zu Basel (160 000). In England folgen nach langem Zwischenraume auf die Bibliothek des British Museum die University Library zu Cambridge (400 000), die Bodleian Library zu Oxford (400 000), die Advocates' Library zu Edinburg (320 000), das Trinity College zu Dublin (213 000). Die bedeutendste Bibliothek Nordamerikas (außer den schon genannten) sind die der Harvard University zu Cambridge (350 000), die Astor Library (250 000) und die Mercantile Library Association (225 000) zu Neuyork. Auch hinsichtlich der verfügbaren Mittel steht das British Museum zu London mit 9000 Pfd. Sterl. voran; dann dürften einige amerikanische Bibliotheken folgen: die Free Public Library zu Newbedfort (35 000 Doll.), die Public Library zu Boston und die Bibliothek der Harvard University zu Cambridge Mass. (25 000 Doll.) Demnächst kommt die königl. Bibliothek zu Berlin (96 000 ℳ); unter den deutschen Bibliotheken stehen ihr am nächsten die Universitätsbibliothek zu Straßburg (60 000 ℳ), die königl. Bibliothek zu München (48 000 ℳ), die Universitätsbibliotheken zu Göttingen (32 000 ℳ) und Heidelberg (30 000 ℳ). Die Wiener Hofbibliothek hat 30 000 fl. zur Verwendung. Bedeutende Etats haben noch mehrere amerikanische Bibliotheken (Cleveland Publ. Libr. 23 000 Doll., die öffentlichen Bibliotheken zu Chicago, Indianopolis, die des Columbia College zu Neuyork je 20 000 Doll., die Enoch Pratt Free Library zu Baltimore 19 000 Doll. u. s. w), auch einige englische (Free Public Libraries zu Birmingham 2600 Pfd., Public Library zu Manchester 2000 Pfd, Univ. Libr. zu Cambridge 1700 Pfd.).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 124. Donnerstag, den 16. October. 1890.

Die Gestalt des Nathan in Lessing's gleichnamigem Drama.

Von Gustav Portig.

In Lessing's „Nathan der Weise“ dreht sich der Streit der Ausleger in erster Linie um die richtige Auffassung der Hauptgestalt. Die Vergötterer Lessing's rechnen es dem Dichter zur höchsten Ehre, die Gegner aber als Unehre an, daß er in der Person des Nathan einen weit über alles Christenthum und Judenthum hinausliegenden idealen Menschen geschaffen habe. Nur um der vorgefundenen Fabel willen hätte er das Stück in das Mittelalter verlegt; in Wirklichkeit gehöre dieser Nathan in das 18. oder 19. Jahrhundert. Gesetzt, diese Auffassung wäre richtig, so bliebe doch immer die Thatsache übrig, daß nur ein mild-gläubiger und philosophisch gebildeter Protestant wie Lessing fähig war, einen „Nathan“ zu schreiben. Moses Mendelssohn hat ausdrücklich anerkannt: nur ein Christ habe dieses Drama erfinden können. Immerhin läge schon in diesem Zugeständniß zwar nicht eine Verherrlichung der Person Lessing's, wohl aber des christlichen Geistes, welcher durch und im Dichter mächtiger gewesen wäre, als jener selbst gewollt hätte.

Nun leugnen wir gar nicht, daß dann, wenn eine Reihe von Geschlechtern hindurch die Kinder einer gebildeten frommen Judenfamilie mit den edelsten Schätzen der christlich-germanischen Cultur erfüllt worden wären, endlich ein Jude erstehen könnte, welcher sich dichterisch als ein idealer Mensch (niemals als ein „Idealmensch“) behandeln ließe. Derselbe würde aber entweder übertreten zur christlichen Kirche, oder, falls er dies nicht thäte, doch innerlich mit dem Gehalt des Christenthums so sehr erfüllt sein, daß er dem Christenthum viel näher stände als dem Judenthum. Ein solcher Fall könnte aber erst in der Zukunft eintreten; zu Lessing's Zeiten war nur ein edler Jude wie Moses Mendelssohn möglich, welcher nach seinem eigenen Geständniß geistig weit hinter Lessing zurückstand und in seinen Sitten durchaus ein Jude blieb.

Die Dinge liegen aber ganz anders. Wenn man Lessing nur recht verstehen *will*, so muß man anerkennen, daß er seinen Nathan nur als einen alttestamentlichen Frommen gezeichnet und den wahren Christen im Stück über jenen gestellt hat. Lessing's Aufgabe bestand darin, daß er specifisch jüdische Züge mit den Eigenschaften eines frommen Israeliten in ähnlicher Weise verband, wie die Bibel dies in den Gestalten des Abraham, Jakob und Joseph gethan hat. In der That hat der Dichter in meisterhafter Weise einen alttestamentlich-frommen Juden herausgebracht. Im Allgemeinen tritt uns der Nathan als ein älterer ausgereifter Mann entgegen, welcher noch nicht irgendwie von Greisenhaftigkeit angekränkelt ist; er hat sich literarische Bildung, vor Allem aber auf weiten Reisen große Menschen- und Länderkenntniß erworben; er ist, wie die meisten Juden, seinem Berufe nach ein Kaufmann, hält sich aber vom Wucher fern. Die also erlangte weltmännische Gewandtheit verleiht den Reden des Nathan eine gewisse Neigung zur Selbstbespiegelung; er ergeht sich gern in jener Breite, welche bei aller äußeren Bescheidenheit doch sich hervordrängt; er durchsetzt aber seine Ergüsse ganz mit geistreich zugespitzten Gegensätzen. Wunderbar fein versteht er sich stets denjenigen anzuschmiegen, mit welchen er jedesmal sich unterhält. Dieser zergliedernde, zersetzende, gern in Gegensätzen sich bewegende Verstand ist bei ihm in hohem Grade ausgebildet; hingegen fehlen ihm völlig ästhetische und philosophische Bildung, besonders die speculative Vernunft ist ihm fremd. Von seiner Umgebung wird er „der Weise“ genannt, und er selbst schmeichelt sich, über die gewöhnliche Klugheit erhaben zu sein. In der That ist er „klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben“; andererseits aber müssen wir denn doch daran erinnern, daß der germanische Begriff von „Weisheit“ ein viel höherer ist, als der orientalische. So wie einst die alten Griechen von „sieben Weisen“ sprachen, welche ihre ganze Lebensweisheit in einzelne charakteristische Sprüche zusammenfaßten, so hat auch der ganze Orient — mit Ausnahme der Inder — es nicht zur Weltweisheit, sondern nur zur Spruchweisheit, wenn auch in mannigfachen Gestalten, gebracht. Der Orient hat seine Stärke in jener didaktischen Poesie, deren Zugehörigkeit zur eigentlichen Poesie uns Germanen oft zweifelhaft geworden ist. So auch verräth Nathan nicht die Spur von jener höheren Weisheit, welche die letzten Zusammenhänge alles Seins und Geschehens durchdenken will und kann.

Aehnlich verhält es sich mit dem Begriffe „gut“ im Munde des Nathan. Gut bedeutet ihm so viel wie ehrlich, freigebig, mild; uns aber ist „gut“ etwas viel Höheres. Allerdings ist Nathan auch in seiner Freigebigkeit ebenso vorsichtig, wie Saladin unvorsichtig; gewiß ist es ein Vorzug des Wohlthäters, wenn er seine Freigebigkeit „weise“ übt. Wenn aber diese Tugend des Nathan aufgebauscht und immer wieder die Wohlthätigkeit der Juden und Katholiken uns Protestanten als Muster vorgehalten wird, so müssen wir denn doch daran erinnern, daß im Orient gegenüber der Willkür eines unumschränkten Staatsoberhauptes die Sicherheit des persönlichen Besitzes sehr gefährdet war, und darum eine Entäußerung von Geld und Gut zu Zwecken der Wohlthätigkeit nicht so schwer fallen konnte, wie im heutigen Staatswesen. Uebrigens wird die „Milde“ im Sinne von Freigebigkeit doch erst dann zu einer Tugend, wenn die Gabe auf sittlichem Wege erworben ist und aus rein sittlichen Beweggründen verliehen wird. Stammt sie her aus Eitelkeit, äußerem Zwang oder aus dem Wahn, durch eine materielle „Leistung“ gewisse Vergehen sühnen zu können, dann ist sie innerlich werthlos. Ein freigebiger Jude wäre noch lange nicht „gut“ oder „gerecht“ im Sinne des Neuen Testaments, auch wenn er Stiftungen von Millionen machte.

Zu diesen allgemeinen Zügen treten nun specifisch jüdische im Charakterbild des Nathan hinzu. Verhältnißmäßig der schwächste ist folgender. Nathan rechnet sich die Erziehung eines getauften Christenkindes in seinem Hause durch eine Christin als eine ganz besondere That an, weil Christen ihm seine eigene Familie genommen hatten. In seinem Sinne ist sie dies auch, und doch wird jene That hier mehr mittelalterlich aufgefaßt als modern. Nathan verschweigt, daß denn doch auch sein Egoismus für die verlorenen Kinder eine Art von Ersatz haben wollte, und daß die Erziehung jenes Christenkindes als der eigenen Tochter mit einem frommen Betrug verbunden war. Ein heutiger gleich edler Jude würde schwerlich ein solches Aufheben machen, wenn er unter gleichen Bedingungen ein Christenkind äußerlich hätte als seine Tochter erziehen lassen, bis das mündig gewordene Mädchen seine Abkunft erfahren und sich selbständig für eine der beiden Religionen entscheiden konnte. Indeß sind viel wichtiger die folgenden Züge.

II, 5 hat Nathan eine Unterredung mit dem Tempelherrn.

Da behandelt der junge Mann den älteren ausgesucht abstoßend und wegwerfend. Was thut da Nathan gegenüber solchem verletzenden Hochmuth? Er wirft seine eigene männliche Würde weg; denn das ist es, wenn er sich folgendermaßen benimmt. Der Tempelherr sagt zu ihm: „Ihr seht, er (der Mantel) ist so ziemlich noch im Stande. Nur der eine Zipfel da hat einen garstigen Fleck: er ist versengt. Und das bekam er, als ich Eure Tochter durchs Feuer trug." Da greift Nathan nach dem Zipfel, und spricht: „Ich möcht' ihn küssen gleich — den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich that es ungern." Tempelherr: „Was?" Nathan: „Eine Thräne fiel darauf." (Also das muß er erst dem jungen Manne ausdrücklich sagen; doch es kommt noch besser.) Nathan fährt fort: „Wär't Ihr wohl so gut und schicktet Euern Mantel auch einmal meinem Mädchen?" Tempelherr: „Was damit?" Nathan: „Auch ihren Mund auf diesen Fleck zu drücken." — Wenn Jemand diese schauspielerisch erkünstelte Sentimentalität für echte Humanität und Männlichkeit hält, so läßt sich mit ihm nicht weiter rechten; uns erinnert dieser Zug des Nathan nur an jene sich zusammenkrümmende Biegsamkeit, welche dämonisch emporschnellt, sobald sie aller Rücksichten ledig zu sein glaubt!

Doch es erscheint eine noch schlagendere Stelle. III, 7 weilt Nathan bei Saladin und ist eben im Begriff, die Parabel von den drei Ringen vorzutragen. Da ruft Saladin halb mit einem Anflug von Ritterlichkeit, halb von Ironie aus: „Ha! das nenn' ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu verhehlen! für sie Alles auf das Spiel zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!" Darauf giebt Nathan eine Antwort, welche schon in ihrer Form ein Meisterstück der dramatischen Literatur ist: „Ja! Ja! wenn's nöthig ist und nützt." Dieses doppelte Ja! Ja! ist eine Verneinung, welche mit scheu ausweichendem Blick, mit leiseren, kurz hervorgestoßenen Worten gesprochen werden muß und die größte Kunst des Schauspielers erfordert. Im höchsten Grade charakteristisch aber ist der Inhalt. Für den eigentlichen Juden (nicht für den frommen Israeliten des Zeitalters des Prophetismus) fallen die Begriffe „Nutzen" und „Segen" zusammen; er hat kein Verständniß dafür, wie man ein ideales Gut nur um seiner selbst willen lieben und pflegen, wie man ohne äußeren Zwang der Wahrheit ein Opfer bringen, wie man die Ehre höher stellen kann als irdisches Glück, Entsagung höher als den Vortheil! Dieser Punkt ist von der größten Tragweite; hier ist die rein christliche Weltanschauung von der eigentlich jüdischen wesentlich verschieden. Diesem Grundsatze huldigen aber, wenn auch in feineren Formen, sogar die meisten gebildeten Juden! Daß Lessing die jüdische Art auch in ihren feinsten Gestaltungen bis auf den Grund durchschaut hat, beweist er in derselben Scene, in welcher er den Nathan dem Sultan Geld anbieten läßt, zwar in der denkbar zartesten (oder schlauesten?) Weise, aber doch — Geld. Welcher nur leiblich ideale Christ würde ein Geldgeschäft einfädeln, unmittelbar nachdem er eins der wichtigsten religionsphilosophischen Probleme vorgetragen, vielleicht dieses als sein eigenes Glaubensbekenntniß?

Endlich aber wiederholt Lessing in seinem Nathan einen specifisch jüdischen Zug. Die Völker der Erde haben seit Jahrtausenden erfahren müssen und die Juden selbst erkennen es vielfach an, daß letztere die zäheste, hartnäckigste Rasse der ganzen Menschheit bilden; noch heute fühlen sie sich als Volk Gottes, wollen um jeden Preis Juden bleiben, und werden meist nur darum Christen, weil sie als solche sich und ihrem Volke mehr nützen können. Dieser jüdische Starrsinn zeigt sich beim Nathan schon darin, daß der Tempelherr von ihm sagt III, 8: „Welch ein Jude! Und der so ganz nur Jude scheinen will!", noch viel mehr aber IV, 7 in seiner Unterredung mit dem Klosterbruder. Dieser ruft ihm weitherzig und freudig lobend zu: „Nathan! Nathan! Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bessrer Christ war nie!" Nathan aber bleibt selbst in der Stunde, welche ihn auf dem Gipfel seines inwendigen religiösen Menschen zeigt, doch hochmüthig genug, dem Laienbruder zu entgegnen: „Wohl uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden!" So ist der Nathan allerdings weder ein Talmud- oder Stockjude, noch ein moderner ungläubiger Jude, aber doch ein Jude. Er ist weder ein verknöcherter Gesetzesmensch, noch ein materialistischer Freigeist, sondern er hat sich hindurchgearbeitet zur Gottergebenheit eines Hiob; er gehört zwar nicht dem Kreis der größten Propheten, wohl aber jenem Häuflein von frommen Israeliten an, welche im späteren alten Testament als der „Knecht des Herrn" bezeichnet werden. Sehen wir darum nunmehr zu, worin diese seine Idealität als Mann des alttestamentlichen Glaubens beruht.

Da nun ist es zunächst hochbedeutsam, daß er sein innerstes Wesen nur einem Menschen im ganzen Stück enthüllt: dem edelsten Christen, dem Klosterbruder. Von diesem armen Manne ist er völlig unabhängig, da braucht er nicht irgend welche Winkelzüge zu machen, wie etwa dem Sultan gegenüber; wenn er jenem die schwerste Lage seines Lebens unwahr wiedergeben wollte, so wäre der Komödiant in ihm größer als der Mensch. Es geschieht dies in der großen siebenten Scene des vierten Actes, welche schon in dramatischer Beziehung zu den besten unter den so schwierigen Abschlüssen eines vierten Aufzuges gehört. Da wo das Stück sich bereits dem Ende nähert, wo die Handlung verwickelter und die Gefahr für Nathan immer größer wird: da vor der Lösung des Knotens enthüllt er seinen innersten Menschen, aber nur derjenigen Person des Stückes, welche Gott innerlich am nächsten steht. Er ruft dem Klosterbruder zu: „Euch allein erzähl' ich diese That. Der frommen Einfalt allein erzähl' ich sie. Weil die allein versteht, was sich der gottergebne Mensch für Thaten abgewinnen kann." Also hier vertritt Nathan die grundlegende Anschauung, daß die schwersten sittlichen Thaten nur dem Gotte ganz ergebenen Menschen möglich sind, daß wahre Sittlichkeit nur aus echter Frömmigkeit fließt. Nun ist es Lessing hoch anzurechnen, daß er den Nathan seine Frömmigkeit auf der Bühne nicht in den bekannten biblischen Wendungen ausdrücken läßt; nur in den Augenblicken der höchsten seelischen Erregung bricht in Nathan die unmittelbar religiöse Sprache hindurch. Lessing will also die Sprache der Bibel denjenigen Orten vorbehalten wissen, wohin sie gehört: den Handlungen des Cultus im engeren und im weiteren Sinne des Wortes. Endlich ist wohl zu beachten, daß Nathan nicht blos von seiner einstigen Frömmigkeit in jener herrlichen Scene erzählt, sondern genau noch auf demselben Standpunkte steht wie damals: („Wenn sie von meinen Händen die Vorsicht wieder fordert, — ich gehorche!")

Was erzählt nun Nathan dem Klosterbruder? „Als ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch und Staub vor Gott gelegen, und geweint." Also, als ein zweiter Hiob hat er den furchtbarsten Schmerz durchgekämpft; er hat dem gottgewollten Schmerz mit Riesenstärke still gehalten, aber er hat recht menschlich bitter geweint. Die Hauptsache aber ist, daß er, obwohl geschlagen darniederliegend, doch „vor Gott" gelegen hat. Durchaus ehrlich und menschlich wahr fügt er hinzu: „Beiher (!) mit Gott auch wohl gerechtet, gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht." Also er schraubt sich nicht zu der Höhe des Mannes der Dichtung (Hiob) und des größten Schmerzensmannes der Wirklichkeit (Jesus in Gethsemane) empor, sondern bekennt rückhaltlos, wie er mit Gott gerechtet hat. Von der größten Wichtigkeit ist es, daß nach Nathan's Ueberzeugung sich ein rein geistiger, aber unmittelbarer Vorgang zwischen Gott und dem Frommen abspielt. Hierbei ist es Gott, welcher unmittelbar in das Herz und Gewissen des Nathan einwirken, ihm neue Lebenskraft geben muß. „Ich stand und rief zu Gott: ich will! Willst du nur, daß ich will." Die Vernunft vermag im günstigsten Falle in schweren Lebenslagen sich zu dem allgemeinen Satz zu erheben: „Und doch ist Gott! Doch war auch Gottes Rathschluß das!"; sie vermag dem Leidenden zuzurufen: „Komm! übe, was du längst begriffen hast; was sicherlich zu üben schwerer nicht, als zu begreifen ist, wenn du nur willst!" Aber dieses rein formale Wollen zu dem thatkräftigen, freudigen Willen eines neuen Lebens machen: das vermag sie nicht, das vermag nur Gott im Menschen. Gewiß ist das „Ueben" der Gottergebung und der Lebensaufgabe unter solchen Umständen das Schwerste, was ein Mensch sich abringen kann; aber er bringt dies doch erst dann fertig, wenn er im Gebetsverkehr mit Gott neue Kraft aus Gott geschöpft hat, wie eben Nathan hier.

Diese Ergebung in den Willen Gottes ist aber bei Nathan nur der alttestamentliche Gehorsam gegenüber dem allmächtigen und allweisen Gotte der Weltregierung (Vorsehung), noch nicht das freudige, kindliche Vertrauen zu dem Gott der Liebe. Weiter sagt Nathan zum Klosterbruder: „Wenn sie (die Tochter) von meinen Händen die Vorsicht wieder fordert, — ich gehorche!" In Bezug auf dieselbe Vorsehung bekennt er I, 2 der Recha gegenüber: „Doch auch so noch, Recha, bleibt deine Rettung ein Wunder, dem nur möglich, der die strengsten Entschlüsse, die unbändigsten Entwürfe der Könige, sein Spiel — wenn nicht sein Spott — gern an den schwächsten Fäden lenkt." Hierin liegt auch der Glaube an eine all-

bestimmende Vorsehung ausgedrückt, aber mit alttestamentlicher Färbung. Der Gott Jesu Christi rechnet als die Liebe so sehr mit der Freiheit der Menschen, daß ihm die menschlichen Durchkreuzungen seiner Pläne nicht blos „Spiel und Spott" sind, sondern sein Walten oft ungemein erschweren. Es ist aber entschieden alttestamentlich, wenn Nathan an derselben Stelle sagt: „Gott lohnt Gutes, hier gethan, auch hier noch." Der Zusammenhang ergiebt, daß ein äußerer Lohn für eine äußere Handlung gemeint ist. Es ist aber wesentlich neutestamentlich, daß eine jede wahrhaft gute Handlung nur ihren inneren Lohn mit sich trägt, ihren äußeren aber als einen unzureichenden entbehren kann und durch menschliche Schuld oft entbehren muß. Hiermit hängt eng zusammen, daß unmittelbar darauf Nathan den gesperrt gedruckten Ausspruch thut: „Begreifst du aber, wie viel andächtig schwärmen leichter, als gut handeln ist?" Dem Wortlaute nach kann das ja auch ein evangelischer Christ sagen; Nathan aber wird sich als Jude dessen nicht bewußt, daß „andächtig sein" und „schwärmen" zwei völlig verschiedene Dinge sind, daß ferner das „gut handeln" auch ein rein innerliches sein kann, und daß endlich von der äußerlich guten Handlung ein unmittelbarer Schluß auf deren gleichartigen inneren Werth, auf deren rein sittliche Beweggründe nicht erlaubt ist. Lessing hält also das Jüdische in der Frömmigkeit des Nathan durchaus fest im Unterschiede von dem rein evangelischen Christenthum. Gewiß hängt es auch mit seiner jüdischen Eigenart zusammen, wenn I, 3 Sittah von ihm rühmt: „Er achtet nichts für zu klein, um es nicht klug und emsig zu erwerben."

All diese Züge, welche Lessing seinem Nathan verliehen hat, möchten sich doch Diejenigen einprägen, welche diese Gestalt so gern als Deckmantel ihres Unglaubens brauchen. Sie sollten sich doch nur einmal klar machen, welche religiösen Grundbegriffe solch ein Glaube voraussetzt. Ein Mensch, welcher so reden und handeln kann wie Nathan, muß glauben an das Gewissen des Menschen und die persönliche Unsterblichkeit; er muß glauben an einen lebendigen persönlichen Gott, welcher mit unendlicher Macht und Weisheit, Gerechtigkeit und Güte die Welt regiert; an einen allgegenwärtigen Gott, in welchem wir leben, weben und sind, welcher wirkt in der Natur, in der Geschichte, im Menschenherzen. Nun kommen aber Andere, welche dies Alles zugeben, die Nathan aber zum Vertreter eines confessionslosen, über das evangelische Christenthum noch hinausliegenden Judenthums machen möchten. Solche muß man zunächst darauf hinweisen, daß die große Scene zwischen Nathan und dem Klosterbruder (IV, 7) in erster Linie entscheidend ist zur Beurtheilung der persönlichen Frömmigkeit des Nathan. Weicht Nathan anderen Gestalten gegenüber von diesem Standpunkte ab, so verfährt er entweder pädagogisch sich herablassend, wie dies unter Umständen Christus und Paulus auch gethan haben, oder er läßt sich von dem Grundsatze leiten, daß er seine Perlen nicht vor die Säue werfen will. Das erstere Verfahren beobachtet er dem Tempelherrn gegenüber, das zweite vor dem Saladin. Man öffne nur die Augen, um richtig lesen zu lernen!

Der Tempelherr wird gewöhnlich als Vertreter des freisinnigen Christenthums oder gar des Unglaubens aufgefaßt; diese Beurtheilung erschöpft seine dramatische Bedeutung durchaus nicht, indeß — bleiben wir einmal dabei stehen. Ihm gegenüber äußert Nathan, um ihn zu gewinnen: „Ich weiß, daß alle Länder gute Menschen tragen." „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch zu heißen!" (II, 5.) Gewiß ist vom rein logischen Standpunkte aus der Mensch eher da als der Christ oder Jude: das Ebenbild Gottes ruht in jeder Seele, welche von Natur eine Christin ist; auch Christus stellt im Samariter den Menschen höher, als den Juden, auch Christus und die Apostel lassen das „Kind Gottes" über alle trennenden Schranken der Nationalität, der Stände und Geschlechter hinausragen. Aber für sie ist nicht der natürliche Mensch als solcher bereits ein „Kind Gottes", sondern nur der bekehrte, der wiedergeborene. Auch dem Nathan kann es vermöge seiner specifisch jüdischen Frömmigkeit gar nicht einfallen, das bloße (abstracte) Menschenthum als das höchste Ideal hinzustellen; er will nur sagen, daß der Kern eines Menschen vor Gott entscheidend sei, nicht seine äußere Zugehörigkeit zum Judenthum oder Christenthum, daß schon der Mensch als solcher ein Recht auf Gewährung der Menschenrechte habe. Das aber ist ein wesentlich christlicher Gedanke, zu welchem sich bedingungsweise auch alttestamentliche Fromme erheben können, während der Nathan unseres Dramas sich wohl mehr zu demselben herabstimmt.

Viel wichtiger ist das Verhalten des Nathan dem Saladin gegenüber. Hat man doch sogar seine Erzählung von den drei Ringen vor dem Sultan zu dem Kern des ganzen Stückes gemacht, um dessenwillen die ganze übrige Handlung vom Dichter erfunden worden sei; ist doch diese Parabel als der Inbegriff aller Humanität und Toleranz bis zu den Sternen erhoben worden. Solchen Auslegern muß man freilich zurufen: ihr seht den Wald vor lauter Bäumen nicht; ihr zeigt wieder einmal, wie schwer es ist — lesen zu lernen.

Zunächst eine Frage. Ist es denkbar, daß Lessing den Nathan als Denker und Frommen in inneren Widerspruch zu sich selbst gesetzt hat? Gewiß nicht! Lessing hätte aber in der That diesen unverantwortlichen Fehler begangen, wenn er den Bekenner der Scene mit dem Klosterbruder persönlich auf dem Standpunkte der Parabel ließe. Lessing hat wahrscheinlich gefürchtet, daß eine derartige Verwechselung stattfinden werde; deshalb hat er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dafür gesorgt, daß man im Nathan der Parabel nicht die persönliche Ansicht dieses sonst so alttestamentlich frommen Mannes finden möge. Glaubt man, daß ein Mensch, welcher unmittelbar nach dem Vortrag des Gleichnisses dem Sultan Geld anbietet und mit vernichtender Ironie dem Saladin die scheinbar schmeichelnden Worte zuruft: „Saladin, wenn du dich fühlest, dieser weisere versprochne Mann zu sein ...", glaubt man, daß ein solcher Redner das Herzblut seines religiösen Glaubens in dieser Scene an diesen Mann setzen würde? Indeß wir haben noch viel stärkere Beweise von Lessing empfangen, daß solches psychologisch unmöglich sei. Der Dichter legt dem Sultan die Frage in den Mund: „Was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?" Für den Sultan sind also Glaube und Gesetz, Religion und Gesetz gleichbedeutende Begriffe; auch ist für ihn das Gesetz nur mit der Vernunft erfaßbar („eingeleuchtet"). Nathan ist also nur verpflichtet, zu diesem Religionsbegriff Stellung zu nehmen. Selbst das aber thut er nicht ohne Weiteres! Lessing hat hier, um allem Mißverständniß vorzubeugen, ein dramatisches Kunstmittel angewendet: er hat dem Nathan den einzigen Monolog der ganzen Rolle gegeben, damit der Zuschauer in das Innerste dieses Juden hineinschauen und den Vortrag der Parabel vom rechten Standorte aus beurtheilen könne. Was sagt nun Nathan in diesem Monolog? Er verwahrt sich dagegen, daß die Wahrheit sich rechnungsmäßig wie eine Münze aufzählen lasse: die Wahrheit dürfe nur gewogen werden. Saladin wolle die Wahrheit nur als „Falle" brauchen: „er stürzte mit der Thür so ins Haus." Ein solcher Mensch, wie hier Saladin, hat gar kein sittliches Recht darauf, die reine und volle Wahrheit zu hören; darum: „Nicht blos die Kinder speist man mit Märchen ab." Ist denn das nicht deutlich genug?

Diese Worte sind denn doch von der größten Tragweite. Also „abspeisen" will Nathan den Saladin mit einem „Märchen", d. h. mit einem phantastischen Bilderspiel; das Gleichniß von den drei Ringen enthält also selbst in der durch Lessing-Nathan veränderten Gestalt nicht den innersten persönlichen Glauben des Erzählers.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

B.K. Goethe und die Bibel. Von Prof. Dr. Hermann Henkel, Gymnasialdirector a. D. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1890. 2 ℳ. — Es muß doch sehr schwer sein, einen Buchtitel zu finden, der genau und zweckentsprechend den Inhalt des Buches bezeichnet. Der hier gewählte erweckt nothwendig den Irrthum, die Schrift beschäftige sich mit dem Verhältniß des Dichters als geistiger Persönlichkeit zu Inhalt und Weltanschauung der Bibel. Dieses für das Christenthum und die Literaturgeschichte gleich wichtige Thema, das natürlich unzählige Male schon gestreift und gelegentlich mit behandelt, unsers Wissens aber noch nie zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht worden ist, wird auch hier mit den üblichen Bemerkungen über Goethe's Bibellesen, Bibelfestigkeit und theilweisen Respect vor der biblischen Wahrheit in kurzer Einleitung abgethan. Den Hauptinhalt bildet eine Zusammenstellung aller Aussprüche Goethe's, welche in biblische Worte gekleidet sind oder an biblische Sprüche und Erzählungen

ohne Weiteres erinnern, so doß wir, lebten wir nicht im Zeitalter der Sprachreinigung, als zweckentsprechenden Titel vorschlagen würden: Bibelcitate und Bibelreminiscenzen in Goethe's Werken. Der Verf. erhebt, seit er die Gespräche Goethe's in der Frhr. v. Biedermonn'schen Ausgabe hat berücksichtigen können, nunmehr den Anspruch der Vollständigkeit für diese früher in der Masius-schen Zeitschrift veröffentlichte Scheift. Sie kann gute Dienste thun in dem Falle, daß ein Ausdruck des Dichters dem Leser den Eindruck eines biblischen macht, ohne doch die Quelle als allgemein bekonnt sofort zu verrathen. Nur etwas mühsam wird das Nochsuchen ausfallen in der nach den biblischen Büchern geordneten Sammlung.

—r. Je näher der Zeitpunkt rückt, zu welchem das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz voraussichtlich in Kraft treten wird, um so mehr häufen sich die Wegweiser, Beschreibungen und Belehrungen, welche die nächst betheiligten Kreise in das Verständniß des schwierigen Gesetzes einführen sollen. Es ist — im Gegensatze zu mancher auffälligen Aeußerung des Uebelwollens, welche gerade in letzter Zeit mit Bezug auf die Invaliditäts- und Altersversicherung laut wurde — ein erfreuliches Zeichen der Theilnahme, daß allerorten und aus allen Berufskreisen sich Leute finden, die an der Verwirklichung des großen Werkes freiwillig mit arbeiten wollen. Für die Uebersendung der Schriften hat der Berichterstatter der „Leipz. Ztg." alle Ursache, den Verfassern und Verlegern dankbar zu sein: aber eine Besprechung und Empfehlung muß bei den meisten gerade im gegenwärtigen Augenblicke unterbleiben, und zwar nicht aus Mißachtung oder Concurrenzrücksichten, sondern aus dem einen und allein moßgebenden Grunde, weil die jetzt in der Vorbereitung befindliche Ausführung des Gesetzes in den einzelnen Theilen Deutchlands getrennte Wege geht und gehen muß. Wir erinnern nur daran, wie verschieden z. B. die Beitragserhebung und Markenverwendung geregelt worden sind! Wegweiser, die für das eine Land oder die eine Provinz vollkommen richtig und zutreffend sind, werden daher anderwärts geradezu Verwirrung anrichten. Als für die Verhältnisse des Königreichs Sachsen geeignet heben wir deshalb heute nur die im Verloge von Croz & Gerloch (Joh. Stettner) in Freiberg i/S. — derselben Verlagshandlung, welche auch die Dr. Fischer'sche „Zeitschrift für Praxis und Gesetzgebung der Verwaltung" herausgiebt — erschienene Schrift: „Die Invaliditäts- und Altersversicherung der Arbeiter" hervor, welche aus der bewährten Feder des Bürgermeisters Dr. jur. Franz Böhme geflossen ist. Der Preis derselben beträgt 50 ₰, in Partien oon 100 Exemplaren an 40 ₰, von 500 Exemplaren an 35 ₰ und von 1000 Exemplaren an 30 ₰.

△ „Die im Königreich Sachsen geltenden Gerichtskosten-Gesetze." Mit Gebührentabellen. Erläutert von Wilhelm Kranichfeld, Amtsgerichtsrath in Leipzig. Erste Abtheilung: Reichsrecht. Ladenpreis 2,80 ℳ. Roßberg'sche Buchhandlung. — Die angezeigte Arbeit giebt in ihrer vorliegenden ersten Abtheilung die Reichs-Kostengesetze nebst den einschlagenden sächsisch-rechtlichen Bestimmungen und nebst den Entscheidungen vorzugsweise sächsischer Gerichte; sie will also den sächsischen Beamten und Praktikern ermöglichen, auch dasjenige mit Leichtigkeit zu übersehen, was Landesrecht ist und als solches von den Commentaren meist unbeachtet gelassen wird. Vielleicht wären einzelne umfangreiche Bestimmungen z. B. bei den Gebührenordnungen für Gerichtsvollzieher und für Zeugen und Sachverständige statt der ausführlichen Wiedergabe besser kurz angedeutet worden; sonst aber erleichtert die gewählte oollständige Wiedergabe der Verordnungen u. s. w. die Anwendung der Bestimmungen beim Gebrouche, weil sie das Nachschlagen erspart. Das Werk wird in oielen Fällen einem Bedürfnisse entgegen kommen. In der zweiten Abtheilung sollen die sächsichen Kostengesetze mit Erläuterungen gegeben werden.

— Neroi und seine Umgebungen. Ein Handbuch für Gesunde und Kranke. Herausgegeben von Dr. Arnold Schetelig. Mit 26 Illustrationen. Frankfurt a. M., Verlog von Johannes Alt, 1890. — Vorliegendes kleines Büchlein unterscheidet sich vortheilhaft oon der Mehrzahl der üblichen Badeschriften dadurch, daß Alles, wos den Anschein auf eine beabsichtigte Reclame erwecken könnte, fortgeblieben ist. In streng wissenschaftlicher, dabei aber doch interessant zu lesender Darstellung giebt der Verfasser einen Ueberblick über die Geschichte und Topographie des so reizend an der sonnigen Mittelmeerküste gelegenen Kurortes, ferner über das Klima und die Heilfactoren desselben, sowie schließlich über die Spoziergänge und Ausflüge in die Umgebung Nervis. Im Anhang bringt dos Büchlein, eine Schilderung der Vegetation Nervis von V. Fayod. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr geschmackoolle. A.

G. Oo.— Zu gleicher Zeit sind uns drei der verbreitetsten Kalender zugegangen, der eine aus Oldenburg, der andere aus Baden, der dritte aus Sachsen. Die beiden ersteren sind alt und in ihren Verbreitungsbezirken, zum Theil auch über sie hinaus, seit Menschenaltern eingebürgert, der dritte ist oerhältnißmäßig noch jung, hat sich aber schon recht viele und recht begeisterte Freunde erworben. „Der Gesellschafter", Volkskalender für Norddeutschland, erscheint zum 51. Male. (Oldenburg, Gerhard Stalling. 256 S. 8°. Preis: 50 ₰.) Wenn er sich auf dem Titelblotte nützlich und unterhaltend nennt, so hat er zu diesem Selbstlobe ein gutes Recht. Was er bietet, ist von Nutzen und von Interesse, besonders für den Norddeutschen und ganz besonders für den Oldenburger. Die geschichtlichen Bilder sind der Oldenburger oder der nordwestdeutschen Geschichte entnommen, die Erzählungen spielen auf dem Heimothsboden und spiegeln, zum Theil auch in der Mundart, die Eigenart des Landestheiles wieder. Die mannigfachen „gemeinnützigen Belehrungen" und das beigegebene Notiztaschenbuch werden dem Käufer willkommen und nützlich sein. Aelter noch und durch seine ausgeprägte Eigenart bekannter geworden ist „Des Lahrer Hinkenden Boten neuer historischer Kalender" für den Bürger und Landmann, der zum 91. Male erschienen ist. (Lahr, J. H. Geiger [Moritz Schauenburg] 112 S. 4°. Preis: 40 Pf.). Der „Hinkende" ist der Typus des süddeutschen Liberalismus gewesen und geblieben. Die Wandlung, die der nationale Liberalismus im letzten Jahrzehnte durchgemacht hat, hat er mitgemacht. Das Schimpfen auf die Junker und Mucker hat er fast ganz verlernt; er scheint auf die olten Tage eingesehen zu haben, daß die eigentlichen, die gefährlichsten Volksfeinde ganz wo anders zu suchen sind. Ganz abgewöhnen kann er sich die liberalen Schlagworte nicht; aber das müssen wir ihm zugestehen, daß seine gesammte, nicht nur die politische Anschauung etwas tiefer geworden zu sein scheint. Er bietet oiel, sehr viel und im Großen und Ganzen Gutes. Manche Erzählungen, die meisten Kleinigkeiten sind Meisterstücke ihrer Gattung. Am wenigsten hat uns die Hundegeschichte oon Dagobert von Gerhard Amyntor gefallen. Sie ist entsetzlich breit und die Hundeliebe des Professors reine Caricatur. Die bildnerische Ausstattung läßt hin und wieder zu wünschen übrig; recht bedauerlich ist's, daß die Verlagshandlung das weitere Erscheinen des „malerischen Volksatlas", den sie sonst dem Kolender beigab, eingestellt hat. Statt seiner ist jetzt ein Wandkalender mit hübschen Randbildern beigelegt. Für uns Sachsen am interessantesten ist aber der „Sächsische Volkskalender", herausgegeben vom Verein zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen. (Commissionsverlag für den Buchhandel: Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses, H. G. Wallmann. 88 S. gr. 4°. Preis: 50 ₰.) Schlagen wir den hübsch eingebundenen und mit einem anheimelnden Tittelblatte geschmückten Kalender auf, so sehen wir eine prächtige Farbendrucknachbildung des Reni'schen Ecce homo, nicht ein Kalenderbild der gewöhnlichen Sorte, sondern eine wirklich schöne Nachbildung. Das Bild zeigt uns, in welchem Geiste der Kalender geschrieben ist. Alle Beiträge sind durchweht von einer gesunden christlichen Lebensanschauung und oon warmer, wohlthuender Begeisterung für unser Voterlond. Eine reiche Fülle tiefer und lieblicher Lieder haben verschiedene Freunde des Kalenders beigesteuert. In bunter Reihe wird erzählt von Theodor Körner, der im kommenden Jahre seinen hundertsten Geburtstag feiert, von der Emin-Pascha-Expedition, von der „großen Tour" der Sächsischen Schweiz, oon der Orientreise des Prinzen Friedrich August, von der Kartoffel, die oor 300 Johren in Sachsen eingeführt worden ist. Gustao Pasig erzählt in der ihm eigenen schlichten, herzgewinnenden Weise eine Geschichte oon einem Leipziger Accise-Einnehmer aus dem Jahre 1813. Auch ein Rückblick auf die Weltbegebenheiten fehlt nicht. Die Bilder sind verhältnißmäßig klar und sauber, dasselbe gilt vom Druck. Möge der „Sächsische Volkskalender" immer mehr der Kalender des gesammten sächsischen Volkes werden!

In Nr. 121 S. 484 Z. 26 v o. muß für „Landesprozeßordnung" „Civilprozeßordaung" stehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 125. Sonnabend, den 18. October. 1890.

Goethe's Verhältniß zu Käthchen Schönkopf.

Von Julius R. Haarhaus.

Am 19. October werden es 125 Jahre, daß der damalige Rector der Universität Leipzig, Hofrath Ludwig, den 16jährigen Goethe als Student „in der bayerischen Nation" inscribirte. Man theilte nämlich die Studirenden in 4 Nationen ein, die sächsische, meißnische, polnische und bayerische, und als Frankfurter wurde Goethe der letzteren zugewiesen. Die letzten Ereignisse in Frankfurt, der unglückliche Ausgang seines Verhältnisses zu Gretchen, seine Krankheit, aielleicht auch die Strenge des Vaters hatten ihm die Vaterstadt verleidet, und so unternahm er die Reise nach Leipzig, ohne daß ihm der Abschied aon Hause besonders schwer geworden wäre, reich an Hoffnuag auf eine angenehmere Zukunft.

Zur Zeit der Messe langte er in Leipzig an. Die Stadt flößte ihm großes Interesse ein. Die breiten Straßen, die für jene Zeit außerordentlich stattlichen Häuser, vor Allem aber der rege Fremdenverkehr, der ihn an heimathliche Zustände erinnerte, beschäftigten ihn lebhaft, weniger angenehm fand er die Einwohner selbst. Empfehlungsbriefe hatten ihm den Eintritt in die besten Kreise geöffnet, aber er ward bald gewahr, wie viel man an seinem Benehmen, seiner Art zu sprechen und schließlich an seiner Kleidung auszasetzen hatte. Schmerzlich war ihm außerdem, daß man hier seine Begeisterung für Friedrich den Großen, zu dem er van Kindheit an mit Verehrung und Bewunderung emporgeschaut, nicht theilte. Sein Plan, sich den schönen Wissenschaften zu widmen, scheiterte an der Beharrlichkeit des Hofraths Böhme, der den jungen Frankfurter Patriziersohn der einträglicheren und ehrenvolleren Jurisprudenz nicht entzogen wissen wollte. In Gottsched, dessen Bekanntschaft zu machen er vor Begierde brannte, sah er sich arg getäuscht, er fand einen Mann, dessen Ruhm bereits im Erlöschen begriffen war. „Ganz Leipzig verachtet ihn," schried Goethe damals an seinen Freund Riese, „Niemand geht mit ihm um!" Besser schon stand es mit Gellert, der von den Studirenden vergöttert wurde. Allein in ein näheres Verhältniß zu ihm zu treten gelang dem jungen Juristen nicht, auch sagte ihm die Art seiaes Unterrichts wenig zu. Schließlich erweckte die Unterhaltung am Prafessor Ludwig'schen Mittagstische, an welchem sich außer Goethe fast nur Studirende der Medicin und Naturkunde einfanden, dessen lebhaftes Interesse für diese Wissenschaften, so daß er lange zwischen den verschiedenen Disciplinen hin und her schwankte. Sogar zu eigenen schriftstellerischen Versuchen aerlor er die Lust, da Frau Hofrath Böhme, der er seine poetischen Producte — allerdings anonym — vorlas, mit einer strengen Kritik nicht zurückhielt. So verbrachte er das erste Semester seines Leipziger Aufenthaltes in wenig erfreulicher Stimmung.

Da trat eine plötzliche Wendung ein. Johann Georg Schlosser, Goethe's Landsmann und nachmaliger Schwager, berührte auf der Reise nach Treptow zum Herzog Ludwig von Württemberg, bei welchem er eine Stelle als Geheimsecretär angenommen hatte, Leipzig. Er besuchte in Gemeinschaft mit seinem jungen Freunde die angesehensten Männer und wurde überall mit Auszeichnung empfangen. Er war am Brühl im „Goldenen Apfel" bei Christ. Gottlob Schönkopf, einem Weinhändler, dessen Frau eine geborene Hauk aus Frankfurt war, adgestiegen. Hier verkehrte zur Meßzeit eine große Anzahl von Fremden, zur Noth wurde dem einen oder andern auch ein Nachtquartier bereitet, aber in der Regel beschränkte man sich auf den Besuch des Mittags- und Abendtisches, um welchen sich ein heiterer Kreis feingebildeter Menschen versammelte. Frau Schönkopf's Geist und ihres Mannes treffliche Eigenschaften, wozu auch die Kunst, ein Glas Punsch nach besonders vorzüglichem Recepte zu bereiten, gehörte, übten auf ihre Gäste einen unwiderstehlichen Zauber aus. Goethe gab daher den Mittagstisch bei Hofrath Ludwig auf und ließ sich ohne Mühe bereden, täglicher Gast im Schönkopf'schen Hause zu werden. Außer ihm verkehrten dort zu jener Zeit Joh. Georg Häser, der Vater der berühmten Sängerin, ein Kaufmann Obermann mit zwei Töchtern, der Musiker Löhlein, die Buchhändler Reich und Junius, Mademoiselle Weidmann, die Familie Breitkopf, der Mediciner Kapp, der Kupferstecher Stock, welcher Goethe in der Radirkunst unterrichtete, und der junge Horn, der ebenfalls poetisch thätig war. Die Familie selbst charakterisirt Goethe in dem ersten Briefe nach seiner Abreise aus Leipzig, den er am 1. October 1768 schried. Derselbe beginnt: „Ihr Diener Herr Schönkopf, wie befinden Sie sich Madame, Guten Abend Mamsell, Petergen guten Abend. Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Nebenthür hereinkomme. Sie Herr Schönkopf sitzen auf dem Canapee am warmen Ofen, Madame in ihrem Eckgen am Schreibetisch, Peter liegt unterm Ofen uad wenn Käthgen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen. Nun fangen wir an zu discouriren." Die Tochter des Hauses, Anna Katharina, geboren den 22. August 1746, also drei Jahre älter als ihr großer Freuad, war es, die auf Goethe während seiaes Leipziger Aufenthaltes ihren Zauber ausübte, und der er als Aennchen in „Wahrheit und Dichtung" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Sie war hübsch, von mittlerer Größe und schönem Wuchs, mit einem aollen frischen Gesicht, braunen Augen, klug und aufgeweckt, heiteren und munteren Sinnes und von einfachem warmen Gemüth, wie sie uns Otto Jahn so schön zeichnet. Die Liebe, welche Goethe diesem Mädchen entgegenbrachte, fand Erwiderung. Man musicirte zusammen, der kleine Peter, der schon früh ein seltenes musikalisches Talent verrieth, spielte Claaier, Käthchen sang und deren Verehrer blies die Flöte. Goethe las vor, Fremdes und Eigenes, besonders für seine eigenen Dichtungen zeigte die Geliebte warmes Interesse. Auch Theateraufführungen wurden veranstaltet, man spielte den Herzog Michel von Krüger und wagte sich sogar an Lessing's Minna. Bei diesen Aufführungen war der gute Wille und das aus salchen Bemühungen entspringende Vergnügen jedenfalls bedeutender als die Leistungen der Schauspieler. Die Erinnerung an diese Stunden blieb aber bei allen Betheiligten lange Zeit lebendig uad noch in einem Briefe vam 1. Noaember 1768 gedenkt Goethe der theatralischen Versuche. „Konnte die Landsmännin der Minna anders denken?" schreibt er, sodann an einer anderen Stelle: „Was macht denn unser Prinzipal, unser Direkteur, unser Hofmeister, unser Freund Schönkopf? Gedenkt er noch manchmal an seinen ersten Akteur?" und weiterhin: „Sie wissen was mich unzufrieden, launisch und aerdrüßlich machte, das Dach war gut, aber die Betten hätten besser sein können, sagt Franziska."

In dieser Zeit entstand eine Reihe aon kleinen Liedern, die unter dem Titel „Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" 1770 erschienen. Sie sind wenig bekannt geworden und nur einige derselben hat Goethe in seine Werke aufgenommen. Durch diese „Knospen und Blüthen, die der Frühling 1768 trieb", wie er später an Frau a. Stein schrieb, weht ein Hauch gesunder Sinnlichkeit. Die älteste Handschrift eines Theiles dieser Lieder fand sich im Besitze Friederike Oeser's, der dieselben gewidmet waren, obgleich die wenigsten ihren Beifall gefunden hatten. Es war eine Art geschwisterlicher Zuneigung, die den jungen Goethe während seiner Leidenschaft für Käthchen mit der geistreichen Tochter des berühmten Künstlers und Kunsthistorikers verband. Das Bedürfniß nach einem weiblichen Wesen, welches ihn in solchen Lagen mit Rath und Zuspruch zu unterstützen aermachte und sich im Nothfalle nicht scheute, dem leidenschaftlichen Jüngiing gehörig den Kopf zu waschen, finden wir bei Goethe oft. Während seines Verhältnisses zu Gretchen ist es seine Schwester Cornelia, der er sein Herz ausschüttet. Zur Zeit, da ihn die reizende Pfarrerstochter aon Sesenheim bezauberte, schreibt er zärtliche Briefe an eine Frankfurter Freundin Namens Franziska, der er bei seiner Abreise nach Straßburg ein anmuthiges Liedchen, „Der Abschied" betitelt, gewidmet hatte. Am Schlusse dieses kleinen Liedes heißt es:

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für Dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für michi

Und während er in Lilli Schönemann's Banden schmachtete, stand er mit „Gustchen", der Schwester der Grafen Stolberg, in lebhaftem Briefwechsel. Wie gesagt, Käthchen erwiderte Goethe's Liebe. Aber ihre Liebe war nicht von jener heißen Leidenschaftlichkeit wie die seinige, sie degegnete ihm mit stets gleicher Heiterkeit and Ruhe und freute sich, den hübschen jungen Poeten zu ihren Füßen zu sehen. Er sandte ihr Halstuch, Fächer und selbstgemalte Schuhe als Zeichen seiner Verehrung, wie er Friederiken später mit einem selbstgemalten Seidendand beschenkte. Aber dald defiel ihn eine „böse Sucht, aus der Quälerei ber Geliebten," wie er selbst gesteht, „eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit des Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu deherrschen". Er plagte sie mit Eifersüchteleien der schlimmsten Art, die Käthchen um so schmerzlicher berührten, als sie sich nicht bewußt wor, ihm jemals Beranlassung dazu gegeben zu haben, und sich immer bemüht hatte, ihm liebevoll zu begegnen und ihn mit Aufmerksamkeiten zu überschütten.

Nun kam es zwischen den jungen Leuten zu heftigen Scenen, allein seine Unliebenswürdigkeit hatte ihm des Mädchens Herz entfremdet, und als sich endlich heftige Reue dei ihm einstellte, war es zu spät. Die Rolle, die bis dahin Käthchen gespielt hatte, übernohm er jetzt selbst. Er suchte der Geliebten jeden Wunsch an den Augen abzulesen, überhäufte sie mit Gefälligkeiten und niemals aerlor er die Hoffnung, sie wiederzugewinnen. In dieser Situation machte er seinem Herzen durch eine kleine dramatische Arbeit Luft. Er schrieb „zu einer quälenden unb belehrenden Buße", wie er selbst sogt, das kleine Schäferspiel in Versen „Die Laune des Verliedten", bei welchem er sich seibst in die Rolle des Eridon und Käthchen in die der Amine versetzt dachte. Die Verse dieses Stückes sind glatt und leicht und offenbar unter dem Einflusse eines überströmenden Gefühls schnell niedergeschrieben. Dieser kleinen Arbeit hat Goethe immer mit Liebe gedacht. Noch am 21. Mai 1779 schreibt Frl. v. Göchhausen, die Hofdame, ber wir die interessante Fausthandschrift verdanken, aus Ettersburg: „Gestern hat uns der Hr. Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Laune des Verliebten hier aufgeführt, das er sagt in seinem achtzehnten Jahr gemacht zu haben, und nur wenige Veränderung dazu gethan." Auch später fand in Leipzig eine Aufführung des Stückes statt (am 29. August 1807), über die Goethe sehr erfreut war, was er gegen Rochlitz auch aussprach. Vielleicht hat Käthchen dieser Vorstellung deigewohnt. Die Entfremdung der Geliedten mochte ihm das Schönkopf'sche Haus etwas verleiden, wir finden ihn kurze Zeit nachher im Verkehr mit einer Reihe anderer jungen Leute, die sich zum Theil vorübergehend in Leipzig aufhielten. Vor Allem war es Behrisch, der Hofmeister des Grafen Lindenau, an den sich der Dichter eng anschloß. Dieser sonderbare Kauz, der stets elegant gekleidet, den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arme, erschien, kannte kein größeres Vergnügen als „sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen". Von ihm giebt uns Goethe in „Wahrheit und Dichtung" eine ausführliche Beschreibung, ein Beweis, mit welchem Interesse er diesen merkwürdigen Charakter beabachtet hat. Allein der Einfluß dieses neuen Kreises scheint kein desonders guter gewesen zu sein; Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise, Unbedochtsamkeiten aller Art rüttelten an Goethe's Gesundheit. Vielleicht war er auch beim Aetzen der Radirungen nicht mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen, so daß seine Lunge unter der Ausdünstung der Säuren zu leiden hatte, kurz, eines Nachts erwachte er mit einem heftigen Blutsturze, der ihn auf Wochen ans Krankenbett fesselte. In dieser Zeit hatte er Geiegenheit, die Treue und Sorglichkeit aon Leuten schätzen zu lernen, die er früher oft durch sein Betragen verletzt hatte. Dr. Reichel, sein Arzt, aar Allem aber der Rathsherr Hermann, nachmaliger Bürgermeister von Leipzig, waren es, denen er seine rasche Genesung zu verdanken hatte. Auch Gröning aus Bremen sowie Freund Horn ließen es on Aufmerksamkeiten nicht fehlen und Langer, der Nachfolger von Behrisch, ein überaus geistreicher Mann, verkürzte ihm aufs Angenehmste die Stunden der Genesung. Grodezu rührend ist auch die Treue, mit der ihn sein halb erblindeter Zimmernachbar in der „Feuerkugel", ein armer Student der Theologie, Nomens Limprecht pflegte. In dankbarer Anerkennung sandte ihm der Dichter aon Straßburg aus am Charfreitage 1770 einige Louisd'or, die ein sehr zartfühlend abgefaßtes Schreiben begleitete.

Am 28. August 1768 verließ Goethe die Stadt, welche er sa reich an Hoffnungen betreten hatte. „Es war ein sehr niederschlagendes Gefühl," schreibt er in Wahrheit und Dichtung, „daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte." Der Empfang im Vaterhause war kein allzu freundlicher, statt eines rüstigen Sohnes, der nun promoviren sollte, war ein an Seele und Körper kränkelnder heimgekommen. So dlied die Stimmung Goethe's, trotz der Versuche seiner Schwester, ihn zu erheitern, eine gedrückte. Dazu kam die Reue, das angebetete Käthchen ohne Abschied verlassen zu haben. Bereits am 1. October drängte es ihn, Hrn. Schönkopf und dessen Familie zu schreiben und wegen seines plötzlichen Ferndleibens um Entschuldigung zu bitten. „Ich war schon unten an der Thüre," heißt es in diesem Briefe, „ich sah die Laterne drennen, ich ging biß an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Mal, wie wäre ich hinunter gekommen?" Er dankt für Liebe und Freundschaft, die ihm in so reichem Maße erwiesen worden, und spricht die Hoffnung aus, daß man ihn nicht vergessen möge. Schließlich bittet er um baldige Antwort; es wäre unbillig, meint er, wenn er nicht wenigstens alle Monate einen Brief aus dem Hause erhielte, in dem er täglich aus- und eingegangen. Allein eine geheime Furcht, man möchte ihm zürnen und doch nicht schreiben, läßt sich diesem Briefe anmerken. Er schließt: „Adieu Alle zusammen. Käthgen, wenn Sie mir nicht schreiben, so sollen Sie sehen!" An diesen Brief schließt sich ein anderer an, der undatirt und mit Beziehung auf das im Schönkopf'chen Hause aufgeführte Lustspiel aon Krüger mit „Michel, sonst Herzog genannt, nach Verlust seines Herzogthums aber wohlbestellter Pachter auf des gnädigen Herrn hochadelichen Rittergütern" unterzeichnet ist. Es ist ein Begleitschreiben zu einigen Geschenken, bestehend aus Scheere, Messer und Pantoffeln. Der angebliche Schreiber des Briefes erklärt, der Herr, in dessen Auftrage er schreide, wolle sein Gelübde, nur am ersten jedes Monats einen Brief zu schicken, nicht drechen und habe deshald ihn mit dem Geschäfte der Correspondenz detraut. Unterdessen hatte Käthchen geantwortet. Sie scheint ihm recht derb ihre Meinung gesagt zu haben, aber daß sie überhaupt geschrieden hatte, war für ihn schon ein Trost. Am 1. November erwidert er ihre Zeilen, wobei er nicht aersäumt in schmerzlichem Tone ihrer Ironie zu gedenken. „Ihre Ledhafftigkeit," schreidt er, „Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so ditter seyn, als er will." In ihrem nächsten Briefe scheint Käthchen ihre Besorgnisse wegen Goethe's Gesundheit, die infolge einer Operation am Halse noch immer nicht im alten Gleise war, ausgesprochen zu haben. Er tröstet sie über diesen Punkt und äußert die Hoffnung mit Beginn des Frühjahrs nach Frankreich gehen zu können. Am 31. Januar schreidt er wieder und beklagt sich, so lange ahne Briefe aus Leipzig geblieben zu sein. Seine Krankheit sei noch immer nicht gewichen, und er vermuthet, daß man sich in Leipzig den Freuden des Carnevals hingebe, während er die Stude hüten müsse. Dann kom die Zeit, da Käthchen sich mit Dr. Christ Karl Kanne verlodte. Horn wurde hiervan im Mai benachrichtigt, und aan diesem erfuhr es Goethe, der am 1. Juni der

Freundin seine Glückwünsche sandte. Es ist ein Brief valler Wehmuth. Er bemüht sich zu scherzen, aber man merkt, wie das Gefühl des tiefen Kummers alles Andere zurückdrängt. Er nimmt sich vor, erst im October wieder zu schreiben, wenn sie es nicht „apart befiehlt". Eine bittere Ironie kennzeichnet die Stimmung, die sich seiner bemächtigt. „Ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen sa lange man frische haben kann ..... Es muß Ihnen doch komisch vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber dencken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen, wenn ich dran dencke." Trotz alledem schreibt er noch vor dem October. Am 26. August, dem Tage, an dem er sie vor Jahresfrist zum letzten Male gesehen, dankt er ihr für den Antheil an seiner Genesung, den sie in ihrem Briefe bekundet. Noch einmal tritt die bitterste Reue über sein Betragen zu Tage, „o könnte ich," schließt er, „die drittehalb Jahre zurückrufen. Käthgen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthgen, ich wollte gescheuter seyn!" Dann folgen nach längerem Schweigen zwei Briefe rasch hinter einander, am 12. Dec. 1769 und am 23. Januar 1770. Im ersteren derselben theilt er der Freundin mit, wie nach und nach ihr Bild in seiner Erinnerung verbleiche. Andere Eindrücke und Personen wirkten auf ihn ein, und erst ein Traum habe ihn gemahnt, daß er ihr einen Brief schuldig sei. Er sendet gleichzeitig ein Buch und verspricht andere, unter diesen Hagedorn's Gedichte. Ein Hochzeitsgedicht ist ihm trotz wiederholter Versuche nicht gelungen. Der zweite Brief ist heiterer abgefaßt. Goethe schien sich getröstet zu haben. „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädgen," schreibt er, „und werden auch die liebenswürdige Frau seyn. Und ich, ich werde Goethe bleiben!" Dann meldet er seine Absicht zu Beginn des Frühlings nach Straßburg und von dort nach Frankreich zu reisen. Der Schluß des Schreibens ist köstlich: „Nun Käthgen, es sieht doch aus, als wenn Sie mich nicht möchten, freyen Sie mir eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichsten ist. Denn was sall das Herumfahren? In zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach? Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz, was begehrst du? Eine Frau!"

Das waren die letzten Worte an Käthchen Schönkopf. Wenige Wochen später fuhr er dem schönen Ellaß entgegen, wa es der lieblichen Friederike von Sesenheim varbehalten war, den letzten Trapfen Balsam in die Herz-Wunde des Dichters zu träufeln!

Bücherbesprechungen.

△ **Gesetzeskunde und Balkswirthschaftslehre**, in gemeinverständlicher Darstellung von **Gustav Dullo**, Stadtsyndicus a. D. (Berlin 1890, J. J. Heine's Verlag). — Ein neuer Versuch der gemeinverständlichen Darstellung der Gesetzeskunde und Balkswirthschaftslehre! Der Verfasser rechtfertigt denselben mit dem im Lande immer lauter gewordenen Rufe nach einem Buche, welches dazu beitrage, diese Materien zu verbreiten, das zum Studium für Anfänger dienen, als Leitfaden für Vorträge und als Nachschlagebuch benutzt werden könne. Uns scheint der gemachte Versuch gelungen zu sein, saweit überhaupt das Unternehmen ausführbar ist. Die Darstellung ist sachgemäß und bei aller Knappheit deutlich und verständlich. Nur möchten die Leser ausdrücklich zur Verhütung von Mißverständnissen darauf aufmerksam gemacht werden, daß in Demjenigen, was in dem Buche als geltendes Recht vorgetragen ist, insaweit nicht deutsches Reichsrecht in Frage kommt, lediglich die Verhältnisse des Königreichs **Preußen** berücksichtigt warden sind und daß in verschiedenen Richtungen das bürgerliche und öffentliche Recht der übrigen deutschen Staaten hiervon abweichende Normen enthält.

△ **Das erste Vierteljahrhundert des Allgemeinen deutschen Frauenvereins**, gegründet am 18. October 1865 in Leipzig. Auf Grund der Protokolle mitgetheilt von **Louise Otta-Peters**. Leipzig, Eigenthum des Vereins. Commissions-Verlag von Moritz Schäfer. 1890. — Die Verfasserin war bei der Gründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins betheiligt, sie hatte schon vorher durch Wort und Schrift das Recht der Selbständigkeit ihres Geschlechtes vertheidigt, ist noch heute Vorsitzende des gedachten Vereins und bei der Herausgabe der Zeitschrift desselben, „Neue Bahnen", betheiligt. Niemand war besser geeignet und mehr dazu berufen, eine Geschichte des Allgemeinen deutschen Frauenvereins und damit der ganzen Frauenbewegung zu schreiben, als sie. Daß in einer solchen Festgeschichte eines Vereins die Schilderungen des Verlaufes der einzelnen Vereinsversammlungen beziehentlich Frauentage einen breiten Raum einnehmen, ist nicht zu umgehen. Aber außerdem ist in derselben gewissenhaft auch sonst Alles zusammengestellt, was von dem Vereine in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens erstrebt und erreicht worden ist. Von der sächsischen Regierung heißt es im Anfange einmal, sie sei die erste deutsche Regierung gewesen, welche die Geschlechtsvormundschaft abgeschafft und sich „den Frauen und ihren Rechten" immer günstig erwiesen habe. Weniger erbaut scheint man von dem Inhalt der Bescheidung gewesen zu sein, welche dem Vereine auf die vor einigen Jahren auch an das sächsische Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts abgesendete Petitian wegen Zulassung der Frauen zu dem Studium der Medicin und zu den wissenschaftlichen Lehrämtern seiten dieses Ministeriums zu Theil geworden ist. In dem sächsischen Landtage, welchem diese Petition gleichfalls vorgelegt warden ist, ist dieselbe gar nicht zur Verhandlung gekommen. Die Balksvertretungen der übrigen Staaten, welche sich mit dieser Petition zu beschäftigen hatten, haben sich theils zurückhaltend, theils nicht ahne Wahlwallen zu derselben ausgesprochen, am wahlwollendsten die badische Kammer. Jedenfalls wird es noch viele Anstrengungen des Vereins kosten, bevor auch nur ein Theil seines Programms erfüllt und eine Frage endgiltig geregelt sein wird, die nach unserer Ansicht sich zwar nicht mehr todtschweigen läßt, deren Lösung aber mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist, als der Verein vielleicht selbst ahnt.

△ **Stenagraphie.** Handbibliothek der stenographischen Wissenschaft. Band I.: **Die Vorgeschichte der Stenographie in Deutschland** während des 17. und 18. Jahrhunderts. Von **Alfred Junge**. Leipzig, Verlag von J. H. Robolsky 1890. — Ein sehr dankenswerthes Unternehmen ist die von dem in der Literatur wahlbekannten Dr. **Paul Mitzschke** begründete und geleitete Handbibliothek der stenagraphischen Wissenschaft, deren varliegender erster Band die van Rechtsanwalt Alfred Junge bearbeitete Vorgeschichte der Stenographie in Deutschland während des 17. und 18. Jahrhunderts und eine Studie über Carl Aloys Ramsay darbietet. Die Klippe, welche die ursprünglich ins Auge gefaßte Herausgabe einer Monatsschrift im Dienste der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Kurzschrift bedrohte, ist glücklich durch Entbindung von regelmäßigen Erscheinungsschriften und durch die Ausgabe zwangloser Bände, die nur von der Verfügbarkeit geeigneten Stoffes und der nöthigen Mittel abhängt, umgangen warden. Die Idee selbst ist freudig zu begrüßen, da nicht zu leugnen ist, daß durch Verwirklichung derselben einem fühlbaren Mangel abgeholfen wird, indem für stenographische Arbeiten von dauerndem wissenschaftlichen Werthe an Stelle der bisherigen undequem empfundenen Zerstreutheit in allen möglichen Zeitschriften ein das Zurechtfinden ermöglichender Sammelpunkt tritt. Jeder selbständig erscheinende Band sall in der Regel nur eine größere in sich abgeschlossene Arbeit oder eine Reihe verwandter Aufsätze eines und desselben Verfassers auf einmal bringen, wobei dem Käufer die Auswahl der ihn besanders interessirenden Bände vollkommen freigestellt bleibt; auch handelt es sich nicht um Berücksichtigung blos eines bestimmten Kurzschriftsystems, es wird vielmehr ganz allgemein die wissenschaftliche Thätigkeit auf dem Gesammtgebiete der Kurzschrift dabei ins Auge gefaßt ohne Rücksicht auf die Landsmannschaft und die Zugehörigkeit zu irgend einem Stenographiesystem. Insbesondere soll auch die bisher äußerst mangelhafte Verbindung zwischen der Kurzschrift und den verwandten Wissensgebieten der Paläographie, Philologie, Sprachwissenschaft und Literaturkunde fester und inniger gestaltet werden. Hierin erblickt der Herausgeber auch das Mittel, schließlich zu einer philosophischen Gesammtanschauung von der Stenographie und ihrer Stellung im großen Reiche der Cultur zu gelangen. Ihrem Wesen nach werden die Einzelbände dieser „Handbibliothek" zumeist einer der folgenden Abtheilungen angehören: 1) Forschungen, 2) Darstellungen, 3) Quellensammlungen und 4) Hilfs- und Nachschlagebücher. Der varliegende erste Band thut mit dem Abschnitte „Nachrichten über die neuere Stenographie" den ersten Spatenstich in ein bisher noch wenig berührtes Stück des stenographischen Literaturbodens. In dem zweiten Abschnitte „Ramsay" bietet der geschätzte Verfasser die Früchte umfänglicher und gründlicher Untersuchungen über die Person und das Wirken des ersten

Bearbeiters einer Kurzschrift für die deutsche Sprache. Beide Arbeiten sind von grundlegender Bedeutung und gewähren einen hoffnungskündenden Ausblick auf die weitere Ausgestaltung dieses ebenso vortrefflich geplanten wie geschickt und umsichtig ins Werk gesetzten Unternehmens. Es ist dieser erste Band der stenographischen Handbibliothek eine preiswürdige Festgabe zur diesjährigen Gabelsbergerfeier und zum gleichzeitig in München tagenden internationalen Stenographencongreß gewesen. An einer freundlichen Aufnahme wird es diesem Buche, welches eine Zierde jeder größeren stenographischen Bücherei bilden wird, gewiß nicht fehlen und ist nur zu wünschen, daß das Unternehmen auch eine werkthätige Unterstützung in fachmännischen und sonst zuständigen Kreisen finden möge.

a. Tino Moralt, Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. Jena, Hermann Costenoble. 1890. 8°. — Künstlergeschichten sind in Deutschland allgemach in Mißcredit gerathen. Der moderne Künstler steht ihnen kalt gegenüber, weil er in der Laienarbeit Wahrheit und intimere Kenntniß zu vermissen pflegt, der Philosoph, der Aesthetiker und vollends der Kunsthistoriker sieht in der populären Behandlung von Fragen der Kunstwelt einen Eingriff in sein zünftiges Gebiet. Am gnädigsten urtheilt noch das große Publicum, aber es verlangt eine reiche, fesselnde Handlung und genehmigt die Künstlerpersönlichkeit eben nur als deren anziehenden Träger. Es bedarf der Poesie eines Gottfried Keller, um der schlichten Schilderung vom Innenleben einer Künstlernatur bei uns eine tiefere Wirkung zu sichern. Heyse's: „Im Paradiese" scheint nahezu vergessen, und die deutsche Literatur weist auf diesem Stoffgebiete kein Werk auf, welches an Popularität und Einfluß Zola's „L'oeuvre" zu vergleichen wäre. Und dennoch ist gerade die jüngste Entwickelungsphase unserer Kunst einem Versuche, wie ihn der große Franzose mit so glücklichem Erfolge unternahm, durchaus günstig: eine Uebergangsepoche voller Widersprüche; warme Vertheidigung der Tradition neben rückhaltloser Begeisterung für neue Ziele, die dem Geist unserer ureigenen Zeit entsprechen; die junge Schule der Impressionisten und Freilichtmaler bereits vor einer bedeutsamen Umwandlung, in welcher neben der bislang ausschließlich verehrten, rein malerischen Leistung allgemach wieder der Inhalt des Dargestellten mit seinem poetischen Werth in den Vordergrund tritt. In der That: ein literarisches Bild aus den Kreisen unserer echten jungen Künstler, in deren Innenleben es weitaus heftiger gährt, deren Idealismus weitaus größer ist, als sie selbst es zuzugeben pflegen — das ist eine anziehende Aufgabe. In der Künstlergeschichte, mit welcher Walther Siegfried hier vor die Oeffentlichkeit tritt, darf man einen prächtigen Versuch zu ihrer Lösung begrüßen. Er wollte keinen Roman schreiben, nicht einmal unbedingt die Geschichte eines Einzelnen. Sein Ziel war vielmehr: „ein Abbild von den großen, wie von den kleinsten, intimen Kämpfen, welche die Kunst in das Leben eines Menschen unserer actuellsten Epoche bringt". Er erreicht es durch eine Erzählung vom Streben, Kämpfen und Unterliegen einer echten Künstlernatur, die unter ungünstigen äußeren Verhältnissen, im Ringen mit der Technik, im Schwanken zwischen den verschiedenartigen Zielen ihrer schöngeistigen Begabung, unter dem Druck einer quälerischen Selbstkritik, durch die Folgen einer zarten, nervösen Beanlagung und im Schmerz um eine unglückliche Liebe allmälig dem Wahnsinn verfällt. Dies Martyrium der Kunst beginnt inmitten des modernsten Münchener Lebens, im Kreise ernster, aber glücklicherer Kunstgenossen, die schrittweis aber sicher ihre verschiedenen, den individuellen Grundbedingungen besser entsprechenden Ideale verwirklichen; es endet in der Einsamkeit des Hochlandes als furchtbare Tragödie eines langsam zerstörten Menschendaseins. Ueberall bewährt sich der Verfasser als scharfer Beobachter, als feinsinniger Psycholog, als Dichter und Maler zugleich. In der Fabel fehlt es nicht an Unwahrscheinlichkeiten, in der Schilderung nicht an Härten, im Stil nicht an unschönen Sätzen und salopper Ausdrucksweise, das Buch als Ganzes aber zählt meines Erachtens zu den prächtigsten Erzeugnissen unserer modernen Literatur. Der zweite Theil übertrifft an Werth weitaus den ersten. Die psychologische und pathologische Charakteristik ist hier meisterhaft, und ihr gesellt sich eine Innigkeit der Empfindung, eine Wärme und Kraft der Sprache, die in der That selten ist. Es finden sich hier Natur- und Seelenschilderungen, die den Vergleich mit dem „Werther" nicht zu scheuen brauchen. Der Verfasser hat sein Ideal, welches er gelegentlich in die Forderungen zusammenfaßt: „Seelenstudium, vereint mit descriptiver Kunst; Dichtung, um die ganze große Fähigkeit des Malers bereichert, Naturstudium mit jener wahren Kunst des Details, welche selbst den subtilsten Künstler fesselt", in einzelnen Theilen seines Werkes glänzend verkörpert. Und das Schönste an seiner Arbeit ist die keusche Reinheit des Gefühls und der Gesinnung, der jeder Sentimentalität bare Idealismus, welcher in ihr lebt: ein köstliches Gegenwicht gegen die Auswüchse unserer modernsten jungdeutschen Literatur und Kunst, wahr und kraftvoll wie diese, aber zugleich vornehm und von echtem Adel. Wenn die Grundstimmung dieses Buches in der That dem unter unseren Kunstjüngern waltenden Geist entspricht, dann ist die Epoche gährenden Ueberganges ihrem Ende nahe, dann wird in der deutschen Kunst der Zukunft auf dem neuen gesunden Boden das alte, heilige Banner des Idealismus, das man jetzt nur verstohlen zu lüften wagt, frei und stolz entfaltet zum Ruhme führen.

— Die zahlreichen Freunde und Mitarbeiter der am 1. October 1865 gegründeten „Modenwelt" wurden bei Gelegenheit des ersten Jubiläums dieser Zeitschrift von der Verlagsfirma Franz Lipperheide in Berlin durch ein stattliches Werk: „Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „Modenwelt" 1865—1890" freudig überrascht. Das höchst splendid ausgestattete Buch enthält zunächst eine Geschichte der „Modenwelt" sowie verkleinerte Textseiten der deutschen und fremdsprachlichen Ausgaben des Blattes und der „Illustrirten Frauenzeitung", die seit 1874 als Ausgabe der „Modenwelt mit Unterhaltungsblatt" erscheint. An diese Capitel schließen sich statistische Notizen zur Herstellung der „Modenwelt" und Einzelheiten über den kunstgewerblichen Buchverlag des Blattes, sowie ferner die Satzungen der von der Verlagsfirma mit einem Grundstocke von 200000 ℳ für ihre Angestellten begründeten „Lipperheide'schen Pensions-, Wittwen- und Waisen-Casse", zur Nachahmung für ähnliche Institute bestens empfohlen. Von ganz besonderem Interesse ist noch der sechste Abschnitt: Hundertfünfzig Jahre Kostümgeschichte in Modenbildern, welcher für die Trachtenkunde einen werthvollen Beitrag liefert. Die „Modenwelt" wird mit Recht ein Weltblatt genannt, denn sie hat eine Verbreitung über den ganzen Erdball, erscheint in 13 verschiedenen Sprachen und hat eine Auflage von 450000 Exemplaren.

—e. Fehland's Ingenieur-Kalender 1891. Verlag von Julius Springer-Berlin. Preis 3 ℳ — Seit 3 Jahren geben der Director der Rhein.-Westf. Hüttenschule in Bochum, Th. Beckert, und der Director der Lausitzer Maschinenfabrik, A. Polster, einen der älteren Fachkalender heraus. Wenn auch die Zahl derartiger Fach- und Berufskalender jetzt eine bedeutende geworden ist, so haben doch wohl die Kalender für Bau- und Maschinentechniker die zuerst erlangte Berechtigung sich zu bewahren gewußt und ist der Deutsche Baukalender in diesem Jahre schon das 22. Mal erschienen. Neben anderen für Maschinen- und Hütteningenieure bestimmten Kalendern ist der vorliegende im Springer'schen Verlag erschienene wohl der vollständigste und am sorgfältigsten bearbeitete, da er gegenüber der vorjährigen Ausgabe wesentliche Verbesserungen aufweist und 340 Seiten Text neben dem Kalender enthält. Darunter befindet sich von Ingenieur Schulze, Lehrer an der Hüttenschule in Bochum, eine Bestimmung der Zeiten für die Bearbeitung der Maschinentheile auf den Werkzeugmaschinen als Vorläufer eines größeren Werkes über diesen Gegenstand. Auch die Elektrotechnik ist in einem der 22 Abschnitte ziemlich ausreichend behandelt worden und für die Construction der Maschinentheile sind neue aus der Praxis stammende Tabellen aufgenommen worden. Zu bedauern bleibt es nur, daß, wie bei dem Baukalender schon seit langen Jahren erfolgt, der reiche Inhalt und große Umfang des Gebietes, welches bearbeitet worden und für dessen Jünger der Kalender bestimmt ist, eine Theilung in 2 Abschnitte bedingt, da der Inhalt des 2. Theiles (der Beigabe zum eigentlichen Kalender) derartig ist, daß er recht wohl manchen Maschinentechniker und Hütteningenieur aus einer plötzlichen Verlegenheit zu bringen vermöchte, könnte er neben dem umfangreichen Kalender jederzeit noch in der Tasche mitgeführt werden.

Berichtigung. In der Besprechung des Buches *ΚΟΣΜΟΣ* von Dr. Hermann Wolff, Nr. 123, S. 492, muß es Z. 15 und 17 v. o. statt Handel Haeckel, und Z. 21 statt „höchst wahrscheinlich" nicht: „höchst wahrscheinlich nicht" heißen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 84 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 126. Dienstag, den 21. October. 1890.

Die Gestalt des Nathan in Lessing's gleichnamigem Drama.

Von Gustav Portig.

(Schluß.)

Treten wir nun dem Gleichniß selbst näher, so finden wir, daß nur zwei menschliche Richter, nicht Gott selbst oder ein besonderes göttliches Werkzeug, ein Urtheil über die drei Religionen abgeben. Der wirklich auftretende Richter bezeichnet aber sein Gutachten ausdrücklich als ein zeitweiliges, welches dem endgiltigen Urtheil weichen müsse; letzteres werde einst ein weiserer Mann fällen, als er selbst sei. Und worauf soll sich dann das höhere Urtheil dieses weiseren Richters gründen? Auf den geschichtlichen Beweis, welchen jede der drei Religionen für sich selbst führen soll. Diesen Beweis vermag aber nur die thatsächlich sehr verschiedene Culturkraft einer Religion zu erbringen; er läßt nur einen mittelbaren Schluß zu auf die sittlich erneuernde Kraft einer Religion in deren einzelnen Bekennern. Außerdem aber ist er nur auf Grund einer langen geschichtlichen Entwickelung der drei Religionen zu führen. Soll man da nun dem Nathan-Lessing den Wahn zutrauen, daß jemals die Völker des Islam die Cultur der christlichen Völker überflügeln könnten? Nimmermehr! Oder hat Lessing vielleicht etwas Derartiges vom Judenthum erwarten dürfen? Das ist ebenso undenkbar, weil das Judenthum nur noch als ein abstracter Begriff existirt. Seit Jerusalems Zerstörung ist von einem jüdischen Volk oder Staat nicht mehr die Rede und wird voraussichtlich nie wieder in der Geschichte die Rede sein. So lange nun die Juden unter größeren christlichen Völkern als ein kleines Häuflein von Unterdrückten lebten, hatten sie gar keine Gelegenheit, in Wetteifer mit den Christen zu treten. Nachdem sie aber uns gleichgestellt sind, genießen sie doch bewußt und unbewußt die Früchte der christlichen Culturentwicklung, unter uns Deutschen insbesondere die Frucht der von unseren Vätern erkämpften protestantischen Weltanschauung. Andrerseits werden sie je länger je mehr mit den Errungenschaften der christlich-germanischen Cultur so sehr umgeben, vielfach sogar erfüllt, daß sie rein als Juden einen geschichtlichen Beweis für die Oberhoheit ihrer Religion gar nicht mehr führen können. Gewiß wollen noch immer viele Juden das Judenthum außer oder wohl gar über dem Christenthum als geistige Culturmacht angesehen wissen; allein sie liefern damit nur einen neuen Beweis für die welthistorisch beispiellose Hartnäckigkeit ihrer Rasse, welche übrigens alle besseren Juden selbst zugestehen.

Wenn also Nathan-Lessing nur von einem geschichtlichen Beweis der Religionen als Culturmächten redet, so kann die von ihm empfohlene Verträglichkeit nur eine solche der einzelnen Bekenner untereinander sein. Das Judenthum oder gar den Islam dem Christenthum als religiöses Princip gleichstellen zu wollen, ist Lessing gar nicht eingefallen. Er legt dem Richter nur folgende Anschauung in den Mund: Da jede Religion einen Ring besitzt, so kann in jeder Religion ein Einzelner „angenehm vor Gott" werden, aber auch nur dann, wenn er gewisse Bedingungen erfüllt. Der Standpunkt des Nathan deckt sich hier mit demjenigen des neuen Testaments. Auch Petrus bekennt ja in der Apostelgeschichte 10, 34 in Bezug auf den römischen Hauptmann Cornelius: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm." Paulus sagt Gal. 3, 28: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu." Das ist doch Weitherzigkeit im höchsten Grade; aber ist es denn den Aposteln eingefallen, deshalb das Judenthum dem Christenthum gleichzustellen? Oder nehmen wir das Beispiel Christi selbst. Matth. 8, 10 sagt er zu seinen Jüngern in Bezug auf den Hauptmann von Capernaum: „Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Matth. 15, 28 spricht er zum Cananäischen Weibe: „O Weib, dein Glaube ist groß; dir geschehe, wie du gesagt hast." Mark. 5, 34 tröstet er das von ihm geheilte heidnische Weib mit den Worten: „Meine Tochter! Dein Glaube hat dich gesund gemacht, gehe hin mit Frieden." Im 10. Capitel des Lukas stellt er den barmherzigen Samariter den Juden als Vorbild hin; Luk. 17, 19 sagt er zu dem einen dankbaren Samariter unter den zehn Aussätzigen: „Stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen." Christus ist also vorurtheilslos und duldsam im höchsten Grade; aber wo in aller Welt hat er denn das Heidenthum dem Judenthum gleichgestellt? Aehnlich auch Lessing. Er hat nur empfehlen wollen, daß die einzelnen Bekenner der drei Religionen sich untereinander vertragen möchten. Dieselben heutigen Juden aber, welche von uns Christen eine völlig bedingungslose Toleranz verlangen, würden sich doch hüten, gegen uns oder gar gegen die Muselmänner gleich tolerant zu sein, wenn sie an unserer Stelle die Oberherrschaft besäßen.

Nun aber entsteht die Frage: welche Voraussetzungen sind es, unter denen die einzelnen Bekenner der drei Religionen sich gegenseitig vertragen können? Was ist den drei Religionen gemeinsam? Wir antworten: die Begriffe von Gott, dem Sittengesetz und der Geschichte sind in den drei Religionen nicht entgegengesetzt, sondern unter sich verwandt, wenn auch sehr verschieden abgestuft. Hier nun stehen wir vor dem entscheidenden Punkt der ganzen Parabel: Nathan-Lessing läßt sich zu der niederen Anschauung des Sultan Saladin herab und verschweigt seine eigene höhere. Die niedere Anschauung aber weist ganz von selbst über sich hinaus auf die höhere. Worin besteht die religiöse Weltanschauung des Saladin, welche allerdings viele einzelne Juden und Christen mit ihm theilen?

Da ist es zunächst sein Gottesbegriff, welchen wir näher ins Auge fassen müssen. Gott ist in der Parabel doch gemeint mit den Worten „aus lieber Hand" („Vor grauen Jahren lebt ein Mann im Osten, der einen Ring von unschätzbarem Werth aus lieber Hand besaß"); auch der Vater, welcher drei Söhne hatte, kann nur Gott sein im Zusammenhange des Ganzen. Es ist nun aber im höchsten Grade bemerkenswerth, daß dieser Gott sich damit begnügt, ein für allemal einen Ring einem Menschen zu übergeben. In die Sprache der Glaubenslehre übersetzt würde das heißen: Gott hat ein für allemal dem Uranfänger des Monotheismus (Abraham) oder dem Begründer des Gesetzes (Moses) sich offenbart. Später läßt er durch den Goldschmied noch zwei andere Ringe nach dem Muster des ersten Ringes machen d. h. er läßt durch die Religionsstifter Jesus von Nazareth

und Muhamed dieselbe Offenbarung anderen Völkern zu Theil werden. Der Ring aber — und das ist die Hauptsache — bedeutet das von Gott gegebene, durch Moses in die Form der zehn Gebote gebrachte Urgesetz; Religion ist überall nichts weiter als eine Anzahl von Geboten und daraus etwa abzuleitenden Lehren. Da dieses Gesetz beliebig oft abgeschrieben werden kann und Gott darüber hinaus den Menschen nichts zu sagen und zu geben hat, so braucht sich auch Gott um die sittlich-religiöse Erziehung der Menschen nicht weiter zu kümmern; er selbst bleibt fern von der Welt und überläßt es den Menschen, ob sie sein Gesetz verwirklichen können oder nicht. So fordert er viel mehr von den Menschen, als er ihnen giebt, er der weltferne Gott will nur ein Verhalten gegen sein Gebot, nicht aber ein Verhältniß mit ihm selbst. Wohl liegt in dem Gesetz die Möglichkeit, daß es seine Getreuen vor Gott und Menschen angenehm macht; aber diese Möglichkeit ist doch nur eine geheime Kraft, welche erst durch den Menschen und nur durch diesen hervorgelockt werden muß. Also der Schwerpunkt dieser Religion fällt nicht in Gott, sondern in den Menschen; aber auch nur dann, wenn der Mensch „den Ring in dieser Zuversicht trägt". „Zuversicht" bedeutet den höchsten Grad von Glaubensgewißheit; eine solche kann doch nur Derjenige erringen, welcher den Werth des Gesetzes erprobt hat. Wie aber soll er dazu kommen, unbedingtes Vertrauen zu diesem Gesetz zu fassen, da ihm ja bisher die geheime Kraft des Ringes verborgen geblieben ist?

Nun denn! Der Gott, welcher ein für allemal die Welt nach dem Naturgesetz und die Religionen nach dem Sittengesetz ablaufen läßt, während er selbst ein erhabenes dolce far niente in unendlicher Weltferne genießt: dieser seiner Absolutheit sich selbst entkleidende Gott ist der Gott des Deismus, der zum Weltprincip erhobene Götze des laisser aller. Dieser Gott leitet weder die Geschicke der Menschheit noch der Einzelnen; er kann nicht in die Geschichte eingreifen, geschweige denn selbst eingehen; er ist unfähig, eine Geschichte in der Geschichte zu bewirken. Von diesem Standpunkte aus ist es ganz folgerichtig, wenn Nathan zum Sultan sagt: „Gründen sich nicht alle Religionen auf Geschichte? Geschichte muß doch wohl auf Treu und Glauben angenommen werden? Nun, wessen Treu und Glauben zieht man doch am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen? Doch deren Blut wir sind?" rc. Hier ist der Begriff „Geschichte" herabgedrückt zu dem viel niedrigeren der „Ueberlieferung, Berichterstattung"; die Geschichte als eine Selbstbezeugung Gottes in großen Zügen oder wohl gar eine Heilsgeschichte als Selbstoffenbarung und Selbstmittheilung Gottes zu fassen, ist dem Nathan der Parabel ganz unmöglich. Daß Lessing diesen Gottes- und Geschichtsbegriff nicht gehabt hat, beweisen seine Schriften. Da das ganze alte Testament voll ist von den regierenden Einwirkungen Gottes in der Natur und Geschichte, so haben nur diejenigen mosaischen und christlichen Juden ein Interesse daran, sich wie Saladin „abspeisen" zu lassen, welche sich vom lieben Gott nicht irgendwie genirt fühlen möchten, wenn sie Weltgeschichte nach ihrer Art machen.

Entsprechend diesem Gottesbegriff muß auch der Sittlichkeitsbegriff ein niedriger sein. Der Ring hat die geheime Kraft, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen"; diese Wendung ist gleichbedeutend mit dem anderen Ausdruck „beliebt zu machen". Das ist ja ganz nett! Der Gott der Parabel läßt sich nicht von den Menschen geniren; also „genirt" er auch umgekehrt die Menschen nicht mit dem Sittlichkeits-Ideal des alten und neuen Testaments. Dort heißt es: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der Herr, euer Gott!" „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." „Ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war." Sogar ein deutscher Dichter hat gesagt: „Nehmt die Gottheit auf in euern Willen, und sie steigt herab von ihrem Weltenthron": da ist es denn doch viel bequemer, „vor Gott und Menschen angenehm und beliebt" sein zu sollen; da bleibt man immer hübsch „vor" Gott, wie er fern von den Menschen bleibt; braucht nie mit ihm eins zu werden und kann sich in der „Beliebtheit" bei den Menschen sattsam bespiegeln.

Man unterschätze dieses Herabdrücken des Ideales doch nicht! Wir Alle, gläubige Christen und Juden, bleiben praktisch hinter dem Ideal der Sittlichkeit zurück: es ist aber von der größten Wichtigkeit, ob wir uns wenigstens des höchsten Ideales als unseres Zieles, als des Maßstabes für unsere sittlichen Urtheile bewußt sind. Und was empfiehlt denn nun der Richter im Gleichniß den allein auf ihre Kraft angewiesenen, den von Gottes Beistand völlig verlassenen Menschen? „Es eifre Jeder seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nach! Es strebe von euch Jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ringe an Tag zu legen; komme dieser Kraft mit Sanftmuth, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, mit innigster Ergebenheit in Gott zu Hilfe!" Da er mit diesen Tugenden „der Kraft des Steins zu Hilfe kommen" soll, woher nimmt denn der Mensch die Kraft zu diesen Tugenden, insbesondere zur „Ergebenheit in Gott", wenn dieser weltferne Gott den armen Erdensohn nur mit dem kalten Gesetz „abspeist"? Diesem Gott gegenüber ist nur blinde Unterwerfung möglich, im günstigsten Falle Ergebung in seinen gesetzlichen Willen, niemals aber Hingebung an ihn selbst. Mag der Ring glänzen, wie er will; er bleibt doch ein kalter, todter Stein. Wir mögen ihn immerhin tragen als Schmuck, wenn wir zum „Gastmahl" des (neutestamentlichen) Reiches Gottes geladen werden; aber im bloßen Besitz des Ringes würden wir hungern, wenn uns Gott selbst nicht speiste mit geistlichen und geistigen Gütern. Wonach aber hungern wir, wenn wir nur Besitzer des Ringes sind? Das ist der Punkt, wo sich das alte und das neue Testament, das einseitig römische und das rein evangelische Christenthum von einander scheiden.

Den Nathan der Parabel zu widerlegen, ist nicht schwer; wie aber gelangen wir über den alttestamentlich frommen Nathan noch hinaus zur Religion, zur Frömmigkeit des wahrhaft idealen Christen im Stück, nämlich des Klosterbruders? Darauf müssen wir zunächst die Antwort suchen, ehe wir das Charakterbild des letzteren zeichnen.

Nathan kann in seiner Parabel mit Recht sagen, daß allen drei Religionen der Ring, d. h. das Gesetz gemeinsam sei; nur verschweigt er wohlweislich dem Sultan gegenüber, daß der Muhamedanismus ein vergröbertes Judenthum ist. Uns kann hier nur der Zusammenhang zwischen Judenthum und Christenthum nach dieser Seite interessiren. Da mögen sich denn alle Juden unter den Christen Folgendes gesagt sein lassen. Christus erklärt ausdrücklich: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Welches Gesetz meint er? Die Antwort giebt er selbst Luk. 10, 25 ff.: „Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? Er antwortete und sprach: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüth; und deinen Nächsten als dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet. Thue das, so wirst du leben!" Hier wäre doch zunächst die rein sprachliche Untersuchung anzustellen, ob die Begriffe „lieben", „Herz", „Gemüth", „Nächsten" im hebräischen Urtext dasselbe bedeuten, wie die griechischen Worte des neuen Testamentes. Zweifellos bedeutet „leben" etwas Geringeres im alten, als im neuen Testamente. 3. Mos. 18, 5: „Ihr sollt meine Satzungen halten und meine Rechte; denn welcher Mensch dieselben thut, der wird dadurch (glücklich) leben im Lande der Verheißung." Ebenso bedeutet „Nächster" im alten Testamente nur den Juden, den Stammesverwandten, wie sich z. B. 3. Mos. 19, 18 schon aus dem Parallelismus der Glieder ergiebt: Du sollst nicht rachgierig sein, noch Zorn halten gegen die Kinder deines Volkes; du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In dem viel späteren von prophetischem Geiste erfüllten 5. Buch Mose heißt es 6, 4 und 5: Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Herr. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. Hier also soll der einzelne Jude seinem Nationalgott Liebe widmen, weil dieser im Unterschied von den vielen Göttern der Heiden ein einiger Herr ist. Die Frage, ob der schwache sündige schuldbeladene Mensch einen Gott lieben könne, welcher ihm nur als „Herr" gegenüber steht; ob ferner der Mensch diese geradezu ungeheuere Forderung vollbringen könne, ohne zuvor mindestens die gleiche Liebe von Gott empfangen zu haben: diese Frage wird hier überhaupt noch gar nicht aufgeworfen. Bereits 5. Mos. 30, 6 ist sie aber beantwortet: Der Herr, dein Gott, wird dein Herz beschneiden, daß du den Herrn deinen Gott (also nicht „Vater") liebst von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Ps. 51, 12: Schaffe du, o Gott, in mir ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist. Noch viel wichtiger aber sind folgende Stellen. Jerem. 31, 31 lesen wir: Siehe! es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund

machen. Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben. Ezech. 11, 19: Ich will euch ein einträchtig Herz geben und einen neuen Geist in euch geben; ich will das steinerne Herz wegnehmen aus eurem Leib und ein fleischern Herz geben. 36, 27: Ich will meinen Geist in euch geben und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und darnach thun. Diese Stellen beweisen, wie die alttestamentliche Frömmigkeit des Nathan über sich hinausdeutet auf einen religiösen Zustand, da das äußerlich mittheilbare Gesetz (der Ring) ein persönliches, inneres Gesetz der Freiheit geworden sein wird, und zwar — was die Hauptsache ist — durch Gottes Kraft. Die Religion der Parabel verlegt den Schwerpunkt in den Menschen und dessen Kraft, die Religion des eigentlichen Nathan verlegt ihn in Gott. Noch mehr aber ist es neutestamentlich, das Wesen der Religion und Sittlichkeit in eine schöpferisch von Gott ausgehende Kraft (des heiligen Geistes) zu setzen. Röm. 1, 16: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle ꝛc. Nun ist es ein Ergebniß der heutigen Naturwissenschaft und Philosophie, daß das physische Weltall nur aus Kraft und Kräfteverbindungen besteht: die „Substanz“ ist „Kraft“, nicht (blos materieller) „Stoff“. Wenn nun schon diese allwirksam ist, soll der absolute Geist nicht die Möglichkeit haben, sich dem endlichen Geist als dessen Lebensnahrung mitzutheilen, und zwar umsomehr, als er uns näher ist, als alle physische Kraft? Gewiß! eine solche Religion des heiligen Geistes als die über alles Gesetz hinausreichende Kraftmittheilung Gottes würden heutzutage auch die wahrhaft gebildeten und religiös gerichteten Juden anzuerkennen geneigt sein; aber sie und mit ihnen die gleichgerichteten Christen machen sich die Voraussetzungen nicht klar, unter denen allein Gott dies vermag. Die Freiheit des Menschen hindert ihn, diese Gabe des heiligen Geistes als eine physische Kraft einer Person aufzuzwingen; er kann sie nur dem sündigen Menschen als Gnade darbieten. Gott muß die unbedingte Gnade sein können, wenn er für Alle der Quell des wahrhaft religiösen Lebens sein soll. Was aber heißt unbedingte Gnade? Auf den höchsten Höhen des Heidenthums hat der oberste Gott einzelne willkürliche, unberechenbare Anwandlungen von Gnade. Im Judenthum gehen zwei Strömungen nebeneinander her. Der Mensch des Gesetzes meint, die Gnade Gottes sich irgendwie verdienen, zu ihrer Gewährung beitragen zu können; der Mensch aber des prophetischen Standpunktes sieht ein, daß dies undurchführbar ist. Aber auch für ihn fällt die Gnade zusammen mit der Güte und Barmherzigkeit, auch für ihn klafft noch auf der unvermittelte Gegensatz zwischen Gnade und Gerechtigkeit. Da nun besteht das Wesen der neutestamentlichen Gnade darin, daß dieser Gegensatz vermittelt und überwunden ist. Hier sind Gnade und Gerechtigkeit völlig eins, sind zur heiligen Liebe geworden; hier ist die Gnade schlechthin frei und nothwendig zugleich geworden, weil sie ruht auf der völlig befriedigten göttlichen Gerechtigkeit. Freilich meint auch die katholische Lehre, daß die göttliche Gnade noch irgendwie der vom Menschen mitverdiente göttliche Lohn sei für sogenannte gute Werke, die evangelische Lehre hingegen sagt: die von Gott selbst erworbene und gewährleistete Gnade ist nicht der Lohn sondern die vorangehende Bedingung der menschlichen Tugend. Für die Protestanten ist Gottes Gnade gewissermaßen der Ring geworden, welchen Gott selbst ununterbrochen trägt, d. h. sie ist über alle und jede Unberechenbarkeit hinaus das Gesetz der vollendeten göttlichen Gerechtigkeit, die Erscheinungsform der göttlichen Freiheit. Nun aber stehen wir vor dem Stein des Anstoßes, um welchen die frömmer gerichteten Juden und die gleichgestimmten Christen nicht herum kommen. Die Vertreter einer Religion des heiligen Geistes meinen, daß Gott durch einen bloßen Gedankenprozeß sich selbst zu dieser vollendeten Gnade machen und unsere Vernunft über diesen seinen Entschluß aufklären könne; die Anderen aber sagen — und wir mit ihnen —: Gott kann thatsächliche Mächte des Lebens nur durch andere höhere Thatsachen überwinden; er kann einen geschichtlichen Prozeß nicht durch einen Gedankenprozeß aufheben, sondern wieder nur durch eine höhere geschichtliche Entwickelung; er kann die Menschen als lebendige Personen nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar mit seiner Gnade, seinem heiligen Geist erfüllen, und zwar kann er dies nur dadurch, daß er das Persönlichkeitsprincip zunächst in einer vollendeten menschlichen Person zur denkbar höchsten Ausprägung bringt. Erst wenn thatsächlich in wahrhaft menschlicher und geschichtlicher Entwickelung diese vollendete Gerechtigkeit durch eine bestimmte Person erworben worden ist, kann sie als unbedingte Gnade, als personbildendes Leben von Gott den nach ihr verlangenden Menschen mitgetheilt werden. Nur Gleiches zu Gleichem ergiebt Gleiches.

Diese Gnade hat Shakespeare verherrlicht, wenn er im „Kaufmann von Venedig“ der Porzia (IV, 1) die Worte in den Mund legt: „Die Art der Gnade ist durch nichts beschränkt: Sie träufelt wie des Himmels weicher Regen zur Erde, die er trifft; zwiefach zum Segen, denn Geber wie Empfänger wird gesegnet. Sie ist des Mächtigen Mächtigstes; sie ziert den Fürsten auf dem Throne mehr als die Krone. Sie ist das Attribut der Gottheit selber, und irdische Gewalt ist Gott am ähnlichsten, wenn Gnade das Recht heiligt. Darum, Jude, bedenke, daß nach Gerechtigkeit keiner von uns gerettet würde; wir Alle flehen um Gnade, und unser Flehen lehrt unserseits uns üben der Gnade Sinn.“ Die letzten Scenen von Schiller's „Maria Stuart“ wurzeln in dem Gedanken, daß allein die göttliche Gnade dem reuigen Sünder alle Schuld vergeben kann, derselbe Gedanke schwebt Schiller vor in dem Ausspruch: „Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren; alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.“ „Die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen; wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.“ „Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen; aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden: fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.“ Ebenso hat Goethe die Gnade gefeiert. Schon in der „Iphigenie“ legt er dem Arkas die Worte in den Mund: „Denn nirgends baut die Milde, die herab in menschlicher Gestalt vom Himmel kommt, ein Reich sich schneller, als wo trüb und wild ein neues Volk voll Leben, Muth und Kraft, sich selbst und banger Ahnung überlassen, des Menschenlebens schwere Bürden trägt.“ Wenn aber sein erhabenstes Gedicht, Faust, schließt mit den Worten: „Das Unbeschreibliche, hier ist's gethan; das ewig Weibliche zieht uns hinan,“ so gipfelt es eben auch in dem Ruhm und Preis der Gnade. Shakespeare, Schiller und Goethe feiern sie unmittelbar, Lessing aber mittelbar, indem die Frömmigkeit seines Nathan über sich selbst hinaus weist. Toleranz üben und ein Apostel der Humanität sein kann, auch nach Lessing, nur Derjenige wahrhaft, welcher der göttlichen Gnade gewiß und voll ist.

Bücherbesprechungen.

B. K. VI. Bericht über den Fortgang des Unternehmens: „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins.“ Barmen, Klein. — Der Bericht enthält die Inhaltsangabe der Hefte 99—120 des genannten Lieferungswerkes, benennt diejenigen, welche wiederholt, theilweise bis zur sechsten Auflage erschienen sind, stellt eine ganze Reihe von Nachrichten über Feste zusammen, auf welchen jene Hefte vertrieben worden sind, und giebt schließlich eine Uebersicht über die neueste Literatur in Gustav-Adolf- und verwandten Sachen. An Mitteln, das Volk zu lehren und zu locken, fehlt es also nicht, und namentlich die Fülle des Klein'schen Verlags ist geradezu staunenswerth.

W. L. A. Wagner, Finanzwissenschaft. Zweiter Theil: Theorie der Besteuerung, Gebührenlehre und allgemeine Steuerlehre. Zweite vielfach veränderte und vermehrte, theilweise umgearbeitete Auflage. 2 Hefte zu 4,50, bezw. 15,50 Mark. Leipzig 1890. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. — Die „Finanzwissenschaft“ A. Wagner's ist in mehreren gesonderten Bänden erschienen, bis jetzt noch nicht abgeschlossen. Sie bildet einen Theil des von Wagner mit dem verstorbenen Prof. Erwin Nasse gemeinsam geplanten „Lehrbuchs der politischen Oekonomie“. Wie wir aus dem Vorwort der zweiten Auflage des vorliegenden zweiten Theils der Wagner'schen „Finanzwissenschaft“ erfahren, hat Wagner, nachdem sich seine Ansichten von denen Nasse's schon bei dessen Lebzeiten ziemlich weit entfernt hatten und in Nasse's Nachlaß bis Ende April kein fertiges Manuscript der von letzterem übernommenen Theile bereit war, andere Mitarbeiter gewonnen. Die Gebührenlehre und allgemeine Steuerlehre, denen ein Abschnitt über die Theorie der Besteuerung überhaupt vorangeschickt ist, sind von Wagner in der vorliegenden zweiten Auflage äußerst gründlich umgearbeitet worden. Nicht nur, daß die Literaturnachweise, welche für deutsche Werke überhaupt nirgends in gleicher

Vollständigkeit wie bei Wagner zu finden sind, bis auf die neuesten Erscheinungen vervollständigt wurden, hat auch Wagner — so weit es ihm sein principieller Standpunkt zu gestatten schien — mehrfach seine früheren Ansichten oder deren Ausdruck geändert. Insbesondere gilt dies von den Fragen der Terminologie, Begriffsbestimmung und Begriffseintheilung. Letzterem Gebiet ist, der Individualität des Verfassers entsprechend, noch gründlichere und eingehendere Beachtung als selbst zuvor gewidmet. Eine Würdigung der Wagner'schen Gebühren- und allgemeinen Steuerlehre — sei es vom Standpunkt seiner Anhänger, sei es vom gegnerischen — ist ungerecht und unrichtig, wenn man lediglich bei manchen nicht unanfechtbaren Einzelheiten seiner oft absichtlich pointirten Aeußerungen stehen bleibt. Die Bedeutung dieses anerkannt gelehrtesten unserer deutschen Finanzlehrer fordert vielmehr allenthalben, wenn es ein Urtheil zu gewinnen gilt, ein Zurückgehen auf Wagner's principielle Auffassung von der Methode der Wissenschaft und vom Wesen unserer heutigen wirthschaftlichen Verfassung. Dies kann im Rahmen eines kurzen Referates nicht geschehen. Hier kann blos hervorgehoben werden, worin unstreitig der große Werth der Wagner'schen „Finanzwissenschaft" liegt: nämlich erstens in der Zuverlässigkeit und Vollständigkeit des mitgetheilten positiven Materials, zweitens in dem fortwährenden Streben nach begrifflicher Bemeisterung und Verdichtung der historischen Einzelheiten, endlich in der echt deutschen Charakterfestigkeit, mit welcher Wagner das, was er für richtig hält, auch allen Anfeindungen zum Trotz vertritt. Diese Tugenden, neben denen manche andere weniger wünschenswerthe und liebenswürdige Eigenschaften des deutschen Lehr- und Handbuchs auch hier nicht fehlen, werden Wagner's Werk dauernd die Hochschätzung auch derjenigen sichern, die — wie wir — in sehr Vielem grundsätzlich von ihm abweichen.

** Von der im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erscheinenden Encyklopädie der Naturwissenschaften liegen uns vier neue Lieferungen vor. Von denselben gehören zwei — die Lieferungen 58 und 59 der zweiten Abtheilung — dem Handwörterbuche der Chemie an, die anderen beiden — 5. und 6. Lieferung der dritten Abtheilung — dem Handbuche der Physik, herausgegeben vom Professor Dr. Winkelmann. Die „Allgemeine Mechanik" wird hier zu Ende geführt und die „Akustik" begonnen, während aus dem Inhalte der zuerst genannten Lieferungen die Abhandlungen „Aetherische Oele" von Professor Emmerling, „Oelsäuren" von Professor Weddige, „Osmium" von Professor R. Biedermann und „Oxalsäure", der letzte Artikel aus der Feder des verstorbenen Professors O. Jacobsen, hervorgehoben zu werden verdienen.

— Journal of the Gypsy Lore Society, vol. II., No. 4. October 1890. Edinburgh, T. and A. Constable. — Die Volkskunde ist ein Zweig der Geschichtswissenschaft, der erst neuerdings zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft sich zu erheben anschickt. Ihr Arbeitsfeld ist ein ungeheuer ausgedehntes; aber es mehrt sich nach und nach auch die Zahl der Helfer. Die deutsche Zeitschrift für Volkskunde, herausgegeben von Dr. Veckenstedt, hat unlängst ihren zweiten Band vollendet; sie erscheint jetzt im Verlage von Frankenstein u. Wagner in Leipzig, und es wird ihr gewiß zu Gute kommen, daß die deutsche Gesellschaft für Balkskunde sie zu ihrem Verbandsorgan erwählt hat. In Antwerpen erscheint ein Blatt zur Volkskunde der Niederlande, in Budapest unter dem Titel Ethnographia eine Zeitschrift zur Volkskunde der Ungarn, und auch anderwärts gewinnen diese Bestrebungen Boden. Einen ganz besonderen und wohlbegreiflichen Reiz hat für die Forscher auf diesem Gebiete von jeher das merkwürdige Wandervolk der Zigeuner gehabt. Gerade in den letzten Jahren sind über sie, ihre Herkunft, ihre Sprache, ihre Wahrsagerkünste u. s. w. mehrere umfängliche Werke erschienen, z. B. H. v. Wlislocki, vom wandernden Zigeunervolke (Verlagsanstalt Hamburg, Preis 10 ℳ), Adriano Colocci, Gli Zingari (Loescher in Turin, Preis 7 Frcs. 50 Cent.), Charles Leland, The Gypsies (Boston U. S., 2 sh.). Trotzdem sind der Räthsel, die jene schwarzhaarige ruhelose Gesellschaft uns aufgiebt, noch gar manche zu lösen. Die gelehrten Arbeiten, die den Geheimnissen dieser heimathlosen braunen Söhne des Südens nachspüren, finden ihren Mittelpunkt in der in Edinburgh erscheinenden Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde der Zigeuner, von der uns soeben die Octobernummer zugeht. Von dem reichen Inhalt dieses Blattes gebe das Inhaltsverzeichniß des neuesten Heftes eine Vorstellung: Bu Bacchar, Zigeuner-Turnkünstler in Alt-Afrika. John Sampson, Kesselflicker und ihre Sprache. H. v. Wlislocki, Liebesnetze (forecasts) und Liebeszauber bei den Zeltzigeunern von Transsylvanien (Siebenbürgisches Alpenland). Rudolf v. Sowa, Bemerkungen über die Zigeuner im s.-ö. Mähren. David Mac Ritchie, Schottische Zigeuner unter den Stewarts (Fortsetzung). Vladislav Kaenel de Zielinski, Bemerkungen über die Zigeuner in Polen und Litthauen. R. v. Sowa, Wörterbuch der slovakischen Zigeunermundart (Fartsetzung). Uebersicht: Bemerkungen und Untersuchungen. Der Kreis derer, die an diesen Studien thätigen Antheil nehmen, ist in Deutschland nicht groß. Vielleicht giebt dieser Hinweis dem Einen oder dem Anderen den Anstoß, ihnen näher zu treten. Beiträge für die Zeitschrift sind zu richten an: D. Mac Ritchie Esq. 4 Archibald Pl. Edinburgh.

R. B.

J. R. Die neue Volks- und Familien-Ausgabe von Friedrich Gerstäcker's Ausgewählten Werken, welche im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erscheint, ist von uns mehrmals dem Leser angezeigt worden. Der abgeschlossenen ersten Serie folgt jetzt eine zweite, die wie jene aus zwölf Bänden (zu 1,80 bez. 2,75 ℳ) bestehen soll. Von dieser neuen Serie liegen die beiden ersten Bände vor, welche die in Australien spielende Erzählung „Die beiden Sträflinge" sowie unter dem Titel „Hell und Dunkel" eine Anzahl kleinerer Geschichten von diesseits und jenseits des Oceans enthalten. Diese Sachen zeichnen sich wieder durch die bekannten, schon öfter charakterisirten Vorzüge, welche den Schriften des berühmten exotischen Schilderers eigen sind, aus.

G. Oe. — Die Perlen im Staube. Gedenkschrift zum 25jährigen Jubiläum des Vereins zur Unterstützung unbemittelter talentvoller Knaben in Leipzig, verfaßt von Dr. Carl Pilz, Gründer des Vereins, corresp. Secretär und Ehrenmitglied desselben. — Der Verein, zu dessen Jubiläum die vorliegende kleine Schrift entstanden ist, hat unbestritten viel Gutes gewirkt und ist aus reiner Menschenliebe hervorgegangen. Er hat in den 25 Jahren seiner Thätigkeit weit über tausend Knaben unterstützt und viele Tausende für seinen Zweck gesammelt und ausgegeben. Mit besonderer Befriedigung erwähnt der Gründer, daß der Verein an seinen Pfleglingen fast nur Freude erlebt hat und daß viele seiner ehemaligen Zöglinge bereits Tüchtiges leisten. Vielleicht würde eine genauere Angabe der Erfolge dem Vereine recht förderlich gewesen sein und die immer noch vorhandenen Gegner eines Besseren belehrt haben. In einem Irrthum scheint der Verein befangen zu sein, dieser Irrthum spricht sich in der etwas „vollmundigen" Aufschrift des Büchlein aus. Das Leben ahne die sogenannte höhere Bildung ist noch lange kein „Staub"; und es ist sehr fraglich, ob nicht manche der herausgesuchten „Perlen" im „Staube" besser gediehen wären, als in einer Umgebung, für die sie nicht geschaffen waren.

G. Oe. — Buntes Jahr, Kinder-Kalender auf das Jahr 1891, herausgegeben von D. Duncker, illustrirt von Elias, Brandt u. A. m. 5. Jahrgang. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter). 114 S. gr. 8°. Preis 1 ℳ. — Der Kalender ist ungemein reichhaltig und bietet für jede Altersstufe und jedes Geschlecht etwas, märchenähnliche Erzählungen, Schattenbilder und Verschen für die Kleinsten, patriotische Erinnerungen, Soldatengeschichten, Indianer- und Auswanderungsmären für die Jungen, Pensionsgeschichten, Kochrecepte und Blumenschmuckanweisungen für die Mädchen, Gesellschaftsspiele, Beschäftigungsspiele und Räthsel aller Art für Alle; auch ein Preisräthsel fehlt nicht. Die Erzählungen sind recht hübsch und dem kindlichen Verständnisse und Anschauungskreise angepaßt; freilich recht kernige Kost ist's nicht, mehr Biscuit. Schwarzbrod können die modernen Kindermagen nicht mehr verdauen. Eine Sonate und ein paar Lieder sind beigegeben; denn ein bischen klimpern lernt heutzutage jedes „gebildete" Kind. Und daß in einem Kinderkalender eine Weihnachtsaufführung nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Moderne Kinder müssen eben früh „Theater spielen" lernen, da sie's im späteren Leben nothwendig brauchen. Etwas Frostigeres, als die dramatisirte Weihnachtsallegorie von Helene Binder, haben wir kaum jemals gelesen. Am besten haben uns die Kalenderbilder gefallen. Das Papier ist bei den anderen Exemplaren hoffentlich besser, als bei dem uns vorliegenden Recensionsexemplare.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 127. Donnerstag, den 23. October. 1890.

Inhalt:

Eine neue (dritte) Auflage von Brehm's „Thierleben".

Von Dr. Otto Zacharias.

Vor Kurzem ist im Verlage des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien) der erste Band einer vollständigen Neubearbeitung des mit Recht berühmten Buches von Alfred Edmund Brehm über das Thierleben erschienen. Die Redaction dieser neuen Auflage hat Prof. Dr. Pechuel-Lösche übernommen, eine in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannte und geschätzte Kraft, ein Mann, dessen natürliche Beobachtungsgabe durch jahrzehntelange Bereisung tropischer und polarer Gebiete in hervorragender Weise geübt ist, und der somit wie kaum ein Anderer dazu berufen erscheint, die Hinterlassenschaft Brehm's als würdiger Erbe anzutreten. Als Systematiker steht Hrn. Pechuel-Lösche der Director des zoologischen Gartens in Frankfurt a. M., Dr. W. Haacke, zur Seite — ein jüngerer Zoolog, welcher früher Director des naturhistorischen Museums zu Adelaide war. Die Insectengruppe bearbeitet mit bekannter Meisterschaft Prof. E. L. Taschenberg in Halle, und die sonstigen „niederen Thiere" wird Prof. W. Marshall (Leipzig) mit gewandter Feder in ihren Lebenseigenthümlichkeiten schildern. Durch die Wahl dieser Persönlichkeiten und die Mitarbeit von Illustratoren wie L. Beckmann, F. Deiker, W. Kuhnert, P. Meyerheim, G. Mützel, E. Schmidt und Fr. Specht ist von vornherein die Garantie gegeben, daß die neue Auflage den früheren vollkommen ebenbürtig zur Seite tritt, insofern ihr nach wie vor der Charakter eines wissenschaftlich-gediegenen, belehrenden und anregenden Volksbuches gewahrt bleiben wird. Dafür bürgt auch schon die Verlagsbuchhandlung selbst, der es Ehrensache und eine Angelegenheit der Pietät ist, das geistige Vermächtniß des viel zu früh dahingeschiedenen Brehm in verjüngter Gestalt und mit zeitgemäßen Modificationen vors Publicum zu bringen.

Die erste Auflage des „Thierlebens" erschien in den Jahren 1863—1869. Es umfaßte damals schon sechs starke Bände. Der verstorbene namhafte Zoolog Oskar Schmidt, Professor an der Universität zu Graz, bearbeitete dafür die niederen Thiere. R. Kretschmer und E. Schmidt lieferten die Illustrationsvorlagen. Das schöne Werk hatte vom ersten Momente an Erfolg und erschien später in mehreren Uebersetzungen. Zur Zeit ist es in sieben Sprachen gedruckt vorhanden. Bei Abfassung desselben ging Brehm von dem Gedanken aus, daß im Gegensatz zu den systematischen Handbüchern, die an Schulen und Universitäten in Gebrauch sind, auch eine Darstellung des Lebens der Thiere für Haus und Familie existiren müsse, worin der unstudirte Landwirth, der Jagdliebhaber und Thierfreund Aufschluß über die Lebensweise, Ernährungsart, die geistigen Fähigkeiten (Instincte, Triebe), Liebeswerbungen, Freundschaften und Feindschaften ꝛc. seiner Lieblinge Aufschluß finden könne. Der Charakter des Buches sollte also von vornherein ein vorwiegend biologischer sein, d. h. ein solcher, welcher in erster Linie es mit dem lebenden Thier und dessen Benehmen in der freien Natur zu thun hat. Brehm selbst sprach sich sehr deutlich über diesen Punkt im Vorwort zur ersten Auflage aus, indem er Folgendes hervorhob: „Unsere Meister der Thierkunde zieren die Hochschulen oder wirken an den öffentlichen Sammlungen. Hier haben sie eine für die Zergliederungskunst und Systemkunde verlockende Menge von Stoff zur Verfügung, und wenn sie diesen Stoff wirklich bewältigen wollen, bleibt ihnen zur Beobachtung des Lebens der Thiere keine Zeit — ganz abgesehen davon, daß zu solcher Beobachtung ein Jäger- und Wanderleben eine der ersten Bedingungen ist. Wir verdanken gedachten Forschern überaus wichtige Aufschlüsse über den äußeren und inneren Bau des Thierleibes und hierdurch Erklärung gewisser Lebensäußerungen; wir sehen in ihnen immer die das Ganze überblickenden und ordnenden Meister der Wissenschaft und sind geneigt, die sammelnden und jagenden Reisenden jenen gegenüber als Gehilfen und Handlanger zu betrachten, obgleich wir uns andererseits nicht verhehlen können, daß nur letztere es sind, welche uns mit dem ganzen Thiere bekannt machen. Denn erst das lebende Thier ist ein fühlendes und bewegungsfähiges Wesen: das todte, ausgestopfte oder in Weingeist aufbewahrte bleibt immer nur ein Gegenstand."

Es ist hiernach, wie überall in unseren modernen Verhältnissen, auch innerhalb der Wissenschaft Theilung der Arbeit geboten. Das Thier in seiner Wechselwirkung mit der umgebenden Natur zu schildern — ist nicht Aufgabe des Zergliederers, und umgekehrt können wir keine bis in Einzelne gehenden Kenntnisse in der Anatomie von einem in Wald und Feld umherstreifenden Beobachter verlangen. Es ist daher völlig ungerechtfertigt, wenn mancher Universitätsprofessor auf einen Mann wie Brehm von oben herunterblickt, wie auf Jemand, der nicht werth ist, ihm die Schuhriemen zu lösen. Das ist eine durchaus tadelnswerthe Ueberhebung, die aber leider ziemlich häufig gefunden wird. Derartigen Dünkel sollte man stets, wo es irgend angeht, mit dem Vorhalt begegnen: daß wir für unsere Culturarbeit solche Vermittler zwischen Wissenschaft und Volksthum außerordentlich nöthig haben, und daß eher zehn Fachleute mittlerer Leistungsfähigkeit entbehrt werden können, als eine Persönlichkeit wie diejenige Brehm's war, durch deren Wirken Tausende und aber Tausende Interesse an der Thierkunde gewonnen haben und zu Beobachtern ausgebildet worden sind. Was ein Buch wie das „Thierleben" im Laufe der letzten 25 Jahre an wirklicher Aufklärung geleistet und in welchem Maße es wahre Bildung befördert hat, das kann stets nur unterschätzt, niemals seinem wahren Betrage und Werthe nach taxirt werden. Die Wissenschaft steht nicht über dem Volke, sondern die Achtung und Bewunderung, welche ihren Leistungen gegenwärtig gezollt wird, hat zur Grundlage das wirkliche Wissen, welches durch gute populäre Schriften immer mehr in weitere Kreise eindringt. Nur ein völlig Kurzsichtiger kann den Segen verkennen, den eine gute Popularisirung einzelner Wissenschaftszweige (wie z. B. Hygiene, Physiologie, Zoologie, Physik, Chemie ꝛc.) im Gefolge haben muß. Dies findet auch mehr und mehr Anerkennung: unsere besten Zeitungen und Journale haben für populäre naturwissenschaftliche Aufsätze stets Raum übrig und das gebildete Lesepublicum dankt es ihnen.

Der jetzt vorliegende erste Band der neuen Auflage von Brehm's „Thierleben" behandelt die Säugethiere in höchst lebendigen und naturgetreuen Schilderungen, deren Eindringlichkeit durch die beigegebenen Holzschnitte und Chromolithographien noch um ein Beträchtliches erhöht wird. Der Text erstreckt sich zunächst auf die Affen und Halbaffen, sowie auf die Flatterthiere und

Raubthiere. Vorangeschickt ist „Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit“ (sc. der Säugethierfauna), ein treffliches Capitel, in welchem der mannigfaltige Bau und die unterschiedlichen Lebensäußerungen dieser Thiergruppe in großen, allgemeinen Zügen zur Darstellung gelangen. Daran schließt sich die Notiz, daß die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugethierspecies etwa 2000 beträgt. Davon kommen circa 150 Arten auf Eurapa (60 gehören diesem Erdtheile ausschließlich an), 240 Arten auf Afrika, 350 auf Asien, 400 auf Amerika und gegen 140 auf Australien.

Auf die zahlreichen, fesselnden und vielfach neuen Mittheilungen einzugehen, welche über Leben, Verbreitung und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Arten gebracht werden — dazu ist hier kein Raum vorhanden. Aber nach dem überans günstigen Eindrucke, den wir von dem vorliegenden ersten Bande der neuen Auflage erhalten haben, können wir dem Herausgeber, Hrn. Prof. Pechuel-Läsche, und nicht minder seinem auserlesenen Stabe von Illustratoren nur aufrichtig gratuliren und verfehlen nicht, allen an der Herstellung des schänen Buches Betheiligten das gleiche Gelingen für ihre fernere Arbeit zu wünschen.

Sonstige Bücherbesprechungen.

o. **Weihestunden im Schulleben.** Reden, Ansprachen und Gebete an frohen und ernsten Tagen gehalten im königl. Gymnasium zu Wurzen von Dr. Oswald Richter, Professor und erstem Religionslehrer daselbst. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1890. VIII, 162 S. — Nicht immer stimmt der Titel eines Buches so zu dem Inhalte desselben, wie es bei dem aorliegenden der Fall ist. Was Verf. darbietet, es mag an frohen aber ernsten Tagen gesprochen sein, es mag im Tone des Gebets oder der Ermahnung, des Jubels aber der Klage einhergehen, weihevoll ist es nach Form und Inhalt. Der Grund aber dafür, daß es dem Verf. gelungen ist, bei besonderen Anlässen seinen Hörern wirkliche Weihestunden zu bereiten, dürfte sonderlich darin zu suchen sein, daß er die Ereignisse der Zeit und des Schullebens im Lichte des göttlichen Wortes betrachtet, auch dann, wenn er nicht ausdrücklich ein Wort der heiligen Schrift seiner Ausführung zu Grunde legt. Ueberall spürt man den in Gotteswort gegründeten Theologen, dem es ein heiliger Ernst ist, der anvertrauten Jugend das Evangelium von Christa lieb nnd theuer zu machen und in ihr eine gesunde Frömmigkeit zu wecken und zu nähren. Dies tritt namentlich in den Vorbereitungsreden zu den Schulcommunionen deutlich hervor, welche den Ton der Buße mit dem einer gewinnenden Freundlichkeit zu verbinden wissen und überdem von einer gründlichen und tüchtigen Auslegung des Bibelworts Zeugniß geben. Verf. ist bei der Herausgabe dieses Buches aon dem Gedanken geleitet gewesen, mit demselben ebenso den Wurzener Gymnasiasten aus der Zeit von Ostern 1883—90 ein Buch der Erinnerung an ihre Schulzeit, als besanders jüngeren Collegen Praben aus dem Gebiete der Schulhomiletik darzureichen. Wir zweifeln nicht, daß dem Bemühen des Verf. der Dank folgen wird, den er beanspruchen darf.

J. R. **Refarmations-Festspiel von Julius Vogel.** Zweite, völlig umgearbeite Auflage. Gotha, Perthes. 1 ℳ. — Vogel's Reformations-Festspiel haben wir bei seinem ersten Erscheinen (1888) dem Leser angezeigt: wir konnten da feststellen, daß hier der gelungene Versuch gemacht worden sei, das Thema der Festspiele, die durch das Lutherjahr 1883 hervorgerufen worden sind, auch von seiner örtlichen Seite zu fassen und für örtliche Zwecke auszunutzen. Jetzt liegt die zweite Auflage vor. Sie ist gegen die erste nicht unwesentlich umgeändert worden. Georg Raute, der lutherisch gesinnte Dominicanermönch, welcher der Vorkämpfer der Reformation in Plauen i. V. wird, tritt energischer in den Vordergrund der Handlung: Mamente, die früher nur berichtet wurden, wie der Klostersturm, der Bauernaufstand, werden dargestellt: die ganze Handlung ist geschlossener geworden. So bedeuten denn diese Aenderungen wesentliche Verbesserungen und die dramatische Wirkung, der ja ein Festspiel auch gerecht zu werden hat, wird dadurch nur erhöht.

K—d. **Die Rechtsgeschäfte im Entwurfe eines Bürgerlichen Gesetzbuches** für das Deutsche Reich. Studien, Kritiken und Vorschläge van Prof. Dr. Ernst Zitelmann. II. Theil. (Bekker u. Fischer, Beiträge zur Erläuterung und Beurtheilung des Entwurfes 2c. Heft 9. 10.) Berlin, J. Guttentag (D. Collin) 1890. (202 S., Preis 5 ℳ) — In gleicher Weise, wie der Verfasser im ersten Theile die Titel des Entwurfes über Geschäftsfähigkeit, Willenserklärung, Vertragsschließung, Form der Rechtsgeschäfte behandelt hatte, behandelt er im varliegenden zweiten Theile die Titel über Willensmängel, unerlaubte Rechtsgeschäfte, Ungiltigkeit der Rechtsgeschäfte, Vertretung und Vollmacht, Einwilligung und Genehmigung, Bedingung und Befristung, sawie Bestimmungen über Fahrlässigkeit und Irrthum, Aufrechnung der Verschuldung, die sogenannten Condictionen und anderes Einschlagendes; er knüpft auch hier an die Bestimmungen des Entwurfes seine eigenen Abänderungsvorschläge an — ein Verfahren, das, mag man mit letzteren Vorschlägen einverstanden sein oder nicht, sehr erwünscht ist und weit eher, als weite Ausführungen, den Zweck des Entwurfes fördern hilft. Wenn die aben angeführten Gegenstände mehrfache sehr bestrittene Rechtsfragen enthalten, sa ist es wohl erklärlich, daß nicht überall Einverständniß mit dem Verfasser bestehen wird. Mitunter, wie in den Abschnitten über die Vollmacht und Vertretung und über die Condictionen, kann es zweifelhaft sein, ab der Verfasser ein für den täglichen Verkehr brauchbares oder genügend klares Ergebniß gewonnen hat. Dessen ungeachtet ist das Werk ein schätzenswerther Beitrag und verdient als solcher Beachtung. Auf Einzelheiten einzugehen, würde hier zu weit führen.

Wg. **Zur Kritik der Patentnoaelle:** 1) v. Meibom, Bemerkungen zum Entwurfe eines Gesetzes betreffend die Abänderung des Patentgesetzes. Freiburg i. B., Mohr. 1890. 37 S. 80 ₰. 2) A. Bolze, Der Entwurf einer Patentnovelle besprochen von . . . Leipzig, Roßberg. 1890. 171 S. 4 ℳ — Die Verfasser beider vorgedachter Schriften, welche — der erste als inactives, der letztere als actives Mitglied des Reichsgerichts — durch ihre amtliche Thätigkeit sich die genaueste Vertrautheit mit der Praxis des bestehenden deutschen Patentwesens und mit seinen Mängeln erworben haben, kammen darin überein, daß das in dem vorgelegten Entwurfe einer Patentnovelle Gebotene zur Beseitigung der vorhandenen Mißstände ungenügend sei. Beide haben geglaubt, dieser Unzulänglichkeit des Entwurfes durch eigene Vorschläge abhelfen zu sallen, stimmen aber freilich nur im negativen Theile, in der Verurtheilung gewisser Grundsätze des bestehenden Rechtes und bez. der Novelle überein, während sie im positiven Theile in der Richtung ihrer Vorschläge vielfach auseinander gehen. Wesentliche Uebereinstimmung herrscht bei beiden Kritikern über die Verbesserungsbedürftigkeit des jetzigen Verfahrens in Patentsachen, dessen wenig befriedigende Ergebnisse namentlich von Bolze an zahlreichen praktischen Beispielen in drastischer Weise dargelegt werden. Wir heben in dieser Hinsicht nur den Fall des dem Fabrikanten Heinrich Bertram in Burtscheid ertheilten Patentes auf Knieblechrähren hervor, wegen dessen 4 Entscheidungen des kaiserlichen Patentamtes und 16 Gerichtsurtheile mit vielfach ganz widersprechendem Inhalt ergangen sind. Eine Besserung der vorhandenen Mißstände hofft v. Meibam durch Bildung gerichtlicher Abtheilungen erster und zweiter Instanz beim Reichspatentamte unter abligatorischer Mitwirkung eines oder mehrerer juristischer Mitglieder für Entscheidung van Patentjustizsachen mit Wegfall der Zuständigkeit des Reichsgerichts als Berufungs- und Revisionsinstanz erreichen zu können, wogegen Bolze den unserer Meinung nach richtigeren Vorschlag macht, das Reichspatentamt auf seine Stellung als Verwaltungs- bez. Anmeldebehärde zu beschränken und die Klagen auf Zurücknahme und Nichtigkeitserklärung eines Patents bez. auf Ertheilung eines van dem Patentamte versagten Patentes ebensa wie alle Civil- und Criminalsachen, bei denen technische Fragen des Patentwesens in Betracht kommen, in erster Instanz an die bei einer gewissen Anzahl von Landgerichten unter Zuziehung technischer Richter zu bildenden Kammern für Patentsachen, in zweiter Instanz an ein für das ganze Reich nach Befinden in Verbindung mit dem Reichsgerichte zu errichtendes Patentberufungsgericht zu verweisen. Auf die weiteren unserer Meinung nach höchst beachtenswerthen Vorschläge Bolze's zur Aus- und Durchführung seines Gedankens einzugehen, müssen wir uns an dieser Stelle versagen und nur eines Punktes sei noch Erwähnung gethan, der mit der Klage auf Ertheilung des im Anmeldeverfahren versagten Patentes in Verbindung steht. Bekanntlich begegnet das im deutschen Patentgesetze in Uebereinstimmung mit dem amerikanischen und englischen Patentrechte anerkannte Vorprüfungsverfahren vielfachen Einwendungen sowohl

von praktischer als von theoretischer Seite und es erscheint nicht ganz zweifellos, ob diesen Einwendungen auch durch die weitestgehende Verbesserung des gedachten Verfahrens mit durchschlagendem Erfolg entgegengetreten werden kann. Bei dieser Sachlage empfiehlt Bolze eine Art Mittelweg zwischen dem bloßen Anmeldungsverfahren und dem Vorprüfungsverfahren durch die Einführung eines kleinen Patentes auf einen Zeitraum von fünf Jahren in solchen Fällen, wo die Patentprüfungsbehörde einen Patentanspruch zurückweist, weil entweder keine Erfindung vorliege, oder die Erfindung nicht neu sei, oder keine gewerbliche Verwerthung gestatte, oder weil das zu patentirende Verfahren nicht bestimmt genug beschrieben sei. Hierdurch werde dem Erfinder Gelegenheit gegeben, an seiner Erfindung die Probe der Praxis zu machen, der Allgemeinheit, über den Werth oder Unwerth derselben zu entscheiden. Glaubt der Erfinder nach Ablauf der fünf Jahre, daß sein Erfindungsgedanke diese Probe bestanden, so steht ihm dann das Recht zu, eine erneute Prüfung derselben zum Behufe der Erlangung eines großen 15jährigen Patentes im Wege der Klage von den Patentgerichtshöfen zu verlangen. Ohne über diesen Gedanken Bolze's ein abschließendes Urtheil abgeben zu wollen, möchten wir denselben doch einer Beachtung nicht unwerth und namentlich für geeignet halten, die Nachtheile, welche dem Vorprüfungsverfahren neben seinen außerordentlich großen Vortheilen zweifellos beiwohnen, einigermaßen zu beheben, und dem Drängen auf das reine Anmeldungsverfahren einen Dämpfer aufzusetzen. Was das materielle Patentrecht anlangt, so fordert v. Meibom in erster Linie eine schärfere Fassung von §. 3 des Gesetzes, welcher die Wirkung bestehender älterer Patente oder Anmeldungen auf die Behandlung gleichartiger Patentansprüche behandelt, und will demjenigen, dem eine Erfindung entwendet worden, das Recht auf die Abtretung des zu Unrecht verliehenen Patentes gesichert wissen. Bolze, der sich diesen Vorschlägen v. Meibom's im Allgemeinen anschließt, und dieselben namentlich in Hinblick auf die sogenannten Abhängigkeitspatente ergänzt, macht noch weitere, höchst sorgfältig und umfichtig durchgearbeitete Vorschläge zur Sicherung der Patentsucher und Patentinhaber einer- und der die Patentfreiheit eines Gegenstandes in Anspruch nehmenden Dritten andrerseits gegen die ihnen aus ungerechtfertigten Einsprüchen, Anfechtungs- und Patentverletzungsprozessen entstehenden Schäden und zur Regelung der Schadenersatzpflicht in diesen Fällen. Daß auf diesem Gebiete das deutsche Patentrecht höchst verbesserungsbedürftig ist, lassen die von Bolze mitgetheilten Beispiele aus der Praxis auf's Bestimmteste erkennen. Wir schließen unsere Bemerkungen, indem wir die beiden vorliegenden Arbeiten nicht nur der Beachtung des Publicums, sondern namentlich auch allen denjenigen, denen die Prüfung der vorliegenden Patentnovelle in den verschiedenen Stadien des Gesetzgebungsverfahrens obliegt, auf das Angelegentlichste empfehlen.

J. R. Unter dem Titel „**Herr von Treitschke und das junge Deutschland**" hat **Paul Nerrlich**, der bekannte Literarhistoriker und Jean Paul-Biograph, eine mit Schärfe und Geist geschriebene Streitschrift erscheinen lassen (Berlin, Rosenbaum & Hart), die sich gegen das richtet, was Treitschke im 4. Bande seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" vom „jungen Deutschland" sagt. Wir haben diese Capitel des Treitschke'schen Werkes nicht zur Hand und wissen nicht, was an ihnen ist, fürchten jedoch fast (d. h. von Nerrlich's Standpunkt aus) nach Allem, was wir von dem berühmten Historiker und Patrioten kennen gelernt haben, daß er uns gar nicht so zum Schmerze geschrieben hat. Treitschke sieht, dies erhellt aus den Entgegnungen Nerrlich's, in der ganzen Bewegung, die sich in den dreißiger und vierziger Jahren als „junges" und „jüngstes Deutschland" aufthat, eine Verirrung, nicht nur in sittlicher, sondern auch in künstlerischer Beziehung, weil sie mit ebensowenig Berechtigung wie mit viel Anmaßung die Auflösung der Poesie in die Prosa, die Dienerschaft der Kunst unter den Tagesstreit forderte: und hierin können wir ihm nur beistimmen. Zudem hat sich ja auch die Geschichte, der höchste Gerichtshof in menschlichen Streitfragen, bereits in diesem verurtheilenden Sinne ausgesprochen, indem sie über diese Bewegung zur Tagesordnung übergegangen ist: was bedeutet das „junge Deutschland" noch für unser öffentliches Leben? Der Liberalismus, aus dem es seine Nahrung zog, hat sich vollständig überlebt, das lehrt jede Wahl, jeder Tag: er liegt hinter uns, und somit liegen auch die Leute hinter uns, die Geschöpfe ihrer Zeit waren, die Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt, Kühne. Literarhistoriker mögen sich noch mit ihnen beschäftigen: aber, die Hand aufs Herz, wer von der jungen Generation liest noch Gutzkow'sche Romane, Wienbarg's ästhetische Schriften? Gutzkow's Theaterstücke mögen noch ab und zu auf der Bühne erscheinen: aber auch sie fangen an, selten zu werden. Und führt es uns nicht in eine fremde und uns unverständliche Welt, wenn wir „Uriel Acosta" sehen? Wer kann sich noch für diesen Typus vormärzlichen Sehnens erwärmen, der von sonnenhelleren Jahrhunderten träumt, während unser Geschlecht sich ganz anderen Idealen zugewandt hat und in besseren Zuständen zu stehen meint? Für diesen Märtyrer, der von jener Art ist, die sich sehr wohl in ihrer Haut fühlt, weil ihr Märtyrerthum sie interessant macht und die Bosheit der Welt ihr sehr zu passe kommt, menschenbeglückende Tiraden anzubringen und sich selbst in Glorienschein sehen zu lassen? Der Weg unsrer Literatur geht eben nicht über diese Männer und ihre neuesten Nachtreter, die im besten Falle doch nur Polemiker des Tages waren, sondern über die **Dichter** und **Künstler**, die Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller und wie die Männer alle heißen mögen, die in einer Zeit der Verwirrung und Zerstörung bewußt oder unbewußt durch ihre Werke die „Rückkehr zur Kunst" predigten. Diese sind lebendig geblieben und ihre Werke werden immer mehr lebendig werden: ein Dramatiker wie Hebbel beispielsweise wird erst in einem halben Jahrhundert vielleicht zu wahrer Wirkung gelangen. Jene aber sind zu den Todten gethan. Da ähnliche Tendenzen auch in unsern Tagen laut geworden sind, so ist diese kurze Betrachtung, welche die geschichtliche Perspective einmal wieder herstellt, in Anknüpfung an die sonst lesenswerthe Nerrlich'sche Broschüre wohl am Platze und nutzbringend.

G. Os.— **Karl Biedermann, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte 1815—1840.** Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Zweiter Band. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt (vormals S. Schottländer) 1890. XIV, 323 S. 8°. Preis der beiden Bände 7 ℳ, geb. 10 ℳ. — Wir haben bereits bei der Besprechung des ersten Bandes die Vorzüge des Werkes anerkannt und seine besondere Art, die ihm einen Platz neben den umfangreicheren und bedeutenderen Werken des gleichen Inhaltes sichert, hervorgehoben. Diese Vorzüge und diese Eigenart zeigt auch der jetzt vorliegende, das Werk abschließende zweite Band. Der Verfasser hat verstanden, Unwichtiges von Wichtigem, Unverbürgtes von Verbürgtem auszuscheiden und das Wichtige und Verbürgte zu lebendigen, sprechenden Einzelbildern zusammenzufassen; er will kein gelehrtes Werk bieten, auch nicht „Epoche machen", sondern im besseren Sinne volksthümlich sein, dem deutschen Volke, so weit es sich gebildet nennen kann, und besonders der reiferen Jugend ein Lesebuch darreichen, das nicht ermüdet, sondern anregt. Er weicht deshalb von der streng chronologischen Reihenfolge der Begebenheiten ab und faßt das innerlich Zusammengehörige zusammen; er verzichtet auf polemische Auseinandersetzungen und abwägende Erörterungen; er berichtet die Thatsachen und verzeichnet die Strebungen und Strömungen mit möglichster Unparteilichkeit. Trotzdem ist seine Darstellung nicht öde und langweilig, trocken und matt, sondern lebendig und frisch, im Großen und Ganzen der Bestimmung des Werkes durchaus angemessen. Ueber Einzelnes wird man anderer Meinung sein können. Während die sächsischen Verhältnisse mit anerkennenswerther Unparteilichkeit geschildert werden, erscheinen die badischen denn doch in einem zu rosigen Lichte, wenn der Verfasser u. A. den badischen Landtag von 1831 das glänzendste Beispiel einer constitutionellen Versammlung in einem Kleinstaate nennt. Am wenigsten befriedigen die Abtheilungen des Buches, die vom geistigen Leben in Deutschland handeln. Ueber allgemeine, manchmal recht wenig sagende Urtheile kommt der Verf. hier nicht hinaus. Es fehlt vor allen Dingen der Hinweis darauf, welchen unseligen Einfluß das Judenthum in dieser Zeit auf die Entwickelung des geistigen Lebens der Deutschen gehabt hat. Die Namen Henriette Herz, Rahel Levin einerseits, und Heine, Börne andrerseits genügen. Börne erscheint in einem viel zu hellen Licht; Heine's Zerrissenheit, Vaterlandslosigkeit und Selbstberäucherung wird zwar in scharfen Worten gegeißelt, aber es ist doch entschieden zu viel gesagt, wenn Biedermann behauptet, daß ihm die Nachwelt den Ruhm nicht verkürzen werde, einer der größten Lyriker aller Zeiten gewesen zu sein. Wir — und mit uns viele Andere — sind der festen Ueberzeugung, daß in Heine's Lyrik, ebenso wie in seiner Weltanschauung und seinem Leben, das Meiste „Mache" war. Man lese nur das „Buch der Lieder" ohne Pause hinter einander, und man wird den anwidernden Eindruck

dieser Mache empfinden, wenn — der Geschmack noch nicht verdorben ist. Die Besprechung der Strauß-Feuerbach'schen Philosophie und des Darwinismus schließt der Verf. mit folgendem Satze, der zugleich der Schlußsatz des Buches ist: „Vielleicht wäre es doch richtiger und räthlicher gewesen, wenn die Strauß und Feuerbach, sowie die Anhänger Darwin's, dem Rathe Dubois-Reymond's und dem Beispiele eines Lessing und Kant folgend, sich dessen beschieden hätten, daß auch die scharfsinnigste Kritik zwar wohl gewisse als positiv angenommene Lehren in ihrer wissenschaftlichen oder geschichtlichen Begründung anzufechten vermag, daß aber ihre eigenen negativen Behauptungen ebenso wenig unanfechtbar und unfehlbar sind, und daß es daher unzulässig ist, dieselben als solche hinzustellen." Der Satz ist bezeichnend für die Auffassung des Verfassers und der Kreise, denen er angehört. Sie haben seinerzeit den „neuen Lehren" zugejubelt; jetzt schaudern sie vor der Umsetzung dieser Lehren in das Praktische zurück; und dennoch kommen sie noch nicht über das Dubois-Reymond'sche ignorabimus und über jenes an der Spitze des angeführten Satzes stehende „vielleicht" hinaus. — Sprache und Stil des Buches sind im Allgemeinen sauber und sorgsam. Freilich finden sich die beiden Kennzeichen des papiernen Stiles: „welcher" und „derselbe" oft genug. „Vergesellschaftung" ist mit seinen 2 Vor- und 2 Nachsilben ein schreckliches Wortungethüm. Auch das „sich vorbehaltene Recht" ist nicht schön. — Dem Buche ist ein Namen- und Sachregister, sowie ein Verzeichniß der literarischen Hilfsmittel beigegeben, das seine Brauchbarkeit erhöht. Weiter ist das Register und Hilfsmittelverzeichniß beigefügt zu den „Dreißig Jahren deutscher Geschichte 1840—1870", zu denen die „Fünfundzwanzig Jahre" eine Ergänzung nach rückwärts sein sollen.

— **Lehrbuch der freiwilligen Kriegs-Krankenpflege beim Heere des Deutschen Reiches, von Friedr. von Criegern-Thumitz.** Leipzig, Veit u. Comp. — Ein hervorragendes Werk hat der auf diesem Gebiete bekannte Verfasser, dessen Handbuch „Das rothe Kreuz" schon 1883 mit dem Kaiserin Augustapreis gekrönt wurde, in dem vorliegenden Buche geschaffen. Ueber die freiwillige Kriegskrankenpflege existiren keine oder durchschnittlich falsche Begriffe, der Name „Schlachtenbummler" will immer noch nicht das Volksbewußtsein verlassen. Diese Zeiten sind glücklicherweise vorüber, als erstes Gesetz gilt jetzt, daß nur geschulte Pfleger und Pflegerinnen überhaupt zugelassen werden. Hierdurch entsteht als Grundbedingung die Beschaffung der nothwendigen Zahl und die Ausbildung derselben nicht unmittelbar vor dem drohenden Kriege, sondern in der tiefsten Friedenszeit. — Ein unmittelbarer Anschluß an die Armee ist vorhanden, repräsentirt wird dieselbe durch den kaiserlichen Commissar und Militärinspecteur der freiwilligen Krankenpflege, berechtigt zur Theilnahme sind die deutschen Vereine vom Rothen Kreuze und die mit ihnen verbündeten deutschen Landesvereine, sowie die Ritterorden, welche sich schon im Frieden innerhalb des Deutschen Reiches den Zwecken der Krankenpflege widmen. Genannte Vereine und Orden haben den Anordnungen der Militärbehörde unbedingt Folge zu leisten. Neben ihrem Wirkungskreis gilt als oberster Grundsatz, daß **im Bereiche der operirenden Armee die freiwillige Hilfe in der Regel nicht zur Verwendung kommen solle**, hier sind nur militärisch geschulte Personen am Platze. Die **ausnahmsweise** Verwendung in erster Linie beschränkt sich 1) auf Entsendung von Transportcolonnen an die Armee, 2) auf Gestellung von Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen für die Feldlazarethe, 3) auf Errichtung von Vereinslazarethen auf dem Kriegsschauplatz, 4) auf Transport der Verwundeten nach der Eisenbahn. Wir heben dies deshalb besonders hervor, weil zumal aus Studentenkreisen größere Zahlen von Anmeldungen zu freiwilligen Krankenpflegern gesucht werden und auch erfolgen, und hier wegen der etwa drohenden Gefahr leicht Abmahnungen von Seiten ängstlicher Eltern stattfinden dürften. Der regelmäßige Wirkungskreis der freiwilligen Krankenpflege gehört in das Bereich der Etappenbehörden, er besteht hier in der Krankenpflege, dem Krankentransport und dem Depotdienst. In genauester Weise werden von dem Verfasser diese ganzen Verhältnisse, die Wirkungsweise der freiwilligen Krankenpflege im Kriege und im Frieden, ihre Zusammensetzung in den einzelnen Landestheilen genau geschildert und machen das Buch für Jeden, welcher diesem wichtigen Theile bei unserer neueren Kriegsführung sein Interesse schenkt, unentbehrlich. — Im Anschluß an obiges Buch ist ein gleich werthvolles Buch erschienen: „**Die Krankenpflege im Frieden und im Kriege** von Dr. **Paul Rupprecht**. Leipzig, Vogel, 1890." — Nur geschulte Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen sind nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden allein an den Krankenbetten für den Arzt nutzbar und für den Kranken eine wirkliche Hilfe. Die vielfachen Handgriffe, das Eingreifen zur richtigen Zeit, die Geistesgegenwart im gefährlichen Moment kann nur auf einer richtig angelernten Grundlage sich weiter entwickeln. Zur Unterstützung dieser gewonnenen Kenntnisse dient besonders dieses Buch, und es besitzt dafür einen Vortheil, welches keine ähnliche Arbeit in diesem Umfange aufzuweisen hat, eine große Anzahl gut ausgeführter und klarer Illustrationen, z. B. 419 und 420 falscher und richtiger Handgriff beim Temperaturmessen u. s. w. — Die chirurgische Krankenpflege ist hauptsächlich berücksichtigt, am Schluß findet sich noch ein interessanter Ueberblick der Geschichte der öffentlichen Krankenpflege. Ueberall sind die neuesten wissenschaftlichen Erforschungen zu Grunde gelegt. Dr. **Tde.**

—e. **B. Knochenhauer**, königl. Bergreferendar a. D., **Die Goldfelder in Transvaal.** Berlin 1890. Walther und Apolant. 55 S. — Die wirthschaftlichen Verhältnisse von Transvaal, dem nördlichsten südafrikanischen Staate, sind ebenso wenig geklärt als die geologischen Verhältnisse des Goldvorkommens in Südafrika. In letzterer Beziehung ist nun das vorliegende Schriftchen bestimmt, etwas Material beizutragen und eine Vergleichung der beiden Golddistricte in Transvaal de Kaap und Witwatersrand in geologischer Hinsicht zu ermöglichen. Während am letzteren Orte das Gold in den Conglomeratschichten feinkörnig vertheilt vorkommt, tritt dasselbe in den de Kaap-Goldfeldern — der District ist benannt nach dem Punkt, wo zuerst Alluvialgold im District Lijdenburg gefunden wurde und als „Kaap'sche Hoffnung" bezeichnet — in Lagergängen auf und zwar in Schichten, welcher unserer archäischen Formation entsprechen. Die geschichtliche Entwickelung dieses letzteren Fundes mit Bezug auf die in Transvaal geführte Mißwirthschaft werden von dem Verfasser näher beleuchtet, um von seinem bergmännischen Standpunkt den Nachweis zu liefern, daß der Abbau der de Kaap Goldfelder noch jetzt lohnend sein würde, wenn nur die Leitung des Betriebes in die Hände wissenschaftlich gebildeter und praktisch erfahrener Bergbeamten gelegt werde, woran es bisher in Transvaal fast gänzlich gefehlt habe. Nur zu oft muß deutscher Fleiß und deutsches Wissen, auch bei Bergleuten, fremdem Capital dienen und es wäre wohl zu wünschen, daß sich deutsches Capital auch ferner an dem Transvaal-Unternehmen und zwar mit besserem Erfolge als bisher betheiligte, wenn sich die Hoffnung des Verfassers erfüllen sollte, daß für die technische Leitung der Goldwerke tüchtige deutsche wissenschaftlich gebildete Bergleute sich finden möchten.

j.— **Das Nibelungenlied.** Mikro-kalligraphische Wiedergabe mit freier Hand und ohne Anwendung einer Loupe. Von **Franz Cossovel.** Enthaltend 3185 Strophen, 12740 Verszeilen, 63700 Worte, 309500 Buchstaben auf dem Raume von 43¼ Centimeter Höhe, 27 Centimeter Breite. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. In Carton ℳ 1,80. — Aus dem Titel ersieht der Leser, was der Verfasser oder besser der Herausgeber sich zugemuthet hat. Das ganze Nibelungenlied in der oben genannten Anzahl von Strophen auf einem Bogen von etwa doppeltem Folioformat! Und unter welchen Umständen ist diese Arbeit entstanden! Aus dem Vorwort erfahren wir, daß die Abschrift dreiundeinhalb Monate in Anspruch genommen hat, in denen der Herausgeber täglich von sieben Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens ununterbrochen bei Lampenlicht und ohne Anwendung eines Vergrößerungsglases mit einfacher Zeichenfeder und Tusche das ganze Lied in Miniaturschrift, die dem unbewaffneten Auge des Lesers kaum erkennbar ist, niedergeschrieben hat. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß er dieser aller menschlichen Kraft und Vernunft hohnsprechenden Arbeit seine Gesundheit für immer zum Opfer gebracht hat. Wir wollen hier gern die peinliche Genauigkeit und Sauberkeit dieser Arbeit rühmend hervorheben, wir wollen auch bekennen, daß der Herausgeber eine übermenschliche Geduld an den Tag gelegt hat, die jedenfalls gerechtes Staunen erregen muß. Aber ist diese Arbeit, die doch ohne jeden praktischen Nutzen ist, nicht zu theuer bezahlt? Eine Ueberanstrengung aller Nerven und Lebensgeister, eine Aufopferung des ganzen geistigen und physischen Menschen, um zu guterletzt mit einer Arbeit vor die Oeffentlichkeit zu treten, die nichts als ein interessantes Curiosum ist und bleiben wird? Ist ein Mann, der mit einem solchen Fleiße, einer solchen Peinlichkeit und Geduld eine Arbeit zu bewältigen vermag, nicht zu anderen Dingen berufen?

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 128. Sonnabend, den 25. October. 1890.

Napoleon Bonaparte.

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

III.

Alle Worte Napaleon's sind feurige Pfeile, einer unmittelbar nach dem andern abgeschaffen. Seit Voltaire und Galiani hat Niemand ihrer so viele abgeschossen; Bonaparte dringt mit mancher seiner Bemerkungen über die Gesellschaft, die Gesetze, die Regierungen, über Frankreich und die Franzasen bis auf den Grund, und beleuchtet, wie Montesquieu es gethan, die einschlägigen Verhältnisse blitzartig grell. Seine Aperçus sind nicht gesucht oder gedrechselt, — nein, er sprudelt sie heraor, sie sind die unwillkürlichen, natürlichen Gesten seines Geistes. Und ihr Werth wird noch erhöht dadurch, daß er sich ihrer außerhalb der vertraulichen Sitzungen und Unterhaltungen enthält und nur zum Denken bedient. Sonst ordnet er sie seinem Zweck unter: der praktischen Wirkung. Für gewöhnlich schreibt und spricht er in einer andern Sprache: in der seinem jeweiligen Publicum angemessenen; er unterdrückt die Seltsamkeiien, die plötzlichen Einfälle, die Sprünge seiner Einbildungskraft, die Anwandlnng von Eingebung und Genie. Nur wenn er Jemandem eine große Meinung von sich beibringen will, z. B. wenn er einen Pius VII. oder einen Kaiser Alexander blenden möchte, glänzt er mit diesen Gaben; diesfalls ist der Ton seiner Gespräche der der einschmeichelnd mittheilsamen, liebenswürdigen Vertraulichkeit; er befindet sich nämlich auf der Bühne und auf dieser ist er in allen Rallenfächern gleichmäßig zu Hause; er kann nach Erforderniß tragisch donnern oder einnehmend oder auch gntmüthig sein. Seinen Generalen, Ministern und Abtheilungsvorständen gegenüber beschränkt er sich auf den bündigen, praktischen, technischen Geschäftsstil, denn jeder andere wäre in Geschäftssachen von Uebel; hier bekundet sich seine leidenschaftliche Seele nur durch die Kurzangebundenheit, Kraft und gebieterische Strenge des Tones. Für das Heer und die Menge hat er Proclamatianen und Bulletins, d. h. auf die Wirkung berechnete, salbungsvolle Phrasen, verbrämt mit vereinfachten, nach Bedarf geordneten und absichtlich gefälschten Thatsachen, — kurz, einen berauschenden Wein, der sich vortrefflich zu Anfachung der Begeisterung eignet und zugleich ein ausgezeichnetes Betäubungsmittel bildet, welches die Leichtgläubigkeit erhöht: eine Art deliebter Mixtur, die er im passenden Augenblick verabreicht und deren Bestandtheile sa gut gemischt sind, daß das Publicum sie mit Vergnügen schluckt und dann unfehlbar betrunken wird. Unter allen Umständen und in allen Verhältnissen bekundet sein Stil — ob natürlich oder gemacht — seine wunderbare Kenntniß der Massen und der Einzelwesen. Einige wenige Fälle ausgenommen nnd von einem ihm fremd gebliebenen, erhabenen, fernliegenden Gebiete abgesehen, hat er stets zur rechten Zeit am rechten Orte das Richtige getroffen, den richtigen Hebel angesetzt, den passenden Stoß und Druck angewandt, mit der nöthigen Beharrlichkeit oder Raschheit gehandelt. Es ist, als hätte er sich mittels kurzer, knapper, täglich richtig gestellter Notizen eine Art von Seelentabelle zurecht gelegt, auf welcher die geistigen und sittlichen Neigungen, die Charaktere, Fähigkeiten, Leidenschaften, Vorzüge und Fehler der zahllosen Menschen, auf die er aus der Nähe oder Ferne einwirkt, niedergeschrieben und fast ziffermäßig abgeschätzt sind.

Bemühen wir uns, eine Vorstellung von dem Umfang und Gehalt dieses Geistes zu erlangen. Wahrscheinlich müßte man, nm etwas Gleichartiges zu finden, auf Cäsar zurückgreifen. Während wir aber aus Mangel an Urkunden von Cäsar nur allgemeine Umrisse haben, besitzen wir von Napoleon sowohl ein vollständiges Gesammtbild als auch viele Darstellungen aller seiner Einzelzüge. Lesen wir Tag für Tag und Capitel für Capitel seinen riesigen Briefwechsel, z. B. seine Briefe von 1806 nach der Schlacht bei Austerlitz oder — noch besser — die von 1809 nach seiner Rückkehr aus Spanien bis zum Wiener Frieden; sei unsere Sachkenntniß eine noch so geringe, so werden wir doch in jedem Falle erkennen, daß sein Geist an Umfang und Fülle alles Bekannte oder Glaubliche übertrifft.

Sein Kopf birgt drei große, abgesonderte Atlasse, deren jeder aus „zwanzig dicken Heften" besteht und die unablässig verbessert und berichtigt werden. Der erste ist ein militäeischer Atlas, eine riesige Sammlung von topographischen Karten, die an Genauigkeit nicht hinter denen eines Generalstabes zurückstehen. Hier findet sich der ins Einzelnste gehende Plan jedes befestigten Platzes, die ausführliche Bezeichnung und örtliche Vertheilung aller Streitmächte zu Lande und zu Wasser mit sämmtlichen Bemannungen, Regimentern, Batterien, Zeughäusern, Vorrathsniederlagen, Pferden, Fuhrwerken, Waffen, Munitionsmengen, Lebensmitteln, Uniformen und allen anderen gegenwärtigen und künftigen Bedürfnissen nnd Hilfsmitteln. Der zweite Atlas, der bürgerliche, gleicht jenen dicken Bänden, in denen uns alljährlich der Voranschlag des Staatshaushaltes mitgetheilt wird. Derselbe umfaßt zunächst die zahllosen Posten der ordentlichen und außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben, die inländischen Steuern, die ausländischen Kriegsabgaben, die Erträgnisse der Staatsländereien in Frankreich und anderwärts, den Stand der Staatsschulden, der Pensionen, der öffentlichen Arbeiten u. s. w., sodann die ganze Verwaltungsstatistik und die ganze Stufenleiter der Aemter und der Würdenträger mit ihrem Wohnsitz, ihrem Rang, ihren Befugnissen und Gehältern. Der dritte Atlas ist ein ungeheures biagraphisch-moralisches Wörterbuch, das einem Fachwerk der Oberpolizei gleicht und in welchem jede angesehene Persönlichkeit, jede locale Gruppe, jede Berufsgattung, jede Gesellschaftsclasse, sogar jedes Volk seine Aufscheift hat, unter der die Lage, die Bedürfnisse, die Antecedentien, der Charakter, die Neigungen und das muthmaßliche Verhalten der oder des Verzeichneten kurz angedeutet sind. Jeder Titelkopf, jede Karte, jedes Blatt erhält am Schlusse eine knappe Zusammenfassung des Inhalts, die Uebersichten werden planmäßig geordnet und ergeben Gesammtheiten, die Gesammtübersichten der drei Atlasse aber bieten dem Kopfe, der sie birgt, ein Bild des Grades seiner jeweiligen Stärke.

So angesch-ollen nun der Umfang der drei Atlasse im Jahre 1809 auch sein mag, sie sind in Napoleon's Geist tief eingeprägt. Er kennt nicht nur die einzelnen Zusammenfassungen und die Gesammtübersichten, sondern auch alle neuesten Einzelheiten. Er liest in diesen gewaltigen Büchern jederzeit mit großer Geläufigkeit. Er nimmt in ihnen sowohl im Ganzen als auch

im Besonderen die verschiedenen Völker — 60 Millionen Menschen — wahr, die er mittelbar oder selbst regiert, sowie alle Länder — 70000 Quadratmeilen —, die er erobert und durchzogen hat: zunächst Frankreich mit Belgien und Piemont, sodann Spanien, von wo er zurückgekehrt ist und auf dessen Thron er seinen Bruder Joseph gesetzt hat, ferner Süditalien, wo er Murat, Oberitalien, wo er Eugen ans Ruder gestellt, und Mittelitalien, wo er Rom besetzt hat, weiter Dalmatien und Istrien, die er seinem Reiche einverleibt, Oesterreich, das er zum zweiten Male überfällt, Westfalen und Holland, wo seine königlichen Brüder nur seine Stellvertreter sind, endlich den von ihm geschaffenen und gelenkten Rheinbund, sowie das von ihm unterworfene, verstümmelte und ausgebeutete Preußen, dessen stärkste Punkte er noch in Händen hat. Dazu kommt jenes letzte geistige Gemälde, auf welchem er sieht: die Nordsee, den Atlantischen Ocean, das Mittelländische Meer, alle Flotten des europäischen Continents von Danzig bis Vlissingen und Bayonne, von Cadiz bis Toulon und Gaëta, von Tarent bis Venedig, Korfu und Konstantinopel.

Außer einer unausfüllbaren Lücke, an der das Grundwesen von Bonaparte's Charakter die Schuld trägt, weist der psychologisch-moralische Atlas mehrere falsche Schätzungen auf, insbesondere hinsichtlich des Papstes und der katholischen Gewissen, der Unterschätzung der Stärke des Nationalgefühls in Spanien und Deutschland, der Ueberschätzung seines Ansehens in Frankreich und den einverleibten oder unterworfenen Ländern; den Rest von Vertrauen und Eifer, auf den er zählen kann, schlägt er viel zu hoch an. Aber diese Irrthümer sind mehr Ergebnisse seines Willens als eines Mangels an Verständniß; er erkennt zuweilen, daß er sich täuscht, allein er *will* sich täuschen. Sein gesundes Urtheil würde, sich selbst überlassen, ein unfehlbares bleiben, nur seine Leidenschaften können seinen klaren Blick trüben.

Die beiden anderen Atlasse sind ebenso vollständig und genau wie jener, namentlich der topographisch-militärische. Die von ihnen dargestellten wirklichen Verhältnisse sind zwar zu ungeheuerlichen Maßen angewachsen und haben sich sehr verwickelt, der Meister ist jedoch durchaus auf dem Laufenden geblieben.

Aber diese Riesensammlungen von Verzeichnissen und Notizen bilden nur den kleinsten Theil der geistigen Bevölkerung dieses gewaltigen Gehirns. Aus den Vorstellungen, die dieses vom Wirklichen hat, entsprießen die Keime zu seinen Begriffen vom Möglichen; ohne diese Begriffe kann man die Dinge nicht in der Hand haben und umgestalten. Daß Napoleon sie jedoch in der Hand hat und umgestaltet, weiß man zu Genüge. Ehe er handelt, hat er sich für einen bestimmten Plan entschieden, und zwar nach reiflicher Erwägung und Vergleichung *mehrerer* Pläne. Er sagt selbst: „Ich behandle meinen Gegenstand stets auf mehrere Arten.“ Hinter jedem angenommenen Plan bergen sich also einige verworfene. Jeder getroffenen Entscheidung, jedem unterzeichneten Vertrag, jeder erlassenen Verordnung, jedem ertheilten Befehl, fast jeder Handlung und jedem Worte stehen zahlreiche andere, zurückgedrängte gegenüber. Alles, Alles ist bei ihm *berechnet*, selbst seine scheinbaren Stegreifäußerungen, sein vermeintliches Sichgehenlassen und seine unverfälschten Ausbrüche. Giebt er sich diesen Zuständen hin, so geschieht es absichtlich und zu dem bestimmten Zweck, entweder zu blenden oder einzuschüchtern. Er beutet bei sich und den Anderen Alles aus: die Leidenschaften, die Begeisterung, die Fehler, das Sprechbedürfniß, und die Ausbeutung erfolgt nur zur Förderung des Gebäudes, das er baut. [1])

Von allen seinen Eigenschaften, so groß dieselben auch seien, ist diese *aufbauende Einbildungskraft* sicherlich die ausgeprägteste. Vom Anfang an fühlte man ihre Siedegluth unter der Kälte und Nüchternheit seiner technischen und positiven Unterweisungen. „Wenn ich einen Kriegsplan ausarbeite,“ sagte er in den ersten Tagen des Brumaire VIII. zu Roederer, „bin ich der kleinmüthigste Mensch. Ich stelle mir alle möglichen Hindernisse vor und sehe alle Gefahren größer. Ich befinde mich in einer geradezu peinlichen Aufregung. Aber dennoch erscheine ich meiner Umgebung ruhig und heiter; ich gleiche einem entbindenden Mädchen.“ Madame Clermont-Tonnerre äußerte eines Tages zu Bonaparte: „General, Sie bauen hinter einem Gerüst, das Sie fallen lassen werden, sobald das Gebäude fertig ist.“ Und er antwortete „mit unglaublicher Lebhaftigkeit“: „Ja, Madame, Sie haben Recht, so ist's.“ In der That, die Gewalt, Schnelligkeit und Fruchtbarkeit seines Gedankenflugs scheint keine Grenze zu kennen. Was er geleistet, ist überraschend, aber er hat noch viel mehr unternommen und so viel er auch unternommen, er gedenkt noch viel mehr zu erreichen. So kräftig und kernig seine praktischen Fähigkeiten auch seien, seine dichterische Begabung ist noch stärker, für einen Staatsmann sogar allzu stark: ihre Größe steigert sich bis zur Ungeheuerlichkeit und diese artet zur Tollheit aus. Schon nach dem 18. Fructidor sagt er in Italien zu Bourrienne: „Europa ist ein Maulwurfshaufen; nur im Morgenland, das sechshundert Millionen Bewohner zählt, hat es je große Reiche und große Revolutionen gegeben.“ Im folgenden Jahre fügt er vor Accon am Tage vor dem letzten Angriff hinzu: „Wenn mir die Sache glückt, so werde ich in der Stadt die Schätze des Paschas und für dreimalhunderttausend Mann Waffen finden. Dann wiegle ich ganz Syrien auf, stelle es unter Waffen, marschire auf Damaskus und Aleppo. Auf dem Wege nehme ich alle Unzufriedenen in mein Heer auf. Ich verkündige dem Volke die Abschaffung der Sklaverei und der Willkürherrschaft der Paschas, erscheine mit meinen bewaffneten Riesenschaaren in Konstantinopel, stürze das Türkenreich und gründe im Orient ein neues, großes Kaiserreich, das mir eine hohe Stellung in der Weltgeschichte geben wird. Vielleicht kehre ich nach Paris über Adrianopel zurück oder auch, nach Vernichtung des Hauses Oesterreich, über Wien.“ Später, als Consul und Kaiser, kommt er oft auf jene glückliche Zeit zu sprechen, da er „der Fesseln einer störenden Cultur ledig“ nach Herzenslust schwärmen konnte. „Ich wollte eine Religion stiften. Ich sah mich auf einem Elephanten unterwegs, den Turban auf dem Kopfe, in der Hand einen neuen, von mir allein verfaßten Koran.“ Am Tage vor der Schlacht bei Austerlitz sagt er: „Hätte ich Accon eingenommen, so wäre ich Mahamedaner geworden, würde meine Soldaten in Pluderhosen gesteckt und aus ihnen ein heiliges Bataillon, meine Unsterblichen gemacht haben, die ich sehr geschont haben würde. Statt mit ihnen hätte ich den Krieg gegen die Türken mit Arabern, Griechen und Armeniern beendigt. Statt einer Schlacht in Mähren würde ich eine Schlacht von Issus gewonnen haben, ich wäre Kaiser des Morgenlandes geworden und über Konstantinopel nach Paris zurückgekehrt.“ Im September 1804 äußert er in Mainz: „In Europa giebt es seit zweihundert Jahren nichts mehr zu thun; nur im Orient kann man im Großen arbeiten.“ Nothgedrungen auf Europa beschränkt, denkt er wenigstens daran — seit 1804 —, das Reich Karl's des Großen wiederherzustellen: „Das französische Kaiserthum wird das Mutterland der übrigen Staatsgewalten werden . . . Ich will, daß jeder König gezwungen sei, sich in Paris einen großen Privatpalast bauen zu lassen. Zur Krönung des Kaisers der Franzosen sollen alle Könige nach Paris kommen, um dieser imposanten Feierlichkeit durch ihre Anwesenheit und ihre Huldigungen erhöhten Glanz zu verleihen.“ Auch der Papst wird dabei sein; er war ja auch bei der ersten Krönung und muß wiederkommen; er muß sich sogar dauernd in Paris niederlassen, denn wo könnte der heilign Stuhl besser untergebracht sein, als in der neuen Hauptstadt der Christenheit und unter den Augen Napoleon's, des Erben Karl's des Großen und weltlichen Oberherrn des geistlichen Oberhauptes? Durch die weltliche Macht würde der Kaiser die geistliche in die Hände bekommen und durch den Papst die Herrschaft über die Gewissen erlangen. „Paris wäre die Hauptstadt der geistlichen Welt geworden und ich würde die Welt der Religion eben so gelenkt haben wie die der Politik.“ Einige Wochen nach seiner Krönung sagt er: „In Europa würde erst dann Ruhe eintreten, wenn es unter einem einzigen Herrscher stünde, dessen Officiere

[1]) „Eines Tages hörte ich von Talleyrand mit einer Art Humor ausrufen: „Dieser Teufelsmensch täuscht uns in jeder Beziehung; selbst seine Leidenschaften entgehen uns, denn er versteht es, sie zu erheucheln, obgleich sie wirklich vorhanden sind.“ (Madame de Rémusat „Memoiren“.) — Als er im Begriffe stand, dem Lord Whitworth die heftige Scene zu machen, die den Bruch des Vertrages von Amiens herbeiführte, plauderte und spielte er heiter und zwanglos mit einigen Damen und mit seinem kleinen Neffen Napoleon. „Plötzlich theilte man ihm mit, daß die Gesellschaft beisammen sei. Augenblicklich veränderte sich sein Gesichtsausdruck, wie bei einem Schauspieler; seine Züge zogen sich zusammen, er schien fast absichtlich zu erbleichen“, erhob sich, schritt eilig auf den englischen Gesandten zu und donnerte ihn in Gegenwart von zweihundert Personen zwei Stunden lang an. (Vgl. in Hansard's Parlamentsgeschichte, 36. Band, die betr. Depeschen Whitworth's.) — De Pradt schreibt: „Er [Napoleon] sagte oft, daß der Politiker selbst den geringsten Nutzen berechnen muß, den er aus seinen Fehlern ziehen kann.“ Eines Tages sagte er zu de Pradt nach einem solchen Ausbruch: „Sie glauben, ich sei zornig gewesen? Sie irren; bei mir hat der Zorn nie dies überschritten,“ und er deutete auf seinen Hals.

die Könige wäre, und der die Länder unter seine Lieutenants vertheilen könnte.“ Im November 1811 äußerte er in einem Anfall von Begeisterung zu de Pradt: „In fünf Jahren werde ich Herr der Welt sein, nur Rußland wird übrig bleiben, aber ich werde auch dieses schon noch vernichten ... Paris wird so groß werden, daß es bis Saint-Cloud reichen muß.“ Ein andermal gesteht er, daß es „zu seinen ewigen Schwärmereien gehört“, Paris zur Hauptstadt Europas zu machen, derart daß keine andere Stadt den Vergleich mit ihr aushalten könnte. Dort sollten die wichtigsten Werke der Wissenschaft und Kunst vereinigt sein und „Alles, was die Geschichte der Vergangenheit erläutern könnte, angehäuft werden“. Er bedauerte, den Petersdom nicht von Rom an die Seine verpflanzen zu können, und hielt die Notredame-Kirche für armselig. „Zuweilen,“ schreibt er, „hegte ich den Wunsch, daß Paris eine Stadt von zwei bis vier Millionen Einwohnern, etwas Fabelhaftes, Ungeheures, nie Gekanntes werde, dessen öffentliche Einrichtungen an Bedeutung der Bevölkerungsziffer entsprechen ... Archimedes war bereit, die Welt aus den Angeln zu heben, wenn man ihn seinen Hebel ansetzen ließe, ich meinerseits würde sie überall umgestalten, wo man mich meine Willenskraft, meine Ausdauer und meine Budgets ansetzen ließe.“

Er glaubt wirklich hieran. So hoch und unsicher das nächste Stockwerk seines Gebäudes auch sein möge, er setzt immer wieder ein neues auf, das noch höher und schwankender ist. Einige Monate, ehe er sich, obgleich mit ganz Europa verfeindet, in das russische Abenteuer stürzt, sagt er zu Narbonne: „Schließlich ist dieser lange Weg der Weg nach Indien; ich habe mir seit Accon gesagt, daß Alexander von ebenso weit hergekommen war, um den Ganges zu erreichen ... Heute muß ich von einem äußersten Ende Europas aus Asien von hinten wieder einnehmen, um England zu treffen ... Denken Sie sich Moskau erstürmt, Rußland geschlagen, den Czar ausgesöhnt oder einer Palastverschwörung zum Opfer gefallen, vielleicht einen neuen unabhängigen Thron, und sagen Sie mir, ob eine Armee von Franzosen, verstärkt von Hilfstruppen aus Tiflis, dann nicht bis zum Ganges vordringen könnte, der nur mit einem französischen Schwert in Berührung zu kommen braucht, damit in ganz Indien das Gerüst mercantiler Größe einstürze.“[1] Bei diesen Worten funkeln seine Augen mit seltsamem Glanze und er fährt alsbald fort, zu schwärmen, Beweggründe anzugeben, die Schwierigkeiten, Mittel und Aussichten zu erwägen. Er ist von der Eingebung erfaßt worden und giebt sich ihr ganz hin. Seine Haupteigenschaft hat sich losgerungen und entfaltet; der im Politiker verschlossene Künstler[2]) hat seine Sphäre verlassen, um sich in die des Idealen und Unmöglichen zu erheben. Man erkennt den schöpferischen Schwärmer als einen nachgebornen Bruder Dante's und Michel Angelo's. Er gleicht diesen Geistern durch die scharfen Umrisse seiner Vision, die Stärke, den Zusammenhang und die innere Folgerichtigkeit seines Traumes, die Tiefe seiner Betrachtungen, die übermenschliche Größe seiner Vorstellungen. Sein Genie hat denselben Zuschnitt und dieselbe Beschaffenheit; er ist eine der drei vornehmsten Gestalten der italienischen Renaissance. Während jedoch die beiden anderen auf Papier und Marmor arbeiteten, arbeitet Napoleon auf empfindlichem, lebendigem, leidendem Menschenfleisch.

---

[1]) Man vergl. seine ebenso maßlosen Schwärmereien über Italien und das Mittelländische Meer in seinen Briefen, sowie die wundervolle Stegreifdichtung, die er in Bayonne über Spanien und dessen Niederlassungen zum Besten gab. Hierüber heißt es in de Pradt's „Denkwürdigkeiten aus den spanischen Revolutionen“: „Aus diesem Anlaß sprach Napoleon lange oder vielmehr er dichtete, ossianisirte ..., wie Jemand, dem das volle Herz übergeht ..., in dem lebhaften, malerischen, schwungvollen, bilderreichen, originellen Stil, der ihm zu eigen war, ... über die Gewaltigkeit der Throne von Mexico und Peru, über die Größe der auf ihnen gesessenen Herrscher und über die Folgen der Einrichtungen dieser Länder für die Welt. So oft ich ihn auch sprechen gehört, nie hatte er einen solchen Sprach- und Bilderschatz entwickelt. Sei es, daß der Gegenstand ein so reicher war, sei es, daß alle seine Geistesgaben von dem vorangegangenen Auftritt angeregt worden, — er war geradezu erhaben.“

[2]) Roederer zeichnet den folgenden Ausspruch Napoleon's vom 2. Februar 1809 auf: „Ja, ich liebe die Macht; aber ich liebe sie als Künstler ... Ich liebe sie wie der Musiker seine Geige liebt: um daraus Laute, Töne, wohlklingende Weisen zu gewinnen.“

Bücherbesprechungen.

B. K. **Reformation und sociale Frage.** Vortrag gehalten bei der 4. Generalversammlung des Evang. Bundes in Stuttgart von Lic. theol. **Weber**, Pfarrer in M. Gladbach. Leipzig 1890. R. Braun. 20 ₰. — Der Vortrag enthält nicht, wie man denken könnte, eine wissenschaftliche Erörterung des Verhältnisses zwischen Reformation und socialer Frage, sondern ist ein sogenanntes Correferat über dieses Thema, neben und nach dem Hauptvortrag darüber, den Professor Beyschlag gehalten hat. Ein solches Correferat hebt Einzelnes mehr hervor, beleuchtet gewisse Theile der Aufgabe genauer und zieht die praktischen Folgerungen. Das vorliegende, das nach des Verfassers Aussage in wenigen Tagen hat entstehen müssen, geht von den Hauptmitteln der Lösung jener Frage, der christlichen Predigt und der christlichen Liebesübung, aus und berichtet über die Fortschritte der Unternehmungen, welche im Rheinlande zum Besten der Arbeiter ins Leben gerufen worden sind.

B. K. **Der evangelische Geistliche und die volkswirthschaftlichen Fragen.** Von Pastor **Zollmann** in Atzendorf bei Magdeburg. Leipzig 1890. H. G. Wallmann. Serie II. 9. Lieferung der Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen. 30 ₰. — Diese Schrift giebt sich als eine Entgegnung des von uns im Frühjahr angezeigten Aufsatzes von Beyschlag „Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie“. Sie fordert mit aller Entschiedenheit das Eintreten des Geistlichen in den Kampf wider sittlich und volkswirthschaftlich falsche Bestrebungen, und zwar, weil der Prediger des Evangeliums auch Staatsbürger und meist auch Familienvater ist und als solcher berechtigte Interessen zu vertreten hat und weil die ihm übertragene Heilung sittlicher Gebrechen gar nicht vor sich gehen kann ohne gleichzeitige Fürsorge für das leibliche Wohl des Einzelnen und das gemeinschaftliche Wohl des Volkskörpers. Das ist Alles ganz richtig; aber das Messen volkswirthschaftlicher Gesichtspunkte an der biblischen Lehre fordert ein hohes Maß von Weisheit und Erfahrung. Wem letzteres mangelt, der sollte sich auf die Verkündigung der feststehenden Wahrheit und die Pflege des Einzelnen beschränken. Selbstverständlich protestiren auch wir gegen die beliebte Manier, den Geistlichen für einen Staatsbürger zweiten Ranges zu erklären, der blos auf der Kanzel und im stillen Winkel sagen dürfe, was er meint.

J. R. Die Schriften von **Marie Nathusius**, der bekannten Erzählerin, die eine fromme, christliche Lebensanschauung mit reicher dichterischer Begabung verband, lagen bisher nur in der bald nach dem Tode der Verfasserin erschienenen Gesammtausgabe vor; eine neue, namentlich billigere fehlte. Diesem Mangel, der es verhinderte, daß die Werke der gemüthvollen Poetin immer weiteren Kreisen zugänglich wurden, ist jetzt dadurch abgeholfen, daß die Verlagshandlung von Richard Mühlmann in Halle a. S. (Max Grosse) eine zweite wohlfeile Originalausgabe der **gesammelten Schriften** genannter Schriftstellerin veranstaltet hat. Dieselbe wird in 9 Bänden zu 1 ℳ oder in 30 Lieferungen zu 30 ₰ erscheinen; eine zweite Serie zu 6 Bänden, welche die Ausgabe vervollständigen soll, wird den Abonnenten der ersten zum Vorzugspreise von 6 ℳ geboten werden. Das erste uns vorliegende Heft beginnt mit der Stadtgeschichte „Die Kammerjungfer“. Die Ausstattung ist eine lobenswerthe.

B. K. **Die Familie und das öffentliche Leben.** Vortrag, gehalten im evangelischen Arbeiterverein zu Chemnitz von **Wilh. v. Langsdorff**, Pastor in Rittmitz. Leipzig, Fr. Richter. 1890. 25 ₰. — Der Vortrag schildert unter theilweiser Anlehnung an Hickmann's Vortrag „Innere Mission und Familie“ die Güter, welche das häusliche Leben unserm Volke und besonders dem Arbeiter zu bieten vermag, und stellt sie in Gegensatz zu den Genüssen, welche außerhalb des Hauses gesucht werden. Er fordert in beredten Worten Sonntagsruhe und praktische Liebeserweisung zum Besten der Arbeiter, mahnt aber die letzteren auch eindringlich, die jetzt sich regenden Bestrebungen zu ihres Standes Besserung allseitig zu unterstützen.

— **Der deutsche Geschäftsverkehr mit Australien.** Von M. F. Bahse in Leipzig. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben auf Veranlassung der Handelskammer zu Leipzig. Leipzig, Commissions-Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. 1890. — Die an Umfang kleine aber gewichtige Denkschrift hat wegen

der Kritik, welche in ihr an dem bisherigen Modus unserer Handelsbeziehungen mit Australien ausgeübt wird, eine lebhafte Debatte in den Fachzeitschriften hervorgerufen und es lohnt sich, auf die Beweisführung genauer einzugehen. Der Verfasser, welcher als Vertreter der sächsischen Handels- und Gewerbekammern in Sydney und Mitglied der Reichscommission an Ort und Stelle umfassende Studien gemacht hat, weist zuerst nach, daß wir in dem Zeitraum von 1880 bis 1888 von Australien für 22 Millionen Mark mehr Producte gekauft haben als wir dahin Waaren direct verkauften und daß ein solches Verhältniß dringend der Abhilfe bedürfe. Der Verfasser kommt dann auf das gegenwärtige System des Geschäftsverkehrs mit Australien zu sprechen, das Commissionsgeschäft und die Agenturen, bespricht deren Mängel besonders in Ansehung der verschiedenen Kundenkreise, um dann die Etablirung eines oder mehrerer capitalkräftiger Exportgeschäfte zu verlangen, die mit großen Mitteln einkaufen und durch Zweiggeschäfte in mehreren australischen Hauptorten verkaufen, wie es die englischen Großhäuser thun. Gegen diesen Vorschlag sind bislang begründete Einwendungen nicht erhoben worden, der Gedanke, einen mittelbaren Verkehr mit Australien herbeizuführen, ist aber so einfach, daß sich wenig dagegen sagen läßt, und daß der Kundenkreis in Australien von hier aus direct in keiner Weise in Angriff genommen werden kann, hat die Erfahrung oft genug bewiesen. Man überschätzt auch vielfach den Werth der gedruckten Reclamen; die wenigsten Leute lassen sich darauf ein, auf diese Weise direct zu beziehen, sondern wenden sich doch an die ihnen bekannten Firmen; selbst das Ausschicken von Agenten hat sich oft als ein verkehrtes Mittel erwiesen, obwohl gerade die deutschen Exporteure stets besonderes Gewicht auf diese Art der Geschäftsverbindung legten. Aber heute muß man doch sagen, daß selbst in Brasilien, welches uns doch ungleich näher liegt und wo wir die Marktschwankungen genau verfolgen können, das System der Handlungsreisenden auf die Spitze getrieben gefährlich geworden ist. Wir können den Vorschlägen des Hrn. Bahse nur zustimmen, daß zunächst mit vereinten Geldkräften ein sehr capitalkräftiges Exporthaus mit Zweigniederlassungen in Australien errichtet und damit der Weg betreten werde, der zur Verbesserung unseres Ausfuhrgeschäftes und zur sicheren Bewältigung unserer wachsenden Ueberproduction führen kann. Auch die von ihm empfohlene Begründung einer deutschen Bank ist zu unterstützen. Es hat lange gedauert, bis unsere Bankinstitute sich entschlossen haben, überseeische Filialen in größerem Maßstabe anzulegen, aber ein Anfang ist doch gemacht und so kann man wohl hoffen, daß die australische Bank bald ins Leben treten werde. Was nun die Gründung großer deutscher Exportfirmen anbetrifft, so wird es sich jetzt zeigen, ob unsere Fabrikanten wirklich unternehmend und capitalkräftig genug sind, um solche Unternehmungen ins Leben zu rufen. Man sollte meinen, daß die Zeit dafür günstig ist, wo die Vorgänge in Nordamerika jedem Industriellen eine Mahnung gegeben haben, bei Zeiten auf die Erwerbung guter Absatzgebiete bedacht zu sein! M.

S. **Der Sammler.** Illustrirte Fachzeitschrift für die Gesammt-Angelegenheiten des Sammelwesens. Herausgeber Dr. **Hans Brendicke.** XII. Jahrgang 1890. 1. Halbband. Preis ℳ 3,40. Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W. 35. — „Der Sammler", bis heute das einzige deutsche Organ für die Gesammt-Angelegenheiten des Sammelwesens, hat mit dem vorliegenden Bande allerdings aufgehört, seinem Untertitel ganz zu entsprechen, da er von jetzt ab die naturwissenschaftlichen Sammelgebiete aus seinem Interessenkreise ausscheidet, um für die historisch-bibliographischen Zweige des Sammelwesens, für die Antiquitätenkunde und verwandte Gebiete einen wesentlich größeren Raum zu gewinnen. Das wird mancher Freund naturwissenschaftlicher Sammlungen, dem dieses Organ bisher wie jedem Sammler überhaupt ein willkommener, zuverlässiger Führer war, lebhaft bedauern. Doch hat sich die Schriftleitung des „Sammler" um der übrigen Zweige des Sammelwesens willen wohl oder übel zu diesem Schritt entschließen müssen, wenn sie diese Zweige ohne Vergrößerung der Zeitschrift noch mehr als bisher berücksichtigen wollte, und dieser Schritt wird von allen Denjenigen, derentwegen er gethan ist, dankbar begrüßt werden. Die Zeitschrift, welche auch mit Illustrationen geschmückt ist, zeichnet sich in ihrem uns vorliegenden 1. Halbband 1890 durch große Mannigfaltigkeit aus und bringt jedem Sammler etwas nach seinem Geschmack, was auch fortan — nur mit der eingangs erwähnten Einschränkung — der Fall sein soll. So bringt die Zeitschrift auch Autographen von Ludwig Anzengruber, Friedr. Friesen, Friedr. Ludw. Jahn, einen kurzen von G. Winter gegebenen Ueberblick über die Geschichte des Meißener Porzellans, einen Artikel über alterthümliche Jagdschlösser sächsischer Fürsten (Moritzburg) und noch so mancherlei, was auch gerade für sächsische Leserkreise von Interesse ist. Die Zeitschrift ist zudem sehr elegant ausgestattet und verdient jedenfalls Empfehlung.

y. **Militär-Zeitung.** Organ für die Reserve- und Landwehr-Officiere des Deutschen Heeres (R. Eisenschmidt, Berlin), bringt in den neuesten Nummern einen interessanten Aufsatz über die zukünftigen Organisationsveränderungen in unserem Heerwesen. Die Frage, welche die Gesetzgebung der nächsten Jahre eingehend beschäftigen wird, wird in diesen Aufsätzen eingehend entwickelt. Man braucht den Vorschlägen des Verfassers nicht durchweg zuzustimmen, immerhin wird man darin viel Anregendes finden.

J. R. **Gustav Schumann,** der bekannte Schöpfer des Bliemchen-Typus, hat zwei neue Lebensäußerungen seines Helden an die Oeffentlichkeit gebracht: „**Bliemchen bei Bismarck**" und „**Bliemchen in Tirol**" (Leipzig, Karl Reißner. 50 ₰ bez. 1 ℳ). — Die erstgenannte Schrift ist den Lesern der L. Z. durch den theilweisen Abdruck bekannt: Der Verfasser läßt da den von seinem Amt als „Presedenten" des „solid'schen Vereins" zurückgetretenen berühmten Dresdener Philister dem großen Staatsmann, der nun gleichfalls nicht mehr im Amte ist, seine Aufwartung machen und führt zwischen diesen beiden „Antiboten" eine Art von Versöhnung herbei, was wohl den endgiltigen Abschied des einst mächtigen Particularismus, der ja jetzt zu den Todten gethan ist, bedeuten soll. Der „Bliemchen in Tirol", auf den zur Reisezeit durch Abdruck des Einleitungsgedichtes gleichfalls schon aufmerksam gemacht worden ist, gehört jenen ergötzlichen Reiseschilderungen an, von denen uns Schumann unter dem Decknamen seines Spießbürgers schon eine ganze Reihe, darunter vortreffliche, geliefert hat: was urwüchsige, volksthümliche Denkweise und Dialektik, Echtheit der Mundart, schlagenden Witz, treffende, gesunde Bemerkungen (sehr beherzigenswerth sind z. B. die über die Hellmalerei und die sog. sociale Noth vieler unserer Arbeiter) anbelangt, gehört dieser „Bliemchen in Tirol" zum Besten, was wir aus der Feder unseres sächsischen Humoristen gelesen haben. Wie ein Gedicht am Schlusse des erstgenannten Bändchens anzudeuten scheint, beabsichtigt Bliemchen von seinen Lesern nunmehr Abschied zu nehmen. Sollte sich dies bewahrheiten, so würde uns das aufrichtig leid thun, denn er hat uns manche heitere Stunde bereitet.

N—r. **Forst- und Jagd-Kalender 1891.** Herausgegeben von **Judeich** und **Behm.** Berlin. Verlag von Julius Springer. — Dieser unentbehrliche Begleiter des deutschen Forstmannes und Jägers ist in seiner beliebten und bewährten Form wieder erschienen, und zwar zunächst in seinem ersten Theil. Der zweite Theil, bestimmt für statistische Uebersicht und Personalstatus, wird Ende November für den billigen Subscriptionspreis von 1½ ℳ den Käufern des ersten Theiles nachgeliefert. Der Ladenpreis des zweiten Theiles apart ist 2 ℳ. Der vorliegende erste Theil hat eine Ausgabe A und eine Ausgabe B. Bei der ersteren enthält der Schreibkalender 106 Seiten mit der Einrichtung, daß auf der linken Seite 7 Tage stehen, während die rechte Seite freibleibt. Der Preis in Leinwandband stellt sich auf 2 ℳ, in Lederband auf 2½ ℳ. Die Ausgabe B hat einen Schreibkalender von 184 Seiten, so daß auf jeder Seite nur 2 Tage stehen. Hier ist der Preis 2,20 ℳ, bez. 2,70 ℳ. Diese doppelte Einrichtung trägt den verschiedensten Ansprüchen Rechnung. Gegen die letzten Jahrgänge zeigt der diesmalige, einundvierzigste, nur wenig Abänderungen. Es ist auch kaum möglich, noch weiteren Wünschen gerecht zu werden, ohne bereits Erprobtes aufzugeben. Als Abweichungen gegen früher sind hervorzuheben: die Einrichtungen der Klötzertafel nach Oberstärke und der Stangentafel nach Unterstärke auf Grund der neuerdings von Neumeister herausgegebenen forstlichen Cubirungstafeln. Die neue Klötzertafel hat eine Trennung für Fichte und Kiefer erfahren und stützt sich auf das Untersuchungsmaterial von Kunze. Die Stangentafel läßt die Reisstangen bei 7 cm Unterstärke abschließen. Außerdem ist die Walzentafel um eine Seite vermehrt und eine Tabelle des Zeitunterschiedes zwischen Berlin und verschiedenen anderen Orten eingefügt worden. Alle diese Erweiterungen dürften dem Kalender nur zum Nutzen gereichen und ihm weitere Freunde erwerben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 129. Dienstag, den 28. October. 1890.

Adolf Diesterweg.

Von Dr. Ferdinand Burckhardt.

Am 29. October rundet sich ein Jahrhundert ab, daß der Mann geboren ward, der Jahrzehnte lang auf die deutsche Volksschule und deren Lehrer einen nachhaltig fördernden Einfluß ausgeübt hat und deshalb als der Hauptvertreter der deutschen Volksschulpädagogik der Neuzeit betrachtet wird: Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg. Wie bereits auf den diesjährigen Lehrerversammlungen in Deutschland und Oesterreich manches anregende und auch aufregende Wort zu seinem Gedächtniß gesprochen worden ist, so rüsten sich jetzt die Lehrerkreise, das Jubiläum der Geburt des von seinen Gegnern vielgeschmähten und von seinen Freunden hochgefeierten Pädagogen zu begehen.

In Siegen in Westfalen am 29. October 1790 als Sohn eines Justizamtmanns geboren, bestimmte sich Diesterweg bei seiner praktisch angelegten Natur dem Ingenieurfach und studirte auf den Universitäten zu Herborn und Tübingen Mathematik, Geschichte und Philosophie. Nur dem Umstande, daß die für die Ingenieurprüfung zusammengesetzte Commission des nahenden Krieges wegen auseinandergegangen war, ist es zuzuschreiben, daß er 1811 das Schulfach ergriff. Zuerst Hauslehrer in Mannheim, wurde er 1812 Gymnasiallehrer in Worms, ging 1813 an die Musterschule zu Frankfurt a. M. und 1818 als zweiter Rector einer lateinischen Gemeindeschule nach Elberfeld. Von großer Bedeutung für seine innere Entwickelung war, daß ihm in den ersten Jahren seines Berufsweges zwei begeisterte Pädagogen begegneten: in Frankfurt ein unmittelbarer Schüler Pestalozzi's, der Institutsvorsteher de Laspée aus Wiesbaden und in Elberfeld der talentvolle Schüler Rochow's, Wilberg, ein Meister der Elementarmethode und der Führer der westfälischen Lehrerschaft. Unter dem anregenden Einfluß dieser beiden Männer reifte in ihm der Entschluß, seine Kräfte für immer in den Dienst der Volksschule zu stellen. Da legte er das Gelübde ab, „die Kräfte, die ihm Gott verliehen, die Gelegenheiten, die er ihm senden, die Mittel, die er ihm spenden werde, dazu zu benutzen, daß es mit der Sache des Volks, seiner Erziehung und Unterweisung etwas besser werden möge, damit er nicht umsonst gelebt habe". Als er nun von dem Plane der Regierung, am Rhein einige Lehrerseminare zu errichten, gehört hatte, bot er dem Consistorium zu Köln seine Dienste an. Darauf hin wurde er am 30. April 1820 als Directar des neugegründeten Seminars zu Mörs angestellt.

Als Diesterweg im Vollbesitz der Manneskraft sein Lehrerbildneramt antrat, war ein pädagogischer Frühling in den deutschen Landen angebrochen. Zu Ifferten, an den Gestaden des Neuenburger Sees, wirkte damals noch mit der ganzen Fülle seines reichen Gemüthes jener wunderbare Greis, der durch seine glühende Aufopferung als Schutzheiliger unter den Pädagogen glänzte, jener warme Volks- und Kinderfreund und Herold der Mutterliebe, der die Schule auf den Boden der Familie pflanzte, jener ahnungsvolle Psychologe und Apostel des anschaulichen, kraftbildenden Lehrverfahrens: Johann Pestalozzi. Aus aller Herren Ländern hatten edle Männer zu den Füßen dieses pädagogischen Genius gesessen und streuten die empfangenen Anregungen in ihrer Heimath aus, in allen Kreisen die Theilnahme für die Pflege und Hebung des Volksunterrichts hervorrufend. Diesem neuerwachten Interesse für die Volkserziehung waren die damaligen Zeitverhältnisse sehr günstig, denn in der durch die Napoleonische Fremdherrschaft über die Völker Europas hereingebrochenen Noth fand man den Weg zu einer besseren Zukunft in einer besseren Erziehung der Jugend und betrachtete nun die sittliche und geistige Rettung des verwahrlosten Volks als eine der wichtigsten Aufgaben des Staates. Auch in Preußen war dieser Pestalozzi'sche Geist erwacht: Friedrich Wilhelm III. erklärte, daß es sein ernstlicher Wille sei, daß dem Volksschulunterricht die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde; Männer wie Fichte, Schleiermacher, Arndt und Jahn waren von diesem Geiste angehaucht und wiesen auf deutsche Nationalerziehung hin und die hervorragendsten Pädagogen verschiedener Confessionen — wir nennen nur neben den Protestanten Niemeyer, Schwarz und Denzel die katholischen Theologen Sailer, Overberg und Grafer — suchten den Pestalozzi'schen Ideen in der Volksschule Eingang zu verschaffen. In diese mächtig fluthende Zeitströmung gerieth nun Diesterweg hinein und mit der ihm eigenen Begeisterung gelobte er: „Ich will pestalozzisch winken!" In der That hat er nun fast ein halbes Jahrhundert in der Weiterbildung der Pestalozzi'schen Pädagogik in Deutschland die Führerrolle übernommen, und keiner seiner Berufs- und Zeitgenossen hat so wie er das von Pestalozzi freilich mehr mit dem Gemüthe, als mit dem Verstande gezeichnete Ideal der Menschenbildung in voller Klarheit hingestellt und den vom Altmeister gewiesenen Weg den deutschen Lehrern gangbarer gemacht.

Als Diesterweg das Amt eines Seminardirectors antrat, lag das Lehrerbildungswesen noch in den Anfängen. Der Seminargedanke, dem Haupte eines edlen Wettiners, des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha, entsprungen, war zwar von A. H. Francke und seinen Schülern aufgenommen und verwirklicht worden; aber die von den Pietisten begründeten Seminare waren nur Anhängsel höherer Schulen oder standen in Verbindung mit Armen- und Waisenhäusern. Erst die Pädagogen der Aufklärung, die Philanthropisten, schufen für sorgfältige und planmäßige Ausbildung der Lehrer selbständige Institute, welche die Idee der Lehrerbildung reiner erfassen und sicherer durchführen konnten. Trotzdem herrschte über Umfang und Methode des Seminarunterrichts immer noch viel Unklarheit. Es ist nun ein Verdienst Diesterweg's, der mit Recht von einer tüchtigen Seminarbildung einen bedeutenden Aufschwung des ganzen Schulwesens erwartete, in Mörs feste Grundlinien für die Gestaltung des Seminarlehrplans entworfen und in seinem „Reglement des Seminars zu Mörs" der Seminarbildung Ziel und Richtung gewiesen zu haben. Ueber die Methode des Seminarunterrichts spricht er sich als begeisterter Pestalozzianer also aus: „Ich will die jungen Leute zu lebendigem Streben anregen, in ihnen echte Bildung, als das kostbarste Gut der Welt, begründen, als Kern derselben aber religiös sittliche Gesinnungen hervorrufen; ich will die angehenden Lehrer mit Liebe zu Amt und zu den Kindern erfüllen, sie für die heilige Sache der Volksbildung begeistern, und eben darum geht mein Streben auf individuelle Bildung los, auf Weckung ihrer schlafenden Kräfte, kurz — auf Bildung von innen heraus." Mit welchem rastlosen Fleiße und mit welcher

seltenen Hingebung und Begeisterung, unterstützt von dem eigenen Zauber seiner Persönlichkeit, er hier an der Erfüllung seiner Aufgabe arbeitete, davon giebt nicht nur die tiefe Verehrung und das begeisterte Lob seiner unmittelbaren Schüler Zeugniß, sondern auch die hohe Anerkennung, welche nichtpädagogische Kreise dem vorzüglichen Schulmann spendeten. So schreibt Schmitthenner über sein Wirken am Rhein: „Preußen hat am Rhein, in Koblenz, Köln und Wesel drei furchtbare Festungen gebaut und ausgebaut zu Schutz und Trutz gegen die Nachbarn und zur Sicherung des Rheins. Aber es hat eine andere aufgethürmt, die ist noch stärker und fester, das ist die Cultur des Volks. An dieser hat nun der Dr. Diesterweg bauen helfen und hat beim Geniewesen tüchtige Dienste gethan, wie er denn ein Meister ist in Licht und Feuerwerk."

Noch reicher entfaltete sich seine Thatkraft, als ihm 1832 das Directorat des in Berlin neubegründeten Seminars für Stadtschulen übertragen ward. Der jungen Anstalt wußte er durch eine treffliche Organisation und durch den lebensfrischen Hauch, den er ihr einflößte, bald einen guten Ruf zu verschaffen und die Seminarschule zu einer Musteranstalt für Berlin zu erheben; seine Schüler hingen mit Begeisterung an dem Manne von seltener Lehrbefähigung und von allen Seiten strömten Pädagogen in die Anstalt, um den Meister in seiner Werkstatt zu belauschen. Neben seinem Unterrichte und den vielfachen Amtsgeschäften fand der unermüdlich thätige Mann noch Zeit zu vielfach literarischer Thätigkeit. Neben der Herausgabe der „Rheinischen Blätter", bereits 1827 in Mörs begonnen, und der Fortsetzung seiner populären Himmelskunde, eines seiner schönsten Bücher, gingen aus seiner gewandten Feder hervor eine Menge Broschüren über Tagesfragen, die „Beiträge zu den Lebensfragen der Civilisation" 1836, ebenso Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik, die ihn zum Theil in ledhafte literarische Fehden verwickelten. Das bedeutsamste Werk dieser Zeit ist unbestritten der „Wegweiser für deutsche Lehrer" (1834—36), 1873 in zeitgemäßer Bearbeitung in 5. Auflage vom Curatorium der Diesterwegstiftung herausgegeben. Es soll ein Wegweiser sein für junge Lehrer, um ihnen die Zielpunkte, Mittel und Wege der Menschenbildung darzulegen, eine Anleitung zur Behandlung der einzelnen Lehrgegenstände, ein Rathgeber zur Weiterbildung und zur Einführung in die pädagogische Fachliteratur. Die von Diesterweg stammenden Abhandlungen über Anschauungs- und Sprechübungen, über den Unterricht im Lesen, in deutscher Sprache, in Zahlen- und Raumlehre bekunden überall den praktischen Schulmann und die den einzelnen Abschnitten vorausgeschickten Einleitungen den anregenden und anfeuernden Pädagogen. Und doch haben gerade die hierin ausgesprochenen religiösen und pädagogischen Ansichten ihm heftige Angriffe gebracht und seinen amtlichen Schiffbruch vorbereitet.

Der Gründe seiner Amtsentlassung sind mancherlei. Voran seine religiöse Richtung. In und mit den Freiheitskriegen war in Deutschland das religiöse Leben neubelebt worden; ein frischer Christenglaube war in den Gemüthern erwacht und der Zug zur Kirche regte sich mächtiger denn je. Diesterweg aber war dem Nationalismus, jener das Zeitalter der Aufklärung überdauernden religiösen Richtung, die den Vernunftglauben an den Kirchenglauben anzuschließen strebt, zugethan. Da er nicht auf dem Boden der Kirche stand, verkannte er das nächste Ziel des Religionsunterrichtes, das Kind zu einem lebendigen Gliede der kirchlichen Gemeinde zu erziehen, kämpfte gegen alles „Binden und Fesseln des Geistes durch symbolische Bücher und Bekenntnisse", gegen den Gebrauch des Katechismus im Religionsunterrichte, gegen einzelne kirchliche Dogmen u. s. w. In der Bitterkeit des Kampfes gegen die starken Angriffe, die seine Meinungen erfuhren, erstickte die Leidenschaftlichkeit seines Wesens in ihm die Stimme der Ruhe und manches harte Wort gegen die Kirche hat er in seiner gereizten Stimmung geschrieben, was den unerschrockenen Kämpfer für seine Ueberzeugung als Feind des positiven Christenthums erscheinen läßt und in Zwiespalt mit seinen Vorgesetzten bringen mußte. Seine Gegner verunglimpften ihn als irreligiös, ja der Mainzer Bischof Ketteler warf ihm vor, daß er von der feindseligsten Gesinnung gegen Christum und die Kirche durchdrungen sei und ein wahrhaft teuflisches System der Verführung der Jugend zum Unglauben erfunden habe. So schlimm nun stand es freilich mit Diesterweg nicht. Er war von lebendiger subjectiver Religiosität erfüllt, erkannte und betonte stark den Erziehungswerth der Religion und sein fleißiger Besuch des Gottesdienstes, sein ausgeprägtes Pflichtgefühl, sein Eifer im Wirken für das Beste des Volkes, die Lauterkeit seiner Gesinnung, die Hilfe, die er allezeit den Armen und Bedrängten angedeihen ließ, bezeugen, daß sein Wirken vom Geiste Christi berührt gewesen ist und er in seinem Herzen dem Christenthum näher stand, als sein Bekenntniß zeigte. Daß er freilich in seinem Erziehungsprogramm der Erziehung zur kirchlichen Gemeinschaft keinen Platz einräumte, daß er seinen Seminaristen seinen antikirchlichen Standpunkt darlegte und durch den Einfluß seines Wortes eine fast kirchenfeindliche Stimmung in einem Theile der Lehrerschaft verbreitete, ist zu beklagen und macht die Verwickelungen mit der Regierung erklärlich. Zu dieser religiösen Anschauung kam nun noch seine Polemik gegen die Confessionsschule und insbesondere gegen die Leitung und Beaufsichtigung der Schule durch die Geistlichen. Seine Widersacher verstanden dies so, als ob er die Schule von der Kirche und dem Kirchenglauben gänzlich lösen, sie ihrer religiösen Aufgabe entledigen und die Geistlichen überhaupt aus der Schule hinausweisen wolle. Mit ungemeiner Schärfe und Schlagfertigkeit wies er nun nach, daß die Schulaufsicht keine religiöse, keine kirchliche Frage, sondern eine Rechtsfrage sei, die zunächst den Staat etwas angehe, der die Pflicht habe, die Schule durch Fachmänner leiten und beaufsichtigen zu lassen. Da er nun den Geistlichen die Befähigung zur methodisch-technischen Aufsicht geradezu absprach, mußte er die Zahl seiner Gegner vermehren und die Erbitterung steigern. In den Regierungskreisen machte sich ferner eine Strömung gegen die durch Diesterweg's Anregung höher gesteckten Ziele der Lehrerbildung geltend; man fürchtete, daß die Seminaristen ihr „halbes oder verkehrtes Wissen unter der Jugend des Volkes verbreiten und dem geraden, offenen Sinne desselben eine schiefe Richtung geben würden". Man beschränkte daher den dreijährigen Seminarunterricht auf einen zweijährigen, obschon Diesterweg mit mannhaftem Worte diese „Reaction" bekämpfte.

Unter diesen Umständen war Diesterweg längst ein Stein des Anstoßes geworden. Die heftigen Angriffe der Gegner, die Erinnerungen, Verwarnungen und Citationen seiner Vorgesetzten und die angeordnete Revision seines Seminars brachten es endlich dahin, daß man ihn im Juli 1847 aus seinem Amte entließ, „ohne Beeinträchtigung seiner Ehre und ohne Schmälerung des Gehaltes", wie Diesterweg gebeten hatte. Im Juli 1850 wurde er pensionirt. Angebotene Schulrathsstellen schlug er mit den Worten aus: „Natur und Vergangenheit verweisen mich an Menschen, lebendige Menschen, nicht todte Acten — für ein bureaukratisches Wesen bin ich nicht geschaffen." War ihm nun auch sein amtliches Wirken abgeschnitten, so setzte er doch seine Thätigkeit mit Jünglingsfeuer fort: „Was den Ruhestand anbetrifft, so hoffe ich, mein letztes Stündlein schlägt, ehe er eintritt."

Von nun an trat er nur noch als Schriftsteller für seine Ideen auf und schuf sich neben den „Rheinischen Blättern" ein neues Organ in dem „Pädagogischen Jahrbuch" (seit 1851), um welches sich die junge Lehrerschaft schaarte. Besonders aber nahm er mit leidenschaftlichem Eifer den Kampf auf gegen die Regulative vom 1., 2. und 3. October 1854. Welch geringer Maßstab für die Lehrerbildung forthin in Preußen gelten sollte, erkennt man aus dem 1. Regulative, welches in Betreff der Seminarbildung verfügte: „Es muß das Unterrichtsmaterial der Volksschule als ein nach allen Beziehungen zu Durchdringendes und zu Beherrschendes das nächste Gebiet des Seminarunterrichts bilden und es soll die Uebungsschule, zumal im letzten Jahre, der eigentliche Mittelpunkt des Seminarunterrichts werden." Diesen seinen Ansichten diametral entgegengesetzten Anschauungen trat nun Diesterweg mit der ganzen Zähigkeit und Schneidigkeit seines Wesens entgegen. Daß Pädagogik, Katechetik, Psychologie und deutsche Literatur von den Lectionsplänen der Seminare gestrichen werden und viele der schönsten Blüthen, zu denen das Menschenwesen angelegt ist, verdorren sollten, bekämpfte er aufs Entschiedenste, und in geharnischten Flugschriften und Leitartikeln ergoß er die Schale seines Zorns. Noch kräftiger erhob er seine Stimme, als er 1858 von der Stadt Berlin ins Abgeordnetenhaus gewählt wurde und die Abschaffung der Regulative verlangte. Da schloß er am 21. Mai 1860 seine Rede mit den Worten: „Der Sarg ist für sie schon geschmiedet, gezimmert. Die Schulordnungen werden dahinsinken vor dem preußischen Geiste, vor dem protestantischen Geiste und vor dem Geiste der tüchtigen Lehrer." Was er vorhergesagt, hat sich erfüllt: in den Allgemeinen Bestimmungen vom 15. October 1872 (Ministerium Falk) wehte wieder ein freierer Geist. Der alte Kämpe

hat aber diesen jungen Tag nicht erlebt; am 7. Juli 1866 wurde er von der Cholera hingerafft.

Diesterweg war nicht im eigentlichen Sinne ein schöpferischer Geist und origineller Denker. Seine Größe beruhte auf der Weite seines Gesichtskreises und der glänzenden Gabe, das als recht Erkannte Andern mitzutheilen. Er hat in seinen Schriften keine systematische Darstellung seiner pädagogischen Ansichten hinterlassen. „Ich stelle kein Gebäude auf," sagt er, „im Fundament gefestigt und nach einem geregelten Plane construirt; ich liefere Bausteine, Bruchstücke, erst in Zukunft von Gereifteren zu behauen und in einander zu fügen." Er hat auch keine besondere Schule gegründet, sondern wollte Pestalozzianer sein und hat deshalb die Grundsätze seines großen Vorbildes durch Wort und That den deutschen Lehrerkreisen übermittelt. Das Ziel aller Erziehung war ihm die Selbstthätigkeit im Dienste des Guten, Wahren und Schönen. Aller Unterricht soll die Selbstthätigkeit wecken und die geistige Kraft stärken und bilden. Daher hat er an die im Kinde bereits vorhandenen Vorstellungen anzuknüpfen und von da aus stetig und lückenlos fortzuschreiten. Aller Unterricht gehe von der Anschauung aus und führe von da zum Begrifflichen. Die Form desselben sei der Dialog, damit die kindliche Seele in Bewegung gesetzt und die Sprachkraft entfesselt wird. Alle diese Anregungen sollen wohl den Geist in Thätigkeit, doch nicht in Unruhe versetzen, vielmehr zu innerer Harmonie führen, damit der Geist zur Selbstbeherrschung gelange. So ist sein eigentliches Ziel: Erziehung durch Selbstthätigkeit zur Selbständigkeit. In der stricten Ausführung dieser Grundsätze beruht Diesterweg's Größe als Lehrerbildner und Methodiker. Gegen verkehrte Richtungen auf dem Gebiete der Methodik richtete er seine schärfsten Pfeile, so gegen alles Dictiren, Dogmatisiren, Ausgehen von abstracten Lehrsätzen und mechanisches Auswendiglernen und Einpauken unverstandenen Stoffs. Der große Didaktiker war in seinen Schriften auch für die Organisation des Schulwesens thätig. Nach seiner Ansicht soll die Schule Staatsanstalt werden, da die Volksbildung im Interesse des Staates liege und eine der wichtigsten Sorgen des Culturstaates sei. Seine Forderung, daß der Staat die Schule durch technisch gebildete Fachmänner beaufsichtigen lassen solle, ist in den letzten Jahrzehnten in den meisten deutschen Staaten verwirklicht.

Insbesondere hat er sich als warmer Freund und Anwalt des Volksschullehrerstandes gezeigt. Da er erkannte, daß gute Schulen nur durch gute Lehrer sich aufbauen, und daß die Schule mit dem Lehrer sinkt oder sich hebt, suchte er die Lehrer innerlich zu heben. „Der Lehrer," sagt er, „ist für die Schule was die Sonne für das Universum." Daher lag er nicht blos mit seltener Treue der Lehrerbildung ob, sondern suchte auch durch seine Schriften, die entweder das Ergebniß seiner Berufsarbeit waren oder durch lebhafte Bewegung auf pädagogischem Gebiete hervorgerufen wurden, in der Lehrerwelt jene Gluth der Begeisterung zu wecken, die ihn selbst durchwärmte. „Der wahre Lehrer," sagt er, „geht mit seiner Schule schlafen und steht mit ihr auf. In seinem Thun und Trachten ist sie das Erste und Letzte, Eins und Alles!" Mit großer Ueberzeugungstreue und scharfer Klarheit legte er den Volksbildnern die Grundsätze der neueren Pädagogik vor, um in ihnen eine bewußte Einsicht in das Wesen der Erziehung und des Unterrichts zu erzeugen und sie zu hingebender Berufsarbeit anzuregen. Er wollte einen Lehrerstand bilden, der seiner hohen Aufgabe gewachsen wäre, daher er die Berufsgenossen in seinem Aufsatze „Zur wahren Emancipation" mit dringenden Worten aufrüttelt: „Emancipirt euch von Unwissenheit. Ihr klagt über Knechtschaft, aber wisset, keine ist herabwürdigender als die Knechtschaft der Unwissenheit. Emancipirt euch von Mechanismus, Schlendrianismus, geistlosem Treiben! Und endlich: Emancipirt euch von Hochmuth, der über alles Andere hinwegsieht, und von der falschen Demuth, nämlich der äußerlichen, knechtischen und heuchlerischen. Der Mensch wird nicht emancipirt, sondern er emancipirt sich selbst." Diese Worte sind wohl geeignet, den oft gehörten Vorwurf, daß Diesterweg den Dünkel und die Selbstüberhebung im Lehrerstande genährt habe, zu entkräften, vielmehr ist gerade die rüstige Strebsamkeit und der Drang nach Fortbildung, der im Allgemeinen den Lehrerstand der Gegenwart kennzeichnet, auf den gefeierten Pädagogen zurückzuführen.

Zu weiterer Anregung der Lehrer sorgte Diesterweg für Bildung und Belebung von Lehrervereinen. „Kein Strebender kann die Gemeinschaft Anderer entbehren, am wenigsten der Lehrer. Keinem droht im gleichen Grade die Gefahr des Stillestehens, des Rückwärtsgehens, des Versinkens. Wer ein tüchtiger Schulmann werden und bleiben und für die Fortentwickelung des Schulwesens mitarbeiten will, der sei ein tüchtiges Mitglied der Lehrervereine." Er selbst betheiligte sich seinem Wahlspruch: Lebe im Ganzen! gemäß in regster Weise am Vereinsleben der Lehrer: „Die Tage, die ich in den Conferenzen zugebracht, stehen am Himmel meiner Erinnerung glänzenden Sternen gleich, die in die Nächte des Lebens hineinschauen!" Zugleich forderte er zur Gründung von Schulblättern und Lehrerbibliotheken auf.

Vor allen Dingen trat er für die materielle und sociale Hebung des Lehrerstandes in die Schranken. In seinem „Pädagogischen Sollen und Wollen" spricht er aus, daß die bemitleidenswerthe Lage des Lehrerstandes dessen Stellung und Beruf und eines Culturvolkes unwürdig sei. Durch höhere Bildung und bessere Dotation müsse es dahin kommen, daß seine sociale Stellung in eine solche umgewandelt werde, die der Bedeutung seines Berufes entspreche. „Der Lehrer hat Anspruch auf Achtung der anderen Stände, denn an Werth, Bedeutung und Würde weicht der Lehrerstand keinem." Zum reichen Segen ist endlich dem Lehrerstande geworden, daß er 1845 bei der durch ihn angeregten 100jährigen Gedenkfeier des Geburtstages Pestalozzi's durch das Schriftchen: „Pestalozzi, ein Wort für Kinder und deren Eltern" den Grund zur Pestalozzistiftung in Pankow legte und dadurch den Anstoß gab zur Gründung von Pestalozzivereinen, die gegenwärtig Deutschland wie ein Netz überziehen und der Noth der Lehrerwittwen und -Waisen steuern.

So hat Diesterweg durch sein rastloses Wirken die Schule der Gegenwart mit erbaut und deren Lehrer äußerlich und innerlich gehoben. Sein ganzes Leben lang hat er für die Selbständigkeit der Schule gekämpft und durch seine Begeisterung und seine Charakterstärke die deutschen Lehrer zu selbständigem Denken angefeuert und in ihnen jenes Selbstgefühl hervorgerufen, welches Männer, die als Bildner der Jugend und des Volkes wirken wollen, zum Gelingen ihres Werkes, welches in erster Linie auf der Persönlichkeit beruht, wirklich brauchen. Bei der durch die fortwährenden Anfeindungen steigenden Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit hat der wackere Kämpe in seinem Feuereifer wohl manchmal über das Ziel hinausgeschossen und seinen Gegnern neue Handhaben zum Angriff dargeboten. Hat er auch bei aller subjectiven Religiosität verkannt, daß Kirche und Schule mit unzerreißbaren Fäden aneinander geschlungen seien, hat er auch nur ein formales Bildungsideal aufgestellt und war er als vorwiegender Pädagog der Methode auch etwas zu sehr in das formalistische Fahrwasser gerathen, so sind und bleiben seine Schriften noch heute wichtige Fundgruben zur Klärung pädagogischer Ansichten und frische Brunnen, aus denen jeder Lehrer Begeisterung und Kraft zur Erfüllung seiner Aufgabe schöpfen kann. Mit Recht kann er als der bedeutendste Pädagog des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden. „Nennt man die besten Namen, wird auch der seine genannt." Darum Ehre seinem Andenken!

Bücherbesprechungen.

B. K. **Bibelwerk für die Gemeinde von Rudolf Friedrich Grau**, Dr. und Professor der Theologie zu Königsberg i. Pr. Neues Testament, 2. Aufl. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing 1890. Heft 4—7 (zu 1 ℳ 20 ₰, das ganze Werk 12 ℳ). — Wir bestätigen hiermit das regelmäßige Weitererscheinen dieses Werkes, das schon viele Freunde gefunden hat. Auf seine Vorzüge haben wir im Laufe des Sommers bei der Anzeige der drei ersten Hefte hingewiesen. So beschränken wir uns auf die Angabe des Inhalts der neu erschienenen Lieferungen. Sie enthalten die Auslegungen zu dem schon in Heft 3 begonnenen Johannisevangelium von dem Herausgeber, zu der Apostelgeschichte von Hauptpastor Behrmann in Hamburg (5. Lieferung, Schluß des 1. Bandes), zum Römerbrief von Pfarrer Röntsch in Rossen, zu den Corintherbriefen vom Herausgeber, zum Galaterbrief von Professor Küdel in Tübingen und zum Epheserbrief von Behrmann. Die zu erwartenden drei nächsten Lieferungen werden das Werk zum Abschluß bringen.

o. **Baltenhetze.** Die Verfolgung von Glauben, Sprache und Recht in den Ostseeprovinzen Rußlands. Von W. Lövrakt.

154 S. — **Die evangelische Kirche in Rußland.** Drei Vorträge von **Hermann Dalton.** X, 118 S. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1890. — Die beiden vorliegenden aus demselben Verlag stammenden Schriften haben insofern etwas Verwandtes, als sie den Blick des Lesers nach Rußland lenken. Während aber Lööralt sich lediglich mit der Verfolgung von Glauben, Sprache und Recht in den Ostseeprovinzen Rußlands beschäftigt und unter dem Motto: „Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinem Nächsten, sintemal wir unter einander Glieder sind" eine Streitschrift darbietet, in deren beiden Theilen (I. Entstehung der Baltenhetze und Versuch sie zu erklären; II. Zu den Controversen gegen Pastor Dalton's „Offenes Sendschreiben") er mit Wärme und Entschiedenheit sich der verfolgten Glaubensgenossen annimmt und scharfe Hiebe austheilt gegen die Verfolger, giebt Dalton drei liebevoll und fein gezeichnete Bilder aus dem Leben der evangelischen Kirche Rußlands und zwar zeichnet er die evangelische Kirche, wie sie sich gegenwärtig erstlich in St. Petersburg, sodann in den Ostseeprovinzen und endlich im Innern Rußlands ausgestaltet hat. Dabei schildert Dalton in so lebendiger anschaulicher Weise, in so frischen Farben und weiß seiner Darstellung so ergreifende Züge einzuflechten, daß wir unwillkürlich den innigsten Antheil nehmen an dem Leben und Ergehen unserer noch recht wenig beachteten und wenig gekannten Glaubensgenossen in der russischen Zerstreuung. Die Schrift Lööralt's setzt Leser voraus, die schon einigermaßen vertraut sind mit der Gestaltung der lutherischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen und mit dem Geschicke, von dem diese Kirche jetzt betroffen wird; Dalton's Schrift dagegen dient zur Orientirung für Diejenigen, die noch unbekannt sind mit den Zuständen der evangelischen Kirche in Rußland; jene beschränkt sich auf das Gebiet der Ostseeprovinzen, diese zieht die evangelische Kirche von ganz Rußland in den Kreis ihrer Betrachtung: beide aber sind darin eins, daß sie den Geist der Bruderliebe in der evangelischen Kirche nähren und die Theilnahme, zumal des evangelischen Deutschlands, für die Glaubensgenossen in Rußland wecken wollen.

△ **Stenographie.** Tratado de estenografia internacional. Segun los principios del inventor de la estenografia Fr. X. Gabelsberger. Arreglada al idioma español por el Profesor Heinrich Krieg. Publicada por J. C. Carvajal, Madrid. 1890. — Einen überzeugenden Beweis von der Uebertragbarkeit der Gabelsberger'schen Kurzschrift auf fremde Sprachen liefert das vorliegende Lehrbuch, durch welches der Vorstand des königl. sächsischen stenographischen Institutes zu Dresden, Hr. Oberregierungsrath Prof. H. Krieg, erneutes Zeugniß von seiner schriftstellerischen Bedeutung und wissenschaftlichen Gediegenheit giebt. Es handelt sich in diesem Falle um eine dem Werke des Meisters Gabelsberger, wie der Form und dem Geiste der spanischen Sprache, auf welche diese Schrift übertragen und zur Anwendung gebracht worden ist, gleichmäßig gerecht werdende, bedeutsame Arbeit. Eingehende Sprachstudien gingen der eigentlichen Bearbeitung dieser spanischen Kurzschrift nach Gabelsberger's System voraus, und daß dieselben nutzbringend und ersprießlich gewesen sind, lehrt ein Blick in die mustergiltigen stenographischen Tafeln und Uebungsaufgaben, welche auf jeder Seite des Verfassers Vertrautheit mit den Sprach- und Schriftformen bekunden, die in ihrer Einheitlichkeit ein dem deutschen Original gleichwerthiges System ergeben. Mit Recht kann der Madrider Professor Carvajal, dessen Anregung diese neueste, früheren Arbeiten nicht nachstehende Leistung des hochgeschätzten Verfassers zu verdanken ist, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf die Vorzüglichkeit und praktische Verwendbarkeit dieser kaum zu übertreffenden Kurzschrift hinlenken und zu fleißigem Studium und zur Aneignung derselben anspornen. Einer kurzen geschichtlichen Einleitung folgt die Darstellung des Systems selbst, dessen systematische Entwickelung und Aufbau durch Einfachheit und Deutlichkeit sich auszeichnet und durch die in den Text eingedruckten stenographischen Tafeln die Anschauung fördert und die Erlernung erleichtert. Den Eigenthümlichkeiten dieser romanischen Sprache ist durch entsprechenden Austausch und Versetzung Gabelsberger'scher Schriftformen sowohl beim Alphabet, als auch bei der Wort- und Satzkürzung Rechnung getragen worden. Die Schönheiten der stenographischen Schriftformen kommen in diesem in jeder Beziehung zu empfehlenden Lehrbuche zu voller Geltung.

W—k. **Manuel de conversation en trente langues.** Par le Docteur **Panssié.** Paris, H. Le Soudier. Leipzig, Franz Wagner. 1890. — Ob ein Weltreisender, welcher mit den Einwohnern der verschiedenen Länder in ihrer Sprache verkehren will, mit dem hier Gebotenen ausreicht, ist sehr fraglich. Schon betreffs der Aussprache wird er oft unverständlich dastehen. Dabei sind auch weniger gebräuchliche Idiome aufgenommen, z. B. die bretonische Sprache. Wer durch die Bretagne reist, kommt mit französisch überall durch. Es ist wahr, daß in der niedern Bretagne sich das celtische Idiom bis heute erhalten hat, aber es giebt dort mehrere Mundarten, in der Gegend von Vannes sprechen z. B. die Landleute anders als im Departement Finistère u. s. w. Ebenso gut hätte die provenzalische Sprache aufgenommen werden können. Auch das Baskische ist vertreten, welches doch heute nur noch eine Volksmundart genannt werden kann, denn im Norden der Pyrenäen spricht man überall französisch und in den baskischen Provinzen spanisch. Ein anderer Gesichtspunkt ist der rein linguistische. Da nämlich der Verf. die Sprachen nach ihrer Verwandtschaft geordnet und um ihren Stamm gruppirt hat, um das Lateinische die romanischen Sprachen, um das Deutsche die germanischen u. s. w., so ist es vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus jedenfalls interessant, die gebräuchlichsten Wörter und Redensarten in dreißig verschiedenen Sprachen zur Vergleichung neben einander gestellt zu sehen und in dieser Rücksicht wird ein solches Handbuch Manchem willkommen sein. Unter den 30 Sprachen befindet sich auch Volapük; wir wissen nicht, von wieviel Millionen Menschen diese Sprache bis jetzt gesprochen wird.

J. R. Von **Ludwig Anzengruber's gesammelten Werken** (Stuttgart, Cotta Nachf.), auf die wir schon aus Anlaß des ersten Bandes (in Nr. 70 der W. B.) hingewiesen hatten, sind jetzt weitere vier Bände (2 bis 5) erschienen: damit liegt die Gesammtausgabe der Schriften des bekannten österreichischen Dichters zur Hälfte vollendet vor. Diese fünf Bände bilden unter sich eine Art von Ganzem: sie enthalten den erzählenden Theil der dichterischen Thätigkeit Anzengruber's, während die noch ausstehenden fünf Bände die dramatischen Werke (Bauernstücke, Dramen höheren Stils, Wiener Volksstücke) umfassen sollen. Bot der erste Band den Dorfroman „Der Sternsteinhof" so bringt der zweite ein anderes Meisterwerk Anzengruber's, die Dorfgeschichte „Der Schandfleck", welche die Schicksale eines Mädchens erzählt, das des Makels seiner Geburt wegen als der Schandfleck in der Familie betrachtet wird, über dieselbe vermöge seiner Bravheit aber nur Segen bringt: in erschütternder Weise wird zugleich dargethan, wie die einmal begangene Schuld sich ebenso sicher wie furchtbar rächt und zwar nicht nur an dem Schuldigen, sondern auch an der unschuldigen nächsten Generation. In Band 3 bis 5 sind dann die kleineren Dorf- und Stadtgeschichten, die Kalendererzählungen Anzengruber's zusammengestellt, in welchen der Dichter eine nicht minder große Meisterschaft entfaltet, wie in seinen größeren Werken: wir nennen zum Beweise dafür aus den „Dorfgängen" nur die Erzählungen „Wie der Huber ungläubig ward", „Der gottüberlegene Jakob", „Hartinger's alte Sixtin", „Der Einsame", „Die Police" und aus dem städtischen Theil „Sein Spielzeug", eine ebenso herbe wie wahre Geschichte. Anzengruber hat ja überhaupt einen herben, ja düsteren Zug an sich; der bewährt sich auch in diesen kleinen Novellen und Skizzen: dicht dabei steht jedoch ein Humor, der ebenso köstlich wie urwüchsig ist. Ein tiefer sittlicher Ernst aber ist Allem eigen.

J. R. **Georg Oertel** hat es sich, wie in seinen Skizzen, die dem Leser der Leipz. Ztg. bekannt sein werden, so auch in seinen längeren Erzählungen zur Aufgabe gemacht, bildend und läuternd auf das Publicum einzuwirken, das in Betreff des Sittlichen etwa unsicher geworden sein sollte, und namentlich den Krankheiten der Zeit dadurch entgegen zu arbeiten, daß er ein möglichst drastisches und grelles Bild von ihnen und den zerstörenden Wirkungen, die sie ausüben, giebt. So schilderte er im „Rainhof" den jüdischen Wucher, wie er das deutsche Bauernthum vielfach aussaugt, so stellte er in „Zum Lichte" den öden Materialismus unsrer Tage an den Pranger. Das Thema der neuesten Erzählung **„Späte Heimkehr"** (Leipzig, Selbstverlag des Verfassers) bildet der Socialismus mit seinen Verirrungen: ein junger Mensch geräth da in die Hände gewissenloser Agitatoren, scheint mit ihnen unterzugehen, wird aber noch rechtzeitig gerettet und steht am Schluß der Geschichte als ein Gebesserter da. „Späte Heimkehr" ist wohl das Beste, was wir von Oertel bisher gelesen haben: die Handlung ist kräftiger als in den früheren Arbeiten. Nur im Punkte des Psychologischen findet man hie und da etwas auszusetzen. Der Ton ist wieder ansprechend und schlicht und für Jedermann verständlich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 130. Donnerstag, den 30. October. 1890.

Die Stellung der Gesellschaft in England gegenüber der Arbeiterfrage.

Von Dr. Walther Lotz, Privatdocent.

Das vor Kurzem erschienene umfangreiche Werk „Zum socialen Frieden" von Dr. v. Schulze-Gaevernitz*), dem Sohne des verstorbenen Heidelberger Staatsrechtslehrers, beabsichtigt nichts Geringeres, als die sociale Entwickelung des fortgeschrittensten europäischen Industriestaats, wie sie sich in der Gegenwart darstellt, in ihrer Gesammtheit zu erfassen. Selbst wenn hier nicht ein ganz vortrefflich durchdachtes und dargestelltes Werk vorläge, würde v. Schulze's Schrift doch unsere Aufmerksamkeit fesseln müssen wegen ihres für Deutschland gerade besonders zeitgemäßen Gegenstandes. Aber wie kann, so wird man fragen, ein Werk, welches die socialpolitische Erziehung gerade des *englischen* Volkes, sowohl der englischen Arbeitgeber wie der Arbeiter, der Juristen wie der Geistlichkeit schildert, actuelles Interesse für *Deutschland* haben? Sind unsere Verhältnisse nicht von denen des britischen Inselreiches himmelweit verschieden? Sicherlich ist diese Verschiedenheit der deutschen und englischen Verhältnisse überaus naheliegend und nur von Unbesonnenen zu übersehen. v. Schulze-Gaevernitz selbst verwahrt sich dagegen, als ob er ein sklavisches Copiren der englischen Entwickelung empfehlen wolle. Und dennoch liegt besonders in dem *Umschwung der Ideen* — nicht so sehr der formalen Einrichtungen —, den v. Schulze an Englands Entwickelung schildert, so viel Vorbildliches, daß auf der letzten Versammlung des Deutschen Vereins für Socialpolitik nicht das Professorenthum, sondern der ebenso ehrenwerthe als energische Vertreter des Centralverbandes deutscher Industrieller, Hr. Generalsecretär Bueck, es bewirkte, daß v. Schulze's Buch einen der Hauptpunkte der Discussion bildete. Und ein Buch, das von einer Interessentenrichtung lebhaft befehdet wird, ermangelt sicher nicht des praktischen Interesses.

Die echt deutsche Eigenthümlichkeit des Schulze'schen Werks, worin es sich von fast allen in letzter Zeit erschienenen Darstellungen englischer socialer Verhältnisse unterscheidet, und direct an Brentano's „Arbeitergilden der Gegenwart" anknüpft, liegt einmal in dem *encyklopädischen* Charakter, in dem Bestreben, die verschiedenartigsten Entwickelungstendenzen des socialen Lebens zu überschauen und als ein zusammenhängendes Ganze zu begreifen, zweitens in der eingehenden Beachtung, welche den *philosophischen und religiösen* Unterlagen der socialen Ideen gewidmet ist.

Ein Engländer, der Deutschlands sociale Entwickelung studiren und darstellen würde, könnte gar nicht auf den Einfall kommen, seinem Buche die Ueberschrift „Zum socialen Frieden" zu geben. Wie kann v. Schulze wagen, dieses Motto der englischen socialen Gegenwart zuzuerkennen, trotzdem er die Gährungen, welche auch dort noch spielen, die Gegensätze, welche auch dort noch nicht versöhnt sind, selbst kennt und darstellt? v. Schulze will nur zeigen, England sei auf dem *Wege* zu einer socialen Verständigung. Welcher Unterschied liegt dann gegen Deutschland vor? Fehlt es in Deutschland mehr als in England in den oberen Classen an gutem Willen, den Arbeitermassen entgegenzukommen? In solcher Allgemeinheit läßt sich dies sicher durchaus nicht behaupten. Oder bereiten die Arbeiter den Annäherungsversuchen der oberen Classen bei uns mehr Schwierigkeit? Oder liegt vor Allem der Mangel darin, daß es in Deutschland zwei Grundanschauungen noch giebt, die sich überhaupt nicht verstehen, geschweige verständigen können: eine Anschauungsweise, die lediglich dem Empfinden der oberen Classen entstammt, und eine dieser entgegengesetzte, welche die Ideale der oberen Classen nur mit Feindschaft betrachtet? Vielleicht geht auch diese Annahme zu weit. Mindestens steht aber das Eine fest, daß in Deutschland Vielen — und nicht den Schlechtesten — der Mangel einer Gesellschaftsanschauung sich fühlbar macht, welche die Umwälzungen, innerhalb deren wir stehen, nicht unter dem Gesichtspunkte der Angst vor unerhörten Neuerungen, sondern unter dem der Entwickelung zu neuer organischer Ordnung zu begreifen vermag. Daß dem in England anders sei, sucht v. Schulze zu zeigen. So scharf die Gegensätze auch dort aufeinander prallen, so hat sich — nach langem Ringen — dort eine gemeinsame positive Grundanschauung bilden können, von der sowohl die besitzenden wie die arbeitenden Classen, die Kirche und die Mächte des Beharrens, wie die radicalsten unter den Freidenkern sich zu verständigen und concrete Arbeitsstreitigkeiten zu beurtheilen pflegen. Als den Schöpfer dieser Weltanschauung, als den Socialphilosophen des modernen England zeichnet v. Schulze-Gaevernitz die Gestalt *Carlyle's* in plastischer Anschaulichkeit. Die Philosophie Carlyle's stellt er in den Vordergrund seiner Darstellung, die einzelnen divergirenden socialen Tendenzen der Gegenwart wie Ausstrahlungen aus Carlyle ableitend.

Die Einleitung skizzirt den düstern Hintergrund, auf welchem sich Carlyle später um so wirkungsvoller abhebt. In Anlehnung — wie uns v. Schulze mittheilt — an Professor Brentano's Straßburger Vorlesungen wird in Kürze die Entstehung der Großindustrie und der Classenkampf, wird das England des endenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts geschildert.

Noch aus den Zeiten des Polizeistaates, aus dem 16. Jahrhundert, stammt die rechtliche Regelung des Arbeitsverhältnisses. In den Anordnungen war vortrefflich für die Interessen der Arbeitgeber wie der Arbeiter vorgesorgt, aber die Anordnungen hatten nur das Kleinhandwerk vor Augen. Die Grundzüge dieser älteren englischen Arbeitsordnung — enthalten im Lehrlingsgesetz der Elisabeth und formell bis 1814 für die Städte noch in Kraft verblieben — sind auch für die frühere sociale Verfassung des Continents zu charakteristisch, als daß wir auf eine Wiedergabe verzichten könnten: Niemand durfte als Meister oder Geselle arbeiten, welcher nicht sieben Jahre Lehrling gewesen war. „Die Zahl der Lehrlinge war beschränkt auf drei für einen Gesellen; auf jeden Lehrling über drei sollte je ein erwachsener Geselle kommen. Die Arbeitszeit war auf zwölf Stunden im Sommer und im Winter auf die helle Tageszeit beschränkt, der Arbeitsvertrag durfte nicht unter einem Jahre abgeschlossen werden; der Lohn wurde jährlich durch die Friedensrichter festgesetzt, und zwar in der Weise, um der gemietheten Person sowohl in Zeiten des Mangels wie des Ueberflusses ein passendes Verhältniß des Lohnes zu gewähren."

*) *Zum socialen Frieden.* Eine Darstellung der socialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. *Gerhart v. Schulze-Gaevernitz.* Leipzig 1890 bei Duncker & Humblot. 2 Bde. 18 ℳ.

Politisch ist das England des vorigen und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts thatsächlich eine agrarische Aristokratie. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ist dasjenige Gewerbe, welches vor Allem als exportirende Industrie im großen Stile betrieben und begünstigt wird, die Landwirthschaft. Die Gesetzgebung, von den einflußreichen Großgrundbesitzern in dem eigenen Interesse und dem der ihnen verschwägerten Londoner Großhändler gehandhabt, erleichtert nach Kräften das „Bauernlegen“, combinirt zum Schutz der englischen Landwirthschaft hohe Getreideeinfuhrzölle und Schutzzölle für die Gewerbe, welche Producte der heimischen Landwirthschaft verarbeiten, mit einem, denselben Sonderinteressen dienenden, Exportprämiensystem, treibt eine Colonialpolitik, welche vom Geiste eines sehr kräftigen Classenegoismus getragen ist. In diesem England, dessen Gesellschaftsschichtung durch die Herrschaft der Interessen der Großgrundbesitzer und des ausländischen Handels charakterisirt wird, vollzieht sich seit 1760 das, was Arnold Toynbee die industrielle Revolutien nennt.

Zuerst in der Wollweberei, dann in der Baumwollindustrie, später in den übrigen Gewerben beginnt der nach kaufmännischen Grundsätzen und mit Ausnutzung aller technischen Verbesserungen arbeitende Großbetrieb. Die Massenproduction, durch die rasch auf einander folgenden Erfindungen begünstigt, hat nicht einen stabilen Absatz in der Nähe wie das Kleinhandwerk, sondern steht unter dem Einfluß der schwankenden Conjunctur des Weltmarkts. Der bisher nur den Handel durchdringende Grundgedanke des leidenschaftlichen Wettbewerbes um den Absatz, andererseits die Nothwendigkeit, die Productionskosten und insbesondere die Löhne mit Rücksicht auf den Wettbewerb nach Möglichkeit zu erniedrigen, halten nunmehr im gewerblichen Leben ihren Einzug. Die dem Arbeitgeber — nicht dem Arbeiter — lästigen Schutzbestimmungen des alten Lehrlingsgesetzes werden zunächst umgangen, indem die Industrie, die Wasserkraft ausnutzend, vorerst aufs platte Land verlegt wird, wo die alte Gewerbeordnung nicht galt. Als mit der Verbreitung der Dampfmaschine die Großindustrie in die Städte zurückkehrt, wird auch die alte Rechtsordnung für diese Gebiete außer Kraft gesetzt. Die Nationalökonomie des A. Smith und Malthus, obwohl keineswegs im Arbeitgeberinteresse entworfen, wird nun thatsächlich in deren Interesse ausgenutzt. Die alten organischen Beziehungen, welche familienartig Meister und Gehilfen einander verpflichteten, sind zerstört.

Im Jahre 1832 erlangte durch die erste Reformbill die neu entstandene Classe der Fabrikanten Antheil an der politischen Macht. Die Arbeitermassen sahen sich hiervon ausgeschlossen. Der Staat bietet so gut als nichts zu ihrem Schutze, dagegen 1834 ein Armengesetz, dessen Grundgedanke ist: „der Arme kommt zu dem festlichen Tisch der Natur und findet ein leeres Gedeck für sich. Die Natur befiehlt ihm sich zu entfernen; denn er ist ein überzähliges Glied der Gesellschaft. Er hat ja vor seiner Geburt die Gesellschaft nicht gefragt, ob sie ihn haben wolle.“

Wie in der Nationalökonomie und der gesetzgeberischen Politik, so auch in den übrigen Lebensäußerungen jener Zeit ein Vorherrschen der rein individualistischen Auffassung, in der Ethik ein Vorherrschen des reinen Utilitarismus, Charakterzüge, die v. Schulze mit Recht in der englischen Philosophie, und zwar auch mit Rücksicht auf Wechselbeziehungen mit Frankreich, bis weit vor die Zeit des Industrialismus zurückverfolgt. Welche Consequenzen erzielte dies System? Die Zeit der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts war es, in denen die Arbeitszeit ins Unerträgliche, bis zu stellenweise 20 Stunden gesteigert wurde, in denen Kinder von der Armenverwaltung aus den Findlingshäusern an die Fabriken verkauft wurden, in denen jene gewaltige Zunahme der Frauen- und Kinderarbeit eintrat, welche folgende, für 1839 von Lord Ashley gegebene Statistik bezeugt:

Von 419 560 Fabrikarbeitern Englands waren
192 887 unter 18 Jahren,
242 296 weiblichen Geschlechts,
und von diesen 112 192 unter 18 Jahren.

Nicht so sehr zur friedlichen Lohnbewegung wurde zuvörderst unter diesen Umständen von den Arbeitern das eben errungene Coalitionsrecht ausgenutzt, sondern um sich einander in der socialrevolutionären, verzweifelnden Stimmung zu stärken, die im Chartismus zum leidenschaftlichen Ausdruck kam. Die Bedeutung jener revolutionären Bewegung, welche aus Brentano's Schilderung in den „Preußischen Jahrbüchern“ hinlänglich bekannt ist, konnte v. Schulze als dem Leser vertraut voraussetzen, und begnügt sich deshalb mit wenigen Worten. Beifall, der an Wahnsinn streifte, pflegte den Führer der Gewaltpartei, den Iren O'Connor, zu empfangen, wenn er donnerte gegen jene „Elenden, die das Blut eurer Kinder trinken, wollüstig sind mit dem Elend eurer Weiber, und fett werden von eurem eigenen Schweiß“. Es war das England, durch dessen leider für jene Zeit nur zu zutreffende Schilderung Engels und Marx die continentalen Arbeitermassen zu einem verzweiflungsvollen Hasse gegen die oberen Classen zu entflammen wußten. Und doch waren auch im damaligen England die besitzenden Classen nicht von einer größeren Schlechtigkeit, als der Durchschnitt der Menschen dies auch zu anderen Zeiten sein mag. Wenn auch wahr ist, daß, wie v. Schulze hervorhebt, zu keiner Zeit Besitz und Bildung ihre Pflichten gegenüber den unteren Classen in gleicher Weise abgelehnt haben, wie die Mittelclassen des englischen Volkes in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, so haben andere Generationen doch nicht Grund, mit ungerechter Selbstzufriedenheit auf jene Zeit zurückzublicken. Was den Mittelclassen Englands damals fehlte, war nicht, daß sie principiell jeder selbständigen Regung der Arbeiterbewegung sich feindlich entgegengestellt hätten: nein es war vielmehr vielfach Unbekanntschaft mit den Bedürfnissen der Massen und unbewußte Befangenheit in einer Betrachtungsweise socialer Prableme, welche blos dem eigenen Classeninteresse entsprach. Es war, als ob jener Generation das Auge für diese Dinge noch nicht geöffnet sei. Mit formeller Selbständigkeit des Individuums und freiem Walten der Nützlichkeitserwägungen, so glaubte man, werde sich von selbst eine gesellschaftliche Ordnung für Alle befriedigend entwickeln können, ohne daß andere Pflichten zu erfüllen seien.

„Einer Zeit — welche durch Auflösung der inneren und äußeren Bande, welche die Individuen bisher zurückgehalten und verknüpft hatten, ein goldenes Zeitalter auf Erden herbeizuführen meint, trat ein Mann entgegen“ — so charakterisirt v. Schulze nunmehr das Auftreten Carlyle's —, „der ihr etwa Folgendes zurief: Nicht eine neue herrliche Gesellschaft baut ihr auf, wie ihr wohl wähnt, sondern ihr seid daran, den von den Vätern errichteten Bau täglich mehr zu lockern, der euch — wenn schon nicht mehr regendicht — heute noch kümmerliche Unterkunft bietet. Ihr zehrt von einem Capital, das weisere Vorfahren aufgespeichert, aber das früher oder später aufgezehrt sein muß. Auch seid ihr blind für die Zeichen der Zeit, die euern Untergang verkünden. Was die Assyrier einst den Juden gewesen, was die Barbaren für die üppigen Völker des Mittelmeeres, das ist die socialrevolutionäre Partei für euch: eine Zuchtruthe in der Hand der Gerechtigkeit, zudem ein Kind eurer eignen Sünde, das euch zur Umkehr zwingen oder vernichten wird. — Ein solcher Mann mußte Leuten, die unter dem Einfluß Ricardo's und Cobden's standen, ein Anachronismus erscheinen. Aber des Eindrucks verfehlte er auf die Dauer schon um seines Ernstes willen nicht. Denn unbeeinflußt von der Tagesgunst, unberührt von der Tagesmeinung wandte er sich allein an das Gewissen seines Volkes — ein Jesaias des neunzehnten Jahrhunderts.“

Denjenigen, die wenig vertraut mit jenen Zeitverhältnissen an die Lectüre Carlyle's herantreten, erscheint er oft als ein zorniger Polterer gegenüber Allem, was die industrielle Epoche geschaffen, als verbitterte Natur. Dem gegenüber ist es v. Schulze gelungen, das positive aufbauende Element in Carlyle's Grundanschauungen nachdrücklich hervorzuheben, die sittlich und intellectuell schöpferische Kraft dieses Charakters als Einheit zu erfassen. Gerade dadurch sucht er Carlyle auch vor dem Vorwurf einer reactionären Richtung zu retten, der ihm wiederholt gemacht worden ist. Carlyle vertritt vor Allem mit Ueberzeugung die Macht des Glandens, der seiner Zeit verloren zu gehen drohe, aber nicht eines Glaubens, der mit dem Stande des Wissens nicht vereinbar ist. Glauben und Wissen sind ihm beide nothwendige Lebensbedingungen. Doch wie das Wissen fortschreitet, muß auch der Inhalt des Glaubens dem entsprechen. Die Zeiten, in welchen das Wissen dem Glauben vorangeeilt ist, mit ihm im Widerspruch zu stehen scheint oder im Widerspruch steht, sind Carlyle, wie v. Schulze dies darstellt, die innerlich unbefriedigten, die negativen Zeiten. Erst wenn eine Versöhnung der Gegensätze gefunden ist, entfaltet sich wieder jene Wärme des Gefühlslebens, die für den gesellschaftlichen Gesundungs- und Neubildungsprozeß die Vorbedingung sei. Aber deshalb sollen die geistigen und politischen Errungenschaften des Zeitalters der ersten französischen Revolution nicht verloren gehen. Dem Skepticismus seiner Zeit widerstrebt Carlyle, weil er einen rein negativen Inhalt habe. Gegenüber der rationalistischen Auffassung stemmt sich sein gesundes Gemüthsleben. „Bei allen

Kundgebungen der menschlichen Natur, äußeren und inneren, persönlichen und gesellschaftlichen, kennt das Vollkommene sich selbst nicht, während Alles, was sich kennt, mehr oder weniger unvollkommen ist.“ „Daher ist das sittliche, d. i. das gesellschaftliche Handeln unbewußt in den gläubigen Zeiten, wogegen die Zeiten des beginnenden Unglaubens an Stelle heroischer Thaten Moralphilosophien hervorbringen.“

v. Schulze führt uns, in eine Ideenreihe einordnend, diese und andere Aphorismen Carlyle's vor. Wie findet er den Zusammenhang, den Schlüssel? Sein Weg ist das Studium der menschlichen Entwickelung des britischen Philosophen, die dieser im Sartor resartus selbst geschildert. Das eine Element in Carlyle's Natur ist die kernfeste Constitution des Körpers und des Temperaments, die er mit seinen Vorfahren gemein hat, das ungemischt germanische Blut, die puritanische Strenge des religiösen Bewußtseins. Mit solchen Traditionen vom Vaterhaus erfüllt, die nicht dem Geiste des gleichmachenden, aufklärenden achtzehnten Jahrhunderts, sondern dem fortgesetzten Nachwirken der Ideen der Reformation entstammten, nimmt Carlyle auf der Universität und nach Abschluß seiner Studien rastlos weiter forschend den zweiten großen Eindruck in sich auf. Das Wissen der Neuzeit, das er, wie kein Anderer, umfassend sich anzueignen bestrebt ist, tritt ihm im Gewande des Individualismus, der Aufklärungsphilosophie entgegen. Er macht in sich auch die Strömung durch, welche die auf Bentham folgende Generation beherrschte. Die Art, wie v. Schulze die inneren Kämpfe schildert, welche nothwendig aus solchem Widerstreit entstehen mußten, wird nicht verfehlen, den denkenden Leser zu fesseln. Fühlt doch ein Jeder, der in bescheideneren Dimensionen — vielleicht ohne bereits zum Abschluß gelangt zu sein — ähnlich widersprechende Eindrücke aufgenommen, hier dieselben Principien im Großen kämpfen, denselben Zwiespalt von einem ebenso großen Charakter als Denker tief empfunden. Wie Carlyle zu innerlicher Gesundung durchgereift, zu schildern, war das schwierigste Problem der Darstellung. In diesem springenden Punkt wäre man dankbar, noch mehr Klarheit zu empfangen, als dies bei v. Schulze geschieht. Doch bereits das Entwickeln dieser psychologischen Probleme, das innige Nachempfinden und Herauslesen der Zusammenhänge von Ideenreihen, welche dem blos zersetzenden Scharfsinn lediglich als verschiedenartig erscheinen, ist ein großes Verdienst und hierin vor Allem liegt v. Schulze's Stärke. Er zeigt uns Folgendes als den Grundgedanken, den Carlyle seiner Zeit einzuschärfen sucht: daß nicht der Egoismus und der Geschlechtstrieb, aus denen die sogenannte classische Nationalökonomie die Welt construirte, sondern die sachliche und persönliche Hingebung des Ich, die Selbstverleugnung, der altruistische Grundzug des Christenthumes allein social aufbauend wirken können. Gewiß ist dieser Grundgedanke die Voraussetzung all der praktischen Strömungen, durch welche, wie v. Schulze zeigt, sich später eine Anbahnung des socialen Friedens vollziehen sollte. Natürlich fordert diese Erkenntniß anderseits nicht, daß wir in eine allzu einseitige „Heldenverehrung“ gegenüber Carlyle verfallen. Das was Carlyle seine „Bekehrung“, seine „Conversion“ nennt, ist nicht für alle die mit ihm verwandten und von ihm beeinflußten Strömungen, die v. Schulze schildert, der einzige Ausgangspunkt und erste Anstoß gewesen: aber der in Carlyle verkörperte Umschwung von einer individualistischen zu einer antiindividualistischen Weltanschauung ist mindestens vorbildlich für die Umwandlung der Gemüther der schöpferischen Naturen Englands überhaupt geworden. Mehr will wohl auch v. Schulze nicht behaupten. Und daß Carlyle kein Philosoph der Studirten allein geblieben ist, sondern daß seine Schriften und die Verehrung für ihn bis zu den Arbeitern der extremsten Richtungen gedrungen ist, das zeigt die alltägliche Beobachtung in England. In England giebt es überhaupt, was uns Deutschen noch mangelt, seit den Zeiten Carlyle's eine gemeinsame politische und sociale Literatur, welche von den Pairs wie von den Arbeitern gelesen wird.

Die einzelnen Abschnitte, welche v. Schulze der Darstellung des Wirkens und Lehrens von Carlyle angliedert, sind: 1) die Genossenschaftsbewegung (sowohl die ältere owenitische, als die neuere von den christlichen Socialisten geführte Bewegung wird verfolgt), 2) die ebenfalls wie die neuere Genossenschaftsbewegung von kirchlichem Geiste erfüllte Universitätsbewegung, 3) die an Aug. Comte anknüpfende positivistische Bewegung; 4) der Socialismus.

Im letzten Buch, welches die Einrichtungen des socialen Friedens, die aus diesen Strömungen hervorgingen, schildern soll, wird in drei Capiteln über folgende Themen berichtet: In einem Capitel über die socialpolitische Erziehung der Großindustrie wird gezeigt, wie einst die Wohlfahrtseinrichtungen beschaffen waren, als sie zur Stärkung der Autorität des Fabrikherrn unternommen wurden, und wie sie jetzt beschaffen sind, da man nicht mehr gewohnt ist, diese Dinge lediglich vom Standpunkte einer Herrscherpflicht des Capitalisten anzusehen; es wird eine Ueberschau über die Fabrikgesetzgebung gehalten und insbesondere auch betont, wie viel Verdienst an der Herbeiführung derselben sich diejenigen Fabrikanten erworben haben, welche von dem Umschwunge der Geister ergriffen wurden, den uns v. Schulze vorher geschildert; es wird ferner die Stellungnahme der Arbeitgeber zu den Coalitionen der Arbeiter einst und jetzt verglichen. In dem sich hieran schließenden Capitel werden umgearbeitet und vermehrt die Ausführungen wiedergegeben, welche v. Schulze bereits im Schmoller'schen „Jahrbuch“ im vorigen Jahre über Schieds- und Einigungsverfahren veröffentlicht hatte. Die Mittheilungen dieses Capitels über das Schieds- und Einigungsverfahren in dem nordenglischen Kohlenbergbau und der nordenglischen Walzeisenindustrie sind inzwischen durch Aufsätze im 45. Bande der „Schriften des Vereins für Socialpolitik“ weiter vervollständigt worden. Im letzten Capitel wird die Gewerkvereinsbewegung der ungelernten Arbeiter, die sich seit dem erfolgreichen Dockstrike von 1889 ganz überraschend entwickelt hat, geschildert. Und selbst dieses vielumfassende Bild enthält noch nicht alle Bewegungen, die sich im englischen Volksleben vollziehen, z. B. nicht die Wirksamkeit der Heilsarmee. Selbst aber der reiche vielgestaltige Inhalt, den v. Schulze's Buch bietet, ist nicht in einem Referat zu erschöpfen oder auszuziehen. Nur ein paar einzelne Bemerkungen mögen deshalb die Besprechung dieses Theiles abschließen.

In der sehr schwierigen Aufgabe, die Grundzüge des Positivismus und die Zusammenhänge zwischen dem Positivismus der englischen Comtisten und Carlyle aufzudecken, ist es ein feinfühliger glücklicher Griff v. Schulze's gewesen, daß er sich weniger mit dem System Aug. Comte's selbst als mit der Umgestaltung und praktischen Wirksamkeit beschäftigt, welche Comte's Lehre bei seinen talentvollen englischen Schülern gefunden hat. Ebenso ist seine Behandlung des englischen Socialismus ganz erheblich werthvoller als die meist in Deutschland übliche rein dogmengeschichtliche Erörterung der socialistischen Lehren, indem er die Menschen nicht nach ihren Glaubensbekenntnissen allein, sondern ebenso nach der praktischen Politik, die sie treiben, beurtheilt und indem er vor Allem genau bei jeder Richtung feststellt, ob die Anhänger derselben Arbeiter selbst oder vielleicht lediglich zusammengeworfene ausländische Revolutionäre sind, deren Reden bei den Massen des englischen Volkes kein Echo finden.

Die meisten wichtigeren Abschnitte des zweiten und dritten Buches hat v. Schulze vor der Veröffentlichung den Führern der betreffenden Richtung zur Durchsicht und Prüfung unterbreitet und er giebt die Namen dieser Gewährsmänner an. Man sollte glauben, daß demgemäß auch die derart bestätigten Ergebnisse seiner Forschung in Deutschland entweder als richtig angenommen oder auf Grund besserer Information ernsthaft widerlegt würden von denen, die sich damit beschäftigten. Es ist dies ein Brauch wissenschaftlichen Arbeiten gegenüber, der auf allen Gebieten für Ehrenpflicht gilt. Anscheinend jedoch wird diese Verpflichtung in national-ökonomischen Dingen nicht überall anerkannt. So z. B. hat kürzlich ein mit dem Buchstaben R. chiffrirender Mitarbeiter der Münchener Allgemeinen Zeitung, der, wie durch eine Reihe von Proben gezeigt werden könnte, die Ausführungen v. Schulze's wiederholt ganz entstellt wiedergiebt, die Glaubwürdigkeit dieses Autors in einer Weise in Zweifel gestellt, daß ich nicht zögern darf, ihn hiergegen auf das Energischste in Schutz zu nehmen. Auffälligerweise gehen nämlich diese Angriffe von einem Kritiker aus, welcher, da er v. Schulze meistern will, eine solche Unkenntniß der englischen Zustände zeigt, daß er den bekannten Führer Ben Tillett, der selbst Matrose, dann Markthelfer war, einen skilled man, einen gelernten Arbeiter nennt. Derselbe Kritiker bestreitet besser wissend, daß Broadhurst, der frühere parlamentarische Secretär des Gewerkvereinsausschusses, aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niedergelegt hat, während jeder mit Broadhurst persönlich Bekannte sofort den schwer leidenden Diabetiker erkennen muß. Die Krone aber setzt dieser besser als v. Schulze informirte Kenner englischer Zustände seiner Unkenntniß dadurch auf, daß er den Nachfolger Broadhurst's einen „liberalen Theoretiker“ nennt, ihn, der vom Grubenarbeiter herauf gedient hat und dessen ganze Persönlichkeit so durchaus das Gegenbild des Theoretikers

ist wie ein zäher nordenglischer Bergmann dies nur sein kann! Und um seine Unbekanntschaft mit den Personen noch vollends zu documentiren, charakterisirt dieser Kritiker des v. Schulze'schen Buches die Thatsache, daß dieser Bergmann Fenwick an Broadhurst's Stelle trat, mit dem äußerst komisch wirkenden Vergleich: Lassalle hat also definitiv Schulze-Delitzsch geschlagen.

Doch genug hiervon. Da mir durch gütige Vermittelung des Hrn. Professor Brentano in diesem Frühjahr die Bekanntschoft dieser von Schulze geschilderten englischen Arbeiterführer geworden ist, konnte ich als Referent über sein Buch keinesfalls dazu schweigen, daß man die Resultate des v. Schulze'schen Buches in so wenig sachlicher Weise bemängelt: denn es liegt im gemeinsamen Interesse aller wissenschaftlich Arbeitenden überhaupt, wenn nicht ihre Arbeit ganz umsonst sein soll, daß die Resultate ihrer Forschungen nicht von solchen einfach abgeleugnet werden, die nicht einmal selbst über das Thema informirt sind.

Gerade daß derartige Angriffe gegen das v. Schulze'sche Werk von denjenigen kamen, denen die praktische Bedeutung der Ergebnisse dieses Buches sehr einleuchtete, denen zugleich aber diese Ergebnisse unwillkommen waren, bezeugt den actuellen Charakter der Schrift. Und doch ist v. Schulze's Buch keine Streitschrift, sondern eine vornehm gehaltene Darstellung der Thatsachen. Es wäre sehr zu wünschen, daß speciell der evangelischen Geistlichkeit, die ja jetzt auch in Deutschland ein warmes Herz der Socialpolitik entgegenbringt, daß den wohlwollenderen Arbeitgebern, daß dem inmitten der socialen Kämpfe unbetheiligt dastehenden Beamtenthum und daß den Arbeitern selbst die Resultate des v. Schulze'schen Werkes bekannt gemacht würden. Leider hindert der hohe Preis (18 M.) die Verbreitung des sehr glänzend vom Verleger ausgestatteten Werkes in breitere Schichten. Hoffentlich entschließt sich der Herr Verfasser, eine wohlfeile auszugsweise Volksbearbeitung mit Weglassung einiger Specialien und einer wohl möglichen größeren Zusammendrängung der Darstellung seinem größeren Werke nachfolgen zu lassen.

Bücherbesprechungen.

K—d. Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Bearbeitet von A. Bolze, Reichsgerichtsrath. Leipzig, F. A. Brockhaus. 9. Band, 1890. (463 S., Pr. 6 M. geh., 7 M. geb.) — Dieser Band bringt, gleich den vorausgegangenen, eine erhebliche Zahl von Entscheidungen aus allen einschlagenden Rechtsgebieten, besonders zahlreich über den Kauf (39 Nrn.) und über die Leistungen für Kirche und Schule, Patronate, Kirchenstühle u. s. w. (19 Nrn. meist aus preußischem Rechte, zum Theil von allgemeinerem Werthe). Die meisten Sätze sind weiter gehalten, nur zum Vortheile des Verständnisses; einzelne Sätze bieten freilich wenig Interesse, beim Satz 416 ist nicht recht klar, was gewollt ist. Die Sammlung hot dadurch, daß sie die vom Reichsgerichte ausgesprochenen Rechtsanschauungen nach den Rechtsgebieten geordnet übersichtlich, wenn auch gedrängt verzeichnet, sich Anerkennung erworben.

— Dr. med. F. Navratil (Gries bei Bozen), Die Behandlung des menschlichen Gesammtorganismus in chronischen Krankheiten mit besonderer Beziehung zur Lungenschwindsucht. Verlag des „Reichs-Medicinal-Anzeigers", B. Konegen, Leipzig 1891. — Es ist bekannt, daß die Zeit der receptwüthigen, schröpfenden und aderlassenden Medicin vorüber ist. In der ärztlichen Welt kommt die Ueberzeugung immer mehr zum Durchbruch, daß man dem kranken Organismus am meisten durch eine Allgemeinbehandlung nützt. In hygienischen und diätetischen Maßregeln erschöpft sich gegenwärtig die Hauptleistung der inneren Medicin. Verfasser oben angezeigten Buches legt in leicht verständlicher Darstellung die Grundzüge der modernen inneren Therapie in besagter Richtung dar. Er schildert die Bedeutung, welche die Luft, das Wasser, die Ernährung, die Bewegung und Ruhe für die Heilung des kranken Körpers haben, und macht eine specielle Anwendung dieser Grundsätze auf die Behandlung der Lungenschwindsucht, der gegenüber ja gerade jede medicamentöse Therapie ohnmächtig ist. So klar auch die Ausführungen des Verfassers sind, so ist es uns beim Lesen derselben doch ungewiß geblieben, ob dieselben denn für Aerzte oder Laien bestimmt sind. Dena wir vermissen in der Art der Darstellung einen einheitlichen Gesichtspunkt. Auch das Motto, das Verfasser seinem Buche vorgesetzt hat: „Die Lungenschwindsucht ist in allen ihren Stadien heilbar" möchten wir nicht unterschreiben.

Dr. A.

G. Oe.— Augusta, Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. Züge und Bilder aus ihrem Leben und Charakter, nach mehrfach (?) ungedruckten Quellen von Dr. O. Schrader, a. o. Professor in Jena. Weimar, Hermann Böhlau. 1890. 92 S. 8°. Preis 1 M. — Das Büchlein ist, wie der Verfasser im Vorworte bemerkt, aus einer Gelegenheitsrede hervorgegangen und liegt seinem sonstigen Arbeitsgebiet sehr fern. Während die zuerst erwähnte Thatsache aus der Eigenart des Schriftchens, nicht zum wenigsten aus seinem Stile ersichtlich wird, ist dies bei der anderen durchaus nicht der Fall. Man gewiant vielmehr den Eindruck, als beruhe es auf dem sorgfältigsten Studium der Quellen, soweit sie zugänglich waren, und auf einem tiefen Sichversenken in das Wesen der Persönlichkeit der großen Fürstin. Die Darstellung ist sauber und anmuthig; ihre Anmuth wird wesentlich erhöht durch die Anspruchslosigkeit und die Freude am Gegenstande, die immer und immer wieder bemerkbar wird. Das Büchlein will keine Lebensbeschreibung bieten, auch nicht eine vollständige, systematisch aufgebaute Charakteristik der ersten deutschen Kaiserin, sondern einzelne Bilder und Züge; aber die Auswahl und Anordnung dieser Einzelzüge ist so glücklich getroffen und sa fein durchgeführt, daß wir ein in sich abgeschlossenes und sauber durchgearbeitetes Gesammtbild erhalten. Daß mehrere (nicht: mehrfach) ungedruckte Quellen benutzt sind, erhöht den Werth des Büchleins. Auf den Gegenstand selbst einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wenn wir den Gedankengang wiedergeben wollten, würden wir nur ein dürftiges Gerippe bieten können, aus dem auf die Art des Buches kaum ein Schluß gemacht werden köante. Wir verweisen auf das Werk selbst und empfehlen es der Beachtung Aller. Nur einen Punkt möchten wir noch kurz erwähnen. Man hatte erwartet, daß Schrader ein Urtheil über die Echtheit oder Unechtheit der kürzlich in der „Tägl. Rundschau" veröffentlichten Briefe der verstorbenen Kaiserin fällen würde. Sein Urtheil lautet so: „Unter diesen Umständen bin ich weder zu der vollkommenen Ueberzeugung von der Echtheit jener Briefe gelangt, noch habe ich einen völlig triftigen Anhalt für die Unechtheit derselben ausfindig machen können." Außerdem erwähnt er, daß die Angelegenheit ihm von maßgebender Seite als räthselhaft bezeichnet worden sei.

J. R. Die Firma F. G. Mylius in Leipzig zeichnet sich durch ihre geschmackvollen Papierausstattungen aus; unser einheimischer Dichter Edwin Bormann hat zum Theil die poetischen Beigaben zu denselben verfaßt. Jetzt legt sie uns zwei Neuheiten dieser Art vor: „Citaten-Briefe" und „Randbemerkungen", Briefbogensammlungen mit Couverts in feinem Carton, bei denen die Bogen außer mit gefälligem künstlerischen Schmuck mit passenden Citaten aus unsern Classikern bezw. mit hübschen, ernsten und heiteren Randbemerkungen für den Empfänger versehen sind. Diese Ausstattungen, die in mehreren Ausgaben erschienen sind, eignen sich besonders zu sinnigen Geschenkgaben.

J. R. Heinrich Seidel ist dem Leser der Wissenschaftlichen Beilage nicht mehr unbekannt: wir haben dessen Schriften schon mehrfach angezeigt. Jetzt liegt, zugleich als achter Band der „Gesammelen Schriften" Seidel's, ein neues Werk von ihm vor: „Leberecht Hühnchen als Großvater" (Leipzig, A. G. Liebeskind 3 M.). Es bildet eine Art von Fortsetzung zu früher erschienenen Seidel'schen Geschichten, in deren Mittelpunkt Leberecht Hühnchen, ein Lieblingstypus unseres Dichters, steht, jener Typus eines mit sich und der Welt zufriedenen Menschen, eines Menschen voller Humor und Gemüth, wie er grade für H. Seidel so charakteristisch ist, ja recht eigentlich als Träger von dessen optimistischer Weltanschauung angesehen werden kann. Leberecht Hühnchen, den wir bisher nur als Vater kennen gelernt haben, wird uns hier nun in seiner Eigenschaft als Schwieger- und Großvater vorgeführt. Wie er sich in diese seine neue Würde schickt, dies möge man selbst nachlesen: wir haben nicht die Absicht etwas davon zu verrathen. Jedenfalls gehört das neue Buch zu dem Besten, was Seidel geschrieben hat. Denjenigen, die H. Seidel überhaupt noch nicht kennen sollten, empfehlen wir diesen „Leberecht Hühnchen" ganz besonders: er wird sie am besten und erfolgreichsten in das Wesen und die Werke des Dichters einführen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besondere, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 131. Sonnabend, den 1. November. 1890.

Die Hygiene des Lebensraumes.

Von Dr. Anton Eichler.

Zwei Gesichtspunkte hat man zu beobachten, wenn man die Hygiene als lebensregelnde Wissenschaft, oder vielmehr Weisheit, in die Praxis einführen will: die Lebensweise und den Lebensraum. Die Lebensweise hängt vom einzelnen Menschen ab und ist eine Sache der moralischen Kraftleistung; der Lebensraum hängt in seiner gesundheitlichen Beschaffenheit zum Theil von der Natur, zum Theil von den öffentlichen Einrichtungen ab und ist eine Sache der socialen Wohlsahrt. Welche Bedingungen muß ein Lebensraum erfüllen, um hygienisch „gut" zu sein? Alle äußeren Bedingungen der Gesundheit. Und dieser giebt es fünf: Luft, Licht, Wärme, Wasser, Boden. Erste Bedingung: Luft. Athmen heißt leben, ausathmen heißt sterben. — Zweite Bedingung: Licht: es erregt, unterhält alle Aeußerungen des Lebens. — Dritte Bedingung: Wärme: die große Heizerin der physiologischen Maschine, die unser Körper darstellt. — Vierte Bedingung: Wasser: es scheidet aus und ab die Verbrauchsproducte des Lebens, es spült fort die Unreinlichkeiten, den Staub, den Schmutz, in dessen Mitte wir ohne das Wasser verkommen würden; im Innern des Leibes endlich vermag kein Organ ohne reichliche Wasserzufuhr zu functioniren. — Fünfte Bedingung: der Baden: die ernährende Erde, die Bewahrerin der Wärme, das große Mogazin für allen Unrath, der zu Tage gefördert wird. Luft, Licht, Wärme, Wasser, Boden haben noch andere Eigenschaften als die soeben aufgeführten, z. B. poetische; aber in hygienischer Beziehung kommen jene in Frage. Man kann daher sagen: Wo die genannten fünf äußeren Gesundheitsfactoren die angedeutete Rolle gut und vollständig erfüllen, da ist der Lebensraum gesundheitlich gut. Der idealste Lebensraum, der höchstens hinsichtlich der Wärme im Winter etwas zu wünschen übrig ließe, wäre demnach das freie Feld, die weite Gottesnatur, deren Dach der gestirnte Himmel ist. Aber ein solcher Lebensraum — den Thieren seit Anbeginn zugewiesen — paßt für uns aus anderen Gründen nicht mehr. Die Civilisation macht ihre Rechte geltend; sie verschönt, vertieft, beseelt unser Dasein, aber sie verbannt es auch aus dem Paradiese der jungfräulichen Natur hinein in die Städte, wa die Menschen zusammengedrängt leben, wo die Häuser das Licht absperren und die Lufterneuerung hemmen, wo die Straßen eng sind, der Boden zugepflastert, gewissermaßen hermetisch verschlossen ist, und das Wasser aft genug fehlt. Wir „accommodiren", wir „adaptiren" uns — wie es in der Sprache der Wissenschaft heißt — an diese verschlechterten Verhältnisse des Lebensraumes. Aber die Bläffe der Haut, der mangelnde Appetit, die Mattigkeit der Glieder, dann die nervöse Erregtheit, der häufige Kopfschmerz, die tiefe Abspannung — das ist der Tribut, den unsere Gesundheit für die culturellen Vortheile des Stadtlebens zahlen muß. Und was sind denn die Landferien, die Badereisen, die Seebäder, von denen wir Städter das ganze Jahr träumen — natabene, wenn „wir's dazu haben" — anders, als der Ausdruck unserer Unzufriedenheit mit dem städtischen Leben? Nichts beweist die Statistik klarer als dieses: man lebt auf dem Lande durchschnittlich länger als in der Stadt. Die Verschlechterungen der gesundheitlichen Factoren, wie sie in jeder Stadt unvermeidlich sind, müssen aber nach Möglichkeit eingedämmt werden. Das ist die Aufgabe des Architekten und Ingenieurs. Der in einer städtischen Verwaltung angestellte Architekt oder Ingenieur sollte alsa überall einen hygienischen Beirath haben, desgleichen jeder Bau- und Maurermeister, der ein Wohnhaus baut. Der Architekt sorgt für Maß, Form und Festigkeit der baulichen Anlage, der hygienische Beirath sollte für Luft, Licht, Wärme, Wasser und guten Boden sorgen. Es giebt eine gerichtliche Medicin, wichtiger noch ist — und sallte dieser zur Seite treten — eine bauliche Hygiene. Sehen wir zu, wie sich die fünf äußeren Lebensfactoren in freier Natur verhalten; wir werden dann leicht erkennen, was in den Städten zu thun ist. Die Luft auf dem Lande hat die den Lungen zuträglichste Zusammensetzung, d. h. sie ist ein fast reines Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff. Die Beimischungen von Kohlensäure, Wasserdämpfen u. s. w. sind sehr gering. Der Gehalt an Mikroben und Bacillen ist freilich in der Landluft nicht geringer, als in der Stadtluft, aber es kommt nicht darauf an, wieviel Bacillen ein Kubikmeter Luft enthält, sondern welche Barillen. Die meisten Mikroben, Bacillen, Bakterien sind unschädlich und wir athmen denn auch auf dem Lande diese mikroskopischen Sippen millionenweise ein. Die schädlichen Keime dagegen kommen in der Landluft viel seltener vor. Durch unsere Ausathmungen und Ausdünstungen verschlechtern wir die uns umgebende Luft, desgleichen wird sie verschlechtert durch die Ausdünstungen der örtlichen Gegenstände und Thiere, der verwelkenden Pflanzen und faulenden Stoffe. Hiergegen schützt die Lufterneuerung. Sie tritt z. B. ein, wenn man sich bewegt. Mit jedem Schritt kommt man in eine neue reine Sphäre. Uebler schan befindet man sich in ruhiger Haltung bei unbewegter Luft, der Zustand, in welchem die Stubenhocker und Bureaumenschen den größten Theil ihres Daseins zubringen. Doch selbst in diesem Falle findet eine Lufterneuerung statt. Unser Körper producirt immer mehr Wärme, als er selber bedarf. Der Ueberschuß wird an die umgebende Luft abgeführt; diese erwärmt sich, dehnt sich aus, steigt nach aben; reine, unverdorbene, kältere und dichtere Luft strömt von unten zu. So befinden wir uns beständig in einem nach aben abfließenden Luftstrom. Auf dem Lande aber findet außerdem stets noch eine bald mehr, bald weniger beträchtliche harizontale Luftbewegung statt. In dieser Luftbewegung werden die ungesunden Keime davongetragen und vernichtet. Das Licht auf dem Lande umgiebt das lebende Wesen von allen Seiten. Bei heiterem Himmel und trockener Luft ist der Unterschied in der Lichtmenge, die Jemand im Freien und unter Dach und Fach erhält, ganz enorm. Auf dem Lande genießt unser Leib die wohlthätigen Einflüsse des Sonnenlichtes in weit größerer Stärke, als in der Stodt. Die Wärme auf dem Lande wird — in unseren gemäßigten Breiten — durch verschiedene Naturverhältnisse während der einzelnen Jahresabschnitte in einem ungefähren Gleichgewicht erhalten. Für unsere körperlichen Functianen ist dieses Gleichgewicht von großer Bedeutung. Die Körperwärme darf vicht erheblich schwanken; ist sie um wenige Bruchtheile eines Grades zu hoch oder zu niedrig, so ruft sie bereits krankhafte Erscheinungen hervor. In unseren Breiten ist

die Temperatur der Luft stets niedriger als die Blutwärme. Die Luft entzieht uns daher immer Wärme. Dieser ausgleichende Vorgang darf aber nicht zu heftig geschehen; um ihn abzumildern, tragen wir Kleider. Er wird ferner dadurch sanfter, daß die Temperaturschwankungen des uns umgebenden Lebensraumes allmälig eintreten. Hierzu dient nicht die Luft, sondern der Boden. Die Erdrinde, die Tags über ihre Wärme von der Sonne empfängt, haucht sie in der Nacht wieder langsam und stetig aus. Wäre das nicht der Fall, so würden auch im Sommer auf warme Tage eisige Nächte folgen. Und noch ein zweites, weniger directes Mittel hat die Sonne, den Boden mit Wärme zu versorgen. Ueber dem Aequator verdunstet sie ungeheure Mengen Wasser, welche die Winde als Dampf in unsere Gegenden führen. Hier fallen sie als Regen nieder und geben dem Boden ihre Wärme ab. So erhält der Boden eine Wärmemenge, welche uns die Nächte angenehm und den Winter erträglich macht. *Das Wasser*, das als Regen herniederströmt, ist doppelt wohlthätig. Nicht nur erwärmt es den Boden, sondern es sammelt sich auch einestheils zu Wasserläufen, an deren Ufer wir unsere Wohnstätten bauen, und durchdringt andererseits die Erdschichten, aus denen es, vom Staube der Atmosphäre gereinigt, in Gestalt von klaren und reinen Quellen wieder hervorbringt. Hierdurch gewinnen wir die Wassermengen, die wir gebrauchen, um unsern Lebensraum gesund zu erhalten. *Der Boden* hat neben der natürlichen Regulirung der Körperwärme noch eine zweite wichtige Aufgabe. Er ist eine große Reinigungsanstalt. Wenn ein organischer Gegenstand auf dem Boden verwest, so geschieht folgender Vorgang: Der Regen löst ihn auf, die Theile dringen mit dem Wasser in die Erde und verfließen in ihr durch tausend Canäle; wenn die Trockenheit kommt, so dringt die Luft in den Boden, ihr Sauerstoff bemächtigt sich der oxydirbaren Moleküle der organischen Masse, und die so entstehenden neuen Verbindungen bleiben im Boden oder steigen in die Pflanzen empor, während die übrig bleibende Flüssigkeit völlig reines Wasser geworden ist. Der Boden ist somit ein vollkommener Filter, der die reinen und erfrischenden Quellen liefert.

Wie verhält es sich nun mit diesen fünf äußeren Gesundheitsfactoren in der Stadt? *Die Luft* in der Stadt kann sich nicht so leicht erneuern, wie auf dem Lande. Der Städter, der sich vor der Berührung mit der Luft scheut, wird gegen ihre Strömungen empfindlich, jeder Luftzug erkältet ihn. Er wird um so mehr geneigt, sich von der frischen Luft abzusperren. Vor den Stürmen will er sich schützen, und endlich kann er nicht mehr den leisesten Hauch ertragen. Er verkriecht sich immer mehr und mehr in seine steinernen Höhlen und schließt sich nahezu hermetisch ab. Unsere Häuser mit ihren vielen Stockwerken, ihrer großen Tiefe, ihren vermauerten Zimmern, die nur an einer Seite Verbindung mit einer engen Straße oder einem kleinen Hofe haben, ihrer mangelhaften Ventilation — sie haben zur Folge, daß die Luft, die ihre Bewohner athmen müssen, keineswegs tadelfrei ist; sie haben zur Folge, daß sich auch alle Gegenstände, die uns umgeben, gesundheitlich verschlechtern. Denn wenn die Luft nicht ungehindert die Wohnräume durchstreicht, wenn sie unsere Mauern nicht durchsiebt, wie diese von der verdorbenen Luft durchsiebt werden, so inficiren sie sich mit krankheitserregenden Stoffen. Das Uebel ist schwer zu vermeiden. Die Unbeständigkeit des Wetters und der engbemessene Baugrund machen die hygienisch gebotene Auswahl und Bearbeitung der Materialien sehr schwierig. In großen Städten, wo die Gefahren mit der Dichte der Bevölkerung wachsen, werden die vollkommensten Einrichtungen immer nur eine annähernde Lösung der Frage ermöglichen. Um so gebieterischer tritt an die Baumeister die Nothwendigkeit heran, die größte Sorgfalt der „baulichen Hygiene" zuzuwenden, der wir hier das Wort reden. *Das Licht* in der Stadt ist ein gebrochenes Licht. Es ist matt, getheilt, abgeschwächt. Im Vergleich zur Sonne der freien Flur herrscht in unseren Zimmern ein beständiges Zwielicht. Oben vermauert, von drei Seiten vermauert, empfängt ein solches Zimmer nur auf einer einzigen Seite das Licht des Himmels oder vielmehr des engen Himmelsausschnittes, den die Straße uns freiläßt, und dazu noch durch Fenster, Gardinen und Portièren abgeschwächt. Freilich ist das Licht, das die gegenüberliegenden Häuser abhalten, nicht viel werth; es ist das Licht des Horizonts, das bereits durch Staub und Dampf des Bodens gebrochen wird. Von oben kommt das Licht, das uns Heil und Gesundheit bringt. Das aber wenigstens sollten wir ungehindert in unsere Wohnungen dringen lassen. Hieraus ergiebt sich für unsere Städtebauer, wie mit der Tiefe der Häuser die Höhe der Fenster und der Stockwerke wachsen müßte, wie die Höhe der Stockwerke die Zahl derselben und wie diese Zahl die Breite der Straßen bedingte. Hieraus ergiebt sich weiterhin für die Miethsbevölkerung der großen Städte, daß sie nicht gerade den oberen Theil der Fenster, durch welchen das gesundheitsfördernde Licht allein einzieht, durch Vorhänge verblinden sollte, und daß sie gut thäte, die oberen Stockwerke vor den unteren zu bevorzugen. Was sie dabei an Miethspreis erspart, gewinnt sie an Licht und Luft: ein doppelter Vortheil; wozu als dritter hinzukommt, daß ihr das Treppensteigen den Mangel an ausgiebiger Bewegung sehr zum Nutzen ihrer Gesundheit einigermaßen ersetzt. Die Lichtnoth der großen Städte ist abscheulich; noch viele Vorurtheile und besonders viel Eigennutz der Hausbesitzer ist zu besiegen, bevor eine wohl erreichbare rationelle Bauweise Platz greift, die das direct vom Himmel kommende Licht, welches allein hygienischen Werth hat, den Wohnungen zuführt. Mit der *Wärme* in der Stadt scheint es nach einer oberflächlichen Betrachtung noch am besten zu stehen. Doch ist das ein Irrthum. In den neueren Miethskasernen, welche immer mehr und mehr die Städte besetzen, werden die Wände aus Fachwerk, Mörtel und Ziegel so dünn gebaut, daß die Hitze im Sommer leicht eindringt und die Temperatur unerträglich steigert, während im Winter die Oefen überheizt werden müssen, um die Zimmer bewohnbar zu machen. Und die Ofenwärme ist nicht die beste. Sie erheizt allein die Luft; die Luft ist aber ein schlechter Wärmeleiter. Man muß also die Hitze ungebührlich steigern, um nicht zu frieren; dafür werden die Lungen verurtheilt, die widerliche heiße Luft einzuathmen. Man empfindet das Bedürfniß, die Weste aufzuknöpfen, um freier athmen zu können, während man den Ueberzieher anziehen möchte, um nicht zu frieren. Die Gesundheit verlangt, daß wir kühle Luft athmen, und daß der Lebensraum, den wir bewohnen, unsere Körpertemperatur nicht störe, weder durch Ausstrahlung von Hitze, noch durch das Gegentheil. Dazu ist erstens nöthig, daß die äußere Luft in unsere Wohnungen gelange, und zweitens, daß die Wände unserer Zimmer im Winter warm, im Sommer kühl gehalten werden. Letztere Forderung erfüllen wir: wir schließen im Sommer, wenn die Sonne auf unseren Fenstern steht, Vorhänge und Läden. Das genügt. Aber im Winter sind wir schutzlos. Die abgekühlten Wände umgeben uns wie mit eisigen Klammern. Es müssen Vorkehrungen getroffen werden, im Winter die Wände der Zimmer warm und die Luft in ihnen durch geeignete Ventilatoren frisch zu erhalten. Beides ist nicht unmöglich, aber selten durchgeführt: auch dieses ist eine Aufgabe der „baulichen Hygiene". *Das Wasser* in der Stadt ist das Schmerzenskind so mancher communalen Verwaltung. Je größer eine Stadt, desto zahlreicher die Verunreinigungen. Je zahlreicher die Verunreinigungen, desto nothwendiger eine wirksame und umfassende Reinigung. Und da nur das Wasser wirksam reinigt, so muß man dieses wohlthätige Element im Ueberfluß zur Verfügung haben. Der Wasserverbrauch wächst viel schneller, als die Bevölkerung. Braucht eine Stadt von 100 000 Einwohnern eine Wassermenge = 1, so braucht eine Stadt von 200 000 Einwohnern eine Wassermenge = 4. Und die Menge macht's nicht allein. Sie muß durch mechanische Druckmittel schnell, heftig, fortspülend auf die zu reinigenden Oberflächen geführt werden, sonst verliert sie $^{9}/_{10}$ ihres Nutzeffects. Diese umfassenden und kostspieligen Einrichtungen sind in manchen Städten, z. B. in Berlin, musterhaft durchgeführt; in andern befinden sie sich noch im Zustande primitiver Unschuld. Auch dies ist ein täglich wichtiger werdendes Capitel der „baulichen Hygiene". Wohin gehen die Spülwasser der Städte? Meistens läßt man sie an die tiefste Stelle des Weichbildes, d. h. in den Fluß, abfließen. Das Wasser des Flusses wird dadurch in vielen Städten untrinkbar. Wenn eine Stadt reich genug ist, um kostspielige Wasserleitungen von fernher einzurichten, oder so glücklich liegt, daß sie gute Quellen und Brunnen auf ihrem Gebiete besitzt, so kann dem Uebel abgeholfen werden. Aber solcher Städte giebt es nur wenige. In den meisten herrscht eine wahre Wassersnoth, aber im andern Sinne als die, welche nach dem Volksliede in der großen Seestadt Leipzig herrschte. Man leidet an brauchbarem Trinkwasser Noth. Man sieht sich auf schlechtes Wasser angewiesen, das tausendfache Keime verheerender Krankheiten enthält. Auch ein Punkt der „baulichen Hygiene". *Der Boden* in der Stadt hat völlig aufgehört, ein gesundheitlicher Factor zu sein. Er ist nicht mehr der Reiniger und Filter, zu dem er im Haushalt der Natur bestimmt ist, er ist eine steinige Decke, d. h. er ist ge-

pflastert. Die organischen Abfälle sickern nicht in die weiche Erdmasse, sie bleiben liegen, verfaulen und vergiften die Luft. Man schafft sie freilich fort; aber in den wenigsten Städten ist dieser umfassende und kostspielige Dienst so großartig ausgebildet, daß die Luft andauernd frei von Miasmen bleibt. Selbst in Berlin, das in dieser Beziehung musterhafte Einrichtungen hat, liegt während der Sommermonate immer etwas wie Pestilenz in der Luft, und sogar in Paris, dessen Einrichtungen in diesem Punkte nicht weniger musterhaft sind, das aber wesentlich günstigere Temperaturverhältnisse hat, wird man die Empfindung faulig gährender Prozesse nie ganz los.

Hier treffen wir auf den Punkt der „baulichen Hygiene", der vielleicht der brennendste und zugleich hoffnungsloseste von allen ist. Das Hilfsmittel ist zwar einfach, es lautet: dem undurchdringlichen Boden der Städte einen porösen Boden der Umgegend beizugesellen, welch letzterer alle Abfälle der Straßen und Häuser aufnimmt und oxydirt. Dieses Mittel zerfällt in zwei Einrichtungen: Ableitungscanäle und Rieselfelder. In jenen leistet Paris, in diesen Berlin das bislang Vollkommenste. Aber wie viel Städte sind im Stande, diese großartigen Schöpfungen nachzuahmen? Sie kosten Geld, viel Geld, jeder neue Einwohner, der in einer Großstadt hinzuzieht, vermehrt die Kosten in einer zu seinem Steuerbetrage unverhältnißmäßigen Höhe. Und dennoch werden jene theuren Einrichtungen um so dringender, je größer die Vorliebe für die absolut undurchlässige Asphaltpflasterung wird. — So sind die fünf großen äußeren Gesundheitsfactoren in der Stadt beschaffen. Je größer die Stadt, desto zweifelhafter ihr hygienischer Zustand. Daneben halte man die culturelle und nationale Bedeutung der großen Städte, den Verbrauch an geistigen und materiellen Kräften, die sie erfordern, die Energie der Production, die in ihnen aufgewandt wird, man bedenke die Zusammenhäufung von Menschen, den grausamen Kampf ums Dasein, die Beschränkung, in der sie sich die natürlichen Quellen der Gesundheit zugänglich machen können, so wird man verstehen, wie die Hygiene des Lebensraumes in den Culturcentren die unermüdliche Thätigkeit der Verwaltungsbehörden, der Ingenieure und Architekten erfordert. Der Ingenieur hat seine Aufgabe bisher besser gelöst als der Architekt. Die Canalisirungen und sonstigen Arbeiten des Ingenieurs sind an manchen Orten der Vollkommenheit nahegeführt worden. Die Hygiene der Häuser dagegen steckt noch in den Windeln. Auf sie müßte man jetzt vorzugsweise das Augenmerk richten. Das ist eine Cultur- und Gesundheitsfrage allerersten Ranges

---

Bücherbesprechungen.

B. K. **Die Rechtfertigungslehre nach D. J. T. Beck mit Berücksichtigung von Dr. Ebrard's Sola. Von C. Sturhahn**, Pastor in Heiden bei Detmold. Leipzig, Fr. Richter. 1890. — Ein Schüler Beck's vertheidigt in dieser leider durch zahlreiche Druckfehler verunzierten Schrift seines Meisters Rechtfertigungslehre gegen die Angriffe Ebrard's, der jenem allerdings nichts Geringeres, als katholische Auffassung jenes Lehrbegriffes vorgeworfen hat. Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er die Gelegenheit dieser Vertheidigung benutzt, um auf Beck's Schriften aufmerksam zu machen: sie werden von jedem Theologen mit Segen studirt werden bei ihrer ganz eigenthümlichen Selbständigkeit in Forschung und Urtheil. Nur dürfte der Verfasser irren, wenn er Beck'sche Formulirungen wegen ihrer unmittelbaren Gewinnung aus der heiligen Schrift als die allewege wissenschaftlich richtigen betrachtet. Was die Rechtfertigung anlangt, so hat schon der Apostel Jakobus gewußt, daß sie als geschichtlich sich vollziehendes ethisches Ereigniß sich von andern göttlich menschlichen Wirkungen gar nicht trennen läßt; aber wo es sich darum handelt, den Begriff dogmatisch festzustellen, da wird man wohl immer wieder bei jener Gerecht-Erklärung ankommen müssen, welche die reformatorischen Bekenntnisse so scharf feststellen, weil ihren Verfassern die unvermeidlichen Folgen vorschwebten, die sich aus jeder, so zu sagen, volleren Fassung des Begriffs zum Schaden anderer Lehrstücke ergeben mußten. Freilich ebenso gewiß ist, was der Verfasser im Vorwort durchblicken läßt, daß ein Prediger nicht viel ausrichten würde, der sich auf die beständige Wiederholung solcher dogmatischer Formulirungen beschränken wollte und nicht verstünde, das in der Seele sich Vollziehende dem Zuhörer als etwas ihm selber innerlich Wahrnehmbares nahe zu bringen. Und darnach haben auch die Apostel in ihren Lehrschriften, die keine Lehrbücher waren, schon getrachtet; dagegen sind wir überzeugt, daß Paulus als Theolog die Rechtfertigung, begrifflich losgelöst von allen andern Vorgängen, sich wirklich als blos richterlichen Act Gottes vorgestellt hat.

B. K. **Phänomenologie des Spiritismus. Von Carl Du Prel.** Sonderabzug aus dem zehnten Bande der „Sphinx". Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München. — Das vorliegende Heft will eine Empfehlung der Schrift von Alexander Aksakow „Animismus und Spiritismus" vorstellen, welch letztere wieder eine Polemik gegen E. v. Hartmann's „Der Spiritismus", allerdings eine solche in zwei Bänden mit zusammen 800 Seiten enthält. Der materialistische Philosoph erklärt alle Erscheinungen des sog. Spiritismus entweder als geheimnißvolle Wirkungen der Nervenkraft bei den Medien, oder, wo das nicht ausreicht, als Wirkungen der „geistigen Säfte, welche in der unzertrennbaren Nabelschnur kreisen, wodurch jedes Geschöpf mit der Allmutter Natur verbunden ist". Solche materialistische Mystik wird sowohl von den russischen, wie von den deutschen Gegnern gründlich abgethan, und das ist der einzige greifbare Werth, den wir diesen spiritistischen sog. Untersuchungen beimessen können; sie sind ein Gegengewicht gegen die in den oberen Ständen herrschende verkehrte Weltanschauung, leider ihrerseits wieder eine Verkehrtheit. Denn wir sehen zwar keineswegs in jedem Spiritisten einen in wüsten Aberglauben versunkenen, kritiklosen Menschen (S. 5), wollen vielmehr ganz gern eine Anzahl dieser Phänomene als möglich und thatsächlich gelten lassen, wenn wir uns auch gegen manche dieser Ergebnisse russischer Wissenschaft noch etwas zweifelnd verhalten; aber wir erklären wiederholt die ganze Sache für ein sittliches Unrecht, für ein zweckloses Spielen mit krankhaften Zuständen und unenthüllbaren Geheimnissen. Es ist traurig, daß so Viele aus unsern gebildeten Ständen gewissenlos Leib und Seele zerrütten in sinnlicher Lust; aber fast noch trauriger ist es, daß von denen, die davor zurückscheuen, wieder ein guter Theil seine Nerven ruinirt mit wahnwitzigem Hineingreifen in eine verborgene Welt, statt zuzugreifen, wo es zu arbeiten giebt für Wissenschaft und Volkswohl.

K—d. **Prozeßkostenbuch für das Deutsche Reich.** Eine übersichtliche Darstellung aller einschlägigen Gesetzesvorschriften nebst Tabellen für den Gebrauch der Gerichte sowie als Rathgeber und Nachschlagebuch für Jedermann bearbeitet von **E. Pfafferath**, Kanzleirath. Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1890. (166 S. Preis 1,80 ℳ) Soweit das Buch eine Zusammenstellung der Vorschriften enthält, ist es für viele Leute ein brauchbares Hilfsmittel. Ob es aber an der Hand desselben möglich sein wird, im Voraus den Kostenbetrag eines Prozesses zu berechnen, ist zweifelhaft; selbst der Verfasser läßt es dahingestellt sein, wenn er auch aus der Praxis einen ungefähren Anhalt geben will. Die Zusammenstellung der entsprechenden Kostenbeträge — bis zu einem Werthe des Streitgegenstandes von 400 ℳ kommt der Kostenbetrag in zwei Instanzen jenem Werthe fast gleich — hält hoffentlich Viele ab, sich unüberlegt und sofern sie nicht ihrer Sache gewiß sind, in einen Rechtsstreit einzulassen. Die Erörterung, wie man auf billige Weise Streitigkeiten beilegen und zur Befriedigung wegen seiner Forderung gelangen kann, gehört an sich nicht in das Werk und ist nur aus dem Gesichtspunkte erklärlich, daß der Verfasser zeigen wollte, wie zu einer Minderung der Kosten zu gelangen sei. Ob es aber selbst dann richtig war, einzelne Formulare zu Anträgen und Schriften zu geben, da sie doch nicht in allen Fällen genügen, ist zu verneinen.

△ Von dem 65. Bande der Handausgabe königl. sächsischer Gesetze „Das Königl. Sächs. Gesetz, das **Vereins- und Versammlungsrecht** betreffend, vom 22. November 1850 nebst Ausführungsverordnung vom 23. November 1850. Unter Berücksichtigung der Motiven, der Kammerverhandlungen, sowie der ergangenen Verordnungen und Entscheidungen mit erläuternden Bemerkungen" herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. jur. **Albert Rienholdt**, Polizei-Assessor a. D. (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung) ist die zweite Auflage erschienen. Bei der erhöhten Bedeutung, welche das sächsische Vereinsgesetz nach dem Erlöschen des sogen. Socialistengesetzes haben muß, wird diese neue durch Aufnahme einiger wichtiger Präjudicien vermehrte Auflage doppelt willkommen sein. — Aus demselben Verlage liegt ein Abdruck des **Königlich Sächsischen Hausgesetzes** vom 30. December 1837 nebst den Ergänzungsgesetzen vor, welcher zugleich als Nachtrag zu der ebenfalls bei Roßberg erschienenen Walter'schen Ausgabe der Verfassungsgesetze des Königreichs Sachsen bezeichnet

ist, endlich ist von der Francke'schen „Gesetzgebung des Königreichs Sachsen" die 23. Lieferung, die Gesetze aus den Jahren 1878 bez. 1879 enthaltend, zur Ausgabe gelangt.

— Paul Mantegazza, Die Hygiene des Kopfes. Verlag von Heinrich Matz, Königsberg, Ostpr. — Mantegazza ist immer derselbe, und wenn ein neues Buch von ihm erscheint, läßt sich wenig Neues über dasselbe sagen; man müßte denn den Inhalt desselben wiedergeben wollen. Auch das wird Einem manchmal herzlich schwer. Denn Mantegazza plaudert in jedem seiner Bücher in harmloser, gemüthvoller Weise über tausend und noch einige andere verschiedene Dinge, die manchmal nur in sehr geringem Zusammenhang mit einander stehen. Nur den leitenden Gesichtspunkt, die Hygiene, verliert Mantegazza bei seinen Ausführungen nie aus dem Auge. Welches Organ oder welche Function des menschlichen Organismus er auch behandelt, er weiß überall die Fehler und Versehen der Menschheit auf dem betreffenden Gebiete herauszufinden, und er kennt auch die Mittel und Wege zu ihrer Abhilfe. In der „Hygiene des Kopfes" unterhält uns Mantegazza über die Nervosität der modernen Gesellschaft, über die Nachtheile übermäßiger geistiger Anstrengung, über die Schande und Gefahren der geistigen Trägheit, über das menschliche Gedächtniß und die Phantasie, über das Schlafen und Träumen, über menschliche Gewohnheiten, über das Ideale u. dgl. m. Von seinem alten Fehler, daß er nur auf der Oberfläche schweift, ist Mantegazza auch in diesem kleinen Büchlein nicht frei. Aber dieser Fehler fällt bei dem Zwecke seiner populär-hygienischen Schriften nicht schwer ins Gewicht, um ihrer guten Wirkung wegen sieht man gern darüber hinweg. Dr. A.

L. — Armee-, Truppen-, Landwehr- und Verwaltungs-Bezirks-Eintheilung des Deutschen Reiches. Ein Handbuch für das Ersatz- und militärische Listen-Wesen. Berlin. Verlag von R. Eisenschmidt. — Dieses mit großer Sorgfalt zusammengestellte Nachschlagebuch wird allen Denjenigen, welche bei den jährlichen Rekrutenaushebungen zu amtlicher Mitwirkung berufen sind, sicherlich sehr willkommen sein. Das Einzige, was wir an demselben auszusetzen finden, ist das große (Quart-) Format, denn ein Nachschlagebuch will man doch gelegentlich in der Rocktasche bei sich führen können. Auch ist es recht schade, daß die Drucklegung des Buches nicht noch so lange verzögert wurde, bis die am 1. October d. J. eingetretenen, immerhin bedeutungsvollen Veränderungen des Friedensetats der Reichsarmee mit aufgenommen werden konnten.

y. Das Handbuch für die Officiere des Beurlaubtenstandes (E. S. Mittler u. Sohn. Berlin. Preis 5 ℳ), auf das hier bereits mehrfach hingewiesen worden ist, hat mit dem Abschnitt 10 über Felddienst seinen Abschluß erreicht. Es ist knapp in der Abfassung und zuverlässig in seinem Inhalt; es ist in der That ein Hilfs- und Handbuch.

J. R. Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Von H. T. Finck. Deutsch von Udo Brachvogel. 2 Bde. Breslau, S. Schottländer. — Es ist darüber hin und her gestritten worden, ob die Liebe zu allen Zeiten dieselbe gewesen sei, d. h. schon früher, in grauer Vorzeit, jene Tiefe und Beseelung besessen habe, die sie heutzutage durch die Verfeinerung der Empfindung und des Gefühls gewonnen hat. Manche sind dieser Ansicht gewesen, Andere haben dem widersprochen. Der Deutsch-Amerikaner, dessen in England und Amerika viel gelesenes Buch hier in Uebersetzung vorliegt, gehört zu diesen letzteren. Er nimmt an, daß die romantische Liebe, d. h. die Liebe vor der Ehe, im Wesentlichen ein Product der Neuzeit sei — die Liebe in der Ehe, die durch das Zusammenleben der Gatten erzeugt worden sei, giebt er ohne Weiteres auch für die alte Zeit zu. Aber die erstere setze erst zu Dante's Zeit in der Geschichte ein, beginne mit dessen übersinnlichem Verhältniß zu Beatrice, das den Zeitgenossen etwas Neues gewesen und von ihnen nicht verstanden worden sei: von da an habe sie sich immer mehr Bahn gebrochen. Alles was an Beispielen für das Vorhandensein von romantischer Neigung in früherer Zeit etwa angeführt werden könne, sei nur Ausnahme, eine Vorahnung des Zukünftigen, habe keine typische Bedeutung. So das zärtliche Verhältniß zwischen Jakob und Rahel vor ihrer Vermählung, das von Daphnis und Chloe in dem spätgriechischen Schäferromane u. A. m. Der Mangel an romantischer Liebe rühre von der ganz anderen Stellung her, welche die Frauen früher eingenommen haben, ihrer geistigen Niederhaltung, der Absperrung der Mädchen, die ein Bekanntwerden mit jungen Männern verhindert habe; später, als diese Beschränkung fortgefallen, sei auch das Entstehen romantischer Verhältnisse ermöglicht worden. Daß eine Entwickelung der Liebe von der wilden Urzeit bis zur Neuzeit in dem Sinne stattgefunden hat, daß sie vom roh Sinnlichen zum Höheren, Ideellen aufgestiegen ist, darf wohl als sicher angenommen werden: andererseits erscheint es doch auch wieder fraglich, ob man die romantische Leidenschaft so ausschließlich als ein Eigenthum und eine Errungenschaft der Neuzeit hinstellen kann. Zu den obengenannten Fällen Jakob-Rahel und Daphnis-Chloe läßt sich doch noch eine ganze Reihe anderer hinzufügen. So das Verhältniß Salomo's zu Sulamith im Hohen Liede, Nausikaa's zum Odysseus, des Hämon zur Antigone, der Melechsala zum Grafen v. Gleichen; auch die Anschauungen der alten Germanen von den Frauen können hier als Gegenbeweis gelten, ebenso gewisse Stellen in der altgriechischen Lyrik, wie die erotischen Fragmente der Sappho:

„Ich kann nicht, süße Mutter,
Nicht mein Gewebe weben.
Mich quält ein schöner Knabe,
Die böse Liebe quält mich."

Das Richtige wird wohl in der Mitte liegen; ein derartiges Vorwalten der romantischen Liebe, wie es im heutigen Leben besteht, wird damals nicht stattgefunden haben: aber diese tiefere und heißere Leidenschaft wird auch nicht gerade etwas Unerhörtes gewesen sein. Beides ging wohl neben einander her, bis Eins das Andere überholte. Jedenfalls behandelt Finck sein Thema mit Geist und Wissen: Entwickelungsgeschichte, Philosophie, Geschichte, Literatur, poetische Citate in Fülle sind das Rüstzeug, mit dem er streitet; dabei besitzt er eine scharfe Menschenkenntniß und feine Bildung. Und was nicht an letzter Stelle gerühmt werden soll: sein Buch ist mit einem ungemein künstlerischen Darstellungsvermögen geschrieben. Es gehört zu denjenigen Werken, die man mit Genuß und Spannung lesen kann. Dies soll auch der Frauenwelt gesagt sein, der das Buch gleichfalls nicht verschlossen ist: für sie insbesondere sind gewisse hygienische und kosmetische Winke berechnet. Und dabei verfolgt Finck einen hohen sittlichen Zweck: indem er der romantischen Leidenschaft das Wort redet, fordert er, daß nur dieser, d. h. der freien Neigung, die Verbindung zweier Menschen fürs Leben folge: Verstandesheirath, Heirath auf höheren Befehl, durch gemeine Rücksichten, wie auf Geld und Stand beeinflußt, verwirft er, auch aus dem Grunde, weil nur aus Liebesehen gesunde und schöne Menschen hervorgehen können. Nirgends sei die freie Werbung allgemeiner wie in Nordamerika und nirgends treffe man so viel kräftigen und schönen Nachwuchs an wie ebenda. Er redet also einer Art von geschlechtlicher Zuchtwahl das Wort: wie durch die natürliche Zuchtwahl Darwin's das irdische Geschöpf emporgekommen sei, so solle dies noch mehr durch die Verbindung aus Liebe geschehen, zum Besten menschlicher Schönheit und Gesundheit. Auf die Verhältnisse in Deutschland fällt da kein allzu günstiges Licht: am schlechtesten aber kommt Frankreich fort, wo die klösterliche Abgeschlossenheit der jungen Mädchen in den höheren Ständen jedes Freiwerben unmöglich mache und so faule sittliche und statistische Zustände zeitige, wie sie aus Leben und Literatur daselbst jetzt sprechen. Nur selten verfällt der Ton aus dem geistreichen ins Geistreichelnde; mehr Raum nimmt vielleicht eine gewisse Anglomanie ein. Daß hier und da Ansichten mit unterlaufen, die den Widerspruch des Lesers hervorrufen, wie die kolossale Ueberschätzung Heine's, wollen wir bei dem Umfang und Charakter des Buches nicht allzuhoch veranschlagen, dafür entschädigen wieder viele sonstige feine und treffende Bemerkungen. Jedenfalls beeinträchtigen die Schwächen des Buchs seinen Werth nicht im Mindesten. Als Ganzes kann es nur empfohlen werden und wird Nutzen stiften.

J. R. Der Flankierbaum. Humoreske aus dem Soldatenleben von Victor Laverrenz. Mit Zeichnungen von G. Brandt. Berlin, J. L. V. Laverrenz (50 ₰). — Münchhausen im Waffenrock. Von Heinrich Heinrich. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (1,50 ℳ). — Humoresken, die dem bekannten Gebiete der Militärhumoristik angehören und den Ansprüchen, die man an dieselbe zu stellen gewohnt ist, genügen. Die erste, bessere, ist in Prosa geschrieben, die zweite in Versen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 132. Dienstag, den 4. November. 1890.

Inhalt: Statistik und Strafrechtspflege. — Bücherbesprechungen (Helfen und heilen, gesammelt von Pfarrer E. Ostertag. Dr. phil. Susanna Rubinstein, Zur Natur der Bewegungen. Offener Brief an Herrn Reichstagsabgeordneten August Bebel, von O. Th. Auerswald. Leopold Carl Wolf: Christfeier für das deutsche Haus. Walzer und Scherzo für das Pianoforte, von demselben. Acht Clavierstücke, von Ant. Strelezki. Mephisto-Walzer, von demselben. Rosenknospen, von D. Krug. Edition Siegel. Opernklänge für 2 Violinen, von Franz Wohlfahrt. Tileman vom Wege, von Ernst Wichert. Eine Versuchung, von Sophie Junghans. Humoresken, von A. Oskar Klaußmann).

Statistik und Strafrechtspflege.

Die deutsche Criminalstatistik will nicht blos materiell unser budget de crime, wie es Quételet genannt hat, also die Ergebnisse der Strafrechtspflege in moralstatistischer Hinsicht ziffermäßig zusammenfassen. Sie tritt den Ergebnissen der Criminalpraxis auch in formeller Beziehung näher und ermöglicht da Einblicke, welche, zunächst für die Justizverwaltungen von besonderem Werthe, auch für die Allgemeinheit lehrreich sind und bei den in jener Praxis selbst Stehenden mehr und mehr Berücksichtigung finden sollten. Wir wollen hier zwei Punkte berühren: das Verhältniß der Verurtheilungen zu den Freisprechungen und die Art und Höhe der verhängten Strafen. In dem auf- und niederwogenden Kampfe der Meinungen bezüglich der kurzzeitigen Freiheitsstrafen, ihrer Fruchtlosigkeit, ja Schädlichkeit, und geeigneter Ersatzmittel (bedingte Verurtheilung!) bieten gerade die Ergebnisse der letzteren Erhebungen einen festen Anhaltepunkt zur Kritik sowohl der bestehenden Zustände als der in Vorschlag gebrachten Reformen.

Das Verhältniß der verurtheilenden Entscheidungen zu den Entscheidungen überhaupt ist in den Beobachtungsjahren 1882 bis 1888 bemerkenswerth gleich geblieben. Es zeigt sich diese Erscheinung wie im Reiche überhaupt, so in den meisten Oberlandesgerichtsbezirken. Die Verurtheilungen betrugen Procente der Entscheidungen

	1882:	1883:	1884:	1885:	1886:	1887:	1888:
im Reiche	8[illegible],3	85,1	84,7	84,3	84,2	83,3	84,2
in Sachsen	86,4	86,0	84,9	86,2	86,1	85,4	86,2

Die Schwankungen bewegen sich im Reiche und in Sachsen nur im Rahmen von 1,5%. Dabei ist der Procentsatz der Verurtheilungen in Sachsen in allen Jahren höher als der Reichsdurchschnitt gewesen. Nur 7 deutsche Oberlandesgerichtsbezirke weisen im Jahre 1888 noch höhere Procentsätze an Verurtheilungen auf, den höchsten Oldenburg mit 89,3%. Am niedrigsten steht mit 78,3% Hamm. Ein höherer Procentsatz von Verurtheilungen gilt im Allgemeinen als Anzeichen besserer Vorbereitung der zum Verspruche gebrachten Sachen. Man erblickt deshalb in ihm, in gewissem Umfange sicher mit Recht, eine Gewähr dagegen, daß viele Unschuldige ungerechtfertigter Weise den Unannehmlichkeiten einer öffentlichen Hauptverhandlung ausgesetzt werden. Von diesem Standpunkte aus sprechen die obigen Zahlen für die Gründlichkeit der vorbereiteten Erörterungen in Sachsen und damit für die Güte der sächsischen Strafrechtspflege überhaupt. Es ist dies um so beachtenswerther, als die Anwendung der gerichtlichen Voruntersuchung, in welcher Vorbereitungsform man eine besondere Garantie der Sorgfamkeit des Verfahrens zu erblicken gewöhnt ist, in Sachsen am seltensten im ganzen Reiche Platz greift. So kamen im Jahre 1887 auf 1000 vor den Schwurgerichten oder Landgerichten eröffnete Hauptverfahren im Oberlandesgerichtsbezirke Zweibrücken 763, in Sachsen nur 200 beendete Voruntersuchungen. Dennoch erfolgten hier mehr Verurtheilungen als dort! Der Einfluß eines sorgfältigen, vorbereitenden Verfahrens auf die Zahl der verurtheilenden Entscheidungen erhellt auch aus den speciellen Nachweisen für Beleidigungen und einfache Körperverletzungen, welche ja überwiegend im Privatklageverfahren verfolgt werden, wo ein von der Behörde geführtes Ermittelungsverfahren zumeist mangelt. Bei den Beleidigungen ist der Procentsatz der Freisprechungen (allerdings die Einstellungen des Verfahrens mit umfassend) im Reiche von 20,3% im Jahre 1882 auf 22,8% im Jahre 1888, in Sachsen gar von 23% auf 33,8% Procent gestiegen; bei der einfachen Körperverletzung beträgt im letzten Jahre 1888 der Procentsatz der Freisprechungen im Reiche 19,3%, in Sachsen 40,1%. Da beide Vergehen mit großen Zahlen auftretende sind, würde der Procentsatz der Verurtheilungen überhaupt in Sachsen noch erheblich höher sein, wenn man jene beiden Vergehen außer Betracht ließe. Im Uebrigen muß der hohe Procentsatz an Freisprechungen bei jenen beiden Delicten in Sachsen auffallen. Er wird für Beleidigungen nur noch von Braunschweig, für Körperverletzungen überhaupt nicht überholt. Die Thatsache fordert jedenfalls zur Prüfung auf, ob etwa die Eröffnung des Hauptverfahrens in Privatklagesachen in Sachsen nach weniger strengen Grundsätzen erfolgt, als sonst im Reiche.

Nicht minder verantwortlich als der Entscheid über Schuldig oder Nichtschuldig, ist für den Strafrichter die Wahl der zu erkennenden Strafe. Man spottet heute allzusehr über die Willkür bei der richterlichen Strafzumessung. Es wird dabei übersehen, daß die Erfahrung auch hier gewisse, freilich schwer darstellbare, mehr dem Gefühle innewohnende Normen zeitigt, deren Wirksamkeit aus der Regelmäßigkeit der statistischen Zahlen erhellt und das zu wohl ungünstiger Stunde entschlüpfte Wort vom Einflusse des jeweiligen Frühstückes des Richters auf die Strafzumessung genugsam widerlegt. Daß dabei freilich locale Anschauungen, locale Erscheinungen in den Bewegungen des Verbrechens mit wirksam sind, wird Niemand verkennen, der die Zahlen verstehen will. Verschafft man sich eine vergleichende Uebersicht der Anwendung zunächst der verschiedenen Strafarten, so zeigt sich für das Reich eine wundersam gleichmäßige Bewegung. Von je 100 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze Verurtheilten wurden im Reiche verurtheilt zu

	1882:	1888:
Todesstrafe	0,0[illegible]	0,01
Zuchthaus	4,07	3,09
Gefängniß	69,13	63,31
Festungshaft	0,03	0,03
Haft	0,44	0,30
Geldstrafe	25,33	31,92
Verweis	0,97	1,34
Ehrverlust	6,21	4,71
Polizeiaufsicht	2,50	1,81.

In keinem der Zwischenjahre ist die daraus erhellende Richtung der Bewegung unterbrochen worden: d. h., der Antheil der schwereren Strafarten ist stetig gefallen, der Antheil der Geldstrafe und des Verweises stetig gewachsen. Daraus auf eine zunehmende Milde der erkennenden Gerichte zu schließen, ist nicht ohne Weiteres angängig. Ist doch die Zahl der wegen Verbrechen, d. h. der mit den schwersten Strafarten bedrohten Delicte,

anhängig gewordenen Straffachen seit 1882 stetig gefallen, während im Uebrigen bekanntlich die Criminalität nichts weniger als zurückgegangen ist, die Zahl der Verletzungen der Wehrpflicht, die regelmäßig blos mit Geldstrafe geahndet werden, besonders stetig zugenommen hat. In Sachsen ist die Richtung der Bewegung zwar im Allgemeinen auch dieselbe gewesen, Unterbrechungen haben aber nicht gefehlt. Hier ist der Antheil der Zuchthausstrafe in den obigen Jahren von 4,7 auf 3,92 %, der der Gefängnißstrafe von 69,54 auf 65,10 % gefallen, der Antheil der Geldstrafe von 23,95 auf 28,74 % (1887 sogar 30,30 %), der des Verweises von 1,90 auf 1,91 % gestiegen. Der stets über dem Reichsdurchschnitt sich haltende Antheil der Zuchthausstrafe in Sachsen wird sich aus der verhältnißmäßig häufigen Verübung der Vermögensdelicte in Sachsen und dem hier besonders hervortretenden Anschwellen der Zahl der Rückfälligen erklären.

Betrachtet man dagegen die verhältnißmäßige Häufigkeit der Strafstufen, so fällt auf, daß die höheren Strafstufen auf Kosten der niedrigeren zunehmen. Von 100 zu Zuchthaus Verurtheilten erhielten Zuchthaus von

		Reich:	Sachsen:
5 Jahren und mehr	1884:	12,98	10,27
	1888:	13,47	11,50
2 bis unter 5 Jahren	1884:	42,26	42,45
	1888:	43,20	47,50
weniger als 2 Jahren	1884:	44,76	47,28
	1888:	43,35	40,88.

Von je 100 zu Gefängniß Verurtheilten waren verurtheilt zu

		Reich:	Sachsen:
2 Jahren und mehr	1884:	0,92	1,24
	1888:	1,16	1,34
1 bis unter 2 Jahren	1884:	2,91	3,64
	1888:	3,38	4,10
3 bis unter 12 Monaten	1884:	16,11	15,13
	1888:	16,96	18,09
weniger als 3 Monaten	1884:	80,06	79,99
	1888:	78,48	76,45.

Die Erscheinung wiederholt sich also in Sachsen überall in gleicher Weise wie im Reiche. Nur ist dort die Zunahme der schwereren Freiheitsstrafen noch viel in die Augen fallender. Ob sich in dieser Erscheinung die bei den aburtheilenden Gerichten Platz greifende Ueberzeugung von der Wirkungslosigkeit allzukurzer Freiheitsstrafen ausprägt, läßt sich zwar noch nicht mit voller Sicherheit übersehen. Es scheint aber dafür weiter zu sprechen, daß auch die durchschnittliche Zeitdauer der erkannten Zuchthaus- und Gefängnißstrafen immerhin bemerkenswerth gestiegen ist, seit 1883 bei Zuchthaus um etwa 1 Monat, bei Gefängniß um etwa 1 Woche. Freilich ist die Anwendung ganz kurzzeitiger Freiheitsstrafen immer noch die überwiegende. Nach den Ermittelungen für die Jahre 1884—1887 erhielten von je 100 zu Gefängniß Verurtheilten

	Reich:	Sachsen:
weniger als 4 Tage:	19,43	19,00
4—7 Tage:	16,94	16,83
8 Tage bis 1 Monat (ausschließlich!):	28,11	27,67.

Vergegenwärtigt man sich nun, daß z. B. im Jahre 1886 im Deutschen Reiche nicht weniger als 289 244 Personen allein wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze zu Gefängnißstrafe verurtheilt worden sind, daß davon 74,48 % weniger als 1 Monat zu verbüßen hatten und daß nun wenigstens so kurze Freiheitsstrafen nach den Vorschlägen der Reformer ganz beseitigt werden sollen: so kann man sich vorstellen, in welchem Umfange die als Ersatzmittel in Vorschlag gebrachte bedingte Verurtheilung gehandhabt werden müßte, um den ins Auge gefaßten Zweck zu erfüllen!

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Strafanwendung in den einzelnen sächsischen Landgerichtsbezirken. Es erhielten da von je 100 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze überhaupt Verurtheilten

	Zuchthaus		Gefängniß		Geldstrafe	
in	1884	1887	1884	1887	1884	1887
Dresden .	5,55	4,36	67,91	66,17	24,20	28,18
Leipzig .	8,47	8,51	71,65	65,25	22,25	27,93
Bautzen .	4,66	5,50	71,21	67,70	22,50	24,84
Zwickau .	3,36	5,05	81,48	55,62	32,06	36,87
Chemnitz .	2,78	3,30	67,88	62,02	27,56	33,17
Freiberg .	2,88	3,68	70,16	66,08	21,50	26,65
Plauen .	3,47	2,00	56,88	61,16	35,32	34,53.

Die Anwendung der Gefängnißstrafe ist in allen Landgerichtsbezirken, mit Ausnahme von Plauen, gegenüber 1884 im Jahre 1887 seltener, die Anwendung der Geldstrafe dagegen, wieder mit Ausnahme von Plauen, häufiger geworden. Dabei ist die Stellung von Zwickau besonders auffallend. Trat dieser Bezirk schon 1884 mit weniger Gefängniß- und zahlreicheren Geldstrafen hervor, so ist 1887 die Zuerkennung von Gefängniß noch seltener, die von Geldstrafe noch häufiger geworden; hier ist der höchste, dort der niedrigste Procentsatz unter den sächsischen Landgerichtsbezirken überhaupt erreicht. Daß diese Entwickelung auch in Sachsen nicht blos Ausdruck einer zunehmenden Milde der Gerichte ist, erhellt aus der Anwendung der Strafstufe von weniger als 3 Monaten Gefängniß. Es wurden zu dieser niedrigsten Strafstufe von je 100 mit Gefängniß Bestraften verurtheilt in

	1884:	1887:
Dresden . . .	78,00	78,06
Leipzig . . .	78,40	74,73
Bautzen . . .	81,82	78,58
Zwickau . . .	85,61	77,94
Chemnitz . . .	81,42	80,44
Freiberg . . .	78,22	76,07
Plauen . . .	78,34	78,01.

Abgesehen von Dresden ist also in allen Bezirken das Bestreben erkennbar, mit den ganz kurzzeitigen Freiheitsstrafen sparsamer zu sein. Und besonders hervortretend ist der Rückgang dieser niedrigsten Strafstufe im Bezirke Zwickau, der sich oben durch den Rückgang der Gefängnißstrafe überhaupt und die Zunahme der Geldstrafen auszeichnete. Es scheint demgemäß doch so, als ob nachgerade auch seiten der Gerichte gegen die kurzzeitigen Freiheitsstrafen Stellung genommen würde. Daß dies nicht einseitig durch Auswerfung blos strengerer Gefängnißstrafen geschehen kann, ist klar. Eine erhöhte Anwendung der Geldstrafe bildet das nothwenige Correlat. Wird letztere in der erforderlichen Höhe ausgeworfen, so kann sie in der That in vielen, sonst mit geringen Freiheitsstrafen geahndeten Fällen eine vollkommen genügende Reaction der staatlichen Strafgewalt darstellen, besonders wenn die Möglichkeit einer ratenweisen Abtragung sie auch gegenüber dem Gros der Verbrecher anwendbar macht.

Schließlich mag noch die auffällige Thatsache hervorgehoben werden, daß im Landgerichtsbezirke Plauen, wo, wie wir bereits früher hervorhoben, die meisten gefährlichen Körperverletzungen zu bestrafen sind, die Strafanwendung gegenüber diesem Vergehen gerade die mildeste ist: Auf Geldstrafe wurde im Jahre 1887 in 37,61 % der Fälle erkannt (gegen 11 % in Freiberg!), auf weniger als 3 Monate Gefängniß in 45,57 % der Fälle, auf Gefängnißstrafe von 2 Jahren und mehr überhaupt nicht. Auch im Bezirke Chemnitz, welcher durch eine hohe Criminalität hinsichtlich dieses Delictes hervortritt, ist eine auffällig milde Praxis in der Bestrafung jenes Vergehens aus der Statistik ersichtlich: 21,35 % Geldstrafen und 59,10 % Gefängnißstrafen unter 3 Monaten, obwol das normale Strafminimum 2 Monate Gefängniß betragen soll! Die schärfste Repression erfahren die gefährlichen Körperverletzungen im Bezirke Leipzig, wo 1887 in 28,10 % der Fälle auf Gefängniß von 3 Monaten bis unter 1 Jahre, in 2 % der Fälle auf Gefängniß von 1 bis unter 2 Jahren, in 0,29 % der Fälle auf Gefängniß von 2 Jahren und mehr erkannt wurde.

N.—

Bücherbesprechungen.

B. K. **Helfen und heilen.** Bilder aus der evangelischen Liebesthätigkeit vornehmlich der bayerischen Landeskirche. Gesammelt von Pfarrer E. Ostertag, Vereinsgeistlicher. Erlangen und Leipzig, Andreas Deichert (G. Böhme). 1890. 4,80 ℳ. — Die Sammlung und Herausgabe dieses Werkes ist eine sehr verdienstvolle Arbeit des Münchner Vereinsgeistlichen. Die Evangelischen Bayerns bilden in ihrer Gesammtzahl nicht viel mehr, als ein Viertel unserer sächsischen evangelischen Bevölkerung; bedenkt man nun, daß die Protestanten der Pfalz in diesem Werke unberücksichtigt bleiben, so ergiebt sich als Object der hier geschilderten Liebesthätigkeit eine Bevölkerung, deren Zahl nicht viel mehr betragen wird, als etwa die Hälfte eines kreishauptmannschaftlichen Bezirkes. Und nun nehme man Einsicht in das Verzeichniß der verschiedenen Arten christlicher Liebesthätigkeit, aufgestellt von Oberconsistorialrath D. Seybold in München, womit nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der inneren Mission von

Consistorialrath Dr. Schick in Bayreuth das Werk beginnt! Wir zählen, um nur Einiges hervorzuheben, 25 Kinderbewahranstalten mit theilweise weit über 100 Kindern, etwa 20 verschiedenartige Rettungshäuser, etwa 25 Krankenhäuser, in welchen die Pflege durch Neuendettelsauer oder Augsburger Diaconissen regelmäßig besorgt wird. Dazu kommen Kleinkinderschulen, Handarbeitsschulen, Mägdeherbergen, Herbergen zur Heimath, Blödenanstalten, Asyle aller Art in großer Zahl, Alles Schöpfungen der inneren Mission oder ältere, zum Theil auch paritätische Anstalten, für die doch die innere Mission die evangelischen Arbeiter stellt. Es ist erstaunlich, was die bayerische Landeskirche mit ihren vielen kleinen Diaspora-Gemeinden, mit ihren vielfach unter der Nothdurft besoldeten Geistlichen auf diesem Gebiete geschaffen hat, und wenn das vorliegende Werk nichts weiter enthielte, als diese Arbeits-Uebersicht, so wäre es damit allein schon eine beachtenswerthe Erscheinung. Aber der Herausgeber, der sich selbst nur mit einem kurzen, aber sehr übersichtlichen Aufsatz über die Bedeutung der inneren Mission für das öffentliche Leben betheiligt hat, verfolgt die Absicht, wirkliche Einblicke in das ganze Arbeitsleben zu ermöglichen. So giebt der zweite Theil des Werkes Schilderungen des Lebens und Wirkens der vier bedeutendsten Männer, denen Bayern solchen Aufschwung christlicher Liebesthätigkeit verdankt, Löhr, Brandt, Wucherer und Schunck. Der dritte Theil enthält Beschreibungen der Neuendettelsauer Anstalten, des Rettungshauses zu Trautberg und der Arbeitercolonie Simonshof und berichtet über geistliche Arbeit im Zellengefängniß und im staatlichen Arbeitshause. Endlich bietet der vierte Theil geschichtlich und sachlich orientirende Aufsätze von Fachmännern über Pflege der Kinder, Bibelsache, christliche Presse und Schriftenverbreitung, Diaconissensache, Gustav-Adolf-Verein und evangelische Handwerker- und Arbeitervereine. Wir müssen uns versagen, hier Einzelnes herauszuheben; überall haben Männer Bericht erstattet, welche in dem betreffenden Arbeitsgebiet stehen oder gestanden haben. Das Ostertag'sche Buch stellt sich eigenartig und wohlberechtigt den Werken von Schäfer, Lohmann, Beck u. A. an die Seite und fordert Beachtung von jedem Mitarbeiter und jedem Freund der inneren Mission.

— Dr. phil. Susanna Rubinstein: Zur Natur der Bewegungen. Verlag von Alex. Edelmann, Leipzig. 1890. Die Verfasserin (Tochter des kaiserl. österr. Rathes und Reichsrathsmitgliedes J. Rubinstein zu Czernowitz) ist eine höchst sympathische Erscheinung unter den gelehrten Frauen und zugleich ein wirkliches Talent, vor dessen wissenschaftlichen Leistungen man Hochachtung haben muß. Als ein Mädchen von 27 Jahren promovirte Frl. Rubinstein und erwarb (1874) mit einer Dissertation über die sensoriellen und sensitiven Sinne den Doctorhut. Später (1878) trat sie mit einem größeren Werke (Psychologisch-ästhetische Essays) hervor, dessen zweiter Band 1884 erschien. Außerdem hat sie viele werthvolle Aufsätze in hervorragenden Zeitungsorganen veröffentlicht, in denen großer Feinsinn, gediegenes Wissen und eine sprudelnde Conversationsgabe zu Tage treten. Neuerdings hat die geistvolle Dame eine kleinere Abhandlung unter obigem Titel publicirt, in welcher sie (unter Berücksichtigung der physiologischen Thatsachen) die Natur und den gegenseitigen Zusammenhang unserer körperlichen Bewegungen behandelt. Es ist nicht möglich, aus der kleinen (64 Seiten umfassenden) Schrift einen Auszug zu geben, weil die Erörterung sich fortwährend auf concrete Thatsachen bezieht, welche zur Illustration der These dienen, daß die Leistungen unseres Bewegungsapparates in Willens-, Instinct- und Reflexhandlungen bestehen, die mitunter in einander übergreifen. An sehr treffenden Beispielen wird das Zusammenwirken dieser drei Bewegungsarten nachgewiesen und zur Erklärung unseres motorischen Verhaltens bei den verschiebenen Anstößen, Eindrücken, Sinneswahrnehmungen, Gemüthsstimmungen u. s. w. in Anwendung gebracht. — Auf S. 29 befindet sich ein häßlicher Satzfehler. Dort ist an zwei verschiedenen Stellen anstatt „Hautkapillaren" Hautkappelarien zu lesen. Dr. O. Z.

B. K. Offener Brief an Herrn Reichstagsabgeordneten August Bebel von O. Th. Auerswald, evangel.-luther. Pfarrer zu Ponickau in Sachsen. Leipzig, 1890. J. C. Hinrichs. 30 S. — Aufgefallen ist uns, daß der Verf. in diesem trefflichen Schriftchen Hrn. August Bebel auch betreffs seines Buches „Die Frau" vollkommen ernst nimmt, was uns bisher nicht gelungen ist. Wir stellen uns letzteren auch nicht als einen Agitator der niedrigsten Art vor, bei dem die Parteimache und die innere Ueberzeugung zwei ganz getrennte Dinge sind, wohl aber als einen sehr klugen Volksführer, der einem bestimmten, unter Umständen erreichbaren Ziele zustrebt und dabei über die Mittel, die dazu helfen, sich nicht allzuviel Skrupel macht. Wer die Massen ködern will, muß ihnen Zuckerbrod zeigen, wenn auch erst für die Zukunft; so wird eben dergleichen in den socialdemokratischen Schauladen ausgestellt. Daß aber Hr. Bebel an die Durchführbarkeit seines Zukunftsstaates, wie jenes Buch ihn träumt, wirklich selber glaube, das ist schwerlich anzunehmen; dazu ist der Mann viel zu klug und kennt sein Völkchen viel zu genau. Unser Verf. zeigt mit sittlichem Ernst und herzgewinnender Freundlichkeit, daß Bebel's Weltanschauung eine irrige, daß sein Zukunftsstaat eine Unmöglichkeit, daß sein Atheismus kein vollkommener ist, weil der Zug zum Idealen noch nicht in ihm erloschen ist; und das zeigt er mit so zwingenden Beweisgründen, wie sie eben auf Seiten der Wahrheit sich von selber darbieten. Liest Hr. Bebel das Buch wirklich, so beschleicht ihn doch vielleicht der Gedanke: wenn ich nicht Agitator wäre, so möchte ich ein verständiger Christenmensch sein. Ja, wenn! Also wird die überzeugungskräftige und liebenswürdige Schrift, die allerdings für die eigentliche Menge des Volkes noch etwas zu hoch ist, wohl hinter Hrn. Bebel die in die Parteigeheimnisse noch nicht eingeweihten und noch schwankenden Rekruten der Socialdemokratie in Kopf und Herz treffen wollen. Möchte sie das thun mit gesegnetem Erfolg! Die Verlagsbuchhandlung liefert größere Mengen zu ermäßigten Preisen (z. B. 10 Ex. 2,50 ℳ, 100 Ex. 17 ℳ, 500 Ex. 60 ℳ).

U. Leopold Carl Wolf: Christfeier für das deutsche Haus. Ein Weihnachtssang von der Geburt Christi für 2 Frauen- und 1 Männerstimme mit Begleitung des Pianoforte oder eines Harmoniums. Leipzig, Gebrüder Reinecke. — Weihnachten sendet uns bereits seine Vorboten, unter denen der vorliegende „Weihnachtssang" zu den anmuthigsten gerechnet werden darf. In knapper Form bietet das Werkchen ebenso gediegenen wie ansprechenden Inhalt. Der Titel enthält die Bezeichnung „nach Bibelworten und Kirchenliedern"; wie viel der Componist dabei selbständig thätig gewesen ist, ist nicht zu ersehen; aber ob er nun mehr oder weniger Eigenes hinzugefügt habe, jedenfalls hat er die benutzten Kirchenlieder in so passender und geschickter Weise zu verwerthen verstanden, daß ein durchaus einheitliches Werk entstanden ist. Gleich am Anfang ist der erzählende Ton sehr gut getroffen; mit dem lieblichen Gesang des Mezzosoprans wechseln kurze dreistimmige Sätzchen in wirkungsvoller Weise ab. Diesem ersten Theile folgt ein in pastoralem Charakter gehaltenes Duett zwischen Sopran und Alt, ein zweiter erzählender Satz des Mezzosoprans, ein dreistimmiger Choral und ein eben solcher Schlußgesang; es ist also auf verhältnißmäßig kleinem Raume für reiche Abwechslung gesorgt. Dabei dürfte es günstig für die Verbreitung sein, daß weder an die Singenden noch an den Clavier- oder Harmoniumspieler große Anforderungen gestellt werden; die zwei Frauenstimmen können auch von Knaben ausgeführt werden. Allen Familien, die über die drei erwähnten Stimmen verfügen, und die gewöhnt sind, die Weihe des schönen Festes durch den Zauber der Musik zu erhöhen, darf deshalb die vorliegende „Christfeier" auf das Angelegentlichste empfohlen werden. — Ein gleichfalls sehr anmuthiges Werk ist desselben Componisten im gleichen Verlage erschienenes Op. 21: Walzer und Scherzo für das Pianoforte. Der Walzer ist zierlich und graziös; das Scherzo giebt sich mit frischem, keckem Uebermuth, mit welchem der in anderer Taktart gehalte Mittelsatz glücklich contrastirt. — Weit weniger vornehm als diese beiden Stücke wirken Acht Clavierstücke Op. 89 von Ant. Strelezki (Leipzig, Robert Forberg), obgleich sie manche feine Züge aufzuweisen haben. Nr. 1: Valse gracieuse erinnert in seinem Haupttheil stellenweise an die Walzer der deutschen Operette, doch nicht an die Strauß'schen; der im Stile von Franz Schubert's „deutschen Tänzen" gehaltene Mittelsatz tritt deshalb aus dem Rahmen des Ganzen etwas heraus. Nr. 2: Chant sans paroles ergeht sich in zu häufigen Wiederholungen. Etwas höher steht die Mazurka Nr. 3, während Nr. 4: Romance nur der gewöhnlichen Salonmusik angehört. Noch gewöhnlicher wirkt Nr. 5: Marche militaire, in der Technik übrigens bedeutende Anforderungen an den Ausführenden stellend. Nr. 6: Nocturne erinnert nicht nur in der Tonart, sondern in der ganzen Gestaltung an eine der G-moll-Nocturnes von Chopin; die Führung der Bässe macht zuweilen einen etwas dilettantischen Eindruck. Nr. 7: Valse giebt sich als nicht ganz leichter, effectvoller Salonwalzer. Nr. 8: Barcarolle steht in seinem Haupttheil unter allen Num-

mern am höchsten und trifft vorzüglich den Charakter der Barcarole; schade, daß der gute Eindruck durch den trivialen Mittelsatz wieder bedeutend abgeschwächt wird! — Ein sehr schwieriges Virtuosenstück ist desselben Componisten Mephisto-Walzer, Op. 91 (ebenfalls bei R. Forberg in Leipzig erschienen). Es kann bei brillantem Vortrage effectvoll wirken; ob sich freilich viele Virtuosen finden werden, die sich dem Studium der darin vorhandenen Schwierigkeiten unterziehen, ist bei dem Reichthum der hier in Betracht kommenden Clavierliteratur mindestens zweifelhaft. — Die gleichfalls im Forberg'schen Verlage erschienenen Rosenknospen, leichte Tanstücke über beliebte Themas für Pianoforte von D. Krug, sind ebenfalls wieder um einige Nummern vermehrt. Krug ist als geschickter Bearbeiter für Clavier genugsam bekannt; auch diese neuen Nummern werden für den Unterricht gut zu benutzen sein. Die erste derselben bringt Weber's Romanze des Adolar aus Euryanthe: „Unter blühn'den Mandelbäumen". Die Einleitung, die auch später wiederkehrt, könnte hier etwas gewählter sein. Kreutzer's beliebtes „Hobellied" aus dem „Verschwender", Haydn's Schöpfungs-Arien „Mit Würd' und Hoheit angethan" und „Nun beut die Flur", Nicolai's graziöses Ständchen „Horch, die Lerche singt im Hain" aus den „Lustigen Weibern" bilden die nächsten Nummern. Etwas wunderlich nur nimmt sich, in dieser Weise für Anfänger zurechtgemacht, Kurwenal's Gesang „Darf ich die Antwort sagen?" aus dem ersten Act des Wagner'schen Tristan aus. Man kann nicht behaupten, daß er sich zum Thema eines solchen Stückes im Stile der Kuhlau'schen Sonatinen eigne, er erscheint wie ein Riese, der in ein zu enges Gewand gezwängt worden ist. — Eine Ausgabe, die in anderer Weise Unterrichtszwecken dient, veranstaltete die Edition Siegel, indem sie ausgewählte Clavierwerke von Schumann und Mendelssohn mit den Phrasirungsbezeichnungen von Dr. Hugo Riemann erscheinen ließ. Es liegt zunächst von beiden Componisten je ein Band vor, enthaltend Schumann: „Kinderscenen" Op. 15 und „Album für die Jugend" Op. 68, Mendelssohn: Capriccio Op. 5, Charakterstücke Op. 7 und „Kinderstücke" Op. 72. Der Herausgeber zeigt hier seine vielumstrittene Theorie an praktischen Beispielen, und somit haben Alle, die sich dafür interessiren, Gelegenheit, sich über seine Absichten auf die bequemste Weise zu orientiren. Dasselbe gilt von Beethoven's Rondos Op. 51 Nr. 1 und 2, welche dieselbe Verlagshandlung, neben anderen neuen Nummern, ebenfalls in der Riemann'schen Bearbeitung herausgegeben hat. — Auf dem Gebiet des Violinunterrichts seien zum Schluß noch Opernklänge für 2 Violinen von Franz Wohlfahrt (Op. 93, Heft 6—10, Leipzig, Rob. Forberg) als neu erschienen erwähnt. Beliebte Melodien aus Opern von Donizetti, Boieldieu, Nicolai, Gluck und Weber sind in der angegebenen Weise für Anfänger (nur die erste Lage wird angewendet) bearbeitet und dürften so gut geeignet sein, dem Schüler die ersten Erfordernisse des Ensemblespiels beizubringen.

J. R. Tileman vom Wege. Historischer Roman von Ernst Wichert. Drei Bände. Leipzig, Karl Reißner. 12 ℳ. — Einen nicht unwichtigen Theil der dichterischen Thätigkeit Ernst Wichert's bilden dessen Erzählungen aus der Vorzeit seines engeren Vaterlandes Preußen: die Liebe für das alte Ordensland, die Belesenheit in dessen Geschichte, eine frische Erzählungsgabe haben zusammengewirkt, um eine Reihe von historischen Romanen zu schaffen, die zu den erfreulichsten Schöpfungen der neueren deutschen Literatur gehören. In „Heinrich von Plauen" schilderte Wichert uns den Orden, der die große Aufgabe hatte, den deutschen Nordosten der heidnischen Barbarei zu entreißen und der deutschen Cultur sowie dem Christenthum zugänglich zu machen, in seinem beginnenden Verfall, als die Schlacht bei Tannenberg (1410) dem Ordensstaate den ersten schweren Stoß versetzte; in „Der große Kurfürst von Preußen" stellte er den Kampf zwischen den alten privilegirten Mächten in Preußen, Bürgerthum und Adel, gegen den neuen Souverän aus Brandenburg dar, der mit dem Siege des höheren Staatsgedankens über den kleinlichen Particularismus endigte; in „Von der deutschen Nordostmark" und in den „Litthauischen Geschichten" endlich entrollte er uns kleinere Bilder aus der Geschichte und dem Leben des Volkes in jener Landschaft. Mit dem vorliegenden „Tileman vom Wege" füllt sich eine Lücke zwischen dem erst- und zweitgenannten Roman aus, indem die Zeit vorgeführt wird, in welcher der Orden seinem Schicksal weiter verfällt und unter die Lehnsoberhoheit des damals aufstrebenden Polen kommt, um dann dreiviertel Jahrhundert später als weltliches Herzogthum Brandenburg angegliedert zu werden, wovon uns z. B. Freytag's „Markus König" erzählt. Die politischen Verhältnisse sind unklare geworden; der Orden ist allerdings thatsächlich der Herrscher in Preußen, aber die Städte haben in wilder Zeit einen berechtigten Bund unter sich geschlossen, zum Schutze sich selbst, zum Trutze ihren Feinden; als der Orden die Aufhebung desselben, der nicht mehr nöthig sei, forderte, ruft man die Entscheidung des Kaisers an, die zu Gunsten des Ordens ausfällt. Nun lehnen die Städte sich offen auf, werfen sich den Polen in die Arme; in dem darauf folgenden Kriege vermag der Orden nicht Herr über seine Gegner zu werden, so daß Polen schließlich den Vortheil davon trägt und beide Streitende unter seine Herrschaft bringt. Der Roman ist wieder spannend und mit jener anheimelnden Schilderung des alten Lebens geschrieben, die uns schon in den früheren Geschichten Wichert's fesselte. Allerdings macht sich hier auch jene Nüchternheit und Trockenheit, jene Farblosigkeit ziemlich breit, die in „Heinrich von Plauen", Wichert's reizvollster Erzählung aus Preußens Vorzeit, bereits im Keime verborgen lag, in „Der Große Kurfürst" aber schon stärker hervortrat. Wichert stellt weniger dar, sondern berichtet, berichtet wie ein Chronist, genau und gewissenhaft wie dieser, aber auch ebenso unter Hintanlassung poetischer, d. h. schaffender Thätigkeit. Dazu kommt, daß man für den Gegner des Ordens, nach dem das Werk seinen Namen trägt, zu wenig tieferes Interesse fassen kann. So interessant der Vertreter des Ordens, der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen, selbst ist, in seiner Mischung von menschlicher Schwäche und Güte, mit seinem ehrlichen Bestreben, alte Schuld durch Reue und That wieder gut zu machen: so gleichgiltig steht man diesem Tilemon vom Wege, dem Bürgermeister von Thorn, dem Haupte des Bundes, gegenüber. Nur durch persönliche Beweggründe — seine Frau ist von Erlichshausen verführt worden — setzt er den Aufstand gegen den Orden ins Werk; er ladet Meineid auf sich, fälscht ein Document; höhere Motive, eine adligere Handlungsweise liegen ihm fern. Auch sein Sohn Jost vom Wege, des Vaters späterer Widersacher, vermag nur wenig menschliche Theilnahme einzuflößen: erst dadurch, daß er erfährt, daß diejenige, in die er sich verliebt hat, ihm nicht angehören kann, weil sie seine Schwester, aber die Frucht des angedeuteten Ehebruchs sei, wird er zu seiner Pflicht, an die Seite seiner Braut zurückgeführt. Selbst der brave Bartholomäus Blume, der Bürgermeister von Marienburg, das Haupt der dem Orden treu gebliebenen Städte, zieht uns wenig an; er ist zwar ehrenwerth, aber zu wenig Held, zu sehr Philister. Trotz dieser Schwächen haben wir den neuen Wichert'schen Roman gern gelesen, enthält er doch viel Belehrendes. Und das, was er berichtet, besitzt allgemeines Interesse, weil die Landschaft, die es betrifft, für denjenigen deutschen Staat, der auf die Geschicke Deutschlands den weitestgehenden Einfluß gewinnen sollte, von großer Wichtigkeit geworden ist, ja ihm seinen Namen gegeben hat.

J. R. Eine Versuchung. Roman von Sophie Junghans. Dresden und Wien, Verlag des Universum (Alfred Hauschild.) — Romane von Sophie Junghans haben wir stets mit besonderer Freude angezeigt: sie haben so etwas Gesundes, Kräftiges, Männliches, ohne doch im Geringsten emancipirt zu sein; ja, es steckt in ihnen viel mehr echte Weiblichkeit, als in der Masse der Modeliteratur, die sich, von weiblichen Federn ausgehend, mit der Kenntniß des Frauenherzens besonders brüstet und doch nur der Ausdruck von dessen Schwächen oder gar unweiblichen Seiten ist. Wieder berührt die Verfasserin eins ihrer Lieblingsthemen, das, hervorragende Naturen auf dem Hintergrunde einer durch Hohlheit gekennzeichneten sog. Gesellschaft und im Gegensatz zu derselben vorzuführen, so daß diese an den Pranger gestellt wird, jene, die ungewöhnlichen Menschen, Recht behalten. Mit feinem Spott und scharfem Sarkasmus werden die Typen jener gezeichnet, mit Liebe und Wärme diese behandelt. Dieser vornehm-aristokratische Zug berührt um so wohlthuender in einer Zeit, in der man bestrebt ist, ein flaches Nivelliren und Demokratisiren auch auf das Gebiet der Literatur auszudehnen, insofern als man die Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit als allein geltenden Maßstab der Personen und Handlungen annimmt. Wir stellen den Roman gern an die Spitze dessen, was uns für diese Weihnacht bisher an neuen Erscheinungen zu Gesicht gekommen ist.

J. R. Humoresken von A. Oskar Klaußmann. Berlin, J. H. Schorer. — Humoresken von insbesondere Berliner Färbung, die von einer hübschen Kenntniß des kleinen Lebens in der Reichshauptstadt zeugen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 84 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 133. Donnerstag, den 6. November. 1890.

Die Vorfahren der Säugethiere in Europa.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten)

Die Paläontologie aber Versteinerungskunde hat den Naturforschern und Philosophen ein ganz neues Feld der Thätigkeit eröffnet. Wir erkennen heutigen Tages in den fossilen Thieren und Pflanzen Geschlechter von Geschöpfen, die in langer Reihenfolge die Oberfläche der Erde belebten, ehe der Mensch auf ihr erschien. Wir haben gelernt, die Unendlichkeit der Zeit zu erfassen; wir belauschen mit unserem geistigen Auge das Werden und Vergehen der organischen Formen — ja, wir begreifen unsere eigene Stellung im Flusse des nimmer ruhenden Entwickelungsprozesses erst, seitdem wir uns mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß die höchsten und die niedrigsten Lebewesen durch eine continuirliche Reihe von Uebergangsformen mit einander verbunden werden können.

Im Nachstehenden wollen wir lediglich die Säugethiere vom Standpunkte der sogenannten Descendenztheorie aus betrachten. Dieselben erlangten ihre volle Entfaltung als besondere Thierclasse nicht eher, als bis die großen Reptilien der Secundärzeit ausgestorben waren. Während des größten Theils der Tertiärzeit waren die Säugethiere sehr verschieden von den gegenwärtig lebenden: sie waren damals noch in voller Entwickelung und Anpassung begriffen und boten einen unbegrenzten Reichthum an Formen dar. In der großen Anzahl der Arten, welche auf einander folgten, gab es welche, die zu einer bestimmten Zeit plötzlich aufgetreten oder verschwunden zu sein scheinen, dazwischen aber auch andere, deren Stammesgeschichte (Phylogonie) sich verfolgen läßt.

Zur Tertiärzeit spielten Säugethiere mit außerordentlich dicker Haut, die man deshalb Pachydermen (Dickhäuter) nennt, die Hauptrolle. In der heutigen Lebewelt haben sie nur wenige Vertreter, und diese sind ihrer Organisation nach sehr von einander verschieden. Man hat keinen Grund zu der Annahme, daß das afrikanische Nashorn von dem asiatischen ader daß die Rhinocerosse überhaupt von den Schweinen oder Tapiren abstammen. Wenn man diese Thiere, wie sie in der Gegenwart uns entgegentreten, studirt, kann man leicht dazu bestimmt werden, die Theorie, daß verschiedene Arten von einander abstammen (resp. gemeinsamen Ursprungs sind), von der Hand zu weisen. Wenn wir aber tiefer eindringen in die gealogische Vergangenheit, so gewahren wir, daß diese trennenden Klüfte sich überbrücken: gelegentlich nähern sich die Arten einander so, daß man sich nur schwer des Gedankens entschlagen kann, daß ihre Aehnlichkeit ein Beweis gemeinsamer Herkunft ist. So gab es beispielsweise aor unseren heutigen Schweinen eine aufeinanderfolgende Reihe von Schweinsarten, welche mit jenen sehr nahe verwandt waren. Es gab ferner eine den Schweinen sehr nahestehende Gattung, die man Hyotherium nennt, welche ihrerseits wieder so nahe mit einem anderen Genus — Palaeochoerus — verwandt ist, daß erfahrene Kenner fossiler Säugethiere vorgeschlagen haben, beide in eine Gattung zu vereinigen. Die heutigen Nashörner sind gleichfalls die Nachfolger tertiärer Formen, die ihnen sehr gleichen. Es ist aber ziemlich schwierig, zwischen einigen von diesen Formen und jenen, welche man (des fehlenden Horns wegen) Acerotherien nennt, feststehende Unterschiede zu finden. Wir können aber noch weiter gehen. Wir constatiren nicht nur die Hinweise auf die Uebergänge aon Pachyderm zu Pachyderm, sondern auch diejenigen zwischen der Ordnung der Pachydermen und den Wiederkäuern.

Auf den ersten Augenblick erscheint es schwer erfindlich, daß so reizende schlanke Thiere, wie Hirsche und Antilopen sind, in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Dickhäutern stehen sollen. Und doch kennen wir bereits eine große Anzahl fossiler Gattungen, welche als verbindende Glieder zwischen jenen beiden Gruppen angesehen werden müssen. Die Mehrzahl der Wiederkäuer unterscheidet sich freilich schon dadurch von den Pachydermen, daß sie Hörner auf den Stirnbeinen trägt. Aber so lagen die Dinge nicht immer: die ersten Wiederkäuer besaßen gar keine Hörner. Darauf folgten zunächst welche mit kleinen Hörnern; solche mit großen traten erst später auf. Die heutigen Wiederkäuer unterscheiden sich aon den Dickhäutern auch dadurch, daß sie im Oberkiefer keine Schneidezähne haben. Die alten Formen zeigten diesen Unterschied nicht: sie hatten vielmehr genau so gut entwickelte Schneidezähne wie die Dickhäuter. Die Wiederkäuer unserer Epoche besitzen Backzähne, die mit denen der Pachydermen und besonders der Schweine nicht verwechselt werben können: die der letzteren gehören zum omnivoren Typus und sind mit flachzitzenförmigen Höckern versehen, welche feste Nahrungsstoffe zu zermalmen vermögen. Bei den Wiederkäuern hingegen haben die Backzähne schmale halbmondförmige Falten, die eine ausgezeichnete Raspel zum Zerreiben der Kräuter und Gräser bilden. Die vergleichende Paläontologie zeigt uns nun aber — und es ist das eine sehr merkwürdige Thatsache —, daß die dicken, zitzenartigen Höcker eines Dickhäuterzahnes nach und nach in die Halbmondfalten eines Wiederkäuerzahnes übergehen. Für Leute, welche mit der Versteinerungskunde näher vertraut sind, wird es genügen, wenn als Beispiel für jene allmälige Umwandlung folgende Thierreihe angeführt wird: Enteladan, Palaeochoerus, Choeropatamus, Dichobuae, Amphimeryx und die heutigen Wiederkäuer.

In der Gegenwart unterscheiben sich die Wiederkäuer hauptsächlich durch die Gestalt ihrer Gliedmaßen von den Pachydermen. Die schweren dicken Füße der letzteren tragen den gewichtigen Körper; sie verhindern, daß die plumpen Thiere im Schlamm der Sümpfe versinken, und befähigen dieselben zum Durchschwimmen großer Ströme Die Mehrzahl der Dickhäuter würde keinen Vortheil daaon haben, wenn ihr Lauf rasch wäre, denn da sie Allesfresser (Omniaoren) sind, finden sie immer etwas, wovon sie sich nähren, und da sie zugleich in der Lage sind, ihren Feinden die Stirn zu bieten, haben sie nicht nöthig, aor ihnen zu fliehen. Im Gegensatz hierzu sinb die Wiederkäuer Kräutervertilger, welche nur in ganz bestimmten Gegenden leben können; aber da sie große Heerden bilden, so verzehren sie sehr bald den Graswuchs ausgedehnter Landstriche und müssen weiter wandern. Schon ihr Pansen, eine Art großen Reisesackes,

worin sie die Wegezehrung mit sich schleppen, belehrt uns darüber, daß sie Nomaden sind. Daher müssen Wiederkäuer für den Lauf gut organisirt sein. Ihre Gliedmaßen sind treffliche Bewegungswerkzeuge, und man wird nicht leicht zwei dem Ansehen nach verschiedenere Beine sehen können, als das eines Flußpferdes und das eines Lammes. Aber trotzdem finden wir (und sogar in der heutigen Thierwelt) Uebergänge zwischen diesen extremen Bildungen. Niemand wird es besonders unwahrscheinlich finden, daß sich aus dem Fuße eines Flußpferdes der eines Schweines entwickeln konnte, aus letzterem der eines Pekari (Bisamschweines), aus diesem weiter der eines Moschusthieres (Tragulus), eines Steinbockes und endlich der eines Lammes. Wollten wir indessen blos die Thiere der Gegenwart berücksichtigen, so könnte man dagegen den Einwurf erheben, dieselben seien Genossen einer und derselben Zeitepoche, und durch nichts könne bewiesen werden, daß sie von einander abstammen. Wenn man aber Uebergänge, wie die angeführten, in den Schichten verschiedener geologischer Epochen entdeckt, dann läßt sich nicht mehr bestreiten, daß ein Wiederkäuerfuß von einem Pachydermenfuß abgeleitet werden kann.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß eine scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen den unpaarzehigen Dickhäutern und den Einhufern bestond. Beim **Pferd** sind bekanntlich die Füße bis auf eine einzige Zehe reducirt, weshalb derartige Thiere „Einhufer" genannt werden. Salche Gliedmaßen stellen die höchste Stufe der Vereinfachung dar; sie sind nur in geringem Maße Verrenkungen und Verstauchungen ausgesetzt und gestatten eine rasche Ortsbewegung. Nichtsdestoweniger kennen wir jetzt Bindeglieder zwischen diesen beiden so sehr verschiedenen Ordnungen. Die Kluft zwischen dem Rhinoceros und dem Pferd läßt sich jetzt überbrücken. Dies geschieht durch folgende Reihe von Geschöpfen: Acerotherium, Palaeotherium, Palaplatherium, Anchitherium und Hipparian. Die stilettförmigen Knochen (Griffelbeine) des Pferdefußes von heute sind die beiden rudimentär gewordenen Seitenzehen des Hipparian.

Die Versteinerungskunde enthüllt aber nicht blos die Ahnenschaft der Pflanzenfresser, sondern auch diejenige der fleischfressenden oder reißenden Thiere (Carnivara). Sie lehrt uns die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen kennen, welche zwischen den ausgestorbenen Katzen, Hunden, Bären, Zibethkatzen, Hyänen und Mardern einerseits und den entsprechenden lebenden Arten andererseits existiren. Desgleichen verräth sie uns die Spuren des Zusammenhanges einiger solcher Gattungen, welche gegenwärtig scharf von einander geschieden erscheinen. So differiren beispielsweise die **Bären** der Jetztzeit in bedeutendem Grade von den Hunden: sie sind Sohlengänger und die Größe ihrer Zahnhöcker weist mehr auf eine omnivore als auf eine ausschließlich fleischfressende Ernährungsart hin. In der Tertiärzeit aber gab es Hunde (Amphicyan), welche ebenfalls Sohlengänger waren, wie die Bären, und deren Zahnhöcker viel stärker entwickelt waren als bei unseren heutigen Hunden. Immerhin aber waren diese Thiere in ihrem Habitus mehr Hunde als Bären. Später wurden sie durch ein anderes Geschlecht (Hyaenarctos) vertreten, bei welchem die bärenartigen Eigenschaften vorwogen. Außerdem gab es aber auch Zwischenformen zwischen Hunden und Zibethkatzen, zwischen Katzen und Mardern, ja sogar welche zwischen zwei so grundverschiedenen Thierformen, wie die Affen und Dickhäuter gegenwärtig sind. In letzterer Hinsicht vermittelte das Affenschwein (Cebochoerus anceps), dessen fossile Reste der Franzose Gervais entdeckte.

Und angesichts dieser Facta, die ein außerordentliches wissenschaftliches und allgemeines Interesse besitzen, müssen wir uns immer vor Augen halten, daß das, was bisher an Fossilien zu unserer Kenntniß gelangt ist, eigentlich nichts weiter darstellt, als eine kleine Probe von den Schätzen, die im Schooße der Erde noch verborgen ruhen. Wir kennen nichts weiter als einige Glieder oon der ungeheuer langen Kette der Organismenwelt, die sich durch die geologischen Zeitalter hindurch bis zur Gegenwart ausspannt. Immerhin ist es aber schon ein ansehnlicher Gewinn, wenn die bisher gemachten Funde uns in den Stand setzen, die Theorie von der continuirlichen Entwickelung, die sogenannte Abstammungslehre, wahrscheinlicher zu finden, als die völlig unabhängige Einzelschöpfung der verschiedenen Species von Pflanzen und Thieren. Die letztere Annahme macht wohl die Existenz gut von einander abgegrenzter Gruppen verständlich, aber sie läßt das Vorhandensein jener zahlreichen Mittelformen unerklärt, welche wir soeben aufgezählt und in ihrer Beschaffenheit skizzirt haben. Nach der Entwickelungslehre wird das Auftreten von verbindenden Gliedern zwischen den einzelnen Familien, Gattungen und Arten leicht begreiflich, obgleich der erste Ursprung des Lebens auch hierbei nach wie vor in Dunkel gehüllt bleibt. Anstatt einer einmaligen, abgeschlossenen Schöpfung haben wir nach der modernen wissenschaftlichen Auffassung eine fortwährende, sich stetig vollziehende. Die Prozesse der Umbildung und Anpassung dauern in der organischen Natur immer fort und nehmen niemals ein Ende. Es ist dies offenbar eine Vorstellung, welche mit unseren religiösen Ueberzeugungen in keinem Punkte collidirt, sofern dieselben nicht sich jeder Läuterung und Weiterbildung eo ipso verschließen.

Die vorstehende Darstellung fußt auf einer kürzlich erschienenen trefflichen Uebersetzung eines gemeinverständlichen Werkes von **Albert Gaudry**, eines namhaften französischen Paläontologen, dem wir zahlreiche Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiete verdanken. Das betreffende Werk bildet den ersten Band einer „Internationalen Naturwissenschaftlichen Bibliothek", die künftighin im Verlage von **J. J. Weber** zu Leipzig erscheinen wird, und der man wohl das beste Prognostikon stellen darf, weil es sich dabei um die Publication gut ausgewählter und gediegener Arbeiten handeln wird. In Vorbereitung sind jetzt folgende Bände: **W. Marshall**: Der Bau der Vögel; **C. Chun**: Das Thierleben an der Oberfläche des Meeres; **E. Jourdan**: Die Sinne und Sinnesorgane der niederen Thiere; **E. L. Trouessart**: Die geographische Verbreitung der Thiere; **E. Gerland**: Geschichte der Physik.

Jeder Band dieser Bibliothek wird einzeln abgegeben und kostet eingebunden 3 ℳ. In der Reihe selbst werden Originalarbeiten deutscher Gelehrter und Forscher mit Uebersetzungen von Werken hervorragender ausländischer Autaren abwechseln. Wir stehen nicht an, das neue Unternehmen der rühmlichst bekannten Verlagshandlung unserem Leserkreise aufs Wärmste zu empfehlen.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Friede und Freude im Herrn.** Predigten aus den Jahren 1887—1890, gehalten von **Thila Schuch**, Diaconus an der Nikolaikirche in Leipzig. Leipzig, Fr. Richter. 1890. 2 ℳ. — Diese dem geheimen Kirchenrathe D. Fricke gewidmeten Predigten, einfache und kraftvolle Auslegungen biblischer Abschnitte, zeichnen sich vornehmlich aus durch eine edle und doch durchaus gemeinverständliche Sprache, wie sie eben auf der Kanzel gehört werden soll, durch streng logisch vorwärts schreitende Gedankenentwickelung und durch ein nicht allzu häufig gefundenes Geschick, die Hauptgedanken in ihrer Aufeinanderfolge kurz und treffend auszusprechen. Bei einigen Predigten ist diese treffende Kürze zu kurz, wenigstens für das lesende Auge; z. B. mußte S. 125 für den Leser, dessen Verständniß nicht durch Betonung und Stimmgebung des Predigers unterstützt wird, statt „wer geladen ist, ist noch nicht da", gesagt werden: „wer geladen ist, ist deshalb noch nicht da" oder noch deutlicher: „nicht jeder Geladene folgt der Ladung". Aber eine kleine Zahl ähnlicher Mängel hindert uns nicht, gerade in den Dispositionen einen Hauptvorzug dieser Predigten zu erkennen gegenüber den beängstigenden Kunstbauten von Wortgefügen, die wir gerade bei hervorragenden Predigern bisweilen finden. Der Verfasser hat aus jenen Jahren vorwiegend solche Predigten ausgewählt, welche in die Sorgen- und Trauerzeit unsres Volkes fallen, und die betreffenden Ereignisse sind zur Erbauung der Gemeinde in schlichter, würdiger Weise verwerthet.

B. K. **Religiöse Reden von Fred. William Robertson.** In deutscher Uebersetzung mit einem Vorwort von D. Adolf **Harnack**. Leipzig, Hinrichs. 1890. 3 ℳ. — Das Vorwort berichtet, daß die Uebersetzung dieser Predigten von einer Dame herrührt, und wir bekennen, daß dieses Werk recht gut gelungen ist: das Buch liest sich wie ein gut geschriebenes deutsches. Auch die Gabe selbst ist sehr dankenswerth, denn sie vermittelt vielen Deutschen zum ersten Male eine ausführlichere Bekanntschaft mit dem berühmten englischen Prediger. Die meisten seiner Predigten, welche für die tüchtigsten gelten, sind in die Sammlung aufgenommen, z. B. das Gleichniß vom Sämann (Beichtrede für Neuconfirmirte), die Zunge, das Alleinsein Christi, Elias u. a. Schon diese Ueberschriften lehren, daß diese Predigten (sermons) etwas ganz Anderes sind, als was der Deutsche eine Predigt nennt. Es kommt dem Verfasser nicht sowohl darauf an, eine

kirchliche Wahrheit in ihrer Bedeutung und Tragweite lebendig zu machen und erbaulich zu verwerthen, als vielmehr darauf, einen religiösen Begriff zu entwickeln und also religiöse Erkenntniß zu vermehren. Deshalb dürfte die Hoffnung des Vorwortes, daß das Buch besondere Erfolge haben werde in der Hand Solcher, die den Weg in das Haus Gottes und in die evangelische Gemeinschaft suchen, aber nicht finden oder verzäunt finden, sich nur in bescheidenem Maße erfüllen. Solche Leute wollen nach unserer Erfahrung anders angefaßt sein. Robertson ist ein feiner Psycholog und versteht es trefflich, der Menschen Art zu zeichnen, er nennt auch Sünde, was Sünde ist, und predigt eine Erlösung; aber seine Sprache ist vornehm zurückhaltend und seine Beweisführung, die an unsern vormaligen Supranaturalismus erinnert, setzt zumeist die Zustimmung zu dem zu Beweisenden voraus. Außer den Theologen empfehlen wir die Predigten namentlich solchen Christen, die nach geistlicher Anregung begehren, im Uebrigen aber schon wissen, auf welchem Grunde sie stehen.

B. K. **Missionsstunden.** Von R. W. Dietel, Pfarrer in Mülsen St. Jakob. VI. Heft. Leipzig, Fr. Richter. 1890. 1 ℳ 60 ₰. — Dieses Heft enthält acht Missionsstunden über Abessinien. Wir erkennen das große Verdienst des Verfassers an, allerlei Missionsgebiete durch seine anschaulichen Schilderungen der heimischen Missionsgemeinde bekannt gemacht zu haben, und wenn diese Missionsstunden, freilich dann in einigem Widerspruch mit ihrem Namen, zu nichts Anderem dienen sollen, als daß Prediger und Lehrer den hier gebotenen Stoff studiren und dann in vorsichtiger Auswahl tactvoll verwenden, so ist ihr Erscheinen mit Freuden zu begrüßen. Ganz anders gestaltet sich die Frage, wenn man weiß, daß vielbeschäftigte Geistliche, die zu solchem Studium keine Zeit haben und doch auch Missionsstunden halten möchten, solche Bücher, welche den Stoff für einzelne Stunden bemessen darbieten, mit Begierde ergreifen, um sich kurzer Hand das jedesmalige Material anzueignen. Ja wir wissen, daß Missionsstunden gehalten werden, in denen einfach derartige Veröffentlichungen vorgelesen werden. Beide letztere Arten des Gebrauchs müssen in diesem Falle ausgeschlossen bleiben, was wir natürlich nicht dem Verfasser zu Ungunsten sagen, denn er wird seine Missionsstunden für diesen Zweck selbst nicht bestimmt haben. Es fehlt die Schriftauslegung fast ganz und ein ganz beträchtlicher Theil des Stoffes ist in dieser Form für Kirche und Kanzel ungeeignet.

B. K. **Zwölfter Jahresbericht des Vereins Evangelisch-lutherischer Gotteskasten im Königreich Sachsen.** Ueber das Jahr 1889. — Der Bericht giebt die zwölfte Jahresrechnung des Vereins, welche in Einnahme und Ausgabe mit rund 20 500 ℳ abschließt. Das ist wenig im Vergleich zu dem, was für den Gustav-Adolf-Verein gesammelt wird, und doch sind beide Vereine gleich berechtigt und gleich nothwendig, was allmälig mehr und mehr erkannt wird. Wenigstens sehen wir aus dem Gabenverzeichniß, daß die Geistlichkeit und die kirchlich gesinnte Bevölkerung in Dresden und Leipzig anfängt, der Sache ihre Theilnahme zu schenken. So scheinen zwei dem Vereine verhängnißvolle Irrthümer im Schwinden begriffen zu sein, der eine, daß man sein Gesicht in besondere Falten ziehen müsse, um für den Gotteskasten zu wirken, der andere, daß die Hauptaufgabe dieses Vereins darin bestehe, auf andere loszuschlagen.

B. K. **Handbuch für den Confirmanden-Unterricht.** Dritter Theil. Das dritte, vierte und fünfte Hauptstück oder die Lehre von den Gnadenmitteln von Dr. Georg Hornburg, Pastor in Detershagen bei Burg-Magdeburg. Leipzig, Fr. Richter. 1890. 2 ℳ. — Dieser dritte Theil des Handbuchs zeigt die Vorzüge der beiden andern: strengen Anschluß an den Katechismus, übersichtliche Darstellung, reiches Material für Lectionen und Liederauswahl, Berücksichtigung der symbolischen Bücher, scharfe Hervorhebung der Lehrunterschiede. Es kann natürlich keine Rede davon sein, dieses Lehrbuch den Confirmanden selbst in die Hand zu geben, um nämlich auf seine Entwickelung des Lehrstoffes den Unterricht zu gründen; dazu ist des Materials viel zu viel. Wohl aber könnte es einem sehr geförderten Kinde zur häuslichen Vorbereitung auf das betreffende Hauptstück dienen. Daß der Lehrer dieses Handbuch seinem Unterricht zu Grunde legte, das möchten wir auch nicht wünschen; es nimmt dem kleinen Katechismus gegenüber eine zu selbständige Stellung ein und giebt wohlbegründete Lehrüberlieferungen ohne Weiteres auf, z. B. die Auffassung der vierten Bitte als einer Bitte vornehmlich um irdische Güter. Desto geeigneter ist es aber zum Studium. Die Abschnitte über die Mission bei der zweiten und über die christliche Liebesthätigkeit bei der dritten Bitte sind wohlthätige Hinweise auf die Nothwendigkeit, diese Gegenstände zu berücksichtigen, und die beständige Berufung auf den großen Katechismus ist ein heilsamer Antrieb, diesem zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Standpunkt der Lehre ist durchaus lutherisch.

B. K. **Missions-Lesestücke für Kinder.** Aus dem „Kleinen Missionsfreund". (1855—56) von † J. K. Wallmann. 2. Aufl. Leipzig, H. G. Wallmann. 1890. 60 ₰. — Das Büchlein prunkt nicht mit seinen Auflagen; es nennt sich die zweite und könnte doch die vierte heißen. Denn alle Geschichten, die darin stehen, hat der verstorbene Missionsinspector Wallmann in Barmen unter dem Titel: „Kleiner Missionsfreund" in den obengenannten Jahren herausgegeben und zwar auch schon in zwei Auflagen. Die neue Ausgabe, besorgt von Pastor F. Pfau, erscheint jetzt auch schon in zweiter Auflage. Sie stellt sich als eine Auswahl jener Erzählungen dar, die, wie der neue Titel sagt, hauptsächlich dazu dienen soll, Lesestücke für Kinder zu liefern. Es ist das ein sehr berechtigtes Streben aller Missionsfreunde, in die Schullehrbücher mehr Stoff aus der Missionsgeschichte zu bringen, und einige der hier gebotenen Erzählungen, die zumeist der Geschichte der rheinischen Mission in Südafrika entnommen sind, dürften sich zu diesem Zwecke eignen. Herausgeber christlicher Lehrbücher, die vor einer neuen Auflage stehen, werden wohlthun, dieses Buch zu berücksichtigen.

B. K. **Die Gehaltsfrage der Geistlichen in den evangelischen Landeskirchen Preußens mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Sachsen.** Skizzen und Tabellen unter Mitwirkung mehrerer Geistlicher zusammengestellt von **Karl Meinecke**, Pfarrer in Schillingstedt. Magdeburg 1890. Albert Rathke. 1 ℳ. — Wir können zu dieser Schrift, welche auf dem Umschlage Querbalken und wunderliche Buchstabenbildungen zeigt, nicht viel weiter sagen, als daß sie erschienen ist und die kirchlichen Kreise der Provinz Sachsen wohl eine Weile beschäftigen wird. Ausführliche Tabellen verrathen, daß viele der Herren da drüben ein sehr anständiges Einkommen haben, während etliche, aber im Vergleich zu andern Provinzen und Ländern sehr wenige, sich mit dem Minimum oder wenig darüber begnügen müssen. Ein Urtheil über die Vorschläge des Verfassers, die größten Ungleichheiten auszugleichen, könnte nur einen Werth haben, wenn man die eingehendsten Studien in der Sache machen wollte, wozu wir uns doch nicht berufen fühlen. Gewisse Maßregeln nach dieser Seite hin haben ja fast alle Kirchenregierungen ergriffen, aber die Sache ist so geartet, daß neue Vorschläge immer wieder bereit liegen werden, selbst wenn man das allervernünftigste und allergerechteste Vertheilungssystem sollte eingeführt haben.

—m— **Geschichte Spaniens vornehmlich im 14. Jahrhundert** von Dr. **Friedr. Wilh. Schirrmacher**, Prof. d. Gesch. an der Universität Rostock. Gotha, Frdr. Andr. Perthes, 1890. XVI, 538 S. 8°. 10 ℳ. — Das vorliegende Werk bildet den 5. Band der von J. W. Lembke (1831) begonnenen und von H. Schäfer fortgesetzten Geschichte Spaniens; wenn es dem ebenfalls von Schirrmacher bearbeiteten 4. Bande nach nahezu zehnjähriger Frist gefolgt ist, so erklärt sich diese lange Pause vollkommen aus den großen Schwierigkeiten, die der Verfasser zu überwinden hatte. Es ist eine hochbedeutende Zeit der spanischen Geschichte, über die wir hier auf Grund eingehendster Quellenforschung unterrichtet werden: die Kämpfe Aragons um den Besitz Siziliens, welche die Regierungszeit Pedro's III. (1276—1285) und Alfonso's III. (1285—1291) füllen; das Ringen zwischen den beiden spanischen Nachbarreichen vornehmlich unter Ferdinand IV. (1295—1312) und Alfonso XI. von Castilien (1312—1350) und Jayme II. von Aragon (1291—1327) sowie die gleichzeitigen gewaltigen Kämpfe mit den Mauren, die ihren Glanzpunkt im Siege am Salado erreichen; endlich die Regierung Pedro's I. von Castilien 1350—1369 (neben ihm die Pedro's IV. von Aragon 1336—1387), die vor Allem grundlegender Forschung bedurfte und deren Darstellung mehr als die Hälfte des Werkes in Anspruch nimmt. Durchweg bewährt sich der Verfasser als der besonnene, kritische Forscher, als der er längst bekannt ist; seine Arbeit wird voraussichtlich für lange das Hauptwerk auf diesem Gebiete bleiben. Die mühevollen kritischen Vorarbeiten, in welche die Anmerkungen und die beiden Beilagen nur beiläufige Einblicke gestatten, beabsichtigt Schirrmacher nach Abschluß des auf noch 2 Bände berechneten Werkes in einer besonderen Monographie über die spanischen Königschroniken vom 13. bis zum 16. Jahrhundert niederzulegen.

L.— **Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers nom Kriegsschauplatz 1870 von Theodor Gümbel**, Pfarrer in Ebertsheim i. Pfalz. Nebst zwei Beigaben von anderen Verfassern: **Fahrten eines Nichtcombattanten auf dem Kriegsschauplatz in den Augusttagen 1870.** Herausgegeben von J. Zeitz. — **Aus den Tagen der Schlacht von Wörth am 6. August 1870.** Ungedruckte Skizzen vom Verfasser der „Fröschweiler Chronik". München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1890. — Dieses Buch gliedert sich der langen Reihe von gedruckten „Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1870/71" an, welche im Verlage von C. H. Beck zu München erschienen sind. Der jetzige Hr. Pfarrer Gümbel hat als freiwilliger Krankenpfleger im Jahre 1870 große Dinge miterlebt und viel Blut und Elend gesehen. Er erzählt dies Alles so anschaulich und lebendig und vermeidet dabei so sorgfältig jedwede Uebertreibung oder auch nur Ausschmückung der Thatsachen, daß wir das Büchelchen mit großer Befriedigung bis zur letzten Zeile gelesen haben. Nur zwei Kleinigkeiten in demselben wollten uns nicht gefallen. Die eine derselben ist die auf den Seiten 33 und 34 gegebene Schilderung des Auftretens bayerischer Marodeure in Langensulzbach, und die andere betrifft den pflicht- vnd ehrvergessenen bayerischen Jäger, von welchem auf den Seiten 52 und 53 berichtet wird. Beide Vorkommnisse konnten, nach unserem Dafürhalten, verschwiegen werden, ohne daß dadurch das Buch auch nur im mindesten an Interesse verloren hätte. Die beiden oben genannten „Beigaben" fallen neben den Gümbel'schen Erinnerungen beträchtlich ab. Ganz besonders gilt dies von den Skizzen des Fröschweiler Pfarrers, welche in ihrer Uebertreibung und Effect-Hascherei geradezu unangenehm auf den deutschen Leser wirken.

j.— **Arnold Böcklin** in seiner historischen und künstlerischen Entwickelung. Ein Vortrag von Dr. **Berthold Haendcke**, Privatdocent der Kunstgeschichte an der Universität Bern. Hamburg, Verlag von Haendcke und Lehmkuhl 1890. 8°. broch. 0,80 ℳ. — Ein wohlgemeinter Versuch, Arnold Böcklin's künstlerische Wirksamkeit, die Eigenartigkeit seiner Erfindungen und ungebundene, beinahe zügellose Phantasie, welche das Verständniß des Meisters oft nicht leicht machen, einer gerechten Würdigung und Erklärung zu unterziehen. Eine derartige Charakteristik ist im Interesse des Künstlers, dessen Schöpfungen wie die keines anderen eines Commentars bedürfen, mit Dank zu begrüßen. Ist den sachlichen Auseinandersetzungen des Verfassers im Allgemeinen nichts entgegenzuhalten, so berührt doch die äußere Form seiner Darstellung Seite für Seite recht unangenehm. Die Schreibweise ist schwerfällig und bewegt sich in schwülstigen, zum Theil recht unklaren Redewendungen und kann sich in der Häufung von Epithetis, in „melodienreichem Tonfall" gar nicht genug thun. Es ist die reine Wortklingelei, wie man ihr hin und wieder bei flüchtigen kunstästhetischen Ergüssen der Tagespresse und in Arbeiten, die in der höheren Töchterschule ihren Ursprung haben, begegnen kann. Der Verf. kann sich nicht entschließen, mit einfachen Worten zu sagen: Böcklin malte in Leimfarben die Einwirkung des Feuers auf die Cultur, nein, er sagt: In Leimfarben war die Einwirkung des Feuers auf die Civilisation versinnbildlicht; Böcklin malt nicht, sondern sein Pinsel läßt Bilder erstehen; er hat in der Landschaft „die subjective Auffassung dieses Zweiges der Malerei zu einer objectiven fortgebildet, aber von dem Bilde aus, als im Bilde noch subjectiven, war der geistige Charakter subjectiv geblieben", die Wahl seiner Farben ist „unfraglich nicht selten eigensinnig", aber man muß ihnen „eine kraftvolle Weichheit" zuerkennen u. a. m. Derartige unklare Wendungen und Redensarten machen die Lectüre des Schriftchens höchst unerquicklich.

— **Das Thierleben der Alpenwelt.** Von Dr. **Friedrich n. Tschudi.** Elfte Auflage, herausgeg. von Prof. Dr. **C. Keller.** Leipzig, J. J. Weber 1890. — In Tschudi's Thierleben der Alpenwelt besitzen wir schon seit Langem eine im besten Sinne des Wortes populäre Einführung in die Zoologie der hochgelegenen Regionen der schweizerischen Berge. Das Buch, welches soeben in elfter Auflage erschienen ist, stellt eine Zierde der deutschen Literatur dar, und Prof. Keller in Zürich war ganz der Mann dazu, das schöne Werk einer zeitgemäßen Revision zu unterziehen. Dabei waren einige (jetzt veraltete) theoretische Ansichten (Föhntheorie z. B.) auszumerzen, und besonders ist die unzutreffende Charakterzeichnung des Gemsjägers Colani durch die richtige ersetzt worden, wie es die historische Gerechtigkeit verlangt. Dagegen sind die meisterhaften Schilderungen von Naturscenen aus den Alpen und die vollendeten Beschreibungen der hervorragendsten Thiergestalten unverändert geblieben. Der norliegende höchst stattliche Band enthält nunmehr 582 Druckseiten und zahlreiche gute Illustrationen von E. Rittmeyer und W. Georgy. Der Inhalt gliedert sich in eine Reihe von Capiteln. Nach einer allgemeinen Charakteristik der Bergregion wird das Pflanzenleben derselben geschildert. Hieran schließt sich eine Skizze der niederen Thierwelt. Besonders verweilt aber der Verfasser bei den Vögeln und den Säugethieren der Alpen. Ein besonderer Anhang zu diesem „ersten Kreise" des Buches enthält Biographien und Thierzeichnungen, wie z. B. solche der Honigbiene, der Bachforelle, der Auerhühner, des Uhus, des Dachses ꝛc. Dann folgt der „zweite Kreis" mit einer detaillirten Beschreibung der Alpenregion und ihrer thierischen Bewohner. Auch hier sind Biographien beigegeben, welche sich auf die Stein- und Birkhühner, die Gemsen, Luchse, Füchse ꝛc. beziehen. Zum Schluß behandelt Dr. v. Tschudi die **Schneeregion** (2300—4500 m ü. M.) mit ihren Gletschern, eigenartigen Gewächsen und Thieren, unter denen die Schneefinken, Schneekrähen, Schneemäuse und Steinböcke die interessantesten sind. In einem zweiten Theile werden (S. 533—574) auch noch die zahmen Thiere der Alpen (Rinder, Ziegen, Schafe, Pferde und Hunde) in ihrer Lebensweise und in ihrer körperlichen Beschaffenheit anschaulichst dem Leser vor Augen geführt. Alles in Allem genommen ist das vorliegende Werk eine reiche Fundgrube von Belehrung für jeden Alpenfreund. Wer die Berge nicht blos belaufen und besteigen, sondern auch in ihrem Naturverhältnisse zum Flachlande **begreifen** lernen will, dem wird Tschudi's „Thierleben der Alpenwelt" als sicherer und autoritativer Führer dienen können. Dr. O. Z.

L.— **Der Kompagnie-Dienst.** Ein Handbuch für den Kompagniechef im inneren und äußeren Dienst. Bearbeitet von **Schwarz**, Major und Commandeur des Cadettenhauses zu Bensberg. Zugleich als fünfte Auflage von: Müller, der Compagnie-Dienst. Berlin, 1890. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Wir kennen dieses, jetzt in fünfter Auflage erschienene Buch schon seit einer langen Reihe von Jahren und haben oftmals Veranlassung gehabt, den hohen Werth der in demselben enthaltenen Rathschläge dankbar anzuerkennen. Die neue Felddienst-Ordnung, das neue Exercir-Reglement und die neueste Schieß-Vorschrift machten eine theilweise Umarbeitung des Buches nothwendig. Hr. Major Schwarz hat diese ganz in dem Geiste des Verfassers der früheren Auflagen des „Kompagnie-Dienstes" durchgeführt, und wir können das mit den Allerhöchst erlassenen Vorschriften nunmehr wieder in vollem Einklange stehende Werkchen allen jüngeren Herren Compagniechefs vnd deren Stellvertretern angelegentlichst empfehlen.

γ. **Kraft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, Militärische Briefe. II. Ueber Infanterie.** 3. Auflage. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. — Die Schriften des Prinzen zu Hohenlohe haben bekanntlich bahnbrechend gewirkt. Seit dem ersten Erscheinen der Briefe über die Infanterie sind zahlreiche neue Factoren für den Kampf der Infanterie bestimmend geworden. Neue Reglements sind erschienen, ihnen Rechnung zu tragen, soweit das möglich erscheint. Noch aber ist das Urtheil über die Bedeutung des rauchschwachen Pulvers für unsere Taktik zu keinem Abschluß gelangt. Die neue — dritte — Auflage der militärischen Briefe nimmt zu dieser Frage Stellung. Sie bietet zunächst einen vollen Ueberblick über den Stand der wissenschaftlichen Erörterung des Themas und baut dann auf den bisherigen Erfahrungen die eignen Schlußfolgerungen auf. Es bedarf an dieser Stelle nur des Hinweises, um die Fachkreise auf das Studium der Briefe von Neuem hinzulenken. Aber nicht allein die Berufssoldaten, auch die weiteren Schichten des Volkes in Waffen werden in dem Durchdenken der überaus anregend geschriebenen Briefe hohen Genuß finden.

J.R. **Säen und Ernten.** Roman in zwei Abtheilungen von **M. Quednow.** Erlangen und Leipzig, Andreas Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). — Eine gemüthvoll und warm geschriebene Geschichte aus der Zeit von Deutschlands Noth und Deutschlands Erhebung zu Anfang des Jahrhunderts, die Zeugniß ablegt von einer tüchtigen Persönlichkeit und einem schönen Erzählertalent. Sie eignet sich für Jung und Alt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 134. Sonnabend, den 8. November. 1890.

Napoleon Bonaparte.*)

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

IV.

Betrachten wir die Zeitgenossen Dante's und Michel Angelo's näher, so finden wir, daß sie sich von uns durch den Charakter noch mehr unterscheiden, als durch den Geist. Dreihundert Jahre Polizei, Gendarmerie, Gerichtswesens, gesellschaftlicher Mannszucht, friedlicher Sitten und erblicher Cultur haben in uns die große Gewalt der angeborenen Leidenschaften ertödtet, die in Italien zur Zeit der Renaissance noch ungeschwächt waren. Damals empfand man lebhaftere und tiefere Gemüthsbewegungen als heute, heftigere und zügellosere Begierden, ungestümere und zähere Willensregungen. Die innere Triebfeder des Individuums mochte welche immer sein — Stolz, Ehrgeiz, Eifersucht, Haß, Liebe, Habgier, Sinnlichkeit —, stets war ihre Anspannung eine kräftigere, ihre Abspannung eine gewaltigere als bei uns. In dem modernen großen Ueberlebenden des fünfzehnten Jahrhunderts zeigen sich jene alten Erscheinungen von Neuem. Die Thätigkeit seines Nervensystems gleicht der seiner italienischen Vorfahren; kein Gehirn, nicht einmal das der Malatesta und Borgia, war je so empfänglich und angeregt, so starker elektrischer Ladungen und Entladungen fähig, so unablässig von einem so brausenden Sturm durchtost, der so reich an grellen Blitzen und unwiderstehlichen Windstößen gewesen wäre. Bei ihm bleibt keine Idee theoretisch und unvermischt, keine ist ein bloßer Abklatsch des Wirklichen oder ein einfaches Bild des Möglichen, jede ist eine innere Erschütterung, die sich sofort in eine Handlung umzuwandeln trachtet; jede stürzt ihrem Ziele zu und würde dasselbe unverweilt erreichen, wenn sie nicht mit Gewalt zurückgedrängt wäre. „Der Kaiser," heißt es bei de Pradt, „wünscht, indem er einen Gedanken faßt, dieser wird schon im Entstehen zur Leidenschaft." Manchmal erfolgt der Ausbruch so plötzlich, daß die Zurückhaltung zu spät kommt.[1]) Eines Tages hat er in Aegypten mehrere französische Damen zum Speisen bei sich und neben ihm sitzt eine hübsche Frau, deren Gatten er soeben nach Frankreich zurückgeschickt hat; plötzlich übergießt er sie, wie unversehens, mit einer Flasche Wassers; unter dem Vorwande, ihr durchnäßtes Kleid in Ordnung bringen zu lassen, führt er sie auf sein Zimmer und bleibt übermäßig lange aus, während die Gäste, einander Blicke zuwerfend, auf die Fortsetzung des unterbrochenen Diners warten. Einmal sagt er — es war gegen die Zeit des Concordats — zum Senator Volney: „Frankreich will eine Religion." Freimüthig und trocken erwidert Volney: „Frankreich will die Bourbonen." Daraufhin versetzt Napoleon dem Gelehrten einen so starken Fußtritt in den Unterleib, daß er besinnungslos umfällt und auf mehrere Tage bettlägerig wird.

Kein Mensch ist je reizbarer gewesen und leichter in Harnisch gerathen. Uebrigens läßt er seinem Zorn oft absichtlich die Zügel schießen, denn ein Wuthanfall zur rechten Zeit und vor Zeugen flößt Schrecken ein, erzwingt Zugeständnisse, hält den Gehorsam aufrecht, und seine halb berechneten, halb unwillkürlichen Ausbrüche erleichtern ihn daher nicht nur, sondern sind ihm im öffentlichen wie im Privatleben auch von Nutzen: gegenüber den Seinigen und den Fremden, den Staatsgewalten, dem Papst, den Gesandten und den Cardinälen, bei Talleyrand und Beugnot, ja beim Erstbesten, wenn er das Bedürfniß fühlt, ein „Exempel zu statuiren" und „seine Kreise im Schach zu halten". Das Volk und die Armee glauben ihn unerschütterlich ruhig, aber außerhalb des Schlachtfeldes, auf dem er eine eiserne Maske zu tragen scheint, und der officiellen Gelegenheiten, bei denen er sich zur vorschriftsmäßigen „Würde" zwingt, vermischt sich bei ihm fast stets der Eindruck mit dem Ausdruck, das Innere fließt ins Aeußere über, seine Handbewegung entschlüpft ihm und geht als Schlag los. Zu Saint-Cloud von Josephine bei einem zärtlichen Zusammensein mit einer Dame überrascht, stürzt er sich auf die unwillkommene Unterbrecherin, „die gerade noch Zeit hat zu entfliehen"; um sie zum Schweigen zu veranlassen, zeigt er sich noch am Abend wüthend, „beleidigt sie in jeder Weise und zerschlägt die Möbel, die er unter die Hand bekommt". Kurz vor der Gründung des Kaiserthums macht sich Talleyrand den Scherz, Berthier einzureden, daß der erste Consul den Königstitel annehmen wolle. Berthier durcheilt mit freudiger Miene den überfüllten Salon und „macht jenem sein Compliment". Beim Worte „König" funkeln Bonaparte's Augen zornig, er legt die Faust auf das Kinn Berthier's, drückt diesen an die Wand und sagt: „Dummkopf! Wer hat Ihnen gerathen, mir die Galle aufzuregen? Uebernehmen Sie nicht wieder solche Aufträge!" Das ist seine erste, instinctive Bewegung: auf die Leute losstürzen und sie beim Kragen packen! Auf jeder von ihm dictirten Seite liest man zwischen den Zeilen ein derartiges Aufbrausen und Angreifen, den Gesichtsausdruck und den Tonfall des auffahrenden, schlagenden und niederhauenden Menschen. Wenn er in seinem Cabinet dictirt, „geht er mit großen Schritten auf und ab"; ist er zornig, so

---

*) Vorheriger Abdruck aus dem 5. (Schluß-) Bande seines berühmten Werkes „Entstehung des modernen Frankreich"; derselbe erscheint um Neujahr 1891 in der Katscher'schen Bearbeitung im Verlage Abel & Müller, Leipzig, u. d. T. „Das nachrevolutionäre Frankreich".

[1]) Er wollte den Sohn seines Bruders Ludwig an Sohnes Statt annehmen und zum König von Italien machen. Ludwig lehnte dies mit der Begründung ab, daß „diese auffallende Gunstbezeugung den früheren Gerüchten über die Vaterschaft des Kindes neue Nahrung geben würde". Das erbitterte den Kaiser so sehr, daß er „den kleinen Prinzen um den Leib faßte und mit größter Gewalt zur Thüre hinauswarf". (Miot de Melito, „Memoiren".) — Napoleon erzählt, daß er bei der letzten Berathung von Campo-Formio, um dem Widerstande des österreichischen Bevollmächtigten ein Ende zu machen, sich plötzlich erhoben, vom Kipptisch ein Porzellanservice genommen, es auf dem Fußboden zerschellt und dabei ausgerufen habe: „So werde ich vor Ablauf eines Monats Ihre Monarchie in Stücke gebrochen haben." („Mémorial de Sainte-Hélène", Eintragung vom 10. Oct. 1816). Diese Scene wird übrigens von Bourrienne bestritten.

mischt er unter seine Sprache kräftige Verwünschungen und selbst Flüche, die der Schreiber aber unterdrückt; wer z. B. die Entwürfe seiner Briefe über die kirchlichen Angelegenheiten — namentlich die an den Cardinal Consalvi und den Präfecten von Montenotte gerichteten — im Original liest, wird staunen über die Menge der darin vorkommenden rohen Schimpfworte.[2])

Seine Ungeduld ist eine hochgradige. „Beim Ankleiden," schreibt Madame de Rémusat, „wirft er die Kleidungsstücke, die er nicht mag, zur Erde oder ins Feuer. An den großen Galatagen müssen die Kammerdiener sich unter einander verständigen, um den richtigen Augenblick abzupassen, in welchem sie ihm etwas anlegen können. . . . Was ihm das geringste Unbehagen verursacht, zerreißt oder zerbricht er und zuweilen empfängt der arme Kammerdiener, dem er die Schuld beimißt, schmerzliche Beweise des kaiserlichen Zornes." Versucht er einmal zu schreiben, so „ist seine Schrift eine Anhäufung von unzusammenhängenden, unleserlichen Schriftzeichen; die Hälfte der Buchstaben fehlt". Er kann sein eigenes Geschreibsel nicht entziffern. Schließlich verliert er die Fähigkeit, eigenhändige Briefe zu schreiben, fast gänzlich, und selbst seine Unterschrift wird unleserlich. Er dictirt Alles, aber so schnell, daß seine Secretäre ihm kaum nachkommen können. Im Anfange schwitzen sie gar sehr vor Anstrengung und sind dennoch nicht im Stande, auch nur die Hälfte des Dictates niederzuschreiben. Bourrienne, Meneval und Maret sind daher genöthigt, sich eine Art Kurzschrift zu erfinnen, denn Napoleon wiederholt niemals einen Satz. Glücklicherweise gewährt zuweilen ein Hagel von derben Ausrufungen und Flüchen der beflügelten Feder eine kleine Pause, die zum Einholen der Rückstände dient. Bei diesem seltenen Manne überstürzen sich eben die Gedanken. Seine Seele und sein Geist überfluthen und der Staats- und Geschäftsmann in ihm weicht deshalb oft dem schwungvollen Improvisator und dem lebhaften Polemiker. Dann sprudelt und ergießt sich sein Wortstrom in großen Wogen, manchmal ohne Wahl, Zweck und Würde. „Das Sprechen," bemerkte de Pradt, der ein guter Beobachter war, „ist sein dringendstes Bedürfniß; daß er ganz allein sprechen kann und nicht unterbrochen werden darf, schätzt er sicherlich als das beste aller Vorrechte seines hohen Ranges." Selbst im Staatsrath läßt er sich gehen, vergißt den vorliegenden Gegenstand, schweift nach rechts und links ab, unterbricht sein Thema oft stundenlang, redet beharrlich darauf los, wiederholt sich, ist entschlossen zu überzeugen oder zu siegen, und fragt schließlich, ob er nicht Recht habe; „jedesmal geben ihm dann alle Anwesenden Recht". Er kennt den geringen Werth einer solchen Zustimmung und sagt, auf seinen Stuhl deutend: „Gestehen Sie, daß es auf diesem Sitze leicht ist, Geist zu haben." Aber mittlerweile hat er sich an seinem eigenen Geist erfreut, sich seiner Leidenschaft hingegeben und diese reißt ihn mehr mit sich fort, als er sie zügelt.

Er erklärt selber, „sehr reizbare Nerven zu haben. Wenn mein Puls nicht mit steter Langsamkeit schlüge, würde ich Gefahr laufen, wahnsinnig zu werden".[3]) Oft ist die Anspannung der aufgehäuften Eindrücke eine zu große und artet in körperliche Zuckungen aus. Seltsam berührt es bei einem Krieger und Staatsmanne seines Schlages, „daß er, wenn er gerührt ist, zuweilen einige Thränen vergießt". Er, der Tausende sterben gesehen und Millionen ums Leben gebracht, schluchzt nach Wagram und Bautzen am Todtenbette eines Kameraden: „Nachdem er den Marschall Lannes verlassen," sagt sein Kammerdiener, „weinte er beim Frühstück; große Thränen rollten ihm über die Wangen und fielen in seinen Teller." Aber nicht nur eine physische Empfindung, nicht nur der unmittelbare Anblick eines zerschmetterten, blutenden Körpers kann ihn so sehr rühren, — zuweilen genügt hiezu ein Wort, ein bloßer Gedanke. Der für sein an Oesterreich verkauftes Vaterland eintretende Dandolo erpreßt ihm Thränen. Bei der Erwähnung der Uebergabe von Baylen im Staatsrath zittert seine Stimme und „er giebt sich seinem Schmerz so sehr hin, daß er sogar zu weinen beginnt". Beim Abschiednehmen von Josephine vor dem Abgang zur Armee im Jahre 1806 artet seine Gemüthsbewegung in einen nervösen Anfall aus, der zu einer Erbrechung führt; „man mußte ihn niedersetzen lassen und ihm Orangenblüthenwasser geben; er vergoß Thränen und dieser Zustand dauerte eine Viertelstunde". Derselbe Zustand tritt 1808 ein, als er sich zur Scheidung entschließt; eine ganze Nacht hindurch ist er aufgeregt und wehklagt wie ein Weib. Er ist schwächer als Josephine, die er voll Rührung umarmt. „Meine arme Josephine!" ruft er aus. „Ich werde dich nie verlassen können!" Er schließt sie von Neuem in die Arme, will, daß sie bei ihm bleibe, und giebt sich ganz dem Augenblick hin. Er weint und „badet das Bett buchstäblich in seinen Thränen", wie Josephine selbst bemerkt.

Offenbar läuft, so mächtig die Regelungsvorrichtung auch sei, das Gleichgewicht eines derartigen Organismus Gefahr, erheblich gestört zu werden. Er weiß dies und mißtraut der Empfindlichkeit seiner Nerven, wie man vor einem scheu gewordenen Pferde Angst hat. Darum weist er in kritischen Augenblicken traurige Nachrichten, die ihn aufregen könnten, manchmal zurück. An der Beresina sagt er zu dem Unglücksboten, der durchaus berichten will: „Warum wollen Sie mir die Ruhe rauben?" Aber trotz aller Vorsicht stößt es ihm zweimal — in neuartigen, ganz besonders gefahrvollen Lagen — zu, daß ihn die Dinge unvorbereitet treffen; der Klarblickende, der im Kugelregen unerschütterlich bleibt, der kühnste aller Soldaten und politischen Abenteurer, vergiebt seiner Ehre zweimal etwas: einmal am 18. Brumaire im gesetzgebenden Körper; bei dem Geschrei: „Außerhalb des Gesetzes!" „erbleichte und zitterte er; er schien den Kopf vollständig verloren zu haben; . . . man mußte ihn aus dem Saal schleppen; man glaubte einen Augenblick sogar, er werde unwohl werden." (So erzählt sein Bruder Lucian.) Und nach der Abdankung von Fontainebleau scheint er angesichts der Flüche und Wuthausbrüche, mit denen er in der Provence empfangen wird, tagelang völlig vernichtet zu sein; er vergißt seine Würde, hegt Furcht und macht kein Hehl daraus. Er entleiht von einem österreichischen Oberst die Uniform, vom preußischen Commissär den Helm und vom russischen Commissär den Mantel, hält sich aber trotz alledem nicht für genügend verkleidet. Im Wirthshause zu La Calode „bebt und erbleicht er beim geringsten Geräusch". Die Commissäre „finden ihn fortwährend in Thränen"; er ermüdet sie mit seiner Unruhe und Unschlüssigkeit, erklärt, daß die französische Regierung ihm nach dem Leben trachte, weist aus Furcht vor Vergiftung das Essen zurück und will durchs Fenster entfliehen. Er schüttet sein Herz aus, schwatzt

---

[2]) Uebrigens pflegt er auch im Gespräch nicht mit solchen Derbheiten zu sparen. Auf einer Reise durch die Normandie läßt er den Bischof von Séez rufen und sagt ihm: „Statt die Parteien zu verschmelzen, unterscheiden Sie zwischen Anhängern und Gegnern der Verfassung. Elender! . . Sie sind ein schlechtes Subject! Nehmen Sie unverzüglich Ihre Entlassung!" Die Generalvicare schreit er an: „Wer von Euch lenkt den Bischof, der übrigens ein Rindvieh ist?" Man nennt ihm Legallois, der in letzterer Zeit verreist gewesen. „Wo waren Sie, Hundsfott?" fragt er ihn. — „Bei meiner Familie!" — „Wie können Sie, da doch Ihr Bischof ein solches verdammtes Vieh ist, so oft abwesend sein?!" (Vergl. de Haussonville: „Die römische Kirche und das erste Kaiserthum".)

[3]) „Corvisart sagte mir, daß seine [Napoleon's] Blutadern weniger Pulsschläge haben als den üblichen Durchschnitt; er hat nie eine Bestürzung empfunden." (Madame de Rémusat, „Memoiren".) — Nach seinen Aerzten Yvan und Meſtivier war sein Nervensystem ein durchaus vollkommenes und leistungsfähiges, aber andere Organe fühlten den Rückschlag und waren sehr empfindlich. „Zur Erhaltung seiner Gesundheit war es nöthig, daß seine Haut ihren Verrichtungen stets in der richtigen Weise obliege; sobald sein Hautgewebe durch eine innere oder äußere Ursache in Unordnung gerieth, stellte sich Reizbarkeit, Husten, Harnverhaltung ein." Daher rührte sein Bedürfniß für häufige, lange und sehr heiße Bäder. „Der Krampf war gewöhnlich zwischen dem Magen und der Blase getheilt. So oft Magenkrampf eintrat, zeigte sich ein nervöser Husten, der seine Körper- und Geistesstärke erschöpfte." Dies geschah z. B. seit dem Tage vor der Schlacht an der Moskwa bis zum Tage nach dem Einzuge in Moskau. „Andauernder, trockener Husten, schwierige, unterbrochene Athmung, fieberhafter, beklommener, unregelmäßiger Puls, schleimiger, satziger, tropfenweise und schmerzhaft abgehender Urin, die Unterschenkel und Füße stark mit Wassergeschwülsten behaftet." Schon 1806 sagte er in Warschau — nach einem heftigen Magenkrampf — zum Grafen v. Lobau, „er trage den Keim eines frühen Todes in sich und werde an demselben Leiden sterben wie sein Vater". (De Ségur, „Geschichte und Denkwürdigkeiten".) — Nach dem Dresdener Siege wird er infolge des Genusses eines Knoblauchragouts von so heftigen Leibschneiden befallen, daß er sich für vergiftet hält; er weicht zurück, führt hierdurch den Verlust des Vandamme'schen Corps herbei und dies verursacht das Unglück von 1813. (Mittheilung des Augenzeugen Daru). — Diese Empfindlichkeit der Nerven und des Magens ist bei ihm erblich und hat sich schon in seiner Jugend gezeigt. Er starb bekanntlich, gleich seinem Vater, an einer Magendrüsenverhärtung, dem gleichen oder einem ähnlichen Leiden fielen auch sein Großvater Joseph, sein Oheim Fesch, sein Bruder Lucian und seine Schwester Karoline zum Opfer.

unaufhörlich und ohne jede schickliche Zurückhaltung über seine Vergangenheit und seinen Charakter. Er spricht in trivialer, cynischer Weise und wie geistesverwirrt. Seine in Unordnung gerathenen Gedanken drängen einander in Scharen, etwa wie eine zügellose Volksmenge; erst am Ende der Reise, in Fréjus, wo er sich in Sicherheit und gegen Gewaltthätigkeiten geschützt weiß, wird er wieder Herr seiner Sinne. Dann freilich gewinnt sein Verstand die gewohnte Energie in vollem Umfange zurück.

Bücherbesprechungen.

—g. **Illustrirte Hausbibel**, nach der deutschen Uebersetzung von Martin Luther. Mit über tausend Abbildungen und Karten, Erläuterungen und einer Familien-Chronik. 2. unveränderte Auflage. Verlag von Friedr. Pfeilstücker. Berlin. — Von dieser in 6 Abtheilungen erscheinenden neuen Auflage liegt uns die 3. Abtheilung vor (3 ℳ). Indem wir uns beziehen auf das, was wir wiederholt über die sehr werthvolle Eigenartigkeit dieser Bibelausgabe rühmend hervorgehoben haben, begnügen wir uns, aus der großen Fülle der die 3. Abtheilung schmückenden Bildern folgende wegen ihres wissenschaftlichen Werthes hervorzuheben: altsemitische Götzenbilder, Am Kidron, altassyrische Reliefs, sehr interessante Beiträge zur Topographie von Jerusalem, Abbildungen von Thieren und Pflanzen, Münzen, Sittenbilder, ein in den Felsen gehauenes Edict des buddhistischen Königs Açoka (Mitte des 3. Jahrh. v. Chr.), altägyptische Darstellungen, die Zedern des Libanon, der Berg Tabor ꝛc. Wir wünschen dem verdienstlichen Unternehmen die gebührende Verbreitung.

—g. Von der durch **Rudolf Pfleiderer** in Ulm herausgegebenen „**Bibel mit Bildern der Meister christlicher Kunst**“ (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut) liegen uns vor Heft 26—30 (à 50 Pf.). Dieselben sind reich an ausgezeichnet ausgeführten künstlerischen Beigaben. Wir nennen an Vollbildern: Austheilung des heiligen Landes zu Silo, von Gerhard Hoet (Amsterdamer Bibel von 1706); Hiob, von den drei Freunden betrauert, von Eberhard Wächter; Jephtas Tochter bittet ihren Vater um Frist, Zeichnung von P. de Jode; Daniel in der Löwengrube, von Alfred Rethel; Dornenkrönung und Verspottung Christi, von Bernardo Luini. Außerdem sind hervorzuheben Textbilder nach Rafael, vortreffliche alte Initialen, einzelne gelungene Bilder aus alten Bibeln. Die Bibelkenntniß und der Geschmack des Herausgebers, die vollendet künstlerische Ausstattung des Ganzen durch die Verlagshandlung verdienen unsere rückhaltlose Anerkennung.

J. R. **Weihnachtsspiel zur Aufführung in Schulen und christlichen Vereinen von Eduard Müller**, Diakonus in Zwickau i. S. 2. Auflage. Zwickau, Druck von R. Zückler. — Vorliegendes Weihnachtsspiel, welches die heilige Geschichte von des Christkinds Geburt darstellt, ist schon seit zehn Jahren von Vereinen theils mit vertheilten Rollen vorgelesen, theils aufgeführt worden; jetzt liegt es im Druck vor und zwar ist bereits die zweite Auflage nöthig geworden. Wir sehen zuerst den Zug der Wandernden, unter ihnen Josef und Maria, wie sie nach Bethlehem pilgern, um sich dort schätzen zu lassen, dann die Hirten, wie sie, in Erwartung des Kommenden, durch Schriftstellen sich gegenseitig belehrend und stärkend, den Stern aufgehen sehen, die frohe Botschaft des Engels hören und nach der Krippe eilen: dann folgt die heilige Nacht, die Anbetung der Hirten; diese ziehen darnach frohlockend heim, verkündigen das große Ereigniß der Geburt des Erlösers überall und preisen Gott. All dies wird in Dialogen dargestellt, die durch Gesänge, die alten bekannten Weihnachtslieder, die auch von den Zuschauern mitgesungen werden können, und durch die betreffenden schönen Schriftstellen von dem Weihnachtsevangelium begleitet und unterbrochen werden: letztere trägt der Schriftverleser vor, der also das Amt eines Herolds inne hat und auch als solcher mit einem Prolog in das Spiel einführt. Den Mittel- und Schwerpunkt bildet natürlich die Anbetung des Christkindes, die mit Einzelgesang und Chor einen großen Raum im Stück einnimmt. Die Darstellung ist ansprechend und angenehm: ihr schlichter, überzeugungsvoller Ton versetzt uns so recht in die anheimelnde Weihnachtsstimmung.

„Die Erde ruht in langer Nacht,
Bedeckt vom weißen Todtenkleide.
Es herrscht des Winters starre Macht
Der Kreatur zu schwerem Leide. . .
Doch mitten unter Nacht und Eis
Was ist das für ein Jubiliren?
Im Zimmer prangt ein grünes Reis,
Das frohe Menschen schön verzieren. . .
Was ist der Urgrund solcher Lust?
Wer schuf dies Fest in Winters Mitten? . . .
Es ist der liebe heil'ge Christ,
Es ist das Kind in Stall und Krippe,
Das einst vom Himmel kommen ist,
Verkündet durch des Engels Lippe.“

Gegen die erste Auflage sollen verschiedene Härten der Diction beseitigt worden sein: es ließen sich auch wohl aus dieser zweiten noch einige Unebenheiten, namentlich im Reim, beseitigen. Die Aufführung ist nur nach Verständigung mit dem Verfasser gestattet, von dem auch die Exemplare des Spiels direct zu beziehen sind; der Erwerb von zehn Exemplaren berechtigt dann zur Darstellung. Der Preis dieser zehn Exemplare stellt sich auf 5,50 ℳ. Ein Exemplar Noten der dazu gehörigen Gesänge, die ein durch mehrfache Compositionen bekannter Geistlicher in Musik gesetzt hat, kostet 1 ℳ. Denjenigen, welche die Absicht haben, das Weihnachtsfest auch durch Vorführung eines Weihnachtsspiels zu feiern, empfehlen wir dieses Müller'sche zur Berücksichtigung.

j.— Die „**Meisterwerke der Holzschneidekunst aus dem Gebiete der Architektur, Skulptur und Malerei**“ (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, eleg. gebunden mit Goldschnitt 18 Mark) sind in jedem Jahre in unserer Zeitung besprochen worden und wir haben oft Gelegenheit gehabt, auf den reichen Schatz künstlerisch ausgeführter Holzschnittbilder, welche die bekannte Verlagshandlung alljährlich in einem stattlichen Foliobande vereinigt, hinzuweisen. Die Bände der letzten Jahre haben gegenüber denen der früheren ein in künstlerischer Hinsicht ganz eigenartiges Gepräge angenommen, welches das Unternehmen entschieden über das, was es in seinem Titel verspricht, erhebt. Die Mehrzahl der Abbildungen sind der „Illustrirten Zeitung“ entnommen, dem illustrirten Organ, das am vornehmsten und monumentalsten den Holzschnitt zu pflegen sich zur Aufgabe macht. Das muß man, wenn man auch zugiebt, daß die Pflege der Holzschneidekunst jede Verlagsbuchhandlung heutigen Tages selbst am meisten ehrt, dankbar anerkennen gegenüber den zahlreichen Versuchen, die gemacht werden, um den Holzschnitt, dessen hoher Blüthe wir uns kaum zu erfreuen gehabt haben, durch mechanische Vervielfältigungen, deren Werth für gewisse Zwecke Niemand ja verkennen wird, zu verdrängen. Die „Illustrirte Zeitung“ und die „Meisterwerke“ liefern mit jedem Jahre wichtige Beiträge zur Geschichte der graphischen Künste in der neuesten Zeit; sie liefern diese Beiträge aber auch zur Geschichte der modernen Kunstströmung und modernen Kunstentwicklung, insofern sie die wichtigsten Erscheinungen, welche jährlich der Kunstmarkt, namentlich auf den größeren Ausstellungen darbietet, uns vor Augen führen, Erscheinungen, die nicht in verwaschenen Autotypien, sondern in einer den Originalwerken entsprechenden, d. h. künstlerischen Vervielfältigungsart jeder Kunstfreund anzuerkennen weiß. Aus dem neuen, zwölften Bande heben wir nur folgende Bilder hervor: Schlimarski's „Shakespeare am Hofe der Königin Elisabeth“, Lenbach's „Kaiser Wilhelm“ und „Fürst Bismarck“ im Leipziger Museum, Begas' „Kaiserbrunnen“, Siemiradzki's „Nach dem Beispiel der Götter“, Lutteroth's „Monte Cristallo“, Ude's „Komm Herr Jesu, sei unser Gast“, Grützner's „Rasirtag im Kloster“, Kaffsack's „Im Strandkorbe“, Kaulbach's „Heilige Cäcilie“, Knaus' „Caritas“, Böcklin's „Pieta“; auch von classischen Meistern, wie von Andrea del Sarto's „Madonna“ im Berliner Museum und Carlo Dolce's „Madonna“, bringt der vorliegende Band mustergiltige Holzschnitte. Die würdige und gediegene Ausstattung braucht bei einem Werke der Verlagshandlung von J. J. Weber nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden. — Gleichzeitig mit dem zwölften Bande der „Meisterwerke“ sind in vierter Auflage die „**Meisterwerke der christlichen Kunst**“, erste Sammlung, erschienen, einundzwanzig Holzschnitttafeln, eine schöne Weihnachtsgabe für das christliche Haus (Preis in Umschlag 2 Mark, in Leinwandmappe 5 Mark).

W—k. **Italienische Konversations-Grammatik** zum Schul- und Privatgebrauch von **Carl Marquard Sauer**. Durchgesehen von **G. Cattaneo**. Neunte, verbesserte Auflage. Heidelberg, Julius Groos' Verlag, 1891. — Wir haben auf dieses Lehrbuch bereits in diesen Blättern empfehlend hingewiesen, es gehört zu der großen Reihe der Sprachlehren der Methode Gaspey-Otto, die alle einander gleichen wie ein Ei dem andern. Die

Behandlung des Stoffes ist allerdings ähnlich wie bei Ahn, Plötz u. A., aber Gaspey verstand es, den Lernenden von der ersten Lection an sofort zum unmittelbaren Gebrauch der Sprache anzuleiten, und da man beim Erlernen der modernen Sprachen hauptsächlich den praktischen Zweck in den Vordergrund stellte, so erklärt sich dadurch die schnelle Verbreitung dieser Methode. Die neue Auflage der vorliegenden italienischen Konversations-Grammatik zeugt von sorgfältiger Arbeit.

Ltz. Neue Lieferungsausgabe von Stieler's Handatlas (Großer Stieler). 95 Karten in Kupferdruck und Handcolorit, herausgegeben von Prof. Dr. Herm. Berghaus, Carl Vogel und H. Habenicht. Gotha, Perthes, 1889. — Dieses hervorragende Kartenwerk, dessen Erscheinen im vorigen Jahre begann, ist jetzt bis zur 25. Lieferung gefördert, so daß sein vollständiges Erscheinen bis zum Frühjahre nächsten Jahres mit Bestimmtheit zu erwarten steht. Bei dem fortwährend auf dem Gebiete der Politik, Geographie und des Verkehres auftauchenden Tagesfragen muß der Besitz des groß angelegten Kartenwerkes, das sich bekannterweise durch seine Zuverlässigkeit, seine mustergiltige Ausführung in Bezug auf Zeichnung, Stich, Druck und Farbendarstellung auszeichnet, für jeden Gebildeten von größtem Vortheil sein. Nach dem Erscheinen der letzten Lieferung wird als eine willkommene Neuerung in der Geschichte des Werkes ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller im Atlas vorkommenden Namen mit entsprechenden Hinweisen auf die Karten herausgegeben werden. Es wird dann ein Kartenwerk vorliegen, dem an Reichhaltigkeit des Inhalts und Vortrefflichkeit der Ausstattung und nn leichter Benutzbarkeit sich so leicht kein anderes wird an die Seite stellen können.

Pf. Im Selbstverlag des Verfassers (Norbert Host, München, Nymphenburgstraße 35) erschienen ein Ludwigslied, eine Hymne zu Kaiser Wilhelm's 90. Geburtstage, ein recht flottes „Turnermarschlied", „Deutschlands Dank an Bismarck", „Wir sind bereit", Münchener Schützenmarsch und eine Sammlung von Originalgesängen im Volkston. Diese Stücke sind theils gedruckt, theils in gut lesbarer Autographie erschienen.

γ. Das Buch vom deutschen Heere, dem deutschen Volke gewidmet von H. Vogt, Oberstlieutenat. 2. Abtheilung, fortgeführt von H. v. Zobeltitz, Hauptmann. Mit ca. 150 Illustrationen von R. Knötel. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Das letzte größere Werk des leider so früh verstorbenen Verfassers, das Seitenstück zu dem berühmten Werke v. d. Goltz's „Das Volk in Waffen", ist in überaus glücklicher Weise durch den Hrn. Bearbeiter der zweiten Auflage fortgeführt. Die Schilderungen über das Heim des Soldaten, den Einjährig-Freiwilligen und den Burschen gehören zu dem Besten, was die neuere Militärliteratur aufweist. Die noch fehlenden 3 Abtheilungen des Werkes sollen noch vor Weihnachten erscheinen.

L.— Handbuch der Waffenkunde. Das Waffenwesen in seiner historischen Entwickelung vom Beginne des Mittelalters bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von Wendelin Boeheim, Custos der Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses. Mit 662 Abbildungen nach Zeichnungen von Anton Kaiser und vielen Waffenschmiedemarken. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1890. — In diesem für den Alterthumsforscher wie für den Militär gleich bedeutsamen Buche hat der, seit Langem schon, rühmlichst bekannte Hr. Verfasser eine solche Fülle gründlichster Sachkenntniß, und diese in so überaus ansprechender Form niedergelegt, daß wir eine günstige Aufnahme des in der That wohlgelungenen und werthvollen Werkes in den vorhin genannten Interessentenkreisen gar nicht bezweifeln können.

L.— Kriegserinnerungen eines alten 37ers. Von Max Hollnack, Premierlieutenant d. R. des Füsilier-Regiments von Steinmetz. Zum Besten der Kaiser-Wilhelm-Stiftung. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung 1890. — Der Herr Verfasser nennt sein Büchelchen „Kriegserinnerungen", enthält sich aber vollständig jener bluttriefenden Berichte, welche von vielen anderen Mitkämpfern des großen Krieges dem Leser dargeboten wurden. Er schildert vielmehr, in der Hauptsache, nur die Eindrücke, welche Land und Leute von Frankreich auf ihn gemacht haben, und zwar unter dem schweren Drucke des Krieges von 1870/71, welchen er nur nebenher skizzirt. Diese Schilderungen aber sind hinreißend schön, rein und zart empfunden, und in mustergiltiger Sprache ausgedrückt. Insbesondere nimmt der kleine Roman, mit welchem die Kriegserinnerungen schließen, des Lesers ganzes Herz gefangen. Wir können nur wünschen, daß das liebenswürdige Büchelchen in den weitesten Kreisen die freundliche Aufnahme finden möge, die es in der That verdient.

** Durch die Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 5. August 1890 und die im Anschlusse an dieselbe erlassene sächsische Verordnung vom 5. September 1890, die polizeiliche Beaufsichtigung der Dampfkessel betreffend, ist eine Anzahl auf den Dampfkesselbetrieb bezüglicher Bestimmungen zum Theil nicht unwesentlich abgeändert worden. Es hat daher die Verlagshandlung von C. C. Meinhold & Söhne in Dresden in einer Handausgabe für Dampfkesselbesitzer und Heizer den Wortlaut dieser Verordnung bez. Bekanntmachung sowie die noch giltigen Verordnungen über den Verkehr von Straßenlocomotiven auf öffentlichen Wegen, über die Beaufsichtigung von Dampfkesseln durch Ueberwachungsvereine und einige andere in dieses Gebiet einschlagende Gesetze und Verordnungen zusammengestellt, auch die ganz zweckmäßige Ausgabe, welche dauerhaft gebunden 1 ℳ. kostet, mit einem Sachregister versehen.

J. R. Geistlicher Humor. Gesammelt und herausgegeben von E. O. Hopp. (Bibliothek des Humors. Dritter Band.) Berlin, Fr. Pfeilstücker. Geb. 2 ℳ. — Ueber den vorhergehenden Band der „Bibliothek des Humors", der Humoristisches aus der brandenburgisch-preußischen Kriegsgeschichte brachte, haben wir schon berichtet: dieser neue enthält „geistlichen Humor", der ja auch in reicher Fülle vorhanden ist. Die Gabe des Humors war einem Luther und anderen streitbaren Gottesmännern ebenso verliehen, wie die übrigen köstlichen Gaben, die sie besaßen: davon zeugt man kräftig Wort und Sprüchlein in diesem Bande. Und sie hatten den Humor ebenso nöthig, wie die Männer und Helden vom Schwert: er war ihnen in einem sturmbewegten, kampfreichen Leben ebenso ein Segenspender, der ihnen über manche mißgünstige Stunde hinweggeholfen hat. Denn wir betrachten den Humor als eine Reaction gegen die vielfachen Verstimmungen des Daseins, eine wirksame Waffe, sich gegen die Widerwärtigkeiten zu wehren; und wem sie gegeben ist, der ist wohl gefeit und wohl aufgehoben. Deshalb sagt man ja auch nicht mit Unrecht: Humor behalten, viel behalten — Humor verloren, Alles verloren. Die Pfeilstücker'sche Bibliothek, die, im Allgemeinen wenigstens, keine bloßen Witze, sondern guten, ächten, gesunden Humor enthält, sei auch anläßlich dieses Bandes dem Leser wieder warm empfohlen.

J. R. Aus dem Verlage von „Ueber Land und Meer", der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, liegen uns zwei Romane var: „Gift und Gegengift" von Anton Frhr. von Perfall und „Schatten" von Doris Freiin von Spättgen (4 bez. 5 ℳ). Dieselben lesen sich angenehm und spannend, reichen jedoch nirgends über das Niveau des bloßen Leihbibliothekenromans hinaus. Literarische Eigenschaften besitzen sie nicht.

Ltz. Führer durch Paris und Umgebung von W. Hinrichsen. 2. Ausgabe. Mit einem Plan von Paris und zahlreichen, nach der Natur aufgenommenen Textbildern. Paris, W. Hinrichsen. 1891. Preis geb. 2 ℳ, geh. 1 ℳ 50 ₰. 158 S. — Dieses in sehr handlich-kleinem Taschenformat sich darbietende Bändchen, das im vorigen Jahre gelegentlich der Pariser Weltausstellung in 1. Auflage erschien, scheint sich bewährt zu haben; für Viele, die nur kurze Zeit und ohne wissenschaftliche Studien zu machen sich in Paris aufhalten wollen, scheint dieser Führer ausreichend zu sein, da er in knapper Form auf das Sehenswertheste der Stadt und seiner Umgebung aufmerksam macht und dabei doch sehr wohlfeil ist. Ein diesem Zwecke dienender, buntfarbiger Stadtplan ist beigegeben.

G. Oe.— Freiberger Stadt-, Land- und Bergkalender auf das Jahr 1891. Freiberg, Gerlach'sche Buchdruckerei. 66 S. 4°. Preis 50 ₰. — Der Freiberger Kalender ist einer der ältesten und besten sächsischen Provinzialkalender. Seine Bilder und Gedichte, seine Erzählungen und Schilderungen sind nicht aus allen Winkeln zusammengesucht, sondern größtentheils dem heimischen Stoffkreise entnommen; er bietet beispielsweise dichterische Bilder aus der sächsischen Geschichte, eine Erzählung aus dem Erzgebirge, eine mit Bildern gezierte Schilderung der alten Thore Freibergs, ein Lied in erzgebirgischer Mundart, Bergmannslieder, Sachsen- und Freiberger Chronik, endlich eine werthvolle Zusammenstellung der sächsischen Bergbehörden und der Freiberger Beamten. Anstatt der Neumann-Strela'schen Erzählung von den Quellen Wolkensteins hätte sich vielleicht eine bessere finden lassen. Doch gehört auch sie noch zu den besseren Kalendergeschichten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 135. Dienstag. den 11. November. 1890.

Schiller's dramatische Entwürfe.

Ein Blick in die Werkstatt des Dichters.

Von Karl Wilhelm Geißler.

Wer jemals einem Kinde ein Spielzeug geschenkt hat, etwas complicirter als Hampelmann oder Zinnsoldaten, weiß, daß die wahre Freude für das Kind erst beginnt, wenn es sich den Gegenstand von Innen besehen darf, nicht sowohl um den Mechanismus kennen zu lernen, vielleicht nicht einmal blos um eine vorübergehende Neugierde zu befriedigen, seine Handlungsweise charakterisirt sich vielmehr als ein Verlangen nach Genuß des besessenen Gegenstandes in ausgedehntester Form, selbst auf die Gefahr hin, daß der Gegenstand durch die schrankenlose Ausübung des Besitzrechtes vielleicht vollständig zerstört, zum Mindesten für den ursprünglichen, vom Verfertiger gewollten Zweck untauglich gemacht wird. So, wenn dem Publicum — das ja so viele von den liebenswürdigen und unliebenswürdigen Eigenschaften des Kindes besitzt — ein großer Mann geschenkt würde mit der Bedingung, ihn blos als großen Mann anzusehen, zu bewundern — es würde sich schließlich mit derselben Langeweile von dem Unnahbaren wegschleichen, wie das Kind von einem Spielzeuge, das man ihm nach Gutdünken zu zergliedern, zu zerbrechen verbietet. Nur eine außerordentlich kurze Zeit hindurch, und auch während dieser nur von einer relativ kleinen Gemeinde, wird ein Genius schrankenlos bewundert, als etwas Ueberirdisches aus der Ferne angebetet; dann kommt irgend ein Kecker, der sich erdreistet, näher an das Götterbild zu treten, es mit kritischen Händen zu betasten, das Irdische des Materials zu erweisen, darzuthun, daß es gar kein besonderes Kunststück sei, eine Welt zu schaffen, wenn schon vorher eine Welt da sei: man spürt nach Quellen, Anregungen, Vorbildern zu den Dichtwerken des Genius und beginnt hiernach, an den Werken selbst zu meistern, wie dieser oder jener Gedanke verfehlt, da und dort der Ausdruck schief, schülerhaft, ungefeilt sei; man ist glücklich, mangelhafte Verse, schlechte Reime zu entdecken, man rupft mit einem Behagen sonder Gleichen Feder auf Feder, um schließlich dem Publicum den nackten Cadaver hinzuhalten und ihm zuzurufen: Das ist's, was du anbetetst!

Es liegt mir nichts ferner, als mich mit der vorliegenden Arbeit in die Reihen jener kritischen Zerstörer zu begeben, ich gedenke vielmehr, damit eine Art von biographischem Nachtrag zu geben und so das Interesse für einen Dichter wach zu halten, den in jüngster Zeit gewisse Schriftsteller zum Gegenstande der bedauerlichsten Verunglimpfungen gemacht haben.

Schiller's nachgelassene dramatische Entwürfe — nicht die in den Gesammtausgaben seiner Werke befindlichen — wurden im Jahre 1867 durch die Tochter des Dichters, Emilie Freifrau v. Gleichen-Rußwurm, im Cotta'schen Verlage veröffentlicht, ohne eben besonderes Aufsehen zu erregen: ist es doch, meines Wissens, nicht einmal zu einer zweiten Auflage gekommen! Als Grund hierfür wäre vielleicht anzuführen, daß das Buch den sich dafür interessirenden Kreisen, vornehmlich stoffhungriger dramatischer Schriftsteller eine Enttäuschung bereitete, daß man darin weniger fand, als man erwartet hatte: Stoffe von ziemlich geringer dramatischer Erheblichkeit breit, umständlich und bei alledem nicht einmal recht durchsichtig, echte Dramenstoffe hingegen meist mehr als fragmentarisch behandelt. Mir scheinen die Entwürfe, wenn schon aus keinem anderen Grunde, so doch gewiß deshalb der Beachtung würdig, als sie, wie nichts sonst, Einblicke gewähren in die Art und Weise des Dichters, einen Stoff zu concipiren und ihn allmälig auszugestalten, mit einem Worte: in seine Art und Weise zu arbeiten. Deshalb ist auch in der Ueberschrift ein Einblick in die „Werkstatt" des Dichters verheißen worden, zu dem der geneigte Leser nunmehr eingeladen wird.

Von den sieben in Frage kommenden Entwürfen gehören drei der Geschichte an, der griechischen ein „Themistokles", der römischen eine „Agrippina", der neueren „Die Herzogin von Celle", zwei „Die Gräfin von Flandern" und „Elfriede" sind vermuthlich frei erfundene Fabeln, der letzte „Rosamund, oder die Braut der Hölle" benannte Entwurf enthält Ideen zu einer Ballade, gehört also streng genommen nicht unter die dramatischen Entwürfe und wird infolge dessen, obwohl ihn der Dichter selbst in der Reihe mit aufführt, nicht hier, sondern vielleicht gelegentlich in anderem Zusammenhang Berücksichtigung finden.*)

Wie Schiller gerade auf diesen oder jenen dramatischen Vorwurf geführt worden sei, weshalb er ihm vor hundert anderen dramatischer Behandlung würdig erschien, darüber macht er in den Aufzeichnungen der Entwürfe keine Angaben. Wozu sollte er auch? Waren ja doch diese Aufzeichnungen nicht für das Publicum bestimmt, überhaupt nicht bestimmt, gelesen zu werden, sondern lediglich zu dem Zwecke erfolgt, das, wie auch anderwärts bestätigt wird, nicht eben glänzende Gedächtniß des Dichters zu unterstützen.

Eine Ausnahme hiervon macht „Agrippina". Hier wird in ziemlich ausführlicher Weise über die Befähigung der Agrippina, Heldin einer Tragödie zu sein, gehandelt, feinsinnige ästhetische Bemerkungen werden aufgestellt, und das Alles, mindestens bis S. 7 a. E., auch formell so einwandfrei, daß man nicht fehlgehen wird, wenn man in diesem Passus das Manuscript eines Briefes oder eine Art Vorwort vermuthet, das dem fertigen Trauerspiel vorgesetzt werden sollte, um die für Aristoteliker strengster Observanz doch immerhin einigermaßen bedenkliche Wahl der mordsüchtigen Agrippina als einer tragischen Heldin zu entschuldigen und zu vertheidigen. Schiller wollte hierbei die schwere, aber eines Dramatikers von seinem Genius würdige Aufgabe lösen, einen Charakter, wie den der Agrippina, der stoffartig nicht im Mindesten interessirt, sondern eher abschreckt, ohne Zuhilfenahme des sentimentalen Elements zu einem tragischen zu machen, eine Aufgabe, die zu dem principiellen, für den Dramatiker Schiller im höchsten Maße beachtenswerthen Satze formulirt werden kann: Die Tragödie braucht nur Furcht, nur Schrecken zu erregen, sie kann des Mitleids entrathen — oder, um die Worte des Dichters anzuführen: „Agrippina erleidet blos ein verdientes Schicksal, und ihr Untergang durch die Hand ihres Sohnes ist ein Triumph der Nemesis. Aber die Gerechtigkeit ihres Falles

*) Vgl. hierzu die Anmerkung der Herausgeberin auf S. 101 des Buches.

verbessert nichts an der That des Nero: sie verdient durch ihren Sohn zu fallen, aber es ist abscheulich, daß Nero sie ermordet. Unser Schrecken wird also hier durch kein weiches Gefühl geschwächt. Wir erschrecken zugleich über den Opfrer und über das Opfer. Eine leidende Antigone, Iphigenia, Cassandra, Andromache ꝛc. geben keine so reine Tragödie ab." Man halte neben diese Worte die „Jungfrau von Orleans", die „Maria Stuart", Dramen, in denen die tragische Wirkung fast einzig vom Mitleiden erwartet wird, und man wird die Frage nicht unberechtigt finden, ob überhaupt eine Agrippina, so wie Schiller selbst sie wünscht, im unmittelbaren Bereiche der dramatischen Fähigkeit des Dichters gelegen haben wird? Bezeichnend für seine Bedenken, für sein Bestreben, den schreckhaften Eindruck des Ganzen zu mildern, sind jedenfalls die Worte: „Agrippina muß in dem Stücke nichts gegen den Nero thun, obgleich sie zu Allem fähig wäre; diesen Grad der Unschuld muß sie, ihm gegenüber und in diesem letzten Verhältniß, haben, das erfordert das tragische Gesetz. Sie muß als Mutter gegen den Sohn dastehen. Zwar als eine sehr schuldige Mutter, aber nicht gegen den Sohn schuldig" — bezeichnend ferner seine Absicht, einen „schönen Charakter einzuführen, ohne dem Geist des Ganzen zu widersprechen". Dieser „schöne Charakter" sollte vermuthlich Octavia, Schwester des Britannicus, Gemahlin des Nero, werden (vergl. S. 9); vielleicht hätte sie der Dichter auch, wie es ein moderner Bearbeiter des Agrippinastoffes gethan hat, als christliche Märtyrerin sterben lassen. — Die auf S. 7—9 mit knappen Strichen skizzirte Handlung schließt sich im Allgemeinen an den Taciteischen Bericht an, ohne daß eine Vertheilung des Stoffes auf Acte sichtbar gemacht oder auch nur zu errathen wäre. Auch ein Personenverzeichniß, das Schiller doch sonst (vgl. die Entwürfe zur „Herzogin von Celle" und zur „Gräfin von Flandern") nicht an letzter Stelle anzulegen pflegte, fehlt vollständig. Außer Octavia und Britannicus werden nur noch Burrhus und Seneca als in Frage kommende Personen vorübergehend erwähnt. Trotz alledem ist von dem Entwurf der „Agrippina" mehr zur Ausführung gelangt, als von allen übrigen insgesammt. Der erste Auftritt des ersten Actes, eine Unterredung Agrippina's mit ihrer Vertrauten Albina, ist in groben Umrissen nahezu vollendet und zählt 176 Verse, die zum Theil sehr fragmentarischen, manchmal nur aus einem Worte oder gar nur aus einem Anfangsbuchstaben bestehenden und zahlreiche Wiederholungen des nämlichen Gedankens mitgerechnet. Der Auftritt ist offenbar eine erste Niederschrift, um einiges wichtige Expositionelle, das Verhältniß Nero's zu seiner Mutter, festzuhalten; der Gedanke oft abgebrochen, der Vers unvollendet gelassen, wenn sich Eins oder das Andere beim ersten Anlauf nicht willig fügen wollte. Alles ist in einer unverkennbaren fliegenden Eile geschrieben, man merkt, wie es den Dichter mit aller Gewalt zur Handlung, vielleicht zum ersten Auftreten des Nero, zur ersten Scene zwischen Mutter und Sohn drängt. Es ist nicht dazu gekommen, kam vielleicht eine Störung häuslicher Art dazwischen, oder ein Besuch. Am nächsten Tage nahm Schiller dann wohl das Niedergeschriebene wieder vor, corrigirte, feilte an einigen Versen über Gebühr*), ohne zu dem erwünschten Resultate zu kommen, verlor darüber die Lust, und das Schicksal des schönen Stoffes, Fragment zu bleiben, war entschieden.

Der Entwurf zum „Themistokles" ist der knappeste, er umfaßt kaum 3 Seiten. In einer kurzen Einleitung wird der tragische Vorwurf in Gemäßheit der historischen Ueberlieferung fixirt: der alternde, bei den Persern lebende Themistokles soll einen Feldzug gegen sein Vaterland führen, aber „da er nicht länger auf persischem Gebiete bleiben, mit seinem Volke sich nicht mehr versöhnen, die heiligen Obliegenheiten des Gastrechts nicht verletzen, noch weniger auf Unkosten seiner Ehre und seiner Vaterlandsliebe befriedigen kann, so entschließt er sich, als ein würdiger Grieche freiwillig zu sterben." — Besondere Wirkung scheint sich der Dichter bei diesem Vorwurfe von der tragischen Ironie versprochen zu haben: Geschäftige Anstalten zu einer großen Kriegsexpedition, die eine große kriegerische Handlung erwarten lassen, aber schließlich auf nichts hinauslaufen, da der, welcher die Seele davon sein sollte, sich tödtet, oder mit den Worten Schiller's am Ende der Einleitung: „der Geist des Stückes ist dieser, daß etwas ganz Anderes, schlechthin Anderes erfolgt, als veranstaltet worden und daß etwas Ideales das Reale zerstört und in nichts verwandelt." — An diese Einleitung schließen sich 19, mit den Buchstaben a bis t bezeichnete Punkte, dramatische Momente, freilich mehr äußerlicher Art, so der beabsichtigte Contrast von griechischen und persischen Sitten (a), jonische Griechen, zwischen den europäischen Griechen und den Barbaren in der Mitte stehend (d), echte Griechen, die dem Themistokles sein Vaterland wieder vor die Seele bringen (e), durch Erinnerung vielleicht an die Schlacht bei Salamis, durch die Erzählung von den olympischen Spielen (k), griechische Schauspieler Scenen aus einer verloren gegangenen Tragödie des Aeschylos vortragend, dadurch den Themistokles in rührende Begeisterung versetzend (s) u. s. w.

Zu einer Ausführung des Planes ist es nicht gekommen. Schiller stand eben der Antike, dem Hellenismus ungleich ferner, als Goethe; er war zu sehr Romantiker, um an der Schlichtheit altclassischer Stoffe, an der hier gebotenen Einfachheit des scenischen Apparats auf die Dauer Gefallen finden zu können, und er mochte recht wohl wissen, daß derartige Stoffe durch äußeren Aufputz, durch dramatische Pikanterien viel, wo nicht Alles von ihrer Wirkung verlieren. Vielleicht war auch die nicht sonderlich glänzende Aufnahme der Goethe'schen „Iphigenie" auf dem Theater mit ein Grund, weshalb Schiller auf eine Durchführung des Themistoklesplanes verzichtete.

Der Entwurf zur „Gräfin von Flandern", einem Drama, das zwischen Lustspiel und Schauspiel die Mitte gehalten haben würde, ist am weitesten ausgeführt, er nimmt von den 121 Seiten des Buches allein 40 für sich in Anspruch. Ob die Fabel des in und um Gent in einer beliebigen mittelalterlichen Zeit spielenden Ritterstückes eine vom Dichter frei erfundene ist, entzieht sich meiner Beurtheilung. Der offenbar von Schiller's Hand auf den Rand neben die Worte Actus I. geschriebene Name „Tressan" legt indeß die Vermuthung nahe, sie möchte aus dem „Corps d'extraits de romans de chevalerie" (4 Bände 1782) dieses Schriftstellers und Sammlers geschöpft sein.*)

Die schöne junge Erbgräfin Imagina von Flandern wird von ihrem Volke zur Vermählung gedrängt. Zahlreiche Freier haben sich an ihrem Hofe eingefunden, darunter Robert Graf von Artois, Prinz Erich von Gothland, ein lächerlicher Geck, die Grafen von Montfort und Aremberg u. A. Die so heiß Umworbene aber, die erklärt, daß sie auf hohe Geburt keinen Werth lege, ihre Hand vielmehr nur dem persönlichen Verdienste schenken werde, hat im Stillen schon entschieden. Ihre Wahl ist auf einen jungen liebenswürdigen damoisaau (Edelknecht) Namens Florisel, den letzten Sproß einer verarmten adligen Familie, gefallen. Er ist so glücklich, die Gräfin, zu der er nur im Traume die Augen zu erheben wagt, aus einer Lebensgefahr zu retten, worin sie durch eine abgeschmackte Jagdmaskerade des Prinzen von Gothland gerathen ist, und wird zum Lohne dafür vom Prinzen von Spanien, einem Freier der Gräfin, zum Ritter geschlagen. Die schöne Imagina beurlaubt nun ziemlich hastig ihre Freier, die theils ihr Schicksal mit Würde tragen, theils aber auf Rache sinnen. Florisel entdeckt, ohne es zu wollen, der Gräfin seine Liebe, wird aber nach einem kurzen Genießen des höchsten Glückes zu seinem Leidwesen auf Reisen geschickt, um an fremden Höfen ritterliche Thaten zu verrichten. In seiner Abwesenheit macht der durch die Zurückweisung tödtlich beleidigte Artois einen feindlichen Einfall in Flandern und dringt sogar bis Gent vor. Florisel kommt im entscheidenden Augenblicke, um die geschlagene Armee des Montfort mit einer schnell zusammengeworbenen Ritterschaar zu verstärken, Artois wird besiegt, und Florisel will nun die von Montfort in selbstsüchtiger Absicht gefangen gehaltene Geliebte befreien — er kommt zu spät, sie ist bereits vom Volke befreit worden, mit ihrem ehemaligen Freier Aremberg geflohen und zwar zufälliger Weise zu Florisel's Mutter. Dort erfolgt nach mancherlei Widerwärtigkeiten der Trennung Wiedersehen und Hochzeit.

Man wird zugestehen müssen, daß der Stoff, zu so bunten Scenen er auch Veranlassung geben konnte, im Grunde doch ziemlich unbedeutend, in seinen Hauptmotiven zum Mindesten verbraucht genug ist, und sich billigerweise über die romantische

*) Hier ein Beispiel von der etwas pedantischen Art des Dichters, sich zu verbessern: Agrippina sagt: „Der Kummer, den er auf mich häuft — Giebt mir des Stoffs genug, so lang er schläft!" Daraus wird nun zunächst: „Soll mich beschäftigen, so lang er schläft" und endlich, unter Hinübernahme des „Giebt mir" in den vorangehenden Vers: „Beschäftigung genug, so lang er schläft" — Welche von den drei Varianten die dichterisch glücklichste ist, ist wohl nicht schwer zu entscheiden.

*) Nach den verschiedenen vergeblichen Versuchen zu urtheilen, die Verf. unternommen hat, um in das betr. Werk Einsicht zu nehmen, muß dasselbe gegenwärtig zu den Raritäten gehören.

Grille eines Dramatikers von der Genialität Schiller's wundern, von der Bearbeitung eines derartigen Stoffes sich allen Ernstes einen Gewinn für die Schaubühne zu versprechen. — Der Entwurf bringt zunächst, im Unterschied zu den übrigen, ein Verzeichniß der handelnden Personen, das sich allerdings von dem wenige Seiten später auf dem Rande fixirten zum Theil wesentlich unterscheidet, sodann in einer besonderen Rubrik „Hauptmotive fürs Theater“. Fünfundzwanzig laufende Nummeen hatte der Dichter zu diesem Zwecke hingeschrieben, aber nur dreiundzwanzig solcher Hauptmotive ist er zunächst in der Lage aufzufinden. Schiller scheint auf diese Weise (vergl. hierzu auch die beiden folgenden Entwürfe!) den Stoff auf seine dramatische, oder wenn man lieber will: theatralische Ergiebigkeit hin geprüft, ihm mit Hilfe seiner Phantasie alles nur einigermaßen für die Bühne Wirksame abgerungen zu haben. Nun folgt eine ziemlich breite und umständliche Darlegung der Fabel mit der wunderlichen Formulirung der doppelten Aufgabe des Stückes: „1) die zudringlichen Freier zu entfernen und 2) dem Geliebten einen unwidersprechlichen Anspruch auf ihre Hand zu erwerben“ und der schon oben erwähnten zweiten, endgültigen Aufzählung der Personen, zugleich mit den Namen der Schauspieler, die die betreffenden Rollen bei einer etwaigen Aufführung darstellen würden. Es sind bekannte damalige Weimarische Hofschauspieler: die Titelrolle war der Becker, der Florisel dem Oels zugedacht. Hieraus erhellt, daß es der Dichter nicht verschmähte, bestimmten ihm bekannten Darstellern Rollen, wie man so sagt, auf den Leib zu schreiben, bei der Schöpfung irgend einer dramatischen Figur zugleich an den muthmaßlichen Schauspieler zu denken, sie vielleicht nach den besonderen Fähigkeiten oder Eigenheiten eben dieses Schauspielers zu modeln. Wäre das ein Vorwurf? Für den Dramatiker nicht im Mindesten; nichts kann vielmehr erstrebenswerther sein, als daß der dramatische Dichter, der wissen muß, wie sehr die Wirkung seiner Schöpfungen von den sie dem Publicum Vermittelnden, den Schauspielern, abhängig ist, von vornherein sich über die Leistungsfähigkeit der Vermittler klar ist: nichts verlangt, was sie nicht können, ihnen dafür jede Gelegenheit giebt, das zu zeigen, was sie können. Jedenfalls liegt hier der vornehmste Grund, weshalb gerade die Rollen in den Schiller'schen Dramen so eminent theatralisch, so dankbar auch für den Schauspieler unserer Tage sind.

An die Fabel schließt sich eine geschickte Vertheilung des Stoffes auf die üblichen 5 Acte,*) die durch Einführung von verschiedenen mehr oder weniger wichtigen Nebenpersonen (die Mutter und ein alter Diener Florisel's, eine Gräfin Megen, die gleichfalls in Florisel verliebt ist, sich schließlich aber mit dem Grafen Aremberg begnügt, der Kanzler der Gräfin mit seinem einfältigen Sohne, der sich für den Erwählten Imagina's hält, der Bischof von Ypern u. a. m.) die nöthige Erweiterung und theatralische Abwechslung erfahren, und hiernach das Scenarium des ersten Actes bis zur 6. Scene einschließlich. Beinahe komisch wirkt nach diesen fleißigen, Alles erschöpfenden und erwägenden Vorarbeiten das nun thatsächlich Ausgeführte: *Vier* ganze Verse, noch dazu von Hofdienern oder Stallmeistern gesprochen — und wir sind am Ende. Welche Gründe auch den Dichter bestimmt haben mögen, die Arbeit so plötzlich abzubrechen, man kann — bei aller Bewunderung für Schillers Größe — getrost sagen, daß damit für die deutsche Literatur nicht eben viel verloren ging.

Ein Anderes ist es mit dem folgenden Entwurf zu einem Trauerspiel „*Die Herzogin von Celle*“. Hier wäre allerdings, nach den vorhandenen, 25 Seiten umfassenden Aufzeichnungen zu schließen, etwas Bedeutendes zu erwarten gewesen. Schiller hält den Stoff für würdig, eine Tragödie zu werden, wenn „der Charakter der Erbprinzessin vollkommen rein erhalten wird und kein Liebesverständniß zwischen ihr und Königsmark stattfindet“. Daß er sich damit in Widerspruch zu der geschichtlichen Ueberlieferung stellt (der unterdessen herausgegebene Briefwechsel zwischen der Prinzessin und Königsmark läßt an der Intimität ihres Verhältnisses kaum noch Zweifel aufkommen), durfte einen Dichter nicht kümmern, der ja auch anderwärts von dem Vorrechte des idealistischen Dramatikers, unbequeme historische Thatsachen zu übersehen, reichlich Gebrauch gemacht hat. Die Fabel läßt sich nach dem Entwurf vielleicht folgendermaßen darstellen: Sophia Dorothea, Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, ist an den Erbprinzen Georg Ludwig von Hannover, nachmaligen König von England (Georg I.) im höchsten Maße unglücklich verheirathet: nicht nur daß sie an dem stolzen Hofe als Tochter einer niedrig geborenen Mutter (Madame d'Olbreuse) mit Verachtung angesehen wird, nicht nur, daß sie der Liebe ihres Gemahls entbehrt, der sie aus keinem anderen Grunde geheirathet hat, als um sich die Erbschaft des Herzogthums Celle zu sichern, sie erfährt zum Ueberfluß Demüthigungen der schlimmsten Art von den Maitressen des Herzogs und des Erbprinzen, zwei Schwestern, die schamlos genug sind, sich in Vater und Sohn zu theilen, und Anfeindungen durch die ränkesüchtige Familie Platen. Zu edel, um sich „der Verhältnisse Meister zu machen, in denen sie nun einmal ist, und folglich jene Menschen nach ihrer Weise zu beherrschen, zu lebhaft, um sich mit der gewöhnlichen Passivität und Ergebung in diesen Zustand zu resigniren“, beschließt sie, in die Arme ihrer Eltern zurückzukehren, und als der bedächtige Vater aus staatsmännischen Rücksichten sie auf ihrem Platze auszuharren heißt, rafft sie sich zu einem letzten edlen Entschluß zusammen: die Liebe ihres Gatten zu gewinnen. Sie putzt sich, um seine Eitelkeit zu reizen und die Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln — Königsmark erblickt sie in ihrem strahlenden Glanze und verliebt sich in sie, spielt aber vorläufig nur den Freund und Beschützer. Die hilflos verlassene Dorothea vertraut sich ihm, dem einzigen Freunde, schrankenlos bis zur Hingebung an, er soll ihr zur Flucht in ein Kloster behilflich sein. Königsmark, um auf diese Weise in den Besitz der Geliebten zu kommen, die von seinen selbstischen Plänen nicht das Mindeste ahnt, betreibt diese Flucht mit dem größten Eifer. Der Erbprinz ist indessen durch die Gegenpartei von dem Verhältniß unterrichtet worden und läßt Königsmark am Abend vor der verabredeten Flucht im Zimmer der Prinzessin ermorden, seine Gemahlin selbst auf dem Schlosse zu Ahlden einkerkern.

Der Entwurf ist ziemlich unübersichtlich und enthält zahlreiche, zum Theil wörtliche Wiederholungen des nämlichen Gedankens, bringt ungefähr in der Mitte einen neuen Titel: „*Die Prinzessin von Celle*“ mit nachfolgendem Personenverzeichnisse (ein zweites Personenverzeichniß mit der eventuellen Rollenbesetzung am Hoftheater in Weimar und am Nationaltheater in Berlin — Prinzessin: Jagemann, Fleck; Königsmark: Oels, Bethmann — findet sich auf S. 94) und eine Angabe der Hauptscenen der Churprinzessin und Königsmark's, darnach eine Aufzählung besonders zu berücksichtigender dramatischer Momente nebst einer Formulirung der Aufgabe für den den Stoff behandelnden Dramatiker: „Vor allen Dingen muß die Handlung prägnant und so beschaffen sein, daß die Erwartung in hohem Grade gespannt und bis ans Ende immer in Athem gehalten wird. Es muß eine aufbrechende Knospe sein, und Alles was geschieht muß sich aus dem Gegebenen nothwendig und ungezwungen entwickeln. Daher müssen alle Partien in höchster Einheit verschlungen sein und alle bewegenden Kräfte auf einen einzigen Punkt hin drücken. Alles steht in Correlation &c.“, oder an einer anderen Stelle: „Damit die Geschichte rasch zu einer Katastrophe sich abrolle, muß gleich anfangs ein lebhafter Stoß hineingebracht werden, es muß Alles gleich so anfangen, daß eine Krise erwartet wird. Gleich die erste Scene muß leidenschaftlich und entweder selbst That oder doch unmittelbare Wirkung davon sein.“ Die betreffenden Bemerkungen sind zum Theil sehr knapp und beinahe orakelhaft dunkel, aber, wenn man sich die Mühe nimmt, ihrem Sinne nachzuforschen, von hervorragendem praktischem Werthe. Freilich fehlt es auch gerade bei diesem Entwurfe nicht an einer gewissen Neigung zum Schönrednerischen, um nicht zu sagen Phrasenhaften. Man vergegenwärtige sich zum Beweise dessen Stellen wie folgende: „Die schlechten Menschen triumphiren, aber Unschuld und Seelenadel bleiben doch ein absolutes Gut. Das Edle siegt, auch unterliegend, über das Gemeine und Schlechte“ — oder: „Die Katastrophe muß das Gefühl des Unherstellbaren geben!“

Der letzte, neun Seiten umfassende, „*Elfriede*“ betitelte Entwurf ist ohne Zweifel der schwächste, obwohl er, wenn man so will, etwas Macbeth'schen Geist athmet und sich deshalb vielleicht als ein Niederschlag der Macbethübersetzung darstellen mag. Elfriede, mit ihrem Gemahl Ethelwald entfernt vom Hofe lebend, wird Mitwisserin eines hochverrätherischen Planes, den Ethelwold gegen seinen Fürsten und Herzensfreund Edgar

*) Zwei Reihen von mystischen Zahlenzeichen auf dem Rande von S. 48 und 60 erweisen sich bei näherer Betrachtung als Additionen irgendwelcher Posten, als eine Beschäftigung, mit der Schiller gewisse leere unfruchtbare Augenblicke inmitten des poetischen Schaffens auch anderwärts auszufüllen pflegte. Bekannter ist das aus demselben Grunde gelegentlich vorgenommene „Rösslemalen“, worüber der Dichter selbst in humoristischer Weise sich äußerte.

auszuführen im Begriffe steht. Edgar kommt als Gast auf Ethelwold's Schloß (man bemerkt hier die Aehnlichkeit der Situation mit der im „Macbeth"!), verliebt sich in Elfriede, erklärt ihr, sie zur Königin machen zu wollen, und Elfriede, um des glänzenden Looses einer Fürstin theilhaftig zu werden, wird zur Verrätherin ihres Gatten, über dessen Leiche hinweg sie zum Throne schreitet. Bänkelsängerisch genug, ein Mißgriff, den der Dichter selbst als solchen nur zu bald erkannt haben wird. Gelingt es ihm ja doch nur mit größter Mühe, dem unfruchtbaren Stoffe sieben sogenannte „Situationen" abzugewinnen, also mehr als die Hälfte zu wenig, um daraus eine fünfactige Tragödie zu schaffen. Ein Personenverzeichniß fehlt, wir erfahren indessen daß der Dichter außer Edgar, Ethelwald und Elfriede noch den Vater Elfriede's, einen alten Diener mit nicht recht klaren Functionen, und eine „junge Person" einzuführen gedachte, die Elfrieden die Reize des Hoflebens zu schildern und sie gegen ihren Gemahl aufzuhetzen gehabt hätte. Um zum Schlusse nur einen Beweis von der Flüchtigkeit des Entwurfs zu geben und von der offenbaren Unlust, womit Schiller daran arbeitete, sei auf die Schreibung des Namens Ethelwold hingewiesen, der auf der nämlichen Seite bald als Ethelwolf, bald als Ethelwald, bald endlich als Athelwold sich darstellt.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Dichterwarte für häusliche und öffentliche Feste, ausgewählt von Heinrich Mirus. Breslau, Wilh. Koebner, 1890. 232 S. 8°. Preis: 2 ℳ — Zu welchem Zwecke der Herausgeber sein Buch bestimmt habe, wird nur aus der Aufschrift klar; ein erklärendes Vor- oder Nachwort hat er nicht beigefügt. Die von ihm veranstaltete Sammlung von Dichterworten soll Denen, die bei häuslichen oder öffentlichen Festen reden müssen, verwerthbares Material liefern. Sie will also weder umfassend noch systematisch sein, sondern kann nur nach ihrem Zwecke beurtheilt werden. Legt man diesen Maßstab der Beurtheilung an, so kann man dem Buche das Zeugniß nicht versagen, daß es recht wohl brauchbar ist. Die Eintheilung: „Frauen, Liebe, Hochzeit und Ehe, Lebensalter, des Mannes Beruf, Fürst Volk und Vaterland, Zeit und Menschen, Kunst, Freundschaft, Lebenslust, Gastlichkeit, Neujahrsfeier, Abschied, Vermischtes" würde, wenn man den Zweck nicht ins Auge faßte, kaum verständlich, mindestens planlos und oberflächlich erscheinen; dem Zwecke entspricht sie ganz gut. Daß manches Dichterwort mit einiger Gewalt in die Rubrik hineingepreßt ist, kann nicht Wunder nehmen; das ist immer der Fall, wenn man etwas einordnet, was sich eigentlich nicht einordnen läßt. Einige Citate sind recht seltsam untergebracht, so das Wort aus Matthäus: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz" unter: „Liebe", so das des Predigers Salomo: „Das sind die Tage, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht" unter: „Lebenslust", so das Schiller's: „Hier wendet sich der Gast mit Grausen" unter: „Gastlichkeit". Bloße rednerische Formeln hätten trotz des Zweckes keinen Platz finden sollen. Bei der Auswahl der Dichterworte sind selbstverständlich die Classiker am meisten bevorzugt worden; auch neuere und neueste Dichter haben Berücksichtigung gefunden. Wie die Herren Kielland und Nissel zu der auffälligen Bevorzugung kommen, die sie genießen, ist uns unerfindlich.

G. Oe.— Unsere Arbeiter der Neuzeit. Skizzen aus der Welt der Arbeit von Friedrich Bücker. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1890. 214 S. 8°. Preis: 3 ℳ, geb. 4 ℳ — Das Buch ist durchaus zeitgemäß, es führt in einzelnen Bildern und Schilderungen uns die Arbeit der Neuzeit und ihre hauptsächlichen Vertreter vor die Augen, den Locomotivführer, den Bahnwärter, den Tunnelarbeiter, den Mann am Ruder und im Rettungsboote, den Schmied am Dampfhammer, den Arbeiter in der Eisenhütte und im Maschinenbau, den Brückenschläger der Armee, den Helfer im Dienste des rothen Kreuzes, die Hilfsarbeiter des Heeres, die Feuerwehr und den Taucher. Nicht alle Schilderungen sind gleich angelegt und gleich durchgeführt. Manche veranschaulichen die Arbeit an einem einzelnen Beispiele, andere stellen die gesammte Entwickelung des betreffenden Arbeitszweiges dar, noch andere verbinden beides mit einander. Nicht alle Skizzen sind gleichwerth. In einigen hat der Verfasser die Masse des spröden und mannigfachen Stoffes nicht vollständig beherrschen und in den verfügbaren Raum einzwängen können, andere dürfen geradezu als Muster ihrer Art gelten. Manche setzen ein ziemliches technisches Verständniß voraus, andere sind auch ohne jede Vorkenntniß eindrucksvoll und verständlich. Alle aber bekunden, daß der Verfasser seinen Stoff gründlich kennt und mit Lust und Liebe behandelt hat. Für die reiferen Knaben, die selbst in diesem oder jenem Sinne, in diesem oder jenem Fache „Arbeiter" werden wollen, ist das Buch trefflich geeignet, es wird nicht nur Achtung vor der Arbeit und Freude an der Arbeit erwecken, sondern auch die Lust, selbst mitzuarbeiten an dem großen, gewaltigen, bewundernswerthen Getriebe. Die Darstellung ist nicht allenthalben gleich, manchmal frisch und lebhaft, mehr schildernd und erzählend, manchmal wiederum kühler und trockener, mehr lehrend und aufzählend. — Dem Einen werden jene, dem Andern diese Darstellungen nutzbringender erscheinen. Langweilig wird der Verfasser nirgends. Er hat auch anerkennenswerthen Fleiß auf Sprache und Stil verwendet, was bei Büchern solcher Art immerhin nicht oft vorkommt. Manche würden vielleicht die Beigabe einiger Bilder gewünscht haben. Unsere Zeit ist ja illustrationswüthig. Uns scheint es, als gereiche der Verzicht auf die bildliche Hilfe dem Buche nur zum Vortheile.

G. Oe.— Dr. Heinrich Pudor, Das deutsche Herz. Dresden 1890, Selbstverlag (i. C.: Oskar Damm, Verlagsbuchhandlung). 62 S. 8°. — Ein seltsames Büchlein, seltsam in seiner Form und noch seltsamer in seinem Inhalte! Ich habe es zweimal durchgelesen und nicht entdecken können, was der Verfasser damit bezwecke, es müßte denn gerade die bizarre Zwecklosigkeit der Zweck sein. Hat der Verfasser die Leser narren wollen? In einer „Einführung" singt er das Lob Thüringens, als des deutschen Herzens, und setzt aus einander, daß nicht, wie der Deutsche im „Rembrandt als Erzieher" meint, Niederdeutschland, sondern Thüringen das Land sei, von dem Deutschland „befruchtet" werden müsse. Man erwartet nun in der „Ausführung" den Beweis dieser Behauptung; aber man wird in dieser Erwartung getäuscht. Es folgen ein paar Schilderungen thüringischer Städte, ein Loblied auf die Linde und die deutschen Blumen, endlich die Schilderung einer Fahrt von der Wartburg nach Friedrichroda. Alles ist planlos und bizarr. Nicht die Städte schildert der Verfasser, sondern einzelne Häuser und Dächer; er entwirft kein Gesammtbild, sondern Zerrbilder. Immer kommt er darauf zurück, daß die thüringischen Städte eigentlich Dörfer und alle Häuser von einander verschieden seien. Was er von seiner Fahrt erzählt, ist ebenso seltsam. Von der entzückenden Landschaft sehen und hören wir nichts, wohl aber davon, daß der Wanderer sich einen wirklichen, einen „deutschen" Spitz gekauft hat und daß im Gasthofe zum Trusenthaler Wasserfall ein deutscher Kegelverein früh um 8 Uhr Bier trank und sich photographiren ließ. Wir können uns nur denken, daß das Büchlein eine Satire sein soll. Darauf weist der manierirte Stil, die bizarre Planlosigkeit des Ganzen, die Seltsamkeit im Einzelnen hin. Soll es vielleicht eine Travestie der kürzlich erschienenen Reiseschilderungen eines bekannten Dresdeners sein? Vielleicht ist es als Travestie nicht übel, das können wir nicht wissen. An und für sich betrachtet und beurtheilt, macht es keinen erfreulichen Eindruck, obwohl einige Bemerkungen recht treffend sind.

Ltz. Arco und Umgebung von Dr. Heinrich Noë. Zeichnungen von Tony Grubhofer. Mit zwei Kärtchen. Salzburg, Herm. Kerber, 1890. Preis 1 ℳ — Arco, „das österreichische Paradies", hält hinsichtlich seines Klimas die Mitte zwischen den theilweise ähnlichen, doch weiter nach Norden gegen das Hochgebirge hin gelegenen Kurorten (Meran) und den Wärmeverhältnissen der Riviera. Reizend gelegen im Thale der Sarca, am Fuße eines mit Obst- und Oelbäumen umkränzten Kalkberges, unweit der Nordspitze des Gardasees, hat es vor der Riviera den Vorzug einer staubfreien, windstillen, fast nebelfreien Luft, vor Meran die größere Wärme voraus. Dazu die verschiedenartigsten Badevorrichtungen, Inhalationen, Respirationsapparate, Dampfkästen und was alles die moderne Therapie ersonnen hat; nicht minder wichtig sind auch die trefflichen Gaststätten, welche den Bedürfnissen des Nordländers in jeder Richtung angepaßt sind. Dies beweist der bekannte Alpenkenner Noë in diesem kleinen, durch reizende Abbildungen geschmückten Heftchen, indem er zugleich Arco und Umgebung einer trefflichen Schilderung unterwirft. Von den beiden Kärtchen giebt das eine das Straßenbild von Arco, das andere die Umgebung des Gardasees.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf. für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 136. Donnerstag, den 13. November. 1890.

Was haben die Engländer für die Reinheit ihrer Sprache gethan?

Zu den von den Gegnern der sprachreinigenden Bestrebungen unserer Zeit häufig wiederholten Behauptungen gehört auch der allerdings nicht ganz unbegründete Hinweis auf die Gepflogenheit der Engländer, denen man doch sicher nicht Mangel an Selbstschätzung vorwerfen kann, bei Erweiterung ihres Sprachschatzes dem Grundsatz Molière's zu folgen, der das Gute überallher nahm, wo er es fand. Indessen lehrt doch eine genauere Betrachtung der Geschichte der englischen Sprachentwickelung, daß sich von frühester Zeit an verschiedenen Quellen entstammende Gegenströmungen gegen die z. Th. unbewußte Aneignung fremden Sprachgutes mit mehr oder weniger Erfolg geltend gemacht haben.

Als um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Angeln und die Sachsen in England Fuß faßten und allmälig das Land in geradezu unvergleichlicher Weise germanisirten, wie ja trotz aller gegentheiligen Behauptungen die Deutschen eins der hervorragendsten Colonisationsvölker sind, da kam es vor allen Dingen darauf an, den seit der Römerzeit festgewurzelten lateinischen Wortvorrath zu unterdrücken und deutsche Ausdrücke für die neu eingeführten, sowie für alle nur rein menschlichen, nicht also militärischen oder staatlichen Begriffe an Stelle der vorhandenen Bezeichnungen einzuführen. Dieses Ziel ist von den kühnen Eroberern auch trotz der ihren Versuch in mannigfacher Hinsicht durchkreuzenden, bis etwa zum Anfang des achten Jahrhunderts dauernden, von römischem Geiste getragenen Christianisirung erreicht worden, deren Ausdrucksweise natürlich den rein germanischen Bestand mit einer ganzen Reihe romanischer Wörter durchsetzte. Allein der germanische Geist blieb siegreich; auch als die Dänen unter König Knut (1017—1035) Einfluß auf die Sprache gewannen, behielt die Sprache der Angel-Sachsen die Oberhand.

Erst durch die Eroberung Englands durch die Normannen nach der Schlacht bei Hastings 1066 wurde die erste große Bresche in den festen Sprachwall der germanischen Bewohner geschlagen, ohne daß indessen das rein Volksthümliche besonderen Schaden erlitt. Zwar wurden jetzt die meisten der sich an die Verfassung des ritterlichen Feudalstaates, an Kirche und Cultus anlehnenden Begriffe durch Worte aus der Sprache der normannischen Sieger ausgedrückt; allein der Sprache der Sachsen verdankt das Englische theurere Namen, als jene „verba castronsia et aulica", wie Luther sagt; so vor Allem hause (Haus), raaf (Dach), hame (Heimath), hearth (Herd), tún (Stadt, eigentlich Zaun), baard (Tisch), gaad (gut), friend (Freund), heart (Herz), God Almighty (allmächtiger Gott) u. a. Die Werkzeuge zur Bebauung des Bodens, ebenso wie die verschiedenen Fruchtarten von Feld und Garten, die Hausthiere: sie alle behielten ihre deutschen Namen. Freilich sind, wie W. Scott in „Ivanhoe" es so köstlich darstellt, die Namen fast aller eßbaren Thiere im Besitze von zweierlei Namen: so lange sie noch am Leben sind, erfreuen sie sich der deutschen Benennungen: ox, steer, aaw, aalf, sheep, swine, deer, fawl; erscheinen sie aber gewürzt und gebraten auf der Herrentafel, so heißen dieselben: „beef, veal, muttan, pork, venison, pullet"; nur „baaan" (Speck), die einzige Fleischart, an der auch der dienende Sachse sich laben durfte, bildet die einzige bezeichnende Ausnahme.

Allein der Normanne war, wie Freeman sagt, doch nur ein verkleideter germanischer Vetter, der sich bald den neuen Lebensbedingungen anpaßte, und so hat denn die nationale Literatur des Volkes nicht eben allzusehr unter den fremden Einflüssen zu leiden gehabt. Der Charakter der Dichtung im 13. und 14. Jahrhundert trägt daher ein durchaus germanisches Gepräge, und auch in den Verhandlungen des Parlaments, die bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts gar in französischer Sprache geführt wurden, sowie in der Rechtspflege, die unter dem gleichen Drucke unendlich gelitten haben muß, gewann allmälig das nationale Bewußtsein vom Besitze einer eigenen Sprache an Geltung. Freilich hatte die Entdeckung Amerikas, sowie der sich immer mehr steigernde Verkehr mit fremden Völkern eine verhängnißvolle Ueberschwemmung des sprachlichen Bodens mit einer unabsehbaren Menge fremden Wortschatzes zur unabweislichen Folge; dazu gesellte sich die Sucht der Gelehrten und der Diener der Kirche, durch Aufnahme einer Masse von altclassischen Wörtern die englische Sprache leistungsfähiger zu machen: das Alles führte zu dem Ergebniß, daß die englische Sprache aus dem langen Widerstreite nur als schwerverwundeter Sieger hervorging.

Da endlich regte sich im Bewußtsein hervorragender Denker des Volkes der nationale Ingrimm, der zu einer bis auf die Gegenwart fortdauernden und zunehmenden Gegenströmung führen mußte. Es sei gestattet, dieselbe an einigen hervorragenden Erscheinungen näher zu charakterisiren.

Schon in dem Chaucer, in dessen Dichtungen sich nach angestellten Zählungen auf etwa 40 germanische nur 10 romanische Wörter finden, zugeschriebenen „Testament of Lave" findet sich in der Vorrede folgende Aeußerung: „Manche tragen ihre Stoffe französisch vor, von welchem Französisch die Franzosen eine ebenso gute Meinung haben, als wir vom Englischen aus französischem Munde. Drücken wir doch lieber unsere Gedanken in Worten aus, die wir in unserer Muttersprache lernten." Solcher Anregung folgten bald dringlichere Mahnungen, vor Allem, um von andern zu schweigen, solche aus dem Munde keines Geringeren, als des großen Shakespeare. Man denke nur an den welschen Pfarrer Sir Evans in den „Lustigen Weibern", besonders aber an die mißverstandenen Latinismen im Munde von Justice Shallow's Vetter, Slender, im Eingange dieses Lustspiels, wo sich der Witz offenbar auch gegen den verjährten Gebrauch des dem Volke unverständlichen Juristenlateins richtet, ferner an den köstlichen Wirth mit seinen allen möglichen Sprachen entlehnten Anreden (II, 1). Gradezu unübertroffen ist weiter die Verspottung des das Englische radebrechenden Dr. Cajus. Ebenso ergötzlich wirken die Verdrehungen juristischer fremdsprachlicher Ausdrücke im Munde des Constabels Dogberry in „Viel Lärm um Nichts", sowie die aus Ehrfurcht vor Bassanio hervorgesuchten, den armseligen Schluckern der Familie Godbo freilich nicht geläufigen, spaßig genug verrenkten Fremdwörter. Weiter denke man an die famosen Hauptleute in „Heinrich V.", und wer hätte sich nicht schon an der bekannten Stelle in „Romeo und Julie" erfreut, wo Mercutio sich ereifert über jene „ausländischen Modenarren, diese Pardannez-mois, die so stark auf neue Weise halten, ohne doch jemals weise zu werden", und wie er dann dem Signor Romeo sein „bon jour" zuruft, mit dem Zusatze: „Da habt Ihr einen französischen Gruß für Eure französischen Pumphosen"! Am schärfsten aber

zieht der große Dichter gegen die unselige Fremdthümelei zu Felde in seiner „Verlorenen Liebesmühe", wo außer dem sich in lateinischen und italienischen Citaten gefallenden Schulmeister Holofernes (IV, 2) namentlich der Pfarrer Nathanael und der Hofmann Armado unerbittlich gegeißelt werden (V, 1). Ueberhaupt ist das Verdienst Shakespeare's und seiner zeitgenössischen Dichter um Reinerhaltung der englischen Sprache nicht hoch genug anzuschlagen, übrigens gleichfalls mit Hilfe der Betrachtung des Procentsatzes der germanischen und der romanischen Wörter zu Gunsten der ersteren zu bemessen: auf 80 germanische kommen bei Shakespeare durchschnittlich etwa 15 anderen Sprachen entlehnte Wörter. Um noch ein paar Beispiele aus Dramen des 17. Jahrhunderts anzuführen, sei aus Tho. Randolph's Schauspiel „The Muses' Laaking-glass" (1638) folgende Bemerkung des Clowns (IV, 4) erwähnt: „Können die Leute sich denn nicht begnügen mit ihrer Großmutter Englisch? Sie denken, sie reden wunder gelehrt, während es doch gerade ist, als belle unser scheckiger Köter oder als grunze ein Schwein." Ebenso muß sich in George Ruggle's Comoedia „Igvaramus" aus dem Anfang des 17. Jahrh. die französische Sprache manchen derben Spott gefallen lassen; Wortspiele mit auy (= aui), ein Laut, der das fremde Idiom charakterisire als Sprache der Schweine, und mit „o my mad damosel" (= „o mein verrücktes Fräulein" für „mademaiselle") sind bezeichnend genug. Andere nicht minder ergötzliche literarische Seitenhiebe, wie sie gelegentlich fallen, müssen hier übergangen werden; nur an Charles Dickens' hierher gehörende Verspottung der Fremdwörterseuche in Pickwick, sowie an die Bestrebungen des gewöhnlichen Volkes, sich die Fremdwörter mundgerecht zu machen, sei noch mit ein paar Beispielen erinnert, die so recht den germanischen Geist der englischen Sprache erweisen dürften: aus dem lateinischen „arcubalista" ist ähnlich der deutschen volksetymologischen Bildung von „Armbrust" das englische „arblast", aus „asparagus" (Spargel) ist „sparrowgrass" (= Spatzengras) entstanden; auch soll „rotten row", der bekannte Reitweg im Hydepark bei London, aus „route du roi" entstanden sein.

War im Vorhergehenden nur von gelegentlichen Versuchen, die englische Sprache von fremden Bestandtheilen zu reinigen, die Rede, so muß im Weiteren eine Reihe von geradezu planmäßig gestalteten Angriffen hervorragender Schriftsteller auf das geschilderte Unwesen hervorgehoben werden. Der ersten einer, die mit allem Ernste sich der mißhandelten Muttersprache annahmen, war Roger Ascham, der in seinem „Toxophilus" (1545) zu zeigen versuchte, wie man einen reinen Stil schreiben könne, ohne seine Zuflucht zu den Sinn verdunkelnden Fremdwörtern zu nehmen. Ascham's Beispiele folgten andere Gelehrte, wie Tho. Wilson, der in seinem Lehrbuch der Redekunst (1553) sich etwa folgendermaßen ausläßt: „Vor allen Lehren sollten wir besonders die beherzigen, daß wir nie fremdartige Tintenworte („inkhorn-terms" waren fremden Sprachen entlehnte Ausdrücke) in gespreizter Weise anwenden, sondern so reden, wie uns die Sprache überliefert ist. Ich möchte wohl schwören, daß die Mütter solcher Gesellen, die fremde Worte im Munde führen, nicht zu sagen wüßten, was dieselben meinen; sie fälschen eben des Königs Englisch. Einige dieser weitgereisten Herren pflegen nach ihrer Rückkehr ins Vaterland in fremdartigem Gewande einherzuschreiten ... Diese fabelhaften Weisen, wie die Handlanger der Poesie reden nur noch in fremdartigen Sprichwörtern und unverständlichen Allegorien, indem sie sich zu ergötzen scheinen an der Dunkelheit ihrer Rede, von der Niemand weiß, was sie bedeutet. Die überschwenglichen Narren, die nur so noch Gelehrsamkeit dusten, Leute, die in ihrem Leben einmal wirkliche Gelehrte gesehen haben, versetzen ihre Rede also mit lateinischen Brocken, daß der Einfältige, der sie hört, schier glauben muß, der heilige Geist sei über sie gekommen" u. s. w.

Dieser Philippika Wilson's schließen sich bald andere an; denn die Aefferei ließ nicht nach. So erhob der bedeutendste Rufer im Streite, George Puttenham, seine gewichtige Stimme an mehreren Stellen seines berühmten Buches „The Arte af English Poesie" (1589). Eins der wichtigsten Capitel handelt von der Sprache, worin er Winke über das beste Englisch giebt. Unter Anderem sagt er, man möge ja nicht das in Universitätsstädten übliche Englisch reden, da dort sich die Gelehrten den Gebrauch unverständlicher Fremdwörter angemaßt hätten; durch Prediger und Schulmeister, wie durch reisende Kaufleute seien leider so viele unverständliche Fremdwörter eingeschmuggelt worden, die zudem gar häßlich klängen und schwerfällig seien, ob sie gleich jetzo auch bei Hofe Aufnahme fänden. Es sei der schlimmste Fehler in der Sprache barbarische Rede, es sei ein Unfug, den die Griechen Soraismus hießen und den die Engländer minglemangle nennen könnten, wenn man zweckloser Weise seine Rede zusammensetze aus Worten der verschiedensten Sprachen, wie des Italienischen, Französischen, Spanischen, Holländischen und Schottischen.

Den genannten Sprachmeistern schlossen sich bedeutende Grammatiker an, wie John Wallis, der u. A. wieder auf Spenser hinweist, dessen Sprache in reicher Fülle prange, ohne durch ausländische Zuthaten verschimpfirt zu sein. Erwähnt sei auch, daß der große Philologe R. Bentley es als Ziel hinstellt, dem ewigen Wandel der Sprache ein Ende zu setzen, ein Gedanke, den 13 Jahre später Jon. Swift zu dem absonderlichen Vorschlage erweitert, eine zu gründende Akademie der Sprache möge der fortwährenden Unbeständigkeit durch ein Gesetz abhelfen.

Höchst lesenswerth ist sodann der köstliche Aufsatz von Joseph Addison im „Spectator" (1711, 8. Septbr.), worin derselbe über die durch das Militär eingeschleppten Fremdwörter die Schale seines ganzen Spottes ausgießt. Es müßten, meint er, Aufsichtsbeamte zur Reinhaltung der englischen Sprache vom Staate angestellt werden; der spanische Erbfolgekrieg habe soeben die heimische Sprache so mit Fremdwörtern überwuchert, daß es für die Großeltern unmöglich wäre, zu verstehen, was ihre Nachkommen trieben, wenn sie ihre Kenntniß darüber aus einer Zeitung schöpfen müßten. Es scheint, so schreibt Addison, als hätten unsere Krieger nichts Wichtigeres zu thun, als französische Sprache zu verbreiten; unsere Soldaten sind gewiß tüchtige Kämpfer, sie verrichten Großthaten, für die sie selber kaum Worte haben. Sie suchen darum nach Wendungen, um zu melden, was sie „prästiren" (der englische Ausdruck ist atchieve) und senden uns „Rapport über Rapport" (over accaunts) von ihren „Bravourstücken" (performavces) in einem „Jargon", den sie ihrem Aufenthalt bei den besiegten Feinden verdanken. Man sollte ihnen daher Secretäre und die Hilfe unserer Minister des Auswärtigen zur Verfügung stellen, damit diese uns in unserer Sprache mittheilen, was unsere braven Landsleute eigentlich schaffen. Die Franzosen wären wirklich klug, wollten sie die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges in englischer Sprache anzeigen, damit ihren Landsleuten ihre Verluste verborgen bleiben. Bei uns aber sollte doch das Umgekehrte der Fall sein, da wir uns unserer unvergleichlichen Erfolge rühmen dürfen. Lese ich nun aber in der Zeitung die uns zugesandten Berichte über eine Belagerung, so weiß ich nicht eher, auf wessen Seite der Sieg ist, bis es mir die Kanonen vom Tower herab verkündigen. Gewiß will ich einige Zugeständnisse machen, wo es sich um rein militärische termini handelt; allein wenn wir Schlachten gewonnen haben, so wollen wir uns nicht erst hindurchwühlen durch einen Wust von französischen Redensarten, ehe wir erfahren, daß und wodurch wir den Sieg errungen haben. . . . Die Geschichte all unserer früheren Kriege ist in unserer heimischen Sprache geschrieben worden; ich finde in keinem unserer alten Zeitbücher, daß Eduard III. die Stellung des Feindes „recognoscirte", sondern nur, daß er zu erfahren suchte, wo er ihn treffen und schlagen konnte. Der Black Prince setzte über manchen Fluß ohne Hilfe von „Pontons" und füllte einen Graben ebenso geschickt aus mit Schutt und Hurden, wie heutzutage ein General mit „Faschinenwerk". Ich habe es selbst erlebt, wie öfters ein ganz gewitzigter Bürger, der sich durch die Zeitung von Anfang bis zu Ende durchgearbeitet hatte, unmittelbar darauf seinen Nachbar fragte, was es denn Neues in der Welt gäbe. Ich erinnere mich ferner eines Briefes, den ein junger Officier unseres Heeres in dem ruhmreichen Jahre von Blenheim an seinen ganz gebildeten, begüterten Vater schrieb, welcher, nachdem er denselben gelesen, es wohl heraussand, daß er eine wichtige Neuigkeit enthalten müsse; worin diese aber bestand, darüber zerbrach er sich vergeblich den Kopf. Er wandte sich daher mit dem Schreiben an den geistlichen Herrn seines Ortes, welcher im Aerger darüber, daß auch er den Inhalt nicht enträthseln konnte, in hellen Eifer gerieth und dem Vater rundweg erklärte, sein Sohn habe ihm da einen Brief geschickt, der sei nicht Fisch und nicht Vogel. Ich wünschte nur, fuhr er fort, daß der Hr. Hauptmann bei Sinnen sei; er müßte uns denn zum Besten haben wollen. Den Vater aber, der bisher den geistlichen Herrn immer für einen gelehrten Mann gehalten hatte, wurmte die Art seines Sohnes gar schmählich; doch zeigte er alsbald dem Pfarrer einen anderen kurz vorher vom Sohne erhaltenen Brief, indem er sagte: „Seht hier, mein Sohn weiß

in diesem Schreiben, wo er nämlich um Geld bittet, ganz verständlich zu reden; und kein Mensch in England könnte sich klarer ausdrücken als er, wo er eine neue Ausrüstung für sein Pferd verlangt." Kurz, der Alte gerieth in großen Zorn, und wahrscheinlich wäre es in der Folgezeit seinem Sohne übel ergangen, hätte der Vater nicht drei Tage später in der Zeitung dieselben Redensarten gelesen, die ihn im Briefe seines Sohnes so geärgert hatten; sein Charles hatte eben nur geschrieben, wie andere Leute auch."*)

Von ähnlichem Humor zeugt ein kurzer Abschnitt, den ich der 42. Nummer der englischen Zeitscheift „The Connoisseur" aus dem Jahre 1754 (November 14. Seite 249) entnommen habe. Da heißt es u. A.: „Ein Geck aon heute klagt nicht etwa über Nervenüberreizung, sondern er sagt dir, er sei ennuyée; sein Streben geht nicht mehr dahin, freimüthig (genteel) zu sein, sondern er nennt sich degagée; nicht gefällt er sich ferner mehr in vornehmer Einsachheit, sondern er bricht krampshaft aus in Worte, wie je ne scay-quoi? Kurz, er ist vom Kopf bis zum Fuß ganz französisch geworden und ein petit maitre in Sprache und Gebärde."

Solchen Mahnungen znm Trotz aber wucherten die fremden Schmarotzer weiter, wenigstens in der heute mehr oder weniger veralteten und vergessenen Tagesliteratnr, bis denn endlich mit Bischof Henry Percy's Sammlung alter Balladen eine aom Bewußtsein des gesammten Volkes getragene Richtung zur Aufrechthaltung des germanischen Geistes der Sprache ins Leben trat. Doch noch um die Wende unseres Jahrhunderts hielt es ein Mann wie Isaak d'Israeli nicht für ein vergebliches Bemühen, in einer seiner anziehenden Studien, die unter dem Namen „Curiosities of Literature" bekannt sind, die Fremdwörterfrage in dem der nationalen Strömnng günstigen Sinne einer eingehenden Besprechung zn unterziehen. Die natürlichen Reize der englischen Sprache, so schreibt er, seien durch unzulängliche Kenntnisse der Wörterbuchschreider verloren gegangen; der Genius der Sprache aber und der gute Geschmack, der ein Geschenk des Himmels sei, müßten den künftigen Lexikographen hindurchgeleiten durch eine Sammlung von alten Büchern. Einem ähnlichen Grundsatze huldigte auch der große Carlyle, der bekanntlich den germanischen Theil aom Geiste seines Volkes stets besonders warm bethätigt hat. Und wie er, so denkt in der That heutzutage jeder Gebildete in dem uns stammverwandten britischen Volke; er ist stolz auf den germanischen Wortbestand seiner Sprache, und die besten seiner Vorfahren haben trotz aller Fremdthümelei, die sich ja geschichtlich erklären läßt, laute Verwahrung eingelegt gegen den unnöthigen Gebrauch nichtgermanischer Worte.

*) Strenger hielten, scheint es, die Soldaten unter Heinrich VI. auf Reinheit ihrer Sprache, wie wir aus Shakespeare's gleichnamigem Stücke (I. Theil) erfahren, wo am Schluß des 4. Actes Sir William Lucy auf des französischen Königs Frage: „Ist deine Botschaft Capitulation?", die Antwort giebt: „Capitulation ist ein französisch Wort, die engtischen Soldaten kennen's uicht"

Von den etwa 100000 Wörtern, die den gegenwärtigen Bestand der englischen Sprache ausmachen, ist zwar nur noch ein Drittel germanisch, und zwei Drittel sind fremden Sprachen, besonders den romanischen, entlehnt. Das erklärt sich daraus, daß Technik und Wissenschaft mit ihrer Legion aon Fachwörtern lawinenartig die Grundsprache überschüttet haben. Ganz anders jedoch gestaltet sich das Verhältniß, wenn man, vom Bereiche des gewöhnlichen Mannes zu schweigen, das des Dichters ins Auge faßt. So ist das Englische trotz aller fremden Schmarotzer geblieben, was es aon Anfang an war, eine im Wesentlichen germanische Sprache. Ihr diesen Charakter zu wahren, dafür mögen auch ferner Dichter und Denker des Volkes geeignete Sorge tragen; und so fallen heute in dem Versuche, ein gleiches Ziel zu erreichen, die Bestredungen der deiden bedeutendsten germanischen Culturvölker der Welt miteinander zusammen.

Weimar, im Juni. Dr. Otto Francke.

Bücherbesprechungen.

M.-Fr. Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von Julius Fröbel. Erster Band. Stuttgart. 1890. J. G. Cotta's Nachfolger. X, 598 Seiten. — Julius Fröbel, der Neffe des berühmten Erziehungslehrers, ist bekannt auch in weiteren Kreisen einmal wegen seiner Betheiligung an dem Frankfurter Parlament 1848 und 1849 und seiner Sendnng nach Wien im October 1848, wo Windischgrätz sein Leben schonte, während er Robert Blum erschießen ließ, und sodann wegen seiner späteren Bekehrung zum reichsdeutschen Standpunkt. Nachdem er 1849 bis 1857 in Amerika geweilt hatte, war er bis kurz vor dem Kriege aon 1866 sehr eifriger Großdeutscher und wurde dann ein überzeugter Anhänger der preußischen Hegemonie in Deutschland. Als solcher wurde er nach einander Consul des Dentschen Reiches in Smyrna und in Algier und gab noch eine ganze Anzahl allgemein- und wirthschaftlich-politischer Werke heraus. Der nunmehr 85jäheige Mann geht jetzt daran, die Ergebnisse und Erlebnisse seines Lebens der größeren Lesewelt aorzulegen. Der varliegende erste Band ist schon vor mehr als zehn Jahren in Algier abgeschlossen worden und berührt sich in der zweiten Hälfte mit einem früheren Werke Fröbel's, das er nach seiner Rückkehr aus der neuen Welt unter dem Titel herausgab: Aus Amerika. Doch kann der Berichterstatter die Ankündigung des diesmaligen Vorwortes durchaus bekräftigen, daß die jetzige Darstellung auch des Aufenthaltes in Nord- nnd Mittelamerika einen selbständigen Charakter hat, da eine graße Anzahl neuer Bemerkungen nnd persönlicher Erinnerungen eingeflochten sind. Der erste Abschnitt giebt ein vielseitiges, fesselndes Bild der ersten 28 Lebensjahre; er ist überschrieden: Kindheit, Jugend und erste Versuche im Leben. Die Eltern werden darin z. B. auf recht anziehende Weise in ihrer Eigenart gezeichnet und die bestimmenden Einflüsse, welche aon ihnen und der ersten Umgebung aus auf den Knaben wirkten, klargestellt. Wir degleiten Fröbel in des Onkels berühmte Lehranstalt Keilhau, für welche seine Mutter mit ihrem kleinen Vermögen beisteuerte, hieranf nach Süddeutschland, wo er in Stuttgart Karten zeichnet und in München studirt. Die folgenden Wanderjahre führen ihn nach Thüringen zurück, wo er 1831 sein erstes geographisches Werk erscheinen läßt, und weiter nach Berlin, wo er mit Alexander a. Humboldt und Ritter in Berührung kommt. Von da siedelte er 1833 nach der Schweiz über. Seine dortigen „Lehrer- und nachträglichen Lehrjahre" behandelt der zweite Abschnitt. In diesem mehren sich die Berichte über Berührungen mit später berühmt gewordenen oder damals schon hervorragenden Politikern: Louis Napoleon und Bakunin, Herwegh und Arnold Ruge und Andere treten da in bunter Reihenfolge auf. Als Verlagsbuchhändler, was er neben seiner Lehrerstellung geworden war, kam er brieflich und persönlich mit vielen Schriftstellern in Verkehr, aus Preußen wurde er damals anf einer Geschäftsreise ausgewiesen. Seine „Neue Politik von C. Junius", 1846 erschienen, machte weitere Kreise auf ihn aufmerksam; er bekannte sich darin als entschiedenster Staatssocialist; und Ludwig Feuerbach schrieb ihm: Ihre Politik ist die Politik der Zukunft. In demselben Jahre siedelte Fröbel nach Dresden über, und es ist Seite 152 und 153 anziehend zu lesen, unter welchen Vorsichtsmaßregeln ihm von dem Minister a. Falkenstein der Aufenthalt in Sachsen erlaubt wurde. Von dem dortigen ästhetisch-literarischen Leben in der Zeit 1846—1848 wird eine ganze Zahl bezeichnender Einzelheiten erwähnt, Fröbel selbst beschäftigten damals verschiedene Dramenentwürfe. Damit stehen wir schon im 3. Abschnitte unseres Buches, welcher: Vor, in und nach der deutschen Revolution benannt ist. Von ihm und dem 4., welcher die gnte Hälfte des Ganzen ausmacht, ist es hier unmöglich dem Juhalte entsprechend zu derichten. Es sind bei Weitem die wichtigsten, aber auch schon weiter dekannte Dinge erzählenden Theile des Buches; sie sind eine wirkliche Fundgrube über viele Ereignisse des tollen Jahres und geben aon Fröbel selbst ein sehr farbenfrisches Bild. Dem letzten Abschnitte mit seinen öfter geradezu romanhaften amerikanischen Erinnerungen hat der Verfasser eine kurze Lebensgeschichte seiner Fran Karoline, geborene Gräfin Armansperg, aerwittwete Prinzeß v. Solms-Braunfels angefügt. Das Buch ist als eine werthvolle Bereicherung unserer biographischen und zeitgeschichtlichen Literatur zu betrachten.

J. R. Gunhild. Ein Heldengedicht von Gustaa Kastropp. Dresden-Striesen, Paul Heinze's Verlag. — Es ist gebildeter Dilettantismus, der aus diesem Gedicht, einem Nachklang des Nibelnngen- und Gudrunliedes, spricht: eignes, inneres Leben besitzt es nicht, dieses eigne, innere, kräftige Leben aber macht erst die Dichtung aus: fehlt es, hat der Schreibende dem Publicum nichts Neues zu sagen gehabt, so wird das Werk bloße Stil-

übung, Reimerei, wie sie in Kastropp's neuem Epos vor uns liegt. Einzelnes Gelungene und Bessere ändert an diesem Urtheil nichts. Dazu kommt, daß auch die Form nicht zu genügen vermog: sie ist unbeholfen und roh. Man wende uns nicht ein, daß das Wesentliche des hier Gesogten, der Hinweis auf die Abwesenheit eines Inhalts, eine Folge des Stoffes sei, der uns nichts Neues mehr bieten könne: der Mangel an Klarheit im Denken, der unserer Zeit eigen ist, vermöchte einen solchen Einwand wohl hervorzubringen. Im Stoff aber liegt gar nicht das Lebendige und Interessante des dichterischen Werks, sondern in der Behandlung, dem Geist, welchen der Dichter demselben einzuhouchen versteht: der Stoff an und für sich ist todt. Die Nibelungen beispielsweise können Veranlassung zu den ödesten, langweiligsten Jambentragödien geben: sie können aber auch Anlaß zu Hebbel'schen und Wagner'schen Meisterwerken werden, die uns fesseln und packen. Andererseits läßt sich das Neueste und Modernste zu inhaltlosen Machwerken verarbeiten, wie es z. B. in Blumenthal-Sudermann'schen Theaterstücken geschieht, während ein Dichter wie Schiller in „Kabale und Liebe“ noch seiner Zeit Bedeutung abzugewinnen verstanden hat.

J. R. Wieland, der Schmied. Von Otto Behrend. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. — Der Verfasser dieses Gedichtes, das man wohl als ein Erstlingswerk zu betrachten hat, will die alte Sage von Wieland dem Schmied, dem germanischen Dädalos und Hephästos, wie sie uns in der Edda überliefert worden ist, in freier, dichterischer Bearbeitung neu gestalten. Er zeigt sich auch in seinem Werke als ein Mann, der poetische Mittel besitzt und sie zu gebrauchen weiß: der vorhandene Stoff ist geschickt verwerthet, die Handlung regelmäßig aufgebaut; die Trochäen fließen glatt dahin; manche hübsche Einzelheit erfreut den Leser. Sein Beginnen, die Wielandsage neu zu bearbeiten, ist gleichfalls nur zu billigen: denn diese alte Fabel, in der unleugbar großartige Momente stecken, die uns im Tiefsten aufrühren können, harrt noch ihrer dichterischen Auferstehung. R. Wagner wollte den Stoff zu einem Musikdrama ausbeuten: aber leider blieb es bei dem Entwurf. Freilich ist es damit nicht gethan, daß man die alte Geschichte, wie sie in der Edda steht, ohne Weiteres in Verse bringt: man muß da eignes Leben hineinlegen, verändern, verfeinern, vertiefen, will man anders ein Kunstwerk schaffen, das unsern modernen Ansprüchen genügen kann, keine bloße Stilübung. Der Verfasser des vorliegenden Gedichtes hat das wohl gethan, aber er hat es nur hier und da gethan, nicht genug gethan: er ist mit seiner Erneuerungsarbeit an der Oberfläche haften geblieben und hat das Ganze nicht vollständig durchgeknetet und neu geformt. So liegt der Schwerpunkt des alten Liedes, das nicht nothwendig, wie Behrend annimmt, ein Torso zu sein braucht, sondern, wie Jordan in seiner Eddaübersetzung nachgewiesen hat, sehr wohl ein Ganzes sein kann, wenn man es nur „Wieland's Rache“ betitelt, in eben diesem Racheact des Helden; vom achten Gesang ab geht das Gedicht unseres Verfassers mit diesem alten Liede parallel. Was stellt das alte Lied dar? Die furchtbare Rache eines schwergekränkten Mannes, der, um den Urheber der an ihm verübten Frevelthat am schärfsten zu treffen, sich an dessen Kinder hält, die kleinen Söhne, die Tochter; erstere werden getödtet, die letztere wird vergewaltigt; der Vater ist dadurch vollständig vernichtet. Das ist eine entsetzliche Rache, wie sie in rauher, wilder Vorzeit begreiflich erscheint: wir verstehen sie und werden von ihr gepackt. Auch für die Neuzeit ist so etwas wohl darstellbar, aber der Edelstein muß neu gefaßt werden. Es muß z. B. die schwere Schuld eindringlichst dargethan werden, die an dem Helden begangen worden, indem man ihn seinem früheren Glück entriß und schmachvollem Kerkerleben und Sklavendienst preisgab: denn aus ihr entspringt alles Weitere. Es muß die Liebe des sonst schurkischen Vaters zu seinen Kindern, der ja psychologisch nichts im Wege steht, recht deutlich und klar gemacht werden, so daß man fühlt, daß der Bösewicht gerade in ihnen am tiefsten verwundet werden kann. Oder es müßte die Unmöglichkeit bewiesen werden, den Urheber all der Gewaltthat, der Beraubung von Freiheit, Freude, Gesundheit des Armen, selbst treffen zu können, so daß sich die Rache mit Nothwendigkeit auf Andere gewiesen sieht, auf die Kinder, die büßen müssen, was der Erzeuger verschuldet hat. Denn so ohne Weiteres hält sich doch Niemand an die Söhne und die Tochter des Feindes, wenn er ihm selbst gegenübertreten kann: der Mord der Kinder Thyest's z. B. ist wohl motivirt. Im alten Liede ist auch die Scene mit der Tochter begreiflich und thut dem Wesen des Rächers keinen Abbruch: in der vorliegenden Fassung erscheint der Auftritt unmöglich, unnatürlich und roh, mit dem Charakter des Helden nicht vereinbar: denn Wieland besitzt ein Weib, das er liebt, und dem er Treue halten muß. So hat der Verfasser unseres Gedichtes, indem er sich an den Inhalt des alten Liedes hielt, ohne Eignes zu bieten und zu modernisiren, zu wenig gethan: er beschränkt sich im Wesentlichen auf eine neue Wiedergabe des alten Textes. Aber wir wollen nicht blos auf das hinweisen, was der Verfasser uns schuldig geblieben ist, sondern auch auf das, was er uns gegeben hat; und dessen ist, wie aus dem Eingangs Gesagten hervorgeht, immer noch genug, um das Gedicht zur Lectüre empfehlen zu können. Wer sich auf mühelose Weise über den Inhalt des alten grandiosen Eddaliedes unterrichten will, der greife nach diesem Buch. Vielleicht findet der Verfasser aus dem hier Bemerkten etwas heraus, was ihm für seine weiteren Arbeiten von Nutzen sein kann.

— Katechismus der Zimmergärtnerei. Nebst einem Anhang über die Anlegung und Ausschmückung kleiner Gärtchen an den Wohngebäuden. Von Hofgärtner M. Lebl. Mit 56 in den Text gedruckten Abbildungen und 192 Seiten. In Original-Leinenband. Preis 2 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Ein mit großem Fleiß und auf Grund reicher praktischer Erfahrungen geschriebenes Werkchen, das zweifellos Beifall bei allen Zimmergewächsliebhabern finden wird. Vortrefflich sind dem Hrn. Verfasser vor Allem die Schilderungen der Abschnitte gelungen, die die Hilfsmittel zum Treiben eben genannter Liebhaberei, die Zucht, die Pflege der Stubengewächse und diese selbst nebst ihren allgemeinen Culturansprüchen behandeln. Nicht minder werthvoll sind die Capitel von der Vermehrung der Zimmerpflanzen, von der Ausschmückung der Stuben, Fenster, Ampeln, Balcons, Aquarien mit solchen, wennschon unter die thierischen Bewohner der letzteren die im Buche empfohlenen Wasserkäfer und deren, sowie der Libellen Larven, die Stichlinge ꝛc. nicht, sondern in ein Glas für sich, ihrer Mordlust resp. Unverträglichkeit halber, gehören. Dem Hrn. Verfasser kann im Allgemeinen der Vorwurf aber nicht erspart werden, daß er — ein Fehler, den viele für Laien schreibende, im Gartenbaufach bewährte Praktiker begehen — an das Geschick und die Kenntnisse der Leser auf den im betreffenden Buche abgehandelten Gebieten zu hohe Anforderungen stellt und glaubt, daß die Ausführung der für den Gärtner einfachsten Culturarbeiten auch der Laie spielend durch ein Buch zu erlernen vermöchte. Das ist ein Irrthum und es wird auch in vorliegender Schrift auf einige Capitel viel Mühe umsonst verwandt sein. Die Cultur vieler im Buche geschilderter empfindlicher Pflanzen wird der Laie, selbst der geschickteste und verständigste, nicht, auch nicht im Pflanzenhäuschen des Zimmers ausführen können, zumal, wenn er, wie hier, nur die lateinischen Bezeichnungen betreffender Gewächse vorwiegend liest und eine Abbildung derselben, zur mit Hilfe solcher einzig möglich werdenden Orientirung, vermissen muß. Warum kargte die Verlagshandlung bezw. Ausstattung des Buches mit Pflanzenabbildungen so, während sie mit vielen guten Darstellungen von Pflanzenkästen, Blumenständern, Jardinieren, Fensterausstattungen, Springbrunnen ꝛc. das Werkchen versah? Nur zehn, die einzelnen Pflanzen genau charakterisirende Bilder im ganzen Buche! Das ist doch wohl zu dürftig und setzt den Werth von Lebl's Zimmergärtnerei bedeutend herab. Mit einer Cultivirungsweise fleischfressender Pflanzen, wie sie S. 84 geschildert ist, möchte der Laie wohl keine Erfolge erringen. Auf Gläsern zu ziehende Hyacinthen stellt man nie in ein stark geheiztes Zimmer, noch ebendaselbst an den hellsten Platz, bevor Blätter und Blüthen nicht ganz ausgebildet sind. Statt des Anhanges wäre eine eingehendere Culturschilderung und (wie schon oben bemerkt) Abbildung der beliebtesten Stubengewächse wohl besser am Platze gewesen, desgl. mußte allen angeführten Hilfsmitteln zur Zimmergewächscultur der Preis derselben beigefügt sein. Es besitzt aber das Lebl'sche Buch so viel bedeutende Vorzüge, ist so correct, leicht faßlich, kurz und interessant geschrieben, daß ebengerügte, dem Hrn. Autor zur Last gelegte und noch einige andere kleine Mängel und Ungenauigkeiten, so z. B auf Seite 7, 9, 30 und 98, verschwinden dem mit vollstem Lob anzuerkennenden, streng innegehaltenen Bestreben desselben gegenüber, ein nicht nur für den Laien, sondern auch für den Gärtner nutzbringendes und deshalb warm zu empfehlendes Buch zu schaffen. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 137. Sonnabend, den 15. November. 1890.

Zur Schulreform.

Im Nachfolgenden stellen wir eine Anzahl von kurzen Aeußerungen in Sachen der Schulreformfrage zusammen, welche wir verschiedenen in den letzten Monaten erschienenen Druckschriften und Zeitungsaufsätzen entnommen haben. Der Zweck dieser Zusammenstellung ist kein anderer als der, denjenigen Lesern der Leipziger Zeitung, welche den um die Schule entbrannten Kampf nur von ferne verfolgt haben, die Augen darüber zu öffnen, was auf dem Spiele steht. Angesichts dieses Zwecks durfte es uns nicht darauf ankommen, die für den Standpunkt der einzelnen Verfasser besonders charakteristischen Aussprüche auszuwählen. Das hätte nur zu einem buntscheckigen Allerlei geführt, mit dem Niemanden gedient sein konnte. Wer ein Interesse daran hat, die einzelnen Kämpen im Schulstreit nach ihrem Wollen und Können von einander genau zu unterscheiden, der mag an eine der vorhandenen Fach- oder Schulreformzeitschriften sich halten.

Die kleine Blumenlese, welche wir bieten, soll dem Uneingeweihten nahe führen, um wie ernste, das innerste Leben des ganzen Volkes berührende Fragen es sich in den neueren Schulschriften, wie überhaupt bei der ganzen Schulbewegung, handelt.

Erfreulicherweise macht sich der hohe Ernst der Lage auch in dem Tone bemerklich, welchen die meisten der neuesten Schulschriften anschlagen. So lange der Streit sich nur noch um die „Berechtigungen“ der verschiedenen Schulgattungen, den Bildungswerth der einzelnen Lehrfächer, wie um die und jene Schuleinrichtung drehte, hat jede Partei sich berechtigt erachtet, für ihre Sache tüchtig ins Zeug zu gehen und gar Mancher die Lärmtrommel mehr als billig gerührt. Seitdem die Schulfragen sich erweitert und vertieft haben zu allgemeinen Bildungs- und Erziehungsfragen, ist erfreulicherweise mancher laute Rufer im Streit still geworden in der richtigen Erkenntniß, daß Leute von weiterem Blick und größerer geistiger Bedeutung nunmehr auf den Plan treten müssen. In dem Maße, als die Schulbewegung angefangen hat das ganze deutsche Volk von den untersten bis zu den höchsten Kreisen hinauf zu beschäftigen, hat sich bei allen Besonnenen, das macht sich bemerklich, das Gefühl für die Verantwortlichkeit gesteigert, welche Jeder übernimmt, der sich mit neuen Ausstellungen und Vorschlägen herauswagt. Mehr und mehr ist man auch zu der Einsicht gelangt, daß man die Bedeutung der Schule überschätzt und sich andererseits an ihr versündigt, wenn man sie für Dinge verantwortlich macht, welche die nothwendige Folge der Eigenart und Richtung unserer Zeit sind. So lange die Oeffentlichkeit einander widersprechende Anforderungen an die Schule stellt, so lange der Betrieb der Wissenschaften in dem Maße wie jetzt auf Einzelheiten gerichtet bleibt, so lange unser Geschlecht, überwiegend praktischen Interessen zugewendet, ohne den rechten inneren Halt und Frieden dahinhastet und in dem Gefühle, daß ihm etwas fehle, bald hier bald dort den Schaden sucht, immer wieder aber einen Heilungsplan über dem anderen aufgiebt — kann die Schule nicht wesentlich anders sein, als sie ist, wie man auch die Lehrpläne gestalten möge. Wie wäre es auch möglich, da doch Lehrer und Schüler tagtäglich den Einflüssen der Zeit ausgesetzt sind?

Beachtlich ist auch, daß die Stimmen Derer sich mehren, welche vor Ueberstürzung und andererseits vor der Unterschätzung des Gutes warnen, das wir Deutsche in unserem geschichtlich gewordenen höheren Schulwesen besitzen. Männer, deren Namen Deutschland mit Stolz nennt, haben neuerdings sich in diesem Sinne geäußert, einige von ihnen mit großer Entschiedenheit und eindringlicher Wärme.

Wie vielerlei noch durcheinander gährt ohne rechte Klärung, das dürften auch die nachfolgenden Aeußerungen erweisen, in welchen grundverschiedene Anschauungen zu Worte kommen. Ein großer Gewinn ist es aber doch schon, wenn ernste Zeitfragen wenigstens in würdigem Ernste und mit einiger Mäßigung behandelt werden; dieses Lob aber wird sämmtlichen Aussprüchen, die wir nun folgen lassen, wohl ertheilt werden können.

1) Weite Kreise sind in einem seltsamen Widerspruch befangen. Einerseits will man, daß der Unterricht in höherem Grade einen bildenden, einen geistig erziehenden Charakter annehme, andererseits fordert man die Aufnahme oder Ausdehnung immer weiterer Unterrichtsfächer als durch die Lage der Zeit geboten. Man verlangt also zugleich Concentration — denn wie wäre eine Vertiefung des Unterrichts ohne sie denkbar? — und eine Expansion. Ist denn nicht deutlich, daß das Eine das Andere ausschließt? Entweder wir geben dem Drängen einer weitverbreiteten Meinung nach und erstrecken den Unterricht auf immer weitere Gegenstände, dann müssen wir der Forderung eines humanisirenden Bildens entsagen; oder wir halten dies als das Wesentlichste fest, dann müssen wir uns den Muth der Vereinfachung anschaffen. Ein Drittes giebt es nicht. In der Richtung des Zieles, von dem wir (der Verf.) ausgehen, liegt jedenfalls die Vereinfachung. Gelingt es nicht sie zu erreichen, wird im Gegentheil noch immer mehr und mehr in den Unterricht aufgenommen, so ist unserer Ueberzeugung nach die Seele der Schulreform verloren und der Sieg der bloßen Kenntnisse über die selbstthätige Einsicht, der Dressur über die Bildung entschieden. — Seien wir uns darüber klar, daß sich unmöglich beide Wege zugleich einschlagen lassen, und vergessen wir nicht, daß das Einfache das Schwerste, aber auch — das Größte ist.

Rud. Eucken (Prof in Jena), Beil. z. „Münch. Allg. Zeit.“ Nr. 296.

2) Die Stärke der Gegenwart liegt im Technischen, Praktischzweckmäßigen, Speciellen, in einer staunenswerthen Entwickelung aller Verzweigungen des Daseins. Dagegen fehlt es im Reinmenschlichen an gemeinsamen Zielen und festen Idealen mit zusammenhaltender und erhöhender Kraft. Bei allem Reichthum des Culturlebens ist hier eine große Lücke und Leere unverkennbar. Ein solcher Stand der Dinge lastet schwer auf allen Thätigkeiten, welche sich an den Menschen als Ganzes wenden, nicht nur auf der Erziehung und dem Unterricht, sondern auch auf der Religion, der Philosophie, der Kunst. Ueberall die Gefahr, daß die technische Behandlung des Gegenstandes ihren Weg für sich geht, daß die unermeßlich reiche Complication der Arbeit der Wirkung des Ganzen in seinen einfachen Grundzügen Abbruch thut. — Man suche den höheren Lehranstalten die rechten Schüler zu geben und die tüchtigen Lehrer zu erhalten, man erweitere den Spielraum der Selbstthätigkeit und der Individualität, man behandle die Schulen mehr als lebensvolle Organismen denn als Stücke eines staatlichen Verwaltungssystems — kurz man beseitige Störungen und lasse sich kräftig entfalten, was in diesem ganzen Gebiete an idealen Kräften vorhanden ist, und man wird nicht nöthig haben, den ungeheueren Erschütterungen der Zeit auch noch einen Bruch mit der ältesten Bildungstradition unseres Volkes hinzuzufügen.

Derselbe, Beil z „Münch. Allg. Zeit.“ Nr. 260.

3) Die Erziehung umfasse Geist, Körper und Gemüth in gleich sorgender Weise. Daher möge die pädagogische Conferenz, was für eine Zukunftsschule auch uns werden möge, Platz schaffen für die erziehende Thätigkeit des Lehrers. Sie möge dafür sorgen, daß auf unseren Schulen mehr als bisher eine harmonische Ausbildung des ganzen Menschen erzielt werde.

H. Raydt (in Ratzeburg) „Mehr Erziehung für die deutsche Jugend“ S. 32.

4) Heute bekämpfen die pädagogischen Parteien einander mit dem Eifer der religiösen Fanatiker und beinahe jeder unter den Streitenden verlangt von der Regierung, sie solle das von ihm vertretene Programm als das allein seligmachende anerkennen. Unser Erziehungswesen ist von dem spartanischen Staatssocialismus nicht mehr ganz weit entfernt; und wenn Güßfeldt's Vorschläge in dieser Richtung lauten Widerspruch hervorgerufen haben, so ist dies nur deshalb geschehen, weil er mit rücksichtsloser Entschiedenheit die Consequenzen gezogen hat, zu denen die bisherige Entwickelung hindrängte.

P. Cauer (in Kiel), „Staat und Erziehung" S. 6.

5) Einheitlichkeit thut noth, aber nicht jene äußerliche Einheitsconstruction eines ganz gleichen Unterbaues bis zur Mitte hin mit Gabelungen, — bei denen das Gymnasium als der dem Verderben preisgegebene Zacken dasteht. Es kommt vielmehr darauf an, den bestehenden Unterschieden der Bildungsbedürfnisse entsprechende Schulen einzurichten, welche auf allgemeinen gleichartigen Grundlagen in angemessenen Abstufungen doch jede in ihrer Art eine eigene besondere Organisation haben.

J. Lattmann (in Clausthal), „Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen ꝛc." S. 20.

6) Alles ist morsch bei uns mit Ausnahme (vorläufig noch) des Heeres und einer sehr stattlichen Reihe Einzelner, die aber als Einzelne nichts ausrichten können. — Geben wir uns ja keiner Täuschung hin. Die Geschichte ist alt geworden und die letzten 30 Jahre brachten unserem Vaterlande das Gegentheil einer Verjüngungskur; denn alle ethischen Mächte ohne eine einzige Ausnahme, auch die Monarchie, hat man geflissentlich geknickt.

Paul de Lagarde (in Göttingen), „Ueber die von Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien" S. 32.

7) Der Dilettantismus ist zu allen Zeiten der Feind des wahrhaft Tüchtigen gewesen und mir will es fast scheinen, als ob er heute auf dem Felde der Schulreform überwuchere. Ist es doch so weit gekommen, daß Leute, welche niemals eine Zeile Griechisch zu lesen im Stande gewesen sind, über den Werth der classischen Bildung reden; daß Andere, die niemals selbst die oberen Classen eines Gymnasiums betreten haben, über die Vorbildung der Gymnasiallehrer mit hochtönenden Worten ihr Urtheil abgeben.

K. Schmelzer (in Hamm), „Pädagog. Aufsätze" S. 4.

8) Das Schlimmste ist die Unruhe, die der endlose Streit um die Form und die Rechte der Schulen in die Schule selbst wie in das Leben jedes Einzelnen von uns hineinträgt. Von einem harmonischen Wirken ist kaum noch die Rede; wider Willen wird man in den Strudel gezogen, verflochten in alle die tausend Interessen, die den Staat, die verschiedenen Berufskreise, jede Gemeinde und zuletzt jedes Haus bewegen. Wo so viele Unberufene reden und Einfluß gewinnen, darf der Sachverständige nicht schweigen; aber, wenn er den Kampfruf erhebt, so hört er doch nicht auf, sich nach Frieden zu sehnen, nach der stillen Einkehr in sich und seinen Beruf.

G. Beck (in Reichenbach i. S.), „Vor der Entscheidung" S. 65.

9) Man hat genug geflickt, um endlich einmal einen neuen Stoff in neuer Form zu weben. Das geht freilich nicht von heute bis morgen; dazu gehört viel Uebersicht, viel Nachdenken, viel Wissen und viel Ausdauer im Wohlwollen, aber sehr wenig Interesse an dem Beifall unverständiger Zunftgenossen oder zukünftiger Consumenten. An der heiligen Sache der Schulreform darf nicht in frivolen Nebeninteressen gepfuscht werden. Hier heißt es: ganz oder gar nicht!

H. Göring (in Berlin), „Die neue deutsche Schule" S. 138.

10) Abgeschlossene Bildung giebt es überhaupt nicht; alle Bildung, auch die des größten und universellsten Genius, ist nach dem beliebten Ausdruck Halbbildung. Wir machen bei der Jugend zuletzt einmal einen Abschluß da, wo wir annehmen, daß sie endlich Selbständigkeit genug erworben habe, um des Lehrers und der Schule entbehren zu können, um zu den hauptsächlichsten Quellen edler Bildung einen selbständigen Zugang zu haben. — Der Beweis soll erst noch geführt werden, daß bei gleichem Aufwand an Zeit und Kraft durch einen anderen Bildungsgang als den auf unseren Gymnasien üblichen ein höheres Maß von geistigem Vermögen jedesmal in einem gewissen Durchschnittsalter entwickelt werden kann.

Ad. Lasson (in Berlin), „Sint ut sunt" S. 26, 27.

11) Die Reform kann in der Frage sich zusammenfassen: Wie können wir in unserer höheren Jugendbildung, ihren alten gelehrtforschenden und tiefgehenden Charakter bewahrend, denjenigen Bedürfnissen gerecht werden, die sich durch den Gang der Verhältnisse als durchaus nothwendig herausgestellt haben?

M. Bönitz (in Rawitsch), „Das neue Gymnasium ꝛc." S. 9.

12) Von der Neugestaltung des höheren Schulwesens läßt sich doch nur dann Vortheil für die Cultur und öffentliche Wohlfahrt, für den inneren Frieden und die äußere Machtstellung des deutschen Vaterlandes erwarten, wenn diese Reform sämmtliche wichtigen Interessen der höheren Bildung zu berücksichtigen weiß. Statt dessen aber sehen wir, daß die meisten Reformpläne irgend ein Interesse in den Vordergrund stellen und andere nicht minder berechtigte zu unterdrücken suchen. In dieser Gestalt macht die Reformbewegung einen betrübenden Eindruck, und man muß von ganzem Herzen wünschen, daß die Entscheidung nach vielseitiger ausschauenden Ansichten erfolgt.

Derselbe, im Vorw. zur angef. Schrift.

13) Ein Ueberblick über die Gesammtheit menschlichen Wissens ist für die Jugend weder erreichbar noch nöthig, da die Gesetze des Weltganzen in jedem Theile des Kosmos sich wiederholen. Eingeschüchtert durch die ewigen Klagen über die mangelhaften literarischen, botanischen, geographischen Kenntnisse der Gymnasiasten belastete man den Lehrplan mit immer neuen Fächern, und da man doch fühlte, daß die Gymnasien mit der classischen Bildung ihren Boden verlieren würden, so fügte man jeder Vermehrung des Unterrichtsstoffes die Weisung hinzu, die Leistungen in den bisherigen Lehrfächern dürften dadurch nicht verringert werden. Also hat sich nach und nach der widersinnige Zustand gebildet, daß Lehrercollegien, welche großentheils aus Specialisten bestehen, an das allseitige Wissen ihrer Schüler Anforderungen stellen, denen jeder einzelne Lehrer selbst nicht genügen könnte.

H. v. Treitschke (in Berlin), „Die Zukunft des deutschen Gymnasiums" S. 26.

14) Wie der Steuerzahler in einem Athem fordert, daß die Staatsgewalt viel für ihn leiste, er selbst aber wenig zahle, so schilt der besorgte Vater auf die Ueberbürdung seines Sohnes und beklagt zugleich, daß der Junge nicht genug für's Leben lerne. In den Vorwürfen, welche heutzutage auf unsere Gelehrtenschulen niederregnen, finden sich genug (solche) Widersprüche und Ungerechtigkeiten.

Ebendas. S. 5.

15) Es wird mächtiger Energie und überlegener Einsicht, es wird einer großen, zugleich staatsmännischen und geistigen That bedürfen, wenn durch alles chaotische Gemenge der Meinungen, durch alle Halbheit des Denkens und Wollens sich die nothwendigen Ziele der Jugendbildung siegreich durchsetzen sollen. — Nöthiger als je ist die Gegenwart aller guten Geister der Nation, nöthiger als je eine volle Belebung alles Dessen, was zur Erweckung ursprünglicher Geistesthätigkeit und zur Kräftigung fester Gesinnung dienen mag. Die gelehrte Bildung ist ja nur ein Factor neben manchen anderen; aber unzweifelhaft greift, was hier gewonnen wird, unmittelbar ein in die Arbeit für die höchsten Ziele. Möge es denn gelingen, die vorhandenen Hemmungen zu überwinden, die innewohnende Kraft voll zu entwickeln und so vom Punkt des Werdens aus das gesammte Geistesleben zu fördern!

Rud. Eucken (s. o.), Beilage zur „Münch. Allg. Ztg." Nr. 296.

Charles Darwin und die südamerikanische Mission.

Von Dr. Otto Zacharias. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Als der berühmte englische Naturforscher Darwin am 26. April 1882 in der Westminster-Abtei zu London bestattet wurde, hielt ihm Canonicus Porther eine Gedächtnißrede, in deren Schlußworten es hieß: „Wahrheitsliebe und Barmherzigkeit haben das Haupt des Verblichenen mit dem Kranze christlicher Frömmigkeit geschmückt."

Es gehörte zweifellos ein gewisser Muth dazu, den vielen falschen Ansichten gegenüber, welche über Darwin im Umlauf waren und noch gegenwärtig bestehen, jenen Ausspruch zu thun. Indessen hat es Niemand gewagt, dem unerschrockenen englischen Geistlichen wegen seiner Freimüthigkeit einen Vorwurf zu machen; vielmehr hat Jeder, der die aufrichtige Wahrheitsliebe und die bewundernswerthe Duldsamkeit des Verstorbenen kannte, dem Canonicus Porther aus vollstem Herzen zugestimmt. Darwin war einer der edelsten, tolerantesten und liebenswürdigsten Menschen, die auf Erden gewandelt sind — ein Charakter von makelloser Reinheit und überquellender Herzensgüte.

Dies ist aber nicht blos in England und von einem anglicanischen Geistlichen an geweihter Stätte ausgesprochen worden, sondern auch ein deutscher Prediger hat es bei passender Gelegenheit für seine Pflicht gehalten, den so häufig mißverstandenen und mit Unrecht verketzerten großen Naturforscher in einem anderen Lichte zu zeigen, als dies gewöhnlich von parteiischer Seite her geschieht. Es war Consistorialrath Lange, ein Mann, dessen christlichen Standpunkt Niemand in Zweifel zu ziehen in der Lage sein wird, der im Sommer vorigen Jahres — auf einem Missionsfeste zu Hirschberg in Schlesien — Darwin's Verhältniß zu den Missionsbestrebungen erörterte und das Interesse desselben für diese Art des geistlichen Wirkens hervorhob. Von der Kanzel der altehrwürdigen Gnadenkirche herab lieferte Pastor Lange am 24. Juli 1889 eine treffliche Charakterzeichnung des berühmten Briten und seines vorwärts dringenden Forschersinnes, der sich an dem schwierigsten aller Probleme versucht habe. Und hieran anknüpfend schilderte der nämliche Geistliche,

wie der jugendliche Darwin seinerzeit die Welt umsegelt und die verschiedensten Länder besucht habe, um seine Kenntnisse zu bereichern, wie er auf derselben Reise nach Feuerland gekommen und dort die elende Bevölkerung dieses Erdstrichs gesehen habe, bei deren Anblick er mehr an thierische Wesen erinnert worden sei, als an vernunftbegabte, menschliche Geschöpfe. Aber als er im Jahre 1869 — etwa 37 Jahre nach seiner Forschungstour — die Berichte der englischen Missionäre über die Fortschritte jener Völkerschaft gelesen habe, da sei er, als echter wahrheitsliebender und vorurtheilsfreier Gelehrter, der Erste gewesen, der sein Erstaunen über die gelungene Civilisation kundgegeben und die Ersprießlichkeit der Missionsthätigkeit rückhaltlos anerkannt habe.

Es war wohl das erste Mal, daß seit Erbauung des stattlichen Gotteshauses zu Hirschberg die hohen Wölbungen desselben von der Anerkennung und dem Namen Charles Darwin's wiederhallten. Mancher andächtige Zuhörer horchte hoch auf, als er das so ganz anders lautende Urtheil Consistorialrath Lange's über den „Missionsfreund“ Darwin vernahm, und abgesehen von der wirklichen Belehrung, welche die betreffende Predigt enthielt, dürfte dieselbe weit mehr als zahlreiche andere den Sinn für wahre Toleranz in vielen Gemüthern geweckt und gestärkt haben. . . . .

Dieses Vorkommniß in einer kleinen Provinzialstadt Schlesiens ist von ganz allgemeiner Bedeutung, zu welchem es übrigens auch schon durch die in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeit des Consistorialraths Lange gestempelt wird. In der Erinnerung daran finde ich einen ungesuchten Anlaß, den geehrten Lesern Das, was jene Predigt nur kurz vorführte, etwas ausführlicher und auf authentische Mittheilungen gestützt*) darzulegen.

Darwin kam am 17. December 1832 als junger Mann von 23 Jahren mit dem englischen Kriegsschiff „Beagle“ (zu deutsch: „Spürhund“) nach Feuerland (Tierra del fuégo) und benutzte die Zeit, während welcher der Capitän dort Lothungs- und Vermessungsarbeiten ausführte, zu allerlei naturwissenschaftlichen Beobachtungen. In seinem Reisetagebuche berichtet er über Das, was er in jenem rauhen und unwirthlichen Theile Südamerikas wahrgenommen hat, und die bezüglichen Stellen in seinen Aufzeichnungen haben auch heute noch ein hervorragendes Interesse. Nach Darwin's Urtheile von damals machten die Einwohner von Feuerland einen äußerst elenden Eindruck. Sie waren fast gänzlich unbekleidet und gegen die Unbilden der Witterung schienen sie absolut unempfindlich zu sein. Als der „Beagle“ in einem Hafen der dortigen Ostküste lag, kam ein Weib herbei, das ein neugeborenes Kind an ihrer Brust nährte, und betrachtete das große Fahrzeug mit Neugier. Es herrschte an jenem Tage ein heftiger Sturm. Dabei hagelte es beständig und die Schloßenkörner fielen auf den unbedeckten Busen der Feuerländerin und auch auf den Körper des Säuglings, ohne daß es irgend einen Eindruck auf Mutter und Kind gemacht hätte. Die Männer waren gleichfalls nur mangelhaft bekleidet. Gegen die Kälte und den Wind schützten sie sich nur durch ein Stück Seehundsfell so groß wie ein Taschentuch, welches kaum hinreichte, ihren Rücken bis zu den Lenden zu verhüllen. Die gesammte Bevölkerung war von kleinem Wuchs und machte in physischer Hinsicht den Eindruck des Verkommenen. Ihre häßlichen Gesichter waren überdies mit weißer Farbe beschmiert, ihr Haar verwirrt, ihre Stimmen mißtönend und heiser, ihr Mienenspiel heftig und ohne Würde. „Wenn man solche Menschen sieht, ruft Darwin bei seiner Schilderung aus, so glaubt man kaum, daß sie Mitmenschen und Bewohner derselben Erde sind.“ In der Nacht schlafen fünf bis sechs solche nackte menschliche Wesen auf dem nassen Erdboden und wie Thiere zusammengerollt beisammen. Wenn die Ebbe eintritt, so müssen sie aufstehen und Schalthiere auf den Felsenriffen suchen. Den Weibern liegt es ob, im Winter sowohl wie im Sommer nach Seeigeln zu tauchen und mit den Kähnen hinauszurudern, um Fische zu angeln. Wird ein Seehund getödtet oder entdecken sie den schwimmenden Leichnam eines faulenden Walfisches, so ist dies ein Festtag. Zu solch elender Nahrung gesellen sich noch einige geschmacklose Schwämme und Beeren. Erklärlicher Weise leiden sie oft an Hungersnoth und als Folge davon herrscht bei ihnen Kannibalismus und Elternmord. Die einzelnen Stämme haben keine Regierung oder Oberhaupt, und doch ist jeder von anderen Stämmen umgeben, die verschiedene Dialekte sprechen und gern Krieg (wegen mangelnder Nahrungsmittel) führen. Ihre Heimath ist eine zerrissene Masse von Felsen und unbenutzten Wäldern. Das Klima ist stürmisch, regnerisch und immer feucht. Nahrung suchend müssen diese Menschen von Ort zu Ort wandern und die Küste ist so steil, daß sie nur mit Hilfe ihrer jämmerlichen Fahrzeuge von einem Platze zum anderen gelangen können. Das, was sie an Geschicklichkeit besitzen, kann mit dem Instincte der Thiere verglichen werden, denn keine Erfahrung wirkt verbessernd ein: ihr Kahn ist ihr künstlichstes Werk; aber armselig, wie er ist, blieb die Art seiner Herstellung in den letzten 250 Jahren genau dieselbe.

Der Name „Feuerland“ rührt davon her, daß unter den Bewohnern desselben (so roh sie sonst sind) die Sitte heimisch ist, sich durch Signalfeuer Mittheilungen zu machen. Wenn irgend eine Neuigkeit auf große Entfernungen hin gemeldet werden soll, so wird ein Feuer angezündet, dessen ruhiges Brennen oder rasches Auflodern den entfernten Stammesangehörigen zu einer Art von Telegraphie wird, mit Hilfe deren sie sich verständigen.

Hierin, möchte man sagen, steckt schon der Keim einer höheren Civilisation. Aber Darwin beobachtete auch, daß einige von den Feuerländern eine Idee vom Wesen des Handels besaßen. Als der „Beagle“ etwas fern vom Strande geankert hatte, kam eine Anzahl Eingeborener in ihren Kähnen an das auf der Rhede liegende Schiff heran, um ihre Neugier zu befriedigen. Bezüglich dieser Begegnung erzählt nun Darwin: „Ich schenkte einem Manne einen großen Nagel, ohne eine Gegengabe zu verlangen; aber er nahm augenblicklich zwei Fische und händigte sie mir auf der Spitze seines Speeres ein. War ein Geschenk für ein gewisses Fahrzeug bestimmt, und fiel es zufällig bei der Ueberreichung in ein daneben befindliches, so wurde es immer gleich dem rechten Eigenthümer zugestellt.“

Auch diese Beobachtung deutet darauf hin, daß die Feuerländer eher als ein verwahrloster, denn als ein gänzlich unbeanlagter Volksstamm zu betrachten waren. Darwin's Bericht über den ersten Besuch Feuerlands*) (1832) schließt mit folgender Bemerkung: „Wenn man diese Wilden betrachtet, so legt man sich die Frage vor, woher sind sie gekommen? Welcher Umstand, welche geologische Veränderung konnte einen Menschenstamm bewegen, die schöneren Gegenden des südamerikanischen Nordens zu verlassen, die Cordilleren herabzusteigen, Kähne zu erfinden und zu bauen, um schließlich eins der unwirthlichsten Länder der Erde zu betreten? Obgleich solche Gedanken sich unserem Geiste aufdrängen, so können wir doch versichert sein, daß viele davon ganz irrig sind. Es scheint keineswegs, daß die Feuerländer an Zahl abnehmen, folglich müssen sie eine hinreichende Glückseligkeit besitzen, die ihnen das Leben wünschenswerth und erträglich macht. Die Natur, indem sie die Gewohnheit allmächtig und ihre Wirkungen erblich macht, hat auch den Feuerländer dem Klima und den Producten seines Landes angepaßt.“ Soweit Darwin in seiner Schilderung vom Jahre 1832. Was übrigens jene „Anpassung“ betrifft, so will ich nicht unerwähnt lassen, daß wir vor einigen Jahren Gelegenheit hatten, echte Feuerländer in Berlin zu sehen. Es waren Männer und Frauen, alte und junge Individuen. Diese Leute saßen im zoologischen Garten zur späten Herbstzeit (November) im Freien, aber die Haut ihrer nackten Körpertheile war warm, ja sogar duftig anzufühlen. Sie sind somit in wunderbarer Weise gegen Kälte abgehärtet, und dies stimmt trefflich zu ihrer gesammten Lebensweise. Im Vergleich zu ihnen ist der civilisirte Europäer eine reine Treibhauspflanze.

In den fünfziger Jahren unternahm es nun die in England bestehende südamerikanische Missionsgesellschaft, die Feuerländer in ihrer Heimath aufzusuchen, um ihnen das Christenthum und die Elemente besserer Bildung zu übermitteln. In lebhafter Erinnerung an seine früheren Erlebnisse auf Feuerland sprach sich Charles Darwin zunächst gegen diese Missionsbestrebungen aus. Zu seinen Freunden äußerte er unverhohlen, daß er es für nutz- und zwecklos halte, Apostel der Civilisation zu einem derartigen Volke von Wilden zu schicken, welches wohl das niedrigste auf der ganzen Erde sei. In dieser Meinung verharrte er während einer Reihe von Jahren, bis er 1869 die Berichte

*) Ch. Darwin's naturwiss. Reisen. Deutsch von Dr. E. Dieffenbach. 1. Theil. S. 221 flg. 1844. Außerdem: Leben und Briefe Ch. Darwin's herausgegeb. von seinem Sohne Francis Darwin, deutsch von Prof. V. Carus. 1887. 3. Theil, S. 123 flg.

*) Im Januar 1833 kam der „Beagle“ nochmals dort vorüber und es erfolgte ein zweiter Besuch. Der Verf.

jener Gesellschaft las und sich vollständig bekehrte. Er äußerte damals zu Admiral James Sulivan, daß er nicht geglaubt habe, jemals in dieser Angelegenheit eines Anderen belehrt zu werden, und zum Zeichen, daß er aufrichtiges Interesse an den weiteren Fortschritten der Mission in Feuerland nehme, händigte er dem Genannten einen ansehnlichen Geldbeitrag zur Förderung des begonnenen Civilisirungswerkes ein. Im Juni 1874 schrieb er dann an Admiral Sulivan: „Ich freue mich sehr, so treffliche Berichte über die Feuerländer zu hören, es ist thatsächlich wunderbar!“ Im Juni 1878 spricht sich Darwin in ähnlicher Weise über die Fortschritte jener wilden Menschen aus, indem er schreibt: „Die erzielten Resultate sind wirklich erstaunlich, und wäre es nicht wirklich so gekommen, so würde ich niemals daran geglaubt haben.“ Und 1880 heißt es in einem an Sulivan gerichteten Schreiben: „Ich habe oft gesagt, daß der Fortschritt von Japan das größte Wunder der Welt wäre, nun aber erkläre ich, daß der Fortschritt der Feuerländer beinahe gleich überraschend ist.“ Darwin verfolgte diese Angelegenheit ganz consequent und gründlich, wie überhaupt Alles, wofür er sich einmal interessirte. Dies geht auch aus späteren Briefen hervor, von denen der vom 20. März 1881 (an Admiral Sulivan) besonders bemerkenswerth ist. Darin heißt es: „Ihre Schilderung der Feuerländer hat nicht blos mich, sondern auch meine gesammte Familie höchlich interessirt. Es ist wahrhaft wunderbar, was Sie über ihre Ehrlichkeit und ihre Sprache berichten. Früher würde ich sicher vorausgesagt haben, daß alle Missionäre der Welt das nicht hätten leisten können, was factisch geleistet worden ist.“ Und stets zahlte Mr. Darwin seinen Jahresbeitrag zur Förderung der südamerikanischen Mission.

Für Diejenigen, welche den großen englischen Naturforscher nur vom Hörensagen kennen und nie selbst einen Blick in seine Werke und seinen Briefwechsel gethan haben, wird das vorstehend Mitgetheilte ganz neu sein. Und bedauerlicher Weise sind es gar Viele, welchen durch diesen Artikel eine Ueberraschung bereitet werden wird. Aber die erste und rühmlichste Eigenschaft eines bedeutenden Geistes trat in dem geschilderten Verhalten Darwin's klar hervor, nämlich die Fähigkeit zu sagen: „Ich habe geirrt, ich lasse mich belehren, ich sehe ein, daß mein Urtheil vorschnell war, und es kostet mich keine Ueberwindung, der Wahrheit die Ehre zu geben. Es sehe sich Jeder in seiner nächsten Umgebung um und frage sich, wie Viele es wohl über sich gewinnen können, so freimüthig einen Irrthum einzugestehen und zugleich auch den Geldbeutel aufzuthun, um eine für gut erkannte Sache wirksam zu fördern. Die Menschen sind zu zählen, welche das ohne alle Empörung ihres lieben — aber oft herzlich unbedeutenden — Ichs fertig bringen. Aber eben darum hatte Consistorialrath Lange Recht, für diesen Mann an geweihter Stätte eine Lanze zu brechen, und aus dem gleichen Grunde war es angebracht, daß Canonicus Porther am Grabe Darwin's die schönen Worte sprach: „Wahrheitsliebe und Barmherzigkeit haben das Haupt des Verblichenen mit dem Kranze christlicher Frömmigkeit geschmückt!“

Es war in der That hohe Einsicht und werkthätige Liebe zu seinen Mitmenschen, welche den unsterblichen Forscher zu einem aufrichtigen Freunde der Mission machte. Hieran erinnere man sich ebenfalls, wenn Darwin's Name genannt wird, und nicht blos an die falsch colportirte Quintessenz seiner Lehre „daß der Mensch vom Affen abstamme“. In Bezug auf letzteren Punkt kann ich am Schlusse meiner Darlegung nicht umhin, zu bemerken, daß es eine geradezu kindische Auffassung der Transmutationslehre ist, wer sie im Sinne des obigen Satzes versteht. Besser Unterrichtete werden wissen, daß es sich um ganz andere Dinge bei der Frage nach der Entstehung (resp. Veränderung) der Thier- und Pflanzengeschlechter handelt.

Bücherbesprechungen.

J. R. **Das Wort des Kaisers.** Erzählung aus der Geschichte einer ehemaligen deutschen Reichsstadt. Von Eduard Jost. Leipzig-Reudnitz, Oswald Schmidt. — Der Verfasser, ein bewährter Volks- und Jugendschriftsteller, hat sich in seinen Erzählungen mit Vorliebe den Schicksalen der Stadt Landau in der Pfalz, die im Laufe der Geschichte viel zu leiden hatte und beispielsweise ein Jahrhundert lang unter fremder Herrschaft stand, zugewandt: „Deutsche Treue“ und andere Erzählungen Jost's berichten uns in dieser Hinsicht von der alten Reichsstadt Noth und Errettung. Die vorliegende Geschichte spielt zu Anfang des Reformationsjahrhunderts und theilt uns mit, wie Kaiser Maximilian bei einem Besuche von Landau 1508 die Stadt aus dem Pfandschaftsverhältniß zu dem Bischof von Speyer, welches die Entwickelung des Gemeinwesens hemmte, löste und damit zugleich Frieden und Glück in der Stadt wieder herstellte, welche durch die Parteinahme für und gegen den Bischof in zwei feindliche Lager gespalten war. Wieder hat der Verfasser zu seinem Werke gründliche historische Studien gemacht, die städtischen Archive von Landau benutzt, so daß das Gebäude, in welchem die im Einzelnen wohl frei erfundene Handlung Unterkunft gefunden hat, gut fundamentirt ist. Wir empfehlen das Buch zur Lectüre in Volks- und Jugendkreisen.

:. Als das unbestreitbar vornehmste unter den zahlreichen Modeblättern, welche der Geist der Zeit ins Leben gerufen hat, präsentirt sich die „**Illustrirte Frauenzeitung**“ (im Verlag von Franz Lipperheide, Berlin), die in ihren letzten sechs Heften in geradezu wundervoller Ausstattung vor uns liegt. Es dürfte in der That keine Toiletten- oder Modenfrage geben, auf welche dieses ausgezeichnete Blatt nicht eine klare, präcise und doch erschöpfende Antwort bietet. Vom spitzenbesetzten Babykleidchen bis zur elegantesten Brauttoilette findet die Leserin jedes Gebiet der Mode berücksichtigt. Die zahlreichen Vorlagen für künstlerische Handarbeiten sind in ihrer feinsinnigen Auswahl eine unerschöpfliche Fundgrube für fleißige Damenhände, und der Unterhaltungstheil, an dem unsere ersten Schriftsteller und Künstler mitarbeiten, bietet in Bild und Text nur Vollendetes. — Ferner liegt uns die zweite Sammlung der „**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten**“, herausgegeben von **Frieda Lipperheide**, Berlin 1890, vor. Muster wie Text erregen unser Interesse in gleich hohem Grade. Mit dem vollen Farbenreiz der ihnen zu Grunde liegenden Stickereien führt die Sammlung uns orientalische, serbische, bulgarische und spanische Muster, sowie solche nach alten Motiven vor, in denen sich uns die reiche Phantasie des Orients, das heiter sinnige Gemüth der südlichen Völker, der feine Geschmack vergangener Zeiten offenbaren. Die modernen Muster zeigen uns, daß die heutige Kunst der Nadel auf der gleichen Höhe mit den besten Perioden der Vergangenheit steht, sie vielleicht sogar überflügelt hat. Der Text beschränkt sich nicht darauf, die meisten neuen Sticharten und deren Ausführung zu erklären, sondern weist auch auf die Eigenart der Muster hin und giebt über deren Herkunft Aufschluß. So wird der Laie befähigt, die Muster nach ihren nationalen Merkmalen zu unterscheiden, und die Sammlung erhält eine ethnographische und culturhistorische Bedeutung. Der Preis der Sammlung ist 3 ℳ. Wie die bisherigen Blätter, so erscheinen auch die folgenden als Gratiszugabe zur „Illustr. Frauenzeitung“.

— **Dürigen, Bruno, Kalender für Geflügelzüchter und Vogelfreunde**, Leipzig, 1891. Verlag der Geflügelbörse. Kl.-O. 208 S. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Dieser verhältnißmäßig sehr billige Kalender zeichnet sich durch brillante Ausstattung, praktische Einrichtung, recht werthvolle Abhandlungen und sehr hübsche Originalabbildungen aus. Der reichhaltige Inhalt zeigt vier Hauptabtheilungen auf, nämlich I. das **Kalendarium**, welches außer dem eigentlichen Kalender: Monatsregeln für Geflügelhof und Kaninchenstall, monatliche Vermerke des Vogelfreundes über Nistzeit deutscher Brutvögel enthält; II. einen **Jahresbericht**, der in 13 Unterabtheilungen das Wichtigste und Interessanteste der Abhandlungen bringt, welche im Jahre 1889 und im ersten Halbjahre 1890 in der Geflügelzuchtliteratur, besonders in Fachzeitschriften, veröffentlicht wurden. Von diesen Unterabtheilungen müssen Nr. 1 „Umfang und Bedeutung der Geflügelzucht“, Nr. 5 „Verschwundene und verschwindende Rassen und Schläge“, Nr. 13 „Kanarienvogelzucht“ rühmend hervorgehoben werden, obschon sie sämmtlich als gut anzuerkennen sind. III. repräsentirt ein in 10 Unterabtheilungen gebrachtes Capitel, welches die Ueberschrift „**Abhandlungen und Mittheilungen**“ trägt. Ganz vortrefflich, klar, kurz, bündig und in sachverständigster Weise geschrieben findet sich hier der vom Amtsthierarzt Beier verfaßte Artikel „**Die hauptsächlichsten ansteckenden Krankheiten des Geflügels** (Cholera, Tuberkulose, Diphtheritis)“. Das IV. Capitel bringt sehr brauchbare Register für die **Buchführung** des Geflügelzüchters.

Dr. E. S. L.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 138. Dienstag, den 18. November. 1890.

Die französische Emigration bis zum Treffen bei Valmy.

Was Ludwig XVI. und Marie Antoinette nach Ausbruch der Revolution so lange verhindert hat, Versailles und Paris zu verlassen und sich nach einem minder bedrohten Platze zurückzuziehen, war nicht nur die Unentschlossenheit und das Pflichtgefühl des Königs, nicht nur der Stolz der Königin, die sich vor ihren Feinden zurückzuweichen sträubte, nicht nur die mit einem solchen Schritte verbundene Gefahr, sondern vielleicht noch mehr als dies Alles die Furcht, ihre Entfernung zur Absetzung des Königs und zur Einsetzung eines neuen Regenten, sei es in der Person des Herzogs von Orleans, sei es in der des Grafen von Provence, benutzt zu sehen. Beide Prinzen hatten sich ursprünglich um die Gunst Marie Antoinette's beworben, um später in geheime Feinde derselben verwandelt zu werden. Der Herzog von Orleans schrieb ihr die verschiedenen Demüthigungen zu, die er durch sein Verhalten sich vom Könige zugezogen. Der Graf von Provence, der ihr schon wegen der Bevorzugung grollte, die sie seinem jüngeren Bruder, dem glänzenden, weltgewandten und leichtfertigen Grafen von Artois, in allerdings auffälliger Weise zu Theil werden ließ, sah sich schließlich durch sie um die auf die lange Kinderlosigkeit ihrer Ehe gegründete Hoffnung der Nachfolge auf dem französischen Throne betrogen. Der durch Schmähschriften verbreitete Verdacht, daß die dem Könige von ihr noch so verspätet geborenen Kinder wohl gar keine echten seien, dürfte seine ursprünglichste Quelle wohl nur in der Umgebung des Prinzen haben. Die auffällige Art, mit der sich der Herzog von Orleans seit Beginn der revolutionären Bewegung um die Volksgunst bewarb, die Rolle, die er in dem revolutionären Parteitreiben spielte, der Verdacht, der auf ihn als Anstifter des Aufstands vom 5. und 6. October fiel, die Thatsache, daß sein Palast, das Palais Royal, der Sammelplatz der gefährlichsten Elemente der Hauptstadt wurde, das allgemeine Urtheil der Zeit, seine Abstimmung bei der Verurtheilung Ludwig's XVI. — dies Alles läßt keinen Zweifel übrig, daß er letzteren zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen gesucht, nur den Muth nicht gefunden hat, offen mit seiner Absicht hervorzutreten. Ungleich zaghafter und versteckter verfuhr der Graf von Provence. Daß aber auch er zeitweilig von ähnlichen Gedanken bewegt wurde, geht aus den Briefen Mirabeau's unwiderleglich hervor, besonders aus dem von Louis Blanc mitgetheilten und an den Prinzen gerichteten. „Mäßigen Sie, ich beschwöre Sie — heißt es darin — eine Ungeduld, die Alles verderben wird. Eben weil Ihre Geburt Sie dem Throne so nahe gestellt, ist es so schwierig für Sie, die einzige Stufe, die Sie davon trennt, zu überspringen. Wir leben weder im Orient, noch in Rußland — in Frankreich würde man sich einer Serail-Revolution nicht unterwerfen."

Doch selbst das Verhältniß zum Grafen von Artois, so vertraulich es lange war und so sehr man es fort und fort gegen die Königin in schändlichster Weise ausbeutete, war mit der Zeit kühler, ja gespannt und feindselig geworden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich es der Leidenschaft zuschreibe, von der dieser Prinz zu Madame de Polastron, der Schwester der bei Marie Antoinette in so großer Gunst stehenden Herzogin von Polignac, ergriffen war, beimesse, wie es wohl auch zur Lockerung dieses Freundschaftsbundes beigetragen haben dürfte, daß letztere es förderte. Später trat noch der Gegensatz der politischen Ansichten hinzu. Als noch der von so schrecklichen Umständen begleiteten Zerstörung der Bastille die Königin von Ludwig XVI. die Entfernung der Herzogin und des Prinzen aus Frankreich erbat, dürfte sie hierzu nicht nur von der Sorge für sie, die damals Beide in großer Gefahr schwebten, sondern auch von der Rücksicht auf diejenige bestimmt worden sein, die sie selbst durch deren Anwesenheit lief. Die fluchtähnliche Abreise Beider gab das erste Zeichen zur Auswanderung.

Der Graf von Artois rettete sich mit Vaudreuil und anderen Getreuen nach Brüssel, die Polignacs nach der Schweiz, um in Gümlingen bei Bern wieder zusammen zu treffen, von wo sich Graf Artois zu seinem Schwiegervater, dem Könige von Sardinien, nach Turin begab und hier nicht nur seine Gemahlin und seine Kinder, sondern auch eine Menge flüchtiger Landsleute, an ihrer Spitze die Prinzen von Condé, vorfand. Ludwig XVI. hatte freilich vorausgesetzt, daß die von ihm aus Frankreich Verwiesenen sich im Auslande jeder eigenmächtigen Einmischung in die inneren und äußeren Angelegenheiten Frankreichs enthalten würden. Dies wurde von Seiten der Polignacs, die sich mit Vaudreuil nach Rom zu dem ihnen verwandten Cardinal Bernis, dem Gesandten Ludwig's XVI. am päpstlichen Hofe, begeben hatten, auch treulich beobachtet. Den Grafen von Artois, der wie die Meisten der Ausgewanderten anfangs von einer raschen siegreichen Rückkehr in das von der Revolution befreite Frankreich träumte, um hier das alte lustige und glänzende Leben wieder aufnehmen zu können, gelüstete es aber bald, die unrühmliche Rolle des Flüchtlings mit der eines Retters der Monarchie zu vertauschen. Zwei kürzlich erschienene Werke: „Ernest Daudet's „Coblenz 1789—1793"*) und die von Léonce Pingaud veröffentlichte: Correspondance intime du Comte de Vaudreuil et du Comte d'Artois aus der Zeit von 1789—1815**) haben ein zum Theil ganz neues Licht darüber verbreitet.

Je größer die Fortschritte waren, welche die Revolution machte, desto mehr Pläne zu ihrer Bekämpfung wurden von Seiten der Emigrirten entworfen. Die Länder, denen die unruhigen Gäste zur Last fielen, wurden von den revolutionären Stimmführern nicht minder dafür verantwortlich gemacht, als der französische Hof und die Regierung des Königs. Vergebens warnte Vaudreuil vor diesem verhängnißvollen Gebahren, welches die königliche Familie den größten Gefahren aussetzte, vergebens forderte er dazu auf, nichts ohne die ausdrückliche Zustimmung des Königs zu unternehmen, vergebens warnte er davor, die Hilfe des Auslandes in Anspruch zu nehmen. Der Graf von Artois, welcher den französischen König, besonders nach dessen gewaltsamer Einholung nach Paris als Gefangener, unfrei in seinen Entschlüssen ansah, und in seiner eigenen Sicherheit eine Bürgschaft für die der französischen Königsfamilie erblickte, wovor Vaudreuil ebenfalls warnte, glaubte sich hierdurch berufen, statt seiner zu handeln. Er wußte recht gut, daß man ihm am wenigsten seine Rettung verdanken wollte, doch glaubte er berechtigt und verpflichtet zu sein, den König und die Königin auch wider Willen zu retten. Nur eben noch hatte er ohne Rücksicht auf Beide den dem Volke verhaßten Calonne zu seinem obersten Rathgeber berufen, wie sehr auch Vaudreuil, obschon er ihn schützte, davon abgemahnt hatte. „Denjenigen — heißt es in dessen Brief

*) Paris. Ernest Kolb. 1889.

**) Paris. E. Plon, Nourrit & Co. 1889.

vom 28. November 1789 —, welchen die Königin haßt, den der König hat fallen lassen, zum Führer zu wählen, heißt Ihren Feinden Gelegenheit geben, Sie zu beschuldigen, daß Sie Partei gegen den König ergreifen.“ Graf Artois kehrte sich daran nicht, sondern ließ nur zu bald durch Calonne Verbindungen mit den fremden Höfen einleiten, die ihm freilich nichts weiter eintrugen, als Scheinversprechen, Enttäuschungen und Demüthigungen.

Im Grunde war es fast keinem der fremden Höfe wahrhaft Ernst, sich für die unglückliche Königsfamilie in die französischen Händel zu mischen. Nicht nur wegen der Unsicherheit, ihr damit wirklich zu nützen, und der Gefahr, die man selbst dabei lief, sondern auch, weil man ein Interesse an der Schwächung des französischen Reiches hatte oder wohl gar die Verlegenheiten desselben benutzen zu sollen glaubte, um lang gehegte Pläne endlich ins Werk zu setzen. Auch befanden sich gerade die Frankreich noch am wohlwollendsten gesinnten Staaten damals selbst in schwieriger Lage. Joseph dem Zweiten waren die Hände durch den Krieg mit der Pforte und die Unruhen in den österreichischen Niederlanden gebunden. Gustav III. war noch im Kriege mit Rußland. Die Pläne, welche Katharina II. in Polen und in der Türkei verfolgte, nöthigten nicht nur Oesterreich, sondern auch Preußen zu einer wachsamen Haltung. Die sich so vielfach kreuzende geheime und offene Politik des französischen Hofs und des Grafen von Artois wurde unter diesen Verhältnissen doppelt verhängnißvoll. Es war schon schlimm genug, daß Ludwig XVI. durch seine Minister eine ganz andere Politik verfolgen ließ, als durch seine geheimen Agenten, und in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen eine ganz andere Sprache führte, als in seinen vertraulichen. Nun arbeitete aber auch noch der Graf von Artois durch seine Bevollmächtigten Beiden bewußt und unbewußt an den verschiedenen Höfen entgegen, wogegen Ludwig XVI. und Marie Antoinette nicht aufhörten, hiervor zu warnen, und durch ihre Agenten darauf drangen, Niemandem zu vertrauen, als den von ihnen ausdrücklich dazu Bevollmächtigten. Es konnte nicht fehlen, daß die nach Ausflüchten suchenden Regierungen und Fürsten in diesen Widersprüchen die Vorwände suchten und fanden, ihre abwartende Haltung und ihre Ausflüchte zu rechtfertigen.

So sehr sich die Lage der königlichen Familie auch von Woche zu Woche verdüsterte, so gaben sich doch sowohl die Ausgewanderten, wie die ersteren selbst bei jedem flüchtigen Lichtblick neuen unseligen Illusionen hin. Daneben ließ sich Calonne ebenso in Betreff der englischen Politik, wie Baudreuil durch seinen Rathgeber, den Cardinal Bernis, hinsichtlich der spanischen täuschen und Graf Artois vertraute immer aufs Neue den doppelzüngigen Versprechungen des inzwischen zur Herrschaft gekommenen Leopold II. Er nahm jetzt gelegentlich einen Ton an, als ob er der wahre Regent von Frankreich sei, und machte dies sogar eines Tags gegen Bombelles, den Gesandten Ludwig's XVI. in Venedig, geltend.

Der Kriegslärm, der durch das Gebahren der emigrirten französischen Prinzen entstanden war, hatte eine Menge monarchisch gesinnter französischer Officiere bestimmt, ihre Regimenter zu verlassen und sich aa den Rhein zu begeben, wo der Prinz von Condé Truppen zusammenzog. Natürlich mußte dies die Erregung der revolutionären Machthaber noch steigern, die es den geheimen Verschwörungen des Hofes beimaßen. Die französische Armee verlor aber dadurch einen Theil ihrer zuverlässigsten Elemente, was den ohnehin schon drohenden Verfall derselben noch beträchtlich beschleunigte. Während der Prinz von Condé in Neuwied eine Revue über die Angekommenen abhielt und bei Worms ein förmliches Kriegslager aufschlug, wendete der Graf von Artois sich mit seinem Gefolge und Anhange nach Coblenz, um unter dem Schutze seines Oheims, des Erzbischofs von Trier, eine glänzende Hofhaltung zu entfalten, deren Mittelpunkt seine Geliebte, Madame de Polastron, war, wie sehr auch Baudreuil ihn hiervor gewarnt hatte.

Seit lange schon war, wie in Paris, auch unter den Emigranten das Gerücht von einem bevorstehenden Fluchtversuche des Königs verbreitet. Doch irrt Léonce Pingaud, wenn er aus einer Briefstelle Baudreuil's schließen zu können glaubt, daß Ludwig XVI. bei seinem Fluchtplane den Grafen von Artois ins Vertrauen gezogen habe. Um dieser Stelle eine solche Auslegung geben zu können, müßte Baudreuil auch selbst mit ins Vertrauen gezogen worden sein. Wir sehen ihn aber später dem Prinzen gerade das Gegentheil zum Vorwurfe machen. Auch schreibt dieser selbst noch am 21. April 1791, daß er an einen solchen Versuch gar nicht glaube; und in einem noch späteren Briefe des Grafen Fersen an den Baron v. Breteuil heißt es sogar: „Der König ist sehr unruhig über die Vereinigung des Grafen von Artois mit dem Prinzen von Condé. Er beauftragt Sie, ihm zu schreiben, damit Sie ihn davon zurückhalten, doch ohne ihm etwas Näheres über die Pläne des Königs mitzutheilen.“ — In der That war Graf Artois, als er die Nachricht von der Flucht seines Bruders empfing, nicht minder davon überrascht, als Baudreuil. Es muß aber anerkannt werden, daß es bei Beiden eine durchaus freudige Ueberraschung war. Nun gelte es, alle Beleidigungen zu vergessen — mahnte Baudreuil; und Graf Artois, obschon er nun um die erträumte Rolle des Retters gekommen schien, eilte nach Brüssel, sich seinem königlichen Bruder zur Verfügung zu stellen. Von dem glücklich entkommenen Grafen von Provence sollte er hier aber die Nachricht von der Gefangennahme des Königs in Varennes erhalten. Der Rückschlag war furchtbar. Selbst Leopold II. überließ sich diesmal für Augenblicke der Aufwallung seiner natürlichen Gefühle. Er sandte den Befehl zum Einmarsch in Frankreich an seine in Flandern stehenden Truppen. Er erließ die dringende Aufforderung an alle Mächte Europas, sich ihm zur Befreiung der unglücklichen Königsfamilie zu vereinen. Allein die Vorstellung des jeder empfindsamen Politik abholden Fürsten v. Kaunitz dämpfte nur zu rasch dieses edle Feuer. Er zog den Befehl zum Einmarsch der Truppen zurück. Er ermahnte die ausgewanderten Prinzen, sich jeder tollkühnen Unternehmung streng zu enthalten. Und über die Unterhandlungen, welche an die Stelle der entschlossenen That traten, verlor man die kostbarste Zeit. Man braucht nur die Briefe Madame Roland's an Lanthenas zu lesen, um sich zu überzeugen, wie entmuthigt in letzter Zeit die revolutionäre Partei in Paris war, in welchen Schrecken sie zunächst durch die Flucht des Königs gesetzt wurde. Wie leicht wäre es damals gewesen, durch einen kühnen Vorstoß der ganzen Bewegung eine dem Königthum günstige Wendung zu geben. Da aber auch aicht eine Hand sich zur Vertheidigung der unglücklichen Königsfamilie erhob, die Truppen abfielen, Bouillé sich über die Grenzen zu retten genöthigt fand, die hier zum Einmarsch bereit stehenden Oesterreicher nicht einen Schritt vorwärts wagten — erhob die Empörung wieder kecker als jemals das Haupt. Selbst jetzt aber schreckte sie noch, im eigenen Lager getheilt, vor den äußersten Schritten zurück. Die Unschlüssigkeit des Kaisers wurde noch durch die Haltung des Königs und Marie Antoinette's gesteigert. Die milde Behandlung, die sie zunächst von Seiten der Nationalversammlung unter dem Einflusse Barnave's und seiner Anhänger erfuhren, hatte neue Illusionen in ihnen geweckt. Sie glaubten durch Annahme der Coastitution einen leidlichen Zustand herbeiführen zu können, daher sie den Kaiser baten, sich aller gewaltthätigen Schritte zunächst zu enthalten. Die Emigranten dagegen, welche an nichts als an Wiederherstellung der alten Staatsordnung und an Rache dachten, fingen an, in der Gefangenschaft ihres Königs einen Vorwand zu selbständigem Einschreiten zu suchen. Sie drangen daher, an ihrer Spitze Calonne, in den Grafen von Provence, die Zügel der Herrschaft zu ergreifen und sich zum Regenten Frankreichs aufzuwerfen. Wenn dieser der Versuchung auch noch widerstand, so schöpfte er doch aus einer ihm durch den Grafen v. Fersen übermittelten Vollmacht des Königs, in seinem Namea mit den auswärtigen Regierungen zu verhandeln, den Glauben, daß er der befugte Bevollmächtigte des Königs sei. Allein diese Vollmacht war durch die Einschränkung, dabei nur auf Beruhigung hinzuwirken und keinen Schritt ohne Zustimmung des Barons v. Breteuil, als des wahren Generalbevollmächtigten Ludwig's XVI., zu unternehmen, nahezu werthlos. Die Annahme der Constitution von Seiten des Letzteren wurde von den Prinzen und der Emigration nur als eine erzwungene Handlung aufgefaßt. Selbst Baudreuil war entrüstet darüber. Schlimmer noch urtheilten Katharina II. und Gustav III. Die Sympathie der ersteren neigte jetzt ganz auf die Seite der Prinzen, wogegen die österreichischen Minister die Miene annahmen, als ob sie wirklich an die freie und vorbehaltlose Annahme der Constitution von Seiten des Königs glaubten und sich in Lobeserhebungen über dieselbe ergingen.

Ohne Rücksicht auf die Lage und die Befehle Ludwig's XVI. entfalteten jetzt die Prinzen, seine Brüder, von Coblenz aus ein geschäftiges Treiben, um die auswärtigen Mächte zu einem kriegerischen Vorgehen gegen Frankreich zu drängen. Graf Artois eilte persönlich nach Wien, konnte aber nichts weiter, als die Zu-

lassung zu der Pillnitzer Conferenz erreichen. Obwohl er gegen die hier gefaßten Beschlüsse, die auf nichts als eine Vertagung der Sache hinausliefen, Einsprache erhob, posaunte er sie doch in einem offenen Briefe, in dem er alle Regierungshandlungen Ludwig's XVI., als erzwungen, für ungiltig erklärte, als Kriegserklärung aus. Natürlich wurde sie von der revolutionären Partei auch so aufgefaßt und dem König, besonders der Königin zur Last gelegt. Vergebens sandten diese den Prinzen ihre Vertrauten, um sie zu einer besonneneren Haltung zu bewegen. Die ihnen gerade jetzt von Katharina II. vorgeschossenen Summen steigerten ihr Selbstgefühl bis zum Uebermuth.

Noch immer nahm zwar Vaudreuil den König in Schutz, doch bekannte auch er sich jetzt zu der Ansicht, daß die gefangene Königsfamilie und die französische Monarchie nur noch durch das Ausland zu retten sei. In diesem Sinne richtete er sogar eigenmächtig ein Memoire an den Kaiser und hörte nicht auf, die Prinzen gegen den sie in ihren Bestrebungen kreuzenden Breteuil aufzuregen. Nichts bezeichnet die Stimmung, in welcher man am Pariser Hofe gegen die Prinzen war, so wie der Ausruf: „Kain! Kain!", den einer der herzlosen Briefe des Grafen von Provence der unglücklichen Marie Antoinette erpreßte.

Inzwischen hatten die drohenden Truppenanhäufungen der Prinzen an der französischen Grenze der Nationalversammlung Vorwände zu neuen terroristischen Beschlüssen gegeben und die Lage der französischen Königsfamilie zu einer immer bedrohteren gemacht. Am 14. Nov. 1791 erhielt der Kurfürst von Trier die Aufforderung, die in seinen Staaten stattfindenden Truppenansammlungen nicht zu dulden. Etwas später folgte die Drohung, im Weigerungsfalle die französischen Regimenter in sie einrücken zu lassen. Die Prinzen wurden nun nicht nur vom Kurfürsten, sondern auch vom Kaiser zur Auflösung ihrer Truppen aufgefordert; die Einwohner von Worms schlossen sich diesem Drängen ebenfalls an, so daß man demselben theilweise nachgeben mußte. Schon jetzt begann der Kampf der Emigration mit Mangel, Noth und Demüthigungen aller Art, dem sie noch lange Jahre preisgegeben sein sollte und der ihr die oft schrecklichsten Prüfungen auferlegte. Selbst die Prinzen befanden sich schon jetzt mehr als einmal in der äußersten Bedrängniß, wie sehr sie es auch unter den Flittern einer thörichten Hofhaltung zu verbergen suchten. „Es ist ebenso befremdend, wie empörend — schrieb damals Calonne — daß die Bourbons, nur wie Abenteurer behandelt, nicht wissen, wo sie ihr Haupt niederlegen sollen. Wir gleichen den wandernden Juden. Der Prinz von Condé hat weder Bett, noch Herd. Er durchirrt Thäler und Berge, seitdem er aus Worms und Ettenheim verdrängt worden ist, preisgegeben den widerwärtigsten Quälereien und den peinlichsten Lagen. Der Adel aber giebt das Beispiel eines rührenden und heroischen Entsagens. Wann wird das enden?"

Am 25. Januar 1792 richtete die gesetzgebende Versammlung eine drohende Aufforderung zur Abrüstung an den Kaiser. „Wenn die Franzosen den Krieg wirklich haben wollen," rief dieser erzürnt, „so sollen sie ihn denn haben und sehen, daß Leopold, der Friedfertige, ihn, wenn es sein muß, zu führen versteht. Sie sollen die Kosten bezahlen und wahrlich, es soll nicht in Assignaten sein." Er willigte jetzt ein, daß die Brüder des Königs ihre Mannschaften im Breisgau zusammenzögen, unter der Bedingung jedoch, sich vorerst hier still zu verhalten und den Prinzen von Condé, von dem er nichts wissen mochte, an jedem leichtfertigen Schritt zu verhindern. Aufs Neue schickte er die Aufforderung an die Mächte Europas, sich ihm zur Bekämpfung Frankreichs zu einen, aufs Neue den Befehl nach den Niederlanden, die dort stehenden Truppen zum Einmarsch in Frankreich bereit zu machen. Allein auch diesmal verflog die fliegende Hitze den kühlen Vorstellungen der österreichischen Staatsmänner gegenüber, die immer wieder heuchlerisch auf jenen verhängnißvollen Brief Marie Antoinette's hinwiesen, in dem sie von gewaltthätigen Schritten abgemahnt hatte. Der plötzliche Tod Leopold's II. führte noch überdies eine Unterbrechung in der schon wieder stockenden Bewegung herbei. Die Prinzen sandten Vertraute an die Höfe von Berlin und von St. Petersburg, um günstigere Bedingungen für sich zu erwirken. Sie wünschten nicht nur am Kriege gegen Frankreich betheiligt, sondern sogar an die Spitze desselben gestellt zu werden, um im nicht bezweifelten Falle des Sieges als Retter erscheinen und begrüßt werden zu können, wogegen Ludwig XVI. und Marie Antoinette Alles aufboten, um ihre Bemühungen zu hintertreiben. Da dieses aber nicht zu erreichen war, so entschlossen sie sich zu dem Versuche, mit ihnen ein Abkommen zum Zwecke gemeinsamen Handelns zu treffen, mit dem heimlichen Vorbehalte jedoch, sich selbst die Freiheit desselben zu wahren und nur ihnen die Hände zu binden. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Vertrag auf eine Täuschung hinauslief, die um so gefährlicher war, als sie sich dabei, außer dem bei den Prinzen in gutem Ansehen stehenden alten Marschall de Castries, des ihnen verhaßten Breteuil als Zwischenperson bedienten und die Prinzen, welche der ganzen Verabredung ohnehin kein Vertrauen schenkten, auch nicht im Entferntesten bereit waren, ihre Selbständigkeit aufzugeben. Nun wollte aber das Unglück, daß Ludwig XVI. ebenso wie sie neue geheime Unterhändler an den preußischen und russischen Hof gesandt und zu letzterem den Grafen von Bombelles gewählt hatte, welcher der russischen Kaiserin noch von früher verhaßt war, weil er sich als damaliger französischer Gesandter geweigert hatte, den Sturz ihres Gatten fördern zu helfen. Indem sie, die furchtbare Lage der französischen Königsfamilie ganz übersehend, sich über die Doppelzüngigkeit Ludwig's XVI. beklagte, nahm sie die Miene an, als ob sie der beschränkten Vollmacht der Prinzen mehr zu vertrauen habe, als der unbeschränkten Breteuil's, und setzte gegen die ausdrückliche Bitte der verzweifelnden Marie Antoinette die Prinzen von der geheimen Sendung Bombelles' in Kenntniß. Das Verhältniß zwischen der gefangenen Königsfamilie und den Prinzen wurde hierdurch gespannter, als je. Marie Antoinette starb mit der Ueberzeugung, daß ihr alter Vertrauter, der Graf Esterhazy, der damals die Prinzen in St. Petersburg vertrat und sich bei dieser Gelegenheit durchaus ehrenhaft und ritterlich benommen hatte, den Verräther gespielt, während doch Katharina II. die einzige Schuldige war.

Die am 4. April an den Kaiser ergangene neue Aufforderung, die Rüstungen einzustellen, versetzte durch ihren anmaßenden Ton selbst Kaunitz in Aufregung, so daß er nun selber zum Kriege rieth. Doch kam dem Entschlusse dazu die Kriegserklärung Frankreichs zuvor. Der in Friedrich Wilhelm's Dienste getretene Bouillé vertheidigte zwar jetzt in dringendster Weise die Ansicht, daß auf einen sicheren Erfolg nur zu rechnen sei, wenn die französischen Prinzen an die Spitze des einrückenden Heeres gestellt würden. Nur dann glaube er den Verbündeten eine gute Aufnahme von Seiten der Bevölkerung und den Uebertritt der französischen Truppen in Aussicht stellen zu können. Weder Friedrich Wilhelm noch der österreichische Kaiser gingen auf diesen Vorschlag ein. Die Prinzen mit ihrem Anhang machten dafür nicht ohne Grund Marie Antoinette verantwortlich. Sie wurde von den Emigranten kaum minder geschmäht und gehaßt, als von den wüthendsten Jacobinern. Wie diese, beschuldigte sie auch Condé ganz offen, an der Spitze des vermeintlichen österreichischen Comités zu stehen, was, so wenig es erwiesen war, einen Hauptanklagepunkt bei ihrer späteren Verurtheilung bildete.

Als Ludwig XVI., der immer nur einen Congreß der Mächte herbeiführen wollte, was auch nichts geholfen haben würde, die bewaffnete Einmischung nicht mehr abwenden konnte, ließ er durch seine Vertrauensmänner zu größter Beschleunigung des Unternehmens auffordern und Entwürfe zu Manifesten überreichen, wie er sie für die Sicherheit seiner Familie am zweckmäßigsten hielt. Man nahm jedoch keine Rücksicht darauf, sondern verlor wieder eine kostbare Zeit mit Verhandlungen über die Regentschaftsfrage. Der Einmarsch der Verbündeten wurde mit dem Aufstand des 10. August, der Gefangennahme der königlichen Familie und der Absetzung des Königs beantwortet; die Einnahme Verduns mit den entsetzlichen Septembermorden. Am verderblichsten aber wurde die verblendete Zuversicht der Verbündeten. Zwar schien der Erfolg sie zunächst zu rechtfertigen. Die ersten französischen Truppen, auf welche die der Verbündeten stießen, ergriffen ohne Widerstand vor ihnen die Flucht. Breteuil drängte den Herzog von Braunschweig, nun rasch auf Chalons und Paris zu marschiren. Dieser zog aber vor, sich zunächst der dazwischen liegenden Festungen zu bemächtigen, und versäumte darüber die Besetzung der damals noch freien Pässe, worin ihm Dumouriez nun zuvorkam. Bei Valmy kam es zum Treffen, das aber nur in einer gegenseitigen Beschießung bestand, die keine Entscheidung herbeiführte. Die Generale drängten zum Vormarsch, allein der Herzog hatte kein Vertrauen dazu. Auch war in der That der Zustand des verbündeten Heeres, in dem den französischen Prinzen eine nur untergeordnete Rolle zu spielen vergönnt war, durch das seit mehreren Tagen wüthende Unwetter und bei dem durch die grundlosen Wege veranlaßten Mangel an Zufuhr von Lebensmitteln und Schieß-

bedarf ein überaus kläglicher. Nur noch an Rückzug denkend, ließ sich der Herzog mit Dumouriez in Unterhandlungen ein. Er erklärte sich bereit, gegen Auslieferung der königlichen Familie die eroberten Festungen zurückzugeben. Dumouriez, der aber die Lage der Verbündeten durchschaute und den Widerspruch der Pariser Gewalthaber zu fürchten hatte, erhob Forderungen, deren Annahme sich nach Ansicht des Herzogs weder mit seiner Ehre, noch der der Verbündeten vertrug. Er brach daher barsch die Unterhandlungen ab und ordnete, trotz der Vorstellung seines Kriegsraths und zum Entsetzen der französischen Prinzen und Emigranten, den Rückzug an, der unzählige Opfer kostete.

Dieser unerwartete große Erfolg spornte den inzwischen zusammengetretenen Nationalconvent zur Anspannung aller Kräfte an. Die französischen Truppen bemächtigten sich der Kurfürstenthümer am Rhein. Sie eroberten Belgien. Die französischen Prinzen sahen sich in ihrer Verlassenheit genöthigt, ihre ohnedies in Auflösung begriffene Armee zu entlassen. Ihre Mannschaften irrten barfuß, zerlumpt und bettelnd im Lande herum. Einem Theile gelang es, sich bis zu den Truppen des im Breisgau zurückgelassenen Prinzen von Condé durchzuschlagen, der jetzt aber auch zur Auflösung seines kleinen Heeres aufgefordert wurde. „Eher lassen wir uns bis auf den letzten Mann tödten" — erwiderte er stolz. Und da man vor den Ausschweifungen der Verzweiflung erschrak, welche hier drohten, sah Oesterreich sich gezwungen, ihn und seine Getreuen vorläufig in seine Dienste zu nehmen. Die Grafen von Provence und von Artois waren zunächst nach Lüttich, dann nach Düsseldorf geflüchtet, um sich endlich in der kleinen westphälischen Stadt Hamm niederzulassen, wo sie die Nachricht von der Hinrichtung ihres Bruders traf.

Er, wie seine ihm noch in demselben Jahre in den Tod folgende Gattin, die unglückliche Marie Antoinette, gingen mit der Ueberzeugung zu Grunde, das Opfer der unbesonnenen Politik der königlichen Brüder zu sein, während diese es sich nicht nehmen ließen, daß ihnen und der Monarchie diese furchtbare Katastrophe erspart geblieben sein würde, wenn man ihnen statt eines Breteuil vertraut und sie als Retter angenommen hätte. Der Graf von Provence aber sollte erfahren, wie selbst noch jetzt nach dem Tode des Königs die Fürsten Europas sich weigerten, ihn als Regenten von Frankreich anzuerkennen. „Er war — wie Ernest Daudet seinen Bericht schließt — jetzt nichts als ein armer Prinz, ohne Heimath, besiegt, beraubt, verachtet und so verlassen und vergessen, daß Condé einen Freund, der ihn vor Mördern warnte, erwidern konnte: Fürchten Sie nichts. Prinzen ohne Armee, Bourbons ohne Hofhalt sind viel zu nichtige Wesen, um der Ehre des Fürstenmords werth zu sein."

Robert Prölß.

Bücherbesprechungen.

N. — **Das deutsche Zollstrafrecht.** Die zollstrafrechtlichen Vorschriften des Deutschen Reichs, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zum Strafgesetzbuche und zur Strafprozeßordnung sowie der Rechtsprechung des Reichsgerichts, erläutert von Dr. Ernst Löbe, königl. sächs. Geh. Oberrechnungs-Rath. 2. Aufl. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1890. 284 S. — Die vorliegende 2. Auflage des zuerst 1881 erschienenen Buches zeigt eine wesentlich erweiterte Gestalt. In der Einleitung wird eine werthvolle Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Zollstrafgesetzgebung bis zum Preußischen Allgemeinen Landrecht zurück geboten; dieselbe ist auch praktisch bedeutsam, weil gerade auf diesem Gebiete manche heute geltende Bestimmung erst im Lichte ihrer geschichtlichen Entstehung zum richtigen Verständnisse gebracht werden kann. Weiter ist die Beschränkung des Commentars auf die strafrechtlichen Bestimmungen blos des Vereinszollgesetzes gefallen. Endlich hat die seit dem Erscheinen der 1. Auflage in Zollstrafsachen reichlich thätig gewesene Rechtsprechung des Reichsgerichts für die erläuternde Darstellung überall eine breitere Grundlage dargeboten. Daneben sind auch die Entscheidungen der Oberlandesgerichte München und Dresden des Oefteren verwerthet. Für den unmittelbaren praktischen Gebrauch bietet diese Zusammenstellung der Rechtsprechung und die verdienstliche Heranziehung der im Verwaltungswege ergangenen, sehr zerstreuten, theilweise schwer zugänglichen Vorschriften eine höchst willkommene, der Einheitlichkeit der Handhabung der zollstrafrechtlichen Vorschriften gewiß auch ferner förderliche Erläuterung. Für die wissenschaftliche Durchdringung des spröden Stoffes würde vielleicht eine weitergehende Berücksichtigung der neueren strafrechtlichen Literatur über die Commentare zum Strafgesetzbuche von Olshausen, Oppenhoff und Schwarze hinaus dienlich gewesen sein. Wir vermissen besonders die Verwerthung des Binding'schen Handbuchs des Strafrechts. Zu §. 165 des Vereinszollgesetzes wird eine Darstellung nicht blos des Verwaltungs-, auch des gerichtlichen Strafverfahrens geboten, die uns, soweit sie in einer solchen Wiedergabe der Bestimmungen der Str.-Pr.-O. besteht, entbehrlich erscheint. Dabei wäre zu Seite 194 und 197 der Hinweis nicht ohne praktischen Nutzen gewesen, daß auch die Staatsanwaltschaft vor Abgabe des Strafbescheids, gegen den auf gerichtliche Entscheidung angetragen ist, an das Gericht zur Anstellung weiterer Erhebungen befugt ist und nach Lage der Sache verpflichtet sein kann. Die S. 200 vertretene, mit der gemeinen Ansicht in Widerspruch stehende und nicht näher begründete Auffassung, daß, wenn die Staatsanwaltschaft den von der Verwaltungsbehörde gestellten Antrag auf Verfolgung ablehnt, der Verwaltungsbehörde dagegen nicht blos Aufsichtsbeschwerde, sondern auch die Justizbeschwerde des §. 170 Str.-Pr.-O. und event. sogar der Antrag auf gerichtliche Entscheidung zustehe, ist nach der Begründung der Vorschrift in §. 464 Str.-Pr.-O. nicht haltbar. Nicht verständlich ist die Bemerkung S. 202, daß, falls ein Nebenkläger aufgetreten ist, die auf gerichtliche Anordnung ergehenden Ladungen nicht durch die Staatsanwaltschaft, sondern durch den Gerichtsschreiber bewirkt werden. Daß von alledem der praktische Werth des verdienstlichen Buches nicht berührt wird, ist selbstverständlich. Wir erachten dasselbe für Justiz- und Verwaltungsbehörden als gleich unentbehrlich.

— **Die Formulirung von Patentansprüchen und die Anfertigung von Patentbeschreibungen und -zeichnungen von Wilhelm Stercken,** Ingenieur und technischem Hilfsarbeiter im kaiserlichen Patentamt. Berlin, Julius Springer, 1890. — Der durch seine amtliche Stellung hierzu wohl befähigte Verfasser bietet in dem vorliegenden Büchlein Allen, die für eine Erfindung den Schutz des Reichspatentgesetzes in Anspruch nehmen wollen, eine sehr dankenswerthe Aufklärung über die hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten und die zweckmäßigste Art ihrer Ueberwindung. Da die Schwierigkeiten, die einer richtigen Formulirung des Patentanspruches entgegenstehen, theils auf juristischem, theils auf technischem Gebiete liegen, so mußte die Aufgabe gelöst werden, dieselben in einer auch für den Nichtjuristen und Nichttechniker faßlichen Weise klar zu legen, wenn der vorliegende Rathgeber seinen Zweck erfüllen sollte. Es darf behauptet werden, daß diese nicht ganz leichte Aufgabe, so weit es in dem Rahmen, den sich die Stercken'sche nur 73 Seiten umfassende Schrift gestellt hat, möglich, in einer recht befriedigenden Weise gelöst worden ist. Einen besondern Werth erhält die Schrift für das betheiligte Publicum noch durch die als Anhang beigedruckten patentamtlichen Bekanntmachungen über die Anmeldung von Erfindungen, über den Bezug der Patentschriften und die Patentclassen.

Wg.

Ltz. **Die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Erde und ihrer Bewohner.** Ein Hilfsmittel für den Unterricht in der Erdkunde. Von E. Schaufuß. Meißen 1890. Schlimpert. Preis 60 ₰. — Verfasser geht von der Ansicht aus, daß, nachdem der Gedanke der Anlage von erdkundlichen Erzeugnißsammlungen sich Bahn gebrochen hat und der Möglichkeit der billigen(!) Beschaffung der einzelnen Gegenstände aus allen Erdtheilen von ihm bewiesen ist, die **allgemeine** Einführung solcher Lehrmittel wohl nur noch eine Frage der Zeit ist. Zu diesen Erzeugnißsammlungen fehle bis jetzt noch die Erläuterungsschrift, die er, aus verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgefordert, hiermit biete. Hierin giebt er in alphabetischer Reihenfolge ein Verzeichniß von 287 Nummern solcher Producte, die die erdkundliche Sammlung zu bilden haben, mit kurzen Erläuterungen. Ob wohl die Schulgemeinden so bereitwillig die Mittel zu solchen Sammlungen bewilligen, wie sie Verfasser unverzagt verlangt? Finden sich doch darin auch folgende Dinge aufgezählt: Bärenpelz, Biberfell, Bibergeil, Zobelpelz, Maria-Theresia-Thaler, Mühlsteine, Meteorsteine, letztere allerdings in Parenthese gestellt, Diamant! Andere Dinge, die unsere Schüler doch vor Allem kennen sollten, vermissen wir, wie z. B. unsere Getreidearten, Flachs, Hanf! Im Ganzen macht dieses Schriftchen den Eindruck, als sei es zu Gunsten der auf letzter Seite sich anbietenden „Schaufuß'schen geographischen Lehrmittel-Sammlung in Meißen" geschrieben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 139. Donnerstag, den 20. November. 1890.

Die Kirchenvisitationen,

eine geschichtliche Studie.

Es gehört zu den Vorzügen unserer Zeit, daß sie auf allen Gebieten des Wissens ein reges Interesse für die Vergangenheit besitzt, daß ihr ein historischer Sinn eigen ist, der die Schätze früherer Jahrhunderte zu erschließen und zu heben weder Zeit noch Mühe spart, mögen sie nun mit Schutt bedeckt im Schooße der Erde ruhen oder in den Archiven des Staats und der Kirche verborgen der suchenden Hand und des forschenden Auges warten. Zu den letzteren gehören die Acten und Protokolle der alten Kirchenvisitationen, dieser zuverlässigsten weil officiellen Quellen der Kirchen- und Localgeschichte. Sie sind in den letzten Jahrzehnten mit dankenswerthem Eifer an das Licht gezogen worden. Auf den historischen Sinn unserer Tage gründen wir die Hoffnung, daß es unter den Lesern dieser Blätter nicht an solchen fehlen wird, die dem vorliegenden Aufsatze Empfänglichkeit entgegen bringen und Interesse abgewinnen werden.

1) Die Kirchenvisitationen der alten Zeit.

Die kirchenregimentlichen Organe haben es zu aller Zeit als ihre Pflicht erkannt, sich durch eingehende locale Prüfung von den religiösen und sittlichen Zuständen der ihnen befohlenen Kirchenkreise wie von deren äußeren Verhältnissen Kenntniß zu verschaffen; darum sind die Kirchenvisitationen so alt, wie die organisirte Kirche selbst ist. Sie boten die Gelegenheit, über wichtige locale Fragen aus eigener Anschauung zu entscheiden, eingegangene Klagen zu untersuchen, Streitigkeiten zu schlichten, Uebelstände abzustellen, zweckmäßige neue Ordnungen zu treffen, altehrwürdige Gebräuche und Sitten aufrecht zu erhalten und zu stützen. Je nach dem Ergebniß der an Ort und Stelle angestellten Visitation wurden unwürdige Diener der Kirche entlassen, irrende zurechtgewiesen, schwache gefestigt, tüchtige und begabte um ihrer Treue willen ausgezeichnet und zu höheren Aemtern ausgewählt und berufen. Der Segen dieser altkirchlichen Institution bestand und besteht noch heute in dem unmittelbaren persönlichen seelsorgerischen Verkehre der Visitirenden mit den von ihnen besuchten Gemeinden, in Förderung und Hebung kirchlichen Sinnes und Lebens wie in Weckung bewußter kirchlicher Gemeinschaft. Es fehlt, wie schon Luther hervorgehoben hat, nicht an allerhand biblischen Analogien; schon der König Josaphat sendete (2. Chron. 17, 7) Fürsten, Leviten und Priester in die Städte Judas aus, um das Volk zu belehren und in seinem Glauben zu gründen; von Samuel's, von Elias' und Elisa's reformatorischer Thätigkeit wird uns in den Büchern Samuel's und der Könige berichtet; wenn wir aber in der Apostelgeschichte 8, 14. 9, 32. 14, 27. 15, 36 von Petrus und Johannes und vor Allem von Paulus und seinen Begleitern hören, daß sie durch alle Städte ausgesendet werden, in denen des Herrn Wort verkündet war, die Brüder zu besehen, wie sie sich hielten, und wenn sie dann heimgekehrt über das, was sie vorfanden und angeordnet, Bericht erstatten, so hat man darin mit Recht die Vorbilder der späteren Kirchenvisitationsreisen gefunden.

Je weiter sich das Evangelium von den Städten aus auf das Land verbreitete und je mehr es sich die Welt eroberte, desto dringender wurde das Bedürfniß fleißiger Visitation. Es ruhte dieselbe in den Händen der Bischöfe; ein Athanasius, Augustin und Martin von Tours haben sich ihr mit besonderem Eifer gewidmet. An die Stelle der sogenannten Landbischöfe traten schon in dem 4. Jahrhundert die von den Bischöfen der Städte ernannten Landvisitatoren. In der abendländischen Kirche, besonders in Spanien wurde auf regelmäßige und jährliche Visitationen der Bischöfe gedrungen. Das Concil zu Tarragona im Jahre 516 spricht von ihnen als einer althergebrachten Ordnung. Nach Hauck „Deutsche Kirchengeschichte I.“ blieb auch in der Zeit der Decentralisation in der fränkischen Kirche der Bischof mit allen Diöcesanen durch regelmäßig wiederkehrende Rundreisen in persönlicher Verbindung; man legte auf sie den größten Werth; Bonifazius machte sie den Bischöfen dringend zur Pflicht.

Karl der Große, dieser mächtige, weise, treue und umsichtige Schutzherr der Kirche, hebt in seinen kirchlichen Capitularien, deren erstes 769 erschien, unter den Amtspflichten der Bischöfe neben der Sorge für die Bildung des Klerus die regelmäßige Abhaltung der Visitationen hervor; sie dienten zugleich als Predigtreisen, „circumeant parochiam suam docendo et ammonendo“. Ihre Aufgabe ist es populum confirmare et plebes docere et investigare et prohibere paganas observationes. Das Bild einer Kirchenvisitation jener Tage erhalten wir durch eine Aufzeichnung, die von einem bayerischen Bischof zu stammen scheint, vergl. Hauck II, 213. Priester und Mönche, Kanoniker und Laien sind in der Kirche versammelt; der Bischof wendet sich zuerst an die Priester; er fragt sie nach ihrem Glauben, forscht, ob sie das Symbolum und das Vaterunser, auch die Kirchengesetze und das Pönitentiale recht verstehen, wie sie die gottesdienstlichen Handlungen Messe, Predigt und Taufe vollziehen; sodann wird die Beobachtung der Regel von Seiten der Kanoniker und Mönche untersucht; zuletzt fragt der Bischof die Laien, wie sie „ihr Gesetz“ kennen und verstehen, und mahnt sie, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder nicht ohne Unterricht aufwachsen.

Dem visitirenden Bischof voraus ging der Archidiakon, der das Volk zusammenrief, die minder wichtigen Geschäfte vollzog und den Bischof ankündigte; später wurde dem Archidiakon das Visitationsrecht in seinem Sprengel zuerkannt.

Die Sicherstellung und Regelung des Kirchengutes wie der Zehnten und sonstigen Einnahmen lag Karl dem Großen aufrichtig am Herzen; der eingetretenen Schädigung des geistlichen Besitzthums durch die Großen des Landes trat er durch angeordnete Restitution entgegen; er verordnete allgemein, daß den Nutznießern gegenüber das Besitzrecht der kirchlichen Stiftungen urkundlich festgestellt werde, auch suchte er zu verhindern, daß das verliehene Gut in das Eigenthum des Belehnten übergehe. Ueber die Verwaltung der kirchlichen Einkommen erließ er genaue Vorschrift; vor Allem verfügte er die Inventarisirung des Kirchengutes; bei jeder Kirche sollte ein Verzeichniß der zehntpflichtigen Höfe angelegt und über die eingehenden Zehnten genau Buch geführt werden. Vor der Verschleuderung des Kirchengutes wird unter Hinweis auf gewandte jüdische Händler ausdrücklich gewarnt; wir werden weiter unten sehen, wie die Visitationen der Reformationszeit sich gleichfalls die Sicherung der Einkünfte zur Aufgabe gestellt haben.

Von dem Reichthum der Kirchen infolge von Schenkungen und Rodungen zeugen die Einkunftsregister der Klöster; das Kloster Hersfeld erwarb in ungefähr 30 Jahren gegen 2000

größere und kleinere Höfe in 195 Ortschaften; der Besitz eines anderen wird auf 221187 Hektar mit 10282 Hörigen berechnet; das Inventar des kleinen Klosters Staffelsee mit einer Ackerfläche aon 740 Morgen und Wieseland zu 650 Fuder Heu giebt ein Bild von den Naturalleistungen der Hörigen, die alle nur denkbaren Dinge der Haus- und Landwirthschaft, des Stalles, der Scheune, der Küche und des Kellers, der Aecker und Gärten umfaßten.

Am wenigsten wissen wir über den Grundbesitz der Pfarrkirchen, jedenfalls gehörten zu jeder aon ihr mehrere Höfe und je eine aon allen Lasten freie Hufe Landes. So waren z. B. die 14 Slavenkirchen, die Karl der Große gegründet, dotirt. Ludwig stattete sie später noch reichlicher aus. Für das eroberte Sachsenland links aon der Elbe hat Karl der Große durch das Capitular vom Jahre 785 allen Besitzern den Zehnten als Grundsteuer an die Kirche aufgelegt; §. 18 schreibt vor, daß jede Kirche von den zu ihr gehörigen Einwohnern mit einem Hofe (curtis) und zwei Hufen Landes (mansi) ausgestattet und ihr von je 120 Menschen ein Knecht und eine Magd überwiesen werden solle. Auch die Pfarrer hatten an dem Zehnten Theil; ursprüngliche Kirchengrundstücke wurden ihnen zur Nutznießung auf bestimmte oder unbestimmte Zeit verliehen (beneficium); dieser Pfarracker wurde im Laufe der Zeit gleich dem Kirchenacker durch Schenkung, Kauf und dergl. vermehrt, freilich nicht selten auch durch Gewaltthat der Großen, durch Untreue und Nothstände verkürzt; auch auf dem Wege des vielfach üblich werdenden Erbpachtes (jus perpetuae calaniae) ging oft ein großer Theil des Kirchen- und Pfarreigenthums verloren; vergl. Dr. Danneil, Visitatian im Erzstift Magdeburg.

Die bischöflichen Visitationen, die nie ganz aufgehört hatten, erfuhren im 13. Jahrhundert eine neue Belebung; zu Luther's Zeit jedoch waren sie zu einem völlig todten, äußeren Werke herabgesunken, ja zum Theil in Hände übergegangen, die sie zu Gelderpressungen in den Gemeinden benutzten; in der Vorrede zu dem Visitationsbüchlein erhebt Luther darüber die bittersten Klagen; vergl. Seckendorf, Gesch. d. Lutherthums II, XXXVI, 6. Das Concil von Trient handelt eingehend von der Neubelebung der Visitationen in der 24. Sitzung, Artikel III. Das von Dr. Stechele aber herausgegebene Register der Mainzer Diöces vom Jahre 1506 läßt erkennen, wie die Reformatoren die Schemata der katholischen Kirche sich bei ihren Visitatiansacten zum Vorbild genommen haben.

2) Die Kirchenvisitationen der Reformationszeit.

Fanden die Apostel auf ihren Rundreisen vorwiegend blühende Gemeinden, die in der Kraft der ersten Liebe standen, sa traten den Reformatoren, als sie mit ihren Visitationen begannen, fast überall, vornehmlich auf dem Lande, nur traurige Trümmer kirchlichen Gemeindelebens entgegen; es herrschte eine zum Theil an das Unglaubliche grenzende geistliche Verwahrlosung und sittliche Verwilderung. Luther singt in der Einleitung zu seinem kleinen Katechismus ein Lied davon: „Hilf lieber Gott," schreibt er, „wie manchen Jammer habe ich gesehen, als ich ein Visitator gewesen. Daß der gemeine Mann doch gar nichts weiß von christlicher Lehre und leider aiele Pfarrherren sa untüchtig sind und ungeschickt zu lehren und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und die heiligen Sacramente genießen; können weder das Vaterunser noch den Glauben oder die zehn Gebote, leben dahin wie das Vieh und die unaernünftige Säue und haben doch fein gelernt, alle Freiheit meisterlich zu mißbrauchen, da nun das Evangelium gekommen ist." Seckendarf hat in seinem oben erwähnten Buche als Kanzler des Herzogs Moritz einen Bericht über die erste Altenburger Visitation vom Jahre 1528 gegeben; es waren nach ihm in den fast 100 Parochien fast sämmtliche Geistliche der neuen Lehre beigetreten, aber 20 aon ihnen werden als roh und ungeschickt, aiele als Schlemmer und Säufer und concubinarii bezeichnet, einer besaß 3 Frauen zugleich; der Pfarrer Matthiä in Hain waltete seines Amtes in der Hauptkirche nach evangelischem, in der Filia nach katholischem Ritus.

Das Heranziehen eines würdigen, seinem Amte gewachsenen Pfarrer- und Lehrerstandes forderte natürlich längere Zeit; so mußte man den Verhältnissen Rechnung tragen und sich mit dem Nothwendigsten begnügen. Jedenfalls waren ganz Unwürdige vom geistlichen Amte auszuschließen; wer jedoch irgend guten Willen und Empfänglichkeit zeigte, war zu dulden und mit der nöthigen Unterweisung zu versehen.

Schon diese Verhältnisse allein hätten es Luther zur unabweislichen Pflicht gemacht, die dem Evangelia beigetretenen Gemeinden auf dem Wege der Visitation einer wiederhalten und eingehenden Prüfung zu unterziehen. Dazu trat aber noch ein Zweites. Nicht blos die kirchliche Ordnung war in bedrohlicher Weise der Auflösung nahe, es galt auch, den Besitz und die Einkünfte der geistlichen Institute festzustellen und zu sichern. Wo immer die Zucht strenger Aufsicht sich gelockert, hatten weltliche Hände sich nach dem geistlichen Gute begierig ausgestreckt. Die materielle Frage trat dringend in den Vordergrund. Uebrigens war der Verfall der Pfarreien und Kirchen nach Seiten der Gebäude wie der Einkünfte schon aor dem Auftreten der Reformation auch in katholischen Gemeinden ein großer; so erhebt ein katholischer Bericht aom Jahre 1506 über einen Pfarrer die Klage: „propter paupertatem aufugit."

Hatte früher der starke Arm der bischöflichen Macht und die Autorität der territorialen Gewalten den kirchlichen Bestand gestützt, so bedurfte es nach dem Wegfall jener Macht auf dem Gebiete der lutherischen Kirche der staatlichen Hilfe, sallte das Wankende und Bedrohte erhalten bleiben; sie mußte an die Stelle der Diöcesangewalt treten, follten nicht bedenkliche sociale Zustände um sich greifen. Ueber große Herren z. B. am sächsischen Hofe, die nach Herzog Georg's Tode das Bekenntniß des neuen Landesherrn angenommen hatten, hören wir Luther bittere Klagen führen, daß sie die Einkünfte der Klöster und Stifte eingezogen, während sie dach, wa Gemeindemittel nicht ausreichten, zu Dotation geistlicher Stellen zu verwenden waren. Hier konnte nur die politische Macht Wandlang schaffen.

Das Alles veranlaßte Luther bereits den 31. October und 22. November 1526 (vergl. seine Briefe III, 135), in aller Form eine Schul- und Kirchenvisitation bei dem Kurfürsten zu beantragen; galt es doch, das neue auf evangelischer Grundlage sich erbauende Kirchenwesen fest zu organisiren. Nach Burckhardt's Gesch. der sächs. K.- u. S.-Visitationen vam Jahre 1524—45 tauchte die Idee der Visitation zuerst 1524 infolge der durch Pfarrer Jacob Strauß in Eisenach veranlaßten Wirren bei dem Herzog Johann Friedrich auf; Strauß machte Anfang 1525 selbst einen Versuch der Verwirklichung; besonders regte Pfarrer Nikolaus Hausmann in Zwickau die Sache in einer dem Herzog vorgelegten Darstellung der kirchlichen Schäden vom Mai 1525 an. „Jetzt ist," schreibt er, „nichts nöthiger, als aisitiren, es ist dies ein gar edles Werk, es ist nichts als Gebrechen wandeln, ermahnen zu sittlichem Leben, trösten und stärken."

Auf Grund einer Instruction ordnete nun der Kurfürst die von Luther erbetene Visitation an; sie wurde mit Energie 1527—29 in Angriff genammen. Es erschien den 22. März 1528 das von Melanchthon verfaßte, aon Luther mit einer Vorrede versehene Visitationsbüchlein. In dem Kurkreis stand an der Spitze der geistlichen und weltlichen Visitatoren 1527 Luther, Justus Jonas und Johannes Pommeranus; im Osterlande Georg Spalatin und Antonius Musa, in Thüringen Philipp Melanchthon und Friedrich Mykonius, in Franken Nikolaus Kindt und Johannes Langer. Seckendorf II, XXXVI giebt außerdem alle Abgeordneten aus den Magistraten und dem Adel des Landes an. „Asservaatur", sagt er, „in archivis integra actorum volumina, ex quibus cogaoscuntur aamina et merita pastorum, descriptioaes parochiarum et redituum ut et jurium patroaatus, tum decisianes controversiarum et casuum quorundam siagularium"; leider ist es erst in jüngster Zeit gelungen, einen Theil dieser Acten wiederaufzufinden. Wie aus den Altenburger, so aus den Thüringer und Sächsischen Acten giebt Seckendorf genaue Protokollauszüge.

Es sind traurige Zustände, von denen Burckhardt etliche Beispiele aufnimmt; auch dem besseren Theile der Bevölkerung war ein zweimaliger Gottesdienst in der Woche zu viel, oft wohnten demselben kaum drei Menschen bei, man lehnte sich offen gegen die Predigt auf: „Was predigt der lose Pfarr von Gott? wer weiß, was Gott ist und ab Gott ist." Das Lernen des Vaterunsers verweigerte man, weil es zu lang sei; die Gotteshäuser wurden hier und da zur Schafschur und zur Niederlage des Pfingstbieres benutzt; man reichte sich im Gottesdienste die gefüllten Krüge; in einer Gemeinde wollten die Baueen ihren Pastor steinigen und als er klagte, lachte ihn der Richter aus.

Van der großen Milde, mit welcher die Visitatoren verfuhren, zeugt es, daß man die Klöster erst dann einzog, wenn das Klosterpersonal ausstarb, und daß man den letzten Mönchen und Nonnen bis ans Lebensende Almosen bewilligte.

Kirchenregiment, Kirchenverfassung, Gottesdienstardnung, Kirchenzucht — das sind die Früchte, welche die Visitationen getragen haden, aus ihren Commissionen gingen die Consistorien als ständige Collegien hervor, so 1539 das zu Wittenberg; Superattendenten als nächste Auffichtsbehörde werden bereits 1528 erwähnt. Wegen Mangels an tüchtigen Kirchendienern wurde der zu Stipendien für Studirende in Wittenberg bestimmte Fonds durch freigewordene Einkünfte geistlicher Stifte erhöht, vergl. Dr. Löber in der Altenburger Kirchengalerie. Abweichend von der jetzt üblichen Weise, wurden die Visitationen damals nicht an Ort und Stelle abgehalten, sondern fanden in größeren Orten statt, die später als Ephoralstädte die geistigen Mittelpunkte größerer Kreise wurden. Hierher bestellte man die Patrone, die Geistlichen, die Küster und die Altarleute oder Altarmänner der Landgemeinden, denen die Verwaltung des Kirchenvermögens anvertraut war; oft wird erwähnt, daß sie propter pestem nicht erschienen waren. Die Pfarrämter hatten vorher Uebersichten der Einnahmen und Ausgaden in Matrikeln einzureichen. Die Acten über die gravamina bezeichnete man vielfach als „Gebrechenbücher“.

Die Kirche bearbeitete ihre Aecker entweder durch Kirchväter und Bauern, welche dafür Vergütung empfingen, oder sie gab ihren Grund und Boden um die Hälfte des Gewinnes oder um Pacht hin; in jenem Falle wurde die Aussaat für das nächste Jahr abgerechnet. Der Pacht war meist sehr niedrig, im Sommerfelde geringer als im Winterfelde, das Brachejnhr war ganz pachtlos. Die Bestellung des Feldes kam vielfach so hoch zu stehen, daß sie den vollen Ertrag des Ackers aufwog, wie sich dies z. B. aus einer Beschwerde des Pfarrers Aschardt zu Kayna aus dem Jahre 1676 ergiebt; es gehört zu den trantigen Folgen des 30jährigen Krieges, daß weite Gegenden von aller Bevölkerung entblößt und der von Dornengebüsch überwucherte Acker völlig werthlos geworden war. Weil bei dem üblichen Erbpacht die Gefahr vorlag, daß der Besitz der Kirche völlig in fremden, mit einem kleinen Erbzins belasteten Besitz übergehe, fordern die Visitatoren vielfach zu Kündigung des Pachtverhältnisses und zu Selbstbewirthschaftung auf; letzteres führte freilich oft ein völliges Verbauern der Geistlichkeit mit sich. Das Consistorium von Magdeburg klagt im Jahre 1659, daß die Geistlichen des Stiftes wegen Mangels an Arbeitskräften nicht ohne Schimpf und Nachtheil ihres Amtes ihr Getreide schneiden und dreschen müssen.

An die Visitationen in Kursachsen 1524—28 und 1532—34 reihte sich im Jahre 1530 alsbald nach dem Tode von Herzog Moritz eine solche im Meißner- und Thüringerlande an; über ihren Verlauf und ihre Resultate referirt in eingehender Weise Seckendorf III, LXXII. Ein Gleiches thut in Bezug auf das Hochstift Merseburg, das in den Jahren 1544, 1555, 1562 visitirt wurde, Fraustad in seinem Buche: Einführung der Reformation in dem Hochstift Merseburg. Die Protokolle der ersten lutherischen Generalprüfung im Erzstift Magdeburg vom Jahre 1562 und 1565 hat Dr. Danneil in 3 Heften wortgetreu veröffentlicht; den 5. December 1561 war der Dom in Magdeburg von dem Erzbischof Sigismund dem Evangelio geöffnet und die Reformation unter Beitritt der Prälaten, Ritter und Städte eingeführt worden. Von dem Superintendenten Nebe herausgegeben, erschienen 1880 die Visitationsacten des Bisthums Halberstadt vom Jahre 1564 und 1589; sie weisen die Intraden der Kirchen und Schulen des Kreises genau nach. Die Visitationspratokolle über Wittenberg verdanken wir dem Pastor Winter.

Etwas eingehender wollen wir noch der Visitationen der Mark Brandenburg und des Stiftes Naumburg-Zeitz gedenken.

Nachdem der Kurfürst von Brandenburg Joachim II. den 1. November 1539 zu Spandau der Reformation beigetreten war, ließ er durch den Generalsuperintendent Jakob Strattner und den Probst Georg Buchholz 1540 die märkische Kirchenordnung ausarbeiten; vergl. Heidemann, Reformation der Mark. Um dieselbe durchzuführen, ordnete Joachim eine allgemeine Visitation seiner Lande an. Als Hauptaufgabe bezeichnet er die Feststellung der geistlichen Lehen und des sonstigen kirchlichen Besitzthums. Die Einführung der Reformation sollte nicht dahin gedeutet werden, als ob Jeder beliebig sich auf Kosten der alten Kirche bereichern könne, sondern die lutherische Kirche sollte als Rechtsnachfolgerin der katholischen sich erweisen; sie sollte zu wirthschaftlicher Unabhängigkeit vom Staate gelangen. Die Kirchen- und Gemeindevertreter überzeugten sich auf das Genaueste über das Besitzthum der Kirche und ihr Besitzstand wurde schriftlich fixirt. Nicht selten mußte der Beistand des Kurfürsten in Anspruch genommen werden, um widerspenstige märkische Edelleute zur Herausgabe des widerrechtlich genommenen Kirchengutes zu bewegen. Daneben war Sorge zu tragen für Einsetzung tüchtiger Geistlicher und für Hebung kirchlichen Lebens durch Unterweisung im Katechismus. Galt es doch den während der langen Uebergangszeit erloschenen religiösen Sinn zu wecken; es war eine saure Arbeit, die zwei Jahre erforderte; mit dem Jahre 1600 schlossen die Visitationen in der Mark ab; vergl. Forschungen z. Brand. Gesch. II, 662. Vieles von ihrem Besitzthum hat die Kirche hochherzig in den Tagen der Freiheitskriege geopfert.

In dem Stift Naumburg-Zeitz hatte der Kurfürst von Sachsen nach dem Tode des Bischofs Philipp von Freysingen 1541 den Superintendenten von Magdeburg, Nikolaus von Amsdorf, zum ersten lutherischen Bischof ernannt. Seine Ordination erfolgte den 20. Januar 1542 zu Naumburg. Vergl. d. Verf. Beiträge z. Gesch. d. Zeitzer Kreises S. 24. Bereits den 3. December 1546 mußte Amsdorf der wieder erstandenen bischöflichen Partei und dem von ihr gewählten Bischof Julius Pflug weichen. Amsdorf hatte die kurze Zeit seines Regimentes benutzt, um 1545 eine erste Visitation des Stifes abzuhalten, deren Ergebnisse in dem sogen. Gebrechenbuch niedergelegt sind. Das Land war überall dem Evangelio beigetreten, sa daß es bereits 1531 als lutherisch bezeichnet werden kann; Pflug fand nach einem Briefe an den Papst im Jahre 1547 nur noch einen unverheiratheten Pfarrer in der Diöcese. Die Städte und der Stiftsadel standen lange auf katholischer Seite. Amsdorf kehrte nicht wieder nach Zeitz zurück; in den Tagen vom 12. März bis 6. Mai 1555 aber beschloß eine Zusammenkunft von Fürsten in Naumburg, daß die lutherische Lehre in dem ganzen Stift eingeführt werde. Das Stift wurde fortan von Administratoren verwaltet, die das Capitel aus dem Hause Sachsen zu ernennen hatte. Der Visitation vom Jahre 1545 folgten die vom Jahre 1565, 1585, 1592, 1623 und 1654. Es ist endlich gelungen, die betreffenden Protokolle ausfindig zu mochen; durch Austausch mit sächsischen und anderen Archiven sind sie in das Staatsarchiv zu Magdeburg gekommen, wo sie, übersichtlich geordnet, zur Ein- und Durchsicht mit Genehmigung des Hrn. Oberpräsidenten Jedem gern zur Einsicht vorgelegt werden. Aus dem Jahre 1594 ist ein starkes Fascikel von Schul- und Pfarrmatrikeln vorhanden. Von der Veröffentlichung der betreffenden Acten hat der Unterzeichnete um des Kostenpunktes willen abgesehen. Ist doch dem, der dieselben zum Zwecke der Geschichte seines Ortes studiren will, der Zutritt zu ihnen geöffnet. Nur im Allgemeinen sei aus ihnen mitgetheilt, daß es auch in dem Stifte nicht an Pastoren gefehlt hat, die des heimlichen Katholicismus verdächtig blieben; viele wurden als wissenschaftlich vollständig untüchtig erfunden. Aber vam Pfarrer von „Braittingen“, das damals noch zum Stifte gehörte, wird geklagt, daß er dem Trunke ergeben und völlig bezecht ungebührlich grob sei; von einem Anderen heißt es: „in collaquio hat er gar schlecht bestanden und es ist bei ihm wenig Grund in articulis fidei gefunden worden“; aft liest man „juramentum religionis hat der Pfarrer nicht geleistet noch formulam concordiae subscribiert“. Unter den Lehrern finden sich Schneider und Zeugwirker. Man ertheilt aber auch das Lob: „in examine wohl befunden, in studiis fleißig, in ministeria treulich, in Leben und Wandel unsträflich“. Die Lebensläufe geben über Bildungsgang und Familie der einzelnen Pastoren reichlich Aufschluß. Den Gemeinden wird eingeschärft, daß sie die Hochzeiten von Donnerstag auf Dienstag verlegen, damit der Sonntag nicht entheiligt werde, daß auf den Sonnabend aller Quaß, welchen Namen noch heute bestehende Pfingstbelustigungen tragen, aufhöre; die auf die Sonntage fallenden Märkte sollen in der Woche abgehalten werden. Die Klagen der Parochianen zeigen, wie viel dieselben auf sorgfältige Amtsführung ihrer Prediger hielten.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die spätere Zeit. Während sich unter der Herrschaft der Orthodoxie das Auge der Visitatoren vorwiegend auf die Reinheit der Lehre gerichtet hatte, betonte man z. Z. des Pietismus mehr die Reinheit des Wandels; der Rationalismus dagegen führte den Verfall der so segensreichen alten Kircheninstitutian herbei, sie ging in bureaukratischem Wesen unter. Ihre Neubelebung verdanken wir dem Erwachen neuen kirchlichen Lebens.

Kayna. Trübenbach, P.

Bücherbesprechungen.

G. Oe.— Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte für sociales Leben, Politik, Wissenschaft und Literatur, herausgegeben von Erwin Bauer. 1. Bd. 1. Heft. Berlin, Hans Lüstenöder. Preis des 6—8 Bogen starken Heftes 1 ℳ, Abonnement für das Vierteljahr 2 ℳ 50 ₰. — Die neue Zeitschrift geht von dem Gedanken aus, daß mit dem zu Ende gehenden 19. Jahrhunderte ein Abschnitt menschlicher Entwickelung abgeschlossen sein werde, dem mit dem 20. eine neue weltgeschichtliche Epoche folgen werde. Dieser neuen Zeit will sie an ihrem Theile mit die Bahn bereiten, sie schreibt die nationale Idee und den Kampf gegen die Doctrinen des untergehenden Jahrhunderts auf ihre Fahne und will für die Befreiung des Volkes von der Knechtschaft des Capitalismus, des Fractionsunwesens und der politischen Parteipresse kämpfen. Recht klar ist das Programm nicht, sie verwahrt sich auch dagegen, daß man ein wohlgegliedertes Programm von ihr erwarte, da sie praktische Politik treibe und demgemäß Entschließung aon Fall zu Fall sich aorbehalten müsse. Trotzdem giebt sie eine Art von Programm, sie verheißt einzutreten für den constitutionellen Staat, für die Einheit der gesammten deutschen Ratian, für wirthschaftliche Realpolitik und energische Socialpolitik, für Rückkehr zu einem einfachen deutschen Volksthume, für reines evangelisches Christenthum; gegen jeden Internationalismus, besonders das Judenthum und die Socialdemokratie, gegen den Doctrinarismus im Wirthschaftsleben, gegen Egoismus und Streberthum, gegen falsche Toleranz und Sentimentalität, gegen Materialismus und Naturalismus. Das Progromm ist ungemein umfassend, es berührt dos Gebiet der hohen Politik ebenso wie das des Allgemein-Sittlichen. Mit den meisten Punkten sind wir einverstanden und begrüßen den neuen Mitkämpfer; in anderen können wir ihm nicht salgen, die Idee des staatlichen Zusammenschlusses aller Deutschredenden ist beispielsweise das Gegentheil von gesunder Realpolitik. Auf billige Schlagworte, wie Junker- und Muckerthum, Rückwärtserei hätte man verzichten können. Damitködert man heutzutage nur noch ganz Unzurechnungsfähige. In eine besondere Parteischablone läßt sich die neue Zeitschrift nicht pressen. Sie bespricht das Programm der antisemitischen Partei recht anerkennend, aber identificirt sich nicht mit ihr. Will man die Parteirichtung kurz bezeichnen, so dürfte man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man sie als eine reichsdeutsche Nachbildung der antisemitisch-deutschnationalen Partei in Oesterreich betrachtet. Das erste Heft bietet größtentheils Treffliches. Am wenigsten hat uns der Aufsatz über die bulgarische Frage befriedigt, der recht aberflächlich ist; dagegen ist die Erörterung: „Nach dem 1. October" klar und wahr und kommt auch post festum nicht zu spät. Köstlich sind die affenherzigen Briefe an den Bankier Itzig Teiteles in Posen von Dr. Isidor Feilchenfeld über das literarische Leben in Berlin. Wir haben kaum je die Judenmache in der Literatur treffender und wirksamer gekennzeichnet gefunden als hier. Auch der Abschnitt: „Aus dem Narrenhause der Zeit" enthält scharfe und treffende Bemerkungen über den Fall Lindau, über das allerjüngste Deutschland und Anderes. In der Kritik und der Satire scheint überhaupt die Stärke der neuen Zeitschrift zu ruhen. Das ist an sich verständlich; pflegen doch Zeiten des Ueberganges den günstigsten Boden für Kritik und Satire zu bilden. Mit dieser Kritik wird sie auch in den Kreisen, in denen sie ihre Freunde sucht, am meisten Zustimmung finden. Da vorauszusehen ist, daß die jüdische Presse die neuen Monatshefte todtschweigen wird, glauben wir ganz besonders darauf aufmerksam machen zu sollen.

B. K. Psychische Studien. Monatliche Zeitschrift, vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet. Herausgeber: Alexander Aksakow. Leipzig, Oswald Mutze. Neuyork, S. Zickel. — Van dieser Zeitschrift liegt uns das 10. Heft dieses Jahrganges vor. Es enthält außer einigen Fortsetzungen oder fartzusetzenden Artikeln eine alte Urkunde, aus welcher hervargehen soll, daß die Jungfrau von Orleans ein Medium gewesen sei, und einige Mittheilungen über Geistererscheinungen und sanstige Liebhabereien der Spiritisten.

G. Oe.— Lebenskämpfe. Aus einem schwedischen Familienleben. Von Elisabeth, Verfasserin von „Elisabeth und ihre Mutter". Leipzig, Georg Böhme Nachf. E. Ungleich, 1890. 282 S. 8°. Preis: 4 ℳ, geb. 5 ℳ. — Ich habe das Buch ahne Unterbrechung durchgelesen, das ist ein Beweis, daß es, im eigentlichen Sinne des Wortes, fesselnd geschrieben ist. Aber ganz befriedigt hat es mich nicht. Daß die Erzählerin hochbegabt und tiefernst ist, daß sie meisterhaft zu schildern und die Herzen zu erwärmen versteht, muß unumwunden anerkannt werden. Wenn auch die im Buche herrschende Frömmigkeit jenen Gauvernantenhauch zeigt, der uns Männern nicht recht behagen will, so merken wir doch aus jeder Zeile, daß die Stimmung nicht gemacht sondern wahr ist, und sind überzeugt, daß das aufmerksame Lesen des Buches besonders auf jugendliche weibliche Herzen einen tiefen und wohlthätigen Eindruck machen wird. Die fromme Pflichttreue der Elisabeth hat etwas Heldenhaftes, aber sie geht nicht über die Grenzen des Weiblichen hinaus. Zu schildern aersteht die Verfasserin ausgezeichnet. Wir leben uns in die fremde Umgebung hinein, wir werden heimisch in den alten schwedischen Schlössern. Die eingeflochtenen Sagen und Legenden sind größtentheils voll Poesie und lassen uns in der Fremde noch heimischer werden. Selbst wo die Schilderung ins Einzelne geht, — wie das bei Schriftstellerinnen nun einmal der Foll zu sein pflegt, — wird sie nie langweilig, sondern nimmt unsere Theilnahme ebenso in Anspruch, wie es ein gutes Genrebild thut. Handlung ist genug, übergenug in dem Buche; aber darin liegt auch seine Schwäche. Mir will es fast scheinen, als habe die Verfasserin, um „interessant" und „spannend" zu sein, eine Menge Ungeheuerlichkeiten in die sanst so schlichte und einfache Erzählung hineingewebt. Etwas läßt man sich ja in dieser Beziehung gefallen; der Schriftsteller muß ja dem Geschmack der Menge nachgeben, wenn er sogenannten Erfolg haben will. Aber: ein wahasinniger Geistlicher, der einem zufällig herzugekommenen Fremden ein Papier giebt, das seines Wahnsinns Geheimniß enthüllt, ein offenes Grab mit einem Todtengerippe und Ratten, ein Schreibtisch mit verborgenem Schubfache und vergilbtem Documente, ein liederlicher Graf, der in der Schlacht den Tod sucht, ein alter Don Juan, der sich in eine Gouvernante urplötzlich verliebt und abgewiesen wird, zwei Brüder, die beide ein und dasselbe Weib unglücklich lieben und von denen der eine an ihrem Hochzeitstage, der andere an ihrem Begräbnißtage stirbt, ein geheimnißvaller Russe, der seinen Bruder ermordet hat, eine Tochter, die ihre Mutter bei einer Untreue ertappt zu haben glaubt: das ist doch für einen Band zu viel. Möge die Verfasserin auf diese Zuthat, wenigstens in solcher Menge, verzichten; sie ist begabt genug, daß sie darauf verzichten kann.

j.— Von dem bekannten Autographen-Album „In Lust und Sanne" (Berlin, Verlag von J. H. Schorer) erscheint jetzt eine Lieferungsausgabe. Der Reinertrag ist zum Besten der Feriencolonien bestimmt und dieser menschenfreundliche Zweck läßt die Hoffnung gerechtfertigt erscheinen, daß das Unternehmen vielseitig Unterstützung findet. Es erscheint in sechs Lieferungen, jede zum Preise von 1 ℳ; vor Weihnachten nach soll das ganze Werk vallendet sein.

B. K. Abreiß-Kalender der Evangelischen Landeskirchen für 1891 mit täglichen Losungen aus der heiligen Schrift und kirchlichen Gedenktagen. A. Schmidt's Verlag in Anklam. 50 ₰. — Der Kalender enthält in bekannter Form Sonn- und Mond-Auf- und Untergang, Tages- und Nachtlänge, zwei oder drei Bibelsprüche, Geburts- und Todestage kirchlich berühmter Männer und Daten kirchlicher Ereignisse. Er wird also ebenso gut brauchbar sein, wie andere ähnliche Kalender dieser jetzt fast unentbehrlichen Art; aber warum er gerade Landeskirchen-Kalender heißt, ist nicht recht ersichtlich, da er auf besondere Bedürfnisse der Glieder einer Landeskirche, soaiel wir sehen, keine Rücksicht nimmt.

G. Oe.—Leipziger Universitätskalender, herausgegeben van Gustav Fack. Wintersemester 1890/91. Für die akademischen Lehrer und die Studirenden unentgeltlich, sonst: 60 ₰. — Der Universitätskalender, der von nun an in jedem Semester neu erscheinen soll, ist durchaus zweckmäßig eingerichtet und wird unseren akademischen Bürgern recht willkommen sein. Außer den Anzeigen, die ungefähr die Hälfte des Raumes einnehmen, enthält er ein halbjähriges Kalendarium, Notizkalender, Stundenplan, ferner ein Verzeichniß der akademischen Behörden und Institute, der Vorlesungen und Docenten, der akademischen Vereinigungen, außerdem Angaben über Droschken und Pferdebahnen, Badeanstalten und Kneipen, Porto und Telegraphengebühren, selbst eine Skattabelle fehlt nicht. Die Ausstattung ist gut, die Form handlich. Auch in nichtakademischen Kreisen dürfte der brauchbare Wegweiser und Rathgeber Freunde finden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 140. Sonnabend, den 22. November. 1890.

Die Träger des Christenthums in Lessing's „Nathan der Weise".

Von Gustav Portig.

Nachdem wir die Hauptgestalt in Lessing's „Nathan der Weise" auf ihren ästhetischen und religiösen Gehalt hin untersucht haben, erscheint es als Pflicht, auch die Träger des Christenthums in dem genannten Drama in das Auge zu fassen.

Am leichtesten dichterisch zu zeichnen, schauspielerisch zu verkörpern und schon beim Lesen zu verstehen ist die Daja. Sie besitzt den beschränkten geistigen Horizont eines Durchschnittsmenschen; trotzdem, oder vielleicht eben darum, ist sie zum Widerspruch geneigt und kommt hartnäckig auf die wenigen Lebensinteressen immer wieder zurück, deren sie fähig ist. Sie veranschaulicht jene gewöhnliche Rechtgläubigkeit, welche durch keine Gegensätze hindurchgegangen ist. Dieser ihrer Rechtgläubigkeit entspricht auch die Art ihrer Rechtschaffenheit: sie ist pflichttreu und ehrbar in dem Sinne, wie dies untergeordneten Naturen nicht gerade schwer wird. Ihre ganze Welt ist ihr Haus, in welchem sie gelegentlich auch durch Widerspruch eine Rolle spielen möchte. Dabei ist sie geschwätzig, täppisch, zufahrend; mit ihrer vermeintlich pflichtmäßigen Gewissenhaftigkeit richtet sie leicht ein Unglück an, welches dann hinterher der liebe Gott wieder gutmachen soll. Wenn es aber gilt, zwei junge Leute zusammenzubringen, scheut sie sich gar nicht, dem lieben Gott ins Handwerk zu pfuschen (III, 10). Allerdings verfügt sie über die hinreichende Bildung, um die Recha äußerlich zu erziehen: erzählt sie doch ihrem Pflegekinde getreulich die neutestamentliche und die Kirchengeschichte. Dabei hängt sie aber an den äußeren Formen des Christenthums so sehr, als wäre von deren Vollzug oder Besitz das Heil allein abhängig. So hat der äußere Vollzug der Taufe an der Recha nach Meinung der Daja einen magischen Einfluß auf das Kind geübt; darum sei es ein Verbrechen, die Recha nur als fromme Jüdin im Geiste des alttestamentlichen Prophetismus zu erziehen. Ganz besonders charakteristisch an dieser Art von Orthodoxie ist es, wie sie fortwährend ihr „Gewissen", ihre „Pflicht" als Trumpf ausspielt. Da wo gerade die Einsichtsvollsten und Besten um die Erkenntniß ringen, was in einem besonderen Falle Pflicht sei, da ist so ein vermeintlicher Geheimsecretär des lieben Gottes schnell fertig mit irgend einem Gemeinplatz und schiebt ohne weiteres seine Einfälle, Wünsche und Rathschläge der „Stimme des Gewissens" unter. Eine wirkliche Gewissensnoth, eine Entscheidung im Widerstreit mehrerer berechtigter Pflichten, die Schwierigkeit eines wahrhaft begründeten Urtheils in sittlichen Dingen kennt solch eine wohlfeile Orthodoxie gar nicht. Darum vermag Daja auch nur die an der Oberfläche sitzenden Tugenden des Nathan zu würdigen; nicht aber seine innere Größe; umgekehrt erwirbt sie für sich selbst bei den Ihrigen wohl eine gewisse Achtung, nicht aber eigentliche Liebe. Mit vollem Recht läßt der Dichter sie nur in Nebenscenen auftreten und gegen Ende ganz aus dem Stücke verschwinden, weil dieser Ausgang vollständig über ihren Horizont hinausgelegen und sie tief verletzt hätte.

Viel schwieriger war die Charakteristik der Recha. Sie muß als eine der Daja geistig weit überlegene Natur erscheinen und doch soll über ihr der ganze Duft reinster Jungfräulichkeit liegen; sie vereinigt in sich jene rührende Naivetät und jene schwärmende Erregbarkeit, jenes einseitige Weben in der Wunderwelt der Phantasie, wie es solch einem einsam gehüteten Juwel eigen sein muß.

An ihrer Selbsterschließung merkt man, daß sie unter Nathan's erziehendem Einfluß gestanden hat, daß er geistig ihr Vater gewesen ist. III, 2 entwickelt sie geradezu in gehobener Sprache eine gewisse Seelengröße; sie überwindet den schroffen Tempelherrn durch ihre demüthige Liebe und Dankbarkeit. Ihr liebster Glaube ist der Engelglaube, die Religion ist ihr eine ideale Bilderwelt; darin verräth sich die morgenländische Phantasie eines weltfern erzogenen, ohne Geschwister aufgewachsenen Mädchens. Deshalb muß I, 2 Nathan sie daran erinnern, daß das andächtige Schwärmen leichter sei als das gut Handeln. Andererseits zeigt sich der Einfluß Nathan's darin, daß er sie denken gelehrt hat über religiöse Dinge. Sie unterscheidet I, 2 sehr fein zwischen sichtbaren und unsichtbaren Engeln; III, 1 bekennt sie ausdrücklich, daß Nathan den Samen der Vernunft rein in ihre Seele gestreut habe, und daß Ergebung des Herzens in Gott etwas Höheres sei als das bloße Wähnen über Gott; III, 2 sagt sie von Moses, daß er, wo er auch stand, doch stets vor Gott gestanden habe V, 7 stellt sie die geistige Abkunft von Nathan viel höher als diejenige von ihrem leiblichen Vater. Wiederum tritt der ganze Zauber dieser jugendlichen Gestalt am Ende des Stückes hervor in ihrem Schweigen: von allen Personen der letzten großen Erkennungsscene wird sie zuerst gegenüber dem überwältigenden Glück sprachlos. — Von höchster Meisterschaft aber des Dichters zeugen folgende Züge: Die Recha ist zwar äußerlich als Jüdin erzogen, aber sie verräth nicht wie Nathan besonders jüdische Eigenheiten. Sie ist nicht eine bewußte Christin, steht aber dem Christenthum offener gegenüber als Nathan.

Lessing will also allem Anscheine nach hindurchschimmern lassen, daß Recha einst als Kind die Taufe empfangen hat und durch eine Christin in das Christenthum eingeführt worden ist. Noch mehr aber dürfte die Art zu betonen sein, wie Recha den Tempelherrn liebt. In den ersten Scenen äußert sich ihre Liebe als eine geheimnißvoll sie ziehende Naturgewalt: es ist die unaustilgbare Regung des schwesterlichen Blutes, welche aus dieser schwärmerisch-magischen Liebe spricht. Andrerseits unterscheidet Lessing wieder diese Liebe durch die schnelle unwillkürliche Beruhigung, deren sie fähig ist, von der eigentlichen Liebe des Weibes als solcher. III, 3 sagt Recha zu Daja: „Es befremdet mich selbst, wie auf einen solchen Sturm in meinem Herzen so eine Stille plötzlich folgen konnte. Mein Herz schlägt nicht mehr geschwinder und stärker, so oft ich an ihn denke." So bringt der Dichter in ihr schon vorahnend die unbewußte Liebe der Schwester zum Bruder, nicht aber die Liebe der Jungfrau zum Mann in Recha zur Erscheinung!

Der Tempelherr ist ebenso wie Recha eine jugendliche Gestalt, daher leicht beweglich und von einem Gegensatz zum andern übergehend. Er hat ein vornehmes und sicheres Auftreten, läßt sich durch die Würde des Patriarchen nicht im mindesten imponiren und durchschaut sofort dessen sophistische Schlüsse und Schliche. Wenn seine ritterliche Ehre in Frage kommt, verfügt er sofort über ein sicheres Urtheil und bewahrt eine feste Haltung. Insbesondere ist er offen bis zur Schroffheit; er will ohne Weiteres sich überall geben, wie er ist; mit kaltem Stolz will er immer nur sich selbst durchsetzen. Seine Weltanschauung wurzelt in Weltverachtung, sein Gehorsam ist ein angelernter. In seinem Wesen ist unverkennbar, daß er ohne die mildernde, sänftigende Erziehung der Mutter, ohne den bändigenden Willen des Vaters aufgewachsen ist. Da er als Kind nie Liebe erfahren, ist er herb und abstoßend geworden.

Sodann aber bricht das ritterlich-ungestüme Wesen seines Vaters noch in ihm durch, er hat große Familienähnlichkeit mit dem Sultan. Eben weil diese vorhanden ist, verstehen Beide sich auffallend schnell. Der junge Mann besitzt noch keine Erfahrung und Menschenkenntniß; er besitzt wohl scharfen Verstand, aber weder Tiefe des Denkens, noch des Fühlens; er bringt es wohl zu einzelnen Lichtblitzen seiner Erkenntniß, aber nicht zu einer in sich zusammenhängenden Weltanschauung. Leidenschaftlich folgt er nur den Eingebungen des Augenblicks; dabei ist er großherzig in der Form, selbstsüchtig und kalt in der Sache. Erst als die Liebe zu Recha in ihm hell aufflammt, gewinnt er Geschmack am Leben; aber auch da noch will er sofort mit höchster Leidenschaftlichkeit seine ganze Vergangenheit hinter sich werfen. Sein ritterliches Gelübde, sein Christenthum und seine Ehre: Alles gilt ihm nichts, nur um seiner vermeintlichen Liebe zu genügen, welche doch am Ende sehr schnell in brüderliche Liebe übergeht. Eine gewisse Größe ist ihm nicht abzusprechen, aber sie ist mehr ein Erbtheil seiner Abkunft, als eine sittlich erworbene. Das Judenthum verachtet er, nicht weil er ein gläubiger Christ wäre, sondern weil er Freidenker ist. So ist er unduldsam, weil er freisinnig ist! Die Recha und die Daja behandelt er abstoßend, den Nathan geradezu wegwerfend, denn Jude ist ihm Jude. Sie sind ihm alle gleich verächtlich. Die Recha hat er nicht gerettet aus Menschenliebe, sondern weil ihm in jenem Augenblicke der Gefahr sein Leben ohnehin lästig war. Mit der bittersten Ironie sagt er dies dem Nathan ins Gesicht: „Gern, sehr gern ergriff ich die Gelegenheit, es für ein anderes Leben in die Schanze zu schlagen; für ein anderes, wenn's auch nur das Leben einer Jüdin wäre." Dem Nathan wirft er vor, daß dessen Volk zuerst und am meisten „Menschenmäkelei" getrieben, weshalb er es verachte.

Er nennt es „eine fromme Raserei", allein den besseren Gott haben und diesen besten der ganzen Welt aufdrängen zu wollen. Religion ist ihm „Partei", auch der Unparteiische halte seiner Religion die Stange (IV, 1). Voll von Liebesschwärmerei für Recha geht er doch hin zum Patriarchen, weil er Anstoß daran nimmt, daß ein Jude ein Christenkind erzogen hat. Wo bleibt da die Toleranz des Freisinns? Sie schlägt auch hier, wie so oft im Leben, in Intoleranz um. Zwar glaubt der Tempelherr, daß Gott die Recha auch trotz der jüdischen Erziehung selig machen könne; IV, 4 sagt er zum Sultan: „Der Aberglaube, in dem wir aufgewachsen, verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum doch seine Macht nicht über uns. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten." Trotzdem erklärt er den Nathan für „einen gemeinen Juden", weil er „Christenkinder zu bekommen suchte, um sie als Juden aufzuziehen". „Der tolerante Schwätzer ist entdeckt. Ich werde hinter diesen jüdischen Wolf im philosophischen Schafspelz Hunde schon zu bringen wissen, die ihn zausen sollen." Im fünften Aufzug bereut er zwar diese seine That, aber erklärt ganz offen: er wollte dem Nathan das Messer an die Kehle setzen. V, 5 bricht seine Freidenkerei wieder hindurch, denn er sagt dort zum Nathan: „Also gebt sie mir, sie sei nun eure Tochter, oder sei es nicht! Eine Christin oder Jüdin, oder keins! Gleichviel! gleichviel! Ich werde euch weder jetzt noch jemals sonst in meinem ganzen Leben darum fragen."

Wahrlich! Wenn der Tempelherr der Repräsentant des freisinnigen Christenthums sein soll, dann kommt dieses bei Lessing schlecht weg. Der Tempelherr hat Anwandlungen von Edelmuth, aber er ist nicht edel; er ist unklar im Denken, leidenschaftlich im Handeln, freisinnig aus Selbstsucht.

Der Patriarch und der Klosterbruder sind die einzigen Männer im Stück, welche frei von allen mittelbaren oder unmittelbaren Einflüssen des Judenthums oder des Muhamedanismus sind. Beide sollen den innerhalb des Christenthums möglichen Gegensatz darstellen; nur darf man nicht vergessen, daß Lessing nur solche Stände wählen durfte, welche auf dem Boden des mittelalterlichen Jerusalem möglich waren. Nur eine Person von so hohem Range, wie der Patriarch, konnte einen Gegensatz bilden zu den hohen Personen der zwei anderen Religionen; nur in ihm konnte der Abstand vom Ideal eines Christen am grellsten zur Anschauung kommen. Den Stand des christlichen Geistlichen überhaupt zu treffen, lag Lessing gewiß fern; wohl aber hat er darin Recht, daß der Buchstabenglaube, die blinde Orthodoxie, die Unduldsamkeit, der Dünkel und die Heuchelei, — wenn und wo sie unter der Geistlichkeit aller Religionen vorkommen, den schärfsten Abstand von dem Ideal jenes Berufes kennzeichnen.

Der Patriarch bekleidet die höchste Würde seiner Kirche und gebietet über eine große Macht; er lebt in Glanz und Reichthum, ist aber innerlich ein armseliger Mensch, ein „Pfaffe", wie der Klosterbruder ihn nennt. Der Patriarch hat jenen Glauben, welchen die Teufel auch haben; aber sie zittern doch wenigstens dabei, während er gar nicht einmal weiß, daß seine todte Orthodoxie vor Gott werthlos ist. Der Patriarch ist ein gemeiner christlicher Jude, welcher mit den christlichen Dogmen schachert und wuchert, damit er von ihnen auf Erden herrlich und in Freuden leben kann. Er umgiebt sich äußerlich mit einer gewissen Würde; dabei sucht er aber auch herablassend und liebenswürdig zu sein, damit er bei der Gemeinde als „beliebt" gilt. Der Jude soll durchaus verbrannt werden; nicht weil dessen Vorfahren einst einen armen jüdischen Rabbi an das Kreuz gebracht haben, sondern darum, weil sie Den hingerichtet, welchem der Prälat seine Pfründe verdankt. Der Patriarch hat wenig Geist und Gelehrsamkeit; eben darum verträgt er keinen Widerspruch, sondern hält seinen starren Eigensinn für Rechtsgefühl. Die Welt möchte er glauben machen, daß er zur Ehre Gottes und der Kirche so handeln müsse, während er doch nur seiner Herrschsucht fröhnt. Sein ganzes Auftreten sucht er durch die Redensart zu begründen, daß er in seiner Person die Kirche repräsentiren müsse, — eine bei den Vertretern des Staates und der Kirche zu allen Zeiten geläufige Wendung.

Man würde sehr irren, wenn man solche Christen nur unter den höheren Geistlichen suchen wollte; ihr Typus findet sich in allen Ständen, mögen die äußeren Formen auch noch so verschieden sein. Diese „Patriarchen" finden sich unter Juden und Christen, unter Reichen und Armen gleichmäßig. Es braucht ja gar nicht ein kirchliches Dogma zu sein, welches solch ein Mensch als Vorwand für seine Ansprüche benutzt! Alle Diejenigen, welche ihre Parteidoctrin zur Alleinherrschaft erheben, Diejenigen, welche den Besitz der Regierung oder des Capitals oder der Wissenschaft vornehm hochmüthig als eine göttliche Ordnung auf Kosten Anderer für sich in Anspruch nehmen: sie Alle gleichen dem Patriarchen. Ob das, worauf sie leben und sterben, das kirchliche Dogma, oder allmächtige Gesetzesformel, oder die Actie und Börse oder der Fanatismus der Volksbeglückung ist; ob sie durch die Mittel der Kirche oder des Staates, oder der Presse, oder der Börse, oder die Begehrlichkeit der Massen herrschen wollen: das ändert an der Sache nichts. Alle sind darin einig, daß eine verschwindende Minderheit die Mehrheit ausbeutet, mißbraucht, beherrscht, wie der Patriarch den Klosterbruder. Mit einem Worte: Unter dem Deckmantel eines irgendwie formalen Rechtes üben sie Ungerechtes in Worten und Werken, begehren dafür Ehre von den Menschen, und halten sich als echte Juden für „das auserlesene Volk"! — Am schwersten unter allen Gestalten des Stückes ist der Klosterbruder zu verstehen. Wenn selbst ein Goethe zehn Jahre nach Vollendung seiner „Iphigenie" ein so anders gearteter Mensch geworden war, daß er sich von der reinen Idealität dieser Tragödie (nicht „Schauspiel") unangenehm berührt fühlte, wenn ein Schiller als der spätere Kritiker den Dichter des ursprünglichen „Don Carlos" nicht mehr verstand: wie soll Jemand diese unscheinbare Figur zweiten Ranges in Lessing's „Nathan" begreifen? Anfangs ist man versucht anzunehmen, daß hier die sonstige Lessing'sche Kürze mit Unrecht auf die Spitze getrieben sei; eine tiefere Ueberlegung aber sagt uns, daß selbst die anscheinende Dürftigkeit der Form in diesem Falle ein psychologisches Meisterstück ist. Das Reine, das Harmonische, das Gute kommt in allen Künsten nur durch geringe Mittel zur Erscheinung; weil es über alle Gegensätze, nur sich selbst gleich, hinausliegt, so schließt der Friede des Reinschönen und des Reinguten alle dramatische Spannung aus. Es ist dankbarer und leichter zugleich, den Sturm zu malen, als das sanfte Sausen, in welchem der Herr an Elias vorüberging. So auch hier. Das Ideal eines Christen im Sinne des neuen Testaments dramatisch wiederzugeben, war namenlos schwer; daß Lessing dieses Ideal nicht in den Vordergrund rückte, sondern in das Dämmerlicht des Mittelgrundes stellte, verdient unseren wärmsten Dank. Auch vergesse man nicht, daß in dem Jerusalem des Mittelalters, unter der Herrschaft des Saladin, ein Laie nicht möglich war, wie ein solcher im 18. und 19. Jahrhundert im Vollbesitz der christlichen Cultur leben konnte.

Der Klosterbruder ist ein armer, alter Mann, welcher keine Rolle spielt in der Welt. Wenn es aber eine Art von göttlicher Ironie war, daß Gott selbst zum Werkzeug seiner höchsten religiösen Offenbarung einen Zimmermannssohn, zum Vollbringer

der größten Befreiungsthat nur einen Bergmannssohn wählen konnte: dann mußte auch dieser dienende Laienbruder äußerlich unscheinbar auftreten. Er ist kein Gelehrter, kein in den Satzungen der Kirche bewanderter Theolog, kein in den Rechtsbücheen heimischer Jurist; trotzdem trifft er die Wahrheit, weil er aus der Wahrheit ist, weil er in ihr lebt. Er ist nicht einfältig, wohl aber ein Musterbild von weiser Einfalt; er scheint sehr wenig, aber er ist sehr viel; er ist nicht blos anspruchslos, sondern auch demüthig, aber gerade in dieser Demuth voll von hohen Muthes zu Gott. Er steht in der Welt, aber ist nicht von der Welt; er liebt die Menschen, weil sein Herz überfließt von dankbarer Gegenliebe zu Gott; er ist tolerant, aber nicht aus feinster Reflexion wie Nathan, sondern aus dem Vollbesitz gläubiger Liebe heraus; er ist innerlich hinausgewachsen über das Trennende der Religionen, weil er ein wahrer Christ ist. So findet er es ganz natürlich, daß Nathan das Christenkind, welches er jenem einst als Reitknecht übergeben hat, als sein eigenes Töchterchen erzogen hat; hinreißend in ihrer Einfachheit sind in seinem Munde die Worte: „Ei freilich! Klüger hättet Ihr gethan, wenn Ihr die Christin durch die zweite Hand als Christin hättet auferziehen lassen; aber so hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe, wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur, in solchen Jahren mehr als Christenthum. Zum Christenthume hat's noch immer Zeit. Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm vor Euern Augen aufgewachsen ist, so blieb's vor Gottes Augen, was es war." Also für ihn hängt nicht das Christenthum in erster Linie äußerlich am Empfang der Taufe, sondern innerlich an der Entwickelung der Taufgnade (des zuvorkommenden heiligen Geistes) durch wahre Frömmigkeit. Und weiter spricht er: „Ist denn nicht das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut? (Ja wohl! Aber nicht auf das talmudische!) Es hat mich oft geärgert, hat mir Thränen genug gekostet, wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, daß unser Herr ja selbst ein Jude war." Also Jesus Christus ist ihm sein „Herr"; gleichwohl hat er geweint über die Lieblosigkeit der Christen, wie Christus einst über die Undankbarkeit der Juden von Jerusalem. Selbstlos erkennt er die Gottesfurcht des Nathan an: „Nathan! Nathan! Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein beßrer Christ war nie!" Das erkennt er, weil er eine Nathanael-Seele ist, ein rechter Israeliter ohne Falsch. Von ihm gelten die Worte: „Wo ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen." „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer": Nathan ist weise, edel, fromm, und deshalb muß man ihn achten; der Klosterbruder ist nur — gut, aber eben darum muß man ihn unwillkürlich lieben. Er überwindet die Welt dadurch, daß er sie erträgt und mit seiner Liebe erfüllt; für ihn ist nur jene Welt die wahre, von welcher es heißt: die Letzten werden die Ersten sein. Gleichwohl ist er sich der Schranken seiner Persönlichkeit wohl bewußt; er glaubt immer noch, „das Schlimme zwar so ziemlich zuverläßig zu kennen, aber bei Weitem nicht das Gute". Dieser Ausspruch steht in einer gewissen Verwandtschaft mit dem Worte Christi: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut, denn der alleinige Gott!"

Von diesem Manne sind im Stücke nicht „große Actionen", wohl aber sittliche Handlungen zu erwarten in dem Sinne, wie Goethe's Iphigenie durch ihre sühnende Liebe, durch ihr stellvertretendes Leiden eminent sittlich handelt. Der Klosterbruder wird der höchsten — allerdings rein geistigen — Ehre gewürdigt, welche ihm im Stücke zu Theil werden kann: er geht wie ein von himmlischem Lichte umflossener Engel still und geräuschlos durch das Drama; er verströmt aber jenen heilenden und heiligenden Frieden, welcher in der Hauptperson, im Nathan, den innersten verborgensten Menschen, die edelsten Eigenschaften hervorlockt und kräftigt. Er ist es, welcher den Nathan zur Höhe eines „Knechtes Gottes" hinanhebt, er ist es, welcher den Knoten des Stückes löst, als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung die Verwicklung entwirrt und zum glücklichen Ende führt. Ist das nicht eine Verherrlichung des Christenthums? Mußte nicht der sächsische Pfarrerssohn selbst vom lebendigen Geiste seines Herrn und Meisters erfüllt sein, um solch eine dramatische Figur erfinden zu können?

Wenn nun die von uns beigebrachten Gründe dem, der sehen will, einleuchtend machen können, daß Lessing's „Nathan der Weise" auf eine Verherrlichung des Christenthums hinausläuft, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß Lessing unbeschadet seiner Größe noch nicht den Höhepunkt der späteren Philosophie, Theologie und Aesthetik erreicht haben konnte. Gleichwohl wird sein Standpunkt immer der Fassungskraft vieler Christen und Juden vorzugsweise zusagen, weil er in dem großen Heiligen der Kirche drin steht, und nicht im Allerheiligsten. Wie in den Kirchengebäuden das Schiff der Kirche den größten Raum einzunehmen pflegt, und der Altarraum etwa den dritten Theil davon, so bringt auch in der großen Christenheit nur die Minderheit in Lehre und Leben vor bis in das Allerheiligste. In der Praxis läßt sich nur für die wichtigsten Fälle eine Scheidewand errichten zwischen Berufenen und Auserwählten, in der Theorie aber muß allerdings das Recht gewahrt bleiben, das Ureigenthümliche und schlechthin Einzigartige des Christenthums möglichst scharf klarzustellen.

Legt man diesen Maßstab an, so darf man zugeben, daß Lessing im Allerheiligsten des Christenthums als Denker noch nicht gestanden hat. Es war ihm nicht vergönnt, die Urfrage zu durchschauen, um welche sich in der Philosophie und Theologie Alles dreht. So wenig das heutige Geschlecht uns zuzustimmen geneigt ist, behaupten wir doch: auch die christliche Lehre ruht schließlich auf wenigen metaphysischen Ursätzen, oder vielleicht richtiger: die Alles tragenden letzten Grundsätze der Glaubens- und Sittenlehre sind die religiösen Gegenbilder von entsprechenden philosophischen Ursätzen. Die Systeme des Augustin und des Thomas von Aquino, die Dogmatik eines Schleiermacher, ja selbst das religiöse Genie eines Luther wurzeln — bald bewußt, bald unbewußt — in wenigen metaphysischen Hauptsätzen. Es ist nicht leicht, jene Ur- und Grundfrage der Philosophie und Theologie mit wenigen Worten zu charakterisiren.

Die anscheinend willkürliche Verschiedenheit aller größeren selbständigen philosophischen Systeme läßt sich zurückführen auf den Unterschied des Monismus und des Dualismus. Die Grundformel des Monismus in seinen verschiedenen Abstufungen würde lauten: Es giebt nur eine einzige Substanz, welche bald Geist, bald Stoff genannt wird, dieselbe ist in ewigem Werden begriffen, ist zahlloser Formen der Bewegung fähig. Vermöge ihrer Functionen oder Attribute zerlegt sie sich in ungezählte Theile, nimmt sich aber immer wieder aus denselben zurück; sie treibt ein zweck- und zielloses, ewiges Spiel mit sich selbst, wechselt unaufhörlich zwischen Ausstrahlen und Zurücksinken in sich selbst.

Diese Weltanschauung blendet durch logische Folgerichtigkeit, scheitert aber an einem inneren Widerspruch: ein ewiger Werdeprozeß, der immer nur sich selbst hervorbringt, ist ein ungeheurer Einsatz ohne entsprechenden Gewinn; kennt die all-eine Substanz immer nur eine Abwechselung zwischen ihren einzelnen nothwendigen Bewegungsformen, so muß sie sich schließlich erschöpfen und herabsinken zu einem Nirwana. Die andere Weltanschauung sagt: Ueber den Formbegriff der Bewegung noch hinaus liegt derjenige des Lebens; mehr als bloße Selbstbewegung und Selbstenthaltung ist Selbsterzeugung. Soll die geistige Ursubstanz all-eine des Lebens fähig sein, so muß sie aus sich erzeugen und in sich mit sich vermitteln den Gegensatz ihrer selbst. In der Einheit des Wesens muß sie einer gegensätzlichen Verschiedenartigkeit fähig und mächtig sein, wenn es zu einem zweckvollen, zielkräftigen Weltprozeß kommen soll. Es läßt sich nachweisen, wie der Dualismus das Urgesetz alles Lebens in den höheren Erscheinungen der Natur, der Geschichte, der Kunst ist. Gott selbst ist nur dann der Absolute, wenn er der durch den Geist mit sich selbst vermittelte Gegensatz von Vater und Sohn ist, sowohl metaphysisch wie intellectuell und ethisch. Nur dann, wenn Gott die ihres eigenen inneren Gegensatzes mächtige Urperson ist, sind Welt und Mensch mehr als blos vorübergehende Bewegungsformen des Absoluten. Persönlichkeit ist die höchste Form alles Lebens, welches sich selbst immer neu erzeugt und erhöht durch die Vermittelung je der Vernunft, des Willens und des Gemüthes mit sich selbst.

Sowie nun auf philosophischem Gebiete der Monismus, sei es der streng durchgeführte abstracte, sei es der weniger starre concrete, leichter durchzuführen und zu verstehen ist, als der Dualismus, so auch sein Gegenbild auf religiösem Gebiete. Was man innerhalb der Philosophie bald als die all-eine Substanz mit ihren Attributen (Spinoza), oder die all-eine Vernunft mit ihrem Schaukelspiel in sich selbst (Hegel), oder den all-einen Willen mit seiner Selbstbespiegelung in der Vorstellung (Schopenhauer) oder das all-eine Unbewußte mit seinen Gruppen von Functionen (Ed. v. Hartmann) bezeichnet: genau dasselbe ist in der Geschichte der Religionen jener Monismus, welcher eine der Vorstufen des christlichen Gottesbegriffes zur absoluten

göttlichen Subſtanz erhebt, oder im alten Teſtament anfangs als ſtarrer Monotheismus auftritt, ſpäter ſich verdichtet durch die Propheten zu der Lehre von der Alleinherrſchaft des heiligen Geiſtes. Innerhalb der katholiſchen Kirche iſt wiederum die allherrſchende Subſtanz der heilige Geiſt, welcher vorübergehend ſich concentrirt in einem allgemeinen Concil oder im unfehlbaren Papſt; wie in Hegel die abſolute philoſophiſche Vernunft concret geworden iſt, ſo im unfehlbaren Papſt die abſolute religiöſe Vernunft. Beidemal iſt der abſolute Geiſt, als Vernunft gedacht, das allein weſenhaft Exiſtirende, welches ſich nur vorübergehend eines menſchlichen Geiſtes als Werkzeug bedient. So ſind in der katholiſchen Kirche die einzelnen religiöſen Perſönlichkeiten nur die Kryſtalliſationen, welche zeitweilig aus der Subſtanz des all-einen heiligen Geiſtes ſich niederſchlagen. So ſind ebenſo innerhalb des Proteſtantismus Spielarten deſſelben concreten Monismus vorhanden, wie in der katholiſchen Kirche. Ob man in der ſtarren Orthodoxie die Gnade oder im Rationalismus (dies Wort im weiteſten Sinne genommen) die Vernunft, oder im Moralismus den Willen verabſolutirt: das läuft in der Sache weſentlich auf daſſelbe hinaus.

Ueber all jene religionsgeſchichtlichen und philoſophiſchen Formen des Monismus hinaus muß ſich ein Dualismus erheben, welcher als das Urgeſetz Gottes und der Welt zu denken iſt. Gott ſelbſt muß metaphyſiſch, intellectuell und ethiſch als die ſich mit ſich ſelbſt vermittelnde Gegenſätzlichkeit — zunächſt in ſich ſelbſt — gedacht werden, damit die Welt und in ihr wieder die geſchaffenen Geiſter eine bedingungsweiſe Gegenſätzlichkeit zu Gott haben können. Der Dualismus iſt die Form, in welcher alles Leben ſich bewegt, von ſeinen unterſten bis zu ſeinen höchſten Stufen. Die höchſte Erſcheinungsform aber des Lebens iſt die Perſon. Ob nun Jemand ſich nur für eine Bewegungsform der ſtarren all-einen Subſtanz, oder für eine Lebensform der in ſich ſelbſt lebendigen abſoluten Perſon halten will, muß ihm ſelbſt überlaſſen bleiben. Nur ſoll er ſich darüber wenigſtens nicht täuſchen, daß Freiheit nur da ſich entwickeln kann, wo Leben iſt; herrſcht allein die Bewegung als oberſter metaphyſiſcher Begriff, dann auch nur die Nothwendigkeit. Die unbedingte Vernunft und das unbedingte Geſetz ſind Wechſelbegriffe, ſind Erſcheinungsformen der Nenothwendigkeit; aber nur die mit der Wahrheit geſättigte Freiheit vermag ſich ſelbſt immer wieder neu zu erzeugen, als Einheit von Sein und Werden die höchſte Form des Lebens zu ſein.

So auch iſt Leſſing mehr Moniſt als Dualiſt: der Urbegriff des Lebens und mit ihm derjenige der Freiheit und der Perſönlichkeit bleibt ihm verhüllt durch eine gewiſſe Dämmerung. Den durch Chriſtus überwundenen Gegenſatz von Sünde und Gnade erfaßt er noch nicht in ſeiner ganzen Tiefe, weil er den dreifachen Dualismus innerhalb der einen Perſönlichkeit — ſowohl der göttlichen wie der menſchlichen — nur erſt ahnt. Jedenfalls aber iſt ſein „Nathan der Weiſe“ eine directe Verherrlichung des Heiligen im Chriſtenthum, und eine indirecte des Allerheiligſten. Weder eine maßloſe Vergötterung, noch eine mäkelnde Verkleinerung findet den rechten Maßſtab zur Würdigung des großen Mannes; wenn Leſſing niemals einen „Fauſt“ im Geiſte Goethe's hätte dichten können: wer will dem Morgenſtern es als Vorwurf anrechnen, daß er noch nicht die Sonne ſelbſt iſt?

Bücherbeſprechungen.

B. K. **Irvingianer oder evangeliſcher Chriſt?** Ein Mahn- und Warnungswort an Irvingianer und evangeliſche Chriſten von A. Niſſen, Hauptpaſtor in Eckernförde. Leipzig 1890. E. Ungleich. 75 ₰. — Der Verfaſſer hat in ſeiner Gemeinde Uebertritte zu der genannten Secte erleben müſſen und erläßt nun in dieſem Heft einen Warnungsruf an die Gefährdeten und eine Belehrung für die bereits Entfremdeten. Das Schriftchen, das ſehr klar geſchrieben iſt, kann auch für andere Gegenden, die von jener Gemeinſchaft heimgeſucht ſind, denſelben Dienſt thun, und giebt überhaupt mit ſeiner ſtreng quellenmäßigen Darſtellung einen förmlichen Beitrag zur Kirchengeſchichte. Es enthält eine Geſchichte der Secte und eine Kritik ihrer Lehre, ihrer gottesdienſtlichen Gebräuche und ihrer Miſſionsthätigkeit.

B. K. **Ein Streifzug durch die moderne Belletriſtik.** Von Max Vorberg. Gotha, Perthes. 80 ₰. — Der Verfaſſer unterwirft die Bücher aus der ſchönen Literatur, die jetzt mit Vorliebe geleſen werden, einer ſehr ſcharfen Kritik vom Standpunkte des chriſtlich-deutſchen Aeſthetikers, der trotzdem Anerkennung für Alles hat, was künſtleriſchen Werth hat und nicht geradezu ſchadet. Das Schriftchen kann ein Rathgeber für Viele werden, die Lectüre für Jung und Alt zu beſchaffen haben und ſich manches Gute entgehen laſſen, an dem durchaus noch kein Mangel iſt. Freilich das Schlechte bildet leider die größere Maſſe und wir bewundern nur die Geduld und Ausdauer, die der Verfaſſer hat bewahren müſſen, um alles das Zeug zu leſen, das er mit anſcheinend gutem Grunde verurtheilt.

j.— **Katechismus der Bauſtile oder Lehre von den architektoniſchen Stilarten von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart.** Nebſt einer Erklärung der im Werke vorkommenden Kunſtausdrücke. Von Dr. Ed. Frhrn. v. Sacken. Neunte Auflage. Mit 103 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber 1890, geb. 2 ℳ. — Der „Katechismus der Bauſtile“ iſt bereits in neunter Auflage erſchienen, hat ſich alſo demnach einer großen Verbreitung zu erfreuen gehabt. In möglichſt gedrängter Behandlung des Stoffes giebt er eine Ueberſicht über die Geſchichte und Entwickelung der Bauſtile vom Alterthum bis auf die neuere Zeit, ihre locale Ausbreitung, über die Einzelheiten der architektoniſchen Formen, ihren praktiſchen und künſtleriſchen Werth, ihre Conſtruction u. ſ. w. Mehr als hundert Abbildungen tragen zum Verſtändniß des Textes bei. Hinſichtlich der Darſtellungsweiſe möchten wir eine Ausſtellung nicht unterdrücken, die vielleicht bei einer neuen Auflage in Erwägung gezogen werden könnte. Sie betrifft die Gliederung des Textes in Fragen und Antworten. Die Weber'ſchen Katechismen waren, an bekannte Vorbilder ſich anſchließend, früher alle in dieſer Weiſe eingetheilt; in neuerer Zeit iſt man aber von dieſer Eintheilung mehr und mehr zurückgekommen, in der Ueberzeugung, daß ein wirklich lesbares Buch in dieſer Geſtalt nur ſchwer zu beſchaffen iſt, daß die Fragen, welche der Verfaſſer ſich ſtellt und beantwortet, oft recht trivial und unwahrſcheinlich ausfallen und der Leſer kaum ein anſchauliches Bild von dem in dem Katechismus behandelten Stoffe erhält. Wir würden empfehlen, bei einer neuen Auflage die Fragen und Antworten zu einem erzählenden und beſchreibenden Text zu verarbeiten, der in einer lesbaren Form alles Das enthält, was jetzt in hundert kleinen Abſchnitten enthalten iſt.

Ltz. **Chineſen in Deutſchland?** Eine zeitgemäße Betrachtung von Curt Abel. Erweiterter Separat-Abdruck aus dem Berliner Tageblatt. Berlin 1890. C. F. Conrad. — Verfaſſer hat irgendeinmal gehört, daß pommerſche Gutsbeſitzer, um dem Arbeitermangel abzuhelfen, an eine Einfuhr chineſiſcher Arbeiter dachten. Er führt nun in dem kleinen, 24 Seiten umfaſſenden Heftchen das Gefährliche dieſer Maßregel aus, und indem er an die Erfahrungen der Nordamerikaner erinnert, ſtellt er den Satz auf, daß der Import chineſiſcher Arbeiter die wirthſchaftliche Vernichtung jedes Culturlandes zur Folge haben müſſe.

J. R. **Suſe.** Roman von Anny Wothe. Chemnitz, B. Richter. 4 bez. 5 ℳ. — Dieſer Roman zeichnet ſich durch viel Friſche der Darſtellung, Wärme des Empfindens, ein liebevolles Verſtändniß für das Gemüthliche, Anheimelnde des engen Familienlebens mit ſeinen ernſten und humoriſtiſchen Seiten aus; aber aus dem Kreiſe einer für ſchreibende Frauen charakteriſtiſchen Literatur tritt er doch nicht heraus. Die Schwächen derſelben liegen in einem gewiſſen Mangel an Lebens- und Menſchenkenntniß; wenigſtens erſtreckt ſich dieſe Kenntniß nur auf diejenigen Gebiete, die dem weiblichen Geſchlecht als ſolchem erſchloſſen ſind; dafür tritt die Neigung ein, ſich das Leben zurecht zu legen, ſo daß dieſes mehr den Wünſchen der Schreiberin als der Wirklichkeit entſpricht; endlich macht ſich eine ſtarke Vorliebe für eine verzwickte, geſpannte, bis zur Unnatürlichkeit gehende Handlung und Charakteriſtik geltend. Dafür legt auch dieſer Roman Zeugniß ab, mit ſeiner gezwungenen Fabel, die, der des „Hüttenbeſitzer“ ähnlich, darin beſteht, daß zwei Menſchen ſich auf ziemlich unbegreifliche Weiſe fürs Leben verbünden, um ſich dann innerlich fremd gegenüber zu ſtehen, beſtrebt ſind, ſo bald als möglich wieder auseinander zu gehen, und dann durch die Ausſicht, frei zu kommen, auf einander aufmerkſam und erſt recht gebunden werden. Dafür zeugt auch die ganze Charakteriſtik der Perſonen, deren Weſen, ſich in jedem Augenblick ändernd, uns unverſtändlich iſt, die Entwickelung, die unmöglich iſt, und die ſchließliche Löſung, bei der die Pſychologie bedenklich in die Brüche geht. Auch im Einzelnen finden ſich viele Widerſprüche vor. Sonſt ſteckt, z. B. in den Epiſoden, viel Hübſches, Wahres und Sinniges in dem Roman drin, was, da hier mehr auf die Schatten- als auf die Lichtſeiten hingewieſen werden konnte, beſonders hervorgehoben werde möge.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 141. Dienstag, den 25. November. **1890.**

Eine Tondichtung aus der Straßburger Revolutionszeit.

Von Hermann Ludwig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Zwei Jahre nachdem Rouget de l'Isle zu Straßburg die „Marseillaise" gedichtet hatte, entstand daselbst ein anderes, gleichfalls zum Preise der Revolution geschriebenes Tonwerk, welches sowohl an sich wie durch die Umstände, unter denen es geschaffen wurde, van eigenartigem Interesse ist: die Cantate „La révolution du 10 août ou le tocsin allégoriqun" (Der Aufstand vom 10. August oder die sinnbildliche Sturmglocke") von Ignaz Pleyel.

Weder Herkunft und Vorleben des Tondichters dieses Werkes, welcher im Jahre 1757 als vierundzwanzigstes Kind erster Ehe eines Schullehrers in Ruppertsthal bei Wien geboren wurde und dem seine österreichische Herkunft im Lande der Freiheit verhängnißvall werden sollte, noch die Art seiner früheren und späteren künstlerischen Thätigkeit stehen in irgendwelcher Beziehung zu dieser bluttrunkenen Verherrlichung der Revolution. Ein Zögling Joseph Haydn's, welch letzterem Graf Erdödy den Jüngling im Jahre 1772 als „Kostschüler" ins Haus gab, tragen seine einst außerordentlich verbreiteten Werke durchwegs den friedlichen, froh gemüthvollen Charakter jenes seines Meisters. Nachdem sich Ignaz Pleyel nach vollendeten Studien eine Zeit lang als Kapellmeister dem Dienste seines gräflichen Wohlthäters gewidmet und mehrjährige Reisen in Italien gemacht hatte, war er 1783 einem Rufe als Kapellmeisteradjunct am Münster nach Straßburg*) gefolgt, wo er als solcher neben dem damals schon ziemlich hinfälligen Franz Xaver Richter wirkte und nach dessen sechs Jahre darauf erfolgtem Tode zum „ersten wirklichen Kapellmeister" ernannt wurde. Das Jahr 1791 brachte dem bereits durch seine Quartett- und Orchesterwerke vortheilhaft bekannten Tondichter durch eine im Auftrag der Londoner „Professional Concerts" geschriebene und daselbst unter seiner Leitung aufgeführte Symphonie einen um so höher anzuschlagenden Erfolg, als er durch denselben gewissermaßen Nebenbuhler seines kurz vorher ebenfalls in England hochgefeierten Meisters Haydn wurde.

Die Reaolution hatte Pleyel mit der freien und das Beste innerhalb der Grenzen von Recht und Gesetz hoffenden Auffassung aller Freunde des geistigen und leiblichen Fortschritts begrüßt. Sie nahm jedoch auch in Straßburg bald einen Verlauf, der die wahren Vertreter desselben arg enttäuschen mußte. Die Steigerung und Häufung täglich in unsinnigerer Willkür ausartender Erlasse und deren widerstandslose Befolgung zeigten die bürgerliche Gesellschaft in einem Zustande der gänzlichen Unfähigkeit, hinter dem Schein das Sein, hinter den Warten die Dinge zu erkennen. Selbstverständlich folgte man auch in religiösen Angelegenheiten, nach dem Beispiel der Hauptstadt, der Dogmatik des Jacobinismus, indem man u. A. das Münster dem Cultus der „Vernunft" widmete, ein Ereigniß, das der (1793 bis 1803) in Straßburg erschienene „Weltbote" vam 18. Brumaire des Jahres II mit den Worten feierte: „Und wieder ein neuer Tempel der Vernunft! Kann man dieser holden Göttin wohl zu viele errichten? O nein. Auch Straßburg beeifert sich, an der allgemeinen Vernichtung der Vorurtheile mitzuarbeiten. Straßburg, das schon so viel für die Reaolutian gethan hat! Feierlich wurde unser Münster gestern zum Tempel der Vernunft eingeweiht. Reden, vom Genius des Vaterlandes eingeflößt, wurden von Repräsentanten, dem Maire und dem talentvollen Municipalbeamten Butenschön gehalten. Wer hätte vor sechs Jahren noch gedacht, daß in diesem düstern Sitze des Aberglaubens die Vernunft so bald ihr beglückendes Scepter ausbreiten würde!"

Pleyel sollte bald genug erfahren, wie man unter diesem „beglückenden Scepter" ungescheut sowohl die freie Persönlichkeit wie die persö:liche Freiheit vernichtete. Seit der Abschaffung des christlichen Gottesdienstes seines Amtes am Münster enthoben, hielt er sich meist auf seiner Besitzung in Dorlisheim unweit Straßburg auf. Den revolutianären Machthabern wurde er bald als „Aristokrat" und besonders auch wegen seiner österreichischen Herkunft der Verschwörung mit dem Auslande verdächtigt. Genöthigt, in der Flucht sein Heil zu suchen, zog ihn jedoch bald die Sehnsucht, seine Familie zu sehen, im Geheimen wieder nach Dorlisheim. Seine Anwesenheit daseldst wurde aber verrathen und er nach Straßburg ins Gefängniß abgeführt. Trotz aller Nachweise seines patriotischen Verhaltens zur Sache der Revolution würde er zweifellos das traurige Loos so mancher Gesinnungsgenossen getheilt haben, wenn nicht zu seinem Glücke die in Aussicht genommene feierliche Begehung des Jahrestages des 10. August eine musikalische Verherrlichung desselben wünschenswerth gemacht hätte. Pleyel rettete sein Leben durch das Versprechen, eine der Sache würdige Musik schreiben zu wollen, was er denn auch sofort unter strenger Bewachung ausführte. Die auf solche Weise entstandene in ihrer Art merkwürdige Tondichtung erfreute sich bei der Aufführung allgemeinen lebhaftesten Beifalls und verschaffte ihrem Urheber die valle Freiheit.

Doch suchte Pleyel begreiflicherweise Straßburg sabald wie möglich zu verlassen. Nachdem er die Besitzung in Dorlisheim verkauft hatte, übersiedelte er zu Beginn des Jahres 1795 mit seiner Familie nach Paris, wo er durch große künstlerische und geldliche Erfolge für das ausgestandene Ungemach entschädigt werden sollte. Ein überaus fruchtbarer Tandichter, errang er sowohl durch eigene Schöpfungen, in denen er sich als ziemlich seichter Nachahmer Haydn's erweist, wie durch zahllose Bearbeitungen namentlich in den Musikliebhaberkreisen aller Länder sehr bedeutende, wenn auch durchaus nicht nachhaltige Erfolge, wozu der Umstand, daß er durch Errichtung einer Notendruckerei und Musikalienhandlung sein eigener Verleger wurde, nicht wenig beitrug. Nachdem er in der Folge noch eine Clavierfabrik gegründet hatte, die durch seinen (1792 zu Straßburg geborenen, 1855 gestorbenen) Sohn Camillo zu einem Weltruf gelangte, starb Ignaz Pleyel zu Paris im Jahre 1831.

---

*) Auch Mozart dachte bei seinem Aufenthalt in Straßburg (1778) an die Erlangung dieser Stelle und schrieb hierüber an seinen Vater: „Wenn der Cardinal [Rohon], der sehr krank war, als ich ankam, gestorben wäre, so hätte ich einen guten Platz bekommen, denn Hr. Richter ist 78 Jahre alt." Mozart's Briefe herausgegeben von L. Nohl. Salzburg 1867. Nr. 116.

Die van einem nicht genannten begeisterten „Septembriseur" herrührenden Worte des Festgesangs „La révolution du 10 août ou le tocsin allégarique" sind im Druck erhalten. Als Probe mag die erste Strophe des Einzelgesangs eines Weibes aus dem Volke an der Leiche ihres für die Freiheit gefallenen Sohnes hier Platz finden, welche den Geist der Dichtung hinreichend kennzeichnet:

Mon fils vient d'expirer,
Mais je n'ai plus de rois!
Il fut à son pays avant que d'être à moi,
Et j'étais citoyenne avant que d'être mère!

Ueber die ungedruckt gebliedene Partitur der im Schatten der Guillotine geschriebenen Tondichtung geben J. F. Lobstein's „Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß" einigen Aufschluß.

Dem Vorwurf entsprechend benutzte Pleyel zur musikalischen Hauptwirkung sieben Glocken, welche er unter den auf höheren Befehl aus den Städten und Dörfern des Unterelsasses nach Straßburg abgelieferten auswählen durfte und die auf diese Weise dem Schicksal der übrigen, zum Besten des Vaterlandes in Kanonen und Scheidemünze verwandelt zu werden, entgingen.

Die Einleitung des Werkes beginnt, das Erwachen des Volkes darstellend, mit einem sanften Streichquartettsatz, der mit dem Eintritt der Blasinstrumente allmälig zu einem gewaltigen Sturm anwächst und das Andrängen der Menge gegen die Tuilerien zeichnet. Nachdem derselbe sich etwas beruhigt hat, erschallt die erste Sturmglocke, welcher, auf entsprechender Orchesterunterlage, die anderen folgen und so das Stürmen in den verschiedenen Pfarreien von Paris vorführen. Nach einem Trompetenruf vernimmt man dann, von Trommeln und Pfeifen ausgeführt, den Generalmarsch; das gesammte Orchester schildert, durch Glockenschläge verstärkt, die wachsende Verwirrung. Dieselbe läßt nach; die Blasinstrumente schweigen und das Streichquartett bringt das Seufzen der Verwundeten und Sterdenden zum Ausdruck. Da ertönt plötzlich das Royalistenlied „O Richard, o mon rai" (aus Gretry's Oper „Richard Löwenherz"); aber schon nach wenigen Takten fällt die Schlachtenmusik wieder ein. Ihr folgt ein zarter Adagiosatz, welcher von Neuem durch ein Muth und Entschlossenheit athmendes Allegra unterbrochen wird und dem sich nach einem kurzen Uebergange das bekannte Lied: „Où peut-an etre mieux" anreiht. Am Schlusse desselben hört man fernen Kanonendonner; ein den allgemeinen Aufruhr malendes Crescendo führt zu einem Sturmmarsch (la charge), dem die lebendige Schilderung einer Schlacht folgt. Sie läuft in einen klagenden Quartettsatz aus, als Pauken und Trompeten den Sieg des Volkes verkünden und der Chor mit vollem Orchester den Gesang „La victoire est à nous, le peuple est sauvé!" beginnt. Unter der Instrumentalbegleitung des „Ça ira" folgen dann ein vierstimmiger Chor, darauf Einzelgesänge, die gelegentlich vom Chor unterbrochen und endlich von diesem abgeschlossen werden.

Die erste Aufführung des Werkes am 10. August 1794 fand im „Weltboten" vom 23. Thermidor III folgende Beurtheilung: „Heute ist der 10. August mit vielem Pomp und allgemeiner Theilnahme gefeyert worden. Man hat in der Frühe die Kanonen gelöst. Merlin, der Volksvertreter, hat eine feurig republicanische Rede in französischer Sprache und der Bürger Beykert in teutscher Sprache gehalten. Hernach wurde Pleyel's Musik, der 10. August genannt, aufgeführt. Sie ist die einzige in ihrer Art und besteht aus Scenen, die an diesem Tage in Paris vorgefallen sind. Da hört man stürmen, Allarm schlagen, die Reuterey und das Fußvolk anrücken, kanoniren, aus großem und kleinem Gewehre feuern, Volkslieder singen . . . Noch nie ist wohl irgendwo eine solche Musik aufgeführt worden, in welcher mehrere große Glocken mit Sturmläuten einfallen und Kanonen den Baß spielen. Aber dazu wird auch ein Gebäude erfordert wie das Münster. Schwerlich würde ein solches Musikstück anderwärts mit Effect aufgeführt werden können."

Dies war trotzdem der Fall. Denn nachdem man das Werk wiederholt im Münster zu Gehör gebracht hatte, wurde es auch in der im Jahre 1798 zum letzten Male zu Concertzwecken benutzten ehemaligen Zunftstube „Zum Spiegel" und darauf in dem im November 1799 eröffneten neuen Concertsaal der „Réunian des arts" in Straßburg erfolgreich wiedergegeben.

Büchsrbesprechungen.

B. K. Die Offenbarung Johannis. Ein Beitrag zu ihrer Kritik und Erklärung von Löhr, P. Leipzig, 1890. E. Ungleich. 1 ℳ. — Das Schriftchen erkennt in der Offenbarung ein durchaus originelles Werk, das den Apostel Johannes zum Verfasser hat und zur Zeit Nera's entstanden ist, und wendet sich scharf gegen jede Kritik, die dieser Auffassung widerspricht. Daß die Zahl Sieben den Plan des ganzen Buches beherrscht, ist eine längst bekannte Sache; der Verfasser aber geht hierin noch beträchtlich weiter. Er theilt das ganze Werk in sieben Theile zu je zwei Gliedern, die immer in einem bestimmten Verhältniß des Parallelismus oder der Ergänzung zu einander stehen, und erkennt gerade in diesem Aufbau den prophetischen Charakter. Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über die Richtigkeit seiner Anschauung und der daraus sich ergebenden Auslegung zu rechten. Jedenfalls geht er über die außerordentlich großen Schwierigkeiten, die gerade dieses Buch dem Ausleger bereitet, mit ziemlicher Schnelligkeit hinweg und ist mit seinem Urtheil rasch genug fertig. Immerhin wird es von Interesse sein, das Schriftchen kennen zu lernen und an der Hand seiner eigenthümlichen Erklärung eine erneute Lesung der Offenbarung vorzunehmen.

B. K. Neun Briefe an einen Protestanten. Von Paul v. Hoensbroech, S. J. Zweite verbesserte Auflage der „Offenen Briefe" von Botho v. Rheinfelden. Trier, Paulinus-Druckerei, 1890. 50 ₰. — Daß die zweite Auflage das sogen. Pseudonym fallen läßt und das S. J. stolz an der Stirn trägt, giebt zu denken. Soll es vielleicht bedeuten: Eigentlich sind wir schon wieder da, wir Jesuiten, und werden bald genug auch amtlich wieder da sein? Aber einen seiner Besten hat der Jesuitenorden hier nicht vorgeschickt. Die Briefe behandeln das große Thema Staat und Kirche. Daß der Staat eine göttliche, d. h. römisch-katholische, Einrichtung sei und also die Staatslenker Gott d. h. auf römisch-katholische Art zu fürchten und zu verehren haben, das ist schon weit geschickter bewiesen worden, als hier geschieht. Einem Protestanten zumuthen, daß er zugebe, Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Ambrosius, Lucifer von Calaris u. s. w. hätten die reine, unverfälschte Lehre des Christenthums gelehrt auch in allen Einzelsachen, auch da, wo sie sich als Kinder ihrer Zeit und der Jerthümer derselben zeigen, das thut ein geschickter Jesuit nicht: der weiß sehr genau, wie wir über Lehre und Tradition denken. Die letzten Briefe enthalten die bekannte Ehrenrettung der Mönchsorden und der Gesellschaft Jesu insonderheit, aufgebaut auf die bequeme Bekämpfung einzelner Fehlgriffe protestantischer Polemiker oder allgemeiner Verwerfungsurtheile von Fanatikern und auf die breite Hervorhebung etwelcher nützlicher Leistungen der Orden. Aber wo bleiben denn Escobar und Busenbaum mit ihrer schändlichen Moral, und wo bleiben die Bullen frammer und unfehlbarer Päpste, durch welche der Orden scharf zurechtgewiesen oder gar aufgehoben wurde? Ein richtiger Jesuit darf auch vor diesen heiklen Punkten nicht zurückscheuen und muß auch da schöne Vertheidigungsgründe zur Hand haben.

B.K. Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Zweiter Theil. Gotha, Perthes. 1890. 5 ℳ. — Wir haben in Nr. 100 dieses Jahres den ersten Band dieses bedeutungsvollen Werkes angezeigt und dort auch gesagt, auf welche eigenthümliche Art dasselbe entstanden ist. Während der erste Band jenes Thema behandelte, wie sich dem Verfasser eben die Gelegenheit geboten hat, Wahrnehmungen zu machen und Vergleiche anzustellen, hat der zweite Band in der Hauptsache die Heiligenverehrung zum Gegenstand und ein in Aussicht gestellter dritter wird die Voltssitte in jener Hinsicht beleuchten. Wir haben den Inhalt des ersten Bandes als werthvolles Material für Kirchen- und Culturhistoriker bezeichnet und dasselbe gilt von dem hier gebotenen, aber auch nur das; denn zu wissenschaftlicher Durchdringung und Anordnung des Stoffes ist der Verfasser nicht gekommen. Daher die vielen Wiederholungen und manche Urtheile, die bei einer wissenschaftlichen Bearbeitung vielleicht doch etwas anders ausgefallen wären. Eins geht auch aus diesem Bande hervor, daß Süditalien zu den religiös verkommensten Ländern gehört unter denen, die wir als christliche zu bezeichnen pflegen. Einen Sonntag in germanisch-christlicher, wenn auch noch so unvollkommener Form kennt das Volk nicht (S. 14), sondern als Ruhe- und Feiertage nur die Heiligenfeste. Die Verehrung dieser Heiligen ist von der eigentlich katholischen Lehre

(Anrufen zur Fürsprache) vollständig unberührt und vollzieht sich allgemein, ohne daß die Kirche etwas Bemerkenswerthes dagegen thäte, in der krassesten Form der Bilderanbetung. Das Volk in seiner Mehrzahl sucht und findet seine Gottheit in einem bestimmten Bilde; bestimmte Arten göttlicher Hilfe sind für das Volksbewußtsein an bestimmte Kirchen mit ihren Heiligenbildern, ja an bestimmte Bilder eines Heiligen gebunden; für einen großen Theil der Schiffer und Fischer ist St. Nicolaus in seinem berühmten Bilde zu Bari, das dereinst aus Myra in Lycien gestohlen worden ist, der wirkliche Gott, den sie anbeten, der Nachfolger des Neptun, wie Trede kaltblütig sagt (S. 311 ff.). Solche Dinge sind in dem Buche einfach als Thatsachen festgestellt, solche und andere, deren Erwähnung dem Verfasser eine Anklage des Staatsanwaltes einbringen würde, wenn er sie in einer rheinischen Zeitung besprechen wollte. Aber voa der katholischen Kirche redet er ja nicht, sondern von einem Götzendienst des Volkes, der aon der katholischen Kirche übersehen und stillschweigend geduldet wird, weil man seiner Zeit in Süditalien zwar die Tempel und die Statuen, aber nicht das Volk christianisirt hat. Um diesen Nachweis zu führen, hat der Verfasser die heidnischen Alten und die Kirchengeschichte des Landes eifrig studirt. Bisweilen ist, wie gesagt, sein Blick ein wenig zu scharf — was sich ähnlich sieht, ist deshalb noch nicht völlig gleich —, aber im Allgemeinen ist allerdings der Beweis erbracht, daß Süditalien auf seinen Bonifacius, der es, wenn auch erst nach römischer Meinung, zum Christenthum bekehrt, noch immer zu warten hat.

G. Oe. — **Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck.** Darstellung der gesammten politischen Wirksamkeit des Fürsten Bismarck von ***, Verfasser von: 12 Jahre deutscher Politik. Leipzig, 1890. Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). VI, 1109 S. 8°. Preis: (in 14 Lieferungen oder 3 Bänden) 14 ℳ, in Liebhabereinband: 20 ℳ — Das Lieferungswerk, auf das wir schoa mehrfach empfehlend aufmerksam machten, liegt nunmehr abgeschlossen vor. Die ursprünglich in Aussicht gestellte Zahl aon Lieferungen ist nur um zwei überschritten worden, und diese Ueberschreitung hat nach der Aussage des Verfassers und der Verlagshandlung darin ihren Grund, daß nach dem ursprünglichen Plane die „Denkwürdigkeiten" nur die Wirksamkeit des Kanzlers bis zur Gründung des Deutschen Reiches umfassen sollten, daß aber nachträglich die Darstellung über jene Grenze hinausgeführt wurde. Daß man bei dem ursprünglichen Plane nicht stehen geblieben ist, hat den Werth des Buches wesentlich erhöht; würde es doch sonst ein Torso geblieben sein und die Aufschrift: „Darstellung der gesammten Wirksamkeit" mit Uarecht geführt haben. Freilich sind die letzten 20 Jahre der Wirksamkeit des Fürsten nicht mit der Ausführlichkeit behandelt worden, wie die ersten 8 Jahre; manche wichtigen Dinge, wie der Culturkampf, sind nur obenhin gestreift worden, auch die Darstellung der Entwickelung der socialen Frage kommt über Andeutungen nicht hinaus. Immerhin ist dieser summarische Abschluß besser als gar keiner. Im Großen und Ganzen begrüßen wir die „Denkwürdigkeiten" mit Freuden; sie sind trotz der erstaunlichen Fülle literarischer Bismarck-Darstellungen nicht überflüssig, sondern in gewissem Sinne einzig in ihrer Art. Sie beruhen auf sorgfältigster Benutzung des gesammten Quellenschatzes, insbesondere der neueren Werke. Was in diesen für die Beurtheilung der Wirksamkeit des Fürsten Bismarck wichtig war, ist entsprechend verwerthet worden. Bismarck's eigene Worte, zeitgenössische Bemerkungen, gleichzeitige Schilderungen oder Preßerörterungen sind, so weit es möglich war, eingeflochten worden, um das Bild möglichst wahrheitsgetreu zu gestalten. Auf diese Weise wird das Bild des gewaltigen Mannes und seiner einzig gearteten Persönlichkeit viel markiger, viel schärfer, als es selbst durch die sauberste Zeichnung und den wirksamsten Farbenauftrag werden würde. Auf weitläufige Erörterungen und Betrachtungen, auf stilistische und rhetorische Laudationsübungen verzichtet der Verfasser, er läßt die Ereignisse und den Mann selbst reden. So weit es einem Mitlebenden möglich ist, ist der Verfasser unparteiisch; daß die Begeisterung für den eisernen Kanzler und die Verachtung seiner kleinlichen Gegner hin und wieder durchklingt, kann man ihm nicht übelnehmen. Gerade weil diese Begeisterung niemals dick aufgetragen ist und weil die Beurtheilung der Gegner niemals ungerecht wird, sondern durch die Thatsachen selbst begründet ist, wirkt die Gesammtdarstellung durchweg sympathisch. Zum fortdauernden Lesen ist das Buch minder geeignet als zum Nachschlagen und zur Betrachtung einzelner Abschnitte. Zu diesem Zwecke wird es zwar nicht dem Forscher, wohl aber Jedem, der das Bedürfniß fühlt, sich mit einer Epoche der neuesten Geschichte näher bekannt zu machen, gute und treffliche Dienste thun. Mit den gewöhnlichen Bismarckbüchern, die zu einigen alten Clichés einige abgestandene Phrasen geben, hat es nichts gemein.

G. Oe. — **Die Auferstehung des Deutschen Reiches,** dargestellt von **J. L. J. Schaper.** Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1891. 269 S. gr. 8°. Preis: 3 ℳ, gebunden 4 ℳ 50 ₰. — Wir müssen gestehen, daß uns die Besprechung des vorliegenden Buches nicht leicht geworden ist. Sich durch fast 8000 Langzeilen nach Art der Nibelungenstrophe hindurch zu lesen, ist an sich schon eine schwierige Aufgabe, sie wird aber geradezu drückend, wenn man nach einigem Lesen merkt, daß sie nicht lohnend ist. Von Herzen gern möchten wir dem Buche ein freundliches Geleitwort mitgeben, da die Begeisterung, aus der es entstanden ist, und die Liebe mit der es geschrieben ward, uns ungemein wohlthuend berührt hat. Der Verfasser hat den deutsch-französischen Krieg 1870/71 und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu einem Epos zu gestalten versucht. Mit großem Fleiße und anerkennenswerther Sorgfalt hat er die großen Ereignisse des großen Jahres verfolgt, mit hingebender Treue sie geschildert; Alles ist mit peinlicher Genauigkeit bis auf die Einzelheiten der ordre de bataille wiedergegeben. In sinniger Weise hat er die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft; die Heldengestalten der Vorzeit ragen in die Kämpfe des Tages hinein. Aber die Verbindung bleibt lose und erscheint manchmal recht gesucht. Auch der eigentlich epische Gedanke, die Geschicke einzelner Persönlichkeiten zu verfolgen und die großen Ereignisse nur als Hintergrund zu benutzen, hat dem Verfasser vorgeschwebt; aber er ist über einige Anläufe nicht hinausgekommen. Unter der Hand entwickelt sich die Dichtung zu einer gereimten Schilderung einzelner Ereignisse; die epische Einheitlichkeit fehlt durchaus. Ursprünglich war das Werk in Hexametern geschrieben, die Hexameter sind dann in eine Art von Nibelungenstrophen umgewandelt worden, die den Ursprung noch erkennen lassen und mit der alten Nibelungenstrophe wenig mehr als die 6 Versfüße gemeinsam haben. Die Darstellung ist treu und genau, aber dichterisch ist sie nicht. Zum Erweise dessen genügen einige Beispiele. — In einer Schlachtschilderung heißt es (S. 103):

Dragoner von Oldenburg und Flensburg, zehnte Husaren,
Hannovers Ulanen und Hamms Kürassiere, die stattlichen Schaaren,
Geführt von Trotha, von Waldow, von Weise, von Schack zur Schlacht (!)
Und Arnim, sie haben den Gegner zum Handgemenge gebracht.

Die Liebesthätigkeit der deutschen Fürstinnen schildert der Verfasser in folgenden Versen (S. 124 125):

Elisabeth, gleich Augusta, Victoria in Berlin,
Maria, die Königin-Mutter in München, sie entziehn
Sich täglich dem häuslichen Glanz, in Stuttgart Olga, in Sachsen
Karola, in Darmstadt Alice. Vielfältigste Sorgen erwachsen
In Baden für Luise, für Agnes in Altenburg;
Elisabeth in Detmold; Maria in Mecklenburg.

Die Feierlichkeit am 18. Januar 1871 wird genau beschrieben, die Theilnehmer zum Theil namentlich aufgeführt in Versen wie:

Von Moltke, Bismarck, Roon, dann Delbrück, Schleinitz erscheinen —
Minister; — mit Blumenthal, mit Hindersin, Boyen vereinen
Podbielski sich und Kirchbach, von Tümpling mit Prinz Kraft
Und Gustav von Alvensleben. In Waffenbrüderschaft
Grüßt Bayerns Hartmann u. s. w.

Das ist keine Poesie mehr! Und diese Proben haben wir nicht etwa mühsam herausgesucht, fast auf jeder Seite finden sich Strophen, die nach Form und Inhalt durchaus unpoetisch sind; oft wird man nur durch den Reim daran erinnert, daß die Darstellung dichterisch sein soll. Wir bedauern, wie schon oben gesagt wurde, von Herzen, daß wir dem fleißigen und wohlgemeinten Werke nicht dichterische Vorzüge nachrühmen können, aber „auch die Wahrheit verpflichtet".

— **Dr. Emin Pascha.** Ein Vorkämpfer der Cultur im Innern Afrikas. Von **Paul Reichard.** Mit Original-Abbildungen von R. Hellgrewe. Leipzig. Verlag und Druck von Otto Spamer. 1890. — Das Buch, welches nach dem vorhandenen Material sehr geschickt zusammengestellt ist, ist in populärer Weise geschrieben, aber es unterscheidet sich von den Werken ähnlicher Natur dadurch, daß der Verfasser gelegentlich seine persönlichen Erfahrungen zur Geltung bringen und mit denen Emin's vergleichen konnte. Die langjährigen Erfahrungen in Afrika versetzten ihn in die Lage, auch über Verhältnisse in jenen Theilen Afrikas zu schreiben, wo Emin so lange gewirkt hat, trotzdem jene Gebiete räumlich weit von

den durch ihn besuchten liegen. Afrikas eigenartige Gleichförmigkeit in seinen weitaus größten Theilen berechtigt immer zu einer Art Generalisirung in großen Umrissen, allerdings mit Ausschluß eines Eingehens auf das Detail. Jetzt, da Stanley's Angriffe gegen Emin immer bitterer werden, ist es doppelt erfreulich, daß ein so angesehener Reisender wie Reichard uns das Werk Emin's in der Aequatorialprovinz schildert und für den Angegriffenen in die Schranken tritt. M.

J. R. Wieder liegen zwei neue Bände (6. und 7.) von **Anzengruber's Gesammelten Werken** (Stuttgart, Cotta Nachf.) vor uns, welche die Bauernstücke „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Der Meineidbauer", „Die Kreuzelschreiber", „Der G'wissenswurm", „Doppelselbstmord", „Der ledige Hof" enthalten. Wir treten damit in das Gebiet der dramatischen Thätigkeit des österreichischen Volksdichters ein, auf dem derselbe vielleicht noch mehr als auf dem novellistischen Erfolge erzielt hat, trotzdem, wie wir gesehen haben, die erzählenden Werke, sowohl die größeren wie die kleineren, solche nicht minder verdient hätten. Unzweifelhaft besitzt Anzengruber auch als Dramatiker bedeutende Mittel, eine reiche volksthümliche Kraft, was nicht weiter bewiesen zu werden braucht: aber störend wirkt oft eine nicht in das Kunstwerk gehörige oder doch wenigstens nicht in dasselbe aufgegangene moralische Nutzanwendung, eine Tendenz des Tages, wie z. B. gerade in demjenigen Werk, welches an der Spitze der Dramen steht, dem „Pfarrer von Kirchfeld". Wir, nach Allem, was wir bisher über Anzengruber gesagt haben, können dies Stück unmöglich besonders hoch stellen, sondern ihm nur einen mäßigen Werth beimessen. Anzengruber tritt hier ganz in die Fußtapfen der Tendenzdichter der vierziger Jahre, namentlich der österreichischen, eines Mosenthal, mit dessen Deborah dieser katholische Priester, der von den „Ideen der neuen Zeit" träumt und für dieselben kämpfend sich wie Luther vorkommt, der nach Worms geht, viel Aehnlichkeit besitzt. Ja, wenn man nur wüßte, was es mit diesen „Ideen der neuen Zeit" auf sich hat! Oder, wenn man es nicht wüßte! Aber so hoch man über den Anschauungen und Bestrebungen einer gewissen Partei in Oesterreich stehen mag, ebenso sehr muß man sich über jene erheben, die sich mit einer insbesondere Wiener Färbung, die nicht weiter charakterisirt zu werden braucht, als derselben entgegenstehend geberdet: ist jene beschränkt, so ist diese flach, und in ihren Mitteln nicht minder verwerflich. Uneingeschränkte Bewunderung dagegen verdient Anzengruber in denjenigen Stücken, in denen er sich rein poetisch-psychologischen Aufgaben zuwendet, wie im „Meineidbauer", dem „G'wissenswurm" und vor Allem in dem prächtigen „Ledigen Hof", vielleicht der besten dramatischen Schöpfung unseres Dichters.

j.— **Aus Studienmappen deutscher Meister.** Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.** Zehn Studien-Blätter in Lichtdruck von Paul Meyerheim. Breslau, Verlag von C. T. Wiskott. In eleg. Mappe 12 Mark. — Wir haben die „Studienmappen deutscher Meister" schon oft in dieser Zeitung besprochen und brauchen deshalb jetzt, wo die siebente, die „Meyerheim-Mappe", erschienen ist, um so weniger der Vorzüge des schönen Unternehmens zu gedenken, als dieses schon lange seinen Weg in die Welt gefunden hat und die kunstsinnigen Kreise wissen, was sie von einer jeden neuen Lieferung zu erwarten haben. Die Meyerheim-Mappe hat ihre besonders großen Reize, weil sie Studien von einem Künstler bringt, der an Vielseitigkeit der von seinem Pinsel behandelten Stoffe kaum von einem Meister der Gegenwart erreicht wird. Meyerheim hat allerdings seine bestimmte Domäne, in der er sich besonders heimisch fühlt und der er auch in erster Linie seinen Künstlerruf verdankt. Aber er hat sie sich nicht als Specialgebiet auserkoren. Wenn Meyerheim's Name genannt wird, so denkt man zunächst an seine Thier-Genrebilder, die mit einem wunderbaren Scharfblick beobachteten Bewohner der zoologischen Gärten, die Scenen, in denen er das Leben der Löwen und Affen in treffender Charakteristik schildert, dann an die Bilder, in denen jene Scenen den Gegenstand humorvoller Genregemälde bilden. Indessen hat der Künstler auch auf dem Gebiete des Porträtfaches Tüchtiges, z. Th. Meisterhaftes geleistet und auf dem Gebiete der decorativen Malerei, z. B. in den sieben Bildern „Aus der Geschichte der Locomotive" in der Borsig'schen Villa in Moabit, ebenso wie in der Landschaftsmalerei eine große Virtuosität entwickelt. Von diesem vielseitigen künstlerischen Schaffen bringt die vorliegende Studienmappe bezeichnende Beispiele; die Lichtdrucke sind von ausgezeichneter Güte und werden hinsichtlich ihrer technischen Vollkommenheit kaum überboten werden können. Die ganze Sammlung darf deshalb mit ihrer neuesten Bereicherung wiederum warm empfohlen werden.

△ Neben dem von uns neulich angezeigten ähnlichen Zwecken dienenden Schriftchen ist neuerdings auch die zweite Ausgabe der für den praktischen Gebrauch bewirkten Zusammenstellung der reichs- und landesgesetzlichen, in dem Königreiche Sachsen geltenden Bestimmungen, **Anlage, Betrieb und Beaufsichtigung der Dampfkessel betreffend,** aus der Feder des Regierungsraths Morgenstern erschienen. Diese Ausgabe bildet Band 69 der Roßberg'schen Handausgabe Königlich Sächsischer Gesetze und hat sich bereits als für den beabsichtigten Zweck durchaus brauchbar und geeignet bewährt. — Eine interessante, gleichfalls in der Praxis gewiß oft verwerthbare Zusammenstellung sämmtlicher **organisirter Krankencassen** des Königreichs Sachsen unter Angabe des im Jahre 1890 ermittelten Mitgliederstandes, wie derselbe maßgebend gewesen ist behufs Aufstellung der Wählerlisten zum Zwecke der Wahl der Ausschußmitglieder zur Versicherungsanstalt, hat der Secretär der Ortskrankencasse Dresden, **Schmiegel,** in der Lehmann'schen Buchdruckerei erscheinen lassen unter dem Titel: **„Die Organe der socialpolitischen Gesetzgebung im Königreiche Sachsen".** Die Zusammenstellung ist übrigens nach der Angabe des Verfassers nach amtlichen Quellen bearbeitet.

— **J. C. Schmidt's Gartenbibliothek.** 1. Heft: **Blumenzwiebeln** (0,50 M.), 2. H.: **Der Gemüsebau** (0,75 M.), 3. H.: **Das Beerenobst** (1 M.), 4. H.: **Reiche Obsternten** (1 M.), 5. H.: **Unsere Sommerblumen** (0,75 M.), 6. H.: **Die Zimmergärtnerei** (0,75 M.) Sämmtlich elegant broschirt und im Selbstverlag des Verfassers, königl. preuß. Hoflieferant J. C. Schmidt Erfurt, erschienen. — Kurzgefaßte, doch inhaltreiche und über alle, zu den durch die einzelnen Hefttitel gekennzeichneten Gebieten des Gartenbaues gehörenden Capitel prächtig und vollständig den Fachmann wie Laien orientirende Schriften enthält die in den bis jetzt erschienenen 6 Stück genannte Gartenbibliothek. Daß deren Ausarbeitung so ganz vorzüglich gelungen ist, dazu können wir dem Hrn Verfasser, der unter seinen Fachgenossen, wie allen Gartenbauliebhabern sich schon lange des ehrenvollsten Rufes erfreut, aufrichtigen Herzens Glück wünschen. Streng correcte, fehlerfreie Behandlung des Stoffes; Berücksichtigung aller, auch der scheinbar unwichtigsten Verhältnisse, namentlich derer, in welchen der noch wenig kundige Liebhaber von Obst- und Gartenbau sich befindet; eine einfache, reclamefreie, leicht verständliche, poesievolle Schreibweise und stets erneute Hindeutung auf die einzig erreichbaren wirthschaftlichen Vortheile, welche genannte Culturbranchen, bei sachgemäßem Betriebe, zu gewähren vermögen; eine vortreffliche und — vom fachwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet — stets tadellose Schilderung des letzteren. Diese und noch viele andere große Vorzüge vereinigen J. C. Schmidt's Broschüren in sich. Da selbiger Werth zudem noch durch die Ausstattung mit vielen naturgetreuen Abbildungen von Pflanzen- und Pflanzentheilen, von Hilfswerkzeugen aller Art ꝛc., sowie durch sehr billigen Preis bedeutend erhöht wird, so seien sie allen Freunden der Obst- und Gartengewächscultur, ganz speciell auch den Landwirthen zur Anschaffung auf das Wärmste empfohlen. Dr. E. S. Z.

Ltz. **Neue Specialkarte der deutschen und britischen Schutzgebiete und Interessensphären in Aequatorial-Ostafrika** nach den Vereinbarungen vom Juni 1890. Von **Richard Kiepert.** Maßstab 1 : 3000000. Berlin 1890. Dietrich Reimer. — Dem vor einigen Monaten erschienenen östlichen Blatte von Ostafrika folgt jetzt die im gleichen Formate und im gleichen Maßstabe ausgeführte westliche Fortsetzung desselben, so daß nun beide vereinigt ein außerordentlich übersichtliches Bild desjenigen Theiles von Ostafrika geben, der noch immer die Aufmerksamkeit Aller auf sich lenkt; sie umfassen also vor Allem den gesammten deutschen Besitz daselbst, dazu noch den größten Theil des nördlich vorliegenden britischen Besitzes und die Osthälfte des Congostaates, so daß damit auch ein klares Bild der großen innerafrikanischen Seen sowie des südlichen Congostromes mit seinen wichtigen Zuflüssen gewonnen ist. Daß diese vorzüglichen, in verschiedenen Farben markirten Kartenblätter mit Benutzung der neuesten Forschungen und Reiseergebnisse hergestellt sind, bedarf bei der bekannten Verlagsfirma keiner Versicherung. Preis des Blattes 2 M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 142. Donnerstag, den 27. November. 1890.

Freiland.*)

Je weniger die Führer der deutschen Socialdemokratie ein Hehl machen von ihrer Unfähigkeit, die Einrichtungen des von ihnen geplanten socialistischen Zukunftstaates in faßlicher und überzeugender Weise darzulegen, um so mehr fühlen sich, wie es scheint, Andere berufen, ihnen hierbei zu Hilfe zu kommen. Diesen Zweck verfolgt offenbar auch das unter dem obenstehenden Titel vor Kurzem in dritter Auflage erschienene Buch des bekannten Wiener Schriftstellers Theodor Hertzka. Der Verfasser sucht die gestellte Aufgabe nicht auf theoretischem Wege, sondern ähnlich wie der Amerikaner Bellamy, dessen „Rückblick aus dem Jahre 2000“ wir kürzlich in der Wissenschaftl. Beilage dieser Zeitung besprachen, in der Form einer phantastischen Erzählung, eines socialen Romanes zu lösen, verschmäht aber hierbei den Bellamy'schen Kunstgriff, den Leser in eine in weiter Zukunft liegende Zeitepoche zu versetzen, in welcher alle Daseinsbedingungen verändert sind und der allgemeine Umschwung der Verhältnisse als längst überwundener Standpunkt sich darstellt, sondern knüpft den Faden seiner Erzählung unmittelbar an die Gegenwart an und macht seine Leser zu Augenzeugen der Entstehung des neuen Staatengebildes, in welchem die unbedingte wirthschaftliche Gerechtigkeit zur That geworden ist. Den Ausgangspunkt dieser Entwickelung verlegt Hertzka in das Innere des äquatorialen Afrika, von dem er ein angeblich der Wirklichkeit vollkommen entsprechendes Bild paradiesischer Schönheit, Annehmlichkeit und Fruchtbarkeit entwirft. Dort am Fuße des eis- und schneebedeckten Keniagebirges läßt er durch eine von dem deutschen Gelehrten Doktor Strahl ins Leben gerufene, internationale freie Gesellschaft im Jahre 18.. eine Niederlassung gründen, in welcher „bei unbedingter Wahrung des Selbstbestimmungsrechtes doch jedem Theilnehmer der ganze und ungeschmälerte Genuß der Früchte seiner Arbeit gewährleistet werden soll“. In anschaulicher, zum Theil freilich auch eines phantastischen Aufputzes nicht entbehrender Darstellung werden die Vorbereitungen dieser Gründung, die von den Colonisten auf ihrem Zuge nach der neuen Heimath und bei der Besitzergreifung derselben zu bestehenden Gefahren, Mühen und Kämpfe und die zum Zwecke der wirthschaftlichen und rechtlichen Ausgestaltung des neuen Gemeinwesens zu treffenden Maßnahmen in den beiden ersten Büchern des Werkes — das Ganze zerfällt in vier Bücher und 27 Capitel — geschildert. Dank den von der freiländischen Verwaltung getroffenen Einrichtungen nimmt die junge Colonie, wie der Leser im dritten Buche erfährt, in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens einen so beispiellosen Aufschwung, daß sie in dem ihrer Herrschaft unterworfenen, außer den Hochgebirgslandschaften zwischen dem Ukerewesee und dem indischen Ocean auch das ganze Massailand, Kavironda, Uganda und die Ufergebiete des Mwutan-Nzige und Albert-Njanza umfassenden, $1\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer großen Districte eine Gesammtbevölkerung von 42 Millionen, worunter 26 Millionen weiße und 16 Millionen farbige Einwohner, vereinigt, daß sie diesen Bewohnern ausnahmslos ein höchst angenehmes und behagliches Dasein gewährt und daß sie das der Civilisation so lange verschlossene Innere des dunkeln Erdtheiles bis auf eine diejenige der alten Culturländer weit überragende Bildungshöhe führt. Haben es doch die Freiländer fertig gebracht, ihr Land nicht nur auf doppeltem Wege mit dem indischen Ocean, sondern auch mit dem Mittelmeer und mit dem atlantischen Ocean durch Schienenstränge zu verbinden. Daß die Freiländer aber nicht nur in industrieller und cultureller, sondern auch in militärischer Hinsicht allen Nationen voranstehen, davon giebt der Ausgang eines im dritten Buche des Hertzka'schen Werkes geschilderten Krieges den Beweis, in welchen die Freiländer mit dem benachbarten Abessinien verwickelt werden. Denn die freiländische Kriegsmacht, zusammengesetzt aus einigen Tausenden nach freiländischer Art von Kindheit an in den Waffen geübter und bei den regelmäßigen Uebungen besonders bewährter Jünglinge, besiegt spielend die zehn Mal stärkere Armee des abessinischen Königs, vor der europäische Heere die Waffen strecken mußten. Die Wirkung, welche dieser Sieg der freiländischen Waffen nicht nur in Afrika, sondern auf dem ganzen bewohnten Erdkreise äußert, ist, wie im vierten Buche der Erzählung Hertzka's von der Geschichte Freilands berichtet wird, eine ungeheure. Sie führt in ihrem Endergebnisse dazu, daß nicht nur allgemein in allen Ländern der Erde die Richtigkeit und Unfehlbarkeit der freiländischen Verwaltungsgrundsätze theoretisch anerkannt, sondern auch dieser Ueberzeugung durch deren praktische Einführung Rechnung getragen wird, ein Prozeß, der sich in den fortgeschrittenen Culturländern, wie England und den nordamerikanischen Freistaaten, friedlich, an andern Orten, wie z. B. in Rußland, unter furchtbaren revolutionären Stürmen, allenthalben aber unter der lebhaftesten Antheilnahme, sowie intellectueller und materieller Unterstützung von Seiten Freilands vollzieht. Es scheint in der That nur der naturgemäße Abschluß dieser Entwickelung zu sein, wenn, wie am Schlusse des Buches erzählt wird, die freiländische Centralverwaltung zur gemeinsamen Berathung über den bleibenden Werth und die allgemeine Durchführbarkeit der freiländischen Institutionen einen Weltcongreß nach der Hauptstadt Freilands, Edenthal, einberuft, zu welchem 68 Nationen insgesammt 425 Delegirte senden, und dessen Verhandlungen mit einem zweifellosen Siege des in Freiland geltenden Verwaltungsrechtes endigen. Schon aus dem vorstehenden kurzen Ueberblick der Geschichte Freilands erhellt, daß sich trotz des von Hertzka hiergegen erhobenen Protestes sein Werk in Betreff der üppigen Auswüchse romantischer Phantastik den Arbeiten früherer utopischer Weltverbesserer gleichwerthig an die Seite stellt.

Der Bericht über den abessinischen Krieg dürfte wohl jedem Kenner militärischer Dinge ein Lächeln entlocken. Aehnliches gilt von der Schilderung des fabelhaften Umfanges, den das Maschinenwesen in Freiland erhält, und der hierdurch ins Unglaubliche gesteigerten Productivität der menschlichen Arbeit, die wiederum eine unsere Begriffe weit übersteigende Billigkeit aller Lebensbedürfnisse nach sich zieht. Natürlich fehlt es hierbei

*) Freiland, ein sociales Zukunftsbild von Theodor Hertzka. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

nicht an zahlreichen Ungereimtheiten und Ueberspanntheiten von den maschinellen Einrichtungen zum Pferdeputzen und Stallreinigen, mit deren Hilfe ein Mann 50 Pferde versorgen kann, an bis zu den Stampfwerken und Steinzermalmern von Tausenden Centnern Stoßkraft und den Eisenhütten mit Stahlhämmern bis zu 3000 Tonnen Fallgewicht, in denen kein lästiges Geräusch zu hören, kein Atom Staub zu sehen ist. Vor Allem aber gehört hierher Dasjenige, was Hertzka über die riesenhaften Aufgaben des Bankwesens in seinem Zukunftsstaate und insbesondere über die Einrichtungen der freiländischen Centralbank berichtet, die nicht nur ein allumfassendes Clearinghaus für die Rechtsgeschäfte sämmtlicher 42 Millionen Freiländer bildet, sondern auch die Fäden der gesammten freiländischen Production dergestalt in sich vereinigt, daß die Bankverwaltung in der Lage ist, den Productionswerth der einzelnen Arbeitsstunde in jedem Erwerbsunternehmen des Landes mit unfehlbarer Sicherheit festzustellen. In dieser seiner überspannten Betonung der Bedeutung des Bankwesens sowie überhaupt in seiner Neigung zu Uebertreibungen und nicht zuletzt auch in einigen beiläufigen Bemerkungen über seine u. E. übertrieben hohe Würdigung des jüdischen Volkscharakters — zu vergl. Seite 278, 279 und 305 der 3. Auflage — verräth sich der semitische Ursprung des Verfassers. Vielleicht hat auch hierin der Mangel eines tieferen Verständnisses der Sendung Christi seinen Grund, den wir darin erblicken, daß Hertzka den Heiland nur als socialen Reformator ansieht und den Kern der christlichen Ethik in den Worten findet: „Wehe dem, der sich mästet vom Schweiße seines Bruders!" Indessen wollen wir nicht in Abrede stellen, daß der Verfasser der Geschichte Freilands das zu lösende wirthschaftliche Problem tiefer erfaßt und mit größerem wissenschaftlichen Ernste behandelt hat, als sein amerikanischer College Bellamy. Das Mittel, wodurch Hertzka die Quadratur des Zirkels, nämlich die Vereinigung absoluter wirthschaftlicher Gerechtigkeit d. i. Sicherstellung des vollständigen Arbeitsertrages für jeden Arbeiter, mit vollkommener bürgerlicher Freiheit, d. i. Wahrung des freien Selbstbestimmungsrechtes, erreichen will, ist die Herstellung unbeschränkter Freizügigkeit der Arbeitskraft. Zu diesem Ende erkennt das freiländische Recht zwar an Grund und Boden keinerlei Eigenthum an, läßt aber an allen übrigen Dingen Privateigenthum unbeschränkt zu. Die Bearbeitung des Bodens und jede andere Erwerbsthätigkeit aber wird ebenfalls dem freien Wettbewerbe der Bürger überlassen. Sie können sich zu diesem Zwecke nach freiem Ermessen zu Associationen vereinigen, denen von der Centralverwaltung das erforderliche Acker- oder Bauland beziehentlich das nothwendige Capital sei es in baarem Gelde oder, soweit diese vorhanden, in Arbeitsmitteln zur Verfügung gestellt wird. Jeder Bürger aber besitzt die unbegrenzte Freiheit, sich nach seinem Belieben irgend einer oder mehrerer dieser Associationen anzuschließen, je nachdem er seine Arbeitskraft am günstigsten verwerthen und für seine individuellen Bedürfnisse am besten sorgen zu können glaubt. Durch diesen letzten Grundsatz in Verbindung mit dem weiteren unbedingter Oeffentlichkeit aller das Erwerbsleben und insbesondere die Productionsverhältnisse der einzelnen Erwerbsgenossenschaften betreffenden Angelegenheiten und der theils kostenfreien, theils nur nach Höhe der Selbstkosten entgeltlichen Darbietung der der Gesammtheit gehörigen Verkehrsmittel soll nach Ansicht der Gründer des freiländischen Gemeinwesens die vollkommenste Sicherheit dafür geboten sein, daß nicht nur jeder Zeit das in irgend einem Zweige der Production hervortretende Bedürfniß nach Arbeitskräften alsbaldige und vollständige Befriedigung findet, sondern daß auch die in Bezug auf die Rentabilität der Arbeit an den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Berufszweigen hervortretenden Abstufungen sich nahezu ausgleichen und die aus der wachsenden Productivität irgend einer gewissen Arbeitsbranche sich ergebenden Vortheile stets der Gesammtheit aller Bürger zu Gute kommen. Es ist nicht uninteressant, wie Hertzka in seinem Buche dieß im Einzelnen nachzuweisen versucht. Doch müssen wir freilich bekennen, daß trotz der zu diesem Behufe aufgewendeten dialektischen Kunst uns für die Wahrheit der verkündeten frohen Botschaft der Glaube fehlt. Denn wir glauben trotz der eifrigen Versicherungen freiländischer Staatsmänner nicht, daß auch die vollkommenste Erziehung im Stande ist, der Gesammtheit dasjenige Maß geschäftlicher Einsicht und Tüchtigkeit zu verleihen, ohne welches ein Gemeinwesen auf den dargelegten Grundlagen nicht einen Tag bestehen könnte. Wir glauben nicht, daß durch staatliche Institutionen irgend welcher Art die Neigung eines großen Theiles der Menschen, ohne eigene oder mit thunlichst geringer eigener Anstrengung auf Kosten Anderer zu leben, ausgerottet und die Möglichkeit, diese Neigung durch geschickte Benutzung fremder Schwächen und Thorheiten zu befriedigen, aus der Welt geschafft werden kann. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß gerade in einem nach freiländischen Principien eingerichteten Staate „die Ueberproducenten und Unterconsumenten" — um mit Albert Schäffle zu reden — „einer unerträglichen Ausbeutung durch die Unterproducenten und Ueberconsumenten ausgesetzt sein würden". Hierzu kommt weiter das von dem Verfasser der Geschichte Freilands kaum mit einem Worte berührte Bedenken, daß der Grundsatz unbedingter Freizügigkeit der Arbeitskraft zumal bei seiner Ausdehnung auf die ganze bewohnte Erde mit Nothwendigkeit zu einer unerträglichen Uebervölkerung der vom Klima besonders begünstigten Erdtheile führen müßte. Denn was in aller Welt sollte wohl die heutigen Bewohner der Polargegenden, der Wüstenländer und aller von Lawinenschlägen, Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen, Stürmen &c. heimgesuchten Gebiete in ihrem unwirthlichen Vaterlande festhalten, wenn ihnen die Auswanderung nach einem glücklicheren Himmelsstriche so leicht gemacht wird? Und zu dieser Gefahr örtlicher Uebervölkerung kommt dann schließlich noch die das Hertzka'sche Zukunftsparadies trotz aller Culturfortschritte am Ende doch auch bedrohende Gefahr allgemeiner Uebervölkerung der Erde. Dasjenige wenigstens, was Hertzka in dem am Schlusse seines Werkes erzählten Weltcongresse durch den Präsidenten der freiländischen Centralverwaltung Dr. Strahl dem Hinweise auf diese letztere Gefahr entgegnen läßt, wird ungeachtet des jubelnden Beifalls der Congreßtheilnehmer, von welchem Hertzka berichtet, doch wohl sonst nur Wenige überzeugen. Es ist doch eine gar zu handgreifliche Spitzfindigkeit, die Thatsache, daß weder die Heringe noch die Elephanten sich bis jetzt bis an die äußersten Grenzen des ihrer Gattung gebotenen Nahrungsspielraumes vermehrt haben, wie Dr. Strahl versucht, auf das Vorhandensein einer diesen und allen anderen Thiergattungen eigenthümlichen, nach Darwin'schen Grundsätzen angezüchteten Naturanlage zurückführen zu wollen, welche den Fortpflanzungstrieb innerhalb gewisser dem Nahrungsspielraume paralleler Grenzlinien hält, während sich doch diese Thatsache sehr einfach durch die Verfolgungen erklärt, welche die Heringe von den Walfischen, die Elephanten von den Elfenbeinjägern und überhaupt alle Thiere und sonstigen lebenden Wesen von ihren speciellen Gegnern im Kampfe ums Dasein erfahren. Es wird daher wohl auch dabei bleiben, daß es auch für den Menschen nur die aus dem Kampfe ums Dasein entspringende Noth ist, welche am letzten Ende der Uebervölkerung der Erde ein Ziel setzen muß, vorausgesetzt, daß nicht inzwischen der irdische Schauplatz der Geschichte unseres Geschlechtes eine vollständige Umwandlung erfährt. Nach Alledem muß der unternommene Versuch, eine Wirthschaftsordnung zu ersinnen, in welcher die widerstreitenden Anforderungen der Gerechtigkeit und Freiheit zur vollen Versöhnung gelangen, als mißlungen bezeichnet werden. Auf der anderen Seite aber enthält die vorliegende Schrift doch auch viele Ausführungen, die einen neuen und überraschenden Einblick in die wirthschaftlichen Probleme unserer Tage eröffnen und von warmem Mitgefühl für die Noth unserer unbemittelten Mitbrüder getragen sind, und wir stehen deshalb nicht an, dieselbe der Beachtung auch derjenigen unserer Leser zu empfehlen, die auf einem anderen nationalökonomischen und ethischen Standpunkte stehen als der Verfasser der Geschichte Freilands.

Wg.

Bücherbesprechungen.

B. K. Christliche Volkserholungen. Von Fr. Naumann, Pastor in Langenberg bei Hohenstein im Königreich Sachsen. Gotha, Perthes. 60 ₰. Zimmer's Handbibliothek der praktischen Theologie. Bd. 11—14. Abth. 16. — Wir benutzen die Gelegenheit, um auf das großartige Unternehmen der Perthes'schen Verlagshandlung hinzuweisen, alle Gebiete der praktischen Theologie in besonderen größeren und kleineren Einzelschriften behandeln zu lassen. Es sind 17 Bände in Aussicht genommen mit 27 besonderen Schriften und für innere Mission und Diakonie 38 Einzelbroschüren, von denen die vorliegende eine der 18 schon erschienenen Nummern vorstellt. Was die hier ausgesprochenen Ansichten über christliche Volkserholungen und die Vorschläge über

ihre Veranstaltung und Bereicherung in Vereinsversammlungen, Familienabenden, Sommerfesten u. dgl. anbelangt, so wird gegen die Sache selbst Niemand Wesentliches einzuwenden haben. Ganz besonders erfreulich ist des Verfassers gesund lutherischer Standpunkt, auf welchem er sich von allem falschen Pietismus freizuhalten weiß. Im Uebrigen haben wir in Betreff der Sache mehr auf dem Herzen, als hier möglich ist auszusprechen. Nur auf Eins möchten wir hinweisen: Keine Uebertreibung! zuerst immer Schriftstudium, sorgfältigste Predigtvorbereitung und Sammlung der Gemeinde! Junge Geistliche stehen in Gefahr, das christliche Leben der Vorzeit nach einseitigen Berichten gewaltig zu überschätzen, in der heutigen Welt sociale Schäden zu entdecken, die irgendwie immer schon da waren, und nun in Heilungsversuchen an der Volksseele sich zu erschöpfen. Reichbegabte Naturen, zu denen der Verfasser sicher gehört, wissen auf geniale Art allen möglichen Thätigkeiten zugleich gerecht zu werden; aber nun kommt die meist sehr jugendliche Schaar der Nachahmer, die auch Alles so machen wollen und darüber leicht das Beste versäumen.

B. K. **Die Aufgaben der inneren Mission zur Hebung des Wohles der Arbeiter und Arbeiterfrauen.** Vortrag von Pfarrer Lic. **Weber**, M.-Gladbach. Leipzig, 1890. Wallmann. 30 ₰. II. Serie, 10. Lief. der Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen. — Der Vortrag enthält wenig Eigenes vom Verfasser, sondern zumeist Anführung von Gedanken Anderer, so die Thesen des Pfarrers Kahl auf dem Nürnberger Congreß, die Satzungen des Gesammtverbandes der evangelischen Arbeitervereine, den Aufruf des Pastors Giesecke in Solingen, die der evangelischen Arbeitervereine in Cassel und Erfurt u. s. f., dient also wesentlich zur Kenntnißnahme der Fortschritte, welche die Sache gemacht hat.

B. K. **Geschichte der Kirche St. Marien in Pirna.** Festschrift zur Einweihung der Kirche am 27. October 1890. Auf Veranlassung des Kirchenvorstandes verfaßt von Realschuloberlehrer Dr. **Hofmann**. Pirna, Eberlein. 1890. 50 ₰. — Es ist ganz in der Ordnung, daß der Kirchenvorstand seinen Gemeindegliedern, die das schwere Opfer der prachtvollen Erneuerung ihrer alten Kirche gern gebracht haben, für den billigsten Preis Geschichte und Beschreibung ihres Gotteshauses in die Hand giebt. Die Festschrift bringt alles Geschichtliche bei, das sich hat auffinden lassen, auch mit vollem Rechte jene Einzelheiten und Kleinigkeiten, die bei der großen Welt wenig, bei der Pirnaischen dagegen desto mehr Theilnahme finden werden. Von Bedeutung für die Kirchengeschichte ist der zweite Abschnitt, welcher aus den vorhandenen Nachrichten Kunde giebt über die Hauptpersonen, die an der Kirche gewirkt haben. Zwei weitere Ueberschriften verkünden die Geschichte der Kirche von 1803 bis zur Erneuerung und die Geschichte der Erneuerung. Letztere, von dem leitenden Meister des Baues, Architekt Quentin, dargestellt, enthält eine sachkundige Beschreibung des Gebäudes und seines reichen Kunst- und Schmuckwerkes.

j.— **Ludwig Richter's Leben.** Dem deutschen Volke erzählt von Dr. **Hermann Gerlach**. Dresden 1891, Verlag von Otto Brandner. 8°. Brosch, 2,25 ℳ. — Das Interesse an Ludwig Richter und an seinen Werken ist Dank der Anregungen, die das dem großen Meister in Dresden zu errichtende Denkmal gegeben hat, gegenwärtig außerordentlich rege und jeder Verehrer des Künstlers wird den aufrichtigen Wunsch auf dem Herzen haben, daß es in Zukunft so bleiben möge und daß unser Volk alle Zeit in Liebe und Dankbarkeit des Künstlers gedenke, der ihm in seiner ganzen Kunst, in seiner Gefühls- und Anschauungsweise nahe gestanden hat, wie kein Anderer. Das ist offenbar auch der Wunsch des Verfassers der neuen Richterbiographie, die sich nicht in gelehrten kunstgeschichtlichen Erörterungen ergeht, sondern die Thatsachen aus Richter's Leben „dem deutschen Volke erzählt“. Wir haben das Buch mit großer Freude und Spannung zur Hand genommen, und — nachdem wir es gelesen, unbefriedigt wieder weggelegt. Wir sind auch der Ueberzeugung, daß es Allen, die sich je mit Richter beschäftigt haben, genau so ergehen wird. Auch wir gehören dem deutschen Volke an und freuen uns mit ihm, wenn es eine Gabe dargeboten erhält, in welcher in schlichter und leicht faßlicher Form das Leben und Wirken großer Männer geschildert wird. Indeß, was wir hier lasen, das waren Aufzeichnungen, die wir fast wortgetreu schon aus einem andern Buche kannten. Ludwig Richter hat ja bekanntlich sein Leben zum größten Theile selbst beschrieben und von dirsen seinen „Lebenserinnerungen“ ist im vergangenen Jahre die sechste (Volks-) Ausgabe erschienen. Es ist ein Buch, allseitig bekannt, das immer wieder gelesen wird, auch von denen, die es längst kennen, ein Buch, das dem deutschen Volke, dem deutschen Hause angehört, ein Buch, das dem Künstler auch einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur zusichert. Es ist gewiß sehr schwer in dem Falle, wo wir das Leben eines Künstlers, von ihm selbst beschrieben, in einer classischen Darstellung für das deutsche Volk bestimmt, besitzen, eine Biographie, die sich nicht minder wie jene an weitere Kreise wendet, zu schreiben — es ist aber auch sehr überflüssig, zum Mindesten ungeeechtfertigt. Das beweist das vorliegende Buch. Es ist, abgesehen von den letzten Seiten und einigen eingeflochtenen, geschichtlichen Betrachtungen — so z. B. über das Jahr 1813 in Dresden, die römischen Alterthümer, den Dresdner Maiaufstand — eine Nacherzählung, Umschreibung, ja oft wortgetreue Wiederholung dessen, was in Richter's „Lebenserinnerungen“ in so klarer, kerniger und gemeinverständlicher Sprache erzählt wird. Beide Bücher verhalten sich zu einander wie Original und Uebersetzung und wir sind, wollen wir einen wahren Genuß von einem Werke haben, gewöhnt, diese nur dann zur Hand zu nehmen, wenn wir jenes nicht zu verstehen vermögen. Statt vieler Beispiele nur eines, um den Beweis nicht schuldig zu bleiben. Richter schreibt über die ersten Tage seines römischen Aufenthaltes: „Welch glückseliges Erwachen brachte der Morgen! Ich mußte mich einige Augenblicke besinnen, ob ich wirklich wach sei oder vielleicht nur träume, ich wäre in Rom. Aber es war kein Traum. Und so sprang ich mit einem Satze aus dem Bette und lief zum Fenster, um mir den augenscheinlichsten Beweis dieser Thatsache zu verschaffen. Es war noch ziemlich frühe. Die Via Condotti lag noch still und menschenleer im kühlen Morgenschatten; aber am Ausgange derselben leuchtete bereits im goldenen Glanze der Sonne der Pincio mit der Kirche Trinità de' Monti über der spanischen Treppe. Ich kleidete mich rasch an, und das Herz pochte gewaltig in ahnungsvoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten . . . .“ Und nun die Gerlach'sche Biographie: „Als Ludwig Richter am Morgen des 29. September 1823 seine Augen aufschlug, mußte er sich einige Augenblicke besinnen, ob er wirklich wach sei, oder ob er nur träume, daß er sich in Rom befände. Aber nein, es konnte kein Traum sein! Und so war er denn mit einem Satze aus dem Bette hin zum Fenster, um sich durch den Augenschein davon zu überführen, daß er am Ziel seiner Sehnsucht und Wünsche sei. Da es noch früh war, lag die Via Condotti still und menschenleer da im kühlen Morgenschatten. Aber am Ende derselben leuchtete bereits im Sonnenglanze der mit Landhäusern und Gärten bedeckte Monte Pincio mit der Kirche Trinità de' Monti über die Stadt hinweg. Rasch kleidete er sich an und sein Herz pochte gewaltig vor ahnungsvoller Erwartung der Dinge, die nun kommen sollten. . . .“ Dort welche Kraft und Schönheit der Darstellung und Sprache, hier — welche Trivialität und Abgeschmacktheit! Einer weitern Kritik bedarf es aicht.

— **Paul Mantegazza, Die Hygiene des Geschmacks.** Königsberg, Ostpr. Verlag von Heinrich Matz. „Die Hygiene des Geschmacks“ ist eins der lieblichsten unter den kleinen populären Schriften des berühmten italienischen Gelehrten, der nicht müde wird, seine Feder immer von Neuem zur Belehrung der gegen die Gebote der Hygiene sich versündigenden Menschheit in die Hand zu nehmen. Die vorliegende Epistel zieht gegen den Alkohol- und Tabakmißbrauch zu Felde, aber in der liebenswürdigsten und zugleich überzeugendsten Weise. Mit solcher Grazie vermag kein Zweiter die ernstesten Lehren vorzutragen wie Mantegazza. Dabei ist er nicht einseitig in seinen Anschauungen, kein Pedant und kein Philister, sondern ein Gelehrter, der auch die Welt, die Menschheit und das Leben kennt und deren Bedürfnissen Rechnung zu tragen weiß. Darum zieht er die Bilanz zur Beurtheilung des Werthes der Nervenreizmittel nur nach sorgfältiger Abwägung der Activa und Passiva gegen einander. In dem Büchlein sind recht interessante Belehrungen über allerlei Arten Weine, über das Bier und die verschiedenen Liqueure, den Kaffee und den Thee, die Gewürze, den Tabak und einiges Andere zu lesen. Von der Mantegazza'schen Schreibweise mag folgende kleine Stichprobe, auch um ihres Inhalts wegen, einmal wieder als Beispiel dienen: „Wie viel Schönheit geht da nicht verloren, wie viel Gefühle werden nicht entweiht, wie viel liebliche Blumen werden nicht niedergetreten, weil man am Familientische und am häuslichen Herde nicht nur Anregung und Aufmunterung sucht, sondern bis zum Rausche gelangt! Wie viel menschliche Würde versinkt nicht in Alkohol, wie viele gute Vorsätze verrauchen nicht in Tabaksdampf!“ A.

— **Der Seifenbergbau im Erzgebirge und die Walensagen.** Von Dr. Heinrich Schurtz. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde herausgegeben von Dr. A. Kirchhoff. Fünfter Band, Heft 3. Stuttgart, J. Engelhorn. 1890 (82 S., Preis 2,60 ℳ). — Verfasser, welcher seine Abhandlung selbst einen Beitrag zur Lösung der immer noch vielumstrittenen Frage nach der Herkunft der Bronze oder vielmehr des Zinnes der europäischen Bronzen nennt, geht von der Anschauung aus, daß, da man auf dem bisherigen Wege der Forschung einer Lösung der Frage durchaus nicht näher gekommen ist, man vielleicht zu besseren Ergebnissen gelangen wird, wenn man einen neuen Weg einschlägt und zunächst durch Erforschung der einzelnen europäischen Zinngebiete festzustellen sucht, welchen Antheil man denselben an der vorgeschichtlichen Zinnerzeugung zuschreiben darf. Eine solche Untersuchung führt nun Verfasser in seiner Abhandlung für das erzgebirgische Zinngebiet, welches er mit Recht als das wichtigste der continentalen Zinngebiete bezeichnet, durch und liefert damit einen höchst dankenswerthen Beitrag zur Bergwerksgeschichte namentlich des sächsischen Erzgebirges. Nach einer allgemeinen Besprechung des Seifenbergbaues im ersten Abschnitt giebt der Verfasser in den beiden folgenden Abschnitten eine erschöpfende Angabe über die Zinnseifen und Goldwäschereien des Erzgebirges nebst reichen Literaturnachweisen, und geht dann zu den Walensagen und ihrem möglichen Ursprung über. Die Sagen, wonach „Walen“ (Wälschen) oder „Venediger“ heimlich in allerlei Verkleidungen durch's Land zogen und das Gold der deutschen Berge, das nur sie zu gewinnen verstanden, in ihre ferne Heimath holten, kehren in den deutschen Bergwerksgegenden in den verschiedenartigsten Varianten wieder. Von den eigentlichen Sagen über die Walen oder Venediger (von welchen nebenbei bemerkt Wrubel in seiner Sammlung bergmännischer Sagen 15 verschiedene mittheilt) führt Schurtz als die häufigste die von der Reise nach Venedig an. Wandernde Venetianer kehren hiernach bei Bewohnern des Gebirges ein, werden gut aufgenommen und fordern ihren Wirth auf, sie im Falle der Noth in Venedig aufzusuchen. In der That unternimmt der Bergbewohner später die Reise, findet seinen ehemaligen Gast in einem prächtigen Hause, das er vom Ertrage der Walenzüge erbaut hat, und wird reich beschenkt in die Heimath entlassen. Die nun folgenden Ausführungen Schurtz's, welche sich mit der Ermittelung des Ursprungs der Walensagen beschäftigen und vielerlei Interessantes bieten, wenn man auch den Ansichten des Verfassers durchaus nicht immer wird zustimmen können, gipfeln darin, daß uns nichts hindert zu glauben, daß der Zinnbergbau des Erzgebirges älter ist, als es nach dem Zeugniß der Chronisten scheint, es ist somit auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß unter dem Namen der Walen oder Venediger sich ältere Bergbau treibende Völker — Wenden, Kelten, Finnen — verbergen. Gegen diese Ansicht spricht freilich, wie Schurtz selbst anführt, daß die prähistorischen Funde im höheren Erzgebirge äußerst geringfügig sind, und daß ebenso von Spuren des Zinnschmelzens wenig zu entdecken ist. Vielleicht aber dürfen wir — was seiner Ansicht nach auch die Walensagen andeuten — an eine Ausfuhr der ungeschmolzenen Erzkörner nach Süden denken, von wo das Zinn (mit Kupfer legirt) in Gestalt bronzener Waffen und Geräthe nach Germanien zurückkehrte. Damit würde dann auch die Beobachtung übereinstimmen, daß die Walensagen im Fichtelgebirge meist auf alte Zinnseifen verweisen. Man wird freilich gegen die Ausführungen, auf Grund deren der Verfasser zu diesem Schlusse gelangt, mancherlei Bedenken erheben können. Wenn er z. B. unter den Thatsachen, welche die Möglichkeit keltischen Bergbaues im Erzgebirge offen lassen und für eine Identificirung der Walen mit den Kelten sprechen, anführt, daß es nahe liege, den zinnreichsten Bach des Eibenstöcker Gebietes, den Steinbach, mit dem keltischen stean oder istean (Zinn) zusammenzustellen, so möchten wir dem gegenüber anführen, daß uns im Hinblick auf das mit Granitblöcken völlig übersäete Bett des Steinbaches, welches namentlich zu wasserarmer Zeit nur Steinblöcke und fast gar kein Wasser zeigt, eine andere Erklärung für den Namen doch viel näher zu liegen scheint. Auch die Ableitung des dem Erzgebirge angehörigen, eigenthümlichen zwerghaften Gespenstes, des Jüdel's, sowie der ähnlichen Ortsnamen als Jüdenhain bei Zwickau und Marienberg, Jüdenloch bei Oberreichenbach u. s. w. vom slavischen Čud, und da dies ehemals bei den nordslavischen Völkern der allgemeine Name der Finnen oder Tschuden gewesen sein soll, aus dem Worte „Jüdel“ auf tschudische Bewohner und tschudischen Bergbau im Erzgebirge zu schließen, scheint uns sehr gewagt. Mag man nun mit dem Verfasser in diesen und anderen Einzelheiten übereinstimmender Meinung sein oder nicht, jedenfalls muß man dankbar anerkennen, daß er die Erforschung einer der interessantesten auf unser Erzgebirge bezüglichen Fragen neu angeregt und zugleich mit großem Fleiße die in zahlreichen, dem großen Publicum meist nur wenig zugänglichen Werken verstreuten Angaben über den erzgebirgischen Seifenbergbau gesammelt und damit einen weiteren Beitrag geliefert hat zu einer neueren Geschichte des sächsischen Bergbaues, die leider trotz der zahlreichen Monographien, Bergbauchroniken ꝛc. immer noch fehlt. Schließlich möchten wir noch die Berichtigung einer irrthümlichen Angabe Schurtz's nachtragen. Auf Seite 10 wird nämlich von ihm das Zinnbergwerk zu Altenberg als „das einzige noch gangbare Zinnbergwerk Sachsens“ bezeichnet. Diese Angabe ist unrichtig, denn auch das von Schurtz selbst mehrfach erwähnte Zinnbergwerk zu Ehrenfriedersdorf ist unter dem Namen „Ehrenfriedersdorfer Vereinigt Feld-Fundgrube“ noch im Betrieb, wenn es auch im Jahre 1889 nur den geringen Ertrag von 16 Centnern Zinn geliefert hat. St.

— Prof. Dr. F. Umlauft, **Das Luftmeer.** Die Grundzüge der Meteorologie und Klimatologie. Heft 6—9, à 50 ₰. A. Hartleben's Verlag. — Rüstig fördern Verfasser und Verleger dies größere, zeitgemäße populärwissenschaftliche Werk. Die vor Kurzem ausgegebenen 4 Hefte enthalten die Capitel über Winde und Niederschläge. Den Winden, als den wahren Wettermachern, hat Umlauft nicht weniger als 104 Seiten seines Buches gewidmet, und es dürfte sich nicht so leicht ein wichtiger Punkt finden, der hier gänzlich außer Acht gelassen worden wäre. Richtung und Stärke des Windes, Windmesser und Windrosen, der allgemeine Kreislauf der Atmosphäre und das barische Windgesetz, Land- und See-, Thal- und Bergwinde werden der Reihe nach der Behandlung unterzogen. Ein besonderer Abschnitt beschäftigt sich mit den Stürmen. In guten, von Augenzeugen herrührenden Schilderungen werden uns Föhn und Bora, Norther und Mistral, Sirocco und Harmattan, Leste und Leveche, Samum und Buran, Tromben und Böen, Tornados, Hurrikane und Taifune nach ihren physikalischen Eigenschaften und in ihren verheerenden Wirkungen vorgeführt. Den Schluß bildet ein kurzer Abschnitt über Sturmwarnungen. Trotz dieser Reichhaltigkeit des Stoffes und bei aller Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung wird mancher fachverständige Leser eine andere Werthschätzung der Abschnitte wünschen. Uns will z. B. die Theorie des allgemeinen Windsystems der Erde als zu kurzbemessen erscheinen. Dr. Pernter hat gezeigt, daß auch eine populäre Behandlung dieses schweren und z. Z. noch nicht abgeschlossenen Problems sich das zu Nutze machen kann, was Ferrel, Siemens, Oberbeck, Sprung, Möller, Helmholtz, Pernter, Günther u. A. darüber geschrieben haben. Ferner hätten wird die Angabe eines mäßigen, gut gewählten Zahlenmaterials bei den einzelnen Localwinden ꝛc. gewünscht und halten die wenigen zur Erklärung der kalten Fallwinde gegebenen Zeilen für unzureichend. Hier wird nur ein Fachmann das Richtige zwischen den Zeilen lesen können. Mit den Niederschlägen ist der Verfasser summarischer verfahren als mit den Winden. Das ganze Capitel wird gegen 70 Seiten einnehmen, von denen nur 10 dem Hauptthema, der Vertheilung der Niederschläge auf der Erde, gewidmet sind. Auf so beschränktem Raume konnte nur das Allernöthigste, etwa das, was man in jedem guten Lehrbuche der physikalischen Geographie findet, geboten werden. In den Nebenabschnitten (Lawinen [8 Seiten], Gletscher) wird der Verfasser wieder ausführlicher und benutzt sorgfältig die neueren Ergebnisse der Forschung. Ganz fehlen die Abschnitte über Niederschlagswindrosen und über das Verhältniß der Mengen der flüssigen zu den festen Niederschlägen. Bevor das Werk seinem Abschlusse naht, möchten wir noch einen Wunsch bezüglich der Bildnisse äußern. In den ausgegebenen 9 Heften sind diejenigen von Humboldt, Buys Ballot, Woeikoff, Hann, Mohn, Berghaus und Richthofen enthalten — Bekannte aus des Verfassers „Rundschau“. Die letzten 6 Hefte würden hiernach noch etwa 4 Bilder bringen. Das ist uns erstens zu wenig, und zweitens könnte die Auswahl in einem meteorologischen Werke anders getroffen werden. Wo bleibt von den Verstorbenen ein Dove, E. E. Schmidt, Kämtz, Mühry, Hoffmeyer, Brandis, Loomis, Bruhns, und von den Lebenden ein v. Bezold, Wild, Köppen, Teisserenc de Bort, Ley, Hellmann, von Bebber, Aßmann, Sprung u. A.? Eine so respectable Firma wie „Hartleben's Verlag“ könnte hier ein Uebriges thun. Soll das Werk seinen Zweck erfüllen, so muß das Beste und Neueste geboten werden

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 143. Sonnabend, den 29. November 1890.

Oeffentliche Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November 1890.

Der vorsitzende Secretär, Hr. Ludwig, eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache, in welcher der Bedeutung des Tages und der großen Verdienste von Leibniz um die Wissenschaft gedacht wurde. Hierauf legte Hr. Hultsch als einen „Beitrag zur Syntax der gemeingriechischen Sprache“ eine erste Abhandlung über „die erzählenden Zeitformen bei Polybius“ vor. Nachdem der Vortragende die Entwickelung der sogenannten κοινή, die noch Alexander dem Großen an die Stelle der attischen Prosa trat, berührt und in Kürze nachgewiesen hatte, welche Bedeutung das Geschichtswerk des Polybius für die Kenntniß dieser jüngern Stilgattung hat, ging er im Anschlusse an Georg Curtius von den Grundzügen der griechischen Tempuslehre aus und entwickelte die Hauptmerkmale der vier erzählenden Zeitformen, des Imperfects, des Indicativs des Aorists, des historischen Präsens und des Plusquamperfects. Die beiden letztgenannten Tempora bieten verhältnißmäßig geringe Schwierigkeiten; dagegen lohnte es gewiß der Mühe, den Unterschied zwischen Imperfect und Aorist bei einem Schriftsteller wie Polybius, dessen Sprache so gleichmäßige und bestimmt ausgeprägte Formen zeigt, bis ins Einzelste zu verfolgen. Der Vortragende stellte nun auf Grund der zahlreichen von ihm gesammelten Belegstellen zunächst das Gebiet des Imperfects fest. Durch diese Zeitform faßt der Sprechende oder Schreibende eine Handlung der Vergangenheit als dauernd, dagegen durch den Aorist als dauerlos auf. Die subjective Auffassung einer Handlung als einer dauernden kann mit dem objectiven Thatbestande sich decken, und dann haben wir das im engern Sinne so genannte Imperfect der Dauer, welches zugleich das der Wiederholung in sich schließt. Der Sprechende kann aber auch eine Handlung, selbst von kürzester Dauer, als eine erst sich entwickelnde, noch nicht zum Abschluß gelangte, in verschiedener Weise von andern Handlungen abhängige auffassen, und das geschieht durch das Imperfect der Entwickelung, das gerade bei Polybius sehr charakteristisch hervortritt und scharf vom Aoriste sich abgrenzt. Noch mehr endlich liegt im Bereiche einer subjectiven Auffassung die Zeitform der Schilderung, durch welche der Schriftsteller, gewissermaßen in die Vergangenheit sich versetzend, die Ereignisse darstellt, als sähe er sie mit eigenen Augen und dadurch seine Erzählung lebendiger gestaltet. Auch in dieser Hinsicht bietet der Sprachgebrauch des Polybius ein ungemein günstiges Beobachtungsfeld. Wenn nun diese drei Hauptarten des Imperfects festgestellt und an verschiedenen Verbalclassen im Einzelnen nachgewiesen worden sind, können wir es versuchen, den Aorist, dessen Handlung vorher lediglich durch die Negation „dauerlos“ der imperfectischen Handlung gegenübergestellt war, näher zu bestimmen. Als charakteristisch und in jedem Falle zutreffend erwies sich das Merkmal, daß die im Aorist stehende Handlung als eine in sich zusammengedrängte und deshalb im Sinne des Sprechenden als eine abgeschlossene aufgefaßt wird. Der Indicativ des Aorists ist bei Polybius recht eigentlich die Zeitform für den summarischen Bericht: was im Aorist erzählt wird, gilt zugleich mit der Erwähnung als erledigt; das Eine ist abgethan und der Platz für Anderes, was weiter berichtet werden soll, ist frei. Auch wenn der Aorist, was bei Polybius verhältnißmäßig selten vorkommt, die eintretende Handlung bezeichnet (ingressiver Aorist), bleibt die Hauptsache, daß diese einmal eingetretene Handlung dem Berichterstatter als abgeschlossen, als erledigt gilt. Aufgabe weiterer Untersuchungen wird es sein, nachzuweisen, daß unter demselben Gesichtspunkte auch die übrigen Modi des Aorists, natürlich unter Berücksichtigung der besonderen Modalbedeutung, ihrer Zeitart nach aufzufassen sind.

Es folgte ein Vortrag des Hrn. His über den Begriff der Nervenkerne.

Hr. Ratzel sprach über die Verbreitung ethnographischer Merkmale in Afrika, aus welcher Schlüsse auf die ungeschriebene Geschichte der Neger gezogen werden können. Er hob besonders das Vorkommen bestimmter Bogenformen hervor, welche in geographisch abgegrenzten Gebieten sich finden und welche als Arten aufzufassen sind, die in eine Anzahl von Varietäten auseinandergehen. Er classificirte und beschrieb diese Bogenformen und bestimmte den Grad ihrer Bedeutung für die Unterscheidung geschichtlich bedingter Gruppen der Negervölker.

Hr. Ludwig legte die Ergebnisse einer anatomischen Untersuchung vor, welche Hr. Professor Mall aus Worcester eingesendet hat. Es wird nachgewiesen, daß das Bindegewebe außer elastischen und collagenen noch eine dritte Art von Fasern enthält. Während die collagenen Fasern die Bestandtheile des Körpers darstellen, welche durch die Festigkeit ihres Zusammenhangs ausgezeichnet sind, Knochen, Knorpel, Sehnen u. s. w., bildet die andere von Mall zuerst rein dargestellte Faserung die Grundlage der Leber, Milz, Niere, Lymphdrüsen u. s. w. Durch sein chemisches und sein anatomisches Verhalten läßt sich das neue als reticuläre Faser bezeichnete Gewebe von übrigen Bestandtheilen des Bindegewebes sicher unterscheiden.

Napoleon Bonaparte.*)

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

V.

Die Lenkung, Zügelung und Gleichordnung so starker Leidenschaften erforderte eine ungeheure Kraft. Diese ist bei Napoleon ein Trieb von außerordentlicher Tiefe und Schärfe: der Trieb, sich zum Mittelpunkt von Allem zu machen und Alles auf sich zu beziehen, mit anderen Worten: die Selbstsucht, nicht die schlummernde, unthätige, sondern die rücksichtslose, unverwandt auf ihr Ziel lossteuernde, die der Thätigkeit und Ausdehnung seiner Fähigkeiten entspricht, durch Erziehung und Umstände entwickelt, durch den Erfolg und die Allmacht gesteigert worden ist, bis sie schließlich ein Ungeheuer wird und mitten in

*) Vorheriger Abdruck aus dem 5. (Schluß-) Bande seines berühmten Werkes „Entstehung des modernen Frankreich“; derselbe erscheint um Neujahr 1891 in der Katscher'schen Bearbeitung im Verlage Abel & Müller, Leipzig, u. d. T. „Das nachrevolutionäre Frankreich“.

die menschliche Gesellschaft hinein ein gewaltiges „Ich“ stellt, welches seine gierigen Ansprüche immer mehr ausdehnt und immer zäher erhebt, welches sich von jedem Widerstande verletzt, von jeder fremden Unabhängigkeit gestört fühlt und welches auf dem unabsehbaren Gebiete, das es sich zuerkennt, kein Leben dulden kann, das nicht ein Anhängsel oder Werkzeug des seinigen ist.

Bei Bonaparte war dieses Alles beanspruchende und aufsaugende Wesen schon im Jünglings-, ja im Kindesalter im Keime vorhanden. In den Brienner Schulnoten heißt es: „Herrschsüchtiger, gebieterischer, hartnäckiger Charakter“; in denen der Militärschule: „Außerordentlich zur Selbstsucht neigend, große Eigenliebe, ehrgeizig, Alles anstrebend, einsamkeitliebend“, Letzteres zweifellos weil er unter völlig Gleichen nicht der Erste sein kann und er sich nur dort wohlfühlt, wo er befehlen darf. „Ich hielt mich abseits von meinen Kameraden,“ wird er später sagen; „ich hatte mir im Weichbilde der Schule einen Winkel ausgesucht, in welchem ich zu sitzen und nach Herzenslust zu träumen pflegte. Wenn meine Genossen mir diese Ecke streitig machen wollten, wehrte ich mich mit aller Macht. Ich empfand bereits, daß mein Wille den Sieg davontragen müsse und daß, was mir gefiel, mir auch zufallen werde.“ Was seine Jugend betrifft, so malte er sich selber als einen bösartigen kleinen Wildfang ohne Schranken und Gewissen: „Nichts imponirte mir, ich fürchtete Niemanden, ich schlug den Einen, verspottete den Andern und bildete das Entsetzen Aller. Ich biß und prügelte meinen Bruder Joseph und beschwerte mich dann über ihn, ehe er noch recht zur Besinnung kam.“ [1]) Treffliche Kriegslist! Und er wird nie müde werden, dieselbe immer wieder anzuwenden. Diese Gabe, nützliche Lügen aus dem Boden zu stampfen, ist ihm angeboren; später, als „gemachter Mann“, rühmt er sich ihrer, erhebt sie zum Maßstab der „politischen Ueberlegenheit“ und „erinnert sich mit Behagen daran, daß schon in seiner Kindheit ein Oheim ihm prophezeite, er werde die Welt beherrschen, weil er ein Gewohnheitslügner sei“.

Dieses Wort des Onkels faßt die gesammte Erfahrung eines Mannes dieser Zeit und dieses Landes zusammen. Im corsischen Leben paßten sich die sittlichen Begriffe unbedingt den Sitten an, und dasselbe gilt von allen Ländern und Zeiten, in denen die Polizei machtlos, die Rechtspflege werthlos ist, wo das öffentliche Vermögen Jedem gehört, der es in die Gewalt bekommen kann, wo die Privatfehden ohne Gnade und Erbarmen wüthen, wo alle Welt bewaffnet und jede Waffe willkommen ist: die Verstellung, der Betrug und die Schurkerei ebenso wie die Flinte oder der Dolch. So stand es auf Corsika im achtzehnten, in Italien im fünfzehnten Jahrhundert. Die ersten Eindrücke Bonaparte's ähnelten daher denen Machiavelli's und der Borgias. Hiervon rührte bei ihm der Vortrab von halben Gedanken, welche die Grundlage späterer, ganzer wurden: der gesammte Unterbau seines künftigen Geistesgebäudes und seiner Anschauungen von der menschlichen Gesellschaft. Jeder seiner Besuche in der Heimath nach dem Verlassen der französischen Schulen trägt durch die Erneuerung und Verstärkung derselben Eindrücke zur Festigung desselben Schlußgedankens bei. Die französischen Commissare auf Corsika zwischen 1790 und 1800 schreiben: „Das Volk hat keinen Begriff von irgend einem abstracten Grundsatz. . . Die Rechtspflege wird nicht ausgeübt; in den letzten zwei Jahren sind 130 Morde begangen worden... Die Einführung der Geschworenengerichte macht jede Bestrafung von Verbrechen unmöglich; eine aus Mitgliedern der Partei oder Familie des Angeklagten bestehende Jury wird sich selbst durch die klarsten Beweise seiner Schuld nicht zu einer Verurtheilung bewegen lassen.“ Und gehört der Schuldige einer Gegenpartei an, so wird er ebenfalls freigesprochen, denn die Geschworenen würden, wenn sie es nicht thäten, Gefahr laufen, die Rachgier der betreffenden Familie wachzurufen. „Der Gemeinsinn ist unbekannt; an die Stelle des Gesellschaftskörpers tritt eine Menge kleiner, einander feindseliger Parteien... Jeder Corse ist Mitglied einer Familie und folglich auch irgend einer der vielen Parteien; wer keiner von diesen angehören wollte, würde von sämmtlichen verabscheut werden... Alle Häupter verfolgen dasselbe Ziel: die Beschaffung von Geld ohne Rücksicht auf die Natur der hierbei anzuwendenden Mittel; sie trachten daher in erster Linie, sich durchweg mit Geschöpfen zu umgeben, die ihnen blindlings gehorchen... Bei den Wahlen erscheint man immer bewaffnet und es geht nie ohne Thätlichkeiten ab... Die siegreiche Partei bedient sich ihres amtlichen Einflusses, um der anderen Verdrießlichkeiten zu bereiten und sie ungerecht zu behandeln... Die Chefs thun sich zu aristokratischen Bündnissen zusammen, innerhalb welcher alle Mißbräuche geduldet werden; sie schreiben in vielen Fällen keine Steuern aus und heben keine ein, theils um die Wähler günstig zu stimmen, theils aus Parteigeist oder verwandtschaftlichen Rücksichten.... Die Zolleinnahmen werden den Freunden und Verwandten zugewiesen. ... Die Gehälter erreichen oft nicht die Bezugsberechtigten. Die Unsicherheit auf dem Lande macht die Dörfer unbewohnbar; die Bauern tragen selbst bei der Feldarbeit Gewehre. Man kann keinen Schritt ohne bewaffnete Begleitung machen; nicht selten muß ein Brief von einem Postort zum andern von fünf oder sechs Mann begleitet werden.“

Vergegenwärtigt man sich die Tausende von Vorfällen, deren Zusammenfassung die vorstehenden Berichte bilden, so hat man einen Begriff von der moralischen Luft, in welcher der junge Bonaparte aufgewachsen ist. Als Kind hat er bei Tische den Gesprächen der Erwachsenen gelauscht und dabei aus einem Wort wie das erwähnte des Oheims, aus einem Gesichtsausdruck, einem Ausruf der Bewunderung oder einem Achselzucken errathen, daß der Lauf der Welt im Allgemeinen kein friedlicher, sondern ein kriegerischer sei; er hat erfahren, durch welche Schliche man es zu etwas bringt, durch welche Gewaltthätigkeiten man emporkommt, durch welche Handstreiche man sich aufschwingt. Im Uebrigen der Amme, der Kammerfrau und sich selbst überlassen, hört er das Volk, unter dem er sich herumtreibt, die Matrosen, die Schäfer in ihrer Natursprache reden, wohlgewählte Hinterhalte und erfolgreiche Fallstricke freimüthig bewundern. Diese praktischen Belege zu den Lehren, die er daheim empfangen, prägen sich seinem Gemüthe überaus tief ein, um so tiefer, als sie seinen Anlagen entsprechen, so daß der Naturtrieb und die Erziehung hier einträchtig zusammenwirken. Kein Wunder, daß er vom Beginne der Revolution an, sofort nach seiner Rückkehr in die Heimath, das Leben als einen Kampf mit allen möglichen Waffen auffaßt und diese Auffassung ohne jedes Bedenken, ohne irgendwelche Rücksichtnahme durchführt. Wenn er die Gerechtigkeit und das Gesetz preist, so geschieht es nur in Worten, überdies in spöttischen; er betrachtet Recht und Gesetz als Buchphrasen und ist der Ansicht, daß Gewalt vor Gerechtigkeit geht.

Dieser ohnehin bereits so stark ausgeprägte Charakter wird von einem zweiten Schlage der Balancirstange getroffen, der ihn noch bedeutend verstärkt: die in Frankreich herrschende Anarchie kräftigt in ihm die Grundsätze, welche er sich infolge der corsischen Anarchie gebildet hat. Aus dem Anblick einer sich auflösenden Gesellschaft zieht man eben leicht dieselben Lehren wie aus dem einer noch nicht festgefügten. Sein durchdringender Blick hat sehr früh unter dem Aufputz von Theorien und Phrasen den wahren Kern der Revolution erkannt: die Oberherrschaft der entfesselten Leidenschaften, und die Unterjochung der Mehrheit durch die Minderheit. Man muß entweder selbst erobern oder sich unterwerfen, — einen Mittelweg zwischen diesen äußersten Bedingungen giebt es nicht. Nach dem 9. Thermidor reißen die letzten Schleier und die zügellosen, herrschsüchtigen Begierden zeigen sich auf dem politischen Schauplatze in ihrer ganzen Nacktheit. Ums Gesammtwohl, um die Volksrechte kümmert sich Niemand. Die Regierenden erweisen sich als eine Bande, welche Frankreich als ihre Beute betrachtet, und sie verstehen es, diese mit allen Mitteln — die Waffengewalt nicht ausgenommen — gegen Jedermann, der sie ihnen entreißen will, zu vertheidigen. In den Heeren, namentlich in dem in Italien liegenden, haben die republicanische Treue und die patriotische Selbstverleugnung den natürlichen Gelüsten und den militärischen Leidenschaften Platz gemacht. Barfuß, in Lumpen gekleidet, mit einer Tagesration von einem Viertelpfund Brod, die Löhnung in werthlosen Assignaten empfangend, wollen die Officiere und die Mannschaft endlich und vor Allem aus dem Elend herauskommen. „Nachdem die Unglücklichen,“ schreibt Bonaparte unterm 26. April 1796 ans Directorium, „drei Monate lang auf den Alpengipfeln geseufzt, sind sie ins gelobte Land eingezogen; nun wollen sie dessen Herrlichkeiten genießen.“ Ein zweiter Sporn ist der durch die Einbildungskraft und den Erfolg gesteigerte Stolz. Dazu kommt das Bedürfniß, seine Kräfte zu vergeuden, das Ungestüm und die Vollsaftigkeit der Jugend, denn diese Soldaten sind fast durchweg

---

[1]) Nach Corsika zurückgekehrt, maßt er sich die Herrschaft über die ganze Familie an. „Man widersprach ihm nicht,“ sagt sein Bruder Lucian, „denn er wurde über die geringste Bemerkung aufgebracht und gerieth beim kleinsten Widerstand in Harnisch; selbst der Aelteste (Joseph) wagte nicht, ihm zu antworten“. (Jung, „Bonaparte und seine Zeit“.)

sehr jung und fassen das Leben in ihrer gallischen oder französischen Weise als eine Vergnügungspartie und einen Zweikampf auf. Aber sich tapfer fühlen und zeigen, daß man es ist, aus Muthwillen und Lustigkeit den Kugeln trotzen, sich von einem Liebesstelldichein in eine Schlacht und von dieser auf einen Ball begeben, sich ohne Hintergedanken — lediglich um einer augenblicklichen Empfindung willen — übermäßig unterhalten, aber auch übermäßig in Gefahr stürzen, seine durch Wetteifer und Gefahr überreizten Fähigkeiten genießen: all dies heißt nicht mehr sich hingeben, sondern sich die Zügel schießen lassen, und für Alle, die nicht unbesonnen sind, bedeutet das, daß sie ihren Weg machen, daß sie emporkommen, plündern um reich zu werden, wie Massena, erobern um mächtig zu werden, wie Bonaparte. In dieser Hinsicht herrscht zwischen dem General und seiner Armee von allem Anfang an[1]) Einverständniß und dieses wird nach einem Jahre ein vollkommenes; von ihren gemeinschaftlichen Handlungen löst sich eine Moral los, die in der Armee zwar nur nebelhaft, beim General jedoch klar ausgebildet ist. Was sie nur ahnt, das sieht er deutlich; wenn er seine Kameraden vorwärts treibt, so treibt er sie in die ihnen passende Richtung. Er kommt ihnen nur zuvor, wenn er ihnen die Welt als eine große Gasterei schildert, an der sich Jedermann betheiligen kann, bei der man aber, wenn man gut bedient sein will, lange, starke Arme haben und trachten muß, sich möglichst zuerst zu bedienen und den Anderen nur das zu gönnen, was man übrig läßt.

Dies dünkt unserem Helden so natürlich, daß er es ganz offen sagt, und sogar in Gegenwart von Männern, die nicht zu seinen Vertrauten gehören, wie z. B. dem Diplomaten Miot de Melito und dem Ausländer Melzi. Im Juni 1797 — nach den Präliminarien von Leoben — äußert er ihnen gegenüber in den Gärten von Montebello:

„Glauben Sie, daß ich in Italien Triumphe erringe, um die Advocaten des Directoriums, um Carnot und Barras groß zu machen? Oder etwa um eine Republik zu gründen? Welcher Gedanke! Eine Republik von dreißig Millionen Menschen! Mit unseren Sitten und euren Lastern! Derlei ist ganz unmöglich. Die Franzosen sind in dieses Hirngespinnst vernarrt, aber dasselbe wird verschwinden wie so viele andere. Die Franzosen bedürfen des Ruhmes, sie suchen Befriedigung für ihre Eitelkeit, aber von der Freiheit verstehen sie nichts. Betrachten Sie die Armee. Die Erfolge, die wir davongetragen, haben dem französischen Soldaten seinen eigentlichen Charakter bereits wiedergegeben. Ich gelte ihnen Alles. Das Directorium versuche einmal, mir den Oberbefehl zu entziehen, und es wird sehen, wer der Herr der Lage ist. Die Nation braucht ein Haupt, einen ruhmbedeckten Lenker, keine Regierungstheorien, keine Lehrsätze, sie versteht nichts von ideologischen Redensarten. . . . Was Ihr Land, Herr v. Melzi, betrifft, so besitzt es noch weniger republicanische Elemente als Frankreich und man braucht mit Italien noch weniger Umstände zu machen als mit jedem andern Lande. . . . Uebrigens ist es durchaus nicht meine Absicht, mit Oesterreich so schnell fertig zu werden. Der Friede liegt nicht in meinem Interesse. Sie sehen, was ich jetzt in Italien bin und vermag. Wird Friede geschlossen und stehe ich nicht mehr an der Spitze dieses Heeres, dessen Zuneigung ich mir erworben, so muß ich meiner Macht, meiner felderrungenen hohen Stellung entsagen, um den Advocaten im Luxemburgpalast den Hof zu machen. Ich möchte Italien nur verlassen, um in Frankreich eine ähnliche Rolle zu spielen wie hier; der richtige Augenblick ist aber noch nicht gekommen, die Birne ist noch nicht reif genug."

Er will abwarten, daß die Birne ganz reif werde, will aber nicht dulden, daß mittlerweile ein Anderer sie pflücke, — dies bildet den wahren Grund seiner politischen Treue und seiner jacobinischen Kundgebungen: „Eine Partei erhebt sich zu Gunsten der Bourbonen, ich will ihren Triumph nicht verhindern. Wohl gedenke ich einst die republicanische Partei zu schwächen, aber ich wünsche, dies zu meinem eigenen Nutzen zu thun, nicht im Interesse des früheren Herrscherhauses. Mittlerweile muß man mit der Republik gehen," mit den schlimmsten, mit den Bösewichten, die den Rath der Fünfhundert, den Rath der Aeltesten, sowie das Directorium „reinigen" und dann die Schreckensherrschaft wieder einführen wollen. Bonaparte wirkt denn auch an dem 18. Fructidor mit und erklärt nachher sehr verständlich, warum er es gethan. „Glauben Sie nur ja nicht," sagt er am 18. November 1797 in Turin zu Miot de Melito, „daß ich die Ideen derer, die ich gestützt habe, theile; ich handelte so, weil ich nichts von der Rückkehr der Bourbonen wissen will, am wenigsten von ihrer Rückkehr mit Hilfe Moreau's und Pichegru's. . . . Ich habe keine Lust, in die Fußtapfen Monk's zu treten, will aber auch nicht, daß Andere es thun. . . . Was mich betrifft, mein lieber Miot, so erkläre ich Ihnen, daß ich nicht mehr gehorchen kann; ich habe befehlen gelernt und könnte dem Befehlen nicht entsagen. Mein Entschluß ist gefaßt: darf ich nicht länger Herr sein, so verlasse ich Frankreich." Einen Mittelweg kennt er nicht. Nach Paris zurückgekehrt, hegt er die Absicht, „das Directorium zu stürzen, die Kammern aufzulösen und sich zum Dictator aufzuwerfen," allein da die Erwägung aller Umstände ihm die Aussichten auf das Gelingen des Unternehmens gering erscheinen lassen, „verschiebt er es" und geht zur zweiten Partei über. „Seine Expedition nach Aegypten hat keine andere Ursache." Daß dieser Feldzug unter den in Europa und Frankreich obwaltenden Verhältnissen dem öffentlichen Interesse zuwiderläuft, daß durch ihn Frankreich sich seiner besten Truppen entblößt und den größten Theil seiner Flotte der fast gewissen Vernichtung preisgiebt, ist ihm ziemlich gleichgiltig, gewährt ihm doch dieses ungeheure, muthwillige Abenteuer die Beschäftigung, die er sucht: ein umfassendes Thätigkeitsgebiet und jene schmetternden Siege, die wie Riesentrompetenstöße übers Meer dringen sollen, um sein Ansehen zu erhöhen.

In seinen Augen sind die Flotte, das Heer, Frankreich und die Menschheit nur für ihn da und eigens für seinen Dienst geschaffen. Bedürfte er noch einer Bestärkung in dieser Ueberzeugung, so würde Aegypten eine bilden. Dort, wo er ohne jede Ueberwachung unumschränkt herrscht und sich mit einer niedrigstehenden Menschengattung herumschlägt, handelt er wie ein Sultan und gewöhnt sich an diese Rolle.[2]) Hinsichtlich der Menschheit läßt er seine letzten Bedenken fahren; „seitdem ich den Orient besucht, hat mich namentlich Rousseau angewidert; der Wilde ist ein Hund," meint er, und unter der Oberfläche des Culturmenschen lauere der Wilde, nur das Gehirn habe sich verfeinert, die Naturtriebe seien unverändert geblieben. Der wilde wie der civilisirte Erdensohn bedürfe eines Herrn und Meisters, eines Zauberers, der seine Einbildungskraft im Schach hält, ihn einer strengen Zucht unterwirft, ihn an die Kette legt, ihn verhindert, zu unpassender Zeit zu beißen, ihn durchprügelt und auf die Jagd führt; zu gehorchen, sei seine Bestimmung — er verdiene nichts Besseres und habe keine Rechte.

Als Consul und Kaiser führt er diese seine Anschauungen in großem Maßstabe praktisch durch, und seine Erfahrungen bestärken ihn dann immer mehr in seiner Meinung. Bei seiner ersten Handbewegung ersterben die Franzosen in Gehorsam und sie verharren in diesem Zustande, als ob es ihr natürlicher wäre: die kleinen — die Bauern und Soldaten — mit thierischer Freude, die großen — die Würdenträger und Beamten — mit knechtischer Unterwürfigkeit. Die Republicaner leisten keinen Widerstand; im Gegentheil, ihren Reihen entnimmt der große Menschenverächter seine besten Regierungswerkzeuge: Senatoren, Abgeordnete, Staatsräthe, Richter, Verwaltungsbeamte jeden Ranges. Er hat unter ihrer Hülle von Freiheits- und Gleichheitspredigten ihre Herrschsucht erkannt, ihr Bedürfniß, an der Spitze zu stehen und — sei es auch nur in untergeordneten Stellungen — zu befehlen, bei den meisten überdies auch noch die Sehnsucht nach Geld und Genüssen. Der Abgesandte des Wohlfahrtsausschusses unterscheidet sich nur wenig von dem Minister, Präfecten oder Unterpräfecten des Kaiserthums, — es ist derselbe Mensch in zweierlei Gewandung: einst in der Carmagnole, jetzt im gestickten Staatskleid. Wenn arme Puritaner wie Cambon und Baudot sich weigern, die officielle Uniform anzulegen, oder wenn einige jacobinisch gesinnte Generale wie Lecourbe und Delmas gegen die

[1]) In seiner Proclamation vom 27. März 1796 heißt es: „Soldaten! Ihr seid schlecht gekleidet und genährt. Die Regierung schuldet euch viel und kann euch nichts geben. . . . Ich werde euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein; ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichthümer gewinnen." — „Freunde! Ich verspreche euch diese Eroberung!" (Proclamation vom 26. April 1796.) — Man lese in den Memoiren des Marschalls Marmont, wie Bonaparte die Rolle des Versuchers spielt, indem er dem Verfasser, der aber ablehnt, Gelegenheit bieten will, eine Casse zu stehlen.

[2]) „Josephine beklagte sich sehr darüber, daß sein Aufenthalt in Aegypten seine Gemüthsart verändert und jene launische Willkür zur Entwickelung gebracht habe, unter der sie seither so sehr zu leiden hatte." (Madame de Rémusat, „Memoiren")

Salbungsfeierlichkeiten murren, so betrachtet Napoleon sie als unwissend, beschränkt, in eine fixe Idee verrannt. Die hochgebildeten Liberalen von 1789 thut er mit dem Worte „Ideologen" ab; ihre „vermeintliche" Aufklärung hält er für ein Gemisch von Salonvorurtheilen und Stubenphantastereien. Lafayette erklärt er für einen „politischen Tropf", der sich immerfort „von den Menschen und Dingen zum Narren halten läßt". Nun bleibt aber bei Lafayette und einigen Anderen noch etwas zu erklären übrig: die erwiesene Uneigennützigkeit, die unablässige Sorge für das öffentliche Wohl, das gute Gewissen, die Ehrlichkeit und Treue, kurz: die edelsten, reinsten Triebfedern. Diese gegen Napoleon's Lehre streitenden Thatsachen werden von ihm zurückgewiesen; er sagt den Leuten ins Gesicht, daß er ihnen den sittlichen Adel abspricht.[4]) „General," redet er Mathieu Dumas am 4. Juli 1809 an; „Sie gehörten zu den Dummköpfen, die an die Freiheit glaubten?" — „Ja, Sire, und ich gehöre noch immer zu ihnen." — „Und Sie haben, wie die Anderen, an der Revolution aus Ehrgeiz mitgewirkt?" — „Nein, Sire, und ich würde mich auch verrechnet haben, denn ich halte jetzt genau dort, wo ich 1790 hielt." — „Sie haben sich von Ihren Beweggründen nicht genügend Rechenschaft abgelegt; Sie konnten sich nicht von den Uebrigen unterscheiden; das persönliche Interesse spielt immer eine Rolle. Sehen Sie sich einmal Massena an; er hat viel Ehre und Ruhm erworben, ist aber noch nicht zufrieden, er will Prinz werden wie Murat und Bernadotte, er wird sich demnächst tödten lassen, um es zu werden. Dies ist die Triebfeder der Franzosen."

Sein System beruht auf solchen Ansichten, — dies wird von den maßgebenden Zeugen, die am nächsten mit ihm verkehren, bestätigt. Metternich schreibt in seinen Memoiren: „Seine Meinung von den Menschen verdichtete sich zu einem Gedanken, der bei ihm unglücklicherweise zum Grundsatze wurde: er war nämlich überzeugt, daß jeder in der Oeffentlichkeit wirkende oder überhaupt irgendwie thätige Mensch sich lediglich vom persönlichen Interesse leiten lasse und von nichts Anderem geleitet werden könne." Nach ihm zu urtheilen, gängelt man den Menschen durch dessen selbstische Leidenschaften, die Furcht, die Habgier, die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Wetteifer. Dies seien seine Triebfedern, wenn er besonnen ist und nachdenkt. Uebrigens könne er leicht toll gemacht werden, denn er sei erfinderisch, leichtgläubig, der Begeisterung ausgesetzt; man gebe seinem Stolz und seiner Eitelkeit Nahrung, man dränge ihm eine falsche, übertriebene Meinung von sich und Anderen auf, und er werde blindlings rennen, wohin man wolle. Keiner dieser Beweggründe ist sonderlich achtungswürdig, und Geschöpfe, denen sie innewohnen, bilden die natürliche Stütze der Willkürherrschaft, den Lehmhaufen, der die Hand des Töpfers erwartet, welche ihm eine bestimmte Form verleihen soll. Enthält der Haufen auch einige harte Theile, so braucht der Töpfer diese nur zu zerreiben und dann mit fester Hand zu kneten.

Diese Schlußauffassung gräbt sich immer tiefer in Napoleon's Kopf ein, obgleich die greifbaren Thatsachen dieselbe in augenfälliger Weise Lügen strafen; nichts wird ihn davon abbringen: weder die hartnäckige Energie der Engländer, noch die unbeugsame Sanftmuth des Papstes, noch die ausgesprochene Erhebung Spaniens oder die dumpfe Gährung in Deutschland, noch der Widerstand des katholischen Gewissens oder der allmälige Abfall Frankreichs. Jene Auffassung ist eben in seinem Charakter begründet[5]): er sieht den Menschen so, wie er das **Bedürfniß** hat, ihn zu sehen.

[4]) „Ich habe ihn nie eine gute oder schöne That bewundern oder begreifen sehen." (Madame de Rémusat, „Memoiren".) — Ueber die Milde Augustus' und dessen Wort „Seien wir Freunde, Cinna!" sagte er: „Ich verstand, daß dies von dem Tyrannen nur Verstellung war, und billigte als Berechnung, was ich als Gefühl knabenhaft gefunden haben würde."

[5]) Fast alle seine falschen Berechnungen sind Folgen dieser Lücke, sowie des Uebermaßes von schöpferischer Phantasie. De Pradt schreibt: „Der Kaiser ist ganz System, ganz Illusion, wie es ja bei Jemandem, der ganz Einbildungskraft ist, nicht anders sein kann. Wer ihn beobachtet hat, weiß, daß er sich vorgestellt hat ein eingebildetes Spanien, einen nicht vorhandenen Katholicismus, ein unrichtiges England, ein falsches Finanzwesen, einen Phantasie-Adel, sogar ein eingebildetes Frankreich und letzthin auch einen eingebildeten Congreß."

Bücherbesprechungen.

B. K. **Einzelne Predigten.** Es sei uns verstattet, die in letzter Zeit uns zugegangenen Einzeldrucke von Predigten, die alle den üblichen Preis haben und zumeist an dem Orte, wo letztere gehalten wurden, auch erschienen sind, hier zusammen anzuzeigen mit kürzester Angabe des Nothwendigsten. Pfarrer v. **Seydewitz** (Antrittspredigt, Leipzig, Epheser 3, 14—21) spricht in kurzen, kraftvollen Sätzen von seinem Erstgebet als Gottes Diener, das sich an den Vater Jesu Christi wendet, geistliche Gaben erfleht und zu Gottes Ehren erhört wird. Diaconus Dr. **Sterzel** (Abschiedspredigt, Chemnitz, Phil. 1, 3—11) predigt: Fern und doch nah! und stellt sein bevorstehendes Fernsein (deutscher Pfarrer in Stockholm) auf derbe herzliche Art in Gegensatz zu dem Nahebleiben in treuem, dankbarem Gedenken und im fortdauernden gemeinsamen Streben und Beten. Pastor **Rohde** aus Harburg (Gastpredigt, Chemnitz, Epheser 4, 1—6) mahnt zur Einigkeit im Geiste als einer Pflicht der Demuth und Geduld und einem erreichbaren Ziel für den, der auf dem rechten Grunde steht. Pastor **Schütz** (Erntefestpredigt, Zwönitz, Matth. 6, 24—34) predigt nach schwerer Krankheit seiner Gemeinde in rührend väterlicher Rede: Kinder, laßt uns sorgenfreier werden! und redet von der rechten Sorglosigkeit angesichts des Erntesegens und der rechten Sorge um das Eine, was noth ist. Pastor **Hackenberg** in Hottenbach (Festpredigt zur Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Remscheid, Matth. 11, 20—30, Barmen, Klein) läßt Glockenklang ertönen als Dankesmahnung, Bußpredigt und Kampfesruf.

B. K. **Bericht über den Kindergarten (christliche Kleinkinderschule) des Stadtvereins für innere Mission in Dresden auf das Jahr 1889.** — Der Bericht gewinnt Bedeutung auch für Freunde der Sache an anderen Orten, weil ihm zwei Vorträge des Hofpredigers Ludwig Klemm beigefügt sind, welche bei den Abendbesprechungen mit den Müttern der Kinder über das bittende und das fragende, und über das spielende und das weinende Kind gehalten worden sind. Wohl dem, der sich nicht zu hoch dünkt, um Pädagogik auch für die Welt der Kleinsten zu lernen und zu lehren, wie es hier ein bewährter Fachmann thut! Es wird Anderen nicht schwer fallen, sich die in den Vorträgen entwickelten Gedanken anzueignen und sie bei ähnlichen Versammlungen zu verwerthen; Vorlesen hilft in solchen Fällen wenig.

B. K. **Zeitliches und Zeitloses.** Acht Vorträge von **Adolf Lasson.** Leipzig, Wigand. 3 ℳ — Der Verfasser veröffentlicht acht Vorträge, welche zumeist in Frankfurt a. O. vor einem „auserlesenen Kreise" Gebildeter und christlich Geförderter gehalten wurden und nun zum Theil auf Grund stenographischer Niederschriften gedruckt sind. Wir finden ein vortreffliches Charakterbild Kaiser Wilhelm's I, eine Abhandlung, welche den Titel führt: hundert Jahre philosophischer Gedankenbewegung, und welche von einem Ueberblick über die letztere in unserem Jahrhundert ausgehend in ein kräftiges Bekenntniß zu christlichem Glauben und christlicher Hoffnung ausmündet, eine Reihe von Vorträgen über sittliche Verantwortlichkeit, in welchen gegen den Materialismus und seine verwegenen Folgerungen namentlich auch für die Strafrechtspflege entschieden Verwahrung eingelegt wird. Die übrigen Vorträge, die alle schon durch die Wahl des Titels (Cultur und Technik, Symbol und Zeichen u. ähnl.) ein gewisses Interesse erwecken, bieten eine Fülle von Lebensweisheit eines klugen und vielerfahrenen Beobachters. Der Vortrag „Werkzeug und Maschine, ein Gleichniß" mit seiner Anwendung auf das menschliche Geistesleben ist als ein ausgezeichneter Stoff zum Vorlesen vor einem gebildeten Kreise zu empfehlen und an diesen Gebrauch seines Buches hat der Verfasser in erster Linie gedacht. Dagegen vermissen wir in dem ersten Vortrage „Geist und Buchstabe", dem einzigen religiösen Thema, das behandelt wird, die volle Klarheit. Was ist Buchstabe? Diese Frage mußte doch zunächst mit aller Bestimmtheit beantwortet werden. Daß der Verfasser das vielerwähnte Wort des Apostels vom Buchstaben, der tödtet, nicht richtig versteht, theilt er zwar mit sehr vielen Schicksalsgenossen, aber von ihm hätten wir es nicht gedacht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 144. Dienstag, den 2. December. 1890.

In der Provence.

Reisebilder von Alexander Schütte, Major a. D.

O! wonnevalle Reiselust,
An Dich gedenk' ich früh und spat,
Der Sommer naht, der Sommer noht:
Mai, Juni, Juli und August. v. Platen.

Es war ein heilloses Wetter, Regen und Wind, als ich — am Himmelfahrts-Tage — den Schnellzug der Schweizer Westbahn zu Genf bestieg, der mich in südliche Landschaften führen sollte. Noch Tags varher in Frankfurt a. M. strahlte der Himmel in ungetrübter Bläue, heute hingen schwer und regenschwanger finstere Wolkengebilde über der feuchten Erde. Dennoch war ich frohgelaunt. Stand ich doch am Beginne einer, wenn auch kurzen, Erholungsreise zu jenen Gegenden, von denen die blaue Spitze der Nordnadel sich abwendet. Samit fuhr ich denn guten Muthes dem französischen Süden entgegen, denn mein Reise-Programm bestand nur in dem einzigen Worte „Provence", — wahrlich ein verführerischer Name, der bei dem Nordländer stets Erinnerungen an Troubadours, König Artus und Liebeshöfe wachruft, eingerahmt in Meer- und Land-Scenerien von entzückender Lieblichkeit. Vorläufig war von allen diesen Herrlichkeiten nichts zu spüren. Fröstelnd drückte ich mich in meine Coupé-Ecke und murmelte, schlaftrunken von der vorigen Nachtfahrt: „Mehr des betäubenden Samens schütte aufs Haupt mir, ol lächelnder Morpheus."

In Bellegarde, der französischen Grenzstation, wurde ich durch den Ruf „Taut le mande descendre" der Schaffner geweckt, denn hier fand die übliche Gepäck-Revision durch die französischen Grenzbeamten mit einer anzuerkennenden Urbanität statt, welche von dem mir bekannten rücksichtslosen Verfahren der italienischen dagegen vortheilhaft abstach.

Das malerische Städtchen mit dem großartigen Viaduct über den tief unten schäumenden Gebirgsbach Valserine ist nur bemerkenswerth durch die sog. Perte du Rhône, indem dieser Fluß inmitten seines tiefen Bettes von Kalkfelsen, 2 km vom Viaduct entfernt, plötzlich in einer Aushöhlung verschwindet, um erst eine Strecke weiter wieder zu erscheinen. Bald folgt ein zweiter schöner Viaduct ganz von Eisenblech; — allmälig öffnet sich hinter Station Seyssel bei der Verbindungsstation Culaz das rauhe Felsen-Defilé. Hier findet für die nach Turin Reisenden Wagenwechsel statt. Auch ich mußte auf eine französische Nebenlinie übergehen, da ich das mir bekannte Lyon diesmal nicht berühren wollte, dafür aber eine bedeutende Kürzung meiner Route erzielte. So passirte der Nachtzug in Dunkelheit und Regen die Orte Belley und St. Marcelin, um pünktlich frühmorgens in dem chef-lieu des Departements Drôme, Valence, einzutreffen. Die Stadt, das antike Valentia, deren Einwohner berechtigt waren, in Rom Ehrenposten zu bekleiden, hat im Innern recht mittelalterliche, enge Straßen. Da das Wetter sich aufgeklärt hatte, so suchte ich das stattliche Haus in der Grande Rue Nr. 4 auf, in welchem Napaleon I. 1785 als Artillerielieutenant wohnte. Unweit davon auf der Place des Clercs fand gerade der Wochenmarkt statt, wo alle Producte der reichen Umgegend zum Verkauf aufgestapelt waren. Namentlich fiel mir die große Zahl von gemästetem Geflügel und Kaninchen auf, welche theils lebend, theils gerupft oder abgebalgt eine besondere Ecke des Marktplatzes einnahmen. An einer anderen Stelle waren alle möglichen Gemüse in kleinen Pyramiden sehr hübsch aufgethürmt. Prächtiges Tafelabst in sauberen Körbchen und endlich eine enorme Menge von Mais und Kastanien, in Haufen auf dem Pflaster ausgeschüttet, zeugten von der Betriebsamkeit der Landleute und der Ergiebigkeit des Bodens. Mancher Bauersmann (cultivateur) im blauen Kittel und in Holzschuhen brachte beim Feilschen seinen ledernen, mit lauter 20 Francsstücken gefüllten Geldbeutel zum Vorschein, ahne daß die Umstehenden hierin etwas Absonderliches gefunden hätten. . . Ja! es ist noch immer ein gesegnetes Land, dieses Frankreich, mit dem sich unser armes, von der Natur nur mäßig begünstigtes Deutschland, dazu seit Jahrhunderten von blutigen Kriegen heimgesucht, nicht messen kann. Wer kennt nicht den Ausspruch: „Er lebt wie Gott in Frankreich"?

Eine lange schmale Gasse führt vom Place du Marché zur Artilleriecaserne in der ehemaligen Citadelle. Mir war die Aussicht von den Bastionen auf das jenseitige Rhoneufer gerühmt worden und somit wandte ich mich an den Wachehabenden der Casernenthorwache mit der Frage, ab der Eintritt erlaubt sei. Zu meinem Erstaunen bejahte der Unterofficier, gab mir einen Kananier mit, um mir die besten Aussichtspunkte zu zeigen, und sa escortirt betrat ich ein sonst für Fremde in Frankreich jetzt schwer zugängliches Casernement. Ueberall exercirten die Rekruten. Auf einem kleinen Hofe sah ich ein Dutzend Infanteristen bei einem Officierspferde stehend, dessen Sattelung 2c. von einem Artilleriesergeanten ihnen erklärt wurde. Es waren dies, wie mein Begleiter bemerkte, die „berittenen Officiersburschen" des in Valence liegenden Infanterieregiments. Gewiß eine nachahmungswürdige Anardnung.

Hinter Valence traten die ersten Maulbeerbäume und hin und wieder auch Cypressen auf; indeß ist das ganze linke Rhoneufer einförmig, aber äußerst fruchtbar. In Montélimart bekam ich ein geräumiges, freundliches Zimmer mit dem üblichen trefflichen zweischläfrigen Bette im „Hotel de la Poste" für 2 Frcs. incl. Licht und Service, gewiß ein mäßiger Preis, zu dem ich im lieben Deutschland unter ähnlichen Verhältnissen sicherlich nicht bequartiert worden wäre. Bei dem Diner (3 Frcs.) um ½7 Uhr, an welchem 10 Personen Theil nahmen und wobei ein ganz passabler Rothwein à discretian servirt wurde, kostete ich zum ersten Male beim Dessert die sog. „naugats", längliche Mandelkuchen, die frappant wie Windsor-Seife-Stücken aussehen und zum Wein als Zugabe nicht zu verachten sind. — Nach einer guten Nachtruhe fuhr ich anderen Tags bei heiterem Sonnenschein per Omnibus über die Rhonebrücke auf das rechte Ufer des von dem jüngsten Regen stark geschwollenen Stroms, um von der Eisenbahnstation Le Teil eine Excursion in das vulcanische Gebiet des Ardèche zu machen. Der Eisenbahnzug verläßt alsbald das rechte Rhoneufer und windet sich mühsam bergauf durch enge Felseinschnitte, deren Wände zum Theil aus Basaltmassen bestehen, die mit ungeheuren, auf einander gethürmten holländischen Käsen eine gewisse Aehnlichkeit haben. Zu Mittag erreichte der Zug das hoch auf einem Hügel thronende Städtchen Aubenas. Hier endet der Schienenweg. Ich begab mich durch ärmliche, mittelalterliche Gassen zu dem wegen seiner ausgezeichneten Küche berühmten „Hotel de l'Union" und genoß nach dem trefflichen Dejeuner (2½ Frcs.) aus den Fenstern des Speisesaals eine köstliche Aussicht auf die Unterstadt, den kleinen Ardachefluß und die den Horizont einrahmenden Basaltberge der Cairons, in welche

sich die weißglänzende Chaussee nach dem Departementshauptort Privas wie ein schmales Band verliert. Ueberall auf dem vulcanischen Boden gedeiht die Edelkastanie in prächtigen Gehölzen und verleiht dem sonst sterilen Steinplateau ein anmuthigeres Aussehen. Die beste Art, diese, besonders für Naturforscher und Geologen interessanten Gegenden, welche allmälig in die pittoreske Auvergne übergehen, zu bereisen, ist (ganz wie in den Pyrenäen) zu Pferd. Die Pferdchen sind sicher und ausdauernd, die Dorfwirthshäuser einfach und sauber, die Kost, wie überall in Frankreich, ist gut, oft excellent und die Bevölkerung höflich und gutmüthig. — Abends war ich wieder zurück in Montélimart, um am folgenden Morgen nach Chateauneuf weiter zu fahren. Obwohl mein Billet auf Orange lautete, so gestattete der freundliche chef-de-gare dennoch mir, einen Abstecher nach dem alterthümlichen, jenseits der Rhone gelegenen Viviers zu machen. Die Gassen und Gäßchen dieser, in den Religionskriegen Frankreichs oft belagerten und erstürmten kleinen Stadt bilden solch ein complicirtes, finsteres Labyrinth, daß man das Ganze oft mit einem Bienenstocke verglichen hat. Die alte bischöfliche Kathedrale erhebt sich auf einem nicht unbeträchtlichen Hügel, von dem man, sowie der angrenzenden place d'armes eine weite Aussicht auf das Gelände des Vivarais hat. Hier zeigte der marguillier*) mir die enorme Ulme, welche durch den Cardinal Sully gepflanzt ist (1562). Eine kolossale Mutter-Gottes-Statue hatte erst neuerdings auf dem jenseitigen Hügel Aufstellung gefunden, sowie auch ein riesiges Seminar in der Unterstadt nagelneu aufgeführt worden ist. Der prächtige Bischofspalast steht inmitten eines reizenden, schattigen Gartens am Eingange des Städtchens —, kurz, diese ehemalige Veste des Protestantismus in den Hugenottenkriegen ist jetzt ein formidabler katholischer Waffenplatz der ecclesia militans geworden. Und nun zweifle man noch an der Thatsache, daß Frankreich das katholischste Land der Welt sei! ... In Orange, woselbst ich gegen Abend eintraf, hatte ich bis zum Sonnenuntergang noch gerade hinreichende Zeit, um den berühmten antiken „Triumphbogen", wahrscheinlich aus der Zeit des Marcus Aurelius stammend, zu bewundern. Die Basreliefs, die ihn schmücken, stellen sonderbarerweise fast nur Schiffstrophäen dar. Keine Inschrift ist sichtbar, nur das Wort MARIO läßt sich auf einem Barbaren- (nicht römischen) Schilde entziffern. — In der Abenddämmerung durchschritt ich die engen und krummen Gassen der Stadt, um zu dem am äußersten Ende derselben belegenen großen „Römischen Theater" zu gelangen. Es befindet sich am Fuße eines Hügels, in dessen Flanke die halbkreisförmigen Reihen von Zuschauersitzen eingeschnitten waren, und dessen Gipfel eine „arx" in der römischen Zeit krönte. Die Sehne des Cirkels bildet eine kolossale Mauer, die „scena", welche noch heute über die winzigen Häuser der modernen Stadt weit emporragt. Die Höhe dieses Mauerwerkes beträgt 111′, die Länge 334½′, die Dicke 13′. Das Material besteht aus enormen Basaltblöcken, die ohne ein Bindemittel aufs Genaueste auf- und nebeneinander gefügt sind. Alle Marmorbekleidung ist längst verschwunden, aber man sieht noch oben die steinernen Vorsprünge mit den Löchern, worin die Stangen gesteckt wurden, welche das Segeltuch**) zum Schutze der Zuschauer gegen die Sonnenstrahlen trugen. Die Gemächer, die den Schauspielern zum Ankleiden dienten, sind noch ziemlich erkennbar, sowie auf einem Steine der untersten Sitzreihe die Buchstaben: Eq. C. III (Ritter, 3. Rang) zu lesen sind. Auch die Vomitorien sind noch erhalten. Neben dem Theater befinden sich Ueberreste eines römischen „Hippodroms", beinahe von der gleichen Ausdehnung, wie derjenige des Maxentius zu Rom. Leider ist außer dem stattlichen „porticus" nur ein kümmerlicher Rest der „meta" übrig. Das alte Arausio muß also, nach diesen Ruinen zu schließen, eine weit bedeutendere Stadt gewesen sein, als die jetzige unansehnliche Provinzialstadt von 10000 E. Uebrigens stehen die heutigen „Oranier" in dem Rufe einer händelsüchtigen und brutalen Rotte, was einige Bestätigung darin findet, daß zur Zeit der Revolution von 1789 im Laufe von 3 Monaten 378 Personen unter dem Messer der Guillotine hier verbluteten.

In stockfinsterer Nacht kam ich in dem mir wohlbekannten Avignon an und schlief in dem vortrefflichen „Hotel de l'Europe" an der Place Crillon den Schlaf des Gerechten. Die bleichen Sonnenstrahlen erkämpften sich mühsam den Durchbruch durch eine graue Wolkenschicht, als ich auf den kleinen, mit Platanen umgebenen Platz vor meinem Hotel am folgenden Morgen hinaustrat. Auf dieser Stelle war es, wo 1815 der Marschall Brune beim Passiren der Stadt, als soeben die Niederlage Napoleon's bei Waterloo bekannt geworden war, von wüthenden Royalisten in seinem Wagen durch Pistolenschüsse ermordet wurde, und dies gab das Signal zu einer allgemeinen Verfolgung und Mißhandlung der Bonapartisten seiten der bisher unterdrückten Royalisten im ganzen Departement Vaucluse. — Avignon liegt am linken Rhoneufer, etwas oberhalb des Einflusses der Durance. Ungeheure, mittelalterliche, völlig erhaltene Mauern mit pittoresken Zinnen und Schießscharten umgeben die Stadt. Papst Clemens VI. war der Erbauer. Nur an der Stelle, wo der „Rocher des Doms" steil aus den trüben Fluthen der Rhone aufsteigt, ist diese Enceinte unterbrochen. Eine Hängebrücke über den Strom verbindet die alte Papstresidenz mit der Vorstadt Villeneuve-les-Avignon auf dem linken Ufer. Ich erstieg auf bequemen Steintreppen den Rocher, dessen Fläche mit reizenden Promenaden und dem Standbilde des Mr. Althen geschmückt ist, welcher Herr um die Einführung des Anbaues der Krappwurzel im südlichen Frankreich (woher auch die rothen Hosen der französischen Infanterie stammen) sich große Verdienste erworden hat. Die Sonne hatte jetzt die schwere Nebelbank verjagt und so konnte ich die Aussicht von diesem erhabenen Punkte in ihrer ganzen berühmten Schönheit genießen. Der Beschauer befindet sich am Rande eines steilen Absturzes des Felsens, hoch über dem breiten Strom, hier durch ein Inselchen gespalten. Etwas weiter aufwärts präsentiren sich die vier Bogen der 1178 erbauten und 1768 zerstörten Brücke von St. Benezet, noch heute in ihren kärglichen Resten von Architekten bewundert. Am Ende des vierten Bogens, mitten über dem Strom, steht noch immer die kleine Kapelle St. Nicolas. In manchem Frühjahre bespült der angeschwollene Fluß den granitenen Fußboden des Kirchleins. Am jenseitigen Ufer ragen die malerischen Festungsthürme von Villeneuve-les-Avignon, des ehemaligen französischen Grenzforts gegen die damals von der päpstlichen Tiara beherrschte Stadt, in den blauen Himmel empor. Gen Süden erscheint die kahle Gebirgskette, welche das Thal der Durance einsäumt, in weißlichen Duft gehüllt und das muntere Flüßchen selbst in der grünen Ebene wie ein Silberband. Im Nordosten lagern der spitze Mont Ventoux und jene bläulichen Hügel, an deren Fuße Vaucluse (vallis clausa) mit seinen Erinnerungen an „Petrarca und Laura" sich befindet. Und ganz zur Hand endlich dehnt sich unten die Stadt selbst aus, über deren von der südlichen Sonne gebräunten Dächern sich die Dome der vielen Kirchen und in nächster Nähe die prächtige Kathedrale sowie der ungeheure Päpstepalast mit seinem übel berüchtigten finstern Thurm Glacière stolz hervorheben. „He must be less than human, who could look unmoved upon that touching vision of beauty", — rief ein mich begleitender Engländer begeistert aus. Nach einem flüchtigen Besuch der Kathedrale, worin sich noch der ehemalige päpstliche Thron von Marmor mit den Reliefs des Stiers des hl. Lucas und des Löwen des hl. Marcus, heute vom Erzbischof eingenommen, sowie das Grabmal des „brave Crillon" befinden, betrat ich zum zweiten Male in meinem Reiseleben den „Palast der Päpste", der später als Criminalgefängniß, jetzt aber als Caserne für ein ganzes Infanterieregiment dient. Die französische Regierung unter Napoleon III. hat das Möglichste gethan, um die Spuren der rohen Zerstörungswuth der Republicaner von 1789 zu beseitigen, und dem ungeheuren Bauwerke seinen ursprünglichen, halb mönchischen, halb feudalen Charakter zu erhalten, aber viel bleibt in dieser Hinsicht noch zu thun übrig. Jetzt spülen die Rothhosen ihre Kartoffeln in denselben Sälen, welche seit 1348 Zeugen prächtiger Bankette oder schwerwiegender „Consistorien" waren. Und dennoch preisen wir unsere Zeitperiode, wo jetzt in der ehemaligen Folterkammer (salle de la question) des „Thurmes der Inquisition" statt der Marterwerkzeuge eine friedliche Wäscherolle ihren Platz hat und wo die 150′ dicken Mauern statt der Schmerzensschreie der Gefolterten von dem fröhlichen Lachen der Mägde des Caserneninspectors und der hilfreiche Hand leistenden kleinen piou-pious wiederhallen. . . . Wer hat nicht gehört von der „Glacière" von Avignon? Dieser enorme Thurm ist unweit desjenigen der Inquisition. In seine dunkeln Tiefen wurden 1791 sechszig Personen von den Scheusalen des Avignoner Revolutionspöbels hinabgestürzt, nachdem man sie in den Gängen und auf den großen Steintreppen durch Pistolen- und Gewehrschüsse massakrirt hatte. Ja, da manche

*) Glöckner.
**) das sog. velarium.

dieser armen Opfer nicht völlig todt waren und in der grausigen Tiefe noch klagten, so schütteten die Unmenschen ungelöschten Kalk mit Wasser in großen Quantitäten hinab auf die Körper der Todten und Sterbenden! Wie wahr ist die Redensart: „der Franzose ist nicht unähnlich dem Affen, aber in manchen Fällen wird er zum Tiger.“ . . . .

Das altersgraue Avignon ebenso wie die Römerstädte Orange, das antike Aransio, Valence, Nimes, das alte Nemausus, Beaucaire, das römische Ugerum u. a. m. machen auf den Touristen, zumal wenn er aus dem Getriebe einer großen Stadt herabkommen sollte, leicht denselben Eindruck, den man beim Durchwandern mancher, früher berühmten Stadt Italiens empfindet. Der glänzenden, geräuschvollen Vergangenheit ist die stillere Gegenwart gefolgt. „Sie schlafen,“ sagt ein zeitgenössischer Historiker, „unter dem Murmeln des Stromes, diese vielgenannten, vielumworbenen Städte der Rhone.“ Ich war froh nach einem halbstündigen Umgang die finstere Zwingburg, die auch dem letzten römischen Tribunen Cola di Rienzi zum Kerker Jahre lang gedient hatte, aber in deren Mauern andererseits Petrarca ein gern gesehener Gast war, verlassen zu können, um mein sight-seeing fortzusetzen, mit welchem ich aber den freundlichen Leser nicht weiter belästigen will, wenngleich das historische Museum in der Rue Calade, die Kirche der Franziskaner als Grabstätte der Frau v. Sade — Petrarca's Laura — (leider nur noch eine Ruine), das stattliche Hotel de Ville und das hübsche Theater, beide an dem von Platanen eingefaßten Platze gleichen Namens gelegen, wohl mehr als diese flüchtige Erwähnung verdienen. — Recht müde von dem vielen „Abbesehen“ setzte ich mich Abends 6 Uhr zu der glänzend servirten Table d'hote meines Gasthofes nieder und fand, daß mein Reisebuch nicht zu viel gesagt hatte, wenn derselbe darin „als eins der besten Hotels in Süd-Frankreich“ bezeichnet wird, und dabei war der Preis des vorzüglichen Diners mit Wein ad libitum nur 3 Frcs. (2,40 ℳ)

Ich habe an einer anderen Stelle*) mich über französische Gasthöfe und Cafés so ausführlich ausgesprochen, ihrer Vorzüge, was Küche, Keller und Betten anbelangt, aber auch ihrer Schattenseiten hinsichtlich der Sauberkeit und aufmerksamen Bedienung gedacht, als daß ich diese meine unparteiischen und gelegentlich öfterer Reisen jedesmal nur verstärkten Wahrnehmungen hier wiederholen sollte. — Für die Leser dieser Blätter genüge es, zu wissen: man lebt besser und sogar etwas wohlfeiler in Frankreich (exclusive Paris), als in Deutschland, aber man darf deutsche Propreté und Gemüthlichkeit in den dortigen Gasthöfen nicht erwarten. — — Am nächsten Tage war das Wetter recht unfreundlich geworden, ein kalter Wind entblätterte die Platanen vor meinem Fenster und somit entschloß ich mich, statt das mir hinlänglich bekannte Marseille zu besuchen, nach Nizza durch die Olivenwälder der Provence mich zu begeben. Demnach befand ich mich um 9 Uhr Vormittag in einem nur spärlich besetzten Coupé für Nichtraucher installirt auf einem Bummel-Zuge in der vollen Bedeutung dieses Wortes. Die französischen Eisenbahnen stehen nicht auf der Höhe der deutschen, weder in der Ausstattung der Wagen, noch der Stationen und des Personals. Indeß bemühen sich einige Directionen dieser, sämmtlich von Privatgesellschaften exploitirten Schienenwege, dem gegebenen Beispiele unserer musterhaften Verkehrsanstalten neuerdings zu folgen. Wenn man freilich sieht, wie rücksichtslos ein gut Theil der männlichen Passagiere auf den französischen Eisenbahnen mit dem Inventarium der Compartiments umgeht, ganze Tümpel auf den Fußboden speit, die Cigarrenasche achtlos auf die Sitze abklopft u. s. w., so ist es nicht zu verwundern, wenn die Eisendahngesellschaften sich zweimal besinnen, ehe sie den Wagen eine mehr luxuriöse Ausstattung angedeihen lassen.

Im „Hotel de France“ (die Hälfte aller Hotels in Frankreich heißen H. de France**) zu Draguignan leistete mir an der Abendtafel ein älteres französisches Ehepaar aus Paris Gesellschaft. Der Mann war Rechnungsführer in dem Hospital der „Salpetrière“ und klagte über sein geringes Gehalt von 2475 Frcs., wiewohl noch 100 Frcs. für das Ritterkreuz der Ehrenlegion hinzukämen, von welcher Summe er, als ehemaliger Officier, mit seiner Gattin nicht leben könne — am wenigsten in dem theuren Paris. Er möchte gern im Elsaß eine ähnliche Stellung annehmen, denn er wisse sehr wohl von seinen dortigen Verwandten, daß die deutschen Beamtenbesoldungen weit höher wären, als die französischen. Beide Leutchen waren übrigens höchst gefällig gegen mich, und da ich meinen Operngucker in Perthuis vergessen hatte, so gingen sie mit mir zum Telegraphenbureau und setzten die Depesche an den Polizeicommissar auf, die denn auch den gewünschten Erfolg hatte. Das einzig Bemerkenswerthe in dem stillen Städtchen ist die Präfectur, ein prächtiges Gebäude, mit schönem Peristyl, entre cour et jardin gelegen, erbaut von dem späteren Minister Napoleon's III., Baron Haußmann. Als Signatur der in der Provence-herrschenden Stimmung will ich noch anführen, daß der Wirth in sarkastischer Weise bemerkte, die gute Stadt Draguignan hätte seit 1871 jetzt den 22. „Maire“ und den 18. Präfecten! Muß bei solchem fortdauernden schnellen Wechsel der Behörden, die kaum Zeit haben, sich in ihre neuen Dienstverhältnisse einzuleben, um alsbald ihrem Nachfolger Platz zu machen, weil ein neues Ministerium ans Ruder gekommen ist, der Verwaltungsbezirk, sei er Stadt, Arrondissement oder Departement, nicht aufs Empfindlichste in seinen Interessen geschädigt werden? Auch habe ich überall auf meiner diesjährigen Reise durch Südfrankreich und früher auf Corsika eine Niedergeschlagenheit, eine tiefe Verstimmung bei allen maßgebenden Persönlichkeiten gefunden, mit denen ich in Berührung gekommen bin.

Ueber die Ebene wallten noch die Nebel und huschten in grauweißen Linien zwischen den Tausenden von Obstbäumen hin, welche weit und breit die Felder bedeckten, als ich am folgenden Frühmorgen auf der Imperiale der Diligence sitzend mich auf dem Wege nach Grasse befand. Der Oelbaum ist in meinen Augen der wahre Repräsentant des Südens. Mit seinem Auftreten weiß man, daß man stetig dieser Himmelsgegend entgegengeht. Man pflegt diesen so nutzbringenden Baum gewöhnlich wenig poetisch zu finden, der doch seit Jahrtausenden als Symbol des Friedens gilt und dem wir in unseren kindlichen Erinnerungen, weil so oft in den biblischen Erzählungen erwähnt, immer eine gewisse Sympathie bewahrt haben. Hier war ich nun so recht in jenen Theil der Provence eingetreten, wo der Oelbaum am besten gedeiht und das klare, durchsichtige Oel liefert, welches unter dem Namen „Provencer-Oel“ über die ganze civilisirte Welt versandt wird. In der That, von Aix anfangend bis Mentone und San Remo fährt der Reisende unausgesetzt durch Olivenpflanzungen. Nur hin und wider schlängelt sich die Rebe in malerischen Guirlanden zwischen den krummen Stämmen empor, aber im Allgemeinen erscheint das Klima zu heiß für das edle Gewächs der Traube, um es im großen Maßstabe zu cultiviren.

Es war still ringsumher — nur ganz in der Ferne ließ sich von Zeit zu Zeit ein dumpfes Rollen vernehmen. Auf mein Befragen sagte mir der Conducteur, daß die Mittelmeer-Escadre in der Bucht von Antibes Schießübungen abhalte. Die gute Chaussee nach Grasse, welche bald durch eine Secundäreisenbahn ersetzt werden wird, zieht sich fortwährend am Rande eines Hochplateaus entlang und gewährt mitunter schöne Fernsichten auf das weit unten sich bis zum glitzernden Meere erstreckende, mit Dörfern und Villen bedeckte Tiefland. In dem Flecken Bargemont hörte die Beförderung mit der Diligence auf und erschien statt derselben ein sauberes kleines Wägelchen mit einem feisten Maulthiere bespannt, dessen einziger Passagier ich bleiben sollte. Es ist erstaunlich, wie wenig die Franzosen zum Reisen geneigt sind. „Nous sommes une nation casanière“, sagte man achselzuckend auf meine diesfallsige Bemerkung. Auch an den Tables d'hôte spielen eingentlich nur Handlungsreisende — spottweise „les calicots“ genannt — die tonangebende Rolle.

Es war schon finstere Nacht, als wir, nach nochmaligem Wagenwechsel in dem Dörfchen Fayence, in der Stadt Grasse eintrafen und ich endlich mein müdes Haupt auf die harten Kopfpolster eines ungeheueren Himmelbettes in dem Hotel Mouriour zur Ruhe legte.

Meine Leser haben gewiß vom Samum, jenem schrecklichen Wüstenwinde der Sahara, gehört? Nun der „Mistral“, diese Geißel des südlichen Frankreichs, ist ein würdiger College jenes tückischen Gesellen im Reiche des Aeolus. Ich hatte in früheren Jahren schon seine liebenswürdige Bekanntschaft im Languedoc gemacht, aber doch nicht in so heftiger Weise, wie dies am ersten Vormittage meiner Ankunft in Grasse der Fall war, als ich auf

*) Die französische Provinz, Land und Leute. 1887. Dessau.

**) Werden unsere deutschen Hoteliers nicht endlich die unpatriotischen Gasthofsfirmen: Hotel de France, Hotel de Paris u. s. w. in ehrliche deutsche Namen umtaufen? Ich würde keinem französischen Hotelier es rathen, die Worte: Hotel de Prusse, Hotel de Saxe, Hotel de Berlin über seinem Thorweg anzubringen. Binnen 24 Stunden würde sein Haus demolirt sein.

die Gasse hinaustrat. Dieser Nordwestwind ist ein bitter kalter, trockener, äußerst heftiger Sturm, welcher durch den aufgewirbelten Staub die Gegend in einen gelblichen Nebel hüllt. Er ist im Stande, einen Reiter vom Pferde zu werfen. Er weht sonst das ganze Jahr hindurch an der Südküste von Frankreich. Nur die Monate December, Januar und Februar sind frei und alsdann ist die Witterung oft wahrhaft wunderbar schön und mild.

Grasse ist berühmt wegen seiner Parfümeriefabriken und wegen des Blumenflors, der sich über Hunderte von Hektaren in der Umgegend des Städtchens ausdehnt und im Frühjahr zur Fabrikation jener wohlriechenden Essenzen verwandt wird, die als parfums de Paris die Toilettentische der Damen zieren, indeß statt der von mir erwarteten Wohlgerüche hatte mein Riechorgan in den schmutzigen, engen Straßen der Parfümeriestadt oft recht unangenehme Luftwellen einzuathmen. Hier kann ich zum Nutz und Frommen aller Reisenden in Südfrankreich eine Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt lassen, die besser als lange Auseinandersetzungen die Culturstufe präcisirt, worauf sich die Eingebornen befinden: nämlich der gänzliche Mangel an — Closets! Shacking! … Nur die Fremdenhotels und die in dem letzten Decennium erbauten Häuser erfreuen sich dieses für jeden anständigen Menschen unentbehrlichen Gemachs. Für die Autochthonen gilt der nationalökonomische Ausspruch: „Pardi! il faut aller dans les aliviers." So wenigstens ward mir einmal der Bescheid!!

Als am zweiten Tage der Mistral ebenso plötzlich wie er gekommen verschwunden war, besah ich mir dies alte Städtchen etwas genauer. Obwohl die verwahrlosten Häuserfronten mit ihren 3—4 Etagen den engen, krummen Gäßchen noch ein düstereres Gepräge verliehen, so herrschte unverkennbar überall eine gewisse Wohlhäbigkeit und große Rührigkeit. In allen offenen Parterregeschossen arbeiteten die Handwerker. Ich bemerkte viele Kupferschmiede, Klempner, Schmiede, Schlosser und Tischler, welche alle von den großen Parfümeurs beschäftigt werden. Mit Vergnügen sah ich oft Viertelstunden lang ihren Handthirungen zu. Dies öffentliche Leben, unverschleiert, bildet einen großen Reiz aller südlichen Länder. Man wäre versucht zu glauben, daß die Sonne alle Welt ins Freie lockte und daß sich an ihren Strahlen Menschen und Pflanzen freier entwickelten. Es geben sich die Charaktere wie aus sich selbst und alle die Eindrücke, alle Empfindungen spiegeln sich in den schwarzen Augen, in den Physiognomien mit einer Lebhaftigkeit ab, die denn auch in der ganzen Persönlichkeit ihres Trägers zum Vorschein kommt.

Die Straßen sind so eng, daß in manchen nur für die mit Holzkohlen beladenen Eselchen Raum ist. Auffallend waren mir die vielen alten Weiber und dagegen die verschwindend geringe Zahl junger Mädchen. Man sagte mir, daß man es nicht gern sähe, wenn Letztere sich viel öffentlich zeigten — eine Wahrnehmung, die ich auf auf Corsika und in ganz Italien (ausgenommen Rom und Neapel) gemacht habe, wo die jungen Frauen und Mädchen von einer, in Deutschland unbekannten, rigorosen Zurückhaltung sind, ja fast in einem Verschüchterungszustande sich befinden. Man spürt eben die Nähe Afrikas! Und wie einförmig verfließt das Leben des weiblichen Theils des Bürgerstandes, ja selbst der höheren Classen in Frankreich! Sonntags: das Hochamt am Morgen, die Promenade auf dem „Cours" Nachmittags, stets unter Aufsicht der Eltern, — freilich in möglichst sorgfältiger Toilette (être sans les armes). Hier wandeln die Geschlechter streng getrennt unzählige Male auf und ab und lauschen der Musik des Infanterie-Regiments der Garnison. Von Kaffeegärten, Kegelbahnen, Vogelschießen, Tanzkränzchen und Bällen ist keine Rede. Das Militär, welches in Deutschland eine so große Rolle im gesellschaftlichen Leben spielt, tritt in Frankreich, wo die Ehebündnisse streng nach den äußeren Glücksgütern geregelt werden, sehr in den Hintergrund, — nur die Officiere der Cavallerie machen vielleicht eine Ausnahme. Wie abweichend von deutschen Auffassungen endlich die französischen Ansichten sind, möge die Thatsache beweisen, daß jedem französischen Dienstmädchen (la bonne) in einer respectablen Familie sofort der Dienst gekündigt würde, sobald sie mit irgend einem „Troupier" in Beziehung träte! Diese überraschende Zurückhaltung der jüngeren Frauenwelt bei den lateinischen Rassen im Gegensatze zu den germanischen und slavischen wird durch das Beichtehören und den intimen Verkehr des katholischen Klerus in den Familien bestens gefördert. Sehr anmuthend fand ich die Sitte, daß alle verheiratheten Frauenzimmer und Wittwen stets schneeweiße Häubchen tragen, was selbst den häßlichsten Matronen aus dem Volke ein freundlicheres Gepräge verleiht. Tadelloses, ja kokettes Schuhwerk und selbst an Wochentagen weiße Strümpfe sind übrigens selbst bei der Aermsten de rigueur. — Am 1. December verließ ich das Parfümeriestädtchen, dessen Fabriken ich eingehend besichtigt hatte, und fuhr auf der kurzen Zweigbahn, deren Stationsgebäude am Fuße der Hochebene von Grasse sich befindet, nach dem nahen Cannes. Diese reizende Winter-City bot am folgenden Morgen bei schönstem Sonnenschein mit ihren Palmen, Eukalyptus, Kirschlorbeersträuchern und japanischen Mispelbäumen einen gar lieblichen Anblick dar. Ueber Cannes — welches von Jahr zu Jahr von der vornehmen Welt als Winteraufenthalt mehr aufgesucht wird — ist bereits soviel geschrieben worden, daß ich kaum nöthig habe, mich hier des Weiteren auszulassen. Ich, der ich dreimal ebenso wie zu Nizza früher hier verweilt hatte, begnügte mich mit dem vorschriftsmäßigen Spaziergang längs des Seestrandes zum Austernpark „la Reserve" und weiter zum „Cap de la Croisette", ließ mich dann auf dem Tramway durch die unendliche „Rue d'Antibes" zur Stadt zurück bis zum Hafen fahren, bestieg den gerade abfahrenden kleinen Dampfer „Le Marseillais" und dampfte hinüber in ½stündiger Fahrt zu den interessanten Iles des Lerins. Auf dem kleinen Eilande St. Honorat genießt man vom Thurme der uralten (1150), ehemals gegen die Ueberfälle der Sarazenen stark befestigten Klosterruine eine köstliche Fernsicht auf Land und Meer. Auf der Schwesterinsel St. Marguerite wird dem Besucher in dem dortigen Fort die Zelle des Mannes mit der Eisernen Maske und das Fenster gezeigt, aus welchem Marschall Bazaine am 9. August 1874 seine Flucht glücklich bewerkstelligte. Die Hauptzierde von St. Marguerite ist ein Fichtenwäldchen im östlichen Theile der Insel, das von Fasanen und vielen Singvögeln belebt ist. Rund um das Eiland läuft ein schmaler Fußpfad, der zu entzückenden Aussichtspunkten führt, von denen man Cannes mit seinen Orangen- und Limonen-Gärten, Oliven- und Weingeländen in wundervollen Terrassen sanft emporsteigend erblicken kann. Kein Fremder sollte diesen reizenden Ausflug versäumen.

Auf der Rückfahrt mit demselben kleinen Localboote schlugen vaterländische Laute und zwar in jenem Dialekte an mein Ohr, in welchem Fritz Reuter seinen „Entspecter Bräsig" reden läßt. Dieselben entströmten den frischen Lippen zweier bescheiden gekleideter Dämchen, die auf dem zweiten Platze es sich so gut es ging bequem gemacht hatten. Verwundert und als engerer Landsmann auch wohl berechtigt, trat ich zu ihnen und bald war die Unterhaltung im allerschönsten „Plattdeutsch" munter im Gange. Wie singt Johann van Paris in der gleichnamigen Oper doch?

„Man lacht, man scherzt,
Die Rede kommt in Fluß."

Nun jene rothbäckigen zwei Mädchen waren Kammerjungfern bei zwei vornehmen preußischen Familien, die den Winter in Cannes zubrachten. Die Eine hatte in dem gesegneten Hinterpommern, die andere in dem vorpommerschen Stettin das Licht der Welt erblickt und da Schreiber dieses ein Kind der alten berühmten Seefestung von Neu-Vor-Pommern Stralsund zu sein sich rühmt, so waren der Anknüpfungspunkte in der Conversation, die wie gesagt in jenem heimischen singenden Idiom geführt wurde, so viele, daß die Ueberfahrt uns viel zu kurz erschien. Am Quai von Cannes trennten wir uns. Was werden diese, übrigens für die Schönheit der Gegend sehr empfänglichen, Mädchen bei der Rückkehr in ihre nüchterne Heimath Alles ihren staunenden Angehörigen zu erzählen haben! —

Cannes erhält seine eigentliche Signatur durch die große Anzahl der hier weilenden englischen Familien. Im sog. Quartier Anglais im Westende der Stadt hört man auf der Straße fast mehr angelsächsische als französische Laute. Die meisten in reizenden Gärten halb versteckten Villen sind von Engländern bewohnt. Sie haben ihre Abgeschlossenheit und Zugeknöpftheit von ihrer Nebelinsel auch hierher mitgebracht, verkehren nur unter sich und es ist ohne directe Empfehlungen sehr schwer, Zutritt zu ihren dinners, pic-nics, Regatten, Soiréen und Bällen (franz. sauteries) zu erhalten. Reizend gelegen sind ihre drei Gotteshäuser, im gothischen Stil inmitten blühender Anlagen erbaut. Zu ihnen wallfahren sonntäglich zweimal gewissenhaft diese Söhne und Töchter Albions, die vergoldete prayer-book in der fein behandschuhten Hand. Dann ertönt kein Clavier, keine Mädchenstimme, kein Gläserklang in den weißen Villen; le quartier anglais se repose, sagen die Eingeborenen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig. Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 145. Donnerstag, den 4. December. 1890.

Der Codex des sächsischen Kirchen- und Schulrechts.

Der Codex des im Königreich Sachsen geltenden Kirchen- und Schulrechts feiert in diesem Jahre sein goldenes Jubiläum. Fast schüchtern trat er gerade vor fünfzig Jahren in die Welt. Nur die von der Verlagshandlung gezeichnete Vorrede gab ihm das Geleite, während der Mann, dessen Arbeit vorlag, der Appellationsrath Wilhelm Theodor Richter seinen Namen verschwieg. Und es war in der That ein großes Unternehmen. Noch besaß keine Landeskirche ein ähnliches Werk, und in Sachsen selbst hatte die Entwickelung der Kirchenverfassung einen verhängnißvollen Weg eingeschlagen. Die Kirche als eine selbständige Lebensordnung hatte seit der Verordnung vom 7. November 1831 zu existiren aufgehört, in dem Lande, welches die Consistorialverfassung geboren hatte, war diese zu Grabe getragen worden. So war es denn außer den gedruckten Gesetzen auch wesentlich das von den Kreisdirectionen, den damaligen Kirchenregimentsbehörden, erhaltene Material und das des Cultusministeriums, welches die Sammlung wiedergab. Dennoch fand das Werk freundliche Aufnahme, da der Herausgeber, der seine Kenntniß der sächsischen Gesetzgebung ja auch in dem „Repertorium" bethätigt hat, in einer für die Bedürfnisse der Praxis sehr zweckmäßigen Weise seinen Stoff zusammengestellt hatte. Im Jahre 1852 gab Schreyer einen Ergänzungsband heraus und 1864 derselbe die zweite Auflage des Gesammtwerkes, welche das Material bis zum 14. August 1863 fortführte. Damit war dem Uebelstande abgeholfen, daß bei der Benutzung jedesmal zwei Bücher zu Rathe zu ziehen waren, ganz abgesehen von dem Umstande, daß das Richter'sche Buch schon längst im Buchhandel vergriffen war. Aber das Schreyer'sche Buch veraltete noch schneller als sein Vorgänger. Mit dem Jahre 1868 begann die Wendung in der kirchlichen Gesetzgebung Sachsens. Am 30. März wurde die Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung publicirt, im Jahre 1873 das Landesconsistorium errichtet, am 26. April 1873 erging das Gesetz über das Volksschulwesen, am 6. Februar 1875 das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes, am 22. August 1876 das Gesetz über die Gymnasien, Realschulen und Seminare. So machte sich denn eine Ergänzung des Schreyer'schen Werkes erforderlich, die von dem damaligen Regierungsrath Paul v. Seydewitz veranstaltet wurde. Dabei erlitt der ursprüngliche Plan des Buches insofern eine Aenderung, als jetzt das Schulrecht vom Kirchenrecht getrennt wurde.

Jetzt nun ist abermals das Bedürfniß einer neuen Auflage eingetreten und wieder sind die bisherigen zwei Bände zu einem einzigen zusammengefaßt und ist das Material ergänzt worden bis zum 2. September 1890. Trotz dieser Ergänzung hat sich aber der Gesammtumfang des Buches, der in der vorigen Auflage noch 1559 Seiten Text betrug, um nicht weniger als 519 Seiten vermindert. Dieses mit Genugthuung zu begrüßende Resultat — denn das Buch zählt immer noch mit den Registern 1173 Seiten großen Quartformates — ist aber nur dadurch zu erreichen gewesen, daß alles Veraltete weggeschnitten wurde und die Gesetze, die wie z. B. das Ehescheidungsrecht keine Beziehung mehr zur Kirche darbieten, fortgelassen sind. Auch hat der Herausgeber häufig nur den geltenden Rechtsgrundsatz wiedergegeben, auf den Abdruck ausführlicher Begründung aber Verzicht geleistet und für diese auf die II. Auflage, die also noch nicht ganz entbehrlich geworden ist, oder die „Zeitschrift für Praxis &c." verwiesen. Der Herausgeber, welcher seine Tüchtigkeit schon an dem Supplementband zu Schreyer bekundet hatte, zeigt sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Und diese war keine kleine und mühelose. Denn es handelte sich nicht darum, einfach Gesetze und Verordnungen in chronologischer Reihenfolge abzudrucken, sondern bei jedem Actenstücke die Untersuchung vorzunehmen, ob und inwieweit es noch geltendes Recht enthalte. Das konnte nur von einem Manne geleistet werden, der eine tüchtige juristische Vorbildung besitzt und dem eine reiche praktische Erfahrung in der kirchlichen Verwaltung zu Gebote steht. Auch mit der Art der Gruppirung des Materials können wir uns durchaus einverstanden erklären. Der Herausgeber hat mit sicherem Tacte erkannt, was in den Text aufzunehmen, was in die Noten zu versetzen sei, wobei wir doch hervorheben möchten, daß in den letzteren mehr Arbeit steckt, als der Uneingeweihte vermuthen möchte. Nur für zwei freilich untergeordnete Punkte möchten wir unsere von der Meinung des Herausgebers abweichende hervorheben. Die Gesetze sind von der Verfassungsurkunde an in der neuen Orthographie abgedruckt worden. Das können wir nicht billigen. Ein Gesetz muß genau in der Form wiedergegeben werden, in der es publicirt ist, und wie die Sprache, so ist auch die Orthographie des Gesetzgebers die Signatur, die er äußerlich seinem Werke aufgedrückt hat. Ebenso wenig wie wir richtig handeln, wenn wir bei Mittheilung von Gesetzen des XVI. Jahrhunderts deren Sprache in unsere heutige übertragen wollten, ebenso wenig dürfen wir auch nur die Buchstaben umändern, und es liegt dazu um so weniger Veranlassung vor, als ja auch der heutige sächsische Gesetzgeber die neue Rechtschreibung verschmäht. Auch mit den chronologischen Registern sind wir nicht einverstanden. Schreyer hatte ein Register gegeben, in welchem alle über Kirchen- und Schulrecht überhaupt ergangenen Rechtsnormen der Zeit nach aufgeführt und die von ihm nicht aufgenommenen durch einen Stern gekennzeichnet waren. v. Seydewitz führt in einem chronologischen Register die abgedruckten Actenstücke an, in einem zweiten die übergangenen. Dies zweite Register hat nur für Denjenigen Werth, welcher geschichtliche Studien machen will, und dieser ist nun genöthigt, immer parallel beide Register zu Rathe zu ziehen. Freilich will ja das Buch nur dem praktischen Bedürfnisse dienen, allein dies wäre auf die eine oder andere Art doch zu ermöglichen gewesen, ohne die Befriedigung des wissenschaftlichen, so wie geschehen, zu erschweren. Doch das sind wie gesagt nur Nebenpunkte, die unser Urtheil über das Buch nicht beeinflussen können. Wir meinen, daß der Herausgeber mit demselben der sächsischen Landeskirche einen werthvollen Dienst erwiesen hat, und wir glauben fest, daß das Buch in seiner neuen auch äußerlich vortrefflichen Gestalt sich seine alten Freunde bewahren und neue reichlich dazu gewinnen wird.

Sonstige Bücherbesprechungen.

B. K. **Rom und die Toleranz.** Ein Wort für den Evangelischen Bund an Sebastian Brunner von Dr. Karl Fey. Barmen, 1890. Klein. 1 ℳ 50 ₰. — Außer dem alten Brunner bekommt noch manch anderer Mann arge Schläge in dieser streitbaren Schrift, aber Jenem fällt allerdings der Löwenantheil zu, weil er seinen vielen Sünden gegen uns Protestanten wieder eine neue durch ein Buch hinzugefügt hat, das den Titel trägt: Eine Pechfackel zur Beleuchtung einiger Prachtexemplare aus dem neuevangelischen Schnüffelbunde. Wohlthuend ist die Art nicht, wie dieser gelehrige Schüler des alten Abraham a St. Clara mit Luther und den Protestanten umgeht; aber man würde irren, wenn man hinter solcher giftigen Schreiberei die Mehrzahl der deutschen Katholiken als deckende Nachhut suchen wollte. Wir haben immer den Gedanken, der freilich an den Ufern des Rheines kein allzu freudiges Echo finden wird, daß man viel weiter kommen würde, wenn man Brunner und Genossen einfach auf sich beruhen ließe.

—r. Der große Commentar zu dem Reichsgesetze betr. die **Invaliditäts- und Altersversicherung** von **Bosse** und v. **Woedtke** (Leipzig, Duncker & Humblot) liegt jetzt bis auf die demnächst erscheinende Schlußlieferung vollständig vor. Wir behalten uns vor, nach deren Eingang nochmals auf das Werk zurückzukommen.

— **Grundsätze und Bedingungen für die Habilitation als Privatdocent bei den medicinischen Facultäten der Universitäten des Deutschen Reiches.** Nach amtlichen Quellen zusammengestellt und herausgegeben von **Max Hoffmann.** Leipzig-Reudnitz, Druck und Verlag von Max Hoffmann 1891. — Im genannten Verlage erscheinen seit einiger Zeit kurzgefaßte Handbücher und Vademeca für den akademischen Verkehr, welche allen Interessenten sehr willkommen sein werden. Den „Satzungen und Bedingungen für die Erwerbung des Doctorgrades" sind die „Grundsätze und Bedingungen für die Habilitation als Privatdocent" gefolgt, von denen gegenwärtig die für die medicinischen Facultäten giltigen vorliegen. Ihrer Quelle entsprechend dürften die gemachten Mittheilungen wohl authentisch und darum eine gute Unterweisung für Diejenigen sein, die sie brauchen. Uebrigens herrscht unter den Habilitationsbestimmungen erfreulicher Weise eine größere Uebereinstimmung als unter den Bedingungen für die Doctorpromotion, denen ja an einzelnen Universitäten der Fluch der Lächerlichkeit anhaftet. A.

— **Georg Ebers, Die hieroglyphischen Schriftzeichen der Aegypter.** Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1890. — Wenn einer früheren Zeit Hieroglyphen sprichwörtlich dasselbe waren mit unverständlichen, nicht zu entziffernden Schriftzeichen, so trifft das für die Gegenwart nicht mehr zu. Denn der rastlosen Forschung seit Napoleon's ägyptischem Zuge ist es nach langer, mühsamer Arbeit gelungen, den Schleier, der lange Zeit die heilige Schrift der Aegypter verhüllte und dem Verständnisse entzog, nicht blos zu lüften, sondern so vollständig zu heben, daß heute hieroglyphische Texte nicht allein mit nahezu völliger Sicherheit gelesen, sondern auch in unseren Druckereien mit Lettern urkundlich genau wiedergegeben und vervielfältigt werden können. Von dem Gange dieser Untersuchungen giebt das in reizendem Farbendruck ausgeführte kleine Heftchen knappen und auch dem Laien durchaus verständlichen Bericht. Der Zweck des Büchleins, das von Georg Ebers, „dem Diener des Thot", hergestellt und „im 2. Jahre der Regierung Sr. Maj. des Fürsten der Fürsten von Deutschland, Wilhelm" erschienen ist, dürfte in erster Linie der sein, „die Werkstätte der Künstler der Vervielfältigung der Schriften und der Hersteller der Bücher, die da genannt wird das Haus von Breitkopf und Härtel", für Drucke in Hieroglyphen, in hieratischer, demotischer und koptischer Schrift zu empfehlen. Diese Absicht wird durch das Schriftchen in der besten Weise erreicht; denn die Klarheit und Sauberkeit der fremdartigen Schriftzeichen kommt auf dem schönen glatten Papier und in den geschmackvollen bunten Umrahmungen höchst vortheilhaft zur Geltung. Aber auch der Nichtgelehrte wird das nette Büchlein mit Vergnügen durchlesen und mit dankbarer Hochachtung vor der Zähigkeit und dem Scharfsinn der Männer, denen es geglückt ist, diese Jahrtausende alten Denkmäler aus dem Wunderlande Aegypten unserem Verständniß zu erschließen, aus der Hand legen. K. B.

△ **Stenographisches. Lehrbuch zum Selbstunterricht in drei Theilen; die Schnellstenographie in wenigen Stunden zu beherrschen.** I. Theil: Schulschrift; II. Theil: Correspondenzschrift; III. Theil: Parlamentsschrift. Erste Auflage, 1890: **Selbstverlag des Erfinders August Lehmann, Berlin,** SW. 47. — Aus Dankbarkeit für die heitere Stimmung, in welche die für die Besprechung nothwendige Durchsicht dieses Schriftchens versetzt hat, sei des Inhalts mit einigen Zeilen gedacht. Das Vorwort zu dieser ersten Auflage „der Schnellstenographie" für das Parlament benutzt der Verfasser zum Abdruck einiger Paragraphen aus dem das Urheberrecht an Schriftwerken betreffenden Gesetze vom 11. Juni 1870, um daran Warnungen gegen unbefugte literarische Ausnutzung seiner Lehrmittel zu knüpfen, gleichzeitig seine in dieser Beziehung bisher geübte Nachsicht und Milde hervorzuheben und die Versicherung zu geben, daß er nicht durch längeres Schweigen das Publicum dem Irrthum aussetzen wolle, „als hieße er das von vor Jahren gut genug". Wir glauben trotz aller erdenklichen Rücksichtnahme jedoch nicht in die Lage versetzt zu werden, den den Vertretern der Presse gezollten großen Dank für die „würdevolle" Vertheidigung dieses Systems uns verdienen zu können, da wir zu befürchten hätten, entweder nicht für ernst genommen oder nicht für urtheilsfähig in der Sache gehalten zu werden. Gern stimmen wir dem originellen Verfasser und Herausgeber dieses neuesten Werkes seines Forscherfleißes darin bei, daß das früher Geleistete ohne jeden Werth ist, und wir fügen hinzu, daß das Neue in dieser Beziehung sich dem Früheren ebenbürtig an die Seite stellen kann. Die Wirkung langjähriger Studien älterer Systeme läßt sich in der Verwendung der diesen eigenthümlichen, jedem Fachmann bekannten Schriftzeichen erkennen, welche, wie dies bei den Arbeiten der meisten späteren Systemerfinder wahrzunehmen ist, höchstens in theilweiser Veränderung der ursprünglichen Formen oder in Vertauschung ihrer Bedeutung sich unterscheiden. Das durch dieses Vorgehen und durch einige dem eigenen Geiste des Erfinders entstammende Zuthaten entstandene Machwerk läßt sich aber bei größtem Wohlwollen nicht weiterer Beachtung durch die Presse und ebensowenig einer Fürsprache in der Lehrerwelt empfehlen; beide Factoren können wir nicht so gering taxiren, wie es der Bearbeiter dieser neuen Kurzschrift anscheinend thut, indem er ihnen für bereits geleistete, — wohl mehr für erhoffte Dienste und bereitwillige Unterstützung seinen Dank ausspricht. Es lohnt sich kaum auf die Unzulänglichkeit der reclamehaften Behauptung hinzuweisen, daß dieses mixtum compositum stenographischer Schrift die eigentlichen Kurzschriften von Gabelsberger, Stolze &c. um „33⅓ pCt. an Kürze übertreffe" und, wie das Titelblatt sagt, „in wenigen Stunden zu beherrschen" sei mit dem Erfolge, den bewährte Systeme actenkundig nachweisen können, „beim kühnsten Strome der Rede das Niederschreiben auf über 300 Silben per Minute zu beschleunigen". Weitere Bemerkungen wird man uns füglich erlassen. Die Ausstattung des Schriftchens ist das einzig Rühmliche daran.

J. B. **Bericht über die Thätigkeit im königl. sächsischen meteorologischen Institut für das Jahr 1888,** mit 4 Anhängen, 2 Uebersichtskarten und 16 Tafeln. III. Abtheilung des VI. Jahrgangs. Vom Director Prof. Dr. **Paul Schreiber.** Carl Brunner'sche Buchhdlg. in Chemnitz. — Trotz der Specialität des Faches und der Einheit des Zieles ist es ein unerwartet umfangreiches Arbeitsfeld, das uns in einem derartigen Berichte entgegentritt. Neben den ständigen Arbeiten, welche der Prüfung und Verarbeitung des ununterbrochen einlaufenden Beobachtungsmaterials gewidmet sind, harrt noch vieles Andere der Erledigung. Hier zeigen sich Lücken in den alten Publicationen, dort drängt die Wissenschaft in neue Bahnen, hier sind Anfragen der verschiedensten Art zu beantworten, dort bedingen erbetene Begutachtungen ganze Berge von Rechnungen, hier fordern Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit die zeitraubende Prüfung der im Dienst und außer Dienst stehenden Instrumente, dort reizen die immer älter und ergiebiger werdenden Beobachtungsreihen zu Specialuntersuchungen. Daneben giebt es zu katalogisiren, inventarisiren und inspiciren, zu bauen und zu drucken, so daß nur die treue Erfüllung aller Pflichten das Ganze im ruhigen Geleise erhalten kann. Wir betrachten es nicht als unsere Pflicht, näher auf die einzelnen Theile des vielgliedrigen Berichtes einzugehen. Nur Folgendes sei aus demselben hervorgehoben: In der Zahl der Stationen und dem Beobachterpersonal sind in Bezug auf das Vorjahr nur wenig Veränderungen eingetreten. Mit dem 1888er Jahrbuche sind die zahlreichen Lücken in den älteren Publicationen so ziemlich ausgefüllt. Eine Anzahl neuer wichtiger Untersuchungen sind im Gange und werden deren

Resultate den folgenden Jahrgängen beigegeben werden. Die Fachbibliothek des Institutes umfaßt in 19 Abtheilungen 3800 Bände mit einem Gesammtwerthe von 30000 Mark; ein neuangelegter Katalog ermöglicht Jedermann deren Gebrauch. Aus vielen an das Institut gerichteten Anfragen läßt sich ersehen, daß die sehr reichlich im Lande vertheilten (jede Bibliothek, jede höhere Lehranstalt, viele Behörden, alle Abgeordneten erhalten Exemplare) amtlichen Publicationen wenig bekannt sind resp. eingesehen und zu Rathe gezogen werden. Erfreulich ist es, mit welchem Eifer die Direction die Arbeiten an den Normalinstrumenten fördert und welches Gewicht auf sicher fundirte, vielfach verglichene Instrumente gelegt wird. Seite 24—40 des vorliegenden Berichtes legen hiervon beredtes Zeugniß ab. Außer diesen lehrreichen Capiteln über Caliberirung der Normalthermometer, über Eis- und Siedepunktsbestimmungen enthält der Bericht neben einigen kleineren Sachen je eine größere Abhandlung von den beiden Assistenten des Institutes. Dr. Hoppe berichtet über „die Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen im Königreich Sachsen 1888" und Dr. Birkner über seine „Gewitter- und Hagelforschungen". Ueber die letzte Arbeit haben wir bereits im Laufe des Sommers in der L. Z. eingehend berichtet, über die erstere gedenken wir ein Gleiches in nächster Zeit zu thun; an diesem Orte müßte die Sache vom Zaune gebrochen werden. Hier sei nur noch erwähnt, daß beiden Arbeiten reiche Kartenbeilagen zugeordnet sind.

— Krameyer, C., Brandinspector der Berliner Feuerwehr, Die Bekämpfung der Schadenfeuer. Taktische Regeln für die Brandstelle. Berlin, Julius Springer. Preis cart. 1 ℳ. — Obwohl in der neueren Zeit die Literatur über das Feuerlöschwesen eine sehr reichhaltige geworden ist, so beschränken sich doch — mit Ausnahme der früher erschienenen „Feuerlöschregeln" von Dr. F. G. Kapff (1862) und der „Taktik der Berufsfeuerwehr" vom Branddirector R. Schumann (1868) — die meisten Werke über Feuerlöschwesen bei Besprechung des für den Erfolg des Feuerlöschens gerade so wichtigen Abschnittes „Löschtaktik" auf das Nothwendigste und geben höchstens eine kurz gefaßte allgemeine Anleitung des Löschverfahrens. Es muß daher anerkannt werden, wenn ein auf dem Gebiete des praktischen Feuerlöschwesens erprobter Fachmann, wie Brandinspector Krameyer es ist, die in langjähriger Praxis gesammelten vielseitigen, insbesondere auf Löschtaktik bezüglichen Erfahrungen mit den allgemein bekannten vereinigt in einem Buche zusammengestellt und damit auch der Allgemeinheit nutzbar gemacht hat. Der Verfasser bespricht in seinem Buche lediglich die Brandstelle, wie sie erreicht wird, was dort geschehen muß und wie man sich bei Rückkunft von derselben zu verhalten hat, und vertheilt diesen Stoff auf 12 Abschnitte: 1) Das Ausrücken zum Feuer. — 2) Die Aufstellung der Fahrzeuge und die Wasserzufuhr auf Brandstelle. — 3) Die Oberleitung und die Functionen der Officiere. — 4) Das Feuer im Allgemeinen und die Mittel zu seiner Bekämpfung. — 5) 6) und 7) Löschen und Bekämpfen eines Klein-, bez. Mittel- und Großfeuers. — 8) Ueber Menschenrettung. — 9) Besondere Fälle beim Brande. — 10) Ueber Verhütung von Wasserschaden. — 11) Die Aufräumungsarbeiten. — 12) Das Abrücken von Brandstelle und das Verhalten nach der Rückkehr. Der vorgenannte Inhalt ist in klarer, knapper und doch erschöpfender und übersichtlich geordneter Form gegeben; neben den zur schneidigen Bekämpfung von Schadenfeuern nöthigen taktischen Regeln sind auch vortreffliche Winke für die bei Verfolgung solcher Feuer zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln angeführt. Das Büchlein kann daher nicht nur Feuerwehren, Orts- und Gemeindevorständen, Besitzern gewerblicher Anlagen u. s. w., sondern Jedem, dem die Fürsorge für den Feuerschutz obliegt, mit Recht zur Anschaffung empfohlen werden.

B.

Ltz. Mexiko, Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Generalkarte Mexicos. Wien und Olmütz, Ed. Hölzel, 1890. Preis 8 ℳ 40 ₰. — Verf. hat in alter und neuer Welt viel gesehen und erlebt und versteht die empfangenen Eindrücke gut wiederzugeben. Diesmal hat er sich das altamerikanische Culturland Mexica zum Gegenstand seiner Schilderungen ausersehen. Als erster Passagier folgte er den neuen Eisenbahnstraßen, die in der letzten Zeit mit amerikanischem Capital erstaunlich schnell über das ganze Land gezogen wurden und dasselbe in den Anschluß an das nordamerikanische Eisenbahnnetz brachten. Es sind daher auch in der Hauptsache Schilderungen eines Touristen, der den Schienensträngen folgt, an den wichtigsten Punkten länger verweilt, auch größere Abstecher diesund jenseits dieser Linien mit der Diligence oder zu Pferde unternimmt, den Popocatepetl besteigt, auch das Dampfschiff benutzt, um die Ruinenstädte Yukatans aufzusuchen. Er hat daher das ganze Land von Nord nach Süd und wieder umgekehrt durchzogen, viele der wichtigsten Orte mit Ausnahme der pacifischen Seite in Augenschein genommen und vermag daher viel des Interessanten über Land und Leute zu schildern. Das moderne Mexica, seine historische Entwickelung, die verschiedenen Gesellschaftsclassen in ihren Lebensäußerungen und Sitten, Kunst und Natur finden eine sachgemäße Schilderung und die fesselnde Darstellung gestaltet das Buch, das durch zahlreiche Illustrationen belebt ist, zu einer angenehmen Lectüre.

G. Oe. — Trauer und Treue, Gedichte zur Feier der Geburts- und Sterbetage der deutschen Kaiser weiland Wilhelm I. und Friedrich III., sowie des Geburtstages Sr. Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm II. Für höhere Schulen und für Vereine ausgewählt von Dr. Karl Menge, Rector des Progymnasiums zu Boppard. Leipzig, B. G. Teubner, 1890. 155 S. 8°. Preis: 2 ℳ. — Die Sammlung kommt einem Bedürfnisse entgegen, das in den Kreisen, für die sie bestimmt ist, lebhaft empfunden wird. Sie hat aber auch geschichtlichen und literarischen Werth; denn sie spiegelt die Stimmung wieder, die in den Jahren des Wehs und der Hoffnung die deutschen Herzen durchfluthete, und bewahrt die dichterischen Aeußerungen dieser Stimmung, die, wenn sie zerstreut bleiben, leicht ganz vergessen werden, kommenden Geschlechtern. Alles ist der Sammlung ferngehalten worden, was irgendwie parteipolitisches Gepräge trägt, nur das hat Aufnahme gefunden, was den allgemeinen Empfindungen entspricht und aus ihnen heraus entstanden ist. Dieser Umstand macht die Sammlung ganz besonders für ihren Hauptzweck geeignet, aber auch dafür, daß sie als Erinnerungsgabe der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werde. Daß bei einer solchen Sammlung nicht Jedermann mit dem Sammler und der von ihm getroffenen Auswahl einverstanden sein wird, ist selbstverständlich und kann für den Sammler kein Vorwurf sein. Wenn wir auch manches fehlende Gedicht ungern vermissen und manches vorhandene gern vermissen würden, so müssen wir doch anerkennen, daß der Herausgeber mit sorgsamer Umsicht, treuer Hingebung und feinem Sinn das Beste ausgewählt hat. Die Ausstattung des Buches ist durchaus würdig, auch das Gewand, in dem es uns vorliegt, dem Inhalte entsprechend, einfach schön.

J. R. Theodor Körner. Sein Leben und seine Dichtungen. Säcularschrift auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen. Mit zahlreichen ungedruckten Gedichten und Briefen von und an Theodor Körner, Christian Gottfried, Minna und Emma Körner und einer ungedruckten handschriftlichen Abhandlung Chr. G. Körner's: „Ideen über Freimaurerei" ꝛc. Von Dr. Adolf Kohut. Berlin, A. Slottko. 4 bez. 5 ℳ. — Wer sich über das Leben Theodor Körner's genau unterrichten will, der greife nach diesem mit Fleiß geschriebenen Buche: er wird bis in die kleinsten Einzelheiten hinein Auskunft erhalten. Ein literarisches Urtheil freilich muß er sich mitbringen, denn hier erhält er keins: was der Verfasser in dieser Hinsicht vorbringt, ist dilettantisch. Ohne zu den „ofenhockerischen Recensenten" zu gehören, die Grabbe in seinem „Napoleon" an den Pranger stellt, weil sie die Frische und Ehrlichkeit und den Todesernst in Körner's Lyrik zu niedrig einschätzten, muß man doch zu der Erkenntniß kommen, daß der Dichter nur ein Nachklang Schiller's gewesen ist und daß das von ihm Hinterlassene keinen rechten Keim erkennen läßt, aus dem sich etwas hätte entwickeln können: insofern hat man nicht mit Unrecht gesagt, daß Körner für seinen Ruhm gerade zu rechter Zeit gestorben sei. Einen wirklichen Inhalt besitzt nur „Leyer und Schwert": aber auch diesen holte der Dichter nicht aus sich selbst heraus, sondern erhielt ihn von der Zeit. Das Buch Kohut's geht überhaupt mehr in die Breite als in die Tiefe: allerdings erfahren wir dadurch auch Manches nebenbei, was mit Körner in mehr oder weniger enger Verbindung steht und uns lebhaft interessirt. So treten die Gestalten der Eltern und nächsten Verwandten näher an uns heran und erwecken unsere Theilnahme: außer der Schwester und Tante der Vater, dieser geistig hochgebildete, charakterstarke und patriotische Mann, die Mutter mit ihrer heißen Liebe zu Gemahl und Kindern und ihrem starken Ertragen des Schmerzes, ihrer still duldenden Ergebung, die sie, zuletzt ganz allein dastehend, bis an ihr Lebensende bewahrte. Das Buch Kohut's kommt übrigens zu rechter Zeit: am 23. Sept. nächsten

Jahres sind hundert Jahre verflossen, seit Körner geboren ward, der Dichter, an dessen schäumendem Idealismus, wie er uns schon als Knaben genährt hat, die Jugend sich weiter nähren möge.

J. R. **Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand.** Dramatisirt von **J. Wolfgang Goethe.** In 5 Aufzügen mit Benutzung auch der späteren Lesarten eingerichtet von Dr. **Otto Devrient.** Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Den „Götz von Berlichingen“ für die Bühne zu gewinnen, sind schon oft Anstrengungen gemacht worden; Goethe selbst hat bekanntlich eine Theaterbearbeitung (C) verfaßt, welche die Bühnen auch zumeist zu benutzen pflegen; Dingelstedt bemühte sich um eine solche und vor Kurzem hat das Münchener Hoftheater seine neue Bühne, über die berichtet worden ist, in den Dienst der Sache gestellt und versucht, die Dichtung möglichst unberührt zur Aufführung zu bringen. Diese Perfall-Lautenschläger'sche Götz-Bearbeitung, die auf einer Verständigung der Goethe'schen Theaterbearbeitung C mit dem in allen Händen befindlichen „Götz von Berlichingen“ (B) beruht, haben wir s. Z. angezeigt. Jetzt hat nun auch Otto Devrient, der Bearbeiter des ganzen Faust, sich an die Aufgabe gemacht, die scenische Vorführung mit den poetischen Anforderungen in Einklang zu bringen: ob damit aber mehr als von den Vorgängern erreicht worden ist, erscheint fraglich; ja es machen sich gegen diese Bearbeitung noch um so mehr Bedenken geltend, als Devrient auf den wunderlichen Einfall gerathen ist, nicht den „Götz von Berlichingen“, wie ihn der Leser kennt und wie Goethe selbst ihn (B) veröffentlicht hat, zu bearbeiten, sondern die allererste Urschrift (A), die der Dichter nur als Vorarbeit zur eigentlichen Arbeit betrachtet und dann bei Seite gelegt hat. Diese Urschrift, die erst aus dem Nachlasse herausgegeben worden ist, enthält packende Scenen, die von einer jugendlichen Ueberkraft zeugen, aber sie leidet an dem Mangel eines einheitlichen Planes; der Dichter schrieb, wie er selbst bekannt hat, ohne einen solchen frisch darauf los; blieb er im Anfang noch leidlich bei der Stange, so verliert er im 4. und 5. Acte alle Herrschaft über sich und seinen Stoff, wird haltlos und ausschweifend. Götz' Schicksal tritt ganz zurück, das der Adelheid vollständig in den Vordergrund; diese selbst sinkt durch ihre allzu vielfachen Buhlschaften schon bedenklich zur Dirne herab und daß sogar Sickingen, der brave, ehrliche Schwager des Helden, in ihre Schlingen geräth, ist kaum glaublich und verzerrt auch das Bild dieser Persönlichkeit. Auch nimmt die Schilderung des Bauernaufstandes einen für den Haushalt des Stückes viel zu breiten Raum ein. Mit feinem Spott hat Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit die Mängel dieser Urschrift gekennzeichnet: wie er sich in die Gestalt des schönen Weibes selbst verliebt und wie dieses den Helden bei dem Verfasser ausgestochen habe; darüber sei die höhere Einheit, die um so mehr gefordert werden müsse, je mehr man die Einheit des Ortes und der Zeit preisgebe, in die Brüche gegangen und die Kunstfesseln abgestreift worden. Eben deshalb und weil die Natur Goethe immer zur Einheit drängte, verwarf er diesen ersten Entwurf A und ging zum zweiten (B) über, in dem sich geniale, jugendliche Kraft mit jenem weisen künstlerischen Maßhalten verbindet, das für Goethe so charakteristisch ist. Wie kommt nun der Bearbeiter dazu, den Urgötz, den Goethe selbst nicht einmal hat drucken lassen, zur Aufführung heranzuziehen, das Verhältniß zwischen beiden Bearbeitungen umzukehren und B durch A verdrängen zu wollen? Man kann es berechtigt finden, wenn dieser Urgötz nach dem Tode Goethe's veröffentlicht worden ist, denn für den Werdegang des jungen Goethe und seines Werkes ist er sehr interessant; aber diese Urschrift, deren mannigfache Mängel hier gekennzeichnet worden sind, die der Dichter selbst verworfen hat, nun noch auf die Bühne zu bringen, dazu fehlt jede Berechtigung. Und nun gar auf eine Bühne, die der des „dreistöckigen Faust“ insofern ähnlich ist, als auch hier die Scene getheilt werden soll, nur nicht in verticaler, sondern in horizontaler Richtung. Um die vielen Verwandlungen abzukürzen und ein schnelleres Aufeinanderfolgen der Auftritte zu ermöglichen, läßt Devrient die Bühne sich von rechts nach links, oder wenn man will von links nach rechts spalten; während auf der einen geöffneten Hälfte gespielt wird, bereitet sich auf der anderen geschlossenen die nächste Scene vor und umgekehrt. Das Experiment des Münchener Hoftheaters, das auch auf einer größeren Verwerthung des Bühnenraumes durch Theilung beruhte, mag manches Gute zu Tage gefördert haben: auf die Dauer befreunden können wir uns mit ihm doch nicht. Der Zuschauer verlangt die volle Bühne zu sehen und der Schauspieler auf dieser vollen Bühne zu spielen. In die von oben nach unten oder in horizontaler Richtung getheilte Bühne gucken wir wie in ein Miniaturtheater, eine Puppenstube hinein, Alles erscheint uns klein und lächerlich, das Spiel wird zur Spielerei — und bei dem Schauspieler leidet die Schauspielkunst darunter. Lieber lasse man Stücke, die in unsere heutige Scene nicht hinein gehen wollen, ungespielt: Werke wie Götz und Faust gewähren auch bei der Lectüre den höchsten Genuß. Goethe selbst hat ja auch dem vorgebaut, wenn er es gelegentlich aussprach, daß Stücke, die nicht für die Bühne gedacht sind, nicht auf dieselbe hinaufgebracht werden können, man stelle sich an, wie man wolle. Auch im Einzelnen enthält Devrient's „Gottfried von Berlichingen“ manches Anfechtbare.

G. Oo. — **Mene, Mene, Tekel, Upharsin.** Briefe des Ta-o-tse an den La-i-so. Leipzig 1890. Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch). 114 S. 8°. — Seit ungefähr 2 Jahren schießen die Broschüren politischen und socialen Inhalts wie Pilze aus der Erde. Die Unberufenen, die ihre fragwürdige Weisheit auf einem anderen Wege nicht an den Mann bringen können, wählen die Broschürenform und finden in der Regel noch einen Verleger, weil in buchhändlerischen Kreisen die Broschüre immer noch als „besserer Artikel“ gilt. Die weitaus meisten dieser Flugschriften haben nicht den mindesten Werth und sind im Papierkorb am besten aufgehoben. Die vorliegende gehört trotz des sensationellen Titels und trotz des noch sensationelleren Blitz- und Wolken-Umschlages zu den besseren ihrer Gattung. Der Verfasser hat seine Beobachtungen in die Form eines Briefwechsels zwischen einem in Deutschland lebenden chinesischen Cabinetsrathe und dem Minister des himmlischen Reiches eingekleidet. Neu ist ja der Gedanke nicht und auch nicht sonderlich glücklich durchgeführt, denn hie und da, ganz besonders im letzten Theile des Werkes, schaut aus der chinesischen Maske das Gesicht des deutschen Broschürenschreibers nur zu deutlich hervor. Aber was er über den Materialismus, über den socialdemokratischen Zukunftsunsinn, über die häßlichen Begleiterscheinungen unserer Ueber- oder — wie er sie nennt — Hochcultur sagt, ist oft treffend und bekundet die Gabe scharfer Beobachtung. In der Kritik beruht die Stärke des Werkes. Seine positiven Vorschläge zur Besserung sind dagegen dürftig und hin und wieder echt chinesisch. Auch seine Aeußerungen über die Confessionen und politischen Parteien haften vollständig an der Oberfläche. Im Großen und Ganzen ist aber die Flugschrift anregend und mag Manchen zur Besinnung und weiterem Nachdenken bringen. Darüber hinaus zu wirken vermag sie nicht, weil sie nicht in die Tiefe geht.

— **Vademecum,** officielles, für die Studirenden der thierärztlichen Hochschulen. Verlag von M. Hoffmann in Leipzig-Reudnitz, 1891. kl. 8. Preis 1 ℳ. — Das gut ausgestattete Schriftchen bringt in übersichtlicher Form alles auf die studentischen Verbindungen an thierärztlichen Hochschulen Bezügliche, wird sich daher in denjenigen Kreisen, welche für solche Verbindungen Interesse haben, mit Recht Freunde erwerben. Z.

G. Oo. — **Androclus-Kalender 1891** für junge Thierschutzfreunde. Herausgegeben vom Dresdner Verein zum Schutz der Thiere (Dresden-A., Augustusstr. 6). 1 Bogen 32 S. Preis: 5 ₰, bei Bezug von 500 und mehr Exemplaren Rabatt. — Das niedliche, recht nett ausgestattete und mit hübschen Bildern gezierte Büchlein enthält außer dem Kalendarium einige Gedichte und eine Erzählung. Alle Beiträge verfolgen den Zweck, in den jungen Herzen Mitleid mit der Thierwelt zu erwecken und sie vor der als unmittelbare Folge der Thierquälerei auftretenden Verrohung zu hüten. Am wenigsten hat uns das Gedicht: „Sei mitleidsvoll“ von Dr. W. Jordan gefallen. Was sollen diese pantheistischen Phrasen in einem Kinderbuche? Wir glauben kaum, daß ein Kind sich von dem Quälen eines Käfers wird zurückhalten lassen durch den Gedanken: „Du wirst selbst verwesen und wieder (!) werden, was sie sind!“ Und was soll die überaus geschmacklose Strophe:

Schon ist dir angeboren worden
Das allgemeine Schlächteramt;
So wolle nicht noch müßig morden,
Was Nothwehr, Hunger nicht verdammt!

Das ist doch vollkommener Unsinn! Gerade bei Büchern, die für die Kleinen bestimmt sind, muß die Auswahl mit großer Sorgfalt geschehen. Man muß sonst die Empfehlung zurückhalten, die man von Herzen gern dem Büchlein seines Zweckes wegen mitgeben möchte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 146. Sonnabend, den 6. December 1890

Bücherbesprechungen.

B. K. **Luther's Lebensende.** Widerlegung der durch den römischen Priester Majunke hervorgesuchten und verarbeiteten Lügenberichte von **Ernst Blümel**, aus der Lutherstadt Eisleben. Barmen, Klein. 75 ₰. — Nachdem Kawerau und Kolde, letzterer zweimal, geredet haben, ist doch dieses Schriftchen nicht überflüssig zur Beleuchtung der widerwärtigen Schreiberei Majunke's. Denn hier spricht ein Einwohner von Eisleben, der manches Einzelne mit seiner Ortskenntniß näher beschreiben und erklären kann, und wenn wir auch keinen wesentlichen Beweisgrund gefunden haben, der jenen theologischen Gegnern entgangen wäre, so hat schon die kraftvolle und volksthümliche Sprache des Verf. ihren Werth für sich und macht das Schriftchen sehr geeignet, im evangelischen Volke Klarheit zu verbreiten über die ganze Gattung jener Schriftstellerei. Das zeigt auch die sehr geschickte Anordnung des Stoffes: 1) Majunke als flüchtiger Geschichtsschreiber, 2) Majunke als unwahrer und parteiischer Geschichtsschreiber mit dem weiten Gewissen, 3) Majunke als Förderer des confessionellen Hasses und der literarischen Verrohung.

—e— **Neudrucke pädagogischer Schriften.** Herausgegeben von **Albert Richter.** Leipzig, Verlag von Richard Richter. 1890. — Der Herausgeber hat sich zur Aufgabe gesetzt, vornehmlich eine Anzahl pädagogischer Schriften, „von denen jetzt sehr selten noch ein Exemplar zu erlangen ist", mit ausführlichen Einleitungen versehen in Neudrucken erscheinen zu lassen. Dabei sollen nicht nur sogenannte pädagogische Meisterwerke berücksichtigt werden, sondern auch Schriften, die für die Geschichte der Schule und für die Culturgeschichte im Allgemeinen als Quellen zu betrachten sind. Das uns vorliegende 1. Heft enthält „Die Geschichte meiner Schulen von **Friedrich Eberhardt v. Rochow** auf Reckau ꝛc.", diesem trefflichen märkischen Edelmanne, der auf seinen Gütern nicht blos der Landwirthschaft aufzuhelfen, den Wohlstand zu heben, Krankheit und Noth zu lindern suchte ꝛc., sondern vor Allem auch darauf bedacht war, die traurigen Zustände der Dorfbevölkerung durch Verbesserung der Jugendbildung zu beseitigen. Rochow's Schulen entwickelten sich unter seiner persönlichen Leitung vorzüglich und wurden eine Zeit lang als Musteranstalten viel besucht und bewundert. Was er im Jahre 1795 von ihnen auf Verlangen seiner Freunde mittheilt, erweckt auch jetzt noch Interesse. Insbesondere glauben wir auf die dem Schriftchen als Beilage D angehängte „Instruction für die Landschulmeister (v. J. 1773)" hinweisen zu sollen. Die vom Herausgeber vorausgeschickte Einleitung erfüllt ihren Zweck. Wir wünschen seinen „Neudrucken ꝛc.", von denen in nächster Zeit „Schlez, Gregorius Schlaghardt", „Kursächsische Schulordnungen" und „Der Gothaische Schulmethodus" erscheinen werden, eine recht beifällige Aufnahme. Ihr Preis ist billig.

W—k. 1) **Echo der französischen Umgangssprache.** 2 Theile. Von R. Foulché-Delbosc. — 2) **Écho de l'Allemand parlé.** Par Dr. **Max Kuttner.** Avec un dictionnaire spécial par Chrét. Guil. Damour. Leipzig, Verlag von Rud. Giegler. 1891. — Wie so viele andere Hilfsbücher zur Erlernung der französischen Sprache, wollen auch die vorliegenden das unmittelbare Sprechenlernen erleichtern. Eine grammatische Unterweisung findet nicht statt, es muß vorausgesetzt werden, daß den Schülern die Formenlehre schon innewohnt, um mit Erfolg Conversationsübungen betreiben zu können, denn ein bloßes In-den-Wind-hinein-parliren ist eitel Stückwerk und Flickwerk. Wird jedoch der grammatische Unterricht dabei nicht vernachlässigt, so kann der in den vorliegenden Büchern gebotene Sprechstoff unter Anleitung eines tüchtigen Lehrers jedenfalls nutzbringend verwerthet werden. Zu bedauern ist, daß hier und da ein Druckfehler stehen geblieben ist, was gerade bei Schulbüchern immer vermieden werden muß, z. B. S. 110 muß superlatif stehen (nicht tiv) und verbe impersonnel mit nn ꝛc.

G. Oe. — **Schwarz-weiß-rot!** Eine Ethik des Patriotismus. Von **Th. Brecht.** Halle a. S., Eugen Strien. 1890. 554 S. 8°. Preis 6 ℳ. — Wir haben bereits bei dem Erscheinen des ersten Heftes des jetzt abgeschlossenen Werkes von ihm Kenntniß genommen. Obwohl wir weder mit dem Grundgedanken des Verfassers, noch mit allen Einzelausführungen einverstanden sind, halten wir doch das Buch für so bedeutend, daß wir noch einmal auf seinen Gesammtinhalt zurückkommen. Der Verfasser geht von der Meinung aus, daß wir eine allgemein anerkannte Wurzel der Ethik nicht haben, daß die christliche Idee in einem Staatswesen nicht mächtig und für die sittlichen Grundsätze bestimmend sein könne, das großentheils nicht mehr aus Christen bestehe. Er sucht deshalb eine andere Quelle der Ethik und findet sie im Patriotismus, den er bestimmt als das ins Erkennen, Fühlen und Wollen aufgenommene Bewußtsein, einem gewissen, als Staat organisirten Volksthume anzugehören. Das höchste Gut seiner Ethik ist das Deutschthum, ihr oberster Pflichtsatz: „Mache dich zu einem tüchtigen Gliede deines Volkes, zu einem brauchbaren Werkzeuge des deutschen Volksgeistes," der oberste Satz der Socialethik lautet: „Jedes einzelne Glied und jedes einzelne sociale Gebilde muß so viel Bethätigungsraum und Förderung bekommen, wie das Wohl des Ganzen zuläßt. Auf Grund der inneren wieder hergestellten Harmonie der Interessen muß ein Zusammenwirken aller Kräfte ermöglicht werden." Von diesen Grundsätzen aus erörtert er nun die Pflichtenlehre des Einzelnen und der Gesellschaft. Dabei streift er so ziemlich Alles, was man heutzutage Tagesfrage nennt. Er ist nirgends oberflächlich, überall anregend, nirgends einseitig, überall weitblickend, nirgends mattherzig, überall scharf und markig. Zunächst fordert er Bildung des Charakters d. h. die Aufnahme des als wahr Erkannten ins Gefühl, in die Ueberzeugung und den Willen. Charakterbildung ist nicht möglich ohne Selbsterziehung und Selbstbeobachtung, ihr letztes Ziel ist Hingabe des Willens an die Idee des Patriotismus. Im Einzelnen verlangt

er Fleiß und Thatkraft und als erste Vorbedingung für die Heranbildung eines thatkräftigen Geschlechtes Ausbildung der Körperkraft. Die Turnvereine müssen sich nach der sittlichen Seite hin erweitern zu einem nationalen Jugenderziehungsverein. Zur Mäßigkeit, Keuschheit und Einfachheit soll hier der werdende Jüngling erzogen, Muth, Ehrgefühl und Wahrheitsliebe in ihn gepflanzt werden. Als Träger der vaterländischen Ideen müssen überall patriotische Männervereine gegründet werden, von denen dann eine Erneuerung und Vertiefung unseres geselligen Lebens ausgehen kann. Eine durchgreifende Aenderung unseres höheren Schulwesens hält der Verfasser für unnöthig und gefährlich, als Hauptsache erscheint ihm die Erfüllung von Lehrern und Schülern mit dem rechten Geiste. Die Kenntniß der Rechte und Pflichten des Staatsbürgers muß die Schule dem Jüngling mitgeben. Die Ziellosigkeit des jetzigen Volksschulwesens muß aufhören, es muß in organische Verbindung mit dem späteren Leben gebracht werden. Dies geschieht durch Weiterführung der Jugendbildung bis zum Eintritt ins Heer. Derjenige, der diese Fortbildungsschule mit Erfolg durchgemacht hat, erwirbt die staatsbürgerlichen Rechte und eine Erleichterung des Militärdienstes (2 Jahre Dienstzeit). Eine Sittenordnung für die Jugend muß wieder in Kraft treten. Das Familienleben soll reformirt werden durch Verbreitung der Familienkunde und durch Schaffung von Familienkatechismen. In der Socialethik ist der leitende Grundsatz: Harmonisirung der Interessen. Bezüglich der Socialreform verlangt der Verfasser, daß man der Industrie Zeit lasse und ihr durch Bestrafung der Contractbrüche und frivolen Strikes Schutz gewähre. Die Organisationen der Arbeitgeber und die der Arbeiter mögen die Voraussetzung sein zu Vertretungskörpern, die aus beiden gemischt sind. Boycott und eine Massenkündigung socialer Pflichten sollen mit unerbittlicher Schärfe gerügt, Ausbeutungsringe und ähnliche Auswüchse des Unternehmerthums abgeschafft, wenn nöthig bestraft werden. Das Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeiter muß ein Autoritätsverhältniß im besten Sinne bleiben. Eine gerechte Steuervertheilung wird ebenso gefordert wie eine staatliche Aufsicht über die großen Geldmächte und großen Geschäftstransactionen (die Reichsbank muß im eigentlichsten Sinne Reichsinstitut werden). Zur Kräftigung des Handwerkes wird Beschaffung billigen Credits, Wiederverwendung von Corporationsvermögen, Wiedereinführung eines vernünftigen Lehrzwanges, zur Kräftigung des Bauernstandes Ausbau des staatlichen Versicherungswesens, Reform des Bodencredits, allgemeine Gründung von Bauernvereinen empfohlen. Das staatliche Recht soll wieder in fruchtbare Verbindung mit dem sittlichen Volksgeiste kommen, Rechtsunterricht in den Schulen soll das Band zwischen dem Volke und seinem Rechte neu knüpfen. Die kirchliche und politische Gemeinde sowie jede Corporation hat das sittlich rechtliche Wächteramt über die einzelnen Glieder zu führen, das Gerichtsverfahren muß billiger, einfacher und volksthümlicher werden. Mehrfach rückfällige Verbrecher sind zu deportiren oder zu interniren. Die Idee des lauteren Patriotismus wird die Preßverhältnisse von selbst umbilden und erneuern. Die beiden Cartellparteien müssen sich mit der Idee des Patriotismus aufs Neue erfüllen und selbständig werden; von den gesunden Gedanken der Fortschrittspartei ist so viel herüberzunehmen, wie für den Ausbau der Verhältnisse nothwendig ist. Im Parteiwesen ist nie das Trennende über das Einende zu stellen. Die jetzige Reichsverfassung muß gegen Unitarismus und Particularismus aufrecht erhalten werden, die constitutionelle Monarchie ist die beste Staatsform. Andere Volkspersönlichkeiten werden respectirt, von ihnen aber auch Respectirung des eigenen Volksthums gefordert und nöthigenfalls erzwungen. Das Deutschthum im Auslande muß gestützt werden. Unsererseits mit der Abrüstung vorzugehen, wäre Wahnsinn, sie muß von Frankreich begonnen werden. — Aus dieser Aufzählung der einzelnen Gedanken, die weder vollständig noch in die Tiefe gehend sein kann, wird man erkennen, wie gedankenreich das Buch ist. Einzelne Theile, besonders die kritischen, sind durch und durch vortrefflich. Die Spiegelfechterei der heutigen Socialdemokratie wird in ungemein scharfer, überzeugender Weise als das erwiesen, was sie ist: Trug, entweder Täuschung oder Selbsttäuschung. Was über die Verwüstungen des Alkoholismus und der Unzucht, über den falschen Luxus und andere Krankheiten der Zeit gesagt wird, trifft den Nagel auf den Kopf. Zu anderen Darstellungen, besonders zu den praktischen Vorschlägen, wird man freilich oft genug Fragezeichen setzen müssen. Eine Widerlegung im Einzelnen ist im Rahmen eines Zeitungsartikels nicht möglich; wenn man das thun wollte, müßte man ein neues Buch schreiben. Nur das Eine sei hervorgehoben, die Hauptsache! Wir beantworten die Frage des Verfassers, ob wir einer neuen Quelle der Ethik bedürfen, aus voller Ueberzeugung mit „Nein!" Für das deutsche Volk kann es nur eine Wurzel der Sittlichkeit geben, das Christenthum. Hat es vom Christenthum sich entfernt, nun, so muß es wieder zu ihm zurück! Ohne diese Rückkehr ist eine Volkserneuerung unmöglich. Die Ethik des Patriotismus ist ein jämmerlicher Nothbehelf und nützt nichts. Diejenigen, die der Verfasser gewinnen will, sind für eine Ethik des Patriotismus ebenso wenig, ja noch weniger zu haben als für eine christliche Ethik. — Die Sprache des Verfassers ist größtentheils warm und edel, nur hin und wieder macht sie den Eindruck des Gesuchten. Seiner Vorliebe für entbehrliche Fremdwörter hatten wir schon in der Besprechung des ersten Heftes gedacht. Er erklärt dagegen in einer Note, daß er die Fremdwörter, die der deutsche Sprachgeist sich für bestimmte Begriffsnüancen gebildet habe, benutzen werde. Sollte wirklich der „deutsche Sprachgeist" Fremdwörter wie „perniciös" gebildet haben? Und welche „Begriffsnüance" bezeichnet „perniciös"?

—m— **Geschichte des Preußischen Staates** von **Dr. Ernst Berner**, Kgl. Preuß. Hausarchivar. Reich illustrirt mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, teilweise in Farbendruck. 1. Abt. München und Berlin 1890, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedr. Bruckmann). 8°. 2 ℳ. — An populären Darstellungen der brandenburgisch-preußischen Geschichte fehlt es nicht, und es ist dies vollkommen begreiflich, wenn man erwägt, wie sorgfältig von jeher die vaterländische Geschichte in den preußischen Schulen gepflegt worden und wie das Interesse für dieselbe in den weitesten Kreisen der Bevölkerung verbreitet ist. Und doch bietet das Werk, dessen erste Abtheilung uns vorliegt, etwas in seiner Weise Neues und Eigenartiges, und wir bezweifeln nicht, daß die Verlagsanstalt für die ohne Frage nicht geringen Opfer, die mit seiner Herstellung verbunden waren, durch einen bedeutenden Absatz belohnt werden wird. Soweit man nach den vorliegenden Abschnitten, die bis zum Tode des Kurfürsten Joachim I. reichen, sich ein Urtheil bilden kann, entspricht der Text allen Anforderungen, die man an einen solchen zu stellen berechtigt ist; neue Forschungsergebnisse wird man nicht erwarten, aber der Verfasser zeigt sich, wie dies bei seiner amtlichen Stellung ja nicht anders zu erwarten ist, durchweg als wohl unterrichtet und versteht es auch knapp und klar darzustellen. Was dem Werke aber seinen besonderen Charakter giebt, ist die Ausstattung, die selbst in einer Zeit, in welcher die historischen „Bilderbücher" an der Tagesordnung sind, besondere Hervorhebung verdient. In fast überreicher Fülle sind dem Werke Abbildungen beigegeben, deren Ausführung größtentheils den höchsten technischen Anforderungen entspricht. Sie bestehen durchweg aus theilweise erstmaligen Reproductionen alter Vorlagen; die genauen Quellenangaben, die nicht einmal bei den sorgfältig ausgewählten Initialen fehlen, machen sie auch dem Fachmann werthvoll, während dem Laien die ausführlichen Erläuterungen willkommen sein werden. Ueber die Auswahl kann man hie und da mit der Verlagsanstalt (welche die Verantwortlichkeit für den bildlichen Theil übernommen hat) rechten; so sieht man nicht recht ein, was die einer Handschrift des 15. (!) Jahrhunderts entnommene Taufe fabelhafter Sachsenfürsten zur Zeit Karl's des Großen, die Textproben aus einer Handschrift der Annales Einhardi u. dgl. sollen, und andere Bilder, wie die Reproductionen aus der Heidelberger und der Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, aus Hartmann Schedel's Liber Chronicorum, dem mittelalterlichen Hausbuch des 15. Jahrhunderts im Germanischen Museum zu Nürnberg, mehrere Schäufelin'sche Zeichnungen, sind zwar culturgeschichtlich hochinteressant, haben jedoch speciell mit Brandenburg-Preußen nichts zu thun. Aber die meisten der gegebenen Abbildungen — die Lieferung enthält deren über 80 — stehen doch im innigsten Zusammenhange mit dem Texte; sie sind zugleich werthvoll als Proben der heimischen Kunstthätigkeit in den behandelten Zeiten. So finden wir Abbildungen märkischer Siegel und Münzen, Reproductionen von wichtigen Urkunden (z. B. der Stiftungsurkunde des Bisthums Brandenburg 949) und Briefen (z. B. eines längeren Schreibens von Luther an Joachim II.), vortreffliche Nachbildungen der den Minnesinger Markgraf Otto IV. betreffenden Blätter der Manessischen Handschrift, der Abbildungen von der Belehnung Friedrich's I. in der Konstanzer Handschrift von Ulrich v. Richenthal's Chronik, ferner gute Ansichten märki-

scher Ortschaften und einzelner Bauwerke jener Zeit, Porträts, Schriftproben aus den ältesten märkischen Druckwerken u. s. w. Das Werk, das in 7—8 Abtheilungen (zu 2 ℳ) bis Weihnachten 1891 vollendet sein soll, verdient in der That ein Haus- und Familienbuch zu werden.

Ltz. **Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.** Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Freiherr v. Danckelman. Berlin, Asher & Co. 1890. — Mit dem jüngst erschienenen 3. Hefte ist Band III (1890) dieser für die Kenntniß unserer Colonien so wichtigen Zeitschrift zum Abschluß gekommen. In dem vorliegenden letzten Hefte interessirt zunächst der Bericht (nebst Karte) des Hauptmanns Kling über seine letzte, von Lome über Salaga und Napori nach Bismarckburg ausgeführte Reise. Seinen an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen nach muß bei rationellem und capitalkräftigem Vorgehen das kleine Togogebiet von allen unseren Colonien die aussichtsvollste Zukunft haben; denn das Land ist trotz seiner an manchen Stellen anscheinenden Unfruchtbarkeit überall ertragreich; sowohl an der Küste wie im Gebirge und jenseits des letzteren sind blühende Felder und reiche Dörfer zu finden. — Camerun bietet als Grenzgebiet mehrerer zoogeographischer Provinzen zoologisch, insbesondere ornithologisch, ein sehr günstiges Beobachtungsfeld. Der Artikel Dr. Ant. Reichenow's „über die Vogelwelt von Camerun" mit der Aufzählung und Beschreibung von etwa 200 Vogelarten dürfte daher für den Zoologen hochinteressant sein. Den Schluß des Heftes machen einige Mittheilungen aus dem Bericht des Missionars Kerr Croß über das nordwestlich vom Njassa-See gelegene Land, das durch das deutsch englische Abkommen zum großen Theil der deutsch ostafrikanischen Interessensphäre zugefallen ist; hierzu liegt eine recht genaue Karte des deutsch-englischen Grenzgebietes zwischen Njassa- und Tanganika-See vor.

Ltz. **Das malerische Schweden.** Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit 160 Illustrationen. Uebersetzt von Dr. **Otto Hoppe.** Breslau-Leipzig. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer. 1891. — Das Werk verspricht im besten Sinne des Wortes ein Prachtwerk zu werden. Zur Herstellung desselben hat sich eine Reihe schwedischer Künstler und Schriftsteller von bestem Rufe vereinigt, und die deutsche Uebersetzung rührt von einem vertrauten Kenner schwedischer Verhältnisse her. Die vorliegende 1. Lieferung, aus 24 Folio-Seiten bestehend, behandelt Stockholm und Umgebung, dessen entzückende Lage ja weltberühmt ist und durch die beigegebenen zahlreichen Illustrationen (darunter mehrere Vollbilder) hier zum bildlichen Ausdrucke gebracht wird. Das ganze Werk wird 26 Bogen umfassen und im Ganzen 250 Ansichten bieten und in 10 Lieferungen zu 1 ℳ erscheinen. Da unsere nordischen Nachbarländer, die eine so große Fülle und Mannigfaltigkeit landschaftlicher Reize bieten, jetzt vielfach vom Fremdenverkehr aufgesucht werden, so dürfte dieses gediegen ausgestattete Werk Vielen hochwillkommen sein, sei es als Führer zu einer vorherigen Orientirung behufs einer Reise dahin, sei es, um die Erinnerung an genußreich verlebte Stunden wachzuhalten. Wir behalten uns vor, nach Abschluß des Ganzen eingehender hierauf zurückzukommen.

Ltz. **Die Seehafen-Projecte an der schleswigschen Westküste.** Von **Paul Langhans.** Mit Karte, entworfen und gezeichnet von demselben. Separat-Abdruck aus „Petermanns Mittheilungen 1890, Heft V". — Die schleswigsche Westküste unmittelbar südlich der dänischen Grenze besitzt keinen einzigen Hafen, der stets für Seeschiffe zugänglich ist. Der Handelsverkehr, wie auch die Entwickelung der Hochseefischerei verlangt jedoch gerade an diesem Theile der Küste die Anlage eines solchen und zwar eines mit dem festländischen Eisenbahnnetze in Verbindung stehenden Hafens, der genügend Raum bietet für kleinere und größere Flotten von Schmacken. Früher entworfene Projecte sind nicht zur Ausführung gekommen. In neuester Zeit hat die Kgl. Preuß. Regierung die Absicht bekundet, die Anlage eines Hafens in der fraglichen Gegend in die Hand zu nehmen. Die kleine, 4 Quartseiten umfassende Schrift bespricht die verschiedenen Projecte und die Möglichkeit ihrer Durchführung, zugleich auch in Rücksicht auf eine herzustellende Eisenbahnverbindung mit einem Ostseehafen. Die beigegebene Karte (1 : 400 000, Nebenkarten 1 : 200 000) dient zur Veranschaulichung dieser verschiedenen Projecte.

—e— **Die Errichtung von Haushaltungsschulen für Mädchen aus unbemittelten Ständen.** Vortrag, gehalten in der XIX. Hauptversammlung des Thüringischen Städteverbandes in Altenburg am 30. August 1890 von Oberbürgermeister **Paul am Ende-Rudolstadt.** Rudolstadt, 1890. Verlag der fürstl. privilegirten Hofbuchdruckerei F. Mitzlaff. — Der Gedanke, unbemittelte Mädchen für ihren späteren Beruf als Hausfrauen thunlichst vorbilden zu lassen, hat auch in unserem Lande seit einiger Zeit Anklang gefunden, und wir haben es mit Freude begrüßt, daß einige städtische Behörden, Vereine ꝛc. bereits Veranstaltungen zu dem angegebenen Zwecke getroffen haben. Denn der Beruf der Hausfrau will ebenso gelernt sein wie jeder andere Beruf; „aber der Umstand, daß der größte Theil unserer Mädchen theilweise schon innerhalb der Schulzeit, jedenfalls aber sofort nach Austritt aus der Schule während der zur Verfügung stehenden freien Zeit seinen Unterhalt durch Lohnarbeit sucht, benimmt ihnen die Fähigkeit, hauswirthschaftliche Kenntnisse, besonders Kenntnisse im Kochen im Hause selbst zu sammeln." Solchen Mädchen will man daher in **Haushaltungsschulen** mit einem praktischen Unterricht über die Führung eines einfachen Haushalts (Kochen, Küchen- und Zimmerordnung, Wäsche, Buchführung ꝛc.) zu Hilfe kommen. Ueber die Einrichtung derselben gehen die Ansichten allerdings noch auseinander, ganz abgesehen von der Frage, ob der hauswirthschaftliche Unterricht der Volks-, oder zweckmäßiger der Fortbildungsschule zuzuweisen sein sollte. Aber was von ihren bisherigen Erfolgen bekannt geworden ist, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Zahl ihrer Freunde zu vermehren und bei Manchen selbst den Muth zu erwecken, daß die Einführung von Haushaltungsschulen im Sinne obligatorischer Fortbildungsschulen verfügt werden möchte. Wie dem Herrn Verfasser erscheint es jedoch auch uns „bei dem Mangel hinreichender Erfahrung auf diesem Gebiete bedenklich, eine so erheblich in die Lebens- und Erwerbsverhältnisse der der Schule entwachsenen Mädchen einschneidende Vorschrift schon jetzt zu verlangen". Denn wir stehen gegenwärtig im Stadium der ersten Versuche, und ehe an weitgreifendere Anordnungen überhaupt gedacht werden kann, bedarf es jedenfalls noch geraumer Zeit zur Sammlung der unbedingt erforderlichen praktischen Erfahrungen. Es wäre daher von Bedeutung, wenn auch bei uns vor der Hand noch weitere Versuche je nach Maßgabe der besonderen örtlichen Verhältnisse angestellt würden. Auf die in verschiedenen Städten bereits getroffenen Einrichtungen geht der angezeigte Vortrag, den wir zur Lectüre gern empfehlen, näher ein.

—m—. **Denkwürdigkeiten aus dem ersten deutschen Parlament.** Von W. **Wichmann,** weil. königl. Regierungsrathe a. D. Hannover 1890, Helwing'sche Verlagsanstalt. XIV, 568 S. 8°. — Das vorstehende Werk ist lediglich ein unveränderter Abdruck der im Jahre 1888 erschienenen „Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche" desselben Verfassers; es wäre wohl correct gewesen, wenn die Verlagsbuchhandlung dieses Sachverhältniß auf dem Titel zum Ausdruck gebracht hätte. Auch damals schon hat das Buch der Redaction d. Bl. vorgelegen und aus geschätzter Feder eine eingehende Beurtheilung erfahren (1888 Nr. 64); wir können uns mit Rücksicht auf diese kurz fassen. Der Verfasser stand anfänglich auf großdeutschem Standpunkte; aber da er sich als Mann von offenem Blicke nicht der Ueberzeugung verschließen konnte, daß ein wirklicher deutscher Bundesstaat mit Oesterreich unmöglich sei, ist er dann, wie viele Andere, zur Erbkaiserpartei übergetreten. So hat er sein aufrichtiges Streben nach unbefangener Anschauung der Sachlage durch die That bewiesen, und dieses Streben läßt sich auch in dem vorliegenden Buche nicht verkennen; allein der ursprüngliche Standpunkt des Verfassers macht sich doch an zu vielen Stellen geltend, als daß man sagen könnte, er habe sein Ziel, eine objective und erschöpfende Darstellung der Geschichte des ersten deutschen Parlaments zu geben, völlig erreicht. Trotz dieses Mangels und des weiteren, daß die neuere Literatur fast durchweg unberücksichtigt geblieben ist, verdient das größtentheils auf eigenen Erinnerungen beruhende, frisch geschriebene Werk in der so umfangreichen Literatur über die Geschichte jener Jahre einen ehrenvollen Platz.

y. **Aus dem siebenjährigen Krieg. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominicus.** Nebst ungedruckten Kriegs- und Soldatenliedern herausgegeben von Dr. D. **Kerler,** Oberbibliothekar der Universität Würzburg. München, C. H. Beck'scher Verlag. — Der Verlagshandlung ist zu dieser neuen Erscheinung auf dem eigenartigen Gebiet der Militärliteratur, das sie mit den Werken Tanera's u. A. über 1870 inaugurirte, aufrichtig Glück zu wünschen. Auch das vorliegende Buch, das dem Feldmarschall Grafen Moltke dargebracht und von ihm

freundlichst angenommen ist, wird seinen Weg machen. Dafür birgt kein schlichter, oft ergreifender Inhalt. Zu Statten kommt dem Buch, daß gegenwärtig das Interesse an den schlesischen Kriegen durch das im Erscheinen begriffene Werk des Großen Generalstabs über diese Kriege von Neuem belebt worden ist.

y. **Eintheilung und Friedensunterbringung der französischen Armee am 1. Oct. 1890.** Von Oberstlieutenant **Exner.** Berlin, E. S. Mittler u. S. — Als vor Jahresfrist das bedeutende Werk des Herrn Verfassers „Die französische Armee in Krieg und Frieden" (in gleichem Verlage) erschien, da mußte man nur bedauern, daß diese an Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit einzig dastehende Darstellung der Wehrverhältnisse unseres westlichen Nachbarn schon bald wieder veraltet sein würde, angesichts der rastlosen Anstrengungen, welche die Franzosen zur Stärkung ihrer Wehrkraft machen. Das neue Werk des Herrn Verfassers hilft diesem Bedürfniß ab; es bringt zur Kenntniß, was bisher auf dem Gebiet der Bewaffnung und des Artilleriematerials Neues geschossen worden ist, und es vollendet die Darstellung über die neue französische Wehrverfassung, die in gleicher Schärfe noch keines Orts in unserer Literatur vorgeführt worden ist. Bei der einschneidenden Wirkung, welche das neue französische System auch auf die Weiterentwickelung unseres Wehrsystems (nach den Aeußerungen des Kanzlers und Kriegsministers im Reichstag) ausüben muß, wird auch weiteren Kreisen der Hinweis willkommen sein, daß gerade die französische Wehrverfassung in den vorliegenden Werken zu ebenso gründlicher, wie anschaulicher Darstellung gelangt ist. Als neu sei schließlich noch das Verzeichniß der Garnisonen mit detaillirtem Quartierstand hervorgehoben, dem erläuternd eine geschmackvolle und übersichtliche Dislocationskarte hinzugefügt ist. Eine weitere Empfehlung der ausgezeichneten Bücher erscheint überflüssig.

y. **Militärischer Geschäftsstil und Geschäftskenntniß.** Leitfaden für den Unterricht auf den Kriegsschulen. 7. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. S. — Da es in der preußischen Armee eine andre officielle Darstellung des so wichtigen Formenwesens nicht giebt, so erlangt das Buch auch über die Grenzen seiner speciellen Bestimmung hinaus Werth.

— **Die Blutlaus.** Populäre Abhandlung über dieselbe nebst Anführung der geeignetsten Schutzmittel. Von N. **Gaucher,** Besitzer und Direktor der Obst- und Gartenbauschule in Stuttgart. Stuttgart 1886. A. Jung's Verlag. Brosch. 36 S. Preis 50 ₰. — Genannte Broschüre enthält mit unerschrockenem Freimuth, theils auch mit satirischer Schärfe ausgesprochene Kritiken, Ermahnungen und Rathschläge, die, wenn sie ihrer durchgängigen Vortrefflichkeit, ihrem unbestreitbar großen Verdienste entsprechend gewürdigt und beherzigt werden, nur sehr segensreich wirken können. Selten wohl ist mit solchem Sachverständniß, richtigem, klarem, praktischem Blick und in so überzeugender, auf langjährige, praktische Erfahrungen gestützter Manier gegen eine Unsumme von Uebelständen angekämpft worden, wie Direktor Gaucher es gethan, und es wäre wohl zu wünschen, daß auf anderen verwandten Gebieten, z. B. dem der Reblausbekämpfung, ähnliche zielbewußte Reformatoren erständen. Der Hr. Autor hat die gegenwärtige Obstbauliteratur mit einer Reihe werthvollster Beiträge vermehrt — es sei nur an das neueste Werk desselben, das „Handbuch der Obstkultur", ein Prachtwerk im wahrsten und besten Sinne, erinnert — die Blutlausschrift ist, wenn auch nur bescheidenen Umfanges, sicher eine der besten Gaucher'schen Abhandlungen, wie eines der vorzüglichsten Werkchen überhaupt, für welches der wirklich praktisch tüchtige Obstbaumzüchter dem Hrn. Verfasser dankbarste Anerkennung zollen wird. Speciell zur Verbreitung in sächsischen Fachkreisen sei genannte billige Schrift bestens empfohlen. Dr. E. S. Z.

J. R. **Quellwasser für's deutsche Haus.** Illustrirtes Volks- und Familienblatt. In Wochennummern und Monatsheften viertelj. 1,50 ℳ. Leipzig, Georg Wigand. — Unter den für weitere Kreise geschriebenen illustrirten Zeitschriften verdient diese besonders hervorgehoben zu werden: ihre reiche Fülle an erzählendem und belehrendem Inhalt, der feste sittliche Standpunkt, die leichtfaßliche Schreibweise, der schlichte illustrative Schmuck und nicht zum Mindesten der mäßige Preis — all das läßt sie als eine geeignete, rechte, gesunde Kost für Volk und Familie erscheinen. Mit den vorliegenden Heften, die wir wie die vorhergehenden wieder mit großem Vergnügen durchgeblättert und gemustert haben, tritt die Zeitschrift in ihren 15. Jahrgang: ein Beweis dafür, daß das edle Streben des Blattes auf Verständniß und Entgegenkommen im Publicum gestoßen ist.

J. R. **Velhagen & Klasing's Neue Monatshefte.** Bielefeld & Leipzig, Velhagen & Klasing. Monatlich ein Heft 1,25 ℳ. — Die in Revuenformat erscheinenden Monatshefte des „Daheim" haben sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens schnell eine erste Stelle unter den vorhandenen Monatsschriften errungen: sowohl der reichhaltige und vielseitige Inhalt wie der hervorragende künstlerische Schmuck rechtfertigen diesen Erfolg. In den beiden vor uns liegenden Heften, welche den Jahrgang 1890/91 eröffnen, hat in erster Linie die umfangreiche reich illustrirte Arbeit von H. Knackfuß über Michelangelo unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, mit der das „Daheim" die Serie von Künstlerbiographien aus der Feder des bekannten Kunstforschers und Malers fortsetzt: wenn sie auch nichts Neues bringt, so gewährt sie doch einen vollen und erschöpfenden Einblick in das Leben und Wirken des großen Bildhauers, Malers und Architekten. Diese kunsthistorischen Aufsätze, die wie gesagt nun schon durch eine ganze Reihe von Monatsheften des „Daheim" gehen, gewähren in ihrer Gesammtheit eine hübsche populäre Geschichte der großen Zeit der Malerei in Italien, Deutschland und den Niederlanden, für die man der Zeitschrift nur dankbar sein muß: sie befördert damit entschieden das Verständniß für die bildende Kunst überhaupt in den weitesten Kreisen. Neben diesen gigantischen und tiefsinnigen Schöpfungen der Sculptur und Malerei nimmt sich dann allerdings etwas wie dieser Kaulbach'sche „Rattenfänger" wie ein richtiger Bilderbogen aus. Auch von dem sonstigen Inhalt haben wir mit Interesse Kenntniß genommen, den Aufsätzen über Warmbrunn, Hermsdorf und den Kynast, die deutschen Nordseebäder, Alfons Daudet u. s. w.

—e— **Aus aller Welt.** Illustrirte Jugendschrift für die Familie. 1. Band, 1. Heft. Stuttgart, Verlag von K. F. Gläßer. — Die vorliegende Jugendschrift, von welcher monatlich 2 Hefte zum Preise von je 35 ₰ erscheinen, sucht — wie der Prospect besagt — ihre Aufgabe darin, allen Anforderungen an eine vortreffliche Jugendlectüre Genüge zu leisten, den Stamm der von den Kindern in der Schule erworbenen Kenntnisse und Lehren mit freundlichen Blüthen und Blättern zu umgeben, gute und zahlreiche Abbildungen aus den wichtigsten Wissensgebieten mit begleitendem Text zu liefern und von ihren Darbietungen alles Romanhafte und Phantastische streng auszuschließen. Ihr 1. Heft bringt unter Beigabe von 20 bildlichen Darstellungen folgende Artikel: Papua-Insulaner, germanisches Gericht aus dem IX. Jahrhundert n. Chr., Kaffee, die Prärien Nordamerikas, insectenfressende Pflanzen, Affen, Haartrachten und Kopfschmuck der Frauen des Alterthums, Kalkbrennerei, Eskimos, Prinzessin Mihr-i Schah-Bano (Märchen), Allerlei (Größe und Einwohnerzahl aller Staaten Europas, Meerestiefen). Diese lehrreichen, faßlich geschriebenen Artikel lassen noch deutlicher als der Prospect erkennen, welche Ziele „Aus aller Welt" verfolgt. Auch wir billigen sie im Wesentlichen, können aber doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Herausgeber, indem er ihnen treu bleibt, noch gelingen möge, über eine gewisse Trockenheit und Nüchternheit hinwegzukommen, die dem ersten Hefte nach unserer Meinung anhaftet. Uebrigens verdient das neue Jugendblatt auch um seiner guten Ausstattung willen beachtet zu werden.

J. R. **Deutsche Jugend.** Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.** Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg. Vierteljährlich 1,50 ℳ. — Unter den vorhandenen guten Zeitschriften, welche insbesondere zur Unterhaltung, Bildung und Belehrung der deutschen Jugend geschrieben sind, ist die den Namen derselben auf dem Titelblatt tragende sicher eine der besten. Vor uns liegen die beiden Eingangshefte des IX. Bandes der neuen Folge, die außer einem Gedicht des Herausgebers „Unserm lieben Kronprinzen", einer Ballade Felix Dahn's „Kaiser Decius" und einer humoristischen belehrenden Erzählung in Versen „Das Festmahl" von Joh. Trojan von dem letztgenannten noch einen unterrichtenden Aufsatz über „Hünenbetten und Dingstätten", ein irisches Märchen „Die Seejungfrau von [illegible]" von Arete Gogarten und den Anfang einer Erzählung von der ostafrikanischen Küste „Der Schatz des Indiers" von F. v. Bülow enthalten. Den Beschluß der Hefte macht ein Räthselschatz u. dergl. Der Text ist mit zum Theil in Farbendruck gehaltenen Illustrationen versehen, die auf der Höhe dessen stehen, was man jetzt von bildnerischem Schmuck in Zeitschriften verlangt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 147. Dienstag, den 9. December. 1890.

Bücherbesprechungen.

—e— **Der Anschauungs-Unterricht für Haus und Schule auf Grundlage der Hey-Speckter'schen Fabeln im Anschluß an W. Pfeiffer's 12 Wandbilder.** Herausgegeben von Dr. C. Kehr, † Schulrath und Seminardirector in Erfurt. Dritte Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1890. Preis 1,60 ℳ. — Zu den werthvollsten Kinderbüchern gehören die Hey-Speckter'schen Fabeln, von denen der Verfasser vorliegender Schrift zutreffend bemerkt: „Sie werden noch lange Zeit das Beste bleiben, was wir auf diesem Gebiete haben. Hat es doch Hey mehr wie jeder Andere verstanden, dem kindlichen Gemüthe die rechte Geistesspeise zu bieten." Ihrem Werthe entspricht ihre weite Verbreitung. Schon vor mehreren Jahren waren über eine halbe Million Exemplare in verschiedenen Sprachen gedruckt, und jetzt dürfte es kaum ein deutsches Schullesebuch geben, das nicht einige der so sehr beliebten Fabeln enthält. Wie sie in Haus und Schule mit Erfolg benutzt werden können, um die Kleinen im Anschauen, Denken und Sprechen zu fördern, dies führt der Verfasser an 12 Beispielen (Rabe, Möpschen und Spitzchen, Störche, Pferd und Sperling, Knabe und Vogelnest, Wandersmann und Lerche, Hündchen und Böckchen, Bär, Fuchs und Ente, Hähne, Kätzchen, Fischlein) unter Zugrundelegung der Pfeiffer'schen Wandbilder, die sich auch für schülerreiche Classen eignen, mit großer Sorgfalt aus. Zunächst wird jedesmal die Beschreibung des Bildes gegeben, dann eine vollständige Uebersicht des darin enthaltenen Anschauungsmaterials und endlich eine Reihe von Fragen, wie sie den Kindern theils bei der Besprechung selbst, theils bei der Wiederholung gestellt werden können. Auch fehlt es nicht an Winken und Vorschlägen im Sinne einer möglichst gemüthbildenden Behandlung des Anschauungs-Unterrichts, die vom Verfasser auch in seiner Vorrede angelegentlich empfohlen wird. Diese letztere sollte von allen Müttern und Lehrern, welche die vorliegende Schrift als Führerin gebrauchen wollen, zum Zwecke vorgängiger Orientirung gelesen werden.

— **Drei psycho-physiologische Studien.** Von Dr. Eugen **Dreher**, weil. Docent in Halle a. S. Verlag von B. Konegen. Leipzig 1891. — Der Inhalt des vorliegenden sehr lesenswerthen Heftes besteht aus folgenden drei Capiteln: 1) Der Darwinismus und die Archigonie, 2) Die Innervation mit Bezug auf den Hypnotismus und 3) Die Farbenwahrnehmung und Farbenblindheit. — Zur Charakteristik des Standpunktes, den der Verfasser bei seinen „Studien" einnimmt, dient folgender Passus aus der Vorrede: „Indem die Naturwissenschaft immer siegreicher zu dem Probleme des Lebens vordringt, darf sie doch niemals vergessen, wenn sie von ihren Erfolgen wahren Nutzen ziehen will, daß seelische Thätigkeiten nie aus stofflichen Veränderungen herzuleiten sind, so daß wir das Leben selbst auch dann, wenn ihm ein einheitliches Princip zu Grunde liegen sollte, stets von zwei Gesichtspunkten aus, von dem der Materie und dem des Geistes betrachten müssen." Hiermit können wir uns nur einverstanden erklären. Die erste Studie, welche den Darwinismus und die Urzeugung der Organismen behandelt, hat unseren besonderen Beifall. Es ist darin mit vorzüglicher Klarheit auseinandergesetzt, daß die Lehre des großen englischen Forschers keineswegs mit der von Häckel verkündigten monistischen Weltanschauung identisch ist, sondern daß die Entwickelungshypothese ebenso gut mit einer dualistischen Weltansicht harmonirt, insofern Darwin mit dem „Leben" als einer gegebenen Thatsache rechnet und sich um den Ursprung desselben gar nicht kümmert. Die Archigonie (Urzeugung) ist darum auch gar kein Postulat des Darwinismus, wie Viele meinen. Ueberhaupt ist diese Abhandlung reich an feinen Bemerkungen, die der Zoologe von Fach sich zu Nutze machen sollte. Die beiden anderen Studien Dr. Dreher's legen gleichfalls für das lobenswerthe Bestreben desselben Zeugniß ab, die Ergebnisse der heutigen exacten Forschung in philosophischer Weise zu verknüpfen und zu durchdringen. Der Verfasser, der uns längst durch eine große Anzahl geistvoller Publicationen bekannt ist, sollte sich aber bemühen, populärer zu schreiben. Dann würde er weit mehr wirken können. Seine Darstellungsart ist nicht gemeinverständlich genug, um sich einen größeren Leserkreis erobern zu können. O. Z.

B. K. **Flugschriften des Sächs. Landesvereins des Evang. Bundes.** Nr. 1—3. Leipzig, 1890. C. Braun. — Das erste dieser Hefte führt den Titel: **Glaube und Cultur.** Es giebt einen Ueberblick über die Segnungen, welche die Reformation dem Einzelnen und dem Volke gebracht hat, und geht näher ein auf das Wesen und die Folgen des protestantischen Hauptlehrsatzes von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Das zweite ist ein **Flugblatt** für den 10. November 1890, eine kraftvolle Auslegung des Luther-Wortes: Hier stehe ich u. s. w. Das dritte enthält die **Predigt** des Superintendent Meyer in Zwickau, der auch als Verfasser von Nr. 1 genannt ist, über Col. 3, 14—17; sie führt den Titel: „Das gute Recht des Evangelischen Bundes" und weist nach, daß dieser Bund aus Bruderliebe geboren ist, daß er an der Einigkeit des Geistes im Frieden Christi sein Ziel hat und daß er als Mittel und Maßstab für seine Arbeit nur das Wort Gottes nimmt.

B. K. **Flugschrift des Evangelischen Bundes Nr. 50: Reformation und sociale Frage.** Von Prof. D. W. Beyschlag. Leipzig 1891. C. Braun. 25 ₰. — Dieses Referat, das auf der IV. Generalversammlung des Evang. Bundes zu Stuttgart erstattet worden ist, giebt einen lichtvollen Ueberblick über die Segnungen, welche die Reformation auch dem Volksleben gebracht hat, nämlich die Selbstverantwortung der sittlichen Persönlichkeit, das Zu-ehren-bringen der Arbeit, die Weihe der Häuslichkeit und die Wahrung des bürgerlichen Gemeinwesens. Die Socialdemokratie wird bezeichnet als Kind der Revolution schlechtweg, also vor allen Dingen der auf dem rein katholischen Boden erwachsenen französischen Revolution. Der Katholicismus kann sie nicht besiegen, weil sein leitender Gesichtspunkt überhaupt nicht die geistig-sittliche Genesung des Volkes ist, sondern das

Ausbreiten der Herrschaft über dasselbe; und so erwartet der Redner die Lösung dieser Aufgabe von dem seiner Ziele sich mehr und mehr bewußt werdenden Protestantismus!

M.-Fr. **Erinnerungen und Erlebnisse des königl. hannov. Generalmajors Georg Friedrich Ferdinand Dammers**, letzten General-Adjutanten des Königs Georg V. von Hannover. Hannover, Helwing. 1890. 260 S. — Drei Jahre nach dem Tode des Verfassers erscheinen, von dem Sohne herausgegeben, diese Erinnerungen unter der Einleitungsüberschrift: Audiatur et altera pars. Die nachträgliche Veröffentlichung geschieht, wie die erste Seite des Textes geradezu angiebt, gegen den Willen des Schreibers, der selbst sagt, „er beabsichtige keine Veröffentlichung, sondern er wolle nur den Wunsch der Angehörigen erfüllen, daß er Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben niederschreibe". Der Grund zu dieser Verletzung eines offen ausgesprochenen und begründeten Wunsches des verstorbenen Vaters kann bei dem Sohne nur in einer politischen Absicht gesucht werden; erreicht hat er sie entschieden nicht. Bis auf einige Abschnitte wäre das Buch besser eine werthvolle Familienurkunde geblieben, während es jetzt als eine Parteischrift von zweifelhaftem Werthe erscheint. Ref. gesteht offen, daß er eine ungeheuchelte Hochachtung vor der Treue persönlicher Diener des Königs Georg hat, und beweist diese Hochachtung fast täglich. Das kann ihn jedoch nicht abhalten, ungeschickte, nur dem Parteihaß Nahrung zuführende Veröffentlichungen an den Pranger zu stellen. Der Generalmajor Dammers gilt noch heute in Hannover für einen der tüchtigsten Officiere, wenn nicht für den tüchtigsten, den der König Georg 1866 hatte. Sein Andenken ist in dieser Beziehung unter allen Kundigen fleckenlos. Warum wird er heute in diesem Buche als ein Mann enthüllt, der von dem deutsch-französischen Kriege seinen Nachkommen nichts weiter mitzutheilen hatte, als daß während der Zeit die Welfenlegion aufgelöst wurde? Warum als von geradezu blindem Preußenhaß beherrscht und ohne jede politische Uebersicht? Daß Dammers nämlich alles Andere als ein Polinker war — was ja auch Niemand von ihm verlangte —, beweisen zunächst seine Urtheile über den König Ernst August S. 28. 29, der als „einsichtiger, charaktervoller Regent und Menschenkenner gepriesen wird, dem nach seinem Tode alle Hannoveraner, bis auf wenige Unversöhnliche, ein hochehrendes und dankbares Andenken bewahren". Man frage nur einen älteren Hannoveraner, der die Zeit noch erlebt hat, um das Gegentheil zu hören. Sodann ist Dammers bis an sein Lebensende der Meinung gewesen, daß er, er allein 1864 den von Preußen, oder besser von Bismarck beabsichtigten Krieg gegen den Deutschen Bund verhindert habe (S. 43)! Weiter (S. 89 ff.) spricht er die offenbarste Unwahrheit aus über die Stimmung in Hannover vor dem Kriegsausbruche 1866. Wer sagen kann, damals sel das Fürstenhaus höchst verehrt und beliebt gewesen und es habe niemals eine unbegründetere und verderblichere Opposition in einer deutschen Kammer gegeben als die von Bennigsen geführte, der muß unheilbar blind gewesen sein. Dem entspricht nun das völlig verzerrte Bild, welches von dem genannten Parteiführer entworfen wird; man findet selten auf wenigen Seiten so viele giftige Worte zusammengedrängt wie hier. Es paßt darauf ganz, was S. 90 steht: „Es steckt in jedem Niedersachsen ein gewaltiges Selbstgefühl, jeder ist ein geborener Raisonneur und verficht sein wirkliches, aber auch das eingebildete Recht aufs Aeußerste." Dammers kennt, wie man sieht, seinen eigenen Charakter ganz genau. Diese Seiten (90 ff.) zeigen ihn uns überhaupt von seiner bedenklichsten wie von seiner besten Seite. Man lese nur, was über den Prinzen Isenburg, über den Prinzen Friedrich van Augustenburg, über die Ehe unseres jetzigen Kaisers und überhaupt über den Ausbruch des Krieges 1866, der „eine Revolution" genannt ist, gesagt wird. Darauf kommt aber sogleich der werthvollste Abschnitt des ganzen Buches, der bis ins Einzelnste gehende Nachrichten über die völlige Verwirrung in militärischer Hinsicht giebt von den Tagen, als König Georg in Göttingen die Armee zusammenzog, und dazu über Dammers' damalige eigene, ungemein schwierige Lage. Als lesenswerth möchte ich ferner noch die Charakteristik des Königs S. 113 f., die des Herzogs von Cumberland S. 116, den ganzen Abschnitt über Langensalza und die Beurtheilung des Grafen Platen S. 153, 157 ff., 191 herausheben. Ob die Vorwürfe gegen den Regierungsrath Meding S. 166 f., ebensa gegen die englischen Staatsmänner S. 192 berechtigt sind, mögen Andere entscheiden. Um Dammers selbst willen aber muß hervorgehoben werden, daß er im Herbst 1866 bei seinem König in voller Ungnade gestanden und an alle dem in den folgenden Jahren von dessen Umgebung aufrecht erhaltenen Truggewebe keinen Antheil gehabt hat. Nur bei der Auflösung der Welfenlegion hat er wieder hervortreten können; bezeichnend sind da die Seiten 174, 194—197, 202—214. Das letzte Fünftel des Buches berichtet schließlich über Dammers' Aufenthalt in Sachsen, 1867—1869 in Pirna, dann in Dresden und erzählt von der letztgenannten Stadt (von S. 198 an) Manches, was auch den jetzigen Bewohnern anziehend sein wird. Die ausführliche Beschreibung einer Reise in Italien läßt das Buch in fesselnder Weise ausklingen; die Breite, welche selbst in kleinlichen Dingen sich hervordrängt, ist da jedenfalls weniger störead als in der ungemein gründlichen Darstellung des Rendsburger Soldatenkrawalls 1864 (S. 43—84). Ein gewisses Recht hat dieselbe jedoch auch, weil darüber noch heute falsche Nachrichten genug im Schwange sind. Man vergleiche nur Sybel, Begründung des Deutschen Reiches unter Wilhelm I., III. Band, S. 366, wo anstatt der Hannoveraner auch noch die Sachsen genannt werden. Zum Schluß sei noch betont, daß sich der Herausgeber seine eigene geringe Arbeit doch gar zu leicht gemacht hat. Man findet weder ein Inhalts-, noch ein Namens- und Sachverzeichniß, weder Einzelabschnitte noch Ueberschriften.

M.-Fr. **D. Friedrich Lücke**, Abt zu Bursfelde und Professor der Theologie zu Göttingen (1791—1855). Lebens- und Zeitbild aus der 1. Hälfte des Jahrhunderts. Von F. Sander, Regierungs- und Schulrath. Mit Lücke's Bildniß nach dem Gemälde des Professors K. Oesterley. Hannover-Linden 1891. C. Manz. VII, 240 S. 6 ℳ — Ein seiner Zeit sehr einflußreicher Universitätslehrer von streng orthodoxer Richtung erhält in diesem Buche, zwar erst 35 Jahre nach seinem Tode, aber nach wirklich recht guten Quellen, eine liebevoll ausgearbeitete Biographie. In dem kleinen Oertchen Egeln, in dem heutigen Kreise Wanzleben der Provinz Sachsen gelegen, ist Lücke geboren, zehn Jahre alt kommt er in eine Erziehungsanstalt in Etgersleben an der Bode, dann auf die Domschule zu Magdeburg, schließlich auf die Universitäten Halle und Göttingen. 22 Jahre alt tritt er in die Reihen der thealogischen Hochschullehrer in dem letzteren Orte ein, vertauscht diesen 1816 mit Berlin, wird schon 1818 ordentlicher Professor in Bonn und wirkt schließlich von 1827 bis zu seinem Tode wieder in Göttingen, wo von 1840 etwa an sein Lebensabend zu rechnen ist. Für die Geschichte der Göttinger Universität in diesen Jahren wie für die theologische Wissenschaft und ihre Kämpfe von rund 1820 bis 1850 ist das Buch von wirklichem Werthe. Lücke war ein Charakterkopf von gediegenem Wesen, und so wird dieses Lebensbild besonders für unsere älteren Theologen nicht geringe Anregung bieten.

J. R. Die beiden neuen Bände (3 u. 4) der zweiten Serie der Volks- und Familienausgabe von **Gerstäcker's Ausgewählten Werken** (Jena, Costenoble) enthalten den Roman „Unter den Pehuenchea", in welchem der Verfasser das Leben und Treiben der in den unwirthlichen Steppen an den Cordilleren Chiles hausenden Indianerstämme schildert, sowie eine Reihe von Skizzen und kleineren Erzählungen aus dem See- und Matrosenleben, unter dem Titel „Blau Wasser". Alles ist wieder ungemein packend und lebendig und aus der Erfahrung heraus geschrieben, so daß man die Bände gern in die Hand nimmt; die Thatsache, daß die geschilderten Zustände der Vergangenheit angehören, die genannten Indianervölker beispielsweise inzwischen dem Untergange geweiht sind, ändert an dem Genusse gar nichts.

—e. **Die Harmonie in der Baukunst.** Wer jemals von den Höhen des ehemaligen Agrigent oder Selinus auf Sicilien die Sonne im afrikanischen Meer hinabsinken sah, wird die großartigen Tempelruinen in prachtvoller südlicher Landschaft als Andenken der Blüthe griechischer Cultur in langer Vorzeit seinem Gedächtniß einprägen. Mag auch mancher Besucher die im Baedeker'schen Reisehandbuch vollberechtigt mit 2 Sternen hervorgehobenen Ruinen selbst nur mit den landläufigen Ausdrücken für Reisemerkwürdigkeiten als gebührend gewürdigt erachten, es werden sicher idealer angelegte Naturen sich begeistern können an Ruinen, welche sie sich im Geiste zu einer Reihe der prächtigsten Sacralbauten reconstruiren, es wird jeder kunstverständige Besucher fühlen, was der alte Kunsthistoriker Vitruo bereits gelehrt hat über die „**Harmonie der Baukunst**". Nicht ganz in dieser edlen Auffassung, sondern mehr realistisch werden diese Tempelruinen behandelt in einem soeben erschienenen Werk von W. Schultz (Hannover), welcher unter dem Titel: Die Harmonie in der Bau-

kunst eine Reihe von Arbeiten zu veröffentlichen gedenkt, von welchen die erste bezeichnet ist als: **Nachweisung der Proportionalität in den Bauwerken des griechischen Alterthums und dessen 1. Theil** die mathematischen Grundlagen des Proportionirungs-Systems — mit 60 Holzschnitten, 124 Seiten, Hannover-Linden, Verlagsanstalt von Carl Manz, 10 ℳ — behandelt. Es wird sich über das genannte Werk ein abschließendes Urtheil erst nach Veröffentlichung der zweiten Hälfte, welche jedenfalls eine Anwendung der im ersten Theil entwickelten Grundlagen behandeln dürfte, bilden lassen, doch ergänzen die 13 Seiten: Einleitende Bemerkungen die Vorrede genügend, um die Auffassung des Hrn. Verfassers kennen zu lernen. Die Proportionen, von den Griechen ehemals wohl auch Mesotäten genannt, bilden anerkannt die Grundlagen des Schönheitsgesetzes und die Verhältnißzahlen für die classischen Bauformen werden schon lange Zeit als Grundlage für das Studium der Architektur gelehrt, wie die Principien der Perspective für die Malerei oder die Regeln des Generalbasses für die Musik die Grundlage bilden. Der Verfasser benutzt nun die von griechischen Mathematikern zuerst aufgestellten Proportionen als die unter dem Namen der arithmetischen und geometrischen Proportionen noch jetzt bekannten Zahlenverhältnisse und eine Reihe von harmonischen Proportionen, zu welchen auch der besonders in der mittelalterlichen Baukunst zu hohem Ansehen gelangte sog. goldne Schnitt gehört, als Grundlage für eine Erörterung über altgriechische Tempelbauten nach ihren Hauptdimensionen sowie, daraus abgeleitet, zu einer Bestimmung des für ihre Erbauung benutzten Längeneinheitsmaßes. Wenn dabei anscheinend nur fremde Aufzeichnungen und Ausmessungen zu Grund gelegt sind, so kann die Verwendung aon 5, 6 oder mehr Decimalstellen wohl nicht ganz gerechtfertigt erachtet werden, denn die gegen 2300 Jahre alten Ruinen lassen ja kaum eine bis auf 5 cm genaue Ermittelung ihrer früheren Länge, Breite und Höhe zu. Der Cancordiatempel zu Girgenti (Agrigent) wenigstens hat trotz seines anscheinend so weichen Baumateriales den heftigen Stürmen recht wohl widerstanden, aber die Steinkanten sind so unscharf, daß die auf Seite 75 angeführten Messungsergebnisse von drei aerschiedenen Kunsthistorikern dem Referenten ganz wohl erklärlich erscheinen. Die Anwendung des Proportionirungs-Systems auf die Ruinenreste aon Athen, Paestum, Selinus und Agrigent, ebensa wie die Vergleichung der erhaltenen Verhältnisse mit den Proportionen der ägyptischen Pyramiden und die Vergleichung der als Grundlage erkannten regelmäßigen Figuren mit dem altgriechischen Göttercultus bieten mehr Interesse dem Mathematiker als dem der Baukunst sich widmenden Jünger oder Meister, denn für diesen genügt die Kenntniß weniger Regeln der Festigkeit und Harmonie, die Schönheit erhält jedes Bauwerk nur durch das Gefühl des schaffenden Meisters, dem nicht nur die Hauptdimensionen der altgriechischen Ruinen, sondern der mächtige Eindruck aorschweben muß, welchen die herrlichen Bauwerke Griechenlands und Italiens auf den Beschauer in längst vergangener Zeit hervorgebracht haben mögen. Der Hr. Verfasser widerspricht der Befürchtung, daß die Befolgung irgend welchen Systems der Proportionirung — also eine Anwendung der von ihm entwickelten Zahlenverhältnisse — zu einer unfreien mehr oder weniger schablonenhaften, die berechtigte künstlerische Freiheit beengenden und allmälig ertödtenden Weise des Schaffens führen müsse, damit, daß er zugiebt, es könne wohl dazu führen, doch werde es mehr dazu beitragen, die eigenartige Bauweise jedes classischen Bauwerkes erst recht kennen und schätzen zu lernen, er verwahrt sich aber sogleich darauf im Voraus gegen einen ihm zu machenden Vorwurf, indem er erklärt, daß auch er der Ansicht ist, daß die besten Harmoniegesetze selbstaerständlich nicht die nothwendige künstlerische Begabung des Architekten ersetzen können. Es bleibt eine ungelöste Frage, inwieweit für die Errichtung der herrlichsten classischen Bauwerke Berechnung und graphische Construction durch deren Baumeister ausgeübt wurde, „Bauzeichnungen“ dafür sind uns wenigstens nicht mit überliefert worden und gewiß haben nur wenige mündlich aber schriftlich überlieferte Normen genügt, um die Schöpfungen in Griechenland und Italien in Stein zu verewigen, an deren Resten jetzt deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit sich abmühen, die Gesetze zu ergründen, welche noch nach Jahrtausenden uns diese Bauwerke als mustergiltige Typen classischer Schönheit gelten lassen und ans welchen wir die Harmonie in der Baukunst ableiten sollen.

— **Physik und Chemie.** Eine gemeinverständliche Darstellung der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. A. Ritter v. Urbanitzky und Dr. S. Zeisel. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1890. — Von diesem sehr brauchbaren und inhaltlich gediegenen Werke liegt uns jetzt Lieferung 7—14 vor. Ein Hauptvorzug der Darstellung beider Herren Verfasser beruht darin, daß dieselben sich nicht damit begnügen, die physikalischen und chemischen Erscheinungen blos zu beschreiben, sondern daß sie stets bemüht sind, den innigen Zusammenhang aon Theorie und Praxis vor Augen zu führen. Wie wir schon mehrfach an dieser Stelle betont haben, ist das vorliegende Lieferungswerk jedem Freunde naturwissenschaftlicher Studien aufs Wärmste zu empfehlen. Es ist auf circa 35 Hefte berechnet (à 50 ₰) und wird also im Ganzen etwa 18 ℳ kosten. Dieser Preis muß im Hinblick auf die Trefflichkeit des Gebotenen (und wegen der zahlreichen guten Holzschnitte) als ein sehr mäßiger bezeichnet werden. O. Z.

H.— **Chemisch-technische Herstellung täglicher Bedarfsartikel** ohne maschinellen Betrieb. Praktisches Handbuch für die Apotheker, Drogen-, Kosmetik-, Lack-, Likör-, Parfümerie-, Toiletteseifen- und verwandte Branchen. Herausgegeben von **Alwin Engelhardt.** Verlag von Ernst Krause, Leipzig, 1890. — Der Verfasser dieses Buches, zugleich Herausgeber einer Seifensiederzeitung, hat es für nöthig befunden, zu den aielen schon erschienenen Receptbüchern — denn ein solches ist im Wesentlichen das vorliegende — ein neues hinzuzufügen; ob einem wirklichen Bedürfnisse damit genügt wird, mag dahin gestellt bleiben. Was zunächst die Auswahl und Anordnung des Stoffs anlangt, so kann dieselbe als eine logische nicht bezeichnet werden. Den Anfang macht eine Beschreibung einer Anzahl von Rohstoffen, die nach dem Wortlaut des Titels gar nicht nöthig war. Von diesen Rohstoffen sind viele angeführt, die in den nachfolgenden Recepten gar nicht vorkommen, während andere wieder fehlen; aon den Rohstoffen sind überhaupt nur Fette, Harze, Fettsäuren, ätherische Oele und Chemikalien aufgeführt; letztere drei gehören, streng genommen, gar nicht zu den Rohstoffen. In diesem Theile des Buches finden sich viele Unrichtigkeiten und Fehler; man weiß öfter wirklich nicht, welche von diesen auf Unwissenheit und welche auf leichtfertige Correctur zurückzuführen sind; so findet sich beispielsweise auf Seite 251 zweimal die Bezeichnung „ammoniaksaures Quicarbonat“, ein dem Chemiker aöllig unbekanntes Präparat, womit jedenfalls Ammoniumsesquicarbonat gemeint sein soll. Als Beleg für obiges Urtheil mögen nur noch einige Unrichtigkeiten hier angeführt werden. Auf Seite 55 wird ein Verfahren erwähnt, um Glycerin mittels Aluminium zu reinigen (!?). Auf Seite 32 findet sich die Angabe, daß Oxalsäure meist durch Erhitzen von Zucker mit Salpetersäure bereitet werde; dies geschieht jedoch schon seit einer langen Reihe aon Jahren nicht mehr, da solche Oxalsäure aiel zu theuer sein würde. Ferner steht auf Seite 7: Leinöl soll in 5 Theilen Weingeist löslich sein; es muß heißen: siedendem Weingeist; Baumwollensamenöl ist als nicht trocknendes Oel aufgeführt u. s. w. Im Uebrigen enthält das Buch eine große Anzahl von Vorschriften zur Bereitung von Parfümerien, Pomaden, Likören, Tinten, Kitten u. s. w., von denen der Verfasser in dem Vorwort sagt: „Bei meiner aorliegenden Arbeit war ich daher bestrebt, eine reiche Fülle von selbsterprobten, durchgehends bewährten Anweisungen, Recepten und Prüfungsmethoden, zu deren Ausführung (auf kaltem Wege) ein maschineller Betrieb nicht erforderlich ist, zu bieten.“ Nun, was die Prüfungsmethoden anlangt, so ist zu diesen überhaupt kein moschineller Betrieb nöthig, auch lassen sich dieselben nicht immer blos „auf kaltem Wege“ ausführen. Daß die gebotenen Recepte für Manchen aon Nutzen sein werden, dürfte wohl anzunehmen sein. Die Ausstattung des Buches, Druck und Papier, ist tadellos.

H.— **Taschenbuch bestbewährter Vorschriften für die gangbarsten Handverkaufsartikel** der Apotheken und Drogenhandlungen. Unter Mitarbeiterschaft **Th. Kindermann's** verfaßt von **Ph. Mr. Adolf Vomacka.** Wien, Pest und Leipzig, 1890, A. Hartleben's Verlag. — Mit der Bezeichnung Handverkaufsartikel belegen die Apotheker diejenigen Medicinalwaaren, welche sie ohne besondere ärztliche Verordnung (ohne Recept) an das Publicum abgeben dürfen; es sind dies sowohl einfache Drogen, wie Kräuter, Wurzeln, Samen und dergleichen, als auch gewisse zusammengesetzte Präparate. Nur die letzteren sind im aorliegenden Buche behandelt und zwar in Form einer großen Anzahl von Vorschriften zur Herstellung von Bonbons, Balsamen, Parfüms, Pomaden, Haarölen u. s. w. Da der Name des Verfassers in der pharmaceutischen Welt bereits einen guten Klang hat, so darf man wohl annehmen, daß die in dem Buche enthaltenen Vor-

schriften ihrem Zweck entsprechen. Einen nicht gerade angenehmen Eindruck auf den Leser macht jedoch der Umstand, daß der Verfasser sein Buch zugleich als Reclame für seinen Handel mit eleganten Etiquetten benutzt, indem bei jedem Recepte eine Nummer steht, welche auf die betreffende Etiquette in seinem Katalog hinweist.

H.— **Preßhefe, Kunsthefe und Backpulver.** Ausführliche Anleitung zur Darstellung von Preßhefe nach allen bekannten Methoden, zur Bereitung der Kunsthefe und der verschiedenen Arten von Backpulver. Praktisch geschildert von **Adolf Wilfert.** Mit 18 Abbildungen. Zweite Auflage. Wien, Pest und Leipzig, 1890, A. Hartleben's Verlag. — Bei der Durchsicht von Werken, die für die chemisch-technische Praxis bestimmt sind, findet man nur gar zu häufig, daß dieselben entweder von Leuten geschrieben sind, welche die nöthigen praktischen Erfahrungen in nicht genügendem Maße besitzen, oder anderntheils von solchen, die zwar gute Praktiker sind, aber nur sehr mangelhafte theoretische Kenntnisse aufzuweisen haben. Der Fall dagegen, daß sowohl den Ansprüchen der Praxis, als auch denen der Theorie in gleichem Grade Genüge geleistet würde, kommt seltener vor. Vorliegendem Buche kann dieses Lob ertheilt werden; man sieht, wie der Verfasser bemüht gewesen ist, ein anschauliches Bild von der gesammten Hefefabrikation zu geben, und daß er in der Praxis der letzteren ebenso zu Hause ist, wie im Gebiete der theoretischen Chemie. Die Behandlung des Stoffs ist eine sehr ausführliche, die Darstellungsweise klar und deutlich, so daß man annehmen kann, das Buch werde seinen im obigen Titel angedeuteten Zweck erfüllen.

— **Alois Riegl, Altorientalische Teppiche.** Verlag von T. O. Weigel Nachfolger, Leipzig. Preis 6 ℳ, geb. 7 ℳ — Im Jahre 1877 war es Jul. Lessing, welcher durch die Veröffentlichung „Altorientalische Teppichmaster" zum ersten Male der abendländischen Welt die farbenprächtige Schönheit orientalischer Teppiche vor Augen führte, und zugleich den Versuch machte, Ort und Zeit des Ursprungs dieser eigenartigen Industrie durch eine kritische Zusammenstellung des vorhandenen Materials nachzuweisen. Wie das allgemeine Interesse für diese überraschend schönen Erzeugnisse des Morgenlandes sich rasch erweiterte, so begann auch naturgemäß die wissenschaftliche Forschung, sich mit Vorliebe ihrer Geschichte zuzuwenden. Nachdem das Vergleichsmaterial durch die reichen ägyptischen Textilfunde aus Sakkarah und Akhmin in bedeutungsvoller Weise gewachsen war, erschien als wesentlichstes der einschlägigen Werke im Jahre 1882 „Die persische Nadelmalerei Susandschird" aus der Feder des Orientalisten J. Karabacek. Der Autor, dessen Arbeit eine reiche Fülle literarischer Angaben aus allen morgenländischen Quellen, von Beobachtungen technischer und stilistischer Art enthält, giebt gleichwohl eine Aufklärung nur über das engbegrenzte Gebiet der orientalischen Teppicherzeugung, wie er auch die Anregung zu seinen Studien speciell einem von Theodor Graf aus dem Orient mitgebrachten Prachtteppich verdankte. Die Aufgabe, die Alois Riegl sich gestellt und im vorliegenden Werke glücklich durchgeführt hat, ist eine wesentlich weitere. Sein Bestreben ist es, einmal durch Vergleichung der spätantiken Flächendecoration mit den sarazenischen Zeichnungselementen die Zusammengehörigkeit abend- und morgenländischer Ornamente, ihre historische Verwandtschaft nachzuweisen, anderseits zu zeigen, in wie weit die sog. europäische Hausindustrie der Balkanländer, Rußlands und Scandinaviens vom Orient aus beeinflußt worden ist. Riegl's Arbeit bedeutet einen erfreulichen Fortschritt im Verständniß der orientalischen Teppichindustrie und möge zu weiteren eingehenden Forschungen anregen.

— **Colonial-Bibliothek.** Ein Führer durch die Colonien der europäischen Staaten. Von Dr. **Mich. Geistbeck,** Seminarinspector. Erstes Bändchen: Britisch-Nordamerika, Britisch-Indien nebst Ceylan. München, bei C. H. Beck. — Das Büchlein, welches die Serie eröffnet, ist ein wenig trocken geschrieben, wie sich dies leicht einstellt, wenn ein Verfasser, ohne die zu schildernden Gegenden selbst gesehen zu haben, wesentlich nach statistischem Material arbeitet, und enthält im Grunde wenig mehr als was man in Encyklopädien findet. Sonst ist Alles mit großem Fleiße gearbeitet, und wenn der Prospect besagt, daß das Büchlein den Lehrern willkommen sein dürfte, so kann man im Hinblick auf die Bedeutung des Colonialwesens für die heranwachsende Jugend nur wünschen, daß sich recht Viele die Gelegenheit, für geringes Geld eine Colonialbibliothek zu erwerben, zu Nutze machen mögen. M.

— **Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika.** Von H. F. v. Behr, Officier in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Mit einem Vorwort von Major H. v. Wissmann, 21 Abbildungen und einer Karte. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1891. — So lange nicht Wissmann selbst oder einer der hervorragenden Chefs der Schutztruppe eine authentische Geschichte der Bekämpfung des Araberaufstandes geschrieben hat, wird das vorliegende Buch von Werth sein. Es ist mit einer angenehmen Frische geschrieben und die Naivetät der Auffassung und Schilderung, welche bei einem, der zum ersten Male in den Tropen ist, weiter nicht verwunderlich erscheint, berührt nicht allzuoft unangenehm, zumal der Verfasser sich augenscheinlich Mühe gegeben hat, die Lücken seiner Kenntniß auszufüllen. Ein seltsamer Irrthum stößt unerwarteter Weise gleich in den Anfangsworten der Einleitung auf, wenn es heißt, daß im Frühjahr 1884 die Colonialbewegung, welche sich damals in ganz Deutschland geltend machte, von einigen weitsichtigen Männern in praktische Bahnen gelenkt war, und die Gründung der Gesellschaft für deutsche Colonisation und das Unternehmen des Dr. Peters damit verknüpft wird. Um nicht ungerecht zu sein, muß man sowohl die Anstrengungen der Herren Lüderitz und v. Hansemann, welche viel weiter zurück liegen und durchaus praktische Bahnen verfolgten, erwähnen. Unbeschadet der Verdienste des Hrn. Dr. Peters muß man doch daran festhalten, daß die Colonialbewegung auch vor seinem Auftreten bereits praktische Ziele verfolgte und sich in vorbedachten Bahnen bewegte. M.

F. R. **Von der Wasserkante.** Bilder aus dem Seeleben von **Philipp Kniest.** Oldenburg, Gerhard Stalling 1891. Vierte Auflage. 8°, 279 Seiten. Preis geheftet 2 ℳ — Von den Kniest'schen Seebildern liegt uns heute bereits die vierte Auflage vor. Die reizenden Erzählungen und Skizzen gehören zu dem Allerbesten, was auf dem Gebiete der nautischen Belletristik in deutscher Sprache geschrieben ist. Kniest ist ein gründlicher Kenner der Wasserkante. Er versteht nicht nur das Seeleben anziehend zu schildern; er läßt uns auch einen tiefen Blick thun in die Seele unserer markigen, urwüchsigen Küstenbevölkerung. Tiefe des Gemüths, ein erfrischender gesunder Humor, Zartheit der Empfindung und ein wohlthuender religiöser Ernst zeichnen alle seine Erzählungen aus, die er mit einem eigenartigen poetischen Hauche zu umgeben weiß. Mag es nun das alte, historische von wunderbarem Zauber umwobene Kaufhaus der alten Hansastädte, mag es die einfache Hütte am Strande oder das schwankende Schiff auf dem weiten Meere sein, wohin er uns führt, immer sind seine Schilderungen warm, anmuthend, fesselnd. Meisterhaft schildert Kniest das eigenartige Leben und Treiben jener kernigen, wetterfesten Bewohner der Küstenniederung, aus denen er fast ausnahmslos seine Stoffe genommen hat. Die derben, markigen Gestalten, die uns da entgegentreten, sind sämmtlich Typen, wie sie gelebt haben und noch leben, keine romanhaften Figuren, entsprungen der Phantasie des Erzählers. Darin eben liegt der Werth und der Reiz der Kniest'schen Schriften, daß er uns seine Charaktergestalten lebensfrisch und lebenswahr vorführt, und darum werden auch seine Seebilder so gern, nicht einmal, sondern zum zweiten und dritten Mal wieder gelesen. Druck und Papier sind vorzüglich; der überaus niedrig gestellte Preis von 2 ℳ gestattet es auch dem Minderbemittelten, sich in den Besitz des reizenden Buches zu setzen.

W—ck. **Auteurs Français.** Sammlung der besten Werke der französischen Unterhaltungsliteratur mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von Dr. **Richard Mollweide.** II. Bändchen. Straßburg i/E., Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 1890. — Das vorliegende Bändchen enthält: Rodolphe Töpffer, Nouvelles genevoises, und Xavier de Maistre, le lépreux de la cité d'Aoste. Soweit es sich um Schulzwecke handelt, wird es besser sein, keine Lesestücke zu wählen, die Entstellungen der französischen Sprache enthalten, wie es Seiten lang im ersten Stücke der Fall ist. Das Französische, wie es hier der Engländer spricht, mag getroffen und der Wirklichkeit nachgeschildert sein, aber für Unterrichtszwecke ist es von großer Wichtigkeit, daß der Lernende immer nur das richtige Wortbild in der zu erlernenden Sprache anschaut. Es gehört schon vollständige Beherrschung des fremden Idioms dazu, um sofort auf den ersten Blick alles Fehlerhafte zu erkennen. Die Schüler sollen ein reines richtiges Französisch, aber keinerlei Jargon lernen. Im Uebrigen ist gegen die Auswahl nichts einzuwenden, die ethischen Gesichtspunkte sind zu erkennen. Die unter dem Text gegebenen Vocabeln halten wir für ausreichend.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 148. Donnerstag, den 11. December 1890.

Obst, Gemüse und Blumen im Alterthum.

Wenn die Rosen blühn und die Kirschen reifen, wenn der Markt sich lustig schmückt und draußen der kühle Waldesschatten uns zu behaglicher Ruhe einlädt, da geht uns wohl das Herz auf über all' den herrlichen Gaben und wir danken dem Schöpfer, der unser Vaterland so reichlich gesegnet. Aber indem wir uns des stattlichen Baumes freuen, der jetzt so reichliche Frucht trägt, gedenken wir des biedern Alten, der ihn dereinst für die Enkel gepflanzt, gedenken weiter derer, die es ihm gelehrt, und erinnern uns schließlich, daß es doch wohl nicht zu allen Zeiten ebenso wie jetzt in deutschen Landen gewesen. Dann wenden wir unwillkürlich unsern Blick rückwärts nach den alten Culturvölkern, von denen uns eine stille Ahnung sagt, daß wir durch ihre Vermittelung das Meiste von dem, was wir jetzt als unser ureignes Besitzthum anzusehen gewohnt sind, empfangen haben, und fragen uns, ob denn dort, unter der warmen Sonne Griechenlands und Italiens, von jeher diese Fülle des ländlichen Segens zu Hause war. Diese Frage beantwortet uns der treffliche, leider unlängst verstorbene Victor Hehn in seinem ausgezeichneten Werke über die Culturpflanzen und Hausthiere, indem er sagt: „Fast Alles, was den Reisenden, der von Norden über die Alpen steigt, wie eine neue Welt anmuthet, die Plastik und stille Schönheit der Vegetation, die Charakterformen der Landschaft, der Thierwelt ... sind ein in langen Perioden durch vielfache Bildung und Umbildung vermitteltes Product der Civilisation." Es scheint der Mühe werth, den Gang dieser allmäligen Umgestaltung etwas näher ins Auge zu fassen und in ihren hauptsächlichen Erscheinungen sich gegenwärtig zu halten.

Noch bis auf die Zeit der punischen Kriege galt Italien für ein schlecht angebautes Land, das zunächst nur für Wald und Weide bestimmt schien und erst allmälig auch dem Getreidebau den nöthigen Raum gewährte. Aber ein bis zwei Jahrhunderte regen Verkehrs mit fremden, hauptsächlich orientalischen Völkern genügten, um diesen wenig Gewinn abwerfenden Boden in „einen großen Obstgarten" zu verwandeln: so nennt Italien um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. der alte Vielwisser Varro. Damit ist aber natürlich nicht gesagt, daß das Land in ältester Zeit der Baumzucht gänzlich entbehrt habe. Vielmehr müssen wir die Pflege des Weins und der Feige, vielleicht auch des Oelbaums, wohl für ebenso alt ansehen, wie die geschichtlich nachweisbare Cultur des Landes überhaupt. War es doch ein Feigenbaum, in dessen Schatten nach altrömischer Sage die Wölfin dem Zwillingspaare Romulus und Remus die erste Nahrung reichte. Gedieh die Feige im Alterthum, wie noch heutzutage, am besten in Kleinasien — wer kännte nicht die „echten Smyrnafeigen?" —, in Syrien und Palästina, so scheint der Weinstock, dem vielleicht ein noch höheres Alter als jener seiner Schwester in Europa zukommt, am südlichen Rande des Kaspischen Meeres seine Heimath gehabt zu haben. „Dort windet sich," sagt Victor Hehn, „im Dickicht der Waldung die Rebe mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt ihre Ranken von Krone zu Krone und lockt von oben durch schwerhangende Trauben." Bald aber gedieh auch in Süditalien das fremde Gewächs so reichlich und schön, daß das Land selbst den alten Griechen, die natürlich auch hierin den westlichen Nachbarn voraus waren, für ein von Bacchus besonders bevorzugtes galt. Es ist hinreichend bekannt, welche wichtige Rolle der Weinbau seitdem zu allen Zeiten in der Oekonomie Italiens gespielt hat: insbesondere erfahren wir, daß während der ganzen Kaiserzeit kein Land der Welt sich in diesem Punkte mit Italien messen durfte. Aber trotz dieser Versicherung und selbst angesichts des Monte Testaccio, der angeblich aus lauter zerbrochnen Weinkrügen zu ganz ansehnlicher Höhe emporgewachsen ist, mögen wir doch dem alten Spötter Martial nicht ohne Weiteres trauen, wenn er behauptet, zu Ravenna sei der Wein wohlfeiler gewesen als Wasser. Zum Glück erfahren wir aus andern Quellen, daß es dort thatsächlich an Trinkwasser mangelte. Dadurch wird uns der Inhalt der beiden Epigramme verständlich, in deren erstem es heißt:

„Lieber als Berge mit Wein wär' ein Wasserloch mir in Ravenna,
Da man für Wasser mir zahlt einen viel höheren Preis."

Noch übermüthiger scherzt er in dem zweiten und schreibt:

„Hat doch neulich verschmitzt ein Wirth mich geprellt zu Ravenna:
Da ich „Gemischten" verlangt, hat er mir puren gebracht."

Uebrigens legten die Römer selbst den größten Werth auf die Sicherung ihres Weinhandels; das ergiebt sich u. A. daraus, daß sie gelegentlich schon zur Zeit der Republik unterworfenen Stämmen den Anbau des Weines untersagten. Ein Rückschlag macht sich erst unter Domitian geltend, der, zunächst wohl zur Hebung des mehr und mehr vernachlässigten Getreidebaus, der Ausbreitung der Weincultur in Italien entgegenzutreten versuchte. Ja, für die Provinzen verordnete er sogar, daß die Weinberge bis auf die Hälfte eingehen sollten; „indessen," fügt sein Biograph Sueton hinzu, „er bestand nicht auf der Durchführung dieser Maßregel."

Die Olive, ebenfalls, wie ihr Name zeigt, aus Griechenland eingeführt, kam wohl auch ziemlich frühe nach Italien, wennschon vielleicht etwas später als der Weinstock; denn Attika rühmte sich lange, das einzige Land zu sein, in dem die Olive gedeihe. Mit ihrer Einführung war zuerst eine Beschränkung der Viehzucht denkbar, sofern das Oel nun die Stelle des von den Thieren gewonnenen Fetts ersetzen konnte. Besteht doch noch heute in Sachen der Küche ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Süden und denjenigen Ländern, in denen die Speisen mit Butter oder Schmalz zubereitet werden! Wie eifrig sich die Römer alsbald des Oelbaus annahmen, ergiebt sich daraus, daß sie schon im ersten vorchristlichen Jahrhundert nach andern Ländern Oel ausgeführt haben, und wenn es richtig ist, daß Italien gegenwärtig unter den ölerzeugenden Ländern obenan steht, so darf es mit Recht den Anfang dieses einträglichen Geschäftes bis auf jene Zeiten zurückführen.

Außer Weinstock, Feige und Oelbaum verdienen wohl noch Granate und Quitte für die älteste Zeit genannt zu werden. Beide müssen frühzeitig, jedenfalls mit der Einführung fremder Gottesdienste, nach Griechenland und Italien gekommen sein, die Granate als das der Juno geweihte Urbild der Fruchtbarkeit über Karthago, die Quitte, der goldschimmernde Apfel der Schönheitsgöttin, über Kreta, wo sie von der Stadt Kydonia ihren Namen entlehnte. Uebrigens zählten die Alten beide Fruchtarten mit zu den Aepfeln, und wenn wir lesen von den Goldäpfeln der Hesperiden oder von dem Apfel, mit dem Paris sich für Aphrodite entschied, so mag es unsrer Phantasie vielleicht nicht unwillkommen sein, an die fleischige Frucht der Granate oder an den Goldglanz der Quitte zu denken. Neben diesen ausländisch-vornehmen Vertretern seiner Familie gedieh der gewöhnliche Apfel wie auch die Birne in Griechenland und Italien

wild, und wenn man geneigt ist, den bei uns einheimischen Apfelbaum für Nordeuropa als grundsässig anzusehen, so wird man gleichwohl annehmen müssen, daß auch für ihn die Setzlinge edlerer Sorten erst aus Italien zu uns gekommen sind. Und nicht blos die Pfropfreiser, auch die Kunst des Pfropfens und mit ihr den Namen haben die alten Römer unsern Vorfahren übermittelt. Denn pfropfen ist ebenso ein Lehnwort aus dem Lateinischen (von propagare fortpflanzen), wie impfen ein Lehnwort aus dem Griechischen (emphyteuein einpflanzen): beide waren wohl ziemlich gleichbedeutend mit dem Fremdwort oculiren, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Impfen seine besondere Bedeutung gewann. Die Kunst, ein Pflanzenreis in die Rinde eines andern Baumes einzusetzen, haben die classischen Völker selbst erst wieder von asiatischen Sklaven, besonders Syrern, Juden und Phöniziern, erlernt. „Gartenkunst und Freude an dem stillen, liebevollen Geschäft der Erziehung und Pflege von Pflanzen war ein Erbtheil des aramäischen Stammes von Alters her.“ Dabei hielt man sich aber von Uebertreibung und Aberwitz nicht frei; den Beleg dafür giebt uns Virgil, wenn er singt:

„Aber es wird auch gepfropft auf den struppigen Arbutus Nußholz,
Aepfelstecklinge treibt die unfruchtbare Platane,
Buchengezweig die Kastanie auch; es erglänzet die Esche
Weiß von der Birnbaumbluth, und dem Schwein streut Eicheln die Ulme.“

Aehnlich weiß Plinius von einem Baume zu berichten, der an seinen Aesten Nüsse, Oliven, Weintrauben, Birnen, Feigen, Granaten und Aepfel, also beinah alle damals bekannten Obstarten zugleich, getragen habe. Solche unnütze Spielerei möchte ich fast als einen Beleg dafür ansehen, daß die Kunst des Pfropfens nicht gar zu lange vor dieser Zeit sich in Italien eingebürgert habe. Denn mit neuerworbenen Fertigkeiten stellt man gern allerhand Versuche an, um gewissermaßen die Grenzen der Entwickelungsfähigkeit kennen zu lernen; hat man erst dem Gelüste der Neugier genügt, so hält man sich bescheiden innerhalb der Schranken, die die Vernunft empfiehlt und der Vortheil bestätigt.

Zu den bisher aufgeführten Obstbäumen dürfte während der ersten fünf bis sechs Jahrhunderte nach Roms Gründung kaum viel Neues hinzugekommen sein: erst als die römischen Eroberer anfingen, ihrem Reiche eine Provinz nach der andern außerhalb Italiens, ja außerhalb Europas einzuverleiben, war auch auf diesem Gebiete zu neuen Erwerbungen die Möglichkeit geboten. Um diese Zeit mag die Walnuß oder Jupiterseichel, wie der Römer sagte, und die Kastanie, beide auf dem Wege über Griechenland, ihren Einzug in Italien gehalten haben, wo man sich, wie es scheint, zunächst vergebens bemühte, die beiden im nördlichen Kleinasien heimischen Früchte durch besondere Benennungen zu unterscheiden. Es ging den Römern etwa ähnlich, wie uns noch jetzt mit dem Flieder und Hollunder. Erst beim Virgil läßt sich der Name der Kastanie mit Bestimmtheit nachweisen, aber auch er nennt diese Früchte, die seine Schäferin Amaryllis so gern mochte, noch „Kastaniennüsse“. Natürlich ist dabei nur an die edle, eßbare Kastanie zu denken, die dann bei den romanischen Völkern mit dem schwer zu erklärenden Namen Marone bezeichnet ward; denn die Roßkastanie, der Zierbaum mit seiner stolzen Blüthe, ist erst durch die Türken nach Europa und über Konstantinopel und Wien gegen Ende des 16. Jahrhunderts in unsre Gärten gekommen. Scheinbar genauer unterrichtet sind wir über Alter und Herkunft der Kirsche, von der den Kindern erzählt wird, daß sie der reiche Lucullus, der so vorzügliche Gastmähler auszurichten verstand, aus dem Kriege gegen Mithridates mit nach Hause gebracht, und daß sie von der kleinasiatischen Stadt Kerasus ihren Namen bekommen und bis auf den heutigen Tag behalten habe. Richtiger ist es wohl, wie man auch schon längst gethan hat, den Namen der Stadt von dem des Baumes herzuleiten, während dieser seine Benennung von der hornartigen Härte des Holzes oder des Fruchtkerns erhalten haben mag. Anderseits wird man auch auf die Zeitangabe nicht allzu viel Gewicht legen dürfen, etwa als ob vor dem Jahre 74 v. Chr. die Römer überhaupt keine Kirschen gekannt hätten. Vielmehr ist es im hohen Grade wahrscheinlich und wohl auch durch Funde in den italienischen Pfahldörfern erwiesen, daß man eine Kirschenart, vielleicht die wilde Süßkirsche, schon immer gekannt und genossen hat. Dann bleibt dem reichen Feldherrn immer noch das höchst beachtliche Verdienst, „eine edlere, größere, saftreichere Art Sauerkirsche“ zum Verpfropfen der einheimischen Bäume mitgebracht zu haben. Bald fühlte sich der Baum auch in kälteren Lagen wohl, und man weiß, wie reichlich und schön die saftige Frucht in der Schweiz und in Tyrol gedeiht — vielleicht zu reichlich, wenn man an den Massenverbrauch des „Kirschwassers“ denkt und an den Maraschino, der der Sauerkirsche oder marasca sein Dasein verdankt. Aber freilich, was der Pflaume recht ist, muß wohl der Kirsche billig sein, und solange der Slawonier seinen Pflaumenschnaps oder Slibowitz trinkt, solange hat wohl auch der Kirschenschnaps noch auf Anerkennung zu rechnen bei Schweizern und — Nichtschweizern.

Noch jüngern Datums als die Kirsche ist in Italien die Pfirsiche und die Aprikose, die man vor der Kaiserzeit überhaupt nicht gekannt zu haben scheint; und als sie da waren, um die Mitte des ersten Jahrhunderts, kaufte man das Stück zu Rom für etwa 75 ₰. Bald aber fühlten sich diese persischen Aepfel und armenischen Pflaumen, wie man zunächst sagte, nicht nur heimisch in Italien, sondern zeitigten auch verschiedene Abarten. So nannte man eine Sorte Pfirsichen die „Frühreife“, und während sich der Name der armenischen Pflaume allmälig verlor, ging diese Einzelbenennung zuletzt ganz auf die kleinere Frucht über. So erhielt die Aprikose ihren jetzigen Namen, der freilich erst von Rom nach Griechenland, dann zu den Arabern, mit diesen nach Spanien und Frankreich wandern mußte, bis er sich, um nur dies eine Beispiel einmal durchzuführen, aus lat. praecoqua, griech. praikokia, arab. (mit Artikel) al-barqûq, span. albaricoque und franz. abricot in die deutsche Form verwandeln konnte. Man sieht, die Entwickelung des Namens vermag zugleich eine ganze Geschichte von den Erlebnissen des Baumes zu erzählen. Einfacher ist es ja mit der Bezeichnung der Pfirsiche, deren Verwandtschaft mit dem „persischen“ Apfel noch deutlicher wird, wenn man als Zwischenstufe den bekannten Persikoschnaps hinzunimmt.

Damit ist in der Hauptsache die Reihe der fruchttragenden Bäume in classischer Zeit erschöpft. Denn auf Citronen, Apfelsinen und Pomeranzen, die jetzt in ihrer lachenden Pracht das Auge des Reisenden vor Allem entzücken, müssen wir für das Bild der antiken Landschaft von vornherein verzichten. Zwar weiß Plinius, der beim Vesuvausbruch im Jahre 79 seinen Tod fand, von einem Citrusbaume zu berichten, den man in irdenen, durchlöcherten Kübeln verpackt ins Land brachte; „aber,“ fügt er selbst hinzu, „außer in Medien und in Persien mochte er nicht fortkommen“. Soviel die Berichte erkennen lassen, handelt es sich bei diesem Baume, der für das 4. oder 5. Jahrhundert als freiwachsend auf Sardinien und bei Neapel nachgewiesen ist, um die Citronat-Citrone mit den oft kopfgroßen Früchten, die man mit Wein und Honig einzukochen pflegte. Die eigentliche Citrone, deren ursprünglicher Name Limone uns fast nur noch in der Limonade entgegentritt, kam von Indien zu den Persern, von den Persern zu den Arabern, und da sie diesen indisch-arabischen Namen in die meisten europäischen Sprachen mit hinübernahm, so liegt darin ein Hinweis, daß die Frucht selbst sich erst etwa zur Zeit der Kreuzzüge im Abendlande eingebürgert hat. Denselben Weg legte auch die Pomeranze mit ihren bald bittern, bald sauren Früchten zurück. In unserm Namen ist, abgesehen von den drei ersten Buchstaben, die ja nichts weiter als Apfel bedeuten, ganz deutlich noch das dem Arabischen entlehnte italienische arancia zu erkennen: anders im Französischen, wo man den Namen in orange umbildete und nun die erste Silbe mit dem Goldglanze ihrer Schale in Beziehung brachte, an den ja auch wir uns durch Goethe's „Goldorangen“ immer wieder erinnert fühlen. Die süßere Schwester der Pomeranze, bei uns als Apfelsine bekannt, ist noch viel jüngeren Datums in Europa. Erst 1548 soll sie von Portugiesen auf dem Seewege eingeführt sein, woher sie denn in Italien den Namen portogallo erhielt. Der Deutsche hat die Erinnerung an ihr ursprüngliches Vaterland China oder Sina festgehalten, und wenn nicht Alles täuscht, so schmeckt unsrer heutigen Jugend die Apfelsine gerade so gut wie die „Pommesine“ (pomme de Sine) unsern Großeltern. Der allerjüngste Sproß dieser ganzen Familie endlich, die kleine würzige Mandarine, hat erst im Jahre 1828 in Europa Eingang gefunden. Bei dieser Gelegenheit möge übrigens noch bemerkt sein, daß diese Aurantiaceen nicht die einzigen charakteristischen Pflanzen sind, die wir uns für das Alterthum aus dem heutigen Landschaftsbilde hinwegdenken müssen. So kam, um nur zwei besonders bezeichnende Namen zu nennen, der Opuntiencactus, ohne dessen mißgestaltetes Gezweig man sich die felsigen Uferstriche des Mittelmeeres kaum vorstellen mag, aus Amerika; der eucalyptus globulus aber, jener bläuliche Gummibaum, der bestimmt und befähigt

scheint das Fieberklima der Campagna zu verbessern, hat seine Heimath in Australien.

War also Italien auf der einen Seite bemüht, seinen Bestand an fruchttragenden Bäumen nach der classischen Zeit noch zu vermehren, so gilt, um dies nur mit wenigen Worten zu berühren, von dem eigentlichen Waldbau das gerade Gegentheil. Wenn gegenwärtig dort etwa 15 Procent der Gesammtbodenfläche mit Wald bestanden sind (in Deutschland ungefähr 25 Procent), so darf man selbst bei dieser niedrigen Angabe nicht an das denken, was bei uns Wald heißt. Dieser ist verhältnißmäßig selten im Vergleich zu dem massenhaften Gestrüpp und Strauchwerk, das der Italiener als macchia bezeichnet. Nissen in seiner Italischen Landeskunde weist darauf hin, daß es wohl noch Eichen von 8 m Umfang und Kiefern von 40—50 m Höhe gebe. „Aber derartige Erscheinungen fallen schon unter den Begriff des Vorweltlichen, ihr Anblick wird nur Wenigen vergönnt, die Mehrzahl der Italiener weiß gar nicht, wie ein Wald aussieht." Demgegenüber stimmen für das Alterthum griechische wie römische Berichte dahin überein, daß die Halbinsel fast in allen ihren Theilen mit hohem Walde dicht bewachsen war. Buchen, Fichten, Tannen, Eichen, Lorbeer- und Myrthenbäume werden für Süditalien mit der noch jetzt berühmten Sila ebensowohl wie für den Apennin und die Po-Ebene genannt. Der ciminische Wald beim heutigen Viterbo heißt noch für das vierte Jahrhundert v. Chr. unwegsamer und fürchterlicher als die germanischen Wälder. Aber schon zur Kaiserzeit bezog man mitunter Bauholz aus den Alpen und aus Afrika, und wie der Wald zu allen Zeiten und überall den geringsten Ertrag abgeworfen hat, so werden wir uns nicht wundern, daß auch der Italiener allmälig sein Land rodete und demselben, vom glücklichsten Klima begünstigt, statt dessen lieber Obst, Gemüse und Blumen abzugewinnen suchte.

Werfen wir im Anschluß hieran noch einen Blick auf die niedrigen Pflanzen des Feldes und Gartens, so erscheint uns als die älteste Nährpflanze nach dem Ausweis der Sprachforschung wahrscheinlich die Rübe, nächst dieser Bohne, Hirse und Gerste. Das eigentliche Korn war in älterer Zeit der harte Spelt oder Dinkelweizen, der etwa seit 450 v. Chr. durch den vermuthlich von Aegypten eingeführten gewöhnlichen Weizen verdrängt ward: seitdem hat letzterer bis auf diesen Tag die Vorherrschaft in Italien behauptet. Aber so wenig Italien gegenwärtig seinen Getreidebedarf selbst deckt, so wenig konnte oder vielleicht richtiger wollte es dies im Alterthum. Davon überzeugt uns ein Blick nicht nur auf die außerordentliche Menge, sondern auch auf die geradezu fabelhafte Billigkeit des seewärts eingeführten Getreides. „In fruchtbaren Jahren," sagt Mommsen, „wurde in den italischen Häfen das sicilische und sardinische Korn um die Fracht losgeschlagen." Danach werden wir recht thun, Italien für die Kaiserzeit wohl als Wein- und Oelland, nicht aber als Kornland anzusehen. — Daß der Gemüsebau, wenigstens in der Nachbarschaft großer Städte, den allerreichlichsten Gewinn abwerfe, wußten die Alten natürlich so gut wie unsre Kohlgärtner. Bei Varro heißt es: „In der Nähe der Stadt ausgedehnte Gärten zu bewirthschaften ist einträglich, ebenso auch Pflanzungen von Veilchen und Rosen, die die Stadt in Menge verbraucht, während dieselben Anlagen auf einem abgelegenen Gute, wo die Sachen nicht zu Markte geschafft werden können, nichts eindringen." Nächst dem Kohl (lat. caulis), der sich ganz besondern Ansehens erfreute, lassen sich nicht nur fast alle Gemüsearten, die jetzt unsern Markt beherrschen, schon damals nachweisen, sondern es belehrt uns auch bei den meisten die Verwandtschaft des deutschen Namens mit dem lateinischen, wem wir diese Erwerbungen zu verdanken haben. Erbse (ervum), Linse (lens), Lattich (lactuca), Rettig (radix), Spargel (asparagus), Zwiebel (caepula), Sellerie (selinon) und Petersilie (petroselinon) sind sämmtlich Lehnwörter aus dem Lateinischen oder Griechischen; selbst alte Casusformen haben wir getreulich aufbewahrt, wie im Kohlrabi (caulus rapi, Stengel der Rübe), während im Spinat und Salat künstlich gebildete Participialformen ebenso behutsam herübergenommen sind. An diese Reihe, die sich leicht noch vervollständigen ließe, schließt sich auch Kürbis und Melone an; auch sie sind über Griechenland und Italien zu uns gekommen, während allein die Gurke von Byzanz zu den Slaven und erst dann westwärts nach Deutschland gewandert zu sein scheint. Wird doch auch behauptet, daß die sogen. saure Gurke „nur in den Theilen Deutschlands üblich geworden ist, die ehemals von Slaven bewohnt waren und sich erst nachmals germanisirt haben". Von den Gewürzpflanzen spielte besonders die Zwiebel im Alterthum eine vielleicht noch größere Rolle als gegenwärtig. Den Aegyptern war sie heilig, und sie brachten es, wie Plinius erzählt, fertig, „bei Knoblauch und Zwiebel" zu schwören; daher der Spott des Juvenal:

„Lauch und Zwiebel zu essen und anzubeißen ist Sünde:
Heiliges Volk, dem so die Götter wachsen im Garten!"

Auch im Lande der Philister baute man sie natürlich in großer Menge, und ihrer Stadt Ascalon gebührt der Ruhm, die Mit- und Nachwelt um jene schmackhafte Specialität bereichert zu haben, die noch jetzt in ihrem Namen Schalotte den Ort ihrer Herkunft verräth. Aber Griechen wie Römer, bei denen Anfangs Zwiebelspeisen die beliebteste Volksnahrung bildeten, änderten oder sagen wir verbesserten allmälig ihren Geschmack. Hören wir sie doch bei steigender Bildung bald im Ernst, bald in lustigen Wendungen ihren Widerwillen gegen das übelduftende Gewächs äußeen. Als Beispiel sei an jene launige Epode erinnert, in der sich Horaz seinem Gönner Mäcen gegenüber beschwert, daß er ihm „zum Scherz" eine Knoblauchsmahlzeit vorgesetzt. Wer seinem Vater mit verruchter Hand die Kehle zugeschnürt, dem möge man solches Zeug zu essen geben; das wirke wohl noch besser als Schierling! Wie Gift brenne es in seinen Eingeweiden! Ob es ihm denn vielleicht eine alte Hexe gebraut habe? Mit solcher Gluth möge vielleicht die Hundstagshitze Apulien heimsuchen oder möge auf dem Leibe des Herkules das Nessushemd gebrannt haben, und was dergleichen lustige Einfälle mehr sind. Das mag eine tolle Uebertreibung heißen, aber — der Geschmack ist nun einmal verschieden.

Ganz im Gegensatze zum Gemüsebau herrschte, dem ersten Anschein nach, im Blumengarten bei den Römern Einförmigkeit und Armuth. Rose, Lilie, Veilchen und Crocus — das ist eigentlich Alles, was uns da begegnet. Freilich hatte das Alterthum seinen Linné noch nicht gefunden, und oft war nur ein Name geläufig, wo wir zwei, drei verschiedene Blumen unterscheiden. So wird neben dem „schwarzen", d. h. dunkelblauen, Veilchen ein strauchartiges, weißes erwähnt: das ist unser Levkoie, deren Name, aus dem Griechischen beibehalten, nichts Anderes als „Weißveilchen" bedeutet; auch findet sich bei einem alten Botaniker die Bemerkung, daß dieser „Strauch" nicht immer weiße, sondern auch purpurrothe, blaue oder gelbe Blumen trage. Und da auch sonst ein „gelbes Veilchen" bei Griechen und Römern genannt wird, so darf man darin wohl mit Recht den Goldlack, das „Gelbveigelein", wiedererkennen. Endlich begegnet uns, soweit es die Beschreibungen erkennen lassen, auch noch das Schneeglöckchen unter demselben Namen als Weißveilchen, den es ja auch bis in die Gegenwart als leucojum in der Botanik behalten hat. Man wird also immerhin gut thun, mit seinem Urtheil über die Armuth des antiken Blumengartens etwas zurückzuhalten. Wie die Familie der Veilchen, so hat auch die keusche Lilie und die üppige Rose mit ihrer orientalischen Pracht von dem Lande zwischen dem Kaspischen Meer und dem persischen Golf ihren Weg über Kleinasien und Griechenland nach Italien gefunden. Es ist hier nicht der Platz, von der frohlockenden Bewunderung zu reden, mit der die Griechen von den ältesten Zeiten her der Königin der Blumen begegnen, oder von der sinnlosen Verschwendung, die man damit trieb zur römischen Kaiserzeit. Man wird es aber leicht verstehen, daß entsprechend der reicheren Entfaltung, die unter dem südlichen Himmel möglich war, auch die bis zum Mißbrauch sich steigernde Lust an der köstlichen Blume noch größer sein mußte als bei uns im kühleren Norden.

Am meisten scheint von den genannten Blumen der Crocus oder Safran an Werthschätzung verloren zu haben. Während er bei uns für praktische Zwecke, wie für den Gartenbau, kaum noch eine hervorragende Bedeutung hat, war es im Alterthum bald die blendendgelbe Farbe, die besonders den Orientalen und Griechen entzückte, so daß er sich alles Herrliche, Prächtige in safranfarbigem Schimmer vorstellte, bald der Duft, der zumal die späteren Römer verleitete, Theater, Bäder und Speisesäle mit Safranwasser zu besprengen oder Speisen und Getränke damit zu würzen. Wir freuen uns wohl, wenn der vorwitzige Frühlingsbote das Ende des Winters ankündigt, und gedenken seiner im Kinderliedchen und beim Kuchenbacken, aber von der Hochachtung, die ihm das Alterthum entgegenbrachte, verspüren wir nichts mehr. Neben diesen immerhin wenigen Blumen, die man planmäßig anzubauen pflegte, begegnet uns dann wohl noch der Narcissus, die Anemone, die Hyazinthe, d. i. vermuthlich die Schwertlilie, und manche andere; aber in die Reihe der eigentlichen

Gartenblumen dürften sie kaum eingetreten sein. Viele von den Blumen, die jetzt die italienischen und unsre Gärten zieren, kamen erst mit den Türken, die den bunten Schmuck ihrer Heimath nicht missen mochten, nach Europa; so vor Allem die Tulpe, die sich mitsammt ihrem dem persischen dulbend = Turban nachgebildeten Namen seit dem 16. Jahrhundert bei den Völkern Europas einbürgerte. Auf dieselbe Weise gewannen wir den Syringenstrauch oder türkischen Flieder, die moderne Hyazinthe, den Ranunkel u. a. Die Nelke, jetzt der Liebling der Italiener, soll dort selbst zu Hause sein, aber erst die Zeit der Renaissance schenkte ihr diejenige Beachtung, die sie vermöge ihres Aussehens und Wohlgeruchs gewiß längst verdiente.

So viel über Obst und Blumen im Alterthum. Von irgend welcher Vollständigkeit konnte natürlich auf einem so weiten Gebiete hier nicht entfernt die Rede sein. Aber wenn es schön ist, Dankbarkeit zu üben, so tragen vielleicht doch diese kurzen Zeilen dazu bei, uns auch auf einem verhältnißmäßig selten betretenen Boden an die Wohlthäter zu erinnern, denen die Gegenwart, oft vielleicht ohne es zu ahnen, so unendlich Vieles zu verdanken hat.

Dr. O. St.

Bücherbesprechungen.

B. K. **Bibelwerk für die Gemeinde von Rudolf Friedrich Grau**, Dr. und Professor der Theologie zu Königsberg i. Pr. Neues Testament. 2. Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1890. Lieferung 8—10 (Schluß. Preis des ganzen Werkes 12 ℳ). — Unter Berufung auf unsere Anzeige in Nr. 129 dieses Jahres bestätigen wir mit Freuden den pünktlich geschehenen Abschluß des ganzen Werkes. Die drei letzten Lieferungen enthalten Beiträge der früher schon genannten Mitarbeiter, des Herausgebers (die Offenbarung Johannis), des Pfarrers Röntzsch in Nossen (Kolosser- und Thessalonicher-Briefe), des Hauptpastors Behrmann in Hamburg (die Briefe des Johannes), des Professors Kübel in Tübingen (Philipper-Brief, Pastoral-Briefe, Brief an Philemon und Jacobus-Brief); ihnen gesellt sich noch hinzu ein inzwischen heimgegangener Theolog, der Pfarrer Lic. Füller in Merkendorf in Bayern, dem der Herausgeber das Zeugniß eines der tüchtigsten und des anspruchslosesten der Schriftforscher aus der Hofmann'schen Schule ausstellt. Von ihm stammen die Auslegungen zu den Petrus-Briefen, zum Judas- und Hebräer-Brief. Es ist keine Möglichkeit, in diesem Blatte auf die Einzelheiten der Einleitung und Auslegungen einzugehen. Aber wir können nach unserer Bekanntschaft mit der nun fertig gestellten zweiten Auflage bezeugen, daß das Werk seinen Zweck durchaus erfüllt, der Gemeinde eine Anleitung zu gesegnetem Lesen des Neuen Testaments zu geben.

B. K. **Einzelne Predigten** haben neuerdings herausgegeben: Geh. Kirchenrath Prof. D. **Fricke** (Leipzig, 2. n. Trin., Jacobus 1, 22—25) hat zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums seines Pfarramtes an St. Peter als Emeritus die Kanzel bestiegen und unter ganz eigenartiger Benutzung der für den Sonntag gegebenen sächsischen Epistel das Thema aufgestellt: Der Mann vor seinem Bilde im Spiegel; die Predigt enthält in der bekannten geistreichen Art des Redners den Rückblick auf die Geschichte der Parochie, den Ausblick auf die Zeiten ihrer Weiterentwickelung und den Ueberblick über die Zeitverhältnisse mit den durch sie gegebenen Hoffnungen und Befürchtungen. — D. **Pank** (Leipzig, 23. n. Trin., Matth. 19, 1—15) entwickelt nach dem Thema: Die zwei Säulen des christlichen Hauses die Lehre der heiligen Schrift über Ehe und Kindererziehung. Es ist sehr zeitgemäß, daß diese hochwichtigen Themata mit solcher Glaubenskraft zu klarer Darstellung gelangen, aber der betreffende Text war nicht der für den Sonntag hier zu Lande verordnete und ein besonderer Anlaß, von dieser Ordnung abzuweichen, ist nicht erkennbar. — Diaconus Victor **Weichelt** (Chemnitz, 20. n. Trin., Eph. 5, 15—18) giebt eine Lection von christlicher Bildung nach den zwei Nahrungen des Textes: Werdet voll Geistes! Saufet euch nicht voll Weines! in sehr gedankenreicher Ausführung, aber mit manchen Wendungen, die wir der Kanzel lieber ferne wünschten, und in eigenthümlich zerhackter Sprache. — Zwei sociale Musterpredigten Robertson's giebt Pfarrer **Rade** (Gotha, Perthes, Christenworte an Reich und Arm) heraus. Der Titel ist richtig gewählt, wenn gemeint ist, daß die Lehre vom Volksthum, welche hier entwickelt ist, der in der Bibel enthaltenen Musterlehre hierüber mit treuem Verständniß entnommen ist; in diesem Verstand sind die Predigten sehr lesenswerth für Reich und Arm und gewähren eine oft überraschende Beleuchtung unserer Zeitverhältnisse. Im Uebrigen aber sind sie keine Musterpredigten, ja eigentlich überhaupt keine Predigten, sondern Lehrvorträge, deren Art vor einer deutschen Durchschnittsgemeinde sich nicht nachahmen läßt.

a. **C. F. Spittler in Basel** ist nach wie vor bemüht, die Erbauung des Volkes zu fördern. In der letzten Zeit hat er dies gethan zunächst durch Neudrucke bereits bewährter älterer Schriften (**Dr. Martin Luther's kleiner und großer Katechismus**, 8. Auflage, 160 S.; **John Bunyan's Reile eines Christen nach der seligen Ewigkeit**, 224 S.; **Den Geist dämpfet nicht!** Ein älteres Büchlein unbekannten Verfassers, bevorwortet von Prediger Droste in Alt-Pillau, 106 S.); sodann hat er von Schriften seines eigenen Verlags neu aufgelegt: **Die Episteln und Evangelien mit Summarien, Gebeten und Sprüchen auf alle Sonn- und Fest-Tage durchs ganze Jahr, nebst einem Anhange und 84 Holzschnitten** (5. Auflage, 439 S.), ein Werk, das in seinem Titel hinreichend charakterisirt ist und das fleißigen Kirchgängern Handreichung bietet zur Vorbereitung auf die Sonntagspredigt; ferner Orelli's Schrift über das heilige Land (**Durch's heilige Land.** Tagebuchblätter von **C. v. Orelli**, ord. Professor der Theologie. 4. Auflage. Mit einer Karte von Palästina und sechs Ansichten. XI, 280 S.), die bereits früher in d. Bl. verdiente Anerkennung gefunden hat; nicht minder einen Tractat desselben Verf. (**Sehet, welch eine Liebe!** Ein Wort zur Erinnerung an die Confirmation. 2. Auflage. 48 S.), der in herzandringender Weise die jungen Christen zur Treue gegen den Herrn ermahnt. Als völlig neue Erscheinungen werden dargeboten: 2 Vorträge (**Was heißt tolerant?** von **C. Buxtorf**, Pfarrer in Herisau, 24 S.; **Des Lebens Ernst und dessen Wirkungen** von **J. Meili**, Pfarrer, 15 S.), in denen sich klare, schlichte Form der Darstellung mit dem Ernst christlicher Anschauung verbindet; weiter eine kurze Betrachtung **Ueber die Sünde der Zauberei** von **W. v. Steiger**, Pfarrer in Heimenschwand, (30 S.), die sich mit großer Entschiedenheit gegen die sogen. Sympathie ausspricht; sodann **Fünfzig Jahre (1840—1890) der Pilgermission auf St. Chrischona** (Gedenkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes der Anstalt, von **C. H. Rappard**, Inspector, VIII, 272 S.), eine Schrift, die einen gründlichen Einblick in das Wachsthum, die Bedeutung und Einrichtung dieser Anstalt gewährt; endlich eine Reihe kleiner Geschichten und Erzählungen christlichen Gepräges (von **Maria Liebrecht: Tubea stehe auf!** 80 S., **Ums Lösegeld**, 61 S., **Vronil's Paradiesgärtlein**, 73 S.; von **Marie Gerner: Anneli's Gärtlein**, 70 S., **Rösli im Hinterhause**, 94 S.; von **Dora Schletter: Tropfen**, 166 S.; von **Hesba Stretton**, übersetzt von Anna Börler: **Freunde bis in den Tod!** 48 S.), die als gesunde Nahrung für Jung und Alt zur Bereicherung von Volksbibliotheken sich trefflich eignen dürften.

B. K. **Praktische Anweisung zur Begründung und Leitung Evang. Arbeitervereine von Lic. Weber**, Pfarrer in M.-Gladbach. Leipzig 1890. C. Braun. 20 ₰. — Dieses Schriftchen des unermüdlichen Arbeiters für die genannte Sache ist unentbehrlich für Alle, die sich mit ihr befassen wollen. Er spricht von der Gründung, den Statuten, den Zielen und der Leitung evangelischer Arbeitervereine, giebt eine reiche Auswahl von Besprechungsgegenständen und von Lectüre und schließt mit einer kurzen Darstellung der Geschichte, welche diese Bestrebungen schon durchlebt haben.

H.— **Georg Simon Ohm.** Beiträge zum Charakterbild des großen Physikers von **Friedrich Mann**, königl. Professor und Rector an der Kreisrealschule zu Würzburg. Erlangen und Leipzig, 1890, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. 75 ₰. — Der Verfasser dieses sehr anziehend geschriebenen Werkchens, ein Schüler und Assistent Ohm's, leitet dasselbe zunächst durch Betrachtungen über die wahre Methode der Naturforschung, über die philosophischen Verirrungen auf diesem Gebiete und über das Wesen der mathematischen Physik ein und geht dann zur Erörterung und Erläuterung der von Ohm aufgestellten Gesetze über. In den nächstfolgenden Abschnitten findet man eine kurze Lebensbeschreibung Ohm's und eine Charakteristik desselben als Lehrer, als Redner und eine Schilderung seiner rein menschlichen Züge in seiner großen Anspruchslosigkeit. Das Werkchen kann allen Gebildeten bestens empfohlen werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend and wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 149. Sonnabend, den 13. December. 1890.

Das Schweizerische Fabrikgesetz.*)

Hr. Dr. G. Koenigs, Geh. Regierungsrath und vortragender Rath im preußischen Handelsministerium, hat im vergangenen Sommer an Ort und Stelle die Durchführung des Schweizerischen Fabrikgesetzes studirt und das Resultat seiner Untersuchungen in einer äußerst lesenswerthen Schrift zusammengestellt, die Niemand aus der Hand legen wird, ohne recht viel gelernt zu haben.

Bekanntlich geht das Schweizerische Fabrikgesetz vom 23. März 1877 in wesentlichen Punkten viel weiter als die in Deutschland zum Schutze der Arbeiter getroffenen Bestimmungen, weiter sogar als die gegenwärtig berathene Arbeiterschutznovelle. Wenn darauf hingewiesen wurde, daß ein in seiner Zollpolitik nur sehr wenig selbständiges Land, wie die rings von Großstaaten umschlossene Schweiz, im Schutze der Arbeiter mehr geleistet hat als das Deutsche Reich, so pflegte man gewöhnlich zu entgegnen, dies sei allerdings nicht abzuleugnen, aber die weitgehenden Schutzbestimmungen ständen in der Schweiz nur auf dem Papiere, ihre Durchführung scheitere daran, daß man nicht wagen dürfe, der Industrie dieses Staats solche Opfer zuzumuthen. Die Ausnahmen und Dispense, welche ertheilt würden, seien häufiger als die Anwendung des Princips. Diesen Argumenten gegenüber giebt die ebenso sehr mit fachkundigem Ernst als mit strengster Objectivität und Gründlichkeit abgefaßte Schrift des Geh. Rath Koenigs sehr werthvolle Aufschlüsse. Natürlich kommt es allein darauf an, erstens wie das, was auf dem Papiere steht, durchgeführt wird, zweitens darauf, wie sich die Betheiligten hierzu stellen, ob die Arbeitgeber die getroffenen Einrichtungen als heilsam oder als ruinbringend für die Industrie erkannt haben, ob die Arbeiterschaft dem Staate gegenüber, der zu ihren Gunsten eingreift, eine radical verbitterte Haltung bewahrt hat oder sich eins fühlt mit dem Staate, der ihren Schutz in die Hand nimmt.

Welche Methode befolgt der Verfasser, um diese Fragen zu beantworten?

Zunächst entwirft Verfasser ein ziffermäßiges Bild von der socialen Gliederung der Berufsarten der Schweizer Bevölkerung und theilt uns mit, welches die Industrien sind, die in erster Linie für die Fabrikgesetzgebung in Betracht kommen. Als die Hauptindustriezweige der Schweiz, die zusammen ein Sechstel der gesammten erwerbsthätigen Bevölkerung beschäftigen, erkennen wir die Baumwoll- und Seidenindustrie, die Uhren- und Maschinenindustrie und die Strohflechterei. Nach einer kurzen statistischen Uebersicht, welche dies näher ausführt, erfahren wir von der Agitation, welche dem Schutzgesetze von 1877 vorausging, von den insbesondere in den Spinnereien zuvor herrschenden Uebelständen. Noch 1855 arbeiteten in Zürich 49 von 79 Spinnereien täglich 14 Stunden, keine unter 13 Stunden. Glarus ließ noch 1859 die Kinder bis 14, Thurgau bis 13 Stunden zur Arbeit anhalten. Es erfolgte nun nicht sofort eine bundesgesetzliche Regelung der Arbeitszeit, sondern einzelne Cantone gingen voraus mit Beschränkung des Arbeitstages, zuerst Glarus. Unter heftiger Opposition vieler Arbeitgeber, welche Schwächung ihrer Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt und Rückgang des Exports befürchteten, kommt 1877 das Bundesgesetz, welches unter Anderem den elfstündigen Arbeitstag für alle Fabrikarbeiter, auch die erwachsenen männlichen Personen einführt, zu Stande. Eine Volksabstimmung, die beantragt wird, ergiebt eine nicht allzu große Mehrheit für das Gesetz: nämlich 181 204 gegen 170 857 Stimmen. Zu den Gegnern des Gesetzes gehörten die Liberalen und Conservativen, zu den Anhängern die Radicalen und Ultramontanen. Der Verfasser macht uns sowohl mit dem Inhalt und Wortlaut dieses Gesetzes als mit den wesentlichen Bestimmungen des damit zusammenhängenden Schweizerischen Haftpflichtgesetzes bekannt und schildert darauf die Durchführung der Bestimmungen. Die Schwierigkeit der Durchführung bestand in zweierlei: einmal nämlich bleibt Vieles den einzelnen Cantonen überlassen; somit ist eine Einheitlichkeit nur schwer herzustellen; zweitens verfügt die Schweiz nicht über eine Hierarchie berufsmäßig vorgebildeter Beamten. Der ständige technische Beamte ist die Ausnahme, die Selbstverwaltung die Regel. Dies Fehlen jeglicher Bureaukratie hat manche Vorzüge, aber auch manche Schattenseiten. Der Verfasser wird in beiderlei Hinsicht dem vom deutschen so grundverschiedenen Verwaltungssystem mit seltener Objectivität gerecht. „Die öffentliche Meinung" — so berichtet er uns — „die Stimmung der Mehrheit der Wähler ist unbewußt oder bewußt von großem Einfluß auf die Auffassung der Beamten. Veraltete Gesetze oder solche, die nicht der herrschenden Parteirichtung entsprechen, werden höchst mangelhaft oder gar nicht ausgeführt. Die neuen und nicht mißliebigen Gesetze werden im Geiste der herrschenden Strömung ausgelegt. Es liegt im Wesen und in der Absicht der demokratischen Verfassungen der Schweiz, daß der Volkswille nicht nur beim Erlaß der Gesetze, sondern auch bei deren Auslegung und Handhabung maßgebend ist und zwar der zeitige Volkswille. Auch die Gerichte unterliegen diesem Einflusse, da auch die Richter gewählt sind. Ein fester Stand von Juristen und berufsmäßigen Verwaltungsbeamten ist somit nicht vorhanden." — „Der Zweck des Gesetzes . . . . und die jeweiligen Bedürfnisse des praktischen Lebens werden bei der Auslegung weit mehr als in Deutschland berücksichtigt. Ein weiterer Ansporn für eine möglichst weitgehende Auslegung des Gesetzes ist das Bestreben, eine Gesetzesänderung wegen der damit möglicherweise verbundenen Volksabstimmung zu vermeiden." Das Referendum sei im Voraus schwer zu berechnen, wirke aber — gegen die Absicht seiner Schöpfer — zumeist im conservativen Sinne, sei also wenig geeignet zu einer radicalen Fortbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung.

Damit im Zusammenhang sei die große Freiheit des Vereinswesens in der Schweiz. „Der gesunde Kern der freien Vereinsbewegung kann nicht genug gewürdigt werden. Ihm verdankt — so berichtet Geh. Rath Koenigs — die Schweiz vor Allem neben einem regen Leben und einer fruchtbaren Thätigkeit auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens den Sinn für das praktisch Erreichbare und die Ueberzeugung, daß Fortschritte nur allmälig sich verwirklichen lassen." Soweit der Verfasser. Die Selbstverwaltung und Vereinsfreiheit, die er schildert, hat begreiflicherweise Wirkung nach zweierlei Seiten, zum Bösen und zum Guten. Es ist selbstverständlich, daß eine Classenjustiz, eine Classenverwaltung bei diesem System nicht unmöglich sind. Dies bedeutet gegenüber der Frage der Durchführung des Arbeiterschutz-

*) Dr. G. Koenigs, Die Durchführung des Schweizerischen Fabrikgesetzes. Berlin 1891, bei Jul. Springer. Preis 1,20 Mark.

gesetzes, daß die Fabrikanten, wo sie die cantonale Verwaltung in Händen haben, eine laue Befolgung von Vorschriften leichter erreichen können, als wo ein uninteressirtes Berufsbeamtenthum auf stricte Befolgung der Vorschrift dringt. Diese Gefahr erwägt Geh. Rath Koenigs ausführlich. Anderseits zeigt sich aber hier auch ähnlich wie in dem anderen Industriestaate, der den Arbeitern vollste Vereinsfreiheit und Agitationsfreiheit bereits längere Zeit hindurch gewährt hat, in England, eine merkwürdige Erscheinung, die viel zu denken giebt und die mit des Verfassers eigenen Worten sich folgendermaßen präcisiren läßt: Der Sinn für das praktisch Erreichbare lebe auch in den Industrie-Arbeitern der Schweiz. „Wenn sie auch vielfach dieselben Endziele erstreben, wie die deutsche Socialdemokratie, so findet sich doch bei allen Arbeiterführern die feste Auffassung, daß nur der allmälige gesetzliche Weg zur Besserung führt und daß es zunächst gilt, die Mehrheit des Volkes für die Einführung der Reformen zu gewinnen. Die Schweizer Arbeiter wollen keinen Umsturz, sondern eine allmälige Besserung ihrer Lage." An einer anderen Stelle formulirt Verfasser den gleichen Gedanken folgendermaßen: „Bemerkenswerth ist, daß in der Schweiz trotz größter Bewegungsfreiheit die extremen Parteien keine große Ausdehnung gewonnen haben und daß dort Niemand auch für die Zukunft eine sociale Revolution befürchtet." Diese Worte des Geh. Rath Koenigs kommen um so überraschender, wenn wir erwägen, daß sich Alles, was von radicalsten Socialdemokraten, Anarchisten und Nihilisten aus der übrigen Welt verbannt ist, in der Schweiz versammelt hat und daß all dieser Ansteckungsstoff dem gesunden Sinn des Volkes dort weniger anhaben konnte als es leider in anderen Ländern geschah, wo die Polizei die rührigste Repressivthätigkeit zu entfalten suchte. Die Organisation der Interessen sei in der Schweiz so weit vorgeschritten, daß ein großer berufsmäßig gegliederter Bund der Arbeitgeber und ein Bund aller Arbeitervereine als legitime Organe anerkannt worden sind und aus Bundesmitteln dem Secretär des Arbeiterbundes wie dem des Arbeitgeberverbands eine jährliche Subvention gewährt wird. Verfasser urtheilt, „diese bundesstaatliche Anerkennung des Schweizer Arbeitersecretariats hat einen gewaltigen Eindruck auf den Arbeiterstand gemacht und wesentlich dazu beigetragen, seine Bestrebungen einschließlich derjenigen der extremeren Richtungen in die Bahnen der gesetzlichen Reformen zu lenken".

Es ist klar, daß auf dieser Grundlage Alles darauf ankam, die öffentliche Meinung für die stricte Durchführung des Arbeiterschutzgesetzes zu gewinnen, und dies ist nur allmälig geschehen. Schritt vor Schritt ist vor Allem die energische Durchführung des vielbesprochenen Maximalarbeitstags für alle Fabrikarbeiter beiderlei Geschlechts Thatsache geworden. Die Schilderung dieser vorsichtig casuistischen Handhabung, die schließlich doch zum allgemeinen Durchdringen des Princips führte, gemahnt den Leser wiederum fortwährend an die Geschichte der allmäligen Ausdehnung der englischen Fabrikgesetzgebung.

Das Interessanteste in den speciellen Ausführungen des Geh. Rath Koenigs sind folgende drei Punkte:

1) die Wirksamkeit der Fabrikinspectoren, die in tactvoller, aber energischer Weise ihren Pflichten obliegen und allmälig auch zu Vertrauenspersonen der Arbeiter geworden sind;

2) die Schilderung der Praxis gegenüber Ueberzeitgesuchen;

3) die Durchführung der Schutzbestimmungen zu Gunsten der Frauen und Unerwachsenen;

4) die Bestimmungen betreffend den Erlaß einer den Arbeitern vorher vorzulegenden Fabrikordnung.

Hinsichtlich der letzteren drei Punkte sind einige Einzelheiten hier hervorzuheben:

Ad 2. Die Durchführung des Normalarbeitstages ist nach den Veröffentlichungen des Geh. Rath Koenigs viel energischer in der Gegenwart, als man dies zuvor in Anbetracht der entgegenstehenden Schwierigkeiten im Auslande annahm. Insbesondere wirken auf Innehaltung des elfstündigen Normalarbeitstages die Arbeitervereine hin, deren Anzeigen von Ueberschreitungsfällen die Fabrikinspectoren thunlichst berücksichtigen, was nicht hindert, unzuverlässige Denunciationen auszuscheiden. Es wirken aber auch die Arbeitgeber selbst in gleichem Sinne mit. In einem Falle haben die Arbeitgeber z. B., um Ueberproduction zu hindern, selbst die Ausdehnung des Gesetzes auf Betriebe gefordert, welche demselben nicht unterstanden. Hat aber die Concurrenzfähigkeit der Schweiz unter diesen Maßnahmen gelitten? Geh. Rath Koenigs kommt hierauf wiederholt zu sprechen und faßt das Resultat seiner Erhebungen folgendermaßen zusammen: „Von fast allen Industriellen, auch von denjenigen, welche das Fabrikgesetz nur für ein nothwendiges Uebel halten und dasselbe wegen seiner Beschränkung der Freiheit der Arbeitgeber und der Arbeiter nicht lieben, wird anerkannt, daß nachtheilige Wirkungen des Fabrikgesetzes für die Industrie nicht eingetreten seien und daß insbesondere weder die Production abgenommen noch ein Steigen der Kosten stattgefunden habe" — „Die allmälige Durchführung des Fabrikgesetzes hat die Fabrikbesitzer überzeugt, daß die befürchteten Nachtheile nicht eintraten, daß umgekehrt durch das bessere Verhältniß zu den Arbeitern ein entschiedener Vortheil bewirkt wurde. Selbst die Baumwollspinner, welche die heftigsten Gegner des Gesetzes waren und Schlimmes für die in der That bedrängte Schweizer Baumwollindustrie befürchteten, sind jetzt völlig ausgesöhnt."

Interessant sind die sehr eingehenden Untersuchungen des Verfassers, in welchem Maße noch von der Behörde in einzelnen dringlichen Fällen Ueberschichten über den elfstündigen Normalarbeitstag gestattet werden. Danach ist die Handhabung fortwährend den Arbeitern günstiger geworden. Insbesondere wird im Canton Basel-Stadt Ueberarbeit nur dann — unter gewissen Beschränkungen — gestattet, wenn die von der Ueberarbeit betroffenen Arbeiter zuvor schriftlich ihr Einverständniß erklärt haben.

Ad 3. Die Durchführung der Schutzbestimmungen zu Gunsten der Unerwachsenen könnte folgende Statistik erweisen: Die Zahl der Kinder und jungen Leute unter 18 Jahren, welche in Schweizer Fabriken beschäftigt werden, hat bei beiden Geschlechtern erheblich abgenommen, und zwar seit 1882 im ersten Inspectionskreis

„in der Baumwollspinnerei 17,5% bei den männlichen, 15,9% bei den weiblichen,
in der Seidenindustrie 11,9% bei den männlichen, 18,4% bei den weiblichen,
in der Stickerei 42,8% bei den männlichen, 23,5% bei den weiblichen Personen unter 18 Jahren."

Verfasser fügt jedoch ausdrücklich hinzu, daß die Schuld nicht am Fabrikgesetz, sondern an der geringeren Werthschätzung der Kinderarbeit liege, worüber weitere Aufklärung erwünscht gewesen wäre.

Ad 4. Was die gesetzliche Verpflichtung zur Vorlage einer Fabrikordnung und insbesondere die Bestimmung anlangt, daß vor Erlaß derselben die Arbeiter zu hören sind, so ist all dies — wie neuerdings in Deutschland — so auch in der Schweiz anfänglich bei vielen Arbeitgebern auf Widerstand gestoßen. Und doch hat man sich in der Praxis darein gefunden. Ja es scheint eine Weiterbildung der bisher schon bestehenden obrigkeitlichen Prüfung der Fabrikordnungen, bei welcher in der großen Mehrzahl der Cantone die Fabrikinspectoren Einfluß haben, angestrebt zu werden. Insbesondere dreht sich hier jetzt der Kampf darum, ob der sogenannte Décompte beizubehalten oder zu beseitigen ist, d. h. ob in die Fabrikordnung zum Schutz gegen Contractbruch einzelner Arbeiter eine Bestimmung aufgenommen werden darf, wodurch der Fabrikbesitzer befugt wird, am Zahltage unter gewissen, der richterlichen Prüfung unterliegenden Voraussetzungen den letzten Wochenlohn zurückzubehalten. Bis jetzt ist diese Einrichtung zugelassen, die Arbeitgeber legen auf die Beibehaltung dieses Schutzmittels großen Werth, während dessen Beseitigung eine der Forderungen der Arbeiterpartei ist. Uebrigens findet sich in manchen Einzelheiten der Lohnzahlung, wie gegenüber dem Truckwesen, eine etwas gelindere Praxis als in Deutschland.

Der Werth des Koenigs'schen Buches wird nur dadurch vermehrt, daß er auch solches nicht verschweigt. Sein für die Schweiz sehr günstiges Gesammturtheil erscheint um so berechtigter, je mehr er dem Für und Wider gewissenhaft Rechnung trägt. —

So viel über die Durchführung des Fabrikgesetzes. Zum Schlusse sei aus dem reichen Inhalte des Koenigs'schen Werkes nur noch berührt, was Koenigs über die Lage derjenigen Arbeiter mittheilt, die noch nicht dem Fabrikgesetze unterstehen. Es sind dies vor Allem die Personen des Verkehrsgewerbes, Distributivgewerbes und Kleinbetriebes. Die Bäcker von Lausanne betrachten es noch als eine Verbesserung, wenn die tägliche Arbeitszeit auf 14 Stunden beschränkt wird.

Aehnliche Uebelstände herrschen ja auch in gewissen Fällen in Deutschland im Bäckergewerbe. Aber das Eisenbahnpersonal ist dafür seit 1890 bereits bundesgesetzlich zu einem Normalarbeitstag von 12 Stunden gelangt. Eine interessante Bestimmung in diesem Gesetze, welche Socialpolitik und Betriebsinteresse möglichst zu vereinen strebt, ist folgende: „Den Beamten, Ange-

stellten und Arbeiter (der Eisenbahnen und anderen Transportanstalten) sind im Jahre, angemessen vertheilt, 52 Tage freizugeben, wovon jedenfalls 17 auf den Sonntag fallen sollen. Ein Abzug an Gehalt oder Lohn darf wegen der Dienstbefreiung nicht stattfinden." Nicht minder menschenfreundlich und auch gegenüber dem Kellnerinnenunwesen in den deutschen Großstädten wohl nachahmenswerth ist das Wirthschaftsgesetz der Stadt Basel vom 19. Dec. 1887. „Dasselbe untersagt die übermäßige Anstrengung des Dienstpersonals in den Wirthschaften, verbietet die Verwendung von nicht zur Familie des Wirths gehörigen Mädchen unter 18 Jahren zur Bedienung, befiehlt den Betrieb der Wirthschaft so einzurichten daß von 24 Stunden mindestens 7 Stunden ununterbrochene Schlafenszeit dem gesammten im Dienstverhältniß des Wirthes stehenden Personal zugesichert sind, und giebt dem Personal Anspruch auf wöchentlich mindestens 6 Stunden Freizeit an einem Nachmittag."

Wohl kein Leser des Werks von Geh. Rath Koenigs, der deutsche Zustände mit den von ihm geschilderten Schweizerischen Reformen vergleicht, wird — wenn er sein deutsches Vaterland liebt — das Gefühl einer Beschämung unterdrücken können, daß uns in manchem nicht blos England, sondern auch die stammverwandte kleine Schweiz überflügelt hat. Mag dies Gefühl der Selbsteinkehr ein heilsamer Sporn sein.

Dr. Walther Lotz, Privatdocent.

Bücherbesprechungen.

—e— **Der Helferdienst der Schule bei Heilung der socialen Schäden.** Von Fr. Palack, Kreisschulinspector in Worbis. Bielefeld, Verlag von A. Jehnich's Buchhandlung. 1890. — Der vorliegende Conferenzvortrag behandelt eine in unseren Tagen oft besprochene und jedenfalls sehr wichtige Frage. Denn die Schule muß sich als eine der erhaltenden Kräfte im Volksleben, wie der Verfasser sagt, mit aller Entschiedenheit dem Bunde der gesunden Lebensmächte anschließen, die insgesammt dazu berufen sind, den socialen Schäden der Gegenwart entgegenzuwirken und dem heranwachsenden Geschlechte eine stärkere Widerstandskraft gegen die Gefahren und Lockungen der Zeit zu verleihen. Welche Schäden und Gefahren das Volksleben der Gegenwart zeigt und welches ihre Quellen sind, wird im ersten Theile des Vortrages ausgeführt; der zweite beantwortet die Frage: Welche Pflichten hat die Schule zu erfüllen, um unsere socialen Schäden heilen und unsere gesellschaftlichen Zustände sichern zu helfen? Die Antworten lauten: 1) Durch guten, wahrhaft christlichen Unterricht hat die Schule ihren Zöglingen eine harmonische Ausbildung des Verstandes, Gemüthes und Willens zu geben. 2) Durch einen väterlich strengen, achtsamen, liebevollen und stetigen Zuchteinfluß in und außer der Schule muß der Charakter der Jugend geläutert und gefestigt werden. 3) Putz- und Genußsucht, Neid und Mißgunst und jeder vorzeitige Genußanspruch der Jugend werde bekämpft, Freude an ernster Arbeit sowie an Bethätigung der Nächstenliebe geweckt. 4) Kirche, Schule und Haus müssen in innigere Beziehung treten und Hand in Hand bei der Jugenderziehung gehen. 5) Durch gewerbliche und ländliche Fortbildungsschulen muß der Zuchteinfluß der Schule fortgesetzt und der falsche Unabhängigkeitsdrang der Flegeljahre in Schranken gehalten werden. 6) Durch gute Schüler- und Volksbibliotheken muß dem Volke gesunde geistige Nahrung zugeführt und der gefährlichen Wirkung einer auflösenden und aufregenden Presse entgegengewirkt werden. 7) Der Lehrerstand hat durch ungefärbte Frömmigkeit, treue Vaterlandsliebe, willigen Gesetzesgehorsam, gewissenhafte Pflichterfüllung, einträchtiges Zusammenstehen und vorbildlichen sittlichen Wandel der Jugend und dem Alter ein erziehliches Beispiel zu geben. — Zwar enthalten diese Antworten etwas wesentlich Neues nicht, dessenungeachtet aber wollen wir nicht verfehlen, Lehrerkreise auf das vorliegende Schriftchen aufmerksam zu machen, da es die Forderungen, welche an den Helferdienst der Schule zu stellen sind, übersichtlich zusammenfaßt und in recht ansprechender Weise begründet. In den Fehler, von der Schule mehr zu fordern, als sie mit ihren immerhin beschränkten Mitteln zu bieten vermag, verfällt der Verfasser nicht.

—e— **Wodurch kann die Einführung des Schulturnens auf dem Lande erleichtert werden?** Vortrag, gehalten auf der XVI. Versammlung des sächsischen Turnlehrervereins zu Mittweida am 28. Mai 1890 von Oskar Germann, Lehrer und Turnlehrer zu Kamenz i. S. Sonderabdruck aus den Jahrbüchern der deutschen Turnkunst. Leipzig, Druck von Hesse & Becker, 1890. — Obgleich der „Lehrplan für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen vom 5. Nov. 1878" die Wege zeigt, wie der Turnunterricht mit nur geringem Kostenaufwand eingeführt werden kann, wächst doch die Zahl der einfachen Landschulen, in denen auch dieses wichtige Fach betrieben wird, nur langsam. Denn sie ist in dem Zeitraume 1885 bis 1890 von 437 (ca. 24%) nicht weiter als bis auf 616 (ca. 34%) gestiegen, und es liegt hiernach allerdings die Vermuthung recht nahe, daß sich die Verbreitung des Turnens auf dem platten Lande ohne besonderen Anlaß auch in Zukunft nicht wesentlich rascher als bisher vollziehen werde. Um nun in den Gang der Sache ein schnelleres Tempo zu bringen, macht der Verfasser folgende Vorschläge. Die noch jetzt bezüglich der Einführung des Turnunterrichts bestehenden Uebergangsbestimmungen sollen beseitigt werden. Die Seminare, der sächsische Turnlehrerverein mit seinen Zweigvereinen und die Turnvereine sollen sich bemühen, die Begeisterung der jüngeren Lehrer für das Turnen zu wecken und zu pflegen. Ländliche Schulvorstände sollen über Nothwendigkeit, Wesen und Kosten des Schulturnens aufgeklärt und besonders jüngere Lehrer angeregt werden, die Einführung desselben durch eigne Opferwilligkeit zu fördern. In diesen Vorschlägen und ihrer Begründung liegt gewiß manches Richtige. Ob es aber schon jetzt an der Zeit sein sollte, die erwähnten Uebergangsbestimmungen ganz zu beseitigen, erscheint uns in Betracht aller einschlagenden Verhältnisse mindestens zweifelhaft. Und wenn der Verfasser meint, daß man an die Gewährung der von den Ständen bewilligten Schuldotation ohne Weiteres für Landgemeinden die Verpflichtung knüpfen könne, den Turnunterricht einzuführen, so befindet er sich damit jedenfalls im Irrthum. Doch wünschen wir, daß diese Staatsbeihilfen Einiges dazu beitragen möchten, einen Theil der Schwierigkeiten zu beheben, welche der Einführung des Turnens in Landschulen noch entgegenstehen.

B K. **Was liest unser Volk und was soll man ihm zu lesen bieten?** Vortrag auf der Diöcesanversammlung in Rochlitz von R. Siedenhaar, Pfarrer zu Ottendorf bei Mittweida. Leipzig 1890. H. G. Wallmann. 20 ₰. — Der als Freund des christlichen Volkes bekannte Verfasser beantwortet hier eine der wichtigsten Fragen des Volkslebens mit großem Ernst und viel Humor. Da die kleine Zeitung, „das Blättchen", eine der wundersamsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts ist, so giebt sie bei Besprechung jener Frage immer wieder Anlaß zu gutmüthigem Spotte, an dem es denn auch der Redner diesmal nicht hat fehlen lassen. Das, woran auch die große Zeitung oft krankt, der grelle Widerspruch zwischen dem Auftreten und dem eigentlichen Können, tritt bei der kleinen Zeitung in so komisch deutlicher Weise zu Tage, daß schon der Spießbürger, der sie trotzdem als sein Evangelium betrachtet, seinen Spaß daran hat. Der Redner räth dazu, diese kleine Localpresse fleißig zu beeinflussen, ein für jeden Betheiligten in Stadt und Land sehr beherzigenswerther Rath: sie läßt sich in der That sehr gern beeinflussen. Weiter finden wir eine schauerlich richtige Beschreibung des gemeinen Schund- und Schand-Romans, der durch Leihbibliotheken und Herumträger bei unserem Volke Einzug sucht und findet. Eine kräftige Mahnung zur Gründung und Pflege guter Volksbibliotheken und eines guten wandernden Buchhandels macht den Schluß dieser tüchtigen und durchaus gesunden Betrachtungen eines Mannes, der sein Volk lieb hat.

§— **Aesthetik in gemeinverständlichen Vorträgen** von Dr. Carl Lemcke. Sechste aufs Neue durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1890. — Die Lectüre der neuen Auflage von Lemcke's Aesthetik hat uns wieder eine Reihe von genußreichen Abenden gebracht. Wir kannten das Werk in seiner früheren Gestalt und haben es, so oft es die Gelegenheit mit sich brachte, studirt und sind immer mit großem Vergnügen den geistreichen Ausführungen des Verfassers gefolgt. Er hat es mit einem Geschick, das im Hinblick auf das schwierige Gebiet, das er behandelt, bisher unübertroffen dasteht, verstanden, den Leser in das Wesen, die Aufgaben und die praktische Bedeutung einer Wissenschaft einzuführen, die im Allgemeinen nur von den engsten Kreisen der gebildeten Welt betrieben zu werden pflegt. Denn philosophisch-ästhetische Betrachtungen sind nicht Jedermanns Sache. Vielen ist die

Aesthetik eine Wissenschaft der Theorie, die Meisten schrecken vor den abstracten, in Formen gebannten Begriffen zurück. So will es wenigstens die landläufige Anschauung, von der man sich oft genug überzeugen kann. Aber Lemcke's Werken gegenüber können diese Ansichten selbst auf Seiten der eifrigsten Anhänger des Utilitätsprincips nicht mehr bestehen. Der Verfasser legt, wie jede Seite bezeugt, den Hauptnachdruck auf das Gemeinverständliche der Darstellung in Form und Inhalt; hierin, in der populären Darstellungsweise, wie wir sie bei „Vorträgen", die sich nicht an den engen Kreis der kunstphilosophisch gebildeten Fachgenossen wenden, gewohnt sind, besteht der Charakter und der Werth des Buches. Mit einem gewissen poetischen Schwung, der namentlich in dem dem „Schönen in der Natur" gewidmeten zweiten Abschnitte des ersten Bandes hervortritt, und großer Frische und Natürlichkeit der Sprache, welche höchste Anerkennung verdienen, weiß der Verfasser seine Ansichten zu entwickeln und den Leser für das weite Gebiet des Schönen mit aller Macht in Anspruch zu nehmen. Die Lemcke'sche Aesthetik ist kein Werk, das heute auf dem Büchermarkte erscheint, um in kurzer Zeit in Vergessenheit zu gerathen. Es hat in fünf Auflagen seit fünfundzwanzig Jahren seinen Weg durch die Welt gefunden; es ist hier heimisch geworden, und die neue Auflage wird nur dazu beitragen, ihm zu seinen alten Freunden neue zu erwerben. Auf den reichen Inhalt einzugehen, wollen wir uns hier versagen. Der knappe Raum einer Besprechung ist hierfür nicht angethan, und bei den wenig Worten, die wir hier zur Verfügung haben, schickt sich am besten eine warme Empfehlung, die ja dem Werke schon allseits zu Theil geworden ist.

M.-Fr. **Unter Friedrich dem Großen.** Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752—1773. Herausgegeben von **Helene v. Hülsen.** 207 S. Berlin. Gebrüder Paetel 1890. 4 ℳ. — Unter den Papieren ihres verstorbenen Gatten, des bekannten Theaterintendanten, hat Frau v. Hülsen das Tagebuch von dessen 1734 geborenem Großvater gefunden, aus welchem sie hier Einiges mittheilt. Aeußerlich macht unser Buch nun den Eindruck, als sei es von Anfang bis Ende eine die Zeitfolge innehaltende Niederschrift aus der auf dem Titelblatte angegebenen Zeit und habe durch die Herausgeberin nur unnützerweise eine Zerlegung in drei Abschnitte (S. 3—38, 41—133, 139—207) erfahren. Vor diesen drei Abschnitten stehen nämlich drei verschiedene Titel; vor dem ersten der des Titelblattes, vor dem zweiten: Aus dem siebenjährigen Kriege. Von Carl Wilhelm v. Hülsen, vor dem dritten: Aus den Briefen Carl Wilhelm's von Hülsen. 1773; der erste und dritte werden wunderlicherweise auch noch durch besondere Vorworte aus der Feder der Herausgeberin eingeleitet. Der erste Abschnitt ist ganz reizend, eine prächtige Jugendgeschichte von 1734—1756; die Herausgeberin hätte aber mindestens angeben müssen, daß sie eben nur bis 1756, nicht bis 1773 reicht, wie das besondere Titelblatt doch verspricht. Der dritte enthält die Briefe des Verlobten an seine Braut ebenfalls wörtlich abgedruckt, vieles recht Niedliche enthaltend, aber durch die ungekürzte Wiedergabe aller ewig wiederkehrenden Floskeln doch das Interesse abschwächend. Im zweiten Abschnitte aber vermuthet Referent alte und neue Bestandtheile, wenn gleich nirgends eine Andeutung davon gegeben ist. Jedenfalls stört die Erzählung der Schlachten von Roßbach S. 53—58 und von Leuthen S. 66—68, sodann die Seiten 71—73, 84 unten, 86, welche die frische und kräftige Sprache des Soldaten unter Friedrich II. unterbrechen, den ganzen Eindruck. Die angegebenen Stellen (ähnlich auch S. 95 und 111 f.) erinnern an die unglückliche Sprache und die Stillosigkeit der von Frau v. Hülsen geschriebenen Aufsätze in der „Deutschen Revue"; so viel scheint mir feststehend, daß sie später eingeschoben worden sind, ohne daß dabei die älteren Abschnitte auch nur annähernd erreicht sind und ohne daß dem Ganzen dadurch irgend wie genützt würde. Fielen sie weg, so könnte das Büchlein als eine anregende Quelle jener Zeit empfohlen werden.

N—r. **Officielles Vademecum für den deutschen Berg- und Forststudenten.** Preis 1 Mark. Leipzig-Reudnitz. Druck und Verlag von Max Hoffmann. 1891. — Das kleine Buch bringt eine Zusammenstellung der von den deutschen Berg- und Forststudenten gebildeten Corps, Verbindungen und Vereine. Diese Zusammenstellung kann aber weder auf Vollständigkeit noch auf Richtigkeit Anspruch erheben; für eine spätere Auflage sind deshalb einige Verbesserungen und Ergänzungen nöthig, welche wir nachstehend erwähnen, um zugleich einer Bitte des Verfassers nachzukommen. Es ist wünschenswerth, daß auch die Corporationen der technischen Hochschule zu Dresden Aufnahme finden, zumal dieselben mit den Freiberger und Tharandter Studenten in Verbindung stehen. Daß von Oesterreich lediglich die Bergakademie Leoben erwähnt ist, dürfte kaum genügen. Zweckmäßig wäre es auch, wenn über die betr. Hochschulen einige Notizen, z. B. der Gründungstag und das Gründungsjahr hinzugefügt würden. Auf S. 7 ist der Zirkel des Corps Montania nicht ganz richtig angegeben. S. 9 müßte es heißen: Cartell mit dem Corps Montania an der Bergakademie Clausthal (statt Freiberg). Auf S. 24 sollte wohl stehen: Cartell mit dem Corps Silvania zu Tharandt (statt Freiberg); es ist aber dasselbe überhaupt gelöst. Auf S. 25 haben bei Angabe des Paukverhältnisses die Worte „und dem Corps Thuringia zu Dresden" in Wegfall zu kommen. S. 26 ist das Cartell mit dem Corps Hubertia zu Freiberg erwähnt. Es ist damit das Corps Hubertia in Tharandt gemeint. Dieses Cartellverhältniß ist aber gelöst. Hier müßte es am Schlusse heißen: Die beiden Corps Hubertia und Silvania bilden zusammen den Tharandter S. C. und stehen mit dem Corps Thuringia in Dresden im Paukverhältniß.

G. Oe.— **Olga Wohlbrück, Aus drei Ländern.** Novellistische Sittenbilder. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 291 S. 8°. Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ. — Wenn wir es mit den Erzeugnissen einer fertigen Schriftstellerin zu thun hätten, würden wir uns damit begnügen, etwa zu schreiben: Lesbare Geschichten von mittlerem Werthe, ohne besondere Schwächen, aber auch ohne besondere Tiefe! Das vorliegende Buch ist aber das Erstlingswerk einer jugendlichen Schauspielerin und muß sonach von einem anderen Standpunkte beurtheilt werden. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Verfasserin, besonders in den Geschichten, die ihrem eigenen Wirkungsbereiche nahe liegen, eine scharfe Beobachtungsgabe zeigt und daß Ausbau und Darstellung eine schriftstellerische Gewandtheit bekunden, die bei Erstlingswerken selten ist. Es wäre schade um das schöne Talent, wenn es nicht weiter gebildet würde. Gelingt es der Verfasserin, sich zu vertiefen und sich auf Gebiete zu beschränken, in denen das Weib heimisch sein soll, hütet sie sich vor den Auswüchsen des Realismus, zu denen sie hinzuneigen scheint: dann wird sie über die Mittelmäßigkeit emporragen.

G. Oe.— **Das Jugendspiel.** Vortrag, gehalten in der Gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig am 17. November 1890 von **H. Raydt.** Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior) 1891. 32 S. 8°. Preis 50 ₰. — Was der Verfasser in diesem Schriftchen sagt, ist weder neu noch tief; für einen Vortrag genügte es, für eine Abhandlung, von der man mehr erwarten darf, kaum. Die Schilderung der in England gepflegten Jugendspiele nimmt einen übermäßig breiten Raum ein. Diese Schilderung war um so weniger nothwendig, als der Verf. selbst eine einfache Uebertragung der englischen Spiele nach Deutschland nicht zu wünschen scheint. Darin hat er vollkommen Recht. In England wird das Spiel vielfach zum Sport und zum Schaustück und verliert bei dieser Entwickelung einen großen Theil seines erziehlichen Werthes. Das englische Fußballspiel hat sich in Deutschland eingebürgert; aber es ist umgewandelt worden, so daß man schon mit einem gewissen Rechte vom „deutschen Fußball" spricht. Ueber den Einfluß der Spiele hätte der Verf. weit ausführlicher sein können. Was er sagt, ist richtig und gut, aber geht nicht in die Tiefe. Hin und wieder schießt er auch über das Ziel hinaus, so z. B., wenn er sagt: „Den selbstverleugnenden Eifer überträgt er (der spielende Schüler) im Mannesalter, wenn sein Gesichtskreis sich geweitet hat, auf seine große Spielgemeinschaft, das Vaterland. Somit erzieht das Spiel zu patriotischem Thun und Handeln." Jede noch so gute Bestrebung wird lächerlich, wenn sie zu viel verspricht. Im letzten Theile des Vortrags fordert der Verf., daß die Schule und vor Allem die höhere Schule durch die Fürsorge des Staates den Jugendspielen eine Heimstätte bereite und daß man den ganzen Nachmittag für Jugendspiele, Handfertigkeitsunterricht und sonstige Beschäftigungen freigebe. Demnach würden für die geistige Arbeit nur 4 oder 5 Vormittagsstunden bleiben. Diese Forderung schießt wieder weit über das Ziel hinaus. Unsere Zeit fordert viel Arbeit, ernste Arbeit und infolge dessen auch Erziehung zur Arbeit. Man mag an der höheren Schule immerhin über sein reformatorisches Talent versuchen! Nur möge und muß sie eine Stätte treuer, stiller Arbeit bleiben und die ihr anvertrauten Jünglinge zur Werthschätzung solcher Arbeit erziehen. Das Spiel hat sein gutes Recht, zur gleichwerthigen Hauptsache darf es nicht werden; sonst verliert es seinen eigentlichen Werth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr Hävernick in Leipzig.

№ 150. Dienstag, den 16. December. 1890

Inhalt: Bücherbesprechungen (Familiengebete. Martin Luther als Lehrer des deutschen Volkes, herausgeg. von Heinr. Zimmer. Gottes Wort und Luther's Lehre, Ansprache von P. emer. Dr. Karl Zehme. Bericht über die 44. Hauptversammlung des Evang. Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung; zwei Predigten bei dieser Hauptversammlung gehalten von Prälat D. Doll und Docent D. Paul v. Zimmermann. Schriften aus dem Verlage der Buchhandlung des Evangelischen Bundes von C. Braun in Leipzig. Der Jesuitenorden, von H. J. Gräber. Ueber den jüdischen Hintergrund im Neuen Testament, von Lic. Dr. Georg Schnedermann. Bibliotheca juridica. Der Civilprozeß, von B. Kiatelen. Die Heroen der deutschen Tonkunst, dargestellt von Prof. Wilhelm Rode. Mozart's Don Juan, von Charles Gounod. Verzeichniß der musikalischen Autographe von Ludwig van Beethoven, durchgesehen von Prof. Dr. Guido Adler. Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen, von Elise Polko. Max Heiden, Motive. Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur im Mittelalter, von Heinrich Gerdes. Die Klemensromane, von Dr. Joseph Langen. Akademisches Taschenbuch für Juristen).

Bücherbesprechungen.

B. K. Familiengebete. Von einem Laien. Braunschweig, K. A. Schwetschke & Sohn, 1890. 3 ℳ 60 ₰. — Der Verfasser dieser Gebete will „unserem Gott und Vater aufrichtige Verehrung entgegenbringen und doch dabei die Dogmen der Bekenntnisse auf sich beruhen lassen". In diesem Sinne hat er nach den üblichen Rubriken Gebete für das häusliche Leben niedergeschrieben, die theilweise einen christlichen Klang haben. Indessen kommt der Name Christi, wenn wir nicht irren, in dem ganzen Buche nur ein einziges Mal vor; also können wir den Christen, welche sich nach diesem Namen nennen, dieses Gebetbuch schwerlich empfehlen, sondern müssen es den übrigen „Confessionen", wie jetzt manche Leute sagen, überlassen, Theilnahme dafür zu zeigen. Der ganze Gedanke des Verfassers erinnert uns an das Gebahren eines Sohnes, der fern vom Vaterhause von den Vorräthen zehrt, die er von dort mitgenommen hat, sich aber dieses Vaterhauses schämt, weil seine Spießgesellen dasselbe verspotten.

□ Martin Luther als Lehrer des deutschen Volkes. Herausgegeben von Heinr. Zimmer. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer. 3 ℳ — Unter allen Gestalten der deutschen Geschichte ist keine so populär, als die Gestalt des „deutschen Propheten". Keiner hat so mit dem Volke gefühlt, Keiner so mit dem Volke zu reden und die deutsche Volksseele so im Innersten zu treffen verstanden, als Luther. Ein unvergleichlicher Meister volksthümlicher Rede, mit der er ebenso den Hochgebildeten, wie den gemeinen Mann fesselt und ergreift, hat er das Christenthum in das Leben des Volkes, in sein Haus, in seinen Beruf, in die verschiedenen Stände und Ordnungen des Lebens hineingetragen und in das deutsche Denken und Empfinden übersetzt mit dem ganzen, warmen Herzen, das für sein Volk geschlagen hat, wie nur je das Herz eines Volksmannes. Und sprachlich angesehen: die wunderbare Kraft und Reinheit, wie die edle Einfalt und Schlichtheit der deutschen Prosa Luther's ist nie wieder erreicht worden, auch von unsern größten Classikern nicht. Noch ist im Kern unseres deutsch-evangelischen Volkes eine tiefe Liebe und Verehrung für seinen Dr. Luther, den es sich trotz aller Schmähungen und Lästerungen römischer Fanatiker nicht wird nehmen lassen. Das Lutherjahr hat es deutlich bewiesen. Aber klagen muß man, daß er viel weniger gelesen, als gerühmt wird; seine Schriften sind viel zu wenig bekannt. Und doch, er hat nicht blos für seine Zeiten, er hat auch für die kommenden Geschlechter, auch für uns geschrieben. Goethe hat Recht, zu sagen: „Luther ist und bleibt, wer er war: außerordentlich für seine und künftige Zeiten." Mit diesem Motto führt sich nun auch die gegenwärtige Sammlung von Schriften Luther's ein, eine neue Ausgabe des dritten Bandes der bekannten und anerkannten Sammlung, welche vor längerer Zeit unter dem Titel: „Luther als deutscher Classiker" von der Hand desselben Herausgebers erschienen ist, der sich damit ein großes Verdienst erworben hat. Die vorliegende Sammlung ist insonderheit bestimmt, Luther als bewährten Lehrmeister des deutschen Volkes, als den unübertroffenen Mann populärer Rede zu zeigen. Zu diesem Zweck sind solche Schriften Luther's ausgewählt, meist kürzeren Umfangs, welche besonders geeignet sind für das Interesse und Verständniß des Volkes. Die Auswahl ist vortrefflich, von einem gründlichen Kenner Luther's und seiner Schriften getroffen, sehr reichhaltig, glücklich in der Mischung des Belehrenden und Erbaulichen, glücklich in der Wahl auch solcher Themata, die für das unmittelbare sociale Leben der Gegenwart Bedeutung haben. Insbesondere möchten wir diese Auswahl auch zur Anschaffung für Volks- und für Schulbibliotheken empfehlen, und anrathen, im Unterricht der Volksschule Auszüge aus denjenigen Schriften dieser Sammlung mitzutheilen, die für die Jugend von Interesse sind, und deren sind mehrere. Die Ausstattung des Buches ist trefflich, der Preis im Verhältniß zum Umfang der Schrift sehr billig. Die Schriften Luther's sind ein wahrer Gesundbrunnen, ein Born der Erquickung, aus dem gerade die Kinder unserer nervösen, unruhigen Zeit nicht genug schöpfen können zu ihrer Heilung und Erfrischung. Daher wünschen wir dieser Sammlung die weiteste Verbreitung.

B. K. Gottes Wort und Luther's Lehre. Ansprache bei der Generalversammlung des Vereins Ev.-luther. Gotteskasten im Königreich Sachsen am 24. Februar 1890 von Dr. Karl Zehme, P. emer. Leipzig, Justus Naumann. — Dieser Vortrag, in welchem der Verfasser als zu bekämpfende Gegensätze des „Gotteskastens" außer den selbstverständlichen namentlich auch die moderne negative Theologie und die Socialdemokratie namhaft macht, geht uns zugleich mit einer Nummer der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Der lutherische Gotteskasten" und mit einem Flugblatt des sächsischen Vereins zu. Das letztere erklärt in kurzen und volksthümlichen Worten das Wesen und die Nothwendigkeit des Vereins und fordert zum Beitritt und zur Hilfeleistung auf. So benutzen wir gern auch diesen Anlaß, auf eine vorurtheilsfreie Betrachtung dieses dem Bekenntniß unserer Landeskirche entsprechenden Vereines hinzuweisen, wie wir schon in Nr. 133 d. J. gethan haben.

B. K. Bericht über die 44. Hauptversammlung des Evang. Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, abgehalten in Mannheim am 16., 17. und 18. September 1890. Zwei Predigten bei dieser Hauptversammlung gehalten von Prälat D. Doll aus Karlsruhe i. B. und Pfarrer, Consenior und Docent D. Paul v. Zimmermann aus Wien. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstandes. 1890. — Der Bericht giebt, wie üblich, so ziemlich Alles wörtlich wieder, was auf der Hauptversammlung gesprochen worden ist. Er enthält also die amtlichen Begrüßungsreden, die Anträge in der Vorversammlung (der wichtigste die Anerkennung der Straßburger Evangelisationsgesellschaft als Hauptverein der Stiftung), die wenn wir nicht irren, 26 Ansprachen der verschiedenartigsten Abgesandten, welche der Vorsitzende, Geh. Kirchenrath D. Fricke, sammt und sonders beantwortet hat und zwar theilweise in längeren Ausführungen, eine Leistung, die ihm, auch wenn wir von dem geistigen Gehalt und der staunenswerthen Wissensfülle auf allen möglichen Ge-

bieten absehen wollten, schon als Arbeit der Lunge und der Zunge nicht viel Leute würden nachahmen können; ferner den umfangreichen Bericht des Centralvorstandes von Schulrath Dr. Hempel und die Protokolle über die Gabenvertheilung. Bekanntlich fiel die große Liebesgabe im Betrage von fast 18000 ℳ der Gemeinde Forchheim in Franken zu, während die mitvorgeschlagenen Gemeinden Rontschau und Sierakowitz je über 6000 ℳ empfingen. Aus jenem Bericht geht hervor, daß sich die Zahl der Zweigvereine von 1801 auf 1810, die der Frauenvereine von 446 auf 461 erhöht hat, daß der Verein seit seinem Bestehen ziemlich 24 Millionen, in diesem Berichtsjahre aber über 950000 ℳ an Unterstützungen geleistet hat, daß an Legaten in diesem Jahre der Centralcasse über 45000, den einzelnen Vereinen über 130000 ℳ zugefallen sind. Das möge genügen zur Kennzeichnung des gesegneten Fortschrittes, den der Verein wiederum hat machen dürfen; der Bericht bietet sonst viel Wissens- und Dankenswerthes an Personalien, Literatur und Einzelarbeit. — Was die beiden Festpredigten anlangt, so werden manche Hörer und Leser den Eindruck empfangen haben, daß sie sich nicht durchaus auf der Höhe evangelischer Festfreude bewegen. Aber es wird noch weniger befremden, daß ein Diasporapfarrer auch auf der Festversammlung im Wesentlichen von dem heißen Kampfe seiner Truppen gegen den übermüthigen Feind berichtet, als daß der Hauptprediger aus dem Lande der Versammlung selbst einem Texte wie Ephes. 2, 19—22 blos „Unser Gruß an die Festversammlung“, „Unser Wunsch für die Gemeinde dieser gastfreundlichen Stadt“ und „Unser Gebet für das gesammte Werk des Gustav-Adolf-Vereins“ zu entnehmen wußte.

B. K. Schriften aus dem Verlage der Buchhandlung des Evangelischen Bundes von C. Braun in Leipzig. — Dieser rührige Verlag erzeugt ununterbrochen allerhand kirchliche Kampfesschriften. W. Hardt, Pfarrer in Offenbach, fertigt in einem offenen Briefe den deutsch-katholischen Prediger Karl Voigt mit seinem Artikel „Die Kirche und die Fragen der Zeit“ unter demselben Titel so gründlich ab, wie es der Herausgeber der „Morgenröthe des 19. Jahrhunderts“ nur irgend verdiente. Ein Anonymus veröffentlicht eine Uebersetzung der Bulle Clemens' XIV. vom 21. Juli 1773 zur Aufhebung des Jesuitenordens, verbunden mit einigen geschichtlichen Notizen über Wirksamkeit und Schicksal des Ordens, ein sehr dankenswerthes Unternehmen in unserer Zeit, wo sehr Viele von dieser Bulle reden, ohne zu wissen, was darin steht. Ebenfalls ohne Namen beantwortet Jemand die Frage: Sollen sie wiederkommen? und der Leser wird schon wissen, wer gemeint ist. Diese Flugschrift (Nr. 5 des Sächs. Landesvereins) giebt eine Menge interessanten Materials außer dem üblichen, z. B. Urtheile hervorragender Männer über den Orden. Dr. Ottomar Lorenz, Pastor in Erfurt, legt in einem religiösen Vortrag, welcher an das erste Capitel des Johannesevangeliums anknüpft und Massenaustritt oder Masseneintritt? betitelt ist, ein kraftvolles Zeugniß wider den Materialismus und für die geoffenbarte Religion ab. Endlich giebt es auch ein Protestantisch-deutsches Liederbuch für Mitglieder des Evangelischen Bundes, welches 11 der bekanntesten Kampf- und Bekenntnißlieder unserer Kirche und 9 patriotische Lieder enthält und wohl bei Versammlungen dienen soll (Preis 15 ₰).

B. K. Der Jesuitenorden. Von H. J. Gräber, Pastor zu Meiderich. Dritte verbesserte Auflage. Barmen, 1888 Klein. 50 ₰. — Die Schrift ist ein „veränderter und den jetzigen Zeitumständen entsprechender Abdruck“ eines Vortrags von 1872; sie stammt selbst von 1888 und wird uns als etwas besonders Zeitgemäßes jetzt zugesandt. In der That finden wir hier, was wir bei ähnlichen Schriften mehrfach vermissen mußten: Klarheit und Thatsachen. Wir erhalten einen kurzen Lebensabriß des Ignaz von Loyola (sein Bild ist auf dem Titelblatt), eine Beschreibung der Grundsätze, nach welchen sein Orden gestiftet ist und das Leben der Jesuiten geführt wird, woraus sich von selber die Verurtheilung der Irrlehren ergiebt, auf welche sich die Thätigkeit des Ordens gründet (Probabilismus u. s. w.), endlich das Nothwendigste aus der bisherigen Geschichte des Ordens mit theilweise wörtlichem Abdruck des Breves der Aufhebung durch Clemens XIV. So kann das Schriftchen zur Orientirung über die Jesuitenfrage empfohlen werden.

B. K. Ueber den jüdischen Hintergrund im Neuen Testament. Antrittsvorlesung von Lic. Dr. Georg Schnedermann, außerordentlichem Professor der Theologie. Leipzig, 1890. Hinrichs. 40 ₰. — Soviel uns bekannt, ist diese Antrittsvorlesung kurz nach dem 25. October 1890, an welchem Tage sie gehalten wurde, in d. Bl. ausführlich besprochen worden. So begnügen wir uns mit dem Hinweise darauf, daß sie für den Druck an einigen Stellen geändert und erweitert wurde, sowie daß die Ausführungen des Verfassers über die Bedeutung, welche die gelehrte Erforschung jenes „jüdischen Hintergrundes“ für das Verständniß der heiligen Schrift und des göttlichen Heilsplanes hat, nicht nur von Theologen, sondern auch von denkenden Christen überhaupt mit großem Nutzen verfolgt werden können.

K—d. Bibliatheca juridica. Systematisches Verzeichniß der neueren und gebräuchlicheren, auf dem Gebiete der Staats- und Rechtswissenschaft erschienenen Lehrbücher, Compendien, Gesetzbücher, Commentare u. s. w. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung 1890. (Unentgeltlich — Lagerkatalog Nr. 27.) Verfolgt das Verzeichniß auch im Wesentlichen buchhändlerische Zwecke, so erweist es sich doch auch brauchbar, um die neuere Literatur auf einzelnen Rechtsgebieten rasch zu übersehen oder für bestimmte Fragen größere einschlagende Werke herauszufinden.

K—d. Der Civilprozeß. Systematisch bearbeitet für die ordentlichen Gerichte des Preuß. Staates und für das Reichsgericht ꝛc. Von B. Rintelen, Geh. Oberjustizrath. Berlin, Otto Liebmann 1890. Lief. 3—5. (Preis je 2 ℳ) — Die vorliegenden Lieferungen enthalten den Schluß des ersten Theiles (Allgemeine Lehren über das gerichtliche Verfahren) und den Anfang des zweiten Theiles (das Verfahren selbst). Aus dem ersten Theile ist die Darstellung des Beweises hervorzuheben. Im zweiten Theile werden nach einer Einleitung die Klagen (Erhebung, Erfordernisse, Aenderung, Wirkung der Klagerhebung, Rechtshängigkeit u. A.), Klagebeantwortung einschließlich der Widerklage, vorbereitende Schriftsätze, mündliche Verhandlung, Versäumniß u. s. w., die Entscheidungen des Gerichts behandelt. Hierbei gewährt der Verf. durch das geordnete Zusammenfassen des gesammten Materials einen Einblick in die einzelnen Theile des Civilprozesses und in deren Gestaltung. Dadurch, wie durch die ausgedehnte Aufführung der reichsgerichtlichen Entscheidungen, die neben der eigentlichen Darstellung wiedergegeben sind und mithin jene nicht unterbrechen, selbst aber bestimmter hervortreten, gewinnt das Werk an Bedeutung, auch für den nichtpreußischen Praktiker.

J.— Die Heroen der deutschen Tonkunst. Für die musikstudirende Jugend, sowie für alle Freunde der Tonkunst dargestellt von Professor Wilhelm Rade, Director der ersten Berliner Akademie für Harmonium- und Orgelspiel. Mit 7 Abbildungen. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1890. Preis brosch. 5 ℳ. — Die vorliegende Schrift gehört zu den überflüssigen Büchern. Sie entspricht keinem Bedürfniß, füllt keine Lücke aus; sie wiederholt nur, was von Anderen unvergleichlich besser gesagt worden ist. Sie bezieht sich vielfach auf Riehl, Oppel, Fricke, Nahl, Marx, Naumann, Elterlein, Langhans u. A.; auffälligen Mißbrauch aber treibt sie mit La Mara's „Studienköpfen“. Aus deren Rubinstein-Einleitung z. B. wird eine Händel-Einleitung, aus der Chopin-Einleitung eine Mozart-Einleitung zurecht geschnitten. Unzählige Urtheile und Aussprüche La Mara's werden im Beethoven- und Schubert-Artikel, nicht als fremdes Eigenthum, sondern unter dem Anschein wiedergegeben, als ob sie aus der Feder des Verfassers kämen. Nur zu vereinzelten Malen wird der wahre Autor mit Namen angeführt. Der Vortrag ist bei beständiger Anrede der jungen Freunde und Freundinnen, an die sich der Redende wendet, schulmeisterlich trocken; das Biographische, namentlich bei Bach und Händel, ebenso dürftig und unzulänglich wie das Musikalische. Für einen Musiker von Fach ist das Ganze erstaunlich ungründlich. Eine Menge irriger Angaben machen sich bemerkbar. So wurde Bach's Cantate „Gott ist mein König“ nicht in Weimar, sondern in Mühlhausen geschrieben. Graun wurde elf Jahre nach Bach geboren, ist also nicht unter den Bach vorangehenden Tonmeistern zu nennen. Telemann, nicht Tellmann hieß der vielschreibende Hamburger Componist. Bach's Biograph Forkel war nicht Cultur-, sondern Musikhistoriker. Die Ausgabe der Bach-Gesellschaft beläuft sich gegenwärtig nicht auf 28, sondern auf 36 Jahrgänge. Als „erster und bedeutendster Begründer der deutschen Musik“ darf Gluck gewiß nicht bezeichnet werden; es müßte denn die deutsche dramatische Musik gemeint sein, was aber nicht gesagt wird. Waren Bach, Händel, Schütz und ihre Vorgänger keine echt deutschen Musiker? „Alceste“ wurde nicht 1764, sondern 1767 zum ersten Male in Wien aufgeführt. Gluck starb nicht am 17., sondern am 15. November 1787. Haydn wurde nicht am 21., sondern am 31. März 1732 geboren. Er starb nicht

1808, sandern 1809. Seine „Sieben Worte Jesu am Kreuze" entstanden nicht 1765 und 1766, sondern 1785 als Instrumentalcompositian; 1801 wurden sie zum Oratorium umgeschaffen. Die Zahlen der nach den verschiedenen Musikgattungen summarisch angeführten Haydn'schen Werke sind mit Ausnahme der 83 Streichquartette durchgehends falsch. Die Empfängerin des berühmten Beethoven'schen Liebesdriefes war nicht Gräfin Giulietta Guicciardi, sondern Gräfin Therese Brunswick. Die Appassionata wurde nicht bei Fürst Lichnowsky in Schlesien, sandern bei Brunswick's in Ungarn geschrieben. Nicht Beethaven erst schuf die Programmmusik. Sie ist hundert Jahre älter. Bereits Johann Kuhnau, der Amtsaorgänger Sebastian Bach's, schrieb programmatische Sonaten. Nicht im Winter, sondern am 30. September 1826 trat Beethooen seine letzte Reise zu feinem Bruder Johann an. „Maccabäer" und „Nero" von Rubinstein sind keine geistlichen Dramen, sandern Opern gewohnten Stils. Als „geistliche Opern" bezeichnete der Componist seine Oratarien: „Das verlorene Paradies", „Der Thurm zu Babel" und „Moses". Dies eine kleine Blumenlese von Berichtigungen, welche das Buch nothwendig macht.

J. Mozart's Don Juan. Von Charles Gounod. Autarisirte Uebersetzung aon Adolf Klages. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1891. Preis brosch. ℳ 3.—. Der bedeutendste der lebenden französischen Componisten spricht hier als Schriftsteller zu uns. Die Begeisterung für ein deutsches Meisterwerk veranlaßte ihn dazu. In seinem Vaterlande erregte dies Buch bei seinem Erscheinen Aufsehen. Es ist wohl billig, daß man dasselbe nun auch in Deutschland kennen lernt. „Die Don Juan-Partitur," sagt Gounod in der „Vorbemerkung", „hat auf mein ganzes Leben wie eine Offenbarung gewirkt, sie ist für mich eine Art Verkörperung dramatischer und musikalischer Sündlosigkeit gewesen und geblieben. Ich halte sie für ein Werk ohne Makel, vollkommen bis ins Einzelnste, und mein Commentar sall nichts Anderes sein, als ein bescheidener Beweis der Verehrung und Dankbarkeit für das Genie, dem ich die reinste unwandelbarste Freude in meinem Leben als Musiker aerdanke.... Ich widme mein Buch besonders den jungen Componisten und den ausführenden Künstlern des Don Juan. Mich leitete keineswegs die Absicht, irgend Jemandem darin Belehrungen zu ertheilen, ich dachte vielmehr, daß angesichts der großen Schönheiten, an denen das unvergängliche Meisterwerk bis zum Ueberfluß reich ist, es von Nutzen sein könnte, den äußern und innern Eindruck desselben zu kennen und zu bemessen, ausgeübt auf einen Musiker, der es ungeschwächt liebte und unumschränkt bewunderte." — So giebt Gounod denn eine musikalische Analyse der „Krone aller Opern"; Nummer für Nummer geht er derselben nach. „O Mozart! Göttlicher Mozart!" ruft er dabei aus, „nur wer Dich nicht versteht, unterläßt es, Dich zu vergöttern! Dich, in Deiner steten Wahrheil und vollendeten Schöne! Dich, in Deiner unerschöpflichen Anmuth, in Deiner Erhabenheit und Klarheit! Dich, in Deiner Darstellung des rein Menschlichen und Deiner kindlichen Einfalt! Dich, der Du in der Sprache der Töne Alles gekennzeichnet und ausgedrückt hast, wie es besser niemals zuvor geschehen und wie es nach Dir niemals geschehen wird!" Als Anhang fügt der Autor noch eine Reihe treffender Bemerkungen über Tempo, Tact, Nüancirung, Athmen, Aussprache und Orchesterleitung bei. Bei der Nüancirung heißt es unter Anderem: „Der Sänger vergißt, daß es im Grunde genommen nur eine Kunst giebt: die Sprache, und nur eine Aufgabe: sich auszudrücken, daß folglich ein großer Sänger vor Allem ein großer Redner sein muß. Dies ist aber ohne absolut richtige Betanung nicht möglich. Wenn — besonders auf dem Theater — die Ansicht nur dahin geht, das Singen als Selbstzweck zu betrachten, sa thäte man besser, es lieber ganz bleiben zu lassen. Die Meinung, das Gesangsorgan als solches sei Hauptsache, ist das sicherste und unfehlbarste Mittel, betreffs der Nüancirung in Einförmigkeit zu verfallen; nur der naturwahre Ausdruck besitzt den Vorzug der unbegrenzten, unerschöpflichen Mannigfaltigkeit." Ueber die Aussprache sagt er: „Sie soll erstens verständlich, rein, deutlich und genau sein, d. h. sie soll das Ohr über das ausgesprochene Wort keinen Augenblick im Zweifel lassen. Sie soll zweitens den richtigen Ausdruck treffen, d. h. im Geiste die durch das Wort bezeichnete Empfindung wachrufen. Die erstere Seite der Aussprache hat es mit der gegebenen Form zu thun, die letztere mit der, welche dem Worte seinem Inhalt nach zu geben ist. Jenes ist das Materielle, dies das Intellectuelle. Man wird schwerlich den Werth und den Vortheil einer klaren ausdrucksvollen Aussprache überschätzen können. Sie ist so wichtig und van sa großer Einwirkung auf den Hörer, daß sie selbst über ein ungenügendes oder mittelmäßiges Organ hinweghelfen kann, während, wenn sie fehlt, auch die schönste Stimme der Welt nicht anspricht." „Die große Kunst des Orchesterdirigent.n," sagt Gounad weiter sehr wahr, „beruht auf einer, man könnte sagen, suggestiven Gewalt, welcher der Sänger unbewußt Gehorsam leistet, und die ihn in den Glauben versetzt, als wolle er selber, was man aon ihm will. Die Autorität liegt nicht im beliebigen Verfahren, sondern in der Einsicht." — Das Buch wird auch in der meist flüssigen deutschen Uebersetzung viel Freunde finden.

J.— Verzeichniß der musikalischen Autographe von Ludwig van Beethoven, sowie einer Anzahl von alten, großentheils vom Meister mit eigenhändigen Zusätzen versehenen Abschriften im Besitze von A. Artaria in Wien. Auf Grundlage einer Aufnahme Gustav Nottebohm's neuerlich durchgesehen von Prof. Dr. Guido Adler. Diese Sammlung bildet den gegenwärtigen Bestand der aus dem musikalischen Nachlasse Beethoven's (Versteigerung in Wien, Winter 1827—28) durch die Firma Artaria & Co. erworbenen Stücke. Wien 1890. Im Selbstverlage des Besitzers. — Nicht nur in Wien, sondern überall, wo man sich für Handschriften Beethoven's näher interessirt, weiß man, daß der Wiener Kunsthändler Artaria der glückliche Besitzer einer Sammlung von Beethoven Autographen ist, wie sie sich in solcher Reichhaltigkeit in keiner zweiten Hand vereinigt findet. Einzelnen Bevorzugten, zu denen auch Referent gehört, eröffnete der liebenswürdige Eigenthümer bereitwillig den Zutritt zu seiner musikalischen Schatzkammer. Nun veröffentlicht er ein Verzeichniß ih.es Inhalts, das wohl geeignet ist, alle Autographensammler mit Neid zu erfüllen. An Prachtstücken kostbarster Art enthält dasselbe unter Anderem: den letzten Satz der neunten Symphonie, Credo, Sanctus, Benedictus und Agnus der Missa solemnis (die übrigen Theile beider Werke besitzt die königl. Bibliothek zu Berlin), die Ouverture „Die Weihe des Hauses", die Musik zu „Egmont", zu den „Ruinen van Athen" und „König Stephan", das Oratorium „Christus am Oelberg", das Adagio aus dem Es-dur-Quartett op. 127, die Cavatine aus dem B-dur-Quartett ap. 130, das fast vollständige Cis-moll-Quartett op. 131, die große B-dur-Fuge op. 133, das Octett für Blasinstrumente ap. 103, die Trios ap. 70 und 87, die zweite Cellosonate op. 102. Dies sämmtlich in autographer Partitur; ferner ein Fragment des Es dur-Concerts, die letzten Claaiersonaten op. 110 und 111 u. dergl. mehr. Unter den Tänzen, Märschen, Variationen, Arien, Liedern und mehrstimmigen Gesängen sind viele noch ungestochene. Das Ganze ist ein fürstlicher Besitz.

J.— Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen von Elise Palko. Neue durchgesehene Ausgabe in 2 Bänden. Mit Titelbildern. 1. Band 22. Auflage. 2 Band 12. Auflage. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1890. Preis geb. 12 ℳ — Die Zahl der Auflagen, welche die „Musikalischen Märchen" erlebten, zeigt, daß dieselben sich großer Beliebtheit erfreuen, und das Erzählertalent der Verfasserin, dem Leichtigkeit und Anmuth nicht abgesprochen werden können, feiert damit einen seltnen Erfalg. Wir unserentheils haben Elise Polko's Bücher, unter denen die vorliegenden die weitaus besten sind, nie für eine zuträgliche Kost für unsere Jugend gehalten. Ihre sentimental gefärbten Fabelgebilde, die mit der historischen Erscheinung der geschilderten Künstler nichts gemein haben, wecken falsche Bilder und Vorstellungen in der Seele des Lesers, verwischen alle charakteristischen Besonderheiten der Gefeierten, überziehen alle Gestalten gleichmäßig mit einem süßlichen Parfüm. Der Verfasserin fehlt die Achtung vor der Wahrheit. Willkürlich springt sie mit geschichtlichen Thatsachen und Ereignissen um, da sie die Mühe scheut, eine zuverlässige Biographie zu befragen. So verlegt sie beispielsweise Bach's berühmten Wettkampf mit Marchand aus dem Jahre 1717 nach 1732, Bach's Todestag vom 28. Juli 1750 auf den 21. Mai, tauft Bach's Gattin Anna Ma.dalena in Gertrud um, setzt die erste Aufführung des „Fidelio" von 1805 nach 1822 und dergleichen Phantasien mehr. Ebenso kommt es ihr nicht darauf an, den geschilderten Persönlichkeiten Eigenschaften, Gedanken und Empfindungen anzudichten, die mit ihrer wirklichen Natur in offenem Widerspruch stehen. Wir wünschen, ohne uns zur modernen realistischen Richtung zu bekennen, unsere Jugend, die männliche wie die weibliche, im Geiste der Wahrheit erzogen zu sehen. Das wird die Idealität in ihrem Herzen nicht ertödten, und es wird ihr gedeihlicher sein,

wenn sie sich, statt mit wesenlosen Traumgebilden, frühzeitig mit dem wahren Wesen unserer großen Musiker und ihrer Schöpfungen befreunden lernt.

a. **Max Heiden, „Motive“.** Sammlung von Einzelformen aller Techniken des Kunstgewerbes als Vorbilder und Studienmaterial. Leipzig 1890. Artur Seemann. Lief. 1—10. — „Kein Stück alten Kunstgewerbes ist für uns unmittelbar als Vorbild brauchbar“ — dieser Ausspruch eines der besten Kenner alter und moderner Kunstindustrie wird bei der rechten Verwerthung jeglichen älteren kunstgewerblichen Musters nahezu stets glänzend gerechtfertigt. Wenn die Schätze unserer Sammlungen und die zahlreichen Publicationen, die sie aller Welt zugänglich machen, lediglich zu sklavischer Nachahmung verführen, bleibt ihr günstiger Einfluß auf unser eigenes Schaffen ausgeschlossen, sinken sie zu „zerbrechlichen Eselsbrücken für die Denkfaulheit“ herab. Was unserer Väter Werke uns selbst in Wahrheit geben sollen, sind „befruchtende Gedanken“. — Das vorliegende Werk trägt dieser Forderung schon in seinem Thema selbst Rechnung: Muster vereint es aus dem schier unerschöpflichen Schatz der Vergangenheit, aber nicht als Vorbilder für die Nachahmung, sondern als „Motive“ für selbständiges Schaffen. Es trifft eine Auswahl nicht nur — wie die meisten äußerlich verwandten Publicationen — unter den uns überkommenen kunstgewerblich beachtenswerthen Stücken, sondern auch unter den Einzelformen des einzelnen Stückes. Der Herausgeber kommt hierbei dem modernen Künstler und Kunsthandwerker, der in unseren Museen sucht, was er gerechtermaßen in ihnen suchen darf, auf halbem Wege entgegen; er nimmt ihm einen großen Theil der eigenen Arbeit ab, indem er den vorhandenen Formenschatz zergliedert, den mustergiltigen Lösungen, welche einzelne stets wiederkehrende Sonderaufgaben bereits gefunden haben, an den verschiedenartigsten Gebilden nachspürt und sie in bequemster Art zu neuer Verwerthung und Combination zusammenstellt. Sicherlich ein höchst dankenswerthes Unternehmen, das, verständnißvoll durchgeführt, die Nutzbarmachung unseres künstlerischen Erbtheiles wesentlich zu fördern geeignet ist! Was bislang von dem neuen Werke vorliegt, läßt hoffen, daß dies Ziel erreicht wird. Die hier vereinten Motive der Flachdecoration sind in der That durchgängig von vollendeter Schönheit und Brauchbarkeit zugleich, vor Allem in den der Textilkunst entlehnten Formen. Welchen Zielen immer der moderne Geschmack sich zuwenden mag: so lange er innere Gesundheit bewahren will, wird er die unübertreffliche Umformung, welche beispielsweise die natürliche Gestaltung der Blumen und Thiere in guten Erzeugnissen älterer orientalischer Weberei gefunden hat, zum Maßstab erwählen müssen; und dieser Werthmesser wird gerade an den Einzelformen am besten gewonnen. Der begabte Kunsthandwerker wird sie nur in diesem Sinne nutzen und seine Phantasie lediglich befruchten lassen, der weniger schöpferisch beanlagte Arbeiter aber wird schon durch die Einschränkung und Auswahl der hier gebotenen Formen vor unvernünftiger Verwendung besser gewahrt und zu eigenen Zusätzen besser befähigt, als bei der Wiedergabe des ganzen Musters. Nur eines ist bei dieser Publication meines Erachtens nicht unbedenklich: die geringe Berücksichtigung des Einflusses, welchen das verschiedenartige Material und die durch dasselbe bedingte Technik auf die ornamentale Formengebung ausübt. Das Muster eines Steinmosaiks ist nicht ohne weiteres auch auf eine Weberei, die Umwandlung einer Pflanzenform für Zinngravirung nicht unbedingt auch für eine Aufnäharbeit maßgebend, und gleichermaßen ist allgemeingiltig die meist gänzliche Verschiedenartigkeit der Wirkung zu beachten, welche die Wiedergabe eines Schmuckmotives bei reiner Umrißzeichnung und bei farbiger Darstellung erzielt. Die Publication sucht dieser naheliegenden Gefahr einer unzweckmäßigen Verwerthung dadurch vorzubeugen, daß sie das jeweilig zum Grunde liegende Material im Texte nennt. Wäre es nicht vielleicht angebracht, auch in der graphischen Darstellung des einzelnen „Motives“ diesem Bedenken Rechnung zu tragen, indem beispielsweise bei einem Mosaik die Anordnung der Steinchen überall da angegeben wird, wo sie auf die Formgebung selbst Einfluß gewann, und ferner durch Schraffirungen auch die Farbenwerthe des Originals wenigstens anzudeuten? — Doch dieser Wunsch wird im Ganzen nur für eine beschränkte Anzahl der hier vereinten Muster rege, und ein gut geschulter Arbeiter wird ihn ohnehin durch die eigene Arbeit ersetzen. So sei denn dem neuen Werke im Kreise aller Betheiligten stattliche Verbreitung und Förderung gewünscht!

M.-Fr. **Von der Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur im Mittelalter**, welche **Heinrich Gerdes** verfaßt und Duncker & Humblot in drei Bänden herausgeben, sind die ersten neun Lieferungen (zu je 1 ℳ) erschienen. Alles, was bei der Anzeige der ersten Lieferung in diesem Blatte gesagt worden ist, kann aufrecht erhalten werden, nur das Versprechen der Verlagshandlung hat sich nicht bewahrheitet, daß der ganze 1. Band, die karolingischen und sächsischen Könige umfassend, in 13 Lieferungen bis Mitte Juli dieses Jahres erscheinen werde. Wir stehen jetzt, Anfang December, noch bei der 9. Die vorliegenden Lieferungen enthielten: Die politische Geschichte von 843—1024 und von der Culturgeschichte die Theile: Land und Leute, der Staat. Es fehlen also noch: Die Kirche, das geistige Leben und die Wissenschaft. Der Berichterstatter hat das Erscheinen der noch übrigen Lieferungen dieses ersten Bandes nicht erst abwarten wollen, sondern macht an dieser Stelle nochmals auf das gediegene, in seinem politischen Theile kurz und kräftig erzählende, in dem culturgeschichtlichen dagegen erfreulich verweilende und tief eindringende Werk aufmerksam. Es wird nach der Zuverlässigkeit der darin erwähnten Einzelheiten wie nach der Vorsicht des Gesammturtheils ein durchaus empfehlenswerthes Buch werden.

B. K. **Die Klemensromane.** Ihre Entstehung und ihre Tendenzen aufs neue untersucht von Dr. **Joseph Langen**, Professor an der Universität Bonn. Gotha, Perthes. 3 ℳ 60 ₰. — Das ist „Caviar für das Volk“ und zwar für das Volk im weiteren Sinne, zu welchem sehr viele Leute gehören, die sich durch Hamlet's Wort nicht getroffen fühlen. Aber mit desto größerem Interesse werden die Theologen, welche von solchen Specialstudien Kenntniß nehmen, dieses klar und gewandt geschriebene Buch durchstudiren. Bei aller Anerkennung der Leistungen, welche auf dem dunklen Gebiete dieser eigenthümlichen altchristlichen Schriften bisher gelungen sind, glaubt der Verfasser doch einen ganz neuen Weg einschlagen zu müssen, um mehr Licht zu schaffen, und stellt eine mit guten Gründen gestützte Hypothese auf, von der wir nur die Hauptsätze hier aussprechen können. Von keiner der klementinischen Schriften ist die eigentliche Grundschrift mehr vorhanden. Die letztere ist in den Kreisen der römischen Geistlichkeit unter Anicet entstanden, „um das auch kirchlich universalistische Rom an die Stelle des untergegangenen judenchristlichen Jerusalem zu setzen“. Nach dieser Grundschrift sind die Homilien bearbeitet und zwar von einem hellenisch gebildeten Palästinenser, der die Tendenz verfolgte, den kirchlichen Primat auf Cäsarea zu übertragen und das judenchristliche Evangelium gegen Rom zur Geltung zu bringen. Der Verfasser der Recognitionen dagegen, der wohl nicht blos die Grundschrift, sondern auch schon die Homilien vor sich hatte, verlegt im Sinne einer halb paulinischen und halb judenchristlichen Richtung die Cathedra Petri nach Antiochien.

K—d. **Akademisches Taschenbuch für Juristen.** Wintersemester 1890/91. Zusammengestellt unter Benutzung amtlicher Quellen und handschriftlicher Mittheilungen. Mit dem Bildnisse Rudolf v. Gneist's. Berlin, Karl Heymann's Verl. (Preis 60 ₰.) — Das Büchlein enthält als Einleitung einen Wegweiser zum Studium der Rechtswissenschaft, ferner ein Verzeichniß der juristischen Docenten und Vorlesungen (unter Anschluß staatswissenschaftlicher &c.) an den deutschen Universitäten, Bemerkungen über Universitätsbehörden, Einrichtungen, Preisaufgaben, Vereinswesen, in der Beilage ein Verzeichniß der Stipendien, Stiftungen u. s. w. an einzelnen Universitäten und eine Auswahl rechts- und staatswissenschaftlicher Lehr- und Handbücher. In den ferneren Bänden soll das Verzeichniß der Stipendien fortgesetzt und daran die Aufführung von Prüfungsvorschriften u. s. w. angeschlossen werden. Nach der Inhaltsangabe darf das Werk, wenn es rechtzeitig vor Beginn des Semesters erscheint, den studirenden Juristen sich brauchbar für die Wahl der Universität und die Benutzung der Vorlesungen und Anstalten erweisen, auch wohl älteren Juristen durch die Bemerkungen über das Vereinswesen von Interesse sein. Ob die Vorschläge über den Studiengang S. 4 und 5 ganz zutreffen, darüber werden die Meinungen wohl auseinandergehen; einzelne Vorlesungen, die jetzt Kenntniß des Civilrechts &c. voraussetzen, müßten dann wenigstens weiter ausholen. Die Richtigkeit der Angabe S. 9, daß die Einwohnerschaft Berlins (abgesehen von 5% Juden) nur zu 37% germanischer, zu 39% romanischer und zu 24% slavischer Abkunft sei, vermag Berichterstatter zwar nicht zu prüfen, möchte sie aber doch, so lange nicht bestimmtere Unterlagen angegeben werden, bezweifeln.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 151. Donnerstag, den 18. December. 1890.

Musikalische und unmusikalische Spaziergänge in Baden und Wien.

Von La Mara.

Allzu früh ward's heuer Herbst im Hochgebirge. Ueber See und Bergen lag der Nebel dichter Schleier; Wind, Regen und Schnee trieben ihr ungestümes Spiel und hielten die Sommergäste im winterlich geheizten Zimmer gefangen. Die klaren wolkenlosen Tage, die der September sonst zu bringen pflegt, ließen unbarmherzig auf sich warten, und als sie endlich kamen, gingen sie dahin nach kurzer Herrlichkeit. Da suchten wir den vorzeitig entflohenen Sommer anderswo einzufangen und vertauschten die Berg- und Seepoesie Traunkirchens mit den bescheideneren landschaftlichen Reizen, wie sie Baden bei Wien bietet. Statt der kühnen Profile des Traunstein, Sonnenstein und anderer Berggrößen muß sich unser Auge hier an die sanfteren Linien des Anninger, des Eisernen Thors und ihres Gleichen gewöhnen; statt kahler Felsschroffen sehen wir grüne Waldberge, statt des imposanten Wasserspiegels Weingärten um uns. Aber was wir dort mißten: Sonne und Wärme, hier wird's uns zu Theil; den Flüchtling Sommer, hier ereilen wir ihn und halten ihn fest für einige frohe Tage und Wochen.

So wenig ich mir Baden zum Sommeraufenthalt wählen möchte, so gedeihlich erweist es sich im Frühjahr und Herbst. Die Mehrzahl der Gäste ist da noch nicht ein- oder schon von dannen gezogen. Man genießt die Vortheile eines eleganten Badeortes, ohne sie mit einer Ueberfülle von Fremden zu theilen. Ueberaus freundlichen Antlitzes blickt uns Baden, trotz seines ehrwürdigen, bis über die Römerzeiten hinausreichenden Alters, das ihm freilich Niemand ansehen kann, an. Seine meist von schattigen Alleen durchzogenen Straßen mit ihren vornehmen Villen und Vorgärten, seine baumreichen Plätze und Anlagen, sein schöner kastanienumlaubter Kurpark verleihen ihm das heitere Gepräge einer Gartenstadt. Innerhalb derselben ist's noch immer belebt, in der Natur draußen einsam und still. Auf Weg und Stegen stört uns Niemand, selten nur kommt ein Wanderer oder Wagen an uns vorüber. Das Plätschern des Baches, das Rauschen des welken Laubes zu unsern Füßen, das Flüstern des Windes in den Wipfeln droben, das Geschrei eines Käuzchens im Felsenversteck sind stundenlang die einzigen Laute, die unser Ohr vernimmt. Zu wundervoller Farbenwirkung stimmt sich jetzt die eigenthümliche Mischung von Föhren- und Buchengrün ab, die Badens Waldbestand charakterisirt. Alle Töne der herbstlichen Palette vom lichten Gold bis zum tiefdunklen Braun und purpurstrahlenden Roth leuchten da ineinander. Man muß nach Alland und Mayerling, nach Heiligenkreuz, nach Gaaden oder Siegenfeld fahren, um dieses Herbstzaubers froh zu werden. Nichts Schöneres als solche Fahrt durch die farbenflammenden Waldberge, wenn die Sonne ihre tanzenden Lichter darüber wirft und sich droben jene klare Himmelsbläue wölbt, wie sie nur dem Herbste eignet!

An solch lachendem Morgen trug uns ein leichtes Gefährt, den Ufern der durchsichtigen Schwechat folgend, bergauf und ab gen Mayerling. Man kann nicht sagen, daß dieses selbst reizvoll läge. Er hat von Haus aus ein melancholisch Gesicht, dieser Schauplatz der furchtbaren Tragödie, die das österreichische Herrscherhaus vor noch nicht zwei Jahren seines genialen jungen Thronerben beraubte. Sobald die Straße das schattige Thal der Schwechat verläßt, weitet sich die Landschaft, die ziemlich gleichförmigen niederen Höhen ringsum zeigen mehr Wiesen- und Felder- als Waldesgrün. Inmitten dessen taucht eine kleine einsame Ortschaft auf: ein paar von Gärten umgebene Häuser die früher die Gäste des Kronprinzen, und bevor er das Jagdschloß erbaute, auch ihn selbst und seine Gemahlin beherbergten, ein größeres Stallgehöfte, ein Restaurationsgebäude und auf einer Anhöhe droben ein umfangreicher Klosterbau, dessen Vorderfaçade eine aus ihr heraustretende schmucke gothische Kapelle ziert — das ist Mayerling, das Mayerling von heute nämlich. Vor zwei Jahren noch schaute es anders aus. An Stelle des Klosters stand da das Jagdschloß, das der österreichische Kronprinz, nachdem er Grund und Boden von den Cisterziensern in Heiligenkreuz erworben, sich vor sieben Jahren aufbauen ließ. Nachdem sich das entsetzliche Ereigniß dort zugetragen, wurde es dem Erdboden gleich gemacht. Gebet und Buße ward nun der Ort geweiht; einem der strengsten Orden, den Karmeliterinnen, dient er gegenwärtig zum Asyl. Der Hochaltar der Kapelle bezeichnet die Stelle, wo man die entseelte Hülle des Kaisersohnes fand. Dort steigen nun Gebete und Opfer tagtäglich zum Himmel empor. Die Geschichte der Habsburger birgt wohl kein dunkleres und bis zur Stunde auch kein mysteriöseres Blatt als dieses, und erst dem Geschlecht, das hundert Jahre nach uns kommt, wird es vermuthlich gegeben sein, klar zu sehen, wo wir vor einem ungelösten Räthsel stehen.

Gräber sind stumm. Auch das Grab auf dem stillen, hinter Bergen versteckten Friedhof des Stiftes Heiligenkreuz, dessen hochragendes graues Granitkreuz weit hinausschaut über die Umfassungsmauer, deckt mit schwerer Steinplatte ein Geheimniß zu. Da redet nur die Inschrift: „Mary, Freiin v. Vetsera, geb. 19. März 1871, gest. 30. Jänner 1889. Wie eine Blume sproßt der Mensch auf und wird gebrochen.“ — — — —

Heiligenkreuz liegt unvergleichlich schöner als Mayerling. Wie hätten sich auch sonst die Cisterzienser dort angebaut! Verstanden sich doch die geistlichen Herren von jeher auf die Kunst, die schönsten Stellen der Erde für ihre Ansiedlungen ausfindig zu machen. Das Kloster ist ein äußerst ausgebreiteter Bau. Der imposante Hof mit seinen Platanenriesen und der zopfigen Mariensäule in der Mitte, der alten romanischen Kirchenfaçade, dem Thurm mit dem Orgelwerk, das sich an Festtagen in weiter Ferne vernehmen läßt, giebt ein stattlich Bild, dem sich im Inneen der Kirche, in Sakristei, Kreuzgang, Schatzkammer und Brunnenhaus noch manche fesselnde Details gesellen. Hinter der Kirche zieht sich ein weitläufiger Garten den Berghang hinauf, der den frommen Brüdern nach gethaner Arbeit Schatten und Erholung spendet, auch durch sorgsam gepflegte Blumenanlagen für wohlige Düfte und buntfarbige Augenweide sorgt; denn das Kloster ist reich und kann es seinen Söhnen schon wohl werden lassen.

Während der Heimfahrt fällt mein Blick am Weg im Helenenthal auf ein wunderliches Gasthausschild. „Zur Flucht nach Aegypten“ steht da geschrieben, und Berlioz und seine biblische Scene dieses Namens kommt mir in den Sinn; jene Scene, mit der er einst die Pariser mystificirte, als er sie ihnen unter Vorgeben eines zweihundertjährigen Alters, unter dem Namen eines Componisten, der nie existirte — Pierre Ducré taufte er ihn — auftischte, um sich dafür zu rächen, daß man ihn einer einfachen Schreibweise unfähig erklärt hatte. Ist dies Schild wohl gar eine Reminiscenz an ihn, der vor vier, fünf

Jahrzehnten in Wien, wie allerwärts, einen erbitterten Meinungsstreit für und gegen sich entfachte und der auf seinen musikalischen Kreuz- und Querzügen vielleicht auch einmal Baden en passant berührte? Haben doch Dichter und Musiker mit Vorliebe daselbst verweilt, und nennt Baden doch mit Stolz Grillparzer, Mozart, Beethoven, C. M. v. Weber, Mendelssohn unter seinen Gästen.

Nur ganz vorübergehend allerdings streiften die beiden Letztgenannten die Stadt. Für einen Tag nur besuchte der zwanzigjährige Mendelssohn im Sommer 1829 eine befreundete israelitische Familie daselbst und gab ihr in der katholischen Pfarrkirche zur Mittagszeit, wo diese für die Gemeinde unzugänglich ist, eine Probe seines kunstvollen Orgelspiels. Ein Ohrenzeuge, der Badener Schriftsteller Dr. Hermann Rollet, der später mit Mendelssohn in Leipzig verkehrte und der einzige Oesterreicher war, der den Frühverstorbenen 1847 mit zu Grabe geleitete, erzählte mir davon. Auch Weber kam sechs Jahre früher, als ihn die Vorbereitungen zu seiner „Euryanthe“ 1823 nach Wien führten, nur als Eintagsgast hierher, um Beethoven zu sehen, der ihn auf's Herzlichste aufnahm. Er selber berichtet darüber brieflich seiner Gattin: „Es gewährte mir eine eigene Erhebung, mich von diesem großen Geiste mit solcher liebevollen Achtung überschüttet zu sehen.“ Ebenso wird Franz Schubert, der die Höldrichsmühle in der nahen Brühl gern aufsuchte, nicht an Baden vorübergegangen sein. Länger war Mozart's Bleibens an hiesigem Ort. Während seine Gattin die Kur gebrauchte, hielt er sich 1791 — also vor nun fast hundert Jahren — im letzten Jahre seines kurzen Erdenganges, in dem nach ihm benannten Mozarthof auf und ersann hier die wie aus einer anderen Welt herniedertönenden Klänge seines „Ave verum“.

Wie das Andenken Mozart's im Mozarthof, lebt das Gedächtniß Beethoven's hier in einer nach ihm benannten Straße für die Nachgeborenen fort. Es ist keine jener eleganten Villenstraßen, die, einer jüngern Zeit entstammend, sich dem schönen Helenenthal entgegen strecken; sie liegt vielmehr im Herzen der Stadt, wo Häuser sich dicht an Häuser schließen und das Grün der Gärten sich bescheiden hinter Straßenmauern versteckt. Da, wo Beethoven- und Rathhausgasse zusammentreffen, in dem schlichten Eckhaus, das beide flankirt, ist der Geburtsort der neunten Symphonie. Fürwahr, man kann sich kein unscheinbareres Heim vorstellen für den größten aller Tondichter und die größte aller musikalischen Offenbarungen! Ein einstöckiges Haus mit sechs niederen Fenstern Straßenfront unregelmäßiger Ordnung und grauen, von innen grün schimmernden Jalousien, schmal gewundener Stiege und einem engen Hof, darin jetzt ein Bäcker sein Backhaus aufgeschlagen — das ist die Stelle, die uns theuer ist wie ein Heiligthum. Da wohnte Beethoven bei einem ehrsamen Kupferschmied während der Sommermonate der Jahre 1821, 1822 und 1823 und entwarf den größten Theil jener Symphonie, die in überwältigenden Tönen das Evangelium von der Bruderliebe verkündigt. „Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“ Ist die Stätte nicht heilig, wo solche Freudenbotschaft zuerst in den Tiefen des Genius erklang?

Die Fenster des Hauses in der Beethovengasse, in dessen erstem Stock des Meisters Arbeitszimmer — das Eckzimmer — lag, sehen in den Nachbargarten hinüber. Vor siebzig Jahren mag es da wohl noch mehr des Grüns, des Lichts und der Luft gegeben haben als heute. Wir wissen ja, wie viel Beethoven ein Blick ins Grüne galt, wie ihm, laut seinen eigenen Worten, „ein Baum oft lieber war als ein Mensch“. Wir wissen, wie es ihn allsommerlich hinauszog in die ländliche Stille und Freiheit der herrlichen Umgebungen Wiens. Versäumte er doch selbst im Winter, auch dem ungünstigsten Wetter zum Trotz, nie den täglichen mehrstündigen Spaziergang. „Kein Mensch,“ so äußert er sich selbst, „kann das Land so lieben wie ich. Geben doch Wälder, Bäume, Felsen den Widerhall, den der Mensch wünscht.“ Er componirte vorzugsweise gern im Freien. Da empfing er seine unvergänglichen Eingebungen und vertraute den Blättern des ihn allerwege begleitenden Skizzenbuchs, was der Geist ihm unter Wellen- und Wipfelrauschen zuflüsterte. Einen seiner Lieblingsplätze im Helenenthal, dem schönsten Thale Badens, hat man der Erinnerung pietätvoll aufbewahrt. Dort bezeichnet eine einer Felsplatte eingefügte Gedenktafel die Stelle, wo „der unsterbliche Meister in den Jahren 1824 und 1825 mit Vorliebe zu verweilen pflegte“. Der Beethoven der letzten Quartette tritt uns somit hier nahe. Es giebt weit und breit keinen lauschigeren, zum Träumen einladenderen Platz. Die waldumzogenen Berge rücken hier nah aneinander und verengen das Thal, so daß nur einem schmalen Wiesenstreifen und dem klaren Bach, der sich hinter Erlen halb versteckt, Raum bleibt. Fern windet sich am grünen Berghang drüben die Straße aufwärts, um hinter einer raschen Thalbiegung dem Auge zu entschwinden. Buchenschatten umwölbt uns, der uns während des ganzen wonnig stillen Weges bachentlang nicht verläßt. Hier muß sich's gut weilen, allein mit der Natur und dem Genius!

Wie keine andere Landschaft — nur etwa das nahe Mödling oder Heiligenstadt bei Wien ausgenommen — erwies sich Baden Beethoven's Schaffen fruchtbar. Schreibt er doch selber einmal (im Herbst 1817) an Nanette Streicher, seine hilfreiche Freundin und Beratherin in häuslichen Angelegenheiten (die Gattin des bekannten Wiener Clavierbauers), die den Sommer stets dort verbrachte: „Kommen Sie an die alten Ruinen, so denken Sie, daß dort Beethoven oft verweilt, durchirren Sie die heimlichen Tannenwälder, so denken Sie, daß dort Beethoven oft gedichtet oder, wie man sagt, componirt.“

Es gewährt immer einen eigenen Reiz, den Spuren des Genius nachzugehen, und Erinnerungen an Beethoven, den größten Ton-Genius, der uns geschenkt ward, treten uns hier allüberall nahe. So ruft uns das romantische Merkenstein beim benachbarten Vöslau — sein Bad und sein rothes Rebenblut haben Letzteres weithin bekannt gemacht — eins der schönsten nachgelassenen Lieder Beethoven's ins Gedächtniß, und ein humoristisches musikalisches Sendschreiben an seinen Arzt Dr. Braunhofer: „Doctor, sperrt das Thor dem Tod: Note hilft auch aus der Noth“ trägt die Bezeichnung: „Geschrieben am 11. Mai 1825 in Baden Helenenthal an der 2. Antonsbrücke nach Siechenfeld zu.“

An das Helenenthal knüpft sich auch eine trübe Erinnerung in des Meisters Leben. Dort, unweit der auf hohem Felsen thronenden Ruine Rauhenstein suchte Beethoven's Neffe Karl, der so viel Leid und Kummer über seinen großen Onkel brachte, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. Dunkle Schatten lagen zu jener Zeit, wie überhaupt während seiner letzten Lebensjahre, über des Künstlers Seele. Häufiges Kranksein, äußere Bedrängnisse aller Art hemmten oftmals deren freien Aufschwung. Das Vorgefühl eines nahen Endes bemächtigte sich seiner und that sich in brieflichen Aeußerungen kund. So schreibt er in einem von Baden datirten Briefe an Schott vom 17. September 1824, nachdem die Klage über seine Gesundheit laut geworden: „Apollo und die Musen werden mich noch nicht dem Knochenmann überliefern lassen, denn noch so Vieles bin ich Ihnen schuldig und muß ich vor meinem Abgang in die elysäischen Felder hinterlassen. Ist es mir doch, als hätte ich kaum einige Noten geschrieben.“ Und seinem Neffen ruft er in dem folgenden Jahr aus Baden zu: „Das beständige Alleinsein schwächt mich nur noch mehr, denn wirklich grenzt meine Schwäche schon an Ohnmacht. O kränke nicht mehr, der Knochenmann wird ohnehin keine lange Frist mehr geben“; und im September wiederum: „Es wird sich schon noch Jemand finden, der mir die Augen zudrückt.“

Das waren melancholische Tage und Stunden; doch heben sich auch heitere in Beethoven's Leben vom Hintergrund der Scenerie Badens ab.

Wer auch nur vorübergehend an dem traulichen Ort verweilt hat, der kennt das unweit des letzteren gelegene Mödling mit seiner malerischen Klause, durch die sich die bergauf- und -abwärts verstreuten Häuser und Villen sammt ihren Gärten, dem lustigen Bach zur Seite, hindurchzwängen; der kennt auch die Brühl, jenes parkähnliche Thal, von dessen Berggürtel die Säulenhalle des Husarentempels mit Burgen und Ruinen um die Wette ins Weite schaut. Er hat wohl auch im Gasthof „Zu den zwei Raben“ daselbst Einkehr gehalten. Köstlich ruht sich's da im Lindenschatten hinterm Hause, von dem der Blick hinüberschweift auf den weiten smaragdnen Wiesenteppich, der sich daneben ausbreitet, und den die schönsten Tannen bis zum braunen Jagdhaus des Fürsten Liechtenstein hin mit langen Schattenarmen umsäumen. Zu Beethoven's Zeiten pflegten hier ein paar Spielleute für musikalische Kurzweil zu sorgen, originelle Gesellen, die er sogar eigenhändig mit einigen Tänzen beschenkte. Sie saßen ihm Modell für die Tanzscene seiner Pastoral-Symphonie, jenes unsterblichen Naturgedichts, das, erhaben und anmuthsvoll zugleich, im Verlauf eines Sommeraufenthalts in Heiligenstadt 1808 entstand. Dort in dem kleinen bachdurchrauschten, jetzt Beethoven-

weg genannten Thale, in dem grünen Gehege, das nun mit des Tondichters Büste geschmückt ist, erstand in seiner Phantasie die „Scene am Bach“, bei der nach seinen Worten „die Goldammern da oben, die Wachteln, Nachtigallen und Kuckucke ringsum mitcomponirten“.

Mödling ist als Ursprungsstätte eines großen Theils der Missa solemnis denkwürdig. Hier spielte sich im Sommer 1819 jene Scene ab, die Schindler in seiner Beethoven-Biographie schildert, indem er hinzufügt, daß er den großen Tonkünstler niemals vor und nach jener Zeit in einem ähnlichen Zustande geistiger Aufgeregtheit und völliger Erd-Entrücktheit gesehen habe, als während der Beschäftigung mit dieser Messe. „In einem der Wohnzimmer, bei verschlossener Thür, hörten wir den Meister über der Fuge zum Credo „Et vitam venturi“ singen, heulen, stampfen. Nachdem wir dieser nahezu schauerlichen Scene lange schon zugehorcht und uns eben entfernen wollten, öffnete sich die Thür und Beethoven stand vor uns mit verstörten Gesichtszügen, die Beängstigung einflößen konnten. Er sah aus, als habe er soeben einen Kampf auf Tod und Leben mit der ganzen Schaar der Contrapunktisten, seinen immerwährenden Widersachern, bestanden. Seine ersten Aeußerungen waren confus.“ . . . „Niemals wohl,“ sagt er weiter, „dürfte ein so großes Kunstwerk unter widerwärtigeren Lebensverhältnissen entstanden sein, als diese Missa solemnis.“ Aber sie ward ihrem Schöpfer zum Triumph über die Noth des Lebens. Der Idee der zu einer Gemeinde verbrüderten Menschheit giebt sie Ausdruck. In diesem Sinne ist sie der neunten Symphonie verwandt, die mit ihr den Gipfelpunkt von Beethoven's Schaffen bezeichnet; nur faßt sie kirchlich, was diese weltlich ausspricht.

Bei einem sommerlichen Umzug nach Mödling auch trug sich, laut J. v. Seyfried, folgender, für Beethoven charakteristischer Vorfall zu. Eines schönen Frühlingsmorgens sollte die Uebersiedlung aufs Land stattfinden. Möbel, Flügel, Musikalien wurden auf einen Wagen gepackt, und der Fuhrmann auf die Frage nach Gasse und Haus, wo er die Ladung abzuliefern habe, bedeutet, es bedürfe keiner Angabe dessen, da Beethoven selber den Wagen begleiten werde. Eine gute Wegstrecke folgte er in der That dem Gefährte. Dann mochten ihm von ungefähr andre Gedanken kommen. Er wandte sich plötzlich querfeldein und war, ehe man sich's versah, den Blicken entschwunden. Wohin es ihn trieb, wer weiß es? Erst gegen Abend erinnerte er sich des beabsichtigten Zieles. Als er nun endlich in voller Dunkelheit daselbst eintraf, fand er zu seinem nicht geringen Staunen auf dem Marktplatz unter freiem Himmel seine sämmtlichen Habseligkeiten stehen, die Dorfjugend aufs heiterste um dieselben versammelt. Vergeblich hatte der Fuhrmann auf die Ankunft des ihm mit Namen unbekannten Eigenthümers gewartet und in Ermangelung der nöthigen Bestimmung schließlich allen Zweifeln damit ein Ende gemacht, daß er den Inhalt des Wagens ohne Weiteres entlud. Was blieb dem Meister übrig, als sein Hab und Gut noch vor Einbruch der Nacht mit Hilfe der jugendlichen Zuschauer unter Dach und Fach zu bringen?

Seltsam genug mögen Beethoven's Spaziergänge zuweilen verlaufen sein. Einstmals wanderte er von Baden aus gen Vöslau. Ein Windstoß trieb ihm den Hut vom Kopfe; er jagte ihm eine zeitlang nach, doch vergeblich. Zuletzt vergaß er des Hutes und eilte, in Gedanken versunken, weiter, immer weiter. Am selben Abend griff man in Wiener-Neustadt — es ist eine Eisenbahnstunde von Baden entfernt — einen verstaubten, struppigen Mann am Wege auf, dessen Aussehen ebenso sonderbar und verstört als sein Benehmen erschien. Schon war man im Begriff, ihn, da man nichts aus ihm herauszubringen vermochte, auf die Wachtstube zu führen, als der zufällig vorüberkommende Bürgermeister in ihm den großen Meister der Töne erkannte und ihn sofort nach Baden zurückbringen ließ. So erzählte mir der erwähnte Dr. Rollet, der dies sich in seiner Vaterstadt noch lange traditionell erhaltende Vorkommniß von verschiedenen Seiten übereinstimmend erfuhr.

Er selbst sah, da er noch ein Knabe war, Beethoven oftmals in Baden von Angesicht. Nanette Streicher machte ihn zuerst auf den großen Mann aufmerksam. Er hörte sie, eine treffliche Clavierspielerin, des Oefteren spielen und fragte einmal, ob das, was sie spiele, aus ihr selber komme? „Was denkst du, Kind, das kommt von einem Gott!“ lautete die lebhaft gegebene Antwort. Einige Tage später, als Frau Streicher mit dem Knaben spazieren ging, sah dieser vor dem väterlichen Garten auf der Bergstraße einen Mann stehen, das unbedeckte, schon ergrauende Haupt nach oben, die Augen sinnend, wie in eine andere Welt gerichtet, der Vorgänge um ihn her nicht achtend. Seine Gesichtsfarbe war leise geröthet, die den Hut haltenden Hände trug er auf dem Rücken gefaltet, seine Kleidung war elegant, wenn auch wenig gepflegt. „Das ist der Gott!“ flüsterte Frau Streicher ihrem kleinen Begleiter zu, und wie in scheuer Ehrfurcht umschrieb sie einen weiten Bogen, um den einer inneren Stimme lauschenden Tondichter nicht zu stören.

Sich beobachtet, belauscht zu sehen in seinem Thun und Treiben war Beethoven überaus zuwider, und wehe dem Horcher, den er vor seiner Thüre fand! Das Töchterlein des Kupferschmiedemeisters in der Badener Rathhausgasse wußte davon zu erzählen. Die türkische Musik am Clavier des Meisters lockte es einst an dessen Thür. Da ward dieselbe plötzlich so ungestüm aufgerissen, daß die Kleine weinend zu Boden fiel. Beethoven trat heraus. Als er aber sah, daß er dem Kinde weh gethan, nahm er es auf den Arm und liebkoste es so zärtlich, daß es bald allen Schmerzgefühls vergaß.

Man kennt und bezeichnet zum Theil noch die Häuser, die der große Tonschöpfer in und um Wien bewohnt hat. Und ihrer sind nicht wenige; schon ein kurzer Blick auf die zahlreichen Abbildungen von Beethoven-Häusern im Beethoven-Museum zu Heiligenstadt thut dies überzeugend dar. Unruhigen Geistes, wie er war, litt es ihn bekanntlich nicht lang in einer Wohnung; ja wiederholt geschah es, daß er deren mehrere zu gleicher Zeit inne hatte, da der in geschäftlichen Dingen gänzlich unpraktische Künstler es versäumte, das zu verlassende Quartier rechtzeitig zu kündigen. In seiner Zerstreutheit miethete er auch mehrere Wohnungen auf einmal, so daß er sich dann, wie seine noch lebende Wirthin in Heiligenstadt erzählt, genöthigt sah, ihr den Zins, statt mit Gulden, mit einer Uhr und einem „Nachtkastel“ zu zahlen, die sie nachmals als Reliquien in das Museum stiftete. Uebrigens war Beethoven, der wenig Ordnung zu halten und auf die Mitbewohner des Hauses geringe Rücksicht zu nehmen gewohnt war, kein sonderlich willkommener Aftermiether. In Baden zum Beispiel weigerten sich die Leute, die ihn einmal im Hause gehabt hatten, entschieden, ihn zum zweiten Male aufzunehmen, so daß es erst langer Verhandlungen und Versprechungen bedurfte, um sie geneigt zu machen.*)

Was von Goethe's Gartenhaus in Weimar gilt: „Uebermüthig sieht's nicht aus,“ das galt auch, wie von dem ärmlichen Raum, in dem Beethoven in Bonn auf die Welt kam, so von der Mehrzahl der Häuser, die ihm hienieden zur Herberge dienten. Das stattlichste unter allen (das große Pasqualati'sche Haus an der Mölkerbastei in Wien ausgenommen, vor dem jetzt Silbernagl's geniales Liebenberg-Denkmal steht) war wohl dasjenige, aus dem man am 29. März 1827 seinen Sarg hinaustrug. Es war dies, wie bekannt, das Schwarzspanierhaus in der Schwarzspaniergasse, hinter der Votivkirche — einem der edelsten Bauwerke des neuen Wien — gelegen; also nicht ein Haus in der Rauhensteingasse, wie M. T., die Autorin einer neuerlich erschienenen Broschüre: „Beethoven's unsterbliche Geliebte“**) aussagt, indem sie Beethoven mit Mozart verwechselt, welch letzterer in der Rauhensteingasse (im mittlerweile umgebauten sogenannten Mozarthof) starb. Schade, daß die Verfasserin durch diese an den Beginn ihrer Veröffentlichung gestellte falsche Anführung, der weiterhin noch andere irrige, sowie zweifelhafte folgen, Bedenken gegen die Zuverlässigkeit ihrer Angaben weckt, da ihre Mittheilungen im Uebrigen von unleugbarem Interesse sind.

Als „unsterbliche Geliebte Beethoven's“ bezeichnet man die ungenannte Adressatin eines von seiner Hand mit Bleistift geschriebenen Briefes, den man nach des Meisters Tode im geheimen Fach eines Schrankes in seiner Wohnung vorfand, zugleich mit anderen wichtigen Papieren und einem weiblichen Oelporträt, welches die Inschrift trug: „Dem seltnen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen von T. B.“ Der Brief, dem das Jahresdatum fehlt, redet die glühende Sprache eines feurig liebenden Herzens. Man kennt ihn seit langem, Dank mehrfachen

*) Die Wohnungen, die Beethoven in den Jahren 1804, 1807, 1813—17, 1821—25 in Baden inne hatte, hat Dr. H. Rollet großentheils mit Mühe ausfindig gemacht und in seiner Broschüre „Beethoven in Baden“. Baden, J. Gräß 1871 bekannt gegeben.

**) Bonn, Neußer. Zuerst im April 1890 im Feuilleton der „Kreuzzeitung“ veröffentlicht.

Publicationen.*) Das Original gehört zu den zahlreichen Beethoven-Schätzen der Berliner königlichen Bibliothek, dahin es aus Schindler's Nachlaß gelangte. Schindler hielt Beethoven's schöne Schülerin, Gräfin Giulietta Guicciardi, für die Empfängerin des Briefes; dieselbe, der er die Cis-moll-Sonate widmete und deren er selbst in einem Briefe an Freund Wegeler vom November 1801 als „eines lieben zauberischen Mädchens, das mich liebt" gedenkt, indem er hinzufügt: „es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heirathen glücklich machen könne". Sie galt auch den späteren Biographen unseres Meisters als Heldin einer Liebestragödie, die in Beethoven's Leben spielte. Erst die scharfsinnigen Forschungen Thayer's, dem wir die erste authentische Lebensbeschreibung Beethoven's danken,**) klärten über den bisherigen Irrthum auf und stellten fest, daß der vielbesprochene Brief im Jahre 1806 geschrieben sei, demnach nicht an die seit 1803 an einen Grafen Gallenberg in Neapel verheirathete Gräfin Guicciardi gerichtet sein könne; daß vielmehr mit allergrößter Wahrscheinlichkeit deren Cousine, Gräfin Therese Brunswick, als die „unsterbliche Geliebte" zu betrachten sei. Der Bruder der Gräfin, Franz Brunswick, zählte zu Beethoven's nächsten Freunden; ihm dedicirte er seine Appassionata, die er 1806 im Brunswick'schen Hause componirte. Unmittelbar nach der Trennung von der Geliebten — sie gehörte einer ungarischen Familie an — schrieb er von einem ungarischen Badeorte aus den leidenschaftlichen Liebesbrief. Ihr wurde das Lied „Ich denke dein" und die dem Componisten vorzugsweise liebe Fis-moll-Sonate op. 78 gewidmet, die während eines Besuchs bei ihr im Herbst 1809 entstand. Im Mai 1810 schien er dem seit Jahren heiß ersehnten Ziel einer Verbindung mit ihr, in deren Liebe er „ein wahres Himmelsgebäude, fest wie die Veste des Himmels" erblickte, nahe zu sein; er ertheilte Wegeler nach Bonn den Auftrag, ihm eilends seinen Taufschein zu besorgen. Bald darauf aber verräth Wegeler's Schwager, Stephan v. Breuning, aus Wien: „Ich glaube, seine Heirathspartie hat sich zerschlagen." Zu dieser Zeit fand sein Herz die Töne zu Goethe's Worten: „Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe!" Er hoffte nun nicht mehr, er entsagte. Auch Gräfin Brunswick, eine edle hochherzige Natur, eine Freundin der Kunst und Wohlthäterin der Armen, starb unvermählt.

Das Alles wissen wir seit elf Jahren durch Thayer, und meine Beethoven-Studie im vierten Band der „Musikalischen Studienköpfe"***) hat es längst in weitere Kreise getragen. Auch Wasielewski's Beethoven-Biographie†) thut des Resultates von Thayer's Forschungen gebührend Erwähnung. Demnach irrt Ludwig Hartmann, wenn er im Feuilleton der „Dresdner Zeitung" unlängst behauptete, „alle Biographien, mit Ausnahme jener des Amerikaners Thayer, hätten Giulietta Guicciardi als Beethoven's unsterbliche Geliebte gemeldet". Es bedurfte folglich auch keiner „Neuentdeckung", um Therese Brunswick die ihr geziemende Ehre zu geben, und nicht mit solcher Neuentdeckung mehr konnte uns somit auch die Broschüre von M. T. überraschen. Sie bringt nur die Bestätigung der von Thayer gewonnenen Ergebnisse und bezeugt, indem sie sich auf persönliche Mittheilungen der Gräfin Therese beruft, daß diese in Wahrheit Beethoven's Braut gewesen. Im Mai 1806, kurz bevor jener erste Liebesbrief, der einzige, der auf die Nachwelt gekommen, in Bad Füred geschrieben ward, verlobte sie sich ihm auf dem Stammschloß der Brunswick's, Martonvásár, wo er häufig zu Gaste war, und zwar mit Wissen und Zustimmung ihres Bruders Franz, doch unter der von diesem gestellten Bedingung strengster Geheimhaltung, sowie des Aufschubs ihrer ehelichen Verbindung, bis Beethoven eine angemessene feste Anstellung erlangt habe. Erst dann sollte die ganz im Bann aristokratischer Vorurtheile lebende, kränkelnde Mutter um ihre Einwilligung gebeten werden. Denn einzig die Rücksicht auf die Mutter hinderte die Braut, dem von ihr seit Jahren geliebten Mann sofort unbedenklich in alle Lebensverhältnisse zu folgen, obwohl sie selbst kein nennenswerthes Vermögen besaß. Doch die sehnsüchtig erhoffte, mit allen Kräften angestrebte sichere Anstellung fand sich nicht, und nachdem das Verlöbniß vier Jahre gewährt, sprach Beethoven selber im Frühjahr 1810 das Wort aus, das die Vereinten trennte. Sie sahen einander nicht wieder im Leben. Nur durch ihren Bruder empfing Gräfin Therese noch kurz vor Beethoven's Tode seinen letzten Gruß. Von den Briefen, die er ihr geschrieben und die er nach Lösung des Verlöbnisses zurückempfing, bewahrte er bis an sein Ende nur jenen einen; in ihm, dem dithyrambischen Erguß seiner Liebe, sowie in Gestalt der Leonore im „Fidelio" lebt seine unsterbliche Geliebte für die Nachwelt fort. Um 34 Jahre überlebte sie den, der ihr über Alles theuer war und blieb. Erst 1861 legte sie sich, müde und hochbetagt, für immer schlafen. Die Immortellen, die er seinen Briefen an sie beigelegt und die sie ihm nicht mit diesen zurückgegeben hatte, nahm sie mit hinab in ihre letzte Ruhestätte. Hatte sie doch auch sein Grab bis an ihr Lebensende alljährlich am Todestag mit dem symbolischen Immortellenkranz geschmückt. Damals barg noch der kleine poetische Währinger Friedhof seine Asche. Mittlerweile — am 22. Juni 1888 geschah es — nahm die ungeheure Todtenstadt des Wiener Centralfriedhofs den großen Todten in ihre Hut. In vorderster Reihe der Ehrengräber, die Wien für seine Berühmtheiten bereit hält, in nächster Nachbarschaft des Mozart-Denkmals, der Grüfte Schubert's und Gluck's, rings umhegt von lebendigem Grün, ragt der mächtige weiße Marmor-Obelisk empor, der, neben den Symbolen der Tonkunst, der Seele und der Ewigkeit, als einzige Inschrift den Namen **Beethoven** trägt. Er sagt genug; bedeutet er nicht den Inbegriff von Musik? Und wer ihn liest, angesichts dieses Grabes, den wandelt, dafern ihm jene hohe Kunst nicht völlig fremd blieb, ein leiser Schauer an, wie er uns Irdische überkommt, wenn einer der Ewigen, die von Zeit zu Zeit über diese Erde schreiten, uns nahe tritt. — —

*) Unter Anderem durch La Mara, Musikalische Studienköpfe, IV. Bd. 3. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**) 3 Bde. (Ein vierter steht noch aus.) Berlin, Schneider. 1866—79.

***) Erschien in erster Auflage 1880, in dritter 1888.

†) Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888.

Bücherbesprechungen.

K—d. **Neuerungen des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich** im Vergleich mit dem bürgerlichen Gesetzbuche für das Königreich Sachsen, nebst Sachregister zu dem Entwurfe von **Emil Heim**, Rechtsanw. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung 1891 (259 S., Pr. 3 M. 60 ₰). — Der Verfasser hat sich nicht darauf beschränkt, diejenigen Stellen des genannten Entwurfes und der ihm beigegebenen Motive zu bezeichnen, in denen das sächsische bürgerliche Gesetzbuch behandelt ist — wie z. B. beim Inhaltsverzeichnisse des Hoffmann'schen Commentars zum bürgerlichen Gesetzbuche —, sondern die hauptsächlichsten Neuerungen kurz angedeutet. Während es beim Hoffmann'schen Commentar aber die Absicht war, die Benutzung des Entwurfes und der Motive für die Auslegung des sächsischen bürgerlichen Gesetzbuches zu vermitteln, will der Verfasser hier das Studium des Entwurfes dem sächsischen Juristen erleichtern. Solches ist ihm wohlgelungen; soviel zu ersehen, sind seine Angaben zuverlässig. Mit Rücksicht auf den Umfang des Werkes konnte die Darstellung nicht ausführlicher sein; dies wäre auch kaum sach- und zweckentsprechend gewesen, da nur ein Entwurf vorliegt und nicht ein fertiges Gesetz. Das beigegebene Sachregister ist nicht umfangreich, mag aber zur ersten Einführung genügen.

△ **Das deutsche Wegerecht in seinen Grundzügen** von **F. Freiherrn v. Reitzenstein**, Bezirkspräsidenten a. D. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) — Der Verfasser hatte die Artikel „Wegepolizei", „Wegebau" u. s. w. in Stengel's Wörterbuch des Deutschen Verwaltungsrechts zur Bearbeitung übernommen; einen in einzelnen Theilen ergänzten und vervollständigten Wiederabdruck dieser Artikel enthält das vorliegende Schriftchen, in welchem mit Erfolg der Versuch gemacht worden ist, die Elemente der bezüglichen Rechtsbildung in den einzelnen Staaten mit einander und mit dem Gesammtcharakter der Entwickelung in Beziehung zu bringen. Einer geschichtlichen u. s. w. Einleitung folgt eine Darstellung der **allgemeinen rechtlichen und administrativen Beziehungen der Wege und Straßen**, hierauf die der **Wegebaupflicht** in Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen. Weiter wird das Finanzwesen des **Wegebaues** und schließlich die **Wegepolizei** behandelt, und zwar Alles in gedrängter aber ansprechender Darstellung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Häpernick in Leipzig.

№ 152. Sonnabend, den 20. December. 1890.

Musikalische und unmusikalische Spaziergänge in Baden und Wien.

Von La Mara.

(Schluß.)

In Wien, einst die musikalischste Stadt der Welt und heute noch ein Mittelpunkt des gegenwärtigen Tonlebens, liegt die Musik, liegen die Erinnerungen an eine große musikalische Vergangenheit förmlich in der Luft. Sind auch die Tage längst dahin, da Kaiserhaus und Aristokratie in Schutz und Pflege der Tonkunst ihr schönes Vorrecht erblickten, so ist doch dem österreichischen und insbesondere dem Wiener Volk seine musikalische Veranlagung zum Glück nicht abhanden gekommen. Voll lebhaften rhythmischen Gefühls und musikalischen Instinctes, impulsiv und naiv, heiter, lebensfroh, witzig und natürlich, wie es ist, findet dies Volk beim Strauß'schen Walzer im Volksgarten, beim Czardas der Komzak'schen Militärkapelle im Prater, beim Schrammel-Quartett in Nußdorf, bei Millöcker's Operette im Wiedner Theater Befriedigung seiner klingenden Gelüste. Auf den Vorstadtbühnen theilen sich heute wie jemals Operette und Localposse in die Herrschaft, indeß die vornehme Bühne der Hofoper dem Ballet breitesten Raum gönnt. „Puppenfee", „Wiener Walzer", „Sonne und Erde" — letzteres ein blühender Balletunsinn, den selbst die blendendsten Ausstattungseffecte nicht entschuldigen — erscheinen Woche um Woche auf dem Repertoire, ja sie bilden, zu einem Dreigestirn vereint, sogar zuweilen die Darbietungen eines Opernhausabends.

Dahin kam es an der Geburts- und Pflegestätte classischer Musik, in der Stadt, wo Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert lebten und schufen! Ach ja Schubert! An seinem Geburtshause fuhr ich eben, wie schon oft, vorüber; an seinem Grabe stand ich jüngst. Da kam mir's wieder schmerzlich in den Sinn, wie wenig er, das echte Kind Wiens, dessen Wesen und Natur er wie kein Anderer zu tönendem Ausdruck brachte, von der Gunst seiner schönen Vaterstadt erfahren. Sein kurzer Erdenweg war ein Kampf mit Neid und Noth, und von den Blumen, die sein Denkstein auf dem Centralfriedhof draußen versinnlicht, blühten ihm, so lang er lebte, wenig andere als die, welche seinem Sang entsproßten. Selbst über den Gedenkzeichen, mit denen man ihn nach seinem Tode ehren wollte, hat ein seltsamer Unstern gewaltet. Die armselige Miniaturbüste über der Eingangsthür seines Geburtshauses in der Nußdorfer Straße gemahnt uns eher wie ein Spott auf die Größe unseres Liederfürsten; sein Denkstein auf dem nun zerstörten und verödeten Währinger Friedhof ließ an Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen. Aber auch das aus ungleich reicheren Mitteln hervorgegangene Grabdenkmal auf dem Centralfriedhof, das die Schubert-Begeisterung unserer Tage aufgerichtet, kann sich keines besonders glücklichen Gelingens rühmen. Und wenn bei ihm ein Zuviel an Unruhe der Darstellung hervortritt, so macht sich bei Schubert's Standbild im Stadtpark ein Zuwenig an charakteristischer Auffassung bemerkbar. Daß, mit ihm verglichen, das Marmorbild Grillparzer's von Kundmann, demselben Bildhauer, bedeutender wirkt, dankt es den herrlichen Reliefs von Weyr, die dasselbe im Halbkreis umstehen. Damit wurde dem Volksgarten Ersatz dafür geboten, daß man ihm seinen Theseus, das werthvollste plastische Kunstwerk in Wiens Besitz, aus dem ihm geweihten Tempel entführte, um das Stiegenhaus des neuen kunsthistorischen Museums mit ihm zu schmücken. Schade nur, daß der Halbgott auf dem kurzen Wege dahin schmählich zu Falle kam und sein siegreicher Arm — Canova's Arbeit — in Stücke brach!

Noch ist das den Kunstsammlungen bestimmte prachtvolle neue Heim am Burgring, an welches das stolze Lustschloß Belvedere demnächst seinen kostbaren Inhalt abgeben wird, im Innern unvollendet. Erst sein Geschwister, das naturhistorische Museum, wurde dem Publicum aufgethan, das seine alten, einst da und dort in den verschiedenen Räumen der Burg verstreuten Bekannten aus dem Naturreich nun staunend in neuer übersichtlicher Aufstellung in den weiten Hallen des unbeschreiblich luxuriösen Hauses wieder erkennt. Ab und zu fällt der ruhesuchende Blick gern hinaus durch die hohen Fenster auf den imposanten, durch Rasenparterres und monumentale Brunnen belebten Platz, der sich zwischen beiden Museen ausdehnt, auf das Maria Theresia-Denkmal in seiner Mitte, das leider, trotz allen Kostenaufwandes und aller Prätentiosität, in den Verhältnissen wie in der Hauptfigur verfehlt erscheint. Gegenüber erhebt sich der neue, schon über das erste Stockwerk hinauswachsende Burgbau, weiter zur Linken die griechische Säulenfaçade des Parlamentshauses, der Justizpalast, das vielthürmige Rathhaus, die kuppelreiche Universität, die schlanke Votivkirche, das zweigeflügelte Burgtheater. Wo wäre die Stadt, um deren altersgrauen Kern sich ein ähnlicher Ring moderner Prachtbauten schlösse? Wo auch die Stadt, die sich eines glanzreicheren Musentempels wie das Burgtheater rühmen dürfte? Nicht dem Aeußeren nach, das an Besonderheit und Harmonie weit hinter dem Dresdner Theaterbau Semper's zurücksteht und bedauern läßt, daß der große Meister, der die Pläne entwarf, deren Ausführung einer sie willkürlich und nicht zum Bessern umgestaltenden Hand überließ. Das Innere aber zeigt einen schier fabelhaften Prunk, der vierzehn volle Millionen verschlungen. Das goldne Haus des Nero im alten Rom kann wohl kaum mehr gegleißt und geglitzert haben von strahlendem Gold und Gestein und farbigem Bilderschmuck, kann kaum mit größerer Verschwendung auferbaut worden sein. Diese Treppenaufgänge, dies Foyer, dieser schimmernde Saal blenden das Auge, überfluthen es mit Licht und Glanz. Man tadelt die Akustik des Hauses, die lyraartige Schweifung des Zuschauerraums, derzufolge mehreren Logen der Blick auf die Bühne verkümmert sei. Die Plätze, auf denen ich zu verschiedenen Malen saß, gaben mir keinen Anlaß zu derlei Vorwurf. Ich sah in Shakespeare's „Wintermärchen" eine nahezu vollendete Vorstellung mit an, die namentlich in Darstellung der Wolter als Hermione heute ihres Gleichen nicht auf der deutschen Bühne hat.

Noch immer bleibt Charlotte Wolter unbestritten die erste Tragödin deutscher Zunge, die königlich sie alle überragt, die mit ihr um die Palme ringen. Durfte man noch vor Kurzem sagen, daß sie „nirgends, auch nur von fern den lästigen Schatten einer Erbin ihres Ruhms erblicke", so läßt sich heute wohl ihre dereinstige Nachfolgerin in der groß veranlagten Adele Sandrock ahnen, deren sich das Burgtheater bereits für die Zukunft ver-

fichert hat. Vorläufig wird sie, die von Frau Wilbrandt-Baudius entdeckt und in Wien (mit dem „Fall Clemenceau") wirkungsvoll eingeführt wurde, noch vier Jahre lang als Stern des äußerst rührigen neuen deutschen Volkstheaters glänzen, wo sie gegenwärtig, von langer Krankheit glücklich erstanden (als Sanda in der auf grellen Effecten aufgebauten „Hochzeit von Valeni", sowie als Eva im gleichnamigen Schauspiel von Richard Voß) Beifallsstürme entfesselt. Halb Wolter, halb Sarah Bernhardt, bei aller ursprünglichen Kraft und impulsiven Eigenart, gemahnt sie in Gestalt, Haltung, Bewegungen, Kostümirung an die Pariser Künstlerin, in Augenspiel, Sprechweise, den leidenschaftlichen Accenten an ihr großes Wiener Vorbild, ohne daß sie sich dieser Einflüsse bewußt sein mag.

Als unübertreffliche Leistung gilt seit Jahren Schiller's „Wallenstein" an der Burg und die Vertretung der Titelrolle durch Sonnenthal, dessen historische Maske allein schon den Ruhm eines Kunstwerks genießt. Wer wollte das Stilvolle der Wiedergabe leugnen? Aber es ist für meinen Geschmack daran zu viel der Kunst, zu wenig der Natur, und soll Kunst nicht verklärte Natur sein?

Eine bis in die kleinste Rolle sorgsam vorbereitete Aufführung darf auch dem am 23. October erstmalig gebrachten „Volksfeind" nachgerühmt werden. Als Interpret der Hauptrolle übertrifft Sonnenthal sich selbst. Damit hielt Ibsen und die naturalistische Schule ihren Einzug in die Burg, die sich nun auch — Dank ihrem neuen Director, denn die Künstler wehrten sich, so sagt man, stark dagegen — ihres alten Privilegiums, Hüterin des Ideals zu sein, begiebt. Der erste Versuch ist als geglückt zu betrachten und soll „Das Fest auf Solhoug", „Rosmersholm" und „Die Frau am Meere" in Bälde nach sich ziehen, indeß im Volkstheater „Die Gespenster" Einlaß finden. Im Theater an der Wien bürgerte sich Sudermann's „Ehre" ein und macht allabendlich volle Häuser, obgleich selbst die besten Kräfte dieser Bühne, wie Girardi und die Herzog, als echte Wiener Localkünstler, sich mit dem Berliner Dialekt nur ungenügend abzufinden vermögen. Vielleicht, daß es den Burgschauspielern besser gelingt, die eine einmalige Aufführung der „Ehre" auf einem der Wiener Vorstadttheater zum Besten der böhmischen Ueberschwemmten planen. Dagegen hat die zugkräftigste Novität des Deutschen Volkstheaters: Anzengruber's „Viertes Gebot", das bei Sudermann's Stück Pathenstelle vertrat und sehr verwandte Motive und Ideen behandelt, seinen leibhaftigen Boden an der Donau ober der Wien. Das Werk des Wiener Poeten ist dichterisch das entschieden werthvollere; in der dramatischen Mache steht es dem Berliner nach. Es hat starke, ja krasse Effecte; aber es wirkt sittlich befriedigender als die pikantere „Ehre", die es, wie in ihrer Heimath, so auch hier im Josefstädter Theater bereits zu einer Parodie: „Hab' die Ehre, aristokratisch-commerzielles sociales Volkscafésudermannsches Spreestück in zwei Vorder- und zwei Hinterhäusern" (von Costa) gebracht hat. Gleichwohl eröffnete die Geistlichkeit gegen Anzengruber's „Viertes Gebot" von der Kanzel der Stephanskirche herab einen Feldzug, der uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts völlig unverständlich erscheinen müßte, hätte er in dem Lärm, der sich einst gegen Wereschagin's Bilder erhob, nicht ein verwandtes Vorspiel.

So hat denn die moderne realistische Richtung von den Wiener Bühnen Besitz ergriffen. Die Strömung der Zeit bringt sie mit sich; in allen Ländern und Nationen macht sie sich geltend. Wer wollte ihre Daseinsberechtigung leugnen, so sehr man es beklagen darf, wenn das Grundprincip der Schönheit gewaltsam verneint wird in der heutigen Kunst? Dagegen zu kämpfen wäre „verlorne Liebesmüh". Warten wir, bis diese Kunst an sich selber zu Grabe geht! Glauben wir an den Sieg des Ideals!

Die Hofoper hat mit einem ziemlich gewagten Experiment ein kaum zu erwartendes Glück gehabt, indem sie nach Vorgang der Weimarer Hofbühne Liszt's Oratorium „Die heilige Elisabeth" zu scenischer Darstellung brachte. Den Wünschen und Intentionen des Componisten lag eine solche fern. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Doch ließ er, damals fern in Rom weilend, den ihm befreundeten, nun auch verstorbenen feinsinnigen Weimarer Intendanten, Baron Loën, als er den Plan faßte, mit echt Liszt'scher Liebenswürdigkeit gewähren. Ein Oratorium — so dramatisch es als solches sein mag — ist keine Oper. Es hat andere Aufgaben, andere Ziele und Gesetze. Hätte Liszt eine Oper schreiben wollen, was hätte ihn abgehalten? Er hätte dann eben mit stärkeren Mitteln arbeiten, die Linien derber, den Pinsel breiter führen, die Farben dicker auftragen, mit einem Wort mehr al fresco malen müssen, wie es die Bühne verlangt. Er hätte die andere Aufgabe dann in anderer Weise gelöst. Aber er schrieb, mit keinem Gedanken an den Apparat der Bühne denkend, ein *geistliches* Werk, er setzte eine *Heiligenlegende* in Musik, deren Personen und Situationen er allerdings in charakteristischer Weise individualisirte und ihnen ein dem Oratorium bisher fremdes dramatisches Leben einhauchte. Das gerade legte Andern die Idee einer scenischen Verlebendigung nahe, die sich denn auch, zumal bei einer so sinn- und glanzvollen Inscenirung und Darstellung wie in Wien, von großer ungeahnter Wirkung erwies. Bei den dramatischen Accenten der zweiten und dritten Scene: „Rosenwunder" und „Abschied", begreift sich das leicht. Ungleich schwerer war es, die undramatische fünfte Scene „Elisabeth's Hinscheiden" bühnenwirksam zu gestalten. Hier müssen die überaus reichen Bilder, die man auf die Bühne zaubert, die strahlende und doch sinngemäße Pracht der Ausstattung, ihre Wunder thun, was auch von der ersten und sechsten Scene gilt, die der Wiener Theaterzettel als Vor- und Nachspiel bezeichnet, während er die vier von ihnen eingerahmten Scenen Bilder benennt. Das Ganze erscheint in den Duft der Romantik getaucht. Schön und stilvoll repräsentirt vor Allem Fräulein v. Ehrenstein die von goldner Glorie umflossene Gestalt der Heiligen.

Man muß die Herkunft des Werkes, die Absicht des Componisten, die von der Bühne nichts weiß, nicht aus den Augen verlieren, um Liszt's „Elisabeth", wie sie sich auf der Scene darstellt, mit gerechtem Maße zu messen. Gewiß ist, daß, so wenig sich ihr die Wiener Kritik großentheils geneigt zeigte, sie doch die Sympathien des Publicums um so rascher gewann. Eine lange Reihe von Vorstellungen, die sie bereits erlebte und deren jede, von feurigsten Beifallsbezeigungen begleitet, fast ausnahmslos — gleich Wagner's Opern — vor ausverkauftem Hause stattfand, thut dies überzeugend genug kund. Daß der Sinn für das Ideale noch nicht erstorben ist im Realismus unserer Zeit, dafür ist das immer erneute Erscheinen der „Elisabeth" in der Wiener Hofoper ein wohlthuendes Zeugniß.

Ich habe mich ihrer zweimal mit sich steigerndem Genusse erfreut. Einmal — es war am Vorabend der festlichen Begrüßung unseres Kaisers Wilhelm in Wien, die ich nicht versäumte, mit anzusehen — lockte sie mich von Baden nach der Stadt. Inzwischen trieb uns der launische Spätherbst von draußen herein ins Winterquartier. Die Concerte, deren Reigen die Philharmoniker — mit Meistersinger-Vorspiel, Beethoven's C-moll-Symphonie und der genialen Teresa Carreño — am 9. November mit Glanz eröffneten, folgen sich nun in bunter Reihe. Das Rosé-Quartett interessirte vornehmlich durch ein neues, besonders lichtvolles Streichquintett von Brahms, das Hellmersberger'sche durch ein Dvorak'sches Clavierquintett. Das erste Gesellschaftsconcert brachte eine fein ausgearbeitete Aufführung von Händel's „Israel in Aegypten". Die Concerte beginnen ja in Wien um einen vollen Monat später als bei uns in Leipzig. Dafür bietet hier jeder Sonn- und Festtag im Jahre Gelegenheit, gute, ja beste Kirchenmusik zu hören; vor Allem in der Hofburgkapelle, wo unter Mitwirkung der Hofopernkünstler Messen von Palestrina und Orlando Lasso, von Haydn, Mozart, Beethoven, Cherubini, Schubert, Liszt zur Aufführung kommen. So feierte man daselbst den Allerseelentag mit Mozart's Requiem. In der Karlskirche verherrlichte neulich keine Geringere als Marianne Brandt den Gottesdienst durch ein von ihr gesungenes Cherubini'sches Offertorium. Wer von Denen, die sie gehört, beklagte da nicht, daß diese Künstlerin von Gottes Gnaden im Vollbesitz ihrer Mittel, auf der Höhe ihrer Meisterschaft von der Oeffentlichkeit zurücktritt, um fortan nur noch durch Ausbildung junger Talente mit ihr in Zusammenhang zu bleiben?

In der Hofoper stellte sich am Namensfest der Kaiserin (19. November) die zweite Novität der Saison: Massenet's „Manon", mit vielem Glück vor. Die Musik ist, trotz Wagner'schen Einflusses, echt französisch: graziös, coquett, raffinirt, mitunter phrasenhaft; aber sie interessirt fast immer und erhebt sich namentlich in der leidenschaftlichen Liebesscene des dritten Actes zu starker Wirkung. Eine bessere Vertretung der Hauptrollen als durch die anmuthige Renard und den temperamentvollen van Dyck dürfte nicht leicht zu finden sein. Das Ganze ist eine Glanzleistung der Wiener Oper.

Auch die erste Novität dieses Winters: „Der Barbier von Bagdad", der sich in München, Leipzig und anderwärts schon längst zahlreiche Freunde gewonnen, schlug glücklich ein. Sie ist

es werth, die feine geistreiche Schöpfung des edlen liebenswürdigen Cornelius, dessen jüngst erschienene Gedichte ihn uns auch als Poeten lieb gemacht haben und der leider zu früh starb, um die späte Auferstehung seiner Kunst zu erleben. In hellem Glanze aber zeigt sich auch Cornelius gegenüber der Seherblick Liszt's, der vor dreißig Jahren bereits erkannte, was den Augen und Ohren der Anderen erst jetzt aufzugehen begann. Seiner Erkenntniß genügten, so scheint es, so viele Stunden als die Anderen Jahrzehnte brauchten. Freilich war ihm der Blick des Genies, des selbstlosen Genies gegeben, und wo fände sich eins, das so selbstlos war, wie das seine?

Zum Glück hat die ausgleichende Hand der Gerechtigkeit, die, so säumig sie zuweilen scheint, dem Schönen und Echten doch endlich zu seinem Rechte verhilft, wie Cornelius, so auch Liszt gegenüber ihr Werk begonnen. Hatten Wagner's Tondramen ihre Verbreitung auf der deutschen Bühne in erster Linie Liszt zu danken, so bereiteten diese ihrerseits wiederum Liszt's Schöpfungen die Bahn. Denn in dem Maße, als sich das Verständniß für die Kunst des Bayreuther Meisters verallgemeinerte, gewann auch die des Weimarer Künstlers allmälig Boden. „Ich kann warten," pflegte Liszt zu sagen. Er wußte ja, daß auch seine Stunde einst kommen werde, gleichviel, ob er es erlebe oder nicht. Liszt und Wagner gehören zusammen. Darum hatte der Gründer einer der eigenartigsten Wiener Sammlungen, des Wagner-Museums, Recht, dasselbe zu einem Liszt-Museum zu erweitern. Dies Museum, das in Bildern, Büsten, Stichen, Photographien, Musikalien, Büchern, Broschüren, Zeitschriften, Autographen u. s. w. alles auf Wagner und seine Kunst Bezughabende vereinigt, ist für die Wagner-Forschung von hohem Belang und das Resultat des seltenen Spürsinnes und Sammelfleißes seines Eigenthümers, Nicolaus v. Oesterlein, der demselben ein halbes Leben widmete. Vor einigen Jahren dachte man in Leipzig daran, anstatt dem Dichtercomponisten ein Denkmal von Stein zu setzen, den Erwerb dieser Sammlung anzustreben. Sie hätte der Vaterstadt Wagner's gewißlich zur Ehre gereicht.

Doch siehe, da bin ich unversehens nach Leipzig gekommen auf meinen Wiener Streifereien, und damit seien dieselben denn zu Ende gebracht! Gerieth ich doch auch aus dem Herbst schon hinein in die beginnende Winterzeit, und diese mahnt nun zur Heimkehr. Aber wer weiß, ob ich meine Spaziergänge nicht ein andermal wieder aufnehme; denn Wien und die Wiener sind mir nun einmal ans Herz gewachsen. „Es giebt keine europäische Hauptstadt," sagte mir einmal die geistreiche Fürstin Wittgenstein, „die so wie Wien grande dame und bon enfant zugleich wäre." Und sie hat Recht!

Bücherbesprechungen.

B. K. **Pfarramtsideal.** Dargestellt seinen Amtsbrüdern und der denkenden Gemeinde von Ernst Blech, Archidiaconus zu St. Katharinen in Danzig. Leipzig, Heinrich Bredt. 1891. 3 Mark. — Viele Leser dieses Buches werden die Erfahrung machen, wie der Referent: es wird sie unwiderstehlich in jene Jugendtage zurückversetzen, wo sie es als ihre nächste und nöthigste Pflicht fühlten, ein Buch zu schreiben über die unerhörten Mißstände, die gerade auf dem Gebiete ihres Berufslebens in so unerträglicher Weise herrschten. In der Einsamkeit eines „weltentlegenen" Pfarrhauses sind die Grundgedanken dieser Schrift geboren worden; nunmehr ist sie zu einer ganzen praktischen Theologie herangewachsen, die sich freilich weniger in dem gemessenen Schritt der wissenschaftlichen Forschung bewegt, sondern mehr den Ton der gemüthlichen Aussprache anschlägt, wie schon die häufig zu lesenden Wendungen: „Ich breche ab" und ähnliche lehren. Sie sind der untrügliche Beweis von dem Mangel wissenschaftlicher Durchdringung und Beherrschung des Stoffes. Deshalb ist das Wichtigste an dem Buche jene reformerische Gesinnung, die wohl auch als eigentliche Veranlassung zur Herausgabe desselben zu betrachten ist. Es ist ja gewiß wahr, daß in der evangelischen Kirche der alten preußischen Provinzen noch außerordentlich viel nachzuholen ist; mit dem eiligen Wachsthum der großen Städte, mit dem Emporwachsen großer Fabrikdörfer hat die Entwickelung der kirchlichen Arbeit in Gesetzgebung und Einrichtung nicht entfernt Schritt gehalten. Werden einzelne berufene Personen durch das Lesen dieser Schrift zu größerem Eifer angespornt, an ihrem Platze das Nöthige und Mögliche herbeizuführen, dann wäre das ein gesegneter Erfolg dieser Veröffentlichung. Aber warum nun Alles auf die Spitze treiben? Die Forderung, daß die evangelische Christenheit aller Orten in lauter einzelne Gemeinden mit je einem Pastor zerschlagen werde, ist eine unmögliche, und unmögliche Forderungen soll man nicht aufstellen. Bekanntlich ist es auch noch sehr die Frage, ob dieses unmögliche Ideal wirklich ein Ideal ist: man kann allen den bekannten Gründen für dasselbe mit ebenso vielen Gegengründen antworten, und welche von beiden das schwerere Gewicht haben, das ist bis zur Stunde noch nicht entschieden, so fest auch manche Menschen von der Richtigkeit ihrer getroffenen Entscheidung überzeugt sein mögen. — Der überreiche Inhalt des Buches, das von allen möglichen theoretischen und praktischen Fragen handelt, verbietet ein näheres Eingehen an dieser Stelle. Jedenfalls wird es von betheiligter Seite mit viel Spannung entgegengenommen werden.

—m— **Eduard Duller's Geschichte des deutschen Volkes.** Bearbeitet und fortgesetzt von William Pierson. 7. verm. u. verb. Auflage. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891. IV, 444 und IV, 557 SS. 8°. 10 ℳ. — Der Herausgeber hätte in seinem kurzen Vorwort erwähnen können, daß Ed. Duller's Geschichte des deutschen Volkes mit der vorliegenden Ausgabe ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiert; sie wurde im Jahre 1840 veröffentlicht. Ein populäres Werk, das sich ein halbes Jahrhundert hindurch die Gunst des Publicums bewahrt und eine Unzahl von Arbeiten gleicher Tendenz überlebt, hat ohne Frage den Beweis seiner Existenzberechtigung so glänzend geführt, daß der Recensent kaum nöthig hat, dieselbe noch ausdrücklich anzuerkennen. Zum großen Theile ist der Erfolg des Werkes übrigens als das Verdienst des Herausgebers anzusehen, unter dessen Händen seit der ersten von ihm bearbeiteten Auflage (1861) das Buch nach und nach ein ganz neues geworden ist. Die durchweg in edler Sprache gehaltene und von warmer Vaterlandsliebe getragene Darstellung schließt mit dem Frühjahr 1871, und man wird im Hindlick auf die Bestimmung des Werkes es durchaus billigen können, wenn der Herausgeber eine Fortsetzung über diesen wirkungsvollen Schlußpunkt hinaus noch nicht ins Auge gefaßt hat. Möchte auch die neue Ausgabe, die ein treffliches Porträt des Kaisers Wilhelm ziert, einen gleich günstigen Erfolg erzielen als ihre Vorgänger.

— Der XI. Band des **Neuen Archivs für sächsische Geschichte** reiht sich durch Mannigfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts seinen Vorgängern würdig ein. Auch hat sich erfreulicherweise der Kreis der Mitarbeiter abermals erweitert. Eingeleitet wird er durch eine Untersuchung von G. Hey in Döbeln über die schon viel gesuchte Lage der bei Cosmas von Prag genannten Burg Guozdec (nicht Guozdek). Gegenüber dem neuerlich wieder aufgenommenen aber gänzlich verunglückten Versuche, dieselbe in Großenhain zu finden, setzt der Verfasser sie mit überzeugenden Gründen auf das linke Elbufer, und zwar auf den unmittelbar oberhalb Constappel sich erhebenden Gohlberg. — H. Knothe ermittelt, so weit thunlich, die Reihe der Pröpste des Collegiatstifts St. Petri zu Bautzen von 1221 bis 1562, an welche noch gegenwärtig die Einrichtung erinnert, daß auf Grund eines päpstlichen Privilegiums von 1476 stets einer der Meißener Domherren nomineller Propst von Bautzen ist, d. h. als solcher gewisse Einkünfte bezieht aber, als Protestant, weder Sitz noch Stimme im Bautzener Domcapitel hat. — Melanchthon's Beziehungen zu Zwickau, welche vorzugsweise geistliche und Schulangelegenheiten berühren, bespricht E. Fabian in Zwickau. — In dem vierten Aufsatze, der ganz in die Geschichte der Medicin einschlägt, erbringen Dr. med. E. Schubert in Frankfurt a/M. und Dr. med. K. Sudhoff in Hochdahl den Beweis, daß Michael Bapst von Rochlitz, Pfarrer zu Mohorn und populärer medicinischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, bisher fälschlich zu den Paracelsisten gerechnet worden, vielmehr nichts weiter als ein Laie gewesen ist, der für Laien bestimmte Bücher aus seinen Collectaneen zusammenleimte. — Dem Director des Dresdener Hauptstaatsarchivs P. Hassel hat die Veranlassung zu einer Studie über die Politik Sachsens in der Zeit vom westfälischen Frieden bis zum Tode Johann Georg's II. die neuerliche Arbeit eines jüngeren französischen Historikers, Bertrand Auerbach, La diplomatie Française et la Cour de Saxe (1648—80) gegeben, welche wiederum aus dem von dem französischen Ministerium seit 1682 veröffentlichten Recueil des

instructions données aux ambassadeurs et ministres en France depuis les traites de Westphalie jusqu'à la révolution Française schöpft. Welch ein noch ungehobener Quellenschatz für die sächsische Geschichte in dem Pariser Archiv liegt, ist der Angabe zu entnehmen, daß in demselben die den Zeitraum vom 16. Jahrhundert bis 1815 umfassende Abtheilung „Saxe“ aus einigen achtzig Bänden besteht, von denen elf auf die Jahre 1648—83 entfallen. Genau mit diesem Zeitraum vertraut, weiß der Verfasser dieser kritischen Besprechung sowohl den Werth des Auerbach'schen Buches zu würdigen als auch einzelne Irrthümer zu berichtigen und Lücken auszufüllen. — H. Ermisch stellt auf Grund urkundlicher Schriftstücke von 1474 eine statistische Berechnung der damaligen Einwohnerzahl von verschiedenen Städten an, aus der sich mit vollkommener Klarheit ergiebt, daß es am Ende des Mittelalters in ganz Sachsen keine einzige bedeutende — selbst im Sinne der damaligen Zeit bedeutende — Stadt gegeben hat. Dresden z. B. zählte danach damals 3190 Einwohner, was mit der von O. Richter für 1477 auf anderem Wege ermittelten Zahl 3504 ziemlich gut stimmt, Freiberg als die größte 4400, Leipzig 3760. Zwischen 3000 und 2000 würden sich für Chemnitz, Oschatz und Großenhain ergeben, zwischen 2000 und 1000 für Pegau, Mittweida, Rochlitz, Döbeln und Delitzsch, zwischen 1000 und 500 für Lommatzsch, Senftenberg und Radeberg; noch unter 500 bliebe Groitzsch. — S. Ißleid's in Leipzig Untersuchung ist wohl geeignet, über die viel erörterte Frage, wie es mit der Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen im Jahre 1547 zugegangen, Licht zu verbreiten. Vollkommen zutreffend weist der Verfasser nach, daß bei den Verhandlungen zwischen dem Landgrafen und dem Herzog Moritz, welche in die Zeit vor dem Zuge des Kaisers nach Sachsen fallen, jener den Kurfürsten Johann Friedrich in das Verständniß ein-, dieser ihn auszuschließen und auf jeden Fall die Sache des Vetters von der des Schwiegervaters zu trennen sucht; und was die bekannten Worte „weder Leibesstrafe noch ewiges Gefängniß (prison perpetuelle)“ betrifft, so wird ebenfalls der Ansicht beizupflichten sein, daß die beiden vermittelnden Fürsten dieselben nur so auffaßten, als sei irgendwelche Haft ebenso wenig zulässig wie die Leibesstrafe, während die kaiserliche Auffassung nur „ewige“ Haft ausschloß. — G. Müller in Dresden weist an zwei Unterrichtsplänen für die Herzöge Johann Friedrich IV. und Johann zu Sachsen-Weimar nach, mit welcher Sorgfalt die ernestinischen Fürsten im 16. Jahrhundert die Erziehung ihrer Söhne überwachten. — Der Aufsatz K. Berling's in Dresden über die dortige Malerinnung ist veranlaßt durch die neuerliche Auffindung der ältesten Artikel der vereinigten Maler, Bildhauer und Bildschnitzer von 1574. Die Gründung der Innung ist danach aus der Absicht hervorgegangen, die einheimischen Künstler gegen den wachsenden Einfluß der aus der Fremde berufenen zu schützen, merkwürdigerweise ist aber der Widerstand dagegen gerade von zwei einheimischen, Wehme und Röber, ausgegangen. — Aus dem interessanten Aufsatze von L. Schwabe in Dresden, Kursächsische Kirchenpolitik im Dreißigjährigen Kriege (1619—22), sei hier nur die Behauptung des Verf., für die er die Beweise auf später verspart, hervorgehoben, daß entgegen der neuerdings zur Geltung gelangten Ansicht Hoë v. Hoenegg's Macht und Einfluß kaum hoch genug angeschlagen werden können. — Den würdigen Schluß bildet A. Kirchhoff in Halle mit der Besprechung von Matthias Oeder's großem Kartenwerke über Kursachsen aus der Zeit um 1600, welche Prof. Ruge im Dresdener Hauptstaatsarchive entdeckt und in dem zu Anfang des 17. Jahrhunderts davon gefertigten verkleinerten Maßstabe zur Feier des 800jährigen Regierungsjubiläums des Hauses Wettin herausgegeben hat. — Diese kurze Inhaltsübersicht wird genügen, um zu beweisen, wie reichliche Gelegenheit zu Anregung und Belehrung der Freund der sächsischen Geschichte in diesem Sammelwerke findet.

Th. Flathe.

G. Oe—. Die Allgemeine Konservative Monatsschrift, herausgegeben von Dietrich v. Oertzen und Prof. Dr. Martin v. Nathusius, redigirt von Alexander Wiedow, die im Verlage von Georg Böhme Nachf. E. Ungleich hier erscheint, vollendet mit dem Decemberhefte den 47. Jahrgang. Sie ist die einzige Monatsschrift, die die christlich-conservativen Anschauungen auf allen Gebieten in Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst vertritt. Ihr Conservatismus ist hin und wieder schroff und scharf, aber wurzelecht; den Mischmaschversuchen und dem gesinnungslosen Opportunismus tritt sie allenthalben entgegen. Wir haben uns mit den Anschauungen, die sie vertrat, nicht immer einverstanden erklären können; in der Hauptsache wissen wir uns eins mit ihr. Die Allgemeine Konservative Monatsschrift ist aber nicht nur ein politisches Blatt, sie ist in erster Linie ein Unterhaltungsblatt im besten Sinne. Der jetzt abgeschlossene Band, der nicht weniger als 1344 Seiten zählt, ist ungemein reichhaltig, er enthält eine Menge trefflicher, spannender und fesselnder Erzählungen, von denen die meisten zu den weitaus besten ihrer Gattung gehören, ferner Lebensbeschreibungen und Geschichtsbilder, Aufsätze über Tagesfragen aller Art, kunstwissenschaftliche und literarische Abhandlungen. Zu den Mitarbeitern des abgeschlossenen Bandes gehörten u. A. Heinrich Steinhausen, Ernst August v. Göler, G. Lothholz, Otto Kraus, B. v. d. Wöhlau, Anastasia Gräfin v. Pappenheim. Außerdem bietet jedes Heft eine reiche Zahl von Bücherbesprechungen und einen höchst ergötzlichen Briefwechsel, in dem allerhand Tageserscheinungen und Tagesfragen mit feinem Humor von verschiedenen Seiten beleuchtet werden. (Nebenbei möge bemerkt werden, daß in dem letzten Briefwechsel sich eine Bemerkung über den Verlag eines in jüngster Zeit vielgenannten Buches findet, die in Kennerkreisen unangenehmes Aufsehen erregen wird. Jener Verlag ist nicht, wie der Briefschreiber annimmt, jüdisch, sondern sein Inhaber ist gut conservativ und verzichtet auf die gewöhnlichen Mittel der Reclame.) Im neuen Jahrgange wird die Monatsschrift neben den bisherigen Beiträgen noch kritische Einzeluntersuchungen veröffentlichen, in denen das gemeingefährliche Treiben derjenigen deutschen Schriftsteller schonungslos enthüllt wird, die in ihren Werken der Unsittlichkeit dienen oder Vorschub leisten. Probehefte werden von der Verlagshandlung gern überallhin versandt. Wir empfehlen die Monatsschrift auf das Herzlichste. Sie bietet mehr und Gediegeneres, als die meisten anderen Monatshefte und Revuen. Es sollte jeder überzeugte Conservative mindestens dafür sorgen, daß sie in den Lesezirkel, dem er angehört, aufgenommen wird.

— Erzählungen aus dem Leben der Thiere. Ein Buch zur Unterhaltung für Jung und Alt. Von Fr. W. Brendel. Durchgesehen von A. Hummel, Seminarlehrer. 2 Bände mit Bildern in Farbendruck. Glogau, Verlag von Carl Flemming. Jahr des Erscheinens ist nicht angegeben. — Bei näherer Durchsicht dieses Buches fällt es uns schwer, zu verstehen, wie der erste Band in sechster und der zweite in fünfter Auflage hat erscheinen können! Zum größten Theil sind die darin enthaltenen Schilderungen der verschiedenen in- und ausländischen Thiere voller Unrichtigkeiten und Uebertreibungen, so daß der Leser, welcher das Falsche nicht auszuscheiden versteht, ganz unzutreffende Vorstellungen von dem wirklichen Sachverhalte bekommt. Anstatt daß der Verfasser aus neueren und glaubwürdigen Schriftstellern geschöpft hätte, wählte er vielmehr häufig ältere Berichterstatter von sehr zweifelhafter Autorität, und trug einen Wust von Anekdoten kritiklos zusammen, der einen sensationsbedürftigen Leser zwar zufriedenstellt, aber im Grunde absolut werthlos ist. Auf Specielles können wir hier nicht eingehen. Besonders mangelhaft ist aber das letzte Drittheil des zweiten Bandes. Manche der hier publicirten Schilderungen könnten im vorigen Jahrhundert verfaßt worden sein, so wenig entsprechen sie dem heutigen Standpunkte unserer Kenntnisse. Wir geben der verehrl. Verlagshandlung den aufrichtig gemeinten Rath, daß sie bei einer nächsten (siebenten) Auflage dieses Bandes einen wirklichen Fachmann (d. h. einen Zoologen) ersucht, die Durchsicht vorzunehmen, damit die bereits gerügten zahllosen Unrichtigkeiten beseitigt werden. Von solchen wimmelt namentlich auch das Schlußcapitel über die „Infusionsthierchen“. Hier steht der Verfasser auf einem Standpunkte, den die Naturforscher vor etwa 200 Jahren einnahmen. Er belehrt den Leser darüber, daß diese winzigen Geschöpfe aus dem Fäulnißprozesse entstehen, und ist der Meinung, daß die stäbchenförmigen Gebilde, welche man nach einigen Tagen in einem Heuaufguß findet, lauter „Thierchen“ sind. Der Verfasser hat also keine Ahnung davon, daß es sich im letzteren Falle gar nicht um Thiere, sondern um Spaltpilze handelt, und zwar um das allbekannte Bacterium subtile, den sogenannten „Heubacillus“. An solchen vollkommen veralteten und gänzlich unrichtigen Angaben ist das sonst schön und splendid ausgestattete Buch reichhaltiger, als man nach gewissen reclamehaften Zeitungsbesprechungen (wonach das vorliegende Werk „ein kleiner Brehm“ sein soll) erwarten möchte. Welcher Abstand zwischen einem populärwissenschaftlichen Meisterwerke, wie das Brehm'sche „Thierleben“ ist, und diesen kritiklos zusammengeschriebenen „Erzählungen aus dem Leben der Thiere“!

O. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 153. Dienstag, den 23. December. 1890.

Napoleon Bonaparte.*)

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

VI.

Da stehen wir endlich vor seiner Hauptleidenschaft, vor dem inneren Abgrund, den der Naturtrieb, die Erziehung, das Nachdenken und die Theorie erzeugt haben und in den das stolze Gebäude seines Glückes versinken wird: vor dem Ehrgeiz. Dieser ist die erste Triebfeder seiner Seele und der eigentliche Kern seines Willens. Freilich kommt ihm das nicht immer zum Bewußtsein; der Ehrgeiz ist ihm so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er zuweilen nichts von dessen Vorhandensein weiß. Am 8. März 1804 sagt er zu Roederer: „Ich habe keinen Ehrgeiz", alsbald aber fügt er mit seinem gewöhnlichen Scharfblick hinzu: „Sollte ich ihn aber doch besitzen, so ist er mir derart angeboren, daß er vollkommen in meinem Wesen liegt, und er hängt mit meinem Dasein ebenso innig zusammen wie das Blut, das in meinen Adeen rollt, und die Luft, die ich nthme." Er vergleicht seinen Ehrgeiz auch mit jener unwillkürlichen, unwiderstehlichen, wilden, die Seele tief erschütternden Empfindung, jenem heftigen, furchtbaren Gefühlsausbruch, den man Liebe nennt. „Ich," äußert er am 11. Febr. 1809 zu Roederer, „habe nur Eine Leidenschaft, Eine Geliebte: Frankreich. Mit dieser schlafe und wache ich; sie läßt mich nie im Stiche, sie opfert mir Gut und Blut. Wenn ich 500 000 Mann brauche, Frankreich giebt mir sie." Daß Niemand es versuche, sich zwischen uns Beide zu stellen! Daß es Joseph anläßlich der Krönung nicht einfalle, seinen Platz — sei es auch nur einen nebensächlichen und künftigen — im neuen Reiche in Anspruch zu nehmen und seine Bruderrechte in den Vordergrund zu stellen! Er thut es aber und Napoleon bemerkt darüber am 4. Noaember 1804 zu Roederer: „Das heißt, mich an meinem empfindlichsten Punkt verwunden. Nichts kann dies aus meiner Erinnerung verwischen. Es ist, als ob er einem leidenschaftlichen Liebenden gesagt hätte, er habe die Gunst von dessen Geliebten genossen oder er hoffe wenigstens, sie für sich zu gewinnen. Meine Geliebte ist die Macht; ihre Erreichung hat mich zu viel gekostet, als daß ich sie mir rauben lassen oder auch nur einen Mitbewerber dulden sollte."

Dieser eifersüchtige Ehrgeiz, den der bloße Gedanke an einen Nebenbuhler empört, ist auch habgierig und bäumt sich schon gegen den Gedanken an eine Begrenzung auf. So gewaltig die errungene Macht auch sei, sie genügt ihm nicht mehr; das üppigste Gastmahl sättigt ihn nicht. Am Tage nach seiner Krönung sagt Napoleon zu Decrès: „Ich bin zu spät gekommen, es giebt nichts Großes mehr zu thun. Ich gebe zu, daß meine Laufbahn eine ganz schöne ist und daß ich meinen Weg gemacht habe. Aber welcher Unterschied gegenüber dem Alterthum! Nachdem Alexander Asien erobert hatte, gab er sich dem Volke als Sohn Jupiter's aus und das ganze Morgenland — mit Ausnahme Olympia's, Aristoteles' und einiger athenienſischer Pedanten — schenkte ihm Glauben. Wollte ich heutzutage erklären, der Sohn des Allmächtigen zu sein, so würde mich jedes Fischweib auszischen. Die Völker sind gegenwärtig eben zu aufgeklärt und es ist nichts mehr zu machen." Dennoch greift er sogar — auf Umwegen und möglichst kräftig — in ein Gebiet ein, das durch achtzehn Jahrhunderte der Cultur hindurch sich als unzugänglich erwiesen hat, indem er seine Hand auf die Kirche und den Papst legt und hier, wie anderwärts, nimmt, was er irgend nehmen kann. Er findet das selbstverständlich und glaubt sich im Rechte, weil er sich für den einzig Fähigen hält. „Meine italienischen Völker," schreibt er unterm 14. April 1806 an den Prinzen Eugen, „sollten mich genügend kennen, um nicht vergessen zu dürfen, daß ich von diesen Dingen in meinem kleinen Finger mehr verstehe als sie alle zusammen in ihren ganzen Köpfen." Im Vergleich zu ihm sind die Italiener „minderjährige Kinder", was übrigens auch von den Franzosen und der übrigen Menschheit gilt. Ein Diplomat, der viel mit ihm verkehrt und ihn unter den verschiedensten Umständen beobachtet hat — Metteenich — faßt seinen Charakter in die Worte zusamrien: „Er betrachtete sich als ein in der Welt allein dastehendes Wesen, das geschaffen sei, sie zu beherrschen und alle Geister nach seinem Belieben zu lenken."

Aus diesem Grunde muß Jeder, der mit ihm zu thun hat, auf den eigenen Willen verzichten und sein Regierungswerkzeug werden. „Dieser schreckliche Mensch," pflegte Decrès zu sagen, „hat uns Alle unterjocht; er hält unsere Phantasie in seiner Hand, die bald stahlhart, bald sammtweich ist; man weiß an keinem Tage im Voraus, wie diese Hand sein wird, und es giebt kein Mittel, sich ihr zu entziehen, — sie läßt nie los, was sie einmal erfaßt hat." Jede Unabhängigkeit, selbst eine nur etwaige und mögliche, ist ihm ein Doen im Auge. Die geistige oder sittliche Ueberlegenheit wäre eine falche und er beseitigt sie daher; schließlich duldet er in seiner Umgebung nur eroberte und gefangene Geister. Seine hervorragendsten Diener sind Maschinen oder Fanatiker, Maret ist ein knechtischer Anbeter, Savary ein zu Allem zu gebrauchender Gendarm. Von jeher hat er die Minister auf den Stand gewöhnlicher Beamten herabgedrückt, denn er ist in demselben Maße Verwalter wie er Herrscher ist und leitet die Einzelheiten jedes Dienstzweiges mit derselben Sorgfalt wie das große Ganze. Er bedarf somit für die Stellungen von Abtheilungsvorständen nur aufmerksamer Schreiber, stummer Vollstrecker, gelehriger Handlanger, aber keiner freien, aufrichtigen, offenherzigen Rathgeber. „Ich wüßte nicht, was mit ihnen anfangen," sagt er, „wenn ihr Charakter und Geist nicht einigermaßen mittelmäßig wäre." Hinsichtlich der Generale gesteht er zu, „daß er es liebt, nur diejenigen mit Ruhm zu bedecken, die dessen nicht würdig sind". Zum mindesten will er „der alleinige Herr des Rufes Aller sein, um diesen nach Belieben zu einem guten oder schlechten zu machen", wie es gerade seinen persönlichen Bedürfnissen entspricht. Ein allzu tüchtiger General könnte leicht ein allzu großes Ansehen gewinnen und der Meister wünscht nicht, daß ein Untergebener jemals in Versuchung gerathe, weniger untergeben zu sein. Da müssen die Kriegsberichte herhalten; kleine Weglassungen, Aenderungen und Zusätze in ihnen helfen dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: „Es kommt vor, daß er diesen oder jenen Sieg verschweigt oder den Schnitzer eines Marschalls in einen Erfolg verwandelt. Manchmal erfährt ein General aus einem solchen Bericht von einer That, die er angeblich begangen, oder von einer Rede, die er gehalten haben soll, aber nicht gehalten hat." Erhebt er Einspruch, so schärft

*) Vorheriger Abdruck aus dem 5. (Schluß-) Bande seines berühmten Werkes „Entstehung des modernen Frankreich"; derselbe erscheint um Neujahr 1891 in der Katscher'schen Bearbeitung im Verlage Abel & Müller, Leipzig, u. d. T. „Das nachrevolutionäre Frankreich".

man ihm ein, zu schweigen, oder man entschädigt ihn dadurch, daß man ihm gestattet, sich durch Plünderung und Brandschatzung zu bereichern. Mag Jemand auch Herzog oder erblicher Fürst mit einer jährlichen Bodenrente von einer halben oder selbst einer ganzen Million geworden sein, so bleibt er doch unterjocht, denn der Schöpfer hat seinen Geschöpfen gegenüber Vorsicht angewendet. „Es giebt Leute, die ich unabhängig gemacht habe," sagt er, „aber ich kann sie stets fassen und verhindern, undankbar zu sein." Allerdings hat er sie glänzend dotirt, allein ihre Güter bestehen in auseinandergerissenen Gebietstheilen und liegen in den eroberten Ländern, so daß ihr Glück an das seinige gekettet ist. Und um ihnen jede Ansammlung eines großen Vermögens unmöglich zu machen, drängt er sie, wie überhaupt alle seine Großwürdenträger, zur Verschwendung; durch ihre infolge dessen entstehende Geldverlegenheit führt er sie am Gängelbande: „Fortwährend," schreibt Madame de Rémusat, „haben wir gesehen, wie die meisten der Marschälle, von ihren Gläubigern gedrängt, ihn um Hilfe baten, die er dann je nach Laune oder nach dem Interesse bewilligte, das er daran hatte, den Betreffenden an sich zu fesseln."

Er will also außer dem allgemeinen Einfluß, den er infolge seiner Macht und seiner geistigen Ueberlegenheit ausübt, auf jeden Einzelnen noch einen persönlichen unwiderstehlichen Ergänzungseinfluß nehmen. Demgemäß „pflegt er bei den Leuten sorglich die schmählichen Leidenschaften. Er liebt es, Jedermanns schwache Seiten herauszufinden, um sich ihrer zu bedienen": die Geldgier Savary's — „diesen Mann," bemerkt er, „muß man immerzu bestechen" —, den jakobinischen Makel Fouché's, die Eitelkeit und Sinnlichkeit Cambacérès', den sorglosen Cynismus und „die weiche Unsittlichkeit" Talleyrand's, „die Charakterlosigkeit" Duroc's, die höfische Plattheit Maret's, „die Albernheit" Berthier's. Er rückt diese Schwächen in ein helles Licht, macht sich über sie lustig und zieht aus ihnen Nutzen. „Wo er keine Laster wahrnimmt, ermuntert er die Schwächen, und wo er nichts Anderes zu thun weiß, sucht er Furcht zu erregen," fährt Madame de Rémusat fort, „damit er immer und unablässig für den Stärksten gelte ... Er hat Angst vor den Banden der Zuneigung und bemüht sich daher, Alle zu isoliren ... Wem seine Gunst lächelt, der erhält die Unruhe mit in den Kauf. Er denkt, die richtigste Art, Jemanden an sich zu fesseln, sei, ihn bloszustellen, womöglich ihn in der öffentlichen Meinung zu brandmarken." Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien sagt er: „Wenn Caulaincourt blosgestellt ist, so hat das nicht viel auf sich, — er wird mir desto besser dienen."

Hat er ein Geschöpf einmal erfaßt, so darf es nicht mehr daran denken, ihm zu entwischen oder einen Theil des einstigen Selbst wieder zu entziehen. Es genügt nicht, daß man seinem Amt mit Eifer und Erfolg obliege und innerhalb eines von vornherein begrenzten Gebietes vollständig gehorche, — er nimmt nicht nur den Beamten, sondern auch den Menschen für sich in Anspruch. Er fordert die Hingebung, und unter dieser versteht er die vollständige, unwiderrufliche Aufopferung „der ganzen Person mit allen Gefühlen und Meinungen". Nach Madame de Rémusat ist er der Ansicht, daß „wir selbst die kleinste unserer alten Gewohnheiten aufgeben müßten, um uns ausschließlich seinem Interesse und seinem Willen zu unterwerfen". Der größeren Sicherheit halber müssen seine Diener den kritischen Sinn in sich ertödten; „er fürchtet nichts so sehr, wie daß seine nähere oder fernere Umgebung ihre Urtheilskraft bethätigen oder auch nur beibehalten könnte". Nach Maret „ist sein Gedanke ein Marmorgeleise", aus dem kein Geist treten darf; noch weniger „dürfen zwei Geister zusammen es auf derselben Seite verlassen; ein noch so unthätiges Zusammengehen, ein noch so vertrauliches Einverständniß, ein noch so leises Flüstern ist ein Bündniß, eine Faction, bei Beamten sogar eine Verschwörung". Unter furchtbaren Zornesausbrüchen und Drohungen erklärt er, wie Mollien bezeugt, nach seiner Rückkehr aus Spanien, „daß Alle, die er zu Großwürdenträgern und Ministern gemacht, sich der Gedanken- und Sprechfreiheit entäußern müssen, um die Werkzeuge seiner Gedanken und Worte zu werden, daß bei ihnen der Verrath schon beim Zweifel beginne und daß derselbe vollständig werde, sobald der Zweifel in Meinungsverschiedenheit übergehe". Trachten sie, sich gegenüber seinen unablässigen Uebergriffen eine letzte Zufluchtsstätte offen zu halten, weigern sie sich, ihm ihr Gewissen oder ihren Katholicismus oder ihre Ehre auszuliefern, so erstaunt er und geräth in Haenisch. Der Bischof von Gent entschuldigt sich in höchst ehrerbietiger Weise ob seiner Weigerung, einen seinem Gewissen zuwiderlaufenden Eid zu leisten; Napoleon dreht ihm den Rücken und antwortet: „Nun denn, mein Herr, Ihr Gewissen ist ein Einfaltspinsel." Der Bibliotheksleiter Portalis empfängt von seinem Vetter, dem Abt d'Astros, streng vertrauliche Mittheilungen über ein Breve des Papstes; er mißbraucht das in ihn gesetzte Vertrauen nicht, sondern empfiehlt seinem Vetter, das Schriftstück durchaus geheim zu halten, fügt hinzu, daß er, falls es in die Oeffentlichkeit dränge, dessen Verbreitung verbieten würde, und verständigt vorsichtshalber den Polizeipräfecten. Weil er nun zu discret war, um hierbei den Namen seines Vetters zu nennen oder diesen verhaften oder das Breve mit Beschlag belegen zu lassen, erklärt ihm der Kaiser in Gegenwart des ganzen Staatsraths „mit durchbohrenden Blicken", er habe „die unwürdigste Treulosigkeit begangen"; er überhäuft ihn eine halbe Stunde lang mit Vorwürfen und Beleidigungen und jagt ihn dann aus dem Staatsrath hinaus, wie man nicht einmal einen diebischen Diener hinausjagt.

Jeder Beamte muß innerhalb wie außerhalb seiner Stellung jeden Auftrag übernehmen, jedes Amt versehen. Halten Bedenken ihn auf oder entschuldigt er sich mit Privatverpflichtungen oder will er nicht die Schicklichkeit oder die gewöhnlichen Loyalitätsbegriffe verletzen, so läuft er Gefahr, sich die Unzufriedenheit des Herrschers zuzuziehen oder dessen Gunst zu verscherzen. Dies stößt z. B. dem Hrn. de Rémusat zu, der sich nicht dazu hergiebt, im Faubourg Saint-Germain für Napoleon zu spioniren und zu denunciren oder in Wien der Gattin des Hrn. v. André dessen Aufenthaltsort herauszulocken, damit er ausgeliefert und erschossen werden könne. Savary, der bei Rémusat den Versucher spielt, ist sehr zudringlich und sagt schließlich: „Sie treten Ihr Glück mit Füßen; ich gestehe, daß ich Sie nicht begreife." Aber auch Savary selbst schreckt schließlich vor den Anforderungen seines Meisters zurück, er, der Polizeiminister, das Hauptwerkzeug der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, der Obermaschinist des Hinterhaltes von Bayonne, der Erzeuger von Millionen falscher österreichischer Banknoten für den Feldzug von 1808 und russischer für den Krieg von 1812! Sogar dieser Savary wird müde, denn man überträgt ihm allzu schmutzige Geschäfte; so fühllos sein Gewissen auch geworden sei, es weist doch noch einen empfindlichen Punkt auf, der ihn Bedenken hegen läßt. Daher rührt der Widerwillen, mit dem er im Februar 1814 den Auftrag ausführt, insgeheim eine kleine, mit Uhrwerk versehene Höllenmaschine anfertigen zu lassen, welche die nach Frankreich zurückgekehrten Bourbonen in die Luft sprengen soll. „Ach!" seufzt er, die Hand an die Stirn führend, „man muß zugeben, daß es zuweilen sehr schwierig ist, dem Kaiser zu dienen."

Wenn er von den Menschen so viel fordert, so geschieht es, weil das Spiel, das er spielt, nöthig macht, daß er Alles an sich reiße. Die Lage, in die er sich gebracht, legt ihm nicht die Pflicht auf, Rücksichten zu nehmen. „Ein Staatsmann," sagt er, „ist nicht geschaffen, um empfindsam zu sein; er ist eine auf der einen Seite gänzlich alleinstehende Persönlichkeit, welcher auf der anderen die ganze Welt gegenübersteht." In diesem Zweikampf ohne Unterlaß und Erbarmen interessiren die Leute ihn nur insofern, als er aus ihnen Nutzen ziehen kann. Ihr ganzer Werth für ihn besteht in dem Gebrauch, den er von ihnen machen kann. Seine Hauptbeschäftigung ist, Alles, was sie ihm bieten können, bis zum letzten Tropfen aus ihnen herauszupressen. „Ich finde kein Vergnügen an den unnützen Empfindungen," bemerkt er, „und Berthier ist so mittelmäßig, daß ich nicht wüßte, warum es mir Vergnügen machen sollte, ihn zu lieben. Dennoch glaube ich, daß, wenn mich nichts davon ablenkt, ich nicht ganz ohne Neigung für ihn bin." Mehr beileibe nicht! Diese Gleichgiltigkeit ist seiner Ansicht nach bei einem Staatslenker nothwendig; „dessen Brille sei die seiner Politik, er müsse nur darauf achten, daß sie weder vergrößere noch verkleinere". Demgemäß schenkt er — abgesehen von seinen nervösen Empfindsamkeitsanfällen — „den Menschen nicht mehr Beachtung als ein Fabrikant seinen Arbeitern" (so drückt sich Metternich aus) oder vielmehr seinen Werkzeugen. Ist ein Werkzeug einmal unbrauchbar geworden, so liegt nichts daran, wenn es in einem Winkel verrostet oder zum alten Eisen geworfen wird. Eines Tages erscheint der Justizminister Portalis bei ihm verstört und weinend. „Was fehlt Ihnen?" fragt er; „sind Sie krank?" — „Nein, Majestät, aber ich fühle mich sehr unglücklich, denn der Erzbischof von Tours, der arme Boisjelin, mein Kamerad und Jugendfreund ..." — „Nun denn, was ist ihm zugestoßen?" — „Ach, Sire, er ist soeben gestorben." — „Das ist mir gleichgiltig, denn er war mir ohnehin nicht mehr von Nutzen."

Als Eigenthümer der Menschen wie der Dinge, der Leiber wie der Seelen, beutet er Alles bis zur Erschöpfung aus und verwendet oder mißbraucht Beliebiges beliebig, ohne irgendwem Rechenschaft schuldig zu sein, und nach einigen Jahren spricht er ebenso geläufig wie Ludwig der Vierzehnte, aber despotischer als dieser, von „meinen Heeren, meinen Flotten, meinen Cardinälen, meinen Concilen, meinen Völkern und meinem Reich". Ein Armeecorps, das sich in Bewegung setzt, um ins Feuer zu gehen, redet er an: „Soldaten! Ich bedarf eures Lebens und ihr schuldet mir dieses!" 1809 bemerkt er in Spanien zum General Dorsenne und den Gardegrenadieren: „Man sagt mir, daß ihr murret und nach Paris zurückkehren wollet. Ihr irrt euch! Ich werde euch unter den Waffen behalten, bis ihr achtzig Jahre alt werdet. Ihr seid im Feldlager geboren und müßt in ihm sterben."

Wie er seine königlichen Brüder und Verwandten behandelt, mit welcher Strenge er sie im Schach hält, mit wie kräftigen Peitschenhieben und Sporenstichen er sie über die Hindernisse hinwegspringen läßt, als wären sie Pferde, — all dies geht aus seinem Briefwechsel hervor. Jeder Anflug von Initiative, wenngleich noch so sehr gerechtfertigt durch unvorhergesehene Dringlichkeit oder unverkennbar gute Absicht, wird als Verirrung zurückgewiesen, mit roher Gewalt unterdrückt. An den liebenswürdigen Prinzen Eugen, der ihm doch außerordentlich gehorsam und treu ist, läßt er im August 1806 schreiben: „Wenn Sie von Seiner Majestät die Weisung erbitten, die Decke Ihres Zimmers zu verändern, so müssen Sie die Weisung abwarten, ehe Sie es thun; und wenn Mailand in Flammen stände und Sie vom Kaiser den Befehl zum Löschen erbäten, so müssen Sie Mailand brennen lassen, bis der Befehl einträfe.... Seine Majestät ist mit Ihnen höchst unzufrieden. Sie dürfen nie etwas thun was ihm zusteht. Er will derlei nicht und verzeiht es nie." Hieraus kann man auf den Ton schließen, den er untergeordneten Personen gegenüber anschlägt. Anläßlich der Weigerung der holländischen Regierung, die französischen Bataillone in die holländischen Garnisonsorte einziehen zu lassen, schreibt er an Fouché (am 3. März 1810, mitgetheilt im 12. Bande von Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserthums"): „Erklären Sie dem König von Holland, daß ich, wenn seine Minister aus eigenem Antrieb gehandelt haben, sie alle verhaften und köpfen lassen werde." Zu Herrn v. Ségur, der dem Akademie-Ausschuß angehört, welcher die Rede Chateaubriand's genehmigt hat, sagt der Kaiser: „Sie und Herr v. Fontanes würden als Staatsrath und Großmeister verdienen, daß ich Sie in Vincennes einsperren ließe.... Sagen Sie der Akademie, daß ich nicht wünsche, sie in ihren Sitzungen Politik treiben zu lassen; gehorcht sie nicht, so löse ich sie wie einen schlechten Club auf."

Selbst wenn er weder zürnt noch schilt, selbst wenn er die Krallen einzieht, fühlt man noch die Klaue. Als Marmont nach dreimonatlichem Krankenlager mit zerschlagenem Arm aus Spanien zurückkehrt und die verstümmelte Hand in einer Binde trägt, sagt Napoleon: „Sie halten also an diesem Lappen fest?" Nachdem er Beugnot öffentlich in eben so grober wie ungerechter Weise angefahren — und zwar im Bewußtsein seiner Ungerechtigkeit, blos um auf die Anwesenden eine Wirkung hervorzubringen —, spricht er zu ihm: „Nun denn, großer Einfaltspinsel, haben Sie Ihren Kopf wiedergefunden?" Daraufhin verbeugt sich der sehr hochgewachsene Beugnot sehr tief und der kleine Mann nimmt ihn bei den Ohren, nach Beugnot „ein Zeichen berauschender Gunst", eine Vertraulichkeit des Meisters, der sich herabläßt. Noch mehr: dieser geruht, Beugnot abzukanzeln wegen seiner persönlichen Neigungen, namentlich wegen seiner Sehnsucht, nach Frankreich zurückzukehren. Beugnot führt die betreffenden Aeußerungen in seinen „Memoiren" an: „Was ich wolle, etwa in Paris sein Minister sein? Nach seinen neuesten Erfahrungem mit mir zu urtheilen, würde ich es nicht lange aushalten, ich ginge vor Ablauf eines Monats zu Grunde.... Ich möge hier bleiben; wenn ich alt geworden sein werde, „werde ich Sie in den Senat schicken, wo Sie nach Belieben Unsinn schwatzen können"." Nachdem Hr. v. Champagny entlassen worden, vertheidigt ihn ein muthiger Freund beim Kaiser und hebt seine Verdienste hervor. „Sie haben Recht," lautet die Antwart; „er hatte Verdienste, als ich ihn anstellte, aber ich habe ihm so lange zugesetzt, bis er dumm geworden ist."

Offenbar wird, wie Madame de Rémusat sich ausdrückt, „das Leben desto unangenehmer, in je nähere Berührung man mit Napoleon kommt.... Obgleich mit peinlichster Aufmerksamkeit und größter Schnelligkeit bedient, liebt er es, seine Hofhaltung in Angst zu erhalten." Für die Ausführung der schwierigsten Aufgaben hat er fast nie Lob und Dank. Nur ausnahmsweise lobt er Hrn. v. Champagny für unverhofft günstigen Abschluß des Wiener Vertrags, in Einer Nacht. So oft es dem Palastpräfecten Rémusat gelingt, „eines jener herrlichen Feste, zu deren Glanz alle Künste beitragen müssen", mit geringen Kosten und großem Erfolg zustande zu bringen, frägt seine Gattin ihn nicht, ob der Kaiser zufrieden gewesen ist, sondern, ob er mehr oder weniger gezankt hat. „Einer seiner allgemeinen Hauptgrundsätze besagt, daß man nur dann eifrig sein könne, wenn man unruhig ist, und dies wendet er in mannigfachster Weise auf große wie kleine Dinge an."

Er selbst weiß ebenso gut wie irgendwer, welch unerträglichen Zwang er ausübt, mit welchem Riesengewicht seine Willkür auch auf den bewährtesten, hingebendsten Gemüthern und den geschmeidigsten Charakteren lastet, wie sehr er jeden freien Willen unterdrückt und mit Füßen tritt, — wie gesagt, er kennt die Natur seines verletzenden Verfahrens genau. Er sagt: „Glücklich ist, wer sich in irgend einen Winkel der Provinz vor mir versteckt." Einmal fragt er Hrn. v. Ségur, was man wohl nach seinem Tode sagen werde. Ségur antwortet, es werde allgemeine Trauer herrschen. „Durchaus nicht," erwidert der Kaiser und fügt mit bezeichnendem Achselzucken hinzu: „Man wird erleichtert aufathmen."

Bücherbesprechungen.

B. K. Der Aberglaube, was er ist, woraus er entspringt, wie er sich überwinden läßt. Ein Beitrag zur Volksbildung. Von Ludwig Strümpell, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, 1890. E. Ungleich. 1 M. 20 ₰. — Was diese mit wissenschaftlicher Schärfe und klar durchsichtiger Darstellung entworfene Schrift bezweckt und nach welchen Gesichtspunkten sie geschrieben ist, das steht Alles schon auf dem Titelblatt. Der Aberglaube, der nicht blos in Verstandesschwäche, sondern auch in Charakterschwäche wurzelt, ist in der Hauptsache nicht Irrthum des Verstandes, auch nicht Irrglaube, sondern ein Fürwahrhalten von Dingen, deren Existenz der Mensch infolge seiner Gemüthszustände als wirklich annimmt. Der eigentliche Volksaberglaube, wohl zu unterscheiden von dem nur vereinzelt auftretenden vornehmen Aberglauben, entsteht dadurch, daß der Mensch sich für seine Gemüthslage eine Befriedigung schaffen will, welchem starken Drange gegenüber der Verstand zum Schweigen gebracht wird. Dieser zweite Abschnitt ist reichlich mit Beispielen ausgestattet unter Hinweis auf das bekannte Werk von Wuttke. Was die Ueberwindung des Aberglaubens anlangt, so hat der Verfasser vollständig Recht, wenn er sagt, daß der christliche Glaube allein dazu nicht ausreiche, noch viel weniger aber die sogenannte Aufklärung (natürliche Zusammenhänge u. s. w.); wenn jedoch als Hauptmittel gegen diese Krankheit der sittliche Wille, den Aberglauben zu verneinen, bezeichnet wird, so gestattet wohl der Verfasser die Bemerkung, daß er sich mit diesem Rezept im Kreise dreht. Denn wer abergläubisch ist, hat eben diesen sittlichen Willen nicht, und so fragt es sich immer wieder, wie man denselben in ihm erzeuge. Wir sind der Meinung, daß das immer nur durch den religiösen Glauben geschehen kann, obwohl wir dem Verfasser eingeräumt haben, daß jener nicht als Universalmittel hingestellt werden kann. Die Sache liegt einfach so: die Stärke des Aberglaubens entspricht genau der Schwäche des religiösen Glaubens und umgekehrt; je mehr der wirkliche echte Glaube Kraft gewinnt, desto hinfälliger wird der Aberglaube, da aber der Glaube das Ideal seiner Stärke nie erreicht, so bleibt ein Rest von Aberglauben auch in dem religiösesten Menschen und an völlige Beseitigung jenes Uebels wird erst zu denken sein an dem Tage, wo alle sittlichen Mängel der Menschheit beseitigt wären.

—e— Der Unterrichtsstoff für das erste und zweite Schuljahr methodisch geordnet von Dr. Ferd. Otto, ord. Lehrer an der Charlottenschule zu Berlin. Zweite Auflage. Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung. 1890. Preis 1,20 M. — Der Verfasser vorliegender Schrift, deren erste Auflage im Jahre 1885 erschien, empfiehlt auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen im Schuldienste, „das Kind im Alter von sieben bis zu acht Jahren

privatim oder doch nur in solchen Schulen unterrichten zn lassen, in denen es höchstens drei Stunden täglich hat", nnd will „den Eltern, welche den Unterricht selbst in die Hand nehmen, sowie Hauslehrern und Erzieherinnen" bei ihrer Thätigkeit zu Hilfe kommen. Zu diesem Zwecke giebt er einerseits den Lehrstoff der untersten Classe einer höheren Schule, auf 38 Wochen zu je 8 Unterrichtsstunden (2 St. Religion, 2 St. Rechnen, 4 St. Lesen und Schreiben) vertheilt, anderseits die nothwendigsten Andeutungen über das Lehrverfahren. Seine Barschläge haben sich dem Vernehmen nach, wo man ihnen mit Verständniß nachgegangen ist, gut bewährt und zugleich den Wunsch nach ähnlichen Anweisungen für das zweite Schuljahr hervorgerufen. Diesem Wunsche entspricht der Verfasser jetzt, indem er auch den einzuhaltenden Stundenplan (3/8 St. Religion, 3/8 St. Rechnen, 2/8 St. Grammatik, 6/4 St. Lesen, 8/8 St. Dictat, 3/8 St. Schreiben) aufstellt, der je nach Umständen leicht erweitert werden kann. Wir zweifeln nicht, daß damit Vielen gedient sein wird, die als Anfänger in knapp bemessener Zeit einen den ersten Schulunterricht ersetzenden Privatunterricht zn ertheilen haben.

W—k. Die heutige griechische Sprache. Erster Theil: Neugriechische Grammatik. Zweiter Theil: Neugriechisches Uebungs- und Lesebuch mit Sprachproben für die Fortbildung und Umgestaltung des Griechischen von Homer bis anf die Gegenwart. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung des Handboak to Modern Greek by Edg. Vincent and T. G. Dickson van Professor Dr. Daniel Sanders. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1890. — Das Buch enthält im ersten Theil die Grammatik: Schriftzeichen, Lautlehre, Flexion, Partikeln und Syntox. Der zweite Theil bringt kleinere und größere Lesestücke, Gespräche, Briefe und verschiedene Proben, welche die Entwickelung der griechischen Sprache bis auf die neueste Zeit veranschaulichen. Hier ist besonders Abschnitt III „Stücke aus altgriechischen Schriftstellern mit gegenüberstehender neugriechischer Uebersetzung" ebenso interessant wie wichtig. Sieht man, wie die mitgetheilten Stellen aus Hamer, Herodot, Xenophon und Plutarch im neugriechischen Gewande erscheinen, so erkennt man, daß das Neugriechische keineswegs eine verkümmerte byzantinische Bulgärsprache, vielmehr ihrem Kerne nach keine andere als die altgriechische ist, namentlich seitdem sie immer mehr in ihrem Reinigungsprozeß fortgeschritten, und es würde daher garnicht so schwierig sein, den vom deutschen Bearbeiter im Barwort ausgesprochenen Gedanken zu verwirklichen, unsere Primaner zur Kenntniß des heutigen Griechisch anzuleiten. Allerdings neigt die jetzige pädagogische Strömung mehr zur Beschränkung des Griechischen überhaupt, allein ein tüchtiger Lehrer wird oft Gelegenheit finden, im griechischen Unterricht auf die vollständige Uebereinstimmung mit der neuen Sprache oder auf eine Abweichung aufmerksam zu machen, und zu derartigen interessanten Vergleichungen, wodurch der Sprachunterricht belebt und lohnend wird, kann das vorliegende, ganz den Stempel praktischer Brauchbarkeit tragende Buch die besten Dienste leisten. Wenn wir erwähnen, daß S. 343 Zeile 8 von unten ein Druckfehler stehen geblieben ist, so soll das bei einem Werke von 27 Bogen, das sich sonst durch guten Druck auszeichnet, kein Tadel sein.

— Zoologische Vorträge, herausgegeben von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. 5. Heft: Die graßen Säugethiere der Diluvialzeit. Von Dr. Hans Pohlig, Privatdocent in Bonn. 64 Seiten gr. 8°. 6. Heft: Unsere Schnecken. Von Dr. Heinrich Simroth, Privatdocent an der Universität Leipzig. 72 Seiten gr. 8°. Leipzig, Verlag von Richard Freese. 1880. Preis je 1,50 ℳ. — Es ist im großen Publicum so oft die Rede van den riesigen Thiergestalten, welche in dem unserer Zeit vorausgehenden erdgeschichtlichen Abschnitte die Festländer bewohnten. Aber wenn von diesen Wesen gesprochen wird, dann zeigt sich meist, daß die rechte Vorstellung fehlt, nnd man am allerwenigsten sich jene Wesen zu denken vermag im Rahmen ihrer Zeit. Der Vortrag Pohlig's über die graßen Säugethiere der Diluvialzeit eröffnet hierzu die Möglichkeit. Pohlig kennzeichnet jene erdgeschichtliche Zeit des Diluviums, er schildert die zweimalige Vergletscherung, welche das Land damals erfuhr, er schildert das Land selbst, ehe er das Mammuth und das tichorhine Nashorn, den Ur-Elephant und das Merckische Rhinoceros, das Einhorn, die diluvialen Wiederkäuer, Pferde und Schweine, die graßen Raubthiere, die Riesenfaulthiere und Riesenpanzerthiere, die Beutelthiere jener Zeit, und endlich anhangsweise auch die Riesenvögel Neuseelands, die Kolossvögel Madagaskars beschreibt. Nicht eine bloße Besprechung der Formen giebt Pohlig, sondern er zeigt immer, in welchem Zusammenhange diese Wesen während ihres Lebens unter sich und mit ihrer Umgebung standen, so ein packendes Bild des Lebens entrollend aus längst entschwundener Zeit. Zugleich aber auch hebt Pohlig aus seinem Stoffe hervor die zahlreichen unmittelbaren und darum so belehrenden Beispiele für geographische Verbreitung der Thiere, für Bildung von natürlichen und Zuchtrassen u. s. w. Endlich auch stellt er das Auftreten des Menschen am Ausgange der Diluvialzeit in das rechte Licht dadurch, daß er diesen Menschen schildert im Verhältniß zur Umgebung. — In eine Welt des Kleinen, zu den fast überall unbeachteten Schnecken, führt Simroth's Vortrag. Da freilich, wenn man Simrath's Worten folgt, treten die Schnecken in ein anderes Licht. Auf welchem Wege die Schnecken aus den niedrig stehenden Strudelwürmern heraus ihre Entstehung genammen haben mögen, wie es zur Bildung des Schneckenmantels und seiner Organe kam, das kennzeichnet Simroth in treffender Weise; er erschließt das Verständniß des Schneckenhauses und seiner Mündungen, der Haut und ihrer Organe, der Sinneswerkzeuge und ihrer Verrichtungen, der Bewegung und Bewegungsmittel, der Färbung der Schnecken. Verdauungswerkzeuge nnd Ernährung, Fortpflanzungswerkzeuge und Vermehrung, praktischer Nutzen der Schnecken, und endlich die Geschichte der Schnecken, wie sie erhalten ist in den Einschlüssen der unsere Erde aufbauenden Gesteine, sie erfahren eingehende Beleuchtung. Aber indem Simroth so unsere Schnecken schildert, stellt er sie auch immer dar in ihren Beziehungen zur Umgebung und dadurch, daß er die gewaltige Mannigfaltigkeit dieser Beziehungen und ihre einschneidenden Folgen aufdeckt, bietet er wichtige Thatsachen und Gesichtspunkte dem Leser in falcher Fülle, daß diesem ein tiefer Einblick wird in weit mehr als nur das Wesen unserer Schnecken. Fesselnde Form und reicher Inhalt, Lebendigkeit einer allgemeinverständlichen Darstellung bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit, das sind Barzüge, welche Simroth's Vortrage so gut wie dem Pohlig's eignen. Sa gestalten sich diese beiden Hefte der „Zoologischen Vorträge" gleich den früher besprochenen zu werthvollen Veröffentlichungen.

Lehnert.

—m— Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte, gesammelt und erklärt von Dr. Simon Widmann. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1891. XXIII, 298 SS. 2 ℳ 80 ₰. — Die wunderliche Wartbildung, die der Verfasser für den Titel seines Buches gewählt hat, ist nicht eigene Erfindung, sondern gehört dem Schöpier so manchen wunderlichen Ausdrucks, dem Turnvater Fr. Ludw. Jahn, an, dessen Werke der Verfasser überhaupt mit besonderer Vorliebe studirt hat. Jahn verstand darunter die „Dichtgeschichten" und die „Falschgeschichten". Man ist neuerdings mehrfach den in die Geschichte eingedrungenen und oft mit graßer Zähigkeit festgehaltenen Fabeln und Anekdoten zu Leibe gegangen; den Anfang hat gewissermaßen Büchmann gemacht, dessen Geflügelte Worte eine in ihrer Weise ohne Frage classische Leistung sind, dann hat W. L. Hertslet in seinem „Treppenwitz der Weltgeschichte" (Berlin 1882) eine ansprechende Zusammenstellung geliefert; bereits mehrere Auflagen hat das von „drei Freunden der Wahrheit" herausgegebene, stark ultramontan gefärbte Werk „Geschichtslügen" erlebt. Diese Bücher haben dem Verfasser einen guten Theil seines Materials geliefert; doch verfügt er daneben auch über sehr stattliche eigene Sammlungen, die von einer ausgedehnten Belesenheit zeugen. Er nimmt nicht eigentlich die sagenhaften Wucherungen in der Geschichte unter sein Secirmesser, sondern die verkehrten Wortdeutungen, die mißverständlichen aber zu Mißverständnissen verleitenden Ausdrücke, falschen Etymalogien und ähnliches, was zur Anekdotenbildung Anlaß gegeben hat. Es ist, wie er selbst sagt, ein „kunterbunter Stoff", und wenngleich einige Hauptrubriken gewählt worden sind, um ihn unterzubringen (Aegypten — Palästina — Griechen — Römer — Kirche — Deutsche — Franzosen — Engländer), so ist die Eintheilung in dieselben doch eine sa lockere, daß man ahne das beigefügte alphabetische Register sich nur schwer zurecht finden könnte. Vieles, was der Verfasser beibringt, ist recht interessant; daneben aber wird dem einigermaßen Unterrichteten — und für soche ist das Buch doch augenscheinlich bestimmt — vieles Andere als ziemlich trivial erscheinen; hier und da wird man auch ein Fragezeichen machen müssen, wie bei der Ableitung von Freibeuter aus flibustier aber von Loge aus ahd. laupa. Den Ingrimm gegen die Reformation und Alles, was protestantisch heißt, theilt der Verfasser mit den „drei Freunden der Wahrheit".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 154. Mittwoch, den 24. December. 1890.

Weihnachten und Weihnachtsbräuche.

Von Carl Küchler.

Wie bei fast allen Völkern des Alterthums, so bezeichneten auch bei unseren Altvordern, den Germanen, die Zeitpunkte der beiden Sonnenwenden und der beiden Nachtgleichen die Epochen der Hauptjahresfeste: zur Zeit der Sommersonnenwende feierte man die Feste, von denen sich bis auf den heutigen Tag noch mancher Ueberrest in den jetzt noch so weitverbreiteten zahlreichen und mannigfaltigen Johannisgebräuchen erhalten hat, und zur Zeit der Wintersonnenwende beging man das frohe Jul- oder Joelfest, das bedeutendste von allen Festen des Jahres. Es war dies gewissermaßen das Geburtsfest der Sonne, die jetzt ihren niedrigsten Stand erreicht hatte und gleichsam eine Weile still stand, es war sozusagen ein Riß, eine Spalte in der Zeit eingetreten, durch welche die Ewigkeit mit ihren Entzückungen und Wundern hineinschaute. Aber von nun an hob sich die Sonne auch wieder höher und strahlte wärmer, und den Völkern im äußersten Norden kehrte der lichte Tag wieder nach den langen, ewigdunklen Winternächten. Das Sinnbild der Sonne war das Rad, das im Altnordischen „hiol“, „jol“, heute noch im Isländischen „hjól“, sowie im Dänischen, Norwegischen und Schwedischen „hjul“ heißt, und daher erklärt sich der Name für das Julfest, das mit der Nacht zum 25. December, der „heiligsten Weih- und Mutternacht“, begann, um zwölf Tage lang bis zum „heiligen Lichttag“ oder „Oberstag“ zu währen. In den genannten skandinavischen Sprachen heißt heute „Weihnachten“ noch „Jul“ oder „Julsfest“, und der Name „Zwölften“ oder „Zwölfnächte“, mit dem man die Tage vom 25. December bis zum 6. Januar bezeichnet, erinnert noch an die ehemalige heilige Festzeit. Wahrscheinlich ist der Name „Jul“ auch noch in dem Worte „Jolen“ enthalten, das ein überlautes, freudiges Jauchzen bedeutet, welches aus der einstigen Julzeit stammen mag. Wye-Nacht, Weihnacht, Mutternacht hieß die erste der zwölf Julnächte als des Jahres Mutter und Anfang. Ebenso gut könnten auch die ganzen Zwölften „Mutternächte“ heißen, weil sie gleichsam die Mütter der zwölf Monate des Jahres sind, deren Witterung sie vorbilden sollen; bei den Angelsachsen hieß nach Beda auch Weihnachten „Modraneht“, d. i. „matrum nox“, wozu Grimm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ bemerkt, daß Jenem dabei wohl Heimdall's neun Mütter eingefallen seien, also das Fest seiner wunderbaren Geburt. An der Weihnacht hatten aber auch noch andere Götter Theil, und zwar zunächst, weil es das Fest der wiedergeborenen Sonne war, die Sonnengötter, also Freyer, dann Baldur als Bäldäg; da aber Baldur bei Hel ist, zu der ihn der von dem blinden Hödur auf des hämischen Loki Geheiß abgeschossene Pfeil aus dem Mistelzweige gesandt, sein Rächer Wali, das erneuerte Licht. Jedoch können auch Baldur und der gleichfalls jetzt bei Hel weilende, aber doch in den Stürmen der Mitternächte einherbrausende Odin nicht fern gehalten werden. Ja, alle Götter ragen in diese Zeit hinein: man empfindet ihre Nähe; wird doch sogar gewarnt, den Namen des unheimlichen Wolfes Fenrir, der Odin verschlungen hat und Sonne und Mond verschlingen wird, in den Zwölften auszusprechen, weil er sonst herbeikomme. Insonderheit war das Julfest jedenfalls Freyer (Frey, Frô) gewidmet, nach der Edda dem Sohne des Männerfürsten Niördr, mit dem er nebst seiner Schwester Freya aus dem Wanenlande gekommen und unter die Asen aufgenommen worden war. Es ist aber auch möglich, daß er ein älterer Gott war, der bei den Skandinaviern und wahrscheinlich auch bei den südlichen Germanen als Sonnengott in höchstem Ansehen stand. Er verlieh den Feldern Fruchtbarkeit, dem Hause Wohlstand, er segnete die Ehen und überhaupt das Familienleben.[1] Insofern als er für den Gott der Ehe galt, tragen heute noch in Hessen die Brautleute seine Lieblingspflanze, den Rosmarin, zur Schau. Durch das Christenthum freilich wurden mehrere heidnische Gebräuche umgedeutet und theils auf den heiligen Stephanus (2. Weihnachtstag), theils auf den heiligen Andreas (30. November) übertragen. Dahin gehören namentlich unzählige abergläubische Gebräuche, wonach der Ehegott oder jetzt der stellvertretende Heilige von heirathslustigen Mädchen befragt wird. Freyer, der Sonnengott, ward gleichsam als Kind in der Wintersonnenwende wiedergeboren, wie im Norden der junge Tag. Da feierte man denn zur Begrüßung des aufsteigenden Lichtes das Julfest mit Schmausen und Gelagen, da ward Frey's Eber geopfert, der ein dem Gotte heiliges Thier war, und das Trinkhorn ging fleißig durch die Reihen der schmausenden Gäste.[2] Zwölf Tage lang herrschte in den Wohnungen, in den Herrschersitzen wie in den Hütten, und allenthalben auf den Straßen festlicher Jubel, Behagen und Heiterkeit, da vereinigten sich die Sippen, und jeder Gast war willkommen. Auf dem Heerde brannte der Julklotz, den sich Jeder aus den Wäldern holen konnte, ohne als Holzfrevler bestraft zu werden, und in den mit Grün geschmückten Hallen erklangen während des Festmahles besondere Lieder zum Preise und zur Ehre des Sonnengottes. Auch vergnügte man sich mit allerlei Spielen und Räthselfragen, und als Festgericht ward der mit Grün gezierte Eber aufgetragen. Auf diesen Eber, den „Sühn-Eber“, wurden häufig am Julabende feierliche Gelübde abgelegt, daß man in dem kommenden Jahre ein kühnes Abenteuer bestehen wolle, und diese Gelübde mußte man halten, und wenn es das Leben kostete. Noch heute erinnert ein schöner Brauch in einigen Bezirken von Ostgothland in Schweden an die Gelübde auf den Sühn-Eber, indem sich daselbst am Weihnachtsabende in jedem Bauernhause die ganze Familie versammelt, ein mit Schweinshaut überzogener Block auf den Tisch gebracht wird und der Hausvater, der die Finger darauf legt, gelobt, ein treuer Verwalter, Gatte, Vater und Herr zu sein. Nach ihm thun Hausfrau, Kinder und Gesinde in gleicher Weise das Gelöbniß treuer Pflichterfüllung. Während der heiligen Julzeit ruhte aller Streit und alle Waffen, keinerlei Arbeiten durften vorgenommen werden, und die Götter verließen ihre Himmelsburgen und lichten Höhen, um auf die Erde herabzusteigen und da ihre feierlichen Umzüge zu halten, und die Erdenbewohner jubelten der Ankunft der Himmlischen entgegen. Wahrscheinlich werden die heidnischen Priester auch nicht versäumt haben, diese Umzüge der Götter äußerlich darzustellen; in

---

[1]) Vergleiche hierzu übrigens das von mir in meinem Aufsatze „Etwas vom Osterei“ im Nr. 68 des „Vogtländ. Anzeigers“, 1890, über „Ostara“ Gesagte.

[2]) Näheres über einen altgermanischen Julschmaus siehe in Weinland's „Rudolf Hartfest“, Cap. XXVI., ein Buch, das durchaus nicht nur für die Jugend geschrieben ist, sondern einem jeden Laien einen interessanten Einblick in altgermanisches Leben und Treiben gewährt.

der christlichen Zeit traten die Umzüge der heiligen drei Könige mit ihrem Sterne an die Stelle derselben. Aber auch auf die Natur zeigte sich der Einfluß der göttlichen Nähe. Alles Wasser ward gesegnet oder in Wein verwandelt, und Alles erhielt die göttliche Weihe. Man schöpfte daher in der Mittnacht sogenanntes „Wywasser" aus den heiligen Quellen, um es als Weihwasser aufzubewahren und die Wohnungen damit zu besprengen, man stellte Futter ins Freie, um es dadurch weihen zu lassen, man holte die durch die umwandernden Götter gesegneten Pflanzen, um sie dem Vieh zu geben, und rüttelte die im Winterschlafe ruhenden Bäume, damit sie wach seien und sich auf den Umzug der Götter mit rüsteten, um diese empfangen zu können und bei der Vertheilung des Fruchtsegens nicht leer auszugehen. Auch suchte man die Götter durch Gaben zu gewinnen und ihren Zorn zu besänftigen, und auf den Höhen und in den Hainen loderten mächtige Feuer und fanden große Opfermahle statt.

Ein guter Theil aller dieser Bräuche ist, seitdem das Christenthum die Oberhand gewann und die lichten Götter Germaniens zu wahren Teufeln herabdrückte,[3] auf das Geburtsfest Christi übergegangen, für welches auch der heidnische Name „Weihnacht" beibehalten worden ist. Die alten Weihnachtsfeuer haben sich noch lange erhalten, und an die Stelle der alten Gastereien, die mit den Opfern verbunden waren, trat ein Weihnachtsschmaus, wie uns die verschiedenen Speisen, die heute noch üblich sind, sowie die Weihnachtskuchen, welche die Gestalt von Ebern, Pferden und anderen den Göttern meist heiligen Thieren haben, deutlich bekunden, und der Weintrunk, der mit dem Mahle zusammenhing, ging auf den Evangelisten St. Johannes über. Ja, die Götter selbst sind es noch, die, wie vordem, in der Weihnachtszeit unter den mannigfaltigsten Gestalten auftreten, und nicht nur der in vielen Gegenden bekannte „Knecht Ruprecht" ist der einst ruhmglänzende Wuotan (althochdeutsch „hruadperaht" = ruhmglänzend), sondern auch der heilige Nikolaus, der kinderfreundliche Bischof von Mira, muß auf seinem Schimmel den heidnischen Gatt vertreten, der als Sturmgott in den „Zwölfnächten" mit dem wilden Heere die Welt durchzieht.

Auch die Weihnachtsfeuer haben sich, wie gesagt, noch lange Zeit erhalten und loderten vor nicht allzulangen Jahren noch an vielen Orten zu Ehren der zur Zeit der Wintersonnenwende sich neubelebenden Sonne. Da herrschte große Freude auf den Straßen und in den Wohnungen, die Knechte hatten freie Zeit, und jeder Fremdling war nach altgermanischem Brauche ein willkommener Gast, wo er auch einkehrte. Auf einer alten Abbildung sieht man noch den Hausherrn mit einem mächtigen Trinkhorne in der Hand, rechts und links seine Söhne mit Pokalen, den Schenken zur Seite, der ein Horn füllt, und vor dem Herrn den fahrenden Sänger. Auch einen Gast bemerkt man, der mit Speer und Schild soeben eintritt. Das Festgericht bei solcher Gelegenheit war stets ein gebratener Eber oder doch ein Schweinskopf, und ein solcher wird noch gegenwärtig bei dem Weihnachtsschmause an der Universität Oxford aufgetragen. Auch in der Uckermark verspeist man noch heutzutage besonders zur Weihnachtszeit mit Vorliebe Schweinskopf und grünen Kohl. In Konz an der Mosel zündet man jetzt noch zu Weihnachten ein mit Stroh umwundenes Rad, das Abbild des Sannenrades, an und rollt es, nachdem man eine Stange hindurchgesteckt, einen Berg hinab. Unter Jubelgeschrei und Fackelschwingen folgt die Menge nach. Erlischt das Rad eher, als es in die Mosel rollt, so bedeutet dies eine gute Weinernte. Aehnliche Bräuche finden sich auch noch in Bayern, Schwaben und Tirol, und mit Recht kann vielleicht auch angenommen werden, daß der Julkloden und das Weihnachtsscheit (Bûche de Noël), das im Kamine französischer und englischer Grundbesitzer zur Zeit der Sannenwende flammt, van der ehemaligen Verehrung Freyer's herrührt. Freilich knüpft sich auch an das „Julfest", wie an alle ja rein altgermanischen Jahresfeste wie Weihnachten, manch wunderlicher Aberglaube. Geht in der Nacht das angebrannte „Jullicht" aus, glaubt man in verschiedenen Gegenden, sa stirbt Jemand in demselben Hause; die Reste dieser Lichter dagegen gelten als heilsamer Balsam für kranke Hände und Füße. Mancherorts glaubt man heute noch, daß in der Julnacht das Wasser zu Wein werde, daß die Thiere reden und weissagen können, die Tadten aufwachen, alle Geister spuken, versunkene Städte und Reiche emporsteigen, die Bäume blühen und reifen, wie die Jerichorose in der Christnacht erblühen soll, daß die Steine sich regen und die Pforten der Unterwelt sich öffnen: wer hineintritt, kammt vielleicht erst nach dreißig Jahren wieder heraus und meint, eine kurze Stunde verlebt zu haben. Hier und da ist eben das, was von der Mitternachtsstunde der längsten Nacht gilt, auf die ganzen „Zwölfnächte" erweitert.

Noch heute ist Weihnachten die von Jung und Alt ersehnte Periode allgemeiner Herzensfreudigkeit, und sowohl im skandinavischen Norden,[4] wie bei uns, lebt die Sitte fort, sich zu Weihnachten oder zu Neujahr zu beschenken, zu begrüßen und zu besuchen, alte Bande der Freundschaft zu erneuern oder fester zu knüpfen. Wenn „St. Niklas" am Rhein, „Knecht Ruprecht" im mittleren und nördlichen Deutschland den Kindern den herannahenden Wonnetag verkündet und sie nach Umständen belobt, beschenkt oder bestraft, so erscheint in Pommern der „Julklapp", spendet willkommene Gaben und erinnert so an den obersten Gott unserer Urahnen. Da geht's sowohl im hohen Norden, wie bei uns recht lustig zu, und während unsere deutschen Kinder sich an Zuckergebäck, Kuchen und Lebkuchen laben, erscheinen in den Nordlanden „Julbrod" und „Julgrütze" neben Schinken, Stockfisch, Fleisch, Käse und Butter auf den gastlich geschmückten Tischen. Ael und Branntwein fehlen natürlich auch nicht, jeden Ankommenden zu erquicken, und um die Julfreude nicht zu verderben, darf das Dargebotene nicht verschmäht werden. Die vornehmste Ladung jedoch, auf welche sich Aller Augen richten, bildet der „Jul-Eber" oder „Jul-Bock", ein schmackhaftes Gebäck in Gestalt eines Ebers oder Widders. Von den Weihnachtsbräuchen, die fast sämmtlich auf frühere Zeiten zurückweisen — mögen nun die altgermanischen Götter heute unter dem Namen eines „Knecht Ruprecht", eines „Christkindes", eines „Heiligen Nikolas", eines „Hans Trapp" u. s. w. auftreten — haben sich, wie auch bei den meisten anderen Festbräuchen, die zahlreichsten und mannigfaltigsten noch in Deutschland erhalten.[5] So ist es in den meisten Gegenden besonders von Norddeutschland noch allenthalben auf dem Lande Brauch, daß am heiligen Abende ein in einen mächtigen Pelz gehüllter Mann, mit langem, weißem Barte und einer Birkenruthe unter dem Arme, in den Häusern umhergeht und sich bei den Kindern erkundigt, ob sie beten können. Ist dies der Fall, so werden sie mit Pfefferkuchen, Aepfeln und Nüssen beschenkt, während diejenigen, die ihr Gebet nicht aufzusagen vermögen, mit der Ruthe bestraft werden. Dieser gefürchtete, aber dann auch willkommen geheißene Gast führt meist den Namen „Knecht Ruprecht" oder „de hêle Christ"; in Mecklenburg nennt man ihn „rû Clâs", den rauhen Claas, ähnlich in Holstein, Braunschweig und Hannover „Clâs", „Clâwes", „Clâs Bûr" und „Bullerclâs", in Schlesien den „heiligen Joseph". Manchmal ist sein Mantel auch mit Glocken, Schellen und Klingeln besetzt, und in der Hand hält er einen mit einem Aschenbeutel versehenen Stock, mit dem er die Kinder züchtigt, die nicht beten können, und weswegen er auch „Aschenclâs" genannt wird. Hin und wieder reitet er auch auf einem Schimmel umher und ist so an vielen Orten unter dem Namen „Schimmelreiter" bekannt, und im Osnabrück'schen nennt man seinen Schimmel den „spanischen Hengst". Hier und da erscheint er auch von einem Begleiter gefolgt, der einen in Erbsstroh gewickelten „Bär" (Bären) führt, welcher die Kinder durch sein Brummen in Schrecken setzt. Der „Schimmelreiter" aber weist uns wieder auf die frühesten Zeiten und die altgermanischen Götter zurück, wo Odin auf weißem Pferde, weiße Hunde am Strick, und weiß gekleidet in der „wilden Jagd" um die Mitternachtsstunde einherbrauste. — Auf der Insel Usedom erscheint neben dem Ruprecht mit Ruthe und Aschensack und einem Schimmelreiter sogar noch eine dritte Persan mit dem sogenannten „Klapperbock". Dies ist eine Stange, über die eine Bockshaut gespannt ist und an deren Ende sich ein hölzerner Kopf befindet. An der unteren Kinnlade desselben ist eine Schnur befestigt, welche durch die obere Kinnlade in den Schlund läuft, sodaß, wenn der Tragende daran zieht, die beiden Kinnladen klappernd zusammenschlagen. Mit diesem Klapperbock, der auch in Dänemark bekannt ist und dort in keiner „Weihnachtsstube" fehlen darf, werden die

[3]) Vergleiche hierzu das von mir in meinem Aufsatze „Walpurgisnacht" in Nr. 100 des „Vogtländ. Anzeigers", 1889, über die „Hagediesen" G sagte.

[4]) Siehe hierzu meinen Aufsatz „Bilder aus Island" in Nr. 112 der „Leipziger Zeitung", 1890, II. Beilage.

[5]) Siehe hierzu meine unter diesen Anmerkungen angeführten Aufsätze über die verschiedenen Jahresfeste.

Kinder, welche nicht beten können, gestoßen und geschreckt. — Eine ähnliche Gestalt[6]) ist in Ilsenburg im Harz der „Habersack“, welcher in der Weise hergestellt wird, daß Jemand eine Stange nimmt, die in eine Gabel ausläuft, einen stumpfen Besen dazwischen klemmt, so daß es wie ein Kopf mit Höenern aussieht, und ein langes Tuch daranhängt, das ihn selbst verbirgt. — Zu den Umzügen in der ehemaligen Grafschaft Ruppin versammeln sich die Knechte und Mägde bereits in der Woche vor Weihnachten. Ein Knecht stellt einen Reiter auf einem Schimmel dar, ein anderer, weiß gekleidet und mit Bändern geschmückt, trägt eine große Tasche und heißt der „Christmann“ oder die „Christpuppe“. Mehrere von den übrigen verkleiden sich als Weiber, schwärzen ihr Gesicht und werden nun „Feien“ genannt. — Sind alle diese Vorbereitungen getroffen, so setzt sich der Zug in Bewegung und geht mit Musik, unter Begleitung aller Versammelten und dem Jauchzen der herbeiströmenden Kinder, von Haus zu Haus. Beim Eintritt in die Stube muß der Reiter über einen vorgesetzten Stuhl springen, worauf auch die Christpuppe mit der ihr begleitenden Menge eintritt. Nur die „Feien“ werden nicht zugelassen. Dann singen die Mädchen nach einer bestimmten Melodie einen Text, der vielleicht hier und da noch alt sein mag, und der Reiter wählt aus der Schaar der Mädchen eines aus, mit dem er zur Musik tanzt, und zwar so, daß beide einander gegenüberstehen und allerhand willkürliche Wendungen machen. Unterdessen geht die Cheistpuppe bei den Kindern umher und fragt, ob sie beten können. Sagen sie nun einen Bibelspruch oder Gesaagbuchsvers her, so werden sie mit einem Pfefferkuchen aus der großen Tasche belohnt; vermögen sie es nicht, mit dem Aschenbeutel geschlagen. Hierauf tanzt der Reiter sowohl wie der Cheistmann mit einigen Mädchen aus der Menge, und dann geht's weiter. Nun erst werden die „Feien“, welche bis dahin fortwährend versucht haben, einzudringen, aber unter allerhand Scherzen und Neckereien immer wieder zurückgetrieben worden sind, ins Haus gelassen, wo sie wild und tobend herumspringen, die Kinder schlagen und Alles in Schrecken zu setzen suchen. — Auf diese Weise wiederholt sich die Scene in jedem der Häuser, von denen, je nach der größeren oder geringeren Anzahl der Höfe im Dorfe, eins oder mehrere besucht werdea. Besonders ist auch der Elsaß der Mittelpunkt einer großen Anzahl festlicher Gebräuche geblieben[7]), und auch hier wird das Weihnachtsfest so recht als Kinderfest gefeiert, zu dem es ja aus einem Feste der ganzen Volksgemeinde und dem altheidnischen Feste nach und nach geworden ist. Schon mehrere Tage vor dem Feste klopft es dort ans Fenster und fragt mit verstellter Stimme: „Wollt ihr das Cheistkind? Darf ein Christkind hinein?“ Und herein tritt, weiß gekleidet, das Christkind, eine Goldpapierkrone auf dem Kopfe und einen weißen Schleier vor dem Gesichte, ein Knabe oder ein Mädchen der nächsten Verwandtschaft, um den kleineren Kindern prüfende Fragen vorzulegen. In vollem Glanze aber erscheint es am Weihnachtstage selbst, ehe der Tannenbaum angezündet wird, der selbst wie eine freundliche Erinnerung aus der Väter Zeit herüberstrahlt. Das Christkind erscheint diesmal häufig in Begleitung des „Hans Trapp“, einer jener Schreckfiguren, wie wir ihnen schon wiederholt begegnet, und wie der „Pelzmärtel“ in anderen Gegenden. Besagter Hans Trapp ist in eine lange Kutte gehüllt, um den Leib trägt er eine Kette; mit Ruthe und Sack ausgerüstet kommt er herein. Im Münsterthale trägt er häufig noch eine Art Vogelmaske mit lang hervorstehendem Schnabel; dort heißt er dann der „Becke“ (wohl von „picken“), weil er nämlich die Kinder auf den Kopf pickt. Sind sie artig gewesen, so erhalten sie Kuchen, Aepfel und Nüsse; sind sie unartig gewesen, so rascheln die Nüsse in die Stube, und wenn sich nun das Völkchen ans Sammeln begiebt, so überfällt sie der Hans Trapp mit seiner Ruthe. Diesmal ist es aber wohl mehr ein historischer, als ein heidnischer Unhold. Unter seiner Maske steckt nämlich der Hofmarschall des Pfalzgrafen Philipp, Ritter Hans von Tratt oder Trotte oder Trot, der für Stadt und Kloster zu Weißenburg ein unversöhnlicher Feind war bis zu seinem im Jahre 1503 erfolgten Tode. Noch sieht maa sein Grabmal in der verfallenen gothischen Kapelle hinter Schlettenbach an der Dahner Straße im Lauterthal. So sehr hat er das Volk im Norden des Landes in Schrecken gesetzt, daß sein Name noch heute als Popanz dient, genau so wie der Name des Herzogs Popiel dem schlesischen „Popelmanne“ den Ursprung gegeben hat. So wandelt er also noch heute um, und weit von der Burg Berwartstein, auf der er hauste, kennen die Kinder seinen Namen. Natürlich aber versteckt sich hinter dem Namen noch eine viel ältere Erinnerung. Jedenfalls sind die Kinder froh, wenn er wieder fort ist und sie sich ungestört der Süßigkeiten freuen können, welche das Christkind mitgebracht hat. In früherer, einfacherer Zeit bestanden die Geschenke überhaupt nur aus Aepfeln und Nüssen nebst einem Manne und einem Hasen aus Lebkuchen, die für jedes Kind besonders in irgend einer Ecke standen, dabei ominöser Weise auch eine Ruthe. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, in die Aepfel ein Geldstück hineinzustecken und Geschenke aller Art unter dem Tannenbaum[8]) zu gruppiren oder in die Zweige desselben aufzuhängen. In dieser Form ist der Tannenbaum auch über die Elsässer Grenze bis nach Paris vorgedrungen. Schon unter dem Kaiserreiche brannte der Christbaum in den Tuilerien, und seitdem viele Elsässer ausgewandert sind, zünden sie da drüben den Baum an und pflegen der Heimath gar wehmüthig, oft auch in Haß und Feindschaft gegen Deutschland, zu gedenken. — Auch in Schwaben zeigt sich zuweilen ein wohlgekleideter Engel, das Christkind, das die Kinder prüft und beschenkt, und neben ihm kommt überall der „Pelzmärte“ (Pelzmichel, Graale, Buzegraale) vor, der schon in den Klöpflinsnächten[9]) aufgetreten ist. Er ist verkleidet, oft mit Erbsenstroh umflochten, hat ein schwarzes, rußiges Gesicht, eine Kette um den Leib und einen Stock in der Hand, und auf dem Rücken trägt er einen Korb. An manchen Orten hat er auch eine Pelzmütze auf und ist mit einer Schelle versehen. In ähnlicher Weise gehen in Hessen auf dem Lande, sobald der heilige Abend beginnt, zwei weißgekleidete Personen, ein Mann und eine Frau, von denen der erstere Nikolaus, die Frau den Engel vorstellt, in die Häuser, um den Kindern, wie am Nikolaustage, zu bescheeren. In den Städten dagegen findet die Bescheerung, auch ohne die beiden Personen, wie im größten Theile von Deutschland, unter einem grünen Tannenbaume statt.

Interessant sind auch die Umzüge des „Knecht Ruprecht“ im sächsischen Erzgebirge, wo sich überhaupt noch manche hübsche Weihnachtsbräuche vorfinden, die allerdings mit den altgermanischen wenig zu schaffen haben und auf die im Einzelnen ich deshalb auch an dieser Stelle nicht näher eingehe. Im Vogtlande zieht der Knecht Ruprecht einige Tage vor dem Feste mit der Ruthe und einem Sacke voll Nüsse in den einzelnen Häusern umher, in denen um diese Zeit großer Jubel herrscht. Aber die Kinder, welche vor ihm nicht erschrecken und nicht beten wollen, zupfen ihn keck an seinem zottigen Pelzmantel und necken ihn mit Verschen, wie z. B.:

„Hupprich, Hupprich, böser Bu,
Steck' mich 'nei deine Lodenschuh,
Steck' mich 'nei bei Hühnerloch,
Laß mich stecken die ganze Woch'.“

„Hans Rupprich“ oder „Hupprich“ ist der Name des Knechtes Ruprecht im Vogtlande, wo auch das Christkind allgemein „Boenkinnel“ genannt wird, nach dem alten „Barn“ (Futterbarren), was Krippe bedeutet. Das Bornkinnel ist also soviel wie Krippenkind, eine Erinnerung an die beim Cheistfeste dort fast nie fehlende Krippe. — Auch im mittleren Erzgebirge zeigen die Kinder hin und wieder weniger Furcht vor dem „Knecht Ruprecht“ und seiner bedenklich wackelnden Ruthe, und ich habe selbst oft in meiner Kindheit, wenn der als Ruprecht verkleidete liebe Vater in seinem über und über mit Schneeflocken besäten, großen schwarzen Pelze raschelnd und polternd in die Stube trat, in der unverfrorensten Weise mit den Geschwistern gesungen:

„Ruprecht, Ruprecht, guter Gast,
Wenn du 'was im Sacke hast,
Komm herein und setz' dich nieder: —
Hast du nichts, so gehe wieder!“

Auf die fast unzähligen sonstigen Weihnachtsbräuche, die noch in der mannigfaltigsten Weise in Deutschland üblich sind, besonders in Steyermark, Kärnten und anderen deutschen Provinzen Oesterreichs, überhaupt im Süden Deutschlands, von denen sich in den meisten Gegenden aber nur noch Bruchstücke erhalten haben, welche großentheils auch mit anderen Gebräuchen vermischt sind, gehe ich

---

[6]) Vergleiche hierzu v. Reinsberg-Düringsfeld's „Das festliche Jahr“.

[7]) Siehe meinen Aufsatz „Ostern, ein Frühlingsfest“ in Nr. 40 der „Wissenschaftlichen Beilage“ zur „Leipziger Zeitung“ 1890.

[8]) Siehe hierzu den interessanten Aufsatz Alexander Tille's über den „Weihnachtsbaum“ in der „Gartenlaube“, Jahrg. 1888, Nr. 49.

[9]) Siehe hierüber Näheres in Simrock's „Handbuch der deutschen Mythologie“.

hier nicht näher ein. Jedoch eines dieser Spiele, das wohl zu den hübschesten gehört und mit dem viele der anderen große Aehnlichkeit haben, will ich hier noch nach der Schilderung eines Augenzeugen anführen. — Im Erzgebirge, bei Eisenberg, erscheinen kurz var Weihnachten der heilige Petrus und der Knecht Ruprecht. Letzterer ist die bekannte in Pelz und Stroh gehüllte Gestalt und hat das Gesicht oermummt, eine Ruthe in der Hand, eine Kette um den Leid und einen Sack mit Aepfeln, Nüssen und anderen Gaben auf dem Rücken. Er tritt, von Petrus gerufen, herein und spricht:

„Ich komme geschritten;
Hätt' ich ein Pferdlein,
So käm' ich geritten.
Ich had' waht eins im Stalle steh'n,
Ader es kann nicht uber die Schwelle geh'n."

Zuweilen geht auch Knecht Ruprecht, Rupperich oder „Zemper" an einigen Abenden vor Weihnachten allein herum, erkundigt sich, wie sich die Kinder betragen haben, examinirt sie aus dem Katechismus, läßt sie beten und beschenkt die Braven mit Näschereien, während er den Unartigen mit seiner Ruthe droht. Nach seinem Berichte sallen dann die Geschenke des Christkindes aus, dessen steter Begleiter er ist. — Statt des Christkindes harren die Kinder im südöstlichen Theile aon Niederösterreich[16]) am Weihnachtsabende betend des „Heiligen Niglo" und fangen, sobald sie sein Glöcklein hören, bedend zu singen an:

„Hearei, hearei, Hear Niglo,
Goar gna'de Kinder sain ja da,
De beden gearn, de leinen gearn,
De diden 'n halich'n Niglo,
Er sall narna waas beschearn."

Die Thür geht auf, und der heilige Niglo, mit Stab und hoher Bischofsmütze, tritt herein und spricht:

„G'labt sei Jesas Christas,
'N Himelsjög'n bringt mit hear do
Do Godastäb und Ring dös holich'n Niglo",

warauf die Kinder mit zitternder Stimme antworten:

„Mir griaßen dich, a halich'r Mån,
Und beden ålle Tåg dich on
In ålle Ewikeit Awend"

Dann geht der Niglo bis zum Tische, läßt jedes Kind beten und sich ihre Gebet-, Schul- und Schreibbücher zeigen. Wehe dem, welches seine Bücher nicht in Ordnung hat oder beim Beten stottert. Der schwarze Ruprecht, mit einem Pelze angethan, steht mit glühenden Augen und langer, rother Zunge und mit einer großen Kette aor der Thür, um die Befehle seines Herrn zu vollziehen. Haben nun die Kinder gebetet und gesungen, so muß jedes einzelne Kind, und zwar das kleinste zuerst, aor den Niglo hintreten, niederknieen und den Ring, welchen er am Finger trägt, mit den Worten küssen:

„Mit'n Ma'l kiß ich
'N halich'n Stai,
Mit'n Ma'l griaß ich
'N Hearn Niglo mai,
Mit d' Hend did ich
Um a bisl woas;
Ich wiar oardla sai"

[16]) Vergleiche hierzu v. Reinsberg-Düringsfeld's „Das festliche Jahr".

Hierauf spricht der Niglo:

„Wiarsd' oardla sain?
Schdeht deine Schu'ch in Hain,
Siach, daß ka Schnee n'eisält,
Und sioch 'nous, woans zeh'n hoast zölt",

giebt den Kindern noch eine Lehre, stellt ihnen eine in Kalk getauchte Ruthe auf den Tisch und sagt:

„Wåa oona ned draf und oardla is,
D' Ruot'n sich'n Bugl 'neifrißt"

Dann giebt er den Kindern den Segen, bespritzt sie mit Weihwasser, während die Kinder das Kreuz schlagen, und geht mit dem frommen Wunsche fort:

„Gad's Sög'n dlaid bei eng (euch),
N'irds Brisül von eng zwäng (Jedes Unglück von euch scheuche),
G'lodt soi Jesas Christas",

worauf alle Anwesenden erwidern: „In alle Ewikeit. Amend." Der heilige Niglo entfernt sich ebenso leise, wie er gekommen ist, und schließt die Thür hinter sich zu. Die Kinder athmen auf, da die Gefahr vorüber ist, und beeilen sich, ihre Schuhe auszuziehen, adzubürsten und mit den Schuhbändern zusammen zu binden. Dann schleicht der muthigste Knabe zur Hausthür, horcht, od er das Glöcklein noch höre, und stellt behutsam seine Schuhe hinter ein Gesträuch im Garten, wo er den Schnee sorgfältig weggekehrt hat. Ihm solgen seine Geschwister und stellen ihre Schuhe unter dasselbe Gesträuch. Jetzt wird gewartet, bis es zehn schlägt, und die Zeit mit Erzählungen von Geschichten hingebracht, in denen der schwarze Ruprecht eine große Rolle spielt. Kaum ist aber der zehnte Schlag der Uhr verhallt, so läuft der furchtloseste Knabe an's Schlüsselloch, guckt hinaus, od Alles sicher sei, öffnet leise die Thür und schleicht auf den Zehen zu seinen Schuhen, die er mit Aepfeln, Nüssen und anderen Leckereien gefüllt findet. Schnell ergreift er sie und eilt mit raschen Schritten zurück zur Thür, wo schon seine Geschwister ihn ungeduldig erwarten. Jetzt läuft Groß und Klein an den bezeichneten Platz und holt die gefüllten Schuhe, worauf es an ein fröhliches Verzehren all der kostdaren Herrlichkeiten geht.

So herrscht um die Weihnachtszeit allüberall, in Nord und Süd, in West und Ost, in den Palästen wie in den Hütten, helle Freude und lauter Jubel, und nicht nur die Herzen der Kleinen, sondern auch die der Großen beginnen lauter und freudiger zu schlagen, wenn die wenigen Tage, die aon Allen mit Freuden begrüßt werden, wie sie schon dereinst vor Jahrtausenden aon unseren Urahnen mit frohem Festesjubel begrüßt und mit noch lauterem Jubel gefeiert wurden, herannahen. Mögen sich mit dem Feste auch die oft so hübschen Bräuche, die wir in Vorstehendem aus allen Gegenden kennen gelernt haden, noch recht lange erhalten und alljährlich geübt werden, wenn auch die Bedeutung derselben den meisten weniger bekannt und dunkel ist; mögen auch die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, die Kenntniß derselben hier und da wieder aufzufrischen und in dem und jenem die Erinnerung an der Kindheit froheste Stunden wieder wach zu rufen!

Und damit schließe ich und wünsche Allen, die der Väter frommen Brauch und hehre Weise hochzuhalten und zu ehren wissen, ein recht frohes Fest und sende ihnen, diesmal aus hohem Norden, in herzlichster Weise den hier zu Lande üblichen frohen Weihnachtsgruß: „Fröhliches Julfest!"

Bücherbesprechungen.

h— Oesterreich-Ungarn in reichsdeutschem Lichte (München 1890, G. Franz'scher Verlag, J. Roth) aan Paul Dehn. — Der Verfasser, der sich zuerst in weiteren Kreisen durch seine Schilderungen der wirthschaftlichen Verhältnisse des Orients einen geachteten literarischen Namen gemacht hat, erweist sich in seinem neuen Buche auch als einen unterrichteten Kenner und scharfsinnigen Forscher auf mehr politischem Gebiete. Wer sich über die inneren Zustände des befreundeten Kaiserstaates, über seine vielfach so aerwickelten Nationalitätsstreitigkeiten und staatsrechtlichen Verhältnisse näher zu unterrichten wünscht, dem können wir die Lectüre dieses ouf eingehenden, durch eigene Anschauung an Ort und Stelle gewonnenen Studien deruhenden Werkes nur empfehlen. Allerdings nehmen auch hier die wirthschaftlichen und socialpolitischen Betrachtungen an innerem Werth entschieden die erste Stelle ein. Doch ist auch den übrigen Theilen des Buches nachzurühmen, daß sie sich von jeder schablonenhaften Behandlung des Stoffes freihalten und durchweg ein auf langjährige Erfahrung und Beobachtung gestütztes, seldständiges Urtheil bekunden

L.— Der Rekrut. Kurze Anleitung zur Ausbildung des Infanteristen bis zur Einstellung in die Campagnie, aan Köppel, Majar und Bataillons-Commandeur im 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 63. Fünfte, nach den neuesten Vorschriften umgearbeitete, Auflage. Berlin, 1890. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. — Es giebt der „kurzen Anleitungen zur Ausbildung des Infanteristen" gar viele, und alle haden sich in der Praxis gut bewährt. Auch aon der Tüchtigkeit des hierüber genannten Büchelchens legt dessen fünfte Auflage gutes Zeugniß ab, und in den „einleitenden Betrachtungen" hat der Herr Verfasser einen Schatz aon praktischen Rathschlägen niedergelegt, wie er nur dem, unmittelbar aus dem dienstlichen Leben seine Erfahrungen schöpfenden, Berufsofficier zu Gebote steht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 155. Sonnabend, den 27. December. 1890.

Napoleon Bonaparte.*)

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

VII.

Kein Herrscher, selbst ein unumschränkter nicht, verharrt vom Morgen bis zum Abend in despotischer Haltung. Jeder Landesherr, insbesondere in Frankreich, pflegt seinen Tag in zwei Theile zu theilen und den einen den Geschäften, den andern der Gesellschaft zu widmen. So oft er letzteres thut, wird er, obgleich Staatsoberhaupt bleibend, Hausherr, denn er empfängt, er hat Gäste, und damit diese nicht zu Automaten werden, trachtet er, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Auch Ludwig XIV. that desgleichen. Er war gegen Jedermann höflich, behandelte die Männer leutselig, zuweilen freundlich, die Frauen zuvorkommend, manchmal galant, enthielt sich jeder Barschheit, jedes lärmenden Auftritts, jedes Spottes, jedes verletzenden Wortes, ließ Niemanden die Abhängigkeit und niedrigere Stellung fühlen, ermunterte alle Welt zum Sprechen und Plaudern, duldete im Gespräch den Schein der Gleichheit, lächelte über gute Antworten; ab und zu scherzte er selber oder erzählte etwas. So verhinderte er, daß das Leben in seinen Salons erlösche. Eine solche Salon-Charte thut jeder menschlichen Gesellschaft noth; einst nannte man sie „Lebensart“ und der König unterwarf sich ihren Geboten strenger als irgendwer; Ueberlieferung und Erziehung lehrten ihn, mindestens gegen die höheren Kreise Rücksichten zu üben und sie zu seinen Gästen zu machen, ohne daß sie aufhörten, seine Unterthanen zu sein.

Ganz anders Napoleon. Von der Etikette, die er dem alten Hofleben entlehnt, behält er nur die strenge Zucht und die Prunkentfaltung bei. Von seinem Ceremoniell sagt die Augenzeugin Madame de Rémusat, daß es „sich abspielte, als sei es von einem Trommelwirbel geleitet; Alles geschah gleichsam im Sturmschritt. . . Diese Ueberstürzung, sowie die Furcht, die er fortwährend einflößt“, unterdrücken in seiner Umgebung jedes Behagen, jede Bequemlichkeit, jede leichte Unterhaltung, jeden ungezwungenen Verkehr. Die einzigen vorhandenen Bande sind die des Befehlens und Gehorchens. „Die kleine Gruppe, die er auszeichnet — Savary, Duroc, Maret — ist schweigsam und beschränkt sich auf die Vermittlung seiner Aufträge. . . . Indem wir lediglich das thaten, was uns befohlen wurde, kamen wir uns wie ziemlich gleichartige Maschinen vor, die man auf die neuen, eleganten, vergoldeten Polsterstühle der Tuilerien oder Saint-Clouds gesetzt hatte.“

Damit eine Maschine gut arbeite, ist es nöthig, daß der Maschinist sie häufig in Ordnung bringe. Der unserige läßt es hieran nicht fehlen, namentlich nach einer Abwesenheit. Vor seiner Rückkehr aus Tilsit „prüft Jedermann,“ wie Madame de Rémusat schreibt, „ängstlich sein Gewissen, um zu ergründen, ob der strenge Meister nicht irgend einen Grund finden könnte, seine Unzufriedenheit auszudrücken. Seine Gattin, seine Familie, seine Großwürdenträger, sie alle empfinden diese Angst mehr oder weniger. Die Kaiserin, die ihn am besten kennt, sagt naiv: „„Der Kaiser ist so glücklich, daß er gewiß viel schelten wird.““ Und wirklich fährt er sofort nach seiner Ankunft mit einem argen Donnerwetter drein und verbreitet zu seiner Befriedigung einen kleinen Schrecken. Aus Berechnung wie aus Neigung läßt er sein Herrscherthum nie aus den Augen.“ Daher „ist das Hofleben kalt und stumm, mehr traurig als würdig. Auf allen Gesichtern malt sich Unruhe, . . . es herrscht ein trübes gezwungenes Schweigen.“ In Fontainebleau erzeugen alle Vergnügungen kein Vergnügen, alle Genüsse keinen wahren Genuß, — nicht einmal für ihn selbst. „Ich beklage Sie,“ sagt Talleyrand zu Rémusat, „denn Sie müssen den Nicht-Unterhaltbaren unterhalten.“ Im Theater träumt oder gähnt er; das Beifallklatschen ist verboten; „bei den ewigen Trauerspielen langweilt sich der Hof tödtlich, . . . die jungen Frauen schlafen ein; man verläßt das Theater traurig und unzufrieden.“ Derselbe Zwang herrscht in den kaiserlichen Salons. „Er verstand es nicht — vielleicht hatte er auch nicht den Willen —, den Leuten Behagen einzuflößen; er fürchtete jeden Anschein von Vertraulichkeit und rief bei Allen die Angst hervor, er werde ihnen vor Zeugen etwas Unangenehmes sagen. . . Während der Contretänze spaziert er in den Reihen der Damen hin und her, um dieser oder jener einige unbedeutende oder unverbindliche Worte zu sagen.“ Im Grunde genommen, ist er den Frauen gegenüber argwöhnisch und übelwollend, denn „die mächtige Stellung, die sie sich in der Gesellschaft errungen haben, erscheint ihm wie eine unerträgliche Anmaßung“. Daher benimmt er sich gegen sie oft „gezwungen und unwillig“, und „nie hat er zu einer von ihnen ein anmuthiges oder auch nur hübsches Wort geäußert, obgleich das Bestreben, solche Worte zu finden, sich oft genug in seinen Mienen wie im Tonfall seiner Stimme ausdrückt. . . . Er spricht mit den Frauen nur entweder von ihren Toiletten, deren sachverständiger Kenner er zu sein erklärt und über die er unzarte Scherze macht, oder über die Zahl ihrer Kinder. Er fragt sie in derber Weise, ob sie die Kinder selber stillen, oder er ertheilt ihnen Verweise über ihre gesellschaftlichen Beziehungen. . . . Jede war froh, wenn er sie wieder verließ.“ Zuweilen macht es ihm Spaß, sie aus der Fassung zu bringen, indem er ihnen etwas vorklatscht und sie hänselt, wie ein Oberst seine Marketenderinnen. „Ja, meine Damen,“ sagt er z. B., „die guten Bewohner des Faubourg Saint-Germain beschäftigen sich mit Ihnen; man sagt dort, daß Sie, Madame A., ein Verhältniß mit Herrn B. haben und Sie, Madame C., eines mit Herrn D.“ Erfährt er durch Polizeiberichte zufällig, daß diese oder jene Dame ihren Gatten hintergeht, „so zögert er nicht, diesen zu verständigen“. Hinsichtlich seiner eigenen Liebesabenteuer ist er ebenso indiscret; hat er rasch die Entwickelung herbeigeführt, so plaudert er aus der Schule und nennt sogar Namen; ja, er geht so weit, seine eigene Gattin einzuweihen und ihr sehr vertrauliche Einzelheiten mitzutheilen, wobei er freilich nicht duldet, daß sie sich beklage. Er sagt ihr: „Ich habe das Recht, alle deine Beschwerden mit einem ewigen „Ich“ zu beantworten.“

In der That, dieses Wort muß überall herhalten. Und zur näheren Erläuterung desselben fügt er hinzu: „Ich stehe abseits und allein da und nehme Niemandes Bedingungen an.“ Auch keinerlei Verpflichtungen, kein Gesetz erkennt er an, nicht einmal die Vorschriften der Höflichkeit, die die ursprüngliche Rohheit mildert oder verbirgt und es den Menschen ermöglicht, mit einander glatt

*) Vorheriger Abdruck aus dem 5. (Schluß-) Bande seines berühmten Werkes „Entstehung des modernen Frankreich“; derselbe erscheint um Neujahr 1891 in der Katscher'schen Bearbeitung im Verlage Abel & Müller, Leipzig, u. d. T. „Das nachrevolutionäre Frankreich“.

zu verkehren. Von jenen Vorschriften versteht er nichts und er lehnt sich gegen sie auf. „Das unbestimmte, gleichmachende Wort Convenienz,“ sagt er, „das ihr bei jeder Gelegenheit im Munde führt, paßt mir nicht. Es ist von den Einfaltspinseln erdacht, die sich den Leuten von Geist möglichst gleichstellen wollen. Es bildet eine Art gesellschaftlichen Knebels, der die Starken stört und nur den Schwachen dient. . . . Ah! der gute Geschmack! Auch dieses ist eines jener classischen Worte, die ich nicht leiden mag.“ Talleyrand bemerkt eines Tages zu ihm: „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind; könnten Sie sich seiner durch Kanonenschüsse entledigen, so würde er längst beseitigt sein.“ Der gute Geschmack ist natürlich die höchste Leistung der Cultur, die intimste Hülle der menschlichen Blöße, das der Person am meisten anhaftende Gewand, dasjenige Kleidungsstück, welches man noch auf dem Leibe behält, wenn bereits alle anderen abgelegt sind, und für Napoleon bildet dieses zarte Gewebe ein Hinderniß, das er unwillkürlich entfernt, weil es iha bei seinen natürlichen Bewegungen stört, den ungezügelten, herrschsüchtigen, wilden Bewegungen des Siegers, der den Besiegten niederschlägt und ihn seine Gewalt fühlen läßt.

Bei solchen Manieren ist keine Gemeinschaft möglich, am wenigsten zwischen den unabhängigen, bewaffneten Körperschaften, die man Nationen oder Staaten nennt. Deshalb sind jene aus der Politik und der Diplomatie verbannt. Jeder Lenker oder Vertreter eines Landes enthält sich ihrer grundsätzlich sorgfältig, wenigstens gegenüber seines Gleichen. Er ist genöthigt, diese höflich zu behandeln, ihre empfindlichen Seiten zu schonen, sich also nicht der persönlichen Leidenschaft und der Erregung des Augenblicks hinzugeben, sondern sich stets zu beherrschen und jedes Wort zu erwägen. Daher rührt der Ton der Manifeste, Protokolle, Depeschen und anderen öffentlichen Schriftstücke, der kalte, matte Kanzleistil, die absichtlich abgestumpften und entkräfteten Ausdrücke, die umständlichen, fast mechanisch immer nach dem gleichen Muster herabgeleierten Redensarten, — kurz, dieses ganze welke Füllsel, der ganze internationale Puffer, der zwischen die Streitenden geschoben wird, um ihre Stöße abzuschwächen. Ohnehin giebt es zwischen Staat und Staat schon mehr als genug Reibungen, schmerzliche, unvermeidliche Zankgründe; und da die Folgen ernster Streitigkeiten wahrlich schlimm genug sein können, darf man nicht unnöthiger Weise Handhaben zu solchen bieten, nicht ohne dringende Erforderniß den fremden Widerstand steigern, die feindliche Empfindlichkeit verletzen.

Napoleon benimmt sich gerade umgekehrt. Selbst bei friedlichen Unterhaltungen ist sein Betragen ein streitbares. Er erhebt seine Hand bald willkürlich, bald unabsichtlich; man fühlt, daß er losschlagen wird, und unterdessen beleidigt er. In seinen Briefen an Souveräne, in seinen amtlichen Kundgebungen, in seinen Gesprächen mit den Gesandten und sogar bei seinen öffentlichen Empfängen [1]) droht er, fordert er heraus, bietet er Trotz. Er behandelt seine Gegner von oben herab, beschimpft sie nicht selten unumwunden und schleudert ihnen die beleidigendsten Beschuldigungen ins Gesicht. Er giebt die Geheimnisse seines Priaatlebens, seines Cabinets, seines Schlafgemachs preis. Er verleumdet seine Minister, seinen Hof, seine Frau. Die letztere verwundet er an der empfindlichsten Stelle, indem er ihr zu aerstehen giebt, daß sie ihn hintergeht. Er schlägt ihr gegenüber den Ton eines Richters an, der einen Schuldigen verurtheilt, oder den Ton eines Vorgesetzten, der mit einem Untergebenen zankt, bestenfalls den Ton eines Lehrers, der einen Schüler zurechtweist. Mit einem Lächeln des Mitleids hält er ihr ihre Fehler, ihre Schwächen, ihre Unfähigkeit aor und zeigt ihr im Voraus ihre sichere Niederlage und ihre bevorstehende Demüthigung.

Zu dem Abgesandten des Kaisers Alexander, Balaschow, den er in Wilna empfängt, sagt er: „Rußland will diesen Krieg nicht, keine europäische Macht billigt ihn, nicht einmal England wünscht ihn, denn es fürchtet für Rußland, fürchtet vielleicht das Aeußerste. . . . Ich weiß ebenso gut wie Sie, wie viel Truppen Sie haben, vielleicht sogar besser als Sie. Ihre Infanterie zählt 120000, Ihre Reiterei 60—70000 Mann. Meine Mannschaften sind dreimal so zahlreich. . . Kaiser Alexander ist sehr übel berathen. Er sollte sich schämen, gemeine Leute um sich zu dulden: den entarteten Ränkeschmied Armfeld, einen ausschweifenden Bösewicht, der sich nur durch seine Verbrechen bekannt gemacht hat und ein Feind Rußlands ist; den böswilligen Stein, diesen aus seinem Vaterlande verjagten Taugenichts, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt ist; einen Benningsen, der, wie es heißt, einige, mir übrigens unbekannte, militärische Begabung besitzen soll, der aber seine Hände in Blut getaucht hat.“ [Anspielung auf die Ermordung Paul's I.] . . . Er möge sich mit Russen umgeben, — dagegen würde ich nichts einwenden. Haben Sie denn nicht genügend russische Edelleute? Dieselben würden ihm jedenfalls mehr Anhänglichkeit beweisen als jene Miethlinge. Glaubt er etwa, daß diese in seine Person verliebt sind? . . . Er verleihe Armfeld den Oberbefehl in Finnland, — dagegen wäre nichts zu sagen; aber ihn in der nächsten Umgebung dulden? Pfui! . . . Welch herrliche Aussichten hatte Kaiser Alexander in Tilsit und aor Allem in Erfurt! Er hat die schönste Regierungszeit, die Rußland je gehabt, aerdorben. . . Wie kann er sich in Gesellschaft eines Stein, eines Armfeld, eines Winzingerode bewegen?! Sagen Sie ihm, ich hielte es für eine persönliche Beleidigung, daß er sich mit meinen persönlichen Feinden umgiebt, und ich müsse daher Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich werde seine ganze Verwandtschaft aus Baden, Württemberg und Weimar vertreiben, — er möge ihnen in Rußland eine Zufluchtsstätte bieten.“ Man beachte, was er unter „persönlicher Beleidigung“ versteht, was er mit der schlimmsten Wiedervergeltung bedroht! Auch erhellt aus der aorstehenden Ansprache, wie weit er seine Uebergriffe treibt, wie sehr er sich in die inneren Angelegenheiten fremder Herrscher einmischt, wie er ihre Rathgeber aerjagen will, als wäre er britischer Ministerresident beim König von Lahore. Auswärts kann er sich eben so wenig wie daheim enthalten, den Herrn zu spielen. „Das Streben nach der allgemeinen Herrschaft,“ schreibt Metternich am 28. Juli 1810 an den Kaiser von Oesterreich, „liegt ihm im Blute; es könnte geändert und eingeschränkt, aber niemals ausgerottet werden.“

Schon als Consul zeigt er dieses Streben. Dasselbe trägt die Schuld an dem Bruch des Friedens aon Amiens. Nicht nur die in den diplomatischen Verhandlungen vorgeschützten Beschwerdegründe, sondern auch sein Charakter, seine Anforderungen, seine eingestandenen Pläne und sein Wille, aon seiner Stärke Gebrauch zu machen, gehören zu den Ursachen des Bruches. Im Grunde genommen, giebt er den Engländern zu verstehen — und zuweilen spricht er es ganz offen aus —, sie mögen die Bourbonen aus England vertreiben und die britische Presse knebeln; laufe das ihrer Verfassung zuwider, so sei dies desto schlimmer für die letztere oder für die Briten. „Vor gewissen allgemeinen Grundsätzen des Völkerrechts,“ schreibt er im August 1802 an die englische Regierung, „müssen die Gesetze der einzelnen Staaten in den Hintergrund treten.“ Er will, daß die Nachbarn jenseits des Canals die Grundlagen ihrer Verfassung ändern, insbesondere die Preßfreiheit und das Asylrecht abschaffen, wie er selbst es in Frankreich gethan. „Ich schlug der britischen Regierung,“ sagt er am 24. Floreal des Jahres XI zu Stanislav v. Girardin, „vor einigen Monaten vor, mit uns ein Abkommen zu schließen, wonach für Frankreich und England ein Gesetz zu schaffen wäre, welches den Zeitungen und den Mitgliedern der amtlichen Körperschaften aerbieten würde, sich über die auswärtigen Regierungen günstig oder ungünstig zu äußern. Aber man lehnte meinen Antrag ab.“ Girardin antwortet: „Derselbe konnte nicht angenommen werden, weil er gegen die Grundgesetze Englands verstößt.“ Bonaparte: „Ich habe eine geringe Meinung aon einer Regierung, welche nicht die Macht besitzt, zu verbieten, was fremden Regierungen mißfallen könnte.“ Hält man ihm seine eigenen Einmischungen in die Angelegenheiten anderer Staaten oder seine großen Gebietserwerbungen aor, so meint er, das gehe Niemanden etwas an. „Sie wollen Piemont und die Schweiz vorbringen?“ bemerkt er im Februar 1803 zu Lord Whitworth. „Das sind Kleinigkeiten.“[2]) Zwei Wochen aor-

[1]) Wir erinnern an die Scene, die er 1808 in Gegenwart von zweihandert Personen dem Lord Whitworth macht and die die Würde Englands so sehr verletzt. Die gleiche Maßlosigkeit der Sprache, denselben Uebermuth bekommen von ihm zu kosten: Metternich 1809 in Paris und 1813 in Dresden, Fürst Korsakow 1812 in Paris, Balaschow 1812 in Wilna, Fürst Cardito 1805 in Mailand.

[2]) Nach Seeley („Kurze Geschichte Napoleon's des Ersten“) hat Whitworth in seiner Depesche vom 21. Februar 1803 — abgedruckt im 36. Bande von Hansard's Parlamentsberichten — den milderen Ausdruck „Kleinigkeiten“ an die Stelle des von Bonaparte in Wirklichkeit gebrauchten gesetzt und in einer von Hansard nicht abgedruckten Zwischenbemerkung gesagt: „Das Wort, dessen er sich bediente, war zu trivial und gemein, um in einer diplomatischen Note oder sonstwo Platz finden zu können, es sei denn im Munde eines Kutschers.“

her hat er den Abgesandten der Schweiz gegenüber behauptet, es sei eine von Europa anerkannte Thatsache, daß Holland, Italien und die Schweiz zur Verfügung Frankreichs stehen. Da Spanien ihm ebenfalls gehorche und er durch dieses auch Portugal in der Hand habe, könne er, wie er zu Sir Neill Campbell sagt, von Amsterdam bis Bordeaux, von Lissabon bis Cadix und Genua, von Livorno bis Neapel und Tarent den Engländern alle Häfen verschliessen. Er wolle mit ihnen entweder gar keinen Handelsvertrag oder doch nur einen höhnischen eingehen; letzterenfalls müsse Großbritannien für jede nach Frankreich ausgeführte Million britischer Waaren eine Million französischer Waaren einführen; kurz, es würde einer Continentalsperre unterworfen werden und daher im Frieden ebensoviel zu leiden haben als befände es sich im Kriegszustand. Dabei werde er nicht aufhören, Aegypten im Auge zu behalten, „zu dessen Wiedereroberung gegenwärtig" — Ende Januar 1803 — „sechstausend Franzosen genügen würden"; gewaltsam oder sonstwie werde er dahin zurückkehren. „An Gelegenheiten dazu wird es mir nicht fehlen; ich erspähe dieselben. Früher oder später wird dieses Land Frankreich gehören, sei es infolge der Auflösung des Türkenreichs, sei es auf Grund einer Abmachung mit der Pforte." Er verlangt, daß die Engländer Malta räumen, damit das Mittelländische Meer ein französisches Gewässer werde. Er hat Lust, zur See ebenso sehr zu herrschen wie zu Lande, und möchte über den Orient wie über das Abendland verfügen können. Am 24. März 1806 meint er: „Schließlich muß England sich naturgemäß in ein Anhängsel Frankreichs verwandeln; es ist von der Natur bestimmt, eine unserer Inseln zu werden, wie Oleron oder Corsika."

Selbstverständlich behalten die Engländer Malta uad beginnen den Krieg von Neuem. Er hat dies vorhergesehen und seine Entschlüsse gefaßt; mit Einem Blick übersieht er das Feld, das er zu betreten gedenkt; sein Scharfblick zeigt ihm, daß der Widerstand Großbritanniens „ihn zur Eroberung Europas zwingt", und er kündigt diese an. „Der erste Consul zählt erst 33 Jahre," heißt es in der Note vom 23. October 1802 an Otto, den französischen Gesandten in London, „und hat bislang nur Staaten zweiten Ranges besiegt; wer weiß, wie bald er die Gestalt Europas von Neuem verändert und das Abendländische Kaiserreich wieder aufrichtet!" Die Unterwerfung des europäischen Festlandes behufs der Vereinigung desselben gegen England bildet künftig sein Mittel. Dieses ist ebenso gewaltsam wie sein Zweck, und beide sind ihm von seinem Charakter vorgeschrieben. Zu herrschsüchtig und ungeduldig, um warten oder auf Andere Rücksicht nehmen zu können, ist er außer Stande, auf den Willen Anderer anders als durch die Furcht einzuwirken, und so betrachtet er seine Verbündeten lediglich als seine Unterthanen. Später, auf St. Helena, wird er mit unverwüstlicher Einbildungskraft und Selbsttäuschungsfähigkeit dem Publicum humanitäre Schwärmereien vorschwatzen, aber nach seinem eigenen Geständniß hätte er, damit sein nach rückwärts gerichteter Traum in Erfüllung gehen könne, vorher ganz Europa erobern müssen. „Ich wollte ein friedenstiftender, freisinniger Herrscher, ein gekrönter Washington sein," heißt es im „Memorial de Sainte Hélène" (Eintragung vom 30. November 1815); „aber dieses Ziel wäre nur durch die allgemeine Dictatur zu erreichen gewesen, und diese strebte ich an."

Vergeblich sagt ihm der gesunde Menschenverstand, daß ein solches Unterfangen unfehlbar das Zusammengehen des Festlandes mit England herbeiführen müsse und daß somit sein Mittel ihn von seinem Zweck entferne. Vergeblich stellen ihm Talleyrand und Andere wiederholt vor, daß er auf dem Continent eines hervorragenden, zuverlässigen Verbündeten bedürfe, sich daher mit Oesterreich, statt es zum Aeußersten zu treiben, auf guten Fuß stellen, es im Orient entschädigen, es dort in einen dauernden Widerstreit mit Rußland bringen, es durch Schaffung einer Interessengemeinschaft für das neue Franzosenreich gewinnen müsse. Vergeblich läßt er selbst sich nach Tilsit in einen ähnlichen Handel mit Rußland ein, denn dieser Handel kann keinen Bestand haben, weil Napoleon innerhalb des geschlossenen Bündnisses — nach seiner Gewohnheit immer drohend, angreifend, sich Uebergriffe erlaubend — den Czar zum Untergebenen und Opferlamm herabdrücken will. Hieran kann kein klarsehender Zeuge zweifeln. Metternich schreibt unterm 10. August 1809 an den Kaiser von Oesterreich: „Das französische System, das jetzt obsiegt, ist gegen alle großen Staaten gerichtet," nicht nur gegen England, Preußen und Oesterreich, sondern auch gegen Rußland, überhaupt gegen jede Macht, die im Stande wäre, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, denn eine Macht, die unabhängig bliebe, könnte feindselig werden, — folglich möchte Napoleon vorsichtshalber alle diese Mächte vernichten.

Er möchte dies um so mehr, als er auf dem eingeschlagenen Wege nicht mehr gut stehen bleiben kann. Sowohl sein Charakter, als auch die Lage, die er geschaffen, treiben ihn vorwärts, und seine Vergangenheit wirft ihn seiner Zukunft in die Arme. Am 2. April 1811 schreibt er an den König von Württemberg: „Dieser Krieg wird ausbrechen trotz des Czaren, trotz meiner, trotz der Interessen Frankreichs und Rußlands. Ich habe derlei schon so oft erfahren, daß die Vergangenheit mir die Zukunft enthüllt." Zur Zeit des Bruchs des Friedens von Amiens ist Napoleon bereits so stark und so offensiv, daß seine Nachbarn es für gerathen halten, sich durch ein Bündniß mit England gegen ihn zu sichern. Dies veranlaßt ihn, die Macht der noch unversehrten alten Monarchien zu brechen, Neapel zu erobern, Oesterreich zweimal zu verstümmeln, Preußen zu zerstückeln, in Holland, Westfalen und Neapel Königsthrone für seine Geschwister zu errichten. Gleichzeitig verschließt er den Engländern alle Häfen seines Reichs, später sämmtliche Häfen des Festlandes. Er verhängt über sie eine vollkommene Continentalsperre, predigt einen europäischen Kreuzzug gegen sie und duldet keine neutralen Fürsten, wie der Papst einer ist, keine lauen Untergebenen, wie sein Bruder Ludwig, keine zweifelhaften, unzulänglichen Mitarbeiter, wie die Braganzas von Portugal und die Bourbonen von Spanien. Er bemächtigt sich daher des Kirchenstaats, Spaniens, Portugals, Hollands, dann der Hansastädte und des Herzogthums Oldenburg, verlängert die Kette seiner Militärbefehlshaber, Präfecten und Zollbeamten über die ganze Küste hin von Cattaro und Triest bis Hamburg und Danzig und zieht diese Schlinge immer enger zusammen, bis schließlich nicht nur der Consument, sondern auch der Erzeuger und der vermittelnde Kaufmann erwürgt sind. All dies geschieht in der Ropoleon eigenthümlichen tyrannischen Weise, zuweilen mittels einfacher Erlässe, ohne daß andere Gründe ersichtlich wären als sein persönliches Interesse und sein Belieben. Es fehlt nicht an Willkür und Schroffheit, an zahlreichen Verletzungen des Völkerrechts, der Menschlichkeit und der Gastfreundschaft, an vielen Mißbräuchen der Stärke, an einem Gewebe von Roheiten und Betrügereien, an arger Bedrückung des Verbündeten, an umfassender Plünderung des Besiegten, an Beraubung der Völker seitens des Militärs in Kriegszeiten und an systematischer Ausbeutung derselben im Frieden. Zur Schilderung von alledem würden ganze Bände erforderlich sein

Kein Wunder, daß schon 1808 die Völker beginnen, sich gegen ihn zu erheben. Er hat ihren Interessen und Gefühlen allzu arg mitgespielt, er hat sie zu sehr mit Füßen getreten und gebrandschatzt, er hat sie gewaltsam in seinen Dienst gepreßt, dies hat, ganz abgesehen von den Franzosen, ungeheuer vielen Spaniern, Sachsen, Holländern, Oesterreichern, Preußen, Italienern und Schweizern das Leben gekostet, Unmassen von Menschen als Feinde unter die Erde gebracht, von den zahlreichen Hilfstruppen, die unter seinen Fahnen im Auslande gefallen sind, nicht zu reden. Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß die Nationen ihm noch ungünstiger gesinnt sind als die Herrscher. Kein Zweifel, ein Charakter wie der seinige ist eine schlechte Mitgabe fürs Leben; sein Genie ist zu groß und zu unheilvoll. Solange er Herrscher bleibt, wird des Krieges kein Ende sein. Man würde vergeblich versuchen, diesen Mann zu beschränken, daheim einzuschließen, innerhalb der Grenzen des alten Frankreich zurückzudrängen. Ihn würde keine Schranke im Schach halten, kein Vertrag binden. Seine Friedensschlüsse würden immer nur Waffenstillstände bleiben; er würde sich ihrer zur Neustärkung bedienen und den Krieg wieder beginnen, sobald es ihm paßte.*) Er ist eben auffallend unverträglich, ungesellig, nicht umgänglich. Hierüber herrscht in Europa nur Eine Meinung und dieselbe steht unumstößlich fest. Wie allgemein und stark diese Ueberzeugung ist, beweist der folgende kleine Zwischenfall. Am 7. März gelangt nach Wien die Nachricht, daß Napoleon von Elba entflohen sei; doch weiß man noch nicht, wo er zu

*) Am 18. Feber 1814 schreibt er an seinen Bruder Joseph: „Hätte ich den Vertrag, der Frankreich die alten Grenzen zurückgiebt, unterschrieben, so würde ich zwei Jahre später wieder zu den Waffen gegriffea haben." — 1813 schreibt Marschall Marmont: „In neuerer Zeit hat Napoleon lieber Alles aufs Spiel gesetzt als irgendwelche Zugeständnisse gemacht."

landen gedenkt. Vor 8 Uhr Morgens bringt Metternich die Neuigkeit dem Kaiser aon Oesterreich. Sofort sagt dieser: „Suchen Sie unverzüglich den Kaiser von Rußland und den König van Preußen auf und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meine Armee wieder nach Frankreich zu schicken." Um ¼9 ist Metternich deim Czar, um ½9 dei dem andern Monarchen und beide sprechen sich ohne Zögern in demselben Sinne aus. „Um 9 Uhr," schreidt der Fürst, „kehrte ich zum Kaiser zurück und bereits um zehn waren Adjutanten nach allen Richtungen unterwegs, um den Heimmarsch der Armeecorps aufzuhalten. . . . So wurde denn in weniger als einer Stunde Napoleon wieder der Krieg erklärt."

Bücherbesprechungen.

Ltz. Landeskunde des Deutschen Reiches. Ausgabe A. Ein Handbuch für Lehrer und Seminaristen aan Wilh. Schreyer, Kgl. Bezirks-Schulinspector zu Auerbach i. V. Heft 1—3 à 85 ₰, Heft 4 1,70 ℳ. Meißen, Schlimpert 1890. — Verfasser, dem wir bereits eine treffliche Landeskunde von Sachsen verdanken, dietet hier die Landeskunde des Deutschen Reiches, die gewissermaßen, entsprechend dem von Sachsen zu Deutschland fortschreitenden Unterrichte, eine Fortsetzung der vorigen darstellt. Wie in jener, ist auch hier der gesammte Unterrichtsstoff in 40 Wochenlectionen vertheilt und streng methodisch gegliedert. Die Abgrenzung dieser 40 Abschnitte muß als wohlgelungen bezeichnet werden, denn sie sind unter sich fast gleich groß und ihr Inhalt so bemessen, daß sie in der gegebenen Zeit zu bewältigen sind. Der Grundsatz „vom Besonderen zum Allgemeinen" ist auch hier in denkbar treuester Form durchgeführt durch die Zusammenfassungen am Ende jedes Unter- und Hauptadschnittes, und diesem Grundsatz entsprechend ist auch das Allgemeine über das Deutsche Reich nicht vorangestellt, sondern wird am Schlusse aus dem Vorhergehenden abgeleitet (Lection 39: Ueberdlick des deutschen Landes, Lectian 40: Ueberdlick des Deutschen Reiches). Die physische Geographie eines bestimmten Territoriums und die politische Gestaltung desselben stehen mit einander in engster Beziehung (z. B. Lection 11: der schlesische Rand des döhmisch-mährischen Landbeckens und Lection 12: die Provinz Schlesien u. s. w). Jedes der 40 Hauptcapitel schließt mit einem sinnigen, das Gediet deleuchtenden Gedicht ad, wie überhaupt manches schöne Wart zur Geschichte und über die graßen Männer, die aus dem betreffenden Gediet hervorgegangen sind, sich findet und das Ganze eine warme vaterländische Gesinnung durchzieht. Aus der mustergiltigen Charakteristik der verschiedenen Gegenden, ihrer Städte und Bewohner glauden wir schließen zu dürfen, daß Verfasser sich im deutschen Lande seldst viel umgesehen hat. Wir wünschen dem Buche, das zwar nur der Lehrerschaft gewidmet ist, aber seiner schönen, klaren Schilderungen halder sich auch recht gut eignet für solche Familienkreise, in denen mit der Jugend die gemeinsame Lectüre guter und anregender Bücher gepflegt wird, eine dem angemessene Verbreitung.

L.— Stand und Wesen der deutschen Kriegervereine. Mahnworte an alle deutschen Krieger-, Landwehr-, Veteranen-, Kampfgenossen- ꝛc. Vereine aon dem alten Kriegervereinler Hofrath Dinckelberg. Sondershausen, 1890. Verlag der „Deutschen Krieger-Zeitung". — Die unter abigem Titel erschienene Brochüre ist ein Umdruck von Artikeln, welche Hofrath Dinckelberg zu Sandershausen in der von ihm redigirten Deutschen Krieger-Zeitung vor mehreren Monaten aeröffentlicht hat. Wir haben diese Artikel, welche sich mit der Klarlegung der, unseren heutigen Militär-Vereinen theilweise anhaftenden, Mängel defassen, mit großem Interesse gelesen und können den wohlgemeinten und wohlbegründeten Mahnworten des Herrn Verfassers nur unseren aollsten Beifall zollen. So lange es Militär-Vereine giedt, welche, aus was immer für Gründen, affenkundige Feinde der zu Recht destehenden Regierung als Mitglieder aufnehmen, so lange werden auch die bei den leider auch nur allzuhäufigen Festlichkeiten gehaltenen schönen Reden leere Worte ohne jeden Werth dleiben. Aus der Verbrüderung eines Mannes, welcher fest an seinem Fahneneide hält, mit einem Menschen, für den es nichts Heiliges giedt, kann etwas Gutes nimmermehr erstehen. Möchten doch die Tausende, welche es angeht, das oden genannte Büchelchen des Hofraths Dinckelberg lesen und deherzigen, um endlich das zu werden, wofür sie gelten wollen, nämlich wahre und zuverlässige Freunde des Vaterlandes.

J.— Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagner's, nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von H. P. Das Rheingold. Die Walküre. Siegfried. Götterdämmerung. Tristan und Isolde. Die Meistersinger. Berlin, Trowitzsch & Sahn. Preis à Heft 50 ₰. — Die Idee, Wagner's Bühnendichtungen in ihrem Verhältniß zur Sage und Geschichte zu beleuchten, ist nicht neu. Schon Koch („Richard Wagner's Bühnenfestspiel Der Ring des Nibelungen". Gekrönte Preisschrift. 1876) und Hans v. Wolzogen („Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur", Berlin, Weber, sowie „Wagneriana", Leipzig, Freund 1888) haben dies in Bezug auf „Nibelungenring" und „Parsifal" („Thematischer Leitfaden", Leipzig, Senf 1882) gethan. Minder wissenschaftlich auch Stohn bezüglich letztgenannten Werks („Richard Wagner in seinen Schöpfungen". Leipzig, Reindath). Der ungenannte Verfasser der vorliegenden Hefte dringt nun den Gedanken zu consequenter, auf alle Wagner'schen Tondramen ausgedehnter Ausführung. Sechs Hefte erschienen bereits, aier andere, die übrigen Werke behandelnde, sollen falgen. Man muß es H. P. lassen, daß er die gestellte Ausgade trefflich zu lösen weiß. Die Darstellung ist leicht, flüssig und anziehend. Der dichterische Inhalt der Dramen wird edensa knapp und prägnant wiedergegeden als ihrer Quellen gedacht wird, was dei deren Reichhaltigkeit nicht wenig bedeutet. Neben dem Dichterischen kommt allerdings das Musikalische zu kurz. Um den Leser mit der tonkünstlerischen Bedeutung der Wagner'schen Werke mehr als aberflächlich dekannt zu machen, genügt das Gebotene nicht. Karg demessen erscheinen z. B. im „Rheingald" die als Anhang beigefügten Motive. Ungern vermissen wir darunter die der Rheintöchter, der Entsagung, der Riesen. Doch wenden sich die Hefte, wie ausdrücklich detont wird, an „Musikalische und Unmusikalische" und beschränken sich demgemäß auf das Allernothwendigste. Wir eapfehlen sie sowohl zur Vorbereitung, wie zum Nachgenleßen allen denen, welche in Wagner's Werke leicht und ohne Mühe eingeführt werden wollen.

— Bruna Dürigen: Deutschlands Amphibien und Reptilien. In 12 Lieferungen. Creutz'sche Verlagsduchhandlung in Magdeburg. 1890. Lieferung 1. Preis: 1 ℳ 25 ₰. — Ein Werk über die einheimischen Lurche und Kriechthiere war schon längst ein Bedürfniß, und es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß ein sa wohlorientirter Praktiker und Sammler wie B. Dürigen sich zur Herausgabe eines derartigen Buches entschlossen hat. Nach der aorliegenden 1. Lieferung zu urtheilen, dürfte das projectirte Werk ein recht brauchbares werden. Es wird schöne colorirte Tafeln und gute Holzschnitte enhalten, die den Text auf das Anschaulichste erläutern. Hauptsächlich wird es aber reich an zuaerlässigen Beobachtungen über die Lebensweise und das Vorkommen der einzelnen Arten sein, weil Herr Dürigen in diesem Bezug sich auf sehr umfassende Angaben stützen kann, die er mittels eines Fragedogens gewonnen hat, den er dei einer großen Anzahl dewährter Fachmänner und Specialisten circuliren ließ. Nicht minder ist die Entwickelungsgeschichte der geschilderten Amphibien und Reptilien in ausgedehntester Weise derücksichtigt, sodaß das gegenwärtig im Erscheinen degriffene Werk das günstigste Vorurtheil erweckt. Die aorliegende 1. Lieferung behandelt die Schildkröten, resp. die Gattung Emys, aan der es in Deutschland nur eine einzige Art — die Teich- oder Sumpfschildkröte — giedt. Die äußere Gestalt, die Geschlechtsunterschiede, das Aussehen der Jungen, die Lebensweise und die Pflege der Thiere im Terrarium ist in trefflicher Weise geschildert. Besonders ausführlich ist auch die geographische Verbreitung aon Emys Europaea dehandelt, und der hierauf bezügliche Adschnitt enthält so viele interessante und werthaolle Angaden über das Vorkammen dieser Species, daß man der fleißigen „Enquête", welche der Verfasser darüber angestellt hat, unumwundene Anerkennung zollen muß. Wir werden das Erscheinen der weiteren Lieferungen mit Interesse verfolgen.

Dr. O. Z.

— Zu der Besprechung des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte in Nr. 152 der W. B. demerken wir nachträglich, daß dasselbe im Verlage von Wilhelm Baensch in Dresden erscheint.

Die Red.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 156. Dienstag, den 30. December. 1890.

Aus Sommertagen in Ariccia. 1859.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es war in den ersten Tagen des August, und wir, d. h. einige deutsche Maler, der römischen Sommergluth entflohen, lebten auf in der leichten, reinen Luft des Albaner-Gebirges. Zum Hauptquartier hatten wir uns das liebliche Ariccia ersehen; es liegt so heiter und anlockend auf mäßiger Höhe zwischen den prachtvollen Viaducten, welche die Poststraße nach Neapel über die Berge leiten, so freundlich von dichtem Grün umgeben, daß man sich dort ein gedeihliches Ausruhen während der heißen Zeit mit Recht versprechen konnte. Und was wir gehofft hatten, wurde uns in reichem Maße zu Theil; denn wohl hatten wir gute Vorsätze für gelegentliche Landschaftsstudien, auch vollständiges Malgeräth und Skizzenbücher in allen Formaten mitgebracht, aber es war eben nur für alle Fälle mitgenommen, und da sich vollends bei einigen ernsthaften Einzelstudien allerhand Schwierigkeiten herausstellten, als z. B.: daß so viel Zeit verrann, ehe das richtige Object und der richtige Standpunkt gefunden waren, daß die Sonne so schnell herumging und die Schatten rückten, auch Fliegen und anderes Gethier die Geduld auf die äußerste Probe stellten, so gaben wir zwar das Arbeiten nicht ganz auf, gelangten aber doch bald zu der Erkenntniß, daß für uns, die wir Alle bis auf Einen Nicht-Landschafter waren, das Erfassen der Natur im Geiste, im Großen und Ganzen, das Aufsicheinwirkenlassen das Ersprießlichste sei. Diese Art des Studiums konnte man jederzeit ohne Beschwerde im Schatten der Ulmen und Kastanien, sogar auf dem Rücken liegend, verrichten, und da wir doch zum Ausruhen hergekommen waren, so störten Gewissensbisse schon anfänglich nur ganz vereinzelt und schließlich gar nicht mehr das reine Vergnügen an diesem glückseligen, süßen Nichtsthun. Die Fähigkeit dazu, welche man zu Haus in Deutschland nicht zu haben, ja nicht haben zu dürfen glaubte, wuchs hier wunderbar rasch; und ich bin geneigt, dieselbe zu den besten, dankenswerthesten Gaben des Geschickes zu zählen, deren ein sonst redlich sich plagender Künstler froh werden kann. Denn in der That, die Herrlichkeit jener Sommertage in Ariccia ist mir und wohl auch meinen Gefährten unverlöscht im Sinne geblieben als ein glänzender, wechselnder Hintergrund paradiesischer Zustände voller großer und sanfter, auch behaglicher und lustiger Eindrücke, eines eigenartigen, allmäligen Hinüberlebens in Antike und goldenes Zeitalter. Wer sa der Gegenwart mit seinen Forderungen entrückt, sich außer alle Zeit hinauszuträumen vermag, dem zeigt dort die Sonne Homer's nicht nur Berg, Ebene, Meer und Luft in verklärendem Lichte, der erkennt auch am stimmungsvollen Orte den Schauplatz für das Wandeln der Götter und Heroen, ja, dem begegnet auf offener Straße der göttliche Sauhirt und der landdurchbettelnde Iros und die für nüchterne Seelen mit mancher Unzulänglichkeit behaftete und dadurch getrübte Villeggiatur wird ihm zum phäakischen Dasein von der dämmernden Eos bis in die ambrosische Nacht. — Der Tag begann für jeden von uns zu anderer Stunde; da war sogar Einer, der behauptete, die Morgenstunden seien am schönsten im Bette, und da man Zeit habe, so solle man sich nicht ohne Noth dieser Annehmlichkeit berauben. Und wenn wir ihm die Majestät des Sonnenaufgangs rühmten, so wollte er diese einräumen, suchte aber zu beweisen, der Sonnenuntergang müsse genau von demselben Effect sein und wäre doch ohne besondere Anstrengung für Jeden genießbar. Den ließen wir also liegen und ein Jeder ging früh seine eigenen Wege. Mich trieb es immer schon vor Sonnenaufgang auf irgend einen der nahen Hügel. Man braucht von Ariccia nicht hoch zu steigen, um über die dichten Bäume des verwilderten Parkes Chigi, die malerische Silhouette des Oertchens mit seiner graziösen flachen Kuppel und das hochaufstrebende, einfach vornehm gestaltete Schloß hinweg auf die weitgedehnte Campagna und das, ein gut Theil des Horizontes umfassende Meer von Cap Circello bis Civitavecchia hinabzusehen. Wie frisch und erquicklich ist zu dieser Stunde die Luft! So frisch, daß man sich fest in den Plaid hüllen muß, um nicht zu frösteln und ungestört das hehre Schauspiel genießen zu können. Noch ruht Alles umher in feierlicher Stille, die Beleberin Sonne erwartend, die Berge ragen mit schön geschwungenen, scharf begrenzten Contouren ernst über den schlummernden Thälern in den klaren, wolkenlosen Aether hinein. Noch schweigen die Wälder, nur die äußersten Blätter der dunkelaufstrebenden Bäume schwanken leise im frischen Anhauche des Morgenwindes. Der Osten ist durch höhere Berge verdeckt; so zieht es den Blick immer wieder nach Süden, wo die Aussicht am weitesten sich öffnet und den Horizont nur die immer beruhigende Meerlinie abschließt; aber dort hebt auch das Leben und die Bewegung an. Denn nun fängt der bisher farblos lichte Himmel über dem annoch grauen Meere an zu erblühen in jugendlichem Roth, das nach und nach sich bis zum feurigen Gelb wandelt. Mit einem Male wird das Meer von goldigem Lichte überstrahlt und gewinnt seine freudige Saphirfarbe; auf dem zarten Grunde leuchten wie Funken die Segel der truppweise verstreuten Fischerbarken; man kann sie zählen, obgleich zwei bis drei Stunden in gerader Linie davon entfernt, und die zum Ufer heranrollenden Wellen mit ihrem weißen Schaum sind genau zu erkennen. Die Küstenstädte empfangen das Licht, der Thurm von Astura, Nettuno, Porto d'Anzo, Ostia. Die Campagna mit ihren Rauchsäulen und vereinzelten Ruinen beginnt zu glühen, weithin strecken die niederen Hügel ihre violetten Schatten. Ardeas alte Mauern färben sich und fern im Westen blitzt der Tiber auf. Endlich leuchten auch die Kraterwände des Ariccia-Thales in reinstem Golde, in den geradlinig geschnittenen, terrassenförmig ansteigenden Oelwaldungen zögert noch der blaue Duft; darüber aber stehen in lachender Morgenpracht die Städtchen des Albaner-Gebirges: Castel Gandolfo, Albano, Ariccia. Weit unten, draußen im Nordwesten, flimmert's von Rom her; die Peterskuppel und der Lateran lösen sich als glänzende Punkte aus der Häuser- und Ruinenmasse, die ihre Ausläufer auf der Via Appia bis an den Fuß der Berge sendet. Hier oben aber ist Alles Glanz und Jubel, und die frühe Sonne erwärmt schon fühlbar. Die Seele hat ihre Feierstunde gehabt, und abwärts schweifen nun die Gedanken und flattern unruhig um den Begriff: Frühstück. Also auf kürzestem Wege hinunter zur Landstraße, auf der nun auch Leben und Regsamkeit erwacht sind. Da kommen zuerst mit lustigem Geklingel die Weinkarren. Zwei Räder so hoch wie der Rücken des Pferdes tragen das buntbemalte Gestell, auf dem die Fässer pyramidal geschichtet liegen, überragt von dem pinienartig gestalteten, meist auch aus einer, mit Leinewand bespannten Baumkrone bestehenden Schirme, unter dem der Carrettiere seine Tage verträumt. Das Pferd oder Maulthier ist phantastisch aufgeputzt: ein hoher Federbusch krönt den Kopf, Klingeln und Schellen sind allenthalben an dem messingbeschlagenen Geschirr angebracht, von der Brust herab hängen farbige Bänder oder

Schnüre mit Quasten, über dem Rücken und unter dem Bauche ein Netz zum Schutz gegen die Fliegen. Das Alles zusammen giebt, besonders von vorn, ein abenteuerliches Aussehen wie eines geschmückten, mittelalterlichen Ritterpferdes. Solcher malerischer Fuhrwerke zieht wohl ein halbes Dutzend hinter einander her, sie kommen von Velletri, der Stadt des schweren Rothweines, und haben in der großen Baumrotunde zwischen Galloro und Genzano bei ihren Lagerfeuern übernachtet. Nun sind sie zeitig aufgebrochen, um noch vor den heißen Stunden Rom zu erreichen. Hier und da singt einer der Führer, unbekümmert um die ganze Welt, sein krächzendes Ritornell; doch bald, wenn die Staubwolken der Ebene die Karawane einhüllen, werden die monotonen Gesänge verstummt sein und die braunen Burschen, in tiefem Schlafe in allen möglichen und schier unmöglichen Stellungen gelagert, die Thiere sich selbst und ihrer Gewohnheit und Wegkenntniß überlassen haben. Doch zurück auf unsere Bergstraße! Da bricht aus dem nahen Busche die Ziegenheerde und geht, ihre Milch persönlich vor den Haushaltungen abzuliefern. Jetzt theilt sie sich; mit lautem Gemecker klimmen die Gaisen an den felsigen Straßenwangen empor und stehen gemsenartig auf Barrieren und Steinen; denn eben jagt aus dem Städtchen empor unter lautem Anruf, Peitschenknall und Schellengeläute ein Vetturin mit seinem Viergespann; er fährt Forestieri, Inglesi, und es ist Ehrensache, durch einen Ort durch so scharf wie möglich zu fahren. In weit gemäßigterem Tempo trotten die mannigfaltig bepackten Eselchen; was wäre der hiesige Bergbewohner ohne den Esel! Ihm ladet er Alles auf, was ein so kleines Thier nur tragen kann; vor Allem sich und seine Familie. Das Bild der Flucht nach Aegypten erscheint allenthalben. Die Frauen reiten oft nach Männerart und scheinen daran ein übermüthiges Vergnügen zu haben. Selbst der würdige Geistliche verschmäht nicht das bequeme Grauthier; an den weit abgestreckten Beinen nebst den wehenden Rockschößen und dem unvermeidlichen Regen- oder vielmehr Sonnenschirme ist solcher Reiter von Weitem kenntlich. Auch der Maler mit seinem Geräth und der Sommerfrischler aller Nationen zeigt sich auf diese Art beritten. So vermitteln die fleißigen Sommarelli hier zu Lande den Verkehr, sie sind hier weit munterer als bei uns, und sie dumm zu nennen wäre ungerecht, aber durch ihre Starrköpfigkeit sind sie eine Quelle drolliger Scenen und lustigen Aergers; das fürchterliche „Ya", mit dem sie sich beim Begegnen ansingen, und das immer mit einer Art Resignationsseufzer endigt, ist von unwiderstehlicher Komik.

Beim Eintritt in Ariccia finden wir um die Brunnen die wasserholenden Frauen und Mädchen versammelt — ein schönes, nicht gerade hoch gewachsenes Geschlecht, das bei diesem Geschäft eine ganz eigene Anmuth entwickelt. Wie sie gruppenweise, mit den leeren Eimern am Arme, im Gespräche daher kommen, wie sie sich um die Brunnen drängen, sich emporstrecken, um zum Wasserstrahl zu gelangen, wie ein leichter Streit entsteht, wobei das gehaltene Feuer aus den Augen blitzt und in edler, pathetischer Gebärde hervorbricht — das Alles zeigt dem geübten Auge eine Fülle von Schönheit in wechselnder Erscheinung. Ist die conca (der kupferne Eimer) gefüllt und mit Hilfe einer Gefährtin auf den Kopf, auf das geringelte Tuch gehoben, so bewegt sich die sicher balancirende Gestalt in festem und doch leichtem Schritte die Straße entlang, mit wedelnder Bewegung der Hände die Tropfen vom Bauche der conca abstreichend. Ihr folgen mit Kennerblicken die nunmehr vor Martorelli's Gasthaus zum Frühstück versammelten Maler. Wie man sich nach und nach zusammenfand, sitzt man in behaglichem Geplauder auf offener Straße, auf's Schärfste beobachtet und blockirt von einer Schaar Bettler, meist liebe, begehrliche, wasserscheue Jugend, die, von den Kellnern nur mühsam und zeitweilig in angemessener Entfernung gehalten, durch schmeichelnden Anruf und deutlich flehende Augen- und Gebärdensprache den guten Willen der Fremden auf sich zu lenken versucht, und nicht abläßt, mit zäher Ausdauer auf irgend einen Glücksfall zu hoffen, sei es ein mezzo bajocco oder gar ein Cigarrenstummel. Fällt endlich einmal ein solches Göttergeschenk ab, so wird ihm blindlings nachgestürzt bis unter die Tische des Kaffeehauses, unter die Füße der Pferde und die Räder des Wagens. Ruhiger, aber nicht minder ernst, betreiben die alten Weiber das Bettelgeschäft: diese stehen plötzlich mitten in der Gesellschaft; zwischen den Köpfen der Frühstückenden hindurch stecken sie die braunen, runzligen Hände bis über, ja fast in die Kaffeetassen. Noch andere Gäste stellen sich ein; mancher herrenlose Hund von erschrecklicher Magerkeit, aber auch die bevorzugten, allerliebsten Ziegen, die mit ein wenig Salz bis auf die Stühle und Tische zu locken sind, zum großen Verdrusse der fein geschniegelten Stadtrömer, die solche Natürlichkeiten hassen und sich auch bei dieser Gelegenheit über das barbarische Wesen der Fremden ihre Gedanken und Schlüsse machen. — Von der in größeren Städten so lästigen Colportage wird man hier zumal in den Morgenstunden weniger gequält, dagegen bieten sich die willkommensten Gaben der Jahreszeit in erster Frische und Fülle. Da sind vor Allem die Erdbeeren vom Nemisee, die dort auf Feldern in großer Menge gezogen werden und vom Mai bis October ausdauern. Sodann die Feigen, kaum erst gepflückt, noch kühl vom Nachtthau, unter Weinblättern sorgfältig geschützt vor der Sonne, die auf dem freien Platze schon ihre Kraft geltend macht, während im Schatten der Häuser die angenehmste Kühle andauert. — Allmälig aber lichten sich die Gruppen der Gäste und wie Laune oder Verabredung oder gar Pflichten es fügen, so gesellt oder vereinzelt man sich nach Belieben. Gelegenheit, jeder Stimmung zu folgen, ist nahe und ausreichend vorhanden. Wer gern im Schatten bequem wandelt, den schützen die baumreichen, dunkeln Galerien vor jedem Sonnenstrahl, der kann zwischen Albano und Castel Gandolfo unter den dichten, immergrünen Eichen wie aus grünen Grotten hinabschauen auf den, von geweiteten Ufern umgebenen Albanersee, in dessen lichtem, freundlichem Gewässer Monte Cavo und Palazzuola sich spiegeln. Nach der andern Seite, jenseits der Viaducte bieten die langen Ulmenalleen bis Genzano die entzückenden Durchblicke auf die Campagna, das Meer und die Ponza-Inseln. — Will einer in elegischer Erinnerung an die versunkene Herrlichkeit des Alterthums sich ergehen, der streife zwischen den Wein- und Feigengärten, den Mais- und Cannafeldern der Thäler herum durch die Oelpflanzungen zu den Umgebungen der Städte, oder folge den tiefeingerissenen Hohlwegen um die beiden Seen; überall werden ihm vereinzelte Trümmer aufstoßen, manche schon ausgegraben und entblößt, aber die meisten noch halb eingebettet in den Boden vom frischen Grün umsproßt und überrankt, noch geschmückt mit all dem malerischen Reize, um den die Wißbegier von heute die Ruinen in Rom längst gebracht hat. — Hoch gethürmt ragt hier der Mauerkern von des Pompejus Grabmale aus den Vignen am römischen Thore von Albano; am andern Thore seitwärts des großen Viaductes nach Ariccia zu das sogenannte Grab der Horatier und Curiatier; an ihm vorüber wendet sich zum Thale unter hohen Bäumen hin, immer eingefaßt von Gräberresten, ein antiker Weg. Unterhalb des, auf cyklopischem und altrömischem Mauerwerk sich erhebenden Ariccia wandern wir hier auf der Via Appia, von der weiterhin ein, in schönster Verwilderung zerfallenes Stück auf großartigem Quader-Unterbau den Emissar des Nemisees überbrückt und nach Genzano emporführt. Von da an fällt sie meist mit der jetzigen Straße zusammen und man sieht sie schnurgerade die Pontinischen Sümpfe bis Terracina durchschneiden. Drüben am Nemisee, im grünenden Kraterkessel, dem Spiegel der Diana birgt sich im Epheudickicht die Cella des Dianentempels mit ihren Terrassenanlagen, zu denen von Genzano noch die alte Tempelstraße hinabführt. — O, es giebt hier noch manche „classisch-dumpfe Stelle" von überraschender und bestrickender landschaftlicher Schönheit, nach denen sich zeitlebens sehnt, wem es vergönnt war, da in Ruhe zu verweilen. So der kühle Platz am Emissar des Albaner Sees. Hier, vor dem finsteren Stollen, der die Wasser des Sees nach der Ebene leitet, bilden Felsen mit überhangendem Buschwerk und riesiger Quaderbau einen Vorhof, der nach dem See zu von einer Gruppe immergrüner Eichen abgeschlossen wird; an den Wänden dieses Vorhofes mischt sich der Abglanz der Himmelsbläue mit dem goldigen Rückstrahle besonnter Wellen in immer wechselndem Spiele, während unter den dichtgeballten, halb in den See sich versenkenden alten Eichen tiefes Dunkel sich breitet, das von dem immer regen, plätschernden Gewässer mit Gefunkel und Wiederschein gelichtet wird; unter den ins Wasser niederhangenden Aesten hindurch sieht man den glitzernden, flimmernden See und die in Sonnenduft leicht verschleierten, jenseitigen bebuschten Ufer. — Da ist auch oberhalb des Sees an hochbedeutsamer Stelle das Consulargrab mit den Fasces an der Felswand von Palazzuola. Dieses Kloster mit seinem Cypressengarten und Buchsbaumgängen bekrönt die von Höhlen durchklüfteten, von blühendem Pflanzengeranke überflutheten vulcanischen Steinwände des ehemaligen Kraters, denen man ansieht, daß Menschenhand sie hier senkrecht und unzugäng-

sich gemacht hat, sie sind ein Theil der Befestigung Alba Longas, das von hier aus sich lang hin erstreckte. Oben auf der Hochfläche gewahrt man noch im grauen Peperin mit uralten Wagenspuren eingefurcht die Straßenzüge, und in den Felsboden eingegraben die Grundflächen von menschlichen Wohnungen. Wir stehen auf der Stelle der Mutterstadt Roms. Wer je von Rom und Alba Longa gehört hat, dem belebt sich die Verödung; hier muß man den Livius lesen, die alte Geschichte von Roms Gründung und der Zerstörung von Alba, da wird Alles ganz anders lebendig und leibhaftig als daheim in der Studirstube. Hier wölbt derselbe Himmel sich über dieselbe Erde, und was heute uns das Auge mit Schönheit füllt, das schauten die alten Latiner als heilige Stätten und ehrwürdige Heimath, denn es ist zu glauben, daß der heutige Anblick dem der Urzeit wieder nahe kommt, nachdem alle Kunstschönheit, die diese Ufer und Höhen kränzen mochte, zerfallen und zerstiebt ist, so daß die Natur wieder den Grund und Boden sich erobert hat, und siegreich in ursprünglicher Größe, ja Wildheit sich darstellt. Wer es liebt, von solchen Gewalten sich kräftig packen zu lassen, der schweife auf diesen Höhen umher, der klimme getrost durch Dick und Dünn, ohne Pfad dem Monte Cavo zu, ihm wird in der üppigen Wildniß das Herz lachen, wie mächtig die Sonne brennen und vom plutonischen Gestein zurückprallen kann, so daß die kochende Luft Berge und Fernen schwankend und wogend erscheinen läßt. Und unter dieser Sonne lebt und wimmelt es von allerhand Gethier, plagen den Wanderer die bösartigsten, dreistesten Fliegen, so findet er auch manche nie gesehene Art von goldigen und glitzernden Käfern. Ergötzt ihn das Huschen und Fahren der schlanken Eidechsen, so stockt wohl sein Fuß vor dem leisen Gange der großen grünen, unschädlichen Schlangen, doch auch der Kupfernatter und Viper kann man begegnen. Die sonnenglühenden, von kurzem Gestrüpp umwachsenen steinigen Kuppen wechseln mit dichtbewaldeten Strecken, wo das Blätterdach keinen Sonnenstrahl durchläßt und das Weiterdringen durch das in einander verschlungene Unterholz unmöglich wird. Mitten im Dickicht stößt man da wohl auf die Trümmer der zum Gipfel des Berges führenden Via Triumphalis. Einzelne Stellen sind wohlerhalten, an anderen ist die Fügung des polygonen Pflasters durch die Vegetation gesprengt, die Lagerfläche der Blöcke gesenkt, sie selbst geborsten und von wildem Geranke und dichter Moosdecke überwuchert oder von den mächtigen Wurzeln alter Bäume umknotet, ja seit Jahrhunderten schon von deren Rinde umschlossen. Schon glaubt man alle Spur verloren, da leiten einzelne verstreute Blöcke und Trümmerstücke immer aufwärts, und mit mühevollem Ringen, oft übel gezaust, wieder zum Lichte ins Freie vordringend, findet man sich plötzlich auf der unversehrt erhaltenen, glatten, ebenen, antiken Straße mit ihrer echten, alten Quadereinfassung und den Gleisen der Wagenräder. Dann hat man nicht mehr weit zum Ziele, die Straße führt in kurzer Wendung zum Passionisten-Kloster, das auf der Stelle des Tempels des Jupiter Latialis den Gipfel einnimmt. Unter hohen Bäumen liegen noch Peperin-Quader, die Umfassungsmauern des Klosters zeigen noch ganze Logen des alten Materials und am Boden findet, wer in solchen Dingen Glück hat, winzige Brocken Kunstgebilde, Terracotta, Eierstab und dergl. Aber nicht am Boden hafte auf diesen Höhen das Auge! Haben schon beim Aufklimmen einzelne Durchblicke Köstliches versprochen, so ist die Herrlichkeit des Umblicks hier oben wahrhaft überwältigend. Wir stehen auf der Spitze des höchsten Kraterrandes vom vulkanischen Ringgebirge, das von allen Seiten frei aus der Ebene aufsteigt. Ueber dichtgrüne Waldungen von felsigen Höhen zu laubigen Gründen, von städtebekrönten Kuppen zu breitrückigen Hügeln und Weidewiesen gleitet der Blick in die tiefliegenden beiden Seen nieder und zur Campagna, zu Roms leuchtendem Häusermeere hinab. Das Auge kann den Lavaströmen folgen, die von hier oben aus sich ergossen: deren einer zieht sich weit hinein in die Ebene bis zum Tiberflusse, auf dessen jenseitiger tuskischer Seite in lichter Ferne andere vulcanische Bildungen, die ciminischen Berge auftauchen. Noch ferner erhebt sich einsam der Soracte. Im weiten Umkreise um die sonnenverbrannte Campagna lagern mit scharfkantigen, classischen Kalkfelsenformen die Sabiner- und Volskergebirge, und ihre, aus Sumpf und Meer hervorragenden Ausläufer Capo Felice und die Ponza-Inseln. Südwärts zeigt die hochstehende Meerlinie im feinen Bogen die Rundung der Erde und schließt im Westen an das etrurische Land wieder an. — Das Alles, was da glänzend im gewaltigen Lichte in Formen- und Farbenpracht unter uns liegt, ist weltgeschichtlicher Boden, wie er wohl nirgend anders mit Einem Umblick gefaßt werden kann. Die Wiege der größten Macht, der Schauplatz gewaltigsten Ringens, Aufblühens und Vergehens in Zerstörung, Oede und Grabesstille. Aber es ist eigen: mag die Erinnerung an das, was Alles hier geschehen ist, noch so sehr den Wissenden bewegen, bald übt doch die uns umgebende Schönheit allein siegreich ihre Macht aus; wir vergessen Latiner, Römer und Karthager, Gothen, Vandalen und Saracenen, Päpste und Barone über der beglückenden Gegenwart und die geschichtlichen Anklänge sind nur wie eine wechselnde, tiefe Harmonie zu der hellen Freudenmelodie, die die Natur umher in großartigem Schwunge anstimmt; ihr zu lauschen wird man nimmer müde, ja es will uns manchmal mitten im Genusse eine Art Weh beschleichen ob der Unzulänglichkeit unsrer Seelenkräfte und Organe, die Vollkommenheit von dem Allen voll und ganz zu fassen. Nach jeder Seite hin ist die Rundsicht anders geartet und so lagert man von Baum zu Baum, sich des reichen Wechsels erfreuend. Möchte man auch nie aufhören zu schauen, so hat doch Alles seine Zeit, die Wiederkehr ist ja leicht und täglich möglich; so trennt man sich getrost und im tiefsten Innern befriedigt und gehoben von dieser einzigen Stelle und wendet sich andern, auch erfreulichen Dingen zu. Denn sind auch die Mönche des Klosters gastfrei und sitzt es sich wohl gut beim Wein und kalten Imbiß in den schattigen Lauben des Gartens, so reicht das doch nicht aus, um nach solcher Anspannung des ganzen Menschen den Aufwand von Kräften wieder herzustellen. Der hohe Stand der Sonne und der Magen fordern dringend auf zur Rückkehr, zum zeitweilig pflegenden Heim. Es geht jetzt auf gebahnten Wegen rasch abwärts; man streift dabei den günstig gelegenen Monte gentile, der mit seiner hohen Baumgruppe in der, vom Monte Cavo nach dem Meere zu abfallenden langen Linie des Gebirges einen hervorragenden Punkt bildet. Dort auf der Hälfte des Weges ruht es sich noch einmal gut in dem mächtigen Haine im Schatten der Ulmen. Da tönt es aus weiter Ferne wie ein dumpfer Knall, das ist für den Eingeweihten das Zeichen, daß es in Rom auf der Sternwarte die astronomische Mittagszeit ist; dann senkt sich von der dort aufgerichteten hohen Stange ein Ballon herab, worauf von der Engelsburg ein Kanonenschuß abgefeuert wird und alle Glocken mit dem Mittagsgeläute einfallen. Hier oben in dieser ewigen Sonntagsstille ist der Schuß deutlich zu hören, und wie in Rom von der Arbeit zur Trattoria von Carlin, so treibt er hier uns zur gewohnten Osteria der Sora Nena, denn an Martorelli's langweiliger Table d'hôte und schlechtem Weine uns zu betheiligen, wollte uns aus verschiedenen Gründen nicht gefallen, und so war es ein glücklicher Fund, den einer von uns gethan, daß weiter unten in der Straße gegen Porta romana zu eine echte und rechte Trattoria existirte, regiert von der unvergleichlichen Sora Nena. Der Mann wurde wohl auch manchmal gesehen, aber es war augenscheinlich, daß er nicht viel zu sagen hatte. Das Local bestand aus einer breiten Hausflur, vor die eine Glasthür gemacht war, im Hintergrunde ging es sichtbar in den Keller und seitwärts in die Küche, aus der ein verheißungsvoller Feuerschein in den Hauptraum hereinleuchtete. Die Ausstattung bestand wie üblich aus an den Wänden herum als lange Tafeln oder einzeln geordneten Tischen, langen Bänken und den bekannten Strohstühlen. Ein zutraulicher Spitz und eine vorsichtige Katze trieben sich da herum; als Kellner fungirte ein Ragazzo (Junge). Die Gäste waren von einem ehrsamen Mittelschlage, was so in blauen Jacken geht, doch fand sich auch der mit Ziegenfell bekleidete Hirt und der cylindertragende Stadtmensch daselbst vor. Was aber dem Ganzen Halt, Charakter und Eigenthümlichkeit gab, das war eben Sora Nena, eine mittlere, schon etwas beleibte Gestalt, der aber die königliche Haltung eine Elle zuzusetzen schien, so frei und leicht trug sie den im altrömischen Typus geformten Kopf über dem Busto und dem nach Landesart den Nacken freilassenden Schultertuch; herrisch, wie ihre Haltung, war ihr Walten, Gnade fand vor ihr nur, wer tüchtig aß; an den Meisten von uns konnte sie ihre helle Freude haben, und lächelte oft in stolzer Zufriedenheit, wenn sie im Vorüberwandeln an unserm Tische ihrer Hände Werk so schnell verschwinden sah. Sie legte es uns auch nahe genug, was ihr wohlgefiele, indem sie mit unendlicher Verachtung von einem Amerikaner erzählte, der, wie sie sagte, von der Luft lebte. Gewöhnlich war sie kurz und knapp von Reden, aber o Himmel! Wie konnten diesem feingeformten Munde, diesen Perlenzähnen die Worte entströmen, wenn sie gereizt war, wie wir es einmal erlebten, als eine Stadt-

dame, die das Essen gewöhnlich holen ließ, selbst gekommen war, um in brüskem Tone irgend etwas zu tadeln oder zu verlangen. O, es war schrecklich, aber erstaunlich dieses prachtvolle, nicht Gewitter, sondern Gestöber von gleichmäßig doherknatternden Worten sich ergießen zu hören; wie ein Hagel tödtlicher Pfeile überschüttete Zurechtweisung und Hohn die unglückliche Dame, die nichts Besseres thun konnte, als schleunigst den Rückzug durch die Glasthür anzutreten, worauf Sora Nena aufathmend, mit einem furchtbar schönen Lächeln und siegesfrohen Umblicken nach dem Hintergrunde zur Küche schritt. So gewaltig und zermalmend sie sein konnte, so war ihr doch auch gegeben, durch Feinheit zu siegen. Wir hatten die Gewohnheit, uns nach Tische in ein ödes, dunkles Café zu setzen, in welchem nichts von Reiz war, als die zwei niedlichen Schwestern, welche da bedienten, und mit denen man sich auch recht gut im Italienischen üben konnte, weil sie auf alle Gespräche eingingen. Mit diesen lustigen Plauderstunden neckte uns Sora Nena zuweilen, und als sie wieder einmal über Tische fragte, wie jetzt dort der Kaffee wäre, und wir ihn nur als: „so, so“ bezeichnen konnten, sagte sie mit bedeutsamem Ausdrucke: „Heut werde ich euch den Kaffee besorgen“. Da dies bisher nicht üblich war, so mußte etwas Besonderes dahinter stecken; wir warteten also darauf, und richtig, nachdem abgeräumt war, trat herein, angethan mit der saubersten Gebirgstracht, eine schöne junge Frau, die wir noch nie, weder am Brunnen, noch in der Kirche oder auf der Straße gesehen hatten. Ruhig und sicher, doch erröthend bis unter das weiße Kopftuch, um die gesenkten Augen und blühenden Wangen und Lippen ein Leonardesker Zug, so kam sie heran, setzte still und gelassen den Kaffee und alles dazu Gehörige in reinem, hübschem Geschirr auf den Tisch, und während wir mit weit offenen Augen ob der Wundererscheinung staunten, verschwand sie lautlos, wie sie gekommen, und Sora Nena weidete sich an unserer Verblüffung. Nun aber brachen wir los: Brava, bravissima, Sora Nena! Und, wer die Schöne wäre, ob sie nun alle Tage käme, und der Kaffee wäre vortrefflich, u. s. w. Da erfuhren wir blos, es sei eine Verwandte von auswärts und wäre nur heute gekommen; morgen könnten wir wieder zu unsern Freundinnen ins Café gehen.

Ein italienischer Sommertag ist nicht denkbar ohne Siesta; die Fülle von Luft, Hitze und Licht, die mannigfaltigen Eindrücke eines so reichen, halben Tages sind übergenug, um auch den Genußsüchtigsten und Fähigsten satt und müde zu machen. Draußen unter dem flimmernden Himmel schläft der große Pan, nur die Grillen lassen ihren schwirrenden Gesang ertönen. In den Städten und auf den Wegen ist das Leben erstorben; Mensch und Thier sucht nur den Schatten, und so thut man am besten, nach hiesiger Landesart das Zimmer ganz dunkel zu machen, sich, wie zur Nachtruhe, völlig auszukleiden und sich aufs Lager zu strecken; da ruht sich's erquicklich; ein gesunder, tiefer Schlaf von ein paar Stunden stärkt und erfrischt für die zweite Hälfte des Tages. Diese beginnt nach italienischer Uhr um die einundzwanzigste Stunde, nach der unseren: nach 4 Uhr. Jetzt herrscht Lust zu gemeinsamen Unternehmungen, und es werden meistens Ausflüge zu Esel verabredet; es dauert eine Weile, ehe die Thiere aus den verschiedenen Vignen, in denen sie Tags über arbeiten, wie der Padrone sich ausdrückt, zusammengeholt werden. Damit betraut war der brave Gasparo und der lange, dürre Michele, wegen seiner großen Magerkeit allgemein unter dem Namen: Lo scarniochio (der Fleischlose) bekannt. Ehe diese die gehörige Anzahl Reitthiere beisammen hatten, waren die Schatten schon länger geworden und beim Aufbruch der Karawane schien die Sonne schräg und goldig durch die Zweige. Durch öftere Erfahrung belehrt, daß die Esel beim unordentlichen Durcheinanderlaufen auf allerhand dumme Einfälle kommen, und ihrer eigenen Laune viel mehr, als der Leitung der Menschen zu folgen geneigt sind, kamen wir auf den Gedanken, zu versuchen, ob nicht etwas Disciplin in diese Horde zu bringen sei. Und siehe da, dies gelang über alle Erwartung gut! In Reihe und Glied ging es nun in schönster Regelmäßigkeit; Aus- und Einrücken, sowie Frontreiten glückte aufs Beste zum großen Erstaunen der Eingeborenen, von denen einige noch heute das Gedächtniß dieses denkwürdigen Sommers bewahrt haben und beim gelegentlichen Wiederbegegnen gern darauf zurückkommen. Anführer unseres Trupps war der bekannte treffliche Genremaler Ernst Mayer von Altona. So gebrechlich und mühsam er an seinen Krücken gehen mußte, auf seinem sicheren Esel war ihm ganz wohl und seine feine, humane Art und gute Laune war ein nicht unwesentliches Band unserer Gesellschaft. Das Ziel der Ausritte war gewöhnlich eine besonders beliebte Osteria in Genzano. Die schöne schattige Straße dahin, das freundliche, in einem Sinne fürs Große und Stattliche, mit breiten Straßen angelegte Städtchen, dessen schöne Frauen ja berühmt sind, und der ebenso berühmte Wein waren die Magnete, die uns immer wieder dorthin zogen. Auf dem Wege dahin genossen wir die volle Pracht des späten Nachmittags, der bei aller Stärke der Farbe doch in unendlich feinem Tone die Erde vergoldete und die scharfen Gegensätze von brennendem Lichte, tiefen Schatten und kräftiger Himmelsbläue zu wunderbarer Harmonie zusammenschmolz. Dem glühenden Sonnenuntergange folgt die kurze Dämmerung, und es erhebt sich der kühle Abendwind, dem der Eingeborene gerne aus dem Wege geht. Auch wir sind zur Stelle und reiten in Genzano ein. Die nicht weit vom großen Brunnen gelegene Osteria war so beschaffen, daß man durch die als Schanklocal dienende Hausflur zwischen den Tischen voll Gästen hindurch reiten mußte, um die Thiere in dem dahinter liegenden Hofe unterbringen zu können. In dieser gepflasterten Hausflur, über der eine dunkle Balkendecke sich hinzog, war außer der Schranke des Wirthes und dem offenen Feuerherde auch in einer Mauernische die Weinpresse. Als bekannte und geehrte Gäste wurden wir freudig empfangen und bald prangte auf dem weißgedeckten Tische der dunkelgelbe feurige Wein in den langhalsigen „Mezzi“ (Halbe), der zarte Schinken und der ausgezeichnete Latuga-Salat nebst Eiern, und zuletzt die mit allgemeinem Freudenrufe begrüßte dampfende Maccaroni-Schüssel. „Felice Notte“, sagt der Wirth, indem er die römische Messinglampe auf den Tisch setzt: Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle. So wie dort hat es selten wieder geschmeckt, und ein Sehnen nach dieses Weines reiner Quelle wird man nicht wieder los. Waren auch die Einrichtungen, besonders die Bänke nicht die bequemsten, so verbreitete sich doch innigstes Behagen in diesem, vom Feuer des Herdes und von den dreiarmigen Lampen erhellten Raume, auf dessen dunklem Grunde der Wirthsleute und ihrer allerhand Gäste fröhliche Gesichter sich leuchtend abhoben. Daß bald auch die Zungen sich lösten, Tiefsinn und Blödsinn in herzerfrischender Abwechselung durcheinanderschwirrten und schließlich eine begeisterte Freude an diesem Dasein laut aufjubelte und in deutschen Liedern ausströmte, war der gewöhnliche Verlauf solcher Sitzungen, deren Ende natürlich das Conto und der tumultuarische Aufbruch, Aufsitzen und Durchreiten bildeten. Draußen empfing uns die laue Nacht und der aufsteigende Mond spiegelte sich schon in den Fenstern der Kirche und den Wasserstrahlen des Brunnens. Da der Rückweg durch die Ulmenalleen selbst bei hellem Mondenscheine ziemlich dunkel ist, so wurden dann im Laden nebenan einige Fackeln gekauft. Der Zug bewegte sich nun zur Stadt hinaus und hinein unter die finsteren Laubhöhlen der Alleen, die knorrigen, alten Stämme und die niederhängenden Soffiten des breitgewölbten Laubdaches mit wechselndem Feuerscheine streifend. Da wo verschiedene Alleen zusammentreffen, erweitert sich der Raum zu einer großen Rotunde, und hier unter offenem Himmel wirkte nun der Mond mit starkem Lichte auf Fels und Busch, die hell und vollkommen klar bis ins Einzelne deutlich dastehen auf dem wirklich blauen Nachthimmel, aus dem die Sterne in Unzahl und Pracht herabglitzern wie bei uns nur in scharfkalten Winternächten. — Auf dem Markte von Ariccia wird noch ein kleiner Umritt gehalten, und die verschiedenen Herren der Esel stehen schon bereit und helfen beim Absteigen. Die Milde und Schönheit aber der, von Kräutern und Blumen durchdufteten Sommernacht läßt noch nicht zur Ruhe kommen. Auf der Brücke nach Albano zu ergehen sich die Einwohner, oder liegen auf den noch von der Tagesgluth durchwärmten Steinen hingestreckt. Ueber die Rampe des Viaductes gelehnt, schaut man wieder wie am Morgen, hinaus auf die im weißen Lichte gebreitete Campagna, deren vereinzelte Hirtenfeuer herüberblinken; darüber ein glänzender Streifen Meer, aus dem die Gestirne aufsteigen. Höher als bei uns stehen da die gewohnten Sternbilder und unserm nordischen Himmel unbekannte beginnen aufzutauchen über dem Horizonte. Man möchte Kraft haben, immer fort und fort alle die Wunder anzustaunen, aber das Maß des Vermögens ist erfüllt, nur zögernd kehrt man sich ab von all der Herrlichkeit, um in erfrischender Kühle und traumlosem seligen Schlafe dem sicheren Glücke des nächsten Morgens entgegenzuruhen. Dr. Theodor Große.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 64 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. Hävernick in Leipzig.

№ 157. Mittwoch, den 31. December. 1890

Inhalt: Nopoleon Bonoporte. Von H. A. Taine. VIII. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Das Recht der Bank- und Waarencommission, von Dr S. Jocoby. Uebersichten der Weltwirthschaft, begründet von Dr. F. X. o. Neumann-Spallort, fortgesetzt von Dr. Franz v. Juroschek. Grof Julius Szapáry on der Spitze Ungarns. Geschichtstafeln, von Dr. A. Bräatigam, aeabeard. voa W. J. O. Schmidt. Geschichte von England, von Moritz Brosch. Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, 2. Bd., 4. Hft.).

Napoleon Bonaparte.*)

Von H. A. Taine. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

VIII. (Schluß.)

Auch andere Staatslenker haben ihr Leben mit der Vergewaltigung der Menschen ausgefüllt, aber sie thaten es im Hinblick auf ein lebensfähiges Werk und ein nationales Interesse. Was sie das öffentliche Wohl nannten, war kein Hirngespinnst, keine dichterische Erfindung ihrer Einbildungskraft, kein Ergebniß ihrer Leidenschaften, kein ihnen von ihrem Ehrgeiz und Stolz gespielter Streich. Für sie gab es außer ihnen selbst und ihrem Traum etwas Wirkliches, Wesenvolles von höherer Tragweite: nämlich den Stoat, den Gesellschaftskörper, den ausgedehnten Organismus, der eine lange Reihe aufeinander folgender solidarischer Geschlechter hindurch dauert. Schröpften sie die Mitwelt, so geschoh es zu Gunsten der Nochwelt, die sie oor Bürgerkriegen und vor der Fremdherrschaft bewahren wollten. Meistens handeln sie wie gute Wundärzte, wenn nicht aus Tugend, so doch wenigstens aus dynostischem Gefühl und eingedenk der Familien-Ueberlieferungen. Da die „Praxis“ sich vom Vater ouf den Sohn vererbt hat, haben sie ein berufliches Gewissen erlangt, welches ihnen das Heil und die Gesundheit des Patienten als das einzige erstrebenswerthe Ziel erscheinen läßt. Daher gingen sie mit kühnen, blutigen, gewagten Operationen nicht allzu verschwenderisch um und ließen sich nur selten in Versuchung führen oon der Lust, ihre Tüchtigkeit zu beweisen, von dem Bedürfniß, das Publicum in Erstaunen zu setzen von der Neuheit, Schärfe und Leistungsfähigkeit ihrer Sägen und Secirmesser. Sie fühlten, daß ihnen außer ihrem eigenen Leben noch ein anderes, längeres, größeres verliehen sei. Sie ließen ihren Blick über ihre eigene Person hinaus in eine möglichst weite Ferne schweifen und sorgten dafür, daß der Staat nach ihrem Tode auch ohne sie bestehen könne und trotz aller politischen Wechselfälle unadhängig, unversehrt, stark und geachtet bleide. Das nannte mon im vorrevolutionären Frankreich „Staatsraison“. Achthundert Jahre lang beeinflußte diese die Entschließungen der Herrscher und sie blieb, von einigen unvermeidlichen Niederlagen und zeitweiligen Abweichungen obgesehen, der leitende Grundsotz der Regierungspolitik. Allerdings wurden im Namen der Staatsraison viele Treubrüche, Ungerechtigkeiten und Verbrechen begangen; aber im Allgemeinen, und namentlich in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, war ihre Wirksamkeit, soweit die Politik in Betracht kommt, eine segensreiche. Dreißig Souveräne arbeiteten unter ihrem Einflusse und errichteten allmälig — mit Mitteln, die den Privatleuten untersagt, den Staatsmännern jedoch erlaubt sind — den festgefügten, dauerhaften Staatsbau Frankreichs.

Bei ihrem Stegreifnachfolger ist dieses Princip nicht vorhanden. Auf dem Throne wie im Feldlager, als General wie als Consul und Kaiser bleibt er ein Glücksritter, der nur an sein eigenes Fortkommen denkt. Infolge einer gewaltigen Lücke in Erziehung, Gewissen und Gemüth verfehlt er, seine Person dem Staate unterzuordnen, und ordnet dafür den Staat seiner Person unter. Sein Blick ist nicht über sein eigenes kurzes Leben hinous auf die Notion gerichtet, die nach ihm fortbestehen wird. Er opfert daher der Gegenwart die Zukunft, und deshalb konn sein Werk nicht von Dauer sein. „Nach mir die Sündfluth!“ denkt er und wünscht, daß Jedermann ebenso denke. „Mein Bruder,“ sagt Joseph 1803, „will, daß die Nothwendigkeit seines Daseins so lebhaft empfunden und seine Thätigkeit als eine so große Wohlthot erkannt werde, daß man nicht ohne Zittern an das Ende denken könne. Er weiß und fühlt, daß er mehr durch diesen Gedanken am Ruder bleibt, als durch seine Stärke oder durch die etwaige allgemeine Anerkennung. Könnte mon früher oder später sagen: „„Nun haben wir eine ruhige, wohlgeregelte Ordnung der Dinge, für Bonaparte ist ein Nachfolger gefunden, der Kaiser kann sterben, ohne daß Unruhen oder Neuerungen zu befürchten wären““, so würde mein Bruder sich nicht mehr sicher fühlen... Dies bildet die Richtschnur seines Verhaltens.“ Er läßt Johr um Jahr verrinnen, ohne daß er daran schreiten würde, Fronkreich in den Stand zu setzen, ohne ihn bestehen zu bleiben. Im Gegentheil, er setzt die dauerhaften Erwerbungen durch die übertriebenen Einverleibungen auf's Spiel, und olsbald wird es klar, daß das neue Kaiserreich den Kaiser nicht überleben werde. Als im Jahre 1805 die fünfprocentige Rente auf 80 steht, erklärt ihm der Finonzminister Gaudin, dieser Cours sei ein annehmbarer; „wir dürfen uns über denselben nicht beklagen, denn es sind Renten auf den Kopf Eurer Majestät“. — „Wie meinen Sie das?“ — „Ich will damit sogen, das Reich hobe sich bereits so sehr vergrößert, daß es nach Ihnen nicht mehr wird regiert werden können.“ — „Wenn mein Nachfolger ein Dummkopf ist, desto schlimmer für ihn.“ — „Ja, aber auch desto schlimmer für Fronkreich.“ Zwei Jahre später fällt Metternich in einem Briefe an Stadion das folgende Gesammturtheil: „Es ist bemerkenswerth, daß Napoleon, der doch die Verhältnisse von ganz Europa fortwährend stört und ändert, noch keinerlei Schritte gethon hat zur Sicherung der Existenz seiner Nochfolger.“ 1809 schreibt derselbe Diplomat: „Sein Tod wird den Beginn eines abermaligen, furchtbaren Umsturzes bilden, weil zahlreiche durch ihn getrennte Elemente trachten werden, wieder zusammenzukommen. Die Rückberufung entthronter Herrscher wird seiten ihrer früheren Unterthanen erfolgen; die neugebackenen Fürsten werden ihre jungen Kronen zu vertheidigen haben. Sobald der die Zügel haltende eiserne Arm für immer herabgesunken sein wird, bricht in dem ungeheuren Kaiserreich ein halbhundertjähriger Bürgerkrieg aus.“ Napoleon selbst giebt sich in lichten Stunden ähnlichen Gedanken hin. Im Staatsrath sogt er einmal: „So lange ich lebe, wird all dies dauern, aber nach meinem Tode wird mein Sohn sich glücklich schätzen, ein Jahreseinkommen von 40000 Franken zu hoben.“ Im Jahre 1811 äußert er oft, die Last seines Reichs werde seinen Erben erdrücken. „Armes Kind!“ spricht er eines Tages im Hindlick auf den König von Rom; „welch verwickelte Angelegenheiten werde ich dir hinterlassen!“ Schon als Consul sieht er das End-Ergebniß seines Doseins voraus, indem er am

*) Vorheriger Abdruck aus dem 5. (Schluß-) Bande seines berühmten Werkes „Entstehung des modernen Frankreich“; derselbe erscheint am Neujahr 1891 in der Kotscher'schen Bearbeitung im Verlage Abel & Müller, Leipzig, u. d. T. „Das nachrevolutionäre Frankreich“.

Grabe Rousseau's bemerkt: „Die Zukunft wird lehren, daß es für die Ruhe der Welt besser gewesen wäre, wenn weder Rousseau noch ich gelebt haben würde." Um 1811 herum ist, wie Metternich schreibt, „alle Welt überzeugt, daß die erste und unvermeidliche Folge des Verschwindens des Meisters, in welchem die ganze Gewalt verkörpert ist, eine Revolution sein würde". Daheim in Frankreich beginnen seine eigenen Diener zu begreifen, daß sein Reich nicht nur blos so lange dauern wird wie sein Leben, sondern daß es nicht einmal so lange bestehen kann, denn er baut sein Haus immer höher und es verliert an Dauerhaftigkeit, was es an Höhe gewinnt. Nach der Rückkehr von Wagram sagt Decrès zu Marmont: „Der Kaiser ist vollkommen toll; er wird uns alle zu Grunde richten und es wird ein schreckliches Unglück geben."

In der That, er treibt Frankreich gewaltsam dem Abgrund zu, indem er es wissentlich täuscht und das in ihn gesetzte Vertrauen mißbraucht. Dieser Mißbrauch nimmt von Jahr zu Jahr desto mehr zu, je größer durch des Kaisers Verschulden der Widerstreit zwischen dem öffentlichen Interesse und dem seinigen wird, wie er dasselbe auffaßt.

Schon zur Zeit des Vertrages von Luneville und vor dem Bruch des Friedens von Amiens ist dieser Widerstreit vorhanden, beim Vertrag von Preßburg tritt derselbe bereits zu Tage und noch offenkundiger wird er bei dem von Tilsit. 1808, nach der Entthronung der spanischen Bourbonen, zeigt er sich in besonders starkem Lichte und 1812, anläßlich des russischen Feldzuges, artet er ins Skandalöse und Ungeheuerliche aus. Dieser Krieg ist nach Napoleon's eigenem Geständniß gegen das Interesse Frankreichs und dennoch unternimmt er denselben. Später, auf St. Helena, wird er mit Rührung von „diesem französischen Volke" sprechen, „das er so sehr geliebt hat". In Wahrheit liebt er es in der Art eines Reiters, der sein Pferd liebt; wenn er es zureitet, schmückt und herausputzt, wenn er es streichelt und anfeuert, so thut er das nicht dem Pferde zuliebe, sondern um sich desselben als eines nützlichen Thieres zu bedienen, um es bis zur Erschöpfung zu reiten, um es über immer breitere Gräben und immer höhere Hindernisse hinweg springen zu lassen. Es finden sich stets wieder neue Gräben und Hindernisse, sodaß das Pferd unter allen Umständen gezwungen ist, auf immer ein übermäßig angestrengtes Reitthier zu bleiben. Setzen wir z. B. voraus, daß der russische „Ausflug", statt mit einer furchtbaren Niederlage, mit einem glänzenden Erfolge geendet hätte — und beobachten wir die muthmaßlichen Folgen: Wahrscheinlich wäre der Czar ermordet oder entthront worden und in Rußland ein patriotischer Aufstand à la Spanien ausgebrochen. An den beiden äußersten Punkten des europäischen Continents würden zwei ständige Kriege gewüthet haben: gegen den Religionsfanatismus, welcher unversöhnlicher ist als die bedrohten materiellen Interessen, und gegen die umherverstreute Barbarei, die unzähmbarer ist als die einheitliche Cultur. Bestenfalls entstünde ein groß-europäisches, von allgemeinem Widerstande unterwühltes Kaiserreich und ein gewaltsam an die Spitze des unterjochten Festlandes gestelltes „äußeres Frankreich". St. Petersburg und Riga würden von französischen Beamten und Befehlshabern wimmeln wie Danzig, Hamburg, Amsterdam, Lissabon, Barcelona und Triest. Alle diensttauglichen Franzosen müßten herangezogen werden, um die eroberten Landstriche zwischen Cadix und Moskau zu vertheidigen und zu verwalten. Die Conscription verschlänge alle irgendwie verwendbaren Jünglinge, und wer von ihr verschont bleibt, würde durch Verordnungen in Anspruch genommen. Die ganze männliche Bevölkerung würde zu Zwangsdiensten gepreßt werden. Den gebildeten wie den bildungslosen Männern würde keine andere militärische oder bürgerliche Laufbahn mehr offen bleiben als ein ewiges Schildwachestehen, sei es als Bedrohter oder Drohender, sei es als Soldat oder Zollbeamter, sei es als Präfect oder Unterpräfect, sei es als Polizeicommissär oder Gendarm, — jedenfalls würde Niemand etwas Andres sein können als ein Scherge, ein kleiner Untertyrann, Niemand eine andre Beschäftigung haben als die Uebrigen im Schach zu halten, Steuern einzuheben, Waaren mit Beschlag zu belegen und zu verbrennen, Schmuggler beim Kragen zu packen und entflohene Rekruten zum Marschiren zu zwingen. Im Jahre 1810 zählt man bereits 160000 namentlich verurtheilte Deserteure, deren Familien überdies Geldstrafen im Gesammtbetrage von 170 Millionen Franken auferlegt worden sind. In den zwei folgenden Jahren gelingt es fliegenden Colonnen, welche die Flüchtlinge verfolgen, ihrer 60000 einzufangen, truppweise die Küste vom Adour bis zum Niemen entlang vor sich her zu treiben und an der Grenze ins große Heer einzureihen. Aber alsbald beginnen die Eingefangenen nebst anderen Soldaten wieder zu desertiren, und zwar ihrer vier- bis fünftausend täglich. Einen Monat nach der Ueberschreitung des Niemen beläuft sich die Zahl der aus den Reihen Verschwundenen auf 150000. Man denke sich, daß Napoleon England erobern würde, — wie lange könnte er es mit einer aus so unsicheren Cantonnisten bestehenden Garnison behalten?!

Eine solche unübersehbare Zukunft bietet das napoleonische System den Franzosen selbst bei guten Aussichten. Aber die Aussichten sind schlecht und Ende 1812 liegt die große Armee im Schnee. Das Pferd streckt alle Viere von sich. „Glücklicherweise" hat nur das ermattete, marode Pferd Schaden genommen, der Reiter ist unversehrt geblieben. („Die Gesundheit des Kaisers ist besser als je," heißt es im Kriegsbericht vom 3. December.) Er steht wieder auf und denkt im nächsten Augenblick nicht etwa an die Todesangst seines umkommenden Thieres, sondern an das Mißlingen seines Abenteuers, die erfolgte Bloßstellung seines Rufes als guter Reiter, die schlimme Wirkung auf die öffentliche Meinung, das Komische des so pomphaft angekündigten und so kläglich ausgefallenen Salto mortale. In Warschau angekommen, wiederholt er zehnmal die Worte: „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Noch schamloser zeigt er sich im nächsten Jahre zu Dresden, wo er seine Hauptleidenschaft, seine eigentlichen Beweggründe, die Ungeheuerlichkeit und Grausamkeit seiner unbarmherzigen Eigenliebe offen kundgiebt. „Was will man von mir?" sagt er zu Metternich. „Daß ich mich entehre? Niemals! Ich werde zu sterben wissen, aber keinen Zoll meines Gebiets abtreten. Eure auf dem Thron geborenen Herrscher können zwanzig Schlachten verlieren und dennoch ihre Hauptstadt wieder betreten. Ich aber kann das nicht, weil ich ein emporgekommener Soldat bin. Meine Herrschaft wird den Tag, da ich aufhöre, stark und gefürchtet zu sein, nicht überdauern." In der That, sein Despotismus in Frankreich beruht auf seiner Allmacht in Europa; bleibt er nicht Herr des Continents, so „muß er mit dem gesetzgebenden Körper rechnen". Ehe er sich zu einer solchen Einschränkung versteht und zur Rolle eines von den Kammern im Schach gehaltenen Verfassungsmonarchen herabsinkt, will er lieber Alles aufs Spiel setzen und verlieren. „Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Kinder," sagt Metternich zu ihm. „Was werden Sie anfangen, wenn dieses jugendliche Heer verschwunden sein wird?" Diese Worte geben ihm einen Stich ins Herz; er erbleicht, seine Züge ziehen sich zusammen und zornig antwortet er: „Sie sind kein Soldat und wissen nicht, was in einer Soldatenseele vorgeht. Ich bin auf den Schlachtfeldern aufgewachsen und ein Mann wie ich schert sich den Henker um das Leben einer Million Menschen."*) Seine großeuropäischen Träume haben viel mehr Menschenleben verschlungen. Zwischen 1804 und 1815 sind unter seinen Fahnen 1700000 Franzosen — innerhalb der Grenzen des alten Frankreich geboren — gefallen, wozu noch etwa 2 Millionen Mann kommen, die er als Bundesgenossen oder Feinde unter die Erde gebracht hat.

Welchen Gewinn haben die ebenso begeisterten wie leichtgläubigen Gallier davon, daß sie ihm ihre öffentlichen Angelegenheiten zweimal anvertrauten? Einen zweimaligen feindlichen Einfall. Was hinterläßt er ihnen zum Lohne für ihre Aufopferung von so viel Gut und Blut? Ein verstümmeltes Land. Frankreich verliert die von der Republik erworbenen fünfzehn Departements, ferner Savoyen, Belgien, das linke Rheinufer und den großen nordöstlichen Winkel, der es abgeschlossen und seinen wundesten Punkt geschützt hat. Es muß sich von den vier Millionen neuer Franzosen trennen, die es sich in zwanzigjähriger

---

*) Einige Tage vorher hatte Napoleon zu Hrn. v. Narbonne, „der mir dies an demselben Abend erzählte", geäußert: „Und was hat mich der russische Feldzug am Ende gekostet? Nur 300000 Mann und unter diesen befanden sich überdies viele Deutsche." („Erinnerungen des verstorbenen Herzogs von Broglie.") — Hr. X. („Memoiren") schreibt anläßlich der verspäteten Annahme der Frankfurter Präliminarien durch Napoleon: „Dieser Fehler lief dem Interesse Frankreichs noch mehr zuwider als demjenigen Napoleon's. Dieser opferte sein Land den Verlegenheiten seiner persönlichen Lage, der Scham seines gedemüthigten Ehrgeizes und der Schwierigkeit, gewissermaßen allein einer Nation gegenüber zu stehen, die Alles für ihn gethan hatte und ihm nun mit Recht vorwerfen konnte, er habe das Blut und das Geld des Volkes in Unternehmungen verschwendet, die sich als thöricht und unhaltbar erwiesen."

Gemeinschaft fast angeglichen hat. Es wird wieder in die alten Grenzen von 1789 zurückverwiesen, ist inmitten angewachsener Nachbarn das einzige kleiner gewordene Land, hat sich in ganz Europa verdächtig gemacht und bleibt dauernd von bedrohlichem Groll und Mißtrauen umgeben.

So ist das Ergebniß der politischen Thätigkeit Napoleon's beschaffen, dieser vom Genie getragenen selbstsüchtigen Thätigkeit. Seine allgewaltige Selbstsucht hat zur Folge gehabt, daß sich in sein europäisches wie in sein französisches Gebäude ein Baufehler einschlich. Dieser tritt in dem ersteren schon sehr bald zu Tage und zieht nach fünfzehn Jahren den jähen Einsturz nach sich. In dem zweiten ist er zwar ebenso bedeutend, aber minder sichtbar, sodaß man ihn erst nach Ablauf eines halben oder ganzen Jahrhunderts erkennen wird; allein seine Wirkungen werden troß ihrer Allmäligkeit und Langsamkeit ebenso verderblich sein und ebenso in die Erscheinung treten wie die des anderen Fehlers.

Bücherbesprechungen.

K—d. Das Recht der Bank- und Waarencommission nach dem allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuche. Für Juristen und Kaufleute. Von Dr. S. Jacoby. Erlangen-Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1891. (202 S., Pr. 2 *M.* 80 *ℌ*). — Gegenüber dem großen Werke Grünhut's, das einen juristisch gebildeten Leser voraussetze, will der Verfasser eine kürzere, für Juristen und Kaufleute (Handelsrichter) gleich verständliche Darstellung des einschlagenden Rechts geben, die Darstellung auf die vom Handelsgesetzbuche behandelten Gebiete beschränken, also die Versicherungscommission (?) ausschließen, ebenso das verwandte Gebiet des Speditionsrechts. Ob nach diesem der vom Verfasser gewählte Titel zutreffe, erscheint zweifelhaft; der Titel gründet sich auf Unterscheidungen der Commissionsgeschäfte, die das Handelsgesetzbuch nicht kennt und die für die rechtliche Beurtheilung fast ohne jeden Werth sind. Der Verf. giebt nicht eigentlich eine abgerundete Darstellung, sondern behandelt mehr einzelne Fragen, knüpft an Entscheidungen, zumeist des Reichsoberhandelsgerichts und des Reichsgerichts, diese kritisirend, an und sucht so einen Einblick in die juristische Gestaltung der Verhältnisse zu bieten. Gewiß zeigt der Verf. hierin großen Scharfsinn auf dem von ihm eingeschlagenen Wege, ohne bestimmt vorgezeichnete Grundlinien liegt es aber nahe, daß die Darstellung sich zu sehr von einzelnen Fällen, von der Kritik beeinflussen läßt, sie entbehrt der Uebersichtlichkeit und wird infolge dessen schwer verständlich (wie z. B. S. 57, 82). Der Verf. selbst scheint dem Hervorsuchen höherer Gesichtspunkte, die den Ueberblick und das Eindringen stets erleichtern, nicht gewogen zu sein, wenn er S. 18 sagt: „Von hoher Bedeutung ist der Inhalt des demonstrativ vorgezeichneten Theiles (der Commission) bei Beurtheilung seiner verbindlichen Kraft, und es erscheint mit Rücksicht darauf als das Richtigste (?), die Aufstellung einer allgemein giltigen Regel zu vermeiden." Eine weitere Folge des eben Erwähnten ist, daß das Werk eine genügende Vertheilung des Stoffes vermissen läßt, Vieles wird nicht an der Stelle behandelt, an der dies zu geschehen hätte. So werden z. B. in Cap. I, §. 4 die Folgen der Pflichtverletzung des Commissionärs erörtert und erst im darauf folgenden II. Capitel die Pflichten des Commissionärs. In dem Capitel über das Selbstcontrahirungsrecht des Commissionärs bekämpft der Verf. die Ansichten bedeutender Rechtsgelehrten (Grünhut's, Lepa's) und vieler Gerichte, da sie in einem entschiedenen Widerspruche mit der Verkehrsauffassung ständen. Seine Gründe beruhen vorzugsweise auf ökonomischen Erwägungen, die zur Ausübung des Eintretungsrechts führen, und auf Gebräuchen, die nach und nach, besonders im Börsenverkehr, sich herausgebildet haben. Einzelne davon erscheinen bedenklich und es kann kaum Sache des Rechts sein, sie zu schützen. Daß der Verf. überall überzeugt, ist wohl zu bestreiten. In einzelnen Theilen enthält aber das Werk manches Beachtenswerthe und Brauchbare, selbst auch in Theilen, denen sonst nicht zugestimmt wird; es wird Veranlassung geben, einzelne Lehren genauer zu erörtern und zu begründen und dadurch der Wissenschaft wie dem Geschäftsleben Sicherheit zu verschaffen. Zum Schlusse noch etwas Anderes. Der Berichterstatter freute sich aus der Einleitung S. VII zu ersehen, daß der Verf. den reinen und klaren deutschen Stil auch in den wissenschaftlichen Arbeiten gepflegt und zum Volke in einem diesem verständlichen Tone geredet wissen will, wobei er ausfällt gegen die römisch-rechtlichen Ausdrücke und das Deutsch vieler juristischer Schriftsteller. Doch kurz war die Freude! Bereits S. 2 erscheint „Definition", S. 3 „Intention", S. 8 der Satz „Schon dann . . . wird aus seinem Schweigen ein Accept zu entnehmen sein" und „wenn dem Commissionär gestattet würde ohne Schaden (?) eine Antwort zu verweigern", „trotz des complicirt construirten Falles", S. 8 „Offerte des Committenten", „Fertigkeit des Commissionsvertrages", „Acceptes mit einer Clausel", später Dementirung, Generalisirung, total facultative Commission, einige für besonders gelagerte Fälle. Weshalb dann jene Einleitung, wenn es später nicht anders als bei anderen Schriftstellern zugeht!

W. L. Uebersichten der Weltwirthschaft. Begründet von Dr. F. X. v. Neumann-Spallart. Jahrgang 1885 bis 1889. Fortgesetzt von Dr Franz v. Juraschek. Erste Lieferung. 1 *M.* 1890. Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft. — Hr. v. Juraschek hat die verdienstvolle und mühevolle Arbeit des verstorbenen österreichischen Statistikers v. Neumann-Spallart fortgesetzt. Die für die statistische Orientirung fast unentbehrlichen „Uebersichten der Weltwirthschaft" lagen bisher nur bis 1884 vor. Die Fortsetzung, welche v. Juraschek veröffentlicht, hält an dem fest, was sich in den bisherigen Bearbeitungen der internationalen Statistik durch v. Neumann-Spallart bewährt hat, ist aber zugleich, soweit sich aus dem bisher Vorliegenden beurtheilen läßt, eine solche Fortsetzung, die in mancher Hinsicht Verbesserung und weitere Vertiefung bringt. Diese Fortführung wird lieferungsweise ausgegeben. In 12 bis 15 monatlichen Lieferungen soll die Statistik der Jahre 1885 bis 1888 erschöpft werden. Mit der ersten Lieferung beginnt eine äußerst belehrende Statistik der Weltproduction von Getreide und Brodfrüchten und des Verkehrs in diesen Artikeln. Insbesondere erfahren wir Einzelnes über den Anbau und Export von Getreide in den zwei Ländern, über deren Concurrenz die mitteleuropäische Landwirthschaft vorwiegend zu klagen pflegt, nämlich Nordamerikas und Rußlands. Dabei finden auch die Productionsbedingungen dieser Getreideexportländer und die Währungsverhältnisse Berücksichtigung. Wir begrüßen dies Unternehmen mit lebhafter Freude und sehen mit Spannung den weiteren Lieferungen des Werkes entgegen.

M.-Fr. Graf Julius Szapáry an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891. VII, 149 S. 3 *M.* — Der ungenannte Verfasser, ohne Frage Ungar von Nation, giebt ein fesselndes, mit großer Wärme und hie und da selbst in blühendem Stil verfaßtes Lebens- und Charakterbild des gegenwärtigen ungarischen Ministerpräsidenten, und er hat damit ein durchaus zeitgemäßes Werk vollbracht. Das Ganze zerfällt in 12 Abschnitte, leider ohne jede Ueberschrift, wie auch sonst, außer durch ein kurzes Vorwort, für eine bequeme Uebersicht des Inhalts nicht geschehen ist. Der Berichterstatter giebt deshalb hier selbst eine solche, indem er folgende Ueberschriften der Abschnitte vorschlägt: I. Familie, sowohl in der Vergangenheit als in der Gegenwart. II. Politische Verhältnisse in Szapáry's Jugend und seine Theilnahme am öffentlichen Leben bis 1865. III. Das Ausgleichswerk von 1867. IV. Szapáry 1867—1873. V. Szapáry als Minister des Innern 1873—1875 und als Abgeordneter 1875—1878. VI. Als Finanzminister 1878—1887. VII. Als Ackerbauminister 1889—1890. VIII. Der ungarische Cabinetswechsel 1890 und die Kossuthfrage. IX. Das Regierungsprogramm Szapáry's und die einzelnen Mitglieder seines Cabinets. Die geplante Einführung der staatlichen Verwaltung an Stelle der bisherigen Comitatsverwaltung. X. Die gegenwärtigen Parteien und ihre Führer. XI. Szapáry als Nachfolger Andrassy's in der Stellung zu Deutschland. XII. Schlußwort. — Der Ausdruck und Stil ist, bis auf die in Oesterreich so sehr beliebten Fremdworte, rein und gewandt. Das Wort „epochal" z. B. würden wir aber an den verschiedenen Stellen, wo es auftritt, lieber durch „hervorragend" ersetzen. Ungewöhnlich klingt auch S. 2: „Nach Peter blieben fünf Kinder" für: Peter hinterließ fünf Kinder.

M.-Fr. Geschichtstafeln mit maßgebender Hervorhebung der Bildungs- und Sittengeschichte von Dr. A. Bräutigam. Neubearbeitet von W. J. O. Schmidt. Nauen und Leipzig, H. u. B. Harschan. 1890. 279 S. 2 *M.* — Die erste Auflage dieses Buches erschien vor 31 Jahren. Es erhebt den Anspruch, neben dem lebendigen Worte des Lehrers als einziges Unterrichtsmittel zu gelten, will also alle sonstigen geschichtlichen Lehrbücher

unnöthig machen. Der Umarbeiter erhält diesen Anspruch aufrecht und setzt sich dadurch mit der doch wohl begündeten Ansicht der letzten Jahrzehnte in Widerspruch, daß derartige Tafeln für den Schulunterricht einen geringeren Werth haben als kurz gefaßte Bücher mit fortlaufendem Text. Der Berichterstatter ist der Ansicht, daß die Zahlen- und Namenreihen ohne gefällige und gewandt verbundene Sätze nur in dem Falle noch einen gewissen Nutzen für die Schule besitzen, wenn sie ganz kurz sind. Er hält also die „fast durchgehende Erweiterung" für einen pädagogischen Mißgriff, steht jedoch nicht an, in den Zusätzen und der Fortführung bis 1890 eine von dem Standpunkte des neuen Herausgebers aus geschickt gemachte Auswahl anzuerkennen. Natürlich kann man über gar manchen Punkt streiten, doch liegt wohl mehr daran, Einspruch gegen die Wiederbelebung eines veralteten Unterrichtsmittels zu erheben. Der Satz des Vorwortes kann recht gut gegen dieses Buch selbst verwerthet werden: „Bei der heute zweifellos vorhandenen Ueberladung mit Fächern wird auch der begabte und aufmerksame Schüler an allzu knappen Angaben keine ausreichende Unterstützung für die häusliche Wiederholung haben." Sollte man nicht eher schließen müssen: Je mehr Fächer, um so knapper überall der Stoff?

—m— **Geschichte von England.** Von Moritz Brosch. Sechster Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1890. XV, 684 SS. 8°. 13 ℳ. — Eine ebenso ehrenvolle als schwierige Arbeit ist es, der sich der Verfasser des vorliegenden Werkes unterzogen hat. Unter den europäischen Staatengeschichten der Heeren-Ukert'schen Sammlung hat die von England bisher besonderes Glück gehabt; sowohl Lappenberg, der sie begonnen, als namentlich Reinhold Pauli, der sie fortgesetzt, haben auf Grund gewissenhafter Quellenstudien gearbeitet und so Werke von dauerndem Werthe geschaffen, die auch auf die englische Geschichtschreibung befruchtend eingewirkt haben. Der Fortsetzer solcher Vorgänger zu werden, ist meist eine undankbare Aufgabe. Gerade der Zeitraum aber, der im vorliegenden Bande behandelt wird, die Zeit vom Regierungsantritte Heinrich's VIII. bis zum Tode der Königin Elisabeth, ist von ganz hervorragender Wichtigkeit für die gesammte englische Geschichte und hat daher schon manche Forscher beschäftigt. Man wird dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen können, daß er diese gewaltige Literatur mit Sorgfalt und kritischem Tacte durchgearbeitet hat; die Grundlage seiner Arbeit bildete selbstverständlich die großartige Quellenpublication der State papers. Dagegen hat er auf eigne archivalische Forschung verzichtet; nur aus den Venetianischen Archiven sind einzelne Nachrichten beigebracht, die aber meistens von geringem Belange sind. Das ist die schwache Seite des Werkes; es ist gar nicht zu bezweifeln, daß gerade für die Geschichte Englands im 16. Jahrhundert, in welchem die auswärtige Politik eine so bedeutende Rolle spielt, noch reiche archivalische Ausbeute zu machen ist und daß ohne ausgedehnte Archivbenutzung eine wesentliche Förderung der Forschung kaum zu erwarten war. Immerhin hat der Verfasser sich redlich und erfolgreiche Mühe gegeben, zu einer selbständigen Auffassung zu gelangen; sowohl sein Urtheil über Heinrich VIII., als das über Elisabeth weicht in wesentlichen Punkten von dem bisherigen ab. Die so viel behandelte Stuart-Frage wird nur flüchtig gestreift. Dankenswerth ist, daß neben der politischen Geschichte auch die Geschichte des wirthschaftlichen und geistigen Lebens durchweg eingehende Berücksichtigung gefunden hat.

—m— **Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen.** Des 2. Bandes 4. Heft. Meißen, in Commission bei Louis Mosche. 1890. S. 421—562. — Wie fruchtbar eine innige Verbindung des städtischen Archivs mit dem Vereine für die städtische Geschichte ist, dafür bietet neben Dresden vor Allem Meißen einen trefflichen Beleg. Wenn der Verein für Geschichte der Stadt Meißen auf seine literarischen Leistungen mit Befriedigung zurückblicken kann, so verdankt er dies vor Allem dem Umstande, daß seine Arbeiten stets in innigem Zusammenhange mit der fortschreitenden Ordnung des Stadtarchivs gestanden haben; dasselbe hat, trotz langer Vernachlässigung und mancher empfindlichen Verluste, doch noch so viel Material für werthvolle Einzelforschungen geliefert, daß die beiden Bände der Mitteilungen — das vorliegende Heft bildet den Schluß des zweiten — als eine sehr schätzenswerthe Fundgrube nicht blos für die Geschichte der Stadt Meißen selbst (deren zusammenhängende Bearbeitung, wenn wir recht unterrichtet sind, auch bereits in Angriff genommen ist), sondern für die sächsische Stadtgeschichte überhaupt gelten können. Auch die vorliegende Publication bietet wieder beachtenswerthe Beiträge. Für die Geschichte der Meißner Judengemeinde, die **Alfred Leicht** bearbeitet hat, lagen freilich nur sehr dürftige urkundliche Nachrichten vor; der Verfasser mußte, um ein einigermaßen abgerundetes Bild zu geben, die allgemeine Geschichte der Juden im Mittelalter und besonders in Sachsen in ausgedehnter Weise heranziehen. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die älteste Judengemeinde in Meißen eine Vorstadtgemeinde war und ihren Sitz auf dem Neumarkte vor dem Judenthore hatte, nicht in der Jüdengasse, die vielmehr nach dem letzteren genannt wurde; auf dem Neumarkte lag auch die Judenschule, während der Kirchhof ziemlich entfernt davon auf dem Jüdenberge zu suchen ist. Diese älteste Judengemeinde wurde durch die Judenverfolgung im Jahre 1349 vollständig zerstört, ohne daß später eine andere an ihre Stelle getreten wäre. In dem sog. Judenkopf im Wappen der Markgrafen wie der Stadt Meißen, den man bisher auf den vom Kaiser den Markgrafen überlassenen Judenschutz bezogen hat, will der Verfasser vielmehr den Kopf eines Bergmanns erkennen, eine Ansicht, die wohl noch weiterer Begründung bedarf. Eine sehr fleißige Arbeit ist die von **Paul Markus** über die alte Elbbrücke in Meißen. Im Gegensatz zu der Tradition, die ihre Entstehung in das 11. Jahrhundert verlegt, kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß sie wahrscheinlich erst nach 1160, vielleicht vor 1249, sicher aber vor 1291, in welchem Jahre sie zuerst urkundlich erwähnt wird, erbaut wurde, und zwar wohl vom Rathe; denn von Anfang an steht sie in inniger Verbindung mit der Stadt, erscheint als in deren Besitz befindlich. Ihre rechtlichen Verhältnisse sind daher wesentlich verschieden von denen der Dresdner Brücke, die eine fromme Stiftung war und schon im Anfange des 14. Jahrhunderts juristische Persönlichkeit besaß. Allerdings steht auch die Meißner Brücke mit der Stadtkirche in einem gewissen Zusammenhange; allein derselbe ist ein viel loserer, als dies in Dresden der Fall war. Auf Grund der freilich lückenhaft erhaltenen Acten verfolgt der Verfasser die Baugeschichte der Brücke vom 14. Jahrhundert bis in unsere Zeit; auf die mannigfachen Unfälle, die sie theils durch elementare Gewalt, theils durch Menschenhand im schmalkaldischen, im dreißigjährigen, im siebenjährigen Kriege, in den Napoleonischen Kämpfen und schließlich 1866 erlitten hat, können wir hier nicht näher eingehen. **Georg Beutel** veröffentlicht einige Schriftstücke aus den Jahren 1621—1623, welche für die Geschichte der verhängnißvollen Münzverwirrung jener Jahre, der berüchtigten „Kipper- und Wipperzeit", von Interesse sind. Wie in diesem Falle sich Sachsens Fürsten redlich um die Besserung der wirthschaftlichen Zustände des Landes bemüht haben, so ist auch die General-Revisions-Commission, die August der Starke 1698 einsetzte, ein Beweis der landesherrlichen Fürsorge für das Wohl des Landes; sie sollte die argen Mißbräuche abstellen, die seit dem dreißigjährigen Kriege in der Gemeindeverwaltung eingerissen waren, scheiterte jedoch schon 1701 an dem Widerstreben der Stände. **R. Wuttke-Biller** veröffentlicht zwei Berichte derselben aus den Jahren 1698 und 1699, die ihre Thätigkeit in Meißen betreffen. Mit der argen Mißwirthschaft in der städtischen Verwaltung, von welcher diese Berichte Zeugniß ablegen, beschäftigt sich eingehender ein Aufsatz von **Wilhelm Loose** „Meißner Rathswirthschaft vom 16. bis 18. Jahrhundert", der hauptsächlich auf Grund der Kämmereirechnungen die erbärmliche Finanzverwaltung des Raths besonders seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts scharf beleuchtet und dann die im Jahre 1715 durch August den Starken wieder aufgenommene Revision der städtischen Verfassung behandelt, die zu einer Absetzung des gesammten Raths führte, nachhaltige Wirkung freilich auch nicht hatte. Beigegeben sind dem Aufsatze drei sehr instructive Beschwerdeschriften der Handwerker und der Bürgerschaft von 1520, 1609 und 1715. Ein kleiner Aufsatz von **Franz Wolf** weist nach, daß Friedr. August Köttig, Arkanist und später Betriebsinspector der Meißner Porzellanmanufactur, unabhängig von dem allgemein als Erfinder bekannten Gmelin im Jahre 1828 das künstliche Ultramarin und ein Verfahren zur Herstellung desselben in größeren Massen entdeckt habe und daß die Fabrikation desselben schon seit 1829 in Meißen betrieben worden sei, so daß die Meißner Ultramarinfabrik als die älteste in Deutschland zu gelten hat. Das Heft schließt mit einer kleinen Notiz von **Th. Distel** über die Einführung der Straßenbeleuchtung in Meißen (1754).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.